Enc. 252
11

Digitized by Google

<36608305920019

<36608305920019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Meyer's

Neues Konversations-Lexikon.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Original-Ausgabe.

Elfter Band.

Marengo — Ozon.

Digitized by Google

Enc. 272/11

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

65 h

Digitized by Google

Neues

Konversations-Lexikon

für alle Stände.

In Verbindung mit

Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Technikern

und unter der Redaktion der Herren Dr. L. Köhler und Dr. Krause

herausgegeben

von

H. J. Meyer.

Diesem Wörterbuch des menschlichen Wissens

sind beigegeben:

115 Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, 60 Ansichten der merkwürdigsten Orte und 125 Karten für geographische und physikalische Erdbeschreibung.

Elfter Band.

Marengo — Lyon.

Hildburghausen und New-York.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1860.

Digitized by Google

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Meyer's Konversations-Lexikon.

M.

Marengo, Dorf in der sardinischen Provinz Alessandria, in sumpfiger Gegend, am Flusse Bormida, berühmt durch den am 14. Juni 1800 erfochtenen Sieg des Konsuls Bonaparte über die Oesterreicher unter Melas. Letzterer, vor wenigen Tagen geschlagen und von allen Seiten bedrängt, befand sich im Hauptquartier zu Alessandria in der peinlichsten Lage, war aber entschlossen, sich durch eine Schlacht einen ehrenvollen Ausweg nach Mantua zu bahnen. Bonaparte, noch ungewiß über die Absichten des Feindes, hatte sein Hauptquartier in Torre-di-Garofolo, während sein Heer am 13. Juni auf der Straße von Piacenza nach Alessandria in die große Ebene zwischen der Stevia und Bormida einrückte und bis zum Dorf San-Giuliano, dann ½ Stunden weiter bis M. vordrang. Letzteres stieß fast an die Bormida und bildete den Hauptpaß, welchen die österreichische Armee, um aus Alessandria herauszukommen, erobern mußte. In und um M. nahm General Victor mit zwei Divisionen Stellung, Lannes stand in der Ebene zwischen M. und Castel-Cerfolo, Murat mit der ganzen Kavalerie neben ihm, zusammen ungefähr 16,000 Mann. Desaix war mit der Division Boudet von Bonaparte nach Novi geschickt worden, damit Melas auf jenem Wege nicht etwa entwiche, und die Division Monnier war als Reserve im Hauptquartier geblieben. Nach der Absicht Melas' sollte am folgenden Tage (14.) die ganze Armee die Brücken der Bormida überschreiten. Dann sollte General Ott mit 10,000 Mann sich links wenden, nach Castel-Cerfolo rücken, die Generale Haddick und Kaim M., das den Eingang in die Ebene gewährt, mit der Hauptmasse der Armee, gegen 20,000 Mann, einnehmen und endlich General Oreilly mit 5—6000 Mann sich rechts wenden und an der Bormida hinaufrücken. Eine gewaltige Artillerie sollte diese Bewegung unterstützen. Mit Tagesanbruch rückte die österreichische Armee über die beiden Bormidabrücken. Ihre Bewegung ging aber langsam von Statten, weil sie nur einen einzigen Brückenkopf zum Debouchiren hatte. Oreilly kam zuerst hinüber und stieß auf die Division Gardanne, welche Victor, nachdem er M. besetzt, vorgeschoben hatte. Durch die Uebermacht gezwungen, wich sie zurück und schloß sich in M. ein. Nach 3 Stunden hatte endlich die ganze Armee den Fluß überschritten. [illegible] deployirten hinter Oreilly und [illegible]el-Cerfolo ab. Victor zog [illegible] Divisionen zur Vertheidigung und ließ dem ersten Konsul melden, daß die ganze österreichische Armee vorrücke und augenscheinlich eine Schlacht zu liefern beabsichtige. Er stellte 2 Halbbrigaden unter Gardanne auf seinen rechten Flügel, d. h. in den Flecken M., 3 andere unter Chambarlhac links davon und Kellermann mit 3 Kavallerieregimentern dahinter. An der Fontanone, einem schlammigen Bach zwischen den Oesterreichern und Franzosen, entspann sich ein heftiger Kampf. Haddicks Corps drang wiederholt vor, aber Rivaud hielt Stand und trieb es in Unordnung wieder zurück. Haddick selbst wurde tödtlich verwundet; seine Soldaten zogen sich zurück. Jetzt ließ Melas Kaims Truppen vorrücken und befahl dem General Oreilly, bis Stortigliona zu gehen und durch die Kavalerie Pilati die Linke der Franzosen angreifen zu lassen. Kellermann u. Lannes waren zwischen M. und Castel-Cerfolo in die Schlachtreihe gerückt. Die Oesterreicher machten eine zweite Anstrengung; das Flintenfeuer der Franzosen zerschmetterte aber die Truppen des Generals Kaim. Unterdeß war es Pilati gelungen, mit 2000 Pferden über die Fontanone zu kommen. Kellermann warf sie jedoch in das schlammige Bett des Gewässers zurück. Melas bereitete einen dritten Angriff vor. Ott war endlich so weit gekommen, daß er auf dem linken Flügel der Oesterreicher agiren konnte, und es gelang ihm, Lannes, der den rechten Flügel der französischen Linie bildete, zu überflügeln. Während dessen Aufmerksamkeit durch Otts Kolonnen beschäftigt war, wurden die wiedergesammelten Corps von Oreilly, Haddick und Kaim abermals bei M. gegen die Fontanone geführt. Schon hatte sich ein Bataillon von Lattermanns Grenadieren diesseits der Fontanone festgesetzt, als Rivaud an der Spitze der 44. Halbbrigade aus M. hervordrang und die Stürmenden in die Fontanone zu werfen suchte. Allein furchtbare Geschützsalven hemmten die erschöpften Truppen, und Rivaud selbst wurde verwundet. Diesen Augenblick benutzend, rückten Lattermanns Grenadiere in Masse vor und drangen in M. ein. Rivaud stellte sich noch einmal an die Spitze seiner Soldaten und warf die Grenadiere aus M. hinaus. Allein von einem furchtbaren Geschützfeuer empfangen, sowie er aus dem Schutze der Häuser vorkam, konnte er sie nicht wieder über den Bach zurücktreiben und mußte, vom Blutverlust geschwächt, das Schlachtfeld verlassen. Gleichzeitig wurde die Division Chambarlhac fast zermalmt. Während Oreilly den linken Flügel zu umgehen begann, sah sich Lannes auf dem rechten Flügel von Ott umgan-

Digitized by Google

gen, so daß die französische Armee jeden Rückhalt verloren hatte. In dieser verzweifelten Lage erschien der erste Konsul mit der Konsulargarde auf dem Schlachtfelde. Sofort sendete Bonaparte die 800 Grenadiere der Konsulargarde in die Ebene vor mit dem Befehl, die feindliche Kavallerie aufzuhalten, bis die Division Monnier komme, während rechts neben ihnen zwei gerade eintreffende Halbbrigaden Monniers sich nach Castel-Ceriolo wendeten, das verlorene Terrain wieder gewannen und sich in den Hecken und Gärten des Fleckens festsetzten. In demselben Augenblick kam Bonaparte mit der 72. Halbbrigade Lannes' linkem Flügel zu Hülfe, während Dupont die Trümmer von Victors Corps zu sammeln begann. Der Kampf begann nun von Neuem. Die Grenadiere der Konsulargarde standen wie eine lebendige Citadelle auf dem Schlachtfelde im Quarré und füllten die Lücken zwischen Lannes und den in die ersten Häuser von Castel-Ceriolo eingedrungenen Kolonnen von Saint-Cyr aus. Aber mit dem Muthe der Verzweiflung seine sämmtlichen Truppen wieder gegen M. anführend, brach endlich Melas aus M. hervor und warf Gardanne's erschöpfte Soldaten zurück. Die Division Chambarlhac, fortwährend im Feuer einer ungeheuern Geschützezahl geblieben, ward von Oreilly vollends zerschmettert. Von der Unmöglichkeit überzeugt, länger Stand zu halten, befahl Bonaparte, nach und nach das Feld zu räumen. Während aber sein linker Flügel rasch bis San-Giuliano, wo er eine Deckung suchte, zurückwich, behauptete Bonaparte fortwährend die rechte Seite der Ebene und gab sie nur langsam auf. Unterdessen waren die Oesterreicher in Masse aus M. in die Ebene vorgedrungen und ließen aus 80 Feuerschlünden Kugeln und Kartätschen hageln. Lannes verrichtete noch beim Rückzuge Wunder der Tapferkeit. Die Konsulargarde, durch Kavallerieangriff bisher unerschüttert, jetzt aber mit Kanonenschüssen angegriffen, wich zurück, aber ohne sich aufzulösen. Saint-Cyr ging ebenfalls zurück und gab Castel-Ceriolo auf, behielt jedoch in den Weinbergen dahinter einen letzten Stützpunkt. Melas kehrte nun nach Alessandria zurück, übergab dem General Zach den Oberbefehl und fertigte Kuriere mit der Siegesnachricht ab. Da erschien um 3 Uhr Nachmittags plötzlich Desaix mit 6000 Mann frischer Truppen auf dem Schlachtfelde. Die Generale schlossen einen Kreis; man diskutirte lebhaft über die bedenkliche Lage. Die meisten stimmten für den Rückzug. Desaix, von Bonaparte um seine Ansicht befragt, überblickte das verheerte Schlachtfeld, sah dann nach der Uhr und sagte: Ja, die Schlacht ist verloren; allein es ist erst 3 Uhr, es ist noch Zeit, eine Schlacht zu gewinnen. Sofort traf Bonaparte seine Anordnungen. Desaix' drei Halbbrigaden wurden vor San-Giuliano etwas rechts neben der Landstraße aufgestellt, durch eine leichte Terrainwelle dem Feinde verborgen. Links vor ihnen standen die gesammelten Ueberbleibsel von Chambarlhac und Gardanne unter General Victor, rechts in der Ebene Lannes, dann die Konsulargarde, hierauf Saint-Cyr. Die Armee bildete also eine schräge Linie von San-Giuliano bis Castel-Ceriolo. Zwischen Desaix und Lannes, etwas rückwärts, war in einem Intervall Kellermanns Kavalerie aufgestellt. Eine Batterie Zwölfpfünder, der einzige Ueberrest von der ganzen Artillerie der Armee, war vor der Fronte von Desaix's Corps vertheilt. Bonaparte durchritt die Reihen seiner Soldaten und redete die verschiedenen Corps an. „Freunde," sagte er zu ihnen, „es ist genug zurückgegangen, vergeßt nicht, daß ich auf dem Schlachtfelde zu schlafen gewohnt bin." Desaix drang an der Spitze seiner Kolonne vor, ward aber sogleich tödlich verwundet, und so große Anstrengungen seine Truppen auch machten, den Führer zu rächen, so mußten sie doch mit großem Verlust der Uebermacht weichen. Da ritt Kellermann mit seiner Kavalleriebrigade gegen Lattermanns Grenadiere heran, die, von allen Seiten bedrängt, nebst dem General Zach, die Waffen streckten. Bonaparte benutzte den Vortheil, stürzte sich auf das Centrum des seiner Führer beraubten Feindes und überwältigte die sehr getrennten Kolonnen einzeln. Der Rückzug der Oesterreicher artete bald in wilde Flucht hinter die Bormida unter die Mauern von Alessandria aus. Der Verlust war im Vergleich mit der Anzahl der Streiter ungeheuer. Die Oesterreicher verloren ungefähr 8000 Mann an Todten und Verwundeten u. über 4000 Gefangene. Die Franzosen hatten 6000 Getödtete oder Verwundete und etwa 1000 Mann an Gefangenen verloren. Die Folgen des Siegs, den Bonaparte nicht Kellermann, sondern Desaix zuschrieb, waren unermeßlich. Kraft der am 15. Juni in Alessandria von Melas unterschriebenen Uebereinkunft mußten die Oesterreicher dem Sieger ganz Piemont, das genuesische Gebiet, das Herzogthum Parma nebst sämmtlichen Festungen dieser Länder, sowie den größten Theil der Lombardei mit dem Kastell von Mailand überlassen. Die österreichische Armee behielt ihre Waffen, Geschütze und Fuhrwerke, mußte sich jedoch hinter den Mincio zurückziehen.

Marennes, Stadt im französischen Departement Charente infér., an der Seudre, nahe an der Küste, von salzigen Sümpfen eingeschlossen, daher ungesund, mit Salzbereitung, lebhaftem Handel mit Salz, Wein, Branntwein, Hülsenfrüchten, Mais, Senf, Austern ꝛc., Civil- und Handelstribunal und 4600 Einw.

Mareotis, im Alterthum Landschaft Unterägyptens, westlich vom eigentlichen Delta, brachte einen guten Wein hervor. Hauptstadt war Marea, am südlichen Ufer des nach ihr benannten Sees; noch jetzt Mariout.

Maret, Hugues Bernard, Herzog von Bassano, berühmter französischer Diplomat, ward den 1. Mai 1763 zu Dijon geboren, wo sein Vater praktischer Arzt war, trat zuerst in das Militär ein, wandte sich aber bald der Rechtswissenschaft zu und begab sich 1785 als Advokat nach Paris. Im Jahre 1789 gab er ein „Bulletin" über die Verhandlungen der Nationalversammlung heraus, welches später durch den Buchhändler Pancoucke mit dem Moniteur vereinigt wurde, wodurch M.s Einfluß bedeutend vermehrt wurde. In jener Zeit wohnte er in der Rue St. Thomas du Louvre mit dem Artillerielieutenant Bonaparte in einem Hause und stand mit ihm im ver-

Digitized by Google

ranten Umgang. Anfangs hielt sich M. zu den Jakobinern, aber 1791 trennte er sich von ihnen, wandte sich der konstitutionell-monarchischen Partei zu und gründete mit Andern den Klub der Feuillants. Im Jahre 1792 wurde er unter Lebrun Divisionschef im Ministerium des Auswärtigen, ging gegen Ende des Jahres als Gesandter nach England, wurde aber dort abgewiesen und mußte im Febr. 1793 unverrichteter Sache zurückkehren. Bei einer weitern gesandtschaftlichen Reise nach Neapel wurde er mit Sémonville, der nach Konstantinopel gehen wollte, von den Oesterreichern festgenommen u. zuerst in Mantua und dann in Kufstein in Tyrol gefangen gehalten. Erst im Juli 1795 wurde er mit den von Dumouriez ausgelieferten Konventsmitgliedern gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt. Die nächste Zeit brachte er in Zurückgezogenheit zu, bis er 1796 in den Rath der 500 gewählt wurde. Das Direktorium benutzte ihn zwar zu den Friedensverhandlungen zu Lille, aber seine Wirksamkeit war immer noch eine sehr untergeordnete, bis Bonaparte ihn im Dec. 1799 zum Generalsekretär der Konsuln ernannte, welche Stelle dann für seine Person zu einem förmlichen Staatssekretariat erhoben wurde. M. genoß des besonderen Vertrauens Bonaparte's und wurde von ihm zu all den Geschäften benutzt, bei denen Verschwiegenheit und Geschmeidigkeit im Umgang erforderlich war. Auch redigirte M. meist die Bulletine. Nachdem er 1811 den Titel eines Herzogs von Bassano erhalten hatte, wurde er zum Minister des Auswärtigen ernannt und stimmte als solcher gegen den Zug nach Rußland. Indessen begleitete er doch auf demselben den Kaiser, wurde in Wilna als Chef der provisorischen polnischen Regierung eingesetzt, leitete das ganze Magazinwesen der französischen Armee u. führte dabei fast allein die Unterhandlungen mit dem diplomatischen Corps. Als die französische Armee den Rückzug antreten mußte, begab er sich nach Paris, übernahm das Kriegsministerium u. verlangte von dem Senat die Aufhebung einer neuen Armee von 350,000 Mann. Als seine Unterhandlungen mit den Alliirten fehl schlugen, mußte er das Ministerium an Caulaincourt abgeben, blieb aber in dem vollen Vertrauen des Kaisers. Im Jahre 1814 wohnte er dem Kongreß von Chatillon bei und war dann der einzige Minister, der bei der Abdankung Napoleons zu Fontainebleau zugegen war. Während der hundert Tage übernahm er wieder das Staatssekretariat. Nach der Schlacht bei Waterloo zog er sich von allen Geschäften zurück und war zur Annahme eines öffentlichen Amtes nicht zu bewegen. Dadurch bei den Bourbons in Ungnade gefallen, wurde er aus Frankreich verbannt. Er ging nach der Schweiz, ward aber dort 1816 von den Oesterreichern verhaftet. Darauf lebte er erst in Linz, dann in Grätz, bis er 1819 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt. Die Anschuldigung, daß er den Ministern Karls X. den Staatsstreich von 1830 angerathen habe, ist unbegründet, da er ein Memoire ganz im entgegengesetzten Sinn abfaßte. Unter der Dynastie Orleans wurde M. am 20. November 1834 mit Cuvier, Drouet d'Erlon und Anderen zum Pair und am 10. Nov. 1835 zum Präsidenten eines Ministeriums im Sinne der Tiers-parti ernannt. Angeblich weil der Hof die allgemeine Amnestie verweigerte, nahm er schon am 18. Nov. seine Entlassung und zog sich seitdem von den Staatsgeschäften zurück, hielt sich aber in der Pairskammer zur gemäßigten Opposition. Er † zu Paris am 13. Mai 1839. Einer seiner Söhne, Napoleon Joseph Hugues M., Herzog von Bassano, geboren 1803, fungirte seit dem 9. Febr. 1852 eine Zeit lang als französischer außerordentlicher Gesandter u. bevollmächtigter Minister zu Brüssel.

Marezoll, 1) Johann Gottlob, einer der bedeutendsten deutschen Kanzelredner, den 25. Dec. 1761 zu Plauen im Voigtland geboren, studirte in Leipzig 1779 — 1783 Theologie und gewann schon früh als Prediger großen Beifall. Einige Predigten, die er auf Zollikofers Rath anonym erscheinen ließ, sowie die Schrift „Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung" (Leipzig 1787) begründeten seinen Ruf und verschafften ihm die Stelle eines Universitätspredigers in Göttingen, von wo er 1794 einer Einladung als Hauptpastor der deutschen Petrikirche nach Kopenhagen folgte. Schon 1803 gab er diese Stelle auf und wurde in Jena Superintendent. Hier † er den 15. Jan. 1828. Sein „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht" (Leipzig 1788—89, 2 Bde., 2. Aufl. 1817) wurde in mehre Sprachen übersetzt. Außer mehren Predigtsammlungen schrieb er: „Ueber die Bestimmung des Kanzelredners" (Leipz. 1793). Homilien und einige andere Predigten M.s gab A. Schott (Neustadt 1829). „Hinterlassene Predigten" H. E. Apelt (Altenb. 1840) heraus.

2) Gustav Ludwig Theodor, berühmter Rechtsgelehrter, Sohn des Vorigen, geboren den 13. Febr. 1794 zu Göttingen, studirte in Jena u. in Göttingen die Rechte, gewann mit einer Dissertation „De Institutionum ordine" 1815 den Preis und erhielt darauf die juristische Doktorwürde. Er begann hierauf in Jena Vorlesungen über das römische Recht und folgte 1817 einem Ruf als außerordentlicher Professor nach Gießen, wo er bald darauf als ordentlicher Professer angestellt wurde. Im Jahre 1826 ward er Mitglied des Oberappellationsgerichts und folgte 1837 einem Rufe nach Leipzig. Während seines Aufenthalts in Gießen ließ er ein „Lehrbuch des Naturrechts" (Gießen 1818) erscheinen, in welchem er die historische Richtung seines Lehrers Hugo mit den Grundsätzen der kantschen Philosophie zu durchdringen suchte. Ferner schrieb er: „Ueber die bürgerliche Ehre, ihre gänzliche Aufhebung und theilweise Schmälerung" (Gießen 1824); „Lehrbuch der Institutionen" (Leipzig 1839, 5. Aufl. 1853); „Das gemeine deutsche Kriminalrecht" (2. Aufl., baf. 1847), welches namentlich mit Rücksicht auf Verträge über die Modifikationen einzelner Länder verabfaßt ist. Außerdem betheiligte er sich an Grolmanns und Löhrs „Magazin" mit einer Reihe von Abhandlungen „Bemerkungen, Zweifel und Vermuthungen über einzelne Fragen aus dem römischen Civilrecht" und gab mit Linde und Wening-Ingenheim, später mit Schrötter eine „Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß" (Gießen 1827 f.) heraus.

Digitized by Google

Marforio (ital.), Name der großen verstümmelten Marmorstatue eines liegenden Flußgottes, welche jetzt in dem Hofe eines Flügels vom Kapitol an der Wand steht und an welche sonst, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet zu werden pflegten.

Margarantenblumen (Marantenblumen), s. Granatbaum.

Margarethe (Margreth), weiblicher Vorname (vom lat. margarita, Perle), abgekürzt Grete u. Meta. Merkwürdig sind: 1) M., die Semiramis des Nordens, seit 1387 Königin von Dänemark und Norwegen u. seit 1388 auch von Schweden, Tochter des Königs Waldemar III. von Dänemark, geboren zu Kopenhagen 1353, war seit 1363 die Gemahlin Hakons VIII. von Norwegen und ergriff nach dem Tode ihres Vaters die Zügel der Regierung Dänemarks für ihren unmündigen Sohn Olav 1376, folgte auch 1386 ihrem Gemahl in Norwegen. Als sie sich mit der Hansa über den Besitz von Schonen geeinigt, durch Abtretung Schleswigs an Holstein ihre Südgrenze gesichert hatte und im Begriff stand, ihren Plan, die Vereinigung der drei skandinavischen Reiche, auszuführen, starb Olav 1387. Dennoch wurde sie Königin von Dänemark und setzte es durch, daß die Norweger den 5jährigen Erich von Pommern als König 1388 erwählten, ihr aber die Regentschaft ließen. Nun eilte sie zur Unterstützung der Unzufriedenen nach Schweden und wurde bald der wichtigsten Festungen Herr. Die stolze Sicherheit, in welcher Albrecht ihr einen Wetzstein sandte, um Nadeln und Scheeren darauf zu schleifen, brachte ihn um den Sieg in der Schlacht bei Falköping (1388), worauf sie, trotz der fortgesetzten Feindseligkeiten der Vitalienbrüder (s. d.), auch den schwedischen Thron bestieg und durch die kalmarische Union die Vereinigung der drei Reiche sanktionirte; denn der Widerstand, welchen Albrecht nach Ablauf des von der Hansa garantirten Waffenstillstands versuchte, fiel so unglücklich aus, daß er Gothland, welches ihm noch geblieben war, an den deutschen Orden überlassen mußte, der es um 9000 Nobles an M. verkaufte. Die Aufbringung dieser Summe wurde von M. vorzüglich den Schweden und Norwegern zugemuthet, während Dänemark große Schonung erfuhr. Trotz der Unzufriedenheit, welche M. dadurch in beiden Reichen hervorrief, konnte Albrecht die Krone nicht wieder erlangen u. verzichtete endlich auf dieselbe. Die Ruhe, welche M. dadurch für ihre Staaten erlangte, und die Niederlage, welche Graf Gerhard von Holstein 1404 von den Ditmarschen erlitten hatte, benutzte sie, um auch Schleswig wieder enger mit Dänemark zu verbinden. Seit 1406 zog sie sich von den Regierungsgeschäften immer mehr zurück u. überließ sie in Norwegen und Dänemark ganz dem König Erich, den sie mit der Tochter Heinrichs IV. von England vermählte. Als 1410 aber der Krieg mit Holstein von Neuem ausbrach, begab sie sich selbst nach Schleswig und brachte 1412 einen Frieden zu Flensburg zu Stande. Noch vor ihrer Abreise ereilte sie daselbst der Tod; sie † den 28. Okt. 1412 an der Pest. M. verdiente sich den Ruhm einer großen Königin. Sie hielt fest am Gesetz, soweit dasselbe ihren Staatsplänen nicht entgegen war. Ihre Politik war gewandt und schlau. Sie sprach mit Kraft und Anmuth und bändigte sich mit Wortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben weiblicher Schönheit und männlichen Muthes.

2) M. von Anjou, Tochter des Königs René von Sicilien und der Isabella von Lothringen, 1425 geboren, ward im Nov. 1444 vermählt mit Heinrich VI. von England, welcher ihrem Vater Anjou und Maine abtrat. Geistvoll und unternehmend, mit den Reizen, aber nicht mit den Tugenden ihres Geschlechts ausgestattet, wußte sie sich bald einen großen Einfluß zu verschaffen, doch nicht zum Glück ihres Gemahls, der dadurch in Feindschaft mit den Großen des Reichs gerieth, welche endlich in dem greuelvollen Krieg der rothen und weißen Rose aufflammte. Im Kampfe mit der Partei des Hauses York, welches ihr vorwarf, daß der von ihr geborene Prinz Eduard ein untergeschobenes Kind sey, entwickelte M. die ganze Kraft ihres reichen Geistes und beherrschte auf gleiche Weise die Politik wie das Heer. Richard von York wurde von ihr bei Wakefield (31. Dec. 1460) geschlagen und fiel im Kampfe; sein Haupt ließ M. mit einer papiernen Krone über dem Thor von York aufstecken. Desgleichen überwand sie am 15. Febr. 1461 den Grafen von Warwick im Treffen bei St.-Albans, wobei der König selbst in ihre Hände fiel. Ihre Versuche, den von Warwick zum Throne gerufenen Eduard IV. zu verdrängen, liefen aber unglücklich ab. Sie mußte sich an die schottischen Grenzen zurückziehen, hatte aber bald wieder ein Heer von 60,000 Mann gesammelt, das jedoch in der furchtbaren Schlacht bei Towton (29. Mai 1461) vernichtet wurde. Hierauf wandte sie sich nach Schottland und ging von hier, nachdem das Parlament das Haus Lancaster geächtet, zu Ludwig XI. nach Frankreich, der ihr unter der Bedingung der Auslieferung von Calais 2000 Soldaten bewilligte. Mit dieser durch englische Flüchtlinge verstärkten Macht drang sie aus Schottland in Northumberland ein, unterlag aber vollständig in der Schlacht bei Herham (15. Mai 1463). Als sie verfolgt mit ihrem Sohne in einem Wald umherirrte, wollten sie Räuber ermorden; sie wußte diesen aber so zu imponiren, daß dieselben sie mit den nöthigen Mitteln zur Flucht nach Frankreich versahen. Hier söhnte Ludwig XI. sie mit ihrem Todfeind Warwick, der indessen mit Eduard IV. zerfallen war, wieder aus. Am Tage der Schlacht bei Barnet (14. April 1471), wo Warwick fiel, landete M. in England. In der ersten Bestürzung über die Nachricht davon wollte sie das Land wieder verlassen; da jedoch in dem Cisterzienserkloster Bewly sich ein großer Haufe Volk um sie schaarte, wagte sie die Schlacht bei Tewkesbury (4. Mai 1471), in welcher sie aber mit ihrem Anhang von Eduard VI. völlig geschlagen ward und mit ihrem Sohne in die Hände ihres Gegners fiel. Sie wurde nach London gebracht und, nachdem ihr Sohn und ihr Gemahl vor ihren Augen ermordet worden waren, im Tower gefangen gehalten, bis sie, dem Vertrag zu Pecquigny zufolge, gegen 50,000 Kronen unter Frankreichs Vermittelung

Digitized by Google

von ihrem Vater ausgelöst wurde. Sie beschloß am 25. August 1482 ruhig ihr bewegtes Leben.

3) M. (Margot) von Valois, die Tochter Heinrichs II. und der berüchtigten Katharina von Medici, wurde den 14. Mai 1552 zu Fontainebleau geboren u. am Hof ihrer Brüder Franz II. und Karls IX. erzogen, wo sie in ein vertrautes Verhältniß zu dem Herzog von Guise trat. Die politischen Verhältnisse legten ihr die Nothwendigkeit auf, ihre Hand dem König Heinrich von Navarra, dem spätern Heinrich IV. von Frankreich, zu reichen. Die Vermählung, welche als ein Versöhnungsfest der Katholiken und Hugenotten mit großer Pracht den 18. August 1572 gefeiert wurde, gab das Signal zu den Greueln der Bartholomäusnacht (s. Hugenotten). Heinrichs Liebe, der ihr an Flatterhaftigkeit nicht nachstand, erwarb sie sich nie, obschon sie eine Zeit lang in Pau 1578 mit demselben glücklich lebte, bis sie wegen der Ausübung des katholischen Gottesdienstes sich mit ihm überwarf. So gab sie diesem einen Vorwand zur Trennung und ward von ihm nach Paris zurückgeschickt. Allein ihr zügelloses Leben daselbst zog ihr bald solche Demüthigungen am Hofe Heinrichs III. zu, daß ihr Gemahl sie zu sich zurückberief. Der kalte Empfang, der ihr in Pau zu Theil ward, reizte sie (1585), die Waffen gegen ihren vom Papste exkommunicirten Gemahl zu ergreifen. Ihren Versuch, das ihr zum Witthum ausgesetzte Agénois zu behaupten, mußte sie zwar aufgeben, doch gelang es ihr, sich in der Auvergne des Schlosses Usson zu bemächtigen, indem sie den Marquis von Canillac, der sie dorthin gefangen gesetzt hatte, mit ihren Liebesnetzen umstrickt hielt. Heinrich IV. machte ihr bei seiner Thronbesteigung in Frankreich den Vorschlag einer Trennung ihrer kinderlosen Ehe; M. ging aber erst auf diesen Vorschlag ein, als Gabriele d'Estrées gestorben war, weil sie fürchtete, daß Heinrich diese mit der Krone schmücken würde. Im Jahre 1599 vollzog der Papst die Trennung ihrer Ehe, und M. erhielt außer einer ansehnlichen Pension auch die Bezahlung ihrer bedeutenden Schulden zugesichert. Seit 1606 lebte sie am Hofe zu Paris und baute sich in dem Faubourg St. Germain einen Palast, den sie mit großen, an der Seine hinlaufenden Gärten schmückte. Hier lebte sie in galantem, frommem und wissenschaftlichem Verkehr mit den ausgezeichnetsten Geistern der Zeit, bis sie am 15. März 1615, der letzte Sprößling des Hauses Valois, †. Ihre Ueberreste wurden in St. Denis beigesetzt; ihr Herz ruht in dem von ihr gegründeten Kloster der Filles du Sacré-Coeur. M.'s interessante Memoiren, in welchen sie sich als einen Engel voll Unschuld darstellt, erschienen Paris 1626 u. öfters (deutsch von Fr. v. Schlegel 1803); ihre Briefe wurden von Guessard neuerdings gesammelt. Auch Gedichte hinterließ sie, die in einem naiven und leichten Styl geschrieben sind.

4) M. von Valois oder von Navarra, früher von Angoulême, Tochter des Herzogs
ns, und Luisens
oulême den 11.
ge XII. erzogen
it Karl, dem letzten Herzog von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich. Nachdem dieser zu Lyon 1525 gestorben war, begab sie sich aus Liebe zu ihrem Bruder Franz I. nach Madrid und pflegte ihn nicht allein während seiner Krankheit, sondern bewirkte auch durch ihren Einfluß, daß man ihm eine würdige Behandlung zu Theil werden ließ. M. vermählte sich 1527 aufs Neue mit Henri d'Albret, welchem sie einen Sohn und eine Tochter, die berühmte Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrichs von Bearn, gebar. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künste, beschützte die Gelehrten, ließ mehre Städte, z. B. Pau, befestigen und trug zu deren Verschönerung bei. M. fühlte sich zu den Lehren der Protestanten hingezogen, welche sich im Vertrauen auf ihren reichen Geist Gehör bei ihr zu verschaffen wußten. In einer Schrift: „Miroir de l'ame pécheresse", legte sie 1533 ihre Ansichten über die protestantische Lehre nieder. Diese Schrift wurde von der Sorbonne verboten, allein eben diese Härte wurde für sie ein Grund mehr, sich des verfolgten Glaubens anzunehmen. Vor ihrem Tode kehrte sie jedoch in den Schooß der katholischen Kirche zurück; sie † 1549 den 21. December in dem Schlosse Oros oder Ortez in Bigorre. M. hinterließ eine Reihe von Schriften in Prosa und Versen, die eine große Gewandtheit und Leichtigkeit des Styls verrathen, aber auch durchweht sind von dem leichtfertigen Geiste, welcher ihre Zeit charakterisirt, obschon ihr Leben und ihre Sitten durchaus tadellos waren. Wie ihre Poesien ihr den Namen der 10. Muse, so erwarb ihre Schönheit ihr den Namen der 4. Grazie. Ihre Schriften „Heptaméron des nouvelles" (von El. Gruget geordnet, Paris 1559, 2 Bde., Amsterdam 1698, Bern 1780—1781, 3 Bde.), eine Sammlung von Erzählungen im Geschmack des Boccaccio, waren zuerst 1558 unter dem Titel „Les amants fortunés" erschienen. Ein Theil ihrer dichterischen Produktionen ward noch bei ihren Lebzeiten unter dem Titel: „Marguerites de la Marguerite des princesses" (Lyon 1547) von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye veröffentlicht. Ihren Briefwechsel edirte im Auftrag der Regierung Fr. Genin (Paris 1841).

5) M., die Tochter Heinrichs VII. von England, geboren 1490, vermählt 1503 mit König Jakob von Schottland, übernahm für ihren Sohn Jakob V. 1513 nach dem Tode ihres Gemahls die Regierung, schloß mit ihrem Bruder Frieden und vermählte sich kurz darauf mit dem ihr beigegebenen Kronrath Archibald Douglas von Angus. Alexander Hume, der darauf an die Spitze der Mißvergnügten trat, welche bei diesem Schritt der Königin hervortraten, gab die Vormundschaft über Jakob V. in die Hände des Herzogs Johann Stuart von Albani, und die Königin wurde mit ihrem Sohne, als sie nach England zu fliehen versuchte, festgenommen. Allein sie entkam aus dem festen Schlosse Stirling und hielt sich 3 Jahre in England auf, bis der Herzog von Albani ihr die Regierung wieder abreten mußte (1519). Aus Eifersucht verbannte sie später ihren Gemahl wie dessen Bruder und führte die Regierung, auch als ihr Sohn volljährig gewor-

Digitized by Google

den, mit dem Grafen von Aran weiter fort. Douglas versuchte umsonst, seine frühere Stellung wieder zu gewinnen; Jakob V., den er eine Zeit lang in seine Gewalt bekommen, proscribirte ihn, und er mußte nach England flüchten. M.'s Ehe mit Douglas löste darauf der Papst, und sie vermählte sich wieder mit Heinrich Stuart, aus welcher Ehe der Lord Methwen entsproß. Von ihr leitete ihr Urenkel Jakob VI. seine Ansprüche auf den englischen Thron ab. M. † 1540.

6) M. von Parma, natürliche Tochter des Kaisers Karl V. u. der Johanna van der Gheenst, geboren 1522, kam an den Hof in Brüssel und wurde noch als Kind mit dem Prinzen von Ferrara verlobt, dann aber, als sich dieses Projekt zerschlagen hatte, in erster Ehe mit Alexander von Medici, in zweiter mit Octavio Farnese von Parma und Piacenza vermählt, der fast noch ein Knabe war, welches Verhältniß ihr männlicher Geist u. ihre männliche Sitte noch unnatürlicher machten. Leidenschaftlich liebte sie die Jagd und trotzte allen damit verbundenen Strapazen durch einen abgehärteten Körper. Auch ihre Frömmigkeit liebte sie in rauhen Werken zu zeigen, u. die Armen, denen sie am Charfreitage die Füße wusch, hatten Befehl, jede Reinigung vorher zu unterlassen. Bekannt mit den Sitten des niederländischen Volks und eingeweiht in die von Spanien zu Brüssel gehandhabte Politik, erschien sie Philipp ganz geeignet zur Statthalterin der Niederlande, in welchem Amte ihr Granvella zur Seite stand. Als Granvella von ihrer Seite verdrängt war und unter Alba's Einfluß von Madrid aus die beschwerlichen Edikte und Maßregeln für die Niederlande durchgeführt werden sollten, sah sich die Statthalterin nach und nach von dem niederländischen Adel und von Oranien verlassen. Die wachsende Aufregung und des Königs Zögern machten ihre Lage immer bedenklicher. Als sie im Geheimen endlich ein Schreiben des Königs erhielt, das ihr befahl, sich kriegerisch zu rüsten, während man den Schein annahm, als wollte man dem Volke Zugeständnisse machen, war der Bilderstурm schon losgebrochen, und M. sah sich in ihrer Hauptstadt bedroht. Die Herzogin, um nicht zu Konzessionen gezwungen zu werden, wollte entfliehen, allein ihr Staatsrath Vigilius wußte sie aufzuhalten, bis die Thore besetzt waren. Vielleicht wäre es ihr noch gelungen, die Niederlande zu beruhigen, als aber Alba mit ausgedehnten Vollmachten erschien, die ihre Würde zu einem bloßen Titel machten, beschloß sie, auch dem Namen derselben zu entsagen. Sie ging nach Italien zu ihrem Gemahl u. † 1586 zu Ortona.

7) M. von Oesterreich, Tochter des Kaisers Maximilian I. und Maria's von Burgund, den 10. Jan. 1480 geboren, wurde am französischen Hof erzogen, da sie nach dem Vertrag von 1480 die Gemahlin Karls VIII. werden sollte, aber ihrem Vater wieder zurückgeschickt, als zwischen Karl VIII. und Anna von Bretagne ein Ehebündniß geschlossen worden war (1492). Zum zweiten Mal verlobte sie 1496 ihr Vater mit dem Infanten Juan von Spanien. Als auch dieser Gemahl ihr noch in demselben Jahre durch den Tod entrissen wurde, heirathete sie 1501 den Herzog Philibert von Savoyen, verlor jedoch auch ihn schon nach wenigen Jahren. Ihr Vater übertrug ihr darauf die Regentschaft der Niederlande, die sie klug regierte und sorgsam gegen die Reformation abzusperren suchte. Ihr Hauptverdienst ist der Friede von Cambrai. Sie † zu Mecheln den 1. Dec. 1530. Ihren „Discours de ses infortunes et de sa vie", sowie ihre vor den Ständen gehaltenen Reden und ihre Poesien sammelte Jean le Maire in seiner „Couronne margaritique" (1549).

8) M. von Thüringen, Tochter des Hohenstaufen Friedrich II. und Jolanthe's von Jerusalem, wurde 1254 mit Albrecht dem Unartigen von Thüringen vermählt und lebte anfangs in glücklicher Ehe, bis ihr Gemahl, von den Reizen ihres Kammerfräuleins gefesselt, sich von ihr wandte. Um seine Buhlin zur rechtmäßigen Gattin zu erheben, soll Albrecht sogar ihr Leben bedroht haben, was M. zur eiligen Flucht veranlaßte. Ehe sie die Wartburg verließ, eilte sie in das Gemach, wo ihre beiden Kinder Diezmann und Friedrich schlummerten. Als sie dem jüngern, Friedrich, den Scheidekuß auf die Wange drückte, übermannte sie der Schmerz und sie biß ihm in die Wange. Nach langem Umherirren gelangte sie nach Frankfurt, wo man sie gastlich aufnahm; der Gram tödtete sie jedoch in kurzer Zeit (1270).

9) M. Maultasch, Gräfin von Tyrol, Erbtochter des Grafen Heinrich von Kärnthen u. Tyrol, 1316 geboren, hat ihren sonderbaren Beinamen nicht von ihrem weiten und unförmlichen Munde, sondern von dem Schlosse Maultasch in Tyrol. Sie war vermählt (1329) mit dem böhmischen Prinzen Johann, einem Bruder des nachmaligen Kaisers Karl IV., dessen Apathie zu dem aufgeweckten, feurigen, drangvollen und stolzen Geiste M.'s durchaus nicht paßte. Ehe es zu einem offenen Bruch mit ihm kam, schienen M.'s Verhältnisse sich schlimm zu verwirren, indem Oesterreich Ansprüche auf ihr Erbe erhob. M. überzog Oesterreich mit Krieg, mußte aber in dem durch Ludwig den Bayer vermittelten Frieden Kärnthen abtreten. Jetzt griff M. mit Leidenschaft ihre häuslichen Verhältnisse u. deren Beseitigung wieder auf. Von Ludwig dem Bayern unterstützt, der ihre Hand für seinen Sohn Ludwig von Brandenburg begehrte, erhob sie eine Ehescheidungsklage. Da aber der Papst in die Trennung ihrer Ehe voraussichtlich nicht willigte, so ließ sich Ludwig ein Gutachten von dem Minoriten Wilhelm Occam und von Marsilius zu Padua anfertigen, das ihm die Macht zusprach, diese Angelegenheit selbst zu ordnen. Da Johann auf dem dazu angesetzten Tag nicht erschien, wurde die Ehe getrennt, worauf mit großer Feierlichkeit die Vermählung M.'s mit Ludwigs Sohne Statt fand. Vor der Trauung legte sie den Schleier, den sie als Prinzessin getragen, auf den Altar nieder u. nahm den jungfräulichen Ehrenkranz ins Haar, da sie trotz einer 10jährigen Ehe das Recht dazu bewahrt habe. Da aber die Neuvermählten im 3. Grade mit einander verwandt waren, that Klemens VI. Einspruch und den Kaiser Ludwig in den Bann. Die Ehe wurde jedoch nicht wieder getrennt, und um die Kirche zu versöhnen, ließ sich M. 1359 noch einmal mit Ludwig trauen. Nach ihres Gemahls und Sohnes Meinhard Tode

Digitized by Google

(1383) trat sie Tyrol an Oesterreich ab und † in Wien, wohin sie sich zurückgezogen, 1366.

Margarin, eine sehr verbreitete Fettart, die sich neben Stearin vorzüglich in denjenigen Thierfetten findet, welche nicht ganz hart werden und die man als Schmalz oder Butter bezeichnet: im Schweinefett, Menschenfett, in der Kuhbutter, im Schlangenfett. Von den festen Pflanzenfetten enthalten viele M., z. B. die Kakaobutter; in dem aus flüssigen Pflanzenölen in der Kälte sich abscheidenden festen Fett ist ebenfalls M. enthalten. Das M. ist nur sehr schwierig von Stearin und Olein zu trennen, und es ist daher zweifelhaft, ob die Substanz, die man als M. bezeichnet, reines M. ist. Das M. unterscheidet sich von dem Stearin dadurch, daß es schon bei + 48° schmilzt und krystallinisch erstarrt und beim Erkalten der heiß gesättigten Lösungen eine spröde porzellanartige Masse darstellt. Durch Verseifen des M.s u. Zersetzen der entstandenen Seife durch eine Mineralsäure bildet sich die **Margarinsäure** (**Margarylsäure**), eine eigenthümliche, von Chevreul entdeckte Fettsäure, die sich, an Glycerin gebunden, in mehren flüssigen und halbflüssigen Fetten, außerdem noch frei und mit andern Basen verbunden im menschlichen Blute, in der Galle, doch nur in geringer Menge, findet und künstlich erzeugt wird durch trockene Destillation des Talgs und der Talgsäure, Stearinsäure, sowie durch Behandlung der Stearinsäure mit Salpetersäure. Am zweckmäßigsten wird die Margarinsäure auf letzterem Wege auf die Weise bereitet, daß man reine Stearinsäure mit Salpetersäure von 1,28 spec. G. w. einige Minuten lang sieden läßt, die nach dem Erkalten als feste Masse auf der Flüssigkeit schwimmende Margarinsäure zwischen Papier preßt u. wiederholt aus Alkohol krystallisirt. Die Margarinsäure besitzt in ihrem äußern Ansehen und in ihrem Verhalten die meiste Aehnlichkeit mit der Stearinsäure, ist bei gewöhnlicher Temperatur fest, krystallinisch, bildet weiße, mikroskopische, dem M. ähnliche Nadeln, schmilzt bei + 60°, löst sich nicht in Wasser, schwer in kaltem, sehr leicht in heißem Alkohol. Die Lösung röthet das Lackmus, wird durch Metallsalze gefällt, die Fällung verschwindet in der Hitze, kommt aber beim Erkalten wieder zum Vorschein. Wird die Säure für sich der Destillation unterworfen, so gibt sie etwas Kohlensäure und **Margaron** nebst wenig ölbildendem Kohlenwasserstoff, der größte Theil destillirt aber unverändert über. Margarinsaures Natron, zuweilen gemengt mit margarinsaurem Kali, macht einen Bestandtheil der gewöhnlichen Oel- und Fettseife aus. Die sogenannten Stearinkerzen enthalten häufig eine größere Menge Margarinsäure als Stearinsäure.

Margarita, die kleinste Provinz der südamerikanischen Republik Venezuela, ist nur 21 □ Meilen groß, wovon 18 auf die gleichnamige, 3 Meilen von dem Festlande entfernte Insel, 3 □ Meilen auf die kleineren dazu gehörigen Eilande kommen, zählt 21,000 Einwohner, welche größtentheils Fischerei und Seefahrt treiben. Die Hauptinsel besteht aus zwei von Westen gegen Osten streichenden, im höchsten Punkte 4200 Fuß sich erhebenden Bergketten, welche durch einen schmalen und niedrigen Isthmus verbunden sind. Die Küsten sind größtentheils sehr felsig und steril, das Innere zum Theil sehr fruchtbar. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Fische, Schildkröten, Schildpatt und Geflügel. Die Hauptstadt ist Asuncion mit 3000 Einw., einem Kollegium und einer Steuermannsschule. Eine Meile davon liegt der Haupthafen, der durch ein Fort vertheidigt wird und 1829 zum Freihafen erklärt worden ist. M. wurde zuerst 1498 von Colombo entdeckt und erhielt bald eine große Berühmtheit durch die an seinen Küsten gefundenen Perlen. Doch hörte die Perlenfischerei zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf, wodurch die Insel an Bedeutung verlor. In südamerikanischen Befreiungskriege (1815—17) war dieselbe häufig Kriegsschauplatz, schloß sich auch im Juni 1853 der Revolution Venezuela's an.

Margarite (Margaritum), in der griechischen Kirche das Gefäß, worin die geweihte Hostie aufbewahrt wird; (Margaritae) in der römisch-katholischen Kirche die Stückchen einer geweihten Hostie, die der Priester für Kranke in einem besondern Gefäß aufbewahrt.

Margate, Stadt in der englischen Grafschaft Kent, auf der Insel Thanet in der Themsemündung, hat einen Hafen mit einem 1062 Fuß weit in die See gebauten Damm, eine schöne Kirche, ein Hospital und andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein besuchtes Seebad und 12,900 Einwohner, die lebhafte Schifffahrt und Handel treiben.

Marggraff, 1) Rudolf, Kunstschriftsteller, am 28. Febr. 1805 zu Züllichau in der Neumark geboren, studirte in Berlin Theologie u. Philologie, begab sich aber, nachdem er kurze Zeit in Berlin als Volksschullehrer gearbeitet, nach München und hielt Privatvorlesungen über Kunst und Kunstgeschichte. Im Jahr 1842 wurde er Professor und Generalsekretär an der Akademie der bildenden Kunst, trat aber 1855 in den Ruhestand. Er gab heraus: „Münchener Jahrbücher für bildende Kunst" (Leipz. 1839 u. ff.); „D. J. Dahlmüller" (daf. 1840); „Kaiser Maximilian I. und A. Dürer" (Nürnberg 1840); „Erinnerungen an A. Dürer und seinen Lehrer M. Wohlgemuth" (daf. 1840); „München mit seinen Kunstschätzen" (Münch. 1846) u. A.

2) Hermann, belletristischer Schriftsteller u. Kritiker, Bruder des Vorigen, geb. den 14. Sept. 1809 zu Züllichau, redigirte 1836—38 das „Berliner Konversationsblatt", siedelte 1838 nach Leipzig über, 1843 nach München, betheiligte sich nach einander an der Redaktion der Augsburger „Allg. Zeitung", (1845—47), der „Deutschen Zeitung" (1847—50), des „Hamburger Korrespondenten" (1851—53) und kehrte Ende 1853 nach Leipzig zurück, um die Redaktion der „Blätter für literarische Unterhaltung" zu übernehmen. Von seinen selbstständig erschienenen Schriften nennen wir: „Bücher und Menschen" (Bunzlau 1837); „Deutschlands jüngste Literatur u. Kulturepoche" (Leipzig 1839); die Trauerspiele: „Heinrich IV.", „Das Täubchen von Amsterdam", „Elfride" (daf. 1841); dann: „Gebrüder Pech, Zeit- u. Lebensbilder" (Leipzig 1840, 2 Thle.); „Johannes Mackel" (daf. 1841, 2 Thle.); „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit" (daf. 1843); „Fritz Beutel", humoristischer Roman (Frankf. 1857).

Digitized by Google

Marginalien, kurze Bemerkungen, welche sich in Handschriften und ältern Drucken zur Erläuterung einzelner Stellen des Textes am Rande finden und gewöhnlich in kleinerer Schrift geschrieben oder gedruckt sind. Sie sind nicht mehr gebräuchlich.

Margo, bei Fracht- und kaufmännischen Briefen der leer gelassene Rand, worauf das Zeichen der zu versendenden Waaren gemacht ist; der leere Rand in Handlungsbüchern, worauf die Seitenzahlen bemerkt werden, die auf einander Bezug haben. Daher in margine, ad marginem.

Marguerite, St., Insel im französ. Departement Var, die beträchtlichste der Inselgruppe der Lerins, im mittelländischen Meere, unweit der Küste, etwa 5 Lieues im Umfang haltend, ist zwar unbebaut, aber mit einem festen Schlosse versehen, worin der seiner Zeit berühmte Staatsgefangene „mit der eisernen Maske" verwahrt wurde.

Margum (Margus), befestigter Ort in Moesia Superior an der Mündung des gleichnamigen Flusses (jetzt Morava) in den Danubius, wo Diocletian den Cavinus in einer entscheidenden Schlacht besiegte.

Marheineke, Philipp Konrad, einer der ausgezeichnetsten deutschen Theologen, den 1. Mai 1780 zu Hildesheim geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Hildesheim und trat nach vollendetem akademischen Studium zu Göttingen kurze Zeit in eine Hauslehrerstelle, folgte aber 1804 dem Rufe als zweiter Universitätsprediger nach Erlangen, wo er zugleich als Privatdocent thätig war u. 1806 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde. Im folgenden Jahre als Ordinarius nach Heidelberg berufen, fand er daselbst an Daub einen Geistesverwandten, der auf der Grundlage der schellingschen Philosophie mit ihm versuchte, die starre Buchstabentheologie der orthodoxen Richtung mit einem neuen Inhalt zu erfüllen. Von Heidelberg wurde M. 1811 als Prediger an die Dreifaltigkeitskirche und als Professor an die neu gegründete Universität zu Berlin berufen u. bildete hier mit De Wette u. Neander die theologische Fakultät. Er † den 31. Mai 1846. M. ist in der protestantischen Theologie als einer der Hauptrepräsentanten der spekulativen Richtung anzusehen. Obwohl er mit Schleiermacher darin eins war: „daß der christliche Glaube sich vor der gebildeten Vernunft und der strengsten Wissenschaft in seiner Wahrheit u. Göttlichkeit rechtfertigen kann, daß er in keiner Beziehung das Licht zu scheuen braucht und daß man als der gläubige Christ auch der wahrhaft vernünftige ist", findet sich zwischen beiden doch eine große u. mächtige Verschiedenheit, die man in der Weise bezeichnen kann: daß Schleiermachers Dogmatik die Thatsachen des christlichen Bewußtseyns kritisirend begründet, M.'s Dogmatik dagegen die gegebenen Dogmen dem Begriffe unterordnet und assimilirt. Der Ausgangspunkt für M.'s Studien war die Geschichte, vorzüglich zu seiner „Christlichen Symbolik" (Heidelb. 1810—14, 3 Bde.), einer komparativen Darstellung des Lehrbegriffs der kirchlichen Hauptparteien, und fast möchten seine Leistungen auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete, unter denen seine „Geschichte der deutschen Reformation" (Berl. 1816—34, 4 Bde.) den ersten Platz einnimmt, es bedauerlich erscheinen lassen, daß er sich später von diesen Disciplinen mehr entfernt hat. Je mehr sich M. aber einer bestimmten Philosophie zuwendete, desto mehr verlor er von der selbstständigen und unparteiischen Auffassung, die ihn als Historiker auszeichnete. Seine „Grundlehren der Dogmatik" (Berl. 1819), nach schellingschen Principien bearbeitet, arbeitete er später in hegelschem Sinne um (das. 1827); die Resultate beider Bearbeitungen treten gerade in den Punkten, in welchen der Glaube einen Ersatz für die Konsequenzen und für den Abschluß der Philosophie verlangt, einander meist schroff entgegen. Vom schellingschen Standpunkt aus gelangte M. zu den Positionen des Christenthums, vom hegelschen weist er diese ab und verliert eben sowohl in der Anthropologie wie in der Theologie die Idee der Persönlichkeit an die allgemeinen Kategorien des Geistes. Die kirchlichen Zeitfragen blieben von ihm nicht unbeachtet, wie er sich denn in dem vom Möhler angeregten Kampfe (1833), in der Angelegenheit Bruno Bauers, im Agendenstreit (1825), gegen Görres (1838) und gegen Droste zu Vischering als gewiegter und entschiedener Kämpfer auf dem Gebiete der Polemik gezeigt hat. Auch als Homilet hat er in theoretischer wie in praktischer Beziehung Bedeutendes geleistet. Im Gegensatz zu Schleiermacher, der die praktische Theologie nur als ein Aggregat verschiedener Disciplinen darstellte, faßte er sie zuerst als einheitliche Wissenschaft. Seine Predigten zeichneten sich durch Reichthum und Schärfe der Gedanken aus. Wir nennen von seinen Schriften noch, außer den verschiedenen Predigtsammlungen (Göttingen 1801; Erlangen 1805; Berl. 1814 u. 18): „Ueber Ursprung der Orthodoxie und Heterodoxie in den drei ersten Jahrhunderten" (Heidelb. 1807); „Grundlegung der Homiletik" (Hamb. 1811); „Institutiones symbolicae" (3. Aufl., Berl. 1830); „Ottomar, Gespräche über Augustins Lehre von dem freien Willen der göttlichen Gnade" (das. 1821); „Ueber die wahre Stellung des liturgischen Rechts im evangelischen Kirchenregiment" (das. 1825); „Entwurf der praktischen Theologie" (das. 1837); „Die Reformation dem deutschen Volke erzählt" (das. 1846).

Maria (hebr. Mirjam, arab. Marjam, franz. korrumpirt Manon, engl. Mol und Molly, nach Einigen s. v. a. Meer der Süßigkeiten, nach Andern Meer der Bitterkeit oder Betrübniß), weiblicher (zuweilen auch männlicher) Name, unter dessen Trägerinnen folgende berühmt sind: 1) M., die Mutter Jesu, in der Kirchensprache Unsere liebe Frau (U. L. F.), auch die heilige Jungfrau, französisch zuweilen Notre-Dame, ist der Nachwelt nur durch wenige beglaubigte Züge bekannt (Matth. 1, 2; Luc. 1, 2; Joh. 19; Apostelgeschichte 1, 2). Die evangelische Geschichte deutet auf ihre davidische Abstammung von Serubabel hin und gedenkt ihrer als einer Jungfrau, die zu Nazareth lebte und mit einem Zimmermann, Namens Joseph, verlobt war. Hier erschien ihr der Engel des Herrn und that ihr durch seinen Gruß kund, daß sie den unter dem Herzen tragen solle, „der ein Sohn des Höchsten genannt werden wird". Als ihr Verlobter ihre Schwanger-

Digitized by Google

schaft wahrnahm, wollte er sich von ihr scheiden, ein Engel aber ermahnte ihn im Traume, sie nicht zu verlassen. Nach einem Aufenthalt von ungefähr 3 Monaten bei ihrer Freundin Elisabeth, der Mutter Johannes des Täufers, zu Hebron ging M. wieder heim u. wartete still der Stunde, wo sie Mutter werden sollte. Diese überraschte sie in Bethlehem, wohin sie mit ihrem Gatten gegangen war, um sich zu dem von Augustus angeordneten Census aufzeichnen zu lassen. Da kein Raum in der Herberge war, suchte sie Zuflucht in einem Stalle und legte das Kindlein, dessen sie genas, in Windeln gewickelt in eine Krippe. Als M. das Reinigungsopfer in dem Tempel darbrachte, ein Paar Tauben, nahm Simeon ihr Kind auf die Arme u. weissagte von dessen Größe in Israel, wie von dem Schmerz, der, gleich einem Schwert, der Mutter Brust durchbohren werde. Im Traume vor den Mordanschlägen des Herodes gewarnt, floh sie mit Joseph nach Aegypten und kehrte erst nach Herodes' Tod nach Nazareth zurück. Sie war eine auf die Entwickelung ihres Kindes aufmerksame Mutter. Bei dem Tempelbesuche der M. mit dem 12jährigen Jesus hatte die Mutter ihr Kind verloren; als sie es nach drei Tagen der Angst und des Suchens im Tempel wiederfand, hatte sie nur den sanften Vorwurf: „Warum hast du uns das gethan?', der ableitet an dem reinen Bewußtseyn des Kindes, das in sich nichts Anderes weiß, als den befriedigten Drang, „in dem zu seyn, was seines Vaters ist". In dem öffentlichen Leben Jesu erscheint sie nur bei der Hochzeit zu Kana und dann in der Nähe von Kapernaum, wo sie mit seinen Brüdern zu ihm gehen und, als die Pharisäer von ihm sagten: „er ist von Sinnen", den Kreis seiner Zuhörer durchbrechen und ihn von weiterem Lehren abhalten wollte, aber von Jesu mit der Frage zurückgehalten wurde: „Wer sind meine Brüder?" Trotz dieser Schwäche ist sie stark durch die Liebe u. tritt muthig unter das Kreuz des Sohnes. Von diesem an Johannes gewiesen, blieb M. in dessen Hause und nach der Apostelgeschichte in der Gemeinschaft mit den Jüngern. Außer diesen evangelischen Nachrichten hat sich in der kirchlichen Tradition ein großer Vorrath von Berichten über die M. angesammelt, die von sehr zweifelhafter Beschaffenheit sind. Den älteren mag noch ein gewisses historisches Interesse zu Grunde gelegen haben, wie Erodius schon versuchte, die einzelnen Data im Leben der M. chronologisch zu bestimmen. Aus ihm hat Nicephorus seine Angaben für seine Kirchengeschichte entlehnt, nach welchen M. im 15. Jahre Mutter geworden, 11 Jahre nach Jesu Tode bei Johannes gelebt und im 5. Jahre des Kaisers Claudius 95 Jahre alt, gestorben seyn soll. Allein schon frühzeitig rief nicht allein das kirchliche, sondern auch das künstlerische Interesse die Sage wach, als deren Erzeugniß die meisten der Berichte über M. sich ausweisen. Am detailirtesten ist die Sage in dem Protevangelium des Jacobus. Dieser macht die M. zu einer Tochter des Jonathan, die ihm Anna nach langer kinderloser Ehe in hohem Alter geboren haben soll. Dadurch aber als ein Geschenk der Gnade des Himmels legitimirt, wurde M. schon in der zartesten Jugend dem Dienste Gottes im Tempel und zu ewiger Jungfrauschaft geweiht. Joseph verlobte sich ihr erst als Greis, nicht um in ein geschlechtliches Verhältniß zu ihr zu treten, sondern um ihre Jungfrauschaft durch die Ehe zu bewahren. Einst wurde er an dieser irre und wollte sich von ihr trennen. Allein er wurde durch einen Traum zurückgehalten, und als er dem darin erhaltenen Befehl gemäß seinen Stab in die Erde pflanzte, schlug dieser, obschon längst vertrocknet, frisch aus und grüne zum Erweis der Reinheit seiner verlobten Gattin. Den Wohnsitz der M. verlegt die Sage zuerst nach Kapernaum, von wo aus sie mit den übrigen heiligen Frauen, dem Gefolge des Herrn angeschlossen, die Reisen desselben mitmachte, und zuletzt nach Ephesus, wo sie eines natürlichen Todes gestorben seyn soll. Schon in der ältesten Kirche ging aber nebenher auch die Ansicht, daß Johannes erst nach dem Tode der M. sich in Ephesus niedergelassen habe, und die neuere katholische Kirche zieht die Annahme von dem Tode der M. zu Jerusalem vor, wo noch heute bei Gethsemane ihre Grabesstätte ebenso den Pilgern gezeigt wird, wie einst zu Ephesus im 5. Jahrhundert der dorthin berufenen Kirchenversammlung. Nur als Legende gilt die Erzählung, daß bei M.'s Tode sich die Apostel versammelt und über ihrem Grabe drei Tage eine himmlische Musik gehört, den Leichnam aber, den sie dem Thomas, weil er bei dem Begräbniß gefehlt, noch einmal zeigen wollten, nicht mehr in dem Gewölbe vorgefunden hätten. Auch die daraus gezogene Folgerung, daß M. zum Himmel aufgefahren, ist die katholische Kirche dem Glauben anheim. Am meisten beschäftigte sich die Sage mit der Geburt der M., und naiv weiß sie die dogmatischen Sätze, welche vorzüglich in dem von Nestorius angeregten Streite als orthodoxe Ansicht stabilirt wurden, in das Gewand geschichtlicher Thatsachen zu hüllen. So feiert in den Nachrichten, daß M. ohne Schmerzen u. menschliche Beihülfe geboren und das Siegel der Jungfrauschaft sich erhalten habe, die Ansicht von der M. als Gottesgebärerin (Deipara) ihren Triumph. Um noch eine neue Stütze für die ewige Jungfrauschaft der Mutter des Herrn zu gewinnen, welche schon von der ältesten Kirche in der Weise angenommen war, daß man sie über die Empfängniß hinaus ausdehnte (aeterna virgo) und von dieser als einer unbefleckten sprach, wurde die Ansicht, daß M. nach Jesu noch andere Kinder geboren habe, verworfen, und die Antidikomarianiten, d. i. Widersacher der M., welche dieses im Anschluß an die Schrift (Marc. 6, 3) behaupteten, heftig bekämpft. Die katholische Kirche hält an beiden Sätzen, daß M. eine reine Jungfrau geblieben und Gott geboren habe, fest; ihre irdische Erscheinung verklärt sie in das Ideal aller weiblichen Vollkommenheit, „in sich einend, was die Natur ewig getrennt hat". Die protestantische Kirche hält das Dogma, daß M. den Herrn als Jungfrau geboren, für schriftgemäß, sucht aber den Gehalt desselben geistig zu fassen, ohne sich auf die Konsequenzen der physischen Betrachtung einzulassen. Die Verehrung, welche die protestantische Kirche der M. verweigert, die katholische ihr zuerkennt, ruht überhaupt auf den verschiedenen Dogmen

Digitized by Google

beider Kirchen von der Verehrung der Heiligen. Mit dieser wurde die Verehrung der M. in der katholischen Kirche eingeführt, mit dieser in der protestantischen abgeschafft. Noch im 4. Jahrhundert sprachen einzelne Kirchenlehrer von Fehlern der M. Bald aber konnten einzelne Sekten, wie die Kollyridianer, für ihre Verehrung der M. kein Maß mehr finden und verlangten, daß man die M. statt Gottes verehre. Diese Ueberspanntheit wies die Kirche entschieden von sich; die Kollyridianer wurden als Ketzer verdammt. Allein die Anbetung der M. (Mariolatrie) ward bald herrschende Sitte. Das erste Beispiel derselben finden wir bei Gregor von Nazianz. Diese Verehrung der M. ruht auf dem Verdienste, das die Kirche überhaupt den Heiligen zuschreibt, und auf dem Lohne, der ihr für ihre Tugend gebührt haben soll. Das Verdienst und alle Tugenden der M. koncentriren sich in der Bewahrung ihrer Jungfrauschaft. Als die ewig reine Jungfrau ist sie in den Himmel erhoben u. nimmt unter allen Heiligen die erste Stelle ein; sie ist die Königin des Himmels u. die mächtigste Fürsprecherin bei Gott, an die sich vorzüglich das Gebet der Gläubigen (Ave Maria) wendet. Sie wurde nun Schutzpatronin, und man weihte ihr eine Menge Feste (s. Marienfeste). Seit dem 11. Jahrhundert weihte man ihr außerdem noch den Sonnabend und zunächst in den Klöstern ein Officium, das aus den Lobgesängen auf M. hervorging, dann aber von Urban II. auf der Kirchenversammlung zu Clermont (1095) für die Kirche gesetzlich wurde. Jetzt und im 12. Jahrh. nahm die Mariolatrie den ausschweifendsten Charakter an. Mönchs- und Nonnenorden, wie die Karmeliter, Serviten, Salesianerinnen und alle Orden U. L. F., nannten sich nach ihr. In ihren Dienst mischte sich die ritterliche Galanterie; ihre Verehrung nahm die Gestalt eines ritterlichen Frauendienstes an. Die Kirchenlehrer erschöpften sich in ihrer Verherrlichung, stellten für sie ein Psalterium minus und majus und die Biblia Mariana auf, ja sie meinten selbst, daß „Gott der Vater Maria minnete." Um diese und andere Uebertreibungen dogmatisch zu begründen, meinte man, daß der M. eine höhere Stufe des Dienstes (Hyperdulia) zukomme, als den übrigen unter die Heiligen versetzten Menschen, deren Dienst man Dulia nannte. Endlich ging man so weit, zu behaupten, daß M. nicht nur selbst sündlos, sondern auch unsündlich empfangen sei (unbefleckte Empfängniß, s. Marienfeste), welche Lehre jedoch erst in der neuesten Zeit (1854) als Dogma festgestellt wurde. Daß die Bilder der M. eine wunderthätige Kraft haben, ward schon früh orthodoxer Glaube in der katholischen Kirche; namentlich stehen die Bilder zu Loreto und Czenstochau in Polen noch jetzt in großem Rufe. Auch der Koran redet von der M. mit großer Achtung, obschon ihr niemals das Prädikat Mutter Gottes beigelegt wird. Sie heißt ein Weib der Wahrhaftigkeit und blieb nach einer Stelle vor der Berührung des Satans bei ihrer Geburt durch Gottes Fürsorge bewahrt, was eine Andeutung der unbefleckten Geburt in sich schließen soll. Die jüdische Tradition redet dagegen von M., wie schon im Koran bemerkt wird, in den unanständigsten Ausdrücken. Die christliche Kunst hat das Leben, die Person und die Würde der M. als Mutter Gottes in Poesie und Malerei stets zu verherrlichen gesucht; namentlich knüpft die Malerei an diesen Gegenstand viele ihrer herrlichsten Schöpfungen (Madonnenbilder).

2) M., die Frau des Kleophas, die Schwester der Mutter Jesu, die Mutter des Apostels Jakobus des Jüngern, sah mit den übrigen Frauen den Herrn sterben, war bei der Einbalsamirung des Leichnams Jesu beschäftigt, erhielt am Grabe zuerst die Kunde von des Herrn Auferstehung u. verkündigte sie den Jüngern. Bei den Lateinern ist ihr der 9., bei den Griechen der 8. April gewidmet.

3) M. Salome, die Frau des Zebedäus und Mutter des Johannes und Jacobus des Aeltern, am See Genezareth wohnhaft, folgte ebenfalls dem Herrn auf seinen Zügen und bat ihn einst, daß er ihren Söhnen die Ehrenplätze in seinem Reiche gewähren möge.

4) M., des Lazarus und der Martha Schwester, hing mit inniger Zuneigung an Jesu, der auf ihr und Martha's Flehen den Lazarus wieder erweckte. Nach der Tradition soll sie auch bei Jesu Tod zugegen gewesen seyn und den Leichnam gesalbt haben. Ihr Tag ist der 18. April bei den Griechen, der 19. bei den Lateinern.

5) M. Magdalena, aus Magdala, schloß sich dem Gefolge Jesu an, nachdem derselbe 7 Dämonen von ihr ausgetrieben (Marc. 16, 9). Die spätere Sage läßt sie nach Rom reisen, um den Pilatus wegen der Hinrichtung des Herrn zu belangen, dann in Gallien das Evangelium verkündigen und in Ephesus den Märtyrertod erleiden, wo später ihr Grabmal gezeigt wurde. Die Gebeine aus diesem ließ Kaiser Leo der Weise 890 nach Konstantinopel bringen. Daß man sie, wie die römische Kirche thut, mit der Büßerin, welche nach Luc. 7, 36, dem Herrn die Füße salbte, identificirt, beruht auf einer Verwechselung von Joh. 12, 1 und Luc. 7, 36. Die büßende Magdalena ist in der That keine historische Person, sondern bloß ein „Kunstsujet".

6) M., die Mutter des Johannes Marcus, in deren Hause zu Jerusalem sich die Christen versammelten und Petrus nach seiner wunderbaren Errettung aus den Händen des Herodes Agrippa Zuflucht suchte.

7) M. Theresia, deutsche Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin von Oesterreich, war das einzige Kind Kaiser Karls VI. und wurde am 13. Mai 1717 zu Wien geboren. Sie war von der Natur körperlich und geistig reich ausgestattet u. erhielt eine sorgfältige Erziehung; dabei bewahrte sie einen frommen weiblichen Sinn. Von den vielen Fürsten, die um die Erbin so vieler Länder warben, reichte sie dem Herzog Franz Stephan von Toskana, aus dem Hause Lothringen, der am kaiserlichen Hofe erzogen worden war, ihre Hand. Karl VI. erkaufte, anstatt, wie ihm Eugen gerathen, das Heerwesen so in Stand zu setzen, daß seine Tochter damit jeden Angriff hätte zurückschlagen können, durch große Opfer von allen Höfen die Anerkennung des unter dem Namen pragmatische Sanktion (s. d.) bekannten Hausgesetzes, wodurch die österreichischen Erblande ungetheilt bleiben und, falls der Manns-

Digitized by Google

stamm aussterbe, auf die weibliche Linie übergehen sollten. Kaum hatte aber der Kaiser am 21. Okt. 1740 die Augen geschlossen und M. Theresia den Thron von Ungarn, Böhmen und Oesterreich bestiegen und ihren Gemahl zum Mitregenten ernannt, so erhob der von der ältesten Tochter Kaiser Ferdinands I. abstammende Karl Albert, Kurfürst von Bayern, Ansprüche auf die österreichischen Erbstaaten und fand bei Frankreich, Spanien und andern Mächten, trotz ihrer früheren Zustimmung zur pragmatischen Sanktion, Unterstützung. Friedrich II. von Preußen wollte gleichfalls die günstige Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, die Erbansprüche seines Hauses auf die von Oesterreich während und nach dem 30jährigen Kriege in Besitz genommenen schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend zu machen, und begünstigte sowohl den Kurfürsten von Bayern, als den Polenkönig August III. von Sachsen, der als Sohn der ältesten Tochter Kaiser Josephs I. bei der Beute nicht leer ausgehen wollte, in der Bewerbung um Mähren. Am 23. Dec. 1740 fiel Friedrich II. mit 28,000 Mann in Schlesien ein und bemächtigte sich in kurzer Zeit des wehrlosen Landes (s. Schlesische Kriege). Bald nachher rückten die Franzosen mit Heeresmacht in Deutschland ein, und zwar verband sich die eine Abtheilung mit den Truppen Karl Alberts, der bereits durch Ueberrumpelung der Stadt Passau den Krieg begonnen hatte, während die andere vereint mit den Sachsen in Böhmen einrückte. Ohne sonderlichen Widerstand durchzog der bayerische Kurfürst Oberösterreich und konnte bereits im Oktober in Linz die Huldigung als Erzherzog entgegennehmen. Von da wandte er sich nach Böhmen, eroberte Prag und feierte auch dort ein pomphaftes Krönungsfest. Selbst der Kurfürst von Hannover (Georg II. von England), der Oesterreichs Partei ergriffen, wurde durch ein französisches Heer zu einem Vertrage gezwungen, in dem er sich verpflichtete, der Königin von Ungarn keinen Beistand zu leisten, und um M. Theresia's Bedrängniß vollständig zu machen, ließ Friedrich II. nunmehr seine Truppen auch in Böhmen und Mähren einrücken, und die Spanier und Neapolitaner bemächtigten sich der österreichischen Besitzungen in Italien. Dazu kam noch, daß die Finanzen Oesterreichs zerrüttet, das Volk mißvergnügt und das Heer, außer den in Italien stehenden Truppen, nur 30,000 Mann stark war. In ihrer Noth wandte sich M. Theresia an die Ungarn. Mit ihrem jungen Sohne Joseph auf den Armen erschien sie in der Versammlung der ungarischen Magnaten, schilderte mit Thränen im Auge ihre Bedrängniß und erregte eine solche Begeisterung, daß sich alle mit dem einstimmigen Rufe: „Vivat Maria Theresia Rex!“ erhoben und die streitbare Nation unter die Waffen riefen. Auf gleiche Weise beurkundeten auch die Tyroler ihre alte Treue an Oesterreich. In Kurzem zog aus Ungarns Niederungen eine gewaltige Streitmacht ins Feld, die bald ganz Bayern eroberte und auch nach Böhmen vordrang, wo zwei französische Heere unter zweitrachtigen Anführern standen. Damit diese nicht einen Hinterhalt an den Preußen hätten, willigte M. Theresia in den Frieden von Breslau, worin beinahe ganz Schlesien an Preußen abgetreten wurde (Juni 1742). In Kurzem war der größte Theil von Böhmen wieder in den Händen der Oesterreicher, und im Frühjahr 1743 wurde M. Theresia in Prag gekrönt. Zu gleicher Zeit erlangte sie einen mächtigen Bundesgenossen an Georg II. von Hannover und England, dessen Eifer für Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion sich erst recht bethätigen konnte, als das englische Parlament aus Neid gegen Frankreich und Spanien freigebig Geldmittel zur Führung des Krieges gewährte. Hierdurch, so wie durch Beharrlichkeit und Glück gelang es ihr, den 8jährigen Erbfolgekrieg, der so ungünstig für sie begonnen, doch noch glücklich zu beendigen. Denn wenn sie im Frieden von Aachen (1748) den spanisch-bourbonischen Prinzen Philipp das Herzogthum Parma mit Piacenza und Guastalla abtreten, dem König von Preußen aufs Neue den Besitz von Schlesien bestätigen und an Sardinien einige zum Herzogthum Mailand gehörende Länderstrecken überlassen mußte, so wurde sie doch allgemein als Erbin der ganzen väterlichen Monarchie anerkannt, nachdem sie schon während des Krieges die Freude gehabt hatte, daß ihr Gemahl am 13. Sept. 1745 unter dem Namen Franz I. zum deutschen Kaiser gekrönt worden war. Die nun folgenden Friedensjahre wurden von der Monarchin zur Abstellung vieler Mißbräuche in der Verwaltung, zur Ordnung und Verbesserung der Finanzen, zur Herstellung einer tüchtigen Kriegsmacht und zur Abschließung folgenreicher Bündnisse benutzt. Nachdem sie schon bei ihrem Regierungsantritt das Verschwendungssystem ihres Vaters in der Hofhaltung abgestellt und viele der zahlreichen und hochbesoldeten Hofkünstler, Sänger, Sängerinnen, Maler, Bildhauer und Baumeister theils entlassen, theils auf geringere Besoldungen gestellt hatte, legte sie jetzt Normalschulen und Erziehungsanstalten an und förderte den Handel und den Ackerbau, den letzteren namentlich auch durch die Milderung der Frohndienste. Die Staatslasten wurden durch die neue Kameraleinrichtung auf alle Staatsbürger möglichst gleich vertheilt und sowohl hierdurch, wie durch Vereinfachung der Verwaltung und Beförderung des Nationalreichthums das unglaubliche Resultat gewonnen, daß ohne Erhöhung der Steuern die Einnahmen, die in den letzten Jahren Karls VI. 30 Millionen Gulden betragen hatten, 1756 auf 57 Millionen stiegen. Da die gewöhnlichen Ausgaben nur gegen 22—25 Millionen betrugen, so standen M. Theresia hinreichende Mittel zu Gebote, um das ganze Kriegswesen unter Dauns Leitung neu zu organisiren. Die Stärke des Heeres wurde auf 108,000 Mann erhöht, es wurden Kadettenhäuser gegründet, um tüchtige Offiziere zu bilden, und von Zeit zu Zeit größere Manöver abgehalten. Die Kaiserin, die sich nicht gern leiten ließ, die aber doch auch wieder in vielen Punkten ihrer eigenen Kenntniß und Erfahrung nicht traute, schwankte lange in dem Vertrauen, das sie ihren Räthen schenkte, bis sie in dem Grafen Kaunitz (s. d.) einen Mann fand, der ihr würdig schien, die Stelle eines geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlers zu bekleiden. Die Kaiserin konnte den Verlust von

Digitized by Google

Schlesien immer noch nicht verschmerzen. Sie benutzte daher den Neid der andern Mächte gegen Preußen, um mit Rußland u. Sachsen ein Bündniß zu schließen. Selbst den französischen Hof, Oesterreichs Erbfeind, brachte Kaunitz zum Aufgeben seiner langjährigen natürlichen Politik, nachdem sich die stolze, auf Sittlichkeit und häusliche Tugend haltende Kaiserin so weit herabgelassen hatte, die Marquise von Pompadour, Ludwigs XV. allmächtige Mätresse, durch einen schmeichelhaften Brief in ihr Interesse zu ziehen. Unter Vermittelung der Pompadour wurde zwischen Oesterreich und Frankreich ein Bündniß geschlossen, dessen Zweck war, den König von Preußen seiner Eroberungen zu berauben. So entstand der siebenjährige Krieg (s. d.) von 1756 bis 1763, der Oesterreich die größten Opfer an Geld und Menschen kostete, ohne daß es auch nur das Geringste dadurch gewonnen hätte, denn im hubertsburger Frieden wurde der Besitzstand beider Staaten vor dem Krieg bestätigt. Im darauf folgenden Jahre hatte M. Theresia die Freude, ihren Sohn Joseph zum römischen König gewählt zu sehen. Aber das Jahr 1765 brachte ihr einen schweren Verlust: es starb am 18. August ihr Gemahl, dem sie zwar in den Regierungsgeschäften wenig Einfluß verstattet, an dem sie aber doch mit der treuesten Liebe gehangen hatte. Ihr ältester Sohn Joseph wurde nun zum deutschen Kaiser erwählt u. am 18. August 1766 von M. Theresia zum Mitregenten ernannt; aber auch ihm gestattete sie wenig Antheil an der Regierung, nur das Heerwesen blieb ganz seiner Leitung überlassen. M. Theresia verwandte während der nun eingetretenen Friedensjahre die größte Sorgfalt auf die innere Verwaltung ihrer weitläufigen Staaten. Sie sorgte für die Verminderung der Staatsschulden, förderte die Landwirthschaft durch Erleichterung der Leibeigenschaft, unterstützte die Gewerbe und belohnte die mit Prämien, die sich in irgend einem Zweige derselben besonders auszeichneten, verbesserte die Schulen, Waisenhäuser und Spitäler, legte Akademien an, damit der zahlreiche Adel die nothwendigste Bildung sich verschaffe, und begann auch von 1776 an die Gesetzgebung durch Abschaffung der Tortur, der Inquisition und der martervollen Todesarten dem Geiste der Zeit anzunähern. Obgleich sie fromm bis zur Schwärmerei war, so zeigte sie doch Festigkeit, wo es galt, die Eingriffe des Papstthums in ihre Kronrechte zurückzuweisen und bestehende Mißbräuche der Kirche abzustellen. Sie schaffte die von den Pfarrern eigenmächtig eingeführten äußeren Kirchenstrafen ab, verbot den päpstlichen Nuntien in den österreichischen Landen umherzuziehen, befahl, daß jede Geschäftsverbindung der einheimischen Bischöfe mit Rom nur mit Wissen ihres Ministeriums vollzogen werde, untersagte die Anwesenheit der Geistlichkeit bei Errichtung von Testamenten und bestimmte für beide Geschlechter für die Uebernahme eines Klostergelübdes ein Alter von 25 Jahren. Dagegen that sie nur wenig, um das Loos der protestantischen Kirche in ihren Ländern zu verbessern. Eine gänzlich verfehlte Anstalt war die Keuschheitskommission, die die Unterthanen und besonders die Beamten im Auge haben sollte, damit sie sich keine Unordnung in Bezug auf Geschlechtsverhältnisse erlaubten; denn sie gab zu unzähligen Verleumdungen, Klatschereien und Familienzwistigkeiten Veranlassung, so daß sich M. Theresia selbst veranlaßt fand, mildere Maßregeln eintreten zu lassen. Im Jahre 1770 verheirathete sie ihre Tochter Marie Anteinette an den künftigen Thronfolger von Frankreich, den nachher so unglücklichen Ludwig XVI. Sie hatte gehofft, hierdurch auf die Politik Frankreichs Einfluß zu erhalten, aber diese Hoffnung schlug ganz fehl, und sie trat deshalb nachher mit Preußen und Rußland in Verbindung. Mit diesen Staaten betheiligte sie sich auch 1772 an der ersten Theilung Polens, wodurch Oesterreich Galizien und Lodomerien und dadurch einen Zuwachs von 1280 Quadratmeilen mit 2½ Millionen Einwohnern erhielt. Eine weitere Vergrößerung erhielt das österreichische Gebiet durch die Bukowina, zu deren Abtretung M. Theresia die Pforte durch Drohungen 1777 zwang. In demselben Jahre starb der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern; mit ihm erlosch die bayerische Linie des wittelsbacher Hauses, und das Kurfürstenthum fiel an den nächsten Erben, Karl Theodor von der Pfalz. Dieser, ohne rechtmäßige Nachkommen u. ohne Liebe für das Land, ließ sich von M. Theresia und mehr noch von ihrem Sohne Joseph II., der hauptsächlich diese Angelegenheit betrieb, leicht überreden, Oesterreichs Ansprüche auf Niederbayern, die Oberpfalz und die Herrschaft Mindelheim in einem Vertrage als gültig anzuerkennen, um durch Abtretung dieser Landschaften Vortheile für seine natürlichen Kinder zu erlangen. Friedrich II., besorgt über Oesterreichs Vergrößerung, suchte dies Vorhaben zu hintertreiben, indem er den nächsten Erben, Herzog Karl von Zweibrücken, bewog, bei dem Reichstag gegen die Konvention zu protestiren, und als dies ohne Erfolg blieb, ein Heer in Böhmen einrücken ließ, um mit gewaffneter Hand eine Veränderung des bestehenden Zustandes zu hindern. Dies führte von 1778—1779 den bayerischen Erbfolgekrieg herbei, wo im Felde nur wenig, desto mehr mit der Feder gestritten wurde, indem sich beide Theile bemühten, durch gelehrte juristische Abhandlungen ihr Recht zu beweisen. Da aber alle Staaten einen allgemeinen Krieg scheuten, so gelang es der Vermittlung Rußlands und Frankreichs, die Kaiserin zu dem Frieden von Teschen zu bewegen, worin dem pfälzischen Hause Bayern, dem österreichischen das Innviertel mit Braunau zuerkannt wurde. M. Theresia † am 29. November 1780 und hinterließ das österreichische Kaiserreich, das bei ihrem Regierungsantritt dem Zerfallen nahe war, mächtig und geachtet und nach Außen durch eine Armeee von 260 000 Mann geschützt. Von der Schönheit ihrer Jugend war in ihrem Alter keine Spur mehr vorhanden. Sie hatte 16 Kinder geboren, von denen 10 sie überlebten. Ihr ältester Sohn, Joseph, ist schon genannt worden; der zweite, Leopold, hatte das Großherzogthum Toskana beim Tode seines Vaters übernommen; der dritte, Leopold, gelangte durch die Vermählung mit der Tochter des Herzogs von Modena zur Erbfolge in diesem Herzogthum; demvierten, Maximilian, hatte sie die Kur- und Bischofswürde von Köln und Münster ver-

Digitized by Google

schafft. Die älteste von ihren 6 Töchtern war Aebtissin zu Prag und Klagenfurt, die zweite, Marie Christine, der Mutter Liebling, vermählt mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, Sohn König Augusts III. von Polen, die dritte Aebtissin zu Innsbruck, die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma, die fünfte war Marie Antoinette, Königin von Frankreich, die sechste, Karoline Marie, war an den Herzog von Parma verheirathet. Vgl. Ed. Duller, M. Thresia und ihre Zeit, Wiesb. 1844.

8) M. Luise, die zweite Gemahlin Napoleons I., nach dessen Falle Herzogin von Parma, Placenza und Guastalla, am 12. März 1791 geboren. die älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus seiner 2. Ehe mit Maria Theresia, wurde nach Napoleons Trennung von Josephine am 11. März 1810 in Wien durch Prokuration und darauf mit Napoleon selbst in Paris am 2. April 1810 durch den Kardinal Fesch getraut. Am 20. März 1811 gebar sie einen Sohn, dem Napoleon schon vor seiner Geburt den Namen eines Königs von Rom verliehen hatte. Im Jahr 1812 folgte sie ihrem Gemahl zur Zusammenkunft in Dresden und machte von dort aus eine Reise in die Heimath. Nach dem Unglück in Rußland bekleidete sie Napoleon, ehe er wieder zur Armee abging, mit einer machtlosen Regentschaft. Als die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig in Paris anlangte, wurde sie von furchtsamen Freunden und von den listigen Gegnern ihres Gemahls zugleich zur Abreise nach Blois ermuntert. Indeß wurde in einer großen hierübergehaltenen Sitzung des Staatsraths die Frage, ob sie beim Einrücken der Verbündeten in Paris bleiben sollte, bejahend entschieden, bis der Ex-König Joseph einen bestimmten Befehl Napoleons vom 16. März vorlas, der in jenem Falle ihre Entfernung gebot. Darauf hin brach die Kaiserin, die sich zum Gesetz gemacht hatte, den Willen ihres Gemahls blind zu befolgen, nach Blois auf. Nach Napoleons Abdankung begab sie sich nach Orleans und von hier, von dem Fürsten Esterhazy begleitet, nach Rambouillet, von wo aus sie am 16. April in Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Zusammenkunft hielt. Ihr Wunsch, ihrem Gemahl nach Elba zu folgen, wurde ihr nicht gestattet. Vielmehr begab sie sich auf die Weisung ihres Vaters nach Schönbrunn, wo sie auch während der hundert Tage mit ihrem Sohne ruhig blieb, obgleich sie von Napoleon eingeladen wurde, nach Paris zu kommen. In dem Vertrag von Fontainebleau war ihr der Rang und Titel, den sie bisher geführt hatte, und der Besitz der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla zugesichert. Am 20. April 1816 hielt sie in Parma ihren Einzug und übernahm die Regierung. Der König von Rom blieb in Wien und erhielt nachher von Kaiser Franz den Titel „Herzog von Reichstadt". Als 1831 ihre Residenz von der revolutionären Bewegung ergriffen wurde, verließ sie dieselbe u. begab sich in nächtlicher Flucht nach Piacenza, wo sie blieb, bis durch österreichische Truppen die Ruhe wieder hergestellt war. M. Luise soll mit dem Grafen Neipperg, den man ihr von Wien als Oberhofmeister mitgegeben hatte, zum zweiten Male in geheimer Ehe vermählt gewesen seyn. Sie † am 17. Dec. 1847, worauf die Herzogthümer kraft der Verträge an den bisherigen Herzog von Lucca, Karl II., übergingen.

9) M. I., Königin von England, Tochter Heinrichs VIII. von England und der Katharina von Aragonien, geboren 1515, ward, als ihr Vater Katharina verstieß und Anna Boleyn heirathete, für unächt erklärt, nachher aber wieder für legitim anerkannt. Sie sowohl, als ihre Halbschwester Elisabeth waren für den Fall, daß Eduard VI. unbeerbt sterbe, durch eine Parlamentsakte u. durch das Testament Heinrichs VIII. zur Thronfolge bestimmt. Als jedoch der Herzog von Northumberland Eduard auf seinem Todtenbette vorstellte, welche Gefahren die protestantische Lehre bedrohten, wenn M., die dem Glauben ihrer Mutter gemäß in den strengen Grundsätzen der katholischen Kirche erzogen worden war, zur Regierung gelange, ließ sich der König bewegen, der Johanne Gray (der Enkelin einer Schwester Heinrichs VIII.), welche den Sohn des Herzogs von Northumberland geheirathet hatte, die Thronfolge zuzusprechen. Nur wenige wußten von diesem Testament, und Northumberland suchte den Tod des Königs vor M. so lange geheim zu halten, bis er mit Johanna in London seinen Einzug gehalten hätte. Aber einer der Mitwissenden verrieth M. Alles, und sie besaß Entschlossenheit genug, sogleich nach Suffolk zu entfliehen und von dort aus durch Briefe den ganzen englischen Adel zur Vertheidigung seiner rechtmäßigen Königin aufzurufen. Die Einwohner von Suffolk, entschiedene Anhänger der Reformation, begten wegen M.'s Eifer für die katholische Religion anfangs Besorgnisse, ergriffen aber ihre Partei, als sie von ihr die Versicherung erhalten, daß sie an den Gesetzen Eduards nichts ändern wolle. Auch der Adel strömte ihr zu, so daß sich M. in Kurzem an der Spitze einer Partei sah, die der Verwegenheit jedes Usurpators Trotz bieten konnte. Northumberland wurde mit seinem Anhange überwältigt und er selbst hingerichtet (22. August 1553), worauf M. die Regierung übernahm. Trotz der in Suffolk gegebenen Zusicherung war M. jedoch entschlossen, die Schöpfung ihres Bruders wieder zu vernichten. Zunächst wurden zwar nur die gefangenen katholischen Bischöfe in ihre Stellen wieder eingesetzt. Bald aber begannen die blutigsten Verfolgungen gegen Andersgläubige. Ein Einwohner von Suffolk, welcher die Königin an ihr Wort zu erinnern wagte, wurde dafür öffentlich gezüchtigt. Protestantische Bischöfe wurden eingekerkert und mehre tausend verheirathete Geistliche mit Weibern und Kindern fortgejagt. Die erste Parlamentsversammlung ward mit einer katholischen Messe eröffnet und ein Bischof, der dabei nicht niederfallen wollte, gewaltthätig zum Hause hinausgestoßen. Das Parlament selbst hob fast alle Gesetze Eduards IV. über Religion und Kirche wieder auf. Ihrer Schwester Elisabeth wies sie als einer Unebenbürtigen den Rang unter den Gräfinnen an. Als die Unzufriedenheit des Volkes endlich in eine Empörung ausbrach, ward diese von den königlichen Truppen gedämpft und ein schreckliches Blutgericht gehalten. Unter denen, welche das verunglückte

Digitized by Google

Unternehmen mit dem Leben büßten, war auch der Herzog von Suffolk und die unschuldige Johanna Gray mit ihrem Gemahl. Auch Elisabeths Haupt hätte M. gern fallen gesehen, aber es waren zu wenig genügende Beweise für ihre Schuld aufzubringen. Gesteigert wurde die allgemeine Unzufriedenheit, als M. Philipp von Spanien, den Sohn Kaiser Karls V., zum Gemahl wählte, und so unverhohlen sprach sich die öffentliche Stimmung aus, daß man die Bestimmung zu treffen für gut fand, daß Philipp zwar den königlichen Titel zugleich mit der Königin bei allen feierlichen Gelegenheiten führen, ihr aber die Regierung von England ganz überlassen sollte, und daß kein Spanier zu Hof- und Staatsämtern gelangen und keine Neuerung in den Gesetzen und Vorrechten der Engländer gemacht werden dürfte. Nunmehr am Ziel ihrer persönlichen Wünsche, nahm M. keinen Anstand mehr, die völlige Wiedervereinigung Englands mit dem römischen Stuhl zu bewerkstelligen. Im J. 1554 erschien ein päpstlicher Legat, auf dessen Ermahnung das theils katholisch gesinnte, theils eingeschüchterte Parlament der Königin und ihrem Gemahl eine sehr demüthige Bittschrift übergab, in der es die Vermittlung Ihrer Majestäten um Lossprechung u. Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche beanspruchte. Diese Bitte ward natürlich mit Freuden gewährt. Aber es folgte auch, obgleich der päpstliche Nuntius selbst widersprach, die blutdürstigste Verfolgung der Reformirten. Nicht weniger als 300 Protestanten starben in den nächsten drei Jahren auf dem Scheiterhaufen, darunter 55 Weiber und Kinder. Kundschafter wurden allenhalben umhergeschickt, um heimliche Protestanten zu entdecken. Wer nur ein ketzerisches Buch besaß und es nicht gleich verbrannte, oder es gar einem Andern mittheilte, sollte als Aufrührer betrachtet und hingerichtet werden. Aber die thörichte Grausamkeit brachte gerade das Gegentheil von dem hervor, was dadurch bezweckt wurde; der Glaubensmuth eines Roger, Stiftsherrn an der Paulskirche, eines Hooper, Bischofs von Gloucester, des 80jährigen Latimer, früheren Bischofs von Winchester, und Cranmers, die um des protestantischen Glaubens willen verbrannt wurden, stärkten nur das protestantische Bewußtseyn. Als die thätigsten Werkzeuge M.'s in der Verfolgung der Protestanten zeigten sich die Bischöfe Gardiner und Bonner. Der letztere verdammte nicht nur die Ketzer, sondern machte sich sogar ein Vergnügen daraus, sie eigenhändig zu geißeln, und verließ nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Dagegen sollten der katholischen Religion durch die Wiederherstellung mehrer Klöster neue Stützen verschafft werden, und als der Königin im Staatsrath vorgestellt wurde, daß die Gewalt und der Einfluß der Krone durch die Entziehung so ansehnlicher Einkünfte leiden würden, erwiderte sie, das Heil ihrer Seele sey ihr mehr werth, als zwölf solcher Königreiche wie England. Philipp war inzwischen schon den nächsten Herbst nach seiner Vermählung nach Brüssel zurückgekehrt, weil ihm der Aufenthalt in England zuwider war. An die Königin schrieb er selten zu einem andern Zweck, als um Geld von ihr zu erhalten, und, um seine Wünsche zu befriedigen, nahm die ihn leidenschaftlich liebende Frau zu gewaltsamen Erpressungen ihre Zuflucht. So unbarmherzig war sie in ihren Forderungen, daß viele Edelleute ihre Diener entlassen mußten, um das Geld, das ihre Unterhaltung bis jetzt gekostet hatte, in den Schatz liefern zu können; und als die brodlos Gewordenen darauf als Räuber im Lande umherschwärmten, erging ein Befehl, daß jeder Edelmann gezwungen seyn sollte, seine entlassenen Bedienten wieder anzunehmen. Um ihrem Gemahl, der seinem Vater in der Regierung von Spanien und den Niederlanden gefolgt war, in seinem Kriege gegen Frankreich beizustehen, griff M. abermals zu unerhörten Gewaltmaßregeln, aber der Erfolg des Krieges für England war der Verlust von Calais (1558). Dies und der Haß ihres Volks, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, die Besorgniß für die Aufrechterhaltung des Katholicismus nach ihrem Tode, nagten an M.'s ohnehin schwächlicher Gesundheit; sie † am 17. Novbr. 1558. Vgl. Nouveaux éclaircissements sur l'histoire de M., Amsterdam u. Paris 1765; Turner, History of the reign of Edward VI., M. and Elizabeth, London 1829, 4 Bde.; Tytler, England under Edward VI. and M., 1839, 2 Bde.

10) Königinnen von Frankreich: a) M. von Medici, die Tochter des Großherzogs Franz II. Medici von Toskana u. der Johanna von Oesterreich, am 26. April 1573 zu Florenz geboren, vermählte sich am 16. Dec. 1600 mit Heinrich IV. von Frankreich, dem sie im Sept. 1601 den Dauphin, nachherigen Ludwig XIII., gebar. Der König liebte sie wegen ihres leidenschaftlichen, herrschsüchtigen und zänkischen Wesens nicht und schenkte seine Gunst fortwährend andern Frauen. Als Heinrich 1610 mit einem Heer nach Deutschland zur Unterstützung der Protestanten abgehen wollte, hielt ihn M. mit dem Verlangen auf, sie auf den Fall, daß er nicht aus dem Felde zurückkehrte, vorher noch krönen zu lassen. Die Krönung der Königin wurde am 13. Mai 1610 zu St. Denis vollzogen und am darauffolgenden Tage Heinrich von Ravaillac ermordet. Sofort ließ sich M., an der man weder großes Erstaunen, noch großen Schmerz über diese That bemerkte, vom Parlament mit Uebergehung der Prinzen von Geblüt die Regentschaft übertragen. Um alle Ansprüche zu befriedigen, nahm sie Männer von allen Farben in großer Anzahl in den Staatsrath, war aber dabei entschlossen, die Angelegenheiten des Reiches nach eigenem Willen zu lenken, ganz besonders aber die Rechte der Protestanten zu beschränken. Um Freunde und Anhänger zu gewinnen, streute M. die unter Heinrich IV. gesammelten Schätze mit vollen Händen aus. Alle Maßregeln der vorigen Regierung wurden untergraben oder geradezu zurückgenommen, so daß Sully, der Schöpfer und Begründer der meisten Einrichtungen Heinrichs IV., aber der Königin als Reformirter verhaßt, schon 1611 seine Entlassung begehrte und erhielt. Nachdem mit ihm die letzte Stütze des besseren Sinnes gefallen war, überließ sich M. gänzlich ihren Vertrauten, den Botschaftern Spaniens und Roms und dem

Digitized by Google

Italiener Concini, der nach der Reihe zum Marquis von Ancre, zum Gouverneur von Amiens, zum Großstallmeister und 1614 zum Marschall von Frankreich ernannt wurde. Diese Erhebung eines Emporkömmlings, die maßlose Verschwendung der Staatsgelder an diesen und andere Günstlinge, die jährliche Vermehrung der Schuldenlast und die willkürlichsten Hemmungen des Rechtsganges erregten laute Unzufriedenheit unter den zurückgesetzten Prinzen und andern minder begünstigten Großen, wie unter dem gedrückten Volke. Dies benutzte der Gesellschafter Ludwigs, Albert de Luynes, den jungen König zu überreden, die herrschende Regierung zu stürzen. Auf seinen Betrieb wurde Concini am 24. April 1617 verhaftet und erschossen, die Königin aber, nachdem man ihre Leibgarde entwaffnet, streng bewacht und nach Blois verwiesen, von wo sie in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1619 nach Angoulême, in den Schutz des ihr ergebenen mächtigen Herzogs von Epernon, entfloh. Von diesem Zufluchtsort aus überschickte sie dem Könige ihre Beschwerden, wendete sich an die Statthalter der übrigen Provinzen und an die unzufriedenen Edelleute, suchte den König von Spanien zu gewinnen und ließ durch den Herzog von Epernon Werbungen und Bewaffnungen anstellen, um ihre Pläne nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Nicht ohne Unruhe sah Luynes einen Bürgerkrieg ausbrechen, u. nachdem auch ein Versuch, die Königin von dem Herzog von Epernon zu trennen, mißlungen war, beschloß er mit ihr zu unterhandeln. Durch Vermittlung des damaligen Bischofs von Lyçon, des nachmaligen Kardinals Richelieu, wurde am 30. April 1619 ein Vergleich zwischen dem Könige und seiner Mutter zu Stande gebracht, bei welchem die letztere das Gouvernement von Anjou sammt der Stadt Angers und volle Verzeihung für alle ihre Anhänger erhielt. Bald sammelten Letztere von Neuem Truppen gegen Luynes und den König, der förmlich mit einem Heere gegen sie ins Feld rückte, worauf M. auf den Rath Richelieu's sich dem Könige unterwarf. So kam am 10. Aug. 1620 ein neuer Vertrag zu Stande, in Folge dessen die Königin gegen die Erlaubniß der Rückkehr an den Hof sich von den Mißvergnügten lossagte. Nach Luynes' Tod (14. Decbr. 1621) kehrte M. nach Paris zurück und trat wieder an die Spitze des Staatsrathes. Um ihren Einfluß zu vermehren, verschaffte sie Richelieu einen Sitz im Ministerium, sah aber nur zu bald, wie dieser ihr nach und nach die Zügel der Regierung aus den Händen wand. Umsonst setzte sie bei dem König alle Mittel in Bewegung, um den verhaßten Mann vom Hofe zu entfernen; alle Künste scheiterten an der Festigkeit des Königs: Richelieu blieb in seiner Stellung, und als M. nicht aufhörte, immer neue Versuche zu machen, die verlorene Macht wieder zu gewinnen, wurde sie, als der Hof sich von Compiègne nach Paris begeben wollte, durch ein Schreiben ihres Sohnes ersucht, sich auf einige Zeit in das Schloß von Moulins zu begeben (24. Febr. 1631). Bald darauf entkam sie, da man ihre Flucht absichtlich erleichterte, um sich ihrer zu entledigen, nach Brüssel, wo sie Schutz bei ihrer Tante Isabella, der damaligen Regentin der Niederlande, fand und Anstalt zum Krieg gegen Frankreich traf. Nachdem sie von Richelieu auch aus diesem Lande vertrieben worden war, begab sie sich nach England und zuletzt (1641) nach Köln, wo sie am 3. Juli 1642, beinahe in Dürftigkeit, †. Wie alle Mitglieder ihrer Familie, unterstützte sie freigebig die Künste. Paris verdankt ihr das schöne Palais Luxembourg, die öffentliche Promenade Cours la Reine, schöne Wasserleitungen und die Sammlung der allegorischen Gemälde Rubens' im Louvre. Vgl. d'Estrée, Mémoires d'état sous la régence de M. de Medicis, Par. 1666; Ponchartrin, Mémoires concernant les affaires de France sous la régence de M. de Medicis, 2 Bde., Haag 1720; Mezeray (Richelieu?), Histoire de la mére et du fils, 2 Bde., Amsterd. 1730; Frau von Arconville, Vie de M. de Medicis, 3 Bde., Par. 1774.

b) M. Antoinette, die Tochter Franz' I. und Maria Theresia's von Oesterreich, am 1. Nov. 1755 geboren, erhielt eine treffliche Erziehung und wurde 1770 an den Dauphin von Frankreich, den nachmaligen König Ludwig XVI., vermählt, und zwar unter den übelsten Vorbedeutungen, da bei dem Fest, welches der österreichische Botschafter gab, der Ballsaal in Feuer gerieth, wodurch viele Menschen das Leben verloren. Da die Verbindung mit einer österreichischen Prinzessin gegen den Willen des Dauphins geschlossen worden war, so war er anfangs gegen seine junge und schöne Gemahlin etwas gleichgültig, bis er sie näher kennen lernte, sie herzlich lieb gewann und mit ihr eine musterhafte Ehe führte. Aber die durch seines Vorgängers Liederlichkeit verscherzte Achtung des Thrones wurde durch des Königs reinen Wandel nicht wieder hergestellt, wogegen die freiere Lebensweise der Königin, die schon als Oesterreicherin die Volksmeinung gegen sich hatte und von mehren Großen des Hofes bitter gehaßt ward, zu vielfachen Verleumdungen Anlaß gab. Ihre Fehler und Unvorsichtigkeiten wurden vergrößert, oder durch freche Erfindungen vermehrt. Als 1785 der Name der Königin von einer Betrügerin, der Gräfin Lamothe, gemißbraucht worden war, um den Kardinal Rohan zum Ankauf eines Halsbandes von 2 Millionen Livres an Werth zu vermögen, wußten die Verleumder die unsaubere Geschichte auszubeuten, und eben so ward das Gerücht verbreitet und geglaubt, die Königin bereichere ihren Bruder, den Kaiser, durch regelmäßige Zusendung vieler Millionen aus dem französischen Schatze. Namentlich war bei der Ausstreuung solcher Nachrichten der Herzog von Orleans (Egalité) sehr thätig, weil er durch die Geburt eines Dauphins 1782 die entfernte Aussicht auf die Thronfolge verloren hatte. Als 1789 die Nationalversammlung zusammengetreten war, pflichtete die Königin, die von jetzt mehr Antheil an der Politik nahm, zuerst den Erweiterungen der Rechte des dritten Standes bei; bei den drohenden Bewegungen der Volkspartei ward sie jedoch plötzlich von einer dunkeln Ahnung ergriffen, daß dem Königshause von dieser Seite Verderben und Untergang drohe, und von diesem Momente an verhehlte sie es nicht, daß sie im Adel eine Stütze des Thrones erblicke und Alles

Digitized by Google

aufzubieten gedenke, dieselbe aufrecht zu erhalten. Deshalb war sie auch gegen das Ministerium Necker und zeigte durch ihre unverhohlene Verstimmung gegen ihn, daß sie in ihm den Beförderer einer dem Throne nachtheiligen Staatsveränderung erblickte. Je mehr dem Minister diese Abneigung bemerkbar ward, desto mehr suchte er dagegen seine Stütze in der Volkspartei. Die Zerstörung der Bastille am 14. Juli 1789 setzte die Rathgeber des Königs in Versailles in großen Schrecken. Der Graf von Artois, der Bruder des Königs, mit seinen beiden Söhnen, die Prinzen Condé, der Marschall Broglio und viele Andere des hohen Adels flohen nach Deutschland und der Schweiz, und nur die Königin und der ältere Bruder des Königs, der Graf von Provence, blieben auf ihrem Platz. Das Gastmahl der Gardes du Corps am 1. Oktober 1789 in Versailles gab neuen Stoff zur Verleumdung, so daß schon jetzt Mirabeau die Königin in der Nationalversammlung anklagen wollte. Bei dem Sturm auf Versailles am 6. Okt. war es eigentlich auf das Leben der Königin abgesehen. Am folgenden Morgen verlangte der tobende Pöbel sie zu sehen. Sie trat auf den Balkon heraus, mit dem Dauphin auf dem Arm. Als das Volk, welches sie erschießen wollte, schrie: „Keine Kinder!" gab sie sogleich den Dauphin an eine Hofdame ab und trat wieder mit Würde und Entschlossenheit an die Brüstung vor. Dies Gefühl der Sicherheit und Ruhe imponirte dem Haufen so, daß er applaudirte und die Königin unverletzt zurückkehrte. Das Volk führte nun die königliche Familie nach Paris und hielt sie da so ziemlich gefangen. Der verunglückte Fluchtversuch verschlimmerte die Lage derselben sehr; doch zeigte die Königin bei dem Verhör darüber eine hohe Standhaftigkeit. Als am 10. August 1792 die Tuilerien erstürmt wurden, suchte die königliche Familie in der Nationalversammlung Schutz und wurde von da in den Temple in förmliche Gefangenschaft abgeführt. Hier gingen ihr die nothwendigsten Bequemlichkeiten ab, ja selbst die Kleider versagte man ihnen, so daß die Königin, während der König schlief, die schadhaften Stellen an seinem Anzug ausbesserte. Einmal wurde sie durch das Geschrei wüthender Pöbelhaufen ans Fenster gelockt: man zeigte ihr den blutigen Kopf der Prinzessin von Lamballe, ihrer intimsten Freundin. Im December wurde sie vom König getrennt; anfangs durften sie noch zusammen essen, später untersagte man auch dies und verstattete ihr nur noch am Tage vor der Hinrichtung des Königs (20. Januar 1793) eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl. Die Verzweiflung der Königin, das Wehklagen der Kinder machte diesen Auftritt so erschütternd, daß Ludwig selbst fast die Fassung verlor. Nach der Hinrichtung entzog man ihr auch ihren Sohn, Ludwig XVII. Am 3. Juli wurde sie aus dem Temple nach dem Gefängnisse der Conciergerie gebracht und somit auch von ihrer trostlosen Tochter getrennt. In dem neuen Gefängnisse fand die Unglückliche nicht die geringsten Anstalten zu ihrer Aufnahme getroffen. Der Gefangenwärter beherbergte sie die Nacht in seiner eigenen Wohnung, wies ihr am Morgen ein geräumiges Gemach an und sorgte mit Mühe und nicht ohne Gefahr für ihren bessern Unterhalt. Dennoch entdeckt ihr Gefängniß nichts, als ein schlechtes Feldbett, einen Lehnstuhl von Stroh und einen kleinen Tisch. Die Königin war in kurzer Zeit alt geworden; eine Nacht im Temple hatte ihr die Haare gebleicht. Ueber 3 Monate brachte sie in diesem Aufenthalt zu, bis sie am 15. Oktober vor das Blutgericht gestellt wurde. Die Anklageakte begann damit, daß M. Antoinette nach dem Muster der Messalinen, Brunhilden, Fredegunden u. Medici, die einst Königinnen von Frankreich geheißen, seit ihrem Aufenthalt in Frankreich eine Geißel und Blutsaugerin für die Franzosen gewesen; daß sie selbst vor der glücklichen Revolution, die dem Volke seine Freiheit wiedergegeben, in Verbindung mit dem sogenannten Könige von Böhmen und Ungarn gestanden; daß sie im Einverständniß mit den Brüdern Ludwig Capets und mit Calonne Frankreichs Einkünfte verschleudert habe, um entehrende Gelüste zu befriedigen und die Agenten ihrer verbrecherischen Ränke zu bezahlen. Das Weitere wiederholte die schon gegen den König aufgestellten Beschuldigungen geheimer Umtriebe gegen die Volksfreiheit und des am 10. August vergossenen Bürgerblutes. M. Antoinette beantwortete alle Fragen mit solcher Genauigkeit und Besonnenheit, daß man sich fast über die Mühe verwundern muß, die sie vor diesen Richtern mit Darthuung ihrer Unschuld verlor. Da beschuldigte sie Hebert, daß sie mit ihrem eigenen Sohne ein kaum denkbares unnatürliches Verbrechen begangen habe. Anfangs überging sie diesen Punkt mit Stillschweigen, und der Präsident des Gerichts schien damit wohl zufrieden; als aber Hebert auf denselben zurückkam, wandte sie sich mit den Worten an die Zuhörer: „Ich wende mich an alle hier gegenwärtigen Mütter und fordere sie zu der Erklärung auf, ob unter ihnen eine einzige sich findet, der nicht schon der bloße Gedanke an ein solches Verbrechen Schauder erregt," und die Wahrheit dieser Aeußerung war so überwältigend, daß selbst die Furien der Gallerie Mitleid bezeigten. Das Verhör dauerte den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht; während desselben ward ihr gar keine Nahrung gereicht, und ein mitleidiger Gensdarm, der ihr auf wiederholtes Bitten ein Glas Wasser verschaffte, empfing von der Behörde einen Verweis. Als sie zur Anhörung des Urtheils in den Gerichtssaal, aus dem man sie während der Abstimmung entfernt hatte, zurückgebracht worden war und gefragt ward, ob sie gegen die Anwendung der vom öffentlichen Ankläger wider sie aufgerufenen Gesetze etwas einzuwenden habe, schüttelte sie den Kopf und hörte dann den Ausspruch, der sie zum Tode verurtheilte und die Vollziehung noch an demselben Morgen gebot, ohne Gemüthsbewegung an. Erst als sie früh um halb fünf Uhr in ihr Gefängniß zurückkam, machte das gepreßte Herz sich durch einen Thränenstrom Luft. Gegen 7 Uhr wurde sie durch einen beeidigten Priester geweckt, der sie zum Tode vorbereiten sollte; sie verschmähte jedoch seinen Beistand, da sie am Abend vorher dem unbeeidigten Priester aus der Vendée, den ihr die Freude zugeführt hatte, gebeichtet hatte. Obgleich die Gewalthaber sich das Ansehen gaben, in ihr nichts als eine gemeine

Digitized by Google

Verbrecherin zu erblicken, waren doch seit 5 Uhr alle zum Revolutionsplatze führenden Brücken und Straßen mit Truppen und Geschütz besetzt. Um 11 Uhr kündigte man ihr an, daß Alles bereit sey, und zwang sie, ihr schwarzes Kleid, das sie seit dem Tode Ludwigs getragen hatte, gegen einen weißen, zerrissenen Bettmantel zu vertauschen. Am Thore des Kerkers fand sie den gewöhnlichen Karren, und vor dem Aufsteigen wurden ihr die Hände auf den Rücken gebunden. Die begleitende Gensdarmerie war aus den wüthendsten Sansculotten ausgesucht, vor- und nebenher liefen Furien der Guillotine und Auswürfe des Pöbels mit dem Geschrei: „Nieder mit der Tyrannei, es lebe die Republik!" Mit Leichtigkeit stieg sie die Stufen des Blutgerüstes hinauf; ihre letzte Gemüthsbewegung verrieth sie, als ihr der Henker erst das Halstuch, dann die Haube abriß. Um ¼ nach 12 Uhr fiel ihr Kopf. Er ward unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik!" dem Volke gezeigt und mit dem Leichnam in dieselbe Kalkgrube des Magdalenenkirchhofs getragen, welche die Ueberreste Ludwigs XVI. aufgenommen hatte. Ihr Leben beschrieb Montjoie (Paris 1797, 2. Ausg. 1814, 2 Bde.) und Babié (das. 1802, 3 Bde.). Vergl. Weber, Mémoires concernant M. A., London 1806, 3 Bde.

11) M. II. da Gloria, Königin von Portugal, Tochter des Kaisers Pedro von Brasilien und seiner ersten Gemahlin, der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, geboren zu Rio Janeiro am 4. April 1819, wurde nach dem Tode ihres Großvaters, Johanns VI., durch ein Entsagungsdekret ihres Vaters am 2. Mai 1826 zur Königin von Portugal ernannt und im folgenden Jahre mit ihrem Oheim, Dom Miguel, verlobt, der zum Mitregenten ernannt werden sollte, sobald er die Konstitution beschworen haben würde. Im Sommer 1828 schickte Dom Pedro die neunjährige M. unter Aufsicht des Marquis von Barbacena und des Grafen da Ponte nach Europa, damit sie am Hofe ihres Großvaters, des Kaisers von Oesterreich, erzogen werde. Als aber ihre Begleiter in Gibraltar, wo sie anlandeten, erfuhren, daß Dom Miguel sich unterdessen zum absoluten König von Portugal aufgeworfen hatte, so faßten sie den Entschluß, die junge Königin nach London zu führen und sich dort um Hülfe gegen den Kronräuber zu bewerben. Georg IV. empfing die junge Königin mit königlichen Ehrenbezeigungen; aber das Ministerium leistete ihr keine Hülfe, und M. begab sich daher in Begleitung ihrer künftigen Schwiegermutter nach Brasilien zurück. Hier blieb sie, bis ihr Vater 1831 auf die Krone Brasiliens zu Gunsten seines sechsjährigen Sohnes verzichtete und nun selbst den Kampf gegen Dom Miguel begann. Nachdem ihre Sache glücklich durchgefochten war, wurde sie am 24. Juli in Lissabon zur Königin ausgerufen und nach dem Tode ihres Vaters (24. Sept. 1834) für volljährig erklärt. Ihre Ehe mit dem Bruder ihrer Stiefmutter, dem Prinzen August von Leuchtenberg, wurde schon nach 3 Monaten (28. März 1835) durch den Tod getrennt, worauf sich die Königin am 27. April 1836 mit dem Prinzen Ferdinand von Koburg vermählte. M. war durch Eigensinn und herrschsüchtige Launen unbeliebt geworden; jedenfalls war sie der Aufgabe nicht gewachsen, ein zerrüttetes Reich und ein vom Parteigeist beherrschtes Volk zu regieren. Am 22. April 1834 schloß sie mit England, Frankreich und Spanien eine Quadrupelallianz und schickte der Königin von Spanien ein Hülfscorps von 6000 Mann gegen Don Carlos. Aber nachdem die Königin-Regentin von Spanien zur Annahme der Konstitution von 1812 genöthigt worden war, wurde auch M. 1836 von Nationalgarden und Linientruppen zur Annahme der Konstitution vom 23. Sept. 1822 gedrängt. Wiederholte Versuche, die Charte von 1826 wieder in Kraft treten zu lassen, mißglückten und untergruben vollends das Vertrauen zur Königin. Die Geburt des Kronprinzen, Dom Pedro de Alcantara, am 16. Sept. 1837, verschaffte nach dem Landesherkommen dem Vater des Thronerben den königlichen Titel und trug dazu bei, die aufgeregte Volksstimmung zu ermäßigen. Am 21. März 1838 wurde die neue Konstitution von den Cortes angenommen und am 4. April von der Königin beschworen. Dennoch wollte das Land nicht zur Ruhe kommen, zum Theil wegen ihres unbegrenzten Vertrauens zu den Brüdern Cabral, von denen der eine, zum Grafen Thomar erhoben, als leitender Minister den Haß der liberalen Partei, wie die Opposition eines großen Theils der Aristokratie erregte. Eine Volksbewegung im Frühjahr 1846 nöthigte M. zu Konzessionen, die indessen nicht hindern konnten, daß sich eine heftige revolutionäre Gährung, namentlich zu Oporto und Coimbra, entwickelte und die Demokraten im Bunde mit mißvergnügtem Adel und Miguelisten den Thron bedrohten. Zwar wurde das Insurgentenheer, als es gegen Lissabon vorrückte, im November bei Chaves geschlagen; indessen verbreitete sich der Aufstand über Algarbien und die südlichen Theile des Landes, und es bedurfte im Sommer 1847 einer Intervention Englands, Frankreichs und Spaniens, um den Thron vor weitern Gefahren zu schützen. Eine Zeit lang schien die Königin ihre Politik ändern zu wollen, aber schon im Frühjahre 1849 faßte der cabralsche Einfluß wieder Fuß und Graf Thomar kehrte ins Ministerium zurück. Die Folge war eine neue revolutionäre Bewegung, welche die Königin zwang, Cabral zu entlassen und Saldanha an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Sie † den 15. Nov. 1853 im Wochenbette.

12) M. Stuart, Königin von Schottland, die Tochter Jakobs V. von Schottland und der Maria von Guise, 8 Tage nach dem Tode ihres Vaters, am 5. Dec. 1542, zu Linlithgow bei Edinburg geboren, ward in einem Kloster bei Paris erzogen und am 22. April 1558 mit dem Dauphin, dem nachmaligen König Franz II. von Frankreich, vermählt. Nach dessen frühem Tode begab sich M., da in demselben Jahr (1560) auch ihre Mutter, die Regentin von Schottland, gestorben war, nach Schottland, um die Regierung dieses Reiches zu übernehmen. Da die englischen Katholiken die Ehe Heinrichs VIII. von England mit Anna Boleyn nicht für eine wahre und folglich auch die Königin Elisabeth nicht als rechtmäßige Thronfolgerin aner-

Digitized by Google

kannten, so hatte M., die im katholischen Glauben erzogen worden war, noch bei Lebzeiten ihres Gemahls das englische Wappen u. den englischen Königstitel angenommen. Elisabeth hatte deshalb ein Geschwader ausrüsten lassen, um M. an der Ueberfahrt zu hindern; aber die junge Königin landete unangefochten am 19. August 1561 an der schottischen Küste. Das Jubelgeschrei ihres Volkes, unter welchem sie in Edinburg einzogen war, verstummte bald, als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzosen u. den großen Widerspruch gewahrte, in welchem ihre Gesinnungen und Neigungen mit Allem standen, was in Schottland für recht und heilig galt. An die Sitten eines Hofes gewöhnt, der zu den üppigsten und verdorbensten in Europa gehörte, erregte sie durch ihren Hang zu Sinnengenüssen in Schottland in demselben Maße Anstoß, als ihr der finstere Ernst der schottischen Bevölkerung zuwider war. Noch weit mehr Anlaß zu gegenseitiger Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gab die Religion. M. hing fest an der römisch-katholischen Lehre, und es war sehr wahrscheinlich, daß eine Schülerin der Guisen auch Verlangen empfinden werde, ihre Unterthanen zu ihrer Ueberzeugung zu bekehren. Noch ehe die Königin nach Schottland gekommen war, hatte die Reformation dort den vollständigsten Sieg davon getragen, ja, ein am 1. August 1560 zusammengetretenes Parlament bestätigte nicht nur das ihm vorgelegte Glaubensbekenntniß der Protestanten, sondern belegte sogar das Anhören der Messe für das erste Mal mit Entziehung der Güter, für das dritte Mal mit Todesstrafe. Als daher M. sogleich nach ihrer Ankunft Vorbereitungen treffen ließ, um in ihrem Schlosse Messe lesen zu lassen, erhob sich der Zelotismus und machte Miene, den Gottesdienst der Königin gewaltsam zu hindern, was nur durch den Einfluß der Gemäßigten hintertrieben ward. Zwar that M. manchen Schritt zu Gunsten der Protestanten, aber man sah in ihren Bewilligungen nur List, um die Herzen zu gewinnen, und kluges Zögern, um mit ihren wahren Absichten dann hervorzutreten, wenn sie keinen kräftigen Widerstand mehr zu fürchten habe. Von ihren Unterthanen gedrängt, sich zu verloben, wählte sie unter mehren Bewerbern zuletzt den jungen und schönen Lord Darnley, und trotz der laut ausgesprochenen Unzufriedenheit der Schotten darüber und trotz der Abmahnungen der Königin Elisabeth, die in dieser Heirath eine doppelte Gefahr erblickte, da Darnley ein Katholik war und durch seine Abstammung von dem englischen Königshaus die Ansprüche M.'s auf den englischen Thron noch erhöhen konnte, kam die Verbindung am 29. Juli 1565 zu Stande. Aber bald fühlte sich M. bitter getäuscht. Nur Darnley's Aeußeres hatte ihre Wahl bestimmt; als er ihr Gemahl war, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt. Gemein in seinen Vergnügungen wie in seinen Sitten, beschränkt und hochmüthig, zeigte er sich zugleich herrschsüchtig und undankbar gegen seine Gattin. Bald trat ein Mißverhältniß zwischen den Gatten ein, und die Ermordung ihres Geheimschreibers, des Italieners Rizzio, durch Darnley (9. März 1566) verwandelte M.'s Abneigung gegen den Gemahl in bittern Haß. W
nige Monate darauf (19. Juni) wurde sie v
einem Sohne entbunden, der unter dem Nam
Jakob VI. ihr Nachfolger wurde. Inzwisch
war an Rizzio's Stelle in M.'s Gunst der Gr
von Bothwell getreten, einer der mächtigste
aber auch der lasterhaftesten Edelleute des Kön
reichs, der in dem Maße, wie M. ihren Gema
vernachlässigte, von ihr mit Würden u. Güte
überhäuft wurde. Darnley erkrankte Anfan
1567 zu Glasgow so plötzlich, daß man eine V
giftung muthmaßte; aber er erholte sich lan
sam, und M. pflegte ihn in dem kleinen Lan
haus bei Edinburg, wohin sie ihn selbst a
holte, 8 Tage und Nächte mit so viel Sorgfa
daß aller Verdacht schweigen mußte. Aber
9. Februar sagte sie ihm, sie wünsche die Na
im Palast zuzubringen, um der Hochzeit ein
ihrer Hoffräulein beizuwohnen, und in die
nämlichen Nacht ward das Landhaus in die L
gesprengt und Darnley's Leichnam nicht w
davon auf dem Felde gefunden. Als den Urh
der der blutigen That nannte man Bothwell,
der Vater Darnley's klagte ihn förmlich a
dennoch ließ M. ihn im Besitz seiner Würde
ließ sich sogar von ihm willig gefangen nehme
auf sein Schloß entführen und beschloß, ihn
heirathen, zu welchem Zweck er erst von ein
Gemahlin geschieden werden mußte, die er 6 M
nate vorher geheirathet hatte. Die Gründe d
Scheidung waren erbärmlich, u. der ganze Pr
ceß dauerte 4 Tage; am 15. Mai 1567 wur
die Vermählung vollzogen. Aber auch diesm
folgte bald genug die Strafe. Während M. v
Bothwell tyrannisirt wurde, stieg der Unwil
gegen sie und ihr Verfahren immer höher. D
angesehensten Männer verbanden sich, die Mö
der des Königs zur Strafe zu ziehen, u. M. s
in dieser Noth keine andere Rettung, als ihr
Gemahl preis zu geben und sich in die Arme d
Verbündeten zu werfen. Bothwell entfloh na
Dänemark, wo er nach 10jähriger Gefangenscha
im Kerker starb. M. selbst, im Triumph na
Edinburg geführt, mußte die Schmähreden u
Spöttereien des Pöbels auf öffentlicher Stra
anhören und sich endlich in das Schloß Lochlev
einsperren lassen, wo sie mit rücksichtslos
Strenge behandelt wurde. Durch Drohung
zwang man sie, drei Urkunden zu unterschreibe
worin sie der Regierung entsagte, den Graf
Murray, ihren natürlichen Bruder, zum Regen
ten ernannte und bis zu dessen Ankunft eine
Regierungsausschuß einsetzte. Somit war
förmlich entthront, und ihr einjähriger Soh
ward als Jakob VI. zum König gekrönt. Zwe
entkam sie am 2. Mai 1568 aus dem Verhaft
rief ihre Freunde zu ihrem Beistand auf un
sammelte einen Theil des Adels um sich; ab
Murray schlug und zerstreute ihr Heer, und b
der Unmöglichkeit, nach Frankreich zu entkom
men, warf sich die Königin England in die Arm
Von Carlisle aus, wohin sie auf einem Fische
kahn geflohen war (16. Mai 1568), schrieb sie a
Elisabeth einen rührenden Brief. Aber d
protestantischen Räthe der Königin von Englan
sahen in M. nicht die unglückliche Königin, s
dern nur die katholische Fürstin, die ihre An

sprüche auf den englischen Thron nicht hatte aufgeben wollen. Elisabeth ließ daher M. sogleich gefangen nehmen und schlug ihr eine persönliche Zusammenkunft so lange ab, bis sie sich von dem Verdacht des Mordes ihres Gemahls gereinigt haben würde. Zum Behuf dieser Untersuchung wurde eine Kommission von englischen Lords niedergesetzt, mit der sich von M. ernannte Bevollmächtigte verbanden u. vor welcher Murray in eigener Person die Königin der Mitwissenschaft und Theilnahme an Darnley's Mord anklagte. Da diese Kommission, durch Intriguen daran verhindert, zu keinem Resultat kam, so wurde sie aufgelöst, aber M. blieb in Haft und wurde von einem festen Schloß zum andern geführt, um den wiederholten Versuchen zu ihrer Befreiung vorzubeugen. Einer ihrer eifrigsten Anhänger, der Herzog von Norfolk, wurde nach einem solchen Versuche hingerichtet. Im englischen Unterhaus war der Haß gegen M. so groß, daß es bei Elisabeth darauf antrug, ein peinliches Verfahren gegen sie einzuleiten, was diese aber jetzt noch entschieden ablehnte. Nachdem M. schon 13 Jahre in England in Gefangenschaft zugebracht hatte, schrieb sie am 8. November 1582 einen Brief voll bitterer und heftiger Klagen an Elisabeth. M. erbot sich, ihrem Sohn die Regierung zu überlassen u. selbst unter einer Art von Aufsicht in England zu leben, sie bat nur um Milderung ihres gegenwärtigen harten Gefängnisses. Aber die Furcht, daß die in Freiheit gesetzte oder minder streng bewachte M. solche Vorsätze schnell vergessen, Ränke anspinnen und neue Feuerbrände in das Land schleudern könnte, machte, daß Elisabeth für die Stimme des Mitleids taub blieb. König Jakob von Schottland selbst war ihre Befreiung nicht genehm, u. er setzte ihr große Hindernisse entgegen. Zugleich wurde Elisabeths Leben durch Verschwörungen fanatischer Katholiken bedroht, deren mehre entdeckt und bestraft wurden und die mit M.'s Befreiung im engsten Zusammenhang standen. Der Verdacht, daß die Gefangene sie betrieben habe, oder damit einverstanden sey, war so dringend, namentlich bei der Verschwörung, an deren Spitze ein junger Edelmann, Babington, stand, daß man sich im Staatsrathe der Königin Elisabeth dafür entschied, M. zu einer gerichtlichen Untersuchung zu ziehen. Man brachte sie daher nach dem Schlosse Fotheringhay in der Grafschaft Northampton, und es wurde eine Kommission von 40 der angesehensten Peers und 5 Oberrichtern ernannt, um sie zu verhören und Recht über sie zu sprechen. Anfangs erklärte M., daß sie als eine unabhängige Fürstin sich einem Verhöre von Unterthanen nicht unterwerfen könne; aber auf die Vorstellung, daß sie ihrem Ruf auf diese Weise am meisten schade, ergab sie sich und stand den Richtern Rede. Ihre Verbindung mit fremden Mächten, die man ihr gleichfalls als Verbrechen anrechnete, leugnete sie nicht, wohl aber jede Mitwissenschaft und Theilnahme an der babingtonschen Verschwörung. Dennoch sprachen die Richter gegen M. das Todesurtheil aus, und das Parlament billigte den Ausspruch und bat die Königin Elisabeth um dessen öffentliche Bekanntmachung. Umsonst verwendeten sich die katholischen Höfe für M., um die Vollstreckung des Urtheils zu hindern. Ein neuer Mordplan gegen Elisabeths Leben, bei welchem sogar die französische Gesandtschaft nicht unbetheiligt gewesen seyn sollte, beschleunigte den Tod M.'s. Elisabeth wollte gern das Aufsehen einer öffentlichen Hinrichtung vermeiden und ließ dem Hüter der Gefangenen, Sir Amias Paulet, einen Wink ertheilen, der Vollstreckung des Urtheils durch Gift zuvorzukommen. Aber Paulet wies einen solchen Antrag mit Abscheu von sich. Endlich befahl Elisabeth dem Staatssekretär Davison, auf alle Fälle einen Befehl zur Vollstreckung des Urtheils aufzusetzen, damit es bereit sey, wenn sich eine Gefahr zeige. Nachdem die Königin die Schrift unterzeichnet, ward Davison damit zum Kanzler geschickt, um das Siegel darunter drücken zu lassen. Am andern Tag ließ sie ihm sagen, er möge mit der Ausführung ihrer Befehle noch warten. Bestürzt erwiderte er, das Siegel sey schon darunter, u. ward von der Königin wegen seiner Eilfertigkeit getadelt. Davison fragte die Staatsräthe, was er zu thun habe, und diese riethen ihm, den Befehl den Vollstreckern, den Grafen von Shrewsbury, Kent, Derby und Cumberland, zukommen zu lassen, wofür sie den ganzen Zorn der Monarchin auf sich zu nehmen versprachen. Davison folgte dem schlimmen Rath, und die Grafen von Shrewsbury u. Kent eilten mit dem Todesurtheil nach Fotheringhay, wo sie am 7. Februar 1587 der unglücklichen Gefangenen ankündigten, sich auf den nächsten Morgen um 8 Uhr zum Tode gefaßt zu machen. Sie hörte das schreckliche Wort mehr mit Erstaunen, als mit Entsetzen oder Unruhe an, aß heiter zu Abend und ließ dann ihre sämmtliche Dienerschaft hereintreten. Sie gab ihnen Empfehlungsschreiben an ihre Verwandten in Frankreich, theilte den kleinen Ueberrest ihrer Güter unter sie aus und nahm den zärtlichsten Abschied von ihnen. Dann schlief sie einige Stunden und brachte den Rest der Nacht im Gebet zu. Der Beistand eines katholischen Geistlichen, um den sie gebeten hatte, war ihr versagt worden; dafür wollte man ihr einen protestantischen Geistlichen aufdringen. Am Morgen des 8. Februar genoß sie eine Hostie, vom Papst Pius V. geweiht, die sie längst für den entscheidenden Augenblick aufgespart hatte. Dann legte sie eine reiche Kleidung an, um recht als Königin zu sterben, folgte dem Sherif der Grafschaft und legte ihr Haupt selbst auf den Block. Mit dem zweiten Hiebe war es vom Körper getrennt. Als man Elisabeth die Nachricht von M.'s Tode brachte, zeigte sie eine große Bestürzung, verwünschte den unseligen Diensteifer ihrer Räthe u. strafte Davison mit einer Geldbuße von 10,000 Pfd. Sterling, die ihn an den Bettelstab brachte. M. Stuart hat durch ihr tragisches Geschick von jeher das Interesse der Dichter erregt. Eine der schönsten Dichtungen über diesen Stoff ist das Drama Schillers, „Maria Stuart", das aber auf historische Treue keinen Anspruch machen kann. Vgl. Whitaker, M. queen of Scotland vinticated, 3 Bde., London 1787, u. Chalmers, Life of M., queen of Scots, deutsch, 2 Bde.,

Digitized by Google

Leipzig 1826, die beide die Königin zu vertheidigen suchen; Miß Benyer, Memoirs of the life of M., queen of Scots, 2 Bde., London 1823, aus Handschriften des brittischen Museums entnommen; Mignet, Histoire de M., 2 Bde., Paris 1850. Eine Sammlung von Briefen M.'s an Bothwell erschien zu London 1859.

13) Königinnen von Spanien: a) M. Luise, die Gemahlin König Karls IV. von Spanien, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, geb. den 9. Dec. 1751, wurde 1765 mit dem Infanten Don Carlos wider dessen Willen vermählt. Eine kluge, höchst gewandte u. ihrem Gemahl geistig weit überlegene Frau, wußte sie es bald dahin zu bringen, daß ihr der König, allein seiner Jagdlust lebend, die Regierungsgeschäfte überließ. Ein Verständniß, in welchem sie noch als Prinzessin von Asturien mit dem älteren Godoy stand, trennte König Karl III. dadurch, daß er Godoy aus Madrid verwies. Dagegen trat nun die Prinzessin mit des Verwiesenen Bruder, dem nachherigen sogenannten Friedensfürsten, in ein Verhältniß, das sie ihrem Schwiegervater geschickt zu verbergen wußte. Nachdem Karl IV. seinem Vater auf dem Thron gefolgt war, regierte Godoy mit der Königin ganz unumschränkt, und so sehr hatte der Günstling sie umgarnt, daß sie ihm sogar ihren ältesten Sohn, den Kronprinzen Ferdinand, opferte. Aus diesen Hofränken entspann sich der Prozeß vom Escurial vom 29. Okt. 1807. Als in Folge der Revolution von Aranjuez Ferdinand VII. den Thron seines Vaters einnahm, warf sie sich Napoleon in die Arme, von dem sie sogar die Hinrichtung ihres Sohnes, aber vergeblich, verlangte. Sie wurde nach Compiègne gebracht, lebte dann in Marseille und in Nizza und ging endlich nach Rom, wo sie den 2. Jan. 1819 †.

b) M. Christine, Tochter des Königs Franz I. von beiden Sicilien und seiner zweiten Gemahlin Maria Isabella, der Tochter des Königs Karl IV. von Spanien, geboren am 27. April 1806 zu Neapel, wurde 1829 die vierte Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien. Mit großer Lebhaftigkeit des Geistes und mit einem entschiedenen Talent für die Malerei begabt, hing sie zugleich von früher Jugend den Vergnügungen der Jagd nach und verlieh durch diese Uebungen ihrem Körper eine dauerhafte Gesundheit, wodurch wiederum ihre unverwüstliche Heiterkeit nicht wenig unterstützt wurde. Ferdinand VII. war über die Reize seiner Gemahlin, die seine Erwartungen weit übertrafen, ganz entzückt. Desto erbitterter zeigten sich gegen sie die Gemahlin des Don Carlos, des Bruders des Königs, und deren ältere Schwester, die Prinzessin von Beira, die durch diese Heirath die Hoffnung auf die Thronfolge des Don Carlos abermals in Zweifel gezogen sahen. Diese Erbitterung steigerte sich noch, als König Ferdinand VII., um auf jeden Fall seiner eigenen Nachkommenschaft die Thronfolge zu sichern, das salische Gesetz, welches Philipp V. am 12. Mai 1713 eingeführt hatte, aufhob und die alte kastilische Erbfolgeordnung, nach welcher die Töchter und Enkelinnen eines Königs dessen Brüdern und andern männlichen Seitenverwandten vorgingen, wieder herstellte. Als nun am 10. Okt. 1830 die Königin wirklich eine Tochter gebar, knüpfte sich an den Bestand der angeordneten weiblichen Thronfolge der im Stillen fortdauernde Kampf der liberalen und der apostolischen Partei, indem jene auf die bevorstehende Regentschaft der lebenslustigen Königin nicht minder, als diese auf die Regierung des Don Carlos ihre Hoffnungen bante. Vorläufig trat damals in der Handlungsweise des Kabinets einiger Einfluß der von der Königin begünstigten liberalen Ansichten hervor; aber durch den Ausbruch der Julirevolution in Frankreich wurde derselbe rückgängig gemacht. Indeß gelang es der Partei des Don Carlos, zu welcher auch der Minister Calomarde gehörte, den anscheinend hoffnungslos kranken König zur Unterschrift einer zweiten pragmatischen Verordnung zu vermögen, in welcher er die am 29. März 1830 zur Aufhebung des salischen Gesetzes erlassene pragmatische Sanktion widerrief. Der König kam jedoch wieder zu sich, entließ im Zorne die bisherigen Minister (1. Okt.) und übertrug durch ein Dekret vom 4. Okt. für die Dauer seiner Krankheit die Regierung seiner Gemahlin. Diese erließ schon am 15. Okt. eine fast anstandslose Amnestie, öffnete die seit mehren Jahren geschlossenen Universitäten u. beschränkte die an deren Stelle von Geistlichen errichteten und geleiteten Anstalten. Aber der neue Minister, Zea Bermudez, der im December ankam, war kein Freund der Liberalen. Zwar hob der König durch ein Dekret vom 31. Dec. 1832 die letzte ihm abgedrungene Verordnung, durch welche die zu Gunsten seiner Tochter erlassene pragmatische Sanktion widerrufen worden war, wieder auf; aber am 4. Jan. 1833 nahm er die Regierung aus den Händen seiner Gemahlin zurück, und seitdem war nicht mehr von Begünstigung der Liberalen die Rede. Am 29. Sept. 1833 starb Ferdinand VII. wirklich, und seine 3jährige Tochter Isabella wurde in Madrid als Königin ausgerufen. Nach dem Testamente des Königs von 1830 sollte während ihrer Minderjährigkeit M. Christine Regentin seyn und ein aus verschiedenen Männern zusammengesetzter Regentschaftsrath ihr zur Seite stehen. Die nächsten Monate nach dem Tode des Königs lebte M. Christine in Zurückgezogenheit u. bekümmerte sich wenig um die Regierungsgeschäfte. Bald darauf lernte sie Don Fernando Muñoz aus Tarancon in Cuenca kennen, der damals in der königlichen Leibgarde diente und mit dem sie bald den vertrautesten Umgang anknüpfte. Die Regentin hatte gleich nach dem Tode des Königs ein Manifest erlassen, welches Abhülfe der Uebel versprach, an welchen das Land leide. Aber schon im Okt. 1833 brach in Aragonien und in den baskischen Provinzen ein Aufstand zu Gunsten des Don Carlos aus. In der erstern Provinz wurde er bald gestillt, aber in der letztern gewann er Zeit, sich förmlich zu organisiren. Eine noch größere Gefahr kam für die Königin von einer andern Seite. Schon im Dec. 1834 wurde von dem Generalkapitän von Katalonien eine Vorstellung nach Madrid geschickt, in welcher für ganz Spanien oder wenigstens für Katalonien eine repräsentative Verfassung verlangt und als Bedingung für die Dauer der weiblichen Erbfolge bezeichnet wurde. Die Regentin gab nach, entließ ihr damaliges Ministerium und wählte ein

Digitized by Google

neues. Im Mai 1836 entstanden blutige Volksaufstände, die zuerst in Malaga ausbrachen und sich mit reißender Schnelligkeit über Cadix, Sevilla, Xeres, Cordova und Saragossa verbreiteten. Als am 3. Aug. auch ein Theil der Nationalgarde von Madrid die Konstitution von 1812 ausrief, erließ die Regentin am 5. zu Ildefonso zwei Dekrete, durch welche die Nationalgarde von Madrid aufgelöst und die Hauptstadt selbst in Belagerungszustand erklärt wurde. Die Verschwörung, die in der Nacht vom 13. Aug. 1836 in La Granja ausbrach, zwang jedoch die Regentin, bis zum Zusammentritte der Cortes die Konstitution von 1812 anzunehmen. In Folge dessen kam die Konstitution vom 27. April 1837 zu Stande, welche am 18. Juni von der Königin beschworen wurde. Obwohl M. Christine keine festen Regierungsmaximen verfolgte, sondern, je nachdem ihr die Zeitumstände dies zu erfordern schienen, sich der liberalen oder absolutmonarchischen Richtung zuwandte, auch den Verfügungen ihrer Minister Intriguen und andere Schwierigkeiten entgegensetzte, wenn ihr dieselben nicht genehm waren, so erhielt sie sich doch im Vertrauen des Volkes, bis sie das ihr vorgelegte Gesetz wegen der Ayuntamientos (s. d.) unterzeichnete. Nun trat Espartero (s. d.) an die Spitze der Regierung, dem die Königin-Wittwe am 10. Okt. 1840 die Erklärung gab, daß sie als Regentin abdanke. Sie begab sich mit einem sehr bedeutenden Vermögen nach Frankreich und wurde von dem königlichen Hofaufs Freundlichste empfangen. Nachdem Espartero gestürzt war, kehrte sie 1843 wieder nach Madrid zurück und ließ sich am 13. Okt. 1844 mit Muñoz, der zum Herzog von Rianzares ernannt worden war, trauen, nachdem sie schon seit 1834 mit ihm in morganatischer Ehe vermählt gewesen und mehre Kinder von ihm geboren hatte. Sie war es hauptsächlich, die zum Gelingen der Doppelheirath beitrug, wonach die Königin Isabella ihrem Vetter Franz, dem ältesten Sohne des Infanten Franz de Paula, und die Infantin Marie Luise dem Herzoge von Montpensier ihre Hand gaben. Auch die spanischen Vorgänge seit 1852, die Verbannung von Narvaez ꝛc., erfolgten unter ihrer Einwirkung. Durch diese ihre fortgesetzte Einmischung in die spanischen Angelegenheiten zog sie sich den Haß eines großen Theils des Volkes zu, so daß sie gerathen fand, sich im Sommer 1853 nach Frankreich zu begeben, wo sie Malmaison bewohnte. Vergl. Spanien.

14) M., Herzogin von Burgund, einzige Tochter Karls des Kühnen von Burgund und Isabellens von Bourbon, den 13. Febr. 1457 zu Brüssel geboren, war erst 20 Jahre alt, als sie durch den Tod ihres Vaters die Erbin seiner großen Besitzungen wurde. Als Ludwig XI. von Frankreich darauf nicht nur das Herzogthum Burgund als ein frei gewordenes Lehn der Krone Frankreich einzog, sondern sich auch der an der Somme gelegenen Städte bemächtigte, die er dem verstorbenen Herzog hatte abtreten müssen, berief M. die Stände der Niederlande und suchte ihre Hülfe durch Bewilligung der größten Privilegien zu erkaufen. Zugleich schickte sie aber an den König von Frankreich ihren Kanzler Hugonet und Herrn von Imbercourt, als Bevollmächtigte, die jedoch unverrichteter Sache zurückkehrten, indeß sich bewegen ließen, in die Uebergabe von Arras, welches der König damals belagerte, zu willigen. In Gent fanden sie die Prinzessin in der Gefangenschaft des empörten Volkes und der eben versammelten Stände von Flandern, die ihr die Weisung gaben, nichts ohne ihre Zustimmung zu unternehmen, während sie selbst aus ihrer Mitte an Ludwig Abgeordnete sandten. Arglistig erklärte dieser, daß er mit ihnen nicht unterhandeln könne, da die Leitung der Angelegenheiten von den Räthen der Herzogin ausgehe. Entrüstet kamen die Abgeordneten nach Gent zurück, dessen Bevölkerung vorher von Ludwig im Geheimen bearbeitet worden war, u. regten diese durch ihren Bericht zu so fürchterlicher Wuth auf, daß jene beiden Räthe verhaftet, grausam gefoltert u. zum Tode verurtheilt wurden. Vergeblich eilte M., in Trauer gekleidet, auf das Rathhaus und von hier mit aufgelösten Haaren auf den Marktplatz, um ihre Diener zu retten; während beim Anblick ihrer Thränen sich das Mitleid bei einem Theil der Bevölkerung zu regen begann, fielen die Häupter der Räthe unter den Schwertern der Henker. In ihrer schrecklichen Lage entschloß sie sich, einen Gatten zu wählen, der sie gegen innere u. äußere Feinde vertheidigen könne, u. ihre Wahl fiel auf den damals 19 Jahre alten schönen Erzherzog Maximilian, Sohn des Kaisers Friedrich III., mit dem sie sich 1477 vermählte. Diese Verbindung war glücklich, aber nur von kurzer Dauer. Von einem Sturz mit dem Pferde trug sie eine Verletzung davon, die sie aus Scham selbst vor ihrem Gemahl verheimlichte und die 1482 ihren Tod herbeiführte. M. war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, von fürstem Charakter und großer Herzensgüte, eine Freundin und Beschützerin der schönen Künste. Sie hinterließ 2 Kinder, Philipp, den Vater Karls V., und Margarethe, Herzogin von Savoyen. Vergl. Gaillard, Histoire de M. de Bourgogne, 1757.

15) M. Christine Karoline Adelaide Françoise Leopoldine, Herzogin von Würtemberg, geboren 1813 zu Palermo, die Tochter des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, zeigte ein sehr bedeutendes Talent für die Kunst, führte, nach manchen mißlungenen Versuchen in der Malerei wie in der Plastik, einen Entwurf zu einer Statue der Johanna d'Arc für das historische Museum von Versailles aus, der durch Kupferstiche vervielfältigt in ganz Europa bekannt wurde, und brachte trotz aller technischen Schwierigkeiten in der Ausführung ein Werk zu Stande, welches den ersten Platz unter den neueren Bildwerken zu Versailles einnimmt. Später führte die Prinzessin noch zwei Statuen von derselben Größe aus: eine Peri, welche die Thränen eines reuigen Sünders Gott zu Füßen legt, und den am Eingange des Himmels wachenden Engel. Die von ihr gearbeiteten Büsten der Königin der Belgier und ihres Sohnes sind vollkommen in Aehnlichkeit wie in Ausführung. Auch führte sie eine Gruppe des Ahasverus und der Rahel, d. h. der Menschheit, die sich, gestützt auf die Liebe, dem Ende

Digitized by Google

ihrer Pilgerschaft nähert, im Kleinen aus, sowie zwei vortreffliche Reitergruppen u. a. Am 17. Okt. 1837 vermählte sie sich mit dem Herzog Friedrich Wilhelm Alexander von Würtemberg u. reiste mit ihm nach Deutschland. Der Schrecken bei dem Brande ihres Palastes in Gotha, der durch ihre Unvorsichtigkeit entstanden war, und der Umstand, daß sie im leichten Nachtgewand über den feuchten Hof hatte flüchten müssen, hatte ihre Gesundheit angegriffen. Bald darauf kam in Folge einer schweren Niederkunft eine Unterleibsentzündung dazu, u. sie † zu Pisa am 1. Jan. 1839.

Mariae domus, s. v. a. Mergentheim.

Mariä Empfängnißorden, s. Conception, l'Ordre de la.

Mariage (franz.), Heirath. M. de conscience, s. v. a. Gewissensehe.

Mariahilf, Berg und Wallfahrtsort bei Passau (s. d.).

Mariakirch, Stadt im französischen Departement Oberrhein, Bezirk Kolmar, hat 2 Kirchen, ein Schloß, Fabriken in Baumwollenzeuchen, Stamoisin, Strümpfen, Tuch, Kattun, Leinwand und 9000 Einwohner, worunter Mennoniten. Dabei Bergbau auf Blei und Silber.

Mariakulm, Marktflecken im österreich.-böhmischen Kreis Eger, mit schöner Kirche, Kapelle und einem stark besuchten Marienbild, hat über 600 Einw.

Maria-Luisenorden, gestiftet 1792 von Marie Luise Therese, Prinzessin von Parma, als eine Dekoration für Damen vom hohen Adel, durch Joseph Bonaparte 1808, gleich den übrigen Orden, aufgehoben, aber darauf 1816 von Maria Isabella Francisca, Prinzessin von Portugal, wieder erneuert.

Mariamne, Enkelin des Hyrcanus, Gemahlin Herodes des Großen, s. **Herodes**.

Mariana (Marianna), Stadt in der brasilianischen Provinz Minas-Geraes, östlich bei Villa Rica, Bischofssitz, mit Kathedrale und 7000 Einw.

Mariana, Juan, einer der ersten spanischen Geschichtschreiber, 1536 zu Talavera geboren, studirte zu Alcala und trat in den Jesuitenorden. Nachdem er 1560 Italien, Sicilien und Frankreich bereist, lehrte er Theologie in Rom, Sicilien und Paris. Seine durch Nachtwachen und andere Anstrengungen angegriffene Gesundheit nöthigte ihn jedoch, den Lehrfache zu entsagen, worauf er sich 1574 in das Jesuitenkollegium zu Toledo zurückzog. Seine unerschütterliche Rechtlichkeit, die er in dem berüchtigten Prozesse des von den Jesuiten verfolgten Herausgebers der Polyglottenbibel, Arias Montano, zeigte, sowie die Freimüthigkeit, mit welcher er die Gebrechen des Ordens aufzudecken wagte, zogen ihm Zurücksetzungen aller Art und sogar einjährige Einsperrung zu. Er † zu Madrid den 17. Febr. 1623. Sein Hauptwerk ist die „Historia de rebus Hispaniae" (die ersten 20 Bücher Toledo 1592, dann mit 10 Büchern vermehrt am vollständigsten Mainz 1605) in eleganter lateinischer Sprache und unbefangener Darstellung. Er selbst übersetzte es ins Spanische (Toledo 1601, 2 Bde., Valencia 1785—96, 9 Bde., Madrid 1819, 8 Bde., mit der Fortsetzung, Barcel. 1839, 10 Bde.). Seine berühmte Abhandlung „De rege et regis institutione" (Tol. 1598) wurde 11 Jahre nach ihrem Erscheinen wegen der darin aufgestellten Behauptung, daß man sich eines Tyrannen entledigen dürfe, vom Parlamente zu Paris als aufrührerisch zum Feuer verurtheilt. Den Jesuitenorden betrifft das in seinen Papieren aufgefundene Werk „De las enfermedades de la Compañia y de sus remedios" (Brüssel 1625). Ferner schrieb er: „De ponderibus et mensuris" (Tol. 1599) und „Scholia in Vetus et Novum Testamentum" (Madr. 1619). Vergl. **Ranke**, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, Berl. 1824.

Marianen (Lazarusinseln, Labronen oder Diebsinseln), Inselgruppe zwischen 13° 10′ und 20° 10′ nördl. Breite und 161° und 164° östlicher Länge, die nördlichste Australiens, nordöstlich von den Philippinen und nördlich von den Karolinen, reiht sich in schnurgerader Richtung von Süden nach Norden und umfaßt einen Flächenraum von 57 □Meilen. Die Inseln sind größtentheils vulkanischen Ursprungs; einige entstanden aus Korallenriffen, andere bestehen aus Kalkstein. Es gibt noch einige thätige Vulkane daselbst. Bäche u. kleine Süßwasserteiche findet man nur auf Guaham, Quellen aber auf allen Inseln. Das Klima ist durch die Seewinde gemäßigt. Von Mitte Oktober bis Mitte Juni weht der nördliche Passat, dann ist das Wetter stets heiter; während der übrigen Jahreszeit herrscht der westliche Mousson und bringt sehr veränderliches Wetter, Stürme und Orkane. Der Boden ist auf den meisten Inseln fruchtbar, die Vegetation reich. Viele eingeführte Pflanzen haben die Flora wuchernd vermehrt, wie z. B. die stachelichte Limonia trifoliata und die Indigofera trifoliata, welche Niemand zu benutzen weiß. Die Brotfrucht, die Kokospalme, der Pfisang sind im Ueberfluß vorhanden, auch die Mangifera indica ist angepflanzt. Man findet auch verschiedene Pflanzenarten, welche dem Kontinent von Asien u. den Inseln des großen Oceans gemeinsam sind, z. B. die Barlingtonia speciosa, die Casuarina equisetifolia, vermißt dagegen die Pflanzenformen Australiens, die Potaceen, Epacrideen, Myrtoideen und Akacien mit einfachen Blättern. Die Waldungen bestehen meist aus Gujavabäumen und gewähren nicht den großartigen und üppigen Anblick, der die Vegetation unter dem Aequator auszeichnet. Die Europäer haben Hülsenfrüchte, Bataten, Tabak, Futterkräuter, Ananas, Granatäpfel, Trauben, Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo eingeführt. Reißende und giftige Thiere gibt es nicht. Ursprünglich gab es nur Ratten, Vampyre, Hühner, Enten, Amseln, Papageien, Strandläufer, Regenpfeifer, Wasserhühner, Leguane und kleine grüne Eidechsen, Schildkröten, Skorpione, Tausendfüße, große schwarze Ameisen, Muskiten und Stechfliegen. Die Spanier führten ein: Rindvieh, Pferde, Esel, Hirsche, Schweine, Ziegen, Schafe, Katzen und das Guanaco. Das Meer ist reich an Fischen; auch findet man Perlenmuscheln. Von den Mineralien der Inseln ist fast gar nichts bekannt. Die jetzigen Einwohner der M., von denen nur einige bewohnt sind, gegen die frühere Bevölkerung eine geringe Zahl (etwa 5500 See-

Digitized by Google

len), bestehen aus Spaniern, aus Tagalen von Manila, aus Indianern von Peru, aus Mischlingen von beiden letztern und den geringen Resten der Ureinwohner. Letztere gehören zum malayischen Stamme und standen bei der Entdeckung der Inseln nicht mehr auf der untersten Stufe der Kultur; sie wohnten in festen Gebäuden, waren in der Schifffahrt wohl erfahren und hatten eine Art Münze aus geglätteten Scheiben von Schildpatt. Sie waren groß und stark, ihre Haut dunkelbraun, das Haar lang, die Gesichtszüge ausdrucksvoll; sie hatten gute Verstandeskräfte und schnelle Fassungskraft; die Männer gingen ganz nackt und tätowirten sich nicht, die Frauen trugen einen Schurz um die Hüfte, schwärzten ihre Zähne und bleichten ihre Haare. Letztere genossen viele Vorrechte u. die Familienbande waren sehr innig. Große Neigung zu Ausschweifungen, Unbeständigkeit u. Leichtsinn verdunkelten aber die guten Eigenschaften ihres Charakters. Sie theilten sich in verschiedene Stämme, deren jeder sein eigenes Oberhaupt hatte und die verschiedenen Arbeiten, wie Häuser- und Feldbau, Ernte ꝛc. gemeinschaftlich versah, was man Hodjeng songsong (Anzug des Stammes) nannte. Es gab verschiedene Stände: Matuas (Adelige), Atchaots (Halbadelige) u. Mangatchangs (gemeines Volk). Ihre Wohnungen bauten sie aus Palmenstämmen. Das Hausgeräthe war sehr einfach, aber nett gearbeitet. Kokosnüsse, Brodfrüchte, Fische und Vögel waren ihre Nahrung; sie erreichten bei einfacher Lebensart ein hohes Alter. Ihre Sprache, Tschamori genannt, die jetzt fast ganz ausgestorben ist, war sanft und leicht auszusprechen. In ihren Liedern bewahrten sie die geschichtlichen Traditionen der Vorzeit auf. Sie kannten bei der Ankunft der Spanier keine Gottheit und hatten nicht die geringste Idee von einer Religion, wohl aber standen Zauberer, Makahua's, in großem Ansehen. Auch glaubten sie an die Unsterblichkeit der Seele und nahmen sogar ein Paradies und eine Hölle an. In diese kamen nach ihrer Meinung Alle, die eines gewaltsamen Todes starben, in jenes die eines natürlichen Todes Gestorbenen. Die Künste, welche die ursprünglichen Einwohner besaßen, sind mit ihnen ausgestorben. Die heutigen Bewohner wohnen und kleiden sich wie die Tagalen auf Manila, bauen den Reis als Brodfrucht, bereiten und trinken den Saft der Kokosnuß, kauen Betel, rauchen Tabak und sind träge und arbeitsscheu, sonst aber sanft, gutherzig und menschenfreundlich. Jede Familie hat ihr Eigenthum, welches in Aecker und Obstgärten eingetheilt ist. Man unterhält Rindvieh-, Schaf-, Ziegen- und Schweinezucht. Die Männer tragen meist Beinkleider und Hemden und die Weiber eine Art von Rock und ein sehr durchsichtiges Hemd. Tanz u. Musik lieben sie leidenschaftlich, ebenso Hahnenkämpfe, bei denen stark gewettet wird. Alle Bewohner sind katholische Christen, welche unter dem Bischof von Zebu stehen. Die Spanier haben verschiedene Gewerbe eingeführt: es gibt Tischler, Zimmerleute, Schneider, Radmacher, Kalk- und Ziegelbrenner und Töpfer; Weben, Stricken und Mattenflechten ist das Geschäft der Weiber. Die Inseln bilden ein eignes Gouvernement, welches vom spanischen Vicekönig in Manila abhängt. Die Verwaltung ist ganz auf spanischen Fuß eingerichtet. Die südlichste und größte der 16—20 Inseln ist Guam oder Guaham (St. Juan), 20 Meilen im Umfang, mit der Hauptstadt San-Ignacio de Agaña, hat 4000 Einwohner und ist der Sitz des spanischen Gouverneurs. Außerdem sind erwähnenswerth Sarpana oder Rotta, Agutjan, gebirgig und fruchtbar; Tinian (Buenavista), mit alten Ruinen; Saypan oder St. Joseph, mit 18 Meilen Umfang; Birds; Anatjan, hoch und gebirgig; Sarigan; Guguan (Alamaguan, Pargan), mit einem Vulkan; Xavier, Assumption oder Songsong, ein einziger hoher, schwarzer Pik, der einen noch thätigen Vulkan enthält, u. Urak, die nördlichste der Inseln.

Die M. wurden am 6. März 1521 von Magellan entdeckt und Ladronen oder Diebsinseln genannt, weil die Einwohner ein ungemeines Talent bewiesen, Alles zu entwenden, dessen sie habhaft werden konnten. Am 6. Januar 1528 nahm Saavedra im Namen des Königs von Spanien davon Besitz. Seitdem wurden sie von Seefahrern verschiedener europäischer Völker häufig besucht. Der spanische Priester Sanvitores faßte zuerst den Plan, das Christenthum auf diesen Inseln einzuführen, welche er, zu Ehren der Gemahlin des Königs Philipp IV., M. nannte. Er fuhr 1668 mit 5 Genossen hin und bekehrte in kurzer Zeit viele Eingeborne, ward aber 1672 ermordet. Im Jahr 1678 legte die spanische Regierung auf die Insel Guam (Guaham) eine Besatzung u. gründete daselbst die Stadt San-Ignacio de Agaña. Als die Spanier Guam betraten, hatte diese mit den nächsten Inseln eine Volksmenge von 40,000 und der ganze Archipel von mehr als 100,000 Menschen, die bereits auf einer gewissen Stufe der Kultur standen, wie die noch vorhandenen mächtigen Ruinen von Gebäuden bezeugen. Allein noch vor Ende des 17. Jahrhunderts war durch die Spanier, welche ihr Bekehrungsgeschäft mit Kanonen und Soldaten unterstützten, die Bevölkerung der Eingebornen vernichtet, die in ihrem Freiheitssinne kein fremdes Joch ertragen wollten, und da sie unvermögend waren, es abzuschütteln, lieber sich erhenkten oder auf andere Weise ums Leben brachten. Epidemien zu Anfang des 18. Jahrhunderts trugen das Ihrige bei, um die Bevölkerung gänzlich auszurotten.

Marianische Ritter, Ritter des deutschen Ordens.

Marianne, geheime politische Gesellschaft in Frankreich (s. d).

Marianus, Scotus, schottischer Geschichtschreiber, wahrscheinlich um 1028 geboren, ging 1056 nach Deutschland, wo er zuerst 3 Jahre in der Abtei des heiligen Martin zu Köln, dann längere Zeit in der Abtei Fulda lebte und 1069 nach Mainz ging. Hier † er 1086. Sein Hauptwerk ist eine allgemeine Chronologie unter dem Titel: „Mariani Scoti chronicon universale" (herausgegeben von Herold. Basel 1559).

Mariapol (Mariupol), Stadt im europ.-russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, nahe am asowschen Meer, mit Seidenbau, Saffianleder-

Digitized by Google

bereitung und 4000 Einw. In der Umgegend 17 Kolonien von Deutschen.

Maria Saal, Pfarrdorf im österreichisch-illyrischen Kreis Klagenfurt, im Glanthale, berühmter Wallfahrtsort mit alter Kirche, die 2 Glockenthürme hat, und 450 Einw. In der Nähe Trümmer einer Römerstadt, so wie der Fürstenstuhl, auf welchem ein plassenburger Bauer dem neuen Herzog von Kärnthen das Herzogthum übergab.

Maria Schnee, Wallfahrtsort in Slavonien, nahe bei Peterwardein, früher Moschee, seit 1693 dem katholischen Gottesdienst geweiht, mit einem Marienbild, welches im Schnee gefunden worden seyn soll.

Maria's Inseln, Inselgruppe im mexikanischen Staat Xalisco, an der Küste, aus 3 unbewohnten Inseln bestehend, vor dem Hafen von St. Blas.

Maria Taferl, s. Marbach 1).

Maria-Theresiaorden, österreichischer Militärorden für Verdienste im Krieg, wurde am 18. Juni 1757, dem Tage der Schlacht bei Kollin, gestiftet und hatte zuerst 2 Klassen, denen am 15. Oktober 1765 Joseph II. noch eine 3. hinzufügte. Das Ordenszeichen ist ein 8eckiges Kreuz, dessen vorderes rundes Mittelschild das österreichische Wappen darstellt mit der Umschrift „Fortitudini"; die Rückseite trägt die Buchstaben M. T. F. (Maria Theresia Franciscus), umgeben von einem Lorbeerkranz. Bei der Vertheilung dieses Ordens soll weder auf Rang, noch Religion, noch Abkunft, sondern einzig und allein auf wirkliches militärisches Verdienst gesehen werden; indessen ist es Observanz, daß ihn nur Offiziere erhalten. Die Ertheilung geschieht sehr sparsam, daher auch die hohe Achtung, in welcher dieser Orden steht. Ordensmeister ist der jedesmalige Chef des österreichischen Kaiserhauses, der ihn aus eigener Machtvollkommenheit ertheilt. Von den Inländern erhalten die 20 ältesten Großkreuze jährlich 1500 fl., von den Kommandeuren jeder 600 fl., von den Rittern die 100 ältesten 600 fl., die 100 zweitältesten jährlich 400 fl. Die Wittwen erhalten lebenslänglich die Hälfte. Das Ordensfest ist am 15. Oktober.

Mariazell, Marktflecken im österreichisch-steiermärkischen Kreis Bruck, der berühmteste Wallfahrtsort der Monarchie, an der Salza, ist der Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Hospital, ein Armenhaus, einen Sauerbrunnen, eine Molkenkuranstalt u. gegen 1000 Einwohner, die zum großen Theil von den zahlreich herbeiströmenden Pilgern (man rechnet jährlich 100,000), sowie vom Handel mit Heiligenbildern, Rosenkränzen und Reliquien leben. Die 1363 von König Ludwig I. von Ungarn wegen seiner Rettung aus der Serbliernlederlage an der Marizza gegründete, größtentheils aber erst in neuerer Zeit erbaute und nach dem Brande von 1827 wiederhergestellte Wallfahrtskirche enthält die Gnadenkapelle, die durch ein 400 Mark schweres silbernes Gitter geschlossen ist. Den Hochaltar ziert ein Kreuz von Ebenholz, mit Christus und Gott Vater aus Silber, 600 Mark schwer. Das Gnadenbild der Maria ist aus Lindenholz und 19 Zoll hoch. Auch sonst ist die Kirche im Besitz vieler Kostbarkeiten und eines großen Vermögens. 1/4 Meile von M. liegt das große kaiserliche Eisengußwerk, das 400 Arbeiter beschäftigt und drei Hochöfen, ein großes Hammerwerk, eine bedeutende Geschützgießerei und einen Modellsaal enthält. An dem 3950 F. hohen Seeberge hinan erstreckt sich das Eisenbergwerk Gollrath, welches 300,000 Centner Eisen liefert. In der Nähe liegt der berühmte Landsitz des Erzherzogs Johann, der Brandhof, mit einer Kapelle, einer schönen botanischen Anlage und einer Alpenwirthschaft. In der Nähe befindet sich das große Kugelgußwerk, das über 400 Arbeiter beschäftigt und alle übrigen der Monarchie an Bedeutung übertrifft. Außerdem sind hier Eisenbergwerke und Eisenhämmer und ein Holzaufzug, durch welchen mittelst eines Wasserstriebwerks Brennholz über einen 80 Klafter hohen Berg geführt wird. Hier im November 1805 Gefecht zwischen den Franzosen u. Oesterreichern.

Maria zu den Einsiedeln, s. Einsiedeln.

Marica, Nymphe, eine alte Nationalgottheit der Latiner, der ein Hain zwischen Minturnä und dem Meer geweiht war, aus welchem man nichts wieder herausschaffen durfte, was einmal hineingetragen war.

Marica (Sumpflilie), Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, charakterisirt durch die 6theilige Korolle, den kurzen Griffel, die 3spaltige Narbe, große blumenblattförmige, mit den Staubgefäßen abwechselnde Einschnitte, die 3fächerige und 3klappige Kapsel, ausdauernde Zwiebelgewächse in Brasilien, von denen Arten mehre als Zierpflanzen bekannt sind, besonders M. coelestis *Lehm.*, himmelblaue Sumpflilie, mit schwertförmigen, gefalteten, spitzen Blättern, kürzer als der vielblumige Schaft, schnell verblühenden, himmelblauen, im Grunde braunröthlich gefleckten Blumen; M. coerulea *Ker.*, blaue Sumpflilie, mit aufrechten, reitenden, 2reihigen, linien-schwertförmigen, hellen, meergrünen, über 3 Fußlangen, 1 Zoll breiten Blättern und prächtig himmelblauen, im Grunde gelblichen, dunbraun-roth gefleckten Blumen; M. longifolia *Lk.* et *Otto*, langblätterige Sumpflilie, 1—2 Fuß hoch, mit blattartig gefügeltem, in ein schwertförmiges Blatt auslaufendem Stengel, schwertförmigen, 1 Fuß langen Blättern und gelben, am Grunde purpurroth-querstreifigen Blumen; M. Northiana *Schreb.*, North's Sumpflilie, Ferraria elegans *Salisb.*, mit grasgrünen, schwertförmigen, reitenden, 2reihigen, 2Zoll langen u. breiten Blättern u. gelblich-weißen, gefleckten Blumen. Man pflanzt diese Zierpflanzen in sandige Heideerde mit starker Unterlage zerstoßener Ziegelsteine und gibt den blühbaren Pflanzen einen etwas weiten, aber nicht sehr tiefen Topf, stellt sie ins Warmhaus nahe unter's Fenster und hält die Erde mäßig feucht. Der Samen, welcher im Herbste reift, kann sogleich oder im März in einen Topf gesäet oder ins Warmbeet gestellt werden, wo er in 3 Wochen und später keimt. Die Vermehrung dauernde Zwiebelgewächse in Brasilien, von denkann auch durch Theilung der Pflanzen geschehen.

Marie, 1) St., Insel an der Ostseite von Madagaskar (s. d.), den Franzosen gehörig, nur durch einen schmalen Kanal von der Hauptinsel ge-

Digitized by Google

trennt und von einem Meeresarm durchschnitten, ist gebirgig und hat 1000 Einwohner. — 2) St., Ort auf der Insel Bourbon, mit Zuckerrohr-, Gewürznelken- und Kaffeepflanzungen und 3600 Einwohnern. — 3) Stadt im französischen Departement Niederpyrenäen, Bezirk Oléron, von Oléron nur durch den Gave d'Aspe geschieden, hat ein Diöcesan-Seminar, St. Angèle-Jungfrauenstift, Woll- und Spedition shandel nach Spanien und 3650 Einwohner.

Marie, Alexandre Thomas, Mitglied der provisorischen Regierung Frankreichs, am 15. Febr. 1795 zu Auxerre an der Yonne geboren, ward 1819 zu Paris Advokat und vertheidigte mehre politische Angeklagte, namentlich 1832 Pepin, die jungen Verschwörer von dem Pont des Arts, Cabet und 1842 zu Angers Ledru-Rollin. Im J. 1842 ward er von der Stadt Paris in die Deputirtenkammer gewählt, wo er häufig die radikalsten Ansichten laut werden ließ. Im Febr. 1848 war er einer der Ersten, welcher die Einladung zum Reformbankett unterzeichnete, gehörte am 21. Febr. zu Denen, welche das Bankett ausgeführt wissen wollten, und forderte in der Sitzung der Deputirtenkammer am 24. Febr., nachdem die Flucht Ludwig Philipps bekannt geworden war, die sofortige Einsetzung einer provisorischen Regierung. Aufgenommen in dieselbe, erhielt er am 25. das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Unter seiner Amtsthätigkeit wurden die Nationalwerkstätten errichtet und, nachdem er am 18. März eine Ansprache an die Arbeiter erlassen hatte, worin er sie aufforderte, zu ihren früheren Beschäftigungen zurückzukehren, aufgelöst. Vom 10. Mai bis 28. Juni war er Mitglied der vollziehenden Gewalt, ward am 29. Juni Präsident der Nationalversammlung, vom 18. Juli bis 20. Dec. 1848 Minister der Justiz. Nachdem Ludwig Napoleon an letzterm Tage die Präsidentschaft angetreten, entsagte M. allen politischen Funktionen und ward wieder Advokat.

Marie Galante, Insel der kleinen Antillen, südöstlich von Guadeloupe, den Franzosen gehörig, 4 □Meilen groß, mit 12,000 Einwohnern, fast rund, mit einigen Quellen und stehenden Gewässern, aber ohne Fluß, auch ohne Hafen und nur an der Westküste zugänglich, hat Ausfuhr von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Kakao ꝛc.

Marienbad (Balneum Mariae), eine bei chemischen Arbeiten häufig angewendete Vorrichtung, wobei das Gefäß, in welchem eine Substanz einer die Hitze des kochenden Wassers nicht übersteigenden Temperatur ausgesetzt werden soll, auf einem Strohkranz in einen Kessel mit kochendem Wasser gesetzt, und, damit es von dem Wasser nicht gehoben werden könne, mit kleinern Ringen beschwert wird. Zu dem oben genannten Zwecke bedient man sich jetzt einer anderen Vorrichtung, wobei man die Dämpfe des kochenden Wassers auf das über demselben angebrachte Gefäß wirken läßt.

Marienbad, einer der besuchtesten Kurorte Böhmens, in der Bezirkshauptmannschaft Plan des Kreises Eger, 5 Meilen von Karlsbad, 6 von Eger entfernt, beim Dorfe Auschowitz, 1932 Fuß über dem Meere, hat elegante Kurgebäude, ein Theater, schöne Spaziergänge, besonders nach der sogenannten Rotunde, der Amalienhöhe, dem Belvedere, dem Jägerhaus, der Albertusruhe ꝛc. u. gegen 750 Einw. Obgleich die Heilquellen von M. erst in der neueren Zeit als Heilmittel benutzt worden sind, so waren sie doch schon seit langer Zeit unter dem Namen der auschowitzer Salzquellen bekannt und benutzt. Kaiser Ferdinand I. wollte an der von ihm den Namen führenden „Ferdinandsquelle" eine Salzsiederei errichten. Aber weder das ärztliche Publikum, noch das Stift zu Tepl, dem die Quellen gehörten, scheint ihnen größere Aufmerksamkeit zugewendet zu haben, bis endlich durch Nehrs eifrige und unablässige Bemühungen einige Anstalten zur Austrocknung der sumpfigen Gegend um den Kreuzbrunnen und zum Schutze dieser Quelle vor wilden Wassern getroffen, 1807 ein zur Aufnahme von Kurgästen eingerichtetes Haus und das Jahr darauf ein Badehaus gebaut und durch die von Nehr 1813 herausgegebene Beschreibung dieser Vorgänge das ärztliche Publikum zuerst auf M. aufmerksam gemacht wurde. Durch die seitdem gewonnenen Resultate, die große Frequenz von Kurgästen, die ferneren verdienstlichen Bemühungen Nehrs und Heidlers, sowie die liberalen Unterstützungen von Seiten des Stiftes zu Tepl, insbesondere von dem Prälaten Karl Reitenberger, wurde es später möglich, die beabsichtigten großen Bauten und Einrichtungen M.s, so wie sie jetzt bestehen, auszuführen und das ganze Etablissement durch zahlreiche Privatbauten zu vergrößern und zu verschönern. Das Gebirge, welches die Quellen umgibt, ist porphyrartiger Granit, welcher von Karlsbad bis hierher streicht. Zunächst den Quellen breitet sich weithin ein Moorlager aus, in welchem sich Schwefelkies, Strahlenkies und bituminöses Holz ohne alle Unterbrechung durch Stein oder Sandlager finden und welches Reuß als die Geburtsstätte der an freier Kohlensäure so reichen Mineralquellen ansieht, während Wetzler umgekehrt glaubt, dasselbe weniger als Ursache, denn als Produkt dieser eines freien Abflusses lange entbehrenden Quellen ansehen zu müssen. Von den zahlreichen Mineralquellen M.s werden nur 7 als Heilquellen benutzt, welche sämmtlich eine Temperatur zwischen 7—10° R. haben, aber in ihren Mischungsverhältnissen und Wirkungen ganz verschieden sind. Zu den kalten alkalischen Glaubersalzquellen gehören die folgenden drei: der Kreuzbrunnen, unter allen der berühmteste, am Ende des Steinhaus aus Porphyrgranit entspringend, ist ausgezeichnet durch einen großen Reichthum an festen Bestandtheilen und gehört in dieser Beziehung zu den reichhaltigsten, die wir besitzen. Das frisch geschöpfte Wasser ist klar, perlt sehr, trübt sich aber, längere Zeit der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt, da das in demselben enthaltene kohlensaure Gas nicht sehr fest an das Wasser gebunden ist. Der Geschmack ist säuerlichsalzig, seine Temperatur beträgt 9,50° R., sein spec. Gew. 1,0094191. Benutzt wird sie vorzugsweise als Getränke, an der Quelle und versendet. Getrunken wirkt das Wasser hauptsächlich auf die Organe der Digestion und Assimilation, namentlich die Leber und das damit verbundene Pfortadersystem, die Harnwerkzeuge, das

Digitized by Google

Uterin-, Drüsen- und Lymphsystem und die äußere Haut belebend, die Se- und Exkretionen bethätigend, auflösend und ausleerend. Nachtheilige Nebenwirkungen kann der Kreuzbrunnen veranlassen bei einem hohen Grade von Schwäche der Verdauungsorgane, bei innern Exulcerationen, namentlich Lungensucht, bei stirrhösen Verhärtungen, syphilitischer Dyskrasie und Chlorose, in sofern letztere von reiner Schwäche bedingt wird. Der Marienbrunnen oder die Badequelle ist ausgezeichnet durch Reichthum an kohlensaurem Gas, welches, in kleinen Perlenschnüren ununterbrochen in die Höhe steigend, das Wasser in beständiger Bewegung erhält und über dem Spiegel der Quelle eine Gasschicht bildet, die nach Verschiedenheit der Witterung und Jahreszeit zuweilen eine Höhe von 7—8 Fuß erreicht. Das Wasser der Quelle ist, frisch geschöpft, durchsichtig, klar, trübt sich nicht, selbst, wenn es mehre Tage in einem offenen Glase steht, ist geruchlos u. von säuerlich-stechendem Geschmack; seine Temperatur beträgt 9,50—10,50° R., sein spec. Gew. 1,0007827. Es wird nur zu belebend stärkenden Bädern benutzt. Der Ferdinandsbrunnen oder die ausschowitzer Quelle, auf einer Wiese am linken Ufer des Auschowitzerbaches, Porphyrgranit entquellend, seit 1819 in Gebrauch, wird vorzugsweise als Getränk benutzt. Das frisch geschöpfte Wasser perlt sehr stark, ist ganz klar, zwar geruchlos, erregt aber eine prickelnde Empfindung in der Nase und besitzt einen sehr angenehmen, säuerlich-salzigen, gelinde zusammenziehenden Geschmack. Seine Temperatur beträgt 7,50° R., sein spec. Gew. 1,004627. Aehnlich dem Kreuzbrunnen, nur weniger auflösend und abführend, dagegen diuretischer, Gefäß- und Nervensystem mehr erregend, verdient der Ferdinandsbrunnen den Vorzug da, wo bei chlorotischen, schlaffen und an wahrer Schwäche leidenden Subjekten belebender und reizender auf Nerven- und Blutsystem eingewirkt, oder die Diurese mehr befördert werden soll. Alkalisch-salinische Eisenquellen sind folgende drei: der Karolinenbrunnen, früher Neubrunnen, wird nur zum Trinken benutzt. Das Wasser perlt stark, ist krystallhell, von prickelndintenhaftem Geschmack, bei feuchtem Wetter mit einem schwachen Beigeschmack von Hydrothion. Die Temperatur ist 7° R., sein spec. Gew. 1,0031299. Das Wasser des Ambrosiusbrunnens hat einen säuerlichen, angenehm erfrischenden Geschmack, ist durchsichtig und klar; seine Temperatur beträgt 7° R., sein spec. Gew. 1,0023474. Der Karolinen- und Ambrosiusbrunnen wirken wegen ihres stärkern Gehalts an Eisen und ihres sehr geringen Gehalts an auflösenden, abführenden Salzen, reizend und erhitzend und sind daher kontraindicirt bei Vollblütigkeit, Neigung zu aktiven Kongestionen nach dem Kopf und der Brust, Disposition zu Apoplexia sanguinea und Bluthusten, bei innern Vereiterungen, Lungensuchten, organischen Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße, stirrhösen Verhärtungen und syphilitischen Dyskrasien. Der Wiesensäuerling äußert eine besondere Wirksamkeit auf atonische Leiden der Schleimhäute der Harnwerkzeuge. Ein alkalisch-salinischer Säuerling ist die Waldquelle oder der Aeolsbrunnen, hinsichtlich ihrer festen Bestandtheile, ihres nicht unbeträchtlichen Gehaltes an kohlen- und schwefelsaurem Natron, kohlensaurer Erde, einer schwachen Beimischung von kohlensaurem Eisen u. ihrer Menge von kohlensaurem Gas, alle übrigen Quellen, mit Ausnahme des Ferdinandsbrunnens, übertreffend u. dem Salzbrunnen in Schlesien am nächsten stehend. Das Wasser schmeckt mild, prickelnd, ist hell, klar u. trübt sich nicht, auch wenn es lange Zeit im offenen Glase stehen bleibt. Sie wirkt hauptsächlich auf die Schleimhäute als ein mildes, beruhigendes Auflösungsmittel und wird selbst bei den schwächsten Verdauungsorganen und oft auch bei fieberhaftem Zustande wohl vertragen. Chemisch analysirt wurden die Heilquellen von M. von Reuß, Brem, Steinmann und von Berzelius. Als Getränk werden benutzt: der Kreuz-, Ferdinands-, Karolinen-, Ambrosiusbrunnen, der Wiesensäuerling und die Waldquelle. Man trinkt das Wasser täglich, allein und mit Milch, oder künstlich erwärmt, mit 4 Bechern anfangend und allmählig bis 8—10 Bechern steigend. In der Regel fängt man mit dem Kreuzbrunnen an und verbindet nach Umständen später damit den Ferdinandsbrunnen oder eine eisenhaltige Mineralquelle. Zu Wasserbädern bedient man sich vorzugsweise des Wassers der Marienquelle, außer dieser der Karolinen- und Ambrosiusquelle. Die Wannenbäder werden in Verbindung mit Schlamm-, Douche- und Gasbädern benutzt. Der Mineralschlamm wird entweder örtlich als Umschlag, oder in der Form von ganzen Mineralschlammbädern angewendet. Letztere wirken reizend, stärkend, zusammenziehend, doch erfordert ihre Anwendung Vorsicht. Zu Lavements bedient man sich des Wassers des Kreuzbrunnens. Was die Krankheiten betrifft, gegen welche die einzelnen Mineralquellen von M. vorzugsweise empfohlen werden, so hat sich der Kreuzbrunnen besonders hülfreich erwiesen bei Ansammlung von gastrischen Unreinigkeiten im Magen und Darmkanal, bei Plethora abdominalis, mit Hemmung der freien Blutcirkulation, Hartleibigkeit, Hämorrhoidalbeschwerden, Anomalien der Menstruation, Stockungen im Uterinsystem, Unfruchtbarkeit, Krankheiten der Leber, Anomalien der Gallenabsonderung, Gallensteinen, Auftreibungen, Verhärtungen der Leber, bei Gicht, in sofern sie sich weniger auf gichtische Desorganisationen, als auf eine fehlerhafte u. geschwächte Digestion und Assimilation gründet, bei Krankheiten der Nieren, namentlich Gries-, Nieren- oder Blasensteinen, bei Drüsengeschwülsten und Verhärtungen skrophulöser Art. Auch ist der Gebrauch des Kreuzbrunnens, besonders des erwärmten, zuweilen als Nachkur nach Karlsbad zu empfehlen. Der Ferdinands-, Ambrosius- und Karolinenbrunnen werden empfohlen: bei allgemeiner oder örtlicher Schwäche des Nerven- und Muskelsystems torpider Art, allgemeiner Abspannung, Zittern der Glieder, Lähmung, Impotentia virilis, bei passiven Schleim- und Blutflüssen, Schwäche des Uterinsystems, Neigung zu Gebärmutterblutflüssen, bei zu profuser Menstruation, bei Krankheiten der Urinwerkzeuge, auch Gries- und Steinbeschwerden ꝛc. Die Waldquelle oder der Aeolsbrunnen ist neuerlich als Getränk mit

Digitized by Google

Milch und Molken sehr erethischen, schwächlichen Subjekten, welche andere schwerere Mineralwasser nicht vertragen, empfohlen worden, bei Krankheiten der Schleimhäute, chronischen Brustleiden, Verschleimungen des Magens und Darmkanals erethischer Art, Krankheiten der Harnwerkzeuge, namentlich Gries- u. Steinbeschwerden, Neigung zu hysterischen Krämpfen und chronischem Erbrechen. Die Bäder von dem Wasser der Marienquelle, oder des Ambrosius- und Karolinenbrunnens werden häufig zur Unterstützung des innern Gebrauchs der eisenreicheren Quellen von M. in den schon genannten Krankheiten angewendet, namentlich aber zur Belebung und Stärkung empfohlen bei hartnäckigen, rheumatischen und gichtischen Leiden nervöser Art, bei Lähmungen, Steifigkeit und Kontrakturen mit gichtischer Komplikation, bei chronischen Hautausschlägen, inveterirten Geschwüren, Verhärtungen u. lymphatischen Geschwülsten, passiven Schleim- und Blutflüssen, Anomalien der Menstruation, chronischen Nervenaffektionen krampfhafter Art und während des Gebrauchs des Kreuzbrunnens, oder nach demselben als stärkende Nachkur. Die Gasbäder empfehlen sich bei Suppression der Menstruation u. des Hämorrhoidalflusses, Krankheiten des Uterinsystems von Schwäche atonischer Art, unregelmäßiger oder zu schwacher Menstruation, bei skrophulösen Geschwülsten und Geschwüren, gichtischen und rheumatischen Metastasen, Lähmungen, insbesondere von gichtischen oder rheumatischen Ursachen, chronischen Hautausschlägen und chronischen Leiden der Sinnesorgane, namentlich des Gesichts und des Gehörs, in sofern sie durch örtliche Schwäche bedingt werden. Vom Kreuzbrunnen werden jährlich über 200,000 Krüge versendet; ebenso gebraucht man auch den Ferdinandsbrunnen und die Wiesenquelle in der Ferne. Vgl. Frankl, M., seine Heilquellen und Umgebungen, Prag 1837.

Marienberg, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Wolkenstein, mit Berg-, Hauptzoll- und Forstamt, Sonntags- und Armenschule, Karolinenstift zur Erziehung von armen Mädchen, Berghospital, Bergbau auf Silber und Zinn, Bergmaxin, Buchhandlung, Buchdruckerei, Fabrik für Dampfmaschinencylinder, Spitzenklöppelei, Ausnäherei, Weberei und 5000 Einw.

Marienbilder (Madonnenbilder), malerische oder plastische Abbildungen der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, welche im katholischen Religionskult und in der Geschichte der christlichen Kunst eine sehr bedeutsame Stelle einnehmen. Die urchristliche Kunst kennt keine Darstellung der Mutter Jesu. Erst im 5. Jahrh. treten vereinzelte M. auf, und zwar hinsichtlich der Gesichtszüge der Maria nach dem Typus der älteren Christusbilder, einer Tradition zufolge, nach welcher Christus in Allem seiner Mutter ähnlich gewesen. Mit Eimahne tritt die Ausbildung der Madonnenbilder in ein neues Stadium; am tiefsinnigsten und herrlichsten aber faßte Raphael die Mutter des Herrn auf, die bei ihm bald mehr als die liebende Mutter, bald als Ideal weiblicher Schönheit erscheint, bis er in der sixtinischen Madonna die höchste Darstellung der Himmelskönigin erreicht. Eine Madonna ohne das Kind gehört erst der neuern Kunst an und hat ihre edelste Darstellungsweise in Murillo's „Empfängniß" gefunden. Ueber die wunderthätigen M., welche die katholische Kirche hier und da aufweist, vgl. Wunder.

Marienblume, s. v. a. gemeine Wucherblume, Chrysanthemum Leucanthemum L.

Marienborn, Mineralbad im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, bei dem Dorfe Schmeckwitz, zwischen Kamenz u. Bautzen, von Bautzen 2, von Dresden 5 Meilen entfernt, seit 1816 mit den erforderlichen Gebäuden und Einrichtungen versehen, besitzt außer Vorrichtungen zu Wannenbädern auch Apparate zu Gas- und Douchebädern und Räucherungen. Die drei zu der Klasse der kalten, erdig-salinischen Schwefelwasser gehörigen Mineralquellen: die Schwefelquelle, von hepatischem Geruch und Geschmack und 11° R. Temperatur, die Eisenquelle, von starkem hepatischen Geruch und Geschmack und 10° R. Temperatur, und die Rosenquelle, von schwefeligem Geruch, zusammenziehendem Geschmack und 10—11° R. Temperatur, werden als Bad und Getränk empfohlen gegen Gicht und Rheumatismus, Stockungen und Verschleimungen, besonders im Unterleibe, Hypochondrie, Anomalien der Menstruation, Würmer, chronische Hautausschläge, chronische Metallvergiftungen.

Marienbourg, befestigte Stadt in der belgischen Provinz Namur, südlich von Philippeville, an dem Maaszufluß Schwarzwasser, ist regelmäßig gebaut und hat 1100 Einw., die größtentheils in den nahen Eisenwerken beschäftigt sind. Angelegt ward M. 1542 von der Königin Maria von Ungarn; durch den westphälischen Frieden kam es an Frankreich, 1815 an das Königreich der Niederlande, 1831 an Belgien.

Marienburg (Malborg), Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, an der Nogat, über welche eine 539 Fuß lange Schiffbrücke führt, hat mehre Vorstädte, eine evangelische und 2 katholische Kirchen, ein Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, höhere Bürgerschule, Töchterschule, ein Krankenhaus, Armenhaus, eine Garnison und 7050 Einw., welche Woll-, Leinen- und Baumwollenmanufakturen, Strumpfweberei, Färbereien, Hutfabriken, Gerbereien, Bierbrauerei unterhalten und Handel mit Holz und Getreide treiben. Die Vorstädte durchfließt der Mühlgraben. M. ist besonders merkwürdig wegen des Residenzschlosses der Hochmeister des deutschen Ordens, welches als ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst 1824 restaurirt wurde. Ursprünglich war M. eine Veste, die der deutsche Orden 1271—1276 gegen die Einfälle der Polen und Litthauer anlegte. Der Bau der eigentlichen Hochburg wurde indeß erst 1306 begonnen und 1309 vollendet, worauf dieselbe vom damaligen Hoch- und Deutschmeister, Siegfried von Feuchtwangen, zur Residenz erwählt ward. Später, namentlich 1335—41, wurde die ursprüngliche alte Vorburg erweitert und neu befestigt, das Hoch- und Mittelschloß aber erhielt nebst einer festen Umwallung stark befestigte Gräben und Thürme. Unter Winrich von Kniprode (1351—82) erhielt

Digitized by Google

M. eine hohe Schule, in welcher die Ordensritter Unterricht empfingen. Fortan gelangte der Ort zu einer größeren Bedeutung und bildete schon eine ansehnliche Stadt, als 1410 dieselbe vom Polenkönig Ladislaus erobert wurde, dem es indeß nicht gelang, trotz achtwöchiger Belagerung und Beschießung sich auch des festen Schlosses zu bemächtigen. Eine andere Belagerung (1420) schlug ebenfalls fehl. Dagegen sah sich der Orden 1453 aus Geldnoth gedrungen, M. seinen gegen die Angriffe des mit den Polen vereinigten preußischen Bundes geworbenen Söldnern zu verpfänden, deren Hauptmann Ulrich Chirwenha 1456 M. nebst vielen andern Schlössern für die Summe von 436,000 Gulden an den König Kasimir von Polen abtrat. In Folge dessen nahmen am 6. Juni 1457 600 Polen von M. Besitz und vertrieben den Hochmeister Ulrich von Ehrichshausen aus der Burg, in welcher in den 148 Jahren ihres Bestehens 17 Meister residirt hatten. In den Jahren 1626 und 1655 ward M. von den Schweden eingenommen, die am 15. Juni 1757 mit Brandenburg hier einen Vertrag schlossen, in welchem letzteres den erstern 8000 Mann Hülfstruppen gegen Polen zusicherte. Seitdem war es zum Theil von Jesuiten bewohnt und der Sitz polnischer Woiwoden, zuweilen auch das Hoflager der Könige von Polen, bis es 1772 mit Preußen vereinigt ward. Längere Zeit hindurch wurde nun das schöne Schloß als Getreidespeicher benutzt, zu welchem Zwecke man namentlich den großen Remter, einen 45 Fuß langen und eben so breiten Saal, dessen Gewölbe ein achteckiger Granitpfeiler von 26 Zoll Durchmesser trägt, mit Zwischenböden verunstaltete. Im J. 1824 erfolgte jedoch, vorzüglich durch den damaligen Kronprinzen, Friedrich Wilhelm von Preußen, die Restauration des Schlosses, von welchem besonders die Hochburg, ein vierstöckiges Viereck mit Hof, sowie außer dem erwähnten großen Remter der 96 Fuß lange und 48 Fuß breite Versammlungsremter u. das unter demselben befindliche Kellergewölbe bemerkenswerth sind. Vgl. Büsching, Das Schloß in M., Berl. 1823; Voigt, Geschichte M.'s, Königsberg 1824; Auer, Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten von M., Danzig 1824.

Marienfels, Pfarrdorf im nassauischen Amt Nastätten, an der Mühlbach, mit 300 Einw. In der Nähe sechs Mineralquellen, deren Mineralwasser klar ist, durch Einwirkung der atmosphärischen Luft getrübt wird und gelbrothe Flecken absetzt.

Marienfeste. Die seit dem nestorianischen Streite in der katholischen Kirche siegreich gebliebene Ansicht von der Maria als Gottesgebärerin rief eine Anzahl von Festen hervor, an welchen man einzelne Lebensmomente der Mutter des Herrn für die Erbauung der Gemeinde in der religiösen Betrachtung festhielt, und da man bald die Fürbitte der Maria über alle Gebete zu andern Heiligen stellte, so gewannen diese Feste auch bald eine außerordentliche Bedeutung und Theilnahme. Man unterscheidet zwischen größeren M., welche in der ganzen Kirche gefeiert und kleineren, die nur an einzelnen Orten oder in einzelnen Ländern festlich begangen werden. Zu den größeren gehören folgende: Das Fest der unbefleckten Empfängniß (festum conceptionis Mariae) ward bis zum 12. Jahrhundert nur hie und da gefeiert, bald aber der Gegenstand eines heftigen Streits vorzüglich zwischen den Franciskanern und Dominikanern, welche letzteren die unbefleckte Empfängniß, d. h. die Annahme, daß Maria selbst unbefleckt empfangen sey, verwarfen, bis endlich durch mehre päpstliche Bullen, vorzüglich durch die Konstitutionen Sixtus' IV. das Fest für die ganze Kirche angenommen wurde. Im J. 1614 erhob sich über die Lehre von der unbefleckten Empfängniß in Spanien ein neuer Streit unter den Bettelorden, und die Könige Philipp III. und IV. bemühten sich vergeblich, von Rom aus eine bestimmte Entscheidung über die Streitfrage zu erhalten: es erfolgte nur die Weisung, die Lehre selbst nicht öffentlich anzugreifen. Das Fest aber erhielt noch eine Oktave und wurde durch die Verordnungen von Innocenz XII. (1693) und Klemens XI. (1708) zu einem Festum duplex secundae classis erhoben. Erst in neuester Zeit ward die Angelegenheit wieder angeregt und zum Abschluß gebracht, indem auf einer vom Papst Pius IX. berufenen Synode zu Rom am 20. Nov. 1854 die Lehre von der unbefleckten Empfängniß mit großer Stimmenmehrheit als Dogma anerkannt wurde. Das Fest Mariä Geburt (dies nativitatis Marine, festum beatae virginis), am 8. September, kommt schon in den Sakramentarien Leo's und Gregors vor und wurde im 7. Jahrh. in der griechischen Kirche allgemein gefeiert. Das Fest Mariä Heimsuchung (festum visitationis Mariae), 1389 angeordnet von dem Papst Urban VI. und Bonifacius VI. befördert, am 2. Juli, ist dem Besuch der Mutter des Herrn bei ihrer Freundin Elisabeth (nach Luc. 1, 39) gewidmet. Das Fest Mariä Himmelfahrt (festum assumtionis beatae dei genitricis, auch dormitio, pausatio beatae virginis), den 15. August, ein Fest aus dem 8. Jahrhundert, wird gefeiert zum Andenken an das Abscheiden der Maria aus diesem Leben und an ihren Eingang in das himmlische Reich. Das Fest des Namens Mariä (festum nominis Mariae), am Sonntag nach Mariä Geburt, eingesetzt zur Hebung der Verehrung gegen die Mutter des Herrn, entstand 1513 in Spanien, wurde aber zum Andenken an die Befreiung Wiens 1683 von Innocenz VI. allgemein eingeführt. Das Fest Mariä Reinigung (festum purificationis Mariae) entstand im 6. Jahrhundert und hatte den Zweck, Gott zur Abwendung einer großen Pest zu bewegen. Es wird noch jetzt am 2. Febr. gefeiert zum Andenken an die Erscheinung der Maria im Tempel nach der Geburt des Heilandes. Das Fest Mariä Verkündigung (festum annuciationis), den 25. März, entstand ebenfalls schon im 6. Jahrhundert, doch wollten es die Bollandisten bis in das apostolische Zeitalter zurückdatiren. Es ist dem gottgefälligen Benehmen der Maria bei dem himmlischen Gruß (Luc. 1, 28) gewidmet. Kleinere M. sind die folgenden: Das Fest Mariä Darstellung oder Opferung (festum praesentationis M.), den 21. Nov. vom Kaiser Emanuel 1143 im Orient u. vom Papst Gregor XI. 1374 im Occident eingeführt, um den

Digitized by Google

Glauben zu fördern, daß Maria in ihrem 3. Jahre zum Dienste Gottes und zu ewiger Jungfrauschaft geweihte worden sey, fand in Frankreich erst im 14., in Sachsen im 15. Jahrhundert Eingang, weil man glaubte, es stehe mit dem Feste der Verlöbniß in Widerspruch. Das Fest Mariä Rosenkranz (festum rosarii beatae virginis) ist hervorgegangen aus dem Feste, welches 1571 Papst Pius V. zu Ehren der Maria anordnete, weil Juan d'Austria seinen Seesieg auf ihre Fürbitte gewonnen haben sollte. Es hieß erst Festum Mariae de victoria, wurde aber von Gregor XIII. mit dem obigen Namen bedacht, weil an dem Tage desselben, dem 1. Sonntag im Oktober, die Rosenkranzbrüder eine feierliche Prozession abzuhalten pflegten. Das Fest Mariä Schutz oder fürbittliche Vertretung bei Gott (festum patrocinii Mariae) hat seine Entstehung in Spanien, wurde aber von Benedikt XIII. in dem ganzen Kirchenstaat eingeführt. Es fällt auf den 3. Novbr., kann aber nach dem Ermessen der Bischöfe auf einen beliebigen Sonntag in diesem Monat verlegt werden. Das Fest der sieben Schmerzen (früher der Ohnmacht) Mariä (festum spasmi, septem dolorum compassionis Mariae) soll an die Leiden der Maria bei dem Tode ihres Sohnes erinnern. Die Zeit seiner Entstehung ist ungewiß. Mit dem 15. Jahrhundert wurde es am Sonnabend vor dem Palmsonntag gefeiert; in Meißen ward es seit dem 15. Jahrhundert den 19. Juli begangen, weil an diesem Tage die Hussiten die Marienbilder zerschlagen hatten. Im Gegensatz dazu hat die römische Kirche auch ein Fest der sieben Freuden Mariä, das den 24. Sept. gefeiert wird und von Benedikt XIV. herrührt. Das Fest Mariä Schneefeier (festum Mariae nivis, dedicatio ad nives), auch Frauentag, oder Tag unserer Frau vom Schnee genannt, wird am 5. Aug. in Rom mit dem eigenthümlichen Brauch begangen, daß man in den Straßen Blüthen von Jasmin streut. Ein römischer Patricier, Johannes, hat nach der Sage die Maria, sie möge ihm den Ort bezeichnen, wo er ihr eine Kirche erbauen solle. Hierauf fiel in den heißen Tagen des August am esquilinischen Hügel ein großer Schnee, und Johannes wurde im Traume mitgetheilt, er solle dort seine Kirche bauen. Schon im 13. Jahrhundert wird die Kirchweihe zu Maria ad nives in Rom erwähnt, im 14. Jahrhundert aber in allen Kirchen Roms das Fest der Schneefeier begangen. Das Fest der Verlöbniß Mariä oder der Vermählung Mariä mit Joseph (festum desponsationis), den 23. Jan., entstand 1546 auf Veranlassung des Kanzlers Gerson in Frankreich und war anfangs nur den Franciskanern, später aber mehren Kirchen in und außer Italien zu feiern gestattet. Das Fest Mariä vom Berge Karmel (festum Mariae de monte Carmelo), am 16. Juli, wurde veranlaßt durch die Visionen, welche der Karmelitergeneral, Simon Stock, gehabt zu haben vorgab, und zuerst für diesen Orden 1587, später für die ganze Kirche von Benedikt XIII. bewilligt. Das Fest Mariä von der Erlösung der Gefangenen (festum Mariae de mercede redemptionis captivorum) wurde anfangs nur in dem von Jakob von Aragonien gestifteten Orden zur Loskaufung gefangener Christen, nach einer Bulle Innocenz' XIII. später in der ganzen Kirche am 24. Sept. gefeiert. Das Fest der Vorbereitung Mariä zu der Geburt Jesu (festum exspectationis partus Mariae), angeblich veranlaßt durch eine Erscheinung der Maria in einer Kirche zu Toledo, ward in Spanien am 18. Dec. begangen, fand aber auch seit 1695 in Italien Eingang. Das Fest Mariä zu den Märtyrern (festum Mariae ad Martyres) wurde bei der Umwandlung des Pantheons in eine Kirche zu Ehren aller Heiligen und der Mutter Gottes von Bonifacius IV. eingeführt und auf den 13. Mai angesetzt, kam aber bald wieder in Vergessenheit. Ueberhaupt ist in der katholischen Kirche seit dem 11. Jahrhundert jeder Sonnabend der Verehrung der Maria gewidmet, woher sich die nicht ganz richtige Meinung schreibt, als gebe es ein Fest Mariä am Sonnabend (festum Mariae in sabbatho). Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts erklärten sich gegen die M. und wollten nur einige von ihnen um der Schwachen willen beibehalten wissen, z. B. Mariä Reinigung, Verkündigung und Heimsuchung, weil dieselben eine bestimmte Beziehung auf den Herrn zuließen; indeß soll deren Feier jedesmal an einem Sonntag Statt finden.

Mariengarn (fliegender Sommer), die besonders im Frühling und Herbst in der Luft fliegenden Fäden mehrer Spinnenarten; s. Alterweibersommer.

Marienglas (Frauenglas, russisches Glas), die großen durchsichtigen Tafeln des sibirischen Rhombenglimmers (s. d.).

Mariengras, Pflanzengattungen: s. v. a. Bandgras, Phalaris arundinacea *L.*; s. v. a. Fiedergras, Stipa pennata *L.*; s. v. a. Spergula arvensis *L.*; s. v. a. Trifolium repens *L.*, s. Klee.

Mariengroschen, eine Silbermünze, welche ihren Ursprung den Bergwerken bei Goslar verdankte und sich von dort über Niedersachsen und Westphalen verbreitete, ward nach ihrem Gepräge, der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, benannt. In Goslar wurde der M. Blöthig, 80 auf die rauhe Mark, ausgeprägt; doch schon 1550 war er um die Hälfte schlechter. Um 1700 hörte das Prägen desselben fast allgemein auf, u. nur der Name blieb. In der neuesten Zeit rechnete man 36 M. zu 8 Pfennigen auf den Thaler des 20Guldenfußes. Es gab 2-, 3-, 4- und 6fache M.; Stücke zu 3 M. $= {}^1/_{12}$ Thaler Kurant wurden noch 1820 in Hannover geprägt. Der Mariengulden, mit gleichem Gepräge, wurde zu 20 M. ausgeprägt; Braunschweig prägte bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts Gulden im 18-Guldenfuße oder sogenannte neue Zweidrittelzu 24 M. Der Marienthaler entstand gleichfalls in Goslar und wurde nachmals besonders von Bayern, Mainz, Trier, Eichstädt, Bamberg, Würzburg ꝛc. geschlagen. Die ungarischen Marienthaler haben die Umschrift „Patrona Hungariae".

Mariengulden, s. Mariengroschen.

Marienkanal, europäisch-russischer Kanal von 6 Werst Länge, verbindet durch die Wytegra und Kowscha den Onega mit dem Beloje Osero

Digitized by Google

und dadurch die Ostsee mit dem schwarzen Meer. Der Bau desselben ward schon von Peter dem Großen begonnen, aber erst 1808 vollendet. Der Kanal enthält 26 Hauptschleußen.

Marienröschen, s. v. a. Lychnis vespertina Sibth.

Marienstern, Dorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, am Schwarzwalde, mit katholischer Cistercienser-Nonnenabtei, 1264 gestiftet.

Marienthal, Dorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, Landgericht Löbau, an der Neiße, bemerkenswerth wegen seines katholischen Cistercienserfrauenklosters, gestiftet 1234 von Kunigunde, Gemahlin des böhmischen Königs Wenzeslaus IV., mit einem Gebiet von einer Stadt (Ostritz), 18 Dörfern und über 16,000 Einwohnern.

Marienthaler, s. Marienglas chen.

Marienwerder, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), auf einer kleinen Anhöhe an der Moritau (Leibe) und kleinen Nogat, 1/8 Meile von der Weichsel, über die eine Schiffbrücke führt, ist der Sitz einer Regierung, eines Appellationsgerichts, einer Oberpostdirektion, der Generallandschaftsdirektion, der Provinziallandschaftsdirektion, der Landfeuersocietät für die Provinz Preußen u. eines Hauptsteueramtes. Die Stadt hat 4 Vorstädte, ein altes Schloß, das gegenwärtig zum Theil als Kriminalgefängniß dient, eine schöne Kathedrale und Stadtkirche mit 170 Fuß hohem Thurm, Mosaikarbeiten und Glasmalereien, eine katholische Kirche, deren Grundstein 1847 gelegt wurde, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, Baugewerkschule, ein Institut für erblindete Soldaten mit Nebenanstalt für blinde Soldatenwittwen und Kinder (Luisium genannt), eine Anstalt für verwahrloste Kinder, ein Hospital, ein Landgestüt und 7000 Einw., die Tabak-, Hut- und Liqueurfabriken, Tuch- und Leinweberei, Gerberelen, Bierbraucreien und Branntweinbrennereien, eine Buchhandlung und Buchdruckerei, eine Papiermühle ꝛc. unterhalten. Die zwischen der Stadt und der Weichsel sich hinziehende fruchtbare, besonders an Obstbau reiche marienwerdersche Niederung, 4 1/2 □M. umfassend, leidet öfters durch Ueberschwemmungen. Von Czerwinsk, der nächsten Station der berlin-königsberger Eisenbahn, ist M. 2 1/2 Meilen entfernt. Früher war M. Sitz der pomesanischen Bischöfe und mehrer Ordensmeister. Im J. 1440 schlossen hier Land und Städte den bekannten Bund wider den deutschen Orden (preußischer Bund); vgl. Preußen.

Mariette, Pierre Jean, einer der größten Kunstkenner seiner Zeit, 1697 zu Paris geboren, hatte sich nach dem Vorgang seines Vaters, Jean M., der als Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker gleich ausgezeichnet war, auf die Kupferstecherkunst gelegt und vervollkommnete seine Kenntnisse auf Reisen durch Deutschland und Italien. Sein Ruf als Kunstkenner hatte sich schon so verbreitet, daß er den Auftrag erhielt, die kaiserliche Kupferstichsammlung zu Wien zu ordnen. Im Jahre 1750 verkaufte er den Bücherverlag, den er nach dem Tode seines Vaters einige Zeit fortgeführt hatte, und erwarb sich damit das Amt eines königlichen Sekretärs und Kanzleikontroleurs zu Paris. Von jetzt an beschäftigte er sich einzig u. allein mit seiner Kupferstichsammlung. Er † zu Paris am 10. Sept. 1774. Seine prächtige Sammlung, die mehr als 1400 Zeichnungen u. über 1500 Kupferstiche enthielt, wurde nach seinem Tode zerstreut. Unter seinen Schriften verdienen besonders Beachtung: „Traité des pierres gravées du cabinet du roi" (2 Bde., Par. 1750); „Description sommaire des dessins des grandes maîtres d'Italie etc. du cabinet du feu M. Crozat" (Paris 1741); „Description du recueil d'estampes de Mr. Boyer d'Aguilles" (daselbst 1745).

Marignano (Melegnano), Flecken im lombardisch-venetianischen Königreich, Gouvernement und Delegation Mailand, am Lambro, mit 4000 Einw., bekannt durch den Sieg, welchen hier Franz I. von Frankreich am 13. u. 14. Sept. 1515 über die Schweizer davontrug, sowie in neuester Zeit durch ein Gefecht zwischen den Franzosen und den Oesterreichern am 8. Juni 1859.

Marignia, Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, tropische Bäume der alten Welt, von deren zwei Arten M. acutifolia Dec., mit 2—3paarig gefiederten Blättern und spitzigen Blättchen, ein mittelmäßiger Baum auf den Molukken ist. Aus dem Stamme fließt theils freiwillig, theils durch gemachte Einschnitte ein weiches, halbflüssiges, später austrocknendes und schwarz werdendes Harz, das man schwarzes Dammaraharz, Dammara nigra, nennt und ganz so wie Pech und zur Destillation einer Art Terpentinöl benutzt.

Mariguana (Mayaguana), Insel in Westindien, zu den Bahamainseln gehörig, ziemlich umfangreich, aber unbewohnt, nordwestlich von den Caicosinseln, von denen sie durch die Caicospassage getrennt wird.

Marina, Don Francisco Martinez, spanischer politischer Schriftsteller, um 1757 wahrscheinlich zu Saragossa geboren, trat in den geistlichen Stand und wurde Kanonikus zu Madrid. Sein Stand hinderte ihn nicht, in die politische Neugestaltung seines Vaterlands durch eine Reihe von Schriften thätig einzugreifen, in denen er die ständischen Rechte seines Volkes mit umfassender Gelehrsamkeit und in einer klassischen Sprache historisch zu begründen suchte. Seine bedeutendsten Werke sind: „Ensayo histórico-critico sobre la antigua legislacion de los reinos de Leon y Castilla" (Madr. 1808, 2. Aufl., das. 1834, 2 Bde.), „Teoria de las cortes" (3 Bde., das. 1813, 2. Aufl., das. 1821; franz. von Fleury, 2 Bde., Paris 1822) und als Einleitung zu diesem Hauptwerk „Discorso sobre el origin de la monarquia y sobre la naturaleza del gobierno español" (Madrid 1813). Die zweite Restauration nöthigte ihn, der Politik zu entsagen. Darauf schrieb er das theologische Werk: „Historia de nuestro Señor Jesu cristo etc." (Saragossa 1832). Er † 1833.

Marinade (franz.), Sauce mit Gewürz oder mit gewürzhaltigen Stoffen zum Einweichen von Fischen, Geflügel und dergleichen.

Digitized by Google

Marinduque, asiatische Insel in Ostindien, südlich von Manila, fruchtbar, gut angebaut, zu den kleinen Bissayas gehörig, umfaßt 23 □M.

Marine, die Seemacht eines Staates mit Allem, was sie in sich begreift, die Kriegsschiffe von jeder Größe und Art, mit Ausrüstung und Besatzung, die zur Flotte und den Häfen gehörigen Offiziere, Beamten, Bootsleute und Seesoldaten. Man kann demnach die M. eintheilen in Handels- und Kriegsmarine, im engern Sinne aber versteht man nur die letztere darunter. Die Phönicier waren das erste Volk, welches Schifffahrt und Handel trieb. Ihrem Beispiele folgten die Perser, deren Schifffahrt sich besonders unter Xerxes hob; die persische Seemacht bestand unter seiner Regierung aus 1207 großen Schiffen und 3000 Galeeren und Lastschiffen, welche 517,610 Mann an Bord hatten. Die Karthager behaupteten lange Zeit die Herrschaft über das Meer. Die Flotte, mit welcher Hamilcar nach Sicilien ging, bestand aus 2000 Kriegs- und 3000 Frachtschiffen u. führte 300,000 Landtruppen an Bord. Die Griechen hatten die Schifffahrt von den Aegyptern und Phöniciern erlernt; doch hatten sie nach der Sage schon bei der Belagerung von Troja eine Flotte. Aber erst in den Zeiten des Perikles, Themistocles und Aristides gelangte die griechische Seemacht, namentlich die der Athener, zu einer größern Bedeutung. Man hatte Kriegs- und Transportschiffe; letztere wurden vorzugsweise dazu gebraucht, Truppen und Pferde über Flüsse oder über See zu bringen. Die Kriegsschiffe wurden nach der Zahl der Ruderbänke benannt; die gewöhnlichsten hatten deren 3 (Triremes), doch hatte man auch 5- und 7ruderige. Die gebräuchlichsten Kriegsgeräthschaften u. Maschinen waren die Delphine, die Scheln, Harpagonen ꝛc. Die Mannschaft zerfiel in Ruderknechte, Matrosen u. Seesoldaten. Erstere bestanden gewöhnlich aus groben Missethätern. Die Matrosen ruderten nicht, hatten aber alle im Schiffe vorkommenden Geschäfte zu verrichten. Die Marinesoldaten waren eben sowie die Landtruppen bewaffnet, nur daß sie Speere von ungewöhnlicher Länge führten u. eine schwere Rüstung hatten. Die gewöhnlichen dreiruderigen Schiffe hatten 300 Mann an Bord. Der Befehlshaber einer Flotte war der Admiral; die Dauer seines Kommando's wurde vom Volke bestimmt und währte in Athen ein Jahr. Nach ihm kam der Viceadmiral, dann die Schiffskapitäne, welche nach der Größe der Schiffe benannt wurden. Zu den Befehlshabern, welche die Aufsicht über die Schiffe selbst hatten, gehörten der Obersteuermann und unter ihm der Steuermann. Außerdem gab es noch einen besondern Aufseher über die Ruderer, einen Schiffsmusikus, einen Schiffspriester, einen Rechnungsführer und einen Schiffskoch. Die Seetreffen wurden bei den Griechen, wie bei den Alten überhaupt, nur durch das Handgemenge entschieden, weshalb besonders viel auf geschickte Stellungen und Wendungen im Treffen ankam. Die M. der griechischen Inseln war gleichfalls nicht unbedeutend. Besonders richtete Dionysius in Syracus seine Aufmerksamkeit auf das Seewesen, er bildete in kurzer Zeit eine Seemacht von 200 Galeeren. Die Rhodier wurden in kurzer Zeit des Marinewesens so kundig, daß sie eine lange Zeit Meister zur See waren, und die rhodischen Gesetze waren bei den meisten Völkern die Richtschnur, wonach das Seewesen betreffende Streitigkeiten entschieden wurden. Die Römer fanden sie später für so zweckmäßig und gerecht, daß sie solche ihren Gesetzbüchern einverleibten. Die Aegypter waren die ältesten Seefahrer, noch vor den Phöniciern, wenn auch in geringerer Ausdehnung. Schon Sesostris (1100 v. Chr.) soll Flotten gehalten haben. Unter den Ptolemäern erreichte die Schifffahrt Aegyptens den höchsten Grad der Vollkommenheit. Wenn sich die Römer auch schon zur Zeit ihrer Könige auf das Seewesen gelegt hatten, so war es doch nur mehr in Absicht auf Handel geschehen; erst in den punischen Kriegen dachten sie daran, sich eine Seemacht zu bilden, um den Karthagern die Spitze bieten zu können, u. der Erfolg ihrer ersten Unternehmung unter dem Konsul Duilius gegen die Karthager war so glücklich, daß man jetzt unausgesetzt an der Vermehrung der Flotte arbeitete. Am Schlusse des dritten punischen Krieges (146 v. Chr.) waren die Römer Herren zur See. Von da an hatte Rom vier große Geschwader, die beständig auf dem Meere blieben, und drei Flotten auf dem Rheine, der Donau und dem Euphrat. Bewaffnung, Bemannung und Ausrüstung der römischen Schiffe war mit geringen Abweichungen der der karthagischen und griechischen ähnlich. Die Germanen hatten schon in den frühesten Zeiten eine M., trieben aber vorzugsweise Seeräuberei, namentlich die Völker an den Mündungen des Rheins, der Weser, der Elbe, der Oder und an den Küsten des deutschen und baltischen Meeres, wie die Bataver, Friesen, Chauken, Cimbrer, Sueven, Angeln. Die ältesten Schiffe bestanden aus ausgehöhlten Bäumen und waren zuweilen so groß, daß sie 30 Mann fassen konnten und doch nur von einem Steuermann geführt wurden. Später wurden dieselben aus zusammengefügten Weiden verfertigt u. mit Thierfellen überzogen, was ihnen eine besondere Leichtigkeit gab; bald darauf gab es auch größere Schiffe, die von Holz erbaut und mit Eisen beschlagen waren. Die Gallier trieben ebenfalls schon in den frühesten Zeiten Schifffahrt; die berühmtesten gallischen Seefahrer waren die Massilier. Ein sehr bedeutender Seeplatz war die Stadt Vannes in Bretagne (Departement Morbihan), die zu Cäsars Zeit fast die Herrschaft über alle gallischen Seestädte hatte und so gute Schiffe baute, daß Cäsar später die seinigen darnach konstruiren ließ. Den Völkern Iberiens, Lusitaniens und Britanniens war die Schifffahrt noch unbekannt; dagegen erwähnen die ältesten nordischen Geschichtschreiber, daß die Skandinavier schon in den frühesten Zeiten Handel u. Schifffahrt trieben. Bedeutend war die M. des oströmischen Reichs. Schon Konstantin der Große rüstete eine Flotte von 200 Schiffen zu 30 Rudern u. 2000 Lastschiffen gegen seinen Mitbewerber am Reich, Licinius, aus. Kaiser Julian rüstete in seinem Kriege gegen die Perser eine Flotte von 1200 Segeln aus, welche er aber bei seinem Rückzuge selbst verbrennen ließ. Unter dem Kaiser Theodosius II. hatte sich die M. wieder so verbessert, daß dieser 440 dem Kaiser des abendländischen

Digitized by Google

Reichs, Valentinian, eine Flotte von 1100 großen Schiffen wider den Vandalenkönig Genserich zu Hülfe schicken konnte. Kaiser Leo der Große rüstete gegen Genserich 468 die größte Flotte aus, welche die Römer jemals in See gehabt. Sie bestand aus 1130 Schiffen und hatte 100,000 Mann an Bord, ward aber von Genserich vernichtet. Dieser Verlust und die Verheerungen der Vandalen auf den griechischen Inseln gaben der kaiserlichen M. den letzten Stoß, von dem sie sich nicht wieder erholen konnte. Die Araber unter den Khalifen nnd Sultanen im Orient hatten vor Mohammed noch wenig Erfahrung im Seewesen. Erst 643 unter dem Khalifen Othmann bretteten sie ihre Eroberungen von Aegypten bis an die Meerenge von Gibraltar aus. Die Schifffahrt des deutschen Reichs und der dem baltischen Meere zunächst anwohnenden Völker bestand auch in diesem Zeitraume meist nur in Seeräuberei. Seit dem Anfang des 8. Jahrhunderts weiß die Geschichte von fortdauernden Plünderungen der fränkischen, belgischen und friesischen Seeküsten durch die Normannen zu berichten. Dies veranlaßte Karl den Großen, eine Flotte auszurüsten, um sowohl die deutschen Küsten vor den normännischen Anfällen zu schützen, als auch diese Korsaren aus allen deutschen Gewässern zu vertreiben. Bald nach dem Tode Karls des Großen (820) erschienen jedoch die Normannen abermals an den deutschen, fränkischen u. britischen Küsten, gingen die großen Ströme aufwärts und drangen verwüstend in die innern Staaten. Hatte Karl der Große mit seiner Flotte wenig ausgerichtet, so sank unter seinen Nachfolgern die Schifffahrt noch mehr. Zu den verwegensten Seefahrern gehörten die Friesen, die bis über Island hinausdrangen und 1097 sogar in Palästina erschienen. Auch die Skandinavier unternahmen um diese Zeit große Seezüge. Rheinische und niederländische Städte unterstützten den Kaiser Konrad III. bei seinem Kreuzzuge. Bei der Belagerung von Ptolemais (1191) leisteten bremer und lübecker Schiffe wesentliche Dienste. Auch Preußen und Rußland (Kiew) wurde von deutschen Schiffen besucht. Wie bedeutend die Kriegsmarine der Hansa war, geht daraus hervor, daß 1361 eine große hanseatische Flotte Kopenhagen verwüstete und Oeland eroberte, 1426 eine andere Flotte von 100 Segeln mit 6000 Mann Truppen von Wismar auslief und eine noch weit stärkere 1428 ausgerüstet wurde, bestehend aus 260 Schiffen, worunter einige von außerordentlicher Größe, mit 12,000 Mann am Bord. Die Kreuzzüge gaben wesentliche Veranlassung zur Ausrüstung großer Flotten. Bei dem zweiten Kreuzzuge ging eine Flotte von mehr als 2000 Schiffen mit Proviant und 14,000 Mann Truppen am Bord voraus. Die Flotte, mit welcher Ludwig IX. von Frankreich 1248 den 5. Kreuzzug unternahm, bestand aus 1800 größern und kleinern Schiffen, und diejenige, mit welcher derselbe König 1270 nach Tunis segelte, soll noch stärker gewesen seyn, da sie 60,000 Mann Truppen an Bord hatte. Die Genneser waren schon in den frühesten Zeiten als erfahrene und tapfere Seefahrer bekannt. Ihre Flotte, welche sie um die Mitte des 12. Jahrhunderts dem König von Kastilien zu Hülfe schickten, bestand bereits aus 63 Galeeren und 160 andern Schiffen. Die häufigen Kriege, welche Genua mit Venedig und Pisa führte, bildeten seine M. fortwährend aus. Nach der Niederlage der genuesischen Flotte bei Chiozza kam die Schifffahrt nach dem Orient größtentheils in die Hände der Venetianer. Auch Venedig wendete alle nur mögliche Aufmerksamkeit auf die M., und deren Einrichtung war so vortrefflich, daß sie jeder andern zum Muster dienen konnte. Schon im 9. Jahrhundert war die venetianische M. ihren Feinden furchtbar; im 11. und den folgenden Jahrhunderten nahm sie Theil an den Kreuzzügen und zeichnete sich besonders bei den Eroberungen von Smyrna, Jaffa, Ptolemais, Tyrus, Beirut, Damiette ꝛc. aus. Die Eroberung von Konstantinopel (1204) hatte auf die Seemacht Venedigs den größten Einfluß, da der zum lateinischen Kaiser erwählte Graf Balduin von Flandern den Venetianern zur Vergeltung ihres Beistandes die Inseln des ägeischen Meeres abtrat, wozu sie noch Kandia kauften, so daß sie nun den ganzen Archipel beherrschten. Spanien, das durch die Entdeckung von Amerika (1492), die Eroberung von Mexiko (1519) u. von Peru (1530) zu bedeutenden Reichthümern gelangt war, erhob sich schnell zu einer ansehnlichen Seemacht. Noch unter Ferdinand dem Katholischen lief eine spanische Flotte von 80 großen Schiffen und 13 Galeeren im Mai 1509 aus dem Hafen von Carthagena, um die Seeräuber an der Küste von Afrika zu züchtigen. Mit einer weit größern Flotte (360 Segel und 40,000 Mann) erschien Karl I. von Spanien (als deutscher Kaiser Karl V.) 1535 vor Tunis. Nicht minder wichtig in Beziehung auf die Geschichte des Marinewesens war das Unternehmen desselben Kaisers auf Algier im Okt. 1541. Die größte Flotte, welche je in der See erschienen, war aber die berühmte Armada (s. d.). Durch den Untergang derselben erlitt die spanische M. einen harten Stoß. Unter Philipps II. Nachfolgern gerieth sie immer mehr in Verfall; erst unter Philipp V. kam sie wieder etwas empor, und unter Karl III. hob sie sich noch mehr, da 1765 der seither durch Monopole sehr beschränkte Handel nach Westindien freigegeben ward. Unter Karl IV. sank die spanische M. wieder, und in der Seeschlacht bei Trafalgar (21. Okt. 1805) gingen vollends die besten Schiffe verloren. Die Seemacht der Portugiesen beginnt unter König Johann I., dessen dritter Sohn, Heinrich der Seefahrer, tüchtige Seeleute bildete und die Insel Madeira entdeckte. Die Portugiesen entdeckten die azorischen Inseln, das grüne Vorgebirg und Guinea, das Vorgebirg der guten Hoffnung, den Seeweg nach Ostindien und Brasilien. Als aber nach dem Tode des Königs Sebastian (1578) Portugal Spanien unterwürfig wurde, ward auch die M. vernachlässigt. Zwar hob sich dieselbe nach der Thronbesteigung des Hauses Braganza wieder, ist aber seit 1807, wo die besten Schiffe mit dem Hofe nach Brasilien gingen, ganz in Verfall gerathen. Die Schifffahrt der Niederländer und Holländer, anfangs lediglich auf Handel beschränkt, war schon im 14., 15. und 16. Jahrhundert nicht unbedeutend, erstreckte sich aber nur auf die Gewässer Europa's. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts vermehrte

Digitized by Google

sich besonders die Seemacht der Stadt Brügge; 1468 liefen oft an Einem Tage 150 Schiffe im Hafen zu Sluys ein. Die Flotte des Herzogs von Burgund war 1469 so bedeutend, daß ihr die vereinigten englischen und französischen Kriegsflotten im Kanal auswichen. Nach dem Verfall von Brügge hob sich die M. von Amsterdam und Antwerpen. Während der Unruhen, die 1566 in den Niederlanden ausbrachen, und während der Statthalterschaft des Herzogs von Alba (1568 bis 1573) wurde die ganze niederländische Schiffahrt vernichtet; dagegen bildete sich zu eben dieser Zeit der Bund der Geusen, der den Grund zur Freiheit der Niederlande und deren Seemacht legte. Mit ihren leichten Fahrzeugen, gewöhnlich Vlieboote genannt, thaten die Geusen den Spaniern großen Abbruch, wagten sich sogar bis in die Südersee u. eroberten einst eine Flotte von 46 Schiffen, welche nach Amsterdam segeln wollte. Später fielen Briel, Vlissingen, Rammekens, Middelburg und die meisten Küstenstädte in die Gewalt der Geusen; im Treffen auf der Südersee (11. Okt. 1573) schlugen sie die spanische Flotte, und als sich die 7 nördlichen Provinzen durch die utrechter Union (23. Jan. 1579) trennten, bildeten sie deren Seemacht und hatten wesentlichen Antheil an der Vernichtung der spanischen Armada. Die Holländer traten jetzt als selbstständige Seemacht auf, schickten 1594 Schiffe nach Indien und trugen 1596 zur Eroberung von Cadix durch die Engländer bei. Im März 1602 wurde die ostindische Kompagnie gestiftet, die schon wenige Jahre nach ihrer Organisation für eine bedeutende Macht gelten konnte u. den holländischen Namen den Spaniern und Portugiesen in Ostindien furchtbar machte. Ende 1609 bestand die Kriegsmacht der ostindischen Gesellschaft aus 40 großen Schiffen, welche mit 5000 Seeleuten bemannt waren und 150 metallene und 500 eiserne Kanonen führten. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts nahm die Handelsschifffahrt der Holländer zwar ab, doch befand sich ihre Kriegsmarine noch in vortrefflichem Zustande, wie denn während der Seekriege mit England von 1665—67 der Admiral Ruyter mit einer holländischen Flotte sogar auf der Themse erschien und Schrecken in London verbreitete. Die vielen Kriege, in welche die Republik später verwickelt wurde, besonders der spanische Erbfolgekrieg, trugen vorzugsweise zur Abnahme der M. bei. Im Kriege, welchen England mit seinen Kolonien führte, unterstützte Holland heimlich die Nordamerikaner, u. dadurch in einen Krieg mit England verwickelt, erlitt die holländische M. vielfache Verluste. Als nach Errichtung des Königreichs der Niederlande der Staat die verlorenen Kolonien bis auf einige zurückerhielt, begann zwar seine Seemacht wieder aufzuleben, doch hat sie den früheren Glanz nicht wieder erreichen können. Die M. der Engländer hob sich erst unter der Regierung der Königin Elisabeth; bis dahin kauften sie ihre Schiffe von Lübeck und Hamburg, und der Handel befand sich in den Händen der Hansa. Wie bedeutend die englische M. bereits unter der Königin Elisabeth war, beweist die Flotte, welche sie der spanischen Armada entgegenstellte; die englische Flotte bestand 1588 im Ganzen aus 143 Schiffen. Unter Cromwells Protektorat schuf Blake eine M., wie England bisher sie noch nicht gekannt hatte; man kann ihn als den Begründer der heutigen Seemacht dieses Landes ansehen. Nach Wiederherstellung der Königswürde unter Karl II. bestand die englische M. aus 144 Kriegsschiffen und Fregatten, 28 Brandern und kleinern Schiffen u. war mit ungefähr 22,000 Matrosen und Soldaten bemannt. Allein durch die inneren Unruhen und schlechte Regierungsverfassung nahm sie bald wieder ab und gerieth in den letzten Jahren seiner Regierung in Verfall. Jakob II. hob sie wieder und Wilhelm III. brachte sie auf eine Höhe, die sie vorher noch nie gehabt. Am 25. Dec. 1701 bestand dieselbe aus 184 Schiffen, 8 Brandern, 13 Bombardiergallioten und 10 Jachten; sie war mit 10,078 Kanonen und 53,000 Mann bewaffnet. Unter der Königin Anna (1706) bestand die Flotte aus 205 Schiffen größerer und 79 kleinerer Art; 1717 unter Georg I. aus 207 Schiffen größerer und 85 kleinerer Art; unter Georg II. 1730 aus 238 Schiffen mit 10,082 Kanonen. Beim Ausbruche des Kriegs mit Frankreich 1755 bestand die englische M. aus 217 Schiffen, und beim Ausbruch des amerikanischen Krieges 1775 aus 176 zum Dienst tauglichen Kriegsschiffen, ohne die verschiedenen kleineren bewaffneten Fahrzeuge. Welche ungeheuren Kräfte zur See in diesem Kriege entwickelt wurden, läßt sich daraus abnehmen, daß die verschiedenen Flotten zumal auf einander stießen und 19 förmliche Schlachten geliefert wurden. Vor dem Friedensschluß 1782 besaß England noch 471 große u. kleinere Schiffe (darunter 124 Linienschiffe) in aktivem Dienst; 1783 aber trat eine starke Reduktion ein, indem der Etat der M. in Friedenszeiten auf 30 Linienschiffe, nebst einer erforderlichen Anzahl kleinerer Kriegsschiffe, und zu 30,000 Matrosen angesetzt wurde. In Frankreich hatte schon Heinrich IV. sein Augenmerk auf das Seewesen gerichtet, war aber durch den Tod an der Ausführung seiner Entwürfe verhindert worden. Unter Ludwig XIII. kam eine ziemliche Flotte zu Stande; doch nahm dessen Thätigkeit damals der 30jährige Krieg in Anspruch. Ludwig XIV. und sein Minister Colbert können mit Recht als die Schöpfer der französischen M. angesehen werden. Man begann damit, die wenigen vorhandenen Schiffe, die Mazarin in den Häfen hatte verfaulen lassen, in brauchbaren Stand zu setzen, und durch neue Ankäufe in Holland und Schweden hatte man es bis 1667 dahin gebracht, daß in den verschiedenen Häfen Frankreichs 60 Kriegsschiffe lagen. Die Häfen zu Cette und Rochefort wurden angelegt, eine Menge Matrosen angeworben, Schulen errichtet zur Erlernung des Seewesens, und zu Brest, Rochefort, Havre de Grace, Toulon und Dünkirchen Seearsenale erbaut. Im Jahre 1672 bestand die Flotte bereits aus 60 Linienschiffen und 40 Fregatten, und 1681 zählte man bereits 190 Kriegsfahrzeuge, überdies noch 31 Galeeren im Hafen zu Toulon. Auf den Schiffen dienten 11,000 reguläre Seesoldaten und 3000 auf den Galeeren. Im Ganzen hatte man 146,000 Mann angeworben, welche für die verschiedenen Branchen des Seedienstes klassificirt waren. Diese sogenannten Klassen wurden 1681 in den an der

Digitized by Google

See gelegenen Provinzen errichtet und aus ihnen die Seeoffiziere, Matrosen und andere Seeleute genommen. In den folgenden Jahren befanden sich 1000 junge Leute aus adeligen Familien darunter, welche den Dienst als gemeine Soldaten verrichteten, um auf diese Art den Seedienst praktisch zu erlernen. Man nannte sie Marinegarden (später Aspirans de Marine); sie hatten den Rang wie die Kadetten bei der Landarmee. Aus diesem Institute gingen später die tüchtigsten Seeoffiziere Frankreichs hervor. Die Franzosen fochten glücklich in allen Seeschlachten (bis auf die bei la Hogue 1692, die sie verloren), und auch im spanischen Erbfolgekriege von 1701 bis 1714 stand die französische M. in großem Ansehen; aber unter Ludwig XV. und besonders unter dem Kardinal Fleury wurde sie ganz vernachlässigt und sank im Kriege von 1744—1748 immer mehr. Im Jahre 1756 hatte sie sich wieder bis auf 100 Kriegsschiffe vermehrt, gerieth zwar im Kriege mit England von 1756—62 abermals in Verfall, wurde jedoch bald wieder organisirt und zählte in den beiden ersten Jahren des nordamerikanischen Freiheitskrieges (1778 u. 1779) mehr Kriegsschiffe im wirklichen Dienst, als die englische. Ungeachtet der bedeutenden Verluste, die sie in diesem Kriege erlitt, bestand sie doch schon 3 Jahre nach geschlossenem Frieden (1786) wieder aus 81 Linienschiffen, 13 Fregatten, 38 Korvetten und 26 Kuttern. Bei Beginn der Revolution wurde die M. ganz vernachlässigt und litt besonders durch die Auswanderung der Offiziere. Später war der Rath der 500 und das Direktorium darauf bedacht, den Seedienst wieder emporzubringen; die Schlacht bei Abukir vernichtete indessen den größten Theil der Flotte. Unter Napoleon wurde zwar die Schifffahrt auf den inländischen Gewässern sehr befördert, allein durch die Blokirung sämmtlicher Häfen des Reichs durch die Engländer war aller äußere Verkehr gehemmt. Den empfindlichsten Stoß erlitt die französische M. bei Trafalgar (s. d.), wo von der ganzen Flotte, welche innerhalb 6 Jahren geschaffen worden war, nur 10 Schiffe übrig blieben. Gleichwohl that der Kaiser viel zur Verbesserung der Schifffahrt. Im J. 1808 bestand die französische M. noch aus 40 Linienschiffen und 30 Fregatten, wovon jedoch viele wieder verloren gingen. Nach der Restauration hob sich die M. wieder etwas, besonders in den spätern Jahren. Die Dänen und Norweger waren schon im frühen Mittelalter die unternehmendsten und verwegensten Schiffer. Später war die Schifffahrt der nordischen Reiche in den Händen des hanseatischen Bundes. König Johann von Dänemark zu Ende des 15. und Christian II. zu Anfang des 16. Jahrhunderts bemühten sich vergeblich, die Hansa zu verdrängen. Dagegen trugen die Könige Christian IV. und V. im 17. Jahrhundert wesentlich zur Aufnahme der Schifffahrt und des Handels bei. In der Mitte des 18. Jahrhunderts bestand die dänische Flotte aus 34 Linienschiffen, 16 Fregatten, über 40 Galeeren und 5 Brandern, wozu 1800 Zimmerleute, 400 Kanoniere und 3—4000 Matrosen gehörten; 1806 zählte sie 20 Linienschiffe, 16 Fregatten, 9 Briggs, 1 Schooner und mehre kleine Fahrzeuge, zusammen 101 Schiffe, doch konnten im Nothfall noch 24 Kriegsschiffe ausgerüstet werden. Den empfindlichsten Verlust erlitt die dänische M. 1807 durch das Bombardement von Kopenhagen und die Auslieferung seiner Flotte. Hierdurch, sowie durch den Verlust Norwegens verlor die dänische M. viel von ihrem ehemaligen Ansehen. Als Stifter der schwedischen Seemacht ist Gustav I. anzusehen; er befreite das Reich von dem hanseatischen Handelsdrucke und hatte zuerst beständige Kriegsschiffe. Sein Sohn Erich XIV. hatte in dem Kriege mit Dänemark eine Flotte von 50 Schiffen in See, auch unter Gustav Adolf und Karl Gustav war die schwedische M. sehr beträchtlich. Am stärksten war die schwedische M. unter König Karl XI.; in der Seeschlacht bei Bornholm (4. Juni 1676) zählte die schwedische Flotte 44 Kriegsschiffe und eine große Anzahl kleinere. In dem Kriege Karls XII. litt die schwedische Seemacht so sehr, daß ein Jahr nach seinem Tode (1719) nur noch 24 Kriegsschiffe vorhanden waren. Unter der Regierung Gustavs III. wurde die Flotte besonders 1779—1786 ansehnlich vermehrt. Im Kriege mit Rußland, der am 1. August 1790 im Frieden zu Wäreläi sehr ehrenvoll für Schweden endigte, verrichtete die schwedische M. Wunder der Tapferkeit. Unter Gustav IV. Adolf bestand sie 1807 aus 12 Linienschiffen, 8 Fregatten, und die sogenannte Scherenflotte aus 200 Fahrzeugen; als aber 1808 die Russen in Finnland einbrachen, wurden 94 Fahrzeuge der Scherenflotte an die Russen übergeben. Im J. 1818 zählte die Flotte wieder 20 Linienschiffe, 16 Fregatten und überdies eine Scherenflotte. Die M. Norwegens bestand 1818 aus 6 Briggs, 8 Schoonern, 76 Kanonenbooten und 51 Kanonenjollen, im Ganzen aus 126 Fahrzeugen mit 564 Kanonen, stationirt in den Häfen von Christianstadt und Frederikstadt. Rußlands Schifffahrt wurde bis zu den Zeiten Peters I. meist durch die Hansa betrieben. Erst unter diesem Monarchen hob sich dieselbe; er ist als der Schöpfer derselben anzusehen, und noch während seiner Regierung wuchs die russische Seemacht bis auf 62 Kriegsschiffe, 4 Brander, 18 Galeeren und 100 Brigantinen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts (beim Tode der Kaiserin Katharina II.) war die M. bereits zu einer ansehnlichen Höhe gestiegen; drei große Flotten stationirten in der Ostsee und dem schwarzen Meer und eine Flotille im kaspischen Meer. Seit die Türken unter Mahommed II. festen Fuß in Europa gefaßt und 1453 Konstantinopel erobert hatten, waren sie auch auf die Errichtung einer M. bedacht; die Bemannung war jedoch größtentheils den Griechen anvertraut. Bei der Belagerung von Rhodus (1521—22) hatten die Türken schon eine zahlreiche Flotte. Bei der verunglückten Expedition nach der Insel Malta zählte die türkische Flotte 150 Schiffe mit 40,000 Mann Besatzung; in der Seeschlacht bei Lepante 240 Galeeren, 40 Galeoten und 20 kleine Briggs. Nach dem Verluste in dieser Schlacht bedurfte es einer langen Zeit, um sie einigermaßen nur wieder herzustellen. Unter Solimans Nachfolgern geriethen die M. in Verfall, und erst unter Mahommed IV. im Kriege mit der Republik Venedig erschienen wieder türkische Flotten auf dem Meere. In der

Digitized by Google

Seeschlacht bei der Insel Scio (5. Juli 1770) fochten die Türken mit beispielloser Tapferkeit, verloren aber bald darauf den Ueberrest der Flotte in dem Hafen von Tschesme. Eine zweite türkische Flotte wurde den 17. Juli d. J. bei Andros geschlagen, wodurch die ganze türkische Seemacht zu Grunde ging. Während des Krieges 1788 mit Rußland erschien wieder ein türkisches Geschwader von 16 Linienschiffen unter dem Kapudan Pascha, wurde aber den 18. Juni im See Liman vom Prinzen von Nassau-Siegen geschlagen. Die griechische Erhebung beraubte die türkische M. ihrer besten Seeleute, und in der Schlacht bei Navarin (s. d.) büßte die Pforte den größten Theil ihrer Flotte ein. Der Ueberrest bestand aus 18 Fregatten, 18 Korvetten und 37 Frachtschiffen. Der Marinebestand der Seemächte in den neuesten Zeiten ist bei den einzelnen Ländern angegeben. Vergl. M. de Boismélé, Histoire générale de la marine, Paris 1746.

Marinemalerei, s. Seestücke.

Marineo, Stadt auf der Insel Sicilien, Provinz Palermo, südöstlich von Palermo, mit 7000 Einwohnern.

Marineschule, s. v. a. Schifffahrtsschule.

Maringues, Kantonstadt im französischen Departement Puy de Dôme, Bezirk Thiers, am Einfluß der Morges in die Allier, hat Fabriken für Leder, Eisen, Getreidehandel und 4500 Einw.

Marini (Marino), Giambattista, italienischer Dichter, geboren 1569 zu Neapel, sollte die Rechte studiren, folgte aber seinem Drange zur Dichtkunst u. erwarb sich durch sein Talent in dem Herzog von Bovino, der ihn in seinen Palast aufnahm, und in dem Prinzen von Conca hohe Gönner. Später nahm ihn der Kardinal Pietro Aldobrandini in seinem Gefolge mit nach Turin, wo er sich durch sein schmeichlerisches Gedicht „Il ritratto" die Gunst des Herzogs von Savoyen in so hohem Grade erwarb, daß ihm dieser den Orden des heiligen Mauritius und Lazarus und den Titel eines herzoglichen Sekretärs ertheilte. Streitigkeiten, in die er in Turin verwickelt wurde, bewogen ihn, der Einladung Margarethens von Valois nach Paris zu folgen, und nach dem Tode Margarethens fand er in Maria von Medici, der zweiten Gemahlin Heinrichs IV., eine neue Beschützerin. Er kehrte jedoch 1622 nach Italien zurück und † daselbst 1625 in der Nähe Neapels auf seinem Landgut. Sein berühmtestes Gedicht ist „Adone", ein Epos in 20 Gesängen (Paris 1623, vollständigste Ausgabe, Lond. 1789, 4 Bde.), in welchem sich Scharfsinn, geistreiche Wortspiele u. kühne Verknüpfungen, aber auch Bombast, Süßlichkeit u. unnatürlich übertriebene Bilder finden. Er gründete in dieser Dichtungsweise eine eigene Schule, die den Namen Marinisten führte. Am besten sind noch seine lyrischen Gedichte (Rime amorose sacre e varie, Venedig 1602, 3 Bde., u. ö.).

Mariniren (v. Fr.), eine besondere Zubereitung des Fleisches, vorzugsweise der Fische, wie Lachse, Bricken, Aale, Häringe, zum Behuf der Aufbewahrung. Die vorher gesottenen und gebratenen Fische werden eine Zeit lang in eine Essigsauce mit Gewürzstoffen gelegt. Manchmal wird auch Geflügel marinirt, z. B. Gänse, deren gekochte Theile, in saure Brühe mit Gallert eingelegt, das als Delikatesse dienende Gänsesauer bilden. Vgl. Marinade.

Marino, italienische Republik, s. San-Marino.

Marino, Dichter, s. Marini.

Marionetten (v. Franz.), künstlich angefertigte bewegliche, mit Gelenken versehene Puppen, durch welche vermittelst mechanischer Vorrichtungen, z. B. Fäden, Draht ꝛc., menschliche Bewegungen nachgeahmt werden können. Man führt auf kleinen dazu erbauten Theatern zu großer Belustigung des Volkes Marionettenspiele auf, wo die Puppen lebendige Personen darstellen und die hinter den Kulissen befindlichen Personen die Worte dazu sprechen. Gewöhnlich spricht allein der Marionettenspieler, welcher die Bewegungen der Puppen leitet, den Dialog mit veränderter Stimme. Man pflegt sie auf einem stehenden Theater von oben in Bewegung zu setzen; bei den sogenannten Burettini oder herumwandernden Marionettentheatern geschieht dies aber von unten, indem der unter einem tragbaren Proscenium verborgene Eigenthümer die kleinen, etwa 1 Fuß hohen, ganz hohlen Puppen mit der Hand dirigirt und seinen Dialog dazu spricht. Die sogenannten Metamorphosentheater sind ebenfalls mit solchen Puppen versehen, welche aber so eingerichtet sind, daß man damit Verwandlungen der Puppen in Thiere ꝛc. ausführt. Bei den Burettini spielt gewöhnlich der Hanswurst die erste Rolle, und die Stücke sind meist eigene Erfindung des Eigenthümers. Für die stehenden Theater dagegen sind kleine witzige Stücke geschrieben worden, z. B. „Théâtre de la foire" (6 Bde., Amsterdam 1729), Mahlmanns „Marionettentheater" (Lpz. 1806). Man hatte dergleichen Puppen schon bei den Griechen und Römern, und in China sind Darstellungen mit M. eine Hauptbeschäftigung der Gaukler. In der neuern Zeit haben die Marionettenspieler, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden, und man hat sogar in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Franzosen, Namens Brioché, zum Erfinder der M., wiewohl irriger Weise, machen wollen, da er sie bloß vervollkommnet hat. Indessen fand 1674 zu Paris selbst eine Marionettenoper Statt, welche großen Beifall erhielt. Jetzt ist in Deutschland das Marionettenspiel zur niedrigsten Volksbelustigung herabgesunken, während in Italiens größten Städten noch gegenwärtig das Marionettentheater der Gunst der ersten Stände sich erfreut.

Mariotte, Edmé, berühmter französischer Mathematiker und Physiker, geboren im Anfang des 17. Jahrhunderts in Bourgogne, wurde Priester zu Saint Martin-sous-Beaune, 1666 Mitglied der pariser Akademie der Wissenschaften u. † am 12. Mai 1684. Von früher Jugend an von der Mathematik u. Physik angezogen, erwarb er sich eine außerordentliche Fertigkeit im Experimentiren und verarbeitete die Ideen seiner Vorgänger Galilei und Torricelli mit so viel Glück, daß er eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abfluß der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter, über die Leitung des Wassers und über die den Röhren nöthige

Digitized by Google

Stärke zum Widerstand gegen den Druck, sowie über die Gesetze des Gleichgewichtes flüssiger Körper machte. Von ihm hat der Lehrsatz, daß die Dichtigkeit der Luft sich wie das Gewicht, welches auf ihr lastet, oder wie die zusammendrückende Kraft verhält, den Namen des mariottischen Gesetzes. Die Mechanik der festen Körper bereicherte er durch eine genauere und vollständigere Entwickelung der von Eb. Wren zuerst aufgestellten Lehre vom Stoß. Die bedeutendsten seiner Werke sind: „Traité de la percussion ou du choc des corps" (3. Aufl., Par. 1679); „Essais de la végétation des plantes, de la nature de l'air, du chaud et du froid" (daf. 1676 und 1679); „Traité du mouvement de l'eau et des autres corps fluides" (daf. 1690); „De la nature des couleurs" (daf. 1686). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien Leyden 1717, 2 Bde.

Mariquita, Stadt in der südamerikanischen Republik Neugranada, Provinz Cundinamarca, südlich von Santa Fe de Antioquia, ehemals Hauptstadt eines gleichnamigen Bezirks. In der Umgegend sind ergiebige Gold- u. Silbergruben, welche jetzt von der britischen Bergwerksgesellschaft ausgebeutet werden.

Maris, der Kriegsgott der Japaner, als Symbol der Macht aufgestellt. Er wird getragen von dem ihm geheiligten kampflustigen Eber und bekämpft auf diesem stehend die bösen Dämonen.

Maritza, Fluß in der europäisch-türkischen Provinz Rumili, Sandschak Gallipoli, entspringt auf dem Balkangebirge in Bulgarien, fließt anfangs südöstlich, dann südlich und theilt sich bei Feredschik in zwei Arme, von denen der eine in den Busen von Enos, der andere in das ägäische Meer mündet. Schiffbar ist er von Adrianopel an. Nebenflüsse sind links: Jobsujt, Tundscha, Erkene; rechts: Stanimak, Usundscha, Arda, Tscherna.

Marius, Cajus, der Besieger des Jugurtha u. der Cimbern u. Teutonen, war der Sohn eines Landmannes und 156 v. Chr. in dem latinischen Dorfe Cereatä bei Arpinum geboren. Er trat früh in römischen Kriegsdienst und zeichnete sich im numantinischen Kriege, wo sein nachheriger Gegner Jugurtha mit ihm diente, durch Tapferkeit und kriegerische Haltung so sehr aus, daß schon Scipio Africanus den künftigen Feldherrn in ihm erkannt haben soll. Bald nachher erlangte er, durch Scipio's günstiges Urtheil und die Empfehlung der Metteller, in deren Patronat seine Familie stand, unterstützt, das Volkstribunat (119 v. Chr.) und zeigte schon damals seinem Patron und der ganzen Aristokratie, daß die Zeit vorüber sey, wo man den Stolz der Nobilität geduldig ertrug. Er führte als Tribun ein Gesetz (die Lex Maria) zur Verhinderung des Einflusses durch, den der Adel bei den Abstimmungen in den Komitien auszuüben gewußt hatte, und trat dabei mit solchem Ungestüm und solcher Rücksichtslosigkeit auf, daß er den Konsul L. Metellus, seinen frühern Patron, als dieser dem erwähnten Gesetz entgegentrat, sogleich ins Gefängniß abführen lassen wollte. Bei der Bewerbung um die Aedilität fiel er durch; dagegen erlangte er durch Bestechung die Prätur (117 v. Chr.). Als Prokonsul in Spanien zeichnete er sich durch Einfachheit und Rechtlichkeit aus und erwarb sich noch ein besonderes Verdienst durch Herstellung der Ordnung in der von Räubern unsicher gemachten Provinz. Um diese Zeit heirathete er die Julia, eine Schwester von Cäsars Vater. Das Ziel seines politischen Ehrgeizes war das Konsulat, welche Würde jedoch damals noch ein Monopol der Nobilität war. Er suchte demnach durch kriegerische Verdienste zu erringen, was ihm durch die Geburt versagt war. Die Römer waren damals in den Krieg mit Jugurtha verwickelt. Der Konsul Q. Cäcilius Metellus erhielt 109 den Oberbefehl gegen ihn und erwählte M. zu seinem Legaten. Es war die Aufgabe, ein verweichlichtes und demoralisirtes Heer zur Mannszucht und zur Tapferkeit zurückzuführen; die beiden Feldherren lösten diese Aufgabe und schlugen Jugurtha mehre Male aufs Haupt. Neben dem Feldherrntalent des Metellus wird in diesen Kämpfen die Tapferkeit, die Kriegskunst, die List und die strenge Mannszucht des M., besonders aber die Art gerühmt, wie er mit den Soldaten umging, für ihr Wohl sorgte und Strapazen und Entbehrungen mit ihnen theilte. Metellus suchte ihn von der Bewerbung um das Konsulat abzuhalten, aber die Art und Weise, in der es geschah, steigerte nur den Haß des ohnehin gegen die aristokratische Partei erbitterten M. Nach erhaltenem Urlaub begab er sich nach Rom, um sich persönlich zu bewerben. Zunächst verdächtigte er den Metellus, indem er beim Volke die Meinung erweckte, daß dieser absichtlich den Krieg in die Länge ziehe, und das Volk erwählte ihn, der sich gerühmt hatte, binnen Kurzem mit der Hälfte des Heeres den Jugurtha lebendig oder todt in die Hände der Römer zu liefern, für 107 v. Chr. zum Konsul, die Tribus aber übertrugen ihm den Oberbefehl in dem Kriege gegen Jugurtha, obgleich der Senat kurz vorher erst beschlossen hatte, daß Metellus auch im nächsten Jahre das Kommando behalten solle. Von nun an war des M. Stellung und Richtung für alle Zeit entschieden: er blieb ein unversöhnlicher Gegner der Nobilität und stützte sich auf die Masse des Volks. So ward er in sein zahlreiches Heer auch Leute aus den untersten Klassen und aus den Sklaven, vermehrte dadurch die Zahl seiner Anhänger bedeutend, gab aber auch hab- und heimathlosen Menschen eine für die Ruhe des Staats gefährliche Bedeutung. Als er in Afrika angekommen war und von dem Legaten des Metellus das dortige Heer übernommen und durch die mitgebrachten Soldaten vollzählig gemacht hatte, führte er den Krieg auf mordbrennerische Weise. Mehre kühne Handstreiche gelangen ihm, und in zwei Schlachten erfocht er durch seine Tapferkeit und Besonnenheit glänzende Siege: aber von einem seiner Untergebenen wurde er um einen Theil der errungenen Ehre gebracht. Sein Quästor L. Cornelius Sulla schrieb sich nämlich das Verdienst zu, den gefährlichen Krieg beendigt zu haben. M. hatte im zweiten Jahre seines Kommando's die Feinde so in die Enge getrieben, daß der eine, Bocchus, Unterhandlungen anbot; weil aber der Oberfeldherr für diplomatische Geschäfte kein Geschick

Digitized by Google

hatte, so bediente er sich der Gewandtheit und Feinheit seines klugen Quästors, der des Bocchus Hofleute zu gewinnen und den König selbst so zu schrecken und zugleich durch die Aussicht auf Vergrößerung zu locken wußte, daß sich derselbe dazu verstand, Frieden zu schließen und Jugurtha in die Hände der Römer zu liefern. So endigte also M. zwar den jugurthinischen Krieg (106 v. Chr.), die Nobilität aber gab sich die größte Mühe, Sulla's Verdienst über das seinige zu erheben, ein Umstand, durch den die Keime zu künftiger Verwickelung ausgestreut wurden. Wie M. in Afrika das Kriegsglück an die römischen Fahnen gefesselt hatte, so hoffte man, werde er Rom auch von der Gefahr befreien, die von den Cimbern und Teutonen drohte, von denen die Konsuln Q. Servilius Cäpio und Cnejus Manlius bereits besiegt worden waren. Man beauftragte nun 105 M. mit der Führung des cimbrisch-teutonischen Krieges. Das Vertrauen zu ihm und die Furcht vor den Barbaren war so groß, daß man über jene Gesetze hinwegsah, nach welchen Niemand während seiner Abwesenheit von Rom und eher als zehn Jahre nach seinem ersten Konsulat wieder erwählt werden durfte. Ja, das Heer verschaffte ihm durch die Erklärung, daß es nur unter ihm fechten wolle, das Konsulat für die nächsten 3 Jahre (103—101). Am Ende seines dritten Konsulats mußte er sich nach Rom begeben, um die Konsularkomitien zu halten, und wurde, besonders durch die Bemühungen des Volkstribuns L. Saturninus, zum vierten Male gewählt (101). Auch die ihm so feindselig gesinnten Aristokraten gaben ihm in dieser Zeit der Noth immer ihre Stimmen. Die beiden Jahre, während welcher die Barbaren Spanien und die entlegeneren Theile von Gallien verwüsteten, hatte M. benutzt, um sein Heer tüchtig einzuüben und für sich zu gewinnen; zugleich hatte er es mit nützlichen Arbeiten beschäftigt, indem er einen großen Kanal graben und die ungesunden Sümpfe an der untern Rhone austrocknen ließ. Im J. 102 v. Chr. erschienen endlich die Barbaren wieder an den Grenzen des Reiches, und zwar an zwei verschiedenen Stellen desselben; die Teutonen und Ambronen drangen in das römische Gallien ein, die Cimbern suchten durch Tyrol und von der Etsch her in Italien einzubrechen. M., der in Gallien blieb, ließ sich mit den heranziehenden Feinden nicht sogleich in einen Kampf ein, sondern verschanzte sich in einem Lager an der Rhone, hielt sich mehre Tage ruhig und suchte sein Heer an den Anblick des Feindes zu gewöhnen und mit den Eigenthümlichkeiten desselben vertraut zu machen. Trotz des Spottes der Feinde, welche höhnend sein Lager umschwärmten, und trotz des Unwillens seiner eigenen Soldaten ließ sich M. nicht zu einem offenen Kampfe fortreißen, sondern wartete Zeit und Ort zu günstigem Angriffe ab. Die Deutschen, des langen Harrens überdrüssig, brachen nach Italien auf; M. zog ihnen nach, und bei Aix (Aquae Sextiae) entspann sich zuerst ein ungeordneter Kampf, aus dem sich am dritten Tage eine förmliche Schlacht entwickelte. M. ließ von zwei Seiten angreifen und besiegte die Feinde, von denen über 100,000 gefangen und getödtet worden seyn sollen (102 v. Chr.). Als M. aber im Begriff war, den Haufen der erbeuteten Waffen anzuzünden, brachten ihm Freunde glückwünschend die Nachricht von seinem fünften Konsulat. Er kam nach Rom, aber ohne zu triumphiren, und eilte sofort dem in Oberitalien hartbedrängten Catulus zu Hülfe. In der Schlacht bei Vercellä (101 v. Chr.) hatte M. zwar auch den Oberbefehl, aber der entscheidende Kampf wurde in Folge der Rathschläge, welche Sulla dem Catulus gegeben hatte, von den Truppen des Letzteren geführt, und der Oberfeldherr selbst mußte zugestehen, daß er mit seinen Leuten nur zur vollständigen Vernichtung des schon von Andern geschlagenen Feindes beigetragen habe. Als die Wahlzeit herannahte, bewarb sich M. um sein sechstes Konsulat und erhielt es hauptsächlich durch seine Verbindung mit den ränkesüchtigen Demagogen L. Apulejus Saturninus und C. Servilius Glaucia (100 v. Chr.). Zunächst benutzte er eine sich darbietende Gelegenheit, sich an seinem Gegner Metellus zu rächen und denselben unschädlich zu machen. Dem Ackergesetz des Saturninus war nämlich der Zusatz angehängt: wenn das Volk den Vorschlag annehme, so sollten die Senatoren binnen 5 Tagen sich eidlich verpflichten, sich seiner Ausführung nicht zu widersetzen; wer den Eid verweigere, solle aus dem Senat ausgestoßen werden und 20 Talente bezahlen. Von Anfang an sprach sich M. im Senat gegen die Klausel aus, und Metellus erklärte ebenfalls, er werde den Eid nicht leisten. Als aber in einer spätern Senatssitzung über die Sache wirklich verhandelt wurde, leistete M. den verlangten Eid, die übrigen Senatoren thaten dasselbe, und nur Metellus blieb seinem Worte treu und wurde deswegen durch die Volksversammlung aus Italien verbannt. Bald darauf mußte M. aber seinem Verbündeten, Saturninus, selbst entgegentreten. Der Senat hatte nämlich, um dem immer wüster und frecher gewordenen Treiben des Glaucia und Saturninus ein Ziel zu setzen, die Konsuln aufgefordert, ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze alle Maßregeln zu ergreifen, welche zum Wohl des Staates nothwendig wären, und M. sah sich von der aristokratischen Partei dazu gedrängt, seine frühern Freunde auf dem Kapitol, welches diese mit bewaffneten Schaaren besetzt hatten, zu belagern. Die Empörer wurden bald durch Mangel an Lebensmitteln zur Unterwerfung gezwungen und Glaucia sowohl, als Saturninus erschlagen. Die zweideutige Art u. Weise, wie sich M. in diesem Konflikte gezeigt, hatte ihm einen großen Theil seiner Anhänger entfremdet und doch die Gunst des Senats nicht gewonnen; er zog es daher vor, sich für einige Zeit aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Um dem zurückgerufenen Metellus auszuweichen, begab er sich nach Kappadocien und suchte den Mithridates zum Krieg anzureizen, damit er auf diese Weise in Rom wieder unentbehrlich würde. Während seiner Abwesenheit wurde er zum Augur ernannt. Als der Bundesgenossenkrieg ausbrach (91 v. Chr.), nahm M. als Legat des Konsuls P. Rutilius Lupus daran Theil, schlug die Marser zweimal, kehrte aber, dem Sulla das Feld überlassend, nach Rom zurück. Als Sulla das Konsulat und damit den Oberbefehl gegen Mithridates (88

Digitized by Google

v. Chr.) erhielt, verband sich M. mit dem gewaltthätigen Volkstribunen P. Sulpicius, der nun die Vertheilung der italienischen Neubürger in sämmtliche Tribus beantragte, womit er namentlich auch die Erhebung des M. durchsetzen zu können hoffte. Der Vorschlag des Sulpicius ging durch, und nun ward auch der Oberbefehl im mithridatischen Kriege dem M. übergeben. Sofort sandte dieser zwei Kriegstribunen nach Nola, um das Heer des Sulla zu übernehmen; aber sie wurden getödtet, Sulla zog gegen Rom und M. floh nach kurzem Widerstande mit seinem Sohn und einigen Freunden nach dem Meere zu. Sie wurden proskribirt und ihre Güter eingezogen. Während sein Sohn nach Rom heimlich zurückgekehrt war, sich dort mit dem Nothwendigsten versehen hatte und nach Afrika übersetzte, fuhr M. mit seinem Stiefsohn an der Küste von Italien hin, mußte bei Circeji des Windes und der Lebensmittel wegen ans Land steigen und irrte nun unter Todesgefahr lange umher, bis er entdeckt und nach Minturnä gebracht wurde. Der Magistrat beschloß, ihn hinrichten zu lassen; da sich aber in der Stadt Niemand dazu hergab, beauftragte man einen gallischen Sklaven mit der Ausführung dieses Beschlusses. Aber auch diesem imponirte der greise Krieger so, daß er das Schwert wegwarf, und auch die Bürger von Minturnä erinnerten sich der Verdienste des M., versahen ihn mit allem Nöthigen und brachten ihn zu Schiffe. Unterwegs war er aus Mangel an Wasser genöthigt, an der sicilianischen Küste zu landen. Der römische Quästor ließ ihn hier überfallen, und M. rettete sich nur mit Mühe auf sein Schiff, nachdem sechzehn seiner Leute getödtet worden waren. Als er endlich im Hafen von Karthago gelandet war, ließ ihm der Prätor Sextilius das Land verbieten, sonst werde er ihn den Senatsbeschlüssen gemäß als Feind des römischen Volkes behandeln. Dem Boten, der ihn um Antwort bat, trug er auf: „So sage denn deinem Herrn, du hättest den Cajus M. auf den Trümmern von Karthago sitzen sehen.“ Der junge M. kam nun von Numidien her zu seinem Vater und fuhr mit ihm nach der Insel Cercine, wo sie so lange sich aufhielten, bis die veränderten Umstände die Rückkehr nach Rom gestatteten. Dort hatte sich unterdessen der Kampf zwischen den Alt- und Neubürgern erneuert, und Cinna, von Octavius aus Rom verdrängt, sammelte ein Heer. M. eilte sofort nach Italien, landete in Etrurien, und bald strömte ihm eine Menge Menschen, besonders Sklaven, zu. Er ordnete sich dem Cinna als dem Konsul unter, und dieser erkannte ihn als Prokonsul an; von den überschickten Insignien aber machte M. keinen Gebrauch, sondern behielt sein geringes Gewand bei und trug Haar und Bart, wie sie in den 70 Tagen seiner Flucht geworden waren. Das Unglück hatte ihn nicht gebrochen, sondern gestählt und erbittert. Nach der Vereinigung mit Cinna bemächtigte er sich der Proviant- und Kauffahrteischiffe, nahm mit seiner Flotte die Küstenstädte, schnitt den Gegnern die Zufuhr vom Meere ab, zog dann den Tiber herauf zu Cinna und besetzte den Janiculus. Der hartbedrängte Senat schickte Gesandte an Cinna und M. und ließ sie bitten, in die Stadt einzuziehen, aber das Leben der Bürger zu schonen. Cinna sagte dies zwar zu, war aber nicht dazu zu bringen, es durch einen Eid zu bekräftigen. M. sprach während der ganzen Verhandlung kein Wort, und nachdem Cinna eingezogen war, blieb er unter dem Thore stehen und erklärte höhnisch, er dürfe als Geächteter die Stadt nicht eher betreten, als bis das Verbannungsgesetz aufgehoben sey. Eiligst wurde zu diesem Zweck eine Volksversammlung berufen; aber kaum hatte die Abstimmung begonnen, als M. an der Spitze seiner aus Sklaven gebildeten Leibgarde in die Stadt einzog und befahl, Alle, deren Gruß er nicht durch Handreichen erwidern würde, niederzuhauen. Das Morden dauerte fünf Tage und Nächte, bis Cinna selbst 4000 Sklaven, die dem Blutdurst des M. dienten, niederhauen ließ. Die Konsuln Octavius und Merula, der große Redner Marcus Antonius, auch des M. früherer Kollege Quintus Lutatius Catulus verloren dabei ihr Leben. Seinen Hauptfeind Sulla ließ M. zum Feind des Vaterlandes erklären und alle seine Verordnungen und Gesetze aufheben. Eigenmächtig erklärten sich M. und Cinna auch für das folgende Jahr (85) zu Konsuln; aber M. † schon am 18. Tage dieses siebenten Konsulats, in einem Alter von 71 Jahren. Seine Asche ließ Sulla später in den Anio streuen. Seiner Geburt und seinem innersten Wesen nach durch und durch Plebejer, in altrömischer Weise einfach und sittenstreng u. schon dadurch, noch mehr aber durch die erlittenen Anfeindungen ein Feind der ausschweifenden Aristokratie, ausgerüstet mit einer kräftigen Statur und einem starken, unbeugsamen Willen, ohne höhere staatsmännische Begabung, aber klug und verschmitzt, war er zugleich ehrgeizig im höchsten Grade, und zwar nicht bloß für sich, sondern für seinen Stand, grenzenlos rachsüchtig und blutdürstig, aller Bildung feind und zur Fassung und Durchführung politischer Plane nicht geeignet. Sein Sohn, Cajus M., geboren 109, war 82 mit Paptrius Carbo Konsul, wurde bei Sacriportum von Sulla geschlagen, warf sich mit dem Solde des kapitolinischen Tempelschatzes in das feste Präneste, wo er eine lange Belagerung aushielt und sich selbst tödtete, als die Stadt sich dem Sulla ergab.

Marivaux, Pierre Charles de Chamblain de, französischer Theater- und Romanschriftsteller, geboren 1688 zu Paris, aus einer altadeligen Familie, erhielt eine vortreffliche Erziehung und bildete sich schon sehr früh von dem Theater angezogen. Er verwandte seine Thätigkeit auf Intriguenstücke und brach sich hierin einen neuen Weg, indem er die geheimsten Vorgänge des menschlichen Herzens mit einer oft gezierten und witzelnden Art des Ausdrucks analysirte. Diese Dichtungsweise fand viel Beifall und wurde Marivaudage genannt. Der große Beifall, den seine Stücke erhielten, eröffnete ihm 1743 den Eintritt in die französische Akademie. Er † den 12. Febr. 1763 zu Paris. Besonderes Glück auf der Bühne machten seine „Jeux de l'amour et du hasard“, die „Fausses confidences“ und „La mère confidente“. Auch schrieb er Romane, von denen „Vie de Marianne“ und „Le

Digitized by Google

paysan parvenu" die besten sind. Sein „Spectateur français" blieb zwar hinter dem englischen Vorbild weit zurück, enthält aber doch manches Gute und Scharfgedachte. Außerdem schrieb er noch „L'Homère travesti", worin der gute Geschmack vielfach vermißt wird, und „Le philosophe indigent".

Marjowetz, Insel im weißen Meer, im europ.-russischen Gouvernement Archangel, nordwestlich vom Mezenbusen.

Mark, im Allgemeinen die im Innern von festwandigen Kandlen oder Höhlen befindliche weiche, aber nicht flüssige Substanz, besonders in den Knochen (Knochenmark) und Nerven (Nervenmark), auch in den Stengeln der Pflanzen (s. Pflanze).

Mark, Erinnerungszeichen, daher besonders die Grenze eines Landes oder Bezirks ꝛc. (Markung) und das von bestimmten Grenzen umschlossene Gebiet selbst, wie Dorfmark, Feldmark, Holzmark, wüste M. ꝛc. In letzterer Bedeutung gebrauchte man das Wort M. auch von ganzen Ländern (z. B. Dänemark) und insbesondere von den Theilen größerer Länder, die an der äußersten Grenze lagen. So hießen namentlich im deutschen Reiche die den Slaven, Ungarn ꝛc. entrissenen Landestheile M.en und, in sofern sie kaiserlichen Markgrafen zur Bewachung anvertraut waren, Markgrafschaften (M. Oesterreich, Nordsachsen oder Brandenburg, Meißen, Lausitz, Schleswig, Mähren, Steiermark, Kärnthen, Baden ꝛc.). In einigen Gegenden Deutschlands gebraucht man noch gegenwärtig das Wort M. von kleineren, geschlossenen, einer Gemeinde gehörigen Bezirken; daher Markgenossen, Markordnungen, Markrecht ꝛc.

Mark, die den neuern deutschen Münzsystemen zu Grunde liegende Einheit, die aus einer kölner Gewichtsbestimmung hervorgegangen ist. Die fränkischen Könige hatten das in 12 Unzen zerfallende römische Gewichtspfund angenommen u. anfangs zu 24, dann zu 22, endlich zu 20 Schillingen (Solidi) berechnet, von denen jedes wieder in 12 (Silber-) Pfennige (Denarii) ausgeprägt wurde. Dieser Münzfuß kam mit der Ausdehnung der karolingischen Herrschaft auch in ganz Deutschland zur Geltung. So lange nun die Pfennige aus reinem Silber geschlagen wurden, entsprach das Zählpfund dem Gewichtspfund, oder 240 Pfennige enthielten wirklich ein Pfund reines Silber. Allmählig aber verschlechterten sich die Pfennige immer mehr, so daß das Zählpfund von 240 Pfennigen zwar noch ein Pfund wog, aber nur $^3/_4$ oder gar nur $^1/_2$ Pfund reines Silber enthielt. Endlich gedieh der Mißbrauch so weit, daß fast in allen Münzstätten die neuausgeprägten Pfennige je für das laufende Jahr zu einem willkürlich hohen Satze in Zwangskurs gebracht u. die Pfennige der früheren Jahrgänge herabgesetzt wurden. Um diesem Unwesen, das dem Verkehr höchst nachtheilig wurde, zu steuern, gaben sich die Städte theils zur Regelung der Münzverhältnisse in Vereine zusammen, theils brachten sie das Münzrecht durch Kauf oder pachtweise an sich. Die vornehmste dieser Städte, Köln, gab in dieser Beziehung die Richtschnur für eine neue Berechnung der Münzwerthe, indem sie ihr in 32 Lothe getheiltes Pfund, bereits 1042 M. genannt, als Gewichtssatz annahm, auf den man nun sämmtliche Münzsorten u. Münzwerthe zurückzuführen suchte. Da jedoch die Städte nicht mehr reines oder nur unbedeutend mit Kupfer versetztes Silber ausprägen konnten, weil den mächtigern, bei dem alten Unfug beharrenden Nachbarn gegenüber ihre Münzgebiete zu klein waren, mußten sie sich zunächst darauf beschränken, den Gehalt und Werth ihrer Münzen in ein festes Verhältniß zur wahren Silbermark zu bringen. Man erließ daher gesetzliche Bestimmungen über die Währung, d. h. über den Silbergehalt, der in den Münzen gewährleistet werden sollte, oder über das Verhältniß des Silbers zum Kupfer, des Korns zum Schrote, und führte eine prüfende Aufsicht sowohl über die Mitte (d. i. Weiße, Silber- oder Feingehalt), als über die Wichte (Gewicht) der einzelnen Geldstücke. Auf diese Weise trat neben die feine M., oder 16 Loth reines Silber, eine rauhe M., oder 16 Loth derjenigen Mischung, aus der die Pfennige geschlagen wurden. Zur Bezeichnung der feinen M. brauchte man verschiedene Ausdrücke: Marca argenti puri (M. reinen Silbers), M. ponderata oder argenti ponderati (gewogene M.), M. examinata oder examinati argenti (M. geprobten Silbers), M. meriata (M. geläuterten Silbers), M. dericati argenti (M. Stücksilbers), M. combusti argenti (Brandsilbers), M. signata (gestempeltes reines Silberstück von 16 Loth). Die rauhe M. aber unterschied man in eine Marca usualis oder argenti usualis (M. Usualsilbers) u. M. nummorum oder denariorum (M. Pfennige). Unter M. usualis verstand man so viel neue Pfennige, als aus 16 Loth der gesetzlich festgestellten Mischung geschlagen wurden. Auch gab man ganze 16löthige gestempelte Stücke dieser Mischung aus (M. argenti usualis signata), sowie andere gestempelte Stücke reinen Silbers, die dem reinen Silbergehalt einer Usualmark entsprachen (M. argenti usualis pura). Eine solche M., welche die richtige Mitte und Wichte eines Orts hatte, hieß eine löthige M., deren Kurs- und Silberwerth je nach Zeit und Ort ihres Ursprungs verschieden seyn konnte. Waren nach Ablauf des Jahres die Pfennige alt und im Kurswerthe herabgesetzt worden, so hieß die gleiche Anzahl Pfennige, welche ursprünglich eine Usualmark ausgemacht hatte, jetzt eine M. nummorum (M. Pfennige), die daher lediglich als Zahlmark gelten konnte. Aber auch neue Pfennige konnten eine bloße Zahlmark bilden, wenn sie „weiß gemacht" waren, d. h. geringern Zusatz von Kupfer und folglich geringeres Gewicht hatten, als die gewöhnlichen „schwarzen Pfennige", so daß die witte oder weiße M. den schwarzen im Werthe gleich stand, an Gewicht aber leichter war. Da man aber die Kopien der kölnischen M. nicht überall mit gleicher Treue und Genauigkeit anfertigte, so stellte sich mit der Zeit ein kleiner Unterschied der in den verschiedenen Ländern und Städten Deutschlands unter der Benennung kölnische M. gebräuchlichen Gewichte heraus, und da bei spätern Prüfungen selbst die in Köln aufbewahrten und als ächt bezeichneten verschiedenen Muster der M. nicht mit einander übereinstimmten, das alte Originalmark-

Digitized by Google

stück aber verloren gegangen ist, so ist man gegenwärtig nicht mehr im Stande, die Schwere der wahren ursprünglichen M. mit Genauigkeit und Sicherheit zu ermitteln. Im Jahr 1829 bestimmte Ehristlian Hoffmann aus Leipzig das Gewicht der viereckigen messingenen M. von 1705, welche in den in Köln vorhandenen geschriebenen Notizen für die wahre kölnische M. erklärt wird, auf 233,8123 franz. Grammen. Nach dieser Annahme beträgt das Gewicht des kölnischen Pfundes 467,6246 franz. Grammen, u. da das preußische Pfund 467,71101 dieser Grammen wiegt, so ist letzteres nur um 0,0864 franz. Grammen schwerer, als ersteres. Die preußische M., welche das Münzgewicht Preußens bildet, wiegt 233,855506 franz. Grammen. Die verschiedenen Werthbestimmungen gelangten erst nach vielen Verträgen zwischen benachbarten Fürsten u. Städten zu dauernder Geltung, wie der leipziger Fuß von 1690, der 12 Thaler auf eine feine M. rechnete, und der am 21. Sept. 1753 zwischen Oesterreich u. Bayern verabredete Konventionsfuß, nach welchem 20 Gulden einer feinen M. entsprachen. Preußen münzte seit 1750 die feine M. zu 14 Thalern aus, welcher Fuß in allen nach Thalern rechnenden Staaten zur Geltung kam, während die in Oberdeutschland übliche rheinische Währung von 24 Gulden durch eine neue süddeutsche von 24½ Gulden auf die M. ersetzt wurde (s. Münzfuß). Nach usualmarken rechnen gegenwärtig noch Hamburg (s. Banco), Holstein und Lübeck, wo die in 16 Schillinge zerfallende M. ungefähr 12 Sgr. preuß. gilt. Als Probirgewicht zerfällt die M. bei Gold in 24 Karat zu 12 Grän, bei Silber in 16 Loth zu 18 Grän.

Mark, vormalige deutsche Grafschaft des westphälischen Kreises, wurde von Westphalen, Gimborn, Berg, Werden, Essen, Recklinghausen, Dortmund und Münster begrenzt, durch den Haarstrang in den ebenen und fruchtbaren Hellweg (nördlich) und das gebirgige und rauhe Süderland oder Sauerland (südlich) getheilt und zerfiel in 2 Stadtekreise, welche durch die von Osten nach Westen fließende Ruhr von einander geschieden wurden. Auf dem 45 □Meilen betragenden Flächenraum wohnten 170,000 Einwohner, größtentheils Protestanten, die sich durch Industrie, besonders Verfertigung von Metallwaaren, auszeichneten und auch ergiebigen Ackerbau, Viehzucht u. Bergbau, hauptsächlich auf Eisen u. Steinkohlen trieben. Um die Ruhr, den Hauptfluß der Grafschaft, schiffbar zu machen, hat man schon 1775 angefangen, auch in der M. viele Schleußen anzulegen. Andere Flüsse sind die Lippe, Lenne, Volme, Empe, Ziske und Asse, die alle sehr fischreich sind. Das Wappen der Grafschaft ist ein aus 3 rothen und silbernen Schachreihen bestehender Querbalken. Das Geschlecht der Grafen von M. stammt aus dem gräflich bergischen Hause. Im 14. Jahrhundert kam die Grafschaft an die Grafen von Kleve und nach langen Streitigkeiten durch die sogenannte beständige Translatten 1666 aus der jülichschen Erbschaft an Brandenburg. Der große Kurfürst gab den Einwohnern das Versprechen, daß sie beständig bei seinem Hause bleiben sollten. Friedrich Wilhelm III. bestätigte dieses Versprechen, als er bei Gelegenheit der verschiedenen Ländertausche 1805 und 1806 von seinen Ständen daran erinnert wurde. Vorübergehend kam die M. durch den tilsiter Frieden 1807 an Frankreich; von diesem wurde sie 1808 an das Großherzogthum Berg gegeben, wo sie das Ruhrdepartement bildete, bis sie 1813 wieder mit der Krone Preußen vereinigt wurde. Gegenwärtig bildet sie einen Theil des Regierungsbezirks Aremberg, und zwar die 5 Kreise: Altena, Bokum, Hagen, Hamm und Iserlohn. In der Nähe von Hamm liegt das Haus M. in dem Dorfe gleichen Namens, das alte Schloß der Grafen von der M., und das Kloster Kentrop, wo seit 1820 eine Taubstummenanstalt ist.

Markbrief, s. v. a. Kaperbrief; s. Kaperei.

Markdorf, Stadt im badischen Seekreis, Amt Meersburg, am Bodensee, mit Schloß, 2 Vorstädten, 3 Thoren, Schule, Hospital, Posterpedition, Handel mit Vieh, Weinbau und 1500 Einwohnern.

Marken, Insel im Zuiderseе, zur niederländischen Provinz Nord-Holland gehörig, südöstlich von Edam, mit 800 Einwohnern, meist Fischern, die sich durch eigenthümliche Tracht und Sitten auszeichnen.

Marketender, Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche den Truppen ins Feld folgen, um theilweise für deren Bequemlichkeit und Verpflegung Sorge zu tragen, namentlich die Herbeischaffung solcher Gegenstände zu übernehmen, welche der Biwouak oder die Magazine nicht liefern. Dieser Gebrauch war schon in den frühesten Zeiten vorhanden. Bei den Römern gehörten die M. zu den Impedimenta oder der Bagage. Bei den deutschen Landsknechten bildeten sie einen wesentlichen Theil des Trosses, fungirten unter verschiedenen Namen und standen unter Aufsicht des Rumormeisters. In neuerer Zeit ist man fast in allen Armeen (zuerst in Frankreich während der Revolution 1792) darauf bedacht gewesen, die Zahl der M. so viel als möglich zu verringern.

Marketerie, s. Mosaik.

Markgräfler, s. Rheinweine.

Markgraf (marchio), ursprünglich der Befehlshaber in einem Grenzbezirke oder einer Mark (s. d.). Seine Macht war eine weit bedeutendere, als die der übrigen Grafen, da ihm außer der Rechtspflege die Macht zustand, den Heerbann aufzubieten, was bei den fortwährenden u. oft blutigen Kriegen an den Grenzen u. bei der großen Entfernung des Reichsoberhaupts von denselben nothwendig war. Die Entstehung des Markgrafenamts fällt in die Zeiten Karls des Großen, welcher bei der Einführung der Gaueintheilung zur besondern Bewachung der Grenzen und ihrer Befestigungen Comites, auch Custodes oder Praefecti limitum, Wächter und Wahrer der Grenzen, aufstellte. Wie überhaupt die sächsischen Kaiser die Pläne Karls des Großen wieder aufnahmen, so hoben sie vorzüglich das Institut der M.en, da ihre Herzogthümer Thüringen und Sachsen am meisten den Angriffen der Feinde des Reichs ausgesetzt waren. Gewöhnlich wurden solche Herren zu M.en bestellt, die in den ihnen zur Beschützung übergebenen Bezirken ansehnliche Güter hatten.

Digitized by Google

Im 12. Jahrhundert wurden die markgräflichen Stellen erblich und endlich reichsfürstlich, so daß ein M. in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand. Es gab später in Deutschland 9 Markgrafenthümer: Baden, Brandenburg, Ansbach, Bayern, Meißen, Lausitz, Mähren, Burgau und Hochberg. In Italien, wo die Kaiser ebenfalls die markgräfliche Würde einführten, ging aus derselben keine eigenthümliche Entwickelung hervor. Sie verlor bald ihr Ansehen, und es blieb nur noch in dem Titel Marchese und Marquis eine schwache Erinnerung an sie.

Markgröningen, Stadt im württembergischen Donaukreis, Oberamt Ludwigsburg, an der Glems, mit Amtsnotariat, Kirche, Schule, Hospital, Arbeitshaus, Papiermühlen u. 2950 Einw. Die Stadt hatte sonst das Reichssturmfahnenträgeramt, welches später an Würtemberg überging.

Markland, Jeremiah, einer der berühmtesten englischen Kritiker, geboren den 29. Okt. 1693 zu Ehildwall in Lancashire, studirte zu Cambridge und gründete seinen ausgebreiteten Ruf durch seine Ausgabe der „Sylvae" des Statius (London 1728, vermehrt herausgegeben von Sillig, Dresden 1827), in welcher er gegen 500 Stellen durch die kühnsten und geistreichsten Konjekturen emendirte. Außerdem haben wir von ihm eine Ausgabe der beiden Iphigenien des Euripides (London 1763, neue Aufl. von Gaisford, 2 Bde., Oxford 1811 und Leipzig 1822) u. „Epistola critica ad Franc. Hare" (daf. 1723). Indem er die von Tunstall angegriffene Authenticität der Briefe Cicero's an Brutus in den „Remarks on the epistles of Cicero to Brutus" (London 1745) vertheidigte, entzündete sich durch seine angefügte Dissertation, in welcher er die Aechtheit der 4 ciceronischen Reden „Ad Quirites post reditum", „Post reditum in Senatu", Pro domo sua" und „De haruspicum responsio" bezweifelte, ein berühmter kritischer Streit, der später durch die Ausgabe dieser Reden von Fr. A. Wolf (Berlin 1801) zu Gunsten M.s entschieden wurde.

Marklissa, Mediatstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, an der Queis, mit Post, Rathhaus, Pfarrei, Hospital, Kattunweberei, Maschinenwebereien, Töpferei und 1850 Einw.

Marklosung, s. Retrakt.

Markobrunn (eigentlich Markbrunnen), Ueberschrift eines Brunnens, welcher im Rheingau des Herzogthums Nassau, zwischen Mainz und Bingen, auf dem Strahlenberge, an der Grenze der Gemarkungen von Erbach und Hattenheim, sprudelt u. nach dem der im anliegenden Weinberg, dessen schon eine Urkunde von 1104 gedenkt, erzeugte Wein, einer der feurigsten und geschätztesten Rheinweine, Markobrunner genannt wird.

Markolsheim, Kantonstadt im französischen Departement Niederrhein, Bezirk Schlettstadt, am Kanal de Monsieur, hat Ziegeleien, Töpfereien, Bleichen, Handel mit Tabak und Hanf und 1700 Einw.

Markomannen, wörtlich die in der Mark wohnenden Männer, eine altdeutsche Völkerschaft, die zu Cäsars und Drusus' Zeit am mittlern und obern Main gewohnt zu haben scheint. Marbod führte sie (etwa 10 v. Chr.) nach Böhmen, wo sie das Hauptvolk von Marbods Reich bildeten. Nach dem Zerfall des letztern lebte der alte Name der M. in einem neuen Bunde deutscher und sarmatischer Völker wieder auf. Schon aber hatten die verbundenen Völker zwischen dem Main und der Theiß, Mariker, Hermunduren, Jazygen, Sueven, Sarmaten, Bastarner, Burier, nicht mehr bloß den Zweck, sich zu vertheidigen, sondern den weitern, jenseits der Donau sich auszubreiten und bis nach Italien vorzudringen. Hier schlugen sie um 88 n. Chr. einen Angriff des römischen Kaisers Domitian zurück, wurden zwar von Trajan und Hadrian noch in Schranken gehalten, suchten aber seit der Mitte des 2. Jahrhunderts ins römische Reich selbst einzubrechen. Um die Gefahr von dem Reich abzuwenden, begann Marc Aurel 166 den Krieg gegen die M. (Markomannenkrieg), während dessen Verlaufs sich der Bund durch die sarmatischen Stämme der Viktovalen, Sosiker, Sikeboten, Rhepolanen, Bastarner, Alanen, Peuciner, Kastobochen verstärkte. Nach schweren Kämpfen gelang es Marc Aurel, 174 die Jazygen zu unterwerfen, und auch die Quaden mußten um Frieden bitten. Allein kaum hatte der Kaiser den Rücken gewendet, so drangen die M. in großer Zahl in Pannonien ein und erschienen mit einem Theil des Heeres selbst vor Aquileja. Zum 2. Mal zog Marc Aurel wider sie zu Felde, überschritt die Donau und erlangte die frühern Versprechungen. Ehe aber ein dauernder Friede hergestellt werden konnte, erlag Marc Aurel den Anstrengungen des Kriegs. Sein Sohn Commodus gewährte den M. einen sehr vortheilhaften Frieden. Bis ins 5. Jahrhundert dauerten die Versuche der M., ins Römerreich einzubrechen, bis auch sie, erst durch Alarichs Glück an ihren Unternehmungen gehindert, endlich in dem Völkergewimmel der Hunnenzüge verschwinden. Die letzten Reste derselben verloren sich unter die Bojoarier.

Markscheide, d. i. Grenze, in der bergmännischen Sprache die Grenze zwischen neben einander liegenden Gruben, welche zu Tage, d. h. auf der Oberfläche der Erde, durch einen Mark- oder Lachstein, in der Grube selbst aber durch ein in das Gestein, Mauer- oder Holzwerk gehauenes Zeichen, die Markscheidestufe, bezeichnet wird. Markscheider heißt derjenige Bergbeamte, welcher dazu angestellt ist, um die bei Bergwerken ꝛc. vorkommenden Messungen (s. Markscheidekunst) zu machen, wofür er Markscheidegebühren von den Gewerken erhält.

Markscheidekunst (Geometria subterranea), die bergmännische Feld- und Grubenmeßkunst, die durch Vermessung über und unter Tage mittelst der Meßkette, Lachterkette, des Grubenkompasses, der Eisenscheibe, des Hänge- und Gradbogens und des Zulegeinstrumentes das trigonometrische Berechnen der Züge und das Zulegen oder Auftragen derselben lehrt, wodurch Zeichnungen entstehen, aus denen in Grund-, Auf-, Durchschnitts- und Profilrissen die Lagen der Gruben, Stellungen der Lagerstätten, die über der

Digitized by Google

Grube zu Tage befindliche Gegend und die räumlichen Verhältnisse zum Behuf des Bergbaues und zur Entscheidung bergmännischer Grenzstreitigkeiten erkannt werden. Bei diesen Vermessungen kann nur Weniges mit der Meßkette und dem Lachtermaße geschehen, das Meiste muß durch Winkelmessungen bewirkt werden, wobei der Kompaß und die Wasserwage (Libelle) als Leiter dienen. Die Messungen selbst geschehen meist mit dem Winkelweiser und dem Grabbogen. Die M. verdankt ihre Entstehung einem Deutschen. G. Agricola schrieb 1556 das erste Werk darüber in lateinischer Sprache; dann schrieb Erasmus Reinhold 1574 und N. Voigtel 1686 darüber. Am vollständigsten ist Campe's „Anleitung zur M." (Leipzig 1782 und 1792, mit Kupfern).

Markschwamm, s. Schwamm.

Markstuhl, Marktflecken im sachsen-weimarschen Kreise Eisenach, an der Suhl, Station der Werraeisenbahn, mit Schloß, Pfarrei, Rentamt, Försterei, Landgestüte und 1300 Einw. M. war im 17. Jahrhundert Residenz vom apanagirten Prinzen von Sachsen-Eisenach.

Markt, im weitern Sinne jeder Spielraum, wo Güter mit einander vertauscht werden, im engern Sinne ein öffentlicher Platz, auf welchem sich Käufer und Verkäufer aufhalten können, um Waaren einzukaufen und zu verkaufen, sowie die Zeit, wo dies geschieht. Die Marktplätze hießen bei den Römern Fora und wurden nach den Hauptgegenständen, die dort zum Verkauf auslagen, benannt, z. B. Forum pistorium, boarium, olitorium. Bei den Griechen lag der M. meist in der Mitte der Stadt oder eines Stadtbezirks, in Hafenstädten nicht weit vom Hafen und war in der Regel viereckig und von Säulenhallen umgeben, welche nicht nur zum Auslegen von Waaren, sondern auch zum Schutz gegen Regen und Sonnenhitze dienten, denn der M. war der Mittelpunkt des städtischen Lebens und Treibens. Wie bei den Römern die Aedilen die Marktpolizei verwalteten, so bei den Griechen die Vorsteher des Emporiums. Das Mittelalter behielt die Einrichtung der Märkte, wie sie bei den Römern bestanden hatten, im Allgemeinen bei, und der Marktplatz war von Säulengängen, auf denen zugleich die umstehenden Häuser ruhten, umschlossen. Nach und nach verbaute man die Säulenhallen, und die Gebäude, öffentliche sowohl als private, schlossen sich, wo keine Straßendurchgänge waren, dicht an einander an, so daß der Markt einen Ring bildete. Daher heißen in Polen, Schlesien und Böhmen die Marktplätze noch bis auf den heutigen Tag Ringe. Unter Marktfreiheit versteht man die von der höchsten Behörde den Marktbesuchern gegebenen Privilegien, wie z. B. Arrestfreiheit der Marktbesucher und ihrer Waaren, Befreiung von manchen Abgaben ꝛc. Die besondern für den M. und für die Marktbesucher gegebenen obrigkeitlichen Verfügungen, welche sowohl diese Marktfreiheiten, als überhaupt die Ausdehnung des Marktverkehrs und seine Beschränkungen betreffen, bilden zusammengenommen die Marktordnung, welche von einer besondern dazu aufgestellten Behörde, dem Marktamt oder Marktgericht, gehandhabt wird, das zwischen den Handelsleuten entstehende Streitigkeiten wo möglich zu schlichten hat. Dieses Marktgericht wird meist durch das bestehende Handelsgericht oder durch das gewöhnliche städtische Gericht gebildet. Auch die Kontrole über die Richtigkeit der Waaren, des Gewichtes, Maßes und Geldes ist diesem Gerichte übergeben, sowie es auch den Marktzoll einnimmt und dafür, wenigstens in früheren Zeiten, das Marktgeleite besorgte, d. h. die Verpflichtung auf sich nahm, die Marktleute mit ihren Gütern sicher hin- und herzugeleiten und vor Anfällen, Wegelagerern, Raubrittern ꝛc. zu beschützen. Die Märkte (Kram- oder Jahrmärkte) unterscheiden sich von den Messen (s. d.) hauptsächlich dadurch, daß bei ihnen nicht wie bei diesen die Geschäfte im Großen, sondern vielmehr nur im Kleinen betrieben werden und auch ihre Dauer bei weitem kürzer ist.

Marktbreit, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am Main und Breitbache, mit einem Hauptzollamt, Lagerhaus, einer Post, einem Magistrat 3. Kl., evangelischer Pfarrei, katholischer Kuratie, 2 Kirchen, Schloß, Speditions- u. Großhandel, Schifffahrt, Kalk-, Gyps- und Mehlmühlen, Wein- und Obstbau, Sand- und Kalksteinbrüchen und gegen 2500 Einw., worunter 90 Juden.

Marktschiff, Flußschiff, welches zu bestimmten Zeiten von einer Stadt zur andern fährt, besonders zum Behuf der Markttage und des dadurch veranlaßten Verkehrs.

Marktschreier, sonst Quacksalber oder Afterarzt, der auf Jahrmärkten oder bei sonstigen Gelegenheiten, welche die Volksmenge auf einem Platze versammeln, unter den übertriebensten Anpreisungen seine Medikamente, die meist für Arcana ausgegeben wurden, ausbot, und zwar meist von einem Schaugerüste herab, um besser gesehen zu werden, öfters durch einen Possenreißer unterstützt. Solchem Unwesen ist jetzt allenthalben, wo eine ordentliche Medicinalpolizei gehandhabt wird, gesteuert. Vergl. Quacksalber.

Marktsteft, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am Main, mit Ueberfahrt über denselben, hat ein Hauptzollamt, Lagerhaus, eine Getreideschranne, Tabaks- und Druckerschwärzefabriken, Branntweinbrennereien, Leinwandbleicherei, Potaschesiederei, Obst- und Weinbau, Baumzucht, Wein-, Getreide- und Speditionshandel u. 1400 Einw., darunter gegen 75 Juden. Im J. 1637 starb der ganze Ort in Folge einer Hungersnoth bis auf 10 Personen aus.

Markung, Grenze; eingegrenzter Bezirk; Feldmark; wüst liegendes Land.

Markwährung, s. Mark.

Markwaldungen, die im Besitz einer oder mehrer Gemeinden stehenden Waldungen, wozu alles das gerechnet wurde, was sich im Innern der Wälder befindet, wie Bäche, Flüsse, Weideplätze, Viehtriften, Heiden ꝛc. Dergleichen M. bestehen noch jetzt im Nordwesten von Deutschland, und zwar der Hauptsache nach in den uralten Formen und Gerechtsamen. Die Korporation, der eine Markwaldung gehört, heißt Mär-

Digitized by Google

kerschaft, die Genossen Märker, die Nichtberechtigten oder die nicht in der Mark Wohnenden Ausmärker. In Westphalen heißen die Nachkommen der früheren ächten Eigenthümer, welche also nur den Markwald benutzen, Erberen. Alle M. haben einen Vorsteher: Obermärker, als obersten Herrn über die Marken, Waldbott, obersten Voigt, Holzgraf, welcher entweder gewählt wurde, oder dessen Amt mit einem in der Mark belegenen Grundbesitz verbunden war. Er führte die Oberaufsicht und die Schutzherrschaft in der Mark, und ihm standen dafür mehre nutzbare Rechte zu. Die Verhältnisse in der Mark wurden auf den jährlich abzuhaltenden Märkergedingen oder Holzgerichten berathen und geordnet, und das dabei Niedergeschriebene gab die Grundlage zu manchen Forstordnungen. Vgl. Stisser, Forst- und Jagdhistorie der Deutschen, Jena 1737; Löw, Ueber die Markgenossenschaft, Heidelb. 1829; Stieglitz, Geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Jagd und Wald in Deutschland, Leipz. 1832.

Markwurm, das Verwelken der Triebe der Bäume und Sträucher in Folge des Ausfressens der Markröhre durch Insekten.

Marlborough, Stadt in der englischen Grafschaft Wilt, am Kennet, mit Seilerei, Malzbereitung und 3450 Einw. Von derselben bekam John Churchill den Titel Herzog von M., welchen jetzt das Haus Spencer führt; auch ward 1267 hier ein Parlament gehalten, dessen Schlüsse (Statutum de M.) zum Theil noch jetzt in Geltung sind.

Marlborough, John Churchill, Herzog von, berühmter britischer Feldherr und Staatsmann, aus einem alten, in den Bürgerkriegen verarmten Geschlecht den 24. Juni (5. Juni) 1650 zu Ash in Devonshire geboren, genoß bei einem anglikanischen Geistlichen eine strenge und religiöse Erziehung und besuchte dann die Schule von St. Paul. Wenig gebildet, aber von der Natur mit Schönheit und Anmuth begabt, kam er als Page an den Hof des Herzogs von York, der ihm im Alter von noch nicht 16 Jahren eine Fähndrichstelle bei der Garde verschaffte. Er schiffte sich als solcher nach Tanger ein, wo er an verschiedenen Scharmützeln gegen die Mauren Antheil nahm, ward nach seiner Rückkehr zum Kapitän im Regiment des Herzogs von Monmouth befördert und diente in dem Armeecorps, das zur Verstärkung der Franzosen nach den Niederlanden abging. Der Feldzug von 1672 war für Churchill eine vortreffliche Schule. Er zeichnete sich vornehmlich bei der Belagerung von Nymwegen aus und hatte das Glück, selbst Türenne's Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, welcher schon damals in dem „schönen Engländer" den künftigen großen Feldherrn erblickte. Im folgenden Jahre rettete Churchill dem Herzog von Monmouth, seinem Obersten, das Leben und gab bei der Belagerung von Mastricht Beweise eines so hohen Muthes, daß Ludwig XIV. ihn an der Spitze des Heeres mit Lobeserhebungen überhäufte. Nachdem er zum Oberstlieutenant befördert worden, diente er noch bis 1677 in der französischen Armee. Dann kehrte er nach England zurück, wo er trotz seines noch jugendlichen Alters ein Regiment erhielt. Karl II. ernannte ihn 1682 zum Baron und zum Obersten des 13. Garderegiments. Nachdem sein alter Gönner, der Herzog von York, 1685 als Jakob II. den englischen Thron bestiegen, wurde Churchill General und Peer unter dem Titel Baron Churchill von Sundridge. Bei der Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth zeigte er sich besonders thätig; als aber Jakobs II. verkehrtes Beginnen die Revolution herbeigeführt hatte, ging Churchill mit andern Generalen zu Wilhelm von Oranien über und war einer der erklärtesten Gegner Jakobs, ja er soll sogar mit dem Generalmajor Kirk Verabredung getroffen haben, den unglücklichen König gefangen zu nehmen und dem Prinzen auszuliefern. In Wilhelms Auftrag versammelte er zu London die reitenden Garden und nahm an der Versammlung der Peers zu Westminster Antheil (1. Jan. 1689), wo die berühmte Akte zu Gunsten des Prinzen von Oranien unterzeichnet ward. Zum Generallieutenant in des letztern Armee ernannt, betheiligte er sich mit Eifer bei den Debatten, welche die Erklärung des Unterhauses, daß durch Jakobs II. Flucht der Thron erledigt sey, im Oberhause herbeiführte, stimmte am 6. Febr. für den Antrag, welcher die Krone dem Prinzen u. der Prinzessin von Oranien übertrug, ward darauf zum Grafen von M., zum Mitglied des Geheimenraths und zum königl. Kammerherrn ernannt u. wohnte in dieser Eigenschaft der Krönung König Wilhelms bei. Dieser übertrug ihm die Unterwerfung Irlands. Da er sich aber scheute, seinen alten Wohlthäter in Person zu bekämpfen, zögerte er mit dem Angriff, bis Jakob die Insel verlassen hatte und nach Frankreich zurückgekehrt war, worauf er sich der Plätze Cork und Kinsale bemächtigte. In Folge der Theilnahme Wilhelms am Kriege gegen Frankreich erhielt M. das Kommando der britischen Truppen in den Niederlanden, wo er den Sieg bei Walcourt erfocht. Bei seiner Rückkehr nach England ward er aber plötzlich verhaftet und mit andern Großen in den Tower gebracht. M. hatte sich nämlich, vielleicht aus Reue über den frühern Verrath, in die Umtriebe der Jakobiten eingelassen u. sollte sich nach der Aussage des hingerichteten Sir John Fenwick anheischig gemacht haben, Jakob II. die Armee zu gewinnen. Nach einer langwierigen Untersuchung ward M. wegen mangelnder hinreichender Beweismittel zwar in Freiheit gesetzt, aber er lebte bis zum Tode der Königin Maria (1696) in einer Art von Exil. Nach dem Frieden von Ryswick (20. Sept. 1697) ernannte ihn der König zum Gouverneur des Herzogs von Gloucester, sowie zum Mitglied des geheimen Raths, und beim Ausbruch des spanischen Successionskriegs zum Befehlshaber aller britischen Streitkräfte in den Niederlanden (1701), sowie zu seinem außerordentlichen Gesandten bei den Generalstaaten. In nicht minderer Gunst stand M. bei der Prinzessin Anna, welche nach Wilhelms Tod (19. März 1702) auf dem britischen Throne folgte. Ohne den Titel zu besitzen, übte er die Macht eines Regenten. Während seine Gemahlin die Königin beherrschte, leitete er den Minister Godolphin, dessen Sohn seine Tochter geheirathet hatte. Als Oberkommandant der verbündeten Truppen in den Niederlanden begann er den

Digitized by Google

Feldzug von 1702 mit Vertreibung der Franzosen aus Geldern und eroberte Venloo, Roermonde und Lüttich. Die Königin ernannte ihn darauf zum Marquis Blandford und zum Herzog von M. Im J. 1703 ging er zur Unterstützung des Kaisers nach Deutschland, vereinigte sich mit dem Prinzen Eugen von Savoyen und schlug zuerst die Bayern im Juni 1704 bei Donauwörth und am 13. Aug. die Franzosen unter Tallard bei Blenheim. Letzterer Sieg ward in Deutschland, Holland und England mit Begeisterung gefeiert. Das Parlament schenkte ihm die Domäne Woodstock und die Königin ließ ihm das Schloß Blenheim bauen, dessen ungeheure Kosten sie aber später nicht bezahlen mochte. Der Kaiser verlieh ihm den Titel eines Reichsfürsten. M. verfolgte darauf die Franzosen, die sich über den Rhein zurückzogen, und nahm seine Winterquartiere an der Mosel. Im Feldzuge von 1705 versuchte er aber vergebens, den Marschall Villars in einen Kampf zu verwickeln. Zum Rückzug genöthigt durch die treffliche Disposition seines Gegners, wandte er sich nach den Niederlanden und erstürmte (18. Juli) die von Villeroi besetzten Linien. Der Feldzug endigte mit der Einnahme einiger Plätze, worauf sich M. nach Wien begab, um sich mit dem Kaiser über die Mittel zu energischer Fortsetzung des Kampfes zu besprechen. Villeroi, welcher die Dyle (19. Mai 1706) überschritten und Ramillies eingenommen hatte, ward aber hier von M. angegriffen und total geschlagen, worauf ganz Brabant in die Hände der Verbündeten fiel. Um die erlittenen Verluste zu ersetzen, vertraute Ludwig XIV. den Oberbefehl in Flandern dem Herzog von Vendôme an; aber auch dieser konnte die Fortschritte seines glücklichen Gegners nicht mehr hemmen und mußte Ostende, Dendermonde und Ath verloren gehen sehen. Die Friedensanträge, die Ludwig XIV. durch den Kurfürsten von Bayern machen ließ, wurden auf Antrieb M.s von der König Anna und den Generalstaaten verworfen. Als Karl XII. von Schweden Vorbereitungen traf, welche den Bund gegen Frankreich zu gefährden schienen, ward M. beauftragt, den drohenden Sturm zu beschwören, und in der That gelang es ihm, in einer persönlichen Zusammenkunft mit Karl XII. (27. April 1707) diesen in seiner neutralen Stellung zu erhalten. Indessen gaben sich am englischen Hofe deutliche Anzeichen kund, daß er in der höchsten Gunst zu wanken anfing; er ward sogar auf kurze Zeit aus dem geheimen Rath entfernt. Auf den Kontinent zurückgekehrt, eröffnete er den Feldzug mit dem Prinzen Eugen, schlug die Franzosen bei Oudenarde, drang bis Artois vor, eroberte Lille, Gent u. Brügge und gewann gegen Villars die blutige Schlacht bei Malplaquet (11. Sept. 1709). Nachdem sie noch Mons zur Kapitulation gezwungen, begab sich M. über den Haag nach London. Hier bat ihn die Königin um ein Regiment für M. Hill, den Bruder der Lady Masham, ihrer neuen Favorite; M. schlug es ihr ab, und als die Königin darauf bestand, zog er sich nach Windsor zurück, von wo er seine Entlassung eingab. Die Wirkung, welche die Nachricht von M.s Rücktritt auf das Publikum hervorbrachte, nöthigte die Königin, von ihrem Verlangen abzustehen und dem Herzog die freie Verfügung über das Heer zu lassen. Das Parlament bewilligte ihm vermehrte Hülfsgelder, u. er erhielt Holland bei der Allianz vermittelst Auswirkung des Barrièretraktes (s. d.). Als er aber, um seine Stellung gegen die Umtriebe seiner Gegner zu befestigen und sich die Mittel zu sichern, seine Freunde im Kabinet zu erhalten, die Stelle eines Generals en Chef für sich auf Lebenszeit begehrte, bot er damit seinen Feinden eine willkommene Gelegenheit, seine ehrgeizigen Bestrebungen zu verdächtigen, und wirklich wies die Königin sein verfassungswidriges Verlangen mit Geringschätzung zurück. Dennoch wußte es M. dahin zu bringen, daß das Parlament den Antrag stellte, er solle nach dem Haag zurückgesandt werden, um die inzwischen von Frankreich hier angeknüpften Friedensunterhandlungen abzubrechen. Er vermochte die Generalstaaten zu demselben Schritte und eröffnete mit Eugen den Feldzug mit der Einnahme von Mortagne, Douai, Bethune, Saint Venant und Aire. Während seiner Abwesenheit traten im Ministerium für ihn ungünstige Veränderungen ein; Sunderland und Godelphin wurden daraus entfernt, und mit dem Grafen Oxford gelangte die Torypartei ans Ruder. Anfangs 1711 kehrte M. nach England zurück, wo er bei den Debatten über die Siege der Franzosen in Spanien im Parlament manche Demüthigung erfuhr. Zwar behielt er noch sein Kommando und ging wieder zur Armee ab, aber mit eingeschränkter Macht, da ihm die freie Verfügung über die Offizierstellen entzogen ward. Er nahm darauf noch Bouchain ein und war eben im Begriff, Quesnoi zu belagern, als sich die Generalstaaten dem widersetzten, worauf er sich nach dem Haag begab. Nach England zurückgekehrt, ward er vom Parlament der Unterschlagung öffentlicher Gelder angeklagt, worauf die Königin ihn am 1. Jan. 1712 seiner Aemter entsetzte, aber, besonders auf die Vorstellungen des Prinzen Eugen, die gerichtliche Verfolgung unterdrückte. Mit Schmerz mußte er das Resultat 10jähriger Anstrengungen durch die Fortschritte Villars' und den Abschluß des utrechter Friedens (13. Juli 1713) vereitelt sehen. Erbittert zog er sich auf ein kleines Landgut in der Nähe von St. Alban zurück und besuchte dann Holland, Belgien, Deutschland und sein ihm vom Kaiser geschenktes Fürstenthum Mindelheim, das er jedoch im utrechter Frieden ohne Entschädigung verlor. Erst beim Tode der Königin Anna kehrte er nach England zurück, wo ihn Georg I., welcher seine Krone zum Theil den Anstrengungen der Partei M.s verdankte, mit Auszeichnung empfing und in alle seine Aemter und Würden wieder einsetzte. Vom Schlagfluß getroffen (8. Juni 1716), mußte sich M. jedoch ganz von den Geschäften zurückziehen, verlor fast alle Geisteskräfte und † auf seinem Landgut Windsor-lodge den 17. Juni 1722, ein Vermögen von mehr als 15,000,000 Fr. hinterlassend. Ein feiner und gewandter Hofmann und Diplomat, zeichnete sich M. durch eine einschmeichelnde Beredsamkeit aus, welche die vorsichtigsten Geister bestrickte und ihm zu jener fast tyrannischen Herrschaft verhalf, welche er über die Generalstaaten, wie über die Königin Anna

Meyers Comp Lex N° 350

MARLBOROUGH

Digitized by Google

und das Parlament geraume Zeit ausübte. Als Feldherr vereinigte er große Thätigkeit mit persönlichem Muth und war mit einem sichern und schnellen Blick begabt, der jeden Fehler des Gegners erspähete und zu benutzen wußte. Nie erlitt er eine bedeutende Niederlage und war trotz seiner strengen Mannszucht der Abgott seiner Soldaten. Aber diese Eigenschaften wurden durch seinen maßlosen Ehrgeiz und seine niedrige Habsucht nur allzusehr verdunkelt. Vgl. Coxe, Memoirs of John Duke of M., with his original correspondence, Lond. 1818, 3 Bde., deutsch, Wien 1820, 6 Bde.; Murray, Despatches of the Duke of M., London 1845—46, 5 Bde.; Macfarlane, Life of M., das. 1852.

Seine Gemahlin, Sarah Jennings, Herzogin von M., jüngste Tochter von Richard Jennings, geb. den 29. Mai 1660, kam in einem Alter von 12 Jahren in die Dienste der Herzogin von York, wo sie die Freundin der Prinzessin Anna ward. Schön, liebenswürdig und tugendhaft inmitten eines verdorbenen Hofes und der vollen Zuneigung der königlichen Familie sich erfreuend, hatte sie die angesehensten englischen Großen zu Bewerbern um ihre Hand. Aber sie gab dieselbe dem jungen Churchill, dessen Ruhm damals anhob (1678). Von der Prinzessin Anna ward sie nach deren Vermählung mit dem Prinzen Georg von Dänemark zur Ehrendame ernannt und gewann als solche deren Gunst in dem Grade, daß die Prinzessin allen Standesunterschied zwischen ihnen aufgehoben wissen wollte. Nachdem der Herzog von York als Jakob II. den Thron bestiegen, soll er mehrfache Versuche gemacht haben, die Lady Churchill für die katholische Religion zu gewinnen, damit diese dann auch die Prinzessin Anna herüberziehen solle. Aber seine Bemühungen waren so vergeblich, daß die Lady vielmehr, als sich Wilhelm von Oranien nach England eingeschifft hatte, ganz besonders die Prinzessin bewog, sich von ihrem Vater loszusagen u. an Wilhelms Partei anzuschließen. Als zwischen Anna und deren Schwester Maria Streitigkeiten über die Revenuen entstanden, welche die königliche Familie spalteten und zu sehr bittern Erörterungen zwischen den Geschwistern führten, ergriff Lady M. mit Wärme die Partei der Prinzessin und rieth ihr, auf ihrem Rechte zu beharren. Dadurch zog sie sich den Haß Maria's zu, die sie aus ihrer Stellung bei Anna zu verdrängen suchte und, als ihr dies nicht gelang, verbannte sie selbst ihre eigene Schwester von ihrem Hofe. Nach Anna's Thronbesteigung übten die Lady M. u. deren Gemahl den größten Einfluß auf sie aus; die Herzogin ward zur ersten Ehrendame und Großgarderobemeisterin ernannt, und man konnte nur durch ihre Vermittelung eine Stelle erhalten. Doch gab es schon damals, da sie mit ihren whigistischen Ansichten nicht hinter dem Berge hielt, während Anna wie M. sich auf die torystische Seite neigte, leichte Mißhelligkeiten zwischen den Freundinnen, die sich von Tag zu Tag steigerten. Der Uebermuth der Herzogin, die fast despotische Herrschaft, die sie über die Königin ausübte, endlich die Eifersucht, welche sie wegen des Verhältnisses der letzteren zu Lady Masham hegte, der Cousine der Herzogin, welche diese selbst bei ihr eingeführt, machten endlich ihre Gesellschaft der Königin unerträglich. Lange wollte die Herzogin es nicht glauben, daß sie die Gunst Anna's verloren habe, und als sich endlich davon überzeugte, legte sie (1711) alle ihre Würden nieder, verließ den Hof und sah Anna nie wieder. Sie begleitete ihren Gemahl nach dessen Sturz auf seinen Reisen und kehrte auch mit ihm zurück, doch nahm sie auch unter Georg I. ihre frühere Stellung nicht wieder ein. Nach dem Tode ihres Gemahls lebte sie in gänzlicher Zurückgezogenheit; doch machten ihr trotz ihres vorgerückten Alters (sie war 62 Jahre alt) der Lord Conningsby und der Herzog von Somerset noch Heirathsanträge, die sie aber ausschlug. Sie †, 84 Jahre alt, zu London den 29. Okt. 1744. Sie war eine ausgezeichnete Frau und in Staatsgeschäften dermaßen bewandert, daß ihr Gemahl, der sein Glück zum Theil ihr verdankte, sie in alle Geheimnisse der Politik einzuweihen für gut fand. Doch war auch sie im höchsten Grade ehrgeizig und habsüchtig; sie hinterließ ein Vermögen von 3 Mill. Pfd. Sterl. Vgl. Hist. secrète de la reine Zarah et des Zaraziens, ou la duchesse de M. demasquée, Haag 1708—1712, 2 Bde. Die älteste Tochter, Henriette, Gemahlin des Grafen Godolphin, folgte ihrem Vater als Herzogin von M., † aber am 24. Okt. 1733 ohne Erben, worauf der Titel und ein Theil der Güter an den Sohn ihrer Schwester Anna, Charles Spencer, Grafen von Sunderland, übergingen. Derselbe kommandirte eine Gardebrigade in der Schlacht von Dettingen und ward 1758 zum Befehlshaber der britischen Hülfstruppen bei der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig ernannt, † aber zu Münster den 28. Okt. 1758. Sein Enkel, George Spencer, 5. Herzog von M., den 6. März 1766 geboren, nannte sich seit 1807 auch Churchill und † den 5. März 1840. Dessen Sohn, George Spencer-Churchill, 6. Herzog von M., den 27. März 1793 geboren, war als Marquis von Blandford Mitglied des Unterhauses u. stellte 1830 aus Verdruß über das Zustandekommen der Katholikenemancipation einen Antrag auf allgemeines Stimmrecht, widersetzte sich aber später dennoch der Parlamentsreform. Er † den 1. Juli 1857 auf seinem Schlosse Blenheim. Ihm folgte sein ältester Sohn, John Winston Spencer-Churchill, Marquis von Blandford, als Herzog von M. Derselbe ist den 2. Juni 1822 geboren, trat im April 1844 für den von seinem Vater abhängigen Flecken Woodstock ins Parlament, mußte aber sein Mandat nach Jahresfrist niederlegen, weil er sich den Freihandelsbestrebungen Peels angeschlossen hatte. Im J. 1847 wurde er mit Zustimmung seines Vaters von Neuem gewählt, unterlag jedoch bei den allgemeinen Wahlen von 1852 dem radikalen Kandidaten Osborne in der Grafschaft Middlesex.

Marle, Stadt im französischen Departement Aisne, Bezirk Laon, mit Ackerbau, Hanfweberei, Handel mit Getreide und Oel und 1350 Einwohnern.

Marlinsky, Pseudonym für Alex. Bestuschew.

Digitized by Google

Marlow, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, wendischer Kreis, am Abhange eines Hügels, mit Magistrat, Kirche, Branntweinbrennerei u. 1500 Einwohnern.

Marlow (Marlowe), Christopher, englischer Schauspieldichter und Schauspieler, war der Sohn eines Schuhmachers in Edinburg und im Februar 1563 geboren, also ein älterer Zeitgenosse Shakespeare's. Nachdem er eine gelehrte Erziehung genossen, begab er sich nach Cambridge, studirte dort und wurde daselbst 1587 Magister. Nachdem sein Schauspiel „Tamerlaine the great" sehr günstig aufgenommen worden war, betrat er selbst die Bühne, mußte sie aber, durch einen Beinbruch genöthigt, bald wieder verlassen. Er wandte sich nun ganz der dramatischen Poesie zu; seine bedeutendsten Stücke sind: „Life and death of Dr. Faustus", „Edward II.", „The dew of Malta" und „The massacre at Paris" „Lust's dominion", welches ihm auch zugeschrieben wird, ist untergeschoben. Seine Uebersetzung der ovidischen Elegien war so gemein, daß sie der Erzbischof von Canterbury verbrennen ließ. Diese Rohheit u. Gemeinheit kehrt auch in seinen Trauerspielen hier und da wieder und stört den guten Eindruck, den sonst die treffliche Charakterzeichnung, die wahre Schilderung der Leidenschaften und die überwältigende Kraft der Sprache bewirken. Durch alle diese Vorzüge ist M. der Vorgänger Shakespeare's. M.s Privatleben war ausschweifend und zügellos, und er wurde 1593 von einem Nebenbuhler in den Armen eines Mädchens erstochen. Seine Werke hat Dyce mit Noten u. literarhistorischer Einleitung herausgegeben (Lond. 1850, 3 Bde.).

Marly (M. le Roi), Flecken im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Versailles, am Abhange eines Berges und an der Seine, war durch ein prächtiges Lustschloß berühmt, das von Ludwig XIV. erbaut, aber mit dem dazu gehörigen Park in der Revolution zerstört wurde. Jetzt ist dort eine Tuchfabrik eingerichtet. Sehenswerth sind noch die Wasserkunstmaschinen, welche jetzt mittelst einer Dampfmaschine das Wasser der Seine für die Wasserkünste in Versailles 500 Fuß hinauftreiben. In der Nähe von M. liegt das Lustschloß Lucienne, welches Ludwig XV. für die Dubarri bauen ließ, das aber jetzt gleichfalls beschädigt ist.

Marly, gegittertes, aus Zwirn und Seide oder aus Baumwolle und Seide bestehendes Zeuch, welches, von Farbe weiß oder schwarz, groß oder klein gegittert oder sonst gemustert, gröber oder feiner gewebt, als Kopfputz, zum Ausnähen anderer Zeuche oder auch zu Kleidungsstücken dient. Marlyflor heißt ein dem M. ähnliches, mit Mustern durchwirktes Florgewebe.

Marly-sandstone (engl.), eisenschüssige sandige Kalksteine, Mergel und kalkige und mergelige Sandsteine mit untergeordneten Kohlenflötzen, welche die untere Abtheilung des Doggers ausmachen; s. Oolithformation.

Marmande, Hauptort eines Bezirks im französischen Departement Lot-Garonne, an der Garonne, mit frequentem Hafen, Civil- und Handelstribunal und andern Behörden, hat ein Collége, eine Ackerbaugesellschaft, Bibliothek, Fabriken für wollene Zeuche, Leinwand, Leder, Handel mit Hanf, Wein, Getreide und 8400 Einw.

Marmarameer (Mar di Marmara, bei den Alten Propontis, im Deutschen gewöhnlich Marmormeer genannt), Binnenmeer zwischen Europa und Asien, welches durch die Dardanellenstraße mit dem ägäischen und durch den Bosporus oder die Straße von Konstantinopel mit dem schwarzen Meere zusammenhängt. Es hat salziges Wasser, ist 30 Meilen lang, von Osten nach Westen sich erstreckend, und 10 Meilen breit, soll aber immer mehr verschlämmen. Im Osten bildet es den Golf von Ismid, im Südosten den von Mudania. Seinen Namen hat es von der größten darin liegenden Insel Marmara, welche 3 Meilen lang und eine Meile breit ist und außer schönem weißen Marmor (daher der Name) besonders Wein, Getreide, Oliven u. Baumwolle liefert und 4000 meist griechische Einwohner hat. Außer Marmara liegen in diesem Meere noch die Inseln: Kalolimni, Rabby, Liman-Pascha, Gobaro, Kutali, Alonia (Halona, Sitz eines griechischen Bischofs), Ampedes (Aphsia), Avesla, Assia, Antigona und andere kleinere, meist von Fischern bewohnt. Vorgebirge im M. sind: Bosporun, Erakli u. a.

Marmarica, das östlichste Land der Nordküste Afrika's, reichte vom Sinus Plinthinetes an der Grenze Aegyptens westlich bis zur Grenze von Cyrenaica oder Pentapolis, südlich bis zum Ammonium und umfaßte in diesem weitern Sinne zwei Haupttheile, den libyschen Nomos, von der Grenze Aegyptens bis zum großen Katabathmus, und das eigentliche M. weiter gegen Westen. Das Land wird von keinem Flusse bewässert und ist jetzt eine bloße Sandwüste, während es noch unter der arabischen Herrschaft mit Gärten, Feldern und Landhäusern bedeckt gewesen seyn soll. Es wurde von einigen niedrigen Gebirgszügen durchschnitten. Die Einwohner, Marmarida genannt, lebten größtentheils als Nomaden und zerfielen in eine Menge einzelner Völkerschaften. Im Innern des Landes lag die Oase Augila und das berühmte Ammonium.

Marmarium, Stadt an der Südwestküste der Insel Euböa, südlich von Emporium, mit einem Tempel des Apollo und berühmten Marmorbrüchen, ein gewöhnlicher Ueberfahrtsort nach Attica; noch jetzt Marmari.

Marmaros (ungar. Máramaros), ungarische Gespannschaft im jenseitigen Theißkreise, im Süden an Siebenbürgen, im Osten an die Bukowina u. Galizien, im Norden an Galizien und das bereg her, im Westen an das Szathmarer und ugocsaer Komitat grenzend, hat einen Flächenraum von 179 □Meilen, aber nur 183,500 Einwohner, die in 6 Marktflecken, 162 Dörfern und 34 Ansiedelungen wohnen. Mit Ausnahme des kurzen Theißthales ist M. durchaus uneben und bergig, sowie auch die Lage des Landes überhaupt sehr hoch, indem es von dem Hauptgebirgsstock Ungarns, den Karpathen, nicht nur völlig umgürtet, sondern auch im Innern von dessen Vorbergen gänzlich überdeckt wird. Die höchsten Spitzen dieser Bergkette sind: der Csorna, der 4682 Fuß hohe Tvogaga, der Pozjvan und vor allen der über 7000 Fuß sich auftürmende Nußky-Petrosa.

Digitized by Google

Die Flüsse, welche das Innere des Landes bewässern, sind außer der Theiß (Tisza): der Visso, Talabor, Taraczk, Ija und Nagy-Ágh, welche sämmtlich ihren Ursprung hier nehmen und zum Theil sehr fischreich sind. An stehenden Gewässern ist, außer den Moräſten bei Mokra, bloß ein kleiner See vorhanden, der seiner Tiefe und eisförmigen Gestalt wegen den Namen Oculus maris erhielt. Die Luft ist im Allgemeinen rein und gesund, sowie auch der Boden keineswegs undankbar genannt werden kann. Es gedeihen alle gewöhnlichen Gattungen von Feld- und Gartenfrüchten u. Obst, namentlich prangen die Thäler der Theiß, Borzawa und Nagy-Ágh im herrlichſten Pflanzenwuchſe. Außer dem Thal der Theiß u. den Umgebungen der größern Ortſchaften, wo überall herrliches Getreide wächst, ist das Land jedoch kaum in so weit angebaut, als der eigene Bedarf erfordert. Die üppigen Thalgründe sind größtentheils dem Vieh zur Weide überlassen, deſſen Zucht durch dieſe und die ausgedehnten Alpenweiden allerdings ungemein begünſtigt wird. Die Waldungen liefern Holz im Ueberfluß und nähren Wildpret aller Art. Bären und Wildſchweine sind keine ſeltene Erſcheinung; Wild ist in Menge vorhanden; auf dem Petrosa u. deſſen kahlen Nachbarn werden auch Gemſen getroffen. Außerdem ist die Landſchaft reich an Federwild, namentlich Birk- und Auerhühnern, in den höchſten Alpenkuppen horſten ſelbſt Adler und Geier. Allein der vornehmſte Reichthum beſteht in Steinſalz, und die Salzbergwerke von M. können nächſt denen von Wieliczka und Bochnia die reichhaltigſten und berühmteſten der Erde genannt werden. Bei Budafalu und Porsa wird Gold gegraben. Merkwürdig ist der Reichthum an Bergkryſtallen, welche von der Größe eines Stecknadelkopfs bis zu jener einer Haſelnuß häufig angetroffen werden und unter dem Namen marmaroſcher Diamanten bekannt ſind, da ſie ein ſehr lebhaftes Feuer haben, wodurch ſie ſelbſt das Auge des Kenners vom ächten Diamanten manchmal kaum zu unterſcheiden vermag. Höchſt auffallend ist auch der Reichthum an Mineralquellen, namentlich im Ija, Visſo, Theiß- und Koſſopojanathal, die aber wegen der unwegſamen Straßen wenig benutzt werden. Die bedeutendſte iſt die von Sulgulf, deren Waſſer häufig verſendet wird. Die Induſtrie iſt noch in einem ſehr dürftigen Zuſtande. Außer einigen Glashütten, einer Papiermühle und den mit dem Bergbau verbundenen Gewerken, gibt es keine größern Etabliſſements. An Leinwand und Tuch wird kaum für den eigenen Bedarf genug gewonnen; das einzige, was in Menge gemacht wird, ſind Kozen und Handſchuhe aus gefärbter Schafwolle. Dabei iſt natürlich auch der Handel von geringer Bedeutung und wird überdies durch den Mangel an gebahnten Wegen ſehr erſchwert. Er beſteht faſt ausſchließlich in dem Tranſitohandel mit Vieh, welcher von Armeniern und Juden betrieben wird. Die Haupteinfuhr beſteht in Wein, Tabak und wenigen Manufakturwaaren, die von Wien und Peſth über Debrezin hierher gelangen. Außer den Produkten des Berg- und Hüttenbaues iſt die Ausfuhr äußerſt unbedeutend; etwas Vieh, Butter, Schmalz, Häute, grobe, wollene Zeuche, Holz und Holzwaaren iſt Alles, was das Land producirt. Die Bevölkerung beſteht aus Ruthenen, Walachen, Magyaren und Deutſchen, deren Mehrheit ſich zur katholiſchen oder unirten Kirche bekennt; doch gibt es auch Reformirte und Lutheraner, welche letztere aber keine eigene Gemeinde bilden, Juden (9500) und Zigeuner. Hauptſtadt iſt Szigeth.

Marmelade (vom portugieſ. marmelo, Quitte, auch Schachtelſaft genannt), ein mit Zucker bis zu einer ziemlich feſten Konſiſtenz eingedicktes Mus von Obſtfrüchten, zum Wohlgeſchmack und zur Erquickung als Deſſert, oder zum Füllen trockener Mehlſpeiſen dienend. Man bereitet M. aus Aprikoſen, Birnen, Erdbeeren, Hagebutten, Heidelbeeren, Himbeeren, Kirſchen, Maulbeeren, Mirabellen, Mispeln, Pfirſichen, Pflaumen, Quitten, Reine-Clauden, Stachelbeeren ꝛc.

Marmelmühlen, ſ. Schuſſermühlen.

Marmenor, Binnenſee in der ſpaniſchen Provinz Murcia, an der Küſte, durch eine Sandbank vom Meer getrennt. Davor die Inſel und der Thurm del Eſtacio, die Inſel Groſſa und das Vorgebirg Palos.

Marmier, Xavier, franz. Journaliſt und Literat, 1809 zu Pontarlier im Departement des Doubs geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf dem Collège zu Nozeroy, bereiſte die Schweiz u. Holland u. begab ſich dann nach Paris. Seine „Esquisses poétiques" (Par. 1830) machten ihn zuerſt in weiteren Kreiſen bekannt. Darauf übernahm er die Redaktion eines Journals in Beſançon, gab ſie aber bald auf und wurde bei der „Revue de Paris", der „France littéraire" und der „Revue des deux mondes" Mitarbeiter. Darauf wandte er ſich zum Studium der deutſchen Literatur und übernahm eine Zeit lang die Redaktion der „Revue germanique". Um ſich auf dieſem Feld umfaſſendere u. gründlichere Kenntniſſe zu erwerben, machte er 1832 eine Reiſe nach Deutſchland, deren Frucht „Choix de paraboles de F. Krummacher" (Par. 1834), „Etudes sur Goethe" (Par. 1835) und verſchiedene Ueberſetzungen aus der deutſchen Literatur waren. Indeſſen leiden all dieſe Werke an Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, was um ſo mehr zu bedauern iſt, da M. als Mitarbeiter verſchiedener Zeitſchriften eine bedeutende Stellung in Frankreich einnimmt und ſein Urtheil über Erzeugniſſe der deutſchen Literatur, dem oft alle Wahrheit abgeht, bei den Franzoſen eine gewiſſe Geltung erlangt hat. In den Jahren 1836—38 ſchickte das Unterrichtsminiſterium M. nach den nordiſchen Reichen zum Behuf literariſcher Unterſuchungen. M. gab nach ſeiner Zurückkunft ſeine Reiſebeſchreibungen in mehren Werken heraus, die auch zum Theil ins Deutſche überſetzt wurden, wie z. B. „Rußland, Finnland, Polen" (2 Bde., Regensburg 1844), und ſchrieb eine „Histoire de la littérature en Danemarc et en Suede" (Paris 1839). Außerdem mußte dieſe Reiſe noch den Stoff zu vielen Journalartikeln liefern. Alle dieſe Arbeiten erheben ſich aber durchaus nicht über die gewöhnliche Touriſtenliteratur. Nachdem er eine kurze Zeit zu Rennes als Profeſſor der ausländiſchen Literatur docirt

Digitized by Google

hatte, wurde er beim Marineministerium als Bibliothekar angestellt.

Marmont, August Friedrich Ludwig Vieiſe de, Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich, einer der ausgezeichnetsten Generale der napoleonischen Zeit, wurde den 20. Juli 1774 zu Chatillon an der Seine im Departement Côte d'Or aus einer alten und angesehenen Familie geboren, trat schon im Alter von 15 Jahren als Unterlieutenant in die Infanterie, ging aber bald zur Artillerie über und machte bei der Belagerung von Toulon die Bekanntschaft Bonaparte's. Während der Blokade von Mainz 1795 und namentlich bei dem Ueberfall Clairfayts zeichnete sich M. durch Muth und Entschlossenheit aus. Im nächsten Jahre focht er als Bataillonschef bei der Armee in Italien, erhielt nach der Schlacht bei Lodi (10. Mai 1796) von der Republik zur Belohnung seiner Tapferkeit einen Ehrensäbel u. trug bei Castiglione (5. Aug.) an der Spitze der reitenden Artillerie wesentlich zur Entscheidung des Sieges bei. Am 14. December erstürmte er an der Spitze von 2 Bataillonen den Brückenkopf von St. Georges und machte 400 österreichische Kürassiere zu Gefangenen, worauf ihn Bonaparte mit den 32 eroberten Fahnen an das Direktorium sandte. Als Oberst und Brigadechef zur Armee zurückgekehrt, machte er den Feldzug 1797 in den römischen Staaten mit und begleitete Bonaparte das Jahr darauf nach Aegypten. Nach der Einnahme von Malta wurde er zum Brigadegeneral ernannt, drang bei dem Sturm auf Alexandrien an der Spitze einer Halbbrigade zuerst in die Stadt und verrichtete in der Schlacht bei den Pyramiden Wunder der Tapferkeit. Nach einer Rekognoscirung, welche er mit Menou im Delta zur Zufriedenheit des Obergenerals unternommen, übertrug ihm dieser das Kommando in Alexandrien. Mit Bonaparte 1799 nach Frankreich zurückgekehrt, ward er nach dem 18. Brumaire zum Mitgliede des Staatsrathes, im December aber zum kommandirenden General der Artillerie in der Reservearmee erhoben. Als solcher wußte M. seiner Waffe einen Weg über den schnee- und eisbedeckten St. Bernhard und durch das gefährliche Defilée von Bard über den Albaredo zu bahnen. Nach der Schlacht von Marengo, in welcher er die Artillerie befehligte, ward M. zum Divisionsgeneral ernannt, unterhandelte 1801 den Waffenstillstand von Castelfranco und wurde beim Abschluß des Lunéviller Friedens als Obergeneral und Generalinspekteur sämmtlicher Artillerie nach Frankreich versetzt. Zum Kommandeur der in Holland stationirten Truppen ernannt (1805), führte er dieselben über den Rhein nach Würzburg und war bei der Einnahme von Ulm. In Folge des preßburger Friedens sah sich M. an der Spitze desselben Corps nach Italien und später nach Dalmatien versetzt, um die Republik Ragusa gegen die Invasion der Russen und Montenegriner zu sichern. Mit kaum 6000 Mann schlug er am 31. Okt. 1807 die Russen bei Castelnuovo und verwaltete das Land bis 1809 zur großen Zufriedenheit Napoleons, der ihm deshalb den Titel eines Herzogs von Ragusa verlieh. Er ließ während des Friedens mit Hülfe seiner Soldaten in verschiedener Richtung und in einem Längenbetrag von mehr als 70 Stunden Kunststraßen anlegen, wodurch die seither von Morästen und unwegsamen Gebirgen unterbrochene Verbindung im Innern des Landes erleichtert wurde. Mit nicht mehr als 10,000 Mann und 12 Kanonen trieb er im März 1809 ein beinahe doppelt so starkes Corps Oesterreicher vor sich her, schlug es hintereinander bei Gratschaz, Goppitsch und Ottoschatz, besetzte Lejua u. Fiume und bewirkte nach und nach seine Vereinigung mit der Armee von Italien, deren rechten Flügel zu formiren er den Befehl hatte. Am Tage nach der Schlacht bei Wagram (6. Juli 1809) erhielt M. das Kommando über eine der Avantgarden der großen französischen Armee, verfolgte und schlug am 9. den Fürsten Rosenberg, bemächtigte sich der Höhen von Znaym, warf von da das Corps des Grafen Bellegarde aus seiner Stellung, eroberte 2 Fahnen und machte 1200 Gefangene. Für diese That wurde M. am 12. Juli auf dem Schlachtfelde zu Znaym zum Marschall von Frankreich ernannt. Nachdem er 18 Monate lang den Posten eines Generalgouverneurs von Illyrien ruhmvoll bekleidet, übertrug ihm der Kaiser das Kommando in Portugal an Masséna's Stelle. Er kam den 7. Mai 1811 in dem Augenblick dort an, als die schwache und demoralisirte Armee im Begriff stand, sich auf spanischen Boden zurückzuziehen. In wenig Tagen gelang es ihm, das Heer zu reorganisiren und den Feldzug von Neuem zu beginnen. In Eilmärschen überschritt er den Tajo, und noch ehe der Feind sich ihm entgegenstellen konnte, hatte er sich mit der Armee des Südens unter Soult vereinigt. Am 22. Juli 1812 lieferte M. die für ihn unglückliche Schlacht bei Salamanca gegen die vereinigten Engländer u. Portugiesen unter Wellington, wobei ihm eine Kugel den rechten Arm zerschmetterte, so daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. Noch nicht völlig hergestellt, übernahm er 1813 den Befehl des 6. Armeecorps, an dessen Spitze er in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Dresden und Leipzig focht. Während des Rückzugs der Franzosen von Leipzig befehligte M. die Avantgarde und erzwang mit derselben den Uebergang über die Lambridrücke bei Hanau, drängte die alliirten Oesterreicher und Bayern unter Wrede bis Mannheim zurück, zog sich hinter die Kinzig in der Richtung über Frankfurt nach Mainz und nahm mit 100,000 M. Infanterie u. 1200 Pferden Stellung längs dem linken Ufer des Rheins bis in die Gegend von Straßburg. Nach dem Rheinübergang der Verbündeten folgte er den Bewegungen des französischen Heeres und nahm fast an allen Schlachten und Gefechten Theil, die der Einnahme von Paris vorangingen. Am 30. März 1814 zählte sein Corps kaum noch 7000 Mann, doch vertheidigte er sich so lange, bis er sich von allen Seiten eingeschlossen sah. Nach einer mit Schwarzenberg am 4. April abgeschlossenen Konvention zogen sich die Trümmer dieses Corps nach Nantes an die Grenze der Normandie zurück, wo er zuerst durch die Marschälle Ney und Mortier die Abdankung Napoleons erfuhr. Ludwig XVIII. bestätigte ihn in seinen Würden und Aemtern und ernannte ihn noch zum Pair von Frankreich und Kapitän der-

Digitized by Google

Gardes du Corps, den 20. März 1815 aber zum Chef der königlichen Haustruppen, die den König nachher auf seiner Flucht nach Gent begleiteten, später jedoch aufgelöst wurden. Von der allgemeinen Amnestie ausgenommen, die der Kaiser bei seiner Rückkehr proklamirte, verweilte er während der 100 Tage in den Bädern von Aachen. Im J. 1817 sandte ihn der König mit ausgedehnter Vollmacht nach Dijon und Lyon, um die daselbst ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, und ernannte ihn bald darauf zum Kriegsminister, welchen Posten M. jedoch nicht lange bekleidete. Mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge ging M. 1826 als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, ward vom Kaiser Nikolaus mit Auszeichnung empfangen und begleitete denselben zur Krönung nach Moskau. Nach einem Aufenthalt von mehren Wochen über Warschau und Wien nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er bis zur Julirevolution 1830 theils auf seinen Gütern, theils in Paris, wo er öfters als Redner in der Patrskammer auftrat. Am 26. Juli ertheilte ihm Karl X. den Befehl über die erste Militärdivision, doch konnte er den Aufstand der Hauptstadt nicht unterdrücken und zog sich am Abend des 29. mit 6000 Schweizern und einigen treugebliebenen Bataillonen aus Paris zurück. Darauf wanderte er mit dem Exkönig ins Ausland, machte Reisen in England, Spanien, Rußland, lebte aber gewöhnlich zu Wien. Im J. 1852 versuchte er die Fusion der französischen Legitimisten mit den Orleanisten zu Stande zu bringen, † aber am 2. März 1852 ohne Nachkommen zu Venedig, der letzte Marschall des ersten Kaiserreichs. Von seiner Reisebeschreibung sind 6 Bde. (Paris 1837 f.) erschienen; außerdem erwähnen wir noch seine Schrift: „Ueber den Geist des Militärwesens" (deutsch von Stäger von Waldburg, Berl. 1845).

Marmontel, Jean François, klassischer französischer Schriftsteller, geb. am 11. Juli 1723 zu Bort im Limousin, war von seinem Vater, der das Schneiderhandwerk trieb, zum Kaufmannsstande bestimmt, aber sein Talent und seine Neigung führten ihn den Wissenschaften zu, denen er zu Toulouse oblag. Schon im 16. Jahre nahm er die Tonsur u. war im Begriff, in den Orden der Jesuiten einzutreten, als er von seiner Mutter an diesem Vorhaben gehindert wurde. Bald darauf erhielt er die philosophische Lehrstelle an dem Seminar der Bernhardiner zu Toulouse, so daß er sich in den Stand gesetzt sah, seine arme Mutter zu unterstützen. Mit einigen Empfehlungen Voltaire's begab er sich nach Paris u. verschaffte sich in den höheren literarischen Zirkeln Eingang. Zunächst versuchte er sich als Theaterdichter, machte aber mit seinen Tragödien, z. B. „Denys le tyran" (1748), „Aristomènes", „Cléopâtre" ꝛc. nur geringes Glück. Mehr Aufsehen erregten seine Opern, die er zu den Kompositionen von Grétry, Rameau und Piccini schrieb, für welchen letzteren er in dem Streit um den Werth der italienischen Musik lebhaft Partei nahm. Er erhielt darauf durch Vermittelung der Pompadour das Sekretariat des Bauwesens zu Versailles mit einer Pension von 1500 Livres und die Konzession zur Herausgabe des „Mercure" auf 2 Jahre, die ihm jährlich mindestens 40,000 Livres eintrug. Wegen einer mehre Mitglieder der hohen Gesellschaft bloßstellenden satyrischen Parodie auf eine Scene des „Cinna", die man ihm mit Unrecht zuschrieb, wurde er 11 Tage in die Bastille gesetzt u. mit der Entziehung seiner Konzession bestraft. Im J. 1763 wurde er zum Mitglied der Akademie ernannt und erhielt 1783 nach d'Alemberts Tode das Amt eines Sekretärs derselben; auch ernannte ihn der König nach Duclos' Tode zum Historiographen von Frankreich. Im J. 1796 wählte man ihn in das neuerrichtete Nationalinstitut und im folgenden Jahr in den Rath der Alten, welche Wahl aber nach dem 18. Fructidor kassirt wurde. Da er auch einen großen Theil seines Vermögens eingebüßt hatte, so zog er sich nach dem Dorfe Abbeville zurück, wo er arm und vergessen am 31. Dec. 1799 †. Seine fast in alle gebildeten Sprachen übertragenen „Contes moraux" (2 Bde., Paris 1761; deutsch von Schüz, 2 Bde., Leipz. 1794) sind eine Sammlung von Erzählungen, die theilweise schon im „Mercure" erschienen waren. Trotz der Feinheit und Anmuth, die meist in ihnen herrscht, leiden sie doch auch vielfach an Monotonie. Sein „Belisaire" (Paris 1767) ist trocken und ermüdend und eine frostige Nachahmung des „Télemaque", erregte aber dadurch eine allgemeinere Theilnahme, weil die Sorbonne einige Sätze daraus als ketzerisch verdammte. Seine „Incas, ou la destruction du Perou" (2 Bde., Paris 1777) sind zwar hier und da anziehend, aber doch im Allgemeinen von Dürftigkeit der Erfindung und Langweiligkeit in der Ausführung nicht frei zu sprechen. Sehr interessant für die Kenntniß jener Zeit sind dagegen seine „Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants". Das berühmteste unter seinen historischen Werken ist die „Histoire de la regence du duc d'Orleans", welches er als Historiograph der Krone abfaßte, das aber keinen Anspruch auf großen Werth machen kann. Seine philosophischen Werke sind von geringer Bedeutung, am meisten Beachtung verdient noch seine „Poétique franç." (3 Bde., Paris 1763), obgleich auch sie reich ist an Paradoxien. Die „Elémens de littérature" (6 Bde., Paris 1787), sind eins von den besten didaktischen Werken in der französischen Literatur u. enthalten Neuerungen, die man von einem Sekretär der Akademie nicht hätte erwarten sollen. Seine „Nouveaux contes moraux" (4 Bde., Paris 1801; engl. 3 Bde., London 1792; deutsch von Meth. Müller, Leipzig 1801) stehen den früheren nicht sehr nach, sind aber viel weniger verbreitet. Seine „Oeuvres" erschienen von ihm selbst herausgegeben in 17 Bänden (Paris 1786—87), an die sich seine „Oeuvres posthumes" (14 Bde.) anreihten; andere Ausgaben sind die von Coste (Paris 1818, 18 Bde.) und die „Oeuvres choisies" (12 Bde., Paris 1824). Den meisten dieser Ausgaben ist das „Eloge de M." vom Abbé Morellet einverleibt.

Marmor (Marmelstein), in der Mineralogie Benennung des krystallinischen oder körnigen Kalks (kalinischer M.), der auch Urkalk heißt, groß- bis klein- und feinkörnig, ins Spitterige übergehend, von 3,0 Härte und 2,7 Gewicht, als Lager im Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Granit ꝛc. bisweilen so mächtig er-

Digitized by Google

scheint, daß er ganze Gebirge bildet, meist massig und unvollkommen geschichtet, versteinerungsleer und manchmal verunreinigt durch Quarz, Glimmer, Talk, Feldspath, Hornblende, Grammatit, Augit, Granat ꝛc., wenig glänzend, zwischen Glas- und Perlmutterglanz, vorherrschend weiß, aber auch grau, gelb, roth, blau, grün, meist einfarbig, durchscheinend bis kantendurchscheinend ist und sich dadurch vom Alabaster unterscheidet, daß er mit Säuren braust. Die Technik versteht unter M. jede Abänderung des (kohlensauren) Kalksteins, welche vermöge ihrer Farbe oder Farbenzeichnung und Politurfähigkeit sich zu künstlerischen Zwecken eignet, ganz abgesehen davon, ob derselbe körnig oder dicht sey. Daher gehören außer dem ächten M. (körnigem Kalkstein) hierher auch die bunten Uebergangskalke, Muschelkalk und andere geeignete Kalke aus selbst noch jüngeren Gruppen und Formationen. Die Färbung dieser Kalke rührt meist von Eisenoxyd, Eisenoxydhydrat, Kohle, aber auch von eingemengten fremdartigen Mineralien und selbst von Petrefakten her. Charakteristisch sind die wolkigen, flammigen u. aderigen Zeichnungen, die eben wegen ihres häufigen Vorkommens an den Marmorarten unter der Benennung marmorirt zusammengefaßt werden. Die große Zahl dieser sogenannten Marmorarten hat das Bedürfniß einer Eintheilung derselben fühlbar gemacht, und zwar weniger eine wissenschaftliche, nach dem Vorkommen in den verschiedenen Formationen geordnete, als vielmehr eine auf die technische Verwendung sich gründende. Zu den einfachen Marmorarten, welche nur aus reinem oder nur mit Farbestoff versetztem Kalke bestehen, gehören der weiße M., z. B. der gelblich-weiße parische, der feine pentelische, der koralitische, der von Luni u. der grauweiße vom Hymettus; der schwarze M. (nero antico, Lucullan); der rothe M.: der braunrothe, schwarz punktirte rosso antico aus Aegypten, der Marbre grioto aus Narbonne, der rosenrothe von Tirey u. der rothe veronesische; der gelbe M.: der numidische giallo antico u. der florentinische. Zu den Breccien, welche theils aus verschiedenfarbigen, durch die Marmormasse gleichsam zusammengekitteten Fragmenten bestehen, theils aus solchen M.en, welche, nur durch Adern getheilt, aus Fragmenten zu bestehen scheinen, gehört der Brocatello, ein M. mit sehr kleinen Fragmenten. Außerdem klassificirt man die Breccien nach den Farben. Der Puddingsteinmarmor enthält in ähnlicher Weise zusammengebackene abgerundete Geschiebe. Der Madreporenmarmor ist durch eingeschlossene Korallenpetrefakten charakterisirt und, an zarten sternförmigen oder streifigen Zeichnungen kenntlich. Der Muschel- oder Lumachellmarmor ist fast ganz aus Muschelpetrefakten zusammengesetzt, die manchmal ein ausgezeichnet schönes Farbenspiel (opalisirender Muschelmarmor, Lumachello, Helmintholith) zeigen. Der prachtvollste M. dieser Art ist der von Bleiberg in Kärnthen. Der Lumachell von Astrachan ist dunkelbraun mit orangefarbenen Muscheln, der sogenannte Leichentuchmarmor dunkelschwarz mit weißen Petrefakten. Der Cipolin (Zibolin, Zwiebelmarmor) ist weiß oder röthlich mit grünlichen Talkadern, die ein krummschaliges Gefüge bewirken. Nach Josephus kannten schon die Israeliten den M., und er scheint auch im Alten Testamente erwähnt zu werden, wenigstens übersetzen die Septuaginta das hebräische Schesch durch M., und es wurde derselbe theils beim Tempelbau (als Werkstein, zu Säulen, zu Tischplatten ꝛc.), theils zum Belegen des Fußbodens von Prachtzimmern angewendet. In der Ilias (XII, 380) heißt Marmaros noch spitziger Stein, und erst später findet sich die Bedeutung des Wortes in dem jetzt gebräuchlichen Sinne. Als die griechische Kunst ihre höchste Blüthe entfaltet hatte, benutzten die hellenischen Künstler namentlich den weißen, blätterig grobkörnigen M. von der Insel Paros (auf dem Berge Marpessos), ausgezeichnet durch wachsartigen Glanz und im Laufe der Zeit wie die meisten weißen M.e einen gelblichen Teint annehmend, der daher rührt, daß sich aus der geringen Menge beigemengten Eisens unter längerem Einfluß der Atmosphärillen an der Oberfläche etwas Eisenrost bildet, wodurch das Weiß ins Gelbliche nüancirt wird. Die hervorragendsten Werke der griechischen Skulptur sind aus diesem M. geschaffen (z. B. die mediceische Venus). Die Römer, welche diesen M. weniger verarbeiteten, als daß sie griechische Werke aus diesem Material besaßen, nannten ihn theils wie die Griechen Lychnites, weil er bei Lampenschein in den Brüchen gewonnen wurde, theils Parius lapis. Die neuern Italiener nennen ihn Salino (den man früher mit Unrecht für attischen M. hielt). Der ebenfalls von den Griechen angewendete pentelische oder attische M., vom Gebirge Pentelicon in Attica, ist dem parischen M. sehr ähnlich, jedoch feinkörniger und daher dichter und hie und da von grünlichen Talkadern durchzogen. Das Parthenon, die Propyläen, der Hippodrom ꝛc. in Athen waren in diesem M. ausgeführt. Der M. von Luni (Luna), der von den griechischen Bildhauern selbst dem parischen und pentelischen M. vorgezogen wurde, ist der nämliche M., welcher heute carrarischer heißt. Er ist sehr feinkörnig und von ausgezeichnet weißer Farbe, die im Laufe der Zeit nur wenig ins Gelbe zieht. Die Brüche wurden schon vor dem augusteischen Zeitalter ausgebeutet und geben heute noch die Hauptmasse des statuarischen Kunstmaterials her. Beide sich weit fortziehende Abhänge des Thals von Carrara (dem alten Luni) bestehen aus diesem M., und die beiden Hauptbrüche zu Pianello und Polvazzo liefern Blöcke in jeder beliebigen Größe. Hin und wieder kommen graue Adern darin vor; auch enthält er die sogenannten carrarischen Diamanten, kleine durchsichtige Bergkrystalle. Ganz tadellose Blöcke bester Qualität sind gegenwärtig so selten, daß der Kubikfuß 20 Thaler kostet. Aus carrarischem M. sind die Werke Canova's und Thorwaldsens geschaffen. Während die einfarbigen, namentlich die weißen M.e ausschließlich als Material für Statuen ꝛc. dienten, wurden und werden der rothe antike M. (Aegyptum der Alten, Rosso antico der Italiener), sowie die übrigen bunten Marmorarten vorzugsweise zu monumentalen Werken und zu architektonischen Verzierungen verwendet. Unter den noch jetzt

Digitized by Google

gebräuchlichen Marmorarten liefert im Allgemeinen wohl Italien die schönsten. Die vorzüglichsten sind neben dem carrarischen der Rovigio, ein weißer M. aus der Gegend von Padua; der weiße M. von Pisa, aus welchem die dortige Kathedrale und die schiefstehenden Thürme erbaut sind; der weiße körnige M. von Mergozza, aus welchem der Dom zu Mailand erbaut ist; der Paragon, der ausgezeichnete Politur annimmt; der schwarze M. von Como, der ebenfalls sehr geschätzt wird; der Polveroso von Pistoja, schwarz mit feinen weißen unregelmäßigen Flecken; der M. vom Lago Maggiore, sehr schön weiß mit schwarzen Punkten, der wie der Polveroso an vielen Kirchen Mailands verwendet worden ist; der Magorramarmor, bläulich mit braunen Adern, aus dem viele Ornamente des mailänder Doms ausgeführt sind; der Verde di Prado, grün mit dunkelgrünen, oft ins Schwärzliche gehenden Punkten; der Brokatell, elgelb mit purpurrothen oder violeten Adern, bei Siena; der Mandelato, hellroth mit gelblichweißen Flecken, bei Lugezzana im Veronesischen; M. von Verona, hyacinthroth und in einem anderen nahegelegenen Bruche roth oder grün mit großen weißen Partien; der Occhio di Pavone, ein Muschelmarmor mit großen rundlichen Flecken von rother, weißer und bläulicher Farbe; Pietra stellaria, ein in Italien viel gebrauchter Madreporenmarmor, der sternförmige graue und weiße Korallen enthält; der Ruinen- oder Landschaftsmarmor von Florenz, ein dichter Kalkstein mit ruinenartigen Zeichnungen und wolkenähnlichen Streifen auf gelblichgrauem Grunde, der häufig wie Bilder in Rahmen gefaßt wird und nach der manchmal vorkommenden Gestalt der Zeichnungen auch Blumenmarmor heißt; der Polcevera, auch Cipolino (vielleicht der Lapis phrygius der Alten) genannt, ein Gemeng von körnigem Kalk mit einer kalkartigen Masse, die den Kalkstein in Adern durchsetzt und neben denen mitunter auch rothe Partien vorkommen; der Marmo porto Venere, der berühmte Port'or, tiefblau mit leuchtend gelben Adern. Unter zahlreichen Marmorsorten Siciliens ist der berühmteste der sogenannte sicilianische Jaspis, roth, mit größern breiten weißen und grünen Bandstreifen, die im Zickzack mit fast ganz scharfen Winkeln auf und ab laufen. Unter den korsischen M.en ist der vorzüglichste der von Onofrio, ein sehr schöner fein- und festkörniger Statuenmarmor von rein milchweißer Farbe, der dem carrarischen fast gleichkommt. Die Insel Elba liefert aus zahlreichen Brüchen einen weißen M. mit schwärzlich grünen Adern. Deutschland besitzt an vielen Orten sehr schöne, wenn auch nicht allen italienischen an Pracht gleichkommende Marmorsorten. In Bayern ist von besonderer Bedeutung der M. von Tegernsee, braunroth mit weißen Flecken und schmalen dunkeln Adern, auch grau mit weißen Flecken und blauen Adern. Derselbe ist vielfach zu Kunstwerken, namentlich auch an der Glyptothek verwendet worden. Schöner M. findet sich auch am Kirchstein, Kofel, Geiselstein, Kesselberg und andern zu den Alpen gehörigen Bergen. Der M. von Lauber ist roth mit weißen Flecken und Adern oder grau mit gelben Flecken. Bei Neubeuern bricht eine Art Trümmermarmor, bei Rosenheim ein anderer sehr hübscher M., der in den Prachtbauten Münchens vielfach benutzt worden ist. Ein großer Marmorbruch am Untersberg zwischen Reichenhall und Salzburg wird stark ausgebeutet, und aus dem hier gewonnenen Material ist die Walhalla, die in ihrem Innern schöne Proben aller bayerischen Marmorarten enthält, erbaut. Aus dem fast dem carrarischen gleichen M. von Schlanders in Tyrol ist A. Hofers Standbild in Innsbruck gearbeitet. Sachsen besaß zu Bärenloch sehr bedeutende, jetzt aber fast erschöpfte Brüche, die einen weißen M. mit blauen, grauen und grünen Adern lieferten. Bei Grünhain auf dem Fürstenberg bricht ein sehr schöner weißer M., welchem der von Baireuth sehr ähnlich ist. Auch die Uebergangskalke des Thüringerwaldes (Döschnitz rc.) werden als M. verarbeitet. Das Marmorthal bei Rübeland am Harz liefert zwei schöne Marmorsorten, deren eine roth, die andere schwarz und weiß geadert ist. Bekannt ist auch der M. von Heidelberg. England ist reich an M., der meist dem Kohlenkalk angehört. Bei Marychurch sind sehr ausgedehnte Brüche, die den schönsten M. von Devonshire liefern. Ein grüner M. von Anglesea besitzt große Aehnlichkeit mit dem Verde antico und ist grünlichschwarz, lauchgrün oder matt purpurfarbig mit unregelmäßigen weißen Partien. Der Schildkrötenmarmor (Turtle-marble) von Weymouth besteht aus großen Sektarien, die im Oxfordthon liegen und zu schönen Platten verarbeitet werden. In Schottland bildet bei Assynt in Southerlandshire ein sehr schöner weißer M. außerordentlich ausgedehnte Lager. Sehr schön ist der hellblutrothe oder fleischrothe oder röthlichweiße mit dunkelgrünen Hornblendetheilchen eingesprengte M. von dem Belephetrichhügel auf Tirne, einer der Hebrideninseln. Aus Irland ist am bekanntesten der Kilkennymarmor von schwarzer Farbe mit weißen oder grünlichen Petrefakten. Ein ungemein schöner schwarzer M. kommt bei Crayleath vor, und Louthlougher in Tipperary liefert einen schönen purpurfarbigen M. Unter den zahlreichen französischen Marmorsorten sind die bekanntesten die von Sharleville, Lavelle rc. Belgien liefert viele, oft sehr schöne Marmorsorten, die sämmtlich dem Kohlenkalk angehören und meist durch innneliegende Korallen sehr gefällige Farbenzeichnungen tragen. Ein biegsamer M., ein Aggregat kleiner eckiger, lose verbundener Körner, die durch Fingerdruck leicht verschoben werden können, findet sich in Massachusetts in Nordamerika.

Die Verarbeitung des M.s findet theils zu plastischen Zwecken Statt und geschieht theils aus freier Hand durch Meißel, Feilen, Raspeln und Bohrer, theils zur Herstellung von Platten durch Schneiden oder Sägen des M.s auf Marmormühlen. Zum Schneiden werden Sägen von weichem Eisen ohne Zähne angewendet, auf welche unausgesetzt Wasser und sehr scharfer Quarzsand geleitet wird. Die Bewegung der Säge geschieht bald durch Menschenkraft, bald durch Wasser- oder Dampfkraft. Die geschnittenen Platten werden vermittelst eiserner Platten dreimal mit immer feinerem Quarzsand und Wasser geschliffen, sodann vermittelst kleine-

Digitized by Google

rer Platten mit Schmirgel von zunehmender Feinheit und endlich mit Tripel weiter geschliffen und zuletzt mit Zinnasche auf Polstern von grober, auf einer eisernen Platte ausgespannter Leinwand polirt. Künstlicher M. besteht aus Gyps, Farbe und einem passenden Bindemittel. Martins Komposition wird auf folgende Weise bereitet: Man mahlt eine beliebige Quantität Gyps, wie man ihn zu Stuckarbeiten zu verwenden pflegt, oder auch alte, aus Gyps gearbeitete Gegenstände zu feinem Pulver, löst sodann ein starkes Alkali, z. B. amerikanische Perlasche, in einem Gallon (etwa $5^1/_4$ Maß) Wasser auf, setzt der Auflösung so lange kleine Quantitäten Schwefelsäure zu, als noch ein Aufbrausen erfolgt, und bringt endlich die ganze Masse durch Zusatz von Wasser auf 8 Gallons. Mit dieser Flüssigkeit vermengt man so viel von dem gemahlenen Gypse, daß sie eine zum Gießen geeignete Konsistenz erhält. Die gegossenen Steine oder Blöcke werden zuletzt in einem Ofen oder in Retorten, wie man sie in den Gaswerken hat, durch und durch zum Rothglühen gebracht, wodurch sie eine solche Härte erlangen, daß sie als künstliche Steine benutzt werden können.

Marmora, Alfonso della, sardinischer General und Minister, 1812 aus einem der angesehensten Adelsgeschlechter von Turin geboren, trat sehr jung in die Artillerie und rückte nach und nach bis zum Major auf. Im J. 1848 leitete er die Belagerungsarbeiten von Peschiera und trug wesentlich zur Einnahme dieser Festung bei. Dafür zum Oberst ernannt, stieg er rasch zum Range eines Generallieutenants empor. Während des folgenden Feldzugs stand er an der Spitze einer Division, welche bestimmt war, die Grenze gegen Toskana und Parma zu decken und die österreichische Besatzung von Piacenza zu beobachten. Nach geschlossenem Frieden erstürmte er das aufständische Genua und stellte die Ruhe wieder her. König Victor Emanuel berief ihn am 3. Nov. 1849 als Kriegsminister in sein Kabinet, und M. führte eine vollständige Reorganisation der Armee durch. Nachdem Sardinien am 10. Jan. 1855 dem Bündniß der Westmächte beigetreten, ging er an der Spitze eines Corps von 15,000 Mann nach der Krimm, landete am 8. Mai bei Balaklava und zeichnete sich in der Schlacht an der Tschernaja (16. Aug. 1855) aus. Nach Beendigung des Feldzugs übernahm er wieder das Portefeuille des Kriegs, das in der Zwischenzeit General Durando verwaltet hatte. Als nach dem Frieden von Villafranca (12. Juli 1859) Cavour seine Entlassung nahm, trat M. an die Spitze des Kabinets.

Marmorchronik, s. Arundel.

Marmorpalast, s. Petersburg.

Marmotte (franz.), s. v. a. Murmeltier.

Marmoutier (Marmünster), Kantonstadt im französischen Departement Niederrhein, Bezirk Schelnstadt, am Hüsel und am Fuße der Vogesen, mit Töpfereien, Bleichen, Brauereien und 2400 Einw. Die dortige Benediktinerabtei ist vielleicht das älteste Kloster Frankreichs; die Kongregation nahm 817 Benedikts Regel an und ihr schlossen sich 200 andere Klöster an, so daß sich ihre Priorelen bald über ganz Frankreich verbreiteten. Nach und nach sagten sich aber in Folge eingerissener Unordnungen viele Klöster wieder von ihr los und traten zur Kongregation von St. Maur.

Marne (franz.), s. v. a. Mergel.

Marne (lat. Matrona), der bedeutendste Nebenfluß der Seine, entspringt auf einer Hochebene unweit Langres im französischen Departement Obermarne, und zwar in mehren Quellen, von denen die bedeutendste die bei Balesme ist, durchfließt die Departements M., Seine-Marne, Seine-Oise und Seine und mündet südöstlich von Paris unterhalb Charenton le Pont nach einem fast 59 Meilen langen Laufe und nachdem sie rechts den Rognon, den Ornain mit der Saux, links die Blaise, Colle, Somme-Soude, den Petit-Morain und Grand-Morin aufgenommen, in die Seine. Schiffbar ist sie im Ganzen 42 Meilen weit, von S. Dizier abwärts, aufwärts nur bis Chalons. Sie hat einen ziemlich reißenden Lauf, meist ein weites Bett, das erst von Epernay bis Chateau-Thierry enger wird. Seit 1825 führt der $12^3/_4$ Meilen lange Ourcqkanal von Paris aus der Seine längs der M. und dem Ourcq nach La-Ferté-Milon. Der Seitenkanal der M., welcher $8^1/_2$ Meilen weit von Chalons über Vitry nach St.-Dizier führt, wurde erst 1847 eröffnet, ebenso der $7^1/_4$ Meilen lange Marne-Aisnekanal, welcher oberhalb Epernay aus der M. über Rheims in den Seitenkanal der Aisne führt. Der erst 1851 vollendete 36 Meilen lange Marne-Rheinkanal geht von Vitry ostwärts über Bar-le-Duc, überschreitet und schneidet den Ornain, die Maas, Mosel, Meurthe, Saar ꝛc. und mündet bei Straßburg in den Rhein. Er hat 4 Tunnels, 66 Schleusen 3 große Kanalbrücken, 159 Wasserleitungen, 100 Verbindungsbrücken und 44 Stationsbuchten. Nach der M. werden zwei Departements ganz und eines (Seine-Marne) zum Theil benannt.

Das Departement M., eines der größten Frankreichs, gebildet aus einem Theile der Champagne und Brie, zwischen den Departements Meuse, Obermarne, Aube, Seine-M. und Aisne gelegen, umfaßt $154^1/_3$ □Meilen mit (1852) 373,302 Einwohnern. Zwei Drittheile des Departements sind eben und nicht besonders fruchtbar, zum Theil waldig und morastig. Hauptfluß ist die M. mit ihren Nebenflüssen; außerdem wird das Land von dem Ourcq, sowie von der Aisne mit der Suippe und Vesle, im Süden auch von der schiffbaren Aube bewässert. Hauptprodukte sind: Getreide, Melonen, Champignons, Senf, Hanf, Flachs, Wein, besonders moussirender und nicht moussirender Champagner (z. B. Sillery, Verzenay, Epernay), Holz, Kreide, Torf, Mühlsteine, Feuersteine, Mineralwasser; die gewöhnlichen Hausthiere, darunter zahlreiche Heerden Merinos, Kaschmirziegen, Wild, Fische, Bienen. Die Einwohner unterhalten Fabriken für wollene Decken, Tuch und andere Zeuche, Leder, Papier, Lichte, Seife, Fayence, Glas, Töpferwaaren, Spinnereien für Wolle und Baumwolle ꝛc., treiben Handel, dauen den etwas Ackerbau und Viehzucht, besonders aber Weinbau. Das Departement ist eingetheilt in die 5 Arrondissements Chalons, Rheims,

Digitized by Google

Epernay, St. Menehould, Vitry. Hauptstadt ist Chalons sur Marne.

Das Departement Obermarne (Haute-Marne), aus der südöstlichsten Champagne und einem kleinen Theile von Burgund zusammengesetzt, ist 114 □Meilen groß und zählte 1851 258,398 Einw. Den südlichsten Theil erfüllt das Plateau von Langres, auf dem die Aube, Marne und Maas, sowie mehre Zuflüsse der Saône entstehen. Die Oberfläche bietet einen lieblichen Wechsel von schönen Thälern, fruchtbaren Ebenen, rebenbepflanzten Hügeln, weiten Triften und Wiesen, waldreichen Bergen dar. Das Klima ist gemäßigt, die Luft rein. Der fruchtbare Boden erzeugt Getreide, viel Wein, auch Hülsenfrüchte, Raps, Senf und Obst. Die Rinder-, Schafs-, Geflügels- und Bienenzucht ist nicht unbedeutend. An Waldungen ist das Departement eines der reichsten in Frankreich. Das Mineralreich liefert Eisen in großer Menge, treffliche Bau-, Feuer- und Mühlsteine. Von den Mineralquellen sind die zu Bourbon-les-Bains die namhaftesten. Außer dem sehr lebhaften Eisenhüttenbetrieb erstreckt sich die Industrie auf die Fabrikation von Wollen- und Strumpfwaaren, Leder, Handschuhen, Wachs, besonders aber von Messerwaaren. Diese Fabrikate, sowie Getreide, Wein, Honig, Wachs, Eisen, Bauholz und Bretter bilden die Hauptgegenstände des sehr lebhaften Handels. Das Departement zerfällt in die 3 Arrondissements Chaumont, Langres und Bassy mit der Hauptstadt Chaumont.

Marnix, Philipp van, Herr von Mont Sainte-Aldegonde, älterer niederländischer Schriftsteller, einer der berühmtesten Männer des 16. Jahrhunderts, geboren 1538 zu Brüssel, studirte in Genf die Rechte und ging zur reformirten Kirche über. Später trat er in niederländische Kriegsdienste und nahm thätigen Antheil an dem Aufstand der Niederländer 1565. Er verfaßte im folgenden Jahre die sogenannte Kompromißakte, in welcher die niederländischen Edelleute ihre Glaubens- und Kultusfreiheit wahrten und gegen die Einführung der Inquisition protestirten. Als aber die Statthalterin Margarethe von Parma die am 5. April 1566 überreichte Akte verworfen hatte und 1567 Herzog Alba gelandet war, verließ M. mit den Anhängern des Prinzen Wilhelm von Oranien die Niederlande und ging nach Deutschland. Im J. 1572 wurde er von dem Prinzen zurückgerufen, zur ersten Ständeversammlung nach Dortrecht geschickt und zum Militärkommandanten mehrer Plätze ernannt. Bei der Einnahme von Maasländsluys gerieth er 1573 in spanische Gefangenschaft, erhielt aber 1574 seine Freiheit wieder und wurde hierauf als Gesandter zu den Unterhandlungen der Republik mit den Höfen von Paris, London und 1577 auf dem Reichstag zu Worms benutzt. An der Gründung der Universität Leyden nahm er thätigen Antheil und eben so bei der Feststellung des genter Vertrags, als die Provinzen mit dem Aufstand Hollands und Seelands gemeinsame Sache machten. Im J. 1584 wurde er zum Bürgermeister von Antwerpen ernannt, vertheidigte die Stadt 13 Monate gegen den Prinzen von Parma, kapitulirte aber darauf. Deshalb von vielen Seiten heftig angegriffen, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück, übernahm aber 1590 wieder eine Gesandtschaft nach Paris. Hierauf lebte er in Leyden, wo er im Auftrag der Generalstaaten das Alte Testament ins Holländische übersetzte und 1598 †. Gehört M. schon durch die metrische Uebersetzung der Psalmen und durch seine Volkslieder zu den bedeutendsten Dichtern seiner Zeit, so nimmt er durch seine Satyre „Bienenkorb der römischen Kirche" (zuerst holländisch 1569, dann in verschiedenen Uebersetzungen), in welchem er die Gebräuche der römischen Kirche sehr witzig, aber öfters auch frivol persiflirte, neben Hooft unter den Prosaikern Hollands unbedingt den ersten Platz ein.

Maro, s. Maroniten.

Marobia, das plötzliche Aufbrausen des sonst ruhigen Meeres, welches 1—1½ Stunden andauert und vorzüglich häufig bei Mazzara in Sicilien vorkommt.

Marobudum, Stadt der Markomannen im südlichen Germanien, Residenz Marbods (s. d.), jetzt vielleicht Königsberg bei Karlsbad.

Marode (v. Franz.), im Allgemeinen ermattet, erschöpft, besonders von Soldaten, deren Körperkräfte durch zu sehr anstrengende Märsche, oder die mit dem Dienst verbundenen Beschwerlichkeiten dermaßen erschöpft sind, daß sie hinter dem Zuge zurückbleiben müssen. Diese Nachzügler heißen dann Marodeurs. Häufig ist diese Erschöpfung bloß fingirt, um hinter der Marschkolonne zurückbleiben und in den umliegenden Ortschaften plündern (marodiren) zu können. Man bringt diese Benennung mit dem schwedischen General Marode in Verbindung, dessen Heerhaufe im dreißigjährigen Kriege nur von Raub und Plünderung subsistirte.

Marokkaner Tücher, schmale, feine, dicht gewebte Tücher, dem Kersey ähnlich, aber nicht geköpert.

Marokkanischer Nasch (Marocs, Raz de Maroc), serscheartiges, etwas langhaariges Wollenzeuch, welches in Rheims, Rhetel, Chalons, Troyes in allen Farben von verschiedener Qualität verfertigt wird.

Marokkanisches Leder (Maroquin, Türkisches Leder), s. Saffian.

Marokko (arab. Moghrib-ul-Aksa, d. i. äußerste Gegend des Westens), Kaiserthum im nordwestlichen Theile Afrika's, zwischen 30 und 36° nördl. Br. und 6—17° östl. L., hat im Norden das mittelländische Meer nebst der Straße von Gibraltar, im Westen den atlantischen Ocean, im Süden den Staat des Sidi Hescham und die große nordafrikanische Wüste, im Osten nach dem Friedensschlusse mit Frankreich vom 18. März 1845 eine Linie zur Grenze, die östlich von der marokkanischen Oase Figuig beginnt, die große Angadwüste durchschneidet, östlich von der marokkanischen Grenzstadt Uschda vorbeizieht und endlich 7 Meilen westlich von dem französischen Posten Dschema Ghazouat oder jetzt Nemours das Mittelmeer erreicht. Demnach würde das Reich 10,500 □Meilen umfassen, doch beträgt das jetzige politische Gebiet desselben schwerlich mehr, als ein Drittel des angegebenen Flächeninhalts, da die tributäre Bevölkerung stets nach

Digitized by Google

der Energie und Macht der marokkanischen Herrscher sich veränderte und jetzt besonders im Süden deren Ansprüche meist nur nominell von den zahlreichen nomadisirenden arabischen und Berberstämmen anerkannt werden. Die gesammte Meeresgrenze M.'s beträgt ungefähr 180 Meilen. Die Oberfläche des Reichs hat in ihrer Gestaltung wesentlich den Charakter des Atlaslandes überhaupt und bietet vier Zonen dar, welche mit den geognostischen Verhältnissen in innigster Verknüpfung stehen. Die hohe Erhebung des Terrains, welches den äußersten nördlichen Vorsprung des afrikanischen Festlandes bildet und bei Tanger und Ceuta mit steilen, 1043—2800 Fuß hohen Felswänden aus der Meerestiefe sich erhebt, setzt zuvörderst in nordsüdlicher Richtung bis zum Moseeberg (Dschebel Mousa) fort und ändert in diesem plötzlich ihre Richtung in eine völlig östliche um. In mehren Gebirgsketten, welche gemeinschaftlich die etwa 8 Meilen breite Gebirgszone des marokkanischen Rif bilden, setzt diese Terrainerhebung bis zur Ostgrenze des Reichs längs dem Mittelmeer fort, indem auch sie an ihrem Nordrande mit prächtigen Klippen sofort vom Meere aufsteigt. Abzweigungen derselben bilden das Kap (Räs) el Dura, das Vorgebirg Spartel und das von Ceuta, endlich das Kap Negro, besonders aber das als Landzunge vortretende Vorgebirg der drei Spitzen (Cabo tres Forcas, Räs-ud-Deir). Ungeachtet ihrer schroffen Formen scheint diese maritime Gebirgszone doch nicht 3000—3500 Fuß zu übersteigen. Südlich vom Rif breitet sich die zweite Zone aus, die überaus fruchtbar und eben ist und vom atlantischen Ocean rasch in Terrassen aufsteigt. Sie reicht östlich, südöstlich und südlich bis an den Fuß des hohen Atlas, wo noch 800 Fuß hohe Hügel sich in der selbst schon 1341 Fuß hohen Ebene erheben. Gegen Nordosten zieht sich dieselbe um die äußersten Ausläufer des Atlas herum, trennt sodann diesen vom Rif und erstreckt sich ohne Unterbrechung zum Mulujafluß und bis zu den Grenzen Algeriens. Zu dieser Zone gehören im Nordwesten des Landes schöne, grasreiche Landstrecken zwischen den Flüssen El Cosf und Sebu und die quellenreiche Hochterrasse Adherksin am westlichen Fuße des Atlas; nur wenige Theile sind durch Wassersloßigkeit unfruchtbar. In ihr liegen zugleich die meisten größeren Städte des Reichs, Uschda, Taza, Akfar, Ksar el Kebir, Fäs (Fez) u. Marokko. Mit der einförmigen Beschaffenheit der Oberfläche steht die Einförmigkeit der flachen Küstenbildung dieser Zone in nächster Verbindung. Auch die Zahl der Vorgebirge ist hier gering, von denen nur wenige, wie Dar Beida (d. h. das weiße Haus, Casa Blanca), das weiße Kap (Cabo Blanco) und das Räs el Hadaik (C. Cantin), in klippigen Massen aufsteigen. Die dritte Zone oder die zweite Gebirgszone M.'s, die des Atlas, steigt zwischen Räs Tigriualt (C. Ossim) und der Seestadt Agader oder St. Cruz unmittelbar steil vom Meer auf, indem schon das Vorgebirg Aferni (Kap Guer) sich bis 2895 Fuß erhebt. Sehr bald erreicht sie 4200 Fuß Höhe und setzt nach dem Inneren mit mehren Ketten und ansehnlicher Breite in südwestnordöstlicher Richtung fort. Unmittelbar südlich von der Stadt Marokko scheinen deren Hauptmassen und höchste Gipfel in den Provinzen Tedla und Erhammena zu liegen, da hier der Miltsinderg zu 10,700, der Taggherani zu 6400 Fuß absoluter Erhebung über dem Meeresspiegel bestimmt wurde und außerdem in diesem Theile des Gebirgs zwischen Fäs (Fez) und Tafilelt noch eine große Zahl anderer Berge von Bedeutung auftreten. Doch ragt kein einziger Gipfel derselben in die Region des ewigen Schnees hinein. Große südliche Ausläufer des Atlas zwischen der marokkanischen Küstenprovinz Sus und dem oberen Lauf des Draaflusses bilden noch das erzreiche Bergland Guzula. Unter 13—14° östl. L. wendet sich plötzlich die Hauptmasse des Atlas nach Norden und breitet sich unter 33° nördl. Br. und ostsüdöstlich von Meknes zu der von hohen Gebirgszügen umgebenen Hochebene Sahab el Marga aus. Wo diese Zone vom Meeresrande aufsteigt, hört auch sofort dessen Einförmigkeit auf, und es findet sich dadurch bei Agader ein vortrefflicher Hafen vor. Südlich und südöstlich vom Atlas bildet endlich die marokkanische Sahara, zu welcher die Oasen Figuig, Tafilelt, Peszerin, Tebelbelt und die oasengleichen fruchtbaren Ränder der Flüsse Guir und Draa gehören, die vierte Zone in der Oberfläche M.'s. Die geognostische Beschaffenheit M.s, so viel davon bekannt ist, stimmt mit der des südlichen Spaniens vollkommen überein. Der in M. sehr ausgedehnte Kalkstein ist zum kleinsten Theile der Jura-, zum größten Theile dagegen den unteren Gliedern der Kreidegruppe angehörig. Die Jurakalke sind nur in dem nördlichsten Vorsprunge des Reichs zwischen Tetuan und dem Fluß Smir bekannt. Am wichtigsten durch Verbreitung und Mächtigkeit ist die Neokomienformation der Kreidegruppe am Küstensaum des Rif. Der dazu gehörende Kalkstein ist ausgezeichnet durch tief eingeschnittene Thäler und kühne majestätische Bergmassen. Ueber diesem Gebilde tritt noch im Rif in großer Ausdehnung ein graulicher mit Nummuliten erfüllter Kalkstein auf. Dagegen erscheinen in der nördlicheren ebenen Zone ausgedehnte untere Tertiärgebilde, vorherrschend als blaugraue dünnschiefrige Fukoidenmergel, denen glimmerreiche, oft in prächtigen, 1100 Fuß hohen Klippen auftretende Sandsteine (Macigno) eingelagert sind. Unter diesem großen Gebiet geschichteter Massen erscheinen zunächst dem Mittelmeer als tiefste Gebilde krystallinische Schiefer, zwischen Tetuan und dem Fuße des Rif, denen im Hangenden silurische Thonschiefer, feine schwarze Grauwacken, Quarzite und schwarze silurische Enkriniten- und Orthoceratitenkalksteine, endlich zuoberst devonische rothe Sandsteine und Thone folgen. Jüngste Kalkmassen nehmen als poröser Travertin bei Tetuan große Strecken ein. Von den übrigen Theilen des Reichs weiß man wenig. An Flüssen und Bächen ist das Land ungemein reich. Fast alle fließenden Gewässer haben den Charakter der Gebirgsströme, indem sie periodisch ungemein wasserreich, in anderen Zeiten des Jahres dagegen fast trocken sind. Im Ganzen sind die Flüsse auf der Nordseite des Atlas kürzer, aber

Digitized by Google

aus wasserreicher, als die auf der Südseite. Die bedeutendsten unter jenen sind die Mulvia, außer dem Draa der größte Fluß des Landes, und der Nacor, welche beide im Mittelmeer enden. In den atlantischen Ocean ergießen sich im Norden der breite El Cossi oder Luccos, dann vom Atlas herabkommend der etwa 33 Meilen lange, fischreiche Sebu, der Bouragrag (Buregreb), der tiefe und reißende, 48 Meilen lange Um er-r'-bieh, der Tensift, an dessen Rändern die fruchtbarsten Felder des Reichs liegen, der Sus, durch die Bewässerung der angrenzenden Landstriche von großer Wichtigkeit für die Provinz Sus, dann der Draa, der längste Strom des Reichs, welcher demselben aber nur in seinem oberen Lauf angehört, anfänglich von Norden nach Süden fließt und sich sodann gegen Westen wendet, worauf er den großen Süßwassersee Ed Dobaja durchströmt und zuletzt südlich vom Kap Rouen das Meer mit 180 Fuß Breite erreicht. Der marokkanischen Sahara gehören die von Norden nach Süden fließenden Ströme Filell, Tafilelt und Guer (Oued Guér) an, von denen die beiden letzten in 2 großen Salzseen im südöstlichsten Theile des Reichs enden. Eigentliche Seen hat M. nur wenige. Die bedeutendsten außer den erwähnten Salzseen sind der fischreiche Ed Dabaja, dreimal so groß als der Genfersee, und der schöne See am Dschebel el Agdher in der Nähe des atlantischen Oceans. Von den Mineralquellen sind einige thermal. Das Klima ist eins der schönsten und gesündesten auf Erden und nur an wenigen sumpfigen Stellen der Gesundheit nachtheilig. Epidemische Krankheiten gibt es deshalb gar nicht, mit Ausnahme der Pest, die besonders früher oft das Land entvölkerte. Die Temperatur ist nach den verschiedenen Erhebungen über dem Meeresspiegel sehr verschieden. In der Nähe der Küste wird dieselbe durch die vom atlantischen Ocean kommenden Seewinde sehr gemäßigt. Die Nächte sind fast immer frisch und bringen reichlichen Thau. Kühl dagegen, im Winter sogar sehr streng ist die Temperatur im innern Rif und noch mehr im Atlas, wo die Bevölkerung der Kälte wegen sich oft in Höhlen zurückzieht und ganze Karavanen häufig bei dem Uebersteigen des Gebirges im Schnee ihren Untergang finden. Bei der Güte des Bodens und der Fülle fließender Gewässer und der milden Temperatur besitzt M. eine überaus kräftige und üppige Vegetation im Charakter der Mittelflora. Nur wenige Striche des Innern und der südlichste Theil des Reichs gegen die große Sahara zu sind pflanzenlose Wüsten. Selbst ein großer Theil des Atlas ist mit dicken Urwaldungen, bestehend aus Pinien, Thuyen, Cedern, Lärchen, Aleppofichten, Pistazienbäumen, Arbutus, immergrünen Eichen, Stein- und Korkeichen, Wallnußbäumen, Buchsbaum und wohlriechenden Nadelhölzern, namentlich Weihrauchbäumen, endlich im Süden besonders mit einem durch seine Oelfrucht höchst nützlichen Baum, dem Argan (Elaeodendron Argán), bedeckt. In den tieferen Landstrichen sind dagegen mit Ausnahme einiger großen Korkeichenwälder Waldungen sehr selten, da die Araber die Gewohnheit haben, dieselben abzubrennen, wenn sie einen Boden in Kultur setzen wollen. Ungemein üppig erfolgen Cerealien u. Hülsenfrüchte, besonders Durrha, Mais, Reis, Bohnen, Erbsen, Safran, Sesam. Südfrüchte, namentlich Mandeln, bilden einen der Reichthümer des Landes. Auch gewöhnliche Oelbäume, deren Früchte aber wenig benutzt werden, Wein (vor Allem im Rif und auf den nördlichen Abhängen des Atlas bei Fas), Tabak, Hanf, Baumwolle, Hennah (Lawsonia inermis) erscheinen überall wild und kultivirt. Indigo wächst im Süden schon wild, vorzüglich in Sus und Tafilelt, wo auch Euphorbien in Fülle vorkommen. Nicht minder besitzt M. den Ammoniakgummiharzbaum (Bubon gummiflorum), Orseille, der keine Aufmerksamkeit gewidmet wird, Trüffeln, Cactus, sowie überall die nur durch ihre Faser nützliche Zwergpalme, endlich ungemein häufig den Kermesstrauch und wild wachsende Kapern. Nicht minder reich ist die Thierwelt. Die marokkanischen Pferde sind von den vortrefflichsten Race, die Schafe von ausgezeichneter Qualität und mit vortrefflicher Wolle, das Rindvieh von besonderer Güte durch die guten Weiden der nördlichen ebenen Zone und im Atlas; auch die Maulthiere sind sehr vorzüglich, die Esel meist klein, doch von Ausdauer und Tüchtigkeit. Ferner gibt es Ziegen in zahlreichen Heerden, Affen, wilde Schweine, welche den Aeckern großen Schaden zufügen, ferner eine Menge Antilopen nebst Straußen in den sandigen trockenen Strichen von Tafilelt und südlich vom Atlas, wilde Büffel, Hyänen, Löwen und Luchse. Wachteln sind hier einheimisch. Die Bienen, im ganzen Reiche verbreitet, liefern köstlichen Honig und gutes gelbes Wachs in Fülle. Ueberreich sind Flüsse und Seeküsten an vortrefflichen Fischen. Zahlreiche Wallfische streifen nicht selten längs der atlantischen Küste umherz an der Westküste wirft das Meer häufig vortreffliches Ambra aus. Die schädlichsten Thiere sind die Heuschrecken, welche zuweilen aus dem dürren Süden in solcher Menge kommen, daß ihre Züge die Luft verfinstern und Hungersnoth veranlassen. Sehr zahlreich und auch mannichfach sind die Mineralprodukte. Ansehnliche Eisenerzablagerungen gibt es in der Nähe des Mittelmeeres bei der Stadt Melilla und in dem Eisenberge (Dschebel Habid) zunächst der atlantischen Küste, im Atlas und in dem zum Atlas gehörenden Emsfragebirge, östlich von der Stadt Marokko, endlich in Sus, nördlich von Tarudant. Kupfererze sind zahlreich verbreitet im Rif bei Tetuan, in Sus, im Atlas und im Emsfira, sowie im südöstlichen M. in der Nähe des Oued Draa. Besonders reich an Antimonkupfer sind Sus und die Berge von Tedla. Bleierze haben die Provinzen Temsna und Tedla. Silber und Gold kommt in Sus vor, letzteres im Flußsande auf Quarzkörnern, Schwefel in Tarudant, Steinsalz stellenweise im Innern, Salpeter bei den Städten Marokko und Tarudant, endlich vortreffliche Walkererde. Seesalz liefert die Küste überall, im Innern die Salzseen.

Bei der Unbestimmtheit der Grenzen und dem fast völligen Mangel einer Kenntniß des Innern ist die Bewohnerzahl völlig unbestimmbar, doch schätzt man sie am wahrscheinlichsten auf

Digitized by Google

8,500,000 Köpfe. Die Vertheilung derselben ist nach den natürlichen Verhältnissen des Bodens sehr verschieden. Den Nationalitäten nach rechnet man schätzungsweise im Reich etwa 2,300,000 nördliche Berbern oder Amazirghen, 1,450,000 südliche Berbern oder Schilluhs (Schellöchen), 4,290,000 reine oder gemischte Araber und Mauren, 339,500 Juden, 120,000 Neger, 300 Christen, 200 Renegaten. Von dieser Bevölkerung sind die Amazirghen und Schilluhs die einzigen Urbewohner. Beide sprechen die sogenannte Berbersprache, die sich aber bei ihnen zu so verschiedenen Dialekten gestaltet hat, daß beide Völker sich ohne Dolmetscher nicht mehr verstehen können. Die Amazirghen bevölkern das ganze Rif und den nördlichsten Theil des Atlas bis zur Provinz Tedla sammt dessen unzugänglichsten Theilen. Meist völlig unabhängig unter eigenen Häuptlingen und erblichen Fürsten oder kleine Republiken bildend, in häufigem Kriege mit den Marokkanern, leben sie vorzüglich von Rindviehzucht in Dörfern oder Höfen, nicht selten räuberisch in das Flachland streifend. Andere Amazirghen sind bereits bis in die Ebenen hinabgedrungen und erfüllen den Küstenstrich zwischen Mogador u. Agader. Die Schilluhs wohnen im südlicheren M., theils in den großen Ebenen längs dem Um-er-r'bieh und Tensiftfluße, theils im südlichen Atlas mehr als Ackerbauer und Industrielle, weniger als Hirten. In den größeren Ebenen am Südfuße des Atlas, namentlich im Distrikt Tafilelt, wohnen gleichfalls zahlreiche nomadische Berberstämme, sowohl Amazirghen, als Schilluhs. Von diesen Amazirghen sind die wichtigsten die Filali, nach denen der Distrikt Tafilelt seinen Namen erhielt. Von fremden Einwanderern in M. sind die von arabischem Geblüt die häufigsten. Die Araber leben als Landvolk in der nördlichen Zone meist von Viehzucht und Ackerbau, die Mauren, theilweise gemengt mit den reinen Arabern, als Nomaden, vorzugsweise aber in den Städten. Die Juden leben verachtet und unter großem Druck, bilden aber als thätige Handelsleute und geschickte Handwerker einen sehr wichtigen Theil der Bevölkerung. Die Neger waren stets die Hauptstärke des marokkanischen Heeres. Europäern ist ein dauernder Aufenthalt nur in einigen Seestädten gestattet. Die Religion ist vorherrschend die mohammedanische, die hier die intolerantesten Anhänger besitzt. Für die katholischen Europäer unterhält Spanien ein schwach besetztes Franciskanerkloster zu Tanger.

Die Staatsverfassung ist unumschränkt despotisch. Der Sherif Sultan, seit dem 28. Nov. 1822 Mulei-Abderrahman, ist Herr über Existenz und Eigenthum aller seiner Unterthanen und zugleich Oberhaupt der Kirche, wie des Staats. Seine Titel sind: Emir-ul-Muminin (unumschränkter Beherrscher der Rechtgläubigen), Khalifat-Allah-fi-bhalkihi (Gottes Statthalter auf Erden), Sultan, Sidna ua Mulana (unser Herr und Gebieter). Die Regierung ist nur in der männlichen Nachkommenschaft des Herrschers im Allgemeinen erblich, ohne Erstgeburtsrecht, so daß fast bei jedem Regentenwechsel Bruderkriege das Land verwüsten. Ein Corps von Ulemas, einen Divan, Kollegien oder ministerielle Departements gibt es so wenig, wie einen Mufti; nur ein kleiner, nach der Laune des Herrschers gewählter Haufe von Personen unter dem Namen Endschelle (Vereinigung sitzender Personen) bildet eine Art von Staatsrath, dessen Glieder einzig Vollstrecker des Willens des Herrschers sind ohne alle gesetzliche Autorität. Der Sultan ertheilt wöchentlich viermal zu Pferde öffentliche Audienz, wobei Niemand ohne Geschenke erscheinen darf, um Recht zu sprechen. Appellationen finden von solchen Entscheidungen natürlich nicht Statt. Bei gewöhnlichen Rechtsfällen ist der Koran einziges Gesetzbuch. In den Städten und Provinzen sind die Kadi's mit Beihülfe ihrer Schreiber (Kaliben) und der Adullen oder öffentlichen Notare mit der Rechtspflege beauftragt. Die bedeutenden jährlichen Ueberschüsse aus den Einnahmen fließen in den Schatz, den der Sultan als Privateigenthum ansieht. Die Staatseinkünfte werden auf 2,600,000 Piaster geschätzt und fließen aus der Aschura oder dem Naturalzehnten, 450,000 Piaster, der Naiba oder direkten Steuer von Arabern und Beduinen, 280,000 Piaster, der Dschazia (Judentribut), 30,000 Piaster, den Etanke's (Abgaben von Nahrungsmitteln in den Städten, Steuer von Kramläden ꝛc.), 950,000 Piaster, dem Münzrecht, 50,000 Piaster, den sehr willkürlich erhobenen Douanen in den Seestädten, die jetzt eine Hauptrevenue bilden, endlich aus Geschenken der europäischen Mächte, welche letztere sich in neuerer Zeit sehr vermindert haben. Die Ausgaben belaufen sich nur auf etwa 990,000 Piaster. Die ordentliche Heeresmacht besteht aus 15—16,000 Mann, darunter 7—8000 Neger. Die kaiserliche Leibwache besteht aus 2000 schwarzen Reitern, 1500 schwarzen Infanteristen und 1500 Ludajas oder Arabern aus der großen Wüste. Die Artillerie hat nicht mehr als 2000 Mann, worunter die meisten Renegaten, vorzüglich spanische, dienen. In Kriegszeiten werden von den Gouverneuren die Milizen aufgeboten, wodurch leicht ein Heer von 100,000 Mann, meist Reitern, zusammengebracht wird. Im Frieden wird die unterhaltene Macht fast nur zur Eintreibung der Steuern und zur Aufrechthaltung der inneren Ruhe benutzt. Das Reich zählt 24 mit regelmäßigen Garnisonen versehene, aber in erbärmlichem Zustande befindliche Festungen, von denen die bedeutendsten Mogador, Asfi, Mazagan, Agamor, Rabat und Sale sind. Die Flotte ist fast ganz eingegangen, seitdem deren Hauptzweck, der Seeraub, aufgegeben werden mußte. Der Ackerbau ist besonders in der oberen Ebene durch ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens unterstützt, doch gewinnt man jetzt nur so viel, als zum Konsum der Bevölkerung hinreicht, indem bis in neuere Zeit das Verbot des Koran, nichtmohammedanische Länder von mohammedanischen aus mit Lebensmitteln zu versehen, streng gehandhabt wurde. Unter einer vernünftigen Regierung könnte ganz Europa von hier verproviantirt werden, während dies jetzt einzig mit Gibraltar der Fall ist. Die Viehzucht beschäftigt sich besonders mit Rindvieh, mit Eseln, Maulthieren, Schafen, Ziegen, Dromedaren, Ka-

Digitized by Google

meelen und Pferden, deren Ausfuhr aber streng verboten ist. Die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind Ackerbau und Viehzucht. Die Gewerbe stehen zwar im Ganzen auf sehr niedriger Stufe, doch gibt es einige Industriezweige, die sich aus älterer Zeit in bemerkenswerther Höhe erhalten haben, wie die Fabrikation der rothen orientalischen Mützen (Fes) zu Fás, die Anfertigung kostbarer Leibgürtel und von Juwelierarbeit, endlich die Darstellung von Lederwaaren, besonders des schönen marokkanischen Leders. Selbst Löwen- und Pantherhäute werden hier weiß wie Schnee und zugleich weich wie Seide gemacht. Aus den Ziegenhaaren fertigen die Bergbewohner Decken, Zelte, Stricke, Säcke und allerhand andere nützliche Gegenstände. In vielen Provinzen, besonders in der von Ducalla, arbeitet man die berühmten wollenen sogenannten türkischen Teppiche, in anderen Matten, Körbe und Koffer aus Palmfasern, Binsen, Schilf und Stroh, in Sus sehr feine schwarze, wollene Burnus. Aus Rabbat und Salé erhält man vortreffliche Seife, aus Fás, Rabbat und Alcassar ausgezeichnetes Töpferzeug. Die Berbern sind geschickt in Darstellung eiserner und kupferner Geräthe und Werkzeuge. Selbst Gewehrfabrikation wird in hoher Vollkommenheit ausgeübt. Auch im Bergbau und in der Verschmelzung der Erze sind die Berbern erfahren, doch kann der Erzbergbau nur verstohlen oder in den von der marokkanischen Regierung unabhängigen Bergländern getrieben werden, indem dieser von der mißtrauischen Regierung verboten ist, theils um nicht Gelüste der europäischen Mächte nach dem Lande zu erwecken, theils auch das Reichwerden der eigenen Unterthanen zu verhindern. Der Handel M.'s, wie der übrigen Atlasländer, läßt sich in 3 große Züge theilen und hat besonders nach Europa in neuerer Zeit sehr zugenommen, seitdem der jetzige Herrscher viele Ausfuhrverbote theils stark modificirt, theils ganz aufgehoben hat. Er geht nach dem Sudan mit Karawanen von 16—20,000 Kameelen, und zwar ist Fás (Fez) im Innern der Handelsplatz, der sich damit am meisten beschäftigt. Die Reisegesellschaft sammelt sich von Tetuan, Fás und M. in Tafilelt und zieht dann vereinigt nach Tatta und Akka gegen Südwest. Zu Toudnini und El Araun am Saume der großen Wüste versieht sie sich mit Salz, das sie, sammt den aus dem Norden mitgebrachten Waaren, Tabak, türkischen Dolchen, Gürteln von Fás, blauen Tüchern, Mänteln und kleinen Spiegeln in Timbuktu und am Niger gegen Elfenbein, Rhinocerushörner, Weihrauch, Goldstaub, Goldstangen, Straußfedern, Gummicopal, Baumwolle, Kardamom, Assafötida, Indigo und schwarze Sklaven mit ungeheurem Gewinne vertauscht. Für 1 Million Piaster nach dem Sudan geführter Waaren bringen die Karawanen, deren 6 in jedem Jahre expedirt werden, für etwa 10 Millionen Piaster an Waaren zurück, die sich dann in den Küstenländern durch den weiteren Handel vertreiben. Der Handel mit Europa wird vorzugsweise durch die Häfen Tanger, Salé mit Rabbat und Mogador betrieben und gewährt dem Lande die überwiegendsten Vortheile. Ausgeführt werden außer den gewöhnlichen Sudanwaaren: Goldstaub (vorzüglich aus Mogador), Elfenbein und Straußfedern, Wolle, Wachs, Häute von Rindvieh, Ziegen und Kameelen, Gummi arabicum, außerdem noch andere Gummis von Euphorbien und Ammoniakharz, Kupfer, besonders aus Sus, bittere Mandeln, Oel, Orseille, Korkholz, Datteln nach Lissabon und London, Reis, Fenchel, Getreide, Honig, Indigo, Süßholz, Färberröthe, Shawls, Affen. Die gesammte Ausfuhr M.'s an rein marokkanischen und Sudanprodukten wird auf 2 Millionen Piaster geschätzt, wozu M. nur 900,000 Piaster beisteuert. Die Einfuhr besteht in weißen baumwollenen Stoffen, sogenannten Guineen als Hauptartikel, Leinwand, Tuch (einem der beträchtlichsten Artikel), Seidenstoffen, Kolonialwaaren, Zucker, Kaffee, Pfeffer, Ingwer, Specereien und Arzneimitteln, Thee, Eisen in Stangen und verarbeitet, kupfernen Näpfen, Zinn, Korallen, Spiegeln, Porzellan; Glasern, spanischen Piastern ꝛc. mit einem Gesammtwerth von 750,000 Piastern. Der Zollsatz hängt von der Laune des Sultans ab und ist fast in jedem Hafen verschieden, eben so launenhaft wechselt die Erlaubniß zur Ausfuhr gewisser Gegenstände mit dem Verbot. Der Handel mit der Levante, früher fast einzig an die große Pilgerkarawane nach Mekka gebunden, die zu Lande von Fás aus durch Algerien, Tunesien und über Alexandria zieht, wird seit der Besetzung Algeriens durch die Franzosen immer mehr Seehandel, da die wohlbehandelten Mekkapilger jetzt gern den gefahrloseren Weg zu Schiffe über Alexandrien wählen. Nach dem Orient führt man Straußfedern, Cochenille und Indigo und bringt dafür besonders indische und persische Stoffe und Waaren von Mekka und Kairo zurück, die in der Heimath wieder mit großem Gewinn abgesetzt werden. Posten und regelmäßige Kuriere fehlen gänzlich. Für Insolvente müssen nach einem Edikt von 1817 deren Verwandte aufkommen, und sind diese außer Stand zu zahlen, so soll der Schuldner täglich die Bastonade erhalten, um sein Gedächtniß an den Bankerott zu erinnern. Was die geistige Kultur betrifft, so ist von den ehemals berühmten Schulen und Bibliotheken des Landes, welche besonders die Stadt Fás auszeichneten, keine Spur mehr vorhanden, und selbst die Heilkunde der Marokkaner, die im Mittelalter viel höher, als die der Europäer stand, ist zum Nichts herabgesunken. Von den sogenannten spekulativen Wissenschaften haben die Marokkaner keinen Begriff, und das nur aus dem Koran abgeleitete Recht, sowie die mohammedanische Theologie, das Einzige auf den vorhandenen Lehranstalten getriebene, erfährt die geistloseste Behandlung. Die in europäischen Werken übliche Eintheilung des Reichs in die ursprünglich selbstständig gewesenen Länder Fás (Fez) und M., welche diesseits des Atlas lagen, und in die Provinzen Daraa, Guzzula und Sus-ul-Asa jenseits des Atlas, ist im Lande selbst völlig unbekannt, indem der Staat behufs der bürgerlichen und militärischen Verwaltung in 28 Distrikte getheilt ist, in denen stets ein Gouverneur an der Spitze der Verwaltung steht. Nur der Distrikt von Tafilelt hat 2 Gouverneure; er

Digitized by Google

sowohl, wie die unabhängigen Landstriche im Süden des Atlas, Daraa, Guzzula, El Gharib und Abrar, sind in den 28 Distrikten nicht mit begriffen.

Die Geschichte M.'s ist bis zum Ende des 15. Jahrhunderts eng mit der der ganzen Berberei (s. Barbaresken-Staaten) verbunden. Um diese Zeit wurden die Merinïden von den Saadïten gestürzt, denen im Anfange des 16. Jahrhunderts die Scherife von Tafilelt folgten, unter welchen trotz der innern Thronstreitigkeiten gegen das Ende des 16. Jahrhunderts das Reich seine größte Ausdehnung erreichte, indem es den westlichen Theil von Algerien umfaßte und im Süden bis Guinea reichte. Unter ihnen wurden auch die Portugiesen aus ihren Besitzungen vertrieben u. König Sebastian geschlagen. Die Seeräubereien wurden um diese Zeit selbst gegen die größeren Mächte offen betrieben. Nach dem Tode Ahmeds, des mächtigsten der Scherife, um 1603, entstand ein Bruderkrieg unter seinen Söhnen, bis der älteste derselben, Mulei-Zidan, König von Fez, auch die Herrschaft von M. wieder erlangte. Mit Mulei-Labesch erlosch 1667 die Dynastie der Saaditen; allein Kirum, welcher sich des Thrones bemächtigt hatte, wurde 1669 durch Mulei-Ali, einen Nachkommen Ali's und der Fatime, gestürzt, mit welchem die Dynastie der Alliden oder Hoseini beginnt. M. führte von jetzt an den Titel eines Kaiserthums. Nach seinem Tode (1672) folgte ihm sein Bruder Mulei-Ismaïl, der größte Wütherich, den die Geschichte jemals gekannt. Gegen 5000 Menschen richtete er eigenhändig hin und ersann die abscheulichsten Martern, um die Menschen zu Tode zu quälen; so ließ er Menschen zersägen, Weibern die Brüste einklemmen und sie so verschmachten. Weder seine Frauen, noch seine Söhne waren vor seinem Blutdurste sicher; einem derselben ließ er, weil er sich empörte, Hand und Fuß abhauen. Er hatte nach einander gegen 8000 Frauen und zeugte 825 Söhne u. 342 Töchter. Den Spaniern nahm er Tanger und El-Arisch ab. Er erlag 1727 einem Krebsschaden am Unterleibe. Zwischen seinen Söhnen Achmed-Deby und Abdelmelek kam es wegen der Thronfolge zum Kriege, welcher 1730 mit dem Siege des ersteren und der Erdrosselung des letzteren endigte. Ersterem folgte 1747 sein Sohn Mulei-Sidi-Mohammed, dessen Regierung sich durch Milde und das Bestreben, europäischer Kultur Eingang zu verschaffen, auszeichnete. Er wollte sogar mit Ludwig XVI. von Frankreich einen Vertrag zur Abschaffung der Sklaverei abschließen, wurde jedoch durch die drohenden Protestationen der übrigen muselmännischen Reiche daran gehindert. Nach seinem Tode (1770) entstanden wieder neue Kriege zwischen seinen Söhnen, bis sich endlich Mulei-Yezid behauptete, dem 1797 sein jüngerer Bruder, Mulei-Soliman, in der Regierung folgte. Er wußte dieselbe gegen seine Brüder, welche nach der Landessitte Statthalter in den entfernten Provinzen waren, zu behaupten, stellte im ägyptisch-französischen Kriege den Türken Hülfstruppen, schickte aber später einen Gesandten nach Paris und lebte auch mit den Bourbons in Frieden. Im J. 1817 machte er bei der in Europa herrschenden Theuerung in seinen Staaten den Weizen von allen Ausgangszöllen frei. Ihm folgte 1822 der älteste Sohn seines Bruders Mulei-Hescham, Mulei-Abderrahman, dessen erste Regierungsjahre ziemlich ruhig verflossen, da es ihm gleich nach seinem Regierungsantritt gelungen war, die Empörungen der Gebirgsstämme zu dämpfen. Im Jahr 1828 wurde er jedoch in einen Krieg mit Oesterreich verwickelt. Kaiser Franz hatte sich nämlich geweigert, den Tribut von 25,000 Thlrn. zu bezahlen, welchen Venedig früher entrichtet hatte, worauf zu Rabbat ein venetianisches Handelsschiff ausgeplündert und die Mannschaft in Ketten gelegt wurde. Obgleich nun das an die marokkanische Küste gesendete österreichische Geschwader nichts ausrichten konnte, gab M. doch nach, lieferte das genommene Schiff aus u. verzichtete auf den Tribut. Die Besitznahme Algiers durch die Franzosen verwickelte jedoch M. in neue Konflikte mit seinen Nachbarn, indem der Kaiser den Fanatismus seines Volkes nicht zu zügeln vermochte. Schon 1832 wäre es bei einem Versuche, einen Theil der Provinz Oran zu nehmen, fast zu einem Ausbruche gekommen, der jedoch noch durch das entschlossene Auftreten Frankreichs verhindert wurde. Das Erscheinen Abdel-Kaders vermehrte die Gährung. Derselbe hatte sich als Marabut u. durch seine Erfolge gegen die Franzosen einen ungemeinen Einfluß auf die marokkanischen Stämme errungen. Zu gleicher Zeit entstand ein Bruch mit Spanien, da der Sultan den Konsulargarenten Darmon 1844 hatte hinrichten lassen, weil er so ungücklich gewesen war, einen marokkanischen Agenten auf der Jagd unvorsichtigerweise zu verwunden. Spanien forderte Genugthuung, allein die Marokkaner antworteten mit einer neuen Beleidigung, indem sie ein spanisches Schiff nahmen und die Besatzung ermordeten. Spanien war jedoch so kraftlos, daß es nur ein unbedeutendes Geschwader vor Ceuta legte, welches unthätig blieb, bis durch englische Vermittelung die Angelegenheit ausgeglichen wurde. Die Drohungen Spaniens hatten indessen in der Bevölkerung eine ungeheure Aufregung hervorgebracht, welche Abdel-Kader geschickt gegen Frankreich zu wenden wußte. Bald hatte sich sogar eine Partei in der Umgebung des Kaisers gebildet, welche denselben auf alle mögliche Weise gegen Frankreich reizte, bis er endlich eine immer drohendere Stellung gegen Frankreich einnehmen mußte. Abdel-Kader hatte sich nach der Wegnahme seiner Smala in die marokkanische Provinz Rif geworfen, von wo er Gesandte zu Abderrahman schickte, um die Würde als Khalif dieses Gebietes zu verlangen. Der Scherif zögerte zwischen der Gefahr nachzugeben und der Ohnmacht einer Weigerung, als der Admiral Wilson, Gouverneur von Gibraltar, sich nach Tanger begab, worauf Abdel-Kader die verlangte Würde mit reichen Geschenken, Waffen und Munition erhielt. Ein Beobachtungscorps, welches der Sultan an der algierischen Grenze aufstellte, unternahm eigenmächtig einen Angriff auf den französischen General Lamoricière, welcher von diesem abgeschlagen wurde. Die Marokkaner kamen darauf mit dem eiligst herbeigeeilten General Bugeaud hinsichtlich einer Zusammenkunft überein, in welcher man über die Wieder-

Digitized by Google

herstellung des verletzten Friedens unterhandeln wollte. Dieselbe fand am 15. Juni zwischen dem Pascha Gennahui und dem General Bedeau eine Stunde vom französischen und zwei vom marokkanischen Lager Statt; allein noch während der Unterhandlung umgingelten die marokkanischen Truppen die vier Bataillone des Generals Bedeau u. begannen auf sie zu feuern. Mit Hülfe von 4 andern Bataillonen und der Kavalerie, die General Bugeaud zu Hülfe geschickt, wurden indeß die Marokkaner in die Flucht geschlagen. Ein Ultimatum Bugeauds ward vom Sultan ausweichend beantwortet, worauf die französischen Konsuln von Tanger und Mogador abberufen und dem Scherif ein abermaliges Ultimatum mit einer Frist von 8 Tagen überschickt wurde. Abderrahman ließ nun zwar hierauf den Pascha Gennahui in Eisen legen, ernannte Sidi-Hamida zu seinem Nachfolger und begab sich selbst in die Nähe des Kriegsschauplatzes; aber die Unterhandlungen zerschlugen sich, und das französische Geschwader unter Prinz Joinville begann am 6. August 1844 die Feindseligkeiten gegen Tanger. In kaum einer Stunde waren die 180 Geschütze, welche die Stadt vertheidigten, demontirt; da jedoch die Flotte keine Landungstruppen an Bord hatte, so segelte sie noch denselben Abend nach Mogador. Unterdessen hatte Sidi-Hamida neue Unterhandlungen angeknüpft, um Zeit zu gewinnen, in der Provinz Oran und Titteri einen Aufstand hervorzurufen, und wirklich waren die von Dschema-Ghazuat kommenden Konvois der Franzosen schon mehrmals angegriffen worden. Am 14. Aug. kam es zwischen Bugeaud und dem großen marokkanischen Heer unter Sidi-Mahommed, einem Sohn des Sultans, beim Flusse Isly zur Schlacht, in welcher die Marokkaner geschlagen wurden und das ganze marokkanische Lager in die Hände der Sieger fiel. Unterdessen war der Prinz von Joinville vor Mogador eingetroffen, das am 15. Aug. bombardirt und nach einem hartnäckigen Kampf genommen wurde. In dem nun am 10. Sept. 1844 zu Tanger abgeschlossenen Friedensvertrag verpflichtete sich der Sultan, seine Truppen von der Grenze zurückzuziehen und künftig nicht mehr als 2000 Mann dort zu halten, Abd-el-Kader im Falle der Habhaftwerdung in eine Stadt des Innern zu verweisen und die marokkanischen Ehefs, welche den Frieden gebrochen, zu bestrafen. Die Grenzen sollten durch besondere Kommissarien geregelt werden. Indessen zeigte sich bald, daß der Sultan nicht die Macht besaß, seine Versprechungen zu erfüllen. Abd-el-Kader trat schon im Oktober 1845 wieder kampffertig auf, und drei französische Kriegsschiffe mußten die Ratifikation des Vertrags erzwingen. Ein Konflikt mit Dänemark und Schweden, welche den bisher an M. bezahlten Tribut verweigerten, wurde durch Frankreichs und Englands-Vermittelung dahin erledigt, daß der Sultan am 5. April 1845 auf jeden fernern Tribut verzichtete. Als Abd-el-Kader die algierischen Stämme nach M. übersiedelte und dies Land zu einem neuen Kriege aufforderte, sah sich Abderrahman genöthigt, Truppen gegen ihn aufzubieten. Gleichwohl erhoben sich 1846 die marokkanischen Grenzstämme für den Emir und begannen willkürlich die Feindseligkeiten gegen die Franzosen, und Abd-el-Kader wandte sich sogar jetzt offen gegen den Sultan und dessen Herrschaft, während die marokkanischen Truppen sich weigerten, gegen den Emir zu kämpfen. In dieser Bedrängniß rief der Sultan die Hülfe Frankreichs an, das nun nach einer Reihe von Niederlagen Abd-el-Kader zwang, sich am 22. December 1847 den Franzosen zu ergeben. Neue Mißhelligkeiten mit Frankreich 1849, veranlaßt durch mehre dem französischen Geschäftsträger zugefügte Beleidigungen, wurden durch das Erscheinen einer französischen Fregatte ausgeglichen, indem der Sultan die verlangte Genugthuung leistete. Kaum war ein Aufstand, den der Sultan erregte, weil er den Handel mit Häuten zum Monopol für sich machen wollte, und den ein Neffe des Sultans zu dessen Entthronung benutzen wollte, unterdrückt, als neue Differenzen mit Frankreich wegen der Plünderung eines an der marokkanischen Küste gescheiterten französischen Schiffs ausbrachen. Der Sultan versagte, wie gewöhnlich, die Genugthuung, bis ein französisches Geschwader, welches die Stadt Salé beschoß und sich dann nach Tanger wandte, dieselbe (23. März 1852) erzwang. Vgl. Boulet, Histoire de l'empire de Cherifien Afrique etc., Paris 1733; F. v. Dombay, Geschichte der Scherife oder der Könige des jetzt regierenden Hauses von Marokko, Wien 1801; J. Graberg von Hemsö, Specchio geografico e statistico dell imperio di M., Genua 1834, deutsch von Reumont, Stuttg. 1833; Calderon, Cuadro geografico, estadistico, historico, politico, del imperio de Marvuecos, Madr. 1844; Renou, Description geographique de l'empire de Maroc, Paris 1846; Augustin, M. in seinem geographischen, religiösen, politischen, militärischen und gesellschaftlichen Zustande, Pesth 1845; P. Christian, L'Algérie française et le Maroc, Paris 1847.

Marokko, Haupt- und Residenzstadt des marokkanischen Reiches, von den Arabern Marakesch genannt, im Südosten des kleinen Hafens von Saffy und in einer Ebene, die östlich durch den hier seine größte Höhe erreichenden Atlas geschlossen wird, ist von drei Ringmauern aus gestampfter Erde eingeschlossen und von starken Thürmen beherrscht, die 1792 von Mulei-Yezid ausgebessert wurden. Der kaiserliche Palast liegt außerhalb der Stadt, in Südosten, und ist mit Mauern umgeben. Für den lebhaft betriebenen Handel ist ein großes Kaufhaus, al-Kaisseria, vorhanden. Die Einwohner, 80,000 (nach Andern 30,000), betreiben starke Maroquinfabrikation und Seidenweberei.

Marone, Fluß im französischen Departement Corrèze, Nebenfluß der Dordogne, entspringt im Departement Cantal und mündet bei Argental nach einem Lauf von 15 Meilen.

Maronea, Stadt an der Südküste Thraciens auf dem nördlichen Ufer des Lacus Ismarus, war besonders durch ihren vortrefflichen Wein berühmt; jetzt Marogea.

Maronen, s. v. a. Kastanien, s. Kastanienbaum.

Maroniten, Name einer christlichen Sekte in Syrien, die zwar mit der römischen Kirche vereinigt ist, jedoch meist die Gebräuche der morgen-

Digitized by Google

ländischen Kirche beobachtet. Als die Monotheleten nach einem flüchtigen Siege unter der Regierung des Philippicus Bardanes (711—13) seit der Thronbesteigung Anastasius' II. allgemein verworfen wurden, erhielten sich Ueberreste von ihnen auf dem Libanon am Kloster des heiligen Maro oder Marón, eines Abtes im 6. Jahrhundert. Sie wählten sich den Mönch Johannes Maro zum Oberhaupte, mit dem Titel Patriarch von Antiochien, und wußten auch unter der Herrschaft des Islam ihre politische und kirchliche Selbstständigkeit zu behaupten. Schon die Kreuzzüge brachten eine Annäherung derselben an die römische Kirche zu Stande (1182), allein erst 1445 wurde durch die fortgehenden Bemühungen der Päpste ein bestimmter Anschluß der M. an den römischen Stuhl bewirkt. Vorzüglich Gregor XIII., der in Rom ein Kollegium für die M. bildete und sie durch Jesuiten unterrichten ließ, so wie Klemens VIII. und Klemens XII., der sie auf einer Synode im Kloster Mar-Hanna zur Annahme der Beschlüsse des tridentiner Koncils bewog, verfuchten allen Unterschied zwischen der Lehre der M. und der der römischen Kirche aufzuheben. Allein die in Rom gebildeten Geistlichen kehrten bei ihrer Ankunft in der Heimath wieder zu dem alten Glauben zurück. Außer der Lehre weichen die M. hauptsächlich in einzelnen Verfassungspunkten von der römisch-katholischen Kirche ab. Die Messe wird in syrischer Sprache gehalten. In ihren gottesdienstlichen Versammlungen, deren Einrichtung sie von Ephraem dem Syrer herleiten, werden die Perikopen erst in syrischer, dann in arabischer Sprache verlesen. Sehr streng werden die Fasten beobachtet; doch stimmen die Fasttage nicht immer mit der lateinischen Kirche zusammen. Die letzte Oelung haben sie nicht. Im Abendmahl gebrauchen sie ungesäuertes Brod u. geben den Laien auch den Kelch, d. h. der Priester schöpft den Wein mit einem Löffel aus demselben und reicht ihn so umher. Die Priester haben keinen Chorrock, sondern nur eine blaue Binde um die Kopfbedeckung. Die Priester und Bischöfe dürfen verheirathet seyn und nur keine Ehe nach der Weihe eingehen. Sehr verbreitet ist das ascetische Leben unter den M. Es gibt in Kesruan gegen 200 Mönchs- und Nonnenklöster, von denen einzelne sich durch den Ruf ihrer Frömmigkeit auszeichnen. Doch ist den Nonnen erlaubt, in das weltliche Leben zurückzukehren und sich zu verheirathen. Vgl. v. Schnurrer, De eccl. Mar., Tübingen 1810. Ihr Patriarch führt jedesmal den Namen Peter, nennt sich noch immer Patriarch von Antiochien und residirt in dem Kloster Ebama Kanobin an einem steilen Abgrunde des Libanon. Er legt dem Papste alle 10 Jahre Rechenschaft von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die zahlreichen Bischöfe und übrigen Geistlichen, die in 7 Graden aufsteigen. Zur Bildung der Geistlichen besteht außer dem maronitischen Kollegium zu Rom (s. oben) zu Ain Warkah in Kesrawán eine Schule, in welcher Arabisch, Syrisch, Lateinisch und Italienisch studirt wird. Eine maronitische Druckerei besteht in dem Kloster Kasheiya, wo ihre Liederbücher in syrischer Sprache gedruckt werden. Die politische Verfassung der M. ist die eines militärischen Freistaats. Sie theilen sich, wie die Drusen, in das Volk und die Scheikhs. Die letzteren, deren Würde in den vornehmsten Familien erblich ist, haben an ihrer Spitze 4 Oberscheikhs, welche die Oberhäupter der Nation sind und eine Gewalt haben, die der Gewalt eines Vaters gegen seine Kinder gleich ist. An Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern. Auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Ihr jetziger Hauptsitz ist das von ihnen fast ganz allein bewohnte Kesrawán, ein Distrikt Syriens, welchen der Nahr-al-Kelb (Lycus) von dem Gebirg Meta im Süden trennt und im Norden der Distrikt Jebeil begrenzt. Sie bewohnen aber auch den Libanon mehr oder weniger seiner ganzen Ausdehnung nach, von seinem nördlichen Ende oberhalb Tripolis bis in die Gegend von Safed, und finden sich gleichfalls in Städten und großen Marktflecken nördlich bis nach Aleppo und südlich bis nach Nazareth hin. In den Gebirgen bewohnen sie, wie die Drusen, einzeln stehende, zerstreute Häuser oder kleine Dörfer. Ihre Zahl bestimmt Lamartine auf 200,000 und versichert, daß sie sich von Jahr zu Jahr vermehren. Die Stadt Zarkle, am Ende des Thales von Beka, Baalbek gegenüber, zählt 12,000 Einwohner. Sie leben vom Ackerbau und vom Ertrag des Weinstocks und des Maulbeerbaums. Die M. bilden mit den Drusen eine Art von despotischer Verbindung. Obgleich sich beide durch Ursprung, Religion und Sitten unterscheiden, sich selten in denselben Dörfern niederlassen und überhaupt in heftiger Feindschaft leben, so hält sie doch das gemeinschaftliche Interesse der Vertheidigung gegen die Besitzer der Ebenen zusammen.

Früher waren die M. die eigentlichen Arbeiter des Gebirgs u. die Diener der Drusen, von denen sie die Felder pachteten. Durch ihren Fleiß erhoben sie sich jedoch an wirklicher Bedeutung nach u. nach über die Drusen, was im Anfange dieses Jahrhunderts den Drusenhäuptling Emir Beschir bewog, zum maronitischen Glauben überzutreten. Seine Absicht war, die Aristokratie der Drusen unschädlich zu machen, um die unumschränkte Herrschaft über das Gebirg zu gewinnen, u. es gelang ihm dies wirklich, wenn auch erst nach und nach. Die großen Familien der Drusen widerstanden lange. Als aber der Stammhäuptling der Dschanbulat, Scheikh Beschir, mit Hülfe des Pascha's von St. Jean d'Acre gefangen genommen und hingerichtet worden war, war der Emir allmächtig. Die große Familie Belemma war auf seine Veranlassung ebenfalls zum Christenthum übergetreten, die Talhuk, Abdelmalek und Amad ließen sich durch Ländereien gewinnen; die übrigen Aristokratenfamilien wurden, wenn sie sich nicht unterwarfen, vertrieben. Die Güter der Besiegten wurden eingezogen und an die Getreuen vertheilt, woher sich die verwickelten Besitzverhältnisse im Libanon herschreiben, die den wahren Kern der ewigen Streitigkeiten ausmachen. Gegen das Versprechen, daß ihm die Herrschaft im Gebirg verbleiben solle, unterstützte der Emir den ägyptischen Einfall von 1832. Kaum aber war Mehemed Ali Herr von Syrien gewor-

Digitized by Google

den, als er seine Versprechungen zurücknahm. Ibrahim Pascha mit seinem wohlgeordneten Heer war aber ein ganz anderer Gegner, als früher die Pascha's von Saida und Acre, und Emir Beschir mußte sich fügen, da man die feindseligen Häuptlinge der Drusen gegen ihn zu benutzen drohte und auch die beiden in Syrien zunächst betheiligten Mächte, England und Frankreich, gegen ihn Partei nahmen. Inzwischen untergrub der Emir die ägyptische Herrschaft in der wirksamsten Weise. Unter dem Vorwande, daß die Ruhe wieder hergestellt sey, zog er seine Truppen in das Gebirg zurück und gab dadurch das Signal zu zahlreichen Aufständen, die die Aegypter unaufhörlich in Athem erhielten. Die Einführung der Konskription machte das Uebel noch schlimmer. Die Aufstände nahmen kein Ende mehr, die M., die Mutualis, Ansarier und Drusen erhoben wechselsweise die Waffen. Sultan Mahmud erneuerte im Vertrauen auf diese Verhältnisse den Krieg, und da der Emir im entscheidenden Momente sich für Niemand zu erklären wagte, vielmehr nur die Unruhen benutzte, um seine alten Feinde unter den Drusen noch mehr zu schwächen, sah er sich in der Stunde der Gefahr von seinen Anhängern verlassen. Er begab sich unter englischen Schutz und wurde anfangs nach Malta, dann nach Kleinasien geschafft. Seine Verbannung hatte für Syrien die nachtheiligsten Folgen. Die Pforte glaubte die Zeit geeignet, das Gebirg unterwerfen zu können, und ward in diesem Vorhaben von Rußland und England unterstützt, welche fürchteten, daß die Franzosen durch die M. wieder das Uebergewicht in Syrien gewinnen könnten. Der Divan hegte die Parteien an einander, damit sie sich gegenseitig aufreiben möchten, bis endlich beide oder doch der unterliegende Theil den türkischen Schutz anriefen. Anfangs schien die Pforte noch eine versöhnende Politik einschlagen zu wollen. Man berief einen Neffen des alten Emirs, Emir Beschir Saghir (der Kleine), und übertrug ihm die Würde seines Oheims. Unglücklicher Weise beging dieser Mann Fehler über Fehler und verrieth eine Schwäche, welche die wilde Bevölkerung sich zu Nutzen machte. Die drei Söhne Scheikh Beschirs aus der Familie Dschanbulat kehrten nach dem Sturz des alten Feindes ihres Hauses nach dem Libanon zurück und bildeten für die Mißvergnügten einen natürlichen Mittelpunkt. Der Krieg begann auf eine eigenthümliche Weise. Zahlreiche englische Missionäre durchzogen den Libanon, predigten in den maronitischen Dörfern und vertheilten Bibeln und Traktätchen. Der maronitische Patriarch gerieth darüber so sehr in Zorn, daß er Jedem mit dem Bann drohte, der mit den Glaubensboten verkehre, die vertheilten Bücher sammeln ließ und feierlich verbrannte. Kaum gewahrten dies die Drusen, als sie der Missionäre sich annahmen, um dadurch ein neues Anrecht auf englischen Schutz zu gewinnen. Dies war das Vorspiel zu langen Wirren. Auf einer allgemeinen Versammlung der Maroniten- und Drusenhäuptlinge, die der arglose Beschir Saghir selbst nach Beirut ausschrieb, tauchte der Vorschlag auf, zu Gunsten Raman Dschanbulats die Würde eines Scheikhs der Scheikhen (Adelsmarschalls) herzustellen, und gewann die Zustimmung der meisten Drusen und M. Die um das neue Oberhaupt geschaarte Partei vermehrte sich von Tag zu Tag und arbeitete offen auf Wiederherstellung der alten Lehnsverhältnisse hin. Aber auch der Patriarch gewann viele Anhänger, da er die Forderung voranstellte, daß die Pforte ihr Versprechen eines vierjährigen Steuernachlasses erfüllen solle. Nachdem auf einer zweiten Versammlung zu Beirut (14. Okt. 1841) die Drusen die wenigen erschienenen M. überwältigt und die Absetzung Beschir Saghirs ausgesprochen hatten, rief der Patriarch das ganze Volk zu den Waffen, fand aber nicht den nöthigen Gehorsam, da der Verrath vieler Maronitenhäuptlinge jeden kräftigen Aufschwung lähmte. Deir el Kamar, die Hauptstadt des Gebirgs, wo Beschir Saghir seinen Sitz aufgeschlagen hatte, ging im ersten Anlauf verloren, Schuf und die meisten andern Provinzen mußten geräumt werden. Die Sieger nahmen ihre ehemaligen Güter wieder in Besitz und manche andere dazu, erweckten aber dadurch auch die Thatkraft der M., die mehre Siege erfochten und sich eben anschickten, ihre Erfolge weiter zu führen, als die Pforte einschritt und den Drusen die Niederlegung der Waffen gebot. Als nun auch die M. die Waffen niederlegten, nahm man Beschir Saghir gefangen, und der Patriarch flüchtete in das höchste Gebirg, so daß die M. ihrer Führer beraubt waren. Die Drusen hatten selbst um die Einsetzung eines Pascha's, um in ihrem neuen Güterbesitz gesichert zu seyn, und so ernannte die Pforte den Renegaten Omer zum Pascha des Libanon. Omer Pascha residirte ruhig zu Beiteddin, dem alten Schloß Emir Beschirs, von Drusen- u. Maronitenhäuptlingen umgeben, und ernannte ohne Widerspruch alle Beamte für die Bezirke und Ortschaften. Als aber nicht nur die Versprechungen der Pforte in Bezug auf eine Steuerherabsetzung sich nicht erfüllten, sondern auch der Pascha eine Anzahl Drusenhäuptlinge zu einer Unterredung nach Beiteddin beschied und gefangen nahm, näherten sich beide Parteien des Gebirgs einander, und es kam zu einer förmlichen Verbindung. In einer Schlacht bei Ehden am 13. Oktober 1842 tödteten die Unzufriedenen den Türken 800 Mann und nahmen eben so viele gefangen, und da auch eine Expedition nach dem Antilibanon zur Entwaffnung der Gebirgsbewohner höchst unglücklich ausfiel, rief die Pforte Omer Pascha mit seinen Truppen aus dem Libanon ab, und das Gesetz vom 7. Dec. 1842, das den Vorstellungen der Großmächte seine Entstehung verdankte, setzte einen christlichen und einen mohammedanischen Kaimakam ein, von denen der erste im Norden, wo die Christen hauptsächlich ihre Wohnsitze haben, der zweite im Süden regieren sollte. Diese Eintheilung erwies sich aber als durchaus unpraktisch, denn ein großer, in unverhältnißmäßiger Mehrzahl von M. bewohnter Bezirk kam dadurch unter die Botmäßigkeit der Drusen. Zudem sollten die beiden Kaimakams bloße Unterbeamte der Pforte seyn, und bei ihrer Einsetzung herrschte die geheime Absicht vor, die beiden Volksstämme feindlich an einander zu hetzen. Beide wurden, um stets abhängig zu bleiben, von Said Pascha besoldet; die 3500 Beutel, die der Libanon jährlich zu bezahlen hatte,

Digitized by Google

wanderten in die türkischen Kassen. Um aber die in den Händen der Beamten rasch verschwindenden Einkünfte zu ersetzen, erpreßte man von Drusen und M. weit über die festgesetzte Summe und erlaubte den erstern, sich an den M. zu erholen. Die Drusen gestatteten den von den M. vertriebenen Missionären den Zutritt und begehrten sogar Bibeln, was hinreichte, die Engländer für sie zu gewinnen. Die Klagen der M. drangen bis nach Konstantinopel und veranlaßten neue Konferenzen der Großmächte. Da jedoch keine Einigung Statt fand, konnte auch kein günstiges Resultat erzielt werden. Indessen wurde doch so viel erreicht, daß die Pforte die bestimmte Zusicherung gab, sie werde die aus dem Besitz vertriebenen M. entschädigen. In der That schickte die Pforte Kommissäre auf Kommissäre, um den Rechtspunkt festzustellen; aber die Drusen weigerten sich, die geraubten Güter herauszugeben, weil sich die M. ihnen noch nicht unterworfen hätten, wie doch Befehl sey. Um den Widerstand zu brechen, sandte die Pforte Halil Pascha mit 1000 Mann, der eine neue Junta der Gebirgsbewohner versammelte, in der bestimmt wurde, daß die Drusen den vertriebenen M. 3000 Beutel zu zahlen hätten; 10,000 Beutel wollte die Pforte auf die Einkünfte des Paschaliks Saida übernehmen. Die gemischten Bezirke unter drusischen Lehnsherren bekamen christliche Sachwalter (Wekile); den M., die unter andersgläubenden Obern nicht leben wollten, wurde freigestellt, auszuwandern und ihr ganzes Vermögen frei zu verkaufen. In dem Augenblick aber, als Halil Pascha mit der Flotte Syrien verließ, brachen neue Unruhen aus. Kämpfe unter den M. selbst bildeten das unerfreuliche Vorspiel. Die christliche Geistlichkeit hatte sich in 2 Parteien gespalten. Gegenstand des Streits waren die Kirchenpfründen, von denen die schwächere Partei, die niedere Geistlichkeit umfassend, behauptete, daß sie stets im Besitz bevorzugter Familien blieben. Die zusammengerotteten Bauern griffen den greisen Patriarchen in dessen eigener Residenz an, und dieser wurde nach heftigem Widerstand von Seiten seiner Anhänger zur Flucht genöthigt, worauf das empörte Volk, von der niedern Geistlichkeit angeführt, sich in Kanobin festsetzte und an die Pascha's die Erklärung einsandte, daß es die Waffen nicht eher niederlegen würde, als bis seinen zahlreichen Beschwerden Abhülfe verschafft sey. Indessen schaarten sich die Drusen, wüthend über die neuen Gesetze, allenthalben bewaffnet zusammen, und die Plünderung des Maronitenklosters Rame war das Zeichen zum allgemeinen Kampfe. Die M. standen im Begriff, die Ueberhand zu gewinnen, als die Truppen des Pascha's offen gegen sie Partei ergriffen und so die unglücklichen Christen in den entschiedensten Nachtheil brachten. Nachdem innerhalb von 2 Monaten 170 Dörfer niedergebrannt, 12,000 Menschen getödtet und eine gleiche Zahl M. vertrieben worden war, versammelte die Pforte auf die Vorstellungen der Großmächte ziemlich schnell ein Heer von 12,000 Mann im Libanon und schritt zwischen den Parteien ein. Das Drama begann mit der Festnehmung von 40 Drusen- und Maronitenhäuptlingen, die man ins Hauptquartier, angeblich zur Berathschlagung und Unterhandlung, geladen hatte. Dann ward die Entwaffnung aller bedeutenden Ortschaften vorgenommen, wobei aber die Drusen in sofern begünstigt wurden, daß man dem Einzelnen nur eine Waffe abverlangte, während die meisten Drusen deren mehre besitzen. Im Frühling 1846 nahm die Pforte eine neue Ordnung der Verwaltung vor, indem 2 Rathsversammlungen errichtet wurden, deren eine dem christlichen, die andere dem drusischen Kaimakam beigegeben wurde. Vergl. Libanon.

Marons (Maruns, Maroneger), ihren Herren entlaufene Sklaven, die sich in die unzugänglichen Gebirge des Innern Westindiens oder Guyana's geflüchtet haben und in Freiheit und Unabhängigkeit kleine Staaten oder doch geschlossene Verbindungen bilden. Dergleichen gab es besonders viele auf der Insel Jamaika, die öfters erbitterte Kämpfe mit den Weißen führten, bis sie unterworfen wurden und gemäß dem Traktate von 1739 sich auf dem Lande anbauten, das ihnen zur Wohnung angewiesen worden war. Ihr Hauptsitz war Trelawnytown, im Gebirge gelegen und in gleicher Entfernung von Montego-Bai und Falmouth. Sie lebten aber in Wildniß und ohne dem Raube gänzlich zu entsagen fort; daher kam es aufs Neue (1795) zu einem langen und gefahrvollen Kampfe, der damit endigte, daß der größte Theil der M. nach Neuschottland und endlich nach Sierra-Leone versetzt wurde. Noch leben auf Jamaika ungefähr 1200 M., die jetzt einen Theil der Landmiliz bilden und gleich den Linienregimentern in Kompagnien organisirt sind. M. heißen auch die zum Aufsuchen der Verunglückten abgerichteten Spürhunde des Hospizes auf dem großen St. Bernhard, deren sich die Maroniers oder Diener des Hospitiums zur Rettung der in Gefahr schwebenden Reisenden bedienen.

Marony, südamerikanischer Fluß im niederländischen Guyana, bildet die Grenze gegen das französische Guyana, mündet östlich von Surinam in den atlantischen Ocean.

Maroquin (franz.), s. v. a. Marokkanisches Leder, s. Saffian.

Maros (Marosch, Marisus, Marusius), Fluß in Siebenbürgen und Ungarn, entspringt in den östlichen Gebirgen Siebenbürgens, im Szeklerstuhl Tschik, fließt anfangs nordwestlich, dann südwestlich durch ganz Siebenbürgen, hierauf, von Karlsburg an schiffbar, westlich nach Ungarn und fällt unterhalb Tschanad, Szegedin gegenüber, in der ungarischen Gespannschaft Csongrad in die Theiß. Er führt Goldsand mit sich und ist sehr fischreich. Nebenflüsse sind links: Kokel, große und kleine M., Strell; rechts: Aranyos, Ampoy (Anpoly). Unter den an der M. gelegenen Orten ist der bedeutendste Maros-Vásárhely, Marktflecken im Land der Szekler, mit einem katholischen Gymnasium, einem reformirten Kollegium, einer Bibliothek von 60,000 Bänden u. einer Mineraliensammlung, einem Kastell, 4 Kirchen, Kasernen, Goldwäsche, einem Steinsalzbergwerk, etwas Handel und 12,000 Einw.

Marostica, Stadt im lombardisch-venetianischen Königreich, Gouvernement Venedig, Delegation Vicenza, südwestlich von Bassano, mit

Digitized by Google

Mauern umgeben, hat Weinbau und 3000 Einw. und ist Vaterstadt von Prosper Alpin. M. hieß sonst Marii status.

Marot, Clement, französischer Lyriker, geboren zu Cahors 1495, Sohn des Dichters Jean M. (geboren 1463 zu Mathieu in der Normandie, namentlich bekannt als Verfasser des „Doctrinal des princesses", † 1523 als Kammerdiener König Franz' I.), erhielt eine sehr laxe Erziehung u. kam bald nach Paris, wo seine Talente sich rasch entwickelten. Leichtsinnig und dem Vergnügen hingegeben, machte er bald durch naive Anmuth in seinen Versen besonders bei den Frauen am galanten Hofe Franz' I. ungewöhnliches Glück. Er wurde unter die Zahl der Pagen der Margarethe von Valois, mit der er später ein zartes Verhältniß unterhalten haben soll, aufgenommen und trat dann als Kammerdiener in Franz' I. Dienste, nachdem er mit seinem Gedicht „Le temple de Cupidon" ganz besonderes Aufsehen gemacht hatte. Er begleitete den König auf seinem Feldzug nach den Niederlanden, kehrte aber bald nach Paris zurück und trat in eine galante Verbindung mit der schönen Diana von Poitiers, der nachherigen Mätresse Heinrichs II. Im J. 1525 machte er den Feldzug in Italien mit, wurde bei Pavia verwundet und gefangen genommen, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Nach Paris zurückgekehrt, löste er das Verhältniß mit Diana von Poitiers, die nun die Geistlichkeit gegen ihn aufstachelte. Unter dem Vorgeben, daß er ein geheimer Lutheraner sey, wurde er durch den Inquisitor Jean Bouchart ins Gefängniß gesetzt. Hier verfaßte er um diese Zeit den Roman von der Rose (1527 gedruckt) und eine allegorisch-satyrische Epistel gegen seine Ankläger und Richter, unter dem Titel „L'enfer", welche dem König so wohl gefiel, daß er seine Freiheit wieder erhielt, worauf er an den Hof der Königin Margarethe von Navarra ging. Aber aufs Neue wegen protestantischer Grundsätze zur Verantwortung gezogen, namentlich wegen seiner poetischen Uebersetzung der Psalmen, verließ er Frankreich und ging nach Genf, wo er Calvin kennen lernte, von diesem für den reformirten Glauben gewonnen wurde und mit Beza fortfuhr, die Psalmen zu übersetzen. Aus Genf wegen seines anstößigen Lebenswandels verwiesen, hielt er sich eine Zeit lang am Hofe zu Ferrara auf, wurde dann aus Sehnsucht nach seinem Vaterlande wieder katholisch und erhielt die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Da man ihm aber hier mit Mißtrauen begegnete, ging er wieder nach Italien und † im September 1544 zu Turin. Seine Episteln zeichnen sich durch Leichtigkeit und geistreiche Tändeleien aus; meisterhaft witzig, naiv und lieblich tändelnd sind seine Chansons und Rondeaux. Auch schrieb er die ersten französischen Sonette. Den ungetheiltesten Beifall erhielten seine 50 Psalmen, welche nach den Kompositionen von Goudimel und Bourgeois überall gesungen wurden. Er war der erste französische Dichter, der die klassischen und italienischen Formen gebrauchte, ohne dem romantischen Geist der damaligen französischen Poesie etwas zu vergeben. Sein Styl fand so viel Beifall, daß er unter dem Namen Style Marotique ein besonderes Genre bildet. Seine Werke erschienen öfters, z. B. von Lenglet-Dufresnoy (Haag 1731, 4 Bde.), von Auguis (Par. 1823, 5 Bde.) und von P. Lacroix (das. 1824, 3 Bde.) mit Glossen und Noten. Sein Sohn, Michel M., welcher 1534 Page der Königin Margaretha ward, machte sich ebenfalls als Dichter bekannt.

Maroto, Don Rafael, karlistischer Feldherr in den spanischen Bürgerkriegen, geboren 1785 zu Conca in Murcia, nahm 1808 in der spanischen Armee Dienste, wurde 1814 Oberstlieutenant und 1815 Oberst. Darauf machte er, im Besitz eines bedeutenden Vermögens, große Reisen durch Amerika, England und Frankreich. In Südamerika lernte er Espartero kennen und zeichnete sich als Militär sehr aus. Im J. 1832 wurde er Generalkommandant von Guipuzcoa n. begleitete Don Carlos 1833 nach Portugal, als dieser aus Spanien verwiesen worden war. Im J. 1834 machte er als karlistischer Führer die Belagerung von Bilbao mit und wurde nach Zumalacarregui's Tod Befehlshaber in Biscaya. Am 11. Sept. 1835 besiegte er Espartero vollständig bei Arrigoria und schloß ihn in Bilbao ein. Aber sein entschiedenes Benehmen gegen den Prätendenten brachte diesen u. die ganze Kamarilla so gegen ihn auf, daß er seine Entlassung nehmen mußte. Er hielt sich nun zu Tolosa auf bis Mitte 1836, wo er nach Bayonne ging und mit der französischen Regierung wegen einer Intervention in Unterhandlung trat. Im J. 1837 trat er wieder als karlistischer Befehlshaber in Katalonien auf, ging aber bald wieder nach Frankreich zurück und blieb daselbst bis zur Niederlage der Karlisten bei Peñacerrada. Nun wurde er von Don Carlos zum Chef des Generalstabs und bald darauf zum Oberbefehlshaber ernannt. Er that Alles, um das undisciplinirte karlistische Heer in der kürzesten Zeit neu zu organisiren. Die Unzufriedenen aber verbanden sich mit der klerikalen Partei und bildeten eine förmliche Verschwörung gegen ihn. M. entdeckte dieselbe und erklärte am 10. Febr. 1839 dem Don Carlos, daß er 20 Intriguanten erschießen lassen werde. Dies geschah auch am 19. und 20. Febr. Durch diese blutige Strenge rief er jedoch eine neue Verbindung gegen sich hervor, und da auch ein anderer Theil der Heerführer des nutzlosen Kampfes für einen unfähigen und theilweise verhaßten Prätendenten überdrüssig war, so trat er am 27. Februar mit den Christinos in Unterhandlungen, die am 31. Aug. 1839 den Vertrag von Bergara herbeiführten (s. Spanien). M. ging zuerst nach Bilbao, dann nach Madrid, wo er aber wenig für die Aufrechthaltung des von ihm abgeschlossenen Vertrags that. Er erhielt von der Königin-Regentin eine jährliche Besoldung von 40,000 Realen und wurde 1840 zum Mitglied des höchsten Kriegs- und Marinegerichtshofs ernannt. Als die Verletzungen jenes Vertrages zu schreiend wurden, versuchte er, sich der baskischen Provinzen und seiner Kriegskameraden anzunehmen, aber ohne allen Erfolg. Um den vielfachen Anfeindungen zu entgehen, begab er sich nach Chili in Südamerika, wo er im Oktober 1853 zu Valparaiso †.

Marotte (franz.), Narrenkolbe, Narren-

Digitized by Google

kappe, zur Gewohnheit gewordene Lieblingsthorheit.

Marowyne, Fluß, s. v. a. Marony.

Marozia (Mariuccia), Tochter der älteren Theodora und wie diese eine der berüchtigtsten und durch Buhlerei einflußreichsten Frauen der mittlern Geschichte Italiens. Sie war dreimal vermählt, zuerst mit dem Herzog Alberich von Toskana, dann seit 932 mit ihrem Stiefsohn Guido und zuletzt mit König Hugo von Arles und Italien. Daneben stand sie mit dem Papst Sergius III. in einem unerlaubten Verhältniß und gebar ihm den nachmaligen Papst Johann XI. Auch war sie die Großmutter Johanns XII. und die Urgroßmutter Leo's VII. Im J. 928 ließ sie den Papst Johann X., dem ihre Mutter zum päpstlichen Stuhl verholfen hatte, erdrosseln. Sie bewohnte die Engelsburg und beherrschte den Papst und den Kirchenstaat, selbst ganz Italien, bis ihr Sohn erster Ehe, Alberich, der seinen Bruder, den Papst Johann XI., 933 ermordet hatte, nach ihrer Vermählung mit Hugo von Arles einen Aufstand gegen sie erregte und sie ins Gefängniß werfen ließ, wo sie bald darauf †. Die Zeit des Papstthums, in welcher M. mit ihren Nachkommen die päpstliche Macht in Händen hatten, führt in der Geschichte den Namen Pornokratie (Hurenherrschaft).

Marpessus (Mermessus), alte Stadt in Troas, zum Gebiet von Lampsacus gehörig, in einer trockenen Gegend am Ida, die Vaterstadt einer berühmten Sibylle des Alterthums.

Marpurg, Friedrich Wilhelm, einer der ausgezeichnetsten musikalischen Schriftsteller, 1718 zu Seehausen in der Altmark geboren, war 1746 Sekretär bei dem General Bohenburg zu Paris, fungirte später als Sekretär bei einem Minister zu Berlin, wurde daselbst 1765 Lotteriedirektor mit dem Titel Kriegsrath und † den 22. Mai 1795. M. war ein vielseitig wissenschaftlich gebildeter Mann, der sich jedoch das größte Verdienst unstreitig als Kritiker und Musiktheoretiker erworben und besonders die Lehre von der Harmonie aufgeklärt hat. Von seinen zahlreichen Schriften, die fast kein Fach in der Musik unberührt lassen, sind zu nennen: „Abhandlung von der Fuge" (Berlin 1753 — 1754, 2 Thle. und öfter, französisch daf. 1756); „Fugensammlung" (Berlin 1758), „Einleitung in die Geschichte der Musik" (Berlin 1754); „Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik" (daf. 1756 —1778, 5 Bde.); „Handbuch beim Generalbasse und der Komposition ꝛc." (daf. 1757 — 1758, 3 Thle., nebst einem Anhange, daf. 1760, 1. Theil, neue Aufl., 1762, auszugsweise übersetzt in schwedischer Sprache: „Kort Begrep om General-Basen", Stockholm 1782); „Anleitung zur Singkomposition" (daf. 1759); Anfangsgründe der theoretischen Musik" (daf. 1760); „Kritische Briefe über die Tonkunst mit kleinen Klavierstücken und Singoden begleitet" (daf. 1760 und 1763, 2 Bde. in 4 Theilen); „Versuch über die musikalische Temperatur" (Breslau 1776). M. ließ auch mehre eigene Kompositionen erscheinen.

Marque (franz.), s. v. a. Spielmarke; in den französischen Tuchfabriken Maß von 3 Ellen.

Marques, Inselgruppe im Meerbusen von Mexiko, ein Theil des Riffs von Florida, von einer gefährlichen Sandbank umgeben.

Marquesasinseln (franz. les Marquises), Name der südlichen Gruppe des Mendaña-Archipelagus im östlichen Theile Australiens, im stillen Ocean, zwischen 7½° und 10½° südl. Br. und 120 — 122° westl. Länge, während die nördliche Gruppe den Namen Washingtonsinseln führt. Beide Gruppen liegen 20 Stunden von einander entfernt. Der ganze Archipel zählt 13 Inseln, die zusammen etwa 40 □Meilen Flächenraum umfassen. Die Inseln sind auf vulkanischem Wege entstanden, wovon noch jetzt die langen Reihen kahler Basaltsäulen auf den Gebirgen Zeugniß ablegen. Kleinere Berge gibt es auf allen Inseln; sie sind zum Theil kahle Felsen, zum Theil bewaldet. Zwischen ihnen liegen weitere und schmälere wohlbewässerte Thäler. Im Gebirge ist der Boden steinig und felsig, am Strande sandig, in den Thälern besteht er aus Thon und Lehm. Das Gestade ist schroff und klippig; den kleinern Inseln fehlt es an Bächen und Quellen. Das Klima der M. ist das tropische, wie die geographische Lage es bedingt. Vom November bis zum April währt die Regenzeit, die zugleich Stürme bringt. Vom April bis November ist das schönste Wetter, mit stets heiterm Himmel. Im Herbst herrscht der Ostwind, im Winter der Südwestwind, im Frühling u. Sommer der Nordwind. Die Vegetation ist überaus üppig, entfaltet sich aber am reichsten in den Thälern; Urwälder von riesigen Bäumen, dichtes Gesträuch und Wiesen folgen auf einander. Die wichtigsten Nahrungspflanzen sind der Brodbaum, die Kokospalme, der Pfsang, die Gujave, der Pandang (Pandanus odoratissimus) und die Banane. Zu den kleinern Pflanzen, die zur Nahrung dienen, gehören die Süßkartoffel (Convolvulus patatas), die Igname, das Taro (Arum esculentum), der Pepeyer und die Tacca pinnatifida, deren Wurzel einen mehlartigen Stoff enthält. Zuckerrohr gedeiht ohne Pflege. Tabak wurde von den Europäern eingeführt und ist den Einwohnern zum Bedürfniß geworden. Der Archipel besitzt wie viele andere Inseln Oceaniens, keine eigenthümlichen Säugethiere. Die Schweine, Ratten und Katzen, die man jetzt findet, kamen mit den Europäern. Von Vögeln gibt es nur wenige Arten; Wasservögel gibt es in Menge, doch keine eigenthümliche Art. Schädliche Reptilien fehlen; auch Insekten gibt es wenig. Die Fische sind sehr ungleich vertheilt. Die Bai Taiohaé hat fast gar keine, die Bai Waitahu sehr viele. Zu den seltenen Schalthieren gehören: Porzellanmuscheln, die unter dem Namen des großen Triton bekannte Muschel, Kauris, Lebarier, Schlangenköpfe ꝛc. Die menschlichen Bewohner, deren Anzahl 25,000 Seelen betragen mag, gehören zum polynesisch-malayischen Menschenstamm und zeichnen sich durch Schönheit und herrlichen Körperbau aus. Sie sind von großem Wuchs und haben einen muskulösen Körper, regelmäßige Gesichtszüge, lebhafte Augen, eine etwas abgeplattete Nase, etwas aufgeworfene Lippen und blendend weiße Zähne. Bei den Weibern und Kindern nähert sich die Hautfarbe dem Weiß der Europäer, was durch Fär-

Digitized by Google

den mit der Wurzel der Papapflanze bewirkt wird; bei den Jünglingen und Männern dagegen ist sie theils durch das Tätowiren, theils durch das Bemalen mit Farbe sehr dunkel, fast schwarz. Die Frauen sind zum Theil sehr schön und haben ein munteres Aussehen. Vom 12. bis 18. Jahre leben sie in gänzlicher Freiheit ihrer Gunstbezeigungen gegen das männliche Geschlecht; sind sie älter und Mütter geworden, so gleicht nichts der Neigung, die sie gegen ihre Männer hegen, und der zärtlichen Sorgfalt für ihre Kinder. Die Männer gehen beinahe nackt, indem sie außer einem schmalen Gürtel (Tatu oder Tschiabu) vom Baste des Papiermaulbeerbaums, den sie um die Lenden wickeln, ihren Körper gar nicht bedecken. Zu ihrem Putz gehört ein Schweinszahn, den manche im Barte tragen, und rothe Bohnen, die sie sich um den Hals hängen. Den Kopf ziert ein Aufsatz von schwarzen Vogelfedern und eine Binde mit Perlmutter. Die Ohren werden aufgerissen und mit Sand ausgefüllte Muscheln hineingehängt. Der Bart wird, bis auf einen kleinen Knebelbart oder einen Büschel Haar am Kinn, abgeschoren; auch das Kopfhaar wird, bis auf zwei Büschel an den Seiten, von den Vornehmern abgeschnitten. Die Kleidung der Frauen besteht ebenfalls in einem Gürtel, den sie zwischen den Schenkeln durchziehen, und aus einem Stück Zeuch, das den Körper nur dürftig bedeckt. Die Nahrungsmittel sind die gewöhnlichen der Südseeinsulaner; bei den Reichern kommen auch Schweinefleisch und Geflügel vor, selten Fische. Sie bereiten einen säuerlichen Teig aus Arum u. Brodfrucht, der sich mehre Monate lang hält und in den Monaten, wo die Brodfrucht fehlt, ihre vornehmste Nahrung ausmacht. Ein geistiges Getränk gewinnt man aus der Wurzel der Kawapflanze (Piper methisticum), die gekaut und in ein hölzernes Gefäß gespieen wird, wo die ekelhafte Mischung gährt. Zur Wohnung dienen lange, schmale Hütten, deren Wände mit Kokosblättern und Farrenkraut so durchflochten sind, daß die Luft durchstreichen kann. Das Innere des Gebäudes wird durch einen Balken in zwei Theile getheilt; der vordere Theil ist gepflastert, der hintere, mit Matten belegt, dient zur Schlafstelle. Vornehme haben neben ihrem Hause noch einen mit einem Altar versehenen Speisesaal. Auch die Todten, wenigstens der höhern Stände, bekommen Häuser (Morais). Die Männer beschäftigen sich bloß mit dem Bauen der Häuser, mit der Verfertigung der Waffen und der wenigen Instrumente, deren sie zu ihren Handarbeiten bedürfen. Die Weiber müssen den ganzen Haushalt versehen und verfertigen die Zeuche, Gürtel, Matten, Stricke und Schnüre, überhaupt Alles, was zur Bekleidung und zum Putz gehört. Der Feldbau macht den Insulanern wenig Mühe; sie bauen Yams, Arum, Taumelpfeffer und Papiermaulbeerbäume in eingehägten Feldern. Schweine und Hühner sind ihre Hausthiere. Tanz und Musik sind Hauptvergnügungen. Eine andere Unterhaltung ist Stelzenlaufen; Klettern, Schwimmen und Seefahrten lieben sie nicht. Ihre Sprache ist der von Tahiti nahe verwandt. Die ganze Bevölkerung zerfällt in zwei Hauptklassen, eine tabuirte (heilige) und eine nichttabuirte. Die erstere hat den Grundbesitz, die zweite arbeitet für jene und erlangt nur in seltenen Fällen Grundeigenthum. Unter den tabuirten Klassen finden wieder mehre Abstufungen Statt. Das höchste Ansehen genießt der Priesterstand, in dem sich eine gewisse Hierarchie ausgebildet hat. Auf der ersten Stufe stehen die Atuas, denen man eine wahrhaft göttliche Gewalt zuschreibt und selbst Menschenopfer bringt. Ihre Zahl ist sehr gering. Ihnen schließen sich die Tanas an, die erst nach ihrem Tode Götter werden, aber auch in dieser Welt schon in Beziehung zu dem Jenseits stehen. Alle Tanas sind Aerzte und heilen durch Beschwörungen. Ihre Würde ist erblich. Untergeordneter sind die Tahunas, die eigentlichen Priester, deren Amt nicht erblich ist. Sie fungiren bei allen Opfern und gottesdienstlichen Gebräuchen u. sind die Wundärzte der Inselbewohner. Ihre Gehülfen bei allen diesen Geschäften sind die Uhus, von denen jeder im Kriege einen Feind mit der Keule erschlagen haben muß. Die Laien der tabuirten Klasse sind die Kataikis und die Toas, jene die bürgerlichen Häuptlinge, diese die Kriegshäuptlinge. Die Nichttabuirten umfassen vier Klassen: die Pelo-Pekeios, eine Art Leibeigene der Häuptlinge, deren Boden sie bebauen, die Awerias, die Fischer des Landes, die Hokis, wandernde Sänger, und die Nohuas, die eigentlichen Arbeiter, die am meisten verachtete Klasse, die auch zu den Opfern aus ihrer Mitte die Menschen liefert. Da der religiöse Glaube nur in der Furcht vor bösen Wesen besteht, eine Regierungsform nicht existirt, so ist das Tabu die einzige Schranke, welche die Leidenschaften im Zaum hält. Die Bewohner der M. gehören zu den wenigen Völkern, bei denen Vielmännerei üblich ist. Sie sind außerdem Menschenfresser, doch ißt man nur die erschlagenen Feinde. Zu den eigentlichen M. gehören: Tatuiwa (Fatu-Hiwa), 4 Meilen im Umfang, mit 1500—1800 Einw., die südlichste Insel des Archipels; Motane, 2 Meilen im Umfang, unbewohnt; Tahnata (Taowatti), 2 Meilen lang und 1 Meile breit, mit dem Hafen Madre de Dios (Waitahu); Ohiwaoa, bei Mendana Dominica, 10 Meilen im Umfang, mit 6000—6500 Einw.; Fetuan (Fetuhugu, Fetu-Hukn [Hoodsinsel]), 1774 von Cook entdeckt, mit steilen Felsen. Zu den Washingtonsinseln gehört zunächst: Nukahiwa (s. d.), 11⅓ Meilen lang, mit mehren sicheren Häfen an der Südküste und 18,000 (8000) größtentheils zum Christenthum bekehrten Einw. Ferner gehören hierher: Lincoln, 1½ Meilen im Umfang, niedrig und unbewohnt; Uapoa, ein Dreieck, 3 Meilen im Umfang, sehr gebirgig; Uahuga, 2 Meilen lang; Mottawatti, zwei neben einander liegende unbewohnte Eilande (Franklin u. Black-Isle); Hiau, 5⅓ Meilen lang, 1½ Meilen breit und unbewohnt; Fattuhn, die nördlichste Insel, unbewohnt.

Die eigentlichen M. wurden 1596 von dem Spanier Mendana de Neyra entdeckt und nach dem damaligen Vicekönig von Peru, Marquesas de Mendoza benannt; die Washingtoneinseln entdeckte der Nordamerikaner Ingraham 1791. Im J. 1792 wurde der Archipel von

Digitized by Google

Brown und Hergest, 1797 von Wilson, 1804 von Krusenstern und seit dem von andern Seefahrern häufig besucht. Im J. 1797 schickten die Briten Missionäre hierher, die jedoch nach einem Jahr unverrichteter Sache zurückkehrten, bis wiederholte Versuche in den neuesten Zeiten besser glückten. Als man in der neuesten Zeit die Bedeutsamkeit des stillen Meeres zu erkennen begann, lenkte sich die Aufmerksamkeit auch auf die M., die noch von keinem civilisirten Volke beansprucht worden waren. Am 1. Mai 1842 nahm Dupetit-Thouars im Namen des Königs der Franzosen Besitz von der Gruppe, angeblich von einem der Häuptlinge eingeladen, dem mißhandelte Matrosen eines gestrandeten amerikanischen Wallfischfängers mit der Rache ihrer Regierung gedroht hatten. Anfangs widersetzten sich die Eingeborenen, wurden aber geschlagen. Wichtig sind die Inseln durch ihre Lage für die Schifffahrt, die von hier aus nach dem ganzen südamerikanischen Festlande, wie nach den Inselgruppen Oceaniens mit Vortheil betrieben werden kann. Vergl. Vincendon-Dumoulin u. C. Desgraz, Les Iles Marquises ou Nouka-Hiva, Paris 1843.

Marquesbai, s. Sofala.

Marqueterie (franz.), eingelegte Arbeit, s. Mosaik.

Marqueur (franz.), Einer, der etwas markirt; daher besonders Aufwärter in Gasthöfen und Kaffeehäusern, welcher beim Billardspiel markirt; auch s. v. a. Kellner.

Marquez, Antonio Lesbio, einer der tüchtigsten Kontrapunktisten seiner Zeit, war von 1698 bis zu seinem 1709 erfolgten Tode königlicher Kapellmeister zu Lissabon und schrieb mehre Oratorien, Gedichte ꝛc. Seine musikalischen Werke, Messen, Magnifikate, Miserere's, Responsorien u. dgl., werden als klassische Heiligthümer auf der Bibliothek zu Lissabon aufbewahrt.

Marquis (vom lat. Marchio, Markgraf), in Frankreich einfacher Adelstitel, welchen der König verlieh und zwar in der Weise, daß ihn Jeder von niederem Adel bekommen konnte. Er bildete in Frankreich die Mittelstufe zwischen dem hohen und dem niedern Adel; der von Napoleon neu kreirte Adel hatte diesen Titel nicht. In England gibt derselbe einen höhern Rang, denn der Marquis rangirt nach dem Herzog und vor dem Grafen und wird im Kanzleistyl mit dem fürstlichen Titel ausgezeichnet. Auch in Spanien steht der Marques zwischen dem Herzog und dem Grafen, in Italien kommt der Marchese im Rang vor dem Grafen.

Marquise (v. Franz.), Gemahlin eines Marquis; dann leinenes Sonnendach, welches vor Thüren und Fenstern angebracht wird.

Marrast, Armand, französischer Journalist, bekannt durch seine Theilnahme an der Februarrevolution von 1848, 1800 in St.-Gaudens geboren, war schon in seinem 17. Jahre Oberlehrer am Gymnasium von Orthez, ging aber auf Antrieb des Generals Lamarque nach Paris u. trat hier als Schriftsteller auf. Beim Ausbruch der Julirevolution (1830) arbeitete er am „Courier français", wurde 1831 Oberredakteur der „Tribune", des leidenschaftlichsten Organs der republikanischen Partei, und errang sich als solcher eine der einflußreichsten Stellungen in der pariser Journalistik. In den Aprilprozeß von 1834 verwickelt, floh er aus dem Gefängnisse St. Pélagie nach London, wo er für den „National" politische Korrespondenzen schrieb und mit Dupont die unvollendet gebliebenen „Fastes de la révolution française" (Paris 1835) herausgab, während er in Frankreich in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde. In Folge der Amnestie von 1838 nach Frankreich zurückgekehrt, übernahm er die oberste Leitung des „National", worin er den Republikanismus aufs Schärfste, aber in gestreicher Weise vertrat. Die Februarrevolution von 1848 versetzte ihn in den Rath der provisorischen Regierung und auf den höchst wichtigen Posten eines Maire von Paris. In der konstituirenden Versammlung, für die er von vier Departements gewählt worden war, war er Vorsitzender, für welches Amt ihn seine Unparteilichkeit besonders befähigte. Nach dem Schlusse dieser Versammlung trat er ins Privatleben zurück, ließ die gehässigsten Beschuldigungen, ohne zu antworten, über sich ergehen und † am Schlagfluß den 10. März 1852. Vor der Revolution vermögend, war er bei seinem Tode so arm, daß seine Freunde die Kosten seines Leichenbegängnisses tragen mußten.

Marro, Fluß in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II, entspringt am westlichen Abhang der Apenninen und mündet in das Mittelmeer bei Sioja.

Marrubium (Andorn), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, ausdauernde Kräuter, meist in Süd- und Mitteleuropa und am Kaukasus. Am bekanntesten ist: M. vulgare L., gemeiner oder weißer Andorn, Marienneſſel, Gottvergessen, Marobelkraut, Berghopfen, Weißleutenkraut, in Europa, Mittelasien, Nordamerika, an steinigen, unfruchtbaren Stellen, mit aufrechtem, am Grunde ästigem Stengel, eiförmigen oder elliptischen, in den Blattstiel hinablaufenden, ungleich gekerbten, runzeligen, unten netzartig-grubigen Blättern und reichblüthigen Blüthenquirlen. Die Blätter sind gebräuchlich als Herba Marrubii, Herba Prasii s. Lamii Marine, riechen frisch angenehm aromatisch und schmeckn moschusartig, getrocknet schwächer u. schmecken balsamisch bitter, etwas scharf. Sie enthalten vorwaltend ätherisch-ölige und harzige Theile nebst vielem bittern Extraktivstoff und wirken tonisch-erregend und resolvirend. Sie werden als ein kräftiges Arzneimittel bei Brustbeschwerden, vorzüglich Verschleimung der Brust und Unterleibsorgane, sowie bei Leberverhärtungen, Gelbsucht und Menstrualbeschwerden angewendet.

Marrucini, kleines tapferes Volk des sabellischen Stammes in Samnium, am rechten Ufer des Flusses Aternus. Ihr Gebiet brachte besonders gute Feigen hervor. Die Hauptstadt war Teate. Im gallischen Kriege schon mit den Römern verbündet, schlossen die M. 304 v. Chr. ein bleibendes Bündniß mit denselben. Am Bundesgenossenkriege nahmen sie Theil, wurden aber von Sulpicius gedemüthigt.

Marryat, Frederick, engl. Romanschrift-

Digitized by Google

steller, am 10. Juli 1792 zu London geboren, war der Sohn eines Kaufmanns und Parlamentsmitglieds, Joseph M.s, der aus einer französischen Refugiéfamilie stammte. Der junge M. trat 1806 in den Seedienst, focht mit Auszeichnung unter Lord Cochrane und ward beim Entern eines französischen Kriegsschiffs schwer verwundet. Er diente darauf auch in dem amerikanischen Kriege, wurde 1815 als Kommandeur nach St. Helena beordert und beförderte die Sloop „Rosaria", welche die Depeschen mit der Nachricht von dem Tode Napoleons nach England brachte. Im März 1823 segelte er als Befehlshaber der Korvette „Larne" nach Ostindien und erhielt dann das Kommando über die gegen die Birmanen verwandte Flotille, wo er sich besonders in der Expedition gegen Rangun hervorthat. Die Ernennung zum Flottenkapitän und Ritter des Bathordens (1825) war sein Lohn. Den Oberbefehl über die brasilische Flotte, der ihm 1839 angetragen wurde, lehnte er ab. M., durch den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, der 1847 als Lieutenant des Dampfschiffs „Avenger" im mittelländischen Meere verunglückte, tief gebeugt, † nach längern Leiden zu Longham in der Grafschaft Norfolk am 2. Aug. 1848. Als Schriftsteller trat er zuerst 1829 mit seinem Roman: „The naval officer" auf, der großes Glück machte und dem schnell hinter einander: „The kings own"(1832), „Newton Forster," „Peter simple", „Jacob Faithful", „The phantom ship", „Mr. Midshipman Easy", „The pacha of many tales", „Japhet in search of a father", „Poor Jack", „Frank Mildmay", „Joseph Rushbrook the poacher", „Masterman Ready", „Snarleyyow", „Ralph Rattlin the reefer", „Percival Keene", „The pirate" und „The three cutters" folgten, die sämmtlich auch ins Deutsche übersetzt worden sind. Sie zeichnen sich fast sämmtlich durch eine treue Auffassung des Lebens und eine leichte gewandte Darstellung aus. Namentlich schildert er die verschiedenen Lagen und Begegnisse des englischen Seemanns mit Wahrheit und Lebendigkeit. Auch haben wir von ihm eine Reisebeschreibung durch Amerika: „A diary in America with remarks on its institutions" (3 Bde., London 1839), die aber von den englischen und amerikanischen Kritikern sehr hart mitgenommen worden ist. Größeren Beifall fanden wieder seine Jugendschriften: „The settlers in Canada" (das. 1844) und „The mission, or scenes in Africa" (2 Bde., das. 1845). Im Jahre 1837 gab er einen „Code of signals" für die Handelsmarine heraus, der ins Französische übersetzt wurde und ihm 1840 von Ludwig Philipp das Kreuz der Ehrenlegion eintrug.

Mars (Mavors, Mamers, griech. Ares), der Gott des Kriegs, oder richtiger der Schlachten, der Sohn des Zeus und der Here (Juno), nach späterer Sage der Juno allein, die, nachdem Zeus die Minerva aus seinem Kopfe erzeugt, durch Berührung einer Blume schwanger ward und darauf den M. gebar. Ungezähmt und wild, treibt er den Krieg nur als Geschäft, erfreut sich am lauten Toben der Schlacht, an Männermord und Todesröcheln, zertrümmert die Städte und ist den unsterblichen Göttern und dem Zeus selbst verhaßt. In goldenem Waffenschmucke fährt M. auf dem Kriegswagen, den ihm seine Söhne Deimos und Phobos (Furcht und Grauen) angeschirrt haben, in die Schlacht, und Eris, seine Schwester und Freundin, schreitet vor ihm her. Auch Enyo, die Städteverwüsterin, gehört zu seinem Gefolge, und nach ihr führt er auch selbst den Namen Enyalyos. Im trojanischen Kriege den Troern beistehend, ward er durch Diomedes verwundet, von der Athene mit einem mächtigen Feldstein zu Boden geworfen und bedeckte bei seinem Falle sieben Hufen Landes. Auch die Aloiden bezwangen ihn und ließen ihn 13 Monate in ehernem Kerker schmachten, bis er von Hermes durch List befreit wurde. Zweimal kämpfte er mit Hercules, um den Fall seines Sohnes Cycnus zu rächen; das erstemal trennte Zeus den Kampf, indem er einen Blitzstrahl zwischen die Kämpfenden warf, das zweitemal, wo Athene dem Hercules mit der Aegis beistand, ward Ares verwundet. Aus Eifersucht verwandelte er sich in einen Eber, welcher den Adonis tödtete. Allein unter den Göttern nicht zur Hochzeit des Pirithous eingeladen, erregte er den Kampf zwischen den Lapithen und Centauren. Als er den Halirrhodius, den Sohn des Poseidon, tödtete, weil er seiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollte, ward er von dem erzürnten Vater beim Rathe der Götter als Mörder angeklagt und vor ein Blutgericht gefordert. Die oberen Götter versammelten sich auf einem Hügel vor Athen, welcher davon in der Folge Areopagus (Hügel des Ares) genannt wurde, sprachen ihn aber frei. So roh und wild er war, ward er doch von Aphrodite geliebt, die ihm nach späteren Sagen den Deimos, Phobos, Eros, Anteros und die Harmonia gebar. Außerdem zeugte er mit Protogenia den Oppytus, mit Demonice den Evenus, Motus, Pylus, Thestius, mit Althäa den Meleager, mit Astyoche den Ascalaphus und Jamenus, mit Cyrene den Diomedes, mit Chryse den Phlegyas, mit Pyrene und Pelopia die beiden Cycnus, mit Atalante den Parthenopäus, mit Agraulos die Alcippe, mit einer bistonischen Nymphe den Tereus, mit Sterope den Oenomaus, mit Calirrhoe den Biston, den Chalybs und Hyperius, mit Sela den Bithys, mit Tereana die Thrassa, mit Pareassa die Sinope, mit Tilphasa den Drachen, welchen Cadmus tödtete. Sein Lieblingssitz war im rauhen Gebirgslande Thracien, wo er auch besonders verehrt ward. Bei den Scythen wurden unter dem Symbol eines Schwertes, das man auf einen Haufen Reisholz steckte, Pferde und Menschen, und zwar der hundertste Mann der Gefangenen, geopfert. Auch in Aegypten ward er verehrt. In Colchis hing das goldene Vließ in dem Haine des Ares an einer Eiche; von da brachten die Dioskuren seine Bildsäule mit nach Lakonien, wo sie auf dem Wege von Sparta nach Therapne im uralten Heiligthum des Ares Thereitas stand. Ihm war auch die Insel an der Küste von Colchis heilig, wo die Stymphaliden hausten. In Griechenland war sein Dienst nicht allgemein verbreitet. Zu Athen hatte er einen Tempel, worin seine Statue von Alcamenes mit denen der Aphrodite, Enyo und Athene stand, zu Geronthrä in Lakonien einen Tempel u.

Digitized by Google

einen Hain, dem sich bei dem jährlichen Feste kein Weib nähern durfte. Sein berühmtester Tempel war der zu Tegea. In Sparta stand dem Tempel des Poseidon Hipposthenes gegenüber eine alte Bildsäule des Ares Enyalyos, welche in Ketten gebunden war, damit Mannhaftigkeit und Kriegsglück stets an Sparta gefesselt seyn möchten. Bei Theben war ihm eine Quelle heilig. In Arkadien hatte er einen Altar im Tempel des Pan. Zu Halicarnassus hatte er einen Tempel auf der Akropolis. Bei den Etruskern war er einer der blitzwerfenden Götter. Die Römer erhielten den Dienst des M. schon in der frühesten Zeit von den Etruskern. Romulus u. Remus waren der Sage nach von ihm mit der Rhea Sylvia erzeugt, weshalb ihn die Römer als Ahnherrn betrachteten. Er gehörte (als Mamers) zu den 12 Arvalbrüdern und zu den 12 obersten Göttern (Dii consentes), welche die Elemente beherrschen und die Jahreszeiten herbeiführten. Daher begann das alte römische Jahr mit dem Monate des M. Ihm zu Ehren ordnete Numa Pompilius den Dienst der Salier (s. d.) an, welche im März, am Feste des Gottes, unter Tanz und Hymnensingen einen Aufzug hielten und die heiligen Schilde (ancilia) bewachten. Außerdem feierten die Römer ihm zu Ehren die martialischen Spiele jährlich am 12. Okt. durch Pferderennen auf dem Circus. Ihm war das Marsfeld geweiht, und außerdem hatte er mehre Tempel; namentlich erbaute ihm unter dem Namen Mars ultor Augustus einen äußerst prächtigen Tempel. Geopfert wurden ihm Menschen, Pferde, Stiere, Böcke; geweiht waren ihm der Wolf, der Specht, der Hahn, das Gras, der Planet Mars, der Monat März, der Dienstag, als Attribute Wolf und Speer. Unterschieden wird übrigens bei den Römern Mars Gradivus und Quirinus, jenes der Name des Gottes im Kriege, dieses im Frieden. Plastisch dargestellt ward er weniger bei den Griechen als bei den Römern. Das griechische Ideal scheint auf Alcamenes und Scopas zurückgeführt werden zu müssen. Zu seiner Darstellung gehört eine kräftige Muskulatur, ein starker fleischiger Nacken, kurz gelockes und gesträubtes Haar. Er hat kleinere Augen, eine etwas mehr geöffnete Nase und eine weit weniger heitere Stirn als andere Söhne des Zeus. Er erscheint männlicher als Apollo und selbst als Hermes. Bekleidet ist er mit einem Chlamys. Auf Reliefs des alten Styls ist er geharnischt, später hat er gewöhnlich nur den Helm. In der Regel steht er aufrecht; Scopas bildete ihn sitzend. Auf röm. Münzen bezeichnet ein lebhafter Schritt den Gradivus, der Legionsadler und andere Signa den Stator und Ultor, Viktorien, Trophäen, der Delzweig den Victor und Pacifer. Mit Aphrodite gruppirt ist er auf mehren Statuen vorhanden; die Römer stellten ihn gern mit der Ilia oder Rhea Sylvia dar. Die vorzüglichsten Statuen sind in der Villa Ludovisi, in der Villa Borghese, Hadrian als M. im kapitolinischen Museum zu Rom.

Mars, Name eines Planeten, der in unserm Sonnensysteme seine Bahn zunächst außerhalb der Erdbahn hat, uns also unter den oberen Planeten der nächste ist. Sein Licht hat eine gegen die übrigen Planeten auffallende Röthe und seine scheinbare Größe ist sehr veränderlich, indem er bei seiner größten Annäherung zur Erde den Jupiter an Glanz fast übertrifft, dagegen, wenn er sich der Konjunktion mit der Sonne nähert, nicht mehr einem Fixsterne erster Größe gleich erscheint. Diese Ungleichheit seiner scheinbaren Größe ist so erheblich, daß er im ersten Falle im Durchmesser viermal so groß, als im letzten Falle erscheint. Er kommt der Erde am nächsten, wenn er etwas vor seiner Sonnennähe der Sonne gegenübersteht, d. h. wenn er im August die Opposition erreicht, wo dann seine Entfernung von der Erde nur 7,900,000 Meilen beträgt. Dagegen erreicht er zu der Zeit, wo er sich in den Sonnenstrahlen verbirgt, eine Entfernung von 52 Mill. Meilen, und sein scheinbarer Durchmesser ist daher im letzten Falle nur 3" 5, während er im ersten Falle 26" beträgt. Da die Oppositionen des M. sehr ungleich sind, so ist es schwer, seine Umlaufszeit genau zu bestimmen. Von 1794 bis 1826 machte M. etwas mehr als 17 Umläufe um den Sternenhimmel. Da nun 17 Umläufe 17×360 Grade = 6120 Grade enthalten und die Zwischenzeit 11,698 Tage betrug, so kommen auf 360 Grade oder einen Umlauf 687 Tage, welches schon nahe mit der wahren Umlaufszeit übereinstimmt. Die Bahn des M. ist eine elliptische (s. Planeten). Ueber seine Gestalt sind die Beobachter noch nicht einig. Herschel fand das Verhältniß der Axe zum Durchmesser des Aequators wie 15 zu 16, Schröter hingegen nur wie 80 zu 81, welche letztere Bestimmung den Vorzug zu haben scheint. Die Zeit der Umdrehung um die Axe ist 24 Stunden 39,5 Minuten. Die Axe ist unter einem Winkel von 61° 18' gegen die Ebene der Bahn geneigt, und daher Frühlingspunkt der nördlichen Hälfte in 19°,5 des Schützen liegt, so ist der Nordpol des M. so lange erleuchtet, als der Planet heliocentrisch vom letzten Drittel des Schützen bis zum letzten Drittel der Zwillinge fortgeht. Alsdann ist es auf der nördlichen Halbkugel Sommer, und da die Schiefe der Ekliptik größer ist, als auf der Erde, so läßt sich wohl auf einen sehr merklichen Wechsel der Jahreszeiten schließen. Seine kalten Zonen erstrecken sich 29° von beiden Polen; seine heiße Zone ist 58° breit, die gemäßigte also erheblich schmäler, als auf der Erde. Ueber den Durchmesser des M. sind die Angaben noch sehr schwankend, indeß hat Harding denselben wohl nicht mit Unrecht zu 900 Meilen angenommen, also = 0,53 des Erddurchmessers, woraus seine Oberfläche = 0,281 der Erdoberfläche, sein Inhalt = 0,150 des Inhalts der Erde folgt. Seine Masse wird nach Délambre = $\frac{1}{2546320}$ der Sonnenmasse = $\frac{1}{5,2}$ der Erdmasse angegeben.

Die natürliche Beschaffenheit des M. scheint mit der der Erde sehr übereinstimmend zu seyn. Man unterscheidet auf seiner Oberfläche Flecken, die längere Zeit hindurch ihr Ansehen wenig ändern, und wieder andere, die sehr veränderlich sind. Unter den ersteren haben schon seit langer Zeit die glänzenden Flecken, welche abwechselnd an

Digitized by Google

den Polen sichtbar sind, die Aufmerksamkeit der Astronomen erregt. Die Beobachtungen stimmen darin überein, daß jede dieser sehr glänzenden Polarzonen dann am größten ist, wenn der Winter desselben Pols zu Ende geht, daß sie, während der Pol von der Sonne beschienen wird, an Ausdehnung abnimmt und gegen das Ende des Sommers erst am kleinsten wird. Man hat daher nicht ganz mit Unrecht diese Polargegenden mit den auf der Erde mit Schnee und Eis bedeckten Gegenden verglichen. In den gemäßigten Zonen des M. sind sehr oft veränderliche Flecken beobachtet worden, welche von vielen Astronomen für atmosphärisch gehalten wurden. Die besten Tafeln zur Bestimmung der Oerter dieses Planeten sind von Lindenau. Das Zeichen des M. ist ♂.

Mars (Marsh, gewöhnlich Mastkorb genannt), auf Seeschiffen das Rösterwerk, welches auf zwei starken mit dem Mast verbolzten Planken (den Sahlingen oder der Sattelung) ruht und dazu bestimmt ist, den Fuß der Stenge, d. h. der Verlängerung des Mastes, zu tragen und sie durch die Wanten derselben zu befestigen. Auf größeren Schiffen ist noch auf der hinteren Seite der Marse eine auf Stützen ruhende Regelung angebracht, wo die zum Ausgucken Beorderten ihren Platz haben.

Mars, Anne Françoise Hippolyte Boutet, gewöhnlich genannt Mademoiselle M., berühmte französische Schauspielerin, ward in Paris am 9. Februar 1779 geboren. Ihr Vater war der Schauspieler Monvel-Boutet vom Theatre-français, ihre Mutter eine Provinzschauspielerin. Schon in ihrem 13. Jahre trat sie auf dem Theatre des Variétés-Montansier in Versailles in Kinderrollen auf, ging im folgenden Jahre zum Theater Feydeau über, wo sie naive Rollen spielte, und ward darauf beim Theatre de la Republique (jetzt Theatre-français) angestellt, wo sie schnell die Erbin aller Rollen der Schauspielerin Contat, ihrer Lehrerin, und der Liebling des pariser Publikums wurde. Sie war eine begeisterte Verehrerin des Kaisers, der ihr Talent zu schätzen wußte und sie nebst seinen andern Lieblingen des Theatre-français überallhin kommen ließ, wo es galt, nach gewonnenen Schlachten Siegess- und Friedensfeste zu feiern. Nach dem Sturz Napoleons wollte sie das Theater ganz verlassen, wurde jedoch von ihren Freunden von dem übereilten Schritte zurückgehalten. Seitdem erschien sie aber auf dem Theater nie anders, als mit einem Veilchenbouquet in der Hand und wo möglich Veilchengutirlanden in den Haaren, auf dem Kleide ꝛc. (die Veilchen galten als Embleme der Bonapartisten). Von allen Hoffesten, von den Salons der Aristokratie hielt sie sich fern und wußte, so oft sie bei Hofe spielen sollte, krank zu werden. Die Julirevolution begrüßte sie mit großer Freude, die ihr aber bald durch den in ganz Europa bekannt gewordenen Diebstahl ihrer Diamanten getrübt ward. Im Jahre 1840 trat die 60jährige Künstlerin freiwillig von der Bühne ab, verkaufte allen unnöthigen Luxus, miethete sich eine kleine hübsche Wohnung in der abgelegenen Straße Lavoisier und führte dort ein stilles, kleinbürgerliches Leben. Sie † am 20. März 1847 in den Armen ihres einzigen Sohnes. Ihre vorzüglichsten Rollen waren Célimène im „Misanthrope“ und Elmire im „Tartuffe“; aber auch die Koketten in den marivaurschen Lustspielen wurden von ihr mit großer Vollendung des Spieles gegeben. Ungemein unterstützt wurde sie bei ihren Darstellungen durch eine sanfte Stimme, die der verschiedensten Modulation fähig war, sowie durch angenehme Gesichtszüge und eine schöne Gestalt.

Marsaci, Völkerschaft in Gallia Belgica, auf einer der vom Rhein gebildeten Inseln.

Marsala, Seestadt auf der Insel Sicilien, Provinz Trapani, etwa nördlich von der Mündung des gleichnamigen Flüßchens, in einer fruchtbaren und gut bebauten Gegend, ist freundlich und ziemlich regelmäßig gebaut, ummauert und von einer langen schönen Straße, dem Cassaro, durchschnitten. Merkwürdig ist eine in der Nähe aufgefundene und in dem Rathhause aufgestellte sehr schöne antike Marmorgruppe, zwei Löwen darstellend, die einen Stier zerreißen. Auch andere Alterthümer, wie Ueberreste von Wasserleitungen, Gräbern, Statuen ꝛc., hat man in der Nähe gefunden. M. hat 23,000 Einwohner, die bedeutenden Handel mit Getreide und Oel, mit Soda und in den Salzwerken der benachbarten Lagunen gewonnenem Salze, besonders aber mit dem bei M. selbst angebauten Marsalawein treiben, einem vortrefflichen trockenen Bergweine, der dem Madera ähnlich ist und hauptsächlich nach England und Westindien verführt wird. M. ist zum Theil auf den Ruinen der alten Stadt Lilybäum (s. d.) erbaut. Ihre jetzige Gestalt verdankt sie den Saracenen, welche sie im 9. Jahrhundert einnahmen und Mars-Allah, d. h. Hafen Gottes, nannten, und den Normannen, von welchen jene im 11. Jahrhundert vertrieben wurden.

Marsan, früher ein kleines Territorium in der französischen Landschaft Gascogne, jetzt zum Departement des Landes gehörig, mit dem Hauptort Mont de M. (Mersen), wo am 9. August 870 ein Theilungsvertrag zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen abgeschlossen ward.

Marsberg (Ober- und Nieder-M.), zwei Städte in der preuß. Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, an der Diemel, mit Kirchen, Kapellen, Post, Papierfabrik, Irrenhaus für die Provinz, heißen zusammen auch Stadtberge und haben im Ganzen 4150 Einw. In der Nähe stand die Sachsenfestung Eresburg.

Marsch (v. Franz.), jede schlagfertige Bewegung der Truppen nach irgend einem gegebenen Ziele; marschiren heißt daher: von einer Aufstellung zur andern schreiten. Dem Zweck nach unterscheidet man Friedens- (sogenannte Reise-) und Kriegsmärsche. Die Kriegsmärsche sind ihrer Richtung nach Vor-, Rück- oder Seitenmärsche, in Rücksicht auf Schnelligkeit und Dauer gewöhnliche Märsche, täglich zu 2½ bis 3 Meilen, forcirte oder angestrengte Märsche, täglich zu 4—5 Meilen, und Eilmärsche, täglich zu 6—8 Meilen. Wie viel solcher Märsche hinter einander gemacht werden dürfen, bevor ein Rasttag eintritt, hängt theils von der Wichtigkeit des Zwecks, theils von dem Zustande der Truppen ab. Wenn es bloß darauf ankommt,

Digitized by Google

einen Punkt des Kriegsschauplatzes früher als der Feind zu erreichen, nicht aber dort mit Uebermacht zu erscheinen, so kommt die Zahl der Zurückbleibenden nicht weiter in Betracht und man kann in solchen Fällen fast Unglaubliches leisten (wir erinnern z. B. an Junots Einfall in Portugal). Selbst bei Rückmärschen ist es in manchen Fällen besser, die Nachzügler aufzugeben, als sich vor Erreichung eines wichtigen Punktes, z. B. einer Festung, einem nochmaligen Angriff auszusetzen. Sehr wichtig für die Kriegführung ist in neuester Zeit die Beförderung der Truppen auf Eisenbahnen geworden. Die Vorbereitungen zum M. bezwecken, die Truppen durch Abhärtung und Uebungsmärsche, sowie durch zweckmäßige Ausrüstung, Gepäck, Fußbekleidung, Hufbeschlag ꝛc. marschfähig zu machen. Die Marschordnung bestimmt die Reihenfolge der Truppen. Auf dem M. ist eine strenge Marschdisciplin nothwendig; dahin gehören alle dienstlichen Maßregeln, welche die Ordnung aufrecht erhalten, das Austreten Einzelner (Marodiren) hindern, für die Gesundheit Sorge tragen ꝛc. Besonders auf Rückzügen u. bei Nachtmärschen ist die Disciplin mit größter Strenge zu handhaben. Der Marschfelddienst in der Nähe des Feindes bezweckt die Sicherheit der Truppen. Es werden Abtheilungen in der Richtung desselben detachirt, als Avantgarde, Arrièregarde oder Seitendeckung, um den Feind rechtzeitig zu entdecken und zu melden, nöthigenfalls auch aufzuhalten, bis die Truppen ihre Maßregeln getroffen haben. Marschroute heißt die einer Truppe vorgeschriebene Straße. Marschquartiere sind solche, die nur auf einen oder zwei Tage bezogen werden, im Gegensatz zu den Kantonirungen. Abmarsch heißt Aufbruch. Taktisch versteht man jedoch unter Abmärschen die Kolonnenformationen aus der Linie, deren Herstellung aus den Kolonnen die Aufmärsche sind. In Bezug auf das Marschtempo der Infanterie gibt es den Parade- und Geschwindmarsch und den Sturmschritt; ersterer kommt nur noch zur Ausbildung der Rekruten und bei Leichenparaden vor. Unter Friedrich dem Großen avancirte die Infanterie im Tempo von 76 Schritt in der Minute gegen den Feind; jetzt ist das gewöhnliche Tempo 108 Schritt, das zum Bayonnetangriff noch mehr beschleunigt wird.

Marsch, in der Musik ein kleines Tonstück, das meist aus mehren Reprisen besteht und hauptsächlich zu militärischen und bürgerlichen Aufzügen bestimmt ist. Zweck und Absicht des M.es besteht darin, den Aufzug feierlicher zu machen, außerdem aber auch die physische Anstrengung der Marschirenden wo möglich dadurch zu erleichtern, daß er die Gleichmäßigkeit wie die Gleichförmigkeit der Schritte zu erhalten und zu unterstützen sucht. Daher muß er neben einem feierlichen, männlich-ernsten Charakter auch noch einen stark markirten und durch scharfe Accente sich auszeichnenden Rhythmus besitzen, und seine Einschnitte und Absätze müssen weit fühlbarer u. merklicher seyn, als bei irgend einem andern Tonstücke. Er verlangt meist eine gerade Taktart, am gebräuchlichsten ist der C-Takt. Man unterscheidet Festmärsche, Triumphmärsche, Trauermärsche ꝛc.

Marschall (in alterthümlicher Form Marschalk, im mittelalterlichen Latein Marescalcus, vom altdeutschen Mar oder Mähre, d. i. Pferd, besonders Streitroß, und Schalk, d. i. Diener), ursprünglich Einer, der die Aufsicht über die Pferde u. über den Stall führte, also etwa s. v. a. Stallmeister, wie denn noch jetzt Maréchal im Französischen der Hufschmied heißt. Schon in den frühesten Zeiten der fränkischen Könige stieg aber der M. zum höheren Hofbeamten (comes stabuli, vergl. Connetable) empor, dessen Funktion im deutschen Reiche seit der Zeit Kaiser Otto's I. eines der großen Erzämter (s. d.) ward. Wie diese, gleich anfangs mit Lehngütern verbunden, im Laufe der Zeit erblich wurden, so war dies auch mit dem Erzmarschallamte der Fall, dessen Inhaber (Reichserzmarschall) der Kurfürst von Sachsen war, der aber, wie die andern fürstlichen Inhaber der Reichserzämter, den damit verbundenen Dienst später durch den Erbmarschall verrichten ließ. Dieser Dienst bestand bei der Kaiserkrönung mit Beziehung auf die ursprüngliche Funktion des M.s darin, daß derselbe zu Pferde, in der Hand ein silbernes Streichholz und ein silbernes Maß, in letzterem Hafer fassen und einem Diener darreichen mußte. Außerdem hatte er bei Reichstagen und bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten die Ordnung u. das Ceremoniell zu überwachen. Jetzt ist Hofmarschall der Titel eines höhern Hofbeamten, der als Vorsteher des Hofmarschallamts die ganze Haushaltung des Hofs, Küche, Keller, Baulichkeiten ꝛc., sowie das niedere Hofpersonal unter seiner Aufsicht und bei Hoffestlichkeiten die nöthigen Anordnungen zu machen hat (s. Hof). Die vormaligen Reichs- und Landesmarschälle führten bei Versammlungen der Landstände den Vorsitz, mußten aber in Staaten mit Repräsentativverfassung ihre Funktionen den Präsidenten der Landtage abtreten. Endlich kommen auch bei anderen, als Hoffestlichkeiten, wie bei größeren Leichenbegängnissen und dergl., Marschälle (Festmarschälle) vor, welche entweder dafür zu sorgen haben, daß Alles in der gehörigen Ordnung vor sich gehe, oder bloß im feierlichen Kostüm dem Zuge vorangehen. Eine andere Bedeutung, als die bisher genannten, haben die Marschälle von Frankreich (Maréchaux de France), die bis in die ältesten Zeiten der französischen Monarchie zurückreichen. Schon unter Philipp August (1180—1223) führte der Oberbefehlshaber der königlichen Truppen zeitweilig jenen Titel, welcher zwar den höchsten militärischen Rang bezeichnete, aber nur gewisse Privilegien in Bezug auf die Hofetikette verlieh. Zur Zeit Ludwigs des Heiligen gab es zwei, später drei, vier und mehr solcher Marschälle. Unter Heinrich III. ward durch die Etats généraux die Zahl derselben wieder auf vier herabgesetzt, doch ward diese Zahl schon von dem genannten König und noch mehr von dessen Nachfolgern wieder überschritten. So gab es unter Ludwig XIV. nicht weniger als zwanzig Marschälle, unter denen auch Seemänner waren. Die Adjutanten, welche sich diese Marschälle der altfranzösischen Monarchie nach eigener Wahl zugesellten,

Digitized by Google

diesen Aides-maréchaux, aus denen später die Maréchaux de camp hervorgingen, welche für die Verpflegung u. Einquartirung der Truppen zu sorgen hatten, manchmal aber auch selbst befehligten und im Rang dem Brigadegeneral gleich standen. Die Revolution beseitigte, wie andere Institutionen des alten Königthums, so auch die Marschallswürde. Napoleon I. aber, der seinen Kaiserthron mit dem Gepränge der über den Haufen geworfenen Monarchie zu umgeben für gut fand, stellte dieselbe wieder her, indem er Marschälle des Reichs (Maréchaux de l'empire) ernannte. Unter der Restauration wurde auch der Titel eines Maréchal de camp wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen. Unter dem Julikönigthum aber ward durch ein Gesetz vom 4. August 1839 die Zahl der Marschälle von Frankreich in Friedenszeiten auf sechs herabgesetzt, die jedoch in Kriegszeiten bis auf zwölf vermehrt werden durfte. Napoleon III. stellte das Verhältniß unter Napoleon I. wieder her. Das Zeichen der französischen Marschallswürde ist ein azurblauer mit goldenen Sternen verzierter Stab. Uebrigens werden mit dem Namen M. in Frankreich auch noch anderweite militärische Chargen bezeichnet, wie z. B. bei der Kavalerie Maréchal des logis derjenige Unteroffizier heißt, welcher die Einquartirung seiner Eskadron zu besorgen hat. Vergl. Feldmarschall.

Marschallinseln, s. Mulgrave.

Marschall von Sachsen, s. Moritz, Graf von Sachsen.

Marschlager, s. Lager u. Bivouac.

Marschland, im Gegensatz von Seeland alles Land, welches in Ebenen und Thälern aufgeschwemmt ist und eine größere Fruchtbarkeit, als das gewöhnliche Land, zeigt, wofür man in manchen Gegenden Deutschlands die Benennungen Niederungsboden, Bodenland, Bruchboden, Auebodenꝛc. hat. Die Eigenschaften dieses Bodens scheinen eine nicht bloß mechanische Mengung gewöhnlicher Bestandtheile, sondern eine chemische Verbindung eigenthümlicher Substanzen vorauszusetzen, welche nicht überall in Massen verbreitet sind und wobei das salzige Meerwasser eine wichtige Rolle spielt. In denjenigen Marschgegenden, in welchen Viehmast oder Milchwirthschaft zu den Haupterwerbsmitteln gehört, bezeichnet man mit dem Ausdruck schwer und leicht weit seltener die physische Eigenschaft des Bodens, als die Qualität des Grasgewächses, und zwar ist ersteres in höherem Grade geeignet, schweres Vieh fett zu weiden, als letzteres, obgleich der Boden gerade die entgegengesetzte physische Beschaffenheit zeigen kann. Ganz füglich läßt sich diese Klassifikation aber auch auf die Marschgegenden anwenden, in welchen der Getreidebau überwiegend ist, indem genugsame Beobachtungen dargethan haben, daß der Boden, welcher die mastfähigste Futterproduktion gewährt, sich auch vorzüglich zur Getreidekultur eignet. Fast das einzige äußere Kennzeichen des guten Marschbodens ist seine eigenthümliche Schlüpfrigkeit, welche von der Schmierigkeit, zu der sich der Thonboden so leicht bei nasser Witterung neigt, eben so weit entfernt ist, als von der Zähigkeit, welche dieser bei seinem Austrocknen besitzt. Diese charakteristische Schlüpfrigkeit des guten Marschbodens zeigt sich besonders bei seiner Bearbeitung mit dem Spaten, so daß diejenigen Arbeiter, welche sich fast ausschließlich mit dem Anfertigen und Reinigen der in den Marschfeldern häufigen Entwässerungsgräben beschäftigen, eine solche Kenntniß darin bekommen haben, daß sie die Güte des Bodens durch das bloße Gefühl zu beurtheilen vermögen. Der gute Marschboden erregt nach dem Ausdrucke dieser Leute ein Gefühl, als wenn man durch Speck sticht, wogegen die mehr dem Thonboden angehörenden Bodenarten im durchnäßten Zustande sich an das Eisen anhängen, was in desto größerem Maße der Fall ist, je mehr sie austrocknen. Marschboden im wahren Sinne hängt sich nie fest an blankgehaltenes Eisengeräthe. Die Farbe ist kein charakteristisches äußeres Kennzeichen des edlen Marschbodens. Am gewöhnlichsten ist sie grau, etwas ins Bläuliche stechend, besonders wo das Seewasser auf seine Bildung eingewirkt hat. Von der größten Fruchtbarkeit findet man auch Seemarschen, deren Farbe etwas ins Braune übergeht.

Marschlins, Schloß im schweizerischen Kanton Graubündten, südöstlich von Meyenfeld, der Familie von Salis gehörig, vormals berühmt durch eine Unterrichtsanstalt.

Marschner, Heinrich, ausgezeichneter deutscher Komponist, wurde den 16. August 1795 zu Zittau geboren, besuchte daselbst das Gymnasium und erhielt auch in der Musik schon frühzeitig Unterricht. Nach dem Willen seiner Aeltern sollte indeß die Musik nur Nebensache bleiben, und er bezog daher 1813 die Universität Leipzig, um Jurisprudenz zu studiren. Die zu Leipzig häufig veranstalteten größern Musikaufführungen verleideten ihm jedoch bald das begonnene Studium und zogen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zur Kunst hin, der er sich denn nun auch ausschließlich zu widmen beschloß. Zu diesem Zwecke hörte er nur noch zu seiner künstlerischen Ausbildung nöthige philosophische und ästhetische Vorlesungen, übte sich tüchtig auf Klavier, Violine und andern Instrumenten, studirte die Komposition und beschäftigte sich auch mit Komponiren. Der ehrwürdige Kantor Schicht stand ihm dabei berathend zur Seite. Auf einem künstlerischen Ausfluge nach Karlsbad lernte ihn der ungarische Graf Amadé, ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, kennen, auf dessen Veranlassung er nach Wien ging, um seine musikalische Bildung zu vervollkommnen, und 1817 in Preßburg eine Musiklehrerstelle erhielt. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Komposition, vorzüglich dramatischer Werke; so setzte er z. B. den Operntext „Heinrich IV." in Musik und schickte das fertige Manuskript an Karl Maria von Weber in Dresden, der die Oper aufs Theater brachte und, als M. 1822 nach Dresden übersiedelte, ihm mit Rath und That beistand und es dahin brachte, daß M. 1823 zum Musikdirektor an der deutschen und italienischen Oper ernannt wurde. Während der Zeit seines Aufenthaltes zu Dresden schrieb er die Musik zu Kleists „Prinz von Homburg", eine

Digitized by Google

kleine einaktige Oper „Der Holzdieb" und bald darauf die Operette „Lucretia". Im Jahre 1826 verließ M. Dresden wieder, verheirathete sich bald darauf mit der Sängerin Wohlbrück, ging mit derselben eine Zeit lang auf Reisen und kam auf denselben 1827 wieder nach Leipzig, woselbst er nun eine Zeit lang privatisirte und die Oper „Der Vampyr" schrieb, welche ihm zuerst einen ausgebreiteten Ruf verschaffte. Die Oper drang von Leipzig über Berlin sogar bis auf die londoner Bühne, und dieser glückliche Erfolg spornte ihn an, gleich das folgende Jahr eine Episode aus Walter Scotts „Ivanhoe" unter dem Titel „Der Templer und die Jüdin", als Oper zu bearbeiten, die ebenfalls auf vielen deutschen Bühnen zur Aufführung gebracht und mit Beifall gehört wurde. Gegen Ende 1830 folgte M. einem Rufe als Kapellmeister und Operndirigent nach Hannover, wo er noch gegenwärtig in dieser Eigenschaft thätig ist. In Anerkennung seiner musikalischen Verdienste sandte ihm die philosophische Fakultät der Universität Leipzig 1834 das Doktordiplom; 1841 ernannte ihn die Gesellschaft der Musikfreunde zu Wien zu ihrem Mitgliede. Als dramatischer Komponist lieferte er außer den schon oben genannten Opern noch: „Des Falkners Braut" u. „Hans Heiling", von denen besonders die letztere sich Anerkennung erworben hat. Seine Lieder und Gesänge zeichnen sich durch Frische der Erfindung, Reichthum der Melodie, Fülle der Harmonie und Tiefe der Empfindung aus. Außerdem schrieb er noch viele Sachen für Pianoforte, Quartette, Trios, Sonaten, Divertissements, Rondos ꝛc.

Marsdenia, Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, Sträucher und Kräuter in Syrien, Ostindien und Neuholland. M. erecta *R. Br.*, im Orient, mit herzeiförmigen, spitzigen Blättern u. trauboldigen Blüthen, enthält einen sehr scharfen Milchsaft, der innerlich drastisch-purgirend und brechenerregend wirkt und äußerlich auf der Haut Blasen zieht. Die Blätter, Herba Apocyni folio subrotundo, waren früher gegen Ruhren gebräuchlich. M. suaveolens *R. Br.*, in Neuholland, mit entgegengesetzten, eilanzettförmigen, spitzen, ganzrandigen, aderlosen Blättern und kleinen, weißen, nach Vanille duftenden Blüthen, in winkelständigen Dölchen, wird in sandige, mit etwas Torferde gemischte Heideerde gepflanzt, bei 6 — 10 Grad Wärme durchwintert und im Sommer ins offene Glashaus gestellt. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge. M. tinctoria *R. Br.*, in Ostindien, enthält in seinen Blättern einen indigoartigen Farbestoff, u. zwar verhältnißmäßig reichlicher, als die Indigopflanze.

Marsellilalse, s. Rouget de Lisle.

Marseillan, Stadt im französischen Departement Herault, Bezirk Beziers, an der Lagune Thau, mit Hafen, ansehnlicher Fischerei, Salzbereitung, Branntweinbrennerei und 4000 Einwohnern.

Marseille (lat. Massilia), Hauptstadt des französischen Departements Rhonemündungen, die dritte Stadt Frankreichs, am Einflusse des Flüßchens Blaud in den Meerbusen von Lyon, lagert sich in der Form eines Hufeisens um eine Bucht dieses Meerbusens, in einer lachenden, wellenförmigen Ebene, am Fuße eines hohen Felsengebirges, und ist vielleicht nach London und Liverpool oder Hamburg diejenige Seestadt Europa's, welche die meisten und großartigsten Handelsgeschäfte macht. Die ehemaligen Wälle um die Stadt sind zu angenehmen Boulevards geebnet. M. hat 12 Vorstädte und besteht aus der Altstadt und der Neustadt, welche beide durch den herrlichen, eine Stunde langen Corso und dessen Fortsetzung, die Rue de Rome, verbunden sind. Die Altstadt (vieux quartier) ein Drittel des Ganzen, liegt auf der Nordseite des Hafens und am Abhange eines Hügels und ist zwar stark bevölkert, aber schlecht gebaut. Die Neustadt (le beau quartier) dagegen (zwei Drittel der Stadt), die sich auf der Ost- und Südseite des Hafens ausbreitet, ist prächtig gebaut und hat einen schönen Kai. Die schönsten Straßen sind der Corso, mit Alleen und herrlichen Gebäuden geschmückt; die Rue de Rome ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen in dichten Reihen Buden stehen und einen immerwährenden Markt bilden. Ferner sind auszuzeichnen: die Straße Beauveau, die das Schauspielhaus mit seinem Säulengange schließt, und die Canellerestraße, die sich vom Corso zum Hafen zieht und an ihren Seiten reiche Kaufläden und prächtige Häuser hat. Unter den 38 öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: der neue Platz (Place nouvelle), mit 4 Springbrunnen, der Kaiserplatz, gleichfalls mit einem schönen Springbrunnen, der St. Férésolplatz, mit einem artesischen Brunnen, die Plätze Castellane de la Comédie und Monthyon, der Zollhausplatz, mit dem Denkmal der berühmten Seefahrer Euthymenes und Pytheas. Hauptgebäude sind die Präfektur, das Stadthaus mit der Börse, die Kathedrale (Eglise de la Majour), die älteste Kirche Galliens, auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, in welcher sich einige Säulen vom höchsten Alterthum finden, das neue Theater, das alte und neue Zeughaus, das Hotel-Dieu nebst den Quarantäneanstalten. Zu den beliebtesten Promenaden gehören auch die Platanenalleen von Meilhan, die sich durch den obern Theil der Neustadt ziehen, und der ehemalige Cours-Bourbon, der auf einen mit grünen Hecken umschlossenen Felsen führt, von dem man eine herrliche Aussicht auf den Hafen, das Meer und die Stadt hat. Der Hafen, der seit 1815 ein Freihafen und seit 1823 durch Vereinigung der festen Felseneilande Pomegues und Ratoneau mittelst eines Dammes wesentlich verbessert worden ist und den Namen Dieu-Donné führt, bildet ein an beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßtes längliches Viereck von 2700' L. und 780' Br., das eine Viertelstunde weit in die Stadt eindringt, hat bei seinem Eingang 17', im Innern aber 20' Tiefe, ist gegen alle Winde geschützt und kann 1000 Schiffe fassen, ist aber bei seiner geringen Tiefe und wegen der verborgenen Klippen für Kriegsschiffe nicht geeignet. Um den Hafen ziehen sich in Hufeisenform schöne Kais. An dem Kai von St. Nicolas, auf der Südseite des Hafens, sind die Schiffswerften, Zimmerplätze, Theerbrennereien, Marinemagazine, Zuckerraffinerien, Seifensiedereien. Das größte Menschengewimmel ist auf den Kais

Digitized by Google

der schmalen Ostseite, wohin die Cauelière führt, und auf der Nordseite (St. Jean) des Hafens. Hier sind die Börse, das Stadthaus, schöne Häuser und Kaufläden, Kaffee- und Weinhäuser (Guingettes), wo man Wein, Seekrebse, Seefische, Melonen ꝛc. genießt. Der Kai St. Jean auf der Nordseite des Hafens erhebt sich bis zur Kathedrale und ist ein besuchter Spaziergang, weil er die Sonnenseite des Hafens einnimmt. Nördlich und südlich wird der Hafen durch hohe Felsen eingeschlossen, auf denen die Forts St. Jean und St. Nicolas sich erheben, die den Eingang beherrschen. Südlich von letzterm Fort steht auf einem Felsen Chateau de Notre Dame de la Garde, und in der Rhede vor dem Hafen erheben sich die drei dürren Felseneester If (Staatsgefängniß Mirabeau's), Ratoneau und Pomegues. Beide letztere verbindet ein Damm, und hier ist der Quarantänehafen Port-Dieu-Donné angelegt, dessen Anstalten musterhaft sind. Die südlichste Spitze der Bai bildet das Kap Croisette. Auf der Nordseite, außerhalb der Stadt, befindet sich ein sehr weitläufiges Pestlazareth. M. hat außer den vielen katholischen Kirchen eine reformirte und eine griechische Kirche (die einzige in Frankreich), eine Synagoge, ein Lyceum, eine Navigationsschule, Sekundärschule der Arzneikunst, Specialschule der Musik, Specialschule der Industrie und des Handels, ein Athenäum, Taubstummeninstitut, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine akademische Gesellschaft der Medicin, statistische Gesellschaft, eine Ackerbaugesellschaft, eine Marinesternwarte, einen Naturalisationsgarten, einen botanischen Garten, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum von Gemälden und Alterthümern, Naturalienkabinet ꝛc. Zur Erholung dienen die Bastiden, deren es um M. über 5000 gibt, in der Regel einfache, weiße Landhäuser, mit Gärten umgeben, in denen Blumen, Cypressen-, Maulbeer-, Oliven- und Mandelbäume blühen, und von einer Mauer eingefaßt. Berühmt durch ihre Lage und Schönheit sind die Bastiden Bonne Beine oder Borelli an der Straße nach Toulon, la Benarde auf einem Hügel, an dessen Fuß die Huveaune fließt, und das Schloß Barras am Wege nach Aix. Die Straße von M. bis Aix, welche zwischen Gärten und Weinbergen über eine kleine Bergkette durch ein 7 Stunden langes Thal führt, ist eine der schönsten in Frankreich. M. ist der Geburtsort des römischen Dichters Petronius Arbiter, des Malers P. Puget und des Gelehrten Pastoret. Der Kunst- und Gewerbefleiß der (1851) 195,257 Einwohner ist sehr blühend. Die riesigen Manufakturen und Fabriken liefern Seiden- und Wollenstoffe, guten Saffian und anderes Leder, Handschuhe, Segeltuch, Papier, Glas, Porzellan und Fayence, viel Tabak, Zucker, Flechtarbeit aus Espartogras, viele chemische Fabrikate und feine Parfümeriewaaren aller Art, hauptsächlich aber ungeheure Massen vortrefflicher Seife, die aus Olivenöl bereitet wird und zur Verarbeitung der Seide unentbehrlich ist. Außerdem werden viel Korallen an der Küste der Berberei gefischt und hier verarbeitet, auch starker Sardellen- und Thunfischfang getrieben. Der Handel von M. ist nicht allein in rascher Zunahme begriffen, sondern hat auch bereits eine hohe Stufe erreicht, so daß M. gegenwärtig Frankreichs größter Seeplatz ist. Nach allen Erdtheilen erstreckt sich der Verkehr, besonders aber nach den Küstenländern des Mittelmeeres und namentlich nach der Levante und Algerien. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind: Getreide, Häute, Baumwolle, Wolle, Talg, Olivenöl, Schwefel, Seide, Kolonial-, Droguerie- und Farbewaaren; der Ausfuhr: Südfrüchte, Baumöl, Seife, Krapp, Zucker, Wein, Kolonialwaaren, Wollenzeuche, Seidenzeuche, Branntwein, kurze Waaren, Parfümerien ꝛc. Ein regelmäßiger Personenverkehr nach allen wichtigen Plätzen am mittelländischen Meere, nach Genua, Livorno, Neapel, selbst nach Konstantinopel und Alexandrien, wird durch Dampfschiffe unterhalten, und ein treffliches Lazareth mit musterhaften Quarantäneanstalten ist für die aus der Levante kommenden Schiffe und Waaren auf der Insel Pomergues, 6 Meilen von der Stadt, errichtet. M. gehört unter die ältesten Städte Europa's und wurde von einer vor dem Eroberer Cyrus aus Kleinasien um 546 v. Chr. fliehenden Phocäerkolonie unter Simos und Protis gegründet. Es hieß lateinisch Massilia (s. d.), griechisch Massalia, war ein aristokratischer Freistaat und hatte bis 50 v. Chr. einen blühenden Handel. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde es eine Beute der verschiedenen Frankreich erobernden Völkerschaften, so 406 n. Chr. der Gothen, 430 der Franken, um 480 der Westgothen unter Eurich und dessen Sohne Alarich II., nach dessen Tode der Ostgothen. Seine Nachfolger überließen es den Merovingern, und diese besaßen es bis zu Karl Martells Zeit, wo sich der Herzog Maronte zum Herrn von M. machte. Es begab sich unter den Schutz der Saracenen, entfloh aber, als er von den Franken angegriffen ward, zur See, und M. kam nun in die Hände der karolingischen Könige. Später kam es an Burgund und Arelat, wurde aber unter Ludwig dem Blinden (889—903) von den Saracenen zerstört. Unter Konrad dem Friedfertigen von Burgund wieder hergestellt, ward es besondern Statthaltern untergeben, die sich gegen das Ende des 10. Jahrhunderts, unter dem Titel Vicomten von M., unabhängig machten. Diese Vicomté wurde bald in eine Menge einzelner Theile zersplittert; die Bürger kauften dieselben nach und nach an sich, und M. wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine Republik. Als aber bald darauf Karl von Anjou, Ludwigs des Heiligen Bruder, Graf von Provence wurde, unterwarf sich auch M. theilweise, blieb aber doch zur Zeit noch ein besonderer Staat, welcher nicht mit der Provence vereinigt war. Selbst als M. nach dem Erlöschen der Grafen von Provence 1481 an die Könige von Frankreich gefallen war, unterwarfen sich die Einwohner bloß der Gerichtsbarkeit des Lieutenants der Senechaussée, der von König Franz I. nach M. gesetzt worden war, und im Falle der Appellation der Gerichtsbarkeit des Parlaments zu Aix. M. vertheidigte sich 1524 tapfer gegen den Connetable Karl von Bourbon und 1536 gegen Kaiser Karl V. Auf der Seite der Ligue stehend, war es die hartnäckigste unter allen französischen Städten. Im J. 1575 erfolgte

Digitized by Google

endlich die Uebergabe an Heinrich III., welche die Einwohner noch bis in die neueste Zeit jährlich durch eine Prozession feierten. Ludwig XIV. beraubte die Stadt 1660 ihrer Freiheiten, und M. war seitdem eine gewöhnliche See- und Handelsstadt. In den Jahren 1720 und 1721 litt es sehr durch die Pest, welche sich von einem Schiffe aus in die Stadt verbreitete. In M. allein sollen 60,000 Menschen gestorben seyn. In der ersten französischen Revolution war M. durchaus republikanisch gesinnt. Die Hefe des Volkes und losgelassene Galeerensklaven machten jene marseiller Horden aus, welche 1792 in Paris so viele Greuelthaten vollbrachten. Vergl. Brückner, Historia reipublicae Massiliae, Göttingen 1826; Ternaux, Historia reipublicae Massiliae, daf. 1826.

Marsen (lat. Marsi), 1) alte Völkerschaft in Samnium, in der von den Bergen des Apenninus umschlossenen Hochebene, auf dem rechten Ufer des Aternus. In Verbindung mit ihren Stammverwandten, den benachbarten Pelignern, Vestinern ꝛc., standen die M. fast immer mit den Samniten im Bündniß gegen Rom, später allerdings 304 v. Chr. in einem Bund mit Rom, bis sie 91 v. Chr. an die Spitze des allgemeinen Aufstandes der Bundesgenossen gegen Rom traten (s. Bundesgenossenkrieg). Sie gehörten zu dem sabellischen Volksstamme und werden als ein sehr tapferes Volk allgemein gerühmt. Zu ihrem Gebiet gehörten die Städte Marubium, Cerfennia und Lucus Angitiae. — 2) Volk im nordwestlichen Germanien, zum Bunde der Cherusker gehörig, wird erst seit der Niederlage des Varus bekannt, an der es wesentlichen Antheil hatte. Durch die wiederholten Angriffe des Germanicus bedrängt, zogen sich die M. in das Innere von Germanien zurück, worauf der Name verschwindet.

Marsfanal, s. v. a. Leuchtthurm.

Marsfeld, bei den Römern (Campus Martius oder auch bloß Campus) der nördliche Theil der großen Ebene, welche außerhalb des Pomöriums von Rom sich von den Abhängen des Pincius, Quirinalis und Capitolinus gegen den Tiber hin erstreckte (s. Rom, das alte), zu Paris (Champ de Mars) ein am westlichen Stadtende zwischen dem rechten Seineufer und der Militärschule gelegener, mit Bäumen umschlossener Platz (s. Paris), der zu Marsübungen und Truppenmusterungen dient, geschichtliche Berühmtheit aber in der Revolution erhielt, wo am 14. Juli 1790 die erste konstitutionelle Verfassung Frankreichs daselbst feierlich beschworen wurde (s. Frankreich, Geschichte).

Marshallia, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde Kräuter in Nordamerika, von denen als Zierpflanze vorkommt: M. caespitosa *Nutt.*, in Nordamerika, am Red-River, vom Ansehen einer Grasnelke, Rasen bildend, wird in lockere, fette, mit Sand gemischte Erde gepflanzt und entweder im frostfreien Kasten durchwintert, oder im Freien gegen strengen Frost bedeckt.

Marsh'scher Apparat, eine zuerst von dem Engländer James Marsh (1836) angegebene, bald darauf von Berzelius verbesserte Vorrichtung, um das Arsen in den kleinsten Spuren auf eine sichere und bequeme Weise zu ermitteln und metallisch darzustellen. Er ist im Wesentlichen ein Wasserstoffentwickelungsapparat, dessen horizontal gebogenes Gasleitungsrohr in eine feine Spitze endigt. Soll eine Substanz vermittelst des Apparats auf Arsenik geprüft werden, so bringt man in den Apparat, in welchem sich Wasserstoffgas aus Wasser, reinem Zink und reiner Schwefelsäure entwickelt, etwas von der vorher auf geeignete Weise mit Salpetersäure ꝛc. behandelten Substanz, zündet, wenn der Apparat einige Zeit in Gang gewesen ist, das entweichende Gas an der Spitze des Gasleitungsrohrs an und hält über die Flamme eine kalte Porzellanschale. War die geringste Spur von Arsenik in der Substanz vorhanden, so entstehen schwarzbraune, metallglänzende Flecken auf dem Porzellan.

Marsigli, Luigi Ferdinando, Graf von, italienischer Gelehrter, geboren 1658 zu Bologna, zeichnete sich frühzeitig durch reiche Kenntnisse in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern aus, die er noch durch den Umgang mit den berühmtesten Gelehrten anschnlich vermehrte. Im J. 1679 begleitete er den venetianischen Gesandten nach Konstantinopel u. benutzte seinen dortigen Aufenthalt, sich von den politischen Zuständen der Türkei zu unterrichten. Obgleich ihn sein innerer Beruf an die Wissenschaften wies, war er doch von seinen Aeltern für den Militärstand bestimmt worden und trat deshalb, als der Kaiser in jener Zeit in einen Krieg mit der Türkei verwickelt worden war, in dessen Dienste. Er zeigte sich als einen tüchtigen Ingenieur, wurde aber von den Türken bei Raab gefangen genommen. Nach einem Jahre ausgewechselt, wurde er zum Obersten ernannt und wiederholt zu diplomatischen Missionen gebraucht. Während des spanischen Erbfolgekrieges ward er Unterkommandant in Altbreisach. Da die Festung 1703 fast ohne Schwertstreich an den Herzog von Bourgogne übergeben wurde, stellte man den Kommandanten, Grafen Arco, und M. vor ein Kriegsgericht in Bregenz. Der erstere wurde zum Tode verurtheilt und M. all seiner Würden entsetzt und ihm der Degen zerbrochen. M. suchte hierauf in den Wissenschaften Trost und bereiste die Schweiz und das südliche Frankreich, um dort Untersuchungen über die Gebirge und über das Meer anzustellen. Im J. 1709 berief ihn der Papst Klemens XI. nach Rom, um den Oberbefehl eines kleinen Heeres gegen den Kaiser zu übernehmen. Da aber der Krieg wegen eines vorher abgeschlossenen Vergleiches nicht zum Ausbruch kam, begab sich M. nach Bologna, wo er am 1. Nov. 1730 †. In seiner Vaterstadt gründete er ein Institut, wozu der Staat das Gebäude hergab und dem er seine reichen Sammlungen schenkte; eine ansehnliche Bibliothek, ein physikalisches und Antiquitätenkabinet und ein chemisches Laboratorium wurden angelegt und Lehrer der Physik, Mathematik, Chemie ꝛc. angestellt. In neuerer Zeit hat dies Institut sich von dem ursprünglichen Zweck seines Stifters entfernt und von seinem frühern Ruf viel eingebüßt. Von seinen Schriften nennen wir: „Histoire physique de la mer" (franz. von Leclerc, Amsterdam 1725; „Stato militare dell' imperio ottomanne" (daf. 1732, 2 Bde.); das

Digitized by Google

prachtvolle Werk: „Danubius Pannonico Mysicus etc.“ (Haag und Amsterdam 1726, 6 Bde., mit 288 Kupfern).

Marsilber, bei den Türken die spanischen Piaster, weil sie meist von Kaufleuten aus Marseille eingeführt werden.

Marsischer Krieg, s. Bundesgenossenkrieg.

Marslaterne, s. v. a. Leuchtthurm.

Marstall, die Gebäude, in welchen die Pferde fürstlicher und anderer vornehmen Personen geräumige Stallung und sorgsame Wartung und Pflege erhalten, auch alle zum Reiten und Fahren nöthigen Geräthe aufbewahrt werden.

Marston-Moore, Dorf in der englischen Grafschaft York, berühmt durch die Schlacht am 12. August 1644 zwischen den königl. Truppen unter dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz und den Parlamentstruppen unter Lord Fairfax, worin erstere geschlagen wurden.

Marstrand, Wilhelm, ausgezeichneter dänischer Maler, 1810 zu Kopenhagen geboren, bildete sich auf der Akademie daselbst, zu München und später in Rom, wo er sich hauptsächlich durch den Heimzug einer Gesellschaft vom Oktoberfeste bekannt machte. M. ist dem humoristischen Genre treu geblieben und hat namentlich herrliche Bilder nach Holbergs Meisterstücken gemalt.

Marsyas, der Sohn des Olympus, Oeagrus oder Hyagnis, fand die von Athene weggeworfene Flöte und ließ sich mit diesem Instrumente gegen den die Lyra spielenden Apollo in einen musikalischen Wettstreit ein, wobei verabredet war, daß der Sieger mit dem Besiegten nach Gutdünken verfahren könne. Der stärkere Flötenton übertäubte Anfangs die sanften Töne der Lyra, und schon neigte sich der Sieg auf M.' Seite, als Apollo sein Spiel mit Gesang zu begleiten anfing. Dies konnte ihm M. mit seiner Flöte nicht nachthun, und die Musen entschieden zu Gunsten des Apollo, der den Besiegten an einer Fichte aufhing und ihm die Haut abzog. Zu Celänä in Phrygien zeigte man die Haut des M., aus der ein Schlauch gefertigt war, der sich bei Flötenspiel bewegen, bei Kitharspiel ruhig verhalten sollte. Noch sieht man häufig auf Reliefs, Gemmen, Statuen, Vasen den Wettkampf und die Anstalten zur Bestrafung dargestellt. In Athen befand sich auf der Akropolis ein Bild, welches darstellte, wie Athene den M. schlägt, weil er die von ihr weggeworfene Flöte aufgehoben hat; in der Lesche zu Delphi war ein Gemälde des Polignotus, M. seinen Schüler Olympus die Flöte blasen lehrend ꝛc. Bei den Römern standen Bildsäulen des M. auf den Marktplätzen als Sinnbilder strengen Gerichts.

Marta, Stadt in der südamerikanischen Republik Neugranada, Departement Magdalena, an der Küste südlich von der Spitze von Aguja, mit Hafen, Kastell, Kathedrale und 1000 Einw.

Martaban, Provinz in der britisch-hinterindischen Präsidentschaft Kalkutta, an der Ostküste des Meerbusens von Bengalen, welcher davonin seinem nördlichen Theile den Namen Meerbusen von M. führt, umfaßt 570 □Meilen mit 86,000 Einw. Der nordwestliche Grenzfluß der Provinz ist der Salwen, der in den eben genannten Meerbusen mündet; die Ostgrenze bildet eine Zeitlang der Tenasserim, welcher südlich von dem vorigen in den Meerbusen von Bengalen mündet. Verzweigungen der hinterindischen Hauptgebirge berühren den östlichen Theil der Provinz, deren Klima als gesund und deren Boden als fruchtbar gerühmt wird. Produkte sind: Reis, Pfeffer, Südfrüchte, Baumwolle, Indigo, Arecanüsse, Sapan- und andere Holzarten, etwas Zucker und Tabak, Kardamom; Büffel, Elephanten, Wild; Eisen, Blei, Kupfer. Die Einwohner, ein Mischlingsvolk von Malayen, Siamesen, Peguanern, verfertigen feine Lackwaaren, irdene Geschirre und treiben einigen Handel. Der Eingang zu den Häfen im Golf von M. ist durch Untiefen und sehr heftigen Wechsel zwischen Ebbe u. Fluth gefährlich. M. war früher ein eigenes Königreich, das aber erst von den Siamesen und dann von den Peguanern 1741 erobert ward. Nachdem es eine Zeit lang zum birmanischen Reiche gehört hatte, kam es 1826 unter britische Herrschaft. Die gleichnamige Hauptstadt, vielleicht das alte Aspithra, an der Mündung des Salwen in den Martabangolf, mit Fort u. Hafen, Fabrikation von Lack- und Töpferwaaren, hat 6500 Einwohner. Die Festung M. ward von den Engländern am 29. Okt. 1825 eingenommen, im Frieden zu Yandabu (24. Febr. 1826) wieder herausgegeben, im letzten Birmanenkriege aber am 15. April 1852 mit Sturm genommen. Gegenüber liegt Moulmein, Sitz der britischen Behörden; südlich davon Amhersttown, die wichtigste Stadt der Provinz.

Marte, San, Pseudonym für Albert Schulz.

Martel (franz.), Hammer.

Martel, Stadt im französischen Departement Lot, Bezirk Gourdon, unweit der Dordogne, mit 4050 Einwohnern, angeblich von Karl Martel nach einem Siege über die Saracenen erbaut.

Martel, Karl, s. Karl.

Martellos, die gewölbten runden, mit einigen Kanonen besetzten Thürme auf den Küsten von Sardinien und Korsika, die zur Zeit Karls V. zum Schutze der Gegend gegen die Seeräuber angelegt wurden. Als Napoleon England mit einer Landung bedrohte, errichtete man hier ebenfalls M., die jetzt als Wachtthürme gegen die Schleichhändler dienen.

Martène, Edmond, gelehrter Benediktinermönch von der Kongregation St. Maure, geboren 1654 zu St. Jean de Löne, machte mit dem Benediktiner Ursin Durand aus Tours seit 1709 große Reisen durch Frankreich, die Niederlande und Deutschland, um die Bibliotheken der Klöster und Kirchen zu durchsuchen, kehrte mit einer reichen Ausbeute zurück und † am 20. Juni 1739. Die wichtigsten seiner zahlreichen Werke sind: „Commentarius in regulam sancti patris Benedicti literalis, moralis, historicus etc.“ (Paris 1690—95), „De antiquis monachorum ritibus“ (Lyon 1690, 2 Bde.), „De antiquis ecclesiae ritibus“ (Rouen 1700, 3 Bde.), „Thesaurus novus anecdotorum“ (Par. 1717, 5 Bde.) u. die große Sammlung „Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium amplissima collectio“ (daf. 1724—33, 9 Bde.).

Martens, Georg Friedrich von, Diplomat und Publicist, den 22. Februar 1756 zu Ham-

Digitized by Google

burg geboren, studirte in Göttingen die Rechte u. bildete sich dann in Wetzlar, Regensburg u. Wien weiter aus. Im Jahre 1780 kehrte er nach Göttingen zurück, promovirte und erhielt 1784 eine Professur der Rechte. Er las mit so viel Beifall, daß er 1789 in den Adelstand erhoben wurde. Von 1808—1813 bekleidete er die Stelle eines Staatsraths und dazu noch von 1810 die eines Präsidenten der Finanzsektion im Staatsrath des Königreichs Westphalen. Nach der Abdankung des Königs Hieronymus wurde er vom König von Hannover zum geheimen Kabinetsrath und 1816 zum Bundestagsgesandten ernannt. Er † zu Frankfurt am 21. Febr. 1821. Als juristischer Schriftsteller nimmt M. einen bedeutenden Platz ein; namentlich verdanken ihm das positive Völkerrecht und das Staatsrecht ihre wissenschaftliche Form und systematische Ausbildung. Seinen literarischen Ruf begründete er durch den „Précis du droit des gens moderne de l'Europe" (3. Aufl., Göttingen 1821). Von hoher Wichtigkeit ist sein „Recueil des traités" (Göttingen 1791—1801, 7 Bde.), welcher mit 761 beginnt und durch ein „Supplément" (daf. 1802—8, 4 Bde.) ergänzt ward. Eine 2. Aufl. (daf. 1817—35, 8 Bde.), den Zeitraum von 1761—1808 umfassend, wurde in dem „Nouveau recueil" (daf. 1817—42, 16 Bde.) u. dem diesen ergänzenden „Nouveau supplément" (daf. 1839—42, 4 Bde.) von M.s Neffen, Karl von M., Saalfeld und Murhard bis 1839 fortgeführt. Eine Fortsetzung, das „Recueil général des traités" (Göttingen 1842 ff.) hat Murhard begonnen; ein Generalregister über das ganze Werk gab Karl von M. (daf. 1837—43, 2 Bde.) heraus. Von M.' übrigen Schriften sind zu nennen: „Versuch über die Existenz eines positiv europäischen Völkerrechts" (daf. 1796), „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europäischen Völkerrechts" (daf. 1800, 2 Bde.), „Grundsätze des Privatvahandelsrechts" (daf. 1797, 3. Aufl. 1820), „Cours diplomatique etc." (Berlin 1801, 3 Bde.), „Grundriß des Handelsrechts" (Göttingen 1805), „Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europäischen Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem 15. Jahrhundert" (daf. 1807). Sein Neffe, Karl von M., schrieb: „Manuel diplomatique" (Leipzig 1823), der im „Guide diplomatique" (daf. 1832, 2 Bde.) eine neue Bearbeitung erhielt, „Causes célèbres du droit des gens" (daf. 1827, 2 Bde.), „Nouvelles causes célèbres etc." (daf. 1843, 2 Bde.), (mit Cussy): „Recueil manuel et pratique des traités" (daf. 1846—49, 5 Bde.).

Martens (Martensholz, unrichtig Martinsholz), eine Gattung Rothholz, welche von verschiedenen Küstenstrecken des vormaligen Neuspaniens zu uns kommt, u. nach den verschiedenen Ablabungsplätzen auch Nicaraguaholz ꝛc. genannt wird. Es ist sehr tief gefurcht und hat sehr viele Vertiefungen, weshalb der Splint nicht gehörig ausgeschält werden kann; beim Spalten zeigt es sich von bräunlichgelber Farbe, die Poren sind fein und wegen der Harzthelle glänzend.

Martersteig, Friedrich, Maler, geboren um 1812 zu Weimar, machte in Düsseldorf unter Sohns Leitung seine Studien und ist einer der namhaftesten Künstler der Gegenwart, dessen Werke eifriges Studium der Natur, richtiges Gefühl für den Seelenausdruck und glückliche Nachbildung der Stoffe beurkunden. Unter seinen zahlreichen Gemälden sind die ausgezeichnetsten: ein junges Mädchen in sinnender Stellung; des Großvaters Mittagsschläfchen im Lehnstuhl, von seiner Enkelin belauscht; Abendgebet der Kinder vor der Mutter; die Spinnerin; der lustige Schuster, dem Hänfling vorpfeifend; der Abschied des Schneidergesellen von den Seinigen; der Bäckergeselle über dem Abschöpfen des Sonntagsbratens ertappt; mehre Momente aus dem Leben des Herzogs Bernhard von Weimar. Außerdem malte er noch Porträts fürstlicher Personen.

Martervoche, s. v. a. Charwoche.

Martesana, Kanal im lombardisch-venetianischen Königreich, Gouvernement Mailand, führt aus der Adda bei Vaprio u. vereinigt sich bei Olona mit dem Kanal Naviglio grande, ist 9 Stunden lang.

Martha, 1) jüdische Frau, Schwester des Lazarus u. der Maria von Bethanien, die Jesum in Bethanien aufnahm u. nach Einigen in Jerusalem, nach Andern bei Marseille gestorben u. begraben seyn soll.

2) Schwester M., eigentlich Anne Biget, eine durch ihre christlichen Liebeswerke bekannte französische Nonne, geboren 1749, war vor der Revolution Thürhüterin in einem Kloster und lebte, nachdem in Frankreich alle Orden aufgehoben worden waren, von einer Pension von 133 Francs in Besançon. Seit 1792 widmete sie sich der Krankenpflege und erstreckte ihre Thätigkeit namentlich auf die verwundeten und kriegsgefangenen Soldaten, die sie ohne Unterschied, ob Freund oder Feind, mit der größten Hingebung und Aufopferung pflegte und deren Loos sie sogar durch Verwendung bei den Behörden zu lindern suchte, so daß ihr Name bald in der Armee bekannt und gepriesen wurde. Besonders verdient machte sie sich 1809 um 600 gefangene Spanier, die von Allem entblößt u. von Krankheiten heimgesucht, in Besançon ankamen. Als sie, schon in hohem Alter, 1814 in Paris ankam, um sich von den Verbündeten die Vollmacht zur Krankenpflege ertheilen zu lassen, belohnten die drei Herrscher ihre uneigennützige Aufopferungsfähigkeit durch Orden und Geldspenden. Von Ludwig XVIII. erhielt sie gleichfalls einen Orden und wurde zur Vorsteherin aller Vereine der barmherzigen Schwestern in Frankreich ernannt. Im Hungerjahr 1817 erschien sie nochmals in Paris und sammelte bei den Reichen für die Armen ihrer Heimath ein. Sie † am 29. März 1824.

Marthalen, Flecken im schweizerischen Kanton Zürich, nordwestlich von Andelfingen, mit 1150 Einwohnern. Hier 360 Schlacht zwischen dem römischen Kaiser Julian u. den Alemannen.

Marthaorden, Orden der Hospitaltherinnen der heil. Martha zu Pontarlier, Larochefoucauld, Ruffec, Poitiers, Belley, Chatillon les Dombes, Ponte de Beyle, entstand zwischen 1684—88, erlosch 1790 und ward 1814 wieder hergestellt, um sich der Kranken- und Armenpflege, dem unentgeldlichen Volksunterricht ꝛc. zu widmen.

Marthas Vineyard, Insel im nordamerikanischen Staat Massachusetts, Grafschaft Duke, an der Südküste, etwas über 3 □M. groß, felsig, pol-

ler Heiden, wenig fruchtbar. Die Einwohner treiben Schifffahrt u. Fischerei. Hauptort ist Edgarton.

Martialgesetz, Inbegriff kriegsgesetzlicher Bestimmungen, die behufs der Aufrechterhaltung der Disciplin und Bestrafung von Vergehungen gegen dieselbe erlassen werden; dann s. v. a. Belagerungszustand; vergl. Standrecht.

Martialis (lat.), zum Eisen gehörig, Eisen enthaltend ꝛc., z. B. Globuli martiales, Eisenkugeln, Stahlkugeln, Aquae martiales, Eisenwasser, eisenhaltige Mineralwasser, Martialia (medicamenta), Eisenmittel.

Martialis, Marcus Valerius, berühmter Epigrammendichter, geboren zu Bilbilis in Spanien um 43 n. Chr. und zu Calagurris (jetzt Calahorra) erzogen, war für die Jurisprudenz bestimmt, zog es aber vor, als er in einem Alter von 22 Jahren nach Rom kam, wie er selbst sagt, casu vivere, d. h. von vornehmen Gönnern sich einladen zu lassen, Gedichte (besonders Grabschriften) auf Bestellung zu liefern und von den Kaisern sich Gnadengeschenke zu erbetteln. Von Domitian erhielt er das erbetene Jus trium liberorum als Anerkennung für seine Dichtungen, und auch die Würde eines Tribuns und Ritters scheint er auf diese Weise erlangt zu haben. Bei Nomentum im Sabinischen besaß er ein kleines Landgut, wahrscheinlich auch ein Geschenk; in Rom selbst hatte er ein kleines Haus. Unter Trajan, der kein Freund übertriebener Huldigungen war, wie sie Domitian von dem Dichter dargebracht worden waren, sah er sich veranlaßt, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er 101 oder 102 n. Chr. †. Sein Ruhm gründet sich auf 14 Bücher Epigramme, die sich durch treffenden Spott und Witz auszeichnen. Sie berühren alle Gebrechen und Laster der damaligen Gesellschaft, aber nicht, um mit sittlichem Ernst die Verworfenheit und das Laster zu tadeln, sondern um über sie mit witzigen und leichtfertigen Wendungen hinwegzugehen. In der Leichtigkeit der Versifikation wetteifert er mit Ovid (den er an Mannichfaltigkeit, Scharfsinn und Geist entschieden übertrifft). Die besten Ausgaben sind nach der ersten (Venedig 1470) die von Rader (Ingolstadt 1602 u. ö.), Schrevel (Leyden 1656 u. 1670, mit J. F. Gronovs Anmerkungen), von N. E. Lemaire (Paris 1825, 3 Bde.) und die beste von Fr. W. Schneidewin (Grimma 1841, 2 Bde.). Lateinisch u. französisch erschienen sie von J. B. (Paris 1842, 3 Bde.), französisch von E. Dübos, mit Einleitung von J. Janin (das. 1842), deutsch (im Auszug) von Ramler (Leipzig 1787), mit Weglassung der anstößigen Stellen von Willmann (Köln 1825) und Fünfzig Epigramme mit zeitgemäßen Zusätzen von Dieskling (Frankf. 1825).

Martignac, Gaye, Vicomte de, französischer Minister des Innern unter Karl X., geboren 1776 zu Bordeaux, studirte die Rechtswissenschaft und widmete sich zuerst der Advokatur. Im Jahre 1798 trat er in Staatsdienste und begleitete als Privatsekretär Sidyes nach Berlin. Darauf setzte er wieder in Bordeaux die advokatorische Praxis fort. Da er während der hundert Tage in einer Brochüre gegen Napoleon auftrat, so erhielt er nach der zweiten Restauration die Stelle eines Generalprokurators zu Limoges. Im Jahre 1821 wurde er im Departement Lot-e-Garonne in die Deputirtenkammer gewählt, in welcher er der konstitutionellen Partei sich anschloß und bald eine bedeutende Beredsamkeit entwickelte. Bei der Expedition nach Spanien 1823 bekleidete er die Stelle eines Civilkommissärs und zeigte dabei große Mäßigung und Klugheit, weshalb er nach seiner Rückkehr zum Staatssekretär, darauf zum Direktor der Domänen und 1824 zum Vicomte ernannt wurde. Nach Auflösung des Ministeriums Villèle ward er am 9. Februar 1828 an die Spitze eines Kabinets berufen, das einen durchaus versöhnlichen Charakter an sich trug. Er suchte die Verwaltung einer zweckmäßigen Reform zu unterwerfen und begann damit, alle dem Volk mit Recht verhaßten Personen aus der Verwaltung zu entfernen und überhaupt das ganze System derselben von den mannichfachen Mißbräuchen zu reinigen. Um die Parteien zu versöhnen, suchte er in der Kammer die gegen das letzte Ministerium erhobene Anklage zu beseitigen; das sogenannte schwarze Kabinet, in welchem Briefe erbrochen wurden, hob er auf u. ersetzte die jesuitisch gesinnten Polizeidirektoren Delaveau u. Franchet durch Debelleyme. Die Opposition in der Kammer verlangte jedoch mehr, als M. geben konnte, und der Hof, mit Mißtrauen jedes neue Zugeständniß des Ministeriums betrachtend, arbeitete ihr noch in die Hände, indem er als eine dritte, zwischen Ministerium u. Kammer mitten inne stehende Partei auftrat. M. hatte somit einen doppelten Feind zu bekämpfen; der Hofpartei war er nicht royal, der Opposition nicht liberal genug. Beide warfen ihm Unentschiedenheit und Schwanken vor. Zwar schien M. durch die Annahme des Budgets für 1829 von Seiten der Kammer eine sichere Stellung gewinnen zu können, allein der Unverstand des Hofes verdarb wieder Alles. Als M. 1829 einen Gesetzentwurf zur Organisation des Gemeindewesens und einen andern zur Errichtung von Departementalräthen vorlegte, entstanden die stürmischsten Debatten. Die Linke verlangte größere Ausdehnung des demokratischen Princips, die Rechte dagegen eine noch größere Beschränkung des Wahlrechts zu Gunsten der Höchstbesteuerten. Vergebens leistete M. entschlossenen Widerstand. Die Opposition gab nicht nach, und die Gesetzentwürfe mußten zurückgenommen werden. Die Kammer wurde zwar am 31. Juli 1829 vom König aufgelöst, aber M. sah sich vom Hofe gänzlich verlassen und dadurch genöthigt, am 8. August vom Ministerium abzutreten. Ihm folgte in der Verwaltung Fürst Polignac. M. hielt sich nun 1830 in der Deputirtenkammer zur Opposition und war unter Denen, die die Adresse der 221 unterstützten. Dennoch trat er nach der Julirevolution in der Kammer als Vertheidiger des Charakters von Karl X. auf u. führte mit edler Freimüthigkeit in dem Prozesse gegen die Exminister die Vertheidigung Polignacs. Darauf zog er sich, durch eine langwierige Krankheit bewogen, aus der Kammer zurück und † allgemein geachtet am 3. April 1832 zu Paris. Nach seinem Tode erschien der erste Theil seines „Essay historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823" (Paris 1832), die Geschichte der Revolution bis zum Kongreß von Verona enthaltend.

Digitized by Google

Martigny (Martinach), Städtchen im schweizerischen Kanton Wallis, Hauptort des gleichnamigen Bezirks, auf dem linken Ufer der Rhone und am rechten der Dranse, 1481 pariser Fuß über dem Meere, hat 1500 Einwohner. Dem Städtchen gegenüber liegt das Dorf La Batie, mit den Ruinen eines 1260 erbauten u. 1518 zerstörten Schlosses, dessen hoher Thurm eine weite Aussicht in das Rhonethal gewährt. Der 10 Minuten oberhalb am rechten Dranseufer gelegene Flecken M. (Martigny le bourg) hat 1100 Einwohner u. wird durch einen Kastanienwald gegen Lawinen geschützt. Eine römische Wasserleitung versieht M. mit gutem Trinkwasser. Längs der Dranse zieht sich der Weg über den großen St. Bernhard.

Martigues, Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, Bezirk Aix, mitten in Lagunen gelegen, besteht eigentlich aus 3 kleinen Städten: St. Geniez, Ferrières und Fonquières, welche 1581 vereinigt wurden, hat ein Handelsgericht, Schwefelsäure-, Soda- und Oelfabriken, Salzwerke, Handel mit gesalzenen Fischen, Kauffahrteischiffbau und 7600 Einwohner.

Martin, St., mittelamerikanische Insel, zu den kleinen Antillen gehörig, nordwestlich von Barthelemy, den Niederländern gehörig, 4 □Meilen mit 6100 Einwohnern, gebirgig, ohne frisches Quellwasser, aber mit gesundem Klima, liefert Zucker, Baumwolle, Kaffee, Tabak; doch ist die Ausfuhr nicht bedeutend. Hauptort ist le Marigot.

Martin (Martinus), männlicher Vorname. Merkwürdig sind: 1) M., Heiliger, geboren zu Saburia in Pannonien, wurde in Pavia, wo er seine Erziehung erhielt, Christ und gab den Soldatenstand, für welchen ihn sein Vater bestimmt hatte, bald auf, um in seiner Heimath als Einsiedler zu leben. Sein Vater zwang ihn jedoch die Waffen abermals in die Hand. Er stieg zu höheren Stellen im Heere auf, ohne aber die ascetische Richtung zu verleugnen, und wurde der Diener seiner Untergebenen. Auf dem Zug des Kaisers Julian gegen die Gallier bewirkte er durch ein Wunder, daß sich die Feinde ohne Schwertstreich ergaben. Darauf nahm er seinen Abschied, ging nach Pannonien, bekehrte seine Mutter und widersetzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Deshalb gegeißelt und des Landes verwiesen, wendete er sich nach Mailand und, als er auch hier verfolgt wurde, nach der Insel Gallinara im ligustischen Meere. Der Ruf seiner Frömmigkeit ging ihm nach Frankreich voraus, und das Volk wählte ihn zum Bischof von Tours (375). Bei der Wahl hatte er sich in einen Stall verborgen; Gänse verriethen sein Versteck, daher der Brauch, an seinem Tag (den 11. November) Gänse (Martinsgänse) zu verspeisen. Auch als Bischof blieb er seiner frühern Lebensweise treu, vernachlässigte aber dadurch sein Amt. Um die Zelle, welche er 2 Stunden von Tours bewohnte, bauten sich noch 80 Mönche an, die sich nach seinem Beispiel in Kamelhaar kleideten, sich aller Arbeit enthielten u. ihn als schützende Leibwache dienten. Mit Eifer verbreitete M. das Christenthum unter den Gallern und wandelte die heidnischen Tempel in Kirchen um. Bei allem Eifer blieb er aber tolerant und hob nicht allein mit den Bischöfen, welche die Priscillianisten verfolgten, die Kirchengemeinschaft auf, sondern bewog auch den Kaiser zur Abberufung der gegen die Ketzer ausgesandten Inquisitoren. Er † um 400. Die fränkischen Könige führten allenthalben die Kappe dieses Heiligen mit sich. Die Sage, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht. Die M. beigelegte „Professio fidei de Primitate" wird für ein untergeschobenes Werk gehalten. Sein Leben hat Sulpicius Severus mit vielen Ausschmückungen beschrieben. In der katholischen Kirche wird ihm zu Ehren am 11. November, seinem Geburtstage, das Martinsfest (Martini) gefeiert. Das Volk beging dasselbe im Mittelalter mit großer Schwelgerei, was jedoch bereits im 13. Jahrh. aufhörte. Nur hie und da haben sich die damit verknüpften Schmausereien erhalten, bei welchen namentlich die Martinsgans u. Kuchen (Martinskuchen) die Hauptrolle spielen. Daher die französischen Ausdrücke Martiner u. Faire la St. Martin, d. i. schmausen, und Mal de St. Martin, d. i. verdorbener Magen. In protestantischen Ländern wird wohl auch der Tag auf Dr. Martin Luthers Geburtstag bezogen und deshalb am 10. November begangen. Auch gilt dieser Tag vorzüglich unter dem Namen Martini noch als Zeitabtheilung, wie Michaeli ꝛc., u. Abgaben, die um dieselbe Zeit geleistet werden müssen, werden nach ihm genannt, Martinsbäumer, Martinsleben, Martinspfennig, Martinsschoß ꝛc. Vergl. Sulpic. Severns, De vita Martini, Basel 1591.

2) Name von 5 Päpsten: a) M. I. (St.), geboren zu Todi in Toskana, Legat u. Apokrisiarius zu Konstantinopel, zum Papst erwählt 649, nahm mit großer Heftigkeit gegen die Monotheleten Partei und ließ sie nicht nur auf einer Synode zu Rom verdammen, sondern auch über die beiden Edikte der Kaiser Heraclius u. Constans II., über die Ekthesis und den Typus, welche allen Streit über den einen Willen und die zwei Wirkungen in Christo verboten, das Anathem ergehen. Constans II., darüber erzürnt, ließ ihn von Rom wegführen und nach einem kurzen Aufenthalt auf Naxos nach Konstantinopel bringen. Hier klagte man ihn des Einverständnisses mit den Saracenen an. Durch die Fürbitte seines Gegners, des sterbenden Patriarchen Paulus, wurde die gegen ihn ausgesprochene Todesstrafe aber in Exil verwandelt. M. † in Cherson es 655. Er gilt der römischen Kirche als Märtyrer und sie feiert sein Andenken den 10. November. — b) M. II., auch Martinus I. genannt, 882—884, lebte zur Zeit der durch Photius angeregten Spaltung zwischen der römischen u. griechischen Kirche. — c) M. III., auch Martinus II., 942—946, bestätigte die Unabhängigkeit des Bisthums Bremen von dem kölner Sprengel. — d) M. IV., zu Monpica in Brie geboren, hieß vor seiner Erhebung auf den römischen Stuhl (1281), wo er Schatzmeister an der Kirche von Tours war, Simon von Brie. Er blieb in schmählicher Abhängigkeit von Karl von Anjou, der ihm die Tiara verschaffte hatte, schleuderte diesem zu Gefallen 1281 den Bannstrahl gegen Michael Paläologus und trieb durch seine

Digitized by Google

Hartnäckigkeit die Sicilianer zu der sicilianischen Vesper (1282). M. mußte aus Rom entfliehen u. † zu Perugia den 23. März 1285. — e) M. V., dieß eigentlich Otto (Eudes) Colonna, war schon unter Innocenz V. 1405 Kardinaldiakon, ward auf dem Koncil zu Kostnitz 1417 erwählt u. gelangte durch die Absetzung Johannes' XXIII., sowie durch die Abdikation Gregors XIII. und Klemens' VIII. 1429 zum alleinigen Besitz des päpstlichen Stuhls. Er war ein Mann voll Energie, stets bereit, seinen Vortheil wahrzunehmen, und unthätig nur da, wo dieser zu erreichen außer dem Bereich der Berechnung lag, beliebt beim Klerus, wie beim Volk, da er jenem seine alten Rechte sicherte durch die Konkordate, welche er mit den einzelnen Fürsten abschloß, und diesem durch die Aufhebung des großen Schisma's die frühern Zeiten des Reichthums und Glanzes wiederzubringen versprach. Bald nach seinem Antritt (1418) ließ er die neuen Kanzleiregale seines Hofs und die berüchtigte Nachtmahlsbulle publiciren. Durch das Verbot einer Appellation vom Papst an ein allgemeines Koncil vereitelte er 1424 alle Vorarbeiten der Kostnitzer Kirchenversammlung, ließ dann in Siena die weitere Berathung auf neue 7 Jahre vertagen und erklärte sich endlich zu Basel, wo er aber wegen Krankheit nicht selber erschien, für eine Vertilgung der Ketzer mit Feuer und Schwert. Er † vor dem Ausbruch des Hussitenkriegs den 20. Febr. 1431.

Martin, 1) Vincente, gewöhnlich Spagnolo genannt, einer der beliebtesten Komponisten in der ältern italienischen Manier, zu Valencia 1754 geboren, bildete sich zu Italien, zeichnete sich schon um 1782 durch einige Opern u. Balletkompositionen aus, wurde 1784 Kapellmeister des Prinzen von Asturien und folgte, nachdem er sich einige Zeit als solcher in Wien aufgehalten hatte, einem Rufe als Kapellmeister nach Berlin. Doch ging er schon 1788 nach Petersburg, wurde daselbst kais. russ. Hofkapellmeister und Komponist bei der russischen Oper und erhielt 1798 den Titel eines kaiserlichen Hofraths. Er † zu Petersburg 1810. Seinen Ruf gründete er durch seinen in Wien um 1785 geschriebenen, geschätzten „Burbero"; den meisten Beifall aber erwarb er sich 1787 durch seine „Cosa rara". Unter seinen übrigen Kompositionen sind zu erwähnen die Opern „Ifigenia" und „Ipermnestra" (1782), „Arbore di Diana", „Gli Sposi in Contrasto", „La Capricciosa corretta", „La Dora festiggiante", „L'Accorta Cameriera"; ferner „XII ariette italiane con accompagnamento di Cembalo e Arpa", „XII Canoni per Cembalo" und die Kantate „Il sogno".

2) Johann, mit dem Zunamen il Tedesco u. dann meist Martini genannt, Komponist, aus Bayern gebürtig, lebte seit 1760 zu Paris, wo er Soldat wurde und als solcher bis zum Rittmeister beim Husarenregiment Chamboran avancirte; auch war er Mitglied des Nationalinstituts, Inspektor des Konservatoriums und Musikdirektor des Grafen von Artois. Zur Zeit der Revolution machte er einige Feldzüge mit. Er † gegen 1809. Die berühmteste seiner Opern ist: „Le droit du Seigneur" (1785). Seine Instrumentalmusiken bestehen in Sinfonien, Violinquartetten, Flötenquartetten, Klaviertrios, Notturnos für Harfe, Violinen u. Baß ꝛc. Als Schriftsteller ist er namentlich bekannt durch sein Hauptwerk: „Ecole d'Orgue" (1804).

3) Christoph Reinhard Dietrich, einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten Deutschlands, 1772 in Bovenden bei Göttingen aus einer französischen Refugiéfamilie geboren, studirte zu Göttingen, wurde 1790 Rechtsanwalt u. zugleich Docent an der Universität, 1797 Assessor der Juristenfakultät, 1802 außerordentlicher und 1805 ordentlicher Professor der Rechte. In demselben Jahre folgte er einem Ruf nach Heidelberg als Professor und Vorsitzender des Spruchkollegiums. Da er sich 1815 bei einer Petition um Beschleunigung der Einführung einer landständischen Verfassung betheiligte, wurde eine Untersuchung über ihn verhängt. Er wurde zwar gänzlich freigesprochen, sah sich aber doch genöthigt, seine Entlassung zu nehmen, u. ging als Oberappellationsgerichtsrath und ordentlicher Honorarprofessor nach Jena. Später erhielt er noch den Titel eines geheimen Justizraths. Im Jahr 1840 legte er seine Aemter nieder und lebte seitdem als Privatmann zu Mügeln in Sachsen, von dessen Landständen er zum Mitgliede des Staatsgerichtshofs für 1846—48 erwählt wurde. Er † den 13. August 1857. Am verbreitetsten unter seinen Schriften ist sein „Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses" (Göttingen 1800; 12. Aufl., Heidelberg 1838). Außerdem gab er noch heraus: „Rechtsgutachten u. Entscheidungen des heidelberger Spruchkollegiums" (Heidelberg 1808); „Anleitung zu dem Referiren in Rechtssachen" (2. Aufl., daf. 1829); „Lehrbuch des deutschen gemeinen Kriminalrechts" (2 Bde., daf. 1820—25; 2. Aufl. 1829). Auch besorgte er 1816—1818 die Redaktion des „Neuen rhein. Merkurs". Sein letztes Werk sind die „Vorlesungen über die Theorie des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses" (Leipz. 1855—57, 2 Bde.).

4) Don Joan San M., südamerikanischer General, geboren 1778 zu Yapagu in Paraguay, wo sein Vater die Stelle eines Gouverneurs bekleidete, ward in Madrid erzogen, machte die Freiheitskämpfe gegen die napoleonische Herrschaft mit und zeichnete sich 1808 bei Baylen aus. Als sich die südamerikanischen Kolonien gegen die spanische Herrschaft erhoben, kehrte er dahin zurück, um an dem Befreiungskampf Theil zu nehmen. Er that sich bald durch rühmliche Waffenthaten hervor, ward Gouverneur der Provinz Cuyo, schlug 1817 die Spanier unter Maroto bei Chacabuco, brachte hierauf ganz Chili in Aufstand, stellte, nachdem die Republikaner in seiner Abwesenheit von Osorio geschlagen worden, schnell die Ordnung wieder her, erfocht mehrere Siege über die Royalisten und beschränkte dieselben auf das Fort Callao. Im Jahre 1821 zog er triumphirend in Lima ein und erklärte sich in demselben Jahre zum Protektor von Peru, welche Würde er 1822 niederlegte, worauf er überhaupt in den Privatstand zurücktrat. In den folgenden Jahren reiste er in England, den Niederlanden u. Frankreich. Er † im August 1850 zu Boulogne.

5) John, englischer Maler und Kupferstecher, den 18. Juli 1789 zu Heydonbridge bei Herham in Northumberland geboren, wuchs in großer Dürftig-

Digitized by Google

keit auf, kam 1806 nach London, wo er die Akademie besuchte. Er wählte sich vorzugsweise schreckenerregende Scenen zum Gegenstand seiner Darstellungen. Im J. 1821 erregte sein Bild: „Belsazars Fall" durch Originalität u. Neuheit der Erfindung allgemeine Bewunderung. Ausgezeichnet ist ferner sein „Untergang Babylons". Ein anderes Bild M.s stellt die Katastrophe der Städte Herculanum und Pompeji dar. Von andern Bildern erwähnen wir noch: der Brand von Troja; die Schöpfung; Marcus Curtius; die Sündfluth; das Paradies; der Zug durch das rothe Meer; die Kreuzigung; Josua vor Jericho; der Abend vor der Sündfluth; der letzte Mensch; das jüngste Gericht (1850). Alle diese Bilder vereinigen in hohem Grade Effekt, phantasievolle, zum Schwermüthigen sich hinneigende Erfindung und historisch-topographische Genauigkeit. Neben der Kupferstecherei übt M. auch die Glasmalerei, die ihm manche Entdeckung verdankt. Auch lieferte er Zeichnungen zu Almanachen u. dergl. Mehre seiner großen Gemälde, wie das Fest des Belsazar, Babylons Fall, Marcus Curtius u. a. sind von ihm selbst in Kupfer gestochen. M. † den 17. Februar 1854 zu Douglas auf der Insel Man.

Martina, berücht. Giftmischerin, s. **Sentius**.

Martinach, Stadt, s. v. a. Martigny.

Martineau, Miß Harriet, engl. Schriftstellerin, am 12. Juni 1802 zu Norwich in Norfolk, als das jüngste unter 8 Kindern, geboren, erhielt von ihrem Vater, der Fabrikbesitzer war, eine treffliche, fast männliche Erziehung. Ihre schwache Gesundheit, sowie eine unheilbare Taubheit, die sie in ihrer Jugend befiel, u. das innigste Verhältniß zu ihrem Bruder (James M. in Liverpool) führten ihren regen Geist der Literatur zu. Die vielen Schriften, die sie Anfangs aus freiem Antrieb, später aber, nachdem ihre Familie von harten Unglücksfällen betroffen worden war, aus Noth herausgab, behandeln fast alle die Gebrechen und die Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung. Doch schlug sie 1840 die ihr von der Regierung gebotene Pension aus. Um mit ihren Plänen nicht auf Sand zu bauen, scheute sie keinen Fleiß und keine Mühe, um sich über Statistik und Nationalökonomie gründlich zu unterrichten. Ihre bedeutendsten Schriften sind: „Illustrations of political economy" (9 Bde., 1832—1834), die in erzählen der Form gehalten sind; „Poor laws and paupers" (1834), worin die englischen Armengesetze einer strengen Kritik unterworfen werden, „Society in America" (3 Bde., 1837) und „Retrospect of western travel" (3 Bde., 1838), die Resultate einer längern Reise in jenem Lande; zwei Romane: „Deerbrook" (1839) und „The hour and the man" (1840); „The pleasant and the prince" u. „The settlers at home", zwei Kinderschriften; „Five years of youth" (1823), „Feats on the Fiend" (1844) u. „Household education" (1849). Eine Reise nach Aegypten, Arabien u. Palästina veranlaßte das Werk: „Eastern life, present and past" (1848, 3 Bde.). Auf das Feld der Geschichte wagte sie sich in ihrer „History of England during the thirty years peace" (1851, 2 Bde.). Mit Atkinson gab sie „Letters on the laws of man's nature and development" (1851) und „Letters from Ireland" (1853) heraus. Alle ihre Schriften zeichnen sich nicht nur durch eine blühende, lebendige Sprache, sondern auch, was man bei schriftstellernden Frauen nicht so häufig antrifft, durch Klarheit u. Gründlichkeit aus. Ihr Bruder, James M., unitarischer Geistlicher in Liverpool, gab „Endeavours after the christian life" u. höchst gehaltvolle „Critical miscellanies" (Lond. 1852) heraus.

Martinesty, Dorf in der Walachei, Distrikt Slam Rumnik, 3 Meilen nordwestlich von Bratla. Hier den 22. September 1789 Sieg der Russen unter Suwarow und der Oesterreicher unter dem Prinzen von Koburg über die Türken unter dem Großweisir Kuczuk-Hassan.

Martinez de la Rosa, Don Francisco, spanischer Staatsmann, Redner und Dichter, den 10. März 1789 zu Granada geboren, zeigte frühzeitig ein nicht gewöhnliches Talent zur Dichtkunst und hielt nach vollendeten Studien zu Salamanca Vorlesungen über Philosophie und Literatur. Bei der ersten französischen Invasion floh er nach Cadix und wirkte als Journalist und in mehren Brochüren für die Nationalunabhängigkeit. Die in Cadix konstituirten Cortes benutzten ihn zu einigen diplomatischen Missionen, namentlich zu einer Reise nach London, wo er sich mit dem Konstitutionalismus vertraut machte, u. sein episches Gedicht „Zaragoza" herausgab, das die heldenmüthige Vertheidigung dieser Stadt schilderte. Während der Belagerung von Cadix, wo er als Sekretär der Kommission für Preßfreiheit fungirte, wurden in einem eitig aus Holz aufgerichteten Theater die Komödie „Lo que puede un empleo" und die Tragödie „La viuda de Padilla" von M. mit Beifall aufgeführt. Mit den siegreichen Cortes zog auch M. nach Madrid, trat 1813 als Deputirter für Granada in die Cortes ein und wurde zum Präsidenten der Versammlung gewählt. Als ein eifriger Vertheidiger der Konstitution wurde er nach der Rückkehr Ferdinands VII. mit den Liberalen ins Gefängniß gesetzt und nach 2jähriger Haft, da man ihn des Todes nicht schuldig finden konnte, nach den Presidios von Gomera auf der afrikan. Küste deportirt. Hier schrieb er sein Trauerspiel „Morayma". Als Ferdinand VII. 1820 die Konstitution von 1812 angenommen hatte, kehrte er nach Madrid zurück u. wurde von Granada wieder zu den Cortes geschickt, die ihn abermals zu ihrem Präsidenten ernannten. Da er von den Liberalen als ihr Haupt angesehen wurde, so ertheilte ihm der König im Febr. 1822 das Ministerium des Auswärtigen und überließ ihm die Wahl seiner Kollegen. M.' Bestreben ging dahin, die extremen Parteien zu versöhnen; sein Ministerium wurde deshalb das der Gemäßigten (de los Anilleros) genannt. Er ward aber von seinen früheren Genossen als Verräther angeklagt und der Wuth des Volkes preisgegeben, dem er nur mit Lebensgefahr entkam. Da er dem durch Waffengewalt wiederhergestellten Absolutismus seine Zustimmung nicht geben konnte, legte er sein Portefeuille nieder, ging bei der französischen Invasion 1823 nach Italien u. lebte dann, da er förmlich aus Spanien verbannt wurde, 10 Jahre lang in Paris, mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Als der König 1830 das salische Gesetz aufhob und zur Durchführung dieser Maßregel auf publicistische Unterstützung bedacht seyn

Digitized by Google

mußte, erhielt auch M. die Erlaubniß zur Rückkehr, von welcher er aber erst im J. 1833 Gebrauch machte. Anfangs 1834 erhielt er an Zea Bermudez' Stelle das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den Vorsitz im Kabinet. Er ertheilte sogleich Arguelles, Galiano, Isturiz, Ofitroga, Valdez, Mina und andern Liberalen die Erlaubniß zur Rückkehr, erließ am 10. April 1834 das „Estatuto real", wodurch das Zweikammersystem eingeführt wurde, und schloß mit Portugal, Großbritannien und Frankreich eine Quadrupelallianz zur Aufrechterhaltung der neuen Ordnung der Dinge in Spanien. Als General Llauder aus dem Kabinet zurücktrat, übernahm er auch interimistisch bis zur Ankunft des Generals Valdez das Ministerium des Kriegs. Da er aber des Krieges in den nördlichen Provinzen nicht Meister werden konnte u. der Kampf der Procuradores gegen die Anhänger der Konstitution von 1812 immer heftiger entbrannte, legte er 1835 sein Ministerium nieder und erhielt Toreño zum Nachfolger. Seine Rechtschaffenheit und Biederkeit wurde von Allen anerkannt, aber man warf ihm vielfach Mangel an Energie und muthigem Durchgreifen vor. Im J. 1840 zog er sich abermals nach Paris zurück, wo er später den Gesandtschaftsposten bekleidete, dem er dann mit dem in Rom vertauschte. Nach Spanien zurückgekehrt, ward er 1843 Mitglied des Kabinets Narvaez, trat aber mit diesem im Febr. 1846 aus und ging 1847 abermals als spanischer Gesandter nach Paris. Im J. 1851 zurückgerufen, nahm er seinen Sitz in der ersten Kammer, wo er zum Präsidenten erwählt wurde. Als Dichter hat er sich fast in allen Gattungen der Poesie versucht. Seine besten Werke sind: die Tragödie „Edipo", das Drama „La conjuracion de Venecia" und das Lustspiel „La hija en casa y la madre en la mascara". Sein didaktisches Gedicht „El arte poetica" zeichnet sich durch Eleganz und Präcision aus, hat aber seinen Hauptwerth in den beigegebenen literarhistorischen Anmerkungen und Exkursen. Auch in seinen lyrischen Gedichten (Madr. 1833, 2. Aufl. 1847) liegt die Hauptstärke in der Diktion und dem Wohllaut. Schwächer sind seine prosaischen Schriften: „Hernan Perez del Pulgar" (Madr. 1834), „Isabel de Solis", Roman (das. 1837—40, 3 Bde.), und „Espíritu del siglo" (das. 1835—51, 10 Bde.). Eine Sammlung seiner Werke erschien Paris 1827, 5 Bde., eine andere in Baudrys spanischer Bibliothek (Paris 1844—46, 5 Bde.). Eine deutsche Uebersetzung seiner „Auserlesenen Schriften" (2 Bde., Heidelberg 1835—36) wurde von Schäfer herausgegeben. M. hat sich entschieden die Franzosen zum Muster genommen und von ihnen eine glänzende, blühende Darstellung gelernt. Die königliche Akademie ernannte ihn zu ihrem beständigen Sekretär, welche Stelle er sogar während seines Ministeriums bekleidete. In der neuesten Zeit hat sich M. ein großes Verdienst durch die Stiftung eines großen literarischen Museums in Madrid erworben, das nicht allein eine sehr bedeutende Auswahl der meisten privaten und literarischen Zeitungen aller gebildeten Völker Europa's enthält, sondern auch zu öffentlichen und Jedem zugänglichen Vorlesungen sowohl über die Literatur und Literaturgeschichte, als auch über Philosophie, Staatswirthschaft und Industrie benutzt wird. M. ist gegenwärtig Direktor des Instituts.

Martini, 1) Martin, Missionär, geboren zu Trient, trat im 16. Jahre in den Jesuitenorden und ward nach Vollendung eines philosophischen Kursus in dem Collegium Romanum für die Missionen in China bestimmt, wo er zum Vorsteher der Mission Hangtscheu ernannt wurde. Im J. 1651 ward er nach Rom berufen, um über die Bemühungen der Missionäre Rechenschaft abzulegen, ward aber auf der Reise durch einen Sturm gegen die Küsten Irlands und Englands getrieben und dann bis nach Norwegen verschlagen, so daß er erst nach 3 Jahren nach Rom kam. Nachdem er sich seines Auftrags in Rom entledigt hatte, trat er von Portugal aus zu Schiff die Rückreise an, fiel aber in die Hände der Seeräuber, die ihn sehr roh und hart behandelten. Nach einer Fahrt von 2 Jahren langte er endlich, nachdem 7 seiner Begleiter unterwegs den Mühseligkeiten erlegen waren, im Hafen von Macao an. Er † am 6. Juni 1661. Man hat von ihm einen „Atlas sinensis h. e. Descriptio imperii Sinensis una cum tabulis geographicis" (Amsterd. 1655), das erste und lange Zeit vollständigste Werk, was in Europa über China erschien, in viele Sprachen übersetzt. Ferner gab er heraus: „Sinicae historiae decas prima" (München 1658, Amsterd. 1659).

2) Giambattista, gewöhnlich Pater M. genannt, der berühmteste Musikgelehrte des vorigen Jahrhunderts, ward zu Bologna den 25. April 1706 geboren und trat schon in seinem 15. Jahre als Mönch in den Minoritenorden. Zur Erweiterung seiner Kenntnisse unternahm er große Reisen, die ihn sogar bis nach Asien führten und nach deren Beendigung er sich aus Liebhaberei ausschließlich der Musik widmete. M. machte so schnelle Fortschritte in der Komposition, daß er schon 1725 zum Kapellmeister des Franciskanerklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen am 3. Aug. 1784 erfolgten Tod verwaltete. Als Komponist hat M. nur untergeordnete Bedeutung. Bei seinen die Geschichte der Musik betreffenden Arbeiten kam ihm die Bekanntschaft mit dem deutschen Abte Gerbert sehr zu Statten, eben so seine große Bibliothek von etwa 17,000 Bänden, worunter allein über 500 Handschriften befindlich waren. Später gründete er auch eine Musikschule, die die gelehrteste in ganz Italien war und die berühmtesten Meister bildete, unter Andern: Borroni, Ottani, Bertoni, Rutini, Zanotti, P. Paolucci, L. A. Sabbatini, P. Gnazzoni di Casal Monferrato, P. M. Lugo, P. Garrone, P. Signoretti, P. Calegari, Fr. de Majo und P. St. Mattei. Auch schon anerkannte Künstler beeiferten sich, seinen Unterricht zu benutzen, z. B. der berühmte Jomelli. Ueberhaupt galt er für den gelehrtesten Musiker in ganz Europa; entstand irgendwo eine wichtige musikalische Streitigkeit, so wurde er zum Schiedsrichter erwählt. Seine hinterlassenen Werke sind theils Kompositionen, theils theoretische Schriften. Erstere bestehen in Kirchenmusiken, Duetten, Kanons, Fugen, Präludien, Litaneien, Sonaten, ei-

Digitized by Google

ner Messe ꝛc.) unter seinen Schriften ist das wichtigste Werk eine vollständige Geschichte der Musik: „Storia della Musica“ (Bologna 1778—81, 3 Bde.), ein mit außerordentlicher Gelehrsamkeit geschriebenes Werk, das für den praktischen Musiker von fast gar keinem Nutzen, dem Musikgelehrten und namentlich dem Alterthumsforscher aber unentbehrlich ist. Noch verdienstvoller ist sein wichtiger „Saggio fundamentale pratico di Contrapunto“ (Bologna 1774, 2 Bde.).

Martinique, eine der kleinen Antillen oder karaibischen Inseln, nächst Guadeloupe die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien, liegt südöstlich von Dominica, unter 14° 20′—15° nördl. Br. und 316° 16′—317° 5′ L. und umfaßt 23¼ (nach Einigen nur 16⁹/₁₀ oder 17) □M. mit 123,000 Einw., worunter 75,350 ehemalige Sklaven. Die Insel hat mehre tiefe Einschnitte und weit ins Meer sich erstreckende Vorgebirge (Kap Salomon, Kap Enragé, Pointe de Negres, Pointe du Diamant, Kap Ferre ꝛc.), die zahlreiche Baien und Buchten bilden, hier gewöhnlich Culs de Sac genannt, ist mit steilen, felsigen, zum Theil sehr hohen Bergen angefüllt und zeigt überall Spuren vulkanischen Ursprungs, vulkanischen Tuff, Asche, Lava, Bimsstein, warme Mineralquellen. Am steilsten sind die Berge an der Süd- und Westküste, dagegen verflachen sie sich an der Ostküste allmählig. Die merkwürdigsten Berge sind die drei Pitons de Carbet, deren einer 6000′ hoch seyn soll, der Pelesberg (Pelée) 3960′ hoch, und der Piton du Vauclain. Die Insel hat eine zahllose Menge von Flüssen und Gießbächen. Das Klima ist in den Niederungen ungesund; am ungesundesten ist die Regenzeit vom Juli bis Oktober. Orkane richten bisweilen große Verheerungen an. Der Boden, dessen Grundlage Sand, Thon und Kalk bilden, ist außerordentlich fruchtbar. Kaffee, der wegen seiner Güte berühmt ist, Zucker und Baumwolle machen die Hauptprodukte aus. Auch baut man vortrefflichen Tabak, eine vorzügliche Sorte in dem Distrikte Macouba an der Nordküste, welcher den bekannten Macoubaschnupftabak liefert. Im J. 1718 wurden aus dem botanischen Garten zu Paris zwei junge Kaffeebäume nach M. gesendet, die sich so außerordentlich vermehrten, daß man 1778 über 8 Millionen Kaffeebäume zählte, welche jährlich gegen 100,000 Centner Bohnen lieferten. Die Insel ist in 67,513 Quadrate getheilt (jedes von 3 Arpens), davon sind 43,748 öde, Savannen oder Wald, angebaut mit Zucker 12,757, Kaffee 2815, Kakao 412, Baumwolle 330, andern Gewächsen 7541. Außer Pferden, Mauleseln und Eseln, Rindvieh, Schafen, Ziegen und Schweinen bietet das Thierreich Wild (Aguti), viel Ratten, Schildkröten, Krabben, Schlangen (darunter der sehr giftige gelbe Eckenkopf), Ameisen (unzählig und beschwerlich) ꝛc. Der Handel ist noch immer ansehnlich, war aber noch bedeutender vor der ersten französischen Revolution. Die katholische Religion ist die herrschende. Seit dem 21. Aug. 1825 hat M., wie Guadeloupe, einen Gouverneur, dem ein Kommissarius, ein Generaldirektor und Prokurator beigegeben sind. Ein geheimer Rath steht ihm zur Seite, und ein aus 12 Mitgliedern bestehender Gemeinderath stimmt über das Budget ab und trägt die Wünsche der Kolonie vor. Der Gouverneur hat die höchste Civil- und Militärgewalt, sorgt für unabhängige schnelle Justizpflege und dafür, daß kein geistlicher Orden ohne besondere Erlaubniß der Regierung sich auf der Insel niederlasse. Die Insel wird in zwei Haupttheile, Basse-Terre und Cabes-Terre, und in 28 Kirchspiele eingetheilt. Die Hauptstadt St. Pierre, an der Westküste, hat 30,000 Einw., ein Fort und einen Hafen und ist besonders als Stapelplatz für den Schleichhandel sehr wichtig. Andere wichtige Festungen und Häfen sind: Fort Royal mit 12,000 Einw., die Residenz des französischen Gouverneurs, ebenfalls an der Westküste, und la Trinité, an der Ostküste. Bemerkenswerth sind ferner: die Marktflecken Diamant, am überhängenden Felsen Diamant (Zuckerhut), Macouba, an der Nordküste, und Lamentin, mit 8000 Einw. u. warmen Quellen. Die Insel wurde 1493 durch die Spanier entdeckt, aber nicht in Besitz genommen, bis 1635 etwa 150 französische Kolonisten von der Insel St. Christoph herüberkamen, sich im südwestlichen Theil niederließen, die Ureinwohner besiegten und 1758 zur Uebersiedelung nach St. Domingo und St. Vincent nöthigten. Colbert kaufte die Insel 1664 den Kolonisten für 40,000 Thaler ab. Admiral Ruyter griff M. vergebens mit einer holländischen Flotte an, u. auch die Engländer versuchten 1693 die Insel vergebens zu nehmen. Nachdem sie 1761 glücklicher gewesen, gaben sie die Insel im Frieden von 1763 zurück, eroberten sie jedoch 1794 von Neuem. Die Franzosen erhielten die Insel 1802 durch den Frieden von Amiens wieder, verloren sie 1809 nach tapferer Gegenwehr des französischen Generals Hugues durch Kapitulation abermals u. erhielten sie 1814 durch den pariser Frieden zurück. Im Jahr 1839 erlitt die Insel große Verwüstung durch ein Erdbeben, und 1845 war sie wieder der Schauplatz einer furchtbaren Verheerung durch einen heftigen Orkan.

Martino, Ort in der griechischen Provinz Livadien, bekannt durch den am 9. Febr. 1829 erfochtenen Sieg der Griechen unter dem Ehiliarchen Vasso über die Türken unter Omer Vrione.

Martino, Simone di, italienischer Maler des 14. Jahrhunderts, der bedeutendste der sienesischen Meister, war ein Zeitgenosse des Giotto u. wurde nach dessen Tod (1336) an den päpstlichen Hof nach Avignon gerufen, wo er 1344 gestorben seyn soll. Sein Hauptwerk ist ein großes, aus einer bedeutenden Reihe einzelner Tafeln bestehendes Altarbild, welches gegenwärtig in Siena an verschiedenen Orten zerstreut ist. Auf dem Mittelbilde ist eine Madonna mit dem Kinde; die Seitentafeln enthalten zahlreiche Figuren von Propheten und Heiligen. Heiligkeit spricht aus allen Gestalten und allen Bewegungen. Der Ausdruck ist überall von durchdringender Innigkeit und Wahrheit, und wunderbar zieht über alle Gesichter ein sanfter Duft, der ein Gefühl fast unwiderstehlicher Sehnsucht in dem Beschauer rege macht. Das Ganze ist ungemein zart gemalt, in der Karnation sorglichst vollendet. Eine Verkündigung Mariä ist in der Gallerie der Uffizien zu Florenz. Ein zierliches Miniaturbild, welches eine Handschrift des Virgil in der ambro-

Digitized by Google

sianischen Bibliothek zu Mailand schmückt, stellt den Virgil und in bestimmten Personifikationen die verschiedenen Arten seiner Gedichte dar.

Martinsbrück, Städtchen im schweiz. Kanton Graubündten, im obern Engadin, am linken Innufer, bekannt durch die Gefechte den 14., 15. und 25. März 1799 zwischen den Franzosen unter Lecourbe und den Oesterreichern unter Bellegarde, worin letztere zuletzt unterlagen.

Martinsfasten, s. v. a. Quadragesima.

Martinsgulden, Goldgulden des Domkapitels zu Mainz, seit 1518, mit dem Bild des heiligen Alban u. der Umschrift: S. Alban Martyr, auf der Hauptseite, auf der Rückseite einem Esel, mit der Umschrift: Regnante D. Maximiliano Caesare P. S. Aug.

Martinsvögel, Adelsverbindung in Schwaben, s. Schlegeler.

Martinswand, s. Zirl.

Martius, 1) Ernst Wilhelm, Pharmaceut u. Botaniker, den 1. Sept. 1756 zu Weißenstadt im baireuther Oberlande geboren, lernte als Apotheker zu Erlangen, studirte mit Eifer Botanik u. erwarb sich in der Verfertigung von Pflanzenabdrücken viel Geschicklichkeit. Vergl. seine Schrift: „Neueste Anweisung, Pflanzen nach dem Leben abzudrücken" (Wetzlar 1784). In Regensburg, wo er einer Officin vorstand, hielt er Vorlesungen über die neuesten chemischen Entdeckungen und ward Mitbegründer der dortigen botanischen Gesellschaft. Im J. 1791 ließ er sich in Erlangen nieder, ward Universitätsapotheker und Privatdocent der Pharmacie und Pharmakognosie. Ihm gelang es zuerst, das aus England unter dem Namen Opodeldok eingeführte Arkanum nachzumachen, so daß es in die deutschen Pharmakopöen aufgenommen werden konnte. M. † den 12. Dec. 1849. Er schrieb auch: „Mineralogische Wanderungen durch einen Theil von Franken und Thüringen" (1795) und „Erinnerungen aus einem 90jährigen Leben" (Leipzig 1847).

2) Heinrich von M., ebenfalls verdienter Botaniker, den 28. Dec. 1781 zu Radeberg in Sachsen geboren, ging 1804 als Unteraufseher der kaiserl. Museen nach Moskau, bereiste 1808—11 Sibirien, die Ukraine, den Kaukasus ꝛc. u. kehrte 1816 nach Sachsen zurück, wo er erst zu Bautzen als Arzt, dann als Physikus zu Rossen praktizirte. Seit 1828 in Berlin lebend, † er daselbst den 4. Aug. 1831. Von seinen Schriften erwähnen wir: „Prodromus florae Mosquensis" (Moskau 1812, 2. Aufl., Leipz. 1817); „De lepra Taurica" (daf. 1816, deutsch, Freib. 1819); „Das Kloster Altenzelle" (Freib. 1820).

3) Karl Friedrich Philippvon, einer der ausgezeichnetsten deutschen Reisenden und Naturforscher, Sohn von M. 1), 1794 zu Erlangen geboren, erhielt eine sehr gute Erziehung und die Richtung seines Geistes auf dasjenige Gebiet der Wissenschaft, worin er Klassisches geleistet hat, nämlich auf die Botanik. Nachdem er in seiner Vaterstadt Medicin studirt und promovirt hatte, nahm er an der wissenschaftlichen Reise nach Brasilien Theil, welche 1817—20 mit Mitteln der österreichischen und bayerischen Regierung ausgeführt wurde. M. legte die Resultate dieser Reise in seinem Werke „Reise nach Brasilien" (3 Bde., München 1824—31) nieder, welches durch Reichhaltigkeit und Tiefe der Forschungen, sowie durch Lebendigkeit und Frische der Darstellung den Werken Alexander v. Humboldts unbedingt an die Seite gestellt werden darf. Er behandelt darin nicht nur die Pflanzenwelt Brasiliens, sondern auch die Ethnographie, Statistik, Geographie und überhaupt den ganzen Natur- und Kulturstand jenes Landes. Darauf ließ er in schneller Reihenfolge mehre rein botanische Schriften erscheinen, die sich alle durch wissenschaftliche Gediegenheit auszeichnen. Den ersten Rang darunter nimmt sein klassisches Werk über die Palmen ein („Genera et species palmarum", München 1824—36, 3 Bde., mit 219 kolorirten Tafeln), welches namentlich auch durch die von tüchtigen Künstlern beigefügten landschaftlichen Ansichten aufs Prächtigste ausgestattet ist. Den wissenschaftlichen Untersuchungen sind Naturschilderungen eingewebt, welche durch die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung ungemein anziehend sind. In derselben Art ist die auf Kosten der österreichischen und bayerischen Regierung erscheinende „Flora brasiliensis" gearbeitet, die seit 1829 zu Stuttgart erscheint. Dahin gehören auch: „Nova genera et species plantarum" (München 1824—32, 3 Bde., mit 300 kolorirten Tafeln) u. „Icones plantarum cryptogamicarum" (daf. 1828—34, mit 76 kolorirten Tafeln). Schon vor seiner Reise hatte er „Plantarum horti Erlangensis enumeratio" (Erlang. 1814) u. „Flora cryptogamica Erlangensis" (daf. 1817) veröffentlicht. Mehre Schriften sind einzelnen Pflanzenfamilien u. Gattungen gewidmet, z. B. den Amarantaceen (Bonn 1825), der Semmeringia (München 1828), den Eriocauleen (Bonn 1833), dem Erythroxylon (München. 1848). Von seinen übrigen Schriften nennen wir: „Amoenitates botanicae Monacenses" (Frankf. 1829—31); „Die Pflanzen und Thiere des tropischen Amerika" (München 1831); „Reden und Vorträge über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung" (Stuttg. 1838); „Die Kartoffelepidemie der letzten Jahre" (München 1842); „Das Naturell, die Krankheiten, das Arzneithum und die Heilmittel der Urbewohner Brasiliens" (daf. 1843); „Systema materiae medicae vegetabilis Brasiliensis" (Leipz. 1843) u. A. Als akademischer Lehrer zeichnet sich M. durch große Klarheit des Vortrages aus. Ein jüngerer Bruder, Theodor Wilhelm Christian, übernahm 1824 von seinem Vater die Apotheke zu Erlangen, erhielt hier 1848 eine außerordentliche Professur der Pharmacie u. Pharmakognosie und hat sich besonders durch einen „Grundriß der Pharmakognosie des Pflanzenreichs" (Erlang. 1832), sowie durch das „Lehrbuch der pharmaceutischen Zoologie" (Stuttgart 1838) bekannt gemacht.

Martorano, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, südlich von Cosenza, Bischofssitz, hat Handel mit Honig, Wachs, Oel, Seide und 4000 Einw. Nach ihr heißt der Erstgeborne des Hauses Aquino Graf von M.

Martorel, Stadt im spanischen Fürstenthum Katalonien, Provinz Barcelona, am Llobregatmit Brücke u. Triumphbogen Hannibals, Spitzen- und Florfabrikation.

Digitized by Google

Martos, Stadt in der spanischen Provinz Jaen, Kommenthurei des Calatravaordens, hat ein altes Felsenschloß, 4 Kirchen, Hospital, Armenhäuser, Anis- und Oelbau und 6000 (14,000) Einw. In der Nähe finden sich römische Alterthümer.

Martos, Iwan Petrowitsch, der bedeutendste russische Bildhauer, geboren 1752 zu Itschnja im Gouvernement Poltawa, wurde 1764 in die kurz vorher gestiftete Akademie aufgenommen und 1773 mit einer Pension nach Italien geschickt, wo er zu Rom unter der Leitung Batoni's und Mengs' arbeitete. Nach seiner Rückkehr wurde er bei der Akademie Lehrer der Skulptur, 1799 Rektoradjunkt und 1814 Rektor. Als solcher trat er 1831 in den Ruhestand und † den 5. April 1835. Seine zahlreichen Arbeiten, die außerhalb Rußland wenig bekannt sind, findet man in Moskau, Petersburg, Odessa und Archangel.

Martyn, John, englischer Arzt und Botaniker, war 1699 zu London geboren, wurde 1723 in die königliche Akademie aufgenommen und praktizirte einige Zeit als Arzt in London. Er war einer der Hauptredakteure des „Journal de Grub Street". Im J. 1733 ward er Professor der Medicin in London u. darauf Direktor des botanischen Gartens in Cambridge, der durch seine Bemühungen sich bald sehr hob. Im J. 1761 gab er diese Stelle zu Gunsten seines Sohnes, Thomas M., auf und † am 19. Jan. 1768. Sein Hauptwerk ist: „Historia plantarum rariorum" (daf. 1728 und 1737, mit lateinischem und deutschem Text von Meyer, Nürnberg 1752, mit deutschem Text von Panzer, daf. 1797).

Martynia, Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, ausdauernde und einjährige Kräuter in Nord- und Südamerika, von denen mehre Arten als Zierpflanzen zu bemerken sind. M. Craniolaria Swartz, Craniolaria annua Jaeq., in Südamerika, hat einen ästigen, wie die ganze Pflanze drüsenhaarigen, 2—3 Fuß hohen Stengel, entgegengesetzte, 3—5lappige, gezähnte, am Grunde mehr oder minder herzförmige Blätter u. große, blaß röthlich-lillafarbige, drüsenhaarige Blumen. - Die möhrenartige, fleischige Wurzel wird geschält und als Gemüse gegessen oder mit Zucker eingesotten, und heißt daher Scorzonera.

Martyr (griech.), Zeuge, besonders Blutzeuge, Märtyrer (s. d.).

Martyr, Justinus, s. Justinus 2).

Martyrium (lat.), Kirche, welche über der Begräbnißstelle eines Märtyrers erbaut ist; vorzugsweise die Kirche, welche Konstantin der Große zu Jerusalem über dem heiligen Grab erbauen ließ; bei einigen Schriftstellern Theil der Kirchen, wo die Gebeine der Märtyrer ruhen.

Martyrologium (Calendarium sanctorum, Menologium, Analogium, Synaxaria), Buch, in welchem die Märtyrer einfach verzeichnet sind, oder auch mit Angabe der nähern Umstände ihres Todes, ihrer Leiden, ihres Lebens und ihrer Verehrung. Wahrscheinlich entstanden solche Bücher nach dem Vorbilde der römischen Fasti und waren zunächst auch die Seelenregister der Gemeinden. Während der Verfolgung hielt man diese Verzeichnisse sehr geheim; erst Eusebius von Cäsarea sammelte die ältern Märtyrergeschichten, die aber nicht mehr vorhanden sind. Die Fragmente, welche Heribert Rosweyde von dem Werke des Hieronymus am Ende des 16. Jahrh. entdeckt haben wollte, sind spätern Ursprungs; auch das M. des heiligen Beda ist keineswegs ächt, vielmehr im 9. Jahrhundert überarbeitet und erweitert von einem Diakon Florus zu Lyon. Ganz abweichend nach Umfang und Inhalt von diesem ist das M. des Mönchs Usuard, das um 870 auf Karl des Kahlen Befehl abgefaßt wurde. Dem ebenfalls aus dem 9. Jahrhundert stammenden M. des Erzbischofs Ado von Vienne liegt zwar ein älteres zu Grunde, das sich in Aquileja erhalten hatte, doch zeigt sich auch bei ihm die Benutzung des Florus wieder. An Ado schließt sich das M. Notkers aus dem 10. Jahrhundert ganz übereinstimmend an. Während im 15. und 16. Jahrhundert von vielen Seiten versucht wurde, den Widerspruch zwischen den einzelnen Martyrologien auszugleichen, wurden anderseits auch vielfach die Martyrologien für einzelne Länder wieder neu zusammengestellt. Wir nennen hier bloß M. anglicum, belgicum, brixianum, gallicum, germanicum, hispanicum, Italicum, lusitanicum. Auch einzelne Orden haben ihre Martyrologien. Das von einem Protonotarius der römischen Kurie in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts abgefaßte M. fand den Beifall Gregors XIII. nicht, und Sixtus V. ließ daher ein neues durch Baronius verfertigen, das allgemeine Geltung in der römischen Kirche erhielt. Es wurde indessen später noch öfters verändert und neu herausgegeben (1709 von dem Abte Chatelain). Mit der Reinigung der Martyrologien von übertriebenen und unwahren Erzählungen beschäftigten sich vorzüglich der Bischof de Launoy, Baillet, Nain de Tillemont u. A.

Marumkraut, s. v. a. Teucrium Marum L.

Marus, nördlicher Nebenfluß des Donnbius, wahrscheinlich der Maroch, nach Andern die March in Mähren.

Maruvium, Stadt der Aborigines im Lande der Sabiner in einer mit Seen und Sümpfen bedeckten Gegend; das heutige Dorf Morro in der Terra di Morro.

Marvao, Stadt in der portugiesischen Provinz Alentejo, auf einem hohen Felsen, befestigt, mit Schloß und 1500 Einw. Dabei die Ruinen von Medoriga.

Marvejols, Bezirksstadt im französischen Departement Lozère, an der Colagne, nordwestlich von Mende, hat ein kleines Seminar, eine Gesellschaft für Ackerbau, ein Collège, Tuch- u. Wollenzeugfabriken und 3440 Einw.

Marvella, feiner und leichter Malagawein, wird in den Thälern um Malaga gebaut.

Marvingi, Völkerschaft Germaniens, auf der Ostseite des Gebirges Abnoba zwischen den Sueven und dem Donubius, nach Kruse zwischen dem Main, dem Fichtelgebirge, der Pegnitz und Reanitz.

Marx, Adolf Bernhard, der bedeutendste Musiktheoretiker der Gegenwart, wurde am 27. November 1799 zu Halle geboren und erhielt schon frühzeitig Unterricht im Klavierspiel und Gesang. Er studirte Jurisprudenz, wurde bei

Digitized by Google

dem Stadtgericht zu Halle und dann in Naumburg beschäftigt, wo er seine beiden ersten Opern komponirte, ging aber bald darauf nach Berlin, um seine Kunstbildung zu erweitern. Hier mußte er sich mehre Jahre durch Unterricht im Klavierspiel, in der Komposition und im Gesang die Mittel seiner Subsistenz erwerben; auch versah er später 7 Jahre die Redaktion der „Berliner allgemeinen Zeitung", die er mit der größten Gewissenhaftigkeit führte. Im Jahre 1830 entsagte er ganz dem Justizdienste, obgleich ihm in jener Zeit eine angemessene Versorgung in der Provinz von Seiten des General-Auditoriats angeboten worden war. In derselben Zeit erhielt er das Amt eines öffentlichen Lehrers der Musik an der Universität zu Berlin; schon 1827 hatte ihm die Universität Marburg das Diplom eines Doktors der Musik übersandt. Seitdem hat er in einer Reihe von Vorträgen, theils streng fachmäßig für den Musiker über alle Theile der Kompositionslehre, theils allgemein interessirend über Geschichte der Musik, Philosophie derselben ꝛc., den größten Beifall gefunden. Auch als Universitätsmusikdirektor hat er viel Segensreiches gewirkt und den akademischen Chor zu solchem Umfange und solcher Uebung gefördert, daß er den schwierigsten Aufführungen gewachsen ist. Im Jahre 1850 gründete M. in Gemeinschaft mit Theodor Kullak und Julius Stern eine Musikschule zu Berlin für Gesang, Klavier und Komposition. Als Schriftsteller lieferte M. eine Auswahl der gediegensten Werke über Musik und die gehaltreichsten Aufsätze in seiner und in anderen musikalischen Zeitungen. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Kunst des Gesanges" (Berlin 1826); „Ueber Malerei in der Tonkunst" (das. 1826); „Ueber die Geltung händelscher Sologesänge für unsere Zeit" (das. 1828); ferner die Hauptwerke: „Die Lehre von der musikalischen Komposition" (Leipz. 1837—45, 4 Bde., 3. Aufl., Bd. 1, 1851), „Allgemeine Musiklehre" (Leipz. 1839, 5. Aufl., 1853), „Die Musik des 19. Jahrhunderts" (Leipz. 1854) und „Ludw. v. Beethoven" (Berlin 1859). Seine praktischen Werke sind entweder Ausgaben fremder Werke oder eigene Kompositionen. Erstere bestehen in Seb. Bachs „großer Passion", „hoher Messe", 6 großen Kirchenmusiken, einer Auswahl aus Bachs Kompositionen fürs Klavier ꝛc. An eigenen Kompositionen besitzen wir von ihm: die Musik zu „Jery und Bätely" (1825) und zum Melodrama „Die Rache wartet" (1827); ferner das „Evangelische Choral- und Orgelbuch" (Berlin 1832), die Oratorien „Johannes der Täufer" und „Moses", das Gesangwerk „Nahid u. Omar", 2 Hefte Lieder, weltliche Chorgesänge, Hymnen, Motetten ꝛc.

Marxbrüder, s. Fechtkunst.

Maryland, einer der mittleren Staaten der nordamerikanischen Union, liegt zwischen 38° — 39° 45′ nördl. Br. und zwischen 2° östl. u. 2° 30′ westl. L. v. W., grenzt im Norden an Pennsylvanien, im Osten an Delaware und den atlant. Ocean, im Süden und Westen an Virginien, von welchem Staat es der Potomac (Potowmac) scheidet, und umfaßt das Ufergland der innern, 58 M. langen Chesapeakebai mit einem Flächeninhalt von 441¾ □Meilen (nach Bromme mit der Chesapeakebai 14,000 und ohne dieselbe 11,317 englische □Meilen oder 7,242,880 Acres). Die Oberfläche des Landes ist außerordentlich mannichfaltig gestaltet. An der Ostseite, ungefähr 35 Meilen von der Seeküste, ist das Land niedrig u. eben, an manchen Orten mit Sümpfen und stehenden Gewässern bedeckt und in den Sommermonaten von Wechselfiebern heimgesucht. Auch an der Westküste bildet es eine platte, etwas steinige Ebene. Oberhalb der Fälle des Susquehanna wird die Gegend unebener und hügelig, in dem westlichen Theile des Staates sogar gebirgig. Der Hauptgebirgszug trägt den Namen der blauen Kette (Blue Ridge) oder der Südberge, welche den Staat in nördlicher Richtung von Virginien nach Pennsylvanien durchschneiden. Das äußerste Westende des Staats wird von den Alleghanybergen durchkreuzt, zwischen denen und dem Blue Ridge sich mehre niedrige Bergrücken, wie Wills-, Evits-, Warriors-, Rugaed-, North-, South-, Alleghany-Mountain und Sideling-Hill befinden. Zwischen diesen Bergen ist der Boden wie in den Bergdistrikten Pennsylvaniens; die fruchtbarsten Ländereien liegen im westlichen Theile des Staates und am Potomac. Die Flüsse, welche sich in die Chesapeakebai ergießen, zugleich die Hauptflüsse des Staates, sind: Susquehanna, Patapsco, Paturent und Potomac auf der westlichen, und Elk, Sassafras, Chester, Choptank, Nantikoke und Pocomoke auf der östlichen Seite. Das Klima ist sehr mild. Der Boden ist im Allgemeinen rother Lehm oder Thon, meist vortrefflich zum Anbau von Mais, Kartoffeln, Weizen und Tabak geeignet, welches die Haupthandelsprodukte M.s sind. Auch erzeugt man Baumwolle von untergeordneter Qualität und in den westlichen Bezirken große Mengen von Flachs und Hanf. Eigenthümlich sind dem Staate der weiße Weizen, welcher an der Ostküste in Kent, Queen Anne's u. Talbot, Frederick und Washington von Deutschen gebaut wird, und der helle Kitesfoottabak, der in mehren Theilen der Westküsten im Süden von Baltimore in ausgezeichneter Qualität wächst. Gemüse und Obst sind reichlich vorhanden. Dem Wiesenbau wird wenig Aufmerksamkeit zugewendet, und die Viehzucht ist daher in schlechtem Zustande; nur in den westlichen Kantons ist eine Art Winterstallung eingeführt, sonst aber bleibt das Vieh in den Wäldern überall sich selbst überlassen. Die graue Magnolie, Fichten, Tannen und Eichen wachsen in dem sandigen Boden, in den feuchten Niederungen Cedern und Cypressen, längs den Flüssen Ahornbäume, Ulmen und Linden. Wallnüsse, Kastanien, Hickorys, Haselnüsse, Chiakavins, Persimonen, verschiedene Eichenarten, zum Theil mit eßbarer Frucht, die großblüthige Magnolie, Sassafras, Hundeholz und Tulpenbäume sind im Westen zu Hause. Ueberreich sind die Wälder an Kastanien aller Art, welche großen Haufen wilder Schweine zur Mast dienen, die man tödtet und in das Ausland verführt. An Mineralien ist das Land reich. Eisen findet sich in verschiedenen Theilen des Staats, ebenso Blei, Arsenikkupfer, Marmor, Kalk, Achat, Jaspis, Blutstein und Malachit; Kohlen gibt es am Potomac, in der Nachbarschaft von Cumberland, in unerschöpf-

Digitized by Google

licher Menge und von großer Güte. Der Kohlendistrikt erstreckt sich über fast 200 □Meilen, wovon beinahe ⅓ von einer wenigstens 13 Fuß mächtigen Kohlenader durchzogen ist. Die Zahl sämmtlicher Einwohner betrug 1800: 345,824, 1850: 583,035 Seelen, worunter 418,590 Weiße, 74,077 freie Farbige und 90,368 Sklaven. Für den öffentlichen Unterricht ist sehr gesorgt. Es bestanden 1852 5 Colleges, 2 medicinische Schulen, die University of Maryland zu Baltimore, 127 Akademien und 567 Elementarschulen. Alle Sekten genießen, obgleich der Staat von Katholiken gegründet wurde, vollkommene Religionsfreiheit. Die zahlreichsten Religionsverwandten sind Katholiken, mit 1 Erzbischof und 65 Kirchen, Episkopalen mit 133, Presbyterianer mit 57, Baptisten mit 48, Methodisten mit 479, deutsche Reformirte mit 22, Quäker mit 26, Lutheraner mit 42, Mährische Brüder mit 12 Kirchen, außerdem Unitarier, Mennoniten, Tunkers, Universalisten und Juden. Die Industrie hat sich in neuerer Zeit bedeutend gehoben. Hauptgewerbe des Landes bilden Eisenwerke, Glashütten, Brennereien, Mahl- und Pulvermühlen, Zuckerraffinerien und Baumwollenspinnereien. Der Handel des Staats mit dem Ausland ist bedeutend. Die Hauptausfuhrartikel bestehen in Mehl, Tabak, Holz, Pökelfleisch, Bohnen, Erbsen, Eisen ꝛc. Der Handel wird von 26 Banken unterstützt, sowie durch eine Reihe der großartigsten und trefflichsten Binnenverbesserungen von Eisenbahnen und Kanälen. Die beiden Hauptwerke aber, welche durch den Staat M. in Ausführung gekommen, zugleich zwei der größten Werke der Vereinigten Staaten, sind: der Chesapeake- und Ohiokanal und die Baltimore-Ohio-Eisenbahn. Ersterer hat eine Länge von 341½ Meilen, und seine Herstellungskosten sind auf $ 9,347,408 veranschlagt. Die Baltimore-Ohio-Eisenbahn von 360 Meilen Länge endet bei Wheeling am Ohio. Eine Zweigbahn derselben von 30½ Meilen Länge führt von Patapsco nach Washington. Die Rhederei wird hauptsächlich in Baltimore, dem Handelsemporium des Staates, betrieben. Die Verfassung des Staats ist von 1776. Die gesetzgebende Gewalt besteht aus dem Senat und dem Hause der Abgeordneten. Der Senat zählt 22 Mitglieder, für 4 Jahre, das Haus der Abgeordneten 74 Mitglieder, auf 2 Jahre von dem Volke gewählt. Jeder freie weiße Bürger, der wenigstens 21 Jahre alt ist und im Staat ein Jahr, in der Grafschaft oder Stadt, wo er zu stimmen hat, wenigstens 6 Monate vor der Wahl gewohnt hat, ist wahlfähig. Die Legislatur versammelt sich seit 1854 alle 2 Jahre in der Hauptstadt Annapolis. Die Exekutivgewalt besitzt ein Gouverneur, der von dem Volke von 3 dazu bestimmten Kreisen wechselweise auf 4 Jahre gewählt wird und einen Gehalt von 3600 Doll. erhält. Die richterliche Gewalt besteht aus einem Appellhof mit 4 von den Distrikten gewählten Richtern, deren Vorsitzenden der Gouverneur und Senat bestimmt, 8 Bezirksgerichtshöfen und einem Waisengerichtshof in jeder Grafschaft und der Stadt Baltimore, deren Mitglieder vom Volk ernannt werden. Der Staat sendet 6 Abgeordnete zu dem Kongreß. Die gewöhnlichen Ausgaben des Staats, ohne die Schuld und den Schulfond, betragen 170,000 Dollars. Die Staatsschuld belief sich im Januar 1853 auf 15,136,792 Doll., einschließlich einer Anleihe von 3,200,000 Doll. für die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn, welche dem Staatsschatz nicht zur Last fällt. Der Schulfond betrug 1852 148,509 Doll. Das Produktivkapital des Staates belief sich auf 11,212,617 Doll. Außerdem besaß der Staat noch eine Menge Kapitalien und Kreditire, die gegenwärtig keine Interessen bringen, im Betrag von 16,319,138 Doll. Zur Deckung der Zinsen der Schuld ist das gesammte Eigenthum des Staats auf 196,751,149 Doll. abgeschätzt und auf dieses eine Taxe gelegt worden, welche auf je 100 Doll. Eigenthum in Baltimore 71, in allen andern Theilen des Landes hingegen 31 Cents jährlich beträgt. Die Chesapeakebai durchschneidet den Staat von Norden nach Süden und theilt ihn in 2 Theile. Der östlich von der Bai gelegene heißt Ostküste (Eastern-Shore), der westliche die Westküste (Western-Shore). Beide zusammen werden in 21 Counties eingetheilt: Alleghany, Anne Arundel, Baltimore, Calvert, Caroline, Carroll, Cecil, Charles, Dorchester, Frederick, Harford, Howard, Kent, Montgomery, Prince George, Queen Anne, St. Mary's, Somerset, Talbot, Washington und Worcester. Hauptstadt ist Annapolis mit 3500 Einwohnern, die bedeutendste Stadt Baltimore, eine der größten Handelsstädte der Union, mit 170,000 Einw. M. wurde 1584 von Sir Walter Raleigh entdeckt, galt anfangs für einen Theil der Provinz Virginien, ward aber 1632 von Karl I. dem George Calvert, Lord Baltimore, einem römischen Katholiken, zugetheilt. Sein Sohn Leonard Calvert ließ sich zuerst 1634 mit 200 Katholiken daselbst nieder und nannte das Land nach der Gemahlin Karls, Henriette Marie, M. Die römischen Katholiken wurden in Folge dessen die vorherrschende christliche Sekte in dem Staate. Baltimore ist noch jetzt der Sitz eines Erzbischofs, welcher katholischer Metropolitan der Vereinigten Staaten ist. Die Regierung der Provinz war durch das Privilegium dem Besitzer verliehen worden. Es scheint jedoch, daß er von dieser Macht entweder nie allein, oder doch nur kurze Zeit Gebrauch gemacht hat; denn 1637 verwarfen die freien Männer ein in England ausgearbeitetes Gesetzbuch, an dessen Stelle sie mit Bewilligung des Besitzers 42 Gesetze vorschlugen, die aber niemals ins Leben traten. Im Jahr 1638 begründete man durch ein Gesetz das erste Haus der Versammlung, welches aus Abgeordneten bestand, die nach Wahlbefehlen des Gouverneurs ernannt wurden und Deputirte (Burgesses) hießen. Im Jahr 1650 theilte man die Versammlung in zwei Häuser. Der Gouverneur, der Sekretär und ein oder mehre Mitglieder des Raths vertraten das Oberhaus, die Deputirten der freien Männer das Unterhaus. Während der Regierung Cromwells (1654) wurde eine Akte erlassen, welche die Ausübung der römisch-katholischen Religion beschränkte, deren Ausführung jedoch nicht ohne Gewalt und Blutvergießen bewerkstelligt werden konnte. Nach der Restauration (1660) ward die alte Regierungsform wieder eingeführt und 1692 erhielt die protestantische Religion gesetzliche Be-

Digitized by Google

stätigung. Im Jahre 1716 erhielt der Eigenthümer der Provinz die Verwaltung zurück, in dessen Händen sie bis zur Revolution blieb, wo seine Güter konfiscirt wurden und die Verwaltung an die freien Männer der Provinz überging. Dieselben bildeten 1776 die Verfassung, die 1833 und 1851 verbessert wurde. Zur amerikanischen Union trat M. 1781.

Maryport, Stadt in der englischen Grafschaft Cumberland, mit Hafen an der Mündung des Flusses Ellen, Fabriken für leinene u. baumwollene Zeuche, Seilerwaaren, Nägel, Anker, lebhaftem Handel und 5400 Einw.

Marys, St., Fluß im nordamerikanischen Staat Georgia, entspringt im Sumpfe Oquajaneka und fließt östlich an der Grenze von Georgia und Floriba in den atlantischen Ocean. An seiner Mündung liegt der Flecken St. M., mit Hafen, Handel und 1000 Einw.

Marzagan, Stadt, s. Tlemsan.

Marzamene, Insel an der Küste von Sicilien, nördlich vom Kap Pasaro, kaum 1 italienische Meile im Umfang haltend, unbewohnt, mit vielen Hafen und Kaninchen.

Marzemino (ital.), tyroler Wein, von röthlicher Farbe und sehr angenehmem Geschmack, wird in der Gegend von Trumin, an der Etsch, gebaut.

Marzolino, toskanischer Käse, welcher davon den Namen hat, daß er im März verfertigt wird.

Mas, Meerbusen an der Westküste Norwegens, zwischen den Aemtern Nordre- u. Söndre-Bergenhuus, ist nur durch eine schmale Landenge von dem Osterfjord getrennt.

Mas (Maes, Mes), kleines ostindisches u. chinesisches Gewicht für Edelsteine, Gold und Silber; dann Rechnungsmünze in Cochinchina = 3 Sgr. $6^1/_2$ Pf.; auf Java = 6 Sgr. $4^1/_2$ Pf.; im Reiche Siam = 2 Sgr. 8 Pf. und auf Sumatra = 10 Sgr. $5^1/_2$ Pf. Hier besteht auch unter demselben Namen eine kleine Goldmünze = 9 Sgr. $8^1/_2$ Pf.

Masa, Nebenfluß der Wolga, links, an der Grenze von Simbirsk.

Masaccio, Maler, s. Guidi.

Masada, festes, vom Makkabäer Jonathan angelegtes, von Herodes dem Großen noch mehr befestigtes u. zu einem großen Magazin von Waffen und Proviant eingerichtetes Kastell Palästina's, auf einem steilen Felsen am westlichen Ufer des Lacus Asphaltites in der Nähe von Enggadi; jetzt Ruinen unter dem Namen Sebbeh.

Mas Afuera, unbewohnte Insel in Chili, die westlichste der Gruppe Juan-Fernandez, mit steilen, felsigen Küsten, Aufenthalt vieler wilder Ziegen und Seehunde.

Masanderan, s. v. a. Masenderan.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello oder Agnello, der Hauptanführer beim Aufstand in Neapel 1647, war in Amalfi geboren und lebte zu Neapel als Fischer und Obsthändler. Der materielle Druck, der auf der Bevölkerung seit lange lastete, war durch das am 3. Jan. 1647 vom Vicekönig publicirte Edikt, welches Abgaben auf Getreide u. Früchte legte, aufs Unerträgliche gesteigert worden. Als am 7. Juli die Bewohner Neapels zur Feier eines Marienfestes zahlreich versammelt in den Straßen waren, entstand auf dem Markte Streit, ob der Käufer oder Verkäufer verpflichtet sey, die Steuer zu zahlen. Als der herbeigeholte städtische Beamte gegen die fremden Verkäufer entschied, gerieth ein Mann aus Puzzuoli, der Feigen zu Markt gebracht hatte, in so heftigen Zorn, daß er seinen Korb umstieß, worauf sich sogleich ein Schwarm barfüßiger Jungen sammelte, die M., der Schwager desselben, dessen Frau schon früher einmal beim Mehlverkauf mißhandelt worden war, mit den Worten ermunterte: „Eßt, Kinder, eßt, dann wollen wir die Steuern abschaffen". Bald wuchs der Haufe bis zu 4000 Köpfen an und begann die Zollhäuser in der Stadt zu plündern und niederzureißen. Dann wurden die Gefängnisse erbrochen und der Vicekönig so eingeschüchtert, daß er in das feste Castel nuovo zu flüchten suchte. Er wurde jedoch auf dem Wege erkannt und mußte die Abschaffung sämmtlicher Steuern eidlich versprechen. Inzwischen benutzte er die Nacht, um sich in das Kastell zu retten, und überließ die Stadt den Rebellen. M. übte nun eine unbeschränkte Herrschaft. Viele Häuser der Beamten und anderer verhaßten Personen wurden geplündert, zerstört oder verbrannt; noch höher stieg sein Ansehen, als die zur Unterstützung des Statthalters heranziehenden Truppen unter M.'s Führung zurückgeschlagen wurden. Er saß täglich auf dem Platze Toledo zu Gericht, und seine Todesurtheile wurden auf der Stelle vollzogen. Die Banditen und Räuber, welche haufenweise in die Stadt kamen, um an den Vortheilen der Anarchie Theil zu nehmen, wurden ergriffen und hingerichtet, oder nach heftigen Gefechten aus den Thoren getrieben. Der Erzbischof Filomarino unterhandelte mit ihm wegen einer förmlichen Kapitulation, zu deren Abschluß sich M. am 12. Juli, von mehr als hunderttausend Menschen begleitet, selbst zum Herzog von Arcos begab. Nach dem Vertrag sollten nicht mehr Abgaben, als zur Zeit Karl's V., erhoben werden und Abgeordnete des Volks und der Stadtobrigkeit bei der Einführung neuer Steuern gehört werden; bis zur Ankunft der königlichen Bestätigung sollte das Volk unter Waffen bleiben, sowie dieselben wieder ergriffen werden könnten, sobald die Bestimmungen des Vertrags verletzt werden sollten. Von diesem Augenblick an schien M. das Bewußtseyn seiner Stellung nicht nur, sondern auch den gewöhnlichen Verstand zu verlieren. Im Stillen arbeitete der Vicekönig mit allen möglichen Mitteln, die Anhänger M.'s auf seine Seite zu bringen, und als bei diesem Spuren offenbaren Wahnsinns hervortraten, bedachte das Volk sich nicht, den „von Gott Gezeichneten" zu verlassen. Diese Veränderung entging M. in lichten Augenblicken nicht; noch einmal berief er die Einwohner Neapels am 16. Juli zur Versammlung in die Kirche del Carmine u. begann von seinen Verdiensten zu reden. Abgesandte des Vicekönigs verfolgten ihn aber in das Karmeliterkloster, u. vier Verschworne, ehemals seine Freunde, streckten ihn hier mit ihren Kugeln nieder. Das Volk jubelte dem Vicekönig entgegen, als er sich nach der That auf den Straßen zeigte. Allein noch in der Nacht sammelten sich M.'s treueste Anhänger und beschlos-

Digitized by Google

sen, den Befreier des Vaterlandes zu rächen. Mit dem dämmernden Morgen wurden die Häuser aller Derer, welche sich in der letzten Zeit dem Ermordeten feindlich gezeigt hatten, geplündert, der Leichnam M.'s, der in den Stadtgraben geworfen worden war, herausgeholt und mit Blumen geschmückt. Nachdem man dem Todten eine Lorbeerkrone aufs Haupt gesetzt und einen Feldherrnstab und ein Schwert zur Seite gelegt hatte, begleiteten 500 Priester und 40,000 Bewaffnete den Trauerzug in die Kirche del Carmine, wo M. beigesetzt wurde. Weiteres s. Neapel, Gesch. Auber hat den Gegenstand zu der bekannten Oper „Die Stumme von Portici" als Stoff verwendet. Vgl. Angel Saavedra, Insureccion de Napoli en 1647, Madrid 1849, 2 Bde.

Masau, Provinz, s. v. a. Masovien.

Masaya, Stadt in der mittelamerikanischen Republik Nicaragua, zwischen dem Nicaraguasee und dem See von Leon, mit 6000 Einwohnern, die lebhaften Handel treiben. Dabei der jetzt nicht mehr thätige gleichnamige Vulkan.

Masbate, Insel in Ostindien, westlich von Samar, zu den kleinen Bisayas gehörig, ist 57 □Meilen groß, hoch gelegen, wohl bewässert, fruchtbar, besonders an Reis, auch stark bevölkert.

Mascagni, Paolo, italienischer Anatom, 1752 zu Castelleto, einem Dorfe bei Siena, geboren, widmete sich auf der Universität Siena der Medicin und ganz vorzüglich unter der Leitung Tabarini's der Anatomie. Nach dem Tode seines Lehrers trat er mit dem 22. Jahre in dessen Stelle ein. Sein Fleiß und sein Scharfsinn ließen ihn bald wichtige Beobachtungen machen. Namentlich war es das lymphatische System, das sich als etwas noch wenig Bekanntes seinem Forschungsgeiste darbot und zu dessen genauerer Untersuchung die Akademie zu Paris eben wieder einen Preis ausgesetzt hatte. Das Resultat seiner Forschungen war sein „Prodrome d'un ouvrage sur le système des vaisseaux lymphatiques" (Siena 1784), welches trotz seiner schlechten Schreibart den Preis davontrug. Er begann darauf mit Fontana die Sammlung anatomischer Wachspräparate. Im Jahre 1787 erschien sein großes Werk „Vasorum lymphaticorum corporis humani historia et iconographia", welches ihm die Ernennung zum Mitglied der pariser Akademie verschaffte. Nach einem längeren Aufenthalt zu Siena folgte M. einem Rufe als Professor nach Pisa, ging indessen schon nach einem Jahr als Professor der Anatomie, Physiologie und Chemie am Krankenhause Santa Maria nach Florenz. In dieser Stellung erwarb er sich große Verdienste, namentlich auch durch seine Beförderung des rationellen Landbaues und der Anpflanzung der Kartoffeln. Er † am 19. Okt. 1815. Nach seinem Tode erschienen seine „Anatomia per uso degli studiosi di scultura et pittura" (Florenz 1816) und „Anatomia universa 44 tabulis aeneis iuxta archetypum hominis adulti accuratissime repraesentata" (Pisa 1823 bis 31).

Mascal (Mascall), Insel in Hinterindien, an der Nordostküste des Meerbusens von Bengalen, südlich von Islamabad.

Mascali Nuovo, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Catania, am Meer und am Fuß des Aetna, mit Hafen, bedeutender Fischerei, Weinbau, Getreidehandel, Salzschlämmerei und 4000 (15,700) Einw.

Masca Lucia, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Catania, am Südabhang des Aetna in der sogenannten regione colta, ward 1669 durch einen Lavastrom und 1818 durch ein Erdbeben fast ganz zerstört, hat 2000 Einw.

Mascarenhas (Mascarenische Inseln), afrikanische Inselgruppe im indischen Ocean, östlich von Madagaskar, bestehend aus den Inseln Mauritius (Isle de France) und Rodriguez, welche den Engländern gehören, und der französischen Insel Reunion oder Bourbon (s. d.).

Mascaret (Spieldamast), ein satinartiger, leichter, atlasartig gemusterter wollener Stoff.

Maschikulis, s. Zinnen.

Maschine, jede Veranstaltung, wodurch man Bewegungen, mit der Absicht, dadurch Kraft oder Zeit zu sparen, hervorbringt. Man unterscheidet gewöhnlich einfache und zusammengesetzte M.n. Auch kann man sie nach der verschiedenen Bestimmung und Einrichtung klassificiren, z. B. Hebungs-, Fortschaffungsmaschinen, Preßzeuge und Rammenz ferner Mühl- und Uhrwerke, Bergbau-, Fabrik-, landwirthschaftliche und physikalische M.n. Die einfachen M.n, die man auch mechanische Potenzen nennt, sind: der Hebel, die Rolle, das Rad an der Welle, die schiefe Fläche, der Keil und die Schraube. Bei den zusammengesetzten M.n sind mehre einfache zur Erreichung desselben Zweckes verbunden, und dies sind die eigentlichen M.n oder M.n im engeren Sinne. In diesem Sinne bildet der Begriff M. einen Gegensatz zu dem Begriffe Instrument oder Werkzeug. Unter letzterem versteht man im Allgemeinen jedes Geräth, dessen man sich zu Anfertigung irgend eines technischen Gegenstandes bedient und das nicht von einer rohen Bewegkraft, sondern von der geschickten Hand eines denkenden Arbeiters in Thätigkeit gesetzt wird. Die M. dagegen ist eine mehr oder weniger künstliche, nach den Gesetzen der Mechanik gemachte Zusammenstellung einzelner Theile, welche, sobald sie von irgend einer Seite her durch eine mechanische Kraft in Bewegung gesetzt wird, den technischen Gegenstand selbst fertigt und nur einer zeitweisen Beaufsichtigung bedarf. Demnach ist Ersetzung von Handarbeit die nächste Bestimmung der M.n, und da durch dieselben fast immer ein vollendeteres Produkt, als durch den Gebrauch der Instrumente erfolgt, so läßt sich erklären, wie manche Vorrichtung deshalb eine M. genannt werden könnte, weil durch dieselbe etwas an Handarbeit erspart, oder ein Zweck gleichmäßiger und früher erreicht wird. Es sind hierher die Benennungen Kaffee-, Thee-, Kochmaschine ꝛc. zu rechnen; doch bedarf es keiner weitern Erklärung, daß an dergleichen Verrichtungen nicht gedacht werden kann, wenn von M.n und Maschinenwesen im Allgemeinen die Rede ist. Wie bei M.n die Instrumente, deren sich der Arbeiter bei der Handarbeit bedient, modificirt angebracht sind und so durch dieselben die Handarbeit ersetzt, oder wenigstens beschränkt wird, mag ein Beispiel zeigen: Die Feile ist ein Instrument, dessen man sich z. B. auch bedient, um

Digitized by Google

metallene Scheiben an der Seite mit Zähnen zu versehen. In der Räderschneidemaschine ist jene Feile als eine kreisrunde Scheibe modificirt, welche auf ihrer hohen Kante den Feilenhieb (die Fräse) hat und, durch eine mechanische Kraft in Umdrehung gesetzt, jenes Einschneiden verrichtet. Mit der Feile muß der Arbeiter darauf achten, daß er dieselbe stets genau auf die Theilung ansetze, genau in der Richtung des Halbmessers einschneide und allen Einschnitten eine gleiche Tiefe gebe. Auf der M. eingestellt, schneidet die Fräse immer in der richtigen Lage, geht blind, sobald sie auf die gehörige Tiefe gelangt ist, und die Scheibe dreht sich genau um den Theilstrich des Rades und bietet der Fräse den richtigen Angriffspunkt für den neuen Einschnitt dar. Die Beaufsichtigung, welche der Arbeiter hier zu führen hat, beschränkt sich, wie man sieht, auf sehr Weniges, und ein einzelner Mensch würde, wenn es erforderlich wäre, viele solcher M.n beaufsichtigen können, während sonst zu jeder Feile ein geschickter Arbeiter nöthig wäre, dessen physische Kraft überdies nicht einmal hinreichen würde, in derselben Zeit dieselbe Arbeit und in derselben Güte zu liefern. Zur Erfindung von M.n hat offenbar die neuere Art der Anfertigung technischer Gegenstände geführt. Früher vollendete ein Arbeiter seinen Gegenstand allein, er mußte also jeden Zweig seines Faches vollkommen ausgelernt haben; später entstand das Princip der Theilung der Arbeit, welches darin besteht, daß nicht ein Arbeiter einen Gegenstand vollendet, sondern mehre Arbeiter sich in denselben theilen, so daß jeder nur einen Theil desselben vollendet. Da aber die Anfertigung solcher einzelnen Theile sich meist auf sehr einfache Handgriffe zurückführen läßt u. fast eine rein mechanische wird, so mußte man auch bald auf die Idee kommen, diese Theile durch M.n anfertigen zu lassen, welche jedenfalls genauer und stetiger arbeiten können und müssen, da man sie stets mit derselben Genauigkeit und Kraft arbeiten lassen kann. Auf diesen einfachen Grund lassen sich alle M.n zurückführen, nur ist dabei zu berücksichtigen, daß die zusammengesetzten M.n die Arbeit mehrer Menschen in sich vereinigen, welche sie in nacheinander folgenden Operationen ausführen. Die M. gewährt daher zuerst eine außerordentliche Zeitersparniß im Vergleich zu der gewöhnlichen Handarbeit, und dann verspricht ihr gleichförmiger Gang, wenn sie sonst nur zweckmäßig eingerichtet ist, ein vollendetes und, so weit der Stoff es möglich macht, ein vollkommen gleichförmiges Produkt. Hiermit ist naturgemäß die größere Wohlfeilheit des Produkts und das Entbehrlichwerden einer großen Arbeiterzahl verbunden. Letzteres war die Ursache, daß sich viele Stimmen gegen die M.n erhoben, indem sie behaupteten, daß durch dieselben eine Menge Arbeiter brodlos werden würden, und daraus eine Verarmung voraussagten; ja man brachte es sogar dahin, daß in einzelnen Staaten Prohibitivmaßregeln gegen die Einführung der M.n in den Fabriken ergriffen wurden. Die Erfahrung hat diese Voraussetzungen nicht bestätigt. Wenngleich für den Augenblick viele Menschen brodlos wurden, so währte es doch nicht lange, daß sich die Konsumtion steigerte, indem die Erzeugnisse der Technik durch die Anwendung der M.n wohlfeiler und besser und dadurch mehr gesucht und durch den billigen Preis Jedermann zugänglich wurden, daß daher immer neue Fabriken entstanden, welche die brodlos gewordenen Arbeiter wieder ausreichend beschäftigten (s. Manufaktur- und Industriewesen).

Als das eigentliche Vaterland des Maschinenwesens ist England zu betrachten. Daß aber England diesen Höhepunkt des Maschinenwesens erreicht hat, liegt zum Theil in dem Mangel an Arbeitskräften und in der Nothwendigkeit, viel Geld aus dem Auslande hereinzuziehen, was nur durch die Menge und Güte seiner Fabrikate erreicht werden konnte, zum Theil in der großen Menge guten Eisens, das sich dort vorfindet, und dem ungeheuren Ueberfluß des besten Brennmaterials, vor Allem aber in dem praktischen Sinn des Engländers, der mit pedantischer Strenge auf die Vollendung eines Gegenstandes hinarbeitet, stets auf Verbesserung denkt und jede ihm dargebotene ergreift, ohne die Kosten zu scheuen, welche Versuche ihm verursachen könnten. Das Resultat des englischen Maschinenwesens ist aber auch ein außerordentliches. Lange Zeit hat England das Monopol des Baumwollenspinnens und Webens behauptet; englischer Scharfsinn hat zuerst das mechanische Spinnen von Flachs und Hanf möglich gemacht; englischer Unternehmungsgeist durchzog das ganze Vaterland mit einem sich immer mehr erweiternden Eisenbahnnetze; Engländer eröffneten zuerst die transatlantische Dampfschifffahrt; Engländer haben die elektromagnetische Telegraphie zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gebracht. Frankreich steht in Beziehung auf Maschinenwesen ebenfalls auf einem ziemlich hohen, doch ganz andern Standpunkte, als England. Hier ist besonders die Theorie der Mechanik bedeutend ausgebildet, so daß sie selbst dem Arbeiter nicht fremd ist. Der Franzose nimmt fremde Erfindungen nie auf Treue und Glauben an, sondern legt an alle erst den Maßstab der Theorie und der strengen Prüfung, weshalb auch dort Mißgriffe im Großen zu den Seltenheiten gehören. Frankreich hat so auf rein theoretischem Wege mehre höchst wichtige Entdeckungen gemacht, z. B. die allerdings auch halb den Deutschen angehörigen Verbesserungen in der Uhrenfabrikation, im Spinnen, Weben und Drucken der Faserstoffe, in der Ziegelfabrikation ꝛc. Deutschland nimmt in technischer Beziehung nicht den Platz ein, den es wohl einnehmen könnte, und wird von England und Frankreich in dieser Beziehung weit überflügelt. Die Ursachen liegen einmal in der großen Bedachtsamkeit des Deutschen, wonach er sich nur schwer zu Neuerungen, auch wenn sie Verbesserungen sind, entschließen kann, dann in dem minder regen Erfindungsgeiste und geringeren Selbstvertrauen des deutschen Fabrikanten, nach welchem er immer lieber Verbesserungen von andern Orten einführt, als selber dergleichen ausbildet. Auch der Umstand, daß es in Deutschland wenig große Fabrikanlagen gibt, die kleinern dagegen oft in dem Verkehr verschlossenen Thälern, um dort Wasserkraft benutzen zu können, versteckt liegen, ist einer schnellen Verbreitung von neuen Erfindungen und Verbesserungen nicht

Digitized by Google

günstig. Ein Hauptübelstand für Deutschland aber ist Mangel an gutem Eisen und Brennmaterial. Der Hüttenbetrieb bedarf eines größern Aufschwungs, die Produktion ist noch zu theuer, und England sendet sein schlechtes Eisen zu Schleuderpreisen nach Deutschland, während es von dort und aus Schweden und Rußland gutes Material aufkauft. Erst in den letzten Jahrzehnten hat das Maschinenwesen einen bedeutenden und erfreulichen Fortschritt genommen, so daß Deutschland in manchen Beziehungen, wie die londoner Industrieausstellung von 1851 zeigte, mit Frankreich und England rivalisiren kann. Diesen Aufschwung zeigen die in neuester Zeit durch vereinigte Kräfte oder durch Privatpersonen gegründeten Maschinenbauanstalten. Für die Zukunft verspricht in industrieller Hinsicht viel und berechtigt zu freudigen Hoffnungen die intensive und extensive Thätigkeit der Gewerbs- und Industrievereine, die ihrem Namen durch die That zu entsprechen suchen, und das Emporblühen der technischen Bildungsanstalten, deren Besuch fortwährend im Wachsen begriffen ist und welche eines Theils tüchtige Civilingenieure für Deutschland zu erziehen, andern Theils auch bei den ausübenden Arbeitern dem mechanischen Anlernen zu steuern versprechen. Als Erzeugnisse der deutschen Maschinenbauanstalten, welche als gelungen bezeichnet werden können, verdienen angeführt zu werden: der Bau von Dampfwagen und Dampfschiffen, das Auswalzen von Schienen, die Erfindung der Papierfabrikation mit der Hand durch entsprechende Kontinuationsmaschinen, die Herstellung von mechanischen Webstühlen und der neueren Vorbereitungs- und Spinnmaschinen für Baumwolle und Wolle. Eben so geht von diesen Maschinenbauanstalten die Aufstellung von Flachs- und Hanfspinnmaschinen, die Einführung landwirthschaftlicher M.n aus. Auch an den Aufschwung wollen wir erinnern, den die Sprit- und Runkelrübenzuckerfabrikation in einzelnen Theilen Deutschlands genommen hat. Nordamerika zeigt sich auch in industrieller Beziehung seines Mutterlandes würdig. Wenn man überblickt, welche Ausdehnung die Benutzung der Dampfkraft auf dem Wasser und auf dem Lande, dann die der mechanischen Hülfsmittel bei der Baumwollenindustrie, welche letztere freilich jetzt noch nicht den europäischen Anforderungen genügt, in den letzten Jahrzehnten genommen hat, so läßt sich daraus der Schluß ziehen, zu welchen Erwartungen diese Riesenschritte der Entwicklung für die Zukunft berechtigen. Günstig ist für die Entwickelung des Maschinenwesens in Nordamerika theils der übertriebene hohe Preis der Handarbeit, theils der Umstand, daß der Spekulationsgeist dadurch stets rege erhalten wird und daß von Europa aus meist nur solche Leute dorthin gehen, welche Willenskraft genug in sich fühlen, den Kampf mit den dort sich dem Geschäftstriebe entgegenstellenden Hindernissen einzugehen. Belgien hat sein Maschinenwesen in der neuesten Zeit sehr gefördert und steht in dieser Beziehung zwischen England und Frankreich, obgleich ihm auch Eigenthümlichkeiten im Gewerbs- und Maschinenwesen nicht abzusprechen sind. Aehnlich ist es mit der Schweiz, welche in ihrem Entwickelungsgange mit Deutschland und Frankreich ziemlich parallel geht. Rußland bietet in industrieller Beziehung ganz andere Verhältnisse dar, als die anderen Länder. Wenn das Gewerbs- und Maschinenwesen in diesen sich aus der industriellen Klasse herausgebildet hat, so geht es in Rußland von den obern Staatsbehörden aus, und da von Seiten des Staates energische Mittel und ungeheure Summen dazu aufgewendet werden, so ist das Streben des russischen Staates, die russische Industrie vom Auslande unabhängig zu machen und eine eigene vaterländische Industrie zu schaffen, in manchen Zweigen zum großen Theil schon erreicht. Vgl. On the economy of machinery and manufactures, Lond. 1833, deutsch von Friedenberg, Berl. 1833.

Maschinenhämmer, solche Hämmer, die durch Maschinerie von Wasserrädern, auch wohl von Windflügeln, Thieren und Dampfmaschinen in Thätigkeit gesetzt werden. Sie werden durch Däumlinge einer um ihre Axe laufenden Welle emporgehoben und fallen gleich hinterher durch ihr Gewicht wieder nieder. Ein merkwürdiger Maschinenhammer ist der Dampfhammer (s. d.).

Maschinenlehre, Lehre von der Anwendung der mathematischen, physikalischen und mechanischen Lehrsätze auf das Maschinenwesen; vgl. Maschine.

Maschinenspinnerei, s. Spinnmaschine.

Maschinenstuhl, s. Webmaschine.

Maschinerie, s. v. a. Maschine überhaupt, besonders aber Verbindung von mehren Maschinen zu einem und demselben Zwecke, zusammengesetzte Maschine; im Theaterwesen das Ganze der dem Auge des Zuschauers nicht sichtbaren Vorrichtungen zur Befestigung, Bewegung und Handhabung der Dekorationen der Bühne, welches aus zwei Hauptheilen besteht, der unbeweglichen, welche die Ober- und Untermaschinerie begreift, und der beweglichen, deren Aufstellung hinter oder neben der Bühne geschieht, um nur für eine bestimme Zeit zu wirken. In den Werken der epischen und dramatischen Poesie heißen M. alle jene außerhalb des Kreises unserer sinnlichen Wahrnehmung fallenden Wesen, als Götter, Engel, Teufel, Feen ꝛc., durch deren Einführung eben sowohl das Wunderbare der Darstellung erhöht, als der außerdem nicht zu lösende Knoten gelöst werden soll. Der Name ist von der griechischen Bühne hergenommen, wo Götter und Göttinnen in Flugmaschinen (Deus ex machina) zu erscheinen pflegten. Nach Homers Vorgang sind dergleichen höhere Wesen auch in das Epos eingeführt worden.

Maschiniren, etwas mittelst einer Maschine bearbeiten oder verarbeiten; namentlich Schafwolle mittelst des Wolfs aus dem Gröbsten reinigen; Getreide mit der Fegmühle reinigen (dergleichen maschinirtes Getreide ist vorzüglich zur Aussaat gut).

Maschinist, s. v. a. Maschinenmeister; des Maschinenwesens Kundiger.

Maschrokita (Mastragita), ein Blasinstrument der alten Hebräer, wurde entweder wie die bekannte Papagenopfeife, oder wie eine kleine Windorgel mit Blasbalg und Tasten gefertigt.

Digitized by Google

Masciacum, Ort in Rhätien an der Straße von Pons Aeni nach Veldidena; jetzt Gmünd am Tegernsee.

Mascov, Johann Jakob, deutscher Publicist und Geschichtschreiber, geboren den 26. Nov. 1689 zu Danzig, studirte in Leipzig zuerst Theologie, dann die Rechte und begleitete darauf zwei junge Grafen von Watzdorf auf Reisen. Nach seiner Zurückkunft erhielt er 1714 das Kollegiat des kleinen Fürstenkollegiums u. 1719 eine außerordentliche Professur der Rechte; von der Stadt Leipzig wurde er zum Rathsherrn und, nachdem er ordentlicher Professor der Rechte geworden war, zum Prokonsul, vom Kurfürsten von Sachsen zum Hofrath und vom Stift Zeitz zum Dechanten ernannt. Er † am 22. Mai 1761. Unter den deutschen Rechtsgelehrten nimmt er eine sehr ehrenvolle Stellung ein. Seine bedeutendsten Werke sind: „Principia juris publici Roman. Germ." (Leipz. 1729, 5. Aufl. 1769), die lange Zeit auf den deutschen Universitäten den Vorlesungen zu Grunde gelegt wurden; „Abriß einer vollständigen Geschichte des deutschen Reiches" (das. 1722—30); „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie" (2 Bde., das. 1726—37), die zwar unvollendet geblieben ist, aber auch in dieser Gestalt weit über allen Werken ähnlicher Art aus jener Zeit steht, indem M. der Erste war, der nicht einzig eine Reichs- u. Kaisergeschichte lieferte, sondern die Nation selbst zum Mittelpunkt seiner geschichtlichen Darstellung machte. Die „Commentarii de rebus imperii romano-germanici" (3 Bde., Leipzig 1751—53) sind eine Fortsetzung desselben. Noch erschien von ihm eine „Einleitung zu der Geschichte des römisch-deutschen Reiches" (Leipz. 1752).

Masculinum, s. Genus.

Mas d'Azil, Stadt im französischen Departement Arriège, Bezirk Pamiers, an der Ritze, die hier einen Wasserfall bildet, hat 3000 Einw.

Masenderan (Masanderan), Provinz Persiens, an der Südküste des kaspischen Meeres, zwischen den Provinzen Ghilan, Irak Adschemi, Taberistan und Chorassan gelegen, das alte Hyrkanien, ist ein etwa 48 Meilen langer Landstrich und umfaßt ungefähr 356 □Meilen Flächeninhalt mit 100,000 Einw. Sie ist gebirgig durch den Albors mit den schneebedeckten Gipfeln Demawend, Dscheban und andern, waldreich, flacht sich nach der Küste hin, die aber keinen sichern Hafen darbietet, allmählig ab und ist wohl bewässert von meist kleinen Flüssen (Sefidrud, M., Kurkan und andern). Im Innern ist das Klima mild und gesund, an der Küste feucht und ungesund. Der Winter bringt Regen und nur auf den Gebirgen bedeutendere Kälte. Der Boden ist theilweise sehr fruchtbar. Die Einwohner treiben Ackerbau (Weizen, Gerste, Hirse, Hanf, besonders auch Reis, Baumwolle), Obstbaumzucht (Südfrüchte), Weinbau, Seiden- und beträchtliche Viehzucht auf Nomadenart (Pferde, Maulthiere, Kameele), Jagd auf Speise- und Raubwild, Fischerei (reichlicher Fang von einer eigenthümlichen Art Häringe), lebhaften Handel, aber wenig Industrie. Dieselben gehören den Stämmen der Kadschars (von denen auch die jetzigen Schahs von Persien sind), Kodschawend, Modunlu (Kurden), Turkomanen (darunter die Guklan, welche etwa 8—10,000 Familien umfassen und nach Nomadenweise in Zelten wohnen) u. anderen an. Jeder Stamm steht unter einem Häuptling, die ganze Provinz aber ist der Botmäßigkeit eines Beglerbegs unterstellt, dem jene Tribut zahlen müssen. Sie zerfällt in zwei Distrikte: M. und Dahestan. Hauptstadt ist Sari, mit 30,000 Einwohnern, die des östlichsten Distrikts Asterabad. Bei Firdusi als das Land der tapfern Helden oder Divs, aber auch als das Land der Rosen und des ewigen Frühlings gepriesen und noch heute bei den Persern der „Garten Iran's" genannt, blühte M. ganz besonders unter Schah Abbas dem Großen (um 1600 auf, der hier Zaubergärten und Lustschlösser anlegte, deren großartige Ueberreste noch heute bewundert werden, wie der Schahpalast zu Balfrusch, die glänzenden Reste zu Aschraf oder Aschreff, Suffidabad und Furrahabad ꝛc.

Maser (Morbilli), diejenige krankhafte Erscheinung an manchen Holzarten, namentlich an Ahorn (Maßholder), Pappeln, Birken ꝛc., besonders an älteren Bäumen, die auf einem dürren oder steinigen Boden wachsen, wobei sich härtere u. verschieden gefärbte Flecken im Holze zeigen, was daher kommt, daß eine Menge Knospen in ihrer Entwickelung und Ausbildung zurückbleiben und in Folge davon im Holze eine Knotenanhäufung Statt findet. Da dergleichen Maserholz von Tischlern zu ausgelegten Arbeiten und vom Drechsler zu Dosen, Steckknöpfen ꝛc. benutzt wird, so sucht man durch öfteres Ausästen der Zweige die M. zu befördern. Vgl. Märten, Theorie über die Entstehung des Maserholzes, Wien 1815.

Masern (Morbilli, Exanthema morbillosum), ein fieberhaftes, meist epidemisch auftretendes, ansteckendes u. den Menschen gewöhnlich nur einmal befallendes Exanthem, das aus kleineren Flecken von blaßrother Farbe besteht und in kleinartiger Abschuppung endet. Der Krankheit gehen gewöhnlich mehrtägige katarrhalische Vorboten voraus, welche besonders in Schnupfen, lebhaftem Niesen, Nasenbluten, kurzem trockenen Husten, Heiserkeit, katarrhalischer Augenentzündung ꝛc. bestehen und wozu ein leichtes Katarrhalfieber, bisweilen auch Zuckungen, Delirien oder Erbrechen und Durchfall hinzutreten. Am 3. bis 5. Abend erfolgt der Ausbruch des Exanthems, welches sich von Gesicht und Hals beginnend allmählig von oben nach unten verbreitet und wobei die katarrhalischen Schleimhautzufälle fortdauern oder sich noch steigern. Der Ausschlag selbst besteht aus kleinen, stichstichähnlichen, kreisrunden, blaßrothen Flecken, welche in ihrer Mitte ein kleines Knötchen haben. Er verbreitet sich oft über den ganzen Körper, ist jedoch an den mit härterer Oberhaut bekleideten Stellen nicht zu erkennen. Wo er dicht steht, wie im Gesicht, verschmilzt er gern zu einer gleichförmigen Röthe. Er ist ziemlich flüchtig und wird durch eine zu kühle Zimmerluft, durch starke Abkühlungen u. dergl. leicht vertrieben, worauf oft schwere Nachkrankheiten folgen. Etwa 3—4 Tage nach dem Ausbruch verblaßt der Ausschlag und verschwindet endlich. Gleichzeitig mäßigen sich die Fieberanfälle, die Krisen der Schleimhäute (besonders die Abschlei-

Digitized by Google

mung der Nase und der Luftwege) und die allgemeinen Fieberkrisen treten ein. Zuletzt, oft ziemlich spät, erfolgt die kleine oder staubartige Abschilferung auf der Haut, welche bisweilen Wochen lang hinauszieht. Der anatomische Sitz des Masernausschlags ist in den Talgdrüsen der Haut, und daher ist in der Regel jede Stippe mit einem Haar durchbohrt und die geschwollene Drüse als Knötchen in der Tiefe fühlbar. Der Fingerdruck bewirkt deshalb hier nur ein momentanes Erblassen, und die Röthe ersetzt sich nicht (wie beim Scharlach) von der Peripherie her, sondern von den einzelnen Stippen aus wieder. Die Abschilferung ist fast nur das aus der Drüse tretende und gerinnende Sekret mit den Epithelium-zellen des Drüsenkanals. In gleicher Weise entzünden sich aber auch die Schleimbälge der oberen Athmungsorgane mit Einschluß der Augen und Nasenhöhlen u. zeigen eine fleckige Röthe und wässerige oder croupartige, später schleimig eiterige und tuberkulöse Exsudate, Geschwürsbildung, Bläschen ꝛc. Seltener nimmt die Magen-darmschleimhaut in bedeutendem Maße Theil; dann findet sich stark belegte und geröthete Zunge, Schnupfen, Erbrechen, Durchfall, und die Sektion weist Anschwellungen der Darmschleimhautdrüsen nach. Findet der Ausbruch auf der Haut schwach und unbeständig Statt, so leiden die inneren Häute, selbst die serösen Häute, namentlich des Gehirns, statt dessen in höherem Maße (die sogenannte nervöse Form). Die Anlage zur Masernkrankheit ist nicht so weit verbreitet, als die zu den Pocken; übrigens wird jedes Alter, am häufigsten jedoch das kindliche, von der Krankheit befallen. Die Masernepidemien herrschen meist in der ersten Hälfte des Jahres, bei naßkaltem Wetter, und stehen nicht selten mit den Epidemien des Keuchhustens, der Grippe und des Scharlachs in Verbindung. Sie verbreiten sich auf miasmatischem und kontagiösem Wege. Das Kontagium erzeugt sich besonders in der Abschuppungszeit. Die M. sind in der Regel eine leichtere Krankheit und werden hauptsächlich nur durch die begleitenden entzündlichen Zufälle im Schleimhautsysteme (besonders der Athmungsorgane) und deren Ausgänge und durch die Metastasen bedenklich, aus denen tödliche Ausgänge und bösartige Nachkrankheiten entstehen, wie Lungen-, Luftröhren-, Bronchien- u. Kehlkopfentzündungen, Keuchhusten, Croup, Oedem der Stimmritze oder der Lunge, Eiter- und Tuberkelschwindsuchten, Brustkrämpfe, Herz- und Herzbeutelentzündungen, Augenübel verschiedener Art, Trübungen und Durchbohrungen der Hornhaut ꝛc., stinkende Nasen- u. Ohrenflüsse, Mundgeschwüre, Wasserkrebs, Knochenübel verschiedener Art, Knochenfraß ꝛc. Namentlich entwickeln sich skrophulöse und tuberkulöse Uebel gern nach den M. und nehmen dann bösartige Formen an. Die Prognose ist im Ganzen günstig, aber im Einzelnen sehr verschieden und von der Körperbeschaffenheit des Kranken, der herrschenden epidemischen Konstitution, dem Charakter u. dem Hauptsitze der Krankheit und den begleitenden Zufällen abhängig. Manche Masernepidemien zeigen theils eine bösartige, nervöse oder faulige Fieberform, theils etwas Versteckres, Heimtückisches, wodurch plötzliche Todesfälle und schlimme Metastasen herbeigeführt werden. Vor der Abschilferung ist die Gefahr für den Kranken nicht vorüber, da gerade in diesem Zeitraume oft noch schlimme Ausgänge erfolgen. Die Behandlung ist im Allgemeinen anfangs eine gelind antiphlogistische, später eine mäßig diaphoretische. Man gibt wässeriges Getränk, Zuckerwasser, schleimige Abkochungen, Emulsionen u. dergl., zur Ausbruchszeit und bei schwach erscheinendem Ausschlag auch die Aufgüsse von Flieder, Lindenblüthen, Kamillen u. dergl., mit Liq. ammon. acet. oder mit Vinum stib. oder Ipecacuanha. Bei plötzlichen Durchfällen dienen warme Breiumschläge auf den Leib, Stärkeklystiere und selbst Opium in Emulsionen oder doverschen Pulvern. Die höheren Grade der antiphlogistischen Heilmethode kommen nur dann zur Anwendung, wenn entzündliche Affektion der Luftwege und Lungen dazu auffordert; zumeist dienen dann Blutegel an die kranke Stelle, Kalomel, Brechweinstein in Verdünnungen und Hautreize. Die anscheinend gastrischen Zufälle weichen gewöhnlich von selbst bei verdünnenden und schleimigen Mitteln. Die Brustaffektion macht bisweilen die Anwendung der ölig-schleimigen und expektorirenden Mittel, der Resolatoren auf die Brust, des Goldschwefels mit Kalomel, des Tart. stib., auch wohl des Extr. hyosc. oder dulcam., später des Salmiaks, des Selterwassers, mit und ohne Milch, u. dergl. nach Verschiedenheit des Falles nothwendig. Starke Schwächungen müssen wegen des leicht zurücktretenden Hautausschlages und wegen der oft hinzukommenden Nervenzufälle vermieden werden. Die Augen müssen vor dem Lichte geschützt, in manchen Fällen selbst mit warmen Bähungen und ähnlichen Mitteln behandelt werden. Der etwa zurücktretrete Ausschlag fordert dieselben Mittel wie bei dem Scharlach. Die Nachkur hat es meist mit den Augen- und Brustübeln zu thun, welche die M. hinterlassen. Uebrigens muß jeder Maserkranke wenigstens bis nach gehörig erfolgter Abschilferung im Zimmer gehalten werden u. darf auch dann nur sehr vorsichtig sich der Luft aussetzen. Fehlt die sichtbare Abschilferung gänzlich, so ist um so mehr Vorsicht nöthig. Lauwarme Seifenbäder, nach deren Gebrauch sich der Kranke in das Bett zu legen hat, fördern in dieser Zeit die Hautverjüngung und Genesung am besten.

Masham, Stadt in der englischen Grafschaft York, Nord-Riding, am Ure, hat Fabriken für wollene Zeuche und 4000 Einw.

Mashholder, s. v. a. Feldahorn, Acer campestre *L.*, s. Ahorn.

Masinissa, König der Massylier oder östlichen Numidier, Sohn des Gula, um 238 v. Chr. geboren, verlebte seine Jugendzeit in Karthago, welche Stadt damals mit seinem Vater befreundet war, und bildete sich daselbst zu einem geistig und körperlich tüchtigen jungen Manne. Seine Verlobung mit Sophonisbe, der noch zarten Tochter von Hasdrubal, trug nicht wenig dazu bei, ihn an die mächtige Stadt zu fesseln. Er bewies seine Treue und Anhänglichkeit an Karthago schon 213 dadurch, daß er den auf römischer Seite stehenden Syphax, den mächtigen König

Digitized by Google

der Massäsylier oder westlichen Numidier, mit den durch ein karthagisches Heer unter Hasdrubal verstärkten Numidiern seines Vaters angriff, besiegte u. zu einem Frieden mit Karthago zwang. Hierauf setzte er 212 mit Hasdrubal nach Spanien über, wo er mit seinen numidischen Reitern den P. Scipio beständig umschwärmte u. in Athem erhielt, bis er endlich bei Castulo (jetzt Cazlona am Guadalimar) zur Vernichtung dieses Feldherrn und dann auch des Cn. Scipio wesentlich beitrug. Die Ankunft des großen P. Corn. Scipio an der Westküste Spaniens aber gab den Verhältnissen daselbst eine andere Wendung und der Politik M.'s eine andere Richtung. Der Eroberung von Neukarthago war die Schlacht bei Bäcula gefolgt, in welcher Hasdrubal von Scipio gänzlich besiegt u. der junge Massiva, M.'s Neffe, gefangen genommen worden war. Der römische Feldherr behandelte ihn freundlich und sandte ihn wohlbeschenkt zu seinem Oheim zurück, der seinerseits in Verbindung mit den karthagischen Feldherren noch einige Zeit lang dem Vordringen der Römer hartnäckigen Widerstand entgegensetzte u. besonders 207 dem Scipio einen Sieg, welchen dieser zwischen Corduba und Hispalis über Hasdrubal davon trug, bedeutend erschwerte. In einer geheimen Unterredung mit Silenus, dem Legaten Scipio's, versprach er jedoch, im Stillen nach Afrika überzusetzen und dort die Massylier für die Pläne der Römer zu gewinnen. Als nun gar die Karthager, um einen gefährlichen Feind in einen nützlichen Bundesgenossen umzuwandeln, ohne bestimmtes Vorwissen ihres Vaters Sophonisbe mit Syphar verlobten, kam M. mit Scipio zusammen und schloß nun vollständige Freundschaft mit den Römern, und ein auf Anstiften Hasdrubals gegen ihn unternommener Mordanschlag steigerte die Erbitterung M.'s gegen Karthago. Syphar, unterdessen mit Sophonisbe vermählt, verließ die kaum ergriffene römische Partei wieder und nahm nun auch den Kampf mit M. auf. Dieser war nämlich inzwischen aus Spanien über Mauritanien, dessen König Bochar ihm ein Reisegeleit bis an die massylische Grenze mitgegeben, im väterlichen Reiche angelangt, welches Mezetulus, der Sprößling einer dem Herrscherhause verwandten nebenbuhlerischen Familie, im Namen des unmündigen Lacumaces, jüngsten Sohnes des Oesalces, des Oheims M.'s, verwaltete. Mit 500 Anhängern seiner Familie stieß M. bei Thapsus auf den zu Syphar ziehenden königlichen Knaben, besiegte zweimal seinen Gegner und zog dann durch Aussicht auf die Erbfolge den Lacumaces und durch das Versprechen der Amnestie den Mezetulus auf seine Seite, so daß er nun bloß mit Syphar allein zu kämpfen hatte. Er verlor jedoch Massylien, mußte fliehen und rettete sich mit einigen Reitern auf einen Berg, von wo aus er häufige Einfälle auf karthagisches Gebiet machte. Abermals geschlagen, entkam er nur mit 2 Reitern dadurch, daß er über einen bedeutenden Fluß schwamm, und galt in ganz Afrika für todt, bis er plötzlich in seinem Erbreiche wieder auftrat, dasselbe rasch eroberte und verheerende Einfälle in Massäsylien und andere Länder karthagischer Bundesgenossen unternahm. Auf den Berghöhen zwischen Cirta und Hippor von Syphar und dessen tapferem Sohne Vermina von allen Seiten angegriffen, mußte er nach furchtbarem Kampfe wieder fliehen und rettete sich mit etwa 60 Reitern nach der kleinen Syrte, wo er sich bis zur Ankunft der römischen Flotte herumtrieb. Als Scipio 204 in Afrika gelandet war, suchten die Karthager und Syphar Frieden und Bundesgenossenschaft mit M. Dieser ging arglistig auf die ihm gemachten Anerbietungen ein und bezog in der Nähe von Utica ein Lager, trat aber nächtlicher Weile mit Scipio zu einer Unterredung zusammen und gab diesem den Plan zur Vernichtung einer karthagischen Reiterabtheilung aus einem Hinterhalt an die Hand, bei dessen Ausführung er dann selbst thätig war. Hierauf trat er offen zu den Römern über, plünderte gemeinschaftlich mit Scipio die Umgegend, befreite römische Gefangene, eroberte die Stadt Locha und vernichtete einen von Hasdrubal gelegten Hinterhalt. Zur Verfolgung des Hasdrubal und des Syphar ausgesandt, eroberte M. nicht nur sein massylisches Erbreich wieder, sondern nahm auch seinen Feind selbst nach einem langen Kampfe nebst einem seiner Söhne gefangen und sandte ihn zu Scipio. In der Hauptstadt seines Nebenbuhlers traf er vor der Königsburg Sophonisbe, die er noch an demselben Tage heirathete. Kallus und Scipio, den Einfluß dieser patriotischen Frau auf M. fürchtend, verlangten ihre sofortige Auslieferung. Vorgeblich um diesem Befehl nachzukommen, eilte M. nach Cirta und reichte seiner Gemahlin, der er versprochen, sie vor feindlicher Römergewalt zu bewahren, den Giftbecher. Dafür erhielt er fürstliche Titel und Insignien und den von den Römern eroberten Theil von dem Gebiet des Syphar, namentlich Cirta und andere Städte. Von nun an lebte M., trotz eines auf 50 Jahre geschlossenen Friedens, in fortwährender Feindseligkeit mit Karthago, dem er überall zu schaden und dessen Macht er an allen Orten zu schwächen suchte, bis es endlich 150 zwischen den Karthagern und dem in einem Alter von 88 Jahren noch jugendlich rüstigen Greis zum offenen Kriege kam. M. schlug seine Feinde in einer heißen Schlacht, schloß den Rest des karthagischen Heeres ein und entließ ihn nur unter harten Bedingungen. Eine feindselige Behandlung M.'s und seiner Familie war die scheinbare Ursache zum Ausbruche des dritten punischen Kriegs, der wahre Grund aber Herrschsucht des Numidierkönigs, dem indeß jetzt klar wurde, daß ihn die Römer vorzugsweise in ihrem eigenen Interesse benutzt hatten. Es trat eine Spannung zwischen M. und seinen alten Bundesgenossen ein, und als diese sich nach einigen Unfällen wieder um Hülfe an ihn wendeten, war er bereits gestorben (148). Sterbend hatte er durch Gesandte dem Adoptivenkel des ältern Scipio sein Reich und seine Kinder empfohlen u. diese letzteren angewiesen, allen Anordnungen des römischen Beschützers nachzukommen. Scipio traf 3 Tage nach M.'s Tod in Cirta ein, fand die natürlichen Söhne desselben mit Geldgeschenken, einigen Städten und Ländereien ab und theilte unter die drei legitimen (Micipsa, Gulussa und Mastanabal) das Reich und die Schätze. Aus dem ganzen Leben und Thun M.'s geht hervor, daß er ein hochbegabter u. nach Hohem strebender Mann

Digitized by Google

war, der mit eindringendem Scharfblick ungewöhnliche Energie verband, der rasch und kühn im Kampfe und gewandt und schlau in der Unterhandlung war, den Unglück nicht beugte u. Glück nicht erschlaffte und sorglos machte, den nicht bloß die Lust an Krieg und Sieg beseelte, sondern dem auch die Verbesserung seines Reiches nicht minder am Herzen lag. Sein größter Fehler war leidenschaftliche Herrschsucht, der er selbst seine Liebe opferte.

Masinobad (Balmaser Bad, Thermae Masinenses), Bad in dem seiner Eisenminen wegen bekannten, nach dem Bache Masino benannten Thale im Veltlin, auch Caz de Bagni genannt, 3270 Fuß über dem Meere, 6 Stunden nördlich von Morbegno und eben so weit östlich von Chiavenna, wurde früher viel besucht, hat aber an Frequenz verloren. Das Thermalwasser der einem Felsen entspringenden Heilquelle, ausgezeichnet durch seinen geringen Gehalt an festen u. flüchtigen Bestandtheilen, ist klar, ohne Geruch und Geschmack und hat die Temperatur von 34° Reaumur, enthält Chlornatrium, Chlortalcium, schwefelsaures Natron und schwefelsaure Kalkerde und wird empfohlen, vorzüglich in Form von Bädern, gegen gichtische und rheumatische Leiden, chronische Hautausschläge, veraltete Hautgeschwüre, Stockungen im Uterinsystem und dadurch bedingte krankhafte Anomalien der Menstruation und Blennorrhöen.

Maskara, Hauptstadt der Provinz M. oder Tlemsan in Algerien, an der südlichen Seite der Hügelreihe, die nördlich die Ebene von Eghres schließt, liegt auf zwei Bergkegeln, die durch eine Schlucht von einander getrennt sind, und besteht aus 5 geschiedenen Theilen, wovon 4 auf dem östlichen Kegelberge liegen, nämlich das eigentliche M., die nördliche Vorstadt, Baba Ali genannt, die südliche, Ai Beidha, u. eine kleine Vorstadt gegen Osten. Auf dem westlichen Bergkegel liegt die Vorstadt Arkub Ismail. Die Stadt hat 2 Thore, eine Kasbah, deren nördliche Fronte zugleich die Stadt auf dieser Seite schließt, und mehre große Gebäude: die Wohnung des ehemaligen Statthalters (Bey), zwei Moscheen, eine Karawanserai, einen Markt, die ehemalige Kaserne der regulären Mannschaft des Emirs in der Kasbah ꝛc. Die Vorstadt Arkub Ismail hat gleichfalls zwei Thore. Außerhalb der Mauer zieht sich eine bedeutende Häuserreihe am Abhang der Schlucht gegen die Stadt hin, unter andern ein großes Karawanserai in der Nähe der nordwestlichen Ecke. Die Vorstadt Baba Ali ist von der Stadt völlig geschieden; bedeutende Gebäude hat sie nicht. Die Vorstadt Ai Beidha, im Süden der Stadt, hat eine Menge Werkstätten, Gerbereien ꝛc., auch eine schöne Moschee. Zahlreiche Kanäle versorgen alle Punkte der Stadt mit vortrefflichem Wasser. M. war früher die Residenz des Bey, später des Emirs von M., Abd-el-Kader. Im Jahre 1835 unternahmen die Franzosen einen Zug dahin, welchem der Herzog von Orleans beiwohnte.

Maskat, arabischer Staat auf der Ostküste der Landschaft Omân am persischen Meere, umfaßt den langen, schmalen Küstenstrich der persischen Provinzen Laristan und Mogbistan sammt den am Eingange des persischen Meerbusens gelegenen Inseln Ormus und Kischat, sowie auf der ostafrikanischen Küste einen Landstrich vom Aequator bis südlich zum Vorgebirge Delgado mit den Landschaften u. Inseln Zanguebar, Quiloa, Melinda, Batta, Pemba, Dschuba, Monfia und Lamo, im Ganzen ein Gebiet von ungefähr 8000 □Meilen mit 2½ Millionen Einwohnern, wovon 500,000 auf das eigentliche M. oder Omân in Arabien kommen. Der Staat wird von einem Imam beherrscht. Das stehende Heer wird auf 20 — 30,000 Mann, die Kriegsmarine auf 87 Schiffe mit 730 Kanonen, die Handelsflotte auf wenigstens 2000 Fahrzeuge, der Betrag der Einfuhr auf 1 Million Pfd. Sterling, die Summe der Staatseinkünfte auf 900,000 Pfd. Sterling angegeben.

Die gleichnamige Hauptstadt und Residenz des Imams, vor dem Eingange zum persischen Meerbusen, von Gärten und Dattelwäldern umgeben, ist ziemlich gut befestigt und der Schlüssel von Arabien und Persien, der beinahe zur Hälfte den Verkehr des persischen Meerbusens vermittelt und dessen Hafen als Hauptniederlage der persischen und arabischen Erzeugnisse, sowie indischer Waaren betrachtet werden kann. Die Stadt bildet einen einzigen Bazar, der von indischen Kaufleuten jeder Kaste bewohnt ist. Die engen Straßen sind größtentheils mit Matten aus Palmblättern bedeckt, die zwar die Sonne ziemlich gut, aber den Regen sehr schlecht abhalten, so daß nach einem einzigen Regenguß der ganze Bazar mit knietiefem Kothe bedeckt ist. Die Häuser sind meist nur ein Stockwerk hoch und haben ein flaches, mit Erde bedecktes Dach. Vor jedem Hause ist ein kleiner, an die Straße stoßender Platz, wo die Waaren ausgelegt werden. Der Palast des Sultans und die Häuser seiner Familie und der reichern Kaufleute sind in gutem Style und bequem gebaut. Die Stadt ist in so hohem Grade ungesund, daß man den Aufenthalt daselbst während der heißen Jahreszeit für Europäer für entschieden tödlich erachtet. Der Hafen von M. ist völlig gegen die Winde geschützt, Nordwinde ausgenommen, welche manchmal die See stürmisch aufregen und die äußere Bucht zu einem gefährlichen Ankerplatz machen. An diese Bucht stößt gegen Norden die schöne Bai von Mattrah, um welche her das Land offener ist. M. hängt für seinen täglichen Unterhalt durchaus vom Handel ab, dessen Wichtigkeit sehr gestiegen ist durch die liberale Denkungsart des jetzigen Imams, Sejjid-Said, der jedem Kaufmann Sicherheit der Person u. des Eigenthums und jeder Religion Duldung gewährt. Die Hauptgegenstände der Einfuhr in M. sind Reis, Gewebe, Baumwolle, Zucker, Mokkakaffee, jene der Ausfuhr besonders Gummi, Droguen, Straußfedern u. Elfenbein. Auch wird, wie im ganzen Littorale, ein ansehnlicher Perlenhandel unterhalten. Außer dem lebhaften Transithandel vermittelt M. auch einen ziemlich ansehnlichen Handel durch seine Schiffe, welche bis Bombai und noch weiter fahren, z. B. nach der Küste von Malabar, um sich mit Pfeffer, Bauholz, Kardamomen und Reis, nach Ceylon, um sich daselbst

Digitized by Google

mit Zimmt zu versehen, nach Kalkutta, um gegen Datteln u. Pferde als Rückladung Reis, Indigo und Zucker einzunehmen. Die Schiffer von M. vermitteln auch fast ausschließlich den Verkehr mit den südöstlichen Küsten von Afrika, wohin sie Datteln führen und von wo sie Goldstaub, Elfenbein, Perlmutter, Schildpatt und Droguen holen. Der europäische Handel findet in M. jede Erleichterung und Sicherheit. England, Frankreich und die Vereinigten Staaten haben mit dem Imam einen Schifffahrtsvertrag geschlossen. Durch diesen ausgedehnten Verkehr hat sich die Stadt außerordentlich gehoben und soll gegen 60,000 Einwohner zählen, die eine eigenthümliche Mischlingsrace von Arabern, Persern, Afghanen, Belubschen, Indiern, Negern, Juden ꝛc. bilden. Von 1507, wo Albuquerque die Stadt M. eroberte, bis 1648, wo sie der arabische Emir Akif wieder nahm, gehörte dieselbe den Portugiesen. Nur wenige Stunden von M. liegt die Hafenstadt Matarah oder Matrah, mit den Schiffswerften des Imam, 20,000 Einwohnern und starker Spinnerei u. Weberei. Weiter nordwärts liegt die Hafenstadt Szohar mit 9000 Einwohnern, einst die Hauptstadt von Omän, und im Innern der Flecken Rustak, wo sonst der Imam residirte.

Maske (mittellat. masca, span. mascara, von dem arab. mas-chara, d. i. Spott oder Possenreißer, od. von dem spätern griechischen Worte baska, d. i. Schreckbild gegen Zauberei). Die M.n sind ursprünglich eine Erfindung der Griechen, und zwar lassen sie sich auf die ländlichen Ernte- und Weinlesefeste der ältesten Bewohner Griechenlands zurückführen, bei denen bäuerische Possenreißer auftraten, die ihr Gesicht mit Weinhefe übermalt hatten. Da es nun bei der Einweihung in die Orgien des Bacchus drei Grade gab, den der Satyrn, Silenen und des härtigen Bacchus selbst, so gab es auch dreierlei M.n, welche diese verschiedenen Grade andeuteten. Ursprünglich roh und häßlich verzerrt, erhielten sie allmählig eine gefälligere Form, wie denn der Schönheitssinn der Griechen überall veredelnd sich offenbart. Bei dem innigen Zusammenhange nun, in welchem die griechische Tragödie mit dem Dienste des Dionysus stand, war es natürlich, daß die M.n gleich anfangs in das Trauerspiel eingeführt wurden. Verfertigt wurden sie ursprünglich aus Baumrinde, dann aus Leder, welches mit Leinwand oder andern Stoffen gefüttert wurde, zuletzt aber aus Holz, welches geschickte Künstler nach Angabe der Dichter bearbeiteten. Sie bedeckten nicht bloß das Gesicht, sondern den ganzen Kopf. Einige waren mit Haaren von verschiedenen Farben besetzt, andere mit einem Barte; alle aber hatten einen weit aufgesperrten Mund, der inwendig mit Metallstangen versehen war, um der Stimme einen durchdringenden Schall zu verschaffen (daher Persona, von personare, hindurchtönen). Wer die M. in das Lustspiel einführte, ist ungewiß. Durch Aeschylus ward die M. zu einem farbenreichen Bildnisse; später wurde dieser Gedanke erweitert und die M.n, wie schon angedeutet, vervollkommnet, so daß man nun durch dieselben die Hauptverschiedenheiten der Stände und Charaktere, sowie die mannichfaltigen Leidenschaften darstellen konnte. Neben den tragischen M.n hatte man komische, satyrische und orchestrische M.n; für alle waren die genauesten Bestimmungen vorhanden. Die letztern waren solche, deren die Tänzer sich bedienten; sie hatten keinen aufgesperrten Mund und regelmäßig schöne Züge. Man hat hinsichtlich des Gebrauchs der M. im Schauspiel mit Recht bemerkt, daß dadurch alle Mimik und sogar die dem Schauspieler zum Ausdruck der Leidenschaft nothwendige Biegsamkeit der Stimme verloren gegangen sey; aber man darf nicht vergessen, daß der ganze Zweck, besonders der alten Tragödie, ein anderer war, als bei uns, und Darstellung der Individualität die Alten in diesem Punkte durchaus nicht erstrebten. Uebrigens würde bei der ungemeinen Größe der alten Theater das Mienenspiel auch nicht bemerkt worden seyn. Die Römer haben den Gebrauch der M. den Griechen nachgeahmt und wenig Neues hinzugefügt. Ein große Anzahl Abbildungen alter M.n nebst historischen und artistischen Notizen findet sich in dem Werke von Pacichelli: „De mascheris, capillamentis et chirothecis" (Neapel 1693); ferner in dem ziemlich planlosen, aber prachtvollen Kupferwerke von Ficoroni: „De larvis scenicis et figuris comicis" (Rom 1754) und in dem Werke von Berger: „De personis vulgo larvis seu mascheris, von der Karnevalsluft" (Frankfurt 1723). Vgl. Böttiger, Ueber das Wort M. und über die Abbildungen der M.n auf alten Gemmen, in den „Kleinen Schriften" (herausgegeben von Sillig, 3 Bde., Dresden und Leipzig 1836), und De personis scenicis vulgo larvis, in den Opuscula latina, Dresden 1837.

Den theatralischen Gebrauch der M.n im Mittelalter anlangend, so finden sich schon in den Mysterien Spuren, daß damit der Teufel, die Verdammten, die personificirten Laster ꝛc. charakterisirt wurden. Dann findet sich der Gebrauch der M. beim italienischen Volkstheater, welches in unmittelbarer Verbindung mit den altrömischen Mimen u. Pantomimen steht. Schon im 12. Jahrhundert, als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrsamkeit errichtet, finden wir den bolognesischen Dottore (s. d.), auch Graziano genannt. Die Namen der übrigen M.n, wie sie nach und nach sich einbürgerten, sind Pantalon von Venedig, Harlekin von Bergamo, Brighella von Ferrara, Colombine, die Kapitäns Spaviento, Fracasso, Tempesta und Truffaldin, sämmtlich seit dem 15. Jahrhundert auf der italienischen Bühne. Außerdem hatten die Römer den Don Pasquale u. die Gelsomini, die Florentiner die Pasquelle, die Kalabreser den Giangurgolo, die Sicilianer die Travaglini, die Messineser die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello und Pasquariello, die Mailänder den Girolamo und die Piemonteser den Gianduja. Ferner kennt man Pedrolino, Bertolino, Tartaglio, Trivelino, Mezzolino und Don Plione Balanzoni. Endlich ist noch zu erwähnen die M. des Pulcinello. Die M.n des Harlekin und des Scapino heißen zusammen Zanni, und da diese beiden die ältesten aller italienischen M.n sind, so wird ihr Ursprung aus

BAYERISCHE STAATS-

Digitized by Google

den Sannione (Sannio ist ein Mensch, der durch lächerliche Geberden und Witze die Leute zum Lachen reizt) noch deutlicher. Vgl. Valentini, Trattato sulla commedia dell' arte, ossia improvvisa, maschere italiane ed alcune scene del carnevale di Roma, Berlin 1826. Gleichzeitig mit der Entstehung der M. in Italien entwickelten sich auch in Frankreich aus den Spielen der Confrères de la Bazoche und der Enfans sans souci einige eigenthümliche M.n, die aber nie über Frankreich hinauskamen u. mit den Schauspielen, in denen sie zuerst erschienen, für immer verschwanden. Es waren besonders: Gros Guillaume, Gauthier Garguille, Jacquemain Jadot, Guillot Gorju, eine M., unter der die Aerzte lächerlich gemacht wurden, Turlupin, ein unverschämter Dieb und frecher Lügner, Pierrot u. A.

Gesichtsmasken, wie man sich deren bei Maskeraden, sowie in Italien beim Karneval auch auf den Straßen bedient, wurden früher aus Wachs, jetzt meist aus feiner Leinwand mit einem lackirten Ueberzug verfertigt, am besten zu Berlin, Paris, Rouen und Venedig. Man hat sie in den verschiedensten Charakteren, einfarbige (schwarz oder weiß), die meist Halbmasken sind und nur den obern Theil des Gesichts bedecken, bunte halbe oder ganze M.n. Neuerlich hat man auch dergl. M.n mit beweglichen Augen und beweglichem Unterkiefer verfertigt. Auf Maskenbällen bedient man sich statt der M.n öfters auch nur der Nasen, welche das Gesicht sehr unkenntlich machen. In heißen Ländern pflegen die Frauen auch beim Ausgehen M.n zu tragen, um den Teint zu schonen, was im Mittelalter auch in Deutschland Sitte war. In der Baukunst nennt man M.n Menschenköpfe ohne Hinterhaupt, gewöhnlich aus Stein gehauen, wie sie früher bei Bögen zur Verzierung des Schlußsteins und sonst angewandt wurden. Unter M.n versteht man auch eine Art von Schauspielern, die aus den sogenannten Moralitäten entstanden und in denen allegorische Personen vermischt mit mythologischen handelnd auftraten, die man eine ungewöhnliche, charakterisirende Kleidung anlegen ließ. In diesen M.n war auch Musik enthalten, die gewöhnlich in Volksliedern bestand. Zu Anfange des 17. Jahrhunderts verwandelten sich diese M.n in wirkliche kleine Opern, in denen die früher gebräuchliche Verkleidung weggelassen und nur der alte Name beibehalten ist und die man sogar jetzt noch zuweilen in England antrifft. In der Befestigungskunst heißt M. eine vorliegende Brustwehr, durch welche ein anderes Werk, eine Batterie ꝛc. dem feindlichen Feuer entzogen wird; daher maskiren, eine Feldbatterie durch eine Truppenaufstellung dem Feinde so verbergen, daß sie erst sichtbar wird, wenn sie zu feuern beginnt.

Maskelyne, Insel, s. Heiligen-Geists-Archipel.

Maskenball, s. v. a. Maskerade.

Maskerade (Maskenball), ein Ball, wo die Theilnehmer in Verkleidungen und mit Gesichtsmasken verhüllt erscheinen. Diese Verkleidungen heißen Charaktermasken, wenn sie die gewöhnliche Kleidung gewisser Stände (Jäger, Bauern, Bergleute), oder bestimmter Personen nachahmen, Nationalmasken, wenn sie die eigenthümliche Kleidung bestimmter Völkerschaften darstellen, Phantasiemasken, wenn die Kleidung mit freier Willkür gewählt ist. Am häufigsten bedient man sich auf M.n des Domino (s. d.). Es gibt bei öffentlichen M.n bestimmte Gesetze, welche die Theilnehmer befolgen müssen, wie z. B. daß Niemand ohne Gesichtslarve erscheinen darf, daß auf ein gegebenes Zeichen sich alle demaskiren (die Maske abnehmen) müssen ꝛc. Vermummungen und Verkleidungen waren von ältester Zeit her bei den Völkern beliebt, wozu besonders die Lust beitrug, in der Verkleidung sich ungebunden in gemischter Gesellschaft zu bewegen und Personen und Verhältnissen, die im Leben uns fern stehen, vertraulich näher zu treten, wie dies das herkömmliche und allgemein anerkannte Maskenrecht gestattete. Die früher öffentlich abgehaltenen Mummereien, wie die Mummenschanze, das Schönbartlaufen, die Osterspiele, die Narrenfeste, die Faschingsbelustigungen ꝛc., an welchen alle Stände sich betheiligten, wurden, verfeinert, zuerst an dem französischen Hofe unter Katharina von Medici verpflanzt, welche als die eigentliche Erfinderin der Maskenbälle zu betrachten ist. Der Hof Heinrichs VIII. von England trug diese Lustbarkeit auf heimischen Boden über, wo sie jedoch zuerst auf großartige Weise wieder unter das Volk trat, wenn auch nicht mehr unter allgemeiner Theilnahme im Freien, sondern in großen, prächtig verzierten Räumen, zu denen man durch Entrichtung eines Eintrittsgeldes gelangte. Erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts kamen die M.n an den deutschen Höfen auf, hier „Wirthschaften" genannt und oft recht sinnreich erfunden und von den Dichtern nicht selten in pomphafter Weise besungen. Besonders sind hier die „Wirthschaften" zu erwähnen, welche der prachtliebende König August von Polen an seinem Hofe zu Dresden gab. Bald zogen auch die niederen Gesellschaften die M.n in ihren Bereich, doch verloren die letztern nach u. nach ihren früheren Charakter. An die Stelle der eigentlichen Charaktermasken, durch die irgend etwas vorgestellt oder verheimlicht werden soll, traten nichts bedeutende Vermummungen, die häufig nur gewählt werden, um die Vorzüge des Körperbau's in das schönste Licht zu setzen. In dieser Weise werden die öffentlichen Maskenbälle, Redouten, abgehalten, die nicht immer als Beförderer der Sittlichkeit anzusehen sind, namentlich zu Paris, wo der Ball der Courtille außerhalb der Barrière das Gemeinste dieser Art bietet. Oeffentliche Faschingsmaskeraden haben sich noch in Italien u. in einigen Städten am Rhein, z. B. Köln, erhalten (s. Karneval). Charakteristische Maskenaufzüge, oft von sinnreicher Erfindung und künstlerischer Ausführung, sind in neuerer Zeit von den Künstlergesellschaften zu München, Düsseldorf ꝛc. abgehalten worden. Ueber ältere M.n vgl. Flögel, Geschichte des Groteſk-Komischen, Liegnitz und Leipzig 1788. Man leitet die M.n von den römischen Saturnalien ab; diese verwandelten sich im Mittelalter in den Karneval (s. d.), und dieser verbreitete sich bald als Mummenschanz

Digitized by Google

über ganz Europa. Die M.n werden gewöhnlich von der Fastenzeit bis zur Fastnacht veranstaltet.

Maskopei, nach dem holländischen Maatskoppij (=Maatschappij) korrumpirter Ausdruck, welcher Handelsgesellschaft, Kompagnieschaft bedeutet.

Masks (engl.), s. v. a. Moralitäten, s. Maske.

Maslach (arab. Moslick, Moslich), das von selbst ausfließende, an der Sonne erhärtende Opium (s. d.), das Königsopium, Kaiseropium; auch ein angenehmes Opiumpräparat zum diätetischen Gebrauch der Türken.

Masliebe, Pflanzengattung, s. v. a. Bellis L. Große M., s. v. a. gemeine Wucherblume, Chrysanthemum Leucanthemum L. Blaue M., s. v. a. gemeine Kugelblume, Globularia vulgaris L.

Masmünster, Stadt, s. v. a. Massevaux.

Mason, William, klassischer Dichter und musikalischer Schriftsteller Englands, geboren 1726 zu Hull, erhielt hier seine erste Bildung, studirte dann im St.-Johnskollegium zu Cambridge, ward durch Vermittelung des Grafen Holderneß Kapellan des Königs, Pfarrer zu Aston und endlich Kanonikus und Präcentor an der yorkschen Kathedrale; † den 4. April 1797. Er schrieb das Lehrgedicht: „The english garden" (London 1772 u. 1785; deutsch von Weiße, Leipzig 1773); „Elegies" (London 1762); die Dramen: „Catractus" (das. 1759) u. „Elfrida" (das. 1751, 1775, deutsch von Bertuch, 1775); „Poems" (das. 1764). Sein wichtigstes Werk in Bezug auf Musik ist: „Essay on Church-Music etc." (1782). Außer seinem Melodram „Sappho and Phaon" erschienen in London noch mehre Instrumentalsachen, namentlich Violoncelluette, unter dem Namen M.

Masonen, eigentlich eine geschlossene Tischgesellschaft, dann auch ein Trinkgelag; in Schlössern und Palästen eigene Gebäude, welche zu solchen Zusammenkünften dienten; s. v. a. Freimaurerloge.

Masora (vom hebr. Masar [überliefern], s. v. a. Ueberlieferung, Tradition), eine Sammlung der nach Feststellung der Punktation des Alten Testaments von den Rabbinen beigebrachten kritischen Bemerkungen über Verse, Vokale, Accente, grammatische Formen und Buchstaben. Die in ihr aufgestellten Bemerkungen wurden erst seit dem 3. Jahrhundert in den jüdischen Schulen durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt, dann vorzüglich durch die Schulen in Tiberias im 6. Jahrhundert schriftlich aufgezeichnet. Nur ein Codex der M. hat sich vollständig erhalten, der Codex palatinus, im Besitz der hallischen Bibliothek. Man theilt die M. in die große und kleine; jene umfaßt das ganze kritische Material, diese ist nur ein Auszug aus der großen, der als Glosse bald auf dem äußern, bald auf dem innern Rand der Bibel erscheint. Auch unterscheidet man zwischen einer M. textualis, welche die neben dem Text stehenden Bemerkungen enthält, und einer M. finalis, die Alles in sich faßt, was am Rande keinen Platz finden konnte und darum an dem Schluß der Abschnitte steht. Bomberg und Joh. Buxtorf haben die M. ihrer Bibelausgabe beigegeben, wie Felix Pratensis 1518 und der jüdische Gelehrte Jakob Ben Chajim den Text geschrieben, aber wegen der vielen Abbreviaturen, Kontraktionen und symbolischen Ausdrücke schwer zu verstehen. Der Werth dieser kritischen Bemerkungen ist sehr verschieden. Durch die Konjekturen, welche oft überflüssig sind, oft sogar auf Mißverständnissen beruhen, ist die ungeheure Anzahl der Varianten im Texte noch vermehrt worden. Was die Abtheilung des Textes betrifft, so ist diese ganz werthlos und läuft in müßige Spielereien hinaus, wie in die Angaben, welches der mittelste Buchstabe in einem Buch sey, wie viel es überhaupt Abschnitte, Verse, Worte, Buchstaben enthalte. Eine Erklärung der masoretischen Ausdrücke gaben Elias Levita („Masoreth hammasoreth", deutsch von Semler, Halle 1772) u. Buxtorf („Tiberias", Basel 1620).

Masovien (Massovien, Massau, Masovia), während des selbstständigen Bestehens von Polen die fruchtbaren Gegenden an der Weichsel, dem Bug und Narew, mit den Hauptorten Warschau, Plock und Rawa, bildet mit dem frühern Gouvernement Kalisch das Gouvernement Warschau (s. d.). M. hat seinen Namen von Maso oder Malao, dem Mundschenken des polnischen Königs Mieslai II., welcher sich nach dem Tode dieses Königs während der Minderjährigkeit Kasimirs I. (1037—41) des größten Theils von der Provinz Plock, die bisher zu Polen gehört hatte, bemächtigte. Obwohl nun Maso von dem König Kasimir in zwei Schlachten besiegt u. von dem preußischen Volksstamm der Lacznyer bei seiner Flucht gefangen genommen und aus Kreuz geschlagen wurde, so behielt doch das Land von ihm seinen Namen. Andere leiten freilich den Namen von den Massageten ab. Nach dem Tode Boleslavs III. (1138) erhielt sein zweiter Sohn Boleslav mit dem Herzogstitel M. und Kujavien; ihm folgte 1173 sein Sohn Lesko, der 1183 kinderlos starb, so daß M. an die Krone Polen zurückfiel. König Kasimir II. vermachte vor seinem Tode (1194) M. seinem zweiten Sohne Konrad, der auch dadurch denkwürdig geworden ist, daß er, um sein Land vor den Verwüstungen der Preußen zu schützen, die deutschen Ritter nach Preußen zog. Konrad blieb in einem Treffen gegen Boleslav von Polen, als er sich bei einem Einfall der Tataren in Polen der Krone dieses Landes bemächtigen wollte. Nach dem Tode seiner beiden Söhne Kasimir u. Boleslav (1262 u. 1267) theilten deren Söhne u. Enkel das Land, bis es 1333 wieder unter Boleslav II. vereinigt wurde. Nach seinem Tod (1351) wurde sein Vetter Ziemowit III. mit M. belehnt, der aber Kujavien an die Krone Polen abtreten mußte. Nachdem 1526 die piastische Linie mit Janusz und Sigmund in M. ausgestorben war, ward das Land von dem polnischen König Sigmund I. wieder mit Polen vereinigt, dessen Schicksale es von nun an theilte. Die Einwohner heißen Masuren, reden aber die polnische Sprache.

Maß, jede Einheit, welche Größe hat und

BAYERISCHE STAATS-

Digitized by Google

durch deren Vervielfältigungen Größen dargestellt, also gemessen werden können. Ein Punkt ist kein M., obgleich derselbe oft als Einheit der Linie angesehen wird, weil ihm Größe abgeht und sich deshalb damit auch keine Linie messen läßt. Solch ein M. soll eine Norm, eine sich gleichbleibende Größe besitzen, um darnach andere Größen abzuschätzen. Da wir aber sehr verschiedenartige Größen kennen, z. B. Längen-, Flächen-, Körpergrößen, ferner Zeitgrößen ꝛc., so muß es auch sehr verschiedenartige M.e geben; deshalb verlangte ein vollständiges Maßsystem M.e der Zeit und des Raumes und für letzteren wieder M.e für trockene und flüssige Körper, für Winkel und Gewichte, ja sogar für manche Kräfte (Dynamometer). In sofern aber nicht allein Konkretes, sondern am Ende auch Gedachtes abgemessen werden soll, so gibt es für die Betrachtung eine unendliche Menge der verschiedenartigsten M.e; wir erinnern nur an: Alkoholometer, Magnetometer, Elektrometer, Aräometer, Psychrometer und andere M., die in der Regel nur theilweise ihre Zwecke, nämlich die einer genauen und vollständigen Messung, erfüllen. Es würde ein nutzloses Bestreben seyn, auch nur die kleinste Zahl aller meßbaren, verschiedenartigen Dinge zusammenzustellen, und man muß sich darum nur auf die Kenntnisse derjenigen M.e beschränken, welche, als die gebräuchlichsten im Staatshaushalte, auch die unentbehrlichsten sind, um verschiedene Größen durch M.e auf einander zu reduciren; aber auch unter dieser Beschränkung hält es äußerst schwer, die theils durch vielfache Gebräuche, theils durch Mißbräuche geschaffenen M.e aufzusuchen. In der Regel mißt man Gleichartiges durch Gleichartiges, indessen kann auch Ungleichartiges durch einander dargestellt werden, wie z. B. die Menge der in einem Gefäß vorhandenen Flüssigkeit durch das Gewicht derselben, die Größe der Wärme durch die an einem Körper wahrnehmbare Ausdehnung. Manche M.e sind von den ältesten Zeiten auf uns gekommen, z. B. die Eintheilung des Jahres nach Tagen, Stunden ꝛc., wieder andere gehören unter die neuern Erfindungen, z. B. das Barometer, Thermometer ꝛc. Viele dieser Instrumente bezeichnet man aber in der Regel nicht mit dem Wort M., obgleich z. B. das Barometer wirklich ein M., nämlich das des Luftdruckes ist, sondern man will unter jenem Wort vorzüglich Linien-, Flächen- und Körpermaße verstanden wissen, und zwar mit Recht, da doch alle Messungen am Ende auf derartige M.e zurückgeführt werden müssen. Es ist aber nicht leicht, ein sich gleichbleibendes Normalmaß, und zwar in der Art zu finden, daß man zu allen Zeiten, an allen Orten dasselbe wieder herzustellen vermag, daß es allen Einflüssen von Seiten des Klima's (der Wärme) widersteht, also nicht augenblicklichen Aenderungen unterworfen ist, daß es für Jeden leichte Handhablichkeit zuläßt und daß es endlich als Normalmaß auf andere M.e zurückgebracht werden kann. Der Eine wollte den Menschenfuß als ein solches Grundmaß, der Andere die Entfernung der Pupillen der menschlichen Augen, der Dritte die Länge einer Spanne oder die Breite des Daumens der menschlichen Hand als M. hingestellt wissen, während doch diese sämmtlichen Größen wandelbare, von Zufälligkeiten abhängende sind, darum als untauglich bald bei Seite geschoben werden mußten. Daher datirt sich denn auch die Verschiedenheit der M.e der ältern Völker, der Römer, Griechen, Aegypter u. a., über deren Länge die Alterthumsforscher nie ins Klare kommen werden, indem dieselben schon von Anfang her keine Gleichheit hatten. Nur zwei der Neuzeit angehörige Vorschläge, unveränderliche Grundmaße zu erhalten, errangen sich unter allen Vorschlägen den allgemeinsten Beifall, und zwar sowohl wegen der Unveränderlichkeit der in Rede gebrachten Größen, als auch wegen der Leichtigkeit, mit welcher sich überall die daraus gewonnenen M.e anwenden lassen: nämlich einmal die Länge des Sekundenpendels, dann einen Theil des Erbquadranten als M.e zu brauchen. Vorzüglich hat Hauff das einfache Sekundenpendel, worauf Huyghens zuerst hinwies, unter dem Aequator nach mittlerer Sonnenzeit als Grundlage eines natürlichen Maßsystems empfohlen. Die Größe desselben setzt er nach Bouguer zu 439,21 Linien der Toise von Peru an und nimmt hiervon den dritten Theil als normalen Theil an, welcher sonach 146,4 Linien bis auf Hundertstel genau betragen soll. Um dann durch eine aus der Natur hergenommene Größe eine Eintheilung des Fußes zu finden und das Normalmaß dadurch zugleich mit dem Sonnensysteme in Verbindung zu bringen, schließt er folgender Weise: Die Horizontalparallaxe der Sonne beträgt 8,7 Sekunden, mithin der Durchmesser der Erde aus dem Centrum der Sonne gesehen 17,4 Sekunden. Würde ein Körper von diesem Durchmesser in dem Abstande des deutlichen Sehens, also in 1 Fuß oder 144 Linien Entfernung vom Auge betrachtet, so betrüge seine Größe: 0,0121392 Linien oder etwa 0,012 Linien, also die kleinste mit Sicherheit zu messende Größe, welche, 1000mal genommen, 12 Linien als Einheit der nächst kleinern Abtheilung, nämlich des Zolles, gibt. Gabriel Mouton zu Lyon war der Erste, welcher die Idee äußerte, die Erdgröße als unveränderliches M. zu gebrauchen, und der davon wieder eine Minute des Meridianbogens von Lyon als Grundmaß benutzt wissen wollte, welche Idee den Gebrauch des Pendels zu gleichem Zweck etwas bei Seite schob. Nach dem eben genannten Astronomen gebührt wohl Laplace zunächst erwähnt zu werden als Derjenige, welcher die Erdgröße selbst zur Regulirung des schon bestehenden M.es verwendet sehen wollte, was denn auch mitten unter den Greueln der Revolution geschah und alle übrigen Völker dadurch gewissermaßen von dem französischen abhängig machte, in sofern alle bisher regulirten M.e mit dem pariser verglichen wurden. Die durch Biot und Arago von Rodez bis zu den balearischen Inseln fortgeführte Messung, welche einen Bogen von 12° 22′ 13″, 39 umfaßte, dessen Mitte unter 44° 51′ 2″, 8 fiel, ergab eine Länge von 705188,8 Toisen, auf welche ungeheure Ausdehnung man die Größe des Mètres gründete. Berechnet man nämlich aus der ganzen Messung den nördlichen Quadranten der Erde, so beträgt ein Zehnmillionstheil desselben 0,5131111 Toisen oder 443,328 Linien der Toise von Peru. Man wartete aber die Beendigung der Messung nicht

Digitized by Google

ganz ab, sondern bestimmte den Quadranten aus dem bis Monthouy gemessenen Boden zu 5130738,62 Toisen, wovon der zehnmillionte Theil oder das Mètre 443,2958168 pariser Linien beträgt. Deswegen wurde die Größe desselben bei 0° Temperatur zu 443,296 Linien der Toise von Peru festgesetzt, wenn diese eine Temperatur von 16° 75 Cent. hat, was für eine Abplattung der Erde = $^1/_{305}$ spricht. Das Mètre hat darnach: 0,513074 Toisen oder 3,078444 pariser Fuß; die weitern Abmessungen oder Eintheilungen wurden: das Decameter, Hectometer, Kilometer, Myriameter, Decimeter, Centimeter, Millimeter, so daß 1 Mètre = $^1/_{10}$ Decam. = $^1/_{100}$ Hectom. = $^1/_{1000}$ Kilom. = $^1/_{10000}$ Myriam. = 10 Decim. = 100 Centim. = 1000 Millimeter ist. Welche von diesen beiden Maßbestimmungen den Vorzug verdiene, läßt sich schwer entscheiden. Das Sekundenpendel und dessen Messung wird leichter zu Fehlern Veranlassung geben können, weil es eine sehr kleine zu messende Größe ist, also jedes auch noch so kleine Versehen in der Bestimmung der Länge desselben bedeutende Irrthümer hervorrufen muß, während die Messung eines Theiles des Erdquadranten, auch wenn nur etwas Erhebliches sollte gefehlt worden seyn, nicht zu so großen Irrthümern führen wird. Dagegen ist die Mühe der Messung eines richtigen Sekundenpendels nicht in Vergleich zu stellen mit der ermüdenden und kostspieligen Vermessung einiger oder mehrer Erdgrade; doch spricht für die Gradmessung wieder das Bedürfniß, gewisse Länderstrecken dem Inhalt nach genauer kennen zu lernen. Die einzelnen, auf diese Grundmaße gestützten, jedem Lande zukommenden M.e findet man unter den betreffenden Artikeln angegeben, wobei freilich eine sehr große Verschiedenheit in den einzelnen M.en sichtbar wird, nirgends aber mehr, als in Deutschland, wo fast jedes Land eine andere Mellenlänge, ja dasselbe Land oft die verschiedensten Fuße, Ellen, Ruthen, Klaftern aufzuweisen hat, so daß die Reduktion in der Regel große Schwierigkeiten im Rechnen bietet. Autorität für Münz-, Maß- u. Gewichtskunde ist Nobacks „Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse" (Leipz. 1851, 2 Bde.), sowie dessen „Münz-, Maß- und Gewichtsbuch" (das. 1852 bis 53).

Maß, ein Flüssigkeitsmoß von verschiedener Größe, z. B. in Baden = 75,^{6186} par. Kubikzoll, $1^1/_{10}$ preuß. Quart, $1^1/_{20}$ wiener Maß, in Bayern (**Maßkanne**) = 53,^{3} par. K., $^{87}/_{40}$ pr. Q., $^8/_{11}$ w. M., in Wien, österreichisches Landesmaß von 2 Kannen = 71,^{28} par. K., $1^5/_6$ pr. Q., $^{40}/_{41}$ w. M., gewöhnliches M. = 73,^{11} par. K., $1^7/_{40}$ pr. Quart.

Massa, Anrede der Negersklaven an ihren Herrn.

Masse (lat.), die Menge, der Stoff, Bestand, das Ganze; M. bonorum, s. v. a. Vermögensbestand; M. concursus, die Konkursmasse.

Massa, Herzog von, s. Regnier.

Massa-Carrara, ein früher selbstständiges, jetzt zum Herzogthum Modena gehöriges kleines italienisches Herzogthum, besteht aus dem an der Küste zwischen Toskana, Genua und Lucca gelegenen Herzogthum Massa und dem Fürstenthum Carrara in den Apenninen und zählt auf $4^1/_2$ (5) □Meilen 30,000 Einw. Das Ländchen ist gebirgig, aber gut bewässert, daher fruchtbar und vortrefflich angebaut. Hauptprodukte sind Getreide, Wein, Oliven, Maulbeerbäume. Die Einwohner treiben vornehmlich Seidenspinnerei und Handel mit Oel und dem weltberühmten Marmor, der in vielen Marmorschleifereien zubereitet wird. Die Hauptstadt, Massa Ducale, in einer reizenden Gegend am Bache Frigido gelegen, etwa 3 italienische Meilen von der Küste, Bischofssitz, hat ein festes Kastell, breite, gerade Straßen, eine Akademie der Bau- und Bildhauerkunst, einen herzoglichen Palast von weißem Marmor, 2 schöne Plätze, ein Seminar, ein Kollegium, eine öffentliche Bibliothek und 10,000 Einw., die bedeutende Seidenfabriken unterhalten. Im Alterthum hieß diese Gegend von einem daselbst gelegenen und wegen seiner Marmorbrüche berühmten Orte Luna Lunigiana. Im Mittelalter gebot eine Zeit lang Genua daselbst, dann aber das Haus Malaspina, von welchem das Ländchen 1520 durch Heirath an Lorenz, Grafen von Florentillo, aus dem genuesischen Geschlechte der Cibo, kam. Im Jahr 1568 ward ein Nachkomme desselben, Alberich Cibo I., von Kaiser Maximilian II. zum Fürsten von Massa und Markgrafen von Carrara und ein Jahrhundert später 1664 Fürst Alberich Cibo II. vom Kaiser Leopold I. zum Herzog von Massa und Fürsten von Carrara ernannt. Nach dem Tode Alberams, des letzten Herzogs aus dem Hause Cibo, ererbte das Herzogthum 1731 dessen Tochter, Maria Theresia Franciska, die sich 1741 mit dem Erbprinzen von Modena, Hercules Rainald, vermählte und von diesem eine einzige Tochter, Beatrix, Herzogin von Este, hinterließ, welche sich mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich vermählte und 1790 ihrer Mutter in der Regierung über M.-C. folgte, aber 1796 durch die Franzosen verdrängt ward, worauf M.-C. zu dem der Familie Baccioch gehörigen Fürstenthum Lucca geschlagen ward. Durch den wiener Kongreß ward Beatrix 1815 nicht nur in ihr Erbe wieder eingesetzt, sondern erhielt auch noch anderweite Lehen mit der Bestimmung, daß dieselben nach ihrem Tode mit dem Erbstande an ihren Sohn Franz IV. von Este, Herzog von Modena, zurückfallen sollten. Nach ihrem Tode (1829) fiel das Herzogthum daher an Modena.

Massachusetts, der älteste Staat der nordamerikanischen Union, liegt zwischen 41° 13′ und 42° 52′ nördl. Br. und zwischen 3° 20′ und 6° 55′ östl. Länge, wird im Norden von Vermont und Neuhampshire, im Osten vom atlantischen Ocean, im Süden von demselben, vom Staate Connecticut und Rhode-Island und im Westen von Newyork begrenzt, hat von Süden nach Norden eine Ausdehnung von 70, von Osten nach Westen von 140 Meilen und umfaßt einen Flächenraum von 368 (8500 engl.) □Meilen. Die Oberfläche des Landes ist von auffallender Mannichfaltigkeit. Der Küstenraum ist zerrissen, aber eben und mit mehren Eilanden, vielen Sandbänken und Felsenriffen umgeben; längs der Küsten findet man nur salzige Marschen und Flugsand, landeinwärts wird der Boden fest und fett. Die Landschaft wechselt mit Hügeln und Bergen,

Digitized by Google

mit Ebenen und Thälern, bis zum Connecticut, wo Alles in Bergland übergeht, das zwar magerer erscheint, als in den östlichen Gegenden, aber doch schöne Weiden und einen kräftigen Baumwuchs darbietet. Den nordwestlichen Theil des Staates durchstreichen die grünen Berge, deren höchster Gipfel im Staate, der Sattelberg (Saddle-Mountain), eine Höhe von 4500 Fuß erreicht. Am Connecticut streichen sowohl östlich als westlich verschiedene abgebrochene Bergreihen hin, worunter der Hollyhock mit seinen Basaltsäulen auf der westlichen Seite, der Mount Tom, die beiden Zuckerhüte (Sugar loaves Mountain), die Westfield- u. Housatonikberge die wichtigsten sind. Die den Staat durchströmenden wichtigsten Flüsse sind: der Connecticut, Deerfield, Westfield, Chicapee, Merrimack, Concord, Nashow, Taunton, Charles in Neponset. Die merkwürdigste Bai ist die von M., zwischen den Kaps Ann und Cod, welches letztere, eine Halbinsel bildend, sich in einem Halbkreis um die große Massachusettsbai schlingt. Die Buchten von Boston, Plymouth und Barnstable sind die innersten Theile derselben. Die Buzzardsbai, auf der Südseite vom Kap Cod, erstreckt sich 40 Meilen weit ins Land hinein. Unfern der südlichsten Küste des Staats liegen die Inseln: Nantucket und Martha's Weinberg (Martha's Vineyard). Das Klima M.' ist im Sommer heißer, im Winter kälter, als unter gleicher Breite in Europa. Die Winter dauern vom December bis gegen Ende März. Die Sommer sind kurz u. außerordentlich heiß; den Frühling kennt man nicht. Der Herbst, die schönste Jahreszeit des Landes, erscheint zu Anfang oder gegen die Mitte Septembers. Der Ackerbau ist ziemlich weit gediehen; um Boston herum sieht die Gegend einem schon seit Jahrhunderten angebauten Lande gleich. Das Hauptkorn ist der Mais, der am besten gedeiht; Weizen kommt nur auf der Westseite des Connecticut fort; Winterroggen und Hafer werden in Menge gebaut, Gerste nur wenig u. Buchweizen nur auf Nantucket. Hopfen, Hanf und Flachs machen bereits einen Ausfuhrartikel aus. Kartoffeln, deren Bau früher durch Gesetze verboten war, werden jetzt häufig gezogen. Der Gartenbau ist nicht unbedeutend; die Obstzucht macht immer größere Fortschritte. Ueber die Hälfte des Landes besteht aus fetten und magern Wiesen und Weiden; die schönsten breiten sich am Connecticut und Merrimack und deren Zuflüssen aus und sind mit den nahrhaftesten Gräsern und Pflanzen bewachsen. Die Viehzucht ist in einem großen Theile des Staats Haupterwerb, namentlich ist die Zucht der Schweine, welche wenig kostet, außerordentlich gestiegen. Federvieh und Bienenzucht sind überall im Lande zu finden. Für Fischerei, den Stockfischfang sowohl, als den Wallfischfang, ist M. der bedeutendste Staat. Der Bergbau geht allein auf Eisen und Blei; die übrigen Metalle und Mineralien, deren der Staat in Menge besitzt, werden fast noch gar nicht benutzt. Die Einwohner sind größtentheils Anglo-Amerikaner. Der Puritanismus, der vormals über M. verbreitet war, hat sich auf dem Lande noch nicht ganz verwischt; doch ist der Verfolgungseifer verschwunden, der früher die Bewohner von M. auszeichnete. Ein gewisser Freiheits- u. Gleichheitssinn ist dem Massachusettser angeboren; er spiegelt sich in allen seinen Handlungen wieder und tritt überall gleich stark hervor. Die Zahl der Einwohner betrug 1790: 388,727, 1800: 422,845, 1820: 523,287, 1840: 737,700, 1850: 994,499, worunter 8795 Farbige. Die Mehrheit der Einwohner bekennt sich zur Kongregation, die 439 Kirchen im Lande zählt. Ihnen folgen die Baptisten mit 252, die Quäker mit 37, die Episkopalen mit 53, die Presbyterianer mit 15, die Universalisten mit 107, die Unitarier mit 160, die Methodisten mit 255, die Christianer mit 29, die Katholiken mit 36 Kirchen ꝛc. In keinem Staate herrscht ein regerer Geist für die Beförderung der Künste und Wissenschaften; nirgends findet man so viele und gute Schulen, Akademien und Colleges als hier, und M. liefert mehr als die Hälfte der Lehrer und Professoren für alle Schulen und Lehranstalten der Union. Gegenwärtig zählt man 4 Colleges, darunter die Harvard-Universität zu Cambridge, welche schon 1638 gegründet wurde, 3 Seminarien, 2 medicinische Schulen, 69 inkorporirte Akademien, 785 nicht inkorporirte Akademien u. Privatschulen u. 3987 Volksschulen. Der Schulfonds betrug 1851 958,921 Dollars. Die Manufakturen und Fabriken von M. übertreffen hinsichtlich ihrer Ausdehnung die aller andern Staaten der Union. Die beträchtlichsten bestehen in solchen für baumwollene und wollene Zeuche, Leder, Tauwerk, geistige Getränke, Eisenwaaren, Hüte, Tischlerarbeiten, Papier, Oel, Schießgewehre, Nägel ꝛc. Bedeutend ist der Schiffbau, der über 120 Schiffe liefert. In Bezug auf den Seehandel sowohl, als den Handel mit Landesprodukten behauptet M. wenigstens den zweiten Rang unter den Staaten der Union. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind: Fische, Holz, Schweinefleisch, Spirituosen, Leinsamen, Wallfischöl, Wallrath und verschiedene Manufakturwaaren. Der Werth der Ausfuhr belief sich 1849 auf 10,681,763 Doll., wovon 5,049,535 auf Landeserzeugnisse kamen, die Einfuhr auf 30,374,684 Doll. Im Januar 1853 bestanden 137 Banken mit einem Kapital von 43,270,500 Doll. Von öffentlichen Anlagen zur Verbesserung der Kommunikation findet man an Kanälen: den Middlesexkanal von 27 Meilen Länge, der den Merrimack mit dem Bostonhafen bei Charlestown vereinigt, den Hampshire- und Hampdenkanal, welcher den Fermingtonkanal von der Nordgrenze von Connecticut 22 Meilen weit nach Northampton fortsetzt, und den Blackstonekanal von 45 Meilen Länge, welcher Worcester mit Providence verbindet. Die Quincys-Eisenbahn war die erste in den Vereinigten Staaten. Alle Eisenbahnen des Staats hatten 1852 eine Ausdehnung von 258½ Meilen. Die Verfassung von M. wurde 1780 gebildet und 1821, 1839 und 1840 verbessert. Die exekutive Gewalt führt zufolge derselben ein Gouverneur, der vom Volke jährlich erwählt wird und 2500 Dollars Gehalt erhält. Niemand kann die Stelle bekommen, der nicht die letzten 7 Jahre vor der Wahl in dem Staate gewohnt hat, Grundeigenthum zum Werthe von 1000 Pfund in demselben besitzt und sich zur christlichen Religion bekennt. Der Vicegouverneur (Lieutenant Gover-

Digitized by Google

nor) wird zu gleicher Zeit und auf ähnliche Weise erwählt und muß hinsichtlich seines Wohnorts, seines Eigenthums und seiner Religion ähnliche Befähigung zum Amte wie der Gouverneur besitzen. Der Rath (Council) besteht aus 9 Personen außer dem Vicegouverneur, welche durch gemeinschaftliches Ballotiren des Senats und des Hauses der Repräsentanten aus den Räthen und Senatoren gewählt werden. Die legislative Gewalt besteht aus einem Senate und Repräsentantenhause, welche zusammen der General Court of Massachusetts heißen und sich jährlich in der Hauptstadt Boston am ersten Montage des Januars versammeln. Der Senat zählt 40 Mitglieder, welche alle Jahre vom Volke erwählt werden. Um zu einer Senatorstelle wählbar zu seyn, ist erforderlich: Besitz von Grundeigenthum von 300 Pfund oder anderes Vermögen zum Belaufe von 600 Pfund und Aufenthalt im Staate während der letzten 5 Jahre. Das Haus der Repräsentanten enthält 456 Mitglieder, die ebenso wie die Senatoren erwählt werden und Grundeigenthum zum Werthe von 100 Pfund in der Stadt, die sie repräsentiren, oder sonstiges Vermögen zum Belauf von 200 Pfund haben müssen. Die Richter an den Gerichtshöfen, der Staatsanwalt und der Generalprokurator (Attorney-General and Solicitor-General) werden vom Gouverneur unter Zuziehung und mit Genehmigung des Raths ernannt und bleiben im Amte, so lange sie denselben tadellos vorstehen. Doch kann der Gouverneur mit Genehmigung des Raths sie jederzeit absetzen, wenn er von beiden Häusern der gesetzgebenden Versammlung dazu aufgefordert wird. Die Besoldung des Oberrichters des Obergerichtshofs ist 3500 Doll., des Kreisfiskals 700 Doll., eines Oberrichters in Privatstreitigkeiten 1800 Doll., eines Beirichters in Privatstreitigkeiten 1700 Doll., eines Richters des Polizeihofs 1500 Doll. Wahlrecht hat jeder männliche Bürger über 21 Jahre (mit Ausnahme Armer und Bevormundeter), der ein Jahr in dem Staate wohnt, in der Stadt oder dem Distrikte, worin er auf dasselbe Anspruch macht, 6 Monate vor der Wahl anwesend war und seine Staats- oder Kreissteuer zwei Jahre vor der Wahl entrichtete. Der Senat sendet 10 Abgeordnete zum Kongreß. Die Staatsschuld betrug 1852 6,391,030 Doll., das produktive Vermögen des Staats 7,821,000, das unproduktive 1,607,000 Doll. M. zerfällt in 14 Counties od. Grafschaften: Suffolk, Esser, Newburyport, Middlesex, Worcester, Hampshire, Hampden, Franklin, Berkshire, Norfolk, Bristol, Plymouth, Barnstable, Dukes, Nantucket. Hauptstadt ist Boston. Außerdem sind die bedeutendsten Städte: Lowell, Salem, Roxbury, Charlestown, Worcester, New-Bedford, Cambridge ꝛc.

Das Gebiet von M. hat seinen Namen von den Massachusetts, einem Stamm der Abenakis, und erhielt später den Namen Neu-England, wozu damals noch Maine, Neuhampshire, Rhode-Island und Connecticut gehörten. Es war ursprünglich nach seiner ersten Ansiedelung aus zwei getrennten Kolonien zusammengesetzt: der Plymouthkolonie und der Kolonie der Massachusettsbai. Die erste englische Niederlassung, welche in Neu-England erfolgte, bestand aus 101 Personen, die, einer religiösen Verfolgung wegen aus England flüchtend, am 22. December 1620 in Plymouth landeten u. den Grund zur Plymouthkolonie legten. Im März 1628 kauften Sir Henry Roswell u. A. dem Rathe von Neu-England einen beträchtlichen Landstrich an der Massachusettsbai ab. Vier Monate später langten Kapitän Endicot, sein Weib und mehre andere Personen in dem Lande an und ließen sich in Naumkeag, gegenwärtig die blühende Stadt Salem, 15 Meilen von Boston, nieder. Da Plymouth eine Separatkolonie bildete, so war dies eigentlich die erste englische Ansiedelung in M. Beide Niederlassungen blieben bis 1691 unter ihrer eigenen Verwaltung, wo der zweite Freibrief für M. vom König William III. gegeben und Plymouth, Sagadahok und die ganze Provinz Maine der Kolonie M. einverleibt wurde. Wenige Monate nach der Ankunft des Kapitäns Endicot stießen 200 Personen, von 4 Geistlichen begleitet, zu demselben und vereinigten sich im nächsten Jahr zu einer Kirchengemeinde, der ersten in M. und der zweiten in Neu-England, da die von Plymouth schon 8 Jahre früher entstanden war. Im Jahre 1630 kamen 17 Schiffe aus verschiedenen Häfen in England mit mehr als 15,000 Passagieren, unter denen viele Personen von Stande waren, in M. an, hatten aber durch die Grausamkeit der Indianer, durch den Mangel an Lebensmitteln und durch andre Unglücksfälle so sehr zu leiden, daß noch vor Ablauf des ersten Jahres 200 davon durch Krankheit hinweggerafft wurden. Der erste Generalhof von M. wurde am 19. Okt. 1631 abgehalten, und zwar nicht durch Abgeordnete, sondern durch die freien Männer der Gemeinde im weitesten Sinne. Im nächsten Generalhof d. J. erließ man das merkwürdige Gesetz, „daß Niemand außer den Anhängern der Staatskirche auf Staatsfreiheit Anspruch machen solle'. Dasselbe blieb bis zur Auflösung der Regierung in Kraft. Im J. 1632 und dem folgenden wuchs die Kolonie bedeutend, und die Auswanderungswuth nach Neu-England war so stark, daß es der König für nöthig erachtete, ein Verbot ergehen zu lassen. Man gehorchte jedoch demselben nicht streng, denn noch in demselben Jahre kamen Cotton, Hooker und Stone, drei der berühmtesten Stützen der Kirche, herüber. Zwei Jahre später wurde die gesetzgebende Macht des Staates begründet, die im Ganzen unverändert blieb, so lange der Freibrief in Kraft war. Das Jahr 1637 zeichnete sich durch die Pequotkriege aus, worin 500—bis 600 Indianer das Leben verloren und fast der ganze Stamm vernichtet wurde, was unter den Eingeborenen einen solchen Schrecken verbreitete, daß sie 40 Jahre die Engländer unbelästigt ließen. Zwar vereinigten sich 1641 die Indianer unter Miantinomo, einem Anführer des Narraganfeststammes, zur Ausrottung der Engländer; aber die Verschwörung wurde entdeckt und hatte keine übeln Folgen. Seit 1648 fand das Hexenwesen Eingang in die Kolonie, und 1666 begann die bekannte Quäkerverfolgung und dauerte fort, bis die Freunde der Quäker einen Befehl vom König (9. Sept. 1669) auswirkten, der die Anwendung von allen Todes- und Körperstrafen an den Quäkern verbot. Der unter dem Namen

Digitized by Google

Philippskrieg bekannte mehrjährige Kampf endete 1676 mit dem Tod Philipps, des indianischen Anführers. Im J. 1684 ward der Freibrief aufgehoben, und 1686 erschien ein englischer Kommissär, der einen Präsidenten u. verschiedene Angesehene des Rathes zu Befehlshabern der Kolonie ernannte. Der Gouverneur Sir Edmund Andros übte willkürliche Bedrückungen gegen die Einwohner aus, beschränkte die Freiheit der Presse, verbot öffentliche Danksagungen ohne Erlaubniß der Regierung, erhöhte die Besoldung der Beamten ꝛc. Die Kolonie gerieth durch diese u. ähnliche tyrannische Vorgänge in Unordnung, und als die Nachricht von der Thronbesteigung Wilhelms III. ankam, verhaftete man den Gouverneur nebst seinem Anhang und setzte die alten Behörden wieder ein. Die Angelegenheiten der Kolonie wurden mit Umsicht und Klugheit nach dem alten Freibrief bis 1692 verwaltet, wo ein neuer gegeben u. angenommen wurde, der das ganze alte Gebiet nebst der Kolonie von Neu-Plymouth, die Provinz Maine, Nova Scotia und die Lande zwischen letzterer Provinz und dem Flusse St. Lawrence, sowie auch die Elisabethsinsel und die Inseln Nantucket und Martha's Vineyard umfaßte. Als die Franzosen von Quebec die Indianer zur Empörung veranlaßten, sich mit denselben zur Plünderung und Ermordung der Engländer verbanden, die Franzosen von Acadia (jetzt Nova Scotia) die Küsten unsicher machten und viele Schiffe wegnahmen, beschloß der Generalhof 1689 einen Angriff auf Port-Royal (jetzt Annapolis Royal) u. auf Quebec. Allein die Jahreszeit war so weit vorgerückt, die Zahl der Franzosen so überwiegend, das Wetter so stürmisch und die Sterblichkeit unter den Soldaten so groß, daß diese Expedition von großen Verlusten begleitet war. Als die Truppen die Kolonie verließen, schloß man einen Waffenstillstand mit den benachbarten Indianern, die jedoch ihre Feindseligkeiten wieder erneuerten. Im J. 1711 versuchte man, in Verbindung mit eben angelangten Truppen, einen Angriff auf Canada, wobei fast der größte Theil derselben umkam. Häufige Streifzüge an den Grenzen folgten. Nachdem aber der Friede von Utrecht bekannt geworden war, baten verschiedene Stämme der Indianer, die mit England Frieden halten sollten, wegen ihres Bruchs früherer Traktate um Verzeihung und versprachen für die Zukunft Gehorsam. Die Aussicht auf einen langen Frieden, welchen dieser Vertrag zu garantiren schien, wurde jedoch durch die Umtriebe eines französischen Jesuiten, Ralle, gestört, der 1717 die Indianer zu neuen Einfällen in die Grenzen der Kolonie anspornte. Erst nach Ralle's Tode wurde 1725 ein neuer Vertrag mit den Indianern abgeschlossen, dem ein langer Friede folgte. Die Unterwerfung Louisburgs (1745) gab sowohl Großbritannien als Frankreich zu wichtigen Plänen fürs nächste Jahr Veranlassung. Die britische Regierung dachte auf die Unterwerfung Canada's und die Vertreibung der Franzosen aus dem nördlichen Kontinent; das französische Ministerium hatte die Wiedereroberung von Louisburg, die Einnahme von Nova Scotia und die Verheerung der englischen Seeküste bis nach Georgien im Auge. Es wurden von beiden Völkern große Vorbereitungen getroffen, und eine furchtbare französische Flotte segelte nach der amerikanischen Küste, wo sie vergebens einer britischen Schwadron zu begegnen hoffte. Ehe es aber zu einem Zusammenstoß kam, trat der Friede zwischen beiden europäischen Mächten ein. Während des französisch-englischen Kolonialkrieges nahm M. thätigen Antheil zu Gunsten Englands. Hier aber entzündeten sich auch die ersten Funken der amerikanischen Freiheit, weshalb das britische Ministerium diesen Staat als die Wiege der Revolution betrachtete und seine Unterdrückungsversuche hier zuerst in Anwendung brachte. Die Felder von Lexington und Concord waren die Pflanzstätten der amerikanischen Unabhängigkeit; das erste Blut für die Freiheit Amerika's ward am 19. April 1775 auf ihnen vergossen u. düngte den Boden der neuen Welt.

Massa di Sorrento (Massa Sorrentana, Massa Lubrense), Stadt in der neapolitanischen Provinz Neapel, auf einer Landzunge (Capo di Minerva), östlich von der Insel Capri, westlich von Sorrento, Bischofssitz, hat 5000 Einw. und gute Kälberzucht (Kälber von Sorrento).

Massafra, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra die Otranto, mit 7000 Einw.

Massafran, Fluß in Algerien, entsteht aus dem Zusammenfluß des Dscher, Bu-Rumi u. der Schiffa mit dem Sidi Chebir, nimmt rechts den Buffarik auf und mündet südwestlich von Sidi Ferruch in das mittelländische Meer.

Massaga, Haupt- und Residenzstadt der Assacani (s. d.).

Massageten, mächtiges und kriegerisches Nomadenvolk im südlichsten Theile von Scythia intra Imaum an der nordöstlichen Küste des kaspischen Meeres und jenseit des Jaxartes, also im Norden des heutigen Khiwa auf dem Isthmus zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee und in den Steppen der Kirgisen. Die M. waren wahrscheinlich ein Volk turkomanischen Stammes, und ihre ursprünglichen Wohnsitze befanden sich wohl zwischen dem Uralgebirge und dem Aralsee auf beiden Seiten des Flusses Mias. Sie werden als ein sehr rohes Volk geschildert, bei welchem Weibergemeinschaft herrschte und die Greise geschlachtet und verzehrt wurden. Als göttliches Wesen verehrten sie die Sonne, der sie Pferde opferten. Sie wurden von einer Königin Tomyris beherrscht, gegen die Cyrus 530 v. Chr. sammt seinem Heere denUntergang gefunden haben soll. Das Land der M. war reich an Kupfer u. Gold, so daß alle ihre Waffen und selbst die Brustharnische ihrer Pferde von Kupfer, Helme, Gürtel und Pferdegeschirr aber reich mit Gold verziert waren. Silber und Eisen kannten sie nicht.

Massalia, Stadt, s. v. a. Massilia.

Massalia (Massilia), Planetoid, am 19. Sept. 1852 von Chacornac in Marseille im Sternbilde der Fische entdeckt, steht zwischen Phocäa und Hebe, und die Zeit seines Umlaufs um die Sonne beträgt 3 Jahre 269 Tage. Der Planetoid hat das gouldsche Zeichen (20).

Massalianer, 1) (Eucheten, Euphemiten, Coelicolae), Sekte des 4. Jahrh. in Syrien u. Palästina, welche, zwischen Heiden- u. Christenthum mitten inne stehend, das Daseyn von Göt-

Digitized by Google

tern angenommen haben sollen, aber nur Einen Allherrschenden verehrten. — 2) (Euchiten), christlich-mönchische Sekte im 4. Jahrhundert in Armenien und Syrien, welche es für das höchste Gebot hielt, ohne Unterlaß zu beten, daher alle Arbeit als sündhaft verabscheute, die Sakramente und andere kirchliche Handlungen als gleichgültig verachtete und herumschweifend und bettelnd nichts Eigenes auf Erden besitzen wollte, ein heimathloses, demoralisirtes und verfolgtes Geschlecht, dessen Spuren im 7. Jahrhundert verschwinden.

Massat, Stadt im französischen Departement Arriège, Bezirk St. Girons, am Zusammenfluß des Coutignon und Arac, treibt Viehhandel, hat Eisenwerke, Wollenspinnerei und 9000 Einw.

Massa Veternensis, Stadt im alten Etrurien, nordöstlich von Populonium und nordwestlich von Rusellä, wahrscheinlich das heutige Massa in der Delegation Spoleto.

Maßbeerbaum, s. v. a. gemeine Eberesche, Sorbus Aucuparia L.

Masse, der Stoff, woraus ein Körper besteht, daher s. v. a. Materie. Massenstellung, im Militärwesen eine Stellung in tiefen, so nahe wie möglich aufgeschlossenen Kolonnen, der flachen Linienstellung, nach welcher die Infanterie sich nicht früher entwickelt, bis sie feuern soll, entgegengesetzt. Da bei der Stellung in Massen die Infanterie beweglicher ist und schnell in die Linie übergehen kann, so fällt ihr Begriff mit jenem der geschlossenen Kolonne (s. d.) zusammen.

Masséna, André, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßlingen, Marschall des ersten französischen Kaiserreichs, wurde zu Nizza am 6. Mai 1758 geboren, verwaiste früh und wurde von einem Verwandten, Kapitän eines Kauffahrers, der ihn für seinen Stand bestimmte, auf zwei Seereisen mitgenommen. M. folgte jedoch seiner Neigung zum Landdienst und ließ sich 1775 in Italien anwerben. Nach 14jähriger Dienstzeit, während welcher er bis zum Unteradjutanten avancirt war, nahm er seine Entlassung und lebte in der Heimath, bis der Ausbruch der französischen Revolution ihn von Neuem zum Eintritte in die Armee veranlaßte. Mit Riesenschritten erstieg er nun die Leiter zu den höchsten militärischen Ehrenstellen. Stets mit einem bedeutenden Kommando bei der italienischen Armee beauftragt, nahm er Theil an den vorzüglichsten Ereignissen der Feldzüge und begann seine glänzende Laufbahn mit den Gefechten am Saorgio, durch welche die Piemonteser über die Alpen getrieben wurden. Er schlug die Oesterreicher bei Cairo und Dego, sowie später in den Thälern des Tanaro und der Bormida. Die Ehre des Tages von Loano gebührt M. allein. Bei der Eroberung Italiens durch Bonaparte ward der Name M.'s stets mit dem des Oberfeldherrn genannt; die Tage von Montenotte, Millesimo, Dego, Cherasco, Lodi, Rivoli waren Zeugen seines Ruhmes. Er nahm Pizzighetone und war der Erste, der in Mailand einzog, focht bei Lonato, Castiglione, Roveredo, Bassano, Caldiero, bei Arcole ꝛc., später im Friaul, bis endlich der Waffenstillstand eintrat, dem der Friede folgte. Die Ratifikation desselben überbrachte M. nach Paris, wo er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen wurde und 6 Monate blieb. Nach der Revolution vom 18. Fructidor wurde er nach Rom gesendet, um Berthier daselbst abzulösen und Genugthuung wegen der Ermordung des französischen Gesandten Duphot zu fordern. Dieser Auftrag wurde die Quelle von vielen Unannehmlichkeiten für ihn. Die Besatzung in Rom bestand zum Theil aus den Truppen der Division Bernadotte, die im verstossenen Feldzug stets mit den Truppen M.'s rivalisirt hatten und den neuen Obergeneral nicht gern sahen. Die Offiziere versammelten sich gesetzwidrig im Pantheon und entwarfen eine Adresse, in welcher sie um Abschaffung der durch die Heerbeamten ausgeführten Räubereien und Erpressungen nachsuchten. M. verwarf die Adresse und befahl den Truppen, Rom zu verlassen, fand jedoch keinen Gehorsam. Fremde Agenten hatten die Gelegenheit benutzt, Zwietracht in der Armee herbeizuführen; schon vereinigten sich die Landleute mit den Bewohnern der Vorstädte zum Kampf gegen die Franzosen. M. gab das Kommando an den General Dallemagne und reiste nach Paris, um dort zu Gunsten der schuldigen Offiziere zu sprechen. Als Entschädigung erhielt er unter Jourdan den Befehl über die Armee in der Schweiz. Er behauptete hier selbst dann noch eine imposante Stellung, als die übrigen französischen Armeen überall geschlagen, nicht mehr in Uebereinstimmung mit ihm handeln konnten, und errang, an Jourdans Stelle getreten, den Sieg über die russisch-österreichische Armee in der Schlacht bei Zürich. Nach der Revolution vom 18. Brumaire schickte ihn Bonaparte nach Italien. Er konnte zwar wenig ausrichten und mußte sogar einige Tage vor der Schlacht von Marengo dem Feinde Genua überliefern; dennoch übergab ihm Bonaparte nach der Schlacht von Marengo, durch welche die Lage der Dinge in Italien gänzlich geändert ward, den Befehl über die ganze Armee in Italien; später wurde er Mitglied des gesetzgebenden Corps. Bei der Errichtung des Kaiserthums erhielt er die Würde eines Marschalls von Frankreich und das große Band der Ehrenlegion. Im J. 1805 noch Befehlshaber in Italien, besetzte er nach dem Frieden von Preßburg das Königreich Neapel, das die dort gelandeten Engländer und Russen schleunigst verließen, und beschleunigte dann die Belagerung von Gaëta. Nach Beendigung des Feldzuges von 1807 erhielt er den Titel eines Herzogs von Rivoli. Während des Friedens schoß ihn unvorsichtiger Weise der Prinz Berthier bei einer Jagdpartie ins linke Auge. Der Feldzug 1809 gegen Oesterreich erhöhte den Ruhm des Herzogs; er focht bei Landshut, Eckmühl, Ebersberg an der Traun, sowie bei Aspern u. Wagram. In der Schlacht bei Aspern war es namentlich seine Kaltblütigkeit, die den völligen Untergang der Armee verhinderte. Nach dem Frieden erhielt M. noch den Titel eines Fürsten von Eßlingen. Im J. 1810 erhielt M. den Oberbefehl über die Armee von Portugal, nahm Ciudad Rodrigo und Almeida, drang bis ins Innere von Portugal, wurde aber vor den Linien von Torres Bedras von Wellington aufgehalten. Mangel an Lebensmitteln und allen andern Bedürfnissen

Digitized by Google

nöthigte ihn, Portugal zu verlassen; er zog die Garnison von Almeida an sich und ging für seine Person nach Frankreich. Die Strapazen dieses letzten Feldzugs hatten seine Gesundheit so geschwächt, daß er lange Zeit das Zimmer hüten mußte und deshalb auch keinen Theil an dem Feldzug nach Rußland nahm. Dann erhielt er den Oberbefehl einer Division in der Provence und behielt denselben auch nach der Rückkehr der Bourbonen bei. Während der hundert Tage unterstützte er den Herzog von Angoulême durch seine Rathschläge, blieb aber sonst den Ereignissen fremd. Nach der zweiten Abdankung Napoleons übergab ihm die provisorische Regierung das Kommando über die pariser Nationalgarde; als aber Paris von den Verbündeten besetzt wurde, trat er in das Privatleben zurück. Erst während des Prozesses des Marschalls Ney erschien er wieder öffentlich, um die Inkompetenz des Kriegsgerichts zu erklären. Beschuldigt, Theil an Verschwörungen genommen zu haben, und vor den Kammern von 1815 angeklagt, rechtfertigte er sich schriftlich in einem Aufsatze voll Kraft und Energie. Er † am 4. April 1817. Auf dem Kirchhofe Père-Lachaise zu Paris, wo er begraben liegt, ist ihm ein Obelisk von weißem Marmor errichtet. Seine Würden erbte sein Sohn, François Victor M., welcher sich als Privatmann wissenschaftlichen Studien widmet. Bei dem Begräbniß sah man zum ersten Male wieder eine Menge der Trümmer der alten Armee vereinigt; der General Thiébaut und der Oberst Beaufort d'Hautpoul sprachen an seinem Grabe.

Massenbach, Christian von, preußischer General, 1768 zu Schmalkalden in Kurhessen geboren, wurde in der Militärakademie zu Stuttgart gebildet und trat 1782 als Leutenant in würtembergische, später in preußische Dienste. Durch mehre Schriften über die Differenzialrechnung und Mechanik zog er die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm II. auf sich und wurde zum Lehrer der Mathematik für den Prinzen Louis bestimmt. Mit Auszeichnung focht er bei mehren Gelegenheiten im Kriege gegen Frankreich. Als Napoleon 1805 Oesterreich bekämpfte und Preußen zwischen Krieg u. Frieden schwankte, erklärte sich M. gegen den Krieg mit Frankreich und sprach sehr bestimmt für ein enges Bündniß mit Napoleon. Als sich aber der König für den Krieg gegen seinen bisherigen Bundesgenossen erklärte, rieth M. zu schnellen Operationen am Rhein, um Napoleon für einen Einfall in Frankreich besorgt zu machen. Nach der Schlacht von Austerlitz schlug er eine militärische Besetzung von Hannover vor und rieth 1806 dem Könige zur Allianz mit Frankreich und zum Kriege gegen Rußland. Zu einem Offensivkriege gegen Rußland entwarf er mehre Pläne; bei einem Kriege gegen Frankreich rieth er, denselben so schnell als möglich, aber mit vereinten Kräften zu beginnen. Zum Obersten avancirt, sollte er 1806 bei den Vorbereitungen zum Krieg gegen Frankreich als Generalquartiermeister des 5. schlesischen Armeecorps, das sich hinter dem Bober zusammenziehen sollte, während der Abwesenheit des Fürsten von Hohenlohe die nöthigen Maßregeln ergreifen. Seine Pläne bezweckten ein rasches Handeln, scheiterten aber an den unentschlossenen, abändernden Befehlen, die aus Berlin kamen und ein nutzloses Hin- und Herziehen der Armee veranlaßten. In der Schlacht bei Jena befand er sich stets im Gefolge des Fürsten von Hohenlohe und zeichnete sich durch Unerschrockenheit und Gewandtheit rühmlich aus. Als das hohenlohesche Corps den Rückzug antrat, wurde M. nach Weimar vorausgesendet, um die fliehenden Abtheilungen zu sammeln, wieder zu ordnen und hinter den sächsischen Truppen aufzustellen. Wirklich gelang es ihm, mehre Bataillone Infanterie und eine reitende Batterie, ein Kürassierregiment, mehre Schwadronen Husaren und Dragoner zu vereinen, worauf der Fürst eintraf und seinen Rückzug unter steten Angriffen des lebhaft verfolgenden Feindes nach Weimar fortsetzte. Bei dem Marsche der geschlagenen Armee auf Magdeburg führte M. eine Kolonne der wieder etwas gesammelten Truppen, erkrankte aber in Magdeburg und mußte (den 25. Okt.) dem Corps beim Rückzuge nach Prenzlau zu Wagen folgen. In Folge der Kapitulation des Corps bei Prenzlau ward er in eine Untersuchung verwickelt, welche durch die Ereignisse des Kriegs unterbrochen wurde. Hierauf lebte M. zurückgezogen auf einem kleinen Landgute in Posen, das ihm der König geschenkt, ohne jedoch seine Entlassung aus der Armee erhalten zu haben. Später ging er nach Würtemberg und wurde eines der eifrigsten Mitglieder der ständischen Opposition. Gegen die öffentlichen Anklagen über seine Handlungen in dem unglücklichen Kriege schrieb er seine „Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse von 1805 und 1806", und bald folgten andere Schriften, wie die „Rückerinnerungen an große Männer" (Amsterdam 1808), die „Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm II. u. III." (das. 1809—10, 3 Bde.) und die „Historischen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des preußischen Staates seit 1792" (das. 1809, 2 Bde.). Als er von Frankfurt a. M. aus, wo er 1817 lebte, dem preußischen Hofe verschiedene Anträge machte, die allerdings einen unwürdigen Charakter trugen, und er bei ihrer Nichtbeachtung mit der Veröffentlichung wichtiger Schriften drohte, so wurde er auf Antrag der preußischen Regierung in Frankfurt verhaftet, nach Küstrin gebracht und eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Er ward durch ein Kriegsgericht, das zum Theil selbst aus seinen Freunden zusammengesetzt war, „wegen beabsichtigten Landesverraths und wegen Bekanntmachung von amtlichen Dienstschriften" im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungsstrafe verurtheilt. Im J. 1820 brachte man ihn von Küstrin nach Glatz. Ganz unerwartet wurde er 1826 vom König begnadigt, † aber schon den 20. Nov. 1827 zu Bialokosz bei Pinne in preußisch Polen.

Massevaux, Kantonsstadt im französischen Departement Oberrhein, Bezirk Befort, an der Doller, mit Fabriken für Kupferwaaren, baumwollene Zeuche, Eisenwerken, Gerberei, Weinhandel und 3500 Einw.

Maß für Gewicht und Gewicht für Maß, eine Klausel, welche in der deutschen Flußschifffahrt bei Getreidehandlungen sehr gebräuch-

Digitized by Google

lich ist und so viel bedeutet, daß dem Schiffer bei der Ablieferung nur Dasjenige für Manko von der Fracht dekortirt werden solle, was sich als solches ergibt, sobald das für ihn Vortheilhafteste unter dem gelieferten Maß und Gewicht in Betracht gezogen wird. Um diese Rechnung ganz genau zu bestimmen, wird gewöhnlich schon vom Ablader die Gewichtsnorm, nach welcher das in den Frachtbrief oder ins Konossement geschriebene Maß dann zu kalkuliren ist, im ersteren als bemerkt.

Massia, s. Mastia.

Massiac, Kantonstadt im französischen Departement Cantal, Bezirk St. Flour, am Alagnon, mit Schloß und 2000 Einwohnern.

Massilargues, Stadt im französischen Departement Hérault, Bezirk Montpellier, an der Bidourle, mit 3500 Einwohnern.

Massilen, der niedere Adel in der Walachei.

Massilia (mittelalterl. lat. Marsilia, provenc. Marseille, franz. Marseille), von phocäischen Joniern aus Kleinasien gegründete Stadt in Gallien, an einem Winkel des Sinus Gallicus auf dem felsigen Boden eines Vorgebirges im Osten der dreiRhodanusmündungen, deren östlichste und bedeutendste die massiliotische hieß, war von bedeutendem Umfang und bestand aus 4 Theilen, von denen drei vom Meere bespült waren, während der 4. dem durch eine nur 1500 Schritte breite Zunge herantretenden Festlande zugekehrt und von einer sehr starken Mauer mit zahlreichen Thürmen umgeben war. In dieser Richtung lag auch die Burg mit den Tempeln des Apollo, der Artemis, der Pallas. Die zahlreichen Privathäuser der Stadt waren noch in den Zeiten des Augustus gar einfach bedacht; und ebenso einfach war auch die Lebensweise der Massilier, die noch im Anfang der römischen Kaiserzeit wegen ihrer Genügsamkeit gerühmt wurden. Erst ganz spät finden sich Nachrichten über Entartung und über eine zuletzt sogar sprüchwörtlich gewordene Ueppigkeit der Massilier. Die Verfassung der Stadt, ursprünglich oligarchisch, wurde bald aristokratisch. Die Gesetze waren nach jonischer Weise öffentlich aufgestellt; die Oberherrlichkeit ruhte in der Hand von 600 lebenslänglichen Senatoren, Timuchen genannt, zu welchem Rang nur ein mit Kindern gesegneter Mann gelangen konnte, dessen freie bürgerliche Abkunft durch wenigstens drei Generationen sich nachweisen ließ. In diesem obersten Rathe befand sich ein Ausschuß von 15 Vorstehern zur Erledigung der laufenden Geschäfte oder Vorlage neuer an jenen; drei von diesen 15 hatten wieder als Vorsitzende die oberste Exekutivgewalt in den Händen. Der Demos, eingetheilt in Phylen, hatte keine politische Geltung. Das Thal zwischen der Stadt und den nördlich von ihr sich erhebenden Felsbergen war mit Gärten, Oliven- und Weinpflanzungen geschmückt. Getreide wurde wenig gebaut. In der Nähe von M. gegen die Mündungen des Rhodanus hin lag ein merkwürdiges Steinfeld (jetzt Craon), aus dessen steinigtem, mit faustgroßen Felstrümmern bedecktem Boden fettes Gras und Thymian hervorsprossten zur Weide für die im Alterthume zu Tausenden aus der Ferne herbeigetriebenen Rinder. Als die Produkte des Festlandes der rasch vermehrten Bevölkerung nicht mehr genügten, fingen die Massilier an, die gesteigerten Bedürfnisse durch Fischfang, durch Sammeln von schmackhaften Austern und durch den Handel, auf den sie ihre Lage ohnehin hinwies, zu befriedigen. Rechts und links von ihrer Stadt nahmen sie ihren celtischen und ligurischen Nachbarn Boden ab, besetzten einen nicht durchaus zusammenhängenden Strich an der Südküste von Gallien bis ins italienische Ligurien hinein und legten sowohl zu friedlichem Verkehr mit den Einwohnern, als auch zum Schutze wider sie hier, so wie auf gegenüberliegenden Inseln und an der Ostküste Spaniens Kolonien an. Besonders wichtig für die Geschäftsverbindung mit Spanien, aus welchem Lande die Massilier Farbstoffe, Metalle, Salz zum Einpökeln der verschiedenen Seefische ꝛc. bezogen, war Emporiä, jetzt Ampurias. Sie selbst erzeugten und führen aus: Wein, mannichfache Metallwaaren, Schiffsgeräthe, Maschinen, Waffen und ähnliche Produkte ihres Gewerbfleißes. Ihr Handel ging, abgesehen von der Verbindung mit Spanien, vorzüglich nach Gallien, Italien und Britannien. Zu dem gallischen Binnenhandel und dem Transitohandel nach Britannien hatten sie Handelskomtore zu Cabellio am Druentias (jetzt Cavaillon), Avenio und in andern Orten Galliens angelegt. An die Gallier verkauften sie meist Wein, nach Britannien besonders Zinn. Durch diese Handelsverbindung mit den celtischen Einwohnern Galliens trug M. viel zur Beförderung der Kultur dieses Landes bei, und so groß war der bildende Einfluß der Massilier, bei denen nicht nur die Künste der Metallbearbeitung, der Mechanik, der Architektur blühten, sondern auch Beredsamkeit, Grammatik, Kritik, Philosophie und Geographie eifrig getrieben und gepflegt wurden, daß nicht nur einzelne Gallier, sondern ganze Gemeinden für griechische Bildung Theilnahme gewannen und nicht nur für ihr Haus, sondern für das ganze Gemeinwesen Sophisten hielten. Ja sogar auf Rom wirkte M. in dieser Beziehung, und zu Strabo's Zeit zogen es die angesehensten Männer vor, statt nach Athen, nach M. zum Studium der Philosophie sich zu begeben. Indeß verblich auch dieser Glanz griechischer Bildung im Laufe der Zeit; am längsten scheint M. seine religiöse Eigenthümlichkeit bewahrt zu haben. Heimisch war in dieser Stadt der Kultus des Apollo Delphinius, der Artemis Dictynna und der Pallas. Erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts scheint sich das Christenthum hier festgesetzt zu haben. M. ward um 600 v. Chr. gegründet. Das rasche Aufblühen der neuen Stadt erregte aber den Neid und die Besorgniß der umwohnenden Ligurer, die durch heimliche Anschläge und offene Angriffe die griechischen Kolonisten, wiewohl vergeblich, bekämpften. Bündnisse mit rhodischen Ansiedlern an der Küste von Gallien und Spanien und mit iberischen und freundlich gesinnten gallischen Stämmen sicherten die junge Stadt, die sich auch zur See gegen Ligurer und Tyrrhener, ja sogar gegen die Kriegsschiffe der wegen des Handels eifersüchtigen Karthager mit glücklichem Erfolg vertheidigte. In sehr freundschaftlichen Verhältnissen stand

Digitized by Google

später M. zu Rom. Beide Städte besaßen ein gemeinschaftliches Schatzhaus in Delphi, und M. gab eine nachträgliche Beisteuer zum gallischen Loskaufungspreis, wofür es Isopolitie, Atelie und Proedrie erhielt. Im zweiten punischen Kriege unterstützte M. die römische Sache durch Zusendung von Kundschaft und Streitkräften. Der zweite und noch mehr der dritte punische Krieg hatten aber auch höchst günstige Folgen für M.'s westlichen Handel, indem die griechischen und karthagischen Handelsniederlassungen in Spanien, Italien, Nordafrika erschöpft oder ganz zerstört wurden. Ebenso mögen die Siege der Römer in Griechenland und Asien dem östlichen Handel der mit ihnen verbündeten Stadt förderlich gewesen seyn. Den römischen Schutz genossen die Massilier auch in den immerwährenden Kämpfen mit ihren ligurischen Erbfeinden, namentlich mit den seeräuberischen Salyern, und zwar in einer Art, daß die Grenzen des kleinen Freistaates nicht bloß gesichert waren, sondern sich auch erweiterten und die Ligurier von der Küste weiter in die Berge zurückgedrängt wurden. Freilich erwachte auch allmählig Roms Eifersucht gegen die emporstrebende Handelsstadt, und das M. benachbarte Narbo ward bloß zur Beobachtung und dereinstigen Schwächung der verbündeten Stadt gegründet. M. war mit den Interessen des römischen Staates, so wie einzelner Familien daselbst viel zu eng verflochten, als daß es bei dem dortigen Parteikampf zwischen Pompejus und Cäsar hätte neutral bleiben können. Zwar versuchten es die Väter der Stadt (quindecim primi), indem sie dem nach Spanien durchziehenden Cäsar vor verschlossenen Thoren erklärten: unfähig zu entscheiden, auf wessen Seite das Recht sey, wünsche M. strenge Neutralität zu beobachten; aber die aristokratische Regierung, zuvor schon in einigen ihrer Mitglieder von Pompejus auf seine Seite gezogen, nahm unter Cäsars Augen pompejanische Schiffe in ihrem Hafen auf, wurde deshalb von Cäsars zurückgelassenen Truppen belagert und nach gewaltiger Gegenwehr von dem aus Spanien zurückkehrenden Sieger eingenommen (49 v. Chr.). Um ihres Ruhms und ihres alten Bündnisses mit Rom willen wurde sie vor Plünderung und Zerstörung geschützt und behielt, wenigstens dem Namen nach, ihre eigene, durch den Statthalter der Provinz nicht zu beschränkende Verfassung; doch mußte sie ihre Kriegsvorräthe, Schiffe und öffentlichen Gelder ausliefern und vor der Hand eine Besatzung sich gefallen lassen. M. sank damit zur römischen Provinzialstadt herab und theilte das Loos von Gallia Narbonensis. Von Augustus an schon findet sich ihr Name immer seltener erwähnt.

Massilienses (lat.), s. v. a. Semipelagianer, nach ihrem Hauptsitz Massilia.

Massiliensium Insulae, s. v. a. Stöchaden.

Massillon, Jean Baptiste, berühmter französischer Kanzelredner, am 24. Juni 1663 zu Hières in der Provence geboren, trat mit seinem 17. Jahr in die Kongregation des Oratoriums. Zu Vienne versuchte er sich zuerst in der Kanzelberedsamkeit, und seine ausgezeichnete Leichenrede auf den Erzbischof dieser Stadt, Henri de Villars, veranlaßte den General des Ordens, Pater de Latour, M. nach Paris zu berufen. Hier wurde er Anfangs Direktor des Seminars St.-Magloire. Damals glänzten vor allen in der Kanzelberedsamkeit Bossuet und Bourdaloue, und M. reihte sich ihnen auf die würdigste Weise an. Nachdem Ludwig XIV. ihn zum zweiten Male gehört, wählte er ihn zu seinem Hofprediger, welche Stelle er 20 Jahre lang mit immer gleichem Beifall bekleidete. Zu dem lebhaften Eindruck, den seine Reden auf das Gemüth seiner Zuhörer hervorbrachten, trug nicht bloß die rührende Einfalt seines Vortrags, sondern auch seine bescheidene Miene, sein ungekünstelt frommer Blick, seine anspruchslose und natürliche Aktion und die Herzlichkeit seines ganzen Wesens viel bei. Im J. 1717 ernannte ihn der Herzog von Orleans, als Regent, zum Bischof von Clermont und ertheilte ihm den Auftrag, vor dem erst 9jährigen Ludwig XV. die Fastenpredigten zu halten. Bei dieser Veranlassung schrieb er die unter dem Titel: „Petit-Carême" bekannten Reden, die sämmtlich von der Bestimmung und den Pflichten der Großen handeln und ganz geeignet sind, das kindliche Gemüth zu ergreifen. Im Jahr 1719 wurde er Mitglied der Akademie und erhielt vom Kardinal von Dubois die Prälatur von Savigny. Die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans war die letzte Rede, die er in Paris hielt (1723). Seitdem verließ er seinen Sprengel nicht mehr, wo seine Wohlthätigkeit und seine hohen Tugenden ihm allgemeine Verehrung erworben hatten. Er † am 18. September 1742. M.'s Reden gründeten sich immer auf die Bibel. Sie waren einfach, aber so wahr u. von so vollendet schöner Form, daß sie zu den besten Erzeugnissen der Kanzelberedsamkeit aller Zeiten zu rechnen sind. Ein mehr auf Ueberredung als auf Erbauung berechneter Gedankenreichthum ist ihm nicht eigen; er hebt immer nur Das hervor, was auf Gefühl und Gesinnung am kräftigsten einzuwirken vermag. Seine Darstellung ist klar und einfach, frei von rhetorischem Pomp, von Spielen des Witzes und der Phantasie und von überflüssigen Zierrathen, aber dabei doch höchst lebendig, mannichfaltig anziehend u. fesselnd, eben so sehr den Glanz der feinsten Bildung, als die Anmuth des sittlich schönen Charakters entfaltend. Eine vollständige Ausgabe seiner „Sermons" besorgte sein Neffe Joseph M. (Paris 1745—49, 15 Bde.); unter den neuern sind die besten die vom Abbé Guillon (16 Bde., Paris 1828) und die vom Abbé Migne in seiner großen Sammlung der Kanzelredner. Die unter M.'s Namen herausgegebenen „Mémoires de la minorité de Louis XV." (Paris 1792) sind unächt. Vergl. Theremin, Demosthenes und M., Berlin 1845.

Massinger, Philipp, englischer Schauspieldichter, geboren 1584 zu Salisbury, ging, nachdem er in Oxford studirt hatte, nach London und widmete sich ganz der schönen Literatur. Seine Theaterstücke, so wie nicht weniger seine liebenswürdige Persönlichkeit erwarben ihm den Beifall der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit, mit welchen er bis ans Ende seines stillen und ruhigen Lebens, welches am 28. März 1640 eintraf, in genauer Verbindung blieb. Ein regel-

Digitized by Google

mäßiger Plan und korrekte Sprache sind die Hauptvorzüge seiner Werke. Die Trauerspiele und unter diesen namentlich „Der Herzog von Mailand", „Die unglückliche Aussteuer", „Der Sklave", gelangen ihm besser, als seine Lustspiele. Ausgaben seiner Werke wurden von W. Gifford (4 Bde., London 1813) und Hartley Coleridge zusammen mit Fords Werken (das. 1839) besorgt.

Massiren (v. Lat.), kneten, besonders nach dem Bade den Körper mit besondern Handgriffen durcharbeiten, ein im Orient sehr beliebtes Mittel, um ein erhöhtes Wohlbefinden hervorzubringen.

Massissa, Stadt, s. Sis.

Massiv (v. Lat.), nicht hohl, oder inwendig mit einem anderen Stoffe, besonders einem solchen geringeren Werthes ausgefüllt, in letzterem Sinne besonders von Gold- und Silberwaaren gebraucht, welche nicht damit überzogen oder inwendig hohl, sondern ganz aus gutem Gold oder Silber gearbeitet sind; Mauerwerk, welches ganz aus Steinen zusammengesetzt, oder von Lehm aufgeführt, nicht mit Holz verbunden ist; im übertragenen Sinne von Menschen von starkem Körperbau oder auch von grobem bäuerischem Betragen.

Massivs (Ellipsoide, Gebiete), die Formen des Auftretens massiger Gesteine, besonders des Granits, Granulits ꝛc., deren horizontale Umgrenzung bei bedeutender Ausbreitung sich mehr oder weniger einem Kreise oder einer Ellipse vergleichen läßt.

Maßmann, Hans Ferdinand, Gelehrter auf dem Gebiet der altdeutschen Sprache und Literatur, den 15. August 1797 zu Berlin geboren, erlangte auf dem friedrich-werderschen Gymnasium daselbst seine wissenschaftliche Vorbildung und bezog im Herbst 1814 die Universität daselbst, um Theologie zu studiren. Bald darauf schloß er sich den freiwilligen Jägern an und setzte nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Herbst 1815 seine Studien in Berlin, dann Ostern 1816—18 in Jena fort, wo er der Burschenschaft angehörte und bei dem Wartburgsfest, das er auch in einer Schrift schilderte, besonders thätig war. Im Sommer 1817 stand er während Jahns und Eiselens Abwesenheit der berliner Turnanstalt vor. Hierauf wurde er in Breslau Mitglied des pädagogischen Seminars und Hülfslehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und leitete unter Harnisch die öffentliche Turnanstalt, erhielt 1819 eine Stelle am Gymnasium zu Magdeburg, gab dieselbe jedoch bald auf, um in Erlangen Naturwissenschaften zu studiren. Nach Berlin zurückgekehrt, ward er in die demagogischen Untersuchungen verwickelt. Im J. 1821 trat er in eine Erziehungsanstalt zu Nürnberg als Lehrer ein, die er aber wieder verließ, um nach Griechenland zu gehen. Letzteren Entschluß gab er indeß auf und kehrte nach Berlin zurück, wo er sich mit altdeutschen Studien beschäftigte. Im J. 1826 folgte er einem Rufe als Lehrer der Turnkunst bei dem königlichen Kadettencorps zu München, wo ihm 1828 auch die Stiftung und Leitung einer öffentlichen Turnanstalt für die Schulen übertragen wurde. Im folgenden Jahre erhielt er eine außerordentliche Professur an der Universität, an welcher er seither Vorlesungen über altdeutsche Literatur gehalten, machte 1833 eine wissenschaftliche Reise nach Italien und wurde 1835 ordentlicher Professor und zugleich im königlichen Ministerium Referent für das Schulwesen, später auch ordentliches Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften. Im J. 1842 ward er nach Berlin berufen, um die Einrichtung des allgemeinen Turnunterrichts im preußischen Staat auszuführen, u. übernahm zugleich eine Professur der altdeutschen Sprache u. Literatur an der Universität Berlin. Von seinen literarischen Arbeiten sind zunächst zu nennen seine Ausgaben älterer deutscher Sprachdenkmäler: „Denkmäler deutscher Sprache u. Literatur" (München 1828), „Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts" (Quedlinburg 1837, 2 Bde.), „Deutsche Abschwörungs-, Beicht-, Buß- und Betformeln des 8.—13. Jahrhunderts" (das. 1839); ferner die Ausgaben des „Eraclius" (das. 1842), des „St. Alexius' Leben" (das. 1843), des „Tristan" Gottfrieds von Straßburg (Stuttgart 1843), der „Kaiserchronik" (Quedlinburg 1849—53, 3 Bde.), „Partenopäus und Metius" (Berlin 1847) ꝛc. Um das Gothische machte er sich durch die Ausgabe der „Auslegung des Evangeliums Johannis" (München 1834) und „Gothische Urkunden zu Neapel und Arezzo" (Wien 1838), um das Althochdeutsche durch seine „Erläuterungen zum wessobrunner Gebete des 8. Jahrhunderts" (Berlin 1824), die Herausgabe der „Fragmenta theodisca" (Wien 1841) und die Bearbeitung des 6. Bandes von Graffs „Althochdeutschem Sprachschatz" (Berlin 1846) verdient. Einen schätzbaren Beitrag zur römischen Epigraphik gab er im „Libellus aurarius" (Leipzig 1841). Ausgezeichnet durch einen reichen Kommentar ist seine Ausgabe der „Germania" des Tacitus (Quedlinburg 1847). Ferner sind zu nennen: „Die baseler Todtentänze" (Stuttgart 1847); „Literatur der Todtentänze" (Leipzig 1841); „Der Erterstein in Westphalen" (Weimar 1846); „Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels" (Quedlinburg 1839); mehre das Turnen betreffende Schriften. M. hat auch viele Holzschnitte und Steinzeichnungen verfertigt und sich im Kupferstich, sowie in Krystallmodellen und Reliefkarten für den Unterricht versucht.

Masson, 1) Antoine, berühmter franz. Kupferstecher, 1636 zu Lourx bei Orleans geboren, war anfangs Waffenschmied und gravirte eine Menge Rüstungen, wodurch er auf die Kupferstecherkunst geführt wurde. In dieser wirkte er in sofern epochemachend als er auf den Ruhm der sogenannten Farbennachahmung verzichtete und die Wirkungen der Zeichnung innerhalb der in der Natur der Kupferstecherei liegenden Grenzen hervorzubringen suchte. Er † zu Paris 1700. Seine Arbeiten bestehen größtentheils in Porträts, unter denen das unter dem Namen Cadet à la perle bekannte Bildniß des Grafen Harcourt eines der berühmtesten und ein Musterblatt der Kupferstecherkunst ist. Ein Meisterstück sind auch die Jünger in Emmaus nach Tizian, welches die Franzosen la nappe, die Italiener il quadre della tovaglia, das Tischtuchblatt, nennen, weil der Stecher Falten und Muster im Tischtuche darauf auf's Täu-

Digitized by Google

schendste dargestellt hat. Ueberhaupt gelangen ihm Sammetkleider, polirte Waffen, Spitzen und besonders das leichte Wolkenspiel eines reichen, vollen Haupthaares am besten. Man kennt 68 Blätter von M. Zu den vorzüglichsten gehören: die Porträts von M. Brisacier, Olivier Ormesson, des Arztes Ch. Petit, eines Kriminallieutenants von Lyon, das den „Jüngern von Emmaus" an die Seite gestellt wird, vom Marschall, Turenne, Richelieu, Colbert, Emanuel Theodor, das eigene Bildniß des Künstlers ꝛc.

2) François, französischer Bildhauer, geboren 1745 zu Veilles-Lyre in der Normandie, Sohn einer armen Bauernfamilie, wurde von einem Benediktiner im Zeichnen unterrichtet und erhielt dann von Cousin zu Pont-Audemer Unterweisung in der Bildhauerkunst. Durch sein bedeutendes Talent erwarb er sich die Gunst des Bischofs von Noyon u. die Mittel, seine Bildung unter Guill. Couston in Paris weiter zu verfolgen und später in Rom zu vollenden. In sein Vaterland zurückgekehrt, führte er den vom Marschall von Broglio erhaltenen Auftrag, für den Gouvernementspalast zu Metz ein großes Basrelief zu liefern, zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Während der Revolution fertigte er von den bedeutendsten Mitgliedern der Nationalversammlung Büsten, welche so allgemein anfprachen, daß er 1797 zum Direktor der Skulpturfammlungen in den Tuilerien ernannt wurde. Als seine beste Arbeit betrachtet man das Monument J. J. Rousseau's, vormals im Garten der Tuilerien, jetzt im Palaste Luxembourg. Er † am 14. Dec. 1807.

Massonia (Flügellauch), Pflanzengattung aus der Familie der Coronarien, Zwiebelgewächse vom Kap, mit nur 2 wurzelständigen Blättern, wovon mehre als Zierpflanzen bekannt sind, besonders M. grandiflora *Lindl.*, mit rundlich-eiförmigen, stumpfen, 9 Zoll langen, genervten Blättern und wurzelständigen, gehäuften, weißen, mit dem Stielchen 1 Zoll langen Blumen. Außer der Vegetationszeit begießt man diese Pflanzen sehr wenig; zur Beförderung des Wasserabzugs legt man eine Lage zerstoßener Scherben unten in den Topf. Man pflanzt sie in lockere, mit ¼ Flußsand gemischte Dammerde, durchwintert sie bei 4—8 Grad Wärme und vermehrt sie durch Nebenbrut.

Maßrad, ein Rad, auf dessen Peripherie Stacheln angebracht sind, welche gewöhnlich 1 Fuß von einander entfernt sind u. deren Umfang zusammen 1 Ruthe ausmacht, wird vorzüglich beim Straßenbau gebraucht, um die Länge und Breite der Straßen zu bestimmen.

Maßstab, ein gerader, ungefähr einige Zoll breiter, einen Zoll dicker, prismatischer, viereckiger Stab von Holz oder Metall, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, wie z. B. die Elle, der Zollstab ꝛc. Die Länge solcher Stäbe ist ziemlich willkürlich, nach den verschiedenen Bedürfnissen, denen sie dienen. Sollen größere Strecken überschlagen werden, so bedient man sich dazu nicht leicht der kürzeren Maßstäbe allein, sondern mehr der Meßketten, welche 5 od. 6 Ruthen lang seyn können, also gleichsam aus einzelnen metallenen Maßstäben zusammengesetzt sind. Ueberhaupt herrscht nach den verschiedenen in den einzelnen Ländern gebräuchlichen Maßeintheilungen viel Wechsel in der Konstruktion. Manche theilen den Stab in kleinere Abschnitte nach dem Decimalsystem, Andere aber nach dem Duodecimalsystem, so daß sich also dort z. B. der Fuß in 10 Zoll, jeder Zoll in 10 Linien getheilt findet, hier dieselben Längen in 12 gleiche Unterabtheilungen zerfallen. Die ausgedehnteren Meßketten bestehen aus Eisendraht von etwa Federkielsdicke, und zwar aus einzelnen solchen Drähten von gleicher, etwa 1 oder 2 Fuß Länge, deren Enden umgebogen und durch Ringe von geschlagenem Messing mit einander verknüpft sind. Gewöhnlich macht man Ketten 5 Ruthen lang. Die einzelnen Ruthen werden durch etwas größere Ringe angedeutet, durch deren Mittelpunkte kleine metallene Querriegel gehen, um sie von einander unterscheiden zu können. Die Enden der Ketten haben 2 größere Ringe, durch die man die sogenannten Kettenstäbe schiebt, um die Kette zu spannen. Neben den Maßstäben und Meßketten dienten sonst auch wohl die Meßschnüre als Maße, und man verfertigt diese von Hanf oder Bast. Allein wegen der großen Unvollkommenheit derselben und da sich ihre Länge durch die Spannung, durch Feuchtigkeit der Luft und des Bodens, auf dem man mißt, bald mehr oder weniger ändert, ist man von ihrem Gebrauch abgekommen. Unter die Maßstäbe rechnet man auch den Maßzirkel, welcher wie ein gewöhnlicher Reißzirkel eingerichtet, von Holz angefertigt ist und zwar von solcher Größe, daß man auf dem Felde 4—5 Fuß damit zu überspannen vermag. Man überspannt dann die zu messende Linie mit einer Schnur und mißt an ihr hin, indem man den Zirkel beständig umwendet und die Zahl der Umwendungen dabei notirt. Der verjüngte M., d. i. der in genauem Verhältniß zu dem wirklichen verkleinerte, soll vorzugsweise dem Zeichner dazu dienen, die mittelst größerer Maße oder Ketten aufgefundenen Längen durch Zeichnungen auf Papier im Kleinen verjüngt vor das Auge zu bringen. Er heißt Transversalmaßstab, wenn er nach geometrischen Gesetzen durch horizontale, perpendikuläre und diagonale Linien dergestalt abgetheilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit Längeneinheiten u. Unterabtheilungen derselben darnach bestimmen kann. Solche verjüngte und Transversalmaßstäbe finden sich in allen bessern Reißzeugen. Auch ist auf allen Bau- und andern Rissen, Planen und Landkarten der verjüngte M. angegeben, nach dem man mit dem Zirkel Größen abnehmen u. abmessen kann. Eine andere Art von Maßstäben verreitt die Stelle von Tabellen, z. B. die quadratischen, kubischen und logarithmischen Maßstäbe.

Massuah (Massoua), Stadt in Abyssinien, liegt auf der gleichnamigen Insel im rothen Meere an der Küste, steht unter der Oberherrschaft der Türken oder vielmehr des Vicekönigs von Aegypten, obgleich zu Abyssinien gehörig, ist nach Gedda der bedeutendste Hafen des rothen Meeres und vermittelt den größten Theil des abyssinischen Handels. Die Stadt, die kaum den Namen eines Fleckens verdient, nimmt ungefähr die Hälfte der Insel ein. Die Häuser beste-

Digitized by Google

den meist aus 4 großen, aus Zweigen des Dattelbaums geflochtenen Matten, die in ein Viereck zusammengestellt, befestigt und mit einigen andern überdeckt sind. Die 12,000 Einwohner sind eine Bastardrace von Arabern, Abyssiniern u. Schoahs und treiben sämmtlich Handel. Wegen seines für die kleinen arabischen Schiffe (Bagglen) sehr guten Hafens ist M. der bedeutendste Handelsplatz der ganzen afrikanischen Küste von Suez bis Babel-Mandeb. M. steht in Handelsverbindung mit Sedda, Mokka, Snakim und Bombai. Seit 1845 sind die türkischen Piaster zum Kurse von 23 für den Thalerfuß eingeführt. Es residirt in M. ein Gouverneur, der von dem in Sedda abhängig ist u. von ihm ernannt wird. Zur Beschützung M.s stehen einige Kanonen am Hafen, und eine kleine Garnison liegt im Ort. Zum Gouvernement von M. rechnet man alle Inselgruppen an der afrikanischen Küste von Sanakem bis Babel-Mandeb; die meisten jedoch sind wasserlos und mit Ausnahme der Mimose, die beinahe überall fortkommt, ganz unfruchtbar und unbewohnt. Nur die Inselgruppe, die man unter dem Namen Dahlak begreift, zeichnet sich aus; hier wird eine sehr einträgliche Perlenfischerei getrieben.

Massylii, s. Numidien.

Mast (Mastbaum), hölzerner Baum von angemessener Länge und Stärke, an welchem das Segelwerk eines Schiffes, auf Flußschiffen auch die Leine zum Fortziehen derselben angebracht wird. Auf letzteren sind die M.en gewöhnlich 40—50 Fuß hoch, auf Seeschiffen aber beträgt ihre Länge oft mehr als 100 Fuß, weshalb sie aus 3 Stücken zusammengesetzt sind, von denen das untere der M. heißt, während das mittlere die Stenge und das oberste die Brahmstenge genannt wird. Um mehr Segel aufsetzen zu können, pflegt man die See- und größern Flußschiffe mit 2 oder 3, auch wohl noch mehr M.en zu versehen, von denen aber einer, der mittlere, der größte ist und der große M. heißt. Derselbe geht durch die Verdecke des Schiffs bis auf den untersten Boden hinab, wo er befestigt ist, u. ist in der Regel $2^1/_2$mal so lang als der Segelbalken oder die Stange, an welcher die Segel befestigt werden. Vor ihm steht der vordere oder Fockmast, welcher um ein Beträchtliches kürzer ist, aber auch aus zwei Stücken, der Vorstenge u. der Vorbrahmstenge besteht; hinter dem großen M. befindet sich der Besahnmast, welcher noch kleiner als der Fockmast ist und aus der Kreuzstenge und der Kreuzbrahmstenge zusammengesetzt ist. Außer diesen aufrecht stehenden M.en führen die Seeschiffe gewöhnlich noch einen schrägen, aus dem Vordertheile hervorragenden Baum, das sogenannte Bugspriet, welches an dem großen Balken des Schiffs befestigt und mit einer schwächeren Verlängerung, dem Klüverbaum, versehen ist, mit welchem zusammen es $1^1/_2$ der Länge des Segelbalkens beträgt. Die untern Stücke der M.en auf großen Schiffen sind auch der Stärke nach aus mehren Stücken zusammengesetzt, welche 4seitig gehauen und mit einander verzahnt werden. Das mittelste dieser Stücke heißt die Zunge des M.es und ist das stärkste, um welches die übrigen Hölzer (die Wangen oder Schwelpen) herumgelegt, genau abgerundet und durch starke eiserne Bänder zusammengehalten werden. Die Stengen und Brahmstengen, sowie der Besahnmast werden ihrer geringern Stärke wegen aus einem Stücke gemacht; das Bugspriet aber ist ebenfalls aus 4 Stücken zusammengesetzt. Der große M. hält am untersten Verdeck in der Regel so viel Zoll im Durchmesser, als ein Drittheil des ganzen M.es Fuß hat. An der obern Spitze des M.es sind die Backen, knieförmige Hölzer, befestigt, welche die Sahlingen, 4 rechtwinkelig, horizontal über einander gelegte schwache Balken, auf denen das quere durch das untere Ende der Stenge geschobene Schlotholz ruht, zu tragen haben und zugleich die Unterlage des Mars (s. d.) oder Mastkorbes bilden. Manchmal ist der M. der größern Festigkeit wegen an einzelnen Stellen mit Stücken Holz belegt oder mit Tauen umwunden (Gewinde, Mastschale). Die M.en stehen mit ihrem Fuße zwischen mehren im Viereck liegenden starken Balken, dem Spuhr, und werden in den für sie bestimmten Löchern des ersten Verdecks, den sogenannten Fischen, mit den Mastenkeilen festgekeilt. In den obern Decken stehen die M.en ohne eine solche Verkeilung innerhalb eines auf das Deck genagelten Randes, über welchen ein an dem M. befindlicher runder oder 6eckiger Ring hinwegreicht, so daß sie sich ein wenig biegen und dem „Winde welchen" (spielen) können. Den großen M. umfaßt noch außerdem von hinten her der Gaffelbaum mittelst eines gabelförmigen Ausschnitts. Das Ende (Topp) des untern Maststückes bildet ein starker Block von hartem Holze, das sogenannte Eselshaupt, welches unten mit einem runden Loche versehen ist, durch welches das untere Ende der Stenge hindurchgeschoben wird. Das Aufrichten des fertigen M.es geschieht mittelst des Mastenkrahns, welcher aus zwei schräg über die See hängenden Bäumen besteht, die durch starke Riegel mit einander verbunden sind und von anderen hinter ihnen aufrecht stehenden Bäumen, sowie durch starke Taue in dieser Richtung gehalten werden. An denselben ist ein starker Flaschenzug angebracht, dessen Taue an dem einen Ende an dem M., an dem andern aber durch zwei starke Tritträder angezogen werden. Auch bedient man sich zur Emporrichtung des M.es in manchen Ländern, z. B. in England, Schweden ꝛc., eines besondern Fahrzeuges, meist eines alten unbrauchbaren Schiffes, auf welchem ein Gerüst mit einem Flaschenzug errichtet wird, mittelst dessen, sowie einiger Vertikalwinden (Hangspillen) man den M. aufhebt und in das Schiff einsetzt. An manchen Orten, z. B. in Kopenhagen, hat man zu diesem Behuf eine Art Thurm erbaut. Vgl. Schiff.

Mast (Mästung), die künstliche Erzeugung eines außergewöhnlichen Fleisch- und Fettansatzes bei den Schlachtthieren vermittelst außergewöhnlich nahrhafter und reichlicher Fütterung. Früher wurde die M. nur nach Herkommen, ohne Grundsätze und Sicherheit, betrieben, bis die Fortschritte der Thierphysiologie und die Kenntniß der verschiedenen Bestandtheile der Futterarten auch in dieser Beziehung eine rationelle Behand-

Digitized by Google

lungsweise herbeiführten. So befördern Oele u. Fette im Futter den Fettansatz der Mastthiere am meisten, weshalb Getreide, hauptsächlich aber Oelsamen oder Oelkuchen die geeignetsten Fettmästungsstoffe sind. Da jedoch die Gesundheit des Thieres eine möglichst gleichmäßige Zunahme des Fettes und der Muskelfaser, sowie ungestörte Respiration und Erhaltung der gehörigen thierischen Wärme verlangt, so erhellt daraus die Nothwendigkeit einer richtig proportionirten Zusammensetzung des Mastfutters aus stickstoffhaltigen (Getreide, Hülsenfrüchte), stärkemehlhaltigen (Wurzeln u. Knollen, Heu u. Stroh) u. fetten (Oelsamen) Substanzen. Begünstigt wird die M., wo, wie in England, die Thiere ausschließlich zu diesem Zweck auferzogen werden: wogegen man in Deutschland in der Regel das Mastvieh vorher möglichst auszunützen sucht u. die Mästung nur als Nebengewinn betrachtet. Vgl. die neuesten Erfahrungen zur Schnellmästung folgender Thiere, als: des Rindviehes, der Kälber, Schweine, Schafe, Ziegen, Gänse, Enten, Tauben, Hühner, Kapaunen, Fische und Krebse. Nordhausen 1835, u. Leuchs, Anleitung zur M. der Thiere u. zur vortheilhaften Anwendung des Futters, 3. Aufl., Nürnb. 1832.

Mastdarm (Intestinum rectum), das unterste Stück des Darmkanals, s. Darm.

Master (engl.), s. v. a. Meister, im Englischen Anrede an alle Gentlemens, welche keinen andern Rangtitel haben.

Mastiani, Völkerschaft an der Südküste Hispaniens, östlich von den Säulen des Hercules, welcher die Stadt Mastia gehörte, unstreitig in dem zum Gebiete von Tartessus gehörigen Distrikt Massia.

Masticatio (lat.), die Kaubewegung, das Kauen.

Mastix, s. Pistacie.

Mastixbaum, s. v. a. Pistacia Lentiscus L. Indischer M., s. v. a. Mollebaum, Schinus Molle L.

Mastixdistel, s. v. a. Gummidistel, Carlina gummifera Less.

Mastixinsel, s. Skio.

Mastkörner, Hämorrhoidalknoten, s. Hämorrhoiden.

Mastkorb, s. v. a. Mars.

Mastodon (d. i. Zitzenzahn, Mastotherium nach Fischer), nach Cuvier eine gänzlich ausgestorbene Rüsseltiergattung, deren Ueberreste, Knochen und Zähne, sehr häufig in diluvialen Ablagerungen gefunden werden. Das Skelet des Thieres ist dem des Elephanten sehr ähnlich, nur sind alle Knochen kürzer u. dicker. Die Augen sind klein, die Geruchsorgane sehr ausgebildet. Die Zähne bestehen aus Knochensubstanz (Elfenbein), in der Krone mit einer dicken Schmelzschicht, an der Wurzel mit einer steinigen Schicht (crusta petrosa) bekleidet, im Querschnitt länglich eiförmig, in der Mitte mit einer Längsvertiefung und mehren Quervertiefungen, wodurch die Krone in eine Doppelreihe warzenförmiger Erhöhungen zerfällt, deren jede im Wurzelende entspringt. Im Oberkiefer hatte das Thier 2 Stoßzähne von Elfenbein, die mit einer dünnen ($^1/_{10}$") Lage der steinigen Kruste bedeckt waren. Die Nahrung ist nach dem Bau der Zähne pflanzlicher Art gewesen. Die Zahnstürkise von Simore, welche durch Glühen schön blau werden, sind meist Schmelz von Mastodonzähnen. Die Thiere scheinen bis 32 Fuß Länge erreicht zu haben. Die bekannteste Art: M. giganteus Cuv., amerikanisches Mammuth, Ohiothier, fleischfressender Elephant, Ohioelephant, war etwas länger, aber so hoch als der Elephant, und muß einen langen Rüssel gehabt haben, dessen es sich nach Art des Elephanten bediente. Ein vollkommenes Skelet steht zu Philadelphia, ein anderes zu Baltimore. Reste findet man am häufigsten in einer sumpfigen Gegend des Staates Kentucky (Big-Bone-Lick). Wahrscheinlich bewohnte das M. meist die Sümpfe und Urwälder dieser Gegend. Auch das Missurium Kochs gehört zu dieser Gattung.

Mastodonsaurus, nach Jäger ausgestorbenes Sauriergeschlecht aus der Abtheilung der Labyrinthodonten, hatte einen nach vorn zugespitzten Kopf, am Ende des Unterkiefers 2 große Zähne und war über 20 Fuß lang. Vergl. Quenstedt, Die Mastodonsaurier im grünen Keupersandsteine Würtembergs, Stuttg. 1850.

Mastologie (v. Gr.), s. v. a. Mammologie oder die Lehre von den Säugethieren.

Mastricht (Maastricht, flām. Maestricht, Trajectum ad Mosam), Hauptstadt der holländischen Provinz Limburg, am Einflusse der Jaar in die Maas, über welche eine schöne, 500 Fuß lange steinerne Brücke in die jenseits gelegene Vorstadt Wyk führt, ist eine sehr starke und weitläufige Festung und wird noch durch die starke, auf dem dicht vor der Stadt nach Süden zu liegenden Petersberge erbaute Citadelle vertheidigt, welche die Stadt beherrscht. Letztere ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut, hat ansehnliche öffentliche Gebäude (das Stadthaus mit einer Bibliothek, der Palast des Gouverneurs, das Zeughaus ꝛc.) und Plätze, unter letzteren den großen Marktplatz und den mit Bäumen umgebenen Paradeplatz, genannt Brijthof, zahlreiche Kirchen, worunter die Servatiuskirche mit dem 1845 von Geefs gearbeiteten Monument Karls des Großen, eine lutherische und 3 reformirte Kirchen, ein Athenäum (Gymnasium), 2 Hospitäler, 2 Waisenhäuser, ein Lazareth und 31,000 meist katholische Einwohner, die große Gerbereien, welche das allgemein berühmte mastrichter Leder liefern, Salzraffinerien, Bierbrauereien, bedeutende Branntweinbrennereien, eine große Laternenfabrik betreiben und Krapp, Tabak, Eichorien, gestreifte Flanelle, Stärke, Puder, schwarze Seife und Pfefferkuchen (die beste Sorte Heiligmaker) und große Pfeffernüsse (Moppen oder Moffen) bereiten. Der Handel ist sehr ansehnlich und zur Beförderung desselben dient der an der Maas gelegene Hafen. Das Land zwischen der Stadt und dem Petersberge kann durch Schleußen ganz unter Wasser gesetzt werden. Berühmt sind die Steinbrüche auf dem Petersberg, deren Gänge sich jetzt labyrinthisch verschlingen und 6 Stunden in die Länge und 2 in die Breite sich ausdehnen; einige Reisende zählen 20,000, andere sogar 60,000 Gänge. In ihnen ist ein Springbrunnen, dessen Wasser sich in ein

Digitized by Google

Bassin ergießt. Da in einzelne Gänge von oben Licht fällt, so sind dieselben in Kriegszeiten sehr häufig als Schlupfwinkel und Zufluchtsstätten benutzt worden. Auch findet man darin Lager von Muscheln und Versteinerungen, unter denen besonders ein vollständig erhaltenes junges Krokodil und die Skelette von mehren unbekannten Seethieren interessant sind. Die vollständigste Sammlung dieser merkwürdigen Versteinerungen besitzt die lateinische Schule. M. gehörte unter der fränkischen Herrschaft zu Austrasien. Später stand die Stadt unter der gemeinschaftlichen Regierung der Herzoge von Brabant und der Bischöfe von Lüttich. Während des niederländischen Befreiungskampfes ward die Stadt am 10. Oktober 1576 durch die Spanier erobert und erlitt von den siegberauschten Soldaten die rohesten Mißhandlungen. Da sie sich den empörten Provinzen wieder anschloß, belagerte sie der Prinz von Parma so harr, daß von der zahlreichen Bevölkerung kaum 400 Bürger die Eroberung überlebten. Die Beute der Sieger soll über eine Mill. Goldgulden betragen haben. Im Jahre 1632 wurde die Stadt von dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien wieder genommen, und im westphälischen Frieden ward sie den Generalstaaten zuerkannt. Im Jahre 1673 gerieth sie nach einer harten Belagerung, aber in Folge einer für sie ehrenvollen Kapitulation, in die Hände Ludwigs XIV. von Frankreich. Die Holländer suchten sie wieder zu erobern, jedoch vergeblich; doch erhielten sie die Generalstaaten im nymwegen Friedensschluß 1678 wieder zurück. Im Jahre 1748 ward M. in Folge der Präliminarien des aachener Friedens den Franzosen eingeräumt, aber nach abgeschlossenem Frieden von denselben wieder verlassen. Auch im französischen Revolutionskrieg war M. mehrmals Gegenstand heftiger Kämpfe. Nachdem es vom 5. Februar bis 4. März 1793 von einem republikanischen Heere unter Miranbe vergeblich belagert worden war, fiel es 1794 nach kurzer und schlechter Vertheidigung den Franzosen in die Hände (Ende Oktober). Die letzte Blokade erfuhr es 1814 durch die Schweden. Bei der Trennung Belgiens von Holland blieb M. bei dem letzteren Staat.

Mastung, s. Mast.

Mastupratio (lat.), s. v. a. Selbstbefleckung.

Masudi, Ali-Abul-Hassan, arabischer Schriftsteller, zu Bagdad gegen Ende des 9. Jahrhunderts geboren, besuchte schon als Jüngling nach einander Persien, Indien, Ceylon, Transoxianien, Armenien, die Küstenländer des kaspischen Meeres, verschiedene Theile Afrika's, Spanien und das byzantinische Reich. Im Jahre 915 weilte er zu Istakhar, dem alten Persepolis, durchwanderte 916 Indien, begab sich hierauf nach Madagaskar und von dort nach Oman und dem südlichen Arabien. Um 926 war er in Palästina, 943 in Bassora. Er † 956 in Aegypten. M. besaß ausgebreitete Kenntnisse, die sich nicht bloß auf den Wissenskreis des Moslem, sondern auch auf das morgen- und abendländische Alterthum erstreckten. Sein Hauptwerk ist: „Akhbar alzeman", eine umfassende Arbeit, aus der er selbst einen Auszug unter dem Titel „Moruds-chalzeheb", d. i. „Die goldenen Wiesen" (engl. von Sprenger, Bd. 1 und 2, London 1841) veranstaltete, der eine reiche Fundgrube für die Geographie, den Volksglauben und die Geschichte des Orients bildet. Eine andere Sammlung geographischer, historischer und philosophischer Bemerkungen, das „Kitab altanbihi u aliachraf", welche noch ungedruckt ist, verfaßte er kurz vor seinem Tode.

Masulipatam (Mutschelipatnam), Seestadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, auf der Küste Koromandel, am Kistnah, mit einem vorzüglichen Hafen und 75,000 sehr betriebsamen Einwohnern. Die vortrefflichen Baumwollengewebe von M., von denen besonders die sogenannten Chints (Zitze) früher nach allen Welttheilen versandt wurden, können in neuerer Zeit kaum noch die Konkurrenz der wohlfeilern englischen Fabrikate bestehen; die Ausfuhr nach Europa hat ganz aufgehört, u. nur China, Pegu, Persien, Arabien ꝛc. sind noch Abnehmer.

Mazurek (Mazurka), polnischer Nationaltanz von munterem Charakter und gewöhnlich im Dreiachtel- oder Dreiviertelrakt, wird immer von einer geraden Zahl von Paaren getanzt, gewöhnlich von 4—8; die Melodie besteht daher entweder aus 2 oder 4 Reprisen. Zur ersten Reprise wird eine Ronde getanzt, zur zweiten tanzt der erste Tänzer eine Tour vor, die von den übrigen Tänzern der Reihe nach nachgeahmt wird. Jede Reprise besteht gewöhnlich aus 8 Takten in 2 Absätzen. Vom polnischen Landvolke wird dabei auch häufig gesungen. Der Tanz, der durch ganz Europa verbreitet ist, hat seinen Namen von den Masuren, den Bewohnern Masoviens.

Masuren, der altpreußische Gau Sudauen, zwischen Goldap, Rastenburg, Olezko u. Ortelsburg, umfaßt die Kreise Johannisburg, Sensburg, Lötzen, Lyck und Olezko und zählt auf 300 □Meilen gegen 400,000 Einw. Die Hochebene M.s, die von Goldap beginnt, bildet die Wasserscheide zwischen dem Pregel und der Weichsel. Von ihr aus gelangt man über allmählige Senkungen in romantische Tiefthäler, an deren Seespiegeln anmuthige Dörfer liegen oder waldreiche Werder (Halbinseln) sich in lichtblaue Fluth hinziehen. Die meisten Hügelgruppen sind hier mit einem Gemisch von Laub- und Nadelholz geschmückt, die Ferne der lieblichen Landschaft von dunkelm Forst umkränzt. Zwischen zwei Seen, auf einer bewaldeten Halbinsel liegt entzückend der kleine Ort Haaßnen, noch voll von Spuren der Vorzeit, ehemals der Hauptschauplatz der zahllosen blutigen Kämpfe der alten Sudauer. Von hier aus läuft eine, von Seen und Thälern unterbrochene Hügelkette nach Süden hin, dem durch seine Fruchtbarkeit und reizende Lage gleich ausgezeichneten Städtchen Lyk zu, einem nur aus einer Straße bestehenden, auf einer Anhöhe an einem schmalen See gelegenen Ort mit einem Schloß, einem Gymnasium und 4000 gewerbthätigen Einwohnern. Eben so malerisch liegt das Städtchen Nikolaiken, sowie der Ort Rhein, über dem eine Schloßruine emporragt. Auch die Gegend der neuen Festung Löwen hat einen ungemein lieblichen Charakter. Im Thal der Angerap wechseln steile Uferwände, oft von 60' Höhe, mit schöner Waldung bestanden, mit zahllosen Tief-

Digitized by Google

schluchten, eine wilde Partie, die man die masurische Schweiz nennt. Weniger Reize hat die Gegend von Olezko. Von Lyk nach Süden zu nimmt die Höhe noch mehr ab und endigt in Polen in einer weiten Ebene mit viel Sumpfboden. In sandiger Gegend liegt Angerburg an der Angerap, die hier in den Maurersee fließt, und auch das kleine Städtchen Arys hat eine traurige Lage. Freundlich dagegen nimmt sich das mehr nördlich gelegene Rastenburg aus, dessen altes Schloß den Ordensrittern zur letzten Rast für die südöstlichen Streifzüge diente. In fruchtbarer Gegend auf schroffer Anhöhe liegt Rössel, dessen Einwohner einen bedeutenden Leinwandhandel betreiben. Ein anmuthiger Weg führt von hier aus nach dem Kloster „heilige Linde", dem Hauptwallfahrtsorte der geringen katholischen Bevölkerung. Unweit des großen Spirdingsees beginnt die Johannisburger-Heide, eine 13 Meilen lange sandige Kiefernwaldung; mitten in ihr liegt Johannisburg. Um so mehr überrascht hier der Anblick einer kleinen Flotte von Schiffen, die in einem Flüßchen unmittelbar vor der Stadt Polz vor Anker liegt. Was M. besonders belebt, ist der Reichthum an Seen, obwohl deren Zahl im Laufe der Zeit sich stark vermindert hat. Alle Seen bilden ein Netz, welches im weiten Thale der masurischen Hochebene mehr als 300' hoch über dem Ostseespiegel liegt; das ganze Thal dieser Seegruppe scheint nur eines großen Sees Grund gewesen zu seyn. Der höchst gelegene See ist der Löwentin, 416' über dem Meere, 1¼ Meile lang und ⅓ Meile breit, mit hohen waldlosen Ufern, der seinen Abfluß nach dem nördlichen Maurersee hat, durch kleinere Seen und Kandle aber auch mit dem südlichen Spirdingsee in Verbindung steht. Letzterer ist Preußens Hauptsee; er hat 14 Meilen im Umfang. In ihm befinden sich 4 Inseln, von denen die eine, Spirdingswerder, von Fischern bewohnt ist, die andere aber, der Teufelsberg, als Tummelplatz von Gespenstern in Verruf steht. Dieser Reichthum an Gewässern trägt auch zur Winterzeit viel zum lebendigen Verkehre der Bewohner bei. Letztere, die als die Nachkommen der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hier eingewanderten Polen, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein verderbtes Polnisch sprechen, führen im Ganzen ein mühevolles u. armes Daseyn. An Betriebsamkeit und Fleiß fehlt es dem Volke keineswegs, nur geht es der Vortheile, welche es erringen könnte, durch ein zu starkes Festhalten am Althergebrachten verlustig. Trotz aller Noth ist aber der Menschenschlag ein kräftiger zu nennen; er ist der Mehrzahl nach blondhaarig u. blauäugig. Die Männer tragen das Haar gescheitelt, hinten lang herabhängend; Alles, was zur Kleidung gehört, wird selbst verfertigt. Ein blauer, lang herabreichender Tuchrock, mit einer aus buntem Garn gewebten Scherpe umgürtet, ist der höchste Putz des wohlhabenderen Bauern; der arme Mann geht im Sommer halb nackt, nur in einer linnenen Hose, von einem Ledergurt zusammengehalten. die Frauenzimmer gleichfalls bis auf ein langes Hemd und eine Schürze, Kinder aber meist ganz nackt. Die Wohnungen sind aus Holz gebaut, mit Stroh gedeckt und mit Moos verstopft; die Aermeren wohnen als Troglodyten in Lehmhütten, welche zum Theil in die Berge eingebaut sind. Die Hauptnahrung besteht aus Kartoffeln; Brod und Mehlspeisen sind schon Leckerbissen. Im Winter kommt als allgemeines Leibgericht Sauerkraut auf den Tisch und gesäuerte rothe Rüben, welches Gericht sie Budschwing oder Bartsch nennen. Des Masuren höchster Genuß ist der Branntwein, ein fuseliger Kartoffelspiritus, der nicht nur getrunken, sondern mit etwas Honig versüßt und angebrannt als „Brensel" gegessen wird. Von geistiger Bildung ist wenig die Rede. Es gibt ganze Dörfer, in denen Niemand schreiben und selbst der Schulze kaum seinen Namen kritzeln kann. Ueber Recht und Unrecht, Mein u. Dein haben sie ganz eigenthümliche Begriffe. Nach ihrem Codex ist Stehlen keine Sünde; was ihnen nützt, halten sie für Recht, was ihnen schadet, für Unrecht. Schlauheit ist ihnen in hohem Maße angeboren. Von Gesetzen wissen und halten sie nichts; dagegen haben sie vor Beamten einen eigenen Respekt. Sämmtliche M. sind evangelisch, bis auf den rösseler Kreis, haben aber noch eine Menge katholischer Gebräuche; sie feiern die Feiertage der katholischen Kirche zum Theil noch mit, wenigstens durch Einstellen der Arbeit. Man glaubt an Teufel, Hexen, Gespenster, Verwünschungen und Besprechungen. Ein großer Theil der masurischen Bauern lebt vom Schmuggelhandel, den weder die sonst so weit reichenden Ukase des Czaren, noch die Kosakenpikets, weder die Schlagbäume, noch die zahlreichen Mauthstationen mit ihrer Legion von Zollbeamten zu unterdrücken vermögen. Der masurische Hinterwäldler ist nicht wenig stolz auf die Wunden und Narben, die er in den Kämpfen mit den Zollbeamten davon getragen, und je mehr er deren aufzuweisen hat, desto gefeierter ist sein Name bei den Nachbarn im Wirthshause. Ein guter Zug ihres Charakters ist eine gewisse angeborene Gutmüthigkeit. Der Masur ist gastfrei und gesellig; er liebt Musik, Tanz und Gesang. Ihre Volkslieder sind stets launigen Inhalts und überschreiten oft die Grenzen des Schicklichen; die Melodien masurischer Gesänge sind einfach und ansprechend.

Matabies, in Ostindien alle Baumwollenzeuche, welche mit Mustern von Gold und Silber bearbeitet werden.

Matabulen, Adelsklasse in Tonga (s. d.).

Matachel, Fluß in der spanischen Provinz Estremadura, Nebenfluß des Guadiana, fließt nördlich und mündet bei Molgado.

Matador (span., vom lat. mactator, d. i. Todschläger), in Spanien bei den Stiergefechten (s. d.) der Hauptkämpfer, der dem Thier den Todesstoß versetzt; im L'hombre, Tarok, Solo und einigen andern Kartenspielen Bezeichnung der drei obersten Trumpfkarten, sowie auch der niedern Trumpfkarten, wenn diese in ununterbrochener Reihenfolge zugleich mit jenen drei obersten vorhanden sind.

Matamba (Matambu), Negerreich in Niederguinea, von Angola, Congo und Benguela begrenzt und vom Zaire und Coanza durchströmt, ist gebirgig und waldreich, aber wenig mehr als dem Namen nach bekannt, sowie die gleichnamige Hauptstadt.

Digitized by Google

Matamoros, Ort im mexikanischen Staat Tamaulipas, oberhalb der Mündung des Rio del Norte, mit dem Hafen el Refugio, hat bedeutenden Handel nach den nördlichen Staaten von Mexiko, die hierher ihre Erzeugnisse, Zucker, Leder, Decken ꝛc., senden, übersseeische Ausfuhr von Gold und Silber, Kupfer, Wolle, Häuten, Hörnern ꝛc. und 10,000 Einw. Der Handel ist größtentheils in den Händen von Nordamerikanern, Engländern, Deutschen und Franzosen.

Matanza (ital., d. i. Schlacht), die Tödtung der in den Netzen befindlichen Thunfische (s. d.).

Matanzas, Stadt auf der westindischen Insel Cuba, an den Ufern und im Hintergrund der gleichnamigen Bai, zwischen den Flüssen St. Johann und Yumuri, auf einem flachen Boden, hat gerade, breite, aber nicht gepflasterte, dennoch aber, des harten Bodens wegen, sehr reinliche Straßen und schöne und geräumige Plätze, gegen 2500 größtentheils von Holz erbaute Häuser, mehre öffentliche Gebäude, 2 Kirchen, 2 Spitäler und 2 Brücken von Backsteinen. Das Douanengebäude und die Kaserne sind besonders bemerkenswerth. Die stehende und absinkende Bevölkerung, das Stadtgebiet mitgerechnet, beläuft sich auf mehr als 56,000 Seelen. Die Bai von M. ist sehr geräumig, gegen alle Winde geschützt und durch das Fort Vigia vertheidigt. M. gilt als der erste Handelsplatz nach der Hauptstadt Havana.

Matsona, kleine, zu den Kurilen gehörige Insel, nördlich von Nadiejeda, von vulkanischer Beschaffenheit.

Matapan, Vorgebirg, die südlichste Spitze der griechischen Halbinsel Morea und des östlichen Europa's, früher Taenarium promontorium.

Mataquito, Fluß in Chili, entspringt am Fuße des Vulkans Feterroa, fließt westlich, nimmt rechts den Teno auf und mündet südlich in den großen Ocean.

Mataro, Stadt im spanischen Fürstenthum Katalonien, Provinz Barcelona, nordöstlich von Barcelona, am mittelländischen Meer, ist gut und regelmäßig gebaut, hat einen Hafen, eine nautische Schule, ein Hospital und andere Wohlthätigkeitsanstalten und über 25,000 Einw., die Seidenzeuche, Bänder, Strümpfe, baumwollene Zeuche, Leinwand, Segeltuch, Leder, Korkstöpsel, Glas ꝛc. fabriciren, Salz bereiten und Fischerei treiben. In der Umgebung wächst der Matarowein, ein etwas rauher, rother Wein, der dem Portwein ähnlich ist und oft für diesen verkauft wird.

Matelica, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Macerata, am Fuße der Apenninen, am St. Angelo, mit Fabrikation von Wollenzeuchen u. Nadeln und 6000 Einw.

Matelot (franz.), s. v. a. Matrose, auch ein Kriegsschiff, welches einem andern zu Hülfe eilt; dann Matrosentanz, der meist in Holzschuhen und mit auf dem Rücken verschlungenen Händen getanzt wird.

Matelotte, s. Hornpfeife.

Mater (lat.), d. i. Mutter, s. Matrize.

Matera, Distrikthauptstadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, mehre Klöster, eine königliche Schule für schöne Literatur und Medicin und 13,000 Einw. In der Nähe berühmte Höhlen.

Mater dolorosa (lat., d. i. Schmerzensmutter), bildliche Darstellung Maria's, der Mutter Jesu, wie sie über die Leiden ihres Sohnes von Schmerzgefühl übermannt wird.

Mater familias, die Frau in streng römischer Ehe, auch wenn sie zugleich mit ihrem Gatten in dessen Vaters Gewalt war.

Matergabia, Göttin der alten Schlesier u. Polen, welche dem Haushalt vorstand.

Materia albuminosa (lat.), s. v. a. Eiweißstoff.

Materia fibrosa (lat.), s. v. a. Faserstoff.

Material (vom Lat.), Stoff, Substanz.

Materiale delicti (lat.), s. Thatbestand.

Materialhandlung, Handlung, welche sich vorzugsweise mit dem Verkaufe der Materialwaaren (s. d.) befaßt; der Eigenthümer derselben heißt Materialist.

Materialia, Stoffnamen, s. Substantiv.

Materialien, Rohstoffe.

Materialismus (v. Lat.), diejenige philosophische Ansicht, wonach die Materie (s. d.) oder das mit den äußern Sinnen erfaßbare Dasein als die Grundursache alles Lebens angesehen wird u. folglich auch die psychischen Erscheinungen aus materiellen Ursachen abgeleitet werden. Diese Annahme heißt Hylozoismus, wenn der Materie im Weltall als einer solchen schon außer u. vor aller Organisation seelische Eigenschaften beigelegt werden, reiner M. dagegen, wenn das ganze psychische Leben als eine Kette von Funktionen oder Thätigkeiten des organischen Lebens, welche lediglich an diese seine Organisation geknüpft seyen, angesehen wird. Während der Hylozoismus demnach die psychische Substanz nur zur Materialität herabzieht, wird dieselbe vom reinen M. gänzlich geleugnet oder zur bloßen Erscheinung am Organismus herabgesetzt. Der Hylozoismus findet sich im Alterthum ausgebildet bei Heraclitus, Pythagoras und den jonischen Philosophen, Begründer des reinen M. war Leucippus. Der Erneuerer desselben in der Neuzeit ist Hobbes, dessen Lehre sich vorzüglich in Frankreich ausbreitete, wo sie Helvetius und Lamettrie auf die Spitze trieben, was in Deutschland in neuester Zeit wieder durch Moleschott, L. Büchner u. A. geschah. Der moderne M. erblickt in der Seele einen durch Nervenschwingungen ꝛc. hervorgebrachten Mechanismus von materiellen Eindrücken des Gehirns, die wiederum von den dem Organismus zugeführten Nahrungsmitteln abhängig sind. Das Beharren jener Eindrücke bezeichnet man als Gedächtniß, deren Zusammengruppirung als Verstand ꝛc. Das Verdienst des reinen M. ist, daß besonders durch ihn die Fundamente einer beobachtenden Psychologie gelegt worden sind. In seinen Konsequenzen führt er nothwendig zum Eudämonismus und Atheismus, während der Hylozoismus als eine Art von Pantheismus sich darstellt, neben welchem eine religiöse Gesinnung recht wohl bestehen kann. Vergl. Philosophie.

Materialist, Anhänger, Bekenner des Ma-

Digitized by Google

terialismus (s. d.); Detailhändler, welcher mit Materialwaaren (s. d.) handelt; s. v. a. Droguist, s. Droguen.

Materialität (v. Lat.), das Seyn als Materie.

Materialiter (lat.), dem Stoffe, der Materie nach, auf sie bezüglich, Gegensatz von formaliter.

Materialwaaren, alle diejenigen Waaren, welche in dem Zustande, in welchem sie der Handel liefert, zu ihrer letzten Bestimmung noch nicht geschickt sind, vielmehr erst den Stoff (das Material) einer weitern Verarbeitung oder Zubereitung abgeben. Im gemeinen Leben beachtet man jedoch diese Begriffsstellung nicht genau und pflegt daher gewöhnlich alle Waaren, welche die Hauptartikel unserer gewöhnlichen Kleinhandlungen ausmachen und welche man auch Spezereiwaaren nennt, mit dem Worte M. zu bezeichnen. In einigen Gegenden Deutschlands versteht man unter M. auch die Droguen oder Apothekerwaaren.

Materia medica (lat.), medicinische Arzneimittelkunde, Pharmakognosie, die Wissenschaft von den Heilmitteln als natürlichen Körpern oder physikalischen Eigenschaften, der deskriptive, naturhistorische Theil der Arzneimittellehre; s. Pharmacie.

Materia perlata (lat.), bei den Alchemisten der weiße Niederschlag, welchen sie aus der wässerigen Lösung des mit überschüssigem Salpeter verpufften Schwefelantimons durch Zusatz von Säuren erhielten und den sie als einen mit vielen geheimen Kräften begabten, gleichsam als einen vollendeten Körper betrachteten.

Materie (v. Lat.), im Allgemeinen gleichbedeutend mit Stoff, also im Gegensatze zur Form zunächst das Sachliche, Gegenständliche, der Inhalt im Unterschiede von der Art und Weise der Erscheinung, Gestaltung, Behandlung der Darstellung. In diesem Sinne spricht man im gewöhnlichen Leben von der Behandlung oder Bearbeitung einer bestimmten M., oder unterscheidet die Form des Kunstwerks von seinem Stoffe. Im engeren metaphysischen Sinne ist M. der Inbegriff alles Dessen, was sinnlich wahrnehmbar ist, was entweder an sich, oder durch seine Wirkungen einen Eindruck auf unsere Sinne macht, über dessen Wesen und Ursprung jedoch weder die ältere noch die neuere Philosophie zu einem erschöpfenden Resultate gelangt ist. Die ältesten Physiker sahen die Veränderungen der Dinge als Folge von Verdichtungen, das Wasser oder das Feuer als Urstoffe u. als Grundlagen der Körperwelt an, meinten auch wohl, es gebe eine den beiden genannten Stoffen ähnliche ätherische Urstubstanz; so Thales von Milet (610 v. Chr.), sein Schüler Anaximenes (550 v. Chr.) und Anaxagoras in seiner Annahme der Homöomerien oder der Ansicht von den gleichartigen Theilen aller Körper. Pythagoras u. dessen Schüler nahmen vier Urelemente an: Feuer, Luft, Wasser, Erde, welche Hypothese bis auf die neuesten Zeiten eine Geltung behielt, die auch den klarsten Beweisen von ihrer Unzulänglichkeit Trotz bot. Nach dieser Ansicht gewannen Leucippus (502 v. Chr.) Atome (s. d.) die Ansicht eines großen Theiles der gebildeten Welt für sich, und Epikur (345—274 v. Chr.) erweiterte dieses atomistische System, dem zufolge die Körperwelt ganz und gar von diesen Atomen, deren Zusammentreffen und deren Eigenschaften abhing. Dabei trat der Begriff des Stoffs mit dem der Kraft und der Form noch nicht in einen bestimmten Gegensatz; erst Plato führte den Begriff eines bloßen Stoffs, der durch keine sinnlich wahrnehmbare oder denkbare Qualität bestimmt seyn sollte, als Gegensatz der Ideen, d. h. Dessen, was die Dinge ihrer Qualität nach sind, in die Philosophie ein. Aristoteles unterschied zwischen der M. (Hyle), als einem bloß der Möglichkeit nach, u. der Form, als dem der Wirklichkeit nach Seyenden, so daß das Entstehen und Vergehen der Dinge als eine Vereinigung und Trennung zwischen M. und Form und die Veränderung als ein Uebergang der an sich form- und bestimmungslosen M. von einer Form zur andern betrachtet wurde. Pyrrho (340 v. Chr.) leugnete alle objektive Realität mit einer Spitzfindigkeit, wie sich dieselbe später unter den Scholastikern immer noch zeigte und wie sie die Spaltung der Scholastiker in Nominalisten und Realisten veranlaßte. Die Scholastik warf nämlich die Frage auf, ob die Entstehung der Dinge als eine Bestimmung der M. durch die Form (contractio materiae per formam), oder als eine Entwickelung der Form aus der M., in welcher sie der Möglichkeit nach schon liege (eductio materiae e forma), zu betrachten sey. Cicero spricht noch von einer Zusammensetzung der Körper aus Theilen materieller Natur, die mit gewissen Kräften (qualitates occultae) begabt seyn sollten, und hiernach hielt es auch nicht schwer, alle vorkommenden Erscheinungen, die das Wesen der M. betrafen, zu erklären, oder mit andern Worten diese auf eine oder die andere hypothetisch vorausgesetzte Kraft (qualitas occulta) zurückzuführen, am Ende so viele Kräfte anzunehmen, als sich verschiedenartige Erscheinungen darboten. Eine neue Bedeutung bekam der Begriff der M. durch Descartes. Derselbe trennte gleich von vorn herein scharf Außenwelt und Geistiges, Gedachtes von dem Materiellen, nannte jenes zusammengesetzt, das Ideale dagegen einfach und wies nach, wie der Mensch gehalten sey, auf diese Weise zu sondern, weil er sogleich mit dem Erwachen seines Bewußtseyns seine Existenz von dem Urvermögen zu denken abzuleiten gezwungen sich fühle (cogito, ergo sum). Man nannte dieses System das dualistische. Descartes nahm zwar ebenfalls Atome an, allein diese mußten ihrem Wesen nach als untheilbar, ihrem Begriff nach, wegen ihrer Ausdehnung, als theilbar gedacht werden, so daß ihre Räumlichkeit und M. eng verknüpft, Leerheit des Raumes als eine Unmöglichkeit, als eine bloße Negation erschien. Die M. bestand nach ihm anfänglich aus gleich großen Theilen, die aber durch Reibung u. Bewegung ungleich wurden und einmal äußerst feine Theilchen bildeten, die, in gerader Richtung fortgeschleudert, wieder Sonne und Fixsterne bildeten, dann gröbere, welche sich in schiefen Bahnen bewegten und zur Bildung des Himmels und eigenthümlicher Wirbel dienten, endlich noch gröbere, zur Bewegung weniger geeignete u. verschieden gestaltete, welche die Erde, die Planeten und

Kometen erzeugten. Descartes' Gegner, R. Boyle, berief sich schon weit mehr auf die Erfahrung und leugnete alle Unveränderlichkeit in den Elementen. Newton setzte Elementartheile stillschweigend voraus, ohne jedoch über deren Ursprung u. Beschaffenheit sich näher zu äußern. Nach ihm wirkt die Gravitation proportional der Menge der in einem Körper befindlichen Theilchen, und ebenso wird überhaupt die bewegende Kraft durch die Masse der vorhandenen M. bestimmt. Die Lehre von den Atomen führte, da sich die Resultate der abstrakten Spekulation mit den Ergebnissen der sinnlichen Wahrnehmung nicht einigen lassen wollten und man das eigentliche Wesen der Naturerscheinungen nicht zu deuten vermochte, auf einen Idealismus, der von mehren Männern von Fach und von Bedeutung, z. B. von Malebranche, Berkeley, Spinoza, Hume, Mendelssohn, gehalten und gefördert wurde. Malebranche behauptete, alle unsere Anschauungen beruhten auf Schein, und alle unsere Vorstellungen seyen von der Vorstellung losgerissene Ideen, die die Gottheit dem Menschen eingeimpft habe; der Glaube gestatte, selbst die Existenz aller Dinge, mit Ausnahme von Gott und den Geistern, zu leugnen; die Seele existire allein durch Gott und sey unmittelbar mit ihm verbunden. Berkeley suchte sogar die göttlichen, auf unsern Geist einwirkenden Ideen außer uns und Spinoza in Gott eine unendliche Denkkraft, aus welcher alle geistigen Thätigkeiten unmittelbar und alle körperlichen Erscheinungen durch Ausdehnungen hervorgingen. Mendelssohn hielt Spinoza's Welt für ein und dasselbe Weltideal, welches dem Anfang aller Dinge im göttlichen Verstande vorausgegangen seyn sollte. Hume leugnete sogar alle Substanzen und ließ die ganze geistige und materielle Welt aus einer Menge und Reihenfolge vorübergehender Erscheinungen bestehen. Diesen Idealismus suchte Leibnitz in seiner Monadologie mit dem Materialismus zu vereinigen. Nach ihm liegen allen Dingen Monaden, d. h. einfache Substanzen, zu Grund, aus welchen die zusammengesetzten der Erscheinungswelt bestehen müssen. Diese Monaden können keine körperlichen Eigenschaften, somit keine Länge, Breite und Tiefe haben und dürfen nur als chemisch nicht zersetzbar, einer Trennung der Theile auf diesem Weg nicht fähig angenommen werden. Gott ist nach Leibnitz die Monade aller Monaden u. als solche gleichsam der Spiegel des Universums. Newtons Physik trat entscheidend dazwischen, indem derselbe die M. als Gegebenes, die Grundlage der Körperwelt ausmachend ansah, somit auf untheilbare Elemente der Körper hinwies und leere Zwischenräume als existirend betrachtete. Da diese Ansicht bei den meisten Physikern bald Anklang fand und sich rasch verbreitete, so bekümmerte man sich lange nicht mehr um den vorhergegangenen Streit und überließ denselben den metaphysischen Spekulationen. In eine neue Phase trat die Frage durch Immanuel Kant, der an die Spitze seiner Philosophie die Sätze stellte: Von den Dingen außer uns können wir bloß durch äußere Anschauungen Begriffe erlangen, Raum u. Zeit sind nothwendige Bedingungen unserer Vorstellungen von Körpern, und die Existenz der M. wird lediglich durch zwei einander gegenüberstehende Kräfte, eine Repulsivkraft und eine Anziehungskraft, ermöglicht. Diese sogenannten Grundkräfte liegen also jenseits aller Erfahrung, machen das Wesen der M. selbst aus und liegen dieser zu Grund. Größe, Qualität, Relation und Modalität sind nach Kant die Bedingungen, nach denen wir den Begriff der M. beurtheilen müssen. Da nun allen Erscheinungen Bewegung zu Grund liegt, so müssen wir alle Prädikate der M. auf diese zurückführen, woraus sich ferner für das Ganze der Naturwissenschaften vier von einander gesonderte Theile in der Betrachtung ableiten lassen, wovon der erste die reine Phoronomie, der zweite die Dynamik, der dritte die Mechanik, der vierte die Phänomenologie umfaßt. Weiter will Kant als oberste Definitionen hingestellt haben: M. ist das Bewegliche im Raum; M. ist das Bewegliche, sofern es eben im Raum erscheint und dieselbe bewegende Kraft enthält; M. ist das Bewegliche, sofern es als ein solches ein Gegenstand der Betrachtung seyn kann. Die schellingsche und hegelsche Naturphilosophie konstruirte die M. aus einer Spannung relativ geistiger Kräfte und Potenzen und erklärte daher Geist und M. im Grunde ihres Wesens für identisch und nur für die Erscheinung entgegengesetzt. Indessen gewann diese Erklärungsart eben so wenig Einfluß auf die Naturwissenschaft, als der scharfsinnige Versuch Herbarts, dem unausgedehnten Realen oder den geistigen Atomen, aus denen nach ihm die M. besteht, für gewisse Fälle chemischer Vermischung eine gegenseitige Durchdringung zu gestatten. Viel Neues bot in neuester Zeit Laplace's Ansicht dar, nach welchem großen Astronomen die Wärme als das eigentliche repulsive, somit gestaltende Princip in der M. zu betrachten ist, und zwar kommt nicht allein den expansibeln Körpern, sondern allen festen und allen tropfbarflüssigen eine Atmosphäre von Wärme zu, die die sie bildenden Atome umgibt, mit Ueberwindung der Anziehungskraft die unmittelbare Berührung dieser Urtheile hindert und zugleich die Richtung der Anziehung in Beziehung auf die Lage der Axen der Krystalle, somit die Form der letzteren bedingt. Noch weiter ausgebildet steht daneben Ampère's System, wonach alle Körper zunächst aus Theilchen von demselben Aggregatzustand als die aus diesen gebildeten Körper gebildet, diese Theilchen aber keine Atome, sondern selbst wieder aus Molekülen, aus Urtheilchen, zusammengesetzt sind, die sich nur bis auf eine gewisse Weite nähern, indem sie auseinander gehalten werden durch zwei um die Atome verbreitete Repulsiv- und Attraktivsphären, nämlich durch eine Repulsion, die aus der Wellenbewegung eines zwischen den Atomen befindlichen Aethers hervorgeht, und durch eine den Quadraten des Abstandes indirekt, der Masse direkt proportionale Anziehung. Auch nach Poisson bestehen alle wägbaren Körper aus verschwindend kleinen Molekülen, mit denen eine gewisse Menge materieller unwägbarer Wärme durch Anziehung verbunden ist, wobei jedoch der Einfluß elektrischer und magnetischer M. nicht in Abrede gestellt wird, obgleich von deren Vorhandenseyn bei der Betrachtung des Verhaltens der Körper im Allgemeinen abstrahirt werden kann, so lange beide

Digitized by Google

Potenzen sich im gebundenen und neutralen Zustand befinden. Nach Cauchy wirken beim Zustand der Festigkeit alle Moleküle attraktiv auf einander; bei tropfbarflüssigen verschwindet die Wirkung der von den einander zunächst liegenden Theilchen ausgehenden Anziehung gegen die der entfernten theilweise; im gasförmigen Zustand sind die Theilchen so weit von einander entfernt, daß die Wirkung der Attraktivkraft gegen die der Wärme unmerklich wird und ganz vernachlässigt werden kann. Diesen Ansichten huldigen die sämmtlichen französischen Physiker, u. wir müssen es der Zeit überlassen, wie viel Brauchbares für die Wissenschaft noch daraus hervorgehen wird.

Materiell (v. Lat.), auf die Materie bezüglich; stoffartig, stoffhaltig; sinnlich; wesentlich.

Materiiren, in der Handwerkssprache das Meisterstück machen; daher *Materiirer*, der das Meisterstück macht; *Materienmeister*, die Meister einer Innung, welche bei der Verfertigung eines Meisterstücks zugegen seyn müssen; *Materienessen*, der bei dieser Gelegenheit übliche Schmaus; *Materiengeld*, das anstatt dieses Schmauses an die Meister zu entrichtende Geld.

Mater Magna, s. Rhea.

Materna (lat.), das mütterliche Erbtheil.

Maternität (v. Lat.), Mutterschaft.

Matha, Johannes von, Stifter der Trinitarier (s. d.).

Mathan, s. v. a. Messing.

Mathematiel, bei den Römern Benennung für die Sterndeuter (Astrologen, Chaldäer), deren Wissenschaft auch Mathesis genannt wird (s. Astrologie); seit dem 2. Jahrh. n. Chr. Bezeichnung Derjenigen, welche sich mit Grammatik, Rhetorik, Musik, überhaupt den sogenannten encyklischen Wissenschaften und Künsten beschäftigten.

Mathematik (v. Gr.), nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch diejenige Wissenschaft, welche die Größen zu bestimmen, d. h. zu messen oder zu berechnen lehrt, genauer die Wissenschaft von den verschiedenen Formen der Größen, weshalb sie am passendsten Größenlehre genannt werden kann. Man unterscheidet die reine und angewandte M., je nachdem man die Größen an sich, oder noch mit andern Eigenschaften verbunden betrachtet. Die reine M. zerfällt wieder in die Arithmetik (s. d.), welche die Zahlgrößen, und die Geometrie (s. d.), welche die Raumgrößen behandelt. Die angewandte M. umfaßt diejenigen Wissenschaften, welche zwar auf anderm Boden fußen, aber von den Grundsätzen der reinen M. ihre Bestimmung und Sicherheit erlangen, also zunächst das Feldmessen, das Nivelliren und die Markscheidekunst, in den mechanischen Wissenschaften die Mechanik, Dynamik, Statik, Hydraulik, Hydrostatik, Aërometrie, Aërostatik ꝛc., in den optischen Wissenschaften die Optik, Dioptrik, Katoptrik, Perspektive, in den astronomischen Wissenschaften die Astronomie mit der Chronologie und Gnomonik. Die mechanischen, optischen und astronomischen Wissenschaften bilden zusammen die physische angewandte M. Von dieser unterscheidet man die technische M., die in folgende Abtheilungen zerfällt: die praktische Arithmetik (merkantilische, juristische und politische), die praktische Geometrie (Feldmeßkunst, Forstgeometrie, Nivelliren, Markscheidekunst), die praktische Mechanik oder Maschinenlehre, die bürgerliche Baukunst, die Wasserbaukunst oder Hydromechanik, die Kriegswissenschaften, namentlich Artillerie und Befestigungskunst, die Nautik (Schiffbau, Leitung des Schiffs, Steuermannskunst). Es liegt in der Natur der mathematischen Begriffe und Schlüsse, daß die Lehren der M. jeden Zweifel, jede Ungewißheit ausschließen, weshalb man unter mathematischer Gewißheit oder Wahrheit sprüchwörtlich eine absolute und vollkommene versteht. Die erste wissenschaftliche Begründung der M. ist wohl bei den Indiern und Aegyptern zu suchen; ihre erste Ausbildung verdankt sie den Griechen. Thales, namentlich aber Pythagoras, Plato und Eudoxus bereicherten ihr Gebiet; Euclides, Archimedes und Apollonius von Perga brachten die Geometrie der Alten auf ihren Höhepunkt. Auch Eratosthenes, Conon, Nicomedes, Hipparchus, Nicomachus, Ptolemäus, Diophantus, Theon, Proclus, Eutocius u. A. zeichneten sich auf dem Gebiet der mathematischen Wissenschaft aus. Die Römer hatten merkwürdiger Weise wenig Sinn für die M., wogegen die Araber sich sehr viel damit beschäftigten. Durch letztere gelangte sie nach Spanien und fand dann in Italien und Deutschland gedeihlichen Boden. Große Verdienste erwarben sich in späterer Zeit Johann von Gmünden, Purbach, Regiomontanus, Tartaglia, Cardanus, Vieta, Ludolf van Ceulen, Just. Byrgius u. A. um die Pflege derselben. Einen großen Aufschwung nahm sie durch die Erfindung der Logarithmen und die Infinitesimalrechnung durch Newton und Leibnitz. Seitdem gewann sie eine Ausdehnung und einen Einfluß auf das Leben, wie keine andere Wissenschaft, namentlich durch Galilei, Toricelli, Pascal, Descartes, L'Hopital, Cassini, Huyghens, Hariot, Wallis, Barrow, Halley, Jak., Joh., Nik. und Dan. Bernoulli, Manfredi, Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, d'Alembert, Kästner, Hindenburg, Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß u. A.

Mathesis (griech.), s. v. a. Mathematik.

Mathew, Theobald, der große Mäßigkeitsapostel Irlands, den 10. Okt. 1790 zu Thomastown in Irland geboren, ward, früh verwaist, auf der Akademie zu Kilkenny erzogen, trat 1810 in das katholische Seminar zu Maynooth ein und ward 1814 in Dublin zum Priester geweiht. M. machte sich als Pfarrer einer der ärmsten Gemeinden im südlichen Irland als ausgezeichneter Kanzelredner beliebt und ward von den Armen als unermüdlicher Helfer in der Noth angesehen. Die Verheerungen, welche der übermäßige Genuß berauschender Getränke unter dem Volke anrichtete, hatten ihn schon früh auf Mittel sinnen lassen, dieser moralischen Pest zu steuern. Als nun einige Quäker in Cork einen Mäßigkeitsverein gründeten, ergriff er mit Feuereifer die Sache, und der Erfolg der Beredsamkeit M.s war ein ganz unglaublicher. In Nenagh ließen sich an Einem Tage 20,000 Personen aufnehmen, zu Galway in 2 Tagen 100,000, und 1842 zählten die von ihm gestifteten Mäßigkeitsvereine schon 5 Mil-

Digitized by Google

lionen Mitglieder. Durch die Mäßigkeitsmedaillen, die er in einer Anzahl von mehren Millionen austheilte, floß eine ansehnliche Summe Geldes in seine Hände, die er zur Bestreitung seiner Reisen, zu Geschenken an die Armenanstalten der Ortschaften, welche er besuchte, zum Bau einer schönen Kirche in Cork und für sonstige milde Zwecke verwandte. Als die Beiträge nicht mehr so reichlich flossen, weil nahezu die ganze männliche Bevölkerung Irlands die Medaille trug, zeigte sich das Berleumderische der Behauptung, daß M. sich mit dem Gelde der Mäßigkeitsfreunde bereichert habe; er gerieth in Schulden, die durch seine Reisen nach England und Schottland in Angelegenheiten des Mäßigkeitsvereins vermehrt wurden, so daß sie sich endlich auf 20,000 Pfd. Sterl. beliefen. In Folge davon wurde er in das Schuldengefängniß gesperrt, aber durch seine Freunde, welche 7000 Pfd. zusammenschossen, im April 1845 befreit. Er kehrte nun zu seinem Bekehrungsgeschäft zurück und ging nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, um auch dort für die Mäßigkeitssache zu wirken. Aber auch hier gerieth er in Schulden, und als er im Oktbr. 1851 nach mehrjährigem Aufenthalt nach Europa zurückkehren wollte und seine Gläubiger die ihm von der Regierung ausgesetzte Pension von 300 Pfd. mit Beschlag belegt hatten, mußten seine Freunde auch dort Sammlungen veranstalten, um ihn zu lösen. Ende 1851 krank nach England zurückgekehrt, erlag er wiederholten Schlaganfällen am 8. Decbr. 1856 zu Queenstown.

Mathews, Charles, vorzüglicher englischer Komiker, am 28. Juni 1776 zu London, wo sein Vater einer Buchhandlung vorstand, geboren, war für das väterliche Geschäft bestimmt, verließ aber heimlich das älterliche Haus und betrat 1793 in Richmond zum ersten Male mit großem Erfolg die Bretter. Hierauf spielte er in Canterbury, Dublin, Swansea in Wales, York und seit 1803 in London auf dem Haymarket- und von 1804 bis 1809 auf dem Drurylanetheater mit außerordentlichem Beifall, ganz vorzüglich aber als Multiple im „Scharwenzelkomödianten". Im Jahre 1822 machte er eine Kunstreise nach Amerika. Zwar ward ihm dort nicht der gehoffte Erfolg zu Theil, dagegen benutzte er seinen dortigen Aufenthalt, um die Amerikaner zu studiren, die er nach seiner Rückkehr nach London ungemein ergötzlich darzustellen wußte. Er blieb in der Gunst des Publikums, bis er sich 1833 wegen Kränklichkeit von der Bühne zurückzog. Er † den 28. Juni 1835 zu Plymouth, als er eben bei einem Freunde seinen Geburtstag feierte. Seine Frau gab nach seinem Tode die „Memoirs of Charles M." (4 Bde., London 1838) heraus.

Mathilda Rook, s. Niedrige Inseln.

Mathilde, 1) Gemahlin des deutschen Kaisers Heinrich V., war eine Tochter Heinrichs I. von England, kehrte nach dem Tode ihres Gemahls nach England zurück, wurde zur Thronerbin erklärt und vermählte sich zum zweiten Mal 1127 mit Gottfried von Plantagenet, Grafen von Anjou. Als aber ihr Vater starb und M. in Frankreich war, bemächtigte sich ein Neffe des verstorbenen Königs, Graf Stephan von Boulogne, des englischen Thrones und ließ sich 1135 als König krönen. Als sie 1140 eine Landung in England versuchte, wurde sie von Stephan gefangen und nach Bristol geführt; doch gelang es ihr, nach Gloucester zu entfliehen und durch ihren natürlichen Bruder ein Heer zu sammeln. Sie schlug Stephan 1141 bei Chester, nahm ihn gefangen und ließ ihn in Ketten legen. Da sie sich aber nun gegen ihre Unterthanen hochfahrend u. hart bewies, so wandten sich wieder viele von ihren Anhängern zu der Partei Stephans. M. wurde 1142 bei Winchester geschlagen und sah sich genöthigt, ihren Gemahl, der gefangen genommen worden war, gegen Stephan auszuwechseln. Sie begab sich nun mit ihren Getreuen nach Oxford und wurde dort von Stephan belagert. Obgleich es ihr gelang, zu entkommen, so entschloß sie sich doch endlich, der Krone zu entsagen, wenn Stephan ihren Sohn Heinrich zu seinen Nachfolger erwähle. Stephan that dies, aber angeblich erst dann, als M. ihm eröffnete, daß Heinrich sein eigener Sohn sey. M. hatte nämlich vor ihrer Vermählung mit Plantagenet in einem vertrauten Verhältniß mit ihm gestanden. Sie † zu Rennes 1167.

2) M. oder Mathildis, Markgräfin von Toskana, bekannt durch ihre Verbindung mit dem Papst Gregor VII., war eine Tochter des Markgrafen Bonifacius von Toskana und der in zweiter Ehe an Gottfried den Bärtigen verheirathet gewesenen Beatrix und 1046 geboren. Sie ging zwar mit Gozelo dem Buckligen, einem Sohne des Herzogs von Lothringen, eine Ehe ein, lebte aber immer von ihm getrennt auf ihren Gütern in Italien. In ihrem 30. Jahre verwittwet, wies sie alle Anträge zu einer Wiederverheirathung zurück. Sie wurde die große Gräfin genannt und war nicht weniger ausgezeichnet durch Macht, als durch herrliche Geistesgaben. Außer ihren reichen Erbgütern in Lothringen gehorchten ihr Parma, Mantua, Modena, Reggio, Piacenza, Verona u. die meisten Städte Toskana's. Ihr Hof war glänzend und reich; sie selbst aber war die größte Zierde desselben. Durch treffliche Einsicht Alle übersehend und durch vielfache Kenntnisse gebildet, in den Regierungsgeschäften erfahren und unermüdet thätig, zog sie oft durch ihre Länder, schuf und erhielt Ordnung und zeigte sich gegen die Armen freigebig. Mit der kindlichsten Liebe und Verehrung schloß sie sich an den Papst Gregor VII. an, was schon der Mitwelt Anlaß zu Verdächtigungen gab, die aber ungegründet waren. Schon 1081 stand sie dem Papst gegen den Kaiser bei und unterstützte ihn mit Geld, als er in Rom eingeschlossen war. Ihm zu Liebe vermählte sie sich sogar 1090 mit Welf, Herzog von Bayern, um diesen noch enger an die päpstliche Sache zu fesseln. Indessen lebte sie meist von ihrem Gatten entfernt und trennte sich zuletzt ganz von ihm. Schon 1077 hatte sie im Fall ihres kinderlosen Absterbens die Kirche zur Erbin ihrer Besitzungen ernannt. Sie † 1115 in dem von ihr erbauten Kloster zu Poltrone, nachdem sie auch nach dem Tode Gregors noch lange den Kampf gegen den Kaiser fortgesetzt hatte. Ihr Tod gab zu neuen großen Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und dem Papst Veranlassung, indem ersterer ihre Güter (mathil-

Digitized by Google

dis|sche Erbschaft) als eröffnetes Reichslehn der Papst aber als ihm durch Testament zugehörig und Welf als Gatte der Verstorbenen in Anspruch nahmen. Der Streit wurde nach langer Dauer endlich dahin entschieden, daß der Kaiser den größeren Theil der mathildischen Güter an die Kirche abtrat.

Mathura, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Agra, am Dschemnah, wird von den Hindus als Geburtsort Krischna's heilig gehalten und besteht nur aus Tempelgebäuden.

Mathurinen (Mathurins), s. v. a. Trinitarier.

Mathy, Karl, badischer Staatsmann, 1806 in Baden geboren, erhielt eine Anstellung im Finanzfache, nahm aber schon in den dreißiger Jahren lebhaften Antheil an den politischen Kämpfen in seinem Vaterlande und führte die Redaktion eines liberalen Blattes, das eine lebhafte Opposition gegen die Regierung unterhielt. M. mußte deshalb seine Stelle niederlegen und setzte die Redaktion des Blattes fort, bis die Censur u. die Zeitverhältnisse auch diese verkümmerten. Weil er sich mit einer Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe bedroht sah, siedelte er nach der Schweiz über, wo er eine Lehrerstelle zu Grenchen im Kanton Solothurn erhielt. Im J. 1840 kehrte er nach Karlsruhe zurück und redigirte wieder eine freisinnige Zeitschrift, nach deren baldigem Eingehen aber die „Landtagsblätter", das Organ der Opposition gegen das Ministerium Blittersdorf. Nach der 1842 erfolgten Kammerauflösung wurde er auf den Betrieb Fickler's von der Stadt Konstanz in die neue Kammer gewählt, wodurch die Opposition einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Im Vorparlament (1848) gehörte er zu den konservativsten Mitgliedern. Zum Mitgliede des frankfurter Parlaments gewählt, wurde er nach der Einsetzung der Centralgewalt Unterstaatssekretär im Reichsministerium der Finanzen. Befreundet mit Gagern, schloß er sich der Politik desselben im Kabinet wie im Parlamente an und schied mit demselben aus dem Ministerium, bald auch aus dem Parlament. Anfang Mai 1849 war M. als Reichskommissär nach München geschickt worden, um den König zur Annahme der Reichsverfassung zu bestimmen, erfuhr jedoch eine unbedingte Zurückweisung. Im erfurter Unionstage, wohin er in Schlesien als Abgeordneter für das Volkshaus gewählt worden war, unterstützte er die Unionspolitik. In der wieder berufenen badischen Kammer stand er auf Seiten der Regierung, und wurde auch bei der Erneuerung der Wahlen in die am 15. Dec. 1851 eröffnete Kammer gewählt. Vornehmlich beschäftigte er sich seitdem mit Finanzfragen, namentlich der Einrichtung von Kreditkassen zur Förderung der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels. M. war zur Zeit seiner Blüthe ein sehr gefürchteter Redner. Seine Rede war einschneidend und von einer mächtigen Gabe der Dialektik und des Witzes unterstützt. Er ist gegenwärtig bei der gothaischen Lebensversicherungsbank angestellt.

Matignon, Stadt im französischen Departement Côtes du Nord, Bezirk Dinan, hat 1400 Einwohner und bedeutenden Getreidehandel.

Matin (franz.), weites Oberkleid ohne Taillenverengerung, mit Aermeln und nicht so weit als ein Mantel.

Matinata (Mattinata), kleine Inselin der neapolitanischen Provinz Capitanata, nahe an der Küste, im adriatischen Meere, welches hier den gleichnamigen Busen (Porto di M.) bildet, mit gleichnamigem Dorf, das gegen 1000 Einwohner zählt.

Matinée (franz.), eine Morgenunterhaltung.

Matisco, Stadt der Aeduer in Gallia Lugdunensis; jetzt Macon.

Matiren (v. Franz.), Gold, Silber ꝛc. matt verarbeiten.

Matkara, Volk, s. Tuariks.

Matlatzincas, Volk, s. Mexiko.

Matlock, Flecken in der englischen Grafschaft Derby, am Derwent, mit Bleiminen u. 2950 Einw. Die Mineralquelle zu M., 2 englische Meilen davon entfernt, 18 engl. M. von Derby, 22 von Burton entfernt, aus einem Kalkfelsen entspringend, hat die Temperatur von 68° F., zeichnet sich aus durch einen sehr geringen Gehalt an festen und flüchtigen Bestandtheilen, enthält nur wenig kohlensaures Gas und schwefelsaure Talk- u. Kalkerde und Natron und wird als Getränk und Wasserbad benutzt.

Matoura, Stadt auf der Insel Ceylon, an der Südküste, mit Fort und Hafen.

Matra, Zweig der Karpathen (s. d.) in Ungarn, oberhalb Gyöngyös, zwischen den Flüssen Zagyva und Tarna, an 3 Meilen breit, durch einen Gebirgszweig zwischen Petervasar und Novak nordwärts mit der Gebirgskette Tserhat verbunden.

Matratze (Bettsack), ein Polster von starker Leinwand, das als Unterlage des Federbettes oder statt des Unterbettes selbst dient. Die besten M.n sind die mit Pferdehaaren gestopften; doch sollen gekräuselte Schweinehaare die Pferdehaare allenfalls ersetzen können. Nächstdem empfehlen sich M.n mit Seegras oder Moos, während die gewöhnlichen Strohsäcke theils nicht eben genug sind, theils leicht Mäusen, Wanzen u. dergl. zum Aufenthalt dienen. Auch Buchenlaub gibt gute, leichte, 7 Jahre haltende M.n; ferner die im Ofen getrockneten jungen Blätter und Stengel von Mais, ausgekochter Hopfen ꝛc. Neuerdings werden auch mit Vortheil die krausen, dünnen Späne, welche bei der Bereitung der Wallfischbarten abfallen, statt der Roßhaare in Polster und M.n genommen. Mit Röhrenfedern kann man M.n sehr elastisch machen, wenn man sie an schicklichen Stellen anbringt.

Matricaria, Pflanzengattung, s. Kamille.

Matrikel (v. Lat.), jedes schriftliche Verzeichniß gewisser Personen oder Einkünfte, z. B. auf Universitäten das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (immatrikulirt) werden, und das Attest, worin ihnen dies bezeugt wird, bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, meist jedoch nur der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte. Die deutsche Reichsmatrikel bestand in dem Verzeichniß aller Stände des deutschen Reichs und ihrer Beiträge zu den Reichsanstalten. Ihr entspricht die gegenwärtige Bundesmatrikel.

Digitized by Google

Die wormser M. von 1521 enthielt das Verzeichniß der zu stellenden Kontingente und der Kriegssteuern (Römermonate), eine andere das Verzeichniß der Kosten für die Unterhaltung des Reichskammergerichts (Kammerzinsen). Obwohl beide im Laufe der Zeit unbrauchbar geworden waren, so konnten sich doch die Stände nicht über eine gesetzliche Berichtigung derselben vereinigen, u. man suchte sich daher mit Usualmatrikeln, d. i. den durch Reichsschlüsse und Observanz modificirten älteren M.n, zu behelfen.

Matrimi (lat.), s. Patrimi.

Matrimonium (lat.), Ehe.

Matrix (lat.), eigentlich die Gebärmutter, in der botanischen Terminologie die Muttermasse, eine aus krankhaft veränderten Pflanzensäften bestehende Substanz, woraus die Entophyten unmittelbar entstehen, und der Mutterboden, die organische Unterlage, in und auf welcher die wurzellosen Kryptogamen entstehen und wachsen, z. B. die Baumrinde oder das entrindete Holz, welche zahlreichen Flechten zur Unterlage dienen.

Matrize (Mater), im Allgemeinen jede vertiefte Form, in welche ein erhabener Körper paßt oder in welcher ein solcher verfertigt werden soll, wie z. B. in Maschinen eine festliegende Schraubenmutter, durch welche hindurch eine Schraube sich bewegen soll; in der Schriftgießerei ein kupfernes Plättchen, in das mittelst eines geschnittenen Stahlstempels ein Buchstabe vertieft eingeschlagen wird und das dann im Gießinstrument die Form für das Auge der zu gießenden Letter bildet; in der Galvanoplastik der erste Kupferniederschlag, welcher auf einem zu kopirenden Originale gemacht wird und nachher als Form für die folgenden Niederschläge dient.

Matrona, Fluß in Gallien, jetzt Marne.

Matrona (lat.), bei den Römern der allgemeine Ausdruck für jede ehrbare verheirathete Frau, hatte in sofern eine sittliche Nebenbedeutung und vergegenwärtigte die moralische Achtung, welche man in Rom von jeher den verheiratheten Frauen zollte. Eine solche war in und außer dem Hause hochgeachtet und vor Injurien schon seit der Urzeit geschützt; nur die ehrbaren Frauen durften die lange Stola tragen, nur sie durften sich der Pilenta, Carpenta und der Lectica bedienen.

Matronalia, am 1. März von den römischen Matronen begangenes Fest, bei welchem die Frauen von ihren Männern beschenkt wurden und jene ihre Dienerinnen beschenkten und bewirtheten. Im Tempel der Juno Lucina ward geopfert, wobei alle Knoten in den Gewändern aufgelöst wurden.

Matrosen, diejenigen Seeleute, welche alle zur Führung eines Schiffes nothwendigen Handdienste, nämlich das Bemasten, Betakeln, Beladen oder Stauen, Ueberseeführen und Entlöschen, sowie alle nöthig werdenden Reparaturen an Tauwerk und Segeln zu besorgen haben. Die M. stehen unter den Schiffsoffizieren und Steuerleuten und werden von diesen an die verschiedenen Posten beordert. Sie zerfallen in Ohrlümmer oder befahrene M., die durch längere Uebung im Seedienst bewandert sind und daher nicht allein die niedern Dienste, als das Rudern, Lothen, das Auswerfen und Lichten der Anker, die Führung des Steuerruders, die Richtung der Segel und das Kanoniren zu verrichten, sondern auch, und zwar ohne specielle Anweisung, die Masten mit dem Tauwerk zu versehen und die Verbindungen des letztern durch Spitzen, Schläge, Stiche oder Knoten zu bewerkstelligen, die Segel an- und abzuschlagen und überhaupt Alles, was man unter der Betakelung des Schiffes zusammenfaßt, ins Werk zu richten haben, in halbbefahrene Volk oder Bonres, welche jene Uebungen noch nicht durchgemacht haben, und in unbefahrenes Volk oder Ausläufer, die zum ersten Mal mit in See gehen. Die M. haben zwar keinen militärischen Charakter, stehen aber unter einer an Strenge der militärischen nicht nachstehenden Zucht. Abhärtung, Gewandtheit, Nüchternheit, Besonnenheit, Entschlossenheit und Muth sind unerläßliche Eigenschaften eines guten Matrosen. Matrosenpressen nennt man das gewaltsame Aufgreifen von Menschen zum Matrosendienst, das z. B. in England beim Kriegszustande ein zwar grausames, aber gesetzlich anerkanntes Mittel bietet, das Seevolk, wenn die freiwillige Dienstleistung nicht ausreicht, zu ergänzen und zu vermehren. In neuerer Zeit hat man in den Seehäfen für solche M., welche nicht einer besondern Familie angehören, so lange sie ohne Beschäftigung sind, Herbergen und Kosthäuser (Matrosenasyle, Seemannsasyle) errichtet, mit welchen zugleich Sparkassen und Mäßigkeitsvereine in Verbindung stehen. Dergleichen Anstalten, durch Privatwohlthätigkeit gestiftet und unterhalten, bestehen fast in allen Seehäfen Nordamerika's. In London errichtete Kapitän Elliot das erste Matrosenasyl (Asylum for seamen), welches 1835 eröffnet wurde und 300 M. faßt. Ein zweites ähnliches Haus, „Sailors Home" für Ostindienfahrer, errichtete 1841 in London ein Privatmann. Hull erhielt 1842 ein gleiches (Sailors Institute) und ebenso 1849 Liverpool das großartige „Sailors Home". Das Matrosenasyl zu Amsterdam, „Seemannshoop" (Seemannshoffnung), welches seit 1822 besteht, unterstützt alte gebrechliche Seeleute und deren Wittwen.

Matrosenleinen (Bonten), eine Art blau, weiß und violet gestreifter oder gegitterter Leinwand, wird zu Vorhängen, Bett- und Möbelüberzügen, Kleidungsstücken für Matrosen u. dergl. verwendet.

Matrosentaufe, s. v. a. Meertaufe.

Matrosentuch (Singonne, Agneline), Gattung langhaariger, zottiger Tücher, gewöhnlich schwarz gefärbt, welche wie grober Plusch, aber sehr fest gewebt und so dicht gewalkt werden, daß das Wasser nicht durchdringen kann. Es ist eine Nachahmung der türkischen Capots von Zagora, hat das Ansehen eines schwarzen, behaarten Schaffells und dient zur Winterkleidung für die ärmern Volksklassen, sowie als Surrogat der Schaffelle zu Satteldecken. Man fertigt es in Böhmen, Oesterreich und Mähren.

Matschin, Festung in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, Sandschak Silistria, an einem Donauarm, Bralla gegenüber. Hier im April 1791 Gefecht zwischen den Russen und

Digitized by Google

der Avantgarde des türkischen Heeres unter Jussuf Pascha, worin diese gänzlich zersprengt ward.

Matsima (Schildpattsinsel), Insel an der Ostküste der japanischen Insel Nipon, gut angebaut und bevölkert.

Matsmay (Matsumay), Stadt auf der japanischen Insel Jesso, an einer großen Bucht der Sangarmeerenge mit 50,000 Handel treibenden Einwohnern.

Matsyawatara, die Verwandlung (Verkörperung) des indischen Gottes Wischnu (s. d.) in einen Fisch.

Mattan, Staat auf der Insel Borneo, s. Succadana.

Mattathias, jüdischer Priester, vom Geschlechte der Hasmonäer aus der Priesterklasse Jojarib, in der Stadt Modin, erschlug 167 vor Chr. den Hauptmann des syrischen Königs Antiochus Epiphanes, welcher daselbst den heidnischen Opferdienst einführen wollte, und flüchtete, nachdem er damit das Zeichen zum Aufstand gegen die Syrer gegeben, in die Wüste. Von hier aus brach er mit den Genossen, die er um sich versammelte, hervor, zerstörte die heidnischen Altäre, strafte die abtrünnigen Juden und verjagte die königlichen Beamten (1. Makk. 2, 24), † aber schon 166 und überließ seinen Söhnen, Simon und Judas Makkabäus, den Kampf auszufechten. Vgl. Makkabäer.

Mattauphon, ein von dem brüsseler Künstler Mattau erfundenes Musikinstrument, besteht aus 54 Gläsern von verschiedener Größe in gewöhnlichem Halbkrystall mit hölzernen Füßen, die auf einem Resonanzboden stehen und in einem Kasten verschlossen sind. Das M. hat einen Umfang von fast 4 Oktaven, vom tiefen C der Altviole bis zu den höchsten Tönen der Geige, und wird so gespielt, daß die Glasränder leicht mit dem nassen Finger gerieben werden.

Matte, s. v. a. Decke, besonders aus biegsamen Pflanzentheilen verfertigte Decke, namentlich aus Schilf, Rohr, Binsen, Stroh, Baumbast oder Splint, Palmblättern und andern bandartigen faserigen Pflanzen oder Rinden, die man durch rechtwinkelige Verschlingungen vereinigt und nach Art der Leinwand verwebt. Sie kommen in großer Mannichfaltigkeit aus mehren europäischen und asiatischen Gegenden in den Handel, sowohl als einfache und gemeine, welche zur Verpackung von Waaren gebraucht werden, als auch als feinere von mancherlei Formen und Farben, zum Bedecken der Fußböden, Mobilien, zum Ausschlagen der Zimmer ꝛc. Zu diesen letzteren gehören die holländischen Binsenmatten, die spanischen Esteras finas, die aus einer Art Flatterbinsen gewebt werden, die ostindischen und chinesischen Kokojamatten, die wegen der Lebhaftigkeit ihrer Farben, wegen der verschiedenen Muster und des künstlichen Flechtwerkes sehr beliebt und unter allen die feinsten sind, französische und tyroler Strohmatten, zum Theil auch von gefärbtem Stroh, welche einen starken Absatz nach der Levante haben. Von den gemeinen oder ordinären M.n kommen in den Handel besonders die russischen Bastmatten. Die sogenannten Cabas oder Cabassen, d. h. Körbe, in welchen Feigen, Rosinen u. verschiedene Droguerien versendet werden, sind zum Theil aus Schilf, zum Theil aus Palmblättern geflochtene u. zusammengenähte M.n, die in der Provence, Spanien, Portugal, Italien u. der Levante verfertigt werden. In Ostpreußen werden auch viel Schilfmatten geflochten. Strohmatten werden zu Backoven in Oesterreich und in der Lombardei und Venedig gefertigt und versendet.

Matter, Jacques, bedeutender französischer Schriftsteller im Gebiet der Theologie und Philosophie, zu Alteckendorf am 31. Mai 1791 von deutschen Aeltern geboren, besuchte das Gymnasium zu Straßburg, studirte dann auf der dortigen protestantischen Akademie Theologie und Philosophie und ward, nachdem er promovirt hatte, am straßburger Gymnasium angestellt. Indessen gab er diese Stellung bald auf und ging nach Göttingen, um sich wissenschaftlich noch weiter auszubilden. Seinen literarischen Ruf gründete er durch den „Essai historique sur l'école d'Alexandrie" (Paris 1820, 2. Aufl. 1844). Im Jahre 1819 zum Professor an der straßburger Akademie und 2 Jahre später zum Director des dortigen Gymnasiums ernannt, gab er seine „Histoire générale du christianisme" (4 Bde., 2. Aufl. Par. 1838) und seine „Histoire critique du gnosticisme" (3 Bde., Par. 1828, deutsch von Dörner, Heilb. 1833) heraus, welche durch mehre akademische Preise gekrönte Werke ihm die Berufung zum Inspektor der Akademie verschafften. In dieser Stellung verblieb er bis 1832, wo er als Generalinspektor der Universität nach Paris ging. In diesem höchst wichtigen Amt ist ihm in neuester Zeit noch die Inspektion über die sämmtlichen öffentlichen Bibliotheken Frankreichs übertragen worden. Außer den genannten Werken sind noch zu nennen: „De l'influence des moeurs sur les lois etc." (Par. 1832, deutsch von Buß, Freib. 1833), „Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles" (Paris 1837, 3 Bde.), „Le visiteur des écoles" (2. Aufl., das. 1838) u. „De l'état moral, politique et littéraire de l'Allemagne" (das. 1847, 2 Bde., deutsch von Kaiser, Leipz. 1848, 2 Bde.)

Matterhorn (Mont Cervin), ein nadelförmig zulaufender Alpenkegel an der Grenze des Kantons Wallis und Piemonts, der sich mehr als 12,000 Fuß über das Meer erhebt. Das kleine M. ist nur etwa 1000 Fuß niedriger. Von dem an allen großartigen Erscheinungen der Gebirgswelt reichen Matterthale, dem obern Theile des Visperthales, zieht sich ein nur zur günstigsten Sommerzeit gangbarer Weg über das 9950 Fuß hohe Matterjoch nach dem piemontesischen Thale von Tournanche.

Matthäi, 1) Johann Gottlob, deutscher Bildhauer, geboren den 17. Juli 1754 zu Meißen, ward Modellmeister an der Porzellanmanufaktur daselbst, fertigte neben seinen in Nachbildungen antiker Vasen und dergl. bestehenden Arbeiten auch schöne Kopien und Büsten, besonders schön verkleinerte Kopien von den plastischen Arbeiten des mengsschen Museums, über welche Sammlung er 1795 als Inspektor die Aufsicht erhielt. M. † den 4. Juli 1832 zu Dresden.

2) Johann Friedrich, Historien- u. Porträtmaler, geb. am 4. März 1777 zu Meißen, Sohn des

Vorigen, wurde 1796 als Pensionär in die dresdener Akademie aufgenommen u. erhielt seine weitere Ausbildung durch Casanova. Sein erstes Gemälde, welches in weitern Kreisen Beifall fand, war das Urtheil des Paris. Nach dem Tode Casanova's begab sich M. nach Wien, wo er den Unterricht Fügers genoß, und von da nach Italien. Nachdem er 1803 in Florenz bei einer Preisvertheilung den ersten Preis davon getragen, wurde er an der dortigen Akademie als Honorarprofessor angestellt. Hier malte er die Ermordung des Aegisthus und eine Kopie der Grablegung Christi von Raphael, die ihn 1809 den Ruf als Professor an die Malerakademie nach Dresden verschafften. Später wurde er zum ersten Inspektor und zuletzt zum Direktor der königlichen Gemäldegallerie ernannt. Er † im Oktober 1845 in Wien auf einer Reise nach Paris; seine Leiche wurde nach Dresden geschafft. Seine eigentliche Bedeutung besteht in seiner Wirksamkeit als Lehrer der Kunst. Der Kupferstecher Steinla und der Maler Veit sind seine Schüler. Seine eigenen Gemälde zeichnen sich durch genaue Zeichnung, großartige Draperie und vor Allem durch das Kolorit aus. Sehr bedeutend war er im Porträt.

3) Ernst Gottlieb, Bildhauer, Bruder des Vorigen, geboren 1779 in Dresden, erlernte die Elemente der Kunst bei seinem Vater und begab sich 1805 zu seiner weitern Ausbildung nach Rom, wo er 1806 ein Basrelief in Gyps, die dem Priamus als Trösterin erscheinende Iris vorstellend, sowie vier Köpfe in hartem Gestein: Minerva, Sappho, Melpomene u. Isis fertigte. Später erhielt er die Stelle eines Lehrers im Modelliren und Bossiren an der Kunstakademie, dann eines Direktors des zoologischen Museums und Inspektors am Museum der mengschen Gypsabgüsse zu Dresden. Er † den 19. März 1847.

4) Heinrich August, Violinvirtuos u. Komponist, geboren den 3. Oktober 1781 zu Dresden, ward 1803 Mitglied und Solospieler des Concert- und Theaterorchesters zu Leipzig, ging 1804 nach Paris, wo er unter R. Kreutzers Leitung sich noch weiter vervollkommnete und kehrte nach 1½ Jahren nach Leipzig zurück. Im Jahre 1809 vereinigte er sich mit Campagnoli, Voigt und Dotzauer zu einer Quartettgesellschaft, welche mit größter Meisterschaft die Werke Mozarts, Haydns, Beethovens u. A. vortrug. Im Jahre 1817 rückte er in die Stelle eines Koncertmeisters zu Leipzig ein, die er bis zu seinem 1835 erfolgten Tode verwaltete. M. gehörte zu den ausgezeichnetsten Violinvirtuosen seiner Zeit; als Komponist verband er mit einem feinen Geschmack und zartem Gefühl die Geschicklichkeit, dieses Gefühl auf eine entsprechende Weise auszudrücken.

Matthäus (hebr. Mattithia, s. v. a. der griechische Name Theodorus), einer der 12 Jünger Jesu, wahrscheinlich identisch mit dem Marc. 2, 14 und Luc. 5, 27 erwähnten Levi, früher Zolleinnehmer am See Genezareth, der auch als Sohn des Alphäus oder Klopas aufgeführt wird und demnach ein Vetter Jesu gewesen wäre. In dem Neuen Testament finden sich keine Angaben über die ferneren Schicksale desselben. Einstimmig legt ihm die kirchliche Tradition die Abfassung unseres ersten Evangeliums bei, geht aber sehr weit auseinander in der Angabe seiner Wirksamkeit und seines Todes. 15 Jahre nach Jesu Tod soll er Jerusalem verlassen haben, u. Afrika, Macedonien, Syrien, Parthien und Medien ꝛc. werden als der Schauplatz seiner apostolischen Thätigkeit genannt. Am weitverbreitetsten ist die Sage, daß er in Aethiopien (Meroe) für die Ausbreitung des Evangeliums gewirkt habe. Auch darüber, ob er als Märtyrer oder eines natürlichen Todes gestorben sey, läßt sich nichts Gewisses ermitteln. Die kirchliche Tradition spricht sich für seinen Märtyrertod aus und Baronius läßt den Leichnam des Apostels 954 nach Salerno gekommen seyn. Die römische Kirche hat ihm den 21. September, die griechische den 16. November geweiht. Das ihm zugeschriebene Evangelium, das erste der 4 kanonischen Evangelien, soll ursprünglich in hebräischer Sprache abgefaßt gewesen seyn; indeß bezweifelte schon Erasmus theilweise diese Tradition, und die protestantischen Theologen wendeten sich aus apologetischen Gründen seiner Ansicht zu, weil es ihnen darauf ankam, der Vulgata gegenüber einen Originaltext des N. T.s zu haben. Wie aber neuere Kritiker auch das Hebräerevangelium schon als eine Bearbeitung des ursprünglichen M. erkannten, so fanden sie in dem griechischen Matthäusevangelium nur eine der vielen Ueberarbeitungen, wie sie laut der Tradition bei Papias existirt haben sollen, da dieser nach der Erwähnung des hebräischen Textes berichtet, es habe jeder denselben, so gut er es vermocht, für sich zurecht gelegt, übersetzt und erklärt. In der That ruft die Schrift, wenn man ihren Totaleindruck festhält, überhaupt den Zweifel darüber wach, ob sie von einem Apostel herrühre. Um so gewichtiger muß der gelehrten Forschung die Notiz des Papias werden, daß M. nur Aussprüche des Herrn zusammengestellt habe. Man sprach daher die Schrift dem Apostel ab und stützte sich auf den Charakter, den die Schrift eines Augenzeugen von Thatsachen an sich tragen müsse. Diesen aber hat das Matthäusevangelium in der That nicht. Denn einzelne Angaben sind offenbar unrichtig oder ungenau, wie die Erzählung von der bestochenen Wache am Grabe bei der Auferstehung des Herrn; andere lassen eine fingirte oder subjektive Verknüpfung unschwer erkennen, u. überhaupt widerspricht die allzu große Beschränkung des Materials (M. kennt nur die Lehrwirksamkeit Jesu in Galiläa, u. selbst daraus nur Weniges), ferner die Unbestimmtheit und Allgemeinheit, in welcher sich die Erzählung durchgehends hält, dem apostolischen Ursprung des Evangeliums. Mag man indessen im Allgemeinen bei der Annahme stehen bleiben, daß das Evangelium eine von den vielen bei Papias erwähnten Ueberarbeitungen sey, welche kirchliche Autorität und damit Aufnahme in den Kanon gefunden habe, oder mag man das Vorwiegen der bestimmten kirchlichen Lehre und ihren engen, fast ängstlichen Anschluß an dieselbe aus einem ebionitischen Kreis hervorgegangen denken (s. Evangelium), so nöthigt uns doch die Komposition der Schrift, die Ansicht abzuweisen, als

Digitized by Google

sey sie ein im Lauf der Zeit und durch den Beitrag verschiedener Verfasser entstandenes Werk. Diese Annahme wird namentlich entkräftet durch die konsequente Benutzung des gesammten Materials für den Beweis, daß Jesus von Nazareth der den Juden im Alten Testament verheißene Messias sey, und diese eigenthümliche Beweisführung für die Messianität Jesu, sowie die fortgehende Beziehung auf das Alte Testament weist uns auf den Kreis der Leser hin, für welchen dieses Evangelium bestimmt war, nämlich für die Judenchristen in Palästina. Nach der älteren Tradition soll das Evangelium bei der ersten Verfolgung der Christen, zu deren Beginn der Tod des Stephanus das Signal in Jerusalem war, geschrieben seyn; Irenäus verlegt die Abfassung zwischen die Jahre 62 und 68. Gewiß ist diese nicht über das Jahr 70 hinaus zu setzen, weil das Evangelium die Erfüllung der Aussprüche Jesu über den Untergang Jerusalems noch nicht kennt. Vgl. Schneckenburger, Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums, 1835.

Matthäy, Karl Ludwig, Baumeister und architektonischer Schriftsteller, den 21. März 1778 geboren, Bruder von Friedrich Matthäi, besuchte eine Zeit lang die Fürstenschule seiner Vaterstadt und erlernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei Hölzer in Dresden. Nachdem er noch ein Jahr die Bauschule der dortigen Akademie besucht, lebte er 13 Monate zu Bremen, ging 1798 nach Kopenhagen, kehrte 1800 nach Dresden zurück, ging noch in demselben Jahre nach Wien und folgte 1805 einem Rufe nach Bremen. Seit 1814 lebte er wieder in Dresden und seit 1817 zu Wernigerode, wo er als gräflich stolbergscher Baumeister bis 1821 eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte, nahm dann seinen Wohnsitz abermals in Dresden und † den 9. August 1848. M. war nicht nur ein tüchtiger Architekt, sondern auch ein geschickter Maler u. Stukkateur. Stuckarbeiten und Stickmustermalen waren nebst Unterrichtgeben häufig fast seine einzigen Erwerbsquellen. Von seinen Schriften nennen wir: „Der Maurer" (Weimar 1823, 2 Bde., 3. Aufl. 1843); „Der Dachdecker" (daf. 1834); „Handbuch für Zimmerleute" (2. Aufl., daf. 1845, 3 Bde.); „Der Bildhauer" (daf. 1830); „Der Ofenbaumeister" (3. Aufl., daf. 1846); „Abbildungen u. Beschreibungen der modernsten Formen für Künstler und Handwerker" (daf. 1831—35, 4 Hefte); „Ideenmagazin für Gold-, Silber- und Bronzearbeiter" (daf. 1840); „Musterbuch für Sattler und Tapezierer" (daf. 1841); „Ideen von öffentlichen Denkmälern" (daf. 1841); „Musterblätter für Drechsler" (daf. 1841) u. a. M.'s jüngerer Sohn, Karl Anton August M., zu Bremen 1812 geboren, war ebenfalls ein geschickter Bildhauer und Architekt, † den 19. Mai 1842 zu Teplitz; der ältere, Heinrich M., geboren zu Bremen 1808, hat sich als Maler Ruf erworben.

Matthee, s. v. a. Paraguaythee.

Matthesius, Johann, namhafter Beförderer der deutschen Reformation, 1504 zu Rochlitz geboren, besuchte das Gymnasium zu Nürnberg und die Universität Ingolstadt, wo er Theologie studiren wollte, mußte aber aus Armuth seine Studien unterbrechen und eine Privatlehrerstelle in München annehmen. Durch Luthers „Abhandlung von den guten Werken" für die Grundsätze desselben gewonnen, ging er 1529 nach Wittenberg, um dort seine Studien zu beendigen. Nach vollendetem Kursus wurde er auf Luthers Empfehlung als Lehrer an die Schule zu Altenburg und dann 1532 als Rektor nach Joachimsthal berufen. Obwohl er 1540 nach Wittenberg zurückkehrte, so ging er doch schon im folgenden Jahr als Diakonus wieder nach Joachimsthal zurück, wo er nach der Einführung der Reformation erster evangelischer Prediger wurde u. 1568 †. Außer mehren Kirchenliedern, unter denen das früher bekannte „Nun laßt uns den Leib begraben", schrieb er: „Historien von Luthers Anfang, Lehre, Leben, standhaftem Bekenntniß seines Glaubens und Sterben" (Nürnberg 1570, neue Aufl. von Oehler, Leipzig 1806) und die „Sarepta oder Bergpostille" (Nürnberg 1564 u. öfter.

Matthew, St., Insel, s. Mergui.

Matthiä, August Heinrich, berühmter Philolog, am 25. December 1769 zu Göttingen geboren, besuchte das Gymnasium daselbst und von 1786 die philologischen und philosophischen Vorlesungen der Universität. Nachdem er von 1789 an zwei Jahre zu Amsterdam eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte, welche ihm Gelegenheit bot, mit mehren in der Philosophie und Philologie ausgezeichneten Männern Umgang zu pflegen, durch die er auch namentlich auf das Studium der neuern Sprachen hingewiesen wurde, nahm er eine Lehrerstelle an dem Privatinstitut Mounters auf dem Schloß Belvedere bei Weimar ein. Im Jahre 1801 wurde ihm das Direktorium des Gymnasiums zu Altenburg übertragen, dem er bis zu seinem Tode, am 6. Januar 1835, mit Kraft u. Energie vorstand. M. hat eine bedeutende Anzahl für die Philologie höchst wichtiger Schriften herausgegeben, unter denen wir folgende hervorheben, die sich durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit besonders auszeichnen und auf das Studium der klassischen Literatur, namentlich der griechischen, von großem Einfluß gewesen sind: „Observationes criticae in Tragicos, Homerum, Apollonium, Pindarum" (Göttingen 1789); „Versuch über die Verschiedenheiten in den Nationalcharakteren" (Leipzig 1802), eine Preisschrift; „Miscellanea philologica" (daf. 1803 f., 2 Bde.); „Ausführliche griechische Grammatik" (daf. 1807; 3. Aufl., 1835, 3 Bde.); „Griechische Schulgrammatik" (Leipzig 1808, 2. Aufl. 1824); „Grundriß der griechischen und römischen Literatur" (Jena 1815; 3. Aufl. 1834); „Entwurf einer Theorie des lateinischen Styls" (Leipzig 1826); „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie" (daf. 1824; 3. Aufl., 1833); „Encyklopädie und Methodologie der Philologie" (daf. 1835). Er gab heraus: Homers Hymnen u. Batrachomyomachie (Leipzig 1805), wozu schon früher die „Animadversiones in hymnos homericos" (Leipzig 1800) erschienen waren; eine sehr gute Bearbeitung des Euripides (daf. 1813—29, 9 Bde.), zu welcher noch Kampmann einen Band „Indices" geliefert hat (daf. 1837); Cicero's „Epistolae selectae" (daf.

Digitized by Google

1816, 2. Aufl., 1828) und dessen „Orationes selectae" (Leipzig 1818, 3. Aufl., 1831); „Carmina graeca selecta" (Altenburg 1802), welche letztere Schriften eben so für gelehrte Schulen berechnet sind, wie sein „Griechisches Lesebuch für die mittlern Klassen" (Leipzig 1809); ferner eine Handausgabe des Herodot (2 Bde., Leipzig 1825), eine Sammlung der Fragmente des Alcäus (Leipzig 1827), Lucians auserwählte Gespräche (das. 1809), Mörlins Erbauungsreden, nebst Schulreden von ihm selbst (Altenburg 1820), „Eloquentiae latinae exempla e M. A. Mureti etc. op." (das. 1821, 2. Ausg., Leipzig 1832), eine Reihe gelehrter Abhandlungen unter dem Titel „Miscellanea philologica" (2 Bde., Jena 1803 bis 4) und „Vermischte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache" (Altenburg 1833), welche Schulreden, Programme u. a. kleine Aufsätze enthalten. Sein älterer Bruder, Friedrich Christian M., geboren 1763 zu Göttingen, war von 1787—89 Lehrer der lateinischen u. griechischen Sprache an einem Erziehungsinstitut zu Neuwied, ward 1789 Gymnasialdirektor u. Professor zu Grünstadt, 1798 Professor der alten Sprachen an der Centralschule zu Mainz, seit 1806 Rektor zu Frankfurt a. M., als welcher er 1822 †; gab heraus: Seneca's Briefe (Frankf. 1808, 2 Bde.), Dionysius Periegetes (das. 1817), Gregorius Cyprius (das. 1817) u. A. m.

Matthias, Apostel und Jünger Jesu, der durch das Loos an die Stelle des Judas Ischarioth nach Jesu Himmelfahrt zur Ergänzung der Zwölfzahl gewählt ward, gehörte früher wahrscheinlich dem Kreis der 70 Jünger an u. soll nach Einigen in Aethiopien, oder in Colchis (altera Aethiopia), nach Andern in Judäa den Märtyrertod gefunden haben. Seine Ueberreste, welche in Jerusalem bewahrt wurden, ließ die Kaiserin Helena nach Rom bringen. Sein Tag fällt in der römischen Kirche auf den 24. Februar, in der griechischen auf den 9. August. Es wird ihm auch die Abfassung eines apokryphischen Evangeliums beigelegt, das aus der Sekte der Marcioniten oder Valentinianer stammt.

Matthias, 1) deutscher Kaiser, vierter Sohn Maximilians II., geboren den 24. Februar 1557 zu Wien, erhielt unter den Augen seines Vaters in Deutschland durch den geistvollen u. gelehrten Diplomaten Busbecq eine gute Erziehung. Von regem Thätigkeitstrieb erfüllt, aber durch seinen argwöhnischen Bruder, den Kaiser Rudolf II., von den Regierungsgeschäften fern gehalten, folgte er beim Beginn des Aufstandes der Niederlande der Einladung einer Partei unter den niederländischen Großen, sich zur Rettung der katholischen Religion und der habsburgischen Herrschaft in jenen Provinzen an die Spitze zu stellen, (1577) ohne die Einwilligung seines Bruders und empfing bei seiner Ankunft Titel und Huldigung als Souverän. Als aber sein Bemühen, sich neben dem Prinzen von Oranien Einfluß zu verschaffen, fehlschlug, vielmehr die Niederländer, als sie seine Abhängigkeit von Oranien bemerkten und sich in der Hoffnung getäuscht sahen, daß er durch den Beistand des Kaisers Juan d'Austria's Ansehen paralysiren und eine vermittelnde Stellung einnehmen werde, ihn mit offenem Hohn behandelten und durch die Herbeirufung des Herzogs von Anjou beleidigten, legte er 1580 seine Würde nieder und kehrte nach Deutschland zurück. Von seinem Bruder mit Vorwürfen überhäuft, daß er der Sache der Rebellen gegen seine spanischen Verwandten gedient habe, und nach Linz verwiesen, erhielt er erst nach dem Tode des Erzherzogs Ernst 1595 die Statthalterschaft in Oesterreich. In dieser Stellung erwies er sich, noch von seinem Aufenthalte in den Niederlanden her mit Groll gegen den Protestantismus erfüllt, den Protestanten äußerst ungünstig und hintertrieb alle weiteren Konzessionen an dieselben. Nachdem er hierauf in Folge einer Verabredung mit seinen Brüdern und Vettern am 25. April 1606 förmlich „zum Haupt und zu einer Säule des Hauses Oesterreich" erklärt worden war, zog er gegen die Ungarn, die unter dem Magnaten Stephan Bocskai sich erhoben und die Türken zu Hülfe gerufen hatten, und schloß mit ihnen am 23. Juni zu Wien und mit den Türken am 11. Nov. 1606 Frieden. Als Rudolf ihm ganz unverhohlen seine Unzufriedenheit durch Nichtanerkennung der Verträge zu erkennen gab, schloß M. 1608 mit den Ständen von Ungarn und Oesterreich ein Bündniß und nöthigte den Kaiser, indem er mit gewaffneter Macht in Böhmen auftrat, ihm am 29. Juli 1608 Mähren, Ungarn und Oesterreich abzutreten und ihm die Nachfolge in Böhmen zuzugestehen. Als M. aber nach Oesterreich zurückkam, verweigerten ihm die Stände die Huldigung, so lange er ihren Forderungen freier Religionsübung sich nicht füge, und rüsteten, als er sich zu Gewaltmaßregeln neigte. Auf den Rath Kursachsens wies M. hierauf den Rath der Jesuiten zurück und gab die verlangten Zusicherungen. Die spanische Partei, durch diesen Schritt mit neuem Unwillen gegen M. erfüllt, benutzte den Groll des Kaisers gegen seinen Bruder und überredete ihn, Böhmen dem Erzherzog Leopold zuzuwenden. Die Böhmen, die sich dadurch bedroht glaubten, wendeten sich an M., der sofort mit einem Heere herbeikam und nach Zerstreuung der Truppen seines Bruders unter allgemeinem Jubel in Prag einzog, wo ihm Rudolf am 11. April 1611 auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz abtreten mußte. Am 23. Mai 1611 wurde M. in Prag gekrönt und gab seinem Bruder, der auch bei dem Reich betteln ging, eine jährliche Rente von 300,000 Gulden. Als Rudolf schon 1612 mit Tod abging, wurde M. ohne Widerspruch zum Kaiser erwählt. Bald aber standen sich die Glaubensparteien schroffer als je gegenüber, und als M. durch einen Machtspruch die gegenseitigen Bündnisse, die Union und die Liga, am 3. April 1617 aufheben wollte, achtete weder der eine noch der andere Theil auf seine Befehle. Mit den Türken, die mit einem Angriffe drohten, mußte er, da ihm die Abgeordneten seiner Erbländer die zur Kriegführung nöthigen Mittel versagten, Frieden schließen. Als er nun gar noch kränklich wurde und die Regierungsgeschäfte vernachlässigte, sah er sich auf Andringen der übrigen Glieder des österreichischen Hauses genöthigt, den bigotten Erzherzog Ferdinand, nachmaligen Kaiser Ferdinand II., 1617 zum Könige von Böhmen und 1618 zum Könige von Ungarn krönen zu lassen.

Digitized by Google

Zwar hatte Ferdinand versprochen, sich bei Lebzeiten des Kaisers aller Einmischung in die Regierung zu enthalten; allein in den kirchlichen Angelegenheiten sah man doch bald seine Hand, und M. war zu schlaff, um die Protestanten gegen die Eingriffe in ihre Rechte zu schützen. Die Unirten hintertrieben daher 1618 Ferdinands Wahl zum römischen König, und in Böhmen brachen am 28. Mai 1618 jene Unruhen aus, welche das Vorspiel des dreißigjährigen Kriegs wurden. Noch wäre eine Beilegung der Mißhelligkeiten auf friedlichem Wege möglich gewesen, hätte die spanische Partei nicht durch Abführung des Kardinals Khlesl nach Tyrol den Einfluß dieses Mannes, der unter den obwaltenden Umständen zur Milde rieth, gebrochen. Den Kaiser schmerzte seine Ohnmacht dieser Intrigue gegenüber noch tiefer, als die Niederlage seiner Heere gegen die Rebellen. Als der Geist des Aufruhrs immer näher nach Wien vorrückte, † M. mitten in der Verwirrung, den 10. März 1618 am Schlagfluß. Er war seit 1611 mit Anna, der Tochter seines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand, vermählt, doch blieb die Ehe kinderlos.

2) M. Corvinus, der Große, König von Ungarn, Sohn des Johannes Hunyades, geb. den 27. März 1443 zu Kolosswar in Siebenbürgen, wurde, wie sein Bruder Ladislaw, von dem Haß des mächtigen Grafen Cilly getroffen und, als dieser, durch Ladislaws Hand fiel, 1457 nach Wien und dann nach Prag in Gewahrsam gebracht. Nach Ladislaws Tode (1457) wußte der Statthalter Georg Podiebrad, der in M. ein Mittel sah, um seine eigenen Pläne rascher durchzusetzen, und ihm seine Tochter Katharine verlobte, es dahin zu bringen, daß M., trotz allen Widerstrebens des Palatins und mehrer Magnaten, am 24. Jan. 1458 zum König von Ungarn gewählt wurde. Doch überlieferte Podiebrad erst, als er selbst die Krone von Böhmen erhalten, gegen 40,000 Goldgülden seinen Schützling an die ungarische Gesandtschaft, die zu seiner Befreiung an ihn abgeschickt wurde. Auf den feierlichen Empfang, der M. in Ofen bereitet worden war, folgten bald wilde Stürme. Allgemein hatte zwar M.' Erscheinung einen günstigen Eindruck gemacht; allein der Oberfeldherr Johann Giskra von Brandeis verweigerte ihm den Gehorsam und bot die Krone dem König von Polen an, während die Feinde des Hauses Hunyades den Kaiser Friedrich III. einluden, sich krönen zu lassen. Diese innern Zwistigkeiten zu benutzen, drohten die Türken, die Kriegsfürsten in Serbien und Bosnien, in der Moldau und Walachei und selbst die Böhmen. Die Spaltung seiner Gegner erleichterte M. aber den Sieg. Während er die Magnaten, welche sich dem Kaiser zuneigten, durch Versprechungen gewann und den Papst, der sich eine Entscheidung vorzubehalten suchte, sich durch Nachgiebigkeit geneigt machte, schlug er die Böhmen aus Oberungarn hinaus und führte gegen die Türken, wie gegen Friedrich III. zugleich den Krieg mit wechselndem Glück. Ueberhaupt wußte M. die Umstände so geschickt zu benutzen, daß Friedrich III. auf die Kunde, der Sultan Mohammed gedenke auch ihn mit Krieg zu überziehen, am 19. Jan. 1463 seine Ansprüche auf die Krone fahren ließ und sich gegen 60,000 Gulden nur die Fortführung des Titels „König von Ungarn, Dalmatien und Kroatien" und die Nachfolge im Fall eines kinderlosen Absterbens von M. ausbedung. Nun erst ließ sich M. in Stuhlweißenburg den 29. März 1464 feierlich mit der ungarischen Krone, welche bisher in den Händen Friedrichs III. gewesen war, krönen. Zwar vermochte er dadurch die Flammen des Aufruhrs nicht gänzlich zu ersticken; doch gelang es ihm fast immer, durch entschlossenes und schnelles Zugreifen derselben Herr zu werden. Am glänzendsten erscheint M.' Herrschertalent in der Vertheidigung seines Vaterlandes gegen die Türken. Um deren Ein- und Ueberfälle zurückzuweisen, schuf M. sich ein Corps von 6000 Mann stehender Truppen, die bald dem Feind so furchtbar wurden, daß er sie nur die schwarze Schaar nannte. Da die Ungarn meist zu Pferde fochten, bildete er aus ihnen die später berühmt gewordene Reitertruppe der Husaren und nahm zu dem Fußvolk fremde Söldner. Auch stärkte er sich durch ein Bündniß mit Venedig. Die Türken wurden bald so bedrängt, daß Mohammed Gesandte an ihn schickte, um einen Frieden zu unterhandeln; aber M. ließ sie an den Grenzen seines Reiches zurückweisen, und erst als er sich den Besitz Bosniens 1462, der Moldau und Walachei 1467 gesichert hatte und der Sultan Bajazet, durch innere Unruhen von neuen Angriffen abgehalten, von Neuem den Frieden suchte, gewährte er ihm einen Waffenstillstand auf 5 Jahre. Noch 1481 half M. aber die Türken aus Otranto vertreiben. Vom Papste angetrieben, nahm er an dem Kreuzzuge gegen seinen Schwiegervater, den hussitischen Böhmenkönig Georg Podiebrad, Theil, bemächtigte sich Schlesiens, Mährens und der Lausitz (1468—78), besiegte den König Ladislaw von Polen und zwang ihn zum Frieden zu Olmütz, der Ladislaw Böhmen und M. Mähren sicherte. Die Hülfe, welche Friedrich III. den Polen in diesem Krieg geleistet hatte, entzündete einen neuen Krieg zwischen M. und dem Kaiser, in welchem ein großer Theil von Oesterreich in M.' Hand fiel, wofür der Friede von Kronenburg ihm 100,000 Gulden Entschädigung zusicherte. Da der Kaiser sein Versprechen nicht zu lösen vermochte, fiel M. 1480 von Neuem in Oesterreich ein und eroberte 1485 auch Wien, so daß ihm die Stände 1486 huldigten. Umsonst rief der Kaiser das Reich um Hülfe an. Dasselbe brachte kaum 14,000 Gulden zum Krieg wider die Ungarn auf, und Friedrich III. mußte sich zu einer neuen Unterhandlung mit M. bequemen, vor deren Ende M. am 5. April 1490 in Wien †. Der Ruhm siegreicher Kriege und Eroberungen war nicht der einzige, wodurch M.' Regierung glänzte. Unter dem Lärm des Kriegs vergaß er die gelehrten Beschäftigungen seiner Jugend nicht. Er hatte in Florenz immer 4 Schreiber im Solde, welche ihm die Schriften der Klassiker kopiren mußten. Auch sammelte er in Griechenland die Ueberreste der von den Türken zerstörten Bibliotheken. Leider ward der kostbare Bücherschatz, den er zusammengebracht, 20 Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Um seinem Volk die Bildung zuzuführen, die er selbst empfangen hatte, stiftete er die Universität Ofen,

Digitized by Google

errichtete eine Sternwarte, gründete in seinem Schloß eine Buchdruckerei und zog eine große Anzahl fremder Gelehrten, Künstler und Handwerker an seinen Hof und in sein Reich. Schon bei seiner Thronbesteigung hatte er eine Reihe vortrefflicher Gesetze gegeben, allein sie waren bei den fortgehenden Kriegen nie zur Ausführung gekommen, und um den darüber entstandenen Klagen Abhülfe zu geben, ließ er auf dem Reichstage zu Ofen 1486 das große Gesetz (Decretum magnum) entwerfen. Die Rechtspflege überwachte M. selbst strenge. Daher entstand nach seinem Tode im Volke das Sprüchwort: „König M. ist todt und mit ihm ist die Gerechtigkeit gestorben". Bei alledem trachtete er vor Allem nach unumschränkter Herrschaft, regierte übermüthig und willkürlich und vergendete in prächtigen Hoffesten, was durch harten Steuerdruck zusammengebracht war. Vorzüglich seit M.' zweiter Vermählung mit Beatrix, einer Prinzessin von Neapel (1476), riß Luxus und Verschwendung mit äußerer Verfeinerung der Sitte am ungarischen Hofe ein. Beide Ehen M.' waren kinderlos. Ein unehelicher Sohn, Johannes Corvinus, dem M. vergebens die Legitimität zu verschaffen bemüht war, starb 1504. M.' Nachfolger wurde König Wladislav VII. von Böhmen.

Matthiola, Pflanzengattung, s. Levkoje.

Matthison, Friedrich von, einer der beliebtesten lyrischen Dichter Deutschlands, wurde am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, wo sein Vater Landprediger war, geboren, nach dem frühen Tode des letzteren von seinem Oheim in Salza bei Magdeburg, dann von seinem Großvater, ebenfalls einem Landprediger, erzogen und besuchte dann die Schule zu Kloster-Bergen, wo ihm das Beispiel eines seiner Lehrer, der selbst Dichter war, lebhafte Neigung für Poesie einflößte. Er studirte darauf in Halle, wo sich besonders Niemeyer seiner annahm, Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien erhielt er eine Lehrerstelle am Philanthropin zu Dessau, ward dann Hofmeister der jungen livländischen Grafen Sievers, mit denen er sich in Hamburg, Eutin, Heidelberg und Mannheim aufhielt. Dann lebte er 2 Jahre bei seinem Freunde Viktor von Bonstetten zu Nyon am Genfersee, bis er 1790 die Stelle eines Erziehers bei einem reichen Kaufmann in Lyon annahm. Wegen Familienangelegenheiten nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er 1794 Lektor und Reisegeschäftsführer der Herzogin von Dessau, mit der er in den folgenden Jahren Italien, die Schweiz und Tyrol bereiste. Auf diesen Reisen hatte ihn der Herzog, nachherige König von Würtemberg kennen gelernt, der ihm das Adelsdiplom ertheilte und ihn, als 1811 die Herzogin von Dessau starb, als geheimen Legationsrath und Oberbibliothekar nach Stuttgart berief. Nach dem Tode seiner Gattin (1824) nahm er seinen Abschied und brachte die letzten Jahre seines Lebens in stiller Ruhe in Wörlitz zu, wo er am 12. März 1831 †. Durch die Sammlung seiner Gedichte, welche 1787 herauskam (12. Aufl., Zürich 1824), war M. lange Zeit der Lieblingsdichter zarter Seelen. Wahrheit der Naturschilderungen ist den meisten nicht abzusprechen, und „Das Mondscheingemälde", „Der Abend" und andere werden in ihrer Art immer als Muster gelten können. Sie wurden bei ihrem Erscheinen von Schiller mit vieler Anerkennung beurtheilt und haben sich bei Vielen bis auf die Gegenwart in Gunst erhalten. M.s „Schriften" erschienen in letzter Ausgabe in 8 Bänden (Zürich 1825—1831). Die in Prosa geschriebenen „Erinnerungen" (5 Bde., das. 1810—1816) geben nicht uninteressante Notizen über Gegenden und berühmte Männer. Sein „Literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde" (4 Bde., Berl. 1832) wurde von Schoch besorgt.

Mattiaci, germanische Völkerschaft, Zweig der Katten, am Rhenus wohnhaft und den Römern frühzeitig unterworfen, welche in ihrem Lande Silberbergwerke besaßen. Daselbst befanden sich auch berühmte heiße Quellen, die Aquae Mattiacae, das heutige Wiesbaden. Die M. verschwinden später aus der Geschichte und in ihrem Gebiete erscheinen Alemannen. Nach Martial (XIV, 27) bezogen die Römer von ihnen Seifenkugeln (Mattiacae pilae) zum Färben grauer Haare.

Mattiacum (Mattium), nach Tacitus (Ann. I, 56) die Hauptstadt der Katten, in der Nähe der Adrana (Eder).

Mattico, ein vegetabilisches Styptikum, das in seiner Heimath (Peru) in bedeutendem Rufe steht und zuerst (1838) durch Jeffrey bekannt wurde. Hunter-Lane empfiehlt es besonders in Leukorrhöen, wo es den Höllenstein an Wirksamkeit übertreffen soll, ferner bei Diarrhöen und Gonorrhöen, bei Bluthrechen, Bluthusten, Dysenterien und einzelnen Hämaturien. Man verordnet theils einen heißen Aufguß (aus 3 Theilen Blättern auf 100 Theile Wasser 2 Stunden stehen gelassen und dann abgeseiht), theils eine Tinktur aus $7^1/_2$ Theilen Blättern auf 100 Theile Weingeist. Aeußerlich dient es als Blutstillungsmittel bei Blutegelstichen, seichten Schnittwunden ꝛc., zu welchem Ende es an die blutende Stelle fest angedrückt werden muß.

Mattigkeit (lat. Languor), ein an Schmerz grenzendes Gefühl von Abnahme der Kräfte und Erschöpfung, welches gewöhnlich nach Körper- oder Geistesanstrengungen entsteht, aber auch häufig ein Vorbote bevorstehender Krankheiten ist. Ist die M. bloß Folge von Anstrengung, so stellt stärkende Nahrung, Ruhe und besonders Schlaf das aufgehobene Gleichgewicht wieder her. Oft thut aber auch eine Abwechselung in der Beschäftigung oder eine plötzliche Aufregung aller Lebenskräfte, z. B. durch eine drohende Gefahr ꝛc., dasselbe. Die M. vor und in Krankheiten richtet sich nach dem jedesmaligen ihr zu Grunde liegenden Krankheitszustand.

Matto Grosso (d. i. großer Wald), Provinz im Kaiserthum Brasilien, zwischen den Provinzen Para, Goyaz, San Paulo und Paraguay u. Bolivia, umfaßt einen Flächenraum von 20,116 (nach dem Biageiro 22,315) □Meilen mit 85,000 Einwohnern und ist noch wenig bekannt. Es wechseln in der Provinz Berge, Campos, ungeheure Wälder und sumpfige Niederungen mit

Digitized by Google

einander ab. Gebirge sind: Serra Paricys (Pareris), Selada ꝛc., die vornehmsten Flüsse: der Madeira (mit dem Guapore), der Topayoso und Xingu, der Araguay, welche sämmtlich nördlich laufen, der Paraguay, welcher hier durch seine Ueberschwemmungen die Sumpfseen de los Xarayes macht und durch die Flüsse Rio de San Laurenço (mit dem Cuyaba) und Taquary verstärkt wird, und der Parana (mit dem Pardo, Pyjenema, Jauru); die bedeutendsten Seen: Sette Lagras (Quelle des Paraguay), Xarayes ꝛc. Gegenstände des geringen Landbaues sind Mais, Maniok, Reis, Gemüse, Hülsenfrüchte, Tabak u. Baumwolle. Ansehnlicher ist die Viehzucht. Man webt gute Baumwollenzeuche, gerbt Leder, verfertigt Rum und Zucker ꝛc. Gegenstände des Handels sind vornehmlich Gold und Diamanten, die hier gefunden werden. Die Indianer, deren man 66 Stämme zählt, worunter die Cayans od. Cayabes im Süden, die Guaycurus, die Baoros, die Guatos am Paraguay, die Baccabirys vom Rio das Mortes, die Calyrys, Cautaros am Guapan, die Alabas, Lambus, Urucurunys, Pammas, Tamares ꝛc., leben hier in Freiheit und die meisten in völlig wildem Zustande. Die Provinz ist in 7 Comarcas (Districte) getheilt. Hauptstadt der Provinz ist Cibade de Matto Grosso (sonst Villa bella), am Guapore, in sumpfiger Ebene, mit Goldschmelze und 6000 Einw. Das Land wurde zuerst 1532 und 1533 von Garcia besucht. Später kam Cabral (1719), welcher die Reichthümer des Landes kennen lernte und die Europäer darauf aufmerksam machte. Man vertrieb die Wilden größtentheils und schleppte ungeheuere Massen von Gold (1730 1920 Pfd., 1736 25 Ctr.) aus dem Lande. In der Folge wurden auch einige Plantagen angelegt.

Maturantia (Suppurantia, Digerentia, sc. remedia), reifende Mittel, diejenigen topischen Heilmittel, deren man sich zur Beförderung der Eiterung solcher entzündlichen Geschwülste bedient, bei welchen der Ausgang in Eiterung eingetreten ist, oder bewirkt werden soll. Man theilt die M. in reizmindernde und reizende M. Zu den ersteren gehören die erweichenden Mittel (s. Emollientia), die man bei den akuten, erethischen Entzündungen wählt. Die reizenden M. sind entweder sanfter, oder stärker erregend und werden bei chronischen, torpiden Entzündungen benutzt; es gehören hierher: Emplastrum de Galbano, de Ammoniaco, diachylon compositum, oxycroceum, saponatum, cicutae, lithargyri cum resina pini, das Bigopflaster ꝛc.; ferner Honig, Safran, Senf, gebratene Zwiebeln, Sauerteig u. A.

Maturatio (lat.), das Reifen oder Reifwerden.

Maturiner, s. v. a. Trinitarier.

Maturität (v. Lat.), Reife.

Maturitätsexamen, s. v. a. Abiturientenexamen, s. Abiturient.

Matuta, gewöhnlich Mater matuta, ursprünglich altitalische Gottheit der Frühe, Morgenhelle, später von den Römern mit Leucothea identificirt.

Matutine (v. Lat.), die Frühmesse in der katholischen Kirche, Mette.

Maubert Fontaine, Stadt im französischen Departement Ardennes, Bezirk Rocroy, mit Brauereien und 1250 Einw.

Maubeuge (lat. Melbodium, im Mittelalter Melbeauge), Bezirksstadt im französischen Norddepartement, auf beiden Seiten der Sambre, mit Festungswerken in Form eines bastionirten Siebenecks, am rechten Sambreufer, mit einem verschanzten Lager, welches aus drei Fleschen mit durch ein Glacis verbundenen Flanken und zwei viereckigen als Redouts dienenden Redouten mit gebrochenen Facen besteht. Außer einer königlichen Gewehrfabrik hat M. Fabriken in Quincaillerie-, Eisen- und Marmorwaaren, Tabak, Fayence, Tuch, Oel, Leder, ansehnlichen Handel mit Steinkohlen, Marmor u. Schiefer, eine Salzraffinerie, Bleichen, eine Bank, Société des hauts fourneaux du Nord, und 8100 Einw. M. wird schon im 7. Jahrhundert genannt; zu Frankreich kam es erst 1678 unter Ludwig XIV., der es durch Vauban befestigen ließ. Im Jahre 1793 bombardirten es die Oesterreicher vergebens, u. 1794 kam es mit einer leichten Blokade davon. Am 20. März 1814 ward es aber von der deutschen Nordarmee unter dem Herzog von Weimar eingeschlossen; die Stadt hielt sich, aber das feste Lager ward vom Feinde besetzt. Im folgenden Jahre (20. Juni) ward die Stadt aufs Neue von den Preußen belagert und ihnen am 11. Juli übergeben.

Mauchline, Stadt in der schottischen Grafschaft Ayr, Mittelpunkt der Fabrikation der sogenannten schottischen Tabatièren, mit Baumwollenweberei und 2550 Einw.

Maude, Fluß im französischen Departement Obervienne, Nebenfluß der Vienne, entspringt im Etange de M., im Departement Creuse, und mündet nach einem Lauf von 16 Lieues bei Artigue.

Mauer (Mauerwerk), im Allgemeinen der Theil eines Bauwerks, welcher aus natürlichen oder künstlichen Steinen zusammengesetzt ist, die durch irgend ein Verbindungsmaterial zu einem möglichst festen Ganzen verbunden sind. Der Form nach unterscheidet man stehendes, liegendes und schwebendes Mauerwerk, welches letztere namentlich in den Gewölben vorkommt. Je nach dem Material hat man Mauerwerk von Hausteinen, Feldsteinen, Bruchsteinen und gebrannten oder ungebrannten Ziegeln. Ist als Verbindungsmaterial hydraulischer oder wasserfester Mörtel verwandt worden, so heißt das Mauerwerk hydraulisch; sind die Steine ohne Mörtel auf einander gesetzt und die Fugen nur mit Moos oder dergleichen ausgefüllt oder die Steine mit Klammern verbunden, so heißt es trockenes Mauerwerk. Sehr fest sind die im Mittelalter, besonders bei den Römern gebräuchlichen Kasten- oder Futtermauern, wo man die beiden Außenseiten regelmäßig aufführt, den Zwischenraum aber mit klaren Steinen, Kieseln oder Kalk ausschüttet, sowie die Gußmauern, wo man den Verschlag von Brettern mit unregelmäßigen Steinen, Schlacken und dergl. oder Kalk ausschüttet. Im engern Sinne nennt man M. eine von Stein oder Lehm massiv aufgeführte Wand, welche entweder den äußern Umfang eines Gebäudes, oder besondere Plätze innerhalb desselben, oder beides zugleich vor Schnee und Re-

gen ꝛc. schützen soll. Die erstere Art heißt eine Umfassungswand, die zweite eine Schiedwand, die letzte ein Dach. Bildet das Gebäude ein längliches Viereck, so heißen die kürzeren Umfassungsmauern Seitenmauern, die M., welche die Front des Gebäudes bildet, Vordermauer, die entgegengesetzte Hintermauer. Die M., welche einen Raum in Abtheilungen scheidet, heißt Schiedmauer. Unterstützungsmauern sind die Grund-, Ufer- und Futtermauern. Hinsichtlich der Bauart unterscheidet man ununterbrochene M.n, die keine Oeffnungen haben, durchbrochene M.n, die Oeffnungen für Fenster, Thüren ꝛc. haben, gebrochene M.n, zu deren Befestigung in gewissen Zwischenräumen Pfeiler angebaut sind, und schwebende M.n, welche auf Bogen stehen. Die Dicke der M. hängt von der gegen sie wirkenden Gewalt, von ihrer Höhe, von der Güte der Materialien und von deren vollkommener Verbindung ab. Eine 6—10 Ellen hohe M. macht man gewöhnlich 18—24 Zoll stark, je nachdem sie viel zu tragen hat und je nachdem ihre Spannung ist, d. h. die Entfernung von der entgegenstehenden M. Bei höhern M.n ist dies die Stärke des obern Stücks; für jedes untere Stockwerk von 5—6 Ellen Höhe gibt man ungefähr 6" Stärke zu. Diese Einziehung der obern M.n im Verhältniß zu der untern nennt man die Schwinge, welche aber nur in seltenen Fällen in einer ununterbrochenen schrägen Linie ausgeführt wird. Gewöhnlich macht man diese Einziehung durch Absätze in jedem Stockwerk, welche, auf der äußern Seite angebracht, zwar mehr Festigkeit geben, aber des guten Ansehens wegen und um das Gebälke bequem auf den Absätzen auflegen zu können, inwendig angebracht zu werden pflegen. Umfassungsmauern für Gärten, Kirchhöfe ꝛc. macht man gewöhnlich nur 12 bis 18 Zoll stark, bringt aber alle 8—10 Ellen 1 Elle starke Pfeiler an. Man gibt ihnen eine Decke (Mauerhut), die gewöhnlich aus Steinplatten oder gut in Kalk gelegten Dach- oder Hohlziegeln ꝛc. besteht. Je nach der Verschiedenheit der Stärke der Materialien, mit welcher ihre Theile zusammenhängen, werden die M.n einem Druck auf verschiedene Weise widerstehen können. Eine wohlverbundene M. von Backsteinen, unter 2 Fuß Dicke und 12 Fuß Höhe, ist schon einer Last gewachsen, die so viel drückt, als ein gewöhnliches hölzernes, mit Stein bedecktes Dach, das überdies dem Stoße der Witterung ausgesetzt ist. Da aber die gewöhnlichen Bruchsteine dem Drucke theils nicht so sehr wie die Backsteine widerstehen, theils nicht so vollkommen als diese mit einander verbunden werden können, so muß eine M. von Bruchsteinen bei einer Höhe von 12 Fuß in der Dicke wachsen. Sollte aber eine solche M. noch in der Höhe zunehmen, z. B. 18—20 Fuß, welche Höhe bei Wohngebäuden wohl niemals überschritten wird, so findet man die Regel bewährt, daß die Dicke um so viel halbe Zoll über das gesetzte Maß vermehrt wird, als um wie viel Fuß die Höhe über 12 Fuß anwächst, welches Verhältniß wenigstens bei den Bruchsteinen angewendet werden muß. Die Schiedmauern, die weder einem so heftigen Drucke, noch auch der Witterung so sehr ausgesetzt sind, als die Umfassungsmauern, bedürfen einer geringeren Dicke, und es genügt vollkommen, wenn sie $^2/_3$ der Stärke der Umfassungsmauern haben. Eine M., welche einem Seitendrucke gewachsen seyn soll, ist als ein gebogener Hebel anzusehen, und folglich muß die Größe und Direktion der Kraft betrachtet werden, welche dieselbe umzuwerfen trachtet. Am festesten sind die M.n aus Quadersteinen, dann die von Ziegelsteinen und lagerhaften Bruchsteinen, bei welchen letzteren man aber doch schon im Vergleich zu den ersten beiden Arten einige Zoll an der Stärke zugeben muß. Am wenigsten fest sind die M.n aus unregelmäßigen Felssteinen. Ein großer Feind der M.n ist die Feuchtigkeit, weil dadurch der Mörtel und Stein erweicht werden und an der Luft stark verwittern. Sie befördert auch die Bildung der Mauersalze, im gewöhnlichen Leben Mauersalpeter genannt, die sich da bilden, wo in der Nähe der M. animalische oder vegetabilische Stoffe verfaulen. Der durch diese Salze und die Feuchtigkeit hervorgebrachte Zustand der M.n wird zuweilen auch Mauerfraß oder Mauerschwamm genannt.

In den ältesten Zeiten nahm man die Steine so groß, roh und unbehauen, wie sie von Natur waren, legte sie ohne alle Verbindungsmittel übereinander und füllte die Zwischenräume mit kleineren Steinen aus. Später ebnete man die ungleichen Seiten der rohen Steine und bemühte sich, sie so glatt zu behauen, daß sie beim Auflegen aufeinander paßten. Zusammengehalten wurden sie ohne Mörtel durch ihre eigene Schwere. Ueberbleibsel von solchen alten steinernen Gebäuden findet man bei den Persern, Aegyptern, Etruskern, Griechen und Römern. In Gegenden, wo keine Steine gebrochen wurden, baute man die M.n aus Ziegeln, bei denen jedoch ein Mörtel nöthig war, wozu die Babylonier das in ihrem Lande häufig vorkommende Erdpech benutzten. Die Griechen nahmen anfänglich ebenfalls rohe Steine von außerordentlicher Größe zu ihren Gebäuden und M.n, worans die Sage entstand, daß solche Gebäude Werke der Cyklopen wären (cyklopische Mauern). Als man anfing, die Steine zu behauen, gab man ihnen eine Figur von 3, 4 oder 6 Seiten, doch verstand man die Steine so aufeinander zu setzen, daß nirgends ein leerer Zwischenraum blieb. Auf diese Art waren die M.n um Korinth, um Eretria in Euböa und zu Ostia in Epirus gebaut. In späterer Zeit wurden die Steine bei den Griechen zu Rechtecken behauen. M.n aus Quadersteinen führte man auf zweierlei Art auf. Die eine Art hieß Isidomum, wenn die verschiedenen Schichten und Lagen der Steine einerlei Höhe bekamen und aus gleich großen Stücken bestanden; die zweite Art nannte man Pseudisidomum, wenn die Steinschichten und die einzelnen Steine ungleich waren. Bei der zweiten Art wurden die Steine immer im Verband übereinander gelegt, so daß die Fugen, wo zwei Steine zusammenstießen, oben und unten mit einem Steine bedeckt waren. Der ersteren Bauart bediente man sich wegen ihres schönen und regelmäßigen Aussehens bei großen, aus Marmor angeführten Tempeln. Gewöhnlich bestanden dergleichen M.n durchaus aus Quadersteinen. Waren sie aber sehr dick, so

Digitized by Google

machte man die sogenannten Stirnmauern, d. h. die beiden äußersten Schichten, aus glatt behauenen Quadersteinen; die Steine der innern M. blieben unbehauen, wurden indeß mit den äußern Steinen in Verband gesetzt, und um die Festigkeit noch zu vermehren, wurden die Stirnmauern in gewissen Entfernungen durch Bindesteine verbunden, die quer durch die M. gingen. Man nannte diese Bauart Emplecton, die Bindesteine aber Diatonous. So waren die Stadtmauern von Agrigent gebaut. Mörtel oder ein anderes Verbindungsmaterial brauchte man nicht, da die Steine durch ihre eigene Schwere und wegen der Glätte ihrer Seiten aufeinander hielten. Selbst bei Gewölbebogen wurden die Steine ohne Mörtel zusammengesetzt. Bisweilen machten die Griechen noch ihre M.n von Ziegeln, besonders in ältern Zeiten; solche M.n hatten die Städte Mantinea in Arkadien, Bion am Flusse Strymon und zum Theil auch Athen. Auch das berühmte Mausoleum bestand aus Ziegeln und war mit Marmor bekleidet. Bei den Etruskern und bei den Römern wurden schon zu den Zeiten der Könige die M.n ebenfalls von sehr großen Steinen aufgeführt. Man benutzte dazu den häufig vorkommenden Tuffstein, der leicht zu bearbeiten war, und den albanischen Stein, der härter als der vorige und von dunkelgrauer Farbe war. Aus diesem Stein bestehen die Cloaca maxima, das älteste römische Grabmal bei Albano, der Ablaß des albanischen Sees und der Grundbau des Kapitoliums. M.n von viereckigen Steinen wurden ohne Mörtel gebaut; zu M.n aus kleinen Steinen nahm man Mörtel. Vitruv nennt zweierlei Arten von M.n aus kleinen Steinen, das Reticulatum und das Incertum oder Antiquum. Das letztere bestand aus unregelmäßigen Bruchsteinen, die neben- und übereinander gelegt und genau ineinander gepaßt waren, das Reticulatum aber aus viereckig gehauenen Steinen, die nicht wagrecht, sondern so übereinander lagen, daß ihre Fugen nach einer Diagonallinie gingen, wodurch die M. ein netzförmiges Ansehen erhielt. Außerdem führten die Römer auch M.n von Ziegeln auf, besonders unter Augustus, wo man sehr große Gebäude sehr schnell zu vollenden wünschte. Indeß waren bei großen Gebäuden nur die Stirnmauern von Ziegeln, und das Inwendige war mit kleinen Steinen, Scherben und zwei Dritttheilen Mörtel angefüllt. Die Bekleidung der M.n, die freilich erst später in Gebrauch kam, war von mancherlei Art. Eine Bekleidung von Kalk u. Sand hieß Opus arenatum, eine von bloßem Kalk oder Gyps Opus marmoratum.

Mauerblume, s. v. a. gemeiner Goldlack, Cheiranthus Cheiri *L.*, s. Lack.

Mauerbrecher, s. v. a. Sturmbock.

Mauerbruch, s. v. a. Bresche.

Mauer der Semiramis, s. v. a. Medische Mauer.

Mauerfraß, s. Mauer.

Mauerpfeffer, s. v. a. scharfe Fetthenne, Sedum acre *L.*

Mauerquadrant, Sternbild zwischen dem Kopf des Bootes, den Füßen des Hercules und dem Schwanze des Drachen, aus kleinen Sternen bestehend.

Mauersteiger, der über die Bergmauer die Aufsicht führende Beamte, der das Material und die Herbeischaffung besselben zu besorgen hat.

Mauerwinde, s. v. a. Epheu.

Manguin, François, französischer Advokat u. Staatsmann, am 28. Febr. 1785 zu Dijon geboren, studirte in Paris die Rechte u. ließ sich 1813 unter die Sachwalter aufnehmen. Bei der Vertheidigung des Obersten Labedoyère legte er zuerst 1815 ein Zeugniß seiner glänzenden Beredsamkeit ab und übernahm von nun an eine Reihe wichtiger Prozesse, in denen er den Liberalismus gegen die Angriffe des absolutistisch gesinnten Hofes vertheidigte. Im Jahre 1827 wurde er von dem Wahlkollegium zu Beaune in die Kammer gewählt und gab darin bald das Haupt und den Sprecher der äußersten Linken ab. Er unterschrieb 1830 kurz vor der Revolution die Adresse der 221 und hielt eine heftige Rede zu deren Unterstützung. Am 29. Juli wurde er in die Municipalkommission gewählt, welche fünf Tage lang als höchste Behörde Frankreich regierte. Nachdem mit Ludwig Philipp die Orleans den Thron bestiegen hatten, hielt er sich in der Deputirtenkammer wieder zur Opposition und wandte sich mit der größten Heftigkeit gegen die Justemilieupolitik des neuen Kabinets. Namentlich bekämpfte er die Maßnahmen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Einige Jahre später sprach er dagegen in seiner Eigenschaft als Advokat der Kolonien für die Beibehaltung der Negersklaverei. Auch erklärte er sich nach einer 1840 nach Rußland unternommenen Reise für eine Allianz dieses Staates mit Frankreich und suchte dieser „Politik der Interessen" durch verschiedene Artikel in dem „Journal du commerce", dessen Hauptaktionär er war, im Publikum Eingang zu verschaffen. So kam es, daß er zuletzt unter seinen Parteigenossen eine ganz isolirte Stellung einnahm. Doch ward er nach der Februarrevolution von 1848 vom Departement Côte d'Or in die Constituante u. in die Legislative gewählt, wo er gewöhnlich ohne feste Parteiansicht mit der Majorität stimmte. Durch den Staatsstreich vom 2. December 1851 völlig in den Hintergrund gedrängt, † er den 4. Juni 1854 zu Saumur bei seiner Tochter, der Gräfin Rochefort.

Mauke (Impetigo, Uligo), eine erysipelatöse Entzündung der Haut an dem untern Ende der Hufe der Pferde u. des Rindviehs, begleitet von Ausschwitzung einer gelblichen, eigenthümlich riechenden Feuchtigkeit, mit Ulceration u. nicht selten auch mit Brand, wird nach diesen Ausgängen in die gewöhnliche oder einfache und in die brandige M. oder die Brandmauke unterschieden, welche letztere auch, weil die abgestorbenen Stücke ausfallen, die ausfallende M. oder der Wolf heißt. Mit Beziehung auf den Umstand, daß durch die Uebertragung des Maukestoffes auf das Euter der Kühe die ächten Kuhpocken und bei dem Menschen ein ähnliches, gegen die Menschenpocken schützendes Exanthem erzeugt werden können, hat man noch eine besondere Art von M. angenommen und diese als Schutzmauke bezeichnet. Die einfache, gutartige M. beginnt damit, daß an einem oder dem andern Fuße, zuweilen auch an mehren Füßen zugleich,

Digitized by Google

die Haut am Fessel, besonders an der hinteren Seite desselben, etwas anschwillt, heißer und empfindlicher wird; wo sie von Natur weiß ist, wird sie jetzt dunkelroth, selbst blauroth, und von einem angebrachten Drucke bleiben sehr sichtbare, weiße Spuren zurück. Die freie Beweglichkeit des betreffenden Fußes ist vermindert, daher der Gang etwas gespannt. Häufig bemerkt man auch bei oder vor dem Eintritte des örtlichen Leidens ein mäßiges Fieber, welches jedoch in der Regel nur von kurzer Dauer ist. Die entzündliche Anschwellung bleibt meist nur gering u. auf die hintere Fläche des Fessels beschränkt, zuweilen dehnt sie sich aber auch auf die vordere Fläche des Fessels, auf die Krone u. die Ballen des Hufes u. nach oben bis über die Mitte des Schienbeins aus. Sie erreicht ihre größte Entwickelung zuweilen binnen 24 Stunden, in andern Fällen erst nach 2—4 Tagen. Wenn dies geschehen ist, findet sich auf ihr eine Exsudation von klebriger, süßlich-fanlig riechender Feuchtigkeit, und an verschiedenen Stellen löst sich zugleich die Oberhaut anscheinend in Form kleiner Bläschen von der Cutis ab. Es bilden sich dabei bald oberflächliche, bald tiefe Querschrunden, in denen für einige Zeit eine stinkende Jauche, später aber Eiter abgesondert und Granulation gebildet wird. Die letztere wuchert zuweilen in kurzer Zeit an einzelnen Stellen bedeutend, indem polypenähnliche, große Fleischwarzen von verschiedener Form und von dunkelrother Farbe aus dem Geschwür hervorwachsen. Sehr oft tritt im Verlaufe des Uebels eine ödematöse Anschwellung der leidenden Füße hinzu, die zuweilen bis gegen den Leib hinaufsteigt und gewöhnlich sehr hartnäckig ist, so daß sie oft noch längere Zeit nach Erfolg der Heilung der M. fortbesteht. Bei der Brankmauke treten plötzlich an dem Fessel eines Fußes oder auch an mehren Füßen zugleich die Erscheinungen einer heftigen Entzündung ein, worauf gewöhnlich schon bald nach 24 Stunden an der am meisten leidenden Stelle die Haut bläulich oder bleifarbig wird, sich erweicht und von den zunächst liegenden Theilen mit einem scharfbegrenzten Rande ablöst. Dies geschieht meist um den 3. bis 6. Tag, worauf ein unreines, fauliges, viel stinkende Jauche producirendes Geschwür zurückbleibt. Die Heilung erfolgt bei beiden Arten der M., je nach der Tiefe und dem Umfange der Zerstörung, in ungefähr 10 Tagen bis 6 Wochen. Zuweilen wird das Uebel chronisch und dauert dann noch längere Zeit fort. In solchen Fällen wird die Haut allmählig immer mehr verdickt, ein Theil der Haare fällt aus und die übrig bleibenden richten sich gesträubt in die Höhe, man nennt deshalb diese chronische M. gewöhnlich Strauhfuß oder Igelsfuß. Die Erscheinungen der mit dem Namen Schutzmauke bezeichneten und als eine besondere Art dargestellten M. sind im Wesentlichen nicht verschieden von denen der gewöhnlichen M., weshalb die meisten Schriftsteller die Existenz einer sogenannten Schutzmauke als besondere Species der Maukekrankheit bezweifeln. Indeß ist es in England u. in Holstein unter dem Volke schon lange bekannt, daß Menschen, welche die Maukegeschwüre der Pferde reinigen, zuweilen einen pockenähnlichen Ausschlag an den Händen bekommen, und dann von den Menschenpocken befreit bleiben, und einzelne Aerzte, wie Loy, Viborg, Ritter, Berndt u. A. haben mehrfache Versuche gemacht, bei denen mit Maukestoff geimpfte Kühe wenigstens kuhpockenähnliche Pusteln bekamen. Die Krankheit kommt in niedrig gelegenen, feuchten Gegenden und in nassen Jahren, sowie bei gemeinen Pferderacen häufiger vor, als in trockenen, hohen Gegenden, bei trockener Witterung und bei edlen Pferden; am häufigsten erscheint sie nach langen, schneereichen Wintern beim Aufthauen des Schnees, wo sie zuweilen in einer ganzen Gegend als Epizootie auftritt. Zur Verhütung des Uebels dienen das Rein- und Trockenhalten der Füße der Pferde, die Vermeidung von Erkältungen, das Waschen der Fußenden mit tonischen Mitteln, z. B. mit Abkochungen von Eichenrinde, von Tormentillwurzel u. dergl., und die Verabreichung gesunder Nahrungsmittel. Bei gut genährten, vollsaftigen Pferden kann auch eine Purganz, z. B. durch eine Aloëpille, recht zweckmäßig seyn. Die Kur der M. verlangt bei beiden Arten derselben in der ersten Zeit die Herabstimmung der entzündlichen Reizung, u. zwar hauptsächlich örtlich durch Fußbäder oder Umschläge von schleimigen oder von narkotischen Mitteln, z. B. von Malvenkraut, Leinsamenmehl, Leinkuchenmehl, Hafergrütze, Kleie, Bilsenkraut u. dergl., neben welchen Mitteln man auch eine milde Salbe, z. B. Ung. linariae, Ung. hydrarg. ciner., mit etwas Rüböl verdünnt, als Hausmittel ungesalzene Butter, Schweinefchmalz u. dergl. benutzen kann. Innerliche Mittel für denselben Zweck sind nur bei kräftigen Thieren und bei sehr heftigem Fieber erforderlich; man gibt dann nach dem Charakter des letzteren und mit Rücksicht auf etwa vorhandene Komplikationen Nitrum, Natrum oder Kali sulphur., Kalomel und dergl. in mäßigen Gaben und hält die Thiere in strenger Diät. Ein Aderlaß ist unter diesen Umständen zuweilen nützlich, doch selten streng nöthig. In der Periode der ausgebildeten Ulceration sind örtlich umstimmende Mittel, wie Fußbäder oder Umschläge von aromatischen Kräutern, Digestivsalben mit Aloë oder Myrrhe, mit Kampher, mit rothem Präcipitat, das Einstreuen von Kamillenpulver mit Kohle u. dergl., das Bestreichen mit Holzessig, Aloëtinktur, Terpentinöl; bei wuchernder Granulation das Aetzen mit Höllenstein, das Brennen oder Wegschneiden der üppigen Massen; bei großem Gestank der abgesonderten Jauche der Chlorkalk; bei zu reichlicher Absonderung Eichenrinde, Zink-, oder Kupfervitriol ꝛc. nach den Regeln der Chirurgie anzuwenden. Medicinal-polizeiliche Maßregeln sind gegen die M. nicht erforderlich, sondern man hat nur darauf zu achten, daß zur Pflege der mit dieser Krankheit behafteten Pferde, keine Personen, deren Hände verletzt sind, verwendet werden.

Maulbeerbaum (Morus L.), Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, charakterisirt durch die ein- u. zweihäusigen Blüthen in Aehren, den viertheiligen Kelch mit so viel Staubfäden, den vierblätterigen oder vierzähnigen Samenkelch, die schlauchartigen, zweifächerigen, meist einfächerigen, pflaumenartig von Fleisch umgebenen Nüßchen und verkehrten Samen. Bäume mit Milchsaft u. ziemlich

Digitized by Google

einfachen rauhen Wechselblättern und abfälligen Nebenblättern, urſprünglich nur in den heißen Ländern von Aſien und Amerika einheimiſch, von deren Arten mehre als Nahrungspflanze der Seidenraupe wichtig und durch die Kultur auch in Europa weit verbreitet ſind. Der weiße M. (M. alba *L.*), mit herzförmig geſchlitzten, an der Baſis ungleichen, gezähnten Blättern und meiſt weißer, bisweilen röthlicher oder ſchwärzlicher Frucht, wird 40—50 Fuß hoch, wächſt wild in China, in der kumaniſchen Steppe zwiſchen dem Don und der Wolga u. in Perſien, von wo aus er nach Italien und Sicilien und von dort nach Frankreich und Deutſchland verbreitet worden iſt. Man hat von dem weißen M. viele durch die Kultur und den klimatiſchen Wechſel entſtandene Varietäten, die aber zum Theil kaum hinlänglich unterſchieden werden können. Er verlangt einen mittelmäßig kräftigen, mehr leichten als thonigen Boden und gedeiht ſelbſt noch im trockenen Flugſande. Feuchten, naſſen Thonboden verträgt er nicht. In Bezug auf Lage und Klima iſt er ebenfalls nicht ſehr empfindlich, indem er durch ganz Europa, von den ſüdlichſten bis zu den nördlichſten Gegenden, fortkommt. Die Vermehrung einiger Spielarten geſchieht am einfachſten durch Samen, die anderer durch das Okuliren oder Pfropfen auf Stämme der erſteren. Zur Ausſaat wählt man immer die Früchte von den großblättrigen Spielarten, wodurch man in der Regel Pflanzen mit breiteren Blättern bekommt, als von den andern. Hat man aber keine Auswahl und keinen Samen von den breitblättrigen Formen, ſo ſäet man von den geringeren, bringt die Pflanzen in die Baumſchule und veredelt ſie am beſten durch Okulation. Den Samen nehme man ja nur von ſolchen Bäumen, die männliche und weibliche Blüthen tragen und wo die Befruchtung gehörig Statt gefunden hat. Früchte von Bäumen, die nicht befruchtet worden, ſind taub und nicht keimfähig. Zur Samengewinnung ſammelt man die fleiſchigen Früchte und wäſcht ſie, nachdem ſie zuvor zerdrückt wurden, in Waſſer aus, worauf man die Kerne trocknet und bis zur Saat im Frühlinge aufbewahrt. Die Ausſaat geſchieht, nachdem die Samen 8 Tage im Waſſer eingeweicht waren, gegen die Hälfte des Aprils auf fein zugerichtete Gartenbeete, reihenweiſe mit leichter Bedeckung von feiner ſandiger Erde. Außer fleißigem Begießen und Reinhalten der Beete iſt nichts zu beobachten. Man läßt die Sämlinge 1—2 Jahre beiſammen ſtehen und verpflanzt ſie ſodann zur Erziehung für Hecken oder Buſchbäume 5 Zoll und zur Erziehung von Hochſtämmen 15 Zoll weit von einander in die Baumſchule, woſelbſt man ſie bis zur geeigneten Stärke als Buſchbaum oder Hochſtamm heranwachſen läßt, oder wenn ſie veredelt werden ſollen, bei einer Stärke von 3 Linien 4—5 Zoll über der Erde okulirt. Zu Buſchbäumen nimmt man niedere Stämmchen von 3—5 Fuß, zu Hochſtämmen 7—8 Fuß hohe Stämme. In neuern Zeiten erzieht man ſelten mehr Hochſtämme für die Seidenzucht, weil durch ſie das Ackerfeld nicht ſo gut für Getreide und ſonſtige Produkte benutzt werden kann, ferner, weil die Blätter nicht ſo groß wie bei den Buſchbäumen ſind und nicht ſo leicht eingeſammelt werden können. In Gegenden, wo der Grund und Boden keinen beſondern Werth hat, erzieht man den M. als Buſchbaum und pflanzt denſelben feldweiſe 5 Fuß weit auseinander in Reihen; wo dagegen das Land theurer iſt und mehr Vortheil aus den Feldprodukten als von der Maulbeerzucht erzielt werden kann, erzieht man den M. am beſten in Zaunform und umſchließt damit die Felder, Gärten ꝛc. Letztere Methode iſt in jeder Beziehung die zweckmäßigſte, indem ſie wenig Land in Anſpruch nimmt, den Gütern Schutz gewährt und das Sammeln der Blätter mit leichter Mühe geſchehen kann. Um einen guten Zaun anzulegen, pflanzt man 2—3 Fuß hohe Stämmchen, nachdem ſie zuvor etwas beſchnitten und eingekürzt wurden, ½—1 Fuß weit von einander und heftet ſie an ein kleines Schutzgeländer aus zwei über einander ſtehenden und an Pfähle gehefteten Latten oder Stangen. Zur Seidenzucht eignen ſich alle Spielarten, vor allen aber diejenigen mit glatten fleiſchigen Blättern. Der Baſt des weißen M.s liefert ein ziemlich weißes und feines Papier, ſowie er ſich auch recht wohl zum Spinnen eignet. Das Holz iſt gelblich, etwas geſtreift, ziemlich hart u. zu feiner Schreiner- und Dreherarbeit vorzüglich zu gebrauchen. Als Brennholz hat es nur einen mittlern Werth. Die Früchte ſind ſehr ſüß und werden bei Bruſt- und Halsbeſchwerden, ſowie bei katarrhaliſchen Affektionen angewendet. In China benutzt man die Wurzelrinde als eröffnendes und wurmtreibendes Mittel, beſonders gegen Bandwurm; aber auch als harntreibendes Mittel bei Waſſerſucht, und ſogar gegen langwierigen Huſten iſt ſie daſelbſt im Gebrauch. Den Saft der Blätter gibt man bei Wechſelfiebern. Der ſchwarze M. (M. nigra *L.*), mit herzförmigen, eiförmigen, ungetheilten od. lappigen, mitunter auch geſchlitzten, gezähnten Blättern und ſchwarzer Frucht, einheimiſch in Kleinaſien, kultivirt in Südeuropa bis nach Süddeutſchland, ſeltener im nördlichen Deutſchland, wegen der harten Winter nur an geſchützten Orten, zwiſchen Gebäuden und an Mauern, in Gärten und Hofräumen, erfordert zu ſeinem Gedeihen einen guten, kräftigen, kultivirten Boden und im ſüdlichen Deutſchland eine durch Gebäude und Mauern geſchützte Lage, wenn er zum Baum heranwachſen ſoll. Im nördlichen Deutſchland muß er am Spalier erzogen und im Winter geſchützt werden. Seine Verbreitung als Baumform geht nur ſo weit, als der Weinſtock in offener Lage reife Früchte erlangt. Da er in Deutſchland keine keimfähigen Samen bringt, ſo geſchieht die Vermehrung durch Ableger, Stecklinge, oder durch das Okuliren auf den weißen M. Ableger werden von Mutterpflanzen gemacht, die man in der Jugend einige Zoll über dem Boden abſchneidet, wodurch junge Zweige emporwachſen, welche im Frühling eingeſchnitten und im nächſten Frühling abgenommen werden. Stecklinge macht man im Frühlinge, wo möglich in ein temperirtes oder auch kaltes Miſtbeet, weil ſie im Freien nicht ſo leicht angehen. Das Okuliren geſchieht um Johanni in kräftige, höchſtens zweijährige Stämmchen vom weißen M. Der vortrefflichen, ſüßſäuerlichen kühlenden Früchte wegen, die von manchen Perſonen ſehr geliebt werden und mit andern Früchten vermiſcht eine Zierde der Tafel ſind, iſt dieſe

Digitized by Google

Art ein Gegenstand der Pomologie. Die Früchte, Maulbeeren, Mora s. Baccae Mori s. Fructus Mororum, enthalten viel Schleim und sind auch officinell. Man bereitet aus ihnen einen Syrup, Syrupus Mororum, welcher kühlend, eröffnend und antiseptisch wirkt. Man benutzt ihn besonders bei Aphthen der Kinder und als Corrigens übelschmeckender Arzneien. Die gelbe Wurzelrinde schmeckt scharf und bitter und diente schon den Griechen als Purgirmittel und gegen Bandwurm. Auch in der neueren Zeit ist sie wieder empfohlen worden. Wackenroder fand harzigen Gerbstoff, gelbes Harz, etwas fettes Oel, Satzmehl, Eiweis, äpfelsauren Kalk u. Schleimzucker darin. Die Blätter dieser Art können, obgleich man sehr häufig das Gegentheil behauptet, nicht zum Seidenbau benutzt werden. Der philippinische M. (M. Multicaulus *Per.*, M. cucullata *Bonaf.*), mit herzförmig-ovalen, ganzen, niemals buchtigen, sehr blasigen, unebenen, häufig butenförmigen, sehr großen, meist hängenden, dünnen, weichen und leicht verwelkenden Blättern und hängender, länglicher, schwarzer, saftiger und eßbarer Frucht, ein kleiner Baum oder Strauch auf den philippinischen Inseln, wurde 1821 durch den Kapitän Perottet in Frankreich eingeführt und hat sich sehr schnell daselbst, in Italien und nach Deutschland verbreitet, so daß man jetzt besonders in Frankreich große Plantagen davon antrifft. Er liebt einen fruchtbaren Boden, ein mildes Klima und eignet sich mehr zur Kultur für die südlichsten Theile von Europa, weniger aber für Deutschland, indem in jedem Winter die Endzweige, bei strenger Kälte aber auch die Stämme bis an den Boden erfrieren. Die Vermehrung geschieht sehr leicht durch Steckreiser, Ableger und durch Okulation auf den weißen M. Die Blätter werden, zumal von den jungen Seidenwürmern, sehr gern gefressen und geben denselben eine gute Nahrung. Nach mehren Erfahrungen sollen jedoch die mit dieser Art gefütterten Raupen die wenigste Seide liefern. Der indische M. (M. indica *Rumph*) ist ein Baum in Ostindien und auf den indischen Inseln, dessen braunrothe Früchte in der Heimath häufig gegessen und auch als kühlendes Arzneimittel benutzt werden. Das aus den jungen Blättern bereitete Gemüse soll die Milch Säugender vermehren; in Cochinchina dienen die Blätter zur Fütterung der Seidenraupen. Fälschlicher Weise leitete man von diesem Baum die sonst gebräuchliche Radix Lopez oder Lopeziana ab. Der rothe M. (M. rubra *L.*), ein 60—70 Fuß hoher Baum Nordamerika's von Canada bis Florida, dessen Früchte in der Heimath genossen werden, wird hier und da in Deutschland kultivirt gefunden, hat aber weder für den Pomologen noch für den Seidenzüchter besondern Werth.

Maulbeerfeigenbaum, s. v. a. Ficus Sycomorus *L.*, s. Feige.

Maulbronn, Pfarrdorf und Amtsort im würtembergischen Neckarkreis, an den Quellen der Salach und an einem See, mit Oberamt, Kameralamt, Generalsuperintendentur, theologischem Seminar, schöner gothischer Kirche, ehemaligem Kloster (jetzt Domäne) u. 500 Einw. Hier 1564 Disputation der pfälzischen und würtembergischen Theologen über das Abendmahl. In einem Thurme des Klosters soll der Sage nach Faust sein Leben geendet haben.

Mauléon, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Niederpyrenäen, am Gave de Saisou, südwestlich von Pau, mit 1060 Einwohnern, Eisenbergwerken und Salzquellen.

Maulesel (Equus hinnus *L.*), der Bastard von Pferdehengst und Eselin, ist kleiner als das Maulthier (s. d.), dem Esel ähnlicher und von minder gefälliger Gestalt, da die kurzen und schwachen Füße zu dem schweren Rumpfe in Mißverhältniß stehen. Man gebraucht die M. zum Lastragen, sie sind aber seltener als das nützlichere Maulthier. Sie pflanzen sich, wie alle Bastarde, durch ihre Art nicht fort.

Maulthier (Equus mulus *L.*), der Bastard von Eselhengst und Pferdestute, der zwar an Gestalt und Höhe dem Pferde ähnlich ist, aber hinsichtlich des Kopfes, der Ohren, des Schwanzes und der Stimme dem Esel gleicht, kommt in mehren Farbenvarietäten vor, in Spanien und Südfrankreich meist schwarz, in Italien dunkelbraun. Um Bassora bewahrt man sorgfältig eine Zucht weißer M.e von großer Schönheit. Das gemeine graue ägyptische oder berberische M. hat eine ansehnliche Körpergröße und bedeutende Stärke. Da die M.e genügsamer, ausdauernder und auf rauhen Gebirgswegen zuverlässiger sind als Pferde, so werden sie in Gebirgsgegenden den letzteren vorgezogen. Man verwendet sie zum Reiten und Lastragen; im südlichen Frankreich spannt man sie auch vor den Pflug. Sie pflanzen sich unter einander nicht fort.

Maultrommel, s. Mundharmonika.

Maulweh (Mundfäule, Schwämmchen, Blasenseuche, Aphthae epizooticae pecorum), akutes Exanthem, welches sich durch Bläschen im Munde und oft auch im äußern Umfange desselben charakterisirt, kommt bei den sämmtlichen größern pflanzenfressenden Hausthieren vor, befällt aber am häufigsten Rinder und Schafe, etwas seltener Ziegen und Schweine und am seltensten die Pferde. Die Krankheit erscheint am häufigsten vom Frühjahre bis zum Spätherbst, meist seuchenartig verbreitet bei ganzen Heerden. An dem gutartigen M. für sich allein stirbt fast kein erwachsenes Thier, sondern dies geschieht nur durch Komplikationen, z. B. durch Bräune, Lungenentzündung u. dgl.; aber junge Thiere, besonders wenn sie noch saugen, gehen oft am bloßen M. zu Grunde. Bei dem bösartigen M. sterben manche Thiere am hinzutretenden Typhus, Faulfieber und Abzehrung und dgl. sekundären Leiden. Die Ursachen des M.s sind bis jetzt nicht genügend erforscht. Alle Erscheinungen zeigen jedoch deutlich auf ein eigenthümliches Miasma, welches in der Atmosphäre enthalten seyn muß. Viele Beobachter betrachten die Krankheit als rein kontagiös und daher ein Kontagium als die wichtigste Ursache ihrer Fortpflanzung. Die Kur des gutartigen M.es beschränkt sich bei einem mäßigen Grade des Uebels fast nur auf zweckmäßige Diät, namentlich auf weiche Nahrungsmittel und hinreichendes, kühles, schleimiges und gelind nährendes Getränk. Bei einem bösartigen Charakter des Uebels, überhaupt wenn die Bläschen im Maule ꝛc. in unreine Geschwüre

Digitized by Google

ausarten, läßt man die kranken Stellen mit einem gelind aromatischen Infusum, z. B. von Salbei, Kamillen, wozu man noch Essig, Salzsäure oder Chlorkalk setzen kann, täglich 4—6mal bestreichen. Außerdem unterstützt man die Kräfte der Thiere durch bittere, aromatische, mit Mineralsäuren versetzte Medikamente, welche man am zweckmäßigsten in flüssiger Form eingibt. In prophylaktischer Hinsicht ist sehr wenig zu thun. In sanitätspolizeilicher Beziehung sind in den einzelnen Staaten mancherlei Vorschriften zur Vermeidung nachtheiliger Folgen, welche durch den Umgang mit den kranken Thieren, sowie durch den Genuß ihres Fleisches und ihrer Milch bei Menschen entstehen können, gegeben worden.

Maulwurf (Talpa *L.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der insektenfressenden Raubthiere, mit einem knorpeligen, beweglichen Rüssel und sehr niedrigen fünfzehigen Beinen, von denen die vorderen Grabfüße sind. Der gemeine M. (T. Europaea *L.*) ist 5 Zoll lang bei einer Schwanzlänge von 1 Zoll und hat einen sehr weichen blauschwarzen, selten erbsengelben oder ganz weißen Pelz und fleischrothe Pfoten, eine sehr verlängerte spitze Schnauze, die mit der Nase in einem beweglichen Rüssel endigt, worin behufs des Wühlens ein eigener Knochen sich findet. Er lebt unter der Erde, wo er sich eine Wohnung und verschiedene Gänge zu seinen Jagden gräbt, nährt sich von Insekten und deren Larven, vorzüglich aber von Regenwürmern, und kommt nur in den Sommermonaten des Nachts, selten bei Tage auf die Erdoberfläche nach Nahrung, wo er dann Schnecken und Kröten frißt, aber auch auf Mäuse und selbst kleine Vögel Jagd macht. Im Winter senkt er seine Gänge bis in frostfreie Tiefen, wo Insekten und Würmer Schutz gesucht haben, und hält keinen Winterschlaf. Seine sehr kleinen Augen können durch besondere Muskeln hervorgetrieben oder so zurückgezogen werden, daß die dichte Behaarung sie völlig verbirgt. Sein Sehvermögen ist sehr stark und die Annahme, er sey blind, daher irrig. Er läuft in seinen unterirdischen Gängen mit großer Behendigkeit und ist wild und kampflustig. Durch die Erdhaufen, welche er bei seinen Jagden nach Würmern aufstößt, wird er dem Gartenbau schädlich, weshalb ihm mit Maulwurfsfallen und Bügelfallen eifrig nachgestellt wird. Sein Fell gibt ein geringes Pelzwerk. Er ist durch ganz Nord- und Mitteleuropa bis nach Toskana verbreitet. Bei dem südeuropäischen blinden M. (T. coeca *L.*) sind die Augen fast ganz von der Körperhaut überzogen. Der Goldmaulwurf (Chrysochloris *L.*) bildet eine eigene Gattung und ist durch den schillernden Metallglanz der Haare ausgezeichnet, der sich bei Säugethieren fast nirgends weiter findet. Die Arten dieser Gattung sind sämmtlich im südlichen Afrika heimisch.

Maulwurfsgeschwulst (Talpa, Talparia), die stark angeschwollenen Halsdrüsen; die Veränderung der Haut, die bei Muttermälern mit dunkeln, dichten und kurzen Haaren besetzt erscheint; fressende Schäden, die unter der Haut fortrücken, wie ein Maulwurf unter der Erde.

Maumee, nordamerikanischer Fluß, entsteht im Staat Indiana durch die Vereinigung des St. Joseph und St. Marys, fließt nordöstlich und fällt nach einem Lauf von 24 Meilen in den Eriesee.

Mauna, australische Insel, zur Gruppe der Schifferinseln gehörig, südöstlich von Oyalava, 6 Lieues lang, hoch, gebirgig, sehr fruchtbar, von rohen und wilden Einwohnern bewohnt.

Maund (Maon), Handelsgewicht in Ostindien; in Madras der Faktoreimaund = 25$^{1}/_{10}$ Zollpfund; der Bazarmaund 10% schwerer; in Pondichery = 24$^{4}/_{5}$; auf Sumatra = 78$^{68}/_{100}$ Pfund.

Maundeville, John, s. Mandeville.

Maupeou, 1) René Charles de, Vicekanzler von Frankreich unter Ludwig XV., geboren 1688 zu Paris, wurde 1708 Avocat du Roi, 1710 Parlamentsrath und 1743 Präsident. Er führte einen langen Streit mit dem Erzbischof Beaumont wegen der Hospitalverwaltung und der Jansenisten. In Folge dessen wurde der Erzbischof 1751 nach Conflans und M. mit dem Parlament nach Pontoise verwiesen, ohne daß jedoch beide Parteien irgend wie nachgegeben hätten. Im J. 1754 wurde M. zurückgerufen und wußte es durchzusetzen, daß der Erzbischof nach Perigueux verbannt wurde. Indessen hatte er sich bei seinen Kollegen so verhaßt gemacht, daß er sich genöthigt sah, 1757 die Präsidentschaft niederzulegen. Der König ernannte ihn dafür zum Vicekanzler und stürzte dadurch den Kanzler Lamoignon, welcher den Haß der Pompadour auf sich gezogen hatte. Lamoignon nahm am 15. Sept. 1768 seine Entlassung, und am folgenden Tage wurde M. zum Kanzler ernannt; er verzichtete aber zu Gunsten seines Sohnes auf diese Würde. Er † 1775 zu Paris.

2) Nicolas Charles Augustin de M., der Sohn des Vorigen, 1714 zu Paris geboren, ist durch seinen Kampf gegen die Parlamente bekannt geworden. Durch seinen Vater wurde er 1756 Präsident à Mortier im Parlament u. 1763 erster Präsident. Um sich bei Hof beliebter zu machen, legte er diese Stelle nieder und schloß sich ganz an den damaligen Minister, den Herzog von Choiseul, an. Aber nachdem er das von seinem Vater abgelehnte Amt eines Kanzlers erhalten hatte, verließ er seinen Gönner und wandte sich der Partei des Herzogs von Aiguillon zu, die von der Dubarry unterstützt wurde. Der König gab dem Andringen der Dubarry, Choiseul zu entlassen, nicht eher Gehör, als bis M. ihm darthat, daß Choiseul, um sich unentbehrlich zu machen, einen neuen Krieg mit England beabsichtige. Dies wirkte bei dem in Trägheit und Wollust versunkenen König. Choiseul wurde entlassen, und an seine Stelle trat jenes von der Dubarry gebildete berüchtigte Ministerium, in welches auch der Herzog von Aiguillon eintrat. Schon vorher war M. mit den Parlamenten in einen heftigen Streit gekommen. Das Parlament zu Paris hatte aus der Gewohnheit, daß ihm die königlichen Edikte zur Eintragung in seine Register zugefertigt wurden, die Folgerung gezogen, daß die Gültigkeit dieser Edikte von dieser Eintragung abhängig sey, daß ihm das Recht zustehe, gegen dieselben Vorstellungen zu machen und die Eintragung zu verweigern. Als die Parlamentsräthe von diesem Recht nicht abgehen wollten, ließ, sie

Digitized by Google

M. in der Nacht zum 20. Jan. 1771 in ihren Wohnungen von königlichen Soldaten aus dem Schlaf wecken und auffordern, sich mit Ja oder Nein über die Befolgung jenes königl. Befehls zu erklären. Im ersten Schrecken erklärten sich Alle mit Ja; aber am Morgen nahmen sie nach gemeinsamer Berathung dieses Ja zurück. In der Nacht darauf ließ sie der Kanzler wieder wecken. Gerichtsdiener behändigten ihnen einen Beschluß des Staatsraths, der sie ihrer Aemter entsetzte; gleich nachher erschienen Musketiere mit Verhaftsbefehlen, durch welche sie Alle nach verschiedenen Orten verwiesen wurden. Aus denjenigen Mitgliedern aber, die an der Opposition keinen Theil genommen hatten, wurde ein neuer Gerichtshof bestellt und von M. im Parlamentshaus eingesetzt. Auch zu Arras, Blois, Chalons, Clermont, Lyon und Poitiers ließ der Kanzler anstatt der Parlamente Obergerichtshöfe errichten. Umsonst protestirten die Prinzen von Geblüt und mehre Pairs gegen diese Veränderungen der Verfassung, ja M. hob den Gerichtshof Châtelet und die Steuerkammer auf und erklärte im April 1771 das Interimsparlament für ein ständiges, das er mit seinen feilen Werkzeugen besetzte. Diese Aufhebung alter Einrichtungen, ungehemmter Vergeudung des Hofes zuliebe, trug viel dazu bei, um die bereits herabgewürdigte Monarchie in den Augen des Volkes noch verächtlicher zu machen. Als Ludwig XV. am 10. Mai 1774 starb, war eine der ersten Handlungen des neuen Regimentes die Verbannung M.'s und die Wiederherstellung der alten Parlamente. Er † auf seinem Gute Thuit in der Normandie am 29. Juli 1792.

Maupertuis und **Beauvoir**, zwei Dörfer im französischen Departement Vienne, Bezirk Poitiers, mit 200 Einwohnern, nach denen von Einigen die Schlacht bei Poitiers den 19. Sept. 1356 zwischen dem Prinzen Eduard von Wallis u. König Johann II. von Frankreich genannt wird.

Maupertuis, Pierre Louis Moreau de, berühmter französischer Mathematiker und Schöngeist, 1698 zu St. Malo aus einer vornehmen Familie geboren, war für den Kriegsdienst bestimmt, nahm aber bald seinen Abschied, um sich ganz der Wissenschaft widmen zu können, wurde 1723 zum Mitglied der Akademie ernannt, ging darauf einige Zeit nach London und später nach Basel, wo er die Brüder Bernoulli kennen lernte. Im J. 1730 erhielt er von Ludwig XV. den Auftrag, die Expedition zu leiten, welche nach Lappland geschickt wurde, um dort durch eine genaue Grabbestimmung, in Verbindung mit einer andern gleichzeitigen Messung in Peru, die Abplattung der Erde zu bestimmen. Diese Aufgabe wurde in einem Jahre glücklich ausgeführt, und M. beschrieb die ganze Reise in seinem Werke „De la figure de la terre, determinée par les observations de M., Clairaut, Camus etc." (Paris 1738) auf eine höchst interessante Weise. Nach Frankreich zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit Verbesserung der Schifffahrt und astronomischen Messungen. Im J. 1741 wurde er von Friedrich II. nach Berlin berufen und zum Präsidenten der dortigen Akademie der Wissenschaften ernannt. Er begleitete den König ins Feld und wurde bei Molwitz von den Oesterreichern gefangen, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Nachdem er darauf wieder eine Zeit lang in Frankreich gelebt hatte, folgte er einer zweiten Einladung Friedrichs nach Berlin und zählte dort mehre Jahre zu dem vertrauten Zirkel, den Friedrich zu seinem gewöhnlichen Umgang um sich versammelt hatte. Trotzdem fühlte sich M. in Preußen nicht wohl, und der Aufenthalt daselbst wurde ihm noch mehr verleidet, als er durch einen Aufsatz in den „Memoiren" der berliner Akademie (1746), der die Gesetze der Bewegung und Ruhe nach dem metaphysischen Princip der kleinsten Bewegung betraf, in eine literarische Fehde gerieth, die längere Zeit fortgeführt wurde. Voltaire, der vorher mit M. in freundschaftlicher Beziehung gelebt und sich als seinen Schüler bekannt hatte, schlug sich jetzt zu seinen Gegnern und nannte ihn einen bizarren Kopf und unsinnigen Philosophen. Schon an einer Brustkrankheit leidend, begab sich M. nach Frankreich und von da nach Basel, wo er am 27. Juli 1759 †. M. war mit einem lebhaften Geist und von der Natur mit viel Witz ausgestattet u. wußte durch sein liebenswürdiges Benehmen seine Umgebung für sich zu gewinnen. Dabei war er aber nicht frei von Selbstliebe und Eitelkeit, und alle scheinbare Bescheidenheit vermochte nicht immer seine Herrschsucht zu verdecken. In mehren philosophischen Schriften vertheidigte er das sogenannte Gesetz der Sparsamkeit (Lex minimi), nach welchem die Natur den möglichst kleinsten Aufwand der Kraft in der Bewegung der Körper macht. Als Schriftsteller ist er geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und paradox. Seine Werke, philosophischen und mathematischen Inhalts, erschienen in 4 Bdn. (Lyon 1756).

Maur, St., Flecken im französischen Departement Seine, Bezirk Sceaux, auf einer Landzunge zwischen der Seine und Marne, an der Mündung des St. Maurkanals, der bestimmt ist, die Fahrt auf der Marne abzukürzen, u. eine Länge von 1110 Mètres hat, wovon etwa 600 durch einen Kalkhügel gebrochen sind, mit Papierfabriken, Eisengießerei, Bleichen und 1850 Einwohnern, bekanntals ehemaliger Hauptsitz der Kongregation des Benediktinerordens von St. M., einer durch wissenschaftliche Forschung hochberühmten Gesellschaft, s. Benediktiner.

Maura, s. Santa-Maura.

Maurandia, Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularineen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die glockenförmige, ungleiche Korolle, mit stumpf 5lappigem Rande, am Grunde schwieligen Staubfäden, 2 verbundene, an der Spitze halb 5klappige Kapseln, Ziersträucher, in Mexiko einheimisch, mit hochletternden, ästigem Stengel, windenden Blattstielen und einzeln winkelständigen, schönen Blumen. M. antirrhiniflora *H. B.* hat abwechselnde, 3eckig-spießförmige, bis zollange Blätter, maskirte, blaue Blumen mit gelblich-weißem, den Schlund schließendem Gaumen. M. Barclayana *Bot. Reg.* hat herzförmige, eckige, zum Theil fast spießförmige Blätter und große lebhaft violet-blaue Blumen. M. semperflorens *Jacq.*

Digitized by Google

hat bläulich-blaß-rothe Blumen mit ausgerandeten Lappen. Diese Zierpflanzen lassen sich vor dem Zimmerfenster leicht an Bindfaden emporleiten, wo sie sich lange Zeit mit ihren lieblichen Blumen schmücken. Vorzüglich eignen sie sich zur Dekoration von Mauern.

Maure, St., Kantonstadt im franz. Departement Indre-Loire, Bezirk Chinon, an der Manse, mit 1580 Einw., die Leinwandfabrikation, bedeutenden Getreidehandel treiben. Hier 1466 Vertrag zwischen Ludwig XI. und seinen zur Ligue du bien public vereinigten Großen, in Folge dessen letztere auseinanderging.

Maurelle, Insel, s. Schifferinseln.

Mauren (Mohren, Moriskos, Mars), ein Volk in Nordafrika, welches die Mehrzahl der Bewohner der Berberei ausmacht und sich selbst bloß Gläubige nennt. Man will den Namen M. von einem angeblich hebräischen Worte „mahur" ableiten, welches Abend bedeuten soll, könnte ihn indeß auch auf das griechische Wort mauros zurückführen, welches dunkel, schwarzbraun ausdrückt. Jedenfalls kamen sie später ins Land, als die Amazirghen, in denen wir wohl die Nachkommen der alten Bewohner Mauritaniens (s. d.) zu suchen haben u. mit denen sie den Besitz theilten, sowie sie selbst später den Einwanderungen anderer Araber Platz machen mußten. Die M. sind im Durchschnitt ziemlich schlank, wohlgebildet, von mittlerer Größe, haben schöne Augen und Zähne und durch die Vermischung mit Frauen verschiedener Farbe eine in allen Schattirungen wechselnde Hautfarbe. Die Frauen, in der Jugend wohlgebildet, sind schon im 12. Jahre mannbar, altern aber schnell. Sie färben sich die Augenlider und Augenbrauen schwarz und bemalen mit der Henna Finger und Zehen, Gesicht und andere Theile. Dicke u. Fettigkeit gilt für eine Hauptschönheit des weiblichen Geschlechts. Die Kleidung der M. besteht aus einem Hemde mit weiten Aermeln und aus weiten Beinkleidern von weißer Leinwand, worüber sie den Kaftan mit kurzen Aermeln tragen, der gewöhnlich von hellgelber Farbe oder himmelblau und zugeknöpft ist. Darüber wird der Haik oder Mantel von röthlicher Baumwolle oder Seide nach Art einer römischen Toga getragen. Bisweilen wird noch der Burnus, ein Kleidungsstück von blauem Tuche mit Kapuze, hinzugefügt oder auch eine leichtere Ueberweste, Sulham genannt. Das Haupt bedeckt eine rothe Mütze, welche Solche, die nach Mekka gewallfahrtet sind, mit einem Turban von weißem Musselin umwinden. Die Fußbekleidung besteht aus Pantoffeln oder Halbstiefeln von gelbem Leder. Den Haik tragen auch die Frauen. Die Bemittelteren tragen auf dem bloßen Leibe ein weites Hemd von feiner Leinwand und hierüber einen geräumigen Kaftan von Tuch oder goldgewirktem Sammet. Den Kopf umwinden sie mit einem oder zwei Streifen eines seidenen und goldenen Schleiers. Bisweilen fügt man dazu ein mit Goldmünzen und Perlen verziertes Band, welches die Stirn nach Art eines Diadems umgibt. Die Ohren schmücken zwei mit kostbaren Steinen verzierte Ringe, den Hals Ketten von Perlen oder kleinen Gold- und Silbermünzen mit Juwelen, die Arme sowie die Beine oberhalb der Schiene und die Knie umschließen goldene und silberne Bänder. Ueber dem Kaftan tragen sie ein weißes Oberkleid, Mon Orla, von Leinwand, das mittelst eines Gürtels befestigt wird. Uebrigens haben sie rothe Pantoffeln, aber weder sie noch die Männer machen Gebrauch von Strümpfen. Die niedere Klasse und die Armen tragen als einziges Kleidungsstück eine Art Sack von grober Leinwand, Dschellabia genannt, oben mit einem Loche für den Kopf und mit Löchern an den Seiten, um die Arme hindurchzustecken. Die gewöhnlichste und zugleich beste Speise der M. ist das Kuskusu, eine Art Nudelteig, durchdämpft und mit Hammel- und Geflügelfleisch und Butter vermischt, wozu man einige harte Eier, Safranwasser, spanischen Pfeffer und andere Gewürze hinzufügt und das Ganze mit dem Safte des gekochten Fleisches übergießt. Die ärmern Klassen begnügen sich mit Brod, Käse, frischen oder getrockneten Früchten, je nach der Jahreszeit. Die M. rauchen selten Tabak, statt dessen aber eine Art Hanf, Haschischa genannt, oder auch den Samen einer Pflanze, Kif genannt. Die Wohnungen der M. sind ziemlich niedrig und bestehen aus 4 Abtheilungen, die einen viereckigen oder länglichen Hofraum einschließen, der, wie die Zimmer, gepflastert und mit Kalk überzogen oder mit gestrnißten, mehrfarbigen, platten Backsteinen belegt ist. Die Zimmer der Wohlhabenden sind meist geräumig, mit Marmorfußböden und bisweilen mit Springbrunnen. Auf einer Seite des Hauses ist der Harem, wo die Frauen wohnen; auf der andern die Wohnung der Männer mit dem Fremdenzimmer zur Aufnahme von Gästen und Verhandlung der Geschäfte. Viele M. scheinen ein angeborenes Talent für die Musik zu haben und spielen manche von ihnen selbsterfundene Instrumente. Der Tanz gilt für eine unedle Kunst; ehrbare Frauen tanzen nie, sondern bloß Lustdirnen und Sklavinnen. Die Santons (Heilige) und Quacksalber oder Zauberer bilden eine Art von Possenreißern. Die ersteren sind gewöhnlich Blödsinnige, Verrückte und ganz Wahnsinnige, aber auch bloße Schwärmer, Propheten, Begeisterte, welche die bösen Geister bannen und alle Krankheiten heilen zu können vorgeben. Ihre Heiligkeit erbt vom Vater auf den Sohn, ihre Wohnung wird für heilig angesehen, ihr Tod gilt als ein öffentliches Unglück. Ihre mit rothen Fahnen überschatteten Gräber werden als Wallfahrtsplätze betrachtet u. gelten als Freistätten, die jeden zu ihnen Fliehenden unverletzlich machen. Die Quacksalber oder Zauberer besitzen Geheimnisse gegen die Bisse der Schlangen und der giftigen Insekten, vermittelst welcher sie dieselben nach Willkür behandeln und Erstaunen erregende Künste treiben. Diese Quacksalber, hier A'isauri genannt, nach Sidi Ben A'isa, ihrem Schutzheiligen, bilden eine Art religiöser Verbrüderung und haben zu Fez ein großes Heiligthum, das Haupthaus der gesammten Brüderschaft. Im Juli begeben sie sich in zahlreichen Haufen in die südlich gelegene Provinz Sus, um Schlangen einzusammeln, u. haben dann ein jährliches Fest, wo sie wie Wahnsinnige durch die Straßen der Städte rennen, jeden ihnen in den Weg gerathenen Juden anfallend u. Alles, was ihnen in die Hände fällt, beißend,

Digitized by Google

zerreißend und verzehrend. Zu den Vergnügungen der M. gehören auch verschiedene Spiele, z. B. das sogenannte Pulverspiel, eine Art Kampfspiel. Begegnen M. sich einander, so wiederholen sie mehrmals ihren Gruß „Salem alikom", d. i. Friede sey mit euch; bei den Christen aber begnügen sie sich mit dem „Salama", d. i. Gruß. Uebrigens sind die meisten Sitten u. Gebräuche der M. denen der übrigen arabischen u. mohammedanischen Völkerschaften gleich. Auch die Blutrache ist bei ihnen herrschend. Wie bei den Mohammedanern überhaupt, so befinden sich auch bei den M. die Frauen in einem unglücklichen Zustande. Sie haben die härtesten und erniedrigendsten Beschwerden des Hauswesens und des Ackerbaues zu tragen; sie schöpfen das Wasser aus entfernten Brunnen, brechen die Zelte ab, beladen die Kameele, während die Männer sich zur Unterhaltung in einen Kreis setzen. Dabei sind die Männer sehr eifersüchtig. Was den Charakter und die moralischen Eigenschaften der jetzigen M. betrifft, so sagt Graberg von Hemsö, der 12 Jahre unter ihnen lebte, daß alles Gemeinste und Verächtlichste, was es im menschlichen Herzen gibt, den allgemeinen Charakter der M. bilde. Sie sind unbeständig, treulos, lügnerisch, grausam u. unfähig, weder durch Furcht, noch Wohlthaten im Zaume gehalten zu werden. Ihre vorherrschenden Leidenschaften sind sinnliche Liebe, Rachsucht, Ehrgeiz u. Habsucht. Ihrer grausamen, wilden, herrischen Sinnesart ist jedes Gefühl von Wohlwollen und Menschlichkeit fremd. Gegen ihre Untergebenen stolz, hart und anmaßend, sind sie gegen ihre Obern u. gegen Mächtige kriechend u. demüthig. Ihr religiöser Fanatismus übersteigt alle Begriffe. Sie verfolgen die Christen aller Bekenntnisse u. unterdrücken mit der größten Ungerechtigkeit die Juden; besonders aber hassen sie die Türken, weil sie dieselben als Ketzer ansehen, und die Katholiken, die sie für Götzendiener halten. Gastfreiheit und der höchste Gleichmuth in Schmerzen u. Leiden sind vielleicht ihre einzigen Tugenden. Ihre Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation der bekannten rothen Mützen (Fes), seidener Schnupftücher und schöner Gürtel, geschätzten Leders, Teppiche, guten Töpferzeuchs. In Wissenschaften und Künsten sind die M. sehr zurück; überhaupt befinden sie sich noch auf einer untern Stufe der Civilisation. Ihre Sprache ist das sogenannte westliche Arabisch, mit vielen berberischen und spanischen Wörtern vermischt. Ihre Zahl gibt man auf $3^1/_2$ Million an. Die M. in der Wüste Sahara sind Nomaden und in viele Stämme getheilt. Von den Gummiwäldern des Senegal an nach Norden leben die Sanhaga od. Senagen (Trarzas, Braknas, Dutsch, Lamtha ꝛc.), die sich wieder in viele Stämme theilen. Sie haben starkes, borstiges, auch gelocktes Haar, wohnen unter Zelten, deren mehre ein Dorf bilden, kleiden sich dürftig, sind mäßig und enthaltsam, aber auch unreinlich. Ihre Beschäftigung ist die Viehzucht, und ihre Verfassung patriarchalisch. Von den M., welche Städte bewohnen, sind einige sehr reich, können sich aber wegen des Despotismus nur selten ihres Reichthums freuen. Eine besondere Kaste bilden die Morabiten; sie sind die Einzigen, welche lesen und schreiben können, daher auch Ausleger der Gesetze, Priester, Aerzte und Kaufleute.

Die Römer nannten das von den M. bewohnte Land Mauritanien. In der Folge kam dieses Land unter die Herrschaft der Vandalen, deren König Genserich 429 ein mächtiges Reich stiftete, das aber 534 durch Belisar zerstört wurde. Als die Saracenen (Araber) ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch über diesen Theil Afrika's ausbreiteten, wurde derselbe durch einen Statthalter des Khalifen von Damaskus regiert. Diese Araber oder Saracenen, welche die spanischen Geschichtschreiber los Moros (Mauros) nannten, weil sie in dem alten Mauritanien wohnten, benutzten die Unordnungen in dem Reiche der Westgothen und suchten bald auch Spanien mit ihren räuberischen Streifzügen heim, wurden aber um 672 von dem westgothischen König Wamba mit großem Verlust an Schiffen zurückgetrieben. Als jedoch einige Zeit darauf die Unordnungen im Reiche der Westgothen in Spanien zunahmen, schickte der arabische Statthalter Musa (Muza) in Afrika 711 ein 12,000 Mann starkes Heer unter der Anführung Tariks nach Spanien, folgte ihm bald selbst mit neuen Schwärmen und unterwarf sich in einem Zeitraum von nicht ganz 5 Jahren ganz Spanien, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden des Nordens. Nun machten die M. im 8. Jahrhundert Ausfälle bis jenseits der Pyrenäen, bis Karl Martel ihren Heerführer Abderrhaman 732 bei Poitiers schlug. Die Mauro-Araber brachten Wissenschaften und Künste nach Spanien, und noch jetzt findet man in diesem Lande Ueberreste davon. Während noch der größte Theil des übrigen Europa in Barbarei versunken war, blühten bei den M. in Spanien Gelehrsamkeit und Künste. Aber die Theilung des Landes unter verschiedene Regenten (in die Reiche Saragossa, Toledo, Valencia, Brihuela, Malaga, Murcia, Denia ꝛc.) und ihre Uneinigkeiten schwächten sie so, daß sie den unaufhörlichen Angriffen der Regenten der neu entstandenen christlichen Königreiche in Spanien nicht mehr widerstehen konnten und zuletzt bloß auf das Königreich Granada eingeschränkt wurden. Ferdinand der Katholische eroberte nach einem 10jährigen Kriege 1491 auch dieses und machte dadurch der beinahe 800jährigen Herrschaft der M. in Spanien ein Ende. Ein Theil der M. ging nach Afrika, die meisten aber blieben in Spanien, wo sie das Aeußerliche des Christenthums annahmen und unter dem Namen Moriskos als fleißige, ruhige Unterthanen lebten, bis Philipp II. in seinem grausamen Eifer für das Christenthum ihren gänzlichen Untergang beschloß. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten 1571 einen bewaffneten Aufstand der Moriskos in Granada zur Folge, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben vertrieben wurden. Neue Verfolgungen mußten sie unter Philipp III. erdulden, dem es gelang, sie gänzlich aus Spanien zu entfernen. Fast eine Million Moriskos ging nach Afrika. Da sie die geschicktesten und arbeitsamsten Einwohner Spaniens waren, so verfiel nicht nur der Ackerbau

Digitized by Google

fast gänzlich, sondern man kann überhaupt die Vertreibung der Morisken als eine der Hauptursachen von dem Verfalle Spaniens ansehen. In Afrika, das seit Jahrhunderten nicht mehr ihr Vaterland gewesen war, betrachtete man die neuen Ankömmlinge als heimliche Christen, und die wilden Räuberhorden beraubten sie des Restes ihrer Habe. Vergl. Rochau, Die Morikos in Spanien, Leipzig 1853.

Maurepas, Jean Frédéric Phelippeaux, Graf von, französischer Minister unter Ludwig XV. und XVI., war 1701 zu Paris geboren. Sein Vater, Jérôme, Graf von M., bekleidete das Amt eines Ministers und Staatssekretärs, das durch die Käuflichkeit der Aemter seit 1610 in der Familie erblich geblieben war, mußte aber 1715 abdanken und die Stelle seinem 14jährigen Sohne überlassen, der schon im Kindesalter zum Malteserritter erhoben worden war. Der Marquis de Lavellière, der Schwager des jungen Ministers, erhielt den Auftrag, die Geschäfte desselben einstweilen zu besorgen. Als der Marquis 1724 starb, übernahm M. selbst sein Amt, das sich über mehre große Provinzen, Paris, den Hof u. die Marine erstreckte. M. zeigte gleich anfangs den Charakter, dem er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Er war schnell im Auffassen, liebenswürdig im Umgang, witzig im Gespräch und nachgiebig und schmiegsam nach oben; tüchtige Kenntnisse u. ein ernster sittlicher Wille gingen ihm ab. Indessen hat er sich um manche Zweige der Verwaltung, namentlich um die Marine, durch Anlegung von Seeschulen entschiedene Verdienste erworben. Die Gelehrten, namentlich die Mathematiker und die Dichter, unterstützte er; ja, er machte selbst Anspruch darauf, ein Schöngeist zu seyn. Als die Pompadour bei dem König in Aufnahme kam, glaubte M., sich gegen diese Frau Alles erlauben zu dürfen. Die Pompadour hatte dem Könige an seinem Namensfest ein prächtiges Bouquet von weißen Rosen überreicht. M. verfaßte darauf ein beißendes Epigramm, in Folge dessen er sogleich vom Hofe verbannt wurde. Er lebte seit 1749 zu Bourges, später in Pontchartrain u. wurde erst nach dem Tode Ludwigs XV. durch ein Schreiben Ludwigs XVI. wieder an den Hof eingeladen und zum Minister ernannt. M. gesellte sich tüchtige Männer zu Kollegen zu, namentlich Turgot, Malesherbes und Necker; dennoch beschleunigte sein Ministerium nur die Katastrophe, der Frankreich unaufhaltsam entgegeneilte. Um die Gunst des Volkes zu gewinnen, bestimmte er den König, die alten aufgehobenen Parlamente wieder herzustellen. Aber diese Maßregel brachte das Gouvernement in eine noch schlimmere Lage, indem die Parlamente, ihrem früheren Charakter gemäß, sich sogleich gegen die Maßregeln der Regierung auflehnten. Besorgt um seinen eigenen Ruhm, der durch den Ruf seiner Kollegen verdunkelt zu werden schien, bestimmte er den König zu deren Entlassung. Die Richtung, in welcher das Ministerium des Aeußern verwaltet wurde, brachte Frankreich noch weit größere Nachtheile. M. wußte es nämlich durchzusetzen, daß die nordamerikanischen Kolonien im Kampfe gegen ihr Mutterland von Frankreich unterstützt wurden. England rächte sich durch die Eroberung der französischen Kolonien. M. † während dieses Kampfes, 6 Monate nach Neckers Abdankung, am 21. November 1781. Die von Soulavie unter seinem Namen herausgegebenen „Memoires" sind wahrscheinlich unächt.

Maurer, 1) Hubert, Historien- u. Porträtmaler, geboren zu Röthen bei Bonn 1738, fand als Sohn eines armen Taglöhners an dem bayerischen Hofmaler G. Winter einen Gönner, der ihn mit sich nach München nahm, wo er mit dem größten Fleiße Kunststudien oblag. Nach 3 Jahren kam er nach Wien, wo ihm der Bildhauer Schletterer bei einem Kapuziner, Norbert, der sich mit Kirchenmalerei befaßte, Arbeit verschaffte. Er malte nach dessen Skizzen größere Altarblätter und nebenbei Porträts, wodurch er in den Stand gesetzt ward, die Akademie zu besuchen. Hier gewann er mehre Preise und ward 1772 als Pensionär nach Rom geschickt, wo er vier Jahre lang die großen Meister, vor allen Guido Reni, studirte. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurden ihm daselbst die ehrenvollsten Aufträge. Er † daselbst 1818. Als eines seiner Meisterwerke gilt das Bild des in den Wolken schwebenden Gott Vaters in der Kirche der Ingenieurakademie in Wien. In seinen Darstellungen aus der heiligen Geschichte herrscht Andacht, frommer Sinn u. Sanftmuth, besonders gelingt ihm der Ausdruck von Unschuld und Hingebung an das Heilige.

2) Georg Ludwig, Ritter von M., bayerischer Staatsmann und Rechtsgelehrter, geboren am 2. November 1790 zu Erpolsheim bei Dürkheim, flüchtete beim Ausbruch der französischen Revolution mit seinen Aeltern nach Heidelberg, wo er das Gymnasium besuchte u. von 1808—11 die Rechtswissenschaft studirte. Nachdem er eine kurze Zeit als Advokat praktizirt hatte, begab er sich 1812 nach Paris, um dort zum Behuf der deutschen Rechtsgeschichte Studien zu machen. Da er sich dabei auch eine genaue Kenntniß des französischen Rechtes erworben hatte, wurde er nach seiner Rückkehr im Juni 1814 zuerst bei den Kreisgerichten zu Mainz, Speyer u. Landau als Substitut des Staatsprokurators und 1816 als Substitut des Generalstaatsprokurators beim Oberappellationsgericht zu Zweibrücken beschäftigt. Im J. 1817 wurde er Appellations- u. Revisionsgerichtsrath u. 1824 Staatsprokurator in Frankenthal. In Folge seiner gekrönten Preisschrift „Geschichte des altgermanischen und namentlich altbayerischen mündlichen Gerichtsverfahrens" (Heidelberg 1824) wurde M. zum Mitglied der Akademie und Professor des deutschen und französischen Rechts an der Universität zu München ernannt, 1829 Staatsrath u. Anfangs 1831 lebenslänglicher Reichsrath. Im Jahre 1832 machte ihn der König neben dem Grafen Armansperg u. dem Generalmajor von Heidegger zum Mitglied der für Griechenland ernannten Regentschaft. Als solcher entwickelte M. eine für Griechenland im Allgemeinen segensreiche Wirksamkeit. Er gab dem Lande vier Gesetzbücher für das Strafverfahren, für die Gerichts- und Staatsverordnung und für das Civilver-

Digitized by Google

fahren, bewirkte die Trennung der griechischen Kirche vom Patriarchat zu Konstantinopel und bemühte sich in der uneigennützigsten Weise für die Hebung der allgemeinen Volksbildung. Indessen sah sich M. bald genöthigt, mit Abel dem Grafen Armansperg in der Behandlung verschiedener politischer Fragen entschieden entgegen zu treten, und wurde deshalb mit Abel am 31. Juli 1834 nach Bayern zurückgerufen. In München trat er wieder in seine alte Stellung ein und hatte sich sehr bald wieder das Vertrauen des Königs erworben. Zur Rechtfertigung seiner Thätigkeit in Griechenland gab er das Werk „Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampf bis zum 31. Juli 1834" (3 Bde., Heidelberg 1836) heraus. Nach dem Sturze des Ministeriums Abel im Februar 1847 ward M. Minister des Aeußern und der Justiz; doch mußte er auch dieses Kabinet, das sogenannte Ministerium der Morgenröthe, schon am 30. November 1847 wieder abtreten u. einem Ministerium Berks-Wallerstein Platz machen. Außerdem schrieb er noch: „Grundriß des deutschen Privatrechts" (München 1828); „Ueber die bayerischen Städte und ihre Verfassung unter der römischen u. fränkischen Herrschaft" (das. 1829); „Ueber die deutsche Reichsterritorial- u. Rechtsgeschichte" (das. 1850). Auch besorgte er die Ausgabe des „Stadt- und Landrechts von Ruprecht von Freysing" (Stuttgart 1839).

Mauriac, Bezirksstadt im französischen Departement Cantal, an der Dordogne, nordwestlich von Aurillac, mit Civiltribunal, Handelsgericht, Ackerbaugesellschaft, Collége, ansehnlichem Handel mit Vieh, Wachs, Käse, Wein und 3800 Einw.

Mauricianische Väter (Mauriner), Benediktiner der Kongregation von St. Maur, s. Benediktiner.

Mauritanien, im Alterthum ursprünglich der nordwestlichste, etwa dem jetzigen Marokko entsprechende Theil Afrika's, benannt nach dem dort wohnenden Volke der Mauri oder Maurusii (Mauren), war im Norden durch das Mittelmeer und den gaditanischen Meerbusen, im Westen durch den atlantischen Ocean, im Süden durch Gätulien, im Osten durch den Fluß Muluchath oder Molochath, den jetzigen Maluja oder Mulwia, begrenzt. Dieses eigentliche M. mit seinem Könige Bocchus, dem Schwiegervater des Jugurtha, ward erst im jugurthinischen Kriege den Römern näher bekannt. Bocchus erhielt für die Auslieferung des Jugurtha das an M. angrenzende Westnumidien oder das Gebiet der Massäsylier ostwärts bis zum Küstenflusse Nasavath, also fast das ganze frühere Reich des Syphax oder den bei weitem größten Theil des jetzigen Algier. Nach dem Tode des letzten Bocchus (32 v. Chr.) gab Augustus M. an Juba II., dessen Sohn Ptolemäus vom Kaiser Caligula 41 n. Chr. ermordet wurde. Kaiser Claudius machte (43) M. zur römischen Provinz, deren Grenze jedoch noch weiter ostwärts vorgerückt wurde bis zum Küstenflusse Amphaga, dem jetzigen Wadeel-Kibbir oder Rummel. Nach Unterdrückung eines Aufstandes im Westen unter dem freigelassenen Aedemon theilte Claudius M. in zwei durch den Molochath getrennte Provinzen: Mauritania Tingitana im Westen, etwa das jetzige Marokko, mit der Hauptstadt Tingis, dem heutigen Tanger, und M. Caesariensis im Osten, den größten Theil des jetzigen Algier, mit der Hauptstadt Cäsarea (jetzt Scherschel). Jede der beiden Provinzen erhielt einen römischen Ritter zum Statthalter. Die letztere wurde später, wahrscheinlich unter Diocletian und Konstantin, selbst wieder in zwei Provinzen getheilt: M. Caesariensis, der größere westliche Theil, und M. Sitifensis, der östliche Theil vom Hafen Saldä (jetzt Budschia) bis zum Amphaga, mit der Hauptstadt Sitifis (jetzt Setif oder S'tif). Diese beiden Provinzen standen unter dem zu Karthago residirenden Vicarius von Afrika. Die Civilverwaltung leitete in jeder Provinz ein Präses. In militärischer Hinsicht stand M. Sitifensis unter dem allgemeinen Comes von Afrika, M. Caesariensis aber unter einem besondern Dux. M. Tingitana ward ganz von Afrika abgerissen und zu Hispania geschlagen. Seit 429 eroberten die Vandalen M., Numidien und Karthago. Ihnen entrissen die Byzantiner 534 diese Länder, welche dieselben im 7. Jahrh. an die Araber verloren. Die Bewohner M.s, Mauri, zerfielen in eine große Anzahl von Stämmen, von denen als bemerkenswerth zu nennen sind: die Metagonitä in Tingitana an der Meerenge; südlich von ihnen die Masices und die Macanitä; im östlichen Theile der Provinz die Maurenses und die westlichen Herpeditani, südöstlich die Massäsylii; mehr nach Osten die Majices und die Musulani, die bis nach dem eigentlichen Numidien hineinwohnten. Von der Lebensweise dieser Stämme erzählt Strabo, daß sie trotz ihres vortrefflichen Ackerbodens bis auf seine Zeit noch größtentheils ein Nomadenleben führten, und Pausanias erwähnt, daß sie mit ihren Frauen auf ihren Pferden sich herumtrieben. Häufig dienten sie als Söldner entweder zu Fuß oder als Bogenschützen, am liebsten aber als Reiter in den Heeren der Karthager, ihrer einheimischen Könige, oder der Römer. Aber auch gegen die Karthager und gegen die Römer versuchten sie sich in wiederholten Kämpfen. Weiter erzählt Strabo, daß die Mauri Neigung zur Sauberkeit, ja zum Stutzerwesen zeigten, indem sie Goldschmuck trugen, Bart und Haupthaar kräuselten und sich ängstlich hüteten, ihre Locken zu verletzen. Benutzt wurden sie in Rom besonders als Hausklaven zu verschiedenen Verrichtungen, indem sie bald als Schenken, bald als Läufer, oder Vorreiter verwendet wurden. An der Küste und auch im Innern des Landes besaßen sie Städte, die zwar nicht bedeutend waren, aber doch die Hauptplätze für Industrie und Handel bildeten. Mit der Ausdehnung der römischen Herrschaft über M. wurden diese Städte durch eine Anzahl Kolonien und Municipien vermehrt, und unter der Leitung der den Senat bildenden großen Güterbesitzer entwickelte sich eine gesetzmäßige Bürgerfreiheit; von ihr genährt, blühten die Wissenschaften, besonders Jurisprudenz und Beredsamkeit, welche letztere zwar nicht so sprachrichtig wie in Rom und Gallien, aber um so kräftiger war und später

Digitized by Google

im Dienst des Christenthums verwendet wurde. Letzteres hatte sich im 3. oder 4. Jahrhundert in M. ausgebreitet. Noch 484 bestanden trotz der Verfolgungen des arianischen Vandalenkönigs Hunerich in M. 170 katholische Bischofssitze. Den Charakter der Mauri anlangend, so schildern griechische und römische Schriftsteller dieselben als keck, Gefahr und Tod verachtend, leicht erregbar zu Streit, Unruhen, Mord, arbeitscheu, ohne Treue und Glauben bei Verträgen und ohne Ehrfurcht vor dem Heiligen. Ueber den Ursprung der Mauritanier fehlen bestimmte Nachrichten. Jedenfalls stammen sie aus dem asiatischen Osten und sind lange vor den historischen Zeiten der Griechen und Römer in die Atlasgebirge eingewandert. Bei ihrer Ankunft in Nordafrika trafen sie bereits ihnen verwandte, in viele Stämme getheilte Ureinwohner, die Libyer und die Gätuler, mit denen theilweise sich krenzend sie sich zu den in der Geschichte bekannt gewordenen Numidern und Manren entwickelten.

Mauritia (Weinpalme), Pflanzengattung, s. Palmen.

Mauritius (sonst Isle de France, ehemals Aeerno), ostafrikanische, zu den Mascarenhas gehörige Insel im indischen Ocean, vor der Ostküste von Madagaskar, nordöstlich von Bourbon, seit 1810 den Engländern gehörig, hat einen Flächenraum von 32 □Meilen mit 170,000 Einw. Die Insel hat eine elliptische Gestalt u. steigt von ihren meist schroffen Küstenrändern höchst pittoresk überall nach dem Innern auf, wo sich nebst einigen ausgedehnten Tafelflächen vier bewaldete, durchschnittlich 2000 Fuß hohe Gebirgsketten finden, welche einen uralten, völlig erloschenen und mit Wald bedeckten Krater, einen der größten der Erde, umschließen. Außer festem Basalt, der Hauptmasse der Insel, erscheinen häufig poröse Laven; die Küstenränder bestehen aus jugendlichem Korallenkalk, von dem zugleich in ½stündiger Entfernung von der Insel ein Kranz deren Peripherie umzieht. M. hat nicht weniger als 100 Bäche, die aber meist im Sommer ohne Wasser sind; die Grande Rivière ist das bedeutendste Flüßchen der Insel. Außerdem gibt es auf dem hohen Plateau des Innern mehre ziemlich große Seen. Die Atmosphäre an der Küste ist sehr rein, mild, gesund. Stürme von außerordentlicher Heftigkeit im ersten Viertel des Jahres verwüsten häufig die Insel. Der Boden ist ungemein fruchtbar. Es gedeihen hier sowohl europäische Gewächse, als die von den Inseln des indischen Oceans eingeführten tropischen, wie Zimmt, Gewürznelken und Muskatbäume, Pfeffer, Brodbaum, Maniok, Zuckerrohr, Ananas. Von Thieren finden sich häufig Affen und verwilderte Ziegen in den Gebirgen des Innern. Einheimisches Schlachtvieh wird wenig producirt, weshalb in neuerer Zeit die Insel von Madagaskar mit Schlachtvieh (und Reis) versorgt werden mußte. Die Bevölkerung besteht aus Indiern (Kulles), Malayen, Ceylonesen, Chinesen, Madegassen u. Negern von der Ostküste des Kontinents. Die Weißen sind fast durchaus französischer Abkunft. Die Hauptindustrie von M. besteht in der Bodenkultur und dem durch die vortreffliche Lage der Insel und die als gute Häfen dienenden Baien von Port Louis und Mahébourg (Grand Port) sehr gefördertem Handel. Zucker wurde besonders seit der Tarifverminderung in England 1824 Hauptprodukt. Unbedeutend ist die Ausfuhr an Ebenholz, Baumwolle, Indigo, Schildpatt und Kaffee. Die Einfuhr besteht wesentlich in Getreide, Reis, europäischen Waaren, Wein, Oel, Seife, indischen Stoffen, Olivenöl, Tabak, Papier, Seidenstoffen, Steingut, Eisen und Blei. Im J. 1847 betrug der Werth der ganzen Ausfuhr 1,622,495 Pfd. Sterl. 17 Sch. 8 P., wie der der Einfuhr 1,143,080 Pfd. Sterl. 6 Sch. 7 P., so daß sich ein Ueberschuß von 479,415 Pfd. Sterl. 11 Sch. 1 P. zum Besten der Insel ergab. Dieselbe unterhält Handelsverbindungen außer mit England, mit Goa, Surate, Batavia, dem Kap, Zanzibar, dem indischen und arabischen Meerbusen. Die Religion ist vorherrschend katholisch mit einem Bischof; die französische Sprache ist die ausschließliche in der Administration und Justiz; das französische bürgerliche Gesetzbuch bleibt fortwährend in Kraft. Für den Unterricht und die Wissenschaft sorgen das Gymnasium zu Port Louis, eine öffentliche Bibliothek, zwei gelehrte Gesellschaften und verschiedene Schulen. Die jährlichen Einkünfte betrugen 1846 321,358 Pfd. Sterl. 15 Sch., die Ausgaben dagegen nur 265,143 Pfund Sterl. 17 Sch. Von dem Gouverneur hängen die Sechellengruppen, Rodrigues und die übrigen kleineren Inseln des indischen Oceans ab. M. hat 12 Distrikte und 2 Städte. Die Hauptstadt ist Port Louis. Die Insel wurde mit den übrigen maskarenischen Inseln 1504 von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt. Die Portugiesen wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, welche der Insel, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St. M. gaben. Nachdem die Holländer sie 1712 verlassen hatten, wurde sie 1715 und 1721 von den Franzosen in Besitz genommen, Isle de France genannt und von Labourdonnais trefflich organisirt. Da sie vermöge ihrer Lage der Schifffahrt der Engländer sehr nachtheilig war, so ward sie von diesen 1810 eingenommen und im Frieden 1814 an sie abgetreten.

Mauritius, Kaiser des oströmischen Reiches von 582—602 n. Chr., Sohn eines gewissen Paulus, diente längere Zeit im Heere und wurde zuletzt Befehlshaber der Leibgarde, nachdem er schon früher (577) Magister rationum sacrarum geworden war. Darauf zum Magister militum per orientem ernannt, wurde er 579 mit dem Krieg gegen die Perser beauftragt, fiel in Armenien ein, drang bis nach Persien vor, besetzte einige Kastelle und kehrte reich an Beute zurück. Unter allerlei Wechselfällen zog sich der Krieg in die Länge, und der Kaiser rief M. nach Konstantinopel, gab ihm seine Tochter zur Frau und setzte ihn zum Erben ein. M. übernahm nach dem bald darauf erfolgten Tode des Kaisers, 43 Jahre alt, die Regierung, mußte aber bei einem Militäraufstand mit seinen neun Kindern entfliehen. Wegen widriger Winde konnte er nicht nach Asien übersetzen, sondern schickte von Chalcedon aus seinen ältesten Sohn nach Persien an Chosroes, um dessen Hülfe zu erbitten. Aber der Empörer

Digitized by Google

Phocas sandte Bewaffnete nach Chalcedon, ließ die fünf Söhne des Kaisers vor dessen Augen hinrichten und ihn selbst tödten (28. Nov. 602). M. gilt als der Verfasser eines Werkes über Kriegskunst in 12 Büchern.

Mauritius- und Lazarusorden, königlich sardinischer Ritterorden, wurde 1434 vom ersten Herzog von Savoyen, Amadeus VII., als Orden des heiligen Mauritius, des Schutzpatrons von Savoyen, gestiftet, um ein Vereinigungszeichen der Politik und Religion zu bilden, und bestand in einem weißen Kreuz. Bald darauf erlosch der Orden wieder, bis ihn Herzog Emanuel Philibert von Savoyen 1572 als Auszeichnung für die Vertheidiger des katholischen Glaubens erneuerte. Papst Gregor XIII. vereinigte bei der in demselben Jahre erfolgten Bestätigung den kurz vorher von ihm in Italien aufgehobenen Lazarusorden mit dem des Mauritius. Unter diesem vereinigten Namen besteht er noch jetzt, nur haben ihn die Zeitumstände in einen Verdienstorden für Militär und Civil umgewandelt. Das Ordenszeichen ist ein einfaches weißes Kreuz, das, mit einem 8eckigen kleineren grünen Kreuz verbunden, an einem grünen Bande getragen wird.

Maurokordatos, berühmte griechische Fanariotenfamilie, die von Kaufleuten aus Chios abstammt und ihren Ursprung vom genuesischen Geschlechte der Scarlati herleitet. Alexander M., geboren um 1636, wurde in einem Alter von 12 Jahren zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung nach Padua geschickt, wo er so schnelle Fortschritte machte, daß er in einem Alter von 14 Jahren zum Doktor der Philosophie und Medicin promovirt wurde. Bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel wurde er in diesen beiden Fächern bei der Patriarchatschule als Lehrer angestellt. Seine bedeutenden Kuren erwarben ihm bald einen bedeutenden Ruf, so daß alle Großen des Reichs ihn zum Arzt haben wollten. Aber die Gefahren, die mit einer solchen Stellung im Orient verbunden sind, bewogen ihn, die erledigte Stelle eines ersten Dolmetschers bei der Pforte anzunehmen. M. bekleidete dieselbe 30 Jahre lang und wußte unter 4 Regenten und einer großen Menge von Großwessiren allen Wechselfällen des Glückes zu trotzen. Nach der Belagerung von Wien wurde er zwar angeklagt, an dem Mißlingen dieser Unternehmung Schuld zu tragen, und seiner Stellen und seines Vermögens für verlustig erklärt, da jedoch sein Nachfolger im Amte sich ganz untüchtig erwies und er selbst des Verbrechens, dessen man ihn beschuldigte, nicht überwiesen werden konnte, so wurde er wieder in seine Würden eingesetzt. Im J. 1688 ward er mit dem Titel eines Gesandten der Pforte, der vor ihm keinen christlichen Griechen ertheilt worden war, an den Hof des Kaisers Leopold I. geschickt und wußte seinen dortigen Aufenthalt unter verschiedenem Vorwand so lange hinauszuschieben, bis der Großwessir Kiuprili Mustapha, der als sein erklärter Feind galt, gestorben war. Als er 1699 als Bevollmächtigter der Pforte bei den Friedensverhandlungen zu Karlowitz erschien, rechtfertigte er durch seine Talente und seine Klugheit den hohen Ruf, den er schon damals in ganz Europa genoß. Der abgeschlossene Friedensvertrag war hauptsächlich sein Werk. Die Revolution von 1702, welche die Entthronung Mustapha's II. herbeiführte, würde auch ihm den Untergang gebracht haben, wenn er sich nicht vor Ausbruch des Sturmes geflüchtet hätte. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, kehrte M. zurück und verlebte sein Alter in Frieden. Er † 1709. Von der großen Anzahl Schriften, die er abgefaßt hat, sind nur zwei veröffentlicht worden: „Instrumentum pneumaticum circulandi sanguinis, sive de motu et usu pulmonum“ (Bologna 1664; Frankfurt 1665) und „Die heilige Geschichte“ (griech., Bucharest 1716). Auch legte M. viele griechische Schulen an, die er mit Klassikern beschenkte, und bemühte sich überhaupt sehr um die Hebung der allgemeinen Bildung in Griechenland. Er war es auch, der der morgenländischen Kirche die Ansprüche auf das heilige Grab gegen die Anforderungen der lateinischen Kirche sicherte. Sein Sohn, Johann Nikolaus, geboren um 1670, erhielt bei dem Tode seines Vaters die Stelle eines ersten Dolmetschers der Pforte und wurde noch in demselben Jahr zum Hospodar der Moldau ernannt. Da er sich aber in den Künsten des Krieges nicht so tüchtig erwies, als in denen des Friedens, wurde er im Nov. 1710 zurückgerufen und seine Stelle durch Demetrius Kantemir ersetzt. Nachdem dieser aber abgefallen war, wurde M. 1711 wieder eingesetzt und 1716 auch zum Fürsten der Walachei erhoben. M. zeigte sich als den eifrigsten und gewissenhaftesten Vollstrecker aller Befehle der Pforte, machte sich aber dadurch so verhaßt, daß, als eine Abtheilung Oesterreicher aus Siebenbürgen in die Walachei einbrach, ein Theil der einheimischen Großen die Oesterreicher unterstützte, die ihn mit seiner Frau und seinen 4 Kindern am 8. Dec. 1716 gefangen nahmen und nach Hermannstadt führten. Erst durch den passarowitzer Frieden (1718) ward er wieder frei u. in sein Fürstenthum wieder eingesetzt. Er † am 14. Sept. 1730. Nach dem Vorgange seines Vaters begünstigte auch Nikolaus Künste und Wissenschaften. Er sprach und schrieb gleich gut Alt- und Neugriechisch, Lateinisch, Französisch, Italienisch, Türkisch, Arabisch und Persisch. Auch schrieb er ein Werk „De Officiis“ (1719, neue Aufl. mit lateinischer Uebersetzung, Leipzig 1722), worin er die Pflichten eines Fürsten darzustellen suchte. Sein Sohn u. Nachfolger, Konstantin, war der letzte Hospodar der Walachei, der von den Bojaren erwählt und von der Pforte bestätigt wurde. Während der Revolution im Okt. 1730, welche die Entthronung Achmets III. nach sich zog, wurde er mit seiner Familie gefangen genommen und seiner Güter für verlustig erklärt. Aber im folgenden Jahr schenkte ihm der Sultan Mahmud Freiheit und Vermögen wieder und setzte ihn in sein Fürstenthum wieder ein. Die Regierung Konstantins ist für die Walachei Epoche machend durch die berüchtigte Reform von 1739, welche die völlige Unterjochung und den Ruin dieser Landschaft vollendete. Er errichtete neue Gerichtshöfe und besetzte sie theilweise mit Militärpersonen, hob die Nationalmiliz auf und trieb die Kopfsteuer auf eine so unmäßige Höhe, daß Viele auswanderten. Dagegen schaffte er die

Digitized by Google

Leibeigenschaft ab, verringerte andere Abgaben und führte die Kultur des Mais ein. Zu verschiedenenmalen ab- und wieder eingesetzt, fiel er 1763 ganz in Ungnade und † wenige Jahre nachher in Konstantinopel. Sein Sohn, Alexander, Fürst von M., bis 1786 gleichfalls Pfortendolmetscher und Fürst der Moldau, lebte zu Therapia u. hatte durch Schriften einen segensreichen Einfluß auf die griechische Bevölkerung. Obgleich er an dem Ausbruche der griechischen Revolution keinen Antheil genommen hatte, so wurden doch seine Gemahlin (eine Prinzessin Morusi) und seine Töchter von türkischen Soldaten geschändet und er selbst ermordet. Sein Sohn, Alexander, Fürst von M., eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des griechischen Befreiungskampfes, 1787 zu Konstantinopel geboren, erwarb sich frühzeitig eine vielseitige Bildung, folgte seinem Oheim, dem Fürsten Karadja, nach der Walachei und, als dieser sein Fürstenthum verließ, nach der Schweiz und Italien, wo er an seiner Ausbildung als Staatsmann und Krieger eifrig arbeitete. Zu Pisa vernahm er 1821 den Aufruf des Alexander Kantakuzenos, und ohne Säumen schiffte er sich in Begleitung mehrer französischen Offiziere nach dem Peloponnes ein. Hier freudig empfangen, verschaffte er sich bald großen Einfluß. Im Verein mit Ypsilanti bewog er die mächtigen Primaten zur Mitwirkung für den großen Zweck und betrieb die Einsetzung einer regelmäßigen Regierung im Peloponnes und zu Argos, sowie die Bildung eines allgemeinen griechischen Kongresses. Vor allen Dingen bemühte er sich, mit Kolokotroni und Odysseus in gutem Vernehmen zu stehen, um das Heerwesen ordnen zu können. Zu dem Ende eröffnete er im Jan. 1822 eine Anleihe von 5 Millionen Piastern und erließ am 25. März das Blokadedekret der türkischen Häfen. Unterdessen war im Februar der vormals würtembergische General Normann mit 46 anderen Offizieren zu Navarin gelandet und hatte sich nach Korinth begeben, um daselbst ein Bataillon Philhellenen zu organisiren. M., welcher mit dem Oberbefehl auf 6 Monate bekleidet war, um den Krieg in Westhellas zu leiten, ernannte Normann zum Chef seines Generalstabes, übergab darauf seine Stelle als Präsident des Vollziehungsrathes provisorisch dem Vicepräsidenten Athanasius Kanakares und ging mit den regulären Corps nach Missolunghi; 2000 Peloponneser sollten ihm unverzüglich dahin nachfolgen, um seine Streitkräfte wenigstens auf 10,000 Mann zu bringen. Leider aber war die Ausführung den entworfenen Plänen nicht entsprechend. Uneinigkeit herrschte zu Missolunghi unter den Häuptlingen, und aus dem Peloponnes kamen statt 2000 Mann nur 500, so daß seine Streitkräfte kaum 4000 Mann erreichten. Er vereinigte sich daher mit den albanesischen Truppen des Markos Bozzaris, um Suli zu entsetzen und Arta zu nehmen. Wurde nun ersteres auch wirklich entsetzt, so war doch nach dem blutigen Kampfe bei Peta an weitere offensive Unternehmungen nicht mehr zu denken. Vergebens rief M. alle streitfähige Mannschaft zu den Waffen; er wurde von den andern Heerführern nicht unterstützt. Mit geringer Mannschaft warf er sich endlich im November auf Missolunghi. Ein Angriff Omer Vriones auf diese Festung in der Nacht vom 5.—6. Jan. 1823 wurde mit so bedeutendem Verluste zurückgeschlagen, daß er Tages darauf die Belagerung aufhob und sogar 10 Kanonen im Lager zurückließ. Nach Abzug des Feindes übergab M. den Oberbefehl in Westhellas an Markos Bozzaris und begab sich in den Peloponnes, um die durch Kolokotroni und Demetrius Ypsilanti über ihn verbreiteten nachtheiligen Gerüchte zu widerlegen. In der That bewirkte er eine augenblickliche Uebereinkunft zwischen den streitenden Parteien, indem er selbst die ihm angetragene Präsidentschaft ablehnte, dieselbe dem P. Mauromichalis zuwandte und sich mit dem Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten begnügte. Zwistigkeiten mit Kolokotroni veranlaßten ihn jedoch, sich noch in demselben Jahre nach Hydra zurückzuziehen. Hier bewog er die Kavarchen, mit einer Flotte Missolunghi zu entsehen, und da unterdessen auch Kolokotroni zufrieden gestellt worden und mit seinen Pallikaren gegen Patras gezogen war, so übernahm M. aufs Neue den Oberbefehl in Westhellas und begab sich selbst nach Missolunghi. Im Laufe des Feldzugs 1824 hatte M. sein Lager zu Ligoriki. Von hier aus dirigirte er alle Bewegungen der verschiedenen griechischen Corps gegen den Feind und vereitelte den Plan Omer Briones, in Aetolien einzudringen, um sich bei Lepanto mit Derwisch Pascha zu entscheidenden Operationen zu vereinigen. Als der Feind bis Arta zurückgetrieben war, traf M. Anstalten für den Feldzug von 1825 und schlug an der südlichen Grenze Akarnaniens ein festes Lager auf. Bereits hatte er mit Omer Vrione einen Waffenstillstand abgeschlossen und war im Begriff, mit mehren albanesischen Häuptlingen wegen eines Neutralvertrages zu unterhandeln, als in Griechenland Unruhen ausbrachen und Kolokotroni, statt Patras zu erobern, gegen die Regierung in Nauplia die Waffen erhob. M. sicherte wenigstens Westhellas und schlug an sich erst nach völligem Abschluß des Anleihegeschäfts nach Napoli di Romania, wo er am 7. Febr. 1825 eintraf und seine Stelle als Staatssekretär wieder einnahm. Die Erscheinung der ägyptischen Truppen unter Ibrahim Pascha veranlaßte ihn, sich wieder zur Armee zu begeben. Er befand sich zu Sphagia, als diese Insel den 9. Mai durch Ibrahims Truppen mit Sturm genommen wurde, und rettete sich schwimmend nach Navarin. Als sich Ibrahim Pascha in Morea immer mehr ausbreitete, bewirkte M. bei der griechischen Regierung, daß diese den 24. Juli den Entschluß faßte, Englands Schutz anzurufen; ehe jedoch die griechischen Abgeordneten in London eintrafen, erließ die britische Regierung am 30. Sept. die bekannte zweite Neutralitätserklärung. M. begab sich wieder zur Armee und zog sich nach dem Falle Missolunghi's (22. April 1826) ganz von den Geschäften zurück. Mit der Präsidentschaft Kapodistrias' wurde zwar auch M. wieder zum Staatsdienste berufen, doch legte er schon 1828 aus Unwillen über die verkehrten Maßregeln der Regierung seine Stelle als Mitglied der Kommission für die Verwaltung der Kriegsvorräthe nieder. Nach Kapodistrias' Ermordung (9. Okt. 1831) und der Abdankung

Digitized by Google

seines Bruders Augustin Kapodistrias (13. April 1832) ernannte die provisorische Regierungskommission M. zum Sekretär der Finanzen. Bei Eröffnung der Nationalversammlung zu Argos (27. Juli 1832) wurde er zum Vicepräsidenten erwählt und unter König Otto zum Minister der Finanzen und 1833 zum Präsidenten des Ministeriums ernannt. Nach der Veränderung im Ministerium (1834) bekleidete M. nach einander den griechischen Gesandtschaftsposten in München, Berlin und London. Nachdem er 1841 wieder eine kurze Zeit Ministerpräsident gewesen war, ging er als Gesandter nach Konstantinopel. Nach der Septemberrevolution von 1843 kehrte er wieder nach Griechenland zurück, trat zuerst als Minister ohne Portefeuille in das Kabinet Metaxas ein, bildete aber am 11. April 1844, nach dem Sturze der russischen Partei, als Ministerpräsident ein neues Ministerium. Die englische Partei, auf welche sich M. stützte, hatte aber im Volke viel zu wenig Sympathien, als daß das neue Kabinet eine lange Dauer hätte haben können; schon im August 1844 mußte er abtreten, u. seitdem hat er sich darin gefallen, dem jeweiligen Ministerium aufs Heftigste zu opponiren. Im Nov. 1850 ging er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Griechenlands nach Paris, ward aber während des Aufstandes in Piräeus (1854) zurückberufen, um den Vorsitz im Ministerium und das Portefeuille des Innern, des Aeußern und des königlichen Hauses zu übernehmen. Schon im Sept. 1855 sah er sich jedoch veranlaßt, seine Entlassung einzureichen.

Maurolyco (Maurolycus), Franz, berühmter Mathematiker, geboren zu Messina 1494, trat in den geistlichen Stand, wandte aber fast seine ganze Zeit der Mathematik zu, begleitete später den Marquis von Geraci auf seinen Reisen nach Neapel und Rom u. erhielt die Abtei Santa Maria del Parto und eine jährliche Pension von 200 Thalern in Gold mit der Verpflichtung, an der Gelehrtenschule zu Messina den mathematischen Unterricht zu übernehmen. Er † im hohem Alter am 21. Juli 1575. M. gab heraus: „Emendatio et restitutio conicorum Apollonii Pergaei" (Messina 1654); „Arithmeticorum libri II" (Venedig 1575 u. 1580); „Cosmographia" (das. 1543, letzte Aufl., Köln 1681); „Theoremata de lumine et umbra" (Venedig 1575, neueste Aufl., Lyon 1613); „Archimedis monumenta omnia" (Palermo 1683); „Euclidis phaenomena" (Rom 1791).

Mauromichalis, berühmte Mainottenhäuptlingsfamilie, die den fürstlichen beigezählt zu werden pflegt. Georg M. leitete hauptsächlich die Empörung der Mainotten im Jahre 1770. Petrus M., gewöhnlich Pietro Bey genannt, erhielt 1816 das Beylik Maina, schloß sich der Hetärie an, war aber mit den allzu vorsichtigen Unternehmungen derselben wenig zufrieden und erhob im April 1821 mit Kolokotronis im Peloponnes die Fahne des Aufstandes. Von da an zeigte er sich bei den griechischen Freiheitskämpfen als einen der thätigsten Parteiführer. Im Jahre 1821 wurde er Mitglied des moreotischen Senats, 1822 Präsident auf dem Kongreß zu Astros und 1824 Chef der exekutiven Gewalt. Zuerst war er mit Kolokotronis Hand in Hand gegangen; als dieser sich aber immer mehr als Werkzeug der russischen Partei gebrauchen ließ, trat er ihm an der Spitze der nationalen Partei mit Entschiedenheit entgegen. Da der nachherige Präsident Kapodistrias gleichfalls dem russischen Einfluß folgte, so gerieth er auch zu diesem in Opposition. Kapodistrias dagegen suchte den mächtigen Mainottenhäuptling ganz zu verdrängen. Die Folge davon war ein Aufstand der Mainotten, die der Regierung die Steuern und den Gehorsam verweigerten. Kapodistrias ließ darauf M., der als Senator in Nauplia lebte, gefangen setzen. Dies brachte die ganze Familie M.' so in Wuth, daß ein Sohn desselben, Georg, der sich 1822 bei dem Entsatze von Missolunghi sehr ausgezeichnet hatte, und ein Bruder, Konstantin, der bis 1817 bei der hohen Pforte Dolmetscher gewesen war und sich im Freiheitskampfe ebenfalls rühmlich ausgezeichnet hatte, den Präsidenten Kapodistrias am 9. Okt. 1831 ermordeten. Konstantin ward sogleich nach der That von dem Gefolge Kapodistrias' niedergehauen, Georg noch in demselben Jahre hingerichtet. Der alte M. wurde aber von dem neuen Kabinet in Freiheit gesetzt und 1836 vom König Otto, als dessen treuesten Anhänger er sich dann bewies, zu einem der Vicepräsidenten des Staatsraths ernannt. Er † am 29. Jan. 1848.

Maurosmünster, Stadt, s. v. a. Marmoutier.

Maurua, kleine australische Insel, die westlichste der Gesellschaftsinseln, mit einem hohen Berg in der Mitte und von Korallenriffen umschlossen, bewohnt.

Maurus, Hrabanus, s. Hrabanus.

Maury, 1) Jean Siffrein, Kardinal, berühmter geistlicher und politischer Redner Frankreichs, geboren am 26. Juni 1746 zu Valréas in der Grafschaft Avignon, Sohn eines armen Schuhmachers, machte seine ersten Studien in seiner Vaterstadt und vollendete sie zu Avignon, trat dann in den geistlichen Stand und kam in seinem 19. Jahre nach Paris, wo er anfangs Privatlehrer, dann Lehrer an einem Erziehungsinstitut wurde, durch sein „Eloge funebre du Dauphin", „Eloge de Stanislas" (1766) u. „Eloge de Charles V." aber so viel Aufsehen machte, daß er zum königlichen Kabinetsprediger, zum Prior von Lyons und zum Abt von Frenada ernannt wurde. Im Jahre 1785 ward er auch Mitglied der Akademie, und 1789 schickte ihn die Geistlichkeit von Peronne in die Nationalversammlung. M. zeigte sich in seiner ganzen öffentlichen Thätigkeit während der Revolution als einen entschiedenen Anhänger der alten Ordnung. Er war es hauptsächlich, der Mirabeau entgegentrat und sich beim Beginn der Nationalversammlung der Vereinigung der 3 Stände auf das Heftigste widersetzte. Als sie dennoch zum Beschluß erhoben worden war, verließ er die Versammlung und kehrte nach Hause zurück. Dort wurde er zwar verhaftet, aber auf Befehl der Nationalversammlung wieder freigegeben. Darauf erschien er wieder in der Versammlung und sprach im Namen der Geistlichkeit am 13. und 36. Okt. gegen das Gesetz, wodurch der Klerus seine Güter verlieren und von dem Staat be-

Digitized by Google

soldet werden sollte. Eben so erklärte er sich in den folgenden Sitzungen gegen die Aufhebung der Adelsvorrechte und gegen die Einverleibung von Avignon. In Paris nicht mehr seines Lebens sicher, ging er nach Rom, wo er mit der größten Auszeichnung empfangen wurde. Der Papst ernannte ihn zum Bischof und zu seinem Nuntius beim deutschen Reich. Als solcher wohnte er der Krönung Franz' II. bei. Im Jahre 1794 wurde er zum Bischof von Nicäa in partibus infidelium und am 21. Februar 1798 zum Kardinal erhoben. Bei der Annäherung der Franzosen verließ er Rom und begab sich zuerst nach Toskana, dann nach Venedig und endlich nach Rußland. Die in Italien siegreichen russischen Waffen führten den Kardinal wieder nach Italien zurück, wo er am 1. Dec. 1799 an dem Konklave Theil nahm, in welchem Pius VII. gewählt wurde. Er kam in der Begleitung des neu erwählten Papstes nach Rom zurück und wurde bald darauf von Ludwig XVIII. zu seinem Gesandten am römischen Hof ernannt. In dieser Stellung zeigte M. großen Eifer für die Interessen des Königs und erklärte sich in sehr entschiedener Weise gegen den Usurpator des französischen Thrones. Aber der Kardinal sehnte sich nach Paris zurück, wo er seine glänzendsten Tage verlebt hatte. Am 22. Aug. 1804 schrieb er einen Brief an Napoleon, worin er seine Bewunderung und seine Anhänglichkeit an den Kaiser aussprach. Napoleon ließ den Brief in den pariser Journalen abdrucken und ertheilte dem Kardinal die Erlaubniß zur Rückkehr. Im J. 1810 ernannte ihn der Kaiser zum Erzbischof von Paris, nachdem er ihm schon vorher die Würde eines französischen Kardinals und eines Großalmosenters bei seinem Bruder Hieronymus übertragen hatte. Da der Papst seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris nicht bestätigt hatte, so mußte er nach der Restauration seinen Sitz aufgeben. M. ging nach Rom, wurde aber bei seiner Ankunft gefangen genommen und 6 Monate auf der Engelsburg festgehalten. Darauf erhielt er zwar seine Freiheit wieder, mußte jedoch auf seine geistlichen Würden verzichten. Er † in der Zurückgezogenheit am 11. M. 1817. Zu seinen besten Schriften gehört: „Essay sur l'éloquence de la chaire" (2 Bde., Paris 1810). Seine „Oeuvres choisies" (daf. 1827) enthalten auch seine Reden in der Nationalversammlung. Vgl. seines Neffen L. S. Manry „Vie du cardinal M." (Par. 1827).

2) Juan Marta M., spanischer Dichter und Kritiker, zu Malaga geboren, kam frühzeitig nach Frankreich, um sich dort eine höhere Ausbildung zu erwerben, und nahm, nachdem er darauf längere Zeit in England und Italien verweilt, in Paris seinen festen Wohnsitz. Nachdem er schon 1806 ein episches Gedicht, „La agresion británica" (Madr. 1806) herausgegeben hatte, begründete er seinen Ruf als Dichter durch seine „Espagne poétique" (2 Bde., Paris 1826—27), welche eine Blüthenlese der spanischen Lyrik von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten enthält. Beigegeben ist eine französische Uebersetzung der spanischen Poesien, deren vollendeter Versbau selbst französische Kritiker anregte. Auch hat er kurze biographisch-kritische Bemerkungen hinzugefügt, in denen sich ein scharfes Urtheil und viel Belesenheit kund gibt. Nach langem Zwischenraume ließ er das romantische Rittergedicht „Esvero y Almedora" (Paris 1840) erscheinen, in welchem er Tasso und Ariost nachstrebte. Seine „Poesias castellanas" (3 Bde., Valencia 1845) enthalten kleinere Gedichte und Aufsätze vermischten Inhalts. Er † zu Paris den 2. Okt. 1845.

3) Mathew F., amerikanischer Astronom und Geograph, 1806 in Virginien geboren, ging mit seinen Aeltern nach Tennessee, trat dann als Kadet in die Marine und machte mehre große Reisen mit. Zum Lieutenant befördert, ward er der Südseeexpedition unter Ax-Catesby Jones als Astronom beigegeben, später zum Direktor des Depot of Charts and Instruments ernannt, ans welchem 1844 das Nationalobservatorium und hydrographische Bureau der Vereinigten Staaten zu Washington gebildet wurde, denen er noch als oberster Leiter vorsteht. In seinem „Scraps from the Lacky Bag" (1841 f.) deckte er die Mißbräuche in der Marine auf und wies auf die nöthige Reform hin, die auch bald eintrat. Nach Eröffnung der Dampfschifffahrt auf dem Ocean war M. der erste Seemann, welcher die Principien der großen Zirkelsegelung empfahl. Er schrieb viel über Nationalvertheidigungsmittel und lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit u. Vortheile verschiedener Theile der Vereinigten Staaten in ihrer beziglichen geographischen und kommerciellen Lage. Seine darauf bezüglichen Schriften sind gesammelt unter dem Titel: „Atlantic Slopes of South-America" erschienen; durch ihren Einfluß wurde das von der brasilianischen Regierung eingeführte Monopol für Dampfschifffahrt aufgehoben und freie Schifffahrt und freier Handel auf dem Amazonenstrome der Bevölkerung der Uferstaaten eröffnet. M. hat auch seit 1844 die Annalen des Nationalobservatoriums, sowie die Karten der Winde und Strömungen nebst den dazu gehörigen Anleitungen herausgegeben. Er schrieb noch: „Physical geography of the sea" (Newyork 1855, 6. Aufl. 1856).

Maus (Mus L.), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere und der Familie der Mäuse, ausgezeichnet durch eine zugespitzte Schnauze, einen mittellangen oder sehr langen, mit Schuppenringen besetzten, selten haarigen Schwanz, vierzehige Vorderfüße mit Daumenwarze und fünfzehige Hinterfüße, ohne Backentaschen, enthält meist nächtliche, Alles fressende, im Verborgenen lebende Thiere, welche über die ganze Erde verbreitet sind. Die Hausmaus (M. musculus L.) ist oben dunkelgrau, oft etwas ins Röthliche spielend, unten hell aschgrau, oft weiß gefleckt, bis zum Schwanze 3 Zoll 6 Linien, der Schwanz 3 Zoll 4 Linien lang. Man findet zuweilen ganz schwarze, öfters weiß gefleckte u. nicht selten ganz weiße Mäuse, welche letztere rothe Augen haben. Die Hausmaus hat sich von Europa aus fast über alle Länder u. Inseln verbreitet. Sie wohnt als ein wahrer Plagegeist in Häusern, wo sie sich Löcher gräbt und nagt, zuweilen auch während des Sommers im Freien. Sie ist munter, reinlich, naschhaft, flink, springt

Digitized by Google

weit, schwimmt in der Noth schnell und klettert vortrefflich. Sie frißt Getreide, Nüsse, Hanf, Hirsen, Rübsamen, Speck, Fleisch, Butter, Brod, Kuchen, Honig, Zucker, Fliegen, Milch, kleine Vögelchen ꝛc. Sie bekommt jährlich 3mal, auch 4 — 5mal 4 — 7 nackte, 9 Tage blinde Junge. Um ihnen ein recht weiches Nest zu machen, zernagt sie gern Bücher, Betten u. Kleider. Merkwürdig ist ihre Liebe zur Musik. Weiße Mäuse hält man oft zum Vergnügen, muß aber ihren Wohnplatz sehr reinlich halten. Ehedem war der Mäusekoth, Stercus nigrum, Muscerda, als ein abführendes und harntreibendes Mittel gebräuchlich. Fast allen vom Raube lebenden Thieren sind Mäuse ein wahrer Leckerbissen; so z. B. den Igeln, Dachsen, Wieseln, Füchsen, Katzen, Bussarden, Eulen, Raben, Elstern, Hähern, Störchen, Kreuzottern. In Häusern hält man zu ihrer Vertilgung gewöhnlich Katzen; außerdem behilft man sich mit Fallen und Gift. Es gibt der Fallen sehr viele, und am besten sind im Allgemeinen diejenigen, wo das Thier, noch ehe es die Lockspeise berührt, durch eine Fallthür in die Falle stürzt. Es gilt übrigens für Mäuse und Ratten die Regel, daß diejenige Falle bei übrigens gleichen Umständen am besten fängt, worin schon recht viele gesteckt haben oder stecken, die also von dem bekannten Mäuse- und Rattengestank durchzogen ist. Lockspeisen sind: Speck, gesalzen oder ungesalzen, in Butter oder Speck gebratenes Brod, Nußkern, Mandelkern, gerösteter Käse, Hanf, Weizen, Zucker, Rosinen, fetter Kuchen; für Ratten insbesondere gebratener Häring, Karpfenfett und vorzüglich die frische oder gebratene Leber oder Niere von Kälbern. Als vorzügliche Witterung zum Anlocken der Mäuse ist das Myoterpon zu empfehlen. Die Waldmaus (M. sylvaticus L., große Feldmaus) ist bräunlich-grau, unten stark abgesetzt weiß, ohne den 4 Zoll langen Schwanz 1¼ Zoll lang und frei von dem unangenehmen Geruch der übrigen Mäuse. Sie ist in Europa eben so verbreitet, wie die Hausmaus, hält sich mehr in Wäldern auf, besucht aber des Nachts Gärten u. Pflanzungen, zernagt die Rinde junger Baumsetzlinge oder frißt ihre Blattknospen, gräbt frisch gesäete Eicheln, Bohnen und Erbsen aus und beißt den Keim ab. In manchen Jahren vermehrt sie sich zu ungeheuren Schaaren, welche die Felder verwüsten. Dann sind vorzüglich Eulen zu ihrer Vertilgung sehr thätig. Die Brandmaus (M. agrarius Pall.) ist oben lebhaft rothbraun, den Rücken entlang mit einem tiefschwarzen Streifen gezeichnet und ohne den 2½ Zoll langen Schwanz 4 Zoll lang. Sie ist vorzugsweise in Rußland einheimisch, aber auch in Deutschland nicht selten, wo sie hauptsächlich die Erbsenfelder besucht und im Winter die Scheunen bezieht. Die Zwergmaus (M. minutus L.), welche in Rußland und Sibirien sehr gemein ist, aber auch im mittlern Deutschland vorkommt, gehört zu den kleinsten Säugethieren. Sie wiegt ungefähr ein halbes Quentchen, ist oben rostroth, unten weiß und hat kurze abgerundete Ohren u. einen Schwanz von halber Leibeslänge. Ihr fast kugelrundes, aus Rispen und Grasblättern gefertigtes Nest hängt sie zwischen Kornhalmen auf. Sie wird leicht zahm und gibt keinen üblen Geruch von sich. Ueber die schwarze Ratte u. die Wasserratte s. Ratte. Die Feldmaus und Scheermaus gehören der Gattung Wühlmaus (s. d.) an.

Mauseohr, Pflanzengattung, s. v. a. Myosotis L.

Mauser (Mauserung), derjenige Akt im Lebensprozeß der Thiere, wobei dieselben abgenutzte veraltete Gewebsbestandtheile (Zellen und zellenartige Gebilde) von sich ablösen und abstoßen, um den Körper durch Erzeugung neuer Gebilde ähnlichen Bau's an ihrer Stelle zu verjüngen. Am sinnenfälligsten geschieht dieser Prozeß bei den Vögeln, welche ihre Federn abwerfen, um neue zu erzeugen. Nächstdem am bekanntesten sind die Häutungen der Schlangen, das Abwerfen der Geweihe bei den Hirschen, die Haarungen vieler Säugethiere ꝛc. Bei den Menschen befinden sich die Epithelien der Oberhaut u. der Schleimhäute in einem unausgesetzten Abschilferungsprozesse, wobei junge Zellen von unten nachwachsen, alte oben abgestoßen werden, um, entweder als Pulver oder zu Schleim aufgelöst, aus dem Körper zu scheiden. Neuere Beobachtungen haben gelehrt, daß ähnliche Vorgänge auch in den innern, nicht zum Haut- oder Schleimhautsystem des Körpers gehörenden Theilen des Körpers Statt finden müssen, nur mit dem Unterschiede, daß hier die abgenutzten Gewebsbestandtheile nicht unmittelbar nach außen abgestoßen werden können (Formmauser), sondern sich vorher erst im Blute lösen müssen (Stoffmauser), um dann als Auswurfstoffe (Mauserstoffe, Mauserschlacken) den Abscheidungsorganen zugeführt und dort als Harn-, Athem-, Koth-, Schweißbestandtheile ausgeschieden zu werden. Diese sogenannte Mausertheorie wurde zuerst durch Schultz-Schultzenstein's Schrift: „Die Verjüngung des menschlichen Lebens" und die Mittel und Wege zu ihrer Kultur" (2. Aufl., Berlin 1850) in die Physiologie eingeführt.

Mausoleum, ursprünglich das Grabmal, welches dem Könige Mausolus von Karien seine Gemahlin Arthemisia zu Halikarnaß errichten ließ. Es bestand aus einem viereckigen, mit 36 Säulen umgebenen Unterbau, der im ganzen Umfange 411 Fuß hatte und 25 Ellen hoch war. Ueber diesem Unterbau erhob sich ein Aufsatz von derselben Höhe, welcher sich in 24 Stufen zu einer Pyramide zuspitzte, auf deren Spitze eine Quadriga aus Marmor stand. Die Baumeister waren Satyrus und Phitheus, die Bildhauer Scopas, Bryaris, Timotheus und Leochares. Dem Zusammenwirken dieser Künstler hatte das M. den Ruhm zu verdanken, daß es unter die sieben Wunderwerke der alten Welt gezählt wurde. Noch 372 nach Chr. war das Gebäude wohl erhalten, ist jetzt aber spurlos verschwunden. Nach diesem berühmten Grabmal nannten die Römer ihre prachtvollen Gräber ebenfalls Mausoleen. Unter den römischen Mausoleen zeichnete sich das des Augustus auf dem Marsfelde aus; ferner das M. des Hadrian, dessen untere Theile die heutige Engelsburg bilden. Aus späterer Zeit ist das M. des Theoderich zu Ravenna (die heutige Kirche Sta. Maria della Rotonda) be-

Digitized by Google

merkenswerth. Von neuen Gebäuden der Art sind hervorzuheben: das M. des Fürsten von Thurn und Taxis zu Regensburg; das M. der Königin Luise von Preußen zu Charlottenburg; das M. des Herzogs Wilhelm von Nassau in Biberich; das M. des Fürsten Blücher zu Krieblowitz in Schlesien.

Mautern (Mauttern), Stadt im österreichischen Land unter der Ens, Hauptort des Landgerichts und der Herrschaft gleichen Namens, an der Donau, mit 800 Fuß langer Brücke über dieselbe und 7000 Einw. Hier 1484 Sieg des Königs Matthias von Ungarn über die Oesterreicher.

Mauth, s. Zoll.

Mauvezin, Stadt im französischen Departement Gers, Bezirk Lectoure, mit 3500 Einwohnern, die ansehnlichen Handel mit Getreide und Vieh treiben.

Mauvillon, Jakob, namhafter Anhänger und Vertheidiger des physiokratischen Systems, auch als militärischer Schriftsteller und als Uebersetzer bekannt, geboren zu Leipzig den 8. März 1743, kam mit seinem Vater, der als Professor der französischen Sprache an das Karolinum zu Braunschweig berufen ward, 1756 in diese Stadt. Er sollte die Rechte studiren, beschäftigte sich aber vornehmlich mit sprachlichen und mathematischen Studien und zeigte, obwohl verwachsen und schwächlich, viel Neigung für den Militärdienst. Im 7jährigen Kriege trat er als Ingenieur in hannöversche Dienste, nahm nach Abschluß des Friedens seinen Abschied und ging auf seines Vaters Wunsch nach Leipzig, um dort noch Jura zu studiren, gab jedoch diesen Vorsatz bald wieder auf, ward 1766 als Kollaborator an der Schule zu Ilefeld und bald darauf als Lehrer der Kriegsbaukunst mit dem Prädikat eines Hauptmanns zu Kassel angestellt. Im J. 1785 trat er als Major in braunschweigische Dienste über, avancirte später zum Oberstlieutenant bei dem Ingenieurcorps und war zugleich als Lehrer am Karolinum thätig. Ein Freund und Bewunderer Mirabeau's, der sich damals zu Berlin aufhielt, ging er auf dessen Aufforderung, ein umfassendes politisch philosophisches Werk über den preußischen Staat zu schreiben, bereitwillig ein und ward von Mirabeau von Berlin aus reichlich mit Material versehen. Das Werk erschien zu Paris unter seinem Namen und ward von ihm später umgearbeitet unter dem Titel: „Schilderung des preußischen Staats unter Friedrich II." (4 Bde., Leipzig 1793—95). Als begeisterter Anhänger der französischen Revolution, sprach er sich rücksichtslos für Freiheit und Gleichheit aus und zog sich dadurch manche Unannehmlichkeiten zu. Kotzebue griff ihn in dem Pasquill „Bahrdt mit der eisernen Stirn" auf die unanständigste Weise an; da aber M. Zimmermann als den Verfasser des anonym erschienenen Buchs bezeichnete, so erwuchsen ihm daraus neue Mißhelligkeiten. Er † zu Braunschweig den 11. Jan. 1794. Außer mehren Uebersetzungen schrieb er: „Physiokratische Briefe an Dohm" (Braunsch. 1780); „Einleitung in die militärischen Wissenschaften" (das. 1783); „Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig" (das. 1794, 2 Bde.).

Mauwi (Muwe), australische Insel, zu den Sandwichinseln gehörig, nördlich von Owaihi, gebirgig, aber wohl angebaut und von etwa 80,000 Menschen bewohnt.

Mavalipuram (Mavaliveram, Mahabalipuram), Dorf in der britisch-ostind. Provinz Karnatik, Distrikt Chingleput, am bengalischen Meerbusen, südlich von Madras, berühmt durch eine Reihe von Tempeln in der Nähe, die unter dem Namen der sieben Pagoden bekannt sind.

Mavejols, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Lozère, am Coulagnes, mit Färbereien und 4500 Einw.

Mavors, s. v. a. Mars.

Max, Joseph, Bildhauer, um 1810 zu Burgstein bei Reichstadt in Böhmen geboren, † den 19. Juni 1855 in Prag. Von ihm ist die Statue des Kaisers Franz auf dem Moldaukai zu Prag; mit seinem Bruder, Emanuel M., fertigte er zuletzt das Radetzkomonument daselbst.

Max., Abbreviatur von Maximum, wie Min. von Minimum.

Max'or, ehemalige bayerische Goldmünze (Pistole), welche noch hin und wieder vorkommt. Man schlug 1/2 und doppelte, zu resp. 7 1/2 und 14 1/2 Gulden im 24-Guldenfuß.

Maxen, Rittergut und Dorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, Amt Pirna, mit einem Schloß, einer Burgruine, Spiritusbrennerei, Fabrik für Grünspan, Chromgelb, Bleizucker und Bleiweiß, Badeanstalt, Marmorbrüchen, Kalköfen, Strohflechterei u. Spinnerei und 650 Einw., historisch bekannt durch das Treffen am 20. Nov. 1759 zwischen den Preußen und Oesterreichern, in Folge dessen die ersteren unter dem General Fink das Gewehr strecken.

Maxentius, römischer Kaiser, Sohn des Maximianus 1), wurde 306 von den Prätorianern zum Augustus erhoben und von dem Volke und Senat zu Rom anerkannt. Er entzweite sich jedoch mit seinem Vater, der vor ihm nach Gallien floh, und lebte nun in Ueppigkeit und Grausamkeit in Rom. Angeblich um den Tod seines Vaters zu rächen, erklärte er den Krieg an Konstantin den Großen, ward aber in der großen Schlacht am Pons Milvius am 27. Okt. 312 geschlagen und ertrank in der Tiber.

Maxico, Stadt, s. Madeira.

Maxilla (lat.), Kinnlade, Kinnbacke.

Maxillaria, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, in Westindien und Südamerika, von deren Arten mehre als vorzügliche Zierpflanzen merkwürdig sind, besonders M. aromatica *Grah.*, in Mexiko, mit goldgelber, nach Zimmet riechender Blume; M. atropurpurea *Lodd.*, in Brasilien, mit eirunden Brakteen u. wenigen schwarzpurpurrothen, gelbbräunlich schattirten, sehr wohlriechenden Blumen; M. Barringtoniae *Lodd.*, in Jamaika, mit einer großen, grün-gelblichen Blume; M. galeata *Lindl.*, in Mexiko, mit sehr wohlriechenden Blumen (fast wie Goldlack); M. punctata *Lodd.*, in Brasilien, mit blaßgelben und weißen, purpurroth punktirten, sehr wohlriechenden Blumen; M. stapelioides *Lindl.*, in Brasilien, auf dem Orgelgebirge, mit den Stapelienblüthen ähnlichen, außen grünen, innen dunkelbraunen Blumen mit grünen Flecken; M. War-

Digitized by Google

reana Lodd., in Brasilien, eine der prächtigsten Orchideen, an 2 Fuß hoch, mit einer lockern Blumentraube.

Maxime (v. lat.), Grundsatz, den man sich nach eigener freier Ueberzeugung als Norm für sein Thun und Lassen aufstellt, unbekümmert darum, ob einem solchen Grundsatz bloß eine subjektive, oder zugleich auch eine objektive allgemeine Gültigkeit inwohne. In den M.n, nach welchen ein Mensch handelt, wurzelt sein Charakter (s. d.).

Maximianus, 1) Herculius, vollständig Marcus Aurelius Valerius M., römischer Kaiser, in der Gegend von Sirmium in niedrigem Stande geboren, ward wegen seiner kriegerischen Tüchtigkeit 285 nach Chr. von Diocletian zum Cäsar ernannt und nach Gallien gegen die Bagauden geschickt, die er sehr schnell besiegte. Als Diocletian durch Carausius und durch Unruhen in Aegypten, Afrika und Persien bedrängt wurde, erhob er den M. zum Augustus. Im Winter 290 hatten beide eine Zusammenkunft in Mailand, in Folge deren Constantius Chlorus u. Galerius am 1. März 292 zu Cäsaren ernannt wurden. Während Constantius nach Britannien zog, bewachte M. die Rheingrenze, unterwarf dann 297 die mauritischen Fünfvölker (Quinquegentiani) in Afrika und nahm hierauf seinen Sitz zu Mailand in Italien. Auf Diocletians Veranlassung dankte er am 1. Mai 305 zugleich mit diesem ab und begab sich nach Lukanien. Als aber 306 Maxentius (s. d.), des M. Sohn und des Galerius Schwiegersohn, zum Augustus ausgerufen ward und Galerius gegen denselben den Kampf begann, theilte M. mit seinem Sohne die Herrschaft. Eifersüchtig auf das größere Ansehen desselben riß er ihm jedoch vor den Augen der Soldaten den Purpur ab und wurde dafür von diesen aus Rom gejagt. Er begab sich nach Carnuntum zu Galerius und Diocletian, um diese zu bewegen, den Thron wieder anzunehmen, mußte aber, weil er dem Galerius nachgestellt hatte, fliehen u. nahm seine Zuflucht nach Gallien zu seinem Schwiegersohne Konstantin, trachtete diesem ebenfalls nach Krone und Leben und ward, von seiner eigenen Tochter Fausta verrathen, in Massilia ergriffen und getödtet (310). Eutrop schildert den M. als einen rauhen, wilden, unzuverlässigen, nicht umgänglichen, unwissenden Menschen.

2) Cajus Galerius Valerius M., ebenfalls römischer Kaiser, bei Sardica in Dacien geboren, von Diocletian wegen seiner Tapferkeit zugleich mit Constantius zum Cäsar ernannt, kämpfte 294 mit Diocletian gegen die Sarmaten, Bastarner und Carper, ward aber 296 von dem Perserkönig Narses besiegt (bei Callinicus), dem er dagegen in Großarmenien eine entscheidende Niederlage beibrachte. Im J. 305 wurde Galerius mit Constantius Augustus, erhielt den Osten mit Illyrien und nahm Illyricum als Wohnsitz. Am 11. Nov. 307 erhob er seinen Landsmann Licinius zum Augustus und † wenige Tage darauf, im Mai 311, nach 19jähriger Regierung und langer Krankheit.

3) M., s. Maximianisten.

Maximilian, 1) Deutsche Kaiser: a) M. I., Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrichs III., den 22. März 1459 geboren, erregte bis in sein 10. Jahr wenig Hoffnungen, entwickelte dann aber plötzlich seine Fähigkeiten in glänzendster Weise und machte in Künsten und Wissenschaften, wie in allen körperlichen Geschicklichkeiten und Uebungen ausgezeichnete Fortschritte. Durch seine Vermählung mit Maria, der Erbin Karls des Kühnen von Burgund, erwarb er seinem Hause die weitläufigen burgundischen Besitzungen. Als König Karl XI. von Frankreich die Hülflosigkeit Maria's benutzt hatte, um sich eines Theils ihres Erbes zu bemächtigen, zog M. gegen ihn und zwang ihn zur Herausgabe der eroberten Provinzen. Dagegen mußte er es nach dem frühen Tode seiner Gemahlin (26. März 1482) geschehen lassen, daß in Folge des Friedens zu Arras seine vierjährige Tochter Margarethe dem Dauphin, nachmaligem König Karl VIII. verlobt, nach Frankreich geführt und Artois, Flandern u. das Herzogthum Burgund ihr zur Mitgift gegeben wurden. Seit 1486 zum römischen König gewählt, nahm er Theil an den Regierungsgeschäften. Doch verwellte er die meiste Zeit in den Niederlanden, wo er den Krieg gegen Frankreich mit wechselndem Glücke fortsetzte und in unaufhörlichen Kämpfen mit seinen aufrührerischen Unterthanen lebte. Die Bürger von Brügge lockten ihn 1488 sogar mit List in ihre Stadt und hielten ihn mehre Monate lang gefangen, bis er durch einen Heereszug seines Vaters und der deutschen Fürsten befreit wurde. M. eilte nun an die Donau, um mit dem Ungarnkönige Matthias wegen Rückgabe der von diesem eroberten österreichischen Länder zu unterhandeln, und nach Matthias' Tode gelang es ihm 1490, die Ungarn aus dem Lande zu treiben. Die in Krain, Kärnthen und Steiermark eingefallenen Türken schlug er 1492 mit einem schnell zusammengerafften Heere bei Willach und trieb sie nach Bosnien zurück. Ein Krieg gegen Karl VIII. von Frankreich, der ihm seine Braut Anna von Bretagne abwendig gemacht, dagegen seine ihm verlobte Tochter zurücksendet hatte, wurde durch den Frieden von Senlis 1493 verhindert, in welchem M. wenigstens die Mitgift seiner Tochter zurückerhielt. Nachdem er in demselben Jahre seinem Vater auf dem kaiserlichen Throne gefolgt war, verheirathete er sich mit Bianca Sforza, der Tochter des ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, die ihm 300,000 Dukaten Heirathsgut mitbrachte, ihn aber auch in die italienischen Händel ihres Hauses verwickelte. Ueber seine Regierung s. Deutschland (Geschichte). M. † zu Wels in Oberösterreich am 12. Jan. 1519 und wurde in Wienerisch-Neustadt begraben. Ferdinand I. errichtete ihm zu Innspruck ein schönes Denkmal. M. war von ansehnlicher Statur, stark und wohlgebaut, dabei ein wohlwollender heiterer Charakter, leicht begeistert, thätig und gut unterrichtet. Durch und durch von ächt ritterlicher Gesinnung, zeichnete er sich mehr durch Hang zu Abenteuern und durch persönliche Tapferkeit, als durch konsequente Staatsklugheit und großartigen Unternehmungsgeist aus. Viel Wunderbares erzählt man von seinen Jagden: wie er im Lande ob der Ens einen gewaltigen Bären im freien Hag allein besiegt; wie er in Brabant im Hohlwege einen Hirsch, der schon

Digitized by Google

einen Anlauf wider ihn genommen, noch in demselben Momente erlegte; wie er, im brüsseler Wald von einem wilden Schwein übereilt, ehe er von dem Pferde gestiegen, es zu seinen Füßen erstach; wie er sich an der steilen Martinswand in Tyrol so hoch verstiegen, daß man kaum seine Stimme vernahm, bis es am 3. Tag einem kühnen Bergknappen gelang, ihn zu retten. Den französischen Ritter Claude de Barré, der auf dem Reichstage zu Worms 1495 die ganze deutsche Ritterschaft herausforderte, warf er im Zweikampfe nieder. Die Miliz der Landsknechte (s. d.), von welcher der Ruf der deutschen Fußvölker wieder erneuert wurde, verdankt ihm ihre Einrichtung. An den Festlichkeiten der Bürger in den Städten nahm er gern Antheil, und bei ihren Schießübungen that er nicht selten den besten Schuß mit der Armbrust. In seinen Erblanden saß er oft noch in Person zu Gericht; nahm er einen Verschämten wahr, so rief er ihn selber herbei. Wir besitzen in der deutschen Literatur 2 Werke von Bedeutung, an deren Entstehung M. nicht geringen Antheil hat, den „Theuerdank" (s. d.), dessen Held er ist, und den „Weißkunig" (s. d.), eine romanhafte Beschreibung seines Lebens, die er in die Feder diktirte. Von ihm selbst rühren einige kleinere Schriften her, meist auf die Geschichte seines Hauses bezüglich: „Ehrenpforten", „Triumphwagen", „Der weisen Könige Stammbaum", oder Gewerbe und Künste betreffend: „Das Stahlbuch", „Die Baumeisterei", „Die Gärtnerei". Auch führte er ein Memorienbuch über seine Pläne und deren Ausführung. Ueberhaupt hat M. an den Wissenschaften und Künsten vielen Antheil genommen. Er kannte alle damals in Europa gewöhnlichen Sprachen und bediente sich des Lateinischen, Deutschen, Französischen, Italienischen, Englischen und Böhmischen mit gleicher Geläufigkeit. Auch die Künste beschützte er nicht nur, sondern übte sie selbst. Er war sogar der Kochkunst und des Harnischschmiedens kundig. Am liebsten beschäftigte er sich aber mit Malerei, Musik, Poesie und Baukunst. Unter den ernstern Studien zog ihn vorzüglich Mathematik und Geschichte an; in jener fand er die gewaltigen Mittel für die Kriegskunst, in dieser aber den Schmuck für die Ehre seines Hauses. Wenn bei allem Streben M.s, dem Reiche seine Bedeutung nach außen wiederzugeben, am Ende seiner Regierung im Innern die Zersplitterung wuchs und dem Ausland gegenüber sich mehr Verluste, als Fortschritte herausstellten, so liegt der Grund davon theilweise in den Zeitverhältnissen, theilweise aber auch in M.s Charakter; er war eine sanguinische Natur und verlor bald die Lust an dem, was er unternommen, oder wurde durch die Reichhaltigkeit seines Geistes in zu vielerlei Unternehmung zu gleicher Zeit gezogen. Seine Freigebigkeit wurde zur Verschwendung und sein Bedürfniß nach feinern Genüssen zu eitler Prunksucht. Bekam er Geld, so war es bald verschleudert, und in Noth gerathen, mußte er oft zu unwürdigen Mitteln greifen, um seine Kasse zu füllen. Entschiedener tritt sein Verdienst in seinem Wirken für Oesterreich hervor, dem er durch seine Vermählung mit Maria von Burgund zur Bedeutung einer europäischen Macht verhalf. Sein Nachfolger war sein Enkel Karl V. Vgl. Hegewisch, Geschichte der Regierung M.s I., Hamb. 1782, neue Aufl., Leipzig 1818.

b) M. II., der Sohn und Nachfolger Ferdinands I. und Anna's von Ungarn, geboren den 1. Aug. 1527 zu Wien, wurde in Spanien bei seinem Vetter Philipp unter Karls V. Aufsicht erzogen, gewann aber durch seinen Lehrer Wolfgang Severus eine günstige Meinung für den Protestantismus, so daß man seinen Uebertritt zu demselben um so sicherer hoffte, als er nach seiner Rückkehr nach Deutschland nicht allein den passauer Vertrag beförderte, sondern auch eine Zeit lang einen evangelischen Hofprediger annahm. Allein auch als M. 1562 König von Böhmen, 1563 König von Ungarn u. 1564 römischer König geworden war, blieb diese Hoffnung unerfüllt. Dagegen übte er zufolge des Grundsatzes, daß er als Kaiser über den Parteien stehen müsse, in seinen Erbstaaten nicht bloß Milde und Duldung und gewährte den Ständen die Erlaubniß zu freier Religionsübung, sondern er veranlaßte auch die Berufung des rostocker Theologen Chyträus zur Ausarbeitung einer Agende für die Protestanten in Oesterreich. Trotz aller Einflüsterungen verweigerte er den evangelischen Ständen ein eigenes Kirchenregiment in der Religionsdeputation und hob auch in Böhmen 1567 die prager Kompaktaten auf, so daß sich nun die Utraquisten meist zur augsburger Konfession bekannten. Aber nicht nur Protestanten und Katholiken suchte er zu versöhnen, er wandte auch seinen Einfluß an, um die getrennten Glieder der protestantischen Kirche einander zu nähern, und wies die Gelegenheit zur Einsetzung des reformirten Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, welche ihm die lutherischen Stände boten, von sich. Deutschland genoß unter ihm, während Frankreich in Religionskriegen sich zerfleischte und in den Niederlanden Philipps grausame Schaaren tobten, der Ruhe und des Friedens. Diese edlen Güter dem Volk zu wahren, sah M. als seine höchste Pflicht an, und mit aller Strenge schritt er gegen das Unternehmen Grumbachs, sowie gegen die Landplage ein, welche die aus fremdem Solde zurückkehrenden Landsknechte durch ihre Räubereien verursachten. Die Duldung, welche M. bewies, trug ihm aber auch selbst gute Früchte. Er erhielt 1566 zu Augsburg eine stärkere Hülfe gegen die Türken, als gewöhnlich war, verwilligt und vom Papste noch eine außerordentliche Beisteuer von 50,000 Dukaten, weil er nicht die extremen Schritte that, die man in Rom fürchtete. In dem Türkenkrieg entwickelte M. eine bei seinem milden Charakter nicht erwartete Thatkraft. Sein Feldherr Lazarus Schwendi entriß dem Sohn Johann Zapolya's alle festen Plätze, sogar Tokai, und als Soliman II., von Johann Sigmund zu Hülfe gerufen, sich selbst an die Spitze des Heeres stellte, sammelte M. bei Raab eine Streitmacht von 80,000 Mann, die dem Sultan eben so sehr imponirte, als die klug geleitete Vertheidigungsweise, die M. auf den Rath seiner Generäle wählte. Nur langsam wagte Soliman II. gegen Erlau vorzugehen und fand, als er den Angriff auf Szigeth eröffnete, vor dieser Festung

Digitized by Google

MAXIMILIAN I.

Inst. Bibl. excudit

Digitized by Google

den Tod. Solimans Nachfolger, Selim II., führte den Krieg noch eine Zeit lang fort, schloß aber 1568 einen 8jährigen Waffenstillstand ab, kraft dessen jeder Theil in dem Besitz seiner Eroberungen blieb, und den M. benutzte, um die Festungen Ungarns in einen besseren Vertheidigungszustand zu setzen. M. † den 12. Okt. 1576, von allen Religionsparteien im Reich gleich aufrichtig betrauert. M. war vermählt mit Maria, einer Tochter Karls V., und erhielt von ihr 6 Söhne und 2 Töchter. Sein ältester Sohn Rudolf folgte ihm in der Kaiserwürde.

2) **Kurfürsten u. Könige von Bayern:** a) **M. I.**, Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Bayern, geboren den 17. April 1573 zu Landshut, erhielt seine Erziehung durch die Jesuiten und erwarb sich eine große Fertigkeit in mehren fremden Sprachen, wurde aber nicht nur mit großer Vorliebe für die katholische Religion, sondern auch mit tiefem Haß gegen den Protestantismus erfüllt. In Ingolstadt, wo er seit 1587 studirte, schloß er eine innige Freundschaft mit dem nachherigen Kaiser Ferdinand II. Nachdem er 1591 unter seines Vaters Leitung in die Regierungsgeschäfte eingeweiht worden war, machte er verschiedene Reisen zur Vollendung seiner Ausbildung. Als er von seinem Vater die Regierung selbstständig überkam, brachte er ein regeres Leben in den Gang der Staatsgeschäfte, zog aber bei seinen Reformen vorsichtig die Landstände zu Hülfe und schritt nur langsam vor. Erst nach der völligen Herstellung eines geordneten Staatshaushaltes trat er eigenmächtig in allen Kreisen der Geschäfte auf. Er hatte von Anfang an der Rechtspflege eine große Aufmerksamkeit gewidmet; 1616 erschien eine neue Land-, Gerichts-, Polizei- u. Forstordnung. Auch das Kriegswesen erfuhr eine gänzliche Umgestaltung. Der 30jährige Krieg brachte jedoch das Land um einen guten Theil der Früchte dieser Reformen. Im J. 1607 hatte er die von Kaiser Rudolf II. über Donauwörth ausgesprochene Acht zu vollziehen, das er hierauf trotz aller Einsprachen u. Verwendungen der evangelischen Stände in Besitz behielt. Als hierauf letztere sich zur Union vereinigten, stellte er dem protestantischen Bündnisse die katholische Liga gegenüber, zu deren Oberhaupt er erwählt wurde. Bald aber sah er sich durch das bewaffnete Einschreiten der Protestanten in dem jülich-klevischen Erbstreite genöthigt, dieser Stellung zu entsagen, denn nur durch diese Resignation glaubte er den Bund der katholischen Fürsten zu größeren Anstrengungen zu vermögen. Um aber keinen österreichischen Prinzen die Früchte seiner Thätigkeit erben zu lassen, wie es Spanien und Oesterreich beabsichtigten, übernahm er das Oberkommando wieder u. zog zu demselben den Erzherzog Maximilian von Oesterreich heran. Zwar gelang es ihm, seinen Schwager Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg zum Rücktritt in die katholische Kirche zu bewegen und der Liga zuzuführen; diese war aber jetzt in sich gespalten durch das Bestreben Oesterreichs, aus derselben ein Bündniß für die Wahrung der habsburgischen Interessen zu bilden. M. hatte diesen Versuchen mit Kraft und Glück entgegengearbeitet, doch täuschten sich die Protestanten, welche ihn an die Spitze eines antikaiserlichen Bundes zu stellen suchten. Er lehnte diese Anträge nicht nur ab, sondern gab dem Kaiser Ferdinand II. bei dessen Wahl seine Unterstützung. Bei dem Ausbruch des böhmischen Kriegs schloß er im Namen der Liga den 8. Oktober in München einen Vertrag mit Ferdinand II., sandte ihm eine Armee von 30,000 Mann zu Hülfe, eroberte das im Abfall begriffene Oberösterreich, was ihm der Kaiser für seine Unkosten verschreiben hatte, u. siegte auf dem weißen Berge bei Prag. Während Tilly darauf die Unterpfalz zu erobern sich bemühte, nahm M. selbst ohne große Anstrengung die Oberpfalz ein. Zum Lohne dafür erhielt er 1623 die der Pfalz genommene Kurwürde und zur Vergütung für die von ihm berechneten 13 Millionen Gulden Kriegskosten die Erblande Friedrichs von der Pfalz. Umsonst hatte 1629 M. den Kaiser beim Erscheinen des Restitutionsedikts zur Mäßigung aufgefordert; es gelang ihm nur, die Absetzung Wallensteins zu bewirken. Nach Tilly's Niederlage bei Leipzig sah er seit 1632, namentlich aber seit 1647 sein Land unendlichen Verwüstungen der Schweden und Franzosen preisgegeben. Im westphälischen Frieden erhielt er die Oberpfalz und die Grafschaft Eham und die Bestätigung in der Kurwürde nebst dem Erbtruchseßamt. Gegen das Ende seines Lebens, nachdem er große Anstrengung gemacht, die Wunden seines Landes zu heilen, und die Regierung seinem Sohne Ferdinand Maria übergeben hatte, widmete er sich ganz frommen Uebungen. Er † in Folge seines ascetischen Lebens den 27. Sept. 1651. Seine erste Ehe mit Elisabeth von Lothringen war kinderlos geblieben; aus seiner zweiten mit Ferdinands II. Tochter, Maria Anna, erhielt er 2 Söhne, Ferdinand Maria und Maximilian Philipp. Vgl. Ph. Wolf, Geschichte M.s I. und seiner Zeit, München 1807—1811, 4 Bde.; J. K. von Aretin, M. I. von Bayern, Bamb. 1830.

b) **M. II. Maria Emanuel**, Sohn Ferdinand Maria's und Henriette Adelheids von Savoyen, Enkel des Vorigen, den 11. Juli 1662 geboren, gelangte 1679 unter Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp, zur Regierung und trat in ein sehr inniges Verhältniß zu Leopold I., mit dem er auf einer Wallfahrt in Altöttingen bekannt geworden war. Im Jahre 1683 eilte er zum Entsatz von Wien herbei und focht darauf auch in Ungarn für das Haus Oesterreich; er entsetzte Gran (1685), eroberte Ofen (1686), half den Sieg bei Mohacz (1687) erkämpfen und wurde 1688 bei der Ersturmung von Belgrad durch einen Pfeil verwundet. Der Kaiser, der ihm schon 1685 seine Tochter Maria Antonia gegeben hatte, ernannte ihn hierauf zum Generalissimus, und als solcher führte M. 1691 seine Truppen nach Italien und machte die Belagerung von Carmagnola mit. Im Jahre 1692 zum Statthalter der Niederlande ernannt, kämpfte er gegen Frankreich, aber ohne glücklichen Erfolg. Als mit dem Tode seines Sohnes Joseph Ferdinand seine Aussichten auf den spanischen Thron schwanden, gab er seine Statthalterschaft in den Niederlanden auf, da sie dem Lande ungeheure Summen kostete. Da ihm Oesterreich viele Ursachen zur Mißstimmung gegeben hatte, trat er

Digitized by Google

beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges auf Frankreichs Seite, welches ihn bei der Eroberung und Begründung eines Königreichs in Schwaben und Würtemberg zu unterstützen versprach. Er bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg, mußte aber nach den verlorenen Schlachten am Schellenberge und bei Hochstädt 1704 sein Land verlassen und wurde 1706 in die Acht erklärt, aber durch den Frieden von Baden wieder restituirt. Im Jahr 1717 sandte er den Oesterreichern ein Hülfscorps unter dem Kommando des Kurprinzen und erhielt auch die Kurstimme zurück. Ueber die Führung der Reichsverweserschaft verglich sich M. 1724 mit Kurpfalz dahin, daß beide Häuser sie gemeinschaftlich führten. Bei seinem Tode, den 26. Februar 1726, hinterließ M. die Kur seinem Sohn Karl Albrecht, der als Karl VII. die deutsche Kaiserwürde erhielt.

c) M. III. Joseph, der Sohn Karl Albrechts, geboren am 28. März 1727, wurde von seinem sterbenden Vater für mündig erklärt (1745) und, da er die Ansprüche seines Vaters auf die österreichischen Staaten geltend machte, nach einem unglücklichen Kriege in dem Frieden zu Füssen zur Verzichtleistung auf dieselben gezwungen, erhielt aber dagegen seine verlornen Länder zurück. Durch Verbesserung der Rechtspflege, Verringerung des Heeres und des Hofstaates, Beförderung des Ackerbaues und Hebung der Gewerbe suchte er der traurigen und erschöpften Lage des Landes abzuhelfen. Die Ordnung des Schuldenwesens kam aber nicht zur völligen Durchführung, und so trat die Nothwendigkeit ein, daß trotz des Friedens neue Steuern auferlegt werden mußten. Auch die Wissenschaften und Künste fanden an ihm einen Beschützer. Er besetzte die Universität in Ingolstadt mit neuen Lehrern und stiftete in München 1759 die Akademie. An dem 7jährigen Krieg nahm er nur durch Stellung des Reichskontingents Theil. Streng katholisch, war er doch freisinnig genug, um eine große Anzahl Klöster einzuziehen und den Protestanten auch in München die Ausübung des Gottesdienstes zu gestatten. Auch hob er, einer der ersten Fürsten, in seinem Land den Orden der Jesuiten auf. Als man ihm einst eine Liste von sogenannten Freigeistern überreichte mit dem Anfinnen, sie des Landes zu verweisen, sagte er beim Durchlesen: „Gerade die besten Köpfe," und warf das Papier ins Feuer. Da seine Ehe mit Maria Anna Sophie, einer Tochter des Königs August III. von Polen, kinderlos geblieben war, fielen seine Länder dem pfalzgräflichen Haus Sulzbach zu, und Karl Theodor nahm daher schon an der Regierung Bayerns zu Lebzeiten M.s Theil. Er† in Folge falscher ärztlicher Behandlung an den Kinderblattern den 30. December 1777.

d) M. Joseph, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken-Birkenfeld und Maria Franciska's, einer Tochter Joseph Karl Emanuels von Sulzbach, geboren den 27. Mai 1756 zu Schwetzingen, ward, von der Natur mit trefflichen Anlagen ausgestattet, durch die erste Erziehung unter der Aufsicht seines Oheims Christian VI. von Pfalz-Zweibrücken sogleich zu einer reichen Entfaltung des Geistes angeleitet. Im Jahre 1777 trat er als Oberst in ein französisches Regiment und stieg bald bis zum Generalmajor. Von Straßburg aus, wo er 1782—1789 stationirt war, bereitete er Frankreich und vermählte sich 1785 mit Auguste, Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Beim Ausbruch der Revolution schied er aus dem französischen Dienste und kehrte nach Mannheim zurück. Bald darauf trat er in österreichische Dienste und wohnte den ersten Feldzügen des Revolutionskrieges bei. Durch den Tod seines Bruders Karl II., Herzogs von Pfalz-Zweibrücken, ward er 1795 zur Regierung berufen. Kurz nach dem Antritt derselben verlor er seine Gemahlin 1796 und verheirathete sich ein Jahr später mit der Prinzessin Friederike Wilhelmine von Baden-Hochberg. Als mit dem Tode Karl Theodors den 16. Februar 1799 die sulzbachische Linie erlosch, bestieg er den Thron der Kurfürsten von Bayern. Mit scharfem Blick erkannte M. Joseph sofort die verkehrte Politik der frühern Regierung, u. sein erster Schritt zur Beseitigung der aus ihr hervorgegangenen Uebelstände war die Begründung eines unabhängigen Ministeriums. M. sorgte zuerst für die materiellen Interessen, förderte die Landwirthschaft und den Verkehr. Im Jahre 1802 wurde aber auch der Rechtszustand verbessert, und es erschien eine neue Kriminalordnung, die 1810 noch durchgreifendere Organisationen ermöglicht wurden. Auch eine gleichmäßigere Vertheilung der Steuern und Abgaben ohne Rücksicht auf Privilegien führte zur Hebung des Gemeinwesens. Die Aufhebung der Klöster, welche M. durch dieses Ministerium und vorzüglich durch Montgelas' (s. d.) Thätigkeit ausführte, hat vielen Tadel erfahren. Die Verwendung des durch die Säkularisationen gewonnenen Kirchenvermögens zur Hebung der Kultur des Bodens wie zur Förderung der geistigen Bildung des Volks war aber die segensreiche Folge. Wenn in allen Maßregeln M. Josephs für Bayern (s. d.) die wohlwollende und geistestüchtige Persönlichkeit des Monarchen hervortritt, so ist um so mehr zu bedauern, daß er durch die allgemeinen deutschen Verhältnisse und die besonderen seines Landes dem Auslande gegenüber eine so widernationale und nur auf die Vergrößerung seiner Hausmacht berechnete Politik übte. Durch seinen festen Anschluß an Napoleon, der durch die Verheirathung von M.s Tochter an Eugen Beauharnais noch mehr befestigt wurde, erhielt er 1806 die königliche Würde und ward der bedeutendste Fürst des Rheinbundes. Erst durch den Vertrag zu Ried 1813 sprengte M. Joseph die Ketten, mit welchen er das schwankende Schifflein seines Staates an Frankreich angeschlossen hatte. Aber auch jetzt hielt Bayern an seiner Politik fest und war auf dem wiener Kongreß ein Hauptkämpfer für die Souverainetätsrechte. Um seinem Lande die segensreichen Institutionen seiner Regierung zu sichern und eine stetige Fortentwickelung der von ihm gestreuten Saat zu ermöglichen, entfernte M. Joseph den ihm widerstrebenden Minister Montgelas und gab dem Volk die Konstitution vom 26. Mai 1818. Gemildert wurde das feste und entschiedene Wesen M.s im Privatverkehr durch ein na

Digitized by Google

türliches Wohlwollen, anspruchslose Einfachheit und Reinheit der Sitten. Voll Begeisterung sprach das Volk von seinem Vater Max, umringte ihn, wo er sich zeigte, mit freudigem Jubel und betrauerte ihn aufrichtig, als er den 13. Oktober 1825 zu Nymphenburg †. Von seinem Sohn und Nachfolger Ludwig wurde ihm 1835 zu München ein Denkmal auf dem Max-Josephsplatz gesetzt, das von Rauchs Meisterhänden ausgeführt wurde. Vgl. Sötl, Max Joseph, König von Bayern, Stuttg. 1837.

2) M. II. Joseph, der gegenwärtig regierende König von Bayern, Sohn des Königs Ludwig und der Königin Therese, den 28. Nov. 1811 geboren, studirte in Göttingen und Berlin und machte dann seit 1831 größere Reisen in Deutschland, Italien und Griechenland. Im Jahre 1830 zum Generalmajor ernannt, ward er 1836 von seinem Vater in den Staatsrath eingeführt, besuchte 1837—40 von Neuem Italien u. Griechenland und wählte das reizende Schloß Hohenschwangau bei Füßen, das er sehr geschmackvoll neu aufbauen ließ, zu seinem Lieblingsaufenthalt. Im Oktober 1842 vermählte er sich mit der Prinzessin Maria Hedwig, der Tochter des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen. Den Staatsgeschäften fern, aber in regem Verkehr mit Künstlern u. Gelehrten stehend, ward er durch die Abdankung König Ludwigs am 21. März 1848 plötzlich zum Throne berufen. M. umgab sich zwar mit freisinnigen Räthen, setzte aber der Unionspolitik entschiedenen Widerstand entgegen, verweigerte die Anerkennung der Reichsverfassung, näherte sich dagegen Oesterreich und betheiligte sich an den Schritten, die zur Wiederherstellung des Bundestags und zur Exekution in Hessen und Holstein führten. In der innern Politik folgte Bayern seit 1850 zwar der restaurirenden Richtung; dagegen fand die kirchliche Reaktion bei König M. keine Unterstützung, vielmehr rief er zum großen Mißvergnügen der ultramontanen Partei eine Reihe wissenschaftlicher Celebritäten nach München (Liebig, Pfeufer, Siebold, Carriére) und zog die Dichter E. Geibel, Bodenstedt u. A. in seine Umgebung. Kronprinz ist Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, geboren den 21. Aug. 1845. Der zweite Prinz, Otto, ward den 27. April 1848 geboren.

3) M. Joseph, Herzog in Bayern, Sohn des Herzogs Pius August, den 4. Decbr. 1808 zu Bamberg geboren, wurde unter der Leitung seines Großvaters, des Herzogs Wilhelm, erzogen und besuchte seit 1826 die Universität München, wo er sich vorzüglich mit Geschichte, Staatswirthschaftslehre und Naturgeschichte beschäftigte. Im folgenden Jahre wurde er volljährig und trat in die Kammer der Reichsräthe ein. Die bedeutenden Güter, welche er von seiner Mutter, einer geborenen Prinzessin von Aremberg, in Frankreich überkommen hatte, veranlaßten ihn zu einer Reise dorthin. Er kehrte über England zurück und vermählte sich den 9. September 1828 zu Tegernsee mit Ludovika, der jüngsten Tochter des Königs Maximilian Joseph. Da sein Großvater sich nach Bamberg zurückzog, trat er nach dessen Wunsch 1834 als Haupt der Familie die Verwaltung ihrer Güter noch bei Lebzeiten seines Vaters an, und durch die Veräußerung seiner Liegenschaften in Frankreich war ihm die Erwerbung eines Güterkomplexes am Starnberger See und des Landsitzes Possenhofen, sowie der fuldaischen Domäne Holzkirchen und des Stammschlosses Wittelsbach ermöglicht. Im Jahre 1838 besuchte er Athen, Konstantinopel, Aegypten und Nubien, wo er bis zu der 2. Kataraktе des Nils vordrang, und traf, von Kairo aus über Palästina zurückkehrend, nach einer Abwesenheit von 8 Monaten wieder in München ein. Er beschrieb diese Reise in der „Wanderung nach dem Orient 1838" (München 1839). Schon 1824 hatte M. vom König Max ein Infanterieregiment erhalten, 1831 gab ihm König Ludwig das 3. Chevaurlegersregiment, das gegenwärtig seinen Namen führt, und 1837 wurde er Generalmajor, 1848 Generallieutenant und Kreiskommandant der Landwehr von Oberbayern. Unter dem Namen Phantasus ließ er mehre dramatische und novellistische Arbeiten erscheinen, die eine leichte Erzählungsgabe und einen fröhlichen Lebenssinn bekunden. Dahin gehören die „Novellen" (2 Bde., München 1831), „Lucrezia Borgia" (das. 1833), das „Skizzenbuch" (München 1834), die Novellen „Jakobine" (1835) und „Der Stiefbruder" (1838). Seine „Sammlung oberbayerischer Volkslieder u. Singweisen" (München 1846) schließt sich der durch Ritter von Spaur herausgegebenen Sammlung österreichischer Volksweisen an.

4) M. Alexander Philipp, Prinz von Wied, früher von Neuwied, berühmter Reisender, den 23. Sept. 1782 zu Neuwied geboren, Oheim des jetzigen Fürsten Hermann von Wied, erhielt durch die großartigen Umgebungen seines Stammsitzes die ersten Anregungen zu naturwissenschaftlichen Studien und bereitete sich nach dem wiener Frieden, wo er den preußischen Militärdienst als Generalmajor quittirte, zur Ausführung eines lange gehegten Entschlusses vor, die noch unbekannten Gegenden Amerika's zu bereisen. Begleitet von den Naturforschern Freireiß und Sellow, trat er die Reise im Mai 1815 an und begab sich über London nach Rio Janeiro. Er besuchte von hier aus San Salvador und verfolgte den Fluß Espiritu santo, bis ihn die Feindseligkeiten der erst durch ihn genauer bekannt gewordenen Botokuden nöthigten, von Morro d'Arara nach Villa Vigoza und über Caravallos und Sta. Cruz nach Villa Belmonte zu gehen. Von hier ging er von dem Fluß Belmonte nördlich und drang auf unwegsamen Pfaden, die man oft erst durch die Wälder mit dem Beil bahnen mußte, bis zur Grenze von Minas-Geraes vor. Die Einwirkungen des Klima's, die sich jetzt stärker geltend machten, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Bahia. Auf dieser Tour wurde er überfallen und gerieth in eine 3tägige Gefangenschaft zu Nazareth, wodurch seine Rückkehr nach Europa zum festen Entschluß in ihm wurde. Am 10. Mai 1817 schiffte er sich nach Lissabon ein, nachdem er Brasilien vom 13. bis 23. Grad südlicher Breite erforscht hatte. Trotz der mancherlei Verluste, welche ihm Ueberfälle und andere Unfälle gebracht hatten, erwarb er sehr bedeutende Sammlungen. Auch brachte er die ersten Botokuden mit nach Europa.

Digitized by Google

Die Resultate seiner Reise sind niedergelegt in seiner „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817" (Frankf. 1819—1820, mit Atl.), sowie in den „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens" (15 Lieferungen. Weimar 1823—1831) und in den „Beiträgen zur Naturgeschichte Brasiliens" (4 Bde., das. 1824—1833). Eben so groß wie um die Erforschung Brasiliens sind die Verdienste, welche sich der Prinz um die Kenntniß des Westens von Nordamerika erwarb, wohin er 1833 eine Reise bis zum obern Missouri unternahm. Durch seine Begleitung, die aus trefflichen Malern und Sammlern bestand, wurde es ihm möglich, das Material zu dem kostbaren Reisewerk zusammenzubringen, welches er unter dem Titel „Reise durch Nordamerika" (2 Bde., Koblenz 1838, mit Atlas von 81 Kupfern) erscheinen ließ. Fortwährend beschäftigten ihn neben der Darstellung seiner Reisen zoologische Studien, bei welchen er durch seine ausgezeichneten Sammlungen unterstützt wurde. Einzelne Abhandlungen naturhistorischen Inhaltes erschienen in den Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Bonn (1824, 12. Theil).

5) M. Heinrich, Erzbischof und Kurfürst von Köln, geboren den 6. Oktober 1621, Sohn des Herzogs Albrecht von Bayern, wurde 1653 seinem Oheim Ferdinand von Köln und Lüttich als Koadjutor beigegeben und folgte ihm nicht bloß 1660 in diesen Würden, sondern wurde auch Bischof von Hildesheim. Mit dem Kurfürsten von Mainz gerieth er in Streit über die Berechtigung zum Vollzug der Kaiserkrönung und mit der Stadt Köln über deren Privilegien, die er angetastet hatte. Der erste wurde dahin vermittelt, daß die Krönungsceremonie fortan abwechselnd von beiden vollzogen werden sollte, der letztere ward dagegen die Veranlassung zu einem Krieg. Denn da sich der Kaiser wie die Generalstaaten der Niederlande für die Stadt entschieden und M. bedrohten, schloß dieser unter der Vermittelung des Bischofs von Straßburg, Egon Wilhelm von Fürstenberg, 1669 ein Bündniß mit Ludwig XIV., das 1672 erneuert wurde und dem nun auch der kriegerische Bischof von Münster, Joseph Bernhard von Galen, beitrat. Das Anerbieten der Generalstaaten, die seit 1633 in ihrem Besitz gebliebene Festung Rheinbergen an Köln zurückzugeben, konnte den Kurfürsten nicht beruhigen. Er fiel zugleich mit den Franzosen in den Niederlanden ein und räumte französischen Truppen die Besetzung von Kaiserswerth, Neuß und Bonn ein. Es gelang ihm auch Deventer zu erobern. Als er aber mit dem Bischof von Münster vor Gröningen lag und 1673 die Kunde erhielt, daß die Verbündeten der Generalstaaten Bonn belagerten, floh er nach Köln und bot eine friedliche Unterhandlung an. Schon am 20. April des folgenden Jahres wurde diese mit Münster u. am 11. Mai auch mit Köln beendigt, welches Rheinbergen zurückerhielt. Im Jahre 1683 wurde M. auch zum Bischof von Münster gewählt; allein vom Papste nicht bestätigt, konnte er nur die weltlichen Angelegenheiten daselbst leiten. M. † den 3. Juni 1688. Er war ein eifriger Alchemist.

6) M. Franz Xaver Joseph, letzter Kurfürst von Köln, geboren am 8. Dec. 1756, der jüngste Sohn Maria Theresia's und Franz' I., war von Jugend auf für den geistlichen Stand bestimmt, bereiste unter der Führung des Grafen Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien u. machte unter seinem Bruder Joseph II. den bayerischen Erbfolgekrieg mit. Im Jahre 1769 wurde er Koadjutor seines Oheims, des Hoch- und Deutschmeisters Karl von Lothringen, und 1780 des Kurfürsten von Köln und Bischofs zu Münster, Maximilian Friedrich. In Köln gelangte er noch 1780, in Münster aber erst 1784 zum vollen Besitz dieser Würden. Unter seiner trefflichen Regierung erholte sich das Land von dem Bedrückungs- und Aussaugesystem unter seinem Vorgänger. Er behauptete eben so fest den Anmaßungen der römischen Kurie gegenüber seine Rechte, als er sich beim Ausbruch der französischen Revolution klug von jeder ostensibeln Theilnahme für die Emigranten frei erhielt. Als Reichsfürst stellte er nur sein Kontingent ins Feld gegen Frankreich. Im Herbst 1794 mußte er, da Bonn von den Franzosen besetzt wurde, seine Residenz verlassen. Er weilte erst in Münster, dann in Mergentheim und Ellingen, bis er im Frühjahr 1800 sich nach Wien begab und in Hetzendorf lebte. Er starb den 27. Juli 1801. In seinem Privatleben einfach und genau, konnte er sich manchen Genuß gewähren, der in seiner höhern und umfassenden Bildung seinen Grund hatte, indem er Talente unterstützte und Verdienste belohnte, die Universität in Bonn erweiterte und eine treffliche Bibliothek anlegte. M. sprach selbst mehre Sprachen und war mit den ausgezeichnetsten literarischen Produkten vertraut. Auch für Musik und Naturgenüsse befaß er einen regen Sinn, welches letztere die Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg bezeugen. Im Verein mit seinem Minister Waldenfels ordnete er die Finanzen, das Justizwesen und die Polizei. Vgl. Seida, M. Franz, letzter Kurfürst von Köln, Nürnberg 1803.

Maximilianische Thürme, gemauerte, zur Vertheidigung eingerichtete, einzeln liegende Werke, die ihren Namen von ihrem Erfinder, dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich († als Deutschmeister 1699), haben. Der Thurm besteht aus einem Erdgeschoß, auf welchem zwei Etagen und eine Plattform ruhen, welche zusammen eine Höhe von 32 Fuß haben. Alle Decken sind bombenfest gewölbt, die Plattform ist mit einer kreisrunden Brustwehr von 80—100 Fuß Durchmesser versehen. Die hier aufgestellten schweren Geschütze sind so laffetirt, daß man ihrer 10 gleichzeitig auf einen und denselben Punkt wirken lassen kann. Die beiden Etagen sind ebenfalls zur Aufnahme von Geschützen, die obern besonders zur Aufnahme von Wurfgeschützen, eingerichtet; in der untern aber findet eine Besatzung von 150 Mann Raum. Im Erdgeschoß wird Pulver und Proviant aufbewahrt; auch befindet sich daselbst ein Brunnen. Außen ist der Thurm mit einem Graben umgeben, dessen obere Breite nach vorn 50, in der Kehle 12 Fuß beträgt. Die Brustwehr vor dem Graben, ein Erdwall, reicht beinahe bis zur Höhe der Sohle der Plattform. Dergleichen Thürme werden in solcher Entfernung von einan-

Digitized by Google

der angelegt, daß der Zwischenraum zwischen zweien von jedem aus zur Hälfte bestrichen werden kann. Vgl. Essai sur la fortification moderne, Paris 1845.

Maximiliansbrunnen, s. Freudenthal.

Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, königlich bayerischer Orden, gestiftet vom König Maximilian Joseph am 28. Nov. 1853, vorzugsweise für deutsche Gelehrte und Künstler bestimmt und in einer Klasse bestehend mit zwei Abtheilungen für Wissenschaft und für Kunst. Ordenszeichen ist ein dunkelblau emaillirtes gothisches Kreuz mit weißem Rand und 4 Strahlen in den Winkeln, umgeben von einem goldenen Kranz von Lorbeer und Eichenlaub; die Mitte des Ordens bildet ein gekrönter Schild, auf dessen einer Seite das Bildniß des Stifters, auf der andern für die Abtheilung der Wissenschaft eine Eule mit einer Rolle, für die der Künste der Pegasus mit der Hippocrene und der Umschrift: für Wissenschaft und Kunst. Die Gesammtzahl der Ordensglieder soll nicht über 100 seyn.

Maximin, Kantonsstadt im französischen Departement Var, Bez. Brignolles, am Ursprung des Argens, mit Fabriken von Wollenzeuchen, Branntweinbrennerei und 4050 Einw.

Maximinus, 1) Cajus Julius Verus, mit dem Beinamen der Thracier (Thrax), weil er in Thracien geboren war, römischer Kaiser, eines Hirten Sohn, ward wegen seiner außerordentlichen Größe (über 8 Fuß), Stärke und wegen seines schönen Wuchses vom Kaiser Severus unter die Garde aufgenommen, stieg unter Alexander Severus in Rom zum Senator und Anführer einer neugeworbenen Legion empor, kämpfte gegen die Perser und Alemannen und ward nach Alexanders Ermordung 235 vom Heere bei Mainz zum Kaiser ausgerufen. Er ernannte sofort zum Cäsar seinen Sohn Cajus Julius Verus M., der für den schönsten Mann seiner Zeit galt und dem Vater ähnlich an Größe, aber überlegen an Wuchs, Geistesbildung und Gemüth war. Im Besitz der Macht, wurde M., der von Natur wild war, grausam und blutdürstig. Er entließ oder tödtete alle ehemaligen Diener Alexanders und ließ sogar alle Diejenigen morden, die um seine Herkunft und Familienverhältnisse wußten. In den Feldzügen gegen Deutschland zeichnete er sich durch Ausdauer und Tapferkeit aus und erhielt vom Senat nebst seinem Sohne den Ehrennamen Germanicus. Auch gegen Dacien und Sarmatien kämpfte er siegreich. Er beabsichtigte die Grenzen des Reichs bis an das Eismeer auszudehnen, machte sich aber durch Habgier und Grausamkeit so verhaßt, daß er, als in Afrika 238 der Aufstand der Gordiane ausbrach, vom Senat für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde. Weder Heer noch Senat gingen auf M.' Versprechungen ein, und als die Nachricht von dem Tode der Gordiane nach Rom kam, wählte der Senat die Senatoren M. Clodius Pupienus Maximus und Decimus Cälius Balbinus zu Kaisern. M. drang Anfangs 238 in Italien ein. Der Widerstand, den er bei Aquileja fand, erbitterte ihn in dem Maße, daß er einige Offiziere hinrichten ließ, worauf die wegen der unter ihnen herrschenden Noth ohnehin aufgebrachten Soldaten ihn nebst seinem Sohn erschlugen.

2) M., ursprünglich Daca oder Daza, ein Illyrier von niederer Geburt, Neffe des Galerius Maximinianus, von dem er 305 zum Cäsar ernannt und mit der Verwaltung des Ostens beauftragt wurde, legte sich 307 selbst den Titel Augustus bei, weil Licinius ihm vorgezogen und zum Augustus ernannt worden war. Nach dem Tode des Galerius stritt M. mit Licinius um den Thron, und als er von der beabsichtigten Vermählung desselben mit der Schwester des Constantius Nachricht erhielt, verband er sich mit Maxentius, brach 313 mitten im Winter aus Syrien auf und nahm Byzanz, Heraclea und Perinth, ward aber von dem mit 30,000 Mann herbeigeeilten Licinius geschlagen und tödtete sich auf der Flucht zu Tarsus.

Maximum (v. Lat.), das Größte, der höchste Grad, die höchste Stufe, der höchste Werth, im Gegensatz zu Minimum, das Kleinste ꝛc. In der Mathematik versteht man unter dem größten oder kleinsten Werthe einer veränderlichen Größe denjenigen, welcher größer oder kleiner ist als ein in der Reihe der Werthe dieser Größe vorangehender oder nachfolgender, so nahe auch beide an jenem größten oder kleinsten Werthe genommen werden. Demnach kann eine Funktion auch mehre Maxima und Minima haben. Die Untersuchung über dies Verhältniß wird am leichtesten mit Hülfe der Differentialrechnung und bei schwierigen Aufgaben mittelst der Variationsrechnung geführt. Spuren dieser Lehre finden sich schon in des Apollonius Werken über die Kegelschnitte; ausgebildet wurde sie durch die Gebrüder Bernoulli, Newton, Maclaurien, Euler und Lagrange.

Maximumgesetz, vom französischen Nationalkonvent erlassenes Gesetz, gültig vom Sept. 1793 bis Sept. 1794, wonach für eine Menge von Lebensmitteln ein höchster Preis festgesetzt ward, über den sie nicht verkauft werden sollten, bei Strafe der Konfiskation und wohl selbst des Todes, da der Uebertreter dieses Gesetzes dem Konvente als Feind der bestehenden Ordnung verdächtig ward. Diese Maßregel war dem Handel und der Landwirthschaft so nachtheilig, daß man sie bald wieder zurücknehmen mußte.

Maximus, 1) Clodius Pupienus M., römischer Kaiser, war von niedriger Herkunft und wurde wegen seiner kriegerischen Tüchtigkeit Senator, Prätor und Konsul, dann Prokonsul in Bithynien, Griechenland u. Gallia Narbonensis. In seinen Kämpfen gegen Illyrier, Sarmaten und Germanen erwarb er sich trotz seiner Strenge durch Tapferkeit und Gerechtigkeit die Liebe der Soldaten. Anfangs 238 ernannte ihn der Senat zum Gegenkaiser gegen Maximin. In Begriff, gegen die wieder unruhig gewordenen Perser zu ziehen, wurde er nebst seinem Kollegen Balbinus von den Prätorianern, die unzufrieden über die nicht von ihnen gewählten Kaiser waren, ermordet (Mitte 238).

2) M., römischer Kaiser, Kriegsgefährte des Theodosius, nach dessen Erhebung zum Kaiser er die von den aufständischen Legionen in Britannien ihm angebotene Krone ablehnte (383),

Digitized by Google

wogegen er mit dem Heere Gallien angriff, in dessen Hauptstadt Gratian residirte. Von den gallischen Legionen als Beherrscher des Westens anerkannt, zeigte sich M. gewaltthätig und roh und verfolgte besonders die Sekte der Priscillianisten, deren Häupter er zu Trier hinrichten ließ. Seine Sehnsucht war aber nach Italien gerichtet, wo Valentinian II. herrschte. Unter dem Vorwand einer Unterstützung in Pannonien kam M. über die Alpen und zog in Mailand ein, Theodosius aber ergriff für seinen Schwager Valentinian die Waffen und schlug M. bei Aquileja, der dann von den Soldaten des Theodosius getödtet ward. Auch des M. Sohn, Victor, den er zum Augustus ernannt hatte, fand den Tod.

3) M. aus Tyrus, Lehrer der Beredsamkeit und Philosophie gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr., lebte abwechselnd in Griechenland und Rom und hinterließ 41 Abhandlungen oder Reden über einzelne Sätze verschiedener Art, meist moralisch-praktischen Inhalts, die zuerst in einer lateinischen Uebersetzung des florentinischen Erzbischofs Piazzi zu Rom 1517, zu Basel 1519 und zu Paris 1554 bekannt und griechisch von Stephanus (Paris 1557), Heinsius (Leyden 1607) u. Davis (Cambridge 1703), am besten von J. Ward (London 1740) und Reiske (Leipzig 1744) herausgegeben wurden.

Max-Joseph-Orden, bayerischer Militärverdienstorden, von Maximilian Joseph von Bayern am 1. Januar 1806 gestiftet, veranlaßt durch die Tapferkeit, mit welcher seine Truppen im Solde Napoleons gegen die Oesterreicher gefochten, zur Belohnung für Militärs von allen Offizziergraden bestimmt. Die Zahl der Mitglieder ist nicht festgesetzt; zur ersten Klasse können jedoch nur Generäle gelangen. Außer den Großkreuzen gibt es noch Kommandeure und Ritter. Die 6 ältesten Großkreuze erhalten jeder jährlich 1500 Gulden, die 8 ältesten Kommandeure jeder 500, die 50 ältesten Ritter jeder 300 Gulden. Beim Austritt aus dem Militärdienst hören die Einkünfte auf, der Orden aber wird fortgetragen. Das Ordenszeichen ist ein einfaches goldenes, weiß emaillirtes Kreuz, über dem eine goldene Krone steht. Auf dem hellblauen, runden Mittelschilde steht der Namenszug des Stifters M. J. K. (Max Joseph, König), auf der Umseite in einem Halbeichkel mit goldenen Buchstaben die Worte: Virtuti pro patria.

May, Karl, Baurath des Kurfürsten von Mainz, erwarb sich durch ausgezeichnete phelloplastische Werke einen Namen, nachdem er die Kunst der Phelleplastik, die er in Rom kennen gelernt, durch eigene Uebung nachgefunden hatte. Die letzte Arbeit M.'s war die Nachbildung des heidelberger Schlosses, die er für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern nicht mehr ganz vollenden konnte. Er † 1822 und hinterließ seinem Sohn, dem königl. bayerischen Straßen- und Wasserbauinspektor Georg M., seine Kunst.

Mayaindianer, nordamerikanischer Volksstamm in Mexiko und Guatemala, redet eine eigene Sprache, hat zum Theil christliche Civilisation angenommen und treibt Ackerbau, während in anderer Theil noch unabhängig in den Wäldern haust.

Mayen, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, an der Nette, im schönen und fruchtbaren Mayenfelde, mit Mauern, Schloß, mehren Kirchen u. Kapellen, Progymnasium, Tuchfabrikation, Töpfereien, Rothgerbereien, Papiermühle, vielen anderen Mühlen, Mineralquellen, berühmten Mühlsteinbrüchen u. 6000 Einw. Zur Zeit Karl Martels war M. der Sitz vom Markgrafen von M. (vgl. Genoveva).

Mayenne (lat. Meduana), Fluß im nordwestl. Frankreich, entspringt im Departement Orne bei dem Dorfe Maine aus 2 Quellen, hat einen südlichen, 45 Lieues langen Lauf, wird bei Laval schiffbar und mündet bei Bouche-Maine in die Loire, nachdem er das gleichnamige Departement und den nördlichen Theil des Departements Maine-Loire durchflossen hat. Nach Vereinigung mit der Sarthe heißt er Maine. Nebenflüsse sind: Ernée, Varenne, Colmont, Oudon, Sarthe mit Loir. Nach ihm ist benannt das Departement M., zwischen den Departements la Manche, Orne, Sarthe, Maine-Loire, Ille-Vilaine gelegen, umfaßt 93½ □Meilen mit (1851) 374,566 Einw., aus dem westlichen Theil der vormaligen Provinz Maine und dem nördlichen Theile von Anjou gebildet. Es ist ein hügeliges, zum Theil ergiebiges Land, größern Theils aber Heideboden, von der M., Oudon u. mehren kleinern Flüßchen durchströmt u. auch mehre große Teiche enthaltend, mit gesundem, mildem Klima. Produkte sind: Getreide (schöner Roggen, Gerste, Hafer, etwas Weizen), Flachs, Hanf, Obst (besonders Aepfel und Birnen, woraus Cider bereitet wird). Die Viehzucht, namentlich die Rindvieh- und Schafzucht, ist bedeutend. Wichtig ist der Bergbau auf Eisen und die Benutzung der Marmor- und anderer Steinbrüche. Die Einwohner beschäftigen sich außerdem mit Obst- und Weinbau und Bienenzucht, die durch die weiten Heidestrecken begünstigt wird. Der Gewerbefleiß erzeugt Segeltuch, Leinwand, baumwollene und wollene Zeuche, Papier; mit diesen Fabrikaten, sowie mit den sonstigen Produkten wird ein lebhafter Handel getrieben. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements Laval, Chateau-Gontier und Mayenne, mit der Hauptstadt Laval. Die alte unansehnliche Stadt M., an beiden Ufern der M. gelegen, ist Hauptort des gleichnamigen Arrondissements, hat ein altes Felsenschloß der ehemaligen Herren von M., ein Collège, Civil- und Handelstribunal und 9500 Einwohner, die Fabriken für Leinwand, Hanftuch, Baumwollenzeuche, Schnupftücher, Bleichen, Färbereien und lebhaften Handel unterhalten, während in den Umgebungen Eisenwerke im Betrieb stehen. M. hieß sonst Meduana.

Mayenne, Karl von Lothringen, Herzog von, s. Guise.

Mayer, 1) Johann Tobias, berühmter Astronom, den 17. Febr. 1723 zu Marbach im Würtembergischen geboren, wuchs in Eßlingen unter dürftigen Verhältnissen auf und bildete sich allein durch seinen rastlosen Privatfleiß zu einem ausgezeichneten Mathematiker heran. Er hatte sich schon durch mehre schriftstellerische Versuche (z. B. „Allgemeine Methode zur Auflösung geometrischer Probleme", Eßlingen 1741) in weiteren

Digitized by Google

Kreisen bekannt gemacht, als er in der homannischen Offizin zu Nürnberg eine Anstellung fand, wo er sich um Verbesserung der Landkarten sehr verdient machte, ohne seine wissenschaftliche Fortbildung zu vernachlässigen. Im Jahre 1750 ward er als Professor der Mathematik nach Göttingen berufen und † hier den 20. Februar 1762. Sein großer Ruf als Astronom gründet sich vornehmlich auf seine Mondstafeln, wonach man den Ort des Mondes für jeden Zeitpunkt bis auf eine Minute genau bestimmen kann. Aber er erwarb sich auch nöch anderweite Verdienste um die astronomische Forschung durch Verbesserung der Winkelinstrumente, Einführung des Multiplikationskreises, Aufstellung einer Theorie der Refraktionen und Finsternisse, seine Fixsternverzeichnisse ꝛc. Seine Erben erhielten 3000 Pfd. Sterl. als einen Theil des von dem englischen Parlament für Erfindung der Länge zur See ausgesetzten Preises. Seine Hauptwerke, die sich durch eleganten lateinischen Styl auszeichnen, sind: „Theoria lunae juxta systema Newtonianum" (Lond. 1767) und die „Tabulae motuum solis et lunae" (daf. 1770). Aus seinen hinterlassenen Manuskripten gab Lichtenberg „Opera inedita" (Göttingen 1774) heraus. Sein Sohn, Johann Tobias, geboren zu Göttingen den 5. Mai 1752, seit 1780 Professor der Mathematik und Physik zu Altdorf, seit 1786 zu Erlangen und seit 1790 zu Göttingen, wo er den 30. November 1830 †, erwarb sich als Schriftsteller im Fache der mathematischen Wissenschaften ebenfalls einen geachteten Namen, insbesondere durch seinen „Unterricht zur praktischen Geometrie" (Bd. 1—3, 4. Aufl., Gött. 1814—18; Bd. 4, 4. Aufl., Erlangen 1828; Bd. 5, 2. Aufl., Gött. 1821), „Anfangsgründe der Naturlehre" (5. Aufl., daf. 1823) und „Lehrbuch der höheren Analysis" (2 Bde., daf. 1819).

2) Johann Ernst, Bildhauer und Professor an der polytechnischen Schule in München, geboren 1776 zu Ludwigsburg, besuchte die münchener Akademie und begab sich 1822 nach Italien, wo er für Thorwaldsen Einiges in Marmor ausführte. Die Büste Thorwaldsens fertigte er erst 1831 in München, wohin er 1826 zurückkehrte. Hier war er 1830 bei der Restauration der Antiken für die Glyptothek beschäftigt, sowie mit der Ausschmückung des Palais des Herzogs Maximilian von Bayern, für welches er außer Büsten und Medaillons 16 fast lebensgroße Figuren in Gyps, die Musen, Apollo, die Horen, Diana ꝛc. vorstellend, ausführte. Für das Giebelfeld der Glyptothek fertigte er 3 über lebensgroße Figuren in Marmor und nebenbei die Büsten des Fürsten Wallerstein, des Hofraths von Martius u. A. Von ihm sind auch die beiden Genien am Sockel des Denkmals des Herzogs von Leuchtenberg in der Michaelskirche zu München, sowie die zwei großen Löwen aus Sandstein vor dem Eingange in die Pinakothek. Für die Säle dieses Prachtbaues lieferte er mehre Modelle zu Verzierungen, die Reliefs der vier Elemente, der Welttheile, der Grazien und viele Köpfe berühmter Maler im Korridor, Alles in Stukko, für den neuen Königsbau zwei Kandelaber aus Marmor, für die Walhalla vier andere, ebenfalls aus Marmor. Ein späteres Werk ist das Monument des geistlichen Raths und Akademikers von Schrenk. Zu seinen neueren Werken gehören die zwei 8 Fuß großen sitzenden Statuen Homers und Thucydides' auf der äußern Treppenbalustrade des neuen Bibliothekgebäudes zu München.

3) Karl Friedrich Hartmann, deutscher Dichter, 1786 zu Neckar-Bischofsheim im Würtembergischen geboren, lebt als Oberjustizrath u. Oberamtsrichter zu Waiblingen. Im Anfange der dreißiger Jahre gehörte er als Mitglied der zweiten würtemberg. Kammer mit seinen Freunden Schott, Uhland ꝛc., mit welchen er auch die Annahme einer weitern Wahl ablehnte, zu der liberalen Opposition. Bekannter ist er durch seine zahlreichen, zum Theil in Zeitschriften verstreuten, unter dem Titel „Lieder" (Stuttgart 1833, 2. Aufl., 1840) gesammelten lyrischen Gedichte, die, fast alle von geringem Umfange, Naturbilder von tiefster Innigkeit und ächt poetischer Wahrheit, verbunden mit seltenem Zauber und Wohllaut der Sprache sind.

4) Louis, Landschaftsmaler, den 23. Mai 1791 zu Neckar-Bischofsheim geboren, Bruder des Vorigen, konditionirte mehre Jahre in einigen Handlungshäusern zu Heidenheim, Heilbronn und Stuttgart, gab aber 1824 seinen bisherigen Beruf auf, um fortan nur der Kunst zu leben, wobei ihm Professor Steinkopf in Stuttgart als Lehrer und Rathgeber zur Seite stand. Mehre Reisen durch Schwaben, Steiermark, Tyrol und die Schweiz waren für ihn eben so genußreich, als für seine Kunst förderlich; vorzüglich aber kam ihm eine in den Jahren 1830—1832 unternommene Reise durch Italien und Sicilien zu statten. Er † zu Stuttgart den 22. November 1843. Zu seinen frühesten Arbeiten gehören eine Ansicht von Oberesslingen, ein schwer bewölkter thuner See, ein weites Gebirgstableau von Salzburg und eine Ansicht von dem Dorfe Hildrighausen, die wahrhaft idyllisch aufgefaßt ist. In Rom malte er eine Ansicht von Olevano, die sich in der würtembergischen Staatsgallerie befindet; nach seiner Zurückkunft aus Italien entstanden Taormina, Palermo, Neapel, Ariccia, Subiaco, Hohenstaufen, die Felsengegenden des obern Donauthales und eine zweite Ansicht von Olevano. Wärme des Gemüthes und klare Besonnenheit zeichnen das Leben und die Arbeiten M.s aus.

5) Karl, Maler und Stahlstecher, geboren 1798 zu Nürnberg, Schüler des Freiherrn v. Haller und des Kupferstechers F. Fleischmann, vollendete seine Ausbildung zu Paris unter Leitung des berühmten Desnoyers und Coiny's und gründete dann in seiner Vaterstadt eine Kunstanstalt, mit der seit 1830 auch eine Druckerei verbunden ist. Blätter von ihm findet man in Kalendern und Almanachen, in Witschels Morgen- und Abendopfern nach Heideloff, in der Duodezausgabe von Schillers Werken und in der größeren Ausgabe desselben Dichters ꝛc. Auch hat man von ihm Bildnisse merkwürdiger Personen. Seine Stahlstiche sind von hoher Schönheit. Mit der Malerei beschäftigte er sich später wenig.

Maykaung (Maekhaun, Kambodscha), Fluß in Hinterindien, dessen Lauf aber nicht mit Sicherheit angegeben werden kann. Er soll seine Quellen in Tübet auf demselben Plateau mit dem

Digitized by Google

Irawaddy haben, und man glaubt ihn im Lanstu, sowie im Lanthsanghi in Tübet u. China wiederzufinden, bis in Anam und Cambodscha der Name M. der gewöhnliche wird. Er mündet durch zahlreiche Arme in das chinesische Meer.

Maynooth, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Kildare, am Royalkanal, mit katholischem College, Fabriken und 1450 Einwohnern, bekannt durch die dortige katholische Hochschule oder das Seminar für katholische Priester, die bedeutendste römisch-katholische Bildungsanstalt Irlands, die 1845 das Ministerium Peel zur Einbringung der Maynoothbill veranlaßte (s. Großbritannien, Gesch.) Die Anstalt ward 1795 gegründet und mit 8000 Pfund Sterling für 200 Schüler dotirt.

Mayo, 1) die nordwestlichste Grafschaft der irischen Provinz Connaught, im Westen u. Norden von dem atlantischen Ocean bespült, außerdem von den Grafschaften Galway, Roscommon und Sligo begrenzt, umfaßt 100 □Meilen, wovon 31⅓ auf unproduktives Gebirgsland und Moore, fast 4⅓ auf Wasser und 64⅓ auf Kulturland kommen, mit 275,000 Einwohnern. Unter den Baien der sehr zerrissenen Küste sind die Killalabai und der Broadhafen im Norden, die Blacksod-, die Clewbai u. der vortreffliche Killerybafen im Westen, unter den Inseln Achill- und Clare-Island die bemerkenswerthesten. Den äußern Küstenvorsprung bildet die anmuthige und fruchtbare Halbinsel Mullet. Der Westen der Grafschaft ist von öden Gebirgen mit steilen Abgründen und Schluchten erfüllt; es erheben sich hier der Nephin 2777, der Croagh-Patrik 2372 Fuß über das Meer. Auch der Norden ist durchaus gebirgig, aber mit fruchtbaren Thälern; der Osten und Süden dagegen bestehen aus weiten Ebenen. Von den Flüssen sind der Moy, welcher in die Killalabai fällt, unter den Seen der schöne Como, der Keromore, der Carra und der Mask die bedeutendsten. Hauptprodukte sind: Eisen, Blei, Schiefer; Hafer, Flachs; die gewöhnlichen Hausthiere, Fische. Die Einwohner treiben wenig Feldbau, viel Rindvieh- und Schafzucht, Fischfang auf Häringe, Lachse, Forellen ꝛc., Garnspinnerei, Leinweberei und etwas Handel mit den Landesprodukten. Die Grafschaft zerfällt in 9 Baronien, enthält 68 Kirchspiele, schickt 2 Mitglieder in das Parlament und hat zur Hauptstadt Castlebar (s. d.). An der Killalabai liegt der alte Ort M., im Mittelalter Magheo genannt und einst Bischofssitz, jetzt ein ärmliches Dorf. — 2) Insel, zu den Inseln des grünen Vorgebirgs gehörig, nordöstlich von San Jago. — 3) Fluß im mexikanischen Staat Sonora, Grenzfluß gegen den Staat Cinaloa, dessen Quellen man im Staat Chihuahua vermuthet, mündet in den Busen von Kalifornien zwischen Yaqui und Fuerta.

Mayo, Angelo, s. Mai.

Mayomba, afrikanisches Land in Unterguinea, zwischen Selte u. Loango, mit gleichnamiger Hauptstadt an gleichnamiger Bucht, zwischen dem Kap M. nördlich und dem Kap Negro südlich.

Mayor (engl.), in England, Irland und den Vereinigten Staaten die oberste Magistratsperson einer Stadt, die aus den Mitgliedern des Stadtraths mit Stimmenmehrheit auf ein Jahr gewählt wird und zugleich die polizeiliche Gewalt ausübt. Vgl. Lord-Mayor.

Mayotta (Mayotte, Majotta), die südöstlichste und wichtigste der Comoroinseln (s. d.), ist 15¼ Meilen lang und von sehr ungleicher Breite, mit Bergen von mehr als 3600 Fuß Höhe, guten Ankerplätzen, reichlich bewässert, fruchtbar und hat sehr gesundes Klima. Die Einwohner sind ein kolossal gebautes, im Ganzen friedfertiges Mischvolk von ostafrikanischen Suahelinegern, Arabern und Malayen, welches arabisch spricht, sich zum Islam bekennt, aber auch noch Fetische verehrt und theils vom Ackerbau lebt, theils auch vortreffliche Leinwand, Waffen, Juweliers- und Schmiedearbeiten fertigt. Im J. 1850 zählte man gegen 5500 Einwohner, worunter die Hälfte ehemalige Sklaven. Die Insel wurde 1843 vom einheimischen Sultan den Franzosen abgetreten, die auf der Landzunge N'zaandzi eine Niederlassung anlegten, und steht seitdem unter einem französischen Militärkommandanten, der zugleich die Insel St.-Marie und die Inseln an der Nordwestküste von Madagaskar unter seiner Aufsicht hat.

Maypures und **Atures**, zwei Orte im südamerikanischen Freistaat Neugranada, Departement Cundinamarca, am Orinoco; in der Nähe berühmte Wasserfälle des Orinoco (s. d.).

Mayr, Simon, Komponist, den 14. Juni 1763 zu Mendorf in Oberbayern geboren u. von seinem Vater, dem dortigen Organisten, unterrichtet, wurde schon im 8. Jahre unter die Zahl der Kirchensängerknaben aufgenommen, besuchte dann die Universität Ingolstadt und zog als 25jähriger Jüngling nach Italien, um seiner Neigung zur Musik zu leben. Auf Anrathen Piccini's wandte er sich der dramatischen Komposition zu und hatte darin einen fast beispiellos glücklichen Erfolg. Sein Verdienst besteht hauptsächlich darin, daß er die italienische Oper mit einem interessanten, selbstständiger gehaltenen und künstlich figurirten Instrumentale bereicherte, in welcher Hinsicht seine Werke, die mit einem Reichthum an Melodien deutsche Kraft verbinden, originell an Modulationen, Harmonien und Orcheftereffekten sind, allen Nachkömmlingen von Paer bis auf Bellini und Donizetti zum Vorbild gedient haben, so daß er als der Nestor der italienischen Opernkomponisten dasteht. Bei seiner stets wachsenden Berühmtheit wurde er für fast alle Theater Italiens verschrieben, stand eine Zeit lang als Kapellmeister zu Neapel, wo er vom Könige auch zum korrespondirenden Mitgliede der Akademie ernannt wurde, erhielt später einen Ruf an die St. Peterskirche in Rom, den er aber ausschlug, und ging 1802 als Kapellmeister der Basilica di Santa Maria Maggiore nach Bergamo, wo er als Stifter der Unione Filarmonica, Direktor der Musikschule, Präsident des Athenäums, Ehrenmitglied vieler musikalischen Gesellschaften, sowie als Komponist zahlreicher Werke lange Jahre mit dem segensreichsten Erfolge arbeitete und, fast erblindet, den 2. Dec. 1845 †. Im J. 1852 wurde ihm in Bergamo ein Denkmal gesetzt. Er komponirte 17 Messen, 4 Requiems, 25 Psalmen, 13 Kantaten, mehre Koncerte, Instrumentalstücke, viele ein-

Digitized by Google

zelne Gesänge, 10 Oratorien und 46 große und 17 kleine Opern.

Mayrhofer, Johann Nepomuk, Blumenmaler und Lithograph, geboren 1764 zu Oberneukirchen in Oesterreich, besuchte die münchener Akademie und lieferte Blumen- und Fruchtstücke von außerordentlicher Farbenfrische, größter Naturtreue und hoher technischer Meisterschaft. Sein Hauptwerk ist: „Flora monacensis etc." (München 1816—1820). Auch lieferte er eine „Medicinische Flora Europa's" (herausgegeben von A. Sterler. München 1820).

Mayseder, Joseph, ausgezeichneter Violinvirtuos u. Komponist für sein Instrument, den 26. Oktober 1789 zu Wien geboren, bildete sich unter Schuppanzighs Leitung, vorzüglich aber durch eigenen rastlosen Fleiß zu einem der besten Violinisten der neuesten Zeit, dessen seelenvolles Spiel bei vollem, rundem Ton noch die höchste Reinheit, Kunstfertigkeit, Eleganz, Adel, Geschmack, Delikatesse, Wahrheit und Ausdruck charakterisiren. Von 1815—20 gab er mit Hummel, später mit Moscheles Konzerte, die nach dem Eintrittspreis Dukatenkonzerte genannt wurden. Er ward nach und nach Kammervirtuos, Direktor der Hofkapellmusik, Mitglied des Domchors zu St. Stephan und Solospieler im k. k. Hofoperntheater in Wien. Seine Kompositionen, deren gegen 70 gedruckt seyn mögen, haben sich unter Kennern u. Laien viele Freunde erworben, da sie, höchst dankbar für den Kunstgenüssen Spieler, zugleich dem Hörer ein reelles Vergnügen gewähren. Sie bestehen in Konzerten, Quartetten, Divertissements, Variationen, Etudes, Rondos, Trios, Polonaisen. Zu seinen Schülern gehören Panofka, Hafner, Hauser und Wolf.

Maytenus, Pflanzengattung aus der Familie der Jasmineen, dornenlose Sträucher und Bäumchen in Chili und Peru. M. Boaria *Mol.*, M. chilensis *Nee.*, in Chili, ist ein immergrüner, 30 Fuß hoher Baum, mit 10 Fuß langen Aesten. Die Blätter sind länglich-lanzettförmig, gezähnelt, 2 Zoll lang, die Blüthen gehäuft, stiellos, sehr klein, purpurroth, die Kapseln rundlich, meist 2fächerig, gelb, mit schwarzem Samen. Das Holz ist sehr hart und gelb, mit rothen und grünen Flecken. Das Hornvieh ist nach den Blättern äußerst begierig. Die Samen geben Oel.

Maza (griech.), Gerstenbrod.

Mazäi, Völkerschaft im Süden Pannoniens, an der Grenze von Dalmatien, von Germanicus besiegt.

Mazagan, Stadt im Kaiserthum Marokko, östlich vom Kap Blanco, an einer Bucht, von den Portugiesen erbaut und Castella real genannt.

Mazamet, Stadt im französischen Departement Tarn, Bezirk Castres, an der Molle, hat große Fabriken in Wollenzeuchen (Mazamets), welche im Ganzen über 16,000 Menschen beschäftigen, u. 7000 Einwohner.

Mazangaye, Stadt auf der Nordwestküste von Madagaskar, an der Bai Narenda, mit Hafen und Handel und 30,000 Einwohnern.

Mazarin, Jules, berühmter französischer Minister, stammte aus einem edeln sicilischen Geschlechte und wurde geboren den 14. Juli 1602 nach Einigen zu Rom, aber wahrscheinlicher zu Piscina in Abruzzo. Von der Natur mit günstigen Anlagen ausgerüstet, bildete er diese bei den Jesuiten in Rom durch treffliche Studien aus. In seinem 17. Jahre begab er sich nach Spanien und studirte während seines dreijährigen Aufenthalts daselbst in Alcala und Salamanca die Rechte. Nach Rom zurückgekehrt, verließ er jedoch die Jurisprudenz, um sich der militärischen Laufbahn zu widmen, und wurde, mit dem Range eines Hauptmanns bekleidet, zu dem päpstlichen Heere in das Veltlin geschickt (1625), wo sich die päpstlichen Generäle Conti und Bagni bei ihren Unterhandlungen mit den Anführern der spanischen und französischen Truppen seiner bedienten. Nach Rom zurückgekehrt, widmete er sich von Neuem seinen juristischen Studien, wurde aber, als der Krieg über die Nachfolge in den Herzogthümern Mantua und Monferrat ausbrach, wieder zu diplomatischen Geschäften verwendet. M. ging mit dem Titel eines Internuntius nach Turin, wobei er Gelegenheit fand, sich die Gunst des französischen Königs Ludwig XIII. und Richelieu's zu erwerben. Letzterer, der ihn 1630 in Lyon kennen lernte, faßte von ihm eine sehr hohe Meinung und gewann den jungen und geschickten Diplomaten für Frankreichs Interesse. M. kehrte nach Italien zurück und brachte 1631 den Frieden von Cherasco zu Stande. Bei dieser Gelegenheit brachte er durch eine List Frankreich in den Besitz Pignerols, was ihm zwar den Haß der Spanier zuzog, ihn aber um so mehr in der Gunst Ludwigs XIII. und seines Ministers befestigte. Durch Richelieu's Verwendung erhielt M. 1634 die Vicelegation zu Avignon, die er bis 1636 behielt, wo er nach Rom zurückkehrte. Hier fuhr er fort, für das Interesse Frankreichs zu wirken, und nach dem Tode des Pater Joseph, Richelieu's Vertrauten, rief ihn dieser 1639 an seine Seite. Als außerordentlicher Gesandter Frankreichs ging M. Anfangs 1640 nach Savoyen, und für die daselbst geleisteten Dienste verschaffte ihm Richelieu 1641 den Kardinalshut. Trotz aller Intriguen, welche gegen Richelieu gesponnen wurden, blieb ihm M. doch ein treuer und ergebener Anhänger. Sterbend empfahl der große Minister Frankreichs den vielfach erprobten M. zu seinem Nachfolger, und wenn dieser auch nicht den Titel erhielt, so wurde er doch in der That Premierminister Ludwigs XIII., da er die Leitung aller Angelegenheiten bekam (1642). Richelieu hatte durch Schrecken geherrscht und durch Furcht sein Ansehen behauptet, M. zog es vor, sich Freunde zu erwerben und durch Milde seine Zwecke zu erreichen. Auf seine Verwendung entließ man die Marschälle Bassompierre, de Vitri und viele andere, welche Richelieu hatte einkerkern lassen, aus der Bastille; er rief mehre verbannte Parlamentsmitglieder zurück u. trug viel zur Versöhnung des Herzogs von Orleans mit dem König bei. Unterdeß verschlimmerte sich der Gesundheitszustand Ludwigs XIII. täglich, und man konnte seinen baldigen Tod vorhersehen. Die verschiedenen Parteien am Hofe intriguirten bereits um die Regentschaft. M. begünstigte zuerst die Ansprüche des Herzogs von Orleans; als aber der König davon nichts hören wollte, bot er seine Dienste der Königin an. Diese

Digitized by Google

nahm seine Anerbietungen zuerst ziemlich kalt auf, näherte sich ihm aber bald mehr, weil sie überzeugt war, daß er allein ihren Einfluß dem Herzog von Orleans gegenüber aufrecht erhalten könne. Auf den Vorschlag Chavigny's errichtete der König einen Regentschaftsrath, zu dessen Mitgliede M. ernannt wurde; in Abwesenheit des Herzogs von Orleans und des Prinzen von Condé hatte er den Vorsitz, während die kirchlichen Angelegenheiten die Königin mit ihm allein berathen sollte. Nach Ludwigs XIII. Tode (14. Mai 1643) bot er seine Entlassung an u. erklärte, nach Rom zurückkehren zu wollen. Er hatte sich jedoch so unentbehrlich gemacht, daß die Königin sich entschließen mußte, ihn beizubehalten. Bald wußte er durch seine Thätigkeit und geschickte Geschäftsführung, wodurch der von Natur trägen Königin jede Anstrengung erspart wurde, dieselbe ganz für sich einzunehmen u. sich in ihrer Gunst um so sicherer zu behaupten, als er von dem Herzog von Orleans und dem Prinzen von Condé, denen er ebenfalls gute Dienste geleistet hatte, unterstützt wurde. Den erlangten Einfluß sicherte er sich durch Entfernung seiner Nebenbuhler, zu denen der Bischof von Beauvais, Bouthier, Chavigny gehörten; selbst die mit der Königin vertrautesten Personen, wie der Herzog von Beaufort, die Herzoginnen von Ehevreuse u. Chateauneuf, die gegen ihn intriguirten, fielen in Ungnade und wurden theils verhaftet, theils vom Hofe verwiesen. So in seiner Stellung hinlänglich gesichert, richtete M. seine Blicke nach Außen. Noch wüthete der dreißigjährige Krieg in Deutschland fort, und der Kampf gegen Oesterreich kostete Frankreich bedeutende Opfer. Deshalb war ein vortheilhafter Friede M.s eifrigstes Bestreben, und er erreichte seinen Zweck durch den westphälischen Friedensschluß (1648) auf das Glänzendste. Indeß hörten seine Feinde nicht auf, gegen ihn zu intriguiren, und eine starke Partei, die Fronde (s. d.), an deren Spitze der Prinz von Condé, der Kardinal Retz und selbst der Herzog von Orleans standen, suchte seine Macht u. seinen Einfluß zu brechen. M. ließ mehre der heftigsten Opponenten verhaften, wurde aber durch einen Volksaufstand (27. Aug. 1648) gezwungen, denselben ihre Freiheit wiederzugeben, worauf eine augenblickliche Ruhe eintrat, die M. benutzte, um Ludwig XIV. aus Paris zu entführen (13. Sept.), seinen Hauptgegner Chavigny zu verhaften und Chateauneuf nochmals vom Hofe zu verbannen. Das Parlament begann den Kampf gegen den Minister von Neuem. Zwar brachte der Prinz von Condé einen Vergleich zu Stande, dem zufolge der König zurückkehrte, Chavigny aber die Freiheit erhielt, 1649 mußte aber M. nebst dem Könige und der Regierung nochmals Paris verlassen. Er wurde vom Parlament für einen Feind des Vaterlandes erklärt, u. der offene Kampf brach aus. Ein am 11. März 1649 geschlossener Friede ließ in der Hauptsache Alles beim Alten, und die Erbitterung der Parteien dauerte fort. Am 18. August kehrte M. mit dem König nach Paris zurück und ließ bald darauf die Prinzen Condé und Conti und den Herzog von Longueville verhaften. Diese unklugen Maßregeln erregten von Neuem die heftigsten Stürme gegen M., der sich genöthigt sah, den gefangenen Prinzen selbst ihre Freiheit anzukündigen und sich aus Frankreich zu entfernen. Er begab sich zunächst nach Lüttich, dann nach Köln, leitete jedoch, obwohl das Parlament gegen ihn und seine ganze Familie die Verbannung ausgesprochen, auch aus der Ferne die Angelegenheiten Frankreichs. Im J. 1652 kehrte M. an der Spitze von 7000 selbstgeworbenen Truppen nach Frankreich zurück; da das Parlament aber einen Preis von 50,000 Thalern auf seinen Kopf setzte und seine Gegner sofort den Kampf gegen ihn begannen, mußte der König in die abermalige Entfernung seines Ministers willigen. Erst nachdem die Parteien Friede geschlossen u. Conti nach Spanien verwiesen worden war, hielt M. am 3. Febr. 1653 einen glänzenden Einzug in Paris. Er regierte von nun an unumschränkter, als je. Frei von innern Hemmungen, setzte er mit erneuten Anstrengungen den Krieg gegen Spanien fort u. schloß 1656 mit Cromwell einen höchst günstigen Vertrag, welcher Frankreich den Beistand Englands sicherte. Den Krieg mit Spanien beendigte er durch den pyrenäischen Frieden, dem zufolge sich Ludwig XIV. mit der Infantin Maria Theresia vermählte. Das Uebergewicht Frankreichs war durch diesen Frieden u. diese Heirath gesichert, u. die großen Erfolge seiner auswärtigen Politik nöthigten selbst M.s Gegner zur Anerkennung seiner Talente und seiner Verdienste; der König und das Volk empfingen den Minister bei seiner Rückkehr mit den größten Ehrenbezeigungen, u. so krönte die glänzendste Anerkennung das Ende seiner Laufbahn. Geschwächt und kränklich war er von seiner Reise zurückgekommen; seinen baldigen Tod voraussehend, ließ er sich im Februar 1661 an den Hof nach Vincennes bringen, wo er am 9. März an der Brustwassersucht †. Vor seinem Ende hatte er Ludwig XIV. gerathen, selbstständig und ohne Premierminister zu regieren. Den Namen M. nahm der Herzog von la Meilleraie an, welcher das ungeheure Vermögen des verstorbenen Ministers (es betrug trotz der Ausstattung seiner Nichten Mancini immer noch 100 Mill. Livres) erbte. M. war eben so sanft, als Richelieu heftig; einer seiner größten Vorzüge war seine genaue Menschenkenntniß. Seinen Einfluß übte er mehr durch Feinheit u. Geduld, als durch Stärke; nur im äußersten Falle griff er zur Gewalt. Er soll mit Anna von Oesterreich heimlich vermählt gewesen seyn. Von ihm erschienen: „Lettres du cardinal M. ou l'on voit le sécret de la négociation de la paix des Pyrénées“ (Paris 1745). Vgl. Bazin, Histoire de France sous le ministère du cardinal M., Paris 1842, 2 Bde. Die über M. und seine Verwaltung erschienenen zahlreichen Schriften faßt man unter dem Namen Mazarinaden zusammen.

Mazatekas, Volk in Mexiko (s. d.).

Mazatlan, Ort im mexikanischen Staat Sinaloa, an der Mündung eines kleinen Flusses, hat einen frequenten Hafen und starken überseeischen Verkehr und über 4000 Einw.

Mazeppa, Johann, bekannter Kosakenhetmann, um 1645 geboren, nach Einigen der Sprosse einer adeligen, aber armen Familie in Podolien, nach Andern aus Kleinrußland stammend, kam als Page an den Hof des Königs Ka-

Digitized by Google

simir und benutzte die sich hier ihm darbietende Gelegenheit, sich Kenntnisse zu erwerben, mit so glücklichem Erfolge, daß er bald zu diplomatischen Sendungen zu den Kosaken, welche damals von Podolien abfielen, und zu dem Tatarenkhan gebraucht wurde. Durch Geist u. Gestalt gleich ausgezeichnet, gewann er die Neigung einer vornehmen polnischen Dame. Der Gemahl derselben ließ ihn ergreifen und völlig entkleidet und rückwärts liegend auf sein eigenes Pferd binden. Mit reißender Schnelligkeit flog das wüthende Thier davon und brachte seinen übelzugerichteten Herrn bis zu dessen entlegenem Gute. M. verließ darauf aus Scham Polen und begab sich 1663 in die Ukraine. Hier erwarb er sich durch seine Kenntnisse, seine Tapferkeit und sein kluges Benehmen einen so bedeutenden Ruf unter den wilden Völkern, daß er bald zum Sekretär und Adjutanten des Hetmans Iwan Samoilowitsch, u. als dieser am 20. Mai 1687 seiner Stelle entsetzt worden war, durch einhellige Wahl des Volkes zum Hetman ernannt wurde. Trotz des Wankelmuthes seiner Untergebenen gelang es ihm, seine Macht nach außen und innen zu befestigen und die Grenzen gegen die Anfälle der Türken und Tataren zu schützen. Als Peter der Große gegen die Türken zog, begleitete ihn M. und leistete ihm bei der Eroberung von Asow die wichtigsten Dienste, in deren Anerkennung ihn Peter 1698 zum geheimen Rath und zum Fürsten der Ukraine erhob. Bald aber kam M. auf den Gedanken, sich unabhängig zu machen. Zwar zog er noch 1704 u. 1705 gegen die Schweden u. Leszczynsky's Anhänger; nach dem Frieden von Altranstädt näherte er sich aber dem Könige Karl XII. von Schweden und erbot sich zum Uebertritt zur polnischen Partei, wenn ihm schwedischer Schutz zugesagt würde. Drei Kosakenführer, worunter der General Kotschubey, verriethen dem Czaren des Hetmans Pläne; der Czar aber, noch voll Vertrauen auf seinen alten Bundesgenossen, lieferte ihm zwei der Ankläger aus, die M. in der That hinrichten ließ. Als M. darauf erfuhr, daß der Czar enttäuscht sey, wollte er sein ganzes Heer den Schweden zuführen, brachte jedoch kaum 7000 (nach Andern 2000) zusammen (Oktober 1708). Peter ließ M.'s Bildniß am Galgen aufhängen, wüthete fürchterlich gegen seine Anhänger und erstürmte seine bisherige Residenz Baturin, die der Erde gleich gemacht wurde. Karl näherte sich indessen Poltawa und zog durch M.'s Geschicklichkeit im Unterhandeln die saporogischen Kosaken in sein Interesse. Allein die Schlacht bei Poltawa vernichtete M.'s letzte Hoffnungen. Der mehr als 70jährige Krieger entfloh mit dem Könige nach Bender, wo er am 22. September 1709 †. Sein Leichnam wurde mit vielem Pomp in der katholischen Kirche zu Jassy beigesetzt. Lord Byron hat ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte, Bulgarin zum Helden eines Romans gemacht, Horace Vernet durch zwei Gemälde verherrlicht.

Mazza, Camillo, Bildhauer von Bologna, geboren 1602, einer der besten Künstler der damaligen lombardischen Schule, † 1672. Zu seinen besten Werken gehören die Basreliefs in der Kirche St. Giovanni e Paolo zu Venedig, die Thaten des heiligen Dominicus vorstellend, und das große Bronzerelief in der Kamaldulenserkirche auf der Insel St. Clemente. Außerdem führte M. noch zahlreiche andere Werke in Bronze u. in Marmor zu Venedig, Rom, Bologna ꝛc. aus.

Mazzara, Stadt im Königreich Neapel, Insel Sicilien, Intendanz Trapani, südöstlich vom Kap Fero, ist Sitz eines Bischofs, hat ein befestigtes Kastell, eine Kathedrale, viele andere Kirchen u. Klöster, lebhaften Handel mit Oel, Wein, Soda, Baumwolle und andern Artikeln, befördert durch einen guten Hafen und 10,000 Einw. In der Nähe sind Schwefelquellen. M. war schon im Alterthum ein bedeutender Handelsplatz u. wurde im ersten punischen Kriege von den Römern zerstört. Hier 956 Sieg der Griechen über die Saracenen und 1075 der Normannen unter Roger über die Saracenen.

Mazzarino, Stadt (Flecken) auf der Insel Sicilien, Intendanz Caltanisetta, mit Weinbau, Schwefelquellen und 3000 Einw.; Stammort der Familie Mazarin, sonst Mactorium.

Mazze, Flecken im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Turin, mit 3000 Einw.

Mazze, in Konstantinopel 20 Stück bei zu zählenden Gütern.

Mazzini, Giuseppe, der bedeutendste und thätigste italienische Agitator, 1808 zu Genua geboren, ist der Sohn eines wohlhabenden Arztes daselbst, widmete sich nach sorgfältiger Erziehung im älterlichen Hause dem Rechtsstudium und der schönen Literatur und gründete eine literarische Zeitschrift, den „Indicatore Genovese", die aber schon nach einigen Monaten verboten wurde. Dasselbe Schicksal hatte 1829 der neu gegründete, aber in demselben Sinn redigirte „Indicatore Livornese". Nach dem Ausbruch der Julirevolution wurde er mit einigen andern Genuesern verhaftet, nach Sarona gebracht u. dort 5 Monate festgehalten. Obschon die Untersuchung für ihn günstig ausfiel, sah er sich doch genöthigt, seine Vaterstadt zu verlassen, weil er der Polizei verdächtig geworden war. Er ging nach Marseille und sammelte dort bald alle italienischen Flüchtlinge aus den Aufständen in der Romagna und Modena um sich, die nun einen förmlichen Bund bildeten u. M. zu ihrem Oberhaupt erwählten. Als solches gab er eine Zeitschrift „La giovine Italia" heraus, in welcher er eine allgemeine Verbrüderung der Nationen predigte und dieselben blutigen Grundsätze vertheidigte, die 1793 in Frankreich zur Ausführung gekommen waren. Auf seine Anregung vereinigten sich die flüchtigen Deutschen, Polen und Italiener zu dem jungen Europa, und dieser kleine Haufe versuchte einen Handstreich auf Savoyen (Savoyerzug). Aber das Unternehmen scheiterte auf eine klägliche Weise, die Theilnehmer des Zuges wurden von der Schweiz und Frankreich ausgewiesen und zerstreuten sich in aller Herren Länder. Gegen M. aber wurde noch eine schlimmere Anklage erhoben. In Marseille waren 1833 zwei Italiener ermordet worden, und viele Anzeichen ließen vermuthen, daß dies von einem politischen Femgericht geschehen sey, bei dem M. den Vorsitz geführt und das Urtheil gesprochen habe. M. drohte zwar dem „Moniteur", der zuerst diese Nachricht brachte, mit einer Anklage, hat dieselbe aber niemals ausge-

Digitized by Google

führt. Im Jahre 1842 ging er nach England, gab dort wieder eine Zeitung unter dem Namen „Il Apostolo popolare" heraus und gründete eine Schule für italienische Handwerker. Die britische Regierung hielt sich endlich, dieser Thätigkeit gegenüber, befugt, die Korrespondenz M.'s auffangen zu lassen, was 1845 zu nicht unwichtigen parlamentarischen Verhandlungen führte. Unter seiner Anleitung mehrten sich indeß die revolutionären Versuche, von ihm aus liefen die Fäden der Revolution nach Malta und Korfu und von da nach den Küsten von Kalabrien und Apulien. Die Wahl Pius' IX. auf den päpstlichen Stuhl gab ihm neue Hoffnungen. Nachdem anfangs die revolutionäre Partei bei den Reformen des Papstes sich ruhig verhalten hatte, um ihn nicht von dem betretenen Wege abzuschrecken, forderte M. denselben am 8. September 1847 in einem Sendschreiben auf, sich an die Spitze einer revolutionären Bewegung zu stellen, die ganz Europa ergreifen und die Italiener zum ersten Volke der Welt machen werde. Nach dem Aufstande von Mailand und mit der Eröffnung des italienischen Kriegs im März 1848 ging er nach Mailand, wo er ein Journal „L'Italia del popolo" schrieb u. einen politischen Klub, den „Circolo nationale", gründete; doch wurde seine Anwesenheit wegen der Furcht, welche sein Name den Gemäßigten einflößte, den lombardischen Angelegenheiten sehr verderblich. Nach dem Rückzuge der Piemontesen ging M. mit seinem Anhange nach dem schweizerischen Kanton Tessin, von wo aus er auf Italien einzuwirken suchte. Nach der Flucht des Papstes im Herbst 1848 tauchte er in Rom auf, wo er in die republikanische Konstituante gewählt und im März 1849 zu einem der Triumvirn ernannt wurde. Nach dem Falle Roms, den er vergeblich durch hartnäckige Vertheidigung zu verhindern suchte, ging M. in die Schweiz, ward aber hier bald ausgewiesen, so daß er nun wieder Zuflucht in London suchte. Von hier aus setzte er als Haupt des flüchtigen Radikalismus seine auf Italien gerichteten Bestrebungen fort und veröffentlichte am 21. November 1850 als Präsident des „italienischen Nationalkomité" ein Schreiben an die französische Nationalversammlung, worin er gegen den Gang der Dinge in Italien protestirte und Frankreichs Intervention anfprach. Auch betrieb er die Negociirung einer sogenannten mazzinischen Anlethe unter den Radikalen aller Länder, um hierdurch die Mittel zu einer neuen Schilderhebung in Italien zu erlangen. Der unbesonnene mailänder Insurrektionsversuch vom 6. Februar 1853, welchen er im Angesicht einer wachsamen und starken Garnison mit einer Handvoll gedungener Popolanos ausführte, schadete nicht nur der Sache seines Vaterlandes, sondern auch ihm selbst und führte sogar die Auflösung seiner Partei herbei. Trotz aller Bemühungen der österreichischen Behörden in Italien, M., der mit unerhörter Kühnheit sich in der Stadt Mailand aufhielt, selbst zu fangen, wußte er indessen auch jetzt der Gefahr zu entgehen u. unversehrt wieder nach London zu gelangen. Auch in Paris hatte die Polizei vergeblich all ihre Kunst aufgeboten, des gefürchteten Agitators habhaft zu werden. Als Napoleon III. 1859 die Fahne der italienischen Unabhängigkeit erhob, kursirte ein Sendschreiben von ihm an seine Gesinnungsgenossen, worin er das Bündniß mit Napoleon als einen Verrath am Vaterlande bezeichnete. Die Schriften, welche unter dem Namen M. erschienen, sind nicht von Giuseppe, sondern von dessen Bruder Andrea M. verfaßt, der sich ebenfalls als Flüchtling zu Paris aufhielt. Derselbe schrieb unter Anderm das interessante geschichts-philosophische Werk: „De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne" (Paris 1847, 2 Bde., Leipzig 1847, 2 Bde.).

Mazzola, Francesco, s. Mazzuoli.

Mazzolini, Lodovico, der berühmte Maler der Schule von Ferrara, 1481 geboren, Schüler des Lorenzo Costa, † 1530. M. ist in den Bewegungen und Physiognomien nicht sehr karrikirt, zeichnet sich aber durch Gluth und Intensivität der Farben aus. Sein Meisterwerk ist Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten im Tempel, im Museum zu Berlin. Die Reinheit und Naivetät der jugendlichen Gestalt kontrastiren hier auf interessante Weise mit den übrigen Figuren, die alle Grade der Sophistik und Intrigue literei in ergötzlicher Abstufung darstellen. Außerdem enthält das berliner Museum noch eine ansehnliche Anzahl anderer Gemälde von ihm; so ein andere kleinere Darstellung des Knaben Jesus im Tempel, von miniaturartiger Behandlung, die heilige Familie, eine Madonna mit dem Kinde zwei Heiligen. Ein vorzügliches Bild des Künstlers in der münchener Pinakothek stellt die Jungfrau in einer Landschaft mit dem Jesuskinde auf dem Schooße, dem der heilige Joseph in einer Schale Johannisbeeren reicht, vor. In der Sammlung des Louvre zu Paris ist eine Madonna mit dem Kinde auf dem Schooße, welches mit einem Affen spielt.

Mazzuoli (Mazzola), Francesco, genannt Parmegiano, berühmter Maler der lombardischen Schule, 1503 zu Parma geboren, Neffe frühzeitig den Unterricht seiner Oheime und seines Landsmanns Marmitta u. bildete sich dann nach den Werken Correggio's, bis er 1523 nach Rom kam und die Werke Raphaels sah, die nachhaltigsten Eindruck auf ihn ausübten. Von nun an ging sein Streben dahin, die Eigenthümlichkeiten Correggio's und Raphaels in einem Style zu verbinden, weshalb man ihn den Raphael (Raphaellino) nannte. Als Rom 1527 von den Kaiserlichen eingenommen wurde, erlitt er große Verluste und wandte sich darauf nach Bologna, wo er den heiligen Rochus für die Kirche des heiligen Petronius, die Madonna della Rosa, die er aus einer Venus in eine Madonna umwandelte u. die sich jetzt in der dresdener Gallerie befindet, und die heilige Margaretha malte. Nach Parma zurückgekehrt, übernahm er die Ausschmückung der neuerbauten Kirche della Steccata. Da die Arbeit bei seiner geschwächten Gesundheit sehr langsam vorwärts ging, ließen die Aufseher, weil er schon im Voraus eine bedeutende Summe empfangen hatte, ins Gefängniß setzen. Sie gaben ihn zwar nachher wieder frei, nachdem er das Versprechen geleistet hatte, die Bilder pünktlich zu vollendens; aber M. starb über diese unwürdige Behandlung so aufgebracht,

Digitized by Google

daß er nach Casalmaggiore entfloh, wo er 1540†. Die Grazie, welche schon in den Arbeiten Correggio's öfters manierirt erscheint, zeigt sich bei M. fast immer unnatürlich u. unwahr. Am besten ist er im Porträt. Ein ausgezeichnet schönes Porträt eines ritterlichen Herrn, welches den Columbus darstellen soll, befindet sich im Museum zu Neapel. Zu seinen berühmtesten, aber widerwärtigsten Bildern gehört die Madonna mit dem langen Hals in der Gallerie Pitti zu Florenz. Ein geschätzteres Bild ist das der heiligen Martha in der Pinakothek zu Bologna, welches die Heilige kniend vor der Jungfrau und das auf deren Schooße sitzende Jesuskind liebkosend, daneben St. Augustin und St. Hieronymus darstellt, sowie das in der Sammlung des Louvre zu Paris befindliche Christuskind, umgeben von Maria, Joseph und Elisabeth, den kleinen Johannes liebkosend, ein Bild, welches besonders in den Köpfen fein und geistreich ist. In der Eremitage zu Petersburg befindet sich ein kleines Bild M.'s aus der walpole'schen Sammlung: eine Grablegung Christi mit 11 Figuren, wofür der Sage nach der Herzog von Parma dem Künstler einen Ritterorden ertheilt haben soll, obwohl dieses Werk M.'s Manier auf die widerwärtigste Weise zur Schau trägt. Im königl. Museum zu Berlin ist ein größeres Bild der Taufe Christi, ein Jugendwerk des Künstlers. Nach M.'s Gemälden ist eine große Anzahl Blätter gestochen. Bedeutende Freskomalereien von ihm befinden sich zu Parma in der Kirche St. Giovanni und in der schon oben erwähnten Kirche della Steccata. Die Erfindung der Netzkunst hat man ihm mit Unrecht zugeschrieben, denn A. Dürer hat sie früher gekannt; wohl hat sie aber M. zuerst in Italien geübt und darin Ausgezeichnetes geleistet. Er hat 15 Blätter radirt, die in guten Abdrücken sehr selten sind. Sein Vetter, Girolamo di Meechele M., Schüler Correggio's, † um 1580 und machte sich ebenfalls als Maler einen bedeutenden Namen, obwohl auch er in der Darstellung affektirt ist und das Leben und die Frische, welche Correggio's Werke abspiegeln, bei weitem nicht erreicht. Im Style dieses großen Meisters ist seine Vermählung der heiligen Katharina in der Karmeliterkirche zu Parma gehalten. Von seiner gründlichen Kenntniß der Perspektive zeugt das Abendmahl im Speisesaal zu St. Giovanni. In der dresdener Gallerie ist eine Madonna mit dem Kinde, welches dem im Harnisch knieenden St. Georg eine goldene Kette um den Hals hängt, im königl. Museum zu Berlin ein großes Altarbild mit der Madonna und Heiligen von ihm. Caylus stach nach seiner Zeichnung die heilige Familie in einer Landschaft, M. Aubert die heilige Jungfrau mit St. Georg in der dresdener Gallerie.

M. C., Abbreviatur für Mio Conto.

M. D., Abbreviatur für Medicinae Doctor.

M. D. ad ch., auf Recepten Abbreviatur für misceatur, detur ad chartam, d. h. man mische und packe jede Dosis des Pulvers in eine Kapsel. M. D. S., auf Recepten Abbreviatur für misceatur, detur, signetur, d. h. man mische die aufgeschriebenen Mittel, fasse sie in ein Glas, Büchse, Schachtel oder Papier und gebe darauf den Gebrauch an.

M, chemisches Zeichen für Methyl; in musikalischer Beziehung s. Solmisation.

Méaban, kleine Insel im französischen Departement Morbihan, nahe an der Küste, nordöstlich von der Insel Belle Isle.

Meaco, Stadt, s. v. a. Miako.

Meangis (Menangus, Karcaratong-Inseln), Inselgruppe in Ostindien, zu den Philippinen gehörig, südöstlich von Mindanao, besteht aus zwei größeren und fünf kleineren Inseln, welche 2 □Meilen Flächeninhalt haben. Die Inseln sind reich an Gold, Gewürznelken und Muskatnüssen. Die Bewohner gehen nackt und werden von den Malayen verachtet.

Meares, Grafschaft, s. Kincardine.

Mearу (Mearim), Fluß in Brasilien, Provinz Maranhao, entspringt auf der Grenze von Goyaz, fließt nordöstlich in den atlantischen Ocean; vor seiner Mündung liegt die Insel Maranhao.

Meath, Grafschaft, s. East-Meath.

Meaux, Stadt im französischen Departement Seine-Marne, an der Marne, Bischofsitz, hat eine Kathedrale (mit dem Monument Bossuet's), 5 andere Kirchen, Hospitäler, ein Handelsgericht, Schloß, großes und kleines Seminar, Collége, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, eine Gesellschaft für Ackerbau, Künste u. Wissenschaften, Fabriken in Leder, Leim, Calicots, Indienne, Salpeter u. Essig, lebhaften Handel mit Weißfischschuppen, woraus unächte Perlen verfertigt werden, Getreide, Wolle, Käse (brier Käse) und 8500 Einwohner. M. hieß zur Zeit der Römer Civitas Meldorum und war ein Theil des belgischen, später des celtischen Galliens. Im J. 845 ward hier eine Kirchenversammlung abgehalten, wo gegen die Verkäuflichkeit der Kirchengüter geeifert ward. Später, etwa seit dem 11. Jahrh., führte die Stadt den Namen Militiä oder Meletium, und nachdem sich Heribert von Vermandois im 10. Jahrhundert derselben bemächtigt hatte, nahmen er und seine Nachfolger, die Grafen von Champagne, den Grafentitel von M. neben dem von Troyes an. Noch ist die Stadt, welche Hauptort der Landschaft Brie war, dadurch merkwürdig, daß hier zuerst in Frankreich die Grundsätze des Protestantismus verkündigt wurden. In den Hugenottenkriegen hatte M. wegen seiner Hinneigung zu letzterem viel zu leiden.

Mebarrez, el, feste Stadt in Arabien, Lahsa, mit 10,000 Einw.

Méchain, Pierre François André, französischer Astronom, den 16. August 1744 zu Laon geboren, folgte dem Berufe seines Vaters, der Baumeister war, trieb aber dabei besonders Mathematik und erhielt darin, nachdem er 1772 nach Paris gekommen war, von Lalande Unterricht, der ihm auch die Stelle eines hydrographischen Astronomen beim Land- u. Seekartenarchiv zu Versailles verschaffte. In weiteren Kreisen bekannt wurde er durch die Entdeckung zweier Kometen u. durch die Berechnung der wahrscheinlichen Bahn des kurz vorher entdeckten Planeten Uranus. Auch gewann er 1782 den von der Akademie über die Rückkehr des Kometen von 1661 ausgesetzten Preis. Seitdem entdeckte und berechnete er 11 Kometen. Von 1788—94 gab er „Connaissance

Digitized by Google

des temps" heraus, worin er seine Beobachtungen veröffentlichte. Als auf Befehl der konstituirenden Versammlung ein neues Maßsystem auf den Erdmeridian gegründet und eingeführt werden sollte, erhielt er den Auftrag, den Meridianbogen zwischen Rhodez u. Barcellona zu messen. Außer den örtlichen Schwierigkeiten hatte er bei dieser Arbeit auch mit vielen Hindernissen zu kämpfen, welche ihm von der spanischen Regierung in den Weg gelegt wurden. Er wurde sogar eine Zeit lang gefangen gehalten und konnte erst 1803 seine Arbeiten wieder aufnehmen und dieselben bis zu den baleartischen Inseln fortsetzen. Er † am 12. Septbr. 1804 zu Valencia am gelben Fieber. M. hinterließ eine Menge trefflicher Werke über Astronomie, unter denen sich namentlich „Base du système métrique décimal" (3 Bde., Paris 1806—1810) auszeichnet, welches er in Gemeinschaft mit Delambre herausgab.

Mechanik (*Kraftlehre*), die Lehre von den Kräften, die von außen oder von innen auf die Körper wirken und sie in Bewegung setzen, und die Lehre von der Bewegung, in sofern diese als Wirkung jener Kräfte erscheint. Da bei ihr Größenverhältnisse, namentlich Bestimmungen der Geschwindigkeit, der Richtung der Bewegung und der Intensität der Einwirkung eines durch Bewegung mit einem andern in Berührung kommenden Körpers in Betracht kommen, so erfordert die M. häufige Anwendung der Mathematik und begreift mehre einzelne Wissenschaften in sich, welche unter dem Namen der *mechanischen* einen Haupttheil der angewandten Mathematik ausmachen. Diese mechanischen Wissenschaften lassen sich sehr verschieden eintheilen. Eine Eintheilung ergibt sich, wenn man die verschiedenen Zustände betrachtet, in welchen die Kräfte sich befinden, die wirksam sind. Einmal kann man nämlich auf die Wechselwirkung Rücksicht nehmen, in welcher verschiedene Kräfte auf einander wirken, indem die einen bewegend, die andern widerstrebend sich äußern und so einen Stand der Ruhe oder des Gleichgewichts hervorbringen; diesen Theil der M. nennt man *Statik*. Betrachtet man dagegen die Kraft, die erforderlich ist, um einem Körper eine gewisse Bewegung mitzutheilen, und diese Bewegung selbst, so ist dies Sache der *eigentlichen* M. Eine zweite Eintheilung ergibt sich aus dem Aggregatzustande der Körper, worauf die Kräfte wirken und auf welche die Gesetze der M. angewendet werden. Es zerfällt hiernach die Statik sowohl, als auch die eigentliche M. in drei Abtheilungen, nämlich die Statik in die *Statik der festen Körper*, welche sich mit den festen, in die *Hydrostatik*, welche sich mit den tropfbar-flüssigen Körpern beschäftigt, und in die *Aërostatik* oder *Aërometrie*, die es mit den elastisch-flüssigen Körpern zu thun hat, die eigentliche M. in die *gemeine* M. oder *Maschinenlehre*, in die *Hydraulik* und in die *Pneumatik*, von welchen Wissenschaften sich die erste wieder mit den festen, die zweite mit den tropfbar-flüssigen und die dritte mit den elastisch-flüssigen Körpern beschäftigt. Eine fernere Eintheilung der M. ist die in die *höhere* und *niedere*. Letztere behandelt die Maschinen, welche man mit Hülfe der Lehren der Elementarmathematik zusammensetzen kann, die eigentliche Maschinenlehre, während die höhere M. oder Dynamik zu ihren Betrachtungen über die Natur und die Eigenschaften der Bewegung die Lehren der höhern Mathematik anwendet. Schon im höchsten Alterthum findet man deutliche Spuren von Kenntnissen der praktischen M., ohne welche weder die Aegypter den Bau ihrer ungeheuern Pyramiden und die Aufstellung ihrer Obelisken hätten ausführen, noch andere Nationen des Alterthums die Gebäude vollenden können, deren Ruinen uns noch in Erstaunen setzen. Die Theorie der M. aber entwickelte sich zuerst bei den Griechen, besonders machte sich Archimedes um diese Wissenschaft verdient. Er erklärte zuerst das Gesetz des Hebels, das er als den eigentlichen Grundsatz der Statik aufstellte, und bediente sich dabei der sinnreichen Idee vom Schwerpunkte, deren erster Urheber er zu seyn scheint. Unter seine praktischen Erfindungen zählen die Alten die Schraube ohne Ende u. die Zusammensetzung der Scheiben in Kloben oder den Polyspast (Flaschenzug). Unter den alexandrinischen Mathematikern haben sich besonders Ctesibius und Heron um die M. verdient gemacht. Der letztere brachte nach dem Berichte des Pappus alle Rüstzeuge auf die Theorie des Hebels, setzte sie auf verschiedene Art zum praktischen Gebrauch zusammen und erfand eine Maschine aus bezahnten Rädern zu Fortschaffung großer Lasten. In späteren Zeiten haben sich Isidorus von Milet, Anthemius und der jüngere Heron durch Erfindung von Kriegsmaschinen hervorgethan. Im Mittelalter aber scheinen die mechanischen Wissenschaften gänzlich in Vergessenheit gerathen zu seyn; man findet weder bei den Arabern, noch im Abendlande Spuren mechanischer Kenntnisse, einige Erzählungen von künstlichen Automaten ausgenommen, deren Verfertigung dem Roger Baco und Albert Grot zugeschrieben wird. Selbst im 16. Jahrhundert n. Chr. waren die Fortschritte der mechanischen Theorie noch unbedeutend. Man glaubte, die bewegten Körper würden durch die hinter ihnen zusammenfahrende Luft fortgetrieben, nahm Bewegungen an, die ihrer Natur nach kreisförmig wären, theilte überhaupt die Bewegung ein in natürliche und gewaltsame u. befand sich in Absicht auf die Gesetze derselben in den sonderbarsten Irrthümern. Doch war die Statik von Guido Ubaldi und Marchese del Monte mit ziemlichem Glück bearbeitet und ganz auf das Gesetz des Hebels gebracht; auch fand Tartalea einige richtige Sätze der Lehre von den geworfenen Körpern. Simon Stevinus entdeckte das wahre Gesetz des Gleichgewichts auf der schiefen Ebene, erfand die sinnreiche Methode, die Größe der Kräfte durch gerade mit ihrer Richtung parallel laufende Linien auszudrücken, und kam dadurch auf den Satz des Gleichgewichts zwischen drei Kräften, der zum allgemeinen Grundsatz der Statik dienen kann. Die glänzende Epoche der M. aber beginnt mit Galilei, der durch die Entdeckung der Gesetze der fallenden Körper erst den Grund zur höhern M. legte, von der er schon selbst einige Lehren, z. B. vom parabolischen Wege geworfener Körper, von der Bewegung der Pendel, vom Widerstande fester Körper, weiter entwickelte. Aus diesen Entdeckungen des Galilei bildete sich

Digitized by Google

in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die höhere M. durch Torricelli, Baliani, Borelli in Italien, sowie durch Roberval und Descartes in Frankreich aus. Der letztere lehrte die Eigenschaften bewegter Körper noch deutlicher, als Galilei, und führte den Grundsatz ein, daß das Vermögen einer bewegenden Kraft dem Produkte der bewegten Masse mit ihrer Geschwindigkeit gleich sey. Huyghens wandte zuerst das Pendel an, um den Gang der Uhren gleichförmig zu machen, entdeckte die merkwürdigen Eigenschaften, welche der Cykloide hierbei zukommen, erweiterte und berichtigte die Theorien vom Mittelpunkte des Schwunges und des Stoßes u. entdeckte die Gesetze über die Centralbewegung. Endlich vollendete Newton durch seine Entdeckungen das Gebäude der höhern M. Er behandelte die Lehre von den krummlinigen Centralbewegungen in der größten Allgemeinheit, fand durch Anwendungen der erhabensten Geometrie ihre Gesetze und entwarf zuerst eine vollständige Theorie der Bewegungen in widerstehenden Mitteln. Er unterschied zuerst die höhere M. ausdrücklich von der gemeinen oder der Maschinenlehre, und seitdem hat man den Unterschied genau zu beobachten fortgefahren. Von nun an ward die höhere M. mit Hülfe der Rechnung des Unendlichen immer ansehnlicher erweitert. Man pflegte sich damals Aufgaben vorzulegen, an deren Auflösung die Mathematiker ihre Methoden prüfen konnten. Dahin gehören die mechanischen Probleme von den isochronischen Kurven, der Kettenlinie, der elastischen Kurve, der Linie des kürzesten Falles, der Figur des kleinsten Widerstandes ꝛc., woran Huyghens, Leibniz, Jakob und Johann Bernoulli, l'Hopital, Fario de Duillier, Saurin u. A. ihre Kräfte übten. Hermann trug die Lehren der höhern M. synthetisch, Euler hingegen analytisch vor. D'Alembert prüfte die Gründe, auf welchen das ganze Gebäude der M. beruht, und suchte dieselben mehr aufzuklären und zu beweisen. Kürzere Einleitungen in die Wissenschaft lieferten Kästner, Karsten, Lagrange ꝛc., dessen „Mécanique analitique", in welcher er die ganze Statik und Dynamik aus einer einzigen Grundformel ableitet, vielleicht das beste Werk über diesen Gegenstand ist. Auch Kant gewann in seiner Metaphysik der Natur dieser Wissenschaft eine neue Seite ab. Auch die Maschinenlehre hat seit Newton eine neue Gestalt gewonnen. In England zeichneten sich als praktische Mechaniker D. Hook und Desaguliers, in Frankreich Huyghens, Hautefeuille, Varignon, de la Hire, Amontons, Parent, Camus u. A. aus. Hook und Hautefeuille brachten zuerst die Spiralfedern bei den Uhren, Römer die epicykloidalischen Zähne an dem Räderwerk an. De la Hire gab einen neuen Beweis vom Gesetze des Hebels, sehr ähnlich dem Kästners. Amontons, Parent, Musschenbroek und Desaguliers klärten zuerst die Lehren vom Reiben und von der Steife der Seile auf, und Camus handelte die Anfangsgründe der Maschinenlehre mit vieler praktischen Geschicklichkeit ab.

Mechanisch-dynamische Schule, s. Medicin.

Mechanische Geschwindigkeit, s. Hebel.

Mechanische Kräfte, die unbelebten Wesen inwohnenden Kräfte, als Schwerkraft, Expansivkraft (Dämpfe), die aus beiden hervorgehende Druckkraft flüssiger Körper (Wasser, Luft), die Elasticität; Werkzeuge, vermittelst deren Kraft erspart wird, als Hebel, Schraube, Rolle, Flaschenzug ꝛc.

Mechanische Linie, bei den griechischen Geometern eine jede krumme Linie (Kurve), welche sich nicht mittelst Lineal und Zirkel konstruiren läßt.

Mechanische Niederschläge, im Gegensatz zum Akte der Krystallisirung alle nach den allgemeinen Gesetzen der Schwere erfolgenden Niederschläge oder Sedimente, wozu fast alle Schichtgesteine gehören. Vgl. Lagerung und Schichtung.

Mechanische Perspektive, die Kunst, ohne Befolgung geometrischer Regeln der Perspektive, bloß mittelst gewisser Apparate und Maschinen (Glastafel mit Diopter, Gitternetz, Camera obscura und C. lucida, Daguerreotyp), perspektivische Zeichnungen von Gegenständen leicht und genau zu entwerfen.

Mechanische Philosophie, s. v. a. atomistische Philosophie, in sofern dieselbe alle Erscheinungen in der Natur aus der Bewegung der Atome zu erklären sucht, im Gegensatz zur Dynamik; s. Atom.

Mechanische Potenzen, s. v. a. einfache Maschinen.

Mechanischer Beweis, Beweis eines geometrischen Lehrsatzes, welcher auf anschauliche Weise durch Instrumente und Handgriffe geführt wird, um Anfängern oder der Geometrie Unkundigen die Sache begreiflich zu machen (ad oculos demonstriren).

Mechanisch gemengte Gesteine, alle auf mechanischem Wege aus mehr oder minder abgerundeten Fragmenten anderer Gesteine oder Mineralien zusammengesetzte Gesteine, wie Sandstein, Konglomerate, ferner Mergel, Thon ꝛc.

Mechanismus, eigentlich der Bau oder die innere Einrichtung einer Maschine, mittelst welcher die Kraft in derselben ihre Wirkung hervorbringt, z. B. M. einer Uhr, eines Mühlwerks u. dgl.; im weiteren Sinne die Art und Weise überhaupt, auf welche eine materielle Ursache ihre Wirkung hervorbringt.

Mechanurgie (v. Griech.), Theil der Chirurgie, der sich mit der mechanischen Hülfeleistung beschäftigt, im Gegensatz der Akurgie; dann auch die Kunst, chirurgische Instrumente und Maschinen zu verfertigen.

Mecheln (franz. Malines), Stadt in der belgischen Provinz Antwerpen, an der Dyle und einem von Löwen nach Antwerpen führenden Kanal, war früher der Sitz des höchsten Gerichtshofs für die österreichischen Niederlande, hat aber, obgleich noch jetzt der Sitz eines Erzbischofs, der sonst den Titel eines Primas der Niederlande führte, von ihrer frühern Größe viel verloren und ist um ein Jahrhundert hinter dem übrigen Belgien zurückgeblieben. Die Stadt hat breite Straßen mit schönen Häusern und ansehnliche öffentliche Plätze, darunter den sogenannten großen Platz mit dem Denkmale Margarethens von Oesterreich. Unter den vielen öffentlichen Ge-

Digitized by Google

bäuden sind die bemerkenswerthesten: die erzbischöfliche Kathedrale des heiligen Romuald mit einem 348 Fuß hohen Thurme, aus dem 12.—15. Jahrhundert stammend, und mit herrlichen Gemälden im Innern; die Johanniskirche und die Liebfrauenkirche mit einigen Gemälden von Rubens; das Stadthaus, der Beyarn genannt, aus dem 15. Jahrhundert; ferner der erzbischöfliche Palast, das Zeughaus mit Stückgießerei und das Beguinenhaus. M. hat zwei erzbischöfliche Seminare, ein hohes und ein niederes, ein städtisches Gymnasium, einen botanischen Garten, eine Malerakademie, schwunghaft betriebene Fabriken in Hüten, Spitzen (mechelner Kanten, Dentelles de Malines) und wollenen Waaren, große Bierbrauereien und 32,000 Einw. M. bildet den Kreuzungspunkt der Eisenbahn von Brüssel nach Antwerpen und von Köln nach Ostende; auch hat dort die belgische Hierarchie ihr Hauptlager aufgeschlagen. M. (Malinae) kam bei der Theilung des fränkischen Reiches zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen an Lothringen, wurde aber 915 von Karl dem Einfältigen an die Bischöfe von Lüttich geschenkt, welche die Hälfte wiederum lehnsweise an das adelige Geschlecht von Berthout überließen. Nach dem Erlöschen desselben ward die Herrschaft M. seit 1336 von dem Herzog von Brabant, dessen Oberhoheit sie schon seit dem 11. Jahrhundert untergeben gewesen war, und dem Grafen von Flandern, dem sie von dem Bischof von Lüttich, Adolf de la Mark, käuflich überlassen worden war, gemeinschaftlich regierte, doch trat Flandern 1346 seinen Antheil für 86 000 Dukaten an den Herzog Johann von Brabant ab. Die Tochter desselben, Margarethe, brachte sie ihrem Gemahl, Ludwig III., Grafen von Flandern, zu, und die Tochter dieses letzteren, Margarethe, wiederum 1383 ihrem Gemahl, Philipp dem Kühnen von Burgund. Im J. 1477 kam M. durch die Verheirathung Maria's, der Erbtochter Karls des Kühnen, mit Maximilian I. an das Haus Oesterreich, wurde 1490 durch den Kaiser Friedrich III. zu einer ewigen und edeln Grafschaft erhoben und bildete als solche die 17. der niederländischen Provinzen. Nach dem Abfall der sieben Vereinigten Provinzen wurde es wieder zu Brabant gezogen und zum Sitz des höchsten Gerichtshofes für die gesammten österreichischen Niederlande bestimmt.

Mecheln (Meckenen), 1) Israel von, einer der ältesten Kupferstecher zwischen 1450 bis 1503, von dessen Lebensumständen man nichts weiter weiß, als daß er zu Mecheln geboren wurde und um 1503 zu Bocholt †. Seine Kupferstiche tragen noch das Gepräge des steifen und unbeholfenen Geschmacks, sowie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perspektive. Man zählt über 300 Blätter von ihm, worunter z. B. eine Passion und ein Leben der Maria, jedes in 12 Blättern, Christus und die Apostel in 13 und wiederum in 15 Blättern ꝛc.

2) Israel von M., berühmter Maler in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, dessen eigentlicher Name unbekannt ist. Sein Heimathsort ist jedenfalls nicht Mecheln in Brabant, sondern Meckenen oder Mecheln bei Bocholt, oder Meckenheim bei Bonn. Die einzigen festen Daten über die Existenz des Künstlers sind Monogramme von 1462 und später und ein Grabstein von 1503. Als sein Hauptwerk betrachtet man eine aus acht Tafeln bestehende Darstellung der Passion, im Besitze von Lyversberg in Köln. Seine Bilder haben in der Regel noch einen goldenen Grund und schließen sich in dieser Hinsicht, sowie in der Art der Färbung noch an die alte Schule an; aber sie sind zugleich bereits in Oel gemalt, und auch die Behandlungsweise, die Stellung und Anordnung sind der Art und Weise der eyckschen Schule entnommen. Uebrigens gehören die ihm beigelegten Gemälde sicherlich verschiedenen Meistern an, wie z. B. das Leben der Maria in der münchener Pinakothek einem rheinischen Künstler um 1450, die Bilder in Nürnberg, Köln und andern Orten spätern Malern. Ein beglaubigtes Gemälde von ihm existirt nicht.

Mechitaristen, Kongregation armenischer Christen auf der Insel San Lazaro bei Venedig, welche ursprünglich zu Konstantinopel ihren Sitz hatte und hier von dem Armenier Mechitar (d. i. Tröster) da Petro (geboren 1676) 1701 zu dem Zwecke gestiftet wurde, zur Hebung der armenischen Nationalliteratur und zur Verbreitung der Kenntniß der altarmenischen Sprache beizutragen. In Konstantinopel dem armenischen Patriarchen wegen Hinneigung zur lateinischen Kirche verdächtig geworden, siedelte Mechitar mit seinen Schülern nach Morea über und erbielt 1703 von der venetianischen Regierung, unter deren Botmäßigkeit jene Halbinsel damals stand, die Erlaubniß, zu Modon ein Kloster und eine Kirche zu erbauen. Bald fand er sich indeß bewogen, zu den mit der katholischen Kirche unirten Armeniern überzutreten, worauf seine Kongregation 1712 von Klemens XI. die päpstliche Bestätigung und eine dem Benediktinerorden entlehnte Regel erhielt. Durch den zwischen den Venetianern u. den Türken ausbrechenden Krieg wurden die Mitglieder der Kongregation 1715 zur Uebersiedelung nach Venedig genöthigt, wo sie 1717, nachdem ihr Kloster und ihre Kirche zu Modon durch die Türken zerstört worden waren, vom Senat die Insel San Lazaro geschenkt bekamen. Außerdem flossen ihnen von allen Seiten reichliche Unterstützungen zu, und so erhob sich auf jener Insel bald ein stattliches Kloster mit Kirche. Mechitar starb daselbst den 16. April 1749. Die M. bekennen sich zwar zur römisch-katholischen Lehre, doch haben sie den syrischen Ritus u. die armenische Sprache beim Kultus beibehalten. Sie halten auf einen streng sittlichen Wandel, ohne deshalb einer übertriebenen Askese zu huldigen. Ihre Tracht besteht in einem schwarzen langen Rock mit Ledergürtel, einem kurzen, ebenfalls schwarzen, vorn offenen Rock darüber und beim Ausgehen in einem langen schwarzen Mantel mit spitzer Kapuze. Außerdem tragen sie eine Tonsur in Form eines Kranzes, und Bärte, die Missionäre zur Unterscheidung auf der Brust ein rothes Kreuz. Ihre Regel ist, wie schon bemerkt, im Ganzen die der Benediktiner; als besondere Verpflichtung liegt ihnen aber noch ob, zur Verbreitung des Evangeliums mit

Digitized by Google

allem Eifer mitzuwirken, sowie durch Herausgabe klassischer Werke der armenischen Literatur die Bildung ihrer Nation und deren Befreiung von mohammedanischen Einflüssen befördern zu helfen. Die Ausgaben der M. von armenischen Schriftstellern sind in der Regel die besten und korrektesten. Vgl. Boné, Le convent de St. Lazare à Venise ou histoire succincte de l'ordre de Mécitaristes arméniens, Paris 1837. Seit 1811 ist auch in Wien ein Mechitaristenkollegium, welches durch reichliche Geldbeiträge unterstützt wird. Ein Zweigverein besteht in München. Seit 1842 haben die M. die höheren Klassen ihrer Erziehungsanstalt nach Paris verlegt. Im J. 1815 nahmen sie den Titel Academia an und ernannten sogar Nichtkatholiken zu Ehrenmitgliedern, z. B. den Professor Neumann in München. Vgl. Neumann, Geschichte der armenischen Literatur, Leipzig 1836.

Mechmet, türkischer Name, s. v. a. Mahmud.

Mechoacan, einer der westlichen Staaten der mexikanischen Union, 1824 aus der ehemaligen spanischen Intendanz Valladolid oder dem größten Theil des alten Königreichs M. oder Michuacan der Tarasken gebildet, zwischen Queretaro und Guanaxuato im Norden, Mexiko im Osten und Süden, dem stillen Ocean, Colima und Guadalarara od. Kalisco im Südwesten, umfaßt 1248 □Meilen mit 588,000 Einw. Das Land gehört größtentheils zum Westabhang der Cordilleren von Anahuac und ist eine Hochebene, die gegen das Meer hin auf der Sierra Madre liegt und von hohen, schroffen, aber bewaldeten Gebirgszügen besetzt ist, mit wasserreichen und fruchtbaren Thälern. Berge und Quellen zeigen einen vulkanischen Charakter. Es gibt nämlich periodisch fließende heiße Quellen mit salzigem, schwefelsaurem oder schwefligem Wasser. Unter den Vulkanen ist der bedeutendste der Vulkan von Jorullo (s. d.). Der höchste Gipfel des Landes ist der 9798 Fuß hohe Pic von Tancitaro. Die zahlreichen Flüsse und Bäche haben meist einen kurzen Lauf. Hauptfluß ist der Santiago an der nördlichen Grenze des Landes, die übrigen Flüsse sind ganz unbedeutend. Seen sind mehre vorhanden, unter ihnen der Maravatio und See von Pascuaro. Die Küstenstriche sind sandig und öde, sowie durch große Hitze ungesund; Wechsel- und Faulfieber kommen in diesen Niederungen häufig vor, namentlich ist in den Thälern zwischen Huetamo und der Küste eine sonderbare Hautkrankheit, Quiricua, endemisch. Die höher gelegenen Gegenden dagegen haben ein gemäßigtes und gesundes Klima. Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Indigo, Baumwolle, Maniok, Batatas, Yams gedeihen gut, werden aber noch im Ganzen spärlich angebaut; eben so Weizen, Mais, Gerste, Maguey, Hülsenfrüchte ꝛc. Die Wälder liefern Bau-, Nutz- und Färbehölzer, wohlriechende Gummibäume und Gummisträuche, Maulbeerbäume (keine Seidenraupenzucht) ꝛc. Bemerkenswerth ist als Produkt des Landes noch die sogenannte weiße Rhabarber- oder Mechoacannawurzel (s. d.). An der Küste finden sich auch Purpurschnecken und Perlmuscheln. Von Thieren sind ferner Jaguare, Affen, Armadille, Tapire, Geflügel, Schlangen, Alligatoren, Bienen ꝛc. einheimisch. Von Mineralien kommen besonders Gold, Silber und Blei vor. Industrie und Gewerbe sind noch sehr unbedeutend; die noch sehr zahlreichen Indianer beschäftigen sich hier und da mit Stickerei und Malerei mit Federn. Die Indianer gehören drei Stämmen an, den sanften und kunstfertigen Tarasken, den weniger civilisirten Otomiten und den azkekisch sprechenden Chichimeken ꝛc. Sie haben meist die katholische Religion angenommen. Eingetheilt wird der Staat in vier Departements: del Norte, del Oriente, del Sur, del Poniente, mit 3 Städten, 3 Flecken, 256 Dörfern, 1356 Weilern, 333 Landgütern. Die Hauptstadt, Morelia oder Valladolid de M., ist Sitz der Centralbehörden und eines Bischofs, hat eine Kathedrale, mehre Klöster, ein Kollegium, Hospital, einigen Handel, eine schöne Trinkwasserleitung und 25,000 Einw. Sie ward 1536 von den Spaniern gegründet. Am Nordende des Sees von Pazcuaro liegt die Stadt Tzintzontzan mit 8000 Einwohnern, ehemals unter dem Namen Huitzitzitlan die Hauptstadt des indianischen Königreichs M., welches die Spanier unter Christoval de Olid 1524 eroberten.

Mechoacannawurzel (Mechoacannae albae Radix, weiße Mechoacanna, weiße Jalappenwurzel, weiße Rhabarber, indianische Zaunrübe), eine nicht mehr gebräuchliche Drogue, deren Stammpflanze Convolvulus Mechoacanha *Vitm.* seyn soll, ist geruchlos und schmeckt mehlartig, etwas süßlich und hinterher schärflich. Früher benutzte man sie besonders als ein die Verdauung nicht schwächendes Purgirmittel gegen Asthma, Wassersucht, Gicht, Rheumatismus, Magendrücken.

Meckel, Johann Friedrich, der Jüngere, ausgezeichneter Anatom, geboren am 17. Okt. 1781 zu Halle, Sohn des am 18. März 1803 als Professor der Chirurgie und Entbindungskunst daselbst verstorbenen Philipp Friedrich Theodor M., besuchte zuerst die Domschule zu Magdeburg, studirte dann Medicin zu Halle und Göttingen und erregte schon durch seine Inauguraldissertation „De conditionibus cordis abnormibus" (Halle 1802) allgemeines Aufsehen. Er ging darauf nach Würzburg und Wien und machte dann eine größere wissenschaftliche Reise nach Italien und Paris. Im J. 1806 kehrte er nach Deutschland zurück und erhielt in Halle eine Professur der Chirurgie, die er aber bald mit der der Anatomie und Physiologie vertauschte. Im J. 1810 verheirathete er sich, und seine Gattin begleitete ihn fortan auf den vielen Reisen durch Italien, die Schweiz, Frankreich und England, die er namentlich zur Vervollständigung des von seinem Großvater ererbten anatomischen Museums machte. In späterer Zeit zerfiel er durch stete Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit mit seiner ganzen Umgebung. Er † am 31. Okt. 1833. M. nimmt unter den Anatomen Deutschlands eine höchst bedeutende Stellung ein. Er besaß eine ungemeine Klarheit, einen tief eindringenden scharfen Verstand, eine treffliche Beobachtungsgabe und einen genialen Blick in die Geheimnisse der Natur. Namentlich machte er sich um das Studium der vergleichenden Anatomie

Digitized by Google

verdient. Unter seinen Schriften sind besonders bemerkenswerth: Uebersetzung von Cuviers „Vergleichender Anatomie" (4 Bde., Leipzig 1809—10), zu welcher er die trefflichsten Bemerkungen hinzufügte; „Beiträge zur vergleichenden Anatomie" (2 Bde., das. 1809—13); „System der vergleichenden Anatomie" (6 Bde., Halle 1821—33); „Handbuch der pathologischen Anatomie" (3 Bde., Leipzig 1812—18); „Handbuch der menschlichen Anatomie" (4 Bde., Halle 1815—20); „Tabulae anatomico-pathologicae" (4 Hefte, Leipzig 1817—26); „Descriptio monstrorum nonnullorum" (das. 1826, mit Kupfern). Das bedeutende anatomische Museum M.s ist von der preußischen Regierung für die Universität Halle angekauft worden. Sein Großvater, Johann Friedrich M., der Aeltere, geboren zu Wehlar 1714, † als Professor der Anatomie und Hebammenkunst zu Berlin 1774, hatte sich besonders durch die Schrift „De quinto pare nervorum cerebri" (Göttingen 1748) einen ausgezeichneten Namen als Anatom erworben.

Mecklenburg, deutsches Land im ehemaligen niedersächsischen Kreise, ostwärts von Pommern, südwärts von Brandenburg, westwärts von Lüneburg, Lauenburg und Lübeck und nordwärts von der Ostsee begrenzt, zerfällt gegenwärtig in die beiden Großherzogthümer M.-Schwerin und M.-Strelitz, die zusammen einen Flächeninhalt von 290$^{1}/_{3}$ □Meilen mit 640,000 Einwohnern haben.

M.-Schwerin, Großherzogthum, der 13. Staat des deutschen Bundes, an der nördlichsten Grenze Deutschlands, bildet mit Ausnahme von 2 Parzellen, die in der preußischen Provinz Brandenburg liegen, ein geschlossenes Ganzes, grenzt gegen Norden an die Ostsee, gegen Osten an Pommern und M.-Strelitz, gegen Süden an Brandenburg und das hannöversche Fürstenthum Lüneburg und gegen Westen an das zu Dänemark gehörige Herzogthum Lauenburg, an das mecklenburg-strelitzsche Fürstenthum Ratzeburg und an das Gebiet der freien Stadt Lübeck und umfaßt nach neueren Messungen 244,$_{12}$ □Meilen mit (Ende 1857) 539,231 Einwohnern, so daß 2210 auf die □Meile kommen. Von eigentlichen Gebirgen kann keine Rede seyn, da nur ein Hügelrücken von Westen nach Osten das Land durchzieht, durch welchen die Gewässer theils nach Norden der Ostsee, theils nach Süden der Elbe zugewiesen werden. Außerdem unterscheidet man noch fünf Hügelreihen, nämlich die Seekette längs der Küste, die Warnow-, die Elde-, die Elbe- und die Stepenitzkette. Die höchsten Punkte des Landes sind der diedrichshager Berg (502 Fuß), der schlemminer Berg (513 Fuß) und der Ruhnenberg bei Marnitz (598 Fuß), während die mittlere Höhe der Hügelreihen auf ungefähr 240—250 Fuß anzugeben ist. Der dem Elbgebiet angehörige Theil des Großherzogthums ist meist sandig, doch wegen des mit Lehm gemischten Bodens fruchtbar. Man findet hier sehr häufig das einem großen Theile von Norddeutschland angehörige Granitgerölle von der Größe einer Wallnuß bis zu Blöcken von 1000 Kubikfuß. Der nördliche Theil ist eine mehr wellenförmige Ebene, die von kleinen Niederungen durchschnitten wird. Obgleich von dem Flächengehalt M.s ein bedeutender Theil durch die Wassermassen der Flüsse und Seen des Landes eingenommen wird, so bleiben doch noch drei Viertheile des Areals zur Getreideproduktion übrig, die hier so stark ist, wie nicht leicht in einem andern deutschen Lande. Die niedrigen Flächen, welche zuweilen zu naß, und die Höhen, welche manchmal zu trocken sind, aufgenommen, entwickelt der Boden eine staunenerregende Ueppigkeit der Vegetation. Am fruchtbarsten ist der Winkel zwischen der Ostsee, Wismar und dem daschower Binnensee und die Gegend von Ratzeburg. Ueberhaupt ist ein Drittheil der kultivirten Fläche schwerer, fetter Klaiboden; nur bei Hagenow, Ludwigslust und an der südlichen Grenze findet sich Sandboden. An Niederungen und Wiesen, welch letztere indeß einer noch bessern Kultur fähig sind, hat M.-Schwerin 20 □Meilen; die Waldungen nehmen gegen 10 □Meilen ein und liefern hinreichend Holz für den Bedarf des Landes. Die Nordgrenze M.s wird in gerader Linie (von der lübeckischen Halbinsel Priewall bis zur Halbinsel Fischland, die an Pommern stößt) in einer Ausdehnung von 14 Meilen von der Ostsee bespült; doch beträgt die ganze Länge der mecklenburgischen Küste mit allen ihren Krümmungen, die durch den daschower Binnensee, den wismarschen Busen, das große Wyk östlich von Poel, das Salzhaff, den kleinen Meerbusen Kroy auf der Halbinsel Wustrow, den Breitling und durch den ribnitzer Binnensee gebildet werden, an 25 Meilen. Vor dem wismarschen Busen befindet sich die beträchtliche Insel Poel und in der zwischen dieser und dem Festlande befindlichen Meerenge Breitling liegen 9 kleine, unbewohnte Eilande; südlich von Poel liegt die Insel Wallfisch, nördlich Langerwerder, westlich die Sandbank Hahnenberg und die jetzt meist unter Wasser stehende Insel Liepz. M. ist ein sehr wasserreiches Land. Der größte der Flüsse ist die Elde, die aber nicht das Land durchströmt, sondern nur auf zwei größern Strecken Grenzfluß zwischen M. und Hannover ist. Der südwestlichen Abdachung folgend, fließen aber der Elbe zu: die Elde (schiffbar seit 1838) mit der Stör und Löcknitz, die Dosse, Sude, Schmaar, Rognitz mit dem ludwigsluster Kanal, die Schaale, Boitze und Steckenitz. Nach Norden strömen der Ostsee zu: die Trave, Stepenitz mit der Radegart (der Schiffgraben), die Warnow, Milbenitz, der Nebel, die Recknitz, die Peene und der Trebel. Außer der Elde ist noch die Warnow, von Bützow aus für Kähne, von Rostock an für ziemlich große Schiffe fahrbar. Die Zahl der Seen beläuft sich auf 329, unter denen der Schweriner-, Sternberger-, Goldberger-, Krakower-, Alt-Schweriner-, Müritz-, Kalsin-, Fleesen-, Malchow-, Plauer-, Specker-, Zirker-, Lujin-, Gulower-, Teterower-, Kummerower-, Malchiner-, Tollenser-, Wanzker- und Gehlenbeckersee die wichtigsten sind. Der größte unter allen ist der Müritzsee (die Müritz), 218 Fuß über der Meeresfläche, dessen Flächengehalt 2,$_{44}$ □Meilen beträgt. Der Schwerinersee, 118 Fuß höher, als der Spiegel der Ostsee, gehört eigentlich

Digitized by Google

dem Flußgebiet der Elbe an, wurde aber im 16. Jahrhundert durch den unter den Flüssen mit aufgeführten Schifffgraben, der jedoch seit dem 30jährigen Kriege nicht mehr schiffbar ist, künstlich mit der Ostsee verbunden und dadurch sein Wasser auch dem nördlichen Flußsysteme M.s zugewiesen. Als Küstenland hat M. begreiflicher Weise eine beträchtlich feuchte Atmosphäre, viele Nebel und Stürme, dabei aber ein im Ganzen gesundes Klima, das zu den mildesten in ganz Deutschland gehört. Während die durchschnittliche Wärme von ganz Deutschland 8°, 5 beträgt, ergibt sich durch Vergleich von vier meteorologischen Stationen an den Grenzen des Großherzogthums, daß die mittlere Temperatur M.s fast zu 9° anzunehmen ist, die auf die 4 Jahreszeiten folgendermaßen vertheilt ist: Winter 0°, Frühling 8°, 3, Sommer 17°, 8, Herbst 8°, 7. Das Thierreich ist in M. vertreten durch ausgezeichnete Pferde, vortreffliches Rindvieh, Schafe und Schweine, viel Federvieh (besonders Gänse und Truthühne), aber wenig Bienen, dagegen eine Menge von Fischen in den Seen und Flüssen. Der Wildstand ist in Folge der so sehr gelichteten Waldungen unbedeutend. Die Produkte des Pflanzenreichs sind nicht sehr mannichfaltig. Roggen und Weizen stehen oben an; außerdem sind die Hülsenfrüchte (namentlich Erbsen), Kartoffeln, Oelgewächse (besonders Raps), Flachs (4¹/₄ Fuß hoch), Hanf (6—7 Fuß hoch), vorzügliches Obst, etwas Wein und Tabak und einige Farbekräuter anzuführen. Das Mineralreich bietet, den Bernstein an der Ostsee und dem Märitzsee ausgenommen, durchaus nichts Seltenes und Ungewöhnliches dar. Außer dem Kochsalz, von welchem die Saline zu Sülze jährlich ungefähr 86,000 Centner liefert, gibt es Braunkohlen, Gyps, Eisenerz (Wiesenerz), Granit, Kreide, Kalk, Mergel, Walkererde, Ziegel- und Töpferthon und sehr viel Torf. Mineralquellen finden sich zu Goldberg, Dobberan u. Parchim.

Die Bevölkerung ist in Betracht der Größe und der Ertragsfähigkeit des Landes gering und hat in neuerer Zeit durch Auswanderung sogar abgenommen. Das Verhältniß der ländlichen Bevölkerung zur städtischen ist wie 1 zu 3¹/₄. Am größten ist die Volksdichtigkeit im nördlichen Landstrich, an der Ostsee, wo in 16 Ortschaften an 2750 auf einer □Meile wohnen, am geringsten dagegen auf dem Plateau in der Mitte des Landes, wo man in 9 Ortschaften nur 1410 Menschen auf demselben Flächenraum zählt. Die Gesammtbevölkerung ist auf 2597 Ortschaften vertheilt, darunter 40 Städte, 9 Flecken, 308 Dörfer mit mehr als 200 Einwohnern, 1252 Höfe, 180 Meiereien und 908 kleinere Dörfer und einzelne Gehöfte. Die Einwohner bekennen sich fast alle zur evangelisch-protestantischen Kirche; unter ihnen lebten 1857 3115 Juden in 44 Judengemeinden, 844 Katholiken und 164 Reformirte. Die Bevölkerung besteht aus einem Gemisch von Slaven und Germanen, wobei jedoch das deutsche Element längst das Uebergewicht bekam, so daß die Städte mehr deutsche, die Dörfer mehr wendische Abkömmlinge zählen. Im Allgemeinen ist der Mecklenburger fest, gesund und von großer Ausdauer; Gastfreundschaft ist eine hervorstechende Tugend desselben, und für seinen Charakter spricht der Umstand besonders vortheilhaft, daß grobe Verbrechen nur selten hier vorkommen. Auf dem Lande wird das Plattdeutsche gesprochen, unter den Gebildeten hochdeutsch. Die Landwirthschaft bildet die Grundlage des großen Wohlstandes des Landes. Schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man hier auf eine vernünftige Bewirthschaftung des Bodens Bedacht genommen, die Koppel- und Mergelwirthschaft fast allgemein eingeführt und so den Landbau in seinen verschiedenen Zweigen auf eine Stufe der Vollkommenheit gebracht, die M. in dieser Hinsicht als Muster gelten läßt. Hauptsächlich wird viel Roggen gebaut, der hier eine Halmhöhe von 8 Fuß erreicht; doch wendet man in neuerer Zeit auch großen Fleiß auf die Kultur des Weizens. Unter den Hülsenfrüchten werden vorzüglich Erbsen kultivirt; Kartoffeln werden nur für den Bedarf des Hauses geerntet und erleichtern die Existenz der geringen Klasse. Von besonderer Bedeutung ist der Anbau der Oelgewächse, besonders des Rapses, welcher sehr einträgliche Ernten liefert, wogegen der Tabaksbau sehr herabgekommen ist. Der Weinbau, welcher im 15. und 16. Jahrhundert an vielen Orten des Landes, z. B. bei Güstrow, Plau, Schwerin, betrieben wurde, ist erst seit 1831 wieder aufgenommen worden, indem man auf den Höhen am Kritzitzersee eine bedeutende Weinpflanzung angelegt hat, die ein trinkbares Gewächs liefert. Die Obstanlagen, die zuweilen hinsichtlich ihrer Ausdehnung kleinen Wäldchen gleichen, liefern in guten Jahren auch ansehnliche Quantitäten zum Export. Der an und für sich ausgezeichnete landwirthschaftliche Betrieb würde eine viel weitere Verbreitung finden, wenn nicht die politische Verfassung des Landes für die minder bemittelte Klasse der Bevölkerung den Erwerb kleiner Grundbesitzungen unmöglich machte. Es gibt in M. eigentlich nur 4 Grundbesitzer: der Landesherr, die Ritterschaft, die 3 Landesklöster und die Städte. Der Bauer hat kein Grundeigenthum, sondern ist Pächter, und zwar gewöhnlich auf bestimmte Zeit, nur in den seltensten Fällen Erbpächter. Von dem gesammten Areal gehören 95,32 □Meil. den landesherrlichen Domänen, 107,65 zu den ritterschaftlichen u. übrigen Landgütern u. 24,43 den Städten. Die meisten mecklenburgischen Güter sind von beträchtlicher Größe. Die bedeutendsten, z. B. Arenesberg, Alt-Schwerin, Basedow, Boek, Brohm, Dobbin, Karow, Ludorf, Stuer, Speck, Tornow, haben einen Gehalt von 1—1¹/₂ Millionen □Ruthen, also mehr als ¹/₂ □Meile. Güter von 500,000 bis 700,000 □Ruthen sind schon in großer Zahl vorhanden; die meisten haben ein Areal von 2—400,000 □Ruthen, während ein Hof von 100,000 □Ruthen schon für sehr klein gilt. Die Bauernstellen sind auf den Domänen meist 15—20 000 □Ruthen, zuweilen wohl auch 100,000 □Ruthen, auf den Rittergütern 2—5000 □Ruthen groß; die Kolonisten haben 100—1000, hier und da auch mehr □Ruthen zur Bebauung. Die in großer Zahl vorhandenen Pächter suchen stets möglichst große Güter in Pacht zu bekom-

Digitized by Google

men und erwerben sich meist ein ansehnliches Vermögen, während die etwa 20,000 Taglöhnerfamilien des Landes nur so lange zu leben haben, als sie arbeitsfähig sind, und vom Brodherrn beliebig entlassen werden können. Nur 5 Dörfer finden sich in M.-Schwerin, deren Bauern Eigenthümer ihrer Gehöfte und Grundstücke sind. Obgleich die Leibeigenschaft aufgehoben ist, so sind doch die Nebenabgaben und Spanndienste sehr lästig; auch bestehen bei den Rittergütern die Hofdienste noch. Die beiden Hauptzweige der Viehzucht sind die Pferde- und Schafzucht. Das mecklenburgische Pferd ist von jeher sehr geschätzt worden, und wenn auch die ächt nationale Pferderace in der neuern Zeit fast ganz ausgegangen ist, so hat man dagegen wieder durch Einführung englischer Vollblutspferde und durch Vermischung derselben mit den einheimischen sehr viel zur Veredelung des Pferdestammes gethan. Besonders vortheilhaft wirken in dieser Beziehung das Haupt- und Landgestüt zu Redefin, sowie die Gestüte mehrer reichen Gutsbesitzer, von denen das des Grafen Plessen zu Ivenack, an der pommerschen Grenze im Herzogthum Schwerin, das berühmteste ist. Den außerordentlichsten Aufschwung hat jedoch in der neuern Zeit die Schafzucht genommen, wodurch selbst der Rindviehzucht Eintrag geschehen ist. Das Rindvieh ist von starkem Schlage und eignet sich vorzüglich zur Mast; die Butterproduktion ist so stark, daß an manchen Orten, z. B. zu Grabow, ansehnlicher Butterhandel getrieben wird. Die Schweine sind meist schwer, speckreich und von sehr derbem und gesundem Fleisch; es werden deren viele gemästet und in großer Anzahl ausgeführt. Eben so belangreich ist die Federviehzucht, hauptsächlich die Gänsezucht. Die Gänse sind von ungewöhnlicher Größe und liefern die bekannten geräucherten Gänsebrüste und eine große Masse Bett- und Schreibfedern in den Handel. Auch die Fischerei in der Ostsee und in den vielen fischreichen Seen und Flüssen des Landes ist für viele Bewohner ein nicht unerheblicher Nahrungszweig. Behauptet M.-Schwerin nach dem Bisherigen eine hohe Stufe der Vollkommenheit rücksichtlich seiner physischen Kultur, die durch gemeinnützige Institute, wie Kreditvereine, landwirthschaftliche Vereine, Assekuranzgesellschaften für Brand und Hagelschäden ꝛc., noch stets mehr gefördert und gesichert wird, so ist das Land dagegen in Hinsicht seiner technischen Kultur noch um so weiter zurück. Die Gewerbeordnung in M. ist wahrscheinlich von allen in Deutschland unübertroffen an Unvernunft und Mangel an volkswirthschaftlichen Principien. Außer Zieglern, Müllern, Kalkbrennern u. dgl., einem Grobschmied mit einem Gesellen, einem Grobleinweber mit 3 Tauen, einem Grobrademacher, einem Bauernschneider, einem Maurermann, einem Tischler, einem Schuhflicker, sämmtlich ohne Gesellen, bei jedem Gute, sind alle Gewerbe auf dem Lande verboten, eben so der größere Betrieb der erlaubten, und nur zu Gunsten der Ritterschaft ist eine Ausnahme von diesem Verbote gemacht, in sofern ihr gestattet ist, alles Das, was ihre eigenen Unterthanen und Leute, ohne ein Handwerk erlernt zu haben, verfertigen können, durch dieselben für sich selbst und für ihre Gutsobrigkeit zur eigenen Nothdurft verfertigen zu lassen. Zwei Meilen im Umkreise von Rostock darf sich kein Handwerker niederlassen. Die Einfuhr von Mehl, Malz, Branntweinschrot, Brod vom Lande in die Städte, mit Ausnahme des Weizenmehls, alle Kaufmannschaft, Krämerei und Hökerei auf dem Lande sind verboten, dagegen den Landbewohnern ausdrücklich geboten, von den Städtern zu kaufen. Neben der ziemlich vollständigen Handelsfreiheit hat man Bannmühlen, Bannbrannt wein, Bannbier; selbst Tanzmusik dürfen nur privilegirte Amtsmusikanten ausüben. In natürlicher Folge dieser Organisation des Gewerbewesens ist M. nicht reich an geschickten Handwerkern. Die in den Städten haben bei ihrem Monopol nicht nöthig, sich anzustrengen, auf dem Lande werden sie gar nicht geduldet. Die Gesammtzahl der eigentlichen Handwerker beträgt nicht mehr als 2025 Meister; es trifft daher erst auf 183 Landbewohner ein Handwerker, während in den Städten einer auf etwa 16 Menschen kommt. Von Bedeutung sind nur diejenigen Zweige des Handwerks, welche ihrem Betriebe nach der Fabrikindustrie am nächsten stehen. Die Fabrikindustrie M.s, wenn auch nicht groß, ist darum ungleich wichtiger und solider, als die der Nachbarstaaten des Großherzogthums, weil sie in freier Konkurrenz mit dem Auslande entstanden ist und ihren Gewinn nicht in Schutzzöllen, sondern in ihren Leistungen sucht. Am stärksten ist die Leinen- und Wollenweberei (ordinäre Tuche und Fries), die letztere am bedeutendsten und vortrefflichsten zu Plau, Malchow und Rostock. Auch gibt es viele Gerbereien (in Rostock allein über 40). Eben so ist die Tabaksfabrikation nicht unbedeutend und wird in 12 Fabriken (meist zu Rostock, Wismar und Schwerin) betrieben. Zuckerfabriken gibt es nur zu Rostock, Branntweinbrennereien aber in überaus großer Anzahl (über 800) sowohl in den Städten (Parchim, Plau, Rostock, Wismar, Neustadt a. d. Elde), als auf den Rittergütern und Domänen; Brauereien findet man hauptsächlich zu Wismar, Resteck, Gadebusch, Waren ꝛc. Papier wird in 12 Papiermühlen, grünes Hohl- und Tafelglas in 9 Glashütten gefertigt. Der Schiffbau umfaßt nicht allein Segelschiffe, sondern auch Dampfschiffe. Außerdem sind noch eine Menge Maschinenbauwerkstätten, Schneidemühlen, Essigbrauereien, Grützmühlen, Theeröfen, Kalkbrennereien, Ziegeleien, Thonpfeifenbäckereien und Leimsiedereien zu erwähnen. Der regste Gewerbsfleiß herrscht unstreitig in Rostock (s. d.). Von ungleich größerer Bedeutsamkeit, als die Industrie, ist der Handel, der durch die glückliche Lage des Landes zwischen der Ostsee und der Elbe überaus begünstigt wird. Derselbe hat sich in der neuern Zeit im Innern des Landes durch Anlegung guter Straßen und durch Vollendung des Eldekanals, wodurch die Verbindung der Stör, Havel und des Müritzsees hergestellt ist, sehr gehoben; am bedeutendsten ist er jedoch zu Schiffe, und zwar mittelst der Ostsee und der Elbe mit Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England und mittelst der Elbe mit Eng-

Digitized by Google

land, den Niederlanden, den Hansestädten und Hannover. Die in neuerer Zeit angelegten Eisenbahnen sind von besonderer Wichtigkeit für den Verkehr. Die berlin-hamburger Eisenbahn durchschneidet M. und berührt die Städte Grabow, Ludwigslust, Boitzenburg. Von dieser Hauptbahn aus erstreckt sich eine andere nach Norden über Hagenow und Schwerin, welche sich in zwei Arme theilt, die bis an die beiden mecklenburgischen Häfen Wismar und Rostock führen. Eine Zweigbahn führt von Büzow nach Güstrow. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind: Getreide aller Art, auch Mah, Mehl, Grütze, Hülsenfrüchte und Raps, theils zur See über Rostock u. Wismar nach England, Schweden, Norwegen, theils auf der Elbe über Boitzenburg nach Hamburg und ins Preußische (in guten Jahren an 20 000 Last) gehend, Wolle, ebenfalls ein Hauptprodukt, nach Berlin, Hamburg und Lübeck, gemästetes Vieh, Butter, auch Käse, größtentheils nach Hamburg u. Berlin, Holz, meist auf der Elbe nach Hamburg, Pferde, nach mehren Ländern, besonders auch feine Reit- und Wagenpferde auf die Messen nach Leipzig, Fische (besonders geräucherte Häringe u. Bücklinge), Häute, Bett- u. Schreibfedern, Obst, frisch u. getrocknet, nach Rußland u. Schweden (von Rostock jährlich 4—6000 Tonnen Aepfel), Tabak, Glas, Essig (von Rostock), Branntwein ꝛc. Eingeführt werden dagegen: Material-, Kolonial-, Apothekerwaaren, Südfrüchte, Wein, Rum, Häringe, Austern, englisches Salz, Thran, russisches Oel, Talg, Lichter, Seife, Steinkohlen, Hanf, Leder, Tabak, gothländischer Kalk, schwedische Breter, alle Metalle, Seiden-, Baumwollen-, Putz- u. Modewaaren, Tuch- und Wollenzeuche, feine Leinwand, Lederfabrikate, feine Metallwaaren, schwedische Nägel, Papier, Glas- u. Porzellansachen, Luxusgegenstände, englische Zuchtpferde, Möbels ꝛc. Indessen übertrifft der Werth der Ausfuhr den der Einfuhr noch immer bedeutend; jene beträgt etwa 3,400,000, diese 3,000,000 Thlr. Die vorzüglichsten Handelsplätze sind Rostock, Wismar u. nächst diesen Boitzenburg. Der Mittelpunkt des Binnenhandels ist Güstrow mit seinen berühmten Wollmärkten. Ferner sind noch zu erwähnen die großen Buttermärkte zu Grabow u. die Vieh- u. Pferdemärkte zu Güstrow ꝛc. Ueberhaupt werden zur Belebung des innern Handels viele Jahrmärkte, nicht bloß in den Städten u. Flecken, sondern auch auf vielen Dörfern gehalten, und es treiben außer den schon genannten Städten auch Parchim, Schwerin, Dömitz, Ribnitz, Waren ꝛc. nicht unbedeutenden Verkehr. Die Schifffahrt ist sehr beträchtlich und hat ihren Hauptsitz zu Wismar u. Rostock. Da der rostocker Hafen nicht die gehörige Tiefe hat, so bleiben die größeren Seeschiffe zu Warnemünde liegen; dagegen ist der Hafen von Wismar vorzüglich. An Handelsschiffen zählte man Anfangs 1856 357 mit 39,139 Last, darunter 4 Dampfboote u. 43 Küstenfahrzeuge. Was Münzen u. Maße betrifft, so ist seit 12. Jan. 1848 der 14 Thalerfuß eingeführt, doch wird der Thaler in 48 Schill. à 12 Pfen. eingetheilt. Die Elle ist die hamburger; der Fuß die Hälfte davon. 100 rostocker Kornscheffel sind = 70,7 preuß. Scheffel oder 38,89 Hectol., 100 Haferscheffel = 43,82 Hectol. Das Oxhoft hat 1¼ Ohm, 6 Anker, 30 Viertel, 60 Stübchen, 120 Kannen, 240 Pot od. Quartier à 0,9 Liter. Das rostocker Pfund ist = 484 Grammen. In Maß u. Gewicht herrscht übrigens die größte Verschiedenheit. Den Stand der Volksbildung beweist die Thatsache, daß bei der Rekrutenaushebung Ende 1855 von 882 Konskribirten kaum 361 Gedrucktes, nur 210 Geschriebenes lesen konnten. Erst 1831 dachte man an eine Reform des bis dahin sehr schlecht bestellten Schulwesens, hauptsächlich des Volksschulwesens. Diese war indeß um so schwieriger zu bewerkstelligen, als große Dörfer selten sind, die Häuser zerstreut liegen u. die Schullehrer, welche auf den Gütern meist den Wandeltisch hatten, fast sämmtlich alte Soldaten, Bediente u. Handwerker waren. Am meisten ist bis jetzt für die Landschulen auf den landesherrlichen Besitzungen geschehen, u. auch die Ritterschaft ist nicht hinter dem Landesherrn zurückgeblieben. An den 1048 Landschulen, von denen 527 auf die landesherrlichen Domänen kommen, dürfen jetzt nur auf dem Seminar gebildete Lehrer angestellt werden. Man zählt 50 Bürgerschulen in den Städten u. größeren Flecken, mit Ausnahme der höheren Bürgerschulen, die mit den Gymnasien in Verbindung gesetzt sind. Die Gymnasien, welche erweitert u. zeitgemäß eingerichtet wurden, gehören zu den besten in Deutschland. Außer dem Gymnasium Fridericianum zu Schwerin u. dem Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim werden zu diesen noch die Domschule zu Güstrow u. die Stadtschulen zu Rostock u. Wismar gezählt. Das Landeschullehrerseminar zu Ludwigslust gehört zu den besten Deutschlands. Die höchste Bildungsanstalt ist die Landesuniversität zu Rostock, für beide M. gemeinschaftlich, welche schon 1419 von den Herzögen Johann III. und Albrecht III. gegründet wurde. Zu den besonderen Unterrichtsanstalten M's gehören ferner: die Thierarzneischule zu Schwerin, die Sonntagsschulen für Handwerksgesellen und Lehrlinge in mehren Städten, die Armen- und Freischulen in Rostock, Wismar und Schwerin, die Schulen in den jüdischen Gemeinden, die Taubstummenanstalt zu Ludwigslust, das Handlungsinstitut zu Rostock, die Steuermannsschulen zu Dierhagen und Wustrow auf der Halbinsel Fischland, das Pageninstitut und eine Bildungsanstalt für Dienstboten zu Schwerin. Die Jungfrauenklöster Dobbertin, Malchow, Ribnitz und zum heiligen Kreuz in der Stadt Rostock sind seit der Reformation zur Unterhaltung und zur christlichen Erziehung inländischer Jungfrauen des Ritterstandes bestimmt; das letztere nimmt jedoch auch Töchter aus dem Bürgerstande auf. Von Vereinen und Sammlungen bestehen: die mecklenburgische naturforschende Gesellschaft zu Rostock, der patriotische Verein zu Belebung des Ackerbaues und zur Bildung der Arbeiter, die philomathische Gesellschaft zu Rostock für gesellige Unterhaltung über wissenschaftliche Gegenstände, der Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde; die Regierungsbibliothek zu Schwerin, die ritter- und landschaftliche Bibliothek zu Rostock, die Bibliothek des geistlichen Ministeriums daselbst, die Kirchenbibliothek zu Lutz, die großherzogliche Privatbibliothek zu Ludwigslust, die Bildergallerien zu Schwerin, Ludwigslust und Neustadt, die Kunst-, Naturalien- und Alterthümersammlungen zu Ludwigslust und

Digitized by Google

Schwerin. Ferner sind noch zu erwähnen 14 Buchhandlungen und 13 Druckereien, die Hofkapelle zu Schwerin und das Theater. Auch erscheinen verschiedene Zeitschriften politischen und rein wissenschaftlichen Inhalts.

Nach der alten in Folge der Bewegung von 1848 abgeschafften, aber 1850 wiederhergestellten Verfassung ist M.-Schwerin eine durch Feudalstände beschränkte Monarchie u. steht nach alten Hausverträgen mit M.-Strelitz in genauer Verbindung, obwohl beide Häuser in ihren Ländern unabhängig von einander regieren. Beide Staaten bilden als deutsches Bundesgebiet in dem engeren Rathe des Bundestags die 14. Stimme, wogegen M.-Schwerin allein 2 Stimmen im Plenum hat. Der Fürst übt die vollziehende Gewalt, theilt aber das Recht der Gesetzgebung und Besteuerung mit den Ständen, mit Ausnahme der Gesetzgebung in Bezug auf die Domänen, die keine Zuziehung der Stände erfordert. Gegenwärtiger Regent ist der Großherzog Friedrich Franz, geboren den 28. Februar 1823, regiert seit dem 7. März 1842. Die Stände bestehen aus der Ritterschaft und der Landschaft; zu jener gehören alle landtagsfähigen Rittergutsbesitzer (112 Familien), gleichviel ob adeliger oder bürgerlicher Herkunft; zu dieser die Obrigkeiten von 44 Städten. Der Prälatenstand ist seit der Reformation aufgehoben; der Bauernstand wird gar nicht vertreten. Stadt und Gebiet Wismar, Neustrelitz und das Fürstenthum Ratzeburg stehen außerhalb der Verfassung. An der Spitze des Landtags steht das ständische Direktorium, das aus 8 Landräthen, 3 Erblandmarschällen und 1 Deputirten der Stadt Rostock zusammengesetzt ist. Dasselbe leitet alle Landtagsangelegenheiten und nimmt durch seine Landräthe auch an der Verwaltung beaufsichtigend Antheil. Außerdem ist für die laufenden ständischen Angelegenheiten ein engster Ausschuß der Ritter- und Landschaft bestellt, der seinen Sitz zu Rostock hat und aus 2 Landräthen, 3 Deputirten der Ritterschaft, dem Bürgermeister von Rostock und 3 Deputirten der Städte Parchim, Güstrow und Neubrandenburg besteht. Zur Berathung in Angelegenheiten, welche die Ritterschaft allein angehen, besteht überdies noch ein engerer Ausschuß der Ritterschaft, ebenfalls zu Rostock. Die jährlichen Landtage werden abwechselnd zu Sternberg und Malchin gehalten. Außer den Landtagen kommen noch Konvokationstage vor, d. i. Versammlungen, in denen die Stände eines Landestheils über sie ausschließlich betreffende Angelegenheiten berathen; ferner Landeskonvente, zu denen die jährlich 2mal abgehaltenen besonderen Zusammenkünfte der Ritterschaft und der Städte, sowie die gemeinschaftlichen Vorberathungen vor dem Landtage gerechnet werden. An der Spitze der Verwaltung steht das geheime Ministerium in Schwerin, aus 2 Ministern, einem geheimen Rathe und einem geheimen Legationsrathe bestehend, von denen der erste zugleich geheimer Rathspräsident und Chef des Regierungskollegiums ist. Unter der unmittelbaren Leitung des geheimen Ministeriums stehen das Revisionsdepartement, die Renterei oder Hauptkasse, die Reluitionskommission, die Schuldentilgungskommission, das vereinte Haupt- und Landgestüte zu Redefin und Pätow, die Gesandtschaften, Agenten und Konsuln. Die großherzogliche Regierung und Lehenkammer zu Schwerin ist die gesetzgebende und oberste Behörde in allen Verwaltungs-, Polizei- und Gnadensachen; als Lehenkammer ist sie administrirende Behörde der lehensherrlichen Obereigenthumsrechte. Specialdepartements der Regierung sind: das Departement für die städtischen und Polizeiangelegenheiten, das Schuldepartement, das Steuer- und Zolldepartement. Das Kameralwesen leitet das großherzogliche Kammerkollegium zu Schwerin, von dem das Postwesen, die Münze, das Baudepartement, das Chausseebauwesen abhängig sind. Besondere Zweige des Kameralwesens sind: die Domänenverwaltung, das Forstregal, das Jagdregal, das Zollregal, das Steuerregal. Die Domänen sind in 5 Distrikte mit 45 einzelnen Domänenämtern eingetheilt. Das Jagdregal steht unter einem Oberjägermeister; das Forstregal besorgt das Forstkollegium zu Schwerin. In den Geschäftskreis des Zollregals gehört die Erhebung des Elbzolles und Seezolles, nicht die der Landzölle. Zur Besorgung der Geschäfte bei Erhebung des Elbzolles bestehen die Zollämter zu Boitzenburg, Dömitz und Wittenberge (letzteres zur gemeinsamen Kontrole mit Preußen, Hannover und Lauenburg); für den zu erhebenden Seezoll ist die Licentkammer zu Wismar eingerichtet. Das Steuerregal umfaßt die Verwaltung der ordentlichen Landeskontribution zu Militär-, Gesandtschafts- und Civiladministrationskosten. Die Verrechnung derselben zur großherzoglichen Kammer wird besorgt: in den Domänen von den Beamten, in den ritterschaftlichen und Klostergütern von den Gutsobrigkeiten durch den engeren Ausschuß der Ritterschaft und Landschaft, in den Landstädten durch das großherzogliche Steuer- u. Zollkollegium zu Güstrow und durch das Zoll-, Steuer- und Acciskommissariat zu Rostock, das mit der Oberkontrole über sämmtliche Zoll-, Accise- und Licenterhebungen des Landes beauftragt ist. Die Kirchensachen, so weit sie die geistliche Jurisdiktion betreffen, werden von dem Konsistorium zu Rostock und von den Ehegerichten zu Rostock und Wismar unter Oberaufsicht der großherzoglichen Regierung verwaltet. M.-Schwerin hat im Ganzen 322 evangelische Prediger an 464 Kirchen, nämlich 84 Prediger an 58 Stadtkirchen und 238 Prediger an 406 Landkirchen und an 35 Kapellen. Die römisch-katholischen Gemeinden zu Schwerin und Ludwigslust werden zum Bisthum Hildesheim gerechnet und sind in kirchlicher Beziehung dem dasigen Bischof untergeordnet. Von polizeilichen Anstalten, die unter Oberaufsicht der Regierung stehen, sind zu nennen: die Sicherheitsanstalt, ein Corps berittener Gensdarmen, das Landarbeitshaus zu Güstrow, das Zuchthaus zu Dömitz, das Zucht- und Werkhaus zu St. Katharinen. Unter den vielen milden Stiftungen und wohlthätigen Anstalten überhaupt heben wir hervor: die Bibelanstalten, die Anstalt zur Verpflegung für Wittwen u. Waisen verstorbener Prediger, das Wittweninstitut für die großherzogliche Dienerschaft, das Rathswittweninstitut

Digitized by Google

für die Städte, die Professoren-Wittwenkasse zu Rostock, eine Missionsgesellschaft, zahlreiche Armenhäuser und Hospitäler, 6 Brand- und 2 Hagelschäden-Assekuranzen, einen ritterschaftlichen Kreditverein, Sparkassen, die Irrenheilanstalten zu Sachsenburg bei Schwerin und zu St. Katharinen in Rostock. Der höchste Gerichtshof für M.-Schwerin und M.-Strelitz ist das Oberappellationsgericht, welches 1840 von Parchim nach Rostock verlegt worden ist. Die 2. Instanz bilden die Justizkanzleien zu Schwerin, Güstrow und Rostock. Als 1. Instanz fungiren die Stadt- u. Amtsgerichte, Patrimonialgerichte, Klosteramts- und Oekonomiegerichte ꝛc. In Rostock und Wismar bestehen Obergerichte, von welchen die Appellation an das Oberappellationsgericht geht. Außerdem besteht noch das Kriminalkollegium zu Bützow, welches die Untersuchung in wichtigen Kriminalfällen führt, das Erkenntniß aber von einer der drei Justizkanzleien oder von der Juristenfakultät zu Rostock sprechen läßt. Seit 1856 findet eine öffentliche Schlußverhandlung (ohne Geschworene) Statt. Außer dem sächsischen Rechte haben sich das lübische Recht von 1586 und viele Stadtstatuten und Einzelverordnungen geltend gemacht. Die Einkünfte des Landes wurden in dem Etat für das (zu Johanni beginnende) Rechnungsjahr 1853—54 zu 3,292,748, die Ausgaben zu 3,430,028 Thlr. veranschlagt, so daß sich ein Deficit von 137,280 Thalern ergab. Dieselben fließen hauptsächlich aus den Domänen, Forsten, Regalien und Zöllen; den fehlenden Betrag liefern die von den Ständen bewilligten ordentlichen und außerordentlichen Abgaben. Die Staatsschulden wurden 1851 auf 11,200,000 Thlr. berechnet, ohne die Garantie für die Eisenbahn mit 1,600,000 Thlr. Die vom Hofe herrührenden Schulden betrugen fast 5 Millionen. Als Bundeskontingent hat M.-Schwerin 4752 Mann zu stellen, und zwar 1 Infanterielehrbrigade von 3469 Mann (wozu 1 Grenadier-, 2 Musketier- und 1 leichtes Bataillon gehören), 1 Dragonerregiment von 629 Mann in 4 Eskadrons, 1 Batterie mit 16 Geschützen und 574 Mann und 80 Mann Pionniere. Die Dienstzeit dauert 6 Jahre, 4 Jahre im aktiven Dienst und 2 Jahre in der Reserve. Ersetzt wird die Mannschaft durch Konskription mit Stellvertretung. Die Uniform des mecklenburgischen Militärs ist blau, bei der Kavalerie hellblau; das leichte Bataillon hat grüne, die Kavalerie rothe, die Artillerie schwarze Kragen und Aufschläge; die Beinkleider sind grau, bei den Grenadieren weiß. Die mecklenburgische Brigade, zu der auch das m.-strelitzische Bataillon gehört, bildet die 2. Brigade des 10. Armeecorps und gemeinschaftlich mit den Truppentheilen von Oldenburg und den Hansestädten die 2. Division. Die einzige Festung M.-Schwerins ist Dömitz, an der Elbe. Das Feldzeichen ist roth, gelb und blau. Als Militärauszeichnung bestehen seit 30. April 1841 Kreuze, für die Offiziere und Militärbeamten in Gold, für die Unteroffiziere in Silber mit goldenem Schild, für die Soldaten von Kupfer, mit der Inschrift der Dienstjahre X., XV., XX. und XXV. Ferner existirt eine Kriegsdenkmünze von Kanonenmetall, gestiftet 1841 für die Feldzüge von 1808—1815. Die Flagge des Landes ist blau, weiß, mit rothen Längsstreifen und mit dem mecklenburgischen schwarzen Büffelkopf in weißem Felde. Das Wappen hat ein Mittelschild und 6 Querfelder. Das erste von diesen ist golden, hat einen schwarzen, rothgekrönten Büffelkopf mit silbernem Nasenring und dergl. Hörnern (M.); das zweite, blaue, einen goldenen Greif (Rostock), das dritte, oben in Blau einen silbernen Greif, unten in Silber ein grünes Viereck (beides wegen Rostock), das vierte, rothe, ein schwebendes, silbernes Kreuz (Ratzeburg), das fünfte, rothe, einen silbernen, aus den Wolken kommenden, weißgekleideten, mit silberner Binde geschmückten, einen goldenen Ring haltenden Arm (Stargard), das sechste, goldene, einen schwarzen, schräg liegenden, goldengekrönten Büffelkopf mit ausgestreckter Zunge und silbernen Hörnern (Wenden). Im Mittelschild ist die obere Hälfte roth, die untere golden (Schwerin). Eingetheilt ist das Großherzogthum in den Kreis M. od. das Herzogthum M.-Schwerin mit 22 Aemtern (Bukow, Krivitz, Dobberan, Dömitz, Eldena, Gadebusch, Grabow, Grevismühlen, Hagenow, Lübtheen, Lübz, Mecklenburg, Neustadt, Plüschow, Redentin, Rehna, Schwerin, Sternberg, Toddin, Walsmühlen, Wittenburg u. Zärretin), den Kreis der Wenden mit 15 Aemtern (Bakendorf, Boitzenburg, Dargun, Gnoien, Goldberg, Güstrow, Neukalden, Plau, Ribnitz, Rossewitz, Schwaan, Stavenhagen, Sülze, Teutenwinkel und Wredenhagen), die Stadt Rostock, die das Präbikat Seestadt besitzt, mit dem Flecken Warnemünde (der rostocker Hafen), das Fürstenthum Schwerin mit den Aemtern Bützow, Marnitz, Rühn, Templzin u. Warin, die Herrschaft Wismar mit den Aemtern Neukloster u. Poel auf der Insel gleichen Namens, und die Klostergüter (das Klosteramt Dobbertin mit dem gleichnamigen Kloster, das Klosteramt Malchow mit dem Kloster gleichen Namens, das Klosteramt Ribnitz, das Kloster zum heiligen Kreuz in Rostock). Die Hauptstadt des Landes ist Schwerin, die Residenz: Ludwigslust.

M.-Strelitz, östlich von M.-Schwerin gelegenes kleineres Großherzogthum, besteht aus 2 getrennt von einander liegenden Theilen, nämlich aus dem eigentlichen Herzogthum M.-Strelitz (auch Herrschaft Stargard, Kreis Stargard, fürstgarbischer Kreis des Herzogthums Güstrow genannt) und dem Fürstenthum Ratzeburg. Ersteres wird nördlich von Pommern (Regierungsbezirk Stralsund und Stettin), östlich und südlich von Brandenburg (Regierungsbezirk Potsdam) und westlich von M.-Schwerin begrenzt, während letzteres im Norden den baschower Binnensee, gegen Osten M.-Schwerin, gegen Süden Lauenburg und gegen Westen den ratzeburger See und das Gebiet der freien Stadt Lübeck zur Grenze hat. Von dem 36 □Meilen betragenden Flächengehalt des ganzen Großherzogthums kommen 29½ □Meilen auf das Herzogthum M.-Strelitz und 6½ □Meilen auf das Fürstenthum Ratzeburg. M.-Strelitz ist wie M.-Schwerin eine Ebene, und zwar noch etwas tiefer liegend, als jenes; auch muß die mittlere Höhe des strelitzischen Landes geringer angenommen werden, als in Schwerin.

Digitized by Google

Der höchste Punkt ist der Petersilienberg. Hauptfluß ist die Havel, welche aus 2 kleinen Seen entsteht und in die preußische Provinz Brandenburg übertritt; außerdem ist noch die Tollense und im Ratzeburgischen die in die Stepenitz fließende Maurin zu erwähnen. An Landseen ist M.-Strelitz noch reicher, als M.-Schwerin, indem es 132 größere und kleinere Seen zählt, worunter der Tollensee und der ratzeburger See die größten sind. Auch das Klima ist hier dem in M.-Schwerin ziemlich gleich, nur noch etwas gemäßigter, und zwar wegen weiterer Entfernung von der See. In Ansehung der Vertheilung und Benutzung des Bodens findet dasselbe Verhältniß Statt, wie in M.-Schwerin. Grundbesitzer sind: der Landesherr, die Ritterschaft und die Städte. Die landesherrlichen Domänen betragen ungefähr 35 □Meilen, die ritterschaftlichen Besitzungen 11,62 und die städtischen 5,38 □M. Der Domanialwaldboden ist im Herzogthum M.-Strelitz in 8 Forste abgetheilt und hat einen Flächengehalt von 19,217,446 □Ruthen oder 7,5926 □M.; im Fürstenthum Ratzeburg beträgt er in 5 Forsten 1,106,085 □R. oder 0,437 □M. Die Domanialforste des Großherzogthums haben mithin einen Flächengehalt von 8,029 □M. und bedecken daher fast den 4. Theil des gesammten Domanialbodens. M.-Strelitz hat besonders viel Tannen-, aber auch schöne Eichen- und Buchenwälder; zu den größten Waldungen gehören: die feldburgische und grünewische Heide, das hohe und glambecker Holz, der mirowsche Forst, die fürstenberger Heide. Die Bevölkerung von M.-Strelitz ist ebenfalls gering. Bei der 1829 vorgenommenen Volkszählung ergab sich eine Kopfzahl von 83,613; 1851 betrug die Einwohnerzahl 99,628 Seelen. Am stärksten bevölkert ist das Fürstenthum Ratzeburg (16,352), schwächer der nördliche Theil des Herzogthums M.-Strelitz und am geringsten der südliche Theil desselben. Nach der Zählung von 1829 kamen 2323, nach der von 1851 2740 Einwohner auf die □M. Mit Ausnahme von 123 Katholiken, 30 Reformirten und ungefähr 700 Juden (in den 2 landesherrlich bestätigten Gemeinden zu Altstrelitz und Fürstenberg) sind die Bewohner des Großherzogthums sämmtlich dem evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnisse zugethan. Die Zahl der Ortschaften ist 421, darunter 9 Städte, 2 Flecken, 47 größere Dörfer, 167 Höfe, 43 Meiereien und 165 kleinere Dörfer, Gehöfte, Mühlen ꝛc. Ackerbau und Viehzucht bilden auch hier die hauptsächlichste Beschäftigung und die vorzüglichste Nahrungsquelle; die Industrie wird jedoch in M.-Strelitz lebhafter betrieben, als in M.-Schwerin. Von Industriezweigen verdienen besonders angeführt zu werden: Tuchmacherei, Gerberei, Brauerei u. Branntweinbrennerei, Papier- und Glasfabrikation, Kattundruckerei, Damast- und Wollenweberei. Waldprodukte werden in 20 Theeröfen verarbeitet; in Metallen arbeiten 7 Kupferhämmer im Ratzeburgischen. An dem mecklenburgischen Handel nimmt Strelitz nicht unbedeutenden Antheil, hauptsächlich in Getreide, Wolle und Butter. Nach Güstrow ist Neubrandenburg der größte mecklenburgische Wollmarkt; es werden daselbst jährlich gegen 13,000 Stein Wolle zum Preise von circa 142,000 Thlr. verkauft. Fürstenberg ist schon seit langer Zeit ein Stapelort für Butter gewesen, und es werden auf den dasigen 9 Märkten jährlich über 12,000 Ctr. abgesetzt. Daselbst wird auch ansehnlicher Holzhandel nach dem Preußischen getrieben, ebenso Fischhandel; auch ist die erwähnte Stadt ein lebhafter Schifferort, indem 65 Schiffer von da die Havel befahren. Altstrelitz hat die größten Pferdemärkte; viel Schlachtvieh geht ins Ausland. An Unterrichtsanstalten besitzt M.-Strelitz gemeinschaftlich mit M.-Schwerin die Universität zu Rostock, das Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz, die Gelehrtenschule und die eng mit ihr verbundene höhere Bürgerschule zu Neubrandenburg, die Gelehrtenschule zu Friedland, die Domschule zu Ratzeburg; ferner die Realschule, die Elementar-, die Mädchen- und die Sonntagsschule zu Neustrelitz, die Mädchen- und die Armenschule zu Neubrandenburg, die Bürgerschulen zu Friedland und Woldegk, die öffentliche Stadtschule und die Elementarschulen zu Altstrelitz, die Elementarschulen zu Fürstenberg, Wesenberg, Stargard und Mirow, die Bürgerschule zu Schönberg und 221 Landschulen. In Mirow besteht eine Bildungsanstalt für Küster und Landschullehrer, in Strelitz eine öffentliche und eine Freischule der jüdischen Gemeinde. Besondere Erwähnung verdienen: die großherzogliche Bibliothek zu Neustrelitz, welche gegen 50,000 Bände zählt, ferner die Sammlung obotritisch-wendischer Alterthümer und das Münzkabinet zu Neustrelitz. Die Verfassung ist dieselbe wie in M.-Schwerin. Regent ist Großherzog Friedrich Wilhelm, geboren den 17. Okt. 1819, regiert seit 1851. Die Verwaltung leitet das großherzogliche Staatsministerium, welchem das geheime Archiv des Herzogthums M.-Strelitz und des Fürstenthums Ratzeburg unmittelbar unterstellt ist. Die obere Behörde in allen Regiminal- und Polizeisachen ist die Landesregierung. Die Lehenkammer fungirt auch als Gerichtsbehörde, und zwar in den Fällen, wenn die Justizkanzlei hierzu nicht ausreicht. Das Konsistorium ist die höchste geistliche Behörde, unter welcher die Superintendentur zu Neustrelitz steht, die das ganze Herzogthum (142 Kirchen mit 59 Predigern) umfaßt. Zur Beaufsichtigung des Schulwesens, mit Ausnahme der Lehranstalten zu Neustrelitz, die unmittelbar von der Landesregierung kontrolirt werden, besteht das Oberschulkollegium, während das Kammer- und Forstkollegium die oberste Administrationsbehörde für die Domänen des Großherzogthums ist, welcher die Rentei, die Baubedienten, die Kornböden und Magazine zu Neustrelitz, Mirow und Stargard, die Domänenämter zu Feldberg, Mirow, Stargard und Altstrelitz unterstellt sind. Das Steuerregal wird in den Domänen von einem eigenen großherzoglichen Beamten, in den ritterschaftlichen Gütern von dem engern Ausschuß der Ritter- und Landschaft, in den Städten von den Steuerstuben verwaltet, das Zollregal dagegen von Hauptzollberechnern in Neubrandenburg, Friedland, Woldegk, Altstrelitz, Fürstenberg und Stargard, die Nebenzollstätten unter sich haben. Die unmittelbare

Digitized by Google

Forstverwaltung (unter dem Kammer- und Forstkollegium) leitet ein Oberforstmeister. Die Lokalpolizeiverwaltung geschieht in Neustrelitz und Fürstenberg durch Polizeikollegien, in Neubrandenburg, Friedland, Woldegk, Altstrelitz, Wesenberg und Stargard durch den Richter und Rath, in den Domänen durch die Beamten eines jeden Amtes, in den ritter- und landschaftlichen Gütern durch die Gutsherrschaften. Zu Altstrelitz ist ein Land-Arbeits-, Zucht- und Irrenhaus. Die Rechtspflege in oberster Instanz übt das Oberappellationsgericht zu Rostock; als Mittelinstanz besteht die Justizkanzlei mit der Hypothekenkammer zu Neustrelitz. Untergerichte sind die 8 Stadtgerichte zu Neustrelitz, Neubrandenburg, Friedland, Woldegk, Altstrelitz, Fürstenberg, Wesenberg und Stargard, die 4 Amtsgerichte zu Feldberg, Mirow, Stargard und Altstrelitz, die Patrimonialgerichte in den ritter- und landschaftlichen Gütern und für das Fürstenthum Ratzeburg das mit der dortigen Landvogtei verbundene Justizamt. Eine Gesetzsammlung für M.-Strelitz fehlt. Die Einkünfte des Landes waren im Etat von 1847—48 auf 964,525, die Ausgaben auf 1,019,649 Thlr. veranschlagt, wonach sich ein Deficit von 55,124 Thlrn. ergab. Die Schulden schätzte man 1848 auf 1,850,000 Thlr. Als Bundeskontingent hat M.-Strelitz 840 Mann zu stellen; die Stellung von Kavalerie u. Artillerie hat M.-Schwerin übernommen. Es ist dieser Truppenkörper in die 2. Brigade der 2. Division vom 10. Armeecorps eingereiht. Die Uniform ist dunkelblau mit roth, gelbe Knöpfe, Tschakos, Kamaschen, graue (im Sommer weißleinene) Beinkleider. Das Feldzeichen ist roth, gelb und blau. Flagge und Denkmünzen wie bei M.-Schwerin. Die schon erwähnte natürliche Eintheilung des Landes gilt auch in politischer Hinsicht, indem das Großherzogthum in das Herzogthum M.-Strelitz (sonst Kreis oder Herrschaft Stargard) und in das Fürstenthum Ratzeburg zerfällt. Hierbei ist zu bemerken, daß die Stadt Ratzeburg mit ihrem größern Theile zu Lauenburg gehört. Die Haupt- und Residenzstadt des Landes ist Neustrelitz.

Geschichte. Zu Tacitus' Zeit mögen an dem Flusse Warnow die Variner und nachher die Heruler und Vandalen gewohnt haben. Als diese ihre Wohnsitze mit südlicher gelegenen vertauscht hatten, zogen wendische Völker in die leer gewordene Gegend ein, unter denen die Obotriten um Wismar, Güstrow, Schwerin ꝛc., die Wagrier um Lübeck, die Polaben bei Ratzeburg, die Wilzen östlich und südlich von der Recknitz die mächtigsten Stämme waren. Ihr Hauptsitz war Mikelenborg (jetzt Dorf Mecklenburg), wovon der Name des Landes herrührt. Vom 6. Jahrh. an finden wir die einzelnen Stämme in fortwährenden Kämpfen unter sich, die zwischen den Obotriten und Wilzen so heftig wurden, daß der Obotritenfürst Witzan den Frankenkönig Karl den Großen um Hülfe gegen die Wilzen anrief. Nachdem von Karl dem Großen aber die Sachsen, mit denen auch die benachbarten Wenden, hauptsächlich die Obotriten in Fehde lebten, besiegt waren, drang dieser auch gegen seine obotritischen Bundesgenossen vor, zwang dieselben 789 zur Taufe und stellte ihr Land unter die Obhut der sächsischen Herzöge. So war das Verhältniß auch unter Ludwig dem Deutschen. Aber die sächsischen Herzöge konnten nie zu großem Ansehen gelangen; die wendischen Oberhäupter verbanden sich mit den Dänen und suchten sich der deutschen Abhängigkeit zu entledigen, was ihnen auch zuweilen gelang. So war das Land der Schauplatz unaufhörlicher Kriege, während welcher auch die durch Ansgarius in Nordalbingien unternommene Ausbreitung des Christenthums hier nur geringe Erfolge zeigte. Als der Wendenkönig Tabamvizil 860 den Herzog der Sachsen besiegte und sich völlige Unabhängigkeit erstritt, machten die deutschen Kaiser mehrmals erneute Anstrengungen, das Abhängigkeitsverhältniß wieder herzustellen; Heinrich I. besiegte auch wirklich 931 die Wenden und nöthigte sie, sich taufen zu lassen, und Otto I. unterwarf den Obotriten Mistui, errichtete das Bisthum Aldenburg (Stargard) in Wagrien und erbaute 956 zu Mikelenborg eine Kirche. Nach Otte's I. Tode stritten aber die wendischen Könige Miecislav und Mistewo aufs Neue für ihre Unabhängigkeit, und das Land wandte sich größtentheils den alten Göttern wieder zu. Erst nach langwierigen Kriegen gelang es dem Herzoge Heinrich dem Löwen von Sachsen das Land vollständig zu unterwerfen. Er ließ es durch deutsche Kolonisten bebauen, vertheilte es unter seine Feldherren und Ritter, wodurch der Grund zu einer Menge adeliger Güter und Rittersitze gelegt wurde, und setzte Grafen und Richter ein, wie er denn z. B. 1166 dem tapfern braunschweigischen Ritter Gunzelin von Hagen einen Theil des Obotritenlandes als Grafschaft Schwerin verlieh, welche durch 2 Jahrhunderte von dem übrigen Lande getrennt blieb und der Sitz eines in den nordischen Händeln sehr wichtigen Grafengeschlechts wurde. Außerdem arbeitete er an der gänzlichen Unterwerfung des Landes durch Einführung der deutschen Sprache, durch Errichtung eines Bischofssitzes in Schwerin, durch Wiederherstellung des Bisthums M. und durch Verlegung des aldenburgischen nach seiner Hauptstadt Lübeck. Trotz alledem gelang es nicht, die Kraft des slavischen Volkes völlig zu brechen, und Heinrich der Löwe hielt es für gerathen, sich mit des im Kampfe erschlagenen slavischen Fürsten Niklot Sohne Pribislav zu versöhnen, indem er ihm 1164 erst einen Theil seines väterlichen Erbes unter dem Titel eines Fürsten von M. (statt des bisherigen Titels: König der Wenden), später alle ihm gehörigen Länder zu Lehen und seine Tochter Mathilde zur Frau gab. Pribislavs Sohn, Heinrich Borwin (Burewin) I., machte sich um das Land durch Gründung von Städten und Klöstern verdient, hatte aber heftige Kämpfe mit seinem Vetter Niklot zu bestehen, dem er Rostock abtreten mußte, welches indeß nach des letztern Tod schon wieder zurückfiel. Der König Waldemar II. (der Sieger) von Dänemark nöthigte im Anfang des 13. Jahrhunderts Heinrich Borwin, die Oberherrschaft Dänemarks über M. anzuerkennen. Im J. 1219 trat der letztere die Regierung an seine Söhne Nikolas

Digitized by Google

und Heinrich Borwin II. abz zwar theilten die Brüder ihr Land, aber Heinrich Borwin II. gelangte nach Nikolas' Tode (1224) wieder in den alleinigen Besitz. Die Befreiung von der dänischen Oberherrschaft gelang vollständig, nachdem am 22. Juli 1227 der Dänenkönig in der Schlacht von Bornhövede geschlagen worden war. Nach Heinrich Borwins II. Tode (1228) entstanden durch seine 4 Söhne die 4 Linien Parchim, Rostock, Güstrow u. M. Die Linie Parchim, gestiftet von dem jüngsten Sohne Pribislav III., erloſch schon mit dessen Sohn Pribislav IV. 1325. Die Linie Rostock, gegründet vom 3. Sohne, Heinrich Borwin III., der 1264 die Regierung zu Gunsten seiner Söhne Waldemar und Johann niederlegte, starb mit Nikolas dem Kind 1314 aus. Die Linie Güstrow (Werle), gestiftet von Nikolas I., 2. Sohn Heinrich Borwins II., der 1270 das Fürstenthum Parchim von seinem Bruder Pribislav III. kaufte und 1277 †, zerfiel, nachdem die Söhne Nikolas' I., Heinrich der Aeltere und Johann der Friedfertige, eine Zeit lang gemeinschaftlich regiert hatten, 1283 in die beiden Seitenlinien Werle-Güstrow und Werle-Parchim. Heinrich (der Aeltere) von Werle-Parchim hatte das traurige Schicksal, von seinen Söhnen Heinrich dem Jüngern und Nikolas auf einer Jagd ermordet zu werden, und sein Land kam an Werle-Güstrow, dessen Fürst Nikolas sich desselben gewaltsam bemächtigte. Johann der Friedfertige von Werle-Parchim † schon 1284, und seine 3 Söhne Nikolas (der Güstrow eroberte), Günther und Johann regierten gemeinschaftlich. Günther entsagte der Regierung, und als Nikolas 1316 gestorben war, theilte sein Sohn Henning oder Johann mit seinem Oheim Johann das kaum vereinigte güstrowsche Land 1318 von Neuem, wobei der ältere Johann Werle-Güstrow und der jüngere Werle-Goldberg erhielt. Die letztere Linie erloſch indeß schon 1354 wieder mit Johann, dem Enkel des Stifters Johann, und Goldberg fiel an die von Johann dem Aeltern begründete jüngere Linie Werle-Güstrow zurück. Im J. 1337 folgten Johanns Söhne, Nikolas und Bernhard, die anfangs gemeinschaftlich regierten, 1347 aber theilten. Seitdem bildeten die Nachkommen Bernhards die Nebenlinie Waren, die 1426 mit Nikolas und Christian wieder erloſch, worauf Waren an Güstrow zurückfiel. Hier folgten auf Nikolas, den Bruder Bernhards, Lorenz und Johann, von denen der erstere 1402 3 Söhne hinterließ: Balthasar, Johann und Wilhelm. Dieselben nannten sich seit 1418 Fürsten der Wenden, doch starb schon 1436 mit dem Fürsten Wilhelm die ganze Linie aus. Die Linie M. war von dem ältesten Sohn Heinrich Borwins II., Johannes Theologus, gestiftet. Ihm folgte 1264 sein Sohn Heinrich I., der 1270 mit nach Jerusalem zog, wovon er den Beinamen Hierosolymitanus erhielt. Da derselbe 1272 in die Gefangenschaft des Sultans von Aegypten gerieth, übernahm sein Sohn Heinrich II. (der Löwe) die Regierung, anfangs unter Vormundschaft, von 1282 an aber allein. Heinrich ward in bedeutende Kämpfe mit den Hansestädten verwickelt, erwarb 1301 durch Heirath mit einer brandenburgischen Prinzessin die Herrschaft Stargard und wurde 1313 von Dänemark mit Rostock belehnt. Als 1298 sein Vater unerwartet aus der Gefangenschaft zurückkehrte, regierten beide noch 4 Jahre gemeinschaftlich. Heinrichs II. Söhne, Albrecht I. u. Johann II. hatten sich in dem Kriege gegen den Markgrafen Ludwig von Brandenburg die Gunst des Kaisers Karl IV. in so hohem Grade erworben, daß dieser nicht nur die Herrschaft Stargard (bisher brandenburgisches Lehn) für ein Reichslehn erklärte, sondern auch 1349 ganz M. zum Herzogthum erhob. Im J. 1352 theilten beide Brüder und bildeten die beiden Linien M. und Stargard. Der Gründer der mecklenburger Linie, Albrecht I., vereinigte 1358 die Grafschaft Schwerin wieder mit den mecklenburgischen Landen und † 1373 (1377) mit Hinterlassung von 3 Söhnen: Albrecht II., Heinrich III. und Magnus, von denen der erstere schon 1363 auf den schwedischen Königsthron berufen wurde. Heinrich III., mit dem Beinamen der Henker, hinterließ 1383 einen Sohn Waldemar, der 1388 ohne Erben †. Ueber Magnus' Sohn, Johann III., führte dessen Oheim, Albrecht von Schweden, die Vormundschaft. Albrecht legte nach dem Tode seines Sohnes Erich (1397) die schwedische Krone nieder und nahm noch bis zu seinem Tode (1412) Antheil an der Regierung M.s. Sein Sohn Albrecht III. regierte darauf mit Johann III. gemeinschaftlich, und beide Fürsten stifteten 1418 die Universität Rostock. Nach ihrem 1422 und 1423 erfolgten Tode kamen Johanns III. Söhne, Heinrich IV. (der Fette) und Johann IV., zur Regierung, standen aber bis 1436 unter der Vormundschaft ihrer Mutter Katharina. In demselben Jahre fiel auch das Fürstenthum Wenden wieder heim. Da Johann IV. 1442 ohne Erben †, regierte Heinrich IV., nachdem 1471 auch Stargard heimgefallen war, wieder über ganz M. Während der Regierung Heinrichs des Fetten entstanden wiederholte Streitigkeiten mit Brandenburg, bis 1442 im Vertrag von Wittstock Heinrich der ungestörte Besitz von M. zugesichert wurde, wogegen die Erbfolge im Falle des Erlöschens des mecklenburgischen Regentenstammes an Brandenburg übergehen sollte. Nach dem Tode Heinrichs (1477) regierten seine 2 Söhne, Albrecht V. u. Magnus II., gemeinschaftlich, während der dritte, Balthasar, sich dem geistlichen Stande widmete. Als dieser aber 1479 demselben wieder entsagte und Theil an der Regierung verlangte, theilten 1480 die Brüder das Land so, daß der größte Theil des Fürstenthums Wenden an Albrecht fiel, dagegen Stargard, Rostock, Gnoien, Schwerin und Waren den beiden andern gemeinschaftlich verblieb. Schon 1483 fiel mit Albrechts Tode Wenden zurück. Nach Magnus' II. und auch Balthasars Tode (1503 und 1507) folgten des ersteren Söhne, Heinrich V. (der Friedfertige), Erich und Albrecht V. (der Schöne), von denen Erich schon 1508 †, worauf die beiden andern Brüder gemeinschaftlich bis 1513 regierten, zu welcher Zeit Albrecht auf Theilung antrug, die aber nie vollständig durchgeführt wurde. Im J. 1524 führten beide Brüder die Reformation ein und traten 1526 dem torgauer Bunde bei;

Digitized by Google

Albrecht nahm jedoch bald die katholische Religion wieder an. Er hinterließ 1547 5 Söhne: Johann Albrecht, Ulrich, Georg, Christoph und Karl, von denen nach Heinrichs V. Tode (1552) Johann Albrecht I. die Regierung über ganz M. antrat. Als aber sein Bruder Ulrich Anspruch auf Mitregentschaft machte, kam 1555 mit Bewilligung der Stände wieder eine Landestheilung zu Stande, in der Ulrich Schwerin und Güstrow, Johann Albrecht den übrigen Theil des Landes erhielt, während die jüngern Brüder mit Apanagen abgefunden wurden. Beide Fürsten vollendeten die Einführung der Reformation und gaben eine neue Kirchen- und Schulverfassung. Um diese Zeit wurden auch alle Klöster (mit Ausnahme der oben erwähnten Landesklöster) und geistlichen Stiftungen eingezogen und größtentheils zu den Domänen geschlagen. Johann Albrecht verbesserte auch die Gerichts- und Polizeiordnung und traf 1574 die Bestimmung, daß künftig keine Landestheilung mehr vorgenommen werden solle. Nach seinem Tode fiel 1576 das ganze Land an Ulrich. Von den beiden Söhnen Johann Albrechts, Johann V. und Sigismund August, hinterließ der erstere (1592) zwei unmündige Prinzen, Adolf Friedrich I. und Johann Albrecht II., für die, nachdem auch Ulrich 1603 mit Tode abgegangen war, dessen Bruder Karl vormundschaftlich regierte. Nach des letztern Tode theilten 1611, trotz der großväterlichen Bestimmung, die beiden Brüder das Land; Johann Albrecht II. erhielt 19 Aemter mit der Hauptstadt Güstrow, Adolf Friedrich I. eben so viel mit der Hauptstadt Schwerin; die Hanseſtädte Wismar und Rostock und die Regalien blieben ungetheilt und auch die Landschaft blieb vereinigt. So bestanden nun von 1611 an neben einander die beiden Linien: M.-Güstrow und M.-Schwerin. Unter der Regierung der beiden Herzöge, Johann Albrechts II. von M.-Güstrow und Adolf Friedrichs I. von M.-Schwerin, brach der 30jährige Krieg aus, der auch über M. schweres Unglück brachte. Beide Herzöge mußten für ihre Anhänglichkeit an die Reformation und für den Eifer, mit dem sie sich den Protestanten anschlossen, schwer büßen, denn sie wurden vom Kaiser Ferdinand II. aus ihren Ländern verjagt, in die Reichsacht erklärt und ihre Länder dem kaiserlichen Feldherrn Wallenstein zu Lehen gegeben, dem die mecklenburgischen Stände am 23. März 1628 als Herzog von Friedland huldigen mußten. Wallenstein selbst suchte das Land zu schonen und seine Seemacht zu heben, aber seine Pläne kamen nicht zur Ausführung. Als Gustav Adolfs Hülfe erschien, setzte er auch die vertriebenen Herzöge wieder in ihre Besitzungen ein, und der Friede zu Prag (1635) söhnte sie wieder mit dem Kaiser aus; aber im westphälischen Frieden mußten sie die Stadt Wismar mit den Aemtern Poel und Neukloster an Schweden abtreten. Dagegen wurde die schwerinsche Linie mit den Bisthümern Schwerin und Ratzeburg, die güstrowsche mit den Johanniterkomthureien Mirow und Nemerow entschädigt. Dauernder waren die nachtheiligen Folgen des Krieges für die untern Stände des Volks. Ganze Dorfschaften gingen ein, viele Bauern verließen ihre Gehöfte, die meisten freien Bauern wurden zu Frohnbauern; einzelne Besitzungen vergrößerten sich durch diese traurigen Umstände ungemein und wurden nun an frohnpflichtige und leibeigene Leute ausgethan. Aber auch die Städte hatten mit ihrem Handel und ihren Gewerben sehr gelitten. In der Linie M.-Güstrow war auf den Stifter derselben, Johann Albrecht II., 1636 sein Sohn Gustav Adolf gefolgt, über den seine Mutter, Eleonore Marie von Anhalt-Bernburg, nach testamentarischer Verfügung des Vaters, die Vormundschaft führen sollte. Da sie aber den Sohn in der reformirten Kirche erziehen lassen wollte, protestirte Adolf Friedrich I. von M.-Schwerin unter Zustimmung der güstrowschen Stände dagegen, bemächtigte sich 1638 des jungen Prinzen und führte die Vormundschaft über ihn bis 1654. Seitdem regierte Gustav Adolf unabhängig und that viel für sein Land, hatte aber viele Streitigkeiten mit seinem Vetter von Schwerin. Mit ihm erlosch 1695 die Linie M.-Güstrow. In der Linie M.-Schwerin regierte der Gründer derselben, Adolf Friedrich I., bis 1658. Der beständige Streit mit seinen Landständen, die alle Geldbeiträge verweigerten, führte dahin, daß (auf seinen Vorschlag) ein ständiger Landausschuß (1620) gewählt wurde. Von seinen 6 Söhnen Christian Ludwig, Karl, Gustav Rudolf, Johann Georg, Friedrich u. Adolf Friedrich II. folgte Christian Ludwig in der Regierung. Er lebte bald in Paris, bald in Hamburg oder im Haag, hatte stets Kämpfe mit seinen Landständen und machte sein Land durch seine große Anhänglichkeit an König Ludwig XIV. von Frankreich sehr unglücklich, indem während seiner Abwesenheit Brandenburger, Dänen und Schweden dasselbe feindlich überzogen. Im J. 1663 trat er in Paris zur katholischen Kirche über und † 1692 ohne Erben. Von seinen Brüdern waren Gustav Rudolf und Karl 1679, Johann Georg 1675 kinderlos gestorben, und nur die beiden jüngsten, Friedrich († 1668), der in Grabow, und Adolf Friedrich II. († 1708), der in Strelitz residirte, hinterließen Nachkommen. Von diesen gelangte 1692 Friedrich Wilhelm, Sohn Friedrichs von Grabow, zur Regierung, unbekümmert um die Protestationen seines Oheims, Adolf Friedrich von Strelitz. Als ihm aber auch der Kaiser 1697 das seit 1695 erledigte Güstrow übertragen wollte, nahmen sich Schweden, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg des Herzogs Adolf Friedrich II. mit den Waffen in der Hand sehr nachdrücklich an, und nach langen Verhandlungen kam am 8. März 1701 der hamburger Theilungsvergleich zu Stande, in welchem Adolf Friedrich das Fürstenthum Ratzeburg, die Herrschaft Stargard, die Aemter Mirow und Nemerow, jährlich 9000 Thlr. aus dem boitzenburger Zoll nebst Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen, Friedrich Wilhelm dagegen das ganze übrige, viel größere Gebiet erhielt. Durch diesen Vergleich wurde zugleich die Einheit der Stände bestätigt, das Recht der Erstgeburt in beiden Linien eingeführt und die Lineal-succession festgesetzt. Da Friedrich Wilhelm seinen Wohnsitz zu Schwerin, Adolf Friedrich den seinigen zu Strelitz nahm, so nannten sich die beiden Linien M.-Schwerin u. M.-Strelitz.

Friedrich Wilhelm von M.-Schwerin

Digitized by Google

war erst kurze Zeit in seinen neuen Besitz eingetreten, als Zerwürfnisse zwischen ihm und seinen Ständen über die zu bestimmende Summe der Landsteuern entstanden. Zwar verglich man sich, veranlaßte aber gerade dadurch neue Streitigkeiten, die, nachdem der Herzog gegen die widerspenstigen adeligen Rittergüter selbst preußisches Militär herbeigerufen hatte, durch einen Vergleich zu Boitzenburg beendigt wurden. Großes Unglück brachte der damalige nordische Krieg über das Land; Dänen, Schweden, Sachsen und Russen hausten in demselben, und der Schaden, welcher dadurch für M. erwuchs, soll über 2,600,000 Thlr. betragen haben. Nach dem 1713 erfolgten Tode Friedrich Wilhelms gelangte sein Bruder Karl Leopold zur Regierung, unter dem sich die Zustände nur verschlimmerten. Als Verwandter des russischen Hofes nahm er für Rußland und Dänemark gegen Schweden an dem Kriege Theil und stürzte sein Land in Schulden. Darüber kam es 1715 zu neuen Konflikten mit den Ständen, in welchen die Russen dem Herzog beistanden. Aber auch nach dem Abzuge der Russen (1717) hörten die Streitigkeiten mit den Ständen nicht auf, und als der ständische Ausschuß nach Ratzeburg entfloh, rückten 1719 hannöversche und braunschweigische Truppen ins Land, durch welche Kaiser Karl VI. die Reichsexekution vollstrecken ließ. Der zu Rostock niedergesetzten kaiserlichen Kommission widersetzte sich Karl Leopold mit solcher Hartnäckigkeit, daß ihn der Kaiser 1727 der Regentschaft entsetzte, die Verwaltung des Landes seinem Bruder Christian Ludwig übertrug und diesen 1732 zum kaiserlichen Kommissarius ernannte. Zwar suchte Karl Leopold sich mit Waffengewalt wieder in den Besitz der Regierung zu setzen, aber König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ließ Truppen einrücken, mit deren Hülfe sich Christian Ludwig als Administrator behauptete. Als nach dem Tode Karl Leopolds (1747) Christian Ludwig die Regierung definitiv übernahm, war sein ernstliches Bestreben dahin gerichtet, den bisherigen Wirren ein Ende zu machen, was ihm auch durch die Aufstellung des rostocker Landesgrundvergleiches (18. April 1755) gelang. In diesem neuen Landesgrundgesetz wurde die Art der Steuererhebung genau bestimmt und festgesetzt, daß die Kammergüter ebenso wie die ritterschaftlichen zur Tragung der Staatskosten herangezogen werden sollten. Im J. 1756 folgte auf Christian Ludwig dessen Sohn Friedrich der Gütige, der zwar durch seine feindselige Haltung gegen Preußen im 7jährigen Kriege mehre Einfälle der preußischen Truppen veranlaßte, aber doch einer der tüchtigsten Regenten M.s war. Er suchte nach geschlossenem Frieden die Noth zu heben, machte zahlreiche Verbesserungen und ordnete das Finanzwesen, löste einige an Hannover verpfändete Domänenämter ein, beseitigte die Streitigkeiten mit der Stadt Rostock, indem er die 1760 zu Bützow gestiftete Universität mit der zu Rostock vereinigte, und erhielt im teschener Frieden das Privilegium de non appellando, dem von der Ritterschaft lebhaft widersprochen wurde. Nach seinem kinderlosen Tode (1785) folgte ihm seines verstorbenen Bruders Ludwig Sohn, Friedrich Franz, unter dessen Regierung die letzten an Preußen verpfändeten Aemter eingelöst, die Stadt Wismar gegen eine Entschädigung von 1,200,000 Thlr. von Schweden zurückerworben und 7 dem Bisthum Lübeck gehörige, vom Mecklenburgischen eingeschlossene Dörfer, gegen 2 straßburger Kanonikate eingetauscht wurden. Friedrich Franz suchte ganz im Sinne seines Onkels Christian Ludwig, der auch viel zur Verbesserung des Ackerbaus und zur Hebung der Industrie gethan hatte, fortzuwirken, ward aber in seinen redlichen Bemühungen durch die französischen Kriege gehindert. Im J. 1806 durchzog das flüchtende blücher'sche Corps, das von den Franzosen unter Bernadotte und Soult verfolgt wurde, das Land, und die Besetzung desselben durch die Franzosen vertrieb den Herzog. Am 22. März 1808 schloß sich Friedrich Franz dem Rheinbunde an, benutzte aber die dadurch erlangte Souveränetät nicht zum Umsturze der Verfassung, garantirte sie vielmehr von Neuem. Zu den Feldzügen Napoleons von 1809 und 1812 stellte er seine Truppen, war aber der erste Fürst, der dem Rheinbunde entsagte (25. März 1813). Im J. 1815 nahm der Herzog unter Beitritt zum deutschen Bunde die großherzogliche Würde an. Auch jetzt blieb die alte Verfassung, aber manche Verbesserungen wurden ins Leben gerufen. Auf dem Landtage von 1817 ward ein neues Staatsgesetz gegeben, das mehre Bestimmungen über das Verhältniß der Stände und Unterthanen zum Fürsten enthält; auf dem von 1818 wurde die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Einrichtung eines Oberappellationsgerichts zu Parchim u. die Aufhebung des Indults, wodurch seit der Zeit des Krieges die Zahlung der von den Gutsbesitzern schuldigen Kapitale ausgesetzt war, beschlossen. Nach dem 1835 Friedrich Franz noch sein 50jähriges Regierungsjubiläum gefeiert hatte, folgte auf ihn am 1. Febr. 1837 sein Enkel Paul Friedrich, bis 1842, in welchem Jahre er durch seinen Sohn, den jetzt regierenden Großherzog Friedrich Franz, ersetzt wurde.

Dem Stifter der Linie M.-Strelitz, Adolf Friedrich II., folgte 1708 sein Sohn Adolf Friedrich III., unter dessen Regierung wieder ein freundschaftliches Verhältniß zu M.-Schwerin Platz griff. Als dieser 1749 ohne Erben †, trat sein Bruder Karl Ludwig Friedrich die Regierung an, von dem sie schon 1752 auf seinen Sohn Adolf Friedrich IV. überging. Unter ihm brachte der 7jährige Krieg dem Lande vieles Unheil; doch war er bemüht, diesem möglichst abzuhelfen, hob die Industrie und legte Fabriken an. Auf ihn folgte 1794 sein Bruder, Karl Ludwig Friedrich II., der 1808 sich dem Rheinbund anschloß, 1813 demselben entsagte und 1815 die Würde als Großherzog erhielt. Für den versprochenen Länderzuwachs erlangte M.-Strelitz nach dem Frieden finanzielle Vortheile. Die übrigen geschichtlichen Begebenheiten waren wesentlich dieselben wie die schon unter M.-Schwerin berichteten. Der Großherzog Georg Friedrich Karl Joseph trat 1816 die Regierung an u. hinterließ dieselbe 1851 seinem Sohn, dem jetzigen Großherzog Friedrich Wilhelm (seit 1843 mit der Prinzessin Auguste von Cambridge vermählt).

Der Regierung des Großherzogs Friedrich

Digitized by Google

Franz von M.-Schwerin schien es vorbehalten zu seyn, die alte, vorzüglich auf dem landesgrundgesetzlichen Vergleich von 1755 beruhende Landesverfassung, welche am längsten unter allen deutschen Ländern den Charakter eines Feudalstaats erhalten, zweckmäßig umzugestalten. Selbst die bewegten Jahre, welche der französischen Julirevolution folgten, gingen an M. fast spurlos vorüber. Erst seit Ende der dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre gab sich das Bedürfniß kund, das mittelalterliche Lehnswesen in ein konstitutionelles Staatsthum zu verwandeln. Den Anstoß gab der von der Regierung selbst herbeigeführte Streit zwischen adeligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzern, der von allgemeiner Wichtigkeit wurde. Jene hatten für sich allein das Recht in Anspruch genommen, den engern ständischen Ausschuß zu bilden, neue Mitglieder in die Ritterschaft aufzunehmen, die Klosterprfründen ausschließlich zu besetzen und die Kandidaten zu den Landrathsstellen vorzuschlagen. Die Hauptbeweisführung für diese Ansprüche beruhte auf den historisch völlig grundlosen Behauptungen, daß die Ausdrücke „Ritterschaft" und „Adel" zur Zeit des Landesvergleichs gleichbedeutend gewesen seyen und der Adel damals allein die Lehensfähigkeit besessen habe. Obgleich die Regierung in einer „Beurtheilung der Darlegung des eingesessenen Adels" diese Beweisführung verwarf, so erklärte sie sich doch in der Hauptsache für die Adelsprivilegien, indem sie annahm, daß dieselben durch langjähriges Herkommen die Geltung von Rechten erlangt hätten, und sprach sich gegen den Landtag von 1841 dahin aus, daß sie mit einer definitiven Entschließung über die entstandenen Differenzen noch Anstand nehme, jedoch, da die adeligen Gutsbesitzer seit einer langen Reihe von Jahren sich im Besitz der meisten in Anspruch genommenen Rechte befunden hätten, es bei diesem Besitzstande einstweilen lassen wolle, bis im Wege einer demnächstigen definitiven Entscheidung oder gütlichen Vereinbarung etwa ein Anderes bestimmt werden sollte. Hatte schon diese Entscheidung im ganzen Lande die größte Aufregung hervorgerufen, so steigerte das Benehmen des Adels auf dem Landtage die Erbitterung auf das Höchste. Er erklärte nämlich, „aus einem gewissen Gefühle der Billigkeit eine bedingte Ausdehnung der passiven Wahlfähigkeit bewilligen zu wollen, wobei er Diejenigen besonders berücksichtigen werde, welche die Rechtmäßigkeit seines Besitzstandes nicht bezweifelten oder künftig davon sich überzeugen würden". Eine im März 1842 aus großherzoglichen Bevollmächtigten, Abgeordneten der adeligen und der bürgerlichen Rittergutsbesitzern niedergesetzte Kommission führte keine Einigung herbei u. der Landtag von 1843 hatte nur das Resultat, daß der Adel auf die ausschließliche Wählbarkeit in den engern Ausschuß „freiwillig" Verzicht leistete. Um so fester bestand dieser auf seiner alleinigen Berechtigung zu den Klosterstellen und erhielt hierbei die Unterstützung der Regierung. Auf dem Landtage von 1844 wurden die schon 1843 erhobenen Anträge auf eine Landtagsordnung und auf die Veröffentlichung der Verhandlungen wiederholt. Bisher war der Streit zwischen adeligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzern für das Land ein bedeutungsloser gewesen; nun aber traten die bürgerlichen Ritter mit einer Reihe von Propositionen vor den Landtag, die dem größten Theile nach bisher in M. unerhört waren und deren erste gleich eine Revision des Staatsgrundgesetzes und Ausmerzung der veralteten Punkte, mithin eine Grundreform forderte, da in den mecklenburgischen Verträgen eben Alles ganz und gar veralter war. Auf dem Landtage von 1845, welcher auf dem Judenberge bei Sternberg vom 12. November bis 16. Dec. gehalten wurde, gelang es der bürgerlichen Ritterschaft u. den städtischen Abgeordneten zum ersten Male, die Wahl eines Nichtadeligen, des Bürgermeisters Langfeldt von Güstrow, als Protokollführer durchzusetzen. Von noch größerer Bedeutung war die Wahl des Dr. Schnelle-Buchholz, des Verfechters der Reform, zum Vorsitzenden des Ausschusses, welcher den Entwurf einer neuen Landtagsordnung vorlegen sollte. Indessen blieb auch dieser Landtag ohne erhebliche Resultate für das Land; die angeregten Reformen traten nicht ins Leben und die schreiendsten Mißbräuche in der Gerichtsverfassung, im Zoll- und Steuerwesen blieben unangetastet. Zwar machte im November 1847 ein bürgerliches Mitglied des Landtags auf die traurigen Folgen dieser Vernachlässigung, die sich in dem Nothstande der ärmeren Landbevölkerung furchtbar äußerte, wieder aufmerksam u. verlangte als einzig wirksame Abhülfe dieses Zustandes eine veränderte Vertretung; aber die Stände fanden es nicht der Mühe werth, sich auf die Berathung eines so „wunderlichen Einfalls" einzulassen. Die durch diese Verhandlungen im Lande hervorgerufene Aufregung ward durch die Märzereignisse von 1848 bedeutend gesteigert, doch mehr in den Städten, als in der ländlichen Bevölkerung, die für die neuen Ideen wenig Sinn zeigte. In zahlreichen Petitionen ward die Einberufung eines außerordentlichen Landtags zur Berathung der Verfassungsreform und eines volksthümlichen Wahlgesetzes begehrt, und die abschlägliche Antwort, welche die Deputationen aus Schwerin am 11. und aus Rostock am 12. März vom Großherzog erhielten, veranlaßte tumultuarische Auftritte in Schwerin, Rostock und Wittenburg. In Wismar bildete sich bereits am 11. März gegen die ausdrücklich ausgesprochene Ansicht des Großherzogs eine Bürgergarde, u. andere Städte folgten hierin nach. Eine Regierungsproklamation vom 14. März, worin die Absendung von Deputationen an den Großherzog verboten wurde, ward durch den „Offenen Brief der M.-Schweriner an ihren Großherzog" beantwortet. Jenes Verbot ward darauf zurückgenommen, am 18. März die Einberufung eines außerordentlichen Landtags verkündigt und die Censur aufgehoben; eine umfassendere Proklamation vom 23. März verhieß Volksvertretung bei dem Bundestage, Reform der Landesvertretung, Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung und Umgestaltung der Rechtspflege. Auf dem bereits am 26. April vom Großherzog persönlich eröffneten außerordentlichen Landtag wurden zunächst der vom Siebzehnerausschuß zu Frankfurt ausgegangene Entwurf zu einer allgemeinen Volksbewaffnung

Digitized by Google

ferner Münzangelegenheiten und Maßregeln zur Beruhigung des höchst aufgeregten Taglöhnerstandes berathen. Nächstdem einigte sich der Landtag mit beiden Großherzogen über ein auf allgemeinem Wahlrecht beruhendes Wahlgesetz für eine neue Volksvertretung, die mit den Regierungen eine Repräsentativverfassung vereinbaren sollte. In einem besonderen Reverse bedungen die scheidenden Stände, daß die neue Vertretung mindestens dieselben Rechte haben werde, als früher Ritterschaft und Landschaft, ferner, daß der engere Ausschuß mit erweiterten Vollmachten, namentlich mit dem Rechte der Steuerbewilligung, so lange in Wirksamkeit bleibe, bis die Verfassung vereinbart sey. Der Landtag wurde am 16. Mai geschlossen; am 15. Juli erfolgte die Publikation des Wahlgesetzes. Die konstitutionellen Anhänger der Regierung trennten sich nun von den entschieden Liberalen und von deren „Reformverein", der anfangs alle Schattirungen der liberalen Partei vereinigt und durch die Theilnahme der intelligenten Klassen, durch seine Verzweigung über das Land und durch die Thätigkeit seines Centralausschusses in Rostock (Vorsitzender Advokat Moritz Wiggers) bedeutenden Einfluß geübt hatte. Mit dem Ausscheiden der konservativen Schattirungen nahm der Reformverein ein radikaleres Gepräge an, verlangte eine konstituirende Versammlung u. stellte an die Spitze seines Programms den Satz: „Des Volkes Wille ist das höchste Gesetz im Staate". Der Reformverein gewann in seiner neuen Gestalt das Uebergewicht im Lande, da die gemäßigte Partei ganze Monate ohne eine Aeußerung ihrer Thätigkeit verstreichen ließ; erst im September 1848 einigte sich letztere in „konstitutionellen Vereinen", deren Wirksamkeit aber sofort durch das Herbeiströmen der gesammten Reaktionspartei gelähmt wurde. Die demokratische Partei bewirkte zunächst im September die Entlassung der Minister und Räthe; in Strelitz erfolgte dieselbe am 9. September, in Folge heftiger Unruhen, zu deren Beschwichtigung preußisches Militär herbeigerufen werden mußte. Der Minister von Dewitz und der Regierungsrath von Bassewitz wurden entlassen u. der Justizrath Buchka u. später von Bernstorff in die Regierung berufen; in Schwerin erfolgte am 12. Sept. die Amtsniederlegung des Ministers von Levezow und des Regierungsrath von Oertzen, u. dem bleibenden Ministerpräsidenten wurden als verantwortliche großherzogliche Kommissarien für die Verfassungsangelegenheiten Kippe, Stever u. Landsyndikus Groth beigegeben. Endlich am 31. Okt. wurde die verfassungsvereinbarende Versammlung einberufen. Von den 103 Abgeordneten (85 für M.-Schwerin, 18 für M.-Strelitz und das Fürstenthum Ratzeburg) waren beinahe ⅔ Kandidaten des Reformvereins. Unter der Einwirkung der Zeitereignisse veränderte sich aber diese Parteistellung nach und nach dahin, daß die Linke in Minorität kam, indem ein linkes Centrum sich bildete, das in Lebensfragen mit dem rechten Centrum und der Rechten stimmte. Die Thätigkeit der Konstituante nahmen eine Menge mehr oder minder dringende Angelegenheiten, z. B. ein Gesetzentwurf zum Schutze der persönlichen Freiheit, ein Gesetz über die Aufhebung der politischen Gewalt der alten Landstände, über die Aufhebung der Prügelstrafe, Abschaffung der Landeslotterie, Gründung der rostocker Bank ꝛc. vier Monate lang in Anspruch, ehe sie zur Berathung eines neuen Staatsgrundgesetzes kam. Der von der Linken besetzte Verfassungsausschuß hatte den von der Regierung vorgelegten Entwurf verworfen und durch einen durchaus demokratischen ersetzt. Letzterer aber ward von der neuen Majorität der Versammlung so umgestaltet, daß er dem Regierungsentwurfe sehr nahe kam, u. das rein demokratische Wahlgesetz des Ausschusses machte einem andern Platz, in welchem Censuswahl und Interessenvertretung mit dem allgemeinen Wahlrecht in eine etwas künstliche Verbindung gebracht wurden. Nach 10monatlicher Arbeit kam der vereinbarende Landtag mit der Verfassung zu Stande, in welche die deutschen Grundrechte, Bestimmungen über das Domanium und der Grundsatz des Suspensivveto aufgenommen wurden. Die schwierigste staatsrechtliche Frage war aber unzweifelhaft die, wie man die Union der beiden M. mit den jetzt anerkannten Grundsätzen des modernen Staatsrechts vereinbaren könne. Kammer und Regierung von Schwerin suchten nach der angemessensten Weise, die alte Union auch in die konstitutionelle Staatsform hinüberzutragen, die Regierung von Strelitz vereitelte jedoch diese Bemühungen, und der plötzliche Rückschlag der öffentlichen Meinung in Preußen übte eine so entscheidende Wirkung, daß Strelitz von diesem Augenblicke an sich von dem Verfassungswerke zurückzuziehen anfing. Während die Regierung sich bereits zur preußischen Union hingeneigt hatte, war in den Volksversammlungen die Agitation für die deutsche Reichsverfassung noch aufs Eifrigste betrieben worden, und in Schwerin und Rostock leisteten die Bürgerwehren sogar den Eid auf dieselbe. Der Großherzog von Strelitz trat schon am 4., der von Schwerin am 22. Mai 1849 der Militärkonvention mit Preußen bei. Von der früher anerkannten Reichsverfassung hatte man sich schon seit dem 11. Mai losgesagt, worauf die Neuwahlen zur frankfurter Nationalversammlung unterfagt und den nicht austretenden Abgeordneten mit dem officiellen Mandate die Aemter entzogen wurden. Die Kammer gab dazu, sowie zum förmlichen Beitritt zum Dreikönigsbündniß ihre nachträgliche Zustimmung. Was die innern Angelegenheiten betrifft, so opponirten Ritterschaft u. Landschaft des stargardschen Kreises, vor Allem aber der engere Ausschuß, der nach dem Beschlusse der alten Stände bis zur Vereinbarung der neuen Verfassung eine gewisse Kompetenz beanspruchen konnte, gegen das am 3. August von Seite der Kammer angenommene Verfassungswerk. Strelitz trat sogar mit der Forderung auf, daß die alten Landstände wieder versammelt würden, „damit diese zur Erlangung der erstrebten Repräsentativverfassung mittelst Vereinbarung eines neuen Wahlgesetzes für eine neue konstituirende Versammlung oder auch sogleich der ganzen Verfassung ihre Hülfe gewährten". Die Regierung von Schwerin wies dieses Ansinnen zurück, da sie nicht in der Lage sey, eine Vertretung wieder berufen zu können,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

die selbst verzichtet habe und bloß noch einer formalen Auflösung bedürfe. Strelitz sprach darauf die Auflösung der Kammer aus, wozu das Recht nur dem Großherzog von Schwerin zustand. Daher erklärte die Kammer am 19. August die Aufhebung der Union für beide M. für nothwendig u. forderte die schwerinsche Regierung zur schleunigsten Einleitung hierzu auf. Nachdem die strelitzischen Abgeordneten die Sitzungen verlassen hatten, wurde die Kammer am 22. August aufgelöst, und am 23. August vollzog der Großherzog das vereinbarte Staatsgrundgesetz für Schwerin und gelobte, die Verfassung fest und unverbrüchlich zu halten. Am 15. Okt. erschien das Einführungsgesetz wegen der neuen Verfassung, zugleich auch ein Gesetz über die Aufhebung der landständischen Verfassung und eine Verordnung über die Organisation der obersten Staatsbehörden. Von den bei dieser Gelegenheit Statt findenden allgemeinen Festlichkeiten hielt sich nur der Adel fern, wie dieser denn auch an den Freudenfesten bei der Vermählung des Großherzogs Friedrich Franz II. mit der Prinzessin Auguste von Reuß keinen Theil nahm. Außer der Regierung von Strelitz protestirten aber auch die Agnaten beider mecklenburgschen Linien nicht gegen die formelle Gültigkeit, sondern gegen den Inhalt der schwerinschen Vereinbarung, vorzugsweise gegen die getroffene Disposition über das Domanium und gegen die Verkleinerung der fürstlichen Macht durch mehre Bestimmungen der Verfassung. Nun schritt auch die adelige Ritterschaft zu durchgreifenden Reaktionsversuchen. Auf einem Konvente zu Rostock (5. Okt.) beschloß sie eine allgemeine Rechtsverwahrung an den Großherzog von Schwerin und die Wahl von drei Deputirten mit der Vollmacht zur Vertretung des Rechtswegs, zur Anrufung der deutschen Bundesgewalt und mit der Befugniß, einen Konvent der Ritterschaft auch selbst außerhalb M. zu berufen. Von dem Großherzog von Schwerin am 8. Okt. abgewiesen, fand die Ritterschaft eine um so huldvollere Aufnahme in Strelitz. Das neue konstitutionelle Ministerium von Lützow wies die Ansprüche der Ritterschaft auf den Rechtsweg und ihre andern Beschlüsse als die eines illegalen Konvents mit Entschiedenheit zurück u. schritt am 20. Dec. zur Auflösung des engern Ausschusses, worauf nicht ohne Anwendung von Waffengewalt die Uebergabe der Archive, Kassen, Siegel ꝛc. erfolgte. Jetzt verlegten die renitenten Mitglieder des Ausschusses ihren Sitz nach Neubrandenburg in Strelitz. Unterdessen hatte sich auch der König von Preußen, gestützt auf einen Successionsvertrag von 1442, den Verwahrungen gegen das neue Staatsgrundgesetz angeschlossen (22. Nov. 1849). In einer diplomatischen Note vom 13. Dec. sprach die preußische Regierung ferner ihre Zuversicht aus, daß die Regierung von Schwerin die Verfassungsangelegenheit in der Schwebe lassen werde, nachdem das preußische Kabinet seine Vermittelung angeboten habe und auch von der österreichischen Regierung nach zugegangenen Mittheilungen eine ähnliche Verwendung zu erwarten stehe. Nachdem sich sowohl die strelitzische Regierung, als die Ritterschaft mit einer Klage an das Bundesschiedsgericht zu Erfurt gewandt, erschien am 11. Jan. 1850 ein Erlaß der Bundescentralkommission zu Frankfurt, welcher die Sache der Beschwerdeführer für legal erklärte und von einem weitern Vorschreiten auf dem Boden der neuen Verfassung abmahnte. Als in der Person des preußischen Staatssekretärs von Bülow ein Bevollmächtigter der Bundescentralkommission in Ludwigslust erschien, um dem Großherzog die von der Ritterschaft verlangte Kompromißinstanz, im Weigerungsfalle die Entlassung des Ministeriums von Lützow zu empfehlen, reichte das letztere am 29. März seine Dimission ein u. eröffnete der seit dem 27. Febr. zusammengetretenen, vorherrschend demokratischen Kammer den Rücktritt des Ministeriums, den Entschluß des Großherzogs, dem Verlangen der Bundescentralkommission Folge zu geben, und die Vertagung der Kammer auf 3 Monate. Zwar beantragte die Linke, sich nicht durch ein bereits abgetretenes Ministerium vertagen zu lassen, und der Präsident Wiggers beraumte die nächste Sitzung auf den folgenden Tag an, allein die Abgeordneten schieden unter Protesten. Das neue Ministerium ward gebildet aus dem Grafen von Bülow als Vorsitzenden, für Auswärtiges, Inneres und Militärangelegenheiten und den Staatsräthen von Brock für die Finanzen und von Schröter für Justiz, geistliche, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Das darauf konstituirte Schiedsgericht, gebildet aus dem hannöverschen Kabinetsrath von Scheele (für den Großherzog), dem Vicepräsidenten des Obertribunals Götze (für die Ritterschaft) und, von diesen beiden erwählt, dem sächsischen Oberappellationsgerichtspräsidenten von Langenn als Obmann, fällte am 11. Sept. den Urtheilsspruch, wonach die Rechtsbeständigkeit der neuen Staatsverfassung und das Gesetz über die Aufhebung der landständischen Verfassung für nichtig erklärt und der Großherzog verbunden erachtet wurde, für den Herbst 1850 einen Landtag nach dem grundgesetzlichen Erbvergleiche von 1755 zu berufen. Mit der landesherrlichen Verkündigung dieses Schiedsspruchs (14. Sept.) entband eine zweite Verordnung die großherzoglichen Beamten und Unterthanen von der Verpflichtung auf die Verfassung, und eine dritte vom 16. Sept. betraf die Wiederherstellung der ritterschaftlichen Auslösungsbehörden und der Theilnahme der landständischen Mitglieder an der Wegebesichtigung. Bereits am 28. Sept. trat zu Rostock der gesammte engere Ausschuß von Ritterschaft und Landschaft wieder zusammen, nachdem der vom Präsidenten der aufgelösten Kammer auf den 24. Sept. anberaumten Zusammenkunft der schweriner Abgeordneten ein Verbot vom 18. Sept. zuvorgekommen und die dennoch erschienenen Mitglieder an der Abhaltung gemeinschaftlicher Berathungen polizeilich verhindert worden waren. Die Reaktion ging nun mit Riesenschritten vorwärts. Am 9. Oktober erfolgte die Aufhebung der deutschen Grundrechte und am 27. Jan. 1851 das Verbot aller Versammlungen zu politischen Zwecken; gegen die Oppositionspartei wurde mit Haussuchungen, Ausweisungen, Amtsentlassungen vorgeschritten. Beide M. waren bereits aus der Union ausgeschieden. Am 15. Febr. 1851 trat zu Malchin der allgemeine Landtag wie-

Digitized by Google

der zusammen, bei welchem die adelige Ritterschaft im Uebergewicht war. Die Regierungen beantragten theils Geldbewilligungen, theils Maßnahmen zur Fortsetzung der 1848 abgebrochenen Verhandlungen über die Verfassungsfrage, die Wiederaufhebung der Habeascorpusakte, die modificirte Wiedereinführung der Prügelstrafe ꝛc. Schon am 23. März ward der Landtag wieder geschlossen. Die Eröffnung der „kommissarisch-deputatischen Verhandlungen über die Reform der Verfassung" erfolgte in Schwerin am 1. Okt. Auch auf dem am 18. Nov. 1851 zu Sternberg eröffneten allgemeinen Landtage hatte die Ritterschaft ein entschiedenes Uebergewicht. Die Regierungsvorlagen betrafen die ordinäre Landeskontribution und ähnliche Angelegenheiten. Der zur Sprache gebrachte Anschluß an den Zollverein wurde, wie bisher immer, abgelehnt, und ebenso sprachen sich die Ritterschaft u. der rostocker Handelsstand gegen den Septembervertrag zwischen Preußen und Hannover aus. Am 31. Jan. 1852 wurde die Prügelstrafe wieder eingeführt. Die Beschickung der wiener Zollkonferenzen lehnten beide M. ab. Eine besondere Bewegung im Lande wurde durch die sich in auffallender Weise mehrenden Uebertritte besonders junger Adeliger zu der katholischen Kirche und die hierdurch weiter veranlaßten Vorgänge hervorgerufen. Letztere knüpften sich namentlich an die Person des Gutsbesitzers von der Kettenburg auf Matgendorf, der am 22. Juni zum Katholicismus übergetreten war, vielfach mit mehren von ihm berufenen Jesuitenpatres verkehrte, eine katholische Kapelle erbauen ließ und bei derselben einen Hausgeistlichen anstellte. Die Regierung forderte die Entfernung des Geistlichen, und als die gegebene Frist unbeachtet verstrich, ließ sie letzteren am 2. Sept. durch einen Gensdarmen über die Grenze bringen. Da Kettenburg verweigert wurde, sein Recht im Civilprozesse geltend zu machen, beschloß er, sich beschwerdeführend an die Stände zu wenden. Von der somit im Lande allmählig entstehenden religiösen Aufregung gaben übrigens auch schon andere einzelne Vorgänge Zeugniß, wie z. B. bei dem dem Landtage vorangehenden Antekomitialkonvente ein Deputirter gegen die Anwesenheit eines andern protestirte, weil derselbe katholischen Glaubens sey. Die wichtigsten Verhandlungen des vom 18. Nov. bis 22. Dec. tagenden Landtags in Malchin bewegten sich denn auch um die kirchlichen Fragen. So ward schon eine stürmische Debatte durch Anregung der Frage über die oberbischöfliche Gewalt des Landesherrn, namentlich aber über die Funktionen des schwerinschen Oberkirchenrathes veranlaßt und als deren Ergebniß beschlossen, die Landesherren um Mittheilung der dem schwerinschen Oberkirchenrathe und dem strelitzer Konsistorium gewordenen Dienstinstruktionen zu bitten. Dagegen wurde in der kettenburger Angelegenheit, obschon die dabei vorgekommenen Maßnahmen der Regierung nicht ungerügt blieben, doch in der Hauptfrage eine Billigung derselben ausgesprochen. Bezüglich des erwähnten Protestes aber wurde das Bekenntniß der lutherischen Religion für die Eigenschaft eines ritterschaftlichen Amtsdeputirten im Allgemeinen nicht für nothwendig erklärt, wohl aber für die Bekleidung gewisser ritterschaftlicher Aemter. Der Bundestag, an welchen sich Kettenburg gewendet hatte, erklärte sich am 9. Juni für inkompetent in der Angelegenheit, da Art. 16 der Bundesakte den Bekennern der verschiedenen christlichen Religionsparteien nur die Unantastbarkeit ihrer bürgerlichen Rechte gewährleistet. Im Vordergrunde der Ereignisse stand 1853 die Entdeckung und Verfolgung eines politischen, angeblich rothdemokratischen Komplottes, dessen erste Fäden man in Berlin aufgefunden hatte, das sich jedoch auch besonders tief ins Mecklenburgische verzweigte, von wo aus Kinkels Flucht bewerkstelligt worden seyn und noch immer ein lebhafter Verkehr mit der londoner Emigration Statt finden sollte. Auf Preußens Requisition fanden im März Verhaftungen und Haussuchungen zu Rostock Statt, wobei auch preußische Gewehre, jedenfalls aus dem berliner Zeughaussturm stammend, Patronen, Zündröhren u. dergl. Kriegsvorräthe, im Felde vergraben, in Beschlag genommen wurden. Im April wurden auch in Strelitz, Neustrelitz, Neubrandenburg und Mirow Haussuchungen vorgenommen, während Anfang Mai Advokat Wiggers, der stets als der intellektuelle Führer der mecklenburgischen Demokratie gegolten hatte, mit mehren Andern verhaftet wurde. Die Untersuchung wurde von einer aus preußischen und mecklenburgischen Beamten gemischten Kommission geführt und hatte geringe Resultate. In Zusammenhang mit diesen Vorfällen stand ein Konflikt, in welchen die Regierung mit dem Stadtrathe von Rostock gerieth. Auf Anlaß der gemachten Entdeckungen beanspruchte nämlich die Regierung die Einsetzung eines landesherrlichen Kommissars zur Oberleitung der Polizei in Rostock. Da nun der Rath nicht nur hiergegen protestirte, sondern auch allen von ihm abhängigen Behörden untersagte, direkt mit dem Regierungskommissär in Verbindung zu treten, rückten auf Requisition des letzteren am 14. April 120 Mann als Exekutionstruppen ein, die jedoch, da der Rath, wenn auch unter nochmaligem Protest, sich fügte, schon Tags darauf wieder zurückgezogen werden konnten. Durch Erlaß vom 4. April wurden die Verordnungen vom 10. Okt. 1849 u. 10. April 1850 über die Organisation der obersten Staatsbehörden aufgehoben, und am 25. Juni wurde durch eine großherzogl. schwerinsche Verordnung die Bürgerwehr aufgelöst. Dem am 16. Nov. zu Sternberg eröffneten Landtag wurden außer den gewöhnlichen auf die Landeskontribution bezüglichen Propositionen noch fernere über Fortsetzung der Verhandlungen wegen der Revision des außerordentlichen Kontributionsedikts ꝛc. vorgelegt. Aus der Mitte des Landtags selbst wurden Vorschläge über das Steuerwesen und die Rekrutirungsangelegenheit, nach gänzlicher Aufhebung der 1849 mit Preußen abgeschlossenen Militärkonvention, angebracht. Uebrigens waren von der Ritterschaft nur sehr wenige Adeliae und fast gar keine Bürgerlichen anwesend. Steigende Besorgniß erregte die stets wachsende Auswanderung, die so massenhaft vor sich ging, daß die Zählung im Nov. 1853 gegen das vorhergehende Jahr eine Abnahme von $^1/_4$

Digitized by Google

Proc. der Gesammtbevölkerung von Schwerin ergab. Mit Anlegung von elektrischen Staatstelegraphen machte man in Schwerin im Sept. den Anfang. Im J. 1854 machten sich beide M. namentlich durch ihre Haltung in der deutschen Frage bemerkbar, indem sie, als die einzigen unter den deutschen Regierungen, dem zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossenen Aprilvertrage und dem Zusatzartikel zu demselben bei der Abstimmung im Bundestage ihre Stimme versagten u. sich dennoch beklagten, daß ihnen die österreichischen Eröffnungen in der orientalischen Frage, welche an die übrigen deutschen Höfe gelangt waren, nicht zugegangen seyen. Die dem am 16. Nov. zu Malchin eröffneten Landtage vorgelegten Propositionen bezogen sich außer den gewöhnlichen finanziellen Forderungen auf Fortsetzung der Verhandlungen über ein schon 1853 proponirtes Gesetz betreffs der Kompetenz des Kriminalkollegiums und des Verfahrens bei demselben, sowie auf Fortsetzung der Berathung über den zum Unterhalt der Chausseen beanspruchten Beitrag; außerdem lagen Gesetzentwürfe vor wegen strengerer Heilighaltung der Sonn- und Festtage, wegen Bestrafung der einfachen Unzucht und der wilden Ehen und endlich Grundzüge zu Schulordnungen für ritter- und landschaftliche Landschulen. Am 15. December faßte der Landtag Beschluß über einen neuen Rekrutirungsgesetzentwurf und entschied sich für Stellvertretung im Heere selbst in Kriegszeiten, wogegen sich die Regierung erklärt hatte. Besonders wichtig erschien aber die am 20. Dec. von einem bürgerlichen Gutsbesitzer ausgehende Neuanregung der Frage wegen Gleichstellung der bürgerlichen Gutsbesitzer mit dem eingebornen und recipirten Adel, namentlich in Bezug auf die Theilnahme an der Verwaltung wie an den Einkünften der Landesklöster, auf das Recht zu Landrathsstellen erwählt zu werden ꝛc., und es ward deshalb der Antrag gestellt, das Ersuchen an die Landesfürsten zu richten, dem nächsten Landtag betreffende Vorlagen zum Zweck der Erreichung einer diesfallsigen Verständigung zugehen zu lassen. Namens der Ritter- und Landschaft ward jedoch hierauf zu Protokoll erklärt, daß man auf diesen Antrag nicht eingehen könne. Am 22. Febr. 1855 erklärte M. bezüglich der vom deutschen Bunde beschlossenen Kriegsbereitschaft seine Bereitwilligkeit, das Bundeskontingent zu rüsten, jedoch ohne von seinen bisher ausgesprochenen Ansichten abweichen zu können, und bis zum 15. März war die Kriegsbereitschaft in der That hergestellt. Die kettenburgsche Angelegenheit fand endlich ihre Erledigung bei dem Bundestage, indem derselbe, nachdem er schon im vorigen Jahre seine Kompetenz erklärt, in seiner Sitzung vom 8. Juni die wichtige principielle Frage dahin entschied, daß die bundesgrundgesetzlich garantirte Gleichheit der politischen Rechte der christlichen Religionsparteien durch die bekannten Vorgänge in M. nicht alterirt worden seyen. Mit Beginn des Jahres wurde in Schwerin ein Gesetz über die Heimathserwerbung der Juden erlassen. Auf dem Landtag, der am 20. Nov. in Sternberg zusammentrat, handelte es sich außer den Propositionen von nur lokalem Interesse namentlich um die Berathung eines neuen Preßgesetzes, welches die Regierungen schon im vorigen Jahre unter Berücksichtigung des Bundespreßgesetzes vorgelegt hatten. Die wesentlichste Differenz zwischen Regierungen und Ständen stellte sich dabei in Bezug auf das Recht der Konzessionsertheilung oder Entziehung heraus, welches erstere sich selbst, die Stände den Ortsobrigkeiten vindicirten. Ueber das Receptionsrecht des eingebornen und recipirten Adels entstanden neue Streitigkeiten zwischen den bürgerlichen und adeligen Gutsbesitzern, die um so leidenschaftlicher geführt wurden, eine je entschiedenere Niederlage die Bürgerlichen wiederum bei den am 4. Dec. vorgenommenen Wahlen von Landräthen, Klosterprovisoren ꝛc. erlitten hatten. Doch wurde auch jetzt wieder die Entscheidung der lange streitigen Frage hinausgeschoben. Ein Antrag wegen des Anschlusses beider M. an den Zollverein wurde abermals mit 38 gegen 27 Stimmen abgelehnt. Der Schluß des Landtages erfolgte am 21. Dec. Eine ungewöhnliche Maßregel der Regierung war der Erlaß vom 13. Dec., wonach wegen der Verletzung eines Mitgliedes des großherzoglich schwerinschen Hauses in Vehse's Geschichte der deutschen Höfe der ganze Verlag von Campe in Hamburg für das Großherzogthum verboten wurde. Auch das Jahr 1856 brachte nach Erscheinen der Verordnung wider den Mißbrauch der Presse vom 4. März Beschränkungen der Presse in M. überhaupt; die Regierung war nicht davon abgegangen, das Recht der Konzessionsertheilung für sich in Anspruch zu nehmen. Um dieselbe Zeit erschien in Schwerin ein reformirendes Gesetz für das Kriminalverfahren. Die Frage wegen der Uebung des katholischen Kultus aber war schon am Anfang des Jahres dahin erledigt worden, daß der Großherzog von Schwerin dem von der Kettenburg unter näheren Bestimmungen gestattet hatte, zu der Leitung seiner Hausandacht und seines Hausgottesdienstes in Matgendorf einen römisch-katholischen Hausgeistlichen zu halten. Auf dem am 18. Okt. eröffneten Landtage ward die sogenannte Judenfrage, d. i. ein Streit darüber, ob die Juden berechtigt seyn sollen, Grundstücke zu erwerben, dahin entschieden, daß die Regierung ersucht werden sollte, in besonderen Fällen Dispensation von dem Verbote zu ertheilen. Ein eigenthümlicher Konflikt entstand zwischen Regierung u. Ständen über eine von der erstern beantragte Aenderung des Lehnsgesetzes, wonach dem Vater kein Recht zustehen sollte, über das Lehn letztwillig zu verfügen und die Töchter nichts als Alimentation u. Aussteuer aus dem Lehn verlangen dürften. Als die Stände die Regierungsvorlage mit 165 Stimmen verwarfen, erklärten beide Regierungen, daß sie diesen Bescheid weder in formeller, noch in materieller Beziehung billigen könnten und sich alles Weitere vorbehalten müßten. In mehrfacher Differenz mit der Regierung ward der Landtag am 22. Dec. geschlossen. In kirchlicher Beziehung kam durch die Berufung des Superintendenten Kliefoth zum Konsistorialrath die orthodox-kirchliche Partei an die Spitze des Kirchenwesens. Vgl. Hempel, Geographische Beschreibung von M.-Schwerin und M.-Strelitz, Neustrelitz 1829; J. B. Stever, Neuere Historie des Hauses zu M., Ro-

Digitized by Google

stock 1738—1740, 2 Bde.; S. Buchholz, Versuch einer Geschichte des Herzogthums M., das. 1753; J. A. Rudloff, Handbuch der mecklenburgischen Geschichte, Schwerin 1784—1794, 3 Thle., neue Ausl., Rostock 1822; J. J. Aepinus, Geschichte von M., Neubrandenburg 1791 bis 1798, 3 Thle.; P. H. Mallet, Histoire de la maison et des états de M., Schwerin 1796, 2 Bde.; J. D. Plagemann, Handbuch der mecklenburgischen Geschichte, Rostock 1810; E. F. v. Lützow, Pragmatische Geschichte von M., Berl. 1827—1831, 2 Bde.

Mecklenburger Becken, jener Theil der norddeutschen Tiefebene, der Mecklenburg, Lauenburg, Neuvorpommern, Lübeck und noch einen Theil der Mark Brandenburg umfaßt. Die ihn bedeckenden Tertiärgebilde zeichnen sich namentlich durch das Vorkommen der sogenannten **mecklenburger Kuchen** (Geschiebe eines braunen tertiären Sandsteins) aus und enthalten 118 Species von Petrefakten.

Meconium (lat.), s. v. a. Opium; auch s. v. a. Kindspech.

Meczibor, s. Mittelwalde.

Medaille (v. lat. Metallum), s. Denkmünze.

Medaillon (franz.), große Medaille oder Denkmünze.

Medama, alte Stadt an der Westküste von Bruttium, von den Lokrern gegründet, mit einer berühmten Quelle und einem zu ihr gehörigen Hafenplatze Emporium, der sich wahrscheinlich an der Mündung des Metaurus (jetzt Metraneo) befand.

Medaura, blühende Kolonie an der Grenze Numidiens gegen Gätulien, Vaterstadt des Apulejus.

Medea, Tochter des colchischen Königs Aeetes und der Oceanide Idyia oder der Hecate, eine der mächtigsten Zauberinnen des Alterthums, aber auch eine der schönsten Frauen, die vielen Fremden, die in das Reich ihres Vaters kamen, durch ihre Fürbitte oder durch ihre Hülfe das Leben rettete. Sie verhalf dem Jason (s. d.) zum goldenen Vließ und entfloh mit ihm in Begleitung ihres Bruders Absyrtus, den sie aber unterwegs, als ihr Vater Aeetes die Argonauten verfolgte, tödtete und in Stücke zerschnitten ins Meer warf. Während sich Aeetes damit aufhielt, die einzelnen Stücke zu sammeln, entkamen sie beide nach Jolcus, nachdem sie auf der Insel der Phäaken mit einander vermählt worden waren. Nach einigen Sagen verjüngte sie den alten Aeson, Jasons Vater, wieder, ermordete aber unter dem Vorwande derselben Absicht den Pelias, den seine Töchter auf ihren Rath zerstückelten und zerkochten, um ihren Gemahl an ihm zu rächen. Nachdem Jason das väterliche Reich dem Acastus überlassen hatte, ging er mit M. nach Korinth, wo er sie aber nach zehnjähriger glücklicher Ehe verstieß, um sich mit der Glauce oder Creusa, der schönen Tochter des Königs Creon, zu vermählen. M. stellte sich sanft und duldend, aber in ihrem Herzen kochte Rache. Sie schickte der Braut ein vergiftetes Gewand und Diadem zum Hochzeitsgeschenk, und jene ward, als sie es angelegt, von einer verzehrenden Flamme umgeben und starb des qualvollsten Todes. Auf Creons Palast ließ sie dann Feuer regnen, bis er zu Asche verbrannte. Darauf ermordete sie ihre beiden Kinder, Mermerus und Pheres, die sie von Jason hatte, bestieg ihren von Helios erhaltenen Drachenwagen und floh vom Schauplatz ihrer Rache. Nach Andern tödtete M. ihre Kinder nicht selbst, sondern als sie Korinth verlassen mußte, vertraute sie dieselben den Altären, als einem Asyl an, aber die Korinther rissen sie davon weg und steinigten sie zu Tode. Zur Strafe für dieses Verbrechen tödtete eine ansteckende Krankheit die Kinder der Einwohner Korinths in der Wiege, bis sie, durch ein Orakel belehrt, sich anheischig machten, das Gedächtnißfest der Ermordeten jährlich zu feiern. M. floh nach Einigen zum Hercules nach Theben, der ihr in Colchis für die Treue des Jason Bürge geworden war und ihr auch jetzt versprach, sie zu rächen; nach Andern begab sie sich nach Athen zum König Argeus, dessen Gattin sie wurde und dem sie den Medus gebar. Da sie ihren neuen Gemahl aber beinahe zur Ermordung seines Sohnes Theseus verleitet hätte, so mußte sie, um seinem Zorn zu entgehen, wieder aus Athen fliehen. Mit ihrem Sohne Medus langte sie wieder in ihrer väterlichen Heimath an, wo sie ihren Bruder Perses, der den Vater vom Throne gestürzt hatte, ermordete und den Vater wieder in seine Herrschaft einsetzte. Nach Andern ging sie nach Aria, dessen Einwohner von nun an Meder genannt wurden. Zuletzt unsterblich, genoß sie göttliche Verehrung und wurde in den elysischen Gefilden Gemahlin des Achilleus. Die Geschichte der M., des leidenschaftlich liebenden und leidenschaftlich aus Eifersucht hassenden und Rache dürstenden Weibes, ist oft von den Tragikern behandelt worden. Wir haben noch eine „Medea" vom Euripides und Seneca; die von Aeschylus, Ennius u. A. ist verloren gegangen. In der französischen Literatur ist die Tragödie „Medea" von Corneille berühmt. In neuerer Zeit hat sie Grillparzer auf die Bühne gebracht. Auch ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini führen diesen Namen. Vgl. Argonauten und Jason.

Medeah, Stadt in Algerien, Hauptstadt der Provinz Tittery, war ehemals eine römische Festung, auf der Höhe des Hügels gelegen, vergrößerte sich aber unter den verschiedenen Nationen, die sich in der Herrschaft über Afrika ablösten, in südlicher Richtung, so daß zwei Stadttheile entstanden, die sogenannte obere u. untere Stadt, die lange von einander getrennt waren. Zur Römerzeit waren M. und Militanah durch eine große Heerstraße mit einander verbunden. Eine andere Straße führte von M. in die Gegend des heutigen Konstantine. Oliven- und Orangenbäume kommen bei M. nicht mehr fort; Weingärten sind dagegen in großem Ueberfluß vorhanden.

Medebach, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, an der Orke, mit einem Justizhamt, Unterſteueramt, Stadtgericht, einer Post, Wollweberei, Potaschesiedereien und 2350 Einwohnern.

Medellin, 1) Stadt in der spanischen Provinz Badajoz, am Guadiana, mit einer Brücke über diesen Fluß, welche 20 Bogen hat, und 3500 Ein-

Digitized by Google

wohnern; Geburtsort des Fernando Cortez. — 2) Stadt in der südamerikanischen Republik Neugranada, Departement Cundinamarca, Hauptstadt eines Bezirks, nordwestlich von Santa Fe de Bogota, in schöner Lage, mit 14,500 Einwohnern.

Medem, alte schottische Adelsfamilie, die sehr frühzeitig nach Deutschland auswanderte und sich im Braunschweigischen ankaufte. Später ging eine Linie dieser Familie nach Kurland; aus ihr stammte Konrad von M., der elfte Hochmeister des deutschen Ordens, der 1270 Mitau mit gründen half. Johann Friedrich von M., geboren 1722 zu Neuantz in Kurland, ein heftiger Gegner Rußlands, wurde 1779 vom Kaiser Joseph II. im den Grafenstand erhoben. Seine Tochter aus erster Ehe war die Dichterin Elise von der Recke (s. d.), die aus zweiter Ehe, Anna Charlotte Dorothea, die Gemahlin Peter Birons, des letzten Herzogs von Kurland. Er † 1785.

Medemblik (Medemblick), Stadt in der niederländischen Provinz Neuholland, Bezirk Hoorn, am Zuiderfee, mit Hafen für 300 Schiffe, treibt Handel mit Holz und Käse und hat 2500 Einwohner. M. war einst Residenz friesischer Häuptlinge.

Medeola (indische Gurke), Pflanzengattung aus der Familie der Smilaceen, mit der einzigen Art: M. virginica L., einem ausdauernden Kraut in schattigen Wäldern, an Bächen in Nordamerika. Die 2 Zoll langen u. ¼ Zoll dicken Wurzeln schmecken u. riechen wie Gurken u. werden von den Indianern gegessen (Indian Cucumbers); auch finden sie sich in den nordamerikanischen Apotheken als Schweiß- und Brechmittel.

Meder, s. Medien.

Medhurst, Walter Henry, einer der gelehrtesten und thätigsten Missionäre im östlichen Asien, 1790 zu London geboren, ward bereits 1816 von der londoner Missionsgesellschaft ausgesandt, um den Bewohnern des Mittelreichs das Evangelium zu verkünden, und erlangte in wenigen Jahren solch eine Fertigkeit in den schwierigsten Idiomen des östlichen Asiens, daß er nicht allein in ihnen predigen, sondern auch der chinesischen und malayischen Jugend im indochinesischen Kollegium zu Malakka in ihrer eigenen Sprache Unterricht ertheilen konnte. Später ging er nach Penang, besuchte einige andere Inseln des östlichen Archipelagus und nahm endlich 1822 seinen bleibenden Aufenthalt in Batavia. Im J. 1829 ging M. auf eine Missionsreise nach der östlichen Küste der malayischen Halbinsel und von da nach der Westküste von Borneo, wo er sich einige Zeit in den blühenden Städten Mantur und Montradok aufhielt. Gegen Ende 1829 besuchte er die Insel Bali, segelte 1835 nach Kanton, unternahm im April 1836 eine Reise nach Europa, von welcher er im November 1838 nach Batavia zurückkehrte, und ließ sich 1843 in Shanghai nieder. Seiner angegriffenen Gesundheit wegen schiffte er sich am 10. Sept. 1856 nach Europa ein und † am 24. Januar 1857, 2 Tage nach seiner Ankunft in London. Er verfaßte eine bedeutende Anzahl von Schriften und erbaulichen Traktaten in der chinesischen u. malayischen Sprache, welche über alle Inseln und Länder des östlichen Asiens in reichlicher Fülle verbreitet wurden. Sein Hauptwerk ist sein „Chinese and English dictionary" (Batavia 1842—43, 2 Bde.), nebst dem „English and Chinese dictionary" (Shanghai 1847—48, 2 Bde.). Bedeutend ist auch sein japanisches Wörterbuch (Batavia 1830) und ein Wörterbuch des Dialekts der chinesischen Provinz Fokien. Auch das chinesische Schulbuch der tausend Wörter, mit einer alten, koreanischen u. einer neuen englischen Uebersetzung versehen, hat er lithographirt zu Java herausgegeben.

Media (lat.), s. Laute.

Media gratiae (Media salutis), s. v. a. Gnadenmittel.

Median (v. Lat.), was die Mitte zwischen zwei, besonders der Größe nach verschiedenen Dingen hält, also die gewöhnliche Größe überschreitet, aber das größte Maß noch nicht erreicht.

Mediano, Inseln, s. Mulgrave-Archipel.

Mediante (v. lat. medius), Bezeichnung der dritten Stufe (Terz) jeder Tonart, weil sie, zwischen Tonika und Dominante (Oberdominante) liegend, das Mittelglied beider ist. Die Terz unter der Tonika ist die Vermittelung zwischen ihr und Unterdominante und heißt daher Untermediante; im Gegensatz zu ihr wird dann die M. Obermediante genannt.

Mediasch, Hauptstadt eines Stuhls im österreichisch-siebenbürgischen Land der Sachsen, am großen Kokel, hat 4 Kirchen verschiedener Konfessionen, ein Waisenstift, ein lutherisches Gymnasium mit Bibliothek, Weinbau u. 6500 Einwohner.

Mediat (v. Lat.), im alten deutschen Reiche im Gegensatz zu Immediat (s. d.) solche Herrschaften oder Besitzungen, welche nicht unmittelbar unter dem Reiche standen, oder einem Stand des Reichs oder nur mittelbar als obersten Lehnsherrn dem Kaiser untergeben waren. S. Mediatisirte.

Médiateur (franz.), d. i. Vermittler, in der Politik und im Völkerrechte Bezeichnung derjenigen Macht, welche zwischen andern Mächten obwaltende Streitigkeiten auf dem Wege der Unterhandlung beizulegen und also das gestörte Einverständniß zwischen ihnen wiederherzustellen sucht. Eine solche Vermittelung (Mediation) ist wesentlich verschieden von der schiedsrichterlichen Entscheidung, in sofern bei jener die untereinander uneinigen Mächte zwar darin einverstanden sind, daß von einer dritten oder mehren vermittelnden Mächten Vergleichsvorschläge gemacht werden möchten, aber darum sich nicht verpflichten, dieselben auch anzunehmen, bei dieser dagegen die feindlichen Mächte gehalten sind, sich dem schiedsrichterlichen Ausspruch der vermittelnden Macht zu unterwerfen (s. Austräge). In der neuern Zeit hat die Mediation oft den Charakter der Intervention (s. d.) angenommen, in sofern sie nämlich ihren Vorschlägen durch Zwangsmittel Gehör und Geltung verschaffte oder zu verschaffen suchte.

Mediatisirte (v. Lat.), die sogenannten Standesherren in Deutschland, welche früher reichsunmittelbar waren, aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, so daß die bisher von ihnen beherrschten Gebiete größern Staaten einverleibt und sie selbst nebst ihren Unterthanen der Oberhoheit anderer

Digitized by Google

Fürsten unterworfen wurden. Als nämlich die Stiftung des Rheinbundes (s. d.) dem deutschen Reiche auch dem Namen nach ein Ende machte, konnte man nicht wohl die vielen kleinen Staaten, welchen der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 in Schwaben, Franken, Bayern und am Rhein ihre Reichsunmittelbarkeit gelassen hatte, in dieser Weise fortbestehen lassen, sondern es war ein Werk sowohl der Nothwendigkeit als der Pflicht gegen die Unterthanen, diese kleinen Territorien mit größeren zu vereinigen. Dies Verfahren nannte man eximiren, d. i. aus der Steuerrolle des Reichs herausnehmen, wobei entweder der bisher von dem betreffenden Stande entrichtete Steuerbetrag von demjenigen, dessen Oberbotmäßigkeit er sich unterwarf, fortgezahlt ward (exemtio cum onere), oder als schon in dem eigenen Matrikularanschlage des Eximirenden enthalten wegfiel (exemtio sine onere). Auf solche Weise waren namentlich im Bereich der österreichischen Erbstaaten viele Reichsstände eximirt worden. Nach der Auflösung des deutschen Reichs 1806 aber erhielt die Sache den Namen Mediatisirung, u. sie wurde besonders über die kleinen Staaten verhängt, welche innerhalb des Gebiets von Bayern, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt lagen. Was aber diese Maßregel verhaßt machte, war einmal die Principlosigkeit, mit der man dabei zu Werke ging, denn während man ganz kleinen Staaten, wie Aremberg, den beiden Hohenzollern, Isenburg-Birstein, Leyen, Lichtenstein, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, als Mitgliedern des Rheinbundes ihre Souveränetät ließ oder ihnen dieselbe sogar erst ertheilte, wurden weit beträchtlichere Fürstenthümer, wie die fürstenbergschen, leiningischen, hohenlohischen u. schwarzenbergischen ꝛc. mediatisirt; dann aber erschienen diese Mediatisirungen auch in Rücksicht auf die Art und Weise, wie die rechtlichen Verhältnisse der Mediatisirten zu ihren neuen Landesherren bestimmt wurden, ungerecht. Als 1807 Kursachsen, die sächsischen und anhaltischen Herzöge, sowie die reußischen, schwarzburgischen und lippischen Fürsten und der von Waldeck zum Rheinbund traten, ward von diesen keiner mediatisirt; andere fürstliche Häuser dagegen, wie Nassau-Oranien, Kurhessen, Braunschweig und später 1810 auch Oldenburg, wurden, weil sie sich entweder beim Kriege gegen Frankreich betheiligt hatten oder dem Protektor des Rheinbundes verdächtig schienen, ihrer Länder völlig beraubt. Nach Napoleons Sturz hofften die Mediatisirten vom wiener Kongreß vergebens Restitution ihrer Rechte; vielmehr wurden die bisher noch souveränen Häuser Leyen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Isenburg-Birstein, die sich durch ihr bisheriges Benehmen kompromittirt haben sollten, ebenfalls mediatisirt. Man suchte die von diesen Mediatisirungen Getroffenen durch den 14. Artikel der Bundesakte einigermaßen zu entschädigen, indem man ihnen als Standesherren (s. d.) eine in manchen Dingen bevorzugte Stellung gesetzlich einräumte. Weitere Mediatisirungen haben seit dem wiener Kongresse nicht Statt gefunden, wohl aber eine Demediatisirung, indem Hessen-Homburg aus einem abhängigen zu einem souveränen Staat erhoben ward. Im Jahr 1848 kam die Frage wegen neuer Mediatisirungen abermals zur Sprache, ward aber von der Nationalversammlung verneinend entschieden. Vgl. Die sogenannte Mediatisirungsfrage, Frankf. 1848.

Mediatstädte, Städte, welche keine eigene Jurisdiktion haben, sondern unter auswärtiger Gerichtsbarkeit stehen.

Medicae portae (medische Päſſe), Engpaß im Zagrosgebirg in Adiabene, gewöhnlicher Eingang aus Assyrien nach Medien (s. d.).

Medicago (Luzerne, Schneckenklee), Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblumen, meist einjährige, seltener ausdauernde Kräuter oder Halbsträucher in Mittel- und Südeuropa, sowie in Westasien und Nordafrika, von denen mehre als Futterkräuter kultivirt werden, besonders M. sativa L., Luzerne, blauer Schneckenklee, Monatsklee, ursprünglich in Spanien einheimisch, mit reichblüthiger länglicher Traube, ist ausdauernd, wird 1½—2 Fuß hoch, blüht von Juni bis August und reift im August und September. Die Luzerne ist die wichtigste Futterpflanze für das südliche Europa, indem sie in einem warmen Klima und trocknen Boden sehr leicht fortkommt und reichlichen Ertrag liefert. Ein kalkiger Boden mit gehörigem Untergrunde ist für sie am besten, wie z. B. die Mergelböden an den Gebirgsabhängen der Taubergegend, wo sie in günstigen Jahren viermal gemäht wird. Bei geeignetem Boden und guter Behandlung dauert sie 8—12 Jahre. Die Zeit der Aussaat ist vom April bis Anfangs August. Man säet sie breitwürfig mit einer Sommerfrucht oder bald nach derselben und eggt sie leicht ein. Andere säen sie nach der Ernte in Roggenfelder; auch werden alte Weinberge nach dem Ausstocken häufig mit Luzerne angebaut. M. lupulina L., Hopfenschneckenklee, Steinklee, einjährig in ganz Deutschland, auf Aeckern, Wiesen und in Wäldern, mit gelben Blüthen, wird ebenfalls zuweilen als Futterpflanze angebaut. Mehre Arten von M. dienen wegen der auffallenden Formen ihrer Hülsen als Zierpflanzen, z. B. M. arborea L., ein Strauch, dessen Blätter sonst officinell waren.

Medicamen (Medicamentum, Medikament), s. v. a. Arznei.

Medici, das berühmteste Geschlecht des florentinischen Staates, welches sich schon im 13. Jahrhundert durch glückliche Handelsunternehmung Reichthum und Macht erwarb. Die ersten sichern Nachrichten über dies Geschlecht haben wir aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, wo Avirard de I. 1314 zu Florenz Gonfaloniere war. Ein Zeitgenosse von ihm war Filippo dei M., der zwar kein öffentliches Amt bekleidete, aber durch seinen Reichthum und seine Klugheit in solchem Ansehen stand, daß die Guelfen im Kampfe gegen die Ghibellinen seinen Rath einholten. Durch den Einfluß des mediceischen Geschlechts vorzüglich wurde Walther von Brienne, Herzog von Athen, an die Spitze der florentinischen Republik berufen, der aber dennoch die M. zu unterdrücken suchte und sogar Giovanni dei M. 1342 hinrichten ließ, weil er Lucca gegen die Pisaner nicht beharrlich genug vertheidigt hatte.

Digitized by Google

Die M. ließen sich deshalb in eine Verschwörung gegen den Herzog ein, die von diesem zwar entdeckt, aber nicht bestraft wurde. Bei der Vertreibung des Herzogs waren die M. als Hauptanführer betheiligt, und Alamanno del M. war es, der gegen den zügellosen Adel das Volk unter die Waffen rief und ihn vertrieb. In dem Kampf der Ricci und Albizzi schlossen sich die M. dem ersteren an, u. Bartolomeo del M. ließ sich sogar in eine Verschwörung gegen die Albizzi ein. Als sie entdeckt wurde, entging Bartolomeo dem Tode nur durch die Vermittelung seines Bruders, Salvestro del M., der seit 1378 Gonfaloniere di Giustizia war und als solcher die oligarchisch-aristokratische Verfassung einer Aenderung unterwarf. Er selbst wurde zwar 1381 aus Florenz verbannt, doch diente diese Verfolgung nur zur Erhöhung der Macht der Familie. Denn während die Ricci und Alberti, welche bis jetzt an der Spitze der Volkspartei in Florenz gestanden hatten, ihr Vermögen und damit ihr Ansehen einbüßten, vermehrten die M. durch glückliche Unternehmungen ihr Vermögen außerordentlich und wurden von nun an als die Häupter der Volkspartei angesehen. Nachdem Salvestro zurückgerufen worden war, stürzte er die Partei der Albizzi vollends und gewann durch die Gunst des Volkes eine fast unbeschränkte Macht, die er aber mit Klugheit und Mäßigung zu gebrauchen und zu befestigen verstand. Sein Sohn, Vieri del M., wurde 1393 vom Volk aufgefordert, in dem Kampfe, gegen die wieder emporgekommenen Albizzi an seine Spitze zu treten, weil er aber dieser Aufforderung nicht nachkam, mit seiner ganzen Familie aus Florenz verbannt. Ein Versuch, sich mit Waffengewalt die Zurückkunft zu erzwingen, scheiterte u. eine neue Verschwörung, an deren Spitze der Herzog von Mailand stand, wurde entdeckt und brachte den meisten Gliedern des mediceischen Hauses den Untergang. Die Uebriggebliebenen vergrößerten durch glückliche Handelsunternehmungen ihren Reichthum, und ihr damaliges Haupt, Giovanni del M., gewann selbst der herrschenden Faktion so viel Achtung ab, daß sie ihn zu bedeutenden Staatsämtern gelangen ließ. Im Jahre 1402 und 1408 war er Mitglied der Signoria, 1409 und 1414 Mitglied des Raths der Zehn, 1419 Testamentsexekutor des Papstes Johann XXIII. und 1421 Gonfaloniere. Mit umfassenderen Absichten (Cosmus) trat nach seinem Tode (20. Februar 1429) sein Sohn Cosimo del M. I., geboren 1389, an die Spitze der Volkspartei, doch mit nicht weniger Milde und Menschenfreundlichkeit als der Vater. Die große Zahl von Freunden und Klienten, die seine Großmuth um ihn versammelte, die Tausende von Handwerkern und Lohnarbeitern, welche durch ihn beschäftigt und unterstützt wurden, gaben ihm eine nicht geringe Bedeutung. Dies erregte jedoch den Haß der Gegenpartei, an deren Spitze der heftige und leidenschaftliche Rainald von Albizzi stand. Auf Befehl eines diesem Hause ergebenen Gonfaloniere ward Cosimo verhaftet, verrätherischer Verbindungen mit Francesco Sforza beschuldigt und auf 10 Jahre aus der Republik verbannt (1433). Aber auch dies diente nur zu seiner Verherrlichung und zeigte, wie fest seine Macht gegründet war. Denn in der Fremde ward er mit Ehrenbezeigungen überhäuft, und in der Heimath setzten seine Freunde schon im folgenden Jahre seine Zurückberufung durch. Vergebens wollte Rainald von Albizzi sich widersetzen, er mußte seinerseits in die Verbannung gehen, Cosimo aber ward bei seiner Rückkehr mit großem Jubel empfangen. Nunmehr behauptete er sich bis an seinen Tod (den 17. Nov. 1464), zwar ohne äußern Glanz, aber als das Alles leitende u. lenkende Haupt der Republik, mit einem Ansehen, wie nicht leicht Jemand ohne Waffengewalt behauptet hat, allein gestützt auf seine großen Reichthümer, die er mit der edelsten Freigebigkeit zum Besten der Einzelnen und des Vaterlandes verwandte, und auf seine Einsicht und Durchschauung der Verhältnisse. Seine Staatsverwaltung war eben so glücklich als glänzend, und das dankbare Florenz erkannte ihm nach seinem Tode den Beinamen „Vater des Vaterlandes" zu. Cosimo war zugleich ein Mann von großem Geschmack und vieler Gelehrsamkeit und der thätigste Beförderer der Wissenschaften und Künste. Die Richtung auf das Fürstliche, die bei aller republikanischen Einfachheit in seiner Sinnesart lag, zeigt sich in seiner Lenkung der florentinischen äußern Politik, die unter der Guelfenaristokratie schwerlich einen Francesco Sforza unterstützt und das Aufkommen einer neuen Fürstengewalt in Mailand begünstigt hätte. Sein Bruder, Lorenzo del M., wurde der Stammvater der späteren Großherzoge von Toskana. Cosimo's Sohn, Pietro del M., schien schon durch eine Art von Erbrecht zur Verwaltung der Republik berufen; da er aber des Vaters Großartigkeit und sein Achtung gebietendes Wesen nicht besaß und dazu auf den boshaften Rath des Diotisalvi Neroni die Unvorsichtigkeit beging, viele von jenem an Hülfsbedürftige ausgeliehene Gelder plötzlich aufzukündigen, verlor er einen großen Theil seiner Anhänger, und die Feinde seines Hauses erhoben sich mit neuer Stärke. An ihre Spitze trat Luca Pitti, der schon zu Cosimo's Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Eine Verschwörung, Pietro zu stürzen, vielleicht zu ermorden, ward aber vereitelt, und nachdem es dem Bedrohten gelungen war, Pitti, den wichtigsten Gegner, zu gewinnen und von seinen Verbündeten zu trennen, endete der ganze Versuch nur mit festerer Begründung des Einflusses und Uebergewichts der M. und mit der Verbannung ihrer angesehensten Feinde (1466). Da indeß der kranke Pietro die Willkürlichkeiten aller Art, welche seine Freunde übten, nicht zu hindern vermochte, ging er damit um, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die Freunde zu bändigen, als ihn am 2. December 1469 der Tod ereilte. An seine Stelle traten seine beiden noch sehr jungen Söhne, Lorenzo und Giuliano I. Jener, der den Beinamen des Prächtigen (il Magnifico) führt, hat unter allen Gliedern seines Geschlechts den meisten und höchsten Ruhm bei der Nachwelt davon getragen. Beide Brüder waren von den ersten Gelehrten ihrer Zeit, von Gentili von Urbino, Christoph Landini, Argyropulos, Ficinus ꝛc. unterrichtet worden, und Lorenzo hatte es in der Beredsamkeit und Dichtkunst so weit gebracht, daß seine

Digitized by Google

Arbeiten in Italien sehr bewundert wurden. Im Jahre 1466 besuchte er die verschiedenen italienischen Höfe, vermählte sich 1469 mit Clarissa Orsini und übernahm in demselben Jahre mit seinem Bruder die Regierung des florentinischen Staates. Den hohen Ruhm, den er erlangt hat, verdankt er seiner großen Klugheit und Gewandtheit, der Liebenswürdigkeit seines Charakters, der Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Bildung, seinem feinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, deren wirksamster Gönner und Beschützer er war, und dem hohen Ansehen, dessen er seiner Eigenschaften und seines Einflusses wegen weit über die Grenzen Italiens hinaus genoß. Er machte Florenz immer mehr zum Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern aller Art, verschönerte es durch öffentliche Gebäude und andere Anlagen und bereicherte es mit Kunst- und literarischen Schätzen. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, kam indeß eine Verschwörung zu Stande, an deren Spitze die Pazzi, nächst den M. das erste Geschlecht in Florenz, standen und zufolge deren am 26. April 1478 in der Kirche Sta. Reparata ein Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben ausgeführt werden sollte. Aber die Ermordung des Lorenzo mißlang; Giuliano wurde zwar von Pazzi getödtet, aber das Volk erhob sich zu Gunsten der M. u. wüthete gegen alle Verschworenen u. entschiedenen Feinde der M., deren es habhaft werden konnte, mehre Tage hindurch, so daß die Straßen mit Leichnamen und zerstückelten Gliedern der Erschlagenen besäet waren. Baroncelli, der den ersten Streich auf Giuliano geführt hatte, entrann glücklich u. kam bis nach Konstantinopel; aber so viel galten die florentinischen Kaufherren auch am Hofe Mohammeds II., daß er ausgeliefert und zu Florenz hingerichtet ward. Sixtus IV. gab indeß seine Absichten und seinen Haß gegen die M. nicht auf. Er that die Florentiner in den Bann und bot in Gemeinschaft mit Ferdinand I. von Neapel ein Heer gegen sie auf. Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten berief Lorenzo eine Versammlung von drelhundert der angesehensten Bürger u. stellte ihnen vor, da der Krieg gegen ihn allein gerichtet sey, so sey er bereit, sich aus der Stadt zu entfernen, wenn sie der Meinung seyn sollten, daß die Republik dem Kampfe nicht gewachsen sey, denn um eines Einzelnen willen dürfe Florenz nicht zu Grunde gehen. Die Versammelten aber, von tiefer Rührung zu Thränen bewegt, erwiderten, daß die Stadt seine Verdienste für so groß achte, daß sie mit ihm stehen und fallen wolle, und nur mit dem Untergange des Staates selbst solle sein Ansehen sinken. Als nun aber der Krieg ausbrach und für Florenz unglücklich verlief, als ein neapolitanisches Heer die Truppen der Republik schlug und sich der Stadt näherte, erkaltete die Stimmung. Man sprach laut davon, daß man die Drangsale doch eigentlich nur dem persönlichen Hasse des Papstes gegen die M. verdanke, und Lorenzo's Lage ward mißlich und beunruhigend. In dieser Noth ging er heimlich aus der Stadt und schrieb von San Miniato aus an die Signoria einen Brief, worin er meldete, er sey auf dem Wege nach Neapel, um den König entweder zum Vortheile der Republik zu gewinnen, oder sich seiner Rache Preis zu geben. Er ward in der That am Hofe des Königs von Neapel ehrenvoll empfangen und erreichte durch sein gewandtes Benehmen und seine klugen Vorstellungen nach einiger Zeit seinen Zweck. Noch beharrte zwar der Papst bei seiner Feindschaft; als aber bald darauf die Türken Otranto nahmen, söhnte auch er sich mit der Republik aus (1480). Die Wiederherstellung des Friedens, welchen Lorenzo ganz allein ohne Feldherrn und Räthe bewerkstelligt hatte, befestigte sein Ansehen ungemein, und seine Ansprüche auf fürstliche Gewalt traten jetzt offener hervor. Er wußte es durchzusetzen, daß einer permanenten Versammlung von 70 Bürgern die Leitung bei der Besetzung der öffentlichen Aemter und die höchste Entscheidung aller Angelegenheiten übergeben ward. Durch Vorschüsse an Unbemittelte, fürstlichen Aufwand, gänzliche Vernachlässigung der Handelsgeschäfte brachte er jedoch den Wohlstand seines Hauses so tief herunter, daß nur dadurch ein Bankerott verhindert ward, daß die Republik Lorenzo's Schulden für die ihrigen erklärte. Lorenzo † am 8. April 1492, hochgepriesen besonders von Denen, die es für ein Glück der Freistaaten achten, von einem klugen und milden Vorsteher gezügelt und gelenkt zu werden, dagegen von republikanisch gesinnten Gemüthern angeklagt, die freie Verfassung seiner Vaterstadt zerstört zu haben. Großes Verdienst erwarb sich Lorenzo durch die glänzende Unterstützung, die er den Künsten und Wissenschaften zu Theil werden ließ. Unter den vielen Gelehrten und geistreichen Männern, die er nach Florenz zog, sind besonders zu nennen: Demetrius Chalcondylas, Angelo Poliziano, Christoforo Landini, Pico von Mirandola, Granacci, Torregiani und Michel Angelo, der sein beständiger Tischgenosse war. Namentlich fanden die vor den Türken fliehenden Griechen eine freundliche Aufnahme bei ihm. Im Jahre 1440 hatte er in Florenz eine neuplatonische Akademie gegründet. Er selbst schrieb „Stanza bellissimi“ (le Selve d' Amore, Pesaro 1513); „Poesie volgari“ (Venedig 1554); „Rime sacre“ (Florenz 1680, Bergamo 1763, in Auswahl London 1801) u. A. Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte erschien zu Florenz 1826 in einer Prachtausgabe auf Kosten des Großherzogs Leopold II. Vergl. Fabroni, Vita Laurentii M., 2 Bde., Pisa 1784; Roscoe, The life of Lor. M., deutsch von Sprengel, Berl. 1797. Sein zweiter Sohn, Giovanni, bestieg als Leo X. den päpstlichen Stuhl. Der älteste, Pietro II., trat nach seines Vaters Tode an die Spitze der florentinischen Republik, vermochte jedoch nicht, das Ansehen seines Vorgängers zu behaupten und wurde um so verhaßter, da er unverhohlen strebte, sich zum Fürsten von Florenz aufzuwerfen. Als 1494 König Karl VIII. von Frankreich an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Italien eindrang und Pietro, anstatt dem König den Weg zu sperren, ihm mehre wichtige Plätze einräumte, erhob sich ein Aufstand gegen ihn. Er und seine Brüder flohen und wurden geächtet; ihr Palast ward geplündert, Florenz von den Franzosen besetzt. Mehre Versuche, mit gewaffneter Hand sich die Rückkehr zu erzwingen, mißlangen, und Pietro begab sich end-

Digitized by Google

lich zu den französischen Truppen in Neapel. Als diese am 28. Dec. 1503 am Ufer des Garigliano von Gonsalvo de Cordova überfallen wurden, ertrank Pietro bei der Flucht über den Fluß. Sein jüngster Bruder, Giuliano II. dei M., erlangte 1512 wieder Aufnahme in Florenz und brachte die Regierung der Republik wieder in seine Hände, entsagte jedoch auf Veranlassung seines Bruders, des Papstes Leo X., 1513 der Regierung, zog sich nach Rom zurück, erhielt von Franz I. von Frankreich den Titel eines Herzogs von Nemours und † 1516. Der Sohn Pietro's II., Lorenzo II. dei M., ward von seinem Oheim, dem Papst Leo X., 1516 zum Herzog von Urbino ernannt, nachdem er den bisherigen Herzog vertrieben hatte, † aber schon am 28. April 1519. Seine Tochter war die nachherige Königin von Frankreich, Katharina von M. Nach dem Tode Lorenzo's war der einzige rechtmäßige Nachkomme des einen Zweiges der medicäischen Familie, der von Cosimo dem Aeltern abstammte, der Papst Leo X. Doch gab es noch einige uneheliche Sprößlinge dieser Linie, nämlich Giuliano, ein Sohn von Giuliano II., der Kardinal und später unter dem Namen Klemens VII. Papst wurde und dem nach dem Tode Lorenzo's von Leo X. die Regierung in Florenz übertragen wurde. Ein unehelicher Sohn des Giuliano war Ippolito dei M., der von Klemens VII. zum Kardinal ernannt, aber von seinem Vetter Alessandro, einem jüngeren unehelichen Sprößling der M., der 1530 Herzog von Florenz ward, 1555 vergiftet wurde. Eben dieser Alessandro, nach Einigen ein unehelicher Sohn Lorenzo's II. und einer Mohrensklavin, nach Andern vom Kardinal Giuliano von M., erhielt am päpstlichen Hofe seine Erziehung und wurde, nachdem seine Familie 1527 aus Florenz vertrieben worden war, von Kaiser Karl V. zum erblichen Haupte von Florenz in den Verhältnissen seiner Vorfahren ernannt. Aber von der Partei seines Hauses in der Stadt mit dem herzoglichen Titel mit entschiedener Fürstengewalt ausgestattet, herrschte er als Tyrann über seine Vaterstadt, umgab sich mit einer stehenden Leibwache, ließ 1534 eine Citadelle anlegen und die Bürger entwaffnen und schändete die Frauen der edelsten florentinischen Geschlechter. Er ward am 7. Jan. 1537 von seinem Vetter, Lorenzino, einem Genossen seiner Ausschweifungen, ermordet. Seltsamer Weise machte der Mörder weder einen Versuch, sich selbst an die Stelle des Ermordeten zu setzen, noch die Republik wieder herzustellen, sondern ergriff die Flucht, so daß die Anhänger der M. einen andern Sprößling dieses Hauses, Cosimo, an die Spitze stellten. Lorenzino wurde 1548 zu Venedig auf Betrieb des florentinischen Gesandten ermordet. Cosimo stammte aus der jüngern Linie des Hauses M., die mit der regierenden ältern bisher in keinem besonders freundlichen, ja öfters sogar in einem feindlichen Verhältniß gestanden hatte. Sie hatte später zwei Aeste; aus dem jüngern stammte Lorenzino, aus dem ältern der Vater des Cosimo, Giovanni dei M., der große Teufel, der sich als Feldherr durch seine Unerschrockenheit u. Grausamkeit einen berühmten und gefürchteten Namen erwarb. Cosimo I., der Große, am 11. Juni 1519 geboren, der nach der Ermordung des Herzogs Alessandro 1537 an die Spitze des florentinischen Staates gestellt und vom Kaiser bestätigt wurde, eroberte 1555 Siena, errichtete viele Festungen und schüchterte seine Feinde durch Schrecken ein. Namentlich ließ er es sich angelegen seyn, die Erbfeinde seines Hauses, die Strozzi, gänzlich zu vertilgen. Den Handel, der von der ältern Linie der M. aufgegeben worden war, erklärte er wieder zum Regierungsmonopol. Seine Nachfolger ahmten ihm hierin nicht allein nach, sondern erklärten auch den Kleinhandel für ein Regal, ja sie wurden sogar Theilnehmer an dem einträglichen Schleichhandel der Engländer und Holländer nach Amerika und an den Kapereien dieser Nationen gegen die Spanier, wodurch allein es ihnen möglich wurde, bei den kostspieligen Unternehmungen und der glänzenden Unterstützung der Künste jeder Art, wodurch ihre Regierungen sich auszeichnen, die reichsten Regenten in Europa zu bleiben. Zum Schutze des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er den Orden von St. Stephan. Cosmo errichtete eine Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, setzte die Statuensammlung Lorenzo's des Prächtigen fort u. gründete 1562 eine Zeichnungsakademie. Sein „Viaggio per l'alta Italia, descritto da Fil. Pizziehi" gab mit neuen Erläuterungen Moreni (Flor. 1828) heraus. Er hatte sich 1539 mit Eleonore von Toledo, einer Verwandten des Herzogs Alba, vermählt. Als 1567 der älteste Sohn aus dieser Ehe, der Kardinal Giovanni dei M., plötzlich starb, verbreitete sich das Gerücht, er sey von seinem Bruder Garcia ermordet worden. Auch Garcia und die Mutter beider, Donna Eleonore, starben bald darauf, wie man glaubte, von Cosimo zur Strafe für den Mord seines ältesten Sohnes erdolcht. Im Jahre 1564 übergab Cosimo die Regierung seinem ältesten Sohn Francesco, behielt aber für sich den Titel, die höchste Gewalt und einen großen Theil der Einnahme. Im Jahre 1569 ernannte der Papst Pius V. Cosimo zum Großherzog und krönte ihn im folgenden Jahre in Rom. Doch wurde dieser Titel von den übrigen Staaten nicht anerkannt, und erst 1575 bestätigte ihn der Kaiser Maximilian II. für eine große Geldsumme dem Sohne und Nachfolger Cosimo's. Dieser hinterließ 1574 drei eheliche Söhne, Francesco, Ferdinand und Pedro. Der älteste, Francesco dei M., heirathete Johanna, die Schwester Kaiser Maximilians II., in zweiter Ehe die berühmte Venetianerin Bianca Capello (s. d.), mit der er an einem Tage (1587) an Gift †. Seine Tochter, Maria, wurde die Gemahlin Heinrich IV. von Frankreich. Ueber seinen Sohn und Nachfolger, Ferdinand I., s. Ferdinand 22). Ihm folgte sein Stiefbruder, Don Pedro, der meist am Hofe Königs Philipp II. von Spanien lebte, welcher ihn zum General der in Italien dienenden Truppen ernannte. Er wollte durchaus mit dem Großherzog Ferdinand die Erbschaft seines Vaters und seines Bruders theilen und verfolgte Ferdinand, der darauf nicht eingehen wollte, vor allen spanischen und römischen Gerichtshöfen. Seine erste Gemahlin, Eleonore von Toledo, erstach er aus Ver-

Digitized by Google

dacht der Untreue. Gegen das Ende seines Lebens heirathete er zum zweiten Mal, erhielt aber aus dieser Ehe keine Kinder. Er † am 25. April 1604. Cosimo II., geboren 1590, folgte 1609 in der Regierung. Er vermehrte seine Flotte und verschaffte der toskanischen Flagge im ganzen Mittelmeer Achtung. Wie sein Vater, so gewährte auch er den Drusen im Libanon, die einen hartnäckigen Kampf gegen die Türken führten, Unterstützung. Als der Emir derselben, Fakhr-Eddyn, sich 1613 genöthigt sah, nach Livorno zu flüchten, wurde er von Cosimo auf das Ehrenvollste aufgenommen und 1615 mit Hülfe des Vicekönigs von Aegypten in seine Besitzungen wieder zurückgeführt. Ein Zwist Cosimo's mit der französischen Krone wurde bald wieder ausgeglichen. Auch unter ihm blühten Künste und Wissenschaften. Er † am 2. Februar 1621. Ihm folgte sein ältester Sohn, Ferdinand II., s. Ferdinand 23). Sein Nachfolger war sein mönchisch erzogener Sohn, Cosimo III., der von Anfang an geringe geistige Anlagen zeigte, wohl aber einen Stolz, der ihn von seinen Unterthanen ganz entfernte. Er unterstützte nur Dichter, die ihm schmeichelten, u. Künstler, welche den äußern Pomp seines Hofes erhöhen konnten. Unter ihm gerieth Toskana durch ungeheure Staatsschulden u. durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstandes in die traurigste Lage. Nach dem Tode Cosimo's III. (1723) folgte sein zweiter Sohn, Giovanni Gaston, geboren 1670. Durch seine Ausschweifungen an Geist u. Körper geschwächt, übernahm er die Regierung mit Gleichgültigkeit, ja fast mit Widerwillen, umgab sich mit einem jungen lebenslustigen Hofstaat, der ihm half, die Widerwärtigkeiten seiner Stellung durch ein fröhliches Leben zu überwinden. Dennoch verdankte ihm der Staat manches Gute. Indem er die Ausgaben seines Vaters vielfach einschränkte, ward es ihm möglich, auch in den Abgaben bedeutende Erleichterung eintreten zu lassen. Er hob verschiedene Monopole auf und schaffte die von dem vorigen Großherzog eingeführten unverhältnißmäßig harten Strafgesetze ab, so wie er auch das Inquisitionstribunal aufhob. Er † den 9. Juli 1737 und hinterließ, zufolge der eventuellen Bestimmung des wiener Friedens von 1735, sein Großherzogthum dem Herzog Franz Stephan von Lothringen. Mit Giovanni Gaston erlosch das Geschlecht der M. In Neapel blüht bis auf den heutigen Tag noch eine jüngere Linie der M., die fürstliche Familie Albajano, die sich schon im 13. Jahrhundert von der ältern getrennt hatte u. nach Neapel ausgewandert war. Aus ihr stammte Don Luigi M., gewöhnlich Ritter von M., Herzog von Sarto, 1760 geboren, machte sich als Actons Nachfolger seit 1805 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen durch verschiedene Verbesserungen der Finanzverwaltung verdient. Während der französischen Herrschaft in Neapel hielt er sich in England auf und nach der Wiedereinsetzung Ferdinands IV. wurde er Polizeiminister. Als solcher lockte er Murat, um ihn zu verderben, wieder nach der Küste Neapels. Nachdem er 1818 mit dem päpstlichen Stuhl ein Konkordat abgeschlossen, übernahm M. das Finanzministerium u. führte sein schon lange vorbereitetes neues Münzsystem ein, wodurch die Silbermünze als das Preismittel angenommen wurde. Die Umänderung der Rechtspflege und die Abfassung eines neuen Gesetzbuches betrieb er mit dem größten Eifer, und um die Gefängnisse zu leeren, schloß er einen Vertrag mit der brasilianischen Regierung, durch welchen dieser 2000 neapolitanische Galeerensträflinge überlassen wurden. Dennoch fand M.'s Verwaltung viele Gegner; namentlich war man mit der Wiederherstellung so vieler Klöster und mit der neu eingeführten Grundsteuer (Fundaria) höchst unzufrieden. In Folge der Militärrevolution zu Nola am 2. Juli 1820 nahm M. seine Entlassung u. begab sich nach Rom, von wo er erst 1822 zurückkehrte, um das Ministerium der Finanzen wieder zu übernehmen. Während der Reise des Königs mit dem Fürsten Ruffo nach Verona und Wien führte er den Vorsitz im Ministerium. M. behielt auch unter Franz I. seine Stellung u. trug namentlich viel dazu bei, daß die österreichischen Okkupationstruppen Neapel verließen. Im Jahr 1829 begleitete er den König nach Madrid u. † daselbst am 25. Jan. 1830. Vgl. J. M. Bruti, Florentinae historiae libri VIII., Lyon 1562; Golnzzi, Histoire du grand-duché de Toscane sous les M., Florenz 1781, Paris 1782—1783, 5 Bde.

Medicin (Heilkunde und Heilkunst, Medicina), die Wissenschaft von dem Zustande der Gesundheit, Krankheit und Heilung an menschlichen Individuen und die Kunst, die Gesundheit zu erhalten, der Krankheit vorzubeugen und die Heilung zu befördern. Demgemäß kann sie in wissenschaftlicher (scientifischer, theoretischer) und in künstlicher (technischer, praktischer) Hinsicht und Form bearbeitet, dargestellt und gelehrt werden. Die M. als Wissenschaft besteht aus den Ergebnissen der sinnlichen Wahrnehmung und der vom Verstande geleiteten Beobachtung der Erscheinungen an dem gesunden, kranken und in der Heilung befindlichen menschlichen Organismus, welche der Verstand vergleicht, trennt und verbindet, auf Gesetze zurückführt, in einer systematischen Ordnung zusammenstellt und von einer der Vernunft entsprungenen Idee ableitet. Die medicinische Kunst besteht in der Anwendung einer Menge von Regeln, vermittelst welcher die Gesundheit, Krankheit und Heilung erkannt und die erstere erhalten, die zweite verhindert oder bekämpft, die letztere befördert und das menschliche Individuum seinem Ideal genähert wird. Die Ergebnisse der Wissenschaft und die Regeln der Kunst müssen bei der höhern Vollendung der M. eng zusammenhängen, von einer gemeinsamen Quelle abstammen, auf denselben Grund zurückgeführt werden und sind nicht in ihrem Inhalte, sondern bloß in der Form der Darstellung von einander verschieden. Aber sowohl die Wissenschaft, als die Kunst haben die höchste Vollendung noch nicht erreicht, die Beobachtung ist lückenhaft und unvollständig, die Anwendung der beobachteten Erscheinungen ungenügend, die Gesetze sind nicht überall deutlich erkannt, die Idee der Wissenschaft wird nur noch mehr geahnt als verwirklicht. Ebenso sind auch die Regeln der Technik unvollständig, ihre An-

Digitized by Google

wendung ist schwierig, oft ohne Erfolg und unsicher, ja es ist ungewiß, ob jemals die höchste Vollendung erreicht werden kann. Aufgabe des denkenden Arztes ist es aber, das Mangelhafte zu ergänzen, das Dunkle aufzuhellen und die Wissenschaft und Kunst ihrer höchsten Vollkommenheit näher zu bringen. Theils zur weiteren Ausbildung der M. als Wissenschaft und Kunst, theils aber auch zur Verständigung mit derselben in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist die Kenntniß vieler andern Wissenschaften nothwendig, mit welchen dieselbe näher oder entfernter, mehr oder weniger eng in Verbindung steht, obwohl sie nicht zu derselben gehören. Dies gilt vorzüglich von den Naturwissenschaften, unter denen es keine gibt, welche nicht Einfluß auf die M. hätte, sey es, daß sie den menschlichen Körper selbst in seinen mechanischen (Anatomie), chemischen (Anthropochemie) oder dynamischen (Physiologie) Verhältnissen kennen lehre, oder diese Kenntniß durch Vergleichung fördere, wie die Zoologie und Phytologie, oder endlich sich mit Dingen beschäftige, welche mit dem Menschen in Wechselwirkung stehen, oder auf denselben einwirken, dergleichen sowohl unter den zuletzt genannten, als auch in allen anderen Naturwissenschaften (Physik, Mineralogie, Botanik ꝛc.) vorkommen. Ferner gehören alle psychologischen Arbeiten hierher, denn die M. berücksichtigt nicht bloß die somatischen, sondern auch die psychischen Verhältnisse des Menschen, dessen Wesen in der Verbindung von beiden besteht, und endlich kann auch die M., wie jede andere Wissenschaft, nur in dem Lichte der Wissenschaftslehre oder der Philosophie gedeihen. Ihrer Bedeutung gemäß zerfällt die ganze M. in drei Haupttheile (Doktrinen): in die Gesundheits-, Krankheits- u. Heilungslehre, die wiederum in einzelne Theile sich spalten. Die Lehre von der Gesundheit, ihrem Wesen, ihrer Form, ihren Zeichen und ursachlichen Bedingungen heißt Hygieinez als derselben untergeordnete Doktrinen verhalten sich die physiologische Semiotik, d. h. die Lehre von den Zeichen der Gesundheit und die Kunst, aus den ersteren auf die letztere zu schließen, die Diätetik, d. h. die Lehre von den ursachlichen Bedingungen der Gesundheit und die Kunst, dieselbe zu erhalten, die Makrobiotik, Polybiotik, Eubiotik, oder die Lehre von der Kunst, lange, viel oder gut zu leben, die Prophylaktik, d. h. die Lehre von der Kunst, vor besonderen Krankheiten den Gesunden zu schützen. Die Lehre von der Krankheit, ihrer Bedeutung, ihrem Wesen, ihrer verschiedenen Form, ihren Ursachen und Erscheinungen, heißt Pathologie. Die Lehre von dem Wesen und der Form der Krankheit im Allgemeinen ist bald Nosologie, bald Physiologie der Krankheit genannt worden, doch versteht man unter der ersteren Bezeichnung gewöhnlich die Lehre von den einzelnen verschiedenen Krankheiten, welche auf systematische Weise zusammengestellt werden. Die Lehre von der Entstehung der Krankheiten wird Pathogenie, von den einzelnen ursachlichen Momenten aber pathologische Aetiologie genannt. Die letztere wird in ihrer technischen Anwendung zur Anamnestik, d. i. zur Kunst, aus dem, was der Krankheit vorhergegangen ist, auf die Beschaffenheit des eben obwaltenden krankhaften Zustandes zu schließen. Die Lehre von den Erscheinungen der Krankheit wird gewöhnlich Symptomatologie, besser pathologische Phänomenologie genannt. Semiotik ist die Lehre von der Kunst, aus einzelnen besonderen Erscheinungen (Zeichen) auf den Sitz und die Beschaffenheit der Krankheit zu schließen. Unter Diagnostik versteht man die Kunst, Krankheiten, welche ähnliche Zeichen haben, von einander zu unterscheiden, unter Prognostik aber die Kunst, von dem, was in dem Verlaufe der Krankheit vorhergegangen ist und noch gegenwärtig beobachtet wird, auf die Zukunft zu schließen. Unter der Bezeichnung Toxikologie, Giftlehre, werden diejenigen Krankheitsursachen abgehandelt, welche, in gewisser Menge in den Organismus gebracht, mit Nothwendigkeit gefährliche Krankheiten veranlassen. Die pathologische Anatomie stellt Dasjenige, was vermittelst der Leichenöffnung krankhaft gefunden worden, zusammen, und in der pathologischen Anthropochemie beginnt man, Dasjenige zu vereinigen, was die chemische Untersuchung der krankhaft beschaffenen Stoffe bereits ergeben hat. Die Lehre von der Heilung, ihrem Wesen, ihrer verschiedenen Form, ihren Zeichen und ursachlichen Momenten wird gewöhnlich Therapie genannt, und man unterscheidet in der Regel eine allgemeine und besondere, generelle und specielle. An die allgemeine Therapie schließt sich die Materia medica oder Pharmakologie an, d. h. die Lehre von den einzelnen Arzneimitteln oder den Stoffen, welche gewöhnlich als Heilmittel gebraucht werden. Die Pharmacie lehrt die Einsammlung, Zubereitung, Aufbewahrung und vorschriftsmäßige Austheilung der Arzneimittel, und das Formulare oder die Receptirkunst enthält die Regeln zu angemessenen Vorschriften und Zusammensetzungen der einzelnen Arzneikörper. Die specielle Heilungslehre trennt man jetzt gewöhnlich in die Chirurgie oder Wundarzneikunst, die Geburtshülfelehre, die psychische Medicin und die vorzugsweise sogenannte specielle Therapie. Die Chirurgie handelt von der Kunst, mechanische Hülfsmittel zur Beförderung der Heilung in Gebrauch zu ziehen, beschäftigt sich aber zugleich mit den einzelnen Krankheiten, welche vorzüglich durch mechanische Heilmittel entfernt werden, auf der äußeren Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben und von äußeren, besonders mechanisch wirkenden Ursachen entstanden sind. Die Geburtshülfelehre (Ars obstetricia, Accouchement), in welcher Alles abgehandelt zu werden pflegt, was das Geburtsgeschäft angeht, ist in neuerer Zeit als ein besonderer Theil der unnöthiger Weise zu einer eigenthümlichen Doktrin erhobenen Gynäkologie abgehandelt worden, in welcher alles Anatomische, Physiologische, Psychologische, Diätetische, Pathologische und Therapeutische zusammengestellt wird, was dem weiblichen Organismus eigenthümlich zukommt. Die psychische M. (Psychiatrie, Medicina psychica) handelt von den Störungen des psychischen Lebens und von der Kunst, auf die Seele des Menschen

Digitized by Google

zum Behufe der Heilung zunächst einzuwirken. Die sogenannte *specielle Therapie* endlich handelt von der Anwendung der chemisch-dynamisch wirkenden Heil- und Arzneimittel und von denjenigen Krankheiten, in welchen dieselben ihre Anwendung finden. Schon diese Uebersicht der Wissenschaften, aus denen sich die eigentliche M. aufbauen muß, lehrt, daß sie nur eine Tochter der Zeit ist und seyn kann. Sie mußte Jahrtausende lang voll Irrthümer bleiben, einen Haufen zusammenhangsloser Einzelerfahrungen und Einzelregeln darstellen, bis die Grundwissenschaften, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie, sich zu dem Range wirklich exakter Naturwissenschaften erhoben, worauf auch die M. angefangen hat, sich auf diese Stufe zu erheben. Man nennt dies die „neuere M.", wenigerrichtig die „neuere Schule", indem hier von keiner dogmatischen Schule, sondern nur von der Gesammtheit der ächt naturwissenschaftlich denkenden und forschenden Aerzte die Rede seyn kann.

Die *Geschichte* der M. beginnt mit dem ersten Versuche einer rationellen Beobachtung und Behandlung der Krankheiten und bewegt sich auch ferner ganz auf diesem Gebiete, indeß sie die rein empirischen Bestrebungen bei Seite liegen läßt. Diese haben zu allen Zeiten und besonders im Alterthume unter dem Volke existirt, während die eigentliche M. als Beruf immer von einem bestimmten Stande gepflegt und weiter gebildet wurde. Zuerst hielt man die Krankheiten für unmittelbare Wirkungen göttlicher Mächte: bald böser Dämonen, die man durch Zauber zu vertreiben, bald guter, aber strafender Gottheiten, die man durch Gebet und Opfer zu versöhnen suchte. Die Ansicht, daß die Krankheiten von Dämonen gesendet würden, scheint besonders in Colchis geherrscht zu haben; die Aegypter und Juden sahen in dem Zorne der Gottheit die Ursachen der Krankheiten und in der Versöhnung desselben durch die Priester das rechte Heilmittel. In Aegypten wurde die Ausübung der M. auf Isis und Osiris, auf Horus, den Sohn des Isis, und auf Theuth zurückgeführt. Die Mittheilungen des letzteren wurden ursprünglich in Säulen eingegraben, dann auf Papyrusrollen verzeichnet und dienten als Codex für die Ausübung der Heilkunst. Die strengste Beobachtung derselben war den Aerzten zur Pflicht gemacht, u. jede Abweichung von ihren Vorschriften wurde mit dem Tode bestraft. Die Priesterkaste, welcher die Ausübung der Mittheilungen des Theuth anvertraut war, zerfiel nach den verschiedenen Zweigen der Heilkunde in verschiedene Abtheilungen. Die höheren Priester beschäftigten sich mit den magischen Kräften in der Natur; eine niedere Abtheilung, die sogenannten Pastophoren, hatte die gewöhnliche Heilung der Krankheiten zu besorgen. Die Kenntnisse der ägyptischen Priester in der Anatomie waren sehr dürftig; aber unter ihren empirischen Heilmitteln werden einige genannt, die auch jetzt noch bei analogen Zuständen angewendet werden. Auch bei den *Israeliten* war die Heilung der Krankheiten den Priestern (Leviten) übertragen, und nach Salomo's Zeit ging die Kraft zu heilen auf die Propheten über. Zur Heilung der Krankheiten scheint man sich theils übernatürlicher, theils natürlicher Mittel bedient zu haben. Bei den *Indiern* und *Persern* war ebenfalls die Priesterkaste im Besitz der medicinischen Kenntnisse. Bei den *Griechen* waren es besonders die Asklepiaden (s. d.), denen die Pflege der M. anvertraut war. Ihre Tempel (Asklepieen) waren lange Zeit die einzigen Orte, wo Kranke sich hinwenden konnten, um Genesung zu erlangen. Die Heilmittel, welche man anwendete, waren theils psychischer, theils physischer Art. Sie wurden den Kranken durch Träume offenbart, welche die Priester auslegten. Im Ganzen aber mag das Heilverfahren gelind und einfach gewesen seyn und in geregelter Diät und Beruhigung psychischen Exaltation bestanden haben. Durch die Aufzeichnung der vorzüglichsten Krankheiten haben die Asklepiaden sich jedenfalls einen großen Vorrath von Erfahrungen gesammelt, die sie jedoch bloß zur Aufklärung über den Zusammenhang gewisser Krankheitssymptome und zur Erweiterung der Prognose benutzt zu haben scheinen; doch grub man in die Säulen auch die Namen wirksamer Arzneimittel ein und überlieferte sie auf diese Weise den Nachkommen. Noch lange Zeit blieb die medicinische Wissenschaft und Kunst in den Tempeln verschlossen, bis allmählig die Philosophie Einfluß auf die Heilkunde gewann. Neben den Philosophenschulen wurden auch die Gymnasien der Ort, wo sich die M. unabhängig von dem Orden der Asklepiaden ausbildete. Die eigentliche Umbildung und tiefere Entwickelung der Heilkunde aber ging von dem großen Meister *Hippocrates* (s. d.) aus, bei dem die Beobachtung in ihrer vollen Reinheit und Konsequenz, aber frei von den Vorurtheilen der Priesterschule auftritt. Aber schon die nächsten Nachfolger des Hippocrates verließen den ruhigen Weg der Beobachtung wieder, indem sie sich bald mehr dem Theoretisiren, bald der ärztlichen Routine zuneigten. Mit den Söhnen des Hippocrates, Thessalus u. Dracon, sowie mit seinem Schwiegersohne Polybus begann die *dogmatische* Schule, zu welcher noch Dioxippus von Cos, Philistion von Locri, Chrysipp von Cnidus, Diocles von Carystus und Praxagoras von Cos gezählt werden. Von dieser Schule wurden zwar eine Menge philosophischer Theoreme und Spitzfindigkeiten in die M. hineingetragen, es wurden aber auch neue Entdeckungen gemacht, und Dogmatiker waren es, die zuerst größere Operationen unternahmen. Die Dogmatik in der M. hatte sich durch den Einfluß des Plato entwickelt, von Aristoteles aus ging die Empirie. Alexandria war der Ort, wo neben den andern Wissenschaften auch die M. eine sorgsame Pflege fand. Unter Ptolemäus I. lebten daselbst Erasistratus und Herophilus, die beiden größten Kenner der menschlichen Anatomie im Alterthum. Seit 280 v. Chr. trat nun, vielleicht schon angeregt von Herophilus, aber ins Leben gerufen von seinem Schüler *Philinus* aus Cos, die *empirische* Schule dem Dogmatismus entgegen. Ihre bedeutendsten Anhänger waren Serapion aus Alexandria und Heraclides von Tarent. Man legte sich wieder auf genaue Beobachtung und suchte die Hauptquelle der ärztlichen Erkenntniß

Digitized by Google

in der Erfahrung. Die Anatomie wurde von den Empirikern vernachlässigt, ebenso die Aetiologie und Indikationenlehre; im Einzelnen aber trugen sie zur Erweiterung der Chirurgie, der Diätetik und der Materia medica Manches bei. Von Alexandria wanderte die griechische Heilkunde, nachdem sich die dogmatische und empirische Schule durch die Einseitigkeit ihres Princips erschöpft hatten, zu den Römern, bei denen ebenfalls ursprünglich nur die Priester im Besitz medicinischer Kenntnisse waren. Aber die Bewunderung, welche anfänglich der Kunst der griechischen Aerzte zu Theil wurde, verwandelte sich bald in Mißtrauen und Abscheu. Noch zu Plinius' Zeiten befaßten sich die Römer wenig mit Ausübung der Heilkunde, so einträglich auch die ärztliche Kunst war; man sah die Aerzte von Profession mit ungünstigen Augen an und bediente sich lieber zuverlässiger Sklaven und Freigelassener. Zur Zeit Cicero's zeichnete sich unter den in Rom lebenden griechischen Aerzten Asclepiades von Bithynien durch seinen Ruf, seine Kenntnisse und seine Charlatanerie aus. Er versuchte die Korpuskularphilosophie, wie sie von Epikur und Heraclides aus Pontus entwickelt worden war, auch auf die M. anzuwenden. In die Therapie hat er besonders die äußerliche und innerliche Anwendung des kalten Wassers eingeführt und auch manche neue diätetische Regeln gegeben. Die Richtung des Asclepiades, die vorherrschend auf die praktische Ausübung der Heilkunde ging, erhielt ihre theoretische Begründung durch die Schule der Methodiker, als deren Stifter Themison von Laodicea (63 vor Chr.) angeführt wird. Er strebte, das Gemeinsame in den verschiedenen Krankheiten aufzusuchen, diese auf wenige Typen zurückzuführen und für jeden Typus eine einfache Heilindikation zu finden. Die vollständigste Kenntniß der Principien der Methodiker verdanken wir dem Cälius Aurelianus. Zwischen 30 v. Chr. u. 38 n. Chr. fällt Aul. Corn. Celsus (s. d.), von dessen Werk: „De artibus" der erhaltene medicinische Theil sich durch eine im Allgemeinen verständige Zusammenstellung und Kritik gleichzeitiger und früherer Lehren auszeichnet. Umfassender ist die Kompilation des älteren Plinius (s. d.). Der anatomistischen Lehre des Asclepiades und der Methodiker trat die dynamische der Pneumatiker entgegen, die das Pneuma, das luftartige Princip, von dem alle Thätigkeit im Körper, Krankheit und Gesundheit ausgehe, in den Vordergrund stellte. Als Stifter dieser (neueren) pneumatischen Schule wird Athenäus aus Cilicien um 69 n. Chr. genannt. Sein Schüler Agatinus aus Sparta wich von der einseitigen Richtung seines Meisters ab und gründete 90 n. Chr. die eklektische Schule, die letzte unter den ärztlichen Schulen des Alterthums.

Am Ausgang der römischen Periode der M. steht Galenus, der in seinen Werken noch einmal das ganze medicinische Wissen des Alterthums zusammenfaßte und namentlich in der speciellen Physiologie wichtige Angaben hinterlassen, in Bezug auf Pathologie aber sich besonders um die Theorie einzelner Krankheiten und krankhafter Symptome verdient gemacht hat. Er bearbeitete zuerst die Psychiatrie, versuchte eine umfassende Eintheilung der Krankheiten, eine Unterscheidung der Entzündungen und eine theoretische Begründung der Puls- und Krisenlehre. Für alle nach ihm lebenden Aerzte des Alterthums blieb er fast unbedingte Autorität, und für die Heilkunde des Mittelalters dienten seine Schriften als Grundlage und Ausgangspunkt. Unmittelbar nach ihm verfiel die medicinische Kunst und Wissenschaft. Neben morgenländischen und abendländischen Philosophemen, welche in jener geistig mannichfaltig erregten Zeit emportauchten, war es vornehmlich der Aberglaube, der in den ersten christlichen Jahrhunderten überhaupt auf dem wissenschaftlichen Gebiete üppig sein Unkraut trieb und sich im damaligen römischen Reiche auch der Heilkunde bemächtigte. Goëtisch-magische Heilungen kamen an die Tagesordnung und brachten das Bedürfniß wissenschaftlicher Bildung fast völlig zum Schweigen. Viele Aerzte bedienten sich in ihren Schriften der metrischen Form, wie Marcellus Sidetes, welcher 42 Bücher „Jatrica" in Hexametern schrieb, Q. Serenus Samonicus, Vindicianus u. A. Zu gleicher Zeit machte sich die blindeste Empirie breit, welche vornehmlich nach neuen Arzneimitteln haschte u. zu diesem Behufe namentlich das Thierreich ausbeutete. In den Zeiten nach der Theilung des römischen Reichs gerieth mit den Wissenschaften überhaupt auch die Heilkunde in den tiefsten Verfall. Nur im Osten erhielten sich noch einige schwache Ueberreste des in früheren Zeiten Geleisteten, namentlich suchten die Nestorianer durch Uebertragung griechischer arzneiwissenschaftlicher Werke in das Syrische u. Arabische den Samen abendländischer Kultur auch im Orient zu verbreiten. Die griechischen Aerzte betrachteten die Werke Galens als die Grenze, über die der menschliche Geist hinauszustreben nicht wagen dürfe; aber bald kam man dahin, daß man sich mit Auszügen aus früheren Kompilationen begnügte, wobei das Studium der Natur gänzlich verabsäumt ward. Nur Ein Mann ist es, der in dieser trüben Zeit als strahlendes Licht glänzt, der Bischof Nemesius von Emesa in Phönicien, der zu Ende des 4. Jahrhunderts in seinem Buche über die Natur des Menschen eine sehr verdienstvolle Anthropologie vom philosophisch-christlichen Standpunkt aus gegeben hat, ein Werk, in welchem wir nicht nur die mannichfachsten Nachklänge des gelehrten Alterthums, sondern auch manche Anklänge an naturphilosophische Bestrebungen der Gegenwart finden. Unter jenen geistlosen Nachtretern Galens aber ist noch der bedeutendste Oribasius aus Pergamus (um 360), der aus Galens u. Anderer Werken einen systematischen Auszug in 72 Büchern und aus diesem einen andern in 9 Büchern verfaßte. Höher steht der im 6. Jahrhundert lebende Alexander von Tralles, der sich nicht mit den Beobachtungen seiner Vorgänger begnügte, sondern selbst forschte und sogar Galens Autorität anzutasten wagte. Im 7. Jahrhundert treten die Jatrosophisten u. Kommentatoren des Hippocrates auf, unter denen der bedeutendste Paulus von Aegina ist, welcher sich namentlich im Gebiete der Chirurgie, der Frauenkrankheiten

Digitized by Google

und Geburtshülfe Verdienste und großen Ruf erwarb. Aus der Finsterniß des 8. u. 9. Jahrhunderts glänzt kein ärztlicher Name hervor. Aus dem 10. Jahrhundert haben wir eine von Nonnus oder Theophanes aus seinen Vorgängern gemachte Compilation, aus dem 11. Jahrhundert ein kleines Werk über die Nahrungsmittel von Simeon Seth und ein ähnliches von Michael Psellus. Aus dem 13. Jahrhundert hat sich eine Schrift des Demetrius Pevagemenus über die Gicht, Einzelnes von den Werken des Johannes Actuarius und ein Receyt- oder Apothekerbuch von Nikolaus Myrepsus erhalten. Von den Griechen gelangte die M. über Persien durch die aus Edessa vertriebenen Nestorianer und über Aegypten nach der Eroberung dieses Landes zu den Arabern, die sich des überlieferten Schatzes mit Glück bemächtigten. Das verloren gegangene syrische Werk eines nestorianischen Presbyters Ahrun aus dem 7. Jahrhundert, welches der Jude Maserdschawaih ins Arabische übersetzte, ist das älteste literarische Denkmal arabischer Heilkunde. Dasselbe umfaßte unter dem Titel „Pandekten" die gesammte praktische M. und gab auch eine Beschreibung der Pocken. Ganz besonders wurde im 9. Jahrhundert durch Uebersetzung griechischer Schriften die Literatur der Heilkunde bei den Arabern erweitert. Durch Vielseitigkeit des Wissens ragte besonders der gelehrte Jakub Ben Izhak Abu Jusuf Alchindi (Alkhendi) hervor, von dessen zahlreichen Uebersetzungen u. eigenen Werken (deren man 200 angibt) nur eins „über die zusammengesetzten Arzneien" in Europa bekannt geworden ist, worin die Grade und Qualitäten der Arzneien nach mathematischen Principien und nach den Gesetzen der musikalischen Harmonie bestimmt sind. Ein kleines Werk des Aben Guefit „Ueber die Kräfte der Arznei- und Nahrungsmittel" hat noch bis in die spätesten Zeiten den arabischen Aerzten in der bei ihnen vorzüglich beliebten Materia medica als Muster der Theorie gedient. Auf diese Männer, die größtentheils sammelten und übersetzten, folgten im 10. u. 11. Jahrhundert die Koryphäen der arabischen Heilkunde, welche im Orient noch heut zu Tage als solche angesehen werden: Rhazes, Haly Abbas und Avicenna. Besonders war es der letztere (eigentlich Abu Ali Alhossain Ebn Abd Allah Ebn Sinah), der Jahrhunderte lang mit Aristoteles und Galenus die Despotie im Reiche der Wissenschaften theilte. Sein „Kanon" galt bis ins 16. Jahrhundert herab als das umfassendste und beste Lehrgebäude der Heilkunde in den Schulen der Aerzte, indem es sich durch seine systematische Ordnung und Vollständigkeit, durch seine dialektischen Spitzfindigkeiten, in denen man damals die besten Surrogate für selbstständige Forschung und Naturbeobachtung sah, und nebenbei durch stylistische Schönheit empfahl. Mit Avicenna erreichte die arabische Heilkunde ihren Höhepunkt, von welchem aus sie, von fremden, abendländischen Einflüssen mehr und mehr berührt, ihrem Verfalle entgegeneilte. Der namhafteste Repräsentant der arabischen Chirurgie ist Chalaf Ebn Abbas Abu'l Kasem Alzahravi (gewöhnlich Albucasis, Abulcasis oder Alzaharavius genannt), dessen Schrift von den chirurgischen Operationen das einzige chirurgische Werk ist, welches wir von den Arabern noch besitzen. Was den allgemeinen Charakter der arabischen Heilkunde betrifft, so war dieselbe zwar ganz auf die griechische basirt, aber doch in vieler Hinsicht eigenthümlich. Das praktische Heilverfahren war im Ganzen humoralpathologisch und schloß jegliches gewaltsames Vorschreiten aus, war aber noch mancherlei abergläubischen und sonstigen Vorurtheilen unterworfen. Besonderer Pflege erfreute sich die Lehre von den Arzneimitteln, deren Anzahl die Araber theils in Folge des durch neue Krankheitsformen geweckten Bedürfnisses, theils durch die empirische Sucht nach neuen Mitteln veranlaßt und durch ihre ausgebreiteten Handelsverbindungen unterstützt, ins Unglaubliche vermehrten. Auch die Pharmacie ward von den Arabern so gut als neu geschaffen, wobei ihnen ihre chemischen Kenntnisse nicht wenig förderlich waren. Noch erinnern die Namen Alkohol, Naphta, Julep, Sirop, Looch u. a. an ihren arabischen Ursprung.

Wie in der christlichen Welt des Mittelalters alle Lebensformen mehr oder weniger ein kirchliches Gepräge tragen, so mußte in den Händen des Klerus, dem alleinigen Inhaber der Gelehrsamkeit, auch die Heilkunde, auf welche dem Christenthum das uralte Mutterrecht der Religion zustand, einen rein geistlichen und kirchlichen Charakter annehmen. Der religiöse Glaube ward zum großen Universalmittel erhoben und durch ihn die Heilkunde zu einer christlich-magischen Kunst herabgedrückt. Klöster wurden die Heilanstalten, wo die Kranken Hülfe suchten und Mönche und Nonnen mit den Heilapparaten der Kirche und wenigen empirischen Mitteln ihnen dieselbe angedeihen ließen. Vertrauensvoll ließ man sich insbesondere von den Klosterschwestern Beschwörungen, Psalmen, Gebete, Weihwasser oder einen kräftigen Kräutertrank, aber noch lieber die Ausübung der Wundarzneikunde gefallen, deren Kenntniß jedoch nicht nur den Klosterfrauen, sondern auch den Edelfrauen überhaupt damals eigen war. Auch Laienbrüder befaßten sich mit der Ausübung der M., standen aber in keiner besondern Achtung und wurden als gemeine, streng zu beaufsichtigende Lohnarbeiter angesehen, wie aus vielen Gesetzen des Mittelalters erhellt. Zu dem Trivium und Quadrivium der Kloster- und Kathedralschulen gesellte eine Verordnung Kaiser Karls des Großen noch die M., welche unter dem Namen Physica gelehrt ward. In den Klostergärten wurden Arzneigewächse gezogen, in manchen Zellen las man den Celsus, und noch mehr Eingang scheint Cälius Aurelianus gefunden zu haben, dessen Studium Cassiodor den Mönchen seiner Zeit dringend anempfahl. Lichtpunkte in dieser sich langsam zur Kultur emporarbeitenden Periode bilden auch für die Geschichte der Heilkunde die Benediktinerklöster zu Monte Cassino und Salerno, welche Schulen der M. wurden. Den für ärztliche Gelehrsamkeit bereits gewonnenen Boden erweiterte vor Allen Konstantin der Afrikaner († 1087), durch den vornehmlich die Kenntniß der arabischen M. im Abendlande

Digitized by Google

verbreitet ward, der aber zahlreiche eigene Werke schrieb, unter denen das „Breviarium viaticum“ geraume Zeit ein geschätztes Lehrbuch war. Die uns erhaltenen Werke der salernitanischen Schule sind meist in gereimten Hexametern, den sogenannten leoninischen Versen, geschrieben. Ein Hauptverdienst dieser Schule ist, daß sie die M. von der hierarchischen Bevormundung und Klausur zuerst frei zu machen begann; die Mönche verwandelten sich nach und nach in Laienärzte, unter denen häufig auch Juden namentlich als Leibärzte von Fürsten erscheinen. Nun mußte aber auch die weltliche Obrigkeit sich veranlaßt finden, das Treiben der aus der Obhut der Kirche entlassenen Aerzte zu überwachen, und so entstanden eine Reihe von Medicinalgesetzen, unter denen die des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen (1238) die wichtigsten sind. Auch das Gewerbe der Droguisten und Apotheker ward durch bestimmte Vorschriften geordnet. Die wissenschaftlichen Bestrebungen der Scholastiker und ihrer nächsten Nachfolger, eines Albert von Bollstädt, Roger Bacon, Raimundus Lullus, übten nur einen geringen Einfluß auf die Umgestaltung der M. aus, welche eine durchaus scholastische Farbe trug und auf der einen Seite der einseitigsten Verstandesrichtung folgte, auf der andern an dem Glauben an Wunder und an die Wirksamkeit verborgener Mächte festhielt und sich durch die Gestirne bei ihren Prognosen und Kuren leiten ließ. Ein höchst wichtiges und folgenreiches Ereigniß aber war es, daß 1315 ein Professor zu Bologna, Mondini de Luzzi (Mundinus) das wagte, was Kaiser Friedrich II. vergeblich gewünscht und Papst Bonifaz VIII. eben noch mit dem strengsten Kirchenbanne verpönt hatte, indem er öffentlich zwei weibliche Leichname zergliederte und damit die Anatomie in die Reihe der Universitätsstudien einführte. Die Literatur der mittelalterlichen Heilkunde bietet im Ganzen wenig Genießbares dar. Entschiedener Gunst erfreute sich die Heilmittellehre, welche durch die chemischen, vornehmlich mineralogischen Arzneimittel darstellenden Arbeiten der obengenannten Raimund Lullus, Peter von Abano und Arnold von Villanova mannichfache Bereicherungen erhielt. Mit Auszeichnung muß vor allen der ärztlichen Familie Dondi aus Padua gedacht werden, aus welcher Johann († 1380) von Petrarca „Fürst der Aerzte“ genannt worden ist und Jakob (Jacobus Paduanus de Dondis) in seinem „Aggregator practicus de simplicibus“ oder Arzneibuch die officinellen Pflanzen beschrieb und als ein Vorläufer der von jetzt an häufiger erscheinenden „Kräuterbücher“ angesehen werden kann. Dagegen hat kein Zweig der Heilkunde im Mittelalter eine rohere Behandlung erfahren als die Chirurgie, die, als die Kirchenversammlung zu Tours (1163) den Mönchen, welchen der Betrieb der M. freigegeben war, die Ausübung chirurgischer Operationen untersagte, in die Hände fahrender Bruch- und Steinschneider u. der mehr seßhaften Bader überging, deren Gewerbe für unehrlich angesehen ward, bis ihnen Kaiser Wenzel (1406) ein Privilegium ertheilte, welches jedoch keine Rechtskraft erlangte. Diese Verachtung des Gewerbes hatte zur Folge, daß durch päpstliche Dekrete die Chirurgie förmlich von der M. getrennt ward und die Universität Paris sich weigerte, einen Studirenden in die medicinische Fakultät aufzunehmen, der nicht zuvor der Chirurgie abgeschworen hatte.

Eine neue Epoche in der Geschichte der Heilkunde beginnt gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. Auch sie strebte, als man die Schriften der alten Aerzte wieder in der Ursprache zu lesen und zu kommentiren begann, sich der scholastischen Formen und des Dogmenzwanges zu entledigen. Unter den Männern, welche der M. diese humanistische Richtung gaben, durch sie sie weniger Bereicherung des Inhalts als Veredlung der Form gewann, ist einer der ersten Nikolaus Leoniceno, Arzt zu Ferrara († 1524), der durch seine damals sehr kühne Schrift über die Irrthümer des Plinius u. der Araber den ersten Impuls zu freisinniger Forschung gab. Großen Ruf erwarb sich Anutius Foesius aus Metz, dessen neue Textrecension und Uebersetzung von des Hippocrates Schriften noch heutzu Tage nicht übertroffen ist. Durch ihre gelehrten Briefe wirkten besonders Giov. Manardi aus Ferrara († 1536) und Johann Lange aus Löwenberg († 1565) auf die Belebung klassisch-medicinischer Studien und die Beseitigung vieler Irrthümer der arabistischen Zeit, während Ludwig Lemos, Professor in Salamanca, und Geron. Mercurialis, zuletzt Professor in Pisa, eine Censur der Schriften des Hippocrates unternahmen, wodurch zuerst wieder eine Scheidung der ächten von den untergeschobenen versucht ward. Die Widersprüche zwischen den alten Aerzten und der späteren noch in Autorität stehenden M. auszugleichen und das Alte mit dem Neuen in Einklang zu bringen, ließen sich jetzt viele gelehrte Aerzte angelegen seyn, die deshalb Konciliatoren heißen und zu denen auch Michael Servetо gehört, dem man die Entdeckung des kleinen Blutkreislaufs verdankt. Aber nicht allein formeller Gewinn, sondern auch materielle Bereicherung und Berichtigung durch empirische Forschung ward der Heilkunde in reichem Maße zu Theil. Die Natur selbst drang ihr die Erfahrung auf, als im 15. und 16. Jahrhundert theils neue Krankheiten erschienen, über welche die Alten und die Araber keine Auskunft gaben, wie die Syphilis, der Skorbut, der Weichselzopf, der sog. englische Schweiß, der Keuchhusten, epidemische Lungenentzündungen und besonders typhose Fieber, die Kriebelkrankheit u. a., theils schon bekannte Uebel in Seuchenform wieder hereinbrachen. Die bedeutendsten Bereicherungen erhielt in diesem Zeitraume die Anatomie durch Berengar von Carpi, der über 100 menschliche Leichname zergliedert haben soll, Jacques du Bois (Sylvius), den Wiederherstelle der Anatomie in Frankreich, Andreas Vesalius in seinem berühmten Werke über den Bau des menschlichen Körpers, welches die ersten naturgetreuen Abbildungen in Holzschnitten enthält, zu denen vielleicht Tizian selbst, gewiß aber dessen Schüler Johann von Kalkar die Zeichnungen besorgte, Bartolomeo Eustachi, der sich insbesondere durch treffliche Kupfertafeln ein großes Verdienst um Förderung der Wissenschaft erwarb, und besonders Gabr.

Digitized by Google

Faloppi, der sich durch gründliche Forschung und musterhaft klare Darstellung auszeichnete. Von den Männern aber, welchen die eigentliche Heilkunde jener Zeit wichtige Beobachtungen verdankt, ist einer der ersten Nik. Massa aus Benedig († 1569), der in einer Schrift über die Pest zuerst die Fürsorge des Staats in Bezug auf dieselbe in Anspruch nahm. Sehr verdient durch seine „Consilia medica" machte sich Crato von Krafftheim aus Breslau († 1585), der Leibarzt von drei deutschen Kaisern. Eine bedeutende Förderung erhielt die Pathologie hinsichtlich der Diagnose und Prognose der Krankheiten, als man, durch das Studium der Alten, namentlich des Hippocrates angeregt, die Zeichenlehre fleißiger bearbeitete. Durch eine scharfsinnige, aber unhaltbare Theorie der sog. kritischen Lage zeichnete sich Geronimo Fracastori († 1553) aus Verona aus, einer der ausgezeichnetsten humanistischen Aerzte, der die noch heute gangbare Lehre von der Ansteckung und den Kontagien zuerst begründet hat. Auch die Harnschau (Urostopie und Uromantie), welche bei den arabischen und mittelalterlichen Aerzten einen Haupttheil ihrer Kunst bildete, erfuhr in sofern eine durchgreifende Läuterung, als der Werth des Harns als eines Zeichens der Krankheit durch genaue Beobachtungen ermittelt ward. Der eigentliche Begründer der Semiotik in dieser Zeit ist Prospero Alpini († 1617), der in seinem klassischen Werke „de praesagienda vita et morte aegrotantium" die Erfahrungen der Alten mit neuer Naturbeobachtung geistreich und glücklich zu verbinden wußte, und nicht geringeres Verdienst um den genannten Theil der M. erwarb sich Jodocus Lomm (Lommius) durch synthetische Zusammenstellung der Krankheitszeichen und eine hippocratische Fieberlehre. Besondere Auszeichnung verdient noch der treffliche Beobachter Felix Plater, Professor zu Basel, der in seiner „Praxis medica" die erste nosologische Klassifikation der Krankheiten unternahm. Namentlich aber sind es einige französische Aerzte, deren Bestrebungen die Heilkunde des 16. Jahrhunderts sehr viel von der wissenschaftlichen Reform verdankt, welche mit Abschüttelung des Autoritätsglaubens ihren Anfang nimmt. Dies sind Pierre Brissot aus Poitou († 1522), der im Gegensatz zu dem vorzüglich von den Arabern empfohlenen Derivationsaderlaß die altgriechische Methode der sogenannten Revulsion wieder anempfahl, Jean Fernel aus Amiens († 1558), der eine der galenischen direkt entgegengesetzte Theorie der Krankheit aufstellte, in sofern er den Säften nur die entfernteren Momente der Krankheitserzeugung zuschrieb und die Krankheit selbst, die er für identisch mit ihrer nächsten Ursache hielt, wesentlich in den festen Theilen begründet fand, und J. Argentier aus Castelnuovo in Piemont († 1572), dessen Polemik namentlich das alte Elementarsystem und die vielen Geister und Kräfte angriff, deren Galenus zur Erklärung der Funktionen bedurfte. Auch die Chirurgie erfuhr im 16. Jahrhundert manche günstige Veränderung, indem man anfing, selbstständiger zu verfahren und statt der Salben und Pflaster das Messer zu handhaben. Der größte Wundarzt jener Zeit ist Ambroise Paré (Paräus, † 1590), der fast auf alle Theile der Chirurgie einen belebenden und reformatorischen Einfluß ausgeübt hat. Mit der Chirurgie blühte auch ein anderer lange vernachlässigter Zweig derselben auf, die Geburtshülfe, die bisher ausschließlich ungebildeten Weibern überlassen war, während die Ausführung blutiger zur Entbindung nöthigen Operationen den fahrenden Chirurgen anheimfiel. Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts (1513) schrieb Eucharius Rößlin (Rhodion), Arzt zu Worms u. Frankfurt, „Der schwangeren Frauen Rosengarten", ein aus älteren Schriften kompilirtes, aber mit deutscher Sinnigkeit verfaßtes Hebammenbuch, das, aller Mangelhaftigkeit ungeachtet, lange Zeit in Gebrauch blieb. In dieser Zeit kam auch zuerst die gerichtliche M. auf, die aber erst später weitere Ausbildung fand.

Mitten unter diesen Bestrebungen der Heilkunde, ihr Gebiet im Reiche der Erfahrung möglichst zu erweitern und ihm materielle Ausbeute jeglicher Art abzugewinnen, trat mit Theophrastus Paracelsus (s. d.) ein Mann auf, der ihr eine ideale Richtung ertheilte und die schon längst wankenden Pfeiler der Herrschaft Galens vollends niederriß. Seine Erscheinung bezeichnet die eigentliche Grenzscheide des Mittelalters und den Anbruch der für die Heilkunde lange schon vorbereiteten neuen Zeit. Der Grundgedanke, welcher die Schriften dieses vielfach verkannten Mannes durchdringt, ist die Idee des Makrokosmus und Mikrokosmus theils in ihrem eigenthümlichen und selbstständigen, theils in ihrem gegenseitigen harmonischen Verhältniß, und die Auffassung der Natur als eines großen, lebendigen Ganzen, in welchem weder Stillstand, noch Tod, sondern stets fortschreitende, durch ein inneres Princip bedingte organische Entwickelung besteht. Demgemäß faßt er die Krankheit als ein lebendiges Wesen auf, als eine parasitische Pflanze mit einem selbstständigen individuellen Lebensprozeß, der im Schooße eines andern höheren sich bilde. In seiner Therapie erkannte er zwar die Heilkraft der Natur an, jedoch in beschränkterer Weise, als die Alten, weshalb er auch der Kunst den größten Spielraum anwies. Während aber bei den Alten als oberstes Heilprincip das enantiopathische galt, nach dem die Krankheit durch Heilmittel entgegengesetzter Qualität (contraria contrariis) gehoben wird, war sein Heilverfahren homöobiotisch (isopatisch), indem ihm die Heilung auch als ein aus dem gesunden Leben entsprungener, specifisch individueller Vorgang erschien, den die Natur und öfter die Kunst hervorrufe, um die Krankheit dadurch zu bekämpfen. Die wahren Heilmittel (arcana) sind ihm daher lebendige oder lebensfähige, samenähnliche Wesen, aus denen im Schooße des Organismus eine neue individuelle Lebensentwickelung behufs der Ueberwältigung der krankhaften hervorgehe. Daher war ihm das Materielle des Arcanums auch nur die Hülle einer immateriellen geistigen Arzneikraft, die in der geringsten Menge die bedeutendsten Wirkungen erzeugen könne. Wenn er auch magischen Heilungen und dem Gebrauch der Talismane das Wort redete, so huldigte er damit eben nur der allgemeinen Zeitrichtung. Hohe Verdienste hatte er aber um die Chirurgie, indem er hier besonders

Digitized by Google

die Heilkraft der Natur berücksichtigte, dabei jedoch auch entsprechende, wirksame Arznei anwandte. Wie gewichtige Einwürfe auch gegen die Ansichten dieses Mannes, die aus dem Gebiete des Wirklichen sich oft zu weit in die Irrgänge des Phantastischen verloren, erhoben werden mögen: so viel muß man anerkennen, daß er durch die tiefinnere Erfassung der Menschennatur der Heilkunde einen höheren Charakter geschaffen oder wenigstens vorgezeichnet hat, den aus seiner rohen und mangelhaften Form zur Vollendung zu bringen der Folgezeit vorbehalten war. Paracelsus fand bald eine große Schaar von Anhängern, die meist unberufen sich des unverstandenen mystischen Elementes seiner Werke bemächtigten und durch dieses den Mangel positiver Kenntnisse zu ersetzen wähnten, auf diese Weise aber dem Ansehn ihres Meisters nur schadeten. Den größten Ruhm unter den Jüngern des Paracelsus erwarb sich Peter Severin aus Ribe in Jütland († 1602), der in seiner „Idea medicinae philosophicae" in besserer Schreibart und mit vieler Wärme, doch ungenügend und mangelhaft, die Ansichten seines Lehrers vortrug, indem er nicht selten das dort biblisch Ausgedrückte in wörtlicher Bedeutung nahm und das wahrhaft Prägnante paracelsischer Ideen nicht faßte. Es war erfreulich, wenn auch humanistisch gelehrte Aerzte des Paracelsus Werke studirten und eine Vereinigung des galenischen Systems mit dem seinigen zu bewirken suchten; aber auch Laien begannen unter paracelsischem Schilde sich geëitsch mit einer mystischen M. zu befassen, und die Heilkunst ward wieder vollends in das Gebiet der Mystik entrückt, als die Gesellschaft der Rosenkreuzer (s. d.) den Namen des Paracelsus zu ihrem Losungsworte erhob. Als Vertheidiger der alten Schule gegen die paracelsischen Neuerungen traten Thomas Erastus (Lieber), Professor zu Heidelberg und Basel, sein Freund und Kollege Heinrich Smets (Smetius), mit besonderem Erfolg aber Andr. Libavius aus Halle auf, dessen chemische Arbeiten das Irrige und Phantastische in vielen paracelsischen Behauptungen erkennen ließen. Sein Verdienst ist es, daß von nun an die Chemie immer größeren Einfluß auf die Heilkunde gewann und die spagirische M. und die spagirischen Mittel der Paracelsisten sich ihrer geheimnißvollen Hüllen mehr und mehr entäußerten und zu ihrer wissenschaftlicheren Schätzung und Gewinnung die Bahn gebrochen ward. Unter den großen Philosophen des 17. Jahrhunderts haben vornehmlich Bacon und Descartes, die beiden Hauptwortführer der Erfahrung und Spekulation, den entschiedensten Einfluß auf die Heilkunde ausgeübt. Namentlich bot der Letztere durch seine Korpuskularlehre den dogmatischen Bestrebungen der Aerzte einen willkommenen Stoff dar, während der Einfluß des Erstern erst später die starre Einseitigkeit der Schule überwinden half. Ehe dies aber geschah, führte der Dogmatismus in der M. noch das Scepter, indem er sich in zwei Schulen, die chemiatrische und iatromathematische, theilte. Die chemiatrische schloß sich zum Theil den Lehren des Paracelsus an und ging daraus hervor, daß man die Chemie nicht bloß zur Bereitung der Arzneien, sondern auch zur Erklärung des organischen Lebens mehr und mehr zu Rathe gezogen wissen wollte. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden auf den Universitäten eigene Lehrstühle der „Chymiatrin" errichtet, in Deutschland zuerst in Marburg, in Frankreich zu Montpellier. Diese Chymiatrie bestand aber lediglich in der Darstellung und Anwendung der neuen mineralischen Arzneimittel, von denen nach und nach zweckmäßigere Formen und Zusammensetzungen bekannt wurden. Eine andere und zwar spiritualistische Gestaltung erhielt die Chemiatrie durch van Helmont († 1644), der Mystik und Naturforschung mit einander zu verbinden strebte und als Hauptgedanken die Beseelung der ganzen Natur durch geistige Schöpfungskräfte aufstellte. An der Spitze dieser Kräfte stand ihm der Archeus oder das schaffende Princip der Natur, u. seine Therapie zielte auf Beruhigung und Zurechtleitung des erzürnten oder verirrten Archeus hin, wozu er geistige Einwirkungen und Arcana, aber auch Wein, Opium, Spießglanz- und Quecksilbermittel benutzte. Hat er sich in seinen Werken durch seine theosophischen Ansichten, seinen Glauben an Träume und Offenbarungen auch vielfach zu schwärmerisch-mystischen Behauptungen verleiten lassen, so enthalten dieselben doch auch einen reichen Schatz von Gedanken, durch welche die wichtigsten Gebiete der Heilkunde befruchtet worden sind. Die entgegengesetzte rein materielle Richtung erhielt die Chemiatrie durch Franz de la Boë (Sylvius, † 1673), der dem einseitigsten und materiellsten Chemismus huldigte, indem er den ganzen Lebensprozeß in Gährungen und Aufbrausen der Säfte, vornehmlich des Speichels, des pankreatischen Saftes und der Galle, setzte und die ganze Pathologie auf den Konflikt dieser chemischen Stoffe (Schärfen) gründete. Seine Therapie stand hiermit ganz in Einklang, wenn sie blindlings den Schärfen die chemisch neutralisirenden Mittel entgegenstellte und mit Abführungen, flüchtigen Salzen, giftwidrigen Tränken, säurebindenden, absorbirenden und schweißtreibenden Mitteln einen entsetzlichen Mißbrauch trieb, dem Tausende als Opfer gefallen sind. Leider fand diese materiell chemische Ansicht bei den damaligen Aerzten außerordentlichen Anklang, und so kam es, daß sich gerade die verderblichste Form der Chemiatrie am weitesten Bahn brach.

Die zweite Schule des Dogmatismus, die iatromathematische oder iatromechanische, suchte das Leben aus den Gesetzen der Statik und Hydraulik zu begreifen und wollte die M. als einen Theil der angewandten Mathematik und mechanischen Physik angesehen und behandelt wissen. Sie glaubte dadurch die M. zu einer festbegründeten Naturwissenschaft machen zu können, indem sie auf das hohe Ansehen der mathematischen Naturlehre, welche jetzt allenthalben eine so schwunghafte Bearbeitung erfuhr, vertraute, wozu noch kam, daß die Entdeckung des Kreislaufs des Bluts die Meinung nahe legte, daß die bewegende Kraft des Bluts mit der in hydraulischen Maschinen vergleichbar und mithin der Berechnung unterworfen sey. Aber man blieb bei dem Blute nicht stehen, sondern faßte bald jede andere Funktion nur in Bezug auf räumliche Veränderung und jedes Organ wie ein

Digitized by Google

mechanisches Instrument auf, wobei man höchstens noch einiges Gähren und Aufbrausen, namentlich des Nervensaftes, als Lebenszeichen gelten ließ. So gelangte man leicht dahin, daß man die Zähne mit Scheeren, den Magen mit einer Flasche, die Arterien und Venen mit hydraulischen Röhren, das Herz mit dem Stempel in einer Wasserkunst, die Eingeweide mit Sieben, die Muskeln mit Hebeln verglich und selbst die chemischen Prozesse im Körper aus der Figur der kleinsten Theilchen, aus der Natur des Keils und Hebels erklärte. Die thierische Wärme ließ man durch die Reibung der Blutkügelchen entstehen, die Sensationen durch Schwingung der gleich Saiten gespannten Nerven, die Absonderungen durch den Druck der verschiedenen Durchmesser der Gefäße und der Winkel ihrer Aeste auf das Blut, die meisten Krankheiten aus Stockungen der Säfte in den engsten Gefäßen. Alles ward durch Zahlen ausgedrückt, durch mathematische Figuren und Formeln erläutert und durch Maß und Wage bestimmt, zu welchem Behufe man gern auf die Erfindung besonderer Instrumente ausging. Wie deutlich jedoch diese Schule selbst die Unzulänglichkeit ihrer Theorie erkannte, geht daraus hervor, daß sie in der Praxis keinen Gebrauch davon machte, sondern hier meist den empirischen Weg einschlug. Auf diese Weise hat die Menschheit weniger von ihr zu leiden und die Wissenschaft noch den Vortheil gehabt, daß man fortan bei umfassenderer Erklärung der Lebenserscheinungen auch die mechanischen Momente gern berücksichtigte. Der eigentliche Gründer der iatromathematischen Schule war Giov. Alfonso Borelli aus Neapel, der in seinem trefflichen Werke über die Bewegung der Thiere den Theil der Physiologie, auf welchen die Gesetze der Mechanik noch die meiste Anwendung finden, nämlich die Lehre von der Muskelbewegung, scharfsinnig bearbeitet, durch die Lehre vom Hebel erläutert und alle die ungünstigen Momente, durch welche ein bedeutender Theil der aufgewendeten Muskelkraft verloren geht, nachgewiesen hat. Indem wir aus der Enge dieser Schulen auf das große offene Feld der Erfahrung heraustreten, begegnen uns zunächst die glänzenden Namen eines Harvey und Sydenham. William Harvey (1578—1658) machte die große Entdeckung vom Kreislaufe des Bluts, verkündigte das omne vivum ex ovo gegen die Anhänger der Generatio aequivoca und ward dadurch der wahre Schöpfer der neueren Physiologie, welche auf Bacon's Weg die Enträthselung der Lebenserscheinungen verfolgt. Die Anatomie erfreute sich in diesem Jahrhundert besonders eifriger Bearbeitung, und eine Entdeckung auf ihrem Felde folgte der andern, namentlich trug die Verbesserung der Mikroskope mächtig dazu bei, „dem staunenden Sinn eine Wunderwelt im kleinsten Raume aufzuschließen", was zunächst durch die Bemühungen Malpighi's, Hartsoeker's und Leeuwenhoek's geschah. Der praktischen M. ward der Vorrath ihrer Arzneien durch bedeutende Mittel vermehrt, unter welchen die Chinarinde obenansteht, die, 1640 nach Europa gebracht, durch ihre unvergleichliche Heilkraft, welche sich nicht im Sinne der damals geltenden Systeme schulgerecht erklären ließ, aber täglich sich durch neue Erfahrungen bewährte, die Mängel der herrschenden Systeme enthüllen und den Dogmatismus verdrängen half. Die Ipecacuanhawurzel wurde als ein brasilianisches Heilmittel der Ruhr von Paris aus 1686 verbreitet. Die Arnica trat in die Reihe der kräftigsten Arzneien ein, die isländische Flechte wurde 1673 durch H. Borrich, die Heilsamkeit des Fingerhuts durch Parkinson und der Gebrauch des Baldrians gegen die Epilepsie durch Fabio Colonna bekannt. Durch die trefflichsten Untersuchungen über die Wirkung des Wasserschierlings und anderer Gifte eröffnete J. J. Wepfer die Bahn zu den vielen ähnlichen Forschungen der neuesten Zeit. Eine besondere Erwähnung unter den Heilmethoden der damaligen Zeit verdienen noch die Transfusion und Infusion, durch deren erste man das Blut selbst zum Heilmittel machte, während man durch die andere nur die Wirkung der Arzneien zu verstärken und zu beschleunigen suchte (s. Infusion und Transfusion). Unter den Krankheiten des 17. Jahrhunderts nehmen einen Hauptplatz die Seuchen ein, welche durch Krieg, zumal in Deutschland durch den 30jährigen, durch Hungersnoth, Elend aller Art und durch ungewöhnliche kosmische und tellurische Einflüsse begünstigt wurden. Von chronischen Krankheiten lernte man die Rhachitis kennen, deren erste Erscheinung in das Jahr 1630 fällt; auch der Kretinismus in den Alpenthälern regte zuerst die Aufmerksamkeit der Aerzte an. Der größere Verkehr mit entfernten Welttheilen vermehrte die Erfahrungen über den klimatischen Unterschied der Krankheiten, und auch der Beobachtung der Epidemien und der epidemischen Konstitution wurde größere Aufmerksamkeit zugewendet, nach dem Vorgange Thomas Sydenham's (1624—1689), der, die Idee des Lebens in ihrer ganzen Reinheit fassend, die dem Leben entfremdete Heilkunde wieder auf den Weg der Natur leitete. Die einzelne Krankheit betrachtete er als eine parasitische Vegetation auf dem Boden eines andern Lebendigen, die ihr specifisches Heilmittel verlange, und das Fieber ganz nach des Hippocrates Weise als ein heilsames Bestreben der Natur, den Krankheitsstoff zu entfernen. Seine kühne Anwendung des antiphlogistischen Heilverfahrens hat ihn in sofern zum Wohlthäter der Menschheit gemacht, als durch dasselbe die deutlich anerkannte entzündliche Natur der herrschenden Krankheiten glücklich bekämpft und die verderblich erhitzende Methode der solvischen Schule verdrängt ward.

Die Heilkunde des beginnenden 18. Jahrhunderts fand ihre beiden größten Koryphäen, Stahl und Hoffmann, auf der Universität Halle vereinigt. Stahl, von der M. alles Materielle abstreifend, machte die Seele zum Princip derselben, in der sich Alles auflöse und von der Alles ausfließe. Er fand den immateriellen Grund des Lebens in einer ursprünglich thätigen, bewegenden und vorstellenden Anima, die beim Akt der Zeugung allein das Thätige und Uebergehende sey, sich ihren Körper baue und durch ihre Energie (Bewegung) Empfindung und Ernährung bewirke. Der Körper ist ihm das Leidende, ein unmittelbares Werkzeug der Seele und dadurch ein Organismus, der nur eine mechanische Anlage habe und

Digitized by Google

dessen Leben allein im Leben der Seele bestehe. Durch dieses erfolge zunächst die Erhaltung seiner Mischung und Struktur, da er ohne den Schutz des Lebens der schnellsten Fäulniß verfalle, und eben dieser Akt der Fäulniß sey der Tod. Das Leben des Körpers offenbare sich durch Bewegung, Bewegung aber setze bewegende Kraft (Energie) voraus, ein Immaterielles, welches kein anderes als die Seele sey. Da alle Bewegungen ihren letzten Grund in der Seele haben, so sey die gestörte Idee der Regierung der thierischen Oekonomie die allgemeinste Ursache des Krankseyns; aber, für die Erhaltung der Gesundheit besorgt, rufe die Seele auch bei aller Störung heilsame Bewegungen hervor, was augenscheinlich in Fiebern der Fall sey. Sache der Heilkunst sey es, diese Bewegungen zu ordnen u. zu leiten, zu stärken oder zu schwächen, um das wohlthätige Streben der Natur zu unterstützen. Man kann füglich behaupten, daß der Stahlismus die M. wahrhaft beseelt habe, indem er der in den Schulen erstarrten einen prometheischen Funken einpflanzte und alle dämonischen oder sonst erträumten Insassen aus dem Hause des Lebens vertrieb, dessen angebliches Maschinenwerk sich in ein organisches Kunstgebilde verwandelte. Wie wenig aber Stahls Lehre von den nächsten Zeitgenossen verstanden wurde, ergibt sich aus der Anwendung, welche die Iatromathematiker von ihr machten. Indem sie erkannten, daß das mechanische Spiel der Kräfte unter einem höheren Agens steht, welches aller Berechnungen spottet, wurde von ihnen zu diesem Agens Stahls Anima auserseben und als unsichtbare Feder der Maschinerie des menschlichen Körpers einverleibt. Hauptsächlich war dies in England der Fall, wo Newtons Grundsätze und namentlich seine Lehre von der Attraktion den Iatromathematikern neue Stützen liehen. Stahls Kollege, Friedrich Hoffmann (1660—1742), suchte in der M. Alles physisch und mechanisch zu erklären. Alles Leben besteht ihm in einer Bewegung, die durch die Materie selbst bedingt ist, und in dem von ihr abhängigen Kreislaufe des Bluts als der ersten Fundamentalbewegung, zu der noch eine andere, aus der Systole und Diastole der harten Hirnhäute zusammengesetzte kommt, die sich auf die übrigen Theile fortpflanzt. Diese im Wechsel von Spannung und Erschlaffung fortdauernde Bewegung ist es, die den Körper erhält und gegen Fäulniß und Zerstörung schützt, und den letzten Grund dieser Bewegung setzte er in ein seelenartiges Princip in der Luft, einen sogenannten Nervenäther, der im Gehirn abgesondert werde und mittelst der Nerven den ganzen Körper durchströme. Krankheit besteht bloß in Fehlern der Bewegung, und alle Krankheitsursachen wirken zunächst nicht auf die Säfte, sondern auf die festen Theile oder das Solidum vivum ein. In sofern diese aber bloß der Anspannung und Abspannung (stärkerer oder schwächerer Bewegung) fähig sind, gibt es auch nur zwei Hauptformen der Krankheit: Krampf u. Atonie. Durch jenen entstehen Fieber u. Entzündung, durch diese Krankheiten der Säfte. Eine Hauptursache der Krankheiten suchte Hoffmann wie Stahl in der Vollblütigkeit, ferner in Luftstoffen und im Thau, ja er nahm sogar noch einen Einfluß der Konstellationen und Planeten, des Teufels und der Dämonen an. Dennoch hatte er von der Heilkraft der Natur und den Krisen sehr richtige Vorstellungen und verwarf unthätiges Abwarten, wo es zu handeln galt. Zu seinen unleugbarsten Verdiensten gehört aber, daß er sich auch die diätetische Behandlung der Kranken sehr angelegen seyn ließ und den Gebrauch warmer Bäder, besonders der natürlichen Heilquellen empfahl. Stahls unverstandene, aber bewunderte Größe u. Hoffmanns eindringliche Klarheit würden zu alleinigem Ansehen gelangt seyn, hätte nicht der Ruhm Hermann Boerhave's (1668—1738) die Bewunderung der Zeitgenossen auf sich gelenkt. Boerhave hat zwar der Heilkunde keinen eigentlich bedeutenden oder nachhaltigen Gedanken hinterlassen, sondern ganz eklektisch aus dem Nachlaß seiner Vorgänger eine völlig unhaltbare Theorie aufgestellt, die er in der Praxis glücklicher-Weise nicht zur Anwendung brachte; aber dafür übte er einen um so größern Einfluß durch sein großes Lehrtalent, durch seine beredte lichtvolle Zusammenfassung großer Massen in übersichtlicher Darstellungsweise und durch seine hohe Begeisterung für die Wissenschaft aus. Das viele Uebereinstimmende und Faßliche in Hoffmanns und Boerhave's Lehren begünstigte den Eklekticismus, zu welchem Boerhave selbst das Beispiel gab, und zog eine große Menge Aerzte auf diesen breiten und bequemen Weg. Der berühmteste unter ihnen ist Gerhard van Swieten († 1772), der durch seine treffl ichen Kommentare über die Aphorismen Boerhave's und seine Begründung einer klinischen Schule zu Wien sich den Dank der Nachwelt verdient hat. Die Mitte des 18. Jahrhunderts wird in der Geschichte der Heilkunde durch den großen Albrecht von Haller (1708—78) bezeichnet, der sich um Anatomie, Physiologie, Botanik und Literaturgeschichte der M. außerordentliche Verdienste erworben hat. Es ist hier besonders der von ihm gemachten Entdeckung der Irritabilität zu gedenken, durch welche die Solidartheorie einen mächtigen Vorsprung gewann. Diese Theorie, welche der humoralen und mechanischen gegenüber das Leben und dessen Erscheinungen vorzugsweise in den festen Theilen, namentlich im Muskel- und Nervensystem begründet sieht und, anstatt ein fremdes Gesetz dem Organismus aufzubringen, das innerliche und eingeborne desselben zur Anschauung zu bringen sucht, hatte einigermaßen schon in J. Fernel einen Bekenner gefunden; aber als ihr eigentlicher Begründer ist Fr. Glisson anzusehen, der zuerst eine allgemeine organisch-bewegende Grundkraft, eben die Irritabilität, erkannte und dieselbe als die Quelle der Sympathien nicht allein den Fasern, sondern auch dem Blute, Parenchyma, Marke und selbst den Knochen zuschrieb. Haller faßte den Begriff der Irritabilität bestimmter und enger, indem er sie als die Grundkraft u. Lebensthätigkeit der Muskeln bezeichnete. Neben der Muskelkraft machte aber auch das Nervenleben seine Ansprüche geltend, und zwar beförderte Haller selbst die Anerkennung der Nervenkraft, indem er dieselbe streng von der Irritabilität schied und dieser eine freilich ganz unerweisliche Ursache, nämlich die Gallerte (gluten) der Muskelfasern, unterschob. Bald wur-

Digitized by Google

den allgemein Gehirn und Nerven als die alleinigen Inhaber und Beherrscher alles Lebens im Organismus angesehen, eine Ansicht, welche in ihrer höchsten Entwickelung und Einseitigkeit im Systeme William Cullens (1709—90) hervortritt, der von Hoffmanns System ausging, aber das Solidum vivum allein auf das Gehirn und die Nerven beschränkte, in denen er ein eignes, in einem ätherartigen Nervenfluidum enthaltenes Vitalprincip und außerdem noch im Gehirn eine besondere Bewegungskraft annahm. Anatomie und Physiologie genossen in dieser Periode einer ersprießlichen Pflege, so daß fast keine andere Disciplin eine größere Anzahl berühmter Namen aufzuweisen hat. Was die praktische M. betrifft, so kam die alte Humoraltheorie besonders in dem Gastricismus der wiener Schule zum Vorschein. Diese Schule, durch den verdienstvollen van Swieten gestiftet, hatte in Anton de Haen ihren ersten berühmten Lehrer erhalten, erreichte ihren Höhepunkt aber in Maximilian Stoll aus Schwaben, der in genauer Verfolgung der epidemischen Konstitution den Sitz krankhafter Thätigkeit vorzugsweise im Unterleibe erblickte, dessen entartete Säfte und Unreinigkeiten nur durch Brechmittel zu beseitigen seyen. Fast gleichzeitig entstand Johann Kämpfs berühmte Lehre von den Infarctus, nach welcher durch Verdickung des trägen Bluts in den Unterleibsvenen, namentlich der Pfortader, wie durch Stockung des Serums in seinen Gefäßen und Drüsen ein Unrath zäher, kleisterartiger und polypöser Konkremente im Darmkanal entstehen sollte, gegen welchen oft Jahre lang mit auflösenden (ihn eigentlich bildenden) Visceralklystieren operirt ward. Mit geringerem Erfolge, aber größerem Scharfsinn entwickelte Ehr. Ludwig Hoffmann ein System in der Humoralpathologie, nach welchem die Krankheit von einer saueren oder fauligen Verderbniß der Säfte ausgeht, welche, auf die festen Theile wirkend, hier einen krankhaften Reiz hervorbringt. Diesen grobmateriellen Lehren folgten einigermaßen feinere, aber nicht minder verwerfliche, mit welchen die wiedererwachte Chemiatrie im letzten Viertel des Jahrhunderts sich prunkend erhob. Die großen Fortschritte der Chemie in dieser Zeit wurden sogleich von den Aerzten in Anspruch genommen, um darauf neue Theorien zu bauen, obgleich Fourcroy selbst, der gewichtigste Stimmführer der neueren Chemiker, die Aerzte gewarnt hatte, in dem Lebensprozesse das Ergebniß chemischer Veränderungen zu sehen. Aber man war zu sehr hingerissen von den Verheißungen einer Doktrin, die durch ihre Zerlegungen Unglaubliches leistete und zugleich in allen Mischungsverhältnissen ein strenges Gesetz offenbarte, auf welches zuerst der hochverdiente J. B. Richter in seinen stöchiometrischen Versuchen hinwies. Schon Priestley hatte die Natur der Luftarten aufgeklärt, aber durch Anton Laur. Lavoisier trat eine Radikalreform der ganzen Wissenschaft ein, indem der Sauerstoff das Phlogiston verdrängte und mit dem Kohlen-, Wasser- und Stickstoffe seine mannichfachen Bündnisse schloß. Sogleich bemächtigte sich Christ. Girtanner des Sauerstoffes, um ihn zum Lebensprincip der ganzen organischen Natur zu ernennen, und in England bildete sich eine sogenannte antiphlogistische M., welche im Ueberfluß oder Mangel des Sauerstoffes, ja selbst im oxydirten Stickgas die Ursache aller Krankheiten fand. Die äußerste Höhe dieser neuen Chemiatrie bezeichnet J. B. Th. Baumes in Montpellier, der alle Krankheiten nach dem Vorwalten oder Mangel der vier Urstoffe eintheilte und hierzu die entsprechende Therapie angab. Auch die Physik äußerte um dieselbe Zeit ihren Einfluß auf die Heilkunde, u. namentlich gaben die merkwürdigen Erscheinungen der Elektricität der Wissenschaft eine mächtige Anregung, welche durch die Entdeckungen Galvani's und Volta's noch mehr gesteigert ward. Es entstand die Lehre von der Identität des galvanischen und organischen Lebensprozesses, der in der abstraktesten Auffassung als ein beständiger Wechsel von Polarität und Indifferenz erschien, welche Ansicht später bei vielen Physiologen, namentlich bei Prochaska und in der naturphilosophischen Schule, großen Anklang fand. In einer Zeit, wo die Empirie in allen Naturwissenschaften so thätig und ergiebig war, blieb natürlich auch die Arzneimittellehre nicht zurück. Neue Heilmittel wurden bekannt, noch mehr aber die Wirkung der alten durch neue Beobachtungen und Versuche erforscht. So ward der Phosphor seit 1750 als Arznei benutzt, Conium durch Störks Bemühungen seit 1760; Belladonna, Datura, Aconitum, Colchicum, Digitalis u. a. narkotische Mittel wurden vielfach gebraucht, Kirschlorbeerwasser und Blausäure bereits erkannt, von stärkenden Mitteln Quassienholz, Simaruba, Colombowurzel, Angusturarinde und einheimische Surrogate der Chinarinde angewendet, neue Wurmmittel versucht, von metallischen Mitteln Wismuth u. Zinkoxyd, Arsenik, verbesserte Spießglanz- u. Quecksilberbereitungen, Schwefer 2c. eingeführt. Außer den Gasarten fanden auch Elektricität und Galvanismus Platz unter den Heilmitteln, und der Gebrauch der Bäder und Gesundbrunnen, besonders der eisenhaltigen, ward immer allgemeiner.

Eine neue Epoche ward in der Heilkunde durch John Brown (1735—88) heraufgeführt, der in einer allem Positiven so abgeneigten Zeit mit der Absicht auftrat, das Gebäude der bisherigen M. zu stürzen, und in seinen „Elementa medicinae“ die Basis einer neuen Schöpfung aufstellte, welche er damit begann, daß er das Positivste der Heilkunde, das Leben, negirte und nur das dynamische Princip einer dem Wesen nach unbekannten Erregbarkeit anerkannte. Alle Lebenserscheinungen waren ihm nur das Produkt der Außendinge oder Reize, deren Wirkung in der Erregung bestehe, wodurch allein das erzwungene Leben sich vom Tode unterscheide. Seine Therapie kannte nur Krankheiten der Sthenie und Asthenie, ermittelte den Grad derselben und bestimmte hiernach das Maß der Reize, durch welche die Erregung vermindert oder vermehrt werden sollte. Der enthusiastische Beifall, den Browns Lehre vorzüglich in Deutschland gewann, mag sich zum Theil aus dem Ueberdruß der Aerzte an den bisherigen Theorien, aus der blendenden Konsequenz, Einfachheit, Leichtigkeit und praktischen Brauchbarkeit jenes Systems erklären, zum Theil aber

Digitized by Google

entsprang er auch aus dem Mangel an allgemeiner, besonders naturwissenschaftlicher Bildung unter den Aerzten, aus der Einseitigkeit der vorherrschenden zu Abstraktionen geneigten Verstandesbildung und flachen Aufklärungssucht. In dieser für die Heilkunde so unerfreulichen, von der Epidemie des trostlosen Brownianismus ganz beherrschten Zeit machen einige Männer, die treu an der Natur und dem Geiste festhielten, eine rühmliche Ausnahme. Der erste ist Johann Peter Frank (1745—1821), dessen „Epitome de curandis hominum morbis“ der Heilkunde zu allen Zeiten einen sichern Haltpunkt darbieten wird. Johann Christian Reil (1759 bis 1813) bewies sich durch sein gefeiertes Werk „Ueber die Erkenntniß und Kur der Fieber“, sowie durch seine trefflichen Untersuchungen über den Bau des Gehirns als denkender Beobachter, der trotz seines reichen und beweglichen Geistes den Brownianismus theilnahmslos an sich vorüber gehen ließ. Christian Wilhelm Hufeland, Professor in Jena u. Berlin (1762—1836) trat der Lehre Browns und ihren fanatischen Jüngern mit dem Schilde der Wahrheit entgegen und bestand den Kampf Jahre lang, mit unermüdlicher Geduld zur Vermittelung der Extreme stets die Hand bietend. Einen Hauptstoß erlitt der Brownianismus durch Johann Stieglitz, der die Schärfe seiner durchdringenden Kritik, wie an dieser Lehre, so auch an anderen Erscheinungen der neuern Heilkunde bewährte. Nicht durch Schriftstellerruhm, sondern durch die Originalität seines natursinnigen und wahrhaft heilkundigen Geistes zeichnete sich endlich Ernst Ludwig Heim (1747—1834) aus, der als einer der glücklichsten Aerzte bis in sein höchstes Alter die Jugendfrische des für Wissenschaft u. Kunst stets regsamen Geistes bewahrte und durch sein Leben ein Musterbild für Aerzte geworden ist. Daß dem Zeitalter der Aufklärung und Verstandesherrschaft auch das Gebiet der Mystik und des Wunderglaubens nicht völlig entfremdet war, zeigten die Wunder am Grabe des jansenistischen Diakonus François de Paris auf dem Kirchhofe St. Medard zu Paris, die Exorcismen des Pater Joseph Gaßner ꝛc., welchen Erscheinungen sich nun auch der thierische Magnetismus (s. d.) anschloß, der die Zeit mehr für seine Wunder, als für seine Wahrheit gestimmt und vorbereitet fand und der Heilkunde wieder ihren alten magischen Charakter geben zu wollen schien.

Schon hatte das Studium der Naturwissenschaften außerordentliche Fortschritte gemacht, als Schellings Naturphilosophie auftrat u. von der Heilkunde mit Jubel begrüßt wurde. Der wahre Kern derselben ist die Auffassung der Natur als eines absoluten, durch sich selbst thätigen oder organischen Ganzen, das durch Entzweiung der Identität oder Hervortreten der Gegensätze (Differenz oder Indifferenz) sein Seyn in der ewigen Erzeugung der Dinge, doch mit verschiedenem Uebergewicht des Idealen oder Realen offenbart. Diesen großen Gedanken sich aneignend entstand die Lehre, daß den drei Dimensionen der Materien drei Grundkräfte der Natur, Magnetismus, Elektricität und chemischer Prozeß, entsprechen, welche im menschlichen Organismus in qualitativer Bestimmtheit als Sensibilität, Irritabilität und Reproduktion sich darstellen und auf deren normaler Synthesis die Gesundheit beruhe. Hierbei wurden Sensibilität und Irritabilität (organische Receptivität und Spontaneität) als die Faktoren der Erregung und die Reproduktion, Plastik oder Metamorphose als die objektive Seite des Organismus, beide aber in steiger Durchdringung, aufgefaßt und die Krankheit als einseitiges Hervortreten einer dieser Dimensionen, namentlich der beiden ersten, anerkannt. Einer der ersten, der die Naturphilosophie auf die Heilkunde übertrug, war F. A. Marcus zu Bamberg, durch den namentlich die Ansicht, daß auf die Reproduktion nur durch die beiden andern, höheren Faktoren des Lebens, vorzüglich durch die Irritabilität, gewirkt werden könne, vorherrschend und eine Theorie der Entzündung verbreitet ward, welche allerdings ihren Grund in der herrschenden epidemischen Konstitution fand und die antiphlogistische, von Marcus wieder erweckte Methode gerechtfertigt erscheinen ließ. J. P. B. Troxler verschaffte den Ideen Schellings in der Heilkunde durch tiefere Erfassung und Uebertragung allgemeineren Eingang. Mit tiefem Ernst erfaßte sie D. G. Kieser zu Jena, indem er die Lehren der Naturphilosophie zu einem (nicht vollendeten) System der M. verarbeitete, als die eigentliche Blüthenzeit der Schule längst vorüber war. In diesem durch einen strengen Formalismus ausgezeichneten System wird die Polarität, die immer nur ein Phänomen seyn kann, als Wesen und Basis des Ganzen betrachtet, indem das Leben als eine Oscillation zwischen einem positiven und negativen Pole und das Lebensprincip als die organische Spannung aufgefaßt wird, welche diese Oscillation anfacht und unterhält. Auf diesen schwankenden Grund ist die Lehre von der Krankheit, ihrer Aus- u. Rückbildung durch die drei Systeme, ihrer Zeugungsfähigkeit oder epidemischen Natur, die Lehre von den Kräften der Arzneimittel, zu welcher die Stöchiometrie den Schlüssel liefern soll, die allgemeine Therapie ꝛc. aufgebaut. Trotz aller Mißgriffe, welche sich berufene und unberufene Jünger der Naturphilosophie zu Schulden kommen ließen, hat der Geist derselben höchst wohlthätig und belebend auf die Heilkunde eingewirkt, sie mit neuen anregenden Ideen befruchtet und ihr das Streben eingepflanzt, durch alle Differenz zu einer harmonischen Einheit vorzudringen, das Abstrakte und Todte mit Leben auszufüllen, das Einzelne im Verhältniß zum Ganzen zu betrachten und die intellectuelle Auffassung mit dem Konkreten in vollkommensten Einklang zu bringen. Auf keinen Theil der M. konnte aber die Naturphilosophie ihrem Wesen nach einen bedeutenderen Einfluß gewinnen, als auf die Physiologie, die jetzt von Troxler, J. J. Dömling, Ph. F. v. Walther, J. B. Wilbrand, Jgn. Döllinger u. A., auf schellingsche Principien basirt, mit Erfolg bearbeitet ward. Die Theorien der Heilkunde, welche auf die Naturphilosophie folgten, sind meist nichts als Ausgeburten der Lehre Browns und der Erregungstheorie und deshalb von geringer historischer Bedeutung. So die Lehre von Contrasti-

Digitized by Google

molo, welche sich fast ganz auf Italien beschränkte, wo sie von Rasori, Tommasini, Borda u. A. verbreitet ward, und von dem Ariom ausging, daß nicht das Wesen, sondern nur die Erscheinung des Lebens erkennbar und die Thätigkeit des thierischen Körpers durch äußere Reize bedingt sey. Die vermehrte, mit erhöhter Lebensthätigkeit verbundene Erregung nannte man Diathesis des Reizes oder Stimolo, die verminderte, mit geschwächter Lebensthätigkeit auftretende Diathesis des Gegenreizes oder Contrastimolo (Browns Sthenie und Asthenie). Durch Stimoli, wozu selbst das Blut gehört, wird die Erregung vermehrt und der Lebensprozeß gesteigert, durch Contrastimoli (alle weißen Säfte, narkotische, schwächende Mittel ꝛc.) dagegen vermindert und abgespannt. Ein zweites dem Brownianismus entsprungenes System ging in Frankreich von Broussais aus und ward Médecine physiologique genannt, in sofern es auf die verschiedenen Gewebe und Organe des Körpers bei krankhaften Affektionen besondere Rücksicht nimmt. Leben u. Krankheit ist hier auch lediglich ein Produkt der Reizung, die jedoch nicht allgemein und allenthalben gleich, sondern örtlich und eigenthümlich erfolgt, weshalb es auch noch örtliche Krankheiten gibt, die durch Sympathie den Schein der Allgemeinheit und Verbreitung gewinnen. Die örtliche Reizung veranlaßt Kongestion und allmälig Entzündung, vorzugsweise in der Schleimhaut des Magens, und so machte Broussais seine Gastroenterité gleichsam zum Mittelpunkt seines pathologischen Systems. Die Heilung erstrebt er demgemäß auch fast lediglich durch Entziehung der Reize mittelst starker Aderlässe, viele Blutegel und schleimige oder sonstige reizmindernde Mittel. Als eines weit bedeutenderen Produkts des Brownianismus, das auf deutschem Boden erwachsen ist, haben wir noch der Homöopathie (s. d.) zu gedenken, deren Begründer, Sam. Hahnemann (1755—1843), den Dynamismus auf die Spitze trieb durch die Annahme, daß jede Krankheit nicht ein organischer Entwickelungsprozeß, sondern nur eine dynamische Verstimmung des Körpers, jede Ursache der Krankheit nur dynamisch aufzufassen, die Naturheilung deshalb unstatthaft und Krankheit nur durch Krankheit zu vertreiben sey. Als eine Modifikation dieser Homöopathie ist auch eine Isopathie aufgekommen, welche, das Princip der Schule in aequalia aequalibus curantur umwandelnd, nicht durch das Aehnliche, sondern durch das Gleiche, die Krankheit also durch ihre eigenen Ursachen heilen will. Alle ärztlichen Theorien sind aber durch kein Ereigniß so tief erschüttert worden, wie durch die Cholera, welche bisher aller menschlichen Weisheit in Politik und Heilkunde gespottet hat.

Unverkennbar hat sich die Heilkunde der neuesten Zeit in ein harmonischeres Verhältniß zu den Naturwissenschaften gesetzt, wie auch in manchen ihrer Doktrinen der von der Naturphilosophie ausgegangene wohlthätige Impuls mehr oder weniger lebendig noch fortwirkt. Wir erkennen dies zuerst namentlich an der Anatomie, deren ungeheures Feld nach allen Richtungen mit unglaublichem Eifer angebaut wird. Die allgemeine Anatomie ist wirksam ins Leben getreten, die vergleichende eine der einflußreichsten und bedeutungsvollsten Lehren und die pathologische eine reiche Quelle geworden, aus welcher Physiologie und praktische M. großen Gewinn ziehen. Die Physiologie, die sich fast zu sehr der Anatomie angeschlossen und mit Hülfe des Mikroskops, der chemischen Analyse und des Experiments zu wichtigen Entdeckungen gelangt, aber zum Theil dadurch sehr materialistisch geworden ist, hat Burdach wieder auf den Standpunkt versetzt, wo der reiche Stoff dem Lichte des Geistes und der Idee durchsichtig wird, das Besondere sich im Allgemeinen erkennt und Körper- und Seelenleben an Einen Gedanken sich kettet. Eine neue Richtung hat sich in der Pathologie entwickelt durch eine naturhistorische Schule, an deren Spitze der geniale J. L. Schönlein steht. Die schon von Plato und Paracelsus mehr oder weniger deutlich ausgesprochene und in den Schulen der Naturphilosophie wiederholte Ansicht, daß die Krankheit nicht bloß ein Mangel der Gesundheit, sondern eine eigenthümliche, aber niedere Lebensform, ein im gesunden Organismus parasitisch wurzelnder Lebensprozeß sey, wurde in neuester Zeit von Stark, Jahn und A. geistreich ausgebildet u. wieder zu Ehren gebracht. Schönlein gründete darauf ein nosologisches System, welches analog dem linnéischen Pflanzensystem die Krankheit gruppirend, deren anatomischen und physiologischen Charakter, geographische Verbreitung ꝛc. ins Auge faßt. Einige gingen sogar so weit, noch konkreter und specieller die Krankheitsarten bestimmten Pflanzen- und Thierarten gleich zu stellen und durch Aehnlichkeit und Analogie sich zu Irrthum u. Absurdität verlocken zu lassen; nichts desto weniger verspricht die naturgeschichtliche Auffassung der Krankheit bei besonnener Anwendung noch manchen wesentlichen Gewinn für die Pathologie, welche besonders durch J. F. K. Hecker zur hohen Geltung gebracht ist. Dadurch, daß sie die Geschichte einzelner Krankheiten u. Seuchen im Zusammenhange mit dem allgemeinen Naturleben, den welthistorischen Vorgängen wie mit den ethnologischen und geographischen Verhältnissen verfolgt, gewährt sie der Wissenschaft den Einblick in genetische Verhältnisse, die zur Auffindung verborgener Naturgesetze den Weg bahnen. Unendlich hat aus den neuen Schätzen der Naturwissenschaften sich die Arzneimittellehre bereichert und nicht nur die Zahl der Stoffe an sich vermehrt und durch pharmaceutische Bearbeitung oft im geringsten Volum höchst wirksam dargestellt, sondern auch pharmakodynamisch die Beziehungen ihrer Wirkungen erforscht. Durch die experimentellen Arbeiten eines Orfila, Magendie u. A. erhielt auch die Toxikologie eine neue Bedeutung, während Diätetik und Hygieine nur spärlich angebaut ward. Auch die Therapie bietet keinen sehr erfreulichen Anblick dar. Das Jahrhundert hat es ihr zwar nicht an Gelegenheit zur Thätigkeit u. Vervollkommnung fehlen lassen, da die Zahl alter und neuer Krankheiten, besonders epidemischer, vorzugsweise groß gewesen ist; aber die Therapie hat sich ihnen gegenüber nur selten in einer Achtung oder Vertrauen einflößenden wissenschaftlichen Richtung gezeigt.

Digitized by Google

losgerissen von aller Theorie und selbst theoretischem Glaubt sie mit der Natur in besserem Einverständnisse zu seyn, oder als Routine durch Berufung auf ihr Genie u. jetzt auch durch den Besitz einiger physikalischen Erkennungsmittel der Krankheit und darauf gegründeter praktischer Handgriffe den ächten Schlüssel aller Kunstheilung in Händen zu haben. Doch fehlt es auch an Männern nicht, die, wie Himly, Kreysig, Nasse, Clarus, Naumann, Fuchs, Puchelt, Baumgärtner, L. W. Sachs u. A., jene Principlosigkeit durch feste Normen zu verdrängen und die Therapie den übrigen medicinischen Disciplinen, namentlich der Physiologie, würdig anzureihen bemüht sind. Beifallsloser Eifer herrscht in den Gebieten der Chirurgie und Geburtshülfe, wenn hier nicht oft vielleicht zu sehr die Technik der Naturheilkraft vorgreift; eben so werden Staatsarzneikunde und Veterinärmedicin mit erfolgreichem Fleiße bearbeitet. Aber ein Fach der Heilkunde ist in neuerer Zeit noch in die Geschichte eingetreten und zu großer Selbstständigkeit und Ausbildung gelangt, nämlich die Psychiatrie, deren Theorie eine zweifache Richtung nahm. Die eine hält den Wahnsinn für körperlichen Ursprungs, für eine materiell begründete Krankheit des Leibes, die andere findet seine Ursache lediglich in dem psychischen Princip, in moralischer Gesunkenheit, und stellt ihn fast dem Verbrechen gleich; eine dritte neigt sich vermittelnd bald auf die eine, bald auf die andere Seite, ohne immer wahrhaft die rechte Mitte festzuhalten und in richtiger Erfassung des Wechselverhältnisses somatischer und psychischer Ursachen die Totalität der menschlichen Natur in Erwägung zu ziehen. Die beiden Extreme der Theorie sind durch Nasse und Heinroth bezeichnet, ohne in der Praxis wesentlich verschieden zu seyn. Blicken wir endlich von den einzelnen Doktrinen auf den Geist der M. überhaupt, so stellt sich derselbe eben nicht in der erfreulichsten Gestalt dar. Seitdem die Naturphilosophie die Heilkunde mit Gedanken befruchtet und systematisch organisirt hatte, hat keine Philosophie wieder einen so erregenden Einfluß auf sie ausgeübt; vielmehr ist eine wahre Philosophiescheu unter den Aerzten ausgebrochen, da den meisten der Weg der Spekulation so unsicher und gefährlich scheint, daß man ihn nicht zu betreten wagt und unbedenklich dafür auf der breiten Heerstraße der Empirie und ihren unzähligen Nebenwegen sich herumtummelt. Viele haben, unbefriedigt durch jedes dogmatische Streben u. verzweifelnd an der Auffindung eines den ganzen Bau der Heilkunde in einem Punkte zusammenfassenden und organisch bedingenden Princips, sich jeder höheren Forschung oder Anknüpfung begeben und sind zu einem Eklekticismus gelangt, in welchem jeder findet, was er sucht oder braucht, was ihm bequem oder angenehm ist. Hippokratiker und Erregungstheoretiker, Chemiatriker u. Solidarpathologen, Materialisten und Dynamisten, Gastriker und Phlegmatiker, Psychiker und Magnetisten, Wasserdoktoren und Homöopathen, die fast alle das Schiboleth einer sogenannten rationellen Empirie im Munde führen, bilden ein abenteuerliches Durcheinander, und die besseren geben laut ihr Mißbehagen an der Zerrissenheit und den trostlosen Wirren der Gegenwart und ihre Sehnsucht nach einer durchgreifenden Reform kund, durch welche die Heilkunde ihren Vertretern Befriedigung und den Laien Vertrauen und Achtung einflößen soll. Erwägen wir unbefangen diese Zeichen der Zeit, so scheint die Gegenwart eine Periode der Krise und Gährung auch für die Heilkunde zu seyn, in welcher die heterogensten wissenschaftlichen Elemente nach Geltung und Gestaltung ringen, die aber der Genius der Geschichte erst allmählig und so organischer Verschmelzung bringen wird (Friedländer). Vgl. Kurt Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde, 3. Aufl., Halle 1821—28, 5 Bde.; Hecker, Geschichte der Heilkunde, Berl. 1822—29, 2 Bde.; L. H. Friedländer, Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde, Lpz. 1839; Häser, Lehrbuch der Geschichte der M., 2. Aufl., Jena 1853.

Medicina forensis, s. Gerichtliche Medicin.

Medicinalgewicht, s. v. a. Apothekergewicht.

Medicinalis (lat.), zur Heilkunde oder zum Heilen gehörig. Dies medicinalis, ein Arzneitag, wo man, nach der alten Kaiserlehre, Arzneien geben durfte, während solches an einem Dies vacuus nicht geschehen durfte. Formula medicinalis, eine Arzneiformel.

Medicinalkollegium (Sanitätskollegium, Medicinaldepartement, Collegium medicum), ein aus wissenschaftlich gebildeten und erfahrenen Aerzten, denen hier und da auch einer oder mehre Juristen beigegeben sind, zusammengesetztes Kollegium, das vorzüglich die Oberaufsicht über das Sanitäts- und Medicinalwesen, die Bildungsanstalten für die Aerzte und das Medicinaldienstpersonale, sowie die Prüfungsanstalten zu organisiren hat.

Medicinalordnung, der Inbegriff aller Einrichtungen, welche darauf abzielen, ein dem Zwecke des Staates entsprechendes Heilpersonal auszubilden und in Thätigkeit zu setzen. Vergl. Arzt.

Medicinalpolizei (Sanitätspolizei, Medicina politica), derjenige Theil der Staatsarzneikunde (s. d.), welcher die von der ärztlichen Wissenschaft und Kunst dargebotenen Erfahrungen und Grundsätze anwendet, um die Gesammtheit der Bürger eines Ortes oder Landes gegen Erkrankungen zu schützen und bei herrschenden Volkskrankheiten möglichst vor Schaden zu bewahren. Die medicinalpolizeiliche Fürsorge erstreckt sich über thierische sowohl, als vegetabilische Nahrungsmittel, in sofern dieselben durch ungesunde Beschaffenheit, Verderbniß u. Verfälschung nachtheilig wirken können; besonders sind die flüssigen Nahrungsmittel u. Gewürze, die Milch, das Bier, der Wein, Branntwein, Essig ꝛc., unter strenge Kontrole zu stellen. Sie hat durch Warnung u. Belehrung zu verhüten, daß mit schädlichen Stoffen, die in Gewerben, Künsten ꝛc. verwendet werden, z. B. mit Farbestoffen, chemischen Körpern, Metallen, Alkalien, Säuren, Salzen ꝛc. Mißbrauch getrieben werde. Gegen Krankheiten miasmatischer . kontagiöser Natur hat sie verhütende Maßregeln zu treffen durch Landes-, Orts- u. Häusersperren, Reinigungen, Desinfektionen, Verbesserung der

Digitized by Google

Luftbeschaffenheit in freien od. in eingeschlossenen Orten durch Kanäle und Fließwasser, freieren Luftzutritt, Anlegung von Wäldern, Entsumpfung von Mooren, Bruchen u. dgl., durch Waschungen, Räucherungen, Lüftungen, durch die Absperrung einzelner Kranken, die Aufsicht u. selbst zwangsweise Behandlung der lebenden Träger fixer Kontagien, der Krätze, Syphilis u. dergl., Impfungen ꝛc. Ferner hat die M. zu sorgen nicht nur für das Vorhandenseyn einer genügenden Anzahl ärztlicher Personen, auch solcher, denen die Armenpflege obliegt, Geburtshelfer und Hebammen, sondern auch für die Errichtung von Kranken-, Irren- und Gebärhäusern ꝛc. Sie hat die gesunde Beschaffenheit der Waisen- und Erziehungshäuser zu beaufsichtigen und durch Leichenschau, Leichenhäuser, zweckmäßige Anstalten zur Wiederbelebung Verunglückter, sowie Anweisungen und Belehrungen über diese Gegenstände, gegen den Scheintod Maßregeln zu treffen. Einen wichtigen Theil der M. bildet endlich noch die Verhütung der Pfuscherei en und der ungeregelten Ausübung der Medicin.

Medicinisch-chirurgische Akademie, Akademie, worin vornehmlich Militärchirurgen, zuweilen aber auch andere Aerzte gebildet werden; dergl. Anstalten mit 3—4jährigem Kursus sind zu Wien, Dresden, Berlin u. a. O.

Medicinische Zeichen, s. v. a. Kalenderzeichen.

Medicus (lat.), s. v. a. Arzt.

Medien (lat. Media), wichtiges und frühzeitig berühmtes Land im Innern Asiens, grenzte im N. an das kaspische Meer, im W. an Armenien und Assyrien, im S. an Susiana und Persis, im O. an Parthien und Hyrkanien, umfaßte also die heutigen Provinzen Aderbeidschan u. Ghilan, den westlicheren Theil von Masenderan und ganz Irak-Adschemi. Ganz M. war Gebirgsland, indem es von mehren Zweigen des Taurus und Antitaurus theils umgeben, theils durchzogen ward. An der westlichen Grenze lag der Caspius, welcher mit dem M. von Assyrien scheidenden Choatras in Verbindung stand; an diesen schloß sich östlich der Zagrius mit den zagrischen oder medischen Pässen (die heutigen Sarpilpässe des Zagrosch oder kurdischen Gebirges) u. noch weiter östlich bis nach Parthien hin der Parachoathras an. Von diesem letzteren Gebirge aus strich in nordwestlicher Richtung mitten durch M. hindurch der Jasonius und verband den Taurus mit den am kaspischen Meere sich hinziehenden Zweigen des Antitaurus (dem Coronus im Osten und dem Orontes im Westen). Flüsse waren (in der Richtung von Osten nach Westen): der Cambyses, der Cyrus, der Amardus, der Straton und der Charinda, der Grenzfluß gegen Hyrkanien. Im westlichen Theile des Landes lag der Salzsee Spauta oder Matianus Lacus. Das Land erzeugte Honig, Wein, Orangen, Citronen, Feigen, Lucerne, Silphium; Salz wurden in reicher Menge hervorgebracht und Smaragde vielfach gefunden. Besonders berühmt waren die trefflichen Pferde M.s; im nisäischen Gefilde befanden sich die großen königlichen Stutereien, aus welchen die Fürsten Asiens ihre schönsten Pferde erhielten. Die Einwohner des Landes hießen ursprünglich Arii (Arier ist die allgemeine, im Zendavesta übliche Bezeichnung der Bekenner der Lehre Zoroasters) und sollen nach einer Sage diesen Namen in der der Meder der Medea (s. d.) zu Ehren umgeändert haben. Die Meder waren in früherer Zeit tapfere Krieger, besonders gute Bogenschützen, arteten aber bei zunehmender Kultur aus und gaben sich großer Weichlichkeit und Ueppigkeit hin. Ihr religiöser Kultus war Sternendienst, ihre Religionslehre der Dualismus des Zoroasters, ihre Priester die Magier (s. d.). Ihr Land wurde in 3 Theile getheilt, in das südliche oder eigentliche M., gewöhnlich Großmedien genannt, in den nordwestlich an Armenien angrenzenden Theil, Atropatene, und in das nördliche Küstenland am kaspischen Meere. Die einzelnen Distrikte und Völkerschaften waren in Großmedien: die Sagartii an den zagrischen Pässen, östlich von diesen bis nach Parthien hin die Landschaft Choromithrene, nördlich am Orontes die Landschaft Elymais. Vom Coronus bis zu den kaspischen Pässen wohnten die Tapuri, weiter gegen Süden lag der Distrikt Rhagiana, im Süden von Choromithrene der Gau Stgriane, durch welchen die Straße von den zagrischen nach den kaspischen Pässen führte. Südlich davon saßen die Sidices und Vadasi, weiter gegen Osten lag Daritis, und der Strich längs der ganzen südlichen Grenze und dem Gebirge Parocheathras hieß das sorische M. Städte waren: Ekbatana, die Hauptstadt des ganzen Landes (jetzt Hamadan), Rhagä (später Europus und Arsacia genannt), Heraclea, Baptana ꝛc. Atropatene war der fruchtbarste Theil des Landes, besonders auch an Naphtaquellen reich, lag zwischen Armenien, Assyrien, Großmedien und der Westküste des kaspischen Meeres. Städte waren: Gaza, die Hauptstadt, Gazaca u. Phraata od. Praaspa. Der südwestlichste Theil dieser Provinz hieß Matiana, seine Bewohner Matiani. Noch vorhandene alte Städte sind: Morunda, Sincar, Vesaphe. Das nördliche Küstenland ist wenig bekannt; in ihm wohnten von Westen nach Osten die Caspii am kaspischen Gebirge, die Cadusii mit der Stadt Cyropolis, die Dryices, Vitii, Anariacä mit der Stadt Anariaca u. die Mardi od. Amardi. Von Städten werden noch genannt Charar, Galla, Mandagarsis ꝛc. Nachdem die Meder, früher als die andern arischen Völker, sich von dem Joche der Assyrer befreit hatten (um 700 v. Chr.), vereinigten sich, nach Herodot, die einzelnen Stämme und wählten den Dejoces (709 v. Chr.) zu ihrem Oberhaupte, der die Hauptstadt Ekbatana baute. Sein Sohn, Phraortes, unterwarf die Perser, fiel aber gegen die Assyrer. Unter Cyaraxes wurden die Meder den Scythen eine Zeit lang unterthan, die vom Kaukasus her in Asien eingebrochen waren, die Meder in einer Schlacht besiegten und die Länder bis zur Grenze Aegyptens durchstreiften und verheerten. Nachdem sie nach 28 Jahren Asien wieder geräumt, begann Cyaraxes den Kampf gegen die Assyrer, nahm deren Hauptstadt Ninive ein und unterwarf sich das ganze Land. Als er nach einer vierzigjährigen Regierung starb, folgte ihm sein Sohn Astyages (594), unter dessen Regierung die Perser Herren der Meder wurden, so daß von nun an die Ge-

Digitized by Google

schichte M.s mit der von Persien verknüpft ist. Alexander der Große eroberte diese persische Provinz 330 v. Chr. und gab sie dem Parmenio zur Verwaltung, nach dessen Tode sie Python erhielt. Durch Seleucus I. Nicator wurde M. ein Theil des syrischen Reichs der Seleuciden, u. Antiochus III. fügte noch 220 v. Chr. auch Atropatene zu seiner Herrschaft. Durch den Arsaciden Mithridates I. wurde M. dem syrischen Könige Demetrius Soter 162 v. Chr. entrissen und gehörte nun zu den Ländern der Parther. Einen eigenen König hatte M. um 36 v. Chr. an Artavasdes, gegen den der Triumvir Antonius Krieg führte.

Medigo, Joseph Salomodel, berühmter Gelehrter, aus einer ausgezeichneten, aus Deutschland stammenden jüdischen Familie, am 16. Juni 1591 zu Kandia geboren, begab sich frühzeitig nach Padua und erwarb sich unter Galilei's Anleitung in der Philosophie, Astronomie und Heilkunde gründliche u. umfassende Kenntnisse. Später machte er eine längere Reise durch Aegypten und die Türkei u. lebte von 1621—24 in Polen, wo er bei dem Fürsten Radziwil die Stelle eines Hausarztes bekleidete. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Hamburg und Glückstadt ließ er sich in Amsterdam nieder und lebte dort ungefähr 20 Jahre. Endlich ging er nach Prag, wo er am 16. Oktober 1655 †. Trotz seiner gediegenen Kenntnisse und seiner klaren Einsicht in fast alle Gebiete der Wissenschaften besitzen wir von ihm nur einzelne kleinere Arbeiten und Aphorismen, deren Herausgabe von seinen Freunden besorgt wurde. Darunter sind namentlich zu merken: „Elim und Majan Gannim" (Amsterdam 1629); eine Sammlung von Aufsätzen über Philosophie, Kabbala ꝛc. (Basel 1629); Hippocrates, „Aphorismen" (hebr., Prag); „Achus", ein Brief über die hebräische Literatur (Berlin 1840). Elia Ben Moses Abbadel M., bekannter unter dem Namen Elia Cretensis, derselben Familie angehörig, hatte in Padua einen Lehrstuhl der Philosophie inne u. gab mehre Schriften in hebräischer und lateinischer Sprache heraus, † 1493.

Medimnus (gr.), Getreidemaß der Griechen, bei den Alten = 6 Hecteus = 96 Xestes = 1314 par. Kubikzoll. Gegenwärtig ist der M. (Medimno) in Achaja u. Livadien = 1974 par. Kubikzoll, in Cypern = 3678.

Medina (Medinat el-Nebi, d. i. Prophetenstadt, früher Jathreb genannt), Stadt in Arabien, Provinz Hedschas, die zweite heilige Stadt der Mohammedaner, 54 Meilen nördlich von Mekka, in einer auf drei Seiten von Bergen umschlossenen, wohlbewässerten, fruchtbaren, von Gärten und Dattelpflanzungen mit dazwischen liegenden Feldern bedeckten Ebene, 3000 Fuß über dem Meer, am Fuß der Hedschaskette, besteht aus der innern Stadt und den Vorstädten. Jene bildet ein Oval von etwa 2800 Schritten im Umfange, ist mit einer starken, steinernen, 35—40 Fuß hohen Mauer umschlossen und hat zu ihrer Vertheidigung ein Kastell, welches mit einer sehr festen Mauer u. einigen hohen u. starken Thürmen umgeben ist und einen tiefen Brunnen mit gutem Wasser hat. Drei schöne Thore führen in die innere Stadt, welche gut und ganz aus Steinen erbaut ist. Die Häuser sind meist 2 Stock hoch, mit einem flachen Dache. Die dunkele Farbe der Steine verleiht den Straßen, die überdies meist sehr enge, oft nur 2—3 Schritte breit sind, ein düsteres Ansehen. Größere Bauwerke fehlen bis auf die große Hauptmoschee. Außer ihr werden noch eine schöne Medreffe, einige kleine Moscheen, ein großes Kornmagazin, ein öffentliches Bad und einige Khane oder Okals genannt. Im Westen und Süden der Stadt sind die Vorstädte, welche von der Stadt durch einen freien Raum, den Monakh, getrennt werden. Der größere Theil derselben besteht aus großen Höfen, mit niedrigen Wohnungen, die rings um dieselben angebracht u. von einander durch Gärten u. Pflanzungen geschieden sind. Jeder solcher Hof faßt etwa 30—40 Familien. Mitten im Hofe ist das Vieh, und der einzige Eingang wird regelmäßig des Nachts verschlossen. Von den vielen Moscheen, welche einst in den Vorstädten standen, sind nur noch zwei vorhanden, u. als einziges großartiges Bauwerk befindet sich hier nur der von Soliman II. im 16. Jahrhundert angelegte unterirdische Kanal, welcher von dem ½ Meile von M. entfernten Dorfe Rosa süßes Wasser herleitet. Die größte Merkwürdigkeit M.'s ist die erwähnte große Moschee, welche el Haram (d. i. die Unverletzbare) heißt. Sie liegt am östlichen Ende der Stadt, ist 165 Schritte lang und 130 Schritte breit und bildet ein offenes Viereck, das auf allen Seiten mit bedeckten Kolonnaden umgeben ist u. in der Mitte ein kleines Gebäude hat. Das Dach dieser Kolonnaden besteht aus einer Menge kleiner Kuppeln. An der Südseite ist der Boden der ganzen Kolonnade mit schönem Marmor ausgelegt, und auf dieser Seite ist das Pflaster zunächst dem Grabe Mohammeds Mosaik von der vortrefflichsten Arbeit. Weite und hohe Fenster mit Glasscheiben, von welchen einige schön gemalt sind, verbreiten Licht durch die südliche Mauer. Nahe an der südöstlichen Ecke der Moschee steht das Grab Mohammeds, eingeschlossen von einem eisernen, grüngemalten Filigrangitter von guter Arbeit, von Inschriften von gelber Bronze durchflochten und von so engem Gewebe, daß man nur durch einige kleine Fenster an den vier Seiten des Gitters in das Innere blicken kann. An der Südseite des Grabmals, wo das Gitter mit Silber plattirt ist, werden die Gebete der Pilger verrichtet. Zu dem Grabmal führen vier Thüren, von welchen nur eine geöffnet und von Verschnittenen bewacht wird. Die Erlaubniß zum Eintritt in diese Grillage oder El-Hedschra erkauft man sich durch ein Geschenk von 15—20 Dollars; doch sind Wenige zu diesem Aufwand neugierig genug, da man nichts mehr sieht, als was man schon von außen durch die Fenster sehen kann. Rings um das eigentliche Grabmal zieht sich nämlich ein Vorhang, zwischen welchem und dem Gitter ein schmaler Raum zum Herumgehen bleibt. Er ist so hoch als das Gitter und besteht aus reichem Seidenstoff von verschiedenen Farben, mit silbernen Blumen und Arabesken durchwebt. Er wird erneuert, so oft ein neuer Sultan den Thron besteigt. Dieser schickt ihn von Konstantinopel, u. die Verschnittenen vertauschen ihn dann gegen den alten, welcher nach Konstantinopel geschickt wird, wo man die Gräber der Sultane oder der

Digitized by Google

Prinzen damit bedeckt. Den Geschichtschreibern von M. zufolge verhüllt dieser Vorhang ein viereckiges Mauerwerk von schwarzen Steinen, welches von 2 Säulen getragen wird und in seinem Innern den weißen Marmorsarg mit Mohammeds angeblich noch unverfehrtem Leichnam und die Särge der Khalifen Abubekr und Omar enthält. Das Märchen der Europäer von dem in der Luft schwebenden und durch Magnete gehaltenen Sarge des Propheten ist in Arabien unbekannt. Die bedeutenden Weihgeschenke reicher Pilger wurden im Laufe der Zeit von den Tempeldienern u. Ulema's entwendet; den Rest nahmen die Wahabiten, so auch den kostbaren Stern von Perlen und Diamanten, der über dem Sarge des Propheten hing. Rings um das Grabmal hängen gläserne Lampen, welche alle Abende angezündet werden u. bis an den Morgen brennen. Das Ganze ist mit einer schönen, hohen Kuppel überdeckt, welche weit über die andern Kuppeln der Moschee hinausragt. Die Kuppel ist mit Blei gedeckt und hat oben eine große Kugel mit einem Halbmond darüber, beide stark vergoldet, aber wohl nicht von massivem Gold, wie die Sage meint. Nahe beim Vorhang, aber abgesondert davon, obwohl noch innerhalb des Gitters, befindet sich das Grab der Setna Fatme, der Tochter Mohammeds und Gattin Ali's, mit reich gesticktem schwarzen Brokat bedeckt, sonst aber ohne alle Verzierungen. An der östlichen Mauer der Moschee, fast dem Grabe Mohammeds gegenüber, zeigt man ein kleines Fenster als die Stelle, wo der Engel Gabriel mehrmals als göttlicher Bote vom Himmel zu Mohammed herabgekommen seyn soll. Eine hölzerne Scheidewand, etwa 8 Fuß hoch u. reich mit Arabesken bemalt, läuft von der westlichen Seite des Gitterwerkes quer durch die Moschee bis zu dem Thore derselben, Babel-Salam, so daß zwischen ihr und der südlichen Mauer ein Raum von etwa 25 Fuß Breite bleibt. Diese Scheidewand hat mehre kleine Thüren und ist dazu bestimmt, die heiligste Stelle der Moschee, el Rodha (der Garten), dem Zutritt der Pilger zu verschließen. Unter der Benennung el Rodha od. Garten begreift man den Theil der südlichen Kolonnade, nördlich von der Scheidewand und zunächst der Grabeseinfassung, und der Name rührt von dem Ausspruche Mohammeds her: „Zwischen meinem Grabe und meinem Predigtstuhl liegt einer von den Gärten des Paradieses". Der Predigtstuhl der Moschee steht dicht an der erwähnten Scheidewand. Die Tempeldiener, 40 Eunuchen, mit dem Titel Aga, haben hier größeres Ansehen als in Mekka, erhalten ansehnliche Stipendien von Konstantinopel und ihren Antheil von den Geschenken für die Moschee. Ihr Chef, der Scheikh el-Haram, ist das Haupt der Moschee u. der vornehmste Mann in M., der stets aus dem Hofstaat des Sultans als Eunuch hergesandt wird. Die meisten Einwohner M.'s, deren Zahl man auf 16—20,000 schätzt, sind Mischlinge aus den Fremden, die sich jedes Jahr durch Neulinge vermehren. Sie treiben Ackerbau und Handel (auch zur See, durch den Hafen Jembo od. Yampo); das Haupteinkommen aber bieten die Moscheen u. der Fremdenverkehr. M. darf bei Lebensstrafe nicht von Christen und Juden betreten werden und steht unter dem Scherif von Mekka. Nach M. mußte bekanntlich Mohammed 622 vor seinen Feinden von Mekka aus fliehen, von welcher Flucht die Mohammedaner ihre Zeitrechnung beginnen.

Medina-Celi, Stadt mit dem Titel eines Herzogthums im spanischen Königreich Altkastilien, Provinz Soria, am Xalon, Bischofssitz, hat ein schönes herzogliches Schloß, eine Stiftskirche, einen römischen Triumphbogen u. Ueberreste einer römischen Straße u. 1300 Einwohner. Die Stadt ist angeblich das alte Ocelis und ward im Mittelalter Medina-Celim, arab. Medinah Salem genannt. Sie ist wahrscheinlich die „Stadt des Tisches" (Medinah-Almeida), bei den arabischen Geschichtschreibern so genannt nach der von Tarik hier 711 eroberten angeblichen Tafel Salomo's, die reich mit Edelsteinen und Perlen besetzt war und 714 nach Syrien geschafft wurde.

Medina de las Torres, Stadt in der spanischen Provinz Badajoz, mit Mineralquelle, Grobwollenzeuchweberei und 3700 Einwohnern.

Medina del Campo, Stadt im spanischen Königreich Leon, Provinz Valladolid, südwestlich von Valladolid, mit Schloß, in welchem Cäsar Borgia 1504 gefangen saß, 14 Kirchen, 16 Klöstern, 3 ansehnlichen Messen, Weinbau, Handel und 6500 Einwohnern.

Medina de Rio seco, Stadt im spanischen Königreich Leon, Provinz Valladolid, in einer weiten Ebene am Rio seco und am Kanal Campos, hat 5 Klöster, Fabriken in Serge und seidenen Zeuchen, Gerbereien, besuchte Märkte (daher die Stadt früher Klein-Indien, Indichiaca, hieß) u. 8000 Einwohner. Hier den 14. Juli 1808 Niederlage der Spanier unter de la Cuesta durch die Franzosen.

Medina Sidonia, Stadt mit Herzogstitel im spanischen Königreich Sevilla, mit herzoglichem Palast u. 10,400 Einwohnern, gehörte dem Hause Guzman, im Mittelalter als Festung und westgothisches Bisthum Assidonia, arabisch Schidona genannt.

Medio, spanisches Getreidemaß = 105 par. Kubikfuß, auch Flüssigkeitsmaß = 79,15; dann s. v. a. in der Mitte des Monats; daher Medio wechsel, Wechsel, welcher auf die Mitte eines Monats gestellt ist und am 15. Tage des Monats verfällt, ohne Respekttage zu haben.

Mediolanum, 1) Hauptstadt der Insubres in Gallia Cisalpina, jenseits des Padus, zwischen den Flüssen Ticinus und Addua, von einer unter Bellovesus eingedrungenen Schaar der Gallier gegründet, 222 v. Chr. von den Römern belagert und erobert, dann zu einem stark befestigten Municipium gemacht und als solches der Mittelpunkt mehrer Hauptstraßen und ein so blühender Sitz der Künste und Wissenschaften, daß es den Beinamen Neu-Athen erhielt. Unter den spätern Kaisern galt M. als eine der wichtigsten Städte des Reichs und wurde auch die gewöhnliche Residenz der Kaiser bis zur Eroberung u. Plünderung durch die Hunnen unter Attila. Auch nach dem Untergang des weströmischen Kaiserthums blieb M. der Sitz eines Erzbischofs, wurde die Residenz Odoakers, dann die Hauptstadt des ostgothischen Reiches und übertraf unter der Herrschaft Theodorichs d. Gr. sogar Rom an Wohlstand

Digitized by Google

und Volkszahl. Im Jahr 539 von Belisar besetzt und von den Burgundern und Ostgothen unter Vitiges erobert und theilweise zerstört, wurde sie doch bald wieder hergestellt und erholte sich sehr schnell. Jetzt Mailand (Milano). — 2) Stadt der Santones in Aquitanien, nördöstlich vom Ausflusse der Garumna, Santones genannt, daher jetzt Saintes. — 3) Stadt der Bituriges Cubi, ebenfalls in Aquitanien, jetzt Chateau Meillan im französischen Departement Cher. — 4) Stadt der Aulerci Eburovices im N. von Gallia Lugdunensis, südlich von der Sequana, jetzt Evreux.

Medio Medallo, spanische Goldmünze, s. v. a. Doblone.

Mediozerem, in der persischen Mythologie Jzed oder guter Genius, Vorsteher des ersten Zeitraums von den sechs, in denen Ormuzd alles Lebende schuf, der Geber des Nahrungssaftes.

Medische Mauer, eine 20 Parasangen lange, 100 Fuß hohe und 20 Fuß dicke Mauer, welche vom Euphrat nach dem Tigris herüber aufgeführt war (etwa 6 geographische Meilen nördlich von Bagdad) und Mesopotamien von Babylonien trennte. Sie soll schon von der Semiramis erbaut worden seyn; jetzt finden sich von ihr keine Spuren mehr.

Medischiaschen, eine Klasse Bauern in der Walachei.

Meditation (v. Lat.), Nachdenken überhaupt; besonders das wissenschaftliche Forschen u. Nachsinnen.

Medium (lat.), Mitte, Mittel, s. Verbum.

Medinra, Inselgruppe, s. Mulgrave-Archipel.

Medjamedjo (Semen Medjamedjo), die Frucht eines unbekannten Gewächses in Abyssinien, welche daselbst als Mittel gegen den Bandwurm gebraucht wird, hat die Gestalt einer kleinen, länglichen Zwiebel, die einen mehligen, geruchlosen, scharf schmeckenden Kern von der Größe und Gestalt eines Apfelkerns enthält.

Medlika, Stadt, s. v. a. Mörling.

Medobriga, Stadt in Lusitanien, jetzt Marvao an der Grenze von Portugal, mit Ruinen der alten Stadt.

Medoc, Landschaft in der ehemaligen französischen Provinz Guienne, zwischen der Garonne, dem Meere u. den Landschaften von Buch, Bordeaux und Bazas, in Ober- u. Nieder-M. getheilt und dem jetzigen Arrondissement Lesparre im Departement Gironde entsprechend, ist großentheils eine mit Teichen, Heiden und Gehölzen bedeckte Einöde an der Garonne, aber sehr fruchtbar, besonders an Weinen, den sogenannten Medoc-weinen (s. Bordeauxwein). Hauptstadt war das Städtchen Lesparre. Das Fort M., 4 Meilen unterhalb Bayonne, links an der Gironde, welche es bestreicht, wurde 1690 nach Vaubans Angabe aufgeführt, blieb aber unvollendet.

Medole, Dorf im lombardisch-venetianischen Königreich, Delegation Mantua, nordwestlich von Mantua, mit 800 Einwohnern, bekannt durch den Sieg des Prinzen Eugen und Treffen 1796.

Medo-persisches Reich, s. Medien, vgl. Persien.

Medra Agasgan, s. v. a. Abyssinien.

Medressés, höhere Schulen in orientalischen Städten; die daran angestellten Lehrer heißen Softa's.

Medschid (türk.), kleinere Moschee.

Meduana, Fluß in Gallia Belgica, jetzt Mayenne.

Meduli, Völkerschaft in Aquitanien, an der Küste des Oceans, südlich vom Ausfluß der Garumna, im heutigen Medoc.

Medulla (lat.), s. Mark.

Medulli, Völkerschaft an der Ostgrenze von Gallia Narbonensis und dem höchsten Kamme der Seealpen, zwischen den Tricortern, Allobrogern und Taurinern, in den Thälern zwischen Briançon und St. Jean de Maurienne.

Medullin, nach John das mit Wasser und Alkohol ausgezogene Mark der Sonnenblume u. des Hollunders.

Medumsgüter, solche Güter, welche Denen, die sie aus Waldboden urbar gemacht haben, gegen einen bestimmten Zins erblich überlassen worden sind.

Meduna, Fluß im lombardisch-venetianischen Königreich, Gouvernement Venedig, entspringt in den karnischen Alpen, fällt bei Lamotta nach einem Lauf von 48 italienischen Meilen in die Livenza.

Medus, Fluß Persiens, jetzt Pulwar, Farwar oder Schamior.

Medusa, eine der Gorgonen; s. Gorgo und Perseus.

Medusen, s. Quallen.

Medwi (Medewi), Dorf in der schwedischen Provinz Ost-Gothland, Kirchspiel Nyhyrka, ist wegen seines Mineralschlammes berühmt. Die unfern dem Dorfe entspringenden, schon 1677 entdeckten, bereits von Bergmann analysirten, kalten Mineralquellen sind eisenhaltig, in ihrem chemischen Gehalt nur wenig verschieden und werden als Getränk und Bad empfohlen. Der unfern der Quellen ausgegrabene und in Verbindung mit den genannten Quellen örtlich benutzte Mineralschlamm besteht aus einer fettigen, mit dem Wasser der Mineralquellen durchdrungenen Moorerde, besitzt einen hepatischen Geruch u. wird empfohlen gegen örtliche Schwäche, Zittern der Glieder und Lähmungen, atonische, rheumatische und gichtische Lokalleiden, Anchylosen, Kontrakturen, atonische Geschwüre, veraltete Hautausschläge, dyskrasische Knochenleiden, Knochenaufreibungen und Verkrümmungen, Karies, Kontusionen und Verrenkungen, freiwilliges Hinken.

Medybas, Stadt, s. Montmedy.

Medyn (Medun), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kaluga, an der Medynka, mit 2 Kirchen und 1000 Einwohnern. Hier Schlacht den 14. Okt. 1812 zwischen Russen und Franzosen.

Meede, in Holland der Krapp.

Meer (Weltmeer, Ocean), im Allgemeinen die ganze zusammenhängende Wassermasse, welche das Festland der Erde von allen Seiten umgibt und von den 9,261,900 geographischen □Meilen, welche die Oberfläche des Erdkörpers mißt, etwa 6,922,300, also fast drei Viertheile der Gesammtoberfläche der Erde bedeckt. Sicher war die Meeresfläche ursprünglich noch größer, und man kann annehmen, daß zu Anfang aller Dinge

Digitized by Google

der ganze Erdball mit Wasser überspült war und sich aus demselben erst nach und nach trockene Flächen mit ihren Hügeln und Bergen hervorgehoben haben. Die bei weitem größte Wassermasse kommt auf die südliche Hemisphäre; die Hauptmasse des Festlandes aber lagert sich um den Nordpol. Wo die vom M. umspülten Länder sich bis auf eine geringe Entfernung Rändern oder Küsten nähern, entstehen Meerstraßen oder Meerengen, die meist ihren eigenen Namen führen. Meerengen von größerer Breite und Länge heißen auch wohl Sunde und Belte. Durch Kunst gebildete Meerengen nennt man Kanäle. Geschieht die Umspülung in einer solchen Richtung, daß das Wasser gewissermaßen wie eine Zunge tiefer in einen Landtheil hineinreicht, so bildet es einen Meerbusen oder eine Meerzunge, so wie umgekehrt ein schmaler Landstrich, der weiter in das M. reicht, eine Landzunge oder ein Landbusen genannt zu werden pflegt. Streichen diese Meerbusen dergestalt lang am Lande hin, daß sie noch viel und weit mit dem eigentlichen Meere zusammenhängen, so heißen sie Golfe, gehen sie aber dergestalt tiefer ins Land hinein, daß sie nur durch eine sogenannte Straße oder Enge mit dem großen Meeresbecken zusammenhängen, Baien. Ist die Bai nur von geringem Umfange, so heißt sie Bucht. Eine Bucht, welche sich von Natur zum Landen und Anfahren der Schiffe eignet, ist eine Anfuhrt; mußte sie erst durch menschliche Kunst dazu eingerichtet werden, so heißt sie Hafen. Die gewissermaßen von dem allgemeinen Weltmeer abgerissenen Wasser- oder Meerestheile, die ringsum vom festen Lande eingeschlossen werden, nennt man Seen und bei besonders großem Umfang Binnenmeere.

Die verschiedenen Richtungen u. Formen, in welchen der Ocean die Erde umspült und die einzelnen trocknen Theile derselben durchschneidet, haben zu einer besondern Eintheilung Veranlassung gegeben, und zwar nehmen die Geographen fünf Hauptabtheilungen an; die bald Oceane, bald Meere oder Seen mit noch weiterer specieller Bezeichnung genannt werden und je nach ihrer Form, Lage und Richtung abermals in noch kleinere Abtheilungen zerfallen. Jene fünf Hauptmeere sind: das Nordmeer mit seinem innersten Theil, dem nördlichen Eis- oder Polarmeer, das atlantische M., das indische oder östliche M., der große Ocean, auch Australocean oder Südsee genannt, und das Südmeer mit seinem innersten Theile, dem südlichen Eis- oder Polarmeere. Das Nordmeer reicht vom 50. Grade nördl. Br. bis zum äußersten Nordpol und bildet wieder mehre einzelne Theile, wie das deutsche M. oder die Nordsee, die durch das Skagerrak, Kattegat, den Sund und die Belte in Verbindung steht mit der Ostsee, welche abermals zerfällt in den rigaischen, finnischen, bottnischen und Mälar-Meerbusen, das irische M., zwischen England und Irland; das nördliche Eismeer, das auf derjenigen Seite der Erdkugel, wo es die asiatischen und europäischen Küsten berührt, unter andern das weiße, karische und heilige M., auf der andern oder amerikanischen Seite zunächst durch den sogenannten Lancasterfund die große Baffinsbai bildet, die mittelst der Davisstraße mit dem südlichen Theil des Nordmeers in Verbindung steht, der sich hier namentlich abschließt durch die Hudsonsbai, welche durch eine gleichbenannte Straße in das atlantische M. führt. Zwischen Asien und Amerika tritt das nördliche Eismeer vermittelst der Behringsstraße in das kamschatkische M., dem sich auf der andern Seite von Kamschatka entgegengesetzt das ochotzkische M., letzteres bloß durch eine Inselllinie von dem großen Ocean getrennt. Das atlantische M. oder der atlantische Ocean ist das ungeheure Meerbecken zwischen Europa und Afrika einer- und Amerika andererseits und wird begrenzt im Norden durch das Nordmeer, also den 50. Grad nördl. Br., im Süden durch das Südmeer oder den Wendekreis des Steinbocks. Den obern oder vielmehr nördlichen Halbtheil, der vom Aequator bis zum Nordmeer sich erstreckt, nennt man auch insbesondere das atlantische M. und den untern oder vielmehr südlichen Theil, vom Aequator bis zum Südmeer, das äthiopische M. Jenes macht auf beiden Seiten der Erdkugel zwei bedeutende Seitenströmungen, die abermals in zwei große einzelne Meerbecken sich ergießen. Auf der östlichen Seite der Erdkugel ergießt es sich durch die Straße von Gibraltar in das mittelländische M., das wieder in das toskanische, jonische, adriatische, Marmorameer u. schwarze M. zerfällt. Auf der westlichen Seite der Erdkugel macht das eigentliche atlantische M. eine so bedeutende tiefere Strömung in das Land, daß sich dadurch ein eigenes Meerbecken bilden mußte, welches sich in einen nördlichen und südlichen Theil, in das mexikanische M. oder den mexikanischen Meerbusen und das karaibische M. scheidet. Der zweite südliche Theil des großen atlantischen Oceans, das äthiopische M., ist eine überall freie, offene Wasserfläche und fast der einzige Meerestheil, der sich durch keine weitern besondern Abgrenzungen hervorhebt. Das indische oder östliche M. wird westlich von Afrika, nördlich von Asien (Afghanistan, Hindostan und China), östlich von den philippinischen Inseln, Neuguinea und einem Theile Neuhollands und südlich von dem Südmeere begrenzt und zerfällt in 4 große, bestimmt abgegrenzte Becken: das arabische, bengalische, chinesische und das M., welches zwischen den Inseln des Sundes, den molukkischen und philippinischen Inseln die Java-, Sunda-, Banda- u. Celebessee bildet. Das große M. oder der große Ocean ist der ungeheure Umfang von Gewässer zwischen der östlichen Küste von Asien und der westlichen Küste von Amerika, der sich ungefähr von Neuseeland oder dem 30. Grade südlicher Breite bis hinauf zu den kurilischen Inseln oder dem 50. Grade nördlicher Breite erstreckt und in drei Hauptstheile eingetheilt wird: das Nordmeer oder die Nordsee, mit dem gelben und dem japanischen Meer, das stille M., die Breite von den Philippinen und Mittelamerika umfassend, u. die Südsee ein fast ganz leeres, ödes Wasserbecken, das bis zum eigentlichen Südmeer herabreicht. Dieses Südmeer ist gewissermaßen der Gegensatz von dem Nordmeer und reicht von circa 40° südl. Br. bis hinab zum äußersten Südpol, wo es vom 70. Grade an als besondern Theil das südliche Eismeer in sich schließt.

Abgesehen von seinem ursprünglichen Stoffe, der

Digitized by Google

sich stets gleich bleiben muß, ist das Meerwasser hinsichtlich seiner übrigen Eigenschaften und Bestandtheile (bis auf wenige einzelne Ausnahmen) durchaus verschieden von dem Wasser in den Flüssen, Seen und Quellen ꝛc. des Festlandes. Dieses Wasser ist trinkbar, das Meerwasser aber fast durchgängig ungenießbar. Zwar sind seine Bestandtheile nicht überall dieselben, doch schmeckt es ziemlich überall ölig, bitter und besonders sehr salzig, so daß sich schon daraus auf die hauptsächlichsten seiner Bestandtheile schließen läßt. Man hat die Ansicht gehabt, das Meerwasser bekomme diesen salzigen, öligen und bittern Geschmack, namentlich sein vieles Salz, von den Flüssen und Quellen, die sich in dasselbe ergießen, indem dieselben viele Erdtheile mit sich fortspülten, welche aus Salz u. dgl. bestehen. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß Erde, Steine und Pflanzen das Salz, welches sie besitzen, vom M.e haben, nicht dieses von ihnen. Indem nämlich das die Erde durchdringende M. jene tränkte, blieben die Salztheile zurück, während die Wassertheile verdunsteten, um in unsalzigem Regen-, Brunnen-, Quellen- und Flußwasser dann wieder zu neuer Nahrung zurückzukehren. Manche behaupten, das Salz schütze das Meerwasser vor dem Verderben; allein in der That verdirbt Meerwasser in einem Gefäße weit früher, als das süße Wasser, und zwar in einem Grade, der weder Verbesserung, noch Wiederherstellung zuläßt. Mehr Grund hat die Ansicht, daß das Salz im Wasser dessen Tragkraft vergrößere. Werfen wir in gewöhnliches Wasser ein Quantum Salz und lassen dasselbe sich auflösen, so wird das Wasser augenblicklich schwerer, und ein Gegenstand, der vorher darin untersank, wird jetzt leicht von ihm getragen. Deshalb gehen auch die Schiffe sofort tiefer im Wasser, wenn sie aus dem M.e in Flüsse segeln, und der Unterschied in dieser Beziehung ist so groß, daß viele Schiffe, welche z. B. aus der Nordsee die Elbe heraufahren, bei der Mündung dieser ihre Ladung leichter machen müssen, obschon das untere Bett der Elbe nicht weniger tief ist, als vor ihrer Mündung die Nordsee, oder daß überhaupt jene Schiffe im M.e weniger Tiefe bedürfen, um ungehindert fahren zu können. Eine andere merkwürdige Erscheinung, welche das Salz im Meerwasser bewirkt, ist, daß dieses weit klarer und durchsichtiger, als gewöhnliches süßes Wasser ist. Jede Materie nämlich, die unmittelbar zusammenhängt und von keinem Zwischenraum unterbrochen ist, ist durchsichtig; die im Wasser befindlichen mit Luft ausgefüllten Zwischenräume füllt das Salz aus und bringt das Wasser in engern Zusammenhang, was eine vermehrte Durchsichtigkeit zur Folge haben muß. Es gibt Stellen im M.e, wo man bei ruhigem Wetter den Boden und alle Gegenstände darauf so deutlich erkennen kann, wie dies bei einer gleichen Tiefe auf Flüssen selbst bei ungetrübtestem Wasser nicht der Fall ist. So ist z. B. die karaibische See an manchen Stellen so klar, daß man bei einer Tiefe von 15 Faden oder 90 Fuß alle Gewächse, Steine und lebendige Geschöpfe auf dem Grunde, kurz, den ganzen Meeresboden, deutlich erkennt, so daß das Schiff, von welchem man in die Tiefe hinabschaut, wie in der Luft zu schweben scheint. Uebrigens ist das Meerwasser nicht überall gleich sehr gesalzen. Im Durchschnitt rechnet man, daß der 32. Theil reines Salz ist, oder daß ein Pfund Meerwasser ein Loth Salz enthält; doch ändert sich dies Verhältniß nach verschiedenen Umständen. Am größten ist die Abweichung in der heißen Zone, wo die große Hitze dem M.e die größte Menge wässeriger Theile entzieht, so daß das Meerwasser hier am salzigsten ist. Nach der heißen Zone enthält das Wasser unter der Eiszone das meiste Salz; denn da nicht das Salz, sondern nur das süße Wasser gefriert, so koncentrirt sich alles Salz in dem übrig bleibenden Wasser. Am wenigsten salzig in der Nähe von Europa sind die Meerwasser an den deutschen, französischen und englischen Küsten; weit salziger ist wieder das Wasser des mittelländischen M.es, weil dasselbe schon unter einem wärmeren Himmelsstriche liegt, wo die Wasser reichlicher verdunsten. Alle Busen u. vom Land umgebenen M.e sind meist weit weniger salzreich, als die eigentliche weite und offene See, weil sie in der Regel auch die Becken sind, die den Stromzufluß aufnehmen. Auch ist der Salzinhalt des Meerwassers nach seiner Tiefe hin verschieden, weil Salz als ein schweres Mineral stets der Tiefe zudringt. Das süße Wasser, welches sich hie und da im M.e findet, stammt von Quellen, welche sich in der Nähe von Landküsten im M.e befinden. Den bittern und öligen Geschmack des Meerwassers erklärt man aus dem Erdharze, Bergfett und Steinkohlentheilen, die von den Flüssen, welche sich in das M. ergießen, mit fortgespült würden, oder auch aus der großen Menge öliger Thiere, die im M.e leben, sterben und dann verfaulen. Ehemals glaubte man, die dem Meerwasser eigenthümliche Bitterkeit bleibe, wenn man es auch von seinem Salze reinige, und mache daher alles Bemühen, dieses Wasser zum Trinken herzustellen, vergeblich; doch hat sich diese Ansicht als falsch erwiesen, da das Meerwasser dadurch von den Seefahrern trinkbar gemacht wird, daß sie es einfach verkochen und in eigens dazu eingerichteten Behältern den Dampf auffangen, der, abgekühlt, ein im Falle der Noth recht wohl trinkbares, durchaus nicht fettiges und noch weniger bitteres Wasser liefert. Es beweist dies, daß die Bitterkeit nur von einer eigenen Substanz herrührt, welche die Luft in der Oberfläche des Meerwassers erzeugt, nämlich von sogenanntem Bittersalze, das aber mit der Destillation sich eben sowohl von dem eigentlichen Wasser abscheidet, als das darin enthaltene gewöhnliche Kochsalz. Je nach den nördlichern oder südlichern Breitegraden, unter welchen das Wasser sich befindet, ist auch die Temperatur eine verschiedene und um so verschiedener, als auch noch manche andere Nebenumstände, wie z. B. Veränderungen in der Luft, darauf einzuwirken vermögen, weshalb alle bisher angestellten Versuche, eine genaue Gradentafel für die Temperatur des Meerwassers aufzustellen, mißlungen sind. Als Regel gilt in dieser Beziehung, daß das Meerwasser an Kälte zunimmt, je weiter man sich in demselben von der Oberfläche entfernt, und zwar in einem solchen Grade, daß selbst unter der Linie oder in den Aequatorgegenden, wo doch die Lufttemperatur den heißesten Stand hat, das Wasser am Meeresgrund an

Digitized by Google

Kälte dem Eispunkte nahe kommt, denselben vielleicht noch übersteigt. Daß sich gleichwohl kein Eis in der Tiefe des M.es befindet, rührt lediglich von dem starken Drucke her, den es bei seiner ungeheuern Massenhaftigkeit erleidet.

Die Meeresfarbe ist im Allgemeinen bläulich grün (meergrün). Selbst das Eis in den nördlichen Eismeeren hat diese Farbe und wird von den Alten schon caerulia glacies genannt, und wenn dessen ungeachtet Manche behaupten, das M. habe gar keine Farbe, und sein schönes, beryllähnliches Grün sey nichts, als ein Wiederschein vom hellen Blau des Firmaments im Wasserspiegel, so möchte man fragen, woher es kommt, daß nicht auch die Flüsse und Seen des Landes der Mehrzahl nach einen solchen Wiederschein geben u. daß dieselben, wenn sie sich in das M. ergießen, lange Strecken weit ihre eigenthümliche, von der Meerfarbe leicht zu unterscheidende Farbe behalten, bis sie sich ganz u. gar in dem weiten Meerwasser verloren haben. Andere Farben des M.es, außer diesem schwachen bläulichen Grün, sind allerdings nichts Eigenthümliches, sondern bloße Wiederscheine, die entweder im Leuchten der Luft, in der Farbe des Meerbodens oder auch in sonstigen zufälligen Umständen ihren Grund haben können. Das M. gegen den Nordpol z. B. sieht weit dunkler aus, als in dem südlichern Nordmeer, vielleicht weil das Sonnenlicht matter, schräger, dunkler darauf fällt. In den heißern Zonen scheint das M. brauner und in Meerengen, wegen des weniger tiefen Grundes der geringeren Masse von Wasser, durch die man hindurch sieht, weißer. Bei Maldivia soll das M. schwarz wie Dinte aussehen, vielleicht wegen der Kohlenminen, die sich auf dem Grund und in der Nähe befinden; dagegen scheint bei Vera Cruz das M. ganz weiß, indem der Grund voller Kalkfelsen ist. Auch große, lange, gelbfarbige Streifen werden oft im M.e bemerkt; dieselben rühren von Thieren oder Pflanzen her, die sich hier in ungeheurer Menge dicht an einander reihen. Auch die eigens nach bestimmten Farben genannten Meertheile, als: das rothe, weiße, schwarze, blaue, gelbe M., haben keine andere Farbe, als alle Meerwasser, und nur zufällige Umstände gaben ihnen jene Namen. Von der Farbe des M.es und dem verschiedenen Lichtreflex, den Sonne, Boden, Ufer und andere Gegenstände darauf zu werfen vermögen, rührt auch das sogenannte Leuchten des M.es her. Dieses Leuchten besteht in einem eigenthümlichen Lichtstrahle, den das Meerwasser von sich zu werfen scheint und der von Forster aus drei verschiedenen Ursachen erklärt wird. Zuweilen leuchtet nämlich bloß die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurücklässt, und zwar nicht bei allen Winden, sondern meist nur, wenn das Schiff mit sogenanntem frischen Winde segelt u. wenn dieser Wind ein trockener Nordwind ist. Dieses Leuchten besteht bald in einem milchmeißen Schein, bald in wirklich feuerigen, größern oder kleinern Flammen, die 2—3 Fuß tief aus dem Wasser hervor zu schlagen scheinen. Einige vermuthen, daß diese Flammen eine Wirkung von der Reibung seyen, die im Innern des Wassers durch das heftige Zusammenschlagen zweier entgegengesetzter Strömungen, wie dies bei einem schnellen Durchfahren jedesmal Statt haben müßte, entstehe; Andere halten dieselben für eine elektrische Erscheinung, die von dem Harz, Pech, Theer und den Metallbeschlägen der Schiffsplanken ausgehe, indem dieselben bei starkem Winde eine starke Reibung zu erdulden hätten, welche zugleich die Wellen außergewöhnlich hoch erwärme und so diese zur Fortpflanzung der elektrischen Funken, die durch ihren Wiederschein im Wasser dann Flammen ähnlich würden, fähig mache. Die zweite Art des Leuchtens wird bei langen Windstillen und heißem Wetter bemerkt oder gleich unmittelbar darnach, und nicht bloß auf kurze Strecken, sondern weiter ausgedehnt; das ganze M. scheint hier in einem Feuerglanze zu stehen, der sich selbst bis in seine Tiefe verliert. Gewöhnlich schreibt man die Ursache dieser Art des Leuchtens einer durch Thier- oder Pflanzenfäulniß auf dem M. erzeugten phosphorischen Materie zu, die von der erwärmten Luft oder von den Wasserreibungen entzündet werde. Die dritte Art des Leuchtens endlich, die ebenfalls nicht bloß auf einem kleinen Striche, sondern oft sogar über die ganze Oberfläche des M.es hin, nämlich so weit das Auge reicht, auch bei Tag und in seinen Tiefen bemerkt wird, so daß die Fische als glänzende Körper darin umherzuschwimmen scheinen, rührt von leuchtenden Thieren, namentlich Würmern her, die unter der Oberfläche des M.es in unglaublicher Menge umherziehen. Zu den Thieren, welche diese Art des Meerleuchtens bewirken, gehören die Nereiden, Medusen, Septen, Sequillen, Beroen, Salpen, Blyhoreen und andere gallertartige Würmer, die sämmtlich phosphoresciren und gleich funkelnden Gestirnen über der dunkeln Tiefe des M.es schweben. Die sogenannte Seefeder (Pennatula marina phosphorea *Linné*) besitzt die Eigenschaft des Leuchtens in so hohem Grade, daß man die Menge und Größe der Fische sehen und zählen kann, welche mit ihr in ein tief ins M. hinabgelassenes Netz schwimmen. Man sollte glauben, daß das M. wenigstens so lange es in unmittelbarem Zusammenhange steht, im Zustand der Ruhe gedacht, eine überall gleich hohe oder gleich tiefe Ebene bilde; mag der Wind aber auch noch so vollkommen ruhig seyn und auf der eigentlichen Oberfläche des M.es nicht die geringste Bewegung herrschen, so ist die Fläche im Ganzen gleichwohl nicht überall wagerecht, sondern hat vom Mittelpunkte der Erde an sehr verschiedene Entfernungen. Zunächst ist der Stand des Wassers unter dem Aequator weit höher, als unter den Polen, was daher rührt, daß, da das Meerwasser in Folge des Umschwunges der Erde unter dem Aequator leichter ist, von dem schwerern Wasser der Pole ein beständiges Andringen und Zufließen dorthin Statt findet, so daß dadurch ein Wasserberg auf der Linie entsteht, der an Höhe alle Berge des Festlandes weit übertrifft und das Befahren der Linie (Aequatorgegend) so gefahrvoll macht. Natürlich kann der Meerberg in der Aequatorgegend nur bis zu einer gewissen Höhe heranragen und muß dann wieder ein Abfließen der Wasser bewirken, die zunächst sich nach den Landküsten drängen und längs derselben abermals nach den Polen zu abfließen. Dadurch entsteht

Digitized by Google

Digitized by Google

im Allgemeinen ein Hin- und Herwogen des M.es, das nothwendig ist, weil sonst ein endliches Erschöpfen des Wassers in den Polargegenden und ein unendliches Erheben des Meerberges auf der Linie gedacht werden müßte. Außer diesem allgemeinen Unterschiede in dem Höhenstande der Meeroberfläche zwischen den Polar- und Aequatorgewässern sind auch die mehr inländischen M.e und Meerbusen selten völlig wagerecht auf ihrer Oberfläche oder unter sich von gleicher Standhöhe, obschon der Unterschied selten mehr, als höchstens 8—12 Fuß beträgt. So steht z. B. die Nordsee in ihrer mittlern Höhe um wenigstens 8 Fuß tiefer als die Ostsee, und das mittelländische M., wahrscheinlich in Folge seiner vielen, großen und heftigen Ausdünstungen, liegt nicht bloß tiefer, als das rothe M., sondern auch tiefer als alle M.e oder Meerestheile, mit welchen es unmittelbar in Verbindung steht. Aehnliche Verschiedenheiten in der Höhe finden nicht allein bei großen, sondern auch bei allen sogenannten Binnenmeeren Statt, und eben sie sind es auch, die die außerordentlichen Strömungen zwischen den Inseln und in den Meerengen und Kanälen veranlassen, welche nicht selten den Schiffern zur Quelle großer Gefahren werden. Der atlantische Ocean steht viel höher, als das stille M., und bräche sich bei Panama in Mittelamerika eine Meerenge (Straße) durch, so würde alle Strömung des atlantischen M.es dorthin ihre Richtung nehmen.

Da in Ruhe stehendes Meerwasser sehr bald in Fäulniß übergeht, so ist es als eine der weisesten Einrichtungen der Natur anzusehen, daß dasselbe sich in fortdauernder Bewegung befindet. Die Bewegungen des Meerwassers aber sind theils regelmäßige, theils unregelmäßige, theils natürliche oder unmittelbare, theils erzwungene oder mittelbare. Die natürliche Bewegung des Meerwassers ist die, bei welcher es sich stets von den höher gelegenen Oertern in die tiefer gelegenen stürzt und erst dann ruhig bleibt, wenn es diese tiefern Räume angefüllt hat. Alle andern Bewegungen rühren von fremden, gewaltsamen Ursachen her, die es erschüttern und gewissermaßen fortreißen. Dergleichen Ursachen sind: der Wind, die Bewegung der Erde und die Anziehungskraft, welche der Mond auf die Erde und ihre einzelnen Bestandtheile ausübt. Jede Wirkung aber, welche diese drei großen Ursachen auf das M. hervorbringen, ist auch eine besondere, und es gibt daher eine dreifache erzwungene oder mittelbare, zugleich aber auch regelmäßige Bewegung des Meerwassers, nämlich die Wellenbewegung, die Strombewegung u. die sogenannte Ebbe u. Fluth. Die Wellenbewegung ist ein oscillirendes Schwanken des Wassers, ein wechsel- und gegenseitiges Steigen und Fallen zweier zusammenschlagenden Wassersäulen, welche durch den Druck, den der Wind auf die Oberfläche ausübt, hervorgebracht werden, was der Umstand beweist, daß, je heftiger der Wind ist, desto höher und heftiger auch die Wellen schlagen oder vielmehr steigen, und dies um so mehr, je weniger tief das Wasser ist. Auf flachen M.en vermag nämlich der Winddruck viel leichter und eher den Grund des Wassers zu erreichen und daher dieses in seiner ganzen Masse aufzuwühlen, was heftigere und kürzere Wellen hervorbringt, während auf tieferen M.en der Winddruck nur ein wenig über die Oberfläche hinausreicht und so der Höhe nach nur geringere, wenn auch umfangreichere Wellen hervorbringt. Daher sind flache M.e weit mehr der Gefahr eines Sturms ausgesetzt, d. h. eines Verhältnisses zwischen Wind und Wasser, wobei die Kraft jenes die Kraft dieses ganz und gar überwältigt. Was die Tiefe betrifft, in welche der Wind das Meerwasser hinunter zu drücken und so aufzuregen vermag, so beträgt dieselbe, auch bei der größten Gewalt des Windes, nie mehr, als höchstens 12 Faden; in einer Tiefe von 15 Faden haben die Taucher, auch bei der heftigsten Unruhe des M.es, keine Bewegung des Wassers mehr verspürt. Bei 10 Klaftern oder noch geringerer Tiefe dringen heftigere Windstöße bis an den Boden des M.es, und die Rückwirkung desselben erzeugt zu dem natürlichen Wellenschlag noch Seestöße; je tiefer aber das überall ausweichende Wasser ist, desto mehr erklärt sich die Rückwirkung, und die ganze Wassermasse wird sich zugleich, aber langsamer und nicht so hoch, heben und senken. Die Wellen des mittelländischen M.es erheben sich ungefähr 8 Fuß über seine gewöhnliche Fläche; im baltischen M.e steigen sie schon 9—10 Fuß hoch. Die höchsten Wellen pflegt man auf 12 Fuß über den eigentlichen Meeresspiegel zu setzen, so daß mit dem im M.e entstehenden Thale die ganze Welle von ihrem Anfange bis zur Spitze 24 Fuß beträgt. Daß auf offener See das Wasser mit den Wellen nicht eigentlich weiter fließt, beweist das sogenannte Log oder die Logleine, mit der man die Schnelligkeit des Laufs eines Schiffes zu messen pflegt. Die Frage, ob auf dem M.e stets eine Wellenbewegung Statt findet, muß wohl unbedingt mit Ja beantwortet werden; denn auch bei der größtmöglichsten Windstille ist die Luft über dem freien Wasserspiegel doch so bewegt, daß sie einen, wenn auch sehr geringen Einfluß auf diesen übt, so daß der Wasserspiegel niemals ganz in Ruhe kommen kann. Besondere Arten von Wellenbewegungen sind die, welche die Schiffer Brandung, hohle See u. Surf nennen. Die erste, die Brandung, ist das Zurückschlagen des Wassers an die Küsten, wodurch das freie Spiel der Wellen aufgehoben oder denselben gleichsam eine bestimmte Grenze gesetzt wird, die zu überspülen es gewissermaßen im ewigen Kampfe begriffen zu seyn scheint. Hohle See nennen die Schiffer die heftige und sich gleichsam selbst bekämpfende Bewegung der Meereswogen, die unmittelbar nach einem Sturm bei der ersten Windstille zu entstehen pflegt. Indem nämlich der Sturm aufhört, ist das empörte M., dem auf einmal die treibende Kraft entzogen wird, seinem eigenen freien Spiel überlassen und kehrt nun in Folge der außerordentlichen Schwere und Flüssigkeit seines Stoffs in einer solchen Heftigkeit in seinen natürlichen Zustand zurück, daß es scheint, als werde es aufs Neue zu einer noch höhern Höhe, als beim Sturm selbst, geschleudert und als überstürzten die hohen Wellen sich auf eine solche regellose, bogenförmige Weise kreuz und quer über einander, daß hohle Räume inmitten derselben sich bildeten. Aehnlich ist der Surf, womit die indischen Schiffer diejenige besondere Art des

Digitized by Google

Meerschwankens bezeichnen, wobei sich die Wellen gleichsam aufthürmen, was aber immer nur in der Nähe von Ufern Statt haben kann. Uebrigens geht die ganze Bewegung bloß in das Innere des Wassers und läßt sich mit der vergleichen, welche ein schlaff aufgespannter Seil bekommt, wenn es im Kreise geschleudert wird. Ihre Ursache ist wahrscheinlich eine lokale, vielleicht vulkanische Unruhen, die auf dem Meeresgrunde Statt finden; doch haben alle bisher in dieser Hinsicht angestellten Untersuchungen zu gewissen Resultaten nicht führen können. Zur Beruhigung der Wellenbewegung des M.es dient als einzig wirksames Mittel das Oel, wie schon die Alten wußten und neuere Erfahrungen zur Genüge bewiesen haben. Indem nämlich das Oel dem Druck des Windes nachgibt und sich auf dem M.e ausbreitet, bricht es nicht allein die Kraft des Windes, sondern theilt den aufgenommenen Eindruck auch einer weit größern Wasserfläche, als es selbst einnimmt, in einem solchen Maße mit, daß dieselbe nun nicht allein viel schwächer, sondern auch gleichförmig und im Ganzen bewegt wird. Zugleich wirkt das Oel auch auf die Wassersäulen selbst und erhält sie namentlich im Gleichgewicht, wie ein schwimmendes Kreuz die Milch in Gefäßen oder der Strohkranz das Wasser, das in offenen Eimern oder Kübeln getragen oder gefahren wird. Die Strombewegung hat ihren Hauptgrund in der Umdrehung der Erde um ihre eigene Are, und sie ist nicht allein an und für sich eine beständige und allgemeine, den aesammten Ocean umfassende, sondern auch ihre Richtung ist eine unwandelbare, nämlich unaufhörlich von Osten nach Westen, weil die Erde sich stets von Westen nach Osten um ihre Are dreht. Nehmen wir ein mit Wasser angefülltes Gefäß und stoßen es mit Heftigkeit von uns, so fließt das Wasser nicht etwa in der Richtung des Stoßes, sondern gegen dieselbe, gegen uns an, so wie es von uns abfließt, wenn wir das Gefäß schnell zu uns herziehen. Eben so verhält es sich mit der Umdrehung der Erde im Vergleich zu der Bewegung des sie umfluthenden Meerwassers, und es hat dieses seinen natürlichen Grund in der Schwere und Flüssigkeit des Wassers, in Folge deren dieses auf seinem Punkt zu bleiben sich bemüht und von der Erdbewegung nicht mit fortgerissen werden kann. Zu gleicher Zeit mit der Umdrehung um ihre eigene Are wird die Erde aber auch täglich von Osten nach Westen unter dem Monde weggeführt, und da der Mond für sich eine eigene Strömung im M.e bewirkt, die ebenfalls den Gang von Osten nach Westen nimmt und stets hinter dem Monde hergeht, so muß natürlich die Strombewegung des M.es in der Gegend zwischen den beiden Wendekreisen immer am merklichsten und heftigsten seyn, weil hier, wegen ihrer größten Kugeldicke, auch der Umschwung der Erde am stärksten, weitesten und wirksamsten ist. Zugleich verstärkt der aus gleichen Ursachen hier vorherrschende Ostwind den allgemeinen Strom des M.es nicht wenig, der an den westlichen Küsten von Amerika, als gewissermaßen der äußersten Ostseite der Erde, anfängt und dann beständig, von Osten gegen Westen treibend, bis in den atlantischen Ocean eindringt, wo er sich gleichsam an den östlichen Seiten des Landes seines Ursprungs bricht. Wie alle Strömung aber da am schwächsten ist, wo sie anfängt, und erst in ihrer Folge an Heftigkeit und Geschwindigkeit um so mehr gewinnt, je mehr Hindernisse ihr in den Weg treten, so ist auch diese allgemeine Meeresströmung an den westlichen Küsten Amerika's nur noch eine sehr geringe, wird dann heftiger, wo die vielen west- und südindischen Inseln (Archipele) sie aufhalten zu wollen scheinen, bricht sich mit Gewalt an der östlichen Küste Asiens, stürzt von da auf Madagaskar und trieft endlich von dem indischen Meere hinweg mit einer solchen Kraft auf die östliche Küste von Amerika, daß dieselbe sicher schon längst durchbrochen seyn würde, wenn nicht eine Menge starker, felsiger Inseln davor lägen, welche den Stoß in seiner ganzen Gewalt aufhalten und bewirken, daß die Strömung mehr der Erklänge nach sich ausdehnt und so um die Küste von Amerika herum sich wieder ruhiger auf ihren ersten Ausflußpunkt begibt. Uebrigens ist die allgemeine Strömung des Meerwassers von Osten gegen Westen, so wie sie nicht die alleinige Strömung im M.e ist, auch keine ungestörte und ununterbrochene, vielmehr wird sie durch mancherlei Ursachen modificirt. So mischt sich ihr außerhalb der Wendekreise auch die Strömung des Wassers von den Polen her bei, die entweder durch die gewöhnlichen Winde oder auch dadurch bewirkt wird, daß das Wasser an den Polen weit schwerer, als unter dem Aequator ist und, da dieses in ungleich größern Massen ausdünstet, nun fortwährend dem Aequator zu sich bewegt, wie der Zug der Eisfelder und die Erfahrung, daß man wegen aufhaltender Strömung z. B. von den Aequatorgegenden nach den kanarischen Inseln bei weitem langsamer, als umgekehrt von den kanarischen Inseln nach den Aequatorgegenden segeln kann, hinlänglich beweist. Ebenso üben auch die der Strömung gegenüber stehenden Küsten, denen sie dafür Form und Physiognomie verleiht, auf die Richtung des allgemeinen Meerstromes oft einen sehr wesentlichen und leitenden Einfluß. Die Gestalt alles festen Landes trägt das Gepräge eines gewaltigen, von Osten her eilenden Stromes, dessen harter Anlauf an die östlichen Küsten alles Land zerrissen und zersplittert, mit Trümmern und Inseln besäet hat, während sein Ablauf auf der westlichen Seite große Buchten veranlaßte, die nun abermals der Grund verschiedener kleinerer Strömungen wurden, welche in den großen allgemeinen Strom sich einmischen; denn sowie das M. sich von der Küste entfernt, drängt sich augenblicklich ein anderer Wasserstrom an dieselbe an, der einige Zeit verweilt, dann wieder abfließt, um einer dritten, vierten Strömung Platz zu machen. So läuft das M. z. B. längs der Küste von Chili östlich, längs der von Peru nördlich ab, um dort einem zweiten südöstlichen, hier einem zweiten nordwestlichen Strome Platz zu machen. Längs der Küste der Wüste und der von Loango läuft es gerade nach Norden, bis ihm unter dem Aequator jener längs der Küste von Guinea südöstlich laufende Strom begegnet. Zugleich mußte durch das Auflaufen des Stromes auf die östliche und das Fliehen

Digitized by Google

von der westlichen Seite ein starker Strom um die südliche Spitze entstehen, und man bemerkt denselben in der That überall, bei Vandiemensland, am Vorgebirge der guten Hoffnung, am Kap Horn ꝛc. Er ist es, der die Küsten spitzte und abrundete, während das vom Nordpol zuströmende Wasser alle Kontinente in der Richtung von Nordosten nach Südwesten abschrägte, und zwar sowohl auf ihrer östlichen, als auf ihrer westlichen Seite, mit Ausnahme von Nordamerika, dessen westliche Seite nordöstlich zugeschrägt ist. Wie stark das Wasser längs den peruanischen Küsten von Süden nach Norden hinaufgeht, hat sich durch die Erfahrung hinlänglich bestätigt. Ein ähnlicher Strom treibt vom grünen Vorgebirge längs der Einbiegung Afrika's bis nach der Insel Fernando del Po in einer Breite von 14 bis 20 Meilen von der Küste. Die Richtung (von Westen nach Osten) ist demallgemeinen Weltstrome ganz entgegen, und dennoch treibt das Wasser mit einer solchen Gewalt, daß die Schiffe eine Reise von 160 Meilen, von Monro bis zum Beninfluß, in 2 Tagen zurücklegen, während sie auf dem Rückwege 6—7 Wochen brauchen, und zwar nur dann, wenn ihnen ein recht starker, voller Wind zu Statten kommt. An der Stelle, wo der letztgenannte Strom dem hinaufkommenden Südstrom begegnet und unter dem Aequator sich mit einem Ost- oder Weststrome vereinigt, entsteht ein Wasserspiel, das mehre Inseln aus sich hervorgetrieben hat, z. B. Annabon, die Thomasinsel, Prinzeninsel, Fernando del Po ꝛc. Mit Heftigkeit folgt alsdann das Wasser diesem seinem natürlichen Zuge von Osten nach Westen gerade auf Brasilien zu und theilt sich bei Pernambuco in 2 entgegengesetzte Richtungen, von denen die eine nordwärts geht und zu dem bekannten Golfstrom (s. d.) wird, während die andere Stromrichtung südwärts an der brasilianischen Küste hinuntergeht. Den eigentlichen Meerzug von Osten nach Westen bemerkt man am deutlichsten in Meerengen, die große Meerbecken oder große Oceanstheile mit einander verbinden, weil hier seine Strömung am heftigsten ist. So stürzt sich z. B. durch die magellanische Meerenge, an der äußersten Spitze von Südamerika, zwischen Patagonien und dem Feuerlande, das M. mit einer solchen Schnelligkeit, daß sein Zug bis weit in das atlantische M. hinein bemerkt werden kann. Durch die Behringsstraße bricht sich nordöstlich das Eismeer, und die Gewalt, mit welcher es große Massen Eis in das stille M. treibt, ist an dem Archipel bemerkbar, der das kamtschatkische M. mit einer ganzen Kette von Inseln (Aleuten, Fuchsinseln ꝛc.) umgrenzt. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den Kanälen und Meerengen zwischen den kurilischen, japanischen und molukkischen Inseln, so wie mit der Straße von Sunda ꝛc., wo überall das M. sich gewaltsam bricht und von wo es dann unaufhaltsam westlich dem größern Festlande zuellt, dessen Lage und Küstenform natürlich zu manchen Umbiegungen und Seitenströmungen Veranlassung geben muß. Der Umstand, daß das mittelländische M. tiefer steht, als das atlantische einerseits und das schwarze M. andererseits, bewirkt, daß das sich aus dem atlantischen Ocean durch die Straße von Gibraltar hereinstürzende Wasser hart an der europäischen Küste nordöstlich bis Genua hinauf, dann zwischen Italien, Korsika und Sardinien wieder abwärts Sicilien zu und von hier südöstlich zwischen Italien und Sicilien hindurch nach den griechischen Küsten fließt, während der starke Strom des schwarzen M.es, der durch das Marmorameer und den Archipel herkommt, sich gleich südlich an der Küste von Kleinasien heruterschlägt, zwischen Rhodus und Cypern hindurch nach der Küste Syriens bringt und dann westlich an der Küste Afrika's hinauf bis nach Gibraltar läuft, so daß die Strombewegung gleichsam eine kreisförmige in oblonger Gestalt ist, weshalb auch die Schiffe, die von Spanien oder Frankreich nach dem Orient wollen, stets an der europäischen Küste und bei der Rückkehr an der afrikanischen Küste hinfahren. Aehnlich verhält es sich mit der Strombewegung im schwarzen M., wo sich der Hauptstrom mit Heftigkeit nach dem Marmora- und durch dieses hindurch nach dem mittelländischen M. drängt und an den Küsten das Wasser zurückfließt, und in der Nord- und Ostsee, wo sich aus der höhern Ostsee das Wasser fort und fort durch den Oeresund und die Belte hinauf in das Nordmeer drängt, während zu gleicher Zeit ein ebenso beständiger, durch jenen Fall und dessen Treiben erzeugter Strom an den Küsten neben dem Hauptstrome zurück in die Ostsee geht. Man hat hier sogar noch einen dritten Strom bemerkt, der aus dem Nordmeer in die Ostsee dringt, nämlich einen Strom in der Tiefe, wie bei Bab el Mandeb oder der Mündung des arabischen Meerbusens in den indischen Ocean, wo ebenfalls, während der obere Strom in den Busen eindringt, ein unterer aus demselben herausgeht. Die Ursache davon liegt in den Zurückschlägen, die das Wasser des M.es zum Theil erhält. Dringt nämlich das Wasser heftig in einen Busen ein, so bricht es sich so stark an der Endküste des letztern, daß es wieder zurückeilt, und hindern es die Küsten daran, so geht es ober- und unterwärts, oft mehrfache Strömungen erzeugend. Diese einzelnen oder theilweisen Ströme des M.es verfolgen übrigens nicht immer, gleich dem allgemeinen Weltstrome, eine und dieselbe Richtung, sondern wechseln darin, und zwar nach den verschiedenen Jahreszeiten, weil sie zugleich großentheils von den sogenannten Mussons und Passatwinden abhängen. Doch bezieht sich der Wechsel auch nur auf die Richtung und nicht etwa auch auf die Breite, Bahn, Schnelligkeit u. dgl., die wahrscheinlich wie bei den Landströmen, sich nach der Beschaffenheit ihres Bettes richten. Eine ganz besondere Art von partialen Meerströmungen sind die sogenannten Wirbel oder Meerstrudel, welche entstehen, wenn das Wasser an einem Orte mit heftiger Gewalt in kreisförmiger Bewegung herumgetrieben wird (s. Maelstrom). Die dritte Bewegung des Meerwassers ist die Ebbe und Fluth (s. d.) oder das täglich zweimal in einer großen und voraus zu berechnenden Regelmäßigkeit abwechselnde Steigen und Fallen des M.es.

Die Meerestiefe ist noch sehr wenig erforscht, weil die Mittel, deren man sich zur Messung derselben bedient, ihrem Zweck nur sehr un-

Digitized by Google

vollkommen entsprechen. In den tiefen M.en vermag das Senkblei kaum noch den Grund zu erreichen, weil das stärkste Seil, das man dazu verwendet, nicht stark und schwer genug ist, den Strömungen des M.es zu widerstehen, und also immer großen Biegungen im Wasser ausgesetzt seyn muß. Daß aber die Tiefe an manchen Stellen sehr groß seyn müsse, beweisen viele Erfahrungen. Ellis fand in der Hudsonsbai mit 891 Faden (zu 6 Fuß), Kapitän Roß in der Baffinsbai mit 1050 Faden, der jüngere Scoresby zwischen Spitzbergen und Grönland in einer Tiefe von 1200 Faden erst Meeresgrund. Sir James Roß fand unter 15° 3′ südl. Br. und 23° 14′ westl. L. eine Tiefe von 4600 Faden oder 25,896 Fuß und Henry Mangles Denham im südlichen atlantischen Ocean unter 36° 49′ südl. Br. und 37° 6′ westl. L. sogar die ungeheure Tiefe von 7706 Faden oder 43,380 Fuß, also 17,000 Fuß mehr als die Höhe des Himalayagipfels Kiutschidjinga beträgt. Bisher hat man angenommen, daß es sich mit den größten Tiefen des M.es ungefähr wie mit der höchsten Höhe auf der trockenen Erde verhalte, daß also jene Tiefe mehr denn eine deutsche Meile betragen möge, bis zu welcher Höhe die höchsten Berge über die Meeresfläche emporragen. So nimmt man z. B. an, daß das mittelländische M., dessen Bergketten (die Pyrenäen, Alpen ꝛc.) hie und da die beträchtliche Höhe von 10—14,000 Fuß haben, ebenfalls Stellen von solcher Tiefe besitze. Daß sich aber jener Grundsatz bis in die größten Weiten des allgemeinen Oceans hinaus wenigstens nicht ausdehnen läßt, ergeben die obigen Messungen. Hier bleibt bis auf einzelne bestimmt gemessene Stellen Raum für bloße Vermuthungen, die sich nur für einzelne Bereiche auf Erfahrungen stützen. Unter diesen Erfahrungen verdient zunächst die angeführt zu werden, daß längs der Küsten die Tiefe des M.es fast ohne Ausnahme im entsprechenden Verhältniß zu der mehr oder minder großen Schroffheit der Ufererhebungen steht. Ist diese bedeutend, so ist auch immer das Wasser an ihnen und meist auf eine bedeutende Strecke hin sehr tief und umgekehrt. Eines der überzeugendsten Beispiele, wie die Ungleichheit des Meerbodens und damit die Tiefe des Wassers sich nach der Ungleichheit des trockenen Bodens richtet, liefern die Ufer von Virginien und deren Meerumgebungen, und in Norwegen sollen sogar die Bauern, die an der Küste wohnen, sich nach der Höhe dieser richten, um zu beurtheilen, ob das M. an der einen oder der andern Stelle mehr oder weniger tief ist. Ausgenommen von der Regel aber sind alle sogenannten Korallenriffe und alle von solchen entstehenden Inseln, denn diese sind eigentlich keine natürlichen, sondern mehr nur künstliche Erhebungen und können daher nichts mit einer Regel gemein haben, die sich auf natürliche Verhältnisse gründet. Es versteht sich von selbst, daß auch bei den höchsten und schärfsten Küsten das M. an denselben doch nicht ganz die Tiefe hat, die es vielleicht schon wenige Meilen weiter hinein in die offene See besitzt. Gegen alle Küsten zu steigt der Boden des M.es nach und nach und meist im Verhältniß zu der Beschaffenheit der sichtbaren Küste sehr regelmäßig, so daß also das M., wenn es z. B. noch 4 Meilen vom Ufer eine vielleicht unergründliche Tiefe hat, dem Ufer zu stets flacher wird und zwar in dem Maße, in welchem auch das sichtbare Ufer selbst sich nach und nach erhebt. Doch leidet diese Regel noch mehr, als jene erste, an Ausnahmen. Nehmen wir an, daß die größte Tiefe den höchsten Bergerhebungen auf dem trockenen Lande und der Wechsel in den geringern Tiefen beziehungsweise dem Wechsel in den diesseitigen geringern Höhen entspricht, so läßt sich annehmen, daß die Durchschnittssumme für die Tiefe des M.es ungefähr $^1/_8$ deutsche Meile beträgt, welche Berechnung, die aber wahrscheinlich viel zu gering ist, als Gesammtinhalt des ganzen Oceans $3^1/_2$ Millionen Kubikmeilen Wasser ergäbe. Der Meeresgrund ist im Ganzen nichts Anderes, als eine vertiefte Fortsetzung des trockenen Landes und demselben hinsichtlich seiner Formation ganz ähnlich. Er ist ebenso geschichtet und in allen Beziehungen ebenso mannichfaltig, als das trockene Land: hier Ebenen und leichte Erhebungen, dort Berge, Thäler, Klüfte; hier lockere, lose Erde, dort Felsen und Gestein aller Art; hier Triebsand, dort lehmiger oder steiniger Boden; hier Quellen süßen Wassers, dort heiße oder Quellen von Bergsalz; hier Meraft, Schlamm und Moder, worin kein Anker faßt und worauf nur noch Meergras im üppigen Wuchs emporschießt, dort dichte Lagen von harten Muscheln, Kalkgründe und Marmorwände aller Art. Im adriatischen M.e z. B. fanden Taucher am Grunde unter Betten von Schlamm, Sand und Meerthieren ganze Strecken von Marmorlagen mit Konchylien, harten Felssteln mit Kies und Metallen durchzogen und dann wieder magere oder fette Erdarten. Meist liefen die Schichten mit dem nächstgrenzenden Lande parallel. Bei Marseille ist der Meeresgrund mit dem schönsten Marmor angefüllt und belegt, und bei den maltesischen Inseln werden die härtesten Steine, mit denen man baut, mehre Faden oder Klafter tief aus dem M.e herausgehelt. Ganze Wälder von Korallenstauden sieht man auf dem Meeresgrunde, so wie Pflanzen anderer Art, bald hohe, in schöner, schlanker Gestalt gleich einer Ceder, bald niedrige, buschartige; daneben oder dazwischen wechseln Höhlen, Klüfte, Thäler, Abgründe und Ströme, wie auf dem trockenen Lande. Die Inseln im M.e sind nichts Anderes, als Spitzen oder Plateau's von Bergen, die sich über seine Oberfläche erheben. Andere Berge, die nicht so hoch sind, bilden Untiefen, und jede flachere Stelle im Wasser läßt auf einen mehr oder weniger hohen und umfangreichen Berg schließen. Auch künstliche Berge gibt es hier, sogar von so beträchtlichem Umfange, wie wir sie auf dem trockenen Lande nirgends wieder finden, nämlich die sogenannten Korallenriffe, die gleich ungeheuern Felsenmauern im Wasser stehen u. oft in mäßigem Abstande, gleich Bastelen oder Wällen, die Ufer ganzer Inseln umgeben (s. Korallen inseln). Eine ganz besondere Art von Bergen im M.e sind die, welche man unter dem Namen Sandbänke kennt. Ihre Rücken sind ganz eben, dehnen sich aber Meilen weit aus, eine Erscheinung, die übrigens nur unter dem Wasser Statt haben kann, da hier die

Digitized by Google

Fläche stets von einem schwerern u. flüssigern Körper gedrückt wird, als die Luft ist, die einzig u. allein auf dem trockenen Lande die Erhöhungen umgibt. Die größte Sandbank liegt auf der Südostseite von Neufoundland (Nordamerika). Sie ist fast 80 Meilen lang und 20 Meilen breit, also größer, als manches deutsche Königreich, ragt aber dennoch verhältnißmäßig so schroff im M.e empor, daß ihre Grenzen rundum von den unermeßlichsten Tiefen eingefaßt werden. Vor Küsten oder Häfen liegende Sandbänke nennt man Barren oder Riegel; sind sie aber so gestaltet, daß sie von einem Ufer, mit dem sie in Verbindung stehen, weithin unter dem M.e fortstreichen, so heißen sie Riffe, und sind sie endlich weniger lang, gleichsam bloße Hügel, die das Wasser unfern vom Ufer oder Strande aufhäuft, so werden sie Dünen genannt. Außer den Sandbänken und andern Bergen ragen auch wohl hohe, einzelne Felsenwände vom Grunde des M.es empor, die Seeklippen, die mit ihren Spitzen bald mehr oder weniger tief unter dem Wasser stehen bleiben, bald mehr oder weniger über dessen Oberfläche emporragen. Sind die Seeklippen bloß so hoch, daß sie nicht aus dem Wasser hervorschauen, sondern noch von diesem überspült werden, so werden sie blinde Klippen genannt.

Auch in Beziehung auf die Meerbevölkerung oder alle diejenigen organischen und unorganischen Körper, die im M.e existiren und dieses vorzugsweise als ihre natürliche Heimath lieben, findet eine Analogie zwischen dem M.e und dem trockenen Lande im Allgemeinen Statt, und obgleich man glauben sollte, daß die meisten Pflanzen und Thiere nicht außerhalb der freien Luft existiren und gedeihen könnten, so treffen wir doch fast alle Gattungen von Naturprodukten, die wir auf der trockenen Erde finden, auch im M.e wieder, wenn auch nur der Gattung nach u. im Einzelnen mit derjenigen Konstruktion und Organisation, welche sie fähig machen, im Wasser zu bestehen, sich fortzupflanzen und zu ernähren. So findet man alle Hauptklassen des Thierreichs: Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und niedere Thiere im M.e. Säugethiere sind hier unter anderen: der Seehund, der Seebär, die Meerkatze, der Wallfisch ꝛc. Vögel können in Folge ihrer allgemeinen Eigenschaften zwar nicht unter dem Wasser leben; es gibt aber viele Vögel und Vögelgattungen, wie z. B. die Meerlerche, Meerschwalbe, die sich ausschließlich auf dem M.e oder in dessen Nähe aufhalten und daher zu den dem M.e angehörigen Thieren gerechnet werden müssen. Die Amphibien und Fische sind an und für sich schon Wasserthiere, so daß sie selbst auf dem Festlande nur im Wasser angetroffen werden, aber als ausschließliche Wasserthiere sind sie im M.e in ungleich größerer Mannichfaltigkeit, Größe ꝛc. vorhanden, als in den Wassern des Festlandes. Die Würmer leben selbst auf dem Festlande größtentheils lieber in feuchter, nasser Erde, als in trockener, und ihr Daseyn im M.e versteht sich daher fast von selbst. Daß endlich das M. auch Insekten enthält, und zwar nicht allein in der mannichfaltigsten Art, sondern auch in der größten Zahl, ward schon oben bei der Besprechung des Meerleuchtens klar, das eben von der Anhäufung verschiedener Klassen von Insekten herrührt. Selbst von dem Vorhandenseyn sogenannter Meermenschen, d. h. Thiere in Menschengestalt, die ausschließlich im Wasser leben u. sich daselbst von den übrigen Thieren nicht etwa allein durch ihre Gestalt und Fortpflanzungsweise, sondern auch durch einen freieren, ausgebildeteren Instinkt unterscheiden, überzeugen bewiesene Beispiele. Von den Pflanzen nennen wir nur folgende, dem M.e ausschließlich zugehörige oder eigenthümliche Gewächse: die Meerfichte, Meernessel, Meerbeifuß oder Meerwermuth, Meereiche, Meerdorn, Meerrohr, Meerfaden, Meerfenchel, Meerkohl oder Meergläckchen, Meergras, Meergurke, Meerhirse, Meermannstreu ꝛc. Von dem Daseyn der mannichfaltigsten Mineralien im M.e überzeugten wir uns schon oben bei der Betrachtung der Beschaffenheit des Meergrundes; auch enthält ja das Meerwasser an und für sich schon mineralische Theile, als: Salz, Kalk, Bittererde ꝛc. Wie auf dem Lande aber, so sind auch im M.e nicht alle diese ihm eigenthümlichen Pflanzen, Thiere und Mineralien in allen seinen Gegenden vorhanden, sondern in der einen Gegend trifft man diese, in der andern eine andere Gattung davon besonders vorherrschend. Besondere merkwürdige Erscheinungen im Weltmeere, welche durch zufällige äußere oder innere Kräfte erzeugt werden, sind: die sogenannte Schiffsbahn, d. h. die Furche, welche ein auf dem M.e segelndes Schiff oft auf 500, 600 und mehr Fuß Entfernung hinter sich zurückläßt, das Brackwasser, die Fata Morgana oder Luftspiegelung (s. d.) und die Wasserhosen (s. d.). Vgl. G. Schilling, Der Ocean, oder physisch-geographisch-historische Beschreibung des Weltmeeres und seiner einzelnen Theile, 2. Aufl., Stuttg. 1849; Hartwig, Leben des Meeres, Frankf. 1858; Maury, Sailing directions, Philad. 1855; Derselbe, Physical geography of the sea, Newyork 1857.

Meer, 1) Jan van der, der Vater, niederländischer Maler, um 1628 zu Schonhoven geboren, bekleidete mehre Aemter, namentlich seit 1664 das eines Dekans bei der Malergilde, eines Regenten des Ambachtskinderhuis zu Utrecht, wurde 1674 Rath der Regierung und † um 1691. Er war namentlich in Landschaften, Marinen u. Thierstücken ausgezeichnet, doch ist nicht genau zu ermitteln, welche der ihm zugeschriebenen Stücke ihm wirklich angehören.

2) Jan van der M., der Sohn, wurde anfangs von seinem Vater, dann von N. Berghem unterrichtet, schwang sich bald zu einem der vorzüglichsten Meister auf, schmälerte aber sein Ansehen durch ein liederliches Leben, so daß er noch vor seinem 50. Jahre, wahrscheinlich 1706, im Elend †. Er malte Landschaften mit Thierstaffage und Seestücke, die von Naturstudium und glücklichem Kompositionstalent zeugen. Auch hat man einige vortreffliche, aber seltene Radirungen von ihm, unter denen besonders ein stehendes und ein liegendes Schaf bewundert werden.

Meeräsche (Mugil L.), Fischgattung aus der Ordnung der Brustflosser, mit 4 Stachelstrahlen an der ersten Rückenflosse, schmackhafte Fische

Digitized by Google

fast in allen Meeren, die truppweise in die Mündung der Flüsse steigen und große Sprünge über dem Wasser machen. Die bekannteste Art ist die gemeine M., M. Cephalus *Cuv.*, Mugel, Meeralant, Goldbarder, wird über 1 Fuß lang und bisweilen 8 Pfd. schwer, ist silberglänzend, oben bräunlich grau mit gold- und himmelblauem Schimmer und 10 dunklern Längsstrichen von Flecken auf jeder Schuppe, an den Seiten silberglänzend mit noch dunklern Längslinien. Die Deckel schimmern in Gold und Silber, der Augenring ist goldgelb, die Flossen sind bräunlich grau, die Augen ringsum mit einem Hautlappen bedeckt. Am besten sind sie im Meer auf steinigem Boden, besonders bei Marseille, Genua, Rom und Neapel, schlechter bei Venedig, wo sie im schlammigen und unreinen Wasser leben. Die in Teichen mit Brackwasser werden zwar fetter, aber fast geschmacklos, die in den Flüssen noch schlechter. Sie finden sich gewöhnlich heerdenweise beisammen und werden in Netzen zu Hunderten gefangen, besonders vom Mai bis zum Juli in der Nähe der Flußmündungen, wo sie ihre Nahrung finden. Sie werden frisch und eingesalzen gegessen. In Frankreich macht man aus dem Rogen eine Art Kaviar, welcher Botargue heißt. Der außerordentlich lange Darmkanal ist mit seinem Inhalt ein Leckerbissen. Das Fett wird in den Ländern am Mittelmeer als Aeschenfett, Axungia s. Oleum Aschiae, in den Apotheken gehalten.

Meeraffe, s. v. a. Chimaera *L.*, s. Seekatze.

Meeraloë, Pflanzengattung, s. v. a. Stratiotes acaroides.

Meerane, Stadt im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Glauchau, mit Post, 6 Fabrikhandlungen, Wollgeuch-, Westen-, Tuch- und Kasimirweberei, 4 Färbereien, Kalköfen, Ziegelei, Burgruine und 8700 Einw.

Meeranemonen, s. v. a. Meernesseln.

Meeraschenkraut, Pflanzengattung, s. v. a. Cineraria maritima *L.*

Meerbälle (Meerballen, Meerpillen, Pilae marinae), kugelig zusammengeballte Auswürfe des Meeres, die bald aus Blättern von Zostera marina *L.*, bald aus denen von Taenidium oceanicum, bald auch von Zostera mediterranea *Dec.* bestanden, waren sonst officinell, sind aber wegen ihrer Unwirksamkeit ganz außer Gebrauch.

Meerbarbe (Mullus *L.*), Fischgattung aus der Ordnung der Brustflosser, mit nur 3 Kiemenstrahlen, ohne Zähne in der Oberkinnlade und ohne Schwimmblase. Die bekannteste Art: gemeine M. (kleiner Rothbart, Mullus barbatus) war schon den Alten bekannt und gehörte sowohl wegen der prächtigen rothen Farbe als wegen des Geschmacks unter die berühmtesten Fische, war auch der Gegenstand der Unterhaltung und des Genusses bei den üppigsten Gastmählern der Römer. Der Fisch wird nicht über eine Spanne lang, ist ziemlich keulenförmig, prächtig purpurroth, unten silberglänzend mit gelben Flossen. Er findet sich schaarenweise auf schlammigem Boden, am häufigsten im Mittelmeer und ist jetzt noch ein sehr beliebter Fisch. Die gestreifte M. (großer Rothbart, Petermännchen, M. surmuletus *L.*) ist gewöhnlich 1 Fuß lang, Rücken und Bauch sind zugerundet, der Kopf mit beschuppt. Er ist von schön mennig- oder hellzinnoberrother Farbe, mit drei goldgelben Streifen, die im Mai am glänzendsten sind; die Unterseite ist weiß, blaß rosenroth, die Iris rubinroth. Er kommt am häufigsten im Mittelmeer, doch auch an den nordeuropäischen Küsten vor und gilt überall für einen vortrefflichen Fisch. Seine Leber ist ziemlich groß, mennigroth, tief in zwei Lappen getheilt, wovon der linke größer. Der Werth dieser Fische nahm bei den alten Römern mit ihrem Gewichte zu; 2 Pfd. war nach Plinius die größte Schwere, die sie gewöhnlich erreichten. Der Preis, den man für einen solchen Fisch bezahlte, überstieg alle Vorstellung. Seneca erzählt von einem Rothbart von 4½ Pfund, den man dem Tiberius präsentirte, welchen dieser ökonomische Kaiser aber auf den Markt geschickt habe. Octavius kaufte ihn für 5000 Sestertien (250 Thlr. Konv.-Münze). Asinius Celer kaufte zur Zeit des Caligula einen für 8000 Sestertien (fast 400 Thaler). Nach Suetonius wurden drei mit 30,000 Sestertien (gegen 1500 Thlr.) bezahlt, so daß sich Tiberius verbunden glaubte, Luxusgesetze zu erlassen, nach welchen die zu Markte gebrachten Lebensmittel taxirt werden mußten. Diese großen Rothbärte kamen aus dem Meere und vielleicht sehr weit her. Man hielt sie zwar auch in Teichen und Fischbehältern, aber ihre Pflege verlangte außerordentliche Sorgfalt und Ausgaben, und von mehren Tausenden blieben kaum einige am Leben. Es gehörte zu dem ausschweifenden Luxus der Römer, die Fische in Gläsern bis zur Tafel kommen zu lassen, um sie absterben zu sehen und sich an dem wechselnden Farbenspiele derselben zu weiden. Nach Galenus galt die Leber des Rothbarts für den köstlichsten Theil; nächst dieser wurde der Kopf am meisten geschätzt.

Meerbeifuß, Pflanzengattung, s. v. a. Artemisia maritima *L.*

Meerbusen, s. Golf, vgl. Meer.

Meerdill, Pflanzengattung, s. v. a. Meerfenchel, Crithmum maritimum *L.*

Meereicheln, s. Balanen.

Meeren (Meer und Meire), Gerhard van der, niederländischer Maler aus dem 15. Jahrhundert, war einer der bedeutendsten Schüler des Hubert van Eyck. Sein Hauptwerk, in der Kirche St. Baro zu Gent, ist ein Altarblatt, auf dessen Mittelbilde die Kreuzigung Christi, auf dem einen Seitenbilde Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt, auf dem andern die am Kreuze erhöhete eherne Schlange dargestellt ist. Im berliner Museum sind zwei Bilder von M., eine Heimsuchung Mariä und eine Anbetung der Könige, welche in einer eigenthümlich zarten Weise gemalt sind.

Meerenge (dän. Sund), durch einander sich nähernde Landtheile verengte Gegend des Meeres, s. Kanal, vgl. Meer.

Meerfenchel, Pflanzengattung, s. Crithmum.

Meergötter, göttliche Wesen, welche die Phantasie der Griechen nach den verschiedenen Erscheinungen, die das Meer darbietet, ausbildete, waren sämmtlich dem Poseidon oder Neptun

Digitized by Google

untergeordnet; s. Griechenland (Altgriechenland).

Meergras, Pflanzengattungen: s. v. a. Zostera *L.* und s. v. a. gemeine Grasnelke, Armeria vulgaris *Willd.*

Meerhecht (Centropomus *Lacép.*, Fingerfisch), Fischgattung aus der Ordnung der Brustflosser, von deren Arten der indische M. (C. undecimalis *Lacép.*) alle Kennzeichen des Barsch hat, außer daß der Deckel sich stumpf endigt. Der Fisch ist silberweiß mit Goldschimmer und gelben Flossen, nebst einer schwarzen Seitenlinie. Er findet sich in Westindien, Brasilien und Cuba, hält sich an den Flußmündungen auf, lebt vom Raub, laicht zweimal, wird gegen 20 Pfund schwer und ist ein trefflicher Tafelfisch, wird aber nur jung gegessen. Der Nilbarsch (C. niloticus *Lacép.*, Perca nilotica *L.*), mit einem kleinen Stachel am Vorderdeckel, starken Zähnen und ziemlich stark gezahntem unteren Augenrand, silberglänzend mit bräunlichem Rücken, der größte Fisch im Nil, wird gegen 10 Fuß lang u. 60 Pfund schwer und ist sehr schmackhaft. Die Alten scheinen ihn unter dem Namen Lates gekannt zu haben. Er soll für heilig gehalten u. die Stadt Latopolis (jetzt Esne) nach ihm genannt worden seyn.

Meerhirse, Pflanzengattung, s. v. a. Lithospermum officinale *L.*

Meerhorizont, der Durchschnitt des sichtbaren Theils der Himmelskugel mit der Oberfläche des Meeres, bestimmt die Grenze der Sehweite von einem auf dem Meere befindlichen Schiffe aus. Wird durch letzteres eine Tangentialebene der Meeresfläche gelegt, so liegt dieselbe parallel mit der Ebene des M.s, aber etwas höher. Diesen in Graden ꝛc. ausgedrückten Unterschied nennt man die Kimmtiefe oder Kimmung.

Meerkalb, s. v. a. gemeine Robbe, Phoca vitulina *L.*

Meerkatze (Cercopitheeus *Erxl.*), Affengattung der alten Welt, die sich durch den rundlichen Kopf, sehr langen Schwanz, vollständigen Daumen der Hände und durch das Vorhandenseyn von Backentaschen auszeichnet, umfaßt immer unruhige, muthwillige und neugierige, schwer zu zähmende und im Alter stets bösartige Thiere. Die sehr zahlreichen Arten gehören fast sämmtlich dem Festlande Afrika's an, leben truppweise und richten in Gärten und Feldern große Verwüstungen an. Eine seit den ältesten Zeiten bekannte und sehr häufig nach Europa gebrachte Art ist die grüne M., der grüne Affe (C. sabaeus *Erxl.*, Callitriche), welche auf den Inseln des grünen Vorgebirgs, am Senegal und in einem großen Theile des warmen Afrika lebt und des europäische Klima leicht erträgt. Das Thier ist gelbgrünlich, unten weißlich, im Gesichte schwarz, an der Schwanzspitze meist gelblich und wird 1½ Fuß hoch. Auch der Mona (C. Mona *Erxl.*, bunter Affe) verträgt das europäische Klima besser als andere Affen und ist daher ebenfalls in Menagerien häufig. Sein Rücken ist kastanienbraun, Oberarme, Oberschenkel und Schwanz sind außen schwarz, innen weiß, und die unbehaarte Haut der Augenkreise und Wangen ist blauroth. Sein Vaterland soll in den Gebirgen Nordafrika's seyn. Die rothe M. (C. ruber *Cuv.*, Patas) ist 1½ Fuß lang, der Schwanz eben so lang, auf der Rückenseite ziemlich lebhaft rothgelb, an der Bauchseite weißlich, hat eine schwarze, bisweilen weiß gesäumte Binde über den Augen, lebt am Senegal und nährt sich von Datteln, Melonen, Reis, Bohnen. Die rothrückige M. (C. pyrrhonotus *Ehrenb.*) ist 2 Fuß lang, bei einer Schwanzlänge von 1½ Fuß, schön rothgelb, mit rostrothem Rücken; Gesicht und Ohren sind schwarz, die Nase ist weiß, die Augen sind weiß eingefaßt. Extremitäten u. Backenbart weiß. Sie lebt in Darfur u. Sennaar, ist jung sehr lebhaft, anständig u. angenehm, älter ernsthaft, oft bös. Die Halsbandmeerkatze (C. aethiops *Erxl.*, Mangabay) ist auf dem Rücken chokoladenbraun, am Nacken und Bauch weißlich, mit weißem Halsband, lebt auf den Inseln des grünen Vorgebirgs und dem gegenüberliegenden Festlande und wird öfters nach Europa gebracht. In der Jugend ist sie ziemlich folgsam, später aber wird sie unartig. Die rußfarbene M. (C. fuliginosus, Mangabay ohne Halsband, Mohrenaffe) ist 1½ Fuß lang, mit eben so langem Schwanz, auf der Oberseite gleichförmig chokoladenbraun, auf der Unterseite blaßgelb, mit braunem Gesicht, lebt auf Madagaskar und kommt häufig nach Europa. Das Thier ist lustig, muthwillig, immer in Bewegung, schneidet bei seinen Sprüngen immer Gesichter und ist sehr gelehrig, dabei gutmüthig. Nach Bechstein wechselt es in Europa die Farben nach den Jahreszeiten. Die Diana (C. Diana *Erxl.*, Roloway), sehr schlank, 1½ Fuß lang, oben schwärzlich, weiß punktirt, unten weiß, mit purpurrostfarbenem Kreuz u. schwarzem, weiß eingefaßtem, am Kinn mit weißem Bart versehenem Gesicht, kommt aus Guinea, ist munter u. behend, frißt alle Arten von Früchten, springt vortrefflich. Die Weißnase (C. petaurista, Askagne), oben und außen olivenbraun, unten grau, mit blauem Gesicht, weißer Nase, weißem Haarbusch oder Backenbart vor jedem Ohr u. schwarzem Schnurrbart, 1 Fuß lang bei einer Schwanzlänge von 1¼ Fuß, lebt in Guinea als ein sehr lebhaftes Thierchen, welches sich von Früchten nährt, immer lustig ist und durchaus nicht die Unarten der meisten Affen hat. Die blinzelnde M. (C. nictitans) ist 16 Zoll lang, mit 26 Zoll langem Schwanz, schwarz oder braun, weiß punktirt, mit weißer Nase, während das übrige Gesicht schwarz, nur um Lippen und Augen rostfarben ist, lebt in Guinea und Angola, wird, jung gefangen, sehr zahm und artig.

Meerkohl, Pflanzengattungen: s. v. a. Crambe maritima *L.* u. s. v. a. Convolvulus Soldanella *L.*

Meerkugeln, s. v. a. Meerbälle.

Meerlilie, s. v. a. Pancratium maritimum *L.*

Meerlinse, Pflanzengattung, s. Lemna.

Meermann, Johann, Reichsfreiherr von, ausgezeichneter Staatsmann und Gelehrter, war am 1. Nov. 1753 im Haag geboren, der einzige Sohn des als Herausgeber des „Thesaurus juris civilis et canonici" und der „Origines typographicae" rühmlich bekannten Gerhard M., der als Rathspensionär in Rotterdam 1771 †. Der Sohn übersetzte schon im 10. Jahre die „Mariage forçé" des Molière und ließ diese Arbeit

Digitized by Google

ohne des Vaters Wissen drucken. Er studirte hierauf in Leipzig, Göttingen und Leyden und machte, nachdem er sich die Würde eines Doktors der Rechte verschafft, 1774 eine größere Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland und England. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Schöff der Stadt Leyden ernannt. Im J. 1791 nahm er seine Entlassung und machte aufs Neue eine große Reise durch Preußen, Oesterreich und Italien, von der er 1792 in sein Vaterland zurückkehrte. Von 1797—1800 bereiste er Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland und Rußland. Unter der napoleonischen Herrschaft wurde er zum Direktor der Akademie der schönen Wissenschaften zu Amsterdam und nach der Einverleibung Hollands in das französische Kaiserreich zum Grafen und Senator ernannt. Er † am 19. August 1816 ohne Nachkommen. Seine reiche Bibliothek, deren Katalog eine literarische Merkwürdigkeit ist und die er der Stadt Haag vermachte, wurde 1824 für 171,000 holländ. Gulden versteigert. Unter seinen historischen Schriften sind eine „Geschichte Wilhelms von Holland" (Haag 1783 bis 1787, 5 Bde.), „Relationen über Großbritannien und Irland, Oesterreich, Preußen und Sicilien" (daf. 1787—1794, 5 Bde.) und „Relationen über den Norden und Nordwesten Europa's" (daf. 1805—1806, 6 Thle.) zu nennen. Verdient machte er sich durch seine Bearbeitung der „Jaarboeken van wetenschappen en Kunsten in het Koningrijke Holland over de jaren 1806—7" (1809—10). Er gab auch heraus „Hugonis Grotii parallelon rerum publicarum liber tertius" (Haarlem 1801 bis 1802, 3 Thle.), „Grotii epistolae ineditae" (daf. 1806) und Jean Vandenesse's „Histoire des voyages, faits par l'empereur Charles V depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort" und schrieb eine holländische Uebersetzung des Messias von Klopstock (1812). Seine Wittwe, eine geschätzte Dichterin, beschrieb sein Leben.

Meermuschelgrus, Ablagerungen von bald erhaltenen, bald zertrümmerten Meerkonchylien von gegenwärtig noch lebenden Arten und bald bloß aus Muscheln bestehend und mit Sand untermengt und zu Muschelsandstein, zuweilen auch zu einem Muschelkonglomerate (Meermuschelbreccie) verbunden.

Meernelke, s. v. a. gemeine Grasnelke, Armeria vulgaris *Willd.*

Meernesseln (Klipprosen, Seeanemonen, Actinia *L.*), Polypengattung, cylindrische, weiche, oft beträchtlich große, einfache Thiere, unten mit einer Sohle nach Art der Schnecken feststehend und mittelst ihrer auch sich fortschiebend, finden sich in allen Meeren, auch an den deutschen Küsten, meist auf Felsen oder im Muschelsande sitzend, wo sich manche so fest ansaugen, daß man sie nur mit dem Messer abheben kann. Sie lösen sich zuweilen freiwillig ab und lassen sich fallen, wo sie sich dann mittelst der Fühler wieder anfangen u. einen neuen Platz gewinnen. Die in einfacher oder doppelter, auch noch in mehrfacher Reihe um den Mund stehenden Fühler sind sehr empfindlich und ziehen sich bei der leisesten Berührung oder Erschütterung zusammen. Der Mund führt in einen blind endigenden Magen, um welchen herum sich viele senkrechte Blätter, aus einer muskulösen Haut mit Längs- und Querfasern bestehend, vorfinden, so daß eine quer durchschnittene Aktinie wie ein querdurchschnittener Mohnkopf oder eine ausgedrückte Citrone aussieht. Zwischen diesen Lamellen finden sich die Eierstöcke. Eier und Junge werden von der Seeanemone durch den Mund ausgestoßen. R. Wagner hat bei Actinia rufa aus zahllos verschlungenen Röhrchen gebildete Hoden neben den Eierstöcken, also hermaphroditische Duplicität des Geschlechts, gefunden. Die Eier aber haben die Eigenschaft, sich rasch um ihre Axe zu drehen, oder auch frei im Wasser einige Zeit herumzuschwimmen u. sich dann erst irgendwo anzubefestigen, um zu einer neuen Aktinie zu erwachsen, weshalb sie manche Naturforscher schon für junge, nur anders gestaltete Thiere und die alten Aktinien demnach für lebendig gebärend erklären wollten. Mit dem Wachsthum verändert sich das junge Thier in sofern, als es oft noch neue Fühlerkränze erhält. Im Leben prangen die M. mit den prächtigsten Farben, die sich aber natürlich bei der Entfernung von ihrem Wohnplatze bald verlieren. Ihre Nahrung besteht in kleinen Krebschen, Konchylien ꝛc., von denen sie das Nahrhafte verdauen und die Schale unverändert auswerfen. Nach einigen Beobachtungen sollen sich eine Menge abgeschnittener Stücken wieder zu ganzen Thieren entwickeln. Einige sind eßbar, bei mehren, aber nicht allen, erregt ihr Schleim Brennen und Entzündung der Haut, daher ihr Name M. Es gibt M. von zwei Fuß Länge, die meisten sind jedoch von der Größe der Cactusblüthen. Die Arten sind zahlreich, viele aber noch nicht speciell bestimmt und genau beschrieben. Actinia gigantea *Rapp.* (Priapus giganteus *Forsk.*), im rothen und Mittelmeer, wird in der Provence unter dem Namen Ortie oder Artigne verspeist. A. Mesembryanthemum *Cuv.*, brennend roth, bisweilen grün gefleckt, mit der Länge nach zart gestreiftem Körper, gegen Ende des Sommers grün oder braun, streckt sich gern aus dem Wasser hervor, bedeckt oft ganze Felsenstrecken wie ein prächtiges Blumenbeet und wohnt im atlantischen, Mittel- und Nordmeer.

Meerpferd, s. v. a. Flußpferd, Hippopotamus amphibius *L.*

Meerrettig, Pflanzengattung, s. v. a. Cochlearia armoracia *L.*

Meersalz (Seesalz), der durch freiwilliges Verdampfen des Meerwassers erhaltene Salzrückstand; s. Kochsalz, vgl. Meer.

Meersalzkraut, s. v. a. gemeines Glasschmalz, Salicornia herbacea *L.*

Meersburg (Mörsburg), Amtsstadt im badischen Seekreis, am Bodensee, zerfällt in die obere und untere Stadt, hat ein altes Schloß, Klostergebäude, ein Rathhaus, Getreidehaus, eine Post, Domänenverwaltung, ein Schullehrerseminar, Filiallehrinstitut des konstanzer Klosters Zofingen, Feld-, Obst- und Weinbau. Früher residirten hier die Erzbischöfe von Konstanz.

Meerschaf, s. v. a. Albatroß, Diomedea exulans *L.*

Meerschaum (Kilkeffi, Kil), Mineral aus der Familie des Speckſteins, enthält nach Berthier 50,0 Kieselsäure, 25,0 Talkerde, 25,0 Wasser,

Digitized by Google

ist derb, knollig, von flachmuscheligem Bruch, im Kleinen feinerdig, von 2,5 Härte, 1,2—1,6 Gewicht, milde, beim Schneiden zähe, gelblichweiß, graulichweiß, matt, im Strich wenig glänzend, undurchsichtig, wenig fettig anzufühlen, stark an der Zunge klebend, Wasser unter Zischen stark einsaugend, nach Ehrenberg aus mikroskopisch kleinen, gegliederten Stäbchen (? Bacillarien) bestehend, findet sich lagerartig im Serpentin bei Hrubschitz und Oslowaen in Mähren, bei Vallecos und Toledo in Spanien, ferner in Natolien, Livadien, auf Negroponte, bei Sebastopol und Kaffa in der Krimm. Er bricht in dichten, zähen, an der Luft härter werdenden, doch immer noch schneidbaren Massen und wird besonders zur Fabrikation der bekannten Meerschaumköpfe benutzt. Die Meerschaumklötze werden in Wasser geweicht, mit einer kleinen Handsäge oder dem Messer aus freier Hand nach der verlangten Form grob zugeschnitten, dann auf der Drehbank glatt gedreht. Zuweilen geschieht die Bearbeitung auch nur mittelst geeigneter Bohr- und Schneideinstrumente. Die geformten Köpfe werden nun erst völlig ausgetrocknet, dann in geschmolzenem Nierentalg gesotten, nach dem Herausnehmen und Erkalten abgeschabt, mit feuchtem Schachtelhalm (Schafthalm) und darauf noch mit Bimsstein, Tripel, Kreide u. dergl. polirt und getrocknet. In diesem Zustande (rohe Meerschaumköpfe) lassen sie sich nun schon zum Rauchen brauchen. Ein zweites Sieden in Wachs macht sie aber nicht allein fester und dauerhafter, sondern bewirkt auch, daß sie schneller und besser braun anrauchen. Man pflegt diese Köpfe Talg- oder Wachsköpfe zu nennen, und sie haben den Vorzug vor allen andern Arten. In neuerer Zeit sind die sowohl äußerlich als innerlich ganz schwarz gebrannten ächten Meerschaumköpfe sehr Mode geworden, weil sie leicht sind, vielen Glanz besitzen und sich gut rauchen. Die Fabrikation geschieht so, daß man sie in warmem Leinöl 15 bis 30 Minuten liegen läßt, dann polirt, über Kohlenfeuer hält und unter öfterm Bestreichen mit Leinölfirniß so lange darüber herumdreht, bis nichts mehr eingesogen wird. Das Innere wird durch glühende Kohlen, die man hineinthut und anfacht, in mehren Operationen, zwischen denen man Firniß auf die innere Oberfläche gibt, schwarz gebrannt und zuletzt polirt. Oelköpfe nennt man solche Köpfe, die statt in Talg und Wachs, in Leinölfirniß gekocht sind. Sie haben eine mehr oder weniger bunte, dunkelgelbe, braune Farbe, viel Glanz, Festigkeit und Dauer, stehen aber den Talg- und Wachsköpfen in schönem Farbenspiel, Leichtigkeit, schwächerer Wärmeleitung und Einsaugungsfähigkeit nach. Aus den Abfällen des M.s bereitet man die sogenannten künstlichen Meerschaumköpfe, die besonders in Ruhla in großer Menge und verschiedener Güte verfertigt werden. Ueberhaupt sind die ruhlaer Meerschaumköpfe nächst den wiener die besten. Verfälschungen, welche aus Gyps und Eierschalen bereitet werden, sind leicht zu erkennen. Eins der besten Prüfungsmittel, ob ein Kopf ächt oder unächt ist, besteht darin, daß man den Vordertheil des Kopfes mit schweißigen Fingern hin u. her reibt, wo der Schmutz leicht haften wird, wenn der Kopf unächt ist, wogegen der ächte M. rein u. weiß bleibt. Auch große Leichtigkeit spricht gewöhnlich für die Aechtheit der Köpfe. Vgl. Thon, Gründliche Anleitung, meerschaumene Pfeifenköpfe zu verfertigen, Ilmenau 1833; Unterweisung in Beurtheilung und Behandlung der sogenannten Meerschaumköpfe, Leipz. 1833.

Meerschwamm, s. v. a. Badeschwamm.

Meerschwein, s. v. a. Braunfisch, s. Delphin.

Meerschweinchen (Cavia *Ill.*), Säugethiergattung aus der Familie der Nagethiere, ausgezeichnet durch dreizehige Hinterfüße ohne Schwimmhäute, wurzellose, mit 2—3 Lamellen besetzte Backenzähne und den Mangel des Schwanzes, umfaßt friedliche Thiere, die im heißen Amerika in Wäldern und Gebirgen leben und sich von Gras und andern Pflanzenstoffen nähren. Das gemeine M. (C. Cobaya), welches bei uns häufig als ein munteres und geselliges Hausthier gehalten wird, ist 8—9 Zoll lang, unregelmäßig weiß, schwarz und rothgelb, erhielt seinen Namen davon, daß es aus Südamerika, wo es aber jetzt ebenfalls nicht mehr wild gefunden wird, über das Meer zu uns kam und eine Art Grunzen hören läßt. Es vermehrt sich sehr stark, da es jährlich dreimal 4—6 Junge wirft, die schon nach 6 Monaten wieder fortpflanzungsfähig sind. Fleisch und Balg sind schlecht und werden kaum benutzt. Das gemeine M. soll von dem braunen M. oder dem Aperea (C. aperea) abstammen, weil dieses das einzige in Südamerika wild vorkommende Nagethier ist, welches die meiste Aehnlichkeit mit unserm M. hat. Die Aperea ist um Buenos-Ayres und sonst noch am Ufer des Platastroms häufig. Sie ist 10 Zoll lang, oben braun, am Bauche gelblichgrau und wirft jährlich 1—2 Junge. Das Fleisch wird von den Indianern gegessen, der Pelz ist werthlos.

Meerstrands-Beifuß, Pflanzengattung, s. v. a. Artemisia maritima *L.*

Meerstrands-Dreizack, Pflanzengattung, s. v. a. Triglochin maritimum *L.*

Meerstrands-Mannstreu, Pflanzengattung, s. v. a. Eryngium maritimum *L.*

Meerstrands-Milchkraut, Pflanzengattung, s. v. a. Glaux maritima *L.*

Meerstrandswinde, Pflanzengattung, s. v. a. Convolvulus Soldanella *L.*

Meerstroh (Kameelheu), die Blätter und Halme des in den arabischen Sandwüsten, in Aegypten und Aethiopien wachsenden wohlriechenden Kameelheu-Bartgrases (Andropogon Schoenanthus *L.*), die in kleinen Schachteln über Marseille und Venedig in den Handel kommen. Es besteht aus fußlangen, harten, steifen, runden und gelben Halmen, die hier und da noch mit Blättern umgeben, in feine Aeste zertheilt und innen mit schwammigem Mark angefüllt sind und einen durchdringend gewürzhaften Geruch und einen bitterlich scharfen, gewürzhaften Geschmack haben, und wurde früher in den Apotheken und seines Wohlgeruchs wegen bei Mundwassern und in Bädern gebraucht. In Ostindien soll man daraus das Siree-, Kameelheu- oder türkisch Melissenöl (Oleum Sirae oder Zierae) destillirten, welches eine röthliche Farbe und einen melissen- und citronenähnlichen Geruch hat.

Digitized by Google

Meertaufe, Ceremonie der Schifffahrer, welcher sich vornehmlich Diejenigen unterziehen müssen, welche die Linie oder auch den Wendekreis des Krebses, die Meerenge von Gibraltar, das Vorgebirge der guten Hoffnung, das Kap Horn, Nordkap und andere dergleichen merkwürdige Orte zum ersten Male passiren. Ein alter Matrose stellt dabei den Neptun vor, bewillkommt vom Bugspriet herab das Schiff, zieht über das junge Schiffsvolk, welches unterdessen in einem finstern Gemache sitzt, Erkundigung ein und besieht dann, dasselbe beim Eintritt in sein Gebiet zu weihen ꝛc. Darauf wird von den einzuweihenden Neulingen Einer nach dem Andern mit verbundenen Augen auf das Verdeck geführt und von der aus einem Priester und andern verkleideten Gehülfen bestehenden Gesellschaft genöthigt, sich auf ein Bret zu setzen, das über einem mit Seewasser gefüllten Boote oder großen Fasse liegt. Nun wird ihm die Bartgegend mit Theer eingerieben, bei jeder Antwort auf die vorgelegten Fragen der Theerpinsel in den Mund gesteckt und nachher der Theer mit einem Löffel vom Barte abgekratzt, das Bret plötzlich weggezogen und der Einzuweihende rückwärts ins Wasser gestoßen, worauf die Augenbinde hinweggenommen wird und ein Anderer an die Reihe kommt. Zuletzt begießen alle bei der M. Beschäftigten einander mit Seewasser, wobei nur derjenige verschont bleibt, welcher sich durch Geld- oder Getränkespendung davon loskauft. Selbst der Kapitän muß für sich und sein Schiff, wenn dasselbe zum ersten Mal in die Gegend kommt, zahlen.

Meertrauben, die Weintrauben ähnlich zusammengestellten Eier des Dintenfisches, Sepia officinalis *L.*

Meerut, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (2332 englische □Meilen mit 1,135,072 Einwohnern), in der britisch-ostind. Provinz Allahabad, an einem Arme der Kalinadi, von einer verfallenen Mauer umgeben, ist schlecht gebaut und hat enge und schmuzige Straßen. Als Zeugen früheren Glanzes erblickt man noch die Trümmer mehrer ansehnlichen Moscheen und Pagoden. Das schönste Gebäude der heutigen Stadt ist die englische Kirche, eine der größten in Indien. M. zählte 1853 29,014 Einwohner und ist wichtig als eine der großen Militärstationen für das britische Indien. In der Geschichte wird M. zuerst 1017 genannt, wo es für seine Erhaltung dem Sultan Mahmud von Ghasni ein großes Lösegeld zahlte. Im Jahre 1399 ward die Stadt von Timur vollständig zerstört.

Meerweibchen, fabelhaftes Geschöpf von der Gestalt eines Weibes mit meergrünen Haaren und nach unten in einen Fisch endigend, welches an Küsten gesehen worden seyn soll. Zu diesem Gebilde der Phantasie haben wahrscheinlich Phoken und ähnliche Thiere, namentlich auch der Manati, Anlaß gegeben. Auch will man dergleichen Meergeschöpfe in Gestalt eines Mannes und am ganzen Körper beschuppt (**Meermännchen**) gesehen haben.

Meerwurzel, Pflanzengattung, s. v. a. Eryngium maritimum *L.*

Meerzwiebel, Pflanzengattung, s. v. a. Scilla *L.*

Mees, les, Stadt im französischen Depart. Niederalpen, Bezirk Digne, an der Durance, treibt Handel mit vorzüglichem Wein und hat 2250 Einw.

Meeting (engl.), Versammlung, welche an einem vorherbestimmten Orte behufs der Berathung einer vorliegenden Sache, z. B. einer Parlamentswahl, abgehalten wird; namentlich aber Versammlung, auf welcher die daran Theilnehmenden über Verbesserung ihrer materiellen Lage berathschlagen.

Megadendron, der fossile Baumstamm von 5′ 2″ Durchmesser aus dem Rothliegenden von Chemnitz, früher für eine Eiche gehalten, daher „**Chemnitzer Eiche**", durch mikroskopische Untersuchung von Göppert für eine Konifere erkannt und von Reichenbach als *M. saxonicum* bezeichnet.

Megära, eine der Furien, s. **Furien**.

Megalanthropogenesie (v. Griech.), von Graham aufgestellter Inbegriff der physischen und moralischen Bedingungen der Erzeugung kräftiger Kinder.

Megalensische Spiele (Megalesia), bei den alten Römern Spiele, welche zu Ehren der Magna Mater gefeiert wurden. Anfangs waren es nur Spiele des Cirkus; bald aber erlangten sie eine gewisse Heiligkeit. Am ersten Tage des Festes wurde ein grüner Fichtenbaum in den Tempel getragen, am zweiten Tage fand das Tubilustrium Statt, indem unter Hörnerklang der verlorene Attis gesucht wurde, am dritten Tage wurde die Entmannung des Attis gefeiert, am vierten wurde Attis gefunden und durch Cybele's Kraft von Neuem belebt. Der fünfte Tag war ein Ruhetag; am sechsten fand die Lavatio der Magna Mater Statt.

Megalometer, s. **Mikrometer**.

Megalopolis, die spätere Hauptstadt Arkadiens, wurde nach der Schlacht bei Leuctra von Epaminondas durch Vereinigung der Bewohner von 40 kleinen und zerstreuten Flecken Arkadiens zum Schutze gegen die Spartaner gegründet und 368 v. Chr. vollendet, lag in der Landschaft Mänalia, am Flusse Helisson, der die Stadt in eine nördliche u. südliche Hälfte theilte, und hatte eine Einwohnerzahl von 60 — 70,000 Menschen. Auf der Südseite des Flusses lag das Theater, das größte in ganz Griechenland, nicht weit davon das große Rathhaus. Nach Alexanders des Großen Tode traten in M. Tyrannen auf, deren letzter, Lydiades, freiwillig seiner Herrschaft entsagte und die Stadt dem achäischen Bunde zuführte. Sie ward deshalb vom König Cleomenes von Sparta erobert, geplündert und größtentheils zerstört. Philopömen führte zwar nach der Schlacht bei Sellasia die Vertriebenen wieder zurück, die Stadt erholte sich aber nie wieder, sondern verfiel immer mehr und war schon zu den Zeiten des Strabo und Pausanias fast ganz verödet. Jetzt liegt an ihrer Stelle das Dorf Sinano oder Sinanu. Vgl. Expedition scientifique de Morée, Bd. 1, Paris 1831.

Megara, 1) uralte Hauptstadt der Landschaft Megaris, auf dem Isthmus von Korinth gele-

Digitized by Google

gen, der Insel Salamis gegenüber, bestand eigentlich aus drei Theilen: der alten pelasgischen Burg Caria, der neueren, von Alcathous erbauten und nach ihm benannten Burg und aus der am Fuß beider gelegenen eigentlichen oder untern Stadt. Die Burg Caria enthielt den berühmten Tempel der Demeter Megaronz in der eigentlichen Stadt befanden sich ein Tempel des olympischen Zeus, des Dionysus u. der Aphrodite, ein Gymnasium, das Heroon des Alcathous ꝛc. Von der berühmten Wasserleitung des Theagenes finden sich noch Spuren. In M. hatte auch die Philosophenschule des Euclides ihren Sitz. Stark befestigt und während des persischen u. peloponnesischen Krieges groß u. mächtig, sank es später in Folge der unerhörten Sittenlosigkeit und Verderbtheit seiner Bewohner ganz herab und war zu Augustus Zeit schon ein bedeutungsloser Ort. Unter Hadrian erholte es sich als römische Kolonie wieder einigermaßen. Durch Alarich und später durch die Venetianer und Türken wurde jedoch der letzte Rest seiner Kunstdenkmäler vernichtet. Unter der türkischen Herrschaft war M. ein ärmliches Dorf mit wenigen Ueberresten seiner ehemaligen Größe, das im griechischen Freiheitskampfe vollends zerstört wurde, bis man in neuester Zeit das Ganze wieder in eine neue Stadt umzuschaffen begonnen hat. Als Hafen von M. galt Nisäa.

2) Stadt Siciliens, an der Ostküste, nördlich von Syracus, von Doriern aus M. um 708 v. Chr. an der Stelle eines schon vorgefundenen Städtchens Hybla gegründet, weshalb M. auch Hybla und die Einwohner Megarenses Hyblăi genannt wurden. Seit Gelons Zeit gehörte sie zum Gebiet von Syracus. Später von den Römern geplündert, verlor sie ihre Bedeutung. Bei Cataro finden sich noch geringe Spuren von ihr.

Megaris, kleine gebirgige Landschaft auf u. am korinthischen Isthmus, früher zum eigentlichen Hellas, später zum Peloponnes gerechnet, grenzte im Osten an Attica und den saronischen Meerbusen, im Norden an Böotien, im Westen an das alcyonische Meer, im Süden an das Gebiet von Korinth und an den saronischen Busen und hing mit den benachbarten Ländern nur durch enge, leicht zu vertheidigende Gebirgspässe zusammen. Der Boden war im Ganzen dem von Attica gleich, aber noch rauher und felsiger u. daher nicht sehr fruchtbar. Die Grenze gegen Attica bildeten die sogenannten Hörner, ein Zweig des Cithäron, dessen südliche Abhänge mit dem Vorgebirge Minoa an der Nordgrenze lagerten. Am südlichsten Theile dieses Gebirges zeigten sich die berühmten scironischen Felsen, über welche jener der Sage nach vom Räuber Sciron bloß für Fußgänger angelegte, von Hadrian aber für zwei Wagen erweiterte, sehr gefährliche Weg (jetzt Kaki-Skala, der schlimme Paß) aus Attica nach Megara führte und auf denen ein Tempel des Zeus Apheßios stand. Der Berg Geranea, zwischen Tripodiscus u. Korinth, über welchen die Straße aus dem Peloponnes durch M. nach Hellas führte, bildete mit seiner Westspitze das Vorgebirge Olmiä (jetzt Malanzara) und am alcyonischen Busen das Vorgebirge Aegiplanctus. Zwischen diesen Gebirgen war nur Eine größere Ebene, das sogenannte weiße Feld, unstreitig nicht verschieden von dem Thonfeld Eimolia, zwischen Megara und Tripodiscus. Unter den Bergbächen war der Japis der bedeutendste, der am Fuße des Gebirges Kerata floß. Von den Quellen des Landes wurden die der sithnidischen oder theidischen Nymphen beim Flecken Rhus zu einer prächtigen Wasserleitung nach M. benutzt. Die Megarenser trieben bedeutende Schafzucht, und aus der gewonnenen Wolle wurden grobe Mäntel für die geringeren Leute in Athen verfertigt. Außerdem war M. reich an Wild und Fischen (besonders Delphinen), Meerschildkröten. Getreide brachte das Land, außer einer besonderen Sorte Weizen, wenig hervor, dagegen viel Gemüse, Zwiebeln, Feigen, Rosen und Wein. Die zahlreichen Wälder lieferten prächtiges Bauholz. Die Produkte aus dem Mineralreiche waren feiner, weißer Thon auf dem Gefilde von Eimolia, woraus berühmte Töpferarbeiten verfertigt wurden, weißer Muschelmarmor und Seesalz. Mit allen diesen Produkten führten die Megarer früher, ehe sie wegen ihrer Versündigung an heiligen Gefilde von Eleusis von allem Verkehr mit Attica ausgeschlossen wurden, starken Handel nach Athen; später aber legten sie sich besonders auf den Seehandel, wobei ihnen ihre zahlreichen Pflanzstädte an den Küsten von Thracien und Bithynien (Byzanz, Chalcedon, Mesembria, Selymbria ꝛc.) sehr zu Statten kamen. Sie besaßen daher auch eine starke Flotte und waren treffliche Seeleute, sowie tapfere Krieger. Durch ihren blühenden Handel wohlhabend geworden, ergaben sie sich dem Wohlleben u. der Prachtliebe. Sie galten für unwissend, plump, schamlos und kupplerisch und standen besonders im Rufe der Verstellung u. Falschheit, daher der Ausdruck megarensische Thränen von den Alten sprüchwörtlich für erheuchelt gebraucht wurde. An Ortschaften enthielt das Ländchen außer der Hauptstadt Megara (s. d.) bloß kleinere Städte u. Flecken, wie Aegosthena am Fuße des Cithäron, Tripodiscus, nordwestlich von Megara (jetzt Ruinen bei Derweni), Pegä, ein Handelshafen und Kastell am alcyonischen Meere (jetzt Pfatho mit alten Mauerresten), Geranea, ein Kastell, Isus, eine böotische Kolonie am Cithäron, Rhus, nahe bei Megara u. a. Vergl. Reinganum, Das alte M., Berlin 1825.

Megarische Schule, s. Euclides 1) und Philosophie.

Megaron (griech.), großes Gemach; dann im Apollotempel zu Delphi der innerste Raum, wo die Fragenden die Antwort des Orakels empfingen.

Megaspiläon (d. i. große Höhle), das größte und reichste Kloster in Griechenland, wenige Meilen vom korinthischen Meerbusen in der Provinz Achaja, im Gebirge romantisch an einer Felswand u. am Flusse Buraicus gelegen, diente im Kriege gegen die Türken als unnahbare Festung u. gewährt jetzt den Reisenden gastfreundlichen Aufenthalt. Es wird von 200 Mönchen bewohnt. In der Kirche wird ein aus braunem Wachs in Relief gebildetes Marienbild als Werk

Digitized by Google

des Apostels Lucas gezeigt, und diesem verdankt das Kloster seinen Ruf als besuchter Wallfahrtsort. Die Handschriften mit den Werken alter Autoren, welche vor und nach 1453 in der dortigen Bibliothek gewesen, sollen durch Brand vernichtet worden seyn.

Megasthenes, Zeitgenosse des Seleucus Nicator und von diesem als Gesandter an den indischen König Sandrocottus geschickt, schrieb ein Werk „Indica", aus dem Arrian u. Strabo viel entlehnt haben. Fragmente gab K. A. Schwanbeck (Bonn 1846) heraus.

Megatherium, eine ausgestorbene Thiergattung, die von Cuvier zu den Faulthieren gestellt und von Pander Riesenfaulthier, Bradypus giganteus, genannt wurde. Das größte und schönste Skelet, aus dem älteren Diluvium Südamerika's 1789 bei Buenos-Ayres gefunden, befindet sich jetzt im Museum zu Madrid und ist 12' lang und 6' hoch.

Megerle, Ulrich, eigentlicher Name des Abraham a Sancta Clara (s. d.).

Megiddo (Mageddo), Stadt in Palästina, im Gebiet des Stammes Isaschar, aber zum Stamme Manasse gehörig, früher kananitische Königsstadt und auch nach Josua noch geraume Zeit in den Händen der Kananiter, lag in einer zur Fläche Jesreel gehörigen Ebene, welche mehrmals als Wahlstätte diente. In der Nähe war das Wasser Megiddo's, vermuthlich der Bach Kison. Salomo hatte M., als an einer militärisch wichtigen Stelle gelegen, befestigen lassen.

Megista, Insel vor der Küste Lyciens zwischen Rhodus und den chelidonischen Inseln.

Megna, Fluß in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bengalen, gebildet durch die Vereinigung des Sourmah und Baculi, verbindet sich mit dem Brahmaputra, nimmt rechts verschiedene Arme des Ganges auf und mündet in den Meerbusen von Bengalen.

Mehadewah, Gebirg, s. v. a. Himalaya.

Mehadia, Flecken, s. Mahadia.

Mehawelle Ganga, Fluß auf der Insel Ceylon, fließt von Südwesten nach Nordosten und fällt auf der Ostküste südlich von Trinkomale in den Ocean.

Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten, geboren 1769 zu Kavala in Macedonien, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters, der Aga der Straßenwärter war, von dem türkischen Befehlshaber von Kavala, der den Knaben wegen seines hellen Verstandes und seiner körperlichen Gewandtheit lieb gewonnen hatte, erzogen. Indeß beschränkte sich diese Erziehung außer den körperlichen Uebungen auf den nothdürftigsten Unterricht in der mohammedanischen Religion; lesen und schreiben lernte M. erst in späteren Jahren. Auch ein in Kavala ansässiger französischer Kaufmann, Namens Lion, nahm sich seiner an und mag in ihm den Grund zu der Vorliebe für die Franzosen gelegt haben. Als 1783 in Kavala ein Aufstand ausbrach, war es der 14jährige M., der durch sein kluges, energisches Auftreten das Meiste zu seiner Unterdrückung beitrug. Zur Belohnung dafür erhielt er eine Stelle in der türkischen Armee, und 1787 ging er durch die Vermittelung seines Erziehers eine vortheilhafte Heirath ein. Nachdem er längere Zeit sich dem Tabakshandel gewidmet hatte, wurde er 1798 bei dem Einbruch der Franzosen in Aegypten dem Führer des Truppenkontingents seiner Vaterstadt als Rathgeber zugesellt. Da er sich auf diesem neuen Schauplatz seiner Thätigkeit vielfach, namentlich in dem Gefecht von Rahmanieh durch Klugheit und Tapferkeit auszeichnete, so erhielt er immer höhere Stellungen, bis er zum Befehlshaber des Albanesencorps in Aegypten ernannt wurde. Mit den Albanesen gewann er bald in den langen Kämpfen, die nach dem Abzug der Franzosen zwischen den Mamluken und den türkischen Herrschern entstanden, eine bedeutende unabhängige Stellung, machte sich aber auch den damaligen Pascha von Aegypten, Khosrew Pascha, zu dessen Entsetzung er viel beitrug, zum unversöhnlichen Gegner. Die Energie, mit welcher er den Bedrückungen und Erpressungen, welche die Türken und Mamluken gegen die Eingeborenen sich erlaubten, entgegentrat, machte ihn so beliebt, daß er von diesen als ihr Erretter betrachtet und 1804 zum Pascha ausgerufen ward. M. lehnte zwar diesen Titel ab und überließ ihn dem eben zu dieser Würde erhobenen Pascha Khurschid; als sich dieser aber die unglaublichsten Erpressungen erlaubte, so wußte er es durch die Vermittelung des französischen Konsuls Drovetti dahin zu bringen, daß Khurschid abgesetzt und er selbst von der Pforte 1806 zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt und als Statthalter Aegyptens bestätigt wurde. Als solcher stellte er das Ansehen der Pforte daselbst wieder her, indem er die Mamlukenbeys, welche nach dem Abzuge der Franzosen und Engländer ihre soldatische Herrschaft erneuert hatten, erst zur Unterwerfung zwang, dann (im März 1811) dieselben sammt ihrem Gefolge bei einer Feierlichkeit, zu welcher er sie eingeladen hatte, treulos ermorden ließ; gegen 470 Mamluken, darunter die angesehensten Beys, kamen bei dieser Gelegenheit um u. über 1000 wurden überhaupt ermordet. M. ordnete nun mit kräftiger Hand die Verwaltung des Landes, erweckte aber den Argwohn der Pforte, die ihm, um seine Macht zu brechen, die Bekämpfung der in Arabien um sich greifenden Wahabiten auftrug. Der erste Versuch unter Tussun-Pascha, M.s zweitem Sohne, 1811, mißlang; sein ältester Sohn, Ibrahim-Pascha, bekämpfte jedoch 1816—18 die Wahabiten mit Glück und brach ihre Macht. M. dehnte damit seine Herrschaft über einen großen Theil Arabiens aus, sowie er durch die Expedition gegen die Mamluken nach Nubien dieses ganze Land und selbst Kordofan sich unterwarf. Da aber seine albanesischen Soldaten durch diese Kriege sehr zusammengeschmolzen waren, galt es, diese durch einheimische Truppen zu ersetzen. Rekruten wurden aus den Fellahs ausgehoben und nach europäischer Art eingeübt u. organisirt. Auch das Seewesen ward auf europäischem Fuße eingerichtet, Festungen, Werfte, Zeughäuser wurden erbaut u. Werkstätten zur Verfertigung aller Arten von Kriegsbedarf und Maschinen errichtet. Um die Mittel dafür zu gewinnen, führte er ein Aussaugungssystem ein, bei dem das Wohl des

Digitized by Google

Volkes gar nicht in Frage kam. Durch die unerfüllbare Forderung, daß alle Grundeigenthümer die Dokumente über die erste, von der Regierung vollzogene Verleihung ihrer Güter herbeischaffen sollten, hatte er zuerst einen großen Theil der wohlhabenden Familien aus ihren Besitzungen verdrängt, dann (1814) sich selbst zum alleinigen Eigenthümer aller Grundstücke erklärt. In Folge dessen wurde für alles angebaute Land, in sofern dasselbe nicht unmittelbar auf Rechnung des Pascha durch Frohnarbeiter bestellt wurde, ein Pacht an seine Schatzkammer entrichtet. Die Erzeugnisse selbst mußten in öffentliche Vorrathshäuser zu festgesetzten Preisen, welche in Schatzkammerscheinen bezahlt wurden, abgeliefert werden; die zum auswärtigen Handel geeigneten wurden vom Pascha an die europäischen Handlungshäuser in Alexandrien im Ganzen verkauft, die Artikel des innern Verbrauchs an die Unterthanen zu willkürlichen Preisen vereinzelt. Zu diesen Monopolen des Landbaues und des Produktenhandels gesellte sich das Monopol des Fabrik- und Manufakturwesens, welches M. in großen, zu diesem Behufe errichteten Gebäuden mit Maschinen, die nach europäischen Modellen verfertigt waren, von Negersklaven unter europäischer Aufsicht betreiben ließ. Dieser Despotismus, in welchem er durch eine Menge französischer Abenteurer durch Rathschläge unterstützt wurde, hatte das Volk in eine Masse besitzloser Leibeigenen verwandelt, allein dazu bestimmt, dem Pascha Land- und Seesoldaten, Matrosen und Arbeiter zu liefern. Weil aber im Kriegsstaate und in der Verwaltung Aegyptens die Formen der europäischen Civilisation zur Anwendung kamen u. für die Artillerie, das Ingenieurwesen, für die Schifffahrt, den Schiffbau, die Medicin, Thierheilkunst und Landwirthschaft Schulen gestiftet wurden, so gewann M. durch den Mund und die Feder seiner französischen Bewunderer den Ruhm eines großen Gesetzgebers u. Staatsschöpfers, der vom Schicksal berufen sey, den Orient aus seiner Erstarrung zu einem frischen u. kräftigen Leben zu erwecken. Die erste große Unternehmung, die M. mit seiner neugebildeten Land- und Seemacht begann, war der Zug nach Griechenland (s. d.), mit dessen Unterwerfung ihn Sultan Mahmud beauftragt hatte. Die Zerstörung der ägyptischen Flotte bei Navarin, wofür er als Entschädigung das Paschalik von Kreta erhielt, trieb ihn zu verdoppelten Anstrengungen, den Verlust zu ersetzen, und damit zu neuen Erpressungen. Das Heer wurde neu organisirt und die Flotte in kurzer Zeit wieder hergestellt. Der Zweck dieser eiligen Rüstungen war die Eroberung Syriens, auf welches er längst sein Auge geworfen hatte. Als er für seinen Sohn Ibrahim-Pascha das Paschalik von Damaskus nicht erhielt, suchte und fand er einen Vorwand, seine Pläne mit Gewalt durchzuführen. Weil der Pascha von St.-Jean-d'Acre ägyptische Auswanderer in Syrien aufgenommen hatte, sandte M. im Oktober 1831 seinen Sohn Ibrahim mit einem Heere gegen ihn, wobei ihm der auf dem Libanon herrschende Emir Beschir die Hand bot. Während dieser Bundesgenosse der Städte Beirut, Saïd und Sur sich bemächtigte, besetzte Ibrahim Gaza, Jerusalem und Jaffa fast ohne Widerstand. Vergeblich gebot der Sultan, welcher ungern den Mächtigen noch mächtiger werden sah, Einhalt; M. leistete keine Folge, und allen Abmahnungen von Konstantinopel zum Trotz wurde im December 1831 Acre belagert. Als darauf der Sultan dem Mufti und den Ulema's befahl, über den ungehorsamen Vasallen u. dessen Sohn den Bannfluch zu sprechen, und beide ihrer Statthalterschaften (Aegypten, Kandia und Djedda) entsetzte, erklärte M. vor einer im Freien gehaltenen Versammlung seiner Offiziere und Minister, daß unter dem Scepter des unfähigen Sultans dem Reiche und der Religion gänzlicher Untergang drohe und daß er zur Abwehr desselben an die Spitze sich stellen wolle. Das Heer, welches der Sultan zur Vollstreckung der Acht gegen Ibrahim nach Syrien schickte, kam zu spät, um die Erstürmung Acre's (am 27. Mai 1832) zu hindern. Darauf besetzte Ibrahim Damaskus, Hama, Haleb, Antiochien und Alexandrette und schlug am 29. Juli bei Bylon das Heer des Sultans. Dieser sandte nun in der Person des Großwessirs Reschid Pascha einen erfahreneren Feldherrn nach Syrien und wandte sich zugleich um Beistand an England. Aber während Lord Grey auf das Gesuch einzugehen zögerte, erbot sich Rußland, gegen den aufrührerischen Vasallen Hülfe zu senden. Mahmud lehnte anfangs dieses Anerbieten ab. Aber die Nachricht von Reschids Niederlage bei Konieh am 21. Dec. 1832 überwältigte seinen Widerwillen, den Erbfeind des osmanischen Reiches selbst nach Konstantinopel zu rufen, und er verlangte nun die vorher abgelehnte Hülfe, worauf am 20. Febr. 1833 eine russische Flotte im Bosporus auf der Rhede von Bujukdere vor Anker ging, während ein russisches Landheer bei Odessa zur Einschiffung bereit stand. M. gab unter diesen Umständen dem Andringen der europäischen Großmächte nach und willigte in den Frieden, der unter Vermittelung der letztern am 4. Mai 1833 in Konieh zu Stande kam und durch welchen M. unter Aufhebung des Aechtungsfermans in seinen seitherigen Besitzungen bestätigt wurde, außerdem aber die Statthalterschaften von Damaskus, Tripolis, Said, Haleb, St.-Jean-d'Acre, Jerusalem und Naplus mit dem Gebiete der Pilgrime, für seinen Sohn Ibrahim aber die Würde eines Scheik al Harem von Mekka, den Bezirk Dschidda und den Bezirk von Adana in Syrien, letzteren als eine Pachtung vom Reichsschatze, erhielt. Es war dies aber ein Friede, mit dem beide Parteien nicht zufrieden waren und der daher von beiden Theilen nur dazu benutzt wurde, ihre Streitkräfte zu vermehren. M. hatte unterdessen mit der gänzlichen Unterwerfung Syriens, sowie der im Aufstand begriffenen Städte des Hedschas in Arabien viel zu thun, doch gelang ihm Beides. Durch die glückliche Erweiterung seiner Herrschaft erregte er aber den Neid der Engländer, und andere Umstände kamen hinzu, um die Lage der Dinge noch mehr zu verwickeln. So bezahlte er den jährlichen Tribut von 16 Millionen Piastern, welchen er an die Pforte zu zahlen versprochen hatte, sehr unregelmäßig, kam

Digitized by Google

den Befehlen des Sultans, bei aller äußeren scheinbaren Unterwerfung, nur selten nach, ja widersetzte sich zuweilen, wie bei dem am 3. Juli 1838 zwischen der Pforte, Oesterreich und England abgeschlossenen Handelsvertrag, der Ausführung derselben geradezu. Mahmud eröffnete daher 1839 gegen seinen ungehorsamen Vasallen wieder den Krieg; aber sein Landheer wurde bei Nisibis am 24. Juni 1839 gänzlich geschlagen, während die ganze Flotte durch den Verrath des Kapudan-Pascha zu M. überging. M. forderte jetzt die erbliche Herrschaft über Aegypten mit seinen Dependenzien, über Syrien mit Adana und über Kreta, sowie die Absetzung des Khosrew Pascha, den nach dem Tode Mahmuds sein Nachfolger Abdul-Medschid zum Großwessir ernannt hatte. Vergeblich suchte Frankreich, welches allein zu M. hielt, seine Forderungen zu ermäßigen und die Streitpunkte auf gütlichem Wege zu ermitteln; die übrigen vier Großmächte hatten schon am 15. Juli 1840 einen Vertrag abgeschlossen, in welchem sie sich verpflichteten, das osmanische Reich in seinem gegenwärtigen Bestand zu erhalten. M. zeigte Anfangs keine Lust, sich diesem Vertrag zu unterwerfen, sah aber doch endlich, da sich eine englisch-österreichische Flotte anschickte, Alexandrien zu blokiren, am 27. November 1840 sich zur Unterzeichnung des provisorischen Vertrags mit dem englischen Kommodore Napier genöthigt, worin er sich verpflichtete, Syrien zu räumen und die türkische Flotte herauszugeben, unter der Bedingung, daß ihm Aegypten überlassen würde. Am 12. Januar 1841 erschien auch wirklich ein großherrlicher Hattischerif, in welchem M. als Vasall der Pforte die erbliche Statthalterschaft Aegyptens zuerkannt wurde. Die vielen Beschränkungen, die darin enthalten waren, wurden durch Vermittelung der Großmächte in dem Investiturferman vom 1. Juni 1841 theilweise wieder aufgehoben. In diesem Investiturferman ward ihm der Besitz von Aegypten und Nubien aufs Neue zuerkannt, mit der Bestimmung, daß derselbe erblich auf seine männlichen Nachkommen übergehen solle, zugleich aber auch M. verpflichtet, als Vasall der Pforte einen jährlichen Tribut zu zahlen, sich den allgemeinen Gesetzen des osmanischen Reiches zu unterwerfen, ohne Erlaubniß des Sultans seine Armee nicht zu vergrößern und die Anstellung aller Stabsoffiziere vom Sultan bestätigen zu lassen. Später wurde M. noch zum Ehrengroßwessir der Pforte ernannt. Aegypten war durch die großen Anstrengungen M.s ganz ausgesogen. Die Bevölkerung war so decimirt, daß sie fast keine Rekruten mehr für das Heer liefern konnte. Die Flotte, die aus 11 Linienschiffen, 7 Fregatten, 5 Korvetten und mehren kleineren Schiffen bestand, mußte deshalb abgetakelt werden, und das 130,000 Mann starke Heer war bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. M. erklärte nun, künftig nur den innern Angelegenheiten des Landes leben zu wollen. Je mehr aber mit dem Alter seine physischen Kräfte abnahmen, um so mehr ergab er sich sinnlichen Genüssen. Dies versetzte ihn in einen Zustand, der oft in zeitweiligen Wahnsinn ausartete. Im Jahre 1844 faßte er plötzlich den Entschluß, abzudanken und nach Mekka zu reisen, was jedoch seine Familie verhinderte. Er †, zuletzt gänzlich in Stumpfsinn verfallen, am 2. August 1849, nachdem sein Enkel, Abbas-Pascha, im Januar 1849 von der Pforte zu seinem rechtmäßigen Nachfolger ernannt worden war. Vgl. Aegypten.

Mehercules (Mehercle, lat.), beim Hercules, Schwur der Römer.

Mehl, der durch Mahlen auf Mühlen zerkleinerte, mittelst Durchbeutelns von seinen Hülsen befreite und zugleich in einen feinen Staub umgewandelte Inhalt der Getreidekörner und Hülsenfrüchte. Es gibt daher so viele Arten M., als es Arten solcher Körner gibt. Die mechanischen Auftalten zur Gewinnung des M.s nennt man Mühlen (s. d.), und die Qualität des M.s hängt nicht allein von der Beschaffenheit des Getreides, sondern auch von der Einrichtung der Mühlen ab. Beim Roggen trennt man gewöhnlich nach der Güte des gewonnenen M.s das beim ersten Gang erhaltene, welches das weißeste und feinste ist, als Kernmehl, das beim folgenden erhaltene als Mittelmehl und das des letzten Ganges als schwarzes M. Beim Weizen unterscheidet man hauptsächlich Semmelmehl und Aftermehl, doch hat man in neuerer Zeit noch verschiedene Abstufungen. Ungebeuteltes M. nennt man Schrot. Das beim Mahlen verstäubende, sich überall anlegende M. wird Staubmehl und das zwischen den Mühlsteinen zurückbleibende oder mit abgetriebenem Sande verunreinigte Sandmehl genannt. Da das M. ein kleineres Volumen hat als das Getreide, aus dem es erzeugt wurde, so vermahlt man Getreide häufig in großen Quantitäten zur Versendung. Das M. besteht außer dem Stärkmehl (s. d.) und dem Kleber (s. d.) aus Krümelzucker, Dextrin, Salzen der Alkalien und alkalischen Erden, Wasser, Hülsen oder Kleie. Das Weizenmehl enthält 71,, Proc. Stärkmehl und 11 Proc. Kleber. Das feinste M. ist von mattweißer Farbe, fühlt sich weich und fettig an, enthält im lufttrockenen Zustande 12—18 Proc. Wasser und gibt, mit der Hälfte seines Gewichts Wasser zusammengeknetet, einen sehr elastischen, gleichmäßigen Teig. Die häufigsten Verunreinigungen und Verfälschungen sind Sand, gemahlene Knochen, Gyps, Kreide oder andere erdige Materien, Kartoffelstärkmehl, Bohnen- oder Erbsenmehl. Etwas Sand kommt stets in der Mühle unter das M., indem er von den Mühlsteinen abgerieben wird. Aechtes M. behält die zarten Eindrücke von der Form der Haut weit länger, als irgend ein verfälschtes M. Will man M. lange Zeit unverdorben aufbewahren, z. B. für den Transport über die See, so muß man es entweder vorher bei einer Temperatur von 40° —50° R. in einer Trockenstube austrocknen oder es aus Getreide mahlen, das vorher bei einer Wärme von 70°—80° R. auf einer flachen, kupfernen Pfanne oder einer Art Malzdarre getrocknet und dann beim Mahlen nicht wieder genetzt worden ist. Es wird dann in dichte Fässer, zu welchen weder Wasser noch feuchte Luft Zutritt haben kann, eingepreßt. In der Regel jedoch bewahrt man das M. in den Haushaltungen ohne solche künstliche Austrocknung in

Digitized by Google

Mehlkästen auf, die in größern Wirthschaften in eigenen Mehlkammern Platz finden; für einen sehr ins Große gehenden Bedarf hat man eigene Magazine. In den Mehlkästen muß es jede Woche einige Male mit einem Rührscheite oder besser mit reinen Händen in allen Ecken gut umgerührt werden, um es vor dem Verderben zu sichern. Je mehr Kleie das M. enthält, je feuchter es eingebracht wird, um so leichter verdirbt es. Weizenmehl erhitzt sich und verdirbt leichter, als anderes M., im Mai und Juni verdirbt das M. am leichtesten. In feuchtem M. entwickeln sich endlich Pilze, deren Sporen sogar die Verderbniß auf das Brod übertragen können. Vergl. Knapp, Chemische Technologie, Braunschweig 1847; Wagner, Chemische Technologie, Leipzig 1853.

Mehlbaum, s. v. a. Mehlbeerbaum; s. v. a. Elsebeerbaum, Pyrus torminalis *Ehrh.*; s. v. a. gemeiner Weißdorn, Crataegus Oxyacantha *L.*; s. v. a. Gerbermyrte, Coriaria myrtifolia *L.*

Mehlbeerbaum (Mehlbaum, Mehlazerole, Sperberbaum, weißer Elsebeerbaum, Pyrus Aria *Ehrh.*), Baum aus der Gattung Pyrus, 20—50 Fuß hoch, in den Wäldern und Hainen Europa's, mit rundlich-eiförmigen, eingeschnitten-gezähnten, unten weißfilzigen Blättern, weißen, zierlichen Blüthen in Doldentrauben und eirunden, anfangs grünen und zartwolligen, bei der Reife korallenrothen, glatten, mehligen und unschmackhaften Früchten, die ehemals als Baccae Sorbi alpini gegen Brustbeschwerden, Durchfälle und Ruhren gebräuchlich waren, wird durch Samen fortgepflanzt. Das Holz ist sehr brauchbar als Bau-, Werk- und Brennholz, sehr fest und zähe, weshalb es in Italien Metallo heißt.

Mehlblume (Eclipta), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, tropische, rauhhaarige Kräuter, von denen als Arzneipflanzen zu bemerken sind: E. erecta *L.*, Sommergewächs in Ostindien und Amerika, dessen ausgepreßter Saft auf den Molukken gegen Asthma, äußerlich bei Hautausschlägen und zum Schwarzfärben der Haare dient, und E. prostrata *L.*, Sommergewächs in Südasien, das in Ostindien bei Magen- u. Unterleibsleiden u. bei Hautausschlägen gebraucht wird.

Mehlis (Melis), Marktflecken in sachsen-koburgischen Fürstenthum Gotha, Amt Zella, mit Eisenhammer, Gewehrfabrikation und 1800 Einwohnern.

Mehlkäfer (Tenebrio *Lin.* und *Fabr.*), Käfergattung aus der Horde der Moderfresser, mit kurzen, schnurförmigen, unter dem Kopfrande eingefügten Fühlern, gerandetem Bruststück und länglichem Leib mit flachen Flügeldecken, mit der wichtigsten Art: Mehlwurm (T. molitor), pechbraun, fast schwarz, mit gestreiften Flügeldecken. Die Larve lebt im Mehl, Kleie, altem Brod, ist etwa 1 Zoll lang, glänzend gelb, mit 6 kurzen Fühlern, und gibt das bekannte Nachtigallenfutter ab. Sie häutet sich viermal im Jahre, und die Puppe entwickelt sich Ende Juli. Der Käfer sieht anfangs hellgelb aus.

Mehlsack, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ost-Pr.), Regierungsbezirk Königsberg, an der Walsch, mit Land- und Stadtgericht, Schloß, Post, Leinweberei, Garn- und Leinwandhandel und 2400 Einwohnern.

Mehlspeise, jede mit Mehl bereitete Speise, wohin also Auflauf, Beignets, Dampfnudeln, Eierkuchen, Klöße, Nudeln, Omelette, Plinzen, Pudding, Strudeln ꝛc. gehören, im engern Sinn gewisse breiartige Speisen, die gemeiniglich in einer Form oder Schüssel gebacken werden und meist aus Mehl, oft auch aus Semmel, Reiß, Sago, Nudeln und dergl. mit allerlei Früchten oder andern nährenden und den Geschmack erhöhenden Zusätzen bestehen.

Mehlthau (Erysibe), bei den Pflanzen diejenige Krankheit der Blätter und Stengel, bei welcher diese mit einem graulich-weißen mehlartigen Ueberzuge bedeckt sind. Dieser Zustand wird durch einen sehr kleinen parasitischen Pilz, den gemeinen Mehlthauschlauchling (Erysibe communis) hervorgebracht, der mit seinem kaum erkennbaren weißlichen Fadengewebe vorzüglich Blätter und Stengel der Hülsen- und Doldengewächse im Spätsommer überzieht. Die vom M. befallenen Pflanzentheile sind kränklich und ungenießbar.

Mehlwurm, s. Mehlkäfer.

Mehmendar (pers.), der Sprecher, das Oberhaupt einer persischen Gesandtschaft.

Méhul, Etienne Henry, berühmter französischer Komponist, 1762 in Givet geboren, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von dem dasigen blinden Organisten und ward schon in seinem 10. Jahre Organist und Adjunkt in der Abtei Valledieu. Hier studirte er unter einem deutschen Kontrapunktisten, Hanser, die Komposition, ging dann, noch nicht 16 Jahre alt, nach Paris, wo er von dem damals berühmten Klaviermeister Edelmann im Klavierspiel unterrichtet und einige Jahre später von Gluck in den philosophischen und poetischen Theil der Tonkunst eingeweiht wurde. Da aber Gluck Paris bald wieder verließ, stand M. wieder allein und war auf sich selbst verwiesen. Nachdem er Mehres für Kammer und Theater komponirt und während der Revolution Volksgesänge gesetzt hatte, welche sich großen Beifall erwarben, ward er 1795 Professor der Musik am Nationalinstitute und später einer der drei ersten Inspektoren des Unterrichts und Professor am Konservatorium. Er wurde 1810 pensionirt und † am 18. Oktober 1817. M. war ein Mann von tiefem Geiste, seltenen Talenten und ausgebreiteten Kenntnissen und Einsichten in seiner Kunst; dennoch machte er mit seinen ersten Werken kein Glück, und auch die andern, welche mit Beifall aufgeführt wurden, erhielten sich nur kurze Zeit. Von seinen Opern haben besonders „Une folie" („Die beiden Füchse, oder Je toller desto besser"), „Les aveugles de Tolede" u. „Joseph en Egypte" („Joseph und seine Brüder") auch in Deutschland Glück gemacht. Seine übrigen Kompositionen bestehen in den weltberühmten Volksgesängen „Chant du depart", „Chant de victoire", „Chant de retour", mehren Instrumentalkompositionen, wovon z. B. die bekannte Jagdsinfonie (Ouverture zu „le jeune Henri") die größte Verbreitung erfuhr, in Klavier- und anderen Kompositionen.

Meibom (Meibam, Meibomius),

Digitized by Google

namhafte Gelehrtenfamilie, deren ältestes Mitglied, **Heinrich**, der Aeltere, geb. 1555 zu Lemgo, 1583 zum Professor der Geschichte und der Poesie an der Universität Helmstädt ernannt wurde, sich durch mehre Schriften bekannt machte und 1625 †. Sein Sohn, **Johann Heinrich**, gelehrter Arzt, geb. den 27. August 1590 zu Helmstädt, erhielt daselbst eine ordentliche Professur der Medicin und † als Leibarzt des Bischofs von Lübeck den 16. Mai 1655. Er gab außer mehren medicinischen Schriften eine „Vita Maecenatis" (Leyden 1653) heraus. Berühmter ist sein Sohn, **Heinrich**, der Jüngere, 1638 in Lübeck geboren, studirte zu Helmstädt und auf einigen holländischen Universitäten Philosophie und Medicin, machte große Reisen durch Deutschland, England, Frankreich und Italien und wurde 1664 Professor der Medicin in Helmstädt. Im J. 1678 erhielt er dazu auch noch die Professur der Geschichte und der Poesie und † am 26. März 1700. In der Anatomie erhält sich sein Andenken durch die nach ihm genannten **meibomschen Drüsen**, durch seine Untersuchungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs u. des Thränengangs u. durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge (**meibomsches Loch**) u. der benachbarten Warzen. Geschätzt ist seine Ausgabe der „Scriptores rerum germanicarum" (Helmstädt 1688). Ein Verwandter des Vorigen, **Marcus**, gegen 1630 in Tönningen in Schleswig geboren, besuchte Holland u. benutzte seinen Aufenthalt in Amsterdam, um eine Sammlung der Schriften des klassischen Alterthums über Musik herauszugeben (Antiquae musicae scriptores septem, 2 Bde., Amsterdam 1652). Die Königin Christine von Schweden, der er sein Werk gewidmet, berief ihn nach Schweden und schenkte seinen Beschreibungen der alten Musik so viel Beifall, daß sie nach seiner Angabe altgriechische Instrumente verfertigen ließ. Es wurde ein besonderes Concert veranstaltet, in welchem M. eine griechische Arie und der Professor Naudäus einen griechischen Tanz aufführen sollten. Kaum hatte M. die Arie begonnen, als unter den Hofleuten ein schallendes Gelächter entstand. M. fühlte sich hierdurch so verletzt, daß er sich herumdrehte und dem Leibarzt und Liebling der Königin, Bourdelot, der ihn zu dieser Aufführung bewogen hatte, eine Ohrfeige gab. Er mußte darauf Stockholm verlassen und begab sich nach Dänemark, wo er vom König Friedrich III. sehr ehrenvoll aufgenommen und zum königlichen Rath und Professor am Gymnasium zu Soröe ernannt wurde. Später bekleidete er die Stelle eines Präsidenten des Zollamts zu Helsingör. Indessen verwickelte ihn seine Lebhaftigkeit in so viele Zwistigkeiten, daß er auch diese Stelle niederlegte und nach Holland zurückkehrte. In Amsterdam erhielt er eine Professur der schönen Wissenschaften, gerieth aber wieder mit dem Bürgermeister in Streit, wurde entlassen, reiste nun nach Frankreich und England und † 1711 in Utrecht.

Meibomsche Drüsen, s. Auge.

Meiboms Loch, s. Zunge.

Meier, Moritz Hermann Eduard, Philolog und Alterthumsforscher, geboren am 1. Jan. 1796 zu Glogau, besuchte das Gymnasium daselbst und das graue Kloster in Berlin, setzte dann zu Breslau seine philologischen Studien fort und ging 1814 mit seinem Freund Eduard Gerhard nach Berlin, wo sich beide mit ihren neugewonnenen Freunden Otfried Müller u. Wernicke am Böckh anschlossen. Nachdem er sich 1818 die philosophische Doktorwürde erworben hatte, habilitirte er sich 1820 in Halle als Privatdocent. Seine Schrift: „Historia juris Attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum" (Berl. 1819) machte ihn in weitern Kreisen bekannt und verschaffte ihm eine außerordentliche Professur der Philologie in Greifswald. In Gemeinschaft mit seinem Kollegen Schönemann arbeitete er daselbst den „Attischen Prozeß" (Halle 1824) aus, der unter die gediegensten Werke der neueren Philologie gezählt wird. Im J. 1825 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Philologie und Direktor des philologischen Seminars nach Halle, wo ihm nach Schütz' Tode auch noch die Professur der Beredsamkeit übertragen wurde. Ein Anschlag, den er bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität Königsberg verfaßt hatte, führte zu Verwicklungen mit dem Ministerium Eichhorn, welche ihn zur freiwilligen Niederlegung seines Amtes bewogen; doch übernahm er 1848 unter veränderten politischen Umständen auf den Wunsch des Grafen Schwerin dasselbe von Neuem. Er † den 5. Dec. 1855. Außer den angeführten Werken sind noch wichtig: die Ausgabe von Demosthenes' „Oratio in Midiam" (Halle 1832); „De gentilitate Attica" (daf. 1835); „De Andocidis oratione contra Alcibiadem" (6 Abthl., daf. 1836 flg.); „De Crantoris Solensis libro deperdito" (daf. 1840); „De proxenia, s. de publico Graecorum hospitio" (daf. 1843); „Fragmentum lexici rhetorici" (daf. 1844); „Die Privatschiedsrichter und die öffentlichen Diäteten Athens" (daf. 1846); „De vita Lycurgi" (daf. 1847). Seit 1828 war er Mitredakteur der „Allgemeinen Literaturzeitung". Zugleich mit Professor Kämtz redigirte er die 3. Sektion der Ersch und Guberschen Allgemeinen Encyklopädie.

Meierotto, Johann Heinrich Ludwig, verdienter Schulmann, geboren den 22. August 1742 zu Stargard in Pommern, wo sein Vater Rektor einer reformirten Schule war, vollendete seinen Gymnasialkursus auf dem Joachimsthale in Berlin und studirte dann in Frankfurt a. d. O. Philologie, wo er zuerst eine Stelle als zweiter Universitätsbibliothekar erhielt. Im Jahre 1765 übernahm er die Erziehung des Sohnes eines reichen Bankiers, ward dann 1771 Professor am joachimsthaler Gymnasium und 1774 Rektor dieser Anstalt, die unter seiner Leitung sich außerordentlich hob. Namentlich bemühte er sich, den realen Unterrichtsgegenständen neben den Sprachen in dem Gymnasialkursus die ihnen zukommende Bedeutung anzuweisen. Zum Oberschulrath ernannt, † M. am 24. Sept. 1800. Von seinen Schriften nennen wir: „Lateinische Grammatik in Beispielen aus den klassischen Schriftstellern" (2 Bde., Berl. 1785); „Ueber Sitten und Lebensart der Römer" (2 Bde., daf. 1776; 3. Aufl. von Buttmann, 1814); „Abschnitte aus deutschen und ver-

Digitized by Google

deutschten Schriftstellern zu einer Anleitung der Wohlredenheit" (das. 1794); „Ciceronis vita ex ipsius scriptis excerpta" (das. 1783); „Gedanken über die Entstehung der baltischen Länder" (das. 1790); „Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner" (das. 1790). Vergl. Brunn, Versuch einer Lebensbeschreibung von M., das. 1802.

Meigen, Johann Wilhelm, Naturforscher, den 3. Mai 1764 zu Solingen geboren, bildete sich größtentheils durch Selbststudium, errichtete 1779 in seiner Vaterstadt eine französische Schule, nahm 1784 eine Hauslehrerstelle in Aachen an, wurde 1788 Organist u. Sprachlehrer in seiner Vaterstadt, folgte 1793 einem Ruf nach Burtscheid bei Aachen und ließ sich 1798 in Stolberg nieder, wo er den 11. Juli 1845 †. Als Schriftsteller trat er auf mit seiner „Systematischen Beschreibung der zweiflügeligen Insekten" (Braunschweig 1804—38, 7 Bde.), mit sehr zahlreichen Abbildungen, die alle von M. gezeichnet und größtentheils auch lithographirt sind. Im J. 1822 erschien sein „Himmelsatlas", ein vortreffliches Werk, welches nebst seinen übrigen zahlreichen Stern- und geographischen Karten viele Anerkennung fand. Seine „Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge" mit 125 selbst gezeichneten und selbst gestochenen Kupfertafeln (Aachen 1828—32, 3 Bde.) ist den besten derartigen Werken an die Seite zu stellen. An dasselbe reiht sich ein 1827 erschienenes „Handbuch für Schmetterlingssammler", ebenfalls mit Kupfern, an. Seine letzte größere Arbeit ist die 1838—1842 erschienene „Deutsche Flora" in 3 Bänden, ein umfassendes und bedeutendes Werk, zu welchem wiederum die unzähligen Abbildungen von seiner eigenen Hand herrühren. Außerdem lieferte M. noch in viele periodische Blätter naturwissenschaftliche Arbeiten. Die Gallerie des Jardin des plantes in Paris besitzt von ihm einen großen Schatz entomologischer Bilder in etwa 600 selbstgezeichneten und ausgemalten Blättern, sowie auch seine Insektensammlung.

Meigle, Stadt in der schottischen Grafschaft Perth, nordöstl. von Perth, mit Leinwandfabrik und 850 Einwohnern. Auf dem Kirchhofe zeigt man das angebliche Grabmal der Vanora, Gemahlin des Königs Arthur.

Meil, Johann Wilhelm, ausgezeichneter deutscher Zeichner und Kupferstecher, geboren den 23. Oktober 1733 zu Altenburg, besuchte die Universitäten Leipzig und Berlin, widmete sich aber dann einzig den bildenden Künsten. Obwohl Autodidakt, nahm er doch unter den Kupferstechern seiner Zeit eine ausgezeichnete Stelle ein, indem er sich eine eigene Manier im Radiren schuf. Namentlich war er in den Vignetten Meister. Zu den gelungensten gehören seine meisterhaften Blätter zu Engels „Mimik", „Sebaldus Nothanker" und Gellerts „Fabeln". Er † als Vicedirektor der Akademie der Künste in Berlin den 2. Februar 1805.

Meile, ein Längenmaß für weitere Entfernungen, das seinen Ursprung von dem lateinischen mille, d. i. tausend, hat, weil die römische M. 1000 geometrische Schritte à 5 römische Fuß ausmachte, ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Die geographische M. ist der 15. Theil eines Aequatorgrades u. wird zu 2 Stunden oder 23,650 rhein. Fuß gerechnet. In England versteht man unter der geographischen M. die Seemeile. Die deutsche M. ist zwar etwas größer, als die geographische, doch werden beide Ausdrücke gewöhnlich gleichbedeutend genommen. Die preußische M. begreift 2000 Ruthen oder 24,000 preußische Fuß = 7532,485 französische Mètres, und $14^3/_4$ derselben gehen auf den mittlern Meridiangrad. Die österreichische M. (Postmeile) hat 4000 Klaftern od. 24,000 wiener Fuß = $7586^2/_3$ Mètres, und 14,6456 gehen auf den Meridiangrad. Die gewöhnlich sogenannte englische (londoner) M. enthält 5000 englische Fuß = 1523,972 Mètres = etwa $^{23}/_{100}$ od. nahe $^1/_4$ geographische und deutsche M., die eigentliche gesetzmäßige englische M. dagegen 5280 englische Fuß = 1609,315 Mètres = 0,217 oder knapp $^2/_9$ geographische und deutsche M.n. Das französische Meilenmaß ist jetzt der Kilomètre von 1000 Mètres und der Myriamètre von 10,000 Mètres. Von der italienischen M. gehen 60 auf einen Aequatorgrad. Die Seemeile ist bei allen seefahrenden Völkern gleich: 60 derselben = einem Aequatorgrade. Die astronomische M. enthält 19733,0 pariser Fuß; $17^1/_3$ derselben sind einem Aequatorgrad gleich.

Meiler, s. Kohlenbrennerei.

Meinau, Insel, s. Mainau.

Meinberg, Dorf im lippe-detmoldischen Amt Horn, 1 Meile von Detmold, $^1/_2$ Meile von Pyrmont, mit 1200 Einw., bekannt durch seine Mineralquellen, die schon sehr früh die Aufmerksamkeit der Aerzte erregt zu haben scheinen, aber erst 1736 aufgeräumt und gefaßt wurden. Man unterscheidet eine erdig-salinische Schwefelquelle, eine Kochsalzquelle und einen Säuerling, aus deren Gebrauch sich die Benutzung der sehr kräftigen Schwefelmineralschlammbäder sowie des kohlensauren Gases schließen, das aus der sogenannten alten Trinkquelle und deren Umgebung ohne Unterbrechung ausströmt. In ihren Wirkungen werden die Quellen als Getränk und Bad namentlich empfohlen: bei Schleimflüssen passiver Art, insbesondere bei hartnäckigen Verschleimungen der Brust- und Unterleibsorgane, Krankheiten des Uterinsystems von Schwäche, Hysterie, Bleichsucht, chronischen Hautausschlägen, rheumatischen und gichtischen Leiden, Stockungen im Leber- und Pfortadersystem, Schwäche des Magens und Darmkanals, bei Verhärtung der Leber und mit Milz, den mannichfaltigsten Formen von Hämorrhoidalleiden, Skropheln, chronischen Hautschlägen ꝛc.

Meinder, Fluß, s. v. a. Mäander.

Meineid (periurium, abgeleitet von dem mittelhochdeutschen Mein, s. v. a. Betrug), die eidliche Versicherung einer Thatsache, von welcher der Schwörende weiß, daß sie unwahr ist. Nach der mosaischen Gesetzgebung genügte zur Sühne des M.s offenes Bekenntniß und Opferung. In Aegypten wurde derselbe als schweres Verbrechen verfolgt. Auch bei den Scythen ward er mit dem Tode bestraft. Die Gesetzgebungen von Griechenland bestraften den M. mit Geldbuße, mit Verbannung, ja selbst mit dem Tode. Das

Digitized by Google

römische Recht überließ die Bestrafung desselben als eine Verletzung der Götter nur den letzteren. Die Gesetzgebung Mohammeds ordnete für M. nicht sowohl Strafe, als Buße zur Versöhnung der beleidigten Gottheit an. Das kanonische Recht droht für jeden M. Strafe an, aber nur eine kirchliche. Die geschriebenen Gesetze der germanischen Völkerschaften verfolgen alle den M. als eine Missethat. Die Strafen waren erhöhte Bußen, später ziemlich allgemein Abhauen der Hand, bei den Sachsen sogar Todesstrafe. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. (Carolina) behält das Abhauen der Schwörfinger bei, und noch im 17. Jahrhundert war diese Strafe gebräuchlich. Die neuere Gesetzgebung setzt Freiheitsstrafen in verschiedenen Abstufungen fest, je nachdem es sich um falschen Eid in Civilsachen oder um falsches Zeugniß und dessen Einfluß auf Bestrafung Unschuldiger in Kriminalsachen handelt. Mehre Gesetzgebungen gehen bis zur Todesstrafe, wenn ein Unschuldiger auf ein falsches, wohl auch von Mehren verabredetes Zeugniß hin mit dem Tode bestraft wurde. Auch der leichtsinnige oder kulpose falsche Eid, d. i. die unüberlegte eidliche Versicherung einer unwahren Thatsache, wird meist mit Strafe bedroht.

Meineke, Johann Albert Friedrich August, einer der scharfsinnigsten Philologen und Kritiker der neuesten Zeit, geb. 1791 zu Soest in Westphalen, erhielt in Schulpforte eine tüchtige Vorbildung und studirte dann in Leipzig Philologie. Im Verein mit Reisig gab er noch als Student den „Oeconomicus" von Xenophon heraus (Leipzig 1812). Nachdem er kurze Zeit an dem Konradinum in Jenkau angestellt gewesen war, folgte er einem Rufe an das Athenäum in Danzig, dessen Rektorat er 1821 übernahm. Im J. 1826 wurde ihm das Direktorium des joachimsthaler Gymnasiums in Berlin übertragen, wo er, wie in Danzig, verjährte Uebelstände zu beseitigen, den wissenschaftlichen Sinn der Schüler zu heben und die gesunkene Disciplin wieder herzustellen wußte. Im J. 1831 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind zu nennen: „Curae criticae in comicorum fragmenta ab Athenaeo servata" (Berl. 1815); „Commentationes miscellaneae" (Danzig 1822); „De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis" (daf. 1823); „Menandri et Philemonis reliquiae" (Berlin 1823); „Quaestiones scenicae" (3 Abth., daf. 1826—30); vor allen aber sein Hauptwerk: „Fragmenta poetarum comicorum graec." (5 Bde., daf. 1839 ff., kleinere Ausgabe, Berl. 1847, 2 Bde.), wodurch er sich um die Kritik der alten griechischen Komiker bedeutendes Verdienst erworben hat, u. die „Analecta alexandrina" (daf. 1843), in denen die Fragmente der Dichter Euphorion, Rhianus und Alexander Aetolus gesammelt und erläutert sind. Zu erwähnen sind auch die Textrecensionen von Theokrit, Bion und Moschus (daf. 1836), des Horaz (daf. 1834) und der „Epistolae" des Alciphron (Leipz. 1853).

Meiners, Christoph, ein zu seiner Zeit berühmter Polyhistor, geb. 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, genoß seinen ersten Unterricht in Otterndorf und in Bremen und besuchte darauf die Universität Göttingen, wo er 1772 außerordentlicher, 1775 ordentlicher Professor der Philosophie ward und 1810 †. Er machte sich durch eine Reihe philosophisch-geschichtlicher Werke in der gelehrten Welt bekannt. Hervorzuheben sind: „Revision der Philosophie" (Göttingen und Gotha 1772); „Versuch einer Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders Aegyptens" (daf. 1775); „Geschichte des Ursprungs ꝛc. der Wissenschaften in Griechenland und Rom" (Lemgo 1781 und 1802, 3 Bde.); „Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer" (Wien 1791); „Geschichte aller Religionen" (Lemgo 1785, 2. Aufl. 1787); „Historische Vergleichung der Sitten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts" (Hannover 1793 f., 3 Bde.); „Geschichte des weiblichen Geschlechts" (daf. 1798—1800, 4 Thle.); „Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften" (Zürich 1796 f., 3 Thle.); „Grundriß der Ethik" (Hannov. 1800, 2 Bde.); „Ueber die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten" (Gött. 1801 f., 2 Bde.); „Geschichte der Entwickelung der hohen Schulen" (daf. 1802—5, 4 Bde.).

Meinerzhagen, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Altena, an der Volme, mit Post, Papiermühle, Osemundhammer, Eisenhüttenwerk und 2850 Einw.

Meinhold, Johann Wilhelm, Theolog, Dichter und Publicist, den 27. Febr. 1797 zu Netzelkow auf der Insel Usedow, wo sein Vater Prediger war, geboren, bezog bereits im 17. Jahre die Universität Greifswalde, wo besonders der Dichter Kosegarten Einfluß auf ihn übte. Seine dichterischen Versuche trugen ihm die Rektorstelle in der Hauptstadt seiner Geburtsinsel ein. Bald darauf ward er Pfarrer in Koserow auf Usedom, dann zu Krummin bei Wolgast. Die Resultate seiner Studien über das fabelhafte Vineta legte er in seinen „Reisebildern von Usedom" (Stralsund 1836) nieder. Diese wie mehre andere Arbeiten blieben ziemlich unbekannt. Dagegen machte der angeblich aus alten Kirchenbüchern entnommene, aber wirklich von ihm erfundene Roman „Die Bernsteinhexe" (Berlin 1843), nach M.s eigener Erklärung gegen die moderne Kritik gerichtet, welche aus der Sprache eines Schriftdenkmals auf seinen Verfasser und sein Zeitalter schließen zu können glaubt, große Aufsehen und täuschte Viele, namentlich auch H. Laube, der darnach sein Drama: „Die Bernsteinhexe" bearbeitete. Zur Belohnung gab der König von Preußen dem Dichter die erledigte Pfarrstelle von Rehwinkel bei Stargard. Aber theils die Revolution von 1848, der er als starrer Royalist entgegentrat, theils eine steigende Hinneigung zum Katholicismus bewogen ihn, 1850 sein Amt niederzulegen. Er † in Charlottenburg bei Berlin den 30. Nov. 1851. Das Gegenstück der Bernsteinhexe, „Sidonia von Bork, die Klosterhexe" (Leipzig 1847, 3 Bde.), hat den Beifall jenes erstern Romans nicht gefunden. Die Bewegung von 1848 veranlaßte ihn zu der Schrift: „Die babylonische Sprachen- und Ideenverwirrung der modernen Presse" (Leipz. 1848). Seine

Digitized by Google

„Gesammelten Schriften" (Leipz. 1846—52, 8 Bde.) umfassen außer jenen Romanen und seinen Gedichten die vaterländischen Schauspiele „Der alte deutsche Degenknopf" und „Wallenstein und Stralsund", sowie eine Ausgabe der lehninschen Weissagung mit metrischer Uebersetzung und wunderlicher Erklärung.

Meinicke, Karl Eduard, vorzüglicher Geograph, am 31. Aug. 1803 in Brandenburg geboren, studirte zu Berlin, ward 1825 als zweiter Kollaborator am Gymnasium zu Prenzlau angestellt, 1838 zum Professor ernannt und ihm 1846 die Direktion der Lehranstalt übertragen. M.'s Arbeiten zeichnen sich durch ächte Wissenschaftlichkeit aus. Namentlich hat er seine Aufmerksamkeit Oceanien gewidmet. Dahin gehört vor Allem sein Werk über „Das Festland Australien" (Prenzlau 1837, 2 Bde.), ferner die ethnographische Arbeit „Die Südseevölker und das Christenthum" (das. 1844), die Abtheilung „Australien" für die wappäussche Bearbeitung von Steins Handbuch der Geographie (Leipz. 1853) und mehre kleinere Schriften. Sehr schätzbar ist auch der „Versuch einer Geschichte der europäischen Kolonien in Westindien" (Weimar 1831) u. sein „Lehrbuch der Geographie" (2. Aufl. Prenzlau 1845).

Meiningen, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, liegt am rechten Ufer der Werra, in einem engen, durch hohe Berge begrenzten, aber fruchtbaren und anmuthigen Wiesenthale, an der Werraeisenbahn und ist Sitz des Hofes, des Staatsministeriums, eines Verwaltungsamtes, eines Kreis- und Stadtgerichts, eines Postamtes u. mehrer andern Behörden. Der ältere, größere Theil der Stadt zeichnet sich weder durch geschmackvolle Anlage der Straßen, noch durch hervorragende Gebäude aus. Dagegen machen die Häuserreihen der neu angelegten Bernhardsstraße und Marienstraße den Eindruck einer Großstadt. Von den stattlichen Gebäuden der Bernhardsstraße fallen das Theater, der Bazar, zwei herzogliche Palais vorzüglich in die Augen. Am Ende der Bernhardsstraße öffnet sich der Blick durch die lebhafte untere Marktstraße, und zur Linken zieht die Marienstraße ostwärts empor, der gegenüber der englische Garten sich hinzieht, welcher mit seinen schönen Baumgruppen, Bowlingagreens und mit der Fürstengruftkapelle eine vorzügliche Zierde der Stadt bildet. Mit ihm durch Anlagen verbunden ist der geschmackvolle Eisenbahnhof. Zu den vornehmsten Gebäuden der Stadt gehört das herzogliche Schloß Elisabethenburg, mit dem Rundbau, welcher die Lokalitäten des herzoglichen Staatsministeriums und verschiedener Archive enthält. Im Residenzschlosse selbst befinden sich die Schloßkirche, die Gemäldegallerie, das Kupferstichkabinet, das Münzkabinet, die herzogliche Privatbibliothek, die Ministerialkanzlei, das wichtige hennebergische Archiv rc. Ferner ist die alte Stadtkirche zu erwähnen. Auf dem geräumigen Marktplatz steht das Rathhaus, an welches das Landschaftsgebäude von 1782 unmittelbar anstößt. An öffentlichen Bildungsanstalten und Schulen besitzt M. ein Gymnasium, eine Bürgerschule, eine Realschule, eine Mädchenschule, außerdem mehre Privatinstitute für Erziehung und Unterricht beider Geschlechter. Das 1776 gegründete Schullehrerseminar wurde 1827 mit dem zu Hildburghausen vereinigt. M. hat 2 Buchhandlungen, Leihbibliotheken u. 2 Buchdruckereien. Von gemeinnützigen Anstalten besitzt die Stadt ein Krankenhaus (Georgenkrankenhaus), ein Armenhaus, ein Leichenhaus. M. ist der Sitz der mitteldeutschen Kreditbank, des hennebergischen alterthumsforschenden Vereins, 1832 von L. Bechstein begründet, eines kulturhistorischen Vereins. Die Stadt zählt 6500 Einw. Industrie und Gewerbe dürften zum Wohle der Stadt auf einer höheren Stufe stehen, als gegenwärtig. Indessen sind einzelne Gewerbszweige, z. B. Wollentuchweberei, Brauerei, nicht unbedeutend; auch haben mehre Kunstausstellungen bewiesen, daß die Genossen einzelner Handwerke Vorzügliches leisten. Die Hauptnahrungszweige bleiben immer die herzogliche Hofhaltung, der Ackerbau, welcher die Wein- und Hopfenpflanzen der die Stadt umgebenden Berge Bildstein, Dietrich, Rohraerberg und Drachenberg durch den Getreidebau verdrängte, und die Viehzucht. Durch die Werraeisenbahn hat sich der Verkehr bedeutend gehoben. In der Nähe der Stadt liegen die freundliche Villa Jerusalem u., eine kleine Stunde entfernt, die neu erbaute Burg Landsberg. Nach Güthe, dem Chronisten von M., bauten die Fosen am Werraufer einen Viehhof, Eningen, dessen Name unter dem Frankenherzog Dagobert in M. sich umgewandelt haben soll. Im 9. Jahrhundert befand sich M. unter der Herrschaft fränkischer Gaugrafen. Nach der bekannten unglücklichen babenberger Fehde kam M. unter das Scepter der deutschen Könige; es erlitt die blutigen Heimsuchungen der Ungarneinfälle, die den Bau von Mauern und steinernen Kemnaten veranlaßten. Im Jahr 1008 wurde M. vom Kaiser an das Stift Würzburg verliehen und blieb unter dem Krummstab 536 Jahre lang. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ward ein Kauf- und Tauschvertrag Würzburgs mit Henneberg geschlossen, der gegen das hennebergische Schloß und Amt Mainberg bei Schweinfurt und eine beträchtliche Kaufsumme Stadt und Amt M. ganz an Henneberg brachte. In den Jahren 1543 und 1544 wurde in M. wie im Lande Henneberg die Lehre Luthers allgemein angenommen. Mit dem Tode des Fürstgrafen Georg Ernst von Henneberg (1583) fiel Stadt und Land an Sachsen, und es begann für die Stadt eine neue Aera. Im Jahr 1592 fand die Barchentmanufaktur Eingang und brachte Wohlstand in die Stadt; aber der 30jährige Krieg zerstörte alle Errungenschaften des Gewerbfleißes und brachte die Bevölkerung der Stadt von 6000 Einwohnern herunter auf 1360. Bei der Theilung 1661 fiel M. an Sachsen-Altenburg und, als diese Linie 1672 ausstarb, an Sachsen-Gotha unter Herzog Ernst dem Frommen. Im J. 1680 kam M. auf den Antheil Herzog Bernhards I., der nun die bisherige Residenz zu Ichtershausen nach M. verlegte und die Elisabethenburg erbaute. Viel verdankt M. den Herzogen Georg und Bernhard (dem jetzt regierenden). Vgl. M. und seine Umgebungen, Meiningen 1842.

Meiosis (Miosis, griech.), eigentlich Ver-

Digitized by Google

minderung, rhetorische Figur, bei welcher man sich eines scheinbar verringernden Ausdrucks bedient, um denselben gerade dadurch hervorzuheben.

Meise (Parus *L.*), Gattung aus der Familie der Sperlingsvögel, ausgezeichnet durch lockeres, weiches Gefieder, von der Wurzel an allmählig verdünnten, geraden Schnabel, runde, mit mehren buschig getheilten Federn bedeckte Nasenlöcher, kurze Flügel und ganz freie und mit scharfen Krallen versehene Zehen, kleine, lebhafte, listige, meist sehr zanksüchtige Vögel, welche sehr geschickt in jeder Stellung auf- und abklettern, sich von Insekten, Samen und Früchten nähren und sehr fruchtbar sind. Ihr Flug ist schnell, ihr Gang ein schiefes Hüpfen. Die Kohlmeise (Parus major *L.*) ist 5¼—6 Zoll lang, am Kopf schwarz, an den Wangen u. Schläfen weiß, am Rücken olivengrün, an Brust u. Bauch gelbgrün mit einem schwarzen Streifen, der beim Männchen bis an den schwarzen Steiß, beim Weibchen nur bis in die Mitte des Bauches reicht. Die Deckfedern der Flügel sind hellblau, die großen mit weißer Spitze, wodurch eine weiße Binde entsteht, die Schwungfedern schwärzlich, die vorderen oben blau, unten weiß, die hintern oben olivengrün, unten weiß gerändert, die Schenkel weiß mit schwarzen Flecken, die Beine bleigrau. Man hält sie gern im Zimmer in einem Drahtkäfig, wo sie allerlei Kunststücke und auch Töne von andern Vögeln lernen. Im Oktober streichen (Meisenstrich) sie in großen Gesellschaften, die bis zum März zusammenhalten, dann aber zum Nisten in Paare sich trennen. Ihre 8—14 Eier sind weiß mit rostrothen Punkten u. Strichen. Männchen u. Weibchen brüten sie gemeinschaftlich in 14 Tagen aus. Zur Zeit ihres Wegzugs werden sie nebst der Blaumeise zu vielen Tausenden besonders in Kloben und auf Leimruthen gefangen, wobei auf ihre große Neugierde vorzüglich Rücksicht genommen wird. Die Blaumeise (P. coeruleus, Blaumüller) ist 5 Zoll lang, an Stirn und Wangen weiß, an Scheitel, Nacken und Schwanz blau, am Rücken zeisiggrün, am Bauche gelb, hat in ihrem Wesen viel Aehnlichkeit mit der vorigen, badet sich gern u. ist ebenfalls Strichvogel, kommt aber viel einzelner vor. Sie legt 8—10 röthlich weiße braungefleckte Eier. Eine Varietät ist röthlich aschgrau, unten schmuzig weiß, an den Seiten röthlich überlaufen. Die Lasurmeise (P. cyanus *Pallas*) unterscheidet sich von der vorigen nur durch einen blauen Fleck auf der Brust. Sie ist selten in Deutschland, häufiger im nordöstlichen Europa und Asien. Die Sumpfmeise (P. palustris, Meisenkönig, Schilfsperling) ist 5 Zoll lang, an Kopf und Nacken schwarz, an den Wangen weiß, am Leib oben u. an den Flügeln schwarzgrau, liebt Ufergegenden und besonders Hollunderbeeren und legt zweimal 8—12 silbergraue karminroth gefleckte Eier. Die Tannenmeise (P. ater) ist 5 Zoll lang, am Oberkopf und Hals schwarz, auf dem Nacken, an den Wangen und Seiten des Halses weiß, auf dem Rücken dunkelaschblau, an der Brust weiß, am Bauch schmuzig weiß ins Röthliche, liebt besonders Schwarzwälder und frißt außer Insekten auch Nadelsamen. Ihr Nest ist meist in einem verlassenen Maulwurfs- oder Mausloch u. enthält 6—8 weiße, leberfarbig punktirte Eier. Die Haubenmeise (P. cristatus, Kuppen-, Schopf-, Strauß-, Kobel-, Heidenmeise) ist 5 Zoll lang, durch den spitzen Federbusch aus schwarzen, weißgerandeten Federn ausgezeichnet, auf der Stirn weiß und schwarz gescheppt, am Rücken röthlich grau, an Brust und Bauch weiß, an den Seiten röthlich, an Schwanz und Flügeln graubraun, liebt Schwarzwälder, besonders Wachholderbüsche. Ihre 8—10 Eier sind weiß mit rothen, oft zusammengeflossenen Flecken. Die Schwanzmeise (P. caudatus, Teufelsbolzen), deren Schwanz länger als der Körper ist, ist in Deutschlands Wäldern gemein, kommt aber im Winter auch in die Dörfer und bis in die Nähe großer Städte. Sie ist an Scheitel, Backen und Kehle weiß, am Oberleib schwarz mit einigen fleischbraunen Federn, an der Unterseite weiß, nach hinten bräunlich, legt 12—15 weiße, am obern Ende röthlich punktirte Eier und baut auf Aesten ein sehr künstliches, beutelförmiges Nest mit einer Seitenöffnung. Die Bartmeise (P. biarmicus), welche besonders in Holland gemein, aber auch in Deutschland stellenweise häufig ist, zeichnet sich durch den schwarzen, am Mundwinkel beginnenden und etwas an den Hals hinabreichenden Zwickelbart des Männchens aus. Sie ist auf dem Rücken braungelb, an der Unterseite weißlich. Sie lebt in Sumpfgegenden, in deren Gehörig sie ihr beutelförmig aus Grashalmen und Pflanzenwolle zusammengewobenes Nest aufhängt. Die 4—5 Eier sind blaßroth und braungefleckt. Die Beutelmeise (P. pendulinus), im östlichen Europa und Nordasien, ist durch den Kunstbau ihres beutelförmigen Nestes berühmt, welches sie aus Fasern der im Wasser verfaulten Pflanzen und feinen Grashalmen erbaut, die mit der Samenwolle von Weiden, Pappeln, Disteln u. Rohrkolben zu einem festen Filz verwebt werden. Mit dem obern Ende, in dessen Nähe sich der Eingang befindet, ist es an einem Rohrstengel oder dünnen Weidenzweige frei aufgehängt und 7—8 Zoll lang und 4—5 Zoll breit. Mit den Nestern treibt man in Polen Handel, weil sie gegen Halsgeschwulst und zur Erwärmung der Füße dienen. Der Vogel ist 5 Zoll lang, am Hinterkopf und Nacken grau, an den Schultern und auf dem Oberrücken grau und zimmtfarbig, am Unterrücken blaßgrau, am Unterleib blaß gelbroth. Da die M.n als Vertilger einer großen Menge Insekten sehr nützlich sind, sollten sie mehr geschont werden, als dies der Fall ist.

Meisenheim, Stadt in der gleichnamigen Grafschaft u. Hauptort des hessen-homburgischen Oberamts M., an der Glan, hat Mauern, ein Schloß, eine schöne gothische Kirche, eine lateinische Schule, Post, bedeutenden Klee-, Rübsamen- und Fruchthandel und Eisenwerke.

Meissac, Stadt im französischen Departement Corrèze, Bezirk Brives, mit beträchtlichem Nußölhandel u. 2560 Einw.

Meissau, Stadt in Niederösterreich, mit Schloß, Saffran- und Weinbau und 1000 Einw.

Meißel, bekanntes Werkzeug verschiedener Handwerker ꝛc., hat die Gestalt des Keils und wirkt nach denselben Gesetzen, welche beim Keil in Anwendung kommen. Die M. werden von den Zeugschmieden, gewöhnlich aus reinem Stahle

Digitized by Google

oder aus plattirtem Stahle und aus einer Legirung mit $^1/_{100}$ Platina u. $^1/_{100}$ Rhodium verfertigt und bestehen entweder ganz aus Eisen oder Stahl, oder haben einen Griff von Holz. Diejenigen, deren Schärfe unten gerade und platt ist, heißen Stemmeisen, die, deren Schneide rund und hohl ist, Hohlmeißel. Ganz von Eisen sind besonders die Steins oder Schrotmeißel. Die Bildhauer brauchen krumme und nahe an der Schneide gebrochene M. In den Bergwerken wendet man dies Werkzeug (Bergeisen) an, um das Gestein zu gewinnen. Die Schmiede gebrauchen den Kaltmeißel oder das Bankeisen, um größere Metallstücke zu zertheilen ꝛc. Die Schrotmeißel werden angewendet, um Eisenstäbe in Stücke zu schlagen; der Maurer benutzt den Steinmeißel, um Löcher in die Mauern zu machen, Andere wieder den Satzmeißel, um Nietnägel damit anzutreiben. Auch die sogenannten Balleneisen gehören hierher, starke Flachmeißel, welche zu leichten Holzarbeiten gebraucht werden. Die M. mit mondförmiger Schneide, mit welchen der Stellmacher aus dem Loche der Nabe eines Wagenrades so viel Holz ausmeißelt, als zum Einlassen der Büchsen nöthig ist, heißt Büchsenmeißel; Blockmeißel sind starke M., die im Klotze des Amboßes befestigt werden, auf welchem die Nagelschmiede den geschmiedeten Nagel vom Eisenstabe loschlagen. Auch die Wundärzte brauchen den M. zum Oeffnen der Knochenhöhlen und nennen ihn daher Knochenmeißel. Die besten M. liefert die Remscheider Gegend, Wien, Steiermark; von Manchen wird aber die englische Waare vorgezogen.

Meißel, Konrad, s. Celtes.

Meißen, ehemaliges deutsches Markgrafthum, umfaßte bei seiner Gründung durch König Heinrich I. 928 außer der Stadt Meißen, die Städte Lommatzsch, Rossen, Leisnig, Mügeln, Koldiz, Dresden, Bautzen und Kamenz. Der Markgraf hatte die Grenzen der neu erworbenen Eroberungen der Deutschen gegen die slavischen Nachbarn zu schützen. Als der erste Markgraf wird Wiggert oder Wigbert um 968 genannt. Er wurde aber von den Böhmen verdrängt und sein Sohn Karl konnte bei seinem Tod (985) ihm bloß in seinen Familiengütern im Mansfeldischen folgen. Otto III. suchte daher durch eine Verbindung mit einem größeren Gebiet die Macht M.s zu heben und gab dieses dem südthüringischen Grafen Ekkard, dessen Geschlecht jedoch schon 1046 erlosch. Auch das der nächsten Markgrafen aus dem weimar-orlamünder Hause, Wilhelm und Otto, verblühte kinderlos, worauf der Graf von Braunschweig, Ekbert I., mit M. belehnt wurde, dessen Sohn Ekbert II., sich mit den Sachsen gegen Heinrich VI. verband und selbst nach der Krone strebte, aber durch Mord 1090 in einer Fehde gegen den Bischof von Hildesheim fiel. Der Kaiser belehnte nun Thimo von Wettin mit M., der aber nach wenigen Tagen im Dienste des Kaisers sein Leben verlor, worauf ihn sein Sohn, Heinrich der Aeltere von Eilenburg, beerbte. Als dessen Sohn, Heinrich der Jüngere, 1123 an Gift †, gab der Kaiser die Mark M. an Wipprecht von Groitsch, der sich aber gegen Heinrichs Sohn, Konrad, nicht behaupten konnte. Konrad der Große, durch den die Mark M. erblich an das wettiner Starumhaus kam, brachte durch Erbschaft und andere Erwerbungen einen großen Länderbesitz in seine Hände, der sich aber nach seinem Tode (1156) in 5 Theile zersplitterte. Der älteste Sohn, Otto der Reiche, erhielt die meißnische Mark, die sich unter ihm durch die Entdeckung der Bergwerke zu Freiberg (1174) zu bedeutender Blüthe erhob. Durch die Veränderung der Erbfolge zu Gunsten seines jüngern Sohnes Dietrich führte Otto jedoch eine Fehde mit seinem ältern Sohn Albrecht herbei, wobei die von Albrecht herbeigerufenen Böhmen das Land furchtbar verwüsteten. Erst 1197 gelangte Dietrich in den Besitz seines väterlichen Erbes. Nach seinem Tode (1221) folgte ihm sein Sohn, Heinrich der Erlauchte, über welchen Ludwig IV. von Thüringen die Vormundschaft führte, bis Heinrich die Regierung um 1233 selbst antrat. Nachdem ihm 1247 durch den Tod des Landgrafen Heinrich Raspe Thüringen zugefallen war, schmolz M. seit 1264 mit diesem zusammen; vgl. auch Sachsen (Geschichte). Bei der Eintheilung des deutschen Reichs in die 10 Reichskreise wurde M. zum obersächsischen Kreise geschlagen. Das Burggrafthum M., zu welchem, außer einem Theile des meißener Schlosses, die Schlösser Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg und eine Menge anderer zerstreuter Besitzungen gehörten, war eins der wenigen Burggrafthümer, deren Inhaber sich zu höherer Macht und Erblichkeit erhoben. Als der erste Burggraf wurde 1011 Friedrich von Ellenburg aus dem Hause Wettin eingesetzt. Zuletzt und zwar seit 1426 kam das Burggrafenthum an die Grafen Reuß zu Plauen, mit denen der Kurfürst Moritz 1546 einen Vertrag schloß, in Folge dessen, als Heinrich der Jüngere von Plauen 1572 ohne männliche Erben †, das Burgarafenthum aufhörte. Vergl. Märker, Das Burggrafenthum M.", Leipzig 1842. Das Bisthum M. verdankt seine Entstehung 965 dem Kaiser Otto I. und stand unter dem Erzbisthum Magdeburg. Es erstreckte sich von der freiberger Mulde bis an die Mündung dieses Flusses in die Elbe. Erster Bischof war Burchard, Kaiser Otto's Hofkaplan. Seine Nachfolger machten sich nicht allein um die Christianisirung, sondern auch um die Kolonisirung des Landes verdient. Unter allen wurde Benno der berühmteste. Nach Einführung der Reformation in der Stadt nahm in Folge Vertrages von 1559 auch das Stift die protestantische Kirchenverfassung an, der Sitz des Bischofs ward aber nach Wurzen verlegt. Nachdem Johann von Haugwitz, der letzte Bischof, selbst zur protestantischen Konfession übergetreten war, ging 1663 die Administration des Domkapitels, das nun völlig dem kurfächsischen Land einverleibt wurde, an das Kurhaus Sachsen über.

Meißen, Stadt im Königreich Sachsen, ehemals der Sitz der Markgrafen, Burggrafen und Bischöfe von Meißen und noch gegenwärtig eines Domkapitels, eines Kreisamtes, Stiftssyndikats, der Amtshauptmannschaft, liegt zwischen dem Flüßchen Meiße und dem Triebischbache, theils an Bergen, theils im Thale, am linken Ufer der Elbe, über die hier eine Brücke mit steinernen

Digitized by Google

Pfeilern führt, in herrlicher Gegend u. hat 9208 Einwohner. Das berühmteste Bauwerk M.s ist die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem merkwürdigen, dem sogenannten höckerigen Thurme. Ihr erster Erbauer soll Kaiser Otto I. gewesen seyn. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts brannte sie gänzlich ab. Bischof Wittigo I. (1266—93) begann sie von Grund aus neu zu bauen, und Wittigo II. (1312 bis 1342) setzte das Werk fort. Den westlichen Haupteingang des Doms verdeckt die Fürstenkapelle, die der Kurfürst Friedrich der Streitbare 1425 als Erbbegräbniß seines Stammes erbaute. Vgl. Ursinus, Geschichte der Domkirche zu M., Dresden 1782; Ebert, Der Dom zu M., Meiß. 1835. Das Domkapitel besteht aus 8 Kapitularen. Unter den übrigen Kirchen, deren M. mit Einschluß einer katholischen 8 zählt, sind noch die schöne Stadt- und Frauenkirche, die jetzt in einen Packhof verwandelte Franciskanerkirche und die Kirche des ehemaligen Klosters St. Afra nennenswerth. Vergl. Oertel, Das Münster der Augustiner Chorherren zu St. Afra in M., Leipz. 1843. Das an die Domkirche grenzende Schloß wurde von 1471—83 unter dem Kurfürsten Ernst und dem Herzog Albert gebaut, unter Johann Georg II. um die Mitte des 17. Jahrhunderts restaurirt und Albrechtsburg genannt und 1710 der Porzellanmanufaktur eingeräumt, seit welcher Zeit das Innere vielfach geändert worden ist (vergl. Puttrich, Das Schloß und der Dom zu M., Leipz. 1845). Andere sehenswerthe Gebäude sind das Rathhaus und das Gewandhaus. Die Fürsten- und Landesschule zu St. Afra (Afranum) entstand aus der 1205 bei dem gleichnamigen Kloster gestifteten Sing- und Klosterschule nach der Aufhebung derselben 1543 durch Kurfürst Moritz. Den Unterricht besorgen 9 Professoren und einige Hülfslehrer; sie hat 130 Alumnate, starke Sammlungen, ein bedeutendes Einkommen und steht in wissenschaftlicher Beziehung in verdientem Rufe. Unter den industriellen Anstalten M.s steht die Porzellanfabrik oben an. Sie ist 1710 von Böttger (s. d.) gegründet, die älteste in Europa, beschäftigt mehr als 500 Arbeiter u. liefert ein vorzügliches Fabrikat. Dazu kommen Spielkarten- und Tabaksfabriken, Zuckersiedereien, starke Bierbrauereien, einige Färbereien u. Gerbereien, eine Notendruckerei, 2 Buchdruckereien, eine Buch- und Kunsthandlung. Außerdem geben die zahlreichen Staatsdiener, die starke Durchfuhr, ansehnlicher Wein- und Obstbau, Weinhandel, Strom- u. Landhandel, Schifffahrt, das Illuminiren von Bilderbogen dem Orte reichliche Nahrung. Früher war die Tuchmacherei beträchtlich, nicht minder der Bergbau. Durch die Anlegung der leipzig-dresdener Eisenbahn verlor M., als eine ehemalige Hauptstation der dresden-leipziger Chaussee, bedeutend. Neue Erwerbsquellen wurden durch die in der Nähe der Stadt 1835 errichtete große Eisengießerei und Sicherheitszünderfabrik eröffnet. In einer Entfernung von einer Stunde liegt das Buschbad, eine eisenhaltige Quelle mit besuchtem Badehause. M., eine der ältesten Städte Sachsens, wurde von Heinrich I. 922 als Kastell gegen die Wenden gegründet. Obgleich M. wiederholt feindliche Anfälle zu erdulden hatte, so blühte es doch als Sitz der Markgrafen, bis diese ihre Residenz nach Dresden verlegten, der Burggrafen und der Bischöfe schnell empor. Im 15. Jahrhundert erlitt M. von den Hussiten großen Schaden. Die Reformation wurde, abgesehen vom Domkapitel, 1539 eingeführt, und 1548 erfolgten hier die Berathungen über das Interim. Wie schon im schmalkaldischen Kriege (1547), so wurde M. auch im dreißigjährigen von den Kaiserlichen erobert, 1637 von den Schweden übertrumpelt, ausgeplündert und zum Theil niedergebrannt. Im J. 1745 fiel die Stadt den Preußen in die Hände, und neue Drangsale erlitt M. im 7jährigen Kriege. Am 13. März 1813 ließ der französische General Davoust, um die Kommunikation zu unterbrechen, die Elbbrücke abbrennen. Vergl. Reinhard, Die Stadt M., ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten ꝛc., Meißen 1829; Rüling, Geschichte der Reformation zu M. ꝛc., das. 1839.

Meißner, 1) August Gottlieb, deutscher Schriftsteller, am 3. Nov. 1753 zu Bautzen geboren, studirte von 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schöne Literatur, wurde dann 1785 Professor der schönen Wissenschaften in Prag und 1805 Konsistorialrath und Direktor der höhern Lehranstalten in Fulda, wo er am 20. Febr. 1807 †. M.s Schriften empfehlen sich durch Phantasie, gelungene Komposition u. einen angenehmen Styl und sind in vielen Auflagen u. vielen Uebersetzungen erschienen. Seine bekanntesten Arbeiten sind seine „Skizzen" (Leipzig 1778—96, 14 Sammlungen, 3. Aufl. 1792—96). Von seinen Bühnenarbeiten ist „Johann von Schwaben" (Leipz. 1780) zu erwähnen. Seine Romane „Alcibiades" (1781—88), „Bianca Capello" (1785, 31. Aufl. 1798) und „Epaminondas" (1798) geben wegen moderner Beimischungen kein recht treues Bild der geschilderten Zeiten. Mit dem Bibliothekar Kayser war er Herausgeber einer „Quartalschrift für ältere und neuere Lektüre". M.s sämmtliche Werke sind herausgegeben von G. Kuffner (Wien 1811—12, 36 Bde.).

2) Alfred, deutscher Dichter, am 15. Okt. 1822 zu Teplitz geboren, Enkel des Vorigen, besuchte das Piaristengymnasium zu Schlackenwerth, studirte dann zu Prag Medicin, erlangte 1846 die medicinische Doktorwürde, widmete sich dann aber ganz der poetischen Produktion. Nach wechselndem Aufenthalt zu Leipzig, Paris und Frankfurt, lebt er seit 1850 wieder in Prag. In Paris schrieb er „Revolutionäre Studien aus Paris" (Frankf. 1849, 2 Bde.). M. ist nebst Moritz Hartmann der namhafteste Vertreter der böhmischen Freiheitspoesie. Schwungreicher und würdevoller als dieser, ist M. vorwiegend ein socialistischer Dichter mit modern-französischer Färbung. Sein Epos „Zisska" (Leipz. 1846, 6. Aufl. 1853) zeigt einen großen Reichthum an lebendigen Schilderungen, läßt aber eine tiefere Charakteristik der epischen Gestalten vermissen. Auch in seinen „Gedichten" (Leipz. 1845, 4. Aufl. 1851) ist oft die Form von hinreißendem Zauber. Aus dem „Sohn des Atta Troll" (Leipz. 1850), einer sich zu sehr an ihr heinesches Vorbild anlehnenden Dichtung, tritt M.s Talent für Humor und

Digitized by Google

Ironie deutlich hervor. Als Dramatiker versuchte er sich in den Tragödien „Das Weib des Urias“ (Leipz. 1851) und „Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes“ (daf. 1853).

Meißner Weine, obersächsische Weingewächse, die in den Elbgegenden von Meißen und Pirna gebaut werden. Es sind angenehme und leichte Sorten weißer und rother Weine, die zum Theil in Sachsen selbst verbraucht werden.

Meister, im gewöhnlichen heutigen Sprachgebrauch Einer, der ein Handwerk zunftmäßig betreibt und Gesellen und Lehrlinge zu halten berechtigt ist. Zur Erlangung des Meisterrechts gehört bei allen zünftigen Gewerben vornehmlich die Verfertigung eines Meisterstücks, dessen Tüchtigkeit von den M.n einer Zunft beurtheilt wird. Ferner muß bei einem ordentlichen M. das Handwerk zunftmäßig erlernt seyn. Die über das erworbene Meisterrecht ausgestellte schriftliche Urkunde heißt Meisterbrief. An der Spitze des zunftmäßigen Handwerks in einem Orte steht der Ober- oder Altmeister. Der in einer Zunft zuletzt M. gewordene heißt Jungmeister (Meisterknecht). Gewöhnlich muß der, welcher M. geworden ist, den andern M.n einen Schmaus (Meisteressen) geben u. überdies noch eine bestimmte Geldsumme (Meistergeld) an die Zunft zahlen. In manchen Ländern, z. B. in Preußen, sowie in den vormals französischen Ländern am linken Rheinufer, wo der Zunftzwang theilweise aufgehoben ist, können sich die Gesellen das Recht, als M. zu arbeiten und arbeiten zu lassen, von der Obrigkeit erkaufen (Patentmeister). Im weiteren Sinne bezeichnet man mit dem Worte M. einen mit einer Wissenschaft oder Kunst vollkommen Vertrauten und darin Ausgezeichnetes Leistenden.

In der Kunstgeschichte gebraucht man das Wort M., mit einem näher bezeichnenden Zusatz, für diejenigen Künstler, besonders Formschneider und Kupferstecher, über deren Namen man im Unklaren ist. So verbindet man mit der Bezeichnung M. des Kölner Dombildes die Vorstellung der bedeutendsten kölner Maler zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrh., Meister Wilhelm und Stephan, von denen der letztere neuerdings durch Marlo als Steffen Lothener festgestellt ist. Der M. von 1423 ist ein Formschneider von Bedeutung, von dem ein Holzschnitt vorhanden ist, welcher den heiligen Christoph darstellt. Das Original wurde 1669 im Kloster Buxheim aufgefunden und befindet sich seit 1823 in England im Besitz des Lord Spencer. Der M. E. S. von 1466 (1464), für den Nagler den wahrscheinlichen Namen in dem Münchener Erhard Schön aufgefunden hat, war einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher des 15. Jahrhunderts. Seine Blätter sind die ältesten Erzeugnisse der deutschen Chalkographie. Einige davon sind ausgezeichnet, von korrekter Zeichnung und zarter Behandlung. Der M. von 1480 ist ein Holländer, dessen Blätter in ihrer Art ausgezeichnet, aber sehr selten sind. Die Blätter des M. T. V. B., eines der ältesten deutschen Kupferstecher, von Einigen Franz von Bocholt genannt, gehören zu den namhaftesten Erzeugnissen der Kupferstecherkunst im 15. Jahrhundert. Der M. mit den Bandrollen, so genannt, weil seine Blätter fast sämmtlich mit Bandrollen bezeichnet sind, worauf lateinische Sprüche stehen, ging der ältesten italienischen Periode (1452) voraus. Andere unbekannte M. sind: der M. B. R. mit dem Anker, M. mit der Heuschrecke, wahrscheinlich ein Deutscher, der M. mit dem Zirkel, der M. mit dem Krebs, der kölner Schule angehörig, der M. J. B. mit dem Vogel ꝛc. Kleine Meister nennt man die Kupferstecher, welche als Dürers Nachfolger ihre meist kleinen Kupferstiche bis in die kleinsten Details herab mit der größten Genauigkeit ausführten. Die Blätter des M.s mit dem Würfel werden dem berühmten Kupferstecher Beatrizet zugeschrieben, der um die Mitte des 16. Jahrh. blühte. Seine trefflichen Werke sind fast sämmtlich nach raphaelischen Werken ausgeführt und kommen dem Marc Anton sehr nahe.

Meister, 1) Leonhard, schweiz. Schriftsteller, geboren am 12. Nov. 1741 zu Nesttenbach bei Zürich, erhielt zu Zürich seine gelehrte Bildung, wurde 1773 Professor der Geschichte und Moral an der Kunstschule zu Zürich, 1791 Pfarrer an der dortigen St. Jakobskirche u. bekleidete seit 1798 die Stelle eines Sekretärs des helvetischen Vollziehungsausschusses zu Luzern. Schon 1800 wurde er wieder Pfarrer zu Lugnau am Fuße des Albis, später in Kappel im Kanton Zürich, wo er am 18. Okt. 1811 †. Die bedeutendsten seiner zahlreichen Schriften sind: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur“ (2 Bde., Heidelberg 1780); „Geschichte der deutschen Sprache und Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts“ (Bern 1796, 2 Bde.); „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur“ (daf. 1777).

2) Simon, deutscher Maler, geboren zu Koblenz 1803, bildete sich in Paris unter Horace Vernet besonders in der Pferde- und Schlachtenmalerei aus und † 1844 zu Köln, wo er in der letzteren Zeit gelebt hatte. Seine schönsten Bilder sind eine Löwenjagd, eine große Darstellung des Kronprinzen (nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV.) von Preußen zu Pferde, umgeben von seinem Stabe, mehre Scenen aus dem griechischen Befreiungskriege und die Schlacht bei Ligny. Fehlt auch nicht selten die Sorgfalt im Einzelnen, so zeigt dagegen die Auffassung im Ganzen Leben und Bewegung. Im J. 1840 vertfertigte er mit seinem Bruder, Nikolaus S., ein kolossales Panorama, welches den Rheinübergang des Generals Hoche bei Neuwied darstellt und allgemein großen Beifall fand.

Meistergesang, diejenige lyrische Poesie, die in Deutschland, an den Minnegesang sich anschließend, im 15. und 16. Jahrhundert in förmlichen Schulen, nicht mehr nach bloß herkömmlichen Gesetzen, sondern nach bestimmten Regeln u. Tabulaturen hauptsächlich von Handwerkern (Meistersängern, richtiger Meistersingern) geübt und gleich den andern Künsten der Handwerker schulmäßig gelernt wurde. Der Uebergang des künstlichen Minneliedes in den verkünstelten M. zeigt sich namentlich deutlich bei Muskatblüt (zu Anfang des 15. Jahrhunderts) u. Michael Beheim (1416 bis gegen 1480). Gewöhnlich sieht man Heinrich von Meißen, Frauenlob, für

Digitized by Google

den Stifter der mainzer Meistersängerschule an, aber mit Unrecht, da die Meistersängerschule bürgerlichen, die mainzer Singschule dagegen kirchlichen Ursprungs ist. Wie der Minnegesang seinen Hauptsitz in dem südlichen Deutschland gehabt u. sich von da nach Oesterreich verbreitet hatte, so nimmt auch der M. seinen Gang von dem Oberrhein, Franken und Bayern aus nach Oesterreich und von da bis nach Schlesien und Pommern. Die Städte, in denen er vorzüglich gepflegt wurde, sind Mainz, Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Kolmar und Ulm. Hier schlossen sich theils die Meister eines und desselben Handwerks, wie in Kolmar die Schuhmacher, in Ulm die Weber, theils aber, und in den meisten Städten, die gesanglustigen und gesangkundigen Meister aus den verschiedenen Handwerken zu einer Sängerzunft an einander, wiewohl sie selbst sich nicht als eine Zunft, sondern für eine freie Gesellschaft ansahen. Das Ganze der meist von den bedeutendsten Minnesängern zusammengestellten, aber außerordentlich vermehrten Regeln und Gesetze des M.s hieß Tabulatur. Das Lied selbst hieß Bar, das Versmaß Gebäude, die Melodie Ton oder Weise. Jedes Lied bestand aus mehren Gesätzen (Strophen) und diese wieder aus 2 Stollen (Strophe und Antistrophe), die gleiches Versmaß und gleiche Melodie hatten und auf die der Abgesang folgte, der in einem Stollen in einem besondern Versmaß gedichtet war. Körner wurden die letzten Verse einer Strophe genannt, die sich mit den letzten Zeilen der folgenden Strophe reimten. Zuweilen wurde auch der Abgesang von den beiden Stollen in die Mitte genommen. Die Gleichheit der Stollen wurde nach der Zahl der Sylben und Zeilen bemessen. Die eigentlichen lyrischen Lieder hatten in der Regel mehre Strophen; die sogenannten Sprüche, namentlich die reflektirenden und didaktischen, bestanden aber meist aus Einem. Bei dem Reim mußte man 32 Fehler (Versingen) zu vermeiden suchen, man durfte z. B. keinen Anhang (Lande für Land) brauchen, ebenso keine Klebsilbe (z. B. lan statt lassen) und kein Lind und Hart, d. h. kein t auf ein d, oder ein p auf ein b reimen. Der Strophenbau wurde bis zur Ungeheuerlichkeit, zu 100 Reimen die Strophe, ausgedehnt und mit den wunderlichsten Namen bezeichnet: es gab nicht nur einen blauen und rothen Ton, sondern auch eine Selbvierleinweise, eine Rothnußblüthweis, eine Gestreiftsafranblümleinweis, eine kurze Affenweis, eine Fettdachsweis, eine schwarze Dintenweis, eine fröhliche Studentenweis, Apollinis Harfenweis, eine Eltospofaunenweis ꝛc. Derjenige, welcher über die Tabulatur vollständige Auskunft zu geben u. dieselbe anzuwenden wußte, hieß ein Schulfreund, wer sie nur theilweise kannte, ein Schüler, wer erst einige Töne vorzusingen vermochte, ein Singer, wer zu den Tönen Anderer Lieder zu machen verstand, ein Dichter und wer endlich selbst eine Melodie zu erfinden verstand, ein Meister. Die Erfindung eines neuen Tons war die Hauptsache, denn die Meistersänger ließen sich in der Zeit, wo sie eigene Singschulen hatten, nie anders als singend hören. Die Melodie durfte nicht in den Ton anderer Meister eingreifen, soweit sich 4 Sylben erstrecken, Melodie und Blumen sollten ganz neu erfunden seyn. Bei der Prüfung solcher neuen Töne sang der Meister dreimal mit verändertem Ton und durfte, wo er Alters wegen eine matte Stimme hatte, einen Andern für den Vortrag wählen. Ward nun gefunden, daß die Melodie in keinen andern Ton um 4 Sylben eingriff, so ward er anerkannt, und der Vater ließ ihn taufen und bat die Gevattern dazu. Ehrbar, sittlich, streng und fromm wollten diese Meister ihre Kunst als eine vorzugsweise heiligen Zwecken gewidmete treiben. Die Gegenstände des Volksgesangs blieben im Allgemeinen dem M. fremd; er verschmähte Alles, was nicht mit der Bibel oder mit der heiligen Geschichte zusammenhing. Die Versammlungen der Meistersänger, das „Schulesingen", fanden Sonntags Nachmittags nach dem Gottesdienste auf dem Rathhause oder in der Kirche Statt. Es versammelten sich dann die Meister der Sängergesellschaft, die Singer u. Dichter, die Schulfreunde und Schüler derselben und ein großer Kreis von Bürgern und Bürgerinnen. Obenan saß der Vorstand der Gesellschaft, das sogenannte Gemerk: der Büchsenmeister (Kassirer), der Schlüsselmeister (Verwalter), der Merkmeister u. der Kronmeister. Neben dem Merkmeister saßen die Merker oder Sangsrichter, von denen der älteste Luthers Bibel auf dem Pulte vor sich hatte und fleißig Acht gab, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift, als auch mit Luthers reiner Sprache übereinkomme. Der vorzüglichste Sänger der diesmal abgehaltenen Singschule wurde dann von dem Kronmeister gekrönt. Der erste Preis bestand in einem silbernen Gehäng mit einer den auf der Harfe spielenden König David vorstellenden Münze, daher der Sieger Königdavidsgewinner genannt wurde. Der zweite Preis bestand in seidenen Blumen. In manchen Städten besaß die Meistersängergesellschaft einen sehr ansehnlichen Schatz von Pretiosen, zusammen auch Kleinod genannt. Gekrönt und mit dem Kleinod versehen zu werden, war für den Gekrönten selbst, für die Familie und Verwandtschaft und für die Zunft selbst, welcher der gekrönte Meister angehörte, die höchste Ehre und Freude. Die vorzüglichsten Gedichte wurden dann in ein großes Buch zusammengeschrieben und dieses von dem Schlüsselmeister sorgfältig aufbewahrt. Die Uebung des M.s dauerte Jahrhunderte lang. Im 16. Jahrhundert war er am lebendigsten, aber auch das 17. vermochte ihn nicht zu zerstören; ja er dauerte tief in das 18. Jahrhundert fort. In Nürnberg wurde um 1770 die letzte Singschule gehalten, und in Ulm waren sogar noch 1830 12 alte Singmeister übrig, welche in den Handwerkerherbergen zuweilen noch ihre alten Töne sangen und 1839 bis auf 4 zusammengeschmolzen waren, die am 21. Oktober 1839 den alten M. feierlich beschlossen und ihr Inventar dem Liederkranze vermachten. Die berühmtesten Meistersänger der ältern Zeit waren: Hugo von Trymberg, Boner, Sebastian Brand, M. Zoller, Hans Folz, Geiler von Kaisersberg, Th. Murner, K. Harder, Halbsuter, Th. Schernberg und vor Allen Schnepper, genannt Rosenblüt (um die Mitte des 15. Jahrhunderts), dem wir die ersten noch vorhandenen dramatischen Versuche in Fastnachtsspielen ver-

Digitized by Google

danken, und der wackere Hans Sachs. Unsere Kenntniß von dem Verfahren in den spätern Singschulen verdanken wir größtentheils dem görlitzer Schuhmacher Puschmann und dem altdorfer Professor Johann Christian Wagenseil. Jener, ein Schüler von Hans Sachs, schrieb aus eigener Kunde seinen „Gründlichen Bericht des deutschen M.s“ (Görlitz 1571) und dessen vermehrte Ausgabe unter dem Titel „Gründlicher Bericht der deutschen Reimen oder Rithmen“ (Frankfurt a. d. O. 1596), Wagenseil ein „Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst“ (Altdorf 1697). Vergl. Büschings Sammlung für altdeutsche Litteratur und Kunst, Breslau 1812, und Jakob Grimm, Ueber den deutschen M., Göttingen 1811.

Meisterkraut (Meisterwurz), Pflanzengattung, s. Imperatoria.

Meister vom Stuhl, s. Freimaurerei.

Mekemes (türk.), Gerichtshöfe.

Mekka (bei den Arabern Omel-Kora, d. i. Mutter der Städte), als Geburtsort Mohammeds die heiligste Stadt der Mohammedaner, die Hauptstadt von Arabien und der Landschaft Hedschas, 5 Meilen von der Küste, 54 Meilen südlich von Medina, liegt in einem engen, sandigen, unfruchtbaren u. von dürren, kahlen Höhen und öden Sandflächen umgebenen Thale, das von dem Regenbach Wadiel-Tarafeyn durchzogen ist. Die Stadt ist nur 1500 Schritte lang und zerfällt in die obere und die untere Stadt mit 25 Quartieren, außerhalb welcher sich die Vorstädte in engen Thälern hinziehen. Sie hat ziemlich regelmäßige u. breite, aber ungepflasterte Straßen, die Häuser sind großentheils drei Stockwerk hoch und von Stein erbaut, die vielen Fenster nach der Straße zu geben ihr ein europäisches Ansehen. M. ist von allen Seiten offen, doch steht auf dem Gipfel eines Hügels eine große Citadelle (Schebel Schab), welche den größten Theil der Stadt beherrscht, aber wieder von einigen höhern Gipfeln überragt wird. Sie kann eine Besatzung von 1000 Mann fassen. Am Fuße des Hügels steht der große Palast des Scherifs. Die Brunnen sind meist brakisch; der berühmte Brunnen Zemzem hat schwer verdauliches Wasser. Das beste Wasser wird 7—8 Stunden weit von Arafat durch einen Aquädukt hergeleitet. M. hat in der neuern Zeit durch die Plünderung der Wahabiten und durch die Verminderung der Pilgerkaravanen, welche jährlich dahin kamen, viel verloren, und die Bevölkerung ist von 100,000 auf etwa 40,000 Seelen herabgesunken. Die Stadt besaß sonst angesehene Schulen und viele fromme Stiftungen und Anstalten, die aber sämmtlich sehr in Verfall sind. Man findet in M. weder Khane zur Bequemlichkeit der Reisenden und zur Aufbewahrung der Kaufmannsgüter, noch prächtige Palaste, noch Moscheen, welche so viele andere Städte des Orients zieren. Auch die Umgegend von M. ist traurig. Die größte Merkwürdigkeit und der eigentliche Mittelpunkt M.'s ist die große Hauptmoschee, das Bettullah (Haus Gottes) oder El Haram (d. h. die Unverletzbare, welcher sich weder Christen noch Juden nahen dürfen), ein längliches, von Mauern umgebenes Viereck, welches 2050 Schritte lang und 200 breit ist. Die nördliche Seite besteht aus einer vierfachen, die übrigen aus dreifachen Säulenreihen, welche oben durch Bogengewölbe verbunden sind, von denen je 4 eine kleine Kuppel tragen. Das Gebäude hat 152 solcher Kuppeln, 19 Thore und 7 hohe Minarete. Längs dieser Kolonnaden hängen überall von den Bogengewölben Lampen herab, deren einige jeden Abend, alle zusammen aber nur während des Ramazan angezündet werden. Die meisten der 20 Fuß hohen Säulen sind von gemeinen Steinen, nur einige von Marmor, Granit oder Porphyr. Uebrigens ist diese Moschee nebst der Kaaba selbst im Laufe der Jahrhunderte so oft zerstört, beschädigt, wieder aufgebaut und ausgebessert worden, daß man keine Spuren frühern Alterthums daran wahrnehmen kann. Von den Säulengängen ringsum führen 7 gepflasterte Wege nach der in der Mitte des Ganzen stehenden Kaaba oder dem heiligen Hause. Die Kaaba ist ein längliches, massives Gebäude, 18 Schritte lang, 14 breit u. 35 bis 40 F. hoch. Nach dem Glauben der Mohammedaner wurde sie zuerst von Adam, dann von Abraham erbaut; sowie sie jetzt dasteht, ward sie 1672 erbaut, nachdem eine Wasserfluth im Jahre vorher drei ihrer Seiten umgeworfen hatte. Die einzige Thüre, welche in das Innere führt u. jährlich dreimal geöffnet wird, ist an der Nordseite u. etwa 7 Fuß über der Erde. Sie ist ganz mit Silber überzogen und mit einigen vergoldeten Verzierungen versehen. Auf ihrer Schwelle werden alle Abende kleine brennende Wachslichter und Rauchpfannen hingesetzt. Das Innere der Kaaba besteht aus einem einzigen Gemach, dessen Decke von 2 Säulen getragen wird, und hat kein anderes Licht, als welches es durch die Thüre empfängt. Die Decke und die Wände, bis etwa 5 Fuß von dem Boden, sind mit rothem Seidenstoff bekleidet, und der ungedeckte Theil der Wände ist mit weißem Marmor eingelegt und mit erhabenen Inschriften und Arabesken verziert. Der Boden ist mit verschiedenfarbigem Marmor besetzt. Zwischen den Säulen sind zahllose Lampen, Geschenke der Gläubigen, aufgehängt, die von ächtem Golde seyn sollen. Auf der nordöstlichen Ecke der Kaaba, nahe bei der Thüre, etwa 4—5 Fuß über der Erde, ist der berühmte schwarze Stein, von welchem die Mohammedaner glauben, daß derselbe vom Himmel gekommen und dem Abraham durch den Engel Gabriel als ein besonderes Zeichen der göttlichen Gnade überreicht worden sey. Er bildet ein unregelmäßiges Oval, etwa 7 Zoll im Durchschnitte, und ist aus etwa einem Dutzend kleinerer Steine von verschiedener Größe und Form zusammengesetzt, welche mit Mörtel gut mit einander verbunden und ganz platt sind. Seine Farbe ist jetzt tief röthlich braun und nähert sich dem Schwarzen. Er ist auf allen Seiten mit einem aus einer Mischung von Pech und Kies bestehenden Rand und außerdem mit einer silbernen Einfassung umgeben, deren unterer Theil mit silbernen Nägeln beschlagen ist. Auf der Westseite der Kaaba, etwa 2 Fuß unterhalb des Daches, ist das berühmte Mizab oder die Rinne, durch welche sich das Regenwasser vom Dache auf den Erdboden herabstürzt, etwa 4 Fuß lang u. 6 Zoll breit und der Sage nach von reinem Golde. An der Oeffnung der Rinne hängt der sogenannte

Digitized by Google

Bart des Myzab, ein vergoldeter Rand, über welchem das Wasser herabfließt. Die 4 Seiten der Kaaba sind mit einem schwarzseidenen Stoff bekleidet, der Kisua heißt und jährlich zur Zeit der Wallfahrt oder des Hadsch erneuert wird. In denselben sind verschiedene Gebete eingewebt, der die Thüre bedeckende Theil ist reich mit Silber gestickt. Bei der Abnahme des alten Kisua drängt und rauft sich Alles, um einige Fetzen davon zu erhalten; die Pilger sammeln sogar den Staub, der unter der Bekleidung an den Mauern liegt, u. verkaufen ihn bei der Rückkehr als ein Heiligthum. Unter den übrigen kleineren Gebäuden, welche die Kaaba innerhalb des großen Vierecks umgeben, erwähnen wir nur dasjenige, in welchem sich der berühmte heilige Brunnen (Zemzem) befindet. Das Wasser dieses Brunnens wird nur zum Trinken und zu den religiösen Abwaschungen gebraucht und gilt als ein untrügliches Heilmittel gegen alle Krankheiten. Die Mohammedaner glauben, daß der Brunnen Zemzem derselbe sey, welchen Jehova auf das Gebet der Hagar in der Wüste entspringen ließ. Die Einkünfte der Moschee sind immer noch beträchtlich, obgleich sie die besten Zweige ihres Einkommens verloren hat. Wer M. betritt, mag er ein Pilger seyn oder nicht, ist nach dem Gesetz verbunden, sofort die Moschee zu besuchen und kein anderes weltliches Geschäft zu verrichten, bevor er dieses gethan hat. Ein Hauptgegenstand des Besuchs aller nach M. kommenden Pilger ist der Berg Arafat, ein etwa 3 Meilen von M. entfernter Granitfelsen, wo, der Sage nach, Adam nach langer Trennung die Eva wieder gefunden hat. Auf der Spitze desselben steht eine Kapelle. Die Wallfahrt nach Arafat geschieht von M. aus gleich in den ersten Tagen, nachdem alle größeren und kleineren Karavanen sämmtlich eingetroffen sind. Die auf einer gemauerten Plattform des Berges gehaltene Predigt, welche bis Sonnenuntergang dauert, ist die vornehmste aller Ceremonien der heiligen Wallfahrt, und kein Pilger ist zu dem Ehrentitel des Hadschi berechtigt, wenn er nicht dieser Predigt beigewohnt hat. Vom Arafat ziehen die Pilger in einem langsamen Marsche nach dem 1 Stunde entfernten Wady Muna, wo die Ceremonie des Steinwerfens nach dem Teufel verrichtet wird, weil man glaubt, daß hier Abraham, als er von der Wallfahrt nach dem Berge Arafat zurückkehrte, von dem Teufel aufgehalten worden seyn und ihn nur dadurch verjagt habe, daß er den Rath des ihn begleitenden Engels Gabriel befolgte und mit Steinen nach ihm warf. Muna ist ein enges Thal, etwa 1500 Schritte lang und auf beiden Seiten von steilen Granitfelsen eingeschlossen. In der Mitte sind zu beiden Seiten des Wegs Reihen von Gebäuden, die aber außer der Wallfahrtszeit leer stehen und nur um diese Zeit an die Pilger vermiethet werden. Nach der Rückkehr von Muna nach M. besuchen die Pilger die Kaaba, welche während dieser Zeit mit der neuen Bekleidung bedeckt worden ist. Trotz der Vorschrift des Korans, welche jedem Mohammedaner befiehlt, wenigstens einmal eine Wallfahrt nach M. zu unternehmen, hat der Besuch der heiligen Stadt doch bedeutend abgenommen. Die Mekkaner können fast alle Fremde oder Nachkommen von Fremden genannt werden. Der alte Stamm Koreisch ist beinahe erloschen. Ein Zweig der alten Araber, der in M. übrig geblieben, sind die eingebornen Scherifs, die ihren Stammbaum von Hassan und Hossein, den Söhnen der Fatime, der Tochter Mohammeds, ableiten und eine große Klasse bilden, in welche kein Fremder aufgenommen wird und die über viele Theile Arabiens verbreitet ist. Die Beschäftigung der Einwohner besteht fast ausschließlich in Handel und dem Dienst bei dem Beitullah, und zwar in der Art, daß sehr wenige Personen in der Moschee angestellt sind, welche nicht an Handelsgeschäften Theil haben. Einige Töpfereien und Färbereien und die Fabrikation von Rosenkränzen ausgenommen, haben die Mekkaner keine einzige Manufaktur. M. hat einen beträchtlichen fremden Handel, der vorzüglich während der Wallfahrt und einige Monate vorher von reichen Pilgern geführt wird, welche aus allen muselmännischen Ländern deren Produkte entweder zur See oder durch die Wüste von Syrien nach Dschidda bringen, um sie unter einander auszutauschen oder von den Kaufleuten M.'s indische und arabische Waaren, welche diese das ganze Jahr hindurch in ihren Magazinen aufgehäuft haben, zu erhalten. Zu dieser Zeit wird M. einer der größten Märkte des Orients und wegen der Mannichfaltigkeit der ihn besuchenden Nationen der interessanteste. Der Werth der Ausfuhr von M. übertrifft den der Einfuhr bedeutend; der Handel wird durch Mäkler betrieben, von denen viele Indier sind. M. wird schon von Ptolemäus unter dem Namen Macoraba erwähnt. Vor der Zeit Mohammeds stand es unter der Herrschaft der Khosaiten und dann der Koreischiten. Ein Sprößling der letztern war Mohammed selbst, der 569 oder 571 hier geboren wurde und 622 von hier nach Medina fliehen mußte, von wo er aber 627 zurückkehrte und M. eroberte. Nach Mohammeds Tode ward die Stadt das Erbtheil seiner Nachkommen, deren Haupt unter dem Titel eines Großscherifs regierte. Im Jahre 930 eroberten die Karmathen M. und führten, um ihre Landsleute von den Wallfahrten nach M. abzuhalten, auch den schwarzen Stein mit fort; als sie jedoch diesen Zweck nicht erreichten, schickten sie ihn wieder zurück. Später nahmen die osmanischen Sultane den Titel als Beschützer der heiligen Stätte M. und Medina an und ernannten den Großscherif aus der Mitte der Scherifs, doch war ihr Einfluß immer ein sehr beschränkter. Die Stadt wurde 1803 von den Wahabiten erobert, bald aber wieder von ihnen befreit und kam 1833 unter die Herrschaft Mehemed Ali's, Vicekönigs von Aegypten, dessen Sohn Ibrahim Pascha die Würde eines Scheikh el Haram von M. und der Umgegend erhielt. Doch entzogen sich 1840 die Scherifs wieder seiner Herrschaft.

Mekkabalsam, s. Balsam.

Meknasah, Stadt im Sultanat Marokko, Fez, südwestlich von Fez; in einem fruchtbaren Thal, mit kaiserlichem Palast u. 50,000 Einw.

Mekometer (v. Gr.), Längenmesser, eine Art Zirkel, um die Länge des Neugeborenen zu messen.

Mekonin, s. Opium.

Mekran, die größte Provinz von Beludschistan,

Digitized by Google

längs der Küste des indischen Oceans, landeinwärts voll weithin sich erstreckender Sandwüsten u. steiler, dürrer Gebirge (Buschurd und Brahu), die aber von fruchtbaren Thälern durchschnitten werden. Die wenigen Gewässer sind nur Küstenflüsse, die im heißen Sommer austrocknen. Die Bewohner sind theils ansässige Perser und Armenier, theils nomadisirende Beludschen. Hauptprodukte sind Roggen, Reis, Baumwolle, Seide, Opium, Datteln. Das Land zerfällt in mehre Distrikte, welche ihre besonderen Oberhäupter haben, aber in ziemlich anarchischem Zustande sind. Im Ganzen ist das Land noch sehr unbekannt.

Mektebs (türk.), Armenschulen; daher **Mektubdschy-Effendy**, Minister des Unterrichtes.

Mel (lat.), Honig; M. rosacidum, Manna.

Mela, Pomponius, römischer Geograph, wird von Einigen für den Sohn des Rhetors Seneca, von Andern für den Enkel des Philosophen Seneca gehalten, lebte um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Er schrieb wahrscheinlich unter dem Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) unter dem Titel „De situ orbis" ein geographisches Kompendium in 3 Büchern, nach meist guten Quellen, nicht ohne Kritik gearbeitet, die besonders in der Ausscheidung fabelhafter und mythischer Nachrichten sich zeigt. Nach der ersten Ausgabe (Mailand 1471) erwähnen wir als die vorzüglichsten die von Israel Vossius (Haag 1658), Jak. Gronovius (Leyden 1685), Abrah. Gronov (das. 1722), Tzschukke (Leipzig 1807, 7 Bde.) und die guten Handausgaben von Titze (Linz 1804) und Welcherr (Leipzig 1816), unter den deutschen Uebersetzungen die ältere von Dietze (Gießen 1774).

Melac, Graf von, französischer General, trat frühzeitig in französische Militärdienste, wurde 1689 Maréchal de Camp und erhielt als solcher von Ludwig XIV. den Befehl, die Pfalz zu verwüsten, den er mit der größten Grausamkeit ausführte. Mannheim, Heidelberg und viele andere Städte ließ er niederbrennen und zeigte auch später als Kommandant von Landau sich hart u. grausam. Er vertheidigte diese Festung zwar tapfer gegen den Markgrafen von Baden, mußte sie aber endlich doch 1702 übergeben. Zum Grafen und Generallieutenant ernannt, blieb er 1709 in der Schlacht bei Malplaquet.

Melada, österreichisch-dalmatische Insel, Kreis Zara, ist etwa 20 □Miglien groß und zählt ungefähr 280 Einw., die sich größtentheils mit Oelbau und etwas Seidenzucht nähren. Die Oberfläche der Insel ist sehr gebirgig.

Melain (**Melanin**), das Sepienschwarz, ein eigenthümlicher in der Sepiendinte (Sepia officinalis) von Bartol. Bizio entdeckter Stoff, der ein schwarzes, zartes, geruch- und geschmackloses Pulver bildet, das schwerer als Wasser, unlöslich in kaltem Wasser, Alkohol, Aether ist, sich aber in kochendem Wasser löst und aus dieser Lösung durch Mineralsäuren, nicht durch Pflanzensäuren gefällt wird.

Melaine, Inselgruppe im französischen Departement Finistère, an der Nordküste, nordöstlich von der Insel Bas.

Melaleuca, Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, charakterisirt durch den rundlichen u. fünffaltigen Kelch mit vielen Staubfäden in 5 Bündeln, den fadenförmigen Griffel, die dreifächerige, oben klaffende Kapsel mit vielen eckigen Samen, große Sträucher u. Bäume in Südasien u. Australien, meist voll von wohlriechendem ätherischem Oele. Ueber die bekannteste Art: **M. minor** *Sm.*, **M. Cajeputi** *Rosb.*, s. **Kajeputbaum**. **M. Leucadendron** *L.*, **Weißbaum**, ist ein schöner, 50—60 Fuß hoher Baum in Ostindien mit schwarzem Stamm und weißen Aesten, den man sonst fälschlich für die Stammpflanze des Kajeputöls hielt. **M. genistaefolia** *Smith.*, **weißer Theebaum**, ist ein Baum in Neusüdwales, wo die Blätter statt des chinesischen Thees getrunken werden. Alle Arten der Gattung zeichnen sich durch ihren schönen gefälligen Wuchs aus und sind eine Zierde der Gewächshäuser.

Melam, Zersetzungsprodukt des Schwefelcyanammoniums in der Hitze, von Liebig entdeckt, ist ein weiß-grauer, nicht krystallinischer, in Wasser, Weingeist und Aether unlöslicher Körper, löst sich in heißer Kalilauge, wird aber davon zum Theil zersetzt, auch in heißer concentrirter Salpetersäure und Schwefelsäure. Wird die Auflösung in den genannten Säuren nach dem Vermischen mit Wasser mehre Stunden gekocht, so verwandelt sich das M. gänzlich in Cyanursäure und Ammoniak. Das **Melamin**, das Zersetzungsprodukt des M. durch Alkalien und verdünnte Säuren, bildet ziemlich große, farblose oder schwach gelbliche, durchscheinende rhombische Pyramiden, schmilzt in der Wärme und sublimirt größtentheils unverändert. Es löst sich schwer in kaltem Wasser, ziemlich leicht in heißem, nicht in Alkohol und Aether, schmeckt schwach bitterlich, reagirt neutral, verbindet sich aber mit Säuren. Koncentrirte Schwefelsäure und Salpetersäure zersetzen es in der Wärme in Ammoniak und Ammelid oder Ammelin. Das Melamin verbindet sich mit verdünnten Säuren zu krystallisirbaren **Salzen**, welche, mit Ausnahme der Doppelsalze, sauer reagiren.

Melampodium (**Geisfuß**), Pflanzengattungen aus der Familie der Kompositen, meist Sommergewächse in Mexiko u. Neuspanien, nur einige ausdauernde Halbsträucher, mit den bekanntesten Arten: **M. americanum** *L.* und **M. Hidalgoa** *Dec.*

Melampus, Sohn des Amythaon und der Idomene, Bruder des Bias und Gemahl der Iphianassa oder Iphianeira, war als Seher und Arzt berühmt. Ein Paar Schlangen, welche er aufgezogen, leckten ihm nach der Sage, während er schlief, die Ohren, so daß er nach seinem Erwachen die Stimmen der Vögel verstand, die ihm Zukünftiges vorhersagten. Er heirathete Iphianassa, die Tochter des Probus, Königs von Argos, und erhielt mit ihr ein Drittheil des Königreichs. Seine Söhne waren Antiphates und Mantius. Nach Herodot erscheint er als Gründer des Dionysusdienstes in Griechenland. Zu Aegosthena, einem Flecken in Megaris, hatte er ein Heiligthum, wo seine Bildsäule aufgestellt war u. ihm ein jährliches Fest gefeiert wurde.

Melampyrum (**Kuhweizen, Wachtel-**

Digitized by Google

weizen), Pflanzengattung aus der Familie der Rhinanthaceen, einjährige Kräuter in Europa mit schmalen Blättern und einseitigen Aehren. M. arvense L., Ackerknhweizen, Ackerbrand, 1 — 1½ Fuß hoch, mit ellanzettförmigen, zugespitzten, glatten, fast stiellosen Blättern u. rothen Blüthen mit einem weißen Flecken auf der Unterlippe in langen konischen Endähren mit schönen rothen Nebenblättern, ist häufig durch ganz Süd- u. Mitteldeutschland als Unkraut zwischen dem Getreide und auf Brachfeldern, besonders auf Kalk- u. Lehmboden, kommt in Norddeutschland hier und da in den Gärten als Zierpflanze vor. Kommen die Samen unter das Getreide, so wird das Brod bläulich und bitter, jedoch unschädlich; die Aehren geben eine blaue, mit Lange eine purpurrothe Farbe. M. pratense L., gelber Wiesenbrand, mit wagrecht abstehenden, gelben oder bisweilen weißen Aehren, ist häufig in Wäldern u. auf Heiden durch ganz Deutschland. M. nemorosum L., 1 Fuß hoch, mit eilanzettförmigen, langgespitzten, kurzstieligen Blättern und goldgelben Blüthen in einseitigen Aehren, die neben den schönen blauen oder weißen Nebenblättern, welche am Ende einen Schopf bilden, ein schönes Ansehen gewähren, in den Wäldern Thüringens, Sachsens und Böhmens, ist in Norddeutschland Zierpflanze.

Melancholie (Melancholia), bei den ältesten griechischen Aerzten, Hippocrates u. Galen theils überhaupt alle der schwarzen Galle zugeschriebenen Krankheitszustände, theils insbesondere die aus derselben Ursache hergeleiteten psychischen Krankheiten, jetzt im gewöhnlichen Leben jede niedergedrückte Gemüthsstimmung, welche z. B. durch einen traurigen Vorfall herbeigeführt wird, in der neueren Medicin eine Seelenkrankheit, die in dem Verharren in einer derartigen trüben Stimmung besteht. Nach Jessen beruht die M. wesentlich auf einer Ueberspannung der empfindenden Hirnthätigkeit, welche ein einseitiges Vorherrschen der Passivität in der Sphäre des psychischen Lebens begründet, ursprünglich vom Gemüthe ausgeht und in verschiedenen Weisen mit krankhafter Affektion des Verstandes u. Willens sich verbindet. Der Melancholische zeigt sich in seinem ganzen Verhalten anders, als ein Gesunder es zu thun pflegt. Blick und Mienen sind traurig, leidend, ängstlich, kläglich, scheu oder verdrießlich, mürrisch und finster. Alle körperlichen Bewegungen geschehen langsam, stockend und haben den Charakter der Zaghaftigkeit, Niedergeschlagenheit u. Unentschlossenheit. Der Kranke geht oft unruhig fenfend, jammernd und händeringend hin und her, oder er ist geneigt, in derselben Stellung Stunden und Tage lang sitzend oder stehend, vor sich hinbrütend und in seine eigenen Gedanken versenkt, zu beharren, und in den höchsten Graden der M. zeigt sich manchmal eine völlige Starrheit und Unbeweglichkeit. Er ist stets mehr oder weniger eigensinnig, störrisch und hartnäckig und widersstrebt jeder Aufforderung, aus sich herauszugehen und sich mit anderen als den eigenen Gefühlen und Ideen zu beschäftigen. Das Wesentliche und Allgemeine dieser krankhaften Gemüthszustände besteht in krankhafter Herabstimmung des Selbstgefühls und Mangel an Selbstvertrauen, wovon Muthlosigkeit u. Unschlüssigkeit, Geringschätzung des eigenen Werthes und der eigenen Kräfte, Unzufriedenheit mit sich und der Welt die nothwendigen Folgen sind. Der Melancholische ist daher in der Regel mit seinen Verhältnissen und allen äußeren Umständen unzufrieden, in jeder Lage fühlt er sich unglücklich. Die Sucht, in Allem das Schlimme zu finden, ist ein wesentlicher Zug der M. Fast immer ist dies deprimirte Selbstgefühl verbunden mit dem Gefühle eines ungewöhnlichen körperlichen und geistigen Unwohlseyns und Uebelbefindens, wobei nach Art der Hypochondrie jedes krankhafte oder schmerzhafte Gefühl übermäßig beachtet u. übertrieben vorgestellt wird. Weil den Melancholischen Alles schmerzlich berührt, zieht er sich in die Einsamkeit zurück und zeigt oft die größte Furcht gegen jede Berührung von außen. Dabei ist er in der Regel wortkarg und zurückhaltend, ja, in den höhern Graden der M. verstummt er gänzlich. Aus der Gemüthsverstimmung entspringt zunächst eine analoge Depression der Verstandesthätigkeit, welche sich durch eine langsamere, einförmigere Ideenassociation, durch ein zögerndes, zweifelhaftes Urtheil u. durch ein unentschiedenes Aussprechen desselben ankündigt. Bisweilen kann während des Nachdenkens der Fortgang der Gedanken plötzlich aufgehoben, gehemmt und wie abgeschnitten werden. Die krankhafte Richtung der Aufmerksamkeit auf sich selbst, welche der Melancholische mit dem Hypochondristen theilt, die Beschränkung der Ideen auf die eigene Person und die persönlichen Verhältnisse, die Beziehung und Vergleichung alles Anderen mit sich sind wesentliche, das Insichgekehrtseyn bezeichnende Züge der M. Dabei ist bei dem Melancholischen die Neigung vorherrschend, seine Ideen in sich zu verschließen, sie zu verstecken und zu verheimlichen, und selbst wenn er sich in Klagen über seinen Zustand ergießt, hält er doch oft mit demjenigen, was ihn hauptsächlich quält, zurück und sucht durch das Hervorheben anderer scheinbarer Gründe seines Leidens sich u. Andere zu täuschen. Zu diesen symptomatischen Affektionen des Verstandes gesellt sich in den höheren Graden der M. fast immer eine idiopathische Störung desselben, welche als Verworrenheit oder Verkehrtheit der Ideen, oder als ein Gemisch von beiden erscheint. Im Anfange pflegt die fixe Idee dem Kranken selbst als von außen sich aufdringend zu erscheinen, so daß er ihre Verkehrtheit und Ungereimtheit selbst zu erkennen im Stande ist. Später hat sich dieselbe aber so befestigt und ist so vorherrschend geworden, daß keine anderen Gedanken neben ihr aufkommen können. Ihren passiven Charakter beurkunden die fixen Ideen des Melancholischen auch dadurch, daß sie sich durchgehends auf vermeintliche Unterdrückung und Verfolgungen beziehen, oder eingebildete Krankheiten, psychische u. moralische Gebrechen und Leiden zum Inhalte haben. Am auffallendsten offenbart sich die allgemeine Passivität des Melancholischen durch seine Unthätigkeit, Arbeitsunfähigkeit und Abneigung gegen jede ernste Beschäftigung. Bei Allem, was der Kranke thun will oder soll, erblickt er unüberwindliche

Digitized by Google

Schwierigkeiten, die kleinsten Hindernisse erscheinen ihm als unübersteigliche Schranken. Dies kann so weit gehen, daß der Kranke sich nicht zu den unbedeutendsten Dingen entschließen kann, zum Aufstehen, Ankleiden, Ausgehen, Essen ꝛc. Im Allgemeinen sucht der Melancholische in derselben Lage zu beharren, in welcher er sich einmal befindet, und alle Veränderungen seiner Lage und Umgebungen, selbst wenn es augenblickliche Verbesserungen sind, abzuwenden. Höhere Grade der M. sind entweder mit völliger Unthätigkeit, die sich bis zu gänzlicher Starrheit und Unbeweglichkeit steigern kann, und mit der hartnäckigsten Widerspenstigkeit verbunden, oder mit der steten Wiederholung besonderer verkehrter Handlungen, welche zum Theil durch bestimmte Ideenkombinationen und fixen Wahn, zum Theil durch einen blinden Trieb bedingt u. veranlaßt werden. Durchgehends aber sind die Bestrebungen des Kranken negativer Art, indem der Melancholische nicht etwas zu bewirken und zu erreichen sucht, sondern etwas zu vermeiden und drohenden Gefahren zu entgehen bemüht ist. Auch gewaltthätige Handlungen können in den höheren Graden der M. vorkommen; sie geschehen aber nur in Folge vorherrschender Angst u. Verzweiflung, welche in gewaltsamen Ausbrüchen sich der inneren Qual zu entledigen sucht. Die Gewaltthätigkeiten des Melancholischen sind daher auch nicht gegen Andere, sondern gegen sich selbst und das, was ihm lieb und werth ist, gerichtet. Obgleich die M. mit keiner bestimmten körperlichen Krankheit nothwendig verbunden ist, so wird sie doch häufig von leiblichem Unwohlseyn begleitet, welche theils Vorgänger und Ursachen, theils Folgen und Wirkungen der M. sind. Die am häufigsten vorkommenden körperlichen Krankheitserscheinungen sind träge und unvollkommene Cirkulation des Blutes und daher Herzklopfen und Beklemmung, erschwerte, unvollständige Respiration, verbunden mit einem Gefühl von Beklemmung der Brust, Unterleibsbeschwerden mancherlei Art, insbesondere die Symptome der sogenannten Unterleibsstockungen, Plethora abdominalis, Hämorrhoidalleiden ꝛc., Reizbarkeit der Geschlechtsorgane u. erhöhter Geschlechtstrieb, oft unterdrückte oder zu sparsame und unregelmäßige Menstruation, zuweilen plötzliches und auffallendes Magerwerden, aber auch Zunahme des körperlichen Umfanges, verminderte u. unterdrückte Muskelkräfte, erhöhte Sensibilität, so daß alle äußeren Einwirkungen einen verhältnißmäßig starken, sehr leicht unangenehmen Eindruck machen, Sinnestäuschungen u. Hallucinationen, besonders eingebildetes Vernehmen von Tönen und Stimmen, die dem Kranken keine Ruhe lassen, ihn verspotten, verfolgen ꝛc. Die Veränderungen des geistigen u. moralischen Zustandes, welche als Folgen und Wirkungen der M. vorkommen, lassen sich im Allgemeinen auf krankhafte Steigerungen sonstiger Eigenschaften, oder auf Verwandlungen derselben in ihr Gegentheil zurückführen. Wie aber auf der einen Seite die geistige u. moralische Entwickelung des Menschen durch die M. gehemmt und aufgehoben wird, ebenso findet auf der andern Seite während derselben kein Rückschreiten und keine moralische Verschlechterung Statt. Sobald die Genesung erfolgt, ist der Mensch geistig und moralisch sogleich wieder derselbe, der er früher war, alle Fehler und Schwächen sind auf einmal verschwunden, und die scheinbar erloschene Thätigkeit ist sofort in ihrer früheren Integrität wieder hergestellt. Die Modifikationen der M. werden durch die Verschiedenheiten der Krankheitsursachen u. der hervorstechenden Symptome bedingt und wurden früher als besondere Arten der M. aufgeführt; es gehören dahin: die Nostalgie oder das Heimweh (s. d.), eine durch Sehnsucht nach der Heimath veranlaßte und unterhaltene Schwermuth, wobei sich alle Gefühle und Gedanken auf diesen einen Gegenstand konzentriren; Melancholia erotica, eine durch unglückliche Liebe und Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Gegenstande derselben begründete Schwermuth; M. misanthropica, Menschenscheu, ein hoher Grad von Mißmuth und Unzufriedenheit mit der Welt, mit Argwohn u. Mißtrauen gegen Andere gepaart, wodurch der Kranke veranlaßt wird, die menschliche Gesellschaft zu fliehen, überall feindselige Gesinnungen gegen sich vorauszusetzen, oder das ganze Menschengeschlecht für verderbt zu halten; M. errabunda s. silvestris, Irrsucht, mit dem vorherrschenden Triebe, im Freien, in Feld und Wald, besonders an einsamen und abgelegenen Orten zwecklos umherzuirren; M. metamorphosis, passiver Wahn, mit der Idee einer geschehenen Verwandlung des ganzen Körpers oder einzelner Theile derselben; Daemonomelancholia, passiver Wahn mit der Idee eines Besessenseyns von bösen Geistern oder Dämonen; M. religiosa, Schwermuth mit dem passiven Wahn einer schweren Versündigung, weshalb der Kranke von Gott verlassen und für immer verworfen zu seyn glaubt.

Die M. kann in vorübergehenden, einige Stunden dauernden Paroxysmen auftreten, welche in der Regel unbeachtet vorübergehen. Gewöhnlich ist sie eine chronische Krankheit und dauert Monate und Jahre lang, ohne an eine bestimmte Zeit gebunden zu seyn. Ihrem Ausbruch pflegen in den meisten Fällen hypochondrische Verstimmung, körperliches Unwohlseyn, Abspannung, Unruhe, Beklemmung, Schlaflosigkeit, Unlust, Verlust des Interesses für die Lieblingsbeschäftigungen und Zerstreuungen ꝛc. Kürzere oder längere Zeit vorher zu gehen. Der eigentliche Ausbruch der M. beginnt mit einem ungewöhnlichen Gefühle von geistigem und leiblichem Unwohlseyn, Schwere, Niedergeschlagenheit und Unfreiheit, so daß es dem Kranken vorkommt, als ob eine schwere Last ihn niederdrücke und sowohl zu körperlicher Thätigkeit, als zu geistiger Anstrengung völlig unfähig mache. Allmählig entwickelt sich nun die M. weiter, zunächst in der Form des Trübsinnes, der Schwermuth oder des Mißmuths, wozu sich nach kürzerer oder längerer Zeit idiopathische Verstandesstörungen, passiver Wahn, Verwirrung oder Verstörtheit der Ideen hinzugesellen, durch deren Hinzutritt bei fortwährender Steigerung der Krankheit der Uebergang in die verschiedenen Formen des Starrsinns vermittelt wird. Die M. kann jedoch auch auf früheren Entwickelungsstufen stehen bleiben, in

Digitized by Google

bestimmten Formen des Trübsinns oder Tiefsinns beharren, oder auch unter öfterem Formwechsel bis zur endlichen Entscheidung verlaufen. Wenn die M. keinen hohen Grad erreicht, so kann sie lebenslänglich fortdauern, ohne die leibliche Gesundheit wesentlich zu beeinträchtigen. Höhere Grade derselben, Verzweiflung, Starrsinn, Lebensüberdruß, führen bei längerer Fortdauer eine Erschöpfung der Kräfte, besonders des Nervensystems, u. einen tödtlichen Ausgang herbei, wenn weder Genesung, noch ein Uebergang in eine andere Krankheitsform erfolgt. Die Genesung erfolgt meist per lysin unter allmähliger Abnahme der Krankheitserscheinungen. Ueber die Vollständigkeit derselben entscheidet vorzüglich die Klarheit der Erkenntniß des vorübergegangenen Krankheitszustandes, verbunden mit einem freien, ungezwungenen Benehmen, und völlige Rückkehr der früheren Eigenthümlichkeit. Neigung zu Recidiven bleibt jedoch oft zurück. Die M. geht selten in Blödsinn über, weit häufiger in permanente fixe Ideen, so daß der passive Wahn als Residuum der Krankheit lebenslänglich fortdauert, während die übrigen Symptome der M. verschwinden. Eine gänzliche Erschöpfung des Nervenlebens, Abzehrung, Lungenschwindsucht und Wassersucht können durch sie hervorgebracht werden. Die M. entsteht häufiger in reiferem Alter, als in der Jugend, u. melancholisches Temperament, erbliche Anlage, Schwangerschaft, Unterleibskrankheiten, Unordnungen in der Verdauung und daher fehlerhafte Blutbereitung (daher der griechische Name, welcher eine schwarzgallige Blutmischung bedeutet), sitzende Lebensweise, Mangel an Uebung der körperlichen Kräfte und anhaltend einwirkende deprimirende Gemüthsaffekte dispponiren zu M. Was die Behandlung der M. betrifft, so muß man zunächst alle fortwirkenden, psychischen Krankheitsursachen beseitigen, was aber in der Regel unmöglich ist, ohne gleichzeitige Entfernung des Kranken aus den gewohnten Verhältnissen und Umgebungen. In vielen Fällen ist Ruhe und Einsamkeit für den Kranken Bedürfniß und wirkt äußerst wohlthätig; allein man darf ihn auch derselben nicht zu lange überlassen und muß ihn oft mit Gewalt daraus herausreißen. Wichtig ist es aber, daß der Kranke nur mit solchen Personen zusammen komme, die sich auf eine zweckmäßige und übereinstimmende Weise gegen ihn benehmen. Im Umgange mit Melancholischen muß man das Gespräch auf andere Dinge zu lenken und dabei zu erhalten suchen, zugleich aber die Ueberzeugung bei dem Kranken zu erhalten wissen, daß man wahrhafte Theilnahme für ihn empfinde. Von Zeit zu Zeit muß man ihn selbst dazu auffordern, sich über seinen Zustand zu äußern und ihn durch freundliche Theilnahme und besonnene Erwiderungen dazu veranlassen, daß er Alles ausspricht, was er auf dem Herzen hat. In diätetischer Hinsicht ist besonders für gehörige Leibesöffnung zu sorgen, Ueberfüllung des Magens, namentlich der Genuß von schwerverdaulichen und blähenden Speisen zu vermeiden. Wein ist selten zu empfehlen, Kaffee hingegen scheint bei Melancholischen auf eigenthümliche Weise belebend und beruhigend zu wirken und ist nur bei Vollblütigkeit oder Geneigtheit zu Wallungen und Herzklopfen zu verbieten. Fleißige körperliche Bewegung im Freien ist in der Regel nothwendig und zur Beruhigung und Beförderung des Schlafes in vielen Fällen der Gebrauch von warmen Bädern sehr zweckmäßig. Die positive psychische Kur besteht darin, daß man durch angemessene psychische Einwirkungen den Kranken aus seinem Innsichgekehrtseyn herauszureißen, seine abnormen Gedanken, Gefühle und Triebe zu beseitigen sucht, zu welchem Zweck sich der Arzt zunächst das Vertrauen und die Achtung des Kranken erwerben und ihn zu beherrschen wissen muß. Ist der Arzt der nöthigen Autorität gewiß, so suche er die krankhaften Gefühle u. Ideen zuerst durch ernste u. angestrengte Beschäftigung mit andern Dingen zu bekämpfen. Im Allgemeinen wirken körperliche Arbeiten, besonders im Freien, in mehrfacher Beziehung heilsam. Die Wahl der Beschäftigung muß indeß stets von den Umständen abhängen, immer aber ist der Kranke mit Ernst und Beharrlichkeit anzuhalten. Ist auf diesem Wege keine Besserung zu bewirken u. eine psychische Kur überhaupt unausführbar, so bleibt nur die direkte Bekämpfung der krankhaften Gefühle und Ideen übrig. Man muß dem Kranken alsdann jede Aeußerung derselben strenge untersagen, jede Gelegenheit dazu abschneiden, jede Uebertretung des Verbotes mit einer angemessenen Strafe belegen, wovor die Furcht stärker seyn muß, als der krankhafte Antrieb. Absonderung, Einschließung, Entziehung von Genüssen und Vergünstigungen, die Zwangesjacke ꝛc. sind die gebräuchlichsten, kalte Begießungen und Sturzbäder auch hier im Allgemeinen die wirksamsten Mittel. Die somatische Behandlung besteht zunächst in der Bekämpfung der vorhandenen, mit der M. im Kausalzusammenhang stehenden, körperlichen Krankheitszustände. Dann richte sich die Kur unmittelbar auf die Beseitigung der vorhandenen Reizung des Gehirns, entweder direkt durch beruhigende Mittel oder indirekt durch Ableitung auf die Haut oder den Darmkanal und das Gangliensystem. In demselben Maße, in welchem die Besserung fortschreitet und das Interesse für äußerliche Dinge zurückkehrt, muß man den Kranken wieder in Verkehr mit Anderen treten, an Gesellschaften und Zerstreuungen Theil nehmen lassen, jedoch nicht ohne dabei die nöthige Vorsicht zu beobachten. Manchmal ist eine stärkende Nachkur erforderlich, noch öfter eine Reise nach einem Brunnen- oder Badeorte oder der Gebrauch von Seebädern anzuempfehlen. Insbesondere muß der Arzt in dieser Periode den Kranken zu einer klaren Erkenntniß seiner Krankheit, seiner Lage und Verhältnisse zu bringen suchen, denn so lange diese fehlt, ist die Genesung niemals für vollständig und dauerhaft zu halten. Eine ruhige, einfache Lebensweise, angemessene Beschäftigung u. hinreichende körperliche Bewegung sind am geeignetsten, Rückfälle zu verhüten und die physische Gesundheit zu erhalten und zu befestigen. Vgl. Pohl, Die M. nach dem neuesten Standpunkt der Physiologie, Prag 1852.

Melancholisch, s. Temperament.

Digitized by Google

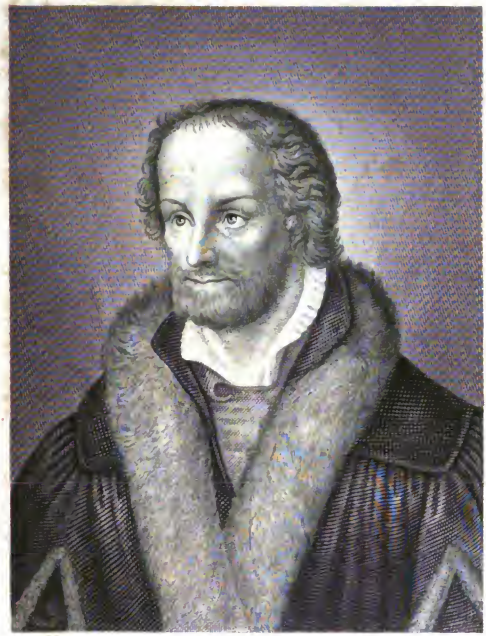
Melancholische Zeichen, in der Astrologie der Stier, die Jungfrau und der Steinbock.

Melanchthon (Melanthon), Philipp, gräcisirter Name für Ph. Schwarzerd, der Lehrer Germaniens (praeceptor Germaniae) u. der Kampfgenosse Luthers von den Geschichtschreibern genannt, war geboren den 16. Februar 1497 zu Bretten in der Rheinpfalz, wo sein Vater, Georg Schwarzerd, ein ausgezeichneter Waffenschmied und Rüstmeister des Pfalzgrafen war. Der mütterliche Großvater, Johannes Reuther, nahm den Knaben zu sich und verschaffte ihm den Unterricht des Johannes Hungarus, der den Schüler mit Strenge zur Grammatik anhielt. Nach dem Tode seines Großvaters und seines Vaters kam M. mit seinem Bruder in das Haus seiner Großmutter, einer Schwester Reuchlins, nach Pforzheim. Reuchlin, der öfters dahin kam, freute sich der Fortschritte, welche der Knabe im Griechischen machte, so daß er ihm zum Scherz unter andern Gaben zur Aufmunterung einen kleinen Doktorhut schenkte und seinen Familiennamen in M. übersetzte. Erst 12 Jahre alt, aber an Ernst der Gesinnung und an Reife des Urtheils ein Jüngling, bezog er 1509 die Universität zu Heidelberg, wo er sich, unzufrieden mit dem, was man ihm in den Vorträgen bot, mit der Lektüre der alten Dichter beschäftigte. Schon in seinem 14. Jahre erlangte er die Würde eines Baccalaureus und schrieb, wahrscheinlich zum Behufe des Unterrichts, welchen er zwei Söhnen des Grafen von Löwenstein ertheilte, die ersten Grundzüge seiner griechischen Grammatik. Als man ihm aber wegen seiner Jugend die Magisterwürde verweigerte, ging er 1512 nach Tübingen, wo damals die Anhänger des Nominalismus u. Realismus, Scholastieismus und Humanismus in erbittertem Kampfe einander gegenüberstanden. M. schloß sich an Heinrich Bebel an, der mit aller Begeisterung der Jugend den klassischen Studien u. einer freiern Wissenschaft Bahn gebrochen hatte. Nachdem er 1514 Magister geworden, trat er als Lehrer auf. Er las über Virgil und Terenz und edirte 1516 den letzteren. Nach Bebels Tod (1516) übernahm er die Rhetorik und behandelte Cicero und Livius. Angeregt durch Oecolampadius, mit welchem er den Hesiod las, gab er 1518 seine griechische Grammatik heraus und vereinigte sich, durch das Erscheinen von Agricola's Dialektik von diesem Gegenstand angezogen, mit dem Dialektiker Stadian zu einer Herausgabe der sämmtlichen Werke des Aristoteles. Aber auch die mathematischen, juristischen, medicinischen Studien betrieb er mit Eifer, theils des Inhalts, theils der Sprache wegen. Die erasmische Ausgabe des Neuen Testaments trieb ihn auf biblische Exegese. Indessen ward ihm seine Stellung in Tübingen immer lästiger, wo er „mit nichtiger Arbeit beschäftigt, unter Knaben wieder zum Knaben werde". Durch Reuchlins Vermittelung erhielt er 1518 einen Ruf als Professor der griechischen Literatur nach Wittenberg. Gerade in diesem Zweig der Wissenschaft war sein Ruf schon damals ein europäischer, so daß aus allen Gegenden Europa's Studirende herbeiströmten und seine Zuhörer, um Platz zu finden, an den Fenstern emporklettern mußten. Zwar zunächst für die griechische Sprache berufen, ward er doch durch seine äußere Stellung, wie durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes auf die Theologie hingewiesen. Während Luther durch ihn veranlaßt wurde, tiefer in den Geist der griechischen Sprache zu dringen, begrüßte M. mit Begeisterung die theologische Haltung Luthers; vor Allem durchdrang auch ihn der Tiefsinn seiner Auffassung der Rechtfertigungslehre. Das Verhältniß M.s zu Luther erhielt jedoch erst durch die leipziger Disputation eine bestimmtere und bewußtere Ausprägung. Als Luther durch eine Reihe von Streitschriften dem Ingrimm, welchen die Disputation in ihm hervorgerufen hatte, Luft machte, trat auch M., der während derselben nur den Antheil eines Rathgebers und Gehülfen hatte, entschieden als Kampfgenosse hervor. Mit dem Enthusiasmus, den ein glückliches und sicheres Daherschreiten auf einer neuen Bahn hervorruft, gab er noch im August 1519 eine kleine Schrift über die Auslegung der Bibel heraus, worin er behauptete, man dürfe die Schrift nicht nach den Kirchenvätern auslegen, sondern müsse diese vielmehr im Sinne der heiligen Schrift verstehen. Von nun an ward die Freundschaft beider Männer immer fester, und immer höher stieg die gegenseitige Hochachtung. Neidlos erkannte der Eine des Andern Ruhm an; aber auch die Schwäche des Einen war dem Andern nicht verborgen. M. hütet sich wohl, den Geist Luthers zu stören; Luther bekennt, „daß er von einer Meinung ablasse, wenn sie M. nicht billige". Nach Luthers Abreise nach Worms hatte M. zum ersten Mal ein exegetisches Kolleglum gelesen; da Luther nicht wiederkehrte, so mußte er es fortsetzen. Aus diesen Vorlesungen entstanden die „Loci communes rerum theologicarum" (Wittenb. 1521, neuere Ausgabe von Detzer, Erlangen 1828), eine systematische Zusammenfassung der Glaubenslehren, welche als die erste protestantische Dogmatik gelten darf. Für die geschichtliche Entwickelung der deutschen Theologie hatte dieses Werk die Bedeutung, daß hier in der Form der Wissenschaft gegeben war, was man im Leben und Drang des Kampfs an einzelnen Stellen gewonnen hatte. Die Schrift fand bald in weiteren Kreisen Eingang und rief selbst bei strengeren Katholiken ein günstigeres Urtheil über die neue Lehre hervor. Vgl. Strobel, Versuch einer Literaturgeschichte von M.s „Loci theologici", Altd. u. Nürnb. 1776. Die Vorgänge, welche während Luthers Abwesenheit durch die Aufnahme der Sache des Geächteten von seinen Ordensbrüdern in Wittenberg hervorgerufen wurden, nahmen M., vom Kurfürsten zu einem Gutachten aufgefordert, Karlstadt, Justus Jonas, Schurf, Dolscius und Amsdorf in Schutz. Wenn aber M. bei dem Auftreten der zwickauer Apostel ein gewisses Schwanken zeigte und die gewaltigere Stimme Luthers erst den Sturm gewaltthätiger Reformen bedrohen konnte, so lag dieses in der Ansicht, die er vom Anfang über die Artikel, an welchen die „Schwarmgeister" hingen, z. B. über die Kindertaufe, hegte. Sie schienen ihm mehr eine wissenschaftliche Frage, als ein Glaubenspunkt zu seyn, oder in das Gebiet der äußern Ordnung und des Kirchenregiments zu fallen. Wo M. einmal etwas

Digitized by Google

als entschiedenen Widerspruch der Wahrheit erkannt hatte, da war Unschlüssigkeit nicht seine Art. Entschieden nahm er sich der Verheirathung der Priester an und schrieb für Bernhardi aus Feldkirchen eine gründliche Vertheidigungsschrift. Schon 1520 hatte er sich selbst in Wittenberg mit der Tochter des Bürgermeisters, Katharina Krapp, verheirathet. Was Luther an M. für einen Beistand gewonnen hatte, zeigte sich auch bei der Vollendung von Luthers Uebersetzung der Bibel. Die große Gelehrsamkeit M.s, die Biegsamkeit und Elasticität seines Geistes, der Enthusiasmus, mit welchem er die ethische Grundlage des Evangeliums erfaßt hatte, und die Klarheit seiner Beweise gaben ihm in dem Kreis der Freunde, welche Luther an die Hand gingen, die erste Stimme und den Vorsitz, zumal wo es sich um das grammatische Verständniß handelte. Dabei wußte er das Schroffe und Eckige, welches Luthers Ausdruck für die im gewaltigen Kampf errungene Wahrheit an sich tragen mußte, zu mildern, und je mehr durch Luthers eigenthümliche Darstellung die evangelische Lehre dem Mißverständniß ausgesetzt war, desto mehr erkannte man in dem die Gegensätze versöhnenden Wesen M.s ein nothwendiges Moment für die Entwickelung der Reformation. Schon damals gerieth indessen M. selbst durch diese vermittelnde und versöhnende Richtung in eine sonderbare Stellung. Die strengen Anhänger Luthers beschuldigten ihn beim Ausbruch des Abendmahlsstreites schon eines Verraths an der evangelischen Wahrheit, während ihm die Anhänger des römischen Systems glänzende Anträge stellten. Als Friedrich der Weise starb und Johann der Beständige zu entschiedener Durchführung der Reformation vorging, fand sich M. durch den Abschluß des torgauer Bündnisses verletzt. Wie wenig er von gelehrten Disputationen hoffte, so hegte er doch ein volles Vertrauen auf die Macht der Wahrheit und glaubte die Reinheit der Sache des Evangeliums gefährdet, so bald man sie unter den Schutz einer politischen Gewalt stelle. Auch war ein Krieg, dessen Schrecken er in dem Aufruhr der Bauern kaum niedergeworfen sah, seiner friedlichen Seele doppelt grauenvoll. Trotz dieser Mißstimmung bewahrte M. doch dem sächsischen Hause seine Treue und Dankbarkeit. Zwei Aufforderungen, als Rektor der neu begründeten Schule nach Nürnberg überzusiedeln, lehnte er entschieden ab und erschien nur 1526 als Festredner. Sein auf Befehl des Kurfürsten 1527 abgefaßter Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren kann als die erste symbolische Schrift der protestantischen Kirche gelten. Nach Vollendung des Visitationswerks (1529) begleitete M. den Kurfürsten nach Speier. Auch er drang hier auf einen Protest gegen den der Sache des Evangeliums höchst nachtheiligen Reichsabschied, und obschon er gleich beim Ausbruch der Abendmahlsstreitigkeiten gegen die zwinglische Auffassung sich erklärt hatte, „weil sie den abwesenden Christus wie in einer Tragödie darstelle", die Berufung auf Vernunftgründe aber nicht gelten lassen wollte, „da man über die himmlischen Dinge nach dem Worte Gottes, nicht nach einer geometrischen Demonstration urtheilen müsse", so war ihm doch selbst der Artikel, welcher gegen die Lehrmeinung Zwingli's und seiner Anhänger gerichtet war, eine Tyrannei gegen die Wahrheit. Bei dieser entschiedenen Verwerfung des Reichsabschieds und klar erkannten Absicht der katholischen Stände mußte es um so mehr auffallen, hing aber mit der religiösen Anschauung M.s und seinem Charakter zusammen, daß er wiederum, als Philipp von Hessen eine Vereinigung der beiden evangelischen Richtungen zu Stande zu bringen suchte, mit aller Kraft sich widersetzte, da er voraussah, daß der Streit in einer Disputation nur wilder aufloderu möchte. Die augsburgische Konfession (s. d.) und die darauf entworfene gelehrte „Apologie der augsburgischen Konfession" waren sein Werk u. trugen seinen Ruhm durch Europa. M. hatte seine Fassung der Abendmahlslehre in der augsburgischen Konfession so gehalten, daß man hoffen konnte, auch die Schweizer würden sie annehmen. Dies geschah aber nicht, und nur die Reichsstädte Straßburg, Konstanz, Lindau, Memmingen unterschrieben sie. Doch bildete sich in Straßburg ein vermittelnder Lehrbegriff, auf welchen hin M. wiederum einen Versuch machte, durch eine Lehrformel die beiden Parteien zu einigen. Vielleicht mochten die an ihn ergangenen Aufforderungen Franz' I. von Frankreich und Heinrichs I. von England, in diesen Ländern die Religionsunruhen beizulegen, die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer solchen Vereinigung hervorgerufen oder doch wenigstens bestärkt haben. Dieser Versuch, die wittenberger Concordia, war so streng lutherisch, daß Bucer und Capito sie nur um des Friedens willen unterschrieben. Luther widersprach dem Werke nicht, ertrug aber bei seiner Entschiedenheit den künstlich verdeckten Widerspruch nicht lange. Auf einer Reise, die M. in Angelegenheiten seiner Religionspartei 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödtlich krank. Er weigerte sich Speise und Arznei zu nehmen, und nur des herbeieilenden Luther Zuspruch rettete ihn. Da das beabsichtigte Religionsgespräch in Hagenau nicht zu Stande kam, ging er 1541 nach Worms und bald darauf nach Regensburg, wo der erste Versuch zu einem Interim gemacht wurde. Die einzige Frucht der Verhandlung blieb ein Vorschlag M.s über die Mittel und Wege einer Reformation, dem Karl V. Beifall zollte. Sonst blieb Alles bis auf ein Koncil verschoben, und gegen M. erhob sich der unverdiente Vorwurf zu großer Nachgiebigkeit. Zwar breitete sich das Evangelium unter den mannichfachen Streitigkeiten aus, und selbst der Erzbischof Hermann von Köln berief M., um mit ihm eine Reform seines Bisthums zu berathen, aber dies waren nur vorübergehende Lichtblicke. Zwischen M. und Luther drängte sich die Partei der strengen Anhänger des Letztern und wußten die Schwäche des der Last seiner Arbeiten unterliegenden und früh gealterten, oft finster gestimmten Mannes zu benutzen, um Argwohn gegen seinen alten Freund in ihm zu erregen und den Samen der Zwietracht auszustreuen. M. konnte nur durch klnge Besonnenheit und zarte Schonung den Ausbruch des Kampfs vermeiden. Mit Luthers Tode, den M. kindlich betrauerte, wurde aber

Digitized by Google



PHIL. MELANCHTON

Digitized by Google

M.s Stellung eine ganz andere. Einerseits ging das große Vertrauen, das Luther genossen, auf M. über, aber es fiel auch andererseits der Damm, welcher durch Luthers Autorität den Eiferern entgegengestellt worden war. Die Katastrophe, welche bald nach Luthers Tod im Haus der Ernestiner herbeigeführt worden war, vertrieb M. aus seinem friedlichen Asyl, welches ihm sein Haus in Wittenberg gab. In Magdeburg, wohin er sich begeben hatte, nicht gerne gesehen, folgte er dem Ruf der ernestinischen Fürsten und trat als geheimer Rath in ihre Dienste, um nach Begründung der Universität Jena wieder als Lehrer zu wirken. Als das Interim erschien, trat er demselben in einem Gutachten entschieden entgegen. Der Kaiser Karl verlangte M.s Auslieferung und konnte vom Kurfürsten Moritz, in dessen Dienste M. indessen zurückgetreten war, um die Universität in Wittenberg vom Untergang zu retten, nur mit Mühe davon abgebracht werden. Durch spätere Verhandlungen geleitet und von der Stimme des Hofes verlockt, entschloß sich M. zur Ausarbeitung des leipziger Interime, in welchem er der Wiedereinführung der alten Mißbräuche hinlängliche Kautelen entgegengesetzt u. doch dem Willen des Kaisers und dem Kurfürsten Genüge geleistet zu haben glaubte. Daraus erwuchsen ihm aber neue Vorwürfe und Gegner. Am maßlosesten griff ihn Flacius an. Man beschuldigte ihn hier des Synergismus und verwickelte ihn bald auch in die adiaphoristische Fehde. Als er 1551 beauftragt wurde, einen neuen Vergleichsentwurf für das tridentiner Koncil zu entwerfen, ging er wiederum auf die augsburger Konfession zurück, allein die einmal angeregten Streitigkeiten dauerten fort und waren bereits ein Kampf der beiden Universitäten zu Wittenberg und Jena geworden. Am heftigsten trat die Erbitterung der Gegner M.s in dem Abendmahlsstreit hervor. M.s Ansicht näherte sich der calvinischen, und er trug den Gedanken einer wahrhaften Union in sich, aber der Eifer des Streits ließ die ausgestreuten Keime zu keiner ruhigen Entwickelung kommen. M.s Abreise zu dem Koncil in Trient hinderte der Umschlag der Politik des Kurfürsten Moritz. Er kehrte von Nürnberg nach Torgau zurück, wohin die Universität einer pestartigen Krankheit wegen verlegt worden war. Die Angriffe gegen M. niederzuschlagen, wurde endlich in Naumburg 1554 ein Konvent gehalten. Es ward die Untersuchung gegen ihn ein glänzender Sieg seiner Rechtgläubigkeit, doch war die hier mit seinen Feinden gestiftete Versöhnung nur scheinbar, u. er mußte von Neuem ihre Gegenwirkung erfahren, als er 1557 nach Worms reiste, um im Namen seiner Partei einen Vergleich mit den Katholiken abzuschließen. Besser gelang es ihm, wenigstens die äußere Ordnung der Kirche in Nürnberg herzustellen, wo der osiandrische Streit großes Aergernis hervorgerufen hatte. Auch sein letztes Werk, die Beilegung der in Heidelberg hervorgerufenen Streitigkeiten, war nicht ohne Segen und Befriedigung für ihn zu Stande gekommen. Doch kam er angegriffen von der Reise nach Wittenberg zurück, und seine letzten Briefe athmeten alle die Sehnsucht, einzugehen zur ewigen Ruhe. Zu dem ihm aus seiner Stellung erwachsenen Unheil war in der letzten Zeit auch häusliches Unglück getreten. Seine Frau war ihm 1557 gestorben; mit dem Manne seiner Tochter, dem Dichter Sabinus, hatte er viele verdrießliche Händel. Er selbst litt an Steinschmerzen. M. † den 19. April 1560. Es überlebten ihn nur 2 Kinder, ein Sohn Philipp, der des Vaters Milde, aber nicht seinen Geist geerbt hatte und 1603 als Konsistorialsekretär starb, und eine Tochter Magdalena, die Gemahlin Peucers, die 1567 starb. Seine nach ihm geartete und theure Tochter Anna, die kurze Zeit mit Sabinus verheirathet war, war ihm 1547 vorangegangen. Die Bescheidenheit und Demuth seines Charakters verrieth schon seine äußere Erscheinung. Die kleine, schwächliche Gestalt verrieth den großen Reformator nicht; die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen verkündigten aber den lebhaften Geist, der in dieser unscheinbaren Hülle wohnte, und erheiterten, wenn er sprach, sein ganzes Angesicht. Heiter in der Unterhaltung, wohlthätig in einem Grade, daß er zuweilen selbst in Verlegenheit kam, offen, arglos und mild gegen Jedermann, erwarb er sich die Liebe Aller, besonders aber seiner Zuhörer. Abgesehen von seinen Verdiensten um das Werk der Reformation, verbreitete er als akademischer Lehrer einen wissenschaftlichen Geist, der noch lange nach seinem Tode wohlthätig fortwirkte, wie er denn durch seine häufig aufgelegten und wohlgeschriebenen lateinischen Lehrbücher über Rhetorik und Philosophie, z. B. „De dialectica“, „De anima“, „Epitome philosophiae moralis“ ꝛc. den Ehrentitel Praeceptor Germaniae mit Recht verdiente. Seine „Opera“ (Basel 1541, 5 Bde.) enthalten seine sämmtlichen theologischen, philosophischen und philologischen Schriften, mit Ausnahme seiner Reden; nicht einmal die theologischen vollständig enthält die von seinem Schwiegersohne Peucer besorgte Ausgabe (Wittenb. 1562—64, 4 Bde). Die neueste und vollständige Ausgabe der Schriften M.s hat Bretschneider in dem „Corpus reformatorum“ besorgt. Ein Verzeichniß aller Schriften M.s lieferte Rotermund (Bremen 1814). Sein Leben beschrieb sein Freund Joachim Camerarius (Leipz. 1566). Vgl. Galle, Versuch einer Charakteristik M.s als Theologen, Halle 1840; Matthes, Phil. M., sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt, Altenb. 1841; Ledderhose, M. nach seinem äußern u. innern Leben, Heidelb. 1847. Sein Porträt, nach einem Bilde L. Cranachs, ist unserm Werke beigegeben.

Melander, Peter, Graf von Holzapfel, s. Holzapfel.

Melanesien, bei einigen neuern Geographen das große Inselgebiet in Australien, das Neuguinea mit den Papuas- und Salomonsinseln, Neuirland, Neubritannien, Mallicolo ꝛc. umfaßt.

Melanilin, neue, von Hofmann entdeckte Base, die durch Einwirkung des Chlorcyans oder Bromcyans auf Anilin erhalten wird, bildet weiße, harte Krystallblättchen, ist geruchlos, schmeckt anhaltend bitter, schmilzt bei 120 bis 130°, zersetzt sich bei 140 bis 150, löst sich wenig in kal-

Digitized by Google

tem, etwas besser in heißem Wasser, leicht in Alkohol, Aether, Oelen ꝛc. Seine Salze sind meist gut krystallisirbar.

Melanina (Nigrum animale), das Thierschwarz, ein krankhaftes und krankmachendes kohlenstoffiges Produkt der organischen Thätigkeit.

Melanippe, 1) Tochter des Chiron, floh, von Aeolus geschwängert, in das Gebirge des Pelion und flehte, um von ihrem Vater nicht erkannt zu werden, um Verwandlung in ein Pferd. Artemis gewährte ihr die Bitte und versetzte sie in dieser Gestalt unter die Gestirne. — 2) Tochter des Aeolus oder nach Andern des Desmontes, war sehr schön und gebar von Neptun zwei Söhne, den Böotus und Aeolus II. Ihr Vater blendete sie deshalb und sperrte sie in ein festes Schloß, ihre Kinder aber ließ er den wilden Thieren vorwerfen. Eine Kuh säugte sie jedoch, und Hirten zogen sie auf. Sie wuchsen heran und befreiten ihre Mutter, die nun von Neptun das Gesicht wieder erhielt und Gemahlin des Metapontus wurde.

Melanorrhöa (Korbspitze), Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, große Bäume in Indien mit klebrigem, schwarzwerdendem Safte, einfachen Blättern u. großen braunen Rispen. M. usitatissima *Wall.* bildet mit Shorea robusta und Tectona grandis große Wälder. Das Holz dient zum Bauen, der Saft liefert einen guten, in den Handel kommenden Firniß.

Melanose (Nigrescentia), Schwarzsucht, derjenige Krankheitszustand, welcher als das Resultat einer krankhaften Absonderung mehr oder minder schwarzen Farbestoffs aus dem Blute erscheint und sich durch Ablagerung dieses Stoffes in den Geweben und Organen oder auch in Aftergebilden kund gibt. Die Krankheit ist entweder rein örtlicher Natur und ohne Einfluß auf das allgemeine Wohlbefinden des damit Behafteten, oder sie ist konstitutionell und in diesem Falle als der örtliche Reflex eines Allgemeinleidens zu betrachten; letztere hat gemeiniglich einen sehr übeln Charakter, ist oft mit Krebs, Markschwamm oder Tuberkeln verbunden u. erstreckt sich gleichzeitig auf mehre Organe, oder erscheint bald nach einander in mehren Körpertheilen.

Melaphyr (Augitporphyr, Trappporphyr, schwarzer Porphyr), ein krystallinisches Massengestein, dessen dichte Grundmasse ein inniges Gemenge von Augit u. Labrador in wechselndem Verhältnisse von dunkelbrauner, grauer oder schwarzer Farbe ist und durch Augit- und Labradorkrystalle porphyrartig wird. Die Grundmasse ist außerordentlich fest und zähe u. schmilzt an dünnen Kanten zu schwärzlichgrünem Glase. Die Krystalle sind immer Zwillinge, symmetrische sechsseitige Prismen und erreichen nur selten die Größe von $^1/_8$—1". Sehr oft wird das Gestein blasig oder mandelsteinartig (schwarzer Mandelstein) und enthält in den Blasenräumen Grünerde, Kalkspath, Zeolith od. Kieselbildungen. Bei der Verwitterung verhält sich der M. fast wie Basalt und wird zunächst wackenartig (Melaphrwacke), zerfällt aber zuletzt schneller als der Basalt und bildet endlich einen sehr fruchtbaren Boden. Der M. tritt massig, gangförmig auf, die Schichten bis zur Kreide und ältere Massengesteine durchsetzend, so daß sein Alter nicht bedeutend von dem des Basalts abzuweichen scheint. M. heißt auch nach Credner und B. Cotta der Glimmerporphyr, s. Porphyr.

Melas, Fluß in Böotien, entsprang nördlich von Orchomenus, war bald nach seinem Ursprung schiffbar und ergoß sich theils in den Cephissus, theils in den See Kopais; jetzt Mauro Nero.

Melas, Baron von, österreichischer Feldmarschall, aus einer mährischen Familie stammend, 1730 geboren, machte seine ersten Feldzüge in dem 7jährigen Kriege als Adjutant des Feldmarschalls Daun, wurde 1793 Generalmajor und 1794 Feldmarschallieutenant. Als solcher erhielt er ein Kommando an der Sambre, 1795 am Rhein und 1796 in Italien. Als Kommandirender des österreichischen Corps in Italien focht er 1799 gemeinschaftlich mit Suwarow und siegte bei Cassano, an der Trebia und bei Nori. Nachdem Suwarow in die Schweiz abgezogen war, um Massena entgegen zu gehen, schlug M. an der Spitze von 60,000 Oesterreichern Championnet bei Genola am 3. November u. bemächtigte sich Coni's. Im Jahre 1800 verlor er vor Genua eine kostbare Zeit, theilte seine Streitkräfte und ließ Bonaparte Zeit, in die Lombardei einzufallen und sich hinter dem österreichischen Heer aufzustellen. Von der Lombardei abgeschnitten und zugleich von einer andern französischen Armee unter Suchet im Rücken bedroht, griff M. am 14. Juni das von Bonaparte geführte Heer bei Marengo an und verlor die bereits gewonnene Schlacht (s. Marengo). In Folge einer deshalb abgeschlossenen Konvention mußte er sich bis hinter den Mincio zurückziehen und Genua, Torsona, Alessandria u. alle übrigen piemontesischen Festungen nebst der Citadelle von Mailand an die französische Armee übergeben. Bald darauf wurde er kommandirender General in Böhmen und 1806 Präsident des Hofkriegsraths. Er † aber schon 1807 in Prag.

Melasse (von mel, Honig), der bei der unmittelbaren Darstellung des Rohzuckers aus der Pflanze abfallende, keine Krystalle mehr gebende Syrup, enthält (vom Zuckerrohr) wesentlich Schleimzucker, wird meist in den Kolonien der geistigen Gährung unterworfen und liefert Rum. Die M. von der Bereitung des Rohzuckers aus Runkelrüben besitzt wegen der vielen darin enthaltenen Salze auf der Rübe einen widrigen Geschmack, wird aber auch zu Branntwein benutzt.

Melastoma (Schwarzmund, Krähenbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Melastomaceen, meist rauhe Sträucher der alten Welt, mit gestielten fünf- bis siebenrippigen Blättern u. großen, schönen Blüthen in Büscheln und Afterdolden, umfaßt, auch nachdem die neuere Botanik viele Arten unter Diplochita, Miconia, Clidemia u. A. abgetrennt hat, noch über 100 Arten, die vorzüglich in Ostindien einheimisch u. deren Beeren meist eßbar sind, aber den Mund schwarz färben. M. malabathricum L., gemeiner Schwarzmund, rauh von Schuppen, mit weckenförmigen und rauhen Blättern u. purpurrothen, sehr schönen Blüthen, Strauch in Malabar, auf Ceylon und Java, dessen zusammenziehende Blätter bei Durchfällen und Koliken und

Digitized by Google

die eßbaren Früchte zum Purpurrothfärben von Wollstoffen angewendet werden. M. polyanthum *Blum.* ist einer der gemeinsten Sträucher in Ostindien, mit oval-lanzettförmigen Blättern und hellrothen Blüthen. Die süßen Beeren werden nur selten genossen, häufig aber zum Färben verwendet. M. decem dentatum *Rorb., Kostel.* ist ein Bäumchen auf den Bergen in Malabar, wo man die Blätter mit Pfeffer u. Zucker gegen chronischen Husten und um den Auswurf zu befördern, anwender. Von M. saxatile *Dennst.*, Osbeckia saxatilis *Spr.*, auf Malabar, werden Rinde, Blätter, Blumen und Früchte, in Sesamöl gekocht, häufig gegen Schwämmchen und Mundkrankheiten und äußerlich zu Einreibungen bei Krämpfen benutzt.

Melastomaceen (Melastomeae), dikotyledonische Pflanzenfamilie, Bäume oder Sträucher, seltener Kräuter, mit gegenständigen, sehr selten (mehrzähligs) wirteligen, selten gekerbten oder gezähnelten, 3- bis 9nervigen und durch parallele Queradern gefelderten (selten fiedernervigen), nicht durchscheinend-punktirten Blättern ohne Nebenblätter und zwitterigen, regelmäßigen Blüthen in zipfelständigen, rispigen oder straußförmigen Trugdolden, umfaßt über 750 Arten (in 82 Gattungen), die fast alle in der heißen Zone und zwar zum größten Theil in Südamerika wachsen.

Melbourne, Hauptstadt der australischen Provinz Victoria, unweit der Mündung des Yarra-Yarra in die Bai Port Phillipp, hat breite, schöne Hauptstraßen, zahlreiche massive u. elegante Gebäude, namentlich Bankgebäude und Gasthöfe, und mehre Kirchen, unter denen sich besonders die römisch-katholische Kathedrale auszeichnet, ein Stadthaus, ein Ausstellungsgebäude, Theater und Universitätsgebäude, einen botanischen Garten und eine 5 Meilen lange Wasserleitung. Von M. nach Sandridge führt eine Eisenbahn, die erste Australiens. M. wurde 1837 gegründet und zählte 1851 23,000, gegenwärtig über 100,000 Einwohner.

Melbourne, William Lamb, Viscount, britischer Diplomat und Minister, geboren am 15. März 1779, war der älteste Sohn des Sir Peniston Lamb, der 1770 zum irischen Lord M., 1815 zum britischen Peer erhoben wurde u. 1828 starb, trat, nachdem er in Eton und Oxford seine Bildung vollendet hatte, 1805 in das Unterhaus und schloß sich der gemäßigten Whigpartei an. Nachdem er einige Zeit das Staatssekretariat von Irland bekleidet und am 22. Juli 1828 von seinem Vater die Peerswürde geerbt hatte, trat er 1830 in das Ministerium Grey ein und übernahm die Verwaltung des Innern, in welcher Stellung er es sich besonders angelegen seyn ließ, das durch die Verhandlungen über die Reformbill aufgeregte Land zu beruhigen. Als Grey im Juli 1834 von der Verwaltung zurücktrat, bildete M. ein neues Kabinet, welches aber genau die Grundsätze des vorigen verfolgte. Die irische Zwangsbill, die er in ihrer ersten Fassung zurückgenommen hatte, wurde zwar von den beiden Häusern in ihrer veränderten Gestalt angenommen, dagegen wurde die Bill wegen der Zulassung der Dissenters zu den akademischen Graden und die irische Zehntbill von dem Oberhaus verworfen. Während die Whigs ihrem ministeriellen Parteihaupt Mangel an Thatkraft vorwarfen, bemühten sich die Tories, die Verbindung M.s mit O'Connell als höchst gefährlich darzustellen, und brachten es in der That dahin, daß der König am 14. November 1834 das Kabinet auflöste. Sir Robert Peel u. Wellington übernahmen nun das Staatsruder, sahen sich jedoch durch mehre Niederlagen im Unterhause genöthigt, im April 1835 ihre Entlassung einzureichen. Da Graf Grey die Bildung eines neuen Kabinets ablehnte, ward M. damit beauftragt, womit die Whigs wieder ans Ruder kamen. Heftige Zwiste zwischen ihnen und den Tories begannen von Neuem, und nur die Besonnenheit der Führer verhinderte den Ausbruch eines offenen Kampfes. Unterdessen war M. 1836 wegen eines angeblichen Verhältnisses mit Mrs. Norton in einen Prozeß verwickelt, der zwar mit seiner Freisprechung endete, aber ihm in der öffentlichen Meinung nicht wenig schadete. Mit der Königin Victoria trat er nach ihrer Thronbesteigung in die engste Verbindung, verlor aber dagegen nach u. nach die Unterstützung von Seiten der Parteien im Parlament u. gab, als in der Session von 1839 der Vorschlag der Regierung bezüglich der Dispensation der Verfassung von Jamaika nur 5 Stimmen Majorität erlangte, seine Entlassung ein. Auf Bitten der Königin, die sich zu einem torystischen Ministerium nicht entschließen konnte, trat er jedoch nochmals mit seinen Kollegen an die Spitze der Regierung, bis er endlich am 28. August 1841 dem Ministerium Peel das Feld räumen mußte. Er † am 24. November 1848. Seine Gemahlin, die bekannte Lady Karoline Lamb, war ihm schon am 25. Januar 1828 vorangegangen. Sein Bruder, Frederick James Lamb, Viscount M., den 17. April 1782 geboren, war als Diplomat ausgezeichnet und fungirte nach einander als Gesandter in Frankfurt, Lissabon, Madrid und Wien. Im April 1839 ward er zum Lord Beauvale erhoben, folgte dann seinem Bruder als dritter Viscount M. und † kinderlos am 29. Januar 1853 auf seinem Landsitze Brocket-Hall an der Sicht. Die sehr bedeutenden Güter des Hauses gingen auf seine Schwester, Emily Mary, Gemahlin Palmerstons, über. Außer der Politik beschäftigte sich M. vielfach mit der schönen Literatur und schrieb selbst ein Lustspiel „The fashionable friends".

Melcarth, phönicischer Gott, nach Sanchuniathon der phönicische Hercules, der als großer, allwaltender Sonnengott gefeiert, in dessen Tempeln das ewige Feuer unterhalten wird und dem der Planet Mars zugeeignet ist.

Melchisedek (d. h. König der Gerechtigkeit), Priesterkönig von Salem (Jerusalem), welcher den aus dem Kampfe mit Kedor Laomer und dessen Bundesgenossen strareit zurückkehrenden Erzvater Abraham mit Speise und Trank erquickte und den Segen über ihn aussprach, wofür ihm Abraham den Zehnten der Beute entrichtete. Wie im Briefe an die Hebräer M. als Typus Christi, des wahren Hohenpriesters, aufgestellt ist, so galt auch schon den Juden M. als Typus des Messias. Die jüdischen Interpreten identificirten ihn gewöhnlich mit Sem, dem frömmsten der Söhne Noahs, christliche Gelehrte machten den M.

Digitized by Google

bald zu Henoch, bald zu Cham. Hierax, ein Anhänger des Origines im 3. Jahrhundert, deutete den M. allegorisch vom heiligen Geiste.

Melchisedekiten (Melchisedekianer), eine angeblich von einem gewissen Theodotus gestiftete Sekte, welche über dem irdischen Erlöser noch einen himmlischen unter dem Namen Melchisedek verehrt haben soll.

Melchiten (vom hebräischen Melech, König), im 6. und 7. Jahrhundert Bezeichnung der morgenländischen Christen, welche dem Willen des Kaisers gemäß die Beschlüsse des Koncils von Chalcedon als gültig anerkannten, also Kaiserlichgesinnte; neuerlich Bezeichnung der morgenländischen Christen, die nicht unter dem Patriarchen zu Konstantinopel, sondern unter dem von Antiochien stehen und bei ihrem Gottesdienst sich der arabischen Sprache bedienen; Bezeichnung der mit der katholischen Kirche unirten Kopten; (melchitische Mönche); bei den syrischen und ägyptischen Christen Klosterbrüder nach der Regel des heiligen Basilius, welche dem griechischen Kultus anhängen, den päpstlichen Primat verwerfen u. die Canones der vier ersten ökumenischen Koncilien als Gesetze befolgen.

Melchthal, Thal im schweizerischen Kanton Unterwalden, 2½ Stunde von N. nach S. sich ziehend, steigt hoch in das Gebirge an die berner Grenze, wird von der Melcha durchflossen, deren Wasser sich oben aus dem Melchsee in einer Felsspalte verliert. Das kleine Melch- od. Sachselnthal liegt in demselben schweizer Kanton und öffnet sich bei Rukenz.

Melchthal, Arnold von, eigentlich Arnold von der Halden, M. nach seinem Wohnort im Kanton Unterwalden genannt, war einer von den drei Gründern der schweizerischen Freiheit. Der kaiserliche Vogt Landenberg hatte seinem Vater ohne Grund ein Joch Ochsen vom Pflug wegtreiben lassen und die übermüthigen Worte hinzugefügt, die Bauern könnten selbst ihren Pflug ziehen, wenn sie Brod haben wollten. Aufgebracht, hatte der junge M. dem Knechte Landenbergs im Streite einen Finger zerschlagen und war darauf geflüchtet. Landenberg wollte vom Vater den Aufenthalt des Sohnes wissen und ließ demselben, als er ihn nicht angab, die Augen ausstechen. M. verband sich nun mit seinen Freunden Walter Fürst von Attinghausen und Werner Stauffacher 1307 zur Befreiung ihres Vaterlandes. Das Weitere s. Schweiz (Gesch.).

Melcombes-Regis, Flecken in der englischen Grafschaft Dorset, an der Mündung des Wey in die Themse, Weymouth gegenüber, mit Hafen, Handel und 6500 Einwohnern.

Melde, Pflanzengattung, s. v. a. Atriplex L.

Meldegg, s. Reichlin-Meldegg.

Meldola, Flecken im Kirchenstaat, Legation Forli, südlich von Forli, am Flusse Ronco, mit Handel und 5000 Einw.

Meldorf, Marktflecken u. Sitz der Landvogtei Süder-Dithmarschen in Holstein, mit einer Gelehrtenschule, Industrieschule, Arbeitsanstalt, Post, Zollkontrole, Spar- u. Leihkasse, einem Armenhaus und 3500 Einw. M. hatte einst eine Burg und war bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts Hauptort des Landes Dithmarschen.

Meleager, Sohn des Königs Oeneus von Calydon u. der Althäa u. Gemahl der Cleopatra, nahm in seiner ersten Jugend Theil am Argonautenzuge und war vorzüglich als Jäger berühmt. Seine merkwürdigste That ist die Erlegung des kalydonischen Ebers. Nach einem Orakelspruch sollte M. so lange leben, als ein auf dem Herde liegendes Scheit Holz vom Feuer nicht verzehrt würde. Althäa löschte das schon brennende aus u. verbarg es in einer Kiste; als aber M. ihre drei Brüder getödtet, warf sie es wieder in die Flamme und veranlaßte dadurch M.s Tod.

Meleager, griechischer Epigrammendichter aus Gadara in Palästina oder Syrien, lebte um 60 v. Chr. noch unter den letzten Ptolemäern u. machte sich durch seine (untergegangene) Sammlung von epigrammatischen u. ähnlichen Dichtungen unter dem Titel „Stephanos" (d. i. Kranz), die Erzeugnisse von 46 zum Theil berühmten Dichtern umfassend, verdient. Vgl. Paffow, De vestigiis coronarum Meleagri et Philippi in anthologia Graeca, Breslau 1827. Seine eigenen Poesien, von denen wir eine ziemliche Anzahl besitzen, sind besonders von Manso (Jena 1798) und am vollständigsten von Gräfe (Leipzig 1811) herausgegeben worden.

Meleda, österreichische Insel in Dalmatien, Kreis Ragusa, 20 Miglien von Ragusa entfernt, ist im Norden von der Insel Sabioncello, mit der sie den Kanal von M. bildet, im Osten von den kleinen Inseln Calamotte, Giuppana u. Lacrena u. im Westen von einer Anzahl unbewohnter Eilande und Klippen umgeben, die den Zugang zu ihr sehr erschweren, und deshalb von den Schiffern sehr gemieden, die sich nur selten und gegen hohen Lohn zur Fahrt dahin entschließen. Sie gehört zu den größten, nicht aber zu den fruchtbarsten Inseln Dalmatiens. Ihre Länge beträgt 30 Miglien bei einer zwischen 2 und 3 Miglien wechselnden Breite. Sie ist mit Felsen u. Bergen bedeckt, die auf vulkanischen Ursprung deuten. Die Grotte Ostrosavizza soll der Wohnort der Nymphe Melita gewesen seyn, von welcher die Insel den Namen trägt. Die einzige fruchtbare Gegend ist das fast im Mittelpunkte der Insel gelegene Thal Babinopoglie mit einem gleichnamigen Orte, das besonders Wein und Oel, außerdem Obstfrüchte verschiedener Art, hauptsächlich Feigen u. Datteln, erzeugt. Häfen sind: Palma im Westen u. Palazze im Norden. Die meisten Meltener sind Schiffer, aber auch emsige Landwirthe.

Melegnano, s. Marignano.

Melek (arab.), König.

Melendez Valdez, Don Juan, einer der bedeutenderen neueren spanischen Dichter, geboren am 11. März 1754 in dem Flecken Ribera del Fresno, studirte zuerst an der madrider Universität Philosophie, später in Salamanca die Rechte. Hier trat er mit dem Dichter Cadalso in eine Verbindung, die für die Erweckung des Nationalbewußtseyns und eines guten Geschmacks in der schönen Literatur Spaniens von der größten Bedeutung ward. In dieser Zeit schrieb er seine Eklege „Batilo", in welcher er, mit großer Einfachheit und Natürlichkeit, aber auch mit eben so viel Reiz und Anmuth das Studenten- und Landleben besang. Dies Gedicht wurde 1780 von der

Digitized by Google

Akademie gekrönt. Durch die Vermittelung des Ministers Jovellanos, den er 1781 in Madrid kennen lernte, erhielt er eine Professur an der Universität zu Salamanca. Im J. 1789 wurde er bei der Audiencia in Saragossa, 1791 in der Justizkanzlei zu Valladolid und 1797 als Fiskal beim Oberkriminalgerichtshof in Madrid angestellt, nach dem Sturze Jovellanos' aber nach Medina del Campo und 1800 nach Zamora exilirt. Im Jahre 1802 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr und nahm nun in Salamanca seinen Wohnsitz. Später ging er nach Madrid zurück, von wo er auf Murats Veranlassung eine Reise nach Asturien unternahm, um dort die Aufregung unter dem Volk zu beschwichtigen. Aber das Volk rottete sich gegen ihn, als einen Vaterlandsverräther, zusammen und führte ihn hinweg, um ihn zu erschießen. Fast durch ein Wunder gerettet, kehrte er nach Madrid zurück, wo er sich durch Napoleons persönliche Freundlichkeit gewinnen ließ u. Fiskal, Staatsrath und Präsident der Junta des öffentlichen Unterrichts wurde. Nach dem Siege der nationalen Sache mußte er mit den Franzosen fliehen und wurde als Vaterlandsverräther prostribirt. Er † am 24. Mai 1817 zu Montpellier in großer Dürftigkeit. Der Herzog von Frias ließ ihm später zu Montferrier, wo er begraben wurde, ein Denkmal errichten. Seine Gedichte erschienen zuerst in einem Band (Valladol. 1785), dann in 3 Bdn. (das. 1797) und nach seinem Tode in einer von ihm selbst vorbereiteten Auflage in 4 Bdn. (Madrid 1820; wieder abgedruckt, Paris 1832, Barcellona 1838). Eine Auswahl findet man in Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanas" (Paris 1837). Außerdem schrieb er noch „Discursos forenses" (Madrid 1820).

Melenik, Flecken in der türkischen Provinz Macedonien, Sandschak Kostendil, an der Wistrizza, mit Seidenbau, Webereien, Gewehrfabrikation u. 5500 Einwohnern.

Melenki, Kreisstadt im russischen Gouvernement Wladimir, am Zusammenfluß des Melenka und der Unscha, mit 5000 Einwohnern.

Meletianer, s. Meletius.

Meletium, Stadt, s. v. a. Meaux.

Meletius, Bischof von Lycopolis in Thebais zu Anfang des 4. Jahrhunderts, stand an der Spitze einer strengen Partei, welche gegen den Bischof Petrus von Alexandria behauptete, Alle Lapsi, d. h. alle Die, welche irgendwie die christliche Glaubenstreue verletzt hätten, müßten bis nach völlig wieder hergestellter Ruhe von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen bleiben, und es dürfe ihnen erst dann, wenn sie bis dahin aufrichtige Reue bewiesen hätten, nach Verhältniß ihrer Versündigung Vergebung zu Theil werden. Aus dem Kerker, in welchen er seines Glaubens wegen geworfen worden, entlassen, bereitete M. als zweiter Metropolit der ägyptischen Kirche während der Abwesenheit des Bischofs Petrus den ganzen Kirchenspregel des alexandrinischen Patriarchen, ganz nach seiner Willkür Ordinationen und Exkommunikationen vornehmend und die Amtsgewalt Derjenigen nicht anerkennend, welchen der Bischof Petrus die Leitung der verwaisten Gemeinden übertragen hatte. M. und seine Anhänger (Meletianer) rühmten sich sogar, die reine Kirche der Märtyrer darzustellen. Petrus schloß nach seiner Rückkehr den M. als einen Störer des kirchlichen Friedens von der bischöflichen Amtsverwaltung und der Kirchengemeinschaft aus. Als diese Spaltung (meletianisches Schisma) auch durch den Märtyrertod des Bischofs Petrus 311 nicht ausgeglichen wurde, suchte das Koncil von Nicäa die Sache zu vermitteln, indem es verordnete, daß zwar M. nur als Titularbischof ohne amtliche Befugnisse sich zu Lycopolis aufhalten und ferner keine Ordination weder in der Stadt, noch auf dem Lande vollziehen solle, daß aber die von ihm ordinirten Geistlichen im Besitz ihrer Aemter bleiben und nur den anderen durch den alexandrinischen Bischof ordinirten im Range nachstehen sollten. Aber trotz dieser Vermittelungsversuche und ungeachtet des Todes des M. (326) dauerte die Spaltung, welche durch den bald ausbrechenden arianischen Streit neue Nahrung fand, noch bis ins 5. Jahrhundert fort.

Melfi, Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, im nördlichsten Theile derselben, unweit des Ofanto, ist Bischofssitz, hat ein Schloß, eine Kathedrale, 6 Kirchen, 8 Klöster, Weinbau und 8000 Einwohner.

Meli, Giovanni, der berühmteste Dichter Siciliens, am 4. März 1740 zu Palermo geboren, studirte daselbst Medicin und wolfische Philosophie, die damals auch in Sicilien eingedrungen war, merkte sich aber bald mit Eifer dem Studium der italienischen Klassiker zu, von denen Ariosto ihn am meisten fesselte. Später lehrte er Chemie an der Universität zu Palermo und † den 20. Dec. 1815. Seine ersten poetischen Versuche schrieb er in italienischer Sprache, bis der Fürst Antonio Lucchesi-Palli von Campofranco ihn für die Volkssprache Siciliens gewann. M. studirte non seine berühmtesten Vorgänger Veneziano u. Rao; noch mehr aber lernte er von dem Volke selbst, u. bald hatte er die noch rauhe Sprache zu einer überraschenden Ausbildung gebracht. Die Sphäre, in welcher sich der Dichter bewegte, ist durchaus volksthümlich. Seine Poesie wurzelt in der Natur und der Sitte des Landes, und die beiden großen Kulturhälften, in welche Sicilien zerfällt, die griechische und italienische, erscheinen in ihm in einer nationalen Einheit. Vortrefflich sind seine bukolischen Gesänge, in denen durch das leicht umgeworfene Gewand der alten Mythologie das volle natürliche Leben der Wirklichkeit in allen seinen frischen Zügen erscheint. Wie gern sich M. an Theokrit anschloß, beweist seine Farsetta „Li Palermitani in festa", welche an Theokrits Syrakusanerinnen beim Adonisfest erinnert. Ein dithyrambisches, höchst ergötzliches Gedicht ist die Mime „Didiramma", die schon allein hinreichen würde, den Reichthum des sicilischen Dialekts anschaulich zu machen. In den Oden und Kanzonen erreicht er eine Süßigkeit und einen Wohllaut, die nur dem Petrarca gleichkommen. Weniger glücklich war er im Sonett; seine Elegien dagegen sind sinnvoll und ansprechend. Seine „Capitoli berneschi", satyrisch-komische Gedichte, sind durch Mannichfaltigkeit und witziges Spiel der Phantasie anziehend. Auch als Epiker versuchte er sich in dem heroisch-komischen Gedicht in

Digitized by Google

12 Gesängen „Don Chisciotti e Sancio Panza". M. ist ein Volksdichter im ächten Sinne des Worts; seine Lieder leben in allen Thälern und Bergen Siciliens, und ihm gebührt der Ruhm, vollkommen das Wesen seiner Nationalität ausgesprochen zu haben. Mehre seiner Werke sind in verschiedene Sprachen, in das Deutsche von Gregorovius, übersetzt worden. Unter den zahlreichen Ausgaben zeichnet sich die neueste (Palermo 1847) auch dadurch aus, daß sie ein brauchbares Glossar des sicilianischen Mundart enthält.

Melia (Zedrach), Pflanzengattung aus der Familie der Hesperideen, Bäume und Sträucher in Ostindien und Westindien, mit der wichtigsten Art: M. Azedarach *L.*, Paternosterbaum, ein 10—20 Fuß hoher Baum des mittleren und südlichen Asiens, der nach Südeuropa und den südlichen Staaten Nordamerika's gebracht wurde und daselbst verwildert ist. Alle Theile desselben schmecken bitter, bewirken in größern Gaben Schwindel, Erbrechen, Durchfälle, Krämpfe und selbst den Tod, sind aber in kleiner Gabe ein kräftig-eröffnendes und wurmwidriges Mittel. In Italien benutzt man die fünfeckigen Fruchtsteine zu Rosenkränzen. M. sempervirens *Sw.* hat doppelt gefiederte Blätter u. zierliche, wohlriechende, bläulich-blaßviolete Blüthen in reichen Trauben. Als Zierpflanzen verlangen die Melien eine fette, lockere Mistbeet- oder etwas lehmig-sandige Rasenerde u. eine Durchwinterung an frostfreien Orten.

Melianthus (Honigblume), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, Sträucher in Südafrika und auf dem Himalaya, mit unpaarig- und herablaufend-fiederschnittigen Blättern, deren Blüthen in reichlicher Menge Honigsaft absondern. M. major *L.*, große Honigblume, ist ein 6—10 Fuß hoher Strauch auf dem Kap mit dunkelbraunrothen Blüthen in Trauben. Wenn man diesen Strauch in der Blüthenzeit schüttelt, so soll ein blaßrother, angenehm süß schmeckender Honig wie Regen herabfallen, der gesammelt und als magenstärkend gern genossen wird. M. minor *L.*, kleine Honigblume, kleiner als vorige Art, hat zierliche, röthliche Blüthen in langen winkelständigen, hängenden Trauben. Der Honigsaft dieser Art ist von schwärzlicher Farbe und übelriechend.

Melibocus (Malchen), Berg in der hessen-darmstädtischen Provinz Starkenburg, Gipfel des Odenwaldes, 1700 Fuß hoch, mit 80 Fuß hohem Thurm.

Melibŏa, Küstenstadt der thessalischen Landschaft Magnesia, am Fuß des Ossa, ward von den Römern unter C. Octavius erobert und geplündert. Von ihr hatte der melibŏische Purpur seinen Namen.

Melicertes, s. Palämon.

Melicocca (Honigfrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, west- und ostindische Bäume, von denen besonders M. bijuga *L.* zu nennen ist, ein hoher Baum mit schöner dichtbelaubter Krone in Westindien und Caracas. Die Hülle der Samen wird wegen ihres angenehmen, schleimigen, süß-säuerlichen Geschmacks häufig gegessen. Die Rinde ist adstringirend.

Melikraton (griech.), Trank aus Honig und Milch, der den Seelen der Abgeschiedenen und den Göttern der Unterwelt gespendet ward.

Melilla (Melillah), Stadt in der marokkanischen Provinz Garet, südlich vom Kap Tres Forcas und südöstlich von Ceuta, ist unzugänglich von der Landseite und auch an der Seeseite gut befestigt, hat einen kleinen Hafen und 3000 Einwohner. Die Bewohner der Umgegend sind als berüchtigte Seeräuber bei den Europäern unter dem Namen Riffpiraten (Riffiner) bekannt. M. ist das alte Russadir oder Ryssadir und gehörte zu Mauritania Tingitana. Die Römer sandten eine Kolonie dahin. Nach der Eroberung durch die Araber erhielt die Stadt den Namen M. oder Medina Akarsif. Seit 1497 ist sie von den Spaniern besetzt. Bei M. wurde 1852 die preußische Brigg „Flora" von den Riffpiraten geplündert, und als am 7. Aug. 1856 der preußische Admiral Prinz Adalbert die Stätte dieses Frevels rekognosciren wollte, wurde von den Piraten ein Angriff auf die gelandete Schiffsmannschaft gemacht, wobei mehre Preußen getödtet und der Prinz selbst verwundet wurde.

Melilotengras, s. v. a. Ruchgras, Anthoxanthum odoratum *L.*

Melilotenklee (Melilotenkraut), Pflanzengattung, Melilotus officinalis *Willd.*

Melilotenpflaster, Pflaster, das aus einem Gemenge von 1 Pfund gelbem Wachs, Kolophonium und Olivenöl, von jedem ½ Pfund, und einem Pfunde Melilotenkrautpulver besteht und als erweichendes und zertheilendes Mittel bei Drüsenanschwellungen ꝛc. häufig angewendet wird.

Melilotus (Melilotenklee, Melote, Steinklee, Honigklee), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, ein- oder zweijährige Kräuter der nördlichen gemäßigten Zone, von denen mehre Arten als Arznei- oder Futterpflanzen bekannt sind. M. alba *Desr.*, M. vulgaris *Willd.*, gemeiner Honigklee, Hanfklee, schwedischer Klee, Riesenklee, deutscher Schabziegerklee, zweijährig, mit kleinen weißen Blüthen in Trauben, wächst wild an unbebauten Orten, auf Schutthaufen in Europa u. Nordasien, wird aber in Deutschland auch zuweilen kultivirt u. gedeiht fast in jedem Boden u. in jeder Lage. Als Futterpflanze hat sich der Hanfklee nicht bewährt, weil seine holzigen Stengel u. unschmackhaften Blätter von dem Vieh nicht, oder nur in der Jugend mit Widerwillen gefressen werden. Aus dem Baste der Stengel hat man Stricke u. selbst schöne weiße Linnenzeuche gefertigt, doch kann der Hanfklee dem Flachse und Hanfe nicht gleichgestellt werden. Zu empfehlen ist dieser Klee aber als Grünbüngerpflanze, da er eine sehr schnelle Vegetation hat und die Samengewinnung leicht ist. Man säet ihn zu dem Ende schon im Februar in Aecker, welche im Herbste zubereitet worden sind. M. coerulea *Lam., Pers.*, Trifolium melilotus coerulea *L.*, blauer Steinklee, blauer Honigklee, Siebenstundenkraut, wohlriechender Klee, mit weißlich-blauen Blüthen in gedrungenen Trauben, einjährig, stammt wahrscheinlich aus Nordafrika, findet sich aber in einem großen Theile von Süd- und Mitteleuropa auf Wiesen u. an andern Orten verwildert, wird

Digitized by Google

in der Schweiz auch kultivirt und nimmt mit jeder Lage und mit jedem Boden vorlieb. Die ganze Pflanze hat einen sehr starken und eigenthümlichen Geruch, der nach dem Trocknen sich noch mehr entwickelt und sehr lange bleibt. Der Geschmack entspricht dem Geruch und ist zugleich etwas scharf. In der Schweiz und andern Alpengegenden dient das Gewächs als ein Hauptbestandtheil des grünen Kräuterkäses oder Schabziegerkäses. M. officinalis *Willd.*, Trifolium melilotus officinalis *L.*, gebräuchlicher Steinklee, Melilotenklee, Bärenklee, Tonkakraut, mit aufrechtem Stengel, gelben Blüthen in ziemlich schlaffen, später verlängerten Trauben, einjährig, findet sich häufig durch ganz Europa, Nordafrika, Nordamerika u. Nordasien, an Wegen, Gräben, Waldrändern, auf Wiesen. Die blühenden Gipfel haben einen eigenthümlichen, stark gewürzhaften Geruch, der beim Trocknen noch stärker wird und sehr lange anhält, und einen schleimig-bitterlichen u. schwach reizenden Geschmack und enthalten vorwaltend ätherisches Oel, bittern Extraktivstoff, Schleim und Benzoesäure. Sie wirken reizend, zertheilend und die Eiterung befördernd. Man wendet sie nur äußerlich in Pulver zu trocknen Umschlägen oder in Aufguß und Abkochung mit Wasser oder Milch zu Umschlägen u. Bähungen bei Entzündungsgeschwülsten, angeschwollenen Drüsen und anfangenden Verhärtungen an. Auch kommen sie zu dem zertheilenden Melilotenpflaster (s. d.).

Melimbe, Stadt, s. Loango.

Melioration (v. Lat.), Verbesserung, besonders eines Grundstücks durch bessere und einträglichere Bearbeitung, Anlegung von Bewässerungs- und Abzugsgräben, Baumpflanzungen u. dgl. Rechtlich kommt die M. besonders dann in Betracht, wenn ein Grundstück von dem seitherigen Besitzer (Nutznießer, Pachter ꝛc.) wieder herausgegeben werden muß. Hierbei findet die Bestimmung Statt, daß die nothwendigen, zur Erhaltung des Grundstücks erforderlichen M.en dem seitherigen Besitzer auch in dem Falle, wenn er wußte, daß er kein Recht an dem in Rede stehenden Gegenstand hatte (possessor malae fidei), die bloß nützlichen, nicht eigentlich nothwendigen dagegen in der Regel nur dem, welcher von Rechtswegen Besitzer war (possessor bonae fidei), vergütet werden müssen und daß dem, welcher wußte, daß er den Gegenstand mit Unrecht besaß, nur die Wegnahme der gemachten Verbesserungen, in so weit dieselbe ohne Beschädigung der Substanz möglich ist, zusteht.

Melis, im Handel die mittlern Sorten des durch gestörte Krystallisation erhaltenen sogenannten Hutzuckers, s. Zucker.

Melisma (griech.), Lied, Melodie, bezeichnet in der Musik die verzierte Melodie u. dann auch die Verzierung der Note selbst, die jedoch gewöhnlicher Koloratur und Dehnung heißt. Mit dem Adjektiv melismatisch bezeichnet man die Art des Gesanges oder Vortrags, bei welcher mehre Noten auf einen Vokal gesungen werden und die der Gegensatz vom syllabischen Gesang ist, d. h. der Art des Gesanges, wo Note auf Sylbe gesungen wird. Im Allgemeinen heißt auch jeder verzierte Gesang melismatisch.

Melisse (Melissa *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, unterschieden durch einen zweilippigen Kelch mit flacher Oberlippe, deren Seitenzähne in einen Kiel gefaltet sind, u. durch die bogig zusammenneigenden Staubgefäße, umfaßt gegen 40 Arten, meist ausdauernde Kräuter in Südeuropa und Westasien. Die gebräuchliche M. (M. officinalis *L.*, Gartenmelisse, Citronenmelisse, Citronenkraut, Bienenkraut, Mutterkraut) ist ein im südlichen Europa an schattigen Waldstellen, auf Bergen u. an Zäunen einheimisches, aufrechtes, ausdauerndes Kraut, mit graßgrünen, eirunden Blättern, blattwinkelständigen, einseitswendigen Halbwirteln der Blüthen und weißen Blumen. Es gedeiht fast in jedem Boden und in jeder Lage, am meisten sagt ihr aber ein leichter Boden zu. Die Vermehrung geschieht durch Samen und Zertheilung der Stöcke. Als Varietät mit zottigen Haaren kommt vor: M. officinalis villosa *Benth.* Man sammelt zum officinellen Gebrauche die Blätter, am besten vor der Blüthezeit. Der Geruch der Pflanze ist stark und angenehm gewürzhaft, citronenähnlich; er verschwindet aber durchs Trocknen, weshalb das Melissenkraut nicht nur vorsichtig getrocknet, sondern auch in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden muß. Der Geschmack ist gewürzhaft-bitter, etwas herb. Vorwaltende Bestandtheile sind: ätherisches Oel, Gerbstoff und bitterer Extraktivstoff. Die Wirkungen der M. sind mild erregend u. beruhigend für die Unterleibsorgane. Unter den Präparaten sind das Melissenöl (Oleum aethereum), das Melissenwasser (Aqua Melissae, Karmeliterwasser) noch immer gebräuchlich. Die frischen Blätter werden auch bei Verfertigung des sogenannten Maitrankes benutzt. Oft wird dafür eine melissenähnliche Varietät der gemeinen Katzenminze (Nepeta cataria) fälschlicherweise genommen. Die sogenannte türkische M. ist Dracocephalum Moldavicum *L.* (türkischer Drachenkopf).

Melissus, griechischer Philosoph, Sohn des Ithagenes aus Samos, vielleicht derselbe, der mit der Flotte der Samier über die Athener einen Sieg erfocht, blühte um 440 v. Chr. und wird als Schüler des Parmenides gewöhnlich den Eleaten zugezählt. Ueber seine Lehre gibt uns der erste Abschnitt der aristotelischen Schrift: „De Melisso, Xenophane et Gorgia" Aufschluß; auch haben sich einige Bruchstücke einer von M. selbst in Prosa abgefaßten Schrift erhalten, welche bei Brandis „Comment. Eleat." (Bd. 1) zusammengestellt und geordnet sind. Darnach wich sein philosophisches System von dem des Parmenides hauptsächlich dadurch ab, daß er das Seyn für unbegrenzt und unendlich erklärte und daraus erst die Einheit Dessen, was ist, ableitete. Die sinnlichen Wahrnehmungen waren auch ihm nur ein Schein, dem Begriffe des Seyns nicht entsprechend, weshalb man zu der Annahme eines einigen und unveränderlichen Seyns genöthigt sey. Hinsichtlich der Götter wies er jede Erklärung ab, indem es von ihnen keine Erkenntniß gebe.

Melita, 1) Insel des mittelländischen Meeres, jetzt Malta. — 2) Insel des adriatischen Meeres, jetzt Meleda.

Digitized by Google

Melitene, Landschaft im nördlichen Theile von Armenia Minor zwischen dem Anti-Taurus u. Euphrat, mit der gleichnamigen Hauptstadt, in einer sehr fruchtbaren Gegend, an einem Nebenflüßchen des Euphrat, ward durch Trajan zu einer der ansehnlichsten Städte Kleinasiens erhoben. Seit Titus war sie fortwährend das Standquartier der berühmten Legio XII. Fulminata. Bei ihr erfochten die Römer 577 n. Chr. einen Sieg über den Perserkönig Chosroes I.

Melitismus, die Honigkur, die (äußere oder innere) Anwendung des Honigs als Heilmittel.

Melito, Bischof von Sardes, der sich besonders dadurch einen Namen machte, daß er 175 n. Chr. eine Apologie der christlichen Religion an den Kaiser Marc Aurel richtete, von der man einige Fragmente in der Chronik des Eusebius (IV, 25) und ein anderes in dem „Chronicon paschale" findet. Die Kirche feiert seinen Erinnerungstag den 1. April. Die sogenannte Apokalypse des M. ist wahrscheinlich das Werk eines protestantischen Schriftstellers.

Melittis (Immenblatt, Bienenblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, mit der bekanntesten Art: M. Melissophyllum *L.*, melissenblätteriges Immenblatt, Waldmelisse, wildes Melissenkraut, Griskraut, ausdauerndes Kraut in den Gebirgswäldern des südlichen und mittleren Europa. Früher wendete man das Kraut nicht selten als ein eröffnendes, Harn und Gries treibendes, den Auswurf und die Menstruation beförderndes Mittel an, jetzt gebraucht man es nur noch hier und da als Hausmittel.

Melk (Mölk). Marktflecken im Erzherzogthum Oesterreich, Land unter der Ens, Bezirkshauptmannschaft von St. Pölten, rechts an der Donau, Dampfschifffahrtsstation, hat eine 1481 erbaute Pfarrkirche und 1200 Einw. und ist besonders berühmt durch die Benediktinerabtei M., wegen ihrer reichen Einnahmen an Getreide die volle Mehe genannt. Dieselbe liegt ganz in der Nähe des Marktfleckens auf einem hohen Felsen an der Donau, ist sehr schön gebaut und von bedeutendem Umfange, hat eine prachtvolle Kirche, welche die Gruft der Babenberger, den Schatz mit dem Melkerkreuze, einem Kelch aus Donauwaschgold, schöne Sakristeien und eine Orgel mit 3500 Pfeifen enthält, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, eine Musikschule, Bildergallerie, Münzsammlung, einen botanischen Garten nebst geognostischem und zoologischem Kabinet und eine 20,000 Bände starke Bibliothek mit 1500 merkwürdigen Manuskripten und Inkunabeln. An der Stelle des Klosters stand ursprünglich ein aus der Römerzeit herrührendes Kastell, später wurde dieser Punkt unter dem Namen Medelihbe, d. i. Eisenburg, einer der festesten Plätze der Magyaren, bis ihnen Markgraf Leopold denselben abnahm und zu seiner Residenz erwählte. Leopold II. berief 1089 Benediktiner aus Subiaco hierher und gründete dadurch das herrlichste Kloster in Oesterreich. Leopold IV. vermehrte die Güter des Klosters. Im J. 1418 war aber so große Unordnung eingerissen, daß Papst Martin V. abermals Benediktiner aus Subiaco dahin sandte, um die dasigen Mönche zu reformiren. Eine große Anzahl deutscher Benediktinerklöster schloß sich dieser Reform an und bildete die Kongregation von M., die 1623 unter den rein österreichischen Klöstern noch inniger befestigt wurde. Noch gegenwärtig gilt M. als Muster von Ordnung, Bildung und Zucht. Ein Beweis für die natürliche Festigkeit des Orts ist es, daß derselbe 1612 sogar eine Belagerung aushielt und noch im Juli 1685 von Abte Müller gegen die Türken vertheidigt wurde. Vgl. Keiblinger, Geschichte des Benediktinerstifts M., Wien 1851.

Melksham, Stadt in der englischen Grafschaft Wilts, südlich von Chippenham, am Avon und dem Wilts-Berkskanal, mit Fabrikation feiner Tuche, bedeutenden Viehmärkten, Salzquellen und 6500 Einw.

Mellan (Mellon), nach Berzelius ein in Verbindung mit verschiedenen Körpern, namentlich mit Metallen, sowie auch isolirt darstellbares Radikal, das sich aus sehr verschiedenen Stoffen, aber immer nur durch die Einwirkung der Wärme bildet. Reines M. erhält man durch gelindes Glühen von sogenanntem Schwefelcyan und des Schwefelcyanverbindungen der flüchtigen Metalle. Es ist ein hellgelbes, leichtes, stark abfärbendes Pulver, welches in Wasser, Alkohol und anderen indifferenten Flüssigkeiten unlöslich ist, von Kalilauge und Salpetersäure in der Wärme unter Zersetzung, von koncentrirter Schwefelsäure schon in der Kälte gelöst wird. Beim Erhitzen in trockenem Chlorgas gibt das M. einen weißen, flüchtigen Stoff, welcher einen reizenden Geruch hat und die Augen heftig angreift.

Mellan, Claude, Zeichner, Maler und Kupferstecher, geboren 1601 zu Abbeville, bildete sich in Italien, wo er sich anfangs Vouet, einen damals berühmten Meister, anschloß, sich aber bald ausschließlich der Stecherkunst widmete, erhielt nach seiner Rückkehr von Ludwig XIV. ein Jahrgeld und eine Wohnung im Louvre und † 1688 zu Paris. Ein berühmtes und bewunderndes Werk ist ein Christuskopf, den er mit einer einzigen Spirallinie zu Stande brachte. Die Linie beginnt auf der Nasenspitze, verstärkt sich in den Schatten, läuft wieder feiner aus, um die Stirne zu bilden, ununterbrochen fort um den Mittelpunkt, bis in die äußersten Winkel des Bartes. Aehnliche Sonderbarkeiten erscheinen auch in anderen Blättern. Bei aller Eigenheit hat M. doch nicht selten in Stich und Zeichnung Vorzügliches geleistet.

Melle, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Deux-Sèvres, auf einem steilen Hügel, an der Beronne, hat 8000 Einw., die beträchtlichen Viehhandel, besonders mit Eseln und Mauleseln, Getreide, Klee und Leinsamen, Zeugweberei und Gerberei treiben.

Mellein, Henri, Glasmaler von Bourges, lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, malte das prächtige Bildniß der Johanna d'Arc in der Kirche St. Paul zu Paris, 1436 vollendet. Man schreibt ihm auch die Krönungsceremonie Karls VII. an den Fenstern des Stadthauses zu Bourges zu.

Meller, Lokalität bei einem Hochofen,

Digitized by Google

der Eisenstein hingeworfen wird. Daher *mellen*, die verschiedenen Eisensteinsorten gehörig mischen, damit sie leicht schmelzen und gutes Eisen geben.

Mellin, Gustaf Henrik, schwedischer Novellist und Geschichtschreiber, 1813 in Finnland geboren, siedelte als Jüngling nach Stockholm über, wo er bereits in seinem 18. Jahre als Schriftsteller auftrat. Seine ersten novellistischen Versuche, namentlich „Blomman pa Kinnekulle" (3. Aufl., Stockholm 1831, deutsch von Arndt, Berlin 1838), „Anna Reibnitz" (2. Aufl., Stockholm 1833) und „Sivard Kruses Brölop" (2. Aufl., daf. 1832) stellten ihn sogleich in die Reihe der besten Prosaisten Schwedens. Außer mehren historischen, der vaterländischen Geschichte entnommenen Romanen, deren er mehre in den „Svenska historiska Noveller" (daf. 1846, 4 Bde.) zusammenstellte, lieferte er noch eine lange Reihe anderer novellistischen Arbeiten, die zum Theil in dem seit 1831 von ihm herausgegebenen Taschenbuche „Winterblommor" erschienen, sowie mehre geschichtliche und geographische Werke, die, für das größere lesende Publikum berechnet, sich durch gewandte und gute Sprache auszeichnen; seine „Fäderlandets Historia" (4. Aufl., Stockholm 1852) gehört zu den verbreitetsten Büchern über schwedische Geschichte. Kleinere Dichtungen verschiedener Art bilden den Inhalt der „Samlade Dikter" (Stockh. 1852). Die meisten Romane und Novellen M.s sind auch in das Deutsche übersetzt worden.

Mellrichstadt, Stadt und Landgerichtssitz im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken u. Aschaffenburg, mit einem Rentamt, Hospital, Post, Stück- und Glockengießerei, Wollspinnerei, Strumpfweberei und 1850 Einw. M. kommt schon 770 vor und kam 1435 an Henneberg. In der Nähe schlug 1078 Kaiser Heinrich IV. den Gegenkönig Rudolf von Schwaben.

Melnik, Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft im österreichisch-böhmischen Kreis Prag, am rechten Ufer der Elbe, unterhalb der Moldaumündung, ist Sitz eines Bezirksgerichts mit Elbzollgerichtsbarkeit, hat eine sehenswerthe alte Dekanatskirche, ein altes Schloß mit der Kapelle der heil. Ludmilla, ein sehr altes Rathhaus, ein Kapucinerhospitium, Kavalleriekasernen, einen 114 Ellen tiefen Stadtbrunnen und 1450 Einw., die Fischerei, Feldbau und besonders Weinbau treiben. Der Melniker ist eine der besten böhmischen Weinsorten, hat eine tief rothe Farbe u. einen äußerst angenehmen Geruch, zieht gelind zusammen, erfrischt und läßt einen etwas herben, doch angenehmen Geschmack zurück.

Melo, Don Francisco Manuel de, eigentlich Mello, spanischer Schriftsteller der klassischen Periode, am 23. Nov. 1611 zu Lissabon geboren, trat, 17 Jahre alt, in die Armee ein und ging nach Flandern, wo er bald zum Obersten eines Regiments ernannt wurde. Später wurde sein Regiment zur Dämpfung des gegen Philipp IV. in Katalonien ausgebrochenen Aufstandes verwandt und er selbst beauftragt, die Geschichte dieses Krieges zu schreiben. Als 1640 Portugal von Spanien sich trennte, ward er als treuer Anhänger des auf den portugiesischen Thron erhobenen Hauses Braganza verdächtig und festgenommen. Indessen gelang es ihm, sich zu rechtfertigen und seine Freiheit wieder zu erlangen; er verließ aber Spanien für immer und ging nach Lissabon, wo man ihn zu diplomatischen Verhandlungen, namentlich mit Frankreich und England, verwandte. Indeß wußten seine Feinde den Verdacht der Ermordung des Francisco Carbosa auf ihn zu wälzen, und trotz seiner Unschuld ward er eingekerkert, seiner Güter für verlustig erklärt und für immer nach Brasilien verbannt. Durch die Verwendung des Königs Ludwig XIII. u. des Kardinals Mazarin erhielt er zwar 1643 die Erlaubniß zur Rückkehr; er hielt sich jedoch von nun an von dem öffentlichen Leben ganz fern und beschäftigte sich einzig und allein mit der Durchsicht und Herausgabe seiner Werke. Die Zahl derselben beläuft sich auf hundert Bände; meist sind es historische, politische, moralische u. poetische Gegenstände, die darin behandelt werden. Am bedeutendsten darunter ist seine „Historia de la movimientos, separacion y guerra de Cataluña entiempo de Felipe IV.", die zuerst 1645 zu Lissabon unter dem Namen Clemente Libertino herauskam. Die beste unter den vielen Ausgaben ist die von Vicente Ferrer (Par. 1826—32, 2 Bde.), wieder abgedruckt in Jaime Tios „Tesoro de los autores illustres" (Barcel. 1841). Dieses Geschichtswerk ist nicht nur trefflich wegen der Genauigkeit und Sicherheit der Thatsachen, da der Verfasser Augenzeuge des Krieges war, sondern gilt auch im Styl als ein klassisches Muster. Außerdem schrieb er noch Gedichte unter dem Titel „Las tres Musas de Melodino" (Lissab. 1649 und Lyon 1665), meist satyrischen und komischen Inhalts, in denen er sich seinen Freund Quevedo zum Muster genommen zu haben scheint. M. † zu Lissabon den 13. Okt. 1666.

Melocactus (Melonenacetus, Schopfkeldistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kakteen, ausgezeichnet durch in der Regel sehr kleine Blüthen, die sich aus einem Schopfe auf dem Scheitel entwickeln, fleischige, einfache, rundliche, blattlose Halbsträucher meist in Westindien und Südamerika, welche abwechselnd mit tiefen Furchen und hervorstehenden Kanten oder Rippen versehen sind, die strahlig oder büschelförmig gestellte Stacheln tragen. M. communis *Dec.*, gemeiner Melonecactus, in Westindien, ist kugelig oder eiförmig, dunkelgrün, mit breiten Furchen und 12 tiefen, ziemlich geschärften Kanten. In der Heimath benutzt man das Fleisch des Stammes zu erweichenden und zertheilenden Umschlägen bei Abscessen und entzündlichen Hautkrankheiten. Die süßen Früchte genießt man als Obst, auch bereitet man einen Syrup daraus, welcher sich bei Brustleiden bewähren soll.

Melochen, weiße Weine, besonders Frankenweine, durch Rosinen und Rosinenbrühe süßer machen; überhaupt einen Wein verfälschen; vgl. Wein.

Melodicon, ein von Riffelsen in Kopenhagen 1802 erfundenes Instrument, das im Allgemeinen aus lauter Stimmgabeln besteht, welche auf einem metallenen Kegel vibriren und durch eine Tastatur auf die Weise zum Klingen gebracht

Digitized by Google

werden, daß mit Niederdruck einer Taste, mittelst eines hinten angebrachten Mechanismus, ein mit weichem Leder überzogener Hammer an die tonentsprechende Gabel schlägt. Der Umfang des M.s beträgt 5 volle Oktaven. Nach dem Maße der Stärke und Schwäche des Hammeranschlags richtet sich auch die Kraft des Tones.

Melodie (v. Griech.), im Allgemeinen die geregelte Tonfolge, Sing- oder Gesangweise, im Gegensatz zur Harmonie oder gleichzeitigen Tonverbindung, im Besondern eine in sich selber, und rhythmisch zu einem bestimmten musikalischen Gedanken geordnete Folge einzelner Töne, die vorherrschende oder Hauptstimme eines Tonstückes. Zweck derselben ist, irgend eine innere Empfindung zu schildern, und zwar dergestalt, daß Jeder, der die M. hört, sich gleichsam einbildet, die Sprache eines Menschen zu vernehmen, der von einer gewissen Empfindung durchdrungen ist und sich bestrebt, dieselbe durch äußere tönende Zeichen kund zu geben. Herz und Ohr müssen durch sie zugleich gerührt und in gespannter Aufmerksamkeit erhalten werden. Daher ist auch die M. der wesentlichste Theil eines jeden Musikstückes, die Seele einer jeden Musik, da ihr die Harmonie als solche nur als unterstützendes Ausdrucksmittel bis auf einen gewissen Grad hin untergeordnet bleibt. Die Lehre von der M. heißt Melodik. Sie lehrt uns die wesentlichen Eigenschaften einer guten M. u. die Mittel kennen, wodurch diese geschaffen werden kann. Die eigentliche Erfindung einer M. aber (Melothesie) kann nicht gelehrt werden, sondern ist das Ergebniß einer glücklichen Naturgabe. Uebrigens verlangt man von einer guten M., daß sie fließend, leicht sing- oder spielbar und nach Beschaffenheit ihrer Art leicht von dem Gehör aufzufassen sey. Von einer guten Gesangsmelodie verlangt man insbesondere das treue Wiedergeben des Ausdrucks des Textes. In der Bedeutung von M. als der vorherrschenden Stimme irgend eines Tonsatzes unterscheiden wir eine Haupt- und eine Nebenmelodie und zwar ist diejenige M. in einem Satze die Hauptmelodie, welche den Hauptausdruck hat, d. h. den Grundton einer gegebenen auszudrückenden Empfindung durchführt. Neben dieser Hauptmelodie können sich dann noch eine oder mehre Stimmen melodisch vorherrschend (nicht harmonisch) fortbewegen und entweder eine jener Hauptmelodie widerstrebende oder damit verwandte Idee durchführen, je nachdem es das Darstellungsobjekt erfordert.

Melodion, ein von dem Mechaniker Dietz in Emmerich 1806 erfundenes Tasteninstrument, welches Aehnlichkeit mit Riffelsens Melodicon hat. Sein Ton wird durch die Reibung metallener Stäbe, die in perpendikulärer Richtung in chronomatischer Tonart neben einander stehen, mittelst eines mit einem elastischen Körper umringten, sich umdrehenden Cylinders hervorgebracht, welcher letztere durch die Füße des Spielers in Bewegung erhalten wird, und zwar so, daß beim Forte die Bewegung geschwinder, beim Piano hingegen langsamer genommen werden muß. Jeder Ton hat den ihm zukommenden proportionirten Stab, der mittelst einer daran angebrachten Feder, die sich beim Niederdrücken der Taste dem Cylinder mittheilt, in Vibration gesetzt wird. Der Umfang beträgt 5½ bis 6 Oktaven. In Bezug auf die Klangfarbe des Tones läßt sich das M. fast mit keinem anderen Instrumente vergleichen.

Melodrama, ein kleines dramatisches Gedicht, das durch abwechselnd eintretende Musik unterbrochen, zuweilen von derselben auch begleitet wird, unterscheidet sich von der Oper u. Operette dadurch, daß die Personen darin nicht singen, sondern deklamiren, und die Musik die gesprochene Rede in ihren Wirkungen verstärken soll. Hier hat die Musik sich überall als Nebenwerk der Rede und Handlung als der Hauptsache unterzuordnen. Daher bewegt sich die melodramatische Musik während der Handlung selbst vorzugsweise in leicht dahingeworfenen Gängen, Harmoniefolgen, kurzen Sätzen ꝛc., und nimmt nur gelegentlich etwa einen Marsch oder einen Tanz auf, wenn die Handlung des Drama's dergleichen fordert. In Bezug auf die Zahl der handelnden Personen unterscheidet man das Monodrama, in welchem nur eine Person vorkommt, von dem Duodrama, in welchem zwei Personen thätig sind. Die erste Idee zu dem M. gab J. J. Rousseau durch seinen „Pygmalion"; der eigentliche Erfinder ist jedoch der Schauspieler Brandes, welcher die Kantate „Ariadne auf Naxos" von Gerstenberg bearbeitete, wozu Benda eine vortreffliche Musik lieferte. Der Beifall, den das Stück namentlich wegen der guten Musik erntete, spornte zur Nachahmung, und so entstand Gotters „Medea", ebenfalls mit Musik von Benda, Meißners und Reefe's „Sophonisbe", Pichtenbergs und Vogler's „Lampedo", Ramlers „Cephalus und Procris", Rambachs „Theseus auf Kreta", Kaffka's „Rosamunde" ꝛc. Die spätern, von den pariser Boulevardstheatern ausgegangenen sogenannten Melodramen, z. B. „Die Waise und der Mörder", „Der Galeerensklave" ꝛc., waren rohe Schauspiele, in denen nur zuweilen das Melodrama zur Steigung des Effekts beigemischt ist. Neuerdings ist der Name M. fast gleichbedeutend mit Singspiel oder Vaudeville (s. d.) gebraucht worden, während das Wesen des eigentlichen M.'s auch auf nicht dramatische Dichtungen übertragen wurde, indem z. B. Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" mit Webers, desselben Dichters, „Glocke", mit Lindpaintners, der „Taucher", mit Rombergs, Klopstocks „Frühling" mit Zumsteegs begleitender Musik deklamirt werden. In ähnlicher Weise ist die Sinfonie „Die Wüste" von Felicien David behandelt.

Melograph (v. Gr.), eigentlich Gesangmelodienschreiber, Name der Notenschreibmaschine, welche, an ein Klavierinstrument geschraubt, augenblicklich Alles pünktlich abdruckt, was auf dem Instrument gespielt wird. Die erste Idee zu einer solchen Maschine faßte 1747 Creed in London; gefertigt wurde sie vom Mechaniker Hohlfeld.

Melomanie (vom Griech.), leidenschaftliche Liebhaberei an der Musik.

Melone (Cucumis Melo L., Melonengurke), eine zur Gattung Gurke (Cucumis L.) gehörende einjährige, kürbisartige Feld- und Gartenfrucht mit steifhaarigem, kletterndem Stengel, einfachen Winkelranken, herzförmigen, heckigen, gezähnelten Blättern und kugeligen und ovalen, glatten, knotigen, netzigen oder rippigen Früchten,

Digitized by Google

stamme ursprünglich aus Asien, wird aber jetzt in allen Welttheilen kultivirt. Im südlichen Europa erzieht man die M. im freien Lande u. auf offenen Feldern, während sie im nördlichen und mittleren Theile in Mistbeeten und nur ausnahmsweise bei heißen Jahrgängen an geschützten Orten im Freien zur Reife gelangt. Man hat eine große Menge Varietäten, besonders aber unterscheidet man glatte M.n, mit kugeligen oder länglichen, glatten, mitunter etwas rauhen, bisweilen feinhaarigen Früchten, deren Fleisch saftig und gewürzig ist; Netzmelonen, deren kugelige oder längliche Früchte eine netzartig zerrissene Schale und feines und wohlschmeckendes, gewürziges Fleisch haben; geriefte M.n, deren Früchte außen 12 senkrechte Furchen zeigen, zwischen denen das Fleisch sich erhebt; Kantalupen mit warzigen Früchten, welche zwar eine dicke Schale haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird. Die Farbe der Früchte ändert in Grün, Gelb und Weiß ab. Die Kultur der M. richtet sich nach dem Klima und muß daher fast in jedem Lande anders betrieben werden. In Deutschland werden die M.n selten im freien Lande, sondern meist in Mistbeeten gezogen. Die beste Erde für sie ist: 2 Theile gute Gartenerde, 1 Theil Flußsand und 1 Theil Schafmist welche Mischung ein Jahr vor dem Gebrauche zubereitet, von Zeit zu Zeit mit Mistjauche begossen, umgestochen und unter einem Obdach bis zum Gebrauche aufbewahrt wird. Die Melonenkerne werden im Frühjahre auf ein Mistbeet gelegt, welches warm und mit Fenstern bedeckt seyn muß. Wenn das dritte Blatt der jungen Pflanze ausgewachsen ist, hebt man sie sorgfältig aus, verpflanzt sie wieder in ein warmes Mistbeet und kneipt oder schneidet ihr, wenn sie das 5. oder 6. Blatt getrieben hat, das Herz oben ab, damit man Nebenranken erhalte. Wenn die Nebenranken 1 F. lang sind, zwickt man ihnen, besonders den stärksten, ebenfalls das Herz ab und legt dieselben in gleicher Weite auseinander; die in die Höhe stehenden Ranken hält man mit einem Häkchen nieder. Man läßt sie nun wachsen, nimmt aber die dünnen und schlechtesten Ranken, welche keine weiblichen Blüthen zeigen, weg und schneidet 6 Zoll bis 1 Fuß weit, von der Frucht an gerechnet, jeden Ranken ab, an dem eine Frucht angesetzt hat. Ueberhaupt darf man an allen Ranken einer Pflanze in der Regel nicht mehr als 3—5, bei manchen Sorten 6—8 Früchte stehen lassen. Da in den Mistbeeten die Befruchtung nicht so leicht von selbst zu Stande gebracht wird, so bricht man eine männliche Blüthe, deren Samengefäße aufgesprungen sind und deren Samenstaub reif ist, ab, schneidet die Blumenblätter weg und streicht dann den Samenstaub sanft über das feuchte Pistill einer weiblichen Blüthe so lange hin und her, bis sich der Samenstaub an dasselbe angelegt hat. Die Mittagszeit ist, wenn die Sonne kräftig scheint, zu dieser Operation am besten. Allen M.n muß genugsam frische Luft gegeben werden, nur bei kalter Witterung schützt man sie dagegen. Man begießt sie nur bei trockener Witterung sehr mäßig. Die Früchte legt man, wenn sie so groß wie ein mittelmäßiger Apfel sind, auf Ziegelstücke oder Bretchen; sind die Früchte ausgewachsen, so befördert man ihre Zeitigung durch Wegnahme der überflüssigen Blätter und Ranken. Zieht man M.n im Freien, so muß dies entweder auf einem Loh- oder Laubbeete, oder auf Haufen von sehr guter Erde, oder auf dem freien Lande geschehen, in welches man Pferdemist in Löcher von 2 Fuß Breite eintritt, um die Kerne in die darauf gebrachte gute Erde zu legen. Die besten Kerne zur Aussaat sind die 4—5 Jahre alten, zur Saat im Freien diejenigen, welche von M.n herkommen, die im Freien erzogen worden sind. Zum Samen, der 10 Jahre keimfähig bleibt, wählt man die frühesten, schönsten und vollkommen reifen Früchte. Die Früchte werden ihres saftigen, wohlschmeckenden, kühlenden Fleisches wegen, besonders in warmen Ländern, häufig als Dessertfrucht mit Zucker, am zweckmäßigsten mit etwas Pfeffer oder Ingwer genossen. Ein übermäßiger Genuß bewirkt jedoch leicht Magendrücken, Kolik und Durchfall. Die Melonensamen oder Melonenkerne gehören zu den 4 großen kühlenden Samen (Quatuor Semina frigida majora) und wirken einhüllend und die Schleimabsonderung befördernd. Die Wassermelone (C. Citrullus Sering., Cucurbita Citrullus L., Citrullengurke), welche ein sehr saftiges Fleisch u. übrigens gleiche Eigenschaften mit der vorigen besitzt, unterscheidet sich durch die buchtig-fiederspaltigen Lappen der tiefgetheilten, fast seegrünen Blätter. Sie ist ursprünglich in Afrika und Ostindien heimisch, wird aber jetzt häufig in Unterital. angebaut, bei uns in Mistbeeten. Die Frucht ist ziemlich wie die der gewöhnlichen M.n, bei uns 6—12 Zoll dick, in südlicheren Ländern aber an 3 F. lang, 2 F. dick u. 30 Pfund schwer, hart, glatt, schwarzgrün mit blaßgrünen u. weißlichen Flecken gezeichnet. Es ist eine der berühmtesten und köstlichsten Früchte des ganzen Orients. Das äußere Fleisch ist härtlich, weiß u. ungenießbar, das innere weich, roth und saftig, süß u. sehr schmackhaft. Die eigentlichen welchen Wassermelonen werden roh gegessen, die härteren in Dampf gekocht, auch mit Mehl vermischt und als Brod genossen. Die Samen gehören zu den vier großen kühlenden Samen und waren früher officinell. Bei uns gelangt die Wassermelone selten zu ihrer Vollkommenheit.

Melonenbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Carica *L.*

Melonendistel, Pflanzengattung, s. v. a. Melocactus *Dec.*

Melopepo, s. v. a. Türkenbundkürbis, s. Kürbis.

Melophon, musikalisches Instrument, von Ludwig Dessane zu Paris 1843 erfunden, hat die Gestalt einer Guitarre und ist mit einem Griffbret mit 84 Tasten versehen. Seine Auszüge bringen abwechselungsweise die Töne der Flöte, der Hoboe, des englischen Horns, des Fagotts und der Klarinette hervor. Das M. ist in jeder Manier des Spielens ausdrucksvoll.

Melopoia (griech.), nach Aristides die Kunst, einen Gesang (Melos) zu verfertigen, dann aber auch das Verfertigte selbst.

Meloria (Malora, Menarin), kleine Insel, zum Großherzogthum Toskana gehörig, Livorno gegenüber, von kaum 300 Ellen im Um-

Digitized by Google

fange, merkwürdig durch die blutige Seeschlacht zwischen den Genuesern und Pisanern, am 6. August 1284, wobei die letztern 35 Galeeren, 5000 Todte und 11,000 Gefangene verloren.

Melos, Insel, s. Milo.

Melote, Pflanzengattung, s. v. a. Melilotus.

Melothria, Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen, einjährige oder ausdauernde Kräuter in Ost- und Westindien, mit den bekanntesten Arten: M. indica *Lour.*, auf den Molukken, und M. pendula *L.*, in Westindien. Die beerenartige Kürbisfrucht dient als Abführmittel, die Blätter von beiden Arten werden für heilsam bei Augenflecken g'halten.

Melpomene (d. i. d. Singende), Name der tragischen Muse, s. Musen.

Melpomene, Planetoid, von Hind in London am 25. Juni 1852 im Sternbild des sobieskischen Schildes zwischen Hermione und Victoria entdeckt und nach Gould mit (18) bezeichnet, hat 3 Jahre 175 Tage Umlaufszeit.

Melrose (Melros), Dorf in der schottischen Grafschaft Roxburgh, nordöstlich von Selkirk, am Tweed, mit Leinen- und Wollenweberei und 4000 Einw. Die von König David I. 1136 gestiftete Abtei ist die lieblichste und malerischste aller Klosterruinen und eines der herrlichsten Denkmale gothischer Architektur in Schottland. Walter Scott, der diese Abtei von mehren Punkten in der unmittelbaren Umgebung seines Landsitzes erschauen konnte, erkor sie zum Hauptpunkte in der Scenerie seines Romans: „Das Kloster". Das prächtige Kloster war der Jungfrau Maria geweiht, u. die Mönche waren Cistercienser. Unter dem Hochaltare der Abteikirche fand der tapfere Graf James Douglas, welcher in der Schlacht bei Otterburne (am 15. August 1388) fiel, seine Ruhestätte. Bei M. selbst fand 1526 ein Gefecht Statt, wo der Plan des minorennen Königs Jakob, mit Hülfe des Laird von Buccleugh sich aus der Gewalt des übermüthig schaltenden Grafen von Angus und der andern Douglas zu befreien, gänzlich vereitelt ward.

Melsformation, nach Keferstein rother Alpensandstein oder Valorsine, ein Gebilde von meist rothen sandigen Schiefern (Sernfschiefer), Sandstein (Melssandstein) und Konglomerat (Sernfkonglomerat), zwischen Grauwacke und Alpenkalk liegend, enthält selten Versteinerungen u. zwar nur undeutliche zweischalige Muscheln. Nach Einigen soll das Gebilde dem Rothliegenden entsprechen.

Melsungen, Kreis- und Amtsstadt in der kurhessischen Provinz Niederhessen, an der Fulda, mit Ringmauer und Schloß, hat ein Hospital, eine Forstlehranstalt, 2 Tuchfabriken, Wollspinnereien, Lohgerbereien, eine Maschinenfabrik, Ziegelei, Schifffahrt, Holz- und Leinwandhandel und 4500 Einw.

Melun, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Seine-Marne, von der Seine durchflossen, ist Sitz eines Civiltribunals, einer gegenseitigen Assekuranzgesellschaft für das Departement Seine-Marne, hat Mützen-, Calicot-, Hüte-, Fayence- und Regenschirmfabriken, beträchtliche Getreidemärkte und 9550 Einw. M. ist das alte Melodunum.

Melusine, eine ursprünglich der celtischen Religion angehörende Fee, nach der Sage eine Tochter des Königs von Albanien und einer Meernymphe, war von ausgezeichneter Schönheit, mußte jedoch an einem gewissen Tage in jedem Monat zur Hälfte Fischgestalt annehmen. Sie vermählte sich mit Raimondin aus dem Geschlechte der Grafen von Lusignan mit der Bedingung, daß sie sich einen Tag im Monat eingeschlossen halten dürfe. Da sie aber einst in ihrer verwandelten Gestalt von ihrem Gemahl überrascht wurde, stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand plötzlich. Seitdem wollte man sie auf dem Thurm des von ihrem Gemahl erbauten u. ihr zu Ehren Lusineem genannten Schlosses (Anagramm von M.), so oft den Grafen von Lusignan und ihrem Reich ein Unglück bevorstand, drei Tage vorher in Trauer gesehen und ein Wehgeschrei ausstoßen gehört haben. Als der Thurm 1574 zerstört wurde, ließ sie sich nicht weiter sehen. Aus diesen Sagen verfaßte Jean d'Arras um 1390 ein Gedicht, welches Thüring von Ringoltingen aus Bern 1456 in deutsche Prosa übersetzte und das bald eins der beliebtesten Volksbücher wurde. Die erste Ausgabe erschien 1474 zu Augsburg; auch wurde es in das von Feierabend (Frankf. 1587) herausgegebene „Buch der Liebe" aufgenommen. Vgl. Gräße, Sagenkreise des Mittelalters, Dresden 1842.

Melville, 1) australische Insel, an der Nordküste von Neuholland, vor der Van Diemensbai, hat 200 Meilen im Umfang, ist hügelig, mit fruchtbarem Boden, vom Festlande durch die Clarencestraße geschieden. — 2) Halbinsel der Hudsonsbailänder, Neu-Nordwales, zwischen dem Forkanal und dem gleichnamigen Golf, durch die Heklastraße von der Insel Cockburn im Norden getrennt. — 3) Insel im Polarmeere, zwischen Bankskland und den nördlichen Georgsinseln, rauh und unwirthlich.

Melville, 1) Henry Dundas, Viscount, britischer Staatsmann und Peer von England, geb. am 28. April 1739 zu Edinburg, wo sein Vater Präsident des obersten schottischen Gerichtshofs war, widmete sich an der Universität daselbst der Rechtswissenschaft und zeichnete sich bald als gesuchter Sachwalter aus. Nachdem er zuerst Assessor des edinburger Magistrats gewesen war, wurde er zum Generaladvokaten in Edinburg ernannt. Von 1775—1783 verwaltete er das Amt eines Lordadvokaten in Schottland. Die Stadt Edinburg wählte ihn wiederholt ins Unterhaus, bis er zur Peerschaft gelangte. Er eröffnete seine politische Laufbahn in den Reihen der Opposition. Weil er sich aber durch Kenntnisse und klare Beredsamkeit auszeichnete, so suchte ihn das Ministerium North für sich zu gewinnen, und wirklich trat M. bald als geschickter Vertheidiger der verderblichen Maßregeln des Ministeriums in Bezug auf die Kolonien einem Fox, Burke und Sheridan gegenüber. Auf eine höhere Carrière bedacht, verschaffte er sich ausgebreitete Kenntnisse im Fache der Verwaltung, namentlich in den ostindischen Angelegenheiten. Nach Norths Rücktritt ward M. 1782 in den Geheimenrath berufen und einige Zeit darauf, unter der Verwaltung Shelburne's, zum Schatzmeister der Marine

Digitized by Google

sowie zum Marquis von Landsdowne ernannt. Als Fox ins Ministerium trat, mußte er letztere Stelle aufgeben, rächte sich aber dafür, indem er dessen Indiabill aufs heftigste bekämpfte. Als William Pitt an die Spitze der Verwaltung trat, erhielt er das Schatzmeisteramt zurück und zugleich die Kontrole über die indischen Angelegenheiten. Während er als eifriger Vertheidiger der Verwaltungsmaßregeln des Ministeriums auftrat, verpflichtete er sich den Hof besonders dadurch, daß er beim Ausbruch der Geisteskrankheit Georgs III. die Erhebung des Prinzen von Wales zum Regenten zu verhindern suchte. Er ward dafür 1791 zum Staatssekretär des Innern ernannt, welches Amt er 1794 mit dem Staatssekretariat des Kriegs vertauschte. Als Gouverneur der schottischen Bank und Lord des Privatsiegels von Schottland übte er auch in seinem Geburtslande einen großen Einfluß aus. Er theilte Pitts feindliche Gesinnungen gegen das revolutionäre Frankreich und trat, als die Unterzeichnung des Friedens von Amiens beschlossen war, zugleich mit Pitt (1801) vom Ministerium zurück. Hierauf 1802 zum Baron Dundas und Viscount M. erhoben, trat er schon 1803 beim Wiederausbruch des Kriegs als Lord der Admiralität in die oberste Verwaltung wieder ein und erhielt, als auch Pitt im folgenden Jahre das Staatsruder wieder übernahm, das Ministerium des Seewesens. Schon früher mehrmals ungerechter Begünstigungen seines Geburtslandes und der Bestechung bei den Parlamentswahlen beschuldigt, ward er jetzt im Unterhause der Verwendung öffentlicher Gelder zu fremdartigen Zwecken förmlich angeklagt und mußte in Folge davon seine Aemter niederlegen. Pitt und seine andern Freunde brachten es dahin, daß seine Sache vor dem Oberhause zur Verhandlung kam; sein Prozeß ward im April 1806 eröffnet, und schon am 12. Juni erfolgte seine Freisprechung. M. beschränkte sich von nun an auf die parlamentarische Wirksamkeit im Oberhause. Hier war er 1807 einer der heftigsten Gegner der Emancipation der Katholiken. Seitdem zog er sich ganz vom politischen Schauplatz zurück und † den 29. Mai 1811. Er schrieb mehre politische Broschüren, in welchen sich sein Scharfsinn und seine tiefe Geschäftskenntniß kund gibt.

2) Lord Robert Saunders Dundas, Viscount von M., einziger Sohn des Vorigen, geb. den 14. März 1771, studirte zu Edinburg, wo er ein enges Freundschaftsbündniß mit Walter Scott schloß, trat 1802 für die Grafschaft Edinburg ins Unterhaus, ward 1807 Präsident des indischen Amts und 1809 Obersekretär für Irland, aber schon 1810 aufs Neue ins indische Amt berufen. Nach dem Tode seines Vaters trat er ins Oberhaus ein, ward unter dem Ministerium Liverpool 1812 erster Lord der Admiralität, Lord des Handels und der Kolonien, Konservator der britischen Museen, Lord des Privatsiegels von Schottland und Kanzler der Universität Edinburg, legte aber, als im April 1827 Canning an die Spitze der Verwaltung trat, seine Aemter nieder, um sich der torystischen Oppositionspartei anzuschließen. Im Jan. 1828 betraute ihn Wellington abermals mit der Leitung des Seewesens, bis der Eintritt des Whigministeriums im Novbr. 1830 seiner politischen Thätigkeit ein Ziel setzte. In seinem Vaterlande Schottland genoß er indessen bis zu seinem Tode als Großsiegelbewahrer und Kanzler der Universität St.-Andrews einen bedeutenden Einfluß. Er † auf Melville-Castle am 10. Juni 1851. Seit 1796 mit der Nichte und Erbin des Admirals Saunders verheirathet, hinterließ er mehre Kinder, wovon der älteste Sohn, Oberst Sir Henry Dundas, geb. am 25. Febr. 1801, ein tapferer Krieger, der sich in den indischen Feldzügen ausgezeichnet hat, als dritter Viscount M. folgte.

3) Hermann, amerikanischer Schriftsteller, Sohn eines Kaufmanns in Newyork, wo er am 1. Aug. 1819 geboren wurde, widmete sich dem Seedienste und machte schon in seinem 18. Jahre als gemeiner Matrose eine Reise nach Liverpool, besuchte London und kehrte dann nach seiner Heimath zurück. Kurz darauf schiffte er sich abermals am Bord eines nach dem stillen Meere bestimmten Wallfischfahrers ein, der nach einer 18monatlichen Fahrt im Sommer 1842 bei Nukahiva anlegte. Das tyrannische Betragen des Kapitäns veranlaßte ihn hier, das Schiff heimlich zu verlassen, und von einem andern Matrosen begleitet, suchte er ein benachbartes Thal zu erreichen, das von freundlich gesinnten Eingebornen bewohnt war, verirrte sich aber und kam in den einem kriegerischen Stamme gehörigen Distrikt Typee, wo er von den Wilden vier Monate lang gefangen gehalten wurde. Von der Mannschaft eines englischen Handelsschiffes endlich befreit, begab sich M. nach Tahiti und den Sandwichsinseln, wo ihn eine amerikanische Kriegsfregatte aufnahm und im Oktbr. 1843 nach Boston zurückbrachte. Die Beschreibung dieser abenteuerlichen Fahrten, die er unter dem Titel „Typee, or a peep at Polynesian life during a residence of four months in a valley of the Marquesas" (London 1846, deutsch von Garrigue, Leipz. 1847, 2 Bde.) herausgab, erregte, nebst der Fortsetzung „Omoo, or adventures in the South Seas" (das. 1847, deutsch von Gerstäcker, Leipz. 1847, 2 Bde.), durch ihren pittoresken Styl und ihre romantischen Darstellungen eines fremdartigen Gesellschaftszustandes allgemeines Interesse und erwarb dem Verfasser schnell Berühmtheit. In seinem „Mardi, or a voyage thither" (London 1849) behandelte er dasselbe Thema, während er in „Redburn, or the adventures of the son of a gentleman" (das. 1849) seinen ersten Ausflug zur See und in „Whitejacket, or the world in a man-of-war" (das. 1850) das Leben und Treiben auf einem Kriegsschiffe schilderte. Nachdem sich M. 1847 vermählt, hielt er sich bis 1850 in Newyork auf und ließ sich dann auf einem Landgute bei Pittsfield im Staate Massachusetts nieder, wo er einen neuen Seeroman „Moby Dick, or the whale" (Newyork 1851) schrieb. Seine neuere Arbeit: „Pierre, or the ambiguities" (das. 1852), ein Phantasiegemälde in der Manier E. T. A. Hoffmanns, hat wenig Glück gemacht.

Melvill van Carnbée, Pietre, Baron, niederländischer Geograph und Hydrograph, am

20. Mai 1816 im Haag geboren, erhielt seit 1831 im Institut zu Medemblik seine Vorbildung zum Seedienst und unternahm als Adelborst erster Klasse 1835—37 seine erste Reise nach Ostindien. Im J. 1838 zurückgekehrt, ward er 1839 Lieutenant zweiter Klasse, trat noch in demselben Jahre eine zweite Reise nach Ostindien an und erhielt eine Stellung im hydrographischen Bureau zu Batavia. Hier bearbeitete er zunächst seinen trefflichen „Zeemansgids“ (Amst. 1842, 2. Aufl. 1849) für jene Theile des ostindischen Oceans, sowie eine Küstenkarte von Java in 5 Blättern aus, welchen andere hydrographische Arbeiten über die chinesische See, Riouw, Singapore, Linga folgten. Die Ergebnisse seiner hypsometrischen Messungen im ostindischen Archipel legte er in der „Carte hypsométrique de l'archipel des Indes“ nieder. Im J. 1845 kehrte M. über das britische Indien nach Europa zurück und vereinigte sich hier mit Siebold zur Herausgabe des „Moniteur des Indes orientales et occidentales“ (Haag 1847—49, 3 Bde.). Der „Tijdschrift voor Nederlandsch Indie“ fügte er 1849 eine „Algemeene statistieke kaart der Nederlandsche overzeesche bezittingen“ bei. Im Frühjahr 1850 avancirte er zum Oberlieutenant erster Klasse und ging als Adjutant des Admirals van den Bosch abermals nach Batavia, wo er mit der Leitung des hydrographischen Bureau's beauftragt ward und 1854 die Herausgabe des umfassenden „Algemeenen Atlas van Nederlandsch Indie“ begann, aber schon am 24. Oktbr. 1856 im Hospital zu Weltevreden auf Batavia †. Von seinen Karten sind noch zu nennen die der Javasee (1854) und der Ostküste von Celebes (1854).

Memalik, s. v. a. Mamluken.

Meman-Baschi, in der Türkei der Oberbaudirektor.

Membran (v. Lat.), eigentlich s. v. a. Haut, dann Pergament und eine auf Pergament geschriebene Handschrift.

Membrilla, Stadt in der spanischen Provinz la Mancha, östlich von Ciudad-Real, mit 8500 Einw.

Membrum (lat.), Glied; davon Membratur, Gliederbau.

Memecylon (Safranbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, charakterisirt durch die halbkugelige oder fast kugelige Kelchröhre, den kleinen, stumpfen 4zähnigen oder fast ganzen Saum, die 4 Blumenblätter, 8 Staubgefäße, in der Mitte angeheftete, geschnäbelte Antheren und die ziemlich trockene, bei der Reife 1fächerige und meist 1samige Beere, umfaßt Bäume und Sträucher meist in Ostindien. Die Blätter von M. capitellatum L., kopfblüthiger Safran, auf Ceylon, nehmen im trocknen Zustande eine safrangelbe Farbe an und theilen dieselbe auch andern Stoffen mit, daher sie in Ceylon, wie bei uns der Safran, an Speisen genommen werden. Von dem baumartigen M. edule Roxb., eßbarer Safran, auf Koromandel, sind die zusammenziehend süßen Beeren genießbar. Die Blätter färben gelb. M. grande Retz., großer S., in Ostindien, auf Java, hat sehr kleine, röthlich-blaue Blüthen und rothe, später glänzend schwarze, saftige Beeren. Der Absud der Pflanze mit Oel wird gegen Jucken der Haut gebraucht.

Memel, Fluß, s. v. a. Niemen.

Memel, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, mit schwacher Festung u. Citadelle, die nördlichste Stadt des preußischen Staates, liegt in einer sandigen Gegend, an der Mündung der schiffbaren Dange in das kurische Haff, nicht weit von der russischen Grenze, besteht aus der Alt- und Neustadt (Friedrichsstadt) und den Vorstädten und hat 3 Kirchen und eine Kapelle, eine höhere Bürgerschule, Industrie- u. Navigationsschule, eine Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder, ein Hospital, ist Sitz eines Landrathsamts, Kreis- und Stadtgerichts, Oberpostamts, Intendanturamts, eines Hafenpolizeikommissariats, Lootsenkommando's, einer Kommandantur u. seit 1836 einer Diskontoanstalt. Außerdem hat M. eine Börse, ein Zeughaus, ein Seegericht u. ist ein Hauptzollamt im deutschen Zollverein. Unter den Nahrungszweigen der 11,000 Einw. nimmt die Fabrikthätigkeit nur eine untergeordnete Stelle ein. Man unterhält einige Tuchmanufakturen, Leinwandwebereien, Bernsteindrehereien, Seifen- u. Potaschensiedereien, Branntweinbrennereien u. Bierbrauereien, von Bedeutung sind aber nur die dasige Eisengießerei und Kettenschmiedewerkstätten, welche vortreffliche Arbeiten liefern. Desto wichtiger aber ist der Handel, vornehmlich der Holzhandel, der viele holländische Schneidemühlen in der Nähe der Stadt im Gange erhält und eine Menge Arbeiter beschäftigt. Vorzüglich sind es Schiffsmaste, Planken, Dielen, Stab- u. andere Hölzer, welche zur Ausfuhr kommen; sodann aber auch Getreide, Flachs, Hanf, Leinsamen, Häute, Borsten, Federn, Wachs, Potasche ꝛc. Die bedeutendsten Einfuhrartikel sind Häringe, Steinkohlen und Salz. Begünstigt wird der Handel durch den trefflichen Hafen, der theils aus dem Seetief und großen Becken, theils aber aus der Mündung der Dange gebildet wird. Er kann an 300 Handelsschiffe aller Größen fassen. Ein Leuchtthurm von 100 Fuß Höhe trägt zur Sicherheit der Einfahrt bei. M. hat 90 eigene Schiffe. Im Jahre 1851 liefen in dem Hafen 2202 Schiffe ein und aus und die Gesammtbewegung belief sich auf 532,984 Tonnen Gehalt. Besondere Erwähnung verdienen noch der Schiffsbau auf den Werften von M. und die Fischerei. Die Citadelle besteht aus 4 Bastionen mit Ravelins und Halbmonden. M. wurde 1252 unter den Mauern der Ordensburg Memelburg gegründet und sollte Anfangs den Namen Neu-Dortmund und dortmundsches Stadtrecht erhalten, wurde aber Memelburg genannt und bekam lübeckisches Recht. Ein Drittel der Stadt gehörte dem Bischof von Kurland, zwei Drittel besaß der livländische Orden. Letzterer übertrug 1326 seinen Antheil dem preußischen Orden, der 1328 die ganze Stadt erhielt und sie 1404 aufs Neue befestigte. In den Kriegen mit den Litthauern u. Polen im 13.—15. Jahrhundert hatte die Stadt viel zu leiden, brannte wiederholt ab, wurde eine Zeit lang von den Schweden besessen und 1757 von den Russen erobert. Nach der Schlacht bei Jena (1806) war sie der Aufenthalt Friedrich

Digitized by Google

Wilhelms III. Am 28. Januar 1807 wurde daselbst der Friede zwischen Preußen u. England abgeschlossen. Am 27. Dec. 1812 wurde M. in Folge der Kapitulation zwischen Trabenfeld und Paniucci von den Russen besetzt.

Memento mori (latein.), gedenke des Todes!

Memleben, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der Unstrut, mit 500 Einw., ist für die Geschichte der Baukunst noch jetzt von großem Interesse wegen der Ruine des daselbst zu Anfang des 10. Jahrhunderts, angeblich von Mathilde, der Gemahlin Heinrichs I., gestifteten Benediktinerklosters. Dasselbe wurde von Kaiser Otto II. in eine Abtei verwandelt und sehr reich ausgestattet u. stand unter des Kaisers unmittelbarem Schutz, bis er es später wegen der Zügellosigkeit der Mönche dem Stifte Hersfeld überließ. M. war der Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause. Heinrich I. und Otto I. starben daselbst. Die Klosterkirche war eines der ausgezeichnetsten Bauwerke aus der Uebergangsperiode des byzantinischen Styles in den gothischen Baustyl; noch sind von ihr bedeutende Ruinen erhalten, auf denen sich auch Wandmalereien befinden. Die herrliche Krypta wurde in neuerer Zeit durch die Fürsorge der preußischen Regierung theilweise restaurirt. Vgl. Wilhelm, Geschichte des Klosters M., Naumburg 1827; Puttrich, Die Kirchen zu M., Schraplau und Treben, Leipz. 1837.

Memling (Hemling), Hans, einer der vorzüglichsten Maler der altflandrischen Schule und der ausgezeichnetste Nachfolger der Gebrüder van Eyck. Von seinem Leben weiß man wenig. Nach ältern Nachrichten ward er zu Damm bei Brügge geboren; Andere lassen ihn aus Konstanz stammen. Ueber die Schreibweise M. u. Hemling herrscht nicht weniger verschiedene Ansicht, welche Verschiedenheit darin ihren Grund hat, daß man den Anfangsbuchstaben des Namens auf den Bildern des Künstlers eben so gut für ein H wie für ein M lesen kann. Die Niederländer schreiben ihn M. oder Memmelinck, die Italiener Mamelino oder Memelingo. Wahrscheinlich war er Schüler Rogiers von Brügge, der zwischen Jakob van Eyck und M. so ziemlich die Mittelstufe einnimmt. Er soll 1477 im Gefolge des prachtliebenden Karl des Kühnen gegen die Schweizer gezogen, in der unglücklichen Schlacht bei Nancy verwundet u. in das Johanniskhospital zu Brügge gebracht worden seyn, wo er nun wahrscheinlich seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Aus Dankbarkeit schmückte der Genesene das Haus, das ihn aufgenommen, mit bewundernngswürdigen Gebilden. Von Brügge scheint der Meister nach Löwen gezogen zu seyn und von da vielleicht nach Spanien, wo ein Juan Flamenco erscheint, dessen Gemälde in der Karthause zu Miraflores u. im Dom zu Palencia aus den Jahren 1496—1509 große Aehnlichkeit mit M.s Arbeiten haben. Sein Todesjahr ist unbekanntz wahrscheinlich liegt er unter den Ruinen von Miraflores begraben. Das Eigenthümliche des Künstlers besteht in der Gabe, jede Geschichte deutlich und anmuthig durch Figuren zu erzählen, und in der zartesten u. vollendetsten Technik, die mit gewandter und edler, wenn auch noch magerer Zeichnung die größte Kraft und Wahrheit des Kolorits verbindet. Die Figuren seiner Oelgemälde sind meist klein u. miniaturartig. Die meisten und schönsten Bilder des Künstlers befinden sich zu Brügge. In der St. Salvatorkirche daselbst ist von ihm die Marter des heiligen Hippolyt, in der Frauenkirche wahrscheinlich das vortreffliche Bild im Chorgange jenseits der hintern Kapelle, welches die trauernde Maria sitzend unter gothischer Architektur vorstellt, umgeben von sieben Darstellungen aus dem Leben Jesu, in der Gemäldesammlung der Akademie der heilige Christoph und die Taufe Christi, im St. Johannishospital der Reliquienkasten der heiligen Ursula mit Darstellungen aus der Legende der Heiligen, die Anbetung der heiligen drei Könige, die Vermählung der heiligen Katharina u. eine heilige Jungfrau mit dem Kinde. In der Sammlung des Prinzen von Oranien bewahrte man von M. zwei Bilder, jedes von fünf Abtheilungen, Scenen aus dem Leben des heiligen Bertin vorstellend, früher an einem Reliquienkasten in St. Omer. Die St. Peterekirche in Löwen enthält ein aus mehren Tafeln zusammengesetztes Werk M.'s, die Marter des heiligen Erasmus darstellend, auf den Seitentafeln die heiligen Hieronymus und Anton von Padua, darüber das Abendmahl von höchst symmetrischer Anordnung. Die Pinakothek in München besitzt herrliche Gemälde des Meisters. Auf einem derselben, das die fortgesetzte Lebensgeschichte Christi darstellt, lassen sich nicht weniger als 1500 verschiedene Gestalten entdecken. Andere Bilder von ihm sind eine Anbetung der Könige, ein auferstandener Christus, ein Evangelist Johannes, ein Christuskopf, ein unübertreffliches Meisterstück, die 7 Freuden Mariä, ein Johannes der Täufer und heiliger Christoph. Die Moritzkirche zu Nürnberg besitzt die Auferstehung Christi von M.s Hand. Auch das berliner Museum erwarb in neuerer Zeit einige Bilder von M. Ein treffliches Werk M.s ist der Altarschrein in der Greveradenkapelle im Dom zu Lübeck, auf den Außenseiten der beiden Flügel die Verkündigung Mariä, auf den innern Seiten die heiligen Blasius und Aegidius, auf den Außenseiten eines zweiten Flügelpaares Johannes den Täufer und Hieronymus, auf dem Mittelbild die Passion darstellend. Eine nicht geringe Anzahl von Bildern, welche M. zugeschrieben werden, befinden sich in England. Im königlichen Museum zu Paris wird ein ihm zugeschriebenes Werk mit „Instruction pastorale" bezeichnet. Unter M.s Miniaturen sind besonders die in einem Breviarium auf der St. Marcusbibliothek zu Venedig merkwürdig. Von M. ist wahrscheinlich auch der größte Theil der herrlichen Miniaturen in einem prächtigen Gebetbuche der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Memmingen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Landgericht Ottobeuern, an dem Illerzuflusse Ach, unweit der würtembergischen Grenze, hat 6 Kirchen, ein protestantisches Dekanat, ein Gymnasium, ein

Digitized by Google

Collegium musicum, eine Landwirthschafts- und Gewerbsschule, Bibliothek, ein Zeughaus, Rathhaus, Leihhaus, Hospital, Waisenhaus, Krankenhaus, mehre Wohlthätigkeitsanstalten und ist der Sitz eines Kreis- und Stadtgerichts, Stadtkommissariate, Wechselgerichts, Rentamts, Hauptzoll- und Salzamtes und eines Postamtes. M. ist eine sehr gewerbsame Stadt, deren 8000 Einwohner starken Hopfenbau, lebhafte Fabrikation in Kattun, Strumpfwaaren, Leinwand, Band, Tuch, Leder, Wachstuch, Papier, Tabak, Zucker, Gerberei, Bierbrauerei, Leimsiederei betreiben und Eisen- und Kupferhämmer, Stück- und Glockengießerei, Pulver-, Schleif-, Oel- und Mahlmühlen und bedeutende Leinwandbleichen unterhalten. Mit dieser Produktion verbindet sich ansehnlicher Handel und wichtige Spedition, besonders in Hopfen, Leinwand, Baumwollenzeuchen, Tuchen, Wolle, Getreide und Salz nach der Schweiz, Italien und Frankreich. M. soll schon zur Zeit der Römer gestanden u. Rostrum Nemavia, nach Andern Vimania, auch Drusomagum oder Augusta Drusi geheißen haben. Urkundlich kommt die Stadt 1010 zum ersten Male vor, später gehörte sie den Hohenstaufen u. wurde unter Kaiser Friedrich I. freie Reichsstadt mit einem Gebiete von 2 □Meilen. Als solche hatte sie auf dem Reichstage unter den Reichsständen auf der schwäbischen Bank die 14. und beim schwäbischen Kreise ebenfalls die 14. Stimme. In Gemeinschaft mit Straßburg, Konstanz und Lindau übergab M. 1530 zu Augsburg die Confessio tetrapolitana, trat jedoch später zum schmalkaldischen Bunde über. Von Karl V. wurde 1551 das Gemeinderegiment abgeschafft und dasselbe dem Stadtrathe übergeben. Im Jahre 1631 war M. abwechselnd im Besitze der Kaiserlichen und Schweden, wurde von Letzteren 1647 den Bayern übergeben, die es 1648 wieder räumten, und von 1702—1704 von Bayern und Franzosen wieder gemeinschaftlich besetzt. Am 9. und 10. Mai 1800 erfochten hier die Franzosen unter Moreau einen Sieg über die Oesterreicher unter Kray. M. kam 1802 an Bayern. Vergl. G. von Erhard, Geschichte der Stadt M., Memmingen (Nürnberg) 1814; P. J. Karrer, Briefe über M., das. 1814.

Memnon, bei Homer der schöne Sohn der Eos, bei Hesiod Sohn des Tithonus und der Eos, König der Aethiopier u. Bruder des Emathion, eilte nach der nachhomerischen Dichtung seinem Oheim Priamus zu Hülfe, erlegte den Antilochus, ward aber von Achilles getödtet und erhielt von Zeus auf das Flehen seiner Mutter die Unsterblichkeit. In späterer Zeit suchte man M. mehr und mehr als historische Person aufzufassen. So erzählt Diodor von Sicilien, Priamus habe bei dem assyrischen Könige Teutamus um Hülfe gegen die Griechen gebeten, u. derselbe habe 10,000 Aethiopier, eben so viel Susianer mit 200 Wagen unter dem Oberbefehl des M. geschickt, dessen Vater Tithonus Satrap von Persien gewesen sey. M. habe sich schon als Jüngling durch Tapferkeit und hohen Sinn hervorgethan und habe die Königsburg in Susa (Memnonia) erbaut und eine Straße durch das Land geführt, welche die memnonische genannt wurde. Er sey von den Thessaliern ermordet worden, die ihn in einen Hinterhalt gelockt hätten. Die Aethiopier aber hätten sich seines Leichnams bemächtigt, ihn verbrannt und die Gebeine zu Tithonus gebracht. Nach einer anderen Sage hatte Achilles den M. vor Troja zum Zweikampf gefordert und brachte ihm nach langem unentschiedenem Kampfe eine tödliche Wunde bei. Aus dem zur Erde strömenden Blut entstand der Fluß Paphlagenius, der Leichnam aber wurde von den Freunden an den Fluß Aesepus in den Hain der Nymphen gebracht, die einen großen Grabhügel errichteten. Eos kam vom Himmel hernieder, ihren Sohn zu beweinen, u. wollte nicht eher wieder in den Olymp zurückkehren, bis Zeus endlich durch Donner und Erdbeben seinen Zorn zu erkennen gab. Da begruben die Aethiopier ihren König unter Wehklagen, und Eos verwandelte sie in Vögel, Memnonides, die jährlich zu seinem Grabhügel kamen u. sich unter Weinen und Wehklagen zerfleischten. Wieder andere Berichte geben an, daß M. von seiner Mutter nach Susa entführt und dort begraben worden sey, und auch an das Ufer des kleinen Flusses Belus in der Nähe von Ptolemais wird sein Grab verlegt. Ob aus dieser Vielheit der Gräber mit Jacobs und Buttmann auf einen uralten Kultus geschlossen werden darf, der sich von Aethiopien aus nach Aegypten und durch einige Theile von Asien bis an die Ufer der Propontis verbreitet habe, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls muß aber das griechische und das ägyptische Element in dem Mythus geschieden werden. Nach Aegypten kam er erst im alexandrinischen Zeitalter durch die Griechen, die den ganzen westlichen Theil von Theben Memnoneia nannten, wahrscheinlich durch ein Mißverständniß des ägyptischen Mennu, welches Prachtgebäude bedeutet und die Reihe stattlicher Tempel bezeichnete, welche hier am Fuße der libyschen Berge sich hinzogen. In Theben ging die griechische Sage noch weiter und fand inmitten der Memnonien auch eine Statue des M., des Gründers jener Gebäude. Vor einem Tempel des Königs Amenophis III., der um 1500 v. Chr. gegen Ende der 18. Dynastie regierte, waren zwei mächtige menolithe sitzende Kolosse dieses Pharaonen errichtet (Memnonssäulen), die aus einem Kieselkonglomerat von überaus harter und spröder Natur bestanden. Diese bewirkte, daß besonders während des plötzlichen Temperaturwechsels bei aufgehender Sonne kleinere und größere Stücke des Steins zersprangen. Wahrscheinlich erhielt die nördliche der beiden Statuen auf diese Weise einen Sprung durch den ganzen Körper, so daß bei einem Erdbeben 27 v. Chr. der ganze Obertheil des Kolosses herabgeworfen werden konnte. Seitdem wurden häufig bei Sonnenaufgang zitternde Töne aus der Statue vernommen, welche dem Springen einer Saite verglichen werden. Mit diesem tönenden Koloß verbanden nun die Griechen den Mythus von ihrem M., welcher mit Aufgang der Sonne den Gruß seiner Mutter Eos erwiderte. Von nun an wird der M. unter den ersten Wunderwerken Aegyptens genannt, und bis auf Septimius Se-

Digitized by Google

verus dauert der Zug der Reisenden dahin fort; von dem letzteren rührt wahrscheinlich die Restauration des Kolosses her, welche die hellen Töne so dämpfte, daß sie nicht mehr gehört wurden, wie sich aus den Inschriften ergibt. Das wundervolle Tönen der Statue erklärt man wohl mit Recht für ein Naturphänomen, dergleichen es mehre gibt. So erzählen französische Gelehrte, daß sie in den Granitgemächern von Karnak nach Aufgang der Sonne ein leichtes klingendes Schwirren, ähnlich dem Tone einer schwingenden Saite vernommen hätten, welches aus dem Innern eines zerstörten Denkmals gekommen sey, und auf den Granitfelsen am Ufer des Orinoco vernimmt man orgeläh nliche Töne, welche A. von Humboldt aus der Verschiedenheit der Temperatur zwischen der äußeren und der in den Poren des Felsen eingeschlossenen Luft erklärt, welche Verschiedenheit beim Aufgang der Sonne den höchsten Grad erreicht. Aehnliche Töne hört man auf einer Spitze der Pyrenäen, Malabetta genannt, u. auf der Halbinsel des Berges Sinai. Bei dem Koloß des M. entstand das Klingen wahrscheinlich aus dem Platzen der kleinen Steinstückchen oder durch das Streichen der Luft durch die Poren des Steines. Noch ragen die beiden Kolosse aus der weiten Saat- oder Wasserfläche hoch empor, obgleich sie bereits 8 Fuß hoch von dem jährlich steigenden Thalboden bedeckt werden. Die Höhe der nördlichen Statue, vom Kopfe bis zum Fuße gerechnet, beträgt 45½ Fuß. Dazu kommt noch die als besonderer Block davon getrennte Basis von 13 Fuß 7 Zoll, wovon gegen 3 Fuß durch eine herumgelegte Stufe verdeckt werden. Demnach erhoben sich ursprünglich diese Statuen nahe an 60, mit dem Kopfschmuck vielleicht an 70 Fuß hoch über dem Tempelboden. Die Araber nennen jetzt die beiden Bilder die Sanamât und einzeln Schama und Tama. Auffallend ist, daß noch immer mehre von den abgesprengten u. nur lose hängenden Stücken metallhell klingen, wenn man darauf schlägt, während andere daneben dumpf und tonlos bleiben. Vergl. Letronne, La statue de M., Paris 1833; Lepsius, Briefe aus Aegypten, Berlin 1852.

Memnones, alte Völkerschaft im Innern Aethiopiens.

Memoire (franz.), eigentlich Gedächtniß; dann was zur Erinnerung an eine Sache dienen soll; Schrift, Aufsatz, verabfaßt und publicirt, um die Diskussion eines Gegenstandes anzuregen; daher besonders eine Staatsschrift, worin ein Diplomat seine Ansicht über eine staats- oder völkerrechtliche Angelegenheit, hinsichtlich deren verschiedene Meinungen obwalten, darlegt.

Memoiren (Denkwürdigkeiten), Darstellungen historischer Thatsachen, welche der Verfasser selbst erlebt und aus dem Gedächtnisse schriftlich aufgezeichnet hat, stehen zur eigentlichen Historiographie in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Chroniken, von denen sie sich aber dadurch unterscheiden, daß sie das Detail ausmalen und insbesondere die versteckteren Motive der Handlungen darzulegen suchen, während jene lediglich die Thatsache selbst und auch diese mit einer gewissen Dürftigkeit und Trockenheit hinzustellen sich begnügen. Die M. bieten dem Geschichtsforscher ergiebige Quellen dar, die jedoch mit Behutsamkeit u. besonnener Kritik gebraucht werden müssen. Das klassische Alterthum hat nur zwei Schriftsteller aufzuweisen, welche in dieser Gattung Musterhaftes hinterlassen haben, Xenophon und Cäsar. Aus dem Mittelalter kann man besonders des Bischofs Dittmar Chronik hierher rechnen. Unter den modernen Literaturen sind die englische und französische am reichsten an M., u. insbesondere ist Frankreich als das eigentliche Vaterland der Memoirenliteratur zu betrachten. Vor allen ist es diejenige Art von M., deren Hauptinhalt die historisch-psychologische Analyse von Hofintriguen und Kabalen bildet, in welcher die französische Literatur unübertreffliche Meisterwerke darbietet. Die ersten Produkte dieses Genres finden sich im 13. Jahrhundert. Geoffroy de Villehardouins Geschichtswerk über das lateinische Kaiserthum hält sich noch auf der Scheidelinie zwischen Historiographie und memoirenartiger Darstellung; zu den eigentlichen historischen M. aber gehört entschieden Joinville's Geschichte Ludwigs IX., während Froissart seinem die Jahre von 1322—1400 behandelnden Geschichtswerke nur hier und da memoirenhaften Charakter gegeben hat. Von weit geringerer Bedeutung sind die M. von Christine de Pisan († 1415) über Karls V. Regierung und die Oliviers de la Marche, der nach 1460 schrieb, und es läßt sich den beiden zuerst genannten Historikern nur Philippe de Comines an die Seite stellen, dessen Erinnerungen aus der Zeit Ludwigs XI. zu den Meisterwerken im Gebiete praktisch-politischer Schriftstellerei gehören. Nicht ohne Interesse sind auch die M. von Claude de Seyssel, welche die Geschichte Ludwigs XII. behandeln; ausgezeichnet durch kraftvolle Darstellung und Nationalsinn die Martin du Bellay's, welche von 1513—1547 reichen. Von Wichtigkeit sind aber die M. aus den späteren Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, in sofern sie die religiösen und politischen Konflikte dieser Zeit weit lebendiger vorführen, als die eigentlichen Geschichtswerke jener Zeit. Vor allen sind hier zu nennen die M. von Blaise de Monluc (1521—72), Gaspard de Saulx-Tavannes (1530—1573), und Margarethe von Valois, Heinrichs IV. erster Gemahlin, deren Denkwürdigkeiten ausschließlich das Hofleben zum Gegenstande haben, das uns mit allen seinen Eitelkeiten auch von Pierre de l'Etoile vorgeführt wird. Von Wichtigkeit sind noch die „Memoires nostrae libri VI“ von Guillaume Paradin und das ebenfalls in lateinischer Sprache geschriebene Geschichtswerk von Thou [Thuanus] (1544—1607). Durch Kraft der Darstellung und Tüchtigkeit der Gesinnung zeichnet sich aus Michel de Castelnau (1559—1570). Von protestantischem Standpunkt schrieben: Lancue, Duplessis-Mornay (1572—1623) und Jean Mergey. Außer de Laforce verdienen noch Villeroi (1567—1604), der Herzog von Nevers (1574—1610), der Herzog von Bouillon (1560—1586) und der Prinz Ludwig von Condé (1559—1566) Beachtung. Brantome's M. zeichnen sich durch eine ins Obscöne hinüberstreifende Frivolität aus, aber Sully's „Economies royales“ geben ein schönes Bild

Digitized by Google

von dem trefflichen Charakter ihres Verfassers. Denselben Zeitraum behandeln Bellièvre, Sillery und der Erzbischof Péréfire von Paris. Für die Regierungszeit Ludwigs XIII. liefern der Graf von Pontchartrain (1610—1620), der Herzog von Orleans, der Herzog von Rohan (1610—1629), Bautiennes, der Marquis von Beauveau, Estrées (1610—17), Bassompierre, Montresor, Aubery, Montplat und Richelieu reiche und wichtige Beiträge, und für das sogenannte „große Jahrhundert" Ludwigs XIV. sind vornehmlich die Schriften Larochefaucaulds, des Kardinals Retz, Joly's, des Grafen Jacques Saulx-Tavannes, Puysegurs, Brienne's, Motteville's, Rabutins, Talons, Estrades', Grammonts, Dangeau's, Saint-Simons, de Lafare's, Luxembourgs, Catinats, Noailles's und andere M. nicht wohl zu entbehren. Ducios schildert das Ende von Ludwigs XIV. Regierungszeit und die Zeit Ludwigs XV. mit Freimuth, und neben ihm bieten die M. des Abbé Montyon (1725—1731), des Herzogs von Choiseul und Chalotais' wichtige Notizen dar. Einen ganz diversen Charakter haben die berühmten „Confessions" von Rousseau und die M. der Madame Epinay, Suards, Marmontels und Morellets, indem Erstere uns ein ergreifend treues Bild von den eigenen Seelenzuständen des Verfassers, Letztere aber mehr einen Einblick in die literarischen Verhältnisse und Koterien jener Zeit darbieten. Für die Periode der Revolution sind solche Massen von M. vorhanden, daß wir uns mit der Angabe der wirklich stimmgebenden Autoritäten, eines Necker, Besenval, Bouillé, Ferrière, Alexander Lameth, Lafayette, Montlosier, der Madame de Staël, Campan, Barbaroux, Billaud-Varennes, Dumouriez, der Madame Roland, Thibaudeau, Mirabeau, Mounier, Barère, Camille-Desmoulins und Grégoire begnügen müssen. Manches trägt einen berühmten Namen an der Stirne, ist aber offenbar untergeschoben, wie denn überhaupt in neuerer Zeit die Memoirenfabrikation auf wahrhaft schwunghafte Weise betrieben wird. Einer der bedeutendsten Autoren dieser Art war Soulavie, dessen Sammlungen neuerlich durch die „Collection des mémoires relatifs a l'histoire de la révolution Franc." (30 Bde., Paris 1822—1828) und andere ähnliche Sammelwerke mit Recht verdrängt worden sind. Unter den M., welche enger begrenzte Episoden der Zeitgeschichte schildern, ist die vortreffliche Darstellung der Kämpfe in der Vendée von der Marquise Larochejacquelein hervorzuheben. Noch reichhaltiger ist aber die Memoirenliteratur über die napoleonische Zeit. Von wirklicher Bedeutung sind indeß nur die von Bignon, Las Cases, O'Meara, Constant, Lavalette, Savary, Fain, von der Herzogin von Abrantès, Marmier u. Eugen Beauharnais. Unter den Schriften, welche sich vorwiegend auf literarische u. artistische Gegenstände beziehen, sind die M. von Rivarol, Grétry, Talma und Charl. Nodier die bedeutendsten. Lediglich die höheren socialen Kreise und Beziehungen beleuchten die M. der Madame Genlis, der Fürstin Salm, des Fürsten von Ligne und Anderer. Unter den neuesten M. sind wahrhaft gehaltreich die von Chateaubriand, Carnot und George Sand. Als Kuriositäten sind zu betrachten die M. Bidocqs und Giequets, Lacenaire's, der Mademoiselle Lafarge ꝛc. In England beginnt die Memoirenliteratur erst seit der Regierung der Königin Elisabeth wichtiger zu werden. Erhebliche Quellen für diese Zeit sind die M. von Jam. Melville, welche bis auf Jakobs I. Zeit hinreichen, und von Th. Birch, so wie für die spanischen Verhältnisse die von Dav. Crawford. Drumsey interessante Ausbeute gewähren. Für die religiös-politischen Bewegungen und Konflikte des 17. Jahrhunderts sind erwünscht: Rushworth (1618—42), Lyndlow, Clarendon (1621—60), Whitelock (bis Karl II.) und Will. Temple (1672—79). Die wichtigen hierhergehörigen M. sind zusammengestellt in Guizots „Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre" (33 Bde., Paris 1826). Eine lebendige Charakteristik des Puritaners Cromwell gibt Peck und den Verfall der Stuarts behandeln auf gleiche Weise John Dalrymple und Pepys, an welche sich Burnet und Marlborough anschließen. Die Denkwürdigkeiten Bolingbroke's, Walpole's, John Ker of Kersland u. A. beziehen sich auf Georgs I. Zeit. In Frankreich, so schwillt auch in England in der neueren Zeit die Memoirenliteratur zu bewältigenden Massen an. In Deutschland machte man zwar im Zeitalter der Reformation einen vielversprechenden Anfang in der Gattung der politischen M., wie einige lateinisch geschriebene Folianten beweisen, die sich hinsichtlich der Gründlichkeit mit ähnlichen Produkten des Auslandes messen dürfen. Aber bald verdorrte dieser Zweig der geschichtlichen Literatur wieder. Nur in dem Gebiete der literarischen Denkwürdigkeiten haben wir an Göthe's „Wahrheit und Dichtung" und einigen anderen in diesen Werken wirkliche Schätze. Als eigentliche historische M. möchten von älteren Produkten nur Dohms „Denkwürdigkeiten", von den neueren die Varnhagens von Ense, von Ernst Arndts, des Ritters von Lang und Hormayrs zu nennen seyn.

Memorabilien (v. Lat.), s. v. a. Denkwürdigkeiten, Memoiren (s. d.).

Memoria (lat.), das Gedächtniß; M. realis, Sach-, M. verbalis, Wortgedächtniß.

Memorial (Memoriale), was überhaupt zur Erinnerung an eine Sache dienen soll; daher schriftliche Eingabe, welche bei einer Staatsbehörde etwas in Erinnerung bringen soll; öffentliche Anzeige, mittelst welcher man die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen Gegenstand zu lenken will; (Memorandenbuch), worin man Notizen, die man stets zur Hand haben will, aufzeichnet.

Memphis (ägypt. Mennuphi, Memphi, in der Bibel Noph oder Moph), die älteste Hauptstadt von Unterägypten und die zweite Residenz der älteren Könige, auf dem westlichen Nilufer, 3 römische Meilen oberhalb des Delta gelegen, wurde nach Manethon und Herodot von dem ersten geschichtlichen Könige Aegyptens, Menes, oder Diodor von Uchoreus erbaut, der sie nach seiner Tochter benannt haben soll. Die Stadt besaß

aus 3 Theilen, von denen 2 aus Ziegeln, der dritte aus Steinen erbaut waren. Den letzteren bildete die höher gelegene Burgstadt. Hier befanden sich der königliche Palast und später auch die Quartiere für die mit Ackerloosen ausgestatteten griechischen Söldner der saitischen Dynastie, so wie für die persische Besatzung. Durch Uchoreus bekam die Stadt einen Umfang von 3½ geogr. Meilen, zu der eigentlichen Stadt mit ihren Tempeln, Palästen, öffentlichen Plätzen und Wohnungen wurden auch die Vorstädte, Gärten und ein Theil der Todtenwohnungen gerechnet. Fast alle Könige von Uchoreus an verlegten den Sitz der Regierung nach M., welches dadurch an politischer u. religiöser Bedeutung gewann. Das Haupththeiligthum der Stadt und Aegyptens überhaupt war der Tempel des Phtha (des griechischen Hephästos), der von Menes selbst gegründet und von den folgenden Pharaonen ausgeschmückt wurde. Nach diesem Lokalgotte der Stadt wurde diese auch hieroglyphisch mit dem heiligen Namen „Stadt des Phtha" genannt. Der Verfall von M. beginnt mit der Eroberung des Cambyses. Artaxerres Ochus, dessen besiegter Nebenbuhler Nectanebus in M. eine Zufluchtsstätte gefunden, ließ nach Eroberung der Stadt die Mauern niederreißen, die Tempel plündern und die alten Urkunden wegnehmen. Zwar ward nach der macedonischen Eroberung der Herrschersitz nach dem aufblühenden Alexandria verlegt, aber die priesterliche Geltung von M. in den Augen des ägyptischen Volkes dauerte immer noch fort. Am Schluß der Ptolemäerdynastie erscheint M. noch als Zielpunkt griechischer und römischer Reisender. Nach und nach nahm jedoch die alte Herrlichkeit immer mehr ab, und als die vernachlässigten Kanäle des Nil das mit Schlamm gesättigte Wasser nicht mehr ordentlich in die zwei Seen im Norden und Westen der Stadt abführten, begann die Verschüttung der umgestürzten Monumente, die der libysche Wüstensand vollendete. Nach der Eroberung durch die Moslemim (639 oder 640 n. Chr.) entstanden an der Stelle der alten Stadt die Städte Fostat und Kairo. Jetzt sind nur noch unförmliche Schutthügel auf der Stelle des alten M. zu sehen und kaum noch der Umfang des Phthatempels und der Königsburg zu erkennen. Die großartigsten Zeugen der alten Pracht und Bedeutung M.' sind aber die Pyramiden und unzähligen Privatgräber, die sich am Saum der libyschen Wüste von Abu-Roasch, Kairo gegenüber, bis zum Fayûm hinaufziehen. Vergl. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten, Abth. 1, Bl. 9—50.

Mena, Juan de, spanischer Dichter, der spanische Ennius genannt, 1411 zu Cordova geboren, studirte zu Salamanca und ging dann nach Rom, um sich mit der altklassischen Literatur vertrauter zu machen, ward nach seiner Rückkehr lateinischer Sekretär und Historiograph des Königs Johann II. und Mitglied der Vierundzwanzig (Stadtregenten) seiner Vaterstadt und † 1456. M. machte die ersten größern Versuche, nach lateinischen und italienischen Mustern kastilianische Gedichte zu verfassen, und schrieb das allegorisch-didaktische Gedicht „El laberinto" (Sevilla 1496, mit Kommentar von Hern. Nuñez, das. 1499, von Fr. Sanchez, Salam. 1582, und öfter), dem er ein Gedicht zur Feier der Dichterkrönung des Marques de Santillana (1492), ein allegorisch ascetisches Gedicht „Contra los siete pecados mortales" (Salam. 1500) und mehre kleinere Minneslieder, Räthselspiele ꝛc. folgen ließ. Seine sämmtlichen poetischen Werke erschienen oft gesammelt (Sevilla 1528, Anw. 1552, Madr. 1804 und 1840). M. ist als der Vorläufer von Boscan und Garcilaso anzusehen.

Menä, Bergstadt an der Ostküste Siciliens, am Lacus Palicorum, die Residenz des Fürsten Ducetius, eines Gegners des Dionysius von Syracusä, mit dessen Falle die Blüthe der Stadt verschwand. In der Nähe befand sich die berühmte Quelle Menais, bei welcher die Einwohner zu schwören pflegten; jetzt Mineo.

Menächmus, berühmter griechischer Bildner oder Toreut aus Naupactus, um 480 v. Chr., verfertigte in Verbindung mit Soidas in Paträ das Bild des Artemis Laphria aus Elfenbein u. Gold. Ein Fragment einer mathematischen Schrift, das von einem M. herrührt und sich auf die Theorie der Kegelschnitte bezieht, findet sich bei Eutocius „Ad Archimed. de sphaer. et cycl"

Ménage (v. Franz.), Haushaltung, Wirthschaft, besonders die Vereinigung einer militärischen Abtheilung zu gemeinschaftlicher Beköstigung, mittelst eines gewissen täglichen Beitrags zur Menagekasse, aus welcher dieselbe bestritten wird.

Menage, Gilles, lat. Aegidius Menagius, berühmter franz. Polyhistor, von Bayle der Varro des 17. Jahrhunderts genannt, den 15. August 1613 zu Angers geboren, ward nach vollendeten Studien königl. Sachwalter an seines Vaters Stelle, trat aber dann in den geistlichen Stand u. bezog das Kloster Notre-Dame, wo er eine gelehrte Gesellschaft, Mercuriales, d. i. Mittwochsversammlung, stiftete, die gegen 40 Jahre bestand. Seine Gedichte in italienischer Sprache verschafften ihm die Mitgliedschaft der Akademie della Crusca. Die Aufnahme in die französische Akademie verscherzte er durch einen satyrischen Angriff auf das Dictionnäre derselben. Er † 1692. Sein „Dictionnaire etymologique de la langue française" (Paris 1650, beste Aufl. von Jault, das. 1750, 2 Bde.) und seine „Origini della lingua italiana" (Genf 1669 und 1685) enthalten viel Brauchbares, aber auch eine Menge falscher und gezwungener Etymologien. Seine Ausgabe des Diogenes von Laërte (Lond. 1664) ist mit guten Anmerkungen begleitet. Die lateinischen, griechischen, italienischen und französischen Poesien sind ziemlich werthlos. Die nach seinem Tode erschienenen „Menagiana" (Paris 1693, 3. Aufl., 1715) enthalten einzelne Züge aus seinen Gesprächen.

Menagerie (v. Franz.), Sammlung lebender, besonders ausländischer Thiere.

Menaistraße (Menai-Strait oder Strait of Menai), eine 4 Meilen lange und 1200 Fuß breite flußartige Meerenge in dem britischen Fürstenthum Wales, welche die Insel Anglesey von der Grafschaft Caernarvon trennt und über die eine Kettenbrücke, die vom Ingenieur Telford 1819 begonnene und 1825 mit einem Kostenaufwande von 220,000 Pfd. St. vollendete Menaibrücke,

Digitized by Google

führt, welche über den engsten Theil der hier nur 580 Fuß breiten Meerenge die große Verkehrsstraße aus England nach Anglesey fortsetzt und an Großartigkeit nur von der Britanniabrücke (s. d.) übertroffen wird. Die an 796 eisernen, von 16 Ketten gehaltenen Stangen hängende Bahn der Brücke hat 1000 Fuß Länge, 28 Fuß Breite und ist an Pfeilern befestigt, die an sich 156 und bis zum Brückenwege 103 Fuß höher sind, als der höchste Fluthstand.

Menam, bedeutender Strom in Hinterindien, Siam, soll in der chinesischen Prov. Yün-nan unter dem Namen Nan-king-ho entspringen, spaltet sich bei Duarawadi in mehre Arme, die er südlich von Bang-kok in vielen Armen nach einem Lauf von 150 (193) Meilen den Busen von Siam erreicht. Er ist schiffbar bis Saymmay. Nebenflüsse sind rechts: Loa-tan-Klong und Darait-Klang, links: May-Phyanmyt, May-Quain und Tang-Douak.

Menander, 1) der bedeutendste Dichter der sogenannten neuen Komödie, geboren zu Athen 342 v. Chr., führte ein glänzendes Leben in allen Genüssen der Liebe und des Luxus und soll sich aus Verdruß über den größern Beifall, den einst sein Nebenbuhler Philemon erntete, ersäuft haben; nach Andern ertrank er bei einem Bad 290 v. Chr. Die Zahl seiner Komödien gibt man auf 105 oder 109 an. M. hat zur Ausbildung des neuern Kunststyls das Meiste beigetragen, wie er denn auch später am meisten unter den Dichtern der neuen Komödie geschätzt wurde. Von den römischen Komikern hat Plautus M.s Stücke selten bearbeitet; Terenz dagegen ist ein förmlicher Nachahmer desselben. M.s Komödie bewegt sich in den Kreisen des socialen Lebens, wohin sich die attische Komödie überhaupt zurückgezogen hatte, seitdem das politische Leben Athens erstorben war. Außer den terenzischen Nachbildungen haben wir nur einzelne Bruchstücke von M., die am besten nebst denen des Philemon von A. Meinecke (Menandri et Philemonis Reliquiae etc., Berlin 1823) und in neuerer Bearbeitung von demselben in den „Fragmenta Comoed. Novae" (Berlin 1841) zusammengestellt und erläutert, auch von W. Dindorf der Gesammtausgabe des Aristophanes (Paris 1838) beigegeben worden sind.

2) M., Rhetor aus Laodicea am Lycus, der um das 3. Jahrhundert n. Chr. lebte, hinterließ außer andern rhetorischen Erläuterungsschriften, die wir nur aus Titeln und Fragmenten kennen, eine Abhandlung „De encomiis" oder „De genere demonstrativo", besonders herausgegeben von Heeren (Göttingen 1785), dann von Walz in den „Rhetores graeci" (Bd. 9, Stuttgart 1836).

3) M., mit dem Beinamen **Protector**, lebte unter dem Kaiser Mauritius und lieferte eine Fortsetzung der Geschichte des Agathias, welche bis 583 reichte, aber nur noch in Excerpten (in der großen Sammlung des Constantinus Porphyrogenitus) vorhanden ist. M. schöpfte aus guten Quellen, sein Urtheil ist gesund und seine Beobachtungsgabe nicht unbedeutend.

Menangkabo, Reich auf der Insel Sumatra, im Innern derselben, ist ergiebig an Gold u. Eisen und liefert außerdem besonders Reis und Gewürze. Es ist stark bevölkert, gut angebaut und steht in einem lebhaften Verkehr zur See. Die Bewohner schmieden Eisen und Stahl und sind geschickte Goldarbeiter. Sie gehören zur malayischen Race und bekennen sich zum Islam. Die gleichnamige Hauptstadt, im mittlern Theile der Insel Sumatra, ist jetzt ziemlich in Verfall. Blühender ist Pansacharraschung.

Menapii, belgisches Volk im Norden von Gallia Belgica auf dem linken Rheinufer, in der Nähe der Mündungen des Stromes wohnhaft.

Mencius, s. Meng-tse.

Mencke, verdiente deutsche Gelehrtenfamilie, von deren Gliedern mehre sich auszeichneten. Otto M., geboren den 22. März 1664 zu Oldenburg, † als Professor der Moral zu Leipzig den 29. Jan. 1707, ward durch Herausgabe der „Acta eruditorum" (seit 1682) der Begründer der ersten in Deutschland erscheinenden gelehrten Zeitschriften. Sein Sohn, Johann Burkhard, geboren den 8. April 1674 zu Leipzig, wo er 1699 Professor der Geschichte, 1708 kurfürstlicher Historiograph, später Hofrath wurde, und zu Leipzig den 1. April 1732 †, machte sich durch Herausgabe der „Scriptores rerum Germanicarum praecipue saxon." (3 Bde., Leipzig 1728—1730) verdient. Großes Aufsehen erregten seine satyrischen „Orationes duo de charlataneria eruditorum" (Leipz. 1715 u. ö.). Nach seines Vaters Tode setzte er die „Acta eruditorum" fort; auch begründete er 1715 die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen". Unter dem Namen Philander von der Linde war er Vorsteher bei der deutschübenden poetischen Gesellschaft zu Leipzig. Seine Gedichte erschienen daselbst 1705. Vergl. Treitschke, J. B. M., Professor der Geschichte zu Leipzig, Leipz. 1842. Sein Sohn, Friedrich Otto, geboren den 3. Aug. 1708 zu Leipzig, † daselbst als Professor der Rechte, Hofrath u. Rathsherr den 14. März 1754, setzte als gelehrter Literator die „Acta eruditorum" fort und schrieb unter anderm eine „Historia vitae Ang. Politiani" (Leipz. 1736), gab auch „Miscellanea Lipsiensia nova" (daf. 1741—1751, 10 Hefte) heraus. Ein Vetter von Otto M., Lüder M., geboren zu Oldenburg den 24. Dec. 1658, † als Professor der Rechte in Leipzig den 29. Juni 1726, schrieb mehre juristische Werke.

Mendä, Kolonie der Eretrier an der Westküste der macedonischen Halbinsel Pallene, besonders durch ihren guten Wein berühmt.

Mendäer, s. v. a. Johannitsjünger.

Mendana, Archipel, s. v. a. Marquesasinseln.

Mende, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Lozère, am Lot, ist Sitz der Behörden, eines Bischofs, eines Civiltribunals, einer Chambre consultative des arts et manufactures, hat Gesellschaften für Ackerbau, Wissenschaften, Handel u. Künste, mehre Assekuranzgesellschaften, eine öffentliche Bibliothek, eine Kathedrale, Fabriken für Tuch, Serge, Fadis, Handel mit den sogenannten Mendeserzen nach Spanien, Italien, Deutschland und in das Innere Frankreichs und 6500 Einw.

Mendelssohn, Moses, verdienstvoller deutscher Schriftsteller im Fache der Popularphilosophie, geboren zu Dessau am 7. Sept. 1729, war der Sohn eines armen Bibel- und Tephillinschreibers und Lehrers an einer Elementarschule

Digitized by Google

daselbst. Sein Vater Mendel gab ihm eine gute Erziehung und unterrichtete ihn in der hebräischen Sprache und den Anfangsgründen der jüdischen Gelehrsamkeit. Bald war er auch mit dem Talmud genau bekannt. Besonders aber zog ihn Maimonides' Buch „Moreh Nebuchim" an, dem er die Entwickelung seines philosophischen Talents verdankte. Durch zu anhaltendes Studium verfiel er jedoch in eine Nervenkrankheit, welche eine Rückgratsverkrümmung zur Folge hatte und seine Gesundheit für immer schwächte. M. hatte in Dessau noch kein deutsches Buch gelesen; er sprach mit lispelnder Zunge das Deutschjüdische seines Stammes; von andern Sprachen war er nur des Hebräischen mächtig. So mangelhaft geistig ausgerüstet, ein häßlicher, scheuer kleiner Knabe von 14 Jahren, faßte er den Entschluß, seinem Lehrer Fränkel nach Berlin zu folgen. Hier lebte er kümmerlich vom Abschreiben und von seinem Hebräisch. Gleiches Schicksal führte ihn mit Israel Moses, einem armen Schulmeister aus Galizien, zusammen, durch den er auf das Studium der Mathematik hingeführt wurde. Ein junger jüdischer Arzt, Kisch aus Prag, unterrichtete ihn im Lateinischen, u. durch Aaron Salomon Gumpertz ward er mit der neuesten Literatur, namentlich mit Leibnitz' und Wolfs damals herrschender Philosophie bekannt. Seine äußern Verhältnisse gestalteten sich unterdessen günstig, seitdem ein jüdischer Seidenfabrikant, Bernhard, ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus genommen hatte. In diesem Hause blieb er auch nach Erledigung der pädagogischen Aufgabe; er korrespondirte für die Handlung seines Principals, übernahm die Funktionen eines Buchhalters und wurde endlich nach dem Testamente des Freundes und der Bestimmung von dessen Wittwe Theilnehmer des Geschäfts. Mit dem Aufenthalt im Hause des begüterten Fabrikanten begann die gute Epoche für unsern Philosophen; er konnte sich erlauben, bequem zu leben, obschon er den Hauptheil des Tages jetzt an das Komtor abtreten mußte. Er war noch Lehrer der Kinder, als er 1750 in hebräischer Sprache eine moralische Wochenschrift unternahm, die aber schon nach dem 2. Hefte durch die Rabbiner unterdrückt wurde. Vier Jahre darauf ward er als vortrefflicher Schachspieler mit Lessing bekannt, was auf seine Bildung, vorzüglich auf seine Darstellungsweise den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Beide Männer waren von gleichem Alter, in allem übrigen aber Gegenpole nach Naturell, Bestrebung, Wollen und Können; ihre treu festgehaltene Freundschaft war in dem Reiz der Gegensetzigkeit und dem Gefühl des Bedürfnisses zu wechselseitiger Ergänzung begründet. Sie arbeiteten zusammen den in Lessings Werken befindlichen Aufsatz: „Pope ein Metaphysiker" (Danzig 1755). M.s „Philosophische Gespräche" gab Lessing hinter dessen Rücken heraus, und so war der schüchterne Jude plötzlich in die Oeffentlichkeit gedrängt. Noch in demselben Jahre folgten seine „Briefe über die Empfindungen", die sich durch Reinheit u. Natürlichkeit der Darstellung auszeichnen. Damals machte er auch die Bekanntschaft mit Sulzer, Abbt, Nicolai u. A., und es begann seine Mitwirkung zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften u. der freien Künste". Er ward Mitglied einer Gesellschaft von 100 berliner Gelehrten, die sich allwöchentlich in einem Kaffeehause versammelten und sich wissenschaftliche Arbeiten vorlasen. In solcher Veranlassung schrieb M. seinen Aufsatz „Ueber die Wahrscheinlichkeit". Er gewann den von der berliner Akademie 1763 auf die Beantwortung der Frage: „Ueber die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften" gesetzten Preis, und einstimmig setzte ihn die Akademie auf die Liste der neu aufzunehmenden Mitglieder. Aber der König strich seinen Namen aus, bei welcher Gelegenheit M. bemerkte: „Nur dann würde es mich schmerzen, wenn die Akademie mich nicht hätte aufnehmen wollen". Sein „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele" (Berlin 1767 u. ö.) machte ihn in noch weiteren Kreisen bekannt, ja er ward auf einige Zeit in gebildeten und denkenden Kreisen der Mann des Tages. Von dem Erscheinen des Phädon datirt der zum Theil sachlich wichtige, zum Theil persönlich glänzende Briefwechsel des berliner Philosophen. Bekenner aller Glaubensrichtungen beichteten ihm in Gewissenssachen, bedrängte Gemüther forderten Rath, denkkustige Köpfe führten M.s Ansichten weiter aus, ergänzten ihn oder suchten ihn zu widerlegen. Fremde, die Berlin besuchten, wollten nicht bloß den großen König und dessen Wachtparade, sie wollten auch den kleinen freundlichen deutschen Philosophen sehen. So erschien um 1769 auch Lavater in Berlin. Derselbe hatte mit M. eine lange Unterredung, in deren Verlauf der Jude unumwunden die Hochachtung bekannte, die er dem Stifter des Christenthums zu zollen nicht umhin könne. Lavater widmete ihm darauf seine Uebersetzung von Bonnets „Beweisen für das Christenthum" u. richtete die Aufforderung an ihn, diese Beweise für das Christenthum entweder zu widerlegen, oder sich taufen zu lassen. M. fühlte sich aber nun, da man ihn so unzart zur Entscheidung drängte, plötzlich durch und durch als Jude und lehnte in einem öffentlichen Sendschreiben an Lavater die Aufforderung ab. Seine Uebersetzung der fünf Bücher Moses, die er zunächst mit hebräischen Lettern drucken ließ, um ihr in den jüdischen Schulen Eingang zu verschaffen, und der Psalmen hatte nur den Zweck und das Verdienst, den Jargon seiner Glaubensgenossen auszurotten. Widerspruch, Haß u. Verfolgung waren zwar dafür sein Theil, ja die Oberrabbiner von Hamburg und Fürth bedrohten alle die mit dem Bann, die seine Bücher läsen, aber sein Zweck ward erreicht: die Talmudschulen wurden leer u. das Judenthum begann mit der Sprache zugleich deutscher Bildung und Gesittung entgegen zu reifen. M. wurde von den Redaktoren des Allgemeinen Landrechts in Preußen bei Abfassung der Judenordnung zu Rathe gezogen. Dohms Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden erschien Hand in Hand mit den Ansichten über Anerkennung der Gewissensfreiheit, die M. in seinem Werke „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum" (Berl. 1783), einem Buch, das Kant die „Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortruckenden Reform in der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft" nannte.

Digitized by Google

Die Anfangsgründe seines philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, gab er in den „Morgenstunden" (Berl. 1785), die aus den wirklichen Morgenstunden hervorgegangen waren, die er seinem Sohne u. einigen andern jungen Männern widmete, um ihnen eine philosophische Propädeutik zu geben. In den „Morgenstunden" finden wir auch M.s Versuche, den Spinozismus zu widerlegen und zu läutern. Er war Leibnitzianer, in sofern er sich zu dem Glauben an eine vorherbestimmte vollkommene Welt bekannte; aber er fühlte sehr wohl, daß dieser Vollkommenheit kein zeitlicher Anfang gegeben sey, noch weniger die Begriffe des Fortschrittes, der Entwickelung und der Unendlichkeit sich damit vereinigen ließen. Spinoza's schwindelnde Tiefe reizte ihn; er hätte gern Leibnitz mit Spinoza ausgeglichen. Als er die an ihn gerichtete Schrift F. H. Jacobi's „Ueber die Lehre des Spinoza" erhielt, worin Lessing des Spinozismus beschuldigt wurde, glaubte er sich zur Ehrenrettung seines dahingeschiedenen Freundes berufen, und mit zitternder Hand u. einer Hast, als stände der Tod hinter ihm, schrieb er „Moses M. an die Freunde Lessings", seine letzte Arbeit. Die Ehrenrettung des Freundes erschien erst nach M.s Tode, der am 4. Jan. 1786 erfolgte. Berlin verlor an ihm seinen edelsten Vertreter, das Judenthum seinen Reformator, durch den es erst deutsch zu werden begann. Außer seinen bereits genannten Schriften führen wir noch an seine „Philosophischen Schriften" (Berl. 1761—71, 2 Bde.) u. „Ueber die Rettung der Juden" (das. 1782). Eine „Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an u. über ihn" gab Heinemann (Leipz. 1831) heraus. Die vollständigste Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" besorgte sein Enkel G. B. M. (das. 1843—45, 7 Bde.). Sein ältester Sohn, Joseph M., den 11. Aug. 1770 geboren, machte sich durch die beiden Schriften „Bericht über Rosetti's Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante" (Berl. 1840) und „Ueber Zettelbanken" (das. 1846) literarisch bekannt, gründete mit seinem Bruder Abraham M. das Bankierhaus Mendelssohn u. Komp., das gegenwärtig von den Söhnen der Begründer fortgeführt wird, und † den 24. Nov. 1848. Ein Sohn Joseph M.s, Georg Benjamin M., 1794 zu Berlin geboren, zog später mit seinen Aeltern nach Hamburg, studirte seit 1811 zu Berlin, habilitirte sich 1828 zu Bonn für das Fach der Geographie und Statistik und ward ordentlicher Professor. Außer der Ausgabe der Werke seines Großvaters veröffentlichte er die vortreffliche Arbeit „Das germanische Europa" (Berl. 1836), sowie später die Schrift über „Die ständischen Institutionen in monarchischen Staaten" (Bonn 1846). Der dritte und jüngste Sohn Moses M.s, Nathan M., machte in England und Frankreich als Mechanikus Studien. Von Moses M.s Töchtern war die älteste in zweiter Ehe mit Friedrich von Schlegel vermählt; die jüngste blieb unverheirathet.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, einer der ausgezeichnetsten Tonsetzer dieses Jahrhunderts, den 3. Febr. 1809 in Hamburg geboren, war der Enkel des Philosophen Moses Mendelssohn. Der Vater ließ sich die sorgfältigste Ausbildung der schon in frühester Jugend hervortretenden außerordentlichen musikalischen Anlagen seines Sohnes sehr angelegen seyn. Sein Lehrer im Generalbaß und in der Komposition wurde Zelter, auf dem Pianoforte unterrichtete ihn Ludwig Berger. Noch nicht volle 8 Jahre alt, löste M. bereits die schwierigsten Aufgaben des strengen Satzes mit der größten Leichtigkeit; die Schärfe seines musikalischen Gehörs, die Stärke seines musikalischen Gedächtnisses und vor Allem seine ans Unbegreifliche grenzende Fertigkeit im primavista-Spiel erregte schon damals hohes Erstaunen und die größten Hoffnungen. In seinem 9. Jahre spielte er zum ersten Male öffentlich in Berlin; im folgenden Jahr reiste er mit seinen Aeltern nach Paris, und auch hier erwarb er sich durch sein Spiel große Bewunderung. Im Jahre 1821 nahm ihn Zelter mit nach Weimar zu Göthe, der den reichbegabten und munteren Knaben bald lieb gewann. Schon damals hatte er Kompositionen aller Art, selbst Fugen, Klavierstücke ꝛc., auch einige kleine Operetten, geschrieben; doch trat er als Komponist erst 1824 mit 2 Quartetten für Klavier, Violine, Viola und Violoncell an die Oeffentlichkeit, denen bald eine große Klaviersonate mit Violinbegleitung in F-moll und ein anderes ausgezeichnetes Quartett in H-moll nachfolgte. Im Jahre 1825 machte er eine zweite Reise nach Paris, weil der Vater erst die dortigen Musiker, insbesondere Cherubini, um Rath fragen wollte, bevor er seinem Sohne die Erlaubniß ertheilte, sich ganz der Musik zu widmen. Als M. aber mit Baillot sein Quartett aus H-moll gespielt hatte, war die Frage über seinen Beruf als Musiker unbedingt entschieden. Nach Berlin zurückgekehrt, brachte er 1827 seine erste größere Oper „Die Hochzeit des Gamacho" zur Aufführung. Das Werk hatte zwar keinen glänzenden Erfolg, fand jedoch Anerkennung bei Sachverständigen. Im J. 1829 trat er zum ersten Male selbstständig in die Welt und brachte fast 4 volle Jahre auf Reisen in Frankreich, Italien, England u. Schottland zu. In allen Hauptstädten, namentlich in London und Paris, erregte er durch sein geistvolles und bewundernswürdig fertiges Spiel auf dem Forteviano, sowie durch seine Kompositionen das Erstaunen des Publikums und der Kenner. In Paris gelang es ihm, im Konservatorium seine Ouverture zu Shakespeare's „Sommernachtstraum", die er schon in Berlin in seinem 17. Jahre geschrieben hatte, zur Aufführung zu bringen u. einen glänzenden Erfolg zu erringen. Nachdem er wieder nach Berlin zurückgekehrt war, wo er eine Reihe von Konzerten gab, deren Ertrag er meist zu wohlthätigen Zwecken bestimmte, ging er nach Düsseldorf, wo er mit Immermann ein rein auf Kunstgrundsätze gestütztes Theater gründen wollte, welches Unternehmen zwar bald wieder zerfiel, für M. aber in sofern von großem Nutzen war, als er hier ein unbedingtes musikalisches Ansehen erwarb und sich von diesem Zeitpunkte an die großen Erfolge desselben in England datiren, wohin er, gleich wie in Deutschland, zur Leitung großer Musikfeste berufen wurde. Im J. 1835 folgte er einem Rufe

Digitized by Google

Meyer's Conv. Lex. N° 376

MOSES MENDELSSOHN

Digitized by Google

Digitized by Google

nach Leipzig als Dirigent der Gewandhauskonzerte. Hier, im Mittelpunkte des deutschen Musiklebens, gehoben durch enthusiastische Anerkennung von Seiten des Publikums, gelang es ihm, die vorhandenen Kräfte in einer Weise zu steigern, daß die Leistungen des leipziger Orchesters zu den vollendetsten in Deutschland gerechnet werden konnten. Im J. 1842, nachdem er großentheils die Begründung des leipziger Konservatoriums bewirkt hatte, schied er von Leipzig, um einem Rufe des Königs Friedrich Wilhelm IV. als Hofkapellmeister und Generalmusikdirektor für die geistliche Musik nach Berlin zu folgen. Doch gab er bald diese Stellung wieder auf und kehrte, nachdem er noch ein Jahr in Frankfurt a. M. privatisirt hatte, 1845 nach Leipzig in seine vorige Stellung zurück und übernahm zu gleicher Zeit die Leitung des von ihm ins Leben gerufenen Konservatoriums. In Anerkennung seiner Leistungen war er schon früher vom König von Sachsen zum Kapellmeister u. von der Universität Leipzig zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt worden; der König von Preußen verlieh ihm die Friedensklasse des Ordens pour le mérite. Leider war sein Wirken in Leipzig nur noch von kurzer Dauer; er † schon am 4. Nov. 1847. Die Leiche des Verstorbenen wurde von Leipzig nach Berlin gebracht. Als Mensch war M. liebenswürdig und wohlwollend; als Künstler charakterisirte ihn hauptsächlich das bewußte Streben nach dem Höchsten in der Kunst und zu gleicher Zeit eine wahrhaft ausgezeichnete, sowohl musikalische, als allgemeine Bildung. Dagegen fehlte es ihm an Ursprünglichkeit und Fülle der Phantasie, an Naturkraft und Unmittelbarkeit des Schaffens. Von seinen Werken sind vor allen die herrlichen Oratorien „Paulus" und „Elias", die Kantate „Walpurgisnacht", die Ouverturen zum „Sommernachtstraum", zur „schönen Melusine", zu den „Hebriden", zu Göthe's „Meeresstille und glückliche Fahrt", ferner seine „Lieder ohne Worte", seine Sinfonien (besonders die dritte). Quartetten, Trios, seine Klavierkonzerte und Lieder zu erwähnen. Die Kompositionen zur „Antigone", zum „König Oedipus" und zu Racine's „Athalia" haben das Verdienst, dem musikalischen Publikum wieder Liebe zum Einfachen beigebracht zu haben. Der Oper hat er in der Periode gereifterer Kunstthätigkeit sein Talent nicht zugewendet, doch ward in seinem Nachlasse der erste Akt einer Oper „Lorelei" vorgefunden. Auch sein Oratorium „Christus" blieb unvollendet.n.

Menden, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Iserlohn, an der Hohne, mit Justizamt, Post, Armenhaus, Seiden-, Sammtband-, Tuche, Nähnadel- und Lederfabriken, Steinbruch und 3000 Einwohnern.

Mendes, bedeutende alte Stadt im Delta Aegyptens am südlichen Ufer des Sees von Tanis, berühmt durch den Kultus einer Lokalgottheit, wahrscheinlich einer Form des Osiris, der in Gestalt eines Bocks verehrt und in M. einen großen Tempel hatte, von dem noch Trümmer vorhanden seyn sollen. Den besondern Namen des Gottes kennen wir nicht. Mit der Zeit erhob sich der Bocksgott von einem bloßen Lokalgott zu einem allgemeinen Gott der Aegypter u. zum Symbol der Alles befruchtenden Sonne.

Mendikanten, s. v. a. Bettelmönche.

Mendizabal, Don Juan Alvarez y, spanischer Finanzmann, geboren um 1790 in Cadix, wo sein Vater, Mendez, als jüdischer Handelsmann lebte. Der seinem Volke eigenthümliche Spekulationsgeist trieb ihn, sich ebenfalls dem Handel zu widmen. Nach der Invasion der Franzosen (1808) fand er eine Anstellung bei der Proviantverwaltung und zeigte viel Umsicht und Entschlossenheit. Nach dem Friedensschluß kam er auf das Komtor des reichen Bankiers Don Vincente Beltran de Lis in Madrid, mit dem er sich aber bald darauf veruneinigte. In seiner Vaterstadt durch Galiano und Isturiz in die Verschwörung eingeweiht, welche die Wiederherstellung der Konstitution von 1812 zum Zwecke hatte, fand er (1820) bei der revolutionären Armee Anstellung und wußte sich durch Betreibung der nöthigen Gelder sehr verdient zu machen. Nach dem momentanen Sieg der liberalen Partei ging er dem Finanzminister Canga-Arguelles bei Bewerkstelligung von Anleihen, Aufhebung der Klöster und Veräußerung der Nationalgüter hülfreich zur Hand. Aber nachdem die konstitutionelle Sache unterlegen, floh er nach England, wo ihn englische Kapitalisten, die unter seiner Vermittelung der konstitutionellen Regierung in Spanien die letzten Summen vorgeschossen hatten, ins Schuldgefängniß setzen ließen. Indeß erhielt er bald seine Freiheit wieder und fing mit Hülfe eines Bekannten, der ihm eine Summe lieh, einen Detailhandel an, der bald sehr einträglich wurde. Geschäftliche Reisen nach Lissabon machten ihn 1827 mit einem Agenten des Kaisers Dom Pedro von Brasilien bekannt, der für diesen ein Anleihen machen wollte. M. erbot sich zu dem Geschäft und brachte die Anleihe wirklich zu Stande, was ihm auf der londoner Börse einen Namen erwarb. Aber auch seine eigenen Handelsunternehmungen dehnte er mittelst des sehr ansehnlichen Vermögens, das er sich schon erworben, immer weiter aus und nahm die Firma des Hauses Ramon y Ramon Carbonell und Komp. an. Jetzt wurde der damalige spanische Gesandte in London, General Alava, auf ihn aufmerksam und schloß 1833 mehre Verträge mit M. ab, wonach dieser Lieferungen für die Truppen der Königin von Spanien übernahm. Dadurch kam M. auch in seinem Vaterlande als tüchtiger Spekulant wieder in Aufnahme, und Graf Toreño ernannte ihn als Vertrauten der englischen Regierung und als einen Mann, auf dessen erprobte Geschicklichkeit in Auftreibung von Geldmitteln man rechnen durfte, zum Finanzminister (13. Juni 1835). M. verweilte noch kurze Zeit in England, sowohl um seine eigenen Handelsgeschäfte zu ordnen, als auch um die ihm übertragene Ausrüstung der Hülfslegion zu beschleunigen. Schon am 4. Aug. 1835 schloß er in London mit dem Hause Ricardo (Ardoin) einen Vertrag über eine Anleihe von 1,150,000 Pfd. Sterl. ab. Darauf begab er sich über Paris nach Bordeaux und schiffte sich nach Santander ein. Allenthalben ward er

Digitized by Google

in seinem Vaterlande mit Jubel empfangen. Binnen einem Monat verhieß er die Auflösung der Junten und Beendigung des Bürgerkriegs. Toreño mußte ihm Platz machen, und im September 1835 ward er sogar interimistischer Ministerpräsident. Die früher gegen die Junten erlassenen Verordnungen und Strafverfügungen wurden nun aufgehoben und durch ein Dekret der Regentin vom 28. September die Cortes auf den 16. November einberufen, um das königliche Statut zu revidiren und ein neues Wahlgesetz für die künftigen Cortes auf einer breitern Grundlage zu entwerfen. Durch weitere Dekrete wurden die Urbanos in ganz Spanien zu Nationalgarden erklärt, die meisten Mönchsklöster aufgehoben und alle unverheirathete Männer vom 18. bis 40. Jahre, behufs der Ausrüstung einer Armee von 100,000 Mann, zu den Waffen gerufen. Am 16. November erfolgte die Eröffnung der Cortes, und am 21. Dec. legte M. den Entwurf zu einem Finanzgesetze unter dem Namen Vertrauensvotum (voto di confienza) vor, durch welches die Regierung ermächtigt ward, die Einkünfte nach einem früheren Gesetze vom vorigen Jahre weiter zu erheben, dieselben durch Modifikationen in der Verwaltung zu erhöhen und sich überhaupt in den Besitz aller zur schleunigen Beendigung des Bürgerkriegs erforderlichen Hülfsquellen und Mittel zu setzen. Auf die Versicherung des Ministers, daß man nicht nur das Privateigenthum schonen, sondern auch weder ein neues Anlehn machen, noch auch die zur Sicherstellung der Staatsgläubiger dienenden Nationalgüter angreifen werde, ward das Votum den 3. Jan. 1836 wirklich angenommen. M. veräußerte nun leichtfertig die Staatspapiere und brachte die Finanzzustände des Staats noch tiefer herab. Als er bei den Cortesverhandlungen über ein neues Wahlgesetz mit seinen demokratischen Vorschlägen gegen Toreño in der Minorität blieb, löste er am 27. Jan. 1836 die Cortes auf und berief eine neue Versammlung auf den 22. März. In der Zwischenzeit machte er ein großes Finanzprojekt zum Verkauf der Nationalgüter und zur Konsolidirung der gesammten Staatsschuld durch Dekrete vom 22. und 28. Februar bekannt, welches im Auslande viel Beifall fand und besonders fremde Kapitalisten zum Ankauf spanischer Staatspapiere veranlaßte. So wurden unter glänzenden Aussichten den 22. März die neuen Cortes eröffnet, bei denen M. selbst von mehren Wahlorten zwei- und dreifach zum Deputirten erwählt worden war. Von Seiten des Ministeriums wurde nun Herstellung der Ordnung im Staatshaushalt, des Justizwesens, eine heilsame sociale Reorganisation, Preßfreiheit, Reform des Kirchenwesens, Zurückführung materiellen Wohlstandes in nahe Aussicht gestellt. Aber schon nach zwei Monaten sah sich M. zu der öffentlichen Erklärung genöthigt, daß er seine Verheißungen nicht erfüllen könne, wenn nicht der Bürgerkrieg in Navarra schleunigst beendigt werde und zu diesem Behufe der damals dort befehligende General Cordova einen fähigeren Nachfolger erhalte. Aber M.s Zeit war vorbei. Durch das Vertrauen, welches der britische Gesandte ihm bewies, übermüthig gemacht, hatte er den französischen Gesandten, Grafen Rayneval, beleidigt, und dieser arbeitete nun im Verein mit M.s übrigen Gegnern an seinem Sturze. Sein Anhang verminderte sich von Tag zu Tag, und er mußte am 15. Mai 1836 seine Entlassung nehmen. Bis zur Insurrektion von La Granja verharrte er in völliger Zurückgezogenheit u. gerieth dermaßen in Vergessenheit, daß die neuen Gewalthaber sich seiner anfangs gar nicht erinnerten. Erst als Calatrava keinen Finanzminister finden konnte, übertrug man ihm, freilich unter dem Widerspruch der Regentin, am 11. Sept. 1836 abermals das Finanzministerium. Aber seine neue ministerielle Thätigkeit diente nur dazu, ihn mehr und mehr zum Gegenstande der öffentlichen Verachtung zu machen. Er trat mit dem Ministerium Calatrava von seinem Ministerposten (18. Aug. 1837) ab und war in den drei nächstfolgenden Jahren Deputirter der Provinz Madrid in den Cortes und als solcher stets in den Reihen der heftigsten Opposition. Als Espartero die Regentschaft übernommen, ward ihm noch einmal das Finanzministerium übertragen (1841), er sah sich aber nach dessen Sturze (1843) genöthigt, nach Portugal zu flüchten, von wo er nach England und endlich nach Frankreich ging. Im J. 1848 kehrte er nach Spanien zurück, galt hier in den letzten Jahren als eines der Häupter der liberalen Partei und † den 3. Nov. 1853 zu Madrid.

Mendoza, südamerikanischer Staat, zu den la Platastaaten gehörig, westlich von dem Staate San Luis de la Punta und an dem östlichen Fuße der Anden, wird im Süden von dem Diamantenflusse und dem Gebiete der Pehuenches begrenzt, gegen deren Einfälle einige Forts errichtet sind, und hat 2220 □Meilen mit 40,000 Einw. Das Land ist gebirgig durch Ausläufer der Cordilleren und bewässert durch den Diamant, Tunuyan u. A. und den See Guanacache. Produkte sind: Wein, Obst, Silber. Die gleichnamige wohlgebaute Hauptstadt, am Fuße der Anden, dem großen Uspalata gegenüber, an der von Buenos-Ayres nach Santjago führenden Straße, wird von den Kanälen des Mendozaflusses bewässert und hat 6—7 Kirchen und 20,000 Einw., die einen bedeutenden Handel, besonders mit dem in hiesiger Gegend erzeugten, vortrefflichen Weine treiben.

Mendoza, Don Diego Hurtado de, spanischer klassischer Schriftsteller, Staatsmann und Feldherr, geboren zu Granada um 1503, studirte in Salamanca Jurisprudenz, Griechisch, Lateinisch und Arabisch, trat dann in die Dienste Karls V. und machte 1535 den Feldzug in Italien mit. Karl V. schickte ihn als Gesandten nach Venedig, dann als seinen Bevollmächtigten zum Konell von Trient und 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof. Als Generalkapitän und Statthalter von Siena unterwarf er diese Republik der Herrschaft Cosmo's I. von Medici, machte sich aber als unbarmherziger Verfolger Aller, welche noch Sinn für die italienische Unabhängigkeit und Selbstständigkeit hatten, nicht allein bei den Patrioten, sondern selbst beim Papst Paul III., den er in Rom selbst demüthigen sollte, zu einem Gegenstande des Hasses und

Digitized by Google

Abscheues. Der Henker war sein Hauptgehülfe bei seiner Verwaltung. Obwohl er nicht nur wegen seines Gewaltmißbrauchs, sondern auch in Folge seiner Liebesabenteuer in Rom fortwährend von den Dolchen der Mörder bedroht war, behauptete er sich dennoch in seiner Stellung bis 1554 und verließ dieselbe nicht eher, als Karl V., durch die wiederholten Klagen seiner italienischen Unterthanen bewogen, ihn zurückrief. Auch unter den von ihm verhängten Blutgerichten und sonstigen tyrannischen Maßregeln setzte M. seine literarischen Forschungen nicht aus und war vornehmlich mit dem Sammeln griechischer Manuscripte und Alterthümer aufs Eifrigste beschäftigt. Er sandte Gelehrte auf den Berg Athos, um in dem dortigen Kloster nach alten Handschriften zu forschen, und benutzte zu demselben Zwecke auch das Ansehen, dessen er am Hofe des Sultans Soliman genoß. Nach Karls V. Abdankung wurde er von Philipp II. in den Ministerrath berufen, fiel aber in Folge eines durch einen Liebeshandel veranlaßten Streits in Ungnade, ward 1568 ins Gefängniß gesetzt und endlich nach Granada verwiesen, wo er Gelegenheit fand, den Fortgang des Maurenaufstandes genau zu beobachten. Er † zu Valladolid 1575. Seine ausgezeichnete Bibliothek, vorzüglich reich an griechischen Werken, ist jetzt im Escurial befindlich. Seine poetischen Episteln, meist Nachahmungen des Horaz, sind die ersten guten Producte dieser Gattung in der spanischen Literatur. Seinen Sonetten fehlen bei sonst edlem, reinem Ausdruck Anmuth und Wohllaut, seine Kanzonen verfallen oft ins Dunkle und Gesuchte. Seine Satyren waren so pikant, daß die Inquisition dieselben nicht zum Drucke ließ. Als Prosaiker machte M. Epoche durch seinen komischen Roman „Vida de Lazarillo de Tormes" (Burgos 1554; beste Ausgabe, Paris 1827; Tarragona 1536; fortgesetzt von de Luna, Paris 1620, deutsch von Keil, Gotha 1810), den er als Student schrieb, und durch sein ausgezeichnetes Geschichtswerk „Guerra de Granada", welches erst 1610 gedruckt werden durfte, unverstümmelt aber zuerst zu Valencia 1776 erschien. Seine poetischen Werke erschienen nur ein Mal gesammelt (Madrid 1610). Sein Bruder, Don Antonio Hurtado de M., war Bischof von Neusonien und ließ das naturhistorische Werk „De las cosas naturales y maravillosas de nueva España" erscheinen. Ein anderer Don Antonio Hurtado de M., geboren um 1560 zu Burgos, war Kommandeur des Calatravaordens, geheimer Secretär König Philipps IV. und Mitglied des Inquisitionsgerichts, † 1640. Man hat von ihm mehre Komödien und lyrische Gedichte (Lissabon 1696, 2. verbesserte Aufl., Madrid 1728), sowie einige prosaische Schriften.

Mendoza, Inigo Lopez de, s. Santillana.

Menedemus, Stifter einer philosophischen Schule, welche nach seiner Vaterstadt Eretria die eretrische genannt wird, lebte um 300 v. Chr. und war ein Schüler Plato's, dann des Megarikers Stilpo. Als Philosoph scheint M. vorzugsweise durch mündliche Vorträge und persönlichen Umgang gewirkt zu haben; das Wenige, was die Alten von ihm sagen, zeigt nur sein Anschließen an die megarische Schule.

Menehould, St., Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Marne, an der Aisne und Auve, zwischen zwei Felsen, hat ein Civiltribunal, ein Collége, Fabriken für Serge, Rasch und Fayence, Gerberei, Handel mit Stabholz, in der Umgegend Glashütten und Eisenwerke und 5000 Einw. Hier den 15. Mai 1614 Vergleich zwischen der Königin Maria von Medicis und den Föderirten unter Condé, auch Ziel des Vordringens des preußischen Heeres 1792.

Menelaus, König von Lacedämon, Sohn des Atreus, jüngerer Bruder des Agamemnon und der Anaxibia, begab sich mit seinem Bruder, durch Thyestes aus Mycenä vertrieben, nach Sparta zu Tyndareus, von dessen Töchtern Agamemnon die Clytemnestra erhielt, worauf deren Schwester Helena den M. wählte, nachdem Tyndareus sämmtlichen Freiern einen Eid abgenommen hatte, daß sie dem erkorenen Bräutigam beistehen wollten gegen jeden Andern, der ihm wegen seiner Vermählung Feindliches zufügen wolle. Agamemnon eroberte dann sein väterliches Reich, M. aber erbte von seinem Schwiegervater Tyndareus den Thron von Lacedämon. Als Paris die Helena entführt hatte, begab sich M. mit Odysseus nach Troja, um die Zurückgabe der Geraubten zu bewirken, und bot dann mit Agamemnon die befreundeten Fürsten zum Zuge gegen Troja auf. M. selbst stellte zu dem Kriege 60 Schiffe und war unter dem Schutze der Here und Athene einer der eifrigsten Berather und tapfersten Kämpfer. Er besiegte Paris im Zweikampfe, schützte des Patroclus Leiche zuerst allein dann mit Ajax gegen die Troer und befand sich mit Odysseus, Diomedes u. A. in dem hölzernen Pferde. Nach Troja's Fall segelte er sogleich mit Helena ab, ward aber in der Gegend von Maleia von einem von Zeus gesendeten Sturm überfallen, welcher den größeren Theil seiner Schiffe nach Kreta, ihn selbst mit fünf Schiffen nach Aegypten verschlug. Von hier aus irrte er acht Jahre lang im Osten umher, kam nach Cypern, zu den Phöniciern, Aethiopern, Libyern und ward überall reichlich beschenkt. Auf der Insel Pharus endlich, wo er 20 Tage verweilte, gab ihm Eidothea den Rath, ihren Vater, Proteus, durch List zu fangen u. zu zwingen, daß er ihm die Mittel angebe, wie er in seine Heimath kommen könne. Diese bestanden darin, daß er nach Aegypten zurückkehrte und die Götter durch Hekatomben versöhnte, wobei er zugleich seinem Bruder Agamemnon ein Denkmal errichtete; nachdem dies geschehen, kehrte er schnell und glücklich heim und kam gerade an dem Tage an, wo Orestes den Aegisthus und die Clytemnestra bestattete. Von jetzt an lebte er ruhig zu Lacedämon und feierte an dem Tage, da Telemach zu ihm kam, die Hochzeit seiner Tochter Hermione mit Neoptolemus und seines Sohnes Megapenthes mit der Tochter des Alector. Als Schwiegersohn von Zeus (durch Helena) ist M. unsterblich. Sein und der Helena Grab zeigte man in Therapne, wo er auch ein Heiligthum hatte und ihm Spiele gefeiert wurden.

Menelaus, griechischer Mathematiker aus

Digitized by Google

Alexandria, aus der Zeit Trajans, schrieb drei Bücher „Sphaerica", das erste trigonometrische Werk aus dem Alterthum, das sich aber nur in einer lateinischen Uebersetzung, herausgegeben von Maurolycus (Messina 1558), Halley und Costard (Oxford 1758), erhalten hat.

Menenius (Menenia Gens), römisches, ursprünglich plebejisches, in einem Zweige aber dann patricisches Geschlecht, aus dem besonders **Agrippa M.**, Konsul 503 v. Chr., durch sein Verfahren bei der ersten Secession der Plebs auf den heiligen Berg (496 v. Chr.) bekannt ist. Von den Patriciern als Gesandter an das Volk geschickt, um dieses zur Rückkehr zu bewegen, erzählte M. die bekannte Fabel von den Gliedern des Leibes, welche dem Magen, der ein Müssiggänger sey und immer nur verzehre, nicht mehr dienen wollten, aber dadurch sich selbst den größten Schaden zufügten, und bewog dadurch die Plebejer zur Rückkehr.

Menes, Ort in der arader Gespannschaft in Ungarn, östlich von Arad, bekannt durch sein Mineralwasser (Aqua Menesiensis), das nach J. Sadler Chlorcalcium, Chlornatrium, kohlensaure Talk- und Alaunerde, kohlensaure Kalkerde, schwefelsaure Kalkerde und kohlensaures Gas enthält.

Menestrels, s. **Minstrels**.

Mene Tekel Upharsin, s. **Nebukadnezar**.

Mengen, Stadt im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Saulgau, an der Ostrach und Ablach, mit Mauern, 3 Thoren, Vorstadt, Hospital, Tuchmanufaktur, Bleiche, Stickerei und 2350 Einw.

Mengs, Anton Raphael, einer der bedeutendsten Maler und Kunstschriftsteller des 18. Jahrhunderts, geboren den 12. März 1728 zu Aussig in Böhmen, wurde von seinem Vater, **Israel M.**, einem mittelmäßigen Künstler, der, ein geborner Däne, Hofmaler in Dresden war, auf eine tyrannische Weise erzogen. Von seiner Geburt an zum Künstler bestimmt, mußte der Knabe vom 6. Jahre an sich den ganzen Tag im Zeichnen üben, so daß ihm fast kein freier Augenblick zur Erholung übrig blieb. Im J. 1741 begleitete der junge M. seinen Vater nach Italien. Nachdem er sich längere Zeit mit den Meisterwerken der alten Skulptur hatte beschäftigen müssen, durfte er zuerst in der sixtinischen Kapelle die Fresken Michel Angelo's und endlich im Vatikan die Meisterwerke Raphaels studiren. Aber auch dieses Studium war mehr ein Zwang, als eine freie Beschäftigung. Der Vater führte am Morgen den Knaben selbst dahin und ließ ihm bis zum Abend, wo er ihn wieder abholte, keine andere Speise als Brod und Wasser zurück. Im J. 1744 kehrte er mit seinem Vater nach Dresden zurück und wurde von August III. zum Hofmaler ernannt, mit der Erlaubniß, wieder nach Rom zurückzukehren. In Rom, wohin ihn der Vater wiederum begleitete, besuchte er die Akademie und die anatomischen Stunden im Hospital Spirito Santo und lieferte zuerst 1748 einige eigene größere Kompositionen, die allgemeinen Beifall fanden. Bei diesen Arbeiten hatte ihm im Beisein der Mutter ein schönes Bauernmädchen als Modell gedient, die durch ihr züchtiges Benehmen ihn so einnahm, daß er sich mit ihr vermählte, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war. Nach seiner Rückkehr nach Dresden (1749) ernannte ihn der König zum ersten Hofmaler, und bei der Einweihung der katholischen Kirche in Dresden (1751) erhielt er den Auftrag, das Gemälde für den Hochaltar zu verfertigen u. die Erlaubniß, daselbst in Rom arbeiten zu dürfen. Aber die Vollendung dieses Werkes wurde durch das Ausbleiben seines Gehaltes im 7jährigen Krieg und durch die Verfertigung einer Kopie von Raphaels Schule von Athen für den Lord Petry lange verzögert. Im J. 1754 übernahm M. die Direktion der neuerrichteten Malerakademie auf dem Kapitol, malte dann für die Colestinermönche die Decke in St. Eusebio, für den Kardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde, den Parnaß vorstellend, und für andere Privatpersonen mehre Oelgemälde, wie eine Cleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalena. Ein junger Engländer, Webb, dem M. seine Ideen über Schönheit und über Kunst mittheilte, gab diese als seine eigenen unter dem Titel „Untersuchungen über die Schönheit" (Zürich 1771) heraus und machte sich durch dieses Plagiat berühmt. Im J. 1761 folgte M. einem Rufe des Königs Karl III. nach Spanien und malte daselbst unter Anderem eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme, vollendete auch das Altargemälde für die katholische Kirche in Dresden. Intriguen seiner Gegner veranlaßten ihn, sich 1770 Urlaub zu erbitten, um in Italien seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Er ging zunächst nach Florenz, wo er 8 Monate verweilte, und darauf nach Rom, wo er für den Papst ein großes allegorisches Deckengemälde in der vatikanischen Bibliothek aufführte. Nach einem 3jährigen Aufenthalt in Rom begab er sich nach Spanien zurück und malte hier den Plafond im Speisesaal des Königs, welcher die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhmes darstellte. Schon 1776 begab er sich indeß wieder nach Rom und erlangte durch die Vermittelung des Ritters d'Azara die Erlaubniß, mit Beibehaltung seiner spanischen Besoldung daselbst seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Er † hier am 29. Juni 1779. Von seinen 20 Kindern überlebten ihn sieben. Seine Wohlthätigkeit, namentlich gegen unbemittelte Künstler, die sorgfältige Erziehung seiner Kinder, der große Summen verschlingende Ankauf von Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgussen, von denen er eine Sammlung der königlichen Akademie in Madrid schenkte, eine andere sich in Dresden befindet, Kupferstichen und anderen Kunstgegenständen, seine vielen Reisen und seine vornehme Lebensart ließen von seinen bedeutenden Einnahmen, die sich in der letzten Zeit wohl jährlich auf 10,000 Scudi belaufen mochten, nichts übrig. Indessen sorgten nach seinem Tode seine Freunde für die hinterlassenen Kinder, und der König von Spanien ertheilte denselben eine Pension. Der Ritter d'Azara ließ M. ein schönes Denkmal neben dem Raphaels setzen und die Kaiserin Katharina II. von Rußland in der Peterskirche, wo er

Digitized by Google

beigesetzt wurde, ein prachtvolles Grabmal errichten. Der Grundzug in M.' Kunst ist, nach Kugler, ein strenges Studium schöner Formen, und wenn seinen Werken auch die freie lebendige Originalität des Genies fehlt, wenn sie gegenwärtig auch den Beschauer kalt lassen, so ist jenes Streben doch als ein sehr einflußreicher Punkt in der Entwickelung der neuesten Kunst anzuerkennen. Uebrigens war M. Eklektiker, der die Schönheiten der Antike, des Raphael, Tizian und Correggio in Eins zu verschmelzen suchte, ein Vorsatz, der schon an sich mehr das Schulmäßige seines Strebens, als geistreiche Originalität beurkundet. Auch durch seine theoretischen Schriften über die Kunst hat M., obwohl die Ansichten der neuern Zeit mit ihnen nicht mehr in allen Punkten übereinstimmen, zu einer edleren Entwickelung der Kunst wesentlich beigetragen. Die italienische Ausgabe seiner Werke (Parma 1780, 2 Bde.) ist vom Ritter d'Azara, die deutsche (Halle 1786, 3 Bde.) von Prange besorgt worden. An der letzteren hat sich auch Winckelmann, mit welchem M. in Rom in dem freundschaftlichsten Verkehr lebte, vielfach betheiligt. Von seinen namhaftesten Gemälden befindet sich im königlichen Museum zu Berlin das große Bild einer heiligen Familie von einfacher und geschmackvoller Komposition, nach Kugler ein Bild, welches durch die ruhige Würde des Ausdruckes und durch die derbe, frische Naturwahrheit von erfreulicher Wirkung ist. In der katholischen Hofkirche zu Dresden ist eine Himmelfahrt Christi, ein meisterhaftes Gemälde, durch Zöllners Lithographie und durch Stölzels Stich bekannt. In der königlichen Gallerie daselbst sind: eine treffliche Kopie des Propheten Jesaias nach Raphael, das Pastellbildniß des Künstlers, ein Amor in Pastell und eine Magdalena in Miniatur, wegen des Ausdruckes der schönen Form gerühmt. Die münchener Pinakothek besitzt das treffliche Bild des Kapuciners Joseph von Viterbo mit dem Stock in der Hand, das eigene Bildniß des Künstlers und einen heiligen Joseph. In der k. k. Gallerie zu Wien finden sich: der heilige Petrus mit der Flamme auf dem Haupte sitzend, das Bildniß der Infantin Maria Theresia von Neapel als kleines Kind u. das Bildniß der Infantin Maria Ludovica von Spanien, Großherzogin von Florenz. Viele Bilder von M. besitzen die Gallerien zu Madrid u. Petersburg.

Meng-tse (d. i. Lehrer Meng), während seines Lebens Meng-ko und von den Jesuiten Mencius genannt, nach Confucius der erste der chinesischen Philosophen, war in den ersten Jahren des 4. Jahrhunderts v. Chr. in der Stadt Tseu geboren und wurde von seiner Mutter mit großer Sorgfalt erzogen, weshalb „die Mutter des Meng" ein chinesisches Sprüchwort zur Bezeichnung einer guten Erzieherin ist. Die schnellen Fortschritte, die er in dem Studium der heiligen Bücher machte, verschafften ihm einen Platz unter den Schülern des Tsü-sse, eines Enkels des Confucius. Als er das Mannesalter erreicht hatte, suchte er seinen besseren Ansichten über Staats- und Volkswohlfahrt bei den verschiedenen Herrschern, welche China damals inne hatten, Aufnahme zu verschaffen. Da aber seine hierauf gerichteten Bemühungen vergeblich waren, so kehrte er in seine Heimath zurück, sammelte hier einen kleinen Kreis von Schülern um sich, schrieb ein moralisch-politisches Werk und † in hohem Alter um 314 v. Chr. Das eben erwähnte Werk, zu den Sse-schu, d. i. vier Büchern, gerechnet, welche den nächsten Rang nach den eigentlichen heiligen Büchern einnehmen, enthält zum Theil Aussprüche, zum Theil Dialoge zwischen M. und dessen Freunden über moralische und politische Gegenstände und ist besonders deshalb sehr anerkennenswerth, weil es die verderblichen Richtungen des Zeitalters ohne alle Zurückhaltung rügt. Den Originaltext mit lateinischer Uebersetzung gab Julien (2 Bde., Paris 1824) heraus. Ins Englische wurde es übersetzt von Collie (Malakka 1828), ins Französische von Pauthier (Paris 1840).

Menguis, asiatische Inselgruppe im großen Ocean, zu den Philippinen gehörig, nordöstlich von den Saltbadoinseln.

Meni, Idol, das die Israeliten durch Libationen und Lekistiernien verehrten, wahrscheinlich eine Schicksalsgottheit und ein Gestirn.

Menin (Meenen), befestigte Stadt in der belgischen Provinz Ostflandern, Bezirk Courtray, links an der Lys, mit Baumwollespinnereien, Baumwollenzeuch-, Leinwand-, Damaste, Oel-, Tabak-, Seifen- und Hutfabrikation, Seilerei, vorzüglich Bierbrauerei, Salinen, Weinhandel, Viehzucht und 9000 Einw. Am 13. Sept. 1792 gewannen hier die Franzosen über die Holländer einen Sieg und 1794 ward die Stadt von den Erstern angegriffen und erobert.

Menin, Franz, s. Meninski.

Meningitis (griech.), Gehirnentzündung.

Meninski, Franz, eigentlich Menin, berühmter Orientalist, 1623 in Lothringen geboren, studirte in Rom Philosophie und ging 1652 im Gefolge des polnischen Gesandten nach Konstantinopel. Ein mehrjähriger Aufenthalt daselbst machte ihn mit der türkischen Sprache vertraut, so daß er durch den polnischen Reichstag zum ersten Dolmetscher bei der polnischen Gesandtschaft und später zum Gesandten ernannt wurde. Nachdem er das polnische Indigenat erhalten, verwandelte er seinen Namen Menin in M. Insbesse tat er 1661 in die Dienste des Kaisers Leopold als erster Dolmetscher bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Konstantinopel. Nachdem er eine Reise nach Jerusalem gemacht, kehrte er 1671 nach Venedig zurück, wo er 1698 †. Außer vielen kleineren Abhandlungen schrieb er: „Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico-persico-turcicum" (3 Bde., Wien 1680—87), an welchen sich seine „Linguarum orient., turc., arab., pers. institutiones sive grammatica turc." und „Complementum thesauri linguarum orient. sive Onomasticum latino-turcico-arabico-persicum" (Wien 1687) anschließen. Ein besonderer Abdruck der Grammatik ist später von Kollar (Wien 1756) und eine neue Auflage des Lexikons von Jenisch (4 Bde., Wien 1780—1802) veranstaltet worden.

Menippus, einer der berüchtigtsten Cyniker, ursprünglich ein Sklave aus Phönicien, Zeitgenosse des Meleager aus Gadara, hatte sich durch

Digitized by Google

Wucher ein bedeutendes Vermögen erworben, büßte dasselbe aber wieder ein und soll sich aus Gram über den Verlust erdrosselt haben. M. geißelte mit beißendem Spott die Verkehrtheiten der Menschen, namentlich der Philosophen, daher der Römer Terentius Varro bestimmt wurde, ihn zum Vorbild seiner Satyren zu nehmen, welche er menippeische nannte. Ein scherzhafter, bei allen persönlichen Angriffen doch milder und anziehender Ton scheint den Schilderungen des M. viele Leser zugewendet zu haben. Es gibt auch eine „Satira Menippaea“ von Justus Lipsius, und in Frankreich ist besonders die „Satire Menippée“ (gegen die Ligue unter Heinrich IV. gerichtet) berühmt geworden. Ueber das Leben des M. und das Wesen der menippeischen Satyre vgl. Oehler, Marci Terentii Varronis saturarum Menippearum reliquiae, Quedlinburg und Leipzig 1844.

Menispermum (Mondsamen), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, laufende Sträucher mit großen, netzreichen Wechselblättern, sämmtlich außer Europa, von denen besonders merkwürdig sind: M. canadense *L.*, in Nordamerika, mit windendem, 8—12 Fuß hohem Stengel, rundlich-herzförmigen, 5eckigen, langgespitzten Blättern und grünlich-weißen Blumen in Trauben, dient in unsern Gärten zur Bekleidung von Wänden und Lauben, darf aber andern Pflanzen nicht zu nahe stehen, weil es sie umschlingt und erstickt; M. fenestratum *Gaert.*, Pereira medica *Lindl.*, auf Ceylon, hat gelbes, sehr bitteres Holz, von welchem der Aufguß als vorzügliches Magenmittel benutzt wird. Früher gehörte zu M. auch die Gattung Cocculus.

Mennige, das ziegelrothe Oxyd des Bleies, welches entsteht, wenn man gewöhnliche Bleiglätte längere Zeit bei einer nicht bis zum Schmelzen steigenden Temperatur an der Luft erhitzt, findet als Malerfarbe und zur Fabrikation einer Bleiglasur und des Bleiglases Anwendung und wird auch zur Bereitung eines Kitts und Pflasters benutzt. Sie wird nicht selten mit Ziegelmehl verfälscht und dient ihrer Seits wieder als Verfälschungsmittel des Zinnobers.

Menno, Simons, Stifter der Mennoniten (s. Wiedertäufer), 1496 zu Witmarsum bei Franecker geboren, trat 1524 in den geistlichen Stand und bekleidete einige Jahre die Stelle eines Priesters erst in dem Dorfe Pinjum und später in seinem Geburtsort. In dieser Stellung ward er mit den reformatorischen Bestrebungen bekannt und erwarb sich durch eifriges Lesen des Neuen Testaments eine reinere Erkenntniß des christlichen Glaubens. Er galt deshalb schon als evangelischer Prediger. Die Hinrichtung eines Wiedertäufers zu Leeuwarden veranlaßte ihn, die dogmatische Grundlage für die Kindertaufe im Neuen Testamente genauer zu untersuchen, und da er die Verwerfung derselben für nothwendig erachtete, trat er mit den Wiedertäufern, die sich in Holland ausbreiteten, in persönlichen Verkehr. Nachdem er 1536 aus dem Verband der katholischen Kirche ausgeschieden war und durch Ubbo Philipps die Taufe erhalten, legte er sein Amt nieder und begann seine Meinungsgenossen zu einer besondern Gemeinschaft zu sammeln. Er wirkte zuerst als Prediger in Leeuwarden und dann als Bischof der Gemeinde in Gröningen unermüdet durch Schriften und gefahrvolle Missionsthätigkeit von der Nordsee bis zur Ostsee 25 Jahre lang für diesen Zweck, nur getrieben vom reinsten Mitleid mit den seit Münsters Fall überall hin versprengten Resten und nirgends Duldung findenden Anhängern des Anabaptismus. Aus seinem Vaterland endlich selbst vertrieben, flüchtete er sich nach Wismar und hielt hier das Colloquium Vismariense, welches Johann Wigand in seinem Werke „De anabaptismo“ (Leipzig 1582) erhalten hat. In Fresenburg bei Oldeelohe fand er später ein sicheres Asyl für seine Familie. Auch gründete er hier eine eigne Buchdruckerei zur Verbreitung seiner Schriften. M. suchte durch sein ganzes Wirken einem geläuterten praktischen Christenthum Bahn zu brechen und durch Beseitigung des Auswüchse des wiedertäuferischen Geistes und Begrenzung des schwärmerischen Wesens die bürgerliche Gesellschaft mit dem Anabaptismus zu versöhnen. Er verwarf daher die Vielweiberei und hob den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit ganz besonders hervor. Nur die Eidesleistung und den Kriegsdienst hielt er als unvereinbar mit dem Stand des Christen fest. Während die frühern Wiedertäufer, darin mit Luther einig, die Schrift als das Schwert Gottes gegen die Welt der Sünde auffaßten, faßte M. in melanchthonischer Weise sie in ihrer innern Beziehung zum Menschen als tröstendes, seligmachendes Wort. Was die Verwerfung der Kindertaufe betrifft, so begnügte er sich damit, daß er die Kinder erst taufte, wenn sie soweit erwachsen waren, daß sie ihr Alter zu einer Unterweisung vor der Taufe befähigte. Hinsichtlich der sogenannten Mysterien im christlichen Glauben bebielt auch M. die schon in der alten Kirche ausgebildeten Lehren bei. Ganz ihm eigenthümlich gehörte die Lehre von der Menschwerdung Christi an, nach welcher Gott das Fleisch Christi unmittelbar durch den heiligen Geist in der Maria erschaffen haben soll, weil nur so Christus von der Erbsünde frei geblieben sey. Er verwarf die rigoristische Auffassung der Kirchendisciplin, übte aber selbst seit 1554 als Oberhaupt der Gemeinde die Anwendung des Banns mit großer Strenge. Um den 1661 über den Bann ausgebrochenen Streit unter den hochdeutschen Taufgesinnten zu schlichten unternahm M. eine Reise nach Köln, aber das Werk des Friedens gelang ihm nicht mehr. Er † bald darauf 1561 zu Oldeelohe. Seine holländisch abgefaßten Schriften sind meist dogmatisch-ascetischen Inhalts. Der Hauptzug in M.'s Charakter, eine furchtlose Freimüthigkeit, ist auch ihnen eigen. Sie wurden von seinen Anhängern gesammelt (Amsterdam 1600 und 1646, am vollständigsten 1681). Ein Auszug daraus erschien zu Königsberg 1765. Sein Lehrbegriff findet sich schon durchgebildet in der 1539 erschienenen und 1575 verdeutschten Schrift: „Grund u. Beweis der heilsamen Lehre Christi“.

Meno (ital.), s. v. a. weniger, z. B. m. forte, weniger stark.

Menorrhöa (gr.), eine zu lange anhaltende und zu oft wiederkehrende Menstruation.

Digitized by Google

Menou, Jacques François, Baron de, französischer General, aus einer der ältesten Familien Frankreichs 1750 zu Boussay des Loches in Touraine geboren, trat sehr jung in die Armee und war beim Ausbruch der Revolution bereits Maréchal de Camp. Im Jahr 1789 als Repräsentant des Adels seiner Provinz gewählt, beantragte er unter Andern eine Art Rekrutirung der Armee, derjenigen ähnlich, welche Jourdan entwarf und die später vom Direktorium eingeführt wurde. Im Jahre 1791 brachte es M. dahin, daß die Nationalgarden in ganz Frankreich bewaffnet und die dazu nöthigen Gewehre in die Departements geschickt wurden. Auf seinen Betrieb erschien auch in demselben Jahre das Dekret zur Aushebung von 100,000 M., zur Organisation und Bewaffnung der Nationalgarden an den Grenzen, so wie zur Ernennung von 10 Offizieren zu Generalen. Nach der verunglückten Flucht des Königs nach Varennes widersetzte er sich allen Plänen, die man zum Nachtheil des Monarchen entwarf, und half den Klub der Feuillants stiften. Er blieb dabei in aktivem Dienst in der Armee und befehligte 1792 die Truppen im Lager bei Paris. Im J. 1793 kämpfte er gegen die Ehouans in der Vendée und wurde mehre Male verwundet. Von Larochejacquelein entscheidend geschlagen, ward er von Robespierre vor dem Konvent angeklagt, fand aber an Barrère einen so eifrigen Lobredner und Vertheidiger, daß die Anklage keine weitern Folgen hatte. Bei dem Aufruhr der Vorstadt St. Antoine gegen den Konvent befehligte er die Linientruppen, bezwang die Empörer, weigerte sich aber standhaft, nach dem Willen der Kommissarien die Vorstadt anzuzünden. Der Konvent verehrte ihm dafür eine volle Rüstung und ernannte ihn zum General en Chef der Armee des Innern. Bei einem zweiten ähnlichen Aufstande der Sektion Lepelletier im Oktober war er nicht zu bewegen, die Nationalgarden anzugreifen, welche Miene machten, sich hartnäckig zu vertheidigen, trat vielmehr mit ihnen in Unterhandlung. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, ward er auf Bonaparte's Verwenden, der an seiner Stelle das Kommando übernahm, freigesprochen. M. lebte seitdem zurückgezogen, bis ihn Bonaparte bei der Expedition nach Aegypten zum Divisionsgeneral ernannte. Er zeichnete sich bei der Einnahme von Alexandrien, wie an andern Orten durch persönlichen Muth aus. In Rosette heirathete er die Tochter eines reichen Türken und setzte den Namen Abdallah dem seinigen hinzu. Ob er auch die mohammedanische Religion angenommen habe, wie man ihn beschuldigte, hat man nie sicher ermitteln können. Nach der Ermordung Kleber's (1800) erhielt M. den Oberbefehl, erregte aber durch seine Anhänglichkeit an den Islam und seine schlechte Verwaltung die Erbitterung seiner Landsleute und Kameraden. Als am 21. Mai 1801 unter Abercromby eine englische Armee von 16,000 Mann bei Alexandrien landete, rückte ihr M. entgegen, ward aber gänzlich geschlagen und mußte zuletzt eine Kapitulation unterzeichnen, in deren Folge er mit den Trümmern des französischen Heeres Aegypten räumte. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward ihm das Gouvernement von Piemont übergeben. Später versetzte ihn der Kaiser in gleicher Eigenschaft nach Venedig, wo er den 13. August 1810 †.

Menouf, Stadt in Unterägypten, nordwestlich von Kairo, am gleichnamigen Kanal, der den östlichen mit dem westlichen Hauptarm des Nil verbindet, mit 4500 Einw., die Reis, Getreide, Hülsenfrüchte bauen.

Mens (lat.), Verstand, Seele.

Mensa (lat.), Tisch. **M. ambulatoria**, Wandeltisch, wechselnder Freitisch für arme Schüler, auch die und da für Schullehrer.

Menzaleh (Bahéire), See in Unterägypten, bei Damiette, ist durch eine Sandbank von $^1/_2$ Meile Breite vom Meere getrennt, mit demselben aber zugleich durch schiffbare Mündungen verbunden. Die Fischerei darin beschäftigt über 2000 Menschen. Die an dem See liegende gleichnamige Stadt hat Färbereien, Fabriken in Seide und Seealtuch und 2500 Einw.

Menzalgüter, Tafelgüter, deren Einkünfte zur Tafel des Regenten verwendet werden.

Mensarii (lat.), bei den Römern öffentliche Bankiers.

Mensch (Homo), das mit Vernunft und Sprache begabte und dadurch vor allen Geschöpfen ausgezeichnete Wesen, welches die höchste Stufe alles organischen Lebens, die Einheit des vegetativen, sinnlichen und geistigen Lebens, bildet, indem in dem menschlich leiblichen Organismus die Organe, welche in dem thierischen bloß Werkzeuge des vegetativen sinnlichen Lebens sind, die höhere Bedeutung haben, sowohl den vegetativen, als den sinnlich-geistigen Lebensfunktionen zu dienen, und demzufolge der Bau und die ganze Eigenthümlichkeit des menschlichen Körpers auf die Thätigkeit des denkend erkennenden und mit Freiheit handelnden Einzelwesens berechnet ist. Schon dadurch stellt der M. den vollkommensten unter den thierischen Organismen dar, daß bei ihm das Nervensystem, als der Träger der innern oder psychischen Funktionen, die ausgebildetste Gliederung und im Nervenbau sein beherrschendes Centralorgan, das Gehirn, das größte Uebergewicht über die Masse der übrigen Nerven besitzt, wodurch eine größere Ausbildung und Entwickelung des die Sinneneindrücke verknüpfenden innern Sinnes oder Bewußtseyns bedingt wird, während unter den einzelnen Sinnen das Gesicht, das Gehör u. der Geruch bei andern Thieren eine größere Schärfe zu erlangen vermögen, wogegen die Unbedecktheit der Haut dem Tastsinn eine weitere, durch das Schweben der umhertastenden Hände unterstützte Ausbreitung gibt. Es ist lange, besonders im vorigen Jahrhundert, darüber gestritten worden, ob der M. seiner Organisation nach zu den Affen gehöre oder nicht. Linné erklärte, kein sicheres Merkmal zu wissen, das den M.en berechtige, eine eigene Ordnung unter den Säugethieren zu bilden, und stellte ihn deshalb in seinem „Systema naturae" mit Affen und Fledermäusen in die Ordnung der Primaten (mit vier parallelen Schneidezähnen und zwei Warzen auf der Brust). Dabei unterschied er zwei Arten M.en als Homo sapiens und Homo troglodytes s. nocturnus, zur letztern Gattung den afrikanischen u. asiatischen Orang-Utang mitzählend, zum Homo

Digitized by Google

sapiens s. diurnus aber als eine besondere Varietät den Homo ferus (vierfüßig, stumm, mit Haaren bedeckt) fügend, wozu ihm die angeblich wild in Wäldern als Ueberbleibsel früherer Bevölkerungen gefundenen M.en Veranlassung gegeben hatten, wie z. B. der sogenannte wilde Peter von Hameln, ein, wie man später erfuhr, seinen Aeltern entlaufener blödsinniger Knabe, welchen 1726 ein Bürger von Hameln im Walde fand, wo er von Beeren und Wurzeln gelebt hatte. Erst Blumenbach wies nach, daß der M. sich schon durch seine körperliche Organisation von den ihm verwandten Vierhändern, den Affen, zunächst dem Orang-Utang, unterscheide, und zwar geben sich die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten vornehmlich in folgenden Merkmalen kund: Die aufrechte Stellung und der aufrechte Gang ist dem M.en unter allen Säugethieren allein natürlich, vermöge des Baues seines Rückgrats, seines Brustgewölbes, des Beckens, der Richtung der Schenkelbeine, der Hinterbacken, der Kniee, der Waden u. der breiteren Basis der Füße, so wie wegen der Fläche der Halswirbel, der perpendikulären Stellung der Augen auf dem vertikalen Durchschnitt des Kopfes ꝛc. allein angemessen und daher nothwendig und wird daher auch unter allen Völkern ohne Ausnahme gefunden. Es sondert sich bei ihm die Bestimmung der Arme u. Hände, die für das absichtsvolle und künstliche Gebrauchen, Handhaben und Bearbeiten fremder Körper vorzugsweise eingerichtet und neben den Sprachwerkzeugen die wichtigsten besonderen Organe für die einzelnen bestimmten Aeußerungen des menschlichen Wollens sind, von der Bestimmung der unmittelbar und hauptsächlich zum Tragen des ganzen Körpers eingerichteten Beine und Füße. Aus der Beschaffenheit der menschlichen Haut und ihrer nackten Oberfläche, so wie aus dem Mangel an natürlicher Bewaffnung geht hervor, daß der M. von der Natur dazu angewiesen ist, sowohl zur Bekämpfung der Thiere, als zum Schutze gegen die widrigen Einflüsse der Witterung sich künstlicher Mittel zu bedienen. Mit der Glätte und Unbehaartheit seiner Haut hängt das Eigenthümliche des menschlichen Angesichts, wonach es des Ausdrucks des geistigen Lebens fähig ist, auf das Genaueste zusammen. Der Bedeutung des menschlichen Kopfes als des Sitzes der unmittelbaren Organe für das bewußtvolle Wahrnehmen u. Vorstellen entspricht die Größe und Rundung des Schädels, in welchem das Gehirn eine vollkommenere Ausbildung und Bestimmtheit des Baues erlangt, als bei irgend einem Thiere, wie auch das Hervortreten der Stirn und das Zurücktreten der untern Theile des Gesichts, nebst der aufrechten Stellung der unteren Schneidezähne und der Hervorragung des Kinnes. Die menschlichen Sprachwerkzeuge endlich sind zufolge ihrer besonders auf der Organisation der Nerven beruhenden Beschaffenheit und Bildungsfähigkeit recht eigentlich die Organe der geistigen Lebensthätigkeit, in sofern die Wortsprache als das natürliche Mittel nicht bloß zur Mittheilung, sondern auch zur innerlichen Vorstellung, zur Erzeugung und Fortbildung unserer Gedanken betrachtet werden muß. Obwohl nun der M., wenn man ihn lediglich vom naturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, in Rücksicht auf die Merkmale, welche sein leiblicher Organismus mit dem thierischen gemein hat, zu der Klasse der Säugethiere gerechnet werden muß, unter denen er die erste Ordnung (Zweihänder) bildet, so macht doch die Menschheit als die Darstellung der höchsten Stufe des Individuallebens eine besondere Gattung aus, welche sich über das übrige Thierreich in einem weit höheren und umfassenderen Sinne erhebt, als dieses über das Pflanzenreich. In der Menschheit aber gibt es nicht, wie in den einzelnen Thiergattungen, Artverschiedenheiten, sondern bloß Stammverschiedenheiten (s. Menschenracen), die ihren Grund nicht in der ursprünglichen Organisation haben und weder in geistiger, noch leiblicher Rücksicht das eigentliche Wesen der Menschennatur betreffen. Diese Einheit der Menschenspecies wird schon durch den Umstand dargethan, daß alle Racen sich unter einander begatten u. fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen.

Die Anatomie theilt den menschlichen Körper, außer der Theilung in die rechte und linke Hälfte u. die vordere u. hintere Fläche, in den Kopf, den Stamm oder Rumpf u. die Extremitäten. Der Stamm wird wieder getheilt in den Hals (collum), die Brust (thorax, pectus) u. den Unterleib (abdomen). Die Extremitäten zerfallen in die oberen (Arme) u. die unteren (Beine). Im Allgemeinen besteht der menschliche Körper aus denselben animalisch-organischen Stoffen, wie der der übrigen Säugethiere, nämlich aus Knochen, Bändern, Muskeln, Gefäßen, Nerven, Membranen, Drüsen und innern Eingeweiden. Das Knochengerüste, das man mit der Benennung Skelett oder Gerippe bezeichnet, unterscheidet sich von dem der Thiere eben durch seine aufrechte Stellung, sowie durch mehre andere Besonderheiten im Bau der einzelnen Gliedmaßen. Am Kopfe fällt der eigentliche Kopf und das Gesicht in Betrachtung. Der erstere theilt sich wieder in die Koronal-, Temporal-, Parietal- und Occipetalgegenden. Am Gesicht aber erkennt man den Vorderkopf oder die Stirn (frons), die Nase (nasus), die Oberlippe und Unterlippe (supralabium u. infralabium), das Kinn (mentum), die Wangen (genuae), die Backen (buccae) und den Ober- und Unterkiefer (maxilla superior und inferior). Die knöcherne Grundlage des Kopfes, der Schädel (s. d.), besteht, wenn man den Unterkiefer u. die Gehörknöchelchen hinwegrechnet, nur aus Knochen, die mit einander unbeweglich verbunden sind, er selbst aber ist durch ein freies Gelenk mit dem obersten Wirbel des Rückgrats verbunden. Man unterscheidet am Schädel wieder die Hirnschale (cranium), welche die Höhle des Gehirns (s. d.) bildet, und das Gesicht (facies), dessen Knochen den Boden der Augenhöhlen, den größeren Theil der Nasenhöhlen, die Mundhöhle und zum Theil auch die Schläfengruben darstellen. Ueber Augen, Ohren, Mund (mit der Zunge, dem Gaumen, den Zähnen) und Nase, welche die Träger der meisten menschlichen Sinnesorgane sind, s. die betreffenden Artikel. Das Knochengerüst des Stamms besteht aus drei Theilen: dem Rückgrat (s. d.), der Brust oder dem Thorax (s. d.) und dem Becken (s. d.). Der Thorax mit den Rippen umschließt die wich-

Digitized by Google

tigsten menschlichen Organe, das Herz (s. d.), die Lungen (s. d.), die Leber (s. d.), die zum Leben unbedingt nothwendig sind. Aeußerlich unterscheidet man an der Brust die Sternal-, die Mammar-, die Axillar-, die Kostal-, die Hypochondrikal-, die Skapular- und die Vertebralgegend. Der Unterleib ist nur von einer Muskelhecke umschlossen und enthält den Magen (s. d.) mit dem Darmkanal (s. Darm) u. die Zeugungs- und Absonderungsorgane. Ueber die Regionen des Unterleibes s. Bauch. Jede der obern Extremitäten, der Arme, theilt sich in die Schulter (humerus), die Achselgrube (axilla), den Oberarm (brachium), den Ellbogen (cubitus), den Vorderarm (antibrachium), das Handgelenk (carpus) und die Hand (manus), die wieder in den Metacarpus und die Finger getheilt wird. Die Arme sind durch Gelenke an beiden Seiten des obern Theils der Brust befestigt. Jeder der beiden Arme ist, um hinlänglich beweglich zu seyn, aus 32 Knochen zusammengesetzt. Die Grundlage der Schulter machen das Schlüsselbein (clavicula), ein länglicher, zweifach gekrümmter Knochen, der am obern Theil der Brust und am untern Theil der Seite des Halses liegt, und das Schulterblatt (scapula), ein dreieckiger Knochen, der auf jeder Seite am hintern Theil der Brust seine Lage hat, so daß seine vordere oder innere Fläche den Rippen zugewendet ist. Der Oberarm hat einen einzigen Knochen (os brachii) zur Grundlage, der zwischen dem Knopfe des Schulterblattes und dem obern Ende des Vorderarms liegt. Der Vorderarm hat zwei Knochen zur Grundlage, welche so neben einander liegen, daß das Ellbogenbein (ulna) an der s. den Seite liegt, an welcher der kleine Finger an der Hand, die Speiche (radius) an der, an welcher an der Hand der Daumen sich befindet. Das Ellbogenbein ist der längere Knochen des Unterarms und hat an seinem obern Ende zwei starke Fortsätze, den hintern (olecranon) und den vordern oder kronenförmigen (corona ulnae), an dessen äußeren Seitenrande ein kleiner Ausschnitt den glatten Umfang des Knopfes der Speiche aufnimmt. Ueber die Hand s. d. Jede der unteren Extremitäten, der Beine, besteht aus der Hüfte (coxa), dem Schenkel (femur), dem Knie (genu) und dem Fuß (pes) mit dem Tarsus, dem Metatarsus und den Zehen und ist aus 30 Knochen zusammengesetzt, von denen einer auf den Schenkel, einer auf das Knie, 2 auf den Unterschenkel und die übrigen 26 auf den Fuß kommen. Das Schenkelbein (os femoris oder cruris) ist der längste und größte Knochen des ganzen Skeletts und bewegt sich mit seinem mit Knorpel überzogenen Kopfe in der Pfanne des Beckens, während das untere Ende aus zwei neben einander liegenden Knöpfchen (condyli) besteht, die nach unten und nach hinten von einander abgesondert sind und daher hinten zwischen sich eine tiefe Grube, die Kniekehle (poples) lassen. Die Kniescheibe ist ein schwammiger, dreieckiger Knochen und verbindet sich mit den Knöpfen des Schenkelbeins und des Schienbeins. Der Unterschenkel (crus) hat, wie der Unterarm, zwei Knochen, das Schienbein (tibia) und das Wadenbein (fibula). Ersteres liegt an der innern und vordern Seite des Unterschenkels, zwischen dem unteren Ende des Schenkelbeins u. dem Knöchelbeine, der Fußwurzel, und ist dreieckig prismatisch. Das Wadenbein liegt an der äußeren Seite des Schienbeins und ist an seinem oberen Ende durch eine Gelenkfläche mit dem Schienbein verbunden. Ueber den Fuß s. d. Um das durch Bänder (s. d.) verbundene Knochengerüste gruppiren sich die Muskeln (s. d.) nach dem Gesetze der Schönheit und Zweckmäßigkeit. Alle diese Theile sind im Wesentlichen bei allen Menschen gleich und erscheinen nur in der Form mit klimatischen und individuellen Abweichungen. Als das Bewundernswürdigste im Bau der Menschengestalt aber springt das hervor, daß sie in den äußerlichen Formen ihrer Glieder ein Musterbild der plastischen Schönheit ist bei normalen Verhältnissen, hingegen ein Zerrbild ohne Gleichen bei gestörten Verhältnissen. Diese plastische Ausdrucksfähigkeit beruht besonders darauf, daß, während bei den sonstigen Thiergestalten die Längendimension vom Haupte zum After vorherrscht, hier umgekehrt die Dimension von Rechts und Links sich vorzugsweise in symmetrischen Gliedern ausarbeitet, mit einem Anschwellen der Extremitäten, besonders der Schenkel, zu einer sonst unerhörten verhältnißmäßigen Stärke, wobei sich der Schädel abrundet und die sonst mehr seitwärts gerichteten Augen gänzlich nach vorn treten. Dabei ist das Maß der ausgestreckten Arme so groß, daß es ungefähr der ganzen Körperlänge gleichkommt. Das Längenmaß des Körpers enthält bei wohlgebildeten Erwachsenen $7^1/_2$—8 Kopflängen und darf weder über $8^1/_2$ steigen, noch unter 7 herabsinken, wenn die Gestalt nicht ins Monströse übergehen soll. Dasegen beträgt in den ersten Lebensjahren das Körpermaß nur 4 Kopflängen.

Die mittlere Größe eines erwachsenen Mannes variirt zwischen 5 Fuß 8 Zoll u. 5 Fuß 10—11 Zoll, die einer erwachsenen Frau zwischen 5 Fuß 3 Zoll und 5 Fuß 7—8 Zoll. Unter den Polen sind die M. en am kleinsten. M. en, welche die gewöhnliche Statur überschreiten, nennt man Riesen; ein 8 Fuß 7 Zoll hoher Riese war Peter Tychan, der 1825 zu Posen starb. Zwerge scheinen im Ganzen seltener zu seyn; der polnische Edelmann Borlawski maß 28 Zoll. Das mittlere Gewicht eines erwachsenen Mannes gibt man zu 140—154 Pfd. an, das der erwachsenen Frau beträgt aber durchschnittlich 20 Pfd. weniger. Eines der wesentlichen Unterscheidungszeichen der Racen ist die Hautfarbe, die aber durch klimatische Einflüsse Veränderungen erleidet, doch nicht in dem Grade, daß die Grundverschiedenheiten verschwinden, z. B. der Weiße sich in einen Neger verwandelte, denn die sogenannten schwarzen Juden in Abyssinien sind wohl nicht's Anderes, als zum Judenthum bekehrte Neger. Der Grund der Färbung der braunen und schwarzen M. en ist nicht in der Oberhaut, sondern in der unter dieser liegenden Netzhaut, deren klebriger Schleim bei den Weißen weiß, dagegen durch vermehrte Ablagerung von Kohlenstoff bei den Negern schwarz, bei den Braunen braun ist. Alle flüssigen Theile, auch das Gehirn und der Samen, sind bei den Negern schwärzlich gefärbt. Bei Weißen ist in seltenen Fällen ein gänzliches oder partiales Schwarzwerden vorgekommen, z. B. bei Gelbsucht,

Digitized by Google

Schwangerschaft, übermäßigem innern Gebrauch des Höllensteins und bei Exekutionen, während umgekehrt der Neger durch eine Hautkrankheit in den Kakerlaken oder Albino (s. d.) übergeht. Ebenfalls ein krankhafter Zustand ist die gefleckte Haut, die besonders unter den Negern vorkommt. Scharf von den übrigen Säugethieren unterschieden ist der M. durch seine eigenthümliche Behaarung. Zwar ist der ganze Körper mit Ausnahme der innern Handflächen und der Fußsohlen mit einem äußerst feinen Flaumhaar bewachsen, eine vollkommene Behaarung findet aber nur auf dem Kopfe, an den Schamtheilen, unter den Achselhöhlen, bei Männern (doch nicht bei allen) an den Wangen, am Kinn, über der Oberlippe und auf der Brust Statt. Eine ungewöhnlich starke Behaarung an sonst nackten Theilen findet sich nicht nur bei einzelnen Männern, sondern ganzen Völkerstämmen, während andere sich wieder durch Armuth an Behaarung auszeichnen. Ein venetianisches Frauenzimmer, das Ruggieri beschrieb, war von den Schultern bis an die Kniee mit dichtem, schwarzem, borstig-wolligem Haar bedeckt, das ganz dem eines schwarzen Pudels glich. Das Beispiel eines ungewöhnlich langen Bartes lieferte der österreichische Edelmann Fr. v. Rauber, der einen so langen Bart hatte, daß er ihn in zwei Zöpfe geflochten bis zur Erde reichen ließ und wieder herauf an den Degenknopf befestigte. Auch bärtige Weiber kommen vor. Ueber andere monströse Abweichungen s. Mißgeburt. Der M. kommt einzig unter allen Thieren in allen Klimaten fort (s. Klima); seiner geistigen Ausbildung sind aber die gemäßigten Klimate allein zuträglich, indem die Hitze ihn erschlafft, die Kälte verdumpft und abstumpft. Wie der M. sich über den ganzen Erdball verbreitete und überall akklimatisirte, so mußte er auch nothwendig von seiner ersten natürlichen Nahrung abweichen. Wenn es schon dem Organismus mancher Thiere leicht wird, sich in neue Nahrungsmittel zu finden, so übertrifft doch der M. darin sämmtliche Thiere. Hinsichtlich der vegetabilischen Nahrung ist ihm fast keine Grenze gesetzt. Ebenso ist in Bezug auf die animalischen Körper der Umfang der menschlichen Nahrungsmittel sehr groß und wegen des Widerlichen oft auffallend. Die Tübetaner z. B. verzehren den Unrath ihres Dalai Lama; die Mongolen und Chinesen alles nur erdenkbar Ekle. Auch künstlich bereitete Reiz- und Nahrungsmittel nimmt der M. in großer Menge zu sich. Der Erwachsene bedarf täglich etwa 4 Pfd. Nahrung. Da durch dieselbe die vollkommenste Mischung des Blutes, als des allgemeinen Materials zur Wiedererzeugung aller Organe bedingt ist, muß in Bezug auf die Veredelung der Organisation die richtige Wahl der Nahrungsmittel (s. d.) von der größten Wichtigkeit seyn. Die Menge des im Kreislauf (s. d.) cirkulirenden Blutes ist beim Menschen verhältnißmäßig groß, nämlich 26—28 Pfd., als der 5. oder 6. Theil des gesammten Körpergewichts, während man bei verschiedenen Arten von Säugethieren dasselbe nur den 10.—20., bei Vögeln den 30. Theil desselben ausmachen sah. Die übrigen physiologischen Verrichtungen, wie die Verdauung (s. d.), das Athmen (s. d.), die Zeugung (s. d.), welchen im Ganzen von denen der Säugethiere nur ab. Der M. reift spät zur Mannbarkeit Pubertät), am spätesten in den nördlichen Ländern und ist hinsichtlich der Geschlechtsfunktionen an keine Brunstzeit gebunden. Der Satz der Geschlechter ist beim M.en größer als den Thieren; an Anzahl überwiegt das weibliche Geschlecht um ein Geringes; in der kaukasischen Race verhalten sich die neugeborenen Mädchen den Knaben wie 21 zu 20. Das gewöhnliche Lebensziel des M.en von 70 Jahren läßt sich seltenen Fällen bis auf 150 und darüber dehnen (s. Alter). Wie überhaupt jedes geordnete Lebensstufe der höheren als Fundament zu Grunde liegt, so ist auch das menschliche Individuum an einen derartigen Entwickelungsgang gebunden, daß der Zeit nach erst die untere erreicht seyn muß, bevor es zur höheren gelangen kann. So hat das Leben des menschlichen Embryo von seinem ersten Entstehen an bis zur Geburt der Zeit seiner Ausbildung ein lediglich vegetatives Leben. Nachdem sich alle Theile des organischen Gebildes gehörig gestaltet haben, findet mit den ersten Bewegungen desselben der Uebergang zum thierischen Leben Statt, welches in dem Menschen nach der Geburt mit den vollständigen äußeren Bedingungen zu seiner Selbsterhaltung fortwährend macht. Das geistige Leben endlich erwacht mit der Aufdämmerung des Bewußtseyns in dem Momente, in welchem das Kind seiner eigenen Existenz zugleich mit der Existenz der wahrgenommenen Außendinge unterscheidend inne wird. Die Verbindung zwischen dem vegetativen und dem sinnlichen Leben wird bei den M.en, wie bei den Thieren durch die Thätigkeit des Nervensystems (s. d.) vermittelt. Da nun alles Anschauen und Empfinden durch den Zusammenhang der Nerven mit dem Gehirne, dem Centralorgane für die Sensation, bedingt ist, muß auch in dem menschlichen Organismus eine der thierisch-geistigen Thätigkeiten des M.en entsprechende vollkommenere Ausbildung, als in dem thierischen Organismus zukommen, damit es für die sämmtlichen Funktionen der dritten Stufe des Individuallebens eine angemessene Bedingung sey.

Die Einheit des sinnlich-geistigen Lebens des M.en ist es, welche wir mit dem Ausdrucke menschliche Seele oder menschlicher Geist bezeichnen. Der Begriff der menschlichen Seele fällt daher unter den Begriff der Kraft oder des Vermögens, und zwar ist sie die wichtigste Seite der menschlichen Lebenskraft, deren verschiedene Aeußerungsweisen wir auf besondere Hauptkräfte und untergeordnete Kräfte zurückführen. Auch entwickelt sich die menschliche Seele als eine wirkungsfähige Kraft aus einer ursprünglichen Anlage, und ihre besonderen Kräfte gehen erst allmählig aus den Anlagen hervor. An die Unterscheidung der Lebensstufen in der Einheit des Menschenwesens knüpft sich die Eintheilung unseres sinnlich-geistigen Lebens in drei Hauptsphären an, die, zwar untrennbar von einander und in Wechselbeziehung mit einander stehend, doch jede ihre charakteristische Eigenthümlichkeit behaupten. Die erste dieser Sphären umfaßt das bewußtvolle Vorstellen und das Denken, die zweite, deren Thätigkeiten zunächst durch das Denken bedingt sind, begreift die Ge-

Digitized by Google

müthsempfindungen, die dritte, deren Funktionen ebensowohl durch das bewußtvolle Vorstellen, als durch das gemüthliche Empfinden bedingt werden, das Wollen nebst dem innern und dem äußern Handeln. In dem unzertrennlichen Vereine dieser Hauptsphären des individuellen intellektuellen Lebens gibt sich das Menschenwesen vollständig zu erkennen. Es spricht sich aus einmal in der Fähigkeit, sich unter Leitung der Sinneswahrnehmungen der Wirklichkeit bewußtvoll inne zu werden. Letzteres geschieht aber theils durch objektives Auffassen des Seyns der Dinge und unserer eigenen sinnlich-geistigen Lebensthätigkeiten, mithin durch das Denken oder das bewußtvolle Vorstellen, theils durch subjektives Innewerden der Weise, wie wir durch die denkend aufgefaßten Gegenstände und Verhältnisse in dem Gegensatze der Formen der Lust und der Unlust geistig angeregt und angesprochen werden (Gemüthsempfindung). Das äußerliche Zeichen vom Beginn dieser Thätigkeit beim Men und ihrer fortschreitenden Entwickelung ist die Sprache (s. d.), welche in der Kindheit der Völker arm und unbestimmt ist, aber in der fortschreitenden Entwickelung an Reichthum und Präcision gewinnt. Dann aber spricht es sich aus in der Fähigkeit, gemäß dem erkannten u. empfundenen Werth u. Unwerth, den die Gegenstände und Zustände für uns haben, wählend und mit Absicht zu den für uns ausführbaren oder doch für ausführbar uns geltenden Handlungen uns zu bestimmen, d. h. zu wollen, und die beschlossenen Handlungen unter den erforderlichen äußeren Bedingungen auch wirklich zu vollziehen. Die Ueberzeugung von dem, was das der Vernunft Angemessene und folglich wahrhaft Menschliche im Handeln ist, nennen wir Gewissen (s. d.). Vgl. Geist, Seele, Vernunft, Verstand.

In socialer Beziehung ist die Menschheit eine Gesellschaft freier Wesen, welche die in Folge ihrer moralischen Anlage eintretenden Bündnisse und socialen Vereinigungen unter einander schließen. Die Geschlechtsverhältnisse vergeistigen sich zur Familie (s. d.), das System der Bedürfnisse und des Austausches zur Gemeinde (s. d.) und zum Staat (s. d.), während das Bedürfniß nach Ausbildung und Vervollkommnung der moralischen und intellektuellen Anlagen das Zusammentreten zu Religions-, Bildungs- und Erziehungsanstalten veranlaßt. Man unterscheidet unter den socialen Verhältnissen solche, welche die Erlaubniß zu zwingen mit sich führen, als die rechtlichen Verhältnisse, von denen, bei welchen dies nicht der Fall ist, den socialen im engern Sinne. Das sociale Leben der Men in seinem Fortschreiten aber bildet die Geschichte der Menschheit, deren Gesetze man unter dem Namen einer Philosophie dieser Geschichte sich zu verdeutlichen gesucht hat. Nachdem Lessing durch seinen Gedanken einer Erziehung des Menschengeschlechts das Thema angeschlagen, machte den ersten anerkennungswerthen Versuch hierzu Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Indeß gelang es erst Hegel, durchgreifende Gesichtspunkte hierin aufzustellen. Nach ihm herrscht bei den Völkern des Orients, den Chinesen, Indiern, Persern, Aegyptern und Hebräern, das Sittliche mehr nur als äußeres Lebensgesetz in Familie und Staat, so daß das absolut Innerliche, Gesinnung, Gewissen, formelle Freiheit, noch nicht zur Entfaltung kommt, der Unterschied zwischen sittlichem und rechtlichem Bewußtseyn nicht vorhanden ist, daher auch Religion und Staat Eins sind. Die Selbstbefreiung des individuellen Subjekts beginnt in Griechenland unter der Form der Genialität, während in Rom zuerst die Nüchternheit des abstrakten Rechtsbewußtseyns aufgeht u. sich Alles unterwirft. Hierzu tritt das Christenthum, als das Princip einer Verneinung des Natürlichen als Unfreien und Setzung der reinen ethischen Freiheit und Unabhängigkeit als des reinen Herzens. Die germanischen Völker wurden das Organ dieses neuen Princips, u. ihre Bestimmung ist somit Realisirung der Freiheit als ethischer Selbstbestimmung. Zuletzt ward das Denken als Element des freien Geistes zum Panier der Völker erhoben und der reine Wille als Inhalt der Vernunft als die Grundlage alles Menschlichen anerkannt. Demnach ist die Weltgeschichte die Entwickelung des Begriffs der Freiheit im Elemente der Menschheit. Nimmt man dagegen die Geschichte der Menschheit im anthropologischen oder ethnographischen Sinne, so entsteht der Begriff einer allgemeinen Kulturgeschichte, welche nach geistlicher Seite die Geschichte der Sprachen, Künste und Wissenschaften, nach der leiblichen die Geschichte der Völker nach Abstammung und Lebensart, im weiteren Sinne auch die politische Geschichte umfaßt.

Dem Hebräismus galt der M. als unmittelbar durch Gottes Hand nach einem Gott ähnlichem Bilde geschaffen. Im Neuen Testament wird der hebräischen Schöpfungsgeschichte nur beiläufig erwähnt. Im paulinischen Lehrbegriff gilt der M zwar als von göttlichem Geschlechte, aber seine Gottähnlichkeit wird nur als anerschaffene Anlage gedacht. Von den Kirchenlehrern ward die alleinige Schöpfung des Men durch Gott vertheidigt. Ueber die Abstammung der Seele lehrten die Präexistentianer, daß die Seelen, zu Anfang der Welt von Gott erschaffen, sich mit dem Fötus vereinigten, wogegen die Kreatianer behaupteten, daß Gott zu jeder Erzeugung eine Seele unmittelbar erschaffe und am 40. Tage mit dem Embryo verbinde, die Traducianer aber, daß mit dem Leibe auch die Seele durch die Zeugung (per traducem) fortgepflanzt würde. Die Kirchenväter faßten das religiöse Leben vorzugsweise als göttliches Ebenbild auf. Die älteren protestantischen Symbole verstehen unter letzterem ebensowohl religiöse Anlage als religiöse Vollendung. Die neueren Ansichten über den Ursprung des Menschengeschlechts weichen vielfach von der alttestamentlichen Urkunde ab. Manche verfochten die Konjektur eines präadamitischen Geschlechts und suchten einen solchen Ursprung der Menschheit durch naturhistorische Nachweisungen wahrscheinlich zu machen. Die mosaische Schöpfungsgeschichte galt als Mythus, dem Einen als von historischer, dem Andern als von philosophischer Bedeutung. Eine unbefangenere Naturforschung dagegen nahm die Autochthonensage wieder auf; doch stellte man gern auch noch Untersuchungen über die Lage des Paradieses und der Urstze der Menschheit an und ließ sich dabei öfters von wun-

Digitized by Google

derlichen Rücksichten leiten. Blumenbach nimmt den Ursprung des Menschengeschlechts von Einem Paare an, während Andere es von mehren Paaren Stammältern (nach Bory von 15) abstammen lassen. Wie dem sey, so scheint so viel gewiß zu seyn, daß der M. erst nach dem Untergange der eigentlichen antediluvianischen Thiergeschlechter entstand, indem bis jetzt keine unzweifelhaft fossilen Menschenknochen gefunden worden sind. Menschliche Reste kommen nur in Alluvien, in Erdlagen vor, welche gegenwärtig noch sich bilden, namentlich in Torf, Schutt, Kreidelagern, im Riffstein und Kalktuff. So finden sich Menschenknochen im Gangesbette, 19 Fuß unter der Oberfläche im Schutt vergraben, menschliche Leichen im Sande Afrika's; im Riffstein oder jüngsten Meereskalk entdeckt man, besonders an der Küste von Guadeloupe, ganze Menschenskelette nebst Bruchstücken von Töpfergeschirr, Pfeilen, Streitäxten und solchen Konchylien, welche noch jetzt das angrenzende Meer und Land beleben. Wie die Menschheit entstand, darüber schweigt die Geschichte, und die Naturkunde gibt uns kaum einen Fingerzeig, dieses Mysterium zu enthüllen. Wie überhaupt der Entwickelungsgang der Natur ein allmähliger ist, so ist wohl auch schwerlich die Menschheit im Momente der Entstehung gleich fertig gewesen, sondern hat sich allmählig entwickelt, aber nicht etwa so, daß ein Affe, das vollkommenste der Thiere, nach und nach die Form des M.en angenommen und sich zum M.en allmählig veredelt habe, sondern vielmehr wohl in der Art, daß der M. in einer gewissen Erdperiode, nachdem das Leben der Erde und deren Bewohner einen gewissen Grad der Ausbildung und Veredelung erlangt hatte, allmählig entstand, einen kleinen Anfang nahm und sich so entwickelte, wie der reife M. nach seiner Wirklichkeit und Wesenheit erscheint. Halten wir diesen Gesichtspunkt fest, so ergibt sich, daß auch die verschiedenen Racen nicht als Entartungen eines ursprünglich vollkommenen Menschenpaares betrachtet werden können, sondern daß vielmehr die edelsten Racen als allmählige Vervollkommnung früher unvollkommener Racen erscheinen, wobei man, in Uebereinstimmung mit der Entstehung der übrigen organischen Wesen, annehmen darf, daß die Erde nicht von einem Endpunkte aus, sondern ihrer verschiedenen Konstitution gemäß von verschiedenen Urstämmen primär bevölkert wurde, welche sich in einzelnen abgeschlossenen Gegenden noch in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten haben, in anderen durch Verkehr und Vermischung verschiedener Urstämme mit einander zu Mittelstämmen sich gebildet haben, so daß es gegenwärtig fast ebenso schwer und unmöglich ist, die Urstämme nachzuweisen, als die Punkte zu bezeichnen, wo M.en aus der Hand des Schöpfers hervorgingen. Vgl. Bory de St. Vincent, Essai zoologique sur le genre humaine, 3. Aufl., Paris 1836. 2 Bde.; Prichard, Researches into the physical history of mankind, 3. Aufl., London 1836—47, 5 Bde., deutsch von Wagner und Will, Leipz'g 1840—48, 4 Bde.; Derselbe, The natural history of man, London 1843; Martin, Naturgeschichte des Menschen (deutsch von Moritz und Thomä), Wiesbaden 1844—1853; Derselbe, Geringe Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner, Leipz. 1851; Hamilton Smith, The natural history of the human species, Edinb. 1848; Frankenheim, Völkerkunde, Bresl. 1834; G. Carus, Symbolik der menschlichen Gestalt, 2. Aufl., Lpz. 1858; Derselbe, Die Prototypenlehre der menschlichen Gestalt, das. 1854; Maury, La terre et l'homme, Paris 1857.

Menschenfresser, s. Anthropophagen.

Menschenhandel, s. Sklaverei.

Menschenracen, die verschiedenen Varietäten des Menschengeschlechts, deren Umgrenzung von den Naturforschern in verschiedener Weise aufgestellt worden ist. Leibnitz theilte die Bewohner des alten Kontinents in zwei äußerste, am meisten abgeartete (Lappen und Neger) und zwei in der Mitte liegende Klassen (die morgenländischen Völker oder Mongolen und die abendländischen oder Europäer). Nach den Weltgegenden unterschied Linné den europäischen oder weißen, den asiatischen oder gelben, den amerikanischen oder rothen und den afrikanischen oder schwarzen Menschen. Buffon, welcher den Menschen gänzlich vom Thierreiche ausschloß, stellt 6 Varietäten auf: die lappländische oder Polarracen, die tatarische oder mongolische, die südasiatische, die europäische, die äthiopische und die amerikanische. Pownal stellte, entsprechend den drei Söhnen Noahs, 3 M. fest: die weiße, rothe und schwarze, eine Eintheilung, welche in neuerer Zeit seit Cuvier wieder sehr allgemein gewesen ist, der das Verdienst, zuerst die Schädelbildung bei den einzelnen Racen besonders berücksichtigt zu haben. G. Hunter stellte 7 Racen nach den Farben auf: die schwarzen Menschen (Neger, Papue), die schwärzlichen (Mauren, Hottentotten), die kupferfarbigen (Ostindier), die rothen (Amerikaner), die braunen (Tataren, Chinesen, Perser, Araber und die Afrikaner am mittelländischen Meere), die bräunlichen (Südeuropäer, Mexikaner), die bräunlichen (Südeuropäer, Abessinier, Samojeden und Lappländer) und die weißen (die übrigen Europäer). Girtanner nimmt 5 von einem Stamm herrührende Verschiedenheiten an: die weiße (Europäer und Perser), schwarze (Neger), olivenfarbene (Amerikaner), braune (Malaien) und zimmtfarbene (Amerikaner). Cuvier nahm die eine weiße, schwarze und gelbe Varietät an. Oken bestimmte die 5 Menschenstufen nach der Entwickelung der Sinnesorgane: die Haut ist vorzugsweise entwickelt (Neger), der Geschmackssinn (Malaie), der Geruchsinn (Amerikaner), der Gehörsinn (Mongolen), der Gesichtssinn (Europäer). Goldfuß bestimmte die 5 M. als verschiedene Entwickelungsstufen: den Aethiopier als die niederste und dem Geschlechte hingegebene; den weiß Feld und Baumfrüchten lebenden Malayen als Säugling; die Amerikaner als umherschweifende, fleischgenießende Jäger im wilden Zustande; den Mongolen, theils Ackerbau treibend, theils herumziehendes Hirtenvolk, als Vermittelungsprukt der beiden vorhergehenden; und allen aber u. die Eigenschaften Aller auf höherer Stufe wiederholend den Kaukasier. K. G. Carus sondert die Menschheit in Menschen, welche gleichmäßig der Nacht entsprechen (Nachtmen-

schen, die äthiopischen Stämme), Menschen, welche eben so dem Tage (Tagmenschen, kaukasisch-europäische Völker) und Menschen, welche den Uebergangszuständen (Dämmerungen) von Nacht zu Tag, also Morgendämmerung (mongolisch-malayisch-hindostanische Stämme), und von Tag zu Nacht, also Abenddämmerung (amerikanische Urvölker), entsprechen. Born nimmt 15 verschiedene Paare von Stammältern unabhängig unter einander an, von denen 11 schlichthaarig (homines leistrichi) und 4 krausshaarig (homines ulotrichi) gewesen seyen. Desmoulins bildete 16 Arten (species) des Menschengeschlechts. Nach Prichard gibt es nur eine Art (species), aber mit 7 Barietäten. Morton hat für Nordamerika, d'Orbigny für Südamerika in diesem Fache weiter gearbeitet, ferner J. van der Hoeven in Leyden und Retzius in Stockholm, letzterer durch Aufstellung neuer Typen des Schädelbaus. Immer aber ist Blumenbachs, in seiner berühmten Inauguraldissertation „De generis humani varietate nativa" (1775, 5. Aufl., 1795) aufgestellte Eintheilung in 5 Racen, nämlich die kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und malayische, die gebräuchlichste geblieben. Dieselbe beruht auf den beharrlichen Formen des Skelett, namentlich des Schädels, sodann auf der Hautfarbe, sowie der Form und Farbe der Haare, wobei er jedoch zugab, daß die verschiedenen Racen durch so mancherlei Abstufungen und Uebergänge vermittelt sind, daß sich im Einzelnen nur willkürliche Grenzen setzen lassen. Er nahm die kaukasische als die Stamm- und Centralrace an, von welcher die mongolische und äthiopische ausgeartet, während die amerikanische und malayische mehr Uebergangsformen seyen.

Die kaukasische Race, von mittlerer und kräftiger Statur, ist unter allen Racen diejenige, in welcher der geistige Charakter der Menschheit am meisten ausgeprägt erscheint. Vermöge ihrer vorherrschenden Intelligenz ist sie die Beherrscherin der Erde und der meisten übrigen Völker und am meisten befähigt, über den ganzen Erdboden sich zu verbreiten, nachtheiligen klimatischen Einflüssen durch gewisse Verkehrungen auszuweichen und gegen Feindseligkeiten aller Art sich zu schützen. In den Künsten u. Wissenschaften hat sie es am weitesten gebracht und zeichnet sich dadurch vor allen Völkern aus, deren Nachbarin, humanisirende Freundin, leider zu oft aber auch grausame Unterdrückerin sie durch Wanderung geworden ist. Alle wirklich gebildeten Nationen, von denen uns die Geschichte erzählt, Indier, Aegypter, Assyrier, Juden, Perser, Griechen, Römer, Araber ꝛc., gehören zu dieser Race, und die ältesten Monumente menschlicher Kunst, von denen uns Spuren übriggeblieben sind, verdanken fast nur ihr das Daseyn. Von ihr sind die herrschend gewordenen Religionen ausgegangen, die Religion des Brahma, des Zoroaster, die griechische Mythe, das Judenthum, Christenthum und der Islam. Solchen Vorzügen entspricht die gesammte Konstitution des Klima's, welches den Boden, worauf diese Race ursprünglich ausgedehnt ist, beherrscht. Europa, mit Ausnahme des kältesten und nördlichsten Theils, Afrika diesseits des Senegal, das westliche Asien bis zu einer unbestimmten Grenze im Osten und Norden, wo diese Race mit der mongolischen zusammenfließt, nach Südosten aber bis zum Ausfluß des Ganges: diese weite Länderstrecke hat verhältnißmäßig eine größere Meeresbegrenzung, als irgend sonst ein gleich großer Theil der Erde; hier beschränken weder die sengenden Strahlen einer tropischen Sonne, noch die eisige Kälte der Pole die kräftige Entwicklung des Lebens; hier bringt die Verschiedenheit der Jahreszeiten und der damit zusammenhängende Wechsel von Wärme und Kälte, Wind und Regen, Trockenheit und Nässe eine solche Mannichfaltigkeit ins Leben, daß der menschliche Körper und Geist hinlänglich zur Regsamkeit und Uebung angetrieben wird, um sich gegen den Nachtheil solcher Abwechselung zu sichern, dabei aber auch hinlänglich Genuß findet, um neben der Lust am Erwerbe den Sinn für das Gute, Schöne und Wahre zu erwecken und zu nähren. Die Kaukasier haben ein ovales Gesicht, verhältnißmäßig zum Gesicht große Hirnschale, gewölbten Scheitel, einen Gesichtswinkel von 80—85°, eine große schmale Nase, einen kleinen Mund u. ein vortretendes Kinn. Die Hautfarbe ist weiß, bei südlichen Völkern ins Braune überspielend, der Bart stark. Das Erröthen der Wangen ist hier am bemerkbarsten. Dabei herrscht die größte Mannichfaltigkeit in Bezug auf die Farbe der Augen und den schwarzen, braunen, rothen oder blonden Haarwuchs. Zu diesem Typus gehören in Asien die Perser, Afghanen, Beludschen, Bulgaren, Tscherkessen und andere, im südlichen Europa die Pelasger (in Griechenland und Italien), die Celten und die Iberier oder Basken, im nördlichen Europa die Germanen, welche im Süden und Westen mit den Celten, im Norden und Osten mit den Slaven vermischt sind. Die Slaven in Rußland, Polen, Böhmen, wozu auch Wenden und Slowaken gehören, gehen durch die Finnen, Esthen, Karelen, Liven und Lappländer in den tatarischen und mongolischen Typus über. Umgekehrt findet vom aramäischen Zweige in Syrien, Arabien, Abyssinien u. Mauritanien aus durch Aegypten und Nubien eine Annäherung an den Neger Statt. Aehnlich ist das Verhältniß in Hindostan. Die mongolische Race greift ebenfalls aktiv in die Geschichte ein, aber nicht etwa durch ihre Wissenschaft, sondern durch ihre Eroberungssucht und Zerstörungswuth. Zu größeren Staaten vereinigt, haben es die mongolischen Völker in einzelnen Künsten ziemlich weit gebracht, wo sie aber nomadisirende Horden bilden, sind sie auf sehr niedriger Kulturstufe stehen geblieben. Ihre eigentliche Heimath ist Asien, mit Ausnahme des westlichen u. südwestlichen Theils. Mongolen wohnen in nordöstlicher Richtung vom kaspischen Meer u. dem Ural bis nach Korea u. Japan, in nordöstlicher aber vom Eismeer bis an das Himalayagebirge, den Ganges, den Meerbusen von Bengalen und Siam und das chinesische Meer; ferner bewohnen sie Europa nordwärts vom Polarkreis und das nördliche Amerika jenseits des 5. Grades. Diese ungeheure Landstrecke, mit den höchsten Bergen und weitesten Steppen, mit Eisfeldern und fast ewigen Frühlingsgärten, hat das mannichfaltigste Klima, aber nicht in einem mehr

Digitized by Google

gedrängten, der gegenseitigen Mittheilung günstigen, sondern derselben ungünstigen, furchtbar auseinander gezerrten Terrain. Der mongolische Typus zeichnet sich aus durch vorherrschende Breite des Gesichts. Es gehören dazu die eigentlichen Mongolen (s. d.), die Chinesen, die sämmtlichen Nordasiaten, Samojeden, Jakuten, Kamtschadalen, Tschukitschen, annäherungsweise ein Theil der Bewohner auf den Karolinen. Nikobaren und Neuguinea, die Eskimos, die Pescherähs des Feuerlandes. Die äthiopische Race, im Süden der kaukasischen Race, jenseits der afrikanischen Wüste, oder vielmehr des Senegal, charakterisirt sich nicht allein durch die Hautbeschaffenheit, sondern auch besonders durch Physiognomie und Sitten. Der Schädel ist schmal und gegen den Scheitel seitlich zusammengedrückt; der Gesichtswinkel beträgt 75—80°. Die Stirn ist schmal u. niedrig, die Augen sind vorstehend, die Lippen wulstig, die Nase ist breit gedrückt, das Kinn zurücktretend. Das Becken ist lang, die Brüste sind fleischig und herabhängend, die Geschlechtstheile sehr entwickelt, oft gewisse Ueberwucherungen zeigend. Die Statur ist schlank, Nacken und Brust breit, der Vorderarm länger als der Oberarm, die Finger und Zehen lang, die Waden und Oberschenkel eher schwach als stark. Wegen der starken Hautentwickelung ist auch die Hautausdünstung kopiös und stark riechend, hingegen die Haarproduktion schwach; die schwarzen Haare erscheinen auf dem Körper nur spärlich, aber koncentrirt auf dem Kopfe, wo sie kurz, kraus und wollig sind. Die Hautfarbe ist vom tiefen Schwarz bis zum Olivenbraun und Dunkelgelb, die Iris schwarz, die Hornhaut gelb. In geistiger Hinsicht stehen die Neger auf sehr niedriger Stufe. Die Einfachheit des Volkes in körperlicher und geistiger Hinsicht ist dem eigenthümlichen Charakter des Landes entsprechend, dessen größten Theil ungeheure, von den Sonnenstrahlen durchglühte, unfruchtbare Sandwüsten bedecken, dessen fruchtbarer Boden auf die Meeresküsten und Ufer der in keinem Welttheile verhältnißmäßig in so geringer Zahl und Größe als hier vorkommenden Flüsse und auf den Fuß der wenigen nur eine mittlere Höhe erreichenden Gebirge beschränkt ist. Unter den Aethiopiern nähern sich dem kaukasischen Typus die gebirgbewohnenden gelbbraunen Kaffern mit hoher Stirn, die auf dem Hochlande von Guinea wohnenden Fulahs, die dem Hindus ähnlichen gelbschwarzen Mandingos, die gelblichbraunen Madegassen ꝛc., wogegen der Negertypus bei den Hottentotten u. Buschmännern mongolische Züge in sich aufnimmt. Die Malayen, von brauner Farbe, mit dichtem, schwarzlockigem Haarwuchs, breiter Nase, großem Mund, sind unter sich so verschieden, daß sie bald den Charakter der mongolischen und amerikanischen, bald den der kaukasischen, bald den der äthiopischen Race an sich tragen. Diese Völkerstämme bewohnen die Halbinsel Malakka und die Inseln des großen Oceans zwischen Ostafrika und Westamerika und kommen mit ihren verschiedenen Charakteren nicht allein auf von einander entfernten, sondern auf einander sehr nahe gelegenen, ja sogar auf denselben Inseln vor, nur daß der eine Stamm mehr die Küsten, ein anderer mehr das Innere bewohnt. Die der kaukasischen Race entsprechenden Völker sind die Oceanier, als deren Urstamm Borv de St. Vincent die Neuseeländer betrachtet, die der mongolischen und amerikanischen Race entsprechenden die eigentlichen Malayen (s. d.), die der äthiopischen Race verwandten die Papuas auf Neuguinea, Mallicolo, Waigiou, in Neubritannien, Neuhannover, Neuirland, Banikoro, auf den Fidschiinseln, in Neukaledonien, auf den Hervevsinseln ꝛc., die von Vandiemensland oder Lessons Tesmanier, die Alfuras, im Innern einer großen Anzahl von Inseln des stillen Oceans, namentlich auf Neuguinea, Celebes, Waigiou, den Philippinen, Molukken, Borneo, Sumatra, Java, ferner in Formosa, hin und wieder in Vorderindien, sowie im Innern von Ceylon, und die Neuholländer in Neuholland. Die amerikanische Race zeigt im Allgemeinen in ihrer Physiognomie große Verwandtschaft mit den Mongolen. Die Amerikaner sind einander mehr ähnlich, als die verschiedenen Völker irgend einer der übrigen Racen; doch finden sich auch hier nicht wenige Verschiedenheiten, so daß d'Orbigny allein in Südamerika 3 M. aufgestellt hat: die indoperuvianische von kleiner Statur mit drei Zweigen (Peruaner, Antisiner und Araukaner), die pampaische, von großer Statur und eben so mit drei Zweigen (Pampasaner, Chiquitos und Moxos), und die brasilisch-guaranische, von mittlerer Statur u. nur einen Zweig vorstellend. Das Gesicht der Amerikaner ist im Allgemeinen breit, aber nicht flach, die Backenknochen sind ziemlich stark vorstehend, die Gesichtszüge meist stark markirt, die Augen länglich und meist nach außen hin schwach emporsteigend, oft groß, die Nase ist meist vorspringend lang, oft Adlernase, manchmal aber kurz und breit, die Stirn niedrig, oben gewölbt, der Mund groß mit breiten Lippen, der Kopf meist verhältnißmäßig klein u. der Schädel mongolisch viereckig, die Statur untersetzt, die Farbe bräunlich, kupferroth, olivenbraun, selten fast ganz weiß, das Haar schwarz, selten braun, dabei schlicht, nicht lockig, grob, der Bart schwach, die Iris schwarz od. braun. Die Sinne sind scharf, der Geist aber meist schwach und dumpf; ihr vorherrschender Geistescharakter ist Muth, Unerschrockenheit und Freiheitsliebe. Spuren höherer Geistescultur finden sich in Mexiko, Peru und in Mittelamerika. Die nördlichen Bewohner Amerika's gehören offenbar zur mongolischen Race und grenzen auch an manchen Stellen sehr nahe an asiatische Völker. Zu der amerikanischen Race gehören aber schon die Indianer an der Nordwestküste, die Apaches und Crowindianer am obern Missouri; ferner die Indianer Canada's, die Kalifornier, die Karaiben, die Peruaner, Mexikaner und Brasilianer, die riesigen Patagonier bis zu den Feuerländern oder Pescherähs, die gewissermaßen die südlichen Polarvölker vorstellen und in die mongolische Race übergehen.

Es ist schon im Artikel Mensch nachgewiesen worden, daß, so sehr auch die verschiedenen Menschen hinsichtlich ihrer Haut, Haare, Physiognomie, Schädel- und Körperform, Größe und Natur von einander abweichen mögen, an verschie-

Digitized by Google

dene Arten der Menschengeschlechtes nicht zu denken ist, da die verschiedensten Menschen unter einander durch Begattung fruchtbare Nachkommen ins Daseyn rufen. Die Unterschiede, welche wir in dem Bau der verschiedenen Menschen kennen, erscheinen durchaus nicht größer, als die entsprechenden Unterschiede in den Varietäten unserer Hausthiere. Ein wohl zu beachtender Umstand, welcher für die Arteinheit der verschiedensten Menschen spricht, ist auch der, daß die Grundphysiognomie der übrigen Racen in einzelnen Zügen, oder auch in ihrer Totalität in einer bestimmten Race gewissermaßen sporadisch vorkommt; so findet man in der kaukasischen Race häufig den mongolischen Typus ausgeprägt, während manche Negerstämme sich den Formen anderer Varietäten des Menschengeschlechts nähern und Reisende bei den Neuseeländern manche auffallende Uebereinstimmung mit den Büsten von Socrates, Brutus ꝛc. trafen. Hinsichtlich der Ureinwohner Amerika's liefert die Porträtsammlung des Prinzen von Neuwied von demselben Umstande den augenscheinlichsten Beweis. Wenn nun aber das Menschengeschlecht nur eine Art ausmacht, so folgt daraus noch nicht, daß alle Menschen von Einem ursprünglichen Paare abstammen müssen; vielmehr ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Natur in den verschiedensten Gegenden der Erde Urmenschen hervorbrachte, die sich fortpflanzten und so die Erde bevölkerten. Entstanden aber an verschiedenen Erdenpunkten verschiedene, zu derselben Art gehörende Menschen, so leuchtet es von selbst ein, daß dieselben mit den äußeren Bedingungen, unter welchen sie zum Daseyn kamen, also der Umgebung, dem Klima, in einer ursprünglichen Harmonie standen. Diese Harmonie bleibt unter denselben äußeren Verhältnissen rein und unverändert, kann aber, wenn die ursprünglichen äußeren Verhältnisse sich ändern oder aufhören, etwa durch Versetzung der Menschen in anderes Klima, mehr oder weniger verwischt und wohl gänzlich vertilgt werden durch Begattung und Fortpflanzung mit Menschen, welche in ursprünglicher Harmonie mit fremder oder entgegengesetzter Umgebung stehen, besonders wenn eine solche Fortpflanzung im ursprünglichen Klima der letzteren Statt findet. Hinsichtlich der Entstehung der Racen sind zunächst zwei Fälle möglich: entweder es ist die Schöpfung der Menschheit überhaupt, also auch aller Racen, gleichzeitig gewesen, und die Racenverschiedenheit sprach sich nach den äußern Umständen und Einflüssen, mit und unter welchen sie entstand, verschieden aus, oder es sind die Racen nicht gleichzeitig, sondern allmählig nach einander entstanden, in welchem Falle dann entweder die niedrigste oder die höchste die zuerst entstandene wäre. Da jedoch nach der Zeit, in welcher die Menschheit überhaupt ins Daseyn gerufen wurde, schwerlich wohl anders, als durch den Prozeß der Fortpflanzung Menschen entstanden sind und da durch die neuesten geologischen Forschungen die Unhaltbarkeit der früheren Annahme erwiesen ist, daß die sogenannte neue Welt, namentlich Amerika, jüngerer Entstehung sey, als die alte, also einen spätern und unreifern Charakter habe, so ist wohl die erstere Ansicht die wahrscheinlichste.

Vgl. P. Camper, Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge in Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters, übers. von Sömmerring. Berlin 1792; J. F. Desmoulins, Histoire naturelle des races humaines. Paris 1826; W. F. Edwards, Des charactères physiologiques des races humaines, Par. 1829; J. M. Weber, Die Lehre von den Ur- u. Racenformen der Schädel u. Becken des Menschen, Kempten 1831; J. H. Hoffbauer, Der Mensch in allen Zonen der Erde, Leipz. 1832; P. V. Broc, Essai sur les races humaines ꝛc., Par. 1836; A. F. Pott, Die Ungleichheit menschlicher Racen, Lemgo 1856.

Menschenraub (plagium), die widerrechtliche Versetzung eines Menschen in den Zustand faktischer Unfreiheit, insbesondere durch Gefangenhaltung und Wegführung (Raub), gehört zu den schwersten Verbrechen gegen die persönliche Freiheit, das schon von der mosaischen Gesetzgebung mit den schwersten Strafen verfolgt ward. Das römische Recht versteht darunter jede Innebehaltung, Verheimlichung oder Unterdrückung eines fremden Sklaven oder Verführung desselben zum Verlassen seines Herrn, sowie jede Veräußerung eines Sklaven oder Freien und bedroht das Verbrechen wenigstens dann mit Todesstrafe, wenn dadurch ein Freier in faktische Unfreiheit gesetzt wurde. Das kanonische Recht diktirt dieselbe Strafe. Beide Gesetzgebungen wurden zur Richtschnur der gemeinrechtlichen Praxis, die in neuerer Zeit an die Stelle der Todesstrafe Freiheitsstrafen in verschiedenen Abstufungen setzte. Die Rechtsbücher der germanischen Völker des Mittelalters heben unter den verübten Gewaltthätigkeiten namentlich das Menschenfangen hervor und bedrohen diesen Frevel mit Strafen, besonders mit beträchtlichen Geldbußen. Die Kapitularien der fränkischen Könige bedrohen ganz allgemein Den, welcher einen Menschen raubt u. verkauft, mit der Todesstrafe. Auch der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel thun dieses; beide Landrechte diktiren die Strafe der Enthauptung, wie sie auch an Kunz von Kauffungen vollzogen ward. Mehre nach Errichtung des allgemeinen Landfriedens (1495) erlassene Reichsgesetze erkennen solche Frevel als Bruch desselben und fordern dazu auf, den Schuldigen vor dem zur Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens niedergesetzten Reichsgerichte zu verfolgen, ohne jedoch die Strafe auszusprechen, auf welche zu erkennen sey. In England gestattet dagegen ein Gesetz des Mittelalters eine eigene Art von M., das sogenannte Matrosenpressen.

Menschenrechte, diejenigen Rechte, welche dem Menschen in Gemeinschaft mit Andern eine freie, sich selbst bestimmende Persönlichkeit sichern, ohne welche Niemand seiner vernünftig-sittlichen Bestimmung nachleben kann. Sie kommen ohne alle Voraussetzung (Vertrag, Gesetz ꝛc.) dem Menschen lediglich als solchem zu, sind in der menschlichen Natur begründet, mithin ewig und unveräußerlich. Es bedurfte einer Arbeit von Jahrtausenden, ehe die Völker und Staaten auf die Höhe der Sittlichkeit und Civilisation gelangten, daß dem Einzelnen allgemeine Rechte und Güter auch nur in der Theorie zugestanden wurden. Man sprach von den Rechten der freien

Digitized by Google

Menschen im Gegensatze zu den Sklaven, von denen der Inländer im Gegensatze zu den Ausländern, von den Rechten der Männer im Verhältnisse zu den Frauen, der Volljährigen im Gegensatze zu den Minderjährigen ꝛc. Alle diese Gegensätze lassen jedoch innerhalb des Gebietes der Menschheit. Selbst das klassische Alterthum vermochte sich nicht emporzuschwingen auf den Urgedanken ewiger und unveräußerlicher M. Erst das Christenthum, welches auf dem Grundsatze der gleichen Berechtigung aller Menschen beruht, räumte die Hindernisse, welche der Erforschung und Anerkennung ewiger M. entgegenstanden, aus dem Wege. Aber auch das Christenthum blieb nicht lange in dem Zustande seiner ursprünglichen Reinheit. An die Stelle des Gedankens der Menschheit trat der Gedanke an die Kirche, an die Stelle menschlicher Liebe und Gerechtigkeit der Gegensatz zwischen Geistlichen und Laien. Klarere Ansichten über die Rechte der Menschheit verbreiteten sich endlich in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts; namentlich erwarb sich die französische Aufklärungsphilosophie das Verdienst, die Freiheit der Person als rechtsphilosophisches Prinzip aufzustellen. Je näher der Bruch mit der geschichtlichen Gegenwart heranrückte, um so entschiedener machten die Wortführer der gebildeten Masse eine Reihe praktischer Forderungen geltend, welche jener Idee und jener Anschauung entsprungen waren. Zu gleicher Zeit wurden durch den amerikanischen Freiheitskrieg sammt seinen Folgen die Theorie und die Praxis der M. wesentlich gefördert. Nach dem Vorgange der Nordamerikaner, welche die M. (1776) als die leitenden Grundsätze des Staatsrechts anerkannten, machte Lafayette der französischen Nationalversammlung zuerst den Vorschlag, der zu entwerfenden Konstitution die Grundsätze der freien Persönlichkeit voranzustellen. Nach längerer Verhandlung wurde im August 1789 die berühmte Erklärung der Rechte des Menschen u. des Bürgers (Déclaration des droits de l'homme et du citoyen) zum Dekret erhoben und hierauf der Konstitution vom 3. Sept. 1791 einverleibt. Als der Nationalkonvent nach Proklamation der Republik die Verfassung änderte, brachte Robespierre eine neue Erklärung der M. zu Stande, die als Seitenstück zur Verfassungsurkunde vom 24. Juni 1793 das Mißfallen aller Gemäßigten erregte. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft fügte darum der Konvent der Konstitutionsakte vom 5. Fructidor III (22. Aug. 1795) eine gereinigte und bei weitem geordnetere Erklärung der M. bei. Die Kardinalrechte, die hiernach dem Menschen im Staate und in der Gesellschaft zukommen, sind das Recht der Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und des Eigenthums. Die Freiheit gibt ihm das Recht zu allen Handlungen, welche die Rechte Anderer nicht verletzen. Die Gleichheit besteht darin, daß Jeder vor dem Gesetze gleichen Schutz und gleiche Strafe zu erwarten hat, daß alle Vorrechte der Geburt und alle erblichen Privilegien aufhören. Die Sicherheit beruht in der Vereinigung Aller zur Aufrechterhaltung der Rechte des Einzelnen. Dem Eigenthumsrechte nach kann Jeder über sein Vermögen und die Früchte seines Fleißes frei disponiren. Das Gesetz gründet sich auf den Willen Aller, der von der Majorität der Bürger oder deren Vertreter ausgesprochen wird. Was im Gesetz nicht verboten ist, kann auch nicht gehindert werden. Niemand kann anders vor Gericht gezogen, angeklagt, verhaftet, oder sonst beunruhigt werden, als in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen. Das Gesetz darf nur Strafen feststellen, die nothwendig und dem Vergehen angemessen sind. Kein Gesetz hat eine rückwirkende Kraft. Jeder Mensch besitzt das Recht, seine Zeit und seine Fähigkeiten zu verdingen; allein er kann sich nicht verkaufen noch verkauft werden, denn seine Persönlichkeit ist ein unveräußerliches Eigenthum. Die im allgemeinen Interesse zu erhebenden Abgaben müssen auf alle Bürger und zwar mit Berücksichtigung ihrer Erwerbs- und Vermögensverhältnisse vertheilt werden. Die Souveränetät beruht wesentlich in der Gesammtheit der Bürger; kein Individuum und keine Vereinigung Einzelner kann die Souveränetät in Anspruch nehmen. Nur Der, welchem eine Autorität oder ein öffentliches Amt gesetzlich übertragen ist, darf dasselbe ausüben. Jeder Bürger hat das Recht, bei der Gesetzgebung, den Wahlen der Volksvertreter und öffentlicher Beamter mittelbar oder unmittelbar Theil zu nehmen. Die öffentlichen Aemter können nie das Eigenthum Derer werden, welche sie verwalten. Das Bestehen der öffentlichen Ordnung macht die gesetzliche Trennung und Beschränkung der Gewalten, sowie die Verantwortlichkeit der Beamten nothwendig. Dieser Erklärung der Rechte war auch eine Erklärung der Pflichten beigegeben, die folgende Punkte enthielt. Thue nur Das, von dem du wünschest, daß dir es auch Andere thun. Jeder Bürger hat die Pflicht, den Staat zu vertheidigen, der Gesellschaft zu dienen und sich den Gesetzen und deren Vollstreckern zu unterwerfen. Niemand ist ein guter Bürger, der nicht zugleich ein guter Sohn, Vater, Bruder, Freund und Gatte ist. Nur wer offen und gewissenhaft die Gesetze beobachtet, darf auf den Namen eines rechtschaffenen Menschen Anspruch machen. Wer die Gesetze offen verletzt, hat der Gesellschaft den Krieg erklärt; wer dieselben heimlich umgeht, muß die Achtung und das Wohlwollen seiner Mitbürger verlieren. Die ganze Oekonomie der Gesellschaft hängt wesentlich von der Achtung vor dem Eigenthum ab. Wenn das Vaterland die Bürger zur Vertheidigung der Freiheit, der Gleichheit und des Eigenthums ruft, hat Jeder die heilige Pflicht, dem Rufe zu folgen. Die Erklärung der Rechte von 1789 fügte noch ausdrücklich die Freiheit des Gewissens, des Kultus, der Meinungsäußerung und der Presse, die von 1793 außerdem das Recht des Bürgers auf Unterricht, auf Unterstützung und, im Falle einer Gesetzübertretung von Seiten der politischen Autorität, das Insurrektionsrecht hinzu. Die Verfassung, welche den Ereignissen vom 18. Brumaire folgte, sowie die Institutionen des Kaiserreichs schwiegen von den allgemeinen Rechten u. Pflichten. Dagegen erkannte die von Ludwig XVIII. am 4. Juni 1814 verliehene Charte die allgemeinen M. als die Principien des öffentlichen Rechts wieder an. Dem Beispiele Frankreichs folgten die südamerikanischen Staaten, indem sie ihren Verfassungen allge-

Digitized by Google

meine und leitende Rechtsgrundsätze voran stellten. Auch den von der deutschen Nationalversammlung aufgestellten Grundrechten lag dieselbe Idee zum Grunde. Nach der Julirevolution wurde von den damaligen Leitern der demokratischen Partei die Gesellschaft der M. (Société des droits de l'homme) gegründet, in der alle republikanischen Associationen sich vereinigten. Die Erklärung der M. von 1793 war das politische Glaubensbekenntniß, Umsturz des Thrones und die Einrichtung der Republik aber der verschwiegene Zweck der Gesellschaft. Als Hauptorgan der Gesellschaft galt die „Tribune", später der „Reformateur". Da die Regierung bald ihre Agenten einzuschieben wußte, die nicht selten in den Sektionen die Rolle der Häupter spielten, nahm man im Nov. 1833 eine Organisation der Gesellschaft vor und bildete eine zweite geheime Verbindung, die Association d'action, deren Mitglieder als die allezeit Schlagfertigen militärischen Gehorsam leisten mußten. Namentlich zu Lyon machte die Gesellschaft Ende 1833 reißende Fortschritte. Die Regierung begann schon Anfangs 1834 ihre Gegenmaßregeln zu ergreifen. Die Gesellschaft dagegen bereitete sich, nachdem sie am 30. März 1834 mit der 2000 Mann starken kommunistischen Verbindung der Mutuellisten zu Lyon sich vereinigt hatte, ziemlich offen zum Kampfe vor. Ein Prozeß gegen einen Mutuellisten gab am 9. April zu Lyon das Zeichen zum Aufstand. Zu gleicher Zeit brachen Unruhen zu Saint Etienne, Marseille, Grenoble, Chalons-sur-Marne, Perpignan u. vielen andern Städten aus; endlich am 13. April erhob auch die Gesellschaft ihre Waffen zu Paris. Die Aufstände endeten mit der Niederlage der republikanischen Partei, und der Riesenprozeß, der gegen die Verschwörer im April 1835 vor der Pairskammer geführt wurde, vollendete die Zerstörung des Vereins, der zuletzt 60—70,000 Mitglieder gezählt haben soll. Trotzdem bildeten sich noch 1835 aus den Trümmern der Gesellschaft wieder mehre Associationen, von denen die Association des familles die bedeutendere war. Dieselbe verwandelte sich 1837 in die Société des quatre saisons, an deren Spitze Blanqui und Barbès standen und von welcher der Aufstand vom 12. Mai 1839 ausging.

Menschenversteinerungen, s. Anthropolithen, vgl. Präadamiten.

Menschikow, s. Menzikow.

Menschwerdung Christi, s. Christus u. Christologie.

Mensel (v. Lat.), s. v. a. Meßtisch.

Menses (lat.), Monate; s. v. a. Menstruation.

Menstruation (Monatsfluß, monatliche Reinigung, Regeln, Katamenien, Menses), eine im Allgemeinen die Pubertät des weiblichen Organismus andeutende periodisch wiederkehrende Blutentleerung durch die Geschlechtsorgane, und zwar durch die Gebärmutterschleimhaut, welche mit der Entwickelung der Mannbarkeit eintritt und mit dem Ende der zeugungsfähigen Jahre aufhört. Ihr erstes Erscheinen fällt in den gemäßigten Klimaten in das 13.—20. Lebensjahr, in den heißern um einige Jahre früher, in den kältern später. Als Vorboten des ersten Eintritts der M. bemerken wir Unbehaglichkeit, Mattigkeit im ganzen Körper, mitunter sogar Fieber, Wölle und schmerzliches Gefühl im Unterleibe, Druck und Brennen in der Schamgegend, Ziehen im Kreuze, in der Lendengegend, Aufschwellen der Schamgegend ꝛc. Im minderen Grade kehren diese Erscheinungen auch beim Wiedereintreten der M. wieder; es entstehen dann blaue Ringe um die Augen, Blässe des Gesichts, heisere Stimme u. riechender Athem. Im Durchschnitt findet die M. binnen Jahresfrist 12—13mal Statt; indeß gibt es auch Frauen, bei denen sie unbeschadet ihrer Gesundheit alle 14 Tage, andere, bei denen sie alle 2 Monate und noch seltener erscheint. Während der Schwangerschaft hört sie in der Regel auf. Die Sekretion ist im Allgemeinen sehr dunkel, ähnlich dem Venenblute, enthält weniger Faserstoff, aber viel Cruor und Wasser. Der Verlust des Menstrualblutes ist, wenn er auch in bedeutender Quantität geschieht, bei weitem weniger schwächend als eine sonstige Blutung. Die M. ist eine kritische Aeußerung des beim menschlichen Weibe einen monatlichen Typus beobachtenden Empfängnißvermögens, und ihr Zweck ist Geneigtmachung des menschlichen Weibes zur Empfängniß. Zwar ist der Mensch nach einer gewissen Zahl von Jahren zu jeder Zeit begattungs- und empfängnißfähig; aber wir finden durch die Erfahrung bestätigt, daß bald nach dem Aufhören einer M. das Vermögen und die Geneigtheit zu empfangen in einem höheren Grade vorhanden ist, als längere Zeit nach derselben. Die Quantität der Sekretion ist nach Klima, Alter, Lebensart, Temperament u. dgl. sehr verschieden, in kälteren Gegenden geringer, als in wärmeren, in der Jugend geringer, als im vorgerückten Alter, bei Frauen, welche eine sitzende Lebensart führen und dabei wohl genährt sind, größer, als bei sich frei bewegenden und mäßig essenden, am bedeutendsten im Allgemeinen beim pyhlegmatischen und sanguinischen Temperament. Die vorkommenden Krankheiten, Störungen der Menstrualfunktion (Menstruationsfehler) theilen sich im Allgemeinen in solche, bei denen ein zu geringes und solche, bei denen ein zu starkes Hervortreten menstrueller Thätigkeit bemerkbar wird. Auch ereignet es sich bisweilen, daß die M. auf gewöhnlichem Wege nicht zu Stande kommt, sondern aus andern Theilen, bald durch den Mastdarm, bald durch die Brustwarzen ꝛc. erfolgt. In allen diesen Fällen krankhafter M. ist es erste Aufgabe des Arztes, in den gestörten Gesammtorganismus verbessernd einzugreifen, die nächsten Ursachen jedoch nach ihrem Charakter zu behandeln.

Menstruum (lat.), in der Chemie und Pharmacie eine langsam unter Einfluß der Wärme auflösende Flüssigkeit.

Mensula (lat.), s. v. a. Trapezium.

Mensular, ostindische Insel an der Westküste von Sumatra, östlich von Nias.

Mensur (v. Lat.), Maß, in der Musik vorzugsweise das mathematische Verhältniß der Töne zu einander (s. Intervall). Bei den Instrumentmachern ist M. die mathematische Eintheilung der wesentlichsten Theile eines In-

Digitized by Google

struments, der Saiten, des Stegs ꝛc., sowohl im Verhältnisse zu einander unter sich, als zu ihrer Wirkung. Im Orgelbau heißt also M. das Verhältniß der Pfeifen in Ansehung ihrer Weite und Länge. In der Bildhauerkunst nennt man M. das Maß, nach welchem die Theile des Modells auf dem Blocke mit Zirkel und Bleiloth aufgetragen werden; in der Tanzkunst die gehörige Entfernung, in welcher die Füße und Hände beim Tanzen von einander und vom Körper gehalten werden müssen, sowie die Entfernung, in welchel sich die Tanzenden von einander zu halten haben. In der Fechtkunst und beim Duell heißt M. der Abstand, den die Gegner von einander nehmen.

Mensurabel (v. Lat.), was sich messen läßt, meßbar.

Mensuraca, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II., mit 3600 Einw.

Mensuralmusik (Mensuralgesang), in den älteren Zeiten diejenige Musik, bei welcher alle Noten nach einem genau bestimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, zum Unterschiede von der Choralmusik, die in keiner strengen Taktbewegung vorgetragen wird. Die alte M., die schon von den Griechen geübt wurde und sich bis ins 13. Jahrhundert erhielt, hat nur zwei verschiedene Arten der Zeitdauer der Töne, eine lange und eine kurze, so daß jede lange Sylbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal so viel Zeitraum einnahm als der Ton einer kurzen Sylbe. Allmählig entwickelte sich in den freieren weltlichen Gesängen und Tanzweisen ein reicherer Rhythmus, und die Musiker fanden feinere und zahlreichere Unterscheidungen der Zeitdauer im Gesange nöthig, womit die neue M. beginnt, deren Erfinder man nicht kennt und die besonders seit Franco von Köln vervollkommnet wurde. Diese neue M. ist nichts Anderes, als der gegenwärtige Figuralgesang (s. d.), in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Takten mit Unterabtheilungen verändert werden kann.

Mensurata, Stadt und Vorgebirg, s. v. a. Mesurata.

Mentagra (Bartflechte, Bartkräße), eine fast nur bei Männern erscheinende chronische Ausschlagskrankheit, die sich vom Kinn aus nach u. nach über alle Theile des Gesichts verbreitet, wo sich bei dem Manne der Bart befindet, dadurch aber, daß sie nicht weiter vorschreitet, sich von syphilitischen Eruptionen unterscheidet, da diese auch gern die Stirn und andere Stellen des Gesichts einnehmen. Es entstehen zunächst Pusteln, durchschnittlich von der Größe eines Pfefferkorns, deren jede ein Barthaar in ihrer Mitte hat. Nach 6—10 Tagen bildet sich auf jeder dieser Pusteln ein Eiterpunkt, der kurze Zeit darauf berstet und durch einen dunkeln Schorf bedeckt wird, der abfällt, um einer andern Pustel Platz zu machen. Das Uebel, das durch tiefergehende Entzündungen bösartig werden kann, wird nur in sehr seltenen Fällen durch die Naturhülfe allein beseitigt. Im Allgemeinen ist es langwierig und kann das ganze Leben hindurch bestehen. Die Hauptursache ist der Mißbrauch geistiger Getränke. Bei der Kur kommt es zunächst darauf an, die Ursachen aufzusuchen und zu entfernen.

Mentalis (lat.), was sich auf das Kinn (mentum) bezieht; auf das Innere, die Gedanken (mens) bezüglich.

Mentalreservation, bei dem Eide Gedankenvorbehalt, wodurch man etwas stillschweigend darunter Befaßtes im Sinne davon ausschließt, s. Schwören.

Mente captus (lat.), närrisch, blödsinnig.

Mentha (Münze, Minze), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den fünfzähnigen Kelch, die trichterige, vierspaltige, fast gleiche Blume, 4 gerade Staubgefäße, gleichlaufende, in parallelen Längsritzen aufspringende Staubkolbensäckchen, umfaßt ausdauernde, aromatische Kräuter in der nördlichen Erdhälfte, von denen mehre Arten als Arzneipflanzen und in anderer Beziehung merkwürdig sind. M. aquatica L., Wassermünze, in Europa, Asien, Afrika, Nordamerika, an Gräben, Bächen und Flußufern, hat einen rauhen Stengel mit zurückgebogenen Haaren, gestielte, eiförmige, gesägte Blätter und quirlig-köpfige, rundlich- oder länglich-köpfige Blüthen. Das Kraut, zuweilen auch Roß- oder Pferdemünzenkraut genannt, riecht stark und unangenehm, balsamisch, schmeckt aromatisch und etwas bitterlich scharf und wird jetzt nur selten gebraucht. M. arvensis L., M. gentilis plur. Aut., Ackermünze, in Europa, Asien, an Gräben, auf feuchten Stellen und Sümpfen und in feuchten Feldern, besonders nach der Ernte, hat einen rückwärts behaarten Stengel, gestielte, eirunde oder elliptische, gesägte Blätter und quirlständige Blüthen. Das Kraut, früher officinell, hat einen stark aromatischen Geruch, der sich durch das Trocknen ziemlich verliert. Wenn die Pflanze von den Kühen gefressen wird, soll sie das Gerinnen der Milch verhindern. M. cervina L., Hirschpolei, in Mittel- und Südeuropa, an trockenen, sonnigen Stellen, mit rundlich-vierseitigem, meist aus allen unteren Blattwinkeln kurze Blätteräste oder Blätterbüschel treibendem Stengel, sitzenden, schmal-linealen, stumpfen, etwas dicklichen, durchscheinend-drüsig-punktirten, unten mit vielen punktförmigen Grübchen versehenen Blättern, ist eine sehr stark und eigenthümlich, etwas peleriatig-riechende u. brennend-aromatisch schmeckende Pflanze, von welcher früher die blühenden Krautspitzen ähnlich wie der Polei angewendet wurden. M. crispa L., Krausemünze, in der Schweiz, Deutschland, in Gärten, bis 3 Fuß hoch, mit herzförmigen, gezähnten, wellenförmig-krausen, ansitzenden, sehr wohlriechenden Blättern und röthlichen, kopfförmig-ährenständigen Blumen, wird in den meisten Gärten des Wohlgeruchs wegen angepflanzt. Stellt man einige Zweige vor dem Zimmerfenster in ein Glas Wasser, so treiben sie Wurzeln und erhalten sich eine lange Zeit hindurch. In den Officinen wird sie mit krausen Formen anderer Arten eingesammelt. Der Geschmack und Geruch ist aromatisch, jedoch nicht so kräftig und angenehm wie der von der Pfeffermünze. Man erhält von der Krausemünze ein ätherisches Oel durch Destillation des blühenden Krautes. Es ist blaßgelblich, später röthlich und

Digitized by Google

frisch dünnflüssig, im Alter dicker, von 0,975 specifischem Gewicht. In den Officinen ist es gewöhnlich mit Terpentin- oder Citronöl versetzt, was sich durch den Geruch zu erkennen gibt. Die Anwendung tritt vorzüglich da ein, wo die Pfeffermünze zu stark und reizend wirken würde. M. piperita *L.*, Pfeffermünze, englische Münze, in Nordeuropa, besonders England, kultivirt in ganz Europa, Aegypten, Mittelasien, Indien, Nord- und Südamerika und dann auch verwildert, hat gestielte, länglich oder eirund-längliche, spitzige, gefägte, am Grunde rundlich-gekerbte Blätter und zu länglich-walzenförmigen, am Grunde unterbrochenen Aehren zusammengestellte Blüthenquirle. Die Blätter, Pfeffermünzkraut, englisch Münzkraut, haben einen starken, eigenthümlichen, flüchtig balsamischen Geruch und einen angenehm gewürzhaften, anfangs erwärmenden, später auffallend kühlenden Geschmack. Die vorwaltenden Bestandtheile sind ätherisches Oel und Gerbestoff. Sie wirken flüchtig-erregend, blähungstreibend und krampfstillend auf die Unterleibsorgane, als warmer Theeaufguß auch gelind schweißtreibend und die Menstruation befördernd. Aeußerlich dienen sie als erregendes, belebendes, zertheilendes Mittel, vorzüglich in weinigem und spirituösem Aufgusse zu Ueberschlägen. Durch Destillation erhält man das ätherische Oel. Es ist weiß-gelb, gelblich oder grünlich und hat einen stark durchdringenden Geruch und einen brennenden, kampherartigen, beim Einathmen im Munde kühlenden Geschmack. Frisch ist es dünnflüssig, wird aber mit der Zeit dicker und einem fetten Oele ähnlich. Sein specifisches Gewicht ist 0,92. Aus den jungen Zweigen bereitet man einen Liqueur. Die Pfeffermünze verlangt einen gut bebauten und gedüngten, nahrhaften Boden und einen freien Standort. Die Fortpflanzung geschieht am leichtesten durch Wurzelausläufer, die man auf Beete in fußweit entfernte Reihen legt. Bei der Kultur im Großen wird jedes Jahr ein neues Beet angelegt, um jährlich gleichen Ertrag zu erzielen. Oefteres Umpflanzen und Ueberdungen für den Winter sind Haupterfordernisse bei der Kultur der Pfeffermünze. M. Pulegium *L.*, gemeiner Polei, Flohkraut, in Europa, im Kaukasus, in Südamerika, an Gräben u. Sümpfen, auf feuchten, oft überschwemmten Stellen, hat einen sehr ästigen, niedergestreckten Stengel, gestielte, elliptische, stumpfe, schwach gezähnte, parallel geaderte Blätter und entfernte Blüthenquirle. Gebräuchlich ist die ganze blühende Pflanze als Herzpoleikraut, Gartenpoleikraut. Sie hat einen sehr starken, balsamischen Geruch und einen beißend gewürzhaften, etwas herb-bitterlichen, zuletzt kühlenden Geschmack. Die Wirkung und Anwendung ist dieselbe, wie bei der Pfeffer- und Krausemünze. Auch gebrauchte man den Polei besonders häufig bei Brustbeschwerden, Heiserkeit, Brustkatarrhen u. Asthma. M. rotundifolia *L.*, rundblätterige Münze, einzeln in Europa, Sibirien und Nordamerika, in den letzten Ländern aber nur aus den Gärten entflohen, ist in Südeuropa, besonders in Spanien, Südfrankreich und Italien officinell. Das Kraut ist gewürzhaft und riecht und schmeckt angenehm. M. sylvestris *L.*, Waldmünze, wilde Roßmünze, in Europa, Nordasien, auf feuchten Stellen, an Gräben und Flußufern, hat fast sitzende, eirund-lanzettliche, oder längliche, oberseits weichhaarige oder filzige, unterseits weißfilzige Blätter, die man früher sammelte, und linealwalzliche oder am Grunde unterbrochene Blüthenähren. In England benutzt man die kurzen Zweige als Zuthat zum Salat und zum Würzen der Erbsen und anderer Gemüse. M. viridis *L.*, grüne Münze, im wärmeren Europa, aber auch auf Madera, dem Kap und in Süd- und Nordamerika, war früher wie die Pfeffermünze gebräuchlich u. hat einen angenehmen und starken Geruch.

Mentigo (lat.), s. v. a. Mentagra.

Mentone, Stadt im sardinischen Fürstenthum Monaco, am mittelländischen Meere, mit Fabriken von Fadennudeln, Strohhüten, Essenzen, Handel mit Oel und Früchten und 4500 Einw.; Geburtsort des heiligen Bernhard.

Mentor, Sohn des Alcimus, aus Ithaca, der vertraute Freund des Odysseus, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute, und der Lehrer des Telemach, den er zur Weisheit und Tugend anleitete. Daher bezeichnet man mit seinem Namen einen Lehrer und Führer von Jünglingen.

Mentzer, s. v. a. Johann Fischart.

Menu, in der indischen Mythologie der Stammvater des Menschengeschlechts, Sohn des Brahma und Vater der Rischi's, der Stammväter aller höheren Wesen und der 4 Kasten der Hindu's. M. (Manu) heißt auch der Gründer des Reiches Ayodhya, dem als ersten König und Gesetzgeber das indische, in Versen abgefaßte Gesetzbuch „Manava Dharma Sastra" beigelegt wird (vgl. Sanskrit). Mit der Mehrzahl, Menus, bezeichnet man gewisse Abschnitte in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts.

Menuet (Minuet), ursprünglich ein französischer, aus Poitou stammender, graziöser Nationaltanz, der sich nur in gravitätischem Tempo bewegt und daher vornehmlich eine schöne gerade Haltung des Körpers, zierliche Bewegung der Füße und Arme erfordert. Er war der Lieblingstanz im Zeitalter Ludwigs XIV. und kam erst durch die Revolution außer Gebrauch. Die Musik bewegt sich dabei in einem mäßig geschwinden Dreivierteltakt und hat 2 Reprisen, von denen jede 8 Takte enthält und in dem 4. Takte immer einen sehr merklichen Absatz macht. Alle drei Viertel in einem Takte haben gleichen Zeitwerth. Um dem ganzen Tanze und der Musik mehr Mannichfaltigkeit zu geben, hat man mit der Hauptmelodie noch eine zweite Melodie, ein Trio oder Menuetto secundo, von der nämlichen rhythmischen Einrichtung verbunden, die mit jener wechselsweise vorgetragen wird. Eine ganz eigene Gattung auch in musikalischer Hinsicht bildet die sogenannte Krebsmenuet (Menuetto cancherizante), welche vor- und rückwärts gespielt werden kann. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man in Deutschland an, die M. in Sinfonien und Sonaten mit dem Trio eine besondere Abtheilung ausmachen zu lassen.

Digitized by Google

Vorzüglich waren es Haydn und Mozart, die diese Sitte in Aufnahme brachten. Gegenwärtig hat sie das Scherzo (s. d.) verdrängt.

Menus plaisirs (franz.), des Königs Privatkasse, Taschengeld.

Menyanthes (Zottenblume, Bitterklee), Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, charakterisirt durch dem 5theiligen Kelch, die trichterförmige Blume, 5 im Grunde der Blume befestigte, getrennte Staubgefäße und die 1fächerige, 2klappige, vielsamige Kapsel, mit der einzigen Art: M. trifoliata L., dreiblätterige Zottenblume, Biberklee, Wiesenmangold, ausdauernd in Europa, Nordasien, Nordamerika, auf sumpfigen Torfwiesen. Die geruchlosen, grundständigen, lang gestielten, tiefschnittigen Blätter haben einen starken u. anhaltenden Geschmack u. enthalten vorzüglich bitteren Extraktivstoff, weshalb sie als bitteres, tonisches Mittel gegen Wechselfieber, Stockungen im Unterleibe aus Schwäche und dergleichen Leiden in Anwendung sind. Man benutzt sowohl die getrockneten Blätter in Aufguß und Abkochung, als auch den frisch ausgepreßten Saft. Die Blätter müssen vor ihrer vollständigen Entwickelung, also im April und Anfang Mai, gesammelt werden.

Menzel, 1) Friedrich Wilhelm, geheimer Sekretär und Kanzlist in dem königlich sächsischen Kabinet, 1726 zu Dresden geboren, trug durch Verrath viel zu dem beschleunigten Ausbruch des siebenjährigen Kriegs bei, indem er sich von dem preußischen Gesandten bestechen ließ, eine Abschrift der geheimen Korrespondenz zu liefern, welche zwischen Sachsen, Oesterreich und Rußland über den Krieg gegen Preußen geführt worden war. Sobald Friedrich im Besitz jener Abschriften war, eröffnete er den Krieg. Inzwischen war man dem Verbrechen auf die Spur gekommen. Als M. die Nachricht davon erhielt, ergriff er die Flucht, wurde in Prag auf Requisition des sächsischen Kabinets festgenommen und in Ketten nach Brünn und nach dem hubertsburger Friedensschluß nach dem Königstein gebracht, wo er 33 Jahre in sehr strenger Haft lebte. Er † im Mai 1796.

2) Karl Adolf, Geschichtschreiber, am 7. Dec. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien geboren, ging, nachdem er zu Breslau seine Vorbildung erhalten hatte, nach Halle, um Theologie zu studiren, gab diese aber bald auf und wandte sich der Philosophie, Philologie und namentlich der Geschichte zu. Er wurde 1809 zum außerordentlichen Professor, auch 1814 zum Prorektor und zweiten Professor am Elisabethanum zu Breslau, sowie zum Bibliothekar der rhedigerschen Bibliothek ernannt und 1824 zum Konsistorial- und Schulrath erhoben. Im Jahr 1855 zog er sich von seiner Stelle als Chef des höhern Schulwesens zurück und erlag am 19. Aug. 1855 einem Choleraanfall. Von seinen Schriften aus früherer Zeit nennen wir: „Topographische Chronik von Breslau" (2 Bde., Breslau 1805—7); „Geschichte Schlesiens" (3 Bde., Bresl. 1807—10); „Die Geschichte der Deutschen" (8 Bde., Bresl. 1815—23); „Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs II." (2 Bde., Berl. 1824—25), als Fortsetzung zu Beckers „Weltgeschichte". Sein Hauptwerk ist die „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte" (Bd. 1—14, Bresl. 1826—48; die 2. Auflage war 1857 bis zum 6. Bd. gediehen), ein Werk, das tiefer, als bisher geschehen, in das Innere der kirchlich-politischen Zustände des deutschen Volkslebens eindringt. M. gehört entschieden zu den besten deutschen Geschichtschreibern der neuern Zeit. Seine Werke, die auf Quellenstudium gegründet sind, zeichnen sich durch eine gewandte Darstellung aus. Dabei läßt sich aber nicht verkennen, daß er in seinem konservativen Eifer den Neuerungen auf dem religiösen und politischen Gebiet oft Unrecht thut.

3) Wolfgang, deutscher Kritiker u. Schriftsteller, geb. am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, ging 1814 aufs Elisabethanum nach Breslau, trat aber 1815 als Freiwilliger in die Armee ein und machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Nach Beendigung desselben folgte er als ein begeisterter Turner Jahn nach Berlin, ging 1818 nach Jena, um Philosophie u. Geschichte zu studiren, u. von da nach Bonn. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er in Aarau als erster Lehrer an der Stadtschule angestellt, gab aber nach 2 Jahren diese Stelle auf und lebte zuerst in Aarau als Privatmann und dann in Heidelberg, bis er in Stuttgart seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Seit 1830 wurde er wiederholt in die württembergische Ständeversammlung gewählt und stand mit Uhland, Schott und Pfizer auf der Seite der Opposition, mit der er auch, da sie all ihre Bemühungen vereitelt sah, austrat, um seine Thätigkeit ganz der Literatur zuzuwenden. M. machte sich auf dem literarischen Gebiete zuerst durch seine „Streckerse" (Heidelberg 1823) bekannt, welche sich durch Poesie, Witz und Originalität der Gedanken auszeichnen. In den „Europäischen Blättern" (Zürich 1824—25), die er mit Troxler, List, K. A. Follen und Mönnich herausgab, kämpfte er gegen hohle Formen in der Poesie, erlaubte sich dabei aber auch die heftigsten Angriffe auf Göthe und dessen Verehrer. Für das größere Publikum und für Schulen schrieb er seine „Geschichte der Deutschen" (2 Bde., Zürich 1824—25; 4. Aufl. 1843). In dem Streit zwischen Voß und Creuzer verfaßte er die Brochüre: „Voß und die Symbolik" (Stuttg. 1825). Viele eigenthümliche Ansichten stellte er in seiner „Deutschen Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1828; 2. Aufl., 4 Bde., 1836) auf, zog sich aber durch den polemischen Theil derselben viele Angriffe zu, gegen die er sich hauptsächlich in dem „Literaturblatt" vertheidigte, dessen Redaktion er seit 1825 führte. Der Ausbruch der Julirevolution machte ihn zum entschiedenen Gegner der Franzosen und der sich zu ihnen hinneigenden deutschen Schriftsteller, namentlich Börne's, welcher letztere sich durch seine eben so witzige als beißende Schrift: „Menzel, der Franzosenfresser" (Par. 1837) rächte. Als Dichter ist M. in den meisterhaften Märchen „Rübezahl" (Stuttg. 1829) und „Narcissus" (Stuttg. 1830) aufgetreten. Ferner sind zu nennen seine „Reise nach Oesterreich" (Stuttg. 1831), sein „Taschenbuch der neuesten Geschichte" (5 Bde., Stuttg. 1829—35; Neue Folge, Stuttg. und Augsb. 1837 ff.), „Die Reise nach Italien im Frühjahre 1835" (Stuttg. 1835), der „Geist der

Digitized by Google

Geschichte" (Stuttg. 1835), „Europa im Jahr 1840" (Stuttg. 1839), „Mythologische Forschungen u. Sammlungen" (Bdchn. 1, Stuttg. 1842), der Roman „Furore" (Leipz. 1851, 2 Bde.), „Die Gesänge der Völker" (1850).

4) **Adolf**, genialer und origineller Künstler der Gegenwart, am 8. December 1815 in Breslau geboren, von wo sein Vater, der Vorsteher einer Töchterschule war, später nach Berlin übersiedelte, um dort eine lithographische Anstalt zu gründen, war für die Wissenschaften bestimmt, fühlte sich aber mehr zur Kunst hingezogen und trat plötzlich (1833) mit einer Reihe von lithographischen Blättern unter dem Titel „Künstlers Erdenwallen" hervor, deren tüchtige Komposition ihm Ansehen bei den Kunstgenossen erwarb. Im Jahre 1836 erschien von ihm lithographirt ein Cyklus von 12 Blättern aus der brandenburgischen Geschichte, wozu Dr. Friedländer den erläuternden Text lieferte. Im folgenden Jahre lieferte er ein Genrebild in Oel, welches eine Rechtsgelehrtenkonsultation vorstellte und Anerkennung fand. Diesem folgten bald mehre Genrestücke, unter denen der Gerichtstag, ein Spaziertritt Friedrichs des Großen, die Störung hervorzuheben sind. Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" schmückte er mit geistreichen Illustrationen. Friedrich der Große und dessen Zeit blieb nun der Hauptstoff für die künstlerische Thätigkeit M.s. Außer seiner Theilnahme an der illustrativen Ausstattung der Werke dieses Königs, welche mit 200 Darstellungen 1849 erschienen, den Kompositionen zu dem Prachtwerke: „Friedrichs des Großen Armee in ihrer Uniformirung", den Zeichnungen zu den „Soldaten Friedrichs des Großen", die mit Text von Lange und in Holzschnitt von Ed. Kretschmar zu derselben Zeit herauskamen, und den „Kriegshelden Friedrichs des Großen", die als Brustbilder im Holzschnitt von Kretschmar ausgegeben werden sollen, wandte sich M. auch der Darstellung jener Zeit in Form von größern historischen Oelgemälden zu. Zuerst trat er auf der Ausstellung von 1850 mit dem Bilde: Friedrich der Große mit seinen Freunden an der Tafel zu Sanssouci hervor. Ein anderes: das Konzert in Sanssouci, erschien auf der Ausstellung von 1852; dann entwarf M. in wandgroßer Dimension den Ueberfall bei Hochkirch, sowie Friedrich der Große auf der Reise. Noch sind der eigenthümlichen Technik wegen M.s „Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen" (Berlin 1851) zu erwähnen. Die Akademie wählte ihn 1853 zu ihrem Mitgliede.

Menzelinsk, Kreisstadt im russischen Gouvernement Orenburg, am Menzeli und Ik, am Anfange der gegen die Tataren gezogenen Linie (Erdwall und Graben), die bis Bielogorod reicht, mit 3000 Einwohnern.

Menziesia, Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, meist amerikanische Sträucher, von denen als Zierpflanzen in europäischen Gärten zu finden sind: M. coerulea Sm., Erica coerulea *Willd.*, aus Nordeuropa, Nordasien, Nordamerika, mit 6—8endständigen, überhängenden, kleinen, bläulichen, am Grunde hellrothen Blüthen; M. ferruginea Sm., aus Nordamerika, mit rostfarbigen, krugförmigen Blumen; M. polifolia Juss., irländische Heide, aus Irland, mit eiförmigen, purpurrothen, hängenden Blumen in einfachen Endtrauben.

Menzikow, 1) **Alexander Danielowitsch**, Fürst von, russischer Staatsminister und Feldmarschall, nach der gewöhnlichen Annahme der Sohn eines Bauern oder Bäckers in Moskau, wo er den 17. (28.) Novbr. 1672 geboren wurde, zog als Bäckerlehrling durch sein aufgewecktes Wesen die Aufmerksamkeit des Generals Lefort auf sich, der ihn dem Czar Peter dem Großen vorstellte. M. gewann bald die Liebe seines Gönners in so hohem Grade, daß er als Dienstschik des Czars immer um dessen Person seyn, ja selbst bei ihm schlafen mußte. Die Entdeckung einer Verschwörung, an deren Spitze Fürst Amilka stand und bei welcher M. als Werkzeug dienen sollte, bahnte ihm den Weg zu seiner glänzenden Laufbahn. Der Anstifter des Komplots erlitt den Tod, und M. erhielt dessen Tochter zur Gemahlin. Als Sergeant im Garderegiment Preobraschensk machte er 1696 den Feldzug gegen Asow mit und begleitete den Czar auf seiner Reise nach Holland und England. Durch Lefort in den Kriegswissenschaften und der Diplomatie unterrichtet, trat er nach dessen Tode (1699) an seine Stelle bei dem Czar und leitete die Erziehung von dessen Sohne Alexis. Er zeichnete sich mehrfach, namentlich aber 1702 vor Schlüsselburg aus, zu dessen Kommandanten er nach der Eroberung ernannt wurde. In demselben Jahre war es, wo M. bei der Einnahme von Martenburg in den Besitz jenes Mädchens kam, welches später als Kaiserin Katharina den Urheber ihres Glückes nie vergaß. Seit dieser Zeit vermehrte sich M.s Einfluß und Macht bei Hofe zusehends. Er ward zum Feldmarschall und Fürsten ernannt, von Wien aus zum Reichsfürsten erhoben, erhielt von einer Menge Fürsten Orden zugesandt und empfing endlich von Peter den Titel eines Herzogs von Ingermanland. Er war es, der am 30. Okt. 1706 die Schweden bei Kalisch schlug und nach der Schlacht bei Pultawa 1709 den größten Theil der schwedischen Armee unter Löwenhaupt zur Kapitulation zwang. Im J. 1710 nahm er Riga, rückte dann in Pommern u. Holstein ein und eroberte 1713 Stettin, das er jedoch gegen den Willen des Czaren an Preußen überließ. Dies und M.s Eigennutz und Habsucht, die ihn mehrfach zu Veruntreuungen führten, brachten Peter den Großen so gegen ihn auf, daß er ihn vor ein Kriegsgericht stellte, welches M. zum Tode verurtheilte. Der Kaiser begnadigte ihn zwar, ließ ihn in allen seinen Würden und sogar im Amte eines Generalgouverneurs von St. Petersburg; doch mußte er eine bedeutende Geldbuße zahlen und erlangte unter Peter dem Großen seinen vorigen Einfluß nie wieder. Im J. 1719 wurde er zum Admiral und Befehlshaber der Truppen in der Ukraine ernannt. Als nach Peters Tode Katharina durch M.s Mitwirkung den Thron bestieg, erreichte seine Macht den höchsten Gipfel. Bei ihrem Ableben bestimmte diese Fürstin 1727 M. zum Reichsverweser und Vormund ihres Nachfolgers, Peter II. Auf diese Weise fast unumschränkter Beherrscher des Reichs, sann M. auf Mittel, diese Macht auch

Digitized by Google

für die Zukunft zu befestigen. Der junge Kaiser ward von ihm in strengem Gewahrsam gehalten und sollte später eine Tochter seines Vormunds heirathen. Allein diese ehrgeizigen Pläne erregten den Neid von M.s Feinden, und da Peter überdies des Zwanges überdrüssig war, in dem er sich befand, ward M. plötzlich wegen Unterschlagung angeklagt und nebst seiner Familie nach Sibirien transportirt, während sein unermeßliches Vermögen der Krone verfiel. Er ertrug anfangs sein Unglück mit Gleichmuth, versank aber nach dem Tode seiner Gattin und seiner ältesten Tochter in tiefe Schwermuth und † den 22. Oktober (2. November) 1729. Seine beiden noch übrigen Kinder wurden von der Kaiserin Anna aus der Verbannung zurückgerufen. Die Tochter, Alexandra, heirathete den General Grafen Gustav Biron und † den 13. (24.) Oktober 1736 zu Petersburg. Der Sohn, Fürst Alexander Alexandrowitsch, geboren 1713, wurde Gardeoffizier, zeichnete sich in den türkischen u. schwedischen Kriegen aus u. † als General en chef den 27. Nov. (8. Decbr.) 1764.

2) Alexander Sergejewitsch, Fürst, russischer Admiral, Seeminister und Generaladjutant des Kaisers Nikolaus, Enkel des Fürsten Alexander Alexandrowitsch, 1789 geboren, trat 1805 in Dienst und war eine Zeit lang Attaché bei der Gesandtschaft in Wien. Als Flügeladjutant des Kaisers Alexander machte er die Feldzüge von 1812—15 mit, stieg bis zum General, nahm aber 1823 mit Kapodistrias, Stroganew u. A. seine Entlassung, weil die von ihnen gewünschte Intervention zu Gunsten Griechenlands nicht Statt fand. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus ward M. mit einer außerordentlichen Mission nach Persien geschickt, fand jedoch den Schah auf das Gerücht von einer in Rußland ausgebrochenen Revolution zum Kriege entschlossen und nahm auf seiner Rückkehr an den ersten Ereignissen desselben Theil. Im türkischen Feldzuge von 1828 erhielt er das Kommando der Expedition nach Anapa, welche Festung sich ihm nach kurzer Belagerung ergab. Dann mit der Belagerung von Varna beauftragt, wurde er bei einem Ausfall der Garnison schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung trat er als Viceadmiral u. Chef des Marinegeneralstabes an die Spitze des russischen Seewesens, welches ihm hauptsächlich sein Aufblühen und seinen gegenwärtigen Flor verdankt. Seit 1831 auch Generalgouverneur von Finnland, wurde M. 1834 zum Admiral befördert und übernahm 1836 nach dem Rücktritt des Admirals Moller die unmittelbare Leitung des Marineministeriums. Im März 1853 erschien er mit glänzender Suite als außerordentlicher Botschafter in Konstantinopel, um die wegen der heiligen Stätten entstandenen Differenzen zu schlichten und zugleich die Pforte zur Anerkennung des russischen Protektorats über die griechisch-katholische Bevölkerung zu zwingen. Da jedoch der Sultan letzteres entschieden ablehnte, brach M. die Unterhandlungen ab und schiffte sich am 21. Mai wieder nach Odessa ein. Er leitete nun die Thätigkeit der Flotte des schwarzen Meeres und übernahm den Befehl über die Streitkräfte zu Land, lieferte den Alliirten im Sept. 1854 die Schlacht an der Alma, sowie die unglückliche Schlacht bei Inkerman u. leitete die Vertheidigung von Sebastopol, erkrankte aber im Febr. so ernstlich, daß er um seine Enthebung vom Kommando nachsuchen mußte. Nachdem er sich im Sommer 1855 wieder erholt hatte, ward er im Dec. zum Gouverneur von Kronstadt ernannt, im April 1856 aber von diesem Posten wieder abberufen.

Mephistopheles, eine Benennung des Teufels in der Faustsage, die namentlich durch Göthe's „Faust" in Umlauf gekommen ist; s. Faust.

Meyphitis, römische Göttin, welche gegen böse und schädliche Ausdünstungen schützte, wurde zu Amsactus im Hirpinerlande verehrt, wo sich eine Höhle mit schlimmen Ausdünstungen befand. Eigentlich bedeutet M. den aus Schwefelquellen aufsteigenden Gestank, und mephitisch nennt man eine lange eingeschlossene, nicht erneuerte u. bewegte, dem Lichteinfluß entzogene Luft, wie sie sich in verschütteten Brunnen oder Schachten findet, und welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödtlich zu wirken.

Meppel, Stadt in der niederländischen Provinz Drenthe, Bezirk Assen, rechts an der Havelter-Aa, mit Leinwand-, Wollzeuch-, Kanevasfabriken und 6000 Einw.

Meppen (Aremberg-M.), mediatisirtes Herzogthum im Königreich Hannover, Landdrostei Osnabrück, jetzt Standesherrschaft des Herzogs von Aremberg, grenzt an Bentheim, die Niederlande, Ostfriesland, Oldenburg, Osnabrück und Lingen und umfaßt einen Flächenraum von 33,13 □M. mit 48,000 Einw. Das Ländchen ist eben, aber moraſtig und heidig, mit nur einzelnen fruchtbaren und bewohnten Gegenden. Bedeutende Gewässer sind die hier schon schiffbare Ems, die Hase, die Nord- u. Südraite. Reich ist das Land an Sümpfen; dahin gehören der Kuhlen- oder Ochsenbruch und das Twist- und Bourtangermoor. Getreide wird für den Bedarf nicht ausreichend gebaut; außerdem hauptsächlich noch Flachs. Von den Erzeugnissen des Thierreichs verdienen Rinder und Schafe und besonders Bienen genannt zu werden. Das Mineralreich bietet Torf in Menge. Besondere Gegenstände des Handels sind außer Torf Vieh, Wolle, Strümpfe. Die Verwaltung des Herzogthums besorgen die 4 Aemter zu M., Haselhünne, Aschendorf und Sörgel (Hümmling), von denen das erstere zugleich Kriminalamt für das ganze Ländchen ist. S. Aremberg. Die gleichnamige Hauptstadt, am Zusammenflusse der Ems und der Hase, ist der Sitz des königlichen Hoheitskommissariats, eines Steuerkreises, der Hauptsteuerreceptur und eines katholischen Propstes und hat eine Post und Wasserbauinspektion. Die hervorragendsten Gebäude der Stadt sind die Gymnasial- oder Klosterkirche, die Stadtkirche und das Rathhaus am Markte. An Bildungsanstalten besitzt M. ein Gymnasium, eine Knaben-, eine Mädchen- u. eine Kleinkinderschule. Zwei Spitäler nehmen arme schwache Frauen auf. Die ehemaligen Festungswerke sind abgetragen. Nahrungsquellen der 3000 Einw. sind Tabaks-, Cigarren- und Cichorienfabriken, Leinwandweberei und Leinwandbleicherei, große Seifensiedereien, Weißgerberei, Kalkbrennerei, Steindruckerei, Buchdruckerei und

Digitized by Google

Korduanfabrikation, vorzüglich aber Ackerbau u. Viehzucht. M. treibt ziemlichen Handel, hauptsächlich mit Eichorien, Wachs und Honig; auch hat der Ort stark besuchte Märkte. Die Schifffahrt auf der Ems hat durch die Anlegung des Emskanals einigen Aufschwung genommen. M. wird schon 789 und 802 erwähnt. Im J. 1360 erhielt der Ort städtische Rechte. Durch den Bischof Franz von Osnabrück wurde im 16. Jahrhundert die Reformation in M. eingeführt, jedoch nicht auf die Dauer. Im 30jährigen Kriege galt M. für eine starke Festung und hatte große Drangsale zu erdulden. Auch im 7jährigen Kriege litt die Stadt sehr, und 1762 wurden die Festungswerke geschleift. Seit 1795 wurde M. wegen der Sperrung der Weser und der Elbe und der Blokade Hollands eine Hauptniederlage der englischen Waaren und erlangte damals bedeutenden Wohlstand.

Mequinenza, Stadt im spanischen Königreich Aragonien, Provinz Saragossa, südwestlich von Lerida, am Einfluß des Segre in den Ebro, mit einer Citadelle und 2000 Einw.

Mequinez (Mequines), Stadt in der marokkanischen Provinz Fez, nordöstlich von Marokko, in einem schönen Thal, hat einen großen kaiserlichen Palast und 70,000 Einw.

Mer, Stadt im französischen Departement Loir-Cher, mit 4500 Einwohnern, die Gerberei, Wachszieherei, Chokoladenfabrikation, Branntweins-, Essig- und Weinhandel betreiben.

Meran (Merannm, italienisch Merano), Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft in der österreichischen Grafschaft Tyrol, Kreis Brixen, 1187 pariser Fuß über der Meeresfläche, 1/4 Stunde oberhalb der Einmündung der Passer in die Etsch, hart am Fuße des Küchelberges, in einer paradiesischen Umgebung, in welcher sich die Lieblichkeit und Ueppigkeit des Südens mit der Großartigkeit und Erhabenheit der Gebirge des Nordens verschwistert, hat wegen ihres milden und beständigen Klima's neuerlich als Sommeraufenthalt für Personen, welche an Nervenschwäche u. Brustkrankheiten leiden, bedeutenden Ruf erlangt. Die Stadt besteht aus 2 Hauptgassen, die sich in der Form eines lateinischen Kreuzes durchschneiden. Die größte, die sogenannte Laubengasse, ist zu beiden Seiten der Häuser mit Arkaden versehen, die der Stadt ein italienisches Ansehen verleihen. Vier Thore führen in die Umgegend. Die alten starken Ringmauern haben freundlichen Gartenanlagen Platz gemacht. Vor den Ueberschwemmungen des Passerstromes ist die Stadt durch eine gewaltige Mauer geschützt. Unter den Gebäuden M.s steht die gothische Pfarrkirche oben an, deren Thurm, auf einem einfachen Bogen, durch welchen der Weg führt, ruhend, ein Meisterstück der Baukunst ist. An die Pfarrkirche schließen sich die rundförmige Barbarakapelle über der Todtengruft u. die 1483 erbaute Spitalkirche würdig an. Das angrenzende Armen- und Krankenhaus ist vortrefflich eingerichtet. Am entgegengesetzten Ende der Stadt, beim Bintschgauerthore, steht das Kloster der Kapuziner mit Kirche. Das einst reiche Kloster der Klarisserinnen, 1310 gestiftet, hob Joseph II. 1782 auf. Das Gymnasialgebäude am Ulnerthore ist eines der zweckmäßigsten und schönsten im ganzen Lande. Dem Posthause gegenüber am Sande befindet sich das Haus der englischen Fräulein mit einem angesehenen Erziehungsinstitute. Für den Unterricht der Jugend bestehen außerdem verschiedene Anstalten. Behörden sind das k.k. Land- u. Kriminaluntersuchungsgericht, der ökonomische Stadtmagistrat, die Verwaltung der Stadt- und Stiftungsgefälle und andere untergeordnete Behörden. Im Besitze von Privatpersonen finden sich schätzbare und beträchtliche Sammlungen von Gemälden und ausländischen Pflanzen; auch ist seit neuerer Zeit hier eine Milch-, Molken- und Traubenkuranstalt eingerichtet. Außerdem sind Garten-, Obst- und Weinbau (der rothe oder Küchelberger Landwein u. der sogenannte Hochschütter) hauptsächliche Nahrungszweige der 3000 Einwohner. Die Stadt M. erscheint zuerst in einer Urkunde von 857 und verdankt ihr Emporkommen dem Raiserhergsturze, welcher die aus der römischen Mansion aufgeblühte Stadt Maja im Anfange des 9. Jahrhunderts bedeckte. Sie wurde der Sitz der Gaugrafen, welche die deutschen Könige ins Gebirge setzten, aus denen bald erbliche Herren erwuchsen. Als solche erscheinen die Grafen von Andechs im 12. Jahrhundert, deren Besitzungen durch Kaiser Friedrich I. 1180 zum deutschen Herzogthum M. erhoben wurden. Als mit Otto II. 1248 der andechsische Stamm erlosch, erbte Albert, Graf von Tyrol, des Erstern Schwiegersohn, die andechsischen Besitzungen an der Etsch u. vereinigte dieselben mit seinem Hausgut um M. und im Bintschgau. Die Anwesenheit der Landesfürsten auf den Burgen Tyrol und Zenoberg beförderte das Aufblühen der Stadt M. zu Macht u. Reichthum ungemein. Sie bildete die Vorhut des Schlosses Tyrol, den festen Kern der ringsum liegenden zahlreichen Burgen und Edelsitze, und wurde deshalb von den Fürsten gehegt und gepflegt. Unter der Regierung der Margaretha Maultausch, Heinrichs einziger Tochter, erhielt M. mehrmals große Berühmtheit. Auf dem 1341 daselbst gehaltenen Landtage wurde auf des deutschen Kaisers Ludwig Betrieb Margaretha's Gemahl, Johann von Mähren, als ehemählig von den Landesherren verworfen und Ludwig der Brandenburger als zukünftiger Gatte der Fürstin gewählt. Die deshalb entbrannte Rache der Luxemburger verwandelte die Stadt 1347 nach vergeblicher Belagerung des Schlosses Tyrol in einen Aschenhaufen. Im Jahre 1419 brach der See im Thale Passeir aus und drängte eine solche Wassermasse in die Etsch, daß ein Theil M.s sammt dem Spitale zerstört wurde. Auch 1503 und 1512 fügten fürchterliche Ueberschwemmungen der Passer der Stadt großen Schaden zu.

Mercadal, Stadt auf der spanischen Insel Minorca, nordwestl. von Mahon, mit 4000 Einw.

Mercadante, Saverio, italienischer Komponist, 1798 zu Neapel geboren, studirte die Musik im dasigen Real-Collegio di Musica di S. Sebastiano, widmete sich zuerst der Violine, wandte sich dann aber der Vokalkomposition zu und vollendete 1818 eine große Kantate fürs Theater Fondo in Neapel. Bald darauf verließ er das Konservatorium, erhielt eine Anstellung am großen Theater S. Carlo in Neapel und begann

Digitized by Google

nun seine Laufbahn als Opernkomponist. Für die meisten der italienischen Bühnen schrieb er Opern und ging 1824 auch nach Wien, wo er mehre Opern setzte, die aber wenig Beifall fanden. Im Jahre 1826 wurde er vom Impressario des italienischen Theaters in Madrid auf 7 Monate mit der Bedingung engagirt, zwei neue Opern für Madrid zu komponiren. Im Jahre 1829 finden wir ihn in Cadix und 1830 als Musikdirektor beim Hoftheater zu Madrid. Dann wandte er sich wieder nach seinem Vaterlande, komponirte viel und erhielt 1833 unter vielen Konkurrenten die sehr einträgliche Stelle als Kapellmeister am Dom zu Novara. Im Jahre 1843 wurde er vom König von Neapel zum Direktor der königlichen Theater ernannt. M. gehört zu den bessern Tonsetzern Italiens. Als die beste seiner Opern bezeichnet man „Elisa e Claudio".

Mercator, Gerhard, berühmter Mathematiker und Geograph, geboren den 5. März 1512 zu Ruremont in Flandern, studirte in Löwen und wurde dann beim Herzog von Jülich Kosmograph. Ganz besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Verbesserung der Seekarten, weshalb auch die Manier, in welcher er sie fertigte, Mercators Projektion genannt wurde. Er stach auch einen von ihm selbst entworfenen großen Atlas in Kupfer und verfertigte mehre Globen, unter denen sich namentlich einer für Karl V. durch sorgfältige schöne Arbeit auszeichnete. Er † zu Duisburg den 2. Dec. 1594. Sein „Atlas minor", der 1628 von Hondeus herausgegeben wurde, erschien auch deutsch mit illuminirten Karten (1633, 2 Bde.).

Mercenarii (lat.), Söldner, Miethlinge.

Mercia (Merce), das Land der Mercier, eines Stammes der Angeln, das von diesen bei der Eroberung Britanniens zuletzt, vielleicht erst zu Ende des 6. Jahrhunderts, von Creoda, einem Sprößling Wodans, gestiftete angelsächsische Königreich, reichte vom Meere auf beiden Seiten des Flusses Trent bis an die Gebirge von Wales. Der Name M. wird noch neuerlich öfters als Bezeichnung einer Landschaft gebraucht. Ein König von M., Penda, war ein gefürchteter Kriegsheld. Im J. 823 waren die Mercier zu solcher Uebermacht gelangt, daß die Ostangeln, die in häufigen Kriegen mit ihnen begriffen waren, Hülfe bei Egbert, dem Könige der Westsachsen, suchten. Der Sieg bei Ellendoune, den dieser erfocht, und die darauf folgende Unterwerfung Wiglafs, des Königs von M. (825), war der erste Schritt zur Vereinigung der angelsächsischen Königreiche unter Egberts Scepter. Vgl. England (Geschichte).

Mercier, Louis Sebastien, geistreicher franz. Schriftsteller, geb. zu Paris am 6. Juni 1740, bekleidete anfangs eine Professur der Rhetorik am Collége zu Bordeaux. Seinen eigenen ersten Theaterstücken gegenüber, die sehr geringen Erfolg hatten, erklärte er in seinem „Essai sur l'art dramatique" die Dichtungen Corneille's und Racine's für Kinderwerk und begab sich, als er darüber in Konflikte mit den Schauspielern gerieth, nach Rheims, wo er advocirte. Der Beifall, den sein „L'an 2440" (1770) fand, worin er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlaf erwachen u. einen Vergleich mit dem ehemaligen Paris stellen läßt, ermuthigte ihn zu einem zweiten Versuch in seinem „Tableau de Paris" (Amst. bis 1788, 12 Bde.), in welchem er das damalige pariser Leben mit großer Wahrheit schilderte. Als er einen Verhaftsbefehl des Parlaments fürchtete, begab er sich nach der Schweiz und später nach Deutschland. Nach Frankreich zurückgekehrt, gab er mit Carra die „Annales patriotiques" heraus. Aber bald zerfiel er mit den Jakobinern und bekämpfte sie mit vielem Muth. Von dem Departement der Seine und Oise in den Konvent gesandt, hielt er sich zur gemäßigten Partei. Bei der Verurtheilung Ludwigs XVI. stimmte er gegen den Tod. Er wurde zwar eingekerkert, entging aber der Hinrichtung und wurde 1795 in den Rath der Fünfhundert gewählt, wo er zur girondistischen Partei gehörte. Nachdem er eine Zeit lang Lotterieeinnehmer gewesen, wurde er Professor der Geschichte an der Centralschule, Mitglied des Nationalinstituts. Er † den 25. April 1814. Außer den erwähnten Werken schrieb er noch: „L'homme sauvage" (Neufch. 1784, Amsterd. 1797); „Songes et visions philosophiques" (Par. 1768, neue Aufl., bei. 2 Bde.); „Eloges et discours philosophiques" (Amsterd. 1776). Durch seine „Néologie ou vocabulaire de mots nouveaux à renouveler" (Par. 1801, 2 Bde.) suchte er die Bereicherung seiner sprachlichen Neuerungen darzuthun. Seine Schauspiele erschienen gesammelt als „Théâtre" (Amsterd. 1778—84, 4 Bde.).

Merck, Johann Heinrich, Göthe's Jugendfreund, am 11. April 1741 in Darmstadt geboren, begleitete nach vollendeten Universitätsstudien einen Herrn von Bibra auf Reisen, besuchte in Genf eine Französin und wurde 1767 in sein Vaterstadt als Sekretär der Geheimkanzlei, später als Kriegskassirer und Kriegsrath angestellt. M.s eigene literarische Thätigkeit war von geringem Umfange, darunter Uebersetzungen von Hutchesons „Untersuchungen unserer Begriffe von Schönheit und Tugend", Addisons Trauerspiel „Cato" und Shawe „Reise in der Levante", gleich wichtiger und anregender war seine Theilnahme an Lavaters „Physiognomik", an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", am „Teutschen Merkur" und andern Zeitschriften und Sammelwerken. Seine hauptsächlichste Bedeutung aber liegt in seiner persönlichen Wirksamkeit. In Darmstadt, Gießen, Frankfurt und Umgegend lebte ein eng verbundener Kreis geistig bedeutender Männer, dessen belebenden Mittelpunkt durch vielseitige Bildung, durch seine geistige Beisamkeit und rücksichtslos offene Kritik bildete. Groß war sein Einfluß auf Herders Entwickelung, noch größer auf Göthe, den er eigentlich in die dichterische Produktivität hineinrief. Durch letztern trat M. mit dem ganzen weimarischen Kreise in die engste Verbindung. Bald nach 1770 begleitete er die Landgräfin von Hessen-Darmstadt auf einer längern Reise nach Petersburg; 1790 wurde er in Geschäften seines Landesherrn nach Paris gesendet. Unter seinen Schriften, reichen, aber fast durchaus fragmentarischen Schriften befindet sich auch ein „Lesebuch für die ersten Anfänger". Seine letzten Lebensjahre wa-

ren durch häusliches Mißgeschick und ökonomische Verluste getrübt, so daß er sich am 27. Juni 1791 erschoß. Vgl. Briefe an M. von Göthe, Herder, Wieland u. A., herausgegeben von Wagner, Darmstadt 1835; Briefe an und von M., herausgegeben von Demselben, das. 1838. M.s ausgewählte Schriften wurden herausgegeben von Stahr (Oldenburg 1840).

Mercoeur, Elise, französische Dichterin, geboren 1809 zu Nantes, ward schon als Kind durch ihr poetisches Talent berühmt, erhielt durch Karl X. eine Pension, verlor dieselbe aber durch die Julirevolution und † 1835 im größten Elend. Unter ihren „Poésies" (Nantes 1827, neue Aufl., Paris 1829) finden sich einige rein lyrische Klänge.

Mercuriales (franz.), ehemals die Parlamentsversammlungen in Paris, die am 1. Mittwoch nach Martini u. nach Ostern gehalten wurden, in welchen die Mißbräuche und Ungehörigkeiten bei Verwaltung der Justiz gerügt wurden. Im Munde des Volks noch jetzt s. v. a. Strafpredigten.

Mercurialia (sc. remedia), s. v. a. Merkurialmittel.

Mercurialis (Bingelkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, von deren Arten, meist in Europa, mehre als Arzneipflanzen bekannt sind. M. annua L., Speckmelde, Kystierkraut, Mercuriuskraut, Hundskohl, wächst einjährig als lästiges Unkraut auf Feldern und in Gärten. Das Kraut riecht unangenehm und schmeckt schleimigfade, etwas salzigbitterlich und widrig, wurde früher häufig als gelind purgirendes Mittel angewendet und dient äußerlich als Brelumsklag. um Abscesse und dergleichen zu erweichen. M. indica Lour., Indisches Bingelkraut, in Cochinchina, ist ein Halbstrauch mit lanzettlichen, gezähnten Blättern, dessen in Fleischbrühe gekochten Blätter ebenfalls als Purgirmittel gebraucht werden. M. perennis L., Waldbingelkraut, aus dauernd in Europa, in schattigen Bergwäldern, wirkt noch kräftiger purgirend und Brechen erregend, ist aber betäubend scharfgiftig. M. tomentosa L., filziges Bingelkraut, Halbstrauch in Spanien und Südfrankreich, wurde früher als heilsam gegen Wasserscheu gerühmt.

Mercurii dies (lat.), die Mittwoch.

Mercurii insula, Insel, nordwestlich von Sardinien, jetzt Tavolara.

Mercurius (griech. Hermes), ursprünglich arkadisch-pelasgischer Gott, Sohn des Zeus und der Maja, geboren auf dem arkadischen Gebirge Cyllene, nach anderer Sage auf dem Gebirge Cerveius in Böotien, zeigte sich gleich nach seiner Geburt listig und verschlagen. Dem Neptun entwendete er den furchtbaren Dreizack, dem Mars stahl er das Schwert aus der Scheide, dem Apollo Bogen und Pfeile, dem Vulkan seine Zange, dem Jupiter das Scepter. An demselben Tage, wo er geboren wurde, forderte er den Amor zum Zweikampf im Ringen heraus, bezwang ihn durch List, und als Venus ihn liebkosend auf den Schooß nahm, stahl er ihr ihren Gürtel. Bald darauf gelüstete ihn nach den heiligen Rindern der Götter, welche Apollo in der Landschaft Pierien unter dem Olymp hütete, u. so schlich er in der Dämmerung aus seiner Grotte. Unterwegs fand er die Landschildkröte, kam beim Anblick der gewölbten Schale auf den Gedanken, aus darüber gespannten Saiten Töne hervorzurufen, und ward Erfinder der Lyra. In Pierien angekommen, stahl er dem Apollo 50 Rinder, und damit ihn dieser nicht auf die Spur komme, trieb er sie rücklings vor sich her und band sich selbst Zweige unter die Fußsohlen, um jede Spur im Sande damit wegzukehren. Bei Pylus in der Landschaft Elis verbarg er die Rinder in einer Grotte am Meeresstrande, opferte und schlich sich wieder in die Wohnung seiner Mutter, wo er sich in die Wiege legte, die Windeln um sich her breitete und, die neu erfundene Lyra in der Hand, sich schlafend stellte. Apollo entdeckte durch seine Wahrsagekunst den Dieb, der indeß die Sache leugnete, und brachte ihn vor Zeus, der, entzückt von der Verschlagenheit des Knaben, lachend beiden befahl, die Rinder zu suchen. M. führte nun den Apollo nach jener Grotte bei Pylus; doch überließ ihm Apollo die Rinder gegen Abtretung der Lyra. M. erfand darauf die Syrinx, die er ebenfalls an Apollo gegen den goldenen Friedensstab Caduceus abtrat. Später lehrte ihn Apollo aus Loosen die Kunst der Weissagung; Zeus aber machte ihn zum Götterherold und verlieh ihm die Anmuth. Von nun an greift Hermes in den verschiedensten Zügen in die Götter- und Heroensage ein; am meisten als Bote des Zeus, aber auch als der pfiffige Menschen- und Heldenfreund, der überall kluge Rathschläge gibt. In der Göttergeschichte kämpft er unter dem unsichtbar machenden Helme des Pluto gegen die Giganten, führt die Proserpina aus der Unterwelt zur Demeter zurück, entführt den Ganymedes, flicht in Zeus' Auftrag den Ixion aufs Rad, läßt den Prometheus an den Felsen schmieden, bringt den Epimetheus die von ihm mit den verfänglichsten Gaben ausgestattete Pandora ꝛc. Besonders häufig wird er benutzt zur Rettung und Unterbringung von Götterkindern. Den Perseus rüstete er mit seinen Waffen zur kühnen Fahrt gegen die Medusa aus und schützte ihn auf derselben in Verbindung mit Minerva; den Herculeс geleitete er in die Unterwelt, verkaufte ihn aber auch in die Knechtschaft der Omphale. Am liebsten verkehrt er mit den Nymphen des Waldes und des Feldes. Daphnis von Sicilien u. Abderus, der in Thracien die Pferde des Diomedes weidet, sind seine Söhne. Auch Pan hieß ein Sohn des Hermes, den ihm die schöne Tochter des Dryops gebar. Außerdem werden Priapus und Hermaphroditus als Söhne des Hermes genannt. Auch Hecate, die wie er die Heerde hütete, soll er geliebt, diese aber als Zürnende sich seiner erwehrt haben. Die anfängliche Bedeutung des Gottes war wohl die des fügenden und bindenden Wirkens der Gottheit, welches die Naturreligion in der Form eines physischen Liebesverlangens vorstellte. So wurde das Wesen des M. in den mystischen Kulten aufgefaßt; in dem populären Glauben aber gehört er ganz der Sphäre praktischer Bedeutung und Bewegung an. Die alten Beiwörter, die ihm gegeben werden, rühmen ihn als den Nützlichen, den Spender, den Gütigen, der keinen

Digitized by Google

Schaden stiftet; gewöhnlich werden diese Epitheta mit seiner Schlauheit in Verbindung gebracht. In diesen Bezeichnungen erscheint M. als die thätige, ausführende Gotteskraft im weitesten Sinne des Wortes, die durch alle Gebiete der Welt hindurchgeht, daher seine Alles vermittelnde Wirksamkeit nicht bloß die praktischen Bewegungen des menschlichen Lebens, sondern auch die wechselnden Zustände des Seelenlebens betrifft. Die älteste Stätte seiner Verehrung war das Gebirge Cyllene in dem pelasgischen Arkadien, das für seine Geburtsstätte galt. Die älteste Form der Verehrung des M. ist die in Gestalt bloßer Steinhaufen oder auch unter dem Symbole des Phallus, woraus sodann die ithyphallische Pfeilerbildung des Gottes entstanden ist. Dergleichen Steinhaufen hießen Hermäa. In jedem dieser Haufen war ein Pfeiler aufgerichtet, und indem an diesem Pfeiler der Phallus angebracht und später auch der Kopf des Gottes angesetzt wurde, entstand die Herme, die von den Athenern zu den übrigen Griechen kam. In den Mysterien wird vorzugsweise sein Verkehr mit der Unterwelt ins Auge gefaßt, und allmählig wird er geradezu der Mittler zwischen dieser und der Oberwelt. Sein Beiname Psychopompos (Führer der abgeschiedenen Seelen) deutet auf diese Richtung seines Wesens hin. Wegen seiner Lust an der Heerde und am Hirtenleben heißt er Nomios und Epimelios (Beschützer der Weide ꝛc.). Obwohl ihm zunächst der Widder heilig ist, so erstreckt sich doch seine Sorge auch auf die übrige Thierwelt, sogar auf Thiere des Waldes (Löwen und Eber). Mit den Eigenschaften der Schlauheit und der List, die überall hervortreten, so daß M. als der Gott der Lügen gilt, hängt aufs Engste sein erfinderisches Talent zusammen. Die philosophirenden Mythologen nannten ihn den allgemeinen Hermeneus (Dolmetscher), der die Sprache und damit die Möglichkeit des Gedankenausdruckes gegeben habe. Auch die Palästra und die Gymnasien galten für seine Stiftungen; sie waren ihm heilig und wurden nach ihm benannt. An verschiedenen Orten feierte man ihm zu Ehren Kampfspiele unter dem Namen Hermäa. In seiner Eigenschaft als Bote des Zeus ist aber M. auch der Gott der Wege, der Wanderlust und des Gewinnes, der durch Handel und Wandel erworben wird, endlich auch der Führer und Geleiter auf schwierigen Wegen, daher die Hermessäulen an den Straßen und auf öffentlichen Plätzen immer an den rührigen, emsigen Gott aller Betriebsamkeit erinnerten. Diese Eigenthümlichkeit des Gottes, wodurch er als der Beschützer des Handels erscheint, tritt besonders bei den Römern in dem Mercuriusdienste hervor. Schon 495 v. Chr. war ihm ein Tempel neben dem Circus Maximus erbaut worden. Auch befand sich vor dem capenischen Thore ein freistehender Altar dieses Gottes. Weil Hermes allmählig im Kultus und in der Fabel zu einem immer vielgestaltigeren Wesen geworden war, so unterscheiden die spätern Mythologen zwischen verschiedenen Göttern dieses Namens und geben ihnen auch verschiedene Abkunft. Sie sprechen von einem Hermes Uranius (superus), Chthonius (terreus) u. Catachthonius (inferus), ja Cicero unterscheidet sogar 5 verschiedene Merkure. Daß ein so reicher Mythenkreis vielfach zu künstlerischen Darstellungen benutzt wurde, ist nicht auffallend. Zu den Attributen gehört der Pilus, ein glockenartiger Hut, wofür später der Petasus als schattengebender Reisehut aufkommt. Bei Homer ist die Sohle noch nicht geflügelt; später erscheinen Flügel nicht bloß an den Sohlen, sondern auch am Hute, am Stabe und an den Schultern. Weiter gehört zu den Attributen der Hermesstab, dessen einschläfernde Wirkung schon Homer kennt. Der mit Schlangen umgebene Herolbsstab (caduceus) ist eine Anwendung desselben auf den praktischen Verkehr der weltlichen und geistlichen Vermittelung und Friedensstiftung. Hermesstatuen gab es ungemein viele, und darunter sehr berühmte. Die ältere Kunst stellte ihn bärtig, d. h. als kräftigen Mann dar. Frühzeitig aber machte sich bei M. auch die jugendliche Bildung geltend. Als Bote zeigt ihn besonders schön die Bronzestatue in der neapolitanischen Sammlung der herculanensischen Bronzen, eine der schönsten Hermesfiguren. Nächstdem hat der Agonios (der den Wettkampf Liebende) zu den schönsten Darstellungen Veranlassung gegeben. Wird er als Gott des Handels dargestellt, so fehlt ihm als charakteristisches Attribut selten der Beutel. Der Hermes Logios (der Gott der Redner) ist charakterisirt durch die nachdenkende Stellung und durch den erhobenen rechten Arm.

Mercurius, derjenige Planet, welcher unter allen bis jetzt bekannten der Sonne am nächsten steht, zeigt sich am Himmel als ein kleiner Stern mit weißlichem, blendend hellem, blitzendem Lichte, gegen welches selbst der Glanz des Jupiter bleich und schimmernd erscheint. Als unterer Planet kann er, in Beziehung zur Erde und Sonne, in oberer und unterer Konjunktion, sowie in östlicher u. westlicher Entfernung am Himmel (Elongation), aber nie in Opposition erscheinen. Sein synodischer Umlauf von einer Konjunktion zur entsprechenden andern beträgt 115 Tage 21 Stunden, und er zeigt dabei einen ähnlichen Lichtwechsel (Phasen) wie der Mond. Er entfernt sich nie über 27° 42′ von der Sonne; daher wird er nie in voller Nacht, sondern nur in der Abend- und Morgendämmerung beobachtet. Für das unbewaffnete Auge ist er überhaupt mit Mühe erkennbar, und Copernicus z. B. soll es auf dem Sterbebett bedauert haben, den M. nie gesehen zu haben. Mit guten Fernröhren wird er auch am Tage erkannt. M. vollendet seinen (siderischen) Umlauf in 87 Tagen 23 Stunden; seine tropische Umlaufszeit ist wegen des Zurückweichens der Nachtgleichen, wie bei allen andern Planeten etwas kürzer und beträgt 87 Tage 23 Stunden. Seine Bahn hat unter den Bahnen der größern Planeten die größte Excentricität, nämlich, wenn die halbe große Axe gleich 1 gesetzt wird, 0,2056178. Sein größter Abstand von der Sonne ist 9,645,000 Meilen, sein kleinster 6,355,000, woraus sich die mittlere Entfernung nahezu auf 8,000,000 Meilen berechnet. Der scheinbare Durchmesser des M. beträgt nach Bessel in der mittleren Entfernung 6″,69, woraus sich für den wahren Durchmesser die Länge von 671 Meilen ergibt. In seiner größten Entfernung von

Digitized by Google

unserer Erde, also in der oberen Konjunktion, kann sich sein scheinbarer Durchmesser bis 4" 4 vermindern und in den untern Konjunktionen bis zu 12",6 steigern; die größte und kleinmögliche Entfernung M.s von der Erde beträgt 30 und 11 Millionen Meilen. Durch Beobachtungen von Flecken auf seiner Oberfläche, die übrigens sehr selten erscheinen u. schwer wahrzunehmen sind, haben Harding und Schröter die Rotationsperiode auf 24 Stunden 5 Minuten bestimmt. Eine merkliche Abplattung scheint der Planet nicht zu haben. Die einzige Gelegenheit, die Masse des M. zu bestimmen, bot bis jetzt der enckesche Komet dar, welcher 1835 dem M. sehr nahe kam; aus der Größe der Störung, welche der Planet damals auf den Kometen ausübte, berechnete sich die Masse des ersteren auf etwa $^1/_{4\,000\,000}$ der Sonnenmasse und seine Dichtigkeit auf ungefähr 1,3 der Dichtigkeit der Erde. Der Fall eines Körpers auf seiner Oberfläche beträgt also in der ersten Sekunde 7,6 pariser Fuß, und 100 Pfd. auf der Erde sind nur 51 Pfd. auf M. Die Gestalt seiner Erleuchtungsphasen weist darauf hin, daß M. entweder eine strahlenbrechende Atmosphäre oder Gebirge, am wahrscheinlichsten Beides habe. Der M. geht von Zeit zu Zeit während seiner untern Konjunktion vor der Sonnenscheibe vorbei und verdeckt einen kleinen Strich derselben. Mit bloßem Auge ist das Phänomen nicht wahrzunehmen, zum ersten Male wurde es von Gassendi am 6. Nov. 1631 beobachtet. Der Planet erscheint in diesen Durchgängen als völlig regelmäßiger, scharfbegrenzter, pechschwarzer Kreis ohne eine Spur von Umhüllung. Gegenwärtig fallen die Durchgänge nur in den Anfang des Mai oder November, und diese Zeitpunkte schieben sich in einem Jahrtausend um 11 Tage vorwärts. In jedem Jahrhundert ereignen sich durchschnittlich 13 solcher Durchgänge, und die mittlere Dauer ist 5 Stunden, wenn M. nahe der Sonnenmitte vorübergeht, außerdem weniger.

Mercurius, s. v. a. Quecksilber.

Mercy, 1) Franz, Freiherr von, ausgezeichneter General im dreißigjährigen Kriege, wurde zu Longwy geboren, kam sehr jung durch den Herzog Karl IV. von Lothringen in österreichische Dienste und erwarb sich zuerst in der Schlacht bei Leipzig (1631), wo er unter Piccolomini als Oberstwachtmeister focht, einen Namen. Im J. 1633 bereits zum Obersten aufgerückt, gerieth er bei einem Ausfalle aus Breisach in französische Gefangenschaft, wurde jedoch bald ausgewechselt und befand sich im folgenden Jahre zu Rheinfelden, welches er einige Monate mit vielem Glück gegen den Herzog von Weimar vertheidigte. Von 1635—37 wohnte M. als kurbayerischer Generalwachtmeister der Belagerung von Kolmar, dem Entsatz von Döle und dem Treffen von Gray bei, befehligte 1641 ein bayerisches Corps in der Unterpfalz gegen den Herzog von Longueville, vertrieb das Jahr darauf Banner von Regensburg, nahm den Oberst Schlange, welcher mit vier Regimentern den Rückzug der Schweden nach Sachsen decken sollte, bei Waldneuburg gefangen und verfolgte den schwedischen Feldherrn bis ins Braunschweigische. Nach einem Zug gegen die Franzosen im Breisgau und im Würtembergischen vernichtete M. den 24. Dec. 1643 das Corps des Generals Rantzau bei Duttlingen fast gänzlich und wurde hierauf vom Kurfürsten zum Generallieutenant, österreichischer Seits aber zum Feldmarschall ernannt, wobei er den Befehl über das vereinigte österreichische und bayerische Heer erhielt. Mit diesem unternahm M. im Mai 1644 die Belagerung von Freiburg und bezog nach dessen Uebergabe ein verschanztes Lager bei dieser Stadt. Erst anfangs August zwangen ihn die vereinigten Kräfte des Herzogs von Enghien und des Marschalls Turenne nach einem dreitägigen hartnäckigen Gefecht den Rückzug in das Würtembergische anzutreten, wo er die Bergstraße besetzte und im Feldzug des folgenden Jahres sich an der schwäbischen und fränkischen Grenze aufstellte. Obgleich er bei Mergentheim den 5. Mai 1645 Turenne geschlagen hatte, mußte er doch, da Conté zur Verstärkung Turenne's herbeieilte, gegen Nördlingen zurückweichen, wo es am 3. Aug. bei Allersheim abermals zur Schlacht kam, in welcher M., wie man sagt, von seinen eigenen Leuten durch einen Musketenschuß den Tod fand. Sein Leichnam wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt, und die Franzosen selbst setzten ihm einen Denkstein mit der Inschrift: Sta viator, heroem calcas. Sein Bruder, Kaspar von M., bayerischer Generalwachtmeister, fiel bei Freiburg.

2) Claudius Florimund, Graf von M., kaiserlicher Feldherr, Enkel des Vorigen, 1666 in Lothringen geboren, trat 1682 als Volontär bei der Armee ein, wo er sich durch Bildung und ausgebreitete Kenntnisse in den Kriegswissenschaften rühmlichst auszeichnete. Bei dem Entsatze von Wien (1683) erwarb er sich den Lieutenantsgrad und wohnte den Feldzügen in Ungarn (1684—90) mit Auszeichnung bei. In Italien machte er sich (1691—96) bereits als Parteigänger bemerkbar. Nach Ungarn zurückgekehrt rückte er zum Oberstwachtmeister und bald darauf zum Oberlieutenant empor. Im J. 1701 abermals in Italien fechtend, schlug er bei Borgoforte mit 300 Reitern sechs feindliche Schwadronen zurück, gerieth aber den folgenden Tag in Gefangenschaft. Gleiches Schicksal traf ihn auch bei dem so merkwürdigen Ueberfalle von Cremona. Kaum ausgewechselt und von den empfangenen Wunden geheilt, wurde er Oberst eines neu errichteten Kürassierregiments, ging an den Rhein und verrichtete Wunder der Tapferkeit in dem blutigen Treffen bei Friedlingen 1702. Nach den minder bedeutenden Vorfällen in den nächsten Feldzügen (1703—1704) drängte M., zum Generalmajor befördert, die Franzosen aus ihren Linien bei Pfaffenhofen (1705) bis unter die Kanonen von Straßburg zurück. Er verfaß (1706) Landau mit der nöthigen Zufuhr u. überfiel bei Orlenberg (1707) das fliegende Corps des Marquis de Bivans in seinem Lager so unvermuthet, daß es schon geworfen war, ehe es sich nur formiren konnte. Zum Feldmarschalllieutenant erhoben, deckte er die Gegend von Landau und zog, als im folgenden Jahre der Uebergang über den Rhein beschlossen war, mit 7000 Mann voraus dem Strome zu, mußte aber in Folge der Bewegungen des Feindes sich dem Hauptheere wieder anschließen. Im Feldzuge von 1709

Digitized by Google

führte M. 6 Regimenter nach Mantua. Nach seiner Rückkehr ging er über den Rhein und nahm eine Stellung bei Neuburg, worauf die Franzosen die Inseln verließen. Dubourg kam ihm jedoch entgegen und schlug ihn bei Rumersheim, so daß er sich, selbst verwundet, nach Rheinfelden zurückziehen mußte. Erdeckte jedoch den Schwarzwald und die Waldstädte. Während des türkischen Krieges (1716) trug er in der Schlacht bei Peterwardein Vieles zum Siege bei, deckte die Belagerung von Temesvar, nahm nach der Eroberung dieses Platzes auch Panczova, Ujpalanka und Kubin ein u. blieb in dem nun völlig unterworfenen Banate als kommandirender General zurück. Während des Winters ließ er den Fluß Danawicka umgraben und schiffbar machen, wodurch aus demselben die kaiserlichen Flotten in die Donau gegen die türkische Flotille auslaufen, diese bei Panczova aufhalten und mit den auf der Save liegenden größeren Schiffen einschließen konnten, was bei der Unternehmung auf Belgrad (1717) von entscheidendem Einflusse war. M. bewies während der Belagerung dieser Festung eben so viel Tapferkeit als Einsicht und beschloß diesen Feldzug, indem er ein zurückkehrendes Corps, welches der Festung Orsova zu Hülfe kommen wollte, auseinander sprengte, worauf auch dieser Platz sich ergab. Um die Kultur des Banats machte er sich als Gouverneur von Temesvar sehr verdient. Als Generalfeldmarschall übernahm er 1733 den Oberbefehl in Italien, wurde aber, kaum dort angekommen, vom Schlage gerührt, so daß er die Armee verlassen mußte. Indeß traf er sehr bald wieder bei derselben ein, ging über den Po und lieferte das unglückliche Treffen von Parma (den 29. Juni 1734), in welchem er fiel. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Reggio beigesetzt. Da er keine Kinder hinterließ, erbte das Lehn Mercy mit dem Grafentitel einer seiner Verwandten, Antoine d'Argenteau, der 1767 als Generalgouverneur in Elsaß †.

Merend, Stadt in der persischen Provinz Aderbeidschan, nordwestlich von Tabris, erzeugt Eechenille, vorzügliches Opium, Aprikosen und hat 10,000 Einw.

Meretrix (lat.), bei den Römern Name der Buhldirnen, unterschieden sich von ehrbaren Frauen durch eine kurze Tunica, über welcher sie wohl eine Toga, aber keine Stola tragen durften, und waren gewöhnlich Sklavinnen oder Freigelassene. Oft wurde eine ganze Gesellschaft derselben von einem Leno unterhalten. Vor drei Uhr Nachmittag durften sie ihr Gewerbe nicht treiben, mußten auch eine Abgabe von demselben entrichten. Wenn sie es aufgaben, widmeten sie der Venus einen Spiegel. Uebrigens waren sie mit Infamie belegt und konnten weder Legate, noch Erbschaften erwerben.

Mergel (Märgel, Marne), eine dichte (Mergelstein) oder erdige (Mergelerde, Mergelasche) Verbindung von kohlensaurem Kalk und Thon, oft auch mit hinzukommender Kieselerde (kieseliger M.), Sand (sandiger M.) oder Rautenspath (dolomitischer M.), ist derb kugelig, knollig (Mergelniere, Mergelnuß), mit Septarien (s. d.) ꝛc., im Bruch erdig, uneben, zuweilen schieferig, grau, doch auch durch Eisenoxyd grünlich, gelblich, röthlich, braun, durch Bitumen schwärzlich gefärbt, matt, undurchsichtig, mager anzufühlen. Manchmal nimmt er ein schieferiges Gefüge (Mergelschiefer) an und erscheint in dieser Gestalt, wie auch als gemeiner M. in den meisten Schichtgesteinformationen als untergeordnetes Glied; so in der Zechsteinformation als Asche, Mergelschiefer und bituminöser Mergelschiefer (Kupferschiefer), in der Trias namentlich als bunter M., zwischen dem bunten Sandsteine und dem Muschelkalke, als meist grauer M. im Muschelkalke selbst, ebenfalls bunt im Keuper (Keupermergel), im Lias als meist bituminöser Mergelschiefer (Liasschiefer), ebenso in der Juraformation (Juramergel, Schiefermergel), als Kalkmergel in Kalk, als Thonmergel in grauen Thon übergehend, wozu auch die Walkererde von Bath, der Brodfordthon ꝛc. gehören. Weiter aufwärts werden die Mergelbildungen immer häufiger und auch mächtiger, wie der Gault, der Pläner (Opuka), der Kreidemergel, der Londonthon, die Molassenmergel, die subapenninische Mergelbildung, die Diluvialmergel ꝛc. Die häufig an der Luft zerbröckelnden Mergelgesteine geben den sogenannten Mergelboden (mergelige Ackererde), der aus einem Gemenge von 10—20 Proc. kohlensaurer Kalkerde, 30—50 Proc. Thon und 30—50 Proc. Sand besteht, während der Humusgehalt selten über 5 Proc. sich erhebt. Beim Anhauchen gibt er Thongeruch und braust mit Säuren; seine Farben entsprechen denen des Mergels, aus dem er entstanden ist. Im trockenen Zustande zieht er viel Feuchtigkeit aus der Atmosphäre an, hält sie lange fest, bildet mit Wasser einen mehr oder minder bildsamen Teig, zieht sich beim Austrocknen zusammen und wird fest, ist aber leicht zu zertheilen. Von allen Bodenarten ist er der vertheilhafteste und enthält neben Eisen- und Humustheilen immer kleine Mengen von Kalk, Natron, Chlor, Schwefel, Phosphor und stickstoffhaltigen Substanzen, welche von wesentlichen Einfluß auf die Vegetation sind. Der M. wird außer als Düngmittel zur Fabrikation von Cäment und hydraulischem Mörtel, sowie zur Konstruktion von Treibherden benutzt.

Mergentheim (Mergenthal, ursprünglich Marienthal), Städtchen im würtemberg. Jaxtkreise, früher mit seinen Umgebungen die bedeutendste der 11 Balleien des deutschen Ordens, die 10 □Meilen mit 32,000 Einw. umfaßte und 1527—1829 der Sitz der Hochmeister, liegt anmuthig im Tauberthale, hat eine Hofkirche, ein Rathhaus, Kloster und Schloß, ein Gymnasium, eine Industrieanstalt, Post, Buchdruckerei und Buchhandlung und zählt 2900 Einwohner, die ansehnlichen Weinbau und Uhrenfabrikation treiben. Die hier aus Muschelkalk und Gyps entspringende Mineralquelle wird erst seit 1826 als Heilquelle benutzt. Das Wasser ist ungewöhnlich reich an Kochsalz und Glaubersalz, farblos, hell, geruchlos und hat einen salzig-bitterlichen Geschmack und eine Temperatur von + 8 bis 9° R. Es wirkt kühlend, auflösend, ableitend, vermehrt den Appetit, verbessert die Verdauung. Das Schloß (Neuhaus), mit Natu-

Digitized by Google

rialienkabinet und Garten, enthält eine ansehnliche Bibliothek und das Archiv des deutschen Ordens, war eine Zeit lang die Residenz der Deutschmeister und dann im Besitze des Prinzen Paul von Würtemberg. M. (Mariae domus) ist unstreitig sehr alt und gehörte früher den Grafen von Hohenlohe. Im J. 1386 wurde hier zwischen den schwäbischen Ständen der große heidelberger Bund geschlossen, der die Veranlassung zur nachmaligen Kreiseintheilung Deutschlands gab, und 1403 zwischen König Wenzel von Böhmen und den Bischöfen von Würzburg u. Bamberg der bekannte Landfriede errichtet. Im J. 1631 wurde die Stadt durch die Schweden unter Horn eingenommen, 1643 aber wieder von den Franzosen erobert. Am 5. Mai 1645 hier Sieg der Oesterreicher unter Mercy über die Franzosen unter Turenne.

Mergui, asiatische Inselgruppe im östlichen Theile des Meerbusens von Bengalen, besteht aus sehr vielen meist kleinen Inseln, deren beträchtlichste Dschonkseylon (Salanga) ist, mit 12,000 Einw. Sie liefern Salanganennester, Perlen, Schildkröten, Tripang, Ambra, Wachs, sind aber im Ganzen noch ziemlich unbekannt.

Merian, Name einer berühmten schweizerischen Künstlerfamilie. Matthäus M., der Aeltere, geboren zu Basel 1593, hatte den berühmten Kupferstecher Dietrich Meyer von Zürich zum Meister, wurde dann nach Nancy berufen und ging von da nach Paris. Einige Jahre später machte er eine Reise durch Deutschland, arbeitete in Stuttgart und darauf in Frankfurt, wo er sich mit Johann Theodor de Bry verband u. dessen Tochter heirathete. Nachdem er wieder einige Zeit in Basel zugebracht hatte, ließ er sich für immer in Frankfurt nieder. Er † 1651 zu Schwalbach. Das Bedeutendste unter seinen Kupferstichen ist eine Reihe von „Topographien" verschiedener Länder, die er in Verbindung mit M. Zeiller (Frankfurt 1640) herausgab und die auch nach seinem Tode fortgesetzt wurden und bis 1688 30 Bände zählten. Die von ihm nach der Natur aufgenommenen Ansichten von Städten sind vorzüglich in der Perspektive meisterhaft, ebenso seine Landschaften aus früherer Zeit. Seine Topographie bleibt immer ein in historischer Beziehung höchst interessantes Werk. Unbedeutender sind die unzähligen Geschichten, Schlachten, Ceremonien ꝛc., womit er eine Anzahl von Büchern illustrirte, z. B. die Bibel, das „Theatrum Europaeum", Gottfrieds „Chronik" ꝛc. Sein Sohn, Matthäus, der Jüngere, widmete sich namentlich der Porträtmalerei, in welcher er sich Van Dyck zum Muster genommen hatte, und ließ sich in Frankfurt nieder. Seine Arbeiten wurden sehr geschätzt. Sein Bruder, Kaspar, betrieb die Aetzkunst. Beider Schwester, Maria Sibylla, verehelichte Graff, geboren zu Frankfurt 1647, erwarb sich einen großen Ruf durch die Treue u. den Geschmack, mit welchem sie Blumen, Raupen, Schmetterlinge und Insekten in Wasserfarben zu malen verstand. Mit großer Genauigkeit beobachtete sie die Metamorphosen der Schmetterlinge und veröffentlichte ein Werk „Erucarum ortus, alimentum et paradoxa metamorphosis" (Nürnb. 1679 und 1683). Obwohl seit 1665 mit dem Maler Graff aus Nürnberg verheirathet, behielt sie doch den Namen M. bei. Nach einem 14jährigen Aufenthalt zu Nürnberg begab sie sich nach Frankfurt zurück und von da nach Holland. Um die Insekten zu studiren, unternahm sie 1699 eine Reise nach Surinam, deren Frucht das Werk „Metamorphosis insectorum Surinamensium" (Amsterdam 1705, mit 60 Kupfern) war, das später von ihrer Tochter Johanne Helene vervollständigt ward. Sie † am 13. Jan. 1717. Johann Matthäus, Sohn des jüngern Matthäus M., malte Historien in Pastell nach Rubens und Van Dyck und † als kurmainzischer Rath 1710.

Meriandra, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, Sträucher in Ostindien, mit der bekanntesten Art: M. bengalensis Bentk., Salvia bengalensis Roxb., deren Blätter benen der gebräuchlichen Salbei gleichen u. auch dieselben Eigenschaften haben, aber kräftiger u. besonders durchdringend kampherartig riechen u. schmecken.

Meriania, Pflanzengattung aus der Familie der Melastomaceen, Sträucher und Bäume in Südamerika und Westindien, mit gestielten Gegenblättern und einzelnen Achselblüthen, von denen Arten M. rosea Tuss., in Jamaika, 10—20 Fuß hoch wird. Die gelind aromatischen Blüthen werden zu Theeaufgüssen bei Brustkrankheiten benutzt. Eine schöne Zierpflanze ist M. macrantha Linden, 1842 von Linden in der Provinz Caracas aufgefunden. Sie gehört in das gemäßigte Glashaus u. verlangt eine leichte u. gute Erde, gemischt aus Laub-, Sand- und Thonerde.

Merida, 1) Stadt in der Provinz Badajoz im spanischen Königreich Estremadura, in einer schönen fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Guadiana, über welche hier eine prächtige Römerbrücke von 18 Bogen führt, und an deren ebenfalls überbrücktem Nebenflusse Abarregas, hat mehre gut erhaltene Paläste, ein festes maurisches Schloß, viele römische Alterthümer und 10,500 Einw., die bedeutende Vieh-, besonders Schweinemärkte halten. M. hieß als römische Kolonie Emerita Augusta, von Augustus, der hier die Emeriti der 5. und 10. Legion ansiedelte, war dann Sitz des Obergerichtshofs und des Propräturs der Provinz Lusitania, sowie später des westgothischen Erzbischofs der Diöcese Lusitania, wurde in den gothisch-suevischen Kriegen des 5. und 6. Jahrh. öfters erobert, 714 von den Arabern eingenommen und bis 1230 behauptet.

2) Provinz der südamerikanischen Republik Venezuela, zwischen Truxillo, Maracaybo, Apure, Barinas und Neugranada, zählt auf 510 □Meilen 65,000 Einw., die meist Ackerbau treiben. Das Land erzeugt alle Nahrungspflanzen der heißen und der gemäßigten Zonen und zur Ausfuhr Kaffee, Kakao und Zucker. Die gleichnamige Hauptstadt, auf einer kleinen, schönen und überaus fruchtbaren Bergebene, in der Nähe des ungestümen Rio Chanca und im Angesicht der Sierra-Nevada, ist der Sitz eines Bischofs, hat ein Seminar, ein Kollegium, verschiedene Schulen und ein Kloster und 12,000 gewerbfleißige Einwohner. M. wurde 1558 von Juan Rodriquez Suarez gegründet, 1812 durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört, blieb eine Zeit lang in Ruinen liegen, ist aber wieder aufgebaut und stärker bevölkert als zuvor.

Digitized by Google

3) Hauptstadt des mexikanischen Staates Yucatan, ist Sitz eines Bischofs, gut und regelmäßig gebaut, hat einen Gouvernementspalast, eine Kathedrale, ein Kollegium, Fabriken für farbige Kattune und Leder und 40,000 Einw.

Meridian (Mittagskreis), der Kreis der Himmelskugel, den man sich durch die beiden Weltpole, das Zenith und Nadir, eines Ortes gezogen denkt, oder auf Gleben derselbe durch die beiden Erdpole und irgend einen Ort gezeichnete Kreis, der demnach den Aequator und den Horizont senkrecht durchschneidet. Jener himmlische und dieser terrestrische M. sind somit für denselben Ort koncentrische Kreise, die in einer Ebene liegen, deren Mittelpunkt aber die Erde ist. Nach der ältern Ansicht, wonach das Himmelsgewölbe über unsern Häuptern sich hinwegschiebt, geht letzteres in einem Tag ganz durch den festen M. eines Ortes auf der Erde; nach der Ansicht der Neuern, wonach das Himmelsgewölbe als fest, die Erde als beweglich zu betrachten ist, geht auch der bewegliche M. eines Ortes auf derselben während eines Tages von West nach Ost durch alle Theile des unbeweglichen Himmels, wo dann wieder der Tag anfängt, oder endet, wofern dieser bewegliche M. durch den Punkt des Himmels geht, wo die Sonne sich befindet. Jeder Beobachter hat somit seinen besonderen M., der ihm bleibt, so lange er sich nicht nach Ost oder West bewegt. Wenn daher der Deklinationskreis eines Gestirns während der täglichen Bewegung desselben durch das Zenith des Beobachters geht, so fällt der Deklinationskreis desselben mit dem M. des Beobachters zusammen, weil jener Kreis, wie dieser, stets durch die beiden Weltpole, die zugleich die Pole des Aequators sind, gehen muß und daher auch stets senkrecht auf dem Aequator steht. Beim Durchgang der Gestirne durch den M. eines Ortes haben solche zugleich ihre größte und kleinste Höhe in Bezug auf den Horizont eines Ortes erreicht. Man nennt die größte Höhe die Kulmination eines Gestirns, und da die tiefste Stellung eines Sternes im M. auch südlich fallen kann, so spricht man von einer oberen und unteren Kulmination, wovon die eine oder die andere für den Beobachter unsichtbar seyn kann, sobald sie unterhalb seines Horizonts Statt hat. Befindet sich ein Gestirn in dem M. eines Ortes, und zwar in höchster Stellung, so hat der Ort Mittag, und tritt jener in seinen tiefsten Stand im M., so ist für den Ort Mitternacht vorhanden. Jeder M. theilt das Himmelsgewölbe in eine östliche und westliche Hälfte, und zwar gehen in jener die Gestirne auf und in dieser unter; dabei heißt der Durchschnitt der Ebene des M.s mit dem Horizont des Beobachters die Mittagslinie. Derjenige Endpunkt dieser Linie, der auf derjenigen Seite liegt, wo die Gestirne für uns ihre größte Höhe erreichen, heißt Süd oder Mittag, der entgegengesetzte dagegen Mitternacht oder Norden, der in der Mitte zwischen Süden u. Norden liegende Punkt des Horizonts Morgenpunkt oder Osten, der diesem entgegengesetzte dagegen Abendpunkt oder Westen. Diese beiden Punkte bilden die Pole des M.s eines Ortes. Noch trägt jeder M. den Namen eines Breitenkreises eines Ortes, weil man den Bogen desselben zwischen dem dem Ort zukommenden Parallelkreis Breite nennt, während die Länge desselben auf dem Aequator abgelesen wird. Alle Bewohner derselben Hälfte des M.s haben zu gleicher Zeit Mittag, sowie ihnen auch dieselbe geographische Länge zukommt, während diejenigen, welchen die andere Hälfte desselben M.s entspricht, Mitternacht haben, während jene Mittag haben, wobei dann ihre geographische Länge um 180° sich unterscheidet. In diesem Sinne spricht man von den astronomischen Tafeln, sie seyen für den Mittag von Paris oder Greenwich ꝛc. berechnet, weil solche Tafeln ohne Unterschied von allen denjenigen ohne Aenderung der Zeit gebraucht werden können, die in demselben M. von Paris und Greenwich wohnen. Bekanntlich nimmt man einen dieser M.e als ersten M. an und zählt von dem Durchschnittspunkt desselben mit dem Aequator die Länge von West nach Ost ab. Die Eigenschaft des M.s, daß die Gestirne, sobald sie in ihn treten, nicht nur ihren halben Tagbogen zurückgelegt, sondern zugleich ihre größte Höhe erreicht haben, führte die Astronomen darauf, **Meridiankreise** aufzustellen, künstliche Kreise, deren Flächen genau in die Fläche des M.s ihrer Sternwarte fallen. Mit diesem Kreise ist ein Fernrohr verbunden, das sich in der Richtung des Kreises auf- und abbewegen läßt und zur genauen Beobachtung des Augenblicks dient, in welchem ein Gestirn den M. passirt, weshalb es Mittagsrohr oder Passageninstrument genannt wird. Erfinder desselben ist der dänische Astronom Römer.

Meridianmessung. Um die Größe einer Kugel zu finden, braucht man nur den Umfang eines größten Kreises derselben zu kennen, wohin man schon dadurch gelangt, daß man einen bestimmten Theil desselben mißt, von welchem man auf das Ganze schließt. Analog muß man, um die Größe der Erde zu bestimmen, die Länge eines bestimmten Theils von einem größten Kreise der Erdkugel messen; ganz vorzüglich hierzu sich eignende Kreise sind die Meridiane. Die M. zerfällt in einen geodätischen und einen astronomischen Theil. Nachdem nämlich der Astronom die Richtung des Meridians, d. i. die Richtung, in welcher gemessen werden soll, genau angegeben, dann aber die Größe des zu messenden Bogens nach Graden, Minuten, Sekunden und die Endpunkte derselben auf der Erde aufs Genaueste bestimmt hat, hat der Geodät, nachdem er auf der Erde eine hinreichend große Basis unmittelbar ausgemessen hat, die von dem Astronomen bezeichnete Richtung durch Triangulirung (s. d.) so zu verfolgen, daß er aus denselben die Länge des bezeichneten Bogens zu berechnen im Stande ist. Uebrigens dient eine solche Messung zugleich zur Bestimmung der Gestalt der Erde. Vgl. Gradmessungen.

Merighi (Amerigi), Michel Angelo, genannt da Caravaggio von seinem Geburtsorte, berühmter italienischer Maler, geboren 1569, war durch seine Armuth genöthigt, bei dem Cavaliere d'Arpino um Lohn zu arbeiten, erregte aber durch sein Talent die Eifersucht desselben und machte sich ihn zum unversöhnlichen Feind. Zu jener Zeit bildeten sich zwei Parteien, von denen

Digitized by Google

die eine den Pfad der Poesie verfolgte, aber dabei die Wahrheit außer Augen verlor und deren Haupt Cesare d'Arpino war, während die andere, deren Repräsentant M. war, eine das Geistige wenig beachtende Uebertragung des Natürlichen suchte. M. malte Blumen und Früchte und dann oblonge Bilder mit halben Figuren, was nach ihm sehr in Aufnahme kam. Scenen des niedrigsten Lebens hat er mit viel nationeller Wahrheit und ungemeiner Lebendigkeit dargestellt. Dagegen können seine religiösen Gegenstände nur einen sehr unerfreulichen Eindruck gewähren. Im Technischen bewies M. ausgezeichnete Tüchtigkeit; dabei ist er aber nicht frei von konventioneller Manier. Vornehmlich ist seine sehr erkünstelte Beleuchtung zu rügen, obschon sie gerade ihm zahlreiche Nachahmer verschaffte. In Rom arbeitete M. einige Zeit für den Kardinal del Monte, wegen eines Mordes mußte er aber aus Rom flüchten, kam in mehre Städte und ward endlich zu Malta Malteserritter. Bald zogen ihm Streitigkeiten mit einem Ritter Gefängniß zu; er entfloh nach Sicilien und von da nach Neapel. Im Begriff, nach Rom zurückzukehren, wurde er auf dem Wege überfallen und so stark verwundet, daß er † (1609). Rom besitzt noch viele Bilder M.'s. Eines seiner berühmtesten ist die Grablegung, gegenwärtig in der vatikanischen Sammlung. In der Kapelle auf dem Kapitol sind die vier Evangelisten das beste Werk M.'s. Auf dem Campidoglio ist von ihm ein heiliger Sebastian und in der Kirche St. Luigi bei Francesi die Berufung des Apostels Matthäus, der Tod desselben und die Erscheinung der Engel, in neuester Zeit von Palmaroli restaurirt. Mehre Bilder von M. bewahrt die Gallerie Doria; im Hause Borghese ist das Mahl zu Emmaus, in der pamfilischen Sammlung die Hagar mit dem verschmachtenden Ismael und die Obsthändlerin. Berühmt sind die Spieler in der Gallerie Sciarra, von Volpato gestochen. Im pariser Museum sieht man unter Andern den Tod der heiligen Jungfrau in lebensgroßen Figuren, in der giustinianischen Sammlung zu Berlin einen heiligen Matthäus, Joseph von Arimathia und Johannes den Heiland zum Grabe tragend, die sinnliche Liebe und als Gegenstück die himmlische Liebe und als das Meisterstück von allen Christus am Oelberg. Die dresdner Gallerie besitzt ein ähnliches Bild der Spieler, wie im Palaste Sciarra. In der Eremitage zu Petersburg sind ein eine Laute spielender Jüngling, das Mahl zu Emmaus und die Kreuzigung St. Peters.

Mérilhou, Joseph, französischer Advokat und Staatsmann, geboren am 15. Okt. 1788 zu Montignac im alten Guienne, widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde 1812 Auditeur beim kaiserlichen Gerichtshofe und blieb auch während der ersten Restauration in dieser Stellung. Nach Napoleons Rückkehr von Elba nahm er die Stelle eines Substituten des Generalprokurators an, mußte aber deswegen bei der zweiten Restauration den Staatsdienst verlassen. Er wurde nun Advokat, bewies sich in den politischen Prozessen als ein Hauptvertreter der Volkspartei und des Liberalismus und wurde deshalb 1828 in die Deputirtenkammer gewählt. Hier galt er als einer der bedeutendsten Wortführer der liberalen Partei; auch betheiligte er sich außer der Kammer bei den öffentlichen und geheimen Gesellschaften und begründete namentlich mit den Verein der Freunde der freien Presse sowie den der Nationalsubskription. Als nach dem Sieg der Julirevolution Lafitte die Ministerpräsidentschaft übernahm, wurde M. zuerst das Ministerium des öffentlichen Unterrichts und nach Duponts de l'Eure Abgang das Ministerium der Justiz übertragen, das er jedoch bald wieder niederlegte. In der Folge ward er zum Rath am Kassationshofe und 1837 zum Pair ernannt. Seit der Februarrevolution von 1848 hat er sich im öffentlichen Leben nicht mehr bemerkbar gemacht. Er schrieb eine Biographie Mirabeaus por dessen Werken (Paris 1825).

Merimée, Prosper, französischer Dichter, geboren 1800 in Paris, war Advokat, trat aber nicht als Sachwalter öffentlich auf, sondern widmete seine Zeit der politischen Journalistik, der Poesie und dem Studium der bildenden Kunst. Später wurde er Kabinetssekretär des Ministers Grafen d'Argout, dann Sekretär im Handelsministerium, 1834 Bureauchef im Ministerium des Seewesens, 1835 Generalinspektor der historischen Denkmäler, 1837 aber wieder Bureauchef im Ministerium. Im J. 1844 wurde er zum Mitglied der französischen Akademie ernannt. Sein erstes Werk: „Théâtre de Clara Gazul" (Paris 1825, neue Aufl., 1840) gab er pseudonym heraus, ebenso „La Guzla" (Paris 1827). Außerdem schrieb er noch: „La Jacquerie" (das. 1828) und den historischen Roman: „1572" (das. 1829), das treffliche Sittenbild „La double méprise" (das. 1833), „Mosaïque" (das. 1833), eine Sammlung seiner kleinern Romane; „Notes d'un voyage dans l'ouest de la France" (das. 1837), „Colomba" (das. 1840), „Contes et nouvelles" (das. 1846), „Carmen" (das. 1847) und „Nouvelles" (das. 1842). Von seinen historischen Arbeiten hat besonders seine „Histoire de Dom Pedro I, roi de Castille" (das. 1848, deutsch, Leipz. 1852) Beifall gefunden. Seine Werke zeichnen sich durch eine große Vollendung in der Form aus, lassen aber durch allzugroße Hingabe an die nackte Wirklichkeit das poetische Moment nicht selten vermissen.

Merindad (span.), Gerichtsbezirk.

Merino, Don Geronimo, berüchtigter spanischer Parteigänger, bekannter unter dem Namen des Pfarrers M., war in Villoviado, einem Dorfe in Altkastilien, um 1770 von armen Aeltern geboren. Für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er in das Kollegium von Lerma geschickt, aber schon nach 4 Jahren wieder zurückgerufen, um seinen Aeltern die kleine Wirthschaft mit besorgen zu helfen. Dennoch rückte er nach dem Tode des Pfarrers von Villoviado in dessen Stelle ein. Beim Ausbruch des spanischen Befreiungskampfes gegen die Franzosen trat er im Mai 1808 an die Spitze eines bewaffneten Haufens u. erwarb sich durch seine Tapferkeit u. unerhörte Grausamkeit bald einen gefürchteten Namen. Namentlich boten ihm die Wälder von Burgos und Soria passende Punkte für seine Unternehmungen. Nach Beendigung des Kriegs erhielt er die Stelle eines Gouverneurs von Burgos u. eines Kanonikus

Digitized by Google

von Valencia, mußte aber beide wegen seiner unbändigen Rohheit bald wieder niederlegen u. lebte seitdem in einem Dorfe bei Villoviado, wo er sich vorzüglich mit der Jagd beschäftigte. Nach Herstellung der Konstitution von 1820 erklärte sich M. sogleich gegen dieselbe, verübte als Guerillaführer aufs Neue die furchtbarsten Grausamkeiten und wurde vom König 1824 zum Brigadier ernannt. Im J. 1835 erschien er in Madrid, der Königin Maria Christina seinen Bestand zuzusichern, bereitete aber zu gleicher Zeit einen Aufstand für Don Carlos vor und stand schon im November an der Spitze von 20,000 Freiwilligen. Vom General Queseda geschlagen, führte er doch den Guerillakrieg fort, bis er 1838 eine so entscheidende Niederlage erlitt, daß er nach Frankreich flüchten mußte, wo er in Montpeller 1847 †. Martin M., ein anderer spanischer Selbstlicher, machte sich bekannt durch einen Mordversuch auf die Königin Isabella, in Folge dessen er am 7. Febr. 1852 hingerichtet wurde.

Merinos, leichte geköperte Wollenzeuche, die aus feiner Kammwolle gewebt werden u. durch gelinde warme Presse eine etwas glänzende Appretur erhalten. Am feinsten sind die französischen M., denen jedoch die sächsischen nahe kommen.

Merinos, s. Schaf.

Merioneth, Grafschaft im englischen Fürstenthum Wales, umfaßt 31$^{3}/_{10}$ □Meilen mit 54,000 Ew., ist fast ganz von steilen Bergen, unter denen der 2770 F. hohe Arran-Fowdy der höchste, der 2733 F. hohe, fast unersteigliche Cader-Idris der berühmteste, und herrlichen Thälern erfüllt. Gegen Westen fließen der Avon oder Maw, der Dysinwy und Dovey, gegen Osten die Dee durch das Pimblemeer oder den Balw-Poob, einen der größten wallifer Seen mit hellem Wasser und großem Fischreichthum. Der Boden ist wenig fruchtbar, der Ackerbau daher unbedeutend, wichtiger die Viehzucht und ziemlich verbreitet die Strumpf- und Handschuhstrickerei, Wollenweberei und besonders die Flanellweberei. Die Hauptstadt ist Bala am gleichnamigen See, die in ihrem Distrikt 68,000 Einw. zählt. Sie ist Sitz der Assisen abwechselnd mit dem Flecken Dolgelly mit einem Distrikt von 13,000 Einw. In der Nähe von Blangollen, am Dee, mit 7000 Einw., führt der Ellesmerekanal auf 20 Bogen in einer Höhe von 145 F. und einer Länge von 2000 F. über den Dee. An letzterem liegt auch das Städtchen Corwen in dem romantischen Thale Glenburdwy. Der Küstenort Barmouth an der Mündung des Avon, das kleine Gibraltar genannt, ist ein viel besuchter Badeort und reich an Alterthümern.

Mérite (franz.), Verdienst.

Merkab, Schloß im asiat.-türk. Eyalet Tarablus, von den byzantinischen Kaisern erbaut, gehörte zur Zeit der ersten Kreuzzüge den Johanniterrittern.

Merkantilsystem, dasjenige national-ökonomische System, welches von der Voraussetzung ausgeht, die einzelnen Staaten ständen neben einander wie eben so viele Handelshäuser und hätten gerade dasselbe Verfahren einzuschlagen, was diese in Anwendung bringen, um zu gewinnen und sich zu bereichern, weshalb um jeden Preis auf Gewinnung einer vortheilhaften Handelsbilanz hingewirkt, d. h. dafür gesorgt werden müsse, daß das Volk mehr an das Ausland verkaufe, als von ihm kaufe, so daß ihm der Ueberschuß in Gelde zu Gut komme, denn nur Geld sey der wahre Reichthum. Während man daher die Produktion, auf welche die Natur selbst das Volk angewiesen hatte, vernachlässigte, wendete man allen Eifer auf die eigene Erzeugung der bisher aus dem Auslande bezogenen Artikel. Man ertheilte den Fabrikanten derselben Freiheiten, Privilegien, Vorschüsse ꝛc., begünstigte die Einfuhr der rohen Stoffe, die sie hier verarbeiteten und die im Lande nicht zu finden waren, die aber im Inlande zur Wiederausfuhr verarbeitet werden sollten, und verhinderte die Ausfuhr solcher Produkte, die für die inländische Industrie von Nutzen waren. Beides war bedrückend für den Landbau und störend für den Handel u. Beides hatte die Folge, daß der Landbau sich weniger mit Erzeugung solcher Rohstoffe beschäftigte, weil man ihm den Vortheil dieser Arbeit schmälerte. Indem die nützlichen Gewerbe, namentlich die für das innere Bedürfniß arbeiteten, unbegünstigt blieben und Alles nur auf den Absatz nach Außen berechnet war, bewirkte man, daß das Inland viele Bedürfnisse aus dem Inland bezog, die es vorher vom Auslande bezogen hatte, und daß selbst das Ausland durch wohlfeile Preise auf die Märkte des Inlandes gelockt wurde. Um dieses Resultat zu erlangen, mußte man den Fabrikanten fortwährend Subsidien aus öffentlichen Mitteln gewähren und viele Producenten nöthigen, sich mit einem zu niedrigen Gewinne für ihre rohen Stoffe zu begnügen; ja, man scheute sich nicht, alle Konsumenten des Landes zu verbindern, ihre Bedürfnisse auf dem wohlfeilsten Wege zu befriedigen, und die Thätigkeit des Volkes und den Gang des Verkehrs von Richtungen abzulenken, denen sie natürlich zustrebten. Im günstigsten Falle gewann man einen Ueberschuß an Geld, dessen Folge ein Sinken des Geldpreises war, das über die eigentliche Natur des Geldes die Augen öffnete. Auf den ersten Blick hat das System in der That etwas Verführerisches. Es verschafft dem Volke, welches es zuerst und in der Mitte roher und nicht industriöser Nationen ergreift, eine lange Zeit bedeutende Vortheile. Aber seine Nachtheile treten dann recht sichtbar hervor, wenn alle Begünstigungen, die man den Fabriken zu Theil werden läßt, diese nicht dahin bringen, auf eigenen Füßen stehen zu können, und nun die Kraft zur ferneren Gewährung jener Unterstützungen nachläßt; ferner aber, wenn auch die übrigen Staaten so weit herangereift sind, daß sie das System mit seinen eigenen Waffen bekämpfen, oder ihm die noch siegreichere Waffe der im freien Handelsverkehr sich behauptenden Konkurrenz entgegenstellen können. Für Staatsmänner hat es das Anziehende, daß es große Geldsummen in den Händen Einzelner aufhäuft, mit denen man sich über eine Benutzung derselben für den Dienst des Staates leichter verständigen kann, als wo man Alles von der Besteuerung zahlreicher Klassen erwerben muß. Gewöhnlich hält man das M. für eine Erfindung Colberts, daher die Italiener es auch Colbertismo nennen; allein die Hauptzüge lassen sich viel frü-

Digitized by Google

her, z. B. in Spanien schon gegen Anfang des 16. Jahrhunderts, nachweisen, und Colbert bildete dasselbe nur weiter aus. In der That hob sich die französische Industrie unter der Aegide dieses Mannes zu hohem Flor und lieferte ihm die Summen, die sein König in Kriegen und Hoffesten vergeudete. Als Koryphäen des Systems glänzen J. Stewart (1767), A. Genovesi und J. G. Büsch, besonders in seiner Abhandlung über den Geldumlauf. Wissenschaftlich bekämpft ward es von Hume, Tucker, den Physiokraten und Adam Smith. Vgl. Nationalökonomie.

Merkel, Garlieb, deutscher Schriftsteller, geboren 1776 in Livland, studirte Philosophie u. Geschichte, wurde Privatdocent in Frankfurt a. d. O. u. gab 1803 in Berlin mit Kotzebue den „Freimüthigen" heraus. Beim Herannahen der Franzosen (1806) entwich er nach Königsberg u. dann nach Riga, wo er eine Zeitung redigirte. Später war er mit Landwirthschaft auf seinem Gute in Livland beschäftigt u. † den 28. April 1850. Unter seinen Arbeiten sind von Werth die, welche die Geschichte seines Vaterlandes behandeln, wie „Die Letten" (Leipz. 1797, 2. Aufl. 1800), „Die Vorzeit Livlands" (Berl. 1798, 2 Bde., neue Aufl. 1807), sowie seine „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben" (Leipz. 1840, 2 Bde.). Am bekanntesten aber wurde er durch seine heftigen Angriffe auf die Häupter der romantischen Schule zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Merklich Dienstgeld, s. Wucher.

Merkur, s. Mercurius.

Merkur, bei den Alchemisten alles Flüchtige, z. B. Mercurius communis, Quecksilber, M. vegetabilis, Weingeist ꝛc. Gegenwärtig findet der Name nur noch Anwendung auf das Quecksilber, welches M. ohne weiteren Zusatz, oder wegen seiner Beweglichkeit Mercurius vivus (lebendiger M.) heißt.

Merkurialkrankheit, s. Quecksilber.

Merkurialkraut, s. v. a. Mercurialis annua L.

Merkursilber, s. v. a. Amalgam (s. d.).

Merlan, s. v. a. Stockfisch, Gadus Merluccius L.

Merle, Jean Toussaint, franz. Journalist und dramatischer Dichter, den 16. Juni 1785 zu Montpellier geboren, besuchte die Centralschule des Departements Hérault u. kam 1803 nach Paris, wo er im Ministerium des Innern eine Anstellung erhielt. Der Konskription verfallen, trat er unter die kaiserlichen Jäger, erhielt aber bald seinen Abschied. Später nahm er abermals Militärdienste, ging 1808 mit nach Spanien und widmete sich nach seiner Rückkehr der Literatur. Als dramatischer Dichter trat er am Baudeville auf mit „Le retour au comptoir" und „Le petit almanach des grands hommes", welches nach der dritten Vorstellung verboten wurde. Später lieferte er für das Théâtre des Variétés eine Reihe geistreicher Stücke, worunter die bekanntesten sind: „Le ci-devant jeune homme", „La jeunesse de Henri IV", „Le savetier et le financier", „Le bourgemestre de Saardam" u. „La maison du rempart", welches zu einer komischen Oper, mit Musik von Caraffa, verarbeitet wurde. Dabei arbeitete er 1808 und 1809 für den „Mercure", und von ihm ist das Beste in den Feuilletons des „Ermite de la chaussée d'Antin", die unter Jouy's Namen in der „Gazette de France" erschienen. Zu Anfang der Restauration gehörte M. zur liberalen Opposition und schrieb für den „Nain jeune" und die „Pandore", bekehrte sich aber dann zum orthodoxen Royalismus und war abwechselnd Theaterdirektor an der Gaîté und an der Porte Saint-Martin. Nachdem er die berühmte Schauspielerin Marie Dorval geheirathet, begleitete er 1830 den Grafen von Bourmont nach Algier. Nach der Julirevolution ward er Mitarbeiter an der „Quotidienne", wo er die Theaterkritiken schrieb und unter dem Namen „Le causeur" wöchentlich ein Feuilleton erscheinen ließ, das sich durch Geist und Witz auszeichnete. Auch arbeitete er für die „Mode", immer jedoch in Opposition gegen die Julidynastie. Er † den 22. Februar 1852. Von seinen Werken nennen wir noch die „Mémoires de M. Bachaumont" (Paris 1809, 3 Bde.) und die „Anecdotes historiques et politiques pour servir à l'histoire de la conquête d'Alger en 1830" (das. 1831).

Merle d'Aubigné, Jean Henri, französischer Theolog, den 16. Aug. 1794 zu Genf aus einer französischen Hugenottenfamilie geboren, welche nach Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) sich in der Schweiz angesiedelt hatte, erhielt seine Bildung auf der genfer Akademie, wo er Theologie studirte, und brachte nach seiner Ordination einige Monate in Berlin zu. Von Berlin wurde er 1818 nach Hamburg, als Prediger der dortigen französischen Gemeinde, berufen, ging dann auf Einladung des Königs Wilhelm I. 1823 nach Brüssel, um die Predigerstelle an der dem französisch-protestantischen Kultus eröffneten Hofkapelle zu übernehmen, und 1830, durch die Revolution vertrieben, nach Holland, wo seines Verweilens nicht lange war. Seine Rückkehr nach Genf wurde die Losung zur Begründung einer orthodoxen Theologenschule, die sich zur Aufgabe stellte, den Unitariern entgegenzuwirken. Im J. 1831 wurde die „evangelische Gesellschaft" gestiftet, deren erstes Geschäft die Anlegung eines lange gewünschten Seminars war. An dieser Bewegung nahm M. hervorragenden Antheil und gelangte an die Spitze der neuen Schule. Von seinem Hauptwerk, der „Histoire de la réformation du XVIme siècle" (Bd. 1—4, Paris und Genf 1835—50), erschienen eine deutsche Uebersetzung von Mart. Runkel (Stuttgart 1848—50, 4 Bde.) und 3 englische von Walter, Kelly und Scott. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: „La république d'Angleterre aux jours de Cromwell" (Paris und Genf 1849) und „Trois siècles de luttes en Ecosse" (deutsch von Flebig, Leipzig 1850).

Merlin, der Zauberer, eine der bedeutendsten Gestalten in der britischen und französischen Sagenwelt, namentlich in den Sagen von König Artus und der Tafelrunde, scheint durch Verschmelzung zweier Personen entstanden zu seyn. Die eine ist der Barde Merddhin, der unter Artus gegen die Sachsen stritt und nach dem Verlust der Schlacht beim Walde Celidon in wahn-

Digitized by Google

sinnigem Schmerze in diesen floh. Ihm wird ein Gedicht „Ajallenan", das jene Kämpfe schildert, zugeschrieben, welches in „The Mjyrian archaiology of Wales" (London 1801, Bd. 1) mit den Liedern anderer Barden gedruckt ist. Die andere, nach der Sage um ein Jahrhundert früher zu setzen, ist der Sohn eines römischen Prokonsuls und einer britischen Königstochter, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, im 5 Jahrhundert zu Larmather geboren. Nennius erzählt in seiner „Historia Britorum", daß M. schon in seiner Jugend große Zauberkräfte besessen habe. Später versetzte er der Sage nach einen großen Felsenbau von Irlands Küsten nach Salisbury. Dem König Uther-Pendragon, der die schöne Igverne hoffnungslos liebte, verschaffte er einen geheimen Umgang mit derselben und erhielt als Lohn dafür auf sein Bitten den aus dieser Verbindung entsprossenen Arthur, den er auf das Sorgfältigste erzog und dann in die von Uther-Pendragon gestiftete Tafelrunde einführte. Es gab nur ein einziges Zaubermittel, durch welches er besiegt werden konnte. M. theilte dasselbe seiner Geliebten, Vivlana, mit, die es, da sie M. für unbezwingbar hielt, aus Muthwillen anwandte, worauf er verschwand. Die Prophezeiungen, die M. zugeschrieben werden, erschienen lateinisch unter dem Titel: „Prophetia anglicana Merlini" in Galfred von Monmouths Uebersetzung (Frankfurt 1603, 1608, 1649), spanisch (Burg. 1498, Sevilla 1500), französisch (Paris 1498, 3 Bde., Rouen o. J., Paris 1528, 3 Bde., von Boulard, daf. 1797, 3 Bde.), italienisch (Venedig 1480, Florenz 1495 u. ö.), englisch (Lond. 1529, daf. 1641, 1754 u. 1813), deutsch von Schlegel in dem 1. Theil der Sammlung romantischer Dichtungen (Leipz. 1802). Vergl. M.s life, his prophecies and predictions, Lond. 1813; Friedr. von Schlegel, Geschichte des Zauberers M., Leipz. 1804; San-Marte, die Arthursage, Quedlinburg u. Leipzig 1842; Gräße, Sagenkreise des Mittelalters, Dresden 1842.

Merlin, s. v. a. Zwergfalk, s. Falken.

Merlin de Douai, Philippe Antoine, Graf, französischer Rechtsgelehrter, geboren am 30. Okt. 1754 zu Arleux bei Douai, kaufte sich 1782 die Stelle eines königlichen Sekretärs beim Parlament von Flandern, welches in Douai seinen Sitz hatte, und erwarb sich durch seine trefflichen Arbeiten, die er zu dem „Repertoire universel de jurisprudence" (64 Bde., 1775—1786) lieferte, sowie als Sachwalter einen großen Ruf. Nach dem Ausbruch der Revolution trat er als Abgeordneter der Stadt Douai in die Nationalversammlung und erlangte einen bedeutenden Einfluß durch seine Theilnahme an der Gesetzgebung. In seine Heimath als Präsident eines Kriminaltribunals zurückgerufen, bekleidete er diese Stelle, bis er 1793 als Deputirter in den Nationalkonvent geschickt wurde, als dessen Präsident er viel zum Umsturz der pariser Municipalität und 1795 zur Schließung des Jakobinerklubs beitrug. Im Auftrag des Direktoriums redigirte er den neuen Strafkodex vom 3. Brumaire des Jahres IV, der bis 1811 in Geltung blieb, und vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) bis 30. Prairial (18. Juni 1799) saß er selbst im Direktorium. Nach der Revolution vom 18. Brumaire ward er zum Generalprokurator beim Kassationshofe ernannt. Napoleon erhob ihn zum Staatsrath und zum Grafen. Bei der ersten Restauration verlor er seine Aemter u. mußte bei der zweiten, da er während der 100 Tage dieselben wieder übernommen hatte, nach Belgien entfliehen, wo er die Erlaubniß erhielt, sich in Haarlem niederzulassen. Nach der Julirevolution kehrte M. nach Paris zurück und † daselbst am 26. Dec. 1838. Von seinen Schriften erwähnen wir noch den „Traité des offices de France" (Paris, 4 Bde.) und „Récueil des questions de droit, qui se présentent le plus frequemment dans les tribunaux" (8 Bde., daf. 1804—10 u. ö.). Sein Sohn, Antoine François Eugène, Graf M., den 27. Dec. 1778 zu Douai geboren, zeichnete sich in in den Feldzügen des Kaiserreichs aus und war beim Eintritt der Restauration Brigadegeneral. Er verließ mit seinem Vater Frankreich, kehrte aber 1818 zurück und lebte zurückgezogen bis zur Julirevolution. Im J. 1832 zum Generallieutenant erhoben, ward er 1835 in die Deputirtenkammer gewählt und 1839 zum Pair ernannt. Er † zu Eaubonne den 14. Jan. 1854.

Merlin de Thionville, Antoine Christophe, bedeutende Persönlichkeit der französischen Revolution, geboren 1762 zu Thionville, war beim Ausbruch der Revolution Huissier in seiner Vaterstadt. Enthusiastisch erfaßte er die revolutionären Grundsätze, wurde zuerst Parlamentsadvokat zu Metz und 1791 Deputirter des Moseldepartements in der Nationalversammlung, wo er sich zur äußersten Linken hielt. Er bewirkte die Schließung des Klubbs der Feuillants und verfolgte die Priester, die den Eid auf die Konstitution verweigerten, mit großer Heftigkeit. Am 20. Juni 1792 als Deputirter abgeschickt, um die Volkshaufen aus den Tuilerien zu entfernen, wurde er durch die Lage der königlichen Familie bis zu Thränen gerührt, ja er stellte sich am 10. Aug. bewaffnet im Schlosse zum Schutze des Königs ein. Er wurde zwar der Theilnahme an dem angeblichen österreichischen Komité beschuldigt, aber bald wieder freigelassen. Darauf von der Stadt Paris in den Nationalkonvent gewählt, schlug er sich wieder zur äußersten Linken, ließ sich in die Legion der Tyrannenmörder einschreiben u. stimmte schriftlich für den Tod des Königs. Als Kommissär zur Armee des Generals Custine beordert, entwickelte er in Mainz, als es von den Preußen belagert wurde, eine tollkühne Tapferkeit. Nach der Uebergabe der Stadt wurde er mit den übrigen Kommissären und Generälen angeklagt, bewirkte aber durch seine treffliche Vertheidigung den Erlaß eines Dekrets, in welchem die Tapferkeit der Besatzung ehrend anerkannt wurde. Da er nach seiner Rückkehr von Mainz einen glänzenden Haushalt geführt hatte, wurde er wiederum angeklagt, sich an den kurfürstlichen Schätzen vergriffen zu haben. Aber auch diesmal wurde er freigesprochen. Als Volksrepräsentant in die Vendée geschickt, zeigte er gemäßigtere Ansichten und vertheidigte aufs Wärmste die Generäle Canclaux und Westermann, die von dem Konvent angeklagt worden waren. Am 9. Thermidor unterstützte er die Angriffe gegen die Par-

Digitized by Google

rei Robespierre's, wurde bei dem Sturz der Schreckensregierung unter die 10 Konventskommissarien gewählt und trug als Anführer der bewaffneten Macht durch seinen Muth und seine Entschlossenheit nicht wenig zum Sieg der gemäßigten Partei bei. Zum Präsidenten des Konvents erwählt, verfolgte er jetzt ebenso die Jakobiner, wie früher die Feuillants. Im J. 1794 wurde er zum Adjutanten des Generals Pichegru ernannt und dann zur Rheinarmee geschickt, wo er die Festung Luxemburg im Namen der Republik in Besitz nahm, gegen die gefangenen Emigranten aber große Milde und Schonung zeigte. Bei Einführung der Konstitution von 111 wurde er in den Rath der 500 gewählt, wo er sich zur gemäßigten Partei schlug. Nach Niederlegung seines Mandats als Abgeordneter wurde er Kommissär-Ordonnateur bei der italienischen Armee und nach seiner Rückkehr General-Administrator der Posten. Da er gegen das lebenslängliche Konsulat Napoleons votirte, sah er sich genöthigt, seine Stelle niederzulegen, und zog sich auf ein kleines Landgut in der Picardie zurück. Im J. 1815 erhielt er von den Verbündeten das Patent eines Obersten und errichtete als solcher ein kleines Freicorps, das aber nicht mehr ins Feuer kam. Er † zu Paris am 14. Sept. 1833 als General.

Merode, Grafen von, eines der ältesten, angesehensten und reichsten belgischen Adelsgeschlechter, unter dessen Mitgliedern sich besonders Johann Philipp Eugen, Graf von, der 1732 †, als kaiserlicher Feldmarschall ausgezeichnet. In neuerer Zeit kämpfte Ludwig Friedrich Ghislain, Graf von, geboren am 9. Juni 1792, heldenmüthig für die Unabhängigkeit Belgiens, bis er am 25. Okt. 1830 bei Berchem vor Antwerpen tödtlich verwundet wurde, worauf er am 4. Nov. zu Mecheln kinderlos †. In der Kathedrale von Brüssel wurde ihm ein prachtvolles Monument errichtet. Sein Bruder, Philipp Felix Balthasar Otto Ghislain, Graf von M., geboren am 13. April 1791, nahm gleichfalls an dem belgischen Aufstand thätigen Antheil, war Mitglied der provisorischen Regierung und erklärte sich als Mitglied des Kongresses für die Wahl des Prinzen Leopold. Am 12. Nov. 1831 wurde er zum Minister ohne Portefeuille ernannt und bekleidete vom 15. März bis 20. Mai 1832 die Stelle eines interimistischen Kriegsministers, zog sich aber seit 1839 ins Privatleben zurück. Er † plötzlich am 7. Februar 1857. Der älteste der Brüder, Heinrich Maria Ghislain, Graf von, geboren den 15. Aug. 1782, † am 23. Sept. 1847, war Mitglied des belgischen Senats und hinterließ einen Sohn, Karl Anton Ghislain, geboren den 1. Aug. 1824, das jetzige Haupt der Familie, welcher als solches den Titel Reichsgraf von M., Marquis von Westerloo, Fürst von Rubempré führt, auch Grand von Spanien erster Klasse und Mitglied der belgischen Repräsentantenkammer ist. Von den beiden Söhnen von Philipp Felix Balthasar lebt der eine, Karl Werner Ghislain, geboren den 13. Jan. 1816, bis 1853 Mitglied des französischen legislativen Körpers, in Paris, der andere, Friedrich Xaver Ghislain, geboren den 15. März 1820, früher belgischer Lieutenant, als geheimer Kämmerer des Papstes in Rom.

Meroë, von den Flüssen Astapus und Astaboras gebildete, zu Aethiopien gerechnete große Insel, hatte Gebirge und große Waldungen und lieferte Edelsteine, Gold, Eisen, Kupfer und Salz, sowie Datteln, ägyptische Mandeln, Johannisbrod und Ebenholz. Im nördlichsten Winkel der Insel lag am östlichen Ufer des Astapus die alte berühmte Stadt M., der Sitz eines mächtigen Priester- und Handelsstaates, deren Hauptzierde der Tempel des Ammon war. Schon zu Nero's Zeiten war aber die einst so große und reiche Stadt zerstört. Ruinen von Tempeln, Grabmälern, Pyramiden ꝛc. in einem dem ägyptischen ganz ähnlichen Bausthle finden sich noch in der Gegend von Schendy. Was den Priesterstaat selbst betrifft, der eine theokratische Verfassung hatte und an dessen Spitze ein von den Priestern aus ihrer Mitte gewählter und daher vom ganzen Priesterkollegium abhängiger König stand, so war er zugleich einer der ältesten und bedeutendsten Handelsstaaten der alten Welt und daher auch ein uralter Hauptsitz der Kultur im südöstlichen Afrika. Für diese hohe, der ägyptischen sehr ähnliche und wahrscheinlich erst von M. aus nach Aegypten übergegangene Kultur, deren erste Quelle wohl in Indien zu suchen ist, zeugt außer den prächtigen Trümmern seiner Baudenkmale schon die Nachricht bei Plinius (VI, 29, 33), daß sich in M. 4000 Künstler befunden hätten. Dieser überwiegenden Kultur, dem Einflusse seiner Priesterschaft und seinem weit verzweigten Karavanenhandel mit Aegypten, Arabien, dem von M. und Theben aus mit gleicher Theilnahme beider Priesterschaften gegründeten Ammonium ꝛc. verdankte der Staat von M. eine solche Größe und Macht, daß er, im Besitz eines Heeres von 250,000 Mann, lange Zeit hindurch die Herrschaft über das ganze nördliche Aethiopien behauptete, bis endlich die Priesterherrschaft zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus vom König Ergamenes vernichtet und Aethiopien in eine absolute Monarchie verwandelt wurde, seit welcher Staatsumwälzung uns alle weitere Nachrichten über das Schicksal des Landes fehlen.

Merope, die Tochter des Cypselus und Gemahlin des Cresphontes, Königs von Messenien, wurde durch Polyphontes, der sich der Herrschaft bemächtigte, ihrer Kinder beraubt, mit Ausnahme des jüngsten Sohnes Aepytus, den sie bei einem Gastfreunde in Aetolien verbergen hatte. Polyphontes setzte Preise für den Tod des Aepytus aus, der, zum Jüngling erwachsen, sich dem Polyphontes als Mörder des Aepytus vorstellte. Als M. die Nachricht erhielt, daß ihr Sohn verschwunden sey, entschloß sie sich, überzeugt, daß er von Polyphontes getödtet worden sey, diesen im Schlafe zu ermorden. Ehe sie diesen Entschluß ausführen konnte, fand sie den Sohn wieder, mit dem sie sich nun zum Untergange des Polyphontes verband. Sie bot zum Schein demselben Versöhnung und ihre Hand an, und als Polyphontes Dankopfer anordnete, ermordete ihn Aepytus am Altare. Euripides hatte diese Mythe zum Trauerspiel „Cresphontes" be-

Digitized by Google

nutzt unter den Neueren bearbeiteten sie Voltaire, Maffei, H. Hersch u. A.

Merope, der kleinste Stern unter den Plejaden.

Merotopie (v. Griech.), eigentlich die Einrückung eines Theiles in seine gehörige Stelle; die Einrichtung des verrenkten oder gebrochenen Schenkels.

Meroväus (Merowig), alter König der Franken (um 448 n. Chr.), Stammvater der Merovinger (s. Franken), soll nach der Sage durch ein Ungeheuer, welches sich der badenden Chlodio, seiner Mutter, bemächtigte, gezeugt und daher mit borstigem Haar auf dem Rücken geboren worden seyn, was auf das lange Haar, das Abzeichen der fränkischen Könige, hinzuweisen scheint.

Merrimack, Fluß im nordamerikanischen Freistaat Newhampshire, entspringt als Pemiwagasset auf dem Gebirge Mooselock in Newhampshire, strömt gegen Süden, dann gegen Osten, nimmt den Winnipiscogee auf, heißt von da an M., macht mehre Fälle, speist den Middlesexkanal bei Boston und fällt bei Newburyport in Massachusetts in den atlantischen Ocean. Er ist nur für Boote schiffbar.

Merrich, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Bedschapur, am Krischna, mit 10,000 Einw.

Mers-el-Kebir, Stadt in der algerischen Provinz Oran, 1 Stunde von Oran, auf der Küste, mit einem kleinen, aber gegen den Australwind geschützten und durch ein Fort und eine Batterie auf einer Felsenzunge vertheidigten Hafen. Auf der äußersten Ostspitze der Felszunge steht der 70 Fuß hohe neue Leuchtthurm.

Mersch, van der, Anführer der brabantischen Patrioten 1789, geboren zu Menin in Westflandern, trat zuerst in französische, dann in österreichische Kriegsdienste, aus denen er mit dem Charakter eines Obristlieutenants schied. Als sich die mit der österreichischen Verwaltung unzufriedenen Belgier 1789 in Breda versammelten, schloß sich M. ihnen an, übernahm das ihm angetragene Kommando der sogenannten Patrioten und besiegte die Oesterreicher zuerst bei Hoogstraten in der Nähe von Antwerpen, dann bei Turnhout, eroberte Gent und Brüssel und wurde von den Belgiern zum Obergeneral der sämmtlichen Truppen ernannt. In Folge eingetretener Uneinigkeiten und Verdächtigungen entzog man ihm jedoch die Hälfte des Kommando's, verhaftete ihn dann und setzte ihn in die Citadelle von Antwerpen gefangen, wo er erst 1790 durch die vordringenden Oesterreicher seine Freiheit wieder erhielt. Er † den 14. Sept. 1792 auf seinem Landgute bei Menin.

Merseburg, ehemalige deutsche Markgrafschaft, zwischen Thüringen, der Mark Zeitz, der Ostmark, Meißen und Böhmen, umfaßte außer der Stadt M. namentlich auch noch Memieben, Wurzen, Rochlitz, Leisnig, Mulsen, Grotsch ꝛc. Muthmaßlich ist die Markgrafschaft schon von Karl dem Großen gestiftet worden. Zu den berühmtesten Markgrafen gehört Erwin, zu Anfange des 10. Jahrhunderts, der Schwiegervater König Heinrichs I. Der letzte Graf war Esiko, † 1007 zu Leipzig. Das vormalige Bisthum (Hochstift) M., umgeben von dem leipziger und thüringischen Kreise Kursachsens, dem Fürstenthume Querfurt, der Grafschaft Mansfeld und dem Saalkreise des Herzogthums Magdeburg, umfaßte einen Flächenraum von 12 □Meilen mit 40,000 Einw., die auf 7 Städte, 1 Flecken, 225 Dörfer und 78 Rittergüter vertheilt waren. Es wurde von Otto I. 968 gestiftet und dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet. Der erste Bischof Boso wirkte sehr thätig für die Bekehrung der Wenden in der Gegend von Zeitz. Als sein Nachfolger Giseler 981 Erzbischof von Magdeburg geworden war, zog er die meisten Güter des Bisthums M. an sich und verwandelte einen geringen Rest derselben, in eine Abtei. Kaiser Heinrich II. stellte jedoch 1004 das Bisthum wieder her und setzte Wigbert zum Bischof ein. Ursprünglich stand die Schutzgerechtigkeit dem Kaiser zu, der auch in der ersten Zeit die Bischöfe ernannte. Nachher aber suchten sich die Markgrafen von Meißen die Oberherrschaft über das Bisthum zuzueignen, und die Reichsunmittelbarkeit desselben ging ganz verloren, als zwischen dem Domkapitel und dem Hause Meißen ein Vertrag geschlossen wurde, nach welchem nur Glieder des letztern zu Administratoren desselben ernannt werden sollten. Wigberts Nachfolger seit 1009, Dietmar, ist auch berühmt als Chronikenschreiber. Das von ihm begonnene Streben nach Unabhängigkeit wurde fast von allen seinen Nachfolgern fortgesetzt. Unter diesen haben sich die Bischöfe Heinrich von Warin im 13. Jahrhundert und Thilo von Trotta († 1514) durch Verschönerung des Schlosses und der Domkirche verdient gemacht. Dem Bischof Sigmund von Lindenau gelang es, sich der Oberhoheit Kursachsens fast gänzlich zu entziehen. Unter seinem Nachfolger, Herzog August von Sachsen, dem erwählten Administrator des Stiftes, wurde die Reformation eingeführt. Bald darauf (1561) kam in Folge einer Kapitulation die Administration des Stiftes definitiv an Kursachsen, dem sie auch im westphälischen Frieden auf ewige Zeiten zugesprochen wurde. Christian I., Sohn des Kurfürsten Johann Georg, und seit 1622 Administrator des Stifts, erhielt durch testamentarische Verfügung seines Vaters 1652 auch die Niederlausitz, die Herrschaften Dobrilug und Finsterwalde nebst den Aemtern Delitzsch, Bitterfeld und Zörbig und wurde so der Stifter der Linie Sachsen-M., einer Nebenlinie des Kurhauses Sachsen, die aber 1738 wieder erlosch. Seit dieser Zeit war das Bisthum M. ein Theil von Kursachsen, bis es durch den wiener Kongreß 1815 etwa zu 3 Viertheilen an Preußen kam. Der kleinere Theil blieb bei Sachsen und ist zum leipziger Kreis geschlagen. Das Domkapitel besteht noch gegenwärtig.

Merseburg, Kreisstadt und zugleich Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks (187 □Meilen mit [1852] 756,346 Ew.), in der preußischen Provinz Sachsen, in einer angenehmen Gegend am linken Ufer der Saale, über welche hier eine steinerne Brücke führt, und an der thüringischen Eisenbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt, der Domfreiheit und den 3 Vorstädten

Digitized by Google

Altenburg, Neumark und Venedien (eigentlich Klein-Venedig) z. hat ein alterthümliches Anſehen. Unter den Gebäuden zieht vor allen andern die Domkirche, deren Gründung in das 11. Jahrhundert fällt, die Aufmerkſamkeit auf ſich, ein herrliches Denkmal mittelalterlicher Baukunſt mit einem der größten Orgelwerke Deutſchlands. In derſelben befindet ſich neben einem berühmten Altergemälde von Lucas Cranach das metallene Grabmal Rudolfs von Schwaben. Vgl. Puttrich, Die Kirche zu M., Leipzig 1836. Ein zweites intereſſantes Gebäude iſt das ehemalige Reſidenzſchloß, das gegenwärtig als Regierungsgebäude dient und in ſeinem Garten ein Denkmal des Feldmarſchalls Kleiſt von Nollendorf und ein altes heidniſches Grabdenkmal enthält. Nächſtdem ſind von öffentlichen Gebäuden zu erwähnen: das Stiftsregierungsgebäude, das Kanzleihaus, die Domſchule neben der Domkirche, die Kirche in der Altenburg, das ehemalige Kloſter St. Petri daſelbſt, die Waſſerkunſt, von dem Herzoge Chriſtian erbaut, das Waiſenhaus, die Reitbahn, das alte und neue Rathhaus, die Bürgerſchule, die alte Kirche St. Thomä in der Vorſtadt Neumark, die Ruinen des Kloſters St. Stirti, das Militärlazareth, die Domprobſtei. Außer der Domkirche hat die Stadt noch 3 evangeliſche Mutterkirchen; an Schulanſtalten beſitzt ſie ein Gymnaſium (Domſchule), eine ſtädtiſche Schule, eine Freiſchule und eine 1815 geſtiftete Militärerziehungsanſtalt (das deutſche Haus genannt). Die Vorſtädte haben ihre eigenen Schulanſtalten. M. zählt mit den Vorſtädten 12,500 Einw. und iſt der Sitz der königlichen Regierung und eines evangeliſchen Domkapitels und abwechſelnd mit Magdeburg Verſammlungsort der Provinzialſtände. Außerdem hat die Stadt eine Garniſon, ein Hebammeninſtitut, mehre wohlthätige Anſtalten, eine königliche Stuterei und eine große Obſtbaumſchule. Die Hauptnahrungszweige der Bewohner ſind ſtarker Ackerbau und eine meiſt ſehr ſchwunghaft betriebene Induſtrie, beſonders Leinenfabrikation, Färberei, Leimſiederei, Eſſigſiederei, Weberei und Fabrikation von buntem Papier, Viſitenkarten, Goldborden, Arzneiöfen, Papparbeiten, ferner Kupferſtecherei und Druckerei, eine lithographiſche und Illuminiranſtalt, 3 Buchhandlungen und eine Buchdruckerei. Erwähnung verdienen noch die Bierbrauereien (das merſeburger Bier wurde ſonſt weit und breit verſendet). Die Stadt M. iſt, wie die Markgrafſchaft, wahrſcheinlich ſchon zur Zeit Karls des Großen gegründet. Heinrich I. erfocht 933 in der Nähe, bei dem Dorfe Keuſchberg, einen glänzenden Sieg über die Ungarn. M. war Reſidenz der Markgrafen von M., von 968 an Sitz der Biſchöfe und im 10. und 11. Jahrhunderte, nachdem es Otto I. zur kaiſerlichen Pfalz erhoben hatte, auch Lieblingsaufenthalt der deutſchen Kaiſer. Von 973 bis 1302 wurden hier 15 Reichstage gehalten. Im J. 1080 ſtarb auf dem alten Schloſſe (Altenburg) der Gegenkaiſer Rudolf von Schwaben, nachdem er in der gegen ſeinen Gegner Kaiſer Heinrich IV. verlornen Schlacht bei Mölſen an der Elſter tödtlich verwundet worden war. Wie die Stadt durch große Brände wiederholt heimgeſucht wurde, ſo hatte ſie auch im Bauernkriege 1525, namentlich aber im 30jährigen Kriege, viel zu leiden; in letzterem wurde ſie 1631 von Pappenheim genommen, 1632 nochmals an die Kaiſerlichen übergeben, 1636 von den Schweden gebrandſchatzt und 1640 von denſelben unter Königsbruck geplündert. Von 1656—1738 war ſie die Reſidenz der Herzoge von Sachſen-M. Am 29. April 1813 wurde M. von den Franzoſen, am 18. September aber von Thielemann wieder genommen. M. war eine der berühmteſten Städte Deutſchlands, doch ſind von ihrem frühern Glanze nur noch geringe Spuren vorhanden. Chroniken von M. lieferten Brotuff (Leipz. 1557) und Vulpius (Quedlinburg 1700).

Merſen, ſ. Marſan.

Merſey, 1) Fluß in der engliſchen Grafſchaft Cheſter, entſteht öſtlich von Stockport aus dem Zuſammenfluß des Etheron und Goyt und fällt 15 Meilen unweit Liverpool in die iriſche See. — 2) Inſel in der engliſchen Grafſchaft Eſſex, an der Oſtküſte, zwiſchen den Mündungen der Flüſſe Blackwater und Colne, vom feſten Lande durch den ſchmalen Meeresarm Pyefleet getrennt, iſt 5 engliſche Meilen lang und 2 Meilen breit und hat 1250 Einw. in 2 Kirchſpielen.

Merkljakow, Alexei Feodorowitſch, ruſſiſcher Dichter und Kritiker, 1778 zu Dalmatow im Gouvernement Perm geboren, machte ſeine Studien zu Moskau, bekleidete dann an der dortigen Univerſität den Lehrſtuhl der Redekunſt und Poeſie und † daſelbſt 1830 als Profeſſor. Unter ſeinen literariſchen Arbeiten ſind außer Ueberſetzungen, wie der Eklogen Virgils (1807), von Taſſo's „Befreitem Jeruſalem" (Moskau 1828, 2 Thle.), als beſonders einflußreich hervorzuheben: „Kurze Rhetorik" (2. Aufl., Moskau 1821), „Kurzer Umriß der Theorie der ſchönen Literatur" (daſ. 1821—22, 2 Bde.) und „Lieder und Romanzen" (1830). Unter ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen nehmen die „Ruſſiſchen Lieder" wegen ihrer Einfachheit, ihres ungekünſtelten Tons und des in ihnen ausgedrückten Gefühls die erſte Stelle ein. Das größte Verdienſt jedoch hat ſich M. durch ſeine Kritiken um die darauf folgende Entwickelung der ruſſiſchen Poeſie erworben.

Merthyr-Tydvill, eine erſt vor 85 Jahren begründete Stadt im engliſchen Fürſtenthum Wales, Grafſchaft Glamorgan, nordweſtlich von Cardiff, am Taff und am Kanal von Cardiff, hat großartige Eiſen- und Kohlenwerke, auch ſonſtige Induſtriezweige und 50,000 Einw. Von hier geht ein Kanal parallel mit dem Fluſſe Towy bis Swanſea.

Mertola, Stadt in der portugieſiſchen Provinz Alemtejo, nördlich von Tavira, auf ſteiler Höhe am Guadiana, mit 3500 Einw.

Meru (d. i. Mitte), der indiſche Olymp, der Wohnſitz der Götter und der Fruchtknoten in der Weltblume (Lotos). Die vier Hauptblätter der Blumenkrone dieſer Weltblume bezeichnen die vier Hauptländer nach Weltgegenden; zwiſchen ihnen ſtehen je zwei und zwei ähnliche Blumenblätter, die 8 untergeordnete Länder repräſentiren. Die übrigen Blätter ſchwimmen abgeſondert auf dem Ocean und ſtellen die Inſeln und entfernteren Länder dar. Der Fruchtknoten

Digitized by Google

dieser Blume soll ein goldener Berg seyn und im Mittelpunkte der Erdoberfläche auf der Insel Schamban liegen. Auf seiner höchsten Spitze ist die Wohnung Schiwa's.

Meru, Stadt im französischen Departement Oise, Arrondissement Beauvais, in einem quellenreichen Thale, hat 2500 Einw., die beträchtliche Kunststickerei, Knopf- und Buntpapierfabrikation treiben.

Meruba, hebräische Schriftgattung, der rabbinischen entgegengesetzt.

Merulius, s. Pilze.

Merulo, italienischer Küstenfluß, Königreich Neapel, Provinz Capitanata, auf der Grenze von Abruzzo citer.

Merville, Kantonsstadt im französischen Departement Nord, Arrondissement Hazebrouk, an der Lys, mit Fabriken für Leinwand, Tafelzeuch, Baumwollensammt, Saline und 6500 Einw.

Merw, Stadt in der persischen Provinz Khorassan, früher blühend, jetzt kaum von 3000 Einw. bevölkert.

Mery (M. sur Seine), Stadt im französischen Departement Aube, Arrondissement Arcis sur Aube, an der Seine, mit Baumwollenmützenfabrikation, Erzeugung von Hanf, Wolle, Wachs, Honig und 1550 Einw.

Mery, französischer Schriftsteller, s. Barthélémy.

Merz, Kaspar Heinrich, Kupferstecher, 1806 zu St. Gallen in der Schweiz geboren, bildete sich in München unter S. Amsters Leitung und gehört zu den vorzüglichsten Stechern unserer Zeit. Er führt den Grabstichel mit großer Sicherheit und weiß mit großer Treue den Geist und Charakter des Urbildes wiederzugeben, weshalb ihm die berühmtesten münchner Künstler, Cornelius, H. Heß, Kaulbach und Andere, die Vervielfältigung ihrer Werke anvertrauten.

Merzig, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, an der Saar, hat eine Pfarrei, Synagoge, 2 Kapellen, eine Post, ein Steueramt, eine Ackerbauschule, die Kreisbehörde, ein Friedensgericht für 7 Bürgermeistereien, treibt Wein- und Ackerbau, Viehzucht, Schiffbau, Schifffahrt und hat 3750 Einw. In der Nähe liegen die Trümmer des Schlosses Montclair.

Mesalliance (franz.), Mißheirath (s. d.), Heirath zwischen zwei Personen, deren gesellschaftliche Stellung wesentlich verschieden ist.

Mesambria, alte berühmte Hafenstadt Thraciens an der Küste des Pontus Euxinus und am Fuße des Gebirges Hämus, eine Kolonie der Megarer, jetzt der unbedeutende Ort Missivria oder Messuri.

Mesched, 1) (Medsched), Hauptstadt der persischen Provinz Khorassan, in einer Ebene, eine mit Ruinen und Gärten angefüllte große Stadt, wohin die Perser häufig wallfahrten zu dem Grabmal eines bei den Schiiten berühmten Heiligen, des Imam Reza, der zu Anfang des 9. Jahrhunderts lebte. Dasselbe liegt im Mittelpunkt der Stadt und zieht mit seiner prächtigen Masse von Kuppeln und Minarets schon in weiter Ferne die Blicke der Reisenden auf sich. M. hat eine Universität, wozu 16 Medressen gehören. Die etwa 45,000 Einwohner verfertigen den besten persischen Sammet, vortreffliche Säbelklingen, allerlei Geräthschaften von einem weichen Steine, schleifen und bearbeiten Türkisse und treiben bedeutenden Handel. Nordwestlich von M. liegen die Ueberreste der alten Stadt Tus. — 2) M.-Ali, Stadt im asiatisch-türkischen Paschalik Bagdad, südlich von Baadad, in einem dürren Lande, hat eine schöne Moschee auf dem Grabe Ali's, wohin stark gewallfahrtet wird, u. 7000 Ew.

Meschede, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, an der Ruhr, ist der Sitz des Kreisamts, eines Justiz- und Steueramts, einer Forstinspektion, hat 5 Kirchen und Kapellen, eine Post, Hebammenlehranstalt und 2400 Einw.

Meschtscherjäken, tatarisch-kaukasischer Volksstamm im asiatischen Rußland, der früher an der Oka Wohnsitze hatte, seit dem 12. Jahrhundert aber in der Gegend von Orenburg ansäßig ist. Sie führen im Sommer ein Nomadenleben und wohnen nur im Winter in Hütten, treiben Vieh-, auch Bienenzucht und bestehen aus etwa 2000 Familien. Sie thun auf der orenburgischen Linie Kosakendienste.

Mesembryanthemum (Saferblume, Mittagsblume), Pflanzengattung aus der Familie der Fikoideen, charakterisirt durch die dem Eierstock angewachsene Kelchblume, den 5spaltigen, selten 2—8spaltigen Saum, mit öfters ungleichen Zipfeln, die zahlreichen, am Grunde verwachsenen Blumenblätter, die zahlreichen, am Grunde der Blume angewachsenen Staubgefäße, den 4—20fächerigen Eierstock u. die mehrfächerige, auf dem Scheitel sternförmig aufspringende Kapsel, meist Sträucher u. Kräuter in Südafrika umfassend, zeigt unter manchen anderen Eigenthümlichkeiten auch das Merkwürdige, daß die Kapseln nur bei feuchter Witterung sich öffnen und ihre Klappen ausbreiten, um die Samen auszustreuen, bei trockenem Wetter aber geschlossen sind. Unter den zahlreichen (über 300) Arten sind als Zierpflanzen oder in sonstiger Beziehung folgende die bekanntesten. M. anatomicum *Haw.*, Strauch mit flachen, eirunden, paarweise zusammengewachsenen Blättern und weißen, meist zu dreien zusammenstehenden Blumen, wird von den Hottentotten auf eigene Weise zubereitet und bildet auf dem Kap einen Handelsartikel, der wie Tabak gebaut wird und gleich diesem narkotisch wirken soll. M. aureum *L.*, goldgelbe Saferblume, ist ein 2 bis 4 Fuß hoher Strauch mit cylindrisch-3seitigen, fast verbundenen, abstehenden, zugespitzten, hell punktirten, graugrünen Blättern und safrangoldgelben, bei Sonnenschein ausgebreiteten und glänzenden Blumen. M. chilense *Mol.*, chilische Saferblume, ist ein 2 Fuß hoher Strauch in Chili am Meeresstrande, mit gegenständigen, 3kantigen Blättern, einzeln endständigen, großen, violeten Blüthen und fleischigen, sehr süßen und wohlschmeckenden Früchten. Die Knollen soll sehr stark purgiren. M. crystallinum *L.*, eisartige Saferblume, Eispflanze, ein- bis zweijährig auf dem Kap, den kanarischen Inseln, in Griechenland, auf sandigen Meeresküsten, ist ganz mit großen, durchscheinenden, Eistropfen ähnlichen Blattern besetzt, hat flache, große, ab-

Digitized by Google

wechselnde, eirunde, wellenförmige, fleischige Blätter und kleine weiße Blumen, wird bei uns zuweilen in Töpfen und Gärten gezogen. Die Blätter liefern ein wohlschmeckendes, gesundes Gemüse. Das Kraut schmeckt frisch etwas salzig. Der ausgepreßte und abgeklärte Saft hat eine eigenthümlich harntreibende Kraft. Auf den kanarischen Inseln gewinnt man durch Verbrennung dieser Pflanze Soda. M. edule *L.*, eßbare Faserblume, Feigen-Mittagsblume, ist ein Strauch mit fingerdicken, glänzenden, gleich-3seitigen, langen, spitzen, verbundenen Blättern mit scharfem, knorpligem Stiele und großen, glänzend gelben Blumen. Die wohlschmeckenden, großen Früchte werden am Vorgebirge häufig genossen und Hottentottenfeigen genannt. Die Blätter macht man in Essig ein. M. geniculiflorum *L.*, gelenkblüthige Faserblume, wächst als Strauch auf dem Kap, in Aegypten und Arabien. Aus der Asche der Pflanze gewinnt man Soda, und die mehrreichen Samen werden von den Beduinen zur Bereitung eines nahrhaften Brodes benutzt. M. nodiflorum *L.*, knotige Faserblume, einjährig in Aegypten, Italien, liefert in Aegypten viel Soda und wird in Marokko bei Verfertigung des Maroquinlederes benutzt. Von M. Tripolium *L.*, asterblätterige Faserblume, wurden früher die großen schneeweißen Kapseln, oft von Naturalienhändlern unter dem Namen Rose von Kandia verkauft und zu verschiedenen abergläubischen Zwecken angewendet. Man durchwintert die Mesembryanthemumarten im hellen Glashause, möglichst nahe am Fenster, bei 3—8 Grad Wärme. Bei heiterem Wetter muß man frische Luft zulassen. Das Begießen muß im Winter mit großer Mäßigung geschehen. Die Vermehrung kann bei den stengellosen Arten durch Sprößlinge, bei den strauchigen durch Stecklinge im temperirten Mistbeete oder in Töpfen unter Glocken geschehen. Sie lieben eine fette, lockere, mit Flußsand gemischte Laub- u. Mistbeeterde mit einer Unterlage zerstoßener Topfscherben.

Mesen, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Archangel, nahe der Mündung des gleichnamigen Flusses (Busen Mesenskaia), mit Handel und 2000 Einw.

Mesenterium (lat.), s. v. a. Gekröse.

Meserichkraut, s. v. a. wohlriechender Waldmeister, Asperula odorata *L.*

Meseritsch (Groß-M.), Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Iglau, an der Oslawa, hat ein Schloß, eine Post, 3 Kirchen, ein Rathhaus, eine Synagoge und 4000 Einwohner, die Viehzucht, Flachsbau, Tuchweberei treiben.

Meseritz (Międzyrzecz), Kreisstadt in der preußischen Provinz und Regierungsbezirk Posen, an der Mündung der Pachlitz in die Obra, Hauptort der gräflich Luchesinischen Herrschaft Pachlitz und Obra, hat Mauern, ein befestigtes Schloß, eine evangelische und 2 katholische Kirchen, eine Synagoge und ein Spital, ist der Sitz eines Kreisgerichts, Friedensgerichts, Hauptsteueramts und einer Superintendentur. Die 5200 Einwohner treiben Tuchfabrikation, Gerberei, Färberei, Strumpfwirkerei.

Mesit, nach Reichenbach eine von ihm 1833 aus den flüchtigsten Produkten des Holztheers dargestellte, farblose ätherische Flüssigkeit, von 0,805 specifischem Gewicht, welche bei 62° siedet und sich erst in 3 Theilen Wasser löst; nach Weidmann und Schweizer ein eigenthümlicher Körper, den sie an solchem Holzgeiste fanden, in welchem durch Destillation über Kalk aller essigsaure Holzäther zerlegt worden war, eine farblose Flüssigkeit von sehr angenehmem ätherischen Geruch und brennendem Geschmack, die mit hellleuchtender Flamme brennt, leichter als Wasser ist, sich in 3 Theilen Wasser löst u. über 70° siedet.

Meskal, ein aus mehren Rohrpfeifen zusammengesetztes Instrument, deren jede mehre verschiedene Töne von sich gibt, je nachdem man an der einen oder andern Stelle hineinbläst, da mehre Oeffnungen dazu an dem Rohr angebracht sind.

Mesmer, Friedrich Anton, der Begründer der Lehre vom thierischen Magnetismus oder des Mesmerismus, geboren am 23. Mai 1733 zu Itzmang am untern Bodensee (nach Andern 1734 zu Meersburg in Schwaben), besuchte die Schulen zu Dillingen und Ingolstadt und widmete sich dann in Wien dem Studium der Medicin. Nachdem er sich 1766 den Doktorhut erworben hatte, machte er sich in der gelehrten Welt zuerst bekannt durch eine Abhandlung „De planetarum influxu", in welcher er nachzuweisen suchte, daß die Himmelskörper durch ihre gegenseitigen Anziehungskräfte vermittelst einer flüssigen Substanz, welche alle Körper durchdringe und das ganze Weltall erfülle, auch einen Einfluß auf unser Nervensystem ausübten. Als diese bizarre Verbindung der newtonschen Entdeckungen mit astrologischen Träumereien wenig Beifall fand, zog er den Mineralmagnet mit in sein System herein, dem man schon vorher besondere Kräfte zur Heilung verschiedener Krankheiten beigelegt hatte. Er verband sich in Wien mit dem Pater Hell, der ebenfalls durch Magnetismus heilen wollte, und später kam er auf den Gedanken an eine der des Maanets ähnliche Kraft, welche er „thierischen Magnetismus" nannte und in seinem „Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetkur" (Wien 1775) veröffentlichte. Anfangs fand er mit seiner Entdeckung weder bei den praktischen Aerzten, noch bei den Naturforschern Anerkennung, bis eine im höchsten Grad auffallende Kur an einer jungen Dame ihn allgemein bekannt machte. Er begab sich nun 1778 nach Paris und machte dort ein solches Aufsehen, daß ihm die Regierung für sein Geheimniß 20,000 Livres jährliche Rente anbot. Er nahm aber das Anerbieten nicht an, sondern ließ durch seinen Anhänger Bergasse für die Mittheilung seiner neuen Heilmethode eine Subskription eröffnen, die 340 000 Livres eintrug. Trotzdem hat er dieselbe ausführlich nie mitgetheilt. Indeß hatte doch die Sache ein solches Aufsehen gemacht, daß die Regierung sich veranlaßt sah, zu deren Untersuchung zwei Kommissionen niederzusetzen, in welche die berühmtesten französischen Aerzte und Naturforscher gewählt worden waren. Das Urtheil derselben fiel für M. sehr ungünstig aus. Da er hierdurch in Paris sein Ansehen verlor, begab er sich nach Deutsch-

Digitized by Google

land zurück, wo er am 5. März 1815 in Meersburg †. S. Thierischer Magnetismus.

Mesocarpium (lat.), in der Botanik die Mittelhaut, mittlere Fruchthaut, die zwischen der äußern und innern Fruchthaut liegende Masse einer Fruchthülle, welche bei dem Kern- und Steinobst das Fleisch bildet.

Mesoden (v. Griech.), Zwischengesänge.

Mesomedes, griechischer Dichter, der Freigelassene des Kaisers Hadrian, um 146 n. Chr. Wir besitzen von ihm noch zwei Epigramme und einen schönen Hymnus auf die Nemesis, zu welchem auch alte musikalische Noten vorhanden sind, abgedruckt in der griechischen Anthologie. Der Hymnus auf die Nemesis erschien zuerst in Vincenzio Galilei's „Dialogo della Musica antica e moderna" (Florenz 1581), am besten von Fr. Bellermann (Berlin 1840).

Mesonero y Romanos, Ramon de, spanischer Schriftsteller, am 19. Juli 1803 zu Madrid geboren, zeigte von früher Jugend Neigung zu literarischen Studien, mußte aber 1820, durch Familienverhältnisse gedrängt, das Handlungsgeschäft seines frühverstorbenen Vaters übernehmen. Indessen widmete er doch jede freie Stunde wissenschaftlichen Studien, namentlich der Geschichte seiner Vaterstadt. Im J. 1831 gab er zuerst seinen „Manual de Madrid" (3. Aufl., Madr. 1844) heraus, der sich namentlich durch vortreffliche Sittenschilderungen auszeichnet. Darauf veröffentlichte er unter dem Titel „El curioso parlante" eine Reihe von Sittengemälden und Genrebildern, die durch Lebendigkeit, Treue, Witz und Anmuth des Styls so vielen Beifall fanden, daß er 1835 die erste Reihe als selbstständiges Werk unter dem Titel „Panorama Matritense" herausgab, der 1837—42 die zweite Reihe folgte, die beide in der 3. Auflage unter dem Titel „Escenas Matritenses" (1842, 4 Bde.) erschienen. Auch gab er „Recuerdos de viage por Francia y Bélgica" (1842) heraus und redigirte die 1836 von ihm begonnene Zeitschrift „Semanario pintoresco español" (Madrid, 8 Bde., mit Kupfern). Im J. 1838 zog er sich von den Geschäften zurück, betheiligte sich aber bei jedem patriotischen Unternehmen mit dem wärmsten Eifer. Die spanische Akademie ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; seit 1845 ist er an der Nationalbibliothek angestellt.

Mesophyllum (lat.), in der botanischen Terminologie die mittlere Blattschicht, die zwischen der Oberhaut der obern und untern Blattfläche befindliche Masse, welche aus dem Zellgewebe und den dasselbe durchziehenden, die Nerven und Adern bildenden Gefäßbündeln besteht.

Mesopithecus, ausgestorbenes Vierhändergeschlecht, aus der Familie der ächten Affen, von dem man ein Schädelfragment in tertiären Ablagerungen am Fuße des Pentelicon gefunden hat.

Mesopotamien, in weiterer Bedeutung das ganze Land, das im Westen durch den Euphrat von Syrien und Arabien, im Osten durch den Tigris von Assyrien geschieden, im Norden von dem südlichsten Zweige des Taurus und durch Armenien und im Süden von der medischen Mauer und Babylonien begrenzt wurde und einen Flächenraum von etwa 5000 □Meilen umfaßte; in engerer Bedeutung der größere nördliche, von den Arabern Al-Dschesira, d. h. die Insel, genannte Theil dieser Landschaft, während der südliche unter dem Namen Babylonien, jetzt Irak-Arabi, bekannt ist. Schon im Alten Testamente führt M. wegen seiner Lage zwischen den genannten Strömen den Namen Aram Naharaim, d. h. Syrien zwischen den Flüssen. Das Land, dessen Gestalt die Alten einem Ruderschiffe verglichen, war nur im nördlichsten Theil durch die nördlichen Ausläufer der Gebirge Armeniens gebirgig, übrigens eine meist steinige und sandige, nach Süden sich abdachende Ebene, deren Niveau bei ihrem nördlichen Anfang auf 1500 Fuß sich erhebt. Von Flüssen werden außer den beiden Grenzströmen Euphrat und Tigris noch als Nebenflüsse des Euphrat genannt: der Chaboras (jetzt Chabur), der Saocoras, wohl nur ein (jetzt ganz verschwundener) Kanal des Euphrat, und der Bellas oder Bilecke (noch jetzt Belikhe). Das Klima war im Sommer sehr heiß, im Winter ungewöhnlich kalt. Die merkwürdigsten Produkte M.'s waren Amomum, Naphthau, eine Art von Steinkohle, der Stein Gangitis oder Gagatas. Aus dem Thierreiche werden besonders wilde Esel, Gazellen, Strauße und Löwen genannt. Das ganze Land zerfiel in zwei Haupttheile: Osrhoëne im Westen und Mygdonia (später Anthemusia genannt) im Süden. Gegenwärtig steht M. unter türkischer Herrschaft und bildet die Ejalets Diarbekr, Mossul, Rakka, Bagdad und Bassora (letztere beide im Irak-Arabi). Die Einwohner sind Türken, Kurden, Turkomanen und Yezidis, sowie christliche Syrer, Armenier und Araber. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht. Die bedeutendsten Städte in M. im engern Sinne sind Diarbekr oder Amid (das Amida der Alten) am Tigris, mit 60,000 Einw., Mardin mit 20,000 Einw., Edessa, Nisibis, das verfallene Harran oder Karrä, Mossul, Rakka am Euphrat. M. enthält viele Ruinen und Denkmäler, sowohl aus dem Alterthum als aus dem Mittelalter; die merkwürdigsten sind die von Ninive (s. d.). In M., dessen Ureinwohner semitischen Stammes waren, zeigten sich die ersten Staatenbildungen in Vorderasien. Hier war der Sitz von Nimrods Reich; auch herrschte hier der gewaltige König Kusam Rischataim (Buch der Richter 3, 8). Am blühendsten aber war es unter der assyrischen und babylonischen Herrschaft. Unter der Herrschaft der Araber ward es Sitz der Khalifen und gelangte zu einer zweiten hohen Blüthe. Erst mit den Einfällen der Seldschuken, Tataren und Türken begann es zu sinken, und gegenwärtig ist es zum Theil eine entvölkerte Wüste.

Mesoraca, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II., südlich bei Policastro, mit 2500 Einw.

Mesotyp (Faser-, Nadel-, Mehlzeolith, Nadelstein, Adelith, prismatischer Kuphonspath), Steingattung aus der Silikatfamilie der Zeolithe, rhinorhombisch, von 5,0—5,5 Härte und 2,2—2,3 Gewicht, unebenem Bruch ins Muschelige und weißem Strich, mit den Arten Kalkmesotyp oder Skolezit, enthält nach Fuchs 46,75 Kieselsäure, 24,82 Thon-

Digitized by Google

erde, 14,20 Kalk, 0,39 Natrum, 13,64 Wasser, erscheint in der Grundform u. mit verschiedenen Abstumpfungen im Mandelstein, Basalt, Phonolith auf Island, den Farören, Hebriden, bei Ekermont, bei Bleenza, im Fassathal, am Kaiserstuhl, bei Dembio in Schlesien, in Böhmen, Ungarn, Schweden, Grönland, auf Bourbon ꝛc.) Natronmesotyp (Natrolith), nach Klaproth 48,00 Kieselsäure, 24,25 Thonerde, 16,50 Natrum, 9,00 Wasser, 1,75 Eisenoxyd enthaltend, erscheint nur in sehr undeutlichen nadel- und haarförmigen Krystallchen, im Phonolith und Basalt bei Hohentwiel, Aussig (Marienberg), Oberkassel, Unkel, in Antrim, Norwegen; Kalknatronmesotyp (Mesolith), nach Zippe 38,35 Kieselsäure, 32,00 Thonerde, 11,96 Kalk, 6,53 Natrum, 11,50 Wasser, erscheint in der Grundform mit einer auf die scharfen Seitenkanten aufgesetzten Endzuschärfung von 177° 35′ im Mandelstein, Basalt, Phonolith, am Vesuv, am Seeberg (bei Kaaden), am Kelchberge bei Teutsch, bei Aussig, Kamnitz, Leipa, Niemes, Hauenstein, Daubitz, auf den Farören, auf Island, in Tyrol. Die dichten und erdigen Zeolithe, zu denen auch der Bordit (von Bordon) gehört, scheinen insgesammt Mezu seyn.

Mespila, einst große und von Medern bewohnte, aber schon zu Xenophons Zeiten verfallene Stadt Assyriens am Tigris mit einer 50 F. hohen Mauer von politem Marmor; vielleicht die Ruinen Esti Mosul, 9 Stunden nördlich von Mosul.

Mespilodaphne, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, Bäume in Brasilien, von deren Arten am bekanntesten ist: M. pretiosa Nees, in den Wäldern bei der Stadt Para. Die Rinde wird daselbst unter dem Namen Casca pretiosa, Candilla, Zimmt des Orinoco, geschätzt und häufig benutzt.

Mespilus (Mispel), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, charakterisirt durch den Kelchsaum mit 5 großen, blattartigen Zipfeln, die rundlichen, ausgebreiteten Blumenblätter, die 2—5 ziemlich kahlen Griffel, den Steinapfel mit einer großen, scheibenförmigen, von den bleibenden eingeschlagenen Kelchzipfeln umgebenen Fruchtmarke und 2—5 gesonderten, aber in das Fruchtfleisch völlig eingebetteten Steinfächern, von deren Arten am bekanntesten ist die gemeine Mispel (M. germanica L., Nespel, Wispel, Esperlin, Aspele, Hespel), ein kleiner Baum oder Strauch mit meist dornigen Aesten (kultivirt verliert er die Dornen) und in der Jugend filzigen Zweigen, sehr kurz gestielten, länglich-lanzettlichen, an beiden Enden spitzen, vorn kleindrüsig-gesägten, oberseits flaumhaarigen, unterseits zottig-filzigen, unzertheilten Blättern, meist einzelnen Blüthen von der Größe der Apfelblüthen und kreiselförmiger, grünlich-gelbbrauner Frucht, an gebirgigen Orten, im südlichen Europa bis Süddeutschland und bis in die Schweiz wild, weiter nördlich nur kultivirt, aber auch hier in guten Lagen öfters verwildert. Die Früchte, von welchen die kurzgestielten als Apfelmispeln, die langgestielten als Birnenmispeln unterschieden werden, sind bei der Reife sehr herb und werden erst dann schmackhaft und als Obst genießbar, wenn sie einige Zeit gelegen haben und teigig geworden sind, wodurch sie einen weinartigen Geschmack erhalten. Das sehr zähe Holz des Stammes ist zu Drechslerarbeiten, auch zum Mühlenbau tauglich. In der Medicin wurden die Früchte sonst gegen Ruhren und Durchfälle angewendet. Die Samen waren als harntreibendes Mittel im Gebrauche und wurden gegen atonische Mutterblutflüsse angewendet. Bisweilen benutzt man die Blätter zu Gurgelwasser. Der Mispelbaum nimmt zwar mit jedem Boden vorlieb, gedeiht aber nicht überall gleich gut. Am besten sagt ihm ein feuchtes, lockeres, mildes und fruchtbares Erdreich zu. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, Ableger und Stecklinge. Man legt die Kerne von den schönsten und vollkommen reifen Früchten im November oder December in lockere, feuchte Erde, einen Zoll tief und drei Zoll weit von einander. Meist gehen sie im folgenden Frühjahr recht zahlreich auf und können im zweiten Frühjahre in die Baumschule verpflanzt und später durch Kopuliren veredelt werden. Etwas schneller kommt man durch Ableger zum Ziele. Man nimmt zu diesem Zwecke im Herbst oder im Frühjahr einige niedrig stehende Zweige, biegt sie zur Erde nieder, umwickelt sie unter einem Knoten mit Draht und bedeckt sie dann einen halben Fuß hoch mit Erde, so daß von jedem Zweige nur noch drei Augen hervorstehen. Wo dieses nicht angeht, kann man auch einen Topf in der Mitte des Baumes anbringen und einen tauglichen Sommertrieb durch das im Boden des Topfes befindliche Loch leiten, diesen aber, nachdem der Zweig einen Einschnitt erhalten und mit Draht umwunden worden ist, mit Erde füllen und diese beständig feucht erhalten, weshalb man oben eine Lage Moos anbringt. Gewöhnlich sind diese Absenker im folgenden Frühjahre bewurzelt und zum Versetzen tauglich. Die Vermehrung durch Stecklinge hat wenig Empfehlendes, weil immer viele davon ausbleiben. Es geschieht auf die bekannte Weise. Meist pflegt man die Mispeln durch das Veredeln auf andere Stämme fortzupflanzen. Als Unterlagen können Weißdorn-, Quitten- und Birnstämme, auch die Wildlinge der Mispeln dienen. Der Mispelbaum trägt an zwei- und dreijährigem Holze, weshalb man ihn nicht beschneiden darf. Ist der Baum alt, so wirft man die Aeste ab und verjüngt ihn so. Kommt man ihm durch zweckmäßige Düngung zu Hülfe, so treibt er wieder stark u. bringt mit dem 2. Jahre aufs Neue seine Früchte. Unter den durch die Kultur entstandenen Mispelsorten sind besonders die große Gartenmispel, die steinlose Mispel, die zarteste u. feinste von Geschmack, und die gemeine Birnmispel zu nennen. M. Loureiri Kostel ist ein 6 Fuß hoher Baum in Cochinchina mit kurzen Dornen und ellanzettlichen, fast gekerbten, kahlen Blättern, langgestielten, weißen Blüthen und rothbraunen, wallnußgroßen Früchten, welche süßsäuerlich schmecken u. sowohl häufig gegessen, als auch gegen Verdauungsschwäche, Ruhren und Durchfälle angewendet werden.

Mesr, s. v. a. Aegypten.

Mess (engl.), gemeinschaftliche Speiseanstalt, besonders der gemeinschaftliche Mittagstisch der unverheiratheten Offiziere im britischen Militär.

Messa, Stadt in der marokk. Provinz Suse, nahe am atlantischen Ocean, mit 10,000 Einw.

Digitized by Google

Messa di voce (ital.), im Gesange das allmählige Anschwellen und Abnehmen der Töne, findet bei Noten von längerer Dauer, insbesondere auf Fermaten und bei Vorbereitung einer Kadenz, Statt, darf aber nicht zu häufig vorkommen.

Messala Corvinus, Marcus Valerius, römischer Redner und Geschichtschreiber, um 70 v. Chr. geboren, bildete sich zu Athen, schloß sich nach seiner Rückkehr mit Begeisterung der republikanischen Partei an und nahm selbst an dem Kampfe gegen Octavianus bei Philippi Theil, trat aber später zuerst zu Antonius und dann zu Octavianus über. Zum Konsul für 30 gewählt, erkämpfte er sich im folgenden Jahre in Gallien einen Triumph, übernahm bald darauf die Leitung der Angelegenheiten in Asien, † aber zurückgezogen um 3 n. Chr. Von seinen Reden, die sich durch würdevolle Sprache auszeichneten, haben sich wenige Bruchstücke erhalten, welche Meyer in „Oratorum romanorum fragmenta" (2. Aufl., Zürich 1842) zusammengestellt hat; seine historischen Schriften, wie „Ueber den Bürgerkrieg" und „De Romanorum familiis", kennen wir nur dem Namen nach. Das früher ihm beigelegte Buch „De progenie Augusti", welches Egger in „Latini sermonis vetustioris reliquiae" (Paris 1843) herausgegeben hat, ist offenbar ein Machwerk des Mittelalters. Vgl. Egger, Examen critique des historiens anciens de la vie et du regne d'Auguste, Paris 1844.

Messalina, 1) Valeria, Gemahlin des römischen Kaisers Claudius, Schwester des Cornelius Faustus Sulla, Tochter des Marcus Valerius Messala Barbatus, ist berüchtigt durch ihre Wollust, der sie bis zur äußersten Schamlosigkeit fröhnte. Als sie sich zuletzt in ihres Gemahls Abwesenheit mit ihrem damaligen Liebling Cajus Silius öffentlich vermählte, wirkten Pallas und Narcissus, des Kaisers Freigelassene, sich einen Befehl zu ihrer Hinrichtung aus, den sie 48 n. Chr. sofort ausführen ließen. Dem Claudius hatte sie die Octavia und den Britannicus geboren.

2) Statilia, die dritte Gemahlin des Kaisers Nero, die er, nachdem er ihren Gatten, Atticus Vestinus, hatte tödten lassen, heirathete.

Messana (Messene), berühmte Stadt Siciliens in schöner und fruchtbarer Gegend, ursprünglich Zancle genannt, soll nach Thucydides von Freibeutern aus Cumä, nach Strabo von Nariern angelegt worden seyn. Sie wurde bald so blühend, daß sie schon 649 v. Chr. eine Kolonie (Himera) aussenden konnte. Bald darauf setzte sich ein Haufe flüchtiger Messenier mit Gewalt in den Besitz der Stadt, von dem sie nun den Namen M. erhielt. Im J. 466 wurde die republikanische Verfassung eingeführt. Die Stadt hob sich nun durch lebhaften Handel und Schifffahrt von Jahr zu Jahr, bis sie 396 von den Karthagern erobert und zerstört wurde. Dionysius begann den Wiederaufbau der Stadt. Nach Vertreibung des Dionysius II. auf kurze Zeit freigeworden, fiel M. schon 312 wieder in die Hände des Agathocles. Nach dessen Tode bemächtigte sich der Stadt 282 ein Haufe Mamertiner (s. d.), nach denen die Stadt zuweilen Mamertina genannt wurde. Die Raubzüge der neuen Bewohner wurden die nächste Veranlassung zum Ausbruch des ersten punischen Krieges. Die Stadt ging darauf in die Hände der Römer über, in deren Besitz sie von nun an für immer verblieb. Im Bürgerkrieg zwischen Sextus Pompejus und Octavian wurde sie als Waffenplatz und Hafen des Ersteren 35. v. Chr. geplündert. Ueber die Topographie von M. wissen wir fast gar nichts; bloß von ihrem Hafen ist bekannt, daß er eine Flotte von 600 Schiffen fassen konnte. Das Gebiet von M. umfaßte fast die ganze Nordseite der Insel.

Meßapparat, jede Sammlung von Instrumenten, welche in der Meßkunst irgendwie zur Anwendung kommen; insbesondere jede Sammlung zusammengehöriger Instrumente, welche gemeinschaftlich zu irgend einer Art der Vermessung erforderlich sind. In dieser Beziehung bildet die Meßkette mit den Ketten-, Zeichen- und Signalstäben einen M. für die Linienmessung, der Meßtisch (s. d.) mit seinen verschiedenen Nebeninstrumenten einen M. zur Winkelmessung ꝛc.

Mészáros, Lázár, ungarischer Revolutionsgeneral und Kriegsminister, am 20. Febr. 1790 zu Boja in Ungarn aus einer altadeligen Familie geboren, begann in Pesth seine juristischen Studien, trat aber 1813 in österreichische Militärdienste, wohnte den Feldzügen von 1814 und 1815 als Lieutenant der ungarischen Freiwilligen bei und stieg allmählig bis zum Range eines Obersten empor, als welcher er sich im italienischen Feldzug 1848 als tüchtiger Regimentskommandant bewährte. Im Vaterland war sein Name seiner Vaterlandsliebe und seines biedern Charakters wegen geschätzt. Als in Folge der Märzereignisse von 1848 Graf L. Batthyanyi ein ungarisches Ministerium bildete, übertrug er M. das Kriegsportefeuille, der dasselbe aber erst auf ein königliches Handschreiben vom 7. Mai annahm. Noch bevor M. nach Ungarn kam, hatten die kroatischen u. ratzischen Wirren begonnen, u. der neue Kriegsminister mußte gleich bei seiner Ankunft den Kriegszustand erklären. Hier gerieth aber bald in ihm der österreichische Soldat mit dem konstitutionellen Minister in Widerspruch. Namentlich widersetzte er sich der nationalen, von der österreichischen gesonderten Organisation der ungarischen Armee. Als aber der offene Kampf zwischen Oesterreich u. Ungarn ausbrach, erklärte er sich entschieden für die Sache der Revolution u. vollzog rasch u. geschickt die Organisation der ungarischen Armee. Minder glücklich war er als Anführer. Seine Anwesenheit im Südlager brachte den Kampf nicht zur Entscheidung, und als er in den Norden gegen Schlick zog, erlitt er am 4. Jan. 1849 an den Höhen von Bárcza eine bedeutende Niederlage, so daß er das Kommando an Klapka abgab und der Regierung nach Debreczin folgte, wo er mit unermüdlichem Eifer an der Organisirung und Kompletirung der Armee arbeitete. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April zeigte er der Nationalversammlung seinen Rücktritt an, blieb aber Deputirter für seine Vaterstadt Boja und ward zum General-Feldmarschalllieutenant ernannt. Als Anfangs Juli 1849 Görgei das Oberkommando abgenommen werden sollte, ward M. mit demselben betraut, konnte es aber bei den damaligen Zerwürfnissen im Schooße der Regierung nicht recht behaupten. Später kämpfte er an Dembinsky's

Digitized by Google

Seite in den Schlachten von Szöreg und Temesvar und ging nach der Katastrophe von Vilagos mit ihm nach der Türkei. M. theilte bis zum Mai 1851 die Verbannung mit Kossuth in Kiutahia, ging darauf nach England, wo er zum Präses des Hülfskomité's für ungarische Flüchtlinge an Pulsky's Stelle ernannt wurde, und dann nach Frankreich. Nach dem französischen Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zog er sich auf die Insel Jersey zurück, von wo er sich im Sommer 1853 nach Amerika begab. Im Sept. 1851 war er mit andern Revolutionshäuptern zu Pesth in effigie gehenkt worden.

Meßbrief, die Bescheinigung eines vorpflichteten Mannes, des Messers (Aichmessers), in einem Hafenplatz über die von ihm gefundene Lastigkeit eines Schiffes, wonach die Zollgefälle bestimmt werden.

Meßbuch, s. v. a. Missale, vergl. Messe; s. v. a. Marktbuch.

Messe (v. lat. missa), in der ersten christlichen Kirche die öffentliche Gottesverehrung überhaupt, in sofern sie der Abendmahlsfeier vorausging, mochte sie nun in Gesang, Vorlesung (lectio), oder Gebet (collecta) bestehen, später der besondere Theil des Gottesdienstes, in welchem der Priester das Officium oder die Konsekration der Abendmahlssubstanzen vornimmt. Da nun das Abendmahl zu den Mysterien des christlichen Glaubens gehörte, so durften daran nur die Gläubigen oder Getauften Theil nehmen, während nicht nur die jüdischen und heidnischen Zuschauer, sondern auch die Büßenden u. Katechumenen am Schlusse des öffentlichen Gottesdienstes aufgefordert wurden, sich zu entfernen: Der erste Theil des Gottesdienstes wurde nun auch die Missa Catechumenorum, der zweite Theil oder die Feier des Abendmahls aber Missa fidelium genannt. Am Schlusse beider rief ein Kirchendiener: „Ite, missa est" (sc. concio), d. i. „Gehet, die Versammlung ist entlassen". Dieses Wort missa trug man nun auf die Theile des Gottesdienstes selbst über und nannte sie M. und Mette. Später erhielt der Ausdruck in der römisch-katholischen Kirche die Bedeutung, daß man darunter das bei der Feier des Abendmahls gebräuchliche officium, d. h. Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck „M. lesen"), und vor Allem das sogenannte Meßopfer, d. h. die priesterliche Handlung versteht, durch welche Brod und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden sollen. Als die Sitte aufkam, daß der Geistliche bloß unter dem Beistand eines Meßgehülfen die heilige Handlung verrichtete, unterschied man zwischen stillen M.n, bei welchen die Gebete nur still abgelesen werden, und öffentlichen, die aber ebenfalls wieder nach dem Grad der dabei aufgewendeten Feierlichkeiten verschieden seyn konnten und in niedere und hohe eingetheilt wurden. Zu einer hohen M. gehörte, daß die dabei nöthigen Gebete mit Gesang und Musik begleitet wurden und der Geistliche, der gewöhnlich auch aus dem höheren Klerus dazu erwählt war, in einem kostbareren Meßgewande erschien. Eine solche feierliche M. hieß daher auch Hochamt. Zu der niederen, zu welcher dann auch die stille M. und die sogenannte Handmesse, welche täglich gelesen wird und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, zählen, genügt die Ablesung und der Vortrag der üblichen Gebetsformeln ohne Gesang, sowie sie auch von einem Diakon ohne Subdiakon gehalten werden können. Worzüglich ceremoniell sind die M.n, welche die Päpste halten. Große Sorge für die Ausbildung der Meßceremonien trugen schon Ambrosius und der Papst Gregor der Große. Von letzterem rührt namentlich die Bestimmung her, daß die M. nur in lateinischer Sprache abgehalten werden durfte. Einzelne Theile der M. sollen ihre Form in noch früherer Zeit erhalten haben. Jetzt besteht die M. aus drei Hauptbestandtheilen, welchen der Introitus vorangeht, oder die Vorbereitung zur eigentlichen Feier. Dieselben sind: das Offertorium, welches auch die Aufhebung der Monstranz in sich schließt; die Wandlung, oder die Einsegnung (Konsekration) des Brodes und Weines, der vom Geistlichen genossen werden soll; die Sumtion, oder der Genuß von Wein und Brod. Die Kleidung des Priesters (Meßgewand) während der M. wechselt in verschiedenen Farben je nach den Jahreszeiten und Festlichkeiten. Das Ritual u. die Gesänge der M. sind in den Meßbüchern oder Missalen enthalten, doch modificiren auch sie sich nach den Zeiten und dem Gegenstand der Feier. Als immer gleichbleibender Theil der M. gilt nur die Konsekration. Auch nationale Elemente haben auf die Ausbildung der Form der M. eingewirkt und sie in einzelnen Theilen verändert. Durch Karl d. Gr. wurde in Frankreich statt der gallischen die gregorianische eingeführt. Allein in Italien erhielt sich die ambrosianische noch an vielen Orten, sowie in Spanien die gothische, welche unter dem Namen Missa Mozarabum in Toledo und Salamanca beibehalten wurde. Durch die Entwickelung und Einführung der Lehre vom Fegefeuer entstand eine eigenthümliche Art von M.n, die Todten- und die Seelenmessen. Die Todtenmesse (missa pro defunctis) findet sich zuerst bei Fürsten und Heiligen, wie bei Konstantin dem Großen. Es tritt hier zu den gewöhnlichen Gebeten für den Verstorbenen die Feier der M. hinzu, und der Todte wird von den Sünden losgesprochen. Die Seelenmesse wird gehalten, um die Seele der Verstorbenen aus dem Fegefeuer zu reißen, oder wenigstens ihre Qual darin zu lindern. Später nahm man die Wirksamkeit der M. auch in Anspruch gegen die dämonischen Gewalten, an die man glaubte, wie gegen die Bosheit der Menschen und die feindseligen Elemente der Natur. So entstanden die Braut- und Hochzeitsmessen, die Weih- und die Vorbittenmessen und, eine der feierlichsten, die heilige Geistmesse, die vor der Wahl zu einem kirchlichen Amte von einer Versammlung Kleriker abgehalten wird. Immer allgemeiner wurden nun M.n auch Gegenstand des Gelübdes (Missa votiva). Alle diese M.n müssen aber den Priester oder der Kirche besonders honorirt werden. Sie stehen daher als außerordentliche den Fest- und Wochenmessen gegenüber. Eine besondere Art ist die ewige M., die an gewissen Tagen im Jahr, gewöhnlich für Verstorbene gestiftet, gelesen wird. Endlich unterscheidet man zwischen naffen und

Digitized by Google

trockenen M.n. Letztere kamen früher auf den Schiffen vor (daher auch missa nautica), wo man bei dem Schwanken derselben eine Verschüttung der Abendmahlsstoffe zu befürchten hatte und darum nur die üblichen Gebete sprach ohne die Konsekration und Kommunion. Die Zahl der jährlich in einer Kirche gehaltenen M.n ist sehr groß, war aber früher noch weit größer. Am häufigsten wird unter allen katholischen Ländern die M. in Spanien gehört und gelesen. Da nicht selten ein Aergerniß erregender Meßhandel entstand, wurde den Priestern die frühere Freiheit, an einem Tage so viel M.n zu lesen, als sie wollten, durch kirchliche Bestimmungen entzogen. Jetzt darf von jedem Priester an einem Vormittag nur eine gelesen werden, und nur Ostern und Weihnachten mehre, wenn es an Priestern mangelt. Auch dürfen nur in Einer Kirche M.n gelesen werden, und die öffentlichen haben ihre bestimmten Stunden, damit sie nicht durch Privatmessen gestört werden. In der griechischen Kirche entwickelte sich das Ceremoniel der M. auf ganz eigenthümliche Art; s. darüber Russische Kirche. Die Protestanten verwerfen die M., weil sie die Annahme einer wiederholten unblutigen Opferung Christi für unbiblisch und die bei der M. üblichen Ceremonien für menschliche Satzungen halten, die mit der einfachen Abhaltung des Abendmahls (s. d.) im Widerspruch stehen. Die Musik während des katholischen Hochamts, gewöhnlich ebenfalls M. oder Messe genannt, besteht nach den Anfangsworten des zu singenden Textes aus dem Kyrie eleison, oder Christe eleison, dem Gloria in excelsis Deo, wozu noch einige Anrufungen, z. B. Laudamus te etc., Gratias agimus tibi etc., Domine Deus etc., Qui tollis peccata etc., Cum sancto spiritu kommen, dem Credo oder apostolischen Glaubensbekenntniß, dem Sanctus und Hosianna, dem Benedictus, dem Agnus Dei und dem Dona nobis pacem. Da die M. einen wesentlichen Theil des katholischen Gottesdienstes bildet, so haben von jeher die größten Tonkünstler ihre Kraft an der Komposition dieser zum Theil hochpoetischen Werke versucht. Palestrina's „Missa papae Marcelli" erlangte einen Weltruf u. Sebastian Bachs „hohe M." aus H-moll ist das größte Werk dieses Meisters. Neuere ausgezeichnete Messenkomponisten sind z. B. die beiden Haydn, Mozart, Naumann, Schuster, Vogler, Winter, Cherubini, Hummel, Seyfried, Eybler, Tomaschek, Fr. Schneider ꝛc. Ueber die Seelen- oder Todtenmesse s. Requiem.

Messe (Handelsmesse), ein ausgedehnter Markt, der seltener wiederkehrt und zum Verkauf von Waaren in größerem Maßstabe bestimmt ist, sowie sich auch eine größere Anzahl Handelsleute aus fremden Gegenden einzufinden pflegt. Ihre erste Entstehung und der Ursprung ihres Namens ist in dem christlichen Gottesdienste, der Kirchenmesse, zu suchen; der mit der Messe verbundene allgemeine Ablaß rief vorzüglich an einigen Orten eine große Menge Volkes herbei, und diese periodischen Zusammenkünfte gaben bald Veranlassung zu einem sehr lebhaften Verkehr zwischen den Besuchern; Kaufleute mit ihren Waaren fanden sich auf dem Versammlungsorte ein, sowie auch andere Spekulanten und Gaukler ꝛc. nicht fehlten. So entstanden die M.n, welche nach und nach immer mehr an Ansehen gewannen und zum Theil für ganze Erdtheile ein Mittelpunkt des Handels wurden. Auch das beim Beginn und Schluß der M.n an mehren Orten noch gebräuchliche Ein- und Ausläuten derselben weist auf ihren kirchlichen Ursprung hin. Die Vortheile, welche durch den Zusammenfluß fremder Verkäufer und Käufer nicht nur dem Handel im Allgemeinen, sondern auch dem Meßplatze im Besonderen erwuchsen, bewogen die Landesregierungen, diesen M.n ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken und ihr Aufblühen nach Möglichkeit zu befördern. Deswegen wurde anfangs die Zahl der Verkaufsläden festgesetzt, damit die Verkäufer, nicht durch eine zu große Konkurrenz gedrückt, sicher ihre Rechnung finden könnten; gewisse Freiheiten und Bevorzugungen (Meßfreiheiten) wurden den Meßbesuchern bewilligt und Erleichterungen jeder Art geschaffen, den Verkehr zu erhalten und weiter auszudehnen. Aber man verband auch ein religiöses Ceremoniel damit, welches ihnen theilweise noch heute geblieben ist, wie denn auch die meisten M.n noch am Tage des Heiligen beginnen, dessen Namen sie führen; in den ältesten Zeiten hatten sogar die Kaufleute ihren Stand in den äußeren Kirchengängen und auf den Kirchhöfen, welchen anstößigen Gebrauch man indeß sehr bald abschaffte. In jenen Zeiten nun, wo für die Bedürfnisse des Handels noch so wenig gesorgt war, wo die Landstraßen noch ziemlich mangelhaft waren und durch adelige Räuber unsicher gemacht wurden, wo an eine geregelte Frachtfahrt so wenig als an Posten und damit verbundene bequeme und regelmäßige Korrespondenz zu denken war, wo der Handel für die Fremden keineswegs frei war, wenn sie nicht deswegen besondere Verträge abschlossen, wo endlich die Rechtspflege sich noch in einem traurigen Zustande befand und dem Kaufmann die ihm so nöthige schnelle Hülfe nicht gewährte, da mußten die M.n, an den Orten eines emporblühenden regen Verkehrs begründet und mit so manchen Freiheiten ausgestattet, schnell die Hauptsitze des Handels werden. Die Meßfreiheiten aber waren der Hauptsache nach: der freie Besuch der M. für Fremde mit ihren Waaren, sicheres Geleite für die Kaufleute und ihre Güter auf der Hin- und Herreise, Befreiung von Arrest für die Handelsleute und ihre Waaren bis zum Zahltage, Befreiung von gewissen Abgaben und Lasten und die Institution eines eigenen Meßgerichts, welches in allen während der M. entstehenden Handelsstreitigkeiten in erster Instanz nach dem Meßrecht, mit Uebergehung aller sonst üblichen Formalitäten, entschied. Fast alle diese Einrichtungen sind heute noch gültig, natürlich nach den Erfordernissen der Gegenwart und den verschiedenen Lokalverhältnissen modificirt. Die Gesammtheit der die M. betreffenden Verfügungen bildet die Meßordnung. Als aber allmählig durch Beseitigung der oben bezeichneten Hindernisse die Handelsverbindungen zwischen einzelnen Orten und Ländern zunahmen, als mit den vielseitigen kaufmännischen Relationen auch das Wechselwesen, das seine Entstehung ebenfalls den M.n verdankt, sich mehr und mehr ausbildete und die

Digitized by Google

Lust auch über den Kaufmann ihren schützenden Arm ausbreitete, da begann der ursprüngliche Zweck der M.n in den Hintergrund zu treten, und diese selbst verloren bedeutend an innerer und äußerer Wichtigkeit; die einzelnen Städte wußten sich auf direkterem Wege und durch Jahr- u. Wochenmärkte ihre Bedürfnisse zu schaffen, und wie die allseitige Kommunikation immer weiterhin sich ausdehnte und immer dauernder sich gestaltete, mußte auch jener Verkehr der M.n immer mehr auf einen engeren Kreis eingeschränkt werden und die M. mehr eine große Industrieausstellung als ein Versammlungsort der Repräsentanten aller Völker seyn, in Bestehen und Wichtigkeit fast einzig von der Gestaltung der inneren Handelsverhältnisse abhängig. So ist eine sehr große Anzahl derselben zu gewöhnlichen Jahrmärkten herabgesunken, andere sind ganz und gar eingegangen, während allerdings manche, den Anforderungen und Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt, noch in hoher Blüthe dastehen und in Ländern, welche der Kommunikationsmittel entbehren, immer noch die größte Wichtigkeit besitzen, wie z. B. die M.n von Kiachta und Nishni-Nowgorod. Aber selbst da, wo die Civilisation ihre Stätten aufgeschlagen, sind sie noch dadurch von Nutzen, daß der Käufer eine sehr reiche Auswahl vieler Waaren beisammen findet, von denen er beliebige Mengen sogleich entnimmt oder nach deren Muster er Bestellungen macht, und daß eine große Anzahl von Fabrikanten und Kaufleuten in nähere Berührung und persönlichen Verkehr treten, der zu neuen Bekanntschaften und Anknüpfungen führt. Die Verkäufer sind größtentheils, namentlich auf den deutschen M.n, Fabrikanten, da die Manufaktur- und Fabrikwaaren sich vorzugsweise für den Meßverkehr eignen, indem bei ihnen der Wechsel von Form und Farbe (Zeichnung, Muster), der Einfluß der Erfindungen, die Neuheit des Produkts, die Mode vorherrschen und sie zu den eigentlichen Gegenständen der besondern Wahl des Käufers machen. Daher sparen denn auch die Fabrikanten das Herumbringen neuer Formen, neuer Muster ꝛc. vorzugsweise für die nächste M. auf. So werden die deutschen M.n auch dadurch gehalten, weil das Publikum bei dem raschen Wechsel der Moden die Meinung hegt, daß, wer die M.n nicht besucht, auch keine Neuigkeiten zu verkaufen haben könne. Auch viele Rohstoffe erfordern persönlichen Verkehr, wie dies namentlich in Leipzig besonders in Hinsicht der Rauchwaaren der Fall ist, von denen daselbst der Osten bis von Sibirien und der Westen bis von der amerikanischen Nordwestküste ihren Ueberfluß austauschen und oft in einer M. einen Verkehr von 2—3 Mill. Thlr. bewirken, der ohne persönliches Zusammenkommen gar nicht zu bewerkstelligen seyn würde. Diejenigen Waaren, welche eine größere Stabilität des Wesens besitzen, also die meisten Naturerzeugnisse, kommen in den an Kommunikationen reichen Ländern nicht als Meßartikel vor, man kauft auf denselben nicht Kaffee, Zucker, Reis, Tabak, Oel, Getreide, Spiritus ꝛc. Dagegen finden in Rußland u. Asien die Produkte der Landwirthschaft, Thee, Mammuthknochen hier ihre Stelle neben dem Pelzwerk. Einige Artikel von besonders großer Bedeutung haben sich selbstständige Märkte geschaffen, wie z. B. die Wolle, u. die bedeutendern Wollmärkte, wie der breslauer und berliner, sind nichts Anderes als eine Art M. für diese Waaren. Auch die Hopfenmärkte, Oelmärkte, Saatmärkte, Holzmärkte (sogenannte Holzmessen) finden sich hier und da isolirt. Eine ähnliche Emancipirung findet rücksichtlich der wollenen und halbwollenen Stoffe auf der sogen. Tuchmesse in Stuttgart und Augsburg Statt, welche ausschließlich dem Großhandel gewidmet ist. Einige größere Märkte führen besondere Namen, so die beiden jährlichen Dulten in München und der Umschlag in Kiel, welcher eigentlich vorzugsweise eine Geldmesse zur Umsetzung, Ausleihung und Einforderung von Kapitalien für Holstein ist. Die Meßbesucher werden gewöhnlich Fieranten (vom ital. fiera, M., Markt) genannt. Alle diejenigen Waaren, welche auf den M.n des deutschen Zollvereins vom 7. Tage von ihrem Beginn an und noch während der M. eingehen, zahlen sogenannte Meßunkosten, deren Ertrag hauptsächlich zur Besoldung der für die Meßangelegenheiten fungirenden Beamten und zur Bestreitung anderer Meßeinrichtungen verwandt wird. Die Meßzeit unterscheidet man in die für die eigentlichen Meßgeschäfte bestimmten Meßtage und die zur Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten festgestellten Zahltage. Die größern M.n haben ihre besondere Meßwoche und ihre eigene Zahlwoche, letztere aber meist mit einem bestimmten Zahltage oder sogenannten Scontro. Gewöhnlich werden jedoch schon vor dem Eintritt der Meßwoche die wichtigsten Geschäfte des Großhandels abgeschlossen, namentlich in Leipzig, wo die der Meßwoche vorausgehende Woche wegen des in derselben Statt findenden Verkaufs der Böttcherwaaren die Böttcherwoche heißt. Es werden aber keineswegs alle in der laufenden M. entstandenen Schuldverpflichtungen auch während der Dauer derselben erledigt, vielmehr erfolgen viele Käufe auf Kredit, und viele Schulden aus der laufenden M. werden zahlbar in der nächsten oder einer der nächsten M.n kontrahirt. Hier und da, namentlich noch auf den leipziger M.n, existirt eine besondere Meßzahlung (Meßvaluta), welche in den genannten M.n gegenwärtig um durchschnittlich 13 Procent geringer ist als die Landeswährung (der 14-Thalerfuß), aber nicht mehr von allen Verkäufern in diesem Umfange gestattet wird; natürlich werden in Rücksicht hierauf die Preise der Waaren selbst verhältnißmäßig höher gestellt, als es sonst der Fall seyn würde. Die wichtigsten deutschen M.n sind diejenigen von Leipzig, die bedeutendste der Welt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O. und Braunschweig; weniger bedeutend sind diejenigen von Kassel, Lüneburg, Offenbach, Breelau, Danzig, Kiel (der Umschlag), München (die Dulten), Wien, Botzen und Triest; die M.n von Naumburg a. d. Saale sind zu gewöhnlichen Jahrmärkten herabgesunken. Von den außerdeutschen M.n in Europa sind besonders wichtig diejenigen von Zurzach (in der Schweiz), Pesth (in Ungarn), Sinigaglia (im Kirchenstaate), Bergamo (in der Lombardei), Beaucaire (die wichtigste französische, ehemals ungleich bedeutender), Lyon, Nishni-

Digitized by Google

Nowgorod in Rußland (die dortige Peter-Pauls-Messe ist nächst der leipziger die wichtigste aller M.n); außerdem sind mehre M.n der europäischen Türkei von lokaler Wichtigkeit, besonders einige in Rumelien, wie die von Ufundschowa. Von den außereuropäischen M.n sind vorzüglich zu nennen diejenigen von Tanta (in Oberägypten), Kiachta (im südlichen Sibirien), Irbit (in Sibirien), Mekka (in Arabien) und Hurdwar (die wichtigste M. Ostindiens). Deutschland hat seine besondere Buchhändlermesse in Leipzig, deren Zweck aber nicht der Kauf und Verkauf, sondern nur die Abwickelung der gegenseitigen Rechnungen und die Zahlung der Jahresschulden ist (s. Buchhandel).

Messene, s. v. a. Messana; s. Messenien.

Messenhauser, Wenzel, Kommandant der wiener Nationalgarde in der wiener Revolution von 1848, am 4. Jan. 1813 zu Proßnitz in Mähren geboren, trat 1829 als Gemeiner in das Regiment „Kaiser Franz" ein. Durch seine Abhandlung „Ueber die schiefe Schlachtordnung" zog er die Aufmerksamkeit des Obersten Zanini auf sich, durch dessen Vermittelung er 1833 zum Fähndrich beim Regiment Dom Pedro befördert wurde. M. verwandte seine freie Zeit zur Ausarbeitung einer Geschichte des Alterthums in 10 Bänden, die zwar keinen Verleger fand, aber das Wissen des jungen Fähndrichs außerordentlich bereicherte. Ein Trauerspiel „Demosthenes", welches wirklich in Druck erschien, fand nur geringen Beifall. Im Febr. 1839 wurde M. auf seinen Wunsch als Lieutenant zum Regiment Hoch- und Deutschmeister Nro. 4 versetzt, welches im folgenden Jahre auf längere Zeit in Wien seine Garnison nahm. Er schrieb außer einer ganzen Reihe von Novellen und Poesien im Auftrag seines Obersten die Geschichte des Regiments Hoch- und Deutschmeister und rückte zum Oberlieutenant auf. Beim Ausbruch des polnischen Aufstandes von 1846 wurde M. mit seinem Regiment nach Krakau versetzt. Bald darauf erschien eine Auswahl seiner Novellen unter dem Titel „Wildniß und Parquet" (Wien 1847), und in demselben Jahr ließ er unter dem Namen Wenzel March „Die Polengräber" erscheinen. Bei Beginn der Revolution von 1848 ward M. von der Bürgerschaft zu Lemberg in das Komité zur Organisirung der Bürgerwehr gewählt, aber deshalb mit Arrest und Versetzung ins 3. Bataillon nach Wien bestraft. M. nahm nun seinen Abschied, mußte aber einen Revers unterschreiben, in dem er feierlich versprach, weder gegen das Erzhaus, noch gegen dessen Alliirte zu kämpfen. M. gab nun die „Volkstribüne" heraus, die jedoch wenig Theilnahme fand. Obgleich M. an den Ereignissen des 6. Oktober keinen Antheil genommen hatte, so wurde er doch vom Ministerium des Innern am 12. Okt. zum provisorischen Kommandanten der Nationalgarde für Wien und die Umgegend ernannt. M. nahm den schwierigen und gefährlichen Posten an, in der Hoffnung, die verschiedenen Parteien einigen zu können, erregte aber dadurch, daß er Männer von allen Farben um sich versammelte, bei allen Parteien Mißtrauen. Für die Vertheidigung der Stadt entwickelte er eine rastlose Thätigkeit, organisirte ein Kriegsgericht, errichtete Mobilgarden, setzte die Artillerie in den gehörigen Stand und wehrte jedem Unfug. Als am 28. Oktober, wo er von der Rothenthurmbastei die Vertheidigung geleitet hatte, sich klar herausstellte, daß die Stadt nicht länger sich halten ließ, setzte er dies in einer Versammlung aller Kommandanten auseinander, und auf seinen Rath wurde die Absendung einer Deputation an den Fürsten Windischgrätz beschlossen. Am 30. Okt. früh verkündigte M. die Kapitulation und forderte Niederlegung der Waffen. Auf die Nachricht von dem lange erwarteten Anmarsch der Ungarn ward aber der Kampf von Neuem begonnen. M. legte darauf seine Stelle nieder. Als aber sämmtliche Offiziere der Nationalgarde erklärten, nur unter M.s Kommando fortdienen zu wollen, und auch die Verwaltungsräthe, der Gemeinderath und der Reichstag ihn mit Bitten bestürmten, übernahm er das Kommando wieder. Nach dem Einzug der kaiserlichen Truppen blieb M. in Wien, obgleich seine Freunde ihm dringend zur Flucht riethen und ihn dazu mit Paß, Kleidern und Geld versahen. Am 6. Nov. stellte er sich selbst bei dem Stadtkommandanten, wurde in das Stabsstockhaus gebracht und am 16. Nov. in der Bastion des Stadtgrabens nächst dem Fischerthore standrechtlich erschossen. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Ernste Geschichten" (Wien 1848, 2 Bde.); „Der Rathsherr" (Leipz. 1849, 4 Bde.); „Erzählungen des österreichischen Hausfreundes" (Wien 1848); „Novellen und Erzählungen" (das. 1849, 5 Bde.) und „Letzte Novellen und Erzählungen" (das. 1850, 2 Bde.).

Messenien, die südwestlichste Landschaft des Peloponnes, grenzte im Osten an Lakonien, nördlich an Elis und Arkadien, südlich und westlich an das jonische Meer und umfaßte einen Flächeninhalt von etwa 50 □Meilen. Das Land war größtentheils gebirgig, da es reich an Quellen und Flüssen war, ungemein fruchtbar und besonders in seinem südlicheren Theile sehr gut angebaut. Die Produkte waren im Ganzen dieselben, welche Lakonien (s. d.) hervorbrachte. Die spätere Hauptstadt des Landes war Messene, von Epaminondas mit Hülfe der Arkadier 369 am südwestlichen Abhange des Berges Ithome gegründet und mit den gesammelten Ueberresten der Messenier bevölkert. Die Stadt lag 50 Stadien westlich vom Flusse Pamisus, hatte einen sehr bedeutenden Umfang und war von ungemein starken Mauern umgeben, wetthalb auch M. und Korinth für die Hauptschutzwehren des Peloponnes galten. Die Stadt hatte mehre Tempel, ein Gymnasium ꝛc. Die theils noch vollständig vorhandenen Mauern umschließen das am Berg Burkano (dem alten Ithome) gelegene Dorf Mavromati in weitem Umkreise. Außer ihnen haben sich das nach Megalopolis führende runde Thor und Trümmer des großen, von einer doppelten Säulenreihe umgebenen Stadiums, eines kleinen Theaters und mehrer kleinen Tempel ꝛc. erhalten. Zu M. gehörten auch mehre Inseln vor der Süd- u. Westküste: Theganussa vor dem Vorgebirg Acritas (jetzt Venetico), die Oenussä (jetzt Sfchia u. Sapienza), Sphacteria (jetzt Sphagia) und Prote.

Die ursprünglichen Einwohner M.s waren Leleger, zu denen jedoch schon frühzeitig Argiver

Digitized by Google

kamen. Später kamen Aeolier unter Anführung des Periereš ins Land, dessen Sohn Aphareus den aus Thessalien vertriebenen Neleus bei sich aufnahm, welcher der Stifter eines nicht unbedeutenden Staates wurde. Nach seinem Sohne Nestor ist längere Zeit hindurch von einem eigenen messenischen Reiche nicht mehr die Rede, sondern der westliche Theil des Landes gehörte zu der Herrschaft der äolischen Neleiden und der östliche zu Lakonien. Mit der dorischen Wanderung und der Rückkehr der Herakliden wurde M. jedoch wieder ein eigenes Reich und fiel dem Cresphontes zu, der die Neleiden vertrieb. M. erhielt eine der dorischen ähnliche Verfassung und hatte zwei Könige. Unter dem 5. Nachfolger des Cresphontes brach, der Sage nach wegen des Raubes spartanischer Jungfrauen, wahrscheinlich aber in Folge von Grenzstreitigkeiten der langwierige Kampf mit Sparta (erster messenischer Krieg) aus, der von 743—723 v. Chr. dauerte. Anfangs wechselte das Kriegsglück, doch neigte sich im Ganzen der Vortheil auf die Seite der Spartaner, bis in Folge eines delphischen Orakelspruchs Aristodemus, aus dem messenischen Herrschergeschlecht stammend, seine Tochter den unterirdischen Göttern opferte. Aristodemus wurde nun König der Messenier und schlug mit Hülfe der Arkadier und Argiver die Spartaner in offener Feldschlacht. Als aber Aristodemus, am ferneren Sieg verzweifelnd, sich auf dem Grabe seiner Tochter getödtet hatte, wurden die Messenier unterworfen und zinspflichtig. Erst 39 Jahre später versuchten sie das verhaßte Joch Sparta's abzuschütteln. Aristomenes wurde der Held des zweiten messenischen Krieges (685 bis 668 v. Chr.), den die Messenier mit Hülfe der Arkadier und Argiver führten. Aber auch dieser Krieg endete, nachdem die Arkadier, von den Spartanern bestochen, ihre seitherigen Bundesgenossen mitten in einer Schlacht verlassen, mit der Besiegung der Messenier, die zum großen Theile nach Sicilien auswanderten, wo sie Zancle einnahmen, welches von nun an Messana (s. d.) hieß, während die Zurückgebliebenen der Sklaverei verfielen. Ein Erdbeben, das 465 Sparta verwüstete, veranlaßte eine Empörung der Heloten und Messenier; sie unterlagen jedoch nach zehnjähriger tapferer Gegenwehr (465—455 v. Chr.) und wurden nach Naupactus und an andere Orte verwiesen. M. lag nun ganz verödet und blieb spartanische Provinz bis nach dem Falle Sparta's. Epaminondas sammelte 369 die von allen Seiten herbeieilenden Reste der Messenier, gründete die neue befestigte Hauptstadt Messene und führte eine demokratische Verfassung ein. Die Bevölkerung des Landes aber blieb im Ganzen gering. Später schlossen sich die Messenier an Philipp von Macedonien an. Nach dem Aufhören des achäischen Bundes kam M. 146 v. Chr. unter die Herrschaft der Römer.

Messenische Kriege, s. Messenien.

Messer, schneidendes Werkzeug, welches aus einem aus Metall, Knochen, Horn, Elfenbein, Holz ꝛc. verfertigten Hefte und einer, meist stählernen Klinge von verschiedener Größe und Form besteht. Je nach ihrer verschiedenen Gestalt und Bestimmung führen die M. verschiedene Benamen, als: Vorlege-, Tisch-, Brod-, Feder-, Rabirmesser, Skalpelle, Lanzetten, Bistouri's ꝛc., ferner Böttcher-, Fleischermesser ꝛc., endlich Hack-, Wiege-, Baum-, Pflugmesser ꝛc. Je besser der Stahl, desto besser die Klinge; den feinsten Stahl vertragen Scheer-, oder Rasirmesser. Die größeren Messerklingen sind gewöhnlich von Eisen und mit Stahl belegt, die kleineren in der Regel ganz von Stahl. Der Messerschmied gibt der Klinge ihre Gestalt nur ins Grobe mit dem Hammer u. arbeitet sie dann noch mittelst der Feile und des Schleifsteins aus. Bei M.n, die in dem Heft befestigt sind, läuft die Klinge in eine spitzige Angel aus, welche entweder in dem Heft fest gekittet oder durch dasselbe hindurchgeht und am Ende vernietet wird. M., bei welchen sich die Klinge einschlagen läßt (Einleges, Einschlagemesser), haben an der Klinge keine Angel, sondern einen eckigen Absatz (Druck), welcher in einem vierseitigen Eisen (Docke), das in der Mitte mit einem Loch versehen ist, um die Klinge hindurch zu stecken, auf dem Amboßklobe daraufgeschlagen wird. Das Heft hat bei solchen M.n außer den Schalen noch zwei eiserne Plattinen, auf welche die Schalen aufgenietet werden. Auf der Rückseite aber ist zwischen die Plattinen noch eine Stahlfeder genietet, durch welche die ebenfalls zwischen den Plattinen festgenietete, aber bewegliche Klinge sowohl eingeschlagen, als geöffnet am Drucke festgehalten wird. Bei den sogenannten französischen Einlegemessern ist an dem Druck und an der Feder eine andere Einrichtung angebracht, wodurch die aufgeschlagene Klinge unbeweglich festgehalten wird, so daß sie nicht eher wieder eingeschlagen werden kann, als bis man die Feder mittelst eines daran angebrachten Knopfes zurückgebogen hat. Eine besondere Art Einlegemesser sind die am Hefte mit allerlei kleinen Werkzeugen, als Säge, Bohrer, Feile, Korkzieher ꝛc. versehenen, sogenannten Instrumentenmesser. Zu besonderem Gebrauch, z. B. zum Durchschneiden von Butter ꝛc., hat man auch M., welche ganz von Silber, Horn oder Knochen verfertigt sind. Den Engländern gebührt in der Messerfabrikation unstreitig die erste Stelle. Die vorzüglichste Waare liefern Woodstock, Birmingham, Sobo, Sheffield und London. In Frankreich treibt Rouen einen bedeutenden Handel mit M.n nach Spanien, Italien, Amerika ꝛc. Zu Paris liefert die Fabrik von Farcy Rasirmesser von gegossenem Stahl, die an Güte und Preiswürdigkeit die englischen noch übertreffen sollen. In Deutschland liefert Iserlohn eine erstaunliche Menge Tafel-, Taschen-, Barbier-, Futtermesser ꝛc., die in allen Gegenden von Europa Absatz finden. Gräfrath im Bergischen und Remscheid in Westphalen erzeugen neben guten M.n alle Arten Schneidewerkzeuge von besonderer Güte und in außerordentlicher Menge. Ferner sind berühmt die schmalkaldener, haselbacher, ruhlaer, steyerschen, karlsbader u. nürnberger M. Die sauerländische, vorzüglich die solinger Messerwaare wird besser und sauberer geschliffen als die ruhlaer und geht in großer Menge nach Hamburg, Holland ꝛc.

Messias (vom hebr. Maschiach, entsprechend dem griech. Christus), der Gesalbte, im Al-

Digitized by Google

ten Testament der große Erlöser, Retter und Wiederhersteller, welchen die Juden erwarteten, der sie wieder zu dem Glanze u. der Macht zurückführen sollte, die sie unter David besaßen, und sie zur Weltherrschaft führen würde. Die messianischen Ideen konnten sich erst nach dem Verlust der unter David und Salomo eingenommenen Weltstellung im Volke ausbilden, als das Reich vom Zusammensturz bedroht wurde und mit dem Verfall seiner politischen Institutionen auch die Erhaltung des in ihm in eigenthümlicher Weise entwickelten religiös-sittlichen Lebens nicht mehr möglich schien. Das unter David erlebte, schnell vorübergegangene goldene Zeitalter wurde das Ideal, welches die Propheten den Schilderungen einer bessern Zukunft zu Grunde legten. Anfangs waren diese Hoffnungen, wie wir sie bei den Patriarchen und noch bei den ältern Propheten aufbehalten finden, ganz allgemeinen Inhalts; einmal in das prophetische Element des israelitischen Volkes aufgenommen, gestalteten sie sich jedoch mit den bestimmter ausgeprägten Verhältnissen des Volkes und mit dem daran entwickelten Bewußtseyn immer konkreter. War nun zur Zeit Samuels das Mittel für ihre Realisirung das Königthum, so wurde, als auch diese Macht sich erschöpft hatte, die Einsicht immer verbreiteter, daß nicht in der Institution selbst, sondern in der Persönlichkeit, welche sie zu ihrem Träger verlange, dem Volke eine Rettung vor dem hereinbrechenden Verderben geboten werden könne. Die auf die Erscheinung eines tüchtigen Herrschers gebaute Hoffnung war aber dem jüdischen Volksgeist gemäß zugleich eine religiöse Färbung, indem man die für das königliche Amt nothwendige Tüchtigkeit als eine Begabung mit höheren Kräften und die Persönlichkeit des Herrschers als einen Gesandten Gottes auffaßte. Die Salbung war nach jüdischer Sitte die Weihe für das Priesterthum, sie war es später auch für das Königthum geworden. Ganz folgerichtig wurde darum der König, welcher den Glanz der davidischen Zeit wiederbringen sollte, in eminentem Sinne Gesalbter oder Maschiach genannt, die Berechtigung zu dieser Rolle aber wurde dem davidischen Hause zuerkannt. Das äußere Elend, welches mit der Zertrümmerung seiner Herrschaft über das jüdische Volk gekommen war, regte die Hoffnung auf die baldige Erscheinung des gottgesandten Retters und auf den Ablauf der Strafzeit nur gewaltiger auf. Während in der sinnlicheren Volksmeinung der Repräsentant und Bringer der neuen Zeit noch immer die Gestalt eines volksthümlichen Herrschers behielt, wurde diese in den Kreisen, wo eine geistigere Auffassung durch einen höheren Grad von Bildung verbreitet war, allmählig in das Bild eines sittlich-religiösen Heros verklärt. Jesaias schildert den M. als den, der das Volk recht lehren und die Menschen richten und den Armen erretten werde; das Reich des M. ist ihm daher das Reich der siegenden Wahrheit. Allein dieser Sieg und der Siegesheld treten erst in vollem Glanze in dem Pseudojesaias (Jes. 40—66) hervor; der Messiasbegriff identificirt sich hier mit dem „Knechte Gottes", der durch Lehren, Leiden und Sterben den neuen Friedensbund aufrichtet. In den ersten Zeiten der Rückkehr aus dem Exil blieb die messianische Erwartung noch lebendig. Zugleich aber wurde die Vorstellung von einem Vorläufer des M., der, gewaltig im Geiste des Elias wirkend, ihm den Weg bahnen werde, gäng und gebe. Bei den Samaritern entstand mit ihrer Absonderung auch die Hoffnung auf einen besonderen M., der aus dem Stamme Josephs kommen sollte. Die Siege der Makkabäer ließen zeitweilig die Hoffnung auf das Erscheinen einer messianischen Persönlichkeit verschwinden; man wünschte nicht ein künftiges Glück, sondern die Dauer des gegenwärtigen Zustandes, daß jeder die Früchte des Sieges genießen könnte. Mit dem neuen Joch der Knechtschaft erwachte auch die Messiasidee wieder. Hatte aber der Sadducäismus in seiner kosmopolitischen Richtung das nationale Wesen seines Volkes verkannt und darum auch das messianische Element verworfen, so hatte das Pharisäerthum, welches die nationale Richtung repräsentirte, nur die Vorstellung einer Wiederkehr davidischer Zeiten, höchstens eines Befreiers von der politischen Knechtschaft als Trost für diese Tage nationalen Unglücks zu retten vermocht. Jesus schloß sich an die Messiasidee an und erklärte sich selbst als M., doch nicht in dem jüdischen Sinne, sondern als den Stifter des Gottesreichs, indem er die Ausprüche der Propheten auf sich anwandte, die Weissagungen derselben als nun erfüllt darstellte und durch seine göttliche Sendung auch seine Messiaswürde beurkundete. Eben so sprachen sich dann seine Jünger aus, die ihn als den im Alten Testament verheißenen M. und von Gott der Menschheit zum Heil gesandten Retter verkündigten. Nur ein Theil der Juden, die ihre sinnlichen Vorstellungen von M. in Jesu nicht erfüllt fanden, und die Gnostiker, weil sie Christus für höher u. erhabener hielten, als ihn die Evangelien darstellten, erkannten ihn als M. nicht an. Diesen Widersachern gegenüber hielt die Kirche an der Behauptung fest, daß Jesus der im Alten Testament verheißene M. sey, und erklärte die Stellen, in welchen der M. als ein irdischer König dargestellt wird, für allegorisch, oder bezog sie auf die Wiederkunft Christi und die Vollendung seines Reiches (s. Christologie). Den Zeitgenossen Jesu war im Allgemeinen die Vorstellung von dem M. als einer Erscheinung aus einer höheren Welt eben so fremd, wie die Einsicht in die Nothwendigkeit seines Leidens, doch konnte durch mancherlei Volksmeinungen und durch einzelne Stellen des Alten Testaments, z. B. Jesaias Kap. 52, dem Glauben an einen Versöhnungstod desselben vorgearbeitet seyn. Wie mächtig aber die messianischen Ideen im jüdischen Volke zu Jesu Zeit anlebten, beweisen die bald nach seinem Tode auftretenden Pseudomessiasse und der große Anhang, welchen dieselben fanden. Vielleicht gehörte zu ihnen schon jener Simon Magus, welcher sich „eine große Kraft Gottes" nannte; doch erregte er keine politische Erhebung wie Barcochba im 2. Jahrhundert, an den selbst ein berühmter Rabbine, Akiba, sich anschloß, bis sein Glücksstern erlosch. Im 5. Jahrhundert trat ein gewisser Moses auf der Insel Kandia als Prätendent der Messianität auf, im 6. ein gewisser Julian in Palästina, u. im 8. Jahrhundert wollte

Digitized by Google

ein spanischer Jude seine Volksgenossen nach Palästina führen, um das messianische Reich herzustellen. Vorzüglich traten im 12. Jahrhundert viele Schwärmer mit ähnlichen Ansprüchen auf, namentlich in Persien, Arabien, Medien, aber auch in Europa, in Spanien, Frankreich und in Mähren. Noch im 17. Jahrhundert erhob sich ein aus Aleppo gebürtiger Jude, Sabatai Zewi, als M. Die spätere rabbinische Tradition von M. geht im Einzelnen oft sehr aus einander und widerspricht sich selbst. Im Allgemeinen aber lassen sich folgende Hauptzüge deutlich erkennen. Die letzten Zeiten vor der Erscheinung des M., in welchen sich alle Uebel und Schrecken der Natur und des Menschenlebens bis zu ihrer höchsten Potenz erheben, aber damit auch erschöpfen, heißen die Messiaswehen (Chable Maschiach) und sollen durch die Leiden, welche sie für das Volk Gottes herbeiführen, Buße und Entsündigung desselben bewirken. Mit dem Eintritt der messianischen Zeit erhalten die Juden die ausgedehnteste Macht über alle Völker; als König, groß u. mächtig, soll der M. in Zion herrschen über das in der Heimath seiner Väter wieder versammelte Volk. Es soll dem eigentlichen M., dem Sohne Davids, ein anderer M. vorangehen, ein Sohn Josephs oder Ephraims. Dieser fällt als Sühnopfer für das Volk Gottes und wird bei der Auferstehung dafür Lohn und Ehre empfangen. Jetzt erst wird sich der zweite M. in Zion auf den Stuhl Davids setzen und ein Reich gründen, das 5630 Jahre bestehen wird. Einige lassen nun den M. sterben und Sohn und Enkel ihm folgen, Andere aber verleihen ihm Unsterblichkeit und lassen ihn alle Menschen durch die Auferstehung Gott zum Dienste weihen. Wie hier bei den Rabbinen, so kulminirt auch bei den christlichen Sekten, welche erst eine Vollendung des Christenthums durch den Paraklet annahmen oder die Wiederkunft Christi in den Mittelpunkt ihrer Hoffnungen stellten, die Messiasidee in dem tausendjährigen Reiche (vgl. Chiliasmus).

Messidor, der 10. Monat des französischen republikanischen Kalenders.

Messina, Hauptort der gleichnamigen Provinz (Intendantur) auf der Insel Sicilien, welche den nordöstlichen Theil derselben oder die größere Hälfte des Val di Demona umfaßt und auf einem Flächenraum von 1048 ital. (65,5 geogr.) □M. 350,000 Einwohner zählt, ist dem Range nach die zweite Stadt des Landes und liegt am Fuß des peloritschen Gebirges, von einem Gürtel zerrissener Felsengipfel umgeben, paradiesisch an der Straße von M. oder Faro di M. (Fretum Siculum der Alten). Der Hafen, der 1000 Schiffe faßt, einer der größten, schönsten und sichersten der Welt, wird von einer kreisförmigen, von Südwesten nach Nordosten ins Meer hineinlaufenden Erdzunge gebildet und durch eine starke Citadelle und sechs Forts vertheidigt. Zwei Leuchtthürme erheben sich auf der äußersten Spitze der Landzunge, deren sichelförmige Gestalt der Stadt im Alterthum den Namen Zancle gab. Die seit dem furchtbaren Erdbeben von 1783 erbauten neuen Häuser sind, um die Erdstöße unschädlicher zu machen, nur 2 Stockwerke hoch gebaut. Die Straßen sind breit und gerade, mit Lava gepflastert. Der Corso theilt die Stadt in die See- und Hügelstadt; längs des Meerufers führt die eine Meile lange Straße Marina. Das Ganze sieht frei und heiter aus, ist aber dabei still und einsam. Das meiste Leben herrscht an der Palazza, einer Straße (oder Platz) am Hafen, dem beliebtesten Spaziergang der Einwohner. Geschmacklose Bildsäulen sieht man auf den meist leeren öffentlichen Plätzen: Malteserplatz, Domplatz ꝛc. Die bedeutendsten Kirchen sind der gothische Dom Madonna della lettera mit Monumenten, antiken Säulen und einem prachtvollen Hauptaltar, die Kapuzinerkirche mit 2 Gemälden von Caravaggio und die Kirche della Candarella mit einem Gemälde von Hieronymus von M. Von öffentlichen Gebäuden sind ferner zu nennen: der königliche, der erzbischöfliche und der Senatorenpalast, der der Udienza, die Börse, das große Hospital Loggia, der Monte di Pieta, die Getreidespeicher, das Seminargebäude, das Zeughaus, die beiden Theater. M. ist der Sitz eines Erzbischofs, eines Handels- u. Oberappellationsgerichtes, eines Gymnasiums, einer öffentlichen Bibliothek. Fischerei und Seidenweberei bilden die Hauptnahrungszweige der Einwohner, deren Zahl auf 84,000 angegeben wird. Sonst bereitet man noch Leinwand, Leder, Oel, Wachs, Essenzen und verschiedene Holzarbeiten. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Südfrüchten, Seidenstoffen, Oliven, Lakritzensaft, Weinstein, Essenzen, Korallen. Im August wird eine sehr belebte Messe gehalten. Von dem Kloster San Gregorio hat man die herrlichste Aussicht über die Meerenge auf die Küste von Kalabrien. Ueber die ältere Geschichte der Stadt s. Messana. Nach dem Untergang des weströmischen Reichs theilte sie die Schicksale Siciliens. Im J. 1058 ward M. von den Saracenen erobert, die aber zu Anfang des 13. Jahrhunderts wieder daraus vertagt wurden. Hier ward 1233 von Friedrich II. ein sicilischer Reichstag abgehalten, wo Gesetze für die Insel erlassen wurden. Hier nahm 1282 die sicilianische Vesper ihren Anfang, so wie 1671 hier auch ein Aufstand gegen die harte spanische Regierung ausbrach. Die Aufständischen riefen die Franzosen zu Hülfe, von welchen 1676 die Spanier in einer großen Seeschlacht, in welcher der niederländische Seehelb Ruyter fiel, besiegt wurden. Aber schon 1678 mußten die Franzosen die Stadt wieder räumen, worauf sie unter die spanische Herrschaft zurückkehrte. Im J. 1713 ward sie von dem Herzog von Savoyen besetzt, 1718 wieder von den Spaniern erobert, 1719 von den Kaiserlichen und 1735 abermals von den Spaniern eingenommen. Eine furchtbare Pest entvölkerte 1743 die Stadt, das Erdbeben von 1783 legte sie halb in Trümmer, und 1823 verwüstete sie eine Ueberschwemmung. In den Unruhen am 1. und 2. Sept. 1847 kam es zum Straßenkampfe zwischen Volk und Militär. Neue Aufstände u. blutige Kämpfe erfolgten 1848, wo die Stadt mehrmals vom Kastell Terranuova aus bombardirt wurde, so vom 29. Jan. bis 20. Febr. und vom 26. Febr. bis 10. März. Im Okt. ward M. von den neapolitanischen Truppen besetzt und am 28. März 1849 in Belagerungszustand versetzt. Das sicilianische Parlament hatte am 12. April

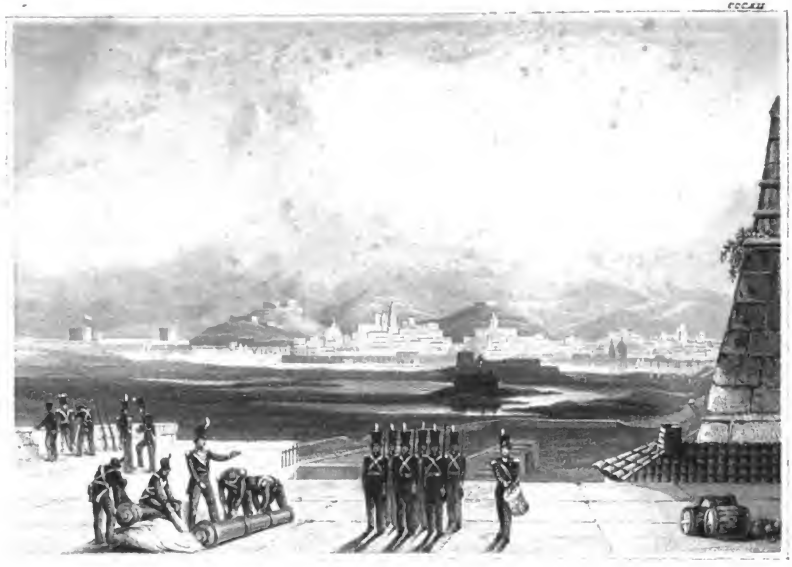
Digitized by Google

1848 M. zum Freihafen erklärt. Der König setzte zwar dies Dekret außer Wirksamkeit, erklärte jedoch im März 1852 M. wieder zum Freihafen.

Messing (franz. Laiton, Cuivre jaune, engl. Brass), eine Legirung aus Kupfer u. Zink, wurde 1550 von Erasmus Ebner zuerst auf direktem Wege dargestellt, früher nur aus Kupfer und geröstetem Galmei mit Zusatz von Kohlenstaub gewonnen (Aurichalcum der Alten). Das M. enthält gewöhnlich 73 Theile Kupfer und 32 Theile Zink, doch wird das Verhältniß für die verschiedene Anwendung des M.s vielfach geändert. Seine rohe Erzeugung geschieht auf den Messinghütten. Auf dem Messingwerk zu Hegermühl am Finowkanal nimmt man zu einer Beschickung von 120 Pfund 41 Pfund Abfall (Messingblechabschnitzel, schadhafte Kessel und sonstigen Abgang, altes Bruchmessing ꝛc.), 55 Pfund Garkupfer und 24 Pfund Zink. Diese Beschickung wird in 4 Tiegel vertheilt und in einem unter der Hüttensohle befindlichen Windofen geschmolzen. Der Abgang beträgt 2½ bis 4 Pfund vom Gewicht der Beschickung, so daß die Gußplatte 116 bis 117½ Pfund wiegt. Das Bruchkupfer, welches meist unrein, verzinnt oder mit Eisen versetzt ist und nach der ersten Schmelzung in Eingüsse gegossen wird, welche große, dicke Platten mit tiefen, sich kreuzenden Furchen liefern, heißt dann Arcot oder Stückmetall und muß mit einem neuen Zusatz von neuem Kupfer umgeschmolzen werden. Dieses Stückmessing wird von Gelbgießern, die ihr M. nicht selbst verfertigen, gekauft und zum Guß verbraucht. Man pflegte sonst sowohl das mit Galmei, als auch das mit Zink bereitete M. zweimal zu schmelzen, d. h. erst Rohmessing darzustellen (Mengepresse), und dieses dann (mit und ohne Zusatz von etwas Zink) nochmals zu schmelzen, um Tafelmessing (laiton) zu gewinnen. Zu Uhren, Flitter gold u. leonischem Draht wird das Kupfer nur cämentirt, d. h. den Zinkdämpfen ausgesetzt, ohne zu schmelzen. Die Messingtafeln kommen unter den Katunhammer, wo sie zu Blechen gewalzt, oder zu Kesseln ꝛc. ausgetrieben werden. Man unterscheidet Rollenmessing, die dünneren Sorten, welche aufgerollt verpackt werden, Drahtband, für den Drahtzug in schmale Zaine geschnitten, u. Tafelmessing in schwarzen, dicken Tafeln von $^1/_{10}$—$^1/_8$ Zoll Dicke. Ehedem wurde das Tafelmessing zu den Kesseln allein durch Hämmern bearbeitet, jetzt aber walzt man die Kesselböden vor, und erst in diesem Zustande werden sie an die Kesselschlägerhütte abgeliefert. Flittergold (Knitter- oder Rauschgold) ist das dünnste Rollenblech. Hämmerbares oder schmiedbares M. (yellow metal), welches sich im glühenden Zustande hämmern läßt, besteht aus 60 Theilen Kupfer und 40 Theilen Zink. Das M. besitzt eine schön gelbe Farbe, welche desto heller ist, je mehr Zink es enthält. Es ist kalt hämmerbar, läßt sich strecken, walzen, in Draht ziehen, gut bearbeiten; heiß ist es sehr spröde und kann in Stücke zerschlagen werden. Sein spezifisches Gewicht ist 7,824 bis 8,44, je nach dem es mehr oder weniger Kupfer enthält. Es schmilzt leichter als Kupfer, bei 21° Wedgw., verbrennt leicht, oxydirt sich an feuchter Luft, setzt gleich Grünspan an, löst sich in den Säuren leicht auf und ist daher in den Küchen eben so gefährlich, als Kupfer. Behandelt man M. mit verdünnter Salzsäure, so wird es dunkelfarbig, weil die Säure das Zink auflöst; umgekehrt wird das M. blässer, wenn man es mit Aetzammoniakflüssigkeit beizt. Will man dasselbe verkupfern, so braucht man es nur in eine schwache, etwas angesäuerte Auflösung von Kupfervitriol zu legen, oder es mit Eisendraht umwunden in verdünnte Schwefelsäure zu tauchen. Polirt man M. mit Schwefelpulver und Kreide, so wird es dunkler, mehr goldfarbig. Ein Zusatz von Blei macht das M. härter, zur Bearbeitung auf der Drehbank geeignet, nicht aber für das Treiben und Walzen. Rothes M. (Tomback) mit einem Zusatz von Zinn und Blei, bildet die Bronze der neuern Zeit (s. Bronze). Die Verwendung des M.s ist sehr mannichfaltig, und es gibt fast keinen Zweig der Technik und des Haushalts, in dem es nicht in irgend einer Form erschiene. Deutschland hat am Harze, in Bayern, am Rhein, in Sachsen, in Schlesien, Tyrol und Steiermark, England in Birmingham, Schweden in Bjufors vortreffliche Messingwerke.

Messis (Matsys, Metsis, Messijs), Quentin, auch Quintijn de Smit und der Schmied von Antwerpen genannt, einer der größten Maler der niederländischen Schule, um 1450 in Antwerpen geboren, trieb bis in sein 20. Jahr das Schmiedehandwerk und verfertigte, wie man glaubt, die eisernen Zierrathen, welche dem Ziehbrunnen vor dem Dome zur Beachung dienen. Als er nach einer schweren Krankheit noch Monden lang das Bett hüten mußte, begann er Holzschnitte zu illuminiren, und die Liebe zu einem Mädchen, welches einen Maler zum Manne zu haben wünschte, bewog ihn, sich ganz der Kunst in die Arme zu werfen, zu der schon längst sein innerer Genius ihn gezogen hatte. Mit dem Eifer der Jugend, von der Liebe begeistert, arbeitete er nun Tag und Nacht, wie behauptet wird, ohne Anleitung eines Meisters und machte in kurzer Zeit die bewunderungswürdigsten Fortschritte. Wie hoch ihn seine Vaterstadt verehrte, beweist sein in Stein gehauenes Profil an der Façade der Marienkirche mit der Umschrift des bekannten Verses: Connubialis amor de mulcibre fecit Apellem. Er † in seiner Vaterstadt 1549. M. hielt sich nicht strenge an die vorgefundene Weise der ältern niederdeutschen Maler, sondern suchte sich einen eigenen Weg zu bahnen. Indem er die übermäßige Vollendung seiner Vorgänger verschmähte, wußte er seinen Werken einen eigenthümlichen Effekt zu verleihen, bei einer nichts weniger als vernachlässigten Ausführung nach älterer Weise, die sich besonders in den Nebenwerken auf das Gefälligste geltend machte. Im Ganzen ist seine Zeichnung sorgfältig, nicht ohne großes Verständniß der Anatomie, seine Auffassung der Charaktere richtig. Seine Färbung kommt in Gluth u. Wärme jener eines van Eyck und Memling zwar nicht gleich, ist aber kräftig und zuweilen von ganz eigenem Reize. Sein bedeutendstes Werk ist die berühmte Grablegung mit ihren beiden Seitenbildern (dem Martertthum des Evangelisten Johannes u. der Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers), früher in der

Digitized by Google



MESSINA

Lith. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum u. Verleger

Digitized by Google

Digitized by Google

Kathedrale, gegenwärtig im Museum zu Antwerpen befindlich, dessen Anfertigung er 1508 übernahm. Auch in andern Bildern entwickelt M. ein eigenthümlich frisches Leben. So in einer schönen Altartafel in der Gemäldegallerie des Prinzen von Oranien zu Brüssel: Maria mit dem Christuskind im Arme als Himmelskönigin auf dem halben Monde stehend und von Engeln umgeben. Aehnlich ist ein Altartblatt in der Peterskirche zu Löwen, welches auf dem Mittelbilde Maria mit dem Kinde und die Personen der heiligen Verwandtschaft, auf den Seitentafeln Scenen aus dem Leben der Aeltern der Maria darstellt. Auch das Leben der heiligen Anna, in der Kathedrale zu Löwen, ist von hoher Vortrefflichkeit. Ein Gemälde des berliner Museums stellt Maria auf dem Throne sitzend und das Christuskind küssend, dar. Im Palaste zu Windsor in London befinden sich die berühmten beiden Wucherer, ein Bild, von dem sich verschiedene Wiederholungen und Nachbildungen von spätern Künstlern finden. Im Palaste zu Venedig ist ein Hauptwerk des Künstlers, Christus vor Pilatus darstellend. Auch die münchener Sammlungen besitzen treffliche Werke von M., so die k. Pinakothek das Bild eines Mannes und einer Frau, die mit Zählen und Abwägen von Gold- und Silbermünzen beschäftigt sind, ein großes Bild der Beschneidung Christi aus der boisserésschen Sammlung, die halblebensgroßen Bilder der Heiligen Bartholomäus, des Evangelisten Johannes und des Täufers. Eine namhafte Schule scheint sich an M. nicht angeschlossen zu haben. Nur sein Sohn, Johann M., ist als unbedeutender Nachahmer seines Styls bekannt.

Meßkanon, die Gebetsformel, welche der Priester vor, bei und nach der Wandlung abzulesen hat und die nach Einigen auf den Papstes Sirtius Befehl von Hieronymus, nach Andern von diesem Papste selbst abgefaßt ist. Es ist der Theil der Messe, welcher keiner Veränderung unterworfen werden darf. Vgl. Messe.

Meßkatalog, das halbjährlich zu Ostern und Michaelis ausgegebene Verzeichniß der erschienenen Bücher, Kunstsachen, Landkarten ꝛc., welchem in einer eigenen Abtheilung auch ein Verzeichniß der in der nächsten Folgezeit erscheinenden Bücher beigegeben ist. Zu seiner jetzigen Gestalt gelangte das Buch erst im Laufe der Jahrhunderte. Früher besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst und machten ihren Verlag durch Kataloge bekannt, von welchen der älteste bis jetzt entdeckte der des augsburger Druckers Johann Bämler um 1473 ist. Als der Buchhandel sich von der Buchdruckerkunst trennte und die Büchermessen zu Frankfurt a. M. der Hauptsitz desselben wurden, ließ Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, seit 1564 jede Messe einen M., d. h. ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken. Ein Verzeichniß sämmtlicher in den Katalogen von 1564—92 aufgeführten Bücher besorgte Nik. Bassäus (Frankfurt 1592, 3 Bde.) und ein ähnliches über die Zeit von 1593 bis 1600 erschien zu Leipzig (1600). Von 1600 bis 1616 erschien der M. bei Albr. Lamberg zu Leipzig, hierauf im Verlag von Henning Große daselbst und an dessen Nachkommen, kam dann an die weidmannsche Buchhandlung, die ihn bis 1850 fortsetzte, 1851 an G. Wigand, 1852 an Avenarius und Mendelsohn und seit 1855, nach der Trennung dieser Firma, an E. Avenarius. Die frühere systematische Einrichtung desselben wurde später mit der alphabetischen vertauscht.

Meßkirch, Stadt, s. v. a. Mösskirch.

Meßkunst (Geodäsie), derjenige Theil der angewandten Mathematik, welcher die Aufgabe hat, die Raumverhältnisse größerer oder kleinerer Theile der Erdoberfläche nach ihren Größenverhältnissen zu ermitteln und in den meisten Fällen in einem ähnlichen Bilde (Karte, Riß, Situationsplan) darzustellen. Das Vermessungsgeschäft erfordert eine tüchtige Kenntniß der reinmathematischen Lehren, besonders der Geometrie und Trigonometrie, aber auch Fertigkeit im Gebrauch der Hülfsmittel, d. h. der Meßinstrumente, und in Anwendung der mathematischen Formeln und Sätze. Es kommen bei Betrachtung der Lage eines Punktes der Erdoberfläche zwei Dimensionen zur Berücksichtigung: seine Entfernung von einem andern Punkte, d. h. der zwischen ihnen liegende Bogen eines größten Kreises (Länge oder Breite), und seine Entfernung vom Erdmittelpunkte, d. h. sein Abstand auf dem Erdhalbmesser von der wirklichen Kugeloberfläche (-Höhe oder Tiefe). Die M. stellt einerseits das Nebeneinanderseyn der Punkte im Raume so dar, als lägen sie sämmtlich in einer genauen Kugeloberfläche, berücksichtigt also bloß ihre Projektionen auf eine und dieselbe Fläche, andererseits stellt sie ihre verschiedenen Erhebungen über (resp. Senkungen unter) diese Fläche dar, ohne ihre gegenseitige Lage auf dieser Fläche zu berücksichtigen. Messungen der ersten Art nennen wir allgemeine Horizontalmessungen, weil der Horizont diejenige genaue Kugeloberfläche ist, auf welche wir uns alle Punkte der Erdoberfläche projicirt denken; Messungen der zweiten Art heißen Vertikalmessungen, weil sie eine auf die erstern senkrechte Richtung haben. Zeichnungen, welche auf Horizontalmessungen beruhen, heißen Grundrisse, solche, die auf Vertikalmessungen beruhen, Profilrisse. Es gehören der höhern M. unter den Horizontalmessungen die Gradmessungen (s. d.) an, welche durch Bestimmung der wahren Längen verschiedener Erdgrade die wahre Gestalt der Erde zu ermitteln haben; ferner die sogenannten trigonometrischen Vermessungen (sphärische Vermessungen), welche der Ermittelung des Flächenraums und der Gestalt größerer Ländergebiete, bei denen die Kugelkrümmung der Erde mit in Betracht kommt, durch genaue Bestimmung einzelner weit entfernter Punkte zur Grundlage dienen sollen. Die niedere M. dagegen hat es mit der planimetrischen Vermessung kleinerer Erdräume zu thun, welche als vollkommene Ebenen angesehen werden können. Solche Vermessungen werden entweder für sich allein vorgenommen, wenn man Gestalt und Flächenraum einzelner, irgendwie auf der Erdoberfläche abgegrenzter Gebiete erfahren will, wie beim Feldmessen im engern Sinne, beim militärischen Aufnehmen ꝛc. (s. Vermessung), oder sie schließen sich an jene trigonometrischen Vermessungen an, so daß die

Digitized by Google

Kugelkappe, welche durch die mittelst der letztern gefundenen Punkte bestimmt wird, in lauter kleine als Ebenen angenommene Theile sich zerlegt. Man nennt dieses Verfahren Triangulíren, weil die Zerlegung in lauter Dreiecke geschieht, welche im Anfange als sphärische, später aber als ebene gefaßt werden. Unter den Vertikalmessungen gehören der höhern M. die eigentlichen Höhenmessungen (s. d.) an, welche die direkte Ermittelung des Höhenunterschiedes verschiedener Punkte, in sofern derselbe nicht ganz unbeträchlich ist und die Krümmung der Erde dabei berücksichtigt werden muß, zum Gegenstande haben. Die niedere M. dagegen hat es mit dem unmittelbaren trigonometrischen Messen kleiner Höhen, welche als Perpendikel auf einer Ebene angesehen werden und mit dem sogenannten Nivelliren zu thun, worunter man die Messung der Höhenunterschiede beliebiger Punkte versteht, unter der Voraussetzung, daß diese Unterschiede nicht allzu groß sind, ihre Ermittelung eine besondere Genauigkeit erfordert u. die zu bestimmenden Punkte in einer stetigen Linie oder Fläche liegen, wodurch man in kontinuirlichem Zuge die Höhenunterschiede einer ganzen Anzahl von Punkten zwischen 2 bestimmten Grenzpunkten findet. Eine Verbindung der Horizontal- und Vertikalmessung in ihrer Anwendung auf den Bergbau behandelt die Markscheidekunst (s. d.). Die erforderlichen Werkzeuge und Instrumente begreift man unter dem Namen Meßinstrumente. Vgl. Barfuß, Handbuch der höhern u. niedern Meßkunde, Weimar 1842; Schneitler, Lehrbuch der gesammten M., Leipzig 1851.

Meßner, Kirchendiener, welcher die zur Abhaltung des Gottesdienstes und insbesondere der Messe nöthigen Vorkehrungen zu treffen hat; in manchen Gegenden s. v. a. Meßpriester.

Meßtisch (Mensula), eines der bekanntesten u. bei den gewöhnlichen Detailvermessungen gebräuchlichsten Meßinstrumente, besteht aus einem auf 3 Füßen stehenden tragbaren Tischchen, dessen quadratförmige Platte, die zugleich als Zeichenbret dient und deshalb mit Papier überzogen wird, mittelst dreier Schrauben horizontal gestellt werden kann. Um sich den Nutzen und Gebrauch zu veranschaulichen, nehme man an, es sey ein Feld von der Form eines Dreiecks zu vermessen. Um dies zu bewerkstelligen, muß der Geometer zuerst in die Ecken des Feldes Pfähle oder Stangen einschlagen, die ihm als Signalzeichen dienen. Den M. stellt er horizontal, etwa in die Mitte des Feldes, steckt in das Reiß- oder Zeichenbret eine Nadel ein und bezeichnet überdies den Punkt auf dem Felde, über welchem diese Nadel steht. Darauf legt er an die Nadel sein Diopterlineal an und visirt damit auf eines der Signalzeichen an den Ecken des Feldes. Dann zieht er an der der Nadel zugekehrten Seite des Diopterlineals eine Linie, läßt die Entfernung des genannten Zeichens von dem Punkte, über welchem die Nadel sich befindet, mit der Meßkette messen und trägt sie mit Hülfe eines Zirkels, nach einem verjüngten Maßstabe auf die Linie auf. Eben so verfährt er mit den andern Ecken des Feldes und verbindet endlich die verzeichneten Endpunkte durch gerade Linien, wodurch er eine dem Felde vollkommen ähnliche Zeichnung erhält, die zu jeder Berechnung desselben tauglich ist. Der M. wurde von Johann Prätorius, Professor der Mathematik zu Altorf († um 1616), erfunden und erhielt im Lauf der Zeit so vielfache Einrichtungen, wie kaum ein anderes Instrument, da man bei der anerkannten Zweckmäßigkeit desselben wünschen mußte, alle einer größtmöglichen Genauigkeit entgegenstehenden Mängel immer mehr zu beseitigen. Am meisten haben dafür gethan: Marinoni, Brander, Hogreve, Bugge, Lehmann, Reichenbach, Henne-fuß, Breithaupt, Hölde u. A. Vergl. Lehmann, Anleitung zum praktischen und vortheilhaften Gebrauche des Meßtisches, Dresden 1820.

Meßzahlung (Mesvaluta), Währung, in welcher die auf einer Messe (s. d.) Statt findenden Käufe abgeschlossen werden.

Mestica, kleine, schöne, dem Alabaster ähnliche Steinchen, welche sich bisweilen in dem Schließmuskel der Riesenmuschel (Tridacna Gigas *Lam.*) finden. Die Indier schreiben ihnen maalsche Kräfte zu.

Mestizen (Mestissen), s. Farbige.

Mesto (ital.), traurig, als Ueberschrift eines Tonstückes gebraucht.

Mestre de camp (franz.), früher in Frankreich der Stellvertreter des Generalobersten der leichten Reiterei; dann Chef eines Infanterieregiments.

Mesua (Kastanienrose), Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, charakterisirt durch den 4blätterigen, bleibenden Kelch, 4 Blumenblätter, die zahlreichen, am Grunde in einen schmalen Ring verwachsenen Staubgefäße u. die harte oder lederig-schwammige, einfächerige, 2klappige Kapsel, Bäume in Ostindien, mit 7 Arten. M. ferrea L., gemeine Kastanienrose, ist ein niedriger Baum oder Strauch auf den ostindischen Inseln mit breiten, lanzettlichen, langgestielten Blättern u. weißen, wohlriechenden, deutlich gestielten Blumen; wird in der Heimath vor die Häuser gepflanzt. Das Holz ist außerordentlich hart und wird von einer gewöhnlichen Art gar nicht angegriffen, weshalb es Eisenholz heißt. M. speciosa Chois., prächtige K., ist ein großer, schlanker Baum mit lineallanzettlichen, kurz gestielten Blättern, fast sitzenden, weißen, wohlriechenden Blüthen und 3—4 samigen Früchten von der Größe eines kleinen Apfels. Die aromatische u. bitter schmeckende Wurzel und Rinde sind kräftig schweißtreibende Mittel. Die gewürzhaft bittern Blätter braucht man bei Brustverschleimungen.

Mesuraca, Stadt, s. v. a. Mensuraca.

Mesurata, Stadt in Tripolis, östlich von Tripolis, am mittelländischen Meer und dem gleichnamigen Vorgebirg, am Golf von Sidra.

Mesusen (Thürpfosten), bei den Juden kleine Pergamentstreifen, welche sie entweder an den Thürpfosten, oder in der Wand hinter ihren Hausthüren anbringen und mit den Worten 5. Buch Moses 6, 4—9 und Kap. 13 beschreiben. Die orthodoxen Juden berühren dieselben beim Ein- und Ausgang mit den Fingern und küssen dann diese, oder streichen damit über die Augen.

Meta (vom Lat.), das Ziel, der Endpunkt ei-

Digitized by Google

nes bestimmten Raumes, besonders das Ziel in den römischen Rennbahnen und den griechischen Hippodromen.

Metabasis (griech.), Uebergang, in der Rhetorik eine rhetorische Figur; s. Apostrophe; in der Logik Abschweifung oder fehlerhafte Einmischung unwesentlicher u. fremdartiger Bestandtheile in Begriffserklärungen.

Metabole (v. Gr.), eigentlich das Umsetzen oder die Veränderung, in der Medicin die Umänderung einer Krankheit, dieselbe sey nun kritisch oder bloß formell, also jede im Verlaufe der Krankheit eintretende Erscheinung, welche mit einer Umänderung des normalen Ganges derselben, des krankhaften Prozesses selbst, verbunden ist; in der Rhetorik das Zusammenstellen von Redesätzen in umgekehrter Ordnung, z. B. wenn du nicht kannst, was du willst, so wolle, was du kannst; in der Poetik der Uebergang aus einem Metrum in das andere; in der Grammatik das Umsetzen oder Versetzen von Buchstaben, wie sie in manchen Wörtern des Wohlklangs, bieweilen wohl auch des Versmaßes wegen vorgenommen wird.

Metabolos, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, meist Bäume und Sträucher auf Java und den Philippinen, z. B. M. ferrugineus *Dec.*, auf den Philippinen, M. latifolius *Blum.*, auf Java, und M. radicans *Dec.*, auf den Philippinen.

Metacetou, nach Fremy ein Zersetzungsprodukt des Zuckers durch Kalk in der Hitze, eine farblose Flüssigkeit von angenehmem Geruch, siedet bei 84°, löst sich nicht in Wasser, aber in jedem Verhältniß in Alkohol und Aether. Die Metacetonsäure, ein Zersetzungsprodukt des Zuckers, der Stärke, des Gummi's und Mannits durch schmelzendes Kali, von Gottlieb entdeckt, ist der Essigsäure in ihren Eigenschaften sehr ähnlich, riecht eigenthümlich, löst sich in jedem Verhältniß in Wasser, bildet leicht einen Aether ꝛc.

Metachronismus (v. Gr.), im Gegensatz zum Anachronismus (s. d.) der Fehler in einer historischen Angabe, daß etwas in eine spätere Zeit gesetzt wird, wo es nicht geschehen konnte.

Metalepsie (griech.), Vertauschung oder Verwechslung, rhetorische Figur, welche darin besteht, daß man das Folgende für das Vorhergehende setzt, z. B. Grab statt Tod; in der Chemie ein speieller Fall von Substitution, in welchem der Austausch der Elemente nach einer gleichen Anzahl von Aequivalenten erfolgt.

Metalläther, nach John die Auflösung verschiedener Metallsalze (Kupferchlorid, Quecksilberchlorid, Zink- und Eisenchlorid) in Aether.

Metallbad, ein im geschmolzenen Zustande befindliches leichtflüssiges Metall, als Zinn, Blei, Zink, Antimon oder eine Legirung derselben, dessen man sich bedient, um einen Körper einer hohen, bestimmten Temperatur auszusetzen.

Metallbäume, metallische Ausscheidungen in meist baumartigen Verzweigungen, welche sich in Metallauflösungen (Blei, Silber ꝛc.) bilden, wenn man in dieselben ein anderes Metall (Zink ꝛc.) bringt, dessen Verwandtschaft zu Sauerstoff, Chlor, Säuren größer ist, als die des aufgelösten Metalls.

Metalle (Metalla), Mineralien, welche im Feuer unverbrennlich, metallisch-glänzend u. undurchsichtig sind und nur geringe Härtegrade (bis 6,0) bei hohen specifischen Gewichten (bis 21,0) haben. Im völlig reinen Zustande heißen sie gediegen und (nach alchemistischer Bezeichnung) reguliniſch und werden, weil sie in diesem Zustande noch nicht zerlegt werden konnten, einstweilen noch zu den einfachen Stoffen oder Elementen (metallische Elemente) gerechnet. Avicenna war der Erste, der die ihm bekannten M. von den übrigen Mineralien sonderte und in eine Klasse zusammen ordnete; später wurden edle M. (die geschmolzen unverändert bleiben) und unedle M. (die geschmolzen zu Metallkalken werden: harte, die eher glühen als schmelzen, wie Eisen, Kupfer; weiche, die eher schmelzen als glühen, wie Zinn, Blei) unterschieden u. die Stoffe, welche metallisches Ansehen, aber keine Streckbarkeit besitzen, als Halbmetalle ihnen beigefügt. Werner begreift unter seinen metallischen Fossilien: Platin, Gold, Quecksilber, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Wismuth, Zink, Spießglanz, Sylvan, Mangan, Nickel, Kobalt, Arsenik, Molybdän, Scheel, Menak, Uran, Chrom, Cerin, während Hauy seine Substances métalliques in S. m. hétéropsides (Chaux, Baryte, Strontiane, Magnésie, Alumine, Potasse, Soude, Ammoniaque, Silice) und autopsides (non oxydables immédiatement et réductibles immédiatement, oxydables et réductibles immédiatement, oxydables mais non réductibles immédiatement) eintheilt. Nach Hausmann sind die M. die 2. Ordnung der Kombustibilien und nach Berzelius die 2. und 3. Ordnung der brennbaren Körper und zwar elektronegative M. (Arsenik, Chrom, Molybdän, Antimon, Titan, Kiesel) und elektropositive M., welche wieder in leicht reducirbare M. (Irid, Platin, Gold, Quecksilber, Pallad, Silber, Wismuth, Zinn, Blei, Kupfer, Nickel, Kobalt, Uran, Zink, Eisen, Mangan, Cerium) und in schwer reducirbare M. (Zirkonium, Aluminium, Yttrium, Beryllium, Magnesium, Calcium, Strontium, Baryum, Natrium, Kalium) zerfallen. Nach v. Leonhard bilden die M. die 12. Gruppe der Mineralien, nach Naumann die 5. Klasse derselben, nach Breithaupt nur die (3.) Ordnung der Mineralien, ebenso nach Necker nur eine Ordnung der Metallophanes. Oken nennt die M. Erzerze und theilt sie in Irdmetalle, welche in Erdmetalle mit den Zünften der Kieselmetalle (Tantal), Thonmetalle (Wolfram, Eisen, Wad, Cererium), Talkmetalle (Wanadium, Uran, Titan, Chrom) und Kalkmetalle (Wasserblei, Osmium) und in Klassenmetalle mit den Zünften der Salzmetalle (Kupfer), Brenzmetalle (Nickel, Kobalt), Erzmetalle (Rhodium, Irid, Pallad, Platin) zerfallen und in Elementenmetalle mit den Zünften der Wassermetalle (Antimon, Zinn, Blei), Luftmetalle (Zink, Kadmium, Wismuth, Arsenik) und Feuermetalle (Tellur, Quecksilber, Silber, Gold). Nach Walchner bilden sie als gediegene Erze die 4. Ordnung der Erze, nach v. Glocker die einzige Familie der metallischen Substanzen und zerfallen in ungeschmeidige M. (Arsenik, Antimon, Antimonsilber, Tellur), geschmeidig-weiche M.

Digitized by Google

(Blei, Wismuth, Kupfer, Gold, Goldsilber, Silber, Quecksilber, Amalgam) und harte M. (Platin, Irid, Pallad, Eisen). Weiß bildet aus den M.n die 5. Ordnung der Mineralien und Dana, der sie Metallinea nennt, die 8. Ordnung der 2. Mineralklasse. Nach Mohs und Haidinger machen sie die 12. Ordnung der Geogenide aus. Die gegenwärtig gangbarste chemische Eintheilung ist die in leichte und schwere M. Zu den leichten gehören alle M., deren Gewicht weniger als 5 ist, die sich mit Sauerstoff sehr lebhaft zu Oxyden verbinden und die sämmtlich basisch und durch Wasserstoffgas nicht reducirbar sind, nämlich: Alkalimetalle, leichter als Wasser, dasselbe unter Feuererscheinung zersetzend und mit Sauerstoff die bekannten in Wasser löslichen Alkalien gebend (Kalium, Natrium, Lithium), die M. der alkalischen Erden, schwerer als Wasser und Schwefelsäure, das Wasser rasch zersetzend, die Oxyde ebenfalls mit alkalischer Reaktion in Wasser löslich, aber weit schwerer als die vorigen (Ammonium, Baryum, Strontium, Calcium), und Erdmetalle, schwerer als Wasser, dasselbe bei gewöhnlicher Temperatur nur langsam zersetzend, die Oxyde starke Basen, aber in Wasser unlöslich (Yttrium, Beryllium, Zirkonium, Aluminium, Magnesium, Cerium, Thorium und die noch wenig bekannten Lanthan, Erbium, Terbium und Didym). Die schweren M., die eigentlichen M. der älteren Chemiker, von einem specifischen Gewicht über 5 und sämmtlich mit deutlichem Metallglanz, die die Elektricität unzweifelhaft leiten und deren Oxyde, mit Ausnahme des Mangans, durch Wasserstoffgas reducirbar sind, sind: strengflüssige, welche Wasser im Rothglühen für sich, mit Säuren bei gewöhnlicher Temperatur (mit Ausnahme der drei letztern) zersetzen, an der Luft sich ganz von selbst allmählig oxydiren und mit Sauerstoff eine ganze Reihe von Verbindungen geben, deren höchste saure Eigenschaften haben, während die niedrigern kräftige Basen sind (Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Chrom, Uran, Molybdän, Vanadium und Wolfram); leichter schmelzbare, die Wasser im Glühen, aber nicht durch Säuren zersetzen, zwei basische Oxyde bilden, deren höheres sich auch als Säure verhält (Zinn und Kupfer); leicht schmelzbare, zum Theil flüchtige, die Wasser zersetzen und nur ein basisches Oxyd bilden (Wismuth, Blei, Zink und Kadmium) und sogenannte edle M., welche Wasser bei keiner Temperatur zersetzen, sich an der Luft nicht von selbst oxydiren und deren Oxyde schon durch bloße Erhitzung zersetzbar sind (Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium, Osmium, Ruthenium und Iridium). Noch gibt es einige Körper, deren Stellung unter den M.n zweifelhaft ist, so das Niobium, Pelopium, Aritdium, Horium, Titan, Tellur und Tantal. Manche Chemiker rechnen Selen, Arsenik und Silicium noch zu den M.n. Eine andere, rein mineralische Eintheilung der M. ist folgende: 1. Ordnung: Schwefelmetalle mit den Familien der Blenden, Glanze, Kiese und Schwefelarsenike; 2. Ordnung: gediegene M. mit den Familien der Arsenmetalle, Tellurmetalle, Antimonmetalle, Wismuthmetalle, flüchtigen Edelmetalle, dehnbaren Edelmetalle, dehnbaren Unedelmetalle; 3. Ordnung: oxydirte M. oder Erze mit den Familien der Rotheisensteinerze, Manganerze, Tantalerze, Rutilerze, Brauneisensteinerze, ockerigen Erze.

Trotz der elementaren Verschiedenheit der M. unter einander erscheinen doch fast alle in Formen des tesseralen Krystallsystems und zwar meist in Hexaëdern oder Oktaëdern, nur selten in Granatoëdern. Die Krystalle der M. sind meist klein und sehr klein und auch selten, wenn nicht die Körner krystallinisch sind. Gewöhnlich erscheinen die M. derb, eingesprengt, angeflogen, auch in kugeligen, nierenförmigen und traubigen Gestalten. Den M.n ganz eigenthümlich sind die haar-, draht-, zahn-, moos- und baumförmigen und gestrickten Gestalten nebst den Platten und Blechen, welche letztere sogar federartig gestreift seyn können (Federwismuth). Die Körner, in denen manche M. erscheinen, sind fast durchgängig platt und stumpfeckig, beim Iridium auch noch grubig. Die Absonderung findet nur bei den ungeschmeidigen M.n Statt und ist hier eine körnige, oft mit der krummschaligen verbunden. Die Spaltbarkeit ist an Blei, Kupfer, Gold, Silber, Platin und Palladium überhaupt nicht wahrnehmbar, vollkommen nur beim Antimon, Antimonsilber, Tellur, Wismuth und Iridosmin, bei allen übrigen nur undeutlich und oft kaum noch in Spuren bemerkbar. Der Bruch der ungeschmeidigen M. und des Wismuths ist uneben, beim Iridosmin muschelig, bei allen übrigen M.n charakteristisch hakig, wie er außerdem an keinem anderen Mineral sich zeigt. Die optischen Eigenschaften der M. äußern sich zunächst im Glanze, der bei allen M.n vollkommener Metallglanz ist, also der intensivste, den überhaupt Mineralkörper besitzen können. Ebenso sind die Farben der M. durchgängig metallische Farben und werden nur durch das nicht seltene Anlaufen verunreinigt und verdunkelt. Die Eigenschaft der M., Legirungen zu geben, gestattet eine große Mannigfaltigkeit der Farben. Der Strich ist bei den Arsenmetallen graulich, bei den Tellurmetallen unverändert, bei allen übrigen glanzerhöhend. Sämmtliche M. sind undurchsichtig, wenn auch nicht schlechthin, indem ein dünnes Goldblatt, dessen Dicke $^1/_{200\,000}$ Zoll beträgt, auf Glas geklebt, einen Schein grünlichen Lichtes durchfallen läßt und dünne Schuppen des sogenannten Eisenglimmers bei durchfallendem starkem Lichte ein schönes Blutroth zeigen. Dem Anlaufen sind besonders die leicht oxydirenden M., am meisten Arsenik, die Edelmetalle gar nicht, ausgesetzt. Unter den Massenkennzeichen erscheint zuerst das Verhalten der M. gegen die Wärme von Bedeutung, indem sie die besten Wärmeleiter sind und zwar nach Despretz in folgender Reihe: Gold 1000,0, Silber 973,0, Kupfer 898,0, Eisen 384,3, Platin 381,0, Zink 363,9, Zinn 303,9, Blei 179,6. Daher das kalte Anfühlen der M., welches nach der angegebenen Reihenfolge sich vermindert. Nach Regnault ist die specifische Wärme (die des Wassers = 1,000 gesetzt) der M. folgende: Blei 0,0314, Platin 0,03243, Gold 0,03244, Quecksilber 0,03332, Wolfram 0,03636, Antimon 0,05077, Tellur 0,05155, Zinn 0,05623, Kadmium 0,05669, Palladium 0,05927, Molyb-

Digitized by Google

dän 0,07218, Arsenik 0,0814, Selen 0,0837, Kupfer 0,09515, Zink 0,09555, Kobalt 0,10696, Nickel 0,10963, Eisen 0,11379. Rücksichtlich der Aggregation ist Quecksilber tropfbar flüssig, die meisten übrigen M. sind geschmeidig und zugleich biegsam (aber nicht elastisch) und dehnbar. Die Dehnbarkeit ist eine doppelte und äußert sich als Streckbarkeit (Möglichkeit des Ausziehens zu Draht) in folgender absteigender Reihe: Gold, Silber, Platin, Eisen, Kupfer, Zink, Zinn, Blei; als Hämmerbarkeit (Möglichkeit des Ausplattens zu Blech) in dieser Reihe: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Platin, Blei, Zink, Eisen. Die meisten technisch nicht anwendbaren M. sind spröde. Die Schweißbarkeit, d. h. die Eigenschaft, sich in Weißglühhitze so zu erweichen, daß man getrennte Theile unmittelbar vereinigen kann, kommt nur dem Eisen, Platin und Palladium, in gewisser Beziehung auch dem Blei, Kalium und Natrium zu. Die Zähigkeit hat Muschenbroek an Stangen von 1 Quadratzoll gemessen und gefunden, daß Stahl bei 120—150, Stabeisen bei 68—84, Gußeisen bei 42—59, Silber bei 40—43, Kupfer bei 19—37, Gold bei 20 bis 24, Zinn bei 3,1—6,5, Wismuth bei 2,9, Zink bei 2,6, Antimon bei 1,0, Blei bei 0,86 Centner Last zerreißt. Nach englischen Versuchen mit Draht von 2 Millimeter Durchmesser zerriß Eisen bei 249,159, Kupfer bei 137,399, Platin bei 124,000, Silber bei 85,062, Gold bei 68,216, Zinn bei 24,200, Zink bei 12,720 Kilogrammgewicht. Der Zustand der Aggregation wird durch Temperaturerhöhung verändert. Nach dem 100theiligen Thermometer schmilzt Quecksilber bei —40° (bei +360 wird es dampfförmig), Zinn bei + 228°, Wismuth bei + 247°, Blei bei + 312°, Antimon bei + 432°, Silber bei + 1022°, (22° Wedgwood), Kupfer bei + 1092 (27° W.), Gold bei + 1102° (32° W.), Eisen, Kobalt, Nickel bei + 1587° (160° W.), Mangan bei + 1785° (180° W.). Platin ist nur im Knallgasgebläse und im Kreise einer galvanischen Batterie schmelzbar. Auch wenn der Aggregationszustand nicht soweit verändert wird, bewirkt erhöhte Temperatur doch eine Ausdehnung, welche zwischen 0° und 100° beträgt. Die Härte der M. ist nicht sehr ansehnlich. Vom gänzlichen Mangel beim Quecksilber erhebt sie sich nur beim Iridosmin und Iridium bis zu = 7,0, bewegt sich aber meist zwischen 3 und 4. Desto bedeutender ist das specifische Gewicht der M., die überhaupt die schwersten unter allen Mineralien sind. Der Magnetismus erscheint namentlich am Eisen, in geringem Grade auch am Kobalt und am Nickel. Magneteisenstein und selbst Gebirgsgesteine, die ihn enthalten, werden durch längere atmosphärische Einwirkung endlich polarisch-magnetisch. Elektricität zeigt sich an den M. zuerst in isolirten Nadeln. Ueberhaupt aber sind die M. Leiter der Elektricität, jedoch nicht alle mit gleicher Energie, sondern nach Pouillet in folgender absteigender Reihe: Palladium = 5709, Silber = 5152, Gold = 3975, Kupfer = 3838, Platin = 855, Messing = 200—900, Gußstahl = 500—800, Eisen = 600—700, Merkur = 100. Durch Reibung nehmen die M. Elektricität an und zwar positive: Silber, Blei, Kupfer, Zink, Messing, Wismuth; negative: Platin, Palladium, Gold, Nickel, Eisen, Zinn, Arsenik, Antimon. Die Erscheinungen des Galvanismus gehören vorzugsweise den M. an und sind zuerst und am deutlichsten an dem Verhalten des Kupfers zum Zink beobachtet worden. So wie Zink und Kupfer stehen alle Körper, namentlich alle M. in mehr oder weniger kräftigem elektrochemischen Gegensatze zu einander. Phosphorescenz zeigen die M. zunächst im Zustande des Glühens, am auffallendsten und schönsten aber im Augenblicke des Uebertritts aus einem isomeren Zustande in den andern. So glüht das Silber beim Festwerden auf, indem es im Krystallisationsmoment plötzlich weißglühend wird. Eigenthümlichen Geschmack und Geruch besitzen namentlich die leicht oxydirbaren M., und am auffallendsten wird er beim Kupfer und dessen Kompositionen. Ueberhaupt aber ist den M., weil sie gute Wärmeleiter sind, ein kühlender Geschmack eigen. Manche M. erhalten in höherer Temperatur und auch schon bei gewaltsamer Trennung einen eigenthümlichen Geruch, wie Arsenik Knoblauchgeruch ꝛc. Klang haben die meisten M. nur in geschmiedetem Zustande, und nur die ungeschmeidigen besitzen denselben schon ursprünglich, wie gediegen Arsenik ꝛc. Den schönsten Klang besitzt das Silber; Blei ist ganz klanglos. Im Feuer verflüchtigen sich einige M., andere verkalken, andere bleiben in geschmolzenem Zustande, kaleiniren aber endlich auch. In Säuren sind alle M. mehr oder minder löslich, bilden in diesem Zustande verschieden gefärbte Flüssigkeiten (Metallsalze) und lassen sich meist wieder metallisch, wenn auch in Pulverform, präcipitiren. Destillirbar sind das Quecksilber, Zink, Kadmium, Kalium und Natrium.

Das Vorkommen der M. ist ein äußerst verschiedenartiges, was besonders seinen Grund in den Modalitäten der Vererzung findet. Gold, Platin, Iridium, Palladium und Osmium sind die einzigen M., die nie vererzt, sondern nur gediegen oder in regulinischem Zustande vorkommen. Dagegen erscheinen alle andern M. verhältnißmäßig nur selten gediegen, und der Hauptquantität nach müssen sie erst aus den Erzen dargestellt werden. Unter diesen ist das Eisen nur erst in sehr vereinzelten Fällen, deren Sicherheit sogar noch bezweifelt wird, in gediegenem Zustande aufgefunden worden, und Zinn, Zink, Kobalt und Mangan sind in der Natur noch gar nicht regulinisch beobachtet worden. Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der M. ist hierbei noch, daß mehre von ihnen fast nie allein, sondern fast immer nur in Gesellschaft oder in Verbindung mit gewissen andern M.n vorkommen. So ist Gold immer mit etwas Silber verbunden, während dem Silber meist etwas Kupfer beigemengt ist. Blei hat fast durchgängig auch etwas Silbergehalt, während Kupfer nicht leicht ohne Blei oder Zink, Wismuth nicht ohne Kobalt, Antimon nicht ohne Silber und Kupfer, Mangan nicht ohne Eisen auftreten. Platin ist in der Regel dem Golde beigesellt, und Iridium, Palladium und Osmium sind bis jetzt nur neben Platin gefunden worden. Als wirklicher Gemengtheil der Gebirgsarten erscheinen nur wenige M. und auch diese nur selten.

Digitized by Google

So namentlich Eisen und Kupfer als Gemengtheil der meisten Grünsteine und vieler Sandsteine, Zinn (Zinnstein) in Graniten und Granuliten. In der Regel haben die M. ihre Residenz auf Gängen und Lagern und sind bei diesem Vorkommen fast immer an gewisse andere Mineralien (Gangarten) gebunden, wie Gold an Quarz, Brauneisenstein ꝛc. Im Allgemeinen sind die Gänge reicher am Ausgehenden als in der Teufe, und sehr oft findet, wenn der Gang aus einer Gebirgsart in die andere setzt, eine merkliche Ab- oder Zunahme des Erzgehaltes Statt. Das Vorkommen der M. auf Gängen ist wohl ohne Ausnahme ein primäres, d. h. die M. befinden sich daselbst auf ursprünglicher Lagerstätte, und zwar ist dieses primäre Vorkommen eigenthümlicher Weise für die überwiegende Mehrzahl der M. an die älteren Glieder der starren Erdrinde gebunden. So erscheinen auf primärer Lagerstätte Platin und Wismuth nur in krystallinischen Gesteinen, Gold, Zinn, Tellur reichen nicht über das Uebergangsgebirge hinaus, Quecksilber und Antimon nicht über das Kohlengebirge, Kobalt nicht über den Zechstein, Kupfer und Mangan nur bis in den bunten Sandstein. Zink erscheint noch im Lias und Blei in der Oolithformation und in Blasenräumen vulkanischer Gesteine. Nur das Eisen geht von den ältesten Gesteinen an durch alle hindurch bis zu den jüngsten und bildet sich noch; dagegen sind die Vorkommnisse von M.n in Sandsteinen und ganz vorzüglich in den jungen Gebilden des Diluviums und Alluviums durchaus sekundärer Art. So des Golds, Platins, Zinns in den Seifenwerken und nicht minder des Iridiums, Palladiums ꝛc., deren primäres Vorkommen überhaupt noch gar nicht beobachtet worden ist. Außerdem findet sich noch Metallgehalt in unendlich vielen Mineralien, welche zum größeren Theile von demselben ihre oft so glänzenden und intensiven Färbungen erhalten, denn wenn auch unter den Farben der M. selbst die reinen Roth, Blau, Grün ꝛc. fehlen, so werden gerade sie an andern Mineralien durch die verschiedenen Zustände, in denen die M. sich mit ihnen verbinden, hervorgebracht, wie das Roth des Granats durch Eisenoxydul ꝛc. ꝛc. Endlich haben auch viele Gewässer (Mineralwasser) Metallgehalt, wie namentlich die Stahlquellen, die Cämentwasser ꝛc. Aber nicht bloß im Mineralreiche sind die M. verbreitet, sondern auch in beiden organischen Reichen, und zwar in nicht geringer Menge. So erscheinen im Pflanzenreiche Eisen, Mangan, Kupfer und die Alkalimetalle: Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, sowie die Erdmetalle: Aluminium, Silicium, alle in der Form von Oxyden, und namentlich die Kieselerde in so bedeutender Menge, daß manche Pflanzen (Equisetum) bei vorsichtiger Verbrennung ein Kieselskelet geben, welches noch vollständig die Form der Pflanze behalten hat. Im Thierreiche spielt namentlich das Eisen eine hochwichtige Rolle im Blute. Daneben kommt Mangan vor nebst Natrium, Calcium, Magnesium, Kalium, Silicium. Die geographische Verbreitung der M. ist vorzugsweise in den gemäßigten und Tropenzonen beobachtet worden, während die kalte Zone in dieser Beziehung noch wenig durchforscht ist. Am wenigsten ermittelt ist das Vorkommen jener M., deren Verwendung eine beschränkte ist. So werden als Fundort des Antimons nur mitteleuropäische Punkte angegeben; das Vorkommen des Tellurs ist dagegen schon aus ganz Europa und Amerika, das des Arseniks auch noch aus Asien bekannt. Die übrigen M., mit Ausnahme des Platins nebst Palladium, Iridium und Osmium, die nur an einzelnen Punkten (Ostindien, Ural, Südamerika, Frankreich und Harz) gefunden worden sind, besitzen eine fast allgemeine Verbreitung. Unter ihnen sind Kupfer, Gold und Silber von einer Verbreitung, die nur von der des Eisens übertroffen wird. Endlich reicht die Verbreitung der M. auch noch über die Erde hinaus und wird sogar eine kosmische im Eisen, Kobalt, Nickel, Mangan, Chrom, Kupfer, Arsenik und Zinn, welche sämmtlich im Meteorstaub (s. Passatstaub) und namentlich in den Meteorsteinen (s. d.) aufgefunden worden sind, so daß diese ebenso wie die mit vorkommenden Kalium, Natrium, Schwefel, Phosphor und Kohlenstoff, als kosmische Elemente erkannt werden müssen. Was endlich die Menge und die Häufigkeit anlangt, in welchen die M. auftreten, so nimmt den ersten Rang unbestritten das Eisen ein. Von den ältesten Gesteinen an bis zu den jüngsten tritt es in den verschiedensten Gestalten und unter den verschiedensten Verhältnissen auf. Als Gemengtheil krystallinischer Massengesteine hat es Antheil an der Zusammensetzung mächtiger Gebirge und wird manchmal so herrschend, daß es ganze Berge selbstständig bildet, wie im Ural, in Schweden ꝛc.; oder es durchsetzt in Gängen die Gesteine und lagert auf liegenden oder stehenden Stöcken, in mächtigen Lagern zwischen dieselben hinein, es durchdringt färbend die ältesten wie die jüngsten Sedimente, und noch heute fort und fort sich (sekundär) bildend, hilft es immer neue Schichten auf die schon vorhandenen der Erdrinde bauen. Dem Golde und Silber ist der Mensch nachgezogen nach Indien, von da nach Ophir, nach den Pyrenäen, nach Amerika, nach Deutschland und Ungarn, nach dem Ural, endlich nach Kalifornien und Australien, und schon wenden sich verlangend die Blicke nach den gehofften noch größeren Schätzen Japans. In noch größeren Mengen als die letztgenannten beiden findet sich das Kupfer in Canada, in Japan, China ꝛc. massenhaft gediegen anstehend.

Schon in uralter Zeit erregten die M., weil sie durch Schmelzung aus den Fossilien rein dargestellt werden konnten und vermöge ihrer Eigenschaften dem Menschen wichtig wurden, die Aufmerksamkeit und erhielten, weil ihnen besonders nahe Beziehungen zum allgemeinen Naturleben beigelegt wurden, von den Persern und den Griechen Namen, welche theils den Namen der Planeten, theils selbst denen der Götter entsprachen. Die Alchemie behielt diese Benennungen bei und fügte noch bildliche Bezeichnungen für die Hauptmetalle bei: ☉ = Gold (Helios oder Sonne, Sonntag), ☾ = Silber (Selene oder Mond, Montag), ♂ = Eisen (Mars, Dinstag), ☿ = Quecksilber (Merkur, Mittwoch), ♃ = Zinn (Jupiter, Donnerstag), ♀ = Kupfer (Venus, Freitag), ♄ = Blei (Saturn, Sonnabend). Die Gewinnung

Digitized by Google

der M. hat anfangs wohl nur in der zufälligen Auffindung gediegener Stücke bestanden, und eben so zufällig dürften leichtflüssige Erze im Feuer den Weg gezeigt haben, auf welchem die M. aus ihrer Verlarvung in Erzen befreit und regulinisch dargestellt werden können. Daher sind auch jene M., die am meisten gediegen oder in leicht aufzubereitenden Erzen vorkommen, wie Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, seit den ältesten Zeiten bekannt, und das gewaltige Element des Eisens, in schwer schmelzbaren Erzen verborgen, tritt erst spät auf den Schauplatz. Die Benutzung der M. in ältester Zeit beschränkte sich auf ihre Verwendung zu Waffen, zu Schmuck, endlich zu Gefäßen und Tauschmitteln. Diese Verwendungen finden heute noch Statt, aber die Klinge und die Lanzenspitze, die damals aus röthlichem Erze (Kupfer) bestanden, blitzen jetzt im Glanze des Stahls, statt des Pfeils mit eherner Spitze, statt der zusammengeketteten Steine, die von Ballisten geworfen wurden, entsendet das Feuerrohr die bleierne Kugel, und unter rollendem Donner entsauft der eiserne Ball dem Geschütze. Der Schmuck, der um so größer war, je massiver er war, hat sich verfeinert zum zartesten Filigran, zur wundervollsten Nachahmung der Natur, zum erhabensten Kunstwerk in Bronze. Das einfache, nur wenigen Zwecken dienende Gefäß hat endlich alle erdenklichen, die zierlichsten und abenteuerlichsten Formen angenommen und dient allen möglichen Zwecken. Es ist zur komplicirten Maschine, zum Schiff, zum Haus geworden, in Typengestalt hat das Metall das Wort beflügelt, das eisengesponnene Netz der Schienen, das die Entfernungen kürzt, hat uns an Zeit und damit an Macht bereichert, und nachdem Franklins Draht den Blitz gezwungen, den von Menschen gewiesenen Weg zu gehen, muß heute der elektrische Funken mit Blitzesschnelle Botschaft tragen von einem Ende der Erde zum andern.

Metallgemisch, s. Legirung.

Metallgold (Metallblätter, geschlagenes Metall), unächtes Blattgold (s. d.), wird vom Tombackschläger in verschiedenen Orten verfertigt und häufig verbraucht.

Metallgrün, s. v. a. Zwickauer Grün.

Metallhobel, Werkzeuge, deren man sich zum Glatthobeln mancher Metalle, sowie des Elfenbeins, Hirschhorns ꝛc. bedient. Die Schriftgießer gebrauchen einen solchen Hobel mit sehr schmalem Eisen, um damit die Seiten der Lettern zu bestoßen, eben und glatt zu machen.

Metallica (lat.), metallische Substanzen oder Zusammensetzungen.

Métalliques (Reascription métalliques, d. i. Scheine für klingende Münze), Name der in Frankreich von dem Direktorium 1797 ausgegebenen und die Mandate (s. d.) ersetzenden Staatspapiere; später der österreichischen Staatsobligationen, welche auf Konventionsmünze ausgestellt und in solcher verzinst wurden, im Gegensatz zu den in Papiergeld verzinsten und realisirten, sowie der russischen auf Silberrubel lautenden und in Silbermünze verzinsten Staatspapiere im Gegensatz zu den auf Banco-Assignationen ausgestellten und in solchen verzinsten.

Metallmohr (Moiré metallique, crystallized tin plate), eine in Holland erfundene und von Alard in Paris 1818 verbesserte Methode, auf Weißblech perlmutterartig schimmernde Zeichnungen hervorzubringen, die auf der Eigenschaft des Zinns beruht, nach dem Schmelzen beim Erkalten zu krystallisiren. In der Pharmacie heißen M., gleichbedeutend mit Aethiops, mehre schwarze pulverartige Präparate, in denen allen, mit Ausnahme des Eisenmohrs, des Platinmohrs und des vegetabilischen Mohrs, mehr oder weniger das Quecksilber als Agens mit eintritt.

Metallochromie (galvanische Metallfärbung), das auf die Erfahrung, daß nicht nur einfache Körper (Metalle), sondern auch Metalloxyde auf galvanischem Wege in kohärenten Massen, die an andern Metallflächen festhalten, niedergeschlagen werden können, von Becquerel begründete Verfahren, Metalle auf eine dauerhafte Weise mit gewissen Oxyden zu überziehen und dadurch verschiedene Farben hervorzubringen. Dieses Verfahren wird in der Technik zur Verzierung von Gegenständen aus Kupfer, Tomback und Messing, welche vorher eine dünne galvanische Vergoldung empfangen haben, vielfach angewendet. Besonders wird die Bleiglätte (Bleioxyd) in der M. benutzt, und zwar wird der Ueberzug mit Bleioxyd erhalten, wenn man in eine poröse Thonzelle eine Flüssigkeit bringt, welche durch Auflösen von 200 Grammen Aetzkali in 2 Quart destillirtem Wasser, nachherigen Zusatz von 150 Grammen Bleiglätte, Kochen und Absetzenlassen dargestellt worden, die Thonzelle in einem Glasgefäße mit durch Salpetersäure stark angesäuertem Wasser umgibt, in diese verdünnte Säure eine Platinplatte, in die Flüssigkeit der Thonzelle aber den zu überziehenden, vorher wohl gereinigten und polirten Gegenstand taucht und letzteren mit dem positiven und die Platinplatte mit dem negativen Pole einer konstanten Kette in Berührung bringt. Das sich auf dem Gegenstande ablagernde Bleisuperoxyd adhärirt so stark, daß es einen bräunlich schwärzlichen Ueberzug bildet, der das Poliren mit Englischroth und mit Blutstein verträgt, dabei einen ziemlich lebhaften Glanz annimmt und selbst beim Biegen des Gegenstandes nicht springt. Die Farbe des Gegenstandes ändert sich mit der Dicke der Schicht, welche sich ablagert, und der Gegenstand muß aus der Flüssigkeit genommen und gewaschen werden, sobald die erwünschte Wirkung erreicht ist. Die auf diese Weise erzeugten Farben gehören in das Gebiet der in der Physik als Farben dünner Körper bekannten Erscheinungen, zu welchen auch die newtonschen Farbenringe gezählt werden, da die dünnen Schichten des Superoxydes in der That durchsichtig sind. Die Hauptfarbe ist Grün oder Purpurroth, welche in Nebenfarben (Hellroth, Blau, Violett, Gelb) übergeht.

Metallodynie (v. Gr.), der Metallschmerz, ein Schmerz von nachtheiliger Einwirkung eines Metalls, z. B. die Bleikolik, die Merkurialkrankheit.

Metallographie (v. Gr.), Beschreibung der Metalle; auch die von Nik. Zach in München erfundene Kunst, Zeichnungen in Metall statt auf Holz zu bewirken.

Metalloide, sonst Bezeichnung der Metalle der Alkalien und Erden, nach Berzelius alle nicht

Digitized by Google

metallischen Elemente. Man zählt jetzt 14 M.: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Bor, Kohlenstoff, Silicium, Schwefel, Selen, Phosphor, Fluor, Chlor, Brom, Jod, Arsenik. Einige rechnen Seelen und Arsenik zu den Metallen, Andere Tellur und Antimon zu den M.n.

Metallophagie (v. Gr.), das Metallschlucken, ein Wahnsinn, mit großer Begierde Metallstücke zu verschlucken.

Metalloxyde (Metallkalke), s. Oxydation.

Metallsäuren, diejenigen Sauerstoffverbindungen der Metalle, welche sich gegen Basen entschieden negativ verhalten u. mit ihnen Salze bilden, z. B. Antimonsäure, Arsensäure Molybdänsäure.

Metallsalze, eigentlich die Verbindungen sämmtlicher Metalloxyde mit Säuren, oder ihrer metallischen Radikale mit Salzbildern, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch aber nur die Salze der schweren Metalle.

Metallurgie (Hüttenkunde), die Lehre von der Kunst, die Metalle aus ihren Erzen zu gewinnen, beruht theils auf mechanischen, theils auf chemischen Principien. Der mechanische Theil der M. umfaßt die Aufbereitung der in den Bergwerken gewonnenen Erze, welche zunächst in einer vorläufigen Sonderung, dem Ausschlagen (wobei nur im Groben das erzleere oder taube Gestein, die sog. Berge, abgeschlagen und die Scheidegänge oder die reichen Stufen, die Pochgänge, d. h. Erze, die nur durch Pochen u. Waschen vom Gesteine geschieden werden können, u. endlich das Ausschlagekleín, der beim Ausschlagen entstehende pulverförmige Abfall gewonnen werden), sodann in dem Scheiden oder Steinscheiden besteht; der chemische Theil umfaßt die Röst- und Schmelzprozesse. Letztere, bei den verschiedenen Metallen in verschiedener Weise ausgeführt, finden sich unter den einzelnen Metallen ausführlich dargestellt.

Metamerisch (v. Gr.), in der Chemie Bezeichnung von Körpern, welche zwar aus denselben Elementarbestandtheilen bestehen, aber beim Zusammentreffen mit gewissen Körpern verschieden zerlegt werden, woraus folgt, daß sie ihren nähern Bestandtheilen nach verschieden zusammengesetzt seyn müssen.

Metamorphisch, in der Geognosie Bezeichnung aller Gesteine, welche eine Umwandlung erlitten haben, ohne dabei ihre ursprüngliche Gestalt aufzugeben. Ohne diese Beschränkung würde auch die überwiegende Mehrheit der Sedimentbildungen zu den m.en Gesteinen gezählt werden müssen, während der Ausdruck nur in engerem Sinne gebräuchlich ist, und zwar von jenen Gesteinen, von denen vorausgesetzt wird, daß sie der Einwirkung der eruptiven heißflüssigen Massen oder der aufsteigenden Dämpfe ihren gegenwärtigen Zustand verdanken. Zu den einfach m.en Gesteinen werden gerechnet namentlich die krystallinischen Schiefergesteine, Schalsteine ꝛc., zu den m.-eruptiven viele körnige Kalke, auch von Einigen manche Gypse ꝛc., zu den mechanisch-m.en endlich die Wacken und die den krystallinischen Massengesteinen angehörigen Tuffbildungen.

Metamorphopsie (v. Gr.), ein Sehfehler, wobei die äußeren Gegenstände in ihrer Gestalt und Größe verändert erscheinen.

Metamorphose (v. Gr.), jede Verwandlung in eine andere Gestalt oder Umgestaltung, besonders in der Mythologie die zahlreichen Sagen u. Fabeln von Verwandlungen von Menschen in Thiere, Bäume ꝛc. Viele derselben mögen durch Beobachtung der Erscheinungen in der Natur, andere durch allegorische Darstellungen der plastischen Kunst, wie durch die Bilder sprache der Dichter, nicht wenige auch durch den Hang, natürliche, aber auffallende Ereignisse ins Uebernatürliche hinüberzuziehen, hervorgerufen worden seyn. Später erfand man auch dergleichen Erzählungen zum Behufe moralischer Belehrung. Am reichsten ist der Orient an solchen Dichtungen; dann aber bietet auch die Mythologie der Griechen und Römer eine lange Reihe solcher M.n dar, welche von den Dichtern vielfach behandelt worden sind. Aus der griechischen Literatur gehören hierher vornehmlich die Dichter, Sophisten, Rhetoren u. Grammatiker des alexandrinischen Zeitalters, aus deren Werken uns in des Antoninus Liberalis „Metamorphosen" Fragmente erhalten sind. In der römischen Literatur ragen vor Allen Ovidius M.n hervor. Auch die deutsche Literatur hat der Volksmärchen, worin allerlei Verwandlungen eine Hauptrolle spielen, genug, und Wieland und besonders Herder in seinen „Paramythien" haben gezeigt, daß diese Sagen sich nicht weniger als die morgenländischen und altklassischen, zur dichterischen Bearbeitung eignen. Vgl. Mellmann, De causis et auctoribus narrationum de mutatis formis, Leipz. 1786.

Metamorphose, in der Zoologie bei den Insekten das Durchlaufen der vier Lebensperioden als Ei, Larve (Raupe, Made), Puppe und vollkommenes Insekt (s. Insekten), bei den Pflanzenthieren und Eingeweidewürmern der sogenannte Generationswechsel, welcher darin besteht, daß sich das Mutterthier nicht in seiner eigenen Brut, sondern in seinen Nachkommen des zweiten, ja bieweilen des dritten Grades wiederholt (findet regelmäßig auch bei den Echinodermen, Quallen und Polypen Statt); in der Botanik die Veränderung, welche ein und dasselbe Organ auf den verschiedenen Lebensstufen der Pflanze erleidet, wie das Blattorgan, das zuerst als Samenblatt auftritt, dann als Laubblatt erscheint und immer weiter hinauf am Pflanzenstengel in Deckblatt, Kelchblatt, Blumenblatt, Staubblatt und Fruchtblatt umgewandelt wird (vergl. Göthe, Ueber die M. der Pflanze, Gotha 1790); in der Geognosie und Mineralogie die Umwandlung der Gesteine (s. Metaphorisch u. Krystallographie); in der Chemie jede derartige Veränderung organischer Verbindungen, wodurch eine neue Anordnung ihrer Elemente veranlaßt wird, z. B. des Stärkmehls in Gummi, des Zuckers in Kohlensäure ꝛc.

Metamorphosentheater, s. Marionetten.

Metanoia (gr.), Reue; daher unter den byzantinischen Kaisern Verwahrungsort für solche Personen, welche Buße thun mußten.

Metapher (v. Griech., lat. translatio), in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen

Digitized by Google

Ausdrucks mit einem bildlichen, z. B. Hafen für Zufluchtort. Wird die M. länger und zieht sie sich durch mehre Vorstellungen hin, so wird sie zur Allegorie (s. d.).

Metaphrase (Metaphrasis, gr.), die Umschreibung oder wortgetreue Uebersetzung einer Schrift in eine andere Sprache; besonders Uebertragung eines Gedichts in Prosa, vergl. Paraphrase.

Metaphrast (v. Gr.), jeder Verfasser einer Lebensbeschreibung von Heiligen, nach einem gewissen Simeon Metaphrastes, der im 10. Jahrhundert ein umfassendes Werk über das Leben der Heiligen verfaßt hat.

Metaphysik (v. Gr.), die Wissenschaft von den Grundgesetzen des Seyns und Lebens. Der Name soll zufällig entstanden seyn, indem ein Theil der Schriften des Aristoteles, welcher Untersuchungen über die höchsten theoretischen Begriffe enthält, als der μετὰ τὰ φυσικά, d. h. auf die physischen Bücher folgende bezeichnet wurde. Bei den Alten ist der Name M. nicht gewöhnlich gewesen, weil sie unter Physik nicht, wie die Neuern, die erfahrungsmäßige Auffassung der Naturerscheinungen und die mathematische Bestimmung ihrer Gesetze, sondern die Untersuchungen von den den Erscheinungen zu Grunde liegenden Realprincipien, also das, was wir oben M. nannten, verstanden. Die Sache ist demnach älter als der Name, und das Bedürfniß der M. hat sich immer darauf gegründet, daß die Begriffe, durch welche die Welt der Erscheinungen aufgefaßt wird, sich unzureichend und mangelhaft zeigen und daher eine Berechtigung, Erweiterung und Umbildung durch ein Denken verlangen, welches zwar über die Erfahrung hinausreicht, aber doch von derselben ausgeht. Es entspringt nun alles metaphysische Denken nothwendig aus dem Zweifel oder der Skepsis, durch welche die Haltbarkeit der gemeinen Weltansicht geprüft und die Wissenschaft selbst vorbereitet werden soll. Wird aber mit Willkür der Zweifel zum Zwecke selbst gemacht, so entsteht der Skepticismus, der eben so verwerflich ist, wie der ihm entgegengesetzte Dogmatismus, welcher ein Lehrgebäude aufführt, ohne den Grund vorher zu untersuchen. Zwischen beiden Extremen steht die exakte Methode, deren Konstruktion durch die Skepsis kritisch vorbereitet werden muß. Somit entsteht als erster Haupttheil der M. die Methodologie, die Lehre davon auf welche Weise die Untersuchung zu beginnen und fortzuschreiten hat. Sie ist darauf berechnet, den von der Erfahrung ausgehenden Forscher zu dem Seyenden, dem Realen hinzuführen. Der zweite Haupttheil der M. ist die Ontologie, die Lehre vom Seyn und wirklichen Geschehen. Hat man durch dieselbe ein Seyendes als Grund der Erscheinungswelt gefunden, so entsteht die Frage nach der Möglichkeit der Erscheinung der Dinge und unseres Wissens von ihnen, welche Frage der dritte Haupttheil der M., die Eidologie, zu beantworten hat. Daß das Ich etwas Reales sey, behauptet der Idealismus (s. d.), der sogar so weit geht, alle Realität außer dem Ich zu leugnen; daß die Natur des Ich bloß formal sey, sagt der Realismus (s. d.), dem damit freilich die Aufgabe zufällt, die Möglichkeit des Wissens nachzuweisen. Will die M. als rationaler Realismus den Idealismus gänzlich aufgeben, so hat sie noch die objektive Bedeutung der objektiven Formen des Scheins und scheinbaren Geschehens darzuthun, und so entsteht der vierte Haupttheil derselben, die Synechologie, die Lehre von der scheinbaren Kausalität, von Raum und Zeit, die Entstehung der räumlichen und zeitlichen Formen der Materie. Sind diese Punkte erledigt, so kann die Synechologie noch die Entscheidung der großen dialektischen Frage versuchen, ob die Welt dem Raum und der Zeit nach in Grenzen eingeschlossen oder unendlich sey und ob sie der Zeit nach einen Anfang habe oder nicht. Die Antwort hierauf wird verschieden ausfallen, je nachdem die Lösung der vorhergegangenen Probleme zu verschiedenen Resultaten geführt hat. Dasselbe gilt von der am Schluß der M. auftauchenden Frage, ob die uns erfahrungsmäßig vorliegende Welt von selbst entstanden, ob sie das Produkt eines Zufalls oder der Nothwendigkeit oder das Werk einer vernünftigen Intelligenz sey. Hiermit ist der Uebergangspunkt von der M. zur Religionsphilosophie gegeben.

Da die M. es mit Begriffen zu thun hat, die gleichsam das Knochengerüst aller theoretischen Erkenntniß bilden und von allen übrigen theoretischen Wissenschaften vorausgesetzt werden, mit den Begriffen des Seyns und des Werdens, der Kraft u. des Stoffs, des Raumes u. der Zeit ꝛc., so sind die metaphysischen Untersuchungen von jeher das Gebiet gewesen, auf welchem sich die Gegensätze der philosophischen Systeme vorzugsweise begegnen mußten, und die Geschichte der M. ist geradezu die Geschichte der theoretischen Spekulation selbst. Die Probleme, deren Lösung in neuester Zeit die Denker in Anspruch nahmen, finden sich beinahe vollständig schon in der griechischen Philosophie vor Socrates, und ihre Bearbeitung führte gerade zu so entgegengesetzten Resultaten, wie sie die Philosophie des Mittelalters und der neuen Zeit gebracht hat. Plato und Aristoteles suchten nach einer Vermittelung dieser spekulativen Gegensätze, und der große Einfluß, welchen der Letztere während des Mittelalters behauptete, war auch die Ursache, daß die von ihm aufgestellten metaphysischen Grundbestimmungen in den nach ihm ausgebildeten Systemen bis auf Leibnig und Wolff herab für die Untersuchung maßgebend waren. Im Mittelalter wurde, zunächst durch die bestimmte Rücksicht auf die christliche Religion und durch die im kirchlichen Dogma befangene Scholastik, die Unbefangenheit der Forschung getrübt und dieselbe in ganz ungeeignete Bahnen eingelenkt (s. Scholastik); weiterhin wuchs die Kenntniß der Natur, und so manche bisher für unumstößlich gehaltene Meinung zeigte sich in Folge davon als unhaltbar, und als vollends gar M. und Psychologie vermischt wurden, trat eine solche Verwirrung über die Aufgabe und die Hülfsmittel der ersteren Disciplin ein, daß die einfachen Probleme, welche die alten Denker beschäftigt hatten, ganz unkenntlich wurden und die Spekulation immer auf neue Abwege gerieth. Die Unsicherheit und Schwierigkeit der metaphysischen Erkenntniß erzeugte und nährte überdies den Skepticismus,

Digitized by Google

der an der Möglichkeit der Erkenntniß objektiver Wahrheit überhaupt verzweifelte. Als es nicht gelingen wollte, die außer uns liegende Erfahrung befriedigend zu erklären, wendete man sich verdrießlich von dieser Aufgabe ab und (seit Descartes) der Erforschung der Quellen der menschlichen Erkenntniß selbst zu. An die Stelle der M. sollte die sogenannte Transscendentalphilosophie oder Wissenschaftslehre treten, d. h. an die Stelle der Untersuchung über die Natur der Dinge die Untersuchung über die Art und Weise, wie das denkende Subjekt zum Wissen von denselben gelangt. Diese Richtung hatte schon Locke vorbereitet, Kant und Fichte befestigten dieselbe. Der früher vorherrschende Realismus wurde verdrängt, und man leistete voll Resignation Verzicht auf die Erkenntniß der Realgründe der Erscheinungen; dann erhob sich der Idealismus u. behauptete die Identität zwischen dem Seyn und dem Denken. Hegel und Herbart, in deren Systemen die Gegensätze der Philosophie nach Kant am vollständigsten und deutlichsten hervortreten, erkennen beide an, daß das Bedürfniß der M. auf den in den gegebenen Erfahrungsbegriffen anerkannt liegenden Widersprüchen beruhe; sie unterscheiden sich aber durch die ganz entgegengesetzte Art, in der sie diese Widersprüche behandeln.

Metapseudomorphosis (gr.), die Umformungsafterbildung in der Mineralogie: die Bildung eines Afterkrystalls; s. Krystallographie.

Metaschematismus (v. Gr.), der Uebergang einer allgemeinen Krankheit in eine andere allgemeine, entsteht auf der Höhe der Krankheit, zur Zeit der Krise, und bildet sich nicht plötzlich, sondern allmählig aus.

Metastase (Metaptosis, gr.), Versetzung, Veränderung, in der Humoralpathologie die Umwandlung einer allgemeinen Krankheit in eine örtliche, erfolgt zunächst auf der Höhe der Krankheit, somit in Fiebern am 7., 11., 14. Tage, unter deutlichen, kritischen Symptomen, namentlich unregelmäßigem Puls, Neigung zu Schweiß, Delirien, bewölktem Harn, worauf sich am erkrankten Orte sehr schnell Entzündung mit nachfolgender Eiterung oder Brand ausbilden, während die Zufälle der allgemeinen Krankheit abnehmen. Zu M.n sind am meisten geneigt der Typhus, das Nerven- und die Ausschlagsfieber. Entsteht bei diesen Leiden eine metastatische Geschwulst, so ist damit gewöhnlich die ganze Krankheit beendet; trifft sie dagegen innere Organe, so sind die Zufälle verschieden nach der Wichtigkeit des Organs. M.n des Gehirns, der Lungen, der Leber, des Herzens u. der serösen Häute sind fast immer tödtlich.

Metastasio, Pietro Antonio Domenico Bonaventura, klassischer italienischer Dichter, der Schöpfer des neueren italienischen Singspiels, am 3. Jan. 1698 zu Rom geboren, war der Sohn eines armen Handwerkers, Namens Trapassi, und zählte kaum 10 Jahre, als sich sein poetisches Talent auf eine überraschende Weise in Improvisationen kund gab. Dadurch dem berühmten Rechtsgelehrten Gravina bekannt geworden, ward er, nachdem er auf dessen Wunsch den Namen M. angenommen, in der griechischen, lateinischen und italienischen Literatur unterrichtet, verband, ebenfalls auf den Wunsch seines Beschützers mit der Beschäftigung mit der Dichtkunst das Studium der Jurisprudenz und ward nach Gravina's Tode 1717 Erbe seines Vermögens. M. führte nun ein so ausgelassenes und verschwenderisches Leben, daß er bald mehr Gläubiger als Freunde zählte. Er verließ deshalb Rom (1721) und begab sich nach Neapel, wo er sich ganz der Theaterpoesie widmete. Seine berühmte „Didone abbandonata", welche 1724 in Neapel aufgeführt wurde, machte großes Aufsehen u. brachte ihm so viel ein, daß er seine Gläubiger befriedigen und nach Rom zurückkehren konnte. M.s Ruf war in Europa so verbreitet, daß der Kaiser Karl VI. ihn 1729 mit einem jährlichen Gehalt von 4000 Gulden zum Hofdichter ernannte. M. begab sich deshalb 1730 nach Wien, wo nun kaum irgend ein Fest am Hofe gefeiert wurde, welches nicht durch seine Verse verherrlicht wurde. Als nach dem Tode Karls VI. das Theater geschlossen wurde, dichtete M. eine große Anzahl von Kantaten, von denen sich aber nur sehr wenige in der Gunst des Publikums erhalten haben. Auch übersetzte er zur selben Zeit einige Satyren des Juvenal und des Horaz. M. stand bis an seinen am 12. April 1782 erfolgten Tod hoch in der Gunst des kaiserlichen Hofes. Man bot ihm öfter hohe Titel und Orden an, die er aber immer auf eine bescheidene Weise zurückwies. Unter den zahlreichen Ausgaben seiner Werke sind die pariser (12 Bde., 1780—82) und die von Mantua (20 Bde., 1816—1820) hervorzuheben.

Metathesis (griech.), Versetzung; in der Grammatik die Umstellung von Buchstaben, wie man sie häufig bei Verpflanzung von Wörtern in eine andere Sprache bemerkt, z. B. Heracles und Hercules.

Metauro, Fluß im Kirchenstaat, Delegation Urbino Pesaro, entspringt in den Apenninen und mündet nach einem Laufe von 40 ital. M. südwestlich bei Fano in das adriatische Meer. Am M. (Metaurus) erlitt Hasdrubal Niederlage und Tod.

Metaxylogie (v. Gr.), Abbrechen der Rede durch Uebergehen auf einen andern Gegenstand, von dem man wieder zu dem zuerst besprochenen zurückkehrt.

Metaxytherium, nach Christol ausgestorbenes Cetaceengeschlecht aus der Familie der Sirenien, wahrscheinlich Pflanzenfresser, kommt in den mittleren und oberen Tertiärbildungen Frankreichs vor. In festem Kalke von Beaucaire wurde 1840 ein ganzes Skelet entdeckt.

Metekal (Mitscal), Gold-, Silber-, Perlen-, Ambra- und sonstiges Gewicht in Syrien und der Berberei, in Aleppo für feinere Artikel = 4.75 Grammen, in Algier als Goldgewicht = 4,663 Grammen; in Marokko eine Rechnungsmünze, = 1 Thlr. 2 Sgr. $1^7/_8$ Pf.

Meteliino, Insel, s. Lesbos.

Metellinum (Metallinum), römische Kolonie in Lusitanien, am Anas, das heutige Medellin.

Metellus, Name einer Familie des berühmten römischen Geschlechts der Cäcilier, die zu den

Digitized by Google

angesehensten der römischen Nobilität gehörte. Die Größe des Hauses begründete Lucius Cäcilius M., der als Konsul 251 v. Chr. den karthagischen Feldherrn Hasdrubal bei Panormus in Sicilien schlug und als Pontifex Maximus 243 v. Chr. bei einem Brande das Palladium aus dem Tempel der Vesta rettete, wobei er das Gesicht verlor, weshalb ihm gestattet wurde, was noch Keinem erlaubt worden war, in den Senat sich fahren zu lassen. Sein Sohn, Quintus M., war 206 v. Chr. Konsul und im folgenden Jahr Diktator, 185 v. Chr. Gesandter an Philipp von Macedonien und an die Achäer. Quintus M., Macedonicus genannt, weil er als Prätor 148 v. Chr. den Andriscus, der sich in Macedonien zum König aufgeworfen hatte, in 2 Schlachten besiegte, zog darauf, als eine Gesandtschaft von ihm zu Korinth beschimpft worden war, mit seinem Heere gegen die Achäer, schlug bei Thermopylä den Kritolaus und bei Chäronea ein Heer der Arkadier, nahm hierauf von Theben und Megara Besitz und feierte im folgenden Jahr einen Triumph über Macedonien. Dennoch bewarb er sich zweimal vergeblich um das Konsulat. Erst 143 v. Chr. ward er Konsul und kämpfte 142 gegen Viriathus im diesseitigen Hispanien. Im J. 131 v. Chr. wurde er Censor mit Quintus Pompejus (beide die ersten Censoren aus dem Bürgerstande) und machte als solcher den Antrag, um der Bevölkerung willen die Bürger zum Heirathen zu zwingen. Lucius Attilius Labeo, den er als Censor aus dem Senate gestoßen hatte, wollte ihn als Volkstribun 130 v. Chr. vom tarpejischen Felsen herabstürzen; das Dazwischentreten eines andern Tribunen hinderte dies, aber Attilius rächte sich später, indem er die Güter des M. mit dem Banne belegte. Die Alten preisen das Glück dieses Mannes, vornehmlich aber, daß er 4 Söhne erwachsen sah, die noch zu seinen Lebzeiten zu den höchsten Ehrenstellen gelangten. Er † 115 v. Chr. Sein ältester Sohn, Quintus M. Balearicus, kämpfte als Konsul 123 v. Chr. und Prokonsul gegen die Balearen, die man der Seeräuberei beschuldigte, bezwang die Inseln und legte Städte auf denselben an. Quintus M. Celer war 66 v. Chr. Legat des Pompejus in Asien und zeichnete sich aus im Kampfe gegen Orofes, König der Albaner, von dem er einen Angriff tapfer zurückschlug. Unter Cicero's Konsulat 63 v. Chr. ward er Prätor und besetzte als solcher gegen die Catilinarier die Pässe über die Alpen ins jenseitige Gallien. Noch als Prätor erhielt er das cisalpinische Gallien als Provinz, die er mit dem Titel eines Prokonsuls verwaltete. Als designirter Konsul für 61 v. Chr. hinderte er durch das böse Ansehen seiner Person die Feier der Kompitalien, welche der Senat untersagt und ein Tribun gestattet hatte. Bald darauf widersetzte er sich, in Uebereinstimmung mit Cato, den Rittern, welche als Pächter in Asien auf eine Ermäßigung der Pachtsumme antrugen. Als politischer Gegner des Pompejus trat er dem in dessen Interesse vom Volkstribun L. Flavius beantragten Ackergesetz mit solcher Heftigkeit entgegen, daß der Tribun ihn ins Gefängniß legen ließ. Allein seine Beharrlichkeit nöthigte den Pompejus, die ganze Sache aufzugeben. Ebenso widersetzte er sich dem Ackergesetz des Julius Cäsar 59 v. Chr. Er † bald darauf so unerwartet schnell, daß der Verdacht entstand, er sey durch seine Gemahlin Claudia vergiftet worden. Sein jüngerer Bruder, Quintus M. Nepos, war 67 v. Chr. Legat des Pompejus im Seeräuberkrieg, diente noch 64 unter Pompejus in Asien, kehrte aber im folgenden Jahre nach Rom zurück, um als Volkstribun für Pompejus zu wirken. Er ward zugleich mit Cato gewählt, der sich um die Stelle bewarb, um ihn zu bekämpfen. Er wehrte dem Cicero, sein Amt mit einer Rede an die Volksversammlung niederzulegen, und gestattete ihm nur, den gewöhnlichen Eid zu sprechen, worauf Cicero schwur, er habe den Staat gerettet. Seine Absicht, Cicero wegen Hinrichtung der Staatsgefangenen in Anklagestand zu versetzen, scheiterte an der Entschiedenheit des Senats, und eben so wenig drang er mit dem Gesetzvorschlage durch, Pompejus solle mit dem Heere aus Asien zurückkehren, um die Ordnung herzustellen und der Herrschaft des Cicero ein Ende zu machen. Cato hinderte mit Gewalt die Vorlesung der Rogation und M. floh zu Pompejus. Mit diesem zurückgekehrt, ward er 60 v. Chr. Prätor und bewirkte als solcher durch ein Gesetz die Abschaffung der Zölle in Italien. Als Konsul 57 v. Chr. versöhnte er sich mit Cicero, erhielt dann als Provinz das diesseitige Spanien und kämpfte mit wechselndem Glücke gegen die Vaccäer. Lucius M. Dalmaticus war Konsul 119 v. Chr., bekriegte als solcher die Dalmatier, stellte von der Beute den Tempel des Castor und Pollux her und verschönerte ihn durch Götterbilder und andere Statuen. Als Censor mit Cnejus Domitius 115 v. Chr. stieß er mit seinem Kollegen 32 Mitglieder aus dem Senate. Sein Bruder, Quintus M. Numidicus, Konsul 109 v. Chr., erhielt zur Provinz Numidien und schlug wiederholt den Jugurtha, ließ aber auf die Nachricht, daß sein Legat Cajus Marius zum Konsul für das folgende Jahr erwählt und zu seinem Nachfolger im Oberbefehl ernannt sey, vom Kampf ab und kehrte nach Rom zurück, wo ihn Senat und Volk mit Jubel empfingen und ihm ein Triumph zuerkannt wurde. Im J. 102 v. Chr. bekleidete er die Censur, wurde 100 wegen seiner Weigerung, das Ackergesetz des Volkstribunen Saturninus als Senator zu beschwören, verbannt und geächtet und lebte in Asien. Nach dem Tode des Saturninus 99 v. Chr. ward er zurückgerufen, † aber bald, wahrscheinlich von M. Marius, vergiftet. Sein Sohn Quintus Cäcilius M., wegen des Eifers, den er durch die Fürbitte für die Zurückberufung seines Vaters beim Volke dargelegt hatte, Pius genannt, war Prätor 89 v. Chr. und im folgenden Jahre Anführer im Bundesgenossenkrieg. Im J. 87 v. Chr. stand er noch gegen die Samniten im Felde, ward aber nach der Rückkehr des Marius nach Rom berufen. Die Soldaten forderten ihn auf, den Oberbefehl zu übernehmen, er lehnte es jedoch ab, und als hierauf viele zu Marius übergingen, verließ er die Stadt und ging nach Afrika. Hier sammelte er ein Heer, ward aber 84 durch den Prätor Cajus Fabius verdrängt. Nach Italien zurückgekehrt,

Digitized by Google

zog er 83 dem von Asien zurückkehrenden Sulla entgegen und siegte für ihn bei Faventia über Papirius Carbo und Norbanus. Im J. 80 ward er mit Sulla Konsul, ging im folgenden Jahr als Prokonsul nach Spanien und führte daselbst 8 Jahre lang Krieg gegen Sertorius. Nach dem Tode des Sertorius kehrte M. 71 nach Rom zurück und feierte einen Triumph über Spanien. Sein Tod scheint 65 v. Chr. erfolgt zu seyn. Quintus Cäcilius M. Pius Scipio, Urenkel des M. Macedonicus, Sohn des Publius Cornelius Scipio Nasica, Adoptivsohn des Quintus M. Pius und durch seine Tochter Cornelia Schwiegervater des Pompejus, war 60 v. Chr. Tribun, fiel zwar 52 mit seiner Bewerbung um das Konsulat durch, wurde aber für die letzten 5 Monate des Jahres vom Konsul Pompejus als Kollege angenommen. Er betrieb 49 den Beschluß, durch welchen Cäsar für einen Feind der Republik erklärt wurde. Beim Ausbruch des Krieges ging er nach Syrien und war eben im Begriff, den Dianentempel in Ephesus zu plündern, als ihn Pompejus gegen Cäsar zu Hülfe rief. M. erschien in Macedonien und zog gegen Domitius Calvinus, wandte sich aber plötzlich nach Thracien gegen L. Cassius, ohne jedoch eine Schlacht zu wagen. In der Schlacht bei Pharsalus befehligte er das Mitteltreffen, floh dann nach Corcyra zu Cato und von da nach Afrika, wo er durch Cato's Vermittelung den Oberbefehl über das Heer der Pompejaner erhielt. Von Cäsar in der Schlacht bei Thapsus vollständig besiegt, suchte er mit 12 Schiffen nach Spanien zu entkommen, gerieth aber unterwegs in die Hände des Cäsarianers Publ. Sittius. Als die feindlichen Soldaten den Imperator M. suchten, durchbohrte er sich mit den Worten: „der Imperator ist geborgen", und stürzte sich ins Meer. Quintus M. Creticus, Volkstribun 75 v. Chr., kämpfte als Konsul 69 v. Chr. siegreich gegen die Kretenser und unterwarf die ganze Insel. Da nach seiner Rückkehr die pompejanische Partei seinen Triumph verhindern wollte, lagerte er als Imperator vor der Stadt und ward bald darauf vom Senat gegen die Catilinarier nach Apulien gesandt. Im folgenden J. zog er im Triumph in Rom ein. An Pompejus rächte sich M., indem er sich der Bestätigung der Einrichtungen desselben in Asien widersetzte. Sein Todesjahr ist unbekannt. Sein Bruder, Lucius M., Prätor 71 v. Chr. u. als Proprätor im folgenden Jahre Nachfolger des Verres in Sicilien, kämpfte glücklich gegen die Seeräuber, ward 68 Konsul und † 67.

Metempsychose (Metensomatosis), s. Seelenwanderung.

Meteora, eine Gruppe kegelförmiger, aus der Ebene in merkwürdigen Gestaltungen hervorragende und an die Pyramiden und Obelisken erinnernde Felsenmassen in Thessalien von 80—300 Fuß Höhe. Auf denselben sind mehre griechische Klöster erbaut, deren Zahl früher 24 betrug und zu denen man nur mittelst Stricken und Leitern gelangen kann.

Meteore, Lufterscheinungen, welche ihren Ursprung vorübergehenden Veränderungen in der Atmosphäre verdanken. Zu den M.n werden folgende Erscheinungen gerechnet: die sogenannten Hydrometeore oder wässerigen M., als Thau, Nebel, Reif, Wolken, Regen, Schnee, Hagel ꝛc.; luftige M., unter welchen man die Winde versteht; feurige oder elektrische, auch wohl phosphorische M.n, wohin das Gewitter, das Nordlicht, das Wetterleuchten, die Sternschnuppen, Feuerkugeln, die man auch M. im engern Sinne nennt, das Zodiakallicht und das Irrlicht gehören; glänzende oder auch optische, worunter Regenbogen, Nebensonnen, Nebenmonde und Höfe zu rechnen sind. Weiteres s. unter den bezeichneten einzelnen Artikeln.

Meteoreisen, Species der Metallgattung Eisen, ist meteorischen Ursprungs (s. Meteorsteine) und besteht aus Eisen mit 2—10 Proc. Nickel nebst Spuren von Kupfer, Kobalt, Chrom und Mangan. Es zeigt nur sehr undeutliche Spuren von Spaltbarkeit und erscheint nur in derben krystallinischen Massen, zackig, porös, ästig, zellig, körnig, eingewachsen und eingesprengt in Meteorsteinen, von 5,0 Härte und 7,5—7,8 Gewicht, hakig im Bruch, geschmeidig und dehnbar, leicht stahlgrau, aber stets mit Eisenrost überzogen u. schwarz angelaufen, mit glänzendem Strich, stark magnetisch, schmilzt vor dem Löthrohr nicht, löst sich aber leicht in Salzsäure u. Schwefelsäure unter Entwickelung von Wasserstoffgas.

Meteorismus (v. Gr.), s. Tympanitis.

Meteorologie (Witterungslehre, Witterungskunde), derjenige Theil der Physik, welcher sich mit den Aenderungen in der Atmosphäre und also besonders auch mit den sogenannten Meteoren (s. d.), außerdem auch noch mit dem wechselnden Luftdruck und den daraus entstehenden Barometerschwankungen und dem Gang der Wärme, wodurch die klimatischen Verhältnisse der verschiedenen Orte hauptsächlich bedingt werden, beschäftigt. Die ältesten Völker schrieben die meteorologischen Erscheinungen mächtigen Gottheiten zu. Die Griechen und Römer bemühten sich zwar, die M. wissenschaftlich zu bearbeiten, und machten manche scharfsinnige Bemerkungen und wichtige Beobachtungen; da ihnen aber die meteorologischen Werkzeuge gänzlich mangelten, konnten sie zu keiner genügenden Theorie gelangen, und ihre Erklärungen können nicht mehr genügen. Das Meiste in dieser Wissenschaft hat Aristoteles in seinen 4 Büchern über M. und außerdem noch in verschiedenen anderen Schriften geleistet, weshalb er auch bis auf spätere Zeiten herab als Autorität galt. Von den Lateinern sind vorzugsweise die Werke Plinius des Aelteren (Historia naturalis) und Lucretius Carus (de rerum natura) nennenswerth. Das Meiste jedoch, was die Alten über meteorologische Erscheinungen aus der Erfahrung entnommen haben, trifft man in den Schriften, welche über Feldbau handeln, und es sind hier vorzüglich Virgil und Columella zu nennen. Das Mittelalter hat an meteorologischen Forschungen sehr wenig aufzuweisen. Theophrastus Paracelsus schrieb zwar ein Buch über Meteore, doch kann man leicht auf den Werth des ganzen Inhalts schließen, wenn man berücksichtigt, daß er die Nebensonnen für ein messingenes Fabrikat der Luftgeister und die Sternschnuppen für Exkremente der Gestirne aus Verdauung ihrer astralischen Speisen erklärt.

Digitized by Google

Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts erstanden durch François Bacon von Verulam und später durch Descartes die Erfahrungswissenschaften aufs Neue. Die Erfindung des Barometers gab diesen Untersuchungen über die Atmosphäre eine sichere Grundlage, und wenn auch die Fortschritte im Ganzen noch gering waren, so war doch durch hinreichende Erfahrung ein genügender Grund gelegt. Diese Mangelhaftigkeit dauerte aber fort bis ins 18. Jahrhundert, wo Peter van Muschenbroek eine Menge von Thatsachen fremder und eigener Beobachtungen zusammenstellte, welche auch lange Zeit als Anhaltspunkte der späteren Forschungen galten. Ein bedeutender Fortschritt für diese Wissenschaft war, daß die Thermometer eine feste Skale erhielten, und in eben dem Grade wichtig war die von Winkler und Franklin erhaltene Gewißheit, daß das Gewitter in der Hauptsache nichts Anderes, als eine elektrische Erscheinung sey. Die größte Schwierigkeit lag aber in der falschen Vorstellung, die man sich von der Natur des Wasserdampfes machte. Descartes suchte die Meteore auf eine bloß mechanische Art, Stahl hingegen chemisch zu erklären, und die Anzahl der Hypothesen hierüber wurde überhaupt sehr groß. Einen sehr reichen Schatz von scharfsinnigen Ideen und genauen Erfahrungen theilt Sauffure (Essais sur l'hygrometrie, Neufch. 1783) mit, welche sicher noch mehr Früchte getragen haben würden, wenn nicht De Luc gegen ihn aufgetreten wäre, der, durch sein trügerisches Hygrometer irre geleitet, ein vollständiges System der Mauffteilte (Idées sur la météorologie, 2Bde., Lond. 1786), wonach der größte Theil der atmosphärischen Prozesse aus einem Uebergange des durch Wärme aufgelösten Wassers in Luft und umgekehrt unter formwährender Mitwirkung der Elektricität erklärt wird. Cotte (Traité de météorologie, Paris 1774) nahm, wie der größte Theil seiner Zeitgenossen, einen bedingenden Einfluß des Mondes auf die gesammten Meteore an, welche Idee noch weit bestimmter durch Toaldo ausgesprochen ward, der diesen Einfluß sogar noch auf die Planeten ausdehnte. Die neueste Periode der M. beginnt mit den gehaltvollen Bemühungen A. von Humboldts, welcher auch diesem Zweige der Wissenschaft eine zweckmäßigere Richtung gab und durch genaue Beobachtungen und Zusammenstellung der verschiedenen Gestalten, unter welchen sich die nämlichen meteorologischen Phänomene in andern Himmelsstrichen zeigen, wie durch seine Bemerkungen über die Ursachen und Gesetze, welche dieselben erzeugen und modificiren, den Physikern eine sichere Grundlage für ihre Forschungen geboten hat. Außer vielen Andern verdienen noch Schouw, Schübler, von Buch, hauptsächlich aber Kämtz und Dove genannt zu werden. Es läßt sich sehr bald erkennen, daß der Gang der Witterung gewisse regelmäßige Abwechslungen befolgt, auch wenn man nur oberflächliche, aber anhaltende Beobachtungen anstellt. Hierfür sprechen schon die periodischen Winde und Regen der tropischen Gegenden und der Wechsel der Jahreszeiten in den höheren Breiten (s. Klima). Um aber eine Einsicht in das Wesen der meteorologischen Erscheinungen überhaupt zu gewinnen, ist es nothwendig, den täglichen Gang der Witterung viele Jahre hindurch aufzuzeichnen; denn es kehren zwar die periodischen Regen und Jahreszeiten schon nach Verlauf eines einzigen Jahres wieder, aber nicht allemal zu derselben Zeit, wie sich auch der Regen bald in größerer, bald in kleinerer Menge entladet und die Wärme oder Kälte von größerer Intensität ist. Der Meteorolog trifft überhaupt auf seltsame, oft schwer zu deutende Ergebnisse, wie es sich unter andern gefunden hat, daß an manchen Orten die Regenmengen viele Jahre hindurch abnahmen und dann entweder zum frühern Mittel zurückkehrten oder auch umgekehrt wieder zunahmen (vergl. Regen). Es ist daher nothwendig, wenn man über derartige Probleme entscheiden will, ob z. B. das Klima gewisser Gegenden unverändert bleibe, oder sich, namentlich in Beziehung auf Temperatur und Feuchtigkeit, umwandle, meteorologische Register zu führen, indem man tabellarisch nebeneinander den Stand des Barometers und des an ihm befindlichen Thermometers im Freien, des Hygrometers (oder Psychrometers), die Richtung und auch wohl die Stärke des Windes und die Beschaffenheit des Himmels täglich mehrmals aufzeichnet, daneben aber auch alle ungewöhnlichen Erscheinungen, als Nordlichter, heftige Stürme, Höhenrauch ꝛc. Die zweckmäßigste Zeit zur Aufzeichnung ist Morgens und Abends 9 Uhr und Mittags um 2 Uhr; bei gewissen Problemen ist auch eine stündliche Aufzeichnung nothwendig. In Preußen sind eine große Anzahl meteorologischer Stationen errichtet, die jetzt unter der Leitung von Dove stehen; die in Rußland errichteten stehen unter der Direktion von Kupfer in Petersburg. Vergl. De Luc, Les modifications de l'Atmosphère, Gen. 1772; Kämtz, Lehrbuch der M., Halle 1831—1832; Schouw, Klimatologie, Kopenhagen 1830.

Meteoromantie (v. Gr.), die Kunst, die zukünftige Witterung zu prophezeien, gewissermaßen der praktische Theil der Meteorologie. Die bisherigen Bemühungen in dieser Kunst haben für unsere Gegenden noch zu sehr unvollständigen Resultaten geführt, da in den mittleren Breiten die Regelmäßigkeit der Erscheinungen durch sogenannte zufällige Ereignisse, d. i. durch eine Unzahl störender Einflüsse, so oft verdeckt u. aufgehoben wird. Wie der Gang des Barometers bei seinem genauen Zusammenhange mit den Richtungen der Winde, auf die von diesen abhängigen Vorgänge in der Luft, wie die Morgenröthe auf eine übermäßige Erfüllung der Atmosphäre mit Dünsten, die Abendröthe dagegen auf ein günstiges Verhältniß zwischen der Dampfmenge und der Temperatur der Luft, wie die Höfe um Sonne und Mond auf einen baldigen Niederschlag der angehäuften Dünste zu schließen berechtigen, sind Punkte, die hier nur angedeutet zu werden brauchen. Einen gewissen Ruf in der M. hatte sich in neuerer Zeit Professor Stieffel erworben.

Meteorophyten (v. Gr.), vermeintliche Niederschläge aus der Atmosphäre, welche man, analog den Meteorsteinen, für Ueberbleibsel von Sternschnuppen hielt, da doch dergleichen Substanzen nichts weiter als kryptogamische Gewächse sind.

Digitized by Google

Meteoroskop (v. Gr.), jeder Apparat, mittelst dessen man den Zustand und die Beschaffenheit der Atmosphäre erforscht; s. v. a. Astrolabium.

Meteorstahl, sowohl das natürlich vorkommende meteorische Kohlenstoff-Eisen, als auch ein künstlicher Stahl, dem eine Quantität Nickel zugesetzt wurde.

Meteorstaub, s. v. a. Passatstaub.

Meteorsteine (Meteoriten, Meteorolithen, Aërolithen, Uranolithen, Luftsteine, Bätylen), größere oder kleinere, bald noch unversehrte, bald in zahlreiche Fragmente zersprungene Gesteinmassen, die man bei Nacht aus Feuermeteoren, bei Tage aus einem kleinen dunkeln Gewölk und beträchtlich erhitzt, doch nicht rothglühend, zur Erde fallen sieht. Die Feuermeteore (Boliden) erscheinen plötzlich in der Atmosphäre und bewegen sich in der Regel mit reißender Geschwindigkeit, die zuweilen der der Erde in ihrer Bahn gleichkommt. Die M. bestehen aus einer Menge Mineralien, deren früher bekannte geringe Zahl durch neuere Forschungen bedeutend vermehrt worden ist. Shepard zählt 37 meteorische Mineralien auf, wobei einige neuerlich nachgewiesene Species (Labrador, Oligoklas) noch nicht berücksichtigt sind; doch sind mehre dieser Mineralkörper offenbar sekundäre Produkte, d. h. durch chemische Veränderungen der meteorischen Mineralien in unserer Atmosphäre entstanden. Die wichtigsten sind: Nickeleisen oder das sogenannte Meteoreisen (s. d.), gediegen Eisen, Kohlenstoffeisen, Phosphor-Nickeleisen, Graphit, Schwefel, Magnetkies, Schreibersit, Magneteisen, Chromeisen, Olivin, Chladnit, Augit, Labrador, Anorthit, Oligoklas, Jodolith, Glimmer, Sphenonit, Apatoid, Apatit, verschiedene Salze, wie schwefelsaure Talkerde, schwefelsaures Natron, schwefelsaures Nickeloxyd, schwefelsaures Eisenoxydul, unterschwefeligsaures Natron, unterschwefeligsaure Talkerde, Eisenchlorid, Nickelchlorür, Kobaltchlorür, Chlorcalcium, Chlornatrium, Chlormagnesium. Uebrigens zeigen die M. durch alle Jahrhunderte und in den verschiedensten Regionen der Erde, in denen sie gesammelt worden sind, im Ganzen, wie in ihrer äußeren Form und Beschaffenheit, so auch in der chemischen Zusammensetzung eine unverkennbare Uebereinstimmung, die freilich im Einzelnen wieder Ausnahmen erleidet. Eigenthümlich ist die höchstens $\frac{1}{4}$ Linie dicke, schwarze, meist pechartig glänzende, bisweilen geaderte Rinde der M., die schon Plinius als Colore adusto bezeichnete. Die Größe der bis jetzt bekannten M. erreicht bis $7\frac{1}{2}$ Fuß und ein Gewicht von 30,000 Pfund. Der nach Plutarch im Geburtsjahre des Socrates bei Aegos Potamoi gefallene Meteorstein hatte die Größe zweier Mühlsteine, und nach Pertz ragte der im Anfang des 10. Jahrhunderts in den Fluß bei Narni gefallene eine Elle über das Wasser empor. Der Meteorstein von Bahia ist 7 Fuß lang und 14,000 Pfund schwer, der Cerro Mercado bei Durango wiegt gegen 4000 Pfund, der verwünschte Burggraf bei Elnbogen 191 Pfund, der Meteorstein von Lenarto 194 Pfund, der von Bochumlitz 103 Pfund. Die Steine von Ensisheim und Verona wogen 2—300 Pfund. Dagegen sind andere M. sehr klein, namentlich dann, wenn die Explosion mit Zertrümmerung begleitet war und ein fortziehendes Meteorgewölk ganze Landesstrecken mit tausenden von Meteorsteinfragmenten bedeckt (Steinregen). So fielen bei Aigle 1803 gegen 2000 Stück von 2 Quentchen bis $17\frac{1}{2}$ Pfund. Die Form der M. ist meist die eines Fragments und oft eine prismatoidische oder die einer verschobenen Pyramide mit breiten, etwas gebogenen Flächen und abgerundeten Ecken u. Kanten. Die Masse ist meist sehr dicht und nur sehr selten von Poren und Blasenräumen durchzogen, wogegen Konkavitäten auf der Oberfläche in Form von unregelmäßig hexagonalen Zellen, in deren Tiefe Olivinkörner oder ein gelbbrauner Ueberzug, weniger selten sind. Durch Benetzung frischer Brüche oder angeschliffener Stellen mit schwacher Salz- oder Salpetersäure entdeckte von Widmanstätten bunte Linearzeichnungen, die durch Auflösung des in den M.n enthaltenen Eisens von krystallinischer, dem Gestrickten analoger Struktur und darauf erfolgende Bloßlegung des Nickels oder des Kobaltnickels hervorgebracht werden. Auf dem meist hakigen Bruch erscheint Metallglanz und die weißlich-graue Farbe des Gußeisens; doch erscheint auch schwärzlich-graue und bunte Färbung, und zwar letztere da, wo ein deutliches krystallinisches Gemenge sichtbar wird. Die Härte der M. geht von der gewöhnlichen des Eisens bis über die des bestgehärteten Stahls hinaus, und das spezifische Gewicht reicht von 1,9 bis 7,7142. Merkwürdig ist, daß in den ältern Sedimenten der Erdrinde noch keine Spur von M.n gefunden worden ist. Nur in den Goldsandlagern von Petropaulowsk am Altai ist eine nickelhaltige Eisenmasse in einer Tiefe von $31\frac{1}{2}$ F. gefunden worden. Nach Plutarch hielt schon Anaxagoras den Stein von Aegos Potamoi für einen vom Himmel gefallenen und nach Diogenes von Apollonia bewegen sich neben den sichtbaren Sternen am Himmel auch unsichtbare, die eben deshalb keinen Namen haben. Diese fallen oft auf die Erde herab und erlöschen, wie der bei Aegos Potamoi feurig herabgefallene „steinerne Stern". Bei Aristoteles findet sich die Meinung, die M. seyen durch Orkane aufgehoben und fortgetragen worden, oder hätten sich aus Dünsten der Erde zusammengeballt. Trotz dieser und anderer Berichte zogen die Naturforscher bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Existenz von M.n in Zweifel, bis zuerst Halley, nach ihm Wellis, Bergmann und endlich 1792 Lichtenberg und 1794 Chladni bestimmt es aussprachen, daß das Phänomen der Meteorsteinfälle eine unbestreitbare Thatsache sey. Die Bestätigung folgte sofort, denn schon 1795 beschrieb Olbers den Meteorsteinfall zu Siena, der 1794 Statt gefunden hatte, 1795 wurde ein ähnliches Ereigniß zu Wodcottage beglaubigt. Biots Bericht über den Steinregen zu Aigle 1803 hob endlich alle Zweifel über die Thatsache und die begleitenden Umstände, so daß nun auch die älteren Berichte von Meteorsteinfällen als glaubwürdig anerkannt wurden. Seitdem sind über die Entstehung der M. besonders 4 Hypothesen aufgestellt worden. Die vulkanische Hypothese, nach welcher die M. Produkte

Digitized by Google

der terrestrischen Vulkane seyn sollen, ward hauptsächlich von Olbers vertreten, obgleich die M. mit vulkanischen Produkten keine Aehnlichkeit haben und die Erdvulkane schwerlich hinlängliche Kraft besitzen, um Gesteinmassen in so große Höhen und Entfernungen zu schleudern. Die selenitische Hypothese hält die M. für Produkte der Mondvulkane (Mondsteine) und ist zuerst 1660 von Terzago in Tortona aufgestellt, dann von Laplace vertheidigt, aber von Olbers, Brandes und Chladni gründlich widerlegt worden. Die atmosphärische Hypothese, vorzugsweise von Mayer, Diruf, Freygang, Wredе ꝛc., in der neuesten Zeit von Egen unterstützt, will die M. als Produkte unserer Erde betrachten. Demnach soll die Atmosphäre vermöge der Einwirkung metallauflösender Gasarten immer eine gewisse Menge Metalltheilchen suspendirt enthalten, die, erst in die ungeheuren Räume der obersten Luftschichten zerstreut, durch irgend eine mit Lichtphänomenen vergesellschaftete Naturkraft plötzlich zusammengerinnen, wobei zugleich Kräfte thätig werden, welche die so gebildeten Körper in Richtungen, die von jener der Centripetalkraft abweichen, forttreiben. Diese schon in der tellurischen Hypothese der Alten vorgebildete Annahme erklärt aber weder die Art und Weise der Koagulation, noch auch die Ursache der Geschwindigkeit, mit der die Feuermeteore sich bewegen. Demnach bleibt als wahrscheinlich nur die kosmische Hypothese, zuerst von den Griechen, dann nach langer Vergessenheit von Halley (1686), Wellis, Bergmann, Lichtenberg und endlich 1819 von Chladni aufgestellt und außer vielen Andern auch von A. von Humboldt vertheidigt. Anfangs wurden hiernach die M. für Trümmer zerstörter Weltkörper, nach Chladni für selbstständige im Weltraume sich bewegende Stoffanhäufungen gehalten und ihre Unabhängigkeit von der Erde durch ihre der Erdbahn entgegengesetzte Bewegung zu erweisen gesucht. Letzteres bestätigte Oersted dadurch, daß er erwies, wie in der Nacht vom 12. zum 13. November alle Feuerkugeln und Sternschnuppen von einer und derselben Stelle am Himmelsgewölbe nahe bei dem Stern γ Leonis ausgingen und von diesem Ausgangspunkte nicht abwichen, obgleich während der langen Beobachtungszeit der Stern sein Azimuth veränderte, wonach die leuchtenden Körper von außen, aus dem Weltraum, in unsere Atmosphäre gelangen mußten. Im Jahre 1840 zeigte Capocci, daß in dem Falle der Aërolithen eine 3jährige Periode, die mit den Sternschnuppenfällen zusammentreffe, Statt finde, und erklärte die Feuerkugeln für Kometen von kleinem Volum. Nun erst gelangte die Hypothese zu der Entwickelung, in welcher sie die Gegenwart annimmt. Die M. sind demnach die Kerne jener zahllosen kleinen dunkeln Körper (planetarischen Asteroiden), die sich neben Planeten und Kometen um die Sonne bewegen und dann erst sichtbar werden, wenn sie der Oberfläche unseres Dunstkreises nahe sind oder in die obersten Schichten desselben gelangen. Das Hauptwerk über M. ist noch immer das von Chladni: „Ueber Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen" (Wien 1819). Chladni's große Sammlung von M.n befindet sich jetzt in Berlin, eine andere vorzüglich reichhaltige im Mineralienkabinet zu Wien.

Meter (franz. Mètre, v. Gr.), das Grundmaß des neuen französischen Maßsystems (s. Maß), der zehnmillionste Theil des Viertels eines Erdmeridians, gesetzlich (seit 1799) = 443,₂₉₆ pariser Linien = $3_{/1353}$ preußische Fuß oder $1_{/4094}$ preußische Ellen = $3_{/11848}$ wiener Fuß oder $1_{/12825}$ wiener Ellen = $3_{/12800}$ englische Fuß und dient als Fuß- und Ellenmaß. Er wird eingetheilt in 10 Decimeter à 10 Centimeter à 10 Millimeter; 10 M. sind = 1 Kilometer, 10 Kilometer = 1 Myriameter. Kilometer und Myriameter sind Meilenmaße. Das Normaletalon des M.s ist ein Stab von Platin, welcher seine rechte Länge beim Gefrierpunkte des Wassers (0° Cels. und Réaumur) hat. Der Quadratmeter ist die Grundlage der Flächenmaße (100 Quadratmeter = 1 Are), der Kubikmeter die der Körpermaße ($^1/_{1000}$ Kubikmeter oder 1 Kubikdecimeter = Liter); als Holzmaß dient der Kubikmeter unter dem Namen Stère. Auch das französische Gewicht ist aus dem M. abgeleitet: Die Schwere eines Liters destillirten Wassers ist das Kilogramm.

Meth (Meht), ein weinartiges, hauptsächlich in Polen, Westpreußen und Rußland beliebtes Getränk, welches aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung bereitet wird. Um den M. gewürzhafter und stärker zu machen, thut man Hopfen, Koriander, der vorher in Essig gebeizt worden, Salbeiblätter, Muskatnuß, Nelken, Zimmt, Galgant und anderes Gewürz hinzu, und zwar auf diese Weise, daß man dasselbe in leinenen Säckchen bei dem Absieden in den Kessel hängt. Durch langes Liegen wird der M. an Stärke und Geschmack dem spanischen Weine ähnlich. Am besten fällt er aus, wenn man ihn in den Hundstagen bereitet. Der M. ist ein altherkömmliches Getränk der Germanen, von denen ihn die Slaven bekommen zu haben scheinen.

Methana, alte Stadt in Argolis auf der gleichnamigen Halbinsel, mit einem Kastell u. einem Tempel der Isis; ist immer noch unter dem Namen M. oder Mitone vorhanden und zeigt einige Ruinen.

Methfessel, Albert Gottlieb, berühmter Liederkomponist, den 20. September 1786 zu Stadtilm geboren, wurde von seinem Vater, der Kantor u. Musikdirektor daselbst war, frühzeitig in der Musik unterrichtet, versuchte sich schon im 12. Jahre in der Komposition von Kirchenstücken u. kam mit 15 Jahren auf das Gymnasium nach Rudolstadt, wo er seine erste Liedersammlung herausgab. Im Jahre 1807 ging er nach Leipzig, um Theologie zu studiren, im folgenden Jahr aber auf Kosten der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt zu weiterer Ausbildung in der Musik nach Dresden; nach zwei Jahren ward er Hof- und Kammersänger zu Rudolstadt, hielt sich später eine Zeit lang in Braunschweig auf, folgte von da 1824 einem Rufe als Gesanglehrer nach Hamburg, bis er endlich 1831 als Kapellmeister wieder nach Braunschweig ging, wo er bis 1841 thätig war, dann aber wegen Gehörleiden seine Stelle niederlegte. Seine zahlreichen Lieder, mehre von ihm selbst gedichtet, sind weit verbreitet und viele Volkslieder geworden. Besonders große Popu-

Digitized by Google

larität hat er sich durch sein allbekanntes, vortreffliches und weit verbreitetes „Kommersbuch", das viele Auflagen erlebte, erworben. Von seinen übrigen Kompositionen, Orchesterwerken, Sonaten, Opernein lagen ꝛc. ist besonders noch ein Cyklus von Kirchenkantaten für Männerchor mit Orgel- und Instrumentalbegleitung zu erwähnen. Auch als Schriftsteller und Mitarbeiter an Journalen leistet M. Ausgezeichnetes. Auch sein älterer Bruder, Friedrich, den 27. August 1771 geboren, † im Mai 1807, zeichnete sich als Sänger und Liederkomponist aus.

Methionsäure, von Liebig entdeckte Säure, bildet sich, wenn man Aether bei gewöhnlicher Temperatur mit wasserfreier Schwefelsäure sättigt, ist sehr sauer und läßt sich ohne Zersetzung kochen und abdampfen.

Methode, im Allgemeinen ein durch Principien und Regeln geleitetes Verfahren zur Erreichung eines bestimmten Zwecks. Hat der Begriff der M. daher für jede menschlich-vernünftige Thätigkeit überhaupt volle Geltung, so ist ihre Anwendung doch noch von besonderer Wichtigkeit. Ueber die verschiedenen Lehrmethoden oder Lehrformen s. Unterricht. Die M. der wissenschaftlichen Forschung ist ausschließlich durch die Natur der wissenschaftlichen Probleme und durch den inneren Zusammenhang der wissenschaftlichen Erkenntniß bedingt. In solchen Wissenschaften, die sich damit begnügen müssen, aus einer Vielheit von Beobachtungen allgemeine Principien und Gesetze abzuleiten, sind vornehmlich die M. der Induktion (s. d.) von Bedeutung, während da, wo es sich um Auffindung des inneren Zusammenhangs der Begriffe handelt, die M. den Charakter der Spekulation annehmen wird. Man erstrebt aber das wissenschaftliche Erkennen entweder durch Fortschreiten von den Gründen (Principien) zu den Folgen oder umgekehrt durch Rückschreiten von den Folgen zu den Gründen; jenes ist die progressive oder synthetische, dieses die regressive oder analytische M. Ferner kann man ein Gebiet der Erkenntniß schon als gefunden betrachten und bei der Darstellung dem zufolge ganz von der Art der Auffindung absehen, oder man berücksichtigt letztere vor Allem und legt also die Gründe der gefundenen Sätze dar. Diese letztere M. ist die heuristische oder genetische, die besonders in der Geometrie mit großem Erfolge angewendet worden ist. Die sogenannte mathematische oder euklidische M. endlich schreitet von Axiomen und Erklärungen zu Lehrsätzen und Beweisen fort. In der Philosophie, wo M. den nicht willkürlichen, sondern absichtvoll nach gewissen Principien geregelten Gang des Denkens bezeichnet, sind die Ansichten über die richtige M. noch sehr getheilt.

Methodik (Methodologie), Anweisung zur methodischen und zweckmäßigen Lösung einer Aufgabe, z. B. zur Erlernung einer Sprache oder einer Wissenschaft. So spricht man auch von einer M. des akademischen Studiums, des musikalischen Unterrichts u. s. w. Eine allgemeine wissenschaftliche M. ist eine noch ungelöste Aufgabe und wäre nur durch sehr specielles Eingehen in den Geist der einzelnen Wissenschaften zu schaffen. Zwar bietet die Logik methodische Gesetze und Principien dar, welche für jegliche wissenschaftliche Forschung Gültigkeit haben; da diese aber nur die allen Wissenschaften gemeinsamen Grundsätze betreffen, so sind sie viel zu dürftig, um eine eigentliche M. abgeben zu können. Den ersten berühmten Versuch einer allgemeinen M. machte im Mittelalter Raymund Lullus in seiner „großen Kunst" (ars magna Lulli), die aber mehr eine Anleitung zum Disputtiren als zur wissenschaftlichen Forschung war. Einflußreicher wurde die M., welche Bacon unter dem Titel eines „Novum organon scientiarum" (London 1620) bekannt machte und worin er mit Bekämpfung der aristotelischen M. das induktorische Verfahren anempfahl. Unter spätern Arbeiten dieser Art zeichnen sich Lamberts „Neues Organon" (Leipzig 1764, 2 Bde.) u. „Anlage zur Architektonik" (Riga 1771, 2 Bde.) aus. Die kantsche Schule nannte im Gegensatze zur Elementarlehre denjenigen Theil einer Untersuchung Methodenlehre, welcher sich mit der Anwendung der Elementarbegriffe auf das durch sie beherrschte Erkenntnißgebiet beschäftigt.

Methodiker, s. Medicin.

Methodisten, 1) Name derjenigen gelehrten Katholiken, besonders Jesuiten, welche nach einer bestimmten dialektischen Methode den Protestantismus in Disputationen und Streitschriften bekämpften.

2) Name einer in der anglikanischen Kirche entstandenen Partei, welche keine neue Lehre und Verfassung gründen, sondern nur eine neue praktische Weise (Methode) aufstellen wollte, um sowohl „das Christenthum für die Wiedergeburt des innern Menschen fruchtbar", als auch das Volk für die Religion empfänglicher zu machen. Hiernach wurden die Mitglieder dieser Partei von ihren Gegnern M. od. „Glieder der heiligen Gesellschaft", ihre Richtung und Denkart Methodismus genannt, der, genau genommen, nur als eine Abart des Herrnhuterthums oder als Pietismus erscheint. Die Gründer des Methodismus waren zwei oxforder Studenten, die Brüder Karl und Johann Wesley, die sich mit einigen Freunden zu einem streng christlichen Leben mit genauer Beobachtung der im Neuen Testament gebotenen Pflichten vereinigten. Als sich 1732 mit ihnen Georg Whitefield verband, stieg ihr Eifer für christliche Liebeswerke noch mehr, u. sie unternahmen nun Missionsreisen. Wesley ging 1735 mit drei Freunden nach Amerika und gründete in Neugeorgien zu Savannah einen Verein von Brüdern. Nachdem er 1738 zurückgekehrt war, sammelte er, durch Whitefields Predigten unterstützt, sehr bald eine Gemeinde in London. In einer Privatwohnung predigte Wesley über das Verderben des natürlichen Menschen, wie über die durch Christus bewirkte Versöhnung und forderte den „Durchbruch der göttlichen Gnade" von den Seinigen. Weil aber die M. es nicht auf eine sanfte Entwickelung der Gefühle absahen, sondern eine bestimmte, auch leiblich verkündete Zeit des Durchbruchs der Gnade forderten, hoben Wesley und Whitefield die Gemeinschaft, in welcher sie seither mit den Herrnhutern standen, 1739 wieder auf, behielten jedoch die Abtheilung der Gemeindeglieder in Klassen und Geschlechter in ihrer Gemeinde bei. Als die Geistlichen der

Digitized by Google

bischöflichen Kirche den methodistischen Predigern die Kanzel verboten, predigten diese auf freiem Feld mit größerem Eifer und augenscheinlicherem Erfolg. Auch die gegen den Methodismus gerichteten Schriften, wie z. B. des Bischofs E. Gibson in London, blieben ohne Wirkung. Der Staat überzeugte sich aber bald, daß in der Lehre und dem Thun der M. durchaus keine Gefahr für ihn liege. Sie erhielten daher 1742 durch einen königl. Befehl Schutz und fingen nun an, besondere Bethäuser (Tabernakel) zu erbauen. Ihre gottesdienstlichen Versammlungen erhielten damit eine bestimmtere Form und Ordnung. Nach derselben hat jede Klasse der Gemeindeglieder, gewöhnlich aus 10—15 Personen gleichen Geschlechts und gleicher Lebensverhältnisse bestehend, einen Vorsteher, welcher wöchentlich seine Untergebenen versammelt und die Seelsorge für sie übernehmen muß. Nach Verlauf von drei Monaten wird ein gemeinsames Liebesmahl gehalten. Die Sonntagsfeier wird mit strengster Gewissenhaftigkeit beobachtet. In der Woche kommen sie des Morgens vor 6 Uhr und des Abends nach dieser Stunde regelmäßig in das Tabernakel zum Gottesdienst; in jedem Monat wird von jeder Gemeinde eine sogenannte Wachnacht gehalten, welche darin besteht, daß sie eine ganze Nacht mit Singen und Beten und religiösen Betrachtungen zubringen. Die Neujahrsnacht (1739) feiern sie als ihr Stiftungsfest. Ihr Rituale ist das der bischöflichen Kirche, nur theilweise zur Erweckung des religiösen Gefühls abgeändert. Auch im Dogma weichen die M. nicht von der englischen Kirche ab, nur betonen sie die positiven Lehren des Christenthums, u. die Bibel hat bei ihnen normatives Ansehen. Dabei aber nehmen sie eine fortgehende Wirkung des heiligen Geistes an u. machen die Bekehrung von seiner wunderbar mächtigen und augenblicklichen Wirksamkeit abhängig. Der Glaube an die durch Christus bewerkstelligte Versöhnung recht fertigt in dem Moment, wo er durch Gott im Herzen entsteht, den Menschen. Gute Werke ohne den Glauben nützen nichts zur Seligkeit. Die Seligkeit besteht in der gänzlichen Befreiung von der Sünde.

An der Spitze des Vereins steht die große Synode oder die Generalkonferenz. Sie beschließt über die Disciplin, ernennt die Bischöfe für die einzelnen Distrikte, so wie die Pfarrer, die entweder an einer Gemeinde fest angestellt werden, oder Reiseprediger sind, aber keine besondere Kleidung tragen. Die seßhaften Prediger haben kein Gehalt und treiben, um sich zu ernähren, bürgerliche Gewerbe. Sie stehen in großem Ansehen u. bilden eigentlich die ecclesia militans, da die allgemeine Konferenz meist durch sie repräsentirt und die Kirchenzucht durch sie in Verein mit den Aeltesten geübt wird, denen noch außer der Aufsicht über die Sitten die Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten zusteht. Die Gemeinde theilt sich in „stehende" und „bewährte" Mitglieder. Um diesen zugezählt zu werden, muß man sich im Glauben u. in der Wiedergeburt allzeit bewährt haben, jene aber müssen sich ihre Frömmigkeit von den Vorstehern durch ein alle Vierteljahre zu erneuerndes Zeugniß beglaubigen lassen, wenn sie den Versammlungen der Stehenden beiwohnen wollen. Beim Eintritt in die Gemeinde oder der Einzeichnung in die Stammliste erhält jedes Mitglied eine gedruckte Sittenordnung, auf welcher zugleich neben den einzelnen Vergehen die für dieselben festgestellten Strafen bemerkt sind. Zunächst folgt auf ein Vergehen gegen die kirchliche Sitte ein Verweis; gegen die Unverbesserlichen wird mit Bann und Exkommunikation vorgeschritten. Auf das Gemeindeleben übte der dogmatische Streit, welcher schon 1741 zwischen den beiden Häuptern der Partei entstand, keinen störenden Einfluß; nur entstand für die, welche die Prädestination leugneten und arminianisch darüber lehrten, nach ihrem Vorkämpfer der Name Wesleyaner und für die Anhänger der kalvinischen Auffassung der Name Whitefieldianer. Während die Ersteren, bei weitem die Mehrzahl, sich in England ausbreiteten und in London ihren Hauptsitz nahmen, überspannen die Letzteren Amerika mit einem Netz von Vereinen, deren Vorort Bristol wurde. Die Strenge ihrer Ansichten verleitete die Whitefieldianer bald zu fanatischer Schwärmerei. Man einigte sich bald zur Bekehrung Andersdenkender und zur Kräftigung der Gläubigen in großen Versammlungen, die man Revivals (Wiederbelebungen) nannte und die noch heutigen Tages Statt finden u. das Charakteristische des Methodismus bilden. So oft nämlich eine größere Anzahl von Missionären in einem Orte anlangt, findet ein Revival Statt und wird in allen Kirchen dreimal gepredigt. Gewöhnlich theilen sich zwei Prediger in die Aufgabe, die Sünder zu bekehren, und nachdem der erstere die Hölle mit dem Pinsel Breughels den Zuhörern vor die Augen gemalt hat, läßt der folgende eine Schilderung der Seligkeit in orientalischer Farbenpracht folgen, bis sich in der Gemeinde eine Erregtheit eingefunden hat, die sich unter Seufzen und Schluchzen bis zu wildem Geyeul steigert und mit konvulsivischem Gebahren endigt. Hat der Prediger die Zuhörer bis zu diesem Grad des Wahnsinns erhitzt, so läßt er die Aufforderung zur Buße an sie ergehen. Die Büßenden begeben sich auf die „Bank der Angst" und beichten und empfangen die Tröstungen des Geistlichen. Jetzt ist der Geist wirksam, der Enthusiasmus bricht in wilden Lärm los, und „das große Werk ist vollendet". Dieselben Scenen erneuern sich auf den Camp-meetings, welches improvisirte Lager sind, in welchen die zusammengeströmte Menge oft 8 Tage lang mit Singen und Beten anhält. Die Sekten, welche sich unter den M. in Amerika gebildet haben, sind wenig zahlreich. In England bildete sich nach dem Tode Wesley's unter dem Namen der neuen M. (New connexion) eine besondere Partei, welche 1795 einem aus Predigern u. Laien zusammengesetzten Kirchendirektorium die Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten übertrug und bald sehr zahlreich wurde. Die Zahl der M. in England beträgt 300 000, in Irland 30,000, in Schottland 4000. Sie erhalten 4000 stehende und 3000 Reiseprediger. In den Vereinigten Staaten Nordamerika's sind sie weit zahlreicher und haben in einzelnen sogar das Uebergewicht. Nach einer Angabe von 1843 betrug die Anzahl der eingeschriebenen Mitglieder allein 1,068,525. Diese Gemeinden mit 3988 Reise- und 7730 stehenden

Digitized by Google

Predigern stehen unter 4 Bischöfen und halten alle 4 Jahre eine große Generalkonferenz für die Ordnung ihres Kirchenwesens. Außer den eingeschriebenen Mitgliedern darf man aber auf 6 Millionen Bürger rechnen, welche, ohne der Genossenschaft anzugehören, doch den großen Festen der M. regelmäßig beiwohnen. Ein methodistisches Seminar wurde 1831 zu Middletown in Connecticut eröffnet. Seit 1814 entstanden zwei Missionsvereine in London, die wesleyische Missionsgesellschaft und die bischöfliche. Beide haben große Erfolge in der Bekehrung erzielt, letztere vorzüglich in Amerika gewirkt. Am glänzendsten hat sich das Streben der M. nach Verbreitung einer christlichen Sitte in Wilberforce durch die Abschaffung der Sklaverei bewährt. Weniger verbreitet als in England, sind die M. in der Schweiz, vorzüglich im Kanton Waadt, wo sie Momiers (s. d.) heißen, u. in Deutschland, wo sie in Würtemberg und Bremen Eingang fanden. In Frankreich sind Paris und Lyon ihre Hauptsitze; in der Fakultät zu Montauban haben sie einen akademischen Lehrstuhl. Vgl. Southey, The life of Wesley and the rise and progress of Method, London 1821, 2 Bde., deutsch von Krummacher, Hamburg 1828; Wimmer, Die Kirche und Schule in Nordamerika, Leipz. 1853.

Methodius, Bruder des Cyrillus u. Apostel der Slaven, griechischer Mönch aus Thessalonich, bekehrte durch sein Gemälde des jüngsten Gerichts den König der Bulgaren, Bogoris, zum Christenthum, unternahm mit Cyrillus die Bekehrung der Mähren u. wurde deshalb zum Bischof befördert. Auch in Pannonien und Böhmen verschaffte er dem Christenthum Eingang. Von den umwohnenden Bischöfen, besonders von dem Erzbischof von Salzburg, bei dem Papst Johann VIII. angeklagt, weil er sich beim Gottesdienste der slavischen und nicht der lateinischen Sprache bediene, ward er nach Rom vorgeladen, vertheidigte aber (880) seine Sache so trefflich, daß man ihm die Erlaubniß zum Gebrauch der slavischen Sprache beim Kultus gewährte. Mit Zeugnissen seiner Rechtgläubigkeit und mit der Beförderung zum Erzbischof kehrte er zum König Swatopluk zurück und begann unter fortgehendem Widerspruch der deutschen Bischöfe eine slavische Nationalkirche zu gründen. Er † 892 in Mähren, oder wahrscheinlicher 910 in Rom. Die Slaven nennen ihn Methud oder Strachota.

Methodus dirigendae intentionis (lat.), Bezeichnung des von den Jesuiten aufgestellten Grundsatzes, daß die schlechteste Handlung erlaubt sey, sobald ihr eine gute Absicht zu Grunde läge.

Methone, alte Stadt an der Südwestspitze Messeniens, mit sehr gutem Hafen, wurde später von Agrippa erobert, von Trajan aber wieder freigegeben und mit einer Verfassung nach eigenen Gesetzen beschenkt. Jetzt Mothoni oder Modon.

Methuenvertrag, der von dem brittischen Gesandten Methuen zu Lissabon 1703 mit der portugiesischen Regierung abgeschlossene Handelsvertrag, wodurch festgesetzt ward, daß wollene Tuche und andere Wollenwaaren brittischer Fabrikation, welche seit 1684 nicht mehr hatten eingeführt werden dürfen, wieder gegen Entrichtung des früheren Eingangszolles von 23 Proc. vom Werthe in Portugal zugelassen werden sollten, wogegen England sich verpflichtete, die portugiesischen Weine bei der Einfuhr um ein Drittel niedriger als die französischen zu besteuern.

Methusalah (Methusalem), hebräischer Name, s. v. a. Tapferer, Gewappneter, in der Geschlechtstafel der Sethiten der Sohn Henochs, Vater Lamechs und Großvater des Noah, der ein Alter von 969 Jahren erreichte; daher Bezeichnung für ein sehr hohes Alter.

Methyl, nach Liebig das Radikal des Holzgeistes und seiner Verbindungen, entsteht durch direkte Zersetzung von Jodmethyl durch Zink, wenn man beide in einer starken hermetisch verschlossenen Glasröhre einer Zeit lang einer Temperatur von ungefähr 150° aussetzt, ist in reinem Zustand ein farb- u. geruchloses Gas, im Wasser fast unlöslich und auch im Alkohol wenig löslich, durch eine Kälte von — 16° nicht kondensirbar, von 1,0365 spec. Gewicht. Es verbrennt mit schwach bläulicher nicht leuchtender Flamme, ähnlich wie das Grubengas (s. d.). Koncentrirte Schwefelsäure, rauchende Salpetersäure u. Kalilauge sind ohne Wirkung darauf. Es verbindet sich direkt nicht mit Sauerstoff, Schwefel, Jod u. auch nicht im Dunkeln mit Chlor. Das M. hat nicht nur in freier Form große Aehnlichkeit mit dem Wasserstoff, dessen Homolog es ist, sondern zeigt auch in seinen Verbindungen die größte Uebereinstimmung damit. Die Phosphormethyle entstehen auf ähnliche Weise, wie die korrespondirenden Wasserstoffverbindungen, nämlich durch Einwirkung von Methylchlorür auf Phosphorcalcium bei höherer Temperatur.

Methylamin (Methylamid, Methylat, Methamin), organische Salzbase, die bei der Zerlegung des cyansauren Methyloxyds und des mit diesem isomer cyanursauren Methyloxyds unter dem Einfluße von Alkalien erhalten wird, entsteht z. B. bei gleicher Behandlung des Methylharnstoffs, bei der Einwirkung des Ammoniaks auf Jodäthyl, beim Kochen von Kaffeein mit Kalilauge. Es ist ein farbloses, durchsichtiges Gas, welches sich einige Grade unter 0° zu einer leicht beweglichen Flüssigkeit kondensirt. Der Geruch ist stark ammoniakalisch unter einer Beimischung des Geruchs nach faulem Fische, die Reaktion stark alkalisch wie die des Ammoniaks. Das Gas wird von dem gleichen Volumen Salzsäure zu einer weißen, an der Luft zerfließlichen Salzmasse kondensirt; mit dem halben Volumen Kohlensäure bildet es eine dem wasserfreien kohlensauren Ammoniak analoge weiße Masse. Es verbrennt mit gelblicher Flamme zu Kohlensäure, Wasser und Stickstoff und ist das löslichste von allen Gasen.

Methyle (Materia secundaria), der Nachstoff, der nach seinem (dienenden) Durchgange durch die organischen Gebilde ausgeschieden (und unter bestimmten Umständen von Neuem in dieselben aufgenommen und benutzt) wird.

Methyloxyd (Methylenäther, Methylenhydrat), nach Dumas Holzäther, Produkt der Einwirkung der Schwefelsäure auf Methyloxydhydrat (reinen Holzgeist), ist ein farbloses

Digitized by Google

Gas von angenehmem Aethergeruch, brennbar mit blaßblauer Flamme, wird bei — 16° noch nicht flüssig, hat ein specifisches Gewicht von 1,6008, löst sich in Wasser, welches 37 Volumen davon aufnimmt und einen Aethergeruch und beißenden Geschmack davon bekommt, noch leichter in Alkohol, Holzgeist und koncentrirter Schwefelsäure, vereinigt sich mit Sauerstoffsäuren zu neutralen und sauren Salzen und hat genau dieselbe procentische Zusammensetzung, wie der Alkohol.

Methyloxydhydrat (Methylenbihydrat, Metoylol, nach Dumas Holzgeist, Holzspiritus, Holzalkohol), Produkt der trockenen Destillation des Holzes, von Taylor entdeckt, eine farblose Flüssigkeit von eigenthümlichem aromatisch brenzlichem, dem Essigäther u. Alkohol ähnlichen Geruch, brennendem Geschmack und 0,798, als Gas 1,120 specifischem Gewicht, ist leicht entzündlich, brennt mit bläulicher Flamme, mischt sich mit Wasser, Weingeist und Aether in jedem Verhältniß, reagirt neutral, siedet bei 66,5°, wirkt als Lösungsmittel ähnlich dem Alkohol, verbindet sich mit Chlorcalcium und Baryt zu einem krystallischen Körper, löst auch Alkalien, wird aber mit der Zeit davon verharzt.

Methymna, ehemals bedeutende Stadt auf der Nordküste der Insel Lesbos, mit einem geräumigen Hafen, aber schon seit dem peloponnesischen Kriege, wo sie von den Spartanern geplündert wurde, sehr herabgekommen. Sie war die Vaterstadt des Geschichtschreibers Hellanicus und des Sängers Arion und besonders durch ihren Weinbau berühmt. Jetzt Molivo.

Metidschah, Ebene, s. Algier.

Metier (franz.), Profession, Gewerbe.

Metis, die Klugheit, Tochter des Oceanus, welche dem Saturnus jenen Trank reichte, der bewirkte, daß er alle seine von ihm verschlungenen Kinder wieder ausspie, mit deren Hülfe Zeus dann die Herrschaft des Saturnus und der Titanen stürzte. Als Gäa und Uranus dem Zeus verkündeten, daß M. ihm zuerst ein Mädchen, dann aber einen Sohn gebären werde, der einst die Herrschaft des Himmels erhalten werde, verschlang er sie, als sie noch mit der Athene schwanger war, und gebar dann diese selbst.

Metis, Planetoid zwischen Mars und Jupiter, ward am 25. April 1848 in dem Sternbilde der Wage von A. Graham zu Markree-Castle in Irland entdeckt.

Metöken (griech.), die in Athen ansässigen Fremden oder Schutzverwandten, deren Anzahl zu Zeiten sehr bedeutend war. Sie genossen den Schutz des Gesetzes, konnten aber kein Grundeigenthum erwerben und mußten einen Bürger zum Vertreter haben.

Metonomasie (griech.), Veränderung des Namens durch Uebersetzen desselben in eine andere Sprache, wie Melanchthon statt Schwarzerd, Sartorius statt Schneider.

Metonymie (v. Griech.), rhetorische Figur, welche in der Vertauschung des eigentlichen oder allgemeinen Begriffs mit nothwendigen oder zufälligen Merkmalen desselben besteht und im Hörer eine bestimmtere, anschaulichere Vorstellung anregen soll. So steht z. B. graue Haare statt Alter, kalt statt todt, die Tugend statt der Tugendhafte. Vgl. Tropen.

Metopen (Zwischenfelder), in der Baukunst Bezeichnung der zwischen den mit Triglyphen versehenen Balkenköpfen befindlichen Theile des dorischen Frieses. Ueber die Säulen ist der Länge nach ein Tragbalken, der Architrav, gelegt, auf welchem die die Decke bildenden Querbalken ruhen. Die Enden der letzteren, die Balkenköpfe, sind, damit das Wasser leicht abfließe, mit kleinen Kanälen, den sogenannten Triglyphen, versehen, und die zwischen den Balken befindlichen Felder (die M.) offen. Später wurden sie geschlossen, doch stets etwas hinter die Balkenköpfe zurückgerückt, nachmals auch mit Skulpturen verziert. Da dieselben fast quadratisch waren, so machte ihre Eintheilung, seitdem größere Säulenweite angenommen wurde, Schwierigkeiten; daher die jonische Säulenordnung nur noch den glatten Fries und M. nur am Kranzgesims zeigt.

Metopias, nach H. von Mayer ausgestorbenes Saurier geschlecht aus der Familie der Labyrinthodonten, mit der einzigen Art: M. diagnosticus *H. v. M.* aus dem Keuper (Schilfsandstein) von Stuttgart.

Metoposkopie (v. Gr.), Stirnschau, die vorgebliche Kunst, aus den Faltenlinien der Stirn die geistige und sittliche Natur des Menschen, ja wohl seine vergangenen und seine noch bevorstehenden Erlebnisse zu erkennen. In den alten metoposkopischen Schriften werden meist 6 horizontale Stirnlinien und eine senkrechte tiefste unterschieden. Sie führen von oben nach unten die Namen der Planeten: Saturnal-, Jovial-, Martial-, Venus-, Solar-, Lunar-, Merkurialinie, und neben ihnen werden noch Schwesterlinien beachtet.

Metra (griech.), s. v. a. Gebärmutter, Uterus.

Metralgie (v. Griech.), der Gebärmutterschmerz.

Metramo, Fluß in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I., entsteht durch Vereinigung mehrer kleinen Flüsse und mündet in den Busen von Gioia.

Mètre (franz.), Maß, s. Meter.

Metretes (lat. metreta), das größte Maß der Griechen für flüssige Gegenstände. Der M. des pythischen oder delphischen Fußes enthielt 70 pariser Kubikzoll und wog 4527 Drachmen Wasser (13,17 berliner Maß); der römische M. hatte 1296 pariser Kubikzoll und wog 7680 Drachmen Wasser (22 berliner Maß).

Metrik (v. Gr.), die Theorie der Verskunst oder die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus (s. d.) als der Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der verschiedenen von den vorzüglichern Dichtern gebrauchten Versmaße. Die Verskunst erhielt ihre eigentliche Ausbildung erst durch die Griechen, von denen sie auf die Römer und theilweise, aber mit sehr bedeutenden Modifikationen, auf die modernen Völker überging. Ihre wissenschaftliche Behandlung durch die griechischen Musiker, Grammatiker, Rhetoren und Scholiasten, namentlich durch Aristoxenus, Hephästion, sowie durch die la-

Digitized by Google

teinischen Grammatiker, Priscianus, Terentianus Maurus, war sehr mangelhaft, indem man lediglich das Allernothdürftigste berücksichtigte und sich mit einer oberflächlichen Sylbenzählung oder mit bloßen Schematismen begnügte. Richard Bentley war der Erste, der die ganze Theorie der Grammatiker und die rein mechanische Messung der Verse bei Seite setzte u. den Rhythmus wieder als das Princip der M. erfaßte. Obgleich dadurch der M. ein neuer Weg vorgezeichnet war, so konnte die neue Gestaltung doch noch nicht vollständig erfolgen, da Bentley nur die römischen Komiker bei seinen Untersuchungen in Berücksichtigung gezogen hatte. Erst Gottfried Hermann gebührt der Ruhm, daß er, von der kritischen Philosophie ausgehend, auch dem Begriff des Rhythmus der M. eine selbstständige neue wissenschaftliche Gestaltung gab. Sein Werk: „Epitome doctrinae metricae" (2. Aufl., Lpz., 1844) ist Epoche machend für die Wissenschaft der M., wenn es auch von verschiedenen Seiten heftigen Widerspruch erfuhr. So rügte Apel in seiner „Metrik" (2 Bde., Lpz. 1814—16) den Mangel aller musikalischen Grundlage, während Böckh die Ansicht aussprach, daß nur in der Theorie der alten Grammatiker die einzig sichere historische Basis für die M. zu finden sey (vergl. Freese, De Hermanni metrica ratione, Halle 1829). Einzelne Versarten wurden nach Hermanns Principien von Friedemann, Spitzner und Seidler einer genauen und erfolgreichen Untersuchung unterworfen. Da aber Hermann nicht allein von seinen Gegnern, sondern selbst von seinen Freunden, wie z. B. von Lange, vielfach mißverstanden wurde, so ist in dieser Wissenschaft eine Unsicherheit und Verwirrung entstanden, wie kaum in einem andern Zweige der Alterthumswissenschaften. Die M. der modernen Völker bietet besondere Schwierigkeiten vornehmlich dadurch dar, daß der metrische Werth der Sylben und deshalb auch ihre Zusammenfügung zu Versen durch ihre Betonung in jedem einzelnen Worte und im Satze bestimmt wird. In allen romanischen Sprachen besteht deshalb alle metrische Kunst fast nur in der Zählung der für jeden einzelnen Vers nöthigen Sylben. Die deutsche Sprache besaß in der alt- und mittelhochdeutschen Periode eine streng geregelte Verskunst, die aber erst durch neuere Forscher, namentlich durch Lachmann („Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst", Berl. 1831—32) wieder entdeckt worden ist. Nach und nach war aber im 14. und 15. Jahrhundert dieselbe bloßer Sylbenzählung gewichen, und erst M. Opitz legte durch das Buch: „Die deutsche Poeterei" (1624) den Grund zu einer neudeutschen M., indem er darin nachwies, daß im deutschen Verse gerade so regelmäßig abgewechselt werden müsse zwischen Hebung und Senkung, wie im antiken Verse mit Länge und Kürze im trochäischen und jambischen Verse. Auf Opitz fortbauend, versuchte dann J. H. Voß in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache" (2. Aufl., Königsberg 1831) zuerst eine vollständige M. der deutschen Sprache. Von seinen zahlreichen Nachfolgern ist der neuste Minkwitz, der ein „Lehrbuch der deutschen Prosodie u. M." (Leipz. 1852) herausgab.

Metrisch (v. Griech.), gemessen, geordnet nach den Regeln der Verskunst; in gebundener Rede.

Metritis (gr.), Gebärmutterentzündung.

Metro (ital.), Maß, s. v. a. Meter.

Metrobleunorrhöa (griech.), der Mutterschleimfluß.

Metrocholosis, das gallige Kindbettfieber.

Metrologie (v. Gr.), derjenige Theil der praktischen Geometrie, welcher von den Maßen und Gewichten der verschiedenen Länder u. Orte handelt.

Metrometer (Metronom), Taktmesser.

Metropolis (gr.), eigentlich Mutterstadt, im Gegensatz zu den Kolonialstädten, dann auch Hauptstadt einer Provinz oder eines Landes, in Asien überhaupt jede größere Stadt.

Metropolit (v. Gr.), in der alten Kirche Bischof in einer Hauptstadt, später s. v. a. Erzbischof; daher Metropolitankirche, s. v. a. erzbischöfliche Kirche; vgl. Bischof.

Metrorrhexis (gr.), der Gebärmutterriß, Mutterriß, die Zerreißung des Uterus.

Metrosiderus (Eisenmaß), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, Sträucher u. Bäume in Australien, auf den Molukken u. dem Kap, von deren Arten besonders bemerkenswerth ist: M. vera Lindl., ächtes E., ächter Nadelbaum, ein großer Baum auf den Molukken und den zunächst gelegenen Inseln, mit weit ausgebreitetem Wipfel, kreuzständigen, eirund-lanzettlichen, oben hellgrünen, unten blässer u. nebadegrigen Blättern und weißlichen Blüthen in winkel- und gipfelständigen, reichblüthigen Trugdolden. Dieser Baum zeichnet sich durch sein außerordentlich hartes und dichtes, graubraunes, fast unzerstörbares Holz aus, welches sich nur im frischen, noch nicht völlig ausgetrockneten Zustande verarbeiten läßt und später von den gewöhnlichen Werkzeugen gar nicht mehr angegriffen wird. Man läßt die Bäume stehen, bis sie der Wind umwirft. Die Ehinesen machen Ruder und Anker daraus. Auf den Molukken benutzt man die äußere graulche Rinde des Stammes bei Durchfällen und Schleimflüssen.

Metroskop (v. Gr.), der Mutterspiegel, Instrument zur Untersuchung der Gebärmutter.

Metrotomie (v. Gr.), der Kaiserschnitt.

Metrum (v. Gr.), eigentlich Maß überhaupt, in der Dichtkunst das Sylben- oder Versmaß, welches aus einer rhythmischen Aufeinanderfolge der Sylben besteht und die bestimmte Form der Dichtersprache bildet. Vgl. Metrik u. Vers.

Metsu, Gabriel, s. Metzu.

Metsys, Quintin, s. Messis.

Mett, Fleisch, wovon das Fett abgesondert ist und woraus die Mettwurst (s. Wurst) bereitet wird.

Mette (matutina), der vor Tagesanbruch gehaltene Frühgottesdienst; besonders auch der einem großen Feste in der katholischen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. Christmette. Nach Andern kommt der Ausdruck M. daher, daß Karl d. Gr. zu Metz die erste fränkische Sängerschule gründete und deshalb der Kirchengesang cantilena Metensis (Mette) genannt wurde. Auch in der protestantischen Kirche sind

Digitized by Google

noch die und da dergleichen M.n üblich, besonders am Weihnachtsfest.

Mettenleiter, Johann Michael, Maler, Zeichner und Kupferstecher, 1765 zu Großkuchen bei Neresheim geboren, zeigte frühzeitig große Lust zum Zeichnen, begleitete dann 1775 seinen Bruder, den Maler Jakob M., nach Rom und kam 1782 nach München, wo er unter Dorners Leitung in der Gallerie kopirte. Schon früher hatte er sich im Radiren versucht, nach dem Tode seines Vaters aber machte er von dieser Kunst zum Lebensunterhalte Gebrauch. Seine Blätter, deren Zahl sich über 1800 beläuft, sind hinsichtlich der Erfindung und Ausführung gleich ausgezeichnet und stehen denen des berühmten Chodowiecky nicht nach. Ohne Senefelders Erfindung zu kennen, kam er auf den Gedanken, nach Art der Kupferstecher Linien auf Stein zu graviren und die Platten abzudrucken. Auch die Plangravirung auf Stein, wozu Utzschneider den ersten Impuls gegeben, wurde durch M. vervollkommnet. Kaiser Alexander berief ihn 1818 nach Warschau, wo er für das politische Oberkommando eine Lithographie zum Drucke von militärischen und topographischen Plänen einrichten sollte. Die Akademie der Künste in München nahm ihn unter ihre Mitglieder auf. Er † den 19. März 1853 zu Passau.

Metternich, sehr altes rheinländisches, ursprünglich jülichsches Dynastengeschlecht, das schon im Freiherrenstande auf dem deutschen Reichstag Sitz und Stimme hatte. Bei dem dritten italienischen Zug Barbarossa's erhielt das Geschlecht die Erbkämmerei von Köln, die seitdem bis in den Anfang dieses Jahrhunderts bei ihm verblieb. Unter dem Kaiser Ludwig dem Bayer gründete es am Fuße des Hennebergs eine Burg, die von dem nahen Dorfe Metternich den Namen M. erhielt. Ursprünglich waren es 12 Linien, die aber nach und nach bis auf eine ausstarben, die 1679 die reichsgräfliche, 1802 die reichsfürstliche Würde für den jedesmaligen Senior und 1813 von Kaiser Franz I. von Oesterreich die fürstliche Würde für alle Nachkommen erhielt. Als im Anfange des 17. Jahrhunderts die Linien Winneburg u. Beilstein erloschen und ihre Besitzungen, die Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein, an das Kurfürstenthum Trier zurückfielen, gab der damalige Kurfürst Lothar von M. (1599–1623) diese Grafschaften seinen Vettern Karl Heinrich von M. und Phil. Emmerich von M. zu Lehen. Als die eben genannten und andere unmittelbare reichsritterschaftliche Herrschaften u. Güter jenseits des Rheins durch den Lunéviller Frieden an Frankreich abgetreten wurden, wurde die Familie M. durch die Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben entschädigt, die dann als Landesherrschaft den Namen Fürstenthum Winneburg erhielt, 1806 mediatisirt und an Würtemberg abgetreten und 1825 von dem König von Würtemberg angekauft wurde. Jetzt gehören der Familie M. die Herrschaften Königswart und Plaß in Böhmen, die Herrschaft Kojetein in Mähren und die übrigen Allodialgüter, am Rhein die Güter Gramme, Bronbach, Oberehe und Reinhardstein, am Bodensee das Gut Hersberg und in Nassau das Schloß und Gut Johannisberg. Die jährlichen Einkünfte dieser Besitzungen belaufen sich auf 2—300,000 Gulden. Den fürstlichen Titel erhielt zuerst Franz Georg Karl von M., geboren am 2. März 1746 zu Koblenz, der schon 1768 in einer politischen Mission nach Wien geschickt wurde, wo er auf Verlangen Kaunitz' zum ständigen trierschen Gesandten ernannt wurde. Er war 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II., 1791—94 dirigirender Minister in den Niederlanden, österreichischer Principalkommissarius bei dem rastadter Kongreß, 1810 für seinen Sohn stellvertretender Minister der auswärtigen Angelegenheiten und † den 11. Aug. 1818. Sein Sohn, Klemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von M., Herzog von Portella, vormaliger österreichischer Haus-, Hof- und Staatskanzler, am 20. Mai 1773 zu Koblenz geboren, bezog 1788 die damals ausgezeichnete Universität Straßburg und verlebte bei der Krönung Leopolds II. (9. Okt. 1790) das Amt eines Ceremonienmeisters des katholischen Theiles des westphälischen Grafencollegiums. Nachdem er hierauf noch 4 Jahre lang auf der Universität Mainz die Rechte studirt und eine Reise nach London gemacht hatte u. schon 1793 bei der Wiedereroberung der Niederlande als Beobachter und Kunstschafter in den Verwicklungen der Seemächte sehr gute Dienste geleistet hatte, wurde er 1794 als österreichischer Gesandter nach dem Haag bestimmt. Allein der inzwischen eingetretene Verlust Belgiens vereitelte dies u. führte M. nach Wien, wo sein angenehmes Aeußere u. seine gesellschaftlichen Gaben allgemeine Anerkennung fanden. Bald darauf (27. Sept. 1795) vermählte er sich mit der Gräfin Eleonore von Kaunitz, der Enkelin und Allodialerbin des berühmten Ministers von Kaunitz. Seine eigentlich diplomatische Laufbahn eröffnete er beim rastädter Friedenskongreß als Gesandter des westphälischen Grafencollegiums. Im J. 1801 ward er österreichischer Gesandter am kurfächsischen Hof in Dresden und ging im Winter 1803 als österreichischer Botschafter nach Berlin, wo er, als der 3. Koalitionskrieg gegen Frankreich ausbrach, den Allianzvertrag zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland unterschrieb. Seit 1805 österreichischer Gesandter in Paris, schloß er am 10. Okt. 1807 den Vertrag von Fontainebleau ab, durch welchen Oesterreich Braunau zurückerhielt und der Isonzo als Grenze gegen das Königreich Italien bestimmt wurde. Als der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich 1809 ausbrach, wurden M. die Pässe verweigert, die er erst kurz vor der Schlacht bei Wagram zurückerhielt, indem er unter Gendarmeriebegleitung an die österreichische Grenze gebracht wurde. Bald nach seiner Ankunft erhielt er das vom Grafen Stadion niedergelegte Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, zuerst provisorisch, aber in wenigen Wochen (am 8. Okt.) definitiv. Er brachte die Friedensverhandlungen zu Ungarisch-Altenburg mit dem französischen Minister Champagny zu Ende und begleitete im März 1810 die mit Napoleon vermählte Erzherzogin Marie Luise, die eine Vermittlerin des Friedens werden sollte, nach Paris. Seine Bemühungen schon damals und dann bei der Zusammenkunft mit Napoleon 1812, den

Digitized by Google

Ausbruch eines neuen Krieges im Norden zu verhindern, scheiterten. Durch Anwendung der feinsten diplomatischen Künste bemühte sich nun M., Frankreich in der Meinung zu erhalten, daß Oesterreich bei dem Bündnisse von 1812 beharren werde, und öffnete um dieses Zweckes willen sogar dem polnischen Corps des Fürsten Poniatowski, welches durch das Vorrücken der Russen abgeschnitten worden war, einen Weg durch Mähren und Böhmen zur französischen Armee. Der für Napoleon unglückliche Ausgang des Krieges legte nun M. die große Aufgabe vor, daß Oesterreich, ohne die bestehenden Verträge und die geschlossenen Familienverbindungen zu verletzen, gerüstet dastehe, um im rechten Augenblick mit dem Schwert in der Hand den Frieden Europa's zu vermitteln. Nachdem nach einer Zusammenkunft M.'s mit dem Kaiser Alexander zu Opotschna an der schlesisch-böhmischen Grenze im Anfange Juni 1813 die Vermittelung Oesterreichs angesprochen worden war, begab sich M. am 28. Juni mit einem Schreiben seines Kaisers nach Dresden zu Napoleon, der nach einer sehr heftigen Unterredung Oesterreichs Vermittlerrolle anerkannte. Als aber mit dem peremtorischen Termin (10. Aug.) das Friedensgeschäft noch nicht begonnen hatte, verfaßte M. noch in der Nacht vom 10. auf den 11. August die Kriegserklärung Oesterreichs gegen Frankreich und begleitete dieselbe mit einem ausführlichen Manifest, in welchem die Gründe so klar entwickelt waren, daß Napoleon es nicht für gut fand, dasselbe bekannt zu machen. M. unterzeichnete darauf, nachdem die preußisch-russischen Truppen schon am Morgen des 11. das österreichische Gebiet betreten hatten, am 9. Sept. 1813 die Quadrupelallianz mit England, Rußland und Preußen und am 8. Okt. zu Ried den Vertrag mit Bayern, durch welche Bündnisse die enge Verbrüderung der Alliirten zu Stande kam, welche die gänzliche Besiegung Napoleons zur Folge hatte. Am Abend des Schlachttages bei Leipzig erhob ihn sein Kaiser mit seiner sämmtlichen Nachkommenschaft in den Fürstenstand, welche Würde er erst nach seines Vaters Tod erlangt haben würde, und ertheilte ihm später die Erlaubniß, das österreichische und lothringische Wappen im Herzschild des seinigen zu führen. Der König beider Sicilien ernannte ihn 1818 zum Herzog von Portella mit einer Dotation von 60,000 Ducati, die er ihm in Grundstücken schon 1816 verliehen, sowie der König von Spanien zum Granden erster Klasse mit dem Titel eines Herzogs. Darauf leitete M. die Unterhandlungen mit Frankreich zu Frankfurt, Freiburg, Basel, Chatillon, Langres und Chaumont, auch wurden ihm von den Verbündeten die Verhandlungen mit dem Grafen von Artois übertragen, die er, nachdem der Graf in Nancy eingetroffen war, von Dijon aus leitete. Im Namen der verbündeten Mächte unterzeichnete M. in Paris die mit Napoleon zu Fontainebleau getroffene Uebereinkunft, sowie den Frieden vom 30. Mai. Darauf begab er sich mit den Ministern Preußens und Rußlands nach England, wo er am 29. Juni eine neue Quadrupelallianz abschloß. Von England begab er sich nach Wien und übernahm den Vorsitz bei dem dort eröffneten Kongreß. Unter seinem Einfluß wurden dort die wichtigsten Fragen über die politische Gestaltung Europa's entschieden. Namentlich setzte er in Verbindung mit Talleyrand und Wellington den Frieden zwischen Preußen und Sachsen durch, bewirkte die Bildung des Königreichs der Niederlande unter Oranien-Nassau, vermittelte die Entscheidung der polnischen Frage, die Abschaffung des Sklavenhandels, die neue Gestaltung Italiens und lieferte die Vorarbeiten zur deutschen Bundesverfassung. Die Schlußakte des wiener Kongresses unterzeichnete er am 9. Juni 1815. Als Napoleons Macht durch die Schlacht bei Waterloo für immer gebrochen war, unterzeichnete M. als österreichischer Bevollmächtigter am 20. Nov. 1815 den zweiten pariser Frieden. Im J. 1816 unterhandelte er in Mailand mit Bayern wegen verschiedener Grenzstreitigkeiten mit Oesterreich. In demselben Jahr führte er den Vorsitz in der zur Regulirung der österreichischen Finanzen niedergesetzten Kommission, begleitete die an Dom Pedro von Brasilien vermählte Erzherzogin Leopoldine 1817 als kaiserlicher Bevollmächtigter nach Livorno, leitete 1817 die Verhandlungen mit dem römischen Stuhl, war 1818 auf dem Monarchenkongreß zu Aachen österreichischer Bevollmächtigter und veranstaltete zur Unterdrückung des Liberalismus, namentlich in Deutschland, nach Veröffentlichung der aachener Kongreßbeschlüsse, im Sommer 1819 zu Karlsbad einen Kongreß der Bevollmächtigten Deutschlands, wo er gleichfalls den Vorsitz führte und wo die berüchtigten karlsbader Beschlüsse zu Stande kamen. Eben so war er bei dem deutschen Ministerkongreß zu Wien 1819 und bei den Kongressen zu Troppau 1820 und zu Laibach 1821 im Interesse der von ihm geleiteten österreichischen Reaktionspolitik ganz besonders thätig. Im Jahr 1821 wurde M. zum Haus-, Hof- u. Staatskanzler der österreichischen Monarchie ernannt, auch wurde ihm die Leitung der Verhandlungen zu Wien und auf dem Kongreß zu Verona (Okt. bis Dec. 1822) übertragen, und nach dem Tode des Grafen Karl Zichy (im Okt. 1826) erhielt er das Präsidium der Ministerialkonferenzen für die innern Angelegenheiten. Auch nach dem Tode des Kaisers Franz (1835) blieb M. im Besitz seines vollen Einflusses und aller seiner Aemter. Er ging mit dem Kaiser Ferdinand I. im Sept. 1835 nach Teplitz und Prag zur Zusammenkunft mit den Monarchen von Preußen und Rußland, entwickelte in der orientalischen Wirren der Jahre 1840 und 1841 eine große Thätigkeit und bewirkte durch den Traktat vom 13. Juli 1841, daß die freundschaftlichen Beziehungen der Großmächte zu Frankreich wieder hergestellt wurden. In allen diesen Verhandlungen hatte M. stets ein doppeltes Ziel verfolgt: Wahrung des Friedens und Aufrechterhaltung des konservativen Princips. Aber dieses System, welches gegen Freiheit des Denkens und Glaubens und eine freie Gestaltung des Staatslebens mit allen Waffen kämpfte, konnte dennoch die Erschütterungen von 1848 nicht abwenden. M. ward durch den wiener Aufstand vom 13. März gezwungen, seine Entlassung zu nehmen, und vermochte sich kaum vor der Erbitterung des Volks zu retten. Er wandte sich über Holland nach England, wo er mit seiner Familie verweilte, bis

Digitized by Google

in Deutschland die Wogen der Revolution sich gelegt hatten. Im Herbste 1849 siedelte er nach Brüssel über und kehrte im Juni 1851 nach Wien zurück. Auf dem Schloß Johannisberg, welches er nach den Befreiungskriegen vom Kaiser von Oesterreich zum Geschenk erhalten hatte und das in den Märztagen mit Sequester belegt, aber schon im Jan. 1849 wieder frei gegeben worden war, empfing er 1851 den Besuch des Königs von Preußen. Ohne öffentlichen Antheil an der Politik zu nehmen, diente er seitdem doch dem Kaiserhause noch mit seinem Rathe, bis er am 11. Juni 1859 †. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte er sich 1827 mit der schönen Freiin von Leykam, die zur Gräfin von Beilstein erhoben wurde und 1829 starb, und 1831 zum dritten Male mit der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris. Neben drei Töchtern hinterließ er einen Sohn, **Richard**, geboren den 7. Jan. 1829, der die diplomatische Laufbahn betreten hat, aus der zweiten und zwei andere, **Paul** und **Lothar**, aus der dritten Ehe.

Mettmann, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Elberfeld, in einem tiefen Thale, an der Düssel, mit Untersteueramt, Post, Armenanstalt, Sammet-, Seiden-, Tuch-, Stamoisen- und Baumwollenmanufakturen, Stahl- und Eisenfabriken u. 3200 Einw. In der Nähe liegen mehre sehenswerthe Höhlen, Grotten, wie die Neandershöhle, Engelskammer, Feuchtenburg, Löwengrube ꝛc.

Metz, Hauptstadt des französischen Moseldepartements, an dem Einfluß der Seille in die hier schiffbare Mosel, eine sehr starke Festung mit 11 Bastionen, einer auf der Südseite gelegenen Citadelle, deren Feldseite noch durch ein bedeutendes Hornwerk gedeckt wird, einem befestigten Lager (Guise), dem Fort Bellecroix auf der Ostseite und mehren Hornwerken, ein Kriegsplatz erster Klasse, ist Sitz der Departementsbehörden, eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, einer Militärdivision und eines Bischofs. Die Stadt hat im Ganzen ein altmodisches Aussehen, doch auch gerade und gut gepflasterte Straßen und schöne Häuser. Geräumige Plätze sind der Place royal und der Place de la comédie. Unter den 16 Kirchen ist die im altgothischen Styl erbaute Kathedrale, deren Bau 1014 begonnen und 1546 vollendet war, die ansehnlichste. Von andern öffentlichen Gebäuden sind noch zu bemerken: die Synagoge, das Rathhaus, die Markthalle, mehre Kasernen, das Zeughaus, worin Waffen für 150,000 Mann aufbewahrt werden, das neue Schauspielhaus, der Intendanturpalast. M. hat eine Universitäts-Akademie, ein Lyceum, eine Artillerie und Ingenieurschule mit naturhistorischem Kabinet und physikalischen und chemischen Sammlungen, eine Pionierschule, ein Seminar, einen botanischen Garten; eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, eine Gesellschaft für Ackerbau und Industrie, eine öffentliche Bibliothek von 70,000 Bänden, drei Hospitäler. Rings um die Stadt laufen schöne Spaziergänge, besonders auf der Esplanade mit Aussicht auf die Mosel. Außer wichtigen Wollen- u. Baumwollenwaarenfabriken (Flanell, Molton, Segeltuch ꝛc.) sind hier besonders viele Gerbereien und Färbereien; außerdem Fabriken für Nadeln, Stärke, Waffen, Mützen, Bürsten und Pinsel, Regenschirmgestelle, Krawatten, Ahle, Striegel, künstliche Blumen, Liqueur, buntes Papier, Posamentierwaaren, Plüsche, Pfeifen, Feuerspritzen, Beinschwarz, Weinessig, Kupfergießereien, Brauereien, Brennereien ꝛc. Auch treiben die Einwohner, fast 60,000 an der Zahl, einen beträchtlichen Handel mit den Landeserzeugnissen u. bauen viel Obst. Jährlich wird im Mai eine Messe hier abgehalten. Eine Stunde von der Stadt sind die Ruinen einer römischen Wasserleitung (Pont du diable). Sehenswerth sind auch die Ueberreste des Grabmals Kaiser Ludwigs des Frommen. Die Umgegend heißt le pays Messin. M. ist das alte **Divodurum** der Gallier im Gebiete der Mediomatriker, weshalb es auch **Mediomatrica** hieß, woraus durch Abkürzung Metz, Metis, Mattä und M. entstanden ist. Nachdem es in der Mitte des 5. Jahrhunderts durch die Hunnen unter Attila zerstört worden, kam es zum fränkischen Reiche und ward bald die Hauptstadt von Austrasien. In der Theilung der karolingischen Länder ward es zum deutschen Reiche geschlagen und stand als freie Reichsstadt fortdem zunächst unter Grafen, welche die kaiserlichen Rechte in der Stadt ausübten. Im Jahr 1444 ward die Stadt von den Franzosen belagert, aber nicht erobert. Aber 1552 nahm König Heinrich II. von Frankreich Besitz von ihr und beauftragte mit ihrer Vertheidigung den Herzog Franz von Lothringen u. Guise, der auch gegen Karl V. tapfer Stand hielt. Ludwig XIII. machte 1633 M. zum Sitz eines Parlaments und gerirte sich als unbeschränkter Souverän der Stadt, während die bisherigen Könige von Frankreich sich mit der bloßen Schutzherrlichkeit begnügt hatten. Auf die deshalfsigen Beschwerden der kaiserlichen Kommissarien ward nicht geachtet, und im westphälischen Frieden (1648) erhielt Frankreich die volle Souveränetät über M., Toul und Verdun förmlich zugestanden. In den späteren Kriegen ward M. mehr beobachtet als blokirt und belagert.

Metze, Maß für trockene Dinge, meist = $^1/_{16}$ Scheffel und das Vierfache eines Mäßchens. In Preußen ist die M. = $^1/_{16}$ Scheffel, = 3,4351 Liter, = 173 $^1/_4$ par. Kubikfuß; in Sachsen ebenfalls = $^1/_{16}$ dresdner Scheffel, = 6,499 Liter, = 338 $^1/_2$ par. Kubikzoll; in Braunschweig der 4. Theil eines Vierfasses oder $^1/_{16}$ Himten (=31,1448 Liter); in Gotha = $^1/_{16}$ Malter, = 176,464 Liter; in Kurhessen = $^1/_{16}$ Viertel oder 10,046 Liter. In Süddeutschland ist der Name **Metzen** gebräuchlich, ein weit größeres Maß als die norddeutsche M.: der bayerische Metzen = 37,0596 Liter = 1868,25 par. Kubikzoll Liter und 6 Metzen = 1 Schaff; der österreichische Metzen = 61 Liter = 3364,59 par. Kubikzoll, und 30 Metzen = 1 Muth; der pester Metzen = 62,5182 Liter = 4033$^1/_4$ Kubikzoll; der preßburger Metzen nur = 2649$^1/_4$ Kubikzoll.

Metzingen, Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, an der Erms, mit Amtsnotariat, Post, Woll- und Leinweberei, Wollspinnerei, Tuchfabrikation, Färbereien, Ger-

Digitized by Google

bereiten, Weinbau, Handel und 4950 Einw. M. wurde erst 1831 zur Stadt erhoben.

Metzu (Metsu), Gabriel, einer der bedeutendsten niederländischen Genremaler, geboren zu Leyden 1615, lebte meist in Amsterdam, wo er 1658 †. M. folgte der Richtung des Terburg und Gerhard Dow. In seinen Werken weschelt die gemüthlichen Scenen des Familienlebens und ähnlicher Verhältnisse mit Darstellungen aus dem Treiben der feinen Gesellschaft. Seine Auffassung ist ungezwungen und natürlich, die Ausführung eben so korrekt wie sauber. Im Louvre zu Paris finden sich mehre seiner schönsten Bilder, so der amsterdamer Gemüsemarkt, ein anderes, auf welchem eine Dame mit dem Glase Wein in der Hand einen Offizier empfängt, eine Frau, die sich in Bier gütlich thut, eine Dame am Klavier mit ihrem Lehrer, der lesende Arzt u. das Bildniß des Admirals Tromp. Das berliner Museum enthält von M. das Familiengemälde eines vornehmen holländischen Patriciers und den Besuch des Arztes bei einer kranken Dame, sowie die königliche Gallerie zu Dresden den berühmten Hahnenverkäufer nebst dessen Gegenstück, die Wildprethändlerin. In der Pinakothek zu München endlich ist die Halbfigur einer holländischen Köchin, den Bratspieß mit einem Huhne in der Hand haltend, und die holländische Bauernstube, welche das Fest des Bohnenkönigs feiert, ein Hauptbild des Meisters. Da M. verhältnißmäßig nur wenige Bilder malte, so stehen dieselben außerordentlich hoch im Preis.

Meu, Fluß im französischen Departement Ille-Vilaine, Nebenfluß der Vilaine, entspringt im Departement Côtes du Nord u. mündet bei Pontreau.

Meudon, Flecken im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Versailles, unfern der Seine, in der Nähe von Paris, hat eine schöne Kirche mit dem Monument Rabelais', Weinbau, Kreidebrüche (blanc de Meudon) und 3500 Einw. Das gleichnamige alte königliche Lustschloß mit großem Park, der an den von Versailles anstößt, von Philibert Delorme erbaut, gehörte im 16. Jahrhundert der Geliebten Franz' I., Anna de Pisseleu, der nachherigen Herzogin von Etampes, und im 17. Jahrhundert dem Minister Louvois, der den Park erweiterte und das Gebäude der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu ihren Sitzungen einräumte. Nach Louvois' Tod kaufte es Ludwig XIV. an und schenkte es dem Dauphin, welcher neben dem alten einen neuen Palast aufführen und den Park durch Lenotre verschönern ließ. In Folge der Revolution ward es durch Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 20. Okt. 1793 dazu bestimmt, dem Nationalinstitut zur Vorbereitung nützlicher, besonders militärischer Erfindungen zu dienen. Später ward im Gebäude eine aëronautische Schule etablirt. Zur Zeit des Kaiserreichs ward das Schloß aufs Glänzendste restaurirt und dem König von Rom, während des russischen Feldzugs auch Napoleons Gemahlin zum Aufenthaltsort angewiesen. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 ward es die Sommerresidenz von Jerôme Napoleon.

Meulan, Kantonsstadt im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Versailles, an der Seine, mit einer Brücke von 21 Bogen, Gypshandel, Fabriken für Strumpfwirkerwaaren u. Leder und 2000 Einw.

Meulebeke, Flecken in der belgischen Provinz West-Flandern, Bezirk Thielt, nordöstlich von Ieghem, mit Fabriken für Bürsten, Essig, Tabak, Lichte, Handel und 9500 Einw.

Meulen, Anton Franz van der, berühmter Schlachtenmaler, 1634 zu Brüssel aus einer reichen Familie geboren, hatte den dasigen Hofmaler Peter Snayers zum Lehrer und erwarb sich schon in früher Zeit außerordentliche Leichtigkeit in der Führung des Pinsels. Einige seiner Gemälde, die nach Frankreich geschickt wurden, kamen Lebrun vor Augen, der dem jungen Künstler zuerst einige Aufträge für die Gemäldegallerie Colberts verschaffte und letztern veranlaßte, ihn an die Gobelinmanufaktur zu berufen. Durch sein Talent setzte er sich bald in die Gunst Ludwigs XIV., welchen er auf allen Feldzügen begleiten mußte, um die wichtigsten Scenen in Schlachten und bei Belagerungen mit dem Pinsel zu verewigen. Bald genoß er den Ruf des ersten Schlachtenmalers seiner Zeit. Indessen erstreckte sich seine Thätigkeit auch auf die Genre- und Landschaftsmalerei. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten zählt man den Einzug Ludwigs XIV. in eine eroberte Stadt, dessen Einzug in Arras und die Belagerung von Mastricht; ferner einen Kavalier, der ein Glas in der Hand hält und sich mit einer Dame unterhält, die eine Guitarre stimmt, einen Jäger, gleichfalls mit einem Glas in der Hand, eine Federviehhändlerin und einen Kavalier, der auf das Saitenspiel einer Dame aufhorcht, aber zugleich mit einem Brief beschäftigt ist, den eine andere Dame liest. Außerdem befinden sich im Schloß Rambouillet noch 10 Bilder von ihm, welche die Eroberungen Ludwigs XIV. behandeln, und an andern Orten viele Ansichten verschiedener königlicher Schlösser. Seine große Fertigkeit in der Darstellung der Pferde bewog seinen Freund Lebrun, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten Alexanders des Großen zu übertragen. Er wurde 1673 Mitglied der Akademie und † 1690. J. von Huchtenburg, der berühmteste seiner Schüler, Baudoins, Bonnart, Cochin, Ertinger, Allard u. A. haben nach seinen Gemälden gestochen.

Meum (Bärwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, ausdauernde glatte Kräuter in Europa, mit einfachem Stengel und vielfach zerschnittenen Blättern, von deren 4 Arten mehre officinell sind, besonders M. athamanticum *Jacq.*, haarblätterige B., Bärendill, Bärenfenchel, Mutterwurz, auf Bergen und Alpen. Die durch ihren pinselartigen Schopf ausgezeichnete Wurzel, Bärwurz, Mutterwurz, Herzwurzel, hat einen aromatischen Geruch und Geschmack und wurde früher als auflösendes und harntreibendes Mittel gebraucht. Die Pflanze ist ein gutes Viehfutter, welches der Milch und der Butter den bekannten balsamischen Geruch u. Geschmack gibt. M. Mutellina *Gaert.*, Alpenbärwurz, auf Alpentriften bis zum Schnee hinauf, wurde früher ebenfalls angewendet, ist das Hauptfutter der Murmelthiere.

Digitized by Google

Meung, Kantonstadt im französischen Departement Loiret, Bezirk Orleans, an der Loire, mit Fabriken für Leder, Papier und 5540 Einw.

Meung sur Loire, Stadt im französischen Departement Loiret, an der Loire, über die eine Hängebrücke führt, hat bedeutenden Mehlhandel, Gerbereien, Bleichen, Wolldeckens- u. Tuchfabrikation, Weßsteinbrüche und 5500 Einw.

Meurs, s. v. a. Mörs.

Meursius, Johannes, der Aeltere, eigentlich de Meurs, fleißiger Alterthumsforscher, geboren 1579 zu Loosduinen bei Haag, studirte zu Leyden Philologie und lieferte schon damals ein Werk über den Lycophron (Leyden 1597), welches allgemeines Aufsehen erregte. Nach vollendeten Studien begleitete er die Kinder des Großpensionärs Barneveld auf einer Reise durch verschiedene Länder Europa's und wurde 1610 Professor der Geschichte an der Universität Leyden und im folgenden Jahre Professor der griechischen Literatur. Die Generalstaaten ernannten ihn zu ihrem Historiographen und überhäuften ihn mit Beweisen ihrer Achtung. Als die politischen Parteiungen in den Generalstaaten überhand nahmen und die Verfolgungssucht auch ihn nicht verschonte, folgte er einem Ruf des Königs von Dänemark als Professor der Geschichte an der Universität Sorde, wo er am 20. September 1639 †. Er besorgte außer vielen andern Editionen späterer griechischer Schriftsteller besonders die der „Wundergeschichten" des Antigonus Carystius (Leyden 1619), des Apollonius Dyscolus (daf. 1620) und Phlegon Trallianus (daf. 1620). Außerdem schrieb er: „Glossarium graeco-barbarum" (daf. 1614), „Athenae batavae" (daf. 1625), „Res belgicae" (daf. 1612) und in einer Reihe von Monographien, die in dem „Thesaurus antiquitatum graec." des Gronov abgedruckt sind, eine fast vollständige Alterthumskunde; auch sind diese letzteren Arbeiten in der von Lami besorgten Gesammtausgabe der Werke M.s (12 Bde., Flor. 1741—63) enthalten. M.s Arbeiten zeichnen sich weniger durch Kritik und Geschmack aus, als durch eine umfassende Gelehrsamkeit im Sinne seiner Zeit. Sein Sohn, Johannes M., der Jüngere, geboren 1613 zu Leyden, widmete sich gleichfalls der Philologie, † aber schon 1653. Er schrieb „Majestas veneta" (Leyden 1640), „De tibiis veterum" (Soreve 1641), „Arboretum sacrum" (daf. 1642) und „De coronis" (Soreve 1653). Die unter seinem Namen erschienenen schmutzigen „Elegantiae linguae latinae" (beste Ausg., Leyden 1757) sind von Chorier aus Grenoble.

Meurthe, Departement des östlichen Frankreich, im ehemaligen Lothringen gelegen und nach dem gleichnamigen, auf den Vogesen entspringenden, 18 Meilen langen, über Luneville gegen Nordwesten fließenden und 1½ Meilen unterhalb Nancy schiffbar in die Mosel mündenden Flusse benannt, grenzt an die Departements Mosel, Niederrhein, Vogesen und Maas und umfaßt ein Areal von fast 111 □Meilen mit 450,425 Einw. Es ist von zahlreichen, aber nur hügelartigen Verzweigungen der Vogesen durchzogen u. von der Mosel und ihren Nebenflüssen Meurthe (mit der Bezonze, dem Sanon und der Mortagne), Seille und Saar, vielen Bächen, mehren Seen und Teichen bewässert. Die Thäler sind von waldbedeckten Anhöhen und von Weinbergen umgeben und nur gegen die Vogesen hin eng und pittoresk. Der Boden, auf einer Unterlage von Kalk und Gyps, ist fruchtbar. Man baut hinlänglich Getreide, besonders Roggen und Hafer, auch Oelgewächse, Hanf, Flachs, Cichorien, viel Kartoffeln, Gemüse und Obst. Die Viehzucht erzeugt Pferde, Rindvieh, Schafe und Geflügel. Die Waldungen hegen viel Wild, die Flüsse viel Fische und Krebse. Eisen findet sich an vielen Orten. Besonders reich ist aber das Departement an Salzquellen und Steinsalz. Das Salzlager ist so groß und mächtig, daß es bei einer Förderung von jährlich 1 Mill. Ctr. 96,000 Jahre ausreichen wird. Mineralbäder sind die von Mousson bei Ponts-à-Mousson und von St. Thiebault bei Nancy. Die Bevölkerung, meist katholisch und größtentheils von deutscher Abstammung, beschäftigt sich außer der Landwirthschaft vorzugsweise mit Verfertigung von Glas-, Krystall- und irdenen Waaren, Weberei, Liqueurfabrikation und mit Handel mit diesen Erzeugnissen, sowie mit Holz, Salz, Getreide, Vieh und Wolle. Das Departement zerfällt in die 5 Arrondissements Nancy, Luneville, Chateau-Salins, Sarrebourg und Toul und hat zur Hauptstadt Nancy.

Meusebach, Karl Hartwig Gregor, Freiherr von, ausgezeichneter Kenner der deutschen Literatur, am 6. Juni 1781 auf dem Rittergute Wockstedt bei Artern geboren, besuchte die Schulen zu Roßleben und Merseburg und studirte zu Göttingen und Leipzig, worauf er 1803 als Kanzleiassessor in Dillenburg angestellt wurde. Nach der Errichtung des Großherzogthums Berg übernahm er das Amt eines Prokurators am Obergerichtshofe zu Dillenburg, von wo er in Folge seiner gründlichen Kenntniß des französischen Rechts und Verfahrens nach der Befreiung der Rheinlande 1814 nach Trier kam, um die Leitung des Justizwesens daselbst zu übernehmen. Als Präsident des provisorischen Kassationshofs nach Koblenz versetzt, kam er bei der definitiven Regelung des rheinischen Gerichtswesens 1819 als geheimer Oberrevisionsrath nach Berlin zugleich mit dem rheinischen Kassations- und Revisionshofe, dessen Präsident er später wurde. In fortdauerndem Verkehre mit ausgezeichneten Freunden und Forschern der Wissenschaft wandte er alle Mußestunden auf die Erarbeitung der vaterländischen Literatur von Erfindung der Buchdruckerkunst an bis auf die Gegenwart herab und sammelte dabei mit unermüdlichem und konsequentestem Eifer eine außerordentliche, in ihrer Art einzige Bibliothek, welche alle nur irgendwie bedeutenden Erscheinungen der deutschen Literatur seit Luther, besonders aber des 17. Jahrhunderts, fast vollständig vereinigt und deshalb als die sicherste Grundlage einer deutschen Literaturgeschichte 1849 von der preußischen Regierung angekauft und der königlichen Bibliothek zu Berlin einverleibt wurde. Nachdem er sich wegen Gehörleidens 1842 aus dem Staatsdienste zurückgezogen, †er auf seinem Gütchen zu Baumgartenbrück unfern Potsdam am 22. August 1847. Im Drucke ist nur Weniges von ihm erschienen, u. auch dieses

Digitized by Google

meist ohne seinen Namen, so: „Kornblumen von Alban" (Marburg 1804), „Geist aus meinen Schriften durch mich selbst herausgezogen und an das Licht gestellt von Marcus Hüpfinthels" (Frankf. a. M. 1809), „Zur Recension der deutschen Grammatik; unwiderlegt herausgegeben von Jakob Grimm" (Kassel 1826) ꝛc. Vgl. Zacher, Die deutschen Sprüchwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der meusebachschen Bibliothek, Leipzig 1852.

Meusel, Johann Georg, verdienstvoller deutscher Schriftsteller im Fache der Kunst- und Literargeschichte, geboren 1743 zu Eyrichshof bei Bamberg, besuchte das Gymnasium zu Koburg, studirte dann 1764—1766 zu Göttingen und begab sich hierauf nach Halle, wo er sich als Privatdocent habilitirte. Im J. 1769 ward er als Professor der Geschichte nach Erfurt berufen und ging 1780 in derselben Eigenschaft nach Erlangen, wo er den 19. Sept. 1820 als Geheimer Hofrath †. Er hinterließ zahlreiche Schriften, welche eben so sehr von seinem Fleiß, als von der Vielseitigkeit seines Wissens und seiner schriftstellerischen Thätigkeit zeugen. Sein „Gelehrtes Deutschland" (fortgesetzt von Ersch und Lindner, 23 Bde., Lemgo 1796—1834), das „Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller" (15 Bde., Leipz. 1802—1816) und seine nicht vollendete Bearbeitung von Struve's „Bibliotheca historica" (Bd. 1—11, daf. 1782—1804) zeichnen sich durch Genauigkeit und Vollständigkeit des Inhalts vor ähnlichen Werken aus. Um die Kunstgeschichte machte er sich besonders in sofern verdient, als er zu einer Zeit, wo dies Gebiet in Deutschland noch fast ganz brach lag, umfassendere Sammelwerke herausgab. Hierher gehören: „Deutsches Künstlerlexikon" (2 Bde., Lemgo 1778, neue Aufl., 3 Bde., 1808—1809; „Miscellaneen artistischen Inhalts" (30 Hefte, Erfurt 1779—87); „Museum für Künstler und Kunstliebhaber" (18 Stück, Mannheim 1787—1792) ꝛc. Um die Statistik erwarb er sich Verdienste durch seine „Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie" (5. Aufl., Leipz. 1816), seine „Literatur der Statistik" (2 Bde., daf. 1806—1807) und sein „Lehrbuch der Statistik" (4. Aufl., daf. 1817). Auch schrieb er eine „Geschichte von Frankreich", die den 36.—39. Theil der „Allgemeinen Weltbistorie bildet, sowie einen „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit" (3 Abth., Leipz. 1799), worin er aber das zu reiche Material nicht gehörig bewältigt hat.

Meuterei, das meist geheime Aufregen Anderer zur Unzufriedenheit und Empörung wider die Obern und Vorgesetzten, sowie überhaupt wider die bestehende Ordnung. Das Verbrechen der M. ist stets strafbar und wird im Krieg und auf der See standrechtlich mit dem Tode geahndet.

Mevania, alte Stadt in Umbrien, am Fluß Teneas; jetzt der Flecken Bevagna. Hier 308 v. Chr. Sieg des römischen Konsuls Q. Fabius über die Umbrier.

Mewe (Giew), Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk und Kreis Marienwerder, am Einflusse der Ferse in die Weichsel, mit Land- und Stadtgericht, Post, Kaserne, Garnison einer Invalidenkompagnie, treidehandel und 3050 Einw.

Mexikanischer Meerbusen (Mexikanisches Meer, Golf von Mexiko), großer sen des atlantischen Meeres, an der Amerika's, wird im Norden von den Staaten Nordamerika's, im Westen von Mexiko, im Osten von den Halbinsel rida und Yucatan eingeschlossen und steht allgemeinen Ocean durch das Kanal der zwischen der Insel Cuba u. Florida läuft, in Verbindung; doch liegen vor nale wieder die zahlreichen Bahama- oder sischen Inseln, und der Golf scheint somit dieser Seite hin fast ganz abgeschlossen. Westen ist er durch die großen Inseln maika und St. Domingo gedeckt, und nur Cuba und Yucatan bleibt ihm südlich Ausweg, die Straße von Yucatan, welche Antillen- oder karaibische Meer führt. stalt des Meerbusens ist durch eine gleiche Küstenbildung sehr regelmäßig und nähe der eines Etrundes, dessen größter Durch von Südwesten gegen Nordosten eine Länge 240 Meilen hat, während der kleinere, senk demselben stehende nur 150 Meilen lang südliche Abschnitt des großen Wasserbeckens Bai von Veracruz oder Campeche nordöstlichste Apalachenbai. Im Meer selbst liegen wenige kleine Inseln; doch keine bedeutende Tiefe. An den seichten hin ziehen sich viele größere u. kleinere Riffe u. Lagunen hin, sowie in ungleicher Entfernung den Küsten der Golfstrom. Vorgebirge sind Pedro, San Juan, Zapotilan, Morillos, Espi Fer, St. Blasius, Roman ꝛc. Die bedeutendsten fen sind die von Veracruz in Mexiko, Neu in Louisiana, Pensacola in Florida, Havana Cuba. Unter den Flüssen, welche der Golf Mexiko aufnimmt, sind mehre sehr bedeutend z. B. der Mississippi und der Rio del Außerdem sind zu nennen: Pearl, Charlotte Alabama, Sabine, Trinidad, Brazos, Rio di Tiras, Antonio, Santander ꝛc.

Mexikanische Sprache und Literatur. Ueber die Sprache, welche von den Bewohnern des alten Anahuac gesprochen wurde und in Idiomen mehrer Stämme der Indianer in Theil noch jetzt erkennen läßt, stehen nur fragmentarische Notizen zu Gebote. Eigenthümlich war ihr der Mangel der Laute b, d, g, wie der spanischen j, ll, ñ, und die häufige Ende der Wörter vorkommende Lautverbindung tl (z. B. teotl Gott, tlacatl Mensch). Kein in dieser Sprache fängt mit einem Vocal an. Substantiv hat weder Kasus, noch grammatischen Genus, dafür aber eine Art Artikel, der dem vorgesetztes in gebildet wird. Der Plural wird bei Wörtern, welche unbelebte Dinge bezeichnen, durch miec, viel, ausgedrückt, wogegen belebte Ausdrücken für belebte Dinge die Endungen tin und que vorhanden waren, anstatt deren aber wenn ein Pronominaladjektiv vor dem Substantiv stand, huan gesetzt ward, z. B. ichcauh Schafe, noichcahuan meine Schafe. Eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache war ner die, daß das Adjektiv der Steigerungsstufen

entbehrte und den Komparativ durch achi mit der Negation, welche vor den verglichenen Gegenstand gesetzt wurde, den Superlativ aber durch huel, sehr, ausdrückte. Die Wurzel der Verba war unveränderlich und es wurden die verschiedenen Personen durch Pronominalpräfixe bezeichnet. Der Infinitiv fehlte und ward mittelst Konjunktionen umschreibend ausgedrückt. Die Konjugation war besonders durch die zum Theil mittelst gewisser Pronominalpräfixe, zum Theil mittelst der vor die Verbalwurzel gesetzten Vorsylben tl oder tla ausgedrückten Beziehungen auf Objekte verwickelt. Grammatiken der mexikanischen Sprache gibt es von Betancourt (Mexiko 1673), Tarja Zenteno (das. 1753), Wörterbücher von Molina (das. 1571) und P. de Arenas (das. 1611). Die Schrift der alten Azteken war eine Bilderschrift, die oft sehr willkürlich war u. mit der Laune des Schreibenden wechselte, mittelst der sie aber doch ihre Gesetze, ihre Anordnungen für häusliche Bedürfnisse, ihre Götterlehre, Kalender und gottesdienstlichen Gebräuche, ihre staatlichen Jahrbücher ꝛc. aufzeichneten. In den Anstalten der Priester wurde die Jugend in Sternkunde, Götterlehre, Geschichte ꝛc. unterrichtet, und Denen, welche das Geschäft schriftbildlicher Malerei treiben wollten, wurde die Anwendung der Zeichen gelehrt, die zu jedem dieser Zweige gehörte. Ihre Handschriften bestanden aus verschiedenen Stoffen, aus baumwollenen Tuchen oder sauber zubereiteten Häuten, aus einer Zusammensetzung von Seide und Harz, meist aus einem Gewebe von Blättern der Agave Americana, woraus eine Art von Papier gemacht wurde, das dem ägyptischen Papyrus glich und weicher und schöner als Pergament gewesen seyn soll. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war eine große Anzahl dieser Handschriften im Lande aufgesammelt. Da man aber die fremden, unbekannten Zeichen als Zauberformeln betrachtete, ließ sie der erste Erzbischof von M., Don Juan de Zumarraga, sammeln und auf dem Marktplatze von Tlateloco verbrennen. Die wichtigste der noch vorhandenen Handschriften wegen des Lichtes, das sie über die aztekischen Einrichtungen verbreitet, ist die mendozasche Handschrift in der bodlejschen Bücherſammlung zu Oxford. Außer in den bilderschriftlichen Karten bildeten die Sagen des Landes den Inhalt der Lieder und Hochgesänge, welche in den öffentlichen Schulen sorgfältig gelehrt wurden. Auch sollen die Mexikaner etwas von bühnenmäßiger, geberdenanzartiger Darstellung gehabt haben, wobei die Gesichter der Schauspieler mit Larven bedeckt und die Gestalten von Vögeln und andern Thieren häufig dargestellt wurden. In der Zeitrechnung richteten die Azteken ihr Gemeinjahr nach dem Sonnenjahr ein. Sie theilten es in 18 Monate, jeden von 20 Tagen, denen 5 Ergänzungstage hinzugefügt wurden, um die Zahl von 365 voll zu machen. Die Ergänzungstage gehörten zu keinem Monat und wurden als besonders unglückliche betrachtet. Ein Monat war in 4 Wochen, jede von 5 Tagen eingetheilt, an deren letztem der öffentliche Meß- oder Markttag war. Um die 6 Stunden, welche das Jahr mehr als 365 Tage hat, unterzubringen, schalteten sie alle 52 Jahre 12¼ Tage ein. Uebrigens hatten die Priester einen eigenen Kalender, nach dem sie ihre Festtage und Opferzeiten regelten und ihre Sterndeuterberechnungen machten.

Mexiko (Mejico), eine Föderativrepublik Nordamerika's, wird im Norden von den Vereinigten Staaten, im Osten von denselben und dem merikanischen Meerbusen, im Süden von den Staaten Mittelamerika's und dem stillen Ocean und im Westen von diesem Meere allein begrenzt und hat, auch nachdem nicht nur Texas, sondern 1848 auch die Theile von Cohahuila, Tamaulipas und Chihuahua jenseits des Rio Grande del Norte, Neumexiko und Neu- oder Niederkalifornien, sowie ein großes Stück des merikanischen Indianerlandes an die Vereinigten Staaten abgetreten worden sind, immer noch einen Flächenraum von 40,000 □Meilen und dehnt sich in einer Länge von 405 deutschen Meilen aus, mit einer Breite, die an der schmalsten Stelle, auf dem Isthmus von Tehuantepec, kaum 30 Meilen beträgt, dagegen im 37. Breitengrade, zwischen dem Arkansasflusse und dem Hafen von San Francisco, zu mehr als 400 Stunden anschwillt. Im Ganzen stellt sich das Land als ein Erdrücken dar, den die Kraft unterirdischen Feuers emportrieb. Die Cordilleras, die es in drei Hauptketten durchziehen, haben hier einen eigenthümlichen Charakter, indem sie durchaus als ein Plateau auftreten, dessen südlicher Theil ein völliges Tafelland, das von Anahuac, bildet, wie es in dieser Ausdehnung u. gerade in dieser Form wahrscheinlich auf der ganzen Erdenicht wieder vorkommt. Dieses Tafelland ist so wenig von Thälern durchfurcht u. sein Abhang zieht sich so gleichförmig u. sanft hin, daß bis zur Stadt Durango, die fast 100 deutsche Meilen von der Hauptstadt Mexiko entfernt ist, der Boden beständig 5000—8000 Fuß über der Fläche des benachbarten Oceans erhoben bleibt. Das bedeutendste dieser Thäler ist das von Tenochtitlan, in einer Höhe von 7000 Fuß über dem Meere, von dem aus man über den Puerto de los Reyes in das Thal von Tula gelangt, und um aus diesem Thale auf das große Plateau von Queretaro zu gelangen, muß man den Berg Calpulalpan passiren, welcher 8274 Fuß sich erhebt. Nördlich davon beginnen die großen Ebenen von San Juan del Rio, Queretaro und Zelaya, fruchtbare Flächen voller Dörfer und Städte, die den Namen Bario oder Niederland führen und sich bis an den Fuß der metallreichen Gebirge von Guanaruata erstrecken. Die Stadt Mexiko ist von vier Plateaux umgeben, von denen das erste, das Thal von Tolnca, 8040, das zweite, das Thal von Tenochtitlan, 7008, das dritte, das Thal von Actopan, 6054 und das vierte, das Thal von Jstla, 3024 Fuß absolute Höhe hat. Der östliche Abhang der Cordillera fällt jäh bis an die Küste des merikanischen Meerbusens ab. Der westliche Abhang des Tafellandes ist von 4 Längenthälern durchfurcht, die stufenartig übereinander liegen und der Höhe nach so aufeinander folgen: das Thal von Jstla 3024 F., Mescala 1590 F., Papagello 588 F., Peregrino 492 F. Zwischen der Hauptstadt Mexiko und den kleinen Städten Cordoba und Xalapa erhebt sich mitten aus dem großen Plateau von Anahuac eine Gruppe von Bergen, die mit den höchsten Gipfeln der neuen

Digitized by Google

Welt wetteifern: der Popocatepetl (d. h. Feuerberg), 16,626, der Itaccihuatl (weiße Frau), 14,730, der Citlaltepetl (Sternberg) oder Pik von Orizaba, 16,302 und der Rauhcampatepetl (Quadratberg) 12,534 Fuß hoch. Weiter nördlich erhält die Cordillera den Namen Sierra Madre und streicht in nordwestlicher Richtung nach San Miguel el Grande und Guanaruato. Im Norden dieser Stadt nimmt die Sierra Madre außerordentlich an Breite zu u. spaltet sich bald darauf in drei Ketten, von denen die östlichste gegen Charcas und El Real de Catorce streicht, die westliche einen Theil des Staates Guadalarara oder Xalisco füllt und über Culiacan, Ariope und die goldhaltigen Gegenden von Pimeria Alta und Sonora bis zu den Ufern des Gila (30—34° nördl. Breite) sich ausdehnt, die mittlere endlich, die anfangs von Südost nach Nordwest über Zacatecas nach Durango und dann von Süden nach Norden durch Chihuahua nach Nordmexiko streicht, nach und nach die Namen Sierra de Acha, Sierra de los Mimbres, Sierra Verde und Sierra de las Grillas empfängt und sich gegen 29 und 30° nördl. Breite durch Querjoche mit den Ketten von Texas und Sonora vereinigt. Die Spuren des noch thätigen vulkanischen Feuers treten auf der Nordseite des Isthmus von Tehuantepec wieder auf. Jenseits der Gebirge von Oaxaca, zwischen 18¼° und 19½° nördl. Breite, zieht in der Richtung von Ostsüdost nach Westnordwest eine Reihe feuerspeiender Berge von Meer zu Meer in einer Linie, die fast senkrecht auf der Längenare der Kette steht, ganz verschieden von den Vulkanen der südamerikanischen Andes und der mittelamerikanischen Feuerberge, die sämmtlich in der Hauptstreichungslinie des Gebirges gelegen sind. Zu dieser Vulkanreihe gehören die höchsten der mit ewigem Schnee bedeckten Berge. Der Vulkan von Colima ist der westlichste der Reihe. Zehn Grad außerhalb des Wendekreises, nämlich zwischen dem 33. und 38. Breitegrade, scheint die Centralkette in mehre Parallelreihen gespalten zu seyn, und zwar setzt diese Spaltung gegen Norden fort bis zu derjenigen Abtheilung der nordamerikanischen Cordillera, welche jetzt allgemeiner unter dem Namen des Felsengebirgs (Rocky Mountains) bekannt ist. Unter 35° der Breite scheinen die Kulminationspunkte dieses Gebirges eine Höhe von 9900 F. zu erreichen. Um 40° der Breite trennt sich von der Centralkette ein Zweig, der unter dem Namen der Black-Hills oder schwarzen Berge bekannt ist und gegen Nordost bis zum 46° der Breite streicht. Zwischen 23 und 60° der Breite, vom Vorgebirge San Lucas in Kalifornien bis zur Halbinsel Aljaeka und den östlichen Gestaden des Behringsmeeres, erhebt sich eine wahre Küstencordillera, die ein von der Cordillera von M. und den Rocky Mountains fast ganz verschiedenes Bergsystem bildet und welche man die kalifornischen Cordillera oder die Seealpen der Nordwestküste nennen kann. Dieselbe ist durch Querjoche zwischen 33 und 34° an Pimeria alta und die Westkette der Cordilleren von Anahuac und zwischen 45 und 53° an die Rocky Mountains geknüpft. Auf der Halbinsel Altkalifornien von geringer Höhe, erheben sich die Seealpen allmählig gegen Norden hin in der Sierra de Santa Lucia (34½°), in der Sierra de San Marcos (37—38°) und in den Schneegebirgen, welche das Kap Mendocino umgeben (39—41°). Vom Kap Mendocino folgt die Kette den Küstenbiegungen des stillen Oceans von dem sie jetzt 15 bis 19 deutsche Meilen entfernt bleibt, und wird zwischen den hohen Gipfeln der Berge Hood in St. Helen von dem großen Columbiastrome durchbrochen. Wo die Cordillera gegen Westen sich wendet, unter 58½° Norden u. 139° 40' Westen, stehen zwei Vulkankegel, von denen der eine, der Elaeberg mit 16,758 F., fast der Höhe des Cotopari gleich ist, der andere, der Berg des schönen Wetters (Fairweather, Buen Tiempo), mit 13,824 F., der Höhe des Montes Rosa in den europäischen Alpen nahe kommt. An Wasser, namentlich an schiffbaren Flüssen, leidet das Land im Allgemeinen Mangel. Von den 17 schiffbaren Strömen, die in den Golf von M. fallen, gehören 7 seit dem Abfall von Texas dem mexikanischen Gebiet nicht mehr an, unter ihnen der Rio Colorado del Norte oder Red River, der Rio Sabina, Trinidad und San Antonio. Der Rio Bravo oder Rio Grande del Norte, der längste der mexikanischen Ströme, ist für Schiffe bis zur Einmündung des Puerco, für Boote bis Paso del Norte schiffbar. Für den Handel am wichtigsten ist der Rio de Tampico mit einer Mündung, die breiter ist, als die des Mississippi und für Schiffe guten Ankergrund hat. Der Guasacualco hat jetzt die größte Aufmerksamkeit erregt, weil man mit Benutzung seines Laufs eine Verbindung mit dem stillen Meere herzustellen gedenkt (s. Panama). Auf der Seite des stillen Meeres sind die meisten Ströme Küstenflüsse, unter denen wir nur den Chimalapa oder Chipaca nennen, der mit dem Guasacualco zur Herstellung einer Wasserstraße von Meer zu Meer dienen soll. Die beiden bedeutendsten Ströme auf dieser Seite sind der Rio Tolotlan oder Rio Grande de Santjago, für die Schifffahrt kaum zu benutzen, da er im Sommer fast austrocknet und in der Regenzeit eine Menge Stromschnellen bildet, und der Rio Colorado de la California, der auf etwa 50 Leguas aufwärts mit kleinen Seeschiffen befahren werden kann. Die vielen Binnenseen sind, den 174 Quadratlegnas großen See Chapala in der Provinz Xalisco ausgenommen, von geringer Bedeutung. Die heißen und Mineralquellen, deren M. eine große Anzahl besitzt, liegen sämmtlich nördlich vom 18°. In einem Lande, das über 27 Breitengrade sich erstreckt und so bedeutende Höhenunterschiede zeigt, muß das Klima natürlich ein sehr verschiedenes seyn. Die Mexikaner selbst sprechen in klimatischer Beziehung von kalten, gemäßigten und heißen Gebieten (tierras frias, templadas und calientes). Zu den heißen Gebieten gehören die ganzen Küstenstriche, westlich wie östlich, die eine mittlere Temperatur von 25—27° des hundertheiligen Thermometers haben und alle Produkte, aber auch die Krankheiten der heißen Zone zeitigen. Das gemäßigte Klima beginnt auf den Höhen und Hochebenen von 3900 bis 5000 Fuß Meereshöhe. Die mittlere Temperatur hält sich zwischen 20 u. 21° u. wechselt gewöhnlich nur um 4—5°; es gedeihen hier alle Arten

Digitized by Google

von Feld-, Garten- und Baumfrüchten. Kalte Gegenden sind endlich die Gebiete über 7000 Fuß Meereshöhe mit einer mittlern Wärme von 15°, die hier und da bis auf Null sinkt, auf der kalten Hochebene von Toluca selten 8° erreicht. In diese allgemeine Regel bringen Lokalverhältnisse bedeutende Abweichungen. So gibt es Gegenden, in denen das Zuckerrohr noch auf 3000 Fuß Höhe gedeiht, was anderwärts beispiellos ist, und wieder Thäler, unzweifelhaft der Tierra caliente angehörig, in denen Kaffee, Zuckerrohr und Palmen bei sonst durchaus günstigen Bodenverhältnissen nicht fortkommen. Oft verbindet sich sogar die Vegetation der kalten und der heißen Zone mit einander, denn man trifft mitten unter Eichen- und Tannenwäldern Bananen- und Ananaspflanzungen. Im Allgemeinen sind die Gegenden zunächst an der Ostküste kälter, als jene am stillen Meere, und haben viel plötzlicheren Temperaturwechsel. Die Nähe des Aequators bedingt, daß die Länge der Tage im ganzen Jahr wenig von einander abweicht. Der längste Tag währt 13 Stunden 5 Minuten, der kürzeste 10 Stunden 55 Minuten, der Unterschied beträgt mithin nur 2 Stunden 10 Minuten. Jahreszeiten gibt es nur zwei, eine nasse und eine trockene (estacion de las aguas und estacion seca). Auf den Hochebenen beginnt die Regenzeit in der letzten Hälfte des Mai und dauert mit einer kurzen Unterbrechung, dem sogenannten St. Annensommer, bis Anfang Oktober fort. In der Regel sind während dieser Zeit die Morgen hell und klar, nur die Berggipfel bleiben bewölkt; der Regen beginnt um Mittag und dauert selten länger, als bis Mitternacht. Die Regenzeit stellt sich an den Küsten weniger regelmäßig ein, an der Oststeite am frühesten und rückt in der Richtung der Passatwinde nach Westen vor. Diese Zeit kann man den mexikanischen Frühling nennen, denn jetzt belebt sich die während der heißen Zeit ausgedörrte Erde, die Bäume kleiden sich in frisches Grün, die Erde bedeckt sich mit Gräsern und Kräutern. In der trocknen Zeit regnet es, außer bei Gewittern, die im Februar am häufigsten sind, nie, doch ersetzt der stark fallende Thau einigermaßen diesen Mangel. Die häufig vorkommenden Erdbeben haben bis jetzt kein großes Unglück hervorgerufen. Viel schädlicher sind die heftigen Orkane, die besonders an der Südwestküste herrschen. Nach dem, was über das Klima gesagt ist, kann man die Verschiedenheit der Vegetation leicht ermessen. Die Pflanzengattungen, die den verschiedenen Zonen angehören, sind gleichsam übereinander geschichtet. Die Moose und Flechten des hohen Gebirgs sind oft nur durch den Raum von wenigen Stunden von der tropischen Vegetation der Küsten getrennt. Der Boden besitzt einen ungemeinen ergiebigen Ertrag, wenn er gehörig bewässert wird. Die Banane gedeiht überall, wo die mittlere Jahrestemperatur nicht unter 75° fällt; sie ist für jene Gegenden eine Hauptnahrungspflanze, ebenso wie der Mais für die gemäßigte und kalte Region, in welcher er bis zu 9000 Fuß Meereshöhe gedeiht. Der Ackerbau wird indessen sehr nachlässig betrieben; man baut im Allgemeinen nicht mehr, als man etwa zu bedürfen glaubt. Mais, Chile, d. h. rother Pfeffer, der den Eingeborenen so nöthig ist, wie uns das Salz, Bohnen (Frijoles) werden am meisten gebaut; sodann auch Weizen, Hafer, Kartoffeln, Erbsen, Habas, d. h. gewöhnliche Bohnen, und Chichoros, eine andere Art von Bohnen; ferner Linsen, Albarju, die Maguey (Agave Americana), Nopal, Zucker, Kakao, Kaffee, Baumwolle, Indigo, schwarzer Pfeffer, Anis, Vanille, Sassaparille, der Oelbaum, Wein, Flachs und andere europäische Gewächse. In den Staaten Mechoacan, Xalisco und Guanaruato treibt man auch Bienen- und Seidenzucht. Ueber den jährlichen Ertrag der Ackerbauerzeugnisse fehlen alle sicheren Angaben; ausgeführt wird nur ein Theil der tropischen Produkte. Im Ganzen mag sich der Werth der Ackerbauerzeugnisse auf etwas über 200 Millionen Piaster stellen. Zur Zeit der spanischen Herrschaft wurde viel Weizen gebaut und Mehl ausgeführt; dies ist jetzt nicht mehr der Fall, u. eben so reicht der Ertrag des Zuckerbaues kaum für den innern Verbrauch aus. Auch der Anbau des Kaffee's wird äußerst dürftig und nachlässig betrieben; Tabak, der ein Regierungsmonopol ist, wird fast nur bei Orizaba und Cordova gebaut. Weite Strecken Landes, die einst unter dem Pfluge waren und an Ergiebigkeit in der ganzen Welt nicht übertroffen wurden, liegen jetzt vollkommen wüst. Die von den Spaniern angelegten Wasserleitungen u. Röhrenzum Bewässern sind verfallen; die Mexikaner bedienen sich der armseligsten Ackergeräthschaften. Einen großen Reichthum besitzt M. an nutzbaren Hölzern, wie Mahagoni, Fernambuck, Campeche, Ebenholz, Gelbholz, Eisenholz, Jakaranden, und an officinellen Pflanzen, wie Sassaparillen, Sassafras, Balsamstauden, mehren Arten Sumach, Storax, Tamarinden, Kopalsbäumen. Nicht minder reich bedacht von der Natur ist das Thierreich, das freilich auch viele schädliche Species aufzuweisen hat, wie Jaguare, Kuguare, Tigerkatzen, Geier, Adler, Krokodile u. mehre Alligatorenarten, einige Species Eidechsen, deren Biß im Verlauf einer Stunde den Tod herbeiführen soll, Schlangen aus der Gattung Boa, giftige Klapper-, Korallen- und Schießschlangen, giftige Spinnen und Skorpione. Hausthiere gab es in M. vor dem Erscheinen der Spanier nicht, doch gedeihen alle von diesen mitgebrachten Arten, Pferde, Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine, vortrefflich. Wilde Pferde (Mustangs) gibt es im Norden viele, aber von europäischen Thieren abstammend. Unter allen Erzeugnissen M.'s stehen die des Bergbaues oben an. Die Minen waren stets Eigenthum von Privaten, die von dem Bruttoertrage eine Abgabe zu zahlen hatten. Das Bergbauwesen war durch ein besonderes Gesetzbuch geregelt und hatte in seiner obersten Bergbaubehörde u. den 37 Provinzialräthen, die von den Minenbesitzern frei gewählt wurden, eine von der bürgerlichen Obrigkeit unabhängige Repräsentation. Die Bergbaubehörde, aus Abgeordneten der Provinzialräthe bestehend, leitete das Ganze und gab aus ihrer reich dotirten Kasse unternehmenden Grubenbesitzern Vorschüsse. Dadurch hob sich der Bergbau Neuspaniens bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts stets. Nun aber begann der Verfall, da Spanien in seiner ewigen Finanznoth

Digitized by Google

sich genöthigt sah, die Abgaben auf die edeln Metalle um die Hälfte zu erhöhen und bei dem Minentribunal bedeutende Anleihen zu machen, so daß die Vorschüsse wegfielen. Vor der Revolution waren in M. mehr als 3000 Gruben in Betrieb, die jährlich im Durchschnitt eine Ausbeute von 21 Millionen Piaster an Silber und 2 Millionen an Gold gaben. Aber während des Aufstandes hörte der regelmäßige Bergbau fast ganz auf. Später suchte man dem Bergbau auf verschiedene Weise aufzuhelfen, u. der Betrag ist seitdem wieder gestiegen, hauptsächlich durch die Entdeckung neuer reicher Erzmittel auf den Gängen von Guanaxuato, Zacatecas und Xalisco. Den durchschnittlichen Jahresertrag von 150 Mill. Francs überstieg der von 1849—50 schon um 25 Mill. Die Quecksilbergruben lieferten 1850 zwischen 2000 und 2500 Centner, was viel zu wenig ist, da die Bergwerke ungefähr 14,000 Centner verbrauchen. Kupfer ist häufig, wird aber wenig beachtet; die ergiebigste Kupfermine bei Mazapil gibt eine Ausbeute von 4000 bis 6000 Centnern. Eisen ist sehr häufig, ebenso Zinn und Blei, doch werden die letzteren Metalle vernachlässigt. Antimonium, Zink u. Arsenik sind gleichfalls vorhanden, nur Braunstein und Kobalt hat man bis jetzt noch nicht gefunden. Von Edelsteinen findet man Opale, Türkise, Topase, Amethyste, Achate, Karneole. Perlen findet man im kalifornischen Meerbusen. Die Gewerbsamkeit befindet sich auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Mexikaner liefern verschiedene Arten geistiger Getränke, namentlich auch Mezcal, welchen sie aus der Maguepflanze bereiten, Oel, Wein, Trauben- und Zuckerbranntwein, Glas, Töpferwaaren, Leder, Papier, Seide, Baumwollen- und Wollengewebe. Am bedeutendsten sind die Baumwollenfabriken, von denen die meisten in der Stadt Mexiko und deren Umgegend, sodann in den Staaten Cohahulla, Durango, Xalisco, Mexiko, Puebla, Queretaro und Veracruz sich befinden. In den kleineren Ortschaften gibt es auch manche Handwebereien, welche Rebosos, d. h. Schleier, liefern; die besten kommen aus Zamora, wo auch Seide fabricirt wird. Die Wollenwaarenfabriken liefern gewöhnliche Tuche, Kasimirs, Teppiche, Flanell und andere Waaren. Die Seidenmanufakturen, etwa 70 Maschinen mit Handarbeit in Mexiko, Puebla und Guadalarara, liefern ein sehr gutes Erzeugniß. Auch Knöpfe, Selle, Flechtwerk und allerlei Posamentirarbeiten, Gold- und Silberdraht und dergleichen werden fabricirt. Künste und höhere Gewerbe sind noch in einem sehr niedrigen Zustande; doch sind die Mexikaner äußerst geschickte Gold- und Silberarbeiter; auch ihre Eisen-, Erz- und Zinnwaaren sind gut, und allen Völkern sind sie voran in der Kunst des Wachsbossirens. Ihre Wachsarbeiter verfertigen mit den schlechtesten Werkzeugen Statuen von Heiligen, Reliefs ꝛc., die wahre Kunstwerke sind. Ueberhaupt ist M. das Land für zierliche, keine große Anstrengung erfordernde Arbeiten. Die Mosaikarbeiten aus kleinen, bunten Tuchlappen, die kleinen Kunstsachen aus Knochen, Harzen, Fruchtkernen u. ähnlichen Dingen geben davon Zeugniß. Ein großartiger Versuch des damaligen Ministers des Innern, Don Lucas Alaman, 1830, die industriellen Verhältnisse M.'s umzugestalten, scheiterte durch die Revolution von 1832, u. jeder ähnliche Versuch dürfte in Folge der politischen Zerrüttung des Landes dasselbe Schicksal haben. Ueber den Belang des auswärtigen Handels fehlen zuverlässige Nachrichten. Nach den Mittheilungen des Engländers Ward betrug von 1796—1820 die Gesammteinfuhr und Ausfuhr von Veracruz jährlich durchschnittlich 5,043,726 Pesos. Der Hauptverkehr findet auf ausländischen Schiffen Statt, denn der Schiffbau der Mexikaner beschäftigt sich fast nur mit der Herstellung von Küstenfahrzeugen. Der Binnenhandel ist unbedeutend, woran theils die Indolenz der Bewohner, theils der Mangel guter Straßen, theils die ewige Unsicherheit des Verkehrs Schuld ist. Die beste und wichtigste Straße ist jene, welche von Veracruz nach der Hauptstadt führt; die meisten andern Wege sind mehr oder minder steile und gefährliche Gebirgspfade. Von den beiden im Bau begriffenen Eisenbahnen ist die, welche bestimmt ist, über den Isthmus nach Tehuatepec zu führen und die beiden Oceane zu verbinden, von größter Wichtigkeit. Von Veracruz nach Mexiko und von dort nach Acapulco ist ein elektrischer Telegraph hergestellt worden. Wasserstraßen fehlen, denn die Ströme sind höchstens nur auf kurze Strecken fahrbar, und der Anlage von Kanälen stehen unübersteigliche Niveauhindernisse entgegen. Die Art des Verkehrs ist so ziemlich die mittelalterliche. Um Schutz gegen die Räuber zu finden, verbinden sich die Kaufleute in größeren Gesellschaften zum Besuche der Messen, von denen die größeren in Aguas-Calientes, Allende, Chilapa, Chillpancingo, Hunzutla, Oaxaca, Saltillo, San Juan de los Lagos und Tenancingo gehalten werden. Im Handelsverkehr sind vorzugsweise die nordamerikanischen Freistaaten, England, Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Sardinien, Kolumbien, Chili und Peru direkt thätig, aus Deutschland besonders Hamburg, Altona und Bremen, aus England Liverpool und London, aus Frankreich Bordeaux und Havre, aus Italien Genua, aus Nordamerika namentlich New-Orleans, Philadelphia und Newyork. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Manufakturen und in Eisen- und Glaswaaren, in Papier, Weinen und Liqueuren. Die Ausfuhr bilden die eben genannten Produkte, namentlich Silber und Gold (in Münzen, nicht in Barren), Cochenille, Vanille, Piment, Kakao, etwas Kaffee, Zucker und Baumwolle, dann Häute und Hörner, Farb- und Möbelholz, sowie Sassaparille, Jalappa und andere Droguen. Der vornehmste Seehandelsplatz ist Veracruz; Mittelpunkt des Binnenverkehrs ist die Hauptstadt Mexiko. Der deutsche Handel wird durch eine Reihe deutscher, größtentheils hanseatischer Etablissements vermittelt. Die gesammte mexikanische Handelsflotte zählt höchstens 50 Fahrzeuge. Man rechnet gewöhnlich nach Pesos (Piastern) zu 8 Reales à 4 Quartillos oder 12 Granos. Goldmünzen hat man zu 16, 8, 4, 2 und 1 Piaster, Silbermünzen von 8, 4, 2, 1 und $^1/_8$ Realen; die einzige Kupfermünze hat den Werth von $^1/_4$ Real. Man rechnet, daß in M. die Summe von 100 Mill. Pesos geprägten

Digitized by Google

Geldes in Umlauf sey. Maße und Gewichte sind im Ganzen die spanisch-kastilischen.

Die Einwohnerzahl, die A. von Humboldt 1794 auf 5,400,000 Menschen schätzte, beläuft sich nach der Zählung von 1853 auf 7,661,520, deren größerer Theil auf dem Plateau von Anahuac koncentrirt ist, während die nördlicheren Provinzen schwächer bevölkert sind. Die gesammte Bevölkerung, in 5128 Ortschaften ansässig, zerfällt ihrer Abstammung u. Sprache nach, seitdem alle gebornen Spanier, in M. Chapetones genannt, 1829 aus dem Gebiet der Republik verbannt worden sind, in 4 Haupttheile: Indianer, Kreolen oder Weiße spanischer Abkunft, Farbige und Neger. Das Zahlenverhältniß der Racen ist etwa so, daß $^4/_5$ der Bevölkerung Indianer, $^2/_9$ Mischlinge u. $^1/_{11}$ Weiße sind, zu den letztern noch die wenigen Neger gerechnet. Die Indianer od. Ureinwohner, etwa 4 Millionen, haben eine röthliche Farbe, schwarzes, glattes Haupthaar, wenig Bart, stark hervorstehende Backenknochen, schiefe Augen von finsterem Blicke, breite Lippen, einen Zug von Gutmüthigkeit um den Mund und sind von untersetzter Statur. Die Weiber sind weit schöner als die Männer. Die große Muskelkraft, mit welcher der Indianer begabt ist, behält er bis in sein hohes Alter. Mißgestaltungen des Körpers sind sehr selten; doch findet man bisweilen unter ihnen sogenannte Pintos (Schecken), welche weiße Flecken auf ihrer Haut haben, eine Hautkrankheit, welche sich bei den Familien forterben soll. Die Eroberung M.'s durch die Spanier und deren lange Herrschaft hat auch auf den Charakter der Indianer stark eingewirkt. So lange kein berauschendes Getränk und keine Leidenschaft auf ihn wirkt, ist der Indianer ernst und schweigsam, der Lebhaftigkeit der alten Azteken völlig entgegengesetzt. Fest hängt er an den Sitten und Gebräuchen seiner Vorfahren. Zwar nahmen die Indianer die christliche Religion ohne viele Schwierigkeiten an, allein, unbekümmert um die Dogmen, bielten sie sich eben an die Ceremonien und vermischten den neuen Glauben mit dem ihrer Väter. Den düstern Ernst des Indianers erkennt man auch in seiner melancholischen Musik und in seinem Tanz, der ohne Leben und Grazie ist, auch bloß von Männern aufgeführt wird. Einen ganz besonderen Geschmack hat er für Malerei u. Bildnerei in Holz u. Stein, ebenso an Blumen. Die Lebensart der Indianer ist sehr einfach. Sie schlafen auf dem Boden ihrer Hütte. Mais macht ihre Hauptnahrung aus; dazu kommen Kartoffeln, Bohnen, Kürbisse, Bananen, Mamei und einige Gemüse. Fleisch kommt nur bei Festen auf ihren Tisch, Fische aber werden in Menge gegessen. Aus Mais wird eine Art ungesäuerten, aber nahrhaften Brodes (Arepa) und die Tortillas, mit Salz und Chilepfeffer gewürzte dünne Kuchen, auch noch eine andere Mehlspeise, Necatamal genannt, verfertigt. Auch mehre Arten von Getränken, im Allgemeinen Chicha genannt, werden aus Mais gebraut; aus dem zuckerhaltigen Safte der Stengel verfertigt man den Tlaolli. Das Lieblingsgetränk aber ist der Pulque oder Octli. Man schreibt diesem Getränk magenstärkende und schlafbringende Kräfte zu und betrachtet es außerdem als treffliches Heilmittel in allerlei Krankheiten. Auch eine Art Branntwein (Aguardiente de Maguey) wird aus der Maguevpflanze bereitet. Die Kleidung der Indianer ist im Allgemeinen sehr einfach und wird meist von ihnen selbst verfertigt. Leder und Baumwollenzeuche sind die Hauptstoffe dazu. Statt des Hemdes tragen die Männer eine kurze Jacke von weißem Baumwollenzeuche, außerdem weite Unterhosen, welche bis zur Mitte der Waden reichen, und über denselben eine etwas kürzere Hose von Ziegenleder. Die Hosen sind durch einen Gürtel über den Hüften festgebunden. Die Fußbekleidung besteht aus Sandalen, die Kopfbedeckung aus einem Hute; eine kleine wollene oder baumwollene Decke dient zum Schutz vor dem Regen und Nachts zur Bedeckung. Die Frauen tragen einen Rock von blauem oder rothem Wollenzeuche. Den Oberleib bedecken sie mit einem der spanischen Mantille ähnlichen Tuche von gestreiftem Baumwollenzeuche. Um den Hals wird häufig eine Schnur blauer Glaskorallen getragen. Das Haar ist hinten in einem Zopf oder in mehren Flechten gebunden, oder hängt frei über die Schultern herab; die Männer tragen das Haar kurz abgeschnitten. Auch die Wohnung des Indianers ist einfach und enthält gewöhnlich nur eine Wohnstube (Sala) und ein Schlafzimmer. Die Küche befindet sich häufig einige Schritte vom Hause entfernt in einer besondern Hütte. Vier senkrecht in die Erde befestigte Pfosten tragen das leichte, aus einigen Stangen und Palmblättern verfertigte Dach. Die Seitenwände des Hauses werden mit Bambusrohr ausgefüllt. Fenster hat eine solche Hütte nicht. Eben so einfach, wie die Hütte, ist auch der darin befindliche Hausrath. Tische u. Stühle sind höchst selten; nur einige niedrige Schemel findet man. Die Wände sind reichlich mit Kreuzen und Heiligenbildern geschmückt. Die wenigen Familien, welche ihre Abstammung von den vornehmen mexikanischen Geschlechtern ableiten, die Kaziken, bilden den Adel und haben, nach den spanischen Gesetzen, alle Vorrechte des kastilischen Adels. Da sich in den Händen der Kaziken die Verwaltung der Ortschaften und die Erhebung der Kopfsteuer befindet, so haben sie einen Einfluß, den sie nur zu häufig dazu benutzen, um sich zu bereichern und Werkzeuge für die Bedrückungen der Weißen abzugeben. Die Indianer zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen, welche 20 ganz von einander verschiedene Sprachen reden. Die aztekische Sprache (vergl. Mexikanische Sprache) wird von Nicaragua bis zum 37° nördl. Br. geredet; andere sind die Mayasprache in Yucatan und Tabasco, die Mexteca-sprache in Oaxaca, die Totonacasprache in Veracruz und la Puebla, die Huastecasprache im Süden von San Luis Potosi, die Otho-mi-sprache im alten Reiche Mechoacan, die Tarasca-sprache in Guadalajara, die Korasprache in Neumexiko, die Tarahumarasprache ꝛc. Einzelne Stämme der Indianer M.'s sind: die Chanquenes in Costarica, ein sehr kriegerisches und grausames Volk, die Lacas, Mocos (nicht Mokkos), Pegas und Zambos in Honduras, die Choles an den Grenzen von Yucatan, die Lacandores und Mayes auf der Halbinsel Yucatan, die Mames (Pa-

Digitized by Google

comams), Quiches, Cachiqualos und Cachis in Guatemala. Die Tschapanecos in Chiapa hatten zur Zeit der Ankunft der Spanier eine republikanische Regierungsform und die Zoques, Tzendales und Quelenes unterjocht. Die Mixteken und Sapoteken in Oaxaca, sehr zahlreich und ziemlich gebildet, in Städten, Dörfern und Weilern wohnend, Ackerbau und Viehzucht treibend, haben Schulen, worin im Lesen und Schreiben und im Katechismus Unterricht ertheilt wird. Die Guabes wohnen in 7 Dörfern am Meerbusen von Tehuantepec und treiben besonders Fischfang. Die Tequisiteços zwischen Tehuantepec und Oaxaca im Binnenlande sind klein, munter, sehr rüstig und fleißig. Die Totonaken in Veracruz und Puebla, die Azteken, die Mecos sind Nachkommen der Tschitschimeken, welche die weiten Einöden des Staats Durango durchstreifen und die Einwohner in beständiger Unruhe erhalten; ebendaselbst wohnen auch die Tarahumaras, die Othomiten aber in Mexiko, Puebla und Guadalarara und die Tarasken in Mechoacan. Letztere zeichnen sich noch jetzt durch sanfte Sitten und Betriebsamkeit in mechanischen Künsten aus und verfertigen namentlich treffliche Gemälde aus Federn. Die Jakis wohnen in Sonora. Im Norden wohnen meist unabhängige Stämme: die Apatschen (Apaches), ein sehr kriegerisches Volk, meist Nomaden, die Mokis, Yamagas, Yabipais, Cocomaricpas, Jumas und Parzagos, welche Ackerbau treiben, die Yupas und Yamparikas, Waicuros, Matalaos, Quixotas ꝛc. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß gerade in den Hochlanden von Anahuac, Cundinamarca und Cuzco sich die Spuren einer uralten Bildung zeigen und daß die Volkssagen als Urheber dieser Bildung Männer angeben, welche von hellerer Farbe waren, als die Ureinwohner, Bärte trugen und von Osten her aus einem unbekannten Lande kamen. Europäische Eroberungssucht und Goldgier vernichteten die hier bestandenen Staaten mit der alten Bildung, doch zeugen noch zahlreiche Trümmer von der frühern schönern Periode Anahuacs. Ueber die Pracht der alten Hauptstadt s. Mexiko, Stadt. Nordöstlich von Mexiko liegt Otumba mit einer prächtigen Wasserleitung, zwei alten seltsamen Säulen, in dessen Nähe die Pyramiden von San Juan de Teotihuacan liegen, zwei der Sonne und dem Mond geweihte Teocallis, beide der Sage nach von den Tolteken, also im 7. oder 8. Jahrhundert erbaut. Auch Tezcuco ist reich an Ruinen. Cholula, bei Cortez Churultecal, war der Hauptort einer Art oligarchisch-theokratischer Republik, das Mekka oder Jerusalem M.'s, wohin aus allen Theilen des Reichs Pilger zusammenströmten. Es gab hier über 300 Teccallis, deren größter 172 Fuß hoch und 1355 Fuß breit, auf seiner Plattform 12,600 □Fuß haltend, noch jetzt steht. Nahe bei Cuernavaca befindet sich die sogenannte Verschanzung von Xochicalco, ein isolirter Hügel, welcher 350 Fuß hoch, in 5 Terrassen getheilt und mit Gräben umschlossen ist. Bei Papantla im Staate Veracruz findet man im dichten Walde eine uralte Pyramide, welche aus stufenförmigen Absätzen besteht und aus ungeheuren Porphyrquadern zusammengefügt ist. Umweit Oaxaca liegt in einsamer Gegend Mitla mit merkwürdigen Alterthümern, Ueberresten von großen Palästen, wo einst der Sitz des Hohenpriesters der Zapoteken war, die den Ort Liuban nannten. Südwestlich von Zacatecas findet man sehr ausgedehnte Ruinen, welche den Namen Los Edificios führen, nach Clavigero die Trümmer von Chicomotocz, wo sich die Azteken, ehe sie weiter südwärts zogen, 9 Jahre lang aufgehalten haben sollen. Auch noch höher im Norden findet man Trümmer alter Städte; so wurden 1773 nahe am Gilaflusse Ruinen entdeckt, die fast eine Geviertlieu Flächenraum haben. Die größte dieser Ruinen, Casa grande (das große Haus) genannt, ist genau nach den Weltgegenden gebaut, von Norden nach Süden 408 Fuß, von Osten nach Westen 252 Fuß lang. Aber auch der Südtheil des Landes enthält noch stattliche Ueberreste aus der ältern Zeit. Südöstlich von Merida in Yucatan findet man mehre steinerne Gebäude, eines davon, von den Eingeborenen Ormutal genannt, noch ziemlich gut erhalten. Bei weitem die merkwürdigsten und großartigsten Denkmale des Alterthums in ganz Amerika findet man im Staate Chiapa unweit Palenque am Flusse Mikol, von den Umwohnenden Casas de Piedras (steinerne Häuser) genannt (s. Palenque). Bei Quiché im Staate Guatemala liegen die Ruinen der Hauptstadt des Reichs Quiché, die einst mit Mexiko an Pracht wetteiferte. Bei Copan, einem elenden Dorfe, lag einst die Hauptstadt des gleichnamigen Reiches, das sich vom atlantischen bis zum großen Ocean erstreckte. Die Kreolen oder Weißen, spanischer Abkunft, deren Zahl man auf 1 Million schätzt, haben mehr die Fehler, als die Vorzüge ihrer Stammväter geerbt, und besonders ist ihnen eine unwiderstehliche Arbeitsscheu und Trägheit eigen. Sie reden die spanische Sprache, die auch der Mehrzahl der ursprünglichen Einwohner bekannt und geläufig ist. Die Zahl der Farbigen beträgt 2,800,000. Es sind Mestizen (Metis) oder Abkömmlinge von Weißen und Indianern, Mulatten, Abkömmlinge von Weißen und Negern, Zambos und Chinos, Abkömmlinge von Negern und Indianern. Häufig kommen gemischte Ehen zwischen Mestizen und Kreolen vor; die Ehen zwischen Mestizen und Indianern sind aber jetzt sehr selten. Die Hautfarbe der aus jenen Ehen erzeugten Kinder nähert sich immer mehr dem Weißen, so daß man bei vielen Mestizen nicht mehr zu unterscheiden vermag, ob sie Kreolen oder Mestizen sind. Noch jetzt aber, obgleich alle Mexikaner ganz gleiche bürgerliche Rechte haben, ist die reine weiße Hautfarbe immer lieber gesehen, als die kupferfarbige der Indianer, die gelbe der Mulatten und die schwarze der Neger. Die Benennungen Schwarzer und Indianer gelten als Schimpfwort; doch auch die Namen Gachupin (Spanier), Estrangero (Fremder) und Ingles (Engländer), wie die untere Volksklasse alle Fremden nennt, sind gehässig. Die Mestizen zweiter oder dritter Abkunft dürfen im Allgemeinen für einen schönen Menschenschlag gelten. Sie sind von mittlerer Statur, stark gebaut und gut gewachsen, die

Digitized by Google

Frauen nicht sehr groß, jedoch von schönem Wuchs. Die Häuser der reichern Kreolen und Farbigen bilden gewöhnlich ein Viereck, in dessen Mitte ein Hof oder Blumengarten sich befindet, der auf einer oder mehren Seiten mit einem Säulengange (corredor) versehen ist, von welchem mehre Thüren und Fenster nach den verschiedenen Gemächern des Hauses gehen. In geringern Häusern ist der Fußboden mit Lehm ausgeschlagen, in den bessern mit schwach gebrannten viereckigen Mauerziegeln ausgelegt. Die Stubenwände sind gewöhnlich weiß getüncht, selten nach ziemlich altmodischer Weise ausgemalt. Die Möblirung ist gewöhnlich sehr einfach und ärmlich, nur in der Hauptstadt trifft man reicher ausgestattete Wohnungen. Die Landestracht, wie man sie noch in kleinen Städten und auf dem Lande sieht, besteht in kurzer Jacke, bunter Weste und einem großen Hemdkragen. Die Beinkleider bestehen aus weißen, weiten Unterhosen, die bis auf die Knöchel reichen. Darüber werden blaue, grüne oder schwarze Hosen von Manchester oder Tuch getragen, die auf den beiden äußern Seiten bis über das Knie aufgeschlitzt, mit Tressen und Stickereien und an dem aufgeschlitzten Stücke mit einer Reihe von Metallknöpfen versehen, unten mit Leder besetzt und mit buntem Kattun gefüttert sind. Sie reichen nur bis über die Hüfte, daß die rothseidene, mit Gold- oder Silberfranzen besetzte Schürze (faja), mit welcher die Unterhosen befestigt werden, über ihnen hervorsteht. Die Halbstiefel sind jetzt fest anschließend; ehemals waren sie offen. Unter dem Knie wird eine gegerbte Hirschhaut (bota) festgebunden, um den untern Theil des Beins beim Reiten vor Dornen ꝛc. zu schützen; sie ist gewöhnlich mit rothem Saffian gefüttert, auch wohl reich mit Gold und Silber gestickt. Zwischen ihr im Knie gürtet trägt der Reiter gewöhnlich ein langes Messer. Den Kopf bedeckt ein breitrandiger, mit einer Tresse versehener Hut. Ueber die Kleidung wird die Manga geworfen, ein 4—5 Ellen langes, meist blaues Tuch, dessen 4 Ecken rund zugeschnitten sind und welches in der Mitte und der Länge nach mit einem Schnitte zum Durchstecken des Kopfes versehen ist. Die Frazada ist eine bunte Decke und hat in der Mitte ebenfalls einen Schnitt zum Durchstecken des Kopfes. Statt der Manga wird auch ein spanischer Mantel getragen. Beim Reiten kommt dazu noch das Sonnentuch, das bei starker Hitze unterm Hut getragen wird, um den obern Theil des Körpers zu decken. Die Dürftigern beschränken sich auf ein Hemd, Hosen, Unterhosen, Hut und Stiefeln oder Sandalen und eine wollene oder baumwollene Decke statt der Manga. Bei den Frauen der niedern Klasse besteht die Kleidung gewöhnlich noch aus über den Hüften festgebundenen Röcken von blauem oder rothem Wollenzeuche. Den Oberleib bedeckt ein der Mantilla ähnliches Tuch (rebozo) von blauem und weißem Baumwollenzeuche. Das Haar wird gescheitelt und gewöhnlich in einigen Flechten unter dem Rebozo getragen. Hüte sieht man selten, statt ihrer wird allgemein über der Frisur und einem hohen glänzenden Kamm das große bunte seidene oder Madrathalstuch über den Kopf geschlagen. Eine Hauptrolle spielt die Cigarre, und zwar bei beiden Geschlechtern. Vergnügungen sind Musik, die sich jedoch auf die Guitarre, mit Gesang begleitet, beschränkt, Tanz, Kunstfeuerwerke, Theater und Stiergefechte, Hahnengefechte, Pferdewettrennen, Jagd, Billard, vornehmlich aber Hazardspiele. Die Zahl der Neger beträgt kaum 70,000 u. nimmt in Folge der Aufhebung der Sklaverei täglich mehr ab. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die farbigen Racen an Zahl gewinnen, während die Kreolen, theils durch die immerwährenden Bürgerkriege, theils durch ihre häufigen Verbindungen mit Mischlingen, theils in Folge des Mangels an Einwanderung aus Europa, fortwährend sich mindern. Mit Ausnahme von ungefähr 200,000 wilden Indianern, die im Gegensatz zu den Indios fideles, den gläubigen, d. h. christlichen Indianern, Indios bravos genannt werden und in den nördlichen Provinzen herumschweifen, bekennt sich die ganze eigentliche Bevölkerung zur römisch-katholischen Kirche. Die Geistlichkeit M.'s gehörte vor der Revolution zu den reichsten der Welt. Das Kapitalvermögen der Kirche bestand in 44,500,000 Pesos, das Grundeigenthum wurde auf 13 Millionen Pesos, das Inventarium an Gebäuden, Heiligenschmuck und Gemälden ꝛc. auf 96 Millionen angeschlagen. Die Pfarrer lebten vom Zehnten, der gegen 2 Millionen Pesos betrug, von Kommunalabgaben und Stolgebühren. Dem König stand das Patronatrecht über alle Kirchen zu; ohne seine Genehmigung durfte keine Bulle veröffentlicht werden. Gegenwärtig beläuft sich das Kapitalvermögen der Kirche noch auf 20 Millionen Pesos, der Ertrag des Zehnten auf die Hälfte der frühern Summe. Der Einfluß der Geistlichkeit hat sich eher vermehrt, als vermindert. Gegenwärtig hat M. einen Erzbischof und 11 Bischöfe, 184 Präbenden und 1229 Pfarrsprengel mit 3223 Geistlichen. Außerdem sind 146 Mönchsklöster, 59 Nonnenklöster und 8 Kollegien zur Verbreitung des Glaubens mit 238 Geistlichen vorhanden. Die Zahl der Mönche wird auf 1139, der Nonnen auf 3160 angegeben. Die Ordensgeistlichkeit ist in 15 Provinzen eingetheilt. Die Kapitalien der milden Stiftungen werden zu 35 Millionen Piaster angeschlagen. Die Volksbildung ist im Allgemeinen gering, obschon es nicht an Schulen fehlt. In der Hauptstadt Mexiko gab es 1850 schon 129 Elementarschulen, die freilich von nur 7151 Schülern besucht waren, also von etwas mehr als 4 Procent der Bevölkerung. Die Geistlichkeit unterhält Seminarien; höhere Lehranstalten in den einzelnen Staaten werden von diesen unterstützt. Unter den Bildungsanstalten gehören 10 zur ersten Klasse; in ihnen wird gelehrt: Latein, Philosophie, kanonisches Recht, Theologie und andere kirchliche Dinge; einige haben auch Lehrstühle für das Natur- und Volkerrecht, für bürgerliches Recht und für die englische und französische Sprache. Im J. 1850 hatten diese Anstalten 3024 Schüler. Die Lehranstalten zweiter Klasse sind sämmtlich in der Stadt Mexiko, ihre Zahl beläuft sich auf 6: es sind die Kollegien von San Ildefonso, San Gregorio, San Juan de Letran, die medicinische Schule, die Bergschule und die Kriegsschule. An diesen sechs Anstalten studir-

Digitized by Google

ten 1850 1506 Schüler. An höheren Lehranstalten in den Einzelstaaten sind 20 vorhanden, die Vorbereitungsanstalten mitgerechnet. Von den verschiedenen wissenschaftlichen Akademien nennen wir: in der Stadt Mexiko die mexikanische Gesellschaft für Geographie und Statistik, das Hidalgo-Lyceum, die literarische Akademie von San Juan de Letran, in Guadalajara die philolatrische Gesellschaft und die Falange de Estudio, in Yucatan die Akademie der Wissenschaften und Literatur und zwei ähnliche in Queretaro und Morelia. Das Unterrichts- und Erziehungswesen ist durch den Kongreßbeschluß vom 10. Okt. 1825 geordnet. Die Bibliotheken sind unbedeutend an Zahl. Die der Kathedrale in der Hauptstadt hat etwa 13,000 gedruckte und handschriftliche Werke, die der Universität 9000 und die von San Gregorio 4000. In Puebla ist eine öffentliche Staatsbibliothek. Für Kunstbildung ist außerordentlich wenig geschehen. Zwar besteht in M. eine Akademie für Malerei und Skulptur (Academia de San Carlos), welche einige gute Schüler erzogen hat; aber auf die Geschmacksbildung im Ganzen hatte sie bis jetzt wenig Einfluß. Daß es an Talent für plastische Darstellungen nicht fehlt, erkennt man an den Wachsbildern und Statuetten, welche sehr naturgetreu Gruppen aus dem Volke, einzelne Figuren, Früchte, Thiere u. dgl. darstellen. In der Baukunst macht sich Mangel an schönen Mustern bemerklich. Die öffentlichen u. Privatgebäude der Städte sind zum großen Theil sehr solid, massenhaft, auch zweckmäßig; aber es fehlt die Eleganz der äußern Form, und in der großen Mehrzahl der Gebäude herrscht ein traditioneller spanischer Baustyl vor. Das Nationalmuseum in der Hauptstadt, 1822 gegründet, enthält Bildsäulen, Götterbilder, Reliefs, Waffen, musikalische Instrumente und besonders altmexikanische hieroglyphische Handschriften, aber größtentheils ungeordnet und von Niemand benutzt. Obwohl in M. alle Welt spielt und singt, liegt doch die musikalische Bildung noch sehr im Argen. Originell ist das Volkslied, die Tanzweise, welche ursprünglich spanisch ist, aber sich eigenthümlich ausgeprägt hat. Der Glanzpunkt für die prosane Musik bleibt immer die Oper, und die Neigung für das Theater überhaupt ist in den Städten sehr vorherrschend. Man gibt zum Theil die Werke der alten spanischen Klassiker, theils die der neuern Zeit, aber auch Uebersetzungen und Bearbeitungen des Guten und Schlechten aller Nationen. Im Lande selbst hat die dramatische Literatur nur wenige Bearbeiter von Namen; die Dichtungen von Manuel Gorostiza sind wohl die vorzüglichsten. Zuweilen sieht man eine Art Nachbildung der frühern Autos sacramentales, Schaustellungen biblischer Scenen, mit poetischer Erklärung und Musik. Die Literatur im Allgemeinen hat bis jetzt nur Anfänge aufzuweisen. Im 16. Jahrhundert zeigte sich in M. ein reger wissenschaftlicher Eifer; dagegen zeichneten sich das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts durch große Armuth an Geistesprodukten aus. Es lag dies im System der Regierung, welche jede selbstständige Entwickelung des Geistes in den Kolonien als eine Kühnheit, die üble Konsequenzen herbeiführen könnte, niederdrücken ließ. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts erwachte ein neuer Geist für wissenschaftliche Forschung. Aus diesem Zeitraum existiren zwei vorzügliche Werke über die Geschichte des Landes, das von Mariano Veytia und dem Abbé Clavigero. Um dieselbe Zeit wirkte Diego Abadiano, ein gelehrter Geistlicher als Historiker, Dichter und Kritiker, und es entstand die erste Literaturzeitung „Gazeta de literatura", welche viel zur Verbreitung eines wissenschaftlichen Strebens beitrug. Ein hervorragendes Talent, Velasquez de Leon, wandte sich dem Studium der Mathematik und Astronomie zu und bereicherte die Wissenschaft durch seine Schriften, das Land durch seine Verbesserungen im Bergbau. Gamboa kommentirte das Bergwerksgesetz, und Andres del Rio, Professor an der Bergschule in Mexiko, schloß durch seine Werke über Mineralogie, Geognosie und Geologie diesen Theil der Naturwissenschaft dem spanischredenden Publikum auf. Die Kämpfe der Revolution brachten in das schön begonnene wissenschaftliche Streben einen nachtheiligen Stillstand. Erst 1821 nach dem Ende der spanischen Herrschaft beginnt eine neue Epoche für die Literatur. Der Licentiat Zarate schrieb Romane, welche durch ihre scharfe Zeichnung der socialen Zustände des Landes von großem Interesse sind, eine Anzahl guter Fabeln und redigirte die Zeitschrift: „El pensador mejicano." In den letzten Jahrzehnten hat die vorherrschende Neigung der Kreolen für Poesie die schöne Literatur durch eine Reihe von Werken bereichert, welche der Beachtung werth sind. Außer dem schon genannten Gorostiza haben Calderon und einige Andere dramatische Werke geliefert; Pesado, Zeredia, Sanchez-Taglo, Ortega, Payno u. A. zeichnen sich als Lyriker aus. Für die Bearbeitung der Geschichte seines Vaterlandes erwarb sich Karl Maria Bustamante ein Verdienst durch die Herausgabe verschiedener Handschriften des 16. Jahrhunderts. Als geistreicher Schriftsteller mit elegantem Styl zeichnet sich Lorenzo Zavala aus. Lucas Alaman schrieb historische und statistische Abhandlungen, die mit Beifall aufgenommen wurden. Cervantes, de la Clave und Lejarza veröffentlichten schätzenswerthe Beiträge zur Naturgeschichte (Botanik), u. Joseph Maria Bustamante bereicherte die Wissenschaft durch geographische, orographische und geognostische Forschungen. Die Zahl der Zeitungen, welche durch das ganze Land erscheint, ist beträchtlich (1850 erschienen deren 54); aber nur wenige sind mit Geist und Geschick redigirt. Von Interesse sind die vorhandenen Sammlungen von Volksliedern.

Das gegenwärtige M. begreift den größten Theil des ehemaligen Vicekönigreichs Neuspanien, das in das eigentliche M. oder Altmexiko, den mittlern und südlichen, in Neumexiko, den nordöstlichen, und in Kalifornien, den nordwestlichen Theil des Landes umfassend, zerfiel. Die Verfassung vom 4. Okt. 1824 ist die einer „repräsentativen, volksthümlichen u. föderativen" Republik und beinahe dieselbe, wie die der Vereinigten Staaten, den Hauptunterschied ausgenommen, daß die Nationalreligion die römischkatholische ist und stets bleiben soll. Die diesen

Digitized by Google

Föderativstaat bildenden freien, souveränen und für sich unabhängigen Staaten führen in ihrer Vereinigung den Titel: Vereinigte mexikanische Bundesstaaten (Estados unidos Mexicanos). Das Wappen ist ein gekrönter Adler, welcher mit dem linken Fuße auf einer aus einem mitten in einem See liegenden Felsen vorspringenden Nopalpflanze steht, mit der rechten Klaue eine Schlange faßt und im Begriffe ist, sie zu zerreißen. Die Nationalflagge besteht aus drei lothrechten Streifen, grün, weiß und roth, in der Mitte mit dem schwebenden Adler. Die Souveränetät steht dem Volke zu und ist in die gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt getheilt. Die gesetzgebende Gewalt ist einem Generalkongreß übertragen, welcher aus dem Senate und dem Hause der Deputirten besteht. Die letzteren werden vom Volke gewählt, je einer kommt auf 50,000 Seelen. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Abgeordneten 144. In den Senat schickt jeder einzelne Staat 2 vom Volke gewählte Senatoren; 2 werden vom Bundesdistrikt gewählt, u. eine der Anzahl der Staaten gleiche Zahl wählt außerdem der Senat, der oberste Gerichtshof und die Abgeordnetenkammer. Alle zwei Jahre scheidet ein Drittel der Senatsmitglieder aus. In jeder Kammer muß mehr als die Hälfte der Mitglieder anwesend seyn, wenn sie beschlußfähig seyn soll. Gegenwärtig zählt der Senat 66 Mitglieder. Die vollziehende Gewalt hat der Präsident, der alle 4 Jahre gewählt wird, und erst nach Ablauf von 4 Jahren nach beendigter Amtsdauer wieder gewählt werden kann. Ihm steht ein Vicepräsident zur Seite. Beide werden vom Generalkongreß aus den von dem Kongresse der einzelnen Staaten vorgeschlagenen Personen gewählt. Bundesstadt ist Mexiko mit einem Umkreise von 2 Meilen, wo sich der Kongreß alle Jahre versammelt. Während der Zwischenzeit von einer Kongreßsitzung zur andern besteht ein Staatsrath, der aus der Hälfte der Senatoren zusammengesetzt ist u. in dem der Vicepräsident den Vorsitz führt. Das Ministerium ist aus einem Minister des Innern, des Aeußern, der Finanzen, des Kriegs und des öffentlichen Unterrichts zusammengesetzt. Weder Geburt noch Reichthum sollen Vorrechte geben, vollkommene Gleichheit der Rechte bestehen, die politische Preßfreiheit nie suspendirt werden, Güterkonfiskation und Tortur, Einkerkerungen auf bloße Indicien hin nie mehr vorkommen. Jeder Mexikaner von 18 Jahren ist vollkommen selbstständig und frei, doch muß jeder Deputirte 25, jeder Senator 30 Jahre, der Präsident und Vicepräsident (stets geborene Mexikaner) 35 Jahre alt seyn. Die Regierung der einzelnen Staaten ist ähnlich wie die Bundesregierung eingerichtet. Die Gemeindeangelegenheiten werden von Ayuntamientos besorgt. Die Rechtspflege ist in traurigem Zustande, obwohl es in der Verfassungsurkunde nicht an tönenden, unparteiischen Rechtsschutz verheißenden Phrasen fehlt. Die Kriminalprozesse, die sich Jahre lang hinschleppen, enden bei dem schlechten Zustand der Gefängnisse ziemlich regelmäßig mit dem Davonlaufen der Verbrecher. Die Civilrechtspflege leidet unheilbar unter der widersinnigen Bestimmung, welche die fortdauernde Gültigkeit des altspanischen Rechts mit allen seinen zahllosen Formeln, Ausnahmen, Kontroversen und Widersprüchen bestehlt. Die erste Instanz liegt in den Händen ungebildeter Alkalden, die häufig weder lesen, noch schreiben können und, weil sie keine Besoldung erhalten, der Bestechung um so zugänglicher sind. Von der Abfassung nationaler Gesetzbücher, von durchgreifenden Reformen ist viel die Rede gewesen, aber nie etwas geschehen. Die Finanzverwaltung ist in demselben schlechten Zustande, wie die Justiz. Die Staatseinnahme vom 1. Juli 1851—52 betrug 8 Millionen, die Ausgabe 11 Millionen Piaster; es stellte sich daher ein Deficit von 3 Millionen heraus. Die Einnahmen fließen zumeist aus Ein- und Ausfuhrzöllen und andern indirekten Abgaben. Den größten Theil verschlingt das Heer. Die Ausgaben der Einzelstaaten belaufen sich auf dieselbe Summe; die Einnahmen derselben fließen aus mittelbarer und unmittelbarer Besteuerung. Die Staatsschuld betrug 1854 118 Millionen Piaster. Nicht weniger als 10 Millionen schuldet die Regierung den bürgerlichen und Militärbeamten, deren es 1850 3447 gab. Die Landmacht besteht aus dem stehenden Heere (ejercito permanente), der Landwehr (milicia activa) und der Nationalgarde (milicia civica). Nach der neuesten Organisation sollte das Heer auf 91,299 Mann gebracht werden; in Wirklichkeit bestand es 1850 aus 8909 Mann, nämlich 3632 Mann Linieninfanterie, 1507 Mann Reiterei, 658 Mann Artillerie, 232 Mann aktive Miliz, 303 Sappeure ꝛc., 1282 Soldaten in den Militärstationen u. 1295 Mann Nationalgarde. Die Zahl der Offiziere betrug 520, unter denen 259 Generale und Stabsoffiziere. Das Gesetz über die Nationalgarde hat nicht durchgeführt werden können; 1850 waren etwa 60,000 Mann in derselben eingeschrieben. Das Heer ist der eigentliche Krebsschaden M.'s, denn es hindert nicht allein durch die ungeheuern Kosten, die es verursacht, jede durchgreifende Reform, von ihm sind auch seit 1825 alle Revolutionen ausgegangen, die bisher Unordnung und Unsicherheit permanent erhalten haben. M. hat 3 Festungen: Veracruz mit dem Fort San Juan de Ulloa, San Carlos bei Perote und San Diego bei Acapulco, alle tüchtig gebaut, aber in Verfall. Die Kriegsmarine besteht in 9 kleinen Schiffen mit zusammen etwa 35 Kanonen und 300 Mann Bemannung. Die ganze Republik zerfällt gegenwärtig, außer dem kleinen Bundesdistrikt Mexiko mit der gleichnamigen Bundeshauptstadt und außer den 3 Territorien Altkalifornien, Colima und Tlaxcala, die keine unabhängige innere Verwaltung haben, in 21 Staaten, nämlich: Mexiko mit der Hauptstadt Toluca, Guerrero mit der Hauptstadt Chilpalcingo, Queretaro, Puebla, Veracruz, Tabasco, Yucatan, Chiapa, Oaxaca, Mechoacan oder Valladolid, Jalisco oder Guadalaxara, Tamaulipas, San-Luis Potosi, Guanaxuato, Zacatecas, Durango, Cohahuila, Neu-Leon, Chihuahua, Sonora und Cimaloa. Dazu kommt noch der von unabhängigen, wilden Indianern bewohnte große Landstrich im Norden der Republik. Die wichtigsten Städte sind Mexiko, Guadalaxara, Guanaxuato, Morelia oder Valla-

Digitized by Google

dolid, San-Luis Potosi, Puebla de los Angelos, Queretaro, Guajaca oder Oaxaca, Veracruz, Tampico und Acapulco.

Geſchichte. Von den Stämmen, welche das alte Anahuac bewohnten, waren die ausgezeichnetſten die Tolteken, die, von Norden vordringend, wahrſcheinlich vor dem Ende des 7. Jahrhunderts auf das Gebiet von Anahuac kamen. Nach allen Berichten waren die Tolteken im Landbau und in vielen Handwerken wohl unterrichtet; ſie waren geſchickte Metallarbeiter, erfanden die komplicirte, ſpäter von den Azteken angenommene Zeitentheilung, und von ihnen aus floſſen überhaupt die Quellen jener Kultur, wodurch ſich dieſer Theil des amerikaniſchen Kontinents ſpäter auszeichnete. Ihre Hauptſtadt war Tula, nördlich vom mexikaniſchen Thale. Nach einem Zeitraume von 4 Jahrhunderten, nachdem es ſeine Herrſchaft über die fernſten Grenzen von Anahuac hinaus verbreitet hatte, verſchwand dieſes merkwürdige Volk eben ſo ſtill und geheimnißvoll aus dem Lande, wie es in daſſelbe gekommen war. Nur ein geringer Theil deſſelben blieb zurück. Nach Verlauf weiterer 100 Jahre zog eine zahlreiche rohe Horde, die Chichemeken genannt, aus Nordweſten in das verödete Land. Ihnen folgten raſch andere Stämme von höherer Geſittung. Die bekannteſten von dieſen waren die Azteken oder Mexikaner und die Acolhuaner. Die letzteren, ſpäter mehr unter dem Namen der Tezkukaner, von ihrer Hauptſtadt Tezcuco bekannt, breiteten ihre Herrſchaft über die roheren Horden im nördlichen Lande aus, während ihre Hauptſtadt ſich mit einer zahlreichen Bevölkerung erfüllte, die ſich mit manchen der nützlichern Künſte einer gebildeten Staatsgeſellſchaft eifrigſt beſchäftigte. In dieſem blühenden Zuſtande wurden ſie plötzlich von ihren kriegeriſchen Nachbarn, den Tepaneken, angegriffen. Ihre Landſchaften wurden überwältigt, ihr König ermordet und die blühende Stadt Tezcuco fiel den Siegern in die Hände. Aus dieſem gedrückten Zuſtande erlöſte der begabte Prinz Nezahualcoyotl († um 1470), der rechtmäßige Thronerbe, den Staat und öffnete demſelben eine neue Epoche des Gedeihens, die ſelbſt glänzender als die frühere war. Ueber die Mexikaner, die dem Lande den Namen gaben und das eigentliche mexikaniſche Reich gründeten, ſ. Azteken. Zur Zeit, als Ferdinand Cortez 1519 in Veracruz landete, ſaß Montezuma auf dem Throne der Azteken. Cortez beſiegte die halb ſouveräne Republik von Tlascala, gewann dieſelbe zur Bundesgenoſſin u. rückte in Mexiko ein, wo er den Kaiſer Montezuma hinterliſtig gefangen nahm, darauf aber (1520) von dem erbitterten Volke aus der Stadt vertrieben wurde. Doch drang er in demſelben Jahre unter heftigen Kämpfen wieder vor und belagerte die Hauptſtadt, die ihm 75 Tage lang Trotz bot, endlich aber doch erobert ward (21. Auguſt 1520). Der letzte Kaiſer, Guatimozin, ward hingerichtet, das Land unterjocht und der neu eroberte Staat unter dem Namen Neuſpanien 1540 unter einen ſpaniſchen Vicekönig geſtellt. Vergeblich ſuchten die Eingeborenen durch wiederholte Aufſtände das Joch abzuſchütteln; Spanien führte in M. ein noch ſtrengeres Sequeſtrationsſyſtem ein, als in ſeinen übrigen Kolonien, und dabei war allen Fremden der Zutritt unterſagt. Der geſammte überſeeiſche Handel war auf die Häfen von Veracruz und Acapulco beſchränkt. Von dem letztern ging alljährlich eine einzige königliche Galeone von 12—1500 Tonnen nach Manila, von wo ſie Specereien und andere koſtbare chineſiſche und oſtindiſche Waaren holte und dagegen Silber, Gold und einige europäiſche und ſpaniſch-amerikaniſche Manufaktur- und Bodenerzeugniſſe nach den Philippinen führte. Den Handel mit Europa durch den Hafen von Veracruz beſorgten einige von der Regierung privilegirte ſog. Regiſterſchiffe. Im J. 1778 ſchaffte Spanien dieſe Regiſterſchiffe ab und geſtattete mehren ſeiner Häfen eine freie Kommunikation mit M. Die mexikaniſchen Kreolen durften weder Weinſtöcke oder Olivenbäume pflanzen, noch Hanf, Flachs oder Safran bauen, das Land keine anderen Erzeugniſſe als die des Mutterlandes verbrauchen. Trotz dieſer Bedrückung bewährte M. lange die Treue gegen das Mutterland, bis die Vertreibung der bourboniſchen Dynaſtie aus Spanien auch hier einen Umſchwung herbeiführte. Die Verwirrungen in Spanien regten in M. den Gedanken an, eine eigene Junta zu bilden, die mit dem Vicekönig zur Vertheidigung des Landes zuſammen wirken könne. Die Kreolen hofften bei dieſer Gelegenheit, ſich Gleichberechtigung mit den Spaniern erwerben zu können, und der Vicekönig Iturrigaray war geneigt, ihrem Wunſche zu willfahren. Dagegen erhob ſich aber die altſpaniſche Partei, die ihr Monopol der Aemter und des Handels nicht fahren laſſen wollte, und ſo ward in einem Anfſtand am 18. September 1808 der Vicekönig von 400 Handlungsdienern überfallen und gefangen, der gethane Schritt auch von den Behörden gebilligt und Iturrigaray in Spanien zu einigen Jahren Gefängniß verurtheilt. Sein Nachfolger ward der Erzbiſchof Lizana, der aber ſchon 1810 durch Francesco Xavier de Venegas erſetzt ward. Letzterer ſuchte M. im Gehorſam gegen die Cortes und die Regentſchaft in Cadix zu erhalten, vermehrte aber nur die Unzufriedenheit der Kreolen, und bald bildete ſich eine Verſchwörung, an deren Spitze der Pfarrer zu Dolores, Miguel Hidalgo y Coſtilla, trat und die im Militär ihre Verzweigungen hatte. Der Aufſtand ſollte am 1. Nov. 1810 in allen Provinzen des Vicekönigreichs zugleich ausbrechen; da aber die Behörden einige Kunde von der Sache erhielten und den Corregidor von Queretaro, Dominguez, den ſie fälſchlich für das Haupt der Verſchwörung hielten, verhaften ließen, glaubten die Verſchworenen losbrechen zu müſſen. Ein Hauptmann des Regiments, Allende, brach mit den ihm ergebenen Soldaten und 800 Freiwilligen von San Miguel el Grande auf und ſtieß zu Hidalgo, der (16. Sept.) die ihm beſonders ergebenen Indianer und die Bergleute aufrief und, nachdem noch mehre Truppentheile zu ihnen geſtoßen waren, San Miguel el Grande plünderte und mit 40,000 Mann gegen Guanaxuato zog, das am 29. September in ſeine Hände fiel. Hidalgo fand hier 5 Mill. Piaſter, richtete eine Regierung ein, gewann den eifrigſten Beiſtand der Indianer, deren Tribut er aufhob, ſah ſich durch den Beitritt

Digitized by Google

der Städte Lagos, Zacatecas und anderer verstärkt, zog in Valladolid ein (20. Okt.), ließ sich zum Generalissimus und Allende zum Generalkapitän ernennen, theilte sein Heer von 80,000 Mann in 80 Regimenter, nahm die alten Farben der Aztekenkaiser (weiß und blau) an und drang bis Toluca vor, während er einen anderen Pfarrer, Morelos, der zu Valladolid mit einem Haufen Indianer zu ihm gestoßen war, nach Acapulco schickte, um auch diese Gegenden zur Insurrektion zu veranlassen. Zwar schlug er den Obersten Trujillo, den ihm der Vicekönig mit nur 5000 Mann entgegengeschickt hatte, doch trat weder die Stadt Mexiko, noch das umliegende Land seiner Sache bei, so daß er nicht wagte, mit seinen zuchtlosen Banden die Hauptstadt anzugreifen, und am 1. November nach Aculco zurückging. Hier griffen ihn die Generäle Calleja und Cadena (7. Nov.) an, und er erlitt durch die Flucht der Indianer eine gänzliche Niederlage, die sich bei Guanaruato (24. Nov.) wiederholte. Nochmals sammelte Hidalgo ein Heer von 70,000 Mann mit 136 Kanonen bei Guadalarara, ward aber am 17. Januar 1811 von Calleja nach 11stündigem Kampfe nochmals geschlagen und floh in die nördlichen Provinzen, wo er von seinen eigenen Genossen gefangen genommen und den Spaniern ausgeliefert wurde (21. März), die ihn am 27. Juli hinrichten ließen. Der Parteigängerkrieg dauerte in den Provinzen zwar fort, und namentlich entwickelte Morelos, der die Südküste beherrschte, einen Sieg bei Tixtla gewann (19. Aug. 1811) und, von Nicholas Bravo unterstützt, unter glücklichen Gefechten gegen die Hauptstadt heranzog, eine gefährliche Macht, doch konnte er sich zu Quantla Amilpas nicht gegen das von Calleja geführte Belagerungsheer halten und erlitt beim Rückzuge schwere Verluste (Mai 1812), während die Zügellosigkeit der Insurgentencorps die Kreolen abschreckte, sich entschieden von den Mexikanern zu trennen. Morelos erfocht mit Bittoria, Bravo, Guerrero, Trujano, Galeano noch einzelne Vortheile, eroberte Oriazala, Oaxaca und Acapulco und behauptete besonders in den südlichen Provinzen die Oberherrschaft; aber Zwistigkeiten unter den Führern gefährdeten schon damals diese Erfolge. Morelos ward aber durch Bland und den Kreolenobersten Iturbide (1. Jan. 1814) geschlagen, gerieth durch Verrath in die Hände der Spanier (3. Nov. 1815) und ward von Inquisition und Kriegsgericht verurtheilt und erschossen. Jedenfalls würde die Revolution durch Mangel an Unterstützung von Seiten der mächtigsten Volksklasse allmählig erloschen seyn, wenn nicht Calleja, der seit dem 4. März 1814 Vicekönig war, durch Bedrückungen aller Art sie von Neuem angefacht und selbst die Anhänger der Regierung erbittert hätte. Sein Nachfolger, der Admiral Apodaca (Sept. 1816), suchte zwar den Aufruhr durch Milde zu beschwichtigen, aber es war bereits zu spät. Allerdings wurde (22. Dec. 1817) Nicholas Bravo gefangen, Bittoria verjagt und Xaver Mina, der in mehren Gefechten siegreich war, durch Verrath gefangen (27. Okt.) und erschossen (11. Nov.), und nur Guerrero hielt sich noch aufrecht gegen die überall siegreichen Spanier; da jedoch die Kreolen, die zum Theil Führerstellen in der Armee bekleideten und zu den seitherigen Erfolgen Vieles beigetragen hatten, sich nach wie vor gegen die Allspanier zurückgesetzt sahen und zudem die Bedürfnisse des Hofes die Schonung der Volkskräfte, die der Vicekönig für nöthig erkannte, nicht erlaubten, griff die Unzufriedenheit um sich und veranlaßte eine Verschwörung angesehener Kreolen, deren Ausbruch die Nachricht von der Militärrevolution in Spanien beschleunigte. Die freigegebene Presse zeigte sich dem Streben nach Unabhängigkeit immer günstiger und Guerrero trat kecker hervor. Der Vicekönig, der keine Ahnung von der Verschwörung hatte, sendete ein Haupt derselben, den unternehmenden und ehrgeizigen Iturbide, gegen ihn, der sich sofort (im Jan. 1821) mit Guerrero vereinigte, mit seinen Truppen gegen die Hauptstadt zog und am 24. Febr. zu Iguala den berühmten Grito d'Iguala erließ, worin er eine konstitutionelle Monarchie unter Ferdinand oder einem anderen bourbonischen Prinzen, die Berufung eines Kongresses, den Spaniern Sicherheit, der Kirche Schutz verkündigte. Bald traten ihm mehre Heerführer, wie Bustamente, Barragan, Quintanar, Cartazar, Negrete, bei, die Städte ergaben sich und das Volk strömte zu, so daß sich Iturbide mit 50,000 Mann den 5—6000 Spaniern gegenüber sah. Apodaca's Nachfolger als Vicekönig, O'Donoju, überzeugte sich schnell von der Hoffnungslosigkeit seiner Sache und schloß am 24. Aug. 1821 einen Vertrag mit Iturbide auf der Grundlage der Proklamation von Iguala, worauf die spanische Besatzung die Hauptstadt räumte und Iturbide (27. Sept.) triumphirend einzog. Nach dem bald erfolgten Tode des Vicekönigs stand Iturbide allein an der Spitze der Staatsgewalt, sah sich aber bald, während er die niedern Volksklassen durch mannichfache Erleichterungen und durch sein herablassendes Benehmen für sich gewann, von den Spaniern nicht nur, sondern auch von den Republikanern und zahlreichen Rivalen bedroht, so daß er sich bewogen fand, den äußersten Schritt zu thun und sich von den Proletariern (Leperos) in der Nacht vom 18. Mai zum Kaiser Augustin I. ausrufen zu lassen. Von ihm beorderte Truppen rückten in die Hauptstadt ein, und nach stürmischen Debatten ernannte der Kongreß am 21. Mai Iturbide, der „Nothwendigkeit" nachgebend, zum Kaiser. Die stolze Etikette, die der neue Kaiser annahm, Verfolgungsmaßregeln, die er ergriff, die Finanznoth und das durch sie erzeugte Papiergeld, sowie manche andere Maßregeln, erregten jedoch bald Unzufriedenheit im Volke und selbst unter den Truppen, so daß der General Santa Ana oder Santana (2. Dec.) in Veracruz die Republik proklamiren konnte. Zwar wurden die Haufen Guerrero's und Bravo's, die sich der Revolution angeschlossen, gesprengt, aber der vertrauteste Freund Iturbide's, Echevarri, ging zu Santa Ana über. Iturbide rief den Kongreß zusammen, fand aber nur Opposition und dankte daher den 19. März 1823 ab, worauf der Kongreß M. zu einem Freistaate und am 16. Dec. 1823 für einen Bundesstaat erklärte, dessen Verfassung am 4. Oktober 1824 ins Leben trat. Zum ersten Präsidenten der Republik wurde am 31. Jan. 1824 der Ge-

Digitized by Google

neral Vittoria erwählt und der Sklavenhandel vom 13. Jan. 1825 an durch ein Gesetz abgeschafft. Am 29. Dec. 1824 erklärte der Kongreß seine Sitzung für geschlossen. Die Republik M. ward zuerst von den Vereinigten Staaten und am 1. Jan. 1825 von Großbritannien, hierauf von Portugal, Brasilien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark und Preußen, später auch von Frankreich anerkannt; mit dem Fall des Forts San Juan d'Ulloa, das nach langer Belagerung am 19. Nov. 1825 kapitulirte, verlor Spanien den letzten Punkt, den es in Mexiko noch inne hatte. Das Jahr 1826 verfloß mit Staatseinrichtungen in der jungen Republik in tiefem Frieden. Selbst ihrem Hasse gegen die Spanier entsagten die siegreichen Mexikaner, versöhnten sich mit denen, die im Lande blieben, und erhoben sie selbst zahlreich zu Stellen in dem neuen Staate. Viele von ihnen saßen im Kongresse, oder waren Offiziere im Heer, oder Beamte der verschiedenen Ministerien; einige hatten sogar Theil an der vollziehenden Gewalt, oder führten das Oberkommando in den Provinzen und an den Küsten. Alles schien sich zur Eintracht zu gestalten, als ein encyklisches Schreiben des Papstes Leo XII., in welchem die Mexikaner ermahnt wurden, sich der Autorität des Mutterlandes wieder zu unterwerfen, unruhige Bewegungen veranlaßte. Die Geistlichkeit war der großen Mehrheit nach ganz dem spanischen Interesse zugethan, das Volk aber war gegen ein mit dem Papste abzuschließendes Konkordat, welches von den Altspaniern gewünscht wurde; die Legislaturen einzelner Staaten widersetzten sich demselben förmlich, die Generalversammlung des Staats Xalisco entzog sogar dem Klerus die Erhebung des Zehnten und übergab die Verwaltung desselben einer eigenen Junta. Während der Kongreß mit der Berathung der römischen Angelegenheiten beschäftigt war und über den Entwurf zu einer eignen Kirchenjunta Verhandlungen Statt fanden, trat der Mönch Arenas als Gesandter des Königs von Spanien auf und suchte mit Hülfe vieler Altspanier zu Gunsten des Mutterlandes eine Kontrerevolution zu Stande zu bringen. Zwar nahm dieser Versuch mit der Verhaftung und Erschießung Arenas' ein schnelles Ende, erweckte jedoch bei der Regierung Verdacht und bei den Eingeborenen den schlummernden Haß gegen alle Spanier, den die Eifersucht der Kreolen und die leidenschaftlichen Angriffe auf die Spanier in den öffentlichen Blättern noch bedeutend steigerten. Die Folge war, daß der Kongreß am 14. Mai 1827 durch eine Verordnung alle in dem Heere, den Zollämtern und der Postverwaltung angestellten Spanier von ihren Stellen auf so lange entfernte, bis das Mutterland M.'s Unabhängigkeit anerkannt haben würde, und ein Dekret vom 16. Okt. 1827 auch die Vertreibung der spanischen Geistlichkeit aussprach. Um diese Zeit nahmen die Parteien eine entschiedene Stellung u. neue, der Freimaurerei entlehnte Bezeichnungen an. Die Partei der aristokratischen Independenten, die Escoceses, wünschten einen spanischen Prinzen auf dem Throne von M. zu sehen; an die Partei der demokratischen Independenten, die Yorkinos, schlossen sich die Centralisten oder Aristokraten an, welche statt der demokratischen Föderation eine aristokratische Centralregierung wollten. Jene zählten viele Mitglieder in der Kirche und dem Heere und bestanden aus liberalen Kreolen, den alten Imperialisten und aus Spanischgesinnten. An ihrer Spitze stand der General Bravo, der Vicepräsident der Republik, welcher am 1. Jan. 1828 in der Stille von Mexiko abreiste, sich mit Montano vereinigte und mit 600 Mann auf Tulancingo marschirte. Der General Guerrero stellte sich an die Spitze der Regierungstruppen und machte durch raschen Angriff und schnellen Sieg in weniger als einem Monat dem ausgebrochenen Bürgerkriege ein Ende. Bravo selbst wurde gefangen und mit seinen Mitschuldigen zur Deportation verurtheilt. Hierauf mußten die einflußreichsten Altspanier das mexikanische Gebiet räumen. Der übrige Theil der ersten Hälfte des Jahres 1828 verfloß ruhig; aber die bevorstehende Präsidentenwahl entfesselte die politischen Leidenschaften aufs Neue. Als Kandidaten standen sich gegenüber der General Guerrero, der Held der Südprovinzen u. als Mestize der Abgott der Patrioten, ein guter Soldat, aber ohne Kenntnisse in der Staatsverwaltung, und der Kriegsminister Gomez Pedrazza, ein Mann nicht ohne Kenntnisse u. Talente, aber ein entschiedener Anhänger der Aristokratie und angeblich im geheimen Einverständnisse mit den Spaniern. Als die Wahl am 1. Sept. auf Pedrazza fiel, während Guerrero Vicepräsident ward, griff der General Santa Ana, Kommandant des Staats Veracruz, zu den Waffen u. rückte mit 1500 Mann bis Perote, von wo er eine Proklamation erließ, in welcher er Annullirung der Wahl, Ernennung des Generals Guerrero, die definitive und vollständige Verbannung sämmtlicher Spanier aus dem ganzen Gebiete der Republik forderte. Am 2. Dec. wurden die Parteien in den Straßen M.'s handgemein; am 4. Dec. entschied sich der Sieg für die Yorkinos, mit denen sich Linientruppen und Leperos vereinigt hatten; der Pöbel aber plünderte drei Tage lang die Häuser der Escoceses und Spanier. Der Kongreß hatte beim Ausbruch der Insurrektion seine Sitzungen aufgehoben und Pedrazza mit den ersten Behörden die Stadt verlassen. Nur Vittoria blieb und vereinigte sich mit den Insurgenten. Am 6. Dec. wurden die Behörden aus Anhängern Guerrero's besetzt, welcher letztere bis zum Antritt der Präsidentenwürde das Kriegsministerium übernahm. Pedrazza verzichtete auf die oberste Staatsstelle und begab sich nach Europa. Der wieder versammelte Kongreß bestätigte am 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl zum Präsidenten u. erließ am 20. März ein Gesetz, das alle Spanier für immer von dem Boden des mexikanischen Gebiets verbannte. 22,000 Spanier verließen darauf mit ihrem beweglichen Vermögen, das auf 140,000,000 Doll. geschätzt wurde, das Land. Bustamente ward Vicepräsident, General Santa Ana Kriegsminister. Inzwischen hatte Spanien eine Expedition zur Wiedereroberung M.'s in Havana ausgerüstet und dem Brigadegeneral Barradas den Oberbefehl über die Truppen gegeben. Die Expeditionstruppen, ungefähr 3400 Mann, landeten am 24.—27. Juli

Digitized by Google

1829 bei Punta de Xeres, 4¼ Meilen von Tampico, u. bemächtigten sich am 7. Aug. dieser Stadt, wurden aber von Santa Ana eingeschlossen, so daß Barradas sich genöthigt sah, am 11. Sept. 1829 zu kapituliren u. sich nach Havaña einzuschiffen. Kaum war indessen der Boden von dem fremden Feinde befreit, als der Parteikampf aufs Neue im Innern entbrannte. Es brach gegen den als Mestize den aristokratischen Parteien aller Farben gleich verhaßten Guerrero eine Verschwörung aus, an deren Spitze der Vicepräsident Bustamente stand. Guerrero legte nach kurzem Widerstande seine Präsidentenstelle nieder und begab sich mit den ihm treu gebliebenen Truppen in den südlichen Theil des Landes. Eine provisorische Regierung übernahm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und berief den Kongreß, welcher sich am 1. Jan. 1830 versammelte u. **Bustamente** zum Präsidenten erwählte. Zwar versuchte Guerrero im Juli 1830 sich wieder an die Spitze der Republik zu stellen; allein mehrmals geschlagen und gefangen, ward er am 17. Febr. 1831 zu Oaxaca erschossen. Bustamente stellte die Ordnung wieder her, beleidigte aber durch aristokratisches Regiment und besonders durch Aufhebung des Dekrets, welches die Spanier verbannte, das Nationalgefühl der Patrioten und Indianer. Daher erhob 1832 Santa Ana in Veracruz die Fahne der Insurrektion gegen Bustamente und den von Aristokraten und Theokraten beherrschten Kongreß, proklamirte Pedrazza als den allein rechtmäßigen Präsidenten und fand bald einen so starken Anhang, namentlich unter der Nationalpartei, daß er sich gegen die Regierung im offenen Felde zu behaupten wagte. Die Mehrheit der Staaten erklärte sich für Pedrazza, und nach mehren Gefechten entschied Santa Ana's Sieg bei Puebla (am 1. und 2. Okt. 1832) den Kampf. Bustamente schloß mit Pedrazza und Santa Ana eine Uebereinkunft ab, nach welcher Pedrazza bis zum 1. April 1833 Präsident bleiben, das Föderativsystem nicht angetastet werden u. für alle Ereignisse seit 1828 eine allgemeine Amnestie eintreten sollte. Am 2. Jan. 1833 rückten die vereinigten Truppen, etwa 10,000 Mann stark, in die Hauptstadt ein, und am folgenden Tag hielt Pedrazza, von Santa Ana u. Bustamente begleitet, seinen feierlichen Einzug u. bezog den Nationalpalast. Im März 1833 wurde **Santa Ana** zum Präsidenten u. der Arzt Valentin Gomez Farias zum Vicepräsidenten erwählt, Bustamente wanderte (24. Juni) in die Verbannung. Santa Ana ließ schon im Mai 1833 den Wunsch aussprechen, daß man ihn zum Diktator erklären möge. Da er aber noch zu starken Widerstand fand, stellte er sich, als sey Alles wider seinen Willen geschehen, wußte aber doch den Vicepräsidenten Farias, der den Führer der konstitutionellen Partei gemacht hatte, zu entfernen und Bravo, der sich ihm widersetzen wollte, durch Alvarez und Vittoria zur Unterwerfung zu bringen. Im Kongresse herrschten die Reformers vor, und Santa Ana ließ sie gewähren. Sie öffneten die Klöster, erklärten die Zehnten für eine Gewissenssache, beschränkten das Militärbudget und dachten schon an Einziehung der Kirchengüter. Santa Ana nahm Urlaub und zog sich aufs Land zurück. Sofort brachen Aufstände gegen den Kongreß aus, der es mit Kirche und Heer verdorben hatte; die Partei Santa Ana's vereinigte sich mit den Gegnern der Reform, der Kongreß wurde aufgelöst und ein neuer gewählt, den Santa Ana am 4. Jan. 1835 eröffnete. Am 2. Febr. 1835 reichte er plötzlich dem versammelten Kongreß seine Resignation ein, worauf der General **Barragan** zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Zugleich erhob sich in den Staaten Zacatecas, San Luis und Durango ein Aufstand, den der General Alvarez leitete und der gegen Santa Ana gerichtet war. Dieser, vom Kongreß mit dem Oberbefehl betraut, schlug die unter General Garcias ausgezogenen Einwohner von Zacatecas, zog als Sieger in Mexiko ein und erließ am 23. Okt. 1835 ein Edikt, welches die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten aufhob u. die ganze Republik aus einer föderativen zu einer centralistischen machte. Diese Ereignisse beschleunigten den Aufstand und den Abfall von Texas (s. d.), das sich am 2. März 1836 für unabhängig erklärte, nachdem Santa Ana von den Texanern bei San Jacinto (20. April 1836) geschlagen und gefangen worden war. In M. entstanden nun hin- und herwogende Kämpfe zwischen Santa Ana's Anhängern und Gegnern, welche letztere das Uebergewicht behielten, auch als er selbst zurückgekehrt war (20. Febr. 1837); der aus Frankreich zurückgekehrte **Bustamente** ward zum Präsidenten erwählt (25. Febr.). Um diese Zeit (16.—19. Dec. 1836) ward die Unabhängigkeit M.'s auch von Spanien anerkannt. Aber es begannen auch in Folge der Beeinträchtigung u. Gewaltthätigkeiten, welche französische Bürger in M. erfuhren, die Zwistigkeiten mit Frankreich, die am Ende zum Kriege mit diesem Staat führten. Am 13. April 1838 erklärte der französische Kapitän Bazoche alle Häfen der mexikanischen Küste in Blokadezustand, und nachdem Frankreich die von M. angerufene britische Vermittelung abgelehnt, erschien im Okt. 1838 im mexikanischen Meerbusen ein aus 3 Fregatten, 2 Korvetten, 5 Briggs, 2 Bombarden und 2 Dampfschiffen bestehendes französisches Geschwader, das, als die Regierung des Freistaates auf die Forderung, daß die Franzosen ermächtigt werden sollten, in dem ganzen Umfange der Republik den Detailhandel zu betreiben, nicht einging, am 27. Nov. 1838 die Beschießung des Forts San Juan de Ulloa begann. Nach Verlauf von 4 Stunden waren sämmtliche Batterien des Forts zum Schweigen gebracht, und der Kommandant von Veracruz, General Rincon, unterzeichnete eine Kapitulation, der gemäß das Fort am folgenden Morgen von den Franzosen besetzt wurde. Als die Nachricht von dieser Kapitulation nach Mexiko kam, verweigerte der Präsident Bustamente die Genehmigung derselben, und ein Beschluß des Kongresses vom 30. Nov. 1838 erklärte Frankreich den Krieg; General Santa Ana erhielt den Auftrag, mit den Truppen, die in Folge der Kapitulation aus Veracruz zurückgezogen waren, diese Stadt von Neuem zu besetzen. Am 4. Dec. 1838 rückte Santa Ana in Veracruz ein, u. ein Ueberfall der Franzosen am 5. März ward zurückgeschlagen. Endlich kam am 9. März 1839 unter britischer

Digitized by Google

Vermittelung ein Friede zu Stande, in welchem M. Genugthuung und eine Entschädigung von 600,000 Piastern an Frankreich leisten mußte. Kaum aber war nach außen der Friede hergestellt, als die innern Kämpfe wieder begannen. Schon 1835 war Kalifornien unter Vallajo gegen das Centralisationssystem aufgetreten, hatte sich aber später gefügt. Im Jahre 1840 aber trat in den an Texas grenzenden Provinzen ein Föderalistencorps unter Liergo, Canales und Zapata auf, das eine förmliche Lostrennung von M. bezweckte. Die Provinzen Yucatan und Tabasco bildeten eine Konföderation, in der Hauptstadt selbst erhob General Urrea die Fahne des Aufstandes (25. Juli 1840) und nahm sogar Bustamente gefangen. General Valencia sammelte zwar die treu gebliebenen Truppen u. befreite den Präsidenten, doch zogen erst am 27. Juli die Föderalisten unter dem Versprechen einer vollständigen Amnestie und der Verwendung des Generals Valencia für Reform der Verfassung ab. Santa Ana wußte unter dem Vorwande des Kampfes gegen die erst im Sept. 1841 gänzlich besiegten Föderalisten eine faktische Diktatur zu behaupten, worauf er nach Bustamente's Abgang die Präsidentenstelle übernahm. Dagegen erklärte sich Yucatan, wo die Föderalisten die Oberhand behielten, für unabhängig. Santa Ana veränderte im Dec. 1842 die Verfassung nach seinem Ermessen und verwirrte überhaupt durch willkürliches, anmaßendes und gewaltthätiges Verhalten im Innern und gegen Außen alle Verhältnisse. Am 1. Nov. 1844 brach in Guadalazara unter dem General Paredes, am 2. Dec. in der Hauptstadt unter General Herrera ein Aufstand aus, in Folge dessen Herrera zum interimistischen Präsidenten eingesetzt ward. Auf die Nachricht von dieser Umwälzung rückte Santa Ana, der unterdessen Puebla vergeblich belagert hatte, gegen die Hauptstadt vor, wurde jedoch von seinem Heere verlassen, auf der Flucht am 5. Jan. 1845 ergriffen, von dem Kongreß des Hochverraths, der Veruntreuung öffentlicher Gelder und des Amtsmißbrauchs angeklagt und am 16. April zu lebenslänglicher Verbannung und Vermögenskonfiskation verurtheilt. Er ging nach Havana, u. Herrera wurde Präsident. Aber eine schlimme Erbschaft war diesem Nachfolger namentlich in den Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika gebliben. Der Kongreß zu Washington erklärte u. vollzog 1845 die Einverleibung von Texas in die Union, und M. mußte sich dazu bequemen, die Unabhängigkeit von Texas anzuerkennen. Inzwischen rüstete M. zum Krieg, beschleunigte aber damit nur die Kriegserklärung von Seiten der Union am 13. Mai 1846. die schon vorher durch den Befehl an General Taylor, über den Rio Grande zu rücken, in Kraft getreten war. Taylor langte am 29. März vor Matamoras an, siegte am 8. Mai bei Palo Alto u. gewann auch später eine Schlacht bei Reseca de la Palma. In M. war indessen der Präsident Herrera am 30. Dec. 1845 durch eine unblutige Umwälzung gestürzt und General Paredes zu seinem Nachfolger ernannt worden. Dieser hatte darauf ein kriegerisches Ministerium gebildet und alle Vermittelung mit der Union abgewiesen. In Folge seiner Siege hatte Taylor bereits am 17. Mai sein Heer am rechten Ufer des Rio-Grande bei Norte vereinigt, und am folgenden Tage verließ der mexikanische Oberbefehlshaber Arista mit noch 4000 Mann Matamoras und setzte sich nach Monterey in Neu-Leon in Bewegung. Bei der Eröffnung des Kongresses in M. am 6. Juli erklärte Paredes, daß er selbst mit allen disponiblen Truppen an die Nordgrenze marschiren werde; ehe es aber dahin kam, wurde Paredes durch die Partei Santa Ana's gestürzt und am 5. August gefangen gesetzt. General Sales übernahm provisorisch die neue Regierung und rief den Kongreß zu einer neuen Präsidentenwahl zusammen. Santa Ana kehrte am 15. Aug. von Havana zurück, hielt am 15. Sept. seinen Einzug in die Hauptstadt und ward am 1. Okt. zum Generalissimus der Armee ernannt. Das amerikanische Heer hatte sich inzwischen, nachdem General Sales alle Vermittelungsversuche von Seiten Englands abgelehnt, namentlich durch den Zuzug deutscher Freiwilliger ansehnlich verstärkt und zog, außer der Hauptarmee unter Taylor, in drei verschiedenen Kolonnen gegen M. heran. Am 15. Sept. verließ Taylor Comargo und erschien am 19. vor Monterey, welches General Ampudia mit 7000 Mann und einigen Tausend Rancheros oder berittenen Landleuten vertheidigte. Am 20. Sept. erfolgte der Angriff auf die Stadt, und am 24. kam, nach beträchtlichen Verlusten auf beiden Seiten, eine Kapitulation zu Stande, wonach die mexikanische Armee freien, ehrenvollen Abzug erhielt, den Amerikanern aber die Besetzung der Citadelle und des bischöflichen Palastes zugestanden, eine sechswöchentliche Waffenruhe festgesetzt und eine Demarkationslinie längs dem Rio del Tigre bestimmt wurde. Noch im Laufe des Oktobers erhielt indeß Taylor von Washington aus, wo man den Waffenstillstandsvertrag verworfen hatte, den Befehl, die Demarkationslinie zu überschreiten u. den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen. Nachdem er darauf Saltillo im Staate Cohahuila, ohne Widerstand zu finden, besetzt, trat eine abermalige Pause in den Operationen ein. Unterdessen war die Kolonne unter General Wool vom 8. Okt. an über den Rio-Grande bei Norte in den Staat Cohahuila gerückt, besetzte am 1. Nov. dessen Hauptstadt Monclova und vereinigte sich Mitte December zu Saltillo mit Taylor. Die zweite Kolonne unter Oberst Kearney hatte gleichfalls ohne Kampf, aber unter vielfachen Entbehrungen am 16. Aug. Santa-Fé, die Hauptstadt von Neumexiko, erreicht, worauf Kearney am 22. Aug. dies Gebiet der Union einverleibt erklärte; am 1. Okt. trat er selbst, unterdessen verstärkt, den denkwürdigen Marsch nach Kalifornien an, wogegen der von ihm detachirte Oberst Donniphan südwärts gegen Chihuahua vorrückte, die gleichnamige Hauptstadt dieses Staats ohne Schwertstreich einnahm und nach einem höchst beschwerlichen Marsche von 360 deutschen Meilen Mitte Mai 1847 in Saltillo eintraf. Zu der dritten Kolonne gehörten die Operationen der Südseeflotte unter Kommodore Sloat, der Kalifornienexpedition von Newyork und des nun zum General ernannten Kearney von Santa-Fé aus. Bereits am 6. Juli 1846 war durch Proklamation des Kom-

Digitized by Google

mobore Sloat vom Hafen Monterey aus die Besitzergreifung von Neukalifornien erfolgt. Stocktons Sieg am 8. und 9. Jan. 1848 bei Los-Pueblos hatte den Friedensvertrag vom 2. Febr. zur Folge, wodurch Neukalifornien an die Union abgetreten wurde. General Taylor in Saltillo, welchem zur Bildung der sogenannten Veracruzarmee, die geradezu auf die Hauptstadt Mexiko selbst losgehen sollte, der größte Theil seiner Truppen entzogen worden war, wurde erst im Dec. 1846 durch das Eintreffen des Generals Wool wieder kampffähig. Sein Heer bestand jetzt wieder aus 4500 Mann Infanterie und 1200 Mann Kavalerie mit 16 Geschützen. Dagegen stand Santa Ana, der als Generalissimus der mexikanischen Armee in Potosi seine Truppen koncentrirt und die Generale Urrea u. Minon mit 5—6000 Rancheros zur Beunruhigung des Feindes vorgesendet hatte, Mitte Februar 1847 bei Salado, nur 3 M. südlich von Saltillo, mit 15,000 Mann Infanterie, 6000 Mann Kavalerie u. 28 Geschützen. Am 22. und 23. Febr. kam es zur Schlacht bei der nahen Meierei Buena-Vista, in welcher die Amerikaner 700 Mann an Todten und Verwundeten, darunter eine große Anzahl höherer Offiziere, verloren, die Mexikaner aber nach einem Verluste von angeblich 4000 Mann die Wahlstatt räumten. Taylor blieb nun ruhig in Saltillo u. beschäftigte sich mit der Organisation des Landes, während die Veracruzarmee unter dem General Scott, unterstützt durch eine Flotte von 37 Schiffen mit 395 Kanonen, am 13. März die Einschließung und am 18. die Belagerung der von 5000 Mexikanern besetzten, mit Geschützen und Vorräthen reichlich versehenen Stadt Veracruz begann und durch ein verheerendes Bombardement vom 22. bis 26. März, nachdem der mexikanische General Morales das Kommando niedergelegt, und dessen Nachfolger, General Don Jose Juan Landero, die Uebereinkunft zu Puente de Hornos erzwang, in welcher Veracruz und das Fort San-Juan de Ulloa, sowie die Forts Santiago und Concepcion kapitulirten. Am 29. zog Scott in die zum vierten Theile in Trümmern liegende Stadt ein, ernannte den General Worth zum Gouverneur der Festungen und rückte um die Mitte des April mit kaum 10 000 Mann Infanterie, 256 M. Kavallerie u. 15 Geschützen nordwestwärts gegen Xalapa vor. Santa Ana, der sich nach der Schlacht bei Buena-Vista über Potosi zurückgezogen und auf die Nachricht von der Belagerung von Veracruz nach der Hauptstadt geeilt war, wurde daselbst zum Präsidenten der Republik ernannt, leistete am 23. März als solcher den Eid der Treue, hielt am folgenden Tage seinen Einzug, sammelte zu den 6000 Mann, die er mitbrachte, mühsam noch einige Tausend Streiter und ergänzte die bedeutenden Verluste seiner Artillerie. Bei dem verschanzten Dorfe Cerro-Gordo erlitt er am 18. April durch General Scott eine neue Niederlage mit bedeutendem Verluste, zog sich darauf nach Orizaba zurück, organisirte den Guerrillaskrieg und begab sich dann, um der Friedenspartei entgegenzuwirken, nach der Hauptstadt, wo er zum Diktator erwählt, eine Zwangsanleihe von 1 Million Dollars ausgeschrieben, das Kriegsgesetz verkündigt, durch starke Verschanzungen dem Feinde der Weg zum Vordringen verlegt und im August durch Herbeiziehung des Generals Valencia aus Potosi die Streitmacht wieder auf 20,000 Mann mit 50 schweren und 30 Feldgeschützen vermehrt wurde. Die Amerikaner hatten am 22. April Xalapa und Perote besetzt und am 27. das Hauptquartier nach Puebla verlegt, wo Scott mehre Monate unthätig auf Verstärkung aus Veracruz warten mußte. Am 9. Aug. rückte er mit etwa 12,000 Mann und 30 Geschützen unter fast täglichen Gefechten auf höchst schwierigen Wegen vor. Am 19. und 20. Aug. kam es zu den Schlachten bei Contreras u. Churubusco; in ersterer verlor Santa Ana vier Generale und 1500 Mann an Gefangenen, in letzterer büßte er 3000 Mann und 15 Geschütze ein. Scott, der diese Siege mit dem Verluste von 16—1800 Mann erkauft hatte, machte hierauf Friedensvorschläge und fand diesmal bei Santa Ana mehr Nachgiebigkeit. Sein Feind nämlich, der frühere Präsident Paredes, welcher seiner Haft entkommen und nach M. zurückgekehrt war, hatte von Orizaba aus eine Guerrillasarmee gebildet und durch seine zahlreichen Anhänger sich auf eine bedrohliche Weise rasch verstärkt. So kam es am 23. Aug. zwischen Santa Ana u. Scott zu einem Waffenstillstande, während dessen die Friedensunterhandlungen zu Ende geführt werden sollten. Indessen geblehen letztere zu keinem Resultate, theils weil auf beiden Seiten die Forderungen zu hoch gestellt wurden, theils weil mehre Staaten im Vertrauen auf Paredes, der erklärt hatte, er werde den Krieg fortführen, so lange noch ein Amerikaner auf mexikanischem Boden stehe, Ende August ein Sonderbündniß zur Fortsetzung des Kampfes geschlossen hatten u. deshalb Santa Ana die Verhandlungen möglichst hinzuziehen suchte. So verstrich die Frist des Waffenstillstandes und der Krieg begann von Neuem. Am 13. Sept. rückte Scott gegen die Hauptstadt vor, nahm die beiden Forts Chapultepec und Königsmühle und begann am 14. die Beschießung; am 15. wurde M. erstürmt und ein noch an demselben Abende ausgebrochener Volksaufstand am 16. unterdrückt. Santa Ana war entflohen, Paredes verschollen, die mexikanische Armee zerstoben, und nur der Guerillaskrieg wurde im Lande fortgeführt. Erst am 2. Febr. 1848 kam zu Guadalcupe-Hidalgo ein Friedensvertrag zu Stande, welcher, von dem mexikanischen Kongreß zu Queretaro unter dem Vorsitze des wieder zum Präsidenten ernannten Generals Herrera am 29. Mai 1848 ratificirt, von der Republik M. die jenseits des Rio-Grande del Norte gelegenen und nun zu Texas geschlagenen Theile der Staaten Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua, sowie Neumexiko und Neukalifornien, im Ganzen etwa 30,000 □M., abtrennte, den Amerikanern freie Schifffahrt auf dem untern Rio-Colorado und im kalifornischen Meerbusen gewährte, wogegen die Union 15 Millionen Dollars an M. zahlen und außerdem die Entschädigungen, welche M. nordamerikanischen Bürgern laut frühern Uebereinkünften zu zahlen hatte, übernehmen und M. vor den Indianerstämmen, welche auf den abgetretenen Gebietstheilen wohnen, schützen sollte. Im Juli verließen die amerikanischen Truppen die Haupt-

Digitized by Google

stadt. Gegen dieselbe und die Friedenspartei zog nun, unterstützt von dem Guerillasführer Pater Jaranta, der wieder zum Vorschein gekommene Expräsident Paredes, welcher ein Manifest gegen die neue Regierung erlassen und sich der Stadt Guanaruato bemächtigt hatte, wurde aber am 14. Juli bei Marsil von den Regierungstruppen unter General Bustamente geschlagen und sah nach einer zweiten Niederlage seine gegen Herrera gerichteten Pläne völlig vereitelt. Das Budget, das dem von Letzterm am 2. Nov. vertagten u. am 1. Jan. 1849 wieder eröffneten Kongresse vorgelegt wurde, ergab ein Deficit von nicht weniger als 7 Mill. Thalern. Neue Verlegenheiten bereitete ein im April wiederholter Aufstand des Generals Paredes, der zwar ebenfalls unterdrückt wurde, aber aufs Neue dazu beitrug, die Unsicherheit der öffentlichen Zustände zu vermehren. Die Verbesserung der Finanzen und die Regelung der Nationalschuld war das doppelte Ziel, welches der Präsident Herrera in seiner Eröffnungsrede vom 1. Jan. 1850 den Arbeiten des Kongresses vorlegte. Das Jahr begann mit einem Budget von 8 Mill. Piaster Einnahmen und 11 Mill. Ausgaben, also mit einem Deficit von 3 Millionen Piaster. Zu dieser finanziellen Kalamität kamen aber noch die Schwierigkeiten, welche die angeblich durch nordamerikanische Intriguen erfolgten gewaltsamen Aufstände und Angriffe der wilden Indianerhorden in den nördlichen u. westlichen Grenzstaaten, ferner ein Vernichtungskampf mit den, wie es hieß, durch England aufgereizten Indianern von Yucatan und endlich die vor Ablauf des Jahres zu treffende Präsidentenwahl darboten. Gleichwohl traten die gefürchteten Ereignisse nicht ein. Zwar führten die Indianerkriege die Verödung blühender Landschaften herbei, und wegen der Wahl zur Präsidentschaft entbrannten die heftigsten Parteikämpfe; aber die besonders beunruhigenden Gefahren von Seiten der nördlichen Indianer, in Folge deren schon am 16. Juni 1849 die sieben Staaten Altkalifornien, Sonora, Cinoloa, Chihuahua, Cohahuila u. Tamaulipas ihre Unabhängigkeit proklamirt hatten, hatten gleichwohl keine Zersprengung der Konföderation zur Folge; in Yucatan wurde während des ganzen Jahres 1850 der Krieg unter verschiedenen Wechselfällen, zuletzt aber zum Vortheil der Weißen geführt, und bei der Präsidentenwahl behielt die republikanische Partei die Oberhand. Am 15. Jan. 1851 trat der mit einer sehr starken Majorität erwählte General und bisherige Kriegsminister Don Mariano Arista als Präsident an die Spitze der Vollzugsgewalt. Sein Vorgänger Herrera starb am 15. April. Die Versuche der neuen Regierung, das restriktive Zollsystem in ein gemäßigtes Schutzsystem zu verwandeln, scheiterten an dem Widerstande der reichen Monopolisten u. des von ihnen abhängigen Kongresses. Da erhob sich gegen Ende September der Bürgergardenoberst Carbajal gegen die Föderalregierung, um Herabsetzung der Zölle und Aufhebung der Prohibitionen zu erzielen, und belagerte nach einigen Gefechten gegen die Regierungstruppen den befestigten Hafen von Matamoras am Rio-Grande del Norte. Der dortige Gouverneur Avalos gewann jedoch durch die kühne Maßregel, auf eigene Verantwortung den Zolltarif für Matamoras zu ändern, die Prohibitionen aufzuheben und die Zölle noch mehr herabzusetzen, alle Einwohner für sich, und Carbajal mußte nach achttägigem Kampfe die Belagerung aufheben und später sogar nach Texas übertreten, von wo aus sein Unternehmen lebhaft unterstützt worden war. Ein inzwischen von der Föderalregierung bei dem Kongresse eingebrachter Entwurf auf Zollreform wurde am 24. Nov. in der Deputirtenkammer nur mit Einer Stimme Majorität angenommen und blieb, da der Senat durch Schließung der Sitzungen die Diskussion abschnitt und diesem Beschlusse die Deputirtenkammer beitrat, völlig wirkungslos. Da sich indessen durch das Verfahren des Generals Avalos der Import fast ausschließlich nach Matamoras gelenkt hatte, was den Ruin aller andern Handelsplätze befürchten ließ, wandte sich selbst das diplomatische Corps zuletzt mit Beschwerden an die Regierung, die die Zollreduktion des Generals Avalos desavouirte, dagegen eine allgemeine Konsumtionssteuer von 8 Procent auf jeden zu Markte gebrachten Gegenstand ausschrieb. Die Erbitterung über diese Maßregel, der Widerstand des Kongresses gegen die Zollreform, die Mißstimmung der Generale über denselben, die Neigung der Einzelstaaten zur Unabhängigkeit, die wiederholten Rüstungen Carbajals und das immer drohendere Vordringen der Indianerstämme, alles Dies stellte nicht nur das Fortbestehen der Regierung, sondern der ganzen Föderation in Frage. Die Revolution von 1852 brachte den General Cevallos an die Spitze der Regierung. Die allgemeine, in Volks- und Soldatenaufständen sich kundgebende Anarchie bot dem seit 1847 in Jamaica lebenden und auf die Rückkehr nach M. sinnenden Santa Ana die günstigste Gelegenheit hierzu. Nachdem bereits die Aufständischen ihn aufgefordert hatten, zurückzukehren und sich an die Spitze zu stellen, wurde er im Februar 1853 vom Präsidenten Cevallos selbst und den Führern des Aufstandes zur Präsidentschaft berufen. Er landete in Veracruz und hielt am 27. April 1853 seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Santa Ana entwickelte sogleich eine gewaltige Thätigkeit und schonungslose Energie; eine seiner ersten Maßregeln war die Entfernung seiner politischen und persönlichen Gegner. So wurde General Arista veranlaßt, das Land zu verlassen, während Andere, wie General Uraga, mit politischen Missionen ins Ausland betraut wurden. Als Behuf für das Ministerium wurde ein Staatsrath aus 21 wirklichen und 10 stellvertretenden Mitgliedern ernannt und derselbe im April eingesetzt. Jede Legislativautorität in der gesammten Republik wurde aufgehoben, wodurch das Föderativsystem abgeschafft und das der Centralisation an seine Stelle getreten war. Zugleich wurden die Aemter des Civil- und Militärgouverneurs in den einzelnen Staaten in einer Person vereinigt. Demgemäß ward auch die Berufung eines Kongresses für jetzt nicht beliebt. Am 25. April erfolgte die Publikation eines strengen Preßgesetzes, das namentlich für die Zeitschriften die Bedingungen der Konzessionserwerbung, der Kaution und der Enthaltung von jeder Besprechung der einheimischen Zustände stellte

Digitized by Google

und schwere Strafbestimmungen für jede Uebertretung enthielt. Besonderer Eifer wurde auf die Organisation der Armee verwendet, die durch Einführung einer regelmäßigen Rekrutirung zu einer imposanten Höhe gebracht werden sollte. Daneben ward aller Privatbesitz von Waffen verboten. Endlich wurde, um die Geistlichkeit zu gewinnen, die Wiedereinführung des Jesuitenordens bekretirt, dem alle seine vormaligen Besitzungen zurückgestellt werden sollten. Im Ganzen zeigte sich das Volk zufrieden mit der plötzlichen Unterdrückung der Anarchie und mit dem scharfen Regimente einverstanden. Nur das neue Zollgesetz, das alle bisherigen Hoffnungen auf eine günstigere Gestaltung der Handelsverhältnisse wieder zerstörte, war mit Unwillen aufgenommen worden. Doch blieb äußerlich wenigstens die Ruhe gewahrt, ja Santa Ana ward vom Senat am 16. Dec. mit lebenslänglicher Diktatur bekleidet u. ihm zugleich der Titel: Alteza serenissima beigelegt. Die drohenden Verhältnisse zu der nordamerikanischen Union waren inzwischen durch den sogenannten Gadsdenvertrag geordnet worden, kraft dessen M. das streitige Mecillathal im mexikanischen Staate Chihuahua den Vereinigten Staaten für 10 Mill. Dollars überließ. Außerdem erhielten die Bürger der Vereinigten Staaten das Recht, sich auf dem Golf von Kalifornien nach den nördlich gelegenen Ländern der Union zu begeben; alle durch mexikanische Staatsbürger erworbenen Sonderrechte sollten erloschen seyn, ausgenommen die der Sloogesellschaft betreffenden der Straße über die Landenge von Tehuantepec, bezüglich welcher die von der Gesellschaft mit der mexikanischen Regierung unter Cevallos und später (21. März) mit dem Gesandten der Union abgeschlossene Uebereinkunft aufrecht erhalten blieb, wonach einer aus Mexikanern und Bürgern der Vereinigten Staaten gebildeten Gesellschaft das Recht verliehen wurde, über den Isthmus von Tehuantepec eine Verbindungsstraße zwischen dem atlantischen und stillen Ocean zu erbauen, deren alle Nationen ohne Ausnahme sich bedienen könnten und zu deren Passirung weder Pässe noch Sicherheitskarten erforderlich wären. Die Einfälle der Indianer wiederholten sich dagegen mit um so größerer Heftigkeit, da die vielfach bewährten Militärkolonien an der Grenze aufgelöst waren. Besonders in Cohahuila richteten die Wilden große Verheerungen an; doch wurden auch Sonora, Durango, Nuevo Leon und Zacatecas hart bedrängt, Städte und Dörfer zerstört und geplündert, so daß sich endlich die Regierung zur Rückgabe eines Theiles der Waffen an die Einwohner verstehen mußte. Ein Einfall des Majors Walker aus Kentucky in Unterkalifornien war Anfangs vom Glück begünstigt, so daß Unterkalifornien zu einer unabhängigen Republik erklärt, eine neue Regierung eingesetzt, ja sogar eine Art Legislatur zusammengebracht wurde. In den ersten Monaten 1854 mehrfach geschlagen, mußten die Eindringlinge aber endlich froh seyn, mit dem Leben davon zu kommen, und zerstreuten sich wieder nach Oberkalifornien und Texas. Inzwischen hatten die ungewohnt harten Maßregeln Santa Ana's im Lande selbst zuletzt Erbitterung u. eine mehr u. mehr um sich greifende dumpfe Gährung erzeugt. Die Regierung versuchte zwar durch Verbannung oder Einziehung einflußreicher Persönlichkeiten, wie de la Rosa, Ledo, de Laserna, Samora, den nahenden Sturm zu beschwichtigen, doch kam es schon in mehren Gegenden zu offenen Aufständen, deren bedeutsamster der des Generals Alvarez war, der am 22. Jan. 1854 ein Pronunciamento erhob, Santa Ana und seinem System des Krieg erklärte, zur Wiedereinführung des Repräsentativsystems aufforderte, Vernichtung der Tyrannei und Herstellung des Rechtszustandes ꝛc. versprach (Plan von Ayatla vom 1. März). Indem Alvarez zunächst sich die Freundschaft der Nordamerikaner zu erwerben trachtete und deshalb auch Acapulco zum Freihafen erklärte, blieb er beständig Sieger gegen die wider ihn ausgeschickten Regierungstruppen, und so verbreitete sich der Aufstand im Laufe des Jahres von Süden aus immer weiter in die mittleren Länder hinein. Zugleich wurde die Republik abermals von einem auswärtigen Einfall bedroht, der von dem Grafen Raousset de Boulbon ausging, aber durch die Niederlage und Gefangennehmung des Letztern im Juli 1854 scheiterte. Die gefangenen Gemeinen wurden von Santa Ana begnadigt, der Graf aber mit seinen Offizieren am 12. Aug. zu Guayamas erschossen. Dagegen entfaltete sich der Aufstand des Generals Alvarez 1855 erst in seinem ganzen Umfange, und auch andere rebellische Häuptlinge, unterstützt von texanischen Freibeutern, beunruhigten die nördlichen Provinzen der Republik. In dem ersten entscheidenden Treffen wider sie am 22. und 23. Juli bei Saltillo wurden die Anhänger Santa Ana's geschlagen und völlig zerstreut, worauf Monterey in die Hände der Aufständischen fiel. Schon verbreitete sich die Revolution rings um die Hauptstadt, und in derselben erhob die liberale Partei ungescheut das Haupt wider den Diktator. Nachdem ihm der Gesandte der Union die verlangte Auszahlung der von dem Verkaufe des Mecillathales noch rückständigen 3 Millionen verweigert hatte, raffte Santa Ana den Rest der früher erhaltenen Kaufsumme zusammen und verließ am 9. Aug. mit 1400 Mann Garde die Hauptstadt unter dem Vorwande, die Rebellen zu bekämpfen, erließ auf dem Wege nach Veracruz aus der Stadt Perote eine Proklamation an die Nation, in welcher er unter harten Vorwürfen gegen seine Feinde und unter der Prophezeiung von vielen Jahren der Anarchie für die Republik seine Abdankung erklärte, u. schiffte sich am 19. Aug. nach Havana ein. General Carrera ergriff nun durch Proklamation vom 15. Aug. die oberste Gewalt, nannte sich Vicepräsident und erklärte, den Plan von Ayatla durchaus als Richtschnur nehmen zu wollen. Ein außerordentlicher Kongreß, zu welchem sämmtliche Häupter der Revolution eingeladen wurden, sollte am 16. Sept. zu Dolores-Hidalgo zusammentreten. Die geheime Polizei wurde abgeschafft und eine Amnestie für alle politischen Verbrechen erlassen. Der überaus großen Finanznoth des Staates wurde durch ein Anlehen bei der Geistlichkeit abzuhelfen gesucht; doch verstand sich dieselbe nur zu der Zahlung von 40,000 Dollars. Carrera's Stellung war übrigens von vornherein eine durchaus schwankende, und als ihm

Digitized by Google

mehre Städte und Staaten den Gehorsam verweigerten, wich er schon nach Monatsfrist dem General Diaz de la Vega, der indeß ebenfalls nach einigen Wochen abtrat. Ihm folgte General Juan Alvarez, das Haupt der Progressisten, ein Mann, der sich rücksichtlich seiner Bildung wenig über die Indianer erhob. Während im Osten des Landes der General Bidanini mit seinem Anhange die Departements Cohahuila, Tamaulipas und Nuevo Leon losreißen und als Republik unter dem Namen Sierra Madre konstituiren wollte, bildete sich in der Hauptstadt selbst eine Verschwörung gegen Alvarez, welche ihn zwang, am 10. Dec. die Präsidentschaft niederzulegen. An seine Stelle trat General Commonfort, mit dem Titel Substitutpräsident bekleidet, der 36. Präsident innerhalb 40 Jahren, der 5. innerhalb 4 Monaten. Auch er war nicht der Mann des allgemeinen Vertrauens. Weil er gemäßigten Grundsätzen huldigte, waren die Progressisten (Puros) mit ihm unzufrieden, und weil er die Dekrete seines Vorgängers, welche die Vorrechte der Klerisei und der Armee aufgehoben hatten, in Geltung ließ, protestirten alle Bischöfe gegen ihn, und die Truppen verliefen massenweise die Fahnen. Der Regierungsrath verweigerte die Eidesleistung u. vertagte sich; der Stadtrath der Stadt Mexiko löste sich auf. Diese Schwäche der Regierung benutzten die Gouverneure der Staaten, als vollkommene Tyrannen zu regieren, und bereiteten der Centralregierung dadurch eine wesentliche Verlegenheit, daß sie die Staatseinkünfte zurückbielten, so daß diese, da die direkten Steuern aufgehoben waren, ohne alle Geldmittel war. Um sich nur einiges Geld zu verschaffen, mußte sich der Präsident mit den Spekulanten vergleichen, welche dem Expräsidenten Santa Ana auf die noch von Nordamerika zu beziehenden Summen Vorschüsse gemacht hatten, worauf Santa Ana's Eigenthum konfiscirt wurde. Inzwischen war General Jose Lopez Uraga, der mexikanische Gesandte in Berlin, von den Konservativen als Präsident berufen, Anfangs 1856 in Veracruz angekommen, aber sofort von Regierungstruppen verhaftet worden und sollte nach der Hauptstadt abgeführt werden. Jedoch ein Theil der militärischen Eskorte revolutirte zu Gunsten Uraga's, und während des Kampfes zwischen den beiden Parteien der Truppen gelang es Uraga, zu entkommen. Indessen hatte sich die Regierung Commonforts besonders dadurch gestärkt, daß sich der Präsident mehr der liberalen Partei zugeneigt und sich in seinen Maßregeln nach deren Wünschen bequemt hatte. Es war ein neues Gesetz zur Organisation der Verwaltung entworfen, berathen und vom Präsidenten bestätigt worden, ein neues Verfassungsgesetz war zur Vorlage für den Kongreß ausgearbeitet. Von besonderer Wichtigkeit war aber das am 25. Juni vom Kongreß mit großer Stimmenmehrheit angenommene und am 28. Juni publicirte Gesetz, wornach der Klerus kein Grundeigenthum besitzen sollte; alles in der Hand der Kirche befindliche liegende Eigenthum sollte verkauft werden, um in Privatbesitz besser bearbeitet u. rentabler gemacht zu werden. Uebrigens sollte der Kaufpreis entweder baar oder in 6procentigen Renten der Kirche übergeben werden, und die Regierung beanspruchte bloß die Verkaufssumme von 5 Procent, wobei dieselbe, bei der ungeheuren Menge von Kirchengütern, 15 Mill. Dollars in ihren Schatz zu erhalten hoffte. Zugleich ward im ganzen Staate Gewissensfreiheit gewährleistet, die Jesuiten wurden aus dem Lande gewiesen und die Häfen Auswanderern geöffnet, um die alternde Nationalität der Europäer u. Eingeborenen durch ein neues Element zu verjüngen. Vgl. Prescott, History of the conquest of Mexico, 3 Bde., Bost. 1844; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1845; Young, History of Mexico, Newyork 1847; Torrente, Historia general de la revolucion moderna hisp.-americana, 5 Bde., Madrid 1829—30; Mora, Mejico y sus revoluciones, 8 Bde., Par. 1836; Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Darstellung der Republik M., 2 Bde., Hannov. 1844; Mrs. Calderon de la Barca, Life in M., 2 Bde., Newyork 1842; Reisebeschreibungen von Brantz, Mayer, Chevalier, Farnham, Robinson, Thompson, Gilliam, Reisen in M., Leipz. 1853.

Mexiko, Staat der mexikanischen Union, gebildet aus einem Theile der vormals spanischen Intendantur gleichen Namens, umfaßt einen Flächenraum von 2133 □Meilen mit 2,000,000 Einwohnern in 8 Distrikten: Acapulco, Cuernavaca (Cuauhuahuac), Tasco (Tlaeco), Toluca, Tlalpam, Tula, Tulancingo und Huejutla. Von diesem, ganz in der heißen Zone liegenden Lande sind mehr als $^3/_5$ Gebirgsland mit großen Hochebenen, über 7000 Fuß über dem Meere hoch. Die Bergkuppe Nevado de Toluca erreicht die Linie des ewigen Schnees. Die höchste Spitze derselben, Pico del Fraile, ist 15,259 Fuß hoch. Das Klima ist sehr mannichfaltig, heiß und ungesund an der Küste bis zur eisigen Kälte der Region des ewigen Schnees. Eben so wechseln auch die Bodenerzeugnisse. Die Flüsse, größtentheils nur Waldströme, sind Rio Zacatula oder Balsas, der Rio de Mescala u. der Rio Guautitlan. Die bedeutendsten Seen, außer denen im Thal von Tenochtitlan, sind die von Ateneo, Coateteleo und Tecuanecingo im Thal von Toluca, Lerma und Ixtlahuaca. Der Kanal von Huehuetoca oder Nechistongo gehört zu den riesenhaftesten Wasserbauten der Welt. Unter den Einwohnern gibt es verschiedene Indianerstämme. Hauptstadt ist Toluca (früher Toloean).

Mexiko, die Hauptstadt der ganzen Republik Mexiko u. des ehemaligen Königreichs Neuspanien, die merkwürdigste u. prächtigste Stadt Amerika's, die mit ihrem Gebiet den Bundesdistrikt bildet, wurde 1524 von Cortez auf den Trümmern der 1521 von ihm zerstörten alten Hauptstadt des mexikanischen Reichs erbaut. Indeß nimmt sie nur einen Theil des alten M., nach dem aztekischen Kriegsgott Merikatl benannt, oder Tenochtitlan (Temixtitlan), wie es damals hieß, ein. Dieses alte M. lag auf einer Inselgruppe des Sees von Tezcuco, wohin vom Lande mehre über das Wasser hervorragende, vom Grunde des See's aus mit Steinen aufgebaute Dämme führten. Damals bespülten die Wellen dieses Sees die Mauern der Stadt. Jetzt hat sich der See über $^1/_4$ Meile von der Stadt zurückgezogen, so daß sie ganz auf dem festen Lande im Südwesten des See's von Tezcuco und nördlich von einem andern kleinern See,

Digitized by Google

Xochimilco genannt, auf einem ebenen Boden am Kanale Viga liegt, der aus dem Chalcosee in den Tezcucosee führt. Das Thal von Tenochtitlan oder M., 7000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, liegt auf dem Plateau von Anahuac, auf dem Rücken jener gewaltigen Cordilleren, die das Thal von M. mit einem ovalen Felsenring kolossaler Bergmassen umgeben. Dieses Thal hat eine Ovalform und ist ungefähr 11 Meilen lang und 8 Meilen breit, von welchem Raum 5 Seen einen bedeutenden Theil einnehmen. Die Verschiedenheit der Höhe der Wasserspiegel dieser stufenweise über einander sich erhebenden Seen verursacht häufige und große Ueberschwemmungen der Stadt M. Da nämlich 4 dieser Seen viel höher liegen, als der 5., der Tezcuco, der fast einerlei Niveau mit dem Boden von M. hat, so fließen sie in diesen ab und veranlassen häufig ein Austreten seiner Gewässer, so daß alle Straßen der Stadt oft mehre Fuß hoch damit bedeckt werden. Diesem Nachtheil hat man daher schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts durch kostspielige Anlegung von Dämmen und besonders eines großen Abzugskanals (Desague) abzuhelfen gesucht. Dieser berühmte Kanal, ein wahres Riesenwerk, 1607 begonnen, hat den Zweck, das Wasser des Sees Tezcuco sowohl, als das vom Flusse Guautitlan, der sich sonst in den Zumpangosee, den nördlichsten, ergoß u. hierdurch diesen See zur Ungebühr anschwellte, in den Tulasluß zu führen, zu welchem Behufe die Hügelkette von Nochistongo durch eine $1^1/_2$ Meilen lange unterirdische Gallerie durchschnitten werden mußte. Dessenungeachtet ist bis jetzt M. nicht vor allen Ueberschwemmungen gesichert. Von allen Seiten führen große Alleen von Ulmen und Pappeln nach der Hauptstadt, die mit ihren vielen großen Kirchen, ihrer ungeheuern weißen Häusermasse, ihrer regelmäßigen Anlage und ihren schönen Umgebungen einen großartigen Anblick gewährt. Sie bildet ein 4 Stunden im Umfang haltendes Viereck, das mit einer steinernen Mauer umgeben ist. Die gut gepflasterten, mit schönen Trottoirs versehenen, sehr reinlichen und trefflich erleuchteten Straßen sind breit, gerade, sehr lang und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Hauptstraßen laufen in der Richtung der 4 Himmelsgegenden und vereinigen sich am großen Platze. Viele Paläste und öffentliche Gebäude, Kirchen und Klöster sind ausgezeichnet durch ihre prächtige Bauart. Die Wohnhäuser, von Quadersteinen aufgeführt, haben meist 2 oder 3 Stockwerke, deren Fenster sich sämmtlich nach Balkons hin öffnen, welche mit den schönsten Blumengewächsen in Töpfen mannichfaltig geschmückt sind. In dem Erdgeschoß befinden sich gewöhnlich Kaufläden, Magazine und Werkstätten. Die Dächer der Häuser sind flach und oft mit Blumen und Sträuchern besetzt. Die Vorstädte stehen in Hinsicht auf Schönheit der eigentlichen Stadt weit nach. Unter den öffentlichen Plätzen der Stadt ist der genannte große Platz (Plaza major) der schönste. Die prächtige Domkirche umgibt ihn auf der einen, der Nationalpalast auf der andern Seite, und an den beiden übrigen Seiten stehen hohe, mit Kolonnaden versehene Privathäuser. Die eben bemerkte Kathedrale oder Domkirche ist die größte und schönste Kirche in ganz Amerika, 400 Fuß lang und 180 Fuß breit und an ihrer Vorderseite mit 2 schönen Thürmen versehen, welche Pilaster und Statuen zieren. Das Innere der Kirche, ein lateinisches Kreuz bildend, über dessen Mittelpunkt eine große Kuppel sich erhebt, macht aber keine erhabene Wirkung, weil es zu sehr verbaut ist und die hohen Wölbungen der Schwibbogen entbehrt, die man an den gothischen Bauwerken in Europa bewundert. An der nordöstlichen äußern Mauer ist die sogenannte „Montezuma's uhr", ein ungeheuer großer Stein, auf welchem der altmexikanische Sonnenkreis und Basreliefs von vollendeter Arbeit eingehauen sind, und von dem man glaubt, er sey eine Art von immerwährendem Kalender gewesen. In einiger Entfernung befindet sich ein zweites altes mexikanisches Denkmal, der angebliche Opferstein, der zu Menschenopfern bestimmt gewesen seyn soll. Außerdem sind noch bemerkenswerth: die an die Kathedrale stoßende Pfarrkirche (el sagrario), von den mehr als 100 übrigen Kirchen: die der Empfängniß Mariä und der Menschwerdung Christi, beide merkwürdig durch ihre ungeheure Größe, die von San Augustin, San Francisco, San Fernando und San Dominico durch ihre Bauart. Unter den 38 Klöstern zeichnen sich eins der Franciskaner und eins der Dominikaner aus. Der ehemals vicekönigliche, jetzt Nationalpalast, in dem die Sitzungen des Kongresses gehalten werden und dessen einen Flügel der Präsident bewohnt, bildet ein sehr großes Viereck, das geräumige Höfe und schöne Säulengänge im Innern hat, mehre Verwaltungsbureaur, Gefängnisse, die Staatsdruckerei, die Bibliothek, den ausgezeichneten botanischen Garten und die Münze enthält, welche letztere die merkwürdigste Anstalt dieser Art ist. Ferner sind zu nennen: das vormalige Inquisitionsgebäude, das schöne, 1846 erbaute Nationaltheater, die prächtige Bergwerksschule (Mineria) mit einer Sternwarte, die Acordada, ein großes Gefängniß für 1200 Bewohner, das von Cortez gestiftete, sein Grabmal enthaltende große Hospitium für arme Kinder u. Greise (Jesus de los Naturales), die Akademie der schönen Künste, die Gebäude der Universität und öffentlichen Bibliothek, das Gymnasium San Ildefonso, das Rathhaus (Deputacion), das Lethhaus, der ehemalige Palast der Familie Cortez, auf der Stelle erbaut, wo Montezuma's Palast stand ꝛc. Oeffentliche Spaziergänge sind die Alameda, am nördlichen Ende der Stadt, ein großer, für Jedermann offener, viereckiger Platz mit Park- und Gartenanlagen für Fußgänger, der damit in Verbindung stehende Paseo nuevo, eine breite, mit schönen Brunnen versehene Allee, und der Paseo las Vigas, eine wohl eine Stunde lange Allee, die längs des Chalco- oder las Vigaskanals hinführt, der die beiden Seen Tezcuco und Chalco mit einander verbindet. Auf beiden Seen gab es zur Zeit der Ankunft der Spanier zahlreiche schwimmende Gärten (Chinampas), welche aus Flößen von Rohrgeflecht bestanden, mit Binsen, Wurzeln und Zweigen von Strauchwerk durchflochten und mit Dammerde bedeckt waren u. wie andere Flößen mit langen Stangen in Bewegung gesetzt und so nach Belieben von einem Ufer ans andere gebracht wurden. Zwei Wasserleitungen

Digitized by Google

führen M. das nöthige Trinkwasser zu, wovon die eine, an dem von M. nach Chapultepec führenden Wege befindlich, über 900 stark gemauerte, breite Bogen von 10—12 Fuß Höhe hat, über welche das Wasser hinfließt und sich dann in der Stadt in Reservoirs ergießt, woselbst es von den „Aquadores" in steinernen Krügen geschöpft und nach den Wohnhäusern gebracht wird. In den Umgebungen M.'s ist besonders zu bemerken das im Norden desselben gelegene Chapultepec, welches auf einem mitten in der Ebene sich erhebenden Felsen steht. An der einen Seite, am Fuße des Felsens, ist ein sogenannter botanischer Garten, an der andern Seite ein ziemlich großer, parkartig angelegter Raum mit einem Cypressenhain, worin sich die „Cypresse des Montezuma" befindet, die schon damals, als dieser Monarch regierte, ihren vollen Wuchs erreicht hatte. Der Stamm hat 41 Fuß im Umfange, erscheint aber durch die majestätische Höhe des ganzen Baumes schlank. Chapultepec, die mexikanische Festung, ist ein die Stadt und Hauptstraßen beherrschender Porphyrfels, der sich nahe dem frühern Rande des Sees erhebt, welcher die Stadt M. umgab, und einer der von den Azteken bezeichneten Plätze, wo sie auf ihrer Wanderung vom Norden her im Suchen nach einem endlichen Ruheplatze verweilten. Chapultepec war die ländliche Lieblingsresidenz Montezuma's und seines Hofes. Es enthält Ueberbleibsel von Gärten, Lauben, Wasserbecken und Grotten, welche Beweise an sich tragen von seiner vergangenen Herrlichkeit. Der neue Palast (seit Kurzem eine Militärschule) wurde von dem Vicekönig Galoez erbaut. Bemerkenswerth ist auch in den Umgebungen von M. das große Dorf Guadeloupe (s. d.), wegen seines Klosters Unserer lieben Frauen zu Guadeloupe. M. ist der Sitz der Regierung, des Kongresses und des Erzbischofs u. hat zahlreiche Schulen, worunter mehre Lancasterschulen, ein Liceo mexicano, 1829 gestiftet, die Dominikanerklosterschule, die Kollegien von San Gregorio, San Juan de Letran u. San Ildefonso (1573 gestiftet), ein Priesterseminar, eine medicinische Schule (Escuela nacional de chirurgia, 1767 gestiftet), eine Bergschule u. eine Kriegsschule, ein botanisches Institut, 1787 gestiftet, nach Dekret vom 21. Nov. 1831 mit dem Nationalmuseum für Naturkunde und Alterthümer vereint, eine Academia de jurisprudencia teoretico-practica, 1831 wieder hergestellt, eine Akademie für Malerei und Bildnerei, mehre Bibliotheken. Die 1551 gestiftete Universität besteht aus 4 Fakultäten, mit einem Kanzler, Vicekanzler, 22 Professoren, 225 Doktoren und einer großen Bibliothek. Der Gewerbfleiß der 200,000 Einwohner M.'s ist bedeutend; man findet sämmtliche Klassen von Handwerkern, wie in den europäischen Hauptstädten. Die Gold- und Silberarbeiter, Juweliere u. Bijouteriehändler nehmen eine ganze Straße (la Platena) ein und liefern vorzügliche Arbeiten; in der Straße Tacuba wohnen die Eisen- und Zinnhändler, in der Straße San Agostino die Seidenweber und Seidenhändler. Man verfertigt gute Posamentir-, Sattler- und Holzwaaren, Baumwollenzeuche, Hüte, Leder, Fayence, Töpfergeschirr, Konfituren und vorzügliche Kutschen; eine große Tabaksfabrik des Staates liefert vorzüglich Cigarren und beschäftigt in 25 Werkstätten 2800 (sonst 7000) Menschen. Der Handel ist sehr wichtig, da M. der Mittelpunkt des Binnenverkehrs ist und hierher auch die Waaren kommen, die auf dem großen und dem atlantischen Ocean herbeigeführt werden. Die Märkte werden sehr stark besucht. Täglich gehen 30—40,000 Maulthiere ab und zu, und es gibt hier sehr reiche Handelshäuser. Der Magistrat ist ganz nach dem Vorbilde des spanischen eingerichtet, die Polizei ziemlich gut. Eyrtez verglich die Größe des alten Tenochtitlans mit der von Sevilla oder Cordova. Die Hauptstraßen waren breit und in gerader Linie angelegt, einige von Kanälen durchzogen, über welche breite, gut gebaute hölzerne Brücken führten. Die geringern Häuser bestanden zum Theil aus Holz, zum Theil aus Tetzontli, einer löcherigen, leichten und gebrechlichen Steingattung. Die Stadt war in regelmäßige Vierecke abgetheilt, welche durch die Hauptstraßen und die Kanäle gebildet wurden. In jedem solchen Viereck erhob sich ein Tempel oder Teocalli. Der Hauptpalast, die gewöhnliche Residenz des Montezuma, wo jetzt der Nationalpalast (Casa del Estado) sich befindet, war von gemauerten Steinen aufgeführt und bestand aus einer Menge kleiner und niedriger, aber geräumiger Gebäude, die große Säle und mehr als 1000 Zimmer enthielten. In einigen derselben waren die Wände mit dem schönsten Marmor, in den übrigen mit andern seltenen Steinen überzogen. Die Balken und die Fußböden waren von Cedern-, Cypressen- oder anderm Holze kunstreich gearbeitet und verziert. Zwei weitläufige Gebäude waren, das eine zur Aufnahme zahmer Vögel, das andere für Raubvögel, Säugethiere und Amphibien bestimmt und außerordentlich prachtvoll, mit Gallerien, die auf Marmorsäulen ruhten, mit gepflasterten Höfen und Gärten, in welchen Behälter mit süßen und salzigen Wassern sich befanden, versehen. Das Zeughaus, ein sehr weitläufiges Gebäude, enthielt alle Arten von Waffen, Zierrathen und Fahnen. Ein ganzer Bezirk der Stadt war bloß von Tänzern bewohnt, welche zur Unterhaltung des Kaisers geübet wurden. Der Markt war mit einer ungeheuern Säulenhalle eingefaßt, unter welcher man allerlei Waaren, Lebensmittel, Schmucksachen von Gold, Silber und Edelsteinen, Bein, Muscheln und Federn, Töpfergeschirr, Leder und Baumwollengarn, behauene Steine, Ziegel und Zimmerholz feilbot. Jede Gattung von Waaren hatte ihren eigenen Markt. Alles ward nach Längen- und Körpermaßen, nichts nach dem Gewicht verkauft. Mitten auf dem großen Platz stand ein Haus, worin das Marktgericht gehalten wurde und 10 oder 12 Personen fortwährend ihre Sitzungen hielten. Andere Beamte waren stets unter der Menge, um zu sehen, ob Alles zu den gehörigen Preisen verkauft werde. Auch gab es Speise- und Schenkhäuser. Mit Säuberung der Straßen waren jeden Morgen gegen 1000 Menschen beschäftigt. Die Angaben der Zahl der Einwohner des alten M. variiren von 60,000 bis auf 1½ Mill.; die wahrscheinlichste ist 300,000.

Mexitli, (Mexikat), s. v. a. Vitzliputzli.

Meyenburg, Stadt in der preußischen Pro-

Digitized by Google

vinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, an der Stepenitz, mit Mauern umgeben, hat ein Gesammtgericht, ein Nebenzollamt, eine Post und war früher starke Grenzfestung.

Meyendorff, Freiherr von, ein in den russischen Ostseeprovinzen ansässiges, ursprünglich aus Sachsen stammendes Adelsgeschlecht, dessen ersten bekannten Mitglied, Konrad von M., um 1200 mit den Schwerttrittern nach Livland kam, wo er sich in den Kriegen mit den Eingeborenen auszeichnete und ansehnliche Güter erwarb. Ein Zweig der Familie nannte sich Urküll, nach der esthländischen Uebersetzung des Namens. Kasimir, Freiherr von M., russischer General der Kavalerie, kommandirte 1807 nach dem Tode des Generals Michelson und bis zur Ankunft des Feldmarschalls Prosorowski die russische Armee in den Donaufürstenthümern und hinterließ 4 Söhne, von denen der 3., Peter, Freiherr von M., um 1792 geboren, den Feldzug von 1812 mitmachte, nachher aber sich der diplomatischen Laufbahn widmete. Er war zuerst Legationssekretär in Madrid, dann Gesandtschaftsrath in Wien u. 1832 Gesandter in Stuttgart u. ging 1839 in gleicher Eigenschaft nach Berlin, wo er sich besonders seit 1848 als geschickter Diplomat bewährte. Im Aug. 1850 ward er als russischer Botschafter nach Wien gesendet, um in den Verwickelungen zwischen Preußen und Oesterreich eine Vermittlerrolle zu übernehmen, war bei der Zusammenkunft in Olmütz, wurde im Herbst 1852 nach Petersburg berufen, kehrte aber im Mai 1853 auf seinen Posten zurück. Sein jüngerer Bruder, Alexander, machte große Reisen durch Frankreich, Italien u. Deutschland, ward 1839 russischer wirklicher Staatsrath und begleitete 1840 Murchison u. Verneuil auf ihrer geognostischen Reise durch den Norden Rußlands. Als Präsident der Handelskammer in Moskau hat er sich durch seine Bemühungen für die Hebung des russischen Handels u. Gewerbfleißes um sein Vaterland sehr verdient gemacht. Namentlich verdanken die großen russischen Fabrikschulen ihm ihre Entstehung. In Gemeinschaft mit Paul Sinowjew gab er 1842 zu Petersburg in russischer Sprache und 1844 zu Berlin in deutscher Uebersetzung eine industrielle Karte des russischen Reiches heraus, die allgemeine Anerkennung fand. Außerdem schrieb er: „Opyt prikladnoi Geologii preinneschtschestwenno sjewernago basseina Jewrobeiskoi Rossii" (Moskau 1849). Im Jahr 1851 wurde er dem Statthalter Fürsten Woronzow zur Leitung des Handels und der industriellen Angelegenheiten Transkaukasiens beigegeben und im März 1853 zum geheimen Rath befördert. Ihm gehört das schöne livländische Gut Roop, an der Straße von Tauroggen nach Petersburg gelegen. Georg, Freiherr von M., aus dem esthländischen Zweig der Familie, machte sich namentlich durch seine Reise von Orenburg nach Buchara, die er 1820 als Hauptmann im Generalstabe ausführte, in der gelehrten Welt einen Namen. Die Entdeckungen dieser Reise sind niedergelegt in: „Voyage d'Orenbourg à Boukhara fait en 1820" (Par. 1826; deutsch von Scheidler, Jena 1826) u. E. Eversmanns „Reise von Orenburg nach Buchara" (Berlin 1823). Später ward er Oberst und Kommandeur des Kürassierregiments Prinz Albrecht von Preußen, womit er in der Schlacht von Grochow einen glänzenden Angriff machte, wurde hierauf Generalmajor, dann Generaladjutant des Kaisers und 1843 Generallieutenant und Chef des kaiserlichen Marstalls.

Meyer, 1) Johann Heinrich, Maler, Alterthumsforscher und Kunstkenner, geboren am 16. März 1759 zu Stäfa am züricher See, widmete sich der Malerei unter Füßli in Zürich und hielt sich darauf von 1784—88 zu seiner weiteren Ausbildung in Italien auf. Hier trat er mit Göthe in einen Freundschaftsbund, dem bald auch Tischbein angehörte. Auch lernte er in Neapel die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, die sich eben dort aufhielt, sowie Herder und andere Männer aus dem weimarschen Kreise kennen. Von 1789 an lebte er in der Schweiz, bis ihn 1792 Göthe veranlaßte, nach Weimar zu kommen, wo ihm an der neu errichteten Zeichenakademie eine Professur übertragen wurde. Im Jahre 1795 ging er nach Italien und hielt sich in Florenz und Neapel auf, bis ihn 1797 der Einmarsch der Franzosen zur Rückkehr zwang. Er begab sich zunächst nach der Schweiz, wo er mit Göthe zusammenkam und den Plan zu den „Propyläen" entwarf. Nach Weimar zurückgekehrt, vermählte er sich mit Amalie, der Tochter des Kanzlers von Koppenfels. Der Umstand, daß ihm 1806 in den Kriegsunruhen seine Mappe entwendet wurde, in welcher er seine werthvollsten Skizzen bewahrt hatte, veranlaßte ihn, sich von nun an vorzüglich mit der Geschichte der alten Kunst zu beschäftigen. Er wurde 1807 Direktor der Zeichenakademie in Weimar, die er bis an seinen Tod am 14. Okt. 1832 bekleidete. Er vermachte in seinem Testamente der Stadt Weimar 33,000 Thaler zur Gründung einer Armenstiftung, die den Namen Meyer-Amaliastiftung erhielt. Er schrieb: „Ueber die Altargemälde von Lukas Kranach in der Stadtkirche zu Weimar" (Weimar 1813) und „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" (fortgesetzt von Riemer, Dresd. 1824—36, 3 Bde.). In Gemeinschaft mit Fernow gab er „Winckelmanns Werke" (das. 1808—17) heraus. Großen Antheil nahm er auch an den „Propyläen", den „Horen" und an Göthe's „Kunst und Alterthum." Seine artistischen Arbeiten bestanden in zart getuschten antiken Köpfen, Zeichnungen nach Werken Raphaels, Daniel da Volterra's, Carracci's, Dominichino's u. A. in Aquarell, ferner in Bildern eigener Erfindung.

2) Friedrich Johann Lorenz, Präses des ehemaligen Domkapitels zu Hamburg, der Freund Klopstocks, geboren am 22. Jan. 1760 zu Hamburg, studirte in Göttingen und bereiste seit 1782 die Schweiz, Italien und Frankreich. Er war Mitglied der Deputation von Lübeck und Hamburg, welche 1796 an das französische Direktorium, sowie der, welche 1801 an den ersten Konsul abgesandt wurde. Außerdem machte er sich als Mitglied der patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe um seine Vaterstadt sehr verdient. Er † am 21. Okt. 1844. Er erwarb sich durch seine schriftstellerischen Leistungen im Fache der Länder- und Völkerkunde und der Kunstgeschichte einen geachteten Namen.

Digitized by Google

Seine bekanntesten Schriften sind: „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg“ (6 Hefte, Hamb. 1800—4); „Darstellungen aus Italien“ (Berl. 1792); „Fragmente aus Paris“ (2 Bde., Hamb. 1798); „Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs“ (2 Bde., Tüb. 1803) u. A.

3) Johann Friedrich von M., ein um die Stadt Frankfurt a. M. hochverdienter Beamter, auch bekannt als religiöser Schriftsteller, geboren zu Frankfurt am 12. Sept. 1772, Sohn eines dasigen Kaufmanns, dessen Familie von Kaiser Joseph II. in den Adelsstand erhoben worden war. Er studirte in Göttingen und Leipzig die Rechte, Philologie und Geschichte und machte sich dann in Wetzlar mit den Reichsprozessen bekannt. Er wurde 1795 fürstlich salm-kyrburgischer Kammerdirektor, kehrte aber in Folge des Lüneviller Friedens nach Frankfurt zurück, wo er unter dem Fürst Primas 1807 zum Rath und Beisitzer des Stadtgerichts ernannt wurde. Im Jahr 1816 kam er in den Senat und wurde zum evangelisch-lutherischen Konsistorium deputirt, ward 1821 Schöff und Syndikus, 1837 Gerichtsschultheiß oder Präsident des Appellationsgerichts und bekleidete 1825, 1839 und 1843 die Würde eines ersten Bürgermeisters, als welcher er zugleich die Stadt beim Bundestage vertrat. Als Mitglied und Präsident der frankfurter Bibelgesellschaft war er für die Beförderung des strengeren christlichen Glaubens sehr thätig. M. † den 28. Jan. 1849. Sein Hauptwerk ist: „Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung“ (3 Bde., Hamb. 1819, 3. Aufl., 1842). Außerdem nennen wir noch von seinen Schriften: sein episches Gedicht „Tobias“ (2. Aufl., Kempten 1831, mit Zeichnungen von J. Schnorr), „Blätter für höhere Wahrheit“ (Frankf. 1820—32, 11 Sammlungen), „Wahrnehmungen einer Seherin“ (das. 1827), „Das Buch Jezira“ (hebr. und deutsch mit Glossar, Lpz. 1830), „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre“ (Kempten 1832), „Hesperiden“ (das. 1836 ff.).

4) Jonas David, berühmter niederländischer Rechtsgelehrter, geboren am 15. Sept. 1780 zu Arnheim von jüdischen Aeltern, machte seine Studien in Amsterdam und Leyden und praktizirte dann am Gerichtshofe erster Instanz zu Amsterdam mit so günstigem Erfolge, daß er von 1811 an zu mehren wichtigen Aemtern in der Rechtspflege und in staatsrechtlicher Beziehung im neuen Königreiche Holland befördert wurde. Er war 1813 Mitglied der provisorischen Regierung, nahm aber 1817 seine Entlassung und praktizirte wieder als Advokat in Amsterdam, wo er sich einen besondern Namen erwarb durch die Vertheidigung der Ansprüche des Exkönigs Ludwig Napoleon an den König der vereinigten Niederlande. Nachher wurde er Präsident des niederländischen Instituts und Mitglied des israelitischen Konsistoriums. Er † den 5. Dec. 1834. In der Literatur der Politik, der Gesetzgebung und Rechtspflege behauptet er eine ausgezeichnete Stelle, besonders durch gelehrte Abhandlungen in den Denkschriften des Instituts und durch sein treffliches Werk: „Esprit, origine et progrès des institut. judiciaires etc.“ (6 Bde., Haag 1819—23).

5) Joseph, Gründer und Chef des bibliographischen Instituts, geboren am 9. Mai 1796 zu Gotha, wo sein Vater das Schuhmachergeschäft fabrikmäßig betrieb, besuchte anfangs das dortige Gymnasium, kam nachher in das Pensionat eines als Pädagog aus der salzmannschen Schule tüchtigen Pfarrers zu Weilar und trat 1809 in einem Kolonialwaarengeschäft zu Frankfurt a. M. in die Lehre, nach deren Beendigung er 1813 ins Vaterhaus zurückkehrte, um die merkantile Leitung eines von den Aeltern inzwischen etablirten Schnittwaarengeschäfts und der Schuhfabrik zu übernehmen. Bald aber ward ihm dieser Wirkungskreis zu eng, und mit geringen pekuniären Mitteln wanderte er 1816 nach London. Hier fand er in einem geachteten Handelshause eine Stellung, spekulirte aber bald auf eigene Rechnung und errang sich einen Platz neben den Tonangebern der londoner Börse. Nachdem er während dreier bewegter Jahre ungeheure Summen gewonnen und verloren, brachten ihn widrige Konjunkturen in Schulden, aus welchen ihn der Vater mit Aufopferung seines Vermögens befreite. M. ging nun nach Weilar, wo er in Gemeinschaft mit dem in der Nähe begüterten Herrn von Boyneburg eine „Gewerbs- und Hülfsanstalt“ gründete, welche die Hebung und Belebung der Spinnerei und Weberei jener armen Gegend zum Zweck hatte, aber schon nach drei Jahren durch die Ungunst äußerer Umstände zu Grunde ging. M. kehrte nun nach dem Tode seines Vaters nach Gotha zurück, wo er anfangs als Privatlehrer der englischen Sprache lebte, dann aber in eigenem Verlage ein „Korrespondenzblatt für Kaufleute“ herausgab, das rasch allgemeine Verbreitung fand. Um dieselbe Zeit ließ er seine Bearbeitung von Shakespeare's „Macbeth“, „Othello“ und „Sturm“ (die übrigen im henningschen Verlag in Gotha erschienenen Shakespeareschen Stücke sind aus anderer Feder) erscheinen, und zugleich begann er eine gelungene Uebersetzung scottscher Romane in einer bis dahin unerhört billigen Ausgabe, wovon aber nur „Waverley“ und „Ivanhoe“ vollständig erschienen. In eigenem Verlage erschien 1825 eine englische belletristische Zeitschrift „Meyer's british Chronicle“ und ein „Handbuch für Kaufleute“, womit er dem Subskriptionswesen auf größere Werke in periodisch erscheinenden Bruchtheilen in Deutschland die Bahn brach. Ermuthigt durch den Erfolg dieses Unternehmens, faßte M. die Idee, ein eigenes großes Verlagsgeschäft auf denselben Principien zu gründen, und so entstand das „bibliographische Institut“, aus dessen Pressen zunächst vier verschiedene Ausgaben (Miniatur-, Kabinets-, Hand- und Quartausgabe) der älteren deutschen Klassiker in geschickter Auswahl hervorgingen und in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt wurden. Seine junge Gattin, die Tochter seines ehemaligen Lehrers in Weilar, war dabei sein einziger Gehülfe. Indeß hatte er in Gotha gegen Zunft- u. Gewerbszwang so viele Anfechtungen zu bekämpfen, daß er einer Einladung des Herzogs von Sachsen-Meiningen gerne folgte und im Herbst 1828 mit seinem Geschäft nach Hildburghausen übersiedelte. Das bewegungsvolle Jahr 1830 rief M., der an den öffentlichen Angelegenheiten den regsten Antheil nahm, auf das politische Gebiet. Zwar wurde das von

Digitized by Google

ihm gegründete politische Blatt „Der Volksfreund" wegen seiner freisinnigen Ansichten bald unterdrückt, aber er schuf sich sogleich ein anderes Organ, welches durch die Kühnheit, Kraft und Originalität seiner Darstellung weltberühmt geworden ist: das noch heute bestehende Bilderwerk „Universum". Das Werk zählte in seiner besten Zeit in Deutschland allein über 80,000 Abonnenten und ward eine Zeit lang in 12 Sprachen übersetzt. Mehrfache Verbote schmälerten bedeutend den Absatz, konnten aber M. nicht bewegen, den Geist des Werks mit den herrschenden Staatsmaximen in Einklang zu bringen. Von den übrigen Unternehmungen des bibliographischen Instituts, die nach wie vor alle von der einen Idee: Aufklärung und Bildung der Volksmasse, ausgingen, sind zu nennen: Ausgaben der griechischen und römischen Autoren (unvollendet), die verschiedensten Ausgaben der Bibel, die M. in Millionen von Exemplaren verbreitete, der „Familientempel", ein Andachtsbuch, die „Bibliothek der Kanzelberedsamkeit", die neuen und erweiterten Ausgaben der Klassiker („Familienbibliothek", „Groschenbibliothek", „Nationalbibliothek"), Hubns „Statistisch-geographisches Lexikon", die „Volksbibliothek" für Naturkunde, die „Geschichtsbibliothek" und das Riesenwerk: „Meyer's großes Konversationslexikon" in 52 starken Oktavbänden, mit Tausenden von Bildern und Karten, wohl die vollständigste Encyklopädie der Welt. Daran schlossen sich mehre größere und kleinere Atlanten und ein reichhaltiger und großartiger Kunstverlag, welcher Werke der namhaftesten Stecher, wie Amsler, Barth, Fr. Müller, Felsing, Lorrichon, Krüger, Neureuther, Rahl, Schuler u. A. enthält. Gegen Ende der dreißiger Jahre trat M.s geniale Thätigkeit in ein neues Stadium. Während er das literarische Geschäft unermüdlich erweiterte und Kommanditen in Newyork, Philadelphia, London, Paris, Amsterdam ꝛc. errichtete, die jedoch bald durch ungeschickte, zum Theil betrügerische Leitung der Vorsteher untergingen, beschäftigte ihn die Idee eines „centraldeutschen Eisenbahnnetzes", welche 1837 zur Konzessionirung und Aktienzeichnung gereift war. Letztere hatte den besten Fortgang, aber die große Unternehmung scheiterte an der Weigerung einer der betheiligten Regierungen, M. die Konzession zu ertheilen. Einmal der materiell-industriellen Thätigkeit zugewandt, erwarb jetzt M. zahlreiche Steinkohlen- u. Braunkohlenwerke, Torfstiche, Eisen-, Kupfer- u. Silberminen, Kobalt- u. Nickelgruben u. andere mineralische Anlagen u. war unermüdlich, durch immer neue, kostspielige Bohrversuche der Tiefe der Erde ihre Schätze abzuringen. Die Kenntniß dazu erwarb er sich durch eifriges Selbststudium, das er mit seiner gewohnten Energie betrieb. Die übergroßen Anstrengungen, die ihm kaum einige Stunden Nachtruhe vergönnten, warfen ihn endlich 1842 auf das Krankenlager, von dem er erstand, um ein neues riesenhaftes Unternehmen ins Leben zu rufen. Der ihn dabei leitende Gedanke, ein Ausfluß seiner patriotischen und humanen Gesinnung, war: die deutsche Industrie von aller Fremdherrschaft zu emancipiren und zugleich den Bewohnern seines engern Vaterlandes, des Thüringerwaldes, neue Erwerbsquellen zu eröffnen. Zu dem Zwecke sollte Thüringen, dessen Mineralreichthum er hinlänglich erforscht hatte, der Sitz einer großartigen monopolisirenden Eisenerzeugung werden. Nachdem er seine großen Belehnungen auf das neuhausstaedtheimer Steinkohlenflötz auf der Grenze von Meiningen und Bayern in schwungvollen Angriff genommen, höchst werthvollen Kohlenbesitz im zwickauer Kohlenbassin erworben und seine ausgedehnten Eisensteinkonzessionen im bayerischen, meiningischen, schwarzburgischen, kurhessischen, sächsischen und lobensteinschen Gebiet arrondirt, trat er mit seinem Plan der neuhäuser „deutschen Eisenbahnschienenkompagnie" an die Oeffentlichkeit und begann, obgleich die Betheiligung des großen Kapitals durchaus keine so rege war, als der Plan erforderte, auf seinen Genius vertrauend, den Bau des neuhäuser Eisenwerks. Da brachte die Revolution von 1848 das halbfertige Unternehmen ins Stocken. Trotz der materiellen Nachtheile, die sie ihm zufügte, fand die deutsche Erhebung M. als einen ihrer begeistertsten Anhänger, wie er es denn war, der zuerst die Wünsche des Volks in einer „Reformadresse" an den Landesfürsten formulirte. Ein zu kühnes Wort in seinem „Universum" hatte sogar eine vierwöchentliche Gefängnißstrafe zur Folge. Alle diese Schicksalsschläge brachen M.s Muth nicht. Wiederholt griff er den Plan der Verraetsenbahn auf, deren Zustandekommen für das Bestehen und Gedeihen der Eisenwerke von größter Wichtigkeit war, ließ auf eigene Kosten messen und Kostenpläne aufstellen, und es gelang ihm auch, die nöthigen Geldquellen aufzufinden, als im entscheidenden Momente der Plan abermals scheiterte, um später von andern Händen ausgeführt zu werden. Endlich mußte auch M.s Titanennatur erliegen. Schon längere Zeit schlagähnlichen Anfällen und Krämpfen ausgesetzt, endete einer derselben am 27. Juni 1856 sein thatenvolles Leben. Parteihaß, Mißgunst und Unverstand haben selbst den Todten mit Verunglimpfungen nicht verschont; aber seine geniale Begabung, seine unerschöpfliche Thatkraft, der nur das Glück fehlte, um zu den höchsten Zielen zu gelangen, hat Niemand zu leugnen vermocht. Sein Charakter als Mensch war über jeden Tadel erhaben. Der unversöhnlichste Feind alles Despotismus, stets kampfgerüstet gegen alles Schlechte und Gemeine, eifern gegen alle Widerwärtigkeit, dabei mit einer täglich wachsenden Sorgen- u. Arbeitslast beladen, war er der zärtlichste Vater u. Gatte, der liebenswürdigste Mensch im Umgange mit Freunden, der stets hülfreiche Freund der Armen. Ein noch liebevoll gepflegtes Denkmal seiner Mildthätigkeit ist der von ihm und Fr. Hofmann gegründete „Weihnachtsbaum", den M. in Tausenden von Exemplaren drucken ließ und unentgeltlich an eine Anzahl deutscher Städte versandte, wo aus dem Erlös Weihnachtsbescherungen für arme Kinder veranstaltet werden. Die gesammten von M. hinterlassenen montanistischen und metallurgischen Industrien gingen nach seinem Tode in die Hände der Gläubiger über; das bibliographische Institut wird von der Wittwe fortgeführt.

6) Heinrich August Wilhelm, namhafter

Digitized by Google

Theolog, Bruder des Vorigen, den 10. Jan. 1800 in Gotha geboren, genoß seine Schulbildung auf dem dasigen Gymnasium, studirte darauf seit 1818 Theologie zu Jena und erhielt bereits im 23. Jahre die Pfarrerstelle zu Osthausen, von wo er 1830, nach Erlangung des Indigenats in Hannover, nach Harste bei Göttingen versetzt wurde. Schon in Osthausen hatte er seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen, die ihm im Laufe der Zeit eine der hervorragendsten Stellungen unter den neuern Exegeten geschert hat. Es erschien seine lateinische Ausgabe der „Symbolischen Bücher" (Gött. 1830), dann die kritische Ausgabe des Neuen Testaments nebst einer Uebersetzung, die den Anfang seines „Kritisch-exegetischen Kommentars zum Neuen Testament" machte. Später folgten die Kommentare zu den Synoptiken, zum Johannes, zur Apostelgeschichte und zu den ersten acht paulinischen Briefen. Im Jahr 1837 wurde M. als Superintendent nach Hoya und 1841 als Konsistorialrath, Superintendent u. Pastor primarius an der Neustädter Kirche nach Hannover versetzt, welch letztere Stellung er jedoch in Folge schwerer Krankheit 1848 aufgab und nur die als Konsistorialrath beibehielt. Seiner Richtung nach gehört M. zu den sogenannten biblischen Orthodoxen. Frei von allem beengenden Zwange der Symbole ist ihm Norm das Neue Testament nach einer gesunden, freien, gründlichen, historisch-kritischen Auslegung. Seine Kommentare gehören unter die gelesensten und bekanntesten der jetzigen Zeit. Wenige haben, wie er, den Charakter des Paulus, seine logische Schärfe und die Erhabenheit seiner Gedanken verstanden und gewürdigt. Die Universität Göttingen hat M. zum Doktor der Theologie ernannt.

7) Christian Erich Hermann von M., deutscher Naturforscher, den 3. Sept. 1801 zu Frankfurt a. M. geboren, Sohn von M. 4), erlernte in einem Bankhause seiner Vaterstadt die Handlung, studirte dann seit 1822 in Heidelberg Kameralwissenschaft und Chemie, ward 1834 zum Mitglied der ständigen Bürgerrepräsentation seiner Vaterstadt gewählt und 1837 bei der deutschen Bundeskassenverwaltung angestellt. Seine Hauptwerke sind: „Palaeologica zur Geschichte der Erde u. ihrer Geschöpfe" (Frankf. 1832); „Die fossilen Knochen von Georgensgmünd" (Frankf. 1834); „Neue Gattungen fossiler Krebse" (Stuttg. 1840); „Beiträge zur Paläontologie Würtembergs" (mit Plieninger, das. 1844); „Zur Fauna der Vorwelt" (Frankf. 1845 ff.); „Homöosaurus und Rhamphorhynchus" (das. 1847); „Palaeontographica" (mit Dunker, Kassel 1846 f.); „Die Reptilien und Säugethiere der verschiedenen Zeiten der Erde" (Frankf. 1852).

8) Johann Georg M. von Bremen, Genremaler aus der Düsseldorfer Schule, geboren am 28. Okt. 1813 zu Bremen, bildete sich seit 1834 zu Düsseldorf und behandelte anfangs meist biblische Stoffe, wie Elias in der Löwengrube, den Weheruf Christi über Jerusalem, Abraham mit Sarah ꝛc. Später wählte er nun Scenen aus dem Familienleben, die er bald heiter, bald elegisch behandelte. Am besten gelingen ihm die Scenen aus der Kinderwelt, deren kleinste Charakterzüge er mit bewunderswürdigem Talent auffaßt und wiedergibt, daher man ihn auch den „Kinder-M." genannt hat. Seine bedeutendsten Bilder in dieser Richtung sind sein: „Märchen erzählendes Mädchen", die „Blindekuh spielenden Kinder", „Das bescherende Christkindlein unter Kindern", „Ausruhende Kinder an einem Bach", „Großvater u. Enkelin", „Das jüngste Brüderchen", „Die Wittwe, die dem Begräbniß ihres Mannes aus der Ferne zusieht" ꝛc. Seit 1852 lebt M. in Berlin.

Meyerbeer, Jakob (Giacomo), einer der berühmtesten Komponisten der Gegenwart, wurde zu Berlin 1792 geboren, Sohn des Bankiers Jakob Beer, erhielt frühzeitig musikalischen Unterricht und machte so schnelle Fortschritte, daß er schon im 5. Jahre in Gesellschaftskoncerten spielen konnte. Oeffentlich trat er zum ersten Male im 9. Jahre mit einem Klavierkoncert auf, wo ihn der damals in Berlin anwesende Abt Vogler kennen lernte. Sein Klavierlehrer war der in Berlin rühmlichst bekannte Lauska, sein Lehrer in den Anfangsgründen der Komposition der Kapellmeister B. A. Weber, worauf er noch 2 Jahre bei Zelter und seit 1810 bei Vogler Unterricht nahm, wo Karl Maria v. Weber und Gansbacher seine Mitschüler waren. Aus jener Zeit stammen viele Psalmen, einzelne Fugen und Kirchenstücke aller Art, die Vogler bestimmten, M. den Rath zu ertheilen, sich ganz der geistlichen Komposition zu widmen. Allein ein unüberwindlicher Hang zur dramatischen Musik ließ ihn diesen Rath nicht befolgen. Nachdem er das Oratorium: „Gott und die Natur" beendet, komponirte er seine erste Oper: „Jephtha's Gelübde", die in München zur Aufführung kam, aber nur mäßigen Beifall fand. Anfangs 1813 ging M. nach Wien, lag hier 10 Monate lang den sorgfältigsten Studien ob und erntete, als er endlich öffentlich spielte, den ungemessensten Beifall. Eine neue Oper: „Die beiden Khalifen", mißfiel in Wien, obschon sie ein Jahr später in Prag mit großem Beifall gegeben wurde. Dieses Mißgeschick verleidete ihm für den Augenblick die Bühne. Er ging 1814 nach Paris und bereitete dort ein großes musikalisches Werk vor, reiste jedoch Ende 1815 nach Italien. Hier schrieb er mehre Opern und das Monodram: „Gli amori di Theolinda", in denen er mehr und mehr die ganze Fülle seiner Phantasie ausströmen ließ und es versuchte, den Geschmack der Italiener an den Ernst des dramatischen Ausdrucks in der Musik zu gewöhnen. Von seinen Opern erhielt namentlich die letzte allgemeinen Beifall: „Crociato in Egitto" (Der Kreuzritter in Aegypten) die übrigen sind: „Romilda e Constanza", „La Semiramide riconosciuta", „Emma di Resburgo", „Margherita d'Anjou", „L'Esule di Granada" und „Almansor". Im Jahre 1824 verließ er Italien und ging nach Paris, wo er den „Crociato" selbst einstudirte, der 1825 aufgeführt wurde und denselben Beifall erhielt, wie in Italien. Dieser Beifall war die Ursache, daß M. jetzt von den musikalischen Theatern zu Paris mit Aufträgen, Opern für sie zu schreiben, wahrhaft bestürmt wurde. Er übernahm zunächst die Komposition des von Scribe gedichteten „Robert le Diable" („Robert der Teufel"), welche Oper, 1831 zum erste Male aufgeführt, in Frankreich mit einem bis dahin ganz

Digitized by Google

unerhörten Beifall aufgenommen wurde und bald auch in Deutschland eine große Verbreitung und allgemeinen Beifall erfuhr. Sein nächstes großes Werk war die ebenfalls von Scribe gedichtete Oper „Die Hugenotten", die, Anfangs 1835 vollendet, aber erst am 29. Februar 1836 gegeben werden konnte. Der Erfolg war der allerglänzendste und der Andrang des Publikums so groß, daß die Plätze des sehr geräumigen Opernhauses zu Paris bis Mitte 1836 stets auf 6 bis 8 Vorstellungen vorher verkauft waren. Auch diese Oper verbreitete sich von Frankreich über Deutschland u. die übrigen Länder und fand überall die ehrenvollste Anerkennung. Nach den „Hugenotten" komponirte er: „Das Hoffest zu Ferrara" (dramatisches Spiel), „Das Feldlager in Schlesien", die Musik zum Trauerspiel „Struensee" von seinem verstorbenen Bruder, Michael Beer, und die große Oper: „Der Prophet", die erst 1849 aufgeführt wurde und ebenfalls auf den größern deutschen Bühnen die Runde machte. Im J. 1842 wurde er vom König von Preußen zum Generalmusikdirektor ernannt mit der Verpflichtung, 4 Monate im Jahre die Oper zu dirigiren; den ihm ausgesetzten Gehalt von 4000 Thalern schlug er meigennützig aus. In derselben Zeit ernannte ihn die Königliche Akademie zu London zu ihrem Mitgliede; die Universität Jena übersandte ihm später das Ehren-Doktordiplom. Seine neuesten Kompositionen bestehen in der Umarbeitung des „Feldlagers von Schlesien" und den Opern „Der Nordstern" und „Der Ablaß zum Ploërmel", beide nach seibeschen Texten.

Meyerheim, Friedrich Eduard, vorzüglicher Genremaler, den 7. Jan. 1808 in Danzig geboren, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und besuchte 1830 die Akademie zu Berlin. Bald erregteer die allgemeine Aufmerksamkeit durch seine Genrebilder, die er, besonders im Bereiche der Dorfgeschichten, mit anmuthsvoller Wahrheit auszustatten wußte. Die vorzüglichsten derselben sind: „Das Scheibenschießen westphälischer Bauern", „Die Kegelbahn" (beide von Eichens lithographirt), „Die Altenburger im Korn" (von M. selbst in Stahl radirt), „Der Feierabend", „Des Jägers Lebewohl", ein „Milchmädchen, das am Wege niedersitzt und seine Baarschaft zählt" (bekannt durch den trefflichen Farbensteindruck von Winckelmann), „Die Harzerin, die am Gartenzaune nach ihrem Schatze ausspäht" (gestochen von Tüchel), eine „Alte, die der Enkelin Strickunterricht ertheilt", „Die Küchen" (gestochen von Grundmann), eine „Dorfschule" u. A. Seit 1838 ist M. Mitglied der berliner Akademie. Von seinen lithographirten Blättern sind noch zu erwähnen: „10 Ansichten von Danzig". Sein jüngerer Bruder und Studiengenosse, Wilhelm Alexander, malt Pferde, Manöver u. Schlachtstücke mit Naturtreue und Lebendigkeit.

Meyern, Wilhelm Friedrich von, Staatsmann u. Schriftsteller, geb. 1762 in oder bei Ansbach, erhielt seine Erziehung bei einem Landgeistlichen u. studirte dann in Altdorf die Rechtswissenschaft. Dabei strebte er nach einer umfassenden allgemeinen Bildung, namentlich auch nach einer tieferen Erkenntniß der Erscheinungen der Natur. Nach vollendeten Studien begab er sich nach England, um Seedienste zu nehmen, weil er hoffte, auf diese Weise am besten seine Reiselust befriedigen zu können. Da ihm aber der Eintritt verweigert wurde, trat er in die österreichische Artillerie. Obgleich bald zum Lieutenant avancirt, nahm er doch seinen Abschied und bereiste nun mit zwei jungen Adeligen einen großen Theil Europa's. Im J. 1807 wurde er der österreichischen Gesandschaft in Sicilien beigegeben, trat dann 1809 als Artilleriehauptmann wieder in die Armee ein und entwickelte bei der Organisirung der Landesbewaffnung eine große Thätigkeit; auch arbeitete er wichtige Verbesserungspläne aus, die aber, wie seine früher in Sicilien ausgearbeiteten großen Kolonisationspläne, nicht zur Ausführung kamen. Im Jahre 1813 trat er in den Generalstab ein und besorgte 1815 in Paris die Auslieferung der italienischen Kunstschätze. Nachdem er darauf einige Zeit bei den österreichischen Gesandschaften in Rom u. Madrid beschäftigt gewesen war, wurde er nach Frankfurt zur Militärkommission beim Bundestag versetzt und † daselbst am 13. Mai 1829. Als Schriftsteller trat er mit dem geistvollen, aber in wunderliche Formen gekleideten politischen Roman auf: „Dya-na-Sore oder die Wanderer" (5 Bde., Wien 1787—91; 3. Aufl. 1840—41), der seiner Zeit außerordentlichen Beifall fand. M.s „Hinterlassene kleine Schriften" sind von E. von Feuchtersleben (3 Bde., Wien 1842) herausgegeben worden.

Meyer von Knonau, 1) Ludwig, Dichter, Zeichner, Maler, Kupferstecher und Holzschneider, geboren 1705 zu Knonau, stand einige Jahre in holländischen Kriegsdiensten und lebte dann auf einem Familiengute. Er trieb die Kunst als Autodidakt. Seine Landschaften, Jagdstücke 2c. zeugen von genauer Beobachtung der Natur. Er gab auch 50 neue Fabeln heraus, welche in mehren Auflagen erschienen. Er war mit Klopstock und Wieland befreundet und † 1785.

2) Ludwig, schweizerischer Geschichtschreiber, geboren zu Zürich am 12. Sept. 1769, Enkel des Vorigen, studirte in Halle Philologie, Geschichte, Jurisprudenz und wolfische Philosophie, machte darauf eine große Reise durch mehre Länder Europa's und betrat dann in seinem Vaterlande die politische Laufbahn. Er war eidsgenössischer Gesandtschaftssekretär auf dem Kongreß zu Rastatt, 1799 Kantonsrichter, 1803 Mitglied des Obergerichts und 1805 des kleinen Raths. Bei Errichtung des zürcher polytechnischen Instituts erhielt er eine Professur des Staatsrechts. Im Jahr 1829 in den Staatsrath gewählt, trat er nach 1830 an die Spitze der zürcher Tagsatzungsgesandschaft, nahm aber die ihm zugedachte Bürgermeisterstelle nicht an. Nach dem Aufstand am 6. Sept. 1839 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück und † den 21. Sept. 1841. Sein Hauptwerk ist das gründliche und geistvolle „Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" (Zürich 1826—29, 2 Bde.).

3) Gerold Ludwig, Staatsarchivar im schweizerischen Kanton Zürich, Sohn des Vorigen, geboren am 2. März 1804, gab schon in seinem 19. Jahre einen sehr verbreiteten „Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz" (Zürich 1824, 2. Aufl. 1831) heraus u.

Digitized by Google

ging dann nach Berlin, wo er unter Ritter seine Studien fortsetzte. Nachdem er einen großen Theil Europa's bereist hatte, kehrte er 1827 in sein Vaterland zurück und arbeitete mehre Jahre im Finanzfach, bis die Leitung des Staatsarchivs in seine Hände kam. M. leistete in dieser Stellung so Tüchtiges, daß ihm auch die Oberdirektion des Bundesarchivs übergeben und er zugleich mit der Hauptredaktion der Bearbeitung der Tagsatzungsverhandlungen bis 1798 betraut wurde. Er † den 1. Nov. 1858 zu Zürich. Seine wichtigsten Schriften sind die unter seiner Leitung erschienenen und zum Theil von ihm bearbeiteten „Historisch-statistischen Gemälde der Schweiz" (St. Gallen 1834 ff.), sowie die „Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft" (2 Bde., Zürich, 2. Aufl. 1838—39) und die Fortsetzung des von Vögelin begonnenen „Historisch-geographischen Atlas der Schweiz" (Heft 1—5, Zürich 1846—55). Außerdem schrieb er noch: „Die Heldinnen des Schweizerlandes" (das. 1832) und setzte Hallers „Bibliothek der Schweizergeschichte" fort.

Meyo, ostindische Insel, zu den Molukken gehörig, in der Molukkenstraße, westlich von Dschilolo.

Meyo (Mejo, d. h. Halbes), Maß in Portugal und Brasilien = $1^1/_4$ Pfd.

Meyrueis, Stadt im franz. Departement Lozère, Bezirk Florac, mit Wollspinnerei, Wollweberei, Holzsägemühlen, Schafzucht und 2500 Einw. In der Nähe merkwürdige Stalaktitengrotte.

Meze, Stadt im französischen Departement Hérault, Bezirk Montpellier, am Etang du Thau, mit Hafen, Branntweinbrennerei, Weinbau, Fabrik für Traubensyrup, Weinhandel und 4550 Einwohnern.

Mezeline, Sorte Leinwand, mit broschirten und erhabenen Mustern und Rauten, oder buntgeströmt.

Mezeray, François Eudes de, französischer Historiker, geboren 1610 in dem Dorfe Rye bei Argentan, entlehnte den Namen M. von einem bei Rye gelegenen Dorfe, als er später in Paris sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, wandte sich aber bald zur Geschichte und Politik. Nachdem er mit Abneigung während zweier Feldzüge in Flandern die Stelle eines Richtefkiziers bei der Artillerie bekleidet hatte, nahm er seinen Abschied und arbeitete im College Sainte Barbe in Paris. Nach dem Erscheinen des ersten Theils seiner „Histoire de France" (3 Bde., Par. 1643—51) erhielt M. den Titel eines Historiographen von Frankreich, wurde 1648 Mitglied der Akademie und 1675 deren ständiger Sekretär, als welcher er theilweise die Redaktion des „Dictionnaire de l'academie" besorgte. Aus seinem größern Werke „Abrégé chronologique de l'histoire de France" (3 Bde., Par. 1668, beste Ausg., 4 Bde., 1775) lieferte er einen Auszug, der an Genauigkeit der Thatsachen und Präcision der Darstellung das Hauptwerk noch übertrifft. Obgleich vom Hof besoldet, war M. doch in seinem Urtheil durchaus frei und unabhängig. Als er in die Abänderung einiger Bemerkungen, die von Colbert verlangt wurde, nicht eingehen wollte, wurde ihm seine Pension entzogen. Außer mehren andern unbedeutenden Schriften gab er noch einen „Traité de l'Origine des Français" (Amsterd. 1688) heraus. M. † am 10. Juli 1683 zu Paris.

Mezières, Hauptstadt des französischen Departements Ardennes, am rechten Ufer der Maas, über welche eine Brücke nach dem gegenüber liegenden, ehedem befestigten Charleville führt, ist der Sitz der Departementsbehörde und eine Festung zweiten Ranges. Die Stadt ist im Allgemeinen schlecht gebaut und ohne weitere merkwürdige Gebäude als die Pfarrkirche, in welcher die Vermählung Karls IX. 1570 gefeiert wurde. Auf der Ostseite erhebt sich eine Citadelle, welche die Maas beherrscht. M. hat eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, eine Ingenieurschule, öffentliche Bibliothek, Gewehr-, Garn-, Leinwand- und Lederfabriken; außerdem treiben die 5050 Einwohner nicht unbeträchtlichen Handel und Ackerbau, für dessen Förderung eine Gesellschaft daselbst besteht. In der Nähe liegt die Pulverfabrik von St. Ponce. M. (Meseria) galt im Mittelalter für einen der festesten Plätze Frankreichs, der 1525 von Bayard gegen die kaiserlichen Truppen tapfer vertheidigt ward. Im J. 1815 ward die Stadt von dem preußischen General von Haak eingenommen.

Mezin, Stadt im französischen Departement Lot-et-Garonne, Bezirk Nérac, mit Stöpsel-, Oelreinigungs-, Leinwand-, Hanfleinwand-, Leder-, Papier-, Töpferwaarenfabrikation u. 3000 Einw.

Mezőhegyes, Dorf in der csanader Gespannschaft in Ungarn, bekannt durch sein großes Gestüt, welches, 1785 von Joseph II. gegründet, auf 17,000 Pferde angelegt ist, jährlich 160 Zuchthengste aufsendet und über 1000 Remontepferde liefert.

Mezötelegd, Stadt in der biharer Gespannschaft in Ungarn, östlich von Großwardein, an der schnellen Köröß, mit Salzamt und Weinbau.

Mezzarola, genueser Weinmaß = 129,66 preußische Quart.

Mezzatinta (Mezzotinto, ital.), Mitteltinte, gebrochene, zwischen Licht und Schatten den Uebergang bildende Farbe.

Mezzatintamanier, s. v. a. Schwarzkunst, s. Kupferstecherkunst.

Mezza voce (ital.), abgekürzt M. v., d. h. mit halber Stimme, das allmählige Verstärken und Abnehmen der Gesangstimme.

Mezzetta, Maß in Toskana für Wein = $57^9/_{00}$ pariser Kubikzoll, für Oel = $26^1/_2$, für Getreide = $76^3/_4$.

Mezzino, Fruchtmaß auf Korsika = $2486^1/_4$ pariser Kubikzoll.

Mezzo, Insel in Dalmatien, nordwestlich von Raguſa, mit gleichnamigem Dorfe und 450 Einw.

Mezzo (ital.), s. v. a. halb, häufig in Zusammensetzungen zu musikalischen Bezeichnungen, und bei Münzen, Maß und Gewicht.

Mezzofanti, Giuseppe, römischer Kardinalpriester, bedeutender Sprachkenner, geboren am 19. Sept. 1771 zu Bologna, war als Bibliothekar daselbst angestellt, nahm 1831 an den Bewegungen Theil, durch welche die Besetzung Ancona's durch die Franzosen herbeigeführt wurde und ging mit der Deputation nach Rom, welche

Digitized by Google

bei dem Papst Vorstellungen machen sollte. In Rom wurde er zum Monsignore ernannt und trat 1833 in Angelo Majo's Stelle als erster Kustos an der vatikanischen Bibliothek. Am 13. Febr. 1838 wurde er zum Kardinalpriester befördert. Er † zu Neapel den 14. März 1849. M.'s Weltruf gründet sich auf sein wunderbares Talent, sich fremde Sprachen anzueignen, deren er gegen das Ende seines Lebens 58 sprach und verstand. Indessen zeichnete sich M. mehr durch umfassende Sprachfertigkeit, als durch gründliche Sprachkenntnisse aus. Vgl. Malavit, Esquisse historique sur le Cardinal M., Paris 1853.

M. F. P., auf Recepten Abbreviatur für misce, fiat pulvis, d. i. mische es, daß es ein Pulver wird ꝛc.

Mglin, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigoff, an der Sudenka, mit 4 Kirchen, Handel mit Hanf und 5500 Einw.

Mi, bei den Franzosen und Italienern Name des Tones e; s. Solmisation.

Mia, ein Tempel der Bekenner der Sintoreligion.

Miadi, Insel, s. Mulgrave's-Archipel.

Miake (Vries), japanische Insel, an der Südostküste der Insel Nipon, östlich von Ooshima.

Miako, die alte Reichshauptstadt und die heilige Stadt der Japaner, auf der Insel Nipon, die Residenz des Dairi, hat lange, enge Straßen, viele schöne Gebäude, unter welchen besonders die zahlreichen Paläste des weltlichen Oberhaupts u. der Vasallenfürsten hervorragen, und ist der Hauptsitz der japanischen Gelehrsamkeit, der Künste u. Gewerbe, sowie der Prägort aller Münzen. Die Zahl der Einwohner, früher 1/2 Million, beträgt jetzt etwa 600 000. Der Palast des Dairi bildet einen eigenen Stadttheil, der 2 1/2 Meilen im Umfang hat und mit Mauern und Gräben umgeben ist. Unter den Buddhatempeln zeichnet sich der Fokozitempel aus, mit der kolossalen Statue des Buddha aus vergoldetem Holze, 33,333 Götzenbildern und mit der größten Glocke der Erde. Das Innere desselben ist mit farbigen Marmorplatten gepflastert und das Schiff wird von 96 Säulen aus Cedernholz getragen.

Miam, Goldgewicht in Malakka = 832 englischen Troygrän.

Miaotse, unkultivirter Volksstamm in China, in den Gebirgen von Yünnan, Kueitscheu, Hukang u. Kuansi seßhaft, beunruhigten vormals öfters die chinesischen Grenzen, bis sie 1776 bezwungen wurden, und spielten auch in den jüngsten Revolutionen China's eine nicht unbedeutende Rolle.

Miasma (griech.), eigentlich Verunreinigung, eine eigenthümliche Veränderung der Luft, wodurch diese bestimmte Krankheiten verursacht, welche durch die einzelnen chemisch darstellbaren Bestandtheile derselben nicht erregt werden können, besonders wenn eine solche verdorbene Luft bei vielen Menschen und dieselbe Krankheitsform hervorruft (Typhus-, Cholera-, Wechselfieber-miasma). Streng genommen ist daher eine Luftart, welche sich bloß durch den abnormen Gehalt eines Gases, oder einiger in ihr schwebenden fauligen thierischen oder pflanzlichen Bestandtheile auszeichnet, noch nicht als M. zu betrachten. Auch reicht zur Erregung der miasmatischen Leiden die Kloak-, Abtrittsluft, die Ausdünstung der Gerber ꝛc. an und für sich nicht aus. Das M. ist eine Kraft, welche von einer eigenthümlichen, uns unbekannten Beschaffenheit der Luft abhängt, daher alle Veränderungen und Eigenschaften theilt, welche die Luft darbietet; der Einfluß der Kälte und Wärme, die Schwere und Leichtigkeit, die Elasticität und Beweglichkeit, die Wärme und der Elektricitätsgehalt der Luft, die Ansammlung von Gasen in derselben, der Einfluß des Lichtes u. der Erdausdünstung, haben den wesentlichsten Einfluß auf dasselbe. Alle diese Einwirkungen fördern oder zerstören nach Umständen die miasmatische Kraft. Da die besonderen Einflüsse die Luft in ihrer Beschaffenheit verändern, namentlich Wind, Sonne, Kultur und Erdausdünstung ꝛc., so kann sich eine miasmatische Kraft in der Luft nicht wohl über die ganze Erde verbreiten; vielmehr bildet sich dieselbe in der Luft meist örtlich, in bestimmten Gegenden und Ländern aus und geht nicht über diese hinaus. Die örtlichen Einwirkungen auf die Atmosphäre, wodurch die miasmatische Kraft derselben erzeugt wird, sind meist bekannt. Die Ueberschwemmungen von Seen u. Flüssen erzeugen das Fiebermiasma in Holland und Aegypten; die miasmatischen, gastrischen u. Schleimfieber sind oft durch Ausdünstung eines Sumpfes bedingt. Nach der Ursprungsstätte unterscheidet man das Sumpfmiasma, auch Malaria (s. d.) genannt, das Erdbodenmiasma (wohin das der Urwälder, der Kirchhöfe, gewisser alter Städte ꝛc. gehört), das Thierdunstmiasma (z. B. aus Kloaken, aus Orten, wo viel Fleisch fault, aus eingeschlossenen Orten, wo viele Menschen zusammengedrängt sind, daher Hospital-, Feldlager-, Kerker-, Schiffsmiasma), Luftmiasma, wie es z. B. oft der Thauwind von den Alpen her oder aus den Nordpolgegenden zu uns führt ꝛc. Nur höchst selten werden größere Länderstrecken durch Witterungseinflüsse zur Erzeugung der miasmatischen Kraft der Atmosphäre bestimmt, wie z. B. bei ungünstiger Witterung oft eine Wechselfieberepidemie entsteht, welche große Länder heimsucht. Die miasmatische Kraft äußert ihre Wirkung auf alle Individuen, welche in den Bereich der miasmatischen Atmosphäre gelangen; dadurch entsteht an verschiedenen Orten, bei gänzlich getrennten Individuen u. zugleich bei sehr Vielen die Krankheit. Zwischen M. und Kontagium lassen sich keine scharfen Grenzen ziehen; denn einerseits verbreiten sich viele Ansteckungen (die sogenannten flüchtigen Kontagien) durch die Luft und haben dann den Charakter des M., andererseits können miasmatische Seuchen später auch von Person zu Person übergetragen werden. Als Unterscheidungszeichen mögen folgende gelten. Das Kontagium ist das Erzeugniß einer Krankheit, das M. das Produkt einer atmosphärischen Veränderung. Jenes erhält sich längere Zeit in der Atmosphäre; das M. wird durch jede wesentliche Veränderung der Atmosphäre zerstört. Die kontagiöse Epidemie geht von einem einzelnen oder einigen Individuen aus und befällt dann nach und nach mehre, so daß die größte Anzahl der Erkrankungen, die Höhe der Epidemie erst nach Verlauf von 2—3 Wochen Statt findet und dann

Digitized by Google

allmählig abnimmt; in der miasmatischen Epidemie kann man nicht nachweisen, daß die Krankheit von einzelnen Individuen ausgeht, sondern es wird eine große Anzahl zu derselben Zeit befallen, und die Epidemie erreicht in 3—7 Tagen ihre Höhe. Plötzlich ist die größere Anzahl der Bewohner einer Stadt, Gegend ꝛc. miasmatisch erkrankt; aber eben so schnell hört die Krankheit wieder auf, ohne eine lange Reihe von Nachzüglern zu hinterlassen, wie dieses bei sonstigen ansteckenden Krankheiten der Fall ist. Das eigentliche Wesen des M. ist unbekannt. Möglicherweise können auch mechanisch der Luft beigemischte mikroskopisch feine Körperchen (z. B. die Keimkörner der Schimmelpilze, die Eier mancher niedern Thiergattungen, die Luftinfusorien) an der Entstehung miasmatischer Krankheiten Schuld seyn. Neuerdings wird das Ozom (s. d.) sowohl bei Entstehung als bei Zerstörung gewisser Miasmen wirksam geglaubt. In dem Bereich des Meerwassers an sich kommen keine miasmatischen Krankheiten vor, sondern nur da, wo Meerwasser mit süßem Wasser sich vermischt oder den Boden tränkt, wie dies an den Mündungen der Flüsse, z. B. am Nil, am Niger, an den amerikanischen Flüssen, der Fall ist. Alle Miasmen sind schwerer als die gewöhnliche Luft, wenigstens erhebt sich die miasmatische Krankheit nicht auf Berge; Wechselfieber sind 1000 Fuß über dem Meeresspiegel nicht mehr vorhanden. Alle miasmatischen Krankheiten sind geneigt, unter dem Zustande sehr gesunkener Kraft zu verlaufen. Der einfachste, aus dem Erdmiasma hervorgehende Zustand ist der Status gastricus. Man findet ihn bei Bewohnern oder Anwohnern von sumpfigen Gegenden im Frühjahr, Sommer und Herbst regelmäßig vorherrschend. Der sich hieran schließende Zustand ist der Status biliosus, welcher sich oft aus dem Status gastricus entwickelt, häufig mit ihm abwechselt und oft begleitet von Cholera sporadica ist. Seltener und unter eigenen Einflüssen des Bodens und der Nahrungsmittel bildet sich der Status pituitosus aus. Die Dauer der Zustände und ihre Entstehung bei Menschen, die unter den verschiedensten Einflüssen leben, sowie die tiefe konstitutionelle Veränderung unterscheiden diesen Status von einfachen Gastricismen. Der zweite durch Miasmen bedingte Zustand ist ein langwieriges gastrisches Fieber, welches seltener durch seine Heftigkeit, als durch seine Andauer ausgezeichnet ist. Hieran schließt sich das Wechselfieber, das stets von gastrischen Beschwerden begleitet ist, häufig aus dem gastrischen Fieber hervorgeht und bei einem Nachlaß der Symptome in dieses wieder hineinragt, aber durch seine Dauer, seine Neigung zum Quotidian- und Quartantyphus und Anschwellung der Leber und Milz sich auszeichnet. Ihm fehlt das gastrische Kolorit nicht, welches ihm oft vorangeht und häufig lange Zeit nach ihm besteht. Der Typhus bildet sich seltener in Folge der Sumpfluft aus; er ist meist ein Schleim- oder gastrisches Fieber, welches den Status typhosus annimmt. In Amerika ist das gelbe Fieber in seinem Ursprunge miasmatisch, wird aber sehr bald ansteckend und behält dann während der ganzen Epidemie diesen Charakter bei. Wahrscheinlich werden alle miasmatischen Krankheiten ansteckend, sobald sie sich in heftigen Fiebern äußern. Die miasmatische Entstehung der Cholera asiatica und der Influenza läßt sich nicht nachweisen; ihr ganzer Gang und ihre Ausbreitung weisen sie aber als ansteckende Uebel aus. Je ausgebildeter die tellurischen und kosmischen Verhältnisse waren, unter denen sie entstehen, desto intensiver ist die Heftigkeit der Krankheit und die krankmachende Kraft der Miasmen, desto größer die Zahl der Erkrankungen. Alles dieses verhält sich umgekehrt, wenn die äußeren Einflüsse geringer sind. Ist nach einer vorangegangenen Ueberschwemmung, nach einer milden feuchten Witterung das Frühjahr, die Sommerhitze sehr stark und anhaltend, so ist auch die Ausbreitung u. die Heftigkeit des gastrischen, Schleim- und Wechselfiebers beträchtlicher, als wenn keine Ueberschwemmung und kein extremer Witterungszustand vorhanden war.

Miaulis, Andreas Vokos, Admiral der griechischen Flotte während des Freiheitskampfes, 1772 von Aeltern niedern Standes zu Negroponte geboren, war erst Matrose und erhielt den Namen M. von dem türkischen Miaul, was eine Feluke bezeichnet. Allmählig kam er zu einem großen Vermögen, das er jedoch dadurch verlor, daß er sich dem Geschwader des Lyadlers Lambros Kazzonis anschloß, welches zur Zeit der Kaiserin Katharina II. für die nationale Unabhängigkeit kämpfte, aber um 1790 der türkischen Uebermacht erlag. Nachdem er sich darauf durch Getreidehandel während der französ. Revolution wieder ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, ließ er sich auf Hydra nieder, baute sich ein größeres Schiff und zählte bald durch seinen Unternehmungsgeist zu den angesehensten Schiffseigenthümern. Dem Aufstand der Griechen 1821 zeigte er sich anfangs abgeneigt; als er aber die Begeisterung und das feste Zusammenhalten der Bewohner des Festlandes und der Inseln, sowie den Ernst der Vertheidigungsanstalten erkannte, schloß er sich mit einem großen Schiffe „Leonidas" der Flotte an und nahm nun an allen Streifzügen Theil, welche im ersten Jahr des Aufstandes unternommen wurden. Zum Oberbefehlshaber der griechischen Flotte ernannt, besiegte er den Feind am 5. und 6. März bei Patras, sowie am 20. Sept. 1822 im Kanale von Spezzia. Auch 1823 fügte er dem Feind manchen Schaden zu, konnte zwar nicht hindern, daß Ibrahim Pascha im Febr. 1825 auf Morea landete, segelte aber am 12. Mai 1825 mit 28 Schiffen und 6 Brandern kühn auf die im Hafen von Modon liegende feindliche Flotte los und vernichtete 2 Fregatten, 2 Korvetten, gegen 20 Transportschiffe und alle Kriegsvorräthe des Feindes. Der Versuch, in Verbindung mit dem Admiral Sachturis dem Ibrahim Pascha die Verbindung mit Aegypten abzuschneiden und gegen den Hafen von Alexandrien einen ähnlichen Handstreich mit Brandern auszuführen, mißlang, indessen fügte er der Flotte des Kapudan-Pascha durch seine Angriffe bedeutenden Schaden zu, verbrannte am 8. December 1825 eine feindliche Fregatte und kaperte mehre Transportschiffe, so daß sich Ibrahim Pascha am 8. Jan. 1826 zu der Seeschlacht am Kap Papas genöthigt sah, die von den Griechen gewonnen wurde. Als endlich

Digitized by Google

die Großmächte dem Lande Schutz gewährten und die Flotte der Verbündeten erschien, trat die griechische ganz in den Hintergrund. M. legte daher den Oberbefehl nieder und lebte zurückgezogen theils zu Poros, theils in Hydra. Erst nach der Schlacht bei Navarin und nach der Ankunft des Präsidenten Kapodistrias übernahm er wieder den Oberbefehl über die griechische Flotte. Um ihn für die Regierung zu gewinnen, ernannte ihn der Präsident zum Chef und Oberaufseher des Hafens von Poros; M. trat aber 1830 offen zur Oppositionspartei, welche auf der Insel Hydra ihren Mittelpunkt hatte. Als der Regierungspräfekt von Hydra flüchtete, wurde M. Mitglied der Kommission, welche die Regierung der Insel übernahm. Er war auch bei der Deputation, welche 1831 nach Nauplia ging, um den Präsidenten zu einem billigen Vergleich zu vermögen, und als dieser nicht zu Stande kam, bemächtigte er sich mit 200 Hydrioten des Hafens von Poros und verbrannte am 13. August die daselbst liegenden griechischen Kriegsschiffe, 28 Fahrzeuge, unter ihnen die Fregatte „Hellas", deren Werth auf 50 Millionen Franken angeschlagen wurde. M. ging darauf nach Hydra zurück u. wurde vom Obergericht zu Nauplia in Anklagestand versetzt; die Kraftlosigkeit der Regierung und die Ermordung Kapodistrias' am 9. Oktober 1831 schützten ihn jedoch vor weiterer Verfolgung. Die im Aufstand begriffenen Bezirke bildeten in Perachore eine neue Regierungskommission und ernannten M. zum Oberadmiral, indem sie ihm den Befehl ertheilten, 6 Schiffe auszurüsten und damit die griechischen Inseln im Archipel seinem Befehl zu unterwerfen. Durch die Flucht des provisorischen Präsidenten Augustin Kapodistrias im April 1832 erhielt diese Partei vollständig die Oberhand. M. ging nach Nauplia u. wußte die streitenden Parteien zu versöhnen. Nach der Wahl des Prinzen Otto von Bayern zum König von Griechenland gehörte er mit Kosta Bozzaris und Demetrios Plaputas zu der Deputation, welche dem neuen Könige die Huldigung der Nation überbrachte. Seine einfache würdevolle Haltung erwarb ihm sogleich das Vertrauen des jungen Königs. Bei der Organisation der Marine wurde er zum Kontreadmiral, am 9. Oktober 1833 zum Seepräfekten ernannt und am 5. April 1835 zur außerordentlichen Würde eines Vicеadmirals erhoben. Er † jedoch schon am 24. Juni 1835 zu Athen. Sein Grab am Piräeus wurde von der Regierung mit einem Denkmal geschmückt. Von seinen 6 Söhnen war der dritte, Antonios, geboren 1802, der unzertrennliche Theilnehmer der Heldenthaten seines Vaters. Unter Kapodistrias wegen seiner Bildung zum Mitglied des Obertribunals in Spezzia ernannt, bekleidete er dies Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit, bis man auch ihn zum Werkzeuge der Unterdrückung gebrauchen wollte. Er nahm deshalb 1829 seinen Abschied und lebte zu Hydra in Zurückgezogenheit. Nach der Ankunft der Regentschaft wurde er zum Seekapitän und später vom Könige Otto zum Adjutanten ernannt. Als solcher begleitete er den König 1836 nach München und auf seiner Brautfahrt nach Oldenburg. Er † auf dieser Reise am 12. November 1836 zu Uffenheim.

Miava, Stadt in der neutraer Gespannschaft in Ungarn, am gleichnamigen Fluß, mit Hanf- und Flachsbau, Branntweinbrennerei, Tuch- und Wollzeugweberei, Lederfabrikation und 10,000 Einwohnern.

Micali, Giuseppe, italienischer Archäolog, zu Livorno geboren, machte schon frühzeitig Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland u. widmete dann seine ganze Zeit der Archäologie. Die Früchte seiner Studien sind die Werke „L'Italia avanti il dominio dei Romani" (4 Bde., Flor. 1810), das großes Aufsehen machte, und „Storia degli antichi popoli italiani" (3 Bde., das. 1832), in welchem er das frühere Werk umgearbeitet u. mit den Ergebnissen umfassender Studien bereichert hat. Dazu erschien als Beilage eine werthvolle Kupfersammlung der „Monumenti antichi" auf 120 Foliotafeln. So viel sich auch gegen M.'s Ansichten bezüglich der Abstammung italienischer Völkerschaften und seine Erklärung der Kunstwerke einwenden läßt, so kann ihm doch nicht das Verdienst abgesprochen werden, durch seine Arbeiten die archäologischen Studien Italiens mächtig angeregt zu haben. M. † den 28. März 1844.

Micha, 1) Israelit, der zur Zeit der Richter sich auf dem Gebirg Ephraim, wo er wohnte, einen besonderen Jehovadienst mit einem Bilde gründete. Die Daniten entführten ihm aber das Bild nach ihrer Stadt Dan, und es wurde der hieran geschlossene Kult später für Jerobeam die Veranlassung, daß er in dieser Stadt eines der Bilder, unter welchen Jehova verehrt wurde, aufrichtete.

2) M., einer der 12 kleinen Propheten des Alten Testaments, war aus der Stadt Moreschеth-Gath im Stamme Juda gebürtig und weissagte 740 bis 720 v. Chr. unter den Königen Ahas u. Hiskias. Sein im Kanon vorhandenes Buch rügt an Israel und Juda den Götzendienst und das sittliche Verderben, besonders in den höhern Ständen, und droht mit der Zerstörung der Hauptstädte in beiden Reichen und mit der Wegführung des Volks nach Assyrien und nach Babylon. Die scharfe und klare Einsicht in die Nothwendigkeit einer Zerstörung der israelitischen Reiche, ja sogar des Tempels, neben der festen Hoffnung auf die messianische Zeit sind das Eigenthümliche dieses Propheten. Der Inhalt der Schrift ist nach Stoff u. Form sehr verwandt mit der des Jesaias, welcher sie auch an Kraft und Schwung der Rede wenig nachsteht. Uebersetzt ward sie von Justi (Leipz. 1799), von Hartmann (Lemgo 1800), poetisch bearbeitet von Fr. Rückert.

Michael (hebr. Name, s. v. a. „wer ist gleich dem Höchsten?"), einer der 7 Erzengel, und zwar aus der ersten Ordnung derselben, von dem die jüdische Sage berichtet, daß er der Schutzengel des jüdischen Volkes sey und an der Spitze seiner Engel mit dem Satan über den Leib Mosis gestritten habe. Auch die Apokalypse stellt ihn als Sieger über den Drachen oder Satan dar. Die Christen nahmen ihn später als Schutzengel ihrer Kirche für sich in Anspruch. Die katholische Kirche feiert drei Erscheinungen dieses Engels: den 6. September, den 8. und den 16. Mai. Davon ist aber noch zu unterscheiden das eigentliche Michaelisfest, welches auf den 29. September fällt. Dasselbe wurde vom Papst Gelasius I.

Digitized by Google

angeordnet und auf dem Koncil zu Mainz 813 zu einem allgemeinen Kirchenfest erhoben. Auch für das bürgerliche Leben hat es Bedeutung, weil es den Abschluß des 3. Quartals bildet.

Michael, eigentlich **M. Thomas Koributh Wiesnowiecki**, König von Polen, geboren 1638, war der Sohn des als Krieger berühmten, von den Jagellonen abstammenden Woiwoden von Reußen, Jeremias Wiesnowiecki, und von mütterlicher Seite ein Urenkel Johann Zamojski's. Er lebte in den dürftigsten Umständen, da sein Vater seine großen Besitzungen in der Ukraine in Folge der unglücklichen Kriege zwischen Polen und Rußland an den russischen Czaren verloren hatte, als er nach dem Rücktritt Johann Kasimirs 1669 von dem niederen Adel, der den Magnaten gegenüber hierdurch seine Macht zeigen wollte, zum König von Polen erwählt wurde. Er ward am 29. Sept. 1669 zu Krakau gekrönt und verheirathete sich mit Eleonore, Tochter des Kaisers Leopold I. M.s kurze Regierung brachte Polen an den Rand des Verderbens, indem er in keiner Weise den Verhältnissen gewachsen war. Er wußte weder den gegen ihn eingenommenen Adel, noch den auswärtigen Feinden zu widerstehen. Auf dem Reichstag von 1670 spottete man offen des königlichen Ansehens und trieb die Streitigkeiten bis zum Blutvergießen. Die Kosaken empörten sich und fanden bei den Tataren und dem Sultan Mohammed IV. Beistand. Letzterer zwang M. durch einen Einfall in Polen, Podolien und die Ukraine abzutreten und einen jährlichen Tribut von 22,000 Dukaten zu zahlen. Aber der polnische Reichstag genehmigte den Frieden nicht und rüstete sich zu neuem Kampf. Während Johann Sobiesky, M.s Feldherr, Gegner u. Nachfolger, den großen Sieg über die Türkei bei Chocsim davontrug, † M. am 10. Nov. 1673 zu Lemberg.

Michaelis, 1) **Johann David**, einer der gelehrtesten und angesehendsten Theologen des 18. Jahrhunderts, wurde den 27. Februar 1717 zu Halle geboren, wo sein Vater, **Christian Benedikt M.**, ebenfalls als Theolog und Orientalist bekannt, Professor war. Er bildete sich auf der Schule des Waisenhauses und auf der Universität seiner Vaterstadt und machte dann eine wissenschaftliche Reise über Holland und England. Nach seiner Rückkehr übernahm er die Anfertigung eines wissenschaftlichen Katalogs der Universitätsbibliothek zu Halle und wurde durch Münchhausen 1745 nach Göttingen als Professor der Philosophie gezogen. Auf seine Veranlassung verwilligte Friedrich V. von Dänemark die Mittel zu einer Untersuchungsreise nach Arabien, welche durch Niebuhrs und Forskals Forschungen für die Erklärung der Bibel sehr wichtig wurde. Durch Lessing wurde M. selbst zu einer Uebersetzung der Bibel (Göttingen 1769—83, 13 Bde.) veranlaßt, welche für den Gelehrten wegen der Anmerkungen zum Text noch immer Werth hat u. viel zur Förderung der Bibelerklärung beitrug. Reichthum des Wissens und eine scharfsinnige Kombinationsgabe sind die Vorzüge seiner Schriften. Für die Akademie in Göttingen entwarf er bei deren Begründung 1751 mit Haller die Grundgesetze und leitete erst als Sekretär, dann als Direktor die Geschäfte derselben, bis ihn Mißhelligkeiten mit seinen Kollegen veranlaßten, die Stelle aufzugeben. Länger führte er die Mitredaktion der „Göttinger gelehrten Anzeigen" (von 1753 bis 70). Er erhielt 1761 den Hofrathstitel und übernahm seitdem nicht bloß die Funktion eines Bibliothekars, sondern auch die Leitung des philologischen Seminars, ohne eine Vergütung zu beanspruchen. Die Akademien von London und Paris ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, der Kaiser zum Rath und der König von England gab ihm 1787 das Prädikat eines geheimen Justizrathes. Ununterbrochen thätig † er den 22. Aug. 1791. Seine bedeutendsten Schriften sind: „Hebräische Grammatik" (Gött. 1745, 3. Aufl. 1778); „Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes" (das. 1750, 2 Bde., 2. Aufl. 1787 bis 88); „Mosaisches Recht" (das. 1770—75, 6 Bde., 2. Aufl., 1776—80, 5 Bde.); „Orientalische und exegetische Bibliothek" (das. 1781—85, 23 Bde.); „Moral" (herausgeg. von Stäudlin, das. 1792 bis 93, 3 Bde.). Seine Selbstbiographie, herausgegeben von Hassencamp, erschien Rinteln und Leipz. 1793. M.' literarischer Briefwechsel ward herausgegeben von Buhle (Leipz. 1794).

2) **Johann Benjamin**, deutscher Dichter, den 31. Dec. 1746 zu Zittau in ärmlichen Verhältnissen geboren, studirte in Leipzig Medicin, gerieth aber in große Noth, in welcher ihm Gelegenheitsgedichte u. die Herausgabe einer Sammlung von Fabeln, Liedern und Satyren nur augenblickliche Hülfe gewährten. In Hamburg wurde ihm 1770 die Redaktion des „Hamburger Korrespondenten" übertragen. Bald aber fesselte ihn das Theater mehr als seine Zeitung, und er arbeitete bei der seilerschen Gesellschaft für die Bühne. Zuletzt lebte er in Halberstadt und † am 30. Sept. 1772. Seine „Poetischen Werke" wurden herausgegeben von Schmidt (2 Th., Gießen 1780); seine „Sämmtlichen Werke" erschienen Wien 1791, 4 Bde.

Michaelsorden, 1) königl. bayerischer Orden, gestiftet 1731 von Joseph Klemens, Herzog von Bayern und Kurfürsten von Köln, zur Aufrechterhaltung der Religion. Ordenszeichen ist ein blauemaillirtes Kreuz, auf dessen 4 Seiten die goldnen Buchstaben: P. (Pietas), F. (Fidelitas), F. (Fortitudo), P. (Perseverantia) stehen. Auf der Vorderseite des runden Mittelschildes ist der Erzengel Michael, auf der Kehrseite stehen die Worte: Dominus potens in proelio. — 2) Französischer M., Ordre de Saint-Michel (Cordon noir), gestiftet 1469 von Ludwig XI. von Frankreich. An einer 200 Goldkronen wiegenden Kette hing eine Medaille mit dem Bild des heiligen Michael und der Umschrift: Immensi tremor oceani. Die Zahl der Ritter war 36 aus den edelsten Geschlechtern. In der Folge verlor dieser Orden durch die Leichtigkeit, mit welcher er zu bekommen war, alles Ansehen, bis er 1665 nach erfolgter strenger Reinigung unter Ludwig XIV. förmlich erneuert und die Zahl der Ritter auf 100 bestimmt wurde. Mit der Revolution ging der Orden ein. Ludwig XVIII. erneuerte ihn 1816 besonders zur Ermunterung für Künstler und Gelehrte. Es gibt indessen weder Kapitel noch Ordensofficianten mehr.

Michailowka, Stadt im europäisch-russi-

schen Gouvernement Kursk, an der Swapa, mit Getreide- u. Hanfhandel u. 6000 Einw. Hier den 15. Mai 1831 Gefecht zwischen den Russen und Polen.

Michailowski-Danilewski, Alexander Iwanowitsch, russischer Geschichtschreiber, 1790 geboren, studirte zu Göttingen Kameralwissenschaft, trat 1812 in die Kanzlei des russischen Finanzministers, machte dann als Kutusows Adjutant alle Feldzüge von 1814—1815 mit, wohnte dem wiener Kongreß bei und folgte dann (1815—18) dem Kaiser Alexander auf dessen Reisen. Im Türkenkriege (1829) befehligte er unter Diebitsch als Generalmajor, ward 1835 zum Generallieutenant, 1839 zum Mitglied des Kriegsraths ernannt u. † zu Petersburg. Als Schriftsteller war M. sehr fruchtbar. Seine Hauptwerke: „Beschreibung des türkischen Kriegs von 1806—12" (Petersburg 1843, 4 Bde.), „Denkwürdigkeiten über die Feldzüge der Jahre 1812 bis 13" (daf. 1834), „Denkwürdigkeiten über den Feldzug des Jahres 1813" (deutsch von Goldhammer, Leipzig 1837) und „Denkwürdigkeiten über den Krieg aus den Jahren 1814—15" (daf. 1835, 2 Bde., deutsch von Goldhammer, Leipzig 1838), erlebten theilweise zahlreiche Auflagen. Eine vollständige Sammlung derselben erschien zu Petersburg 1849—50, 7 Bde. Sie sind in einem gefälligen Style geschrieben, enthehren aber der Wahrheit der Forschung und Präcision der Darstellung.

Michal, Gemahlin Davids (s. d.).

Michaud, Joseph, französischer Geschichtschreiber und Publicist, geboren 1769 in einem Dorfe an der Grenze von Savoyen, wurde in Bourg en Bresse erzogen und begab sich 1791 nach Paris, wo er bald eine große literarische Thätigkeit entfaltete. Er machte sich zuerst bekannt durch seine „Voyage littéraire fait en 1787 au Mont-Blanc", übernahm darauf die Redaktion verschiedener Journale und trat darin so entschieden für das Königthum auf, daß er 1795 zu Charrres verhaftet und auf Befehl des Konventsmitgliedes Bourdon de l'Oise zum Tode verurtheilt wurde. Er entkam aber glücklich und kehrte 1796 wieder nach Frankreich zurück, nachdem durch die Bemühungen seiner Freunde jenes Urtheil kassirt worden war. Obwohl wegen seiner politischen Ansichten noch vielfach verfolgt, blieb er doch in Paris, bis er als Begründer und Redakteur der royalistischen „Quotidienne" mit andern Journalisten zur Deportation nach Guyana verurtheilt wurde. Es gelang ihm jedoch, in die Schweiz zu entkommen, wo er sein berühmtes satirisches Gedicht: „Le printemps d'un proscrit" (Par. 1804, vermehrte Aufl. 1827) schrieb. Nach dem 18. Brumaire lebte er wieder in Paris, beschäftigte sich aber meist mit historischen Studien. Aus jener Zeit stammen seine „Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Aly et de Tippoo Saïb" (2 Bde., Par. 1801) u. „Histoire des croisades" (3 Bde., Par. 1812—17; 6. Aufl., 6 Bde., Par. 1840; deutsch von Ungewitter u. Förster, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32). Seine „Bibliothèque des croisades" (4 Bde., Par. 1830) enthält Auszüge aus den Quellenschriftstellern der Kreuzzüge. Seine „Biographie moderne" (4 Bde., Par. 1802) wurde von der Polizei mit Beschlag belegt. Seinem Haß gegen Napoleon ließ er freien Lauf in seiner „Histoire des 15 semaines" (1816), von welcher in kurzer Zeit 27 Auflagen nöthig wurden. Im J. 1813 wurde er zum Mitglied der französischen Akademie und 1815 zum Deputirten in der Chambre introuvable gewählt. Die Stelle eines Generalkommissärs der Journale und eines Vorlesers des Königs, die er 1814 erhalten hatte, verlor er bald wieder wegen seiner Sympathie mit der freien Presse. Von 1820—24 war er vielfach bei der Redaktion der „Lettres champenoises" betheiligt. Im J. 1830 machte er eine Reise nach dem Orient, Palästina, Syrien und Aegypten, von welcher er in der „Correspondence d'Orient" (7 Bde., Par. 1830—38) eine interessante Beschreibung niederlegte. Gemeinschaftlich mit Poujalat gab er die „Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII. siècle" (20 Bde.) heraus. Außerdem besorgte er noch die Ausgaben wichtiger Werke, wie des „Abrégé chronologique de l'histoire de France" von Hérault und der ersten Abtheilung der „Correspondence littéraire de Crimm." M. † am 30. September 1839 zu Passy. Sein jüngerer Bruder, Louis Gabriel, machte in den republikanischen Armeen mehre Feldzüge mit und begab sich dann nach Paris, wo er in Gemeinschaft mit seinem Bruder eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung anlegte. Das bedeutendste Werk, welches daraus hervorging und welches er selbst redigirte, ist die „Biographie universelle ancienne et moderne" (Bd. 1—73, Par. 1811 ff.).

Michaux, André, berühmter französischer Naturforscher, am 7. März 1746 auf dem Pachthofe Sartery bei Versailles geboren, trieb zuerst Landwirthschaft, begab sich aber nach dem frühen Tod seiner Gattin nach Paris, wo er sich unter Jussieu der Botanik widmete. In Gesellschaft von Lamarck und Thouin bereitete er 1780 zu wissenschaftlichen Zwecken die Auvergne, dann die Pyrenäen und Spanien und begleitete 1782 auf Staatskosten den französischen Gesandten Rousseau an den persischen Hof. Nach einer 3jährigen Abwesenheit mit einer reichen Ausbeute nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, in der Nähe von Newyork eine großartige Kulturschule junger Bäume anzulegen, die dann nach Frankreich in die Baumschule von Rambouillet verpflanzt werden sollten. Er begab sich im Herbst 1785 nach Nordamerika, bereiste Newjersey, Pennsylvanien, Maryland, Florida und die Ufer des St. Georges- und St. Jamesflusses und legte sowohl in Newyork als in Charlestown große Baumschulen an. Später besuchte er im Auftrag der Regierung auch Louisiana, die Alleghanygebirge, die Ufer des Ohio bis Louisville, Virginien, die Ufer des Mississippi und Illinois. Auf der Rückreise nach Frankreich (1796) büßte er durch Schiffbruch an der holländischen Küste einen großen Theil seiner Sammlungen ein. Die Baumschule in Rambouillet war während der Revolution fast ganz zerstört worden; auch wurde der rückständige Gehalt M. nicht ausgezahlt. Trotzdem ließ M. nicht ab, an der Wiederher-

Digitized by Google

stellung der Anlagen von Rambouillet zu arbeiten. Im J. 1800 begleitete er die Expedition Baudins nach Neuholland und untersuchte im botanischen Interesse Teneriffa u. Isle de France. Er trennte sich dann von Baudin und ging nach Madagaskar, wo er im Nov. 1802 †. Er schrieb die ausgezeichneten Werke: „Histoire des chênes de l'Amerique septentrionale" (Par. 1801) und „Flora boreallis-americana" (2 Bde., Par. 1803, neue Aufl. 1820). Sein Sohn, André Francois, geboren um 1770, machte ebenfalls botanische Reisen und schrieb: „Voyage à l'ouest des monts Alleghanya etc." (Par. 1804) und „Description des arbres forestiers des Etats-Unis" (4 Bde., Paris 1817—18).

Michauxia, Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen, zweijährig, in Syrien und Persien einheimisch, von deren Arten M. campanuloides *Juss.*, mit großen, weißen und hellvioleten oder purpurröthlich schattirten, überhängenden, sehr zahlreichen Blumen, eine schöne Zierpflanze ist.

Michel, abgekürzt statt Michael, als Spottname gebraucht mit der Nebenbedeutung des Schwerfällig-Gutmüthigen, Einfältigen; daher deutscher M., etwa seit dem Befreiungskriege gebrauchte Benennung der deutschen Nation, die deren politische Unreife u. Indolenz andeuten soll.

Michel, Francisque, französischer Literarhistoriker, geb. am 18. Febr. 1809 zu Lyon, ist Professor an der Faculté des Lettres zu Bordeaux, gehört zu den gründlichsten Kennern der ältern französischen Sprache und Literatur und hat sich durch zahlreiche Ausgaben älterer Literaturdenkmäler verdient gemacht. Sehr schätzbare kulturhistorische Werke sind die „Histoire des races maudites" (2 Bde., Par. 1847), die „Recherches sur le commerce, la fabrication et l'usage des etoffes de soie d'or et d'argent" (daf. 1852—53, 2 Bde.) und die „Histoire des hôtelleries, cabarets etc." (2 Bde., Paris 1854).

Michel Angelo, mit seinem vollen Namen Michel Angelo Buonarotti, berühmter italienischer Bildhauer, Maler, Baumeister und Dichter, stammte aus dem alten Geschlechte der Grafen von Canossa und wurde 1474 in dem Schlosse Caprese oder Chiusi in Toskana, wo sein Vater Podestà war, geboren. Nur ungern gab der Vater dem übermächtigen Drange des Sohnes zur Kunst nach. Nachdem M. die Anfangsgründe bei Franc. Granacci gelernt, kam er in die Schule des ausgezeichneten Malers Dom. Ghirlandajo, wo er nach wenigen Jahren nicht nur seine Mitschüler, sondern bald auch seinen Lehrer übertraf, so daß dieser es nicht ungern sah, als M. sich plötzlich mehr zur Plastik hingezogen fühlte. Der Herzog Lorenzo bei Medici ließ den jungen Künstler in die von ihm errichtete Kunstakademie aufnehmen, wo er in der Bildhauerkunst den Unterricht Bertoldo's und zugleich Unterweisung in einzelnen Zweigen der Wissenschaft genoß. Dabei äußerte der Aufenthalt an Lorenzo's Hofe den heilsamsten Einfluß auf die Vielseitigkeit seiner Bildung. Er genoß den Umgang der vielen um den geistreichen Fürsten versammelten Gelehrten, namentlich Politiano's u. Pico della Mirandola's. Bei aller Vorliebe für die Plastik gab er jedoch die Malerei nicht auf, denn aus demselben Jahre (1480), aus welchem seine ersten plastischen Versuche stammen, sind auch einige treffliche Temperabilder von ihm vorhanden. Als die Pflege der Kunst am florentinischen Hofe nach Lorenzo's Tod aufhörte, trat M. in den Dienst der Kirche. Der Prior der Kirche S. Spirito gab ihm eine Wohnung im Konvente und die Gelegenheit, das Studium der Anatomie gründlich zu treiben, indem er menschliche Kadaver herbeibringen ließ, und zwölf Jahre lang versenkte sich M. in die Zergliederungskunst. Im Jahre 1494, kurz vor der Vertreibung Peters von Medici aus Florenz, hatte auch M. aus Furcht vor dem drohenden Sturme seine Vaterstadt verlassen. Nach einem kurzen Besuch in Venedig ließ er sich in Bologna nieder, und erst als Peter Soderini an die Spitze der Regierung getreten war, kehrte er nach Florenz zurück. Um diese Zeit vollendete er einen schlafenden Cupido in Marmor und vergrub ihn eine Zeit lang unter der Erde, um ihm ein antikes Ansehen zu geben. Später wurde derselbe wirklich als antik an den Kardinal Rafael Riario verkauft, der nach der Entdeckung der Mystifikation das Bildwerk dem Künstler zurück schickte, diesen aber nach Rom einlud und ihn ein Jahr bei sich behielt. In Rom fertigte M. A. unter andern den berühmten Bacchus, der nachher nach Florenz kam, eines seiner unbefangensten Werke, in welchem er der Antike am nächsten blieb. Ein zweites Werk aus dieser Zeit ist die unvergleichliche Madonna mit dem todten Christus (Pietà) im St. Peters-dome zu Rom. Hatte dieses Meisterwerk dem Künstler bereits einen berühmten Namen gemacht, so gelangte er doch erst nach seiner Rückkehr nach Florenz im edlen Wettstreit mit Leonardo da Vinci auf die höchste Stufe des Künstlerruhms. Ein großer Marmorblock, dem Simon da Fiesole vergebens eine menschliche Gestalt zu geben getrachtet hatte, lag seit mehr als hundert Jahren unbenutzt, und man bezweifelte bereits die Möglichkeit einer künstlerischen Benutzung desselben. Um aber den letzten Versuch zu machen, forderte der Rath von Florenz mehre Künstler, darunter Leonardo und M., auf, das Wagniß zu unternehmen. Leonardo erklärte den Block für unbrauchbar, wenn man nicht Stücke ansetze; M. jedoch wagte den Versuch, und so entstand jenes kolossale Standbild Davids, welches nachher vor der Pforte des Justizpalastes aufgestellt ward. Bald darauf beschloß die florentinische Regierung, ihren Versammlungssaal durch Gemälde einiger in den pisanischen Feldzügen erfochtenen Siege zu schmücken, und beide Künstler erhielten dazu jeder besonderen Auftrag. Leonardo wählte die Darstellung eines Gefechts von Reitern. M. wählte den Augenblick, in welchem ein Haufen florentinischer Soldaten, die eben im Arno baden, unerwartet den Aufruf zum Kampfe vernimmt. Benvenuto Cellini behauptet, M. habe nachher nichts mehr geliefert, was dieses Meisterwerk nur halb erreichte; aber beide Kompositionen wurden nicht in Gemälden ausgeführt, u. auch die Kartons sind nicht mehr ganz vorhanden. Einen neuen Wirkungskreis fand M. bei der Thronbesteigung des Papstes Julius II., den der Wunsch

Digitized by Google

beseelte, durch ein Meisterwerk des größten Bildhauers seiner Zeit Unsterblichkeit zu gewinnen. Er lud M. nach Rom ein und trug ihm den Entwurf zu einem Grabmal auf. Nach mehren Monaten trat M. mit einer Zeichnung hervor, die an Schönheit und Großartigkeit selbst die bis dahin bekannten Denkmäler des Alterthums übertraf. Das Werk sollte mit einer großen Menge Statuen und Reliefs geschmückt werden. Es gerieth jedoch bald durch verschiedene Umstände ins Stocken; nochmals neu aufgenommen und auf geringere Maße reducirt, wurde es wieder unterbrochen, bis es endlich in nochmals sehr verringertem Umfange 1545, lange nach des Papstes Tode, in der Kirche San Pietro ad Vincula in Rom aufgestellt ward. Die Statue des Moses ist der vorzüglichste Schmuck dieses Monuments. In der Zwischenzeit (1506) errichtete M. zu Bologna gegenüber der Kirche des heiligen Petronius ein ehernes, kolossales Standbild des Papstes. Die erste größere Unterbrechung, die die Ausführung des Grabmonuments erlitt, wurde durch eine Intrigue Bramante's und Giuliano da Sangallo's herbeigeführt. Um den Künstler von der Ausübung der Bildhauerkunst abzuziehen, und da sie wußten, daß er sich in der Freskomalerei noch nicht versucht habe, überredeten sie den Papst, die weite Decke der sixtinischen Kapelle im Vatikan mit Freskomalereien aus der biblischen Geschichte von M.s Hand verzieren zu lassen. M., der die Arbeit vergebens von sich abzuwenden suchte, ließ seine Mitschüler und Freunde aus Florenz kommen, daß sie ihm helfen sollten; aber er sah ihnen nur die Kunstgriffe ab, ließ sie bald heimziehen, schloß sich ein, zerstörte ihre Arbeit und führte allein das ungeheure Werk binnen 22 Monaten zum allgemeinsten Beifall aus. Als Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, war sein erstes Unternehmen der Wiederaufbau der St. Lorenzkirche zu Florenz in einem edlern Styl. M. erhielt den Auftrag, nach Florenz zu gehen, um nach einem ihm gegebenen Modelle die Aufsicht über den Bau zu führen. Mit Unlust ging er an die Arbeit, und unter ungünstigen Umständen rückte das Werk nicht weiter. Ueberhaupt fällt in die Regierung dieses Papstes die unthätigste Periode im Leben M.s. Nach Leo's X Tode ging M. wieder an sein Lieblingswerk, das Grabmal Julius' II., das ihn während des Pontifikats Hadrians VI. fast ausschließlich beschäftigte. Klemens VII. verwendete den Künstler auch bei dem Baue der Laurentiana und der Sakristei von S. Lorenzo in Florenz, die dann Begräbnißkapelle des Lorenzo und Giulio der Medici wurde. Um diese Zeit entstand die Statue des auferstandenen Heilandes in der Minerva zu Rom, eines der vollendetsten Werke des Künstlers. Während der nun folgenden Unruhen bekleidete M. die Stelle eines Ingenieurs der Stadt Florenz, fuhr aber fort, während er Florenz gegen die Medicaer vertheidigte, an ihrem Mausoleum in S. Lorenzo zu arbeiten. Aus dieser Zeit stammt das Bild der Leda, das nach Frankreich gekommen und unter Ludwig XIII. verbrannt worden seyn soll. Doch wird im königlichen Museum zu Berlin ein Gemälde der Leda gezeigt, das aus Frankreich kam und für M.s Werk gilt. Bei der Rückkehr der Medicaer verließ M. seiner Sicherheit wegen die Stadt, fand beim Herzog d'Este zu Ferrara ehrenvolle Aufnahme und ging dann nach Venedig, erhielt jedoch bald von Klemens VII. unter Zusicherung der Verzeihung den Befehl, das Grabmal der Medicaer zu vollenden. Die Monumente enthalten die Statuen der genannten Medicaer, unter denen besonders die des Lorenzo, von den Italienern „der Gedanke" (il pensiero) genannt, als Meisterwerk ersten Ranges betrachtet werden muß, und mit symbolischen Gestalten der Aurora und des Abends und des Tags und der Nacht geschmückte Sarkophage. In dieselbe Zeit gehört ein schöner Apollo, der einen Pfeil aus seinem Köcher nimmt. Nach dem Tode Klemens' VII. verfertigte M. in Rom die Statuen des Nils und der Tiber und stellte auf dem Kapitol die Reiterstatue des Marc Aurel auf, die damals gefunden wurde. Nach der endlichen Vollendung des Grabmals des Papstes Julius übertrug Klemens VII. dem Künstler die Ausführung des jüngsten Gerichts in der sixtinischen Kapelle. M. zählte bereits 60 Jahre, als er diese Arbeit unternahm. Nach 7 Jahren (1541), unter Paul III., stand das Bild fertig da und erfuhr nun, wie das ungemessenste Lob, so auch den ungemessensten Tadel, wie das Bild selbst an Größe, Erfindung und Kühnheit des Pinselstrichs fast ungemessen genannt werden kann (s. unten). Unter Paul III. entstanden noch zwei bedeutende Gemälde M.s: die Bekehrung des Apostels Paulus und die Kreuzigung des Petrus, beide in der Paulina. Da die Freskomalerei dem greisen Künstler jetzt zu beschwerlich wurde, so griff derselbe wieder zum Meißel. Er begann eine Kreuzabnahme Christi, welche aber unvollendet blieb. Auch leitete er den Bau der Festungswerke von Rom (des Theils von il Borgo). Seitdem nahm ihn die Baukunst fast ausschließlich in Anspruch. Paul III. übertrug ihm nämlich 1546 nach San Gallo's Tode auch die Leitung des Baues der Peterskirche. M. verwarf das Modell von San Gallo und führte trotz mannichfacher Hindernisse, die ihm entgegentraten, den Bau nach seinem Plane so weit, daß unmittelbar nach seinem Tode die grandiose Kuppel vollendet werden konnte. Die Kirche sollte nur aus einem griechischen Kreuze mit kurzen Flügeln zu den vier Seiten des Kuppelraumes bestehen; später wurde sie durch ein gedehntes Vorderschiff und durch eine schlechte Façade entstellt. Außer diesem berühmten Bau leitete M. damals zugleich den des Capitoglio, sowie den der inneren Seite des Hofes im Palast Farnese mit den drei über einander gestellten Säulenordnungen, der Vigna des Papstes Julius III., der Porta Pia und vieler anderen Prachtgebäude. Als zuletzt das Alter zu mächtig über den Körper hereinbrach, übertrug M. die Vollendung vieler von ihm begonnenen Bildhauerwerke seinen Schülern, und selbst bei der Anfertigung von Zeichnungen und Modellen mußte sein Lieblingsschüler, Tiberio Calcagni, ihm helfend zur Seite stehen. Als 90jähriger Greis † M. den 17. Febr. 1564, klaren Geistes, seine ihn umstehenden Verwandten und Schüler ermahnend. Papst Pius IV. bereitete ihm eine prächtige Bestattung in der

Digitized by Google

Kirche der heil. Apostel; auf Befehl Cosmus dei Medici wurde jedoch der Leichnam heimlich nach Florenz gebracht, wo man ihm in der Familiengruft in Santa Croce ein prächtiges Denkmal errichtete. M.s ältestes plastisches Kunstwerk ist eine grinsende Satyrlarve, gegenwärtig in der florentinischen Gallerie. Sein erstes Gemälde, die Teufelsversuchung des heil. Antonius, ist verloren. Andere Jugendarbeiten sind der Kampf des Hercules und des Theseus mit den Centauren, ein großer Hercules (verloren) und zwei Engel, welche noch jetzt auf dem Grabmale vor dem Altare des heil. Domenico zu Bologna die Leuchte halten. Außer seinen beiden Hauptwerken in der Skulptur, dem Grabmal der Mediceer und dem des Papstes Julius werden ihm noch viele andere zugeschrieben. Im kapitolinischen Museum befindet sich seine von ihm selbst gefertigte Büste in Erz, sowie die Büste des Dichters Gabriel Faerno; im Palaste Farnese die Büste Pauls III. mit seinem Bildwerke auf dem Mantel; in der Kirche Sta. Agnese vor der Porta Pia ein überaus edler und mit Fleiß ausgearbeiteter Christuskopf aus glänzend weißem Marmor. Auch in Florenz befinden sich außer den bereits erwähnten Werken noch einige von seiner Hand. Ein weiblicher Kopf blieb, wie die Büste des Brutus, unvollendet, wie denn überhaupt nur wenige Bildwerke M.s ganz vollendet sind. Im Saale des alten Palastes sieht man einen den Sieg vorstellenden Jüngling, der einen gefesselten Sklaven unter seinen Füßen hält und für das Grabmal Julius' II. bestimmt war. Mehre Werke M.s sind auch in England. Im Sitzungssaale der königlichen Akademie in Somersethouse ist ein rundes Basrelief in weißem Marmor, welches Maria mit dem Christuskinde und den kleinen Johannes darstellt, eine unvollendet gebliebene Jugendarbeit, aber das Ausgeführte so schön in der Zeichnung, so lebendig in den Bewegungen, wie es nur wenige Werke der Skulptur zeigen. Der Dichter Rogers besaß eine kleine Figur, Wachsmodell, welches von M. für die Grabmäler der Mediceer verfertigt ist und den Herzog Julian darstellt. Ein ähnliches Modell, die Figur der Morgenröthe, kam aus der Verlassenschaft des Sir Th. Lawrence in den Besitz des H. de Roveray. Die reiche Kapelle zu München besitzt ein ausgezeichnetes Hautrelief von M. in Elfenbein, Christus darstellend, der seinem Vater zuzurufen scheint. Im dasigen Kabinet der Schnitzwerke ist ein elfenbeinernes Kruzifix von M., und im königlichen Museum zu Paris bewahrt man zwei Statuen auf, die ebenfalls für das Grabmal Julius II. bestimmt waren. Eines der herrlichsten Werke M.s ist aber das lebensgroße Marmorbild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde in der Frauenkirche zu Brügge. Zu den großartigsten Leistungen M.s in der Malerei gehören die Gemälde an der Decke u. hintern Wand der Sixtina. Sie sind in ihrer Vereinigung als ein großes, in sich abgeschlossenes Gedicht zu betrachten und zeigen die Schöpfung der Welt und des Menschen, den Sündenfall mit seinen Folgen, nämlich die Vertreibung aus dem Paradiese und die Sündfluth, die wunderbare Errettung des auserwählten Volkes, die Annäherung der Zeit der Erlösung durch die Darstellung der Vorfahren des Heilandes u. der Propheten und Sibyllen, die seine zukünftige Erscheinung verkündeten, und zuletzt das Weltgericht. Die Sündfluth ist vielleicht die gelungenste aller Kompositionen M.s im Ausdruck der dramatischen Handlung. Die Kühnheit des Gedankens dieses Gemäldes, die Mannichfaltigkeit der Bewegungen und Ansichten der fast unzähligen Figuren, die ungemeine Meisterschaft der Zeichnung, insbesondere in den außerordentlichsten und schwierigsten Verkürzungen, erregten bei der Erscheinung desselben eine solche Bewunderung, daß es die vorherrschende Meinung nicht allein für das Meisterwerk M.s, sondern der Kunst überhaupt erklärte. Indessen erhob sich schon bei den Lebzeiten des Künstlers auch die Stimme der Kritik dagegen, und später behielt anstatt jener übertriebenen Lobeserhebung ein eben so einseitiger Tadel bei der Beurtheilung desselben die Oberhand. Das jüngste Gericht übertrifft allerdings jene Bilder noch in der Meisterschaft der Zeichnung, wenn darunter die Kunst verstanden wird, die menschlichen Gestalten in den möglichst denkbaren Bewegungen und Ansichten darzustellen. Aber der Künstler opferte in dem Bestreben, dieselbe zu zeigen, nicht selten das Schickliche und Angemessene im Charakter und Ausdruck der Handlung. Dabei ist der Styl der Zeichnung einförmiger und minder edel und schön, als in den Deckengemälden, die er Kapelle. Der großartige Charakter der männlichen Figuren grenzt oft an das Plumpe, vornehmlich aber sind die der Anmuth durchaus entbehrenden Frauen des jüngsten Gerichts weit entfernt von der Schönheit der Figuren der Eva, der delphischen Sibylle und so vieler anderen weiblichen Gestalten jener. Ursprünglich waren alle Figuren nackt, so daß Paul IV. das Bild herunterschlagen lassen wollte. Als Auskunftsmittel mußte Daniel da Volterra die auffallendsten Blößen mit Lappen bedecken, was ihm den Beinamen des Hosenmachers (braghettone) erwarb. Eine ausgezeichnete Kopie des Werkes, unter des Meisters Augen von Marcello Venusti für den Kardinal Alexander Farnese in Oel gefertigt, kam aus dem farnesischen Palaste zu Rom in das königliche Museum zu Neapel. Gestochen haben es Ghisi, Metz u. Longhi. In der Gallerie Doria wird M. Christus am Kreuze mit zwei niederschwebenden Engeln zugeschrieben. Gekreuzigte sind auch im Palaste Caprara, Bonfigliuoli und Biancani zu Florenz. Ein sehr schönes Kruzifix ist im Besitz des Grafen Chiappini zu Piacenza, und ein anderer gekreuzigter Christus in der Kirche des Seminars zu Ravenna. Alle diese Bilder aber, so wie die, welche die Frömmigkeit, das schlafende Jesuskind und das Gebet im Garten vorstellen, sind wohl von M. gezeichnet, aber von Andern ausgeführt worden. Im Palaste Corsini befindet sich eine Madonna mit dem Kinde, klein, aber großartig. Auch in München ist eine solche Darstellung. Im Palaste des Fürsten von Canino (Lucian Bonaparte) zeigt man einen sterbenden Christus, und im giustinianischen Palaste gibt man den Raub des Ganymed und Venus und Amor für Werke M.s

Digitized by Google

aus. Die florentinische Gallerie bewahrt das fast einzig gewisse Staffeleibild von der Hand des Künstlers, in runder Form eine heilige Familie vorstellend, in Wasserfarben gemalt, deren harte und widrige, obgleich gut gezeichnete Figuren aller Anmuth und Lieblichkeit entbehren. Im Palaste Pitti sind vier halbrunde Kolosse und die Parzen mit höchst ausdrucksvollen Köpfen. In der florentinischen Gallerie zeigt man auch das Bildniß M.s, der Sage nach von ihm selbst gemalt, und ein angebliches Oelgemälde des Künstlers, die heilige Jungfrau mit dem Kinde und dem kleinen Johannes darstellend, ist in Besitz der Gräfin Camilla Farrari. In der Verlassenschaft des Sir Th. Lawrence war der Karton einer heiligen Familie zu sehen, mit stark lebensgroßen Figuren, in schwarzer Kreide gezeichnet. Ein kleines Oelgemälde, ehemals im Palaste Cavaliere zu Rom, den Kummer der Mutter bei den Leiden des Sohnes vorstellend, ist durch eine Lithographie von Strixner bekannt. In der Sammlung des Königs von Bayern ist die Auferstehung Christi, ein geistreicher Entwurf mit der Feder. Einige schöne Zeichnungen M.s bewahrt auch das britische Museum. Vortrefflich ist das Studium nach der Natur zu Adam, dem Gott das Leben gibt, und der Prophet Jonas für das Freskobild in der Sixtina. Im königlichen Palaste zu Kensington ist das lebens- u. lustvolle Gemälde, welches Venus von Amor gekißt darstellt, von J. da Pontermo nach M.s Karton gemalt. Eine andere Komposition derselben Sammlung, die häufig in Wiederholungen vorkommt, stellt die Entführung Ganymeds durch den Adler vor. In der Sammlung des Herzogs von Wellington ist die Verkündigung, wahrscheinlich das von Marcello Venusti ausgeführte Gemälde, wovon sich die Originalzeichnung in Rothstein in der florentiner Sammlung befindet. Viele Wiederholungen gibt es von der heiligen Familie, wo Maria das Jesuskind mit herabgesenktem Arme auf dem Schooße hat und links der kleine Johannes mit dem Pantherfell über dem Kopfe u. rechts Joseph zu sehen sind. In der Pinakothek in München ist der Leichnam Christi im Schooße der Maria von Engeln unterstützt und Christus betend am Oelberge und seine Jünger ermahnend, auf Holz gemalt. Im Dome zu Mailand steht auf der Hinterseite des Altars ein unvollendetes Werk M.s, den Leichnam Christi vorstellend. Die k. k. Bildergallerie zu Wien besitzt vier Stücke M.s: der Raub des Ganymed durch den Adler, eine heilige Familie, ein allegorisches Bild, der Traum des M. genannt, und Christus am Oelberge in zwei verschiedenen Handlungen; ein fünftes, ein kleines Brustbild, angeblich aus M.s Schule, schildert den Künstler selbst, bejahrt, mit halbgrauen Haaren u. Bart, in schwarzem Kleide. Außer dem größten architektonischen Werke, der Riesenkuppel der St. Peterskirche, besitzt Rom noch viele Baudenkmale M.s. Von den Ueberbleibseln der dioeletianischen Thermen verwandelte er den Büchersaal, in welchem sich die Bibliothek des berühmten Rechtsgelehrten Ulpian befand, in die Kirche St. Maria degli Angioli, eine der schönsten und heitersten Roms. Die Palästra schuf er in einen Klostergang (Chiostro) um, erneuerte auch das unvers- wüstliche Kapitol auf dem uralten Unterbau, doch erhielten die Gebäude des Kapitols bei ihrer Vollendung nach seinem Tode Zusätze und Abänderungen. Ferner erbaute er die Kapelle der Familie Strozzi in S. Andrea della Valle. Von seiner Meisterschaft in der Baukunst zeugt auch der stolze Palast Farnese, mit dessen Plan der Künstler unter einer großen Anzahl von Konkurrenten den Vorzug erhielt. Auch die Gartenfaçade der Villa Medici soll unter seiner Leitung erbaut worden seyn. Die alte Kirche S. Pietro in Vincoli wurde schon unter Julius II. von ihm modernisirt. Pius IV. trug ihm auch auf, Plan zu den Thoren Roms zu machen, aber es wurde nur eins (die Porta Pia) nach seiner Angabe ausgeführt, u. selbst dies ist nicht vollendet.

M.s Styl bezeichnen einfache Größe und Erhabenheit, und seine Riesengröße offenbart sich in einer von Raphael durchaus verschiedenen Form u. Bewegung. Sein Hang zum Außerordentlichen u. Wunderbaren, sein tiefes gründliches Studium der Anatomie, wodurch er vollkommene Sicherheit u. Richtigkeit in der Zeichnung erlangte, konnten sich nur im Kolossalen versinnlichen. Durch ihn erreichte die Schule des mittlern Italiens den höchsten Gipfel ihrer ursprünglichen Richtung auf Form und Linie u. den kühnsten, früher nicht geahneten Schwung. Den Ausdruck der Seele hat M. nicht selten bewunderungswürdig, jedoch zuweilen unbestimmt und wohl ganz verfehlt gezeigt, wie vornehmlich in mehren Figuren des jüngsten Gerichts. Auch scheinen zuweilen die Physiognomien seiner Köpfe dem großen Charakter der übrigen Gestalt nicht vollkommen zu entsprechen, wie unter andern der Kopf der herrlichen Figur des Adam auf dem Bilde von der Erschaffung desselben. In der Kunst der Bekleidung erscheint M. zwar nicht in so gleicher Vollkommenheit, wie in der Bildung des Nackten, meist jedoch nicht minder bewundernswürdig. Mehre Gewänder in den Deckengemälden der sixtinischen Kapelle, insbesondere in den Bildern der Vorfahren des Heilandes, sind mit äußerst wenigen, aber desto bedeutenderen Falten gebildet und zeigen eine Einfachheit und Größe des Styls, die man bei keinem andern Künstler, vielleicht selbst nicht bei Raphael, finden möchte. In andern hingegen scheint die Anordnung etwas willkürlich und nicht ganz dem Wesen der Natur entsprechend. M.s Vorliebe für das Nackte ward mit vorgerücktem Alter immer ausschließender und veranlaßte ihn, selbst die Apostel und Heiligen, dem Typus der christlichen Kunst zuwider, meist ganz entblößt vorzustellen. Uebrigens galt die Bewunderung seiner Zeitgenossen vornehmlich der Zeichnung, und der Künstler selbst mag das Kolorit bei seinem vorherrschenden plastischen Sinn als einen ziemlich untergeordneten Theil der Kunst betrachtet haben. Seine Fleischfarbe ist wahr, ungemein kräftig und einfach, aber keineswegs eintönig und ohne Mannichfaltigkeit in verschiedenen Figuren. In den Farben seiner Gewänder, die meist schillernde Zeuche vorstellen, herrscht eine sehr harmonische Zusammenstellung. Charakteristische Darstellung der Steffe wäre seiner idealen Weise widersprechend gewesen und darf daher in seinen Werken nicht gesucht werden. Auch erschien ihm die Freskomalerei weit ange-

Digitized by Google

messener, als die Oelmalerei, die er für eine nur für Weiber schickliche Arbeit erklärte. Im Ausdruck des Dramatischen sowie in der kunstvollen Anordnung der Komposition steht er Raphael unstreitig nach. Da in ihm der Maler gleichsam aus dem Bildhauer hervorgegangen war, strebte er in der Malerei im Wetteifer mit der Plastik durch perspektivische Verkürzung und Wirkung von Licht und Schatten gleiche Vollkommenheit mit der realen Darstellung der Skulptur zu erlangen. Er nannte die Skulptur die Leuchte (lucerna) der Malerei, und es dürfte ihm in der That unmöglich gewesen seyn, die bewunderungswürdige plastische Vollkommenheit in der Malerei ohne die in der Bildhauerkunst erworbene Ausbildung und Meisterschaft zu erlangen. Auch pflegte er, nach dem Zeugnisse des Vasari, die Figuren zu seinen Kartons in Thon oder Wachs zu modelliren und sich dieser Modelle zum Studium der Beleuchtung, insbesondere aber zu den Verkürzungen zu bedienen, in denen er, als dem schwierigsten Theile der Zeichnung, einen Grad der Vollkommenheit erreichte, der unmöglich übertroffen werden zu können scheint. Dagegen strebte er in der Skulptur mehr nach dem Malerischen, als dieseKunst eigentlich verträgt, obgleich er selbst sehr treffend bemerkte, daß die Plastik um so schlechter sey, je mehr sie sich der Malerei nähere. Als Baukünstler ward er von seinen Zeitgenossen nicht minder für einzig und klassisch gehalten, wie als Maler und Bildhauer; in Wahrheit aber war die Architektur seine schwächste Seite, obgleich er auch hier seinen großen Geist nicht verleugnen konnte. Wie fast ohne Lehrer und nur sein eigener Nachahmer, war er auch ohne eigentliche Schüler, obwohl er desto mehr Nachahmer hatte, die aber in dem Streben, seine Großheit der Formen und Verhältnisse des menschlichen Körpers zu erreichen, ins Plumpe verfielen und des Meisters Uebertreibungen geistlos übertrieben. Die besten seiner Nachfolger sind Daniel da Volterra und Sebastian del Piombo. Auch als Dichter erlangte M. einen hohen Ruf, und zwar steht der heiter-neckische Humor vieler seiner Poesien mit dem Ernste seiner künstlerischen Gebilde in seltsamem Kontrast. Seine Gedichte wurden wiederholt herausgegeben, namentlich von seinem Neffen, Michel Angelo Buonarotti (Flor. 1623), und ins Deutsche übersetzt von K. Witte unter dem Namen F. Lieb (Bresl. 1823) und von Regis (Berl. 1842). M. lebte sein ganzes Leben lang ohne Frauenliebe, u. verschlossen u. ungesellig entbehrte er auch die eigentliche hingebende Freundschaft. Er nannte die Kunst seine Geliebte u. seine Gebilde seine Kinder. Er lebte mit patriarchalischer Einfachheit. Wohlthätig u. gegen seine Freunde großmüthig, war er stets freundlich u. mild, außer gegen anmaßende Unwissenheit. Mit Raphael stand er in gutem Vernehmen, obgleich ihn dessen Ruhm nicht gleichgültig ließ. Sein Leben beschrieben seine Schüler Vasari in der „Vita de pittori etc." u. Aecanio Condivi in der „Vita di M. A." (Rom 1553, Florenz 1746, Pisa 1823).

Michel de Bourges, französischer Staatsmann, 1799 geboren, Advokat und unter der Juliregierung bekannter Vertheidiger politisch Angeklagter. Nach der Februarrevolution 1848 ward er vom Departement Cher in die Nationalversammlung gewählt u. war hier bis Dec. 1851 Führer der parlamentarischen Bergpartei u. einer der fleißigsten Redner. Im Nov. 1849 übernahm er den allgemeinen Theil der Vertheidigung der Angeklagten vom 13. Juni zu Versailles; da aber der Gerichtshof seine Principien (namentlich das der Selbsthülfe) entschieden verwarf, zog er sich von der Vertheidigung zurück. Unter seinem und Lamennais' Vorsitze konstituirte sich aus 8 Mitgliedern des Berges im Aug. 1851 das demokratische Komité für Frankreich, Spanien und Italien. Am 2. December 1851 entzog er sich durch die Flucht nach Belgien der Verhaftung. Er † im April 1853.

Michelet, 1) Jules, französischer Geschichtforscher und Philosoph, geb. am 21. August 1798 zu Paris, widmete sich von Jugend auf ernsten historischen Studien und machte darauf eine Reise nach Deutschland, dessen neuere Philosophie er genau studirte und sich theilweise aneignete. Nachdem er mehre Jahre Professor der Geschichte an dem Collége Rollin gewesen war, wurde er 1830 Guizots Suppleant, 1838 Mitglied der Akademie und Professor der Geschichte am Collége de France und der Normalschule, sowie Chef der historischen Sektion im Reichsarchiv. Da er in seiner Schrift nicht allein die Jesuiten und den Klerus angriff, sondern auch in seinen historischen Vorträgen eine starke revolutionäre Färbung trug, ward er 1843 von seinem Lehrstuhle entfernt, nach der Februarrevolution 1848 aber wieder eingesetzt. Bei einer 1849 durch Deutschland unternommenen Reise entzog er sich durch die Flucht im August zu Berlin einer gegen ihn verfügten Verhaftung. Im J. 1850 ward er erster Custos der Nationalarchive zu Paris, doch wurden in diesem Jahre neue Untersuchungen wegen seiner revolutionären Vorlesungen gegen ihn anhängig gemacht, am 12. März 1851 durch Dekret des Unterrichtsministers sein Auditorium geschlossen und seine förmliche Entsetzung als Professor am Collége de France am 12. April 1852 ausgesprochen. Da er die Ablegung des Eides auf die Verfassung vom 14. Januar 1852 verweigerte, wurde er im Juni d. J. auch seiner Stelle als Chef der historischen Sektion in den Archiven entsetzt. Er lebt seitdem in der Bretagne. Im Gegensatz zu dem pragmatischen Standpunkt, auf welchem die Geschichtschreibung von Guizot und Mignet steht, hat man die historische Darstellungsweise M.s die philosophische genannt. Aber bei aller Belesenheit fehlt ihm oft die kritische Besonnenheit; Vermuthungen und Hypothesen werden nicht streng genug von dem kritisch sicher gestellten Faktischen geschieden, vielmehr bringt es M.s historiographisches Princip mit sich, daß er Alles zu einem abgerundeten, künstlerischen Ganzen verarbeiten will. Außer der deutschen Philosophie gründen sich seine Ansichten namentlich noch auf die Lehre Vico's, der in seinen „Oeuvres choisies" (2 Bde., Paris 1835) von ihm besonders berücksichtigt wird. Vor der Julirevolution schrieb M. meistens geschichtliche Schulbücher; die „Introduction à l'histoire universelle etc." (daf. 1831, 2. Aufl. 1834) ist das erste Werk, in welchem M. seinen geschichtsphilosophischen Standpunkt genauer darlegt. Er

Digitized by Google

bezeichnet in diesem höchst anziehend geschriebenen Buch die Geschichte als das Werden der Freiheit. Seine Vorliebe für die äußere Einheit der katholischen Kirche hat M. zu tiefen Urtheilen über die Reformation geführt, die er namentlich in seinen „Mémoires de Luther" (2 Bde., Paris 1835) aussprach. Die bedeutendsten Werke M.'s, die der Verfasser selbst als die Aufgabe seines Lebens betrachtet, sind die „Histoire romaine" (2 Bde., 3. Aufl., Paris 1843) u. die „Histoire de France" (12 Bde, daf. 1833—46). Die künstlerische Anlage an diesen Werken ist vortrefflich, wenn schon in anderen Beziehungen sie nicht frei von bedeutenden Mängeln sind. Trefflich ist sein: „Précis de l'histoire de France" (Paris 1833 und öfter). Seine „Origines du droit français" (Par. 1837) sind meist Grimms deutschen Rechtsalterthümern entnommen. Viel Aufsehen erregten ihrer Zeit „Les Jésuites" (Paris 1843, 7. Aufl. 1845) u. „Du prêtre, de la femme et de la famille" (1—4. Aufl., Paris 1845). Ausgezeichnet durch Forschung und Darstellung ist seine „Histoire de la révolution française" (Bd. 1—7, Paris 1848—54) und „Le peuple" (1.—3. Aufl., 1846).

2) Karl Ludwig, einer der geistvollsten deutschen Philosophen, den 4. Dec. 1801 aus einer durch die Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Familie zu Berlin geboren, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem französischen Gymnasium und der Universität daselbst, wo er die Rechte studirte, wurde 1822 Auskultator beim königlichen Stadtgericht zu Berlin, widmete sich aber bald ausschließlich philologischen und philosophischen Studien. Er erhielt dann ein Lehramt am französischen Gymnasium, habilitirte sich zugleich 1826 an der berliner Universität und ward 1829 zum Professor der Philosophie ernannt. Die Principien der Lehre von der Zurechnung der menschlichen Handlungen, die er in seinem Werke „Das System der philosophischen Moral" (Berlin 1828) entwickelte, sind mehrfach von den Kriminalisten als richtig anerkannt worden. Den Aristoteles betreffen eine Ausgabe der „Nikomacheischen Ethik" (Bd. 1, Text, Berlin 1829, Bd. 2, lateinischer Kommentar, 1835, 2. Aufl. 1848), „Die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältnisse zum System der Moral" (Berlin 1827) und das von der pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften 1835 gekrönte „Examen critique du livre d'Aristote, intitulé Métaphysique" (Paris 1836). Ueber Geschichte der Philosophie gab er heraus: „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel" (2 Bde., Berlin 1837—38) und „Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie" (daf. 1843), woran sich die Streitschrift gegen Schelling: „Schelling und Hegel, oder Beweis der Unrechtheit der Abhandlung über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt" (daf. 1839) schloß. Von 1832—42 nahm er Theil an der Herausgabe der hegelschen Werke. In dieser Zeit erschien seine „Anthropologie und Psychologie" (Berlin 1840) in einer von der hegelschen Darstellung vielfach abweichenden Bearbeitung. Seinen eigenen philosophischen Standpunkt sprach er am bestimmtesten in den „Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes" (Berlin 1841) und „Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes, eine philosophische Trilogie" (1844—52) aus. An der Diskussion über öffentliche Verhältnisse betheiligte er sich durch mehre Broschüren, in denen er die Gesellschaft der Zukunft in bestimmten Umrissen zeichnet und auf der Grundlage der Gleichberechtigung aufbaut. Außerdem veröffentlichte er die interessanten Abhandlungen „De Sophoclei ingenii principio" (Berlin 1830) und „Ueber die sixtinische Madonna" (daf. 1837). Im J. 1845 stiftete M. mit dem Grafen Lieszkowski eine philosophische Gesellschaft zu Berlin.

Micheli (Michieli, lat. Michaelius), Romano, merkwürdiger Tonsetzer aus der römischen Schule, blühte zu Anfang des 17. Jahrhunderts, war nach Baini Beneficiat an der Metropolitankirche von Aquileja und machte sich, kaum aus Nanini's und Suriani's Schule ausgetreten, als einer der scharfsichtigsten Köpfe in Erfindung des künstlichen Kontrapunktes bekannt. Der Kardinal von Savoyen berief ihn nach Rom und übertrug ihm 1625 die Kapellmeisterstelle an der Kirche St. Luigi de Francesi. In den Jahren 1618—20 gab er in Venedig mehre fliegende Blätter, Kanons ꝛc., heraus; außerdem schrieb er ein Buch 6stimmiger Madrigalen, eines 5stimmiger Psalmen, eines 4stimmiger Messen, eines 4stimmiger Responsorien u. A.

Michelia, Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, Bäume, meist in Ostindien einheimisch, von denen mehre als Arznei- und Zierpflanzen bekannt sind, besonders M. Champaca L., Champacabaum, wohlriechende Michelie, ein gegen 30 Fuß hoher Baum mit immergrünen, elliptisch-lanzettlichen, zugespitzten, häutigen Blättern, der in seiner Heimath wegen seiner ungemein wohlriechenden gelben Blumen häufig gezogen wird. Alle Theile sind gewürzhaft bitter und scharf. Die Blüthen und ein durch Infusion mit ihnen erhaltenes Oel sind flüchtig reizend und krampfstillend.

Michelsen, Andreas Ludwig Jakob, ausgezeichneter Germanist, geboren den 31. Mai 1801 zu Satrup auf Sundewitt, studirte die Rechtswissenschaft zu Kiel, Göttingen, Berlin und Heidelberg und unternahm behufs seiner Ausbildung zum akademischen Lehrer der Rechtswissenschaft eine zweijährige Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Holland und Dänemark. Mehre Jahre beschäftigte er sich dann in Kopenhagen mit dem Studium der nordischen Geschichte, Sprache und Rechte und mit schriftstellerischen Arbeiten, unter welchen die „Geschichte Nordfriesland's im Mittelalter" (Schleswig 1828) hervorzuheben ist. Im J. 1829 an Dahlmanns Stelle nach Kiel berufen, hielt er 12 Jahre lang historische Vorlesungen und veröffentlichte unter Anderm das vortreffliche „Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen" (Altona 1834), so wie die „Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen" (daf. 1842). Da er wegen seiner Wirksamkeit für die Aufrechterhaltung des alten Landesrechts und der Gemeinsamkeit der Herzogthümer Schleswig und Holstein mehre Zurück-

Digitized by Google

setzungen in seinen amtlichen Verhältnissen erfahren hatte, nahm er 1842 einen Ruf nach Jena an, wo er seitdem als Docent der publicistischen und germanistischen Rechtswissenschaft eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt hat. Bei der Erhebung der Herzogthümer Schleswig und Holstein nahm er sofort Urlaub und stellte sich der provisorischen Regierung in Rendsburg zur Verfügung, die ihn alsbald in außerordentlicher Mission nach Berlin sandte. Kaum zurückgekehrt, wurde er von Femern und Nordschleswig für die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er seinen Sitz auf dem rechten Centrum hatte. Von seinen neueren Schriften sind besonders zu erwähnen: die „Rechtsdenkmale aus Thüringen" (Jena 1852 ꝛc.) und „Ueber die Ehrenstände und den Rautenkranz als historische Probleme der Heraldik" (Jena 1854).

Michelstadt, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, Landgerichtsbezirk Erbach, an der Mümling, im Odenwalde, mit Steuereinnahme, Rentkammer, Konsistorium, Tuchmacherei, Gerberei, Wollmaschinenspinnerei, Potaschesiederei, Kattun- und Lederfabrikation, Eisenhammer, Eisenbergwerk und 3500 Einw.

Michelstown, Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Cork, mit Schloß, Pflanzungen von weißen Maulbeerbäumen behufs der Seidenzucht und 4500 Einw.

Michigan, einer der nördlichsten Staaten der nordamerikanischen Union, besteht aus zwei Halbinseln, von denen die größere, südliche sich von der 44 Meilen langen Grenzlinie der Staaten Indiana und Ohio 61 Meilen nordwärts zwischen dem Erie-, St.-Clair- und Huronsee, welche durch die Straßen von Detroit und St.-Clair mit einander verbunden sind, im Osten und dem Michigansee im Westen bis zu der gegen 9 Meilen langen Straße von Mackinaw, welche die beiden letztern Seen verbindet, erstreckt, die nördliche kleinere von dem Montreal und Menomonee, den Grenzflüssen gegen Wisconsin, ostwärts zwischen dem obern See im Norden und dem Michigansee im Süden bis zu der 13 Meilen langen Straße von St. Mary, die den obern mit dem Huronsee verbindet, sich ausdehnt. Beide Halbinseln umfassen einen Flächenraum von 2655 (38,968½ engl.) □Meilen oder 24,939,870 Acres, von denen die Indianer noch auf 11,529 □Meilen Ansprüche haben sollen. Die Oberfläche des Landes ist durchgängig wellenförmig, theilweise mit nicht sehr hohen Hügeln besetzt, die von Indiana als Bergrücken herüberstreifen und die Wasserscheide der Flüsse M.s bilden. Die Mitte des Landes ist eine Hochebene, welche fast den ganzen Staat von Süden nach Norden durchzieht. Am Huronsee bildet das Ufer an einigen Stellen sehr abschüssige Bluffs, sonst ist der Osten größtentheils eben und niedrig, enthält abwechselnd Sand und Marschen, hat Mangel an gutem Wasser, ist aber fast durchgängig dicht bewaldet. Am Michigansee ziehen sich Dünen von Flugsand hin, die vom Westwind oft zu Hügeln von 50—150 Fuß Höhe aufgeweht werden. Das Innere des Landes ist rollend und abwechselnd dichter Wald, Eichenöffnung (oakopening), Plains oder Flächen und Prairies. Die südliche Halbinsel wird von einer großen Zahl von Flüssen und kleinen Strömen bewässert, die meist auf dem Tafelland der Mitte entspringen und nach allen Richtungen den Seen zuströmen, die auf drei Seiten die Halbinsel einschließen. Die bedeutendsten sind der Maumee, der durch einen bedeutenden Golf in den Eriesee mündet und mit Dampfbooten aufwärts bis Maumee und Perrysburg in Ohio befahren werden kann, der Raisin und der Huron, die beide in den Eriesee fallen, der Rouge, der in die Straße von Detroit, der Clinton, der in den St. Clairsee, der Saginaw, der in die Saginawbai des Huronsee's fällt, der Grand, Calamazoo und St. Joseph, die nebst andern kleinern in den Michigansee münden. Eine große Zahl kleiner, fischreicher Seen und Teiche ist im ganzen Lande verbreitet. Das Klima ist durchgängig milder als bei der nördlichen Lage und der Nähe großer Seen sich erwarten ließe, nur sind die Sommer kürzer, besonders im Norden, wo auch die Luft viel rauher ist. Die Winter sind kälter und der Frost anhaltender, als in Indiana und Ohio, und der Schnee liegt oft Monate lang; der Frühling beginnt später, Sommer und Herbst sind angenehm, und die Seeluft bewirkt, daß die Hitze im Sommer nicht so stark und drückend wird. Im Süden sind auf den ausgedehnten Alluvialgründen im Spätsommer und Herbst manchmal Wechsel- und Gallenfieber herrschend. Erst der südliche Theil M.s ist angebaut, die größte Hälfte, gegen 13,000,000 Acker öffentliche Ländereien, wartet noch der Kultur. Doch ist in landwirthschaftlicher, gewerblicher und kommerzieller Beziehung, so jung der Staat auch ist, Außerordentliches von ihm geleistet worden. Die Produkte der Landwirthschaft sind von vorzüglicher Güte. Weizen ist das Hauptprodukt, für das Klima und Boden vorzüglich geeignet sind. Roggen wächst üppig, Mais oder indisches Korn gedeiht im größten Ueberfluß; Gerste, Buchweizen, Hafer, Kartoffeln, Kürbisse, Melonen und alle Arten Garten- und Küchengewächse, die in den mittlern Staaten gefunden werden, baut man auch hier in Menge. Die natürlichen Wiesen bieten das herrlichste Gras in üppiger Fülle und unterstützen die Viehzucht außerordentlich. Vorzüglich bringen Pferde- und Schafzucht guten Gewinn. An Wild ist noch Ueberfluß; Rehe, wilde Truthähner, Fasanen, Wandertauben ꝛc. findet man überall, aber auch Bären, Wölfe, Füchse, Biber, Ottern, Klapperschlangen ꝛc. und im Sommer eine Unzahl von Wasservögeln, namentlich Gänse, Enten, Schwäne u. Taucher. Die Fischereien sind fast unerschöpflich. Die ganze Küste von M. an beiden Seiten der Seen ist mit Fischereien bedeckt, welche bei gehöriger Sorgfalt an Umfang und Werth kaum von denen in Neufoundland übertroffen werden. Die Waldungen sind reich an herrlichen Nutzbäumen, Eichen, Wallnuß- und Zuckerahornbäumen, Eschen, Pappeln, Hickories, Buchen und andern Bäumen, die Ohio und Indiana bieten, und der Norden enthält außerdem noch Ueberfluß an Nadelholz, besonders weiße und gelbe Fichten. Das Mineralreich liefert, besonders im Norden, Kohlen, Kalk, Gyps, reiche Salzquellen und Silber. Die Kupferminen,

Digitized by Google

deren Bearbeitung erst vor einigen Jahren unter den ungünstigsten Verhältnissen begonnen wurde, versprechen von großartiger Bedeutung für den Staat zu werden. Sie werden von einer großen Anzahl Spekulantenkompagnien ausgebeutet und das Kupfer zum Theil im Lande selbst geschmolzen. Von 1845—47 wurden 10,244,200 Pfd. Kupfer gewonnen. Die Industrie des Staats ist noch in ihrer Kindheit; doch zählte man 1850 1979 Fabriken und Manufakturen, darunter 15 Wollenmanufakturen, 16 Walkmühlen, 15 Hochöfen, 66 Gerbereien, zahlreiche Brennereien und Brauereien, Weizen-, Korn- und Sägemühlen. Der Handel des Staats, den die Lage des letztern begünstigt, ist sehr bedeutend. Der Staat ist fast ringsum von Seen umgeben, die 7 Monate im Jahr von Dampfbooten und kleineren Segelschiffen befahren werden. Außerdem hat die Regierung die größte Anstrengung für die Kommunikation durch Straßen und Eisenbahnen gemacht; von den letztern waren schon 1853 427 englische Meilen vollendet. Die große Centralbahn ist eine Hauptverkehrstraße zwischen dem Osten und Westen geworden. Schon 1847 betrug die Gesammtausfuhr 7,119,832 Dollars, die Einfuhr 6,276,821 Dollars, der Gesammthandel 13,396,653 Dollars. Die Ausfuhr von Weizen und Mehl betrug mehr als eine Million Fässer, also 10mal mehr als 1835 die ganze Ausfuhr der Gegenden westlich vom Buffalo vermittelst des Eriekanals von Weizen und Mehl ausmachte. Holz ist ein Hauptausfuhrartikel, und zwar in den verschiedensten Formen, als Stäbe, Masten, Bauholz, Dachschindeln, Latten ꝛc., und überstieg mit Einschluß von Perlasche den Werth von 100,000 D. Auch der Wollhandel, obwohl er mit manchen Nachtheilen zu kämpfen hat, ist schon ziemlich bedeutend. Die Rhederei war 1831—49 von 1202 auf 34,658 Tonnen gestiegen, und 1850 wurden 14 neue Schiffe von 2062 Tonnen gebaut. Die Bevölkerung belief sich 1810 auf 4528, 1820 auf 9048, 1830 auf 31,639, 1840 auf 212,207, worunter 50,000 Deutsche, 1850 schon auf 393,654 Seelen, und zwar 395,097 Weiße (worunter 100,000 Deutsche) und 2557 freie Farbige. Die legislative Gewalt besitzt der Senat und das Haus der Repräsentanten, welche zusammen die Generalversammlung ausmachen. Der Senat hat 32 Mitglieder, welche auf 2 Jahre vom Volke erwählt werden und von denen jährlich die Hälfte erneuert wird. Sie müssen Bürger der Vereinigten Staaten und in der Grafschaft oder dem Distrikte, welche sie repräsentiren, als Wähler qualificirt seyn. Das Haus der Repräsentanten besteht aus 66 jährlich vom Volke gewählten Mitgliedern, deren Qualifikationen dieselben sind, wie die der Senatoren. Die Legislatur versammelt sich jährlich am ersten Montag des Januar. Die exekutive Gewalt besitzt ein auf 2 Jahre gewählter Gouverneur, der 5 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten seyn und 2 Jahre in dem Staate gewohnt haben muß. Sein Gehalt beträgt jährlich 1500 Dollars. Der Vicegouverneur wird auf dieselbe Weise und für dieselbe Zeitdauer erwählt und muß dieselben Qualifikationen haben. Die Richter werden vom Gouverneur unter Zuziehung und mit Genehmigung des Senats ernannt, und die beim obersten Gerichtshof angestellten bleiben 7 Jahre im Amte. Der Staat sendet 2 Senatoren und 4 Repräsentanten zum Kongreß. Das Staatseigenthum belief sich 1850 bereits auf 625,224 Dollars, außerdem die Schulfonds auf ½ Million Dollars, das besteuerte Privateigenthum auf 30,877,223, das wirkliche auf 59,767,225 Dollars, das Kongreßland auf 30,629,076 Acres, wovon 48,673 für 77,356 Dollars verkauft wurden, die Staatsschuld auf 2,529,873 Dollars. Die Miliz besteht aus 63,938 Mann, worunter 2793 Offiziere mit einem Generalstabe von 184 Mann. Im J. 1850 befanden sich 362 Kirchen im Staate. Davon besaßen die Methodisten 103, die Presbyterianer 67, die Baptisten 58, die römischen Katholiken 42 mit 1 Bischof, die Kongregationalisten 29, die Episkopalen 25, die Lutheraner 12. So jung der Staat ist, so viel wurde hier bereits für den Unterricht gethan. Eine Universität wurde 1833 zu Ann-Arbor errichtet; der Unterricht wird auf derselben unentgeltlich ertheilt, ebenso wie auf den Volksschulen. An höheren Unterrichtsanstalten bestehen außer dem Marshallecollege zu Marshall und dem St. Philippscollege bei Detroit 22 Akademien und ein Schullehrerseminar zu Ypsilanti. Nach einem Gesetze ist im Staate M. für jede Township eine Bibliothek bestimmt, und die Bücher werden alle 3 Monate unter die verschiedenen Distrikte vertheilt. Der Staat ist in 64 Counties eingetheilt: Allegan, Barry, Berrien, Branch, Calhoun, Caß, Chippewa, Clinton, Eaton, Genneſee, Hillsdale, Houghton, Huron, Ingham, Jonia, Jackſon, Kalamazoo, Kent, Lapeer, Lenawee, Livingſton, Macomb, Mackinaw, Marquette, Maſon, Midland, Montcalm, Monroe, Newago, Oakland, Oceana, Ontonagon, Ottawa, Saginaw, Sanilac, St. Clair, St. Joſeph, Schoolcraft, Shiawaſſee, Tuscola, Van Buren, Waſhtenaw, Wayne, außer 21 noch unorganisirten Counties. Die Hauptstadt als Sitz der höchsten Staatsbehörden ist seit 1847 das Städtchen Lanſing mit 2000 Einwohnern; früher war es Detroit, die bedeutendste Stadt des Staats. Ursprünglich war das Land der Wohnsitz der Huronen, die von dem Bunde der 6 Nationen daraus verdrängt wurden. Die Franzosen predigten hier den Ersten schon 1648 mit Erfolg das Christenthum, mußten aber ihre Forts mit Canada den Engländern überlassen. Hier und an den benachbarten Küsten und Seen kämpfte bereits um 1771 der größte bekannte indianische Häuptling gegen die Engländer mit solchem Erfolge, daß ihre Herrschaft in Nordamerika ernstlich in Gefahr kam. Im Frieden von 1783 kam das Land an die Union, doch wurde das Fort Detroit erst 1796 ausgeliefert. Der Kongreß errichtete hier ein Gebiet der Vereinigten Staaten, das anfangs den Namen Wayne führte, 1805 aber den Namen M. erhielt. Erst 1836 ward der Staat in die Union aufgenommen. Im Nov. 1850 gab sich der Staat eine neue Verfassung.

Michigansee, einer der canadischen Seen in Nordamerika, bildet gleichsam eine südwestliche Abtheilung des Huronsees, gehört aber ganz zu dem Gebiete der Vereinigten Staaten von Nord-

Digitized by Google

amerika. Er ist eine ungeheure Kluft, 74 Meilen lang, bis 18 Meilen breit, bis 750 Fuß tief, hat 205 Meilen im Umfange, bedeckt eine Fläche von 1038 □Meilen und liegt 544 Fuß über dem Meere. Er verlängert sich von dem nordwestlichen Winkel des Huron in einer südlichen Richtung und ist von dem Obernsee durch eine lange Erdzunge getrennt. An seinem nordwestlichen Rande hat er eine Straße, welche zu zwei Baien führt, wovon die nördliche die Noquet- und die südliche die grüne Bai heißt, welche letztere mit dem südlicher gelegenen See Winnebago in Verbindung steht.

Michillimackinak (d. i. die große Schildkröte, Mackinaw), Ort im nordamerikanischen Staat Michigan, auf einer Insel in der gleichnamigen Straße zwischen dem Michigan- und Huronsee, mit einem Fort, einem kleinen Hafen und 1500 Einwohnern, ein wichtiger Platz für den Pelzhandel.

Mickiewicz, Adam, polnischer Dichter, geb. 1798 in Nowogrodek in Litthauen aus einer armen adeligen Familie, besuchte das Gymnasium zu Minsk und seit 1815 die Universität Wilna und wurde nach vollendeten Studien als Lehrer an der Schule zu Kowno angestellt. Als 1823 eine Untersuchung gegen die Professoren der Universität Wilna eingeleitet worden war, wurde M. längere Zeit festgehalten und dann, obgleich ihm etwas Strafbares nicht nachgewiesen werden konnte, in das Innere Rußlands verbannt. In dieser Zeit machte er eine Reise ans schwarze Meer und dichtete dort treffliche Sonette, die ihm die Gunst des Militärgouverneurs von Moskau, Fürsten Galyzin, erwarben, der ihn 1826 in sein Gefolge aufnahm und die Sonette drucken ließ (deutsch von Schwab im „deutschen Musenalmanach" 1833). Im J. 1828 erschien sein Epos „Konrad Wallenrod" (deutsch von Kannegießer, Leipzig 1834, polnisch, Leipzig 1846), das ungemein kräftig zur Weckung des Nationalgefühls unter der polnischen Jugend wirkte. Nachdem ihm endlich die Erlaubniß eines längeren Aufenthaltes im Ausland ertheilt worden war, machte er eine Reise durch Deutschland und Frankreich und befand sich eben in Italien, als er die Nachricht von dem Ausbruch der polnischen Revolution erhielt. Von seiner „Ode an die Jugend" wurden die letzten Worte als eine glückliche Prophezeiung am 30. November 1830 an das Rathhaus zu Warschau angeschrieben und von dem begeisterten Volk tausendstimmig wiederholt. Das Jahr 1831 verlebte er in Dresden, und im Sommer 1832 ging er nach Paris, wo er seinen Dichtungen, die 1828 in 3 Bdn. erschienen waren, 1832 einen 4. Band hinzufügte. In seiner Schrift: „Księgi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego" (Paris 1832, deutsch unter dem Titel: „Die Bücher des polnischen Volkes und der polnischen Pilgerschaft", das. 1833), die durch das traurige Verhängniß seines Vaterlandes hervorgerufen wurde, behandelte er in einer der heiligen Schrift nachgebildeten Diktion die Bestimmung Polens in der Vergangenheit und Zukunft. Das epische Gedicht „Pan Tadeusz" (2 Bde., Paris 1834; deutsch von Spazier, Leipzig 1833) gibt ein sehr getreues Bild des polnischen Volkslebens. Im J. 1839 erhielt er eine Professur der lateinischen Literatur zu Lausanne, und 1840 wurde er von der französischen Regierung auf den zu Paris am Collége de France neugestifteten Lehrstuhl der slavischen Literatur berufen, wo er 1840—43 seine „Vorlesungen über slavische Literatur u. Zustände" (deutsch, Leipzig 1843—44, 4 Bde., neue Ausg. 1849) vortrug, die sich aber mehr durch einen hohen Schwung der Phantasie, als durch eine genaue Erforschung der Quellen auszeichnen. Auch in darin ein engherziges katholisches Interesse zu vorwiegend, als daß sie allgemein hätten Beifall finden können. Wegen seiner Betheiligung an dem mystischen Treiben Towianski's wurde M. von seinem Lehrstuhl längere Zeit dispensirt. Eine Sammlung seiner Werke erschien 1838 in Paris in 8 Bdn., der 1845 eine neue Ausgabe folgte. Im J. 1848 ging er nach Italien u. Rom, suchte die Idee polnischer Legionen ins Leben zu rufen und kehrte dann wieder nach Paris zurück. Ein begeisterter Verehrer Napoleons I., dessen Wiederkehr er offen verkündigte, ward er von Ludwig Napoleon zum Bibliothekar einer der kaiserlichen Bibliotheken in Paris ernannt. Er † den 26. Nov. 1855 an der Cholera zu Konstantinopel auf einer Reise in den Orient, wo er bei der Bildung einer polnischen Legion thätig seyn wollte. Vergl. Adam M., eine biographische Skizze, Leipzig 1856.

Micle, William Julius, englischer Dichter, geboren zu Langholm 1734, war eine Zeit lang Korrektor bei der clarendonischen Druckerei zu Oxford, später Sekretär bei dem Kommodore Johnston und † 1789. Er hinterließ eine klassische Uebersetzung der Lusiade Camoens (1775); als ausgezeichneter Lyriker zeigt er sich in seinen „Poems" (Lond. 1774).

Micon, Sohn des Phanochus, einer der großen griechischen Maler in dem Zeitalter des Phidias, malte u. A. in der Stoa Poikile die Amazonenschlacht, in dem Theseustempel mit Polygnot den Amazonenkampf, wie den Kampf der Centauren und Lapithen. Seine Hauptstärke hatte M. in der Darstellung von Pferden.

Microchloa, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, meist in Afrika einheimisch, mit der bekanntesten Art: M. setacea R. Br., Nardus indica L., ausdauernd in Südamerika, Ostindien, Neuholland, deren kriechende, wohlriechende und aromatische Wurzel sowohl als Gewürz, als auch als magenstärkendes, schweiß- und harntreibendes Mittel gebraucht wird.

Microtherium, nach H. von Meyer ausgestorbenes Dickhäutergeschlecht, mit hervortretenden und gekrümmten Eckzähnen; Reste finden sich in tertiären Schichten zu Weisenau und Hochheim im mainzer Becken, in der Molasse der Schweiz und im Departement de l'Allier.

Midas, Name der meisten ältern phrygischen Könige, von denen besonders M., der Sohn des Gordius und der Cybele, bekannt ist, dem nach der Mythe von Dionysus der Wunsch gewährt ward, daß Alles, was er berühre, sich in Gold verwandele, bis er sich zur Befreiung von dieser lästigen Wohlthat im Pactolus badete, der seitdem Gold führte. Nach einer andern Sage entstellte ihn Apollo mit Eselsohren (Midasohren), da

Digitized by Google

er in einem der Wettstreite Apollo's mit Pan dem letztern den Preis zuerkannt hatte.

Middelburg, Hauptstadt und Sitz des Gouvernements der niederländischen Provinz Zeeland, mitten auf der Insel Walcheren, steht durch einen schiffbaren Kanal mit der Westerschelde in Verbindung, an dessen Ausfluß bei der Schanze Rammekens sich der eigentliche Hafen der Stadt befindet. Die Stadt hat einige Festungswerke und 16,000 Einw. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das von Karl dem Kühnen 1468 erbaute Rathhaus, die Abteikirche mit dem Grabmonumente des deutschen Kaisers Wilhelm von Holland und seines Bruders Florens und die Peterskirche. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, gelehrte Gesellschaften für Naturforschung und andere Wissenschaften, eine Akademie für Maler-, Bildhauer- und Baukunst, ein Museum, eine jüdische Synagoge, eine Börse und Fabriken für Chokolade, Lein- und Wollenwaaren. M. war noch im Mittelalter wenig mehr als ein Dorf, bedeutender ward es erst, nachdem Papst Pius IV. 1559 ein Bisthum daselbst errichtet hatte. Aber schon nach dem Tode des ersten Bischofs, Nikolaus de Castro, ward M. von den Generalstaaten belagert, 1574 erobert und das Bisthum aufgehoben. Am 30. Juli 1809 ward es von den Engländern eingenommen.

Middelfaart, Stadt auf der dänischen Insel Fünen, auf der Nordwestküste, am kleinen Belt, nordwestlich von Odense, hat einen Hafen, Branntweinbrennerei und 1750 Einw.

Middlesex, nach Rutland die kleinste Grafschaft Englands, zwischen den Grafschaften Hertford nördlich, Essex östlich, Surrey und Kent südlich und Buckingham westlich, umfaßt 13½ □Meilen mit über 2 Millionen Einwohnern, mit Einschluß der zu M. gehörenden Theile von London, wonach 150,000 auf eine □Meile kommen, während außerhalb London wenig über 160,000 Einwohner wohnen. Das Land ist meist sandige, nur im Nordosten zu einigen Hügeln emporsteigende Ebene mit feuchtem und sehr veränderlichem Klima. Die Themse fließt an der Südgrenze. Nebenflüsse derselben sind hier: Lea, New-River, Brent und Coln. Außerdem münden darein der Great-Junctionkanal bei Brentford und der Regentkanal bei Limehouse. Das Land ist von zahlreichen Straßen durchschnitten, gut angebaut, vorzüglich durch den Gartenbau, um London mit Gemüsen und Obst zu versehen. Getreide wird im Ganzen wenig gebaut. Die Viehzucht ist beträchtlich: Rinder werden an 40,000 Stück gehalten, und zwar meist zum Milchgewinn für die Hauptstadt, daneben auch viele Pferde. Die Industrie schließt sich größtentheils an die von London an. M. zerfällt, abgesehen von der Hauptstadt London, in 6 Hundreds und sendet 14 Mitglieder in das Parlament. Die vorzüglichsten Orte nächst London sind Chelsea, Fulham, Hamptencourt, Kensington, Chiswick, Brentford. M. war eins von den von den einwandernden Sachsen gestifteten Reichen, das aber frühzeitig unter die angrenzenden vertheilt ward.

Middleton, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Lancaster, nordöstlich von Manchester, mit bedeutender Baumwollzeugmanufaktur und 7500 Einw. — 2) Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Cork, nordöstlich am Hafen von Cork, mit Leinwebereien, Handel und 2500 Einw.

Middleton, Conyers, englischer Theolog und Historiograph, geboren den 27. Dec. 1683 zu Richmond in der Grafschaft York, studirte in Cambridge und wurde 1717 Professor und Universitätsbibliothekar daselbst. Neigung zu antiquarischen Studien veranlaßte ihn 1724 zu einer Reise nach Italien, von wo er nach einem Jahre nach England zurückkehrte. Er wurde 1734 Lehrer der Geschichte in Cambridge und † den 28. Juli 1760. M. wurde durch seinen Eifer in eine Reihe literarischer Fehden mit Bentley, Dodwell, Church, Mosheim, Warburton ꝛc. verflochten, die ihn bis ans Ende seines Lebens verfolgten. Sein bedeutendstes Werk ist: „The history of the life of Cicero“ (2 Bde., London 1741, 4 Bde., Basel 1790, 3 Bde., London 1801; deutsch von Seidel, Danzig 1791—93, 4 Bde.), obschon auch diese Schrift die heftigsten Entgegnungen hervorrief. Außerdem schrieb er noch: „Antiquitates Middletonianeae“ (London 1754) und „Miscellaneous works“ (4 Bde., das. 1752—57).

Middletown, Hauptort des nordamerikanischen Staats Connecticut, rechts am Connecticut, hat eine Akademie, Handel, Schifffahrt, Fabriken für Waffen aller Art, Zinngeräthe, baumwollene Zeuche, Leder und 4500 Einw.

Middlewich, Stadt in der englischen Grafschaft Chester, mit Salzwerken, Handel mit Baumwolle und Salz und 1500 Einw.

Midgard, in der nordischen Mythologie das von den Menschen bewohnte Land.

Midgardsschlange, s. Jormungaudr.

Midhurst, Stadt in der englischen Grafschaft Sussex, nördlich von Chichester, mit 1800 Einw.

Midianiter, arabischer Volksstamm, welcher seinen Ursprung von der Ketura, dem Kebsweibe des Abraham, herleitete und zum Theil in Arabien, mit den Ismaeliten verbunden, Wohnsitze gewann, in Folge der verwandschaftlichen Beziehungen des Moses zu denselben die Israeliten auf dem Zug durch die Wüste unterstützte, zum Theil aber sich mit den Moabitern und Ammonitern verband und in wildem Haß gegen die Israeliten den Bileam bestimmte, Israel zu fluchen, auch die Juden zum Götzendienst verführte, bis Pinehas sie schlug und ihre Macht brach. Zur Zeit der Richter hatten sie sich wieder erholt und belästigten die Juden durch wiederholte Einfälle, bis Gideon sie in der Ebene Jesreel aufs Neue besiegte. Das Volk war reich durch Viehzucht und Karavanenhandel und hatte einen üppigen Baalsdienst.

Midilly, Insel, s. v. a. Lesbos.

Midlothian, s. Edinburg.

Midou, französischer Fluß, entspringt im Departement Gers und mündet bei Mont de Marsan in die Douze links, die nun Midouze heißt und sich rechts in den Adour unterhalb Tartas ergießt.

Midshipmen (engl., d. i. Mitschiffmänner), in der britischen Marine die Kadetten der Kriegs-

Digitized by Google

schiffe, meist junge Leute von guter Erziehung und wissenschaftlicher Bildung, welche zur Erlernung des praktischen Dienstes dienen und gewöhnlich zu Schiffslieutenants befördert werden. Auf einem Linienschiffe ersten Ranges von 120 Kanonen sind 24 M. In der amerikanischen Marine gibt es außerdem Passed-M., d. h. solche, die ihr Examen gemacht und die erste Anwartschaft zu den Lieutenantsstellen haben.

Midzhegen, kaukasischer Volksstamm, der zwischen dem Kaukasus, dem Terek, der kleinen Kabardei und Jachsai seßhaft ist und zu den ältesten Bewohnern des Kaukasus gehört, eine eigene Sprache spricht, nur dem Namen nach Rußland unterworfen ist und gegen 10,000 Krieger zählt; vgl. Tschetschenzen.

Mieczyslaw, 1) ein slavischer Nationalheld, der gut und bös zugleich war und in Gestalt eines geharnischten Kriegers mit 4 Lichtstrahlen um das Haupt und einem Stierkopf auf der Brust abgebildet ward.

2) Herzöge und Könige von Polen: a) M. I. (Mieszko I.), Sohn Szemomisls, regierte 962—992, war mit 7 heidnischen Frauen vermählt, verstieß aber dieselben und heirathete 962 Dombrowka oder Dubrawka, eine Tochter des Herzogs Boleslaw I. von Böhmen, die ihn dazu vermochte, das Christenthum anzunehmen. Unter ihm wurde in Posen das erste christliche Bisthum gegründet. Mit den Deutschen, Böhmen und Russen hatte er mehre Kämpfe zu bestehen. Durch Gero den Großen, Markgrafen von der Lausitz, ward er dem deutschen Reich unterworfen. Ihm folgte 992 sein Sohn, Boleslaw der Kühne. M.s Bildsäule, von Rauch gefertigt, steht neben der seines Sohnes, Boleslaw, des Besiegers der Russen, im Dome zu Posen. — b) M. II. oder der Träge, Boleslaw des Kühnen und Emnilds ältester Sohn, regierte von 1025—34, machte 1028 und 1030 Einfälle in das östliche Sachsen und richtete daselbst große Verheerungen an, wurde aber 1032 von Konrad II. zum Frieden gezwungen und mußte die slavischdeutschen Landschaften an den deutschen Kaiser abtreten und dessen Oberhoheit auf dem Hoftage zu Merseburg 1032 von Neuem persönlich anerkennen, wofür er einen Theil Polens zu Lehn erhielt. Schon vorher hatte M. Rothreußen an den Herzog Jaroslaw von Kiew und die Slowakei und Mähren an Ungarn verloren. — c) M. III. oder der Alte, erhielt 1139 bei der Theilung Polens durch seinen Vater Großpolen und kam nach dem Tode seines Bruders Boleslaw IV. (1173) zur Oberherrschaft über Polen und in den Besitz Krakau's. Seine Bedrückungen veranlaßten aber seine Vertreibung, worauf sein Bruder Kasimir II. ihm folgte. M. eroberte mit Hülfe des Herzogs Boleslaw von Niederpommern 1181 Gnesen und gelangte 1182, als Kasimir nach Rußland gezogen war, in den Besitz von Krakau, mußte aber bei Kasimirs Rückkehr weichen und schloß nun Frieden. Nach Kasimirs Tode eröffnete M. 1195 wieder gegen Krakau den Krieg, wurde aber besiegt und erreichte erst 1196, daß ihm die Regierung Krakau's auf Lebenszeit abgetreten wurde. Er † 1202.

Miene, das menschliche Angesicht in seiner individuellen Gestaltung, und zwar nicht bloß in seiner bewegungslosen Ruhe und Starrheit, sondern namentlich wie es sich bewegt zeigt und in sofern Ausdruck innerer Gemüths- und Seelenzustände ist. Man pflegt daher das Mienenspiel mit Recht als Spiegel der Seele zu betrachten. Zwar ist es zu weit getrieben, aus den feststehenden Gesichtszügen untrügliche Schlüsse auf den Geist und Charakter eines Menschen zu machen; aber unleugbar gibt es eine Kundgebung der Gedanken und Gefühle durch die M.n, welche um so deutlicher ist, je weniger der Mensch durch die Kultur oder durch Lebenserfahrungen es dahin gebracht hat, seine äußern Gesichtszüge zu beherrschen oder zu verstellen. Mit dem Mienenspiel verknüpft sich die unwillkürliche Geberdensprache, die wohl auch unter dem Mienenspiel im weiteren Sinne mit begriffen wird und sich theils in der den gerade obwaltenden Seelenzuständen entsprechenden Haltung und Stellung des ganzen Körpers, theils und ganz besonders in den Bewegungen der Arme und Hände wahrnehmbar macht. Dies Mienen- und Geberdenspiel ist zunächst etwas Unabsichtliches und Unwillkürliches, wird aber auch sowohl von der Koketterie und Affektation, als von der Heuchelei gemißbraucht, um Andere zu täuschen. In sofern es Ausdruck innerer Seelenzustände ist, kann es auch ein Gegenstand künstlerischer Behandlung und Ausbildung seyn; s. Mimik.

Mierevelt, Michel Janson, berühmter Porträtmaler, geboren zu Delft 1568, der Sohn eines Goldschmieds, hatte Ant. von Montfort, genannt Blocklandt, zum Lehrer und erwarb sich den Ruf eines der größten Bildnißmaler seiner Zeit. Er ließ sich in Delft nieder, wo er 1641 †. Die Zahl seiner Bildnisse, die sehr theuer bezahlt wurden, soll sich auf 10,000 belaufen. Sehr viele sind gestochen. M. malte auch Historien und Bambocciaden, die aber sehr selten sind. Sein Sohn, Pieter M., geboren 1596, † 1632, war ebenfalls als Porträtmaler geschätzt.

Mieris, Frans van, der Aeltere, das Haupt einer berühmten holländischen Künstlerfamilie, geboren zu Delft 1635, war der Sohn eines wohlhabenden Goldschmieds und Diamantschleifers, erlernte bei Toornvliet die Zeichenkunst und ward dann Schüler Gerhard Dowe, dessen Weise er sich mit so vielem Glück aneignete, daß der Ruhm zwischen Schüler und Meister streitig war. M. schätzte jede Stunde seiner Zeit einen Dukaten, verschwendete aber das Geld mit seinem Freunde, dem berühmten Jan van Steen, in Trinkgelagen und war stets arm und in Schulden. In Folge eines Falles bei dunkler Nacht in der Trunkenheit in eine Grube, nach Andern im Schuldthurm zu Leyden, † er 1681. Am bedeutendsten ist M. in den Darstellungen niederer Scenen, in denen oft eine eigene ergötzliche Laune sichtbar wird und doch die ganze Auffassung so gehalten ist, daß die feine Ausführung der Kleiderstoffe, in der er namentlich Meister war, nicht unstatthaft erscheint. Seine Bilder sind in allen Ländern zerstreut und werden als Zierde jeder Sammlung betrachtet. Die Pinakothek zu München bewahrt mehre Hauptwerke von ihm, z. B.

Digitized by Google

eine Dame im gelben Atlaskleid, die in Gegenwart des Arztes in Ohnmacht fällt, der in einem Gasthof liegende Stiefel des Künstlers und das Austernfrühstück u. A. Das in der Pinakothek aufbewahrte Bildniß des Künstlers zeigt den Ausdruck der sorgenlosesten Fröhlichkeit eines Trinkers. Außerdem finden sich noch bedeutende Bilder von M. in den Gallerien zu Dresden (M. mit seiner Frau im Atelier), Wien, Berlin, im Haag, in Brüssel, in dem Louvre in Paris und in den Uffizien zu Rom. Eins seiner größten Meisterwerke (von 1660) enthält die Gemäldesammlung H. T. Hope's in London, einen Herrn in seidenem, olivengrünem Rock mit Baret, vor dem ein Römer mit Wein und Krabben steht, während auf der Fensterbrüstung die Violine liegt und ein junges Mädchen anschreibt, vorstellend. Die besten Stiche nach M. hat J. G. Wille geliefert. Sein Sohn und Schüler, Willem van M., geboren 1662 zu Leyden, war weniger erfinderisch als sein Vater, malte auch nicht mit solcher Leichtigkeit, ersetzte aber diese Mängel durch fleißige, fast ängstliche Vollendung seiner Gemälde. Seine Bilder, deren sich fast in jeder größeren Gallerie finden, sind meist komischen Inhalts, erst in späteren Jahren wagte er sich an Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Er †, auch als Mensch hochgeachtet, 1747. Jan van M., ein zweiter Sohn des Frans van M., geboren zu Leyden 1660, ebenfalls ein tüchtiger Künstler, hielt sich einige Zeit in Deutschland auf, ging dann nach Florenz und Rom, wo er schon 1690 †. Seine Gemälde bestehen in Bildnissen von bedeutender Größe. Frans van M., der Jüngere, Sohn von Willem van M., geboren 1689, malte verschiedene Genrebilder im Geschmacke seines Vaters und Großvaters, aber nicht mit gleicher Kunst; auch verfertigte er Porträts und radirte einige kleine Blätter. Viel bedeutender ist er als Geschichtschreiber durch seine „Historie der nederlandsche vorsten" (3 Bde., Haag 1732—35) und das „Groot charterboek der graaven van Holland, van Zeeland en herren van Vriesland" (4 Bde., Lpz. 1753—56), in welchen Werken er die Münzen nach seinen Zeichnungen stechen ließ. Von seiner „Handvesten der stad Leyden" (Leyd. 1759) erlebte er nur die Herausgabe des 1. Theiles, den 2. Band mit Zusätzen zum ersten besorgte Daniel van Alphen. M. † 1762.

Mieroslawski, Ludwig, polnischer Emigrant, Schriftsteller und Militär, 1812 in Frankreich als Sohn eines in der Verbannung gestorbenen polnischen Offiziers geboren, wurde in Polen erzogen und befand sich im Kadettenhaus von Kalisch, als der Novemberaufstand von 1830 ausbrach. Er gehörte in der Nacht des 29. Novembers zu den Vertheidigern des Zeughauses, wurde dann zum Unterlieutenant ernannt und diente abwechselnd im 5. Linienregiment und im 5. Schützencorps. Nach der Schlacht von Ostrolenka führte er als Lieutenant und Instruktor des Corps von Rozycki eine Plänklerkompagnie, wohnte allen Gefechten gegen Rüdiger bei und überschritt endlich mit seinem Corps die Grenze. In Frankreich angelangt, schloß er sich den Polen an, die bei dem frankfurter Aprilaufruhr von 1833 durch die Schweiz nach Deutschland ziehen wollten. Nach dem Mißlingen dieses Unternehmens widmete er sich ganz den Wissenschaften und studirte besonders Mathematik und die Militärwissenschaften, erlernte aber nebenbei das Tischlerhandwerk, um sich im Falle der Noth durch die Arbeit seiner Hände ernähren zu können, und trieb zu gleichem Zwecke Pädagogik. In dieser Zeit schrieb er einige kleinere und größere Erzählungen politischer Tendenz, von denen „Bitira Grochowska" (Par. 1835), „Szusa", „Pugaczew", „Zelazna Maryna" (daf. 1835) gedruckt erschienen. Gleichzeitig schrieb er französisch: „Aperçu rapide sur l'histoire universelle" (Paris 1836) und „Histoire de la révolution de Pologne" (daf. 1837, 3 Bde.). In den Jahren 1838—40 hielt er im historischen Institut zu Paris einen Kursus von Vorlesungen über die Geschichte des Slaventhums. In den ersten Jahren hielt er sich von den Parteiungen unter seinen ausgewanderten Landsleuten gänzlich fern, nachher schloß er sich der demokratischen Gesellschaft an. Die Zeitung der Partei: „Der polnische Demokrat", erhielt in ihm einen eben so thätigen als ausgezeichneten Mitarbeiter. Wie er in seinen Aufsätzen für dieses Blatt auf eine Schilderhebung hinarbeitete, so that er es auch in seinen größeren Werken: „Theorie der Revolution, mit besonderer Beziehung auf den Zustand Polens", und „Theorie des Krieges mit unmittelbarer Beziehung auf den nationalen Aufstand". Eine fernere Frucht seiner Thätigkeit war die Fortsetzung von Mochnacki's „Historya powstania narodu polskiego" (Bd. 3, Paris 1845) und „Kurs sztuki wojennéj, czyli Rozbior krytyczny kampanii 1831" (daf. 1845, deutsch, Berlin 1847, 2 Bde.). Im J. 1844 waren die Vorbereitungen zu einem Aufstande in Polen so weit gediehen, daß man nur noch eines Oberhauptes zu bedürfen glaubte, um die Leitung an Ort und Stelle zu unternehmen. Die Wahl fiel auf M., der unter dem Namen eines Koloristen Viktor Secourgeon im März 1845 in Posen eintraf. Hier erkannte er bald, daß der Aufstand keineswegs gehörig vorbereitet sey, und suchte daher die Ungebuldigen zu beschwichtigen. Nachdem Alles geordnet war, kehrte er nach Versailles zurück, kam aber schon Ende December wieder nach Posen, reiste am 8. Januar nach Krakau, versah die einzelnen Provinzen mit Führern und wollte eben nach Rogowo abgehen, um den Oberbefehl zu übernehmen, als er verhaftet wurde. Im Gefängnisse legte er ein offenes Geständniß ab und trug dadurch nicht wenig dazu bei, daß die Riesenuntersuchung in 1½ Jahren zu Ende gebracht werden konnte; dagegen nahm er in den öffentlichen Verhandlungen des Polenprozesses alle Schuld auf sich und nahm seine Aussagen gegen seine Mitschuldigen zurück. Im Gefängnisse verfaßte er die Schrift: „Debat entre la révolution et la contrerévolution en Pologne", die in demokratischem Sinne die Ohnmacht der polnischen Aristokratie schildert, die Nothwendigkeit einer socialen Umgestaltung nachweist und Polen als die Schutzmauer Westeuropa's gegen die asiatische Barbarei auffaßt. Zum Tode verurtheilt, aber zu Gefängniß begnadigt, wurde er

Digitized by Google

in den Märztagen 1848 befreit. M. trat nun an die Spitze eines Polenkomité's und eilte nach Posen, um die Organisation des Heerwesens zu übernehmen. Nachdem hier der Strom der Revolution sich im Sand verlaufen, begab er sich nach Sicilien, um dort den Oberbefehl über die Kriegsmacht der Aufständischen zu übernehmen (Frühjahr 1849). Er bewies in dieser Stellung zwar viel Muth und Ausdauer, konnte aber hier der Revolution eben so wenig zum Sieg verhelfen, wie in demselben Frühjahr in Baden, wohin der berühmte polnische Agitator als Obergeneral der revolutionären Armee berufen wurde. Nach Unterdrückung des badischen Aufstandes lebte er zurückgezogen in Versailles von Privatunterricht, später in Paris. Seine Darstellung des posenschen Aufstandes: „Powstanie poznanskie" (Paris 1853) ist eine bittere Kritik seiner Parteigenossen in Posen.

Mies, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pilsen, an der Beraunka, mit Thoren und Vorstädten, Dechantei-Kirche, Begräbniß-Kirche, Peterskirche, Bergbau auf Blei, Silber und Zink, Papiermühlen und Waffenhammer, Sitz eines Bergamts und Berggerichts, hat 3500 Einw. und besitzt 9 Dörfer mit einem Flächenraum von 4104 Joch 84 □Klafter Areal. Im J. 1427 wurde hier das Reichsheer durch die Hussiten besiegt.

Miethkontrakt, s. Pacht.

Migalgara (Malgara), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Rumelien, Sandschaft Gallipoli, an der Mariza, mit Moscheen und Bädern, vorzüglichem Honig und 3000 Einw.

Mignard, Pierre, französischer Historien- und Porträtmaler, geboren zu Troyes 1610, sollte Medicin studiren, ging aber bald zur Malerei über und lernte dieselbe zuerst bei Jean Boucher in Bourges, dann bei Simon Vouet, wo Lesueur und Lebrun seine Mitschüler waren. Wegen seines langen Aufenthaltes in Rom erhielt er den Beinamen des Römers (le Romain). In Rom gewann er an Poussin einen rathenden Freund, dagegen ward sein früherer Freund Lebrun sein eifersüchtiger Gegner. Er malte die Bildnisse der Päpste Urban VIII. und Alexander VII., mehrer römischen Fürsten und Adeligen, und eine bedeutende Anzahl anderer Bildnisse führte er in Venedig aus. Nachdem er 22 Jahre in Italien zugebracht, berief ihn der König Ludwig XIV. an seinen Hof. Die Bildnisse des jungen Königs u. des Kardinals Mazarin wurden für Meisterstücke erklärt u. bewogen die Königin-Mutter, ihm die Ausschmückung der Kirche Val de Grace zu übertragen. Er malte in der Kuppel den Sitz der Seligen und stellte über 200 Figuren von Propheten, Märtyrern beiderlei Geschlechts ꝛc. dar. Das Werk ist die größte Freskomalerei, die Frankreich besitzt, verlor aber schnell das schöne Kolorit, da der Künstler die Farben auf dem Kalkgrunde nicht gehörig zu behandeln wußte. Umfassende Arbeiten des Künstlers sind auch im Saale von St. Cloud, wo er mythologische Gegenstände malte. Später führte er für das Schloß von Versailles verschiedene Bilder aus und ward nach Lebruns Tode an dessen Stelle erster Hofmaler. Außerdem bekleidete M. auch die Stelle eines Direktors der königlichen Kunstsammlungen und eines Direktors und Kanzlers der Akademie der Künste und führte die oberste Aufsicht über die Manufaktur der Gobelins. Er † 1695. M. theilt die meisten Mängel seiner Schule, die Kälte und das konventionelle Wesen; dagegen ist sein aus der venetianischen Schule herstammendes Kolorit wärmer und harmonischer, auch übertreffen seine Gestalten, namentlich die Madonnen, die seiner französischen Zeitgenossen an Naivetät und Anmuth. Seine Porträts sind wohl die besten dieser ältern französischen Schule. Im Louvre befindet sich eine bedeutende Anzahl seiner Gemälde; viele seiner Werke sind durch den Stich vervielfältigt worden. Sein Sohn, Pierre, Architekt und Maler, geb. 1640 zu Avignon, Hofmaler der Königin Maria Theresia, der Gemahlin Ludwigs XIV., wandte sich später der Architektur zu und erbaute mehre Paläste, unter andern die Abtei Montmajour bei Arles, das Portal der Kirche des St. Nikolauskollegiums, ward Professor der Architektur, 1671 Mitglied der Akademie und † 1725.

Mignet, François Auguste Alexis, französischer Geschichtschreiber, geb. am 6. Mai 1796 zu Aix in der Provence, besuchte zuerst die Unterrichtsanstalten zu Avignon und machte dann zugleich mit seinem Freunde Thiers seine juristischen Studien auf der Rechtsschule seiner Vaterstadt. Ein akademischer Triumph, den er sich durch die gekrönte Preisschrift „De la féodalité des institutions de St. Louis et de la législation de ce prince" (Paris 1822) errang, bestärkte ihn in dem Entschluß, sich der Literatur zu widmen. Mit seinem Freunde Thiers ging er 1821 nach Paris und arbeitete dort zuerst am „Courier franç.", bis er 1830 zu dem von Thiers neugegründeten „National" überging. Gleichzeitig hielt er Vorlesungen am Athénée u. schrieb seine berühmte „Histoire de la revolution française" (2 Bde., Paris 1824, 10. Aufl. 1840; deutsch von Burckhardt, 2 Bde., Leipzig 1842), worin er die Nothwendigkeit der Revolutionsereignisse, nicht nur in ihrem allgemeinen Gange, sondern selbst in ihren äußersten Konsequenzen nachzuweisen suchte. Nach der Julirevolution, an der er durch Theilnahme an der Protestation der liberalen Journalisten thätig war, erhielt er den Titel eines Staatsraths und die einträgliche Stelle eines Archivars im Ministerium des Auswärtigen. Als Mitglied der Kammer 1832—35 hat er dem Ministerium bei mehren Gelegenheiten wichtige Dienste geleistet. Als 1832 die 5. Klasse des Instituts der Akademie (Académie des sciences morales et politiques) gegründet wurde, ward er zum Mitglied u. nach A. Comte's Tode zum Sekretär ernannt, 1837 aber an Raynouards Stelle zum Mitglied der französischen Akademie erwählt. Die geistreichen Gedächtnißreden, die er als Sekretär der 5. Klasse des Instituts gehalten hat, sowie einige kürzere Aufsätze finden sich in den „Notices et mémoires historiques" (2. Bde., Paris 1843; deutsch von Stolz, 2 Bde., Leipzig 1843). Als Mitglied des unter Guizots Ministerium gegründeten historischen Komité's hat M. die „Négociations relatives à la succession d'Espagne" (4 Bde., Paris 1835) herausgegeben und die von einem jüngeren Mit-

Digitized by Google

gliede besorgte Ausgabe der „Rélations des ambassadeurs venetiens“ (2 Bde.) wesentlich gefördert. Ein neues Werk von ihm ist die „Histoire de Marie Stuart“ (2 Bde., Paris 1850; deutsch von Bülau, Leipz. 1852).

Mignon (franz.), Liebling, besonders Bezeichnung der Günstlinge des Königs Heinrich III. von Frankreich.

Mignon (Minjon), Abraham, berühmter Blumen-, Früchte- und Stilllebenmaler, um 1640 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater Kaufmann war, geboren, kam, als dieser fallirte, 1647 in das Haus des Blumenmalers Jak. Moreel und von da zu J. D. van Heem in Utrecht, dessen Styl er sich bald völlig aneignete, wiewohl ihm Heem in der Feinheit und Keckheit der Pinselführung überlegen blieb. Er malte Alles nach dem Leben, die Blumen zur Zeit der schönsten Blüthe, die Früchte in voller Reife, oft mit Thauperlen darüber, die man wegwischen zu können glaubt. Seine Schmetterlinge, Raupen, Fische ꝛc. scheinen zu leben. Aus Liebe zu seiner Mutter, die in Wetzlar lebte, verließ er Holland und hielt sich bei ihr bis zu ihrem Tode auf. Er † daselbst 1679. Neben Maria Sibylla Merian (s. d.) waren seine beiden Töchter seine vorzüglichsten Schülerinnen.

Migräne (verstümmelt von Hemicrania, d. i. halbseitiges Kopfweh), eine besondere Art Kopfschmerz, die gewöhnlich nur eine Seite des Kopfs einnimmt, heftiger ist als der gewöhnliche Kopfschmerz und ohne äußere Veranlassung periodisch wiederkehrt, ist ihrem Wesen nach eine Neuralgie der Schädelnerven, besonders der Aeste des 5. Nervenpaars. Die Anfälle kommen in sehr verschiedenen Zwischenräumen, von einer Woche bis zu mehren Monaten, beginnen meist mit übler Laune und Verdauungsbeschwerden, oft auch mit einer Fieberanwandlung, dauern 8—12 Stunden u. enden mit einem erquickenden Schlafe. Die Anlage zur M. ist oft erblich. Das Uebel befällt besonders Erwachsene, aber auch Kinder von 7—8 Jahren, und verschwindet meist im Alter. Blutarme, bleichsüchtige, hysterische Personen sind der M. am meisten ausgesetzt, besonders nach Gemüthsbewegungen. Es reicht gewöhnlich hin, den Kranken in einem finstern kühlen Zimmer ruhig liegen zu lassen. Manche empfehlen im Anfall den schwarzen Kaffee oder Thee, das Koffein, die Guarana (Paullinia), das Morphium, Chinin, das Aether-, Lungeinathmen; bisweilen nützen Ableitungen, Senffußbäder, Klystiere, Brausepulver, starke Magnete ꝛc. Die Radikalkur richtet sich auf Stärkung (durch Stahlmittel, Chinin, Landluft ꝛc.), Bethätigung der Haut durch Dampfbäder, Schwitzen in nassen Decken ꝛc.

Miguel, St., 1) eine der Azoreninseln, südöstlich von Terceira, vulkanisch und gebirgig, aber in den Thälern fruchtbar, ohne guten Hafen, mit Mineralquellen und 100,000 Einwohnern. — 2) Stadt in der mittelamerikanischen Republik St. Salvador, nordöstlich von Conchagua, mit 6500 Einwohnern. — 3) Stadt in der brasilianischen Provinz Parahyba, nördlich von Parahyba auf der Küste, mit Fischerei und Landbau. — 4) Stadt in der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul, Hauptort der Missionen am Uruguay, nordwestlich von Porto Alegro, mit 2000 Einwohnern.

Miguel, Dom Maria Evarist, der Usurpator Portugals, geboren zu Lissabon am 26. Oktober 1802, war der dritte Sohn des Königs Johann VI. von Portugal und der spanischen Infantin Carlotta Joachime, wuchs als Liebling der Mutter in Brasilien ohne alle Zucht und Bildung zum Jüngling heran. In die religiösen und politischen Pläne seiner Mutter eingeweiht, zeigte er sich, nachdem die königliche Familie aus Brasilien zurückgekehrt war, als einen fanatischen Gegner des konstitutionellen Princips, welches in Portugal zur Geltung gekommen war, und wurde von seiner Mutter an die Spitze der absolutistisch-theokratischen Partei gestellt. Von dieser nach Kräften unterstützt, bemühte er sich, die Konstitution umzustürzen. Der König hatte am 1. Oktober 1822 die neue portugiesische Verfassung beschworen, aber am 27. Mai 1823 wurde die alte unumschränkte königliche Gewalt durch M. gewaltsam wieder hergestellt. Nachdem am 1. März 1824 der treue Diener des Königs, der alte Marquis von Loulé, ermordet worden war, ließ Dom M. als Infant-Generalissimus die Minister verhaften, den Vater aber im Palaste bewachen. Dieser aber entkam am 9. Mai mit Hülfe des englischen und französischen Gesandten auf ein im Hafen liegendes englisches Linienschiff, wo er durch ein Dekret den Infanten seines Oberbefehls über das Heer entsetzte und ihn als Herr und zürnender Vater vor sein Angesicht forderte. M. zeigte sich reuig und erbielt mit der väterlichen Verzeihung die Weisung, auf Reisen zu gehen, um seine Bildung zu vollenden. Er begab sich über Paris nach Wien und führte dort ein ausschweifendes Leben. Nach Johanns VI. Tode (am 10. März 1826) ward sein ältester Sohn, Dom Pedro, der als Kaiser in Brasilien herrschte, als König in Portugal anerkannt und gab als solcher (am 23. April 1826) den Portugiesen eine schon fertig liegende Konstitution, entsagte aber am 2. Mai der Krone Portugals zu Gunsten seiner Tochter, Donna Maria da Gloria, mit der Bestimmung, daß die Königin bei erlangter Altersreife mit ihrem Oheim Dom M., der bis zu ihrer Mündigkeit Regent seyn sollte, sich vermählen solle. Dom M. genehmigte Alles, beschwor die Charte Dom Pedro's, verlobte sich mit seiner Nichte und übernahm im Februar 1828 die Regentschaft. Indessen hatte die Königin-Mutter Alles zur Herstellung der absoluten Gewalt und zur Erhebung des Infanten auf den Thron vorbereitet. Dom M. löste daher die versammelten konstitutionellen Cortes auf, berief am 3. Mai die alten Cortes und ließ sich von ihnen am 25. Juni zum legitimen König von Portugal erklären. Zwar erklärte Dom Pedro seinen Bruder aller Rechte für verlustig und hob dessen Verlobung mit seiner Tochter auf, zwar versuchten die Anhänger der Verfassung eine Gegenrevolution in Oporto zu bilden; aber England, auf dessen Hülfe sie rechneten, erklärte die Handlungen Dom M.s, als des faktischen Gewalthabers von Portugal, für rechtmäßig, obwohl es ihn selbst nicht als König

Digitized by Google

erkannte. Auch die andern Mächte versagten ihm ihre Anerkennung und riefen ihre Botschafter zurück. Der Usurpator folgte nun ganz der Leitung seiner Partei, unterdrückte den Liberalismus mit wilder Lust, mißhandelte selbst seine Schwestern, ließ sich durch kein gerichtliches Urtheil bestimmen und beging die grobsinnlichsten Ausschweifungen, so daß er bald von der öffentlichen Meinung Europa's förmlich geächtet wurde. Endlich gelang es (Juni 1829) einem andern Anhänger Dom Pedro's, dem Grafen von Villaflor, mit einigen Offizieren in Terceira zu landen und sich dort als Generalkapitän die oberste Regierungsgewalt übertragen zu lassen. Dom Miguel sandte zwar eine Flotte zur Eroberung der Insel aus; der Angriff wurde aber abgeschlagen, und Terceira blieb die Zufluchtsstätte und der Sammelplatz der Gegner Dom M.s. Villaflor gewann von Terceira aus, seit dem Mai 1831, die sämmtlichen Azoren für die Sache Dom Pedro's und der Donna Maria, und Dom Pedro, der im Juni 1831 ganz unerwartet selbst nach Europa kam, eroberte von hier aus am 8. Juli 1832 Oporto, besetzte am 28. Juli Lissabon und führte Donna Maria als Königin dahin zurück. Als England und Spanien sich für die letztere erklärten, mußte Dom M. am 26. Mai 1834 zu Evora die Kapitulation unterzeichnen, nach welcher er gegen ein Jahrgeld und Belassung seines persönlichen Eigenthums der portugiesischen Krone entsagte und das Land nie wieder zu betreten versprach. Auf einem englischen Schiffe schiffte er sich am 1. Juni nach Italien ein, protestirte aber von Genua aus gegen seine Entsetzung und wiederholte dies später in Rom, wohin er sich zurückzog. Der Papst gestattete ihm, den Titel: König von Portugal noch ferner zu führen. Die Folge der letzten Protestation M.s war, daß ihm das von Portugal zugesicherte Jahrgeld entzogen und sein vorbehaltenes Privatvermögen mit Beschlag belegt wurde. Im Jahre 1851 vermählte er sich mit der Prinzessin Adelheid von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und lebt seitdem in Heubach bei Miltenberg.

Mihiel, St., Stadt im französischen Departement Meuse, Bezirk Commercy, an der Maas, hat ein Obertribunal, Collège, Hospital, Handel mit Wein, Wolle, Oel, Getreide, Brauerei, Lederbereitung, Oel- und Baumwollenzeugfabrikation u. 7000 Einwohner. In der Umgegend Eisenwerke.

Mihima (*Kauristahetti*), ein barziges Kaumittel der Neuseeländer, welches von einem, an der Ostküste Neuseelands vorkommenden Fische erhalten werden soll.

Mihmandar, türkischer Beamter vom Rang eines Kapidschi-Baschi's, der fremden Gesandten entgegengeschickt wird.

Mikaddo, Titel der weltlichen Kaiser in Japan (s. d.).

Mikania, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, meist kletternde Kräuter und Sträucher in Amerika, deren bekannteste Art: *M. Guaco Humb. et Bonpl.*, giftwidrige Mikanie, Guaco, in Kolumbien gegen den Biß giftiger Schlangen gerühmt und innerlich, sowie äußerlich als Brechumschlag dagegen gebraucht wird. Seit 1830 kam die Pflanze als Mittel wider die Cholera nach Europa, hat sich aber in dieser Hinsicht nicht bewährt. Alle Theile riechen stark und durchdringend und schmecken etwas ekelhaft und bitter. Die getrockneten Blätter enthalten Guacin (Alkaloid), Wachs, Chlorophyll, eine adstringirende und extraktive, gerbstoffähnliche Materie, Holzfaser, salz- und schwefelsaures Natrum, schwefelsauren, phosphorsauren und kohlensauren Kalk, Kieselerde, Eisenoxyde.

Miklosich, Franz, gelehrter Slavist, am 20. November 1813 bei Luttenberg in Steiermark geboren, studirte zu Grätz die Rechtswissenschaften und ging, um Advokat zu werden, 1838 nach Wien, wo er jedoch 1844 die seinen Neigungen mehr zusagende Stellung eines Skriptors an der Hofbibliothek annahm u. 1849 zum außerordentlichen, 1850 zum ordentlichen Professor der Slavistik an der wiener Hochschule ernannt wurde. Auch wählte ihn 1850 die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu ihrem wirklichen Mitgliede. In Wien durch den epochemachenden Text des „Glagolita Clozianus" auf das genauere Studium des Slavischen hingeführt, ward es ihm durch das Studium der Werke Grimms und Bopps und die Schäze der Hofbibliothek möglich, das in jeder Hinsicht so wichtige Altslavonische richtiger darzustellen, als es seine Vorgänger Dobrowsky und Kopitar gethan. Seine vorzüglichsten, dahin einschlagenden Schriften sind: „Radices linguae palaeoslovenicae" (Leipzig 1845), „Lexicon linguae palaeoslovenicae" (Wien 1850), die „Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen" (1. Bd., das. 1852), durch welche er das wissenschaftliche Studium der slavischen Sprachen begründete. Außerdem veröffentlichte M. an Texten: „Vita S. Clementis" (griech., Wien 1850), „Codex Suprasliensis" (das. 1851), „Apostolus monasterii Shisbatovacensis" (das. 1853), u. A. Die von ihm begonnene „Slavische Bibliothek" (Bd. 1, das. 1851) ist ein Sammelwerk für die Geschichte und Litteratur der Slaven.

Mikrakustisch (v. Gr.), kleinhörig, nennt man die Instrumente, welche zur Verstärkung des Gehörs, d. h. zur Zuleitung des Schalles dienen.

Mikrographie (v. Gr.), Beschreibung kleiner Gegenstände, die unter dem Mikroskop betrachtet sind.

Mikrokosmus (v. Gr.), s. Makrokosmus und Mikrokosmus.

Mikrolog (v. Gr.), s. v. a. Kleinigkeitskrämer, Pedant, Spaltenstecher; daher Mikrologie, Lehre von kleinen Dingen, Haschen nach geringfügigen Dingen.

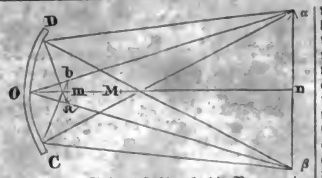
Mikrometer (v. Gr.), ein Instrument zur Ausmessung sehr kleiner Gegenstände, welches gewöhnlich an Fernröhren oder Mikroskopen angebracht ist. Eines der brauchbarsten M. ist das schon von Gascoigne 1640 erfundene parallele Fadennetz, aus einer Anzahl Fäden, die in einer durch den Brennpunkt des Fernrohrs senkrecht auf dessen Axe gelegten Ebene ausgespannt sind, bestehend. Man gebraucht es vorzugsweise in Meridianinstrumenten, wo man dann die Fäden

Digitized by Google

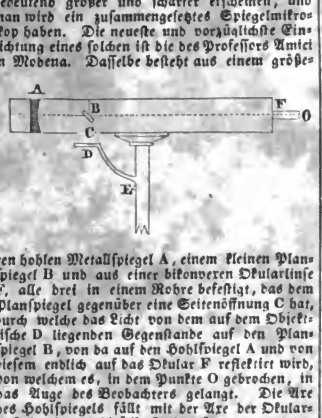
senkrecht auf den Horizont stellt, oder auch in parallaktisch aufgestellten Instrumenten, wo man sie auf die Ebene des Aequators senkrecht, also mit den Deklinationskreisen der Gestirne parallel stellt. Häufig läuft noch durch die Mitte des Feldes aller dieser Fäden senkrecht ein Faden, der daher mit dem Horizonte parallel ist, wodurch sich dann die Höhe oder Deklination und an jenen ersten unter sich parallelen Fäden die Differenz der Stundenwinkel oder das Azimuth beobachten läßt. Da die Unfertigung eines solchen M.s nicht die leichteste Aufgabe, auch des Nachts eine Beleuchtung desselben nöthig ist, wodurch schwachscheinende Gestirne oft ganz unsichtbar werden, konstruirte man andere derartige Vorrichtungen, wohin zunächst das **Kreismikrometer** gehört, welches in seiner einfachsten Form in einem genau gearbeiteten, dem Okular am nächsten stehenden Diaphragma, oder noch zweckmäßiger in einem an diesem Ort angebrachten metallenen Ring von etwas kleinerem Durchmesser als das Diaphragma besteht, so daß man Gestirne zwischen diesem und jenem durchgehen sieht und sich auf ihren Durchgang gehörig vorbereiten kann. Kirch zu Berlin erfand 1679 ein **Schraubenmikrometer**, bei dem die Fäden, zwischen welche der zu messende Gegenstand gebracht wird, mittelst zweier sehr feinen Schrauben parallel genähert werden können. Ein ähnliches M. gebrauchten schon 1660 die französischen Astronomen Auzout und Picard, und man schätzt die Schraubenmikrometer noch heute als die zuverlässigsten, wie sie denn auch bei englischen Optikern in gutem Kredit stehen. Reichenbach, Baumann u. A. verfehlen ihre Aequatorialen gewöhnlich mit dieser Art M. Eine andere Art M. bilden die **Positionsmikrometer** für sehr nahe an einander liegende Gegenstände, z. B. Doppelsterne, die darin dem Schraubenmikrometer ähnlich sind, daß sie nächst dem vertikalen Faden noch zwei darauf senkrechte, also unter sich parallele Fäden haben, von welchen der eine fest u. der andere mittelst einer feinen Schraube beweglich ist. Um sich bei Beobachtungen von der Zeit unabhängig zu machen, hat man diesem M. die Einrichtung gegeben, daß es sich sammt seinem Fadensystem um seinen Mittelpunkt drehen läßt, zu welchem Zweck mehre Schrauben angebracht sind, sowie ein eingetheilter Kreis, der mit dem Kreise des M.s koncentrisch ist und an dem man den Winkel, um welchen das M. gedreht worden ist, ablesen kann.

Mikroskop (v. Gr.), jedes optische Instrument, durch welches die Gegenstände dem Auge vergrößert erscheinen, weshalb dergleichen Instrumente auch Vergrößerungsgläser genannt werden. Man unterscheidet einfache und zusammengesetzte M.e. Das **einfache M.** besteht aus einer Glaslinse und wird gewöhnlich mit dem Namen Loupe (s. d.) bezeichnet. Man hat auch Loupen von zwei sich berührenden Konvexlinsen, um dadurch eine dreifache Weise der Vergrößerung hervorzurufen, welche aber mit Hornfassungen durch ein Charnier verbunden sind und in eine Gehäuskapsel oder Deckelvorrichtung zu gleicher Zeit geschoben werden können. Plössl in Wien erwarb sich durch seine achromatischen Loupen einen Namen. Häufig setzt man, um eine starke Vergrößerung zu Wege zu bringen, auch wohl ein Linsenglas in eine Röhre, jedoch gewöhnlich auf Rechnung des Gesichtefeldes; sonst gibt man den einfachen M.en gern eine Metallfassung, an welcher eine Pincette angebracht ist, um daran einen kleinen Gegenstand festzustellen, und bei scharfen Linsen bringt man an der Rückseite der Fassung noch einen Hohlspiegel an, der die Helligkeit durch Zuführung von Licht erhöht. **Zusammengesetzte M.e** erhalten eine eigene Fassung, aus einer metallenen Röhre bestehend; auch gehören dazu mehre Objektivlinsen von verschiedenen Brennweiten u. mehre Okulare, nach Frauenhofer u. Plössl 6 Objektivlinsen und 2 oder gar 3 Doppelokulare. Erstere sind entweder am gehörigen Orte aufschraubbar, wie das Objektiv eines Fernrohrs, oder sie sind in einer Schelbe befestigt, die sich um eine mit der Axe des Instruments parallele Axe dreht, wo also ein bloßes Umdrehen das Objektiv verändert. Die Einrichtung zum Aufnehmen des Objekts besteht in einem kleinen durchbohrten verschiebbaren oder nicht verschiebbaren Tischchen, welches ein Glasmikrometer sowie einen kleinen, mit einem Planglas versehenen, ferner einen größern, aus zwei Hohlgläsern bestehenden, zur Betrachtung und Fesselung kleinerer Thiere geeigneten Aufsatz tragen muß. Plössls Tischchen besteht aus zwei übereinander befindlichen parallelen Metallplatten, einer festen und einer verrückbaren, wovon die obere nach zwei Richtungen, die unter rechten Winkeln zu einander stehen, verstellbar ist, welche zwei Bewegungen zur Erzeugung jeder möglichen Bewegung in der horizontalen Ebene vollkommen hinreichen. Auf dieser Platte befindet sich ferner noch ein gabelförmiges Stück, das durch eine Spiralfeder an die Platte angedrückt wird und mittelst eines Fingerdruckes leicht gehoben werden kann. Die Beleuchtungsapparate bei solchen M.en sind ebenfalls sehr wichtig. Durchsichtige Objekte vertragen Hohlspiegel, die sich unter dem Tische befinden, für undurchsichtige Objekte aber machen sich Sammelgläser nöthig. Noch stärker wirkt eine prismatische Linse, d. h. ein dreiseitiges Prisma mit zwei konveren Flächen, welches bewirkt, daß die Lichtstrahlen, die durch die erste konvere Fläche einfallen und gebrochen werden, an der planen, in der Fassung befindlichen Seite eine Reflexion und beim Austritt aus der zweiten konveren Fläche eine abermalige Brechung erleiden. Sammellinsen, die auf Beleuchtungsspiegel koncentrirtes Licht werfen, thun gute Dienste, sowohl bei gewöhnlichem Tageslicht als gewöhnlichem Lampenlicht. Das Gestell eines M.es muß dauerhaft gearbeitet und mit etwas Gewicht, z. B. einer Bleischeibe, als Fuß versehen seyn, um einen ruhigen sichern Stand zu gewinnen. Nach Erfindung der Spiegelfernröhre dachte man darauf, auch bei Vergrößerungsgläsern Spiegel anzubringen, um die Farbenzerstreuung zu umgehen. Das einfachste **Spiegelmikroskop** ist ein Hohlspiegel, CD, durch welchen bekanntlich das Gesicht des in den Spiegel schauenden Beobachters vergrößert wird, wenn derselbe

Digitized by Google



näher bei dem Spiegel steht, als die Brennweite desselben beträgt. Bringt man einen kleinen Gegenstand ab innerhalb der Brennweite eines stark konkaven Hohlspiegels, so wird sich das Bild desselben sehr vergrößert in αβ darstellen, und zwar so oft im Durchmesser vergrößert, als die Distanz Om des Objekts in der Distanz On des Bildes enthalten ist. Wenn man also die von dem Spiegel CD reflektirten Strahlen auffängt, so wird man auf dieser Tafel das vergrößerte Bild αβ des Gegenstandes ab mit freien Augen erblicken. Wenn man aber dieses Bild, statt mit dem unbewaffneten Auge, durch eine konvexe Linse betrachtet, so wird dasselbe noch bedeutend größer und schärfer erscheinen, und man wird ein zusammengesetztes Spiegelmikroskop haben. Die neueste und vorzüglichste Einrichtung eines solchen ist die des Professors Amici in Modena. Dasselbe besteht aus einem größe-



ren hohlen Metallspiegel A, einem kleinen Planspiegel B und aus einer bikonveren Okularlinse F, alle drei in einem Rohre befestigt, das dem Planspiegel gegenüber eine Seitenöffnung C hat, durch welche das Licht von dem auf dem Objektische D liegenden Gegenstande auf den Planspiegel B, von da auf den Hohlspiegel A und von diesem endlich auf das Okular F reflektirt wird, von welchem es, in dem Punkte O gebrochen, in das Auge des Beobachters gelangt. Die Axe des Hohlspiegels fällt mit der Axe der Okularlinse in ein und dieselbe Linie zusammen, und der kleine Planspiegel ist gegen diese Axe um 45 Grade geneigt. Zur Beleuchtung des Gegenstandes auf dem Objektische D sind mehre Spiegel seitwärts dieses Tisches oder für diaphane Gegenstände auch unter dem Tische angebracht. Goring in England hat dieses Instrument noch in manchen Theilen zu verbessern gesucht. Guthbert verfertigte unter Gorings Leitung sehr kleine, elliptische Hohlspiegelchen, die vorzügliche gute Wirkung haben sollen. Sie haben einen halben Zoll Brennweite und eben so viel Oeffnung; selbst elliptische Spiegel von $^{3}/_{10}$ Brennweite und Oeffnung sollen noch recht gute Dienste leisten. Das Sonnenmikroskop wurde früher vorzugsweise gebraucht, um sehr große Vergrößerungen hervorzubringen. Gewöhnlich wendet man es nur für durchsichtige Gegenstände an, da es die undurchsichtigen minder vortheilhaft darstellt. Man pflegt es auch für größere Gegenstände einzurichten, um z. B. eine Biene, eine Spinne u. dgl., ganz und in allen Theilen auf einmal zu übersehen, in welchem Falle man es auch wohl Megaskop zu nennen pflegt. In neuerer Zeit wird das Sonnenmikroskop dem Spiegelmikroskop mit Recht nachgesetzt, daher man dasselbe mehr zu optischen Unterhaltungen, als zu rein wissenschaftlichen Zwecken zu gebrauchen pflegt. Das Sonnenmikroskop besteht aus einer (oder mehren nur die Stelle einer einzigen vertretenden) Glaslinse, welche dem Objektiv des oben beschriebenen M.s entspricht. Vor ihr stellt man den Gegenstand nahe in der Entfernung der Brennweite der Linse, aber noch ein wenig außerhalb derselben auf, so daß auf einem mehre Fuß hinter der Linse befindlichen weißen Schirm ein vergrößertes Bild entsteht. Zur Beleuchtung des Gegenstandes dienen eine oder mehre vor dem Gegenstande befindliche Linsen, welche das von einem ebenen Spiegel in horizontaler Richtung zurückgeworfene Sonnenlicht auf den Gegenstand konzentriren. Das Lampenmikroskop und das Hydrooxygengas-M. unterscheiden sich nur dadurch von dem Sonnenmikroskop, daß statt des Sonnenlichts bei dem erstern das Licht einer Lampe u. bei dem zweiten das Licht des durch ein Knallgasgebläse weißglühend gemachten Kalks angewendet wird. Die Vergrößerung, d. h. die Zahl, welche anzeigt, wie viel mal das durch ein M. erzeugte Bild größer als der Gegenstand erscheint, wird mittelst eines Mikrometers (s. d.) gemessen und in wissenschaftlichen Schriften stets so genommen, daß sie angibt, wie viel eine Linie verlängert erscheint (lineare Vergrößerung). Die Flächenvergrößerung erhält man, wenn man die Zahl der linearen Vergrößerung aufs Quadrat, die kubische, wenn man dieselbe auf die dritte Potenz erhebt. Eine 100fache lineare Vergrößerung ist also gleich einer tausendfachen Flächen- und millionfachen kubischen Vergrößerung. Man setzt die Erfindung des M.s in dieselbe Zeit, wie die des Fernrohrs, nämlich in das 16. Jahrhundert, welche letztere dem Brillenmacher Zacharias Jansen aus Middelburg zugeschrieben wird, indem dieser 1590 ein Fernrohr und nachher im Verein mit seinem Sohn Johann ein M. angefertigt haben soll. Nach Huygens freilich soll 1618 das Vergrößerungsglas noch unbekannt gewesen und zuerst bei Cornelius Drebbel in England gesehen worden seyn. Littrow führt als ersten Beobachter mit dem M. Stelluti an, der es gebrauchte, um die Körper der Bienen damit genauer zu untersuchen. Doch gesch ah dies mit einem ganz einfachen Instrumente der Art; das zusammengesetzte M. blieb lange zu unvollkommen, als daß es zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt werden konnte. So beobachteten noch Leeuwenhoek, Swammerdam, Lyonet und Ellis mit einfachen Glaslinsen, ja selbst noch mit Glaskugeln. Hooke

Digitized by Google

bediente sich eines zusammengesetzten M.s von 3 Zoll Durchmesser und 7 Zoll Länge, das aus 3 Glaslinsen und 4 Zugröhren bestand, während Eustachius Divini ein solches von 4 plankonvexen Linsen, mit einer Okularlinse, deren Durchmesser mehr als 3 Zoll betrug, und das ausgezogen eine Länge von 16 Zoll hatte, benutzte. Ph. Bonani dagegen verfertigte fast gleichzeitig mit jenem M.e mit 3 Linsen, und deren Einrichtung, wie die der vorigen, wurde so ziemlich bis auf die neuere Zeit beibehalten. Nach ihnen baute man Spiegelmikroskope nach Newtons Vorgang bei seinen Spiegelteleskopen. Lieberkühns Sonnenmikroskop wurde vielfach verbessert u. von Adams, Joblot, Trembley, Baker in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gebraucht. Adams namentlich verband mit diesem M. die Camera obscura zum großen Gewinn der Beobachter (1771). Aepinus, Ziehr und Martin verbanden mit dem Instrument abermals Spiegel, um dunkle Gegenstände besser zu erleuchten. George Adams erfand 1774 das Lucerkalmikroskop, welches die opaken Gegenstände noch mehr erleuchtete. Aepinus legte 1784 der Akademie ein neues M. vor, das eine Erweiterung durch Anwendung der Achromasie herbeiführte. Einen ganz neuen Aufschwung gewann die Anfertigung der M.e durch Fraunhofer, ferner durch Ramsden und Dollond, durch Plössl und Amici, die alle optischen Hülfsmittel, namentlich die bessere Bereitung des Glases und eine große Zahl neuer mechanischer Hülfsmittel in Anwendung brachten, um das Instrument auf seine jetzige Vollkommenheit zu bringen. Vergl. G. Adams, Essays on the Microscope, London 1787; L. Euler, Dioptrica, 3 Bde., Petersburg 1769; Lieberkühn, Anatomische M.e, Berlin 1745; Littrow, Dioptrik, Wien 1830; Newton, Optica, London 1704 bis 1742; Prechtl, Praktische Dioptrik, Wien 1828.

Miktologie (v. Gr.), Lehre von den gemischten oder zusammengesetzten Körpern, Mischungslehre.

Mikulince, Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Tarnopol, am Sereb, mit Schloß, Schwefelquelle, Wachshandel, Tuchfabrik und 2500 Einwohnern.

Mikulow, s. v. a. Nikolsburg.

Milah, Stadt in der algerischen Provinz Konstantine, mit 2500 Einw.

Milan (Milvus *Bechst.*), Untergattung aus der Raubvögelgattung der Falken, unterscheidet sich durch nicht sehr starke Zehen, Krallen und Schnabel, weshalb diese Raubvögel ziemlich feig erscheinen, und zeichnet sich durch den schönen schwebenden Flug aus. Die bekannteste Art ist der rothe M. (Milvus furcatus, Falco Milvus *L.*, Gabelweihe, Königsweihe, Hühnerdieb), im Allgemeinen rostroth, überall mit schwarzbraunen Schaftstrichen und Schaftflecken, das Männchen 25 Zoll, das Weibchen 28 Zoll lang, bewohnt die Ebenen des gemäßigten und südlichen Europa und wandert im Herbste oft schaarenweise nach Süden. Sein Flug ist langsam und oft so, daß man keine Flügelbewegung bemerkt. Er nährt sich von jungen Vögeln, wie Hühnern, Enten und Gänsen, jungen Hasen und Kaninchen, Mäusen, Schlangen, Eidechsen, Fröschen, Insekten und Würmern; Maulwürfe frißt er besonders gern, verzehrt auch Aas, todte Fische u. dgl. Sein Horst steht auf alten Bäumen; die 2—3 Eier sind weißlich, mit röthlichen Flecken bestreut. Dem jungen Hausgeflügel thut er viel Schaden; einen fliegenden Vogel kann er nicht erhaschen. Man erlegt ihn beim Horste, häufig bei der Krähenhütte, leicht auch in einem Tellereisen, das mit einem Maulwurf, einem todten Huhne u. dgl. beködert ist. Früher fing man den M. zum Vergnügen mit abgerichteten Falken. Der schwarzbraune M. (M. ater *L.*) ist 20 — 23 Zoll lang und unterscheidet sich vom rothen M. fast nur durch seine mehr ins Schwarze ziehende Farbe. Er bewohnt Afrika, Mittelasien, Südeuropa, kommt aber auch im mittleren einzeln vor, das er im Winter verläßt. Er haust vorzüglich am Rande der mit Wald umgebenen Seen und Flüsse, frißt hauptsächlich Frösche, Schlangen, Fische, Mäuse u. dgl. In Konstantinopel, Kairo und andern Städten reinigt er im Herbst die Straßen von Aas und anderem Auswurf.

Milano (ital.), s. v. a. Mailand.

Milano, Giovanni da, ausgezeichneter italienischer Maler, Schüler oder Gehülfe des Taddeo Gaddi, dem er in Anmuth der Geberde u. Schönheit der Charaktere verwandt ist, blühte um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Seine Hauptwerke sind eine Tafel von 1365 mit einem todten Christus, den Maria und Magdalena unterstützen, im Grunde Johannes, das alte Altargemälde der Klosterkirche Ognissanti, mehre Figuren von Heiligen darstellend, u., das bedeutendste, die 9 Vorstellungen aus dem Leben der Jungfrau an dem Gewölbe des Kreuzschiffes zur Rechten des heiligen Grabes in der untern Kirche des heiligen Franz zu Assisi. Alle diese Gemälde zeigen eine Weichheit der Behandlung, eine Ausbildung der Form, welche kein anderer Künstler derselben Zeit jemals erreicht hat.

Milanollo, Therese, berühmte Violinspielerin, wurde geboren den 28. August 1829 zu Savigliano im Piemontesischen, machte bei dem Concertmeister Gebard zu Turin so ausgezeichnete Fortschritte in der Kunst, daß sie in einem Alter von 6 Jahren das erste Concert geben konnte. Schon 1836 unternahm der Vater mit ihr die Reise nach Marseille, wo sie, als Wunderkind angestaunt, sieben Concerte gab. Ihr nächster Aufenthalt war Paris, wo sie sich in der Opera comique sechsmal mit Beifall hören ließ und von Lafond aufgefordert wurde, mit ihm nach Belgien und Holland zu reisen. Nachdem sie hier Geld und Ruhm erworben, ging sie nach England und kam 1838 wieder nach Paris, wo Habeneck, Musikdirektor des Konservatoriums und der großen Oper, ihre fernere Ausbildung übernahm. Im J. 1841 machte sie eine Kunstreise nach Belgien, wo sie Beriot kennen lernte und von seinen Manieren Manches adoptirte. Im Sommer 1842 spielte Therese M. bei dem großen Manöver vor dem König von Preußen auf dem Louisberg bei Aachen, sowie auf dem Schloß Brühl und begann dann einen Triumphzug durch Aachen, Köln, Koblenz, Bonn,

Digitized by Google

Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, Pforzheim und Baden. Dann reiste sie über Stuttgart und München nach Wien, wo sie mit ihrer Schwester Maria († den 21. Okt. 1848 in Paris) nicht weniger als 25 Concerte mit wachsendem Beifall gab.

Milazzo, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Messina, an der Küste, mit Kastell, Hafen, Leuchtthurm, Thunfischfang, Handel mit Fischen, Oel, Wein und 8000 Einw.

Milben (Acarides, Acarina *Latr.*), eine Familie der Spinnenthiere, oft mikroskopische Gliederthiere, deren Kopf, Bruststück und Hinterleib verschmolzen sind, so daß man nur hier und da noch die Furche der Unterscheidung des Cephalothorax sieht. Eine löffelförmige, scheidige Unterlippe schließt die Freßwerkzeuge ein. Nur die Maxillentaster sind frei. Die Füße bestehen im Allgemeinen aus sieben Gliedern. Sie haben in der Jugend 3, im Alter gewöhnlich 4 Fußpaare. Ihr Hinterleib ist ungegliedert. Ihre Ausbildungsstufe ist eine sehr niedrige, da sich bei ihnen mit Ausnahme der bisweilen auch fehlenden Augen von Sinnesorganen keine Spur findet. Ungeachtet ihrer Kleinheit sind sie meist sehr hurtig und lebhaft und können daher leicht unbemerkt an Menschen und Thiere kriechen und ihnen lästiges Jucken, Schmerz und andere Uebel verursachen. Sie bilden eine sehr zahlreiche Gruppe, die wohl mehre Hundert verschiedene Arten zählt. Ihre genauere Auseinandersetzung verdankt man erst den Forschungen der neuesten Zeit, welche auch eine ganz neue systematische Anordnung derselben zur Folge gehabt haben. Im Allgemeinen gleichen sie den Phalangien; einige scheinen ein Gewebe zu machen. Sie leben an und in der Erde, unter Baumrinden und Steinen, im Moos der Wälder oder auf Kräutern, deren Saft sie saugen, wie die in den Gärten sehr unangenehme **Spinnlaus** (Gamasus telarius), andere als lästige Schmarotzer auf Vögeln, Säugethieren und Insekten oder sogar auf andern M., wie die sehr kleine **Milben-Milbe** (Acarus acarorum), mehre wohnen in kranken thierischen Körpern und einige schaden unsern Lebensmitteln. Dazu gehört auch die M. in 7 Ordnungen. Zu den **Pflanzenmilben** (Trombidina), mit in der Mitte verdicktem Taster, Gangfüßen und 2 seitlich nach vorn gerichteten Augen, gehört die **rothe Erdmilbe** (Trombidium holosericeum *Fabr.*), welche oft rothe Erdspinne genannt wird und zwischen Gartenerde und unter Gebüschen häufig ist. Andere weit größere indische Arten liefern eine schöne rothe Farbe. Die **Wassermilben** (Hydrachnes) haben Ankertaster, Beine mit Schwimmborsten, meist 4 Augen vorn, häufig in stehenden Gewässern. Die **Schmarotzermilben** (Gamasea), mit fadenförmigem Taster, Füßen mit Saugscheiben und Klauen, leben frei als Schmarotzer auf der Haut. Zu ihnen gehört die **Vogelmilbe** (Dermanyssus avium), auf Taubenschlägen, in Hühnerställen und Vogelkäfigen häufig, welche den Vögeln Blut aussaugt und deshalb röthlich gefärbt ist, und die **Giftmilbe** oder **persische Saumzecke** (Argas Persicus), in Reisebeschreibungen als Giftwanze von Miana aufgeführt, deren Biß bedeutende Schmerzen erregt und auch wohl Geschwüre hervorbringen kann. Die **Holzböcke** (Ixodea) haben einen lederartigen Körper mit einem Hornschilde, Füße mit gestielter Sabelklaue, woran ein Haftlappen, leben in Gebüschen, kriechen an Thiere und Menschen und saugen deren Blut, wodurch sie wohl an hundertmal dicker werden und dann dem Samen vom Wunderbaum (Ricinus communis) ähnlich sehen. Dazu gehört der eigentliche Holzbock (Ixodes *Latr.*). Zu den **Krätzmilben** (Acarea), mit verkümmertem Taster, scheerenförmigen Klefern und Füßen mit Saugscheiben, gehört die vorzugsweise mit dem Namen **Milbe** (Acarus *L.*) belegte Gattung, zu welcher die allgemein bekannte **Käsemilbe** (A. Siro *L.*), weiß, mit steifen Haaren besetzt, welche auf trockenem alten Käse, trockenem Obst, Brod, an Fässern ꝛc., lebt, die **Mehlmilbe** (A. farinae *Degeer*), mit röthlichem Kopf und Füßen, die oft in unsäglichen Mengen in altem Mehl und auf dürrem Obst vorkommt, die **Krätzmilbe** (A. scabiei), welche die Krätzkrankheit begleitet, und die **Balgmilbe** (A. folliculorum), welche sich in den sogenannten Mitessern findet, gehören. Die Bdellen haben fühlerförmige, lange und ausgespreizte Palpen, klauenförmige Mandibeln, einen länglichen, aufgetriebenen Körper, deutliche Augen vorn zur Seite und Lauffüße. Zu den Oribatea, mit gekneicktem Taster, scheerenförmigen, dicken, langen Schreitfüßen u. gepanzertem Körper, gehört die **Büchermilbe** (Cheyletus eruditus), die vom Kleister unter Büchereinbänden an feuchten Orten lebt.

Milch, im Allgemeinen jede weißlich trübe (der Säugethiermilch im äußern Ansehen ähnliche) Flüssigkeit, besonders aber die bekannte, in den Brustdrüsen der weiblichen Säugethiere abgesonderte Flüssigkeit, als deren Typus gewöhnlich die Kuhmilch dient, welche auch zugleich am vollständigsten chemisch untersucht worden ist. Die M. ist eine mit ungelösten Theilen mechanisch gemengte Flüssigkeit von der Art, wie sie gewöhnlich Emulsionen genannt werden. Sie ist nämlich eine Auflösung einer geringen Menge verschiedenartiger Salze, mit einer beträchtlichen Menge Milchzucker und stickstoffhaltiger Materie, dem Käsestoff oder Kasein, in welcher Lösung zahlreiche, sehr kleine, durchsichtige Fettkügelchen von ungleicher Dicke schwimmen, die vermöge ihrer Linsenwirkung das Licht nach allen Richtungen zerstreuen, wodurch die M. undurchsichtig und weiß erscheint. Ob die Butterkügelchen der M. nackt in der Flüssigkeit schwimmen, oder mit einer Hülle von Käsestoff umgeben sind, ist nicht entschieden, aber die letztere Ansicht wahrscheinlich. Die Salze bestehen aus phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurer Bittererde, phosphorsaurem Eisenoxyd, Chlorkalium, Chlornatrium und Natron, welches letztere die Löslichkeit des Käsestoffs (Kaseïns) vermittelt. Die Kuhmilch enthält 5,2 Procent Milchzucker, 3,8 Procent Kasein, 4,3 Procent Butter und 0,2 Procent Salze. Das Uebrige ist Wasser, dessen Gehalt jedoch innerhalb dieser Verhältnisse bei demselben Individuum nach der Menge und Beschaffenheit der Nahrung, des Getränks und andern Umständen abweicht. Das specifische Gewicht schwankt zwischen 1,018

Digitized by Google

und 1,045. Läßt man die M. längere Zeit stehen, so sammeln sich die Fettkügelchen auf der Oberfläche und bilden den Rahm (Sahne), unter welchem sich eine bläuliche, durchscheinende Flüssigkeit, die abgerahmte M. (auch wohl blaue M. genannt) befindet, welche den Milchzucker, die Salze und das Kaſein (in Geſtalt von Kaſeinnatron) aufgelöſt enthält. Läßt man die M. längere Zeit an der Luft ſtehen, ſo wird ein Theil des Milchzuckers in Milchſäure umgewandelt, welche das Kaſeinnatron zerſetzt und das Kaſein freimacht, das ſich als eine im Waſſer unlösliche Subſtanz ausſcheidet. Eine ähnliche Koagulation erleidet die M. durch Lab. Die übrigen Beſtandtheile der M., nämlich Waſſer, Milchzucker, Milchſäure, Extrakt, die Salze der M. und noch ein durch die Milchſäure aufgelöſt zurückgehaltener Antheil Käſeſtoff (Zieger) bleiben als Molken (Schotten) zurück. Schlägt oder ſchüttelt (buttert) man andererſeits den Rahm, ſo ſcheidet er ſich in Butter, noch mit einem Rückhalt von den übrigen Beſtandtheilen der M., die man durch Auswaſchen entfernen kann, und Buttermilch, welche alle Beſtandtheile der abgerahmten M. enthält, alſo Käſeſtoff, Molken und noch einen geringen Rückhalt von Butter, der aber mit dem Käſeſtoff in inniger Verbindung iſt. Durch Lab kann der Käſeſtoff mit dem Butterrückhalt aus der Buttermilch größtentheils abgeſchieden werden, wo dann ebenfalls Molken zurückbleiben. Der Rückhalt von Käſeſtoff (Zieger), welcher nach Anwendung des Labs in den Molken noch zurückbleibt, kann noch durch Eſſig in der Hitze abgeſchieden werden, ſo daß, wenn man die ſo gereinigten Molken dann abdampft, der rohe Milchzucker zurückbleibt, d. i. Milchzucker, mit andern Beſtandtheilen der M. mehr oder weniger verunreinigt. Das Gerinnen der M. wird beſchleunigt durch Wärme und erfolgt ſehr leicht bei Gewittern. Auch hat die Beſchaffenheit der Gefäße, worin die M. aufbewahrt wird, einen bemerkenswerthen Einfluß darauf. Manchmal erfolgt die Säuerung der M., bevor ſich noch der Rahm daraus abgeſondert hat; die käſigen Theile ſondern ſich in dieſem Fall ſchnell aus, der Rahm kann ſich dann nicht mehr gehörig abſcheiden, indem er von den geronnenen käſigen Theilen gebunden wird, und man erhält die ſogenannte Schlickermilch, welche ſich nur ſchwer und unvollſtändig ausbutterm läßt. Beſonders lange hält ſich die M. ohne Säuerung in Zinkgefäßen, Kupfergefäßen und Eiſengefäßen, allein theils die ſchädliche Natur dieſer Metalle, von denen allmählig etwas aufgelöſt wird, theils der Beigeſchmack, den die M. namentlich von Eiſengefäßen erlangt, machen dieſe Aufbewahrungsarten nicht räthlich. Das Sauerwerden, welches an warmen Tagen ſchon nach einigen Stunden, im Winter nach 1 — 2 Tagen erfolgt, kann durch einmaliges Aufkochen auf das Drei- und Mehrfache dieſer Zeit verzögert werden, ja nach Gay-Luſſac kann man durch Wiederholung dieſer Maßregel im Sommer täglich die M. auf Monate hinaus unverändert erhalten. Außerdem läßt ſich das Gerinnen der M. verhüten und aufhalten durch Zuſatz kleiner Mengen kohlenſauren Natrons. Um die M. zum Gebrauch für die Marine und für weite Seereiſen brauchbar zu erhalten, verwandelt ſie de Clanac in eine feſte Maſſe (Milchkonſerve). Man dampft die M., der man vorher per Litre 75 Gramme Zucker zuſetzt, in einem weiten Keſſel ab, der im Waſſerbad unter beſtändigem Umrühren erhitzt wird. Wenn die M. die Konſiſtenz des Honigs erreicht hat, bringt man ſie in Büchſen von Weißblech, die man gefüllt 10 Minuten lang im Waſſerbad im Sieden erhält und dann verlöthet. Um aus dieſer Konſerve wieder natürliche M. zu bereiten, ſetzt man ihr das Vierfache ihres Gewichts von Waſſer zu und bringt ſie zum Sieden. Ein anderes Verfahren beſteht darin, daß man die M. mit Puderzucker verſüßt, durch Schütteln die konſiſtenten Theile von dem Waſſer trennt, das Ganze filtrirt und den zähen Rückſtand, ſowie das Waſſer verdampft, um aus letzterem den Zucker wieder zu gewinnen. Endlich wird die Maſſe einem ſtarken Druck ausgeſetzt und zu flachen Tafeln verarbeitet. In gewiſſem Sinne wirkt auch die während des Kochens auf der M. ſich bildende Haut konſervirend, indem ſie den Zutritt der Luft beſchränkt. Bei dem Gebrauche in den Haushaltungen iſt dieſe Haut in ſofern eine Plage, als ſie zähe genug iſt, um dem Dampf der ſiedenden M. eine Zeit lang den Durchgang zu wehren, bis dieſe ſich endlich mit Gewalt Bahn bricht und gewöhnlich überſteigt. Dieſem läſtigen Uebelſtand hat Joumard durch eine einfache Vorrichtung, den ſogenannten Milchhüter, abgeholfen. Es iſt dies ein auf dem Milchtopf angebrachter Aufſatz, in den durch eine offene Röhre die kochende M. eindringt und aus dem ſie durch im Boden gelaſſene Oeffnungen in den Milchtopf zurückfließt. Auf die Quantität und die Beſchaffenheit der M. haben verſchiedene Umſtände Einfluß. Was den des Futters anlangt, ſo iſt jedem Landmanne bekannt, daß die Kühe am meiſten M. geben bei grünem Futter und umgekehrt. D. R. Thomſon fand, daß der Ertrag an M. und der Buttergehalt mit dem Stickſtoffgehalt (Gehalt an plaſtiſchen Stoffen) der Nahrung wachſe und daß der Milchertrag einer Kuh bei gleichförmiger Diät, z. B. bloßer Gerſtenfütterung, nach einiger Zeit abnehme und mit dem Wechſel derſelben wieder ſteige. Als eine allgemein gültige Regel hat ſich herausgeſtellt, daß die Morgenmilch reichlicher iſt, als die Abendmilch. 41 Tage vor der Geburt des Kalbes iſt die M. von der gewöhnlichen ſehr verſchieden; ſie iſt gelblich, dichter, von mehr fadem, ſchleimigem, ſalzigem Geſchmack, beſitzt einen Gehalt von Eiweiß, aber keinen Milchzucker, keine freie Milchſäure u. keinen Käſeſtoff und enthält weniger Waſſer. Dieſe Beſchaffenheit findet noch 21 Tage vor der Geburt Statt; 11 Tage vor der Geburt aber ſind Käſeſtoff, Milchzucker und freie Milchſäure ſchon bemerklich u. die Menge des Eiweißes vermindert. Unmittelbar nach der Geburt, wo die M. Koloſtrum heißt, iſt ſie immer noch mehr gelb, ſchwerer als gewöhnliche M., ſetzt mehr u. gelbern Rahm ab u. enthält noch Eiweiß, doch verlieren ſich dieſe Erſcheinungen immer mehr, u. nach 3 bis 6 Tagen hat die M. ihre normale Beſchaffenheit wieder angenommen. Die beim Melken zuerſt ausfließende M. iſt ſowohl an Butter als Käſeſtoff ärmer, als die zuletzt erhaltene, und zwar nimmt die Güte der M. vom Anfang des

Digitized by Google

Melkens stufenweise zu (zugleich das specifische Gewicht ab) bis zum letzten ausfließenden Tropfen. Von mehren Pflanzen mit vorstechenden Bestandtheilen nimmt die M. eine besondere Beschaffenheit, d. h. einen eigenthümlichen Geschmack, Geruch oder Farbe an; so hat man bemerkt, daß die M. bitter wird von Gerstenstroh, Artischocken, Disteln, Wermuth, Rainfarren, desgleichen wirken Kreuzblumen, Knoblauch, Zwiebeln, weißer Senf, Rüben, Oelkuchen, Liebstöckel und A. auf Geruch und Geschmack. Zur Beseitigung des unangenehmen Geschmackes, den die M. vom Rübenfutter erhält, soll hinreichend seyn, eine kleine Portion Salpeter mit der frischgemolkenen M. in die Milchkäsche zu schütten. Das sogenannte Blaumelken und Rothmelken hat seine Ursache entweder in gastrischen Zuständen des Viehs od. in den Farbstoffen der als Futter benutzten Pflanzen. An Orten mit einer sehr großen Konsumtion, wie in großen Städten, kommen Fälschungen der M. vor aus Gewinnsucht. Zusätze zur verdünnten M., wie Hanfsamenemulsion, Mandelmilch, Eigelb, Eibischschleim ꝛc. kommen sehr selten vor, weil sie durch ihr verschiedenes Verhalten leicht entdeckbar sind. Dagegen sind Reis-, Kleien- und Gummiwasser sehr viel gebrauchte Mittel, um der verdünnten M. wieder zu ihrer ursprünglichen Dickflüssigkeit zu verhelfen. Eine der originellsten Fälschungen ist die Anwendung des fein zerriebenen, von den Häuten befreiten Hammelsgehirns, um den Wasserzusatz zu maskiren und der M. einen scheinbaren hohen Rahmgehalt zu ertheilen. Diejenigen Instrumente, die man zur Prüfung der M. auf ihren Gehalt an Butter und Kasein anwendet, heißen Galaktometer (s. d.). Der Franzose Guénon hat die Entdeckung gemacht, daß man die guten und schlechten Eigenschaften der Milchkühe in den verschiedenen Zeichnungen der ährenförmigen Haarwickel am Hintertheile der Kühe und an den verschiedenen Farben der von den Haarwickeln sich absondernden Kleie (Staub) erkennen kann. Sämmtliche Kühe sind nach ihm in 8 Familien abgetheilt: Kühe mit leierförmigem, mit sichelförmigem, mit verkehrtherzförmigem, mit gabelförmigem, mit kolbenförmigem, mit winkelmaßförmigem, mit keilförmigem und mit schildförmigem Spiegel. Kühe mit leierförmigem Spiegel sollen den höchsten Milchertrag geben und bis zum Kalben milchend bleiben. Die verschiedenen Milcharten stehen in folgender Ordnung hinsichtlich der Reichhaltigkeit an Butter: Schaf-, Kuh-, Ziegen-, Frauen-, Esels-, Kameelmilch; an Käse: Ziegen-, Schaf-, Kuh-, Esels-, Frauen-, Kameelmilch; an Milchzucker: (Pferde-), Frauen-, Esels-, Kameel-, Kuh-, Ziegen-, Schafmilch; an Molken: Esels-, Frauen-, Kameel-, Kuh-, Ziegen-, Schafmilch. Esels-, Pferde- und Kameelmilch (nach Parmentier selbst Kuhmilch) sind merkwürdigerweise auch der weinigen Gährung fähig, obwohl der in ihnen enthaltene Milchzucker diese Gährung für sich nicht zu erleiden vermag.

Die leichte Scheidbarkeit der Butter und die Eigenschaft des Käsestoffs, durch Säure ꝛc. gefällt zu werden, bietet ein Mittel, aus der an sich schon zur Bereitung und Bildung von Speisen so fähigen M. eine große Menge verschiedenartiger Nahrungsmittel (Lacticina) anzufertigen, denen ein Theil des Menschengeschlechts seinen Unterhalt vorzugsweise verdankt. Die M. an und für sich wird, abgesehen von ihrer Bedeutung als Nahrungsmittel des Säuglings, theils zu Heilzwecken methodisch benutzt, theils im Verein mit andern Speisen zur Nahrung angewendet. Die rohe M. der Kühe, Schafe und Ziegen wird von und fast ausschließlich genossen; ausnahmsweise bedient man sich auch der Eselsmilch. Stuten- und Kameelmilch ist ein Hauptnahrungsmittel aller Viehzucht treibenden mittelasiatischen Völkerschaften. Im hohen Norden liefern die Rennthiere das gleiche Material. Die M. anderer Thiere, der Affen, Raub- und Nagethiere ꝛc., wird nirgends als Nahrungsmittel benutzt. Die naturwarme M. der Thiere ist eine sehr nährende, aber auch nach Maßgabe ihrer Fettigkeit und ihres Gehaltes an Käsestoff schwer verdauliche Speise, in deren Mischung sich alle Bestandtheile finden, die zur Zusammensetzung des thierischen Körpers nothwendig sind. Sie kann daher allerdings für sich allein als Nahrungsmittel bei Erwachsenen dienen, jedoch nur unter sehr günstigen Umständen für die Verdauung, bei kräftigen Körpern, angemessener Anstrengung, dem Aufenthalte in freier Luft ꝛc. In dem Maße, als die rohe M. abkühlt und zu rahmen beginnt, wird sie schwerer verdaulich. Durch Sieden hält man diesen Prozeß auf, und die abgesottene M. scheint wiederum leichter verdaut werden zu können. Durch Einweichung u. Aufkochen mit mancherlei Pflanzenstoffen bereitet man aus der M. flüssige und breiige Speisen. Die mehlhaltigen Substanzen eignen sich am meisten zu dieser Verbindung; doch werden hier und da auch einige Gemüse, namentlich Kohlarten und Bohnen, in M. gekocht. Ferner gebraucht man M. u. Rahm als Beisatz zu Kaffee, Thee und andern Getränken. Der Rahm ist ein vortreffliches Einhüllungsmittel des Alkohols und übertrifft in dieser Beziehung das Eigelb, dessen man sich sonst zu diesem Zweck bediente. Rothwein, Arak und Rum eignen sich am besten zu solchen Verbindungen, die bei großen Strapazen, auf Reisen und im Felde, die trefflichsten Belebungsmittel bilden. Obst und Rahm vertragen sich wohl, wenn sie mit Zucker gemischt sind, und bilden so allerhand angenehme Leckereien, Fruchtcrême's, Tortenauflagen u. dergl., sind aber schwer verdaulich. Die Butter gehört zu den am leichtesten verdaulichen Fettstoffen und übertrifft hierin namentlich die fetten Oele bedeutend. Buttermilch besitzt dadurch, daß sie alle während der Scheidung der Butter gebildete Essigtheile in sich faßt, kühlende Eigenschaften. Sie nährt besser und laxirt weniger als die Molken, ist aber auch wegen des Käsestoffs weniger verdaulich. Die saure oder Schlippermilch, welche eine sehr nährende und stark fättigende, gelind kühlende und abführende, aber schwer verdauliche Nahrung abgibt, bildet eine sehr gewöhnliche Speise der Landleute. Die Zubereitung mit Zucker, geriebenem Schiffszwieback und Ingwer macht sie verdaulicher, doch ist sie auch dann nur gesunden Personen zu empfehlen. Der durch Filtriren von der molkigen Flüssigkeit befreite Käsestoff, der sogenannte

Digitized by Google

Quark, wird in kleine Kuchen geballt, mit Salz und Kümmel gewürzt und geht allmählig in eine schmierig fettige Masse über, die viele freie Säure (Käsesäure) enthält und ein sehr schwer verdauliches Nahrungsmittel abgibt. Gewöhnlich aber wird der abgeschiedene Käsestoff zur Bereitung des Käses (s. d.) verwendet und auf die mannichfachste Art bearbeitet. Die Molken (s. d.) sind durch ihren Gehalt an Milchzucker u. thierischem Extraktivstoff ebenfalls nährend; doch dienen sie hauptsächlich zu medicinischem Gebrauch. Die aus M. bereiteten Spirituosa, z. B. der Kumiß, haben ihren Charakter als Milchspeise ganz verloren.

Unter Milchwirthschaft oder Molkerei versteht man denjenigen Zweig der Rindviehzucht, dessen Hauptaufgabe die Gewinnung von M. und deren Produkten ist. Sie begreift also in sich die Fabrikation von Butter, Käse, Zieger, Milchzucker und Milchessig; doch werden die drei letztern Produkte nur als Nebengewinn betrachtet. Bei der Milchwirthschaft ist hauptsächlich die Ergiebigkeit der Kühe an M. in Betracht zu ziehen. Die Angaben sind hierüber eben so verschieden, als die Meinungen. Zwischen einer großen Niederungskuh und einer kleinen Landkuh ist ein großer Unterschied im Ertrage der M., der nicht selten um mehr als das Fünffache differirt. Man hat großes Vieh, welches sehr milchreich ist, aber auch solches Vieh, welches nur wenig Milch gibt; dagegen findet man kleines Vieh, welches im Vergleich gegen das verabreichte Futter mehr M. gibt, als das größte und milchreichste. Die Stallfütterung gibt andere Resultate, als das Hüten auf beständigen Weiden oder auf Ackerweiden; die Weiden selbst aber sind wieder sehr verschieden, je nachdem sie bessere oder schlechtere Gräser enthalten. So gibt auch die Stallfütterung sehr verschiedene Resultate, je nach den verwendeten Futtermitteln. Alles mehr saftige Futter gibt mehr M., das trockene treibt mehr ins Fleisch. Hiernächst wird der Ertrag der Molkerei durch bessern oder schlechtern Absatz der Milchprodukte und durch ihre mehr oder weniger vollkommene Bereitung bedingt. In der Nähe großer Städte, wo M. und Rahm theuer verkauft werden, bringt allerdings eine Kuh einen weit höhern Ertrag, als da, wo man sich auf die Erzeugung von Butter und Käse beschränken muß. Es kann sich daher bei Angabe des Ertrags der Molkerei nur um einen Mittelertrag handeln, besonders darum, wie sich das verwendete Futter bezahlt. Aber auch hierüber sind die Ansichten verschieden, weil da, wo die Schafzucht einen höhern Ertrag bringt, das verwendete Futter weit höher veranschlagt wird, als wo dies nicht der Fall ist. Nach einer Angabe, welche im Preußischen häufig zum Grunde der Ertragsanschläge angenommen wird, geben 10 preußische Quart M. 1 Quart Sahne oder Rahm, 12 Quart oder 29—30 preußische Pfund M. 1 Pfund Butter, 10 Quart abgerahmte M. 3 Pfund frischen oder 1½ Pfund trockenen Käse. Im Durchschnitt nimmt man an 1 Pfund Butter auf 12 Quart M.; Kalb, Käse und Molkennutzung machen etwa ⅓ von dem Werthe der Butter aus. In gut eingerichteten Wirthschaften kann man im Durchschnitt von 280 Melktagen täglich 4 Quart M. von einer Kuh rechnen; dies macht dann 1120 Quart M., und daraus sind 93⅓ Pfund Butter zu gewinnen. Verwerthet man nun 1 Pfd. Butter zu 20 Kreuzer und Käse und Molkenwerk von 12 Quart M. zu 10 Kr., so ergibt sich ein Ertrag von 46—47 Gulden. Rechnet man Weide, Hutlohn, Winterfutter, Stroh, Wartung und Geräthe ab, so wird man zufrieden seyn müssen, wenn der von der Kuh erhaltene Dünger als reiner Gewinn angesehen werden kann. Nach einer andern Berechnung ergab eine Kuh durch die Molkerei einen reinen Gewinn von 2 Thlr. 20 Sgr. In der Nähe großer Städte, wohin man die M. frisch absetzen kann, ist aus der Molkerei der höchste Gewinn zu ziehen. Denn obige Milchproduktion angenommen und die Quart M. nur zu 6 Kreuzer verwerthet, ergibt einen Bruttoertrag von 112 Gulden, also mehr als das Doppelte des Ertrags von Butter, Käse ꝛc. In manchen Ländern, z. B. in Mecklenburg, Holstein, werden die Kühe und somit die ganze Milchwirthschaft verpachtet (»Holländereien«); zweckmäßiger ist es, nur die M. zu gewissen Preisen an einen Unternehmer zu verkaufen, der dann Käserei und Buttern auf eigene Rechnung betreibt, was besonders in der Schweiz der Fall ist. Hier und in Frankreich trifft man auch Milchwirthschaftsvereine (Fruitières), Vereine von Landwirthen, welche zu dem Zweck zusammentreten, ihre sämmtliche M. in einem gemeinschaftlichen Lokale durch einen besoldeten Sachverständigen zu werthvolleren Erzeugnissen verwenden zu lassen. Vgl. Schreiber, Die Milchwirthschaft, Wien 1847.

Milchadern, f. v. a. Milchsaftgefäße.

Milchbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Tabernaemontana utilis *Arn.*; s. v. a. spitzblätteriger Ahorn, Acer platanoides *L.*, s. Ahorn.

Milchblattern, s. v. a. Kuhpocken.

Milchblume, Pflanzengattung, s. v. a. gemeine Kreuzblume, Polygala vulgaris *L.*

Milch der Frauen, s. Stillen der Kinder.

Milch der Pflanzen, s. Milchsaft.

Milchessig, aus Molken mit Weinstein, Rosinenstielen und etwas gewöhnlichem Essig bereiteter, sehr guter Essig.

Milchfluß, s. Galaktorrhöa.

Milchholz, Pflanzengattungen: s. v. a. Tabernaemontana alba *Mill.*; s. v. a. milchender Schellenbaum, Cerbera lactaria *Ham.*

Milchkraut, Pflanzengattungen: s. v. a. Glaux *L.* und s. v. a. gemeine Kreuzblume, Polygala vulgaris *L.*

Milchmachende Mittel, s. Lactificantia.

Milchmesser, s. v. a. Galaktometer.

Milchner, die Männchen der Fische.

Milchpumpe (Brustpumpe, Brustsaugespritze), mechanische Vorrichtung, um bei Anhäufung der Milch in den Brüsten der Wöchnerinnen dieselbe künstlich auszuziehen und die tiefliegenden Warzen hervorzuziehen. Die gewöhnlichste Vorrichtung dieser Art ist eine auf die Brust passende und die Brustwarze aufnehmende gläserne Flasche mit einem gekrümmten gläsernen Rohre, durch welche die Wöchnerin selbst durch

Digitized by Google

Saugen mit dem Munde die Milch ausziehen kann. Eine sehr vollständige, aber komplicirte M., welche als Saugspritze gestaltet ist, hat Stein d. Aelt. angegeben.

Milchsäure (lat. Acidum lactieum), von Scheele in den sauren Molken entdeckt, von Braconnot als Nancysäure (Acide nancéique) beschrieben, kommt als Bestandtheil vieler thierischen Flüssigkeiten vor und ist nach Heory auch im Harn, verbunden mit Harnstoff, enthalten, erzeugt sich bei dem Sauerwerden der Milch, bei der Gährung vieler Pflanzensäfte und bei der Fäulniß thierischer Materien. Die Säure in dem gegohrenen Runkelrübensaft, den gegohrenen weißen Rüben (Brassica rapa), dem Sauerkraut, den gegohrenen Abkochungen von Reis u. Brechnüssen (Nux vomica), in den sauren Gurken, in saurer Gerberlohe, sauer gewordenem Haferschleim, im Branntweinspühligt ist größtentheils reine M. Nach Liebig findet sie sich frei im Muskelfleische, nach Winkler in dem Rückstande von der Destillation der bittern Mandeln mit Wasser. Zu ihrer Darstellung wird milchsaurer Baryt in Wasser gelöst und durch vorsichtigen Zusatz von verdünnter Schwefelsäure zerlegt. Die von dem Niederschlage getrennte Flüssigkeit befreit man zuerst bei gelinder Wärme, zuletzt durch Abdampfen in der Leere über Schwefelsäure von allem Wasser. Man erhält auf diese Weise Milchsäurehydrat, was durch Auflösung in Aether nach der Verdampfung des Aethers vollkommen rein erscheint. Dasselbe stellt eine syrupähnliche, farblose Flüssigkeit dar, von 1,215 spec. Gewicht bei 20°, von sehr saurem Geschmack, der sich durch Verdünnen mit Wasser auffallend vermindert, zieht aus der Luft Feuchtigkeit an und ist mischbar mit Alkohol und Aether. Bei einer Temperatur von 250° zerlegt sich das Milchsäurehydrat und es entsteht ein weißer krystallinischer Körper, den man gewöhnlich sublimirte M. nannte. Die M. löst frisch gefällten phosphorsauren Kalk in Menge auf, eine Eigenschaft, welche der Essigsäure abgeht; sie bringt Eiweiß zum Gerinnen und läßt sich mit kalter Milch ohne Veränderung mischen, koagulirt sie aber beim Erhitzen. Sie ist als Bestandtheil der Lohenbrühe in der Gerberei, als Bestandtheil des Kleienbades in der Färberei von technischer Bedeutung.

Milchsaft, in der Physiologie s. v. a. Chylus, in der Pflanzenchemie (Pflanzenmilch) ein milchartiger Saft, der sich in den Stengeln, Aesten, Zweigen, Blättern, Wurzeln vieler Pflanzen findet. Er ist meist weiß, wie die Wolfsmilch, bisweilen auch gelb, wie beim Schöllkraut, selten roth, und besonders enthalten in den Wolfsmilcharten, Salatpflanzen, Glockenblumen, Schwalbwurzen, Mohnen, Feigen und Aronaren, selten in den Scheidenpflanzen. Er ist ein Gemenge von Wasser und Gummiharz oder flüchtigem Oele.

Milchsaftgang, s. Lymphgefäßsystem.

Milchsaftgefäße (Milchgefäße, Chylusgefäße, Vasa lymphatica intestinalis s. lactea s. chyliferae), die mit sehr zahlreichen Klappen versehenen Saugadern des größten Theiles des Dünn- und Dickdarmes, welche zur Zeit der Verdauung den Chylus von der inneren Darmfläche zum Ductus thoracicus leiten, außer dieser Zeit aber Lymphe und wässerige, aus den im Dickdarm verweilenden Fäces aufgenommene Flüssigkeiten führen.

Milchsalze, s. Milch.

Milchsaure Salze (Lactate), Verbindungen der Milchsäure mit salzfähigen Basen, sind sämmtlich unlöslich in Aether, schwer löslich in Weingeist und kaltem Wasser, sehr leicht löslich in heißem Wasser und können meist bis 150 bis 170°, einige selbst bis 210° ohne Veränderung erhitzt werden. Die meisten sind krystallisirbar und die krystallisirbaren luftbeständig. Im luftleeren Raume geben alle Krystallwasser ab.

Milchschorf (Milchborke, Ursprung der Kinder, Freisam, Sägespränge, Crusta lactea), eine Hautkrankheit, bei der sich als kleine, anfangs einzeln oder auf einem rothen Hofe beisammenstehende, später zusammenfließende Pusteln (Achores) auf den Wangen und der Stirn, auf rothem Grunde sitzende Borken bilden, welche der am Feuer vertrockneten Milch ähneln und beim Abfallen eine rothe nässende Hautstelle hinterlassen und daher gewöhnlich bald durch neue ersetzt werden. Der Ausschlag befällt am häufigsten Säuglinge, bisweilen auch größere Kinder und selbst Erwachsene. Er rührt meist von Säurebildung und einem Ueberschusse des Nahrungsstoffes her, stört daher meist das Allgemeinbefinden nicht und wird durch Beschränkung der nährenden Kost und durch säuretilgende Mittel (Magnesia, Natr. und Kali carbon. ꝛc.) geheilt, zu deren Unterstützung man namentlich bei Kindern einen Thee aus Hb. et Flor. jaceae mit Sem. foeniculi u. dgl. anwendet.

Milchstraße (Via lactea), der helle, weißliche Streifen, der sich fast in der Gestalt eines größten Kreises, welcher mit dem Aequator einen Winkel von 63° bildet, um die ganze Himmelskugel erstreckt. Sie schneidet die Ekliptik bei den Füßen der Zwillinge, geht hierauf durch den Fuhrmann, den Perseus, die Cassiopeia, den Kopf des Cepheus und den Schwan, wo sie am stärksten und glänzendsten erscheint, dann, in zwei Arme getheilt, durch den Fuchs, den Adler, den sobieskischen Schild, den Schützen, den poniatowskischen Stier und den Schlangenträger. Bei dem Sternbilde des Kreuzes ist sie dem Südpol am nächsten; dann geht sie durch das Schiff und das Einhorn nach den Füßen der Zwillinge. Vom Nordpole bleibt die M. 30° entfernt; dem Südpole nähert sie sich etwas mehr. Ihre Breite ist sehr verschieden und wechselt zwischen 3½ und 22°; in vielen Gegenden erscheint sie dem bewaffneten Auge um 6—7° breiter als dem unbewaffneten. Nur etwa zwei Fünftel des ganzen Zugs derselben sind ungetheilt. An einigen Gegenden gewahrt man, besonders am südlichen Himmel, dunklere Stellen inselartig vertheilt, deren einige selbst glanzloser, als die außerhalb der M. gelegenen sternleeren Regionen zu seyn scheinen und die unter dem Namen Kohlensäcke bekannt sind. Dagegen gibt es auch vorzüglich helle Stellen, z. B. unter dem Pfeil, im sobieskischen Schild, am Degengriffe des Perseus. Schon Democrit soll die M. aus dem vereinigten Glanze unzähliger Fixsterne erklärt haben, und Galilei sprach bald nach der Er-

Digitized by Google

findung der Fernröhre diese Behauptung mit Bestimmtheit aus. Aber erst Herschel vermochte durch seine trefflichen Instrumente die M. wirklich in einzelne Sterne aufzulösen. Nach seinen Beobachtungen besteht die M. aus einer sehr großen, dicht gedrängten Anzahl kleiner u. kleinster Sterne, deren Zahl auf 18 Millionen geschätzt werden kann, die aber durch die einzelnen Theile des Gürtels ungleich vertheilt sind. Weitere Forschungen haben dies bestätigt, und gegenwärtig sind die meisten Astronomen der Ansicht zugethan, daß die M. nichts Anderes als eine linsen- oder vielleicht auch ringförmige, an einer Stelle in zwei Theile gespaltene Sternschicht sey, in deren Mitte oder nahe bei derselben das Sonnensystem sich befinde. Daraus erklärt sich auch, warum die Sterne immer weniger häufig zu seyn scheinen, je weiter sich unser Auge von der M. entfernt.

Milchwasser, s. v. a. Molken.

Milchwein, s. v. a. Kumiß.

Milchwirthschaft, s. Milch.

Milchzucker (lat. Saccharum lactis), ein Bestandtheil der Milch der Säugethiere, neuerlichst aber auch in den bebrüteten Hühnereiern beobachtet, wird fast allein aus der Schweiz gebracht, wo ihn die Hirten aus den vom Käse abgeschiedenen Molken durch Eindampfen krystallisiren. Durch nochmaliges Auflösen, Behandeln mit Kohle und neue Krystallisation wird er gereinigt erhalten. Er bildet harte, weiße, durchscheinende, vierseitige, zugespitzte Säulen von blätterigem Gefüge und 1,540 spec. Gew., ist luftbeständig, löst sich in 5 bis 6 Theilen kaltem, in 2½ Theilen kochendem Wasser, besitzt einen schwach süßlichen Geschmack und ist in Alkohol und Aether unlöslich. In sauren und alkalischen Flüssigkeiten ist er leichter löslich als in reinem Wasser, in Metallauflösungen bringt er keinen Niederschlag hervor, seine Auflösung wird durch Galläpfelaufguß nicht gefällt. Bis zu 100° erhitzt verliert der M. nichts von seinem Gewichte, bis zu 120°—140° erhitzt entweichen 5% und 1 Atom Wasser, ohne daß er schmilzt, bei 150° bräunt und zersetzt er sich. Mit verdünnter Mineralsäure, Schwefel- und Salzsäure gekocht, verwandelt sich der M. in Traubenzucker. Mit koncentrirten Mineralsäuren liefert er die nämlichen Materien (Sachulmin und Sachulminsäure), wie der Traubenzucker, und beim Zusammenreiben mit Kalihydrat und Wasser löst er sich unter Erhitzung auf zu einer braunen Flüssigkeit, aus welcher eine fade und bitterschmeckende, an der Luft Feuchtigkeit anziehende, dicke Flüssigkeit fällt, welche Metallsalze niederschlägt. Mit Salpetersäure erwärmt, liefert der M. Schleimsäure, von welcher ein Theil in Ehlorsäure verwandelt wird. Gegen leicht reducirbare Metalloxyde verhält er sich ähnlich wie Rohr- und Traubenzucker, die Oxyde werden in Oxydul und Metall verwandelt, während sich Ameisensäure bildet. Metallauflösungen zugesetzt, verhindert er die Fällung vieler Oxyde durch Alkalien. Wässerige Arsenäsäure nimmt, mit Milchzuckerlösung gemischt, nach einiger Zeit eine rothbraune Farbe an; in Pulvergestalt absorbirt der M. Ammoniak und salzsaures Gas; mit Hefe und in der Milch geht er in geistige Gährung über. In der Medicin benutzt man ihn als schwaches, die Verdauung befördernd Mittel, meist jedoch nur, um kleine Gaben stärkerer Mittel, die man ihm beimischt, in fein vertheiltem Zustande zu geben. Auch wird er zu sogenannten künstlichen Molkenpulvern verwendet, indem man ihn mit arabischem Gummi zusammenreibt und in warmem Wasser auflöst.

Milde, Fluß in der preußischen Provinz Sachsen, entspringt bei Gardelegen und bildet mit der Biese die Aland, welche bei Schnackenburg in die Elbe fällt.

Milde Stiftungen (Pia corpora), Stiftungen oder Anstalten, welche vom Staat oder von Gemeinden oder von Privatleuten zu irgend einem frommen oder mildthätigen Zweck errichtet worden sind, wie Armenhäuser, Armenschulen, Hospitäler, Klöster u. dgl. Solche Stiftungen erhalten nur dann die Rechte juristischer Personen, wenn sie von Seiten des Staats anerkannt worden sind; vgl. Stiftungen.

Mile (engl.), Meile.

Miles (lat.), Soldat; im Mittelalter s. v. a. Ritter.

Milesische Märchen, Erzählungen, welche die Schwierigkeiten, die bei Eingehung und Unterhaltung von Liebesverhältnissen zu überwinden sind, zum Gegenstande haben, erhielten ihren Namen von Miletus, der Vaterstadt der schönsten u. liebenswürdigsten Hetären, wo dergleichen Erzählungen besonders gang u. gäbe waren. Aus ihnen bildeten die Erotiker den Roman.

Mileto, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, ein Schloß und 2000 Einwohner. In der Nähe die Ruinen des alten Miletus.

Miletus, alte berühmte Stadt Kariens in Kleinasien, lag am latmischen Meerbusen, 80 Stadien südlich von der Mündung des Mäander und wurde, durch diese Lage begünstigt, als jonische Kolonie bald eine blühende See- u. Handelsstadt, deren Schiffe das ganze Mittelmeer durchsegelten, hauptsächlich aber nach dem Pontus Eurinus fuhren, an dessen Küste M. zahlreiche Kolonien anlegte. Ferner ist M. berühmt als die Vaterstadt der Philosophen Thales, Anaximander und Anaximenes und des Logographen Hecatäus, daher als die Stadt, in welcher die Anfänge der griechischen Philosophie und Geschichtschreibung zu suchen sind. Mit der Eroberung und Plünderung durch die Perser (494 v. Christi) begann M.' Blüthe zu sinken, u. durch Alexander wurde sie vollends vernichtet; doch blieb es bis zur völligen Zerstörung durch die Türken oder Mongolen immer noch eine mittelmäßige Handelsstadt. Jetzt das Dorf Palat. Südlich vor der Stadt lag der uralte Tempel des Apollo Didymeus, von dem noch jetzt Ruinen übrig sind; dagegen sind die Ueberreste der Stadt selbst in einem See begraben, den der Mäander am Fuß des Latmus bildet. Die Milesier dienten den Alten zur sprüchwörtlichen Bezeichnung verfallener Glückskinder. Vgl. Schröder, De rebus Milesiorum, Stralsund 1827; Soldan, Res Milesiae, Darmstadt 1829.

Milford, Stadt im englischen Fürstenthum Süd-Wales, Grafschaft Pembroke, nördlich an der Bucht Milfordhaven, einem der größten, wichtigsten und sichersten Häfen Englands,

Digitized by Google

der 1000 Schiffe faßt und 5 kleinere Buchten, 16 Arme, 14 Rheden, 2 Leuchtthürme auf der Spitze St. Annspoint hat, mit 2 Schlössern, Observatorium, Station der Dampfpacketboote nach Waterford, Schiffbau, Schifffahrt, Austernfischerei und 3500 Einw.

Milha (portugies.), die kleine portugiesische Meile, s. Meile.

Milhau, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Departement Aveyron, am Tarn, hat ein Handelsgericht, Collége, eine Gesellschaft für den Ackerbau, Fabriken für Tuch, Serge, Leder, Handschuhe, Handel mit Wein, Mandeln, Vieh, Käse und 10,050 Einw. In der Nähe befinden sich zwei kalte Mineralquellen, von denen die erste (Eau du champ de M. Sapientis) einen schwefelartigen Geruch hat und Chlorcalcium, schwefelsaure Magnesia und schwefelsaure Kalkerde, die zweite(L'ourse du champ du prieur)Chlorcalcium, kohlensaures Eisen, kohlensaure Magnesia, schwefelsaure Magnesia und schwefelsaure Kalkerde enthält.

Milianah, Stadt in der alger. Provinz Oran, am Südabhang der ersten Atlaskette, mit vielen Springbrunnen u. 500 Einwohnern, steht durch chaussirte Straßen mit Blidah, Medeah und Scherschel in Verbindung und ist ein Militärposten.

Miliaria (lat.), s. Frieseln.

Milicz (Milčeins, böhmisch Milleczi), Johann, Vorläufer von Johannes Huß, gebürtig aus Kremsier in Mähren, wurde noch sehr jung Erzdiakon und predigte mit großem Freimuth böhmisch und deutsch gegen die Mißbräuche der Kirche und die Sittenlosigkeit des Klerus. Als man ihm wegen seiner reichen Pfründe Vorwürfe machte, legte er sein Amt nieder und blieb nur als Sakristan an seiner Kirche. Durch Lehre und Beispiel wirkte er viel auf die Hebung der sittlichen Zustände im Volk. Nachdem er 6 Jahre in Zurückgezogenheit gelebt, ging er plötzlich nach Rom und lud durch Anschlag an der Peterskirche zu seinen Predigten ein, in welchen er darthun wollte, wie der Papst und die Kirche Gottes Wort u. Volk im Geistlichen wie im Weltlichen gehörig bestellen sollten, damit den Gläubigen der erwünschte Friede verschafft werde. Die Mönche warfen ihn in den Kerker eines Franciskanerklosters, der Papst Urban V. sah sich aber durch die Klagen, welche in Prag laut wurden, zu seiner Freilassung bewogen. M. vertheidigte sich nun mit großer Wahrheitsliebe und zog in sein Vaterland zurück, wo er fortfuhr, der Sittenlosigkeit der Geistlichen entgegenzuwirken. Als der Papst auf die als ketzerisch aus seinen Predigten herausgezogenen Sätze hin über ihn und seine Anhänger (Miliczianer) den Bann aussprach, ging M. abermals nach Rom und disputirte mit den Bischöfen über die ihm aufgebürdeten Ketzereien, worauf der Papst selbst ihn freisprach. Er † bald darauf 1374 zu Prag. Seine Schriften ließ der Erzbischof Sbinko mit 199 ähnlichen 1410 verbrennen, doch haben sich eine Postille und einige Fragmente von Predigten erhalten. Vgl. Lotte, Lebensbeschreibung dreier Vorläufer des berühmten Johann Huß von Hussinecz, Prag 1768.

Militär (v. Lat.), Gesammtbenennung für alle zum Kriegsdienste bestimmte bewaffnete Mannschaft, die einen besondern Stand, den Militärstand, bildet. Die Stärke des M. eines Staats bestimmt sich nach Maßgabe der Bevölkerung, der Beschaffenheit des Landes, der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner und der besondern Verhältnisse gegen die Nachbarstaaten; doch hängt sie nicht selten auch von den disponiblen Geld- und andern Mitteln und der größern oder geringern Vorliebe des Regenten für das M. ab. Sie ist im Frieden geringer und beschränkt sich in der Regel auf die Truppenzahl, welche zum Garnisons- und Arbeitsdienst, sowie zur Ausbildung der jungen Mannschaft erforderlich ist. Das Verhältniß der Truppengattungen richtet sich nach der Beschaffenheit des Landes, nach der Eigenthümlichkeit der Nation und nach dem Bedarfe in besondern Fällen. Gebirgiges Terrain macht mehr Infanterie als Kavalerie nöthig; im Allgemeinen ist jedoch anzunehmen, daß die Zahl der Infanterie 5—6 mal größer ist als die der Kavalerie. Auf 1000 Mann Infanterie rechnet man 2—3 Geschütze Fuß-, und auf 1000 Mann Kavalerie 5—6 Geschütze reitender Artillerie. Die Gliederung der Armee anlangend, so wird bei der Infanterie das Bataillon, bei der Kavalerie die Eskadron und bei der Artillerie die Batterie als Einheit angenommen. Daraus bilden sich die Regimenter, Brigaden, Divisionen und Armeecorps ꝛc. Als Grundsatz gilt, daß jeder selbstständige Truppenkörper sich leicht in 2, 4 oder 8 Theile zerlegen läßt. Außer in England erfolgt der Ersatz des Heeres jetzt überall durch die Konskription, und die Militärpflicht trifft jeden gesunden jungen Mann, welcher das gesetzliche Alter erreicht hat, und nur ganz besondere Verhältnisse können ihn davon befreien. Doch darf in einigen Ländern der Militärpflichtige einen Stellvertreter für sich einstellen. Die Beförderung oder das Avancement zum Offizier erfolgt fast durchgängig nur in Folge einer abgelegten Prüfung. Die Ernennung der Offiziere jeden Grades geschieht durch den Landesherrn. In England sind noch gegenwärtig die Offizierstellen käuflich. Das M. hat nicht nur den Landesgesetzen zu gehorchen, sondern auch den besondern, auf die Verhältnisse seines Standes Bezug nehmenden Kriegsartikeln. Es bildet fast überall einen eigenen Gerichtsstand. Die Militärgerichtsbarkeit ist eine höhere für schwere Verbrechen, eine niedere für leichtere Vergehungen (s. Kriegsartikel). Außerdem bestehen in Preußen noch Ehrengerichte (s. d.) für Fälle, die vor dem Gesetz nicht strafbar, aber der Ehre des Offizierstandes zuwider sind. Im Allgemeinen müssen die Strafen (s. Strafe) und ihre Ausübung das Ehrgefühl berücksichtigen. Im Kriege ist das Verfahren meist kurz und der Verbrecher erleidet sofort die ihm gebührende Strafe (s. Standrecht). Das Medicinalwesen wird von besonderen Militärärzten verwaltet (s. Militärheilkunde). Die kirchlichen Angelegenheiten besorgen die Feldprediger (s. d.). Alles das Erwähnte und vieles Andere begreift man unter dem Namen Militärverfassung, wohin auch die Bedingungen zu rechnen sind, unter welchen die Militärs die

Digitized by Google

Erlaubniß zur Verheirathung bekommen, sowie die Herbeiziehung der Truppen zu größeren Arbeiten (z. B. Straßen- und Kanalbau), und die Anordnungen zur Ausbildung der Soldaten im Allgemeinen und der militärischen Uebungen insbesondere. Einen besondern Zweig der Militärverfassung bildet die Militärökonomie oder Militärverwaltung (s. d.), die es mit der Ausrüstung und Verpflegung der Truppen zu thun hat. Die hierzu erforderlichen Behörden stehen unter dem Kriegsministerium. Das Militärbildungswesen umfaßt alle Anstalten, welche für den Unterricht der Militärzöglinge und die Heranbildung von Offizieraspiranten sowohl, als auch für die höhere wissenschaftliche Ausbildung von Offizieren errichtet sind (s. Militärschulen). Schon frühzeitig hat sich aus den wissenschaftlichen Bestrebungen gebildeter Militärs eine Militärliteratur gebildet, welche sich immer reicher und gediegener entwickelt hat. Repertorien derselben sind von Walter, Rumpf, Hoyer, Schütte, Scholl, von Witzleben erschienen, Militärkonversationslexika von von der Lühe, Löhr und einem Verein österreichischer Offiziere. Auch eine Militärjournalistik ist seit dem vorigen Jahrhundert entstanden und in allen europäischen Staaten von Bedeutung geworden. Ueber das Geschichtliche s. Heer.

Militärakademie, s. Militärschulen.

Militärehre, s. Honneurs.

Militärgerichtsbarkeit, s. Militär.

Militärgrenze, der lange schmale Landstrich der österreichischen Monarchie, welcher dieselbe von der Türkei scheidet, seine eigene militärisch-administrative Verfassung hat und seit 1849 zu einem eigenen Kronlande erhoben worden ist, grenzt im Norden an Illyrien, Kroatien und Slavonien, die Wojewodschaft Serbien und das temeser Banat, im Osten an Siebenbürgen und die Walachei, im Süden an das Fürstenthum Serbien, Bosnien und Dalmatien, im Westen an das adriatische Meer und enthält nach Ausscheidung der 1851 aufgehobenen siebenbürgischen M. (104⅛ □M. mit 2⌀3,000 Einw.) einen Flächenraum von 609⅞ □M. mit 1,300,000 Einwohnern. Die Naturbeschaffenheit der M. ist meist der der angrenzenden Länder analog. Im Westen zieht der Hauptstamm der julischen Alpen bis Zengg, wo der Ogulinerkopf eine Meereshöhe von 6500 par. Fuß erreicht. Vom Szamarberge, nordöstlich von Novi, verzweigt sich das Kapellagebirge in die Visoka Kosza. Längs der Seeküste laufen die dinarischen Alpen südostwärts ins türkische Gebiet. Ein Theil ihres Hauptrückens führt den Namen Vellebit oder morlakisches Gebirge, dessen höchster Gipfel, der Heiligenberg, 5400 F. aufsteigt. Die Gebirge, die sich im warasdiner und Banatbezirke der kroatischen Grenze nähern, gehören den karnthischen Alpen an. Im Osten wird der Landstrich von den Karpathen durchzogen, namentlich gehören hierher die Ausläufer der transsylvanischen Alpen, worunter der Mik (5736'), der Szarko (6939'), der Gugu (7233'). Der Hauptrücken der siebenbürgischen Alpen zieht sich bis an den Berg Allion bei Orsova, an der Donau, wo er mit der serbischen Alpenverzweigung zusammentrifft. Auf der banatischen, kroatischen u. siebenbürgischen Grenze gibt es einige schöne Thäler, z. B. das berühmte Almaserthal, das Zermagna-, das Korlowa- und das Kavenicathal, so wie man in verschiedenen Gegenden auch Berghöhlen und Grotten trifft. Merkwürdig ist die Doppelhöhle bei Thuin in der großen Kapella, die Tropfsteinhöhlen von Perussich und St. Peter, die Räuberhöhle bei Mehadia, die veteranische Höhle an der Donau. Die slavonische und der Westtheil der Banatgrenze sind größtentheils ebenes Land. Das ältere Kalkstein- und das Sandsteingebilde ist fast überall vorherrschend. Im Westen berührt das adriatische Meer mit dem Morlakenkanal das Land; die Flüsse der karlstädter Grenze verlieren sich zum Theil unter die Erde, um hier ihren Abfluß ins Meer zu nehmen, z. B. die Lika, Gaczka ꝛc. In den übrigen Theilen ist die Donau der Hauptfluß. Sie betritt bei Peterwardein das Grenzland, scheidet die slavonische von der banatischen Grenze, empfängt links die Theiß, rechts die Sau und setzt dann als Grenzfluß zwischen der banater Grenze und Serbien ihren Lauf östlich nach der Walachei fort. Die Drau (Drawe) durchströmt einen kleinen Theil des Landes im Norden der kroatischen Grenze, und die Sau trennt zuerst die kroatische Banatgrenze von Kroatien, dann die slavonische Grenze von Türkisch-Kroatien, Bosnien u. Serbien. Von den Nebenflüssen der Sau gehören die Kulpa u. Unna hierher. In das Innere des durchhöhlten Gebirges Vellebit verlieren sich die Lika, die Gaczka und die Koreniha; die Zermagna geht nach Dalmatien. Im Osten mündet die Theiß unterhalb Tittel; weniger bedeutende Flüsse sind die Bega, Temes, Nera und Ezerna. Von den siebenbürgischen Karpathen herab eilen durch die M. der Donau zu: der Schyl, die Aluta, der Bodya, der Tatro und die Bistritza. Die kroatische Grenze hat mehre Wasserfälle, z. B. den unterirdischen Sturz der Dobra, die Fälle der Korana, den Fall der Szluinchicza bei Szluin und der Plitvicza. Landseen hat nur die kroatische Grenze, und zwar die 8 Plitvicerseen und den Gaczkasee bei Ottochacz. In der slavonischen und im Westen der Banatgrenze sind viele Sümpfe und Moräste. Zahlreich sind die Mineralquellen, von welchen einige, wie die Herculesbäder bei Mehadia, unter die ausgezeichnetsten des Kaiserstaats gehören. Das Klima der M. ist in Folge der ungleichen Meereshöhe sehr verschieden. In den Gebirgsgegenden ist es rauh, in den Ebenen um Carlovicze, Semlin ꝛc. sehr mild. Ungesund ist die Luft in den morastigen Gegenden, wo sich nicht selten Fieber und andere Krankheiten erzeugen. An der Meeresküste erreicht nicht selten die Bora (ein Nordostwind) eine außerordentliche Heftigkeit; auch der Westwind (die Tramontana) ist oft stark und der Schifffahrt hinderlich. Boden und Klima wirken natürlich auf die Fruchtbarkeit des Landes ein. Am unfruchtbarsten ist die karlstädter und siebenbürger Grenze, um so fruchtbarer aber die slavonische Grenze am Fuß der Fruska-Gora. Die Sandwüste Bielovderdo ist ringsum von sumpfigen Wiesenniederungen oder von fruchtbarer Gartenerde umgeben; ein Drittel dieser Wüste ist offener Flugsand, zwei Drittel sind mit dünnem

Digitized by Google

Gras bedeckt. Groß und mannichfaltig ist die Produktenfülle in dem Militärgrenzlandstrich. Aus dem Mineralreich liefert das Land an Bergwerksprodukten Silber, Kupfer, Blei, Roheisen; ferner Marmor, etwas Alabaster, Töpferthon, Alaun- und Thonschiefer, Walkererde, Serpentin, Quarz und Quarzsand, Sandstein, Feuerstein, Granaten, Opal, Opaljaspis, natürlichen Schwefel, Bergtheer, Salz ꝛc.; aus dem Pflanzenreiche: Getreide, Wein, besonders das Weingebirge Fruška Gora, Futtergewächse, Holz, ferner Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Kürbisse, Melonen ꝛc., Obst, Maulbeerbäume, Flachs und Hanf, Tabak, einige Färbepflanzen. Aus dem Thierreich finden sich alle in Ungarn und Siebenbürgen einheimischen Thiere, vom Geflügel besonders viel Truthühner; ferner verschiedenes Wild, Wachteln und Lerchen, Meer- und Flußfische, Krebse, eßbare Schnecken, Bienen, Seidenraupen; von schädlichen Thieren viele Raubvögel, im Banat die kolumbaczer Mücken und in manchen Jahren auch Zugheuschrecken. Die 1,009,109 Einwohner (in 12 Städten, 9 Marktflecken u. 1760 Dörfern) sind ihrer Abstammung nach größtentheils Slaven, namentlich Kroaten, Slavonier u. Serben, dann Walachen, Deutsche, Klementiner, Zigeuner, Juden, Griechen, Armenier. Der Religion nach bekennen sich die meisten christlichen Einwohner theils zur griechisch-nichtunirten (551,500), deren Oberhaupt der Patriarch zu Carlovicze ist, theils zur römisch-katholischen Kirche (435,000); weniger zahlreich sind die unirten Griechen (5500) und Reformirten, am wenigsten die Unitarier und Lutheraner. Der Ackerbau wird am stärksten in der warasdiner Grenze betrieben; die slavonische Grenze begünstigt ihn ungemein durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Milde des Klima's. Der Gartenbau ist noch unerheblich, bedeutend wichtiger der Obstbau, der besonders in Syrmien viele Pflaumen liefert, woraus der Zwetschenbranntwein (Slibovitz) gebrannt wird. Wein wird, mit Ausnahme der Hochgebirge, fast überall gebaut; am vorzüglichsten in Slavonien, welches seine karlovizer rothen Weine, die Schillerweine, den Tropfwermuth weit versendet. Die Viehzucht ist zum Theil noch sehr vernachlässigt. In den Gebirgen hält man Ziegen, deren Haare gesponnen und zu Quersäcken und Tornisterm verwebt werden. Wichtig ist die Schweinezucht, besonders in der slavonischen Grenze. Die Bienenzucht wird fast überall getrieben, in den wärmern Landestheilen auch die Seidenkultur. Jagd und Fischerei sind einträglich. Der Hauptgegenstand des Bergbaus ist das Eisen, worauf in der Banatgrenze gegraben wird; auch auf etwas Blei und Kupfer gräbt man, gegen 500 Zigeunerfamilien sind mit Goldwäscherei beschäftigt. Zahlreich sind die Steinbrüche und Thongruben. Viele Zweige der Gewerbsindustrie werden zum eigenen Bedarf in den Haushaltungen betrieben, und in den größern Ortschaften sind Handwerker ansässig. Das Landvolk treibt Flachs-, Hanf-, Wollen- und Baumwollenspinnerei, Weberei, Seilerei, Spitzenklöppelei, Nestrickerei, Gerberei, Seifensiederei, Branntwein-, namentlich Slibovitzbrennerei ꝛc., Schusterei, besonders Schnürschuhe- (Opankan) und Zischmenfabriken, Tischler- und andere Holzarbeiten, Schiffbau, Potasche- und Salpetersiederei, Glas- und Papierfabrikation, Ziegel- u. Pfeifenbrennerei, Metallwaarenverfertigung. Der Handel mit eigenen Erzeugnissen ist unbedeutend und von geringerem Belang als der Transitohandel. Bedeutende Handelsplätze sind nach dem Haupthandelsplatz Semlin: Carlovicze, Peterwardein, Zengg und Carlobago. Die Straßen, welche die M. durchschneiden, sind meist sehr gut gebaut, und zum Wassertransport eignen sich die Donau, Theiß, Sau und Drau, die Kulpa, Unna, Temes und Aluta. Die Seeküste wird wegen der Unzugänglichkeit der Gebirge wenig benutzt. Für den Volksunterricht sorgen der Staat und die Gemeinden durch Elementarschulen, aber ihre Zahl ist noch viel zu gering. Von höhern Lehranstalten befindet sich zu Ninkovcze ein katholisches, zu Karlovicz ein illyrisches, zu Zengg ein Obergymnasium. Im größten Theile des Landes sind höhere mathematische Militärschulen (1847 158).

Die eigenthümliche Verfassung des Landes hat durch das neue Grundgesetz für die M. vom 7. Mai 1850 wesentliche Veränderungen erfahren, die jedoch nicht die auch ferner beibehaltenen militärischen Einrichtungen, sondern nur das bürgerliche Verhältniß betreffen. Während letzteres bis dahin einen rein feudalen Charakter hatte, nehmen jetzt die Grenzer an allen den Angehörigen der übrigen Kronländer durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 verliehenen Rechten in soweit Theil, als dieselben mit den Zwecken und Bedürfnissen des Militärinstituts vereinbarlich sind. Die Grenzer stehen für Militärvergehen und Militärverbrechen unter den Gesetzen des kaiserlichen Heeres, in allen übrigen Fällen unter den allgemeinen Gesetzen des österreichischen Staats. Sie sind verpflichtet, dem Kaiser im Frieden und im Kriege, in und außer dem Lande alle vorgeschriebenen Militärdienste zu leisten und zur Unterhaltung der innern Grenzanstalten beizutragen. Dagegen sind jetzt alle liegenden Güter der Grenzbewohner vollständiges Eigenthum der Kommunionen, indem das nach dem Grenzgrundgesetz von 1807 bisher bestehende Verhältniß, wonach der Grund u. Boden Staatseigenthum, aber zu erblichen Nießbrauch unter völliger Abgabenfreiheit an Bauernfamilien gegen die Verpflichtung des Kriegsdienstes verliehen war, aufgehoben ist. Der Grundbesitz der Grenzhäuser zerfällt in Stammgut und Ueberland. Ersteres bildet nebst den Wohn- u. Wirthschaftsgebäuden die Grenzansässigkeit und ist in der Regel unveräußerlich; letzteres umfaßt alle übrigen Besitzungen der Grenzhäuser, welche nach den bestehenden Vorschriften veräußerlich sind. Die bisher von den Gemeinden benutzten Hutungen sind Eigenthum derselben. Die Waldungen sind zwar Staatsgut, aber es wird aus denselben, nach vorläufiger Deckung des Aerarialbedürfnisses für das Land, den Grenzern das Bau- und Brennholz zu den häuslichen Bedürfnissen unentgeltlich angewiesen. Die bisherigen Beschränkungen der Grenzbewohner in Erlernung des Handels, der Gewerbe und Künste sowie in der Pflege der

Digitized by Google

Wissenschaften haben aufgehört. Das patriarchalische Leben des Grenzvolkes als Nationalsitte ist unter den Schutz der Gesetze gestellt. Als Familie eines Hauses (Kommunion) werden alle Personen betrachtet, welche bei demselben konstribirt und nicht Dienstboten sind, sie mögen einander verwandt oder nur in die Kommunionen aufgenommen seyn. Um Ruhe, Ordnung, Eintrach, Religiosität und Sittlichkeit in der Hausfamilie zu erhalten, hat in der Regel der älteste fähige und dienstfreie Mann die Hausvaterstelle zu führen und das Hausvermögen zu verwalten; ihm steht sein oder ein anderes dazu geeignetes Weib als Hausmutter zur Seite. Die Grenzer, welche sich von ihrem Hause trennen und in ein anderes begeben, oder aus dem pflichtigen Grenzstande treten und dadurch von selbst aufhören, Mitglieder der Hauskommunion zu seyn, haben kein Recht auf das unbewegliche Hausvermögen. Aus dieser abgeschlossenen Anzahl der Familien (1853 waren ihrer 112,739) entspringt einerseits die große Wichtigkeit und eigenthümliche Ausbildung des Familienverbandes in der M., andererseits aber die Fruchtbarkeit und Größe der Familien in derselben. Der Staat aber hat durch diese Einrichtung ein stets bereites Kriegsheer, das ihm im Frieden nichts kostet. Vor der 1851 erfolgten Aufhebung der siebenbürgischen M. bestanden 18 Grenzregimenter, worunter ein zur bewaffneten Flotille auf der Donau und Save gehöriges Matrosen- oder Tschaikistenbataillon. Der gewöhnliche Etat des regelmäßigen Grenzmilitärs betrug 50,000 Mann, konnte jedoch im Kriegsfalle auf 70,000 Mann und zugleich in der Heimath durch eine Landwehr von mehr als 18,000 Köpfen verstärkt werden; ein allgemeines Aufgebot aber konnte an 200,000 waffengeübte Streiter auf die Beine bringen. Seit dem ist der Etat auf 14 Regimenter zu 3 Bataillonen und ein Tschaikistenbataillon festgesetzt. Das Heer ist gut eingeübt und wohl disciplinirt und beschützt in einem ununterbrochenen Grenzkordon gegen die Türkei nicht nur das Land gegen feindliche Angriffe und das Eindringen der Pest, sondern dient auch für Sold dem Staate im Kriege gegen andere Länder, wie denn die Grenzer in allen Kriegen des Kaiserstaats die wichtigsten Dienste geleistet haben. Der Wehrpflicht unterliegen vom 20. Jahr an alle männlichen Grenzbewohner, welche in der Grenze ein unbewegliches Vermögen besitzen und die Waffen zu tragen im Stande sind. Der Grenzfoldat empfängt vom Staate die vollständige Bekleidung, Bewaffnung, Rüstung und Munition; außerdem erhält jeder enrolirte Dienstmann der Feldbataillone einen jährlichen Beitrag, der im Felde und im Garnisonsdienste außerhalb des Grenzgebiets verdoppelt und noch mit einem Zuschusse vermehrt wird. Die unter dem Namen der Militärgrenzkommunitäten bestehenden Städte und Marktflecken haben ihre eigene Gemeindeverfassung auf Grundlage des allgemeinen Gemeindegesetzes mit Beachtung ihrer eigenthümlichen Verhältnisse und stehen als integrirende Theile der M. mit dieser im Verbande. Es kommt daselbst die allgemeine österreichische Konskriptions- und Rekrutirungsnorm in Anwendung. Die durch das kaiserliche Patent vom 3. Mai 1853 festgesetzten neuen Bestimmungen über die innere Einrichtung und Geschäftsordnung sämmtlicher Gerichtsbehörden aller übrigen Kronländer treten allein in der M. nicht in Anwendung. An der Spitze der Verwaltung steht der Kriegsminister in Wien, unter ihm zunächst die beiden Landesmilitärkommandanten für die kroatisch-slavonische und serbisch-banater Grenze; das erstere umfaßt 10 Regimenter und hat seinen Sitz in Agram, das andere 5 Regimenter und residirt in Temesvar. Alles, was Gegenstand der politischen, polizeilichen und Kameralverwaltung ist, fällt unter die Kompetenz der militärischen Administration.

Den Grund zur M. legte König Sigismund von Ungarn durch die Errichtung des zengger Kapitanats. Eine weitere Ausbildung gewann aber diese Einrichtung erst im 16. Jahrhundert, als der König Ludwig II. von Ungarn dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich die festesten Plätze Kroatiens, um sie auf eigene Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Ferdinand I. räumte damals flüchtigen Serben, Kroaten und Romanen die Grenzen von Kroatien zur Niederlassung und Vertheidigung ein. Sie blieben von Abgaben frei, jedoch zu beständigen Kriegsdiensten verbunden. Die Ausbildung der kroatischen Grenze entstand 1580 durch Aufnahme mehrer Morlakenfamilien, vorzüglich aber durch die Ansiedelung zahlreicher Flüchtlinge aus der kleinen Walachei, welchen 1597 der nachmalige Kaiser Ferdinand II. Unterkunft in 70 verlassenen Schlössern gab. Ein Privilegium Rudolfs II. verlieh ihnen Religions- und Abgabenfreiheit u. verpflichtete sie zur Bebauung ihrer Grundstücke und zur Vertheidigung der Grenzen gegen die Türken. Neue Ankömmlinge und Angeworbene schlossen sich ihnen in verschiedenen Zeiträumen an, so daß nach dem carlovitzer Frieden 1699 drei Grenzgeneralate, das karlstädter, warasdiner und Banalgrenzgeneralat, entstanden. Das im Süden der karlstädter Grenze 1689 eroberte Land Lika, Korbawia und Zwonigrad wurde 1711 ebenfalls der Militärverwaltung untergeben, wodurch die karlstädter Grenze ihren Schlußstein erhielt. Unter Leopold I. entstand 1702 aus den längs der Save, Theiß und Maros gelegenen Gegenden die slawonische Grenze unter der Verwaltung des Hofkriegsraths und der kaiserlichen Kammer zu Wien. Diese slawonische Grenze erfuhr 1747 eine Verminderung durch die Verschmelzung eines beträchtlichen Theils derselben mit Ungarn; indessen wurde zum Ersatz für dieselbe das Grenzwesen im Banat ausgebildet u. erhielt hier 1774 seine jetzige Ausdehnung. Zur Sicherung des Kordons in den Grenzplätzen von Slawonien und Syrmien wurde 1747 ein schon früher aufgestelltes Bataillon Tschaikisten in bester Wirksamkeit erhalten und 1763 auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia in den Landstrich zwischen der Donau und Theiß versetzt. Von derselben Kaiserin wurde auch die siebenbürgische Grenze errichtet und zwar die Szeklergrenze 1764, die walachische 1766. Im J. 1807 erhielt die M. ihr bisher gültiges Grundgesetz. Nach den unglücklichen Ergebnissen des wiener Friedens 1809 vereinigte der pariser Friede 1814 die Grenzlän-

Digitized by Google

der wieder mit der österreichischen Monarchie. Dieselben bildeten bisher staatsrechtlich zwar einen Theil des ungarischen Reichs und des Großfürstenthums Siebenbürgen, waren aber in Ungarn nach Verfassung und Verwaltung gänzlich von denselben getrennt, in Siebenbürgen dagegen, wo die Grenzsoldaten ohnehin keine geschlossenen Bezirke bewohnten, sondern im Provinzialgebiete zerstreut lebten, nur militärisch-administrativ, nicht politisch gesondert. Eingetheilt war die M. in vier von einander unabhängige, unter dem Hofkriegsrath stehende Generalkommando's oder Generalate als höchste Behörden, unter denen die Regimentskommando's standen, welche die Bezirksbehörden vorstellten und nicht nur alle rein militärischen Verrichtungen, sondern auch alle politisch-ökonomischen und Justizgeschäfte besorgten. Die vier Generalate waren: das kroatische mit den wichtigsten Orten Carlopago, Zengg, Bellowar, Petrinia, Kostainicza; das slawonische mit Alt- und Neu-Gradiska, Brood, Mitrowicz, Peterwardein, Carlovicze, Semlin, wohin auch der Distrikt der Tschaikisten gehörte; das banater oder ungarische mit Pancsova, Weißkirchen, Mehadia und Karansebes; das siebenbürgische. Im J. 1848 wurde die M. anfangs unter die Botmäßigkeit des ungarischen Ministeriums gestellt, schloß sich aber dann dem Kampfe gegen die ungarische Insurrektion an und half ihn siegreich beendigen. Zum Lohne für die bewiesene Treue der Grenzer in Italien und Ungarn wurde das Militärgrenzgebiet durch die Reichsverfassung von 1849 zu einem eigenen Kronlande erklärt und erhielt 1850 ihr oben erwähntes neues Grundgesetz mit wichtigen Vortheilen für das Land und seine Bewohner. Nachdem 1851 die siebenbürgische M. aufgehoben und zur Civilverwaltung gezogen war, erfolgte die Eintheilung in drei Hauptabtheilungen: die kroatische Grenze, welche in drei Grenzgebiete mit zusammen 8 Infanterieregimentsbezirken zerfiel, nämlich in die karlstädter Grenze mit dem likkaner, dem ottochaner, ogulliner und sjuliner Regiment, die Banalgrenze mit dem ersten und dem zweiten Banalregiment und die warasdiner Grenze mit dem kreuzer und dem St.-Georgenregiment; die slawonisch-serbische Grenze (früher auch die syrmische genannt) mit 3 Infanterieregimentsbezirken, nämlich dem gradiskaner, brooder und peterwardeiner Regiment und mit dem Distrikte des Tschaikistenbataillons; die banatische Grenze mit 3 Infanterieregimentsbezirken, nämlich dem deutsch-banater, dem illyrisch-banater und dem romanisch-banater. Eine neuerdings erst getroffene Haupteintheilung unterscheidet nur zwei Landesmilitärkommando's: das kroatisch-slawonische, welches 10 Regimentsbezirke, nämlich die oben erwähnten 8 kroatischen u. außerdem den gradiskaner u. brooder Bezirk umfaßt, zusammen 354⁴/₁₀ □Meilen mit 671,000 Einw., und das serbisch-banatische, welches den peterwardeiner Regimentsbezirk, den Tschaikistendistrikt und die 3 erwähnten banater Regimentsbezirke umfaßt, zusammen 255¹/₁₀ □Meilen mit 339,000 Einw. Vgl. Hügin ger, Statistik der M. des österreichischen Kaiserthums, Wien 1823; Benigni von Mildenberg, Statistik der siebenbürgischen M., Hermannstadt 1837; Neigebaur, Die Südslaven und deren Länder in Beziehung auf Geschichte ꝛc., Leipz. 1851.

Militärheilkunde (Kriegsheilkunde, Medicina militaris s. castrensis), die Anwendung der Heilkunde auf den Militärstand. Da die Krankheiten, welche bei den Soldaten vorkommen, im Allgemeinen die aller übrigen Menschen sind, obwohl eine Anzahl Krankheiten und Verletzungen bei ihnen häufiger erscheinen als bei andern Menschen, muß auch der Militär- oder Feldarzt hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Ausbildung denselben Erfordernissen genügen, wie jeder Arzt überhaupt. Er muß aber außerdem eingeweiht seyn in die aus den Verhältnissen des Kriegerstandes und der Kriegführung und Kriegsbereitschaft hervorgehenden Anordnungen und Veranstaltungen, und da, vorzüglich in Kriegszeiten, dem Feldarzte in der Ausübung seiner Kunst manche Schwierigkeiten im Wege stehen, welche nur mit größter Mühe und Sorgfalt bekämpft werden können, muß er eine feste Gesundheit besitzen, in hohem Grade entschlossen, unerschrocken und muthig seyn, Geistesgegenwart und Ausdauer haben. Frankreich ging in der Organisation des Militärmedicinalwesens voran; seinem Beispiele folgten nach und nach die andern Staaten. Es wurden medicinisch-chirurgische Militärakademien und Schulen errichtet in Wien, Berlin, Dresden, Paris, Kopenhagen, Petersburg ꝛc. Gegenwärtig findet man in allen gut organisirten Heeren ein ziemlich zahlreiches Personal von Aerzten, welche theils größern, theils kleinern Heeresabtheilungen beigegeben sind und unter einander ein ebenso gegliedertes Ganzes bilden wie die fechtenden Soldaten selbst. Die oberste Behörde des Militärmedicinalwesens, welche entweder aus einem Kollegium gebildet wird, oder aus einem einzigen besteht, ist unmittelbar dem Kriegsministerium untergeordnet, und die obersten Aerzte haben die ärztliche Verpflegung des Kriegsheeres im Großen zu leiten, während die unmittelbare Behandlung der Kranken den Aerzten niederer Grade (Regiments-, Bataillonsärzten ꝛc.) überlassen bleibt. Im Frieden ist die Wirksamkeit des Militärarztes, abgesehen von den durch das Dienstverhältniß gebotenen Leistungen, wie die Theilnahme an den Rekrutenaushebungen, Märschen, Kantonements u. dgl., von der eines andern praktischen Arztes, der eine öffentliche Stellung einnimmt, im Wesentlichen nicht verschieden; im Kriege jedoch legen Märsche, Lager, Bivouaks, Belagerungen und Schlachten dem Militärarzte Pflichten und Beschwerden auf, welche im gewöhnlichen Leben nicht vorkommen. Besonders wichtig sind die Anordnungen bei Schlachten, wo der dirigirende Arzt zuvor für einen außerhalb der Schußweite liegenden Verbandplatz zu sorgen hat, um sich daselbst mit seinem ganzen Personal aufbalten zu können. Die Verwundeten werden durch eigens dazu bestimmte und unter die fechtenden Truppen vertheilte Leute nach diesen Plätzen gebracht, um die ersten Verbände anzulegen und die nöthigsten Operationen auszuführen, zu welchem Behufe jetzt in den meisten Heeren sogenannte Sanitätskompagnien eingeführt sind. Da es indeß nicht fehlen kann, daß im Laufe der Schlacht oft eine Verle-

Digitized by Google

gung des Verbandplatzes nöthig wird, so verwandelte Larrey diese festen Verbandplätze in fliegende Ambulancen (Ambulances volantes), bei denen sämmtliche Medicinalpersonen beritten und zweckmäßig eingerichtete Wagen zum Transport der Verwundeten bereit sind, um mit der größtmöglichsten Schnelligkeit die ganze Anstalt an einen andern Ort versetzen zu können. Von den Verbandplätzen u. aus den fliegenden Ambulancen kommen die Verwundeten in die eigentlichen und stehenden Ambulancen und dann in die weiter entfernten Feldlazarethe. Die Anschaffung und Beaufsichtigung der nöthigen Wirthschaftsgegenstände, Nahrungsmittel ꝛc. haben besondere zum Medicinalwesen gehörige Oekonomiebeamte zu besorgen. Für den Arzneibedarf sorgen die gleichfalls militärisch organisirten **Militärapotheken**, und in vielen Staaten gibt es sogar besondere Arzneivorschriften für die militärärztlichen Verordnungen (die Militärpharmakopöen, **Pharmacopoeae castrenses**). Von den Männern, welche sich um die M. besonders verdient gemacht haben, sind zu nennen: Petit, Lapeyronnie, Sabatier, Pelletan, Percy, Thomassin und vor allen Larrey in Frankreich, Holzendorf, Schmucker, Bilguer, Eothenius, Theden, Voitus, Mursinna, Görcke und Gräfe in Preußen, Brambilla in Oesterreich, Pringle, Brocklesby, Don. Monro. J. Hunter und R. Hamilton in England. Vgl. R. Hamilton, The duties of a regimental surgeon, 2. Aufl., Lond. 1795, deutsch von Hunczowski, Wien 1790; Kühn, De medicinae militaris apud veteres Graecos Romanosque conditione, Leipz. 1824—27, 11 Hefte; Josephi, Grundriß der Militärstaatsarzneikunde, Berl. 1829.

Militärjustiz, s. **Kriegsartikel** und **Kriegsgericht**.

Militärkarten, solche Landkarten, die, den militärischen Zwecken angemessen, zunächst nach einem größern Maßstabe gezeichnet sind, der die genaue und deutliche Angabe aller Gegenstände, welche bei militärischen Operationen in Betracht kommen, erlaubt. Den gewöhnlichen Anforderungen genügt der von $^1/_{100000}$, d. h. die Längeneinheit der Karte, z. B. die Meile ist der hunderttausendste Theil der wirklichen Meile und beträgt demnach 2 Decimalzoll. Die Bedeutsamkeit der Objekte muß durch verschiedene Schrifthöhe und Dicke bezeichnet und die Karte orientirt seyn, d. h. der Norden nach oben hin liegen. Vornehmlich aber müssen alle Gegenstände angegeben seyn, welche von irgend welcher militärischen Bedeutung sind, weshalb zuweilen selbst einzelne Häuser, hervorragende Bäume, hochstehende Windmühlen, ja manchmal selbst Wegweiser u. dgl. darauf bezeichnet seyn müssen, weil dies Alles bei nachheriger Orientirung auf dem Terrain förderlich ist. Von besonderer Wichtigkeit ist die genaue Angabe der Brücken und Furthen. Oefters ist auch eine Kottirung erforderlich, d. h. die Bezeichnung einzelner Punkte mit Zahlen, welche durch ein beigesetztes + oder — angeben, um wie viel der in Rede stehende Punkt höher oder tiefer als der angenommene Horizont liegt. Von besonderer Wichtigkeit ist aber die eigentliche Terrainzeichnung, um die sich vor Allen J. G. Lehmann (s. d.) und General Müffling verdient gemacht haben, welcher letztere neben der geraden die geschlängelte Bergschraffur einführte. Eine besondere Art der M. sind die **Situationspläne**, die in der Regel im Maßstab von $^1/_{10000}$, auch wohl in einem noch größern entworfen sind, um alle Details eines beschränkteren Terraintheils aufnehmen zu können. Gute M. sind bei militärischen Operationen unentbehrlich.

Militärkolonien, Ansiedelungen ganzer Truppentheile, die verschiedene Zwecke haben können, z. B. leichtere Vertheidigung oft bedrohter Landesgrenzen, Erleichterung des Unterhalts der Truppen in wenig bewohnten Gegenden, Urbarmachung unbewohnter, aber fruchtbarer Landstriche, Verschmelzung des Militärstandes mit dem Bauernstande ꝛc., deren charakteristisches Merkmal unter allen Umständen aber Vereinigung einer bedeutenden Truppenmacht auf verhältnißmäßig kleinem Raume und Ernährung derselben durch eigner Hände Arbeit ist. Schon Alexander der Große siedelte die Veteranen seiner Heere theilweise an, und bei den Römern findet man schon die Kolonisirung durch Legionen, namentlich waren die Limitanei in Illyrien und Pannonien ähnliche Anstalten. Der Heerbann der alten Germanen und Gallier führte gewissermaßen auch Kolonisirung herbei, doch in einem ganz anderen Sinne. In Schweden wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine Art von M. errichtet, die einzig in ihrer Art sind und mit geringen Abänderungen noch jetzt bestehen, die sogenannten Indelta oder eingetheilten Truppen, die Karl XI. zu dem Zweck einrichtete, eine größere Kriegsmacht mit geringerem Kostenaufwande bereit zu halten. Die Einrichtung besteht darin, daß die Besitzer einzelner Grundstücke gegen Befreiung von den meisten Abgaben die Verpflichtung übernahmen, einen oder mehre Soldaten zu Fuße oder zu Pferde in der Art zu stellen, daß jeder ein kleines Grundstück erhielt, dessen Ertrag zur Ernährung seiner Person und Familie hinreichte. Seine Arbeiten während der Einberufung zu den Uebungen oder zum Kriege haben die Zurückgebliebenen zu besorgen. Im Kriege wird der Indeltasoldat wie die andern Truppen besoldet. Die Indelta wird auf 33,000 Mann geschätzt und soll den geworbenen und konskribirten Truppen an kriegerischer Haltung und Geschicklichkeit nicht nachstehen. Eigentliche M. aber wurden erst von Kaiser Alexander von Rußland angelegt, und zwar auf den Rath und nach dem Plan des Grafen Araktschejew, der dahin ging, die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren und auf diese Weise völlige militärische Dörfer zu bilden. Das Nähere s. **Russisches Reich**. Ihnen ähnlich, aber eigenthümlich eingerichtet, ist das Grenzinstitut der österreichischen Monarchie (s. **Militärgrenze**).

Militärmusik, s. **Kriegsmusik**, vergl. **Musik**.

Militärschulen (Ecoles militaires), jene Bildungsanstalten, in welchen Militärpersonen den für ihren Stand und zur Erreichung der Zwecke desselben nothwendigen Unterricht erhalten, im engsten Sinne solche, in welchen die Leute eines Regiments oder Bataillons in Dem unter-

Digitized by Google

richtet werden, was man für ihre Bildung für nothwendig hält, sowie auch solche Anstalten, in welchen Leute einer technischen Waffengattung den nöthigen theoretischen Unterricht erhalten. Solche Schulen werden Bataillons- oder Regimentsschulen genannt, sind gewöhnlich in mehre Klassen eingetheilt und werden von Individuen besucht, welche ihre Kenntnisse entweder aus eigenem Drange zu erweitern streben, oder welchen reglementmäßige Bestimmungen den Schulbesuch befehlen. Außer diesen Regiments- oder Soldatenschulen gibt es eigene militärische Bildungsanstalten, Militärakademien oder Kadettenhäuser, höhere Lehranstalten für die wissenschaftliche Bildung künftiger Offiziere, welche die Bestimmung haben, den jüngern Zöglingen zunächst diejenige allgemeine Bildung zu geben, welche ihr künftiger Stand erfordert, um dessen ehrenvolle Stellung im Staate und in der Gesellschaft zu behaupten, dann aber vorzüglich dieselben für ihren Beruf durch gründliche Kenntnisse in den Kriegswissenschaften (s. d.) vorzubereiten und zu weitern Studien zu veranlassen, den Offizieren endlich, welche eine höhere Ausbildung suchen, diese in vollem Maße zu gewähren. Die ersten Anstalten dieser Art waren die Ritterakademien, zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Dänemark entstanden, in welchen Mathematik, Zeichnen, Fortifikation und etwas über den Gebrauch der Geschütze gelehrt wurde. Diese Anstalten hatten eine Einrichtung ähnlich den Gymnasien, und nach ihrem Muster entstanden bald in Deutschland Akademien zu gleichem Zweck in Stuttgart, Braunschweig, Kassel und andern Orten. Aehnlich eingerichtet war auch die Ecole militaire Friedrichs des Großen in Berlin zur Ausbildung junger Offiziere. Besonders aber gaben die Artillerieschulen hierin ein Vorbild, die schon vor dem 7jährigen Kriege in Frankreich, später in Sachsen, Oesterreich und Preußen entstanden. Schon früher bestanden Ingenieurschulen. Doch war der Unterricht noch nicht systematisch organisirt. Erst seit 1810 und 1815 besteht in den meisten Staaten das Gesetz, daß in Friedenszeiten Niemand mehr Offizier wird, der nicht in einem Examen Zeugniß von seinen wissenschaftlichen Kenntnissen ablegen kann. In Bezug darauf wurden in Preußen die Divisionsschulen errichtet, in denen die für ausreichend erachtete Summe militärischen Wissens gelehrt, dabei aber die größte Sorgfalt auf die dienstliche und technische Ausbildung verwendet wird. Um aber talentvolleren Köpfen Gelegenheit zu geben, sich umfassendere wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, wurde die allgemeine Kriegsschule für Offiziere gegründet, in welcher namentlich Mathematik, Kriegswissenschaften und Sprachen gelehrt werden. In Frankreich führen seit der Revolution alle sonstigen Kadettenhäuser den Namen M. (Ecoles militaires). Garnisonschulen sind den Bürgerschulen gleichstehende Schulen, wo die Kinder dienender oder ausgedienter Militärs unentgeltlich Unterricht empfangen.

Militärstrafen, s. Strafe, vgl. Kriegsgericht.

Militärstraßen, im engern Sinne die Wege, welche für die Marschrichtung der Truppen besonders ausgewählt und zugerichtet sind. Die allgemeinen Erfordernisse solcher Straßen sind keine andern als die, welche überall das gute Fortkommen bedingen; da aber oft die gewöhnlichen Wege verdorben oder absichtlich gesperrt sind, oder in einer nicht günstigen Richtung laufen, und da größere Heeresmassen sich nicht auf einem Wege allein bewegen können, so werden sehr oft die Kolonnenwege zu M. benutzt. Auch kann man die Etapenstraßen hierher rechnen, d. h. die Wege, welche den nach einer gewissen Richtung marschirenden Truppentheilen vorgeschrieben sind. Daß die unwegsamsten Gegenden zu M. gemacht werden können, zeigen die Züge Hannibals und Napoleons I. über die Alpen und die Uebersteigung des Balkan durch Diebitsch. Als M. sind in neuester Zeit besonders die Eisenbahnen wichtig geworden und werden es noch mehr werden, wenn sich das Eisenbahnnetz vervollständigt, überall Doppelgeleise und gleiche Spurweiten eingeführt und die noch vorhandenen Transportschwierigkeiten überwunden werden. Man rechnet gegenwärtig, daß durch 16 Lokomotiven mit den nöthigen Transportmitteln 5 Bataillone, 2 Eskadrons und eine Batterie 12—24 Meilen in einem Tage auf der Eisenbahn befördert werden können.

Militärverbrechen, s. Verbrechen.

Militärverwaltung (Militärökonomie), derjenige Theil des Staatshaushaltes, der die Ausrüstung und Verpflegung der Truppen zum Zweck hat. Für die Verpflegung sorgt die M. theils durch Abgabe von Geld zur Selbstanschaffung, theils von Naturalien. Die Zubereitung der Nahrungsmittel überläßt die M. den größeren oder kleineren Kochvereinen der Mannschaft, mit Ausnahme des Brods, welches meist fertig an die Mannschaft abgegeben wird. Besonders wichtig ist die Verpflegung im Felde, wo Selbstanschaffung und Lieferungsverträge durch Requisitionen und, wo diese nicht mehr ausreichen, durch den Nothbehelf der Fouragirungen ergänzt werden müssen. Für die Bekleidung sorgt die M. theils durch Anschaffung und Abgabe von Bekleidungsstücken nach bestimmten Traggzeiten oder nach jeweiligen Bedürfnissen, theils durch Bewilligung bestimmter Gelder, namentlich für Anschaffung von Leibweißzeug und Fußbekleidung. Die Bewaffnung beschafft die M. theils durch dem Staat angehörige Fabriken, theils durch solche, welche zwar dem Betrieb von Privaten überlassen sind, die aber in ihren Arbeiten für das Heer von den Militärbehörden bei der Arbeit überwacht und kontrollirt werden. Die übrige Ausrüstung wird größtentheils durch Lieferungsverträge auf bereits fertige Stücke angeschafft. Für die Remontirung (s. Remonte) sorgt die M. theils durch eigene Stutereien, theils durch direkten Kauf von den Pferdebesitzern und durch Lieferungsverträge. Zur Unterkunft der Truppen dienen Kasernen und Stallungen überall da, wo die Truppen ständig in Garnison stehen; auf dem Marsche und überhaupt da, wo die M. nicht durch Kasernen ꝛc. hat Vorsorge treffen können, treten Einquartirungen als Hülfsmittel ein. Die Transportmittel können im

Digitized by Google

Frieden nicht wohl in der Masse gehalten werden, wie sie im Krieg zur Fortbringung der Artillerie und Munition, des Gepäcks und der Vorräthe aller Art, zum Nachschub von Lebensmitteln, zur Fortbringung der Kranken ꝛc. nothwendig sind, weshalb, außer dem nothwendigsten Bedarf für die Artillerie, nur in größeren Staaten noch besondere Fuhrwesene und Trainabtheilungen bestehen. Was sonst für gewöhnliche Fälle erforderlich ist, dafür sorgt die M. durch Verträge oder besondere Uebereinkommen, in Fällen aber, in welchen die Vorsorge der M. nicht ausreicht, tritt die Verpflichtung der Einzelnen zur Gestellung der Militärfuhren ein. In Bezug auf die Befestigungen ist die M. als solche bei der Erwerbung des Grundes und Bodens und bei der Ausführung der Arbeit thätig. Das Hospitalwesen fällt in der Regel einer besondern Abtheilung der Militärmedicinaloberbehörde zu. Dagegen gehören zum Ressort der Behörden für die M. die Feststellung und Auszahlung der Pensionen für verabschiedete Soldaten, Offiziere und für Offizierswittwen. Die Mittel zur Bestreitung der Heeresbedürfnisse, in soweit sie überhaupt vom Staat bestritten oder doch vergütet werden müssen, erhält die M. vom Staate; die Größe des Bedarfs wird wie bei der übrigen Staatsverwaltung durch das Budget festgestellt. Wie jeder Staatsdienstzweig hat die M. über die Verwendung der ihr bewilligten Mittel Rechnung abzulegen und deshalb eine besondere Kompetabilität zu führen.

Militärwissenschaften, s. v. a. Kriegswissenschaften.

Militello, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendanz Catania, mit Getreide- und Weinbau, Handel mit Korn, Hanf, Seide, Südfrüchten und 7500 Einw. — 2) Stadt daselbst, Intendanz Siragossa, mit Salzwerken und 7600 Einw.

Militia (lat.), Kriegsdienst; Kriegswesen; Miliz.

Militsch, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Hauptort der gleichnamigen Standesherrschaft, an der Bartsch, ist Sitz der standesherrlichen Behörden, eines Kreis- und Kreissteueramtes und einer Superintendentur, hat 2 Vorstädte, ein Schloß, 2 katholische Kirchen und eine evangelische, eine Synagoge, ein Spital, eine Buchdruckerei und Lehbibliothek. Die 3200 Einwohner treiben Gerberei, Leinweberei, Tuchfabrikation. M. wurde 1432 von den Hussiten überfallen und brannte 1549 ganz ab.

Milium (Flattergras, Milisgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gräser, mit der bekanntesten Art: M. effusum *L.*, gemeines Flattergras, in Europa, Sibirien, Nordamerika in Wäldern, wird 3—4 Fuß hoch, riecht fast wie Steinklee und vertreibt daher die Motten. Der Halm wird zu feinen Strohhüten benutzt. Die Körner sind mehlig und werden Waldhirse genannt.

Miliz (v. Lat.), Bezeichnung derjenigen bewaffneten Mannschaft, welche außer dem stehenden Heere und der Landwehr im Kriege Dienste leistet und nach dessen Beendigung sich wieder auflöst, indem die Einzelnen in ihre frühern Verhältnisse zurücktreten. Hierher gehört z. B. der Landsturm, welcher zu Kriegszeiten aufgeboten wird, um Ordnung zu erhalten, Gefangene zu transportiren und zu bewachen ꝛc. Landmilizen kommen schon im Mittelalter vor, z. B. die Milice des communes in Frankreich während der englischen Kriege. Im 17. Jahrhundert werden sie allgemeiner in Sachsen (die sogenannten Defensioner), in Schweden, in Dänemark, in Holland, in Preußen. Hier schaffte sie König Friedrich Wilhelm I. ab und verbot sogar den Namen. Von größerer Bedeutung war dieser Theil der bewaffneten Macht in England, wo sie aus den Zeiten Alfreds des Großen herrührt, aber 1756, als die Franzosen mit einer Landung drohten, zu einer Stärke von etwa 40,000 Mann vermehrt und neu organisirt ward. An der Spitze der M. steht jetzt in jeder Grafschaft der Lordlieutenant. Der Militärsold muß 5 Jahre dienen und wird durch das Loos bestimmt. Nur Pairs, Soldaten des stehenden Heeres, Mitglieder der Universitäten, Schullehrer, Beamte, Seelente, Lehrlinge und Arme, welche mehr als ein Kind haben, sind vom Dienst in der M. ganz frei, den man übrigens auch durch Ersatzmänner verrichten lassen darf. Das Milizwesen fand von England aus auch in den nordamerikanischen Freistaaten Eingang und war während des Unabhängigkeitskampfes mit dem Mutterlande trotz der mangelnden Subordination von großer Bedeutung. Die Republik Mexiko hat ebenfalls M.en. Auch in den südamerikanischen Republiken hat man seit 1810 ähnliche Mannschaften organisirt. Vergl. Volksbewaffnung.

Mill, 1) James, englischer Historiker und Nationalökonom, als der Sohn eines Schuhmachers am 6. April 1773 zu Logie-Pert in der schottischen Grafschaft Forfar geboren, besuchte das Gymnasium in Montrose u. erhielt dann von einem benachbarten Gutsherrn, Sir John Stuart, die Mittel, in Edinburg zu studiren. Er erwählte die Theologie als Brodstudium, begab sich aber, da es ihm nicht gelang, eine Pfarrstelle zu erhalten, nach London, um als Schriftsteller sein Glück zu versuchen. Er ward Mitarbeiter an mehren Journalen und ernährte sich, obwohl verheirathet und Familienvater, eine Reihe von Jahren hindurch ganz von seiner Feder. Zugleich wirkte er eifrig für die Errichtung von Lancasterschulen und war später einer der Gründer der londoner Universität. Seine „History of British-India“ (London 1818—19, 6 Bde.), die Frucht zwölfjähriger Fleißes, ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und obwohl er die Mißbräuche der indischen Verwaltung schonungslos aufgedeckt hatte, gab ihm die ostindische Kompagnie doch einen einträglichen Posten im India House und beförderte ihn bald darauf zum Chef der indischen Korrespondenz, wodurch er wesentlichen Antheil an der Leitung der Geschäfte erhielt. Im J. 1821 erschienen darauf seine „Elements of political economy“, in welchen er diese Wissenschaft in eine systematische Form zu bringen suchte, und 1829 folgte die „Analysis of the phenomena of the human mind“, die durch Kühnheit der Ideen und Schärfe des Räsonnements ausgezeichnet ist. Außerdem nahm M. thätigen Antheil an der

Digitized by Google

neuen Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica“ und an der von Bentham gegründeten „Westminster review“. Seine letzte Schrift: „Fragment of Mackintosh“ (London 1835) ist eine scharfsinnige Zergliederung der Abhandlung desselben über Moralphilosophie. M. † nach längerem Leiden an der Auszehrung am 23. Juni 1836.

2) John Stuart, englischer Philosoph und Nationalökonom, Sohn des Vorigen, 1806 zu London geboren, folgte seinem Vater in dessen Amte bei der ostindischen Kompagnie und übernahm 1835 die Redaktion der vereinigten „London and Westminster review“, die unter seinen Händen die beste Revue der Zeit ward und deren Leitung er bis 1840 führte. Als denkender Philosoph machte er sich durch das „System of logic, ratiocinative and inductive“ (London 1843, 2 Bde., 3. Aufl. 1852; deutsch von Schiel, Braunschweig 1849) bekannt; seine bedeutendste Arbeit sind jedoch die „Principles of political economy“ (London 1848, 2 Bde., deutsch von Soetbeer, Hamburg 1852, 2 Bde.), ein Werk, das den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art an die Seite gestellt werden darf. Beachtung verdienen auch seine „Essays on unsettled questions of political economy“ (London 1851). In den ostindischen Angelegenheiten gilt M. für eine große Autorität.

Milledgeville, Stadt im nordamerikanischen Staat Georgia, Grafschaft Baldwin, an der schiffbaren Alatahama, mit Akademie, Bank, Handel, besonders mit Baumwolle und 2070 Einw.

Millefiori (ital., d. i. tausend Blumen), Art Glasmosaik, besteht aus der Zusammenstellung bunter Punkte und ward besonders zu Murano bei Venedig verfertigt, war aber bis 1834 verloren, wo Fuß in Schönebeck ein Verfahren zu ihrer Wiederherstellung erfand.

Millenarier, s. v. a. Chiliasten, s. Chiliasmus.

Millennium (lat.), das tausendjährige Reich, s. Chiliasmus.

Miller, 1) Johann Martin, Romanschriftsteller und Liederdichter, den 3. Dec. 1750 zu Ulm geboren, gehörte in Göttingen, wo er seit 1770 Theologie studirte, dem von Boje gegründeten Hainbund an, ward nach einem kurzen Aufenthalt in Leipzig 1775 Vikar der obern Klasse des Gymnasiums zu Ulm, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folgenden Jahre Professor am dortigen Gymnasium. Im J. 1797 erhielt er die Professur der katechetischen Theologie, nachdem er schon 1783 Prediger am Münster geworden war, ward er 1804 Konsistorialrath und 1809 Stadt- und Distriktsdekan und erster Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche, bis er 1810, als Ulm an Würtemberg fiel, wieder als Frühprediger ans Münster kam. Im J. 1810 wurde ihm von dem König von Würtemberg das Dekanat Ulm übertragen und zugleich der Charakter eines geistlichen Raths ertheilt. Er † den 21. Juni 1814. Sein berühmtester Roman, der zu seiner Zeit ein ganz außerordentliches Aufsehen machte, ist „Siegwart, eine Klostergeschichte“ (2 Bde., Ulm 1776 und öfter), der, durch Göthe's „Werther“ veranlaßt, fast nur in der Schilderung welcher und schwärmerischer Gefühle besteht und eine Fluth von Nachahmungen hervorrief. Aber schon nach einem Jahrzehnt erkannte man die Einseitigkeit dieser Richtung, und die „siegwartsche Sentimentalität“ wurde bald sprüchwörtlich. Außerdem schrieb M.: „Briefwechsel dreier akademischer Freunde“ (Ulm 1776 ff.); „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau“ (Leipzig 1778, 4 Thle.); „Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohn auf der Akademie“ (Ulm 1785, 2 Bde.); „Geschichte Gottf. Walthers“ (das. 1786) ꝛc. M.'s lyrische „Gedichte“ (Ulm 1783), worunter mehre geistliche Lieder, tragen bei großem Wohllaut denselben Charakter der Milde und Weichheit wie die Romane an sich. Aus seinen „Predigten“ (3 Bde., Leipzig 1776—84) spricht das Gefühl ächter Religiosität. Vergl. Prutz, Der göttinger Dichterbund, Leipzig 1841.

2) William, Schwärmer und Prophet, 1781 geboren, nannte sich Prolt und Graf Leon und wanderte 1831 nach Nordamerika aus, wo er eine neue chiliastische Sekte (Millerites) gründete und in öffentlichen Vorlesungen die Wiederkunft Christi und den Untergang der Welt auf den 23. April 1843 verkündigte. Geistliche aller Sekten fielen ihm zu, und M. zog predigend von Stadt zu Stadt. Während er die Gläubigen ermahnte, ihre Besitzthümer zu verkaufen und den Werth auf Almosen zu verwenden, um sich Vergebung ihrer Sünden zu erkaufen, wobei er sich erbot, die Mühe der Einkassirung und Vertheilung dieser Almosen zu übernehmen, weigerten sich seine Anhänger, ihre Schulden zu bezahlen, ließen die Arbeit im Stiche und verkauften ihre Güter nicht sowohl, um sie den Armen zu geben, sondern von dem Erlös die Paar Tage, die ihnen übrig blieben, in Saus und Braus zu verleben. Als der verhängnißvolle 23. April vorüberging, ohne daß sich die Trompete des Vertilgungsengels hören, noch der Komet sehen ließ, der die Erde verbrennen sollte, meinte M., Gott habe in seiner unendlichen Langmuth der Menschheit ein Jahr mehr zur Buße und zur Sinnesänderung zuzugestehen sich bewogen gefunden, weshalb die Weissagung vom Weltuntergange erst den 23. April 1844 sich erfüllen werde. Aber auch dieser Tag verging, und M. gab nun ein halbes Jahr zu; als aber auch diesmal die Erde in ihren Fugen blieb, zog sich M. in die Stadt Hampton zurück, wo er am 20. Dec. 1850 †. Indessen spukte der Millerismus noch lange Jahre in den Köpfen, und noch 1851 fanden die wandernden Prediger Leichtgläubige genug, um trotz der Kostspieligkeit ihrer Wanderungen gute Geschäfte zu machen.

Millesimo, Flecken in der sardinischen Provinz Genua, südöstlich von Mondovi, am Bormida, mit 1500 Einw. Hier Sieg der Franzosen unter Bonaparte über die Oesterreicher am 13. und 14. April 1796.

Millevoye, Charles Hubert, französischer Dichter, geboren zu Abbeville am 24. Dec. 1782, studirte zuerst die Rechte, wurde aber dann Buchhändler und widmete alle seine Mußestunden der Poesie, für welche er bedeutende Anlagen zeigte. Eine leichtfertige Lebensweise untergrub seine Gesundheit; er † am 26. Aug. 1816. Seine be-

Digitized by Google

deutendsten poetischen Erzeugnisse sind: „Plaisirs d'un poète" (Paris 1801), sein schönes Lehrgedicht „L'amour maternel", das beschreibende Gedicht „Beizunce ou la peste de Marseille" und die nachlässig, aber schön geschriebenen Elegien „Chute des feuilles" und „Le poète mourant". Seine beiden Epen „Charlemagne à Pavie" u. „Alfred" sind von geringerem Werthe, noch unbedeutender seine dramatischen Versuche. Eine Gesammtausgabe seiner Werke ist von ihm selbst besorgt worden (5 Bde., Paris 1814—16); später wurde dieselbe vervollständigt (4 Bde., Paris 1827).

Milliarde, eigentlich Summe von 1000 Million (1,000,000,000); doch wird im Französischen das Wort M. auch gleichbedeutend mit Billion gebraucht.

Milliarium (lat.), Meilenstein, Meilenzeiger. M. aureum, der goldene Meilenstein, hieß die Säule, welche Augustus auf dem Forum aufrichten ließ und bei welcher alle Landstraßen, welche durch die verschiedenen Thore nach Rom führten, zusammenliefen. Sie stand in der Nähe des Saturnustempels, und ihre Basis ist noch übrig.

Millier, französisches Handelsgewicht = 1000 Kilogrammen.

Millin, Aubin Louis, französischer Archäolog, geboren zu Paris am 19. Juli 1759 aus der angesehenen Familie Millin de Grandmaison, besuchte das Collège Duplessis in der Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, widmete sich aber später vorzugsweise dem Studium der Literatur, der neuern Sprachen und der Naturwissenschaften. Nachdem er als Volontär bei der königlichen Bibliothek eingetreten war, erschien seine erste Schrift unter dem Titel „Mélanges de littérature étrangère" (6 Bde., Paris 1785—86), welche Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen enthält. Während der Revolutionszeit gab er den „Almanac republicain" für 1793 heraus und andere Schriften republikanischer Färbung, die er aber später desavouirte. Unter der Schreckensherrschaft wurde er eingekerkert, erhielt dann zwar seine Freiheit wieder, verlor aber durch die Reduktion der Renten fast sein ganzes Vermögen, so daß er eine Stelle im Bureau des öffentlichen Unterrichts annehmen mußte. Später erhielt er eine Professur der Centralschule des Departements der Seine, wurde Professor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und nach dem Tode Barthélemy's Conservateur des Antiken- und Medaillenkabinets der Nationalbibliothek. Unter der Kaiserregierung machte er zwei Reisen, 1807 in das südliche Frankreich und 1811—1813 nach Italien. Er † am 14. August 1818 zu Paris. Durch das von ihm gegründete „Magasin encyclopédique" (Paris 1792—1816, 122 Bde.) und die „Annales encyclopédiques" (daf. 1817—18, 12 Bde.), durch das „Dictionnaire des beaux arts" (daf. 1806, 3 Bde.) u. die „Monuments antiques inédits" (daf. 1802—4, 2 Bde.) unterrichtete er die Franzosen von den gründlichen Arbeiten der Deutschen. Um die Archäologie machte er sich verdient durch seine „Peintures des vases antiques" (Paris 1808—10) und die „Galerie mythologique" (daf. 1811, 2 Bde.), um die Kunstgeschichte durch seine „Voyage dans les departements du midi de la France" (daf. 1807—11, 5 Bde.) und die „Histoire metallique de la revolution française" (daf. 1806), die von James Millingen fortgesetzt wurde. Brauchbar sind seine Lehrbücher über Archäologie, Münzkunde, Gemmenkunde und Mythologie, interessant seine „Description des tombeaux de Canosa" (Paris 1816). Seine letzte Arbeit war eine „Description d'une mosaique antique du musée Pio-Clementin à Rome" (daf. 1819).

Millingen, 1) **James**, berühmter Alterthumsforscher, geboren zu London 1775 aus einer ursprünglich holländischen Familie, gewann durch seines Vaters reiche Bibliothek u. schöne Sammlung von Alterthümern frühzeitig Neigung für die Archäologie und bildete sich auf der Schule zu Westminster u. zu Paris. Als Fremder und Reicher erregte er hier den Verdacht der Revolutionsmänner und wurde 11 Monate lang eingekerkert. Als er 1794 freigelassen wurde, verließ er Frankreich und ging über Holland und Hamburg nach England, wurde nach seiner Rückkehr 1797 zum 2. Mal als Fremder verhaftet und wieder längere Zeit fest gehalten. Nach seiner Freilassung lebte er bis 1801 in England, kehrte aber wieder nach Paris zurück, um ein Handlungsgeschäft zu gründen. Der baldige Wiederausbruch des Krieges vereitelte dasselbe. Er machte nun eine Reise nach Italien, verweilte längere Zeit in Florenz, Neapel, Rom und an andern Orten und † zu Florenz den 1. Okt. 1845. Die Reihe seiner Schriften eröffnete ein „Recueil de medailles grècques inédites" (Rom 1812). Außerdem schrieb er: „Peintures antiques inédites de vases grecs" (daf. 1813); „Peintures antiques de vases grecs de la collection de Sir John Caghill" (daf. 1817); „Ancient coins of grecs cities and kings" (London 1831). Sein bedeutendstes Werk sind die „Ancient inedited monument of grecian ant." (Lond. 1823. 2 Bde.). M. setzte auch A. L. Millins „Histoire métallique de la révolution française" fort unter dem Titel „Histoire métallique de Napoléon" (London 1818, Supplementband, daf. 1822). Sein Sohn, James, der als Sergeant in der Brigade des Lords Byron den griechischen Freiheitskampf mitmachte, nach der Schlacht bei Navarin in Gefangenschaft gerieth und erst nach einem Jahre seine Freiheit wieder erhielt, ist der Verfasser der interessanten „Memoirs on the affairs of Greece" (London 1831).

2) J. G., praktischer Arzt zu London ist bekannt durch seine „Curiosities of medical experience" und das interessante Werk: „Mind and matter" (London 1847).

Million, die Zahl tausend mal tausend oder 1,000,000. Als Rechnungsmünze in Deutschland = 10 Tonnen Goldes.

Milman, Henri Hart, dramatischer Dichter und Historiker, zu London am 10. Febr. 1791 geboren, der Sohn des Sir Francis M., eines angesehenen Arztes, besuchte zuerst die Schule von Greenwich, dann das Gymnasium von Eton, worauf er 1810 in das dasige College trat. Schon 1815 ward er Fellow in Brazenneses College, worauf er 1817 in den geistlichen Stand trat.

Digitized by Google

Noch in demselben Jahre erhielt er die Vikarstelle von St. Mary in der Stadt Reading, bekleidete dann 1821—26 die Professur der Poesie an der Universität zu Oxford, ein Amt, welches immer nur auf fünf Jahre vergeben wird, erhielt später die Pfründe von St.-Margaret in Westminster und ward 1849 Dechant an der St.-Paulskirche in London. Als Dichter trat er zuerst 1817 auf mit der Tragödie „Fazio", die schnell nach einander drei Auflagen erlebte und dann mit Erfolg auf dem Drurylanetheater gegeben wurde. Hierauf folgte sein „Fall of Jerusalem", „Belshazzar", „Martyr of Antiochia" u. „Anna Boleyn", die sämmtlich nicht für die Darstellung bestimmt sind. Später wandte er sich der Geschichte zu und schrieb u. A. „History of Christianity to the extinction of paganism" (neue Aufl., 3 Bde., London 1853), die er in der „History of Christianity down the reformation" (4 Bde., das. 1853) fortsetzte. Darauf erschien seine „History of Latin Christianity" (1.—3. Bd., Lond. 1854).

Milnea, Pflanzengattung aus der Familie der Meliaceen, Bäume in Ostindien, mit der bekanntesten Art: M. montana *Rorb.*, von dem die gelben, dickschaligen, innen bläulichen, saftigen, säuerlichen und weinartigen Früchte ein beliebtes Obst sind, aus dessen Saft man auch mit Zucker einen Syrup gegen Husten macht.

Milner, John, gelehrter Theolog der katholischen Kirche, geboren 1752 in London, ward auf dem Seminar zu Douai gebildet und 1779 als Pfarrer an der Kapelle zu Winchester angestellt. Anfangs widmete er sich mit Eifer kirchlich-architektonischen Forschungen und gab als Frucht derselben 1798 eine Abhandlung über den modernen Styl in der Veränderung der Domkirchen heraus. Gleichzeitig erschien seine „History civil and ecclesiastical, and survey of the antiquities of Winchester" (2 Bde., London 1798), der bald eine Abhandlung über die kirchliche Baukunst in England während des Mittelalters folgte. Später betheiligte er sich mit Eifer an der Polemik gegen die Protestanten, und zwar als Verfechter der Ansprüche der Katholiken in England auf völlige Rechtsgleichheit mit den Bekennern der Hochkirche. Im J. 1803 wurde er zum apostolischen Vikar für den sogenannten mittelländischen Distrikt und zum Titularbischof von Castabala befördert und bereiste 1807 und 1808 Irland, um die gegen die irischen Katholiken vorgebrachten Anschuldigungen zu untersuchen. Das Resultat seiner Nachforschungen gab er in der interessanten Schrift: „Inquiry into certain vulgar opinions concerning the catholic inhabitants, and the antiquities of Ireland" (Lond. 1808), heraus. Die irische katholische Geistlichkeit wählte ihn zu ihrem Geschäftsführer, und 1814 machte er im Interesse der katholischen Kirche in Großbritannien eine Reise nach Rom. In seiner Schrift: „The end of religions controversy" (Lond. 1818) suchte er diejenigen Sagungen des katholischen Glaubens, an welchen die Protestanten am meisten Anstoß nahmen, in ein günstigeres Licht zu stellen. Er † 1826.

Milo (türk. **Buyuk Deyermenlik**), griechische Insel im ägäischen Meer, zu den Cykladen gehörig, hat einen Flächenraum von 3 □Meilen mit 3900 Einwohnern. Sie ist vulkanisch, mit Bergen und Hügeln bedeckt, an der Küste voller Salzsümpfe, welche die Luft ungesund machen. Der höchste Berg im Süden ist der St. Elias. An der Nordostküste liegen die Inseln Kimoli und Polino, nordwestlich die Insel Antimilo. Das Klima ist ungesund. Produkte sind: Wein, Baumwolle, Oel, Südfrüchte, Getreide, vorzügliche Melonen; Hornvieh (Ziegen, deren Milch berühmten Käse gibt), Esel, Maulthiere; Alaun, Schwefel, Gyps, Seesalz, Mühlsteine. Die Einwohner leben von Ackerbau und Viehzucht. Die gleichnamige Hauptstadt, Sitz eines griechisch-katholischen Bischofs, hat ein altes Theater, heiße Bäder (Lytra) und einen sicheren und schönen Hafen. M. (Melos) war im Alterthum sehr ansehnlich; jetzt ist die Stadt verödet, und die Bewohner haben sich größtentheils in das Dorf Kastro übergesiedelt, welches daher der Hauptort der Insel ist. In der Umgegend sind ansehnliche Ruinen, wahrscheinlich von der alten Hauptstadt Melos.

Milo, 1) M. von Eroton, Sohn des Diotimus, einer der berühmtesten Athleten des Alterthums, um 520 v. Chr., errang 6 olympische, 7 pythische, 10 isthmische, 9 nemeische Siegeskränze im Ringen und gab auch außerdem viele Beweise seiner fast übermenschlichen Kraft. Er faßte z. B. mit jeder Hand einen Fuß eines Stieres und hielt diesen so fest, daß er nicht zu entrinnen vermochte. Ein anderes Mal trug er einen lebendigen Stier zu Olympia auf den Schultern durch die Rennbahn und verzehrte ihn an demselben Tage allein. Als er zuletzt bei einem Spaziergange in einem Wald einen starken Baumstamm, den man mit Keilen zu spalten vergebens versucht hatte, auseinander reißen wollte, klemmte er sich die Hände ein und ward so im hülflosesten Zustande von wilden Thieren zerrissen.

2) Titus Annius, bekannter Parteigänger zu Rom zu Cicero's Zeit, war aus Lanuvium gebürtig und bekleidete daselbst nachmals die Würde eines Diktators. Seine Feindschaft mit Clodius (s. d.), die Rom zum Schauplatz wilder Kämpfe zwischen den von beiden Männern wider einander gedungenen Fechterbanden machte, datirt sich vom Jahre 57 v. Chr., wo M. als Volkstribun für Pompejus und für Cicero's Rückberufung aus dem Exil auftrat. Nach des Clodius Ermordung als deren Urheber verurtheilt und von Cicero vergeblich in der noch erhaltenen Rede vertheidigt, ging M. nach Massilia ins Exil, folgte 48 dem Aufrufe des M. Cälius, der von dem Senate der Prätur entsetzt worden war, und belagerte mit einer in Kampanien gesammelten Schaar das Kastell Cassanum bei Thurii in Lucania, ward aber dabei getödtet.

Miloradowitsch, Inselgruppe, s. Niedrige Inseln.

Miloradowitsch, Michael Andrejewitsch, Grafvon, russischer General der Infanterie, 1770 aus einer altrussischen adeligen Familie geboren, trat sehr jung in den Militärdienst seines Vaterlandes, nahm an dem Kriege gegen die Türken 1787 und 1794 gegen die Polen Theil und diente dann unter Suwarow in Italien und der Schweiz. Im Feldzuge von 1805 zeichnete er

Digitized by Google

sich bei Ens, Krems und Austerlitz aus, führte dann ein selbstständiges Kommando in der Walachei, gewann ein Gefecht bei Giurgewo u. nahm sowohl diese Festung, als auch Stobodsejah. Im Feldzuge von 1812 nahm er Theil an der blutigen Schlacht von Borodino. Gemeinschaftlich mit Bennigsen schlug er die Franzosen am 18. Oktbr. 1812 bei Tarutino und am 24. Okt. unter Kutusows Oberbefehl bei Malojaroslawez, sowie als Befehlshaber der Avantgarde der Armee Kutusows bei Wiäsma, Dorogobusch und Krasnoi. Am 8. Febr. 1813 besetzte er Warschau, deckte dann bei der Schlacht bei Lützen die linke Flanke der Verbündeten und hatte als Kommandant der russischen Arrièregarde die Gefechte bei Rochlitz, Dresden, Bischofswerda und am Kapellenberge zu bestehen. Hierauf zum Grafen erhoben, führte er in der Schlacht bei Bautzen die Avantgarde. Nach dem Waffenstillstande befehligte M. unter dem Großfürsten Konstantin die russisch-preußischen Garden und Reserven und zeichnete sich am 30. August bei Kulm und dann bei Leipzig aus. Nach dem Frieden wurde er zum Militärgouverneur von Petersburg ernannt. Als hier nach dem Tode Alexanders (26. Dec. 1825) Unruhen ausbrachen, wollte M. auf einem der öffentlichen Plätze durch Zureden den Tumult stillen, als er plötzlich, durch einen Pistolenschuß getroffen, todt niedersank.

Milosch, Obrenowitsch, Fürst von Serbien, ward um 1780 in dem Dorfe Dobrinja in Serbien geboren, wo sein Vater, Tescho (Theodor), als Taglöhner lebte. Seine Mutter hatte in einer früheren Ehe mit Obren, einem wohlhabenden Manne, schon eine Tochter und zwei Söhne geboren, von denen der eine, Milan, sich durch Viehhandel ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben hatte. Zu ihm begab sich M. nach dem frühen Tod seines Vaters und diente ihm als Knecht, nachdem er eine Zeit lang durch Viehhüten seinen Unterhalt gewonnen. Als 1801 der erste Aufstand der Serben ausbrach, erklärte sich Milan dafür und wurde deshalb zum Befehlshaber der Bezirke von Rudnik, Poschega und Ushize erwählt. M. zeichnete sich in dem Kampfe durch seine unerschütterliche Tapferkeit aus und entschied mehr als einmal den Sieg. Daher übertrug ihm sein weniger befähigter Halbbruder statt seiner das Kommando. Als derselbe Milan Anfangs 1810 als Unterhändler in das russische Hauptquartier in der Walachei abgeschickt wurde, aus dem er nicht wieder zurückkehrte, nahm M. den Namen Obrenowitsch an und behielt anfangs das Amt, das dieser ihm übertragen hatte. Aber schon Anfangs 1811 wurde durch Czerny Georg, der das Haupt und die Seele des ganzen Aufstandes war, eine neue Einrichtung getroffen, nach der M. nur ein geringer Theil des Bezirks von Rudnik blieb, während viele Anführer, die bisher ihm untergeben gewesen waren, gleichen Rang mit ihm erhielten. Er verband sich daher mit einigen anderen Befehlshabern, die in gleicher Lage waren, ihr Recht mit gewaffneter Hand zu vertheidigen; der Brief aber, in dem er ihnen seine Hülfe versprach, fiel in Czerny Georgs Hände, der nun mit überlegener Macht gegen M. zog, ihn gefangen nahm und nach Belgrad führte, um ihn dort vor das höchste Gericht zu stellen. Das Ansehen, in dem M. stand, schützte ihn aber vor weiteren Folgen, und man begnügte sich mit dem Versprechen, daß er künftig dem Czerny Georg treu und gehorsam seyn wolle. Als nach den Niederlagen, die im Sommer 1813 die Serbier erlitten, allgemeine Entmuthigung eintrat u. selbst Czerny Georg auf österreichisches Gebiet übertrat, kämpfte M. noch an der westlichen Grenze gegen die Bosnier, vertheidigte unter Anderm mit 2000 Mann 17 Tage lang den offenen Flecken Rawanj an der Saffawitza, bis derselbe durch das Feuer des Feindes ganz zerstört war, und gelangte dann glücklich nach dem serbischen Lager bei Schabatz. Während nun die noch versammelten Kriegshaufen sich zerstreuten und die Anführer nach Oesterreich entflohen, beschloß er, im Lande auszuharren, erlangte von den Türken eine allgemeine Amnestie und für sich die Würde eines Oberknes der Bezirke Poschega, Kragujevatz und Rudnik. Der Friede kehrte jetzt zwar zurück, aber mit ihm auch der härteste Druck für die Serben. Sie wurden entwaffnet und die Bauern zu Frohndiensten an den Festungen genöthigt. In dieser Lage der Dinge bedurfte es nur eines geringen Anlasses, um eine neue Empörung hervorzurufen. Vereinzelten Aufständen trat M. entgegen, als aber der Uebermuth der Türken kein Recht mehr achtete, und er selbst nicht mehr sicher war, griff er zu den Waffen. Anfangs zwar nicht überall glücklich und von seinen Anhängern verlassen, gelang es ihm doch endlich, die Türken aus dem Innern des Landes zu vertreiben, so daß sie sich zu Unterhandlungen herbeilassen mußten, die den Frieden von 1816 zur Folge hatten. M. ward darin als Oberhaupt der Serben faktisch anerkannt und am 6. Novbr. 1817 von den Knesen und der hohen Geistlichkeit zum erblichen Fürsten Serbiens erwählt. Seitdem befestigte sich seine Macht und Gewalt im Lande immer mehr. Er überließ zwar den Knesen fast die ganze Verwaltung, behielt sich aber das Recht vor, sie ein- und abzusetzen, sowie sie von ihm auch ihre Besoldung angewiesen bekamen und dadurch enger an sein Interesse geknüpft wurden. Den Türken gegenüber blieb er in der kriegerischen und trotzigen Stellung, die er von Anfang an eingenommen. Uebrigens hatte er mit einer Menge Schwierigkeiten zu kämpfen, um sich in seiner Stellung zu behaupten, u. erst durch die Bestimmungen des Vertrags von Akjerman 1826 hinsichtlich Serbiens u. durch die neue Wahl zum erblichen Fürsten durch die Volksversammlung von Kragujevatz 1827 wurde seine Macht in Serbien konsolidirt. Im Frieden zu Adrianopel verbürgte der Sultan die Unabhängigkeit Serbiens und bestätigte zugleich M. als erblichen Fürsten. M. schien anfangs den Wünschen der Nation nach einer Verfassung gerecht werden zu wollen; bald aber ward seine Regierung so willkürlich, die Verwaltung so drückend, daß Mutsitsch, Petronowitsch, Protitsch, Simitsch u. A. die Fahne des Aufruhrs erheben konnten. Zwar ward dieser unterdrückt, aber M. sah sich endlich doch genöthigt, auf der am 10. Februar 1835 zusammenberufenen Volksversammlung dem Lande eine Verfassung zu geben. Diese ward indeß auf Anregung Rußlands und Oesterreichs von der Pforte verworfen, u. die

Digitized by Google

Einrichtung eines aristokratischen Senats 1838 gab die Macht in die Hände der ihm feindseligen Häuptlinge. Er wurde gezwungen, 1839 die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Milan niederzulegen, u. aus Serbien verbannt. Er lebte seitdem zuerst auf seinen Gütern in der Walachei u. später meist in Wien, befand sich aber viel auf Reisen. Die Versuche, die er seit seiner Entsetzung und besonders nach der Vertreibung seines Sohnes 1843 machte, um seine Wiedereinsetzung in Serbien zu bewirken, hatten, wiewohl sie ihm große Summen kosteten, keinen anderen Erfolg, als partielle Aufstände, welche fehlschlugen und ihren Theilnehmern Verderben brachten. Als endlich Fürst Alexander, dem M.s zweiter Sohn, Michael, hatte weichen müssen, gestürzt wurde (Anfangs 1859), ward M. wieder auf den Thron berufen. S. Serbien. M.s ältester Sohn, Fürst Milan, den 12. Oktober 1819 geboren, folgte am 13. Juni 1839 seinem Vater in der Regierung, † aber schon am 26. Juni (8. Juli) zu Belgrad. M.' zweiter Sohn, Michael, den 4. (16.) Sept. 1823 zu Kragujevatz geboren, folgte seinem Bruder als Fürst von Serbien, ward aber vertrieben und machte nun 1844 bis 1845 Reisen in Deutschland, Holland, Belgien, der Schweiz, Italien und Griechenland, lebte 1846—47 theils auf seinen Besitzungen in der Walachei und Böhmen, theils abermals auf Reisen, den Winter 1847—48 in Rußland und 1848 in den österreichischen Gebieten der Südslaven. Nachdem er 1850 England und Frankreich besucht hatte, nahm er seinen Wohnsitz theils zu Wien, theils in der Walachei. Er gab 1850 zu Paris eine Schrift über die Regierung seines Vaters heraus.

Miloslaw, Städtchen in der preußischen Provinz und Regierungsbezirk Posen, Kreis Wreschen, mit katholischer Pfarrkirche, Gerberei und Tuchmacherei und 1500 Einw. Hier am 30. April 1848 Gefecht zwischen polnischen Insurgenten unter Mierosławski u. preußischen Truppen.

Milreïs (Milrei, Milrea), ursprünglich portugiesische Rechnungsmünze, in Folge des Gesetzes vom 24. April 1835 eine Münzeinheit durch Prägung der Coroa oder Krone zu 1000 Reis, von denen $8_{,6136}$ auf die köln. Mark fein Silber gehen und das Stück 1 Thlr. $18^3/_4$ Sgr. preuß. werth ist. Es gibt auch halbe Coroas zu 500 Reis. Als Rechnungsmünze ist das M. auch in Brasilien in Gebrauch. Ein Conto de Reis ist eine Million Reis oder 1000 M., etwa 1625 Thlr preußisch.

Miltenberg, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, an der Mündung der Mudau in den Main, hat ein Hauptzollamt, einen Magistrat, eine Post, Pfarrei, ein Franciskanerhospitium, 2 Kirchen, eine Kapelle, lateinische Schule, ein Taubstummeninstitut, Spital, Waisenhaus, einen Mühlensteinbruch, treibt Schiffbau und Schifffahrt, Groß- u. Speditionshandel und zählt 3500 Einw.

Milthorp, Stadt in der englischen Grafschaft Westmoreland, am Flusse Belo, mit Flachsspinnerei und Weberei und 1550 Einw.

Miltiades, ausgezeichneter athenischer Feldherr, unterwarf um 516 v. Chr. seiner Vaterstadt Athen den Chersones, nahm an dem Zuge des Königs Darius gegen die Scythen Theil, wo er mit anderen Befehlshabern griechischer Abkunft die Bewachung der Donaubrücke erhielt und für den Vorschlag der Scythen stimmte, dieselbe abzubrechen und den König nebst seinem Heere dem Verderben Preis zu geben. Hystiäus verhinderte die Ausführung dieses Planes. M. behielt jedoch seine Herrschaft und besetzte um 500 v. Chr. Lemnus für Athen. Von scythischen Schaaren gedrängt, mußte er 496 aus dem Chersones weichen. Kaum wieder dahin zurückgekehrt, ergriff er 494 v. Chr. auf die Nachricht von dem Anzuge der persischen Flotte die Flucht u. entkam nach Athen, wo man ihn wegen seiner Tyrannis im Chersones nöthigte, sich vor Gericht zu stellen. Die Vertheidigung wurde ihm leicht, und als das persische Heer unter Datis und Artaphernes gegen Attica heranzog, ward er zu einem der 10 Strategen erwählt. Als solcher gewann er durch raschen Angriff, zweckmäßige Benutzung der Oertlichkeit und besonnene Leitung des Heeres am 29. Sept. 490 den glänzenden Sieg bei Marathon und vereitelte darauf den Versuch der Perser, Athen mit ihrer Flotte zu überrumpeln. Neid und Verfolgung seiner Gegner ließen ihn die Ehre dieses Sieges nicht lange genießen. Ausgesandt zur Bestrafung der Inseln im ägäischen Meer, die zu den Persern abgefallen waren, mißlang ihm die Belagerung von Paros. Man verurtheilte ihn bei seiner Rückkehr (489) zum Ersatz der Kosten, die, da er selbst im Gefängniß an seinen Wunden starb, sein gleichnamiger berühmter Sohn Cimon entrichten mußte. Einen Abriß seines Lebens verdanken wir Cornelius Nepos.

Miltitz, Karl Borromäus Alexander Stephan von, Komponist und Dichter, geboren den 9. Nov. 1781 zu Dresden, trat 1798 in das sächsische Heer ein, kam dann zur Garde du Corps in Dresden und avancirte später zum Hauptmann bei der Schweizergarde. Nachdem er als Rittmeister in österreichischen Diensten die Befreiungskriege mitgemacht, ließ er sich auf Schloß Scharffenberg nieder, wo er sich vorzugsweise der Kunst widmete. Zur Vollendung seiner musikalischen Bildung machte er 1820 eine Reise nach Italien und komponirte in Neapel eine Oper für das dortige Theater, deren Aufführung aber durch Intriguen gehindert ward. Nachdem er 1824 die Oberhofmeisterstelle bei dem Prinzen Johann erhalten hatte, lebte er meist in Dresden und † daselbst den 19. Januar 1845. Von seinen Kompositionen sind zu nennen: eine Messe in G-moll, eine Ossian Ouvertüre (1830) u. die Opern „Saul" (1833) und „Georg Czerny" (1839). Als Dichter trat er mit Erzählungen hervor, die gesammelt in 4 Bänden (Leip. 1825—28) erschienen. Sein Bruder, Alexander von M., geboren 1785 zu Dessau, stand erst in österreichischen und preußischen Diensten, machte große Reisen und war dann als Gesandter in Konstantinopel. Später war er zu Dresden im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt. Er † daselbst im Januar 1843. Ruf erwarb er sich besonders durch sein gediegenes Werk „Manuel des consuls" (2 Bde., Paris und London 1837—38).

Milton, John, einer der größten englischen Dichter, am 9. Dec. 1608 in London geboren, erhielt von seinem Vater, einem Notar, der wegen

Digitized by Google

MILTON

Digitized by Google

Digitized by Google

seines Uebertritts zu der protestantischen Kirche von seinen Aeltern enterbt worden war und durch seine Kompositionen sich in England einen guten Namen erworben hatte, eine sorgfältige Erziehung und besuchte in seinem 15. Jahre die St.-Pauls-Schule in London und zwei Jahre später die Universität Cambridge, wo er von 1625—32 verweilte. Seine Aeltern hatten ihn für die Kirche bestimmt, aber M. konnte sich nicht entschließen, den Religionseid zu leisten, der damals von den Geistlichen verlangt wurde, und kehrte deshalb nach vollendeten Studien zu seinem Vater zurück, auf dessen Landgut zu Horton in Buckinghamshire er 5 Jahre verlebte, in denen er sich mit der klassischen Literatur und der Dichtkunst beschäftigte. Nachdem er schon in Cambridge seine „Hymne on the nativity" gedichtet hatte, die ein großes poetisches Talent verrieth, schrieb er in Horton die Masken „Arcades" und „Comus" und das Gedicht „Lycidas", eine Klage über den Tod eines Freundes. M.s beschreibende Gedichte „L'Allegro" (der Fröhliche) und „Il Penseroso" (der Traurige) gehören wahrscheinlich seinen Studienjahren an; beide erschienen erst 1645 in den „Juvenile poems" in Druck. Im Jahre 1638 machte M. eine 15monatliche Reise durch Frankreich, Italien und die Schweiz und wurde überall mit Auszeichnung aufgenommen. Nach seiner Rückkehr (1643) gründete er in London eine Erziehungsanstalt und betheiligte sich bei allen politischen und religiösen Streitigkeiten seiner Zeit mit so viel Geschick, daß seine Stimme bald einen großen Einfluß gewann. Er schrieb über Kirchenverwaltung, über Ehe und Ehescheidung (veranlaßt durch seine eigene unglückliche Ehe), über Preßfreiheit („Areopagitica", 1644), über Erziehung, vertheidigte die Hinrichtung Karls I. („The tenure of kings and magistrates", 1649), widerlegte die Karl I. zugeschriebene Schrift: „Iron basilike" in dem „Iconoclastes", verfaßte gegen die „Defensio regis" des Salmasius seine berühmte „Defensio pro populo anglicano" (1651) und vervollständigte diese letztere noch 1654 durch eine „Defensio secunda" und 1655 durch die „Defensio pro se". Cromwell erhob ihn 1649 deshalb zum Geheimschreiber des Staatsraths für die lateinischen Ausfertigungen, für seine „Defensio" wurde ihm vom Parlament eine Belohnung von 1000 Pfd. Sterl. zuerkannt. Nachdem er schon länger an den Augen gelitten hatte, erblindete er 1652 gänzlich. Trotzdem nahm er fortwährend an den öffentlichen Angelegenheiten Theil, und nach Cromwells Tod verfaßte er gegen die sich erhebenden Anhänger des Königthums seine Schriften: „Upon the model of commonwealth" und „Ready and easy way to establish a free commonwealth". Die Restauration beraubte ihn seines öffentlichen Amtes, seine „Defensio" und sein „Iconoclastes" wurden von Henkershand verbrannt und er selbst war persönlich bedroht. Aber durch die Vermittelung mächtiger Freunde wurde er in die allgemeine Amnestie eingeschlossen. Er wandte sich nun wieder zur Poesie und vollendete 1665 sein berühmtes Gedicht: „The paradise lost" in einer Bauernwohnung bei Chatfond, wohin er sich von der Hauptstadt zurückgezogen hatte. Erst nach zwei Jahren fand er einen Verleger, welcher ihm 10 Pfd. Sterl. für das Werk zahlte (Lond. 1667 u. ö.; deutsch von Bodmer, Zürich 1732, von Bürde, Braunschw. 1793 und Bresl. 1823, von Kottenkamp, 2 Aufl., Bresl. 1842). Schon zwei Jahre nachher waren 1300 Exemplare verkauft, wodurch die allgemein verbreitete Ansicht, daß M.s unsterbliches Werk bei seinem ersten Erscheinen wenig beachtet worden sey, widerlegt wird. Mit wunderbarer Kraft und Anmuth schilderte M. darin die blühende Natur des Paradieses, obenan aber stehen die Schilderungen Satans und der gefallenen Engel und die von Adam und Eva. M. schrieb 1671 zu dem verlorenen Paradies als Gegenstück: „Paradise regained", das bei großen Schönheiten jetzt vergessen ist. Das Trauerspiel „Samson agonistes", welches in derselben Zeit erschien, leidet an großen Schwächen. M. † am 8. Nov. 1674. Seine poetischen Werke sind gesammelt worden von Th. Newton (4 Bde., London 1761), Hawkins (4 Bde., das. 1824) und Todd (neueste Aufl., 4 Bde., das. 1842); die prosaischen von Fletcher (das. 1833), die sämmtlichen Werke von Fletcher (das. 1834 und 1838), zuletzt aber, mit einer Biographie von Mitford (8 Bde., das. 1851). Lebensbeschreibungen lieferten Hayley (das. 1796) und Jvimey (das. 1838). Eine deutsche Uebersetzung der „Dichterischen Werke" lieferte A. Böttger (neue Ausgabe, Leipz. 1846). Das Werk „De doctrina christiana", welches in M.s Nachlaß aufgefunden und von Sumner (Lond. 1826; abgedruckt Lpz. 1827) herausgegeben wurde, hat wahrscheinlich M. nicht zum Verfasser.

Milutinowitsch, Simeon, serbischer Dichter, am 14. Oktober 1791 zu Sarajewo in Bosnien geboren, verfaß von 1806—13 eine Schreibersteile bei der Staatskanzlei in Belgrad und war während des Aufstandes der Serbier eine Zeit lang Sekretär des serbischen Bischofs, dann Gärtnergehülfe bei einem Türken in Widdin und zuletzt Sekretär bei dem Bruder des Fürsten Milosch. Während er bei seinen Aeltern in Bessarabien zum Besuch war, brachen die walachisch-türkischen Unruhen aus und versperrten ihm den Rückweg nach Belgrad. Er blieb deshalb in Bessarabien, erhielt eine Unterstützung vom Kaiser von Rußland und widmete seine Zeit nur der Dichtkunst. Seine poetischen Erstlinge waren die „Serbianka", eine Reihe lyrisch-epischer Gedichte, in denen er mit patriotischem Gefühl den Aufstand der Serbier verherrlichte. Die „Serbianka" (1826, 4 Bde.), so wie zwei andere Sammlungen: „Nakolike pjesnice stare" (1826) und „Zorica" (1827) erschienen in Leipzig, wohin sich der Dichter 1825 begeben hatte, um durch den Besuch der akademischen Vorlesungen seine Bildung zu vervollkommnen. Auch unterstützte er damals Wilh. Gerhard bei der Herausgabe seiner „Wila". Da er nach Serbien nicht zurückkehren mochte, folgte er einer Einladung des Metropoliten Petrowitsch nach Montenegro, wo er Muße fand, eine neue Sammlung serbischer Volkslieder zu veranstalten, die unter dem Titel „Volkslieder der Montenegriner und herzegowiner Serben" in der Originalsprache 1837 in Leipzig erschien. Außerdem schrieb er noch in serbischer Sprache eine „Geschichte Serbiens in den Jahren 1813—15,

Digitized by Google

deren Herausgabe er 1837 persönlich in Leipzig besorgte. Seit 1840 lebte er in Serbien und wurde zum Mittelpunkt der neu aufblehenden literarischen Thätigkeit. Seine Arbeiten zeichnen sich alle durch Vaterlandsliebe, Wärme des Gefühls und kühne Originalität im Ausdruck und in Bildern aus.

Milverton, Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, mit Woll- und Seidenzeugwebereі und 2500 Einw.

Milwaukee, Stadt im nordamerikanischen Staat Wisconsin, der wichtigste Platz desselben, liegt freundlich im Thale an beiden Ufern des Milwaukeeflusses, mit dem sich hier das Menomenieflüßchen vereinigt und der hier in den Michigansee mündet. Der größere Theil der Häuser zieht sich am linken Ufer nordwärts nach der sanft geneigten Anhöhe bis zu dem Seegestade hinauf, welches bis gegen 100 Fuß über die Fläche des Michiganbeckens emporsteigt. Der untere Stadttheil steht auf einem ausgefüllten Moraste; die Reste des Sumpfes, kleine Teiche, mit Schilf und Rohr bewachsen, sind hier noch inmitten des ziemlich unregelmäßig gruppirten Häuserchaos sichtbar. Hohe, stattliche Gebäude stehen mit kleinen Hütten und elenden Bretterhäuschen bunt durch einander; dagegen bietet die Hauptstraße, welche die Stadt in ihrer vollen Länge durchschneidet, die East-Water-Street, zwei schöne Häuserreihen mit vielen Kaufläden. Auch eine bedeutende Anzahl von Kirchen hat sich wie durch Zauber erhoben. Wo jetzt M. steht, stand 1835 nur die Hütte eines Pelzhändlers, 1840 ein Dorf mit 1700 Einw., 1850 zählte die Stadt bereits 20,026, 1853 mehr als 23,000 Einw., von denen reichlich die Hälfte Deutsche sind. Die Wasserkraft des Flusses wird zu Fabriken und Mühlen benutzt; der Hafen ist sicher und geräumig und steht durch Kanäle und Eisenbahnen mit dem Mississippi u. allen wichtigen Handelsplätzen an den Seen in lebhafter Verbindung.

Milyas, ursprünglich der alte Name von Lycien, im persischen Zeitalter Bezeichnung des ganzen Berglandes des Cadmus und Taurus zwischen Lycien, Pamphylien und Phrygien.

Milz (lat. lien oder splen), die große Blutdrüse, welche in der linken Seite des Unterleibs im linken Hypochondrium so liegt, daß sie nach oben an das Zwerchfell, nach unten an den Grimmdarm und die linke Nebenniere, nach rechts an den Magen grenzt und an den übrigen Seiten frei liegt. Sie ist von beinahe halb eiförmiger Gestalt; ihre äußere Fläche ist stark konver, die innere schwach konkav, in der Mitte aber etwas erhaben und hier mit einer flachen, länglichen, von oben nach unten gerichteten Vertiefung (hilus lienis) versehen, welche mehre rundliche Gruben für den Ein- und Austritt der Gefäße enthält. Das obere und untere Ende sind abgerundet, gewöhnlich an einer oder mehren Stellen eingekerbt. Ihre Oberfläche ist glatt und eben, öfters auch, wenn die M. wenig Blut enthält, runzelig eingeschrumpft. Sie ist ganz im Saccus peritonaei eingeschlossen, erhält durch eine Einstülpung desselben eine nur am Hilus fehlende, seröse Bekleidung und wird von zwei Duplikaturen des Bauchfells, den sogenannten Milzbändern, in ihrer Lage erhalten. Die M. besteht aus einer sehr weichen breiigen Masse, welche im frischen Zustande dunkelblaulichroth oder purpurroth, einige Zeit nach dem Tode grau-violet ist. Sie mißt von oben nach unten 5″—5½″, vom vorderen zum hinteren Rande 3″—4″; ihr Gewicht beträgt im Mittel 8¼ Unzen, das spec. Gewicht im Mittel 1,0606, der räumliche Inhalt im Mittel 12⅛ Kubikzoll. Das innere Gewebe der M. wird von einer dünnen, aber starken, durchscheinenden, fibrös-cellulösen Haut (tunica albuginea s. propria lienis) unmittelbar umgeben und zusammengehalten. Von ihrer inneren Fläche gehen zahlreiche plattrundliche Fäden aus (trabeculae), welche das innere Gewebe in allen Richtungen durchziehen, unter einander u. mit den Scheiden der Gefäße sich vereinigen und dadurch ein Netzwerk bilden zur Unterstützung des weichen Milzgewebes. Dieses besteht dem größten Theil seiner Masse nach aus Blut- und Lymphgefäßen, vorzüglich aus ersteren, die sich in den einzelnen Gegenden der M., in welchen sie verlaufen, mehr netz- als baumförmig verzweigen. Die meisten Arterien gehen in pinselförmige Kapillargefäßbüschel über, aus welchen die Venenwurzeln ihren Anfang zu nehmen scheinen; letztere sind von ansehnlicher Weite und bilden große, schlauchartige Ausbiegungen und Erweiterungen, welche Aehnlichkeit mit rundlichen Zellen haben und sich mit verhältnißmäßig sehr engen Mündungen (stigmata Malpighii) in die größeren Venenäste einsenken. Die Räume zwischen den Gefäßen und Trabeculä werden von einem sehr lockeren und von dem Farbstoff des Blutes dunkelroth gefärbten Zellstoff ausgefüllt, in dem man außerdem runde, sehr weiche, weißliche, hohle Körperchen (corpuscula lienis s. Malpighii) von ¹/₄‴—³/₄‴ Durchmesser findet, die im Inneren eine trübe, weißliche Flüssigkeit mit kleinen Körnchen enthalten. Die Bestimmung der M. ist unbekannt. Wahrscheinlich steht sie in einer gewissen Beziehung zur Erneuerung des Bluts und vielleicht auch zur Gallenabsonderung der Leber. Jedenfalls ist ihre Verrichtung eine sehr untergeordnete, da sich dieses Organ beim Embryo erst ziemlich spät entwickelt, da es nur bei Wirbelthieren gefunden wird und man es schon bei Ichteren gänzlich erstirpirt hat, ohne daß bedeutendere Störungen in den Funktionen der Unterleibseingeweide darauf folgten. Die Krankheiten der M. sind zur Zeit noch ganz dunkel. Vgl. Gieseker, Anatomisch-physiologische Untersuchungen über die M. des Menschen, Zürich 1835.

Milzbrand (Milzseuche), eine in den verschiedenartigsten Formen und mit sehr verschiedenem Verlauf vorkommende Gattung von Thierkrankheiten, die sich durch eine eigenthümliche Veränderung der Blutmasse mit auffallender Neigung zum Brande einzelner Gebilde charakterisirt. Die Krankheit kommt vorzugsweise in der heißen Jahreszeit und in sumpfigen Gegenden vor, weshalb sie auch den Namen Sommerseuche und Sumpffieber erhalten hat. Am bezeichnendsten möchte mit Rücksicht auf jene Beschaffenheit des Blutes das in den neueren thierärztlichen Schriften fast allgemein gebräuchliche Wort Anthrax seyn, dem der deutsche Trivialname

Digitized by Google

Brandblut einigermaßen entspricht. Die Krankheit befällt vorzugsweise die am besten genährten u. kräftigsten Thiere und tödtet in der Regel schnell. Primär erscheint sie bei den meisten Hausſäugethieren (vorzüglich den Graſſressern), bei dem Hausgeflügel, bei dem Wild und selbst bei den Fischen, geht aber durch Ansteckung von einem Thiere zum andern, selbst auf den Menschen über. Gewöhnlich herrscht sie seuchenartig, zuweilen erscheint sie auch sporadisch. Nach ihrem Verlauf unterscheidet man bei den Rindern hauptsächlich drei Formen der Krankheit: den schnell tödtenden oder fliegenden M. (Anthrax acutissimus), bei dem die bisher ganz gesund gewesenen Thiere plötzlich unter Zuckungen zu Boden stürzen, wobei aus der Nase, dem Munde, dem After, oder auch aus den Genitalien schwarzes Blut fließt und der Tod in Zeit von einigen Minuten bis zum Verlauf von etwa einer Stunde erfolgt; den schnell verlaufenden M. (A. acutus), der fast dieſelben Zufälle, jedoch in etwas längeren Zeiträumen und mehr abwechſelnd, zeigt und gewöhnlich in 24 Stunden, oft aber auch in 8 u. mehr Tagen tödtet; den langſam verlaufenden M. (A. subacutus), bei welchem ſich Knoten und Beulen bilden und der deshalb auch Knotenkrankheit, Karbunkelkrankheit, Beulenſucht genannt wird. Die wichtigſten der durch örtliche Affektionen bedingten Formen ſind: die Blutſeuche oder Blutſtaupe, auch Blutſchlag u. dgl. genannt, eine höchſt akute und bei Schafen die gewöhnlichſte Form; das Blutharnen, Blutnetzen oder das rothe Waſſer, wobei außer dem gewöhnlichen Blutharnen ein blutiger Urin oder auch Abgang von ſchwarzem, theerartigem Blute aus der Harnröhre vorkommt; die Anthrarbräune, eine namentlich bei Schweinen, Pferden und Rindern vorkommende, zuweilen ſehr akut verlaufende, mit anderen Symptomen des M.s verbundene Bräune, die in 30—60 Stunden den Tod herbeiführt; der Zungenkrebs, Zungenbrand, fliegender oder brennender Krebs, Peſtblatter, milzbrandige Maulſeuche (Glossanthrax, Aphthae malignae), eine milzbrandige Affektion der Schleimhaut der Zunge und zuweilen der ganzen Mundhöhle, welche darin beſteht, daß plötzlich an der Zunge zuerſt weißliche, bläuliche oder ſchwärzliche Blattern erſcheinen, die aufbrechen u. ſchnell um ſich freſſende Geſchwüre bilden, wozu ſich ein akutes, typhöſes Fieber geſellt, das gewöhnlich in 24 Stunden, in einzelnen Fällen nach 2—3 Tagen tödtet, befällt vorzüglich das Rindvieh, ſeltener Pferde und Schweine, am ſeltenſten Schafe; das Rankkorn, Gerſtenkorn, eine dem Zungenkrebs ſehr ähnliche, nur bei Schweinen beobachtete Form des M.s, dauert oft nur 2—3, zuweilen auch 7 Tage und herrſcht gewöhnlich bei großer Hitze und Dürre als Seuche, kommt aber auch ſporadiſch vor; die Kropfbrandbeule oder weiße Borſte, eine ebenfalls nur bei Schweinen beobachtete Milzbrandform, die ſich ſpeciell durch einen Karbunkel äußert, der am oberen Ende des Halſes in der Gegend der Ohrdrüſe entſteht, dauert in der Regel bis gegen 3 Tage, zuweilen noch länger; das Rückenblut, Lendenblut, Afterblut oder Uebergeblüt, eine Form des M.s, wobei der Maſtdarm vorzugsweiſe durch Anſammlung von ſchwarzem, zum Theil geronnenem Blut und durch ſphacelöſe Entzündung afficirt iſt und die bei dem Rindvieh häufig, bei den Schafen etwas ſeltener und bei den übrigen Thieren nur zuweilen vorkommt und nach 4—6 Tagen tödtet; der Rothlauf, die Roſe, das Antoniusfeuer, Scharlach (Febris erysipelatosa maligna), dieſenige Form des M.s bei Schafen und Schweinen, wo die Haut hochrothgefärbt, entzündet, mit Blaſen oder Blattern, oder auch mit bläulichen, härtern Geſchwülſten hin und wieder beſetzt erſcheint. Der M. kommt überall auf der Erde vor, am häufigſten und bösartigſten in den ſüdlichen, namentlich den tropiſchen Gegenden, aber auch in Sibirien, in Lappland, Norwegen, Eſthland und Rußland; dagegen ſcheint er in den gemäßigten Klimaten verhältnißmäßig am wenigſten bösartig zu ſeyn, obgleich er auch hier immer eine ſehr gefährliche Krankheit und unter allen Viehſeuchen die häufigſte iſt. Da die Krankheit am meiſten im Sommer bei ſchwüler und trockener Luft ſeuchenartig herrſcht, ſo hat man große Hitze als die gewöhnlichſte und wichtigſte äußere Urſache beſchuldigt. Sicher iſt ſie wenigſtens eine wichtige Miturſache, beſonders wenn gleichzeitig noch andere urſachliche Momente mit ihr zuſammentreffen, wie heftige Anſtrengung, Ueberfüllung der Eingeweide durch Futtermaſſen, der Genuß ſaurer Sumpfgewächſe oder auch ſolcher Pflanzen, die durch Mehlthau, Roſt u. dgl. Paraſiten verunreinigt ſind, das fortgeſetzte Einathmen der Sumpfluft auf eben austrocknenden ſumpfigen oder überſchwemmt geweſenen Weideplätzen, der Mangel an Getränk, ſo wie der Genuß von ſumpfigem, verdorbenem Waſſer aus ſtehenden Pfützen und Teichen, der Genuß von Waſſer, in welchem Flachs geröſtet worden iſt oder in welchem überhaupt organiſche Subſtanzen verfaulen. Als eine Haupturſache erſcheint eine gewiſſe, noch nicht vollſtändig gekannte Beſchaffenheit der Atmoſphäre, eine epizootiſche Konſtitution, die Dreßler als eine Anhäufung der Elektricität in der Luft angenommen hat. Als eine beſondere Urſache des M.s iſt noch das Kontagium deſſelben zu nennen, das in allen Theilen eines milzbrandkranken Thieres, beſonders aber in der gelblichen Flüſſigkeit im Zellgewebe, in der Bauch- und Bruſthöhle, in den Karbunkeln ꝛc. haftet und auch im Blute ſehr reichlich enthalten iſt. Bei dem Menſchen äußert ſich die Anſteckung im Allgemeinen in zwei Formen: örtlich als ſogenannte ſchwarze Blatter, ſchwarze Pocke, bösartige Blatter, kontagiöſer Karbunkel (Pustula maligna), meiſt in Folge äußerlicher Anſteckung und als ein eigenthümliches, typhöſes Fieber, das gewöhnlich durch den Genuß des Fleiſches ꝛc. von einem milzbrandkranken Thiere, und ebenſo durch das Einathmen der von demſelben ausgeathmeten Luft entſteht. Was das Weſen der Krankheit betrifft, ſo dürfte anzunehmen ſeyn, daß der M. urſprünglich in einer lähmungsartigen Unthätigkeit (adynamia) der Lungenmagennerven und der großen ſympathiſchen Nerven begründet iſt, daß hierdurch zunächſt eine Störung des chemiſchen

Digitized by Google

Theils im Respirationsprozeß und in Folge dessen eine eigenthümliche Desorganisation des Bluts, Lähmung der Gefäße, Extravasate, Karbunkeln, Erzeugung eines Ansteckungsstoffes und schnelle Fäulniß bedingt werden und daß man hiernach den M. in die Familie der Typhus setzen und ihn als Typhus carbunculosus et contagiosus bezeichnen kann. Die Prognose bei dem M.e ist, je nach dem Verlauf u. der Form desselben, sehr verschieden. Bei dem schnelltödtenden M.e kann keine Rede von Genesung seyn, und auch bei dem schnell verlaufenden Uebel ist die letztere nur selten zu bewirken. Bei dem langsam verlaufenden M.e ist im Allgemeinen die Prognose günstiger; doch kommt hierbei außer der Bösartigkeit oder Gutartigkeit der Krankheit noch die Jahreszeit sehr in Betracht. Bei anhaltender großer Sonnenhitze ist die Prognose weder hinsichtlich der einzelnen Thiere, noch hinsichtlich einer etwa herrschenden ganzen Seuche günstig, denn die Erfahrung lehrt, daß die Milzbrandseuchen meist bei großer Hitze hartnäckig allen dagegen angewendeten Mitteln trotzen, daß sie aber bei eingetretener Abkühlung der Atmosphäre sehr oft plötzlich und ohne menschliches Zuthun verschwinden. Die Kur der vom M.e ergriffenen Thiere im Allgemeinen muß darauf gerichtet seyn: die erkannten Ursachen zu entfernen, den Orgasmus des Blutes und die Neigung zur Zersetzung zu beseitigen und die Funktionen der leidenden Organe zu beleben. In jedem Falle ist ein kühler Aufenthaltsort, hinreichendes Getränk von frischem Wasser oder von etwas durch Säuren oder Sauerteig gesäuertem Wasser und eine leicht verdauliche, gesunde Nahrung zu empfehlen. Bei kräftigen, blutreichen Thieren ist möglichst schnell eine reichliche Verminderung der Blutmenge durch einen Aderlaß erforderlich und stets sehr nützlich. In neuester Zeit hielt man den M. bei Rindvieh und Schafen durch fortgesetzte Sturzbäder von kaltem Wasser auf Bug und Kreuz, sowie durch Anwendung von Fontanellen mit weißer Nießwurz und innerlicher Gabe von Salpeter und Glauberſalz, immer aber mit einem starken Aderlaß verbunden. Zur Verhütung der Krankheit gebe man den Thieren einen kühlen, luftigen Stall, lasse sie zur Mittagszeit nicht auf freiem Felde der Sonne ausgesetzt, noch weniger bei großer Hitze durch Arbeiten oder Marschiren sich anstrengen; man gebe bei großer Hitze nur die hinreichende Menge gesunden Futters, aber viel frisches Wasser zum Getränk u. vermeide Sumpfweiden und stehende Wasser. Wenn die Krankheit sich in der Nähe zeigt, vermindere man bei den gut genährten Thieren die Blutmenge durch einen Aderlaß, gebe kühlende Salze im Getränk und schwemme oder begieße die Thiere täglich 1—2mal mit kaltem Wasser. Ist die Krankheit ausgebrochen, so müssen die erkrankten Thiere von den gesunden abgesondert, von besondern Wärtern gepflegt und, wenn sie gefallen sind, nebst Allem, was etwa mit ihren Auswurfsstoffen beschmutzt ist, sorgfältig vergraben werden. Das Schlachten solcher Thiere, der Verkauf und Verbrauch des Fleisches und der Milch ist bei jedem Grade u. bei jeder Form der Krankheit streng zu verbieten und zu bestrafen. Der Stall, in welchem das am M. leidende Vieh gestanden, ist nach Beendigung der Krankheit gründlich durch Abbrühen zu reinigen, und der ganze Stall muß mit Chlorgas ausgeräuchert und dann durch einige Tage ausgelüftet werden. Alle Menschen, die mit dem milzbrandkranken Thiere umgehen, müssen sich vor jeder unnöthigen Besudelung, so wie vor dem Einathmen der von den Thieren ausgehauchten Luft möglichst in Acht nehmen; ist die bloße Haut oder gar eine wunde Stelle eines Menschen mit dem Fleische, Blute oder der gelben Jauche u. dgl. von einem milzbrandkranken Thiere in Berührung gekommen, so muß der betroffene Theil sogleich mit Essig oder mit einer verdünnten Mineralsäure, oder mit Chlorkalkauflösung, oder mit Terpentinöl, im Nothfall mit gewöhnlicher Lauge oder mit Seifenwasser gründlich gewaschen, selbst mit einem Aetzmittel kauterisirt werden. Absperrung der Gehöfte oder der Ortschaften, in denen der M. herrscht, ist nicht erforderlich.

Milzen (Milzenen), die in dem gleichnamigen Gau der Oberlausitz bis nach Görlitz hin ansässigen slavischen Bewohner, welche 929 von König Heinrich I. besiegt und zinspflichtig gemacht wurden. Die im Gebiet der M. errichtete Markgrafschaft kam 1002 wieder an Polen, 1032 aber auf immer ans deutsche Reich.

Milzsucht, s. v. a. Hypochondrie.

Mimen (lat. Mimi), bei den Alten im Allgemeinen kleine Dramen oder dramatische Spiele, die ohne kunstgemäße Ausbildung zunächst den Zweck hatten, eine poetische Schilderung der Wirklichkeit zu geben, oft nur aus einzelnen Scenen bestanden und namentlich bei heiteren Gastmählern vorgestellt wurden; insbesondere eine vom Syrakusaner Sophron (um 420 v. Chr.) und dessen Sohn Xenarchus ausgebildete dramatische Dichtungsart, welche dialogisirte Lebensgemälde oder Darstellung menschlicher Sitten und Leidenschaften bald in ernster, bald in komischer Weise enthielt. Die Kunst der Darstellung, die Treue und Originalität gab diesen M. den Werth einer Dichtung, obschon sie in dorischer Prosa abgefaßt waren, und den Reiz der Neuheit. Der Ton u. Ausdruck waren grobkörnig, doch treffend, mit Sprüchwörtern und Späßen des gemeinen Mannes durchflochten, die Strukturen absichtlich nicht ohne Anomalien, der Satzbau symmetrisch, so daß er den Anschein von Versrhythmen erhielt. Obgleich sie ein dramatisches Element enthielten und eine bestimmte Handlung aus dem niedern Volksleben darstellten, so waren sie doch nicht für die Bühne bestimmt, bildeten aber wohl einen Theil mancher festlichen Lustbarkeit. Plato verpflanzte die M. nach Athen und benutzte sie für die Färbung seiner Dialogen. Theokrit gab ihnen, Ton und Charakterzeichnung glücklich nachahmend, ein poetisches Gewand und schuf so als eine neue Gattung der Kunstpoesie die Idylle. Den „Ithmiazusen" des Sophron sind seine „Adoniazusen" treu nachgebildet. Wie in Sicilien aus dem Volksleben der griechische Mimus hervoging, so bildete sich in Unteritalien der römische. Der mimische Dialog bot in Wettkämpfen eine extemporirte populäre, witzige Beredsamkeit auf und bezweckte Lachen; die niedrigste Form dieser mimischen Späße war Nachahmung von Thier-

Digitized by Google

lauten, Personen und allerlei lächerlichen Situationen. Der theatralische Mimus dagegen gesellte sich den Tragödien als Gesang und Ergänzung unter dem Namen Exodia zu und darf als ein ächt römisches Produkt gelten. Der Stoff desselben war dem gemeinen Leben entnommen, und selbst wenn ein mythologisches Argument behandelt wurde, wurde dasselbe in die gemeine Wirklichkeit hinabgezogen. Genaue Nachahmung des Lebens gibt Cicero als charakteristisches Merkmal der M. an. Obscönitäten, eine Hauptquelle des Lächerlichen, machten einen Hauptbestandtheil der M. aus; zu den mit Vorliebe behandelten Argumenten gehörte der Ehebruch. Ueber die Art und Weise, wie man den Stoff in den M. behandelte, fehlen bestimmtere Angaben. Ein bestimmter, streng durchgeführter Plan, wie im Drama, fand wohl kaum Statt, wenn auch eine Haupthandlung dargestellt wurde. Indeß wurden M. auch schriftlich abgefaßt, die aber nur Skizzen gewesen zu seyn und aus einem Prologe und einigen Hauptstellen bestanden zu haben scheinen, um die Aufeinanderfolge der einzelnen Situationen für den Acteur zu bestimmen. In dem Prologe scheinen die M. auch persönliche Angelegenheiten besprochen zu haben; Mimenspiel und Gestikulation waren aber ein hauptsächlicher Bestandtheil des mimischen Vortrags. Die Sprache war gleichfalls dem gemeinen Leben entlehnt, daher inkorrekt und nicht ohne pöbelhafte Ausdrücke. Der Mimus wurde seinen Haupttheilen nach nur von einem Acteur, gleichfalls Mimus (Mime) genannt, dargestellt, ohne daß er dadurch ein Selbstgespräch wurde. Der Hauptacteur (Archimimus) führte die Handlung in allen ihren Theilen vom Anfang bis zu Ende durch, die übrigen dagegen ordneten ihm, wo eine Mehrheit von Personen nöthig war, ihr Spiel ohne Selbstständigkeit unter und gaben nur hier und da einige nöthige Andeutungen. Der Vortrag und die ganze Darstellung wurde von der Flöte begleitet. Die Darsteller traten ohne Maske auf, erschienen aber nach Bedürfniß in allerlei possirlichen Gestaltungen des Kopfes, mit einem Kahlkopfe, mit Backen ꝛc. Das gewöhnliche Kostüm war ein aus bunten Lappen zusammengesetztes Röckchen (centunculus); auch trugen sie ein kurzes Frauenmäntelchen (ricinium). Die Tänzerinnen erschienen in der bloßen Subucula, einem kurzen und dünnen Untergewande, welches die Formen und Bewegungen des ganzen Körpers sehen ließ. Daher ward der Mimae oft als Verführerinnen römischer Männer u. Jünglinge erwähnt. Die M. wurden als Nachspiele zu den eigentlichen Dramen auf der Bühne im gewöhnlichen Theater aufgeführt. Der Platz, welcher für ihre Aufführung bestimmt war, umfaßte aber nur den vordern Theil des Prosceniums; der hintere war durch einen besondern Vorhang (siparium) getrennt. Als Verfertiger solcher M. (Mimographen) zeichneten sich bei den Römern vorzüglich aus Decimus Laberius und sein Zeitgenosse Publius Syrus.

Mimetes, Pflanzengattung aus der Familie der Proteaceen, immergrüne, südafrikanische Ziersträucher, mit den bekanntesten Arten: M. cucullata *R. Br.*, M. Hartogii *R. Br.* und M. hirta *R. Br.*

Mimik (v. Griech.), die Kunst, durch Mienen und Geberden Empfindung, Gedanken und Willen zusammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Geht diese Kunst darauf aus, gewisse Individualitäten nach ihrer äußeren Erscheinung durch Modifikationen des eigenen Körpers nachzubilden, so ist sie porträtirende M., die lediglich in Nachahmung besteht und, je nachdem sie körperliche oder psychische Eigenthümlichkeiten anderer Personen zur Anschauung bringt, entweder somatologische, oder psychologische M. seyn kann. Zu jener gehört z. B. die Nachahmung körperlicher Mängel, des Hinkens, Schielens ꝛc., zu dieser die Darstellung gewisser Charaktereigenthümlichkeiten, z. B. des Stolzes, der Furchtsamkeit, der Habsucht ꝛc. Knüpft die M. aber das Mienen- und Geberdenspiel an gewisse Ideen an, um dadurch innere Seelenzustände zur Anschauung zu bringen, so ist sie als selbstschaffende, idealisirende M. eine Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes und ein Hauptmittel der dramatischen Darstellung, und wie diese einmal eine tragische und dann eine komische seyn kann, so läßt sich auch die M. hiernach in eine tragische und eine komische eintheilen. Da die M. ihrem inneren Wesen nach eine Kunst ist, die sich zugleich im Raume und in der Zeit bewegt und, wenn sie nicht als Pantomimik (s. Pantomime) als eine bloß bildende Kunst unabhängig von anderen Künsten besteht, mit anderen Künsten, insbesondere mit der dramatischen Hand in Hand geht, so hält sie zwischen den plastischen und tonischen Künsten die Mitte, in sofern sie bald mit diesen, wie bei dem nach der Musik sich bewegenden und diese zum Ausdruck bringenden Tanz, bald mit jenen, wie bei der Schauspielkunst als Ausdruck der Rede verbunden erscheint. In ihrer Verbindung mit der Redekunst ist sie entweder theatralische (dramatische), oder oratorische M. (s. Deklamation), in ihrer Verbindung mit der Musik aber orchestische M. oder belebte Rhythmik. Die Schönheit der mimischen Darstellung an sich und abgesehen von dem damit zu erzielenden Ausdruck der Rede oder der Musik beruht in der natürlichen Anlage und insbesondere in dem wohlgestalteten Körper. Sonstige unentbehrliche Erfordernisse derselben sind aber Klarheit und Deutlichkeit, Natürlichkeit, Grazie, Mannichfaltigkeit u. Einheit. Für die relative Schönheit der M. gibt es Einen Hauptsatz, aus welchem sich alle übrigen leicht herleiten lassen: Alle Geberden müssen mit dem Charakter der Rede oder Musik, die sie zu begleiten haben, auf das Genaueste übereinstimmen und also zu dem, was die Gedanken der Rede oder Musik bewirken sollen, harmonisch mitwirken. Die Theorie muß sich mit der Aufstellung allgemeiner Regeln begnügen und das Besondere dem Genie des Künstlers, dem freien Spiele seiner Kräfte überlassen. Spuren mimischer Darstellungsweise lassen sich bei den meisten kultivirten Völkern des Alterthums nachweisen. Bei den Griechen kündigte sich das mimische Element sogleich in der Orchestik an, welche ganz von jenem durchdrungen war; bei den Römern gewann es, von einfachen Anfängen ausgehend, in der Pantomimik seine

Digitized by Google

höchste Ausbildung. Die M. der Alten war übrigens im eigentlichen Sinne plastisch, d. h. sie diente zur Veranschaulichung der abgeschlossenen, selbstständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, namentlich auch durch den Gebrauch der Maske, möglichst unterdrückt wurde. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen; der berühmteste war Roscius (s. d.). Selbst noch gegenwärtig haben die Italiener ein ausgezeichnetes mimisches Talent. In der neuern Zeit war das Ziel der M., die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjektive Charakteristik. Vgl. Engel, Ideen zu einer M., Berl. 1785, 2 Bde.; Clodius, Grundriß der körperlichen Beredsamkeit, Hamburg 1792.

Mimir, in der nordischen Mythologie weissagender Riese, Beherrscher des Oceans, bei dem sich selbst Odin Rath holt.

Mimnermus, berühmter griechischer Dichter, aus Jonien, lebte um 630 v. Chr. als der ältere Zeitgenosse Solons und war der Begründer der erotischen Elegie, womit er der Elegie selbst eine neue Richtung gab, die für die folgende Zeit die ausschließliche ward. Von seinen elegischen Liedern wird eine Sammlung erwähnt, die nach einer geliebten Flötenspielerin die Aufschrift Nanno trug. Noch ein Gedicht wird genannt, welches den Kampf der Smyrnäer mit König Gyges zum Gegenstand hatte. Andere erotische Lieder des M. sind durch den Fanatismus byzantinischer Priester vernichtet worden. Die noch vorhandenen Reste erschienen zuerst in H. Stephanus „Poet. Gr. her. Carm." (Thl. II), dann in den Sammlungen von Ursinus, Winterton, Brunck, Gaisford und Boissonade, sowie von Schneidewin im „Delectus poetarum elegiacorum Graecorum" (Göttingen 1838) zusammengestellt und erläutert von Bach (Leipz. 1826) besonders herausgegeben und von Herder in dessen „Zerstreuten Blättern", sowie von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankfurt 1826) trefflich übersetzt. Vgl. Schönemann, De vita et carminibus Mimnermi, Göttingen 1823.

Mimographen, Mimenschreiber, s. Mimen.

Mimosa (Sinnpflanze), Pflanzengattung aus der mit den Leguminosen nahe verwandten Familie der Mimosaceen, umfaßt, nachdem die Gattungen Acacia, Desmanthus, Inga u. a. ausgeschieden sind, noch gegen 120 Arten, meist stachelige Bäume und Sträucher, mit weißen oder rosenrothen, in kugeligen Köpfchen stehenden Blüthen und langen, haarfeinen Staubgefäßen, sämmtlich in wärmeren Ländern einheimisch. Die meisten Arten zeigen die eigenthümliche Erscheinung, daß bei leiser Berührung ihre Fiederblättchen sich zusammenlegen, ja bei stärkerer Berührung auch die Blattstiele und selbst die Zweige sich niedersenken. Am ausgeprägtesten besitzt diese Eigenschaft die schämige Mimose oder Sinnpflanze (M. pudica *L.*, Nolime tangere), Halbstrauch in Brasilien und Westindien, der wegen der starken Reizbarkeit seiner Blätter mit 4 ziemlich fingerförmig gestellten Fiedern in Europa häufig in Gewächshäusern gehalten wird. Die Blätter wendet man zu Bähungen bei Hüft- und Nierenschmerzen und zu Pflastern gegen Kröpfe und Drüsengeschwülste an. Man säet den Samen im Frühling in einen Topf in lockere, fette Dammerde, stellt denselben in ein warmes Mistbeet und hält die Erde mäßig feucht. Die jungen Pflänzchen werden dann mehrmals versetzt. Reichliche Feuchtigkeit und bei warmer Witterung viel Luft ist der Pflanze Bedürfniß. Man durchwintert sie bei 8—12° Wärme. Auch die empfindliche M. (M. sensitiva), die keusche M. (M. casta), die sittige M. (M. pudibunda), die träumende M. (M. somnians), die zuckende M. (M. palpitans), die lebendige M. (M. viva) u. a. zeigen eine hohe Reizbarkeit der Blätter.

Mimulus (Gauklerblume, Affenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularinen, von deren Arten, zum größten Theil in Amerika einheimisch, mehre als Zierpflanzen bekannt sind, z. B. M. cardinalis *Lindl.*, scharlachrothe Gauklerblume, in Kalifornien, einjährig, mit verkehrt eirund-länglichen Blättern und scharlachrothen oder bisweilen auch ziegelrothen, im Schlunde gelben oder orangen, dunkelroth gefleckten oder gestreiften, über der Unterlippe gelb gebarteten Blumen mit fast gleicher Röhre und zurückgeschlagenen Lappen der beiden Lippen; M. luteus *L.*, gelbe Gauklerblume, in Peru, Chili, ausdauernd, mit meist ungestielten, breit-eirunden bis rundlichen, gezähnten, nervigen, kahlen Blättern und zollangen, rein gelben, bisweilen im Schlunde und auf den Lappen des Saumes purpurroth punktirten oder gefleckten Blumen; M. moschatus *Dougl.*, bisamduftende Gauklerblume, in Kolumbien, ausdauernd, mit kurzgestielten, eirunden, schwach gezähnten Blättern und gelben, auf dem Saumen gebarteten und fein braunpunktirten, bisamartig riechenden Blumen; M. roseus *Lindl.*, rosenrothe Gauklerblume, in Kalifornien, ausdauernd, mit anstehenden, eirunden, drüppigen, weichhaarigen, gezähnelten, klebrigen Blättern und rosenrothen, einzelnen Blumen. Der Samen dieser Zierpflanzen ist so fein, daß er nicht mit Erde bedeckt werden darf.

Mimusops (Affenbaum, Spitzenblume, Olivenapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, milchende Bäume in Ostindien und Australien. Von M. Balata *Gärt. fil.*, manillischer Affenbaum, in Australien u. auf Manila einheimisch, in Ostindien kultivirt, werden die saftigen, purpurrothen, innen braunen, säuerlich-süßen Früchte zum Nachtisch gegessen und befördern die Verdauung. Die Blätter werden in Malabar bei Geschwülsten u. Lähmungen angewendet. M. Elengi *L.*, spitzblätteriger Affenbaum, Elengibaum, in Ostindien, Südasien, hat eirund-längliche, spitzige, lederartige, glänzende Blätter. Ueber die sehr stark und wohlriechenden, weißen Blüthen destillirt man ein Wasser, das nach Art gelind aromatischer Wasser benutzt wird. Die Wurzel und die Rinde braucht man zu Gurgelwasser bei Halsweh, Schwämmchen und Zahnschmerzen und bei Geschwülsten. Die gelben Früchte genießt man, und aus den Kernen derselben bereitet man ein für Maler brauchbares Oel. Das Holz ist sehr hart. M. obtusifolia *Lam.*, M. Kauki *L.*, stumpfblät-

Digitized by Google

tiger Affenbaum, Kaukibaum, in Ostindien, auf den Molukken, in Arabien, Neuholland, hat verkehrt-eirunde, stumpfliche, unten silberweiße Blätter, weiße Blumen und birnförmige, in der Reife schwarzbraune, süße und wohlschmeckende Früchte. Die Fruchtbäume sehen sehr schön aus, da unter dem frischen Laub hochgelbe, braune und schwärzliche Früchte beisammen stehen. Das Holz ist dicht, schwer und dauerhaft.

Mina, Getreide- und Flüssigkeitsmaß in Ober- und Mittelitalien, in Genua = 5897 pariser Kubikzoll; in Turin = 965⅚; in Mailand = 504⅓; in Pisa = 614⁴/₁₁; — auch Handelsgewicht in Aegypten, in Alexandria = 1,₉₆ Zollpfund, in Kairo = 1,₉₀, in Syrien = 1,₉₁.

Mina, 1) Don Francisco Espoz y, berühmter spanischer Guerillasführer und General, geb. den 17. Juni 1781 in dem kleinen Dorfe Hyobin bei Pampelona, wo sein Vater ein nicht unbegüterter Landmann war, lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit, bis er nach dem Einfall Napoleons als gemeiner Soldat in die Guerillasbande seines Vetters Don Xaverio M. trat. Nach der Gefangennehmung des letzteren von sieben Soldaten zum Anführer gewählt, entwaffnete er sogleich alle anderen Führer in Navarra, ließ den berühmten Echeverria erschießen und verstärkte durch dessen Soldaten seinen Haufen auf 400 Mann, an deren Spitze er eine Reihe der kühnsten Unternehmungen ausführte. Einer seiner kühnsten Streiche war die Wegnahme eines sehr bedeutenden Geldtransports auf der Straße von Bayonne nach Madrid. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er 1811 von der Centraljunta in Cadix zum Obersten und von der Regentschaft 1812 zum Brigadegeneral ernannt. Im Jahr 1813 stand er an der Spitze einer Heeresabtheilung von 11,000 Mann Infanterie und 2500 Reitern als Mariscal de Campo. Zugleich ward ihm der Oberbefehl über Navarra, Oberaragonien und die baskischen Provinzen anvertraut, welches Vertrauen er durch die Einnahme von Pampelona, Tafalla, Saragossa, Monzon, Wanazpua und Huesca rechtfertigte. Als 1814 Wellington in Spanien einbrang, bildete M. mit seiner Truppe die 4. Abtheilung des Heeres, nahm Jacas ein, rückte nach Oleron und belagerte St. Pied de Port, als der Friede geschlossen wurde. Der Einladung des Königs Ferdinand VII. nach Madrid folgend, bemühte er sich vergebens, denselben zur Berufung der Cortes zu bewegen. Er wurde außer Aktivität gesetzt und zog sich nach Navarra zurück. Mit seinem Neffen machte er im Sept. 1814 den Versuch, die Konstitution von 1812 wiederherzustellen, sah sich aber genöthigt, auf französisches Gebiet zu flüchten, wo ihn der spanische Gesandte, Graf von Cassaflores, mit Hülfe eines französischen Polizeiagenten verhaften ließ. Ludwig XVIII. mißbilligte jedoch diesen von einem fremden Gesandten in seinem Lande verfügten Gewaltschritt und setzte nicht blos den Agenten ab, sondern drang auch auf Abberufung des Gesandten. M. wurde wieder frei und erhielt einen Jahrgehalt. Napoleon ließ ihm bei seiner Rückkehr glänzende Anerbietungen machen, wenn er in Spanien einen Aufstand erregen; M. schlug aber dieses Ansinnen beharrlich ab, begab sich nach Gent zum König von Frankreich und kehrte mit diesem nach der Schlacht bei Waterloo, der er beigewohnt, nach Paris zurück, wo er bis zum 1. Januar 1820 in stiller Zurückgezogenheit lebte. Als aber das spanische Heer in Cadix die Fahne des Aufstandes erhob, kehrte er nach Spanien zurück, sammelte in Navarra seine Guerillas und zog gegen Pampelona, wo aber bereits die Konstitution angenommen war. Hierauf wurde er 1821 Generalkapitän von Navarra, machte sich aber durch seine strenge militärische Verwaltung viele Feinde, so daß er in gleicher Eigenschaft in die Provinz Galicien versetzt wurde. Auch hier blieb er aber nicht ohne Anfechtungen. Denn als Riego's Absetzung eine allgemeine Entrüstung über das von den Ministern eingehaltene System hervorrief, verfaßte M. eine der stärksten Adressen an den König. Man antwortete darauf mit seiner Absetzung, und jetzt schien der Bürgerkrieg auszubrechen, denn Galicien wollte diese nicht anerkennen. Nur durch den Rücktritt des Ministeriums fand man den Ausweg aus der drohenden Gefahr. M. wurde im Juli 1822 zum Generalissimus ernannt und der Glaubensarmee in Katalonien entgegengestellt. In wenigen Wochen gelang es ihm, diese aus Katalonien zu vertreiben und ihr bald auch in Aragonien und in Navarra das gleiche Loos zu bereiten, bis er sie über die Pyrenäen zurückdrängte und im November 1822 auch den letzten Haltpunkt Seu d'Urgel nahm, wo sie schon eine Regentschaft eingesetzt hatte. Nur durch die unerbittlichste Strenge konnte M. im Kampf mit dem Fanatismus solche Erfolge gewinnen. Im J. 1823 zum Generallieutenant ernannt, organisirte er gegen den Einmarsch der französischen Armee eine allgemeine Erhebung, aber nur von Barcelona aus wurde er gehörig unterstützt. Mit der größten Kühnheit und Tapferkeit trat er der siegreichen Armee der Franzosen entgegen, bis er vor einer dreimal überlegenen Macht sich nach Barcelona zurückziehen mußte. Hier hatte er sich durch die Befestigung der Stadt auf einen furchtbaren Entscheidungskampf vorbereitet, allein eine Krankheit zwang ihn lange Zeit zur Unthätigkeit, und als er im Oktober 1823 einen Ausfall wagte, erhielt er Nachrichten von dem Zustand der südlichen Provinzen. Nach dem Befehle des Königs zur Unterwerfung sah er das Zwecklose eines weiteren Kampfes ein, schloß mit dem General Moncey eine Kapitulation und begab sich, da die spanische Regierung die von ihm geschlossenen Verträge nicht erfüllte, im December 1823 nach England. Hier verfaßte er eine Beschreibung seiner Schicksale in spanischer Sprache, die auch ins Französische übersetzt wurde (Paris 1825) und sich durch die große Bescheidenheit, mit welcher er von seinen Thaten redet, auszeichnet. Im Jahre 1830 unternahm er mit Valdez einen Einfall in Navarra, sah sich aber außer Stande, die gespaltenen Parteien der Konstitutionellen zu einem gemeinsamen Handeln zu vereinigen, ließ sich wider Willen und nur dem Andrängen seiner Partei folgend, zu einem unglücklichen Kampfe im offenen Felde herbei und erreichte unter den größten Gefahren die französische Grenze, wo er entwaffnet und in das Innere des Landes gebracht wurde. Seit 1831 lebte er

Digitized by Google

wieder in London bis 1833. Die Wendung, welche der Aufstand in Vittoria u. in Navarra für Don Carlos dem Geschick Spaniens zu geben schien, lockte ihn wieder aus seinem Asyl. Er begab sich nach Bayonne in die Nähe des Kriegsschauplatzes und wurde von der spanischen Regierung amnestirt. Zuerst trat er in seinen früheren Rang als Generallieutenant zurück, am 23. September 1834 übernahm er aber das Oberkommando der Nordarmee gegen die Insurgenten u. wurde Generalkapitän von Navarra. Aber das Glück schien ihn verlassen zu haben; Krankheit ließ ihn selten persönlich im Felde erscheinen, und seine Unterfeldherren wurden fast überall geschlagen. Durch die Strenge, mit welcher er die Insurgenten behandelte, gab er der Wuth des Bürgerkrieges nur neue Nahrung, bis ihn endlich seine geschwächte Gesundheit nöthigte, vom Oberbefehl zurückzutreten (18. April 1835). Er kehrte nach Frankreich zurück, um an den Quellen von Cambo Heilung zu finden und lebte später in Montpellier. Im Jahre 1835 wurde er von Mendizabal zum Generalkapitän von Katalonien ernannt, † aber schon am 26. December 1836 zu Barcelona.

2) Xaverio, spanischer Oberstlieutenant und Führer der mexikanischen Insurgenten seit 1817, unweit Monreal in Navarra geboren, begann 1808 bei dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich an der Spitze einer von ihm angeworbenen Truppe von Partelgängern gegen die Franzosen den kleinen Krieg und zeichnete sich bei Alcornes, bei Maria und Belchito rühmlichst aus. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse und seine Vertrautheit mit dem Schauplatze seiner Jugend, die Kunde aller Schlachten u. Pfade im Gebirge erwarben ihm das Vertrauen seiner Anhänger. Er unternahm es, auf geheimen Pfaden u. durch seine Bekannten jenseits der Pyrenäen Kundschaft über die Rüstungen und Pläne Napoleons einzuziehen, und ging nach der Niederlage bei Belchite mitten durch die Kette des französischen Heeres nach seiner Heimath, wo er die Navarresen unter die Waffen rief. Oft von größeren Corps eingeschlossen, entließ er seine Leute bis auf einen kleinen Stamm derselben, mit welchem er in den Gebirgsschluchten verschwand, um dann auf den zum Sammelplatz bestimmten Orten zum Schrecken der Feinde wieder aufzutreten. Die Regierung belohnte M. mit der Ernennung zum Befehlshaber von Navarra. Von den Franzosen gefangen, ward er auf Befehl Napoleons als Staatsverbrecher in Vincennes eingesperrt. Hier gewann er im Umgang mit gefangenen französischen Offizieren eine höhere militärische Ausbildung und begab sich 1814 in sein Vaterland zurück, wo unterdessen sein Oheim mit noch größerem Glück die Guerillashaufen ausgebildet hatte. Das Mißlingen seines Plans, sich in den Besitz von Pampelona zu setzen, nöthigte ihn, sich mit seinem Oheim nach Frankreich zu flüchten. Er wurde in Bordeaux festgehalten, entkam aber während der 100 Tage nach England, wo er sich zu einem Zuge nach Mexiko rüstete. Im Mai 1816 segelte er mit der Ausrüstung für 2000 Mann Infanterie und 5000 Mann Kavalerie von Liverpool ab, kam Mitte Juni nach Nordamerika, wo er eine große Menge von Freiwilligen an sich zog, landete unweit Tampico bei Matagorda im April 1817 und vereinigte sich mit den dort kreuzenden Kapern. Mit seiner kleinen Schaar von 200 Mann drang er bis tief in das Innere des Landes vor und würde sich der reichen Stadt Guanaxuato bemächtigt haben, wenn sich die Mexikaner zum Sturm verstanden hätten. Bei Sotto la Marina trat M. an die Spitze der Insurgenten, schlug die Spanier bei Peotillos und bei San Felipe und stellte die unterbrochene Verbindung mit Los Remedios wieder her. Als er von hier aus am 30. Juni einen Aufruf an das Volk erließ, setzte der Vicekönig einen Preis von 500 Piastern auf seinen Kopf, und bald gerieth M., durch den General Pascal di Linan gedrängt, in große Verlegenheit. Er warf sich in die Festung Sombnero oz Conanja, mußte aber, nachdem ein Theil der ihm aus Europa gefolgten Soldaten in die Hände der Spanier gefallen und erschossen worden war, Ende August diesen Platz so wie San Gregorio aufgeben. Mit noch 600 Mann begann M. wieder seine geschickten Züge und täuschte durch diese die ihm weit überlegenen Spanier, bis er am 27. Oktober, wahrscheinlich durch die Verrätherei seiner Untergebenen, im Paß von Benadito mit 25 der Seinigen gefangen wurde. Trotz der Verwendungen der Insurgentenjunta und ihrer Drohungen, Repressalien zu ergreifen, ward er in Mexiko am 13. Nov. 1817 erschossen.

Minab, Stadt in der persischen Provinz Kerman, in Moghestan, Hauptort in den Besitzungen des Imam von Maskate, mit Hafen.

Minäer, den Nazaräern verwandte Sekte der Juden, welche, ohne zum Christenthum überzutreten, das Faktum der Messianität Jesu annahmen.

Minäi, altes mächtiges Volk Arabiens an der Westküste von Arabia Felix, bis tief in das Innere hineinreichend, das mit Weihrauch und Myrrhen einen bedeutenden Handel trieb.

Minarets, die Thürme der Moscheen (s. d.).

Minas-Geraes, Provinz Brasiliens, zwischen den Provinzen Bahia, Pernambuco, Goyaz, San-Paulo, Rio-Janeiro und Espiritu-Santo, umfaßt 11,961 □Meilen mit 995,000 Einwohnern. Es ist ein Hochland, auf dem sich Gebirgszüge bis zu 6000 Fuß erheben. Die Hauptgebirgszüge sind: die Serra de Mantiqueira, Vertentes, Carassо, Marcella, nach Goyaz und Espiritu Santo sich hinziehend und in zwei große Zweige auslaufend, die Serra Canastro mit der Sierra de Tabatinga, Serro Frio u. a. Eine der höchsten Spitzen ist der Itacolumi, 5700 Fuß hoch. Zwischen den Gebirgen erstrecken sich hier und da Hochebenen hin, Chapados genannt, während das tiefer liegende Land den Namen Campos führt. Der Hauptfluß ist der San Francisco, welcher die Provinz von Süden nach Norden durchfließt, mit zahlreichen Nebenflüssen. Der Parana entspringt hier und fließt von Osten nach Westen; der Rio Doce und der Rio Grande de Belmonte haben gleichfalls hier ihren Ursprung. Das Klima ist mäßig warm, der Boden fruchtbar. Hauptprodukte sind: Gold, Blei, Kupfer, Platina, Eisen, Diamanten u. a. Edelsteine; Mais, Manbioca, Zucker, Kaffee, Indigo, Südfrüchte, Tabak, Baumwolle; die gewöhnlichen Hausthiere, besonders halbwildes Rindvieh, Schweine, viele

Digitized by Google

Fische. Die Bewohner bestehen aus Weißen, Indianern, Mischlingen, Negern. Die zahlreichsten Indianerstämme sind die Botokuden und die Puris. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und auch Bergbau. Die Provinz ist in 5 Comarcas eingetheilt: Villa rica, Serro Frio, mit dem sogenannten Diamantendistrikt, Rio das Mortes, Sabara und Paracatu.

Mincha (hebr.), Opfergabe, besonders das unblutige Speis- und Trankopfer im Gegensatz zu dem blutigen, Korban genannt.

Mincio, schiffbarer Fluß im bisherigen lombardisch-venetianischen Königreich, entspringt in Tirol als Sarca, durchfließt unter diesem Namen den Gardasee, den er am südöstlichen Ende unter dem Namen M. verläßt, durchfließt noch einige kleinere Seen (z. B. den von Mantua) und Sümpfe, fließt anfangs südlich, dann östlich und südöstlich und mündet bei Governolo links in den Po. Geschichtlich denkwürdig wurde der Fluß durch die Schlacht vom 25. und 26. December 1800 zwischen den Franzosen unter Brune und den Oesterreichern unter Bellegarde, in welcher die Franzosen den Sieg davon trugen und über 4000 Gefangene machten, sowie durch die Schlacht vom 24. Juni 1859 zwischen den verbündeten Franzosen u. Sardinien unter Napoleon III. u. den Oesterreichern unter dem Kaiser Franz Joseph auch Schlacht bei Solferino (s. d.) genannt, in welcher erstere siegten. Durch den Frieden von Villafranca wurde die Lombardei bis an den M. von Oesterreich abgetreten. Das nach dem Fluß benannte frühere Departement des Königreichs Italien umfaßte 34¼ □Meilen mit 218,250 Einwohnern, begriff das Herzogthum Mantua und die Fürstenthümer Castiglione und Solferino in sich und hatte Mantua zur Hauptstadt.

Mind, Gottfried, berühmter schweizer. Maler, in der Schweiz der berner Fridli genannt, geboren zu Bern 1768, war der Sohn eines armen Formschneiders, lernte in Pestalozzi's Anstalt für arme Kinder zeichnen und dann bei dem Maler Freudenberger koloriren. Ein Kretin, in Allem unwissend, außer im Zeichnen, lebte er fast nur im Umgange mit Katzen, deren ränkesüchtige, alle früheren Katzenbilder weit übertreffende Nachbildung ihm den Namen Katzenraphael erwarb. Außer den Katzen malte M. die Bären am besten. Er zeichnete auch Gruppen spielender Knaben und Betteljungen höchst geistreich und ergötzlich. Seine Zeichnungen wurden nach seinem Tode, der am 7. November 1814 erfolgte, zu sehr hohen Preisen nach England verkauft. 10 Blätter Katzengruppen nach M. lithographirt erschienen 1827 in Leipzig; auch Brodtmann lithographirte 6 Blätter Katzengruppen und 10 Blätter Kinderspiele nach M., und Joh. F. Hegi radirte 4 Blätter Katzen.

Mindanao, Insel, s. v. a. Magindanao.

Mindel, bayerischer Fluß, entspringt bei Reichholz im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, nimmt die Flossach auf und ergießt sich bei Gundremingen in die Donau.

Mindelheim, ehemalige Herrschaft des schwäbischen Kreises, im Allgau gelegen und von den Herrschaften Schwabeck, dem Stifte Irsee, der Markgrafschaft Burgau, dem gräflich fuggerischen und andern Gebieten umgeben, umfaßte einen Flächenraum von ungefähr 4 □Meilen mit 10—12,000 Einwohnern. In früherer Zeit gehörte die Herrschaft den Herzögen von Teck, kam nach deren Absterben an die Reichberger und Freundsberger und 1612 an Bayern. Als 1706 der Kurfürst von Bayern in die Acht erklärt worden war, erhob der Kaiser die Herrschaft zu einem Fürstenthum und belehnte den zum Reichsfürsten erhobenen englischen Herzog von Marlborough mit demselben. Durch den rastatter Frieden von 1714 aber kam M. wieder an Kurbayern. Nach dem Tode des letzten bayerischen Kurfürsten wurde die Herrschaft zwar von Oesterreich 1778 in Besitz genommen, im folgenden Jahre aber an die Pfalz abgetreten. Die gleichnamige Stadt, an der Mindel, ist Sitz eines Land- und Stadtgerichts, Rentamts, Forstamts und einer Postverwaltung, hat einen Magistrat, ein katholisches Pfarramt, 3 Kirchen, 2 Kapellen, 8 Benefizien, ein englisches Fräuleinstift, Franciskanerinnenkloster, Schloß, Spital, Waisenhaus, Armeninstitut, bedeutende Bierbrauerei, eine Paptermühle, Hammer- und Waffenschmieden u. 3000 Einwohner. In der Nähe der Stadt liegt die Ruine des Bergschlosses M. und der Georgenberg mit Jagdschloß. Das Bad zu M. ist auch unter dem Namen des Märzenbades bekannt. Außerdem befindet sich bei M. noch das Marienbad mit einem Badehaus, dessen Wasser indessen noch schwächer ist, als das des Märzenbades.

Minden, vormaliges deutsches Fürstenthum (auch Bisthum) im westphälischen Kreise, östlich von der Grafschaft Schauenburg, südlich von der Grafschaft Ravensburg, westlich vom Bisthum Osnabrück und nördlich von den Grafschaften Hoya u. Diepholz begrenzt, umfaßte auf 20 □M. mit 70,000 Einwohnern 4 Städte, 1 Flecken, 121 Dörfer und Bauernschaften, 46 adelige Güter und Burgsitze und eine Komthurei. Es hatte mit der Grafschaft Ravensburg eine gemeinschaftliche Regierung, die mit Hinzuziehung zweier Superintendenten und des reformirten Hofpredigers zu M. auch die Stelle des Konsistoriums vertrat. Das Fürstenthum wurde eingetheilt in die 5 Aemter: Hausberge, Petershagen, Reineberg, Rahden und Schlüsselburg; die beiden unmittelbaren Städte M. und Lübbecke bestanden für sich. Ursprünglich gehörte das Land zu Engern und nachher zu den 8 von Karl dem Großen im Sachsenlande gestifteten Bisthümern. Als Stiftungsjahr des Bisthums wird gewöhnlich 803 angegeben. Der erste Bischof war Herumbert oder Hercumbert. Im westphälischen Frieden wurde das Stift säkularisirt und als Fürstenthum dem Kurhause Brandenburg für die abgetretenen pommerschen Lande als Entschädigung zugewiesen. Seit 1807 gehörte M. zum Königreich Westphalen und war ein Theil des Departements Oberems; 1814 nahm es Preußen wieder in Besitz. Jetzt bildet es mit den ehemaligen Fürstenthümern Ravensberg und Korvey, den Grafschaften Ravensberg, Rietberg, Rheda und dem Amt Reckenberg einen Regierungsbezirk der preußischen Provinz Westphalen, der einen Flächenraum von 94⁰/₁₀ □Meilen mit 460,000 Einwohnern umfaßt. Die gleichnamige Hauptstadt

Digitized by Google

(Preußisch-M.) des Regierungsbezirks ist eine starke Festung und liegt in einer angenehmen Gegend an der Weser, zum Theil am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt und wodurch die sogenannte Porta Westphalica gebildet wird. Ueber die Weser führt eine 600 Fuß lange und 24 Fuß breite steinerne Brücke. Die Stadt ist größtentheils massiv gebaut, hat aber sehr altmodische Häuser und enge unregelmäßige Straßen. Einen schönen öffentlichen Platz bildet der mit Bäumen bepflanzte Domhof. Von den Kirchen zeichnet sich die schöne im gothischen Styl gebaute Domkirche aus. Dieses Kirchengebäude, welches den katholischen Einwohnern zum Gottesdienst dient, ist ganz von Quadersteinen auf einem pilottirten Grunde erbaut und ruht auf 10 mächtigen Rundpfeilern, von denen 6 frei stehen. Seine Länge beträgt 100, die Breite 30—40 Schritt. Im J. 1832 ward das Innere des Doms restaurirt. Die übrigen 4 (evangelischen) Kirchen der Stadt sind ebenfalls durch ihr Alter und ihre Architektur bemerkenswerth. Die Gebäude des 1530 gegründeten Gymnasiums wurden 1821, die der Bürgerschule 1835 und der sogenannten reckertschen oder Elementarschule 1837 neu erbaut. Auch das an dem schönen Domhofsplatze gelegene königliche Regierungsgebäude, dessen neuer Theil 1846 in geschmackvollem Baustyle aufgeführt worden, wie die Elsenbahnhofs-, Fortifikations- und Militärgebäude sind auszuzeichnen. M. ist Sitz eines Domkapitels, welches aus katholischen und lutherischen Mitgliedern besteht, der Regierung, des Landrathamts und eines Kreis- und Stadtgerichts. Es hat ein 1530 gegründetes Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein freiweltliches protestantisches Fräuleinstift, eine Baugewerkschule, eine Hebammenlehranstalt, eine 1825 gestiftete Gesellschaft zur Förderung vaterländischer Kultur mit einem Museum, eine Krankenversorgungsanstalt, ein Armenhaus, eine Kleinkinderbewahranstalt, mehre wohlthätige Vereine und eine starke Garnison. Industriezweige der gegen 12,000 Einwohner sind Zuckersiederei, Wachsbleichen, Tuch-, Wollen- und Baumwollenweberei, Leder- und Tabaksfabriken, starke Branntweinbrennereien, Handel mit Getreide, Leinsamen, Hülsenfrüchten, Branntwein, Garn ꝛc., Schifffahrt auf der Weser zwischen Bremen und den südlichen Gegenden Westphalens ꝛc. Der Verkehr M.s hat sich durch die Dampfschifffahrt auf der Weser und durch die Elsenbahn, welche die rheinischen Bahnen mit der hannover-bremenschen verbindet, sehr gehoben. M. (in alten Urkunden Mindun und Mindo genannt) war schon zur Zeit Karls des Großen eine bedeutende Stadt, in welcher nachher mehre deutsche Kaiser residirten. Kaiser Konrad II. hielt daselbst 1026 einen Reichstag, auf welchem sein Sohn Heinrich III. zum römischen König erwählt wurde. Wegen der 1529 erfolgten Einführung der Reformation und Vertreibung des Kapitels wurde die Stadt 1538 in die Acht erklärt und 1547 von den Truppen Karls V. belagert und erobert. Doch söhnte sie sich bald durch einen besondern Vertrag mit dem Kaiser aus und erlegte 6000 Rthlr. Im 30jährigen Kriege besetzte 1626 Tilly die Stadt. Bald darauf (1634) wurde sie von Georg von Lüneburg erobert, darauf von den Schweden, welche die Stadt bis zur Besitzergreifung durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg am 7. September 1650 besetzt hielten und die Festungswerke wesentlich verstärkten. Im Jahre 1757 wurde sie von den Franzosen besetzt, 1758 von den Hannoveranern genommen, im Juni 1759 aber von dem Marschall Broglie wieder erobert. Kurz darauf, am 1. August, fand hier die Schlacht zwischen den Franzosen unter dem Marschall Contades u. den verbündeten Engländern u. Braunschweigern unter Ferdinand von Braunschweig Statt, in welcher die Franzosen eine solche Niederlage erlitten, daß sie alle den Verbündeten gehörenden Länder räumen mußten. Nach dem 7jährigen Kriege ließ König Friedrich II. die Festungswerke schleifen. Während der Dauer des napoleonischen Königreichs Westphalen gehörte auch M. zu demselben. Nach der Auflösung dieses Königreichs kam es 1814 wieder an Preußen, dessen Regierung die Stadt seit 1816 neu befestigen und zum Hauptwaffenplatz von Westphalen umschaffen ließ.

Mindensche Bergkette, eine Fortsetzung des Wesergebirges am linken Ufer der westphälischen Werre, fängt oberhalb Minden mit der westphälischen Pforte an, durchzieht den preußischen Kreis Minden und geht in die hannöversche Provinz Osnabrück über, wo sie bei Bramsche an der Hase in einer Hügelreihe endet. Ihre höchsten Punkte erreichen nicht 1000 Fuß. In der Nähe der Weser führt sie den Namen Wiehengebirge, mehr westlich erhält sie den Namen Lübbeckesche Berge. Im Ganzen bildet sie ein bewaldetes Gebirge mit fruchtbaren Thälern. Durch die westphälische Pforte führt die Hauptstraße, jetzt auch die Elsenbahn, von Minden über Herford und Bielefeld.

Mindere, s. v. a. Regulirte Geistliche.

Minderers Geist (Spiritus Mindereri), von dem bayerischen Arzt Raymund Minderer († 1621) eingeführtes Arzneimittel, ist eine Auflösung von essigsaurem Ammoniumoxyd in Wasser und wird durch Sättigen von Essigsäure mit kohlensaurem oder ätzendem Ammoniak gewonnen, eine farblose, kühlend salzig schmeckende, neutrale, schwach nach Essigsäure u. Ammoniak riechende Flüssigkeit.

Minderherrschaften, sonst Bezeichnung für diejenigen Mediatherrschaften in Schlesien, deren Besitzer zwar alle sonstigen Rechte der Standesherren besaßen, aber nicht auf den schlesischen Fürstentagen erscheinen und mitstimmen durften. Als die Fürstentage nicht mehr abgehalten wurden, nahmen die Besitzer der M. an den Provinziallandtagen Theil, welches Recht jedoch allen Herrschaftsbesitzern zusteht.

Minderjährigkeit, s. v. a. Minorennität.

Mindoro, eine prachtvolle Insel der Philippinen, zu der Bisayergruppe gehörig, ist 40 Lieues lang und 20 Lieues breit, mit schönen Bergen geschmückt, von herrlichen Flüssen bewässert und beinahe ganz mit Waldungen bedeckt. Die Nordküste bewohnen die Spaniern unterworfene Indier in 8 Dörfern. Casapan, der Hauptort der spanischen Niederlassung, ist ein großer Flecken mit sehr sicherem Hafen, wo Schiffe aller Größen vor Anker gehen können. Ein anderer Hafen,

Digitized by Google

Puerto Galera, ist zugleich die Seestation für die gegen die Seeräuber bestimmte Flottille. Die Westküste von M. bewohnen einige indische Dou-magalen, eine der wildesten Stämme der Philippinen. Die Insel gibt treffliches Bauholz, viele Häute, Wachs von wilden Bienen; die Wälder enthalten Hirsche, deren getrocknetes Fleisch unter dem Namen Tapa bekannt ist. Die spanischen Besitzungen auf der Nordküste haben eine Bevölkerung von 41,200 unterworfenen Indiern. Zu M. gehört noch die kleine Gruppe der Inseln Cabras und Alabat.

Mine (lat. Mina, eigentlich Mna), altgriechisches Gewicht u. zugleich Münze, der 60. Theil des Talents und wie dieses zu verschiedenen Zeiten von sehr abweichendem Werthe. Die eigentliche griechische M. von 100 Drachmen war ein Gewicht von 324 französischen Grammen, die große attische M. = 450 Gr., die kleine attische = 337½ Gr., die asiatische oder mosaische = 361¼ Gr., die alexandrinische = 583½ Gr., die äginetische = 750 Gr., die euböische = 540 Grammen. Als Geld war die Silbermine aus der Zeit vor Solon ungefähr 18⅘ Thlr. preuß., die große attische Silbermine seit Solon 25⅕ Thlr., die große attische Goldmine 10mal so viel, indem sie an Gold eben so viel enthielt, wie die vorige an Silber. Die asiatische Silbermine war der 50. Theil des asiatischen oder der 60. Theil des babylonischen Silbertalents und begriff 60 Siklos oder 100 Drachmen, ungefähr = 20¼ Thlr. preuß. Die euböische Silbermine, der 60. Theil des euböischen oder asiatischen Silbertalents, war = 16⅘ Thlr., die alexandrinische, der 50. Theil des alexandrinischen Talents, = 53 Thlr. preuß., die alexandrinische Goldmine 12mal so viel.

Mine, ein unterirdisches, mit Schießpulver gefülltes Behältniß, das als Verstärkungsmittel der Befestigungen dient, indem die eingeschlossene Pulvermasse, mittelst einer künstlichen Feuerleitung in dem günstigsten Augenblick entzündet, durch die Expansivkraft der Pulverluft bald darunter, bald zur Seite, bald darüber befindliche Gegenstände, Befestigungen oder Truppen beschädigen und vernichten soll. Der Minenbau findet in seiner größten Ausdehnung Anwendung beim Festungskriege, wo der Vertheidiger wie der Angreifende davon Gebrauch macht; einfacher wendet man ihn bei provisorischen und Feldbefestigungen, jedoch nur zur Vertheidigung an. Die erste Arbeit besteht in der Ausführung der Schächte oder Brunnen, vertikal ausgegrabener (abgesenkter oder abgeteufter) Gruben, ähnlich denen beim Brunnen- und Bergbau vorkommenden, und in der Anlage der Strecken, Gänge oder Gallerien, der unter der Erde in verschiedenen Richtungen horizontal fortlaufenden Gänge (Minengänge), deren Abmessungen von der Tiefe oder Länge, von der Zeit u. davon abhängen, ob man aus diesem Schacht oder dieser Gallerie andere Gallerien zur Seite vertreiben will oder nicht. Die kleinsten Minengänge heißen Minenäste, welche immer von den Hauptkammern auslaufen u. an deren Ende dann gewöhnlich die Minenkammern, d. h. diejenigen Hohlräume angebracht sind, in welche die zur Minirwirkung erforderliche Pulvermasse untergebracht wird. Der Bau der Minengänge erfolgt auf zweierlei Art, indem man sie entweder von oben herein ausgräbt und dann als Gewölbe aufmauert oder auszimmert, oder indem man sie unterirdisch ausführt u. sie dabei ebenfalls entweder mit Holz aussetzt oder auch ausmauert. Die eigentlichen Gallerien einer Festung werden gewöhnlich ausgemauert, sowohl wegen längerer Dauer, als auch zu besserem Widerstande gegen die Wirkungen der feindlichen Minen. Zum Ausbau der kleinsten Schächte und Gallerien bedient man sich der sogenannten holländischen Rahmen, die aus 4 Brettstücken bestehen, welche durch Zapfen mit einander verbunden und etwa 2 Fuß 6 Zoll hoch und 2 Fuß breit sind. Die nach der beabsichtigten Wirkung der M. ermittelte Pulverladung wird gewöhnlich in einen Kasten, den sogenannten Pulverkasten, gebracht, der in der Minenkammer aufgestellt ist. Um die Ladung ohne Gefahr entzünden zu können, ist ein Leitfeuer nöthig. Dasselbe befindet sich in einer hölzernen Röhre und besteht aus einer mit Pulver gefüllten sogenannten Zündwurst, aus Zündschnur oder einer Rakete, welche bis in den Pulverkasten hineingeleitet wird. Zum Entzünden der erstern bedient man sich am häufigsten der Mausefalle, eines hölzernen Kastens, auf dessen Deckel ein Stück brennenden Schwamms gelegt wird, der beim Zurückziehen des Deckels mittelst einer Schnur sich von dem Deckel abstreift, in den Kasten fällt und dasselbst das am Ende der Zündschnur oder Zündwurst gestreute Pulver entzündet. In neuerer Zeit hat man sich zum Zünden der M.n vielfältig und mit Glück der galvanischen Batterien bedient. Um zu verhindern, daß durch den Schacht oder die Gallerie ein zu großer Theil der Expansionskraft des Pulvers verloren geht, dient die Verdämmung oder Besetzung der M., welche darin besteht, daß man den Minengang von der Kammer an mit Holz und Sandsäcken zusetzt. Die bei Entzündung von Schießpulver sich bildende Pulverluft hat bekanntlich das Bestreben u. Vermögen, sich nach allen Seiten gleich schnell und gewaltsam auszudehnen. Erleidet dieses Streben von außen einen überall gleichen Widerstand, so zeigt sich auch die Wirkung des Expansivvermögens nach allen Richtungen in gleicher Stärke; ist der Widerstand irgendwo geringer, so wendet sich die ganze ursprüngliche oder noch vorhandene Kraft nach dieser Seite. Befindet sich nun eine Quantität Schießpulver so tief unter der Erdoberfläche, daß der Widerstand der über ihr befindlichen Erde ꝛc. überall größer ist, als die zerreißende und forschleudernde Gewalt des Schießpulvers, so besteht die ganze Wirkung der M. in einer Zerreißung und Erschütterung der innerhalb eines sphärischen Raumes rings um die Pulvermasse gelegenen Erdtheile und übrigen Gegenstände. Die Ausdehnung und Gestalt dieses Raumes, dessen Erstreckung man die Trennungssphäre nennt, hängt von der Stärke der Ladung und der Beschaffenheit des widerstehenden Mittels ab. Ist aber die Kraft des entzündeten Schießpulvers größer als der Widerstand der Erddecke, so zeigt sich die Wirkung der M. zu Tage, d. h. es wird dann die Erddecke bis zur Grenze der Trennungssphäre, wo diese nämlich die Erd-

Digitized by Google

oberfläche durchschneidet, in Gestalt einer Garbe in die Luft geschleudert und eine Grube gebildet, die bis unter die eingegrabene Pulverladung reicht. Diese gebildeten Aushöhlungen heißen die Minentrichter (entonnoir), und die Gestalt ihres verdeckten Durchschnitts ist ein Paraboloid oder ähnlich der eines abgestumpften Kegels. Eine gerade Linie, welche man senkrecht von der Minenladung bis zur Erddecke, wo diese am wenigsten Widerstand leistet, gezogen denkt, heißt die kürzeste Widerstandslinie; jede Linie aber von der Mitte der Ladung bis zum Trichterrande wird ein Explosionsradius und der Durchmesser der in die Luft geschleuderten Erddecke der Trichterdurchmesser genannt. Nach der verschiedenen Ladung und Wirkung, welche M.n hervorbringen, nach den verschiedenen Zwecken, welche man durch ihre Wirkung erreichen will, und nach der Verschiedenartigkeit ihrer Ausführung, erhalten diese besondere Namen. Man unterscheidet darnach: einfache oder gewöhnliche M.n, alle diejenigen, wo der Trichterhalbmesser der kürzesten Widerstandslinie gleich ist; überladene M.n oder Druckkugeln, wo die Minenladung so stark ist, daß der Trichterhalbmesser $1^1/_2$ — 3mal der kürzesten Widerstandslinie gleich kommt; Quetschminen oder solche M.n, wo die Ladung so schwach ist, daß sich ihre Wirkung nicht bis über die Erdoberfläche erstreckt; Dampfminen, bloße Pulverpatronen, die man durch ein in die Wand eines Minenganges gebohrtes Loch schiebt und anzündet, um den feindlichen Minirer durch den Pulverdampf aus seinem Gange zu vertreiben; Fladers oder Flattermines, alle einfachen und gewöhnlichen M.n, deren kürzeste Widerstandslinie weniger als 10 Fuß beträgt; Breschminen, solche, welche man unter oder hinter die Futtermauern der Festungswerke legt, um durch ihre Entzündung, anstatt durch Geschützfeuer, eine Bresche zu Stande zu bringen; Demolirungsminen, überhaupt alle M.n, durch deren Wirkung man irgend einen Befestigungstheil, ein Gebäude, eine Brücke ꝛc., zu zerstören oder umzustürzen sucht; Bombenminen, solche, wo über die Ladung, in einem Kasten vereint, mehre Bomben eingesetzt sind, die bei der Entzündung mit der Erde fortgeschleudert werden und dann noch durch ihr Zerspringen schaden; Steinminen oder Erdwürfe, eine Art von M.n, welche mit den vorigen gewissermaßen die Stelle eines Wurfgeschützes vertreten, indem man durch eine entsprechende Minenladung dem Gegner eine Masse eingegrabener Steine entgegenschleudert; Perkussionsminen, die in neuerer Zeit in Vorschlag gekommenen kleinen M.n, welche der Feind, indem er auf ihre Zündvorrichtung tritt, selbst zum Auffliegen bringt; Schachtminen, solche Minenanlagen, wo man, um die Pulverladung in die Erde an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, einen viereckigen Brunnen bis zur erforderlichen Tiefe ausgräbt; Stockwerk- oder Etagenminen, solche Anlagen, wo mehre Minenladungen unter einander liegen, um ein und dieselbe Terrainstelle zu wiederholten Malen in die Luft sprengen zu können; doppelte oder T-Minen, wenn zwei Minenladungen so neben einander liegen, daß sie entweder um ihren Trichterhalbmesser oder Durchmesser von einander entfernt sind; dreifache Kleeblatts- oder Trefflerminen, diejenigen, wo 3 Minenladungen in Gestalt eines gleichseitigen oder gleichschenkligen Dreiecks in den vorher angegebenen Entfernungen von einander liegen; gekoppelte M.n, die beiden vorgenannten, wenn ihre Minenzündung so angeordnet ist, daß alle Ladungen zu gleicher Zeit gezündet werden; Angriffsminen, alle Minenanlagen, welche bei einer Belagerung von Seiten der Angreifenden gebraucht werden, wogegen endlich Vertheidigungs- und Gegenminen (Kontreminen) alle die heißen, deren sich der Belagerte zur Vertheidigung seiner Festungswerke bedient. Haben die Kontreminen eine größere Ausdehnung und sind sie nach einer bestimmten Ordnung angelegt, so bilden sie ein Minensystem, und der Angreifer sieht sich dann gezwungen, den gewöhnlich sehr zeitraubenden Minenkrieg zu beginnen, wenn es ihm nicht gelingt, sich durch einen Sturm des gedeckten Wegs und dadurch auch des Zugangs zu den Kontreminen zu bemächtigen. Im Minenkrieg ist es der Zweck des Vertheidigers, durch die Minenwirkung die Minenarbeiten des Angreifers und überhaupt dessen Belagerungsarbeiten zu zerstören. Die M.n, welcher er sich dabei bedient, sind gewöhnliche M.n oder schwachgeladene Quetschminen, um des Gegners Belagerungsarbeiten zu zerstören, und Demolirungsminen, um die verlassenen Festungswerke zu schleifen. Der Angreifende aber wendet die M.n an, um die Minengallerien der Festung zu zerstören, um die Kontrescharpenfuttermauern in den Graben zu werfen und auf diese Weise eine Descente zu bilden, sowie um sich die Festungswerke selbst zu öffnen, oder um durch sie die Bresche zu erzeugen. Die hierzu bis jetzt in Anwendung gebrachten M.n sind theils Querschminen, theils gewöhnliche, theils überladene M.n oder Druckkugeln. Die Hauptaufgabe für die sich gegenseitig unter der Erde bekämpfenden Mineure besteht nun darin, daß sie einander in der Entzündung der M.n zuvorzukommen suchen müssen; d. h. derjenige Mineur, der seine M. eher vollendet hat und sie mithin früher spielen lassen kann, als sein Gegner, wird bei einer richtigen Anlage den Zweck erreichen, die unterirdischen Baue seines Gegners zu erdrücken oder zu zerstören. Auch besitzt der Vertheidiger in den bereits vorbereiteten Demolitionsminen ein Mittel, um sich durch sie von den verlorenen und durch ihre Lage den übrigen Festungstheilen nachtheiligen Werken durch einen Schlag zu befreien und dem Feinde vielleicht damit zugleich eine mit mancher Aufopferung erkämpfte und befestigte Besitzung zu vernichten. Schon die Alten wandten bei Belagerungen unterirdische Gänge an, um in das Innere der belagerten Stadt zu gelangen, oder um die Mauern zu untergraben u. durch Verbrennen der hölzernen Stützen zum Einsturz zu bringen. So nahmen die Römer mit M.n Fidenä 664 v. Chr., Veji 393 ꝛc. Der erste, aber mißlungene Versuch, eine mit Pulver gelabene M. zu sprengen, wurde 1487 durch einen genuesischen Ingenieur vor Sorezanella gemacht; dagegen gelang 1503 eine M. bei der Belagerung des Schlosses dell'Uovo bei Neapel durch Peter

Digitized by Google

von Novara, indem ein Theil des Felsens, auf dem das Schloß stand, in die Luft gesprengt wurde. Bald verbreitete sich nun der Gebrauch der M.n weiter, namentlich bei den Türken, die sie sowohl zur Vertheidigung als auch zum Angriff belagerter Städte (Kandia 1667 und Wien 1683) anwendeten. Vielfache Anwendung fanden die M.n im 16. und 17. Jahrhundert, doch war ihr Gebrauch auf Empirismus begründet, und erst Vauban scheint über die Bestimmung der zweckmäßigen Stärke der Minenladungen gründlicheund wissenschaftliche Versuche und Untersuchungen angestellt zu haben, deren Resultate später aber noch manche Berichtigungen erhielten. Belidor, Lehrer an der Artillerieschule zu La Fère, stellte den Erfahrungsgrundsatz auf, daß die Größe der von M.n ausgehobenen Trichter mit den Ladungen zunehme, daß sich aber die Wirkung der Pulverkraft nicht bloß auf den Raum der durch sie ausgehobenen und fortgeschleuderten Erdmasse beschränke, sondern daß sich in der Erdmasse um die Pulverladung herum eine verhältnißmäßige Wirkungskugel bilde, wo die Erdtheilchen durch den Druck des sich nach allen Seiten ausdehnenden Pulvergases erschüttert und fortgeschoben, folglich in der Erde befindliche hohle Räume zusammengedrückt werden. Der glänzende Erfolg eines auf Veranlassung des Herzogs Belleisle bei Bisy 1753 angestellten Versuchs war die Veranlassung, daß Friedrich der Große diesen Versuch von dem Ingenieur Lefebvre zu Potsdam wiederholen und bei der Belagerung von Schweidnitz 1762 mit Glück anwenden ließ. Mordgänge nannte man sonst die M.n wegen der zuweilen darin vorkommenden mörderischen Kämpfe. Vgl. Hauser, Die M.n und der unterirdische Krieg, Wien 1817.

Minehead, Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, am Kanal von Bristol, mit Hafen, Fabriken für grobe Zeuche, Handel mit Getreide, Malz, Kohlen, Häringsfischerei und 2500 Einw.

Minelli (Min-Elli), Johann, bekannter Schulmann, 1625 zu Rotterdam geboren, war Rektor der Schule daselbst und † 1685. Er besorgte von einer großen Anzahl römischer Klassiker, namentlich von denen, die man damals auf den Schulen zu lesen pflegte, Ausgaben mit kurzen, meist sehr oberflächlichen Anmerkungen, die so großen Beifall fanden, daß von Andern viele ähnliche Ausgaben erschienen, die auf dem Titel die Worte „ad modum Minellii", d. i. nach der Art und Weise M.s, führten. Besonders geschah dies in Deutschland durch den pseudonymen Germanicus Sincerus und Juncker. Da diese letzteren Ausgaben in ihren Anmerkungen fast nur wörtliche Uebersetzungen des Textes darboten, wodurch sie bei den Schülern sehr beliebt wurden, wurde der Ausdruck ad modum Minellii sprüchwörtlich für Eselsbrücke.

Mineo, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Catania, mit 8100 Einwohnern. In der Nähe der See Naphtia mit Erdpechquellen.

Mineralblau, s. v. a. Bergblau und Berlinerblau.

Mineralchemie, s. Mineralogie.

Mineralgelb, s. v. a. Kasseler Gelb.

Mineralien (v. Lat. u. Franz.), der Wortbedeutung nach die in Minen oder Bergwerksarbeiten gewonnenen Körper (Fossilien), nach dem jetzigen Sprachgebrauch alle als Bestandtheile der Erdrinde natürlich vorkommenden Körper, wozu man aber die eigentliche Erdschicht, welche sich durch Zersetzung der Gesteine und durch die Einwirkungen der Vegetation bildet, in der Regel nicht rechnet, wogegen man die fossilen Knochen, den Bernstein, das Erdharz und andere Reste früherer organischer Körper zu den M. zählt. Die M. können aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden und fallen daher eben so verschiedenen Disciplinen anheim. In sofern es sich um das Vorkommen derselben, d. h. theils um die Größe der Massen, in welchen sie sich finden, die Vertheilung und Lagerung derselben und ihre gegenseitige räumliche Verbindung unter einander, handelt, sind sie Gegenstand der Geognosie (s. d.), die in das Gebiet der Mineralogie hinübergreift, weil sie sich auch mit den Eigenschaften wenigstens derjenigen M. beschäftigen muß, welche größere Massen zusammensetzen. Die Veränderungen, welche die Felsarten durch Verwittern allein erleiden, betrachtet die Geognosie, in sofern sie die Erdoberfläche verändern; zur Bodenkunde aber gehören sie, in sofern sie im Verein mit der Einwirkung der Vegetation die Ackerkrume (s. Landwirthschaft) bilden. Die technisch-mechanische Benutzung fällt der Lithurgik, die chemische Benutzung der Hüttenkunde (s. Metallurgie) und andern Zweigen der chemischen Technologie anheim. Die vollständige Beschreibung und Kennzeichenlehre der dem Auge als ungemengt oder einfach erscheinenden M. nach ihrer Gestalt, ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften ist Sache der Mineralogie (s. d.) im engern Sinne, welche die M. in ihrer individuellen Erscheinung behandelt, während die Mineralogie im weitern Sinne neben ihr noch den petrographischen Theil der Geognosie umfaßt und den dritten Haupttheil der beschreibenden Naturgeschichte bildet.

Die M. lassen sich, wie andere Naturkörper, nach Uebereinstimmung ihrer Eigenschaften in Gattungen, Ordnungen, Geschlechter und Arten ordnen. Die Eigenschaften selbst sind aber dreierlei Art. Die morphologischen Eigenschaften beziehen sich auf die Gestalt, und zwar sowohl auf die äußere Begrenzung durch Flächen, als auf die innere Struktur. Einfach heißt ein Mineral, wenn es nur aus einem einzelnen Individuum (Mineralindividuum) besteht, zusammengesetzt, wenn mehre Individuen von gleicher Art so miteinander verbunden sind (Aggregate), daß sie durch ihre gegenseitige Berührung in ihrer vollkommenen Ausbildung gehindert wurden. Je nachdem die Formverhältnisse der M. in den äußeren Umrissen oder beim Zerschlagen im Inneren derselben wahrnehmbar sind, werden äußere und innere Formverhältnisse unterschieden. Ist die äußere Form eines Mineralindividuums durch ebene, glatte und unter bestimmten Winkeln zusammentreffende Flächen begrenzt, so ist sie eine regelmäßige, und der Körper heißt ein Krystall. Die Anzahl und Verschiedenheit der krystallisirten M., die

Digitized by Google

man auch porodine M. nennt, ist außerordentlich groß und hat die Ausbildung einer besonderen Disciplin, der Krystallographie (s. d.), veranlaßt, welche sich ausschließlich mit der Beschreibung, Anordnung und gegenseitigen Beziehung der Krystalle beschäftigt. Den Uebergang von den regelmäßigen zu den amorphen oder unregelmäßigen, d. i. den in ihrer äußeren Begrenzung der regelmäßigen ebenen Flächen entbehrenden Formen, die auch hyaline M. heißen, machen die von Ehrenberg so genannten Krystalloide oder die kugeligen, ovalen ꝛc. Konkretionen, die entweder ganz frei, oder nur locker eingewachsen sind, wie die Kugeln im Grauwacke- u. Alaunschiefer bei Saalfeld und Reichmannsdorf ꝛc. An diese ursprünglich unregelmäßigen Formen schließen sich die Körner (unter Haselnußgröße), die Bruchstücke, die in größeren Massen Gerölle, wenn abgerieben, Geschiebe heißen und in ihren kleinsten Dimensionen zu Sand und Staub werden können, endlich derbe oder eingesprengte Massen, die mit anderen Mineralmassen aufs Innigste verwachsen sind. Andere unregelmäßige Formen, die entweder durch Störung der Krystallisation, oder in ihrer Verbindung mit einander durch gegenseitigen Druck und gegenseitige Anziehung an regelmäßiger Ausbildung verhindert wurden, heißen nachahmende (heteromorphe) Gestalten und sind entweder Körner, wenn sie ziemlich gleiche Ausdehnung nach allen Richtungen und weder Kanten noch Ecken haben, oder Platten und Blätter, wenn ihre Ausdehnung nach 2 Richtungen gegen die dritte vorherrschend ist, Schalen, wenn sie nach den 2 herrschenden Richtungen gekrümmt sind, und Stengel, Drähte, Nadeln, Haare, Fasern, wenn ihre Ausdehnung nach einer Richtung gegen die der beiden anderen vorherrscht.

Die inneren Formverhältnisse der Individuen, ihre Struktur oder ihr Gefüge, d. i. die Art und Weise der mechanischen Verbindung, in welcher die inneren Theile eines Minerals bei ihrer durch äußere Gewalt bewirkten Trennung erscheinen, sind regelmäßige, wenn ein Mineral vermöge der Spaltbarkeit sich immer nach bestimmten geraden Richtungen theilen läßt und immer von glatten, ebenen Flächen begrenzte Stücke liefert. Die unregelmäßige Struktur oder der gänzliche Mangel derselben spricht sich im Bruch aus, d. h. in der Eigenschaft, nach welcher die mechanische Theilung nicht in bestimmten geraden Richtungen möglich ist und nur unregelmäßig begrenzte Stücke liefert. Den Bruch zeigen die Krystalle nur dann, wenn sie in einer dem Blätterdurchgange nicht entsprechenden Richtung getheilt werden sollen, den nicht krystallisirten Individuen ist er ganz eigenthümlich, und die Bruchflächen sind muschelig, eben, uneben, glatt, splitterig oder hakig, die Bruchstücke kantig, eckig, spitzig oder abgerundet. Die äußeren Formverhältnisse der Aggregate sind regelmäßige, nachahmende und zufällige. Ueber die regelmäßigen Aggregate, deren Individuen noch eine von regelmäßigen Flächen begrenzte Form deutlich erkennen lassen und als Zwillings-, Drillings-, Vierlings- ꝛc. bildungen, oder als Hemitropien, oder als Drusen, oder als Gruppen erscheinen, s. Krystallographie. Nachahmende (heteromorphe) Aggregate sind jene, die durch eine Zusammenhäufung nachahmender Individuen mit gewissen Formen anderer Gegenstände Aehnlichkeit haben. So geben Verbindungen körniger Individuen draht-, zahn-, nadel- und haarförmige Gestalten, deren verschiedenartige Zusammensetzungen wieder neue Formen hervorbringen, wie die baumartigen des Kupfers, des Goldes, des Aragonits (Eisenblüthe), die staudenartigen des Kalkspaths, des Salmiaks, die wolligen des Silbers, die blatt- und blechförmigen des Goldes, die gestrickten des oktaëdrischen Kobaltkieses, des Silbers und des Goldes. Durch die Verbindung tafel- oder schalenförmiger Individuen entstehen fächer-, kamm-, garben-, wulst- und rosenförmige Gestalten, endlich durch Gruppirung stengeliger Individuen stengel-, büschel-, stern- und kugelförmige Gestalten, welche letztere in ihrer Verbindung klein- und großtraubige, nierenförmige, oder auch unregelmäßig knollige Gestalten hervorbringen, wie sie Pyrit und Markasit, Kupferlasur, Sphärosiderit, Sphärulit ꝛc. darbieten. Zufällige Aggregate heißen diejenigen, welche auf eigenthümliche Art und unter besonderen Ortsverhältnissen gebildet wurden, wie vorzüglich die stalaktitischen Bildungen des Steinsalzes, des Kalkes, Chalcedons, Opals, Hyaliths und Brauneisensteins. Die inneren Formverhältnisse der Aggregate, also die Art und Weise ihrer inneren Zusammensetzung, werden mit dem Ausdruck Textur bezeichnet. Bei den regelmäßigen und nachahmenden Aggregaten erscheint die Textur in der Absonderung, wonach sich die Aggregate durch mechanische Theilung in mehr oder minder deutlich erkennbare Individuen zerlegen lassen, und man unterscheidet nach dem Grade des Zusammenhangs und nach der Deutlichkeit der Theile (Zusammensetzungsstücke) eine feste, lose, schwache, deutliche und undeutliche Absonderung. Von der Form und der Größe der unterscheidbaren Individuen hängen die folgenden Bezeichnungen ab: krystallinisch oder körnig (groß-, grob-, klein-, feinkörnig), wie die Marmore, manche Bleiglanze, die fest verwachsen sind; stengelig, faserig, wie die Topase von Altenberg und Zinnwald, die Aragone und Gypse; schalig (blätterig, schieferig), wie der Schieferspath, Baryt, Eisenglanz, deren Vorkommen gradschalig ist, während die meisten krummschaligen Formen mehrfach zusammengesetzt sind, wie denn die Glaskopfstruktur kugeliger, nierenförmiger, traubiger und tropfsteinartiger Gestalten darin besteht, daß die zusammensetzenden gekrümmten Schalen selbst wieder stengelig zusammengesetzt sind, und die oolithische oder Erbsen- oder Rogensteinstruktur körnig zusammengesetzte Kugeln zeigt, die aus gekrümmten, ursprünglich stengelig zusammengesetzten Schalen bestehen. Die Textur der dichten Aggregate, deren Individuen so klein und fest mit einander verwachsen sind, daß sie mit einander verschmolzen zu seyn scheinen, läßt bei mechanischer Trennung keine Absonderung oder Zusammensetzung mehr unterscheiden, sondern es findet nur ein

Digitized by Google

aus dem einen in das andere Individuum fortgesetzter Bruch Statt, der im Allgemeinen dieselbe Beschaffenheit zeigt, wie der Bruch der nichtkrystallisirten Mineralindividuen. Zu den physikalischen Eigenschaften der M. gehören zunächst die Kohäsionsverhältnisse, in welchen sich das allen Theilen eines Körpers inwohnende Bestreben, in der Einheit seiner Masse zu beharren, ausspricht, und zwar im Allgemeinen bei den M. durch die Kohärenz, d. i. den inneren Zusammenhalt der kleinsten Theile eines Minerals, im Besonderen durch die Krystallisation, d. i. den Zusammenhang der kleinsten Theile unter regelmäßigen Formverhältnissen. Nach der Stärke und Beschaffenheit der Kohärenz ergeben sich für die M. zweierlei Aggregatzustände, nämlich der feste und der flüssige Zustand, jeder in verschiedenen Abstufungen. Die festen M., deren kleinste Theile in so starkem Zusammenhange stehen, daß sie nur durch Gewalt getrennt oder verschoben werden können, machen den größten Theil des Mineralreichs aus und zeigen folgende Kohärenzeigenschaften: zuerst die Härte, welche in dem Widerstand, den die festen M. der Verschiebung ihrer Theilchen entgegensetzen, oder in der Eigenschaft, wonach ein Mineral beim Ritzen mit einem anderen merklichen Widerstand leistet, erscheint; ferner die Sprödigkeit, darin bestehend, daß sich jede durch äußere Gewalt bewirkte Trennung der Theile von selbst nach verschiedenen Richtungen hin fortpflanzt, so daß kleine Risse entstehen und Splitter abspringen; die Geschmeidigkeit, nach welcher eine Trennung des Zusammenhangs nur so weit fortschreitet, als der trennende Körper eindringt, ohne daß dabei Splitter oder Pulver entstehen; die Biegsamkeit, die ein Mineral dann besitzt, wenn dünne Blättchen desselben gebogen werden können, ohne zu brechen, aber auch ohne in ihre frühere Lage zurückzukehren; die Elastetität, wobei dünne Blättchen eines Minerals nach der Biegung oder größere Stücke nach der Zusammendrückung augenblicklich in ihre frühere Lage oder Gestalt zurückspringen; die Dehnbarkeit, die, wenn das Mineral, ohne den Zusammenhang seiner Theile zu verlieren, sich zu Draht ausziehen läßt, Streckbarkeit (Duktilität), wenn es unter dem Hammer seine Form verändern läßt, Hämmerbarkeit (Reckbarkeit) heißt. Die flüssigen M., deren Theilchen in einem so schwachen Zusammenhange stehen, daß sie bei der geringsten Berührung getrennt oder verschoben werden können, weshalb sie auch keine selbstständige Gestalt, sondern die der Räume annehmen, in denen sie sich befinden, sind entweder halbflüssig, wie das Silberamalgam, oder zähflüssig, wie das Erdöl, oder tropfbar flüssig, wie das Quecksilber. Die Adhäsionsverhältnisse äußern sich an den M. in der Eigenschaft derselben, daß sie sich an anderen Körpern farbig abreiben und ihnen anhängen. Als Wirkungen der Adhäsion sind zu betrachten: das Abfärben oder Schmutzen bei der Berührung, wie es bei den weichen und erdigen M., der Kreide, dem Graphit, der Kohle, dem Molybdän ꝛc. Statt findet; das Anhängen an der Zunge, eine Folge der Porosität, wie beim Meerschaum, Töpferthon, der Kreide, dem Klebschiefer, bei vielen Opalen und Hydrophanen; die eigenthümlichen Eindrücke, die die M. beim Anfühlen verursachen, wie der Talk sich fettig, Kreide und Kaolin mager, Glimmer glatt, Bimsstein rauh ꝛc. anfühlt. Das Gewicht, d. i. die meßbare Größe des Druckes, den ein Körper vermöge seiner Schwere oder vermöge seines auf die Centripetalkraft der Erde gegründeten Bestrebens, sich dem Mittelpunkt der Erde zu nähern, ausübt, ist bei den festen M. entweder absolut, wenn es die Angabe des Verhältnisses ist, in welchem der Druck eines Körpers zu dem als Einheit angenommenen Druck eines anderen Körpers steht, oder specifisch, die Angabe des Verhältnisses, in welchem das absolute Gewicht eines Körpers zu dem des reinen Wassers von gleichem Volum steht, woraus zugleich die Dichtigkeit des Minerals oder das Verhältniß seiner Masse zu seinem Volumen erkannt wird, indem die Masse eines Körpers dem absoluten Gewicht desselben proportional ist und demnach die Dichtigkeiten zweier Körper von gleichem Volumen sich verhalten, wie ihre absoluten Gewichte und diese wie ihre specifischen Gewichte. Während für feste Körper das absolute Gewicht des Wassers als Einheit angenommen wird, nimmt man für gasförmige oder elastisch-flüssige Körper gewöhnlich das Gewicht eines gleichen Volums atmosphärischer Luft oder auch eines Oels als Maßstab der Vergleichung an. Das specifische Gewicht gehört zu den wichtigsten Charakteren der M., weshalb die genauste Angabe von Wichtigkeit ist. Die Extreme sind Erdöl = 0,7 u. Iridium = 23,64. Die Wärme wirkt auf die M. im Allgemeinen auf dreierlei Art, indem sie theils ihr Volumen, theils ihren Aggregatzustand, theils die chemische Verwandtschaft ihrer Substanzen verändert. Die Volumenveränderung der M. durch die Wärme fällt unter das allgemeine Gesetz, daß zunehmende Wärme das Volumen vergrößert, abnehmende dasselbe verringert. Die Veränderung des Aggregatzustandes durch die Wärme heißt Schmelzen, wenn das Mineral aus dem festen in den tropfbar flüssigen, Verflüchtigung, wenn es in den gasförmigen Zustand übergeht. Schmelzbarkeit kommt den M. in sehr verschiedenen Graden zu, und man nennt sie leichtflüssig, wenn sie, wie Blei, Zinn, Zink, vor dem Rothglühen schmelzen, schwerflüssig, wenn sie, wie Eisen, Platin, in der Rothglühhitze schmelzen, unschmelzbar, die man, wie den Quarz, bis jetzt nicht schmelzen konnte. Das scheinbare Schmelzen der Salze in der Hitze ist nur ein Zergehen, denn sie werden wieder fest, nachdem das Wasser, das sie enthielten, verdunstet ist. Auch die Flüchtigkeit besteht in verschiedenen Graden. Manche M. sind sehr flüchtig, indem sie schon bei gewöhnlicher Temperatur sich verflüchtigen, wie Quecksilber und Chlor, andere flüchtig, die, wie Schwefel, Zinnober, Salmiak, schon eine beträchtliche Hitze erfordern; solche, die sich nur in der heftigsten Weißglühhitze oder vor dem Brennspiegel verflüchtigen lassen, wie Diamant und Graphit, heißen schwer flüchtige oder feuerbeständige, solche, die sich gar nicht in der Hitze

Digitized by Google

verflüchtigen, feuerfeste. Der Uebergang der Wärme in die M. geschieht durch Strahlung oder durch bloße Mittheilung. Die strahlende Wärme verbreitet sich nicht durch alle Körper, aber durch manche mit unmeßbarer Geschwindigkeit und in bestimmten geraden Richtungen (Wärmestrahlen). Die M. heißen diathermane, wenn sie die auf sie fallenden Wärmestrahlen mehr oder weniger durchlassen, wie Kalkspath, Bergkrystall ꝛc.; lassen M. dagegen keine Wärmestrahlen durch, so heißen sie athermane, wie alle undurchsichtigen und dunkeln. Die mitgetheilte Wärme verbreitet sich langsam durch alle Körper ohne Ausnahme, aber in verschiedenem Grade und in zufälligen Richtungen. Gute Leiter oder Wärmeleiter überhaupt heißen solche Körper, welche leicht erkalten, d. h. die Wärme schnell aufnehmen, in sich fortpflanzen und eben so schnell wieder abgeben, daher sie sich denn auch kalt anfühlen. Man nennt sie sehr kalt, wie die gediegenen Metalle, die Edelsteine, oder bloß kalt, wie Kalkspath ꝛc. Nichtleiter oder schlechte Leiter heißen diejenigen Körper, welche warm halten, d. h. die Wärme langsam aufnehmen, langsam in sich verbreiten und langsam wieder abgeben. Sie sind ziemlich kalt, wie Gyps oder Kreide, wenig kalt, wie Bernstein, Steinkohlen ꝛc. Die Wärmekapacität der Körper ist verschieden. Was das Verhalten der M. gegen das Licht oder die optischen Erscheinungen derselben betrifft, so werfen sie das Licht entweder von der Oberfläche zurück, oder gestatten demselben den Durchgang, oder sie saugen es ein. Ihre optischen Eigenschaften sind demnach Glanz, Durchsichtigkeit und Farbe. Der Glanz, durch die Reflexion oder Spiegelung der Lichtstrahlen hervorgebracht, ist Metallglanz, der mit der Dichtheit und Brechkraft der Körper zusammenhängt, und erscheint vollkommen an den Metallen, Glanzen und Kiesen, unvollkommen (Erzglanz) am Anthracit, Braunit, Pyrolusit, Iserin ꝛc., Diamantglanz, noch metallähnlich an den dunkelfarbigen Varietäten des Pyrargyrits, der Blende, des Weißbleierzes, vollkommen am lichtgefärbten Weißbleierz, Sphen, charakteristisch am Zirkon und am Diamant selbst vorkommend, Fettglanz, charakteristisch im Bruch vom Eläolith, Datolith, Scheelit ꝛc., in dunkelfarbigen M. dem unvollkommenen Metallglanz sich nähernd und dann auch wohl Harzglanz genannt, Glasglanz, dem Quarz, aber auch dem Cuklas, Beryll, Chrysolith, Arinit ꝛc. charakteristisch, Perlmutterglanz, vollkommen am meisten auf vollkommenen Theilungsflächen (Heulandit, Stilbit, Gyps) erscheinend und durch Sprünge parallel den Theilungsflächen hervorgebracht. Nicht selten kommen verschiedene Arten des Glanzes auf Krystall- und Theilungsflächen der nämlichen Körper vor. Die Grade des Glanzes sind: starkglänzend, glänzend, wenig glänzend, schimmernd. Höchst feinstengelige Zusammensetzungen geben einen eigenthümlichen Lichtschein, dem Glanz von Seidenfäden ähnlich, daher Seidenglanz genannt; matt endlich ist die völlige Glanzlosigkeit, bei der die Lichtstrahlen nur verworren zurückgeworfen werden, wie bei erdigen M., Kreide ꝛc. Von der größeren oder geringeren Menge der Lichtstrahlen, welche die M. hindurchlassen und von der parallelen oder unordentlichen Lage, in der es geschieht, hängt ihre Durchsichtigkeit ab, die in verschiedenen Graden vorkommt (durchsichtig, durchscheinend, kantendurchscheinend, undurchsichtig). Hieher gehört auch die Strahlenbrechung, die eine einfache ist, wenn der einfallende Lichtstrahl nur einfach von seinem geraden Wege abgelenkt wird, eine doppelte, wenn der einfallende und gebrochene Lichtstrahl sich spaltet und nach zwei verschiedenen Richtungen geht, wie es bei allen ungleichaxigen Krystallen der Fall ist. Fallen die zwei gebrochenen Strahlen unter einem rechten Winkel auf eine Glasplatte, so wird der ordinäre Strahl absorbirt, der extraordinäre reflektirt und das Umgekehrte erfolgt, wenn die Glasplatte eine Neigung von 35.5° gegen die beiden Strahlen erhält. Dieses Phänomen ist die Polarisation (s. d.) des Lichtes. Noch einige zusammengesetzte Lichtverhältnisse an den M., die sich aus dem Daseyn dünner Blättchen erklären lassen, sind das Anlaufen, das Irisiren, die Farbenwandlung oder das Schillern (Metaphorose), das Farbenspiel, die Phosphorenz. Die Farben der M. werden von Werner in metallische und nichtmetallische unterschieden. Metallische Farben sind: tombackbraun (Sternbergit), kupferroth, speisgelb, messinggelb, goldgelb, silberweiß, zinnweiß, bleigrau, stahlgrau und eisenschwarz (am Magneteisenstein). Sie kommen sämmtlich auch in mancherlei Zwischentönen vor, wie ebenfalls die nichtmetallischen Farben von zahlreichen Varietäten begleitet werden: weiß (schnee-, röthlich-, gelblich-, graulich-, grünlich-, milchweiß), grau (blaulich-, perl-, rauch-, grünlich-, gelblich-, aschgrau), schwarz (graulich-, sammt-, grünlich-, bräunlich-, blaulichschwarz), blau (schwärzlich-, lasur-, viol-, lavendel-, pflaumen-, berliner-, smalte-, indig-, enten-, himmelblau), grün (span-, seladon-, berg-, lauch-, smaragd-, apfel-, gras-, pistazien-, spargel-, schwärzlich-, olivenöl-, zeisiggrün), gelb (schwefel-, stroh-, wachs-, honig-, citronen-, ocker-, wein-, isabell-, orangegelb), roth (morgen-, hyacinth-, ziegel-, scharlach-, blut-, fleisch-, karmin-, kochenill-, rosen-, karmesin-, pfirsichblüth-, kolombin-, kirsch-, bräunlichroth), braun (röthlich-, nelken-, haar-, kohl-, kastanien-, gelblich-, holz-, leber-, schwärzlichbraun). An einfachen M., besonders Krystallen, ist die Masse größtentheils von gänzlich gleicher Farbe, doch kommen einige wenige Ausnahmen vor, z. B. die gestammte Zeichnung des theilbaren Cyanits, die tiefblauen Spitzen an Sapphirkrystallen, während die Mitte grünlich oder wasserhell ist. Häufiger erscheinen Farbenzeichnungen, wie punktirt, gefleckt, gewolkt, gestammt, gestreift, geadert, marmorirt, dendritisch und ruinenförmig an zusammengesetzten M. Gepulvert zeigen viele M. eine andere Farbe als im Ganzen; die Farbe des Pulvers heißt der Strich, und zwar ist derselbe ungefärbt, wo das Pulver weiß, grau oder schwärzlich ist, gefärbt, wenn es eine hellere, höhere, oder eine ganz andere Farbe annimmt. Vollkommen metallische M. behalten ihre Farbe auch im Strich, oder werden nur etwas dunkler (Arsenikkies ꝛc.).

Digitized by Google

Der Magnetismus ist die Fähigkeit der M., auf die Magnetnadel zu wirken. Einfach magnetisch ist ein Mineral, wenn es auf die Nadel bloß anziehend wirkt (Eisen, Chromeisenstein ꝛc.), polarisch magnetisch aber, wenn es auf das eine Ende der Nadel anziehend, auf das andere abstoßend (Magneteisenstein) wirkt. Hinsichtlich ihres Verhaltens zur Elektricität sind die M. entweder positiv elektrisch (Salpeter, Kalisulfat, Steinsalz, Glauberit, Epsomit, Gyps, Anhidrit, Fluß, Apatit, Aragon, Kalkspath, Dolomit, Strontianit, Witherit, Baryt, Cölestin, Weißbleierz, Bleivitriol, Scheelit, Zinkkarbonat, Glimmer, Cyanit, Stilbit, Apophyllit, Analzim, Nephelin, Adular, Amphibol, Augit, Epidot, Chiastolith, Spinell, Korund, Chrysoberyll, Diamant, Smaragd, Fuklas, Cordierit, Quarz, Vesuvien, Granat, Zirkon, Zinnstein), oder negativ elektrisch (Talk, Schwefel, Bitumen, Retinit, Bernstein, Mellit, Graphit, Wolfram, Tantalit, Cerin, Uranerz, Chranerz, Magneteisenstein, Pyrolusit, Amalgam, Antimonsilber, Kupfernickel, Arsenikkies, Pyrit, Markasit, Magnetkies, Kupferkies, Fahlerz, Zinnkies, Silberglanz, Kupfer-, Blei-, Wismuth-, Antimon-, Molybdänglanz, Anthracit, Kupfer- und Eisenvitriol, Viridan, Kobaltblüthe, Rothbleierz, Pyromorphit, Gelbbleierz, Pharmacosiderit, Olivenit, Libethenit, Kupferlasur, Dioptas, Malachit, Uranit, Rutil, Anatas, Rothkupfererz, Hämatit). Man hat verschiedene Instrumente und Methoden zur Prüfung und Bestimmung der M. erfunden. Ein vollständiger Apparat besteht aus einem Anlegegoniometer, d. h. einem Instrument zum Messen der Krystallwinkel durch Anlegung zweier kleiner Lineale, einem Reflexionsgoniometer, welches die Krystallwinkel auf optischem Wege mißt, einem einfachen Mikroskop, einem Hammer und Amboß zum Zerschlagen der M., einem Apparat zur Bestimmung des specifischen Gewichts, einer Feile sammt Härteskala, einer dazu gehörigen elektrischen Wage und einer Magnetnadel.

Zu vollständiger Charakterisirung eines Minerals gehören aber auch dessen chemische Eigenschaften, d. h. die chemische Zusammensetzung desselben und sein Verhalten gegen chemische Einwirkung. Die chemische Natur eines Minerals wird durch die chemische Analyse gefunden, welche zunächst die Natur seiner Bestandtheile und dann ihrer relativen Mengen ermittelt. Die chemische Prüfung kann auf trockenem und nassem Wege geschehen. Auf trockenem Wege ermittelt man sein Verhalten in der Hitze (Schmelzbarkeit, Flüchtigkeit, Entwickelung gasförmiger Bestandtheile) für sich oder bei Gegenwart anderer Stoffe (Reagentien), indem man es z. B. mit Kohle glüht oder mit sogenannten Flußmitteln zusammenschmilzt. In der Regel stellt man derartige Versuche mit ganz kleinen Mengen des Minerals an und bedient sich zur Hervorbringung der erforderlichen Temperatur des Löthrohrs (s. d.). Die Schmelzbarkeit der M. ist sehr ungleich. Manche M. schmelzen ruhig, andere blasen sich auf, spritzen und kochen; die geschmolzene Masse ist entweder zusammengesintert, glasig oder schlackig oder porzellanartig, oder sie bildet eine Perle, ein Kügelchen oder Korn. Die M. geben fast immer Wasserdampf, und es ist zu beachten, ob dieses Wasser nur hygroskopisches od. chemisch gebundenes war. Manche M. entwickeln Gase, z. B. der Kalk Kohlensäure, der Braunstein Sauerstoff. Eigenthümlich ist der Umstand, daß die Dämpfe vieler Stoffe, selbst in sehr geringer Menge, der Flamme des Löthrohrs eine so charakteristische Färbung ertheilen, daß diese Erscheinung mit zu den vortrefflichsten Erkennungsmitteln vor dem Löthrohr gehört; so färbt Natron die Flamme gelb, Kali violett, Lithion, Strontian und Kalk roth, Baryt, Kupferoxyd, Phosphorsäure und Borsäure grün, Arsenik hellblau ꝛc. Viele zu klaren Gläsern schmelzende Substanzen haben die Eigenschaft, Metalloxyde in der Schmelzhitze aufzulösen und davon gewöhnlich eine bestimmte Färbung anzunehmen, aus der man dann auf die Gegenwart des einen oder des andern schließt. Als Flußmittel dienen Borax und Phosphorsalz; die Soda (kohlensaures Natron) dient zur Reduktion von Metalloxyden ꝛc. Auf nassem Wege prüft man ein Mineral, indem man sein Verhalten zu Wasser, zu den Säuren und Alkalien untersucht. Es gibt nur wenige M., die sich im Wasser lösen, z. B. Salmiak, Steinsalz, Alaun, Eisenvitriol; durch Säuren, namentlich durch Salzsäure, werden sehr viele M. zersetzt. Hierbei ist zu beachten, ob gasförmige Körper sich entwickeln, z. B. Kohlensäure beim Uebergießen von Kalkspath, Zinkspath mit Salzsäure, Chlor bei gleicher Behandlung des Braunsteins, Schwefelwasserstoff aus Graufpießglanzerz und vielen Schwefelmetallen, ob die Lösung gefärbt ist oder nicht, da die Farbe für gewisse Metalloxyde charakteristisch ist. Vgl. Berzelius, Die Anwendung des Löthrohrs, 3. Aufl., Nürnb. 1837; Kobell, Tafeln zur Bestimmung der M., 3. Aufl., Münch. 1838; Mayer, Clavis analytica zur Bestimmung der M., Prag 1839; Plattner, Die Probirkunst vor dem Löthrohr, 3. Aufl. 1853. Zu den chemischen Erscheinungen der M. gehört auch das Verhalten derselben zur Atmosphäre. Die Veränderungen, welche sie durch dieselbe erleiden, sind das Verwittern, wenn die Oberfläche uneben, löcherig und glanzlos wird; das Zerfallen, wobei der innere Zusammenhang verloren geht und die M. sich in kleine schieferige, körnige, blätterige oder staubartige Theilchen auflösen; das Zerfließen, der durch Anziehung des Wassers aus der Luft bewirkte Uebergang aus dem festen in den flüssigen Zustand; das Auswittern oder Ausglühen, wenn mit der Verwitterung zugleich eine chemische Zersetzung und die Bildung neuer haar- und nadelförmiger Krystalle im Innern oder an der Oberfläche verbunden ist; das Rosten, wobei die Metalle den Sauerstoff der Luft anziehen und durch Verbindung mit demselben (Oxydation) den metallischen Glanz, die Farbe und die Härte verlieren; das Beschlagen, die Eigenschaft, z. B. des Erdkobalts, sich an der Luft mit einem matten, staubigen Ueberzug zu bedecken; das Bleichen, wobei durch Einwirkung des Lichts die eigenthümliche Farbe des Minerals verändert wird und verblaßt. Auch der eigenthümliche Geruch vieler M. dürfte noch hierher gehören. Der bituminöse Geruch vieler M. muß wohl auf die organischen Reste, die sie enthalten,

Digitized by Google

zurückgeführt werden; im Allgemeinen sind die Gerüche noch wenig verfolgt u. erforscht worden.

Es gibt M. von verschiedener chemischer Beschaffenheit, aber gleicher atomistischer Konstitution und gleicher Krystallform, welche einander ersetzen können, ohne daß die Krystallform des betreffenden Minerals dadurch eine wesentlich andere wird. Man nennt sie isomorphe M. Das Gesetz, welches der von Mitscherlich begründeten Lehre vom Isomorphismus zu Grunde liegt, läßt sich auf folgende Weise ausdrücken: Wenn M. aus einer gleichen Anzahl von chemisch verschiedenen Elementaratomen bestehen, welche auf gleiche Weise mit einander verbunden sind, so haben sie gleiche Krystallform, oder, da die Art und Weise, wie man sich die einfachen Atome eines Minerals gruppirt denkt, ihre Konstitution bedingt: M. von gleicher Konstitution haben gleiche Krystallform. Dieses Gesetz gibt ein Mittel an die Hand, um die Formel eines Minerals zu bestimmen, wenn man die Zusammensetzung einer anderen Verbindung, welche mit dem ersten isomorph ist, kennt. So findet sich z. B. das Eisenoxyd im Mineralreich als Eisenglanz von der Formel $Fe_2 O_3$ in Rhomboiden krystallisirt; da nun die Thonerde als Korund in denselben Rhomboiden krystallisirt, so muß letzteres Mineral die Formel $Al_2 O_3$ haben. Es gibt indessen auch einige Ausnahmen, wie denn z. B. das Manganoxyd, obgleich es dieselbe Konstitution wie die Thonerde, das Eisenoxyd und das Chromoxyd hat, als Braunit nicht mit dem Eisenglanz und Korund isomer ist.

Ueber die Systematik der M. und die wichtigsten mineralogischen Systeme s. Mineralogie.

Was die Verbreitung der M. anlangt, so setzen sie die Gesteine zusammen, aus denen die feste Erdrinde besteht, erfüllen alle Gewässer, schweben in der Luft als Staub oder als elastische Flüssigkeiten und dringen in alle Organismen ein, die sie als einfache Körper bilden helfen, in denen sie aber auch in Verbindungen vorkommen und selbst krystallisiren, wie die Raphiden, die Rhomboëder, Oktaëder ꝛc. von phosphor-, klee-, schwefel- u. kohlensaurem Kalke, die in den Pflanzenzellen so häufig sind. Die geographische Verbreitung der M. hängt unmittelbar oder mittelbar von den geognostischen Verhältnissen ab, so daß vielleicht am besten zwischen horizontaler und vertikaler Verbreitung unterschieden wird. Die vertikale Verbreitung der M. oder ihr Vorkommen als Bestandtheile der Gesteine, aus denen die Erdrinde besteht, wird im Allgemeinen dadurch charakterisirt, daß die größte Mannichfaltigkeit der Arten zugleich mit der vollkommensten Individualisirung in den Gesteinen anzutreffen ist, die ihren Ursprung dem Feuer verdanken, namentlich in den plutonischen und metamorphischen, dagegen große Einförmigkeit, verbunden mit dem Aggregatzustande der Dichtheit oder der Derbheit, aber auch zu gleicher Zeit eine auf weite Strecken ausgedehnte Herrschaft sich in den Sedimentgesteinen findet. Von diesen allgemeinen Verhältnissen hängt die horizontale (geographische) Verbreitung der M. zum Theil unmittelbar ab, indem Gegenden, in denen plutonische und metamorphische Gesteine zu Tage ausgehen, immer einen ungleich größeren Mineralreichthum aufzuweisen haben werden, als jene, in denen die herrschenden Kalk- und Sandsteinmente alle übrigen M. verdrängen. Während manche M. eine ausgezeichnete vertikale und damit auch eine eben so große horizontale Verbreitung haben, wie das Eisen, das als Begleiter der plutonischen Gesteine ebenso auftritt, wie es von den ältesten Gebilden, den krystallinischen Schiefergesteinen, bis in die Gegenwart reicht, wo es jetzt noch als Limonit ꝛc. sich bildet und gewonnen wird, so sind andere theils bloß auf die Sediments, theils bloß auf die amorphen Gesteine beschränkt, noch andere endlich von äußerster Seltenheit, wie z. B. der Borazit, die meisten Asphaltite, Cölestin ꝛc. bloß in Sedimentgesteinen, dagegen die meisten Hornblendartigen, die Edelsteine, die Glimmer ꝛc. nur in amorphen Gesteinen vorkommen. Wieder andere sind, soweit die bisherigen Kenntnisse reichen, nur auf gewisse Gesteine beschränkt, wie der Diamant auf den Itakolumit, Borazit auf den Gyps, Glaukonit auf den Grünsandstein ꝛc. Daraus ergibt sich endlich auch die mittlere Abhängigkeit der Mineralienverbreitung von den geognostischen Verhältnissen, indem die Mineralspecies auch nur da in Geschieben, Waschen und Seifen vorkommen können, wo wenigstens in gewisser Nähe die Muttergesteine anstehen, z. B. Zinnstand oder Zinnstaub nur in der Nähe von Graniten, Gneisen und Porphyren ꝛc. Ehemals schrieb man vielen M. besondere Kräfte zu, die sich am besten als magische bezeichnen lassen, indem auch die medicinisch wirkenden M. als Amulete an Bändern oder in Ringen getragen wurden. Albertus Magnus hat in seinem Werke „De secretis mulierum" ein eignes Kapitel: de virtutibus lapidum quorundam, in dem er solche heilkräftige Steine aufzählt, unter ihnen neben bekannten (die meisten Edelsteine) auch Petrefakten (Galeriates, Echites ꝛc.) und manche unbekannte. Am zahlreichsten sind diejenigen, welche das Gift unwirksam machen oder ihm gar so widerstehen sollten, daß es gar nicht in ihre Nähe kommen durfte, wie Amianth, Aderstein, Diamant, Rubin, Sapphir, Smaragd, Granat, Achat, Serpentin, letzterer besonders gegen giftige Schlangen. Der Diamant sollte vor wilden Thieren, Krieg, Hader, vor Wahnsinn und bösen Geistern, der Rubin vor bösen Träumen und Schwermuth schützen; der Sapphir wurde fleckig und unrein, wenn sein Besitzer unkeusch war, der Smaragd erleichterte das Gebären ꝛc. Die Ostekolle galt ihrer Signatur wegen als Schutz wider Beinbrüche, der Topas half von Epilepsie und bösen Träumen, der Chrysolith machte keusch, ebenso wie der Sardonyx; Amethyst ließ seinen Besitzer weder trunken noch melancholisch werden, Hyacinth verlieh Ehre, Beryll Schutz vor Feinden und versöhnte die entzweiten Ehegatten, Opal schärfte das Gesicht seines Besitzers und verdunkelte das der Umstehenden, Katzenauge erhielt den Reichthum, Karneol stärkte das Gedächtniß und schützte vor Zauberei ꝛc. Der Glaube, daß der Zeisig sein Nest durch einen hineingelegten Stein unsichtbar mache und daß, wer diesen Stein finde, sich ebenfalls

Digitized by Google

unsichtbar machen könne, ist vielleicht noch nicht ausgestorben. Auch in der Mythologie spielen die Steine ihre Rolle. Abgesehen von den Versteinungen durch den Anblick des Medusenhauptes ist das höchste Heiligthum des Cybelestempels in der phrygischen Hieropolis ein Stein, das delphische Orakel bewahrte seinen Omphalos, und die Kaaba und der heilige Graal auf Montsalvatsch sind wenigstens verwandt.

Mineraliensammlungen, s. Mineralogie.

Mineralische Mumie, s. Asphalt.

Mineralisirte Körper, diejenigen Petrefakten, welche ihre Struktur wenigstens in den ersten Stadien der Mineralisirung noch beibehalten, aber durch den Ausschluß des Sauerstoffs mit ihren organischen chemischen Bestandtheilen bei dem Druck, dem sie ausgesetzt sind, andere Verbindungen eingegangen haben. Erst verschwinden die elektronegativsten Bestandtheile, Sauerstoffe mit Wasserstoff als Wasser, und mit Kohlenstoff als Kohlensäure, dann folgt Wasserstoff mit Kohlenstoff als Kohlenwasserstoffgas, endlich bleibt nur noch der reine Kohlenstoff übrig. Aus den vegetabilischen Produkten: Holz, Torf, Humus, kann man z. B. ununterbrochene Reihen in verschiedenem Grade veränderter Körper bilden, durch die Braunkohle, die Kohle der Alpen oder die Lettenkohle, die Schwarzkohle, den Anthracit bis zum Graphit, indem man bei einer Reihe die Holzstruktur, bei der zweiten die schieferige Torfstruktur, bei der dritten den erdigen Charakter als Humus wiederfindet.

Mineralkohlen, nach Eichelberg die zweite Familie der Kohlenbrenze, Kohlenstoff mit Kiesel- und Thonerde, Eisen- und Titanoxyd verunreinigt, krystallisiren nicht oder nur undeutlich, sind aber zuweilen deutlich spaltbar, von 1,0—2,5 S. und 1,0—2,7 H., halbmetallisch oder fettartig glänzend oder matt, undurchsichtig, grau oder schwarz, verbrennen sehr schwer, oft nur in den höchsten Hitzegraden, ohne Geruch, Rauch und Flamme, aber mit Hinterlassung einer weißen oder grauen Asche, kommen in großen Massen, lager-, gang- oder nesterweise in älteren Gebirgen vor. Hierher gehören Graphit und Anthracit.

Mineralogie (v. Lat.), im weitern Sinne die Wissenschaft von den Mineralien (s. d.) nach allen ihren Eigenschaften und Beziehungen, im engern Sinne die wissenschaftliche Darstellung der Mineralien nach ihren Eigenschaften, bildet einen Theil der Naturwissenschaften und beruht, in sofern sie die Lehre von der Gesetzmäßigkeit ihrer natürlichen Eigenschaften voraussetzt, diese aber theils morphologische, theils physikalische, theils chemische sind, wesentlich auf Geometrie, Physik und Chemie. Früher nannte man die M. auch Oryktognosie, d. i. Kenntniß von dem, was aus der Erde gegraben wird. Als Naturwissenschaft zwischen die Geologie und die Naturgeschichte der organischen Wesen gestellt, bildet die M. das Fundament für die Kenntniß unseres Erdkörpers und steht in der nächsten unmittelbaren Beziehung zum Menschen, dem sie in vielfacher Beziehung praktischen Nutzen gewährt. Der Bergbau, die Metallurgie, die Baukunst, die plastischen Künste, die Forstwissenschaft, die Glas-, Porzellan- und Farbefabrikation und andere technische Gewerbe sind sämmtlich mehr oder weniger mit Hülfe der M. zu ihrer großen Ausbildung gelangt. Der erste Abschnitt des Studiums der M. ist die mineralogische Terminologie, auch Kennzeichenlehre genannt, weil sie die untersuchten Eigenschaften als Kennzeichen oder Merkmale betrachten lehrt, um ein Mineral von anderen zu unterscheiden. Das zweite Hauptstück, die Systematik, entwickelt die philosophischen Begriffe der Wissenschaft nach den Principien der Identität, Gleichartigkeit und Aehnlichkeit. Durch die Systematik werden die Varietäten, die wir unmittelbar aus der Natur abstrahiren können, zu Species verbunden und die anschaulichen Begriffe von Species, Genus, Ordnung und Klasse hervorgebracht. Die Zusammenstellung der Species, Geschlechter, Ordnungen und Klassen ist das Mineralsystem. Die Klassifikation ist ein wichtiger Theil der Systematik. Die Nomenklatur ist der Inbegriff der Namen u. Bezeichnungen, welche mit den anschaulichen Vorstellungen ihrer Begriffe verknüpft werden. Sie ist eine systematische und eine specifische. Die systematische deutet das Verhältniß an, in welchem mehre Species oder Geschlechter zu einander stehen, oder sie ist die wörtliche Darstellung, der namentliche Ausdruck des Systems. Demnach erhalten die höheren Abtheilungen, z. B. die Ordnungen, einfache Namen (z. B. Kiese), die Geschlechter zusammengesetzte (Eisenkies) und die Species noch eine Bestimmung zum Geschlechtsnamen (hexandrischer Eisenkies). Breithaupt u. Dana haben den Versuch gemacht, lateinische systematische Benennungen einzuführen, doch scheinen sie noch zu neu und zu fremdartig in dem bisherigen Gange des Studiums der M. Die specifische Nomenklatur gibt kurze Namen für die selbstständige Bezeichnung einer Species. Sie sind entweder alte Stammnamen (z. B. Quarz rc.), oder solche, die gebildet sind nach allgemeinen naturhistorischen Aehnlichkeiten (Kryolith, Steatit rc.), oder nach einzelnen Eigenschaften (Leuzit, Eudialyt, Amphibol rc.), oder nach Lokalitäten (Chalcedon, Labrador rc.), oder nach Personen (Wernerit, Hauyn rc.). Wie die Nomenklatur Namen, so bildet die Charakteristik für die Vorstellungen des Systems Begriffe, um denselben die einzelnen Wahrnehmungen in der Natur subsumiren, oder gegebene Mineralien bestimmen zu können. Diese Begriffe heißen Charaktere u. sind den Klassen, Ordnungen, Geschlechtern und Species eigenthümlich. Die Physiographie, der Haupttheil der M. und die Basis alles mineralogischen Wissens, sucht die Beschaffenheit, die verschiedenen Eigenschaften eines Minerals zu finden, dessen Namen man kennt, wozu eine Beschreibung erforderlich ist, welche die Angabe aller naturhistorischen Verhältnisse enthält, die an der Species merkwürdig sind. Die Mineralchemie befaßt sich mit den chemischen Eigenschaften der Mineralien. Eine Unterabtheilung der M. ist die Krystallographie (s. d.), die sich mit der Betrachtung der Krystalle, der eigentlichen Individuen des Mineralreichs, beschäftigt. Zu den Hülfsmitteln der M. gehören vorzugsweise die Mineraliensammlungen, welche nach verschiedenen Ge-

Digitized by Google

sichtspunkten gebildet werden können. Die terminologischen erläutern durch vorzüglich ausgewählte Stücke die einzelnen Eigenschaften der Mineralien und sind besonders für das Studium derselben wichtig; die systematischen enthalten nach dem Grade ihrer Ausdehnung möglichst viele Mineralspecies durch gute Stücke repräsentirt. Außerdem gibt es Sammlungen von Gebirgsarten, d. i. den Formen, in welchen die wichtigsten Mineralspecies in der Natur in größter Menge angetroffen werden, die zum Studium der Geognosie dienen, während das geographische Interesse jedes einzelnen Landes eine Sammlung der daselbst vorkommenden Mineralien wünschenswerth macht, und die bergmännischen Beziehungen vorzüglich auf die nutzbaren Produkte des Mineralreichs hinweisen. Die paläontologischen Sammlungen geben die Reste der organischen Formen der Vorwelt in ihren verschiedenen Altern ꝛc.

Die erste Spur einer wissenschaftlichen Anschauungsweise des Mineralreichs findet sich bei Aristoteles, der die ihm bekannten Mineralien in Orykta und Metalloida eintheilt. Plinius sammelte mit großem Fleiße, aber ohne Kritik, Alles, was seine Zeit von den Mineralien wußte und glaubte. Erst die unter den Arabern erblühende Alchemie weckte das Bedürfniß wieder, die Mineralien kennen zu lernen, und Avicenna (980—1036) eröffnet die Reihe der Mineralogen mit seiner Eintheilung der Mineralien in Metalle, Salze, brennliche und schwefelige Substanzen u. Erden und Steine. Nach ihm verfaßte Albertus Magnus (1193—1280) fünf Bücher „De mineralibus", worin freilich auch noch viele Fabeleien enthalten sind. Eine neue Bahn betrat Agricola (1494—1558), indem er anfing, auch die morphologischen Kennzeichen der Mineralien zur Geltung zu bringen. Er unterschied die Mineralien in einfache und zusammengesetzte, die einfachen in Erden, Konkretionen, Steine und Metalle. Nach seinem Systeme, welches für längere Zeit das herrschende wurde, arbeiteten J. Kentmann (1565), Konrad Geßner (1516—1565), A. Cäsalpin (1596) u. A. Auch die meisten der im 17. Jahrhundert erschienenen Beschreibungen von Mineraliensammlungen haben dieses System zur Grundlage. Die Arbeiten von Bothius de Boot (1609) und Brückmann (1757) beschäftigen sich mit den Edelsteinen. Die früheste Berücksichtigung der chemischen Zusammensetzung der Mineralien und die Benutzung derselben als Eintheilungsprincip geschah von Becher (Physica subterranea, Frankfurt 1669), nach ihm von Hiärne, M. von Bromel, Pott (1716), Henkel ꝛc. Während Buffon (1707—1788) in seiner Weise ausführliche Mineralbeschreibungen ohne systematische Ordnung gab, brachte Linné (1707—1778) nach ähnlichen Grundsätzen wie die übrigen Naturkörper auch die Mineralien in ein System. Zu gleicher Zeit machte Wallerius in Upsala (1707—1785) den ersten Versuch zu einer Terminologie und gründete sein System anfangs zwar nur auf die äußeren Kennzeichen der Mineralien, später zugleich auch auf die chemischen und physikalischen Verhältnisse derselben. Cronstedt in Stockholm (1722—1765) entwarf das erste rein chemische Mineralsystem („Versuch einer Mineralogie", 1758) und bediente sich zur Untersuchung der Mineralien zuerst des Löthrohrs und schmelzbarer Reagentien. Nunmehr erschienen schnell zahlreiche systematische Darstellungen des Mineralreichs, wie von Balmont de Bomare, Vogel, Baumer, Gmelin, Brunnich, Skopoli, Gerhard u. A., während Scheele († 1786) und Bergmann († 1784) die Wissenschaft durch chemische Analysen bereicherten, indem namentlich Bergmann die meisten damals bekannten Mineralien auf die schon von Cronstedt angewandten Reagentien prüfte und ihr Verhalten angab. Gahn führte diese Art der Untersuchungen der Mineralien auf einen noch höheren Grad der Vollkommenheit. Ungeachtet so vieler Vorarbeiten und der zahlreichen Mineralsysteme, welche in kurzer Zeit nach einander erschienen waren, gebrach es aber der Wissenschaft doch noch immer an Methode, ihrer Sprache an Bestimmtheit, und namentlich fehlten gute Mineralbeschreibungen, indem sich diese bisher immer nur auf Angabe der Bestandtheile, Aufzählung einiger vermeintlichen Hauptkennzeichen u. Angabe des Gebrauchs beschränkt hatten. Die nothwendige Reform, die Feststellung des Werthes der äußeren Kennzeichen und ihres richtigen Gebrauchs bei der Mineralbestimmung, ging von A. G. Werner aus, dem wir die sogenannte empirische Methode der Mineralbeschreibung verdanken, die von bestimmten theoretischen Ansichten ganz unabhängig und darum noch gegenwärtig neben der streng wissenschaftlichen im Gebrauch ist. Werner unterschied: I. Klasse: Erdige Fossilien; Geschlechter: Diamant, Zirkon, Kiesel, Thon, Talk, Kalk, Baryt, Strontian, Hallith; II. Klasse: Salzige Fossilien; Geschlechter: Kohlensäure, Salpetersäure, Kochsalzsäure, Schwefelsäure; III. Klasse: Brennliche Fossilien; Geschlechter: Schwefel, Erdharz, Graphit, Resin; IV. Klasse: Metallische Fossilien; Geschlechter: Platin, Gold, Quecksilber, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Wismuth, Zink, Spießglanz, Sylvan, Mangan, Nickel, Kobald, Arsenik, Molybdän, Scheel, Menak, Uran, Chrom, Cerin. Fast gleichen Schritt mit der durch Werner gänzlich umgestalteten M. hielt die chemische Untersuchung der Mineralien. Kirwan stellte zahlreiche Schmelzversuche mit verschiedenen Mineralkörpern an, Klaproth und Vauquelin verbesserten nicht nur die Methode der analytischen Chemie und lieferten genauere Mineralanalysen, als die bisherigen, sondern entdeckten auch mehre neue Metalle und Erden. Neben ihren Bemühungen gehen die Anfänge zur Bearbeitung der Krystallographie durch Romé de l'Isle (1783), der zuerst die Krystallformen durch Messung der Winkel genauer bestimmte u. dadurch der Vorläufer R. J. Haüy's wurde, der in seinem „Traité de minéralogie" (1801) der wahre Gründer der Krystallographie geworden ist, indem er zuerst die Bedeutung der Structur der Krystalle, die Beziehung derselben zur äußern Form und ihren Werth für die Bestimmung der Gattungen zeigte. Die Mischung und die primitive Krystallform bildeten das Hauptfundament seines Systems, nach welchem sich die Mineralien theilen in: I. Klasse: Acides libres; II. Klasse:

Digitized by Google

Substances métalliques hétérophides (Chaux, Baryte, Strontiane, Magnesie, Alumine, Potasse, Soude, Ammoniaque, Silice); III. Klasse: Substances métalliques autopsides; IV. Klasse: Substances combustibles non-métalliques. Durch Hauy's Forschungen angeregt, aber von dynamischem Standpunkte ausgehend, eröffnete Weiß (1809) der Krystallographie ein neues Feld, indem er die Krystallformen nach ihren einfachen mathematischen Verhältnissen auf ihre natürlichen Abtheilungen zurückführte, das Gesetzmäßige in diesen Formen und ihren Kombinationen zeigte und aus deren innern Verhältnissen krystallographische Zeichen ableitete. Sein Mineralsystem enthält bloß Ordnungen: I. Ordnung: oxydische Steine (Quarz, Feldspath, Skopolith, Halotdsteine, Zeolithe, Glimmer, Hornblende, Thone, Granat, Edelsteine, Metallsteine); II. Ordnung: salinische Steine (Kalkspath, Flußspath, Schwerspath, Gyps, Steinsalz); III. Ordnung: salinische Erze (Spatheisenstein, Kupfersalze, Bleierze); IV. Ordnung: oxydische Erze (oxydische Eisenerze, Zinnstein, Manganerze, Rothkupfererz, Weißspießglanzerz); V. Ordnung: gediegene Metalle; VI. Ordnung: geschwefelte Metalle (Schwefelkies, Bleiglanz, Graufpießglanzerz, Fahlerz, Blende, Rothgiltigerz); VII. Ordnung: Inflammabilien (Schwefel, Diamant, Kohlen, Erdharze, Brennsalze). Seitdem haben die Mineralogen in der Systematisirung zwar wesentlich verschiedene Wege verfolgt. Die Einen stellen die morphologischen und physikalischen, die Andern die chemischen Kennzeichen an die Spitze. Die erste, die sogenannte naturhistorische Methode, hat besonders Mohs kultivirt, dessen System als Zweck das Auffinden der Mineralien nach einem gegebenen Schema zu Grunde liegt. Er unterscheidet 1. Klasse: Akrogenide (Ordnungen: Gase, Wasser, Säuren, Salze); II. Klasse: Geogenide (Ordnungen: Haloide, Baryte, Kerate, Malachite, Allophane, Graphite, Steatite, Glimmer, Spathe, Gemmen, Erze, Metalle, Kiese, Glanze, Blenden, Schwefel); III. Klasse: Phytogenide (Ordn.: Harze, Kohlen). Anhang: Unbestimmbares, Gebirgsarten. Ihm folgten Haidinger, Jameson, Allan, Dana u. A. K. Naumann stimmt in der allgemeinen Reihung der Mineralien mit der von Mohs zusammen, verbindet aber in der Begründung der Abtheilungen das Princip chemischer Aehnlichkeit mit dem der naturhistorischen; besonders geben ihm die abwechselnden Gegensätze der Wasserhaltigkeit und Wasserfreiheit bedeutende Annäherungen. Der von Weiß vorgezeichneten Methode folgten Neumann, Kupffer, G. Rose, welcher (1838) mit Nordenskiöld als Klassifikationsgrund zwar die Art der chemischen Verbindung der einfachen Stoffe annimmt, aber doch die Gattungen nach krystallographischen Gründen bestimmt. Die chemische Untersuchung ist auch die Grundlage des hausmannschen Systems. Die rein chemische Methode aber ward zuerst von Berzelius angewendet u. zwar in seiner neuern Anordnung nach den elektronegativen Körpern: I. Nichtoxydirte Körper: 1. Klasse: gediegene, 2. Sulphurete, 3. Arseniete, 4. Stibiete, 5. Tellurete, 6. Osmiete, 7. Auriete, 8. Hydrargyrete. II. oxydirte Körper: 1. Klasse: Oxyde und ihre Hydrate (Säuren, Basen, Superoxyde), 2. Sulphate, 3. Nitrate, 4. Muriate und Murikarbonate, 5. Phosphate, 6. Fluate und Fluosilicate, 7. Borate und Borosilikate, 8. Karbonate und Hydrokarbonate, 9. Arseniate, 10. Molybdate, 11. Chromate, 12. Wolframiate, 13. Tantalate, 14. Titanate, 15. Silikate und Silicioltitaniate, 16. Aluminate. Ihm und nächst ihm seinen Schülern Mitscherlich, H. Rose, Gmelin, Wöhler, Trolle-Wachtmeister, Mosander, so wie den andern ausgezeichneten Chemikern Pfaff, Stromeyer, Gehlen, L. Gmelin, Buchholz, Lampadius, du Menil, Magnus, v. Kobell, Karsten, Boussingault u. A. verdankt die Wissenschaft viele neue Aufschlüsse über die Mischungsverhältnisse, und besonders sind die von Berzelius eingeführten stöchiometrischen Bestimmungen der Bestandtheile der Mineralien von der größten Bedeutung für die genauere Kenntniß der Gattungen geworden. Unter den wichtigeren Systemen ist noch das von Leonhard (1826) ein chemisches: 1. Gruppe: gewässerte Mineralsäuren und ihre Verbindungen, 2. Gr.: gewässerte Metallsäuren und ihre Verbindungen, 3. Gr.: gew. Metalloxyde u. ihre Verbindungen, 4. Gr.: trockene sauerstoffhaltige Mineralsäuren u. ihre Verbindungen, 5. Gr.: trockene sauerstoffhaltige Metallsäuren u. ihre Verbindungen, 6. Gr.: trockene sauerstoffhaltige Metalloxyde u. ihre Verbindungen, 7. Gr.: Fluorverbindungen, 8. Gr.: Chlorverbindungen, 9. Gr.: Selenverbindungen, 10. Gr.: Schwefel und seine Verbindungen, 11. Gr.: Kohlenstoff und seine Verbindungen, 12. Gr.: Metalle und ihre Verbindungen. Anhang: Unbestimmtes und Unbestimmbares, organische Verbindungen. Breithaupts System dagegen ist ein naturhistorisches und in seiner allgemeinen Anlage und einem großen Theile der Ausführung dem von Mohs ähnlich: 1. Klasse: Salze (Ordnungen: Hydroite, Karbonate, Halate, Nitrate, Sulphate, Alliate, Borate); II. Klasse: Steine (Phyllite, Chalcite, Spathe, Glimmer, Porodine, Ophite, Zeolithe, Gramm'te, Dure); III. Kl.: Miner (Erze, Kiese, Metalle, Glanze, Blenden, Kerate); IV. Kl.: Brenze (Schwefel, Resine, Bitumen, Kohlen); Anhang: Schiefer, Thone ꝛc. Glocker, obgleich sein System in der allgemeinen Anlage chemisch ist, beobachtet doch eine mehr naturhistorische Reihung: 1. Familie: kohlig-harzige Substanzen, Karbonite (Anthracite, Kohlen, Asphaltite oder Erdharze); II. geschwefelte Substanzen, Sulphurite (Atholithe oder Schwefel, Zinnaberite od. Blenden, Lamprochalcite oder Glanze, Pirite od. Kiese); III. metallische Substanzen, Metalle (Metalle); IV. oxydirte Substanzen, Oxyde (A. Metalloxyde: Oxydelithe oder Erze; B. Metalloidoxyde [Silicite]: Amphibolite oder Hornblendartige, Sklerolithe oder Edelsteine, Pyromachite oder Feldspatartige, Zeolithe, Argillite oder Thonartige, Margarite oder Glimmerartige); V. gesäuerte Substanzen, Haloide (A. Metallhaloide, Halochalcite, Chalkobarythe; B. Metalloidhaloide: Hallithe od. Salzsteine; C. Salze, Hydrolyte oder Salze). Ihm folgt sehr genau Eichelberg. Beudant richtet

Digitized by Google

sich nach Ampère's, von Berthier ergänzter Klassifikation der einfachen Stoffe; aber immer sind auch wirklich nur die einfachen Stoffe klassificirt, während ihre Verbindungen ihnen wie zahlreiche Anhänge folgen. Frankenheim (System der Krystalle, 1842) betrachtet mit Ausschluß der amorphen Körper den durch die Krystallisation umschriebenen Inhalt der anorganischen Natur und unterscheidet innerhalb der Ordnungen Familien nach der Pantoëdrie und den verschiedenen Arten der Hemiëdrie.

Zu den besten Handbüchern der M. gehören: K. A. S. Hoffmann, Handbuch der M., fortgesetzt von A. Breithaupt, Freib. 1811—17, 4 Bde.; Haüy, Traité de M., 2. Aufl., Par. 1822, 4 Bde.; Mohs, Grundriß der M., Dresd. 1822—24, 2 Thle.; von Leonhard, Handbuch der Oryktognosie, Heidelb. 1833; Breithaupt, Handbuch der M., Dresd. 1836; Phillipps, Elementary introduction to Mineralogy, neue Aufl., Lond. 1849; Dana, System of Mineralogy, 3. Aufl., Lond. u. Newy. 1850; v. Kobell, Grundzüge der M., Nürnb. 1838; Glocker, Grundriß der M., das. 1839; Hartmann, Handbuch der M., Weimar 1843, 2 Bde.; Dufrenoy, Traité de M., Par. 1844; Hausmann, Handbuch der M., Gött. 1845, 2 Theile; Haidinger, Handbuch der bestimmten M., 2. Aufl., Wien 1851; James Nicol, Manual of Mineralogy, Lond. 1849; Zimmermann, Taschenbuch der M., Leipz. 1852; Quenstedt, Handbuch der M., Tüb. 1855; Naumann, Elemente der M., 4. Aufl., Leipz. 1855. Mineralogische Wörterbücher sind: Zappe, Mineralogisches Handlexikon, 2. Aufl., Wien 1817; Allan, Mineralogical nomenclator alphab. arranged, Edinburg 1819; Hartmann, Handwörterbuch der M. u. Geognosie, Leipz. 1828.

Mineralreich, Inbegriff aller Mineralien im Gegensatz zu den beiden andern Naturreichen, dem Pflanzen- und Thierreich.

Mineralsäuren, im Allgemeinen alle nicht durch organische Thätigkeit erzeugte Säuren, die also entweder in Mineralien angetroffen oder durch Kunst aus mineralischen Stoffen dargestellt werden, gewöhnlich und speciell die stärkeren unorganischen Säuren, wie Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure und Phosphorsäure.

Mineralwasser (Heilquellen, Aquae minerales, Fontes saterii, Fontes medicati), die jenigen der Erdrinde entströmenden Wasser, welchen entweder wegen der in ihnen gelösten mineralischen Substanzen, oder wegen eines Gehaltes an Gasen, oder wegen einer höhern Temperatur, oder wegen eines hohen Grads chemischer Reinheit heilkräftige Wirkungen zugeschrieben werden. Wie alle Quellen entstehen auch die mineralischen aus Wasseransammlungen im Innern der Erde (s. Quelle), ihre Eigenthümlichkeit aber beruht auf der Auslaugung unterirdischer Gebirgsarten, weshalb denn auch die Bestandtheile der M. meist den Bestandtheilen des Bodens entsprechen, welchem sie entspringen. Die Farbe der M. ist im Allgemeinen die gewöhnlichen Wassers. Die Abweichungen, welche bei unzersetztem Zustande der Wasser vorkommen, sind fast ausschließlich abhängig von der Anwesenheit freier Gase, welche bei dem gewöhnlichen Luftdrucke aus der Flüssigkeit entweichen und ihr dadurch ein perlendes Ansehen geben. Finden dagegen Zersetzungen Statt, vermöge deren bis dahin aufgelöste Theile sich niederschlagen, so bilden sich in dem Wasser oft milchähnliche Streifen, wie man sie besonders in den Schwefelwasserstoff haltigen Quellen bemerkt. Der Geschmack der Heilquellen hängt von ihrem Gehalte an flüchtigen und festen Theilen, einigermaßen auch von ihrem Wärmegrade ab; bei höherer Temperatur tritt der eigenthümliche Geschmack der gelösten Stoffe mehr in den Hintergrund, als bei niederen Wärmegraden. Die meisten M. sind geruchlos. Heiße salinische Lösungen erhalten einen besonderen, dem der Hühnerbrühe zu vergleichenden Geruch; freies Schwefelwasserstoffgas und verflüchtigtes Brom gibt sich ebenfalls mit mehr oder minder entschiedener Deutlichkeit zu erkennen. Es gibt kalte, gemäßigte und heiße Quellen in allen Abstufungen von der Nähe des Frostpunktes bis zum Kochpunkte. Doch haben wenige eine Temperatur unter 6° C. (Bischof fand die Temperatur von vier Quellen an der Gandecke des oberen Grindelwaldgletschers zu 2½° C.). Die heißesten in Deutschland sind die von Burtscheid (62° R.), in Frankreich die von Aix (62° R.) und von Lamotte (64° R.), in England die von Bath (37° R.), in Spanien die von Caldas de Monfiuy (65° R.), in Portugal die von San Pedor Dosul (54° R.), in Italien die dem Kochpunkte zunächst stehenden Quellen auf Ischia, in Ungarn die von Postyén (51° R.), in Griechenland die von Aidipsa, deren wärmste Quellen 75° zeigen und bei nur geringem Graben kochend hervorsteigen, in Rußland die Alexandersquelle von der Beschtangruppe des Kaukasus (40° R.) und die am Fuße des Klitschekaja-Jopka entspringende Quelle von Malka in Kamtschatka, in Amerika die von Las Trincheras in Venezuela. Der Geiser auf Island hat eine Temperatur von 127° C. Von den meisten heißen Quellen nimmt man an, daß sie vulkanischen Ursprungs sind; wo dies nicht der Fall ist, dürfte wohl, da die Temperatur nach dem Mittelpunkte der Erde zu steigt, die Tiefe des Ursprungs einer Quelle auch den Temperaturgrad derselben bedingen. Sehr kalte Quellen verdanken meist schmelzendem Eise, Gletschern und Schneefeldern ihren Ursprung. Das specifische Gewicht der Heilquellen verändert sich, je nach der Menge ihrer festen Bestandtheile, von einer dem Gewichte des destillirten Wassers sehr nahe stehenden Größe (das Wasser von Nocera im Kirchenstaate, das leichter als destillirtes Wasser ist) bis zu einem specifischen Gewichte von 1,2 . . . . und darüber. Dieses höchste Gewicht wird nur von den Soolquellen und von einigen, unter eigenthümlichen geologisch-klimatischen Verhältnissen sich befindenden stehenden Wassern erreicht, wie von denen des todten Meeres, das nach verschiedenen Angaben 1,21 bis 1,24 wiegt, des Sees Urmia (1,18) und weniger andern. Die Wassermenge der Heilquellen ist ebenfalls ungemein verschieden und wechselt von wenigen Kubikzollen bis zu vielen tausend Kubikfuß im Tage ꝛc. Alle in der Erdrinde vorkommenden, durch Wasser von der Temperatur zwischen 0 und 80° löslichen Stoffe, so-

Digitized by Google

wie alle diejenigen, welche vermöge der Anwesenheit dieser löslichen Stoffe im Wasser noch aufgelöst erhalten werden können, können Bestandtheile der Quellen bilden. Diejenigen Stoffe, welche am häufigsten in der Erdrinde vorkommen u. am leichtesten unmittelbar löslich sind, bilden auch die gewöhnlichsten Bestandtheile der M. Folgende anorganische Stoffe hat man bis jetzt in den M.n gefunden: von gasförmigen Körpern in freiem Zustande Kohlensäure, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefelwasserstoff; von festen: Kalk, Natron, Magnesia, Eisen, Alaun, Mangan, Kali, Strontian, Lithion, Baryt, Kupfer, Blei, Zink, Antimon, Arsenik, welche mit Kohlen-, Salz-, Schwefel-, Schwefelwasserstoff-, Bor- und Salpetersäure zu Salzen sich vereinigt haben. Auch findet man in einigen Ammoniaksalze. Die Elementarstoffe, aus denen sich die Bestandtheile vorzugsweise zusammensetzen, sind: elektronegative: Sauerstoff, Schwefel, Stickstoff, Fluor, Chlor, Brom, Jod, Phosphor, Bor, Kohle, Kiesel, Wasserstoff; elektropositive: Ammoniacum, Calcium, Aluminium, mechanische Beimengungen, z. B. von reducirtem und abgesetztem Schwefel, gehören nicht hierher. Das Vorkommen von Schwefelsäure steht in der Regel im Zusammenhange mit vulkanischen Erscheinungen; die berühmtesten Beispiele dieser Art sind das des schwefelsauren Wassers, welches von dem ausgebrannten Vulkane Itienne auf Java herabfließt, sowie des vom Vulkan Purage herabströmenden, durch v. Humboldt bekannten Essigflusses (Rio Vinagre). In Deutschland ist ein einziger Fall bekannt, wo Schwefelsäure zwar nicht unmittelbar in der Quelle, aber doch an ihrer Ursprungsstätte frei hervortritt: in dem Kessel der Römerquelle zu Baden bei Wien, wo diese Säure, aus dem entweichenden Schwefelwasserstoffe gebildet, den Thonschiefer der Wände in Alaun und Eisenvitriol verwandelt und selbst noch im Ueberschusse abtropft. Die Kieselsäure wird gewöhnlich in den Analysen als ein für sich vorkommendes Oxyd aufgeführt; doch ist es wahrscheinlicher, daß sie sich in diesem löslichen Zustande in irgend einer Verbindung mit den alkalischen, erdigen oder metallischen Substanzen der Heilquellen befindet. Das Verhältniß, in welchem die festen Bestandtheile zu dem sie enthaltenden Wasser stehen, ist sehr verschieden; die meisten M. enthalten in 16 Unzen Wasser 10—40 Gran fester Substanzen, während die Quantität der gasförmigen Körper oft viel bedeutender ist. Als Hauptklassen der Mineralquellen kann man folgende ansehen: Salzquellen, deren vorherrschender Bestandtheil in Kochsalz besteht, zeichnen sich durch einen deutlichen, reinen oder mehr metallischen Salzgeschmack aus, sind in der Regel geruchlos u. klar, doch bisweilen mit leichten Brechungen ins Grünliche oder Bläuliche spielend. Einige von ihnen enthalten Kohlenwasserstoffgas, auch wohl Essigsäure; in manchen ist der Jodgehalt so bedeutend (Jodquellen), daß er die Hauptwirkung bestimmt. Ihr charakteristisches Kennzeichen besteht in der starken Trübung und dem Niederschlage, welcher durch Zusatz von salpetersaurem Silberoxyd in der mit Salpetersäure angesäuerten Flüssigkeit hervorgebracht wird. Ein Theil dieser Wasser (diejenigen, welche Chlormagnesium enthalten) entwickelt beim Abdampfen und Eintrocknen Salzsäure, welche überhaupt bei starkem Glühen entweicht. Zu ihnen gehören das Meerwasser, die eigentlichen Salzquellen (Soolquellen), die man auch zur Gewinnung des Kochsalzes verwendet. Sie nehmen ihren Ursprung niemals tiefer, als im Uebergange-, meist aber im sekundären Gebirge, wo sie sowohl im rothen Sandsteine, Zechstein und Alpenkalkstein, als im Muschel- und Gryphitenkalke entspringen. Außer den Gruppen, welche Steinsalz enthalten, liefern auch die jüngsten aufgeschwemmten Lager Salzquellen, welche ihren Ursprung immer den Einflüssen des benachbarten Meeres zu verdanken haben dürften. Solche medicinisch angewandte Quellen besitzen Kissingen, Baden-Baden, Burtscheid. Die Bittersalzquellen oder Bitterwasser enthalten vorzugsweise die schwefelsauren Salze des Natrons und der Magnesia. Ihr Wasser ist warm oder kalt, durchsichtig, klar, von dem Geschmacke der Glauber- oder Bittersalzlösungen, geruchlos oder bisweilen mit geringem Schwefelwasserstoffgeruche versehen. Ihr Kohlensäuregehalt ist sehr verschieden; sie reagiren demgemäß bald vorübergehend sauer, bald neutral oder alkalisch. Sie erreichen ein specifisches Gewicht von 1,02 und darüber. Ihr charakteristisches Kennzeichen besteht in dem reichlichen Niederschlage, welchen Chlorbaryum in dem mit Salzsäure stark angesäuerten Wasser hervorbringt, während oxalsaures Ammoniak in dem mit Salzsäure und Salmiak gemischten, durch Ammoniak neutralisirten Wasser nur einen verhältnißmäßig unbedeutenden Niederschlag gibt. Die bekanntesten sind die von Saidschütz, Saidlitz, Püllna und Friedrichshall. Sodaquellen oder alkalische Quellen haben einen vorherrschenden Gehalt an kohlensaurem Natron, einen mildlaugenhaften Geschmack, der sich jedoch bei den kalten erst nach dem Entweichen der Kohlensäure einstellt, und sind geruchlos, hell und farblos. Ihre chemischen Eigenthümlichkeiten bestehen in dem Aufbrausen mit Säure auch nach dem Kochen in der alkalischen Reaktion des abgekochten Wassers und in dem Umstande, daß kaustische Kalilösung in dem abgekochten Wasser keinen Niederschlag hervorbringt. Diese Quellen entspringen warm und kalt in den verschiedensten Temperaturen. Ihr Vorkommen steht im Zusammenhange mit dem Auftreten sekundärer Formationen von vulkanischem Charakter. Dahin gehören die warmen Quellen von Schlangenbad, Teplitz, Gastein, Ems, Karlsbad. Säuerlinge oder Sauerwasser enthalten vorzugsweise freie Kohlensäure, die sich durch den sauren Geschmack, die Eigenschaft zu perlen, vorübergehende Röthung der blauen Lackmusfarbe und den Mangel an einem bemerkbaren Salzrückstande beim Verdampfen auf Metallplatten oder Glasflächen zu erkennen gibt. Das Vorkommen dieser Quellen ist an dasjenige von Kohlensäureentwickelungen überhaupt gebunden. Es gibt nur kalte Säuerlinge, doch steht ihre Temperatur in der Regel etwas höher, als die mittlere des Bodens. Sehr berühmt sind die Säuerlinge von Selters, Oberselzbrunn, Geilnau, Fachingen, Bilin. In den

Digitized by Google

Stahlquellen findet sich kohlensaures Eisenoxydul in einem solchen Verhältnisse vor, daß es die Wirkungen der übrigen Salze beherrscht und dem M. seinen medicinischen Charakter gewährt. Sie haben einen etwas dintenartigen, zusammenziehenden Geschmack, setzen an der Luft auf ihrer Oberfläche eine dünne Haut gelben Ockers ab und reagiren stark auf Galläpfeltinktur. Sie enthalten stets freie Kohlensäure als nothwendiges Lösungsmittel des Eisens und finden sich fast nur kalt, wenig über der Bodentemperatur, überall in Gemeinschaft mit moorigen und andern vegetabilischen Absätzen, an Orten, die reich an Raseneisenstein und Infusorien mit eisenhaltigen Panzern zu seyn pflegen. Berühmte Stahlquellen sind zu Pyrmont, Driburg, Franzensbad, Spaa und Flinsberg. Die Schwefelquellen enthalten vorwaltend Schwefelwasserstoffgas und charakterisiren sich durch den Geruch nach faulen Eiern und durch ihre Reaktion auf polirtes Silber, welches sich entweder im Wasser selbst, oder in der Atmosphäre desselben schwärzt. Ihre chemische Konstitution ist sehr mannichfaltig. Es gehören dahin die warmen Quellen von Aachen, Burtscheid, Warmbrunn, Baden bei Wien, Baden in der Schweiz, Bagnères, Aix ꝛc., die kalten zu Neundorf, Meinberg, Weilbach in Nassau ꝛc.

Der Einfluß, den ein länger fortgesetzter Gebrauch eines M.s auf den Organismus ausübt, ist bedeutend. Schon das gewöhnliche Wasser ist, indem es in den Magen gebracht oder unter gewissen Umständen auch von der Haut aufgenommen, in allen Bestandtheilen der Säfte das Menstruum bildet und in den festen Theilen, sowohl des Blutes (Blutkörperchen), als aller organischen Fasern, in einem bald mehr bald minder reichen Verhältnisse vorhanden ist, als wesentliches Glied in der Reihe der Stoffe, welche zu den Ernährungsvorgängen dienen, für den Organismus von hoher Bedeutung. Diese allgemeine Bedeutung wird zunächst wesentlich modificirt durch die Wärmeverschiedenheit zwischen der Wasser- und Körperwärme. Die organische Wärme, als eine unter dem Nervene influsse hervorgehende Erscheinung des inneren assimilativen Prozesses, muß sich gegen Einflüsse, welche sie vermindern könnten, eben sowohl behaupten, als gegen die steigenden und erhöhenden. Wenn ein Mensch von 150 Pfund Gewicht 5 Pfund Wasser von 4° R. Wärme zu sich genommen hat, welche mit einer Temperatur von 29 — 30° durch Schweiß oder Urin ꝛc. wieder ausgeschieden werden sollen, so muß er zu diesem Zwecke eine Summe von Wärme erzeugen, welche hinreicht, ein Pfund Wasser von 1° auf 134° zu erwärmen, oder es müssen mit anderen Worten zu den vorhandenen 20° noch 130° Wärme erzeugt werden, was beinahe auf jedes Pfund der Körpersubstanz einen Grad ausmacht. Wenn dagegen umgekehrt eine gleiche Quantität Wassers von der Hitze des Sprudels getrunken wird, welches der Organismus nicht in sich aufnehmen kann, ohne es um 32° abzukühlen, so muß ein Wärmeüberschuß von 160° aus dem Körper entfernt oder in den latenten Zustand versetzt werden, wie es vermöge einer allgemeinen Expansion und gesteigerten Verdunstung geschieht. Daher liegt in dem Wärmegrad des Wassers die Ursache sehr bedeutender organischer Bewegungen und Veränderungen, bei denen Nerven, Blut und Substanz wesentlich betheiligt werden. Noch intensiver aber wirken die chemischen Bestandtheile der M., die Säfe, Kalien, Salze u. Erden, aus deren abweichenden Wirkungseigenschaften eine neue Verbindungswirkung entsteht, welche keineswegs bloß als Summe der Wirkungen der einzelnen Bestandtheile angesehen werden darf. Die Wärme und die Kohlensäure theilen z. B. den M.n an sich eine flüchtige Erregungswirkung mit; finden sich aber gleichzeitig Stoffe, welche, wie die Neutralsalze, kühlend u. auflösend wirken, so modificirt sich in der Verbindung die erregende und die kühlende Eigenschaft, während zugleich die auflösende bedeutend verstärkt wird. Die Verdaulichkeit eines M.s hängt vorzüglich von dem gegenseitigen Verhältnisse der festen Theile unter einander und zu den gasförmigen ab. M. von sehr einfacher Zusammensetzung pflegen gewöhnlich schwerer verdaulich zu seyn, als diejenigen von zusammengesetzter Mischung; wo ein kohlensaures Alkali vorwaltet, werden auch die übrigen Stoffe kräftiger in die Assimilation eingeführt. Es gibt eine beträchtliche Anzahl M., bei denen die Bestandtheile untereinander sich das Gleichgewicht halten, so daß es nicht möglich ist, die vorzugsweise Wirkung solcher Wasser aus dem Uebergewichte eines oder des anderen Bestandtheils herzuleiten. Diese Quellen besitzen große Heilkräfte, und viele unserer berühmtesten Wasser können hierher gezählt werden. Sie wirken nämlich auf den kranken Organismus in sehr verschiedener Weise, indem bald die eine, bald die andere ihrer Wirkungsfähigkeiten, wie sie den differenten Stoffen zukommen, wesentlich hervortritt und den Charakter des M.s vermöge der Natur desjenigen Krankheit bestimmt, gegen welche es wirkt. So erscheinen auf den Gebrauch solcher Wasser Krisen verschiedener Art, und es tritt bald die Erregung des einen, bald die Herabstimmung eines anderen Organs deutlicher hervor. Ueber die Anwendungsweise der M. läßt sich im Allgemeinen nichts angeben, da jeder einzelne Krankheitsfall einer genauern Prüfung bedarf und oft sehr ähnlich scheinende Krankheiten doch die Anwendung sehr verschiedener M. erfordern und umgekehrt. Die Salzquellen wirken besonders auf die Schleimhäute und lymphatischen Gefäße, bekämpfen kräftig die Schwäche, die Reizbarkeit und den Torpor in diesen Organen, steigern und kräftigen die Verdauung und sind besonders angezeigt bei jüngern Individuen und beim weiblichen Geschlechte. Nach Maßgabe des quantitativen Verhältnisses ihrer Bestandtheile zum Wasser ist ihre Wirkung bald eine milde, allgemeine, bald eine mehr specifische, eben gegen tiefe Störungen des Lymphsystems in den Formen von Skropheln und Tuberkeln (im Allgemeinen) vorzugsweise gerichtete. Die auflösende Heilkraft der Bittersalzquellen richtet sich weniger auf das Lymphsystem, als auf das Venensystem; sie sind geeigneter für die späteren Lebensjahre, für Verdauungsschwächen, Verstopfungen, Unregelmäßigkeiten der Gallenabsonderung, Haut- u. Nervenkrankheiten, welche auf erhöhter Venosität beruhen. Bei den Sodaquellen ist vorzugsweise

Digitized by Google

die bindende Kraft des Natrons für saure und fettige Substanzen (Seifenbildung) das Bedingende für die Wirkung, die sich daher gegen saure Entmischungen, insbesondere gegen atchtische harnsaure Dyskrasie, Lithiasis, gegen Schleimhautleiden, die auf einer entsprechenden Entmischung beruhen, gegen eine stärkere Gerinnbarkeit des Blutes in gewissen Fällen richtet. Die besondere reinigende und die Hautausdünstung verbessernde Wirkung der Bäder beruht auf dem bindenden Verhältniß des Natrons gegen die fettigen Absonderungen. Höchst wichtig sind diese Wasser bei chronischen Katarrhen, Lungenblennorrhöen; bei Skrophulose und Tuberkulose aber steht ihre Kraft hinter der der reichen Salz- und Jodquellen weit zurück. Die reinen Säuerlinge besitzen die erregende, die Blutbewegung steigernde, die Darmschleimhaut und ihre Nerven auf eine eigenthümliche Art inelitirende (antemetische), das Gehirn aufregende, im Uebrigen aber flüchtige und rasch vergehende Wirkung der Kohlensäure. Sie werden bei Verdauungsschwäche mit einigem Nutzen gebraucht; ihre Gasatmosphäre wirkt erregend auf die Lungenschleimhaut. Im Ganzen steht jedoch eine tiefere Heilkraft diesen Wassern nicht zu. Stahlquellen dienen in allen Krankheiten, wo das Blut an Blutkörperchen arm ist; sie vermehren den Gehalt an solchen, steigern die Arterialität und wirken so den chlorotischen Entmischungen der Anämie u. den darauf beruhenden Nervenkrankheiten, Asthenien, Krampfformen ꝛc. entgegen. Warme Schwefelwasser besitzen die kräftigste Heilkraft in der Reihe der M. gegen rheumatische Schmerzen- u. Lähmungen und sind von großer Wirksamkeit bei arthritischen Affektionen, Hämorrhoidalleiden und impetiginösen Formen. Die gewissenhafte Befolgung einer fast bei allen M.n gleichen geistigen u. körperlichen Diät ist die allgemeine und unerläßliche Bedingung einer Brunnenkur. Von den Gebrauchsweisen ist das Trinken die häufigste und nach diesem das allgemeine Bad (s. d.), dem sich dann die verschiedenen Badearten anschließen.

Schon die Griechen, Hebräer u. Römer kannten den Gebrauch der Mineralbäder, wenn ihre Anwendung auch noch sehr empirisch war. Während Erstere mehre Tempel zu Ehren der durch die Quellen heilenden Gottheiten errichteten, erbauten die Letzteren prächtige Badehäuser, deren Ueberreste noch Bewunderung erregen. Auch die Araber errichteten in den von ihnen eroberten Ländern Badehäuser; im Occident dagegen waren die meisten Mineralquellen nur den nächsten Umwohnern bekannt, so daß die Bäder zu Aachen, die Karl der Große gebrauchte, bis ins 13. Jahrhundert fast einzig dastehen. Als Begründer einer wissenschaftlichen Heilquellenlehre ist Friedrich Hoffmann anzusehen, der viele Quellen selbst besuchte und ihre Bestandtheile und ihre Wirkungen erforschte. Seitdem wurden die Mineralquellen immer mehr Gegenstand der eifrigsten Untersuchungen. Vgl. Better, Handbuch der Heilquellenlehre, Berlin 1838, 2. Bde.; Schwarze, Allgemeine und specielle Heilquellenlehre, Leipzig 1839; Osann, Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen Europa's, Berl. 1839—43, 3 Bde.

Theils wissenschaftliches Interesse, theils das Bedürfniß, den fern von Heilquellen Wohnenden die Möglichkeit zu bieten, sich ihrer Wohlthaten erfreuen zu können, haben auf den Gedanken geführt, die M. auf künstlichem Wege nachzubilden. Schon bei Plinius findet sich eine Angabe, künstliches Meerwasser zu erzeugen. Die erste Idee der Erzeugung künstlicher M. wird von Einigen Thurneißer (1560) zugeschrieben, dessen Versuche jedoch, sowie die späteren von Hoffmann (1685), Geoffroy (1724) und A. angestellten, Resultate lieferten, die kaum auf den Namen M. Anspruch machen konnten. Erst später (1750), als durch Venel, der den Vorschlag machte, kohlensaures Natron in einem verschlossenen Gefäße in Salzsäure aufzulösen, der erste Schritt geschah, um die Salzauflösung mit Kohlensäure zu sättigen, wurde der Weg eingeschlagen, auf dem man nach Verlauf eines Jahrhunderts die heutige Vollkommenheit erreicht hat. Im J. 1772 schlug Priestley zuerst vor, Wasser direkt mit Kohlensäure zu imprägniren, und 1774 erschienen von Bergmann Vorschriften zur künstlichen Darstellung von Selterser- und Pyrmonterwasser, welche auf genaue Analysen dieser Wasser gegründet waren; gleichzeitig zeigte er, daß der erfrischende Geschmack der Säuerlinge von der firen Luft (Kohlensäure) herrühre, wodurch die Alkalien milde gemacht würden. Von Nooth wurde 1775 Priestley's Methode durch Konstruktion eines eigenen Apparates verbessert, und Meyer, der 1787 in Stettin bereits Selterserwasser im Großen fabricirte, gab Wege an, das Wasser mit Kohlensäure zu übersättigen. In Paris hatte Paul seit 1799 ebenfalls eine Anstalt zur Fabrikation künstlicher M. errichtet und bediente sich bereits zur Kompression des Gases einer Pumpe. Der Ruhm aber, in Deutschland das erste Etablissement dieser Art begründet und sich die höchste Vervollkommnung der Darstellungsmethoden erreicht zu haben, gebührt Struve, dessen Trinkanstalt in Dresden die Errichtung von ähnlichen Anstalten zu Leipzig, Berlin, Königsberg, Hamburg, Petersburg, Moskau, Odessa, Brighton ꝛc. veranlaßte. Sind auch die Meinungen über den medicinischen Werth der künstlichen M. noch getheilt, so sprechen doch viele glückliche Erfolge ihrer Anwendung bedeutend zu ihrem Vortheile, während ihre Identität in chemischer und physikalischer Beziehung nicht wohl in Zweifel gezogen werden kann, da die Darstellung der künstlichen Wasser, Hand in Hand gehend mit den Fortschritten der analytischen Chemie, nur auf die genauesten Analysen und sorgfältigsten Beobachtungen der Verhältnisse der natürlichen Wasser basirt ist. Ob die Konstitution, d. h. die Art und Weise, wie die einzelnen Bestandtheile mit einander verbunden sind, in den künstlichen Wassern dieselbe ist, wie es die Analyse in den natürlichen gezeigt hat, darüber kann natürlich eben so wenig entscheidend geantwortet werden, als man zu behaupten im Stande ist, daß die Salze und Substanzen der natürlichen Wasser in diesen gerade so gruppirt und angeordnet seyen, wie sie die Analyse zusammengestellt u. berechnet hat. Wenn man aber, wie sich von selbst versteht, von den Resultaten der Analyse auf die Konstitution und von der Analogie der Resultate zweier Analysen auf die Analogie in der Konsti-

Digitized by Google

tution zweier Wasser schließt, so kann man auch wohl berechtigt seyn, anzunehmen, daß ein künstlich dargestelltes Wasser seine Bestandtheile in derselben Art und Weise angeordnet enthalte, wie ein natürliches, weil die von dem ersteren gemachte Analyse, wobei dieselbe Methode angewandt wurde wie bei der Analyse der letzteren (nach deren Ergebnissen das künstliche freilich gebildet war), in allen Theilen dieselben Resultate lieferte. Auch noch das Verdienst ist den Nachbildern der M. zuzuschreiben, daß sie eben durch die Nachbildung dargethan haben, daß die heilkräftigen Wirkungen der M. allein in den Bestandtheilen ihrer Mischung u. in der ihnen eigenthümlichen Wärme liegen, weshalb Hypothesen, wie die, daß die darin aufgelösten Bestandtheile Produkte eines Athmungsprozesses der Erde seyen, daß die Berge auf galvanischem Wege den Gehalt der Quellen erzeugen u. a., hinfort unmöglich seyn dürften. Vgl. Struve, Ueber die Nachbildung der natürlichen Heilquellen, Dresden 1824—26, 2 Hefte; Vetter, Ueber den Gebrauch und die Wirkungen künstlicher Mineralbrunnen, Berlin 1835.

Minerva (d. i. Rathgeberin, bei den Griechen Athene oder Pallas Athene), eine der vorzüglichsten Gottheiten des Olymp, die mit Weisheit und Macht die Sterblichen behütet, daher die sinnige und wehrhafte göttliche Jungfrau, ein griechisch-plastischer Ausdruck für unsern Begriff der göttlichen Vorsehung. Nach dem Mythus hatte Zeus die von ihm schwangere Oceanide Metis (Klugheit) in Folge eines Orakelspruchs, nach welchem Metis zuerst eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären sollte, der ihm die Herrschaft zu entreißen bestimmt sey, verschlungen, um diesem Schicksal zu entgehen. Als nun die Zeit der Geburt heran kam, empfand Zeus einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, weshalb er sich vom Hephästos den Kopf spalten ließ, worauf die Göttin, mit goldnen Waffen gerüstet, heraus sprang. Nach kretischer Sage war sie aus einer von Zeus zertheilten goldnen Wolke hervorgegangen. Homer nennt sie die Lieblingstochter des Zeus, die mit des Vaters Donner donnert und seine Waffen anlegt, namentlich den furchtbaren Aegisschild, durch dessen Schütteln sie Furcht und Bestürzung über die Feinde bringt, ihre Freunde aber zur Tapferkeit begeistert. Als Kriegerin steht sie mit Mars zusammen, nur daß sie nicht wie dieser den Krieg um des Krieges willen führt und zugleich die sinnreiche Göttin für die Künste des Friedens ist. Als solche erscheint sie nicht bewaffnet, sondern im langen Peplos, von hoher und schöner Gestalt. Als Athene Ergane, die Künstlerin, lehrt sie die Mädchen und Frauen Spinnen, Weben und Sticken, überhaupt alle Erfindungen, welche das menschliche Leben erhalten und verschönen, sind ihre Eingebung. Sie gibt dem Menschen die Zügel, um das muthige Roß zu lenken, erfindet den Pflug und die Harke, um Feld und Garten zu bestellen, und der Oelbaum ist ihre Schöpfung und steht unter ihrem Schutze. Sie beschattet mit dem Wolkenschilde gnädig das Ackerfeld, daß nicht Dürre und Brand die Saaten verderbe. Mit Hephästos verbunden, ist sie Urheberin aller Künste und Gewerbe und theilt den Menschen die beiden Hauptmittel zu allen Künsten, die Zahl und das Feuer, mit. Auch das Schiff war Athene's Werk, und schützend thront sie auf Vorgebirgen und an Seehäfen und beschwichtigt die Wuth der Stürme. Zu Lande geleitet sie den Wanderer, baut und erhält Brücken zum Verkehr unter den Menschen, begleitet die Heroen auf ihren Abenteuern zu Land und Wasser und flößt ihnen Rath, Muth und Kraft ein. Sie ist Helferin in jeder Noth, erhält Leben und Gesundheit, verjüngt und verschönt mit dem goldenen Zauberstabe, gibt durch Träume Mittel der Heilung und Rettung, läßt warme Heilquellen aus der Erde hervorsprudeln, segnet die Mütter mit Fruchtbarkeit und mehrt die Geschlechter durch kräftigen Nachwuchs. Den Geschlechts-, Stamm- und Volksversammlungen steht sie als Berathrin vor und ist Bundesgöttin der Amphiktyonen zu Iton und Delphi. Als Einsicht und Vorsehung des Zeus sitzt sie zur Rechten des Vaters und entscheidet über die Loose der Sterblichen. Die Rathspersonen erleuchtet sie mit Einsicht, behütet die Rechtspflege und gibt bei Stimmengleichheit der Richter ihre Stimme mild dem Beklagten. Dem Schutzflehenden, der ihr Bild, das Palladium, berührt, gewährt sie Zuflucht vor den Verfolgungen der Blutrache, aber über den Schuldigen verhängt sie schwere Strafe, sendet Landplagen den Frevlern und legt denen, die sich an dem Asylrechte des Palladiums vergangen, harte Büßungen auf. Solchergestalt alle Stände mit ihrer Fürsorge umfassend, wird sie Schirmgöttin des Staats, der Stadt und der Burg, die nur dann erobert werden kann, wenn das Gnadenbild der Schutzgöttin von der Burg entfernt wird. Als Stadtgöttin und Burggöttin bewacht sie die Thore, bewahrt die Schlüssel, hält die Hand über der Stadt ausgestreckt und deckt sie mit dem goldenen Schilde. So geht sie in die Kriegsgöttin über, die eben sowohl befreundete Städte schirmt, als feindliche zerstört. Unter ihrer Obhut üben sich die Jünglinge zum Kampfe, und das Streitroß ist ihr geweiht. Auf dem vierspännigen Streitwagen, ihrer Erfindung, zog sie gegen die Giganten und Titanen. Sie erfand die Trompete, die zur Schlacht ruft, und die Flöte, die den Marsch des Heeres begleitet, wie sie schon als Göttin der Künste M. Musica (mit der Flöte) und Aëdon, die Sängerin, heißt. Sie leitet die jährliche Waffenschau und Waffenübung, führt das Heer zum Siege und zur Beute und wird durch Siegesfeste verherrlicht und mit dem Zehnten der Beute beschenkt. Die Krieger erfüllt sie mit hartnäckigem Muthe, erregt das Volk und hat ihre Lust am Schlachtgetümmel. Im gewöhnlichen Mythus wird sie als strenge mannhafte Jungfrau (Parthenos, Pallas) dargestellt, das Ehebett fliehend und von Liebe nie bezwungen. Selbst dem Schönheitsrichter Paris erscheint sie im ältern Mythus nur bekleidet, erst nach dem spätern nackt. Tiresias, der sie unabsichtlich im Bade erblickte, erblindete. Selbst ihr Bild, das Palladium, wird vor Männerblicken gehütet, und Ilus und Metellus, die es beim Brande des Tempels retteten, verloren deshalb das Augenlicht. Die Idee der sinnigen Göttin, die alle Künste erfindet, wurde von den

Digitized by Google

Philosophen weiter ausgebildet; in dem pythagoräischen Zahlensysteme ist Athene die herrliche jungfräuliche Siebenzahl, die nicht zeugt innerhalb der Zehnzahl, die Schöpferin des planetarischen Siebenlautes, bei Platon die Erkenntniß des Göttlichen, bei den Stoikern die verkörperte Vorsehung Gottes, die dem Zeus inwohnende Einsicht, der allburchdringende Feuergeist. Die Neuplatoniker kommen mehr auf die ältern Vorstellungen zurück und geben der Idee der Göttin eine sittliche Anwendung. Trotz dieser Vergeistigung bleibt aber immer noch ein physisches Substrat zurück, der leuchtende, feurige Aether, denn auch die Denkkraft erscheint als ein Strahl oder Funken des himmlischen Lichts. Athene ist daher auch den Philosophen der verkörperte, weibliche Aether, die ewige Feuerkraft, der allburchdringende Feuergeist und wird deshalb durch die ewigbrennende Lampe und durch Fackelfeste verherrlicht. Nach Aeschylus kennt sie allein die Schlüssel zu dem Gemache, wo die Blitze verborgen liegen; mit dem Blitze züchtigt sie die heimkehrenden Achäer auf der See, und besonders zur Frühlingsnachtgleiche erregt sie Gewitter und heftige Stürme. Die älteste Heimath des Pallasdienstes scheint Thessalien, und durch thessalische Pelasger kam derselbe zuerst nach Kleinasien. Einen alten Kult hatte sie auch auf Kreta am Flusse Triton im Gefilde Thenä (Athenae), wo sie geboren worden seyn sollte, zu Enossus, zu Minoa am Vorgebirge Samonium, zu Prianfus und Hierapytna, zu Corea auf den weißen Bergen. In Böotien blühte der Athenekult am kopaischen See, zu Alalcomenä am Flüßchen Triton, das ebenfalls als ihre Geburtsstätte genannt wird. Von hier verbreitete sich ihr Dienst besonders nach Attica, welches ihr geheiligt war. Auf der Burg zu Athen stand der herrliche Tempel der Athene Parthenos, das Parthenon, mit der kolossalen Bildsäule der Göttin von Elfenbein und Gold; ferner der ältere Tempel der Athene Polias, das Erechtheion, und in der dunkeln Cella im Scheine des ewigen Lichtes, das auf dem kunstvollen Leuchter des Callimachus brannte, das alte vom Himmel gefallene Palladium aus Oelbaumholz und die hausbütende heilige Schlange, welche mit Honigkuchen gefüttert wurde. Den Gottesdienst auf der Burg besorgte das Geschlecht der Eteobutaden; aus denen die Priesterin der Athene genommen wurde, welche im Tempel wohnte und reiche Einkünfte genoß; unter ihr dienten ein Jahr lang die Erseforboren oder Arrhephoren, 4 edelgeborne Mädchen zwischen 7 und 11 Jahren, in weißem Gewande, mit Gold geschmückt, von denen zwei das Palladium schmückten und den Opfertisch bereiteten. Die glänzendsten Feste der M. in Athen, deren Schutzgottheit sie war, waren die Panathenäen, von denen die großen alle vier Jahre, die kleinen jährlich oder alle drei Jahre gefeiert wurden. Aus Griechenland ging die Verehrung der M. nach Großgriechenland über, wo sie Tempel (Athenäen) zu Surrentum, Siris, Metapontum, Luceria, Salavia, Castrum hatte. Japygien und Apulien, besonders reich an Oel, Wolle und Roßweiden, dienten der häuslichen und ritterlichen Göttin. Von Alba longa kam ihr Kult nach Rom, wo ihr mit Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Kapitol geweiht war. Ihr Hauptfest waren die größeren Quinquatrus mit dem Tubilustrium, mit Heerschau und Feier der Schuljugend, vom 19.—30. März; M. Musica ward an den kleinern Quinquatrus im Juni von den priesterlichen angesehenen Tubicines, der Flötenspielerzunft, gefeiert. Der etruskische Name Menerva kommt von menervare, monere, die Berathende. An den ältesten Bildern der M., den Palladien, wallt der Peplos weit und faltig zu den Füßen hinab, in der Mitte ein breiter, mit Figuren, dem Gigantenkriege, besetzter Streif, auf jüngern nach Phidias trägt sie über der jungfräulichen Tunica das Pallium, einen kürzern Ueberwurf, auf der Brust den Schuppenharnisch der Aegis, von Schlangen umgeben, in deren Mitte das Medusenhaupt, auf dem Kopfe oder in der Hand den Helm, oben mit der Sphinx, an den Seiten mit Greifen geziert, auf dem runden argolischen Schilde ebenfalls die Medusa. Das Pallasideal, von Phidias vollendet, trägt mehr männlichen, als weiblichen Charakter. Durch Phidias wurde auch das Käuzchen der M. stete Begleiterin.

Minerva, australische Inselgruppe, s. Niedrige Inseln.

Minervae Promontorium, steiles Vorgebirge Kampaniens, einst Sitz der Sirenen, auf dessen Spitze schon frühzeitig ein Tempel der Athene stand; jetzt Punta della Campanello.

Minervino, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, mit Bischofssitz und 9000 Einw.

Minesota (Minnesota), organisirtes Gebiet (Territorium) der nordamerikanischen Union, zwischen Wisconsin im Osten, Jowa im Süden, dem noch nicht organisirten Missourigebiete im Westen, dem britischen Nordamerika und dem Obernsee im Norden, zwischen 43° 30′ und 49° nördl. Br., umfaßt ein Areal von nahe an 3918 □Meilen. In dem Lande liegen die Quellen des Mississippi, der mit dem St. Croix einen Theil der Ostgrenze bildet; die Westgrenze sind der Missouri und der Blue-Earth-River. M. ist zum größten Theil fruchtbare, hochgelegene Prairie, theils bewaldet, theils nur mit Gras bedeckt. Man könnte es vorzugsweise ein Gebiet der Landseen nennen, deren es eine große Menge hat. Aus einem derselben, dem Itasca, fließt der Mississippi hervor. Diese Seen stehen zumeist mit einander in Verbindung oder sind nur durch schmale Tragplätze von einander geschieden. Im nördlichen Theile des Gebietes ist z. B. der Wäldersee (lake of the woods) durch eine ganze Kette kleiner Seen und Flüsse mit dem Obernsee verbunden und der Mississippi mit diesem letztern durch die Flüsse St. Louis und Savanna und dann mit dem Sandy Lake durch die Flüsse St. Croix und Bois-Brulé. Die größten unter den vielen Seen sind im Nordwesten der Minitvakan oder Teufelssee (Devils lake), 40 Meilen lang und 15 Meilen breit, der rothe See (Red lake), 60 Meilen lang und 24 Meilen breit, der Regensee (Rainy lake), der mit dem Wäldersee in Verbindung steht; der Lecchsee bildet einen der Quellseen des Mississippi, der das Gebiet auf einer Strecke von 195¼ Meilen durchströmt, wovon

Digitized by Google

47¼ Meilen, bis zu den St. Antonyfällen, von Dampfern befahren werden. Der bedeutendste Zufluß, welchen der Mississippi in diesem Gebiete empfängt, ist der St. Peters, den die Sioux Mini sota, d. h. schlammigen Fluß, nennen. Er hat einen Lauf von etwa 102 Meilen und ist für Dampfschiffe bis gegen 10 Meilen oberhalb Fort Snelling fahrbar. Sein Hauptzufluß ist der Blue-Earths-River. Im nördlichen Theile des Gebietes empfängt der Mississippi den Crow-Wing-River mit dem Leaf und Long-Prairie und bei den Saukfällen den Ofakis. Die weiten Prairien zwischen dem Missouri und dem James-River sind Jagd- und Kampfgebiet der in ewiger Feindschaft mit einander lebenden Sioux und Odschibwäs. Der James-River oder Ischansanson durchfließt das Gebiet in südlicher Richtung und mündet nach einem 130 Meilen langen Laufe. Parallel mit ihm fließt der Big-Sioux oder Tschankasadata. In den Obernsee mündet bei Font du Lac der St. Louis, in den Winnipegsee der nördliche Red-River, der ganz in der Nähe von Quellen des Mississippi entspringt. Das Klima von M. ist nicht allzustreng. Die Winter sind trocken, der Schnee liegt meist nur drittehalb Fuß hoch, und die großen Fichtenwaldungen im Norden gewähren Schutz gegen die scharfen Nordwinde. Doch tritt manchmal schon in der zweiten Hälfte des Septembers Frost ein. Das Gebiet war bis 1848 ein Bestandtheil von Michigan, Wisconsin und Jowa; dann wurde es abgeschieden und am 3. März 1849 als Territorium organisirt. Die Bevölkerung betrug 4780 Köpfe, 1850 6077, worunter 6038 Weiße und 39 freie Farbige. Im J. 1852 war sie bereits auf 12,000 Köpfe gestiegen. Die Zahl der Repräsentanten ist 18 auf ein Jahr, die der Senatoren 9 auf 2 Jahre; der Gouverneur wird auf 4 Jahre gewählt. Jeder 21 Jahr alte weiße Bürger der Vereinigten Staaten, welcher 6 Monate im Gebiete wohnte, ist stimmberechtigt; eben so jeder Bürger aus gemischtem weißen und indianischen (nicht Neger- oder Mulatten-) Blute. Auf den Kongreß zu Washington schickt M. einen Delegirten mit Berathungs-, aber ohne Stimmrecht. Für den Schulfond sind in jeder Township 1280 Acker Land vorbehalten worden, doppelt so viel wie in allen andern Staaten. Im November 1849 beendigte die erste Volksvertretung ihre Sitzungen. Im April 1849 wurde in M. die erste Buchdruckerpresse aufgeschlagen, aus der alsbald zwei Zeitungen hervorgingen. Zwischen Galena und St. Peters ist allwöchentlich regelmäßige Dampfbootverbindung. Die wichtigsten Erzeugnisse der Landwirthschaft sind Mais, Weizen, Heu, Butter und Wolle; auch Ahornzucker wird erzeugt. Der Viehstand hatte 1850 einen Werth von 103,859 Dollars. Die politische Hauptstadt und der bedeutendste Ort ist St. Paul, am Mississippi, 1½ Meilen unterhalb der St. Antonyfälle. Im J. 1842 stand dort die erste Hütte, Anfangs 1849 zählte man 142 Häuser und 1851 1500 Einw. Am rechten Stromufer, an der Mündung des St. Peters, liegt Mendota in einer sehr günstigen Lage; gegenüber, am linken Ufer des St. Peters, Fort Snelling, bisher Station der Vereinigten Staatentruppen, um Ruhe unter den Indianern zu erhalten.

Mineurs (Minirer, auch Schanzgräber), eine Abtheilung von Soldaten, welche als Arbeiter zum Minenbau, sowie zum Sprengen der Minen verwendet werden.

Mingan, Stadt mit Hafen auf der Westküste der Insel Sumatra, südöstlich von der Babuanspitze.

Minge, Fluß in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, kommt aus dem russischen Gouvernement Wilna, nimmt die Aglone, Wiewirsze und Tenne auf und mündet in das kurische Haff.

Mingolsheim, Pfarrkirchdorf im badischen Mittelrheinkreis, Amt Bruchsal, mit Markt und 1850 Einw. Das nahe Schloß Kißlau, sonst Aufenthalt der Bischöfe von Speier, ist jetzt Staatsgefängniß. Die eine ½ Stunde entfernte kalte Schwefelquelle entspringt der Liasformation und hat wahrscheinlich mit der zu Langenbrücken einen gemeinschaftlichen Herd. Ihr Wasser wird vorzüglich empfohlen bei Krankheiten der äußeren Haut exanthematischer und ulceröser Natur, chronischen Leiden der Schleimhäute, Krankheiten des Sexualsystems, Störungen der Blutcirkulation im Unterleibe, Rheumatalgien, hydropischen Zufällen und Kacherien.

Mingotti, Katharina, berühmte Sängerin, geboren 1728 zu Neapel von deutschen Aeltern, kam frühzeitig nach Deutschland und wurde nach dem Tode ihres Vaters, der in österreichischen Militärdiensten stand, in einem Ursulinerinnenkloster erzogen, wo sie auf ihr dringendes Bitten täglich eine halbe Stunde musikalischen Unterricht erhielt. In ihrem 14. Jahre kehrte sie zu ihrer Mutter zurück und verheirathete sich einige Jahre später mit dem Venetianer M., der Unternehmer der Oper zu Dresden war. Dieser bildete eine tüchtige Sängerin aus ihr, so daß sie schon in Dresden nach ihrem ersten Auftreten daselbst am Theater angestellt wurde. Kurze Zeit darauf erhielt sie eine Einladung nach Neapel, wo sie den ungetheiltesten Beifall erntete. Im J. 1748 kehrte sie nach Dresden zurück, wo unterdessen Hasse an die Spitze der Kapelle getreten war, welcher ihr allerlei Hindernisse in den Weg legte; doch gelang es ihr durch die Trefflichkeit ihres Gesanges, auch ihn und seine Gattin Faustina zu versöhnen. Im J. 1751 ging sie nach Spanien, dann nach Paris und London, endlich wieder nach Italien, ließ sich 1763 zu München nieder und † 1807 zu Neuburg an der Donau.

Mingrelien (Mingreul), d. i. Land der tausend Quellen, eine seit dem 1813 zwischen Persien und Rußland abgeschlossenen Frieden zu letzterem Reiche gehörige Provinz, grenzt gegen Westen an das schwarze Meer, gegen Norden an Abchasien, gegen Süden an Imeretbi, mit dem es gegenwärtig einen Theil des grusinisch-imeretbischen Gouvernements, dessen Hauptstadt Tiflis ist, bildet, und gegen Osten an die Hochkämme des Kaukasus und umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 100 □Meilen. Das Land ist sehr gebirgig und wasserreich, dabei ausgezeichnet

Digitized by Google

fruchtbar. Hauptprodukte sind Getreide, Wein, Oel, Hirse, Holz, Seide, Pferde, viel Honig. Der Elbrus durchströmt einen Theil des Landes. Die Zahl der Einwohner, die sich zur griechischen Kirche bekennen, beläuft sich auf etwa 65,000. Der ehemalige Czar von M., Dadian, führte den Titel „Fürst des schwarzen Meeres“ und herrschte ganz unumschränkt als Despot. Seine Residenz war die kleine Hauptstadt des Landes, Isgaur oder Iskuriah (das alte Dioscurias) am schwarzen Meere, welche zugleich der Haupthandelsplatz des Landes ist, wo besonders mit Salz, Waffen und Sklaven ein ansehnlicher Handel getrieben wird. Feste Plätze sind Poti, Redoutekalé am schwarzen Meere und Jordi, das bei den umwohnenden Völkern sehr in Ansehen stand. Das dortige griechische Kloster Martwili ist zugleich Bischofssitz. Die Einwohner, welche sich selbst Kabzartai nennen, sind noch sehr roh und unkultivirt. M. ist das Colchis der Alten, war später ein Theil von Georgien und ward bei der Theilung dieses Landes (1241) zu Imeretht geschlagen. Die Könige von Georgien ließen die Provinz durch Gouverneure verwalten, deren einer, der oben genannte Dadian, sich unabhängig machte. Später kam M. unter persische Oberhoheit.

Minho (Miño), einer der Hauptflüsse Spaniens, entspringt aus einem kleinen See bei Fuente-Minho auf dem galicischen Gebirge in der Provinz Lugo, fließt Anfangs in südlicher, dann in südwestlicher Richtung, macht eine lange Strecke die Grenze zwischen Portugal und Spanien und mündet, nachdem er rechts die Narla und Ferregra, links den Sil und Sarria aufgenommen, nach einem 28 Meilen langen Lauf in das atlantische Meer. Schiffbar wird er erst 5 Meilen vor seiner Mündung bei Salvatierra. Er hieß bei den Alten Bätis und wegen seiner mennigegelben Farbe Minius, woraus M. entstanden ist. Die nach dem M. benannte portugiesische Provinz Entre Dueroe Minho, die nördlichste des Landes, grenzt gegen Norden an die spanische Provinz Galicia, gegen Osten an die Provinz Tras-os-Montes, gegen Süden an Beira, gegen Westen an den atlantischen Ocean, wird von den Flüssen M., Duero, Lima, Cavado, Ave u. a. bewässert und von den Gebirgen Serra de Gerez, de Marao, de Amarella u. a. durchzogen, hat 96,18 □Meilen u. sehr gesundes Klima, daher sich daselbst auch die beste Bodenkultur im ganzen Königreich findet. Das Land bringt Getreide, Hülsenfrüchte und Gemüse, gute Weine, Südfrüchte, Holz (Stein- und Korkeichen, Lorbeer, Cypressen u. a.), Wild (wilde Schafe, Wölfe) und Zuchtvieh hervor. Die Einwohner (487,000) sind sehr gewerbfleißig, erfinderisch und genügsam, treiben besonders Leinweberei und Hutmacherei und neben Handel mit Wein, Wolle ꝛc. Fischerei auf Lampreten, Störe, Sardinhas ꝛc. Die Provinz zerfällt in die Distrikte Braga, Viana und Porto. Die Hauptstadt ist Oporto.

Miniani Dii, bei den Römern mit Mennige geschminkte oder ganz damit bemalte Götterbilder.

Miniata, St. (St. M. al Tedesco, San Miniato), Stadt im toskanischen Compartimento Florenz, Bischofssitz, mit Kathedrale, 11 anderen Kirchen, Findelhaus und 2000 Einw. Daselbst noch St. Croce, mit bedeutender Fabrikation von Wollen- und Seidenwaaren und 3500 Einw.

Miniaturmalerei, im weiteren Sinne jede Art Malerei, die fein und sorgfältig in einem sehr kleinen Raum ausgeführt wird; in engerem Sinne eine feine Art von Wasserfarbenmalerei, bei welcher die Farben mit Gummi Arabicum bloß mit der Pinselspitze aufgetragen werden, was man punktiren (pointiller) nennt. Die geeignetsten Farben zur M. sind die, welche am wenigsten Körper haben, z. B. Karmin, Ultramarin, Lacke ꝛc., die man, um sie möglichst fein zu erhalten, in vielem Wasser auflöst und wieder trocknet. Weil die feinen Punkte, aus denen die M. en bestehen, so dicht neben einander gesetzt werden müssen, daß sie mit einander verrieben u. gleichsam vereinigt erscheinen, so nimmt diese Art Malerei viel Zeit in Anspruch. Uebrigens wird dabei der Grund des Materials, worauf man malt, gewöhnlich Pergament oder Elfenbein, sehr oft zu den höchsten Lichtern aufgespart. Ihren Namen hat die M. von Minium, Mennige, deren man sich anfangs vorzüglich zur M. bediente. Andere leiten ihn von Pictura minuta, d. i. Kleinmalerei, ab. Die M. wurde zuerst und ganz vorzüglich angewandt, um im Mittelalter die Manuskripte der Klassiker, die Meßbücher und die Evangeliarien mit Bildern auszuschmücken. Die ältesten Handschriften, welche dergleichen enthalten, sind die Handschriften des Homer (in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand) und des Virgil (im Vatikan zu Rom), beide aus dem 4. oder 5. Jahrhundert herrührend. Als eines der frühesten christlichen Miniaturwerke ist eine fragmentarische griechische Handschrift der Genesis (in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien) zu nennen; sie ist den erstgenannten Werken gleichzeitig und zeigt, wie diese, noch vorherrschend eine der verdorbenen Antike entsprechende Auffassung und Behandlung. Diese Miniaturwerke gehören der byzantinischen Kunst an. Aus dem 9. Jahrhundert rührt ein Manuskript mit den Predigten des Gregor von Nazianz her (in der pariser Bibliothek), dessen Bilder durch die würdigen Formen im Allgemeinen, durch die zum Theil noch entschieden antike Auffassungsweise und durch die eigenthümliche Mannichfaltigkeit der Darstellungen große Bedeutung haben. Noch interessanter sind die Bilder eines Psalters aus dem 10. Jahrhundert (daselbst), in denen die ganze Auffassung und Darstellung meist noch völlig von antikem Geiste erfüllt ist. Erst im 11. Jahrhundert bildete sich in Miniaturen die byzantinische Kunstweise völlig aus, und die antiken Elemente traten dagegen zurück. Eine bedeutende Schule von Miniaturmalern hatte sich am fränkischen Hofe entwickelt, zunächst durch die umfassenden Bemühungen Karls des Großen ins Leben gerufen. Mehre große, für diesen Kaiser gefertigte Prachthandschriften, ein Evangelistarium in der Privatbibliothek des Königs Ludwig Philipp, ein Evangelistarium in der pariser Bibliothek und ein anderes in der Bibliothek von Trier, sind als die Zeugnisse

Digitized by Google

ihrer Thätigkeit erhalten, obschon diese Werke bereits beginnenden Verfall der abendländischen Kunst zeigen. Noch mehr ist dies der Fall in den Werken, die für die Nachfolger Karls des Großen gearbeitet wurden. Ganz abweichend von den bisher genannten M.en erscheinen die angelsächsischen Miniaturen. In ihnen sind, was die menschlichen Gestalten betrifft, die allgemeinsten Motive der altchristlichen Kunst aufgenommen, diese aber nach den willkürlichsten Schematen umgebildet. Die ganze Gestalt verschwindet hierbei in ein mehr kalligraphisches als bildnerisches Schnörkelwesen; eben so sind auch die Thiere in phantastischer Weise stylisirt, und zwar so, daß sich hierin zuerst die mittelalterlich-heraldische Bildungsweise derselben ankündigt. Eins der wichtigsten Beispiele dieser Kunst sind die Miniaturen eines dem 7. Jahrhundert zugeschriebenen Evangelienbuches, des sogenannten Enthbertbuches, in der Bibliothek des britischen Museums zu London. Vom 10. Jahrhundert ab artet jedoch diese angelsächsische M. in rohe Barbarei aus. Im 15. Jahrhundert kam die M. wieder sehr in Aufnahme und wurde von den besten flandrischen und italienischen Meistern geübt. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und des Lumpenpapiers mußte sie meist dem Holzschnitt und Kupferstich weichen, doch ward sie im 18. Jahrhundert wieder auf eigenthümliche Weise im Porträt erneuert. Die vorzüglichsten Maler dieser und der neueren Zeit sind Mengs, Chodowiecki, Felger, Westermann, Shelly, Sir W. Newton, W. Booth, W. E. Roß und vor Allen Lizinska de Mirbel. Vergl. Violet, Anweisung zur M., Paris 1782, deutsch, Hof 1793; Rive, Essai sur l'art de vérifier l'age des miniatures peintes dans les manuscrits, Paris 1782; Mesignan, Traité sur la peinture en miniature, dal. 1818.

Minié, Erfinder eines neuen Feuergewehrs, um 1810 geboren, stieg vom gemeinen Soldaten in der französischen Armee zum Offizier und Eskadronschef empor und beschäftigte sich unausgesetzt während seiner langen Dienstzeit zu Vincennes mit der Verbesserung der Handfeuerwaffen, bis er 1849 das nach ihm benannte Gewehrsystem zu Stande brachte, das zunächst in Frankreich, dann aber in fast allen europäischen Armeen Eingang fand.

Minieh (Minietebn Khasym), Stadt in Mittelägypten, am Nil, hat ansehnliche Bazars, Fabrikation von Wasserkrügen, die das Trinkwasser kühl erhalten (Barbakś), in der Nähe Tempelruinen der alten Stadt Hermopolis.

Minimen (mindeste Brüder, Minimi fratres Eremitae), ein von Franz von Paula gestifteter Orden, dessen Mitglieder im Neapolitanischen daher auch Paolotti heißen. Der Stifter trat schon im 12. Jahre in den Franciskanerorden, widmete sich aber nach einem kurzen Aufenthalte in einem Kloster dem Einsiedlerleben in der Nähe seiner Vaterstadt Paula in Kalabrien mit großer Strenge. Als sich ihm viele Gleichgesinnte angeschlossen hatten, verband er sich mit ihnen zu einer Klostergesellschaft, die er „Einsiedler des heiligen Franciskus" nannte. Da die Anzahl derselben rasch wuchs, ertheilte ihm 1452 der Bischof von Paola die Erlaubniß, ein Kloster zu gründen. M. führte den Bau aus milden Gaben auf und gründete auch einen Orden für die Weltleute (M. beiderlei Geschlechts). Bald entstanden neue Klöster in Spezzia und in Cortona. Die Bewohner von Milazzo in Sicilien riefen ihn zur Gründung eines Klosters herbei, und Franz von Paula kam dabei in den Geruch der Wunderthätigkeit. Sixtus IV. bestätigte darauf 1474 nicht allein den Orden, sondern machte auch Franz von Paula zum Generalsuperior desselben. König Ludwig XI., von einer lebensgefährlichen Krankheit ergriffen, rief Franz von Paula 1482 nach Frankreich, und als Karl VIII. den Thron seines Vaters bestieg, erbaute er dem Orden desselben zu Amboise ein Kloster. Hier wurden die Glieder des Ordens die guten Leute genannt (les bons hommes), weil Franz von Paula selbst allgemein unter dem Namen: „der gute Mann" verehrt wurde. Erst Papst Alexander VI. änderte, als er 1493 den Orden bestätigte, den seitherigen Namen in M. um. Wie in Frankreich, breiteten sich die Mönche des Ordens unter dem Namen Paulíner oder Panlaner auch in Deutschland aus, wohin sie Maximilian I. berufen hatte, und in Spanien, wo sie aber die Brüder des Siegés (Fratres de Victoria) hießen, weil man glaubte, daß durch ihr Gebet die Entscheidung in dem Kampf gegen die Mauren zu Gunsten Ferdinands des Katholischen herbeigeführt worden sey. Durch das Ansehen, welches dem Stifter des Ordens in Folge seiner Kanonisation verliehen wurde, erhielt der Orden selbst eine große Verbreitung. In der Mitte des 18. Jahrhunderts zählte er über 400 Klöster mit 25,000 Religiosen, die auf 31 Provinzen vertheilt waren. Selbst in Indien hatten sich M. angesiedelt, und ihre Klöster standen unter einem besonderen General. Der Orden besteht noch in Italien; in Spanien ist er 1852 gesetzlich wieder hergestellt worden. Die M. haben merkwürdiger Weise in die Regel der Franciskaner noch ein 4. Gelübde aufgenommen. Sie verpflichten sich nämlich zur Enthaltung von allem Fleisch und den daher rührenden Speisen. Auch halten sie strenge auf ein fortwährendes Stillschweigen, um zum Gebet immer recht vorbereitet zu seyn. Geld dürfen sie nie bei sich führen. Ihre Kleidung wird aus grobem schwarzem Tuch verfertigt. Der Rock hat sehr weite Aermel und wird mit einem knotigen Gürtel zusammengehalten. Früher mußten sie auch barfuß gehen, jetzt aber tragen sie Schuhe. In Spanien trat auch ein Nonnenorden der M. (mindeste Schwestern), von Don Pedro de Lucena Olit in Andujar begründet, ins Leben und kam auch in Frankreich in Aufnahme. Er wurde von Julius II. bestätigt, hat ebenfalls das Gelübde des Fastenlebens und ein Ordensgewand von schwarzer Farbe. Nur den Hals bedeckt ein weißes Tuch, unter dem schwarzen Schleier wird noch ein weißer getragen.

Minimum (v. Lat.), Kleinstes, s. Maximum.

Minio, Tizianodel, Bildhauer und Kunstgießer aus Padua, einer der berühmtesten Schüler des Jacopo del Sansovino, verfertigte in Padua und anderen Orten verschiedene Bilder

Digitized by Google

in Marmor und Bronze. Seine Hauptarbeiten sind in Venedig, z. B. der metallene Deckel des Taufgefäßes in der St. Markuskirche, in der Loggia des Glockenthurmes sehr schöne Basreliefs mit zierlichen Figuren. Er † 1548 oder 1552.

Minish, Insel in der irischen Provinz Connaught, Grafschaft Galway, nahe an der Küste, südlich von der Spitze Masa.

Minister (v. Lat.), Titel der höchsten Staatsbeamten, die in Monarchien dem Monarchen, in Republiken dem Präsidenten berathend zur Seite stehen, die Beschlüsse des Staatsoberhauptes vorbereiten und einholen, den untergeordneten Behörden zur Vollziehung zufertigen und überhaupt, zunächst unter dem Regenten oder der sonstigen höchsten Regierungsautorität stehend, die Staatsverwaltung in ihren einzelnen Zweigen leiten und überwachen. Zu diesem Zweck hat man in größeren Staaten, bisweilen auch in verhältnißmäßig kleineren, das ganze Gebiet der Staatsverwaltung in einzelne Zweige oder Departements eingetheilt, deren jedem ein M. vorsteht. Gewöhnlich sind dies die Departements des Innern, des Aeußern, des Kultus und öffentlichen Unterrichts, der Justiz, der Finanzen und des Kriegs. Hierzu kommen in manchen Staaten noch eigene Staatsministerien für die Polizei, den Handel und Ackerbau und die öffentlichen Arbeiten, in Seestaaten noch ein Marineministerium. Alle Staatsministerien, für gewisse Angelegenheiten kollegialisch vereinigt, bilden in manchen Staaten das *Staatsministerium* (Gesammtministerium, Ministerrath, Conseil) als oberste, bald entscheidende, bald berathende Staatsbehörde. In kleineren Staaten sind mehre der oben genannten Ministerien gewöhnlich in einem vereinigt. Jedes einzelne Ministerium ist meist in Bureaux oder Sektionen eingetheilt, von denen jedes wieder ein besonderes Fach bearbeitet. Die Bureauchefs führen zuweilen den Titel *Ministerialräthe*, haben jedoch selten eine kollegialische Stimme bei der Beschlußfassung. Den Vorsitz bei den Ministerberathungen führt entweder das Staatsoberhaupt selbst oder ein besonderer *Ministerpräsident* (*Premierminister*, *Staatskanzler*). Letzterer kontrollirt auch wohl die andern Ministerien, obgleich er meist selbst einem eigenen Departement, in der Regel dem des Auswärtigen, vorsteht. Wo neben dem Ministerium noch ein Kabinet besteht (wie in Rußland), leitet dieses außer den Privatangelegenheiten des Regenten besonders die auswärtige Politik. Die Mitglieder desselben führen im Gegensatz zu den Staatsministern den Titel als *Kabinetsminister*. M. ohne ein eigentliches Portefeuille, welche der Fürst zu Ministerberathungen zuzieht, ohne ihnen ein besonderes Departement zu übertragen, heißen *Konferenzminister*. Letzteren Titel, sowie den als Staatsminister führen indeß auch Solche, welche früher M. waren und vom Regenten zu wichtigen Berathungen außerordentlicher Weise noch zugezogen werden. In Preußen gab es sonst statt des M.s des Innern oder neben demselben besondere *Provinzialminister*, welche an der Spitze der Provinzialverwaltungen standen und über dieselbe entweder an das Staatsoberhaupt selbst oder an einen noch zwischen diesem und ihnen aufgestellten M. des Innern referirten. Jetzt haben die Oberpräsidenten deren Funktionen zu versehen. Die Stellung der M. ist natürlich eine wesentlich andere im absoluten und im konstitutionellen Staate. Dort sind sie nur dem Monarchen verantwortlich und von dessen Befehlen unbedingt abhängig. Im konstitutionellen Staate dagegen kommt dazu noch die *Verantwortlichkeit* der Volksvertretung gegenüber, vermöge welcher die M. für alle Regierungsakte des für unverantwortlich erklärten Monarchen in Anspruch genommen werden. Alle Befehle des Herrschers müssen daher verfassungsmäßig, nach Maßgabe ihres Inhalts, von einem M. oder von mehren oder von allen mitunterzeichnet (kontrasignirt) seyn, nicht bloß, um die Aechtheit derselben zu bezeugen, sondern auch, um zu erklären, daß die Unterzeichneten für ihren Inhalt verantwortlich seyen. Die Verantwortlichkeit der M. ist aber theils eine parlamentarische oder politische, theils eine strafrechtliche. Jene besteht darin, daß wegen aller Handlungen oder Unterlassungen der Regierungspolitik die M. als Rathgeber der Krone in den Verhandlungen der Volksvertreter wie in der Presse, vor den Augen des eigenen Landes und des Auslandes zur Rechenschaft gezogen werden. Die Spitze dieser politischen Verantwortlichkeit besteht in Staaten mit ausgebildetem konstitutionellem System darin, daß ein Ministerium, mit dessen Grundsätzen und Handlungen die Mehrheit der Volksvertretung nicht übereinstimmt, einem andern Platz machen muß (*parlamentarische Regierung*). Bei der strafrechtlichen oder Ministerverantwortlichkeit im engern Sinne handelt es sich um solche Handlungen oder Unterlassungen der Regierung, welche geradezu verbrecherisch oder doch staats- und gemeingefährlich erscheinen. Für solche macht das Konstitutionelle Staatsrecht die M. verantwortlich, und zwar zunächst denjenigen, in dessen Departement der betreffende Akt einschlägt und welcher durch seine Mitunterschrift denselben hat vollziehen helfen. Da ohne eine solche Mitunterschrift eines M.s kein Regierungsakt gültig ist, durch dieselbe der M. aber die volle Verantwortlichkeit für den betreffenden Akt übernimmt, so kann kein M. sich durch die Einrede schützen, daß er den Befehl des Monarchen habe vollziehen müssen. Die Anklage der M. steht in den meisten Staaten der Wahlkammer, die Entscheidung dem andern Theile der Volksvertretung (Oberhaus, Senat) zu. In manchen Ländern hat die Entscheidung ein besonderer Gerichtshof; in den deutschen Staaten wird zu einer Ministeranklage ein gemeinsamer Beschluß beider Kammern erfordert. In Nordamerika beschränkt sich die Verurtheilung auf die Unschädlichmachung des für strafbar erkannten M.s, d. h. auf Amtsentsetzung und Unfähigkeitserklärung zur fernern Bekleidung eines solchen Amts, wogegen der Begriff der strafbaren Vergehen ziemlich weit ausgedehnt wird (z. B. bloße schlechte Verwaltung, grobe Fehler in der äußeren Politik ꝛc.); in England und auf dem Kontinente sind nur wirklich unter das Strafgesetz fallende Handlungen zur Anklage zulässig, erleiden aber auch die volle strafrechtliche Verurthei-

Digitized by Google

lung bis zur Leibes- und Lebensstrafe. In den meisten Staaten gilt auch die Bestimmung, daß das Begnadigungs- u. Abolitionsrecht des Staatsoberhaupts für solche Fälle außer Wirksamkeit tritt. Weil indeß Umstände eintreten können, wo die Macht der Thatsachen die M. über die Grenzen des Gesetzes hinausträngen, pflegt in England das Parlament die in solchen Fällen von den M.n erbetene Bill of indemnity zu genehmigen. Vgl. Rob. Mohl, Die Verantwortlichkeit der M., Stuttg. 1837.

Ministerialen (Ministeriales, d. i. Dienstleute), die schon in den ersten Zeiten des Mittelalters an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, so wie der Bischöfe fungirenden Hausbeamten, die Anfangs wirkliche Dienste zu versehen hatten, später jedoch nur noch zum Hofstaat gehörten. Die vier ältesten und vornehmsten dieser Aemter waren die des Marschalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchseß, denen sich später noch so viele anreihten, als die vermehrten Funktionen des Hofdienstes forderten. Zum Lehn für die von ihnen geleisteten Dienste erhielten diese M. Hoflehen, die gleich den Kriegslehen, jedoch etwas später, besonders unter Kaiser Friedrich I. erblich wurden. Da sie aber in einem dienstlichen Verhältniß standen und mithin nicht für vollkommen frei angesehen wurden, so zählten sie nicht zu dem hohen Adel, welchen Fürsten, Grafen und Herren bildeten, sondern machten mit den zu Kriegsdiensten Verpflichteten die Ritterschaft aus. Später aber fingen sie an, mit Genehmigung ihrer Herren ihre Dienste von Anderen verrichten zu lassen, die sie nun ihrerseits ebenfalls mit Uebertragung von Lehen entschädigten, woraus neben den Erzämtern (s. d.), die von ihnen sich herschreibenden Erbämter (s. d.) entstanden. Vgl. Fürth, Die M., Köln 1836.

Ministerium (v. Lat.), s. Minister.

Ministerverantwortlichkeit, s. Minister.

Ministrales, in früheren Zeiten und in einigen katholischen Kirchen noch jetzt die Sänger, die beim Gottesdienste, namentlich bei den Altarverrichtungen, bei der Liturgie, mitwirken. Da sie auch zur Hofmusik gezogen wurden, entstanden daraus die Minstrels.

Ministrant (v. Lat.), s. v. a. Meßdiener; daher ministriren, die Funktion des Meßdieners versehen.

Minkwitz, Johannes, bekannter Uebersetzer und Schriftsteller, 1812 zu Lückersdorf bei Kamenz in Sachsen geboren, studirte seit 1830 zu Leipzig Philologie, lebte 1836—37 in Süddeutschland und Italien, wo er den Grafen Platen kennen lernte, ward 1840 Lehrer am blochmannschen Institut zu Dresden, siedelte 1842 nach Leipzig über, erhielt 1845 eine Pension vom König von Preußen und habilitirte sich 1855 an der Universität. Von seinen eigenen Schriften sind zu nennen: „Graf Platen als Mensch und Dichter" (Leipz. 1836), das Schauspiel: „Der Prinzenraub" (daf. 1839), „Gedichte" (daf. 1847), „Lieder und Oden" (daf. 1854), „Lehrbuch der deutschen Verskunst" (daf. 1844, 3. Aufl. 1854), „Illustrirtes Taschenwörterbuch der Mythologie" (daf. 1852, 2. Aufl. 1856), „Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache" (daf. 1855), „Katechismus der Mythologie der vorzüglichsten Völker" (daf. 1856). Von seinen Uebersetzungen sind zu nennen: die des Lucian (Auswahl, Leipz. 1836), Aeschylus (Stuttg. 1835, 2. Aufl. 1851), Sophocles (daf. 1845, 2. Aufl. 1851), Homer (in Prosa, daf. 1854—56, 2 Bde.) und Aristophanes (daf. 1855 ff.). Er gab auch Platens poetischen und literarischen Nachlaß (Leipz. 1852, 2 Bde., 2. Aufl. 1854) und „Briefwechsel zwischen Platen und M." (daf. 1836) heraus.

Minne (von dem altdeutschen man, denken, gedenken, sich erinnern, woher auch mahnen stammt), ursprünglich s. v. a. Erinnerung, Andenken, welche Grundbedeutung im Altnordischen dem Substantiv minni und dem Verbum minna geblieben ist. So pflegten die alten Deutschen dem Andenken eines Verstorbenen oder Abwesenden bei festlichem Gelage oder zu Ehren eines Gottes beim Opfer einen Becher zu weihen und nannten dies „M. trinken". Im deutschen Mittelalter waren es aber vornehmlich zwei Heilige, denen zu Ehren besonders von Scheidenden und Reisenden M. getrunken zu werden pflegte, nämlich der Evangelist Johannes, weil derselbe, ohne an seiner Gesundheit Schaden zu nehmen, vergifteten Wein getrunken haben und daher der ihm geweihete Trunk die Gefahr der Vergiftung abwenden sollte, und die heilige Gertrud, die man mit Johannes zusammengesellte, weil sie ihn vor allen Heiligen ganz besonders verehrt hatte. Daher die Redensart: „St. Johannes und St. Gertruden M. trinken". Bald aber entwickelte sich in Deutschland für das Wort M. die Bedeutung persönlicher und besonders geschlechtlicher Zuneigung, während „Liebe" nur das Erfreuliche, Angenehme, das Wohlgefallen (im Gegensatze zu Leid) bezeichnete. In den Liebesliedern des Mittelalters, bei den Minnesängern (s. d.), erscheint die M. als Verehrung der Frauen auch personificirt als Frau M. Später erhielt das Wort M. einen tadelnden Nebensinn des bloß sinnlichen Genusses, und seine frühere edlere Bedeutung ging auf das Wort Liebe über, bis die Dichter des 18. Jahrhunderts das fast vergessene Wort M. in seiner edlen Bedeutung wieder in die Dichtersprache einführten.

Minnebund (Bund der alten Minne), Fortsetzung des Sternerbundes, gegründet vom Grafen Johann I. von Nassau um 1380, um wegen des ihm vom Landgrafen Hermann von Hessen widerfahrenen Länderraubes Rache zu üben. Die Hessen wurden von den Mitgliedern des Bundes bei Wetzlar geschlagen, u. Oberhessen hatte von Letzteren viel zu leiden. Der Bund bestand nur auf die Dauer dieser Fehde.

Minnehöfe, f. Liebeshöfe.

Minneorden, s. v. a. Minnebund.

Minnesänger (Minnesinger), ungenaue Bezeichnung der deutschen Lyriker des 12. und 13. Jahrhunderts, deren Kunst man, den überwiegenden Inhalt derselben zu stark hervorhebend, unter dem Namen Minnegesang begreift. Die deutsche Lyrik hatte ihre Heimath in den Landstrichen allemannischer, schwäbischer, bayerischer u. österreichischer Zunge, und zwar bildete sie sich um die Mitte des 12. Jahrhunderts aus weltlichen und geistlichen Elementen, aus den epischen des alten

Digitized by Google

Volksgesanges und den lateinischen Hymnen der Geistlichen. Die ältesten der uns erhaltenen lyrischen Dichtungen Dietmars von Eist (1143—70), des von Rürenberg, des Burggrafen von Regensburg, Meinlos von Sevelingen und des fahrenden Sängers Spervogel besingen wohl die Minne, des Sommers Lust und des Winters Leid ꝛc., aber die Darstellung liebt noch die epische Einkleidung, und Vers- und Strophenbau erscheinen noch in der alten epischen Einfachheit. Indessen hatte in Flandern und der Champagne die französische Lyrik sich zu hoher Blüthe entfaltet und war mit den übrigen neuen Lebensformen, namentlich mit der feineren Ausbildung des Ritterwesens, über den Rhein nach Deutschland gedrungen, wo sie indeß weniger auf den Inhalt, als auf die Form und musikalische Begleitung der heimischen Lyrik Einfluß gewann. Dieser Einfluß äußerte sich namentlich in der strengeren Form des Verses, in der reicheren Gliederung der Strophe, dem entschiedenen Uebergewicht blos minniglicher Stoffe und der rein lyrischen Auffassung mit Verdrängung des epischen Elements. Dichter dieser Uebergangsstufe sind der Westphale Heinrich von Veldeke, der als der Vater des deutschen Minneliedes betrachtet wird, der Pfälzer Friedrich von Hausen, die Thüringer Hugo von Salza und der von Kolmas, der Sachse Heinrich von Morungen und die Schwaben Heinrich von Rücke und Ulrich von Gutenburg. Von nun an, seit dem 13. Jahrhundert, hob sich die deutsche Kunstlyrik schnell zur höchsten, leider aber kurzen Blüthe.

Während die alte heimische Kunstüberlieferung mit der neuen französischen verschmolz und sich zur klangreichsten Mannichfaltigkeit der Verse, Reime und Strophen ausbildete, ward die verstandesmäßigere französische Liebesdichtung durch die deutsche Gemüthsinnigkeit vertieft und das gesellige Leben an den Herrenhöfen, in dem der Frauendienst eine so hervorragende Rolle spielte, bot die lebendigste Anregung. Neben der Minne, die allerdings Dichter, wie Heinrich von Veldeke, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Gottfried von Neifen, Ulrich von Lichtenstein ꝛc., ausschließlich beschäftigte, wurden auch, abweichend vom französischen Liede, die übrigen Kreise des Lebens in den Bereich der Lyrik gezogen, und dies namentlich von den größten Meistern der mittelhochdeutschen Poesie, Hartmann v. Aue, Gottfried von Straßburg, Walter von der Vogelweide. Das bald freudig erregte, bald wehmüthige Mitleben in der Natur, die Freude an Laub und Gras und Blumen und den Vögeln des Waldes und die Trauer um die dahinscheidenden Herrlichkeiten des Frühlings und Sommers, spricht sich in unzähligen Liedern aus. Dabei behandelte man aber auch sittliche, religiöse und politische Verhältnisse, feierte die Gunst der Fürsten u. Herren, so daß die Gesammtheit der Stoffe in drei große Abtheilungen sich bringen läßt, in Frauen-, Gottes- und Herrendienst. Hiermit in einem gewissen Zusammenhange stehen die drei damals gebräuchlichen lyrischen Hauptformen: Lieder, Leiche u. Sprüche. Unter Liedern verstand man gewöhnlich eine Folge von Strophen desselben Baues u. derselben Melodie und brauchte sie vorzugsweise im Minnesang, doch auch im Gottes- und Herrendienst und zur Begleitung des Tanzes. Die Grundlage des Versbaues steht bei allen diesen Liedern unwandelbar fest: zwei gleichen Theilen der Strophe (Stollen) folgt ein diesen ersten beiden ungleicher (Abgesang) als Abschluß, und dieser uralte dreitheilige Strophenbau ist bis auf den heutigen die oft ganz unbewußte festgehaltene Regel unserer Lieder geblieben. Unter Leich e dagegen verstand man eine Folge verschiedener, in der Regel zweitheilig gebauter Strophen mit verschiedener Melodie und gebrauchte sie gewöhnlich zur Begleitung des Tanzes, doch auch für religiöse Stoffe. Sprüche endlich, eine dem deutschen Minnegesang eigenthümliche Form, waren einzeln stehende größere, fast nur in Gottes- und Herrendienst gebrauchte und nicht nothwendig aus symmetrischen Theilen bestehende Strophen, die häufig nur hergesagt wurden und deshalb keiner Melodie bedurften. Eine eigenthümliche Gattung des Liedes war das Tagliede oder die Tagweise, welche das herbe Scheiden zweier Geliebten bei Tagesanbruch schilderte. Schon Dietmar von Eist und Heinrich von Morungen hatten deren gedichtet; Wolfram von Eschenbach vervollkommnete sie, indem er nach französischem Muster eine dritte Person, den mahnenden Wächter, einführte. Eine so ausgebildete Technik, wie sie der deutsche Minnegesang aufzuweisen hat, die in Feinheit und Strenge des Versbaues und Reimes nie wieder erreicht worden ist und gegen deren wundervolle Mannichfaltigkeit die Formenarmuth unserer heutigen Lyrik gewaltig zurücksteht, setzt natürlich eine kunstgerechte Unterweisung voraus. Aber diese Unterweisung war nicht schulmäßig, d. h. es gab keine eigentlichen Gesangesmeister, keine Schulen der Dichtkunst, sondern die Kunst des Gesanges, der Musik und des Dichtens, wurde von den Söhnen der Ritter neben den übrigen Gegenständen höfischer Bildung, als ein Theil derselben, von ihren Erziehern, von Geistlichen oder Spielleuten, gelernt. Daher bezeichnet die öfters vorkommende Benennung „Meister" in dieser Zeit nicht einen Lehrer der Dichtkunst, sondern einen seine Kunst mit Meisterschaft ausübenden Dichter. Auch erscheint in den Gedichten selbst nicht eine schulmäßige Abhängigkeit vom Lehrer, vielmehr war es Regel, daß jeder Dichter neu seyn müsse im „Finden", daß er für jedes Lied sowohl Wort (Inhalt) als Ton (Metrum) u. Weise (Melodie) selbst erfinden müsse, wodurch eine Mannichfaltigkeit der Formen hervorgebracht wurde, die freilich zuletzt zur Ueberkünstelung führen mußte. Denn selbst die eigenen Töne und Weise durfte der Dichter nur einmal brauchen; den Sprüchen allein war öftere Wiederholung des Tons gestattet. Seine Lieder und Leiche sang der meist ritterliche Dichter selbst, gewöhnlich begleitet durch Saitenspiel, am häufigsten durch die Fiedel oder Geige. Von ihm lernten sie die fahrenden Spielleute, die aus dem Vortrage von Gedichten ein Gewerbe machten, und trugen sie durch mündliche Ueberlieferungen von Burg zu Burg, von Land zu Land. Schriftliche Aufzeichnung der Gedichte war nur in beschränktem Maße üblich, auch wegen der Melodien schwierig. Erst mit dem Verfall der Kunst gegen Ende des 13 Jahrhunderts kam das Schreiben

Digitized by Google

mehr in Gebrauch, während einige der ausgezeichnetsten älteren Dichter, wie Wolfram von Eschenbach, nicht einmal schreiben konnten. Indeß legten sich die fahrenden Spielleute zur Unterstützung ihres Gedächtnisses auch schriftliche Sammlungen an, und aus diesen gingen dann mehre der noch erhaltenen Handschriften hervor, denen wir unsere Kenntniß jener Gedichte verdanken, wie die heidelberger Liederhandschrift (herausgegeben von Pfeiffer, Stuttg. 1844), die benediktbeurer zu München („Carmina Burana", herausgegeben von Schneller, Stuttg. 1847), die weingartner zu Stuttgart (herausg. von Pfeiffer u. Fellner, daf. 1843) und die reichhaltigste von allen, die pariser oder manessesche Handschrift (herausg. von von der Hagen, Leipz. 1838).

Die Zahl der Dichter muß zur Zeit der Blüthe des Minnegesangs unübersehbar gewesen seyn, da uns sogar in den Handschriften noch über anderthalbhundert Namen überliefert sind. Am herrlichsten entfaltete sich diese Blüthe in Schwaben, und die größte Begünstigung fand die Dichtkunst an den Höfen der österreichischen Herzoge zu Wien und der thüringischen Landgrafen zu Eisenach, später auch an den Höfen in Dänemark, Pommern, Brandenburg, Böhmen und Schlesien. Reinmar von Hagenau, der Alte genannt, ein Elsasser oder Bayer am österreichischen Hofe, übertraf sein Vorbild Heinrich von Veldeke an Feinheit und Empfindung, Richtigkeit des Ausdrucks und Fruchtbarkeit. Neben ihm und Walter von der Vogelweide, dem größten Meister der mittelalterlichen Lyrik, glänzten auch durch lyrische Gedichte die großen Epiker Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach. Außerdem verdienen aus dieser Zeit hervorgehoben zu werden: der Henneberger Graf Otto von Botenlauben (herausg. von Bechstein, Leipz. 1845), Ulrich von Singenberg, Truchseß zu St. Gallen, Christian von Hamle, die Bayern Hildebold von Schwanegau und Reinmar von Brennenberg, die Schwaben Gottfried von Neifen (herausg. von Haupt, Leipz. 1851) u. Burkart von Hohenfels, die Schweizer Rudolf von Rothenburg, Heinrich von Sax im Rheinthal und Schenk Ulrich von Winterstetten, der Tyroler Walter von Metz und der Steiermärker Ulrich von Lichtenstein (herausg. von Lachmann, Berl. 1841). Den Eintritt einer neuen Richtung bezeichnet Reinmar von Zweter, ein Rheinländer, der aber in Oesterreich aufwuchs und in seinen Sprüchen neben persönlichen Beziehungen auch die öffentlichen Verhältnisse seiner Zeit (1230 bis gegen 1260) ernst und besonnen, aber ohne poetischen Schwung behandelte. Noch tiefer stand das dichterische Vermögen bei den meisten Spätern, selbst bei dem bedeutendsten unter ihnen, Konrad von Würzburg, der bei aller Gewandtheit in der Form doch des lyrischen Geistes entbehrte. Inzwischen war neben der rein höfischen noch eine andere Art der Lyrik erwachsen, eine volksmäßige, die zwar auch am Hofe ihre Begünstigung fand, aber ihre Stoffe u. zum Theil auch ihre Formen dem Volksleben entnahm. Ihr Hauptvertreter, vielleicht auch ihr Begründer war Neidhart, ein Ritter am Hofe zu Wien, der um 1217—34 dichtete und mit derbem Humor das Leben und Treiben der Bauern den feineren Kreisen zur Unterhaltung vorführte. Noch gegen Ende des Jahrhunderts ward diese Richtung durch den thurgauer Ritter Steinmar und den züricher Meister Johann Hadlaub gepflegt. Mit dem Verfall des Ritterthums verstummte aber nicht nur der eigentliche Minnegesang, sondern auch dieser Nebenzweig der höfischen Lyrik, und an seine Stelle trat der in den Städten aufblühende und gepflegte Meistergesang (s. d.). Ueber die Geschichte der deutschen mittelalterlichen Kunstlyrik belehrt am besten W. Wackernagel in seinen „Altfranzösischen Liedern und Leichen" (Basel 1846) und seiner „Geschichte der deutschen Literatur" (Basel 1853). Alle in den verschiedenen Handschriften erhaltenen Gedichte hat mit Lebensbeschreibungen der Dichter zu sammeln gesucht von der Hagen in seinen „Minnesängern" (Leipz. 1838, 4 Bde.). Neuhochdeutsche Uebersetzungen von einer bedeutenden Anzahl jener Lieder gab L. Tieck in den „Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter" (Berl. 1803).

Minor (lat.), s. Major u. Minor.

Minorat (v. Lat.), im Gegensatz des Majorats diejenige Art der Erbfolge, wonach immer der Jüngste der Familie oder ein Glied der jüngsten Linie des Hauses nach einer festgesetzten Ordnung, welche selbst wieder Primogenitur oder Majoratfolge seyn kann, als Erbe eintritt. Dieses deutschrechtliche Institut entspricht gewöhnlich der Analogie des eigentlichen Majorats; seine Hauptabsicht ist auf die möglichste Abwendung des bei der Primogenitur oder dem Majorate zu besorgenden Aussterbens eines Hauses gerichtet. Wenn das M. bei Bauerngütern vorkommt, so liegt der Grund theils in der auf dem Gut haftenden Dienst- und Zinspflicht, theils in politischen u. kameralistischen Principien, welche die Untheilbarkeit der Bauerngüter als zweckmäßiger erscheinen lassen, u. deshalb wird die Nachfolge nur dem Jüngsten oder auch dem Aeltesten gestattet, welcher dann die übrigen Geschwister abzufinden hat.

Minorennität, s. Majorennität.

Minores ordines (lat.), die vier untersten geistlichen Rangstufen, deren Mitglieder Kandidaten des geistlichen Ministeriums sind. Wer darin verblieb, durfte sich verehelichen und hieß dann minor non sacer.

Minori, Stadt in der neapol. Provinz Principato citeriore, am Golf von Salerno, Bischofssitz, mit 2500 Einw.

Minorität (v. Lat.), Minderzahl, Gegensatz zu Majorität.

Minoriten (Minores fratres), s. v. a. Franciskaner.

Minorca (span. Menorca, **Balearis minor**), die kleinere der Balearen, nordöstlich von Majorca, umfaßt 11½ □M., ist 9 Meilen lang, 3 Meilen breit und zählt etwa 32,000 Einw. Die Oberfläche wechselt mit Hügeln und kleinen Thälern mit vortrefflichem Boden. Der höchste Punkt ist Monte Toro, der durch eine Hügelreihe mit dem Monte Agatha zusammenhängt. Hier u. da entquellen dem dürren Gesteine Quellen, erfrischen das Land u. werden zu Bächen, welche die Felsenschluchten mit wilden Oel-, Myrthen u. Pistacienbäumen ꝛc. schmücken. Die Bäume der Insel sind klein, Waldungen fehlen ganz. Das Klima ist rauher u.

Digitized by Google

unangenehmer, als auf Majorca, der Sommer heiß u. gestört durch die Plage der Mosquitos. Die Produktion ist fast dieselbe wie auf Majorca (s. d.), nur nicht so reich, etwa mit Ausnahme der Kapern und des Honigs. Wein u. Oel ist im Ueberfluß, Getreide aber unter dem Bedürfniß vorhanden. Viehzucht, Fischerei, ein sehr ergiebiger Austernfang geben den Bewohnern Unterhalt, die Küste liefert rothe Korallen, die Gebirge geben schönen Marmor. Die Minorkaner sind ein thätiges, gewandtes, lustiges Völkchen, dabei aber rachsüchtig und jähzornig. Sie sprechen den majorkanischen Dialekt mit Einmischung vom Englischen. Die befestigte Hauptstadt Puerto-Mahon (Portus Magonis), mit 12,500 Einw., auf der Südostseite, hat einen guten, durch 3 Forts vertheidigten Hafen, eine schöne Domkirche, ein Arsenal, ein Quarantänehaus und bedeutende Austernfischerei. Die ursprüngliche Hauptstadt Ciudadala (Jamna), an der Nordwestküste, noch jetzt Sitz eines Bischofs, hat einen guten Hafen und 7150 Einw. In der Nähe befindet sich die Tropfsteinhöhle Cova Perella. Um die Insel herum liegen noch die kleinen, fast unbewohnten Eilande del Eyre, de Colon, S. Louis, Dadolaya, los Porros, Escollo de los Bledas. Im spanischen Erbfolgekriege nahmen 1708 die Engländer die Insel M. in Besitz, denen sie auch im utrechter Frieden verblieb. Im J. 1756 wurde sie durch die Franzosen erobert, kam aber im Frieden von 1763 wieder an England. Im J. 1782 von den vereinigten französisch-spanischen Truppen erobert und 1783 förmlich an Spanien abgetreten, wurde sie 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von Amiens 1802 aber an Spanien zurückgegeben.

Minos, zwei sagenhafte Könige von Kreta, von denen der eine, M. I., Sohn des Zeus und der Europa, Vater der Ariadne, Bruder des Rhadamanthus und Sarpedon, nach seinem Tode mit Aeacus und Rhadamanthus Richter der Unterwelt wurde. M. II., Enkel des Vorigen, Sohn des Jcastes und der Ida, Gemahl der Pasiphaë, nach Andern der Crete, und Vater des Androgeus, Deucalcon II., Glaucus, Catreus, der Acalle, Ariadne, Phädra und Xenodice, herrschte nach der Sage 9 Jahre über Kreta und soll die berühmte minotische Gesetzgebung, in der ihn Zeus unterrichtet, gegeben haben. Auch soll er die erste bedeutende Seemacht geschaffen haben. Erst die alexandrinische Sage macht ihn zum grausamen Tyrannen. Seinen Tod soll er bei Verfolgung des Dädalus in Sicilien durch den König Cocalus gefunden haben. Homer und Hesiod kennen nur Einen M., den Herrscher zu Gnossus, Sohn und Freund des Zeus.

Minotaurus, d. i. Stier des Minos, das Ungeheuer mit menschlichem Körper und Stierkopf, das nach der Mythe aus der unnatürlichen Liebe der Pasiphaë zu dem Meeresstiere entsprungen war. Minos sperrte ihn in das von Dädalus erbaute knossische Labyrinth, wo ihm Verbrecher und auch die von Athen als Tribut zugesandten Jünglinge und Jungfrauen vorgeworfen wurden, bis endlich Theseus mit Hülfe der Ariadne das Ungeheuer tödtete und Athen vom Tribut befreite. Schon das Alterthum machte die verschiedensten Versuche, diese Mythe historisch zu deuten. Die meisten neuern Deutungen laufen darauf hinaus, daß M. als Symbol des phönicischen Sonnengottes anzusehen sey. Darstellungen des Kampfes des M. mit Theseus finden sich auf einer Vase in der dresdener Sammlung und auf dem berühmten Gefäß des Taleides, welches bei Sirgenti ausgegraben wurde, sowie auf Münzen, geschnittenen Steinen, Reliefs, Wandgemälden u. Mosaiken.

Minsk, Gouvernement des westlichen Rußland, wurde nach der zweiten Theilung Polens aus verschiedenen litthauischen Woiwodschaften gebildet, grenzt im Norden an die Dwina, im Osten an die Gouvernements Witebsk, Mohilew und den Dnjepr, im Westen an die Gouvernements Wilna und Grodno und im Süden an die Gouvernements Wolhynien, Kiew und Tschernigow und umfaßt 1628 geogr. □Meilen mit 1,060,000 Einw., worunter über 100,000 Juden und 3000 Mohammedaner. Das Land bildet eine ungeheure Fläche und ist an vielen Stellen recht fruchtbar. Im Norden wird das Gouvernement von dichten Wäldern bedeckt und ist trocken, dagegen im Süden außerordentlich sumpfig. Im Frühjahre ist das ganze Land oft eine ungeheure Wasserfläche, wo der Verkehr viele Tage gehemmt ist. Von den Flüssen sind zu bemerken: die Dwina und der Dnjepr, welche beide jedoch das Gouvernement nur eine Strecke lang berühren; die Beresina, der Pripet, beide mit zahlreichen Zuflüssen in den Dnjepr sich ergießend; die Dissna, welche in die Dwina fließt, die Wilija und der Niemen, die hier entspringen. Kanäle sind: der Beresinakanal und der oginskische Kanal, der den Dnjepr mit dem Niemen verbindet. Die größten Seen sind der Schid oder Knäs, der Potschojetskoje, die beiden Seen bei Mädsel, der bei Borschin und der bei Jkaomi. Das Klima ist im nördlichen Theile des Gouvernements gesund, im Süden aber feucht. Der Winter ist lang und streng und der Sommer meist sehr heiß. Das Pflanzenreich liefert: Korn, Weizen, Gerste, Hafer, türkisches Korn, Hanf, Lein, Hopfen, Tabak, Wachholder, Birken, Fichten, Tannen, Espen, Linden u. dgl. mehr; das Thierreich: Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Eber, Zieselmäuse, Füchse, Wölfe, Marder, Iltisse, Bären, Luchse, Fischottern, Biber, viel Geflügel, Fische, Bienen, die polnische Cochenille und viele andere Thiere; das Mineralreich: Kalkstein, Bruchstein, Mergel und etwas Eisen. Die Bevölkerung besteht meist aus Weißrussen, die entweder zur griechisch-orthodoxen oder zur unirten Kirche gehören, aus Polen und Litthauern, die sich zur katholischen Kirche bekennen, Tataren und Juden. Außerdem findet man Großrussen, Armenier, Griechen, Deutsche und Zigeuner. Der Ackerbau, der vorzüglichste Nahrungszweig der Einwohner, ist vernachlässigt und noch wenig vorgerückt. Die Waldungen liefern viel Bauholz, Masten, Breter, Pech, Theer und Potasche. Die Viehzucht läßt noch Vieles zu wünschen übrig. Bedeutend ist die Bienenzucht, die einen guten Ertrag abwirft, weniger dagegen der Fischfang. Die Jagd ist bei dem Ueberfluß an Wild und Geflügel einträglich. Die Industrie ist noch in der Kindheit. Zwar wird auf dem Lande etwas Leinwand ge-

Digitized by Google

webt, aber der Ertrag davon ist nicht erheblich. In den wenigen Fabriken wird hauptsächlich Tuch, Leinwand, Leder, Glas u. dgl. bereitet. Der Handel wird durch die vielen schiffbaren Flüsse begünstigt, doch ist die Stadt Minsk die einzige, wo der Handel von Bedeutung ist. Die Ausfuhr besteht in Holz, Masten, Mehl, Potasche, Hanf, Lein, Hanföl, Honig, Wachs, Rindvieh, Pferde u. dgl. m. Das Oberhaupt der griechisch-orthodoxen Eparchie ist der Erzbischof von M. und Litthauen. Die Katholiken haben einen Bischof zu Minsk, unter dem von Polock stehen die Unirten. Die Juden haben ihre Synagogen und die Tataren ihre Medschehs. Die 10 Kreise, in welche das Gouvernement getheilt wird, sind: Minsk, Wileika, Disna, Borissow, Igumen, Slutzk, Bobruisk, Rietschitza, Mosür und Pinsk. Durch Siege der Litthauer über die Tataren sind in diesem Gouvernement denkwürdig die Orte Koidanow (1221) und Kletzk (1506); durch Siege der Polen über die Russen Lachowice (1660) und durch Kämpfe der Russen mit den Franzosen Bobruisk und besonders Borissow, in deren Nähe bei den Dörfern Studzianka und Zaniwki den 27. und 28. Nov. 1812 der Uebergang der französischen Armee über die Beresina unter Napoleon erfolgte. Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, am Swislocz, einem Nebenfluß der Beresina, hat enge und unregelmäßige Straßen, meist hölzerne Häuser, eine herrliche Kathedrale, 13 andere Kirchen, eine Synagoge, eine Kreisschule, ein 1773 gegründetes Gymnasium, 8 andere Schulen, ein Theater und ist Sitz eines griechischen und katholischen Bischofs. Die 25,000 Einwohner unterhalten mehre Fabriken und treiben nicht unbedeutenden Handel.

Minstrels (Menestrels, Menetriers), zur Zeit des Ritterwesens Diejenigen, welche zu den Liedern der Troubadours (s. d.) die Melodien machten. Gewöhnlich trugen die Troubadours selbst diese Lieder vor und wurden dabei von den Jongleurs auf einem geigen- oder lautenähnlichen Instrumente begleitet; doch sangen öfters die M. auch selbst ihre Lieder an den Höfen der Fürsten und Großen. Am gebräuchlichsten war der Name M. in England, wo sie sich auch am längsten erhielten. Im J. 1381 errichtete Johann von Gaunt zu Tutbury in Staffordshire einen Gerichtshof der M. (Court of M.), der die Vollmacht erhielt, im Gebiete von 5 umliegenden Grafschaften den M. ihre Gesetze zu geben, ihre Streitigkeiten zu schlichten und Widerspenstige zu verhaften. Dieser Gerichtshof tagte jährlich am 16. August. Auch ward den M. das Recht bewilligt, einen König mit 4 Beamten zur Seite zu ernennen, welche ihre gemeinsamen Angelegenheiten leiteten. Nach und nach kamen aber diese Sänger herab, und schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts waren sie in der öffentlichen Meinung so sehr gesunken, daß 1597 die Königin Elisabeth eine Verordnung erließ, nach welcher vagabundirende M. als Landstreicher bestraft werden sollten. Seit dieser Zeit wird ihrer nicht mehr gedacht.

Mintao, Insel, s. Sumatra.

Minto, Stadt auf der Westküste der Bankainsel, hat ansehnliche Zinnniederlagen.

Minto, 1) Gilbert Elliot, Graf von, brittischer Staatsmann, Sohn des Dichters und Parlamentsmitgliedes Sir Gilbert Elliot, war am 23. April 1751 geboren und trat schon 1774 ins Unterhaus, wo er sich zum großen Verdruß des Vaters der Opposition anschloß. Erst die Excesse der französischen Revolution bewogen ihn, sich der Regierung zu nähern. Er ward nun 1793 Mitglied des geh. Raths und ging bald darauf mit außerordentlichen Vollmachten nach Korsika, um die Vereinigung dieser Insel mit Großbritannien zu unterhandeln. Er nahm die Georg III. gebotene Krone an und führte selbst den Titel eines Vicekönigs, mußte aber Ende 1796 der französischen Partei weichen und die Insel verlassen. Im Nov. 1797, als Lord M. zum Peer erhoben, ward er dann Botschafter in Wien und erhielt 1806 den Posten eines Präsidenten des indischen Amts. Im J. 1808 ward er an der Stelle des Marquis Wellesley zum Gouverneur von Ostindien ernannt, wo er sich durch seine umsichtige Verwaltung Achtung erwarb. Eine Expedition nach Java, die er selbst begleitete, endete mit der Unterwerfung dieser wichtigen Kolonie. Seine zerrüttete Gesundheit zwang ihn, 1813 nach England zurückzukehren, wo er zum Viscount Melgund und Grafen von M. befördert wurde und am 21. Juni 1814 †.

2) Gilbert Elliot-Murray-Kynynmund, Graf von M., ältester Sohn des Vorigen, den 16. Nov. 1782 geboren, war beim Tode seines Vaters Mitglied des Unterhauses und stimmte nachher im Oberhause mit den Whigs für Katholikenemancipation und parlamentarische Reform. Im J. 1831 ward er zum Gesandten in Berlin ernannt, kam 1835 unter dem Ministerium Melbourne als erster Lord der Admiralität ins Kabinet, ward aber nach der parlamentarischen Niederlage der Whigs im August 1841 entlassen. Im Juli 1846 aber trat er mit den Whigs als Geheimsiegelbewahrer ins Ministerium, ging im Herbst 1847 mit einer Mission nach Italien, die mit den bald darauf dort ausgebrochenen revolutionären Bewegungen in Verbindung gebracht wurde, u. nahm im Februar 1852 mit den übrigen Gliedern des Ministeriums Russell seine Entlassung.

Minturnä, Stadt in Latium an der Grenze Campaniens zu beiden Seiten des Liris, mit wichtigem Seehafen, eine alte Stadt der Ausones, die sich den Römern freiwillig ergab und 394 v. Chr. römische Kolonie wurde. In ihrer Nähe befand sich ein heiliger Hain, welcher der Nymphe Marica geweiht war, und große, durch das Austreten des Liris gebildete Sümpfe, in welchen sich Marius einige Tage versteckt hielt. Die Ruinen der alten Stadt finden sich bei dem heutigen Trajetta.

Minucius Felix, einer der Apologeten der christlichen Kirche im 3. Jahrhundert, wahrscheinlich aus Afrika und später berühmter Sachwalter in Rom, schrieb nach seinem Uebertritt zur christlichen Religion seine Schutzschrift für diese unter dem Titel: „Octavius", in Form eines philosophischen Gespräches, die sich durch Klarheit und Bündigkeit vor andern Schriften ähnlichen Inhalts vortheilhaft auszeichnet. Sie wurde zuerst mit dem Arnobius von Saddus (Rom 1542), dann öfter, unter Andern von Lindner

Digitized by Google

(Langensalza 1760 und 1773) herausgegeben und von Nußwurm (Hamburg 1824) und Lübkert (Leipzig 1836) ins Deutsche übersetzt. Vergl. H. Meier, Commentatio de Min. F., Zürich 1824.

Minus (lat.), d. i. weniger, mathematisches Kunstwort, welches anzeigt, daß die Größe, der es vorgesetzt wird, von einer anderen voranstehenden hinweggenommen werden soll. Das Zeichen dafür ist ein liegender Strich (—). Bei der Lehre von den negativen Größen bezeichnet man durch Minuszeichen die negativen Größen, während man den positiven das Pluszeichen (+) oder auch gar kein Zeichen vorsetzt.

Minuskel, Schriftgattung, s. Majuskel.

Minute (v. Lat.), der 60. Theil einer Stunde; in der Kreiseintheilung der 60. Theil eines Grades; in der Baukunst der 30. Theil eines Modells. In der Malerei und Zeichenkunst versteht man unter Minuten kleinere Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt und deren 48 auf eine Kopflänge gehen.

Minutenglas, kleine Sanduhr, welche nur Eine Minute läuft und besonders auf Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

Minutien (v. Lat.), Kleinigkeiten, unbedeutende Dinge; daher minutiös, an Geringfügigkeiten hängend.

Minutoli, altes adeliges und besonders in Neapel, Sicilien und Lucca ansässiges Geschlecht, das noch gegenwärtig in mehren gräflichen und fürstlichen Linien blüht. Heinrich, Freiherr Menu von M., geboren zu Genf am 12. Mai 1772, trat frühzeitig in die preußische Armee ein und wurde 1793 auf dem Feldzug am Rhein bei Bitsch schwer verwundet. Nach seiner Genesung an das Kadettenhaus in Berlin versetzt, bewies er sich in dieser Stellung so tüchtig, daß König Friedrich Wilhelm III. ihn zum Gouverneur des Prinzen Karl und zum Generaladjutor ernannte. Im J. 1820 wurde ihm die Leitung der Expedition übertragen, welche auf Kosten der Regierung Aegypten bereisen sollte. Außer seiner Frau begleiteten ihn die Naturforscher Hemprich und Ehrenberg, der Architekt Professor Liman, der Orientalist Scholz und einige Andere. Sie wollten zunächst von Alexandrien nach Cyrene gehen, sahen sich aber durch die Treulosigkeit ihrer arabischen Führer gezwungen, in der Wüste wieder umzukehren. Sie nahmen nun ihren Weg über Siwah nach Kairo und Theben bis Assuan und von da über Damiette nach Alexandrien zurück und langten im Aug. 1822 wieder in Berlin an. Auf der Reise waren Liman und Hemprich und 7 andere Gefährten gestorben. M.'s Sammlungen, von denen ein großer Theil durch Schiffbruch verloren ging, wurden vom König von Preußen für 22,000 Thlr. angekauft und im ägyptischen Museum in Berlin aufgestellt. M. wurde zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt, nahm bald darauf mit dem Charakter eines Generallieutenants seine Entlassung und zog sich auf eine Besitzung bei Lausanne zurück, wo er den 16. Sept. 1846 †. Außer seinem Hauptwerke, der „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten" (Berlin 1824 mit Atlas; Nachträge das. 1827) veröffentlichte er unter Andern: „Ueber antike Glasmosaik" (Berlin 1814); „Ueber die Anfertigung und Nutzanwendung der farbigen Gläser bei den Alten" (das. 1836); „Friedrich und Napoleon, eine Parallele" (das. 1840); „Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III." (das. 1843); „Militärische Erinnerungen" (das. 1845); „Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich 1792" (das. 1847) u. A. Seine Gattin Wolferdine, Freifrau von M., geborne Gräfin von Schulenburg, verwittwete von Waldorf, schrieb nach ihrer Rückkehr von ihrer orientalischen Reise: „Souvenirs d'Egypte" (Paris 1826, 2 Bde., deutsch von Gersdorf, Leipz. 1829), die viel Aufsehen erregen. Sein Sohn, Julius, Freiherr von M., preußischer Generalkonsul zu Madrid, 1805 zu Berlin geboren, studirte Jura und Cameralia in Berlin und Heidelberg und trat als Kammergerichtsassessor in die Verwaltung. Zuerst in Koblenz, dann in Posen angestellt, wurde er daselbst 1832 Regierungsrath und 1839 Polizeidirektor, Landrath, Feuersocietätsdirektor und königlicher Kommissarius für die Verwaltung der Provinzial-Irrenheilungsanstalt zu Owinsk. In dem letztern Jahre hatte er den Auftrag zu vollziehen, den Erzbischof von Dunin aufzuheben und nach Kolberg zu schaffen. Später wurde er als Hülfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen und 1843 zum Polizeipräsidenten der Provinz Posen ernannt. Von Posen wurde er als Polizeipräsident nach Berlin berufen, trat aber in Folge der Märzereignisse von 1848 von seinem Posten zurück. Im März 1851 wurde er Generalkonsul für Spanien und Portugal. Wiederholte Reisen führten ihn nach Griechenland, der Türkei, Kleinasien, den Küsten von Afrika, Italien, Spanien und Portugal, Frankreich, England, Norwegen und Schweden. Er schrieb: „Ueber das römische Recht auf dem linken Rheinufer" (Berlin 1831); „Ueber die Straf- und Besserungssysteme Europa's" (das. 1843); „Ueber die Zustände Berlins im 15. Jahrhundert" (das. 1850); „Die weiße Frau" (das. 1850); „Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg" (das. 1850); „Spanien und seine fortschreitende Entwickelung" (das. 1852); „Altes und Neues aus Spanien" (2 Bde., das. 1854). Sein Bruder, Adolf, Freiherr von M., 1802 geboren, studirte die Rechte u. Kameralwissenschaften und folgte 1843 einem Rufe als Hofmarschall nach Meiningen, wo er am 5. April 1848 meuchlerisch erschossen wurde. Alexander, Freiherr von M., zu Berlin 1807 geboren, studirte die Rechte und Kameralwissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit kunsthistorischen Studien. Er war nach einander bei mehren Regierungen des preußischen Staats und beim Finanzministerium als Assessor beschäftigt, wirkte dann seit 1845 als königlicher Kommissar in Schlesien segensreich durch Gründung mehrer industriellen Anstalten und fungirte später als Rath beim Regierungskollegium zu Liegnitz. Er schrieb: „Denkmäler mittelalterlicher Baukunst in den brandenburgischen Marken" (Berl. 1836); „Der Dom zu Drontheim um die mittelalterliche Baukunst der skandinavischen Normanen" (das. 1853); „Die Maßregeln der preußischen Regie-

Digitized by Google

rung zur Verbesserung der Spinner und Weber" (das. 1851).

Minyas, Sohn des Chryses, Vater des Orchomenus, unter welchem die Stadt Orchomenus gebaut wurde. Da Jason von Alcimene, einer Enkelin des M., abstammte und viele andere Argonauten ihr Geschlecht von M. ableiteten, so hießen die Argonauten auch Minyer.

Minze, Pflanzengattung, s. v. a. Mentha L.

Miocen, nach Lyell s. v. a. mitteltertiär, s. Molassegruppe.

Mio conto (ital.), in Handlungsbüchern s. v. a. für eigene Rechnung; abbrevirt: M. C.

Mionnet, Theodore Edmé, französischer Archäolog, am 2. Sept. 1770 zu Paris geboren, studirte die Rechte und wurde 1789 Parlamentsadvokat. Bei der großen Rekrutirung 1792 mußte er Soldat werden, kehrte aber bald nach Paris zurück und widmete sich unter Barthélemy's Leitung einzig der Alterthumswissenschaft. Nachdem er einige Zeit an der Nationalbibliothek angestellt gewesen war, erhielt er einen Ruf nach Wien, um das dortige Münzkabinet zu ordnen, kehrte aber dann nach Paris zurück. Während der Restauration wurde er zurückgesetzt, bis die Julidynastie seine Verdienste würdigte. Sein Hauptwerk ist die „Déscription des medailles antiques, grecques et romains", (7 Bde., Par. 1806—13), nebst „Supplément" (Bd. 1—8, Par. 1814—35), worin M. das von Eckel begonnene System der geographischen Anordnung der Münzen weiter ausgebildet hat. Sein „Traité de la rareté et du prix des médailles romaines" (2 Bde., Paris 1827) interessirt nur die Besitzer von Sammlungen. Außerdem schrieb er: „Atlas de géographie numismatique" (Par. 1838) u. „Poids de médailles grecq. d'or et d'argent de cabinet royal de France" (das. 1839). M. † zu Paris den 7. Mai 1842.

Miquelets, Name der kriegerischen Gebirgsbewohner in den südlichen Pyrenäen, in Katalonien, sowie in den französischen Departements der obern und östlichen Pyrenäen an der Grenze zwischen Frankreich und Spanien. Sie sind im Kriege gefürchtete Parteigänger; im Frieden dienen sie den Gebirgsreisenden als Führer.

Miquelon, nordamerikanische Inseln, Klein-M. (Langlay) und Groß-M., durch einen Meeresarm getheilt, im Lorenzbusen, südlich von Neufoundland, einzige Besitzung der Franzosen in Nordamerika, umfassen etwa 5 □Meilen mit 6—800 Einw.

Mira, wandelbarer Stern im Bilde des Wallfisches (s. d.).

Mira, Stadt in der portugiesischen Provinz Beira, südlich bei Aveiro, auf einer kleinen Insel im atlantischen Ocean, mit 7000 Einw.

Mirabeau, Honoré Gabriel Riquetti, Graf, einer der größten Charaktere der französischen Revolution, wurde am 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours geboren. Sein Vater, Victor Riquetti, Marquis von M., stammte aus einer ursprünglich italienischen Familie, die eigentlich Arrighetto hieß, 1267 aus Florenz verrrieben ward und sich in Frankreich niederließ, wo ihre Güter von Ludwig XIV. zu dem Marquisat M. erhoben wurden. Der Marquis, geboren 1715 zu Pertuis in der Provence, war ein eifriger Vertheidiger des physiokratischen Systems und schrieb in diesem Sinne eine Menge Schriften, von denen allein der „Ami des hommes" (Paris 1755, 5 Bde.) Anerkennung fand. Ungeachtet seiner philanthropischen Bestrebungen war er karg und geizig, ein lächelnder Tyrann seiner Familie, der seinen Despotismus gegen diese gewöhnlich mit Späßen u. Bonmots würzte, dabei selbst von den zügellosesten Sitten, mehrmals in tödtlicher Feindschaft mit seiner Frau lebend, die er verstieß, beherrscht von Mätressen, denen zu Gefallen er seine Gemahlin, seine zahlreichen Kinder, gegen die er nach und nach 54 Lettres de cachet auswirkte, und Verwandten tyrannisirte. Der junge Honoré, der älteste Sohn des Marquis, besaß von Natur einen athletischen Körper und außerordentliche Geistesfähigkeiten, aber auch ein zu Ausschweifungen geneigtes Temperament. In frühester Jugend wurde sein Gesicht durch die Blattern entstellt. Nach der Weise der Aristokratie ward der Knabe einem alten Offizier, Sigrais, zur Erziehung übergeben; da aber dieser dem Marquis bald zu milde erschien, kam der junge M. 1764 in die militärische Pensionsanstalt des Abbé Choquart zu Paris, die nach den Worten des Vaters recht geeignet war „für diesen Lumpenhund". In dieser strengen Schule machte er besonders große Fortschritte in den neuen Sprachen und der Mathematik und ward ein gewandter Reiter, Fechter, Tänzer, Schwimmer und Ballspieler. Im Alter von 17 Jahren trat er als Lieutenant in das Kavallerieregiment Berri, führte jedoch ein so wüstes Leben, daß der Vater sich bewogen fand, ihn 1768 auf die Insel Rhé bei Rochefort gefangen setzen zu lassen. Anfangs wollte der Vater seinen Sohn in die Kolonien nach Surinam verbannen lassen, sandte ihn aber dann mit der französischen Legion Lorraine nach Korsika. Hier gewann M. durch sein ausgezeichnetes Verhalten das Vertrauen seiner Vorgesetzten, wiemete sich mit Eifer allen möglichen Studien und schrieb selbst eine Geschichte von Korsika, deren Druck aber der Vater verhinderte. Da der Vater ihm den Ankauf einer Kompagnie verweigerte, verließ er mit dem Grade eines Hauptmanns den Dienst und ging auf ein Familiengut in Limousin, wo er das physiokratische System auszuüben sollte. Auch verheirathete ihn der Vater 1772 mit der einzigen Tochter des Marquis von Marignane, einer der reichsten Erbinnen von Frankreich, die aber erst nach dem Tode ihres Vaters zum Besitze des Vermögens kommen konnte. Die Folgen dieser erzwungenen Heirath waren neue Ausschweifungen und Schulden, zu deren Deckung bald eine Summe von 60,000 Franken nöthig war. Gedrängt von allen Seiten, floh er auf das väterliche Schloß, ward aber vom Vater für mundrodt erklärt und im Mai 1774 durch einen Haftbrief in die Stadt Manosque verwiesen. Als der Konfinirte diesen Ort verließ, um einen Baron von Moans, der seine Schwester insultirt hatte, zur Rechenschaft zu ziehen, ließ ihn der erzürnte Vater auf das Schloß If bei Marseille und von da im Mai 1775 in die Citadelle von Jour bei Pontarlier bringen. Hier trat M., von seiner

Digitized by Google

Gattin verlassen, mit der schönen Marie Thereſe Sophie Richarde von Ruffey, der 19jährigen Gattin des fast 80 Jahre alten Präsidenten Marquis de Monnier, in ein Liebesverhältniß, das bald entdeckt wurde u. die Rückſendung Sophie's zu ihren Aeltern nach Dijon zur Folge hatte. Auch gegen M. ſollten ſtrenge Maßregeln getroffen werden; er entkam aber ſeiner Haft und floh mit Sophie in die Schweiz und von da nach Holland, wo er ſich im Okt. 1776 zu Amſterdam niederließ. Verlaſſen von allen Verwandten, ohne alle Unterſtützung, verſtoßen aus dem Vaterlande, ward er bald von Nahrungsſorgen für ſich und ſeine Begleiterin gepeinigt. Um ſich und ſeiner Geliebten das Leben zu friſten, griff er zur Feder, ſchrieb den „Essai sur le despotisme“, der durch kühne Freiheitsgedanken und kräftige Sprache großes Glück machte, und überſetzte aus dem Engliſchen. Inzwiſchen ſprach das Gericht zu Pontarlier das Todesurtheil über den Entführer aus, ſein Bildniß ward an den Galgen geheftet, und der unnatürliche Vater betrieb durch die franzöſiſchen Miniſter die Auslieferung des Sohnes. In der That ward M. mit Sophie am 14. Mai 1777 von franzöſiſchen Polizeibeamten verhaftet und nach Frankreich gebracht. Sophie ward in das St. Claraklooſter zu Gien, M. in den Thurm von Vincennes geſperrt. M. war kaum im Gefängniß, als er auch ſchon den Lieutenantgeneral der Polizei, Lenoir, dem er übergeben war, durch ſeine bezaubernde Perſönlichkeit zum Freunde gewann. Man erlaubte ihm, mit Sophie und einigen Verwandten Briefe zu wechſeln, unter der Bedingung, daß die Papiere in das Polizeiarchiv zu Paris zurück geliefert würden. Hier fand ſie Manuel und veröffentlichte dieſelben unter dem Titel „Lettres originales de M., écrites de donjon de Vincennes“ (Paris 1792, 2 Bde., n. Aufl. 1820). Dieſe Briefe, einſt in Frankreich als ein klaſſiſches Buch der Liebe geleſen, ſind meiſt in jenem Feuerſtyle voller Naturkraft und edler Leidenſchaft geſchrieben, welcher die ſchönſten Stellen ſeiner Werke auszeichnet. In Vincennes ſchrieb er ſeinen durch gewaltigen Styl ausgezeichneten „Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'etat“ (Hamb. 1782, 2 Bde.), aber auch eine Reihe obſcöner Romane. Einen längeren Brief an ſeinen Vater, worin er einen Theil ſeiner Schuld eingeſtand und denſelben aufforderte, das Richteramt endlich über ihn zu üben, beantwortete dieſer durch den Polizeichef mit den Worten: „Ich laſſe meinen Sohn auf dem Miſthaufen ſeiner Verbrechen.“ Vergeblich wandte er ſich an Maurepas und Noailles, endlich an den König Ludwig XVI. ſelbſt. Erſt nach dem Tode ſeines 5jährigen, mit der rechtmäßigen Gattin erzeugten Sohnes, als die direkte Nachkommenſchaft der Familie auf dem Spiele ſtand, ließ ſich der Vater zur Verſöhnung bewegen, und M. erhielt am 13. Dec. 1780 die Freiheit. Um das gegen ihn gefällte Todesurtheil abzuwenden, ging er nach Pontarlier, ſtellte ſich als Gefangener (12. Februar 1782) und übernahm ſeine Selbſtvertheidigung vor dem Gericht zu Pontarlier. Seine kühne Sprache reizte jedoch die Richter, und der Marquis trennte ſich abermals von ſeinem Sohne und weigerte ſich, die Prozeßkoſten zu zahlen. Dennoch bewirkte M. die Aufhebung des gegen ihn und Sophie ergangenen Urtheils. Hierauf verſuchte er auch die Annäherung an ſeine Gattin, die aber am Widerſtande des Schwiegervaters ſcheiterte. Er machte deshalb einen für beide Theile wenig ehrenvollen Prozeß anhängig, der mit der Scheidung der Ehegatten endete. Mit Sophie hatte er ſich ſchon vorher entzweit. Auf ſich ſelbſt gewieſen, trat er zu Paris mit dem Akademiker Chamfort in eine Art literariſcher Genoſſenſchaft, die ihm viel Geld einbrachte. In Geſellſchaft einer jungen Holländerin, Nehra, die er kurz zuvor aus einem Kloſter in Paris entführt hatte, und einem zweijährigen Adoptivkinde, dem nachherigen Verfaſſer der „Mémoires biographiques“, ging er im Aug. 1784 nach England, wo er ſeine „Considérations sur l' ordre de Cincinnatus“ gegen den Verſuch, ariſtokratiſche Unterſchiede in die nordamerikaniſche Demokratie einzuführen, ſchrieb und ſeine „Doutes sur la liberté de l'Escaut“ gegen Joſeph II. verfaßte. Durch dieſe Arbeiten verbreitete ſich ſein Ruf auf eine ſolche Weiſe, daß man auch in Paris anfing, aufmerkſam auf ihn zu werden. Im April 1785 dahin zurückgekehrt, ſchrieb er, angereizt vom Finanzminiſter Calonne, in kurzer Zeit fünf Flugſchriften, in welchen er den Mißbrauch des Wuchers mit den Aktien und die Gefahr der ſpaniſchen Spekulationen aufdeckte. M. hatte jedoch zugleich Calonne ſelbſt angegriffen, ſo daß die fünf Schriften ſämmtlich verboten wurden. Ende 1785 ging er nach Berlin, wo er Friedrich II. vorgeſtellt wurde. Als Dohm damals über die Nothwendigkeit, die bürgerliche Stellung der Juden zu verbeſſern, geſchrieben hatte, ergriff M. Partei in dieſer Frage und wußte den König für dieſe Anſichten zu intereſſiren. Auch ſchrieb er eine Broſchüre gegen Lavater und Cagliostro und arbeitete das Werk aus, das ſpäter unter dem Titel: „Sur Moses Mendelsohn, sur la Réforme politique des Juifs et en particuller sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la Grande-Bretagne“ 1787 zu London gedruckt wurde. Im Mai 1786 nach Paris zurückgekehrt, reichte er ein Memoire über die Lage der europäiſchen Staaten ein, worin er mit Freimuth die unglückliche Stellung Frankreichs, namentlich zu Preußen, beleuchtete, und erhielt den Auftrag, nach Berlin zurückzukehren, um bei dem bevorſtehenden Tode des Königs die Abſichten des Thronfolgers zu beobachten und überhaupt die preußiſche Verwaltung zu ſtudiren. Bei ſeinem früheren Aufenthalte in Berlin mit dem Major Mauvillon bekannt geworden, benutzte er die von dieſem geſammelten Materialien zur Abfaſſung ſeines größeren Werks: „Sur la monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand“ (Par. 1787, 4 Bde., London 1788, 8 Bde., deutſch von Mauvillon und Blankenburg, Braunſchweig u. Leipz. 1794—96, 4 Bde.), das für die Erkenntniß vieler Zuſtände und Charaktere jener Zeit als Quelle gelten kann, aber in der hiſtoriſchen Kritik, abgeſehen von einzelnen Irrthümern, ſchwach iſt. Aus dieſen diplomatiſchen und literariſchen Beſchäftigungen riß M. die Nachricht, daß die Notabeln Frankreichs zuſammenberufen werden ſollten. Er eilte ſogleich nach Paris, wo er am 27.

Digitized by Google

Januar 1787 anlangte, u. verfaßte seine „Dénonciation de l'agiotage au roi et a l'assemblée des notables", eine Schrift, die einen Verhaftsbefehl gegen ihn zur Folge hatte. Zu rechter Zeit von Abbé Perigort gewarnt, floh er nach Lüttich und ging dann zum dritten Male nach Preußen, um sein begonnenes größeres Werk zu vollenden. Schon im Sept. 1787 wagte er es, nach Paris zurückzukehren, schrieb auf die Aufforderung der holländischen Patrioten seine „Adresse aux Bataves sur le Stathoudérat", eine Schrift über die Preßfreiheit, eine Fortsetzung der Denunciation der Wucherer, die „Réponse aux alarmes des bons citoyens" u. A. Um seine Reise nach der Provence zu bestreiten, wo er vom Adel in die Generalstaaten gewählt zu werden hoffte, verkaufte er aus seinen diplomatischen Papieren eine „Histoire secrète de la cour de Berlin", die der Hof jedoch verbrennen ließ. Der Adel der Provence wies ihn unter dem Vorwande zurück, daß er kein Lehngut besitze, u. schloß ihn selbst von seinen Versammlungen aus. M. antwortete durch seine „Reponse aux protestations faites au nom des prélats etc.", so wie durch eine bald darauf folgende Protestation, worin er, sein Recht vertheidigend, sich an das Volk gegen Geistlichkeit und Adel wandte. Er trat nun förmlich zum dritten Stand über und kaufte sich, um als Deputirter desselben gewählt werden zu können, in Marseille einen Tuchladen. Bald bot sich ihm die trefflichste Gelegenheit dar, sich beim Volke beliebt zu machen. Als zu Marseille ein Aufruhr des ärmeren Volkes wegen der hohen Brod- und Fleischpreise entstand, schrieb M. von Aix aus ein „Avis au peuple Marseillais" (25. März), worin er das Volk tröstend auf die Zukunft verwies. M. ward zugleich zu Aix und Marseille gewählt. Er entschied sich für Aix und ging als Deputirter nach Versailles. Gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts daselbst wußte M. sich in Verbindung mit einigen Publicisten zu setzen, die ihn mit ihren Arbeiten unterstützten. Er ließ unter seinem Namen das „Journal der Generalstände" (1. Mai) erscheinen, das zwar am 7. Mai unterdrückt, aber unter dem Titel „Lettres du comte de Mirabeau à ses commettans" von ihm fortgesetzt wurde. In der Versammlung selbst, in welcher ihn der Adel mit Murren und Verhöhnung empfing, verhielt er sich anfangs beobachtend, bald aber löste ihm der Uebermuth der Aristokratie und der Haß gegen die Despotie die Zunge. Nachdem er schon am 11. Juni in einer rein persönlichen Angelegenheit für seinen Freund Duroveral aus Genf, der als Fremder aus der Nationalversammlung ausgewiesen werden sollte, eine Rede gehalten hatte, die durch ihre Wärme und oratorische Gewalt alle Hörer zu dem lautesten Beifall hingerissen hatte, sprach er in der königlichen Sitzung am 23. Juni das entscheidende Wort, mit welchem die Revolution ihren Anfang nahm. In derselben Sitzung wurde auf seinen Vorschlag die Unverletzbarkeit der Deputirten erklärt. Als der Hof um Paris eine bedeutende Truppenmacht zusammengezogen hatte, verfaßte M. im Auftrag der Nationalversammlung die Adresse, in welcher der König um Entfernung dieser Truppen gebeten wurde. Bekanntlich wies der König diese Bitte wiederholt ab, und als er endlich der Nationalversammlung seine Nachgiebigkeit meldete und seinen Besuch ankündigen ließ, beantragte M.: es möge eine finstere Hochachtung den ersten Empfang des Monarchen begleiten, denn „in dem Augenblicke des Schmerzes ist das Schweigen des Volkes die Lehre der Könige." Uebrigens bezweckte M. von Anfang an keineswegs den Sturz der Monarchie, sondern wollte nur die Vernichtung des Despotismus und der Privilegien und die Herstellung eines konstitutionellen Throns. Mit einigen Freunden gründete er den „Courier de Provence", in welchem die einzelnen Verfassungsgesetze der Jahre 1789 und 1790 mit großer Schärfe und Klarheit besprochen wurden. Um die Insurrektion zu unterdrücken, setzte er am 8. Juli 1789 die Errichtung der Nationalgarde durch. Die stürmische Vernichtung aller Privilegien in der Nacht vom 4. August tadelte er als eine Uebereilung. Bei den Verhandlungen über die königliche Sanktion sprach er sich für das absolute Veto aus, nachdem er schon in einer früheren Rede erklärt hatte, er wolle lieber in Konstantinopel, als in Frankreich ohne dasselbe wohnen. Seine Popularität suchte er dadurch zu wahren, daß er bei der Abstimmung nicht erschien, denn die Namen der für das absolute Veto Stimmenden wurden am folgenden Tage im Palais Royal bekannt gemacht und verflucht. Er hauptsächlich bewirkte, daß der König die Beschlüsse des 4. August am 21. September anerkannte, und wahrhaft großartig zeigte er sich in dem Talent der Replik, durch welches er Duvald d'Espréménil zerschmetterte, der ihn boshaft angegriffen, weil er Necker in seinen finanziellen Vorschlägen unterstützt hatte. Ueber M.'s Verhältniß zu dem Herzog von Orleans und seine Theilnahme an den Vorgängen vom 5. und 6. Oktober fehlen bis jetzt noch sichere Berichte. So viel steht fest, daß er der Erste war, welcher dem damaligen Präsidenten Mounier das Herannahen der pariser Volksmassen meldete und daß er in der Versammlung nichts that, um das Ansehen des Königs vor Beschimpfungen sicher zu stellen. Dagegen war er auch frei von allem Fraternisiren mit den Massen. Die Untersuchung, die deshalb gegen ihn eingeleitet wurde, endete mit seiner Freisprechung. Von nun an sehen wir ihn als entschiedenen Konstitutionellen im Sinne des neueren Repräsentativsystems auftreten. Aber bei dem entschiedenen Mißtrauen, das er in des Königs Schwäche setzen mußte, wendeten sich seine Blicke auf den Bruder des Königs, den Grafen von Provence, der unter allen Gliedern der königlichen Famille nicht vom Hasse gegen die geltenden Freiheitsideen erfüllt war und den er als Generallieutenant des Königreichs hinzustellen, oder überhaupt nur als letzte Stütze der wankenden Monarchie zu benutzen gedachte. M. setzte in der Versammlung das Martialgesetz durch, vertheidigte die vollziehende Gewalt und suchte den Ministern eine berathende Stimme in der Versammlung zu sichern. Unter den drohendsten Ereignissen mußte sich endlich der Hof entschließen, seine Augen ernstlich auf M. zu werfen. Kaum aber war das Projekt bekannt geworden, daß M. Minister werden solle, als die Nationalversamm-

Digitized by Google

MIRABEAU

Digitized by Google

Digitized by Google

lung am 7. November 1789 den Beschluß faßte, wonach kein Deputirter Minister werden konnte. M. näherte sich nun entschiedener dem Grafen von Provence, und in einem förmlich unterzeichneten Vertrag zwischen dem König und M. verpflichtete sich dieser, den König in der Nationalversammlung gemäß den Ansichten des Grafen von Provence als Redner zu unterstützen, dann aber, wenn beide verschiedener Meinung über die Interessen des Königthums und der Freiheit seyen, wenigstens zu schweigen. Dagegen wurde ihm ein Gesandtschaftsposten für die Zukunft und sogleich auf mindestens vier Monate die Summe von je 50,000 Livres versprochen. Bald darauf verließ M. seine alte bescheidene Wohnung, zog in die Chaussée d'Antin, schmückte sein Hotel auf das Prächtigste aus und verfiel wieder in die alten Ausschweifungen. Trotz seiner Stellung zum Hofe entschied er, als in der Nationalversammlung über die Frage verhandelt wurde, ob die Nationalversammlung die französische Nation, d. h. ein Konvent der Nation sey und ob sie sich selbst verlängern könne, die Sache durch wenige Worte zum Nachtheil des Hofes, indem die Versammlung erklärte, daß die Wähler keine neuen Deputirten erwählen sollten, ehe sie nicht die Verfassung beendigt hätten. M. hatte dadurch seine wankende Popularität wieder erlangt, die jedoch aufs Neue gefährdet ward, als im Mai 1790 in der Nationalversammlung darüber verhandelt ward, ob dem König das Recht des Krieges und Friedens zukommen sollte. Aufgereizt durch eine Brochure Lacroix', „Der große Verrath des Grafen M.", stürmten gegen das Ende der Debatte in der Sitzung vom 22. Mai die Zuhörer förmlich die Gallerien, während mehr als 50,000 Bürger die Tuilerien, die Gärten der Feuillans und der Kapuziner u. die benachbarten Plätze und Gassen füllten, und man schon den Baum bezeichnete, an welchem M. hängen sollte. Mitten unter diesen Gefahren bestieg dieser ruhig die Tribune, u. nach einer seiner bewundernswürdigsten Reden siegte sein Vorschlag: „der Krieg kann allein durch einen Beschluß der Nationalversammlung erklärt werden, der auf den ausdrücklichen und nothwendigen Antrag des Königs gefaßt und von ihm sanktionirt ist." Es war dies eine seiner glorreichsten Eroberungen, aber auch eine seiner letzten; die Siege, welche er später errang, waren meist nur halbe, oder zeigten nur die außerordentliche Wirkung seiner Persönlichkeit, ohne der Sache zu nützen, auf die es ankam. So war er schon früher mit seinem Vorschlage, indirekte Wahlen einzurichten, gegen Barnave durchgefallen, und auch später vermochte oder wagte er es nicht, in den allerwichtigsten Beschlüssen über den Adel, über die Minister, über die bürgerliche Stellung der Geistlichkeit, seine Ueberzeugung unbedingt gegen den Strom der öffentlichen Meinung geltend zu machen. Gegen Ende Mai 1790 sprach er die Königin in den Gärten von St. Cloud. Als er beim Abschied den Handkuß erbat und erhielt, soll er mit steifer Eitelkeit ausgerufen haben: „Madame, dieser Kuß rettet die Monarchie!" Allein, wie groß auch sein Vertrauen in seine Macht war, diesmal hatte er zu viel versprochen. Durch ein bösartiges Augenübel verhindert, erschien er in der nächsten Zeit nur selten in der Nationalversammlung. An der Diskussion des Dekrets vom 19. Juni 1790, welche die Adelstitel aufhob, nahm er keinen Theil, obwohl er mit demselben unzufrieden war. Seine untergrabene Popularität erlangte er theilweise wieder durch sein entschiedenes Auftreten, womit er die Civilkonstitution des Klerus, den Verkauf der Kirchengüter und die Kreation neuer Assignaten unterstützte. Durch geschickte Manöver wurde er am 30. November 1790 zum Präsidenten des Klubs der Jakobiner ernannt, und als solcher rief er Robespierre zur Ordnung, weil dieser im Klub gegen einen bereits gefaßten Beschluß der Nationalversammlung sich erhoben hatte. Am 18. Januar 1791 wurde er Chef eines Bataillons der Nationalgarde und im Februar Präsident der Nationalversammlung. Als solcher entfaltete er das neue Talent, die Diskussion einer so zahlreichen und stürmischen Versammlung mit majestätischer Würde zu leiten, den Inhalt derselben auf das Klarste zusammenzufassen und Ruhe und Ordnung in die Versammlung zu bringen. Seine Antworten auf verschiedene Adressen, an mehre Deputationen wurden berühmt, einige wurden stehende Redensarten im Munde des Volkes. Seine Haltung gegen die Fraktion der äußersten Linken wurde von Tag zu Tag fester, sein Ton strenger; bei der Verhandlung über die Dekrete gegen die Emigranten wagte er es, diese Maßregeln unter dem größten Tumult als eine drakonische Gesetzgebung zu bezeichnen. Schon im December 1790 hatte M. einen Plan zur Wiederherstellung des Königthums auf dem Wege einer neuen Konstitution entworfen und ließ denselben durch den Grafen Lamark der Königin überreichen, nachdem er ihn bereits dem Minister Montmorin mitgetheilt hatte. In einer persönlichen Zusammenkunft beim Minister Montmorin während der ersten Hälfte des Februar gelang es ihm, die Bedenken, die gegen den Plan geäußert wurden, zurückzudrängen. Nach der Berabredung sollten der König und die königliche Familie zu Fontainebleau oder Compiègne unter den Schutz der besten Truppen gestellt werden. Aber ehe es zur Ausführung des Plans kam, griff das Schicksal verhindernd ein. Durch frühere Ausschweifungen und durch rastloses Arbeiten war sein starker Körper so geschwächt, daß M. seit langer Zeit schon selbst von Zeit zu Zeit die herannahende Auflösung fühlte. Gegen Ende Februar 1791 bemächtigte sich seiner eine tiefe geistige und körperliche Abspannung. In der Nacht des 27. März ward er von einem neuen Anfall einer Kolik befallen, welche ihm die Luft entzog und ihn mit fürchterlicher Beängstigung quälte. Dennoch erschien er an demselben Morgen noch einmal in der Versammlung, um über die Verwaltungsgrundsätze der Bergwerke fünfmal hinter einander das Wort zu nehmen. Zusammensinkend verließ er die Rednerbühne, und als er am Abend versuchte, sich in der italienischen Komödie zu zerstreuen, mußte er hinweggetragen werden. Nach wenigen Tagen, am 2. April 1791, † er ohne Agonie. Man vermuthete eine Vergiftung, aber selbst sein Freund und Arzt Cabanis erklärte sich dagegen. Die

Digitized by Google

Nationalversammlung trug erschüttert die Beileidsbezeigung in das Protokoll des traurigen Tages ein. Sein Körper wurde mit großer Pracht, unter Begleitung aller Autoritäten und einer zahllosen Volksmenge in der Kirche St. Geneviève beigesetzt, mußte aber später der Leiche Marats Platz machen. Das Departement und die Municipalität beschlossen, auf acht Tage öffentliche Trauer anzulegen; dasselbe that der Jakobinerklub, und mehre Departements folgten dem Beispiele. Viele seiner politischen Entwürfe sind von seinen Sekretären Comps, Pellenc, Clavière und Dumont. In Barths Ausgabe der „Orateurs français" bilden die „Discours et opinions de M." (Paris 1820) die 3 ersten Bände, und Etienne Méjean veröffentlichte eine „Collection complète des travaux de M. l'aîné à l'assemblée nationale" (Paris 1792, 5 Bde.). Die erste vollständige Ausgabe sämmtlicher Schriften M.'s veranstaltete Mérilhou (daselbst 1825—27, 9 Bde.). Die zuverlässigsten Nachrichten über sein Leben und Wirken theilte sein natürlicher Sohn Lucas Montigny mit in den „Mémoires biographiques littéraires et politiques de M." (Paris 1835, 2. Aufl. 1841, 8 Bde.). Vergl. Et. Dumont, Souvenirs sur M. et sur les deux premiers assemblées législatives, Brüssel und Leipzig 1832; Pipitz, M., eine Lebensgeschichte, Leipzig 1850, 2 Bde.; Briefwechsel zwischen dem Grafen von M. und dem Fürsten von Arenberg, Grafen von der Mark, während der Jahre 1789, 1790 und 1791, deutsch von Städtler, Brüssel und Leipzig 1851, 2 Bde. Sein jüngerer Bruder, André Bonifacе Riquetti, Vicomte de M., geboren zu Bignon den 30 Nov. 1754, ward schon in der Wiege Malteserritter und machte sich frühzeitig durch sein ausschweifendes Leben berüchtigt. Nachdem er im amerikanischen Befreiungskampf mitgefochten, erhielt er vom Hofe ein Dragonerregiment. Nach dem Ausbruch der Revolution ward er vom Adel von Limoges in die Versammlung der Generalstaaten geschickt, geberdete sich aber hier als heftiger Aristokrat. Vor der Nationalversammlung angeklagt, verließ er Frankreich und errichtete am Rhein die unter dem Namen Hussards de la mort bekannt gewordene Emigrantenlegion, mit der er 1792 einen blutigen Parteigängerkampf gegen sein Vaterland begann. Die Anstrengungen, welche ihm die Führung dieses 3000 Mann starken Corps verursachte, veranlaßte seinen Tod den 15. September 1792 zu Freiburg im Breisgau.

Mirabel, Stadt im französischen Departement Tarn-Garonne, Bezirk Montauban, mit 1700 Einw.

Mirabella, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, mit 5800 Einwohnern; in der Umgegend römische Alterthümer.

Mirabelle, Name mehrer vorzüglicher Pflaumensorten, welche aber nach Liegels Anordnung keine besondere Abtheilung bilden. Getrocknet sind sie Gegenstand eines ziemlich ausgebreiteten Handels.

Mirabile dictu (lat.), wunderbar zu hören.

Mirabilis (Wunderblume), Pflanzengattung aus der Familie der Nyctagineen, ausdauernde Kräuter in beiden Indien, Mexiko und Brasilien, mit großer, spindelförmiger, fleischiger Wurzel, gabeligen Aesten und einzelnen Achselblüthen, welche während des Tags geschlossen, des Nachts geöffnet sind. Von 10 Arten sind mehre als Arznei- und Zierpflanzen zu bemerken. M. longiflora *L.*, langblumige Wunderblume, 2—4 Fuß hoch, gabelästig, klebrig-weichhaarig, mit eirund-herzförmigen, spitzigen Blättern und weißen, sehr langröhrigen, auswendig schmierig-klebrigen, Abends sehr wohlriechenden Blüthen, wächst wild auf den Bergen von Mexiko. Nach Nees von Esenbeck ist die Wurzel dieser Pflanze die Radix Mechoacannae griseae, Radix Matallista, Wunderblumenwurzel, die getrocknet in Scheiben von 2—3 Zoll Breite und 3—4 Linien Dicke vorkommt u. als Abführungsmittel gebraucht wurde. M. Jalapa *L.*, gemeine Wunderblume, falsche Jalappe, 2—5 F. hoch, mit fast herzförmigen, glatten Blättern und sehr schönen, rothgelben und weißen, oder auch in diesen Farben gestreiften und gesprenkelten, geruchlosen Blüthen, ist in beiden Indien und Südamerika heimisch. Die Wurzel ist wie die ächte Jalappenwurzel ein Purgirmittel und wurde ehedem mit derselben verwechselt. Auch hielt man lange Zeit diese Pflanze für das Stammgewächs der Jalappe. In Para wird aus den Wurzeln eine Art Satzmehl auf gleiche Weise wie Arrowroot bereitet, welches als gelindes Abführmittel für Kinder dient. Die Samen bestehen aus einem reinen und zarten Mehle, dessen sich die Frauen zu Para zum Bepudern des Gesichts bedienen.

Miraboe (Mirabouc), Festung im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Pinerolo, unweit der Quelle des Pellice, vertheidigt den Paß Col della Croce gegen Frankreich.

Mirage (franz.), s. v. a. Luftspiegelung.

Mir Ali (türk.), s. v. a. Oberst.

Miranda, François, General der französischen Republik, aus einer alten und reichen Familie zu Caraccas in Südamerika geboren, ward, noch sehr jung, Oberst bei den spanischen Truppen in der Provinz Guatemala, mußte aber, in eine Verschwörung verwickelt, welche die Befreiung seines Vaterlandes von der spanischen Herrschaft bezweckte, entfliehen. Nachdem er eine Zeit lang als Freiwilliger im nordamerikanischen Kriege gedient, kam er nach Europa, durchreiste zu Fuß England, Frankreich, Italien und Spanien und befand sich 1789 in Petersburg, wo ihn die Kaiserin Katharina vergebens in ihre Dienste zu ziehen suchte. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1792 Brigadegeneral bei der Armee Dumouriez', focht mit diesem in der Champagne und in Belgien, eroberte den 29. Nov. 1792 die Citadelle von Antwerpen und erhielt im Februar 1793 den Auftrag, Maestricht zu belagern, mußte jedoch nach 20tägigem Bombardement diese Absicht aufgeben. Da ihm Dumouriez den Verlust der Schlacht bei Neerwinden (18. März), wobei M. den linken Flügel befehligte, zuschrieb, ward M. angeklagt und nur durch die Beredsamkeit des Amerikaners Thomas Payne gerettet. Nach dem Sturze der Girondisten ward er als angeblicher Theilnehmer an Dumouriez' Verrath verhaftet, und nur die Revolution vom 9. Ther-

Digitized by Google

midor öffnete seinen Kerker. Das Jahr darauf abermals wegen politischer Umtriebe verdächtig, sollte er das französische Gebiet verlassen, wußte sich aber der Wachsamkeit der ihn begleitenden Gensd'armen zu entziehen und war so kühn, wieder öffentlich in Paris aufzutreten. Nachdem er eine Zeit lang ruhig gelebt, wurde er in Folge der Katastrophe vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) aufs Neue zur Deportation verurtheilt. Zum zweiten Male überlistete er seine Wächter und entfloh nach England. Als er 1804 wieder in Paris erschien, wurde er aber als Theilnehmer geheimer Verbindungen gegen die Konsularregierung abermals des Landes verwiesen, kehrte 1806 nach Amerika zurück und ergriff mit dem größten Eifer seine frühern Pläne zur Vernichtung der spanischen Herrschaft in Amerika, zu welchem Zwecke er, von England unterstützt, in Newyork 3 Schiffe ausrüstete u. 900 entschlossene Männer zusammenbrachte, um damit Caraccas anzugreifen. Allein am 28. April 1806 vernichteten die Spanier zwei seiner Schiffe, und mit Noth entfloh er auf dem dritten. Am 1. August bewerkstelligte er darauf eine Landung in Venezuela, fand aber so wenig Unterstützung, daß er sich schon am 13. mit Verlust wieder einschiffen mußte. Im J. 1810 erschien er wieder in Caracas und erhielt im April 1811 den Oberbefehl über das Heer, mit welchem er am 13. August 1811 Valencia eroberte, welches zum Sitze des Kongresses der Vereinigten Staaten von Neugranada bestimmt ward. Der Kongreß ertheilte ihm am 26. April 1812 eine unbeschränkte Direktorialgewalt, allein die Geistlichkeit erklärte die neue Verfassung als dem Himmel mißfällig, und M. konnte mit seiner schwachen Armee den Spaniern nur geringen Widerstand leisten. Valencia ging verloren und M. gerieth in eine so mißliche Lage, daß er am 26. Aug. 1812 mit dem spanischen Heerführer Montaverde einen Vergleich schloß, zufolge dessen in Caracas die Verfassung eingeführt werden sollte, welche die Cortes für die spanische Nation entworfen hatten, eine völlige Amnestie zugesichert und jedem die Erlaubniß gegeben ward, Venezuela zu verlassen. Im Vertrauen darauf begab sich M. nach la Guayra, um sich nach Cartagena einzuschiffen, ward aber hier verhaftet, nach Cadix gebracht u. in den furchtbarsten Kerker der Inquisition, la Caraca, geworfen, wo er nach vierjährigen Leiden Anfangs 1816 †. M. war unternehmend als General, nicht ohne Talente und ein vorzüglicher Ingenieur.

Mirande, Stadt im französischen Departement Gers, an der Blaise, mit einem alten festen Schlosse, Fabriken für Leder, Handel u. 3470 Ew. In der Nähe die Ruinen der zerstörten Stadt St. Jean de Lexiau.

Mirandella, Stadt in der portugiesischen Provinz Tras-os-Montes, am Tua, befestigt, mit Seidenzucht und 5000 Einw.

Mirandola, Stadt im Herzogthum Modena, Festung an der Burana und einem Kanale, mit breiten Straßen, alterthümlichen Palästen, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale und 15 andere Kirchen, ein Schloß der Familie Pico, Weberei in Seide und Leinen, Reisbau und 6000 Einw. M. war früher eine Grafschaft, welche 1619 vom Kaiser zu einem Herzogthum erhoben ward. Im J. 1705 belagerten und eroberten die Franzosen die Stadt, und 1710 ward das Herzogthum als erledigtes Reichslehen dem Herzog von Modena für 1 Million Gulden überlassen.

Mirano, Flecken in der venetianischen Provinz Padua, am Musonfluß und am Beginne des mit der Brenta-morta in Verbindung stehenden Mirano-kanals, mit 4000 Einwohnern, die starken Weinhandel treiben.

Mirbel, Lizinka de, französische Miniaturmalerin, 1799 zu Eberbourg geboren, Tochter des Marinekommissars Rue, Schülerin des berühmten Miniaturmalers Rue, machte sich zuerst durch die Porträts des Präsidenten Amy, des Herzogs von Fitz-James und Perronnets, des Kammerdieners Ludwigs XVIII., bekannt und ward von Ludwig XVIII. zur Hofminiaturmalerin ernannt. Sie † zu Paris 1848. Ihre Porträts sind außerordentlich zahlreich; mehre davon gehören zu den Besten, was die neuere Miniaturmalerei geliefert hat. Besonders gelangen ihr die Porträts von Männern und älteren Frauen.

Mirbelia, Pflanzengattung aus der Familie der Gassieen, Ziersträucher aus Neuholland, mit schönen Schmetterlingsblumen.

Mirbelites, nach Unger ein fossiles Holz von der Insel Lesbos, mit Jahresringen von 1‴ Breite, gleichförmigen, aus kleinen, ein- oder zweireihigen Zellen bestehenden Markstrahlen.

Mirecourt, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Vogesen, am Madon, mit öffentlicher Bibliothek, bedeutender Fabrik für musikalische Instrumente, Zwirnspitzen- und Tüllfabrik, Fabrikation von Böttcher- und Stahlwaaren, Handel mit Wein, Branntwein, Schafen, zählt 6500 Einw.

Mirepoix, Stadt im französischen Departement Arriège, am Lers, über den eine schöne Brücke von 7 Bogen führt, mit Fabriken für Leinwand, wollene Zeuche, Seife und 4480 Einw.; in der Umgegend Eisenwerke.

Mirgorod, Kreishauptstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pultawa, am Khorol, mit 3 Kirchen und 8500 Einw.

Mirim (Merim), Küstensee in der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul, nördlich von der Mündung des Rio de la Plata, 24½ Meilen lang, ergießt sein Wasser durch den Gonzalezfluß in den nördlicher gelegenen Patossee.

Mirow, Flecken im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, Kreis Stargard, am gleichnamigen See, hat 2 Schlösser, eine Pfarrei, ein Schullehrerseminar, einen Forsthof, eine Post und 1700 Einwohner, die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, Tabaksfabrikation, Tuchmacherei und Färberei betreiben. M. war seit 1227 eine Johanniterkomthurei und gehörte als solche zum Herrnmeisterthum Sonnenburg. Mit Einwilligung des Ordens kam dieselbe im westphälischen Frieden an die Herzöge von Mecklenburg, die zuweilen hier residirten.

Mirza (pers.), wörtlich Sohn des Fürsten in Persien, ein Titel, der, nach dem Namen gesetzt, ein Mitglied der königlichen Dynastie bezeichnet, z. B. Abbas-M., vor dem Namen aber unserm „Herr" entspricht.

Digitized by Google

Mirzapur, Distriktshauptstadt in der britisch-vorderindischen Provinz Allahabad, am Ganges, mit mehren Pagoden, Hospitälern, Handel mit Seide, Baumwolle, Indigo, Opium ꝛc. und 150,000 Einw.

Mirza-Schaffy, ein noch lebender türkischer Dichter, aus Gjändscha in der Provinz Karabagh in Georgien gebürtig, der Bodenstedt während seines Aufenthaltes in Tiflis 1844 Unterricht im Tatarischen ertheilte, über dessen Lebensverhältnisse und bürgerlichen Namen (M. ist bloß sein Dichtername) uns aber Bodenstedt („Tausend und ein Tag im Orient", Berlin 1850, 2 Bde.) nichts mittheilt. Die Gedichte M.'s, in denen heiterer Lebensgenuß und praktische Weltklugheit in anmuthiger Form gepredigt werden, übersetzte Bodenstedt in freier Nachbildung unter dem Titel: „Die Lieder des M." (Berlin 1851, 2. Aufl. 1853).

Misanthropie (v. Griech.), Menschenhaß, als habituell gewordene Denk- und Gesinnungsweise, greift meist in Folge falscher Beurtheilung der Menschen, indem man um der Schlechtigkeit willen, welche ein oder mehre Individuen beweisen, das ganze Geschlecht verdammt, im Herzen Platz und äußert sich darin, daß man sich nicht nur von dem Verkehr mit Menschen zurückzieht, sondern dem einmal verhaßt gewordenen Geschlechte auch mit Ernst alles Böse anwünscht. Die M. kann als abnorme Gemüthsstimmung auch den Charakter einer Geisteskrankheit annehmen, zumal wenn sie durch den Hinzutritt körperlicher Leiden, namentlich von Unterleibsbeschwerden, die gesunde Betrachtungsweise der menschlichen Zustände auf die Dauer stört und zurückdrängt. Mit Unrecht nennt man oft auch die Menschenscheu M., wiewohl diese sich keineswegs in Haß äußert, sondern lediglich in einer abnormen Gefühlsrichtung beruht, worin der dem Menschen angeborne Geselligkeitstrieb verschwindet, demgemäß auch der Umgang mit Menschen als etwas Unangenehmes gemieden wird und in Bezug auf menschliche Dinge und Verhältnisse ein entschiedener Indifferentismus sich geltend macht. Uebrigens ist M. nicht mit Melancholie (s. d.) zu identificiren, obwohl beide oft mit einander verbunden sind.

Miscellaneen (lat. Miscellanea), Abhandlungen und Schriften verschiedenen Inhalts, wofür man später auch den Ausdruck Miscellen gebrauchte.

Mischbarkeit (Miscibilität), Eigenschaft der Körper, nach welcher sie mit andern ein Mischungsverhältniß (s. Mischung) eingehen.

Mischkolz (St. Miskolcz), Marktflecken in der borsoder Gespannschaft in Ungarn, an der Szynwa, Kongregationsort, hat 4 Kirchen verschiedener christlicher Konfessionen, eine Synagoge, ein Kloster, ein reformirtes und katholisches Gymnasium, einen Gesundbrunnen und 30,000 Einwohner (worunter 700 Juden, auch Türken, Zigeuner), die starken Wein- (mischkolzer Wein), Obst-, Melonen-, Getreide- und Hanfbau, Bienenzucht und Handel treiben.

Mischna, der erste Theil des Talmud (s. d.).

Mischung, die durch chemische Kraft hervorgebrachte Vereinigung verschiedenartiger Körper. Die Theile, woraus die Verbindung durch chemische Kraft geworden ist, heißen chemische Theile, Mischungstheile. Sie sind von den mechanischen, gleichartigen und Gemengtheilen, welche durch Kohäsion und Adhäsion, auch durch die Lebenskraft zusammenhängende Massen bilden, wesentlich verschieden.

Mischungsgewicht, s. v. a. Aequivalent.

Mischungsrechnung, s. v. a. Alligationsrechnung.

Misdroy (Mistroy), Dorf auf der Nordküste der Insel und 1¼ Meile nordwestlich von der Stadt Wollin, in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, bekannt wegen seiner Bernsteinfischerei und wegen seines sehr besuchten Ostseebades. Vergl. W. von Raumer, Die Insel Wollin und das Seebad M., Berlin 1851.

Misenum, Vorgebirge in Kampanien, südlich von Cumä, noch jetzt Miseno genannt. Die Bucht bei demselben machte Augustus zur Hauptstation für die römische Flotte auf dem tyrrhenischen Meere, in Folge dessen hier das Städtchen M. entstand, welches das Arsenal enthielt.

Miserere (lat.), deutsch: Erbarme dich, berühmter Kirchengesang, der 57. Psalm, welcher in der Vulgata mit den Worten Miserere mei Domine beginnt. Besonders berühmt ist die Komposition des M. von Allegri, welche seit ihrer Entstehung im 17. Jahrhundert alljährlich in der Charwoche in der sixtinischen Kapelle zu Rom ausgeführt wird. Außer dieser Komposition sind vorzüglich noch die von Leonh. Leo, Tom. Bai und Baini zu nennen.

Miserere, s. Darmgicht.

Misericordia (lat.), das Mitleiden; die Barmherzigkeit.

Misericordias domini, der 2. Sonntag nach Ostern, s. Sonntag.

Mises, Pseudonym für Gustav Theodor Fechner (s. d.).

Mistria, Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, Sandschak Silistria, am schwarzen Meere, unweit des Vorgebirgs Emineh, Sitz eines griechischen Metropoliten, mit Hafen, Fischerei und 3000 Einwohnern. M. ist das alte Mesembria.

Misogynie (v. Griech.), Weiberhaß, Weiberscheu. Ihre Ursachen beruhen sowohl im Verstand, als im Gefühl, so wie auch körperliche Leiden zu ihrer Entstehung mitwirken können, besonders wenn in Folge geschlechtlicher, namentlich widernatürlicher Ausschweifungen das Geschlechtssystem zerrüttet ist. Indessen wird sie auch durch körperliche Konstitution und Neigung zur Melancholie, wie durch Erziehung, Lehre und Erfahrung bedingt.

Misologie (v. Griech.), Vernunfthaß, d. i. Abneigung, die Entscheidung über gewisse Fragen, namentlich religiösen Inhalts, der vernünftigen Untersuchung zu überlassen; daher Mistolog, s. v. a. Obskurant, Mystiker.

Mispel, s. Mespilus.

Mispickel, s. v. a. Arsenikkies, s. Arsenik.

Miss (engl.), unverheirathetes Frauenzimmer.

Missa (lat.), s. v. a. Messe; Feiertag eines Heiligen.

Digitized by Google

Missalen (Meßbücher), in der römisch-katholischen Kirche Name derjenigen liturgischen Bücher, in welchen die von der Kirche angeordneten Messen für alle Sonn- und Festtage, sowie für besondere Gelegenheiten, z. B. für die Todtenfeier, dann die evangelischen und epistolischen Perikopen, Gebete und der Meßkanon enthalten sind. Das für die gesammte römisch-katholische Kirche gültige Missale, das sogenannte römische, datirt von 1570 und ist auf Befehl des Papstes Pius V. von römischen Theologen verfaßt worden. Es mußte, vom Tage seiner Publikation (14. Juli) an gerechnet, von den Priestern in Rom binnen einem Monat, von denen diesseits der Alpen binnen drei u. von denen jenseits der Alpen binnen sechs Monaten eingeführt werden. Nur diejenigen Kirchen, welche ihr bisheriges Meßbuch ununterbrochen seit ihrer Stiftung oder wenigstens 200 Jahre lang gebraucht hatten, waren zur Einführung des römischen Missale's nicht verbunden, und so haben z. B. Mainz, Köln, Münster u. andere Diöcesen in und außerhalb Deutschland ihre besondern Meßbücher. Solcher Partikularmeßbücher, von denen das älteste aus der Zeit des Kaisers Ludwig des Frommen herrühren soll, gab es vor der Publikation des römischen sehr viele, und zwar von dem letztern sehr abweichende. Das römische Missale ward, weil in Folge der an unzähligen Orten veranstalteten Ausgaben desselben sich viele Fehler in dasselbe eingeschlichen hatten, auf Befehl der Päpste Klemens VIII. (1604) und Urban VIII. (1634) genau revidirt. Die alten handschriftlichen M. aus dem Mittelalter sind oft mit prächtigen Initialen und Miniaturbildern verziert, mit kostbaren Einbänden versehen und sehr schön geschrieben, mit einer Art größerer Buchstaben (Mönchsschrift), woher noch jetzt eine gewisse Schriftgattung den Namen Missalbuchstaben führt.

Mißgeburt (Monstrum), Benennung aller derjenigen Abweichungen von den normalen Form- und Lagerungsverhältnissen der thierischen, besonders menschlichen Organe, welche denselben schon während ihrer ersten Entwickelungsstadien zu Theil geworden sind, mit welchen ein Organismus entweder das Ei oder den mütterlichen Fruchthälter verläßt, oder mit denen er aus irgend einer früheren Entwickelungsepoche (Larven-, Puppenzustand) in diejenige Lebensperiode übergeht, in welcher die Form- und Lagerungsverhältnisse seiner Gebilde ihre wesentlichsten und auffallendsten Metamorphosen vollendet haben. Solche Abweichungen, auch Mißbildungen oder Monstrositäten genannt, kommen häufig vor, und ihr vergleichendes Studium hat zur Erkenntniß oder Befestigung wichtiger morphologischer Gesetze geführt. Als allgemeinstes Resultat desselben steht fest, daß jede M., trotz ihrer abweichenden Bildungsverhältnisse, den specifischen Charakter derjenigen Thierart trägt, welcher sie durch Abstammung angehört; es finden sich also bei M.en keine Organe, die überhaupt der Species, welcher jene selbst angehören, nicht eigenthümlich wären. Eine jede Thierart hat demnach auch ihre vorzugsweise eigenthümlichen M.en. Die Natur beobachtet ferner rücksichtlich der M.en das Gesetz der Erhaltung der Arteigenthümlichkeiten in der Reihe der Generationen nach dem Gesetze der Erblichkeit dadurch, daß M.en meist frühzeitig absterben. Die M.en der höhern Thiere und des Menschen werden nämlich gewöhnlich nicht ausgetragen, sondern meist durch Abortus frühzeitig aus dem mütterlichen Fruchthälter entfernt; wenn aber auch einzelne unbedeutendere Mißbildungen, z. B. Ueberzahl der Finger, Degenerationen der Haut u. dgl., durch mehre Generationen hindurch sich erhalten, so kehrt doch endlich der normale Typus der Bildung wieder. Die meisten abweichenden Bildungsverhältnisse der einzelnen Organe beruhen auf einseitig gehemmter Ausbildung derselben, d. h. sie haben rücksichtlich ihrer Gestaltung, Textur, Lage ꝛc. einzelne, frühern Entwickelungsstadien eigenthümliche Bildungs- und Lagerungsverhältnisse beibehalten, welche für sie nur Durchgangsstufen zu einer andern permanenten Bildung seyn sollten. Bei anderen liegt ebenfalls eine Bildungshemmung zum Grunde, der aber später ein ganz abnormer Gestaltungsprozeß gefolgt ist. Alle mit der Benennung M.en zu belegenden Geschöpfe zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, je nachdem sie einen einfachen Körper besitzen, oder mehr oder minder deutliche Spuren der Duplicität oder selbst der Triplicität zeigen. Die bei einkörperigen Individuen vorkommenden M.en lassen sich wieder in drei Arten zerlegen. M.en durch Mangel der Theile (monstrositates per defectum) sind solche, bei denen bald nur ein einziger Körpertheil mangelt, bald deren mehre zugleich fehlen. Die auffallendsten Beispiele von Mangel vieler Körpertheile zugleich bieten die sogenannten kopflosen M.en dar, denen sehr oft bei Vorhandenseyn des Thorax auch das Herz mangelt. Von ihnen unterscheiden sich diejenigen, bei welchen bloß das Gehirn entweder gleichzeitig mit den Schädeldecken, oder bei minder vollständigem Vorhandenseyn dieser letzteren mangelt. Verhältnißmäßig selten ist der Mangel einzelner Theile bei sonst wohlgebildetem Körper, z. B. der des Brustbeins, der Mangel einer oder mehrer Rippen, eines Wirbels, der Augen und einzelner Theile derselben, z. B. der Iris, der äußeren Ohren, einer Lunge, der Gallenblase, einer Niere, eines Eierstocks, der Gebärmutter, einzelner Muskeln ꝛc. Viel häufiger fehlen alle oder viele zu einem System gehörigen Organe gleichzeitig, wie z. B. einer M. mit den Thränendrüsen auch die Thränenpunkte, der Thränensack und der Thränenkanal, aber auch die Nieren, Nebennieren, die Harnblase, die Prostata, die hinleitenden Samengänge, die Harnröhre, deren schwammiger Körper und Eichel zugleich fehlt. Der Mangel gewisser Theile bedingt oft mehr oder weniger bedeutende Abweichungen in der Gestaltung und Verbindung anderer. So beobachtet man bei ausbleibender Entwickelung der unteren Theile des Gesichts oft Verschmelzung der Ohren und der Speicheldrüsen beider Seiten. Bloße Mehrzahl einzelner Theile (monstrositates per excessum) kommt im Ganzen nicht häufig vor. Dahin gehört das Doppelwerden der Zunge und des Blinddarmes, das Mehrfachwerden der Zähne, Wirbel und Rippen, wie der

Digitized by Google

Muskeln, das Vorkommen dreier Hoden, die Duplicität des Penis, die Ueberzahl der Brüste oder nur der Brustwarzen, die Duplicität des Herzens und die häufigste Duplicität, die der Zehen und Finger. Eine dritte Art von M.en ist die, wo die bildende Kraft am unrechten Orte thätig gewesen ist und den Organen eine falsche Lage gegeben hat (monstrositates per situm partium mutatum), z. B. wo man das Herz in der rechten Seite der Brust findet ꝛc. In mehren Fällen findet sich Ueberschuß einzelner Theile, z. B. der Finger und Zehen, mit Mangel oder gehemmter Ausbildung anderer ungleichmäßiger Theile verbunden; z. B. ein von Sue beschriebener Fötus, der nur einen Fuß besaß, hatte an der linken Hand zwei Daumen. Diese Wechselbeziehung beschränkt sich bisweilen nicht auf denselben Körper, sondern erstreckt sich auf Geschwister; so hatte ein Mädchen an jeder Hand 6 Finger, an jedem Fuße 6 Zehen, ihrer Schwester fehlten dagegen an der einen Hand 4 Finger. Ueber die Ursachen dieser Bildungsfehler ist man noch wenig unterrichtet. Die Annahme, daß angeborene Bildungsfehler durch eine fehlerhafte Präformation der Keime bedingt seyen, ist bei genauerem Studium der Entwickelungsgeschichte mit der ganzen Präformationstheorie aufgegeben worden. Die Hypothese von dem Versehen der Schwangeren ist wenigstens noch sehr problematisch, und die frühere Annahme einer Geschlechtsvermischung mit bösen Geistern oder Thieren ist längst vor dem Lichte einer aufgeklärteren Zeit geschwunden. Oefters mag die Entstehung von M.en von ungenügender Quantität und Qualität des zur Ernährung des Embryo bestimmten, in den Gefäßen des Fruchthälters strömenden Blutes der Mutter, von mechanischen Hindernissen in dem mütterlichen Fruchthälter und von Entzündung schon gebildeter Embryonalhelle und krankhaften Exsudationen abhängen. Zu den Doppelmißgeburten rechnet man im Allgemeinen alle diejenigen Fälle, in denen zwei mehr oder minder vollständige Früchte auf organische Weise mit einander verbunden sind, mögen nun wirklich bleibende Körpertheile derselben mit einander verschmolzen seyn, oder mag ihre Verbindung bloß mittelst des Nabelstranges oder mittelst anderer Eitheile erfolgen. Die auffallendste Differenz der Doppelmißgeburten besteht darin, daß Fälle vorkommen, in denen der eine Fötus in dem andern verborgen ist und von diesem umschlossen wird, während in anderen, viel häufigeren Fällen zwei Fötus so mit einander verbunden sind, daß die Theile beider äußerlich sichtbar werden. Einen merkwürdigen Fall der ersten Art hat Hoffmann beobachtet, der am Gaumen eines Mädchens eine aus dem Munde hervorragende Geschwulst fand, in welcher rudimentäre Theile eines Kopfes: Schädelknochen, Gehirn, Gesichtsknochen, Unterkiefer enthalten waren. Rücksichtlich der letztern Art der Doppelmißgeburten gilt das Gesetz: daß nur zu dem gleichen Systeme gehörige u. einander entsprechende Theile (also Knochen mit Knochen, Gefäßen mit Gefäßen ꝛc.) mit einander verbunden angetroffen werden. Grad und Ort der Verschmelzung zweier Körper sind höchst verschieden. Entweder ist die Oberfläche eines Organs mit der Oberfläche des gleichnamigen Organs eines anderen Fötus verbunden, oder nicht die Oberflächen, sondern die Ränder zweier Organe sind mit einander verschmolzen, oder die Verschmelzung zweier Organe ist so vollständig, daß keine Grenzen derselben mehr erkennbar sind. Berühmte M.en dieser Art sind die sogenannten siamesischen Zwillinge. Die Aetiologie der Doppelmißgeburten ist ebenfalls noch in hohem Grade dunkel. Gewiß ist die Entstehung aller Doppelmißgeburten nicht auf dieselbe Weise zu erklären. Geringere Doppelbildungen, z. B. der Finger, mögen von Spaltung ursprünglich einfacher Grundlagen der Theile abzuleiten seyn; dagegen lassen sich die Fälle, wo zwei Embryonen nur durch einen Theil ihres Körpers und in geringer Strecke verwachsen sind, nur aus Verschmelzung oder Verwachsung zweier ursprünglich getrennten Embryonen erklären.

Im gerichtlich-medicinischen Sinne unterscheidet man die mißbildeten menschlichen Früchte gewöhnlich in M.en und Mißgestalten und versteht unter den ersteren solche Früchte, welche wegen der Fehler in ihrer Bildung nach der Geburt nicht fortzuleben vermögen, bei denen also in dieser letzteren die Ursache des Todes liegt, wogegen der Ausdruck Mißgestalten alle übrigen Mißbildungen bezeichnet, welche ohne Einfluß auf Lebensfähigkeit sind. In Bezug auf die Frage, ob einer mißgebildeten Frucht Menschenrechte zuzuerkennen seyen oder nicht, gilt im Allgemeinen der Grundsatz: daß eine Frucht, welche lebt und athmet, als Mensch zu betrachten ist und als solcher ernährt werden muß.

Mißhandlung, jede unerlaubte und dolose Weise unmittelbar oder mittelbar gegen die Integrität des Körpers einer fremden Person verübte Gewaltthätigkeit, bei welcher ein größeres Maß von Uebel zugefügt wird, als zur Befriedigung des einfachen verbrecherischen Willens oder zur Erreichung des erlaubten Zwecks nothwendig ist. Nach gemeinem Recht gibt es eigentlich kein Verbrechen der M., sondern sie kommt entweder unter der Form irgend eines andern öffentlichen Verbrechens vor und ist dann nach dessen rechtlicher Natur zu bestrafen, oder sie wird als Realinjurie aufgefaßt, wegen deren der Beleidigte entweder auf Privat- oder öffentliche Strafe klagen kann, mag nun eine Injurie bezweckt gewesen seyn od. nicht. In den neuern Gesetzbüchern wird dagegen für die Fälle, in denen es nicht auf eine Ehrenverletzung abgesehen war, ein besonderes Verbrechen der Gesundheitsverletzung aufgestellt, das sowohl in doloser als kulposer Weise begangen u. nach der Schwere der Verletzung mit kurzem Gefängniß bis zu langwierigem Zuchthaus bestraft werden kann.

Mißheirath (disparagium, mésalliance), Heirath zwischen Personen, welche verschiedenen Ständen angehören. Schon bei den Römern bestand eine solche Verschiedenheit der Stände, daß Heirathen zwischen ihnen als gesetzwidrig angesehen wurden. Unter den germanischen Völkern galt nur die Ehe zwischen Freien und Unfreien als M., und erst später bildete sich jener bekannte Rechtsgrundsatz aus: „Das Kind folgt der ärgeren Hand", so daß also die Kinder unfrei waren, wenn Vater oder Mutter dem Stande der Unfreien angehörten. Später ward diese Ansicht von M. auf das Verhältniß des hohen Adels zu den übrigen

Digitized by Google

Ständen des Volks übergetragen, besonders in Deutschland; da man sich aber über feste Grundsätze in dieser Beziehung nicht einigen konnte, so wurden unaufhörliche Streitigkeiten veranlaßt, welche in der Regel auf dem Wege der Gewalt zur Entscheidung gebracht wurden. Dem niederen Adel war nur die Verheirathung mit Unfreien untersagt; seine mit Freien, wenn auch Nichtadeligen erzeugten Kinder blieben adelig und lehnsfähig, und erst später drang man mit der Bestimmung durch, daß für gewisse Aemter, z. B. an Stiftern, Höfen, Landtagen ꝛc., vollständig adelige Abkunft erfordert ward. Der Umschwung der socialen Verhältnisse in der neueren und neuesten Zeit hat solchen Bevorzugungen des adeligen Standes meist ein Ende gemacht. In England hat der Begriff der M. selbst beim hohen Adel keine Geltung. In Deutschland übte der Kaiser das Recht der Dispensation. In der Gegenwart hat der Begriff von M. in Deutschland nur noch in Bezug auf die Mitglieder der regierenden fürstlichen Familien, denen zufolge der Bundesakte der hohe ehemals reichsunmittelbare Adel ebenbürtig ist, rechtliche Bedeutung. Vgl. Pütter, Ueber Mißheirathen deutscher Fürsten und Grafen, Göttingen 1796; Heffter, Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrechte, Bonn 1829.

Mission (v. lat.), überhaupt Sendung, Auftrag, im engern Sinne eine vom päpstlichen Stuhle zu Rom abgesandte Gesandtschaft an fürstliche Höfe zu Unterhandlungen oder zum Abschluß kirchlicher Angelegenheiten, insbesondere der Inbegriff aller die Verbreitung und Geltendmachung des Christenthums unter nichtchristlichen Völkern bezweckenden Bestrebungen. Die ersten Missionäre, d. h. Arbeiter am Werke der M., Sendlinge zur Verbreitung und Geltendmachung des Christenthums in der Menschenwelt, waren die Apostel Jesu Christi, namentlich waren die Missionsreisen des Paulus zu den heidnischen Völkern von außerordentlichem Erfolg, während Petrus vorzugsweise Judenmissionär war. Im 2. bis zu Anfang des 4. Jahrhunderts breitete sich das Christenthum immer mehr durch das römische Reich und selbst über die Grenzen desselben aus, und selbst in Ostindien faßte die Kirche Fuß, nach einer alten Sage schon vom Apostel Thomas gegründet. In Arabien wirkten als Glaubensboten die alexandrinischen Lehrer Pantänus und Origenes. Von Alexandrien aus gelangte das Christenthum auch in andere Gegenden Afrika's nach Cyrene und zu den Kopten, nach Karthago, Mauritanien u. Numidien; in Gallien, Spanien, Britannien u. Germanien wurden meist von Rom aus Gemeinden gegründet. Nachdem seit der Trennung des römischen Reiches in ein morgenländisches und abendländisches auch mehr und mehr ein Unterschied zwischen einer byzantinisch-römischen und germanisch-römischen Kirche sich geltend gemacht, geschah von Seiten der ersteren nur wenig für die Verbreitung des Christenthums, desto mehr aber von Seiten der letzteren. Von Seiten der byzantinisch-römischen oder griechischen Kirche wirkte im 4. Jahrhundert in Armenien nicht ohne Erfolg Gregorius Illuminator. Nach China hin wirkte die Sekte der Nestorianer, und auch nach Abyssinien, Aethiopien u. Nubien sendete die griechische Kirche ihre Boten. Die eigentliche missionirende Kirche ward aber die römisch-katholische. Der Brite Patricius ward der Apostel der Irländer, zu den Pikten und Skoten brachte der irische Abt Columbanus das Evangelium, und Angeln u. Sachsen wurden vornehmlich durch den römischen Abt Augustinus christianisirt. Die eigentliche M. unter den Deutschen beginnt mit der Wirksamkeit des Irländers Columbanus, dessen Schüler Gallus das Kloster St. Gallen gründete. In der Gegend von Basel wirkte der irische Mönch Fridolin, um Würzburg herum sein Landsmann Kilian. In Bayern wirkte schon um 400 Severinus, um 650 Emmeran, Rupprecht u. der Einsiedler Corbinian. Unter den Friesen missionirte seit 691 der Angelsachse Willibrod. Der eigentliche Apostel der Deutschen aber wurde Winfried, genannt Bonifacius, und seine Schüler wirkten in seinem Geiste fort, in Friesland besonders der Bischof Eoban und der Abt Gregor von Utrecht, in Thüringen der Abt Sturm von Fulda. Am spätesten unter allen deutschen Völkern bekehrten sich die Sachsen, unter denen um 750 die Gebrüder Ewald aus England, Schüler Willibrods, wirkten und als Märtyrer starben. Auch Ludger und Willehad traten als Missionäre unter ihnen auf. In Dänemark und Schweden trat zu Anfang des 9. Jahrhunderts der Mönch Ansgar als erster Missionär auf, in Schweden war nach Ansgar besonders der Erzbischof Unne von Hamburg thätig. Die Mähren traten im 9. Jahrhundert in freundschaftliche Beziehung zum griechischen Reiche, in Folge deren Cyrillus und Methodius, mit Recht die Apostel der Slaven genannt, seit 863 ihre Missionsthätigkeit unter ihnen begannen. Die Pommern wurden insbesondere durch den Bischof Otto von Bamberg zum Christenthum bekehrt. In Livland wirkten Meinhard aus Bremen, der Cistercienserabt Berthold von Loccum u. der bremische Domherr Albrecht von Apoldern, der zum Schutze der M. den Orden der Schwertbrüder stiftete. In Preußen wirkte seit 996 der Erzbischof Adalbert von Prag, starb aber schon 997 als Märtyrer, welches Schicksal auch den alanbenseifrigen Mönch Bruno (1008) traf. In China wirkten wiederholt abendländische M.en, so der Venetianer Marco Polo und vor Allen der Franciskaner Johannes de Monte Corvino. Zur Bekehrung der Mohammedaner durchzog der heilige Franciskus Aegypten (1219) ohne Erfolg. Bedeutender war die Wirksamkeit des berühmten Raimund Lullus, der sein ganzes Leben der Missionsarbeit unter den Saracenen, besonders in Nordafrika, widmete und dort 1315 als Märtyrer starb. Nachdem im spätern Mittelalter die Bekehrungslust in der Christenheit mehr und mehr erkaltet war, erweckten die großartigen Länderentdeckungen, welche der Reformationszeit vorangegangen waren, und die bedeutenden Verluste am europäischen Kirchengebiete, welche die katholische Kirche durch die Reformation erlitten hatte, zunächst in ihr wieder einen glühenden Missionseifer. Besonders war es der 1540 gestiftete Orden der Gesellschaft Jesu, der sich der M.en auf das Kräftigste annahm. Franz Xaver zog 1542 als Apostel nach Ostindien, wandte sich dann nach Japan, und nur sein Tod hinderte ihn am Eindringen in China. In letzterem Lande wußten sich

Digitized by Google

die Jesuiten, an ihrer Spitze Matthias Nieel, durch ihre mathematischen, mechanischen, technischen ꝛc. Kenntnisse seit 1582 Eingang zu verschaffen. Nieel wurde erst ganz Chinese und dann erst Missionär. In Amerika missionirten ebenfalls die Jesuiten mit großem Erfolg, ja in Paraguay errichteten sie einen förmlichen Staat. Die Klagen über die Jesuiten von Seiten der andern Orden, die sie um ihre glänzenden Erfolge beneideten, bewogen den Papst Gregor XV. 1622 zur Stiftung der Propaganda in Rom (Congregatio de propaganda fide), womit Urban VIII. 1627 das Kollegium der Propaganda verband, um das ganze Missionswerk nach einem festen Plane und unter näherer Aufsicht und Mitwirkung des römischen Stuhls zu leiten und der katholischen Kirche Glaubensboten für alle Völker aus ihren eigenen Jünglingen zu bilden. Zu gleichem Zweck bildeten auch Weltgeistliche, namentlich in Frankreich und Italien, eine Menge Missionsvereine. Dahin gehören die Priester vom Oratorium in Frankreich und Italien, die Lazaristen, die Missionsbrüder vom heiligen Sakrament, die Seminaristen von St.-Sulpice in Paris, die Missionspriester von Jesus und Maria und die Seminaristen von St. Nicolas in Frankreich, die Oblaten des heiligen Ambrosius in Italien, die Redemptoristen, die Missionspriester des heiligen Geistes, die Priester des Seminars der auswärtigen M.en und die Missionspriester von St. Joseph, von St. Garde und von Frankreich. Einige dieser Gesellschaften waren vorzüglich für die innere M. bestimmt, d. h. zur M. in die protestantischen Länder, wesentlich verschieden von der inneren M. der Protestanten. Nichtsdestoweniger blieben immer noch die Jesuiten die Seele der auswärtigen katholischen M., und als der Jesuitenorden 1773 aufgehoben ward, gerieth auch die katholische M. fast ganz in Verfall. Erst seit Wiederherstellung derselben 1814 erwachte wieder ein großer Eifer für die Sache der M. innerhalb der katholischen Kirche. Eine ganz besondere Thätigkeit entwickelte das katholische Frankreich, wo 1822 die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens zu Paris und Lyon gestiftet wurde, die bald eine sehr weite Verbreitung in allen katholischen Ländern durch Bildung von Zweigvereinen gewonnen und 1841—45 nicht weniger als 718 Missionäre, Katechesten u. Lehrschwestern ausgesendet hat, darunter 282 für Oceanien, China und die Nachbarländer und 137 für Ostindien.

In der protestantischen Kirche suchte bereits Luther den Eifer für Heidenbekehrung anzuregen; allein diese Kirche war vorerst noch zu sehr durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen, sie hatte weder die Aufforderung zur auswärtigen M., welche der katholischen Kirche in den politischen und merkantilischen Beziehungen ihrer Staaten zu den fernen Heidenländern gegeben war, noch die Mittel zu ihrer Ausführung, welche jener in ihren Orden dargeboten waren. Doch machten die Evangelischen in Genf schon 1556 einen Versuch, eine M. in Brasilien zu gründen, die jedoch erfolglos blieb. Auch gründete Gustav Wasa in Schweden bereits 1559 eine M. unter den Lappländern. Dagegen erwachte gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts ein großer Missionseifer unter den Protestanten. Friedrich IV. von Dänemark gründete für seine ostindischen Besitzungen die M. zu Tranquebar (1705), für welche ihm August Hermann Franke in Halle in Bartholomäus Ziegenbalg einen treuen und eifrigen Arbeiter sandte. Unter den Glaubensboten dieser dänisch-ostindischen M. zeichnete sich besonders Christian Friedrich Schwarz durch seinen fast 50jährigen treuen Missionsdienst aus. In Grönland arbeitete der norwegische Prediger Hans Egede seit 1721 unter großen Mühseligkeiten und Entbehrungen unermüdet für die Wiederherstellung des Christenthums. Die Brüdergemeinde sandte ihre ersten Heilsboten (Dober und Nitschmann) 1732 nach St. Thomas und erweiterte in den nächstfolgenden Jahren ihre erfolgreiche Missionsthätigkeit über Grönland, Nordamerika, Westindien, Labrador und Kapland. In der reformirten Kirche wurde 1647 von englischen Puritanern eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums gegründet, und 1795 vereinigte sich eine große Anzahl von Christen aus allen Parteien, meist Dissenters, zur Stiftung der allgemeinen londoner Missionsgesellschaft, von der aus schon 1796 das erste Missionsschiff mit 18 Missionären nach den Inseln der Südsee ging. Nach dem Vorgang der londoner Missionsgesellschaft entstanden 1796 zwei schottische u. 1797 eine niederländische Missionsgesellschaft u. 1800 zu London die kirchliche (Episkopal-) Missionsgesellschaft für die englischen außereuropäischen Besitzungen. In demselben Jahre stiftete Jänicke zu Berlin seine Missionsgesellschaft. Im J. 1804 entstand auch zu London die große britische u. auswärtige Bibelgesellschaft, die sehr fördernd auf das Werk der M. eingewirkt hat. Die Missionsgesellschaften (Haupt- und Zweigvereine) mehrten sich von Neuem von Jahr zu Jahr. Den ersten Platz nimmt England in dieser Hinsicht ein, nächst ihm Nordamerika, dann Deutschland. Auch die Brüdergemeinde leistet fortwährend Großes. Unter den neuentstandenen Hauptvereinen, jeder mit zahlreichen Zweigvereinen, zeichnen sich innerhalb der reformirten Kirche aus: die große amerikanische Missionsgesellschaft zu Boston seit 1810 (Board of foreign missions) und die amerikanische Baptistenmission seit 1814. Außerdem hat Nordamerika eine methodistische und eine bischöfliche Missionsgesellschaft von Bedeutung. In Deutschland entstand 1816 die baseler, 1823 die berliner, 1829 die rheinische Missionsgesellschaft mit dem Missionsseminar in Barmen, 1836 die norddeutsche mit Verpflichtung ihrer Sendboten auf die augsburgische Konfession. Außerdem gründete der Prediger Goßner in Berlin noch einen besondern Missionsverein. Einen streng lutherischen Charakter nahm die dresdener Missionsgesellschaft seit 1836 an, wo sie sich als eine evangelisch-lutherische konstituirte mit einem Missionsseminar, welches 1848 nach Leipzig verlegt und mit der Universität daselbst in Verbindung gebracht wurde. Im J. 1845 entstand in Kassel die deutsch-chinesische Stiftung zur Verbreitung des Christenthums in China. Alle diese Missionsbestrebungen beruhen lediglich auf Privatkräften. Ihr Zweck ist eigentlich nur Bekehrung der Heiden, doch suchen die meisten M.en auch im Inlande zu wirken, und dieses Streben hat ihnen die meisten Vorwürfe zugezogen. Ihre geistlichen Mittel sind Traktate,

Digitized by Google

Missionspredigten und Missionsfeste, deren jeder Verein jährlich eins feiert. Das bedeutendste dieser Feste findet in Basel Statt, durch welches diese Stadt eine Art Mittelpunkt des deutschen und schweizerischen Missionswesens geworden ist. Basel besitzt auch die besuchteste Missionsschule zur Ausbildung junger Glaubensboten. Was ihre äußere Wirksamkeit betrifft, so wollen die Missionsanstalten die nichtchristlichen Völker zu einer innerlichen, geistigen Auffassung und Aneignung des Christenthums bringen. Während die katholischen Priester auf Massenbekehrungen ausgehen und mit der Taufe so viel als möglich eilen, zögern die protestantischen Missionäre mit derselben so lange als möglich. Man beginnt mit dem Religionsunterricht, und zwar mit der Lehre von der Sünde und Vergebung, und erst wenn die Hauptwahrheiten der Religion richtig aufgefaßt sind, gehen die Missionäre zum Elementarunterricht über, namentlich zum Lesen, und beginnen zugleich den Ordnungs- u. Schönheitssinn auszubilden, in Ackerbau und Handwerken zu unterrichten. Eines der wichtigsten Mittel ist die Ausbildung der Jugend durch Schulen. Der Unterricht darin ist nach dem Kulturzustande des Volks verschieden; Lesen, Schreiben u. Rechnen, Sprachlehre, Geographie, Zeichnen und Gesang, Lesen und Erklärung der heiligen Schrift machen die gewöhnlichen Fächer aus. Eine große Aufgabe dieser Schulen besteht darin, aus der eigenen Mitte der Jugend Gehülfen heranzuziehen, die als Eingeborene dem Christenthum leichter Eingang verschaffen, als die Fremden. Das Predigen der Missionäre geschieht in den Familien, auf dem Felde bei der Arbeit, wo sich nur immer Gelegenheit dazu bietet, namentlich bei größeren Zusammenkünften des Volks, auf öffentlichen Plätzen und vor den Tempeln. Die Austheilung von Bibeln, religiösen Erzählungen und Abhandlungen verbindet sich damit. Die Heranbildung der Frauen müssen die Missionäre in den Ländern, wo die Stellung des weiblichen Geschlechts eine untergeordnete und zugleich abgeschlossene ist, ihren eigenen Gattinnen überlassen. In England hat sich eine besondere Frauengesellschaft für die Erziehung und Verwendung weiblicher Glaubensboten gebildet, und auch in Deutschland und der Schweiz sind mehre Städte, wie Basel, Berlin, Erlangen, Frankfurt a. M., Nürnberg, Tübingen, für denselben Zweck thätig. Afrika ist ein großes Feld der Wirksamkeit der protestantischen M.en. In Senegambien gründete eine muthige Frau, Hanna Kilham, die ersten M.en und durchzog selbst 10 Jahre lang das Land, bis sie 1832 dem Fieber erlag. Die jetzigen M.en der Methodisten haben auf der Insel Bathurst (seit 1835) ihren Mittelpunkt und dehnen sich im Lande der Fulahs aus. In der von der afrikanischen Gesellschaft 1787 gegründeten Kolonie Sierra-Leone haben die M.en viele Schulen und ein Schullehrerseminar. Die Niederlassungen und M.en auf der Pfefferküste (Liberia) entstanden durch Nordamerikaner, indessen ist das Klima so tödtlich, daß man es aufgegeben hat, europäische Glaubensboten zu verwenden, und dafür Neger heranbildet. Auf der Zahnküste wirkte der Amerikaner Wilson mit großer Energie, auf der Goldküste ist es dem muthigen Riis gelungen, festen Fuß zu fassen und unter den wilden Aschantee zahlreiche Anhänger zu gewinnen. In dem großen Reiche der Aschantee hat auch der Methodist Freeman Eingang gefunden, der auch die Sklavenküste nicht ohne Erfolg besucht hat. Fernando-Po hat seit 1841 eine M. der Baptisten, welche auch auf dem Festlande sich ausbreitet. Das Kap besitzt zahlreiche M.en, die aber erst gediehen, seitdem 1827 ein Parlamentsbeschluß alle Eingeborenen Südafrika's für frei und gleichberechtigt mit den Europäern erklärt hatte. Es bestehen hier M.en der Methodisten seit 1820, der Baptisten, der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, der rheinischen Missionsgesellschaft seit 1829, der französischen Gesellschaft ebenfalls seit 1829 und der berliner Gesellschaft seit 1834. Bei den Namaqua's im untern Flußgebiet des Orange bestehen 9 ältere M.en, deren Besorgung seit 1840 den rheinischen Glaubensboten überlassen ist. Um die Betschuanen machte Campbell sich verdient. Die M.en unter den Kaffern haben durch die langen Kämpfe mit den Eingeborenen sehr gelitten, doch sind einige derselben im blühendsten Zustande, namentlich Loveda, Burnshill und Pirrie. Auf der Ostküste Afrika's, die theils von wilden Stämmen bewohnt, theils dem Glauben Mohammeds, theils dem Katholicismus zugethan ist, hat die protestantische M. noch wenige Fortschritte machen können. Für die Inseln ist Mauritius (Isle de France) von bedeutender Wichtigkeit; auf Mauritius und den nahen Sayennen bestehen 14 Stationen mit 31 Schulen. Aus Madagaskar wurden seit der Thronbesteigung der Königin Ranavala Mandschata alle M.en vertrieben. In den Barbareskenstaaten hat sich bis jetzt noch kein evangelischer Glaubensbote halten können, in Algier tritt die französische Regierung jeder Ausbreitung des evangelischen Missionswesens entgegen. Im türkischen Reiche sind es namentlich Amerikaner, die sich der dortigen Christen annehmen. In Konstantinopel besteht ein protestantisches Seminar, das aber von den Armeniern, auf die es einwirken soll, auf das Heftigste angefeindet wird. Für Bekehrung der Griechen Konstantinopels wirken seit 1839 amerikanische bischöfliche Missionäre, und in Smyrna leben 6 amerikanische Missionäre mit 8 Gehülfen. Im Innern Kleinasiens hat nie eine bleibende M. bestanden; auch die evangelischen M.en Syriens und Palästina's haben nicht recht gedeihen können. Die durch das 1841 gestiftete evangelische Bisthum in Jerusalem angeregte Missionsthätigkeit beschränkt sich auf Bekehrung der Juden. In Mardin besteht eine amerikanische M. für den Unterricht der Jakobiten, in Mossul leben amerikanische Missionäre, die aber in katholischen Priestern überlegene Gegner haben. Arabien hat gar keine M.en. Die M. in Aegypten, die von 1752—83 bestand, erlosch in Folge der vielen politischen Unruhen; die jetzige M. ward 1826 durch drei baseler Glaubensboten gegründet. In den mohammedanischen Provinzen des russischen Reiches ist durch Ukas vom 23. August 1835 allen

Digitized by Google

nicht-russischen Missionären jede Missionsthätigkeit untersagt. Durch diesen Ukas wurde zugleich jeder fernern Thätigkeit der M.en für Persien ein Ende gemacht, und auch die M. in Abyssinien gehört zu den eingegangenen. Für Ostindien sind gegenwärtig 8 Hauptgesellschaften thätig, wozu noch verschiedene Bibel-, Traktat- u. Erziehungsgesellschaften kommen. Von England aus wirken die englisch-kirchliche, die londoner, die baptistische, die methodistische und die schottisch-kirchliche Gesellschaft, denen sich zwei amerikanische und die deutschen Vereine anschließen. Die blühendsten M.en Ostindiens bestehen in Kalikut, Nagergoil, Tennevelly, Tranquebar und Kalkutta. In Hinterindien sind mehre Versuche mit M.en gemacht worden, aber ohne bedeutenden Erfolg. Hauptsitze der M. in Birma sind die Freihafen Rangur, Amherst, Maulmein, Taboi und Meruil. Auf den Inseln des malayischen Archipels ist Singapore ein wichtiger Mittelpunkt. In Siam ist Bankok Sitz der M., doch ist der Erfolg ein äußerst geringer. Es werden jährlich nur einige Personen getauft, 1844 nicht mehr als fünf. Auf Java legt die holländische Regierung jeder Missionsthätigkeit Schwierigkeiten in den Weg, u. dieselben Hemmungen finden auf Celebes Statt. Dagegen soll der Erfolg der M. auf Borneo ein erfreulicher seyn. China bietet besonders ein reiches Feld, seit es den Europäern geöffnet ist. Die bekanntesten der dortigen Missionäre sind nach Robert Morrison Güglaff, Medhurst, Brielghmann, Parker, Lockhardt und Milne. In China mögen gegenwärtig gegen 30 verschiedene Missionäre leben, die theils der londoner, theils den amerikanischen Gesellschaften angehören. Der Hauptsitz ist Hongkong mit einem Missionsverein, der die Ausbildung und Versorgung einheimischer Hülfsprediger zum Zwecke hat; außerdem bestehen M.en in Ningpo, Kanton, Macao, Emoy, Schanghai. In Japan sind alle Versuche, dem Christenthum Eingang zu verschaffen, gescheitert, seitdem es den Holländern im Anfang des 17. Jahrhunderts gelang, die christliche Partei als eine politische zu verdächtigen und deren gänzliche Ausrottung zu veranlassen. Was bis jetzt geschehen ist, beschränkt sich auf Vorbereitung. In Australien sind die Verhältnisse den M.en entschieden ungünstig; nur auf der Süd- und Westküste bestehen zahlreichere M.en. Auf Neuseeland wirkt der Engländer Samuel Mars mit großem Erfolg; Tahiti ist seit Ende des vorigen Jahrhunderts dem protestantischen Glauben gewonnen. Um die zahlreichen übrigen Inseln und Gruppen des östlichen Polynesiens erwarb sich große Verdienste der Missionär John Williams; doch haben die evangelischen M.en in der neuesten Zeit einen schweren Stand bekommen, seit in Frankreich die Gesellschaft Picpus sich die Aufgabe stellte, alle Inseln des stillen Oceans der päpstlichen Macht zu unterwerfen. In Amerika ist Westindien, wo die ersten Glaubensboten 1732 ankamen, das wichtigste Feld der M. Die Baptisten hatten 1845 schon 51 Stationen, die schottische M. unterhielt 1842 auf 92 Stationen 168 Schulen mit 176 Lehrern. Auf dem Festlande hat es die M. mit den Eskimos und den Indianern zu thun; die Bekehrung der letzteren haben sich besonders die amerikanischen Methodisten zum Zweck gesetzt. Im südlichen Amerika bestehen protestantische M.en bloß in Guyana. Was die M. unter den Juden anlangt, so sprachen und thaten schon Luther und die Reformatoren, später auch Spener Manches für die Bekehrung der Juden; die Brüdergemeinde sandte 1738 den Bruder Leonhard Dober zu demselben Zweck nach Amsterdam und andere nach England und Böhmen. Zusammenhängender waren die M.en, die um diese Zeit von Halle ausgingen, und zwar besonders durch den dortigen Professor Kallenberg, der 1728 ein eigenes Institut errichtete, welches nach ihm „das jüdische Institut Kallenbergs" genannt wurde und bis 1792 bestand. Während dieses Zeitraums gingen etwa 20 Judenmissionäre von Halle aus und verkündigten das Evangelium unter den Juden in Europa, Asien und Afrika. Nach dem Erlöschen obigen Instituts bildete sich erst 1808 zu London ein neuer Verein, der bis heute unter dem Namen „Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden" die umfassendste Wirksamkeit an den Tag legt und gegenwärtig über 60 Missionäre und Missionsgehülfen weit umher ausgestattet hat. Mit diesen Anstalten steht seit 1831 das „hebräische Kollegium", ein Institut zur Bildung von Judenmissionären, in Verbindung, sowie das Proselytenhaus, in welchem die bekehrten Juden zu verschiedenen Handwerken angeleitet werden. Auf dem Kontinent bestehen ebenfalls verschiedene selbstständige Gesellschaften, die für die Bekehrung Israels mit mehr oder weniger Erfolg arbeiten. Eine der ältesten ist die berliner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden, welche 1822 gegründet wurde und bald mehre Schwestergesellschaften, wie in Königsfeld, Detmold, Oleyko, Posen, Breslau, Elberfeld, Stettin ꝛc., entstehen sah. Eine ähnliche Gesellschaft besteht in Bremerlehe, die mit Bremen in Verbindung steht, ferner in Köln und Barmen. In Basel bestand schon seit 1821 eine Gesellschaft für Israel, die jedoch 1831 mit verändertem Plane erneuert wurde und nun den Namen „Verein von Freunden Israels" trägt. Auch in Rosbach hat sich durch die Bemühungen des Missionärs Hausmeister seit 1835 eine Gesellschaft von Freunden Israels gebildet, die durch Beistunden und Proselytenpflege wirkt. Doch sind im Ganzen genommen die Erfolge der Judenmission bei weitem geringer, als die der Heidenmission. Vgl. Wiggers, Geschichte der evangelischen M., Hamburg 1845.

Ueberblicken wir das Feld der Missionsthätigkeit noch einmal im Ganzen, so ergibt sich, daß die meisten Bekehrungen der neueste Weltheil aufzuweisen hat; nächst dem sind die Aussichten am günstigsten in Südafrika, Ostindien u. China, das mohammedanische Asien und Amerika dagegen sind der unfruchtbarste Boden. Am meisten förderten das Missionswesen die drei mächtigsten und gebildetsten Völker germanischer Abstammung, Deutsche, Engländer und Amerikaner; die Holländer bethätigen auch hier ihren engherzigen Handelsgeist, Dänemark, Schweden und Norwegen kommen kaum in Betracht. Ganz dieselbe Erscheinung bemerken wir bei den romanischen

Digitized by Google

Völkern. Die Franzosen, das mächtigste Kulturvolk dieses Stammes, betreiben auch das Missionswesen allein mit Kraft. Fast alle aber verfolgen mit den M.en zugleich einen politischen Zweck. Wenn Frankreich die christlichen Glaubensparteien des Orients durch M. an sich zu fesseln sucht, wenn England mit Schwert und Bibel in der Hand in China eindringt, so sucht Nordamerika durch Heranziehung der Südseeinsulaner zur Bildung unabhängige Staaten zu erhalten, die seinem Handel in jenem wichtigsten aller Meere die Thür offen erhalten. Deutschland allein hat bei seinen M.en keinen politischen Nebenzweck.

Gänzlich verschieden von den bisher geschilderten M.en ist die sogenannte innere M. in der protestantischen Kirche, deren ausgesprochener Zweck ist, „diejenigen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich zu erneuern, die der Herrschaft des aus der Sünde entspringenden mannichfachen Verderbens anheimgefallen sind, ohne daß sie von den jedesmaligen christlichen Aemtern erreicht werden". Hiernach erstreckt sich der Einfluß der inneren M. auf alle Gebiete des menschlichen Lebens, nämlich auf das staatliche, kirchliche, allgemein sittliche und sociale Lebensgebiet. Auf dem staatlichen Gebiete will die innere M. sowohl das allgemeine Verbrechen gegen das Ganze des Staates, die Revolution, als auch die einzelnen Verletzungen der einzelnen staatlichen Gesetze, die Empörungen Einzelner gegen dieselben mit den Waffen des in der Liebe thätigen Glaubens bekämpfen. Sie will helfend, rettend, bessernd einwirken auf Die, welche sich solche Verbrechen haben zu Schulden kommen lassen, und richtet daher ihr Augenmerk sowohl auf die verurtheilten und in Gefängnissen befindlichen Verbrecher, als auch auf die entlassenen Sträflinge, die sie durch Darbietung von Gelegenheiten zu redlichem Broderwerb und durch fortgesetzte sittliche Einwirkung vor dem Rückfall in ihr früheres verbrecherisches Leben sichern will. Auf dem kirchlichen Gebiete sucht die innere M. dahin zu wirken, daß in allen Gemeinden Predigt und Sakramente recht verwaltet, die Zucht im rechten Geiste und die Seelsorge in ausreichender Weise ausgeübt werden. Auf dem allgemein sittlichen Gebiete will sie besonders der Prostitution durch Unterbringung und Beaufsichtigung junger Mädchen, durch Dienstbotenpflege, durch Anstalten für reuige gefallene Mädchen und der Trunksucht durch Enthaltsamkeitsvereine entgegenwirken. Auf dem socialen Gebiete endlich hat sie es mit Erhaltung u. Förderung der Ordnungen der Familien, des Besitzes u. Eigenthums und der Arbeit, sowie der durch sie bedingten u. begründeten gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, Unterschiede u. Stände zu thun. In der Thätigkeit für die verschiedenen Zwecke der inneren M. ist insbesondere das protestantische England mit gutem Beispiel vorangegangen. Deutschland ist nicht zurückgeblieben, und auch in den übrigen Ländern des Kontinents, z. B. in Frankreich, ganz besonders in Nordamerika, geschah Bedeutendes für die innere M. Die älteste der durch die innere M. hervorgerufenen Anstalten ist die Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder unter der Leitung des Grafen Recke-Volmarstein zu Düsselthal seit 1816; nächst ihr die Armenschullehrer- und Kinderrettungsanstalt zu Beuggen (seit 1820). Aus ihr sind Hunderte von Lehrern für Armenschulen und Rettungsanstalten hervorgegangen. Durch seinen Umfang und seine weit reichende Thätigkeit zeichnet sich das rauhe Haus in Hamburg unter Wicherns Leitung aus seit 1833. Zunächst für Krankenpflege stiftete 1836 Pastor Fliedner die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth, die sich ebenfalls von Jahr zu Jahr erweitert und in Deutschland, England und Frankreich mehre Nachbildungen hervorgerufen hat. Diesen Vereinen zur Seite stehen mehre Gesellschaften zur Pflege entlassener Sträflinge, Kleinkinderbewahranstalten, Bibelgesellschaften, Traktatgesellschaften, Vereine gegen Entheiligung des Sonntags, Enthaltsamkeitsvereine, Frauenvereine zur Unterstützung der Armen ꝛc. In Deutschland hat sich seit einigen Jahren ein Centralverein für innere M. gebildet, welcher die verschiedenen Bemühungen für das Werk der inneren M. zu einem Ganzen vereinigen will und bereits eine Menge von Zweigvereinen zählt. Sein Organ sind die von Wichern herausgegebenen „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" nebst dem Beiblatt: „Das Volksblatt für innere M."

Missionspriester, in der katholischen Kirche überhaupt die Priester, welche in besonderen, nach Klosterform eingerichteten Lehranstalten zu Missionären für Nichtchristen, insbesondere auch für Protestanten, gebildet wurden, in klösterlichen Vereinen für die Missionszwecke leben und thätig sind. Als religiöse Vereine betrachtet, bilden sie Kongregationen. Es gehören dahin die Priester der Mission (s. Lazaristen), von Vincenz de Paula gestiftet, die M. von der Kongregation des heil. Sakraments, auch Missionen der Klerisei genannt, vom Bischof Authier zu Avignon 1632 gestiftet, die M. von der Kongregation Jesus und Maria, nach ihrem Stifter, dem Priester Eudes, auch Eudisten oder Eudisten genannt, die M. des heiligen Geistes, 1701 entstanden, und die namentlich durch ihren Ketzereifer gegen die Protestanten berüchtigten Missionsprediger von Frankreich, 1816 bestätigt.

Missi regii (lat.), s. v. a. Sendgrafen.

Missisippi (von den Indianern Metschinsipi, d. i. Mutter der Gewässer, von den Algonkin-Indianern Missi-Sipi, d. h. Gesammtfluß oder großer Fluß, genannt), der größte Fluß der Vereinigten Staaten, denen er mit seinem ganzen Laufe angehört, oder überhaupt Nordamerika's. Die Länge seines von Norden nach Süden gerichteten Laufes wird zu 680 bis 700, ja zu 730 Meilen angegeben, die Größe seines Stromgebietes auf 53,600, 62,000 oder gegen 70,000 □Meilen. Auf dieser ungeheuren Strecke durchläuft er fast alle Abstufungen des Klima's, von dem beinahe immerwährenden Winter an bis zu den tropischen Gegenden des nie abfallenden Pflanzenwuchses. Nachdem seine Mündung seit 1519 durch Alonzo de Pineda entdeckt und seine Ufer seit 150 Jahren bewohnt waren, gelang es erst in der neuesten Zeit, seine Quellen aufzufinden. Die erste Expedition zu diesem

Digitized by Google

Zweck ward 1805 unter dem Lieutenant Pike gemacht, aber der früh eintretende Winter hinderte ihn, weiter als bis zum Bluteelsee (Leech-Lake) zu kommen, den er mit seinen Begleitern auf Schneeschuhen erreichte. Nicht viel glücklicher war der nordamerikanische Gouverneur Cass 1820, der in Schoolcrafts Begleitung bis zu dem See vordrang, den man nach ihm Cassee (rother Cedernsee) genannt hat. Er hielt diesen für die Hauptquelle des M., erfuhr aber von Indianern, daß derselbe aus einem nach Nordwesten 12 Meilen weit entfernten See La Biche entspringe. Auch Major Longs Entdeckungsreise führte nicht zum Ziel, so wenig als die Beltrami's, der im Turtlesee die Quelle des M. gefunden haben wollte. Der Ruhm der Entdeckung gebührt dem schon genannten H. R. Schoolcraft, der 1832 eine Expedition im Auftrage der nordamerikanischen Regierung unternahm, vom Cassee aus den Strom bis zur Quelle seines östlichen Arms im Assowasee befuhr und die Quelle des Hauptstroms im Itaskasee, den die canadischen Pelzhändler La Biche nennen, fand. Der Itaskasee liegt unter 47° 13′ 35″ nördlicher Breite und 95° 2′ westlicher Länge von Greenw., im Gebiet Minesota, in einer Höhe von 1575 engl. Fuß über dem merikanischen Meerbusen, von welchem ab man die Entfernung auf 2990 englische Meilen berechnet. Das Land bildet eine Wasserscheide zwischen den Zuflüssen der Hudsonsbai, des St. Lorenz und des merikanischen Meerbusens. Aus dem Itaskasee fließt der M. in einer Breite von 12—14 Fuß und mit einer Tiefe von 12—18 Zoll in nördlicher Richtung, bildet eine Reihe von Stromschnellen, fließt über Felsen und durch mächtige Massen angehäufter Baumstämme und erreicht etwa 90 Meilen von seinem Ursprunge den Pemtbji- oder Traversesee. Hier vereinigt sich der Strom mit seinem andern Hauptarme, dem La-Placeflusse, welcher aus dem Assowasee hervorfließt, und mündet nach einem Laufe von 45 Meilen in den Cassee. Beim Ausfluß aus demselben hat er schon eine Breite von 172 und eine Tiefe von 8 Fuß. Er strömt dann durch den großen und kleinen Winnibigoschisee und stürzt über die Little Falls oder Peckagamafälle in einer Breite von 240 Fuß und einer Höhe von 9 Fuß. Bis dahin fließt er anfangs in einem schweren und ausgedehnten Flötzboden, der über Urgestein lagert, gräbt aber bald sein Bett tiefer in das Urgestein ein und stürzt bei den Fällen über eine kohlenhaltige Kalkbildung hinab, welche unterhalb sich weit ausdehnt und wegen ihrer mineralischen Schätze berühmt ist. Das Land zu beiden Seiten ist niedrig und mit wildem Reis und Sumpfpflanzen bewachsen. Die zweite Abtheilung beginnt bei den Fällen von Peckagama und erstreckt sich bis zu den Fällen von St. Anthony in einer Entfernung von 104 Meilen. Bei den Fällen von Peckagama hören die Savannen zu beiden Seiten des Flusses auf, und man erblickt nun Ulmen-, Ahorn-, Lärchen-, Eichen-, Pappel- und Eschenwälder. Oberhalb der Fälle von St. Anthony wird der Strom 1500—1800 Fuß breit, verengt sich aber unmittelbar unterhalb der Fälle, wo er zwischen Kalkfelsen eingezwängt wird, auf 600 Fuß. Hier findet man die Ufer mit schroffen Kalkfelsen eingefaßt, die sich 100—400 Fuß hoch emporheben und mit Cedern und Fichten bewachsen sind. Die dritte Abtheilung des Stroms von den St. Anthonyfällen bis zu der Einmündung des Missouri beträgt 200 Meilen; 21 Meilen unterhalb der St. Anthonyfälle bildet der M. den schönen, 6 Meilen langen und ½ Meile breiten Pepinsee, dessen östliches Ufer aus einer Reihe von hohen Kalkfelsen besteht. Von da an werden die ausgedehnten Sandbänke, Inseln und Stromengen, welche der Schifffahrt mehr oder weniger hinderlich sind, bis zur Mündung hin immer zahlreicher. Die vierte Abtheilung des M. beginnt bei dem Zusammenflusse mit dem Missouri, welcher eine größere Wassermasse enthält, als der M. selbst, und endet mit seiner Mündung in den merikanischen Meerbusen. Oberhalb der Mündung des Missouri ist der M. hell und klar und fließt ruhig, mit mäßiger Strömung seinen Weg. Die Ufer sind fest und auf beiden Seiten mit breiten, fruchtbaren Boden enthaltenden Niederungen umgrenzt. In kleinen Entfernungen von einander enthält er viele, mit üppiger Vegetation bedeckte Inseln. Nach der Aufnahme des wilden Missouri verändert er aber gänzlich seinen bisherigen Charakter. Er erhält statt seines bisherigen hellen u. grünlichen Wassers das trübe und weißliche des Missouri und gewinnt außerordentlich an Tiefe und reißender Schnelligkeit. Seine Breite, die bei der Mündung des Missouri auf 7500 Fuß steigt, beträgt hernach nur 4500—4800 Fuß bis zu seiner Einmündung ins Meer. Diese vierte Abtheilung des M. läßt sich wieder in 3 deutlich von einander unterschiedene Abschnitte eintheilen. Der erste geht vom Missouri bis zur Mündung des Ohio und beträgt etwa 54 Meilen. Ungefähr 7 Meilen oberhalb der Einmündung des Ohio hören die Felsenketten zu beiden Seiten des M. gänzlich auf, und es beginnt nun ein aus aufgeschwemmtem Boden bestehendes flaches Ufarland, welches erst in einer beträchtlichen Entfernung vom Strome mit Hügelreihen eingefaßt ist. Bei der Ohiomündung zieht sich eine Felsenkette quer durch den Strom und bildet für die Schifffahrt ein großes Hinderniß. Der zweite Abschnitt von der Ohiomündung bis zur Einmündung des Arkansas, etwa 90 Meilen, besteht auf dem westlichen Ufer aus jenem flachen, ununterbrochen sich fortziehenden Landstrich, welcher unter dem Namen des großen Sumpfes (Great Swamp) bekannt ist. Der Lauf des Stromes ist hier gleichförmig, obwohl nicht ohne Felsen und Strudel, die den Schiffen gefährlich werden. Der dritte Abschnitt vom Einfluß des Arkansas bis zur Einmündung des M. besteht gleichfalls aus einer großen Strecke aufgeschwemmten Landes, in welches sich jedoch der Strom ein Bett von 100—130, ja stellenweise bis zu 150 Fuß Tiefe gegraben hat. Das lockere Ufer besteht aus Lehm, eisenhaltigem Sand und Kies. Fast jede Ueberschwemmung unterwühlt einen Theil dieses Ufarlandes, so daß oft Felder und Pflanzungen von dem Strome fortgerissen werden, der hier durch bedeutende Zuflüsse ansehnlich vergrößert ist. Bei Pointe Coupée, in der Nähe der Stadt St. Francisville, fangen die Ufer an niedriger zu werden, und von

Digitized by Google

Baton rouge bis zum Meere sind sie nur wenig höher, als der Wasserspiegel, und würden bei großem Wasser überschwemmt werden, wenn nicht künstliche Dämme die anstoßenden Pflanzungen vor dem Einbruche der Fluthen schützten. Jenseits der Dämme erblickt man eine ungeheure, ganz ebene sumpfige Fläche von zahllosen Wasserläufen durchschnitten, mit üppigem Gras, Unkraut und Binsen bewachsen und von Bäumen gänzlich entblößt. Unmittelbar unterhalb der Einmündung des rothen Flusses (eine geringe Strecke oberhalb Pointe Coupée) scheint der M. seine größte Wassermasse zu enthalten, denn eben dort beginnt sein Bett, im Verhältniß zu dem Wasserinhalte, in engere Ufer eingezwängt zu werden, und bei hoher Fluth bilden sich durch das austretende Wasser Ausflüsse (Bayous), Kanäle oder Arme, die zum Theil sich ihren eigenen Weg in den Meerbusen bahnen. Der bedeutendste derselben ist die Atchafalaya, 1½ Stunden unterhalb der Mündung des rothen Flusses, dessen eigentliches Bett vielleicht dieser Ausfluß gewesen ist, vermittelst dessen er sein Wasser, ohne es mit dem M. zu vermischen, in den Meerbusen geführt hat. Etwa 7 Meilen unterhalb Baton rouge scheidet sich auf der Westseite der letzte u. bedeutendste Ausfluß La Fourche vom Hauptstrome. Von hier bis zur Mündung bleiben die Ufer ungebrochen, und es sondert sich kein Bayou von einiger Bedeutung mehr ab. Die Strecke zwischen Neworleans und dem Meerbusen liegt sehr niedrig und wird an vielen Stellen überschwemmt; der Boden ist aber außerordentlich fruchtbar, und auf beiden Ufern sieht man die schönsten Zucker-, Reis- und Baumwollenpflanzungen, die sich bis etwa 9 Meilen von der Mündung hinziehen. Je mehr man sich aber dem Meerbusen nähert, desto niedriger wird die Gegend, und man bemerkt auf beiden Seiten nichts mehr, als einen Wald von 20—30 Fuß hohem Rohr. Zuletzt theilt sich der Strom in 4 Mündungsarme, vermittelst deren er seine ungeheure Wassermasse in den Meerbusen ausschüttet. Nach der Berechnung des Geologen Lyell führt der Strom jährlich 3783 Mill. Kubikfuß Schlamm, Sand ꝛc. in das Meer, so daß nach der Angabe der Lootsen von Baltze die Mündungsarme in 24 Jahren um eine englische Meile weiter in dasselbe vorgerückt und die Mündungen so verschlämmt und versandet seyn werden, daß dadurch das Einfahren in den Fluß für die größern Seeschiffe sehr erschwert wird. Gegenwärtig läßt man die Seeschiffe stromaufwärts vom Meerbusen bis Neworleans durch Dampfboote ziehen. Von den St. Anthonyfällen bis zur Einmündung des Missouri beträgt die mittlere Schnelligkeit des M. etwas weniger, als 2 engl. Meilen in einer Stunde; unterhalb der Vereinigung steigt sie auf 4 Meilen in einer Stunde. Von den Quellen des Stroms bis zur Missourimündung beträgt die geringste Tiefe bei dem niedrigsten Wasserstande auf den seichtesten Stellen der Strömung 4 Fuß; die mittlere Tiefe ist an solchen Stellen 15 Fuß. Von da bis zur Mündung des Ohio ist die mittlere Tiefe 25 u. die geringste 6 Fuß. Zwischen dem Ohio und der Einmündung des St. Francis gibt es viele so seichte Stellen, daß es bei niedrigem Wasserstande oft sehr schwer wird, die Schiffe durchzubringen, ungeachtet die mittlere Tiefe 50 Fuß beträgt. Unterhalb dieses Punktes bis zu den 4 Mündungen findet sich sowohl für Dampfboote, als für Seeschiffe, in Hinsicht der nothwendigen Tiefe des Stroms, keine Schwierigkeit mehr; nur ist während der Zeit der Ueberschwemmung das rechte Flußbett nicht immer leicht zu finden. Bis Neworleans ist die Ebbe und Fluth von 12—18 Zoll Höhe bemerklich. Außer den westlichen Distrikten und dem Minesotagebiete bewässert der M. 9 Staaten der Union: Wisconsin, Jowa, Illinois, Missouri, Kentucky, Tennessee, Arkansas, Mississippi und Louisiana. Der M. nimmt etwa 200 Nebenflüsse auf, die ein unendliches Wassergeäder zwischen dem Felsengebirge und den Alleghanies bilden. Die wichtigern von ihnen sind im Osten: der St. Francis, der Rum, der Sainte Croix, der Chippewai oder Santeur, der Black, der Wisconsin, der Illinois und besonders der Ohio. Weiter südlich strömen von Osten her in den M. der Yazoo, Bigblack und Hamochitto. Einflüsse in den M. von Westen her sind: der St. Peter, der Upper- und Lower-Lawen, der de Moyen und der Missouri. Weiter südlich münden der St. Francis, der White und der Arkansas. Die Schifffahrt auf dem M. ist sehr mühsam und mit vielen Gefahren verknüpft; einzig der Dampfkraft war es möglich, die Hindernisse zu besiegen, und ihr allein haben die Länder des Mississippithales ihr schnelles Aufblühen zu verdanken. Vor Einführung der Dampfboote war der Strom wohl auch mit einer Menge Flußschiffe aller Art bedeckt; wenn man jedoch bedenkt, daß ein solches Schiff zu einer Reise von der Missourimündung bis nach Neworleans (mit den Krümmungen des Flusses etwa 260 oder 270 Meilen) oft länger als ein Vierteljahr bedurfte, eine Strecke, die jetzt selbst vom schlechtesten Dampfboote in 9—12 Tagen zurückgelegt wird und oft nur 5 Tage erfordert, so kann man sich vom Standpunkte der Handelsverbindungen der damaligen im Vergleich mit der jetzigen Zeit einen Begriff machen. Die Hauptschwierigkeit der Schifffahrt besteht aber nicht sowohl in den seichten Stellen des Flußbettes, sondern hat hauptsächlich ihren Grund in den vielen, oft riesenhaften Baumstämmen (Snags), die, sammt ihren Wurzeln von den Ufern losgerissen, mit der Gewalt des Stroms eine Zeitlang fortgerissen werden und sich zuletzt im Flußbette so fest einrammen, daß jedes Schiff, welches auf einen solchen Snag in voller Kraft anrennt, seinen augenblicklichen Untergang zu fürchten hat. Um diesem Uebel abzuhelfen, hat die Regierung eigene Dampfboote mit einer besonders dazu eingerichteten Maschinerie erbauen lassen, um die festgerammten Baumstämme herauszuwinden und zu zerfägen. Auch suchen die Schiffer dadurch sich vor dieser Gefahr zu sichern, daß man am Vordertheile des Schiffes eine von demselben gänzlich getrennte Kammer anbringt, deren Verkleidung außerordentlich dick und noch mit ungeheuren Balken verstärkt ist. Bereits 1831 betrug die Zahl der auf dem M. fahrenden Dampfschiffe über 200; seitdem hat sich diese Zahl wenigstens verdoppelt und, wenn man die Nebenflüsse des

Digitized by Google

M. hinzurechnet, verdreifacht. Das Bassin des Mississippisystems, von der üppigsten Vegetation bedeckt und mit den mannichfaltigsten Schätzen des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs gesegnet, durch künstliche Kanäle mit den canadischen Seen im Norden und mehren Flüssen der atlantischen Küstenterrasse im Osten in Verbindung gesetzt und von etwa 9 Millionen Menschen bewohnt, dürfte in einigen Jahrhunderten zu den bevölkertsten und reichsten der Erde gehören.

Mississippi, einer der südlichsten Staaten der nordamerikanischen Union, nördlich von Tennessee, östlich von Alabama, südlich von dem Golf von Mexiko u. von Louisiana begrenzt, westlich durch den Mississippistrom von Arkansas u. zum Theil von Louisiana geschieden, liegt zwischen 30° 10′ und 35° nördl. Breite und 8° und 11° 30′ (nach Bromme zwischen 11° 30′ und 14° 32′) westl. Länge, ist von Osten nach Westen 150 Meilen (nach Bromme 186 Meilen) breit, von Norden nach Süden 339 Meilen (nach Bromme 286 Meilen) lang und umfaßt einen Flächeninhalt von 45,760 (nach Bromme 48,550) engl. oder 2225⅘ deutschen □Meilen. Das Land ist im Süden Küstenland, in der Mitte Hochterrasse, im Norden Bergland. Das Küstenland ist eine vollkommene Ebene, die nur an wenigen Stellen zu unbedeutenden Hügeln anschwillt, sich bis 100 Meilen landeinwärts erstreckt und an der Grenze der Hochterrasse mit dichten Waldungen von Kiefern und Fichten bedeckt ist, die hin und wieder, nach Süden zu, durch Cypressenswamps, Baygallen und offene Prairien unterbrochen werden und endlich in Rohrbrüche, Ueberschwemmungen ausgesetzte Marschen und pestilenzialische Sümpfe übergehen. Ein großer Theil dieser Küstenfläche ist zum Anbau geeignet, weil der Boden, obgleich im Allgemeinen sandig, ja kiesig, doch einen thonigen Untergrund hat u. der Sand mit Muschelkalk u. Mergel gemischt ist. Auf der Hochterrasse nimmt gegen Norden die Wellform der Oberfläche zu; der Boden wird ein reicher, vegetabilischer, aschgrauer Mulm und ist selbst im Berglande von ausnehmender Fruchtbarkeit. Der Norden des Staats rivalisirt mit dem reichsten Theil Kentucky's, und alles Land am Tennessee ist unstreitig der Garten Amerika's. Hier ist der Boden glücklich gemischt, und auf demselben gedeihen die Produkte des Südens und Nordens mit gleich gutem Erfolg: Mais und süße Bataten, Indigo und Baumwolle, Hanf, Flachs und Tabak, Gartengewächse und Baumfrüchte, selbst der Weizen liefert hier noch reiche Ernten. Längs des Mississippistroms, der im Westen das Land begrenzt, ziehen sich Bluffs von 50—150 Fuß Höhe, die öfters meilenweit nach Osten zurücktreten und die den Ueberschwemmungen ausgesetzten Ländereien umschließen; die bedeutendsten dieser Höhen sind: die Walnut-Hills, die Grand-Gulf-Hills, Natchez-Bluffs, White-Cliffs und Lofty-Heights, hinter denen sich ein ausgedehntes fruchtbares Tafelland eröffnet. Der Hauptstrom ist der Mississippi an der östlichen Grenze; im Innern steht der ihm zuströmende Yazoo als größter Fluß obenan. Außerdem sind zu nennen: der Pascogoula-River, der in den Golf von Mexiko mündet, der Bigblack-River, der Pearl-River, der Homochitto ꝛc. Das Klima ist in den Niederungen höchst ungesund, in den dem Tennessee näher gelegenen Grafschaften aber sehr mild, angenehm und gesund. Die Kultur des Bodens kommt mit jedem Jahr mehr in Aufnahme u. der Plantagenbau ist durch den ganzen Staat eingeführt; die Hauptprodukte desselben sind Mais u. Baumwolle, im Süden Reis u. längs der Ufer des Mississippi Zuckerrohr. Die Viehzucht ist eine Haupterwerbsquelle der Bewohner M.'s; mancher Pflanzer hat Rinderheerden von mehr als 1000 Stück u. Schweine in noch größerer Menge. Wild ist im Innern des Landes selten, aber in den Wäldern längs des Mississippi findet man Rehe, Bären, Wölfe, Kuguare, Panther, wilde Katzen, Füchse, und in fast allen Flüssen unterhalb des 32. Breitengrades den Alligator. Schildkröten finden sich an der Küste in Menge u. von Landschildkröten die Gouffre am häufigsten in den Fichtenbarren. An Fischen ist das Land reich, doch wird die Küstenfischerei vernachlässigt, u. die Flußfischerei ist wegen der Alligatoren sehr gefährlich. Die Ufer der Flüsse bieten einen ungeheuern Reichthum an Bau- u. Nutzholz aller Art. Von Mineralien haben sich bis jetzt Eisenerz u. Blei, Kreide, Schiefer u. Steinkohlen vorgefunden. Der Kunstfleiß ist von geringer Bedeutung, hebt sich aber immer mehr. Auch der Handel ist im Steigen und wird befördert durch eine Reihe von Eisenbahnen, wovon am 1. Jan. 1852 93 engl. M. fertig und 273 im Bau begriffen waren, durch den Mississippistrom, der mit seinen Nebenflüssen der Baumwolle nach allen Himmelsgegenden die Ausfuhr ermöglicht, und durch 38 Banken mit einem Kapital von 30,379,403 Doll. und einer Cirkulation von 15,171,639 Doll. Die Hauptabsatzmärkte für die Landeserzeugnisse sind Neworleans in Louisiana, Mobile in Alabama, Memphis in Tennessee. Die Bevölkerung belief sich 1800 auf 8850, 1810 auf 40,352, 1820 auf 75,448, 1830 auf 136,806, 1840 auf 375,651, 1850 auf 606,555 Seelen, darunter 295,758 Weiße, 897 freie Farbige und 309,898 Sklaven. Indianer befinden sich noch gegen 25,000 im Staate, die sämmtlich zu den Stämmen der Chickasaws, Cherokees und Choctaws gehören. Sie hatten früher ein eigenes Gebiet inne, wurden aber seit 1832 gegen Entschädigung zur Uebersiedelung auf das jenseitige Ufer des Mississippi vermocht. Die Verfassung des Staates wurde im August 1817 in Washington festgestellt und 1832 revidirt. Ein Senat von 12 Mitgliedern auf 4 Jahre und ein Haus der Abgeordneten von 92 Repräsentanten auf 2 Jahre, die zusammen die Generalversammlung des Staates genannt werden, bilden die gesetzgebende Gewalt. Die Abgeordneten müssen Bürger der Vereinigten Staaten u. mindestens 21 Jahre alt seyn, auch 2 Jahre im Staate u. das letzte Jahr vor der Wahl in der Grafschaft oder der Stadt, für die sie gewählt werden, gewohnt haben. Die Mitglieder des Senats müssen Bürger der Vereinigten Staaten u. 30 Jahre alt seyn, in dem Staate 4 Jahre u. in dem Distrikte, für den sie gewählt werden, 1 Jahr vor der Wahl gewohnt haben. Die Legislatur kommt alle 2 Jahre in der Hauptstadt Jackson am 1. Januar zusammen. Die vollziehende Gewalt besitzt ein Gouverneur, der

Digitized by Google

auf 4 Jahre von dem Volke ernannt wird und einen Gehalt von 3000 Doll. empfängt. Die richterliche Gewalt hat ein oberster Gerichtshof und so viele Ober- und Unterhöfe, wie sie die Generalversammlung von Zeit zu Zeit zu bestimmen für gut findet. Die Richter werden von der Generalversammlung gewählt und behalten ihr Amt bei guter Aufführung bis zum 65. Jahre. Stimmberechtigt ist jeder freie weiße männliche Bürger der Vereinigten Staaten von 21 Jahren, der ein Jahr vor der Wahl in dem Staate wohnte, sich 6 Monate in dem Wahlkreise aufgehalten hat, bei der Landwehr eingeschrieben ist u. die Staats- u. Distriktssteuern bezahlt hat. Der Staat sendet 5 Repräsentanten und 2 Senatoren in den Nationalkongreß. Das Staatseigenthum belief sich 1850 auf 2 Mill., das besteuerte Privateigenthum auf 208,422,167, das wirkliche auf 228,951,130 Doll., die Einnahme auf 379,407, die Ausgabe auf 314,429, die Staatsschuld auf 7,271,707 Doll. Unter den herrschenden Religionssekten sind die die Methodisten u. Baptisten am zahlreichsten. Die Methodisten zählten 1850 406, die Baptisten 336, die Episkopalen 13, die Presbyterianer 133, die Katholiken 8 Kirchen; im Ganzen hatte der Staat 910 Kirchen. In demselben Jahre besaß M. 3 Colleges, 762 öffentliche Volksschulen u. 189 Akademien u. andere Schulen. Die 1844 gegründete Universität des Staats befindet sich zu Oxford. Der Staat ist getheilt in 59 Grafschaften oder Counties: Adams, Amite, Attala, Bolivar, Carroll, Chickasaw, Choctaw, Clairborne, Clarke, Coahoma, Copiah, Covington, De Soto, Franklin, Greene, Hancock, Harrison, Hinds, Holmes, Issaquena, Itawamba, Jackson, Jasper, Jefferson, Jones, Kemper, Lafayette, Lauderdale, Lawrence, Leake, Lowndes, Madison, Marion, Marshall, Monroe, Neshoba, Newton, Noxubee, Octibbeha, Panola, Perry, Pike, Pontooc, Rankin, Scott, Simpson, Smith, Sunflower, Tallahatchie, Tippah, Tschamingo, Tunica, Warren, Washington, Wayne, Wilkinson, Winston, Yalabusha und Yazoo. Die Hauptstadt ist Jackson, die wichtigste Stadt aber Natchez. Haupthandelsplätze sind außerdem Vicksburgh, Woodville, Port Gibson, Columbus, Pantotoc, Hernando und Mississippi City. Der Spanier Fernando de Soto war wahrscheinlich der erste Europäer, der (1539) den Boden von M. betrat. Seine Entdeckung ermunterte jedoch seine goldsuchenden Landsleute nicht zur Ansiedelung, und als der Franzose de la Salle 1683 den Mississippi hinabfuhr, fand er beide Seiten des Flusses nur von Indianerstämmen bewohnt. Die ersten Kolonisten, welche sich ansiedelten, waren Franzosen aus Louisiana um 1716. Sie konnten jedoch wegen steter Kämpfe mit den Indianern nicht gedeihen, welche letztere 1729 alle Ansiedelungen überfielen und ein furchtbares Blutbad anrichteten. Im J. 1763 traten die Franzosen das Land an die Briten ab. Diese wurden ebenfalls von den Wilden überfallen, worauf sie ein neues Fort bei Natchez errichteten. Als 1783 die Spanier die beiden den Engländern 1763 abgetretenen Florida's wieder in Besitz nahmen, ohne eine bestimmte Grenze festzusetzen, und die Briten alles Land jenseits des 31. Parallelkreises der Union abtraten, entstanden Zwistigkeiten zwischen den Spaniern und Nordamerikanern, indem die ersteren Natchez als Zubehör von Louisiana ansahen und Besatzung in dessen Fort legten. Diese Streitigkeiten wurden erst 1798 beigelegt, wo die Union Natchez mit allem über dem 31. Parallelkreis gelegenen Lande erhielt. Sie gab in demselben Jahre dem Lande eine Territorialregierung, wozu alles Gebiet zwischen dem Mississippifluß u. der Westgrenze von Georgien, also auch das heutige Alabama, gehörte. Im Jahre 1817 wurde beiden Territorien eine besondere Territorialregierung gegeben, und schon in demselben Jahre trat der Staat M. wegen hinreichender Einwohnerzahl in die Union.

Missive (v. Lat.), Sendschreiben, gewisse amtliche Zufertigungen, z. B. in manchen protestantischen Staaten die Zufertigungen der geistlichen Aufsichtsbehörden an die Geistlichen, durch welche allgemeine Anordnungen zur Nachachtung mitgetheilt werden.

Missolunghi (Missulonghi), im griechischen Freiheitskampfe als Hauptwaffenplatz und strategisch wichtigstes Bollwerk der Hellenen im westlichen Hellas berühmt gewordene Stadt in der griechischen Nomarchie Akarnanien und Aetolien, liegt auf einer angeschwemmten Landzunge in einer seichten Bai des Golfs von Patras zwischen den Mündungen der Flüsse Fidaris und Aspropotamo. Der ziemlich geräumige Hafen ist in die Befestigungen mit eingeschlossen. Gegen die andringenden Meeresfluthen ist die Stadt durch starke Dämme geschützt. Die schädliche Sumpfluft aber wird durch regelmäßig wehende Nordostwinde beseitigt. Einen guten Ankerplatz bietet die nahe gelegene Insel Vasiladés dar. In einer andern Bucht des Golfs liegt auf der gleichnamigen Insel das ebenfalls befestigte Anatoliko mit ansehnlichen Niederlagen und 5000 Einw. M. treibt etwas Handel und Schifffahrt und zählt 5500 Einw. M. ist durchaus neueren Ursprungs. Von Fischern gegründet, gelangte es bald durch seine strategisch und kommerciell wichtige Lage zu Bedeutung und Wohlstand und ward als Schlüssel zum Peloponnes angesehen. Schon 1715 von den Türken verwüstet, hob es sich doch bald wieder u. betheiligte sich 1770 beim Aufstande gegen die Türken von Neuem. Es stand früher unter dem Pascha von Negroponte, dann seit 1804 unter dem von Janina; doch regierte es sich nach eignen Gesetzen. Nach dem Ausbruch des griechischen Aufstandes erhob es sich schon am 7. Juni 1821 für die Sache der Freiheit. Am 5. November warf sich der Fürst Maurokordatos mit geringer Mannschaft in die fast entvölkerte Stadt, die am 7. von 11,000 Türken unter dem Paschа Omer Brioue von der Land- und Seeseite her eingeschlossen ward. Ein Anschlag der Türken, sich durch nächtlichen Angriff des Platzes zu bemächtigen, ward verrathen, Maurokordatos traf die nöthigen Vorsichtsmaßregeln und empfing die Angreifenden so kräftig (6. Jan.), daß die Belagerer nach einem Verluste von 2000 Mann das Unternehmen aufgaben und am 13. Jan. 1822 in der Nacht ganz abzogen. Die griechische Regierung ließ die Festungswerke verstärken, so daß M. nebst Anatoliko nun zu den festesten Plätzen des freien Griechenlands gehör-

Digitized by Google

ten. Schon Anfangs September ward der Platz abermals von einem türkischen Heere unter Mustapha von der Landseite her eingeschlossen, und bald erschien vor dem Hafen ein algierisches Geschwader, so daß die Besatzung bereits Mangel an Lebensmitteln litt, als aus verschiedenen Gründen Mustapha, nachdem er noch einen vergeblichen Versuch gemacht, sich Anatoliko's zu bemächtigen, am 20. Nov. die Belagerung aufhob und über den Achelous abzog. Die dritte und schwerste Belagerung hatte aber M. 1825 u. 1826 zu bestehen. Der Serasker Reschid-Pascha legte sich mit 35,000 Mann vor M., das der tapfere Nolos Bozzaris mit 4000 Rumelioten vertheidigte, und betrieb, von österreichischen Ingenieuren unterstützt, die Belagerungsarbeiten mit dem größten Eifer. Am 10. Juli ward die Festung durch eine türkische Flotte von 10 Kriegsschiffen unter Topal Pascha zur See eingeschlossen u. durch mehre am Strande aufgeworfene Batterien beschossen. Alle Angriffe waren jedoch vergeblich, und auch der am 2. August und an den folgenden Tagen von der Flotte unterstützte Sturm ward abgeschlagen. Dennoch befand sich die Festung in einer üblen Lage. Die Wälle hatten viel von dem feindlichen Feuer gelitten, die Lebensmittel waren fast aufgezehrt, und an Munition waren nur noch 2 Faß Pulver und einige 1000 Kugeln vorhanden. Da traf Miaulis mit 40 Briggs vor der Stadt ein, vertrieb die türkische Flotte und versah die Besatzung mit Hülfsmitteln aller Art. Ein nochmaliger Hauptsturm am 21. Dec. scheiterte an der verzweifelnden Gegenwehr der Griechen, und selbst als nunmehr Ibrahim Pascha mit 8000 Arabern u. 600 Europäern vor der Festung erschien, vermochte man nichts auszurichten. Nur der äußerste Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf nöthigte endlich die Besatzung, am 22. April 1826 Abends nach 8 Uhr einen Versuch zu machen, sich durch die Belagerer durchzuschlagen. Doch nur Wenigen gelang dies; die in die Stadt Zurückgedrängten zündeten daher die Minen an und sprengten sich mit den eingedrungenen Türken in die Luft. Ueber 2000 Türken sollen dabei ihren Tod gefunden haben; M. war zum großen Theil in einen Schutthaufen verwandelt. Die Belagerung hatte 11 Monate gedauert, während welcher Zeit 100,000 Bomben in die Stadt gefallen waren, und kostete den Türken 30,000 Mann. Vgl. Fabre, Histoire du siège de M., Paris 1826. Am 18. Mai 1829 kamen M. und Anatoliko durch Kapitulation wieder in die Hände der Griechen. Seit der Errichtung des Königreichs Griechenland hat sich M. schnell wieder gehoben, obschon es von den Unruhen, die den jungen Staat zerrütteten, nicht verschont geblieben ist, wie es denn 1836 eine Belagerung von den Empörern in Aetolien und Akarnanien auszuhalten hatte. In M. befinden sich die Gräber des Maínoten Kyriako Jatrantis, des Sulioten Markos Bozzaris und des Grafen Normann, sowie das Mausoleum, welches das Herz des 1824 hier gestorbenen Lord Byron einschließt.

Missouri, Strom in Nordamerika, der größte aller Nebenflüsse des Mississippi, den er sogar an Länge des Laufes und an Wassermasse übertrifft, so daß man ihn eher für den Hauptstrom halten sollte, entspringt in einer Höhe von 5000 Fuß in den Rocky-Mountains zwischen 42—43° nördl. Br., wo seine 1805 von den Nordamerikanern Lewis und Clark entdeckten Quellen nicht über eine englische Meile von denen des Columbia entfernt liegen. Die 3 Quellenflüsse, Jefferson, Madison und Gallatin, sind von einer fast gleichen Größe und fließen anfangs in einer nordnordöstlichen Richtung bis zu 45° 24′ nördl. Br., wo ihre Gewässer sich vereinigen und den M. bilden. Der Lauf desselben ist anfangs nordnordwestlich quer durchs Felsengebirg bis 47° 3′ nördl. Br. Auf diesem Wege durchbricht er eine Kette des Felsengebirgs in den sogenannten Gates oder Thoren, in denen er 1½ Meilen weit auf eine Breite von 150 Yards eingeengt zwischen Felsenwänden dahinbraust, die an 1200 Fuß senkrecht aufsteigen. Etwa 22 Meilen unterhalb dieses Durchbruchs beginnen die großen Fälle des M., in denen der Strom auf 4 Meilen durch eine Reihe von 27 Stromschnellen und Kaskaden 333 Fuß herabfällt. Diese Fälle gehören nach denen des Niagara zu den großartigsten der Welt. Von hier fließt der M. in vielen Windungen gegen Ost und Nordost bis zur Mündung des White-Earth-River (40° 20′ nördl. Br.), geht hier in die südöstliche Richtung über und behält dieselbe bis zu seiner Vereinigung mit dem Mississippi (38° 55′ nördl. Br.). Sein Wasser ist trüb und weich, schmutzig aschgrau von dem Sande, womit es geschwängert ist. Er macht daher große und zahlreiche Sandbänke und Inseln und verändert sein Bett oft. In 40 Sekunden beträgt die Schnelligkeit seines Laufs 300 Fuß oder ungefähr in der Stunde über eine deutsche Meile. Stellenweise ist die Schnelligkeit seines Laufs noch größer. Der M. ist schiffbar von seiner Mündung bis zu den großen Fällen und von da auf seinen 3 Quellenflüssen noch einige 50 Meilen, zusammen 670 Meilen. Rechnet man aber die Schiffbarkeit seiner großen Nebenflüsse hinzu, so kommen über 2630 Meilen Schiffbarkeit heraus. Außer den noch in der Gewalt der herumstreifenden Indianer befindlichen westlichen Distrikten durchfließt er bloß den Staat Missouri und Theile des Staats Jowa. Seine Hauptnebenflüsse sind rechts: der Yellowstone, der kleine M., der White-River von Mankizitah, der Nebrarah mit dem Platte oder Nebraska, der Kansas, der Osage ꝛc. Von der linken Seite münden in den M.: der James oder Jacques, der Big-Sioux, der Grande-River ꝛc. Sein Gebiet umfaßt etwa 35,000 □Meilen.

Missouri, einer der westlichen Staaten der nordamerikanischen Union, im Norden von Jowa, im Osten von Illinois, Kentucky und Tennessee, von denen er durch den Mississippi getrennt wird, im Süden von Arkansas und im Westen von dem Indian- und Nebraskaterritorium begrenzt, liegt zwischen 36° und 40° 36′ nördl. Breite und zwischen 12° 17′ und 17° 28′ (nach Bromme 11° 45′ und 17° 32′) westl. Länge und hat ein Areal von 64,000 engl. (nach Bromme 66,973, von denen 5850 noch in den Händen der Indianer) oder 3180 deutschen □Meilen. Der Mississippi bildet in vielen Krümmungen 550 Meilen weit die östliche Grenze und der Missouri durchschneidet den Staat mit

Digitized by Google

einem Laufe von 384 Meilen in die Quere und beschreibt weiter rückwärts mehr denn 200 Meilen weit seine westliche Grenze. Beiden Flüssen fallen fast alle Ströme des Landes zu, und nur im Süden u. Südwesten gehen einige nach Arkansas hinüber. Durch den Missouri wird der Staat in zwei natürliche Hälften geschieden, deren Beschaffenheit wesentlich von einander abweicht. Die nördliche Hälfte ist eine große wellenförmige Fläche, bloß durch Flußthäler und Schluchten unterbrochen, und während im Süden der Wald vorherrscht, ist hier eine liebliche Abwechselung von Wald und Prairie. Kalkstein bildet überall die Grundlage des Bodens, kommt an den steilen Ufern zu Tage aus und formirt überall das Bett der Bäche. Eigentliche Berge erheben sich im Norden nirgends, und nur zunächst des Mississippi steigen einzelne Kieselhügel oft 2—300 Fuß hoch isolirt in die Höhe. Bottomländereien begleiten die Hauptströme des Staats u. sind oft bis 6 Meilen breit; ähnliche, schmälere sind am kleinen Platte, dem Grand, dem Chariton, am Salt u. an allen kleinern Flüssen und Bächen. Ein Theil dieser Ländereien ist niedrig u. Ueberschwemmungen ausgesetzt; einzelne Striche am Missouri und Mississippi jedoch sind das ganze Jahr über sumpfig und mit Teichen und Bächen bedeckt. Ein Theil der Bottomländereien am Mississippi besteht, etwa 10 Meilen von der Mündung des Missouri an, auf einer Länge von 60 bis 70 Meilen, aus reicher Prairie von 4—5 Meilen Breite; auch zwischen dem kleinen Platte und Grand, zwischen diesem und den beiden Armen des Chariton und zwischen den letztern und dem Mississippi, sowie auf dem Landrücken, der die Wasser des Missouri und Mississippi scheidet, ziehen sich ausgedehnte Prairien hin, von welchen die Grand-Prairie auf letzterem die größte ist. Je mehr man sich dem Norden des Staats nähert, desto vorherrschender werden die Prairien, im Nordwesten nehmen sie mehr denn die Hälfte ein. Fließende Gewässer sind, außer den obengenannten, in diesem Theile des Landes in ziemlicher Menge vorhanden. Die Creeks und Bäche haben in der Regel nur während der Frühlingsmonate volles Wasser, sowie kurze Zeit nach jedem Regen. Quellen sind dagegen besonders im Bottomlande häufig. Die südliche Hälfte des Staates ist sehr hügelig. Von Südwesten her dacht sich gegen Nordosten das Ozarkgebirge ab und endet, immer niedriger werdend, in den hohen Bluffs bei Herculanum und St. Genevieve am Mississippi. Der Ozarm besteht aus einer Unterlage von Granit, auf welcher Schiefer, Kieselkalk, weißer Sandstein ꝛc. lagert. Häufig erheben sich hier wie im Norden unregelmäßige Kieselhügel bis zu 400 Fuß Höhe und eine Meile Umfang. Zahlreiche Gewässer durchfließen diese Gebirgsgegend, Thäler von oft ansehnlicher Breite bildend. Alles ist mit Wald bedeckt, in den Thälern Laubholz, sonst meist Nadelholz, vorzüglich gelbe Fichten. Nur einzelne Prairieflächen kommen im Süden vor, öfter dagegen Barren, deren es um St. Louis und südlicher, am Mississippi, am meisten gibt. Das Hochland streicht einige Meilen unterhalb St. Louis zum Fluß und zieht längs desselben mit wenigen Unterbrechungen bis Cape Girardeau. Von Herculanum zieht es sich mehr landeinwärts, bis jenseits des St. Francis, und macht Alluvialboden Platz, der ununterbrochen, stark bewaldet, bis zur südlichen Grenze geht. Ein großer Theil dieses Alluvialbodens ist niedrig, im Frühjahr überschwemmt und alsdann ein großer See, über welchen Cypressen und andere Waldriesen ihre gigantischen Arme ausbreiten; außer dieser Zeit ist es voller Sümpfe, Teiche und Lachen. Der Big-Swamp oder große Sumpf, der einige Meilen südlich von Cape Girardeau beginnt und sich bis zur Mündung des St. Francis erstreckt, birgt in seinem Innern große Felseninseln und dicht bewaldete Striche Landes. Das Land am mittleren Osage ist ebenfalls hügelig und gebrochen, weiter nach Westen wird es ebener und besteht meist aus Prairie. Die Bottomländereien am Missouri sind von wechselnder Breite. Das Hochland, welches sich an diese anschließt, besteht aus einer sandfreien Thonerde, welche sich leicht bearbeiten läßt. Im Allgemeinen ist der Boden der südlichen Hälfte von M. fruchtbar. Das Klima von M. zeichnet sich vor dem der übrigen Staaten durch größere Trockenheit aus, doch ist der Unterschied in der Temperatur bei der Ausdehnung des Staats ziemlich beträchtlich. Die Luft ist durchgängig gesund und wird es in den angebauten Strichen des Landes immer mehr. Der Staat besitzt einen Ueberfluß an Naturprodukten aller drei Reiche. Die Waldungen allein bieten mehr als 12 Eichenarten, worunter mehre mit eßbaren Früchten, schwarze und weiße Wallnüsse, mehre Arten Hickory's, Eschen, Ulmen, Linden, bittere u. süße Kastanien, Eisen- u. rothe Maulbeerbäume; Zuckerahorn- und Tulpenbäume oder gelbe Pappeln sind in der nördlichen Hälfte des Staats vorherrschend, Wälder von gelben Fichten und Cedern im Süden; Sykomoren u. Baumwollenbäume bedecken die Bottomländereien. Die südlichen Niederungen und Swamps sind mit Cypressen bedeckt; Persimonen, Holzäpfel, Prairieplflaumen und virginische Kirschen, Rothdornsepen und blumige Kornellen sind fast überall; Haselsträucher füllen als Unterholz alle Waldungen u. bedecken die Prairien, und Stachelbeeren, Himbeeren und Brombeeren sind überall zu finden. Weinreben füllen alle Wälder, sowohl die des Oberlandes, als die der Flußthäler, u. schwingen sich bis zu den höchsten Gipfeln der Bäume. Hopfen ist auf gutem Boden in Menge anzutreffen; medicinische Pflanzen, wie Maiäpfel, Ginseng, Blutwurzeln, Schlangenwurzeln, verschiedene Münzarten ꝛc., trifft man in allen Theilen des Landes, und die natürlichen Wiesen sind mit dem Prairiegras Poa pratensis überwachsen. Wild ist noch in Menge im Staate, doch lassen sich Bären, Wölfe, Panther, Luchse und wilde Katzen nur noch selten in den angebauten Gegenden sehen. Am häufigsten ist der Prairiewolf. Rehe und virginische Hirsche sind noch in ziemlicher Menge vorhanden; graue Kaninchen, Eichhörnchen von verschiedener Größe, Füchse, Racoons oder Waschbären, Opossums und Moschusratten gibt es noch in Menge, und zu Zeiten verpestet ein Stinkthier die Luft. In den Prairien ist der Gopher oder das Wiesenmurmelthier nicht selten. Papageien schwärmen überall um-

Digitized by Google

her, Spechtarten findet man in allen Wäldern, Kolibri's schwirren von Blume zu Blume, wilde Truthühner dringen dreist in die Felder der Ansiedler, Wachteln, die man hier Rebhühner nennt, halten sich in Menge in den bevölkerten Gegenden auf und werden im Winter in großer Anzahl gefangen; das Prairiehuhn belebt die ausgedehnten natürlichen Wiesen u. die lichten Waldstellen, Wandertauben kommen zu Zeiten in großen Flügen, Turteltauben sind in allen Waldungen zu finden. Singvögel sind weniger vorhanden, als in den östlicheren, schon lange angebauten Staaten; an Raubvögeln aber ist kein Mangel. Zugvögel, Schwäne, Gänse, Enten, Kraniche ꝛc., erscheinen im Frühling und Herbste in großen Schwärmen. Die größeren Gewässer sind reich an Fischen, desto ärmer aber die kleineren Flüsse. Schlangen, vorzüglich Klapperschlangen, Kupferschlangen, schwarze, grüne und Mokasinschlangen ꝛc., sind häufig, wo noch keine Niederlassungen sind. Schildkröten werden in den feuchten Prairien in Löchern gefunden. An Mineralien, namentlich an Blei und Eisen, ist M. außerordentlich reich. Die Bleilager erstrecken sich vom Mississippi unterhalb Herculaneum westlich bis zu den Gewässern der White, auf einer Länge von fast 200 Meilen, ziehen sich mit einiger Unterbrechung südlich bis Arkansas und behnen sich selbst noch weiter nordwestlich des Osage aus. Das Blei kommt in quarzreichem Kalkſteine u. Kies vor, von 2—20 Fuß unter der Oberfläche, doch nicht in Adern und Gängen, sondern in Nestern, in einzelnen Massen von einigen bis zu mehren tausend Pfunden. Mehr noch soll in der Tiefe liegen, und reiche Adern hat man in einer Tiefe von 80 F. entdeckt. Die Bleiminen sind seit 1715 in Betrieb und lieferten 1845 9 Mill. Pfd. in den Handel. Eisen ist im südlichen M. in allen Gegenden vorhanden, wird aber bis jetzt wenig verarbeitet. Hauptlager sind das an der mittleren Hauptquelle des Merrimac, der sogenannte Eisenberg in der Grafschaft Washington und der Pilots-Knob, 5 Meilen davon, in der Grafschaft Madison. Kupfererz ist in ziemlicher Menge vorhanden, wird aber noch nicht benutzt. Etwas Silber hat man in dem Bleierz entdeckt. Steinkohlen sind fast überall vorhanden, werden aber bei dem Ueberfluß an Holz noch wenig benutzt, außer in St. Louis, in dessen Nähe sie am Merrimac gegraben werden. Die Hügelgegenden des südlichen M. enthalten ferner Antimonium, Kobalt, Ocker, Schwefel, Reißblei, Salpeter, Salz, Porphyr, Jaspis, Chalcedon, Sandstein, welcher zu Mühlsteinen verarbeitet wird, Marmor in verschiedenen Farben, schwarzblauen Kalkstein u. A. Porzellanthon der feinsten Art trifft man in Menge bei Cape Girardeau. Salzquellen springen in ziemlicher Anzahl in allen Gegenden, besonders aber im Süden hervor. Landwirthschaft, Viehzucht und Bergbau bilden die Haupterwerbsquellen des Landes. Der Handel des Staats ist neuerer Zeit sehr in Zunahme; die Hauptausfuhr besteht in Blei, Kohlen, Salz, Salpeter, Pelzwerk, Häuten, Rind- und Schweinefleisch, Talg, Wachs, Mehl, Hanf, Flachs und Leinsaat und geht größtentheils den Mississippi hinunter nach Neworleans, theilweise aber auch den Ohio aufwärts über Pittsburg in die östlichen Staaten. Die Einfuhr betrug 1850 359,643 Doll. Hauptstapelplatz des Handels ist St. Louis. Die Zahl der Dampfschiffe war 1851 etwa 136. Zur Unterstützung des Handels bestehen mehre Banken und Zweigbanken und zwei Eisenbahnen von 515 engl. Meilen. Die Bevölkerung belief sich 1810 auf 20,845, 1820 auf 66,586, 1830 auf 140,475, 1840 auf 383,702, 1850 auf 682,043 Köpfe, worunter 592,077 Weiße (44,352 Deutsche), 2544 freie Farbige und 87,722 Sklaven. Die gesetzgebende Gewalt hat eine Generalversammlung, aus einem Senat und einem Hause der Abgeordneten bestehend. Der Senat enthält 18 Mitglieder, welche vom Volke auf 4 Jahre erwählt werden. Die Senatoren müssen Bürger der Vereinigten Staaten u. mindestens 30 Jahre alt seyn; auch müssen sie vor der Wahl 4 Jahre im Staate und 1 Jahr im Distrikte, den sie repräsentiren, gewohnt haben. Das Haus der Repräsentanten enthält 49 Mitglieder, welche alle 2 Jahre gewählt werden. Sie müssen Bürger der Vereinigten Staaten und wenigstens 24 Jahre alt seyn, dabei vor der Wahl 2 Jahre im Staate und 1 Jahr in der zu repräsentirenden Grafschaft gewohnt haben. Die Generalversammlung kommt alle 2 Jahre am 1. December zusammen. Die vollziehende Gewalt hat einen Gouverneur, der für 4 Jahre gewählt wird und einen Gehalt von 2000 Doll. empfängt. Die richterliche Gewalt besitzen ein hoher Gerichtshof, Bezirkshöfe u. andere Gerichtsstellen, wie sie die Generalversammlung von Zeit zu Zeit anordnet. Die Richter werden von dem Gouverneur mit Zustimmung des Senats ernannt und behalten ihr Amt bei guter Aufführung bis in das 66. Jahr. Stimmberechtigt ist jeder weiße männliche Bürger von 21 Jahren, welcher 1 Jahr vor der Wahl in dem Staate und 3 Monate in dem Bezirke, wo er seine Stimme abgeben will, gewohnt hat. Der Staat sendet 7 Abgeordnete und 2 Senatoren zum Kongreß. Das Staatseigenthum belief sich 1850 auf 382,034, die Schulfonds außerdem auf 575,668 Doll. Die Einnahme ward zu 520,000, die Staatsschuld (1852) auf 922,261 Doll. angegeben. Von den 774 Kirchen des Staats gehörten 1850 283 den Baptisten, 200 den Methodisten, 108 den Presbyterianern, 64 den römischen Katholiken, 21 den Lutheranern, 10 den Episkopalen, 13 der freien Kirche. Außerdem sind fast alle Sekten vertreten. Volksschulen bestanden 1840: 642, 47 Akademien mit (1850) 7 Colleges, darunter die katholische Universität von St. Louis, 1829 gegründet, das katholische St. Marys-college in Barrens, 1830 gegründet, das Marion-college in Newpalmyra, 1831 gegründet, die Missouriuniversität in Columbia, 1840 gegründet, das methodistische St. Charles-college in St. Charles, 1839 gegründet. Der Staat zerfällt in 101 Counties: Adair, Andrew, Atchison, Audrain, Barry, Bates, Benton, Boone, Buchanan, Butler, Caldwell, Callaway, Camden, Cape Girardeau, Carroll, Cass, Cedar, Charlton, Clarke, Clay, Clinton, Cole, Cooper, Crawford, Dade, Dallas, Davies, De Kalb, Dosge, Dunkan, Franklin, Gasconade, Gentry, Greene, Grundy, Harrison, Henry,

Digitized by Google

Hickory, Holk, Howard, Jackson, Jasper, Jefferson, Johnson, Knox, Laclede, Lafayette, Lawrence, Lewis, Lincoln, Linn, Livingston, Macon, Mc. Donald, Madison, Marion, Mercer, Miller, Mississipi, Moniteau, Monroe, Morgan, Montgomery, Newmadrid, Newton, Nodaway, Oregon, Osage, Ozark, Perry, Pettis, Pike, Platte, Polk, Pulaski, Putnam, Ralls, Randolph, Ray, Reynolds, Ripley, Scotland, St. Charles, St. Clair, St. Francis, St. Genevieve, St. Louis, Saline, Schuyler, Scott, Seneca, Shannon, Shelbi, Stoddard, Sullivan, Taney, Texas, Warren, Washington, Wayne und Wright. Die politische Hauptstadt des Staats ist Jefferson-City oder Jeffersonville, die älteste und volkreichste Stadt aber ist St. Louis, die größte Handelsstadt des Staats und des Westens der Union. Bemerkenswerthe Orte sind außerdem: St. Genevieve, Potosi, Herculanum, Newmadrid, St. Charles, Booneville, Lexington, Liberty und Independence. M. wurde 1541 zuerst von de Soto besucht und 1763 von den Franzosen angesiedelt. Die Union kaufte es 1803 Frankreich ab u. machte es 1804 zu einem Territorium. Im Jahre 1821 trat es als selbstständiger Staat in den Bund.

Missourium, nach Koch Name des Mastodon giganteus.

Missunde, Dorf im Herzogthum Schleswig, 1½ Meilen südöstlich von der Stadt Schleswig, am Südufer und an der engsten Stelle der hier überbrückten Schlei, wo die Hauptstraße von Eckernförde über Kosel nach Flensburg ꝛc. führt, ist um die Kapelle von „Mösunde in der Schliesharde" entstanden, in deren Nähe der Herzog Abel den König Erich auf der Schlei am 12. Aug. 1250 ermorden ließ, und in neuester Zeit durch ein blutiges Gefecht am 12. Sept. 1850 zwischen den Schleswig-Holsteinern unter dem General von Willisen u. den Dänen denkwürdig geworden.

Mistbeet, ein künstlich angelegtes Beet, welches dazu dient, die dem Klima oder der Jahreszeit mangelnde natürliche Wärme künstlich zu ersetzen, um entweder ausländische Gewächse, welche im Freien nicht wachsen und reifen wollen, zu kultiviren, oder frühzeitiges Gemüse ꝛc. für die Küche zu produciren. Man theilt die M.e ein in warme, lauwarme und kalte. Doch versteht man unter letzteren wohl auch Rabatten mit oder ohne Umfassung von Backsteinen oder Holz, mit oder ohne Fensterbedeckung, mit besonderer Erdzubereitung, wie sich solche für die darin zu säenden Samen oder darin zu pflanzenden Gewächse (z. B. Kapzwiebeln, zarte Sträucher zum Ablegen u. dgl.) eignet. Solcher kalten M.e bedient man sich auch, um niedrige härtere Topfgewächse, die nur Schutz gegen Frost bedürfen, darin zu durchwintern. Man wählt zur Anlage der M.e am besten einen ruhigen, sonnigen Platz, der gegen Mittag liegt und sich etwas neigt, auch gegen Norden, Nordosten und Nordwesten durch eine Mauer, hohe Hecken od. Bretterwände geschützt ist. Zu dem warmen M. braucht man gewöhnlich den frischen, unvergohrnen Stallpferdemist, welcher viel Stroh und Harn enthält, auch von Esseln und Maulthieren, der aber wegen der zu großen, sich schneller verlierenden Hitze minder gut ist. Zu den lauwarmen M.en kann man etwas alten Dünger, mehr Eichen- oder Buchenlaub und andere Materialien, die durch Gährung eine dauernde Wärme geben, beimischen, allenfalls auch Laub allein gebrauchen. Die Wärme der Beete steigt und dauert nach Verhältniß des dazu verwandten Materials. Nach Noisette bringt der Schafmist 60—70° R. Hitze, bleibt aber nur bis 4 Monate warm; Esel-, Maulesel- und Pferdemist geben 55—60° R., und die Wärme dauert fast 6 Monate; ausgebeizte Gerberlohe gibt 30—40° R. und bleibt ½ Jahr lang warm; der zur Hälfte mit trockenem Laub vermischte Pferdedünger gibt 40—50° R. Wärme, die 7—9 Monate dauert; trocknes, mit ½ Mist vermischtes Laub erlangt 30—40° R. und bleibt 9 bis 11 Monate warm; trocknes Laub allein gibt 35—40° R. Hitze, die 1 Jahr anhält; Kothstaub gibt 50—60° R. Hitze, die 1 Jahr dauert; Weintrestern erhitzen sich bis 40—50° u. bleiben über 20 Monate hindurch warm. Die warmen M.e legt man sowohl in Warmhäusern oder Treibkasten, als auch im Freien an. Das M. im Freien wird entweder in einer 1½—2 Fuß tiefen flachen Grube angelegt, deren Seitenwände mit Brettern oder Backsteinen eingefaßt werden (eingesenkte M.e), oder auf der Oberfläche, wo man von Backsteinen oder Eichenbohlen ein Behältniß errichtet und dessen Wände auswendig mit Erde anhöht. Manche bedienen sich feststehender Mistbeetkasten von Mauerwerk oder Holz und von verschiedener Höhe und Abneigung. Eine besondere Art M.e ist das Lohbeet (s. d.), welches man benutzt, um Töpfe mit zarten Pflanzen, Samen und Stecklingen von Tropengewächsen, die viele und anhaltende Wärme verlangen, darin einzusenken. Zum Bedecken der Fenster gebraucht man Matten von Rohr oder Stroh, Holzladen, die man bei strenger Kälte mit Moos oder Laub bedeckt, oder dicke Woll- und Haardecken. Bei gelinderer Witterung werden die Fenster mittelst untergesteckter Luft- oder Kerbhölzer an der dem Winde entgegengesetzten Seite gelüftet, bei warmem und sanftem Regen ganz abgenommen. Je weiter das Jahr vorrückt und je wärmer das Wetter wird, desto mehr muß man die Pflanzen an die Luft gewöhnen, besonders wenn man diese auf den Stand im Freien vorbereiten will. Bei vielen kann man die Fenster am Tage ganz abnehmen u. braucht sie nur in kalten Nächten aufzulegen. Da das Sonnenlicht manchen Pflanzen verderblich werden kann, beschattet man die Fenster nach Maßgabe der Sonnenwärme mit dünnen u. lockern Rohr- oder Bastmatten, Leinwandrahmen oder Gittern von Tuchecken oder dünnen und schmalen Latten. Stecklinge müssen meist bis zum Anwachsen ganz des Sonnenlichtes beraubt werden, damit der Trieb nach oben nicht vor der Wurzelbildung geweckt werde. Das Begießen der M.e muß behutsam geschehen, im Frühling und Sommer niemals während die Sonne noch auf die Fenster trifft. Die Erde halte man mäßig feucht und lasse sie niemals so weit austrocknen, daß das Wasser von der Oberfläche abläuft, statt einzuziehen. Die obere Hälfte trocknet gewöhnlich schneller als die untere am Vorderbret des Rahmens; daher säet man feinere Gesäme, die zum Keimen mehr anhaltender Feuchtigkeit bedürfen,

Digitized by Google

nach unten, die gröberen nach oben; auch Stecklinge wurzeln in der Nähe des Vorderbrettes am leichtesten. Die Pflanzen dürfen nicht zu nahe beisammen stehen, weil sie sonst leicht faulen und erstickenz je näher sie mit ihren Gipfeln unter dem Glase stehen (ohne jedoch gedrückt zu werden), desto besser gedeihen sie.

Mistek (Mitkò), Stadt im österreich.-mähr. Kreis Olmütz, an der Ostrawizza, Frideck gegenüber, mit 3 Vorstädten, Marktplatz, 3 Kirchen, Mauthoberamt, Tuchweberei, Bierbrauerei, Brennerei und über 3000 Einwohnern.

Mistel, Pflanzengattung, s. v. a. Viscum *L.*

Mistra (Misitra), griechische Stadt in Morea, am Hebriopotamos und Panthalmo, mit Citadelle, Schloß, Sitz eines griechischen Erzbischofs und eines griechischen Kollegiums, zählte früher 20,000, jetzt aber nur noch etwa 2000 Einwohner, welche Eisen- und Stahlwaaren verfertigen, Seidenbau treiben und Baumwollenzeuche bereiten. Die Stadt liegt in fruchtbarer, aber öder und wüster Umgegend und ist aus den Trümmern des alten Sparta erbaut, welche beim Dorfe Magoula, $1^1/_2$ Stunden von M., am Eurotas liegen. M. war ursprünglich eine Festung und hieß Mesfire Guillaume (Messiriori). In ihrer Nähe erhob sich allmählig die Stadt M., die aber später der ungesunden Luft wegen an ihre jetzige Stelle verlegt ward. Im griechischen Freiheitskampfe wurde M. von Ibrahim Pascha 1825 erobert und verwüstet.

Mistral, kalter Nordwestwind an der Südküste Frankreichs, der zwar die Luft reinigt, aber der Gesundheit und dem Gedeihen der Vegetation sehr nachtheilig ist.

Mistress (engl.), Herrin, Frau vom Hause.

Mistretta, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendanz Messina, mit 8500 Einwohnern.

Mitau (russisch Mitawo, lettisch Jelgawa), die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Kurland und Semgallen, welches jetzt das russische Gouvernement Kurland bildet, liegt in einer flachen sandigen Gegend unfern der Mündung der Drixe in die Aa, an der großen preußisch-russischen Heerstraße. Die Stadt ist gut gebaut u. macht einen angenehmen Eindruck, besonders von der wilnaer Seite her. Außerhalb der Stadt liegt das unausgebaute kaiserliche Schloß, dessen Bau 1739 von Biron begonnen ward, auf der Stelle der 1271 erbauten Ordensburg, welche ehedem Residenz der Herzöge war. Jetzt ist das Schloß Sitz des russischen Gouverneurs und der Gouvernementsbehörden. Die Stadt hat 6 steinerne Kirchen (3 lutherische, eine reformirte, eine russisch-griechische und eine katholische), 3 Synagogen, ein akademisches Gymnasium, mit einer 1834 damit verbundenen Forstlehranstalt, eine Kreisschule, eine Kreisschule für Juden, 7 städtische u. eine größere Anzahl von Privatschulen, ein Provinzialmuseum mit Sammlungen von Gemälden, Naturalien, Alterthümern, Münzen ꝛc., eine kurländische Gesellschaft für Literatur und Künste (seit 1816 bestehend), ein Schauspielhaus, ein Hospital und ein Armen- und Waisenhaus, ein Kollegium der allgemeinen Fürsorge. 2 Buchhandlungen und 2 Buchdruckereien. M. ist der Sitz der beständigen Vertretung des Adels, der Direktion des landschaftlichen Kreditvereins, zweier Sparkassen ꝛc. Die Einwohner, über 21,000, meist Deutsche, unter welchen 5000 Juden, betreiben Fabriken für Leinwand- und Wollenzeuche, Seifensiedereien ꝛc. Der Handel mit Getreide, Flachs, Leinsaat ꝛc. wird belebt durch den vierwöchentlichen Markt zu Johannis (Johannismarkt), den besonders der umwohnende Adel besucht, um seine Produkte abzusetzen. In der Umgegend von M. liegen die drei Lustschlösser und Vergnügungsorte: Schwerthof, Friedrichslust und Ruhenthal, welches letztere der fürstlich suhowschen Familie gehört. Der 1822 vollendete Jakobskanal verbindet bei der Stadt die Drixe mit der Schwite. Die 1274 unter Konrad von Medem begründete Stadt war ursprünglich befestigt und mit hohen Wällen versehen, die aber jetzt abgetragen sind. Im J. 1658 bemächtigten sich die Schweden der Stadt, gaben sie aber im Frieden von Oliva wieder heraus; 1706 nahmen sie die Russen ein und zerstörten das Schloß größtentheils. Nachdem dasselbe wieder aufgebaut worden, diente es 1798—1801 Ludwig XVIII. von Frankreich zum Aufenthalte.

Mitchella, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, mit 2 Arten, von denen besonders M. repens *L.*, ein kleiner Strauch mit kriechenden, wurzelnden Aesten, immergrünen, glatten Blättern, wohlriechenden, zierlichen, röthlichweißen Blüthen und rothen Beeren, in schattigen Wäldern Nordamerika's, in Deutschland als Zierpflanze dient, die bei einiger Bedeckung unsern Winter gut im freien Lande aushält.

Mitella, Pflanzengattung aus der Familie der Saxifragaceen, ausdauernde Kräuter im nördlichen Amerika und Asien, mit lanagestielten, herzförmigen Wurzelblättern und Blüthen in schlaffen Aehren, von deren Arten als Zierpflanze in deutschen Gärten vorkommt: M. diphylla *L.*, 1 Fuß hoch, mit weißen Blüthen.

Mitesser (Zehrwürmer, comedones), Bezeichnung der verdickten Absonderungsstoffe der in der Haut befindlichen kleinen Talgdrüsen, welche im gesundheitsmäßigen Zustande in tropfbarflüssiger oder gasartiger Form ausgeschieden werden, aber zuweilen ins Stocken gerathen und dann eine abnorme Konsistenz annehmen. Durch Druck werden sie aus den Poren der Haut in Gestalt kleiner Würmer oder Maden hervorgedrängt. Sie zeigen sich hauptsächlich im Gesicht, entstehen gewöhnlich durch Störungen der normalen, gesundheitsmäßigen Hautausdünstung und werden durch mangelhafte Hautpflege befördert. Um sichersten kommt man ihrer Entstehung zuvor durch sorgfältiges Reinhalten der Haut und durch öfteres Baden und Waschen. Vertreiben kann man sie leicht durch warme Bäder von Weizenkleie, Seife, Lauge ꝛc.

Mitford, Miß Maria Russell, englische Dichterin, geboren 1789 zu Arlesford in Hampshire, war die Tochter eines Arztes und trat zuerst mit einer Sammlung von Gedichten und einer poetischen Erzählung in Walter Scotts Manier: „Christine", auf, die aber noch wenig Beifall fanden. Dagegen machte sie großes Aufsehen mit ihrem Trauerspiel „Julian", welches 1823 erschien, und mit 2 andern, „Rienzi" und

Digitized by Google

„The vespers of Palermo", die bald darauf folgten. Am beliebtesten und bedeutendsten aber sind ihre Erzählungen, namentlich „Our village" (5 Bde., London 1824—32), dem sich als eine Art Fortsetzung „Belford Regis" anschließt. Außerdem schrieb sie noch „Stories of american life by american writers" (3 Bde.) und viele Erzählungen in Zeitschriften, besonders in „New monthly magazine". Interessante Schilderungen aus ihrem Leben enthalten ihre „Literary Recollections" (London 1852, 3 Bde.). Ihre „Dramatic works" erschienen 1854 in 2 Bdn. Sie † Ende April 1854 zu Swallowfield.

Mitgift, s. v. a. Aussteuer (s. d.).

Mithras, Name einer persischen Gottheit, die in den alten Zendbüchern eine große Rolle spielt, der oberste Ized, der Ized der Sonne und als solcher Beherrscher und Beschützer der ganzen Schöpfung. Er weist dem Wasser seinen Weg, spendet den Menschen ihre Lebensbedürfnisse, wacht über Aufrechterhaltung des Gesetzes Ormuzds, kämpft stets siegreich gegen Ahriman, schützt die Seelen nach dem Tode vor den unreinen Geistern und verschafft den Gerechten die ewige Seligkeit. Um Alles wahrnehmen zu können, hört er mit 1000 Ohren, sieht mit 10,000 Augen und durchläuft, mit einer Keule bewaffnet, den Raum zwischen Himmel und Erde. Auf den noch vorhandenen Mithrasdenkmälern, deren man auch in Deutschland, z. B. in Hedernheim im Nassauischen, gefunden hat, wird er dargestellt als kräftiger Jüngling, der auf einem niedergeworfenen Ochsen kniet und ihm ein Messer in den Hals stößt, umgeben von allerlei Symbolen der Sonne und ihres Laufes, z. B. einem den Ochsen in die Genitalien kneipenden Skorpion, einem vorn an den Ochsen heranspringenden Hunde ꝛc. Auch wird M. öfters als Löwe, dem eine Biene in den Nacken fliegt, sowie geflügelt und mit Schlangen umwunden dargestellt. Es wurden ihm zu Ehren mehre Feste gefeiert; das größte darunter war sein Geburtsfest (25. December). Während des Seeräuberkriegs kam der Mithrasdienst auch nach Rom und fand hier viel Anklang, namentlich gewann er unter Kaiser Aurelian an Ausdehnung. Die Mithrasmysterien (Coracia) wurden von den Römern zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums in zoroasterschen Grotten gefeiert, in deren Innerem Embleme angebracht waren, welche die Konstellationen der Gestirne, die verschiedenen Zonen, die Fixsterne und Planeten, die Zeichen des Thierkreises, die Elemente, den Weg der Seele durch die Sonne und die Planeten ꝛc. andeuten sollten. Die Gebräuche, welche bei der Einweihung in diese Mysterien vorkamen, symbolisirten den Kampf der Mithrasdiener gegen Ahriman und dessen Dews und bestanden demgemäß in einer Stufenfolge von Prüfungen, die stets härter wurden und bis zur Lebensgefährlichkeit sich steigerten. Nach der Anzahl der Planeten gab es 7 Grade. Die Inhaber des ersten hießen Streiter, nämlich gegen Ahriman, die des zweiten, wenn sie Männer, Löwen, wenn sie Weiber waren, Hyänen, mit Bezug auf die Seelenwanderung durch den Thierkreis, die des dritten Raben. Höher hinauf kamen die Grade des Perses (wie auch M. selbst hieß), des Dromios und Helios und der höchste Grad der der Väter, die in der mysteriösen Sprache auch Adler und Habichte hießen. Früher herrschte bei der Feier dieser Mysterien Frohsinn und Lust, später aber rigorose Strenge und Kasteiung. Die neuesten Untersuchungen über den Mithraskultus sind von Creuzer, Zoega, Silvestre de Sacy und Hammer angestellt worden. Eine übersichtliche Zusammenstellung der Mithrasdenkmäler gaben Lajard und später Müller in seinem „M." (Wiesbaden 1833).

Mithridat (Electuarium Mithridatis, Damocratis), ehemals als Universalmittel, besonders als Alexipharmacum in hohem Ruf stehende, aus 54 meist erhitzenden Ingredienzien, unter anderen auch aus Opium (2 Gran in der Unze), bestehende Latwerge, die schon von Galenus sehr gerühmt wird und den pontischen König Mithridates Eupator zum Erfinder haben soll. Die alte Formel dieses Arzneigemisches wird einem römischen Arzte Servilius Damocrates, der zu Nero's Zeiten in Rom lebte und aus dessen verlorenen Schriften sich bei Galenus Fragmente erhalten haben, zugeschrieben. Es wurde sonst unter obrigkeitlicher Aufsicht bereitet, ist aber jetzt außer Gebrauch.

Mithridatea, Pflanzengattung aus der Familie der Urticeen, Bäume auf Madagaskar u. St. Mauritius mit immer grünen, unten flaumigen Gegenblättern, Blüthen meist in Trauben am Stamm und an den untern Aesten, mit der bekanntesten Art: M. quadrifida *Willd.*, deren Frucht an einem dicken, kurzen, holzigen Stiel hängt und einer eingedrückten Kugel gleicht. Der Stamm ist meist hohl und wird von den Eingeborenen zu Trommeln oder Bienenstöcken benutzt, das Holz weiß und leicht.

Mithridates, Name vieler mächtigen Könige und kleinen Fürsten im pontischen, parthischen und bosporanischen Reiche, unter welchen jedoch nur M. VI. Eupator, oder der Große hervorragende Bedeutung hat. Im J. 136 v. Chr. geboren und zu Sinope, der Hauptstadt des pontischen Reichs erzogen, folgte er 124 seinem Vater, M. V. Euergetes, und zwar unter Vormundschaft einiger Großen, die ihn auf alle Weise aus dem Wege zu räumen suchten. Man setzte ihn auf ein wildes Pferd und nöthigte ihn zu reiten und zugleich Wurfgeschosse abzuwerfen. Als er diese Proben glücklich bestanden, suchte man ihn durch Gift zu entfernen. M. aber schöpfte Verdacht, nahm häufig dem Gift entgegenwirkende Mittel und härtete seinen Körper gegen alle derartigen Versuche so sehr ab, daß, als er endlich selbst sein Leben durch Gift enden wollte, dieses unwirksam blieb. Nachdem er seine Mutter getödtet, um die Ermordung des Vaters zu rächen, nahm er den Namen Eupator an, d. h. der von einem edlen Vater Entsprossene. Gleich nach seinem Regierungsantritt unterwarf er die Völkerstämme, die vom südlichen Ende des Kaukasus an bis gegen Thracien hin auf der Ost- und Nordseite des schwarzen Meeres wohnten, und ward so der Gründer des bosporanischen Reichs. Hierauf wandte er sich gegen Süden und Westen, eroberte einen Theil von Paphlagonien und Kappadocien,

Digitized by Google

dessen minderjährigen König, seiner Schwester Sohn, er mordete. Doch gab er das letztere auf Verlangen der Römer wieder frei. Als aber ein römischer Senatsbeschluß von ihm verlangte, daß er auch den scythischen Fürsten ihr Gebiet zurückgeben und Paphlagonien auf den früheren Zustand zurückbringen sollte, besetzte er Galatien, nahm Kappadocien wieder ein, bemächtigte sich nach dem Tode des Nicomedes Bithyniens und machte hier den Socrates Chrestos zum König. Allein die Römer stellten den früheren Zustand wieder her, reizten zugleich den jüngeren Nicomedes zu Einfällen in das pontische Reich und gaben dem M. auf seine Beschwerden darüber eine ausweichende Antwort. Hierauf wurde von beiden Seiten gerüstet. M. hatte ein Heer von 250,000 Fußsoldaten und 40,000 Reitern, und außerdem standen ihm 300 verdeckte Schiffe und 100 Zweiruderer zu Gebote. Ihm gegenüber standen die römischen Feldherren L. Cassius, Manius Aquilius und Oppius, die ohne Weiteres den Krieg (*erster mithridatischer Krieg*) eröffneten. Zunächst wurde der Verbündete der Römer, Nicomedes, von den zwei Feldherren des M. geschlagen (um 88 v. Chr.), dann wurde Aquilius von dem pontischen Heere besiegt und konnte sich kaum durch die Flucht retten. M. rückte nun in Bithynien ein, nahm Phrygien in Besitz, durchzog Asien, brachte Lycien und Pamphylien an sich und erweiterte seine Macht bis nach Jonien hin. Oppius hatte sich in Laodicea festgesetzt, wurde aber von den Einwohnern an M. ausgeliefert. Bald darauf wurde auch Aquilius gefangen genommen und ihm nach Appians Erzählung zu Pergamum geschmolzenes Blei in den Mund gegossen. Während nun zu Rom der Oberbefehl Sulla übertragen wurde, hatte M. an einem und demselben Tage alle in den Städten und Inseln Kleinasiens sich aufhaltenden Römer und Italioten mit Weib und Kind, nach einer Angabe 80,000, nach einer andern 150,000, ermorden lassen. Dann ließ er die Rhodier, die Bundesgenossen der Römer, angreifen, jedoch mit so wenig Erfolg, daß er die Belagerung von Rhodus aufgeben mußte, nachdem er große Verluste erlitten. Hierauf wandte er sich mit seinem Heere nach Lycien und schickte seinen Feldherrn Archelaus nach Griechenland, der fast überall freundlich aufgenommen wurde und Athen zum Mittelpunkt seiner Operationen machte. Im Jahre 87 v. Chr. erschien Sulla mit 5 Legionen, einigen Kohorten und einigen Reiterabtheilungen in Hellas. Nachdem er durch Mannschaften aus Aetolien und Thessalien sein Heer verstärkt hatte, rückte er gegen Archelaus vor. Böotien fiel sogleich von diesem ab und schloß sich den Römern an. Athen wurde trotz der trefflichen Vertheidigung des Archelaus mit Sturm genommen und auch der Piräeus, den Archelaus mit der einen Abtheilung seines Heeres behaupten zu können glaubte, erstürmt. Archelaus zog sich nach Thessalien und Böotien zurück, wo er alle pontischen Truppen zusammenzog und sich mit Taxilas, dem zweiten Heerführer des M., vereinigte. Bei Chäronea kam es zu einer blutigen, für Sulla siegreichen Schlacht, nach welcher dem Archelaus von 120,000 Soldaten kaum noch 10,000 blieben. M. rüstete auf die Nachricht von dieser Niederlage ein neues Heer, ließ alle ihm verdächtigen Statthalter und Präfekten in Kleinasien ermorden, legte starke Besatzungen in die Städte und vernichtete alle Anhänger der Römer, brachte aber dadurch die meisten Städte Kleinasiens gegen sich auf, so daß aus vielen seine Besatzungen vertrieben wurden. Zu Archelaus war indessen auch Dorylaus mit 80,000 frischen Truppen gestoßen, aber das vereinigte Heer wurde bei Orchomenus von Sulla geschlagen (85). Nun entschied sich M., der vom Marianer Flavius Fimbria aus Pergamum vertrieben worden war und in Pitane in Mysien fast gefangen worden wäre, zum Frieden, der, nachdem Sulla selbst nach Asien übergesetzt war, zu Dardanus 64 zu Stande kam. M. sollte nach demselben seine ganze Flotte an die Römer ausliefern, alle Gefangenen und Ueberläufer herausgeben, alle in Asien gemachten Eroberungen aufgeben, die nach Pontus versetzten Ehler auf ihre Insel zurückführen und 2000 Talente als Kosten des von ihm verursachten Krieges zahlen. Nach Sulla's Abreise blieb der Legat Licinius Murena mit den zwei Legionen des Flavius Fimbria (der sich selbst getödtet hatte) in Asien zurück, um die Bedingungen des Friedens zu sichern und die noch übrigen Angelegenheiten zu ordnen. Murena begann, aus Sucht nach Kriegsruhm, M. durch feindselige Handlungsweise zu reizen. Da dieser auf seine Beschwerden in Rom keine Hülfe erhielt, der römische Feldherr vielmehr in seinen Feindseligkeiten fortfuhr, ließ er seinen Feldherrn Gordius das benachbarte Gebiet angreifen und schlug dann selbst Murena, der bis Sinope vorgedrungen war. Sulla sendete darauf einen andern Legaten, der 81 den Frieden wieder herstellte und so den *zweiten mithridatischen Krieg* beendete. M. wendete nun seine Waffen wieder gegen den Bosporus, unterwarf ihn und setzte seinen Sohn, Machares, zum König ein. Zwar gab er auf Sulla's Befehl Kappadocien an Ariobarzanes zurück, veranlaßte aber seinen Schwiegersohn, Tigranes von Armenien, in Kappadocien einzufallen (76 v. Chr.). Die Römer, von Sertorius in Spanien in Anspruch genommen, konnten nichts gegen M. unternehmen, der vielmehr nach Sulla's Tode sich mit Sertorius in Verbindung setzte und gegen Unterstützung an Geld und Schiffen römische Offiziere von der Partei des Marius erhalten hatte, die sein Heer nach römischer Weise einübten. M. hatte als Bundesgenossen die Chalyber, Armenier, Scythen, Taurer, Achäer, Heniochen, Leucolyrer und andere am Flusse Thermodon wohnende Völker u. ein Heer von 140,000 Mann Fußvolk und 16,000 Reitern. Mit Beginn des Frühjahrs ließ er Truppen unter dem Feldherrn Trarilles nach Paphlagonien vorrücken, bemächtigte sich Bithyniens, dessen König Nicomedes II. kurz vorher gestorben war, zog gegen Chalcedon, erstürmte den Hafen, verbrannte 4 römische Schiffe und führte die übrigen 60 mit sich hinweg. In Rom waren unterdeß die Konsuln Marc. Aurelius Cotta und Luc. Licinius Lucullus mit Führung dieses *dritten mithridatischen Krieges* beauftragt worden. Lucullus rettete nicht nur seinen Amtsgenossen aus

Digitized by Google

der Bedrängniß, in die ihn M. gleich zu Anfang des Kriegs gebracht hatte, sondern trieb den König 73 und 72 nach Pontus zurück und nöthigte ihn 71 zur Flucht zu Tigranes. Als dieser sich weigerte, den König auszuliefern, ward er selbst 69 bei Tigranocerta von Lucullus geschlagen. Beide Könige warben nun schnell ein neues Heer, wurden aber am Flusse Arsanias 68 geschlagen. Tigranes zog sich darauf in das Innere seines Reiches zurück, M. eilte mit 8000 Mann nach dem Pontus, wo er den Fabius und Triarius besiegte. Marcus Aellius Glabrio, der zum Nachfolger des Lucullus aus Rom geschickt worden war, blieb unthätig, und M. stand bald wieder mächtig den Römern gegenüber. Nach der Vernichtung der Seeräuber erhielt aber Cn. Pompejus mit unbegrenzter Vollmacht den Oberbefehl gegen den pontischen König. Mehrmals geschlagen, entfloh M. nach Armenien zum Tigranes, der aber einen Preis von 100 Talenten auf seinen Kopf setzte. Hierauf eilte M. nach dem Bosporus und der Palus Maotis, so daß Pompejus die Verfolgung aufgab. M. brachte wieder beträchtliche Truppen auf und soll den Plan gefaßt haben, sich nach Europa zu wenden und von hier aus die Römer zu bekämpfen. Er durchstreifte zunächst die Küste des Pontus, durchzog die scythischen Stämme und die Völker der Maotis und suchte sich des bosporanischen Reiches zu bemächtigen. Von hier aus wollte er durch Thracien nach Macedonien und Pannonien vordringen, über die Alpen gehen und in Italien einfallen. Während Pompejus sich mit Tigranes verbündete, hatte M. seinen Zug an der Küste des Pontus vollendet und das Emporium Pontieapäum am Ausflusse des Pontus gewonnen. Aber nun erhob sich der Verrath der Seinigen gegen ihn. Zwei seiner Söhne ließ er tödten; Machares tödtete sich selbst, als er seine Verbindung mit den Römern entdeckt sah. Auch sein Lieblingssohn Pharnaces spann Verrath gegen ihn, erhielt aber Verzeihung. Zum Dank dafür bewog er eine Heeresabtheilung zum Abfall von seinem Vater, ließ sich zum König ausrufen und belagerte seinen Vater in Panticipäum. Als der greise König sich von allen verlassen sah, nahm er Gift, jedoch ohne Erfolg, worauf ihm auf seine Bitte ein treugebliebener celtischer Anführer den Tod gab (63). Seine Leiche lieferte der Sohn an Pompejus aus, der sie königlich bestatten ließ. Er besaß neben körperlicher Stärke und Gewandtheit Kraft, Klugheit, Festigkeit, politischen Blick und unerschütterliche Ausdauer, war aber auch in der Wahl der Mittel nie verlegen. Die Römer hielten ihn für den kühnsten und größten König seiner Zeit, sowie aller Könige, mit welchen sie jemals Krieg geführt hatten. Er war ein Freund der Künste und Wissenschaften und verstand und sprach die Sprachen der 22 Völkerschaften, die er sich unterworfen hatte. Seine kostbare Gemmensammlung wurde von Pompejus auf dem Kapitol aufgestellt; die Bücher, die er über Medicin hatte zusammentragen lassen, ließ Pompejus durch Lenäus übersehen. — Unter den parthischen Arsaciden ist M. I. 170—136 als Erweiterer des parthischen Reichs bis zum Euphrat und Kaukasus berühmt.

Mithut (Jus compascui), das Recht der Benutzung eines Weideplatzes in Gemeinschaft mit Mehren, s. Weidegerechtigkeit.

Mitigantia (sc. remedia), besänftigende, beruhigende Mittel.

Mitlauter, s. v. a. Konsonant.

Mitra (gr.), eine Binde, dann Kopfbedeckung der alten asiatischen Völker, bei Homer der über dem Leibrock getragene Gurt von Blech, der den Unterleib der Krieger gegen Verwundung schützen sollte. Bei den Frauen war die M. ein farbiges, um das Haar geschlungenes Tuch. In der christlichen Kirche wurde die M. zur Bischofsmütze oder Infel (s. d.).

Mitraille (franz.), der Kartätschenhagel; daher Mitrailade die Niederschießung durch Kartätschen.

Mitrowitz, Ort in der österreichischen Militärgrenze, an der Save, mit 4 Kirchen, Quarantäneanstalt und 6000 Einw.

Mitscherlich, 1) Christoph Wilhelm, berühmter Philolog, geboren am 20. Sept. 1760 zu Weißensee in Thüringen, legte in Schulpforte den Grund zu den klassischen Studien, die er dann in Leipzig und Göttingen fortsetzte. Im J. 1785 zum außerordentlichen Professor der Philosophie und zum Custos an der Universitätsbibliothek ernannt, schrieb er „Lectiones in Catullum et Propertium" (Gött. 1786) und lieferte eine Ausgabe des homerischen „Hymnus in Cererem" (Leipz. 1787). Nachdem er die Bibliothekarstelle niedergelegt, erhielt er 1794 eine ordentliche Professur der Philosophie, 1806 den Titel eines Hofraths und nach Heyne's Tod 1809 die Professur der Beredsamkeit. Auf sein Ansuchen ward er 1833 pensionirt, feierte 1835 sein 50jähriges Dienstjubiläum und † den 6. Jan. 1854. Sein bedeutendstes Werk ist eine Ausgabe der Oden u. Epoden des Horaz (Lpz. 1800—1, 2 Bde.), die sich aber mehr durch Sacherklärungen und durch eine gute Auswahl von Parallelstellen griechischer Autoren als durch eine genaue und tiefer eingehende Entwickelung der Gedanken und deren Verknüpfung auszeichnet. Von seinen übrigen schriftstellerischen Arbeiten nennen wir noch die Sammlung der „Scriptores erotici graeci" (4 Bde., Straßb. 1792—94).

2) Eilhard, bedeutender Chemiker der Gegenwart, am 7. Jan. 1794 zu Neuende bei Jever, wo sein Vater die Pastorstelle bekleidete, geboren, erhielt seine Vorbildung unter der besonderen Leitung Schlossers auf dem Gymnasium in Jever u. studirte seit 1811 zu Heidelberg Geschichte, Philologie und orientalische Sprachen, welche Fächer ihn auch vorzüglich 1813 bei seinem Aufenthalt in Paris und 1814 in Göttingen beschäftigten, indem er nur nebenbei auch Geologie, Mineralogie, Physik, Chemie und Medicin trieb. In Berlin aber, wohin er sich 1818 begeben hatte, widmete er sich ausschließlich der Chemie, und zwar mit so gutem Erfolge, daß er auf diesem Gebiet bald höchst beachtenswerthe Entdeckungen machte. Namentlich gehört in diese Zeit die Entdeckung über den Zusammenhang zwischen Krystallform und chemischer Zusammensetzung der übrigen Verbindungen (Isomorphismus). Berzelius, der sich damals in Berlin aufhielt, lud ihn ein, ihm nach Stockholm zu folgen. Daselbst blieb er bis 1821, wo er

Digitized by Google

auf Berzelius' Vorschlag an Klaproths Stelle zum Professor der Chemie an der Universität in Berlin berufen wurde. Später wurde er zum Mitglied der Akademie und zum Geheimrath ernannt. Bald nach seiner Rückkehr nach Berlin entdeckte er die zweifache Krystallform des Schwefels (Dimorphismus), und seine Verbesserungen an dem Reflexionsgoniometer setzten ihn in den Stand, die ungleiche Veränderung (Ausdehnung) der Winkel an den Krystallen durch Wärme beobachten zu können. Die Untersuchungen über die Verbindungen des Benzins führten ihn zu einer einfachen Ansicht über die Zusammensetzung der sogenannten organischen Verbindungen und Versuche über die Bildung des Aethers zu der Lehre von der chemischen Verbindung und Trennung durch Kontakt. Höchst merkwürdig sind seine Beobachtungen über das Verhältniß der Volumina und der specifischen Wärme zu dem Atomgewichte. Sein bedeutendstes, fast einziges selbstständiges Werk ist das „Lehrbuch der Chemie" (Bd. 1, 2 Abth., Berlin 1829—31, Bd. 2, 2 Abth., 1835—40, 5. Aufl., 1853 ff.). Sonst hat er sich fast ausschließlich der „Annalen" von Poggendorff als wissenschaftlichen Organs bedient. Seine Apparate haben sich nicht allein in Deutschland, sondern auch im Ausland allgemein verbreitet.

Mittag (Süden), diejenige der vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von der nördlichen Halbkugel der Erde aus betrachtet, ihren höchsten Standpunkt haben. M. oder **Mittagszeit** nennt man denjenigen Moment der Tageszeit, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Meridian oder Mittagskreis eines Ortes eintritt und also die Sonne für denselben Ort ihren höchsten Stand (Kulminationspunkt) hat. Verschieden von diesem wahren ist der mittlere M., welcher dann beginnt, wenn eine gedachte, sich nicht in der Ekliptik, sondern im Aequator und zwar vollkommen gleichmäßig bewegende Sonne durch den Meridian eines Ortes gehen würde; derselbe erfolgt bald früher, bald später als der wahre und fällt nur viermal im Jahre mit diesem zusammen. **Mittagsfläche** heißt die Ebene, welche man sich durch den Meridian, die Scheitellinie und durch die Weltaxe gezogen denkt und die sowohl auf der Ebene des Horizonts als auf der des Aequators senkrecht steht. **Mittagshöhe** ist die Höhe eines Sterns, die derselbe hat, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Meridian eingetreten ist oder die Entfernung desselben in dieser seiner Stellung von dem Horizonte. Unter **Mittagslinie** versteht man die Durchschnittslinie der Mittagsfläche, d. h. der Ebene des Meridians mit dem Horizonte. Sie wird nicht nur zu astronomischen Beobachtungen, sondern auch im bürgerlichen Leben häufig gebraucht, da man ohne sie die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig zeichnen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen kann ꝛc. Zum Behufe astronomischer und geographischer Messungen hat man die Mittagslinie gewisser Oerter durch ganze Länder fortgezogen.

Mittagspunkt (Südpunkt), der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin, nach welchem die ganze umliegende Gegend des Himmels M. oder Mittagsgegend heißt.

Mittagsfernrohr, s. Passageinstrument.

Mittagszirkel, s. v. a. Meridian.

Mittel, in der Arithmetik s. v. a. Mitte, d. h. was von zwei einander entgegengesetzten Größen gleich weit entfernt ist. Das arithmetische M. zweier oder mehrerer Zahlen wird gefunden, wenn man dieselben addirt und die Summe durch ihre Anzahl dividirt. Das geometrische M. zweier Zahlen findet man, wenn man dieselben multiplicirt und aus dem Produkte die Quadratwurzel zieht. Das harmonische M. zweier Zahlen wird erhalten, wenn man das doppelte Produkt beider Zahlen durch ihre Summe dividirt. Das arithmetische M. zweier Zahlen ist immer größer als das geometrische, und zwar in demselben Verhältnisse, in dem dieses größer ist als das harmonische. M. (Medium) heißt in der Physik die Materie, welche, verhältnißmäßig leichter oder leichter beweglich oder verschiebbar, andere Körper umgibt, so daß sich letztere darin bewegen oder überhaupt Bewegungen sich fortpflanzen können. Der Widerstand, den sie dabei leistet, heißt Widerstand des Mediums.

Mittelalter, der große Zeitraum der Geschichte, der zwischen dem klassischen Alterthume und der neueren Zeit mitten inne liegt. Das Ende des M.s setzt man ziemlich allgemein entweder ins Jahr 1492, wo Amerika entdeckt wurde, oder ins Jahr 1517, wo die deutsche Reformation ihren Anfang nahm. Nur einige verlegen es in die Mitte des 15. Jahrhunderts, wo die Buchdruckerkunst erfunden und andere für die Menschheit wichtige Erfindungen gemacht wurden. Den Anfang des M.s setzen Einige in die Zeit der Völkerwanderung 375, Andere beginnen es mit der Schlacht bei Soissons 486, noch Andere mit dem Regierungsantritt Karls d. Gr., wieder Andere mit dem Untergange des weströmischen Reiches 476. Der passendste Zeitpunkt für den Beginn des M.s möchte wohl der von Kortüm angenommene seyn, nämlich der Tod des Ostgothenkönigs Theodorich 526, mit dem das von Theodorich noch mühsam festgehaltene Band zwischen der alten und neuen Zeit zerrissen und, unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, die letzte Spur römisch-griechischer Gesittung vertilgt wird. Jedenfalls ist die Bezeichnung M. für jenen Zeitraum in vielfacher Beziehung unpassend. Denn will man, wie gewöhnlich geschieht, das Alterthum, als die Zeit vorherrschend sinnlicher Empfänglichkeit, die Kindheit, die neuere Zeit dagegen wegen ihrer überwiegenden Neigung zur Reflexion und ihrer höheren sittlichen Reife das Mannesalter und endlich das dazwischenliegende M. wegen des Vorwaltens der rohen persönlichen Kraft, des Gefühls, der Abenteuerlichkeit, Schwärmerei und einer gewissen gesteigerten und vergeistigten Sinnlichkeit das Jugendalter der Menschheit nennen, so heißt dies die Sache geradezu auf den Kopf stellen, da man unter einem Manne in seinen mittleren Jahren im gewöhnlichen Sprachgebrauch gewiß niemals einen Jüngling verstehen wird. Als allgemeines geschichtliches Merkmal tritt uns zunächst die beginnende Entwickelung der Ger-

Digitized by Google

manen u. Slaven in Europa und der morgenländischen Geschlechter in Asien und Afrika auf den Trümmern der römischen Macht vor Augen, dort unter dem Geleite des Christenthums, hier des islamitischen Glaubens, die, in vielen Grundsätzen sich verwandt und doch ihre Bekenner zum Haß gegen einander erregend, an die Stelle des untergehenden Heidenthums treten. Avaren u. Bulgaren seit dem 5. und 6., Slaven und Magyaren seit dem 9. Jahrhundert füllen mit den Römern oder Byzantinern im Abendlande den Hintergrund, während gen Aufgang neben den lange vorherrschenden Arabern Neuperser, Mongolen, Tataren und Turkomannen den Hebel der Begebenheiten darbieten, Inder und Chinesen in leidender Stellung die Befehle des Verhängnisses erwarten. Demnach beschreibt das M. im Raum der Erdoberfläche, Griechen und Römern gegenüber, einen unermeßlichen Kreis, welcher von dem skandinavischen Hochnorden bis zu den Gestaden des Atlasgebirges und den Fällen des Nilstroms, von den Ufern des Baikalsees und Ganges bis zum Gestade des atlantischen Meeres reicht und das in der alten Welt gleichsam auf die Fingerspitzen Europa's beschränkte Völkerleben über drei Festlande mit fast gleicher Kraft ausbreitet. Als Resultat dieses bunten Völkertreibens aber kann angesehen werden, daß nach vielen Erschütterungen, Bewegungen und Veränderungen der Orient unter religiös-kriegerischem Despotismus erlag, während sich im Occident Nationalitäten u. Verfassungen entfalteten und das politische und kirchliche Leben unter den eigenthümlichen Gestaltungen des Lehnwesens und der Hierarchie zur Erscheinung kamen. Unter den Völkern, die in diesem Zeitraume auf den Schauplatz der Geschichte traten, sind ohne Zweifel die Germanen das wichtigste, und alle andern Nationen sind nur in sofern von Bedeutung, als sie mit den Germanen in Berührung kamen und entweder auf sie einwirkten oder durch sie eine Umgestaltung erfuhren. Während nun nach außen die Staatsverfassung und politische Eigenthümlichkeit der germanischen Völker sich konsolidirten, bildeten sich gleichzeitig im Innern mitgebrachte Sitte und Herkommen mit den vorgefundenen Formen des Lebens und der Kultur bei ihnen zu einem neuen selbstständigen Ganzen aus. Neben dem allgemeinen Charakter des M.s treten aber in den einzelnen Perioden desselben, deren man am zweckmäßigsten drei annimmt, wieder verschiedene eigenthümliche Richtungen hervor. Die erste Periode, von dem Umsturze des weströmischen Reichs bis auf Karl den Großen und die Wiederauflösung der großen karolingischen Monarchie unter seinen nächsten Nachfolgern, zeigt uns den gewaltigen Kampf zwischen den alten römischen und den neuen germanischen Elementen des Lebens noch in seiner Fortdauer begriffen. Die zwei größten Bildungen, welche aus derselben hervorgegangen, sind das Kaiserthum mit dem damit zusammenhängenden Lehnwesen u. das Papstthum mit seiner vielgegliederten, mächtigen Hierarchie. Beide Bildungen gingen von der Idee nationaler und kirchlicher Einheit aus. Indem Karl der Große eine nationale Einheit ohne die Grundlage einer idealen Einheit für undenkbar hielt, nahm er die Kirche nicht in die kaiserliche Machtvollkommenheit auf, sondern ließ ihr ihren bestimmten und eigenen Kreis, nur in der Absicht, das in ihr liegende Leben organisch mit dem nationalen zu vereinigen. Aber bald begnügte sich die Kirche nicht damit, über das ihr eigenthümliche Gebiet eine unbedingte Herrschaft auszuüben, sondern wollte auch die weltliche und namentlich die kaiserliche Macht, sich unterthänig machen. Dieses Uebergreifen der Hierarchie in das Gebiet des Staates führte zu den langen heftigen Kämpfen zwischen Kaiserthum und Papstthum, welche den ganzen zweiten Zeitraum ausfüllen und zuletzt dem begabten kraftvollen Geschlecht der Hohenstaufen den Untergang bereiteten. In diese zweite Periode, vom Untergange des Reichs der Karolinger bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts, fallen die bedeutendsten Gestaltungen des mittelalterlichen Lebens. Aus der Umgestaltung des Heerwesens bildete sich das Ritterwesen, dessen Blüthe in die Zeit der Kreuzzüge (s. d.), eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des M.s, fällt. Es war die traurige Zeit des Faustrechts (s. d.), aus dem aber wieder eine neue Gestaltung des M.s mittelbar hervorging. Schifffahrt und Handel erhielten durch die Kreuzzüge, vornehmlich von Italien aus, neuen Schwung. Venedig, Genua, Pisa und Amalfi waren damals die vorzüglichsten Handelsstädte der ganzen Welt; aber auch im südlichen Deutschland entstand durch die fast ununterbrochenen Züge ein lebhafter Verkehr, und die dort gelegenen Städte, besonders Wien, Regensburg, Augsburg u. Nürnberg, erwarben sich großen Reichthum, während im Norden vorzüglich Lübeck, Hamburg, Bremen und Wisby, in den Niederlanden Brügge, Antwerpen und Brüssel durch ihren Handel blühten. Der Reichthum, welcher auf diese Art in die Stadt floß, erhöhte das Selbstgefühl der Bürger, u. während dieselben kraftvoll den Bedrückungen und Räubereien der Ritter entgegen traten, erwachte in ihnen das Streben nach größerer Freiheit und Selbstständigkeit. Die lombardischen Städte gingen allen übrigen mit ihrem Beispiele voran; sie machten sich los vom Kaiser und Reiche und bildeten ebenso viele Freistaaten. In Deutschland war es gewöhnlich die Geldverlegenheit der Fürsten, die den Städten Gelegenheit bot, sich Freiheit und Unabhängigkeit zu erkaufen. So trat in den Städten ein bedeutendes Element neben die feudalistische Aristokratie, das von den Kaisern ganz vorzüglich begünstigt wurde, weil sie in ihm eine Stütze gegen den unruhigen und mächtigen Adel erkannten. Es entstand nun ein gewisses Gleichgewicht der Gewalt und Macht zwischen Königthum, Aristokratie und Volk, welches letztere indeß fast ausschließend durch die Städte repräsentirt wurde. In den letzteren herrschte aber ebenfalls noch das aristokratische Element vor. Die alten vornehmen Familien der Städte hatten die ganze Verwaltung und Regierung an sich gerissen und die Zünfte von jeder Theilnahme ausgeschlossen, worin der fruchtbare Keim zu innern Unruhen lag, die nicht eher beschwichtigt wurden, als bis das Mißverhältniß endlich ausgeglichen ward und die Zünfte in den städtischen Angelegenheiten eine Stimme bekamen. Das Schwankende in den Berechtigungen der verschiedenen Ge-

Digitized by Google

walten und ihrer Verhältnisse unter sich erzeugte aber Verhältnisse, welche in wohlgeordneten Staaten sonst nicht gefunden werden, wie Städtebündnisse, Landfrieden und Femgerichte. Mit der fortschreitenden Bildung des Zeitalters fing auch die feudalistische Aristokratie an, sich zu veredeln und sich mit den Künsten des Friedens zu beschäftigen. Besonders war es die Dichtkunst, die vom Adel als süße Erholung vom wilden Getümmel der Schlachten gepflegt wurde. Ihre ersten Blüthen trieb die Dichtkunst in den anmuthigen Thälern des südlichen Frankreichs und Spaniens, von wo sich die Kunst der Troubadours, wie man dort die ritterlichen Dichter nannte, über die angrenzenden Staaten verbreitete. Auch Deutschland hatte seine Sänger, die man nach dem Hauptgegenstande ihrer Lieder Minnesänger (s. d.) nannte. Erst zu Anfang des folgenden Zeitraumes wanderte die Neigung für Dichtkunst und Gesang von den Burgen der Ritter in die Städte, wo sich dann die Zunft der Meistersänger bildete. Zugleich mit der Ausbildung der Nationalpoesie entstand auch eine neue bildende Kunst, namentlich war es die Baukunst, die am Ausgang dieses Zeitraums in ihrer schönsten Blüthe stand. Die ernsteren Wissenschaften, die Erforschung der Religion, der Geschichte, der Philosophie, die sich als Scholastik nur erst in verworrenen Formen bewegte, der Naturkunde und Mathematik, waren vorzüglich das Eigenthum der Geistlichkeit, welcher die stillen Mauern der Klöster fast den einzigen schicklichen Platz dazu darbot. Die Mehrzahl des Volkes, besonders auf dem Lande, wuchs freilich noch immer in Unwissenheit heran, und die Hierarchie war eifrig bemüht, diese Unwissenheit zu erhalten und alle freieren Regungen, die sich im Gebiete des Glaubens zeigten, gewaltsam niederzudrücken. In der dritten Epoche, vom Ende des 13. bis zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh., bildeten sich ständische Staatsformen weiter zu höherer und allgemeiner Freiheit aus, und es begann, wie in Frankreich, über den Gegensatz zwischen Aristokratie und Ständen hinweg das autokratische Königthum. Im Allgemeinen sank der Einfluß der feudalistischen Aristokratie, und die Wichtigkeit des Lebens ging nun ganz auf den Bürgerstand über. Aus den alten Gewohnheitsrechten entstanden allmählig geschriebene Gesetzbücher, wie der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, und mit dem Eindringen des römischen Rechts bildete sich ein ganz neuer Rechtszustand heraus. Die Entdeckung und die immer allgemeiner sich verbreitende Anwendung des Schießpulvers, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika trugen wesentlich zu diesen Umwandlungen bei. In der Kirche aber riefen die Mißbräuche, welche die Hierarchie mit der früher errungenen Gewalt trieb, eine immer mächtiger werdende Opposition hervor, welche endlich in der Reformation ihren Gipfelpunkt fand. Das M. nimmt im Ganzen der Weltgeschichte eine höchst bedeutsame Stelle ein: es hat die Entwickelung der allgemeinen Bildung der Menschheit mächtig gefördert, indem es die germanische Kraft mit der Innigkeit und Gemüthstiefe des Christenthums vermählte und so eine ganz neue Gestaltung des staatlichen und bürgerlichen Lebens erzeugte; aber mit der vorangeschrittenen Bildung der Gegenwart verglichen, zeigt es auch viele Schattenseiten, um die es nur Diejenigen beneiden können, die das Volk wieder gerne in die Verdummung früherer Zeiten zurückführen möchten. Was das Morgenland betrifft, so hatte dasselbe in dem Sinne von Europa keine M., so wenig als das griechische Kaiserthum, die schwache Fortsetzung des römischen Weltreichs. Vgl. M. E. Löscher, Die Historie der mittleren Zeiten als ein Licht aus der Finsterniß, Leipz. 1725; Rühs, Handbuch der Geschichte des M.s, Berlin 1818; Rehm, Handbuch der Geschichte des M.s, 3 Bde., Marb. 1820—33; Derselbe, Geschichte des M.s seit den Kreuzzügen, Kassel 1831; Hallam, Geschichtliche Darstellung des Zustandes von Europa im M., deutsch von Halem, 2 Bde., Leipz. 1820; Tillier, Geschichte der europäischen Menschheit im M., Frankfurt 1829, 2. Aufl. 1833; Leo, Lehrbuch der Geschichte des M.s, 2 Bde., Halle 1830; Derselbe, Geschichte des M.s, das. 1836, 2. Aufl. 1839; Friedr. Kortüm, Geschichte des M.s, 2 Bde., Bern 1836; Rückert, Geschichte des M.s, Stuttg. 1853.

Mittelamerika, s. v. a. Centralamerika.

Mittelbegriff (terminus medius), in einem Schlusse derjenige Begriff, durch welchen die Bestimmung eines Begriffs (des Unterbegriffs) durch einen andern (den Oberbegriff) vermittelt wird.

Mittelfleischgegend, s. Perinäum.

Mittelfranken, Regierungsbezirk des Königreichs Bayern, besteht aus dem Fürstenthume Ansbach, Theilen des Fürstenthums Baireuth und des Bisthums Würzburg, dem Fürstenthume Eichstädt, den ehemaligen freien Reichsstädten Nürnberg, Rothenburg a. d. Tauber, Dinkelsbühl, Windsheim, Weissenburg u. mehren Standesherrschaften und wurde 1838 aus dem frühern Rezatkreise und dem Fürstenthum Eichstädt vom ehemaligen Regenkreise gebildet. Der Regierungsbezirk hat einen Flächeninhalt von 132 □Meilen mit etwa 600,000 Einw., begrenzt von Ober- und Unterfranken, Oberpfalz, Oberbayern, Schwaben und Würtemberg, und liegt in der fränkischen Terrasse und mit seinen östlichen und südlichen Gegenden auf dem Bergzuge des fränkischen Jura. Hauptfluß desselben ist die zum Maingebiete gehörige Regnitz; die Altmühl gehört zum Gebiet der Donau, welche letztere den Regierungsbezirk an seinem südöstlichsten Rande berührt. Auch der Ludwigskanal durchschneidet einen großen Theil desselben. M. gehört zu den fruchtbarsten Ländern Bayerns. Die Viehzucht ist vortrefflich, der Feldbau musterhaft, besonders in der Nähe von Nürnberg. Außer Getreide wird auch viel Tabak, Wein, Gemüse und Hopfen gebaut. Dagegen ist die Ausbeute des Bergbaues gering; außer einigen mineralischen Quellen ist unter seinen Produkten nur der lithographische Stein zu erwähnen, der im Jura gebrochen wird. Die technische Kultur steht in den großen Städten in hoher Blüthe, daher denn auch der Verkehr mit den Erzeugnissen des Gewerbfleißes, welchen gute Kunststraßen u. Eisenbahnen unterstützen, sehr ansehnlich ist. Der Regierungsbezirk zerfällt in die 7 Kreis- und Stadtgerichtsbezirke:

Digitized by Google

Ansbach, Dinkelsbühl, Erlangen, Fürth, Nördlingen, Nürnberg und Schwabach, und in 23 Landgerichtsbezirke.

Mittelgebirge (böhmisches M.), der vom böhmischen Elbgebirge nach Westen auslaufende Gebirgszug, südlich von Teplitz, im leitmeritzer u. saazer Kreise, zeichnet sich durch konische Berge aus, unter denen der Milleschauer der höchste ist.

Mittelländisches Meer (Mittelmeer), so genannt von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika, ein Theil des atlantischen Oceans, mit dem es im Westen durch die Meerenge von Gibraltar zusammenhängt, bildet mit dem adriatischen, dem ägäischen und dem Marmorameer ein 47,500 □Meilen großes Becken, 515 Meilen lang, an der breitesten Stelle 240, im Mittel 80 Meilen breit. Seine südliche oder afrikanische Küste läuft von der Meerenge von Gibraltar geradeaus ostwärts bis nach Tunis, bildet dann die große und kleine Syrte, während die nördliche oder europäische Küste bedeutend nach Norden zurückweicht, zwischen Valencia und Barcelona eine in Spanien einschneidende Bucht macht, vor welcher die pithyusischen und balearischen Inseln sich erheben, und dann noch weiter nordwärts hinaufgeht, um das Kap St. Sebastian und Creus herum bis an Frankreichs Südseite, in welche der Meerbusen von Lyon halbkreisförmig eingreift. An der französisch-italienischen Grenze steigt die Küste noch weiter nördlich bis nach Genua, und hier dürfte das ganze Meer seine größte Breite erreicht haben. Unterhalb des Meerbusens von Genua liegen in gerader Richtung übereinander die beiden großen Inseln Korsika und Sardinien, die mit Italien und Sicilien zusammen einen besonderen Kessel des mittelländischen Meeres abschließen, der ehedem von den Römern und Griechen das tyrrhenische Meer genannt wurde, jetzt aber das italienische oder noch häufiger das toskanische Meer (s. d.) heißt. Segelt man aus dem toskanischen Meer durch die Meerenge von Messina nördlich um das Kap Spartivento herum und an den italienischen Küsten hinauf, so gelangt man zunächst in eine neue tiefe Bucht, welche das Meer gerade in den Fuß von Italien hineinmacht u. die der Meerbusen von Taranto genannt wird. Um die Spitze der langen gebirgigen Landzunge, welche diesen Busen östlich einschließt, nördlich herumsegelnd, gelangt man durch die Enge, welche das Meer zwischen Italien und Albanien bildet, in denjenigen sehr tiefen Meerbusen, der gewöhnlich das adriatische Meer oder der venetianische Meerbusen genannt wird und gleichsam als ein neues mittelländisches Meer betrachtet werden kann, das es rundum vom festen Lande eingeschlossen ist u. nur an seinem untersten südlichen Ende durch die Meerenge von Otranto mit dem eigentlichen mittelländischen Meere in Verbindung steht. Der Insel Cephalonia östlich gegenüber, unter 38° nördl. Br., macht das Meer, das überhaupt hier viele Einbuchten und bald kleinere, bald größere Busen formirt, jenen historisch merkwürdigen, tiefen und langen Busen in Griechenland hinein, der von den Alten der ertfäische und in neuerer Zeit der lepantische (sonst auch wohl der Meerbusen von Aniabachti) genannt wird und bis auf eine kurze und sehr schmale Landenge (die korinthische) die Halbinsel Morea von dem griechischen Festlande trennt. Der Theil des mittelländischen Meeres, von welchem aus dieser Meerbusen östlich in das Land hineingetrieben wird, also das fast wie ein Triangel geformte Becken zwischen Sicilien und Unteritalien einer- und Griechenland andererseits bis zum Eingange ins adriatische Meer hinauf, ward von den Alten u. wird auch heute noch das jonische Meer genannt. Die südliche Wassergrenze dieses Meertheils ist die Linie, welche sich westlich von dem Kap Passaro auf Sicilien bis östlich zu dem Kap Matapan auf Morea oder der davor liegenden Insel Cerigo beschreibt. Um diese Insel herum, nordwestlich an der Insel Kandia vorbei, treten wir in denjenigen Theil des mittelländischen Meeres, der, übersäet mit griechischen und türkischen Inselgruppen, der Archipel oder auch das ägäische Meer genannt wird u. gewissermaßen wie ein kühn erhobener Berg auf dem äußersten östlichen offenen Ende des mittelländischen Meeres ruht. Bei der großen Insel Lemnos (Stalimene) wendet sich das Wasser nordöstlich, und die beiden südöstlich und nordwestlich hervortretenden europäischen und asiatischen Küsten bilden die Straße der Dardanellen, welche, nachdem sie sich direkt östlich gewandt hat, zunächst in ein breites Becken, das Marmorameer (Propontis der Alten), führt, von welchem aus nordöstlich der sehr enge Kanal von Konstantinopel zwischen beiden Ufern hindurch in das schwarze Meer leitet, das westlich von der europäischen Türkei, nördlich von Rußland, namentlich dem kaukasischen Gebirge, und gegen Osten und Süden von Asiens sandigen Wüsten begrenzt wird. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß einerseits Europa und Afrika bei Gibraltar und Sicilien einst fest zusammenhingen, wie sich dies aus der geologischen Formation der Bergketten des Atlas und Spaniens und deren Parallelismus schließen läßt, während andrerseits bei Konstantinopel Europa mit Asien fest zusammenhing u. das schwarze Meer, gleich dem jetzigen kaspischen Meere, ein völliges Binnenmeer war, das erst später sich dort einen Ausweg öffnete. Aber nicht etwa eine schmale Landzunge mochte Europa mit Asien vereinen u. das schwarze Meer abschließen, sondern ohne Zweifel hing, ehe der Durchbruch geschah, ganz Griechenland mit Kandia, Rhodus und Kleinasien zusammen, sowie das alte Thracien oder Rum Ili mit dem alten Troja, und vielleicht war die ganze Fläche des mittelländischen Meeres, wenn nicht bewohnt, doch bewohnbar, bis von Westen her der atlantische Ocean und von Osten der Pontus hereinbrachen in die Niederung und sie nun ganz und gar aushöhlten zu dem Bette eines neuen, breiten, großen Meeres, bei dessen Bildung zu seiner jetzigen Gestalt auch Erdbeben und vulkanische Explosionen mitgewirkt haben mögen. Noch immer ist das Becken des Mittelmeers von Feuer unterwühlt, welches zu Zeiten durch Vesuv und Aetna, fortwährend durch den Stromboli seinen Ausgang nimmt. Von den zahlreichen Inseln, die meist vulkanischen Ursprungs sind, gehören viele offenbar der sekundären geologischen Periode an.

Digitized by Google

Auch die Küsten sind zum Theil heftigen vulkanischen Paroxysmen ausgesetzt. An einigen Orten haben sie sich in historischen Zeiten mehr als einmal gesenkt und sind wieder aufgestiegen, wie dies bei den Ruinen des Serapistempels bei Puzzuoli, sowie an den dalmatischen, sicilischen und sardinischen Küsten nachgewiesen werden kann. Hier sind große, noch in historischer Zeit blühende Städte vom Meere verschlungen worden, während dort berühmte Hafenstädte Meilen weit vom Meeresufer entfernte Landstädte geworden sind. So bemerkte man noch zu Ovids Zeiten im korinthischen Meerbusen die Trümmer der Städte Helica und Buris, die Herodot noch in ihrem vollen Glanze kannte, und Ravenna, einst der vornehmste Hafen der Römer im adriatischen Meer, liegt jetzt weit vom Meere entfernt. Damit stimmen denn auch die vielen Ueberlieferungen von wiederholten Sündfluthen bei allen Völkern jener Gegenden überein. Das mittelländische Meer hat eine bedeutende Tiefe, besonders in seinem westlichen Theile. An manchen Stellen ist es 3000 F., bei Nizza, nur wenige Ellen von der Küste, fast 4200 F. tief, an manchen Stellen 6000 F. und darüber. Vermöge seiner natürlichen Lage hat es unregelmäßige, veränderliche Winde u. eine schwache Ebbe und Fluth. Im Meerbusen von Venedig steigt bei Neu- und Vollmond die Fluth 3 Fuß und in der großen Syrte 5 Fuß; an den meisten andern Orten sind die Gezeiten kaum bemerkbar. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß das mittelländische Meer von seiner ganzen langen afrikanischen Küste außer dem Nil keinen bemerkenswerthen Stromzufluß hat, was vielleicht darauf hindeuten möchte, daß Nordafrika das äußerste Ufer eines großen Binnenmeeres gewesen sey, das mit der Zeit einen Abfluß zum Senegal oder Nil nahm und sich endlich auf das Bett dieses Stromes beschränkte. Die bedeutendsten Zuflüsse, Etsch, Po, Rhone und Ebro, gehören dem westlichen Europa an. Der gesammte Stromzufluß beträgt täglich nicht mehr als höchstens 1287 Millionen Tonnen Wasser, wogegen es nach einem allgemeinen Erfahrungsgrundsatze täglich 5280 Mill. Tonnen wieder abgeben und in die Luft senden muß. Dieser Mangel an Stromzufluß aber wird ausgeglichen durch den allgemeinen großen Ocean und das stets an Wasserüberfluß zunehmende schwarze Meer, die beide sich, in Folge ihrer höhern Lage, unaufhörlich mit Macht in sein Bett ergießen und ihm fortwährend eine reichliche Wassernahrung gewähren. Ueber die eigenthümliche Erscheinung der Doppelströmung, die aus diesem Doppelzufluß entsteht, s. Meer. Wegen seiner ungemein starken Verdunstung, des verhältnißmäßig geringen Zuflusses von Süßwasser und der Einströmung salzigen Wassers hat das Mittelmeer einen stärkern Salzgehalt, als der Ocean, und eben wegen dieser starken Verdunstung ist die Temperatur an seiner Oberfläche $1^1/_2$° R. höher als im Ocean. Auch nimmt diese Temperatur in der Tiefe nicht so rasch ab, und in großen Tiefen ist sie ebenfalls höher als im Ocean. Der Grund davon ist das Vorhandenseyn einer beständigen Strömung erwärmten Wassers nach dem atlantischen Ocean hin, welche das Eindringen des kalten Polarstroms hindert und die obere Strömung, welche von dem Ocean aus durch die Meerenge von Gibraltar eindringt, in der Wirkung ausgleicht. Von den 643 Arten europäischer Seefische bewohnen 444 das mittelländische Meer; doch ist die Menge und Güte nutzbarer Fische verhältnißmäßig gering. Es hat eigenthümliche Haifische, Schwertfische, 6 Species Makrelen, unter denen einer der größten der Thunfisch ist, zahlreiche Species von Rochen, namentlich Zitterrochen. Endlich ist es vorzüglich reich an rothen Korallen, namentlich an den Balearen, an den Küsten der Provence, am südlichen Gestade von Sicilien und an der afrikanischen Küste von Bona und Barka. Da das Mittelmeer die längste Küstenerstreckung, die meisten Buchten, Häfen und Inseln an seiner Nordseite hat, so bietet es den Bewohnern Europa's mehr Gelegenheit zum Verkehr und mehr Vortheile als den Bewohnern Afrika's dar. Es bildete mit den rings um sein Becken liegenden Ländern den Hauptschauplatz der Völker des Alterthums, der Juden, Phönicier, Karthager, der Küstenvölker Kleinasiens, vor allen aber der Griechen und Römer. Das Mittelmeer war im Alterthume fast allein das Gebiet des ganzen Seehandels und blieb dies im Mittelalter, bis die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und der neuen Welt dem Völkerverkehr neue Bahnen brach.

Mittelmark, Theil der ehemaligen Kurmark Brandenburg, wurde von der Vormark oder der Priegnitz, dem Herzogthum Magdeburg, dem sächsischen Kurkreise, der Niederlausitz, Neumark, Uckermark und Mecklenburg-Strelitz begrenzt, war 223 □Meilen groß und zählte 560,000 Einw. Die M. war früher in 7, seit 1806 in 10 Kreise getheilt und hatte Brandenburg zur Hauptstadt. Als 1807 die beiden, nach Abtretung des Herzogthums Magdeburg, Preußen noch verbliebenen Kreise desselben, Jerichow und Ziesar, mit der M. vereinigt wurden, stieg ihre Einwohnerzahl, bei einem Flächenraume von 271 □M., auf 620,000. Bei Gelegenheit der neuen Eintheilung des preußischen Staates wurde die M. mit Ausnahme des Kreises Lebus, der an Frankfurt kam, dem Regierungsbezirk Potsdam zugetheilt, die Kreise Jerichow und Ziesar aber an den Regierungsbezirk Magdeburg zurückgegeben. Zur Zeit der fränkischen Könige bewohnten die Wilken diese Gegenden. Unter den ersten sächsischen Kaisern werden die Luitizen als ein Hauptvolksstamm dieses Landes neben den Rhedariern u. Hevellern angegeben, und im 11. Jahrhundert werden die Stoderaner, die Milinier und die Leubuzier genannt. Als Markgraf Albrecht der Bär dieses Land von dem Wendenkönige Pribislaw geerbt hatte, wurde es nach der Stadt Brandenburg die Mark Brandenburg, nachher aber, im Gegensatz zu der jenseits der Elbe gelegenen alten Mark, die neue Mark genannt. Im 15. Jahrhundert verblieb dieser Name der eigentlichen, östlicher gelegenen Neumark ausschließlich, und die hier in Rede stehenden Gegenden bekamen den Namen M. Vgl. Brandenburg.

Mittelmeer, s. v. a. Mittelländisches Meer.

Mittelrheinkreis, Kreis des Großherzog-

Digitized by Google

thums Baden, umfaßt den größten Theil der alten Markgrafschaft Baden, Theile des Bisthums Speier, der Pfalz, des Herzogthums Würtemberg und der Ortenau, die Herrschaft Lahr, mehre ehemalige freie Reichsstädte, wie Offenburg, und einige Standesherrschaften, bildete bis 1832 den Kinzig-, Murg- und Pfinzkreis und hat einen Flächenraum von 77¾ □Meilen mit etwa 476,000 Einw. Er grenzt nördlich an den Unterrheinkreis, westlich an die bayerische Pfalz und Frankreich, südlich an den Oberrheinkreis und östlich an Würtemberg und wird durch den Rhein, dem alle Flüsse des Kreises zufließen, bewässert und durch den mittleren und unteren Schwarzwald und dessen Vorberge durchzogen. Die Bodenfläche ist im Ganzen sehr fruchtbar. Die Bevölkerung ist der Mehrzahl nach katholisch. Sie wohnt in 29 Städten, 17 Marktflecken und 395 Dörfern. Die 21 Aemter, in welche der Kreis eingetheilt wird, sind: Achern, Baden, Bischofsheim am Rhein, Bretten, Bruchsal, Bühl, Durlach, Eppingen, Ettlingen, Gengenbach, Gernsbach, Haslach, Karlsruhe, Stadtamt und Landamt, Korf, Lahr, Oberkirch, Offenburg, Pforzheim, Rastatt und Wolfach.

Mittelsalze, frühere Benennung der Verbindungen der schweren Metalloxyde mit den Säuren, auch wohl der der reinen Erden, nach Lavoisier aller Zusammensetzungen von Base und Säure.

Mittelstimmen, in der Musik im Gegensatze zu Außenstimmen alle Stimmen einer mehrstimmigen Composition, die zwischen der Oberstimme und dem Basse liegen, im 4stimmigen Chor also der Alt und Tenor, im mehrstimmigen alle Stimmen vom zweiten Diskant bis zum tiefsten Baß, im Streichquartett die 2. Violine und Viola, in der Harmoniemusik alle Instrumente, welche zwischen der ersten Flöte und dem tiefsten Fagott stehen.

Mitteltinte, s. v. a. Mezza tinta.

Mitteltreffen, s. Schlachtordnung.

Mittelwalde, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, an der Neiße, hat 2 Vorstädte, ein Stadtgericht, Hauptgrenzzollamt, eine Post, katholische Pfarrei, zwei Kirchen, ein Spital, Brauerei, Brennerei, Bleicherei, Färberei, Schnupftabakfabrikation, Ziegelei, Strumpfwirkerei, Leinwandfabrikation, Steindruckerei, Handel und über 2000 Einw.

Mittelwort, s. v. a. Participium.

Mittelzähne, s. v. a. Schneidezähne.

Mittelzeitig, s. v. a. Anceps.

Mittelzell, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Landgericht Würzburg, mit Mainüberfahrt, Wein- und Obstbau und 1700 Einw.

Mittenwald, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Landgericht Werdenfels, an der Isar, mit Posterpedition, Hauptzollamt, 3 Kirchen, Isarbrücke, Fabriken musikalischer Instrumente und florettseidener Geldbeutel, Holzhandel und Flößerei und 2500 Einw.

Mittenwalde, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, zwischen der Notte, die von hier an Sühne heißt, und dem Hutgraben, mit Spital, Stadtgericht, Post, Leinweberei, Tuchmacherei und 2250 Einw. In der Nähe ein Stationspunkt der berlin-anhaltschen Eisenbahn.

Mitterbad, Badeanstalt im österreichisch-tyroler Kreis Botzen, bei St. Helena, mit einer an Eisengehalt reichen Quelle. Damit verbunden ist eine Milch- und Molkenkuranstalt.

Mittermaier, Karl Joseph Anton, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer der Gegenwart, am 5. August 1787 zu München geboren, studirte zu Landshut und Heidelberg, habilitirte sich 1809 als Privatdocent in Landshut, wurde 1811 daselbst außerordentlicher Professor, folgte 1819 einem Rufe nach Bonn und 1821 nach Heidelberg. Im J. 1831 wurde er zu Bruchsal in die badische Ständeversammlung gewählt und galt seitdem als einer der Hauptvertreter des gemäßigten Liberalismus. Zu seinen Motionen gehören die Anträge auf Trennung der Justiz und Administration, auf Abschaffung der körperlichen Züchtigung als Erforschungsmittel der Wahrheit, auf einen von allen Staatsangehörigen zu leistenden und mit dem Huldigungseide zu verbindenden Verfassungseid. Namentlich drang er auch auf Einführung einer neuen Civilprozeßordnung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, als er zum Mitglied in die zu ihrer Entwerfung berufene Gesetzgebungskommission gewählt worden war. Auch sprach er sich 1831 sehr entschieden für Preßfreiheit aus. Auf den Landtagen von 1833, 1835 und 1837 war er Präsident der 2. Kammer, aus der er wegen der schmerzlichen Stimmung, in die ihn der Tod seines Sohnes versetzte, 1841 austrat. Erst 1846 nahm er seinen Platz wieder in derselben ein u. wurde auf dem Landtage von 1847—48 wieder zum Präsidenten gewählt. Im Jahre 1848 war er Präsident des Vorparlaments, trat dann für die Stadt Baden in die deutsche Nationalversammlung, war hier als Mitglied des Verfassungsausschusses thätig und wirkte für die Gründung eines Bundesstaats auf gesetzlichem Wege. Im April 1849 kehrte er jedoch nach Heidelberg zurück und nahm nur noch an einzelnen Verhandlungen des Parlaments Theil. Noch größeren Ruhm, als in der Volksvertretung erwarb sich M. durch seine Leistungen als akademischer Lehrer und als Schriftsteller. Von seinen vielen Werken, die sich namentlich auf das deutsche Privatrecht, die Theorie des Prozesses und das Strafrecht in seinem ganzen Umfange beziehen, nennen wir folgende: „Lehrbuch des deutschen Privatrechts" (Landsh. 1821), das später in verbesserter Umarbeitung unter dem Titel: „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" erschien, welche in den spätern Ausgaben (5. Aufl., 2 Bde., Regensb. 1837—38, 7. Aufl. 1847) auch das Handels-, Wechsel- und Seerecht umfassen; „Der gemeine deutsche bürgerliche Prozeß, in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civilverfahren und mit den neuesten Forschungen in der Civilgesetzgebung" (1—4 Beitrag, 1820—26; Beitrag 1, 3. Aufl. 1838; Beitrag 2—4, 2. Aufl. 1825—40), ein Hauptwerk über die Theorie des Prozesses; „Handbuch des peinlichen Prozesses" (2 Bde., das. 1810—12), später gänzlich umgearbeitet unter dem Titel: „Das deutsche Strafverfahren in der

Digitized by Google

Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Partikulargesetzgebung" (2 Bde., Heidelb. 1832, 4. Aufl. 1847); „Theorie des Beweises in peinlichen Prozessen" (2 Bde., Darmst. 1821); „Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprozesse" (das. 1834; franz., Paris 1848, span., Madr. 1851); „Anleitung zur Vertheidigungskunst im Kriminalprozesse" (Landshut 1814, 4. Aufl., Regensb. 1844); „Ueber den neuesten Stand der Kriminalgesetzgebung" (Heidelb. 1825); „Ueber die Grundfehler der Behandlung des Kriminalrechtes in Lehr- und Strafgesetzbüchern" (Bonn 1819); „Lehrbuch des Kriminalprozesses" (12. Aufl., Gießen 1837; 13. Aufl. 1840). In den „Italienischen Zuständen" (Heidelb. 1844) gibt er eine Uebersicht des sittlichen und politischen Zustandes der verschiedenen Staaten Italiens, zu welcher ihnen siebenmaliger Aufenthalt in jenem Lande befähigte; in dem Werke: „Die Mündlichkeit, das Anklageprinzip, die Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht" (Stuttg. 1845) prüft er die neuesten wissenschaftlichen und legislativen Bestrebungen auf diesem Gebiet. Dahin gehört auch: „Das englische, schottische und nordamerikanische Strafverfahren" (Erl. 1851). Auch ist M. mit Abegg, Birnbaum und Andern Mitherausgeber des „Neuen Archivs des Kriminalrechtes", mit Franke, Linde und Löhr und Anderen des „Archivs für civilistische Praxis", sowie der „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes".

Mitternacht, der dem Mittag gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, an welchem also die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlauf den tiefsten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht, indem sie zum zweiten Mal in dessen Meridian tritt. Von diesem Augenblick an nimmt der bürgerliche Tag seinen Anfang. M. nach mittlerer Zeit ist der Moment, in welchem astronomische Uhren, die nach der neuern Einrichtung von Mittag an die Stunden zählen, ihre 12. Stunde vollendet haben.

Mitternachtspunkt (Nordpunkt), der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Letztere, in der Schifferspracht Norden genannt, ist die dem Mittag oder Süden gerade entgegengesetzte Himmelsgegend.

Mitternachtsuhr, s. v. a. Sonnenuhr.

Mitterteich, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, mit Posterpedition, 2 Kirchen, Tuch- und Zeugmacherei, Feldbau und 1700 Einw. Dabei der Leonhardsberg, Fundgrube schöner Bergkrystalle.

Mittfasten, der Mittwoch vor dem Sonntag Lätare; Mittfastensonntag, der Sonntag Lätare.

Mittler, Christus als Erlöser.

Mittlere Zeichen, die Zeichen der Ekliptik: Stier, Löwe, Skorpion und Wassermann.

Mittlere Zeit, bei Bestimmung der Tageszeit eine vollkommen gleichmäßig wiederkehrende Periode von genau 24 Stunden, wie solche astronomische Uhren und Chronometer zeigen; vergl. Tag und Zeitgleichung.

Mittwoch, nach der Tagzählung der germanischen und romanischen Völker, welche die Woche mit dem Sonntag beginnen, der 4. Wochentag, hieß wahrscheinlich ursprünglich Wuotanes tac, entsprechend dem lat. dies Mercurii, wie noch jetzt im Engl. Wednesday, im Holl. Woensdag, im Flämischen. Goensdag, im Schwed. und Dän. Onsdag, in Westphalen Godensdag. Die slavischen, litthauischen und finnischen Völker beginnen die Woche mit dem Montag, so daß der M. der 3. Tag ist. Er wird bei den Slaven durch Sreda, Sereda, Srida bezeichnet, ähnlich bei den Finnen durch Keskiwijcko, d. i. halbe Woche.

Mitweida, Stadt im königl. sächs. Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Zschoppau, mit schöner Kirche, Bürgerschule, Postamt, Spinnmühle, Ziegelei, Fabriken in Barchent, Leinwand, Kattun, Flanell, Tuch, Segeltuch, Strümpfen, Bleichen, Handspinnfabriken, Lederschlauchfabrikation, Buchhandlung, Handel und 7200 Einw. M. trieb früher Bergbau.

Mitwissenschaft um ein verübtes Verbrechen, liegt nur in besonderen persönlichen Verhältnissen die Rechtspflicht zu dessen Anzeige bei Gericht auf. Die Kenntniß von einem erst zu verübenden Verbrechen eines Andern pflegt bei allen schwereren Verbrechen, namentlich solchen, welche die Existenz des Staats bedrohen, die Verpflichtung zur zeitigen Anzeige nach sich zu ziehen. Vgl. Verbrechen.

Mityleue, s. Mytilene.

Miurisch (v. Gr.), nach und nach schwächer werdend; miurischer Vers, Hexameter, der am Ende einen Jambus statt des Spondeus hat.

Mixed-Checks, englische Matrosenleinen.

Mixpickles, mit Essig und Gewürz eingelegte unreife Gemüsesorten, z. B. kleine Bohnen, Gurken, Blumenkohl, Spargelköpfe, Pilze.

Mirstadt, Stadt in der preußischen Provinz und Regierungsbezirk Posen, mit 1300 Einw.

Mixteka, Land, s. Oaxaca.

Mixtur (mixtura, mixtio), im Allgemeinen jedes Gemisch, besonders die vom Arzte zum innerlichen Gebrauche verordnete, aus mehren Ingredienzien bestehende flüssige Arznei; sind die Flüssigkeiten nicht konsistent genug, um die festen Theile schwebend zu erhalten, so muß die M. vor dem Einnehmen umgeschüttelt werden (Schüttelmixtur). In der Kupferstecherkunst versteht man unter M. eine Mischung von Oel und Talg oder auch von Wachs, Terpentin, Baumöl und Schmalz, womit die Stellen der Kupferplatte bestrichen werden, welche das Scheidewasser nicht angreifen soll. Im Orgelbau ist die M. (auch miscella und nach alten Benennungen: Mixten, Mixtene, Mixtin, Mixtum) eine gemischte oder aus mehren Chören von verschiedener Größe bestehende Orgelstimme, oder auch eine solche Orgelstimme, bei der auf einem Pfeifenstocke mehre Pfeifenchöre von verschiedener Größe stehen, oder eine solche, die auf jeder Taste mehre Pfeifen, in Oktaven, Terzen und Quinten ꝛc. gestimmt, gleichzeitig zum Tönen bringt, so daß also, wenn eine Taste auf der Klaviatur gegriffen wird, ihr Ton und dessen Oktave, oder Oktave und Quinte, oder diese Intervalle mehrmals in mehren Oktaven, allein oder endlich noch mit der großen Terz vereinigt ertönen.

Digitized by Google

Miya, Stadt auf der japanischen Insel Nipon, mit kleinem Hafen und 2000 Häusern.

Mizpa, 1) Stadt in Palästina, im Ostjordanland, der Wohnort des Richters Jephta. — 2) Stadt daselbst, im Stamme Benjamin, war, mitten unter den Israeliten gelegen, zur Zeit der Richter und Samuels oft der Versammlungsort des Volks. Samuel schlug hier die Philister.

Mizque, Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz im südamerikanischen Staat Bolivia, Departement Cochabamba, erzeugt in der Umgegend Getreide, Honig, Wachs im Ueberfluß.

Mizraim (Mizr), s. v. a. Aegypten; auch s. v. a. Kairo.

Mjunnia, Fluß in Galizien, bildet, mit der Swica vereinigt, einen Nebenfluß des Stry.

Mk., Abbreviatur für Mark.

Mn, chemisches Zeichen für Magnesium.

Mnemonik (Mnemotechnik, Gedächtnißkunst), die Kunst, mittelst einer besondern Methode die Kraft des Gedächtnisses zu ungewöhnlichen Leistungen zu steigern. Schon die Alten kannten eine Gedächtnißkunst, als deren Erfinder der Dichter Simonides genannt wird. Ihre Methode war folgende: Sie nahmen irgend einen begrenzten Raum, z. B. ein Zimmer, u. merkten sich darin eine Reihe von 50 oder 100 Gegenständen, die ihre bestimmten Stellen hatten; mit diesen Plätzen verbanden sie dann die einzelnen Bilder der Wörter und Namen ꝛc., die sie sich in einer bestimmten Reihenfolge merken wollten. Waren größere Massen dem Gedächtniß einzuprägen, so vermehrte man jene Bilderstellen nach dem dekadischen Zahlensystem, so daß sie sich z. B. eine Stadt mit zehn Quartieren von je zehn Häusern mit je zehn Zimmern vorstellten, welches Verfahren sie dann wieder auf die Weise vereinfachten, daß sie das auf die angegebene Art mit mnemonischen Bildern angefüllte Zimmer in zehn verschiedene Lagen des Hauses und dieses Haus wieder an zehn verschiedenen Orten ꝛc. sich dachten. Diese kombinirende Methode der M. ist im Wesentlichen dieselbe geblieben und liegt auch noch den neuesten mnemotechnischen Systemen zu Grunde. Seit dem 15. Jahrhundert wurde die M. wieder eifrig kultivirt und zum Theil als eine Art kabbalistischer Geheimlehre behandelt, wie von Giordano Bruno, dem Vervollkommener der sogenannten lullischen Kunst, und dem Deutschen Lambertus Schenkel, der als umherreisender Lehrer der M. großes Aufsehen erregte. Aber auch klare Köpfe widmeten dieser Kunst ihr ernstes Nachdenken, wie Konrad Celtes im 15. Jahrhundert und später Leibnitz. Die damals erfundenen mnemonischen Methoden waren indeß nichts als Modifikationen der alten und unterschieden sich von dieser höchstens dadurch, daß man, wie Leibnitz, Winckelmann, der Engländer Grey u. A. thaten, zum Behuf des Merkens von Zahlen den Ziffern Buchstaben substituirte und diese auf verschiedene Weise mit dem zu behaltenden Worte verband, wie z. B. durch Umänderung der Endsylbe in diese Buchstaben. In dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war es vornehmlich der kursächsische Landgeistliche Kästner, welcher durch seine Schrift „M. oder System der Gedächtnißkunst der Alten" (Leipz. 1804, 2. Aufl., das. 1805), das Interesse an dieser Wissenschaft von Neuem erregte. Während Kästner aber sich darauf beschränkte, die Methode der Alten zu erneuern und namentlich auf die Erlernung von Sprachen anzuwenden, stellte der Freiherr von Aretin in seiner Schrift: „Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der M." (Sulzbach 1810, vergl. dessen „Kurzgefaßte Theorie der M.", Nürnberg 1806) ein wenigstens zum Theil neues System auf, indem er zwar die von den Alten gebrauchten Ordnungsbilder, nicht aber ihre Gedächtnißplätze beibehielt, sondern z. B. an die Stelle der Zahlen Buchstaben setzte, an deren alphabetische Reihenfolge sich leicht weitere Kombinationen, die mit den Bildern des dem Gedächtniß einzuprägenden Stoffs verbunden werden konnten, anknüpfen ließen. Kästner gab selbst öffentliche Proben seiner mnemonischen Methode, Aretin ließ solche durch seinen Schüler, den Licentiaten Duchet, ablegen. Neben ihnen trat Gregor von Frinaigle, ein ehemaliger Ordensgeistlicher, in seiner Schrift: „Notice sur la mnémonique" (Paris 1806) mit einem aus ältern und neuern Methoden zusammengesetzten Systeme auf. Neu und originell ist die von Aimé Paris in seinen „Principes et applications diverses de la mnémotechnie" (7. Aufl., Par. 1833) veröffentlichte Methode. Hiernach werden die Wörter der französischen Sprache so betrachtet, wie sie nach ihrer Aussprache geschrieben werden sollten, und dann in Laute und Artikulationen aufgelöst, wodurch die chronologischen Ziffern und Zahlen zum Behuf des leichtern Merkens derselben ausgedrückt werden, während das Behalten von Nomenklaturen auf andere Weise, nämlich vermittelst gewisser Points de rappel, welche Zahlen entsprechen und aus denen man in Verbindung mit dem zu Merkenden eine Formel konstruirt, erleichtert wird. Eine Modifikation dieses Systems ist das der Brüder Joseph Feliciano und Alexander de Castilho, welche 1832 in Frankreich u. Belgien mit Erfolg öffentliche Proben von ihrem Verfahren ablegten, auch einen „Traité de mnémotechnie" (5. Aufl., Bordeaux 1835) und ein „Dictionnaire mnémonique" herausgaben. Einen eigenthümlichen Weg schlug der Pole Jazwinski ein, indem er mnemonische Quadrate konstruirte und diese, so wie ihre Kombinationen, mit Bildern belegen ließ. Diese Methode ward mehrfach auf den Unterricht mit Erfolg angewendet und später von dem polnischen General Bem vervollkommnet. Von den neuern Systemen verdient noch das des Grafen Mailáth (Wien 1842) Erwähnung, indem es zwar nichts Neues, aber doch eine sehr brauchbare Zusammenstellung des Nutzbarsten aus den frühern Leistungen gibt. Den bedeutendsten Namen als Mnemoniker erwarb sich aber in der neuesten Zeit (seit 1840) der Däne Karl Otto, genannt Reventlow, der die M. auf die Stufe der Ausbildung erhob, die eine unerläßliche Bedingung ihrer unmittelbaren Anwendung beim Unterricht ist. Er reducirt in seinem „Lehrbuch der Mnemotechnik" (Stuttgart 1843) u. seinem „Wörterbuch der Mnemotechnik" (das. 1844) alle Gedächtnißoperationen auf die reine Verstandesthätigkeit, indem er sich auf den allgemein aner-

Digitized by Google

kannten Grundsatz stützt, daß man Das am leichtesten und dauerndsten behalte, was zum Gedanken geworden und in das verstandesmäßige Bewußtseyn übergegangen ist. Demgemäß verwandelt er Alles, was außerhalb der Sphäre des Begriffe liegt, d. h. alle Zahlen und Laute, von denen man nichts als ihre numerischen und Lautbeziehungen kennt, nach einer bestimmten allgemeinen Regel in Begriffe. Sein Schema der Substitutionen für Zahlen ist der Hauptsache nach folgendes:

o	i	z	e	a	s	o	r	o	e
l	t	n	m	r	s	b	f	h	g
x	d	v	w	p	sch	p	pf	j	k
					ss		ph		ck

Die Wahl der substituirten Buchstaben ist bestimmt durch die Aehnlichkeit mit den Ziffern, wie g und 9, b und 6, s und 5, f und 7; die übrigen Buchstaben schließen sich organisch an, p an b, k an g; ferner nach der Zahl der Grundstriche: 2=n, v; 3=m, w, oder nach den Anfangs- und Endbuchstaben des Zahlwortes: zero, null (z, l=o), quatuor, vier (q, r=4). Der Buchstabe x ist =gs=95. Die Vokale haben bei der Substitution für die Zahlen nie einen Werth. Ein für eine Zahl substituirtes Wort heißt ein numerisches Wort. Die statt der Zahlen gesetzten Buchstaben geben eine Kombination, aus welcher sich durch Einfügung der Vokale das numerische Wort ergibt, z. B. 492=rgu=regen; 525=cns =Cens(ur). Da für jede Zahl viele Kombinationen gebildet werden können, so kommt es darauf an, immer diejenige zu wählen, aus welcher sich ein Wort gestalten läßt, das in enger Beziehung zu dem jedesmaligen Gegenstande steht. Diese Wahl wird aber nur Dem recht gelingen, der den gegebenen Begriff in allen seinen Beziehungen schnell zu überblicken im Stande ist. Am nächsten liegt die Anwendung der Methode auf die Chronologie. Soll z. B. das Jahr 1486, in welchem das Institut der Censur zuerst auftauchte, gemerkt werden, so braucht man nur das Wort Rhabarber (r=4, b=8, b=6; die Substitution für 1000 fällt weg, weil hinsichtlich der Jahrtausende nicht wohl ein Irrthum möglich ist) in irgend eine Beziehung mit dem Begriffe Censur zu bringen. Mit Hülfe dieser Methode können unter Beobachtung einiger sich leicht ergebender weiteren Regeln sehr große Zahlen und Zahlenreihen dem Gedächtniß leicht und auf die Dauer eingeprägt werden. Reventlow hat auf wiederholten Reisen durch Deutschland außerordentliche Proben seiner mnemotechnischen Gewandtheit abgelegt. Zugleich bemühte er sich und zwar mit weit glücklicherem Erfolg, als alle seine Vorgänger, seine leicht anzueignende Methode auch für den Unterricht, namentlich zur Erlernung geschichtlicher Daten, brauchbar zu machen. Nach einer ähnlichen Methode, wie Reventlow, verfährt Hermann Kothe, welcher ebenfalls ein „Lehrbuch der M." (2. Aufl., Hamb. 1852) herausgab.

Mnemosyne, die Tochter des Uranus und der Gäa, eine Titanide, die Göttin des Gedächtnisses, von Zeus Mutter der 9 Musen, indem sie in Pierien 9 Nächte in seinen Armen ruhte. Es wird ihr die Erfindung der Rechenkunst zugeschrieben. Der Hauptsitz ihrer Verehrung war Eleuthera in Böotien.

Mnevis, einer der heiligen Stiere der Aegypter, der zu Heliopolis verehrt wurde, dessen Dienst aber später durch den Apisdienst verdunkelt wurde.

Mnioch, Johann Jakob, deutscher Schriftsteller, geboren am 13. Oktober 1765 zu Elbing, studirte in Jena, war dann einige Zeit in Halle Hauslehrer und erhielt darauf 1790 das Rektorat zu Neufahrwasser bei Danzig. Wegen einer originellen Pasquinade mußte er diese Stelle aufgeben und ging nach Warschau, wo er 1796 zum ersten Direktionsrath der preußischen Lotteriedirektion ernannt wurde und am 22. Febr. 1804 †. Schon in seiner Jugend zeichnete er sich durch originelle Einfälle aus. Da sich sein Vater im Dienst zurückgesetzt sah, schrieb der Knabe einen Brief an Friedrich II., in welchem er diesen mit Du anredete. Dies Schreiben gefiel dem König so wohl, daß dem Vater seine Stellung verbessert wurde. Schon in Jena und Halle dichtete er manches Lied; am bekanntesten ist das Lied vom Grabe: „Wir werden Alle Platz und Raum ꝛc.", so wie sein Maurerlied am Johannisfest 1798. Wieland und Herder, so wie Schlichtegroll, Faber u. A. standen mit ihm in Verbindung; sein persönlicher Umgang war durch seine geistige Regsamkeit und seine Gewandtheit im Ausdruck, die ihn zum Improvisator befähigten, höchst anziehend. Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl, dessen Uebergewicht ihn an der Vollendung größerer Werke hinderte; in seinem moralischen Charakter war Excentricität mit Schwäche gemischt. Seine bessern Arbeiten sind vereinigt in „Sämmtliche auserlesene Werke" (3 Bde., Görl. 1798 ff.) und „Analekten" (2 Bde., Görl. 1804). Seine Gattin, Maria M., geboren 1777 zu Neufahrwasser bei Danzig, wurde von ihrem Gatten so weit ausgebildet, daß er ihre auf einzelnen Blättern zerstreuten und oft während der häuslichen Beschäftigungen aufgeschriebenen Gedanken und Aufsätze unter dem Titel „Zerstreute Blätter ꝛc." (Görl. 1800, 2. Aufl. 1821) als eine willkommene Gabe in die deutsche Literatur einführen konnte. Sie † 1796 zu Warschau.

Mo, chemisches Zeichen für Molybdän.

Moabiter, Name eines Volks, dessen östlich vom todten Meere und Jordan gelegenes Gebiet früher von den Emim bewohnt wurde. Dieses Gebiet machte einen Theil des heutigen Kerek aus und hatte zur Hauptstadt Ar oder Rabbath Moab. Als Stammvater des Volkes wird Moab genannt, der in Blutschande mit seiner ältesten Tochter erzeugte Sohn Lots. In ihrer Verbreitung wurden die M. zuerst durch die Ammoniter beschränkt, und der Name Gefilde Moab für die Ebenen am Jordan, Jericho gegenüber, zwischen Livias und Hesbon zeigt ihre frühere Ausdehnung nach Norden, als sie noch gemeinschaftlich mit den Ammonitern alles Land zwischen dem Arnon und Jabok inne hatten.

Digitized by Google

Nur diese von den M. aufgegebenen Gegenden nahmen die Israeliten Anfangs in Besitz, weshalb die M. Anfangs Friede mit Israel gehabt zu haben scheinen. Erst als die Israeliten sich Basans bemächtigt hatten, rückten die M. in die von den Israeliten verlassenen Gebiete ein, doch scheint auch jetzt sich ein friedliches Verkehrsverhältniß zwischen beiden Völkern gestaltet zu haben. In der Periode der Richter hatten die M. das israelitische Volk auf 18 Jahre unterjocht, bis der Richter Ehud ihren König Eglon ermordete. Auf die Niederlage, welche den M.n von dem Stamme Ephraim darauf beigebracht wurde, scheinen die Zeiten des friedlichen Verkehrs wiedergekehrt zu seyn, wie sie den Hintergrund für die Erzählungen des Buchs Ruth (s. d.) bildeten und David gestatteten, seine Familie vor Saul zu seinen Verwandten mütterlicher Seits zu flüchten. Später wurden sie zwar von David zinsbar gemacht, und bei der Theilung des davidschen Reichs kam Moab an das Reich Israel, doch wußten sie sich um 900 v. Chr. dem Tribute wieder zu entziehen und benutzten fortwährend die Schwäche der Israeliten zu Plünderungszügen über den Jordan, bis Jeroboam sie wieder zur Zinspflichtigkeit zurückführte. Nach der Wegführung der Stämme Ruben und Gad durch Tiglat Pileſſar (761 v. Chr.) besetzten die M. deren Gebiet, wurden aber wohl durch einen zweiten Einfall der Assyrer wieder bis zum Arnon zurückgedrängt. Der Zug Nebukadnezars wälzte die M., wie die Ammoniter mit zum Kampf gegen Jerusalem heran. Bald nach dem Abzuge des babylonischen Heeres forderten sie aber den jüdischen König Zedekias zum Aufstand auf, weshalb die Babylonier im 5. Jahre nach Jerusalems Fall auch gegen die M. zogen. Bei der Rückkehr der Juden widersetzten sie sich mit den Ammonitern dem Bau der Mauern von Jerusalem. Nach der Besiegung der M. durch Alexander Jannäus verlor sich der Name des Volkes in dem der Araber. Ueber die religiösen und politischen Verhältnisse der M. haben wir nur dürftige Nachrichten. Ihre Religion, im Ganzen die altkananäische, war ein wollüstiger Naturdienst mit Menschenopfern. Als ihre Götter werden erwähnt der Baal Peor und Chamos. Gegen diese und die politischen Verhältnisse der M. zu Israel schleudern die Propheten ihre Drohungen und Verwünschungen. Ihre politische Verfassung war monarchisch. Auch in den Zeiten ihrer Abhängigkeit von Israel hatten sie Vasallenkönige, denen die Stammeshäupter zur Seite standen. Vgl. G. Kohlreif, Geschichte der Philister und M., Lübeck 1738.

Moallakat (arab.), d. h. die Aufgehangenen, Name von sieben größeren arabischen Gedichten, welche aus der Zeit vor Mohammed herstammen und wegen ihres großen Ansehens in dem Tempel zu Mekka in goldenen Buchstaben geschrieben aufgehängt waren. Ihren Ursprung verdanken sie den auf der Messe zu Okkat in Tehama gewöhnlich Statt findenden poetischen Wettkämpfen. Sie besingen die Tapferkeit und andere Tugenden und beginnen regelmäßig mit dem Preis der Geliebten. Eine englische Uebersetzung lieferte Jones, die dann von Hartmann unter dem Titel: „Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel" (Münster 1802) ins Deutsche übersetzt wurde. Eine vollständige Ausgabe mit Scholien erschien zu Kalkutta 1823 (kritisch bearbeitet von Arnold, Leipzig 1850). Einzelne der Gedichte wurden von verschiedenen Gelehrten herausgegeben, z. B. die „Moallaka" des Tarafa von Bullers (Bonn 1827), des Amr-ben-Kelthum von Kosegarten (Jena 1829), des Amr-ul-kais von Hengstenberg (Bonn 1822), des Zohair von Rosenmüller (Leipzig 1828), des Lebid von Peiper (Breslau 1828), des Antar von Willmet (Leyden 1816) und des Hareth von Bullers (Bonn 1827). Deutsche Bearbeitungen in poetischer Form gaben Hammer in seiner „Literaturgeschichte der Araber" und Rückert in seiner Uebersetzung der „Hamasa".

Mob (engl.), s. v. a. Pöbel, Gesindel.

Mobbn, Reich, s. v. a. Borgu.

Mobile, die wichtigste Stadt und das Handelsemporium des nordamerikanischen Freistaats Alabama, an dem westlichen Arme des gleichnamigen Flusses, 7 Meilen von dessen Mündung in die 6½ Meilen lange und 4 Meilen breite Mobilebai, die durch zwei, durch die Dauphininsel getrennte Straßen mit dem Golf von Mexiko in Verbindung steht, auf einer ausgedehnten Ebene, die sich 15 Fuß über den höchsten Wasserstand des Flusses erhebt, gewährt von der Bai aus einen herrlichen Anblick und hat einen durch das Fort Morgan geschützten Hafen, eine Wasserleitung, 7 Kirchen, die Barton-Akademie, eine Post, ein Gerichtshaus, Gefängniß, Zollhaus, Hospital, Seehospital der Vereinigten Staaten, 46 Werfte, 3 Banken, ein Theater und (1850) 20,513 Einwohner, worunter 9804 Sklaven. Die Stadt bildet nächst Neworleans den bedeutendsten Baumwollenmarkt der Vereinigten Staaten, welchem Umstande sie auch ihr schnelles Aufblühen verdankt. Auch mehre große Baumwollenfabriken sind hier in den letzten Jahren gegründet worden.

Mobile Kolonnen, Truppenabtheilungen, welche in verschiedenen Richtungen im Rücken der befreundeten Hauptarmee umherziehen, um die Verbindungs- und Rückzugsstraße frei zu erhalten, die Militärverwaltungsbehörden bei ihren Maßregeln zu unterstützen, Aufstände des feindlich gesinnten Landvolks zu verhindern oder zu unterdrücken, Marodeurs aufzusuchen, der Plünderung und anderer Unordnung vorzubeugen ꝛc. Eine andere Bestimmung haben die m.n K. dann, wenn sie zum sogenannten kleinen Krieg gebraucht werden, um den Feind in größeren Entfernungen zu beunruhigen, ihm Transporte und Magazine zu nehmen und überhaupt, um die Streitkräfte auf mehre Punkte zugleich auszudehnen, ohne die Hauptarmee auf nachtheilige Weise zu schwächen.

Mobiliarsteuer, die Abgabe, welche von dem beweglichen Vermögen erhoben wird und zu den direkten und Vermögensteuern gehört. Hauptgegenstand derselben ist das aktive Kapitalvermögen der Staatsbürger; doch erstreckt sie sich auch auf andere Gegenstände des sogenannten beweglichen Vermögens. Sie darf

Digitized by Google

aber nicht auf solche Dinge gelegt werden, deren Vermehrung für den Staat von großem Nutzen ist, wie z. B. auf den Viehbestand der Landwirthe.

Mobilien (v. Lat.), d. i. bewegliche Güter, auch fahrende Habe, Fahrniß, Gereide, alles bewegliche Eigenthum im Gegensatze zu dem unbeweglichen oder Grundeigenthum. Das römische Recht bezeichnete nur Grund und Boden und was damit zusammenhängt als unbeweglich, alle anderen körperlichen Sachen als beweglich. Die deutschen Rechte haben den Begriff des unbeweglichen Gutes näher festzustellen gesucht und noch insbesondere als solches bezeichnet, was erd-, wand-, niet- und nagelfest ist. Partikularrechtlich ward der Begriff der körperlich beweglichen Sachen weiter gefaßt, wie z. B. nach dem Grundsatze: „Was die Fackel verzehrt, ist Fahrniß" hölzerne Gebäude, Saaten, Früchte und Bäume auf dem Felde als M. gelten. Dagegen hat die weitere Behauptung, daß den in ihrer kollektiven Einheit schwer bewegbaren M., als Waarenlagern, Bibliotheken u. dergl., der rechtliche Charakter der Immobilien zukomme, keinen anderen Grund, als einen partiellen oder nur in einzelnen Beziehungen zur Anwendung gebrachten Gerichtsgebrauch. Endlich werden in deutschen Partikularrechten gewisse Theile des beweglichen Vermögens oder der fahrenden Habe häufig unter besonderen Kollektivnamen, als Hausrath, Ingedömte, Kistenpfand ꝛc., zusammengefaßt und dafür besondere Rechtsnormen aufgestellt. Nach deutschem Rechte war an den M. kein sogenanntes ächtes Eigenthum möglich, welches letztere sich lediglich auf Immobilien oder Grundeigenthum bezog; daher konnten an M. Freie wie Unfreie gleiche Rechte haben, während das Grundeigenthum die Freiheit voraussetzte. Ueber die Fahrniß konnte in der Regel frei verfügt werden; bei dem Gute dagegen war die Veräußerung meist von der Zustimmung der nächsten Erben abhängig. Damit hing ferner zusammen, daß M. schon durch bloße Uebergabe zum Eigenthum, sowie durch ursprünglichen Erwerb mit vollem Rechte erworben wurden, während das Eigenthum an Immobilien in der Regel nur durch Uebergang mittelst Erbfolge und durch Uebergabe unter öffentlicher Auktorität mittelst der sogenannten gerichtlichen Auffassung entstand. Weitere Unterschiede zwischen M. u. Immobilien zeigten sich bei dem Erwerbe durch Verjährung, durch Abschluß von Ehen und durch Erbfolge. In den Ländern des sächsischen Rechts bildete sich durch Gerichtsgebrauch der Grundsatz aus, daß bewegliche Sachen schon durch Besitz nach Jahr und Tag, unbewegliche erst nach 31 Jahren, 6 Wochen, 3 Tagen erworben werden konnten. Mit der unbeschränkten Freiheit eines rechtlichen Erwerbes an M. hing dann bei Eheleuten in den Ländern des fränkischen Rechts die neben der Errungenschaftsgemeinschaft Statt findende Mobiliargemeinschaft zusammen, wogegen die Stammgüter oder das ungereide Gut dem Theile verblieben, der sie eingebracht hatte. Hiermit in Verbindung steht das Erbrecht der Ehegatten, wonach sich häufig die eingebrachten Liegenschaften der Verstorbenen abgesondert vererben, so daß dem überlebenden Ehegatten nur der Nießbrauch daran zusteht, während er alleiniger Eigenthümer der Fahrniß u. Errungenschaft wird. Neuere Partikularrechte stellen die beweglichen Sachen mit den unbeweglichen wenigstens in einzelnen Beziehungen auf gleiche Linie, wie z. B. Kleinodien, unverwirktes Gold und Silber häufig zu den unbeweglichen Sachen zählten. Auch bloße Forderungen und Rechte werden bald zu den einen, bald zu den andern gezählt. Noch ist zu bemerken, daß auch Staatskapitalien immobilisirt werden können, wenn sie im Staatsschuldenbuche als unveräußerlich bemerkt oder unablöslich auf Immobilien hypothecirt werden. Der Unterschied zwischen M. und Immobilien ist noch besonders im Erbrechte wichtig. M. werden nach dem Rechte vererbt, welchem der Erblasser für seine Person unterworfen war, die Immobilien nach dem Rechte des Landes, wo sie liegen. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man unter M. das Hausgeräthe, Möbeln ꝛc.

Mobilmachung (Mobilisirung), das in Bereitschaftsetzen der Truppen zu einem Feldzuge, wozu namentlich die Herbeischaffung der bei dem Fuhrwesen erforderlichen Bespannung, die Ergänzung der Mannschaften und Pferde nach Maßgabe des Kriegsetats, die Anschaffung hinreichender Munition, des Schanzzeugs und Kochgeschirrs, bei der Kavalerie der Remonte gehört. Eine gut eingerichtete Armee muß binnen wenigen Tagen mobil gemacht werden können.

Mocades (Moguettes, auch Maucade, frz.), sammetartiger, wie Plüsch gewebter Zeuch.

Mochnacki, Maurycy, polnischer Publicist, geboren 1804 auf dem Gute Bojanick in Galizien, besuchte 1819 und 1820 das Lyceum zu Warschau und darauf die Universität daselbst, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, wurde aber, als er die Prüfung zur Erlangung der Magisterwürde ablegen sollte, geheimer Verbindungen verdächtig, auf Befehl des Großfürsten Konstantin verhaftet und zur Uebernahme eines öffentlichen Amtes für unfähig erklärt. Später als angebliches Mitglied des patriotischen Vereins wiederum eingekerkert, entwarf oder unterschrieb er, um frei zu werden, einen im Sinn der Regierung abgefaßten Plan, wie man in Polen durch ein neues Erziehungsreglement die fortschreitende Aufklärung unterdrücken könne. Darauf erhielt M. zwar seine Freiheit wieder und übernahm eine ihm angebotene Stelle im Censurbureau, wo aber seine Thätigkeit den Absichten der Regierung so entgegengesetzt war, daß er schon nach 2 Monaten entlassen wurde. In den Jahren 1826—30 betheiligte er sich an der Redaktion der „Izys polska", einer Zeitschrift für Industrie und Landwirthschaft, redigirte 1827—29 die „Gazeta polska" und nachher den „Kurjer polski", dessen Aufsätze sehr geeignet waren, die Polen in fortwährender Agitation zu erhalten. Auch verbreitete er anonym viele heftige revolutionäre Schriften, die eine große Verbreitung unter dem niederen Volk fanden. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution erschien seine Schrift „O literaturze polskiega wieku dziewietnastym" (Ueber die polnische Literatur des 19.

Digitized by Google

Jahrhunderts, Bd. 1, Warschau 1830), welche viel zu dem richtigen Verständniß und zur Anerkennung einiger neueren Dichter beigetragen hat. An der polnischen Revolution nahm er mit seinem Bruder Camill M. den thätigsten Antheil. Allein sein Einfluß wurde bald gebrochen, als bei der Durchsuchung der Papiere Konstantins jener von M. im Kerker unterschriebene Plan einer neuen Volkserziehung aufgefunden wurde. Man hielt ihn nun für ein niedriges Werkzeug Rußlands, und all' seine kühnen Vorschläge in der von ihm neugegründeten „Mcoda polska" (das junge Polen) fanden keinen Beifall. Er trat deshalb in das erste Jägerregiment zu Fuß als Gemeiner ein und focht in der Schlacht bei Grochow, wie später bei Okuniew, Wawre, Liw, Dlugosiodlo und Ostrolenka mit der größten Auszeichnung. In der letzteren Schlacht schwer verwundet, lieferte er während seiner Heilung für die „Dziennik powszechny" sehr gediegene Artikel. Nach der Uebergabe Warschau's ging er mit den übrigen Flüchtlingen nach Frankreich. Hier schrieb er: „Powstanie narodw polskiego" („Geschichte des polnischen Aufstandes", 2 Bde., Paris 1834), in welcher er seinen Landsleuten den Vorwurf machte, daß ihre selbstsüchtigen Parteiungen des Vaterlandes Untergang verschuldet hätten. Er † am 20. December 1834 zu Auxerre, wo ihm ein schönes Denkmal errichtet ist. Seine während und nach der Revolution verfaßten Aufsätze erschienen von Jelowicki gesammelt als „Pisma rozmaite" (Vermischte Schriften, Paris 1836).

Mock (engl.), Rohstahl, stahlartiges Eisen.

Mockerheide, große Ebene bei dem Dorfe Mock in der holländischen Provinz Geldern, bekannt durch den Sieg der Spanier unter Requesens über die Holländer unter Ludwig und Heinrich von Oranien den 14. April 1574.

Modalismus und **Modalisten**, s. Tritheit.

Modalität (v. lat. modus), die Art und Weise, wie etwas existirt oder geschieht oder gedacht wird, also im Allgemeinen Alles, was man unter zufälliger, veränderlicher Bestimmung eines Dings zu begreifen pflegt. In diesem Sinn spricht man von der M. eines Geschäfts, einer Handlung ꝛc. In der philosophischen Terminologie aber bedeutet M. eine Bestimmung des Urtheils, wodurch das Verhältniß des letzteren zu dem urtheilenden Subjekt bezeichnet wird. Dieses Verhältniß kann dreifacher Art seyn, je nachdem ein Urtheil entweder als bloß möglich, oder als wirklich gültig, oder als nothwendig gedacht wird, also für den Urtheilenden entweder problematisch oder assertorisch oder apodiktisch ist. Hieraus ergeben sich die sogenannten Modalitätsbegriffe der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit. Kant nahm in diesen logischen Bestimmungen des Urtheils besondere Funktionen des Verstandes im Urtheilen an. Sie sind bei ihm die drei letzten unter den zwölf Kategorien, welche er für Stammbegriffe des menschlichen Geistes erklärte. Doch ist es nicht nöthig, Behufs der Ableitung jener Modalitätsbegriffe dieselben auf eine besondere Organisation des menschlichen Geistes zurückzuführen. Jedes Urtheil als ein solches ist im Grunde nichts weiter, als eine bloße Versicherung und also assertorisch; problematisch oder apodiktisch wird es erst, wenn man es mit seinem Gegentheil vergleicht. Ist nämlich das Gegentheil unmöglich oder undenkbar, so wird das Urtheil zu einem nothwendigen; ist dagegen das Gegentheil logisch möglich, so daß es keinen Widerspruch in sich schließt, so nimmt das Urtheil den Charakter des problematischen an. Vgl. Urtheil.

Mode, im weiteren Sinne der Inbegriff alles Dessen, was in einem Orte, einem Lande oder auch in einer Zeit im gesellschaftlichen Leben rücksichtlich der Lebensweise und des Benehmens Sitte und Gewohnheit ist; im engeren Sinne aber die gerade herrschende Art der Kleidung, so jedoch, daß vornehmlich das Veränderliche, mehr oder minder rasch Wechselnde in den äußeren Formen des Lebens im Gegensatze zu dem Bleibenden und Stabilen damit bezeichnet wird. Da jener Wechsel sich entweder auf Entbehrliches, auf sogenannte Luxusgegenstände bezieht, oder in Hinsicht auf die eigentlichen Lebensbedürfnisse nur die Art und Weise, sie zu befriedigen, der Veränderung unterliegt, wie z. B. der Schnitt der Kleidung, so ergibt sich hieraus, daß ganz unkultivirte Völker, denen Luxusbedürfnisse unbekannt sind, auch den Wechsel der M. nicht kennen. Nur wo lebendiger Verkehr mit auswärtigen Nationen den Blick auf neue Gegenstände des Genusses hinlenkt, wo emsige Industrie den mannichfaltigen Bedürfnissen vollkommen Genüge zu leisten sucht und wo dieser Zweig menschlicher Thätigkeit in Verbindung mit einem ergiebigen Boden nationalen Wohlstand schafft, wo das Klima den Menschen nicht an eine und dieselbe Art zu leben, sich zu kleiden, zu wohnen ꝛc. bindet, wo endlich nicht despotische Willkür der individuellen Freiheit und Laune Schranken setzt, wird die M. ihren umgestaltenden und erneuernden Einfluß ausüben können. Das Beispiel der Chinesen und anderer civilisirten asiatischen Völker zeigt, daß, wo religiöser oder politischer Druck ein starres Festhalten an den althergebrachten Gewohnheiten u. Einrichtungen erzeugt, trotz der herrschenden Bildung die Mannichfaltigkeit der M. ausgeschlossen bleibt. Es würde daher große Befangenheit des Urtheils verrathen, wenn man die M. geradezu verdammen wollte. Sie ist die nothwendige Folge der Kultur, wie sie diese auch selbst wieder befördert. Unsere Industrie hätte nicht die staunenswerthe Höhe, auf welcher wir sie in der Gegenwart erblicken, erreichen können, wenn nicht der Wechsel und das Bedürfniß der M. der industriellen Thätigkeit den nöthigen Antrieb und die erforderliche Unterstützung gegeben hätte. Verwerflich ist nur die Modesucht, die zur gecken- und flutterhaften Narrheit ausartet, indem sie das Wichtigere über dem Unwichtigen, Hauptsachen über Nebensachen verabsäumen läßt. Als tonangebend in Bezug auf die M. galten früher und gelten noch immer im christlichen Europa und Amerika die Franzosen. Die Zeitschriften, welche ihre Spalten den Veränderungen der M. öffnen, sind deutschen Ursprungs. Die erste

Digitized by Google

dieser Art war die „Mode- und Galanteriezeitung oder unentbehrliches Handbuch ꝛc.“ (Erfurt, 1758 ff.), der viele andere folgten, unter denen die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode“, das frankfurter „Journal des dames“, die leipziger „Modenzeitung“ und das pariser Wochenblatt „Album des salons, ou Revue des modes et galerie des moeurs“ zu bemerken sind. Die Geschichte der M. im Ganzen bildet einen nicht unerheblichen Theil der Kultur- und Sittengeschichte, namentlich der des modernen Europa, in dem sich die ganze Sinnes- und Denkweise eines Zeitalters oft sehr charakteristisch in den äußeren, wandelbaren Lebensformen ausspricht. Vgl. H. Hauff, „Moden und Trachten, Fragmente zur Geschichte des Kostüms“, Stuttgart und Tübingen 1840; Weiß, „Geschichte des Kostüms“, Bd. 1, Berlin 1853; Falke, die deutsche Trachten- und Modewelt (Leipzig 1859).

Modecca, Pflanzengattung aus der Familie der Asclepiadeen, Klettersträucher in Ostindien, mit der bekanntesten Art: **M. palmata** *Lam.*, ein dichte Wälder liebender und fast immer blühender Kletterstrauch mit abwechselnden, mehrlappigen, rothgesäumten Blättern und gelben Blüthen in Achselträuben. In Malabar benutzt man den Saft dieser Pflanze mit Kokosmilch bei Brustbeklemmungen und die Wurzel als ein den Magen und den Darmkanal stärkendes Mittel.

Modell (Modul, v. lat. modulus), in der Baukunst ein Maß von relativer Größe, welches für die Dimensionen der Säulen gilt. Seine Größe hängt von der jedesmaligen Stärke der Säule ab, da der untere Durchmesser der Säule zwei M. gibt. Ein M. wird in 30 Theile (Minuten, Partes) getheilt, wodurch man den Maßstab für die Säulen und deren Gebälke erhält.

Modell (v. lat. modulus), Vorbild, Musterbild, in der Baukunst ein in verjüngtem Maßstab aus Holz, Thon, Papiermasse, Gyps, Kork, Wachs ꝛc. angefertigtes Abbild eines im Großen entweder schon vorhandenen oder erst auszuführenden Gegenstandes, mit Hülfe dessen man das wechselseitige Verhältniß der einzelnen Theile desselben zu einander besser prüfen und leichter beurtheilen kann. So fertigt man M.e von schwierigen Dachverbindungen, Gewölbkonstruktionen, weit gesprengten Brückenbogen, auch von ganzen Gebäuden, um deren innere Einrichtung leichter übersehen zu können. Solcher M.e bedürfen ganz besonders auch die Mechaniker und Maschinisten bei ihren Erfindungen und Verbesserungen im Bereiche der praktischen Mechanik. Eine der reichhaltigsten Sammlungen solcher mechanischen M.e ist die in München; eine ausgezeichnete Modellsammlung mittelalterlicher Kirchen bewahrt das berliner Museum. In der Bildhauerkunst und Bildgießerei versteht man unter M. den von dem Künstler aus Thon, Gyps oder Wachs geformten Körper, der als Vorbild bei der Herstellung desselben Körpers aus einem härteren Stoffe dient; in der Malerei solche männliche oder weibliche Individuen, welche nackt dem Künstler zum Gegenstande des Studiums dienen (M. stehen); auch nennt man den zu demselben Zwecke gebrauchten Gliedermann M. Eine Nachbildung nach einem solchen M. heißt ein Akt oder eine Akademie.

Modell, einem Gegenstande eine bestimmte Gestalt geben, ihn nach einem gewissen Muster (s. Modell) bilden; Figuren oder Muster geben, z. B. bei der Schriftgießerei, beim Schönschreiben, bei der Weberei, Zuckerbäckerei ꝛc.

Modena, souveränes italienisches Herzogthum, liegt zwischen 28° 5′—29° 2′ östl. Länge u. 43° 56′—44° 57′ nördl. Breite, grenzt nördlich an die Lombardei und Guastalla, südlich und südöstlich an Lucca, das Meer und Toskana, östlich an den Kirchenstaat, westlich und südwestlich an Parma und Sardinien und steht mit dem dazu gehörigen Herzogthum Massa-Carrara nur durch einen schmalen Landstrich in Verbindung. Die Angaben seines Areals schwanken zwischen 94 und 110 □Meilen; die Bevölkerung bestand 1854 aus 606,000 Seelen. Gegen den Po hin ist das Land flach und eben, erhebt sich aber gegen Süden terrassenförmig bis zum Apennin, an dessen Südabhang es sich steil zum Meere herabsenkt. Der Apennin, der zwar auch hier in seinen höchsten Spitzen, dem Monte Cimone, Doccia, Cenere, sich nicht viel über 6500 Fuß erhebt, steigt doch höher empor, als in Parma. Die aus dem Schooß des Apennins entquellenden Gewässer, die das Land durchströmen, eilen entweder nördlich dem Po zu oder suchen südlich vom Gebirge aus den Weg nach dem Meere. Die Secchia ist das Hauptgewässer des Landes, u. in ihr Gebiet gehört der Dolo, Fresnara, Canone, die Tagliata; östlich von der Secchia und parallel mit ihr läuft der Panaro, der aus dem kleinen Lago Santo entspringt und durch einen Kanal mit der Secchia in Verbindung gesetzt ist. Alle andern Flüsse sind unbedeutend. Als künstliche Wasserstraße ist noch der schiffbare Kanal Tassoni hervorzuheben, welcher, vom Crostolo ausgehend, Reggio mit dem Po verbindet. Die Landseen sind unbedeutend; bemerkenswerth ist auf dem Apennin der Lago di Fratignano. Sehr besucht sind die Heilquellen zu Acquaria. Das Klima ist gut, doch minder schön, als im übrigen Italien. Die landwirthschaftliche Kultur wird durch die Fruchtbarkeit des Bodens, vortheilhafte Bewässerung und die sehr regsame Thätigkeit der Bewohner unterstützt, so daß beträchtliche Ausfuhr von Getreide und Reis nach der Lombardei Statt findet. Das ganze Land ist mit Meierhöfen besäet, deren Anbauer meist Erb- oder Zeitpächter sind. Neben Ackerbau treibt man starken Weinbau, Obst- und Oelbau, sowie bedeutenden Seidenbau. Die Rindvieh- und Schweinezucht ist sehr ausgedehnt und in einem vortrefflichen Zustande, so daß eine ansehnliche Masse Schlachtvieh nach Toskana und Lucca ausgeführt wird. Pferde gibt es fast gar nicht, um so häufiger sind die Esel, in den Gebirgen die Ziegen. In Bezug auf den Bergbau sind nur die Eisenminen im Garfagnanathale hervorzuheben. Steinöl wird in ansehnlicher Quantität gewonnen und dient vorzugsweise als Brennmaterial und zur Bereitung von Farben. Der geschätzteste Marmor bricht in Carrara, und die jährlichen Einnahmen aus den Brüchen werden

Digitized by Google

auf 750,000 Lire berechnet. Die technische Kultur ist durchaus unbedeutend und zur Befriedigung des innern Bedarfs keineswegs ausreichend. Modena und Reggio besitzen einige Fabriken auf Tücher und andere wollene Waaren, sowie einige Seidenmanufakturen. Außerdem gibt es einige Leinwebereien, doch nur in gröbern Sorten. Im Handel ist für den innern Verkehr Reggio der bedeutendste Punkt, welcher jährlich eine stark besuchte Messe hat. Außer an Getreide, Früchten, roher und gesponnener Seide, Schlachtvieh, Wein, Weinessig, Branntwein, Steinöl können fast nur noch Marmor und Marmorarbeiten als Handelsgegenstände genannt werden, deren Umtausch gegen die oben angedeuteten Fabrikate bewirkt wird. Der Modenese gehört dem lombardischen Stamme an; sein Dialekt nähert sich dem mailändischen. Die ganz katholische Einwohnerschaft steht unter 3 Bischöfen in den Diöcesen Modena, Carpi und Mirandola. Der Volksunterricht ist noch vernachlässigt. Das Land hat eine Universität, eine Ritterakademie und Kriegsschule in Modena, 4 Gymnasien, 3 Priesterseminarien, eine Kunst-, eine Bierharzneischule, eine Malerakademie in Carrara, 2 öffentliche Bibliotheken. M. war bisher und ist rechtlich noch heute ein souveränes erbliches Herzogthum, die Verfassung absolut-monarchisch. Das regierende Haus ist eine Seitenlinie des Erzhauses Oesterreich, die von ihren mütterlichen Vorfahren den Beinamen Este führt. Das Staatsministerium besteht aus den Ministern des Auswärtigen, der geistlichen Angelegenheiten und der Finanzen. Politisch ist das Land in 7 Provinzen (Modena, Reggio, Guastalla, Frignano, Garfagnana, Massa-Carrara und Lunigiana) eingetheilt; an der Spitze jeder Provinz steht ein Gouvernatore. Der Appellationshof in M. ist die höchste Gerichtsstelle; Gerichte niederer Instanz sind noch zu Modena, Reggio und Massa. Im Allgemeinen gelten die österreichischen Gesetze, die aber in einem eigenen Gesetzbuche zusammengestellt sind; Vermögenskonfiskationen sind eingeführt, Fideikommisse verboten. Die Staatseinkünfte wurden im Budget seit 1851 auf 8,413,622, die Ausgaben auf 8,728,133 Francs veranschlagt; die Staatsschulden dürften etwa 12 Mill. Francs betragen. Die Kriegsmacht zählt 3500 Mann Linientruppen und 3 Regimenter Reservemiliz von 14,656 Mann.

Geschichte. Nachdem M. in früherer Zeit zum Exarchat gehört hatte, kam es zu Toskana u. stand seit 1092 nebst Ferrara unter dem Hause Torelli, dem 1290 die Familie Este in der Herrschaft folgte. Borso von Este ward 1452 zum ersten Herzog von M. und Reggio erhoben. Als 1598 die Hauptlinie ausstarb, erhielt Cesare von Este, der Sohn eines unebenbürtigen Sohnes von Alfons I. von Ferrara, M., Reggio und Carpi, da der Papst Klemens VIII. das Herzogthum Ferrara als erledigtes Lehn einzog. Cesare († 1628) ist der Stammvater der Herzoge von M. Sein Enkel, Franz I., erhielt für seine Theilnahme am mantuanischen Erbfolgekriege zu Gunsten Spaniens vom Kaiser Ferdinand 1633 das Fürstenthum Correggio, trat aber 1647, weil die Spanier sich weigerten, ihre Besatzung aus Correggio zu ziehen, auf die Seite der Franzosen und erhielt den Titel eines Generalissimus der französischen Truppen in Italien. Sein Sohn, Alfons II., der ihm 1658 als Herzog und Generalissimus folgte, entsagte jedoch bald der Verbindung mit Frankreich. Sein Sohn, Franz II., der ihm 1662 unter der Vormundschaft seiner trefflichen Mutter Laura Martinozzi folgte, begünstigte Künste und Wissenschaften, hinterließ aber (1694) keine Kinder, weshalb sein Vatersbruder, der Kardinal Reinald, sein Nachfolger ward. Derselbe kaufte 1710 das vom Kaiser konfiscirte Herzogthum Mirandola und wurde 1737 vom Kaiser mit dem durch den Tod des Grafen Philipp von Gonzaga erledigten Herzogthum Novellara belehnt. Sein Sohn und Nachfolger (seit 1737), Franz III. Maria, erklärte sich 1742 in dem Kriege zwischen Oesterreich und Spanien für neutral, ward aber vom König von Sardinien vertrieben und verband sich nun mit dem Hause Bourbon, worauf ihn der König von Spanien 1743 zum Generalissimus seiner Truppen in Italien ernannte. Der letzte Herzog von M. aus dem Hause Este war sein Sohn, Hercules III. Reinald, der sich 1741 mit der Erbin des Herzogthums Massa-Carrara vermählt hatte und dadurch dieses Herzogthum an M. brachte. Seine einzige Tochter und Erbin, Maria Beatrix von Este, vermählte er 1771 mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, dem Bruder Josephs II. und Leopolds II. Nachdem er beim Einrücken der Franzosen in Italien 1796 die Flucht ergriffen und hierauf der Herrschaft seines Landes beraubt worden war, erhielt er im Luneviller Frieden 1801 den Breisgau zur Entschädigung, den er seinem Schwiegersohn überließ. Letzterer, der sich nun Herzog von M.-Breisgau nannte, verlor den Breisgau durch den preßburger Frieden 1805 und † am 24. Dec. 1806. Sein Sohn, der Herzog Franz IV., gelangte erst 1814 wieder zum Besitz der großherzoglichen Staaten und ward durch den wiener Kongreß darin bestätigt. Er nahm den Namen Este an u. ward dadurch der Stifter eines neuen Stammes dieses Hauses, des Hauses Oesterreich-Este. Auch seine Mutter trat 1814 die Regierung ihres schon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Massa-Carrara wieder an, wozu der Kongreß noch die kaiserl. Lehen in der Lunigiana fügte, die nebst dem Herzogthum bei ihrem Tode am 14. Nov. 1829 an ihren Sohn fielen. Die Reaktion, die sofort nach der Rückkehr Franz' IV. eintrat, konnte demselben unmöglich die Liebe des Volks erwerben. M. und Parma, von Souveränen aus dem Hause Oesterreich beherrscht, bei jeder Gelegenheit von österreichischen Truppen besetzt, von Metternichs Politik verwaltet, galten für Domänen oder wenigstens für Lehngüter jener Großmacht; von einer selbstständigen Politik war seit 1814 in ihrer Verwaltung nichts sichtbar geworden. Die französische Julirevolution brachte die öffentliche Mißstimmung am 3. Februar 1831 zum Ausbruch. An der Spitze des Aufstandes stand Ciro Menotti, der Chef der geheimen Polizei. Der Herzog mußte flüchten und ging nach Wien, ward aber durch österreichische Truppen am 9. März nach M. zurückgeführt. Ein am 6. April niedergesetztes außerordentliches Gericht verurtheilte

Digitized by Google

den Ciro Menotti u. Andere zum Tode u. 107 zu den Galeeren, welche letztere Strafe aber in Einsperrung bei den Jesuiten verwandelt wurde. Auch die Juden verloren damals ihre seit 1795 erlangten Berechtigungen und mußten bedeutende Geldsummen zahlen. Ueberhaupt zeichnete sich die Regierung des Herzogs seit dem nur durch eine auf die Spitze getriebene Unduldsamkeit gegen den politischen Liberalismus, wie gegen die freie Wissenschaft und einen wahrhaft cynischen Ignorantismus aus. Unter der Aegide des Herzogs war ein absolutistisches Journal, „La voce della verità", errichtet worden, das sich der öffentlichen Meinung versichern sollte. Dennoch kam man schon 1832 wieder einer Verschwörung auf die Spur, in deren Folge der Ritter Giuseppe Ricci, ein vertrauter Freund des Herzogs, erschossen wurde. Aus gleichem Grunde wurden 1833, 1835 und später Mehre zum Tode, zu den Galeeren oder zu Vermögenskonfiskation verurtheilt. Im J. 1835 unterstützte der Herzog gemeinschaftlich mit Sardinien und Neapel den spanischen Prätendenten Don Carlos durch eine Anleihe von 25 Mill. Francs. Nach dem Tode Franz' IV. (21. Jan. 1846) folgte ihm sein Sohn, Franz V. Ferdinand Geminian, geboren am 1. Juni 1819, der dem Regierungssystem seines Vaters treu blieb. Die jetzt unter anderem Titel erscheinende officiöse „Voce della verità" erging sich in den gemeinsten Verleumdungen auf so schamlose Weise, daß sich die österreichische Regierung genöthigt sah, ihr Anstands halber ihre Staaten zu verschließen. Als in Folge früherer Verträge nach der Abdankung des Herzogs von Lucca (4. Okt. 1847) Lucca an Toskana fiel, dieses aber dafür Fivizzano an M. abtreten sollte, baten die Bewohner von Fivizzano den Großherzog von Toskana, im toskanischen Staatsverbande bleiben zu dürfen. Die Abtretung erfolgte am 4. Dec. 1847. Der Herzog aber fühlte sich so wenig sicher, daß er Modena und Reggio von österreichischen Truppen besetzen ließ. Nach dem Ableben der Herzogin von Parma (18. Dec. 1847) fiel am 8. Jan. 1848 Guastalla mit den am rechten Enzaufer gelegenen Distrikten von Parma an M., wodurch dieses eine Gebietsvergrößerung von 5½ □Meilen mit 50,000 Einwohnern erhielt. Tumultuarische Auftritte in mehren Städten hatten ein Schutz- u. Trutzbündniß zwischen den Herzogen von Parma u. M. u. Oesterreich (Febr. 1848) zur Folge, welches dieses berechtigte und verpflichtete, in drohenden Zeiten die Herzogthümer zu besetzen. Demonstrationen Seitens der Volkspartei, um liberale Reformen zu erlangen, hatten nur eine Verstärkung der Hülfstruppen zur Folge. Dennoch legte sich die Aufregung nicht, und im März 1848 mußte man die Vertreibung der Jesuiten geschehen lassen. Als am 20. März nähere Nachricht über die wiener Revolution einlief, ermahnte der Herzog von M. am 21. März seine Unterthanen, nur noch wenige Tage Geduld zu haben, bis er die zeitgemäßen neuen Einrichtungen würde haben treffen können, sah sich aber, mit Hinterlassung einer Regentschaft, zur Flucht genöthigt. Nach dem Eintreffen einer Freiwilligenkolonne unter dem Grafen Livio Zambeccari von Bologna, die von den Bürgern von Modena mit Jubel empfangen ward, wurde darauf die Regentschaft für aufgelöst erklärt, eine provisorische Regierung ernannt, Franz V. des Thrones verlustig erklärt, Beschlag auf dessen Güter gelegt und am 29. Mai der Anschluß an Sardinien proklamirt. Aber nach den Erfolgen Radetzky's in der Lombardei und der Räumung Mailands durch die Piemontesen am 6. August 1848 kehrte Franz V. schon am 10. August 1848 in Begleitung der liechtensteinschen Kolonne in seine Hauptstadt zurück, nachdem er unterm 8. August von Mantua aus eine Proklamation erlassen hatte, in welcher er das Versprechen gab, zeitgemäße Staatseinrichtungen ins Leben rufen zu wollen. Nach seiner Rückkehr erließ er auch eine Amnestie, die aber so viele Ausnahmen machte, daß sie nur sehr Wenige berührte. Die Unruhen dauerten daher fort und am 18. Nov. kam es sogar zu einem Mordversuch gegen den Herzog durch den Gutsbesitzer Ritzali. Als beim Wiederausbruch des Krieges zwischen Sardinien und Oesterreich im März 1849 die Oesterreicher ihre Truppen aus M. zogen, verließ der Herzog am 14. März abermals die Residenz und begab sich nach Brescello, während das Ministerium die Geschäfte in M. unter dem Schutze eines Bataillons Oesterreicher und Modenesen fortführte. Im Mai kehrte der Herzog wieder nach M. zurück, konnte aber nach wie vor seine einzige Stütze immer nur in einer die materiellen Kräfte des Staats weit übersteigenden Militärmacht finden. Im Juli 1850 wurden durch ein herzogliches Dekret auch die Jesuiten in ihre Besitzungen und Gerechtsame wieder eingesetzt. Schon im December 1854 fanden wieder zahlreiche Verhaftungen Statt und über Massa-Carrara wurde ein strenger Belagerungszustand verhängt. Die italienische Bewegung im Frühjahr und Sommer 1859 veranlaßte den Herzog abermals zur Flucht, worauf eine provisorische Regierung sich bildete und die berufene Landesversammlung die Entsetzung des Hauses Este und den Anschluß an Sardinien aussprach. Vgl. Tiraboschi, Memorie storichi Modenesi, Mod. 1811, 9 Bde.; C. Roncaglia, Statistica gen. degli Stati Estensi, Mod. 1849 f., 2 Bde.; G. Campori, Annuario storico Modenese, Modena 1851.

Modena, Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums und der gleichnamigen Provinz, an einem die Secchia mit dem Panaro verbindenden Kanale, in einer angenehmen Ebene, ist eine der schönsten und reinlichsten Städte Italiens. Die meisten der breiten und regelmäßigen Straßen haben Arkaden und Säulengänge; die schönste ist die Strada Maestra, welche die ganze Stadt durchläuft und an deren Ende am Thor von Carpi die schöne Reiterstatue des Herzogs Franz III. steht. M. ist die Residenz des Herzogs, der Sitz der höchsten Landeskollegien, eines Bischofs und des Obermilitärkommando's, hat ein Appellationsgericht, eine Universität, eine Ritterakademie, eine Kunstschule, eine Militär- und Thierarzneischule, eine Taubstummenanstalt, zwei Theater, zwei Jesuitenkollegien, ein Waisenhaus, zwei Hospitäler, in dem herzoglichen Schlosse eine Bibliothek von 90,000 Bänden und 3000 Manuskripten (die alte este'sche), eine treffliche Gemäldegallerie

Digitized by Google

und ein Museum von 26,000 antiken Münzen, 25 Kirchen, 2 Dominikaner- und ein Benediktinerkloster und zahlreiche Paläste. Merkwürdig ist die durch die Gräfin Mathilde 1099 begonnene, 184 vom Papste eingeweihte gothische Kathedrale San Geminano mit einem der höchsten Thürme Italiens, Ghirlandina genannt, auf welchem der alte hölzerne Eimer bewahrt wird, der zu dem heroisch-komischen Gedichte Tassoni's: „la Secchia rapita" (der geraubte Eimer) Veranlassung gab. Schöne Gemälde und innere Verzierungen haben die Kirchen S. Georgio, S. Vincenzo und S. Agostino. Die Citadelle ist in ein Zuchthaus umgewandelt worden. Das in der Mitte der Stadt liegende Residenzschloß ist ein prachtvolles Marmorbauwerk von dorisch-jonisch-korinthischer Ordnung, mit Promenaden umgeben. Merkwürdig ist das im Innern aufgestellte Museum von Marmordenkmälern. Die Stadt hatte 1854 31,740 Einwohner, die meist vom Hofe, von den Beamten u. der Universität leben; doch gibt es auch einige Seiden- und Hanfwebereien, Gerbereien und Hutfabriken. Der Handel beschränkt sich auf einigen Verkehr mit Landesprodukten. M. hat ausgezeichnet gutes Trinkwasser und Badeanstalten. Die Stadt M., ursprünglich Mutina, wurde von den Tusciern gegründet. Später wurde M. von den Galliern erobert, diesen aber durch die Römer entrissen, welche 184 v. Chr. eine Kolonie dahin führten. Hier erfochten die Römer 194 v. Chr. unter dem Konsul Merula einen Sieg über die Boier, und hier belagerte Antonius 44 v. Chr. den Decius Brutus, wurde aber von Pansa, Hirtius u. Octavianus geschlagen (mutinensischer Krieg). Weil sie es mit Marentius gehalten, wurde die Stadt von Konstantin dem Großen zerstört, der sie aber auch wieder aufbauen ließ. Auch von den Gothen und Longobarden wurde sie fast ganz zerstört. Zuletzt nahm Karl der Große sich ihrer wieder an, sammelte die Bewohner und ließ die Stadt wieder aufbauen, aber in einiger Entfernung von der Stelle, wo sie früher gestanden hatte. Unter den Longobarden und später unter den Franken wurde M. von Grafen regiert, später gehörte es zu den mathildischen Besitzungen, machte sich aber frei. Im J. 1288 unterwarf sich M. dem Markgrafen Obizzo von Este, 1598 wurde es die Residenz der neuern Herzoge von M. Hier am 12. Juni 1799 ein hitziges Arrièregardengefecht zwischen dem österreichischen General Hohenzollern und Klenau und den Franzosen unter Macdonald. Zur Zeit der französischen Herrschaft war M. die Hauptstadt des Departements Panaro. Vgl. Soffai, Descrizione della citta di M., Mod. 1833.

Modena, 1) Tommaso da, ausgezeichneter Maler des 14. Jahrhunderts, malte 1351 in Venedig zwei Madonnen und die heilige Katharina, um 1352 in Treviso eine Reihe von 40 Wandbildern der berühmtesten Mitglieder des Dominikanerordens, die in dem Dominikanerkloster zu Treviso noch zu sehen sind. Sein bedeutendstes Werk ist das dreifache Bild der heiligen Mutter mit dem Kinde zwischen den Schutzpatronen Böhmens, Wenzel und Palmatius, sonst in der Kreuzkapelle in Karlstein, jetzt in der kaiserlich königlichen Bildergallerie in Belvedere bei Wien. Von fast gleichem Werthe ist der Christuskopf in der St. Veitskirche zu Prag, welchen man nicht ohne Grund dem M. zuschreibt. In der Kreuzkapelle befindet sich von M. ein Ecce homo, das die eine Hälfte eines Gemäldes bildete, wovon die auf der prager Universität aufbewahrte Madonna die zweite ausmachte. M.s Bilder gehören jedenfalls zu den vorzüglichsten Werken der damaligen Zeit. Sie sind wahrscheinlich nicht in Oel gemalt, sondern mit einem Wachs- oder Oelfirniß überzogen.

2) Gustavo, einer der vorzüglichsten italienischen Schauspieler, geboren 1803 zu Venedig, wurde von seinem Vater, der ebenfalls Schauspieler war, trotz seiner Neigung für die Bühne bewogen, sich in Padua und Bologna der Rechtswissenschaft zu widmen. Im J. 1821 ließ er sich in Rom als Advokat nieder und siedelte dann in gleicher Eigenschaft nach Bologna über, gab aber endlich 1826 seine advokatorische Praxis auf und betrat zuerst in Rom die Bühne. Seine Talente zum Bühnenkünstler entfalteten sich sehr schnell. Indeß verwickelte er sich in die revolutionären Bewegungen von 1831 und mußte Italien meiden. Er lebte abwechselnd in Frankreich, Belgien und der Schweiz, oft in großer Dürftigkeit. Die Amnestie des Kaisers Ferdinand 1838 erlaubte ihm endlich die Rückkehr in sein Vaterland, wo er aufs Neue seinen Ruf als Schauspieler begründete und eine eigene dramatische Schule für die Reform des italienischen Theaters stiftete.

Moder, die verwesenden Holzsubstanzen, s. Humus.

Moderantismus (v. Lat.), Neigung zur Mäßigung im Urtheil und im Handeln.

Moderat (v. Lat.), gemäßigt; daher Moderation, Mäßigung.

Moderationis jus (lat.), Minderungsrecht, besonders das Recht der Landstände, gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte von Seiten der Regierung Verwahrung einzulegen.

Moderato (ital.), gemäßigt, in der Musik Bezeichnung des gemäßigten Tempo's.

Moderator, an einer Maschine der Theil derselben, mittelst dessen man die Bewegung ermäßigt.

Moderiren (v. Lat.), mildern, ermäßigen.

Modern (v. Franz.), im gewöhnlichen Sprachgebrauch Alles, was der eben herrschenden Mode gemäß ist; im höheren Sinne, vornehmlich auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, gebraucht man das Wort von Dem, was im Gegensatze zum Antiken, den eigenthümlichen Charakter der Kunstschöpfungen der neuern, d. i. besonders der christlichen Zeit ausmacht.

Modern (Modor), Freistadt in der preßburger Gespannschaft in Ungarn, nordöstlich von Preßburg, am Fuß der Karpathen, hat ein evangelisches Gymnasium, Acker- u. Weinbau, Tuchweberei, Töpferei und 4000 Einw.

Moderstoff, s. v. a. Ulmin.

Modest (v. Lat.), ehrbar, bescheiden; daher Modesten, verfeinerter Ausdruck für Beinkleider.

Modica (früher Motuca, arab. Mobac), Stadt auf der Insel Sicilien, Intend. Sira-

Digitized by Google

gossa, früher Hauptort einer Grafschaft, liegt auf zwei durch eine Brücke verbundenen Hügeln am Scieli, hat eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, viele Klöster, ein Gouvernements- und Rathhaus, 2 Hospitäler, 2 Konservatorien und 24,000 Einw., welche von Landbau, Pferde- und Maulthierzucht und Handel leben. Etwa eine Meile davon liegt in einer steinigen Einöde das Thal von Ispica, welches wegen seiner Felsenwohnungen, wahrscheinlich Wohnungen der Urbewohner Siciliens, merkwürdig ist.

Modice (lat.), mäßig, gemäßigt.

Modicia, Stadt im alten Gebiet der Insubrer in Gallia Transpadana, am Flusse Lambrus, wo König Theoderich einen Palast und die Königin der Longobarden, Theudelinda, eine prächtige, Johannes dem Täufer geweihte Kirche erbante, worin sie die berühmte eiserne Krone der Longobarden niederlegte; jetzt Monza.

Modifikation (v. Lat.), Abänderung, nähere Bestimmung.

Modigliana (Castrum Mutilum), Stadt in Toskana, südwestlich von Faenza, am Marzeno, hat ein festes Schloß, mehre Kirchen und Klöster, ein Hospital, Piaristengymnasium u. 3500 Einw.

Modin (Modeïm), Flecken in Palästina, auf einem Berge, unweit Lydda oder Diospolis gelegen, mit einer Kirche zum Andenken der 7 gemarterten makkabäischen Brüder; oft fälschlich als das M. bezeichnet, von welchem aus sich der Aufstand der Juden unter Mattathias verbreitete. Letzteres lag bei Jerusalem, südlich von Jeremia (Kuriet-el-Enab), und ist eine alle umgebenden Höhen überragende Bergspitze, Szöda genannt.

Modius (Modium), die höchste Einheit für die römischen Maße des Trockenen = $^1/_3$ Amphora, ungefähr 438 pariser Kubikzoll.

Modlin (russ. Neugeorgiewsk), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Plock, am Einflusse des Bug und der Narew in die Weichsel, 3 Stunden von Warschau, ist jetzt eine der stärksten russischen Festungen und besteht nur aus Garnisonsgebäuden. Die Werke wurden 1807 auf Napoleons Befehl angelegt u. waren Anfangs 1813 noch nicht vollendet. Am 5. Februar 1813 ward die Festung durch russische Truppen eingeschlossen, aber von dem französischen Divisionsgeneral Daendels bis aufs Aeußerste vertheidigt und erst am 1. Dec. 1813 wegen Mangels an Lebensmitteln übergeben. Nach dem Ausbruch des polnischen Aufstands ward M. (5. Dec. 1830) den insurgirten Polen übergeben u. von dem polnischen General Ledochowski heldenmüthig vertheidigt. Nach Polens Besiegung ward die Festung zu ihrer jetzigen Stärke erhoben.

Modon (Mothoni, Motuni), Stadt auf einem Vorgebirge der südwestlichen Halbinsel Morea, in der griechischen Provinz Messenien, der Insel Sapienza gegenüber, seit 1827 durch die Franzosen stark befestigt, ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat einen guten Hafen, aber kein Trinkwasser, Handel mit Getreide, Käse, Oel, Fellen, roher Seide u. dgl., zählte vor dem griechischen Freiheitskampfe 7000, jetzt nur noch 1000 Einwohner. M. ist das alte Methone (s. d.). Nachdem es schon 1124 vom Dogen Michaeli zerstört worden und seit 1204 eine Zeit lang Sitz eines lateinischen Bischofs gewesen war, ward es 1205 von den Franken unter Villehardouin genommen und an Champlitte abgetreten. Nachher vom Fürsten Gottfried II. von Achaja den Venetianern übergeben, ward es 1498 von den Türken unter Bajazet II. erobert. Das Bisthum ward 1506 nach Korinth verlegt. Im J. 1686 nahmen die Venetianer unter Morosini den Platz ein, gaben ihn aber 1715 den Türken zurück. Im J. 1770 ward M. von den Russen vergeblich belagert, im Befreiungskriege 1825 von den Türken völlig verwüstet, 1827 von den Franzosen erobert und von Neuem befestigt.

Modor, Stadt, s. v. a. Modern.

Modul, s. v. a. Model.

Modulation (v. Lat.), im Allgemeinen das ganze harmonische Gewebe eines Tonsatzes; im engern Sinne die Verknüpfung verschiedener Tonarten zu einem Ganzen, die Kunst, den Gesang und die Harmonie aus dem Hauptione durch andere Töne und Tonarten vermittelst schicklicher Ausweichungen durchzuführen und dann wieder in den ersten oder Hauptton zurückzuleiten.

Modulus (lat.), s. v. a. Model und Modell.

Modus (lat.), die veränderliche Art und Weise eines Dinges zu seyn (M. essendi) oder zu handeln (M. agendi); besonders in der Grammatik die Art, wie etwas von einem Subjekte ausgesagt und eine Handlung in Beziehung auf das Subjekt des Redenden betrachtet wird. In der Konjugation des Verbums werden meist folgende 4 Modusformen unterschieden: der Indikativ als die Form für ein Urtheil oder eine Frage des Sprechenden; der Konjunktiv als die Form für einen Wunsch und für ein logisch mögliches Urtheil, das aber nicht Urtheil des Sprechenden ist; der Conditionalis als die Form für einen Gedanken, der nicht der Wirklichkeit entspricht; der Imperativ als die Form für ein von dem Sprechenden an die angesprochene Person gerichtetes Geheiß. Vgl. Verbum. In der Musik versteht man unter M. eine Tonart (s. Tonarten).

Moeara Kompeh, Hafen an der Ostküste von Sumatra, wurde von der niederländischen Regierung am 23. April 1847 zum Freihafen erklärt.

Möbels, s. v. a. Mobilien.

Möbisburg, Kirchdorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk und Kreis Erfurt, an der Gera, mit 500 Einwohnern, bekannt durch die Ruinen einer sehr alten Burg, deren Erbauung die Sage dem Frankenkönig Meroväus (Merovig) 447 zuschreibt; sie soll 451 von Attila zerstört und 1160 als Raubburg vom Landgrafen Ludwig dem Eisernen von Thüringen gebrochen worden seyn. Später waren die Grafen von Gleichen Besitzer der Burg. Auf der Höhe steht ein Kirchlein zu Ehren des St. Dionys.

Möbius, August Ferdinand, Astronom und scharfsinniger Mathematiker, am 17. Nov. 1790 zu Schulpforte geboren, wo sein Vater Tanzlehrer war, studirte seit 1809 zu Leipzig, Göttingen und Halle erst Jurisprudenz, dann Mathematik, trat 1815 in Leipzig als Privatdocent auf und erhielt schon im folgenden Jahre eine außerordentliche Professur der Mathematik. Im Auftrag der Regierung besuchte er die verschiede-

Digitized by Google

nen Sternwarten Deutschlands zum Behuf einer neuen Einrichtung der leipziger, und der von ihm entworfene Plan wurde von 1818—21 ausgeführt. Als er 1844 einen Ruf nach Jena ablehnte, wurde er zum ordentlichen Professor der höheren Mechanik und Astronomie ernannt. Von seinen Schriften ist besonders sein „Baryocentrischer Kalkul, ein neues Hülfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie" (Leipz. 1827) als in der Geschichte der Geometrie Epoche machend hervorzuheben. Gleich bedeutend sind auch sein „Lehrbuch der Statik" (2 Bde., Leipz. 1837) u. „Die Elemente der Mechanik des Himmels" (Leipz. 1843). Auch liefert er seit 1828 in Crelle's „Journal für Mathematik" sehr werthvolle Abhandlungen. Sein Sohn, Theodor M., geboren 1821, widmete sich seit 1840 zu Leipzig und Berlin philologischen Studien, habilitirte sich 1852 für skandinavische Sprache und Literatur zu Leipzig und schrieb bei dieser Gelegenheit: „Ueber die ältere isländische Saga" (Leipz. 1852).

Möckern, 1) Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Elbe, mit Post, Branntweinbrennerei und 1550 Einwohnern. Am 5. April 1813 hier Gefecht zwischen den Preußen unter General York und den Franzosen unter Eugen, in dem erstere siegten. — 2) Dorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk und Amt Leipzig, mit 800 Einwohnern, bekannt durch die Schlacht am 16. Okt. 1813, worin die Preußen unter Blücher die Franzosen unter Marmont warfen (s. Leipzig).

Möckmühl, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, am Einfluß der Seckau in die Jart, mit Schloß u. 1700 Einwohnern. M. wurde 1519 von Götz von Berlichingen, der hier Obervogt war, gegen den schwäbischen Bund vertheidigt.

Mödling, Marktflecken im Erzherzogthum Oesterreich, Land unter der Ens, mit Magistrat, Spital, Kaserne, Theater, Weberei, Feldbau, Mauth, Kattundruckerei, einer zum Trinken wie zum Baden eingerichteten Schwefelquelle u. 3500 Einwohnern. In der Nähe das durch Kunst verschönerte Thal Briel, sowie das Schloß Lichtenstein mit schönem Garten.

Mödwäsch, Stadt, s. v. a. Medjasch.

Möen, 1) (Möenboe, sonst Mone), Insel im dänischen Stift Seeland, in der Ostsee, südöstlich von der Insel Seeland und von dieser durch den Ulfsund geschieden, nordöstlich von der Insel Falster, von welcher sie durch den Grönsund getrennt wird, hat 4½ □Meilen Flächenraum mit 16,000 Einwohnern dänischer Abstammung, die nächst Ackerbau hauptsächlich Fischerei u. Schifffahrt treiben. Der Boden zeichnet sich durch seine Fruchtbarkeit und hügelige Gestaltung aus und erhebt sich an einzelnen Stellen bis zu einer Höhe von 470 Fuß über dem Meere. An der Ostküste erheben sich in einer Ausdehnung von 1½ Meilen mächtige Kreideberge (Moensklint) von 200 Fuß Höhe. Die Insel bringt reichlich Getreide, namentlich Gerste, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Gartenfrüchte, auch etwas Holz und Torf hervor. Hauptort ist Stege, mit Hafen und 1100 Einwohnern. Bei M. fand am 12. Sept. 1657 ein Seetreffen zwischen den Dänen unter Bielke und den Schweden unter Bjelkenstjerna Statt, und am 25. Mai 1710 brachte daselbst der schwedische Admiral Pron 13 dänische Kriegsschiffe auf. Vgl. Puggaard, Geologie der Insel M., Leipz. 1852.—2) Mnho-Ma, europäisch-russische Insel, im rigaischen Meerbusen, durch einen schmalen Kanal von Esthland getrennt. Die Einwohner treiben Viehzucht u. Fischerei.

Möglich, im logischen Sinne Das, was sich überhaupt denken läßt, weil es, ohne einen Widerspruch zu enthalten, in einem Begriffe zusammengefaßt werden kann, also das Denkbare. In diesem Nichtvorhandensein eines Widerspruches beruht die formale oder absolute, auch innere, logische Möglichkeit, welche sich nach dem logischen Grundsatze der Identität richtet. Was sich dagegen nicht denken läßt, weil dann etwas Widersprechendes (sich gegenseitig Aufhebendes) in die Einheit des Begriffs aufgenommen werden müßte, gilt als schlechthin unmöglich, wie z. B. ein viereckiger Kreis oder ein rundes Viereck. Man nennt dies auch einen Widerspruch im Beisatze (contradictio in adjecto). Möglichkeit und Unmöglichkeit im logischen Sinne sind demnach Bezeichnungen für die Verhältnisse der Begriffe u. Gedanken zu einander, nicht der Dinge oder Ereignisse selbst. Im metaphysischen Sinne heißt Dasjenige möglich, was, nach unserer Kenntniß der Naturgesetze und der von ihnen abhängigen Bedingungen zu urtheilen, geschehen oder existiren kann, was also keinem ursprünglichen, in dem Erkenntnißvermögen selbst begründeten Gesetze der Erkenntniß widerstreitet. Diese Möglichkeit wird daher die reale oder relative, auch äußere oder bedingte, metaphysische genannt, wie auch die ihr entgegenstehende Unmöglichkeit. Was logisch möglich ist, kann wohl metaphysisch unmöglich seyn; nie aber kann Das, was logisch schon unmöglich ist, als metaphysisch möglich gedacht werden. Ein alter, mißbräuchlicher, von Aristoteles eingeführter u. besonders durch Wolf aufgefrischter Sprachgebrauch hat unter dem Möglichen (esse potentia) das ewige Wesen der Dinge verstanden, im Gegensatz zum Wirklichen (esse actu) als dem thätigen Hervortreten dieses Wesens aus seiner Latenz oder Verborgenheit in die Anschauung. Weil hier mit dem Möglichen etwas höchst Wirkliches bezeichnet wurde, was dem Begriff des Möglichen widerspricht, haben die Neuern, um das Wesenhafte und Unvergängliche in den erscheinenden Dingen auszudrücken, den Namen des absoluten Seyns vorgezogen. Die Begriffe der Möglichkeit und Unmöglichkeit werden übrigens auch zu den Modalitätskategorien gezählt. Vgl. Kategorie und Modalität.

Möglin, Dorf in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, bei Küstrin, mit 200 Einwohnern, bekannt durch das von Thaer 1804 errichtete landwirthschaftliche Institut, seit 1819 königliche Akademie des Landbaues. Zu der Lehranstalt gehört ein abgesondert gelegenes Gut, ein Laboratorium, eine Bibliothek, physikalische und technologische Sammlungen, ein ökonomisch-botanischer Garten, eine Brauerei, Brennerei, Zucker- u. Syrupsiederei und Ziegelei. In großem Rufe steht die dortige Schäferei. Die Lehranstalt hat besonders den

Digitized by Google

Zweck, tüchtige Wirthschaftsdirigenten zu bilden. Die Lehrvorträge betreffen den Ackerbau, die Viehzucht, Buchführung, Mathematik, Physik, Chemie, landwirthschaftliche Technologie, Anatomie, Physiologie n. Didaktik der Hausthiere. Die Anstalt ist in der neuern Zeit gegen früher sehr herabgekommen. Vgl. Thaer, Geschichte meiner Wirthschaft zu M., Berlin 1815.

Möhler, Johann Adam, Hauptvertreter der neueren katholischen Theologie, geboren am 6. Mai 1796 zu Igersheim, machte seine Studien auf den Gymnasien zu Mergentheim u. Ellwangen, dem Wilhelmsstift in Tübingen und dem bischöflichen Seminar in Rottenburg, wurde 1819 zum Priester geweiht und darauf in Weil, dann in Riedlingen als Hülfsprediger angestellt. Im Oktober 1820 trat er als Präparant zum Gymnasiallehreramt in das Wilhelmsstift in Tübingen zurück, wurde bald darauf Repetent und 1822 Privatdocent der Theologie. Nachdem er mit einem königlichen Stipendium eine wissenschaftliche Reise gemacht, begann er 1823 seine Vorlesungen über Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Patristik. Seine erste Schrift: „Die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus" (Tübingen 1825, 2. Aufl. 1843), veranlaßte 1826 seine Berufung nach Freiburg. Da er diesen Ruf ablehnte, ward er zum außerordentlichen Professor in Tübingen und, als er nach dem Erscheinen seines „Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus" (Mainz 1827, 2. Aufl. 1844) auch eine Berufung nach Breslau ausgeschlagen hatte, 1828 zum ordentlichen Professor ernannt. Seine „Symbolik" (Mainz 1832, 5. Aufl. 1838), in welcher er dem Protestantismus jedes andere Recht außer dem der politischen Existenz absprach, machte großes Aufsehen, rief aber auch viele Gegenschriften der Protestanten hervor. Auf eine derselben von Baur erwiderte M. in seinen „Neuen Unterschuungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten" (Mainz 1834; 2. Aufl. 1835). Da die württembergische Regierung ihm ihr Mißfallen über diese Polemik zu erkennen gab, ward ihm der Aufenthalt in Tübingen verleidet, und er folgte daher gern 1835 einem Ruf als Professor nach München. Seine Thätigkeit verwandte er besonders aufs Lehramt. Er † am 12. April 1838, nachdem er noch kurz zuvor die Ernennung zum Dombechant in Würzburg erhalten hatte. Döllinger gab seine „Nachgelassenen Schriften" (2. Bde., Regensburg 1839—40) und Reithmayr seine „Patrologie oder christliche Literaturgeschichte" (Regensburg 1839 ff.) heraus.

Möhra (Möhr), Pfarrdorf im sachsen-meiningischen Amt Salzungen, am Mohrbache, mit 440 Einwohnern, bekannt als der Stammort der Familie Doktor Martin Luthers. Es soll dem Reformator ein Denkmal daselbst gesetzt werden.

Möhre (Mohrrübe, Daucus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten oder Doldengewächse, mit weißen Blumen, zeichnet sich durch die 8 gefiügelten Nebenrieſen der Frucht aus, deren Flügel in eine einfache Reihe von Stacheln gespalten oder bis zum Grunde geteilt ist. Die gemeine M. (Daucus carota *L.*), in Europa überall häufig auf trocknen Wiesen, Triften u. Rainen wachsend, wird allgemein als Gemüsepflanze in Gärten und Feldern angebaut. Der Stengel ist ziemlich steifhaarig und die Dolde zur Fruchtzeit zusammengezogen u. stark konkav, daher nestförmig. Die Wurzel der wilden Pflanze ist dünn, schmutzig-gelb, bei der kultivirten aber viel dicker und fleischiger, gold- oder orangegelb ins Rothe oder weißlich-gelb. Man kultivirt zwei Spielarten, die eigentliche M. oder gelbe Rübe, mit langer spindelförmiger Wurzel, und die Karotte, mit kurzer Wurzel n. feiner n. zartfleischiger als jene. Die M.en lieben einen tiefen, eher leichten, als schweren Boden, welcher im Herbst und Frühling gut umgegraben wurde; der Dünger muß wenigstens 3 oder 4 Monate vor der Aussaat in die Erde gebracht werden. Man säet sie von Ende Februar bis zum Juni in recht locker gemachte Erde aus freier Hand, oder in 10 Zoll von einander entfernte Reihen, bedeckt den Samen nur leicht mit dem Rechen und bringt dann einen Finger hoch Düngererde darauf, damit die Erde durch das Begießen nicht fest werde. Letzteres muß, wie das Jäten, häufig geschehen. Wo sie zu dicht stehen, lichtet man sie, so daß jeder Stock vom andern 4 oder 5 Zoll entfernt ist. Leere Stellen kann man mit den ausgehobenen Pflänzchen bepflanzen. Zur Kultur auf dem Felde eignen sich vorzüglich die eigentlichen M.n. Man baut sie entweder als Stoppel- oder als Brachfrucht. Als Stoppelfrucht säet man die M.n über Wintergetreide, Raps und Lein. Das Ansäen über Wintergetreide kann vor oder nach dem Winter geschehen. Die Frühlingssaat geschieht im Februar oder März, während das Land von dem vorhergehenden Froste noch locker n. feucht, oder mit etwas Schnee bedeckt ist. Die Getreidemöhren sind höchst wohlschmeckend, erreichen aber die Dicke, also auch den Ertrag der Brachmöhren nicht. Bei dem Bau der letzteren pflegt man allenthalben den Boden mehr als gewöhnlich zu vertiefen, selbst an solchen Orten, wo man es sonst für kein anderes Gewächs thut. Das Vertiefen geschieht wo möglich vor Winter. Man überfährt das raubliegende Land während des Frostes mit langem Mist oder im Februar mit kurzem Dünger. Anfangs März wird der Dung mit flachen und schmalen Schnitten untergepflügt, der Möhrensamen über die rauhe Furche gesäet, flach eingeeggt und leicht gewalzt. Unerläßlich ist bei den M.n das Jäten, ohne welches die Pflanze nicht fortkommen kann. Je länger man die M.n im Herbst in der Erde lassen kann, um so vortheilhafter ist es. Um die Wurzeln lange zu erhalten, ist es vortheilhaft, eine dünne Scheibe der Krone zugleich mit dem Laub abzuschneiden und die M.n vor dem Einpacken etwas an der Luft liegen zu lassen, damit die Wunden abtrocknen. Sie lassen sich nur an einem trocknen, nicht feuchten Orte, am besten in einer geschlossenen Kammer aufbewahren. Will man sie bis Ostern frisch erhalten, so bringt man sie in schmale Gruben, legt Stroh auf die Sohle, darauf eine einzelne Schicht M.n, wieder Stroh und so fort bis zur Höhe, wo man von dem ausgeworfenen Grund einen Hügel darüber bildet. Es gibt kein Wurzelgewächs, das jeder Viehgattung, vom Geflügel an bis zum Pferde, so willkommen und gedeihlich wäre, als die M. Nur in der Menge nahrungsfähiger Theile stehen sie bei

Digitized by Google

gleichem Gewichte den Kartoffeln nach, indem 200 Pfund von diesen 270 Pfund von jenen gleich kommen. Für Schafmütter und Lämmer gibt es kein besseres Futter als die M. Bei der Schweinemast erzeugen sie einen festern Speck, als Kartoffeln, bei der Rindviehzucht bessere Milch und Butter, als diese. Bei der Pferdefütterung gehen M.n den Wasserrüben und Runkeln vor. Zum Verspeisen verwendet man vorzüglich die Karotten. Die Möhrenwurzel hat einen eigenthümlichen, aromatischen Geruch und einen süßen, etwas schleimigen u. schwach gewürzhaften Geschmack. Sie enthält viel Schleimzucker, ein stark aromatisches, ätherisches Oel, ein fettes Oel, einen krystallinischen, harzigen, purpurfarbigen und nur in ätherischen und fetten Oelen löslichen Farbstoff (Karotin), Stärkmehl ꝛc. Sie ist leicht verdaulich und wirkt ernährend, einhüllend, reizmindernd und auflösend und wird auch gegen Unterleibsstockungen, Gicht, Steinbeschwerden u. Askariden angewendet. Aeußerlich dient ein Brei aus der geschabten oder geriebenen Wurzel bei bösartigen und krebsartigen Geschwüren, Brand und Verbrennungen als kühlendes Mittel. Der frische Saft (Möhrensaft) und die Abkochung, sowie der sogenannte Möhrenzucker sind bei Heiserkeit nützlich. Zerschnitten und geröstet werden die Wurzeln als Kaffeesurrogat (Möhrenkaffee) benutzt. Die Früchte der wilden Pflanze, Semen Dauci s. Daci sylvestris s. Pastinacae sylvestris, wilder Möhren-, wilder Karottensamen, Vogelnestsamen, welche eigenthümlich gewürzhaft riechen und bitterlich-gewürzhaft schmecken, enthalten viel ätherisches Oel und wurden sonst als reizendes harn- und blähungtreibendes Mittel bei Skropheln, Steinbeschwerden, hysterischen Leiden und Wassersucht angewendet. Einige am mittelländischen Meere wachsende Arten der M. geben nach gemachten Einschnitten ein Gummiharz (Bdellium siculum).

Möhringen, Stadt im badischen Seekreis, an der Donau, mit Kattunfabrik, Schloß, starker Schafzucht, Viehhandel und 1200 Einwohnern. Am 24. November 1643 hier Gefecht zwischen den Kaiserlichen und Franzosen, in dem letztere geschlagen wurden, auch Schlacht bei Tuttlingen genannt.

Möhringia, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophylleen, mit der bekanntesten Art: M. muscosa L., einer niedlichen, ausdauernden, rasenbildenden Pflanze auf den mitteleuropäischen Alpen, mit kleinen weißen Blüthen, die sich gut als immergrüne Einfassung schattiger Blumenbeete benutzen läßt.

Möllendorf, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, am Thalbache, mit den Ruinen des 1596 erbauten Schlosses Asseburg und 200 Einwohnern. Die Mineralquelle zu M. ist eine alkalisch-salinische Eisenquelle.

Möllendorf, Richard Joachim Heinrich, Graf von, preußischer Generalfeldmarschall, geboren 1724 auf dem Gute seines Vaters Lindenberg an der Prignitz, erhielt auf der Ritterakademie zu Brandenburg seine militärische Vorbildung, kam 1740 als Page an den Hof Friedrichs II., begleitete in dieser Eigenschaft den König im ersten schlesischen Krieg und war namentlich in den Schlachten bei Mollwitz und Chotusitz an dessen Seite. Als Fähnrich beim ersten Gardebataillon machte er den zweiten Feldzug jenes Kriegs mit, ward bald darauf zum Hauptmann und Flügeladjutanten des Königs ernannt, wohnte im zweiten schlesischen Krieg der Belagerung von Prag bei, focht 1757 namentlich in den Schlachten bei Roßbach und Leuthen mit Auszeichnung und trug in der letztern durch kühne Wegnahme des Dorfes Leuthen zum Sieg bei. Nachdem er noch der Belagerung von Breslau beigewohnt und am Unglückstage von Hochkirch unerschütterliche Tapferkeit bewiesen, erhielt er 1758 den Grad eines Majors und Kommandeurs des 3. Gardebataillons. Zwei Jahre darauf ward ihm das Kommando eines Garderegiments, an dessen Spitze er sich namentlich in der Schlacht bei Liegnitz Ruhm erwarb. Unmittelbar darauf zum Oberstlieutenant befördert, gewann er neuen Ruhm in der Schlacht bei Torgau, wo seine geschickten Manöver die Entscheidung herbeiführen halfen. Indeß fiel er hier in österreichische Gefangenschaft und ward erst 1761 ausgewechselt u. zum Obersten ernannt, worauf er sich durch die Wegnahme eines befestigten Postens bei Burkersdorf Generalmajorsrang verdiente. Im bayerischen Erbfolgekrieg kommandirte er als Generallieutenant eine Abtheilung der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen. Eine gegen Bautzen mit Erfolg unternommene Expedition erwarb ihm die Dekoration des schwarzen Adlerordens. Im J. 1783 ward er Gouverneur von Berlin, in welcher Stellung er sich besonders durch Verbesserung des Looses der gemeinen Soldaten verdient machte. Friedrich II. war so an seine Gesellschaft gewöhnt, daß er in seinen letzten Jahren fast keine andere hatte. Unter Friedrichs II. Nachfolger ward er General der Infanterie (1787). Als solcher hatte er das Kommando der Truppen, welche 1793 nach Polen gesandt wurden, um die Zerstückelung dieses Landes zu vollenden. Nach seiner Rückkehr ward er zum Feldmarschall und zum Gouverneur im südlichen Theile der preußischen Lande ernannt. Da er von der Intervention Preußens in Frankreich abrieth, zog er sich das Mißfallen des Hofs zu; als aber 1794 der Herzog von Braunschweig das Kommando der preußischen Armee am Rheine niederlegte, ward M. dessen Nachfolger. Er erfocht den Sieg von Kaiserslautern, soll aber auch die Ursache gewesen seyn, daß das preußische Kabinet den Einfall der Franzosen in Holland geschehen ließ. Er war einer der Hauptunterheber des baseler Traktats. Als Preußen 1806 wieder zu den Waffen griff, rieth er auch diesmal vom Krieg ab, trat aber doch wieder in aktiven Dienst und ward in der Schlacht bei Jena verwundet. Nachdem die Franzosen Preußens Hauptstadt besetzt hatten, ertheilte ihm Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion und garantirte ihm seinen Gehalt. Später zog sich M. nach Havelsberg zurück, wo er eine reiche Präbende besaß und den 28. Jan. 1816 †.

Möller, Jens, dänischer Theolog und Historiker, 1779 zu Kopenhagen geboren, wo er auch seine theologischen Studien machte, ward Adjunkt

Digitized by Google

an der Schule zu Slagelse und von da 1808 als Professor nach Kopenhagen berufen, wo er 1833 †. M. entfaltete als Schriftsteller, namentlich als fleißiger und geschmackvoller Sammler und als Herausgeber mehrer Zeitschriften, eine weitgreifende Thätigkeit. Seit 1811 gab er die „Theologisk Bibliothek" und dann die sich anschließende „Tidsskrift for Kirke og Theologie" (zusammen 44 Bde., Kopenhagen 1811—34) heraus, worin er einem gemäßigten Supernaturalismus huldigte. Von seinen übrigen Schriften nennen wir die Abhandlung „De fide Eusebii in rebus christianis enarrandis" (Kopenhagen 1813) und seine „Uebersetzung der poetischen Bücher des Alten Testaments mit Anmerkungen". Unter seinen historischen Arbeiten verdienen besonders Erwähnung der „Historische Kalender" (3 Bde., Kopenh. 1814 bis 17) u. „Mnemosyne" (4 Bde., das. 1830—34), unter deren Aufsätzen sich die Geschichte König Christians VI. nach unbenutzten Briefen und die Darstellung des Zustandes von Dänemark unter dem König Friedrich VI. besonders auszeichnen.

Mölln (Muline), Stadt im Herzogthum Lauenburg, an der Steckenitz und einem großen Teiche (Möllnersee), mit Spital, Armenhaus, Post, Landzolleinnahme, Handel, Branntweinbrennerei und 3000 Einwohnern. Hier befindet sich das angebliche Grabmal Till Eulenspiegels. Die Stadt gehörte 1359—1748 zu Lübeck. Hier am 17. August 1813 Gefecht zwischen den Franzosen und Tettenborns Kosaken.

Mölsen (Hohen-M.), Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, unweit der Rippach, mit Braunkohlenbergwerk und 760 Einwohnern. Hier Schlacht am 15. Okt. 1085 zwischen Kaiser Heinrich IV. u. dem Gegenkaiser Rudolf von Schwaben, welcher letztere geschlagen wurde und eine Hand verlor.

Mömpelgard, s. Montbelliard.

Mön (Cyprinus Cephalus L., Alet), zu den Karpfen gehöriger Fisch, ist auf dem Rücken dunkelgrün, an den Seiten fahl, unten weiß, mit schön silberglänzenden Schuppen, wird bisweilen 8—10 Pfund schwer und nährt sich von allem Möglichen, Pflanzen, Gewürm, kleinen Fischen, Fröschen, Aas ꝛc. Er findet sich im Rhein und seinen Nebenflüssen, vorzüglich aber in den meisten Flüssen und Seen der Schweiz, besonders an schilfigen Ufern in Menge, wo er mit Würmern und rothen Kirschen, im Bodensee mit kleinen Pflaumen, an der Angel gefangen wird. Das Fleisch ist schlecht.

Mönch (v. lat. monachus), in der römisch- u. griechisch-katholischen Kirche eine Person männlichen Geschlechts, welche in Zurückgezogenheit von der Welt in Gemeinschaft mit Andern nach gewissen Regeln (Mönchsregeln) ascetischen Uebungen obliegt und unter der unmittelbaren Aufsicht von Obern den abgelegten Gelübden der Armuth, Keuschheit und des unbedingten Gehorsams gegen die Befehle seiner Vorgesetzten (Mönchsgelübde) gemäß lebt. Ueber das Mönchswesen im Allgemeinen s. Kloster; über die einzelnen Mönchsorden s. die diesen gewidmeten besondern Artikel. Vgl. K. J. Weber, Die Mönche und geschichtliche Darstellung der Klosterwelt, Stuttg. 1819—1820, 3 Bde.; 2. Aufl. 1834; Döring, Geschichte der Mönchsorden, 2 Bändchen, Dresden 1828.

Mönchgut, die südöstl. Spitze der zur preuß. Provinz Pommern gehörigen Insel Rügen, mit dem Vorgebirge Peerd (Pferd), zählt 12 Dörfer und 700 Einwohner, die sich in Sprache, Kleidung und Gebräuchen von allen Einwohnern Rügens unterscheiden.

Mönchslatein (Klosterlatein), das Latein, das namentlich im Mittelalter in den Klöstern gesprochen und wegen barbarischer, der jedesmaligen Landessprache nachgebildeter Wendungen sprüchwörtlich für schlechtes Latein gebraucht wurde.

Mönchsschrift (gothische, neugothische Schrift), gewöhnliche Bezeichnung derjenigen Schriftgattung, in welcher die Urkunden und Handschriften des Mittelalters vom 13.—16. Jahrhundert geschrieben sind. Sie entstand aus der römischen Schrift und nahm unter den Händen der Mönche durch Verzierungen und Schnörkeleien eine mehr eckige und winkelreiche Gestalt an, daher sie in der diplomatischen Kunstsprache eckige Minuskel genannt ward. Am schönsten erscheint sie in der sogenannten Missaltype. Aus den romanischen Sprachen ward sie durch die runde römische (Antiqua), aus der deutschen durch die noch jetzt übliche Druckschrift (Fraktur) verdrängt, welche letztere sich im Laufe des 16. Jahrh. aus ihr entwickelte. Neuere Nachahmungen sind das englische black letter der Verzierungen und Prachtdrucken, das Neugothische oder pariser Gothische.

Mönchswesen, s. Kloster, vergl. Mönch.

Mörder, s. Mord.

Mörike, Eduard, Dichter der neueren schwäbischen Schule, geboren am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, besuchte das niedere theologische Seminar zu Urach und wurde 1822 in das protestantische Stift in Tübingen aufgenommen, wo er sich jedoch mehr mit den Klassikern und der poetischen Literatur der Deutschen beschäftigte, als mit der Theologie. Seine erste größere Dichtung war „Der letzte König von Oepild", der später als phantasmagorisches Zwischenspiel seinem Roman „Maler Nolten" einverleibt wurde. Nach vollendeten Studien lebte M. als Pfarrgehülfe in verschiedenen würtembergischen Städten, bis er 1834 zum Pfarrer in Kleber-Sulzbach bei Weinsberg berufen wurde. Kränklichkeit veranlaßte ihn, sein Amt niederzulegen und sich nach Mergentheim zurückzuziehen. Gegenwärtig lebt er als Lehrer am Katharinenstift in Stuttgart. M. zeichnet sich als Dichter durch tiefes Gefühl, Gedankenreichthum und klare Form aus und zählt wegen dieser Vorzüge zu den bedeutendsten lyrischen Dichtern in Deutschland. Außer dem schon erwähnten Roman „Maler Nolten", seiner besten Leistung, besitzen wir noch von ihm: eine Sammlung „Gedichte" (Stuttgart 1838, 2. Aufl. 1848), eine Sammlung von Novellen und Märchen unter dem Titel „Iris" (daf. 1839), die liebliche „Idylle vom Bodensee" (daf. 1846) und das Märchen: „Das stuttgarter Hutzelmännlein" (daf. 1853). Auch lieferte er den Text zu der Oper „Die Regenbrüder" von Lachner.

Möris, berühmter Landsee im alten Aegyp-

Digitized by Google

ten, auf der Westseite des Nil, nach der Sage ein Werk des alten Königs M. und zur Aufbewahrung und spätereu Benutzung des überflüssigen Nilwassers bestimmt, daher durch einen Kanal mit dem Nil zusammenhängend, hielt im Umfang 3600 Stadien und war bis 50 Klaftern tief. 6 Monate floß das Wasser aus dem Nil in den See, die anderen 6 Monate aber durch einen zweiten Kanal aus dem See wieder in den Fluß. Ein dritter Kanal, der das westliche Gebirge durchschnitt, soll dem überflüssigen Wasser Abfluß in die libysche Sandwüste verschafft haben. Der See war so fischreich, daß der Ertrag der Fischerei in demselben in den Regenmonaten sich täglich auf 1 Talent und in den trockenen Monaten gar auf 20 Minen (über 300,000 Thaler), welche Summen Nadelgeld der ägyptischen Königinnen waren, belaufen haben soll. In der Mitte des Sees befanden sich zwei 100 Orgyien oder 400 Ellen hohe Pyramiden und auf beiden Seiten derselben steinerne Kolossalstatuen. Der See war aber jedenfalls kein Menschenwerk, sondern von Natur vorhanden. Er hieß nach neueren Forschungen Piono en Mere, woraus erst die Griechen einen König M. machten, auf den sie dann übertrugen, was sie von den Aegyptern über den Urheber des Sees vernahmen. Dieser König hieß bei den Aegyptern Amenemha III., der vorletzte König der 12. Dynastie, regierte um 2150 v. Chr. Man hält den Birket el Kerun in der Provinz El Fayûm für den Möriosee.

Möris, Aelius, mit dem Beinamen Atticista, griechischer Grammatiker, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. unter Hadrian und verfaßte unter dem Titel „Lexicon Atticum“ ein kleines Wörterbuch, worin Ausdrücke oder besondere Formen der älteren klassischen Schriftsteller Atheus zusammengestellt und durch die entsprechenden, später aufgekommenen erklärt werden. Am besten wurde dasselbe von Pierson (Leyden 1759) und von Koch (Leipzig 1830—31, 2 Bde.) bearbeitet und der bloße Text zuletzt von Bekker zugleich mit dem Harpocration (Berlin 1833) herausgegeben.

Mörs (Meurs), ehemaliges deutsches Fürstenthum, das von den Herzogthümern Kleve und Berg, dem Erzstift Köln, dem Herzogthum Geldern und dem Rhein begrenzt wurde und einen Flächenraum von etwa 6 □Meilen mit 28,000 meist reformirten Einwohnern umfaßte, stand im Mittelalter unter den Grafen von M., die auf der Grafenbank des westphälischen Kreises Sitz und Stimme hatten und bei Kleve zu Lehn gingen. Das Wappen war ein schwarzer Querbalken im goldenen Felde. Durch die Verheirathung der Tochter des letzten Grafen, Friedrich von M., mit dem Grafen Wilhelm III. zu Wied und Isenburg ging M. an diesen über und sodann wieder an dessen Schwiegersohn, den Grafen von Nuenar oder Nuevenar. Nach dem Tode des letzteren vermachte die Gräfin, trotz der vertragsmäßigen Ansprüche Kleve's, die Grafschaft dem Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, bei dessen Hause sie verblieb, bis nach dem Tode Wilhelms III., Königs von Großbritannien (1702), der König Friedrich I. von Preußen, als Herzog von Kleve sie in Besitz nahm und 1708 zu einem Fürstenthum erheben ließ, aber ohne Sitz u. Stimme im Reichsfürstenrathe zu erhalten. Im Luneviller Frieden von 1801 wurde M. mit dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten und dem Roerdepartement einverleibt; durch den pariser Frieden von 1814 kam es an Preußen zurück und gehört gegenwärtig, unter die Kreise Geldern und Krefeld vertheilt, dem preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf an. Vergl. Altgelt, Geschichte der Grafen und Herren von M., Düsseldorf 1846. Die ehemalige gleichnamige Hauptstadt, am Kenneltbache, mit einem alten Schlosse, hat eine katholische und eine evangelische Kirche, ein Progymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, Post und 3500 Einw., die vorzüglich Seiden-, Baumwoll-, Flanell- und Barchentweberei, auch Bierbrauerei treiben. In der Nähe findet man viele römische Denkmäler u. dgl.

Mörser, cylinder- oder halbkugelförmiges Gefäß, worin mittelst einer Keule allerlei Gegenstände zerstoßen und zerrieben werden, gewöhnlich von gegossenem Eisen oder Glockenmetall, zum Zerreiben zu chemischen und pharmaceutischen Zwecken aber auch von Serpentinstein, Achat, Marmor, Glas, Silber, Platina. Zur Erleichterung des Stoßens in großen M.n wird die Mörserkeule an einem Hebel oder einer Rolle aufgehängt und mit dem Fuße getreten. In der Artilleriewissenschaft versteht man unter M. (früher Mortier) ein kurzes, an der Mündung weites Geschütz, welches zum Werfen verschiedener Geschosse, vornehmlich der Bomben, in sehr hohen Bogen, meist unter Richtungswinkeln von 30—60°, gebraucht wird, nicht bloß um jede Deckung vor dem Ziele zu übersteigen, sondern vorzüglich um den Geschossen durch den Fall aus beträchtlicherer Höhe mehr Perkussionskraft zuzugeben. Die M. traten an die Stelle der früher gebrauchten Blyden, und man bediente sich ihrer bei Belagerungen zum Werfen großer steinerner Kugeln und Kunstfeuer, die aber durch die Erfindung der Bomben außer Gebrauch kamen. Doch bestimmt man in Deutschland noch jetzt das Kaliber des M.s gewöhnlich nach dem Steingewicht der in ihn passenden Bombe, so daß z. B. ein 10pfündiger M. ein solcher ist, in den eine 10pfündige Steinkugel passen würde. In Däuemark und Rußland dagegen wird das Kaliber nach dem wirklichen Eisengewicht der in den M. passenden Kugel, in England und Frankreich nach dem Durchmesser der Bohrung in Zollen bemessen. In der preußischen Armee sind 7-, 10-, 25-, 50- und 75pfündige die gewöhnlichsten. Nur bei außerordentlichen Fällen wendet man noch bisweilen ganz große und schwere M. (M. à la Paixhans) an. Außerdem hat man besondere M. mit weiter Mündung, um Steine, Spiegeleisenkugeln und Kartätschen zu werfen (Steinmörser). Sie sind meist 13- — 15zöllig, erhalten schwächere Ladungen, als die andern M., und haben deshalb geringere Metallstärken, sowie kleinere Kammern. Die See- oder Schiffsmörser sind im Kaliber 10- — 13zöllig, im Metall stärker und häufig auch länger, da sie zur Erlangung größerer Wurfweiten auf größere Ladungen eingerichtet seyn müssen, als die Land-

Digitized by Google

mörser. Kleinere als die 7pfündigen M. sind die Handmörser oder Coehörner und die Schaftmörser, welche zum Werfen einzelner Spiegelgranaten aus Kasemattenscharten bestimmt und deshalb mit einem langen hölzernen Schaft statt der Lafseten versehen sind. Auch hatte man früher sogenannte Doppelmörser, wo von einem und demselben Stoß zwei Seelen ausgingen, woraus gleichzeitig 2 Bomben geworfen werden konnten. Die Einrichtung des Mörserrohrs kommt mit dem der Haubitze überein, nur stehen die Schildzapfen gewöhnlich am Boden und die Traube fällt weg. Bei den sogenannten Fußmörsern fallen die Schildzapfen weg, das Rohr ist an eine Platte angegossen und bildet mit ihrer untern Fläche einen Winkel von 45°. Die schwereren M. werden gewöhnlich von Eisen, die leichteren von Bronze gegossen. Der größte M. der neueren Zeit, den die Franzosen 1832 bei der Belagerung von Antwerpen brauchten, war in Lüttich von Eisen gegossen, wog 14,000 Pfund und schoß eine Bombe von 1000 Pfund. Die Wirkung entsprach jedoch den Erwartungen nicht. Die M. liegen auf einer Art Lafsete ohne Räder (Mörserlafsete); zum Transport hat man in mehren Artillerien besonders eingerichtete Mörserwagen. Die zur Aufnahme der M. bestimmten Batterien vor Festungen (Mörserbatterien) sind 3 Fuß in den Erdboden versenkt und haben keine Schießscharten. Eine Mörserbatterie besteht gewöhnlich aus 2, höchstens 3 M.n. Bedecke M. (carnotsche Batterien) sind Mörserbatterienstände, die mit Balken, Faschinen und 3—4 Fuß Erde bedeckt und vorn durch irgend einen vorliegenden Wall gegen die feindlichen Kanonenkugeln geschützt sind, so daß nur eine kleine Oeffnung für die Bomben oben bleibt. In Festungen legt man besondere Mörserbatterienkasematten an, welche vorn, mit Ausnahme einer 6—7 Fuß hohen Brustmauer offen und nur mit einem Bogen von etwa 12 Fuß Spannung geschlossen sind, so daß man M. darin aufstellen und unter 45° Elevation Bomben aus ihnen werfen kann.

Mörtel, das aus Sand und in Wasser gelöschtem Kalk vermischte Bindemittel für Mauersteine, das auch als Bewurf von Mauerwänden dient. Man unterscheidet Luftmörtel (3—4 Theile Sand auf 1 Theil Kalk), der an der Luft bindet, und hydraulischen oder Wassermörtel für Wasserbauten, der im Wasser verhärtet, s. Cäment.

Moescrön, Dorf in der belgischen Provinz Westflandern, mit Wollenweberei, Tabakfabriken und 6000 Einw. Hier Schlacht den 28. April 1794 zwischen den Franzosen und den Oesterreichern unter Clairfayt.

Möser, Justus, hochverdienter deutscher Staatsmann und Geschichtschreiber, den 14. Dec. 1720 zu Osnabrück, wo sein Vater Kanzleidirektor war, geboren, studirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft, widmete sich aber zugleich mit großem Eifer dem Studium der schönen Wissenschaften und der ausländischen Literatur. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt war er hier als Sachwalter thätig und nahm sich mit Freimuth und Wärme der unterdrückten Unschuld an. Die Energie, womit er der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück entgegentrat, verschaffte ihm das Vertrauen seiner Mitbürger in dem Maße, daß er zum Advocatus patriae erhoben ward. Die Landstände ernannten ihn zugleich zum Sekretär und zum Syndikus der Ritterschaft. Sein edler Charakter bewährte sich vornehmlich in den Drangsalen des siebenjährigen Kriegs, wo er durch umsichtige und weise Thätigkeit seinem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegskosten bedeutende Summen erspart. In seiner amtlichen Thätigkeit zeichnete er sich besonders dadurch aus, daß er den innern Zusammenhang des anzustrebenden Zwecks und der dazu zu Gebote stehenden Mittel klar durchschaute und über den Pflichten des Beamten und Staatsmannes nie die höheren Interessen des Weltbürgers und Menschenfreundes vergaß. Er war seit den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs wohl der erste deutsche Staatsmann, der es offen aussprach, daß Wahrheit und Redlichkeit auch im Staatsleben erste Pflicht des Menschen sey. Nach London gesandt, um daselbst die Angelegenheit der Subsidiengelder für die alliirte Armee zu betreiben, benutzte er seinen Aufenthalt in der Weltstadt zu gründlichem Studium der Institutionen und des Charakters des britischen Volks. Als 1761 der Herzog Friedrich von York zum Fürstbischof von Osnabrück ernannt worden war, leitete während dessen Minderjährigkeit eine britische Regentschaft die Geschäfte, aber M. war, wenn auch nicht dem Titel nach, doch in der That ihr erster einflußreichster Rathgeber. Mit gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit diente er zugleich dem Landesherrn und den Ständen, obwohl deren beiderseitiger Vortheil nicht immer Hand in Hand ging. Aber sein ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskenntniß führten ihn in Verbindung mit seiner unerschütterlichen Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit glücklich durch alle bedenklichen Kollisionen hindurch. Von 1762 an Justitiar beim Kriminalgericht in Osnabrück und dann, nachdem er diese Stelle 1768 niedergelegt, bis zu seinem Tode als geheimer Referendär bei der Regierung angestellt, nahm er nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung 1783 den Titel eines Geheimen Justizraths an. Er † am 8. Jan. 1794. Er war von hohem, starkem Wuchs, und schon sein Aeußeres flößte Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher, sein Wesen ernst, aber freundlich, sein Gesicht treuherzig und klug und Zutrauen einflößend. Krankheitsanfälle überwand er gewöhnlich durch Ruhe, indem er der Meinung war, daß die Natur das Uebel selbst niederkämpfe und darin nicht gestört werden dürfe. Erst in seiner letzten Krankheit ward er seines Irrthums inne; als er die Nähe des Todes fühlte, sagte er mit Gleichmuth: „Ich habe den Prozeß verloren!" Als Schriftsteller strebte er nicht nach Ruhm, aber er fand ihn durch seine gediegenen, nach Steff und Form vortrefflichen Schriften. Mit der gründlichsten Sachkenntniß beherrschte er ein weites Gebiet und schrieb über Fehler und Verbesserung der Sitte, über öffentliche, gemein-

Digitized by Google

nützige Anstalten, über Geschichte, Staats- und bürgerliches Recht nicht nur mit hellem unbefangenem Blick, sondern auch mit der wohlthuenden Wärme des Menschenfreundes. Seine originelle, aber kernige Schreibart sichert ihm unter den deutschen Prosaisten des vorigen Jahrhunderts eine der ersten Stellen. Seine „Osnabrückische Geschichte" (2 Bde., Osnabr. 1768, 2. umgearb. Aufl., Berl. 1780, 3. Aufl., 1820), die bis 1192 reicht, ist ein Muster für fruchtbare Behandlung vaterländischer Specialgeschichte und schließt einen Schatz der scharfsinnigsten und treffendsten Bemerkungen über ältere deutsche Geschichte überhaupt in sich. Den 3. Theil dieses Meisterwerks mit Urkunden gab aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse Herbart von Bar (Berlin 1824) heraus. Die Bedeutung eines wahrhaften Nationalwerks aber erhielten seine „Patriotischen Phantasien" (Osnabr. 1775—86; 3. Aufl. von seiner Tochter J. W. J. von Voigt herausgegeben, 4 Bde., Berl. 1804), die aus den Intelligenzblättern entstanden, welche M. von 1766—1782 für Osnabrück schrieb, um seine Mitbürger mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf zweckmäßige Weise bekannt zu machen. Viel Gehaltreiches boten auch seine „Vermischten Schriften", welche Fr. Nicolai nebst seiner Biographie herausgab (2 Bde., Berl. 1797 bis 1798). Von seiner Menschenkenntniß und vortrefflichem Humor zeugt darin die gegen Gottsched Pedanterie gerichtete Abhandlung: „Harlekin oder Vertheidigung des Groteskkomischen", von tüchtigem patriotischem Sinne die „Ueber die deutsche Sprache und Literatur", welche gegen die Bevorzugung französischer Sprache und Literatur, wozu Friedrich II. das Beispiel gegeben, ankämpft. Ein Trauerspiel „Arminius", 1748 geschrieben, trägt noch ganz das Gepräge der gottschedschen Schule an sich und kam bald in Vergessenheit. Eine vollständige Ausgabe von M.s sämmtlichen Werken hat B. R. Abeken (10 Bde., Berl. 1842—1843) besorgt. Am 12. Sept. 1836 ward ihm in seiner Vaterstadt ein ehernes Standbild errichtet.

Mösien (lat. Moesia, bei den Griechen auch **Mysia**), Landschaft oberhalb Thraciens und Macedoniens, erstreckte sich von den Mündungen der Save bis an den Pontus, so daß der Fluß die West- und das Meer die Ostgrenze machte, während gegen Norden die Donau, gegen Süden der Hämus die Grenze bildete. Der Fluß Cimbrus, jetzt Zibrik, theilte das Land in zwei Theile, in den westlichen (**Obermösien**) und den östlichen (**Niedermösien**). In den ältesten Zeiten schwärmten die Scythen hier umher, mit denen sich dann die Geten verbanden. Von dem celtischen Volke der Scordisker wurden die Geten jenseits der Donau verdrängt; doch blieben noch einzelne Schwärme derselben zurück. Außerdem wohnten noch verschiedene Völkerschaften hier, die sich sämmtlich endlich den Römern unterwerfen mußten. Vorzüglich setzten Trajans Siege die Römer in diesen Gegenden fest. Bald nachher wurden sie der Schauplatz der Einfälle der Barbaren. Zuerst nahmen die slavischen Jazygen, dann die Gepiden und endlich die Ostgothen davon Besitz. Dann kamen die Slaven und setzten sich vorzüglich in Obermösien fest, und endlich nahmen das Land die Bulgaren ein, von denen dasselbe noch jetzt größtentheils bewohnt wird. M. macht jetzt die Landschaften Serbien und Bulgarien aus. Unter den Städten, die in dem Lande hauptsächlich unter römischer Herrschaft entstanden, sind in Obermösien Viminacium (Widdin), Singidunum (unweit Belgrad), Naissus (Nissa) und Scopi (Uskub), in Niedermösien außer der Stadt Tomi am schwarzen Meere, in deren Nähe Ovid in der Verbannung lebte, Marcianopolis, Sardica (bei dem jetzigen Sophia), an der Donau Ariopolis (Rasovat), Dorostorum (Silistria) und Nicopolis zu nennen.

Moesius lacus, s. v. a. Bodensee.

Möskirch (Mößkirch), Amtsstadt im badischen Seekreis, an der Ablach, mit Schloß, Kapuzinerkloster und 1750 Einw. Am 5. Mai 1800 besiegten hier die Franzosen unter Moreau die Oesterreicher unter Kray.

Möstrich, zum Tischgebrauch mit Essig zubereiteter Senf.

Möttling (Metlika), Stadt im österreichisch-illyrischen Kreis Neustädtl, am Oberchbach, unweit der Kulpa und am Uskochenberge, mit Deutschordenskommende, Grenzzoll- und Mautyamt, Schloß, Kirche, Post und 1050 Ew., ist ein berühmter Wallfahrtsort und war früher Hauptort der windischen Mark.

Möven (Laridae), eine Familie der Schwimmvögel, unterscheiden sich durch sehr lange und spitzige Flügel, dreizehige, mit einer freien Hinterzehe versehene Schwimmfüße, einen seitlich sehr zusammengedrückten, scharfschneidigen, bisweilen leicht gekrümmten Schnabel, die Befiederung der Zügel- und Kehlgegend und die in freien Nasengruben sich öffnenden Nasenlöcher und sind durch große Flugkraft ausgezeichnet. Sie leben gesellig meist an den Seeküsten, wo sie gemeinsame Brüteorte haben, nähren sich von Mollusken und Fischen und erhaschen ihre Beute, indem sie an der Oberfläche des Wassers hinstreifen und auch auf geringe Tiefe tauchen. Zu ihnen gehört der durch seine eigenthümliche Schnabelbildung ausgezeichnete schwarze Scheerenschnabel (Rhyncops nigra), an den Küsten Amerika's, Westafrika's ꝛc., die gemeine Seeschwalbe (Sterna Hirundo), an den Seeküsten Europa's und meist auch auf den größern Landseen, und die dumme Seeschwalbe (Sterna stolida), zwischen den Wendekreisen, die sich oft auf das Takelwerk segelnder Schiffe niederläßt, wo man sie mit den Händen greifen kann. Die vorzugsweise Möve (Larus) genannte Gattung zeichnet sich durch die hakig abwärts gebogene Spitze des Oberkiefers und durch einen gerade abgestutzten Schwanz aus. Die Gattung umfaßt gefräßige Vögel, welche in unzähliger Menge an den Küsten und Flüssen über dem Wasser herumschwärmen, aber nur selten schwimmen. Ihr Hauptsitz ist der Norden, von wo sie zum Theil im Herbste südlich ziehen und dann bei uns über den Teichen und Landseen erscheinen; doch wohnen auch einige Arten in wärmeren Ländern. Wo es gute Nahrung gibt, verweilen sie bei ihren Zügen. Ihre Hauptnahrung sind Fische, Weichthiere, Aas. Sie nisten auf sandigen

Digitized by Google

Ufern, Felsen, Wiesen und legen wenig Eier. Die Jungen sind mit dichtem Flaum besetzt und werden lange auf dem Lande gefüttert. M. und Seeschwalben zeigen, so bald sie sich sehen lassen, dem Schiffer die Nähe des Landes an, weil sie sich ohne Noth nie weit vom Ufer entfernen. Wenn sie sich ins Innere des Landes begeben, so ist dies ein Zeichen von eintretendem schlechtem Wetter. Ihr Fleisch ist keine angenehme Speise. Die Mantelmöve (L. marinus *L.*), gegen $2^1/_2$ Fuß lang, weiß mit schwarzem Rücken und Flügeln, deren Spitzen jedoch weiß sind, mit gelbem Schnabel und fleischfarbenen Füßen, findet sich im Eismeer und im Nordmeer, von Island an bis zu den Orkaden und Hebriden, kommt auch des Winters an Deutschlands Küsten. Auf Island ist sie ein Standvogel, macht im April ein großes Nest aus Erdgras, vertheidigt die Jungen mit viel Geschrei und stößt auf die Verfolger; sie ist sehr gefräßig, jagt andern M. die Beute ab, fällt kranke Vögel an, schleppt die Eier der Alken in ihr Nest und säuft sie daselbst aus, stößt nach dem Klumpfisch, sammelt aber am Strande auch die hüpfenden Meerflöhe, Muscheln und frißt auch todte Thiere. Das Fleisch ist schlecht, wird aber doch im höchsten Norden gegessen; die Federn werden gesammelt und in den Haushaltungen gebraucht. Die Silbermöve (L. argentatus *Lath.*), 2 Fuß lang, weiß, auf Rücken und Flügel bläulichgrau, mit gelbem Schnabel und gelblich fleischfarbenen Flügeln, kommt in der gemäßigten Zone von Europa und Amerika, bisweilen am Rhein und Bodensee, vor und brütet auf den Dünen. Sie findet sich auch zahlreich am kaspischen Meer, am Baikalsee und in den russischen Flüssen, welche ins Eismeer fallen. Sie fressen vorzüglich die faulen Fische, welche am Ufer liegen bleiben. Ihre grünlichgrauen Eier mit braunen Flecken legen sie auf den nackten Boden, und die Jungen werden lange von den Alten ernährt. Die Häringsmöve (L. fuscus *L.*), über $1^1/_2$ Fuß lang, weiß, an Rücken und Flügel bräunlich schwarz, Schwungfedern schwarz, Schnabel und Füße gelb, findet sich häufig im Nordmeer, kommt auch in die Nord- und Ostsee, geht aber, wie es scheint, nicht bis Island; des Winters ist sie häufig an Nordamerika und selbst bis Jamaika, auch im Mittelmeer. Sie legt ihre 2 oder 3 Eier in den Sand zwischen die Dünen und auf Felsen. Die weiße Möve (L. eburneus *Gmel.*, Rathsherr), 15 Zoll lang, schneeweiß, Schnabel und Füße schwarz, wohnt im höchsten Norden von Spitzbergen und Grönland, fliegt mit ausgebreiteten Flügeln, läßt sich auf dem Eis schwer vom Schnee unterscheiden, setzt sich auf die Wallrosse, frißt ihren Unrath und fliegt meist allein. Sie verirrt sich bisweilen nach Europa. Die Sturmmöve (L. cyanorhynchus *Meyer*, blaufüßige Möve), gegen 15 Zoll lang, ganz weiß, Rücken und Flügel hellgrau, Schnabel und Füße gelb, lebt von Fischen, Schnecken und Würmern, welche sie vom Strand und von den Feldern ablest, haust an den Küsten der Ost- und Nordsee und kommt des Winters bisweilen auf deutsche Seen. Die Lachmöve (L. ridibundus *L.*, rothfüßige Möve), 16 Zoll lang, Schnabel und Füße roth, bewohnt schaarenweise die nordischen und norddeutschen Küsten, Flußmündungen, großen Landseen, legt 2–4 gelbliche oder graugrüne, dunkler gefleckte Eier, vertreibt Feinde durch ihr krähenartiges Geschrei, frißt Fische, Insekten, sucht auch auf dem Lande Regenwürmer und Engerlinge. Ihr Fleisch ist thranig; doch wird das der jungen M. gegessen. Die Federn dienen zum Ausstopfen der Betten. Die Zwergmöve (L. minutus *L.*) ist nicht größer als die Misteldrossel, weiß mit schwarzem Kopf, rothrothem Schnabel u. hochrothen Füßen. Ihre Heimath ist eigentlich Sibirien, auf Seen und Flüssen, doch kommt sie bis in die Ostsee und brütet auf den dortigen Inseln, verirrte sich sogar bis auf den Bodensee. Sie lebt von Würmern und Insekten. Die dreizehige Möve (L. tridactylus *L.*) gleicht der Lachmöve fast ganz, ist aber etwas größer und hat eine sehr kurze Hinterzehe ohne Nagel, ein graublaues Band auf dem Nacken, schwarze Flügelspitzen, einen grünlichgelben Schnabel und einen rothen Ring um die Augen. Ihr Aufenthalt ist im Norden bis Island und Grönland, und sie kommt nur im Winter auf unsere Seen. Sie geht sehr dem Wallfischspeck nach und läßt sich damit an Angeln fangen. Ihr Fleisch ist schlecht, und man ißt nur die Brust und die Keulen. Auf Island kommt sie schon im März an, legt im April die Wintertracht, das blaugraue Band über dem Nacken, ab, macht Ende Mai auf den Absätzen der Felsen ein großes Nest aus Erde, Meergras und Löffelkraut, legt 2–4 grünliche oder graue Eier und brütet in solcher Menge, daß die Sonne verdunkelt wird, wenn sie aufstiegen. Im August gehen sie ins Meer und ziehen Ende September nach Süden an die Küsten der Nordsee, nicht aber nach der Ostsee. Den höchsten Grad der Ausbildung erreicht die räuberische Natur der M. in der Untergattung Raubmöve (Lestris *Ill.*), deren Arten, selbst schlechte Stoßtaucher, andern geschickt und fleißig fischenden Seevögeln, vorzüglich den kleineren M., die Beute wieder abjagen. Dahin gehört die Schmarotzerraubmöve oder Struntmöve (L. parasiticus *L.*), über $1^1/_2$ Fuß lang, wovon der Schwanz über $^1/_3$ wegnimmt und die Flügel fast eben so lang sind, braunschwarz, unten weiß, auf dem Scheitel schwarz, auf der Brust mit einem braunen Querstreifen, ist sehr häufig im Nord- und Eismeer, an Norwegen und Schweden, auf den Hebriden, Farörn, Is- und Grönland und geht bis nach Kamtschatka. Auf Island kommt sie Ende April an, paart sich Ende Mai, brütet einsam ihre zwei 3 Zoll langen, braungefleckten, olivengrauen Eier aus und sucht während der Zeit auf Wiesen und Feldern Regenwürmer und Schnakenlarven. Im September zieht sie südlich. Die große Raubmöve (L. Cataractes *Gm.*), 20 Zoll lang, wovon der Schwanz $^1/_3$ wegnimmt, dunkelbraun, unten fast rostfarben, bewohnt den höhern Norden, besonders Grönland, Island und die Farörer. Sie brütet gesellschaftlich, kommt schon im April, legt aber erst in der Mitte Mai; Anfangs Juli schlüpfen die Jungen aus und ziehen schon Ende August ins Meer. Der Vogel stiehlt den Sturmvögeln und andern ihre nackten Jungen und trägt sie oft

Digitized by Google

2 Meilen weit im Schlunde herbei, um sie den seinigen zu bringen. Er verschlingt Alles, was Fleisch ist, Lebendiges und Todtes, raubt nicht bloß Eier und junge Vögel, sondern zerschmettert mit einem einzigen Stoß dem Papageitaucher den Schädel, hackt sogar neugeborenen Lämmern die Augen und das Gehirn aus und ist von allen andern Vögeln gefürchtet und gehaßt, so daß nicht leicht einer in seiner Nähe brütet. Er stößt sogar mit Wuth auf die Menschen, wenn sie sich seinem Neste nähern. Im Sitzen gleicht er den M., im Fliegen den Adlern. Die Eier werden sehr gern gegessen.

Mofetten (ital. Mofetti), die kürzere oder längere Zeit andauernden Kohlensäureerhalationen, welche entweder während des Endes einer vulkanischen Eruption oder unmittelbar, manchmal aber auch erst in längerer Frist nach derselben in der Nähe eines Vulkans hervorbrechen. Der Name M. ist dann auch auf die permanenten Ausströmungen von Kohlensäure übertragen worden.

Moffat, Kirchspiel und Stadt in der schottischen Grafschaft Dumfries, mit 3100 Einw., hat in der Nähe Mineralquellen, darunter die berühmtesten Harfell-Spa und Moffat-Well.

Mogador (Suirah), Stadt im Kaiserthum Marokko, auf einer flachen Sandküste, ist von einer Mauer eingefaßt und mit mehren Batterien versehen, zählt ungefähr 10,000 Einwohner, worunter mehr als 4000 Juden, die in einem besondern Stadtviertel leben und alle schwere Arbeit in der Stadt und im Hafen verrichten müssen, aber auch den Handel größtentheils in den Händen haben. Ausfuhrartikel sind Wolle, Gummi, Wachs, Häute, Mandeln, Honig, Straußenfedern und Goldstaub, Einfuhrartikel: Stahlwaaren, Eisen und Baumwollenzeuche. Der Ankerplatz ist während des Winters unbrauchbar und auch im Sommer der stark herrschenden Nordostwinde wegen nicht angenehm.

Mogaleb, s. Kirschbaum.

Mogata, Insel, s. v. a. Ceylon.

Moggiona, Ort in Toskana, im Val d'Arno casentinese, mit einer erdigen Thermalquelle, die aus Kalkstein hervorbricht, einen eigenthümlichen Schwefelgeruch bei einer Temperatur von 21° R. hat und bei chronischen Hautkrankheiten, als Getränk bei Griesbeschwerden und Wurmleiden benutzt wird.

Moghrib (Maghreb, d. i. der Westen, daher das Abendland), bei den Arabern ganz Nordafrika, mit Ausnahme von Aegypten, von den Moghrib in bewohnt, eingetheilt in die Sahara, Biledul-Ageryd und in Tell (d. i. Hochland), das Land der Berbern, und das letztere wieder in Afrikiah (Tripolis und Tunis), Moghribaausath (mittleres Abendland, Algier) und Mul Aksa (äußerstes Abendland, Marokko).

Mogilew, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Podolien, am Dniester, Sitz eines armenischen Erzbischofs, hat mehre Kirchen und Klöster, Handel, ergiebige Fischerei, Seidenfabrikation und 7500 Einw. In der Nähe viele versteinerte Bäume.

Mogilno, Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, an einem See, hat zwei katholische und eine evangelische Kirche, eine Synagoge, ein Bernhardinermönchskloster (1065 gestiftet), ein landräthliches Amt, Domänen-Rentamt, Unterſteueramt, eine Post und 1650 Einw.

Moguer, Stadt in der spanischen Provinz Huelba, am Tinto und Puerco, mit kleinem Hafen, Weinbau, Branntweinbrennerei, Fischerei und 6000 Einw.

Moguettes (franz.), s. Mocades.

Mogul, s. v. a. Großmogul, s. Ostindien.

Moguntia und Moguntiacum, alter Name von Mainz.

Moha, Dorf in der stuhlweißenburger Gespannschaft in Ungarn, bei Stuhlweißenburg, mit einem Sauerbrunnen, dessen farb- und geruchloses, nicht perlendes Wasser einen schwachsäuerlichen, später einen etwas zusammenziehenden, eisenhaften Geschmack besitzt, den Wein schwärzlich färbt und Eisenocker absetzt.

Mohacs, Marktflecken in der baranyer Gespannschaft in Ungarn, an einem Arm der Donau, die hier die große Mohacser- oder Margarethen-Insel bildet, hat ein festes Schloß, eine katholische und reformirte Kirche, ein Gymnasium, Salzniederlage und 11,000 Einw. Seine historische Berühmtheit verdankt der Ort der großen Schlacht am 29. Aug. 1526, welche der letzte ungarische König, der jugendliche Ludwig II., gegen den Sultan Soliman II. verlor und deren unglücklicher Ausgang, nächst dem Tode des Königs, vieler Magnaten, Adeligen, Bischöfe, über 12,000 Esterern, 10,000 Ungarn und Deutschen, das Leben kostete, auch mittelbar den Verlust der Selbstständigkeit Ungarns herbeiführte. Am 12. Aug. 1687 lieferte der Herzog Karl von Lothringen bei M. jene blutige Schlacht, welche den Türken 16,000 Mann kostete und der türkischen Herrschaft in Ungarn ein Ende machte.

Mohammed (arabisch, d. i. der Gepriesene), eigentlich Abul Kasem Ebn Abdallah M., der Stifter der nach seinem Namen benannten Religion, im April 571 in Mekka geboren, war der Sohn des Abdallah und der Amina, aus dem Stamme der Koreischiten, und zwar aus der Linie Haschem, welche in dem erblichen Besitz der Schlüssel zur Kaaba war und mit dem Schutzamt derselben die Herrschaft über Mekka verband. Die Familie, welcher M. angehörte, war jedoch verarmt und hatte dadurch ihren Einfluß verloren; M.s Vater hinterließ bei seinem frühzeitigen Tode nur etliche Schafe und Kameele und eine äthiopische Sklavin, Barakat. Die arabische Ueberlieferung umgibt M.s Geburt mit einem Kranz von wunderbaren Ereignissen, in welchen sich die Größe des Mannes und seine weltbewegende Macht ankündigte. So bestrahlte ein wunderbar aufleuchtendes Licht seine Geburtsstätte, und zur selbigen Stunde erlosch das heilige Feuer Zoroasters. Da die Mutter, krank aus Gram über ihres Mannes Tod, der zwei Monate nach ihrer Niederkunft erfolgte, dem Knaben die Brust nicht mehr reichen konnte, überließ sie ihn einer saadistischen Schäfersfrau, Halema, welche aus Mitleid „das Kind der Armuth" zu sich zu nehmen versprach. Auch der Aufenthalt des Kindes in den Beldethälern des Gebirgs ist reich mit Sagen verwoben, welche die rasche Entwickelung des

Digitized by Google

Kindes dem Umgang desselben mit himmlischen Wesen zuschreiben. Ein Mal, das sich zwischen den Schultern des Kindes entwickelte und später als das Siegel des Prophetenthums galt, sollte ihm in dieser Zeit durch die Engel aufgeprägt seyn. Krampfhafte Anfälle erfüllten aber bald die Pflegeältern, welche das Kind der Einwirkung böser Geister ausgesetzt glaubten, mit Besorgniß, und Halema brachte es der Mutter zurück, welche in seiner Krankheit das Erbtheil des Vaters erkannte. Unter der Pflege seiner Mutter blieb M. bis zum 6. Lebensjahr. Da starb auch die Mutter auf der Heimkehr von einem Besuch ihrer Verwandten in Medina, und die treue Sklavin Barakat brachte den zur Waise gewordnen Knaben seinem Großvater. Aber auch dieser, Abdul-Motalleb, starb bald, nachdem er noch sterbend das hülflose Kind seinem Sohne, Abu-Taleb, auf die Seele gebunden. Dieser erzog mit großer Sorgfalt den Neffen und lehrte ihn das Schwert führen und Handel treiben. Obgleich er sonst keine Bildung genoß, nicht einmal schreiben lernte, war der Knabe doch schon in seinem 12. Jahre seinen Altersgenossen weit überlegen an Urtheil und Stärke des Willens. Um diese Zeit begleitete er Abu-Taleb auf einer Reise nach Syrien, wobei er zu Basrah mit einem nestorianischen Mönche, den Einige Sergius, Andere Bahira nennen, zusammentraf, der seinen Oheim auf die geistige Begabung des Knaben aufmerksam gemacht u. diesem eine große Zukunft vorausverkündet haben soll. Wie reich oder dürftig die Saat gewesen seyn mag, die der Mönch in das Herz des Knaben einsenkte, M. behielt während seines ganzen Lebens eine gewisse Ehrfurcht für Syrien. Nach seiner Rückkehr nach Mekka nahm M. an den Handelsgeschäften seiner Familie steten Antheil. Er folgte bald Abu-Taleb, bald einem andern Oheim, Sobir. Auch einem Kriegszug seines Stammes, um die Kananiten gegen den Stamm Hawazin zu unterstützen, wohnte er als Sobirs Waffenträger bei. Um seiner Brauchbarkeit willen zogen bald auch andere Araber den Jüngling in ihre Dienste; er soll sogar eine Zeit lang die Heerden der Mekkaner für Lohn gehütet haben. Im 25. Lebensjahre trat er in die Dienste der reichen Kaufmannswittwe Chadidscha, welche ihn bald so lieb gewann, daß sie ihm, obwohl bereits 40 Jahre alt, ihre Hand antragen ließ und ihn auch gegen den Willen ihres Vaters heirathete. M. blieb nun in Mekka, trieb aber sein Geschäft bald nicht mehr mit dem Eifer und Glück, wie früher, so daß sein erheirathetes Vermögen merklich zusammen schmolz. Dies schadete ihm aber in den Augen seiner Mitbürger nicht, die in ihm den reichen Mann sahen, der sein Vermögen mehr als Mittel für die Befriedigung seiner Neigungen, als zu neuen Versuchen des Erwerbs gebrauchen darf, und die Gaben der Wohlredenheit, wie der Anstand seines Benehmens gewannen ihm Aller Herzen. Im Umgang voll ungezwungenen Witzes, blendend durch den Reichthum der Phantasie, herrschend durch ein rasches und scharfes Urtheil und im Geschäft geschickt in der Auffindung von Mitteln, wie kühn in der Durchführung des Plans, dabei so frei von jedem Hinterhalt des Gedankens, daß man ihn allgemein unter dem Namen Al Emin, d. i. der Treue, kannte, gewann er solches Ansehn, daß er von den Parteien gern als Schiedsrichter gewählt wurde. Dabei gab er sich vorzugsweise religiösen Betrachtungen hin, denen er von früher Jugend an ergeben gewesen war. Das Uebergewicht seiner äußeren Stellung bei der Erweiterung seines Gesichtskreises durch den vielseitigen Verkehr und die Vertiefung in sein eigenes Leben riefen in ihm den Glauben an seine höhere Sendung hervor. Den Inhalt für diese schuf sein Haß gegen den unter den Arabern noch weit verbreiteten Götzendienst, wobei ihm seine frühere Berührung mit Juden und Christen eben so sehr zu Hülfe kam, als der Einfluß, welchen ein Verwandter seiner Frau, Wareka, auf ihn gewann. Dieser, wie er vorgab, Astrolog, früher Jude, später Christ, war nicht nur mit den Schriften beider Religionsparteien bekannt, sondern hatte sich sogar an eine Uebersetzung des Neuen Testaments in das Arabische gewagt. Er war es, der zu dem Hasse gegen den Götzendienst in M.s Seele die Begeisterung für die Verehrung des einen wahren Gottes gesellte. Mit ihr flüchtete sich M. aus der Umgebung der verderbten Welt des Götzenthums in die Einsamkeit einer Höhle am Berge Hara, 3 Stunden von Mekka, wo er Tage, Wochen und Monde im Gebet und im „Umgang mit Gott" zubrachte. Die Reizbarkeit seines Nervensystems konnte sich hierdurch bis zur krankhaften Extase des Visionärs steigern, in welcher die Seele, was sie in sich trägt, in äußerer Verleiblichung zu schauen glaubt, und die Gedanken des Herzens durch eine unwillkürliche Poesie zu Geistern werden. In seinem 40. Jahre kam er eines Morgens, nachdem er wie gewöhnlich den Monat Ramadan mit Fasten und Gebet zugebracht, zu Chadidscha, die bisher, obschon sie seine einsamen Stunden öfters theilte, umsonst um Aufschluß über seinen sonderbaren Zustand gebeten hatte, und erzählte ihr, wie ihm in der Nacht der Engel Gabriel erschienen sey und ihm befohlen habe, die auf einem seidenen Tuche, das er ihm gezeigt, enthaltenen Schriftzüge zu lesen. Vergeblich habe er sich mit seiner Unkenntniß des Lesens entschuldigt; sein Verstand sey plötzlich vom himmlischen Licht erhellt worden, und er habe die Gebote des Herrn lesen können auf dem Tuch. Wie er damit zu Ende gewesen, habe der Engel ihm versichert, daß er der Prophet Gottes sey. M. bebte während seiner Erzählung noch am ganzen Leibe und erklärte selbst, er wisse nicht, ob das Gesicht Wahrheit oder ein Gaukelspiel der Sinne gewesen sey. Doch fand er an der Eitelkeit seines Weibes die beredteste Fürsprache, und die letzten Zweifel an seiner Sendung verscheuchte aus der Seele M.s Wareka, den Chadidscha alsbald von dem Vorfall unterrichtete. Er trieb den Propheten an, offen hervorzutreten mit seiner Sendung, und nur nach langem Widerstreben folgte dieser. Der erste Anhänger M.s wurde sein Sklave Seid, der dafür mit der Freilassung belohnt wurde. Vorsichtig wandte sich M. nur an solche Mitglieder seiner Familie, von welchen er eine günstige Aufnahme seiner Lehre voraussetzen durfte, so daß nach einer dreijährigen Verbreitung derselben die Anhänger M.s doch kaum die Zahl 40 überstiegen,

Digitized by Google

lauter arme und unbedeutende Leute, meist Handwerker. Ihre heimlichen Zusammenkünfte wurden, von den Gegnern kaum entdeckt, auch gesprengt. Mehr aber als die rohe Gewalt und ihre Verfolgung schadete dem Propheten der bittere Spott, mit welchem ihn der Dichter Amru Ibn al Aaß überschüttete. Seine Vorträge schnitt man durch Heulen und Schreien, durch das Anstimmen von Gassenbauern und durch einen Hagel von Kothwürfen ab. Diese Erbitterung gegen den Propheten hatte aber nicht bloß in dem Gegensatze der herrschenden Religionsansichten, sondern noch weit mehr in der Beeinträchtigung materieller Interessen, die man durch die neue Lehre besorgte, ihren Grund. Denn die Macht von M.s Verwandten und deren Wohlstand hing mit dem Götzendienste aufs Innigste zusammen, und die Linie Abd Schems nahm den Vorwurf der Gotteslästerung, deren sich der Haschemite schuldig gemacht hatte, schnell auf, um die Familie desselben aus ihrer bevorrechteten Stellung zu verdrängen. M.s Hauptgegner war daher sein Vetter, Abu Sofian, der Urenkel Abd Schems, und sein eigener Oheim Abu-Lahab, dessen Sohn Ofa überdies noch eine Tochter M.s zur Frau hatte. Der Widerstand, der sich so von allen Seiten gegen M. erhob, blieb nicht ohne Folgen für seine Gesundheit; die Unruhe seines Gemüths sprach sich in dem Verfall seines Körpers und in der öftern Wiederkehr seiner krankhaften Paroxysmen aus. Von seinen Anhängern zu einem offenen Hervortreten gedrängt, berief er endlich die Haschemiten zu einer neuen Versammlung in sein Haus, wies sie, um ihren Eigennutz und dessen Widerstand zu brechen, auf die Wohlthaten und Vortheile hin, welche Gott in seiner Person ihnen gewähre, da ihm Macht gegeben sey über alle Schätze der Erde, und rief am Schluß seiner Rede aus: „Wer will mein Wessir, mein Gehülfe seyn?“ Alle schwiegen betroffen still, bis endlich der junge, aber mißgestaltete Ali Abu-Talebs Sohn, begeistert zu des Propheten Füßen stürzte und sich zu seinem Dienst gelobte. Die Kunde von diesem Schritte reizte aber den Spott der ungläubigen Menge nur stärker auf, und als er die Forderung der Menge, durch Wunder seine höhere Würde zu erweisen, ablehnte, so drohte man ihm, seine Frevelreden gegen die Götter durch sein Blut zu sühnen. Dennoch wagte er es, in der Kaaba als Prophet aufzutreten. Kaum hatte er aber mit seinen Verwünschungen des Götzendienstes begonnen, so trat das Volk für seine Götter als Rächer auf, und nur mit Mühe gelang seinen Anhängern die Rettung des Bedrohten. Der unglückliche Ausgang dieses Versuchs bewog Abu-Taleb zu neuen Vorstellungen; M. wies sie aber mit den Worten ab: „Wenn meine Feinde mir die Sonne zur Rechten und den Mond zur Linken entgegenstellten, so will ich doch von meinem Vorhaben nicht lassen!“ Abu-Taleb nahm nun zwar die neue Lehre nicht an, fuhr aber fort, den Propheten zu schützen und vereinigte die übrigen Glieder seiner Familie zu gleichem Beistand. Nur in Abu-Lahab siegte der Haß über die Familienpflicht. Dennoch würde bald Abu-Talebs Mäßigung nicht mehr hingereicht haben zum Schutz des Verfolgten, wäre es diesem nicht gelungen, seinen Oheim Hamsa u. den wilden Omar zum Glauben an sein Prophetenamt zu führen. Wegen einer Beleidigung, welche M. von Abu-Dschahl erfuhr und die Hamsa rächte, brach die Feindschaft in offene blutige Fehde aus. Zwar blieben die Haschemiten Sieger, aber die Lage der Gläubigen (Moslem) war doch so mißlich, daß der Prophet selbst seinen Anhängern rieth, in das Land des christlichen Fürsten von Abyssinien auszuwandern. Er selbst wurde von Abu-Taleb in ein befestigtes Schloß außerhalb Mekka gebracht, während 83 seiner Anhänger sich nach Abyssinien flüchteten. Die Koreischiten aber sprachen den Bann gegen alle Haschemiten aus und hängten diesen Beschluß bei der Kaaba auf. Nachdem M. drei Jahre in seinem Versteck zugebracht, benachrichtigte er die Koreischiten, daß die von ihnen in der Kaaba aufgehangene Tafel von Würmern zerfressen worden und nur einzig das Wort „Allah“ darauf stehen geblieben sey. Wenn sie es nicht so fänden, wolle er sich ihnen ausliefern, und sie möchten ihm thun, wie es ein Betrüger verdiene. Als es sich nun in der That fand, wie er gesagt, hoben die Koreischiten den Bann auf, und M. durfte nach Mekka zurückkehren. Allein gerade jetzt, da M.s Sache eine so günstige Wendung genommen hatte, verlor er seinen Beschützer Abu-Taleb durch den Tod, und drei Tage darauf starb auch Chadidscha. Seine Gegner aber fanden an Abu-Sofian, dem Haupt der Omijaden, der nun an die Spitze der Gemeinde zu Mekka trat und ein eifriger Anhänger des Götzendienstes war, einen unermüdeten Vorkämpfer. M. suchte daher in Tajef, 30 Stunden von Mekka, eine Zuflucht. Der Einfluß seines Oheims Al-Abbas, der dort begütert war, vermochte aber nichts gegen die Wuth der Einwohner, die ihre Götter bedroht sahen. Sein Sklave Seid, der diese Flucht mit ihm theilte, ermöglichte ihm endlich die Rückkehr nach Mekka; doch mußte M. sich wie ein Geächteter in den Wohnungen seiner Freunde verbergen, und nur für die Zeit der Wallfahrt gab ihm die Sitte des Landes Schutz. Zu dieser Zeit gelang es ihm auch, durch Ansprachen in der Kaaba Proselyten zu machen, was jedoch wieder die Koreischiten im Bunde mit Abu-Sofian zu dem Beschlusse veranlaßte, den Propheten zu ermorden, und zwar sollte, um alle Familien für die Folgen solidarisch verbindlich zu machen, „ein Schwert von jeder Familie in M.s Brust begraben werden“. M. ward aber von dem Plan unterrichtet und folgte einer Einladung von ihm bei der Wallfahrt bekehrter Medinenser im September 622 mit seinem Freunde Abubekr unter großer Lebensgefahr nach Medina. Seine Anhänger, 45 an der Zahl, waren ihm theils dahin vorausgegangen, theils folgten sie ihm nach. Diese Flucht heißt bekanntlich Hedschra, und die mohammedanische Zeitrechnung beginnt mit dem Jahre derselben. Die mit M. Ausgewanderten führten den Ehrennamen Muhadschirin (Ausgewanderte), während seine Anhänger in Medina Anßar (Hülfsgenossen) hießen. Um die zahlreichen und angesehenen Juden in Medina für sich zu gewinnen, machte er ihnen manche Konzessionen; als aber der Erfolg seinen Wünschen nicht ent-

Digitized by Google

sprach, nahm er diese Konceſſionen ſpäter nicht nur zurück, ſondern wurde bis an ſeinen Tod der erbitterſte Feind der Juden. Bis jetzt waren M.s Lehren noch friedlich und wohlwollend und prägten Ergebenheit gegen Gott und Freundſchaft gegen die Menſchen ein; aber das Bewußtſeyn der Macht, wie ſie der Prophet jetzt genoß, erweckte in ſeiner Seele Groll und Leidenſchaft. Nachdem er den Bau der noch jetzt in Medina vorhandenen Moſchee angefangen und wichtige konſtituirende Gebote für die junge Gemeinde gegeben hatte, ließ er einzelne Karavanen der Koreiſchiten aufheben und weckte dadurch die Beuteluſt ſeiner Anhänger. Die erſte kriegeriſche Unternehmung, die M. ſelbſt leitete, fand im Monat Ramadan des 2. Jahres der Flucht Statt. Es galt auch diesmal der Ausplünderung einer aus Syrien zurückkehrenden reichbeladenen Karavane, die dem Abu-Sofian gehörte. Die Karavane entkam zwar, aber zwiſchen den ſie begleitenden Koreiſchiten und den Moslem entſpann ſich bei Bedr ein hartnäckiger Kampf, in welchem die Gläubigen Sieger blieben und eine Menge Gefangene machten, für die ſie großes Löſegeld erhielten. Auch Abu-Dſchahl fiel in dieſem Kampfe, mit ihm der Todfeind des Propheten. War auch dieſe Schlacht nichts als ein Raubanfall und nicht bedeutender als viele andere bei den Arabern längſt vergeſſene Züge, ſo war ſie doch der Anfangspunkt für die ſiegreichen Eroberungen der Moslem, und daher wird noch heute im Thale Bedr das Andenken an dieſelbe gefeiert. Um ſeine Niederlage zu rächen, rüſtete Abu-Sofian alsbald einen neuen Zug aus und ſchwor, ſich den Bart nicht zu ſalben, bis ſein Gegner gefallen ſey. Allein die Unternehmung endete mit einer neuen Niederlage, denn der Prophet zog ihm mit überlegenen Kräften entgegen, u. Abu-Sofian mußte mit Hinterlaſſung des Mundvorraths oder der Mehlſäcke in der Flucht ſein Heil ſuchen. Je zahlreicher die räuberiſchen Stämme der Wüſte nach dieſen Vorgängen dem beuteverheißenden Anführer zuſtrömten, um ſo mehr fühlte ſich M. geneigt, ſein Schwert nun gegen die Juden zu kehren, deren Widerſtand gegen die neue Lehre ihn erbitterte und deren Reichthum die Beuteluſt lockte. Die Beſchimpfung eines Hirtenmädchens durch einen Juden gab den Anlaß zum Kampf, der mit der Niedermetzelung der Juden geendet haben würde, wenn ihnen nicht ihr Schutzherr freien Abzug nach Syrien ausgewirkt hätte. Den durch dieſe Kämpfe raſch erwachſenen Wohlſtand benutzte der Prophet, nun auch zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaft für ſchöne Frauen zu ſorgen, und um ſo mehr, da ihm durch die verwandtſchaftlichen Beziehungen auch eine Sicherung ſeines Einfluſſes geboten ſchien. Zwar geſtattete er im Koran ſeinen Bekennern nur vier Frauen, allein ſich ſelbſt verlieh er das Vorrecht, ſich eine größere Anzahl beizulegen. Noch in Mekka hatte er ſich bald nach dem Tode der Chadidſcha mit Abubekrs Tochter, der ränkeſüchtigen Aiſcha, verlobt; neben ihr hatte ihm noch die Wittwe eines ſeiner Anhänger, Sauda, als Ehegenoſſin gedient. Eine Niederlage, die er im 3. Jahre der Flucht gegen die Koreiſchiten bei Dhod erlitt, betrachtete er als Strafe Gottes dafür, daß man ſeinen Plan, ſich in Medina zu vertheidigen, verworfen hatte. Indeß traten ihre Folgen bald in der feindſeligen Stellung hervor, welche die Provinz Nedſched und der Stamm Nadher annahmen. Rache- und Beutezüge mußten ſchnell unternommen werden, um die Feinde durch Schrecken ferne, die Anhänger des Propheten im Glauben zu erhalten; jeder Beutezug aber ſchloß fortan mit einer neuen Heirath des Propheten. Selbſt ſein treuer Seid mußte ihm ſeine ſchöne Gattin Zeinab abtreten, und M. feierte ſeine Vermählung mit ihr mit großem Pomp. In dieſer ſonderbaren Verkettung von Raubzügen und Hochzeitsfeſten war das Jahr des mit den Koreiſchiten geſchloſſenen Waffenſtillſtandes abgelaufen. Die Koreiſchiten hatten ſich für den Ausbruch des Kriegs mit dem Stamme Ghatafan und den Vertriebenen Nadhers verbündet, und mancherlei Anzeichen ließen befürchten, daß ſie in Medina ſelbſt Verbindungen angeknüpft hätten, wie denn wirklich ein benachbarter jüdiſcher Stamm Koreida zu den Koreiſchiten übertrat. M. nahm daher zu einer ungewohnten Vertheidigung ſeine Zuflucht. Er ließ auf der einen Seite Medina's, die vom Feinde bedroht war, einen Graben ausſtechen und erwartete hier den Feind, während eine Beſatzung in Medina die zweifelhaften Gegner im Zaume hielt. Der Angriff der Feinde auf den Graben ſchlug fehl, und ein Umſchlag des Wetters nöthigte die Koreiſchiten zum Abzug. Nun fiel M. über die verlaſſenen Koreiditen her und ließ ihrer an 700 in Medina niederhauen, unter dem Vorwand, daß ſie ihm durch Bereitung eines Golem eine ſchleichende Krankheit zugezogen hätten, von der er ſich durch eine Viſion und beſondere Gebete befreite. Endlich wagte er es im 6. Jahre der Flucht, ſeine Anhänger zu einer Wallfahrt nach Mekka aufzurufen. Er ward zwar von den Koreiſchiten daran verhindert, erlangte aber doch das wichtige Reſultat, daß ſie einen Frieden auf 10 Jahre mit ihm ſchloſſen. Um den Verdruß der Seinen über die ihnen von M. gebotene Umkehr zu beſchwichtigen, mußte er einen neuen Beutezug verſprechen, und das reiche Gebiet von Kaibar, meiſt von Juden bewohnt, ward dazu beſtimmt. Die Eroberung der feſten Burg von Kaibar war das Verdienſt Ali's; M. hatte ſich nur durch ſein Gebet an dem Kampf betheiligt. Ein Verſuch, auf diplomatiſchem Wege in Perſien und am griechiſchen Hofe ſeiner Lehre Eingang zu verſchaffen, fiel höchſt ungünſtig aus; dagegen ehrte der ägyptiſche Uſurpator Mukowkis, wenn er ſich auch Bedenkzeit für die Annahme des Islam erbat, den Propheten durch eine Geſandtſchaft und Geſchenke. M. ſelbſt feierte in dieſem Jahre drei Tage lang das Pilgrimfeſt in Mekka, bei welcher Gelegenheit er durch eine neue Heirath zwei ſeiner heftigſten Gegner, Ibn al Kaled und Ibn al Aaß, verſöhnte. Um die Ermordung eines ſeiner Geſandten in Muta zu rächen, rüſtete er einen Zug nach Syrien, der aber unglücklich ausfiel und unter andern dem treuen Seid das Leben koſtete. Dies verleitete die Mekkaner zur Verletzung des abgeſchloſſenen Friedens; die Folge war die Eroberung Mekka's, die Zerſtörung der Götzenbilder und die förmliche Beſitz-

Digitized by Google

nahme der heiligen Stadt für den Islam. Gegen die Koreischiten verfuhr er mit Milde, und seine darüber murrenden Heerführer fanden hinlängliche Beschäftigung in der Unterwerfung der Umgegend. Die kräftigeren Stämme im Gebirg wurden dadurch zu einem Bündniß getrieben, dessen gefahrdrohende Stärke M. selbst mit in den Krieg führte. Auch diesmal siegte der Fanatismus seiner Schaaren, und was das Schwert nicht erlangte, erreichte er durch Friedensanerbietungen u. Geschenke, so daß die fernsten Stämme der Halbinsel den Islam annahmen und viele sich sogar auch seiner weltlichen Herrschaft unterwarfen. Er selbst kehrte nach Medina zurück und empfing hier die Gesandten der ihm huldigenden Stämme. Indessen hatte die so zusehends wachsende Macht M.s schon die Aufmerksamkeit des Kaisers Heraclius erregt, der ein Heer an die Grenzen Arabiens sandte. M. beschloß, dem Angriff zuvorzukommen, und eröffnete in Person den Feldzug. Aber sein kleines Heer schmolz durch Desertionen auf dem Marsche so zusammen, daß er den Rückzug antrat, ohne den Feind gesehen zu haben. Im folgenden Jahre, dem 10. der Flucht, unternahm M. seine letzte feierliche Wallfahrt nach Mekka. So groß war dabei der Zudrang der Gläubigen, die sich der Pilgerreise anschlossen, daß die Angaben zwischen 25,000 und 90,000 schwanken. Mit großer Gewissenhaftigkeit vollzog M. alle Gebräuche, die als Norm für alle Zeiten gelten sollten. Trotz der zunehmenden Schwäche des Körpers faßte M., nach Medina zurückgekehrt, den Plan eines neuen Zugs gegen Syrien, und der Verdruß über eine Unterbrechung durch Ali Aswad, der sich in Yemen für einen Propheten ausgegeben und auf den Thron geschwungen hatte, war so groß, daß er sich zum ersten Mal des Meuchelmords gegen seinen Feind bediente. In derselben Nacht aber, in der Osema, Seids Sohn, mit dem Heere gegen Syrien aufgebrochen war, nahm M.s Krankheit eine gefährliche Wendung. Mitten in der Nacht ließ er sich von einem Sklaven auf den Todtenacker führen und betete für die Todten. Am Freitag ging er noch einmal in die an sein Haus stoßende Moschee, betete, ermahnte die Gläubigen zum Glauben und zu guten Werken und tröstete sie über seinen Tod. Nach seiner Rückkehr † er in den Armen der Mischa, an seinem 63. Geburtstag, im 11. Jahre der Flucht (632 n. Chr.). Um den Streit über den Ort des Begräbnisses abzuschneiden, befahl Abubekr, ihn da zu begraben, wo er gestorben sey. So wurde das Grab unter seinem Sterbebett gemacht, welcher Platz, jetzt innerhalb der erweiterten Moschee gelegen, von den Moslem viel besucht wird. Fatime, das einzige Kind, welches ihn überlebte, folgte ihm bald im Tode. Als Schriften M.s sind zu betrachten die nach seinen mündlichen Aussprüchen aufgezeichneten Glaubensbücher der Moslem, der Koran, die Sunna und die dazu gehörigen Kommentare, die einen Zweig der arabischen Literatur bilden. Biographien von M. befinden sich in den Einleitungen zu den Uebersetzungen des Koran von Maraccio, Sale, Savary, Boysen, Wahl ꝛc. Vgl. ferner: Turpin, Histoire de la vie de M., Par. 1773—1780, 3 Bde.; deutsch, Halle 1781; Bush, The life of M., Newyork 1833; Weil, M. der Prophet, sein Leben und seine Lehre, Stuttg. 1843; Wash. Irving, History of M., 2 Bde., London 1850.

Mohammed, 1) Name von vier türkischen Kaisern oder Padischahs: a) M. I., geboren 1374, ward nach seines Vaters Bajazet I. Niederlage und Tod (1403) von dem Mongolenkhan Timur Beg mit Amasien belehnt, erkämpfte gegen seine Brüder und Gegensultane Soliman I. und Musa den Thron und † 1421.

b) M. II., Bujuk, d. i. der Große, Enkel des Vorigen, Sohn Murads II., geboren 1430 zu Adrianopel, folgte 1451 seinem Vater auf dem Thron der Osmanen. Durch Alexanders des Großen Thaten zur Nacheiferung entflammt, setzte er sich die Eroberung des byzantinischen Reiches zum Ziele seines Strebens. Nachdem er durch Ermordung seines Bruders Ahmed etwaiger Beeinträchtigung seiner Rechte zuvorgekommen war, begann er im April 1453 mit 300,000 Mann Landtruppen, 300 Galeeren und 200 kleinern Fahrzeugen die engere Einschließung und Belagerung Konstantinopels, das sich mit kaum 10,000 Bewaffneten tapfer vertheidigte, am Ende aber unterlag und nach 53tägiger Belagerung den 29. Mai mit Sturm genommen und der Plünderung preisgegeben ward. Nachdem er aber Konstantinopel zu seiner Residenz erhoben hatte, gewährte er den Griechen, um in die entvölkerten Provinzen seines neuen Reichs Einwohner herbeizuziehen, völlige Religionsfreiheit und gestattete ihnen auch, sich wieder einen Patriarchen zu wählen. So erhob sich die Stadt bald aus ihren Trümmern, ward von Neuem befestigt und durch Anlegung der Dardanellenschlösser am Eingange des Hellesponts geschirmt. Nach dem Falle des byzantinischen Reichs wandte er sich mit seinen Eroberungsplänen zuerst gegen Albanien, konnte indeß diese Provinz erst nach des tapfern Skanderbeg (s. d.) Tode seiner Herrschaft einverleiben (1467). Als er 1456 mit einem Heere von 160,000 Mann u. 300 Kanonen vor Belgrad erschien, widerstand ihm Johann Hunyad mit solcher Tapferkeit, daß er, nachdem er 25,000 Mann verloren hatte und selbst verwundet worden war, unverrichteter Sache abziehen mußte. Serbien indeß ward größtentheils von ihm erobert, ebenso Griechenland und der Peloponnes, die meisten Inseln im Archipel und das griechische Kaiserthum Trapezunt. Den Venetianern nahm er 1470 die Inseln Negroponte und Lemnos und den Genuesern 1474 Kaffa, nachdem er schon 1473 den Khan der krimmschen Tataren zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen hatte. Die langwierigen Kriege, in die er mit Persien verwickelt ward, verhinderten ihn an neuen Unternehmungen gegen die christlichen Mächte. Im Jahr 1480 griff er die Insel Rhodus an, ward aber von den Johanniterrittern mit großem Verluste zurückgeschlagen. Hierauf machte er einen Angriff auf Unteritalien, und schon hatten seine Truppen die Stadt Otranto erobert, als er 1481 auf einem Zuge gegen Persien †. M. hatte während seiner 30jährigen Regierung 12 Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Persönlich war er durch glänzende Eigenschaften des Geistes ausgezeich-

Digitized by Google

net, wie er sich auch durch Bildung (er sprach Griechisch, Arabisch und Persisch, verstand Lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntnisse in der Geographie, Mathematik und Geschichte) vor andern orientalischen Fürsten hervorthat; aber seine unmenschliche Grausamkeit, seine Treulosigkeit, seine Verachtung aller Gesetze und seine niedrigen Ausschweifungen charakterisirten ihn als einen orientalischen Despoten der schlimmsten Art.

c) M. III., Sohn und Nachfolger Murads III., geboren 1566, regierte von 1595—1603 als ein furchtbarer Wüterich, der seine eigene Familie nicht verschonte und besonders die Christen, die zu Anfang seiner Regierung sich mit Erfolg gegen ihn erhoben hatten, grausam verfolgte.

d) M. IV., Sohn Ibrahims, geboren 1642, bestieg als unmündiger Knabe 1648 den Thron und bewies sich auch später als schwacher, träger und aller Ueppigkeit dingegebener Regent, weshalb er, weil man das Unglück der türkischen Waffen gegen Deutsche und Polen seiner Unfähigkeit zuschrieb, 1687 abgesetzt ward; † 1691 im Kerker. Seine Regierung ist durch die beiden Großwessire Mehemed und Ahmed Kiuprili (s. d.) berühmt.

2) M. Abu Abdallah, bekannt unter dem Namen Ebn Batuta, berühmter arabischer Reisender, geboren zu Tanger 1325, besuchte Aegypten, Arabien, Syrien, mehre Provinzen des griechischen Reichs, Konstantinopel, die Tatarei, Persien, Indien, Ceylon, Java, die Malediven und China, bereiste dann noch Spanien, das nördliche Afrika und die Negerländer, deren Hauptstädte, namentlich Tombuktu und Melli, er besuchte. Von allen diesen Reisen gab er eine ausführliche Beschreibung heraus, von welcher gegen das Ende des 16. Jahrhunderts von einem Araber Mohammed Ben Kelebi ein Auszug herausgegeben ward; das vollständige Werk Ebn Batuta's ist bis jetzt in Europa noch nirgends vorhanden. Kosegarten hat drei interessante Fragmente des Auszugs herausgegeben (Jena 1818); ein anderes Heinrich Apetz (das. 1819).

3) Scheikh M., Stifter der Sekte der Wahabiten (s. d.).

Mohammedanische Religion (Mohammedanismus), die von Mohammed stammende Religionslehre, die von den Anhängern derselben selbst Islam, d. h. völlige Hingebung an Gott, genannt wird, beruht auf den im Koran enthaltenen, für Offenbarung geltenden Aussprüchen des Stifters. Die m. R., welche, der systematischen Gliederung anderer Religionen entbehrend, ganz aus dem Leben und der Persönlichkeit Mohammeds hervorgegangen ist, zerfällt in zwei Theile: in einen theoretischen, welcher die Glaubenslehre (Imam) enthält, und in einen praktischen (Dhin), welcher die religiösen Uebungen feststellt. Die Glaubenslehre enthält 6 Hauptsätze. Die beiden ersten derselben: „es ist nur Ein Gott (Gott ist Gott) u. Mohammed ist sein Prophet", machen das Schehadeteln, die beiden Bezeugungen, aus, aber nur der zweite Satz macht zum Moslim, wie die Verwerfung desselben zum Ungläubigen. Nach Mohammed ist die Offenbarung Gottes in der Welt eine fortschreitende, und er nimmt 6 Stufen in derselben an: Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohammed. Jeder dieser Propheten hat für seine bestimmte Sendung auch sein besonderes Kreditiv. Mohammed erhielt als solcher weder das Gesetz, wie Moses, noch die unbefleckte Reinheit des Lebens, wie Jesus, oder überhaupt das Wunder, wie andere Propheten, sondern weil alle Mittel der Liebe in Gott erschöpft waren, das Schwert, um den Unglauben zu überwinden. Weil also die völlige Ueberwindung des Unglaubens seine Sendung ist, so bedarf es ferner keines Propheten; Mohammed ist der letzte und höchste Prophet, der Paraklet (Achmed), die alleinige Thür, welche dem Gläubigen sich öffnet, um ins Paradies einzugehen. Der 3. Hauptsatz handelt vom Koran (s. d.), der dem Gläubigen als ein Werk Gottes gilt. Der Koran erklärt, was von Mohammed gelehrt wurde, und bestätigt, was dieser offenbarte. Die Ungläubigen, welche die Göttlichkeit des Buchs verwerfen, sollen daher am Tage der Auferstehung gleichfalls verworfen seyn. Die Gläubigen sollen ihn gebrauchen, wie einen treuen Rathgeber und allzeit ihre Zuflucht zu ihm nehmen; daher ist er der beständige Begleiter des Moslim im Krieg und auf Reisen, man schwärt auf ihn und unterwirft sich dem Ausspruch desselben unbedingt. Den 4. Hauptsatz bildet die Lehre von den Engeln, die Mohammed theils aus der jüdischen Tradition, theils aus dem Parsismus entlehnte. Die Engel sind ätherische Wesen, aus Feuer gebildet, geschlechtlos und frei von aller Leidenschaft, in ewiger Kraft und Schöne der Jugend. Die vornehmsten, Erzengel, sind Gabriel, welcher die Offenbarung Gottes an den Propheten vermittelte, Michael, welcher dem Heere in der Schlacht Sieg bringend voranzieht, Israel, welcher das Leben der Gläubigen auslöscht, und Israfil, welcher die Posaune trägt zur Ankündigung des jüngsten Gerichts. An diese Erzengel schließen sich die Schutzgeister (Moakkibat) an, deren jeder Gläubige zwei hat, und die Genien (Dschins), welche zwar alle Vorzüge der Engel besitzen, aber sterblich sind. Sie bilden das Reich des Lichts. Ihnen steht Asafil gegenüber mit dem Haupte Iblis u. der Schaar der gefallenen Engel (Diren u. Peris). Der 5. Hauptsatz umfaßt den Glauben an den unbedingten Rathschluß Gottes. Derselbe ist wesentlich bedingt durch den Gottesbegriff u. dessen Alles widerstandlos beherrschende Macht. Denn wie der Natur, so steht dem Menschen das Göttliche als eine unendliche Macht gegenüber, an der all ihr Thun u. Ringen wirkungslos vorübergeht. Alle Geschicke des Menschen, die guten wie die bösen, sind von vornherein bestimmt. Von einer Vorsehung ist keine Rede, und was als Weltregierung aufgestellt wird, ist nur eine blinde Nothwendigkeit, das Fatum der antiken Welt. Alle Anstrengungen der Menschen, um das Uebel zu überwinden, oder zu mildern, sind nicht bloß fruchtlos, sie sind auch Auflehnung gegen den Willen Gottes. Der 6. Hauptsatz enthält die Lehre von den letzten Dingen, die in ihren Hauptzügen nicht sehr von der biblischen Lehre abweicht. Der Tod tritt als eine Naturnothwendigkeit auf und verliert schon darum für den Moslim seinen Schrecken; für die, welche im Kampf für den Glauben fallen, wird der Ausgang ihres irdischen Lebens der sichere Eingang in das Paradies. Aber für alle

Digitized by Google

liegt zwischen dem Tod und dem Himmel das Barzak, eine Uebergangsperiode bis zum jüngsten Tag. Der letztere beginnt mit der Auferstehung der Todten, der Genien und Menschen, und es verbindet sich die Seele wieder mit ihrem Leibe. Der Wiedervereinigung von Leib und Seele folgt dann das Gericht, das mit der Verdammung der Ungläubigen beginnt, denen die Hölle (Gehennem), ein tiefer Abgrund, als ewige Wohnung angewiesen wird. Die oberste und mildeste Strafwelt wird für die Gläubigen offen erhalten, die im Gericht nicht bestehen; sie werden gerichtet nach ihren Thaten, indem diese auf eine Wage (Mizan) gelegt werden, deren eine Schale über der Hölle schwebt, während die andere über dem Paradiese liegt. Auch findet dabei eine Abrechnung zwischen den Beleidigten und ihren Beleidigern Statt, indem für jede Beleidigung als Aequivalent eine bestimmte Zahl guter Handlungen an den beleidigten Theil abgetreten werden muß und, ist der moralische Fonds des Beleidigers erschöpft, ihm noch eine gleich schwer wiegende Sünde des Beleidigten zu- und diesem abgerechnet wird. Damit aber jeder Rechnungsfehler, der vorgekommen seyn könnte, korrigirt werde, müssen alle über die Unterscheidungsbrücke (Sfirath) gehen, die sich über den Abgrund der Verdammniß in schwindelnder Höhe spannt, nur haarbreit und scharf wie eine Damascenerklinge ist. Die Schuldigen zieht der Schwindel in den Abgrund, die Unschuldigen gehen ruhmvoll ein zu den Thoren des Paradieses (Dschennet Gennet). Aber auch für die verdammten Moslem ist noch eine Rettung vorbehalten; sie können durch die Strafe ihre Schuld abbüßen, und endlich tritt für die, welche nach Ablauf der Bußfristen noch in der Qual sind, das Gebet des Propheten und ihr Glaube rettend ein, so daß alle Gläubigen zu dem Genuß der Freuden des Paradieses gelangen. Das Paradies ist nur eine Potenzirung der irdischen Freuden. Dunkle Haine mit ihren Schattengängen empfangen den Gläubigen, die Lüfte eines ewigen Frühlings umspielen ihn, murmelnde Ambrabäche duften ihm entgegen, auf seinen Wink blühen und reifen die kostbarsten Früchte, endlos dehnen sich seine Besitzungen aus und 80,000 Knechte stehen zu seinem Dienste bereit. Auf goldenen Schüsseln erscheint sein Mahl, jeder Gang aus dreihundert Speisen bestehend. Es sprudelt Scherbet und reiner Wein aus den Quellen, schöne Knaben bedienen ihn und schwarzäugige Houris, glänzend wie Maienlicht u. frisch wie der Morgenthau, umtanzen ihn. Jeder Genuß läßt weder Schlaffheit der Kräfte noch Uebersättigung nach sich, sondern erhöht nur Bedürfniß und Fähigkeit der Befriedigung.

Die Religionsübung od. der Kultus beruht auf 5 unerläßlichen Geboten (Fahradh). Als 1. Gebot wird verlangt die Abbetung des Glaubens, bestehend im Lesen des Korans. Das 2. Gebot fordert die Abhaltung der täglichen Gebete (Ikam eß Salat), die Mohammed bei seiner persönlichen Anwesenheit im Himmel erhielt. Der Moslim soll des Tages fünfmal beten: mit Tagesanbruch, Mittags, Nachmittags, Abends und in der ersten Nachtwache; Ausnahmen sind nur gestattet auf Reisen, im Krieg ꝛc. Dem Gebete voran geht eine Waschung der Hände und des Angesichts (Thiharet), die bei Wassermangel auch mit Sand geschehen darf. Die Stellung beim Gebet, wie die Worte desselben sind gesetzlich bestimmt. Das Gesicht ist allzeit nach Mekka gewandt, die eifrigen Beter werfen sich dazu nieder. Jeder Platz ist aber zur Verrichtung des Gebetes gleich rein. Der Tag der gemeinsamen Gottesverehrung ist der Freitag, wo zu den gewöhnlichen Gebeten das unterscheidende Freitagsgebet tritt, das in einer dazu besonders berechtigten Moschee, in Gegenwart des Sultans oder eines von ihm ernannten Stellvertreters, um die Mittagsstunde gehalten wird. Auf dasselbe folgt eine Predigt des Schekh's und dann das Gebet Khurbe, eine Lobpreisung des Höchsten und seines Propheten, dem sich eine allgemeine Fürbitte für das Staatsoberhaupt und alle seine Vorgänger anschließt. Außerdem feiern die Moslem noch die beiden Beiramfeste und die Geburt des Propheten (Mewlud). Die sieben heiligen Nächte (el Lajjal es Saba), welche sich auf die größten Geheimnisse des Glaubens beziehen, werden nicht öffentlich gefeiert, doch sind während derselben die Minarets und Moscheen erleuchtet. Diese Nächte sind: die Nacht vor dem Mewlud, die Nacht der Empfängniß des Propheten oder der enthüllten Geheimnisse, die Himmelfahrt des Propheten, die Nacht der Rechtfertigung (Leilet el Berat), in welcher die Engel ihre Bücher, in welche sie die Thaten der Moslem eintragen, Allah vorlegen und neue empfangen, der Todesengel aber die Namen Derer aufschreibt, welche in dem Jahre sterben, die Nacht der Allmacht oder des Geschicks und die beiden Vornächte der beiden Beiramfeste. Das 3. Gebot betrifft die Entrichtung der Liebessteuern, deren Maß durch das Gesetz auf das Genaueste bestimmt ist. Kein Moslim erfüllt das Gebot, der nicht den 10. Theil seines Einkommens zu Almosen verwendet. Diese Wohlthätigkeit erstreckt sich aber nicht bloß auf den Menschen, sondern sie steigt herab bis zur thierischen Schöpfung, und es gibt kein öffentliches und kein Familienfest, welches nicht zugleich mit Almosenvertheilung gefeiert wird. Außer von den Privaten wird die Wohlthätigkeit aber auch von der Kirche geübt, welcher die Verwendung oder die Oberaufsicht über die milden Stiftungen (Wakufe) zusteht. Bäder, Brunnen, Brücken, Mausoleen, Spitäler, Speiseanstalten für die Armen, Hospitäler, Irrenhäuser, Schulen, Bibliotheken, selbst Festungswerke werden durch Stiftungen erhalten. Das 4. Gebot fordert die gewissenhafte Beobachtung der Fasten. Zwar verwarf Mohammed die freiwilligen Bußübungen, wie sie die orientalische Ascese sich aufzuladen liebte, aber das alte Herkommen seines Volks war zu mächtig, als daß er es ganz aufzuheben vermochte, und so blieb der Monat Ramadan mit seinem Fasten in voller Geltung, während dessen der Moslim weder Flüssiges noch Festes genießen, weder rauchen noch schnupfen darf und sich des Bades und der Wohlgerüche, wie der Frauen und alles dessen, was ihm Vergnügen schafft, enthalten muß. Diesen vier ersten Vorschriften kann sich kein Moslim entziehen; nur beim 5. Gebot, das die Bestimmungen über die Wallfahrten enthält, ist eine Dispensation mög-

Digitized by Google

lich, in sofern man einen Ersatzmann stellt oder die Kosten für diesen an die Armen vertheilt. Nach dem Gesetze soll jeder Moslim wenigstens einmal in seinem Leben die Kaaba besuchen; doch macht man in dieser Beziehung sehr häufig von der Dispensation Gebrauch. Neben diesen Geboten treten im Koran eine große Reihe von Verboten auf. Außer denen in den zehn Geboten enthaltenen sind die bedeutendsten und eigenthümlichsten: das Verbot des Weintrinkens, des Spiels, vorzüglich des Glücksspiels und Lotto's (nur das Schachspiel ist erlaubt), des Genusses von Schweinefleisch und von ersticktem Vieh, des Wuchers, der Wahrsagerei und Anwendung gewisser Zauberformeln. Indem der fatalistische Zug des Islam das ganze Leben, das staatliche und sociale, nach sich gestaltete, erzielte er dadurch dasselbe Resultat, wie alle orientalischen Religionen, die Verknüpfung des religiösen und politischen Lebens oder eine theokratische Verfassung desselben. Wenn aber Moses eine möglichst freie, so stiftete Mohammed eine absolute Theokratie. Der Padischah oder Großherr ist nicht bloß weltlicher Regent, sondern auch Khalif. In ersterer Beziehung vertritt ihn der Großwessir, in letzterer als Glaubensoberhaupt, Nachfolger und Stellvertreter des Propheten der Großmufti, gewöhnlicher Scheikh-ul-Islam, d. i. Glaubensältester, genannt. Ihm steht die höchste Entscheidung in Glaubenssachen zu und unter ihm die ganze Gilde der Ulema's oder der zur Kirche und Justiz gehörenden Personen. Das Amt des Priesters ist nicht erblich, sondern die Genossenschaft derselben ergänzt sich aus frei sich heranbildenden Mitgliedern. Die Priester beziehen ihre Einkünfte aus dem Vermögen der Kirche, der sie zugetheilt sind, und müssen dafür allen Gläubigen ihrer Gemeinde die religiösen Verrichtungen umsonst leisten. Ihre Vertheilung an die Moscheen geschieht mit Rücksicht auf den Rang und die Reichthümer derselben. Zu einer kaiserlichen Moschee gehören: der Scheikh oder Aelteste, welcher das Freitags predigt, 2 oder mehre Khatibs, welche das Khutte sprechen, 4 Imame, welche die fünf vorgeschriebenen Gebete abwechselnd verrichten, die religiösen Handlungen leiten und deren ältester auch für den Scheikh predigen darf, 12—20 Muezzins, 15—20 Kal-Ime, welche die niedrigen Dienste zu verrichten haben. Der Eintritt und die Aufnahme in die Gemeinde geschieht durch die Beschneidung, die in religiöser Beziehung ganz dasselbe ist, was bei den Christen die Taufe, und als eine geistige Wiedergeburt aufgefaßt wird. Sie findet nicht vor dem 8. Jahre Statt, wird aber öfters bis zum 12. u. 14. Jahre hinausgeschoben, weil sie zugleich auch die Einführung in das Mannesleben bezeichnet. Auch die Ehe wird als ein bürgerlicher Akt angesehen, doch erhält sie ebenfalls einen religiösen Charakter, indem der Vollzug des Ehekontrakts vor dem Imam geschieht. Der Koran erlaubt jedem Moslim vier rechtmäßige Frauen und gestattet ihm eheliche Rechte über seine Sklavinnen zu. Wenn eine Sklavin dem Herrn ein Kind geboren hat, so ist dieser dadurch verbunden, sie für immer bei sich zu behalten, denn die mit Sklavinnen gezeugten Kinder haben gleiche Rechte wie die legitimen.

Obgleich Mohammed selbst ein Gegner der orientalischen Ascese war, hat sie dennoch auch im Islam Platz gegriffen. Ausgebildet hat sich ihr System zu den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams in den Vereinen der Derwische, und ihre höchste Anstrengung hat sie in den Büßungen der Fakirs entfaltet. Vgl. Döllinger, Mohammeds Religion ꝛc., Münch. 1838; Vincent, Etudes sur la loie musulmane, Par. 1843; Oelsner, Des effets de la rel. de Mob. pendant les trois prem. siècles, Par. 1810.

Schon das erste Auftreten Mohammeds rief eine religiöse Polemik hervor, und obwohl er diese und die sich dadurch fort und fort erzeugenden Fragen und neuen Streitigkeiten unter seinen Anhängern niederzuhalten trachtete, indem er ihnen allen religiösen Streit untersagte, so ist doch schon im Koran von solchen die Rede, die in ihre Religion Spaltung bringen und sektirerisch (Schii) sich trennen. Die Tradition läßt Mohammed, als man seiner Religion aus den vielen Sekten einen Vorwurf machte, sich auf einen göttlichen Ausspruch berufen: der Islam werde 72 heterodoxe und verdammte und eine rechtgläubige oder dem Gericht entrinnende Gemeinde (Nadschijet) zählen. Die mohammedanische Theologie sucht deshalb den Sektenreichthum auf die kanonische Zahl von 73 zurückzuführen, wobei natürlich jede sich selbst als die einzige rechtgläubige betrachtet. Aber nicht bloß abweichende Glaubensansicht bot die Veranlassung zu Sektirerei, sondern auch die vereinigte weltliche und geistliche Herrschaft (Imamat), weshalb viele Sekten eigentlich mehr politische Parteien sind. Schon der erste Khalif, Abubekr, mußte gegen Renegaten (Murtedin) ausziehen. Der Streit zwischen Ali und Othman rief die Entstehung der Khawaridsch oder Kharedschiten hervor, welche die Vorrechte des Stammes Koreisch und der Familie des Mohammed verwerfen und deren zersprengte Ueberreste sich in Mesopotamien und an vielen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Sie stehen in dieser Hinsicht den Schiiten (Ketzern) entgegen, welche die Familie des Ali als die einzig zum Khalifat berechtigte ansehen. Eine Anzahl derselben (Imamianer) setzte die Rechtgläubigkeit allein in die Kenntniß des rechten Imam, denn das Amt desselben beruhe auf göttlichem Willen, und nie könne es dem Volke zukommen, über jenes Amt frei zu verfügen. Wie die Schiiten von ihren Gegnern Schiiten genannt werden, so nennen sie wiederum diese Schiiten oder Ketzer. Von den Schiiten (Ketzern im weitesten Sinne) trennten sich die Rewafidh (Ausreißer, Abtrünnige) od. Ketzer im engern Sinne. Noch ehe durch die Berührung mit der Kultur und der Wissenschaft, namentlich der Philosophie, die Araber genöthigt wurden, die einzelnen Dogmen ihres Glaubens wissenschaftlich festzustellen, hatte sich der große Gegensatz gebildet durch die Annahme oder Verwerfung der Sunna (s. d.). Die Anhänger derselben (Sunniten) gelten daher für die einzig Rechtgläubigen und nennen die Leugner derselben (vorzüglich Perser) Schiiten, welches Wort dann so wie andere Sektennamen z. B. Ghellat, Rewafidh, Khawaridsch, Muatazile, nach dem Sprach-

Digitized by Google

gebrauch der Sunniten für Ketzer überhaupt gebraucht wird. Auszuscheiden sind Mönchsorden, welche irrthümlich als Sekten gelten, eben so philosophische und juridische Schulen, wie alle Separationen wegen Verschiedenheit des Ritus und die Sfofi, welche von den mohammedanischen Theologen neben den eigentlichen Sekten unter dem allgemeinen Namen „Medscheb" aufgeführt werden. Viele in neuerer Zeit entstandene Sekten, z. B. Halladschiten, Paddri, Perkligias sind wenig oder nur dem Namen nach bekannt. Die Irrgläubigen (Firak ed-Dhallat) oder Verderbenden (Firak el Halikin) zerfallen nach vier obersten Eintheilungsgründen in 10 Hauptsekten, so daß deren Unterabtheilungen manchmal gemeinschaftlich sind. Je nachdem Gottes Eigenschaften, als Accidenzen, als körperlich betrachtet oder geleugnet werden, sind zwei Hauptsekten zu unterscheiden: Die erste derselben sind die Muatazilten (Motazeliten, Abweichende), die sich selbst Adhab el Adlwet Thauhid (Bekenner der strengen Gerechtigkeit und Einheit) nennen und die Gottesbegriffe von aller Phantasie, worin sie Mohammed rauchte, zu befreien suchen. Ihre Hauptsätze sind: Gott müsse vergelten, habe keine körperlichen Eigenschaften, könne nicht geschaut werden. Sie waren auch die ersten Scholastiker (Mutekellimin) und zerfallen wieder in eine Menge von Sekten. Die Moschebbihiten, die von Gott anthropomorphistische Vorstellungen begen, stehen zu den Muatazilten im schroffsten Gegensatz, während die orthodoxe Lehre (Tenzih) zwischen beiden die Mitte hält. Auch sie zerfallen in viele kleinere Sekten. In Beziehung auf die Kausalbeziehung (Tefwidh) gibt es drei Hauptsekten, je nachdem entweder die absolute menschliche Freiheit (Kudret) oder die absolute Prädestination (Kadr) oder eine bloße Mitwirkung (Kesb) der menschlichen Selbstbestimmung angenommen wird: die Kadriten, gestiftet von Maabed Ben Khalld, Bekenner der Kedret, Leugner des Kadr, die Dschebriten (Dschabrinary) oder Muhschebbiriten (Freiheitsleugner), auch Muthbiiten oder Mosenni, welche den Kesb annehmen u. sich wieder in mehre Fraktionen scheiden, u. die Dschebmiten, von Dschehm Ben Sfiswan el-Tirmidi, eigentlich nur eine strenge Fraktion der Dschebriten und Muatazilten, die Gott wie den Menschen dem Loose unterwerfen und die Ewigkeit der Hölle und des Paradieses leugnen. Je nachdem für die verschiedenen Grade des Glaubens oder Unglaubens, der frommen oder bösen Handlungen, verschiedene Arten von jenseitiger, im Koran verheißener Vergeltung und diese im wörtlichen oder metaphorischen Sinne angenommen werden, gibt es drei Hauptsekten: Mordschiten (Morgianer), von Irdscha, d. i. Verschiebung des Urtheils über Todsünder bis auf die Auferstehung, welche lehren, daß die Absicht, nicht die äußere That das Maß der Belohnung oder Bestrafung abgebe, und in verschiedene Abtheilungen zerfallen, Haruriten (nach Einigen auch Waäditen), welche den, der eine schwere Sünde begeht, für einen Polytheisten (Muschrik) halten, und Redschariten, von Mohammed Ben Hossein en-Redschar gestiftet, ursprünglich Mordschiten, die mit den Sunniten glauben, daß die Handlungen, mit den Schiiten, daß das Wort Gottes erschaffen seyen, und bloß an den negativen Attributen Gottes festhalten. In Bezug auf die Frage, wem die Nachfolge im Imamat oder im Amte Mohammeds zustehe, entstanden zwei Hauptsekten: die schon oben genannten Khawaridsch (Kharedschiten, d. h. Auszügline, auch Sfoferiten, Nikariten, Schorat, d. h. Zänkische, Halsstörrige genannt), zu denen nebst zahllosen andern Sekten eigentlich auch die Wahabiten (s. d.) gehören, und die Schiiten im engern Sinne, die ebenfalls zahllose Unterabtheilungen bilden. Auch die Orthodoxen oder die rettende Sekte (Nadschijet), die Sunniten, die an die Eigenschaften Gottes und die Rechtmäßigkeit der ersten Khalifen glauben, unterscheiden sich in 6 Hauptritus: Hanefiten, von Abu Hanifah, von den Schiiten Abhab er-Rei (Anhänger des Subjektivismus), nach dem Haupt ihrer Scholastiker Abu Manßur Mahmud el Materidi, auch Materiditen genannt, die verbreitetste; Schafeiten, vom Imam Schafei, größtentheils in Arabien verbreitet, mit einer Fraktion in Aegypten (Aschariten); Malikiten, von Abu Abdallah Ebn Ans Ebn Omer Imam Dar ol Hidschret, besonders in Afrika mächtig, durch buchstäbliche Auslegung des Koran sich auszeichnend; Hanbaliten, von Ahmed Ben Hanbal, die sich besonders an der Grenze von Arabien vorfinden; Dauditen, von Daud Ben Ali el Jefahaini; Kollabiten, von Mohammed el Kollabi. Als ungläubige Sekten (Kuffar) im strengsten Sinne gelten zwar nur Atheisten und Polytheisten, doch im weiteren Sinne auch die Anhänger gewisser erlaubter, ursprünglich heidnischen Lehren, oder principienlose Sekten, die Ehl ol Hawa (Anhänger der Lüste) genannt werden, weil sie als Norm des Lebens nur ihre Begierden und Triebe anerkennen.

Mohammeds Fahne, s. Fahne.

Mohar (Panicum germanicum), kleiner orangegelber Kolbenhirse, wächst in Ungarn und im südlichen Europa wild und wird in Ungarn, Frankreich und der Lombardei theils zum Futter für Pferde und Rinder, theils zur Gewinnung des im Geschmack dem Hirse ähnlichen Samens gebraucht.

Mohawk, Fluß im nordamerikanischen Freistaate Newyork, mündet nördlich von Albany in den Hudson.

Mohikaner, ein jetzt ausgestorbener Indianerstamm von der Gruppe der östlichen oder atlantischen Algonkins, der mit den Narragansetts und Massachusetts die Gebiete zwischen Saco u. Hudson bewohnte. Nicht zu verwechseln mit ihnen sind die Mohawks, ein kriegerischer Stamm der Irokesen (s. d.).

Mohilew (Mogilew, polnisch Mohylew), Gouvernement des westlichen Rußland, bildete vor 1772 das polnische Palatinat Miscislaw, wurde 1778 organisirt, 1796 mit Witebsk in ein Gouvernement vereinigt, welches den Namen Weißrußland erhielt, seit 1802 aber wieder ein besonderes Gouvernement. Es grenzt im Norden an das Gouvernement Witebsk, im Osten an Smolensk, im Südosten und Süden an Tschernigow und im Westen an Minsk und umfaßt 885

Digitized by Google

(740) geogr. □M. mit 933,000 Einw. Man findet hier ungeheure Ebenen, hier und da Hügel, besonders in der Nähe des Dniepr, und viele Sümpfe und Moräste. Der Boden ist ziemlich fruchtbar. Die Flüsse gehören zum Stromgebiete des Dniepr; die bedeutendsten sind: der Sosh (Soshа), Drutsch und die Beresina. An Seen ist kein Mangel; zu den größten gehören: der Dolgoje und Senneje im Nordwesten. Das Klima ist gemäßigt, die Luft gesund. Die Produkte des Pflanzenreichs bestehen besonders in Getreide, Gemüse u. Obst. Das Thierreich liefert: Rindvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, Schweine, viele Hasen und Geflügel, Fische u. dgl., das Mineralreich viel Sumpfeisen und Kalkstein. Die Einwohner bestehen meist aus Rußniaken, die größtentheils Bauern sind; den Adel bilden die Polen. Außerdem findet man gegen 150,000 Juden, einekleine Anzahl Litthauer, Deutsche und in der Gegend von Mstißlawl eine Kolonie Moldauer oder Walachen. Der Ackerbau ist noch wenig vorgerückt, die Forstkultur vernachlässigt, auch die Industrie steht auf einer niedrigen Stufe. Man fabricirt viel Branntwein, desgleichen Leder, Talg, Potasche ꝛc. Der Handel besteht in Getreide, Mehl, Hanf, Leim, Lein- und Hanfsamen, Bau- und Brennholz, Vieh, Honig, Wachs, Schweinsborsten u. dgl. Die bedeutendsten Handelsplätze sind Mohilew und Mstißlawl. Die griechische Eparchie M. begreift zugleich die von Witebsk und zählt 384 Kirchen, worunter 5 Kathedralen und 12 Klöster, darunter 3 Nonnenklöster. Der Vorstand dieser Eparchie hat den Titel Erzbischof. M. und Witebsk haben zusammen einen Gouverneur, der zu Mohilew seinen Sitz hat. Das Gouvernement wird seit 1840 in 11 Kreise getheilt: Mohilew, Kopüß, Senno, Orscha, Tschaussü, Mstißlawl, Klimowitschi, Tscherikow, Starol-Büchow, Rogatschew u. Bjelitza. Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements und des Kreises, am Dniepr, in einer schönen, fruchtbaren Gegend gelegen, ist eine der freundlichsten Städte Rußlands. Sie zählt über 2000 Häuser, worunter viele steinerne, u. wird in 4 Viertel eingetheilt, deren erstes vom Kremel eingenommen wird. M. hat breite, gerade, schön gepflasterte Straßen, einen geräumigen, von hohen Gebäuden umgebenen Marktplatz und um die ganze Stadt führende Promenaden. Unter den 27 Kirchen zeichnet sich die Kathedrale aus, welche von Katharina II. und dem Kaiser Joseph 1780 erbaut wurde. Unter den Kirchen sind 5 katholische und eine protestantische. Die Juden haben 22 Synagogen. Außerdem sind zu nennen: 4 Klöster, früher auch ein Jesuitenkollegium, ein Gymnasium, 2 Seminare, eine Kreisschule, eine Lancasterschule und mehre andere Schulen. M. ist Sitz eines griechischen und eines katholischen Erzbischofs. Die 25,000 Einw. unterhalten Fabriken und treiben Handel mit Fabrikerzeugnissen, Branntwein, Honig, Hanf, Leinöl, Holz und Getreide. Die 8000 Juden nähren sich von den Gasthäusern, Handwerken, Kramhandel ꝛc. Hier Gefecht den 23. Juli 1812 zwischen den Franzosen unter Davoust und den Russen unter Bagration, in welchem letztere geschlagen wurden. Etwa ⅓ Stunde von der Stadt liegt der geschmackvolle, mit einem Ritterschloß versehene jantschinsche Park, wo 1780 Katharina II. mit Kaiser Joseph II. eine Zusammenkunft hielt.

Mohl, 1) Robert von, ausgezeichneter deutscher Jurist, den 17. Aug. 1799 zu Stuttgart geboren, Sohn des früheren Oberkonsistorialpräsidenten Ferdinand von M., studirte 1817 bis 1821 zu Tübingen und Heidelberg die Rechte und Staatswissenschaften, brachte dann mehre Jahre auf Reisen zu, ward 1824 außerordentlicher Professor der Rechte und 1827 ordentlicher Professor der Staatswissenschaften zu Tübingen, womit er seit 1836 das Amt eines Oberbibliothekars verband. Als durch den Tod seines Vaters (1845) das Hinderniß beseitigt war, welches ihm bis dahin den Eintritt in die Kammern unmöglich machte, trat er als Wahlkandidat für das Städtchen Balingen auf. Ein auch durch den Druck veröffentlichtes Schreiben an seine Wähler enthielt sein politisches Glaubensbekenntniß, aber auch die bitterste Kritik der Regierungsmaßregeln. Dies verwickelte ihn in Zerwürfnisse mit der Regierung, in Folge deren er als Regierungsrath nach dem Donaukreise versetzt wurde. M. trat hierauf aus dem Staatsdienste und wurde bald nachher in die württembergische Kammer gewählt. Im J. 1847 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Heidelberg. Nachdem er 1848 dem Vorparlamente beigewohnt, ward er von den Oberämtern Mergentheim und Gerabronn in die Nationalversammlung gewählt und übernahm am 25. Sept. 1848 im Reichsministerium das Portefeuille der Justiz, trat aber am 17. Mai 1849 mit Gagern und seinen übrigen Amtsgenossen zurück. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Staatsrecht des Königreichs Würtemberg" (Tüb. 1829, 2. Aufl., 1840 u. 1846); „Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats" (Tüb. 1832—34, 3 Bde., 2. Aufl. 1844—46); „Die Minister verantwortlichkeit in Einherrschaften mit Volksvertretung" (Tüb. 1837).

2) Julius von M., ausgezeichneter Orientalist, Bruder des Vorigen, geboren am 25. Oktober 1800 zu Stuttgart, widmete sich in Tübingen dem Studium der Theologie, trieb aber daneben fleißig die orientalischen Sprachen. Zum genauern Studium derselben begab er sich 1823 nach Paris und genoß dort besonders den Unterricht von Sylvestre de Sacy und Rémusat. Im J. 1826 wurde er außerordentlicher Professor der orientalischen Literatur zu Tübingen, erhielt aber zugleich einen unbestimmten Urlaub, den er 1826—27 und 1830—31 zu einem längern Aufenthalt in London und Oxford benutzte. Er wandte sich mit besonderer Vorliebe dem Persischen zu und gab in Verbindung mit Olshausen anonym die „Fragments relatifs à la religion Zoroastre" (Paris 1829) heraus. Darauf veranstaltete er die Herausgabe von „Confucii Chi-king sive liber carminum, ex latina P. Lacharme interpretatione" (Stuttg. 1830) und von „Y-king, antiquissimus Sinarum liber ex interpretatione P. Regis" (2 Bde., Stuttg. 1834—39). Da ihm von der französischen Regierung 1832 der Auftrag ertheilt wurde, für die „Collection orientale" die Ausgabe des „Schah-nameh" von Firduſt zu besorgen, nahm er in Tübingen seine Entlassung und siedelte ganz nach Paris über.

Digitized by Google

Jenes Werk erschien in Paris (Bd. 1—3, 1838—46 ff.). Als Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris hat er eine große Thätigkeit entwickelt, und das „Journal asiatique“ verdankt ihm viele seiner vorzüglichsten Aufsätze. Im J. 1844 wurde er zum Mitglied der Akademie der Inschriften, 1845 zum Professor des Persischen am Collége de France u. 1852 zum Inspektor des oriental. Drucks in der Kaiserl. Druckerei ernannt. Die Ausgrabungen Botta's in Ninive wurden auf seine Veranlassung und nach seinem Plan unternommen.

3) Moriz, Nationalökonom, Bruder der Vorigen, 1802 in Stuttgart geboren, studirte Staatswirthschaft in Tübingen, besuchte darauf die landwirthschaftliche Anstalt in Hohenheim, ward 1826 Referendar im würtembergischen Finanzministerium und nach Gründung des süddeutschen Zollverbandes Assessor bei der würtemb. Oberzollverwaltung. Als Kommissär seiner Regierung wirkte er 1831 in Berlin für die Aufnahme in den preußischen Zollverband, ward aber, da er mit seinen Vorschlägen nicht durchdrang, nach 4 Monaten abberufen und kam als Assessor der Finanzkammer nach Reutlingen. Nachdem er sich darauf 5 Jahre lang in Frankreich der Erforschung der staatswirthschaftlichen Zustände und des Schulwesens dieses Landes gewidmet, war er von 1841 bis 1848 Obersteuerrath in Stuttgart. Seine Vorschläge zur Aufhebung der städtischen Oktroi und gegen Ueberlassung des Eisenbahnbaues an Privatgesellschaften veranlaßte Differenzen mit dem Finanzminister von Herdegen, der ihn abermals als Mitglied der Finanzkammer nach Reutlingen versetzte. Der Sturz des Ministers brachte ihn in sein Amt nach Stuttgart zurück, wo er sich bei Beginn der deutschen Bewegung im März 1848 befand. Er wohnte dem Vorparlament bei und wurde von dem Wahlbezirk Heidenheim-Aalen in die Nationalversammlung gewählt, wo er zu der gemäßigten Linken gehörte. Um sich ganz der Volkssache und Literatur widmen zu können, gab er seine Anstellung auf, entsagte auch seinem Geburtsadel und folgte dem Rumpfparlamente nach Stuttgart. Auf allen nachherigen würtembergischen Ständeversammlungen gehörte M. der äußersten Linken an. Er schrieb: „Aus den gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich“ (Stuttg. 1845).

4) Hugo von M., ausgezeichneter Botaniker, Bruder der Vorigen, zu Stuttgart geboren, studirte Medicin und Naturwissenschaften und ward außerordentlicher, dann ordentlicher Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens zu Tübingen. Außer der Preisschrift „Ueber den Bau und das Winden der Ranken u. Schlingpflanzen“ (Tüb. 1827) sind von seinen Schriften zu nennen: „Ueber die Poren des Pflanzenzellgewebes“ (Tüb. 1828); „Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse“ (Bern 1834); „Liebigs Verhältniß zur Pflanzenphysiologie“ (Tüb. 1843); „Mikrographie, oder Anleitung zur Kenntniß und zum Gebrauche des Mikroskops“ (das. 1846); „Grundzüge zur Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle“ (Braunschw. 1851). Kleinere Abhandlungen und Untersuchungen sind in M.s „Vermischten Schriften botanischen Inhalts“ (Tüb. 1845) enthalten.

Mohn (Papaver L.), Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, charakterisirt durch den zweiblätterigen, abfallenden Kelch, die vierblätterige Blume, zahlreiche Staubgefäße auf dem Blüthenboden, die 4—20strahlige sitzende Narbe und die unter der Narbe in Löchern aufspringende Kapsel, begreift einjährige oder ausdauernde, meist borstig-haarige Kräuter in Europa und Asien mit weißem Milchsafte, fiederspaltigen Blättern und einzelnen langen, einblüthigen, endständigen Blüthenstielen. Als Kulturpflanze am bekanntesten ist der schlafmachende M. (P. somniferum, Gartenmohn, Magsamen), aus Aegypten und Kleinasien, welcher seegrüne, stengelumfassende, ungleich kerbiggezähnte kahle Blätter hat. Man kultivirt eine rothe Abart mit rothen Blumen, meist aufspringenden Kapseln und grauen oder schwärzlichen Samen und eine weiße Abart mit weißen Blumen, meist geschlossen bleibenden Kapseln und weißen Samen. Der Stengel wird 2—6 Fuß hoch. Der M. erfordert einen reichen, humosen und sorgfältig bearbeiteten Boden. Man säet ihn im März, auch selbst auf den Schnee, wenn dieser das Land eben und gleichmäßig bedeckt hat. Er wird nur dünn ausgesäet; ein Pfund Samen ist übergenug für den Morgen. Beim Jäten oder Behacken verdünnt man die aufgegangenen Pflanzen, so daß dieselben nicht dichter als 6 Zoll an einander stehen. Wenn sich nach dem ersten Behacken oder Jäten wieder Unkraut einfindet, muß es wiederholt werden. Die Zeit der Reife fällt in den August. Beim Ernten wird er über der Erde abgeschnitten oder, wenn der Boden noch locker ist, ausgerissen, mit Strohbändern oberwärts in kleine Bunde gebunden und diese an einem luftigen Ort unter Dach gesetzt. Die Köpfe werden gewöhnlich Stück für Stück geöffnet, beim Anbau im Großen aber ausgedroschen oder auf einer Häckselbade geschnitten. In der Rheinpfalz pflegt man die Köpfe auf dem Felde abzuschneiden. Der bittere Milchsaft der Pflanze ist unter dem Namen Mohnsaft oder Opium (s. d.) bekannt. Die noch nicht völlig reifen Samenkapseln sind unter dem Namen Mohnköpfe, Capitula Papaveris, in der Heilkunde gebräuchlich. Sie stimmen in ihren Heilkräften ziemlich mit dem Opium überein, wirken aber weit schwächer und sind jetzt von dem zuverlässiger wirkenden Opium fast ganz verdrängt. Auch der Mohnsamen, Semen Papaveris, ist als kühlendes und beruhigendes Mittel in Anwendung. Doch benutzt man ihn besonders zur Bereitung des Mohnöls, Oleum Papaveris, das durch Auspressen der Samen gewonnen und nach Art des Mandel- und Nußöls verwendet wird, auch die Stelle des Olivenöls vertritt und den Malern als Firniß der Oelfarben dient. Der Samen liefert 47—50 Procent reines Speiseöl. Die gefüllten Spielarten des M.s dienen als häufige Zierpflanzen unserer Gärten. Auch der in Armenien und am Kaukasus einheimische ausdauernde orientalische M. (P. orientale) wird wegen seiner ungemein großen, brennend rothen Blumen bei uns häufig in den Gärten angepflanzt. Aus seinen unreifen Kapseln, welche scharf, fast etwas brennend schmecken und von den

Digitized by Google

Türken gegessen werden, gewinnt man ebenfalls ein gutes Opium. Eine sehr prachtvolle Abart ist der deckblätterige M. (P. bracteatum *Lindl.*), mit dunkeln und blutrothen, im Grunde schwarzgefleckten Blumen. Der Klatschmohn (P. Rhoeas), der Feldmohn, Klatschrose, Kornrose), in Europa, Asien und Afrika, ausgezeichnet durch seine tief federtheiligen Blätter, den abstehenden borstigen Stengel, ist mit seinen schleimig-bitterlichen, frisch schwach opiumartig riechenden rothen Blumen eine Zierde unserer Saatfelder. Die Blumenblätter, Flores s. Petalа Papaveris Rhoeados, wirken schwach narkotisch und werden als einhüllendes und linderndes Mittel besonders bei leichten Lungenkatarrhen angewendet. In den Gärten wird diese Pflanze häufig mit gefüllten, ungemein vielfarbigen Blüthen unter dem Namen Ranunkelmohn kultivirt. Auf den Alpen der südlichern Gegenden Deutschlands und der Schweiz wächst der Alpenmohn (P. alpinum), der nur einblüthige Stengel mit weißen oder citronengelben Blüthen trägt. Der M. war bei den Alten der Ceres heilig, weil er ihr den Schmerz über den Raub ihrer Tochter Proserpina gelindert hatte, als sie ihn bei Mecone (Sicyon) fand.

Mohn, Stgismund, einer der ersten unter den neuern deutschen Glasmalern, geboren zu Weißenfels 1760, lernte als Tischler und diente darauf als Soldat. Seine ersten Versuche in der Glasmalerei machte er 1809 in Leipzig, dann ging er nach Dresden, wo er 1815 †. Sein Sohn Gottlob Samuel, geboren 1789 in Weißenfels, erwarb sich als Glasmaler einen noch viel berühmteren Namen. Nachdem er sich zu Berlin, Halle und Stettin die nöthige Schulbildung erworben, machte er sich unter Leitung seines Vaters mit der Kunst vertraut und malte mit diesem die Fenster in der katholischen Kirche zu Ludwigslust in Mecklenburg. Dann besuchte er zu seiner weitern Ausbildung Berlin, Leipzig, Dresden u. Wien, wo er an dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen und dem Erzherzog Johann Gönner fand. Seine schönsten Arbeiten sind die Malereien der Glasfenster der kaiserlichen Kapelle zu Laxenburg und die 6 Kirchenfenster in der Kirche von Maria Stiegen. Durch tüchtige chemische Kenntnisse unterstützt, erfand er nach vielen Versuchen die Bereitung des glühenden Roths, welches wir an der alten Glasmalerei bewundern. M. † zu Laxenburg den 2. Dec. 1825.

Mohnike, Gottlieb Christian Friedrich, Theolog und Literarhistoriker, am 6 Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern geboren, studirte zu Greifswalde und Jena Theologie, war von 1803—10 Hauslehrer auf der Insel Rügen und bekleidete darauf die Stelle eines Konrektors und seit 1811 eines Rektors an der Stadtschule zu Greifswalde. Im J. 1813 wurde er Pastor an der Jakobikirche und zugleich Assessor im Stadtkollegium zu Stralsund, erhielt 1818 bei der Organisirung der an Preußen gefallenen Provinz die Verwaltung der geistlichen u. Schulangelegenheiten und 1819 den Titel eines Konsistorial- und Schulraths bei der Regierung von Neuvorpommern und Rügen und † zu Greifswalde den 6. Juli 1841. Von seinen literarhistorischen Schriften sind besonders zu nennen: „Geschichte der Literatur der Griechen u. Römer" (Bd. 1, Greifswalde 1813), „Ulrich Huttens Jugendleben" (daf. 1816) und „Hymnologische Forschungen" (daf. 1831—32, 2 Bde.); von seinen Arbeiten über die Kirchen- u. Literaturgeschichte Pommerns: „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens" (daf. 1823 — 24, 3 Bde.), „Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund" (Stralf. 1833), „Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern" (Stuttg. 1840) u. „Johannes Frederus" (Stralf. 1837 — 40, 3. Abth.). Gründliche Monographien sind auch: „Urkundliche Geschichte der sogenannten „Professio fidei Tridentinae"" (Greifsw. 1822) und „Geschichte des ungarischen Fluchformulars" (daf. 1823). Verdient machte er sich durch Uebersetzungen von Tegnérs „Frithjofs-Saga" (Stralf. 1826, 5. Aufl., Leipz. 1842), „Auerbahn" (Stralf. 1828) und „Sämmtlichen Gedichten" (Leipz. 1840, 3 Bde.), sowie von Nicanders „Runen" (Stuttg. 1829), der „Volkslieder der Schweden" (Bd. 1, Berl. 1830), der „Altschwedischen Balladen, Märchen u. Schwänke" (Stuttg. 1836), der „Heimskringla" (Bd. 1, Stralf. 1835—37), der „Saga von Frithjof dem Starken" (daf. 1830) ꝛc.

Mohr, eigentlich ein Bewohner Mauritaniens, richtiger Maure; früher Bezeichnung jedes Mohammedaners im südlichen Asien u. auf den Küsten und Inseln des indischen Oceans; jetzt s. v. a. Aethiopier und Neger.

Mohr (Aethiops), mehre pharmaceutische und chemische Präparate, die eine schwarze oder graue Farbe besitzen, übrigens in ihrer Darstellung u. chemischen Konstitution sehr verschieden sind. Der Mineralmohr (A. Mineralis) ist schwarzes Schwefelquecksilber, der Eisenmohr (A. Martialis) unreines Eisenoxydul, der Platinmohr fein zertheiltes metallisches Platin u. der vegetabilische M. (A. vegetabilis) verkohlter Blasentang, eine jodhaltige Kohle, welche früher officinell war.

Mohrin, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, an der Schlippe und dem gleichnamigen See, aus dem die Schlippe abfließt und der reich an Muränen ist, mit Wällen, Mauern u. Gräben, Post und 1400 Einwohnern, darunter viele Fischer.

Mohrungen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, zwischen dem Mohrungs- und Schertingsee, hat ein königliches u. ein gräflich dohnaisches Schloß, eine reformirte Kirche, evangelische Pfarrei, ein landräthliches Amt, eine Post, ökonomische Gesellschaft, Buchhandlung, Feld- und Gartenbau, Fischerei, Viehzucht, Leinweberei und Garnhandel und 3200 Einwohner. M. ist der Geburtsort J. G. Herders.

Mohs, Friedrich, der Begründer der naturhistorischen Methode in der Mineralogie, geboren um 1774 zu Gernrode am Harz, studirte von 1796—98 in Halle und begab sich dann auf die Bergakademie zu Freiberg. Nach vollendeten Studien wurde er in Bernburg angestellt, legte jedoch sein Amt bald nieder, um sich bei der Gründung eines wissenschaftlichen Instituts in Dublin zu betheiligen. Als sich das Unterneh-

Digitized by Google

men zerschlug, kehrte M. nach Freiberg zurück u. begab sich 1802 nach Wien, wo er die Herausgabe einer Beschreibung der Mineraliensammlung des Bankiers von der Null (Wien 1804, 2. Aufl. 1806) übernahm. Er legte in derselben seine neuen Ansichten von der wissenschaftlichen Behandlung der Mineralogie nieder, die später von ihm weiter ausgebildet wurden. Hierauf bereiste er, theilweise im Auftrage der österreichischen Regierung, zu geognostischen und bergmännischen Zwecken Steiermark, Salzburg, Kärnthen, Krain, Ungarn und Siebenbürgen, bis ihn 1811 die steiermärkischen Stände zum Professor der Mineralogie an dem Johanneum in Gratz ernannten. Im J. 1817 machte er eine Reise nach England, von wo er an Werners Stelle zum Professor der Mineralogie nach Freiberg berufen wurde, vertauschte jedoch 1826 diese Stellung gegen eine ähnliche in Wien, wo er 1838 zum Bergrath ernannt wurde. Er † zu Agordo bei Belluno am 29. Sept. 1839. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung und Erkenntniß der Fossilien" (Bd. 1, Wien 1813); „Charaktere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten und Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems" (Dresden 1820); „Grundriß der Mineralogie" (2 Bde., das. 1822—24; 2. Aufl. 1839, englisch mit Zusätzen von Haidinger, 3 Bde., Edinburg 1825); „Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs" (Wien 1832; 2. Aufl., fortgesetzt von Zippe, 2 Bde., Wien 1836—39).

Moir (Mohr, Moor), dicht gewebtes seidenes Zeuch, mit damastartigen Blumen, die einen Atlaskörper haben, auf einem Grunde von Grosdetour. Es gibt auch halbseidene M.s, deren Kette von Seide, der Einschlag von Kameelhaar, Wolle oder Baumwolle ist, und ganz wollene. Von dem seidenen M. hat man gewässerten und ungewässerten, glatten, gepreßten, figurirten und geblümten, theils einfarbig, theils zweifarbig, selten mit bunten Blumen. Zuweilen schießt man dem zweiten oder dritten Einschlag Silberlahn, seltener Goldlahn, ein (rauher M.), vornehmlich in Benedig und in Holland (Silbermoir, Goldmoir). Die italienischen Seidenmanufakturen von Bologna, Mailand, Florenz, Venedig, Neapel, Messina liefern sehr schöne M.s (italienisch Molle); in Deutschland Wien, Annaberg, Krefeld, Viersen, Berlin.

Moira (griech.), Schicksal, Loos, personificirt als die Schicksalsgöttin, der Parce der Römer entsprechend.

Moiré metallique, s. Metallmohr.

Moiriren (v. Franz.), d. i. wässern, gewebten (seidenen, leinenen und dünnen wollenen) Zeuchen und Bändern ein flammiges oder wolkiges, wellenartiges Ansehen geben, was bewirkt wird, indem man die doppelt zusammengelegte Waare, halb feucht, zwischen einer geheizten Metall- und einer Papierwalze durchgehen läßt. Der Effekt beruht auf einem theilweisen Plattquetschen der Gewebefäden. Das M. des Blechs geschieht durch eine mittelst der applicirten Wärme bewirkte unregelmäßige Krystallisation des mit Säure behandelten Zinnüberzugs des Eisenblechs.

Moissac, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Tarn-Garonne, an der Mündung des schiffbaren Tarn, über den hier eine schöne Brücke führt, in die Garonne, hat ein Civil- u. Handelstribunal, beträchtlichen Handel mit Getreide und Mehl nach der Levante und den Kolonien, auch mit Oel, Wein, Wolle Brauerei, Nadelfabrikation und 12,000 Einw.

Moitié (franz.), die Hälfte; daher M. machen, auf gemeinschaftlichen Gewinn und Verlust etwas betreiben.

Moitte, Jean Guillaume, französischer Bildhauer, geboren zu Paris 1747, genoß den Unterricht Pigalle's und Lemoine's u. ging 1771 nach Rom, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten schon 1773 diese Stadt wieder verlassen. Seine Statue eines Opfernden verschaffte ihm 1783 die Aufnahme in die Akademie. Eine von Ludwig XVI. ihm aufgetragene Statue Cassini's, die im Modell wegen der Bekleidung Anstoß erregte, führte er später vortrefflich aus. Im J. 1792 schmückte er das Pantheon in dem Fronton mit einem kolossalen Relief, das bei der Wiedereinrichtung des Pantheons als Genovevakirche abgenommen werden mußte. Ein nicht weniger ausgezeichnetes Werk ist ein Basrelief im Louvre, die Muse der Geschichte, an eine Tafel gelehnt, auf die sie die Worte: l'an VI et Napoléon le grand, eingräbt, darstellend. Vortrefflich ist sein ursprünglich für das Museum des Senats bestimmtes, jetzt im Luxembourg befindliches Basrelief, welches das Vaterland vorstellt, wie es seine Kinder zu seiner Vertheidigung aufruft. Von M. ist auch das Grabmal des Generals Leclerc in der Genovevakirche. Außerdem sind zu nennen: die Statue des Generals Eustine, eine Vestalin mit der Opferschale, die kolossale Figur der Bretagne u. Normandie an der Barrière Bonshommes, eine kleine Reiterstatue Napoleons. Sein Modell zur Statue des J. J. Rousseau ward später ausgeführt und im Garten der Tuilerien aufgestellt. M. † als Professor an der Maler- u. Bildhauerschule zu Paris und Mitglied des Instituts den 2. Mai 1812.

Mojaisk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, am Zusammenfluß der Mojaika mit der Moskwa, mit 6500 Einwohnern, die Handel mit Getreide und Holz treiben. Hier Schlacht an der Moskwa (s. d.) 1812.

Mokassins, Riemenschuhe der Araber; bei den nordamerikan. Indianern Sandalen von Pelzwerk.

Mokka (Mokha, Mocha), Hauptstadt der arabischen Landschaft Yemen, am arabischen Meerbusen (rothen Meere), eine sehr große, aber äußerst schlecht gebaute Stadt, ist mit Mauern umgeben, hat enge und unreinliche Straßen, einige schöne Plätze, eine große Moschee, einige große Hotels u. Magazine u. etwa 6000 Einwohner, darunter 1550 Juden. Die Stadt hat keinen eigentlichen Hafen, aber eine prachtvolle, von zwei Kastellen beschützte, geräumige Rhede und einen trefflichen Ankerplatz. Der Hauptartikel des Handels ist der Kaffee (Mokkakaffee), der für den feinsten gehalten, aber 50 — 60 Stunden von M. gewonnen wird. Doch auch außerdem ist M. für den Handel wichtig. Man kann M. das allgemeine Entrepot der Waaren nennen, die von China, Japan, Indien, Persien und Abyssinien kommen.

Digitized by Google

Außer dem Mokkakaffee werden vorzüglich Datteln, Myrrhen, Gummi arabicum, Kopalgummi, Sennesblätter, Haifischflossen, Tragant, Hörner und Häute von dem Rhinoceros, Mekkabalsam, Elfenbein, Goldstaub, Zibeth, Aloesaft ꝛc., ausgeführt; Haupteinfuhrartikel sind Reis, Stückgüter, Eisen, kurze Waaren u. a. M. war ein unbedeutendes Dorf, bis im 16. Jahrhundert der Beherrscher von Yemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen führten, dahin zog. Der Scheikh Schâdeli, dessen stark besuchte Grabmoschee sich außerhalb der Stadt befindet, soll der Begründer desselben seyn u. zuerst den Gebrauch des Kaffee's gelehrt haben.

Mokko, s. Maki.

Mokronowski, Stanislaus Kostka Bogorja, polnischer Patriot, den 10. Nov. 1761 in dem Dorfe Boguciee im dobrzyner Kreise geboren, genoß in der Jesuitenschule in Warschau und im dortigen Kadettenhause den vorbereitenden Unterricht u. begab sich zur Fortsetzung u. Vollendung seiner Studien nach Paris. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland trat er in den Militärdienst, ging aber 2 Jahre später wieder nach Frankreich, diente hier 10 Jahre in dem Regimente Royal-Allemand u. avancirte zum Eskadronschef. Als 1788 das Regiment Frankreich verließ, kehrte er nach Polen zurück, wo er sofort vom wyszogrodzer Kreise zum Landboten erwählt ward. Später zum Vicebrigadier unter dem Oberbefehl Wielhorski's ernannt, organisirte er in der Ukraine eine eigene Brigade, über die er 1792 den Befehl erhielt und mit der er in dem darauf folgenden Feldzuge bei Zielence eine bedeutend stärkere feindliche Abtheilung sprengte. Nach Abschluß des Waffenstillstandes zog er sich auf seine Güter zurück und vermählte sich mit der Fürstin Sanguszko. Während der Ereignisse von 1794 befand er sich gerade in Warschau u. trug nicht wenig zur Vertreibung der Russen aus Warschau bei. Kurz darauf ward er zum Kommandanten der Hauptstadt ernannt, verfiel aber in eine schwere Krankheit, die ihn für längere Zeit dienstunfähig machte. Als aber Unruhen in der Hauptstadt auszubrechen drohten, erhob er sich gewaltsam vom Krankenbette, übernahm wieder das Kommando, beruhigte die Exaltirten, hielt die Ruhestörer im Zaum und unterdrückte alle Anschläge der auswärtigen Partei. So gelang es ihm, bis zur Ankunft Kosciuszko's die Ruhe zu erhalten. Dieser sandte ihn mit einem Corps gegen die Preußen, über die er am 6. Juli bei Blonie große Vortheile errang. Darauf übernahm er das Kommando in Litthauen, wo aber Alles dermaßen zerrüttet war, daß er trotz der angestrengtesten Thätigkeit keinen Erfolg erlangen konnte, so daß er sich auf die Defensive beschränken mußte. Nach der dritten Theilung Polens suchte er vergebens auf einer Reise nach Italien wieder Kräfte zu gewinnen; seit 1796 von der Lähmung befallen, hatte er die qualvollsten Schmerzen zu erdulden. Dennoch ging er 1809 mit den polnischen Truppen nach Krakau und kehrte erst, nachdem das Königreich Polen proklamirt worden, nach Warschau zurück, wo ihm Kaiser Alexander die ehrendste Aufmerksamkeit bewies, aber ohne ihn für die russischen Interessen gewinnen zu können. Er † den 18. Okt. 1821.

Mokscha, Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Tambow, ist im Frühjahr schiffbar u. mündet rechts in den Oka.

Mokschansk (Mokschan), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pensa, an der Mokscha, mit 2 Kirchen und 4500 Einw.

Mokuk, Fruchtmaß in Syrien, besonders in Aleppo, = 42,200 pariser Kubikzoll.

Mola, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, am adriatischen Meer mit einem durch ein Kastell geschützten Hafen, Wein- und Oelbau und 8000 Einw.

Mola, 1) Pietro Francesco, gewöhnlich Mola di Roma genannt, italienischer Maler der bolognaeser Schule, geboren zu Coldra im Kanton Tessin, Schüler Giuf. Cesari's in Rom u. Albani's in Bologna, ging dann nach Venedig, um Guercino's Werke zu studiren, sah sich aber durch dessen Eifersucht genöthigt, nach Rom zurückzukehren. Hier malte er Mehres für die Päpste Innocenz X. und Alexander VII., für ersteren in der Kapelle Ravenna der Kirche al Gesu das Wunder Petri im Kerker und die Bekehrung des Saulus al Fresco, für letztere die Geschichte Josephs in der Gallerie auf Monte Cavallo. Die Königin Christine von Schweden nahm ihn in ihr Gefolge auf, sowie sie auch mehre Bilder von ihm bewahrte. Er stand im Begriffe, als Hofmaler Ludwigs XIV. nach Paris zu gehen, als er aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili 1665 zu Rom †. In den Kirchen und Palästen Roms sieht man mehre Freskogemälde von M., in auswärtigen Gallerien historische Darstellungen und schöne Landschaften mit Figuren, die man oft dem Albani zuzuschreiben geneigt war. In der Gallerie des Louvre zu Paris sind 7 schöne Bilder von ihm, in der königlichen Pinakothek zu München zwei vorzügliche historische Bilder mit lebensgroßen Figuren und ein Bildniß, eine Madonna mit dem Kinde Jesus in der esterhazi'schen Gallerie zu Wien. Mehre seiner Werke wurden gestochen; er selbst radirte einige Blätter in breiter Manier, kühn und geistreich. M. übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung und der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie.

2) Jean Baptist, französischer Maler und Radirer, von Chartres gebürtig, nach Andern um 1620 in Lugano geboren, soll anfangs die Schule des S. Bouet in Paris besucht haben, ging später nach Bologna zu Albani und geleitete diesen nach Rom. Er † 1661. M. malte reizende Landschaften, die er mit historischen und mythologischen, meist erotischen Scenen staffirte. Seine meisten Arbeiten blieben in Bologna und in Rom.

3) Gaspari, Medailleur von Lugano, geboren zu Ende des 16. Jahrhunderts, arbeitete einige Zeit zu Florenz, wo er Abgüsse von geschnittenen Steinen, Medaillen ꝛc. mit großer Geschicklichkeit machte. Später ging er nach Rom, wo ihn die Päpste Urban VIII. und Alexander VII. beschäftigten. Sein Köpfe sind weich und dabei doch kräftig gearbeitet.

Molasse, in der Schweiz ein einkörnige, meist grauer Sandstein, welcher besonders das Hügelland der Schweiz bildet und viel als Bau-

Digitized by Google

stein verwendet wird. Der Löwe von Luzern ist aus demselben gehauen.

Molassegruppe, nach dem in der Schweiz Molasse (s. d.) genannten Sandsteine, die Gesammtheit aller über der Kreidegruppe und unter den Diluvialgebilden abgelagerten und bisher als tertiär bezeichneten Sedimente, die sonst auch thalassische Formationen, Braunkohlengruppe, Formation des plastischen Thons genannt worden sind. Die Hauptgesteine der Gruppe sind deutlich geschichtete und meist horizontal abgelagerte Kalkſteine, Mergel, Sand, Sandsteine, Konglomerate und Thone, zu denen noch Quarzgebilde kommen. Sie sind meist mechanische Meeres- und Süßwasserbildungen von geringer Festigkeit; nur einzelne Gesteine sind von größerer Festigkeit. Unter allen Gruppen enthält die M. die meisten organischen Reste, und zwar die ersten von Geschöpfen, die ihr Leben bis in die Jetztzeit gefristet haben. Lyell unterscheidet danach eocene Bildungen mit 4—17 Procent Petrefakten noch lebender Arten, miocene mit 17—35 Procent und pliocene Bildungen mit mehr als 35 Procent noch lebender Arten. Als tiefste Glieder der eocenen Bildung dürften die Nummulitengesteine zu betrachten seyn, obgleich ihre Stellung noch nicht überall vollständig gesichert ist und nach Einigen sie den Uebergang von der Kreide- zur Molassegruppe vermitteln sollen. Das aufwärts folgende Glied der eocenen Bildungen ist die Braunkohlenformation, die in der Regel von unten nach oben besteht aus: Braunkohlensandstein, einem oft sehr festen Kieselsandstein, meist mit vielen Landpflanzen, weißem Sand und sandigem oder plastischem Thon, manchmal mit Quarzsandsteinkonkretionen, Braunkohle, manchmal mit Thon- oder Schieferthonlagen und dadurch in Flöze gesondert, Schieferthon mit Pflanzenabdrücken, besonders von Dikotyledonenblättern, manchmal auch Lager und Knollen von Thoneisenstein, und Braunkohlenthon und Sand, beide weiß, oft unregelmäßig geschichtet, letztere zuweilen in Sandstein, in Kies oder in Konglomerat übergehend, mit Resten von Landpflanzen und Meeresmuscheln. Parallel ist die in Norddeutschland weit verbreitete Bildung des Septarienthons mit vielen Septarien und den sogenannten mecklenburger oder sternberger Kuchen, versteinerungsreichen Konkretionen, von deren 118 fossilen Mollusken 71 mit denen des Londonthons übereinstimmen, welcher letztere, auch plastischer Thon genannt, im londoner und pariser Becken das Tiefste der Molassebildungen bildet. Parallelgebilde sind auch der untere Schotter des wiener Beckens, die Salzgebirge von Wieliczka (s. d.), der dünnplattige dichte Kalkſtein des Monte Bolca (Bolcakalk, Ichthyolithenkalk) mit seinem endlosen Reichthume an Fischen, nebst dem belluneser Sandstein und den Kalken des Libanon. Zu den miocenen Bildungen gehört die Hauptmasse der schweizerischen Molasse und Nagelfluh, der Grobkalk, die Tegelformation und nach Einigen auch der Londonthon mit dem parallelen Septarienthon, sämmtlich Parallel- oder Aequivalentgebilde, denen besondere Namen beigelegt worden sind. Das unterste Glied der Miocenbildungen ist der Grobkalk, der vielfach auch als Cerithien- und Orbitulitenkalk bezeichnet wird und über welchem zunächst die Cytherenmergel, die Meulière des pariser Beckens und die ihnen entsprechenden Littorinellenkalke Nassau's liegen. In gleichem Niveau befinden sich auch noch ausgedehnte Braunkohlenablagerungen und das am nördlichen Fuße der Alpen mächtig entwickelte Molassegebilde (subalpinische Gruppe), aus Molasse (s. d.) und Nagelfluh (s. d.) bestehend. Als Muschelbreccie mit meist zerbrochenen Schalthierresten zieht sich das Gebilde vom Klettgau am Randen her ins Hegau, dann weiter ins Donauthal und erscheint vereinzelt noch bei Ulm, Dillingen und Passau. Die Braunkohlenlager der Molasse sind von Thon, bituminösem Süßwassermergel oder Kalkſtein begleitet und enthalten andere Pflanzen als die eocenen Braunkohlen, z. B. Planorben, Limnäen, Unionen und Cykladen und namentlich charakteristisch den Leuciscus papyraceus. Zu diesem Niveau gehören auch die Braunkohlen des mainzer Beckens u. der Wetterau, Niederhessens, des Siebengebirges, die von Kommotau und Malsch in Böhmen u. von der Insel Iliodroma. In unmittelbar höherem Niveau liegt bei Turin die Superga, glimmerreiche Mergel, wechselnd mit Sand und Sandstein. Das oberste Glied der Miocenformation ist der Tegel (s. d.), so benannt nach einem lehmigen Thone mit stockförmiger Sandmasse, der in der Gegend von Wien auf dem Schotter liegt. Dem Tegel parallel sind wahrscheinlich die Faluns, muschelreiche Meeresablagerungen, die besonders in Frankreich zum Mergeln der Felder verwendet worden sind, woraus die großen Falunières (Muschelerdegruben) der Touraine entstanden. Zu den Miocenschichten werden meist noch gerechnet die Süßwasserquarze über der böhmischen Braunkohle von Falkenau mit Limnäen, Planorben, Paludinen und wohl erhaltenen Pflanzenresten, ferner manche Polirschiefer, dann die von Orchini so benannte Macignomolasse, ein dichter Sandstein Mittelitaliens, welcher durch unmerkliche Abstufungen in Gyps übergeht und Abdrücke von Dikotyledonenblättern enthält. Endlich gehören hieher die Miocenschichten von Alabama, wechselnde Schichten von Kalkſtein, Sand und Sumpfeisenstein, in denen am Sintaboughflusse Koch und Harlan die Reste des Hybrarchos (Zeugloden) auffanden. Die pliocenen und pleistocenen Bildungen (auch subjurassische oder Subapenninenformation genannt) beginnen zunächst auf dem Tegel mit dem Leithakalk, aus dem hauptsächlich das Leithagebirg südöstlich von Wien besteht, zahlreiche Reste von Seegeschöpfen, Muscheln, Haifischzähnen, Schildkröten enthaltend, oft ganz aus Korallen zusammengesetzt und eine versteinerte Korallenbank darstellend. Ziemlich gleichalterig scheint der Bündemergel zu seyn, der in Hessen und Westphalen verbreitet, zu unterst aus lockeren sandigen Kalkmergeln mit grünen Theilchen und unzähligen kleinen Zoophyten-, Muschel- und Echinitenbruchstücken, zu oberst aus grauen sandigen Mergeln mit vielen versteinerungsreichen Geschieben älterer Forma-

Digitized by Google

tionen besteht. Bei Kassel (kasseler Schichten) tritt er als eisenschüssiger und mergeliger Sand mit vielen Meeresmuscheln auf, unter denen die Hälfte ungefähr noch lebende Arten sind. Bei Radobaj in Kroatien liegen auf dem Leithakalk graue Mergel und sandige Schiefer mit Schwefellagen oder Knollen. Die meisten in diesen Stinkkalken liegenden Pflanzenreste sind Dikotyledonen aus noch lebenden einheimischen Gattungen, die Species aber stimmen nur mit südeuropäischen u. nordamerikanischen überein. Etwas jünger vielleicht ist der dem Londonthone aufgelagerte Bagshorsand, Sand und Sandstein meist aus zerbrochenen Schalen von Meeresmuscheln bestehend, und der parallele Krag in Suffolk, aus Sand und Kies mit vielen Meeresmuscheln, die meist denen der oberen Schichten des pariser Beckens identisch sind, bestehend. Ungefähr gleichalterig ist die Subapenninenformation, die am mächtigsten und bezeichnendsten in Oberitalien entwickelt ist und eine zusammenhängende Hügelkette längs der Apenninen von Asti in Piemont bis Monteleone in Kalabrien zusammensetzt, aber auch hoch in das eigentliche Gebirge hinaufreicht. Sie besteht aus sandigem Mergel mit Nagelfluhschichten, auf dem blauer thoniger Mergel und darüber gelber Sand mit vielen Meeresmuscheln liegt. Mit ihnen erscheinen Elephanten, Rhinoceroten, Delphine, Balänen, auf deren Knochenresten noch Austern und Balanen sitzen. Die nämlichen Landsäugethierreste kommen auch mit Planorben und Limnäen in den Süßwasserbildungen der Formation vor. Als parallel werden betrachtet die Süßwassergebilde des Arnothals bei Figline und die von Hohenhöwen im Hegau, und ebenfalls parallel dürften die Pliocenschichten der Sewalikhügel seyn, in denen sich Reste von Affen, Anoplotherien, Hippopotamen, Rhinoceroten, Mastodonten, Elephanten, Pferden, Schweinen, Kameelen, Moschusthieren, dem merkwürdigen Sivatherium, Hyänen, Bären, Hunden, Katzen, sodann ungeheueren Mykterien, Gavialen und Schildkröten finden. An diese Bildungen scheint sich die untere Abtheilung von Murchisons kaspischer Formation oder Formation des Steppenkalks anzureihen, während die obere eben so wie die obersten Subapenninenschichten schon dem Löß angehören dürften. Endlich wird noch hierher gerechnet der älteste Theil des noch fort und fort sich bildenden Travertins und Collegno's Antignanosandstein. Besondere Einschlüsse finden sich in der M. außer den Salzlagern von Wieliczka, den Pyropen von Meronitz, dem Bernstein der norddeutschen Braunkohlenformation, dem Schwefel von Radoboj und den überall zerstreuten Eisenkiesen nicht. Die Gesteine selbst dienen als Baumaterial (Grobkalk von Paris, Molassesandstein, Moëllon ꝛc.), die Thone zur Töpferei, die Braunkohlen als Brennmaterial, der Tripel als Polirmittel und die Faluns zum Mergeln der Felder. Als gleichzeitige Eruptivgesteine mögen die Trachyte und Phonolithe zu betrachten seyn, während die etwas jüngeren Basalte zur Diluvialzeit die schon erhärteten Molassegesteine durchbrachen und hoben.

Molay, Jakob Bernhard von, der letzte Großmeister des Templerordens, war um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Burgund geboren, wurde sehr jung in den Ritterorden der Templer aufgenommen und später wegen seiner Tapferkeit und Biederkeit zum Großmeister desselben erwählt. Als er eben auf Cypern zum Krieg gegen die Saracenen rüstete, erhielt er 1306 eine Aufforderung des Papstes Klemens V. und des Königs Philipps des Schönen, nach Frankreich zurückzukehren. Er leistete ihr Folge und wurde vom König auf das Freundlichste aufgenommen, ja sogar bei der Taufe eines Prinzen von Geblüt als Pathe hinzugezogen. Aber am 13. Oktober 1307 ließ der König alle Templer in ganz Frankreich gefangen nehmen unter dem Vorwand, daß sie Abgötterei trieben u. sich den größten Ausschweifungen überließen, in Wahrheit aber aus keinem anderen Grunde, als um dadurch in den Besitz ihrer großen Reichthümer zu kommen. Nachdem die Untersuchung wider allen Rechtsgebrauch geführt worden war, wobei man sich gegen die Ritter die grausamste Anwendung der Tortur erlaubt, ja einen Theil derselben schon vor Beendigung derselben hingerichtet hatte, wurde M. am 18. März 1314 zu Paris mit dem Großprior Guido von der Normandie bei langsamem Feuer verbrannt. S. Templerherren.

Molbech, Christian, einer der vorzüglichsten Sprachkenner, Geschichtsforscher und Literatoren Dänemarks, am 8. Oktober 1783 zu Soröe, wo sein Vater Professor der Mathematik und Philosophie an der Akademie war, geboren, besuchte kurze Zeit die Universität Kopenhagen und widmete sich dann unter Leitung des Oberbibliothekars Moldenhawer den Bibliothekswissenschaften. Seit 1805 als erster Amanuensis bei der königlichen Bibliothek angestellt, erhielt er bereits 1806 von der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften die Redaktion eines Theils ihres kritischen Wörterbuchs der dänischen Sprache übertragen. Später machte er mehre wissenschaftliche Reisen durch Schweden, Dänemark, Deutschland, Frankreich, England und Italien, deren Resultate er in den „Jugendwanderungen" (Kopenhagen 1811—13, 2 Bde.), den „Breve fra Sverrige" (daf. 1814—16, 3 Bde., deutsch: „Briefe aus Schweden", Altona 1818 bis 20, 3 Bde.) u. den „Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien" (3 Bde., Kopenhagen 1821—22) und den Werken: „Lund, Stockholm, og Upsala i Sommeren 1842" (daf. 1843, deutsch von Clarus, Mainz 1846) niederlegte. Unterdessen war M. zum dritten Sekretär oder Custos, 1814 zum zweiten und 1823 zum ersten Bibliothekssekretär ernannt worden, worauf er 1829 wider seinen Willen eine Anstellung als Professor der Literaturgeschichte an der Universität erhielt. Von 1830—42 nahm er an der Leitung der königlichen Schauspiele Theil, wobei er besonders darauf hinstrebte, die kopenhagener Bühne zu einem Nationaltheater zu erheben. Auf sein Bemühen ward 1839 der dänische historische Verein gestiftet, für welchen er bis 1853 ununterbrochen als Sekretär u. Redakteur der „Historisk Tidskrift af den Danske historiske Forening"

Digitized by Google

(Kopenhagen 1840 ff.) thätig war. Seit 1829 mit dem Titel eines königlichen Justizraths und seit 1846 mit dem eines Etatsraths bekleidet, † er im Juni 1857. Den ersten Rang unter seinen Arbeiten über die dänische Sprache nimmt das „Dansk Ordbog" (Kopenhagen 1833, 2 Bde., 2. Aufl. 1854 ff.) ein, in welchem zum ersten Male mit großem Fleiß der ganze dänische Sprachschatz zusammengestellt ist. Hieran schließen sich ein „Dansk Dialect-Lexicon" (Kopenhagen 1841) u. das „Dansk Glossarium" (daf. 1853 ff.). Von seinen historischen Schriften sind außer mehren Ausgaben historischer Quellenwerke zu nennen: „Fortällinger og Skildringer af den Danske Historie" (Kopenh. 1837—38, 2 Bde.), „Historie om Ditmarskerkrigen" (daf. 1831), „Kong Erik Plogpennings Historie" (daf. 1846) und „Das Herzogthum Schleswig in seinen geschichtlichen Verhältnissen zum Königreich Dänemark und zu Holstein" (daf. 1846, französisch 1847). Ins Fach der Literaturgeschichte fällt die „Videnskabernes Selskabs Historie fra 1742—1842" (Kopenhagen 1843), dem sich die „Studier over Oehlenschlägers Poesie og Digtevärker" (daf. 1850), sowie die Lebensbeschreibungen der Dichter Ewald (daf. 1831) und Staffeldt (daf. 1851) zur Seite stellen. Sein Werk „Ueber Bibliothekswissenschaft" (deutsch von Ratjen, Leipzig 1832) gehört noch immer zu den besten Arbeiten auf diesem Gebiete. Verschiedene kleinere Schriften sammelte er in der „Blandede Samaftrifter" (Kopenh. 1834—36, 2 Bde.) und der „Blandede Skrifter" (daf. 1854—56, 4 Bde.). Sein Sohn, Christian Karl Frederik M., versuchte sich als lyrischer Dichter in „Dämring" (Kopenhagen 1852) und schrieb das geistvolle Reisewerk: „En Maaned i Spanien" (daf. 1848).

Molche (Schwanzlurche), Familie der nackthäutigen Reptilien, haben eine gestreckte, eidechsenartige Körperform, vier, selten zwei Beine und einen langen Schwanz, athmen im Anfang ihres Lebens durch Kiemen, die aber bei weiterer Körperentwickelung durch Lungen ersetzt werden, leben im Wasser und an feuchten Orten, nähren sich von Insekten, Würmern, Wasserschnecken, Fischbrut und Froschlaich und besitzen eine so große Reproduktionskraft, daß z. B. bei einem großen Wassermolch der abgeschnittene Schwanz nebst den Füßen in einem Sommer 6mal nach einander wieder wuchs. Man theilt die M. in die beiden Familien der Wassermolche, bei denen sich die Kiemen während der Metamorphose verlieren und wozu der Erdmolch oder Salamander (s. d.) und der Wassermolch (Triton) gehören, u. der Fischmolche, bei denen die Kiemen neben den Lungen fortwährend bleiben, wohin man den Kolbenmolch (Siredon) u. den Olm (Proteus) rechnet. Letzterer ist der einzige Vertreter der Fischmolche in Europa, besteht aus einer gallertartigen Masse und findet sich nur in den unterirdischen Gewässern von Krain. Merkwürdig ist der mexikanische Kolbenmolch (Siredon pisciformis), der fast einen Fuß lang wird, dunkel-graubraun und mit vielen kleinen runden schwarzen Flecken dicht bestreut ist und in den Seen um die Hauptstadt Mexiko lebt, wo er häufig zu Markte gebracht und von allen Klassen der Bevölkerung gern gegessen wird.

Mold (Mould), Stadt im englischen Fürstenthum Nordwales, Grafschaft Flint, am Alyum, mit Baumwollenzeugfabrikation, Blei- und Kohlenminen und 10,500 Einwohnern.

Moldau, der Hauptfluß Böhmens, entspringt auf dem Böhmerwalde zwischen dem Bretterwalde, dem schwarzen Berge u. dem Vogelsteine, hart an der bayerischen Grenze im früheren prachtiner Kreise, bei dem Dorfe Oberwoldau, fließt anfangs längs der Grenze von Nordwest nach Südost, verändert aber bei Hohenfurt seine Richtung gänzlich und strömt dann nordwärts durch zwei Drittheile der Landesbreite. Die M. wird von Hohenfurt aus flößbar, von Budweis an, wo der Verkehr auf ihr durch eine Eisenbahn mit Linz an der Donau und dem Salzkammergut in Oberösterreich in Verbindung steht, für Kähne von 200—300 Centner Last schiffbar und mündet, nachdem sie Rosenberg, Krumau, Budweis, Moldau-Thein und Prag berührt hat, Melnik gegenüber in die Elbe. Nebenflüsse der M. auf der rechten Seite sind: die Malsch, Luschnitz, Sazawa; auf der linken Seite: die Wottawa, Berounka ꝛc. Ihr Gebiet wird auf 586 □Meilen angegeben.

Moldau, das nördliche der beiden unter türkischer Oberherrlichkeit und unter russischem Schutz stehenden Donaufürstenthümer (M. und Walachei), ist nördlich und westlich von Oesterreich (Bukowina und Siebenbürgen), östlich von der russischen Provinz Bessarabien und südlich von der Walachei und der türkischen Dobrudscha begrenzt und zählt auf 1145 (vor dem letzten russisch-türkischen Krieg 940) □Meilen 1,434,450 Einwohner. Das Fürstenthum nimmt den Ostabhang der siebenbürgischen Karpathengruppe ein. Das Land verflacht sich gegen den Pruth nach Osten hin, und nur ein schmaler Streich reicht bis an die Sümpfe der Donau. Der ewige Schnee der höchsten, 9000 Fuß absolute Höhe erreichenden Karpathengipfel leuchtet in romantische Thäler, auf weidenreiche Hochflächen herab. Die Berge sind ihrer schönen Formen, ihrer Fruchtbarkeit und ihrer selbst durch die sinnloseste Verschwendung nicht zu vertilgenden Waldbedecke wegen berühmt. Fette Weiden, undurchdringliche Wälder, aus Eichen, Nadel- und Buchholz gebildet, üppige Flächen und duftende Wiesengründe machen den Charakter des Landes aus. Die bedeutendsten Gewässer sind außer der Donau: der Pruth, der die Grenze zwischen der M. und der Walachei bildet, und der Sereth, der mitten durch die M. parallel mit dem Pruth läuft. Beide Flüsse sind schiffbar und könnten sehr wichtig für das Land werden. Die Zahl der Bäche, Seen und Sümpfe ist sehr groß. An den stießenden Gewässern rühmt man ihre Trinkbarkeit und ihren Fischreichthum. Das Klima ist gesund, obgleich äußerst veränderlich. Im Sommer brechen oft furchtbare Stürme und Ungewitter aus; der Winter ist streng und lang, und vom Anfange Decembers bis Ende Februars ist Alles mit Schnee und Eis bedeckt. Das Hauptprodukt des Landes ist Getreide aller Art,

Digitized by Google

besonders Weizen, der in ungeheuerer Quantität auf die fremden Märkte verführt wird. Auch Mais wird in großer Menge erzeugt, aber meist im Lande selbst konsumirt. Gerste dient als Pferdefutter, Roggen und Hafer werden wenig gebaut. Die Weine sind den ungarischen an Feuer gleich und sehr geschätzt. Der beste Moldauerwein wächst zu Odobeschti bei Fokschan, dem Champagner vergleichbar. Obst, zum Theil von bester Qualität, gibt es vollauf. Unermeßlich sind die Wälder von Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäumen. Gurken und Melonen sind die Sommernahrung des Volkes; der weiße Kohl oder das Kraut wird von allen Gemüsen allein kultivirt. Der Kartoffelbau wurde erst seit neuerer Zeit eingeführt; auf den Donauinseln wachsen die trefflichsten Spargeln. Hanf und Flachs gedeihen vortrefflich. Die Wälder der Eichen und Buchen sind von kolossalen Dimensionen; die höheren Gegenden enthalten auch Nadelhölzer. In vielen Gegenden findet man den Baum Tissa, dessen Holz von rother Farbe und ungemein hart ist. Die Landleute machen daraus kleine Fässer zur Aufbewahrung geistiger Getränke. Ein Hauptzweig der Landesindustrie ist die Rindviehzucht; geringer ist die Schafzucht. Die Pferde aus den guten Stutereien der M., die beständig in freiem Felde bleiben, sind abgehärtet und für die leichte Reiterei sehr gesucht. Die Schweinezucht wird durch die Eichenwälder begünstigt. Wildes und zahmes Geflügel ist in großer Fülle vorhanden; besonders auffallend ist die Menge von Nachtigallen. Zahlreich sind auch die Hasen, von denen über 1 Million Bälge jährlich aus den Fürstenthümern ausgeführt werden. In den Wäldern hausen noch Bären und Wölfe. Eine Landplage sind die Heuschrecken, die oft in furchtbaren Wolken von Asien herüberfliegen. Groß ist der Reichthum an mineralischen Schätzen. Sehr viele Gegenden sind an warmen und kalten Mineralquellen reich, und beinahe überall an den Bergen, wenn man einige Fuß tief gräbt, quillt schwarzes Erdpech mit dem Wasser zugleich hervor. Der Reichthum an Salz und Steinkohlen ist unerschöpflich, wird aber wenig ausgebeutet; Salpeter gibt es so viel, daß die Pforte der M. eine jährliche Lieferung von 20,000 Okas nach Konstantinopel auflegen konnte. Früher hatte die M. reiche Gold- und Kupferbergwerke; der Bergbau liegt aber jetzt ganz darnieder. Reich sind die Eisen- und Kupferminen. Gold gewinnt man fast in allen Gewässern durch die Zigeuner, die die Goldkörner auffuchen. Die Einwohner, römisch-slavischen Stammes, sind der Mehrheit nach Walachen (Moldowalachen), die von den Ungarn Olochen, von den Türken Iflaks genannt werden, sich selbst aber Romanen oder Rumuny nennen. Außerdem gibt es Türken, Bulgaren, Griechen, viele Zigeuner ꝛc. Die Bojaren machen in der M. wie in der Walachei den ersten Stand aus. Die eigentlichen Bojaren sind der hohe Adel und heißen Divans-Bojaren, da sie eine erbliche Kammer bilden und allein zu hohen Aemtern befähigt sind. Die Massiten sind der geringe Adel. Die Adeligen sind die alleinigen Besitzer des Bodens, abgabenfrei, zu allen Aemtern berechtigt, Könige oder vielmehr Sultane auf ihren Gütern. Dem Namen nach ist zwar der Bauer (Medschinsch) seit 1747 nicht mehr leibeigen, aber doch allen Qualen der Leibeigenschaft ausgesetzt. Da alles Eigenthum früher steuerfrei war, so waren es die besitzlosen Bauern, von denen alle Abgaben erhoben werden mußten. Die Sprache der Moldowalachen ist ein Gemisch von Latein und Slavonisch. Außerdem herrscht im Allgemeinen das Französische und Deutsche vor. Die Staatsreligion ist die griechisch-nichtunirte, welche den unwissendsten Klerus hat; selbst Bischöfe sind hie und da des Lesens unkundig. Was den Volksunterricht betrifft, so waren in den früheren Zeiten die Volksschulen in den Händen griechischer Lehrer, und der Vortrag geschah in griechischer Sprache, wodurch natürlich der Hauptzweck, die Volksbildung, verloren ging. Erst im 19. Jahrhundert kann man von eigentlichen Volksschulen reden, durch deren Stiftung 1804 der Metropolit Benjamin Kostaky sich hohe Verdienste erwarb. Durch den Brand in Jassy 1827 war der Elementarunterricht auf lange Zeit ganz unterbrochen und wurde erst Anfangs 1828 durch den Fürsten Johann Stourdza wieder hergestellt und durch passende Verbesserungen neu belebt. Namentlich wurde jetzt in moldauischer Sprache Unterricht ertheilt, Pestalozzi's Lehrmethode eingeführt und die Zahl der Lehrer vermehrt; auch bekam bald darauf die Jugend für den Elementarunterricht moldauische Schulbücher in die Hände. Einen noch höheren Aufschwung bekam der Volkselementarunterricht 1832. Es wurden sofort in den Distriktsstädten Elementarschulen errichtet und diese mit guten Lehrern versehen. Die Fabrikthätigkeit beschränkt sich auf die Produktion von etwas Papier, Stearinlichtern, Glaswaaren und Wollenzeugen. Der Gewerbsbetrieb ist etwas bedeutender, befindet sich aber, wie der Handel, ausschließlich in den Händen der Juden, Armenier, Griechen und Russen, die sich im Lande aufhalten. Was den Handel betrifft, so sind die Donaufürstenthümer vermöge ihrer geographischen Lage zunächst auf Oesterreich angewiesen. Die Waarenein fuhr aus Oesterreich wird theils landwärts, theils auf der Donau vermittelst der Dampfboote bewerkstelligt. Die Kaufleute, welche die Einfuhr aus und über Oesterreich vermitteln, sind theils sogenannte „Leipziger", d. h. solche, welche die leipziger Messe besuchen, theils „Kronstädter", die ihre Waare zunächst aus Siebenbürgen beziehen. Die von der leipziger Messe zurückkehrenden Kaufleute versehen sich während ihres Aufenthalts in Wien mit österreichischen Industrieerzeugnissen, die in der M. u. Walachei gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen „wiener Waaren" bezeichnet werden. Die vorzüglichsten Gegenstände derselben sind: Tuch, gedruckte Tücher, Schuhmacherarbeiten, Handschuhe, Seidenwaaren, Quincailleries und kurze Waaren, wiener Wagen, Fortepiano's und Möbel, böhmische Gläser, Spiegel und Spiegelglas, Eisen- und Stahlwaaren, zinnerne Teller, Goldblättchen, Silberborten, Flittergold, vergoldeter Silberdraht, nürnberger Waaren, türkische Kappen, Shawltücher, Oel- und Wasserfarben, chemische

Digitized by Google

Produkte, Apothekerwaaren, Zündhölchen, pyrotechnische Erzeugnisse, Kämme, Bürstenbinderarbeiten, Modewaaren und Pflanzen. In den unteren Donauländern ist der Handel mit kronstädter Waaren, unter welchen man alle ordinären Fabrikate und Handwerkserzeugnisse zum häuslichen Gebrauch versteht, sehr bedeutend. Die Hauptgegenstände der Einfuhr zur See sind: Kolonialwaaren, Rum, Oel, Oliven, getrocknete Früchte, Agrumen, Salmen, Kaviar, türkischer Tabak, Medicinalien, Baumwollengarn, Manufakte, englisches Eisen, Steinkohlen. Der Landverkehr mit Rußland, das sich gegen die M. mit einem Zollkordon streng abschließt, ist nicht erheblich. Die Importen aus Rußland umfassen ordinäre Schlosserarbeiten aus den Fabriken zu Tula, sehr viele Tscharnus oder gußeiserne Kessel, große eiserne und kupferne Kessel, andere ordinäre Metallwaaren, Porzellan, Rauchwerk, Hanftaue, Segelleinwand, Kaviar und Kirchenornamente. Die Gegenstände der Ausfuhr nach Oesterreich sind: rohe Produkte, Horn- und Borstenvieh, Erzeugnisse der Viehzucht und eingesalzene Donaufische. Die ganze Einfuhr belief sich 1851 auf 4½ Millionen Thaler, die Ausfuhr nur ungefähr auf 573,400 Thaler. Die Haupthandelsstadt ist Galacz. Bis zu den neuesten Veränderungen stand an der Spitze des Staats ein Woiwode oder Hospodar, der lebenslänglich von den Bojaren gewählt ward und einen Diwan von Bojaren zur Seite hatte. Jedem Kreise, deren die obere M. 6 (Dorohoi, Botoschau, Suczawa, Niamzo, Roman und Bakau), die untere 7 (Pullan, Tekutsch, Kovarlut oder Galacz, Tutova, Wastui, Falchey und Jassy) zählt, zusammen mit 40 Städten und 2016 Dörfern u. der Hauptstadt Jassy, steht ein Ispravnik vor, d. h. ein Kreishauptmann oder Präfekt, dem ein Kreisdirektor und zugleich Kreissteuereinnehmer beigegeben ist. Jeder Kreis zerfällt in mehre Kantons oder Bezirke. Jeder Kreis besitzt ein Gericht erster Instanz mit 2 Richtern und einem Vorsitzenden. Die Einnahme belief sich auf etwa 9,368,770, die Ausgabe auf etwa 7,718,130 Piaster. Die Militärmacht bestand aus einem Regiment Infanterie und einem Regiment Kavallerie, zusammen 2280 regulären Militärs, nach preußischer Art unifermirt und bewaffnet; dazu kamen 934 Städtetrabanten und 12,730 Mann Bürger und Grenzgarden. Ueber die in Folge des russisch-türkischen Kriegs eingetretenen Veränderungen in der Verfassung, sowie die Geschichte des Landes s. Walachei. Vergl. Neigebaur, Beschreibung der M. und Walachei, Leipzig 1848.

Moldau-Thein, Stadt im österreich.-böhm. Kreis Budweis, an der Moldau, hat eine Vorstadt (Kleinseite), Kirche, Kapelle, ein Schloß, eine Kaserne, Post, Badeanstalt mit eisenhaltiger Quelle und 3600 Einw. Ein besonderer Nahrungszweig ist der Lachsfang.

Mole (Mondkalb, Monatskalb, Klumpfrucht, böse Frucht, böse Bürde, falsche Birne), jedes in eine unförmliche Masse entartete Zeugungsprodukt, welches sich von der Mißgeburt (s. d.) dadurch unterscheidet, daß es im Vergleich zur menschlichen Frucht völlig gestaltlos genannt werden kann und gar keine Spur menschlicher Organisation zeigt. Man unterscheidet je nach dem Sitze der M. in oder außerhalb der Gebärmutter, z. B. an den Eierstöcken, Molae uterinae und extrauterinae, nach ihrer Beschaffenheit: Blutmolen (M. cruentae s. sanguineae), Wassermolen (M. aquaticae), Blasen- oder Traubenmolen (M. vesiculosae), Wind- oder Luftmolen (M. ventosae, aëreae), Fleischmolen (M. carnosae), Fleischenmolen (M. tendinosae), Haarmolen (M. crinitae) ꝛc. Andere unterscheiden bloß Blasenmolen, wo die Eihäute eine bald größere, bald geringere Menge Blasen enthalten und in manchen Fällen geschlossen abgehen, und Fleischmolen, gleichsam einem Fleischklumpen ähnliche Früchte, die zuweilen noch Spuren von der ursprünglichen Organisation zeigen, oder verdickte Eihäute, welche die in der Entwickelung zurückgebliebenen Theile nicht erkennen lassen. Stein-, Kalk-, Knochenmolen (M. lapideae, calcareae, ossene) sind abgestorbene und mit einem stein-, kalk-, knochenartigen Ueberzuge versehene Früchte, die man Steinkinder (Lithopaedia) zu nennen pflegt. Neben der M. findet sich bisweilen eine wahre Frucht, die, weil die M. die Empfängniß nicht bindert, später erzeugt seyn kann. Auch hat man wahre Früchte in der M. eingeschlossen gefunden. Die M.n kommen gewöhnlich einzeln vor. Die meisten haben den Umfang eines 2-, 3-, 4monatlichen Eies; bisweilen steigt das Gewicht auf 8—10 Pfund. Die Dauer der Molenschwangerschaft ist meist kürzer als die der gewöhnlichen Schwangerschaft. Die Ursachen der Entstehung sind dunkel. Eine besondere Disposition für die Entwickelung der M.n scheint nicht aufgefunden werden zu können; doch hat man allgemeine Krankheiten, hysterische Affektionen des Weibes als begünstigend für die Entwickelung der M.n angegeben. Die bei den M.n eintretenden Gefahren bestehen hauptsächlich in den schon während der Schwangerschaft erfolgenden Blutflüssen, welche leicht ein Sinken der Reproduktion bewirken, zu wasserfüchtigen Anschwellungen ꝛc. Veranlassung geben; besondere Gefahr aber bringen die bei der Austreibung der M. eintretenden Blutungen, welche bisweilen schon vor Abgang der M. den Tod bewirken, oder, wenn dies nicht der Fall ist, eine vollkommene Entkräftung hinterlassen. Die Behandlung der Molenschwangerschaft kann nur eine symptomatische seyn; man wendet je nach der Natur der begleitenden Zufälle bald krampfstillende, bald kühlende Mittel an. Die Austreibung der M. ist so viel als möglich der Natur zu überlassen. Während der Geburt richtet sich das Verfahren nach dem Blutflusse, von welchem allein die Gefahr abhängt. Ist derselbe gering, so überläßt man Alles der Naturthätigkeit. Bei heftiger Blutung werden innere und äußere blutstillende Mittel zur Anwendung gebracht, die aber meist so lange ohne Erfolg bleiben, bis die M. abgegangen ist. Da nur die zum selbstständigen Leben fähige Frucht mit der bürgerlichen Gesellschaft in ein rechtliches Verhältniß treten kann, M.n aber die Lebensfähigkeit völlig abgeht, so können ihnen auch Rechte nicht zukommen.

Digitized by Google

Möle, le, Stadt auf der westindischen Insel Hayti, in der gleichnamigen Bucht, mit einem vorzüglichen und gut befestigten Hafen, Ausfuhr von Kaffee, Baumwolle. Indigo.

Molé, 1) Matthieu, einer der ausgezeichnetsten Magistrate Frankreichs, geboren 1584, war Generalprokurator und folgte 1641 seinem Vater auf dem Präsidentenstuhle des pariser Parlaments, obgleich er sich demselben kurz vorher in der Streitsache des Marschalls Marillac widersetzt hatte. In den Unruhen der Fronde trat er eben so entschieden für die Freiheit und die Rechte des Volkes wie für die Prärogative der Krone auf und mußte sich deshalb nach beiden Seiten hin vertheidigen. Bei den Aufständen des pariser Pöbels bewies er die größte Festigkeit und Kaltblütigkeit. Um den fortwährenden Verdächtigungen auf der einen und den Ränken auf der andern Seite zu entgehen, legte er seine Stelle nieder, wurde aber 1651 zum Siegelbewahrer ernannt und hielt sich in dieser Stellung durch das Ansehen, welches er durch seine Gesinnung und unerschütterliche Rechtschaffenheit zu bewahren wußte. Er † 1665.

2) Matthieu Louis, Graf, französischer Ministerpräsident, ein Nachkomme des Vorigen, Sohn des Parlamentspräsidenten Eduard François Matthieu M. de Champlatreux, der in der Revolution auswanderte und nach seiner Rückkehr 1794 guillotinirt ward, geboren zu Paris am 24. Januar 1781, folgte seinem Vater während der Revolution ins Ausland und kehrte nach einem längern Aufenthalt in der Schweiz und England in seinem 16. Lebensjahre nach Frankreich zurück, wo er durch anhaltenden Privatfleiß die vielen Lücken in seiner Bildung auszufüllen suchte. Eine Frucht dieser Studien war der „Essai de morale et de politique" (Paris 1806, 2. Aufl. 1809), worin er nachzuweisen versuchte, daß die Herrschaft Napoleons eine politische Nothwendigkeit sey. Der Kaiser ward dadurch auf ihn aufmerksam und übertrug ihm die Berichterstattung über den Zustand der Juden in Frankreich. Noch in demselben Jahre ward M. Requetenmeister, 1807 Präfekt des Departements Côte d'Or, 1809 Staatsrath, bald darauf Generaldirektor der Brücken und Chausseen und zuletzt Graf des Kaiserreichs. Später beschäftigte ihn Napoleon in seinem Kabinet, ernannte ihn während des Feldzugs von 1813 zum Kriegsminister und verlieh ihm die Würde des Großrichters (grand-juge). In Folge der Ereignisse von 1814 begleitete M. die Kaiserin mit den übrigen Ministern nach Blois. Bei der Abdankung Napoleons legte er seine Aemter nieder, übernahm aber nach der Rückkehr des Kaisers von Elba wieder die Stelle als Weg- und Brückenbaudirektor u. blieb auch nach der Restauration im Besitz derselben, weil er im Staatsrath gegen die Maßregeln wider die Bourbonen gesprochen und gestimmt hatte. Am 17. August 1815 wurde er zum Pair von Frankreich erhoben, und als solcher stimmte er bei dem Prozesse gegen den Marschall Ney für die Todesstrafe. Am 12. Sept. 1817 übernahm er das Marinedepartement, legte dasselbe aber schon am 28. Dec. 1818 nieder und entfaltete nun eine desto größere Thätigkeit als Redner in der Pairskammer. Nach der Julirevolution erhielt er im ersten Ministerium Ludwig Philipps das Departement des Auswärtigen, in welchem er aber schon am 2. Nov. 1830 dem Herzog von Broglie weichen mußte. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Thiers (am 25. Aug. 1836) wurde M. mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt, das er am 6. Sept. aus den Doktrinärs Guizot, Gasparin, Persil, Rosamel und Duchatel zu Stande brachte und in dem er selbst den Vorsitz und das Ministerium des Auswärtigen übernahm. Als aber im folgenden Jahre die harten Maßregeln, welche die Minister nach dem Attentate des Prinzen Ludwig Napoleon und dem Mordversuche Meuniers den Kammern vorschlugen, von diesen verworfen wurden, zogen sich die Doktrinärs am 15. April 1837 von ihren Aemtern zurück. M. blieb nach dem Wunsche des Hofs und bildete mit Montalivet, Salvandy, Lacave-Laplace und Barthe ein neues Kabinet, in welchem er gleichfalls den Vorsitz führte. Aber trotz der Siege in Algier und des kriegerischen Auftretens gegen das wehrlose Mexiko rief die reaktionäre Haltung desselben nicht nur die Erbitterung der Liberalen, sondern auch der Doktrinärs hervor, und nach der Kammeradresse vom 4. Januar 1839, welche sich in den stärksten Ausdrücken gegen die Minister aussprach, dankte M. ab. Weil indeß kein anderes Ministerium zu Stande kam, wurden die Kammern aufgelöst und M. nochmals die Leitung der Geschäfte übertragen. Die Wahlen fielen aber so ungünstig aus, daß er am 9. Mai 1839 mit seinen Kollegen definitiv seine Entlassung nahm. Seitdem betheiligte er sich selten an den politischen Debatten. Nach der Februarrevolution von 1848 ward er in die konstituirende wie in die legislative Nationalversammlung gewählt, trat aber mit dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 ins Privatleben zurück und † den 25. Nov. 1855 auf seinem Schlosse Champlatreux. Unter seinen Auspicien begann die von Champollion-Figeac besorgte Ausgabe der „Mémoires" seines berühmten Vorfahren Matthieu M. (Bd. 1—2, Paris 1854—55).

3) René François, französischer Schauspieler, geboren zu Paris am 25. Nov. 1734, sollte die Rechtswissenschaften studiren, wandte sich aber mit entschiedenem Talent der Bühne zu. Sein erstes Auftreten auf dem Théâtre français in der Rolle des Britannicus 1754 erwarb ihm zwar den Beifall des Publikums, aber keine Anstellung, weshalb er sich von der Bühne zurückzog, um seine Studien von Neuem zu beginnen. Erst 1760 trat er wieder in der Rolle des Andronicus auf, und zwar mit solchem Erfolg, daß er kurz darauf eine feste Anstellung erhielt. Als er nach längeren Versuchen zu der Ueberzeugung kam, daß die Tragödie nicht sein Feld sey, wandte er sich den fein-komischen Rollen zu und leistete in denselben das Beste, was vielleicht je auf dem französischen Theater geleistet worden ist. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert, wurde später Mitglied des Instituts und unter der kaiserlichen Regierung Lehrer der Deklamation an der Schule bei der Oper und Direktor der Schule beim Théâtre français. Er † in Paris

Digitized by Google

1805. Er schrieb mehre Abhandlungen über Theater u. einige Lobreden, unter denen namentlich das „Eloge de Mlle. d'Angeville" (Paris 1795) Anerkennung verdient. Etienne gab seine „Mémoires" (daf. 1825) heraus.

Molekülen, Bezeichnung der kleinsten durch mechanische u. optische Werkzeuge nicht mehr unterscheidbaren Theilchen der Materie, also entweder s. v. a. Atome (s. d.) oder Gruppen der Atome bedeutend. Die der atomistischen Ansicht anhängenden Physiker führen die im Innern der Körper wirkenden Kräfte der Kohäsion, Adhäsion, Krystallisation ꝛc. auf Anziehungen und Abstoßungen dieser M. zurück und nennen dieselben deshalb Molekülarkräfte.

Molenaer, Cornelis, berühmter niederländischer Landschaftsmaler, genannt Strabo Neel de Scheeler, um 1540 geboren, hatte solche Handfertigkeit, daß er in Einem Tage eine große Landschaft malen konnte. Seine Bilder sind schön und noch immer geschätzt. Im königlichen Museum zu Berlin ist ein Waldbild, das sich durch das Bedeutsame der Kompositionen in den dunkeln, hochgewölbten Baumgruppen und den Durchsichten auf die Landschaft vortheilhaft auszeichnet. In der Gallerie zu Schleisheim ist eine Winterlandschaft von ihm. Er malte auch Genrestücke in Brouwers Manier, die ebenfalls verdienstlich sind. M. führte eine unordentliche Lebensweise, welche ihn so herunterbrachte, daß er zu Amsterdam andern Künstlern um Tagelohn die Hintergründe malte.

Moleschott, Jakob, bekannter Physiolog der Gegenwart, den 9. Aug. 1822 zu Herzogenbusch geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Kleve und studirte seit 1842 zu Heidelberg Medicin, besonders auf Grundlage der Physiologie. Nachdem er mit einer holländischen Uebersetzung von Karl Snells „Philosophischen Betrachtungen der Natur (Herzogenb. 1842) als Schriftsteller aufgetreten, erwarb er sich durch seine „Kritische Betrachtung von Liebigs Theorie der Pflanzenernährung" (Haarl. 1845) den von der Universität zu Haarlem ausgesetzten Preis, promovirte 1845 mit einer Dissertation „Ueber den Bau der Lungen" und ließ sich dann als praktischer Arzt in Utrecht nieder. Ostern 1847 habilitirte er sich zu Heidelberg als Privatdocent für Physiologie und Anthropologie, sowie für allgemeine und vergleichende Anatomie und im Sommer 1853 gründete er ein physiologisches Laboratorium, das sich eines zahlreichen Besuchs erfreute und unabhängig von der Universität bestand. In diese Zeit fallen auch seine Hauptschriften, mit denen er seinen Ruhm begründete, die „Physiologie der Nahrungsmittel" (Darmst. 1850, neue Aufl. 1857), die „Lehre der Nahrungsmittel" (Erlangen 1850, 3. Aufl. 1857, englisch von Bronner, 1856), die „Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren" (Erl. 1851) und „Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebigs „Chemische Briefe"" (Mainz 1852, 3. Aufl. 1857). Diese Schriften stützen sich sämmtlich auf den Grundsatz, daß der Mensch ein vollkommenes Erzeugniß der Stoffe sey, aus denen er besteht, ein chemisches Produkt im strengsten Sinne des Worts. Nach M. geht nicht nur ein Stoffwechsel im Menschen vor, sondern die ganze Person ist selbst dieser Stoffwechsel, alle sogenannte Lebens- und Seelenkräfte sind nichts als bloße Eigenschaften am Stoffe, und da das chemische Produkt sich immer genau nach seinen Faktoren richten muß, so hängen die politischen, religiösen und sittlichen Zustände der Völker ganz vorzüglich von der Nahrung ab, welche sie genießen. Es konnte nicht fehlen, daß diese materialistische Auffassung aller Lebensthätigkeit von verschiedenen Seiten die heftigsten Angriffe erfuhr. Bereits im August 1853 war von dem großherzoglich badischen Ministerium das Vorlesungsrecht M.s in Frage gestellt worden; doch hatte damals die medicinische Fakultät die Lehrfreiheit zu M.s Gunsten einstimmig in Schutz genommen. Im Juli 1854 aber erhielt M. im Namen des engern Senats der Universität und auf Befehl des Ministeriums eine Verwarnung, die ihm strengere Maßregeln in Aussicht stellten, wenn er in Zukunft in seinen Schriften und mündlichen Lehren die frivolen, der Sittlichkeit Gefahr drohenden Einmischungen nicht wegliesse. M. legte in Folge dessen sein Lehramt nieder und behielt nur die Leitung seines physiologischen Laboratoriums, bis er 1856 einem Rufe an das neugegründete eidgenössische Polytechnicum in Zürich folgte, wo er als Professor der Physiologie und praktischer Arzt thätig ist. Seine Antrittsrede: „Licht und Leben" erschien Frankfurt 1856. Vorangegangen war die Begründung einer neuen physiologischen Zeitschrift: „Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Thiere" (Frankf. 1856 ff.). Er schrieb auch: „Georg Forster, der Naturforscher des Volks" (Frankf. 1854). M. ist nicht als Materialist im gewöhnlichen Sinne zu bezeichnen. Ihm ist die Materie nicht ein bloßes mechanisches Bewegungsphänomen, sondern selbst in ihren ersten Anfängen unmittelbar Geist, Leben und That. Alles ist ihm Geist und Stoff zugleich. Er statuirt keinen unbegeisteten Stoff; denn derselbe müßte ein Stoff ohne alles Princip der Thätigkeit seyn, der nicht gefunden wird. Aber er statuirt auch keinen unmateriellen Geist, der in die Kategorie der unmateriellen Kräfte gehören würde, die es ebenfalls nicht gibt. Während nach Hegel die Kraft das Erste und der Stoff ein Produkt aus ihr ist, sind nach M. Stoff und Kraft in unzertrennlicher Einheit von Ewigkeit her verbunden.

Molesk'in, englische Westenzeuche, mit farbigen Streifen von feiner, spanischer Wolle auf einem Grund von Baumwolle in Oesterreich geschoren und gefärbter Barchent.

Molesworth, Sir William, britischer Staatsmann, aus einer alten, sehr begüterten Familie am 23. Mai 1810 zu Camberwell in Surrey geboren, trat 1832 für Cornwall ins Parlament, wo er bald das Haupt der „philosophischen Radikalen" ward, und gründete als Organ seiner Partei 1835 die „London review", die sich kurz darauf mit der „Westminster review" vereinigte. Auch gab er von 1842—45 die Werke des Skeptikers Thomas Hobbes heraus, was seinen Gegnern den Vorwand gab, ihn, als er bei den Wahlen von 1845 als Kandidat für Southwark auftrat, des Atheismus zu beschuldi-

Digitized by Google

gen. M. ward dennoch gewählt und beschäftigte sich nun hauptsächlich mit dem Kolonialwesen, indem er den Grundsatz verfocht, daß man den verschiedenen britischen Besitzungen das zu ihrem Gedeihen erforderliche Maß von Selfgovernment einzuräumen habe und vor Allem aufhören müsse, sie vom Mutterlande aus mit dem Auswurf der Gefängnisse zu überschwemmen. Als nach dem Sturz des konservativen Kabinets im Dec. 1852 eine Koalition zwischen Whigs und Peliten zu Stande kam, ward er zum Oberkommissär der Wälder, Forsten u. öffentlichen Bauten ernannt. Nach Auflösung des Ministeriums Aberdeen schloß er sich der Fraktion desselben an, welche das Kabinet Palmerston bildete, und erhielt das Amt eines Staatssekretärs für die Kolonien, † aber schon am 22. Okt. 1855.

Moletten, gehärtete Stahlprägwalzen, um in Druckplatten oder Druckcylinder von Kupfer oder Messing vertiefte Zeichnungen zu pressen, welche die Farbe aufnehmen und auf Zeuche wiedergeben.

Molfetta, Stadt und Bischofssitz in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, am adriatischen Meere, bildet ein eigenes, dem Hause Spinola gehöriges Fürstenthum, hat eine Kathedrale, 6 andere Kirchen, eine Abtei und eine Bibliothek, ein Seminar, ein naturhistorisches Museum und mehre Wohlthätigkeitsanstalten, darunter ein gut eingerichtetes Hospital, und 14,000 Einwohner, welche Leinwand weben und, von dem kleinen Hafen begünstigt, ziemlich lebhaften Handel treiben. An M.'s Stelle soll früher die alte Stadt Respa gelegen haben. Im Jahre 988 zerstörten Saracenen M.; 1529 nahmen die Franzosen von der Stadt Besitz. Im J. 1631 nannte sich Cesare Gonzaga Herzog von Guastalla und Principe di M. In der Nähe befindet sich der Pulo, ein Kessel von 90 Fuß Tiefe und 1000 F. Umfang, worin sich von selbst Salpeter erzeugt, so daß jährlich an 10,000 Ctnr. gewonnen werden.

Molfetten, Salpeterhöhlen, d. i. Höhlen, an deren Wänden Salpeter ausblüht.

Molière, eigentlich Jean Baptiste Poquelin, der ausgezeichnetste französische Lustspieldichter, am 15. Jan. 1620 zu Paris geboren, wo sein Vater Kammerdiener und Tapezierer im Dienste des Königs war, sollte sich demselben Berufe widmen, fühlte aber eine unwiderstehliche Neigung zum Theater, die sein Großvater mütterlicher Seits begünstigte. Auf dessen Verwendung durfte er das Jesuitenkollegium Clermont (jetzt Louis-le-Grand) in Paris besuchen, wo er sich fleißig mit den alten Sprachen, der Philosophie und Rechtswissenschaft beschäftigte. Als er nach vollendeten Studien eben im Begriff stand, Sachwalter zu werden, mußte er als seines Vaters Stellvertreter den Hof nach Narbonne (1641) begleiten. Nach Paris zurückgekehrt, verband er sich, ungeachtet aller Abmahnungen seines Vaters, 1642 mit einer Schauspielertruppe, mit der er in der Vorstadt Saint Germain komische Vorstellungen für Geld gab. Um diese Zeit vertauschte er seinen Namen mit dem erdichteten M. Während der Jahre 1646 bis 1653 scheint er in verschiedenen Provinzialstädten als Mitglied wandernder Theatertruppen ein wechselvolles Leben geführt zu haben. Indem er sich praktisch fortbildete und seine literarischen Kenntnisse durch fortgesetztes Studium italienischer und spanischer Komiker, sowie des Plautus, Terenz und Rabelais vermehrte, kam er, da es seiner Truppe an guten Theaterstücken fehlte, auf den Gedanken, selbst diesem Mangel abzuhelfen. So schrieb er mehre Stücke, welche in den Städten, wo sie aufgeführt wurden, ungemein gefielen. Der ungünstige Erfolg seiner „Thebaide", von der nur der Name erhalten ist, bestimmte ihn, das tragische Gebiet gänzlich zu verlassen u. sich ausschließlich dem Lustspiel zuzuwenden. Das erste bedeutende Stück, welches er auf diesem Gebiet lieferte, war der „Etourdi", den er 1653 zu Lyon aufführte u. mit dem er eigentlich seinen literarischen Ruf begründete. Mit gleichem Erfolge führte M., der mit seiner Truppe unterdeß in Avignon u. Montpellier gewesen war, 1654 zu Bezièrs, wohin er sich auf die Einladung seines Jugendfreundes, des Prinzen von Conti, begeben, den „Dépit amoureux" und „Les précieuses ridicules" auf, welche letztere Komödie das literarische Etiquettewesen der Hauptstadt geißelte. Nachdem er noch eine Zeit lang in den Provinzen umhergezogen, kehrte er 1657 nach Paris zurück, wo der Bruder des Königs, Philipp von Orleans, ihn zum Direktor seiner Hoftruppe ernannte. Im August 1665 nahm ihn darauf der König selbst in seine Dienste und gab ihm 7000 Liv. jährlichen Gehalt. Seine Stücke brachten ihm aber so viel ein, daß er im Ganzen seine jährliche Einnahme wohl zu 30,000 Liv. anschlagen konnte. Trotz aller Aufforderungen, das Theater zu verlassen, um dann in die Akademie aufgenommen zu werden, blieb M. bei der Bühne. Seine häuslichen Verhältnisse wurden durch seine Frau, geborne Armand Béjard, nicht selten gestört; desto rührender war das Verhältniß zu seiner alten Haushälterin Laforest, deren Urtheil er so hoch hielt, daß er ihr alle seine Dichtungen, ehe sie ins Publikum kamen, erst vorlas. Am 17. Februar 1673 trat er in „Lemalade imaginaire" als Argan auf. Als er das „Juro" in dem Promotionsakte aussprach, überfiel ihn ein Blutsturz, der nach wenigen Stunden seinem Leben ein Ende machte. Da ihm der Erzbischof von Paris das kirchliche Begräbniß versagte, wurde M. auf Befehl des Königs in der Stille in St. Joseph bestattet. Von der Akademie wurde dagegen in ihrem Sitzungssaale seine Büste aufgestellt und für die beste Lobrede auf ihn ein Preis ausgesetzt. Während der Revolution wurde seine Asche in das Museum der französischen Denkmäler gebracht und von da am 6. März 1817 auf Père Lachaise neben Lafontaine bestattet. Im J. 1845 ist ihm in der Rue Richelieu ein Denkmal errichtet worden. Bis zu M.'s Zeit hatte man fast alle komischen Sachen nach spanischen Intrigenstücken bearbeitet; außerdem spielte man ganz lose zusammengewürfelte Scenen, in denen es nicht um Handlung und Charakter, sondern nur um derb lächerliche Situationen zu thun war. M. dagegen, der mit der Kenntniß des antiken Drama's und der spanischen Bühne tiefe Menschenkenntniß u. ein vollständiges Verständniß seiner Zeit und ihrer Gebrechen verband, legte

Digitized by Google

MOLIÈRE

Digitized by Google

mehr Gewicht auf die Festhaltung und Durchführung der eigenthümlichen Charaktere seiner Personen. Aber obgleich er seine Vorgänger bei weitem übertraf, konnte auch er nicht allen höheren dramatischen Anforderungen genügen. Das stark Komische und Possenhafte gelingt ihm am meisten, wobei ihn der Umstand unterstützte, daß er das Leben der niedrigen Stände aus seiner eigenen früheren Erfahrung genau kannte und später Gelegenheit fand, das Treiben des Hofes, wenn auch von einem untergeordneten Standpunkte aus, in der Nähe zu betrachten. Seine Sprache ist eigenthümlich geglättet und dabei plastisch, sein Dialog ungemein leicht und gewandt, die Versifikation läßt nichts zu wünschen übrig. Was ihn aber über alle französischen Schauspieldichter, selbst über Racine stellt, ist sein freier, über den Gebrechen seiner Zeit erhabener Standpunkt. Seine Charaktere sind so lebensvoll, daß sie Typen geworden sind, die, wie z. B. Tartuffe, von allen Gebildeten ohne Weiteres verstanden werden. Uebrigens muß man unter M.'s Dramen die schnell entworfenen Gelegenheitsstücke (wie „La princesse d'Elide", „L'amour médecin" und selbst „Les facheux") von den ausgearbeiteten u. klassischen Stücken wohl unterscheiden, indenen er die antike Charakterkomödie u. ihr moralisches Ziel mit den spanischen Intriguenstücken, in denen die Anlage, die Verwickelung des Knotens u. der Vegebenheit die Hauptsache ist, zu verbinden wußte. Unter seinen zahlreichen Stücken heben wir außer den bereits genannten hervor: „Les précieuses ridicules", „L'école des femmes" (1662) u. „L'école des maris", beide zu seinen gelungensten Stücken gehörend, „Le Misanthrope", anfangs lau aufgenommen, aber später nach seinem hohen Werth geschätzt, „L'avare", worin das Laster des Geizes geaeißelt wird, und das vollendetste seiner Stücke „Tartuffe" (1664), worin er das scheinheilige Treiben der Frömmler und Pietisten, die unter der Maske der Religion eigennützige Absichten und sinnliche Begierden verbergen, auf eine so anschauliche Weise darstellte, daß ein heftiger Sturm gegen das Stück losbrach. Die Schwierigkeiten, welche sich der Aufführung des Stückes entgegen stellten, wurden zuletzt nur durch ein Machtwort des Königs gehoben, u. selbst noch 1825 wurde die Aufführung des Stückes von der geistlichen Behörde zu Rouen verboten. Diese Schwierigkeiten u. die gegen M. gesponnenen Intriguen sind von K. Gutzkow in dem „Urbild des Tartuffe" wieder dramatisch behandelt worden. Unter den unzähligen Ausgaben seiner Werke sind anzuzeichnen: „Oeuvres etc." (Amsterd. 1675, 2 Bde.; Paris 1734, 6 Bde.), mit Kommentar von Auger (9 Bde., Par. 1819), besonders aber, als die reichhaltigste u. kritisch-beste, die von A. Martin (daf. 1845). Vgl. Caillhava, Etudes sur M., daf. 1802; Taschereau, „Histoire de la vie et des ouvrages de M., daf. 1825; neue Aufl. 1828. Eine deutsche Uebersetzung von M.'s Lustspielen gab Zschocke (Zür. 1805 f., 6 Bde.).

Molina (M. de Aragon), Stadt in der spanischen Provinz Cuença, nordöstlich von Cuença am Gallo, mit Tuch-, Seifen- u. Leinwandfabrik, Handel mit Wolle, Getreide und 5000 Einw.

Molina, Ludwig de, Jesuit und Lehrer der Theologie an der portugiesischen Universität zu Evora, geboren 1540, machte sich vornehmlich als Urheber einer vermittelnden Theorie über Gnade und Prädestination bekannt. In seinem Buche „Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia" (Lissab. 1588) suchte er Augustinismus und Semipelagianismus mit einander auszugleichen, indem er lehrte, die Gnade Gottes sey zwar die Bedingung zur Seligkeit, aber sie werde Jedem zu Theil, der mit den noch übrigen Kräften des freien Willens das Seinige thue. Diese pelagianische Ansicht ward besonders von den Dominikanern heftig bestritten, dagegen von den Jesuiten, die deshalb Molinisten genannt wurden, vertheidigt, wodurch ein Streit entstand, zu dessen Entscheidung Papst Klemens VIII. eine Kongregation von Prälaten niedersetzte (1597) und der nachmals, nach dem 1600 erfolgten Tode M.'s, in den jansenistischen Streitigkeiten (s. Jansen) sich fortsetzte.

Molinia (Steifhalm), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, mit der bekanntesten Art: M. coerulea *Moench.*, Melica coerulea *L.*, Festuca coerulea *Desc.*, blauer Streifhalm, Schmelme, Pfeifenbinse, Hirschgras, Blaugras, blaue Schmele, blaue Bandschmiele, Wiesenschmiele, Waldrohr, 2—5 Fuß hoch, auf feuchten Wiesen und Triften, in Nadel- und Laubwäldern durch ganz Deutschland, ausdauernd, wird auf dem Odenwald und in der Gegend von Heidelberg zur Streu, namentlich aber zum Reinigen der Tabakspfeifen gebraucht. Auch zum Gauffriren der Spitzen und Halskrausen wendet man die Halmen dieses Grases in einigen Gegenden an. Eine Varietät findet sich auf torfigem, moorigem Grunde, besonders auf den Hochebenen, auch in niedrigen Torfwiesen, die sich durch kürzere und weichere Halmen auszeichnet und zur Anlegung von Wiesen auf Torfmooren als Futterkraut empfohlen wird.

Molinos, Michael von, spanischer Mystiker, geboren den 21. Dec. 1640 zu Patacina in Aragonien, studirte zu Coimbra und kam vielleicht mit der um 1575 entstandenen Sekte der Alombrados oder Erleuchteten in Berührung. Seit 1669 als Doktor der Theologie und Weltpriester in Rom lebend, gewann er durch seine Schrift „Quida spirituale" (Rom 1675; lateinisch von A. H. Franke, Leipzig 1687; deutsch von G. Arnold, Frankfurt 1699) Ansehen und die Gunst des Papstes Innocenz XI., der ihm sogar einen Palast einräumte. Durch diese Schrift, worin er im Gegensatze zu dem kirchlichen Mechanismus Seelenruhe, reine Gottesliebe und Vernichtung alles eigenen Lebens, um liebevoll in Gott unterzugehen, als den Weg des Heils empfahl, wurde er der Erneuerer des Quietismus (s. d.), zog sich aber den Haß der Jesuiten zu, die es so weit brachten, daß der Papst M.' Buch einer Prüfung unterwarf und ihn selbst in Folge dieser 1685 der Inquisition überließ. M. mußte seine Irrthümer abschwören und unter harten Bußübungen in einem Dominikanerkloster sein Leben beschließen. Er † den 18. Okt. 1696. Vgl. Recueil de diverses pièces concernant le

Digitized by Google

Quiétisme, ou M., ses sentimens et ses disciples, Amsterdam 1688.

Molise, Provinz im Königreich Neapel, grenzt an die Provinz Neapel, Capitanata, die beiden Abruzzen und Principato ulteriore und hat auf 84 □Meilen 360,600 Einwohner. Das Land ist größtentheils gebirgig durch Zweige des Apennin, wird von den Flüssen Biferno, Trigno, Fortore, Tammaro und andere bewässert, ist fruchtbar, reich an Getreide, Hanf, Wein, Oel, Obst, Kastanien, ferner Schafen mit guter Wolle, Ziegen, Schweinen, Wildpret, Bienen, auch an Mineralien, die aber nicht ausgebeutet werden. Die Industrie liegt noch ganz darnieder. Eingetheilt wird die Provinz in die Distrikte Campobasso und Isernia. Hauptstadt ist Campobasso. Die gleichnamige Stadt, nordwestlich von Campobasso, hat 1900 Einw.

Molitern, Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, an der Grenze von Principato citeriore, am Fluß Noglio, hat 5000 Einw.

Molitor, Gabriel Jean Joseph, Graf, Marschall und Pair von Frankreich, den 7. März 1770 zu Hayange im Departement Mosel geboren, erhielt von seinem Vater, einem ehemaligen Militär, eine sorgfältige Erziehung und trat nach dem Ausbruch der Revolution als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. Im Feldzug von 1793 kommandirte er unter General Hoche bei Kaiserslautern und Weißenburg als Generaladjutant eine Infanteriebrigade, war dann abwechselnd bei der Rhein-, Mosel- und Donauarmee unter Pichegru, Kleber, Moreau und Jourdan thätig, nahm in den folgenden vier Jahren an allen Operationen jener Heeresabtheilungen Antheil und ward 1795 bei einem Angriffe auf Mainz gefährlich verwundet. Im J. 1799 zum Brigadegeneral befördert, focht er als solcher unter Masséna in der Schweiz. Mit einer schwachen Brigade in die kleinen Kantone detaschirt, vertheidigte er diese gegen die vereinigten Oesterreicher und Russen, trug mehre namhafte Vortheile davon und zwang sogar den ihm an Truppenzahl weit überlegenen Suwarow zum Rückzug, nachdem er ihm vorher seine Bergartillerie abgenommen und bedeutende Verluste beigebracht hatte. Im Feldzuge von 1800 befehligte er unter Moreau bei der Rheinarmee, war beim Uebergang über den Rhein zwischen Stein und Diessenhofen (1. Mal) der Erste, welcher an der Spitze einer Grenadierkompagnie den Fluß überschritt, sprengte gleich darauf (3. und 5. Mal) den rechten Flügel der Oesterreicher bei Stockach, wendete sich dann gegen den linken und trug wesentlich zum Sieg bei Mösskirch bei. Darauf ward er mit einem Corps von 5000 Mann nach Tyrol gesandt, nahm Bregenz und Feldkirch und besetzte Graubünden. Noch vor dem Frieden vom ersten Konsul auf Moreau's Empfehlung zum Divisionsgeneral u. bald darauf zum Kommandanten der 7. Militärdivision ernannt, war er bis zum Wiederausbruch des Krieges (1805) in Grenoble stationirt, wo er viel zur Beschwichtigung der politischen Parteiungen beitrug, folgte dann Masséna nach Italien und zeichnete sich an der Spitze der Avantgarde bei Bago, besonders aber bei Caldiero aus. In Dalmatien, wohin er nach dem Frieden von Preßburg als Generalgouverneur geschickt wurde, erwarb er sich um die neue Organisation des Landes mancherlei Verdienste, vertrieb mit einigen zusammengerafften Fahrzeugen die Russen von der Küste, eilte mit nur 1700 Mann dem von 13,000 Russen und Montenegrinern zu Ragusa eingeschlossenen Lauriston zu Hülfe und nöthigte den Feind durch tapferen Angriff zur Einschiffung (Juli 1806), wofür er von Napoleon mit dem Großkreuz der Ehrenlegion und dem Orden der eisernen Krone belohnt ward. Im J. 1807 ward er mit seinem Truppencorps von den Gestaden des adriatischen an die des baltischen Meeres beordert, focht bei Damgarten und Löbnitz mit Glück gegen die Schweden und befehligte, nachdem er sie bis unter die Mauern von Stralsund zurückgetrieben, den linken Flügel des Belagerungscorps vor diesem Platze, zu dessen Eroberung er viel beitrug. Napoleon gab ihm darauf den Oberbefehl über das Observationsheer, das Generalgouvernement von Schwedisch-Pommern, den Grafentitel und ein Majorat von 30,000 Franken Revenuen. Im Feldzuge von 1809 machte seine Division einen Theil des masséna'schen Corps aus u. nahm an den Schlachten bei Ebersdorf, Eckmühl, Eßlingen und Wagram ruhmvollen Antheil. Im J. 1810 kommandirte er als General en chef in den Hansestädten, 1811—1813 in Holland. Bei Annäherung der alliirten Heere gegen die holländisch-französische Grenze zog er sich nach Frankreich zurück, wo sein Corps, mit dem Macdonalds vereinigt, Anfangs 1814 an den Gefechten bei Chalons sur Marne und la Ferté sous Jouarre Theil nahm. Nach der Abdankung Napoleons unterwarf er sich den Bourbons und ward als Generalinspekteur der Infanterie angestellt. Während der hundert Tage für Napoleon thätig, verlor er seine Stellung, erhielt sie aber 1818 wieder. Um den Krieg gegen die spanischen Cortes populär zu machen, trug ihm der Hof 1823 ein Kommando an, das er aber erst annahm, nachdem ihm Ludwig XVIII. Mäßigung in seinen Restaurationsbestrebungen gelobt hatte. M. operirte bei der Armee des Herzogs von Angoulême im östlichen Spanien und trug durch seine energischen Maßregeln nicht wenig zur schnellen Beendigung des Krieges bei. Der König belohnte ihn dafür mit dem Marschallsstabe und bestätigte ihn in der Pairswürde. Die folgenden Jahre brachte er meist in Paris zu und ward 1827 Sekretär der Pairskammer, in welcher er öfters als Redner auftrat. Seine Muße benutzte er zu literarischen Arbeiten. Die Julirevolution ließ ihn im Besitze seiner Aemter und Würden. Später wurde er von Ludwig Philipp zum Kommandanten der Invaliden ernannt, trat aber unter dem Präsidenten Ludwig Napoleon diese Stelle an Jérome Bonaparte ab und ward 1849 Großkanzler der Ehrenlegion. Er † den 28. Juli 1849.

Molitz, Dorf im französischen Departement Pyrénées orientales, Bezirk Prades, mit 750 Einw., berühmt durch seine Schwefelquellen, die an einem Hohlwege, genannt Torrent de Riell, entspringen und in Form von Bädern und als Getränk gegen chronische Hautausschläge und

Digitized by Google

rheumatische und gichtische Leiden empfohlen werden.

Molken (latein. Serum lactis, provinziell Schotten), die blaßgelbliche, klare Flüssigkeit, welche sich bei der Gerinnung der Milch von dem ausgeschiedenen Käse trennt, enthält daher Wasser, Milchzucker, etwas Blutelweiß, die Blutsalze, besonders salzsaure, milchsaure und phosphorsaure, mehr oder weniger Milchsäure und die eigenthümlichen Riechstoffe der Milch. Die Bereitung der M. besteht im Allgemeinen darin, daß man die abgerahmte Milch mittelst einer Säure oder eines gährungerregenden Körpers zum Gerinnen disponirt. Letzteres geschieht am gewöhnlichsten mittelst des Labs (s. d.), welcher mit der Milch gekocht oder vorher mittelst Wasser ausgezogen und dann derselben zugesetzt wird. Ein Quadratzoll gerducherter oder gesalzener Labmagen ist hinreichend, um bis zu 46 Maß Milch gerinnen zu machen. Noch kräftiger wirkt ein Aufguß von Molke oder Salzwasser auf Lab. Da bei dieser Bereitung aber noch eine Portion des Käsestoffs (der sogenannte Zieger) aufgelöst bleibt, so pflegt man die so gewonnene Molke nochmals mit etwas durch mehrtägiges Stehen sauer gewordener Milch zu behandeln. Für medicinische Zwecke werden die M. außer durch Lab auch auf andere Weisen gewonnen und erhalten auch noch häufig Zusätze (arzneiliche M., serum lactis medicatum). So werden süße M. (serum lactis dulce) auf die Weise bereitet, daß man 3 Pfund Milch zum Sieden erhitzt, 1 Quentchen Weinsteinpulver zusetzt und die Milch noch einige Zeit dem Kochpunkte nahe der Hitze überläßt. Ist die Gerinnung beendet, so seiht man durch, fügt so viel präparirte Austerschalen hinzu, als nothwendig ist, um die freie Säure abzustumpfen, und filtrirt dann durch Fließpapier. Sollen saure M. (serum lactis acidum) gefertigt werden, so verfährt man eben so, nur bleibt der Zusatz von Austerschalen fort. Auf diese Weise bereitet man auch durch Zusätze Alaun-, Senf-, Tamarinden-, weinige, Stahl- oder Eisenmolken. Die M. bilden eine thierische Flüssigkeit, welche in allen Eigenschaften dem Fleischextrakte (Bouillon) nahe steht und reich an jenem zusammengesetzten extraktiven Körper ist, den man früher unter der Benennung Osmazom für eine einfache ternäre Verbindung ansah. Die große Menge des in ihnen gelösten Milchzuckers und die Anwesenheit vorzüglich phosphorsaurer Salze tragen wesentlich zur Heilwirkung der M. bei. Alle diese Bestandtheile sind der Mischung des Körpers nahe verwandt und analog, wirken also als instaurirende Materien, indem sie bei reichlichem Genusse der M. den Säften und festen Theilen Vorräthe solcher frischen Substanz zuführen, wie sie gerade erforderlich sind. Die große Menge von Wasser, welche als Lösungsmittel jener Bestandtheile dient, befördert den Uebergang der gelösten Substanzen in die Säftemasse, erleichtert den Stoffwechsel im Gefäßsystem und trägt somit wesentlich zu den Umbildungen und Restaurationen bei, die wir durch M. zu erreichen beabsichtigen. Unterstützt wird die Heilwirkung der M. durch solche Mittel, die ebenfalls in einer näheren Beziehung zum assimilativen Prozesse stehen und daher die normale Mischung der Säfte auf dem Wege der Instauration und entsprechender Sekretionen befördern, wie besonders die alkalischen Quellen, die Stahlquellen und Säuerlinge. Früher und hier und da noch jetzt bedient man sich gleichzeitig auch ausgepreßter Pflanzensäfte. Eigentlicher Arzneigebrauch ist während der Molkenkur möglichst zu vermeiden. In sofern die Heilwirkung der M. eine ganz allgemeine, instaurirend-auflösende ist, lassen sich die speciellen Krankheitsfälle, wo sie anwendbar sind, nicht wohl angeben. Am häufigsten werden sie angewendet bei den sogenannten chronischen Dyskrasien, besonders der Tuberkulose, nächstdem bei manchen chronischen Leber-, Darm- und Nierenkrankheiten, chronischen Hautausschlägen aus inneren Ursachen, manchen Herzfehlern ꝛc. Haben aber die genannten Leiden bereits in der Substanz Aftergebilde, Zerstörungsprozesse oder im Nerveneinfluß krampfhafte Anomalien und Lähmungen hervorgerufen, so tritt die Anwendung der M. vor dem Bedürfnisse entschiedener wirkender Mittel in den Hintergrund. Man trinkt die M. frisch bereitet, in angemessener Temperatur, in der Regel lauwarm. Am gebräuchlichsten sind die M. aus Kuhmilch; doch kommen auch die aus Ziegen- oder Eselsmilch in Anwendung. Die Diät muß der Krankheit angemessen seyn, in jedem Falle aus leicht verdaulichen Speisen bestehen. Alle fetten und sauren Speisen sind zu vermeiden. Besondere Molkenkuranstalten finden sich theils in den Alpen, wo sie mit den daselbst betriebenen großartigen Käsefabriken in Verbindung stehen, theils verbunden mit gewissen Mineralwasser- oder sonstigen Heilanstalten.

Moll (v. lat. mollis, weich), s. Tonarten.

Moll, wollenes, dem Molton ähnliches Zeuch.

Molla (türk.), bei den Türken und Persern Titel des Oberrichters, der in den Städten und in ganzen Distrikten die bürgerliche und peinliche Jurisdiktion übt.

Moller, Georg, deutscher Architekt, den 21. Jan. 1784 zu Diepholz im Hannöverschen geboren, bildete sich zuerst unter Weinbrenner in der Architektur aus, machte dann eine dreijährige Reise in Italien und trat 1810 als Hofbaumeister in großherzoglich hessische Dienste. Die Zeitrichtung wies damals auf das Mittelalter hin, und M. hat sowohl durch seine Bauten wie durch seine literarischen Arbeiten zur Würdigung desselben in architektonischer Beziehung nicht wenig beigetragen. Hierher gehört seine Herausgabe der „Denkmäler deutscher Kunst“ (4 Bde., Darmstadt 1815—45). Auch gab er 1818 das Facsimile des Originalrisses zu dem kölner Dom heraus, welches er in Darmstadt zufällig auf einem Dachboden aufgefunden hatte. Als praktischer Baumeister machte er sich einen Namen durch das Casino (1817), das Opernhaus (1819), die katholische Kirche (1824), die neue Kanzlei in Darmstadt (1826), die katholische Kirche zu Bensheim (1827), die östliche Domkuppel zu Mainz (1828), das Theater daselbst (1833), das herzogliche Residenzschloß in Wiesbaden, den Viadukt im Gölsthale bei Aachen u. A. M. huldigt nicht dem unpraktischen Bestreben, die mittelal-

Digitized by Google

terlichen Bauformen wieder anwenden zu wollen, sondern er vindicirt vielmehr der Gegenwart das Recht und den Beruf, einen ihr angemessenen neuen Baustyl zu schaffen. Aus dem mittelalterlichen Styl aber will er die von ihm zuerst wieder aufgefundenen konstruktiven Grundgesetze der Architektur des Mittelalters beibehalten wissen, deren wesentlichstes Princip er mit dem Namen des Netz- oder Knotensystems bezeichnet und in mehren seiner Bauten angewendet hat. Namentlich gilt er als der vorzüglichste Meister in der Struktur des Daches. Die unter seiner Leitung gebaute Domkuppel zu Mainz, sowie das Dach des dortigen Theaters sind Meisterwerke sinnreicher Einfachheit. Bei dem mainzer Theater ließ er zuerst das innere Halbrund auch im Aeußern hervortreten, ein Princip, welches später vom Professor Semper bei dem Bau des dresdener Theaters noch prachtvoller ausgeführt worden ist. Unter seinen zahlreichen Schülern nennen wir Lerch, Hessemer und Andreä. Er † den 13. März 1852. Außer dem Erwähnten schrieb er noch: „Denkmäler deutscher Baukunst" (Darmstadt 1821); „Die Domkirche zu Limburg an der Lahn und die Paulskirche zu Worms" (daf. 1854); „Der Münster zu Freiburg im Breisgau" (daf. 1826); „Beiträge zur Lehre von den Konstruktionen" (daf. 1833 ff.).

Molletspumpe, s. Feuerzeuge.

Mollinedia, Pflanzengattung aus der Familie der Myrtagineen, Sträucher und Bäume in den Chinawäldern von Peru, mit der bekanntesten Art: M. ovata Ruiz et Pavon, ein hoher Strauch mit Pflaumen, welche eine violete Farbe geben.

Mollusken (Weichthiere), nach Cuvier die zweite Hauptordnung des Thierreichs, welche alle diejenigen niedern rückgratlosen Thiere umfaßt, deren Typus zu seinem wesentlichsten Charakterzug eine peripherische Entwickelung des Nervensystems hat, vermöge welcher die äußere Haut, so weit sie nackt hervortritt, eine Empfindlichkeit und eigenthümliche Lebensthätigkeit empfängt, die sich schon in der häufigen Aussonderung der thierischen Flüssigkeiten kund gibt. Der weiche, sehr dehnbare Körper wird mehr oder weniger locker von einem verschieden gestalteten schlüpferigen Hautsacke (Mantel) umschlossen, aus dessen Schleimnetze sich bei den meisten ein Kalkgehäuse absondert, das schon im Embryo des Eies als dünne Hülle erkennbar ist. Die Gestalt des Gehäuses ist sehr verschieden und ganz vom Mantel abhängig. Die mit einem Gehäuse bedeckten Thiere heißen vorzugsweise Konchylien oder Schalthiere, und zwar Schnecken (cochleae, testae), wenn das Gehäuse einschalig und gewunden ist, Muscheln (conchae) aber, wenn es zwei Schalen hat. M. ohne Gehäuse heißen nackte Weichthiere. Das Gehäuse bedeckt entweder das Thier ganz, oder nur zum Theil, selten ist es so klein, daß es im dicken Mantel ganz versteckt liegt, wie bei den Aplysien, mehren Arten der Seitenschnecken (Pleuro-branchus) u. A. Entweder ist ein deutlicher, mit Sinnesorganen versehener Kopf vorhanden, an dem sich der Mund befindet, oder der Kopf fehlt, und dann liegt der Mund vorn in einer Vertiefung zwischen den Lippen des Mantels. Danach zerfallen die M. in Kopfweichthiere, z. B. die Seepolypen, Dintenfische und Schnecken, und in kopflose M., wie die Muscheln, Seescheiden und Salpen. Statt der eigentlichen gegliederten Bewegungsorgane haben sie entweder flossenförmige Häute, wie die Kielfüßer, oder unten am Bauche eine fleischige Sohle (Fuß), womit sie sich festhalten oder langsam fortschieben können, wie die Schnecken, oder fleischige Arme, welche zum Greifen dienen können, wie die Kopffüßer, Seepolypen ꝛc. Als Verdauungsorgane besitzen sie einen gewundenen Darm und eine meist große Leber. Die Athmungsorgane liegen meist äußerlich am Leibe unter dem Mantel und bestehen in gefäßreichen Lungenhöhlen oder Kiemen. Der Centralpunkt des Gefäßsystems ist ein muskulöses Herz, welches das bläulichweiße Blut aus den Athmungsorganen empfängt und dem Körper zuführt. Der Hauptstamm des Nervensystems besteht in einem Nervenringe, welcher über dem Schlunde liegt und oben zu einem Markknoten, Gehirnknoten, anschwillt und zahlreiche Körpernerven aussendet. Die M. sind entweder getrennten Geschlechts oder sich selbst oder sich gegenseitig befruchtende Zwitter. Nur wenige gebären enthüllte Junge; die meisten M. legen Eier, oft in Menge zusammen und dann oft zu traubenförmigen oder symmetrischen Gebilden vereint. So finden sich nicht selten in den Sammlungen die erbsengroßen, leeren, trockenen, zusammengehäuften Eierzellen des Wellhorn (Buccinum undatum). Die meisten M. bewohnen das Meer, wenigere das Land und noch wenigere die süßen Gewässer. Ihre Verbreitung ist sehr groß. Sie finden sich überall, wo ruhiges Gewässer und nasses Land ist. Man nimmt 9000 Arten M. an. Alle im Meere wohnenden M. nähren sich aus dem Thierreich. Einige Meerschnecken, sowie die Seyken, sind sehr räuberisch; erstere bohren die Schalen anderer Schnecken an und verzehren das Thier. Nur die Land- und Süßwasserschnecken nähren sich von Vegetabilien, ihre Gefräßigkeit ist bekannt. Die wenigstens zum Zweck der Ernährung nicht den Platz ändernden Muscheln vibriren bloß mit ihren Lippen, bei klaffenden Schalen, und nähren sich vom Inhalte des einströmenden Wassers oder saugen es durch ihr Rohr ein. Das eigentliche Lebensalter der M. ist noch nicht ausgemittelt, doch scheinen manche ziemlich alt zu werden, wenn man ihr langsames Wachsthum in Anschlag bringt. Ihre Lebenszähigkeit ist sehr groß. Muscheln wie Schnecken dauern selbst im Weingeiste und im kochenden Wasser ziemlich lange, u. Flußmuscheln kann man viele Monate hindurch ohne alle Nahrung lebendig erhalten. Eine eigene Merkwürdigkeit der M., welche auffallend auf ihre kosmische Abhängigkeit deutet, ist ihre verschiedene Güte nach Zeit und Witterung. Schon die alten Römer wußten, daß sie bei wachsendem Monde voll sind. Der Nutzen der M. für das Menschengeschlecht ist bedeutend. Viele von ihnen dienen als Nahrung oder Leckerbissen, wie die Dintenfische, Weinbergsschnecken, Austern, Napfschnecken, Herzmuscheln, Kammmuscheln, Miesmuscheln ꝛc. Venus mercenaria

Digitized by Google

dient den nördlichen Küstenbewohnern wie den Seefahrern oft zur Hauptnahrung. Mehre M. haben einen eigenthümlichen Saft, der zum Färben benutzt wurde. So lieferte die Purpurschnecke (Purpura patula), der Meerhase (Janthina communis), das Brandhorn (Murex Brandaris) u. a. den Alten den Purpur, dessen Gebrauch sich nur erst seit der Entdeckung der Cochenille verloren hat. Der Dintensaft der Sepien ist als Malerfarbe beliebt, sowie die Rückenschuppe derselben zum Poliren des Elfenbeins dient. Der Byssus der edlen Steckmuschel (Pinna nobilis) liefert eine goldbraune Seide, welche noch jetzt im Neapolitanischen zu Handschuhen u. dergl. verarbeitet wird und schon den römischen Kaisern zu Mänteln diente. Die ächte Perlenmuschel (Avicula margaritifera) und die deutsche Flußperlmuschel (Unio margaritifera) liefern Perlen und Perlmutterschalen. Vielen Völkern dienen Schnecken oder Muscheln, ganz oder in Stücken geschnitten, als Scheidemünze, namentlich die Kauris (Otterköpfchen, Cypraea Moneta). Aus ähnlichen Muschelstückchen von verschiedenen Farben machen die Irokesen und andere nordamerikanische Indianer ihre Denkschnüre oder Wampums, die ihnen statt Urkunden dienen. Die Gehäuse der Porzellanschnecken, Kammmuscheln, Schiffsboote ꝛc. werden zu Trinkgeschirren, Löffeln, Kunstarbeiten, Dosen ꝛc. verwendet. Von der See ausgeworfene Konchylien in Massen werden zu trefflich bindendem Kalk gebrannt. Auf die Bildung der Erdrinde haben die Schalmollusken einen großen Einfluß geübt, der in den frühern Schöpfungsperioden sich mächtiger gestaltete als gegenwärtig. So finden sich in der Formation des Muschelkalks ganze Felsen, die wesentlich aus einer oder zwei Arten von Muscheln bestehen, welche in der jetzigen Schöpfung nicht mehr vorkommen. Der sogenannte Meersand an vielen Küsten besteht aus lauter größeren oder kleineren, ja mikroskopischen Konchylien, dessen Mächtigkeit am adriatischen Meere in der Nähe von Venedig Donati schon auf 100 Fuß berechnet. Plancus fand in 6 Unzen desselben 8452 Individuen. Schaden verursachen im Allgemeinen nur wenige M. Zu den schädlichen gehören besonders mehre Landschnecken, besonders die nackten und gefräßigen Ackerschnecken, welche die den Menschen zur Nahrung dienenden Gewächse vernichten. Die Pholaden und Pfahlwürmer durchbohren Schiffe und Dämme auf das Schrecklichste. Der Genuß mancher Muscheln ist zu Zeiten giftig, vielleicht auch nur durch Alter oder Verderbniß. Was die Systematik (Konchyologie) betrifft, so haben wenige Thierklassen so viel verschiedenartig ausgeführte systematische Anordnungen aufzuweisen, als die Konchylien, was sich theils aus der Bequemlichkeit, mit welcher man sie in Sammlungen dazu benutzen konnte, theils daraus erklärt, daß die Einen mehr das Thier, die Andern mehr das Gehäuse beachteten. Indeß ist jetzt allgemein angenommen, daß Cuviers System für die M. überhaupt, Lamarks für die Schalen das beste sey, nach welchem sich gerichtet wird. Mit Berücksichtigung beider möchte folgende Anordnung dem jetzigen Stand der Wissenschaften entsprechen: I. Cephalophora, mit mehr oder weniger deutlichem Kopf und freiem Mund: 1. Ordnung: Cephalopoden, Kopffüßler; 2. Ordnung: Pteropoden, Flossenfüßer; 3. Ordnung: Gasteropoden, Bauchfüßer, Schnecken; II. Acephala, kopflose M.: 4. Ordnung: Brachiopoden, Armfüßer; 5. Ordnung: Conchiferen, Muscheltherez 6. Ordnung: Tunicata, Mantelthiere. Vgl. Cuvier, Mémoires pour servir à l'histoire de Mollusques, Paris 1817; Lamark, Histoire naturelle des animaux sans Vertébres, 2. Ausg. von Deshayes u. Edwards, das. 1836, 8 Bde.; Rang, Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques et de leur coquilles, das. 1812; Pfeiffer, Naturgeschichte deutscher Land- und Süßwassermollusken, Weimar 1828.

Mollwitz, Pfarrdorf in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, mit 500 Einw., berühmt durch die Schlacht im ersten schlesischen Kriege, den 10. April 1741, in welcher die Preußen unter Friedrich dem Großen die Oesterreicher unter Neipperg schlugen. Der Sieg bei M. sicherte dem König von Preußen den Besitz Schlesiens.

Molly (engl.), Abbreviatur für Maria.

Molo, von großen Steinen errichteter Damm, welcher, vom Lande aus in das Meer hinein geführt, die Mündung eines nicht tief genug ins Land hineingehenden Hafens abschließt, vor Anker liegende Schiffe vor Sturm und Wellenschlag sichert und die Versandung und Verschlammung der Ausmündung hindert. Um einen solchen M. herzustellen, versenkt man große Steine oder auch mit kleineren Steinen gefüllte Kästen in das Meer und gibt diesen Steinmassen, damit sie eine feste Lage bekommen, eine bedeutende Böschung, so daß, wenn der Damm auf dem Meeresgrunde etwa 200 Fuß breit ist, derselbe in der Gegend des Meeresspiegels etwa 100 Fuß und auf der Kappe 50 Fuß breit wird. Auch schüttet man über die Steine Sand und Kies, so daß sich eine Decke über denselben bildet und die an dem M. anlegenden Schiffe sich an den Steinen nicht beschädigen können. Zunächst über dem Wasserspiegel bekommt der M. gewöhnlich ein Banket, in welchem große Steine mit starken eisernen Ringen eingemauert sind, an denen die anlegenden Schiffe befestigt werden. Die Bekleidung des M.s über dem Wasser besteht aus Quadersteinen, welche in guten Mörtel eingelegt sind. Die im Damm befindliche Oeffnung kann an manchen Orten, z. B. in der Havana, mit Ketten gesperrt werden.

Moloch (Molech, vom hebr. Melech, König), ein im Alten Testament mehrfach erwähntes Götzenbild morgenländischer Völker, besonders der Ammoniten. Nach den Rabbinen war das Bild dieses Götzen eine aus Erz oder Thon verfertigte Menschengestalt mit einem Stierhaupte, das eine Krone zierte. Auf die vorgestreckten Arme wurden die zum Opfer bestimmten Kinder gelegt und durch Feuer, das in der hohlen Statue angezündet war, getödtet. Während des Opfers wurde von den Priestern mit geräuschvollen Tonwerkzeugen das Wimmern u. Schreien der Kinder übertäubt. Ganz ähnlich wird auch die Statue des Kronos bei den Karthagern beschrieben. Unter

Digitized by Google

Salomo drang durch den Einfluß der kanaanitischen Haremsfrauen der Dienst des M. in Israel ein. Der Ort, wo derselbe Statt fand, war das Thal Hinnom. Spuren desselben finden sich bis herab auf den König Josias.

Molochen, das scheinbare Verjüngen der Pferde durch Einsetzen künstlicher Bohnen an die Zähne.

Mologa, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Jaroslaw, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Wolga, mit 2500 Einw., die Handel mit Getreide und Leinwand nach St. Petersburg treiben.

Molosser (lat. Molossi), Volk hellenischen Stammes, welches seinen Namen von Molossus, dem Sohne des Pyrrhus und der Andromache, haben sollte u. von Pyrrhus od. von Neoptolemus aus Thessalien nach Epirus geführt wurde, wo es sich nördlich vom ambracischen Meerbusen um Dodona her in der nach ihm benannten Landschaft Molossis oder Molossia festsetzte, in Besitz des pelasgischen Orakels von Dodona kam und das mächtigste Volk von Epirus wurde. Die epirotischen M. vermischten sich mit den zurückgebliebenen alten Bewohnern des Landes, weshalb sie von den übrigen Griechen als halbe Barbaren angesehen wurden und nicht an den Amphiktyonenversammlungen Theil nehmen durften. Sie unterwarfen sich die benachbarten kleinen Völkerschaften und gründeten ein nicht unbedeutendes Reich, dem nach und nach der größte Theil von Epirus unterworfen wurde, so daß sich ihre Könige, die gegen 1000 Jahre lang daselbst herrschende Dynastie der Aeaciden oder Pyrrhiden, später selbst Könige von Epirus nennen durften. Unter ihren Städten war Passaron, die Residenz der Könige, die bedeutendste. Nach dem peloponnesischen Kriege eroberten die M. das akarnanische Ambracia und machten es zu ihrer Hauptstadt. Nach dem Tode von Pyrrhus III. (192 v. Chr.) zerfiel das Reich der M. in mehre kleine Demokratien und wurde eine leichte Beute der Macedonier und dann der Römer.

Molossus, Name eines aus drei Längen (– – –) bestehenden Versfußes, kommt ausschließend in längeren Strophen nicht vor, sondern nur mit flüchtigen Rhythmen gemischt.

Molsheim, Stadt im französischen Departement Niederrhein, Bezirk Straßburg, am Fuße der Vogesen, links an der Bruesch, mit Fabriken für Stahlwaaren, Messer und Gewehre, Tuche, Strumpfwirkerwaaren, Bänder, Färbereien, Weinbau und 4100 Einwohnern. Der Kanal von M. führt von der Bruesch oberhalb Straßburg in die Ill. M. gehörte zu den Gütern des straßburger Domkapitels, das 1560 seinen Sitz daselbst nahm, und erhielt eine hohe Jesuitenschule zur Bildung katholischer Theologen. Im 17. Jahrhundert kehrte das Kapitel nach Straßburg zurück. Im J. 1677 wurde M. verwüstet.

Moltke, berühmte dänische Familie, die unter ihren Mitgliedern viele Staatsmänner und andere verdiente Männer zählt und schon im 13. Jahrhundert auftritt, wo sie in Schweden, Dänemark und Mecklenburg Besitzungen hatte. Die ältere Linie ist gegründet von Friedrich, Grafen von M., der 1740 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben wurde, die jüngere von Adam Gottlob, Grafen von M., geb. den 10. November 1710 zu Riesenau, dem Stammgute des Geschlechts. Derselbe war ein vertrauter Freund des Königs Friedrich V. von Dänemark und Klopstocks, erhielt 1760 den Grafentitel und † 1792 mit Hinterlassung von 22 Kindern. Einer seiner Söhne, Joachim Godske, Graf von M., trat in Militärdienste, verließ dieselben aber bald, studirte Jura in Leipzig und wurde 1775 zum geheimen Staatsminister ernannt. Im Jahre 1784 zog er sich auf seine Güter zurück, wo er sich der Landwirthschaft widmete, und kehrte erst 1813 ans Staatsruder zurück. Er hob den Kredit des Staates und des Papiergeldes, unterstützte die Wissenschaften und deren Vertreter und half den armen Beamten öfters mit seinem eigenen Vermögen. Er † am 5. Oktober 1818. Für verschiedene wissenschaftliche Anstalten hatte er 300,000 Bankthaler als Legate bestimmt. Sein Sohn, Adam Wilhelm, Graf von M., den 25. August 1785 geboren, erwarb sich durch seine Hingebung an das Interesse Dänemarks das Vertrauen der Könige Friedrich VI. und Christian VIII., unter welch letzterem er die Finanzen und die Rentenkammer verwaltete und beim Eintritt der wichtigen Staatsveränderungen als Gesandter nach Paris geschickt ward. Von da rief ihn bei den Märzereignissen in Kopenhagen Friedrich VII. zurück und stellte ihn, unter Belassung der Portefeuilles der Finanzen, am 22. März 1848 an die Spitze des Staatsministeriums. Die nächste Folge war die königliche Verkündigung vom 24. März über die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Holstein. Am 16. November 1848 trat M. die Finanzen an den Grafen Sponneck ab und übernahm die Oberleitung des Auswärtigen, so wie der Angelegenheiten Schleswigs. Als ein Zugeständniß an die deutschen Mächte wurde es angesehen, daß M. am 10. August 1850 das Portefeuilles des Aeußeren an Reedy abtrat. M. blieb jedoch Premier und behielt den Vorsitz im Staatsrath, und die Pläne der Eiderdänen wurden festgehalten. Erst das vereinte Andringen aller Großmächte vermochte die Stellung des Grafen zu erschüttern; das Ministerium reichte am 11. Januar 1852 seine Entlassung ein. Auch er ist ein warmer Freund und Beförderer von Kunst und Wissenschaft. Ein anderer Sohn des Grafen Joachim Godske, Adam Gottlob Detlev, Graf von M., Erbherr auf Nütschau, den 15. Januar 1765 geboren, war zur Zeit der französischen Revolution von den Ideen der Freiheit so begeistert, daß er sich „Citoyen M." nannte, nahm an den Bestrebungen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft 1815—23 unter Dahlmanns Leitung zur Erlangung einer Verfassung sehr lebhaften und thätigen Antheil und † den 17. Juni 1843. Er schrieb: „Einiges über die Verfassung Schleswig-Holsteins und die Ritterschaft als eine in fortwährender Wirksamkeit stehende Landesstandschaft" (Lübeck 1833). Sein jüngerer Bruder, Magnus, Graf von M., geb. am 20. August 1783, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium in Gotha und besuchte darauf die Universitäten Kiel und Göttingen. Seine im Geiste der Restaurationsprin-

Digitized by Google

cipien Hallers abgefaßte Schrift „Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstand" (Hamburg 1830) rief die vortreffliche Gegenschrift Kahldorfs „Ueber den Adel, an den Grafen Magnus von M." (daf. 1831) hervor. Später neigte sich M. dem Liberalismus zu, was er in seiner „Reise durch das obere und mittlere Italien" (Hamburg 1833) u. in den Schriften „Ueber das Wahlgesetz u. die Kammern mit Rücksicht auf Schleswig und Holstein" (daf. 1834) u. „Ueber die Einnahmequellen des Staats" (daf. 1846) bekundete. Als Präsident der schleswigschen Provinzialstände sprach er für Preßfreiheit und Ordnung in den Finanzen, verlangte offen Trennung der Finanzen Schleswig-Holsteins von den dänischen, sowie einen verantwortlichen Finanzminister. Bei Gelegenheit des letzten Kampfes der Herzogthümer schrieb er: „Die schleswig-holsteinische Frage" (Hamburg 1849). Der älteste Sohn des Grafen Adam Gottlob Detlev, Karl, Graf von M., den 15. November 1800 geboren, war früher Obergerichtsrath zu Glückstadt und mit dem Grafen Fritz Reventlow befreundet, dessen Ansichten über die Verhältnisse der Herzogthümer er theilte. Als er jedoch nach Kopenhagen gekommen war, schlug er sich plötzlich auf die Seite der absoluten Partei, als deren Führer er von nun an galt. Er ward Präsident der schleswig-holsteinischen Kanzlei und sollte, nachdem er 1841 zurückgetreten, an die Spitze der gemeinsamen Regierung für die Herzogthümer treten, fand jedoch in der letztern Niemand, der mit ihm zusammenwirken mochte, und sah sich selbst öffentlichen Insulten ausgesetzt. Seitdem neigte er sich entschieden der russischen Partei in Kopenhagen zu, und seine Abneigung gegen die deutschen Herzogthümer gab er besonders als Minister von Schleswig, seit dem 28. Januar 1852, durch Einführung einer Reihe von drückenden Maßregeln zu erkennen.

Molto (ital.), viel.

Molton (Molleton, Multony, Multum), leicht gewalktes, langhaariges Wollentuch von einer guten Mittelwolle, wird entweder glatt, leinwandartig, oder geköpert gewebt, entweder auf beiden Seiten gerauht und mit einem Schnitt geschoren, oder nur auf einer Seite. Er wird meist weiß gebraucht. Doppelte M.s haben auf jeder Seite eine andere Farbe. Seidene M.s sind geköperte Beiwoll.

Molukken (Gewürzinseln, auch Ternateinseln), der zwischen Celebes und Neuguinea von Westen nach Osten u. Dschilolo bis Timor von Norden nach Süden befindliche, zu Asien gehörige, weitläufige Archipel, dessen Inseln ein eigenes Gouvernement der niederländisch-ostindischen Kolonie bilden. Fast sämmtliche Inseln bestehen aus hohen und steilen Bergen, worunter noch thätige Vulkane sind, und reizenden romantischen, von rauschenden Bächen bewässerten Thälern, haben einen vulkanischen Boden und leiden öfters von furchtbaren Erdbeben und Ausbrüchen ihrer Vulkane. Nach ihrer Lage haben sie ein heißes Klima, das aber keineswegs ungesund ist; namentlich erfreut sich die Insel Amboina einer sehr angenehmen und gesunden Luft. Die berühmtesten Produkte der Inseln sind der Gewürznelken- und der Muskatnußbaum. Der Gewürznelkenbaum beschränkte sich ursprünglich auf die 5 molukkischen Inseln: Ternate, Tidor, Mottir, Matschian und Batschian, hauptsächlich aber auf Matschian. Von hier aus brachte man ihn auf die Insel Amboina, und durch die Holländer ist gegenwärtig seine Kultur auf diese Insel und einige dabei gelegene kleinere Inseln beschränkt, während er auf den übrigen ausgerottet wurde. Um sich den Alleinhandel mit den Gewürznelken zu sichern, haben die Holländer eine Anzahl kleiner Stationen angelegt, unter deren Aufsicht die Kultur des Baums betrieben wird. Behufs derselben werden die dazu geeigneten und bestimmten Ländereien unter die Eingeborenen vertheilt, und über den Ertrag dieser „Dattländer" (Canabati) wird ein regelmäßiges Register geführt. Um auch den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereiste der Gouverneur von Amboina jährlich mit einem Geschwader von 20—30 Schiffen sein Gouvernement. Jede Anpflanzung, außer in diesen Distrikten, war bisher allenthalben aufs Strengste verboten. Es ist jedoch in dieser Hinsicht gegenwärtig von Seiten der niederländischen Regierung eine bedeutende Milderung eingetreten. Auch der Muskatnußbaum ward von den Holländern auf seinen heimathlichen Inseln möglichst ausgerottet und auf die zu der Bandagruppe der M. gerechneten Inseln Banda, Neira und Pulo Ay verpflanzt, um sich so des Alleinhandels mit diesem kostbaren Produkte zu bemächtigen. Unter den Bewohnern der M. verdienen besonders die Haraforas oder Alforen Aufmerksamkeit, welche die Gebirge des Innern bewohnen und unter dem fürchterlichen Namen der Kopfabschneider bekannt sind, aber ungeachtet dieses Beinamens die friedlichste Klasse der Bevölkerung ausmachen. Ihre Sprache ist ein malayischer Dialekt, ihr Gottesdienst ganz heidnisch. Außer diesen Ureinwohnern halten sich weiße und schwarze Portugiesen hier auf, welche letztere Nachkommen der ersten hierher gekommenen Portugiesen sind. An den Küsten wohnen Malayen, die einige Civilisation besitzen; die portugiesischen Entdecker fanden Araber angesiedelt. Das Gouvernement der M., welches im Nov. 1849 auf 2020 □M. 530,600 Einw. zählte, zerfällt in drei Inselgruppen und Residentschaften: die Bandainseln im Süden, 411 □M. mit 155,770 Einw. (s. Banda), die Amboinen in der Mitte, 479 □M. mit 277,500 Einw. (s. Amboina), und die eigentlichen M. oder Ternates, 1130 □M. mit 97,330 Einw. Dieselben bilden eine beträchtliche Gruppe von 13 größeren und mehren kleineren Inseln. Die größte ist Dschilolo (Gilolo), auch Halmahera genannt, 40 M. lang und 6 Meilen breit, von einer eben so unregelmäßigen Gestalt, wie Celebes, bergig und fruchtbar, theils von Malayen, theils von Haraforas bewohnt. Das Innere wird von einigen unabhängigen Häuptlingen beherrscht; einen Theil der Insel mit der Stadt Bitschofle besitzt der Sultan von Ternate, einen anderen der Sultan von Tidor. Die kleine Insel Ternate, mit der Hauptstadt gleichen Namens, worin der schöne Palast des Sultans bemerkenswerth ist, und der niederländischen Festung Oranien, ist durch ihre vulkanische Natur und als Residenz der Sultane von Ternate

Digitized by Google

merkwürdig, welche im 14. und 15. Jahrhundert fast über sämmtliche M. unumschränkt herrschten, später aber zu holländischen Vasallen herabsanken. Unter dem Sultan von Ternate steht auch die Insel Morty. Die Insel Tidor hat einen eigenen, von den Niederländern abhängigen Sultan, ebenso Motir, wo die Einwohner alle Töpfer sind, welche die benachbarten Inseln mit Töpfergeschirr versehen, weshalb man dieses Inselchen auch Töpferinsel nennt. Solche Vasallenfürsten regieren auch die Inseln Marschian, 6 Meilen im Umfange, und Batschian, 10 Meilen lang und 4 breit. Letztere Insel hat merkwürdige heiße Quellen, welche, wie der Geyser in Island, aus der Tiefe hervorspringen. Auf der Insel Oby, 13 Meilen lang, 2 breit, ist ein kleines Fort der Niederländer. Die M. wurden 1511 von den Portugiesen unter Antonio der Abreu und Francisco Serrao entdeckt. Sie blieben unter der portugiesischen Herrschaft bis zu Anfang des 17. Jahrh., wo die Holländer sich ihrer bemächtigten, denen sie seit 1796 zweimal durch die Briten entrissen, aber im pariser Frieden zurückgegeben wurden.

Molybdän (Wasserblei), ein einfacher metallischer Körper, findet sich in der Natur nie gediegen, hauptsächlich in Verbindung mit Schwefel in Wasserblei ob. Molybdänglanz (s. d.) u. als molybdänsaures Bleioxyd (Gelbbleierz), sehr selten aber als Molybdänsäure (Molybdänocker). Auch in einigen Meteorsteinen ist es entdeckt worden. Das M. wird aus seinen Oxyden mittelst Kohle oder mit Wasserstoffgas in der Weißglühhitze erhalten. Die Reduktion erfolgt leicht, zur Zusammenschmelzung ist aber sehr heftige Hitze erforderlich, man erhält es dann in abgerundeten Körnern. In nicht geschmolzenem Zustande, sondern pulverförmig gewinnt man das M., wenn über in einer Porzellanröhre weißglühendes Molybdänoxyd oder Molybdänsäure durch Chorcalcium getrocknetes Wasserstoffgas so lange geleitet wird, bis sich kein Wasser mehr erzeugt, worauf man den Apparat unter fortwährendem Hinzuströmen von Wasserstoffgas erkalten läßt. Das geschmolzene M. ist silberweiß, stark metallglänzend, von 8,62 specifischem Gewicht, läßt sich in kleinen Theilchen breit drücken, ohne zu zerspringen, und ritzt 12löthiges Silber. Es schmilzt selbst im heftigsten Essenfeuer nur unvollkommen, so daß es nur zu kleinen Massen vereinigt werden kann. Das durch Reduktion mit Wasserstoff erhaltene pulverförmige M. bildet ein aschgraues Pulver, welches Politur annimmt, die Elektricität nicht leitet und an der Luft unverändert bleibt. Seine specifische Wärme ist nach Regnault =0,07218. Wird M. in offenen Gefäßen zum anfangenden Glühen erhitzt, so oxydirt es sich zu braunem Oxyd; an der Luft bei gewöhnlicher Temperatur verliert es seinen Glanz und läuft nach und nach in verschiedener Farbe an. Von verdünnter Schwefelsäure, Salzsäure und Fluorwasserstoffsäure wird es nicht gelöst; in koncentrirter Schwefelsäure löst es sich unter Entwickelung von schwefliger Säure zu einer braunen Masse auf. Von Salpetersäure wird es oxydirt und zu salpeterfaurem Molybdänoxyd aufgelöst, wenn das Metall im Ueberschuß ist; bei Säureüberschuß bildet sich Molybdänsäure, welche sich absetzt. Von Königswasser wird es mit Leichtigkeit gelöst. Mit Sauerstoff verbindet es sich in 3 Verhältnissen und bildet damit Molybdänoxydul, Molybdänoxyd und Molybdänsäure. Letztere verbindet sich mit dem Ammoniak zu dem molybdänsauren Ammoniak, einem weißen krystallinischen Salze, das in der analytischen Chemie zur Erkennung der Phosphorsäure gebraucht wird und durch Reduktion mittelst Zinnsalz eine schöne blaßblaue Farbe liefert, die auch unter dem Namen blauer Karmin bekannt ist und als Anstrich- und Schmelzfarbe dient. Seinem chemischen Charakter nach ist das M. dem Wolfram sehr nahe verwandt, u. zwar so nahe, daß für jede Wolframverbindung meist eine analoge, sehr ähnliche und gewöhnlich auf gleiche Weise zu erhaltende Molybdänverbindung existirt.

Molybdänbleispath (Gelbbleierz, Bleigelb, Xanthinspath, molybdänsaures Blei), ein bleifcher Chalkobaryt, ins tetragonale Krystallsystem gehörig, hat zur Grundform ein spitzes tetragonales Oktaëder von 99° 30′ 55″ Endkante und 132° 1′ 17″ Randkante, ist spaltbar nach den Kernflächen, von muscheligem, unebenem Bruch, 3,0–3,6, 6,6—6,8 Gewicht, wachs-, honig-, citronen-, orangegelb, gelblichgrau, graulichweiß, fettglänzend, zum Theil diamantglänzend, durchscheinend bis kantendurchscheinend, vor dem Löthrohr leicht schmelzbar u. reducirbar, in erwärmter Salzsäure auflöslich, enthält nach Göbel 59,0 Bleioxyd u. 40,4 Molybdänsäure. Der M. erscheint in herrschend tafelartigen Formen u. andern Kombinationen in meist sehr kleinen Krystallen, auch derb, körnig abgesondert in Gangtrümmern u. Drusenhöhlen im Alpenkalk, seltener auf Erzlagern u. Gängen: Bleiberg und Windischkappel in Kärnthen, Annaberg in Oesterreich, Mankneröy in Tyrol, Badenweiler, Berggießhübel, Rezbanya, Dauphiné, Massachusetts, Pennsylvanien, Mexiko ꝛc.

Molybdänglanz (Wasserblei), Gattung der Familie der Glanze, gehört dem hexagonalen Krystallsystem an, hat 1,0—1,5 Härte, 4,5—5,8 Gewicht, unebenen Bruch und bleigrauen Strich. Schwefelmolybdän besteht aus 59,80 Molybdänmetall und 40,20 Schwefel, hat zur Grundform die sechsseitige Säule, eine den Kernflächen parallele Spaltbarkeit, 4,6 Gew., kommt selten krystallisirt und dann nur in undeutlichen sechseitigen Tafeln, gewöhnlich derb und eingesprengt vor, ist von hellbleigrauer Farbe, metallisch glänzend, undurchsichtig, mild und geschmeidig, in dünnen Blättchen biegsam, stark abfärbend, und zwar auf Porzellanbiscuit grünlichblau, fettig anzufühlen, schmilzt vor dem Löthrohr nicht, färbt aber, in der Zange gehalten, die Flamme zeisiggrün, entwickelt schwefelige Säure und gibt auf Kohle einen weißen Beschlag, verpufft mit Salpeter und bildet eine im Wasser auflösliche Masse und löst sich in Königswasser zu einer grünlichen Flüssigkeit. Es kommt vor auf Gängen und Lagern älterer Gebirge bei Altenberg u. Schneeberg in Sachsen, in Böhmen, Tyrol, Wallis, England ꝛc. Es dient zur Bereitung des blauen Karmins und zum Blaufärben wollener Zeuche. Se-

Digitized by Google

lenmolybdän, auch edler Molybdänglanz, ist eine Verbindung von Molybdän mit Selen u. etwas Gold und Silber, stimmt äußerlich mit vorigem überein, hat aber 5,89 Gew. und entwickelt vor dem Löthrohre Selengeruch. Es findet sich bis jetzt nur im Gneis bei Deutschpilsen in Ungarn.

Molybdänocker (Wasserbleiocker, Molybdänsäure), ein ockerartiger Oxydolith, als Ueberzug, eingesprengt vorkommend, mit feinerdigem Bruch, zerreiblich, schwefel-, citronen- bis orangegelb, matt, undurchsichtig, vor dem Löthrohre schmelzbar, erscheint auf Molybdänglanz und Quarz in Schweden, Norwegen, Schottland, Sibirien, Tyrol.

Molybdänoxyd u. Molybdänoxydul, s. Molybdän.

Molybdänsäure, s. Molybdän und Molybdänocker.

Molybdänsaures Ammoniak, s. Molybdän.

Molyn, Peter de, Maler, s. Tempesta.

Molza, Francesco Maria, italienischer Dichter, der „neue Tibull" genannt, war 1489 zu Modena geboren, studirte in Rom alte Sprachen und schöne Wissenschaften, lebte später am Hofe des Kardinals Hippolyt von Medici und † 1544. Einevollständige Sammlung seiner Gedichte ward von P. A. Serafsi besorgt (Bergamo 1747—54, 3 Bde.). Seine Enkelin, Tarquinia M., Hofdame bei der Schwester des Herzogs Alfons II. von Ferrara, den Prinzessinnen Lucretia u. Eleonora, stand als Dichterin in hohem Ansehen. Sie † zu Modena 1617.

Mombaça (Mombas), afrikanische Insel an der Küste Zanguebar, mit einer gleichnamigen Stadt in einer Bucht, mit Hafen und Fort, dem Hauptort eines unabhängigen Arabervolks, das Seeraub treibt. Die Produkte der zum Theil bewaldeten und sehr fruchtbaren Insel sind Reis, Kakao, Betel, Zuckerrohr, Pfeffer, Honig, Wachs, Gummi, Hyänen, Tigerkatzen.

Moment (v. Lat.), im Allgemeinen s. v. a. Augenblick, Zeitpunkt; daher momentan, augenblicklich, vorübergehend. In der bildenden Kunst versteht man unter M. den Augenblick der Handlung oder Begebenheit, welcher als der bedeutendste und für die Anschauung geeignetste vom Künstler besonders hervorgehoben werden muß. In der Mechanik nennt man statisches M. einer Kraft das Produkt derselben in den senkrechten Abstand ihrer Richtung von einem Punkte oder einer geraden Linie oder einer Ebene; M. der Trägheit eines Körpers oder körperlichen Punktes aber das Produkt der Masse des betreffenden Körpers in das Quadrat seiner Entfernung von einem gegebenen Punkte oder einer gegebenen Linie. Im tropischen, von dem eben angenommenen hergenommenen Sinne heißt M. das, was bei der prüfenden Betrachtung eines Gegenstandes einen Grund der Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin darbietet. Bei Hegel ist das Wort M. Bezeichnung der einzelnen Begriffsbestimmungen, welcher der dialektische Prozeß durchläuft, so daß demnach jeder Begriff M., aber auch nur ein solches, d. h. eine Gedankenbestimmung seyn kann, die einestheils aus den früheren hervorgeht, anderentheils aber auch in die nachfolgenden übergeht und mithin an und für sich keine selbstständige Bedeutung hat.

Momiers (v. Franz., d. i. Mummerei Treibende, heuchlerische Schauspieler), spottende Benennung einer Methodistenpartei in der Schweiz, welche, der strengsten Erbsündentheorie anhängend, seit 1817 besonders in Genf, später auch im Waadtlande offener hervorzutreten wagte, nachdem 1813 ein junger Geistlicher, Empaytaz, von Frau von Krüdener angeregt, den ersten Anlaß dazu gegeben hatte. Von den Methodisten Drumond und Haldane unterstützt, klagte Empaytaz die genfer Geistlichkeit an, daß sie der Lehre Calvins abtrünnig geworden sey, weil sie die Gottheit Christi und die sündliche Verderbtheit des Menschengeschlechts leugne. Es wurden heftige Streitigkeiten hervorgerufen, die M. begannen eigene gottesdienstliche Versammlungen zu halten und erlangten von der genfer Regierung die Erlaubniß für die Bildung besonderer Gemeinden. Weniger glücklich waren sie im Waadtlande, wo der Spottname M. aufkam. Hier vertrieb die Regierung die Emissäre der M., sowie die von ihnen gewonnenen Pfarrer aus dem Lande, leistete aber durch solche Maßregeln, welche die M. mit dem Glanze des Märtyrerthums umgaben, der Sektirerei nur Vorschub. Daher fand sich die Regierung bewogen, den M. seit 1830 Duldung zu gewähren. Auch in anderen Kantonen traten Missionäre derselben auf. In Genf bildete sich eine „evangelische Gesellschaft" der M. (1831), aus der auch eine theologische Lehranstalt hervorwuchs, die jedoch ein kümmerliches Daseyn hatte. Auch durch ihr Organ, die „Gazette evangelique", vermochten die M. nicht nachhaltig zu wirken. Im J. 1848 vereinigten sich die verschiedenen Dissidentengemeinden zu einer evangelischen Kirche im Gegensatz zur Staatskirche. Im weiteren Sinne nennt man alle frömmelnden Heuchler M.

Mommsen, 1) Theodor, ausgezeichneter Alterthumsforscher, den 30. November 1817 zu Garding in Schleswig, wo sein Vater Prediger war, geboren, besuchte das Gymnasium zu Altona, widmete sich dann 1838—46 zu Kiel philologischen, juristischen und historischen Studien und lebte hierauf einige Zeit als Privatlehrer zu Altona. Von 1844—47 bereiste er mit Unterstützung der berliner Akademie Frankreich und Italien in archäologischem Interesse, redigirte dann 1848 in Rendsburg die „Schleswig-holsteinische Zeitung" und ward im Herbst 1848 als Professor des Rechts nach Leipzig berufen. Seine Theilnahme an den Bewegungen von 1848 und 1849 hatte indeß 1850 seine Entlassung zur Folge, worauf er im Frühjahr 1852 als Professor des römischen Rechts nach Zürich berufen wurde. Von seinen Schriften sind zu nennen: „De collegiis et sodaliciis Romanorum" (Kiel 1843), „Die röm. Tribus in administrativer Beziehung" (Altona 1844), „Oskische Studien" (Berl. 1845, „Nachträge", das. 1846), „Die unteritalischen Dialekte" (Lpz. 1850), besonders aber das „Corpus inscriptionum Neapolitanorum" (das. 1851), welches als mustergültig in seiner Art zu betrachten ist. Außer kleineren Abhandlungen sind noch hervorzuheben: „Ueber die

Digitized by Google

Chronographen vom Jahre 354" (Leipz. 1850), „Ueber das römische Münzwesen" (das. 1850) u. „Das Edikt Diocletians de pretiis rerum venalium vom J. 301" (das. 1851). Sein Hauptwerk ist seine „Römische Geschichte" (Leipzig 1855). Sein Bruder, Johannes Tycho M., Philolog, 1819 zu Garding geboren, bereiste 1846—48 Italien und Griechenland und wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Husum. Durch die Schlacht bei Idstedt 1850 von dort vertrieben, ward er bald darauf als Professor am Realgymnasium zu Eisenach angestellt. Von seinen Schriften sind die über „Pindaros" (Kiel 1845) und eine Uebersetzung dieses Dichters (Leipz. 1846) hervorzuheben. Ein dritter Bruder, August M., geboren 1821 zu Oldesloe, ward Lehrer am Gymnasium zu Flensburg, nach seiner Vertreibung aus Schleswig am Johanneum zu Hamburg.

2) Friedrich, Rechtsgelehrter, nicht mit den Vorigen verwandt, aber ebenfalls ein Schleswig-Holsteiner, war eine Zeit lang Chef des Justizdepartements unter der Statthalterschaft in Kiel, habilitirte sich nach seiner Vertreibung als Privatdocent zu Göttingen und machte sich durch seine „Beiträge zum Obligationenrecht" (Gött. 1853) literarisch bekannt.

Momordica (Balsamapfel, Balsamgurke), Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen, einjährige, kletternde Kräuter mit Ranken, lappigen Blättern und elastisch aufspringender Kürbisfrucht in heißen Ländern, von denen 32 Arten mehre als Arznei- und Zierpflanzen vorkommen: **M. Balsamina** *L.* (gemeiner Balsamapfel), in Ostindien, wo er, wie in Westindien, auch kultivirt wird, hat handförmige, 5—7lappige, gezähnte, glänzend grüne Blätter, weißlich-gelbe Blüthen u. sehr schöne, scharlachrothe, rundlich eiförmige, an beiden Enden verdünnte, eckige, höckerige Früchte, die sogenannten Balsamäpfel, Wunderäpfel, Poma Hierosolymitana. Man übergießt sie mit Olivenöl u. hält dieses Oleum Momordicae für ein besonderes Heilmittel bei Wunden, Verbrennungen, Frostbeulen, wunden u. aufgezogenen Brustwarzen, Hämorrhoidalknoten ꝛc. Der Saft ist ätzend scharf. Auch die bitterlichen, etwas scharfen Blätter benutzt man in Westindien gegen Wunden und im Theeaufguß gegen verschiedene Krankheiten. Die Blätter von **M. Charantia** *L.* (gurkenähnlicher Balsamapfel), in Ostindien, haben einen starken Geruch und bitteren Geschmack und werden in der Heimath bei Koliken, gegen Würmer, bei lang dauerndem Husten, zur Beförderung der Lochien und äußerlich gegen Hautkrankheiten gebraucht. Die Früchte werden reif und unreif als Speise benutzt. Die Frucht von **M. Elaterium** *L.* (Esels-Balsamapfel, gemeiner Springkürbis, Eselsgurke), in Südeuropa, wird gegen 3 Zoll lang und einen Zoll dick, ist fleischig, sehr rauh und borstig-weichstachelig, gelblich grün, dreifächerig, überhängend. Im reifen Zustande springt sie entweder von selbst, oder bei der leisesten Berührung elastisch vom Stiele ab und schleudert dabei mit bedeutender Heftigkeit die schwärzlich-braunen Samen nebst dem schleimigen Safte, den sie enthält, mehre Fuß weit weg. In allen Theilen dieser den ältesten Aerzten bereits bekannten Pflanze (Sikyos agrios *Dioscoridis*) ist scharfes Weichharz (Elaterin) und bitterer Extraktivstoff enthalten. Früher waren besonders die Wurzel und die Früchte gebräuchlich. Die Früchte besitzen einen sehr bitteren, nicht widerlichen Geschmack und wirken drastisch-purgirend. Auch jetzt noch wendet man das aus ihnen bereitete Extrakt (Elaterium nigrum, schwarzes Elaterium) bisweilen an. Früher ließ man auch aus dem ausgespritzten Safte sich das Satzmehl absetzen, an der Sonne trocknen und nannte es weißes Elaterium (Faecula Cucumeris asinini). Die Wurzel hat einen widrigen, brennenden Geschmack und unangenehmen Geruch und wurde gleichfalls als Purgirmittel, besonders bei Wassersucht angewendet. Die frischen Blüthen erregen, eine Zeit lang auf dem Kopf getragen, sehr heftige Reizungen des Darmkanals, Erbrechen, Durchfall, Fieber und Kopfreißen. Der Samen dieser Art, die sich in vielen deutschen Gärten findet, wird im Herbste oder im März und April an bestimmter Stelle ins freie Land gesäet.

Mompox, Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz in der südamerikanischen Republik Neugranada, in der Nähe der Mündung des Cauca in den Magdalenenstrom, hat einige schöne Kirchen u. mehre jetzt verlassene Klöster, ist Sitz eines Civilrichters, zweier Alkalden, eines Militärgouverneurs mit dem Range eines Obersten u. einer Garnison, deren Hauptgeschäft darin besteht, die Bogas oder Schiffsleute in Ordnung zu halten. Man verfertigt hier schöne, zierliche Ketten aus Gold. M. ist jetzt noch ein wichtiger Stapelplatz für den Handel, obgleich es durch die neueren Kriegsunruhen sehr gelitten hat. Die Stadt hat 10,000 Einwohner, meist Schwarze und Zambos.

Momus, der Gott des Spottes und des Tadels, nach Hesiod ein Sohn der Nacht, kommt am meisten bei Lucian vor, der ihn zum Alles verspottenden Liberalen unter den aristokratischen Göttern macht. Dargestellt wird er entweder als abgelebter Greis oder als hagerer Jüngling mit Satyrgesicht und der Narrenkappe.

Mona, alter Name für Anglesey.

Monaco, kleines italienisches Fürstenthum, welches zwar einen eigenen souveränen Fürsten hat, aber unter der Schutzherrlichkeit des Königs von Sardinien steht, an der ligurischen Küste des Mittelmeeres, von der sardinischen Grafschaft Nizza umschlossen, in der Nähe der französischen Grenze, hat ein Areal von 2½ □Meilen und gegen 7600 Einwohner, welche in einer Stadt (Monaco), einem Marktflecken (Mentone), einem Dorfe (Roccabruna) und einigen Weilern wohnen. Das Ländchen ist sehr fruchtbar, bringt vorzüglich Südfrüchte, Obst und Olivenöl hervor, hat aber Mangel an Getreide, sowie an Salz. Das Klima ist das von Nizza, warm, aber durch die Seeluft gemildert. Die Verfassung ist monarchisch-absolut. Die Einkünfte des Fürsten belaufen sich auf 340,000 Francs. Das Wappen ist ein silbernes Feld mit 15 rothen Becken in drei Reihen; Schildhalter sind zwei schwarz gekleidete Mönche mit bloßen Häuptern, bloße Schwerter über ihren Köpfen haltend. Die Flagge ist weiß mit dem Landeswappen. Die kleine Haupt- u. Residenzstadt M. (Monoecus oder Herculis

Digitized by Google

Monoeci portus im Alterthum) liegt auf der Plateform eines ins Meer hinausragenden Felsens, ist durch Natur und Kunst gut befestigt, hat einen kleinen Hafen, ein fürstliches Schloß und 1400 Einwohner, welche etwas Fischerei und Küstenschifffahrt treiben. Seit den Zeiten Kaiser Otto's I. war die Familie Grimaldi im Besitz dieses Ländchens, das 1450 unter spanische, 1691 aber unter französische Oberhoheit kam. Beim Erlöschen der Familie Grimaldi im Mannesstamme 1731 erbte das Fürstenthum Jacques François Leonard de Goyon-Matignon, der sich 1715 mit der Tochter und Erbin des letzten Grimaldi vermählt, dabei das Herzogthum Valentinois nebst der Pairswürde erhalten und den Namen Grimaldi angenommen hatte. Im zweiten pariser Frieden 1815 wurde M. unter die Schutzherrlichkeit Sardiniens gestellt, das durch die Deklaration vom 8. Nov. 1817 die Souveränetät des Fürstenthums anerkannte, sich aber das Recht der militärischen Besetzung und der Ernennung des Platzkommandanten in der Stadt M. vorbehielt. Der Fürst Florestan Roger Louis de Grimaldi, vor der pariser Februarrevolution zugleich Pair von Frankreich, lebte beständig in Paris. Die Reformen, deren sich Sardinien in Folge der italienischen Bewegungen erfreute, bewogen die Monacheser, wiederholt bei ihrem Fürsten um gleiche Verbesserungen zu bitten. Als aber immer wieder abschlägliche Antworten erfolgten, sprach man davon, in Masse auszuwandern und dem Fürsten die leeren Häuser zurückzulassen. Florestan kam nun zwar selbst nach M., weigerte sich aber, Koncessionen zu gewähren, und schickte sich an, die Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken. Als darauf am 12. Febr. 1848 Unruhen entstanden und die Stadtbehörden selbst beim Fürsten erschienen und die sardinische Konstitution verlangten, ließ Florestan schon am 13. Febr. eine Verfassung publiciren, die jedoch dem „monarchischen" Prinzip so wenig Eintrag that, daß das demokratisch aufgeregte Volk in die höchste Aufregung gerieth, mit einer schwarzen Fahne mit einem weißen Kreuze die Stadt durchzog und sich des Rathhauses bemächtigte. Könia Karl Albert von Sardinien ließ darauf unter Zustimmung der Einwohner die zwei Gemeinden Mentone und Roccabruna besetzen und vereinigte sie durch ein Dekret vom 18. Sept. 1848 mit seinem Königreiche. Fürst Florestan legte hiergegen Protest ein, erwirkte aber damit so wenig, daß bereits am 12. Febr. 1849 der sardinischen Kammer der Abgeordneten ein erster Gesetzentwurf über Beiziehung jener beiden Gemeinden zum Königreiche Sardinien vorgelegt wurde, dem bei dem Dazwischentritt der Ereignisse am 21. Oct. 1849 ein weiter mit andern Grundlagen folgte, welchen die Kammer am 10. Nov. auch annahm, so daß hiernach Mentone und Roccabruna künftig wie die andern Bestandtheile der sardinischen Staaten und als deren volles Zubehör regiert werden sollten. In Folge dessen wendete sich der Fürst mit einem neuen Protest an die europäischen Großmächte, welche die Traktate von 1814 und 1815 unterzeichnet hatten, und die eindringlichen Vorstellungen derselben brachten es nun dahin, daß auch jener zweite Gesetzentwurf, welcher am 2. Jan. 1850 dem Senate vorgelegt wurde, von demselben unerledigt gelassen wurde. Im Jahre 1852 soll Fürst Florestan mit der österreichischen Regierung wegen Verkaufs seines Ländchens in Unterhandlung getreten seyn, dagegen aber sollen, auf Vorstellungen der sardinischen Regierung, die Kabinette von Paris und London ein Veto eingelegt haben. Fürst Florestan I. † am 20. Juni 1856 zu Paris. Ihm folgte sein Sohn Karl-Honorius unter dem Namen Karl III., geboren am 8. Dec. 1818, vermählt seit 1856 mit Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode. Der Erbprinz Albert, Herzog von Valentinois, ist geboren den 13. Nov. 1848.

Monade (Monas), ursprünglich s. v. a. Einheit, in welchem Sinne es schon die alten Mathematiker gebrauchten, wie denn Euclides in seinen Elementen die Zahl für eine aus Einheiten (Monaden) zusammengesetzte Vielheit erklärt. Pythagoras setzte in seinen philosophisch-arithmetischen Systeme die Monas und die Dyas einander entgegen und betrachtete beide als die Principien nicht nur aller Zahlen, sondern auch aller Dinge, weil und in sofern diese zählbar seyen. Plato hingegen verstand unter M.n, wofür er auch den Ausdruck Henaden gebrauchte, seine Ideen, die ihm als Einheiten galten und das Viele oder das Unendliche, d. i. die unbestimmbare Mannichfaltigkeit der Einzeldinge unter sich, befassen sollten. Leibnitz endlich verstand unter M.n absolut einfache Substanzen mit vorstellender Kraft und erbaute auf diesem Begriffe sein monadologisches System.

Monadelphus (lat.), einbrüderig, in der Botanik, wenn von allen Staubgefäßen einer Blüthe die Träger zu einer Röhre verwachsen sind, wobei die Staubkolben frei (wie bei Passiflora und Malva) oder ebenfalls verwachsen sind (wie bei Canella und Lobelia). Davon Monadelphia, Benennung der 16. Klasse des linnéschen Pflanzensystems.

Monadologie (Monadenlehre), diejenige spekulative Ansicht von der Natur, welche die letzten Gründe aller Erscheinungen in einfachen, unkörperlichen Wesen (Monaden) sucht. Wie der Atomismus (s. Atom) nimmt auch die M. eine Vielheit des Realen an. Während aber die Atome als körperlich ausgedehnt und als undurchdringlich aufgefaßt werden, so daß demnach die Atomenlehre zu einer mechanischen Naturerklärung führt, hat die M. einen mehr dynamischen Charakter. Die beiden bedeutendsten Repräsentanten der M. sind Leibnitz (s. d.) und Herbart (s. d.).

Monaghan, Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, zwischen den Grafschaften Louth, Armagh, Tyrone, Fermanagh, Cavan u. Ost-Meath, umfaßt 25,25 □Meilen mit 145,000 Einwohnern. Das Land ist theils bergig, theils sumpfig, aber geeignet zum Anbau von Flachs, Weizen, Hafer, Kartoffeln und Hülsenfrüchten. Es ist von vielen kleinen Flüssen bewässert, aber nicht gehörig kultivirt. Die Viehzucht ist ebenfalls unbedeutend. Den Holzmangel ersetzt der Torf. Die Einwohner treiben Fischerei, vornehmlich auf Aale, Linnenspinnerei und Weberei, welche Industriezweige bedeutend sind. Einige Berge enthalten Brüche von vorzüglichen Mühlsteinen, und

Digitized by Google

der Ereveberg, der höchste der Grafschaft, hat seines Biei. Die gleichnamige Hauptstadt, unregelmäßig gebaut, früher befestigt, hat 4000 Einwohner und ansehnliche Leinwandbleichen u. Handel mit Leinwand.

Monaldeschi, Giovanni, Marchese von, aus einer italienischen Adelsfamilie zu Ascoli, begab sich nach Schweden, um dort durch den Grafen de la Garde, mit welchem er verwandt war, sein Glück zu machen, was ihm in so hohem Grade gelang, daß er bald nach seiner Anstellung als Stallmeister der Königin Christine den Grafen aus der Gunst derselben verdrängte. Er beredete die Königin, zur katholischen Kirche überzutreten und die Krone Schwedens niederzulegen, in der Hoffnung, sich dann mit ihr öffentlich vermählen zu können. Er begleitete sie auf ihren Reisen und nach Paris, wo er auf ihren Befehl am 10. Nov. 1657 in der sogenannten Hirschgallerie des Schlosses zu Fontainebleau ermordet wurde, angeblich wegen Hochverrath, in der That aber wohl wegen einer Untreue. Christine ließ darauf für seine Seele Messen lesen. Vgl. Relation de la mort de M., Par. 1701. Das Schicksal M.'s ist mehrfach in Romanen, von H. Laube in einem Trauerspiele dramatisch behandelt worden.

Monandrus (lat.), einmännig, in der Botanik: mit einem Staubgefäße in den einzelnen Blüthen. Davon Monandria, Benennung der ersten Klasse des linné'schen Pflanzensystems.

Monarchianer, kirchliche Bezeichnung für alle Diejenigen, welche in der Trinitätslehre jeden wirklichen und wesentlichen Unterschied zwischen Vater, Sohn und Geist leugneten (Antitrinitarier), weil ihnen diese Namen nur die besondern Verhältnisse, unter welchen, und die verschiedenen Kräfte, in welchen sich das einige Wesen Gottes bethätigt, die Offenbarungsweisen Gottes, ausdrückten.

Monarchie (v. Griech.), Einherrschaft, diejenige Staatsform, nach welcher ein mit persönlicher Majestät bekleideter, meist erblicher Herrscher (Monarch) an der Spitze des Staats steht. Eigentlich gibt es bloß Erbmonarchien; die Wahlmonarchien, welche die Geschichte kennt, z. B. Polen, waren ihrem Wesen nach eigentlich Republiken. Außerdem unterscheidet man zwischen unumschränkter und beschränkter M. Die unumschränkte oder absolute M., welche alle Gewalten, ohne irgend einer anderen Autorität Theilnahme daran zu vergönnen, in der Person des Monarchen vereinigt, ist in der That identisch mit Despotie und mithin kein Rechtszustand. Ihr gegenüber steht die beschränkte oder konstitutionelle M., welche durch Theilung der Staatsgewalten, namentlich der die Gesetzgebung und Besteuerung betreffenden Befugnisse, zwischen dem Regenten und einer auf verschiedene Weise modificirten Volksrepräsentation die Vortheile, welche der Theorie nach beiden Staatsverfassungsformen, der monarchischen und der republikanischen, zugeschrieben werden, zu vereinigen strebt. Zwischen beiden steht die sogenannte ständische M., in welcher das Königthum zwar beschränkt ist, aber nur durch die Rechte und zu Gunsten gewisser privilegirter Stände. Mit dem Namen monarchisches System bezeichnet man einestheils den Zusammenhang der Grundsätze, Richtungen und Klugheitsmaximen, wodurch die M. in einem einzelnen Staate errichtet, forterhalten und mit harmonischen Institutionen und Gesetzen versehen werden soll, in welchem Sinne derselbe entweder mit Konstitutionalismus oder dem System der konstitutionellen M., oder bei vorwaltender Tendenz zum Absolutismus mit dem Begriffe des Monarchismus (s. u.) zusammenfallen würde; andernttheils versteht man darunter den Grundsatz der monarchischen Partei, wonach die Koexistenz von Republiken mit M.n im europäischen Staatensysteme unmöglich und daher die monarchische Verfassung die alleinherrschende in unserem Welttheile seyn müsse. Unter monarchischem Princip versteht man aber die Ansicht, daß zur Reinheit der M. und zur Sicherstellung ihrer Fortdauer auch die monarchische Vollgewalt nöthig sey, daß also jedem Aufglimmen irgend eines Funkens des republikanischen Geistes in unserem Welttheile seyn müsse. Unter monarchischem Princip versteht man aber die Ansicht, daß zur Reinheit der M. und zur Sicherstellung ihrer Fortdauer auch die monarchische Vollgewalt nöthig sey, daß also jedem Aufglimmen irgend eines Funkens des republikanischen Geistes in monarchischen Staaten, also auch jeder Theilung der Gewalt zwischen Fürst und Volk, mit aller Entschiedenheit müsse entgegen getreten, und daß durchaus keine Nachgiebigkeit oder Hinneigung eines dem europäischen Gemeinwesen angehörigen Fürsten zu jenem gefährlichen Geiste dürfe geduldet werden. Beide Grundsätze, der des monarchischen Systems und des monarchischen Princips, haben im europäischen Völkerrecht praktische Gültigkeit gewonnen, wie die mancherlei verhängnißvollen Interventionen und offenen u. geheimen Hemmungen liberaler Regierungspläne beweisen. Dieses Streben bezeichnet man auch mit dem Ausdruck Monarchismus, welcher theils im objektiven Sinne das theoretische und praktische System der M., theils im subjektiven die Anhänglichkeit an dieses System und die Geneigtheit oder den Eifer bezeichnet, dasselbe zu verwirklichen, oder zu schirmen, oder auszubreiten, oder ihm zum vollständigen Siege zu verhelfen.

Monarda (Monarde), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, schöne, ausdauernde, sehr gewürzhafte Kräuter und Stauden in Nordamerika, mit länglichen Blättern und prächtigen Blüthen in großen Köpfchen, von deren Arten mehre als Zier- und Arzneipflanzen zu bemerken sind: M. didyma L., scharlachrothe Monarde, virginische Melisse. 1—3 F. hoch, hat eirunde, spitzige, gesägte, glatte Blätter u. scharlachrothe, meist zwei, selten drei über einander stehende Köpfe bildende Blüthen. In mehren Ländern Nordamerika's werden die angenehm gewürzhaften Blätter in Theeaufgüssen ähnlich wie Pfeffermünze und Melisse gebraucht. In England werden sie Oswego-Thee genannt. Von M. fistulosa L., röhriger M., Bienenmonarde, werden die aromatisch bitter schmeckenden Blätter und angenehm riechenden purpurrothen Blüthen in Nordamerika als zertheilende, reizende u. stärkende Mittel angewendet. Die Monarden lieben einen guten Standort, einen fetten, lockern, mäßig feuchten Boden und werden durch Wurzeltheilung und Samen vermehrt.

Monas (griech.), f. Monade.

Monastir, 1) Hafenstadt auf der Küste von

Digitized by Google

Tunis, östlich von Suza, an der Bucht Hammamet, hat bedeutende Wollweberei, Handel und 42,000 Einwohner. — 2) Hauptstadt eines europäisch-türkischen Sandschaks in Rumelien, mit 15,000 Einw.

Monat, im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um die Erde, die schon in den frühesten Zeiten als Zeitmaß gebraucht wurde. Wie sich aber aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, verschiedene Arten dieses Umlaufs ergeben, so lassen sich auch mehre Arten von M.en unterscheiden. Betrachtet man die Zeit, in welcher der Mond wieder vor demselben Fixstern oder vielmehr an denselben Punkt des Himmels zurückkehrt, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben nennt man den siderischen M., welcher nach den neuesten Berechnungen 27,321661 Tage oder 27 Tage 7 Stunden 43 Minuten 11,5104 Sekunden beträgt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den tropischen oder periodischen M., der wegen des Vorrückens der Nachtgleichen etwas kürzer als der siderische ist, nämlich gleich 27,321582 Tagen oder 27 Tagen 7 Stunden 43 Minuten 4,6848 Sekunden. Die Zeit, binnen welcher der Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, heißt der synodische M., welcher wegen des Vorrückens der Erde auf ihrer Bahn der längste seyn muß; nach den neuesten Berechnungen beträgt derselbe 29,530587 Tage oder 29 Tage 12 Stunden 44 Minuten 2,7168 Sekunden. Der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben heißt der Drachen- oder Knotenmonat, welcher 27,21214 Tage oder 27 Tage 5 Stunden 5 Minuten 28,90 Sekunden beträgt. Betrachtet man endlich den Umlauf des Mondes hinsichtlich seiner Syzygien, so ergibt sich der anomalistische M., der gleich der Zeit ist, während welcher der Mond wieder zu seinem Perigäum oder auch zu seinem Apogäum zurückkehrt, und 27,5549 Tage oder 27 Tage 13 Stunden 21 Minuten 3,36 Sekunden beträgt. Außer diesen fünf Mondmonaten gibt es noch einen sogenannten Sonnenmonat, worunter man den 12. Theil des tropischen Sonnenjahres versteht (=30,436855 Tage oder 30 Tage 10 Stunden 29 Minuten 4,272 Sekunden). Endlich bedienen sich einige morgenländische Völker noch des sogenannten Erleuchtungsmonats, welchen sie von dem ersten Wiedersichtbarwerden des Mondes nach dem Neumonde bis wieder dahin rechnen. Alle die bisher genannten M.e stehen in unmittelbarer Beziehung zu den Gestirnen und werden daher astronomische genannt. Die bürgerlichen M.e dagegen sind diejenigen, die man behufs der Jahreseintheilung gemacht und denen man daher eine gewisse Anzahl von vollen Tagen, meist 30 oder 31 ohne weitere kleinere Theile des Tages, gegeben hat.

Im Alterthum war weder die Zahl der M.e noch ihre Reihenfolge zu allen Zeiten gleich. Bei den Aegyptern wurde das Jahr in den ältesten Zeiten in 2, später in 4 und zuletzt in 13 M.e und 5 Tage eingetheilt. Die Arkader sollen zuerst ein dreimonatliches Jahr gehabt, und das Jahr der Karier und Akarnaner soll aus 6 M.en bestanden haben. Bei den Griechen fiel der bürgerliche M. mit dem natürlichen zusammen, und erst als die julianische Zeitrechnung bei ihnen eingeführt wurde, lernte man einen Unterschied kennen. Um Bruchtheile zu vermeiden, theilte man die M.e in 30tägige und 29tägige ein, die mit einander wechselten, und nannte erstere volle, letztere hohle. Der attische M. wurde in drei Dekaden getheilt; die einzelnen M.e hießen: Hekatombäon (Julius), Metagettnion (August), Boëdromion (September), Panepsion (Oktober), Mämakterion (November), Poseideon (December), Gamelion (Januar), Anthesterion (Februar), Elaphebolion (März), Mönychion (April), Thargelion (Mai), Skirophorion (Juni). Das Jahr der Lacedämonier begann zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche; ihre M.e waren: Heraïsios (Oktober), Apelläos (November), Dioëthyos (December), unbekannt, Eleusinios (Februar), Gerastios (März), Artemisios (April), Delphinios (Mai), Phliasios (Juni), Hekatombeos (Juli), Karneios (August), Panamos (September).

Die Römer theilten ursprünglich das Jahr in 10 M.e ein: Martius (31 Tage), Aprilis (30 Tage), Maius (31 Tage), Junius (30 Tage), Quinctilis (31 Tage), Sextilis (30 Tage), September (30 Tage), Oktober (31 Tage), November (30 Tage), December (30 Tage). Von diesen M.en hießen die 4 mit der größeren Anzahl von Tagen die vollen (pleni), die übrigen 6 die hohlen (cavi). Als später das Jahr in 12 M.e oder 355 Tage eingetheilt ward, wurden Januarius und Februarius hinzugefügt. Um zu große Differenz in der Zahl der Tage abzuwenden, verkürzte man die hohlen M.e um einen Tag und wandelte sie dadurch in volle um, wodurch man im Ganzen 6 Tage gewann, welche den 51, um die man das Jahr verlängert hatte, hinzugelegt 57 Tage ausmachten, von denen nun auf den Januar 29, auf den Februar 28 kamen. Um nun den Unterschied zwischen dem Mondjahr von 355 u. dem Sonnenjahr von 365 Tagen auszugleichen, schaltete man alle 2 Jahre einen M. ein, dem man eine Dauer von 22 oder 23 Tagen gab. Cäsar hob 46 v. Chr. diesen Schaltmonat auf und führte an seiner Stelle einen alle 4 Jahre wiederkehrenden Schalttag ein. Dem Januar, Sextilis u. December legte er je 2 Tage zu, dem April, Juni, September und November je einen. Die Ordnung der M.e wurde die noch jetzt gebräuchliche. Im J. 45 v. Chr. erhielt der Quinctilis den Namen Julius und 8 v. Chr. wurde der Sextilis dem August zu Ehren Augustus genannt. Weil aber dieser M. nur 30 Tage hatte u. der M. Augustus dem Julius hinsichtlich der Zahl der Tage nicht nachstehen sollte, so nahm man einen Tag aus dem Februar heraus, um ihn dem August einzuschalten. Blos in den Schaltjahren behielt der Februar seine 29 Tage. Zu Nero's Zeit ward durch einen Senatsbeschluß bei Lebensstrafe geboten, den April künftig Nero und den Mai Claudius zu nennen; Domitian befahl selbst, daß der Oktober fortan seinen Namen Domitianus tragen solle. Auch diese neuen Namen wurden wieder abgeschafft, um denen der nachfolgenden Imperatoren Platz zu machen. Von den 10 M.en, welche die Römer ursprünglich gehabt haben, war der März der erste und bildete

Digitized by Google

somit den Anfang des Jahres. Vor der Sitte des Einschaltens bildete der Februar den letzten M. und scheint dies auch noch eine geraume Zeit geblieben zu seyn. Erst seit dem 6. Jahrh. der Stadt scheint das Jahr mit dem Januar angefangen zu haben.

Die Juden haben 12 M.e für ihre gemeinen Jahre und 13 für ihre Schaltjahre. Die M.e heißen: Tisri, Marchesvan, Kislew, Tebet, Schwat, Adar, W'Adar (für das Schaltjahr), Nisan, Jjar, Sivan, Thamuz, Ab, Elul. Das kirchliche Jahr beginnt mit dem Nisan, in den das Osterfest fällt. Die Mohammedaner haben 12 M.e, die abwechselnd 29 und 30 Tage zählen: Moharrem, Safer, Rebiulewel, Rebiulachir, Dschemasiulewel, Dschemasiulachir, Redscheb, Schaban, Ramadan, Schwal, Silkide, Silhidsche. Die Namen der M.e des gregorianischen Kalenders sind die schon bei den Römern gebräuchlichen. Der französische republikanische Kalender, der das Jahr mit der Proklamirung der Republik (21. Sept. 1792) begann, gab auch den M.en andere Namen: Vendémiaire (vom 22. September an), Brumaire (vom 22. Oktober an), Frimaire (vom 21. November an), Nivôse (vom 21. December an), Pluviôse (vom 20. Januar an), Ventôse (vom 19. Februar an), Germinal (vom 21. März an), Floréal (vom 20. April an), Prairial (vom 20. Mai an), Messidor (vom 19. Juni an), Thermidor (vom 19. Juli an), Fructidor (vom 18. August an), Schalttage (vom 17.—21. September an). Doch hatte der republikanische Kalender, wie die Republik selbst, keinen Bestand. Im Handelsverkehr versteht man unter M. auch die Zeit von einem Monatstag zum folgenden der Zahl nach gleichen, z. B. vom 20. April bis 20. Mai.

Monatliche Reinigung, s. Menstruation.

Moncada, Don Francisco de M., Conde de Osona, Geschichtschreiber Spaniens, am 29. December 1586 zu Valencia geboren, gehörte einem der mächtigsten Geschlechter Kataloniens an u. wurde kurz nach einander Staats- u. Kriegsrath, Gesandter am Hofe zu Wien, Obersthofmeister der Infantin Klara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und Oberbefehlshaber der dortigen spanischen Truppen. Er fiel 1635 bei der Belagerung von Goch, einer Festung im Herzogthum Kleve. M. war klassisch gebildet und schrieb einen klaren und dabei schwunghaften Styl. Sein Hauptwerk ist: „Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos" (Barcelona 1623. neue Aufl., Madrid 1777 und 1805; auch in Ochoa's: „Tesoro de historiadores espagnoles", Paris 1840, und in Jaime Tio's: Tesoro de los autores illustres", Barcelona 1840).

Moncalvo, Stadt in der sardinischen Provinz Alessandria, hat mehre Klöster und 3500 Einwohner. In der Nähe eine Kirche der Madonna von Erea.

Moncey, Bon Adrien Jeannot, Herzog von Conegliano, Pair u. Marschall von Frankreich, den 31. Juli 1754 zu Besançon geboren, wo sein Vater Parlamentsadvokat war, sollte sich der Jurisprudenz widmen, ging aber in seinem 15. Jahre heimlich zum Militär und machte 1773 einen Feldzug an die Küsten der Bretagne mit. Nach demselben kehrte er nach Besançon zurück, um seine Studien fortzusetzen, nahm aber 1774 abermals Dienste. Die Revolution öffnete ihm eine glänzende Laufbahn. Er erhielt zunächst 1793 das Kommando über das leichte Infanteriebataillon der Kantabrischen Jäger bei der Armee der Ostpyrenäen, that sich in dem Gefecht bei St. Jean Pied-de-Port (6. Juni) rühmlichst hervor, wurde 1794 Brigadegeneral und einige Monate darauf Divisionsgeneral, trug zur Einnahme der festen Plätze Fontarabia, St. Sebastian und Tolosa wesentlich bei und wurde am 17. August 1795 zum General en Chef der Westpyrenäenarmee ernannt. Er schlug die Spanier bei Villa nova, Villa real und Bilbao, unterwarf ganz Biscaya und schloß endlich den Waffenstillstand von San Sebastian, welchem der Friede von Basel folgte. Im September 1796 erhielt er das Kommando der 11. u. später vom ersten Konsul, den er am 18. Brumaire unterstützt hatte, das der 15. Militärdivision. Im Feldzuge von 1800 führte er ein Corps von 20,000 Mann über die Alpen, focht mit Auszeichnung in der Schlacht bei Marengo u. schlug 1801 die Oesterreicher bei Monzambano und Roveredo. Nach dem Frieden zu Luneville übernahm er den Oberbefehl in den Departements Oglio und Adda und ward am 4. Dec. 1801 zum Inspecteur der Nationalgensd'armerie ernannt, Nachdem Bonaparte den Kaiserthron bestiegen, ernannte er M. zum Marschall und den 1. Febr. 1805 zum Herzog von Conegliano. Im J. 1808 befehligte M. ein Beobachtungscorps an der Küste des atlantischen Meeres, mit welchem er dann die Bidassoa überschritt und die Insurgenten in der Provinz Valencia schlug. Nachdem er sich mit Murat vereinigt hatte, übernahm er den 31. Juli den Befehl über den linken Flügel und betheiligte sich hierauf bei den Gefechten am Ebro und unter den Mauern von Saragossa. Weil er aber der Eroberungspolitik des Kaisers entgegentrat, so übertrug ihm dieser in den Feldzügen von 1812 und 1813 nur die Inspektion über die Reservecadres. Erst am 8. Januar 1814 ward er zum Generalmajor und zweiten Kommandanten der Nationalgarde zu Paris ernannt. In den Kämpfen von Paris am 31. Mai bewies er sich fest u. tapfer, übergab nach Abschluß des Waffenstillstandes sein Kommando dem Herzog von Montmorency und wandte sich mit dem Rest der regulären Armee nach Fontainebleau. Erst nach Napoleons Abdankung wendete er sich den Bourbons zu und ward von Ludwig XVIII. nicht nur in allen seinen Würden und Aemtern bestätigt, sondern auch zum Pair ernannt. Weil er während der 100 Tage dieselbe behalten und in Folge seiner Weigerung, in dem über Ney niedergesetzten Kriegsgericht die Präsidentenstelle zu übernehmen, verlor er alle seine Aemter und ward sogar 3 Monate in Ham in Haft gehalten. Doch gab ihm der König 1819 die Pairswürde zurück und ernannte ihn 1820 zum Kommandanten der 9. Militärdivision. Im spanischen Feldzuge vertraute man ihm wegen seiner Popularität den Oberbefehl über das 4. Armeecorps an. Er nahm Puycerda, Rosas und Figueras, schloß aber am 2.

Digitized by Google

November mit Mina eine Kapitulation, der zufolge ihm Barcelona, Tarragona und Hostalric übergeben wurden. Nach seiner Rückkehr hielt er sich bis zur Julirevolution in der Pairskammer zu der gemäßigten Opposition. Ludwig Philipp ernannte ihn 1833 nach Jourdans Tod zum Gouverneur des Invalidenhauses. Er † den 20. April 1842.

Monchique, Stadt im portugiesischen Königreich Algarve, mit Heilquellen, Obstbau, Viehzucht und 2500 Einwohnern.

Moncontour, Stadt im französischen Departement Nordküsten, Bezirk St.-Brieux, mit 1900 Einwohnern, berühmt durch die Schlacht am 3. Oktober 1569 zwischen den Hugenotten unter Coligny und den Katholischen unter dem Herzog von Anjou, in welcher erstere geschlagen wurden.

Moncrif, François Augustin Paradis de, französischer Dichter und Günstling Ludwigs XV., zu Paris 1687 geboren, Sohn des Rechtsgelehrten Paradis, erhielt den Zunamen de M. von seinem Großvater mütterlicher Seits, der ein Engländer war. Durch seinen Geist und sein liebenswürdiges Wesen verschaffte er sich bald die Gunst der Großen des Hofs und ward durch Maurepas in die vornehmsten Kreise eingeführt. Als sein Hauptgönner, der Graf d'Argenson, ins Ministerium trat, ward er geheimer Sekretär bei demselben. Dann trat er in derselben Eigenschaft in die Dienste des Grafen Clermont und ward 1733 auch in die Akademie aufgenommen. Im J. 1734 ward er Vorleser der Königin Maria Leszczynska. Als d'Argenson das Kriegsministerium übernahm, ernannte er M. zu seinem Generalsekretär. Aber auch mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, mit Marmontel, Grimm und besonders mit Voltaire u. A., stand M. in genauem Verkehr. Dankbare Anhänglichkeit bewies er dem Gründer seines Glückes, dem Grafen d'Argenson auch nach dessen Sturz. Seine beträchtlichen Revenuen verwendete er zur Unterstützung seiner Verwandten und anderer Bedürftigen und † den 13. Nov. 1770. Von seinen Schriften ist am bekanntesten sein „Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire" (Paris 1738). Seinem kleinen Romane „Les ames rivales" ist der indische Mythus der Metempsychose als Grundidee eingewebt. Unter seinen „Poésies diverses" zeichnen sich namentlich seine Romanzen aus. Satyrischen Inhalts ist seine „Histoire des chats" (Paris 1727—1748, Amsterd. 1767). Seine „Oeuvres" erschienen Paris 1768 in 4 Bdn. und 1796 in 2 Bdn.

Mond (lat. luna), der Nebenplanet oder Trabant der Erde, der sich um dieselbe von Osten nach Westen in monatlichen Umläufen und gemeinschaftlich mit ihr um die Sonne bewegt, ist nach der letzteren für uns das wichtigste Gestirn. Die Zeit der Sichtbarkeit des M.es hängt genau mit den Mondphasen oder Lichtgestalten desselben zusammen und beruht wie diese auf der Stellung des M.es gegen die Sonne, welche immer die ihr zugekehrte Hälfte des an sich dunklen M.es erleuchtet. Steht der M. gerade zwischen Erde u. Sonne, so findet Neumond Statt; der M. steht dann nur bei Tage am Himmel und ist, da er uns seine dunkle Seite zukehrt, für uns unsichtbar. Hat er sich um 90° von der Sonne nach Osten entfernt, was wir das erste Viertel nennen, so erscheint er uns als halb erleuchtete Scheibe; er geht dann um Mittag auf und um Mitternacht unter. Steht die Erde in gerader Linie zwischen M. und Sonne, so ist Vollmond eingetreten, d. h. der M. zeigt uns eine ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe und scheint die ganze Nacht hindurch. Ist endlich der M. wieder so weit fortgerückt, daß er sich der Sonne von Westen her bis auf 90° genähert hat, so erscheint er abermals halb erleuchtet und steht im letzten Viertel; er geht dann um Mitternacht auf und um Mittag unter. Vom Neumond bis Vollmond ist zunehmender, vom Vollmond bis Neumond abnehmender M. Zwischen dem Neumonde und den beiden Vierteln erscheint der M. nur als glänzende, mehr oder weniger schmale Sichel, doch sieht man dann zu gewissen Zeiten auch den dunklen Theil der Mondscheibe schwach erleuchtet, was von dem Reflex des Lichts der dem M.e zur Zeit des Neumondes zugewendeten erleuchteten Seite der Erde herrührt. Zwischen dem Vollmonde und beiden Vierteln ist mehr als die Hälfte der Mondscheibe erleuchtet und sichtbar. Die bezeichneten vier Erscheinungen heißen die Mondviertel und bilden zusammen einen Mondwechsel, dessen Dauer ein synodischer Monat heißt und ungefähr 29½ Tage beträgt, während die wahre oder siderische Umlaufszeit, nach welcher der M. wieder bei demselben Fixstern steht, von dem er ausgegangen, etwa 27¼ Tage beträgt. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt darin, daß die Erde, während der Zeit, in welcher der M. seinen Umlauf macht, etwa um den 13. Theil ihrer eigenen Bahn fortrückt, die Richtungslinie von der Erde zur Sonne daher gegen das Ende des Monats eine ganz andere ist, als zu Anfang desselben und der M. nach Beendigung eines periodischen Umlaufs noch einen beträchtlichen Bogen (etwa 29°) zurücklegen muß, um in die so veränderte Richtungslinie zu gelangen. Auf demselben Grunde beruht auch die cykloidische Form der Bahn des M.es im Weltenraum. Da die Erde nun in jeder Minute 241 Meilen, der M. aber nur 8 Meilen geradlinige Fortbewegung macht, so kann er jene niemals überholen, braucht daher auch nicht zu ihr zurückzukehren, sondern zieht ihr immer nach, woraus folgt, daß er in Beziehung auf die Sonne niemals retrograd werden kann, sondern immer in der Folge der Zeichen von Westen nach Osten vorrückt. Seine Bahn um die Erde ist eine Ellipse, deren Excentricität im Mittel 0,0548442 der halben großen Axe oder 2841 Meilen ist, woraus sich ergibt, daß, abgesehen von den Störungen, die größte Entfernung des M.es von der Erde 54,644, die kleinste 48,961 Meilen beträgt. Da mit der größern Nähe auch die Geschwindigkeit der Bewegung beträchtlich zunimmt, so entsteht eine ungleiche Winkelbewegung des M.es in seiner Bahn, vermöge deren der wahre Stand desselben von demjenigen, welchen er nach einer Durchschnittsberechnung seiner Schnelligkeit einnehmen sollte, um mehr als 6′,4° differiren kann. Die Mittelpunktsgleichung nämlich ist für den M. 6° 17′ 12″, 7; durch mancherlei Ursachen kann indeß der wahre Ort des M.es vom mittleren sich beträchtlich weiter entfernen. Die Neigung der Mondsbahn gegen die Erdbahn (Ekliptik) be-

Digitized by Google

trägt 5° 8′ 49″ und ist gleichfalls veränderlich. Sie kann bis zu 5° 0′ sinken u. auf 15° 18′ steigen. Der Durchschnittspunkt dieser Bahn mit der Ekliptik ist einer raschen Veränderung unterworfen; er geht innerhalb 18 Jahren 218 Tagen 21 Stunden 22 Minuten 46 Sekunden, und zwar von Osten nach Westen, um den Himmel herum, so daß der M. nicht volle 360° zu durchlaufen hat, um wieder zum aufsteigenden Knoten zu gelangen. Dieser Umlauf (draconitischer Umlauf oder Drachenmonat) dauert nur 27 Tage 5 Stunden 5 Minuten 36 Sekunden. Die allgemeine Quelle dieser Veränderungen ist die Sonne, die auf Erde und M. gleichzeitig, aber nicht mit gleicher Stärke, wirkt und dadurch auch noch andere Erscheinungen hervorbringt. Die Kraft, mit welcher die Sonne Körper anzieht, verhält sich bekanntlich umgekehrt, wie das Quadrat der Entfernungen ist, also z. B. 4mal schwächer, wenn der angezogene Körper doppelt so weit entfernt ist, ꝛc. Stehen nun Erde (E), Sonne (S) und M. (M) in gerader Linie, entweder in der Ordnung SEM, oder SME, so wird im ersteren Falle die Erde stärker als der M., im letzteren der M. stärker als die Erde angezogen, in beiden Fällen aber die Distanz zwischen Erde und M. dadurch vergrößert und folglich die Kraft, mit welcher die Erde auf den M. wirken kann, vermindert, sowie die Bewegung des letzteren verlangsamt. Wenn dagegen M., Erde u. Sonne einen rechten Winkel bilden, der Abstand beider Körper von der Sonne also beiläufig gleich ist, so ist zwar die Kraft selbst, mit welcher die Sonne anzieht, für beide nicht verschieden, wohl aber die Richtung der Anziehung. Beide Richtungen convergiren nämlich zur Sonne, woraus folgt, daß M. und Erde einander etwas genähert, die Wirkung beider auf einander verstärkt und die Bewegung des einen um die andere beschleunigt wird. Schon Ptolemäus hat diese Beschleunigung in den Quadraturen des M.es (erstes und letztes Viertel) bemerkt und mit dem Namen Evektion bezeichnet. Sie kann den Ort des M.es, wie er außerdem Statt finden würde, um mehr als einen Grad verändern. Da ferner im Winter die Erde der Sonne näher steht als im Sommer, so ist auch um diese Zeit ihre Anziehung am größten und folglich auch der Lauf des M.es im Winter etwas langsamer als im Sommer, oder genauer, es tritt eine Verzögerung des Mondlaufes ein, wenn die Erde der Sonne näher kommt und folglich die Wirkung der letzteren stärker wird. Diese Verzögerung heißt die jährliche Gleichung, da ihre Periode nicht der Mondsumlauf, sondern das Jahr der Erde ist. Sie würde wegfallen, wenn die Bahn der Erde um die Sonne kreisförmig wäre, dagegen stärker hervortreten, wäre die Excentricität der Erdbahn größer. Da sich nun die Excentricität der Erdbahn bis jetzt fortwährend vermindert hat und dadurch die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne größer geworden ist, so ist die Anziehungskraft der Sonne in Bezug auf die Erde im quadratischen Verhältnisse geringer geworden, und deshalb wird auch der M. jetzt weniger durch die Sonne von der Erde entfernt, als ehedem, wo sein Abstand von der Erde und daher auch seine Umlaufszeit um dieselbe größer war. Seit 2000 Jahren hat sich der M. der Erde um etwa 180 Fuß genähert. Er wird ihr auch in den nächsten Jahrtausenden noch näher rücken und sie noch rascher umkreisen, bis die Periode ihr Ziel erreicht hat und eine allmählige Entfernung des M.es von der Erde beginnt. Seit Tycho de Brahe kennt man noch eine andere Verlangsamung, resp. Beschleunigung des Mondlaufes, die sich am merklichsten in den sogenannten Octanten, d. h. denjenigen Punkten macht, die zwischen dem Vollmond und dem letzten Viertel, letztem Viertel und Neumond ꝛc. sich in der Mitte befinden. Sie führt den Namen der Variation und entsteht dadurch, daß die Richtung, nach welcher die Sonne auf Erde u. M. wirkt, mit der vom M.e zur Erde gehenden einen schiefen Winkel macht. Um die Berechnung dieser und anderer Ungleichheiten möglichst zu erleichtern, hat man Mondstafeln entworfen, in denen Alles auf feste Perioden gebracht und in Zahlen dargestellt ist. Die neuesten und besten dieser Mondstafeln sind die von Hansen, dem wir überhaupt die genauesten Arbeiten in diesem Fach verdanken. Da der M., abgesehen von einzelnen Schwankungen, der Erde immer dieselbe Seite zukehrt, so muß er genau in derselben Zeit, in welcher er um die Erde läuft, um seine Axe rotiren. Die Axe macht dabei mit der Ekliptik einen unveränderlichen Winkel von 88° 31′ 15″, und der Mondäquator neigt sich also gegen diese um 1° 28′ 45″; dagegen ist die Neigung des Mondäquators gegen seine eigene Bahn veränderlich, wie diese selbst, und kann von 6° 29′ bis 6° 47′ gehen. Die durch den Umlauf erzeugten Ungleichheiten bewirken eine Veränderung in der Lage des M.es gegen die Erde, welche Schwankungen (Librationen) genannt werden u. sich sowohl in der Richtung des Mondäquators (Schwankungen der Länge), als auch der Mondaxe (Schwankungen der Breite) bemerklich machen. Durch dieselben wird es uns möglich, nach und nach etwas mehr als die Hälfte des M.es zu sehen, so daß nur überhaupt $^3/_7$ des Areals desselben uns gänzlich und für immer verborgen bleiben. Die Libration der Länge beträgt im Maximo 7° 53′ auf jeder Seite, die der Breite dagegen 6° 47′. Eine dritte Art der Verschiebung der Mondscheibe findet dadurch Statt, daß für verschiedene Erdorte gleichzeitig ein etwas verschiedener Anblick derselben entsteht. Die Berechnung dieser Verschiebung fällt mit der Parallaxe des M.es zusammen und wird daher auch die parallaktische Libration genannt. Aus der Uebereinstimmung der mittleren Rotations- und mittleren Umlaufszeit des M.es folgt, daß der mittlere Tag des M.es gleich der halben Dauer seines Umlaufs ist. Er erleidet auch im Laufe des Jahres, abgesehen von den äußersten Polargegenden, nur geringe Veränderungen. Wie aber die Tage selbst auf dem M.e wenig verschieden sind, so ist es auch die Mittagshöhe der Sonne für einen gegebenen Mondort; der ganze Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande der Sonne beträgt nicht völlig 3°, während er für einen Erdort 46° 55′ ist. Daher sind auf dem M.e auch alle Tage gleich hell und alle Nächte gleich dunkel, und bei dem Mangel einer strahlenbrechenden und reflektirenden Atmosphäre würde auch keine Dämmerung Statt finden, wenn nicht die Langsamkeit des Sonnenauf- und Unter-

Digitized by Google

ganges den Uebergang in etwas mäßigte. Seiner Form nach ist der M. eine Kugel, die und in mittlerer Entfernung einen Durchmesser von 31′ 3″, 38 zeigt. In eben dieser Entfernung beträgt die Parallaxe des M.es nach den neuesten Ermittelungen 57′ 2″, 2. Daraus ergibt sich die wirkliche Größe des Monddurchmessers = 0,27234 des Erddurchmessers oder 468 geographische Meilen. Sein Flächeninhalt beträgt 688,635 □ Meilen, der körperliche Inhalt 53,735,000 Kubikmeilen. Daher ist der Flächeninhalt der Erde fast 14mal, der körperliche fast 50mal (49¹/₂) größer als der des M.es. Eine Abplattung an den Polen zeigt der M. nicht, dagegen eine Erhöhung seiner Oberfläche nach dem Erdkörper hin, die jedoch kaum 1000 Fuß beträgt und als Folge der Attraktion der Erde anzusehen ist. Die Masse des M.es ist nach Lindenau $^1/_{69^{1/2}}$ der Erdmasse, nach den neuesten Berechnungen von Peters und Schidlofsky dagegen nur $^1/_{81}$ der Erdmasse. Da nun der körperliche Inhalt des M.es $^1/_{49^{1/2}}$ des Erdinhaltes ist, so erhalten wir die Monddichtigkeit = $^{81}/_{100}$ der Erddichtigkeit, oder = der $3^1/_5$fachen Dichtigkeit des reinen Wassers. Die hieraus sich ergebende Schwere auf der Mondoberfläche ist 6mal geringer, als auf der Erde, und die Fallgeschwindigkeit beträgt in der ersten Sekunde 2,52 Fuß; das Sekundenpendel ist nur 6 Zoll lang, u. ein Centner (110 Pfund) von unserer Erde dorthin versetzt, würde nur 18 Pfund wiegen, d. h. nur so viel Kraft als diese zur Fortbewegung erfordern. Ob der M. eine unserer Atmosphäre ähnliche Dunsthülle habe und ob sich in Folge davon wässerige Niederschläge auf seiner Oberfläche bilden, ist lange eine Kontroverse der Astronomen gewesen. Jedenfalls muß die Mondatmosphäre sehr dünn seyn, da ein Lichtstrahl, auch wenn er hart an dem M.e vorbeigeht, durchaus keine Brechung erleidet. Bessel hat aus Beobachtungen der durch den M. bewirkten Sternbedeckungen als äußerste Möglichkeit einer Mondluft die Dichtigkeit von $^1/_{900}$ der Erdluft gefunden. Entdeckt aber der M. der Luft u. des Wassers in unserem Sinne, so kann er auch unser Feuer nicht besitzen. Einen blauen Himmel gibt es auf dem M.e nicht; wir müssen vielmehr aus allen Umständen schließen, daß auch der Tagshimmel dort schwarz sey. Die Nächte der jenseitigen Halbkugel, wo kein großer Himmelskörper am Horizont erscheint, sind völlig dunkel, auf der diesseitigen Mondhalbkugel dagegen sämmtlich von dem Reflex der erleuchteten Erde hell, und zwar ist diese Helle fast 14mal stärker als der Mondschein für uns, da die Erde dem M.e mit einer fast 14mal größeren Fläche leuchtet. Die Frage, ob das Mondlicht, d. h. das vom M.e reflektirte Sonnenlicht, Wärme erregt, hat man bis auf die neueste Zeit verneinen zu müssen geglaubt, weil eine Erhöhung der Temperatur, die dem Gefühle oder dem feinsten Thermometer bemerklich wäre, vom M.e nicht verursacht wird. Allein Versuche der neuern Zeit haben erwiesen, daß im Mondlichte gewisse Silberpräparate geschwärzt und manche Farben, besonders Chamois, ebenso gebleicht werden, wie im Sonnenlichte, daß das Mondlicht einerseits die chemische Zersetzung todter organischer Körper, andererseits die Vegetation befördert, und daß die im Hohlspiegel gesammelten Mondstrahlen auch das Thermometer steigen lassen.

Während das unbewaffnete Auge in allen übrigen Himmelskörpern nur strahlende Punkte u. in der Sonne eine monotone Scheibe erblickt, nimmt es im M.e hellere und dunklere Flecken wahr, welche die Idee einer landschaftlichen Mannichfaltigkeit erwecken und unwillkürlich zur Vergleichung mit unserer Erde auffordern. Aber erst das Fernrohr eines Galilei vermochte uns näher in diese räthselhafte Welt einzuführen, und wenn auch die ersten Versuche Galilei's selbst, die Mondscheibe abzuzeichnen, nicht gelangen, so brachte doch schon Hevel 1643 die erste Mondkarte wirklich zu Stande, u. bald folgte ihm Grimaldi mit einer ähnlichen, wiewohl weit unvollkommneren. 40 Jahre später folgte Dom. Cassini, hierauf Lahire mit einer sehr großen, die aber nur im Manuskript vorhanden ist; doch blieb Hevels erste Mondkarte länger als 100 Jahre die beste. Erst Tob. Mayer in Göttingen gab uns eine kleine, aber höchst sorgfältig nach wirklichen Messungen gezeichnete, und diese blieb wieder die Hauptquelle bis gegen die neuesten Zeiten hin. Schröter lieferte in seinen „Selenotopographischen Fragmenten" (Göttingen 1791, 2 Bde.) eine schätzenswerthe Arbeit. Die ersten 4 Blätter von Lohrmanns Mondkarte (etwa $^1/_{9}$ des Areals der sichtbaren Mondhalbkugel darstellend) erschienen 1824 und übertrafen bei weitem alles Frühere durch höchst sorgfältige Detaillirung, nach richtigen Principien entworfene Zeichnung und Genauigkeit der Angaben. Leider hemmten äußere Hindernisse die Durchführung seines Planes, und eine 1838 erschienene Generalkarte des M.es ist Alles, was von seinen späteren Arbeiten veröffentlicht ist. Eine nach Lohrmanns Plane, aber gänzlich und ausschließlich auf eigene Beobachtungen gegründete Karte von Mädler erschien 1836 in 4 Blättern, woran sich später eine erläuternde Beschreibung des M.es („Allgemeine vergleichende Selenographie", Berlin 1837, 2 Bde.) schloß. Auch künstliche Mondgloben, nach Analogie der Erdgloben, sind versucht worden. Die gelungensten Arbeiten in dieser Beziehung sind die von Russel aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, von der Hofräthin Witte in Pyrmont (1839) und von Schmidt in Bonn. Der volle M. zeigt uns beim ersten Anblicke ein Gemisch von anscheinend unsymmetrischen, hellen und dunkeln Flecken. Die Völker von Europa erblicken darin gewöhnlich ein Gesicht; nach Ansicht der Indier stellen sie einen Hasen oder ein Reh vor. Die noch von Kepler u. Hevel ausgesprochene Meinung wollte in den grauen Flecken Meere, in den helleren dagegen Landstrecken erkennen. Indeß mußte die erstere Vorstellung mit dem Nachweise, daß auf dem M.e kein Wasser existirt, schwinden. Bei genauerer Betrachtung mit dem Fernrohr findet man die grauen Landschaften verhältnißmäßig eben, die hellern gebirgig; doch gibt es auch sehr helle Ebenen und sehr dunkle Berglandschaften in mehren Gegenden des M.es, und namentlich sind die stark glänzenden Punkte, die uns der Vollmond in so großer Anzahl zeigt, in der Regel schroff absteigende Vertiefungen. Es existirt nämlich auf der Mondoberfläche eine Fundamentalform der

Digitized by Google

Gebirgsbildung, die von der auf der Erde vorherrschenden gänzlich verschieden ist und sich am einfachsten charakterisiren läßt als ein kreisförmiger, rings herum geschlossener Wall, der eine konkav geböschte Tiefe umschließt. Man hat dieser Form da, wo sie sich am bestimmtesten ausgeprägt hat, in den mittelgroßen Kreisbildungen, den Namen Ringgebirg gegeben; bei den größeren, meist zusammengesetzteren Wällen dieser Art, die eine ebene Fläche umschließen, hat man die Benennung Wallebene gewählt und die kleineren und kleinsten Bildungen dieser Art als Krater und Gruben aufgeführt. Die größten Wallebenen sind im südlichen und namentlich im südwestlichen Theile des M.es am häufigsten. Eine große Kette läuft aus der Mondmitte nach Süden, anfangs in zusammenhängenden Reihen, jenseits des 36° aber in getrennten Gliedern. Zwei ähnliche Reihen ziehen eine 60° östlich, die andere 60° westlich von der vorhin erwähnten. Alle 3 Reihen beginnen in der Nähe des Aequators und enden in den mittleren Breiten der südlichen Halbkugel. Die eigentlichen sogenannten Ringgebirge, die der Kreisform mehr oder weniger nahe kommen, stehen in einigen Mondgegenden so dicht gedrängt zusammen, daß fast nichts Anderes zwischen ihnen Platz hat und ihre Form der polygonen sich nähert. Meist haben diese Gebirge ringsum dieselbe Höhe. Häufig fällt der Wall nach innen und nach außen terrassenförmig ab, oder Ausläufer verzweigen sich vom Walle aus nach verschiedenen Seiten. Im Innern zeigt sich am häufigsten ein sogenannter Centralberg, oft nur wie eine schwache Narbe von sehr geringer Höhe, oft aber auch pikförmig, oder in den größern Ringflächen als ein kleines Massengebirge. Die Zahl der Ringgebirge bis zu 2 Meilen Durchmesser abwärts übersteigt schon 1000; doch noch ungleich größer ist die Zahl der Krater, von denen ein Fernrohr von 5 Fuß Brennweite gegen 15—20,000 entdeckt. Die meisten haben eine durchaus regelmäßige Form; Ungleichheiten des Kammes, kleine Verzweigungen ꝛc. gehören zu den Ausnahmen von der Regel. Sehr gewöhnlich sieht man zwei oder mehre reihenweise wie Perlenschnüre aneinader gereiht, in welchem Falle gewöhnlich zwei benachbarte einen gemeinschaftlichen Wall haben. An einzelnen Stellen zeigt der M. auch Gebirgsketten, welche unsern terrestrischen gleichen; doch sind dieselben seltener und weniger ausgedehnt. Die Thäler sind auch hier kraterähnlich, die Gipfel vorherrschend, zuweilen jedoch pikförmig. Weit häufiger als auf der Erde sind isolirte Berge ohne allen Zusammenhang, oder Gruppen von oft unzähligen Hügeln. Die grauen ebenern Landschaften sind ohne Ausnahme von langen flachen, meist geraden, oder doch nur in großen Krümmungen dahin streichenden Höhenrücken durchzogen, die man Bergadern zu nennen pflegt. Sie stehen nicht mit Gebirgen in Verbindung, sondern steigen unmittelbar aus der Ebene empor; ihre Höhe ist unbeträchtlich, oft nicht über 50, selten gegen 1000 Fuß, so daß sie nur bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang einigen Schatten werfen, der sie kenntlich macht. Eine noch räthselhaftere Formation stellt sich uns in den sogenannten Rillen dar: schmalen, tiefen Furchen, die geradlinig oder nur in sehr mäßigen Krümmungen durch Ebenen oder auch durch Gebirgslandschaften hinstreichen. Bis jetzt sind deren gegen 90 aufgefunden; die beiden ersten fand Schröter 1788. Man kann sie als glänzende Lichtlinien und als schwarze Fäden erblicken, ersteres im Vollmonde, letzteres bei schräger Beleuchtung. Sie durchschneiden oft die Krater, so daß sie den Rand derselben sprengen und mit selbstständigen Wällen durch das Innere fortziehen. Schlängelnde Krümmungen kommen bei ihnen fast gar nicht vor; dagegen sieht man sie an einigen Stellen zu zwei, drei und vier nebeneinander parallel fortstreichen. Ihre Breite ist fast durchweg gleich. Man hat diese Rillen bald für Flüsse, bald für künstliche Kanäle, bald für Landstraßen angesehen; aber keine dieser Annahmen kann auf einige Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. Ob der Mond Vulkane besitze, wie man aus der Gestalt vieler Berge schließen will, ist unentschieden; allein jedenfalls kann von einer eigentlich vulkanischen Kraft in unserm Sinne nicht die Rede seyn, auch ist von neueren Eruptionen derselben keine Spur zu bemerken. Die Verschiedenheiten in der Beleuchtung der Mondfläche mögen ihren Grund in der eigenthümlichen Formation des Mondbodens haben. Die dunkleren Stellen sind wahrscheinlich lockerer, die helleren starrer, und die merkwürdigen Lichtstreifen, welche zum Theil als Strahlensysteme erscheinen, sind vielleicht der Rester eines ganz vergasten Bodens. Daß der M. und überhaupt alle Weltkörper lebende Bewohner haben, ist im höchsten Grade wahrscheinlich, da einerseits kein Grund abzusehen ist, weshalb die Erde diesen Vorzug allein haben sollte, andererseits aber überall, wo wir Einrichtungen getroffen sehen, welche Bewohner möglich machen, diese auch wirklich anzunehmen sind, wobei sich jedoch von selbst versteht, daß jeder Weltkörper nur mit solchen Bewohnern versehen seyn kann, die seiner Naturbeschaffenheit angemessen sind. Ob wir aber mit den Seleniten je eine nähere Bekanntschaft machen werden, ob wir die Erfolge ihrer Thätigkeit auf der Oberfläche des M.es jemals werden bemerken können, muß mindestens höchst zweifelhaft erscheinen. Gelänge es auch, mit einer 1000maligen Vergrößerung noch gute Beobachtungen auf der Mondscheibe zu machen, so würden die Gegenstände auf derselben immer noch nicht deutlicher erscheinen, als mit freiem Auge in $^{1000}/_{1000} = 50$ Meilen Entfernung; aber auch das schärfste Auge ist nicht im Stande, einen Menschen, ein Pferd u. dgl. in einer Entfernung von über eine Meile noch deutlich wahrzunehmen. Was wir von den Mondbewohnern, sobald wir solche annehmen, mit Sicherheit aussagen können, stützt sich nicht auf unmittelbare Beobachtungen, sondern auf indirekte Folgerungen. Die scharfen Gegensätze zwischen Licht und Schatten, der Mangel eines vermittelnden Halbdunkels, der Dämmerungen und der den Strahl der Sonne mildernden Atmosphäre, macht es nothwendig, daß die Sehwerkzeuge der Seleniten anders als die unserigen eingerichtet sind. Die Tage und Nächte sind auf dem M.e fast 30mal länger als

Digitized by Google

bei uns; wenn nun dort wie hier die Nächte zur Ruhe, die Tage zur Arbeit bestimmt sind, so muß der Körper der Seleniten weit langsamer ermüden als der der Erdbewohner, also in dieser Beziehung kräftiger und ausdauernder seyn. Eben so wird sich die große Leichtigkeit, mit welcher auf dem M.e alle Bewegungen hervorgebracht werden, auch in den Bewegungswerkzeugen der Mondbewohner ausprechen.

Da der M. von allen Weltkörpern derjenige ist, welcher der Erde am nächsten steht, so läßt sich schon aus diesem Grunde ein Einfluß desselben auf die Erde vermuthen. Am augenfälligsten ist diese Einwirkung in der bekannten Erscheinung der Ebbe und Fluth (s. d.). Wenn aber der M. schon auf das Wasser eine so bedeutende Anziehungskraft ausübt, so muß dasselbe auch in Hinsicht auf die Luft Statt finden und ebenso wie im Wasser in der Luft eine Ebbe und Fluth eintreten, welche sich durch Luftströmungen kund gibt. Daher entstehen die Winde, welche zur Zeit des Neu- und Vollmondes und der Tag- und Nachtgleiche einzutreten pflegen. Auf diesem Einfluß, welchen der M. auf die Luft und durch diese mittelbar auf die organische Natur ausübt, mögen die Regeln beruhen, welche sich bei den Landbebauern aller Erdstriche in Hinsicht auf Pflanzen, Säen, Pfropfen ꝛc., soweit sie sich auf den M. beziehen, durch lange Erfahrungen Geltung verschafft haben. Kann nun ein Einfluß des M.es auf das Leben der Pflanzen nicht abgeleugnet werden, so ist ein solcher auf den thierischen Körper, hauptsächlich durch Vermittelung des für solche Reize empfänglicheren Blut- u. Nervensystems, ebenfalls nicht wohl zu bestreiten. Meat und Andere haben beobachtet, daß Entstehung, Verschlimmerung und Verbesserung gewisser Krankheiten mit gewissen Mondphasen im Zusammenhang stehen, wie dies namentlich mit der dem Mondlaufe ähnlichen und mit siebentägigem oder in seiner Quadruplikation viermal siebentägigem Typus durch einen großen Theil der pathologischen Erscheinungen sich hindurchziehenden Periodicität der Fall seyn soll. Indessen gestehen diese Beobachter selbst, daß bei Gefunden der Einfluß des M.es auf die Lebensäußerungen weniger bemerkbar sey. Ueber die Wirkungen des Mondlichtes s. oben. Vgl. Schübler, Untersuchungen über den Einfluß des M.es auf die Veränderungen in unserer Atmosphäre, 1830.

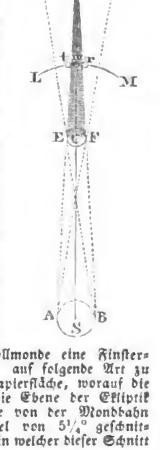
Monda, Stadt in der spanischen Provinz Malaga, mit 10,000 Einw.

Mondberg, s. Chiromantie.

Mondblindheit, eine dem Pferde und dem Esel und den Bastarden von beiden eigenthümliche periodisch bis zur Erblindung wiederkehrende Entzündung der Augen, über deren Ursachen man wenig Sicheres weiß. Die ärztliche Behandlung wird nur selten von einem befriedigenden Erfolge gekrönt. Am wohlthätigsten zeigen sich noch Umschläge von gelind narkotischen Mitteln, die Anwendung der Wärme, Einreibungen der grauen Quecksilbersalbe in Verbindung mit narkotischen Extrakten in der Nähe der leidenden Augen und dergleichen. Die Krankheit ist fast in allen europäischen Ländern ein Gewährsfehler, dessen Gewährzeit jedoch verschieden festgesetzt ist. Nach dem preußischen Landrechte beträgt sie 28 Tage.

Mondego, 1) Fluß in der portugiesischen Provinz Beira, entspringt in der Serra Estrella, fließt nördlich, dann südwestlich, mündet in den atlantischen Ocean und bildet die Häfen Figueira und Buarcos. Er führt Goldsand mit sich; sein Lauf beträgt 24 Meilen, wovon 15 Meilen schiffbar sind. Nebenflüsse sind rechts der Dao, links der Ceira. — 2) (Moreteq), Fluß in Brasilien, Provinz Matto-Grosso, entspringt am Westabhang der Serra de St. Jozé, ist schiffbar u. mündet nordöstlich von Nova Coimbra in den Paraguay.

Mondfinsterniß (Eclipsis s. defectus lunae), das bekannte Phänomen, bei dem wir den Mond zur Zeit seiner Opposition mit der Sonne, oder zur Zeit des Vollmondes in der Weise seines Lichtes beraubt sehen, daß uns eine schwarze Scheibe von Osten gegen Westen durch den Mond, diesen mehr oder weniger bedeckend, zu rücken scheint. Diese schwarze Scheibe ist nichts Anderes, als der Schatten der Erde, welche zur Zeit des Vollmondes zwischen Sonne und Mond steht, die Verfinsterung des Mondes daher nichts Anderes, als des Mondes Eintreten in den Erdschatten. Geht nun der ganze volle Mond durch den Erdschatten, so daß er gar kein Licht von der Sonne erhalten kann, so ereignet sich eine totale, M., in jedem andern Falle hat man nur eine partielle M. Jene ist entweder eine totale mit Dauer, od. ohne Dauer, je nachdem der in den Erdschatten eingesenkte Mond eine Zeit lang in demselben verweilt oder nicht. Fallen endlich die Mittelpunkte des Schattens und der Mondscheibe aufeinander, so heißt die M. central, wobei die totale M. $1^3/_4$ Stunden dauern kann. Es sey die Sonne (s. Fig.) in S, in C die Erde, EHF der von den äußersten Sonnenstrahlen AH und BH begrenzte wahre Erdschatten, welcher nach Grundsätzen der Optik kegelförmig ist und sich bis nach H, etwa 217 Erdhalbmesser weit von ECF, erstreckt. Da nun der Mond nur 60 Erdhalbmesser von C entfernt ist, so kann er, wenn ML einen Theil der Mondbahn vorstellt, bei r, wo er von der Erde aus der Sonne gegenüberstehend gesehen wird, mit seinem östlichen Rande in den Schatten treten, bei m gänzlich verfinstert werden und bei t wieder den Schatten verlassen. Die Ursache, warum nicht bei jedem Vollmonde eine Finsterniß entstehen müsse, ist auf folgende Art zu erklären: Wenn die Papierfläche, worauf die Figur verzeichnet ist, die Ebene der Ekliptik vorstellt, so wird diese von der Mondbahn ML unter einem Winkel von $5^1/_2{}^0$ geschnitten. Die gerade Linie, in welcher dieser Schnitt



Digitized by Google

geschieht, heißt die Knotenlinie; von dieser wird also die Mondbahn in 2 Theile getheilt, deren einer über, der andere unter die Fläche der Figur fällt, in welcher die Knotenlinie selbst liegt. Wenn demnach zur Zeit des Vollmondes, wo der Mond nach r kommt, die Knotenlinie nicht weit von der Lage Cm abweicht, d. i. wenn ein Mondknoten in oder nahe bei M fällt, so wird der Mond der Ebene der Ekliptik nahe kommen und folglich den Erdschatten treffen können. Ist er aber zur Vollmondzeit von seinem Knoten zu weit entfernt, so kann er entweder unter oder über den Erdschatten weggehen, mithin gar nicht verfinstert werden. Nun ist der größte scheinbare Halbmesser dieses Schattens 47 Minuten und der des Mondes 17′; folglich kann keine partielle M. mehr eintreten, wenn der Abstand des Mittelpunktes des Mondes von der Ekliptik oder seine Breite im Augenblicke des Vollmondes 64′ = 47′ + 17′ übersteigt, wo dann der Mond von seinem nächsten Knoten 12° bis 13° entfernt wäre. Eine totale Verfinsterung wird unmöglich, wenn die Mondbreite 30′ = 47′−17′ übersteigt, in welchem Falle die Entfernung des Mondes vom nächsten Knoten über 6° betragen muß. Allen denjenigen Gegenden, welche den Mond sehen können, erscheint derselbe zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise verfinstert, was bei einer Sonnenfinsterniß hinsichtlich der Sonne nicht der Fall ist. Uebrigens wird der Mond durch seine totale Verfinsterung sehr selten (z. B. 1606 u. 1816) völlig unsichtbar; in der Regel erscheint er in einem kupferrothen Licht, während bei partieller Verfinsterung der Erdschatten dunkelgrau erscheint. Die ersten Beobachtungen über M.e wurden von den Chaldäern angestellt. Ptolemäus berichtet, daß Hipparch zur Entdeckung der Ungleichheiten im Mond drei M.e beobachtet habe, wovon die erste zur Zeit des Archonten Phanostrates (zu Athen) sich ereignete, mithin in das Jahr 480 v. Chr. fiel. Thales war wohl der Erste, welcher auf die Entstehung der Finsternisse durch den Erdschatten hinwies.

Mondgebirge, bei arabischen Schriftstellern Dschebel-el-Komr, ein bisher auf die Autorität des Ptolemäus hin, der den Nil in einem Gebirge dieses Namens entspringen läßt, angenommenes Gebirge, das man, als den vermeintlichen Nordrand des Hochlandes von Südafrika, vom Kap Guardafui am indischen Meere quer durch den ganzen Erdtheil bis zur Bai von Benin am atlantischen Ocean sich erstrecken ließ. Da die Reisenden es daselbst nicht fanden, so zweifelte man überhaupt an der Existenz dieses Gebirges. Im J. 1848 sah jedoch der Missionär Rebmann auf einer Wanderung von der Küste Zanguebar ins Innere Südafrika's aus weiter Ferne, etwa unter 1°/₃° südlicher Breite und 52° östlicher Länge einen mit Schnee bedeckten hohen Gipfel, den Kilimandscharr, dessen Höhe von Rebmann zu 18,765 pariser Fuß angegeben wird. Die Umgegend heißt bei den Eingebornen Mono Mozzi, gleichbedeutend mit M. Das M. erstreckt sich wahrscheinlich auf dem Ostrande Hochafrika's von dem N'Yassisee nach Norden bis zum Alpenlande von Habesch.

Mondgleichung, die Ausgleichung des Epaktencyklus, in welchen außerdem alle 300 Jahre (genauer alle 310 Jahre) der Neumond um 1 Tag früher fallen würde; s. Epakten.

Mondgöttin, s. Selene.

Mondidier, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Somme, am Dom, mit Handelsgericht, Fabriken in Strümpfen, Hüten und Mützen und 5000 Einw.

Mondillo, Getreidemaß zu Palermo, 685°/₉ = 1 Last in Amsterdam.

Mondinsel, s. v. a. Madagaskar.

Mondkalb, s. Mole.

Mondkarten, s. Mond.

Mondkraut, s. v. a. Lunaria rediviva L.

Mondonedo, Stadt im spanischen Königreich Galicien, Provinz Luge, an der Masma, Bischofssitz, hat eine Kathedrale, Leinwandfabrik, Gerbereien und 4000 (6100) Einw.

Mondoubleau, Stadt im französischen Departement Loir-Cher, Bezirk Vendôme, mit Serges- und Baumwollenzeugfabrikation, Gerberei, Handel mit trockenen Früchten und 2050 Einw.

Mondovi, Stadt und Festung im sardinischen Fürstenthum Piemont, am Ellero, ist Hauptort einer Provinz von 34³/₄ □Meilen mit 150,000 Einwohnern, Sitz eines Bischofs, hat ein bischöfliches Seminar, ein Schloß, eine Kathedrale, 15 Klöster, 5 Pfarrkirchen, 2 Hospitäler, eine Bank, Manufakturen in Kattun, Seide, Tuch, Papier, ansehnlichen Handel und 18,000 Einwohner. M. war seit 1347 von dem Grafen Amadeus V. von Savoyen seinem Gebiet einverleibt, machte sich zwar auf kurze Zeit wieder frei, blieb aber seit 1396, wo sie sich dem Grafen Amadeus VI. unterwarf, ununterbrochen unter savoyischer Herrschaft. In neuerer Zeit wurde M. merkwürdig durch die Schlacht am 21. April 1796 zwischen den Franzosen unter Masséna und Augereau und den Oesterreichern unter Beaulieu, in welcher die letzteren unterlagen.

Mondragon, Stadt in der spanischen Provinz Guiposcoa, am Deva, hat Fabriken in Eisen- und Stahlwaaren (die besten Spaniens), Kupferschmieden, Kanonen- und Flintenlaufbohrerei, Obstbau und 3000 Einwohner; in der Nähe warme Bäder.

Mondstein, s. v. a. edler Adular; s. Feldspath.

Mondsucht, s. Somnambulismus.

Mondzeiger, s. v. a. Epakten.

Mone, Franz Joseph, deutscher Alterthumsforscher, am 12. Mai 1792 zu Mingolsheim bei Heidelberg geboren, besuchte das Gymnasium zu Bruchsal und das Lyceum zu Rastadt und studirte seit 1814 zu Heidelberg vorzugsweise Philosophie und Geschichte. Nachdem er sich daselbst 1817 habilitirt hatte, wurde er 1818 Sekretär an der Universitätsbibliothek, 1819 außerordentlicher und 1822 ordentlicher Professor der Geschichte, 1825 Direktor der Universitätsbibliothek, folgte dann 1827 einem Ruf als Professor der Statistik und Politik an die Universität Löwen, verlor aber gleich den andern deutschen Professoren nach dem Ausbruch der Revolution seine Stelle und begab sich nach Heidelberg zurück, wo er eine Zeit lang die Redaktion der „Karlsruher Zeitung" führte, bis er 1835 Geheimer Archivrath

Digitized by Google

und Direktor des Generallandesarchivs zu Stuttgart wurde. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Einleitung in das Nibelungenlied" (Heidelberg 1818); „Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa" (2 Bde., Heidelberg 1822—23), „Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache" (Bd. 1, Aachen und Leipzig 1830); die Ausgabe des lateinischen „Reinardus vulpes" (Stuttgart 1832); „Untersuchungen zur deutschen Heldensage" (Quedlinburg 1836); „Uebersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit" (Tübingen 1838); „Altdeutsche Schauspiele" (Quedlinburg und Leipzig 1841); „Urgeschichte des badischen Landes bis zum Ende des 7. Jahrhunderts" (Bd. 1 und 2, Karlsruhe 1845); „Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte" (daf. 1851).

Monein, Stadt im französischen Departement Niederpyrenäen, Bezirk Oléron, mit Weinbau und 6000 Einwohnern. In der Umgegend Blei-, Kupfer- und Eisengruben.

Monembasia, s. Napoli di Malvasia.

Monemerisch (v. Gr.), eintägig, in einem Tage (angeblich) heilend.

Monesia, ein Extrakt, welches wahrscheinlich aus der Rinde einer in Brasilien einheimischen Sagotea, Chrysophyllum glycyphlaeum, bereitet wird, bildet 20 bis 25 Millimeter dicke, schwarzbraune, sehr brüchige, aber auf dem Bruche, dem Kino und Katechu ganz ähnliche Tafeln, löst sich vollständig in Wasser, schmeckt anfangs süß, später adstringirend und kratzend. Es hat in der Medicin als Tonikum Anwendung gefunden.

Monestier (M. de Briançon), Flecken im französischen Departement Oberalpen, Bezirk Briançon, am Cuiſanne, mit Kupfer-, Graphit-, Steinkohlengruben, Handel mit Eisenwaaren und 3000 Einwohnern. Die dortigen Thermalquellen sind sehr besucht.

Monestiés, Kantonstadt im französischen Departement Tarn, Bezirk Alby, am Cérou, mit Leinwand-, Garn- und Viehhandel und 1650 Einwohnern.

Moneta (lat.), die Münze; auch der Stempel, womit Geld geprägt wird.

Monetia, Pflanzengattung aus der Familie der Asclepiadeen, Sträucher in Ostindien und auf dem Kap, mit der bekanntesten Art: M. barlerioides Herit., von welcher die Blüthen auf dem Kap als ein ausgezeichnetes Mittel bei Husten, Auszehrung und schleimigem Asthma gebraucht werden.

Monfalcone, Stadt im österreichisch-illyrischen Kreis Görz, am Fuße eines mäßigen Berges, mit verfallenem Schlosse, 1½ Stunden vom adriatischen Meere entfernt, das hier den Meerbusen von M. bildet, an der Straße von Görz nach Triest, in sumpfiger Gegend, hat ein Schloß (la Rocca), einen Hafen (Ponto Rosega), Salzquellen und 1800 Einwohner. Die dortigen Thermalquellen waren schon den alten Römern bekannt, blieben aber lange zwischen den Felsen, denen sie entspringen, und dem Sumpfe, in welchen sie fließen, unbeachtet, bis 1433 Francesco Nani, damals Podesta von M., das Bad wieder herstellte. Das Wasser derselben ist dadurch besonders merkwürdig, daß es alle 24 Stunden mit Fluth und Ebbe des adriatischen Meeres steigt und fällt und um so wärmer ist, je höher und heftiger die See geht. Es hat gewöhnlich die Temperatur von 30° R. Es ist klar und verliert weder seine Durchsichtigkeit, noch bildet es einen bedeutenden Bodensatz. Sein Geschmack ist salzig. Nach Anton Vivali's Analyse enthält es, außer einer unbestimmten Menge von Schwefelwasserstoffgas, schwefelsaure Magnesia, schwefelsaure Kalkerde, Chlornatrium, Chlormagnium und kohlensaure Kalkerde. Man rühmt diese Bäder vorzüglich gegen Rheumatismen und Gicht, chronische Haut- und Nervenkrankheiten, so wie veraltete, schwerheilende Wunden.

Monfia, Insel an der Küste Zanguebar, von Felsen umgeben, nicht groß, aber schön und dem Sultan von Maskate unterworfen.

Monflanquin, französische Kantonstadt, Departement Lot-Garonne, Bezirk Villeneuve sur Lot, an der Lède, mit 5080 Einwohnern.

Monforte, 1) Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, südwestlich von Alba, mit 2500 Einwohnern. — 2) Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Messina, auf einem Berge, mit 1900 Einwohnern. — 3) Stadt im spanischen Königreich Valencia, Provinz Alicante, mit Oehlmühlen und 3500 Einwohnern. — 4) M. de Lemos, Stadt im spanischen Königreich Galicien, Provinz Orense, Sitz eines Bischofs, mit Leinen- u. Seidenweberei und 5500 Einwohnern.

Monge, Gaspard, ausgezeichneter französischer Mathematiker und Physiker, geboren am 10. Mai 1746 zu Beaune als der Sohn eines armen Handelsmannes, bildete seine natürlichen Anlagen auf dem Collége von Lyon so rasch aus, daß ihm daselbst schon im 16. Lebensjahre ein Lehramt der Physik übertragen wurde. An der Artillerieschule zu Mezières, wohin er bald versetzt wurde, konnte er anfangs wegen seiner niedern Herkunft keine rechte Stellung gewinnen, bis er mehre für das Genieweſen wichtige Entdeckungen machte, worauf ihm die Professur der Mathematik und Physik übertragen wurde. Er trat darauf mit Condorcet, Lavoisier und d'Alembert in Verbindung, wurde 1780 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und als Professor der Hydrodynamik nach Paris berufen. Den Revolutionsideen ergeben, erhielt er nach dem 10. August 1792 das Ministerium der Marine. In dieser Stellung wurde er vom Konvent beauftragt, an Ludwig XVI. das Todesurtheil vollstrecken zu lassen. Bald darauf legte er sein Portefeuille nieder und übernahm die Leitung der sämmtlichen Gewehrfabriken, Geschützgießereien und Pulvermühlen der Republik. Während der Schreckensregierung bewahrte ihn nur seine Unentbehrlichkeit vor der Guillotine. Unter der Direktorialregierung gründete er die polytechnische Schule und übernahm selbst das Lehrfach der Mathematik, reiste dann im Auftrag der Regierung nach Italien, um die eroberten Kunstschätze nach Paris zu geleiten, und ward mit Berthier von Bonaparte zu Ueberbringern des Friedensinstruments von Campo-Formio an das Direktorium gewählt. Obschon er der Politik ziemlich ferne stand, ward er doch mehrmals als Mitglied des Direktoriums vorgeschlagen. Darauf erhielt er mit Dannou

Digitized by Google

den Auftrag, nach Rom zu gehen u. daselbst die Republik zu organisiren. Von da begab er sich auf eine Einladung Napoleons nach Aegypten und übernahm das Direktorium des ägyptischen Instituts, so wie die Leitung der Aufsuchung und Durchforschung der ägyptischen Alterthümer. Mit Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt, trat er wieder in seine Stellung als Professor an der polytechnischen Schule zurück. Obgleich er sich den aristokratischen Reformplanen, welche Napoleon nach seiner Thronbesteigung mit der Anstalt beabsichtigte, entschieden widersetzte, so verlieh ihm der Kaiser doch in Anerkennung seiner großen Verdienste die Senatorei von Lüttich mit dem Titel eines Grafen von Pelusium und ein Majorat in Westphalen und unterstützte ihn außerdem mit Geld, welches M. für die Bildung armer Zöglinge verwendete. Der Sturz Napoleons hatte für das Institut und für seine eigene Person gleich nachtheilige Folgen. Jenes ward vernachlässigt und verkümmerte, er selbst verlor seine Aemter und ward aus der Liste des Instituts gestrichen. Mehrmals von Schlaganfällen heimgesucht, verfiel er in tiefe Melancholie und † den 18. Juli 1818. In der Wissenschaft nimmt er als Entdecker vieler wichtigen physikalischen Gesetze und Erfinder der sogen. deskriptiven Geometrie eine hervorragende Stelle ein. Seine bedeutendsten Schriften sind: „Traité élémentaire de statique" (7. Aufl., Paris 1834; deutsch von Hahn, Berl. 1806); mit Vandermonde u. Berthollet: „Description de l'art de fabriquer les canons, et un avis aux ouvriers en fer sur la fabrication de l'acier" (Par. 1794); „Leçons de géométrie descriptive"(6.Aufl., daf. 1837; deutsch von Schreiber, Freib. 1822); „Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du 1. et du 2. degré" (4. Aufl., Par. 1809). Vgl. Dupin, Essai historique sur les services et les travaux scientifiques de M., Paris 1819.

Monghir (Mongheer), Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Bahar, rechts am Ganges, mit einem Felsenfort und Arsenal.

Monghoa, asiatische Stadt, China, Provinz Yünnan, westlich von Yünnan-fu.

Mongolei (Land der Mongolen), das zum chinesischen Reiche gehörige Plateau zwischen dem eigentlichen China im Süden und Sibirien im Norden, der sogen. hohen Tatarei im Westen und der Mandschurei im Osten, etwa zwischen 40 und 50° nördl. Br., umfaßt einen Flächenraum von etwa 53,000 □Meilen. Den nördlichen Grenzwall der M. bildet das System des Altai, und zwar der Zweig desselben, der der östliche Ulntau oder das mongolische Grenzgebirge genannt wird, in dessen höchster Erhebung, dem Khan oola (Schanula, Schanghai, d. i. Königsberg), sowohl Zuflüsse des Jenisei, der ins Eismeer geht, als der große Amur entspringen, welcher dem östlichen Ocean zufließt. Von hier aus behauptet die östliche Richtung des Altaisystems der Khinggan, der in geringerer Höhe fortsetzt, bis er an den anderen Khinggan stößt, welcher von Norden nach Süden durch einen Theil der Mandschurei, die M. und in derselben gegen Südwesten fortläuft, durch die große Mauer setzt und tief in China eindringt. Das innere Land selbst liegt hoch über der Meeresfläche, am Khinggan oola wohl bis 8000 F., am Khan oola 4000 F., und ist von Felsengebirgen in vielen Richtungen durchzogen. Die ganze nördliche Hälfte der M. wird von den südlichen Zweigen des hohen Grenzgebirges in einzelne Flächen zerschnitten, welche gutes Weideland enthalten. Die Gewässer der M. sind meist Salzseen und Steppenflüsse. Die westlichste Hochfläche derselben schließt gleich am kleinen Altai im Süden den größeren Usbasee ein, welchen der Teß, ein aus dem Tangnu herabfallender Fluß, und der von Südwesten kommende Sakkikhara, nebst andern Steppenflüssen, bilden. Südwestlich von ihm liegt der Aral noor (Jche Aral), in welchen der Dsabkian von Südosten herein mündet. Einige geringere Seen, der Durghe noor, Sirkha noor, sind an der südwestlichen Grenze gegen die Steppen der Songarei zerstreut, andere am Westabhang des Tangnugebirges. Ein größeres Netz von fließenden Wassern ist zwischen dem Khan oola und dem südlichen Tangnu ausgebreitet. An ersterem entspringen die Quellenflüsse der Selenga, welche nach Norden dem Baikalsee zueilt. Auf der Ostseite des beherrschenden Königsbergs (Khan oola) entquillt ihm zuerst nördlich der Onon, später Schilka und Amur genannt, der sich zunächst durch sibirische Gebiete nach Norden wendet, sodann südlich der Kerulun, nachher Argun, der große Zufluß des ersteren. Die Seitengewässer dieser beiden befruchten das Land. Der Kerulun tritt an der Ostgrenze der M. in den See Dalai (Ehu-lun) ein, der nicht weniger als 48 deutsche Meilen Umfang hat. Im Süden des Weidelandes dehnt sich das furchtbare Sandmeer (Kanhai), Schamo oder Kobi, gegen Westen auch Schaschin genannt, in einer Breite von 100—200 Stunden, von den Grenzen der Mandschurei bis gegen Khotan hingestreckt, 400 Meilen lang aus, durch das Gebirge Talain Irmük (Steppengrenze) in eine nördliche und südliche Hälfte getheilt. Im Süden der Wüste erscheint wasserreiches Land, die Weiden der Ordos, wo sich der große Hoanghoström durch die chinesische Mauer nach Norden bricht und in großem Bogen weiter östlich durch denselben Grenzwall zurückkehrt. Vermöge der geographischen Lage und der absoluten Höhe (bis 8000 Fuß) des Landes ist das Klima rauh. Die Winter sind sehr kalt und nur für den Mongolen zur Noth erträglich; aber auch im heißen Sommer sind Nordstürme mit Schnee und Eis nicht selten. Ueberhaupt ist der Charakter der Temperatur das plötzliche Umsetzen des Wetters. Was von der Wüste in höherem Grade gilt, findet in geringerem, durch die über 10° sich erstreckende Breite, in den Steppen Statt. Die Vegetation erscheint an den Gehängen der nördlichen Gebirge ungleich reicher, als in den Steppen. Bis jenseits des Tulaflusses nach Süden sind die Thäler mit Wäldern von Fichten, Zirbelbäumen, Lärchen, Birken, Tannen, Cedern und Weißpappeln schön bewachsen; weiter gegen Süden aber, wo man die Berge hinan auf die höhere Fläche gelangt, kriecht nur noch Gestrüpp auf dem kahleren Boden, bis endlich die Vegetation im Wüstensand erstirbt und

Digitized by Google

sich erst in der Nähe der chinesischen Mauer wieder erholt. In den wasserreichen Seebecken und Flußthälern der Khalkhas ist die Weide vortrefflich, bei Kiachta baut man sogar Getreide; aber nach Süden wird der Boden zuerst baumloses Steppenland, sodann immer kahler, und endlich ist es nichts mehr, als der grobe Granitsand und die bunten Kiesel (darunter Karneole, Jaspis, Achate u. a.), was das Auge erblickt. Im Süden der Wüste wird etwas Ackerbau getrieben; auch wilde Pfirsichbäume u. a. kommen in den dortigen Gebirgsthälern fort, Eichen, Linden, Nußbäume bekleiden die Steilthäler und klippigen Pässe, durch welche man nach den Pforten von China hinabsteigt, eben so wie die östlichen Berghöhen nach der Mandschurei hin. Die Ginsengpflanze gedeiht hauptsächlich in der M. Von Thieren nährt gleichfalls der Nordsaum eine größere Mannichfaltigkeit, als die Mitte und sogar vielleicht der Südrand des Steppenlandes. Dort finden sich in den Hochwäldern noch die Bewohner des Altai. Dazu kommen mehre Arten des Eichhorns, worunter das fliegende, verschiedene Mäuse und Springer, Gerboas, Biber, Igel, Stachelschweine, Leoparden, Bezoarböcke, Kropfgazellen. Die Rennthiere verkünden den hohen Norden der Erde. Auch wilde Pferde kennt man. Das östliche Randgebirge beherbergt dieses Wild in großer Masse. Weiße Bären soll der nördlichste Theil hegen. Die vielen Seen und Flüsse sind durch Fische und Wasservögel, die Steppe durch Wachteln, Haselhühner ꝛc. belebt. Hausthiere hegt ohnedies die große Viehwirthschaft (Schafe, Pferde, Kameele, Esel, Büffel, gewöhnliches Hornvieh). Im Süden hat das Land dieselben thierischen Bewohner, wie Nordchina. Die Wüste hegt nur wenig Wild und fast gar keine Insekten. Die Schätze des Mineralreichs, namentlich an Metallen, sind bis jetzt noch völlig unbekannt und unbenutzt. Die Mehrzahl der menschlichen Bewohner des Landes sind die Mongolen, ein Zweig der großen mongolischen Völkerfamilie, zu welcher auch die Kalmücken und Burâten gehören. Diese Mongolen im engern Sinne, die am reinsten den Typus der nach ihnen benannten Race an sich tragen, sind von mittlerer Statur, mager, aber muskulös; sie haben schwarze, straffe Haare, auf der Stirn und an den Schläfen abgeschoren, hinten aber in einen Zopf geflochten, der auf dem Rücken hinunterhängt, ein rundes, unten spitziges Gesicht mit schwach ausgeprägten Formen, eine flache Stirn, ein kleines Kinn, eine gelbbräunliche Gesichtsfarbe mit rothen Wangen, große und weit abstehende Ohren, weite Augenhöhlen, aber kleine, tiefe und schiefliegende Augen mit einem durchdringenden Blick, eine etwas platte Nase, hoch hervorstehende Backenknochen, einen dünnen Bart, großen Mund, aufgeworfene kleine Lippen, unmäßig breite Schultern und, in Folge des vielen Reitens auf einem hohen Sattel mit kurzen Steigbügeln, meist auswärts gedehnte Kniee und einwärts gebogene Füße. Der Mongole ist offen, mäßig, gutmüthig und gastfrei, aber auch träge, schmutzig, zanksüchtig und stolz auf den Ruhm seines Volkes. Diebstahl und noch weit mehr Raub haßt er und verfolgt unnachsichtlich Jeden, der sich eines solchen Vergehens schuldig macht. Der Mann beschäftigt sich fast nur mit Jagd und den Waffen; die Besorgung des Hauswesens, wie die Erziehung der Kinder überläßt er der Frau. Es ist ihm nicht verboten, mehre Frauen zu nehmen, doch begnügt er sich gewöhnlich mit einer einzigen, die er sehr jung nimmt. Ehescheidungen sind nicht selten und können bei der geringsten Unzufriedenheit von irgend einer Seite Statt finden. Die Zärtlichkeit der Aeltern gegen ihre Kinder, so wie die Anhänglichkeit der Söhne und Töchter an Vater und Mutter ist wahrhaft rührend, und die Söhne haben auch nach ihrer Verheirathung gewöhnlich ihren Weideplatz mit dem Familienvater zusammen. Sobald das Futter an einem Weideplatze zu mangeln anfängt, was wohl jährlich zehn bis fünfzehnmal der Fall ist, bricht der ganze Stamm seine Jurten oder Filzzelte ab und zieht im Sommer nordwärts, im Winter aber nach Süden; Heerden, Männer, Frauen und Kinder bilden einen sorgfältig geordneten Zug, den die jungen Mädchen singend schließen. Sobald man eine geeignete Stelle gefunden hat, werden sogleich die Jurten wieder aufgeschlagen. Die Hauptnahrung der M. besteht in Milch, Butter und getrocknetem Käse; Fleisch, Wildpret und Fische werden selten gegessen, das Fleisch von Pferden und Kameelen nur bei Mangel an andern Lebensmitteln. Thee ist der Haupttrank des Reichen wie des Armen. Der Anzug der Mongolen ist eben so einfach, wie ihre Nahrung. Der Mann trägt im Sommer weite Beinkleider und einen langen Rock aus Nanking oder Seidenzeuch, der durch einen Gürtel, woran jederzeit Messer und Feuerzeug hängen, zusammen gehalten wird; den Kopf bedeckt eine runde Mütze von Seidenzeuch mit einer Verbrämung von schwarzem Plüsch. Im Winter werden diese Kleider mit Pelzwerk vertauscht oder mit solchem gefüttert. Die weibliche Tracht ist der männlichen sehr ähnlich, nur etwas mehr gewählt; das Haupthaar fällt in zwei Flechten herab, die am Ende mit Silberstücken, Korallen, Glasperlen oder bunten Steinen geschmückt sind. Die Waffen bestehen nur aus Pfeilen, Bogen und einem kurzen Seitengewehre; Flinten sieht man selten. Die mongolische Sprache ist eine Ursprache, trotz vieler harten Laute sehr ausdrucksvoll und, wie es scheint, einer großen Ausbildung fähig. Sie theilt sich in 3 Hauptmundarten nach den Volksstämmen: die eigentlich mongolische, die kalmückische und burätische. Die mongolische Schrift, eine aus 187 Zeichen bestehende Sylbenschrift, wird, wie die chinesische, mit einem Pinsel auf dem Blatte senkrecht herunter geschrieben, die Zeilen aber werden von der Linken zur Rechten gezählt. Eine mongolische Grammatik (Petersb. 1831) u. ein mongolisches Wörterbuch (das. 1834) hat J. J. Schmidt geliefert. Die Literatur der für die Wissenschaft nicht unempfänglichen Mongolen ist bereits ziemlich reich, besteht aber bis jetzt noch meist aus Uebersetzungen chinesischer und hindostanischer Werke; das älteste ihrer eigenen Geisteserzeugnisse ist ihr theilweise bis zu den Zeiten Dschingiskhans hinaufreichendes Gesetzbuch, welches 1691 von den Gesetzkundigen zu Peking durchgesehen und umgearbeitet und in mongolischer, mandschurischer und chinesischer

Digitized by Google

Sprache gedruckt wurde. Die poetische Literatur besteht außer den religiösen Heldengesängen und Hymnen auf Buddha in geselligen, erotischen, Jäger- und Lobliedern auf gute Pferde. Die Volkslieder haben meist einen etwas düstern Charakter. Vorzüglich reich ist die mongolische Literatur an Religionsschriften, welche die buddhaistischen Lehren, mitunter aber auch Legenden enthalten, wie z. B. ein die Thaten des Bogda Ghesser Khan feierndes Gedicht, welches von J. J. Schmidt (Petersb. 1839) übersetzt worden ist. Religiösen Charakters sind auch die medicinischen, philosophischen und astrologischen Werke der Mongolen, wie nicht minder ihre geschichtlichen, doch enthalten letztere treffliche Materialien zur Geschichte der asiatischen Völker. In Europa ist besonders die Geschichte der Ostmongolen von Ssanang Ssetsen (1662 verfaßt, herausgegeben von J. J. Schmidt, Petersb. 1829, mit deutscher Uebersetzung) bekannt. Die Religion der Mongolen ist der Buddhismus. Mit Ausnahme eines Theils der nördlichsten Grenzbewohner und russischen Mongolen, die noch dem Schamanenglauben huldigen, verehrt die ganze Nation den Dalai Lama. Bei den nördlichen oder eigentlichen Mongolen residirt zu Urga im Khalkhaslande ein eigener Kutukhtu, sonst Gegenn genannt, ein Nomadenpatriarch, dem die Mongolen fast Allwissenheit zuschreiben und reiche Geschenke zutragen. Er stirbt eben so wenig, als der Dalai Lama, sondern seine Seele geht nur in einen andern Körper über, den die Regierung zu Peking unter den fürstlichen Familien der M. wählt. Sonst ist die Hierarchie dieselbe, wie anderswo bei den Buddhisten. Außer dem in jeder Jurte befindlichen Altar erscheinen noch Bethäuser (Suburgan oder Buncha) in Pyramidenform, aus Holz oder Stein, meist auf Höhen oder an der Straße stehend. Größere Tempel in tübetischem Styl, zum Theil von majestätischem Bau, sind zu Urga und in der südlichen M. Das Christenthum ist unter den Mongolen noch nicht näher bekannt geworden, obgleich die heilige Schrift in ihre Sprache übersetzt wurde. Die Mongolen der M. zerfallen in die Khor- oder Tschainaigot-Mongolen zwischen Tübet und der kleinen Bucharei, in die innern Mongolen südlich der Wüste Kobi und in die äußern sogen. Khalkhas-Mongolen nördlich der Wüste. Die sogen. Tschagan-Mongolen wurden bei der Eroberung China's durch die Mandschu an der chinesischen Mauer angesiedelt, wo sie gleichsam als Grenzwache dienen. Außer den Mongolen sind noch zu nennen: die Uriangkhai (Urânchen), welche den Bezirk dieses Namens, den nördlichsten der M., zwischen dem Wassergebiet der Selenga und dem Tangnugebirge inne haben. Es sind Nomaden, schamanischer Religion, und der Sprache nach Türken. Neben ihnen wohnen die verwandten Sojoten, wilde, rauhe Nomaden, die sich von Fleisch und Wurzeln nähren, ebenfalls schamanischen Glaubens. Einige Rennthiere bilden die Habe des gemeinen Mannes, eine schlechte viereckige Hütte sein Haus. Auch Chinesen wohnen in der M., u. zwar zählt man gegen 2½ Mill. Mongolen u. ½ Mill. Chinesen. Die M. zerfällt in mehre Aimaks (d. i. Stämme, Fürstenthümer), welche ihre besondern Rechte und Obliegenheiten, auch besondere Oberhäupter haben. Das größte und mächtigste unter allen ist das Aimak der Khalkhas, nördlich von der Wüste Gobi, das zur bessern Ordnung in den Nomadenplätzen und in der Regierung des Volks in 4 Jam oder Lu, d. i. Wege oder Ländergebiete (Provinzen) mit 86 Fahnen (Banner, Choschuns) eingetheilt ist, deren jede Provinz ihren erblichen Khan zum Oberhaupt hat. Im Osten der Khalkhas wohnen die Bargu-Burât als eigener Aimak (Fürstenthum) am Argunfluß im Solonenland über die mandschurische Grenze hinüber. Im Süden der Wüste erstrecken sich eine Menge von Aimaks, zusammen in 59 Fahnen. Ein eigener Distrikt, zum Theil von Mongolen, meist aber von Chinesen bewohnt, zur Provinz Perschelî gehörig, führt den Namen Regierungsverwaltung von Tschende und enthält eigentlich Jagdbezirke des Kaisers. Die Mongolen nennen den chinesischen Kaiser Bogdo-Khan. Das Tribunal des Auswärtigen (chinesisch Li-fang-juang, mongolisch Dschurgang, d. i. Kammer) zu Peking hat die oberste Leitung der M. Unter ihm gebieten in der Khalkhasmongolei 4 von einander unabhängige Khans, die mit ihren Räthen ganz unumschränkt regieren. Jeder Aimak wird eingetheilt in Choschuns (Fahnen, Divisionen), in Ssalan (Regimenter), in Somun (Schwadronen). Dieser ganz militärischen Abtheilung entsprechen dann auch die Beamten. Dieselben sind ebensowohl Kriegsanführer, als Richter und Steuerbeamte. Doch findet man bei den Khalkhas, den Grenzwächtern des Reichs gegen Rußland, für den Krieg noch einen Generalinspektor oder Dsiangghiun und 4 ihm an die Seite gegebene niedere Dsiangghiuns mit einem Kriegsrath für jedes Khanat. Die Dsassak oder Vorsteher der Choschun (meist Fürsten) vereinigen sich jährlich zu einem Landtag (in Ulassutal die Khalkhas), wo die wichtigsten Angelegenheiten geschlichtet und jene Vorsteher gewählt werden, die ihre Bestätigung selbst zu Peking einholen müssen. Der gewählte Dschulgandja (Landtagspräsident) ist eine der wichtigsten Personen. Für den Krieg besteht jeder Choschun aus einer Anzahl von Somun à 150 Familien. Alle 3 Jahre wird das Volk gezählt und die Zahl der Somun bestimmt. Ein Dsalan befehligt 6 Somun, ein Oberdsangin oder Utherida gebietet im ganzen Choschun. Sämmtliche höhere Beamte beziehen Gehalte von Peking. Die Taidsis und Tabunans bilden den niedern Adel, die Fürsten der verschiedenen Rangklassen den hohen. Die Lamas stehen neben demselben als zweiter Stand, das Volk macht den dritten aus. Die Ausübung der Rechtspflege ist in höchster Instanz dem Tribunal zu Peking vorbehalten; sonst aber entscheiden der Landtag, die Khane, die Dsassaks, kurz die Obern jeder Abtheilung. Zu Urga besteht für den Wan ein eigener Gerichtshof (Jamun). Seine Aussprüche bestätigt der Wan; fürchterliche Todesstrafen und Folter sind gewöhnlich. Eigenthümlich ist, daß die Beamten für jedes Verbrechen, dessen Thäter sie nicht ausfinden, an Geld gestraft werden. An Handelsplätzen befindet sich ein eigener Sargutschei (Handelsrichter). Die Einkünfte, die in den Schatz zu Peking fließen, sind

Digitized by Google

im Vergleich zu den hohen Besoldungen der Beamten gering. Außer in den südöstlichsten Theilen des Landes, wo die Noth die Bewohner so weit gebracht hat, daß sie in festen Hütten wohnen, Weizen, Gerste und Roggen bauen und die Viehzucht im Kleinen treiben, sowie in den chinesisch-mongolischen Kolonien des Distrikts Tschende, welche mit Ackerbau und Handel sich beschäftigen, sind alle Mongolen wanderude Viehhirten, die aber keineswegs leicht gute Weidebezirke finden. Es werden Kameele, Pferde, Rindvieh, Esel und Schafe gezogen. Auch der Kaiser hat eigene große Heerden in der südlichen M., und die Tschakhar sind seine bezahlten Hirten. Mit dem Fischfang beschäftigen sich die Mongolen, die als Buddhisten keine Fische essen, gar nicht, mit der Jagd, hauptsächlich auf Pelzwerk, fast nur die Fürsten. Es gibt deshalb Waldbezirke, welche Niemand betreten darf, weil sie Jagdreviere der Edeln sind. Der Kaiser selbst besitzt solche in der M. von großer Ausdehnung. Von Industrie kann fast nicht die Rede seyn. Außer dem Verfertigen von Stricken, Tüchern, Filzen, außer dem Gerben des Leders, der Zubereitung einfacher Lebensmittel, dem Zurüsten der Jurten, der Wagen, des Reitzeugs, der Waffen, welches Alles von den Hausmüttern und Hausvätern selbst geschieht, sind nur noch die Schmieden zu nennen, welche Feuerzeuge liefern, die wenigen Silberarbeiten ꝛc. Dagegen hat sich zwischen China und der M. ein lebhafter Handel entwickelt. Aus China holt der Mongole Reis, Getreide, Thee, Tabak, seidene und baumwollene Zeuche, nützliche Geräthschaften und Schmuck, gibt dafür seine Kameele, Ochsen, Schafe und Pferde; auch das Salz und der Borax der mongolischen Seen, vor Allem aber die Ginseng, das Monopol des Kaisers, wandern nach China. Bei Städten oder an der Grenze sind Handelsorte (Maimatschin) angelegt, in welchen chinesische Kaufleute ihre stete Wohnung haben. Die beträchtlichste Stadt der nördlichen M. und die eigentliche Hauptstadt ist Urga, bei den Mongolen Kura oder Kurea, am Tulaflusse, in einem von Osten nach Westen sich ziehenden ebenen Thale, mit etwa 25—30,000 Einw. Im Lande der Uelankhai und Sojoten liegt die Stadt Ulasfutai oder Ulatai, mit Graben und Pallisaden umgeben, von etwa 8000 Seelen bewohnt. Wo die berühmte Hauptstadt des Mongolenreichs, Karakorum (Hala-Holin, Para-Kotun, d. i. Tigerstadt), gelegen habe, darüber lauten die Annahmen sehr verschieden. Die meisten Städte der M. liegen längs der chinesischen Mauer bei den Tschagan und andern Stämmen, auf welche der chinesische Einfluß bedeutender ist. In diesen Distrikten finden sich viele Tempel, chinesische Wirthshäuser u. dergl., vor Allem aber in dem Bezirk Tschende der prächtige Jagdpalast des Kaisers am Schecheflusse, der gleichfalls den Namen Scheche (Gehol, Jeho) führt und nach dem Plan des Residenzschlosses in Peking gebaut ist. Von ihm aus geht eine Kunststraße nach Peking.

Mongolen, im weiteren Sinne eine der fünf Hauptvarietäten des Menschengeschlechts (s. Menschenracen); im engeren Sinne gemeinschaftliche Benennung jener zahlreichen nomadischen Stämme, welche die sogenannte Mongolei, sowie die Hochterrasse am Kuku-nor oder blauen See nordöstlich von Tübet, die hohe Tatarei und, unmittelbar mit andern Stämmen, Theile des sibirischen und kaspischen Tieflands bewohnen und wieder in drei große Zweige: den westtatarischen Zweig oder die Kalmücken (s. d.), den nördlichen oder die Burdten (s. d.) und den osttatarischen oder die Ostmongolen oder eigentlichen M. (s. Mongolei) zerfallen. Die älteste Geschichte der M. ist mit unanhellbarem Dunkel bedeckt. Erst mit dem Auftreten Dschingiskhans (s. d.) im Anfange des 13. Jahrhunderts wird sie heller. Er vereinigte die getrennten Stämme derselben, unter denen die der Tataren und M. die vornehmsten waren, und erhob durch Eroberungen sein Volk urplötzlich zu welthistorischer Bedeutung. Doch drang in dieser Zeit mit den Religionen des Buddhismus und des Islam auch das erste Licht der Kultur zu den M., u. die ersten Anfänge ihrer Literatur datiren aus jener Periode. Nach Dschingiskhans Tode (1227) setzten dessen Söhne, unter die er sein Reich getheilt hatte, so daß einer derselben, Oktai, als Großkhan die Oberleitung behalten sollte, die Eroberungszüge fort. Ein älterer Bruder, Tschutschi, der noch vor dem Vater gestorben war, hatte die Länder nördlich vom schwarzen Meer erobert, ward aber von Dschingiskhan zurückgerufen. Nun aber drangen 1235 neue Haufen unter Batu verwüstend in Rußland ein, eroberten Wladimir, Moskau, Kiew und viele andere Städte, überschwemmten dann Polen, verbrannten Krakau und gingen nach Schlesien, wo sie Breslau verbrannten und gegen das vereinigte Heer der deutschen Ritter, der Polen und der Schlesier am 9. April 1241 in der denkwürdigen Schlacht auf der Ebene von Wahlstadt bei Liegnitz zwar siegten, aber so großen Verlust erlitten, daß sie keine Lust empfanden, ihren Weg in der Richtung nach Westen fortzusetzen. Sie wendeten sich südlich nach Mähren, das sie gleichfalls verwüsteten, bis sie am 21. Juni 1241 durch Jaroslow von Sternberg am Berge Hostein vor Olmütz eine Niederlage erlitten. Sie begaben sich nun nach Ungarn, das sie ebenfalls aufs Furchtbarste verheerten. Unterdessen hatte nach Oktai's Tode seine Gemahlin Tarakina Chatun einstweilen die Regierung des Mongolenreichs übernommen und brachte es dahin, daß ihr Sohn Kajuk wider Oktai's Willen zum Nachfolger ernannt ward. Derselbe starb aber schon 1248, und ihm folgte nicht ohne Widerspruch Mangu-Khan, der, unterstützt von seinen Brüdern Hulagu und Kublai, die Eroberungen sehr erweiterte; er selbst eroberte, nachdem China schon unterworfen worden war, Tübet und verschiedene an Indien grenzende Landschaften, Hulagu erstürmte 1258 Bagdad und machte sich die seldschuckischen Sultane von Jeonium zinsbar. Das große Mongolenreich erstreckte sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. vom östlichen chinesischen Meere bis an die Grenze Polens und von dem Himalaya bis hinauf in die unfruchtbaren Niederungen Sibiriens. Die Hauptstadt war Karakorum, zwischen den beiden Flüssen Oren und Tamir gelegen. Der Hauptsitz des Großkhans war China; die andern Länder wurden von mehr oder weniger abhängigen Unterkhans beherrscht. Aber eben

Digitized by Google

diese Theilung, sowie das Verschwinden von Dschingiskhans Geist, führte den Verfall des Riesenreichs herbei. Schon nach Kublai's Tode hörte selbst der Schein der Unabhängigkeit der Unterkhanate auf. In China dauerte die mongolische Herrschaft unter dem Namen der Dynastie Jüen bis 1363, wo es einem gemeinen Chinesen gelang, sie zu vertreiben (s. China). Die M. zogen sich nach den Gegenden außerhalb der großen Mauer zurück, wo sie sich mit ihren zurückgebliebenen Stammgenossen in dem Lande zwischen dem Amur bis zur Selenga vereinigten. Anfangs herrschten noch die Abkömmlinge Dschingiskhans, allein bald trennte sich das Volk in unabhängige Horden; von dem Fluß Khalkha aus werden sie Khalkhasmongolen genannt. In Persien hatte Hulagu eine Dynastie gegründet; allein die M. nahmen hier ganz die Sitten und die Sprache der Perser an. Die Sultane bekannten sich zum Islam; selbst die arabisch-persische Verfassung ward eingeführt, und die höchsten Emirs rissen bald alle Gewalt an sich. Die ganze Geschichte der M. in Persien ist nichts als eine Kette der gräßlichsten innern Kriege und Empörungen, bis ein neuer Eroberer mongolischen Stammes, Timur, das verwirrte Reich unterjochte. In dem Lande nördlich vom kaspischen Meere zwischen dem Jaik und der Wolga oder Kaptschak hatte Tudschi ein Reich gestiftet, das auf seinen Sohn Batu überging und sich bis an den Dniepr erstreckte. Aber bald löste sich dieses kaptschakische Reich in mehre kleine Khanate auf, die nach und nach sämmtlich von den Russen bezwungen wurden. Ihrer ursprünglichen Lebensart am getreuesten blieben die M. in der Bucharei, wo Dschaggatai eine Herrschaft gegründet hatte, die sich vom Gihon bis an den Irtisch erstreckte. Sie blieben hier vorwährend Nomaden u. verachteten ihre Brüder, die zum Theil ansässig geworden waren, als Sklaven. Unter ihnen erstand auch jener zweite große Eroberer, Timur oder Tamerlan, der die Macht der M. vereinigte und sie zu neuen Eroberungen führte. Timurs erste Siege unterwarfen ihm ganz Khowaresmien; dann eroberte er Persien und Indien, drang bis Vorderasien vor, unterjochte auf dem Rückwege nach Osten Georgien und war eben in Begriff, in China einzufallen, als er von einem Fieber hingerafft ward (1405). Ueber die Nachfolge entstanden unter den Verwandten Timurs heftige Streitigkeiten, die bald eine gänzliche Auflösung des Reichs herbeiführten. Nur in Dschaggatai erhielt sich die Dynastie Timurs, und von hier aus gründete Babur (s. d.) 1519 in Hindostan ein neues mongolisches Reich (das großmogulische), das unter Aurengzeb seine größte Ausdehnung hatte (s. Ostindien). Aber auch hier machten sich die Statthalter, als die Kraft im Mittelpunkte nachließ, zu unabhängigen Herren, u. den indischen zinspflichtigen Rajahs gelang es ebenfalls, sich unabhängig zu machen. So entstanden allmählig eigene Reiche, und dem Großmogul war wenig mehr als ein Schatten von Macht geblieben, als Nadir Schah 1739 Delhi eroberte u. sich alle vom Indus westlich gelegenen Länder abtreten ließ. So verloren die Mongolen seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts alle welthistorische Bedeutung und wurden zum größten Theil den benachbarten Völkern, den Russen, Türken, Persern und Chinesen, mehr oder weniger unterthan. In Dschaggatai (s. Turkestan) allein hielten sich die mongolischen Herrscher unabhängig, und dort herrschen noch Khane, die ihre Abstammung von Dschingiskhan u. Timur ableiten. Vgl. Hüllmann, Geschichte der Mongolen bis 1206, Berl. 1796; D'Ohsson, Histoire des Mongoles etc., Par. 1824; Schmidt, Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Mongolen u. Tübeter, Petersburg 1824; Pallas, Sammlungen über die mongolischen Völkerschaften, Petersburg 1776, 2 Bde.; De Guignes, Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mongoles, deutsch von Dähnert, Par. 1756, 5 Bde.; Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde, Pesth 1840; Derselbe, Geschichte der Ilchane, d. i. der M. in Persien, Darmstadt 1842, 2 Bde.; Neumann, Völker des südlichen Rußland, Leipz. 1847.

Monheim, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Landgerichtssitz, mit Rentamt, Post, Schloß, Pfarrei, Kapelle, Nadelfabrik, Bierbrauerei, Viehzucht u. 1700 Einw.

Monica, Heilige, die Mutter des heiligen Augustinus, um 332 in Tagaste von christlichen Aeltern geboren, bekehrte ihren Mann Patricius zum Christenthum und † auf einer Reise zu Ostia in Italien 387. Unter Martin V. wurden ihre Ueberreste nach Rom gebracht. Die Kirche feiert ihren Gedächtnißtag am 4. Mai.

Monile (lat.), Halsband, besonders der Frauen, auch der Pferde und anderer Thiere.

Monismus, s. v. a. Monotheismus.

Monistrol l' Evêque (Monistrol sur Loire), Stadt im französischen Departement Oberloire, hat ein bischöfliches Schloß, ein kleines Seminar, Fabriken für Spitzen, Blonden, Band, Quincaillerie, Papier, Gerberei, Färberei, ein Taubstummeninstitut und 4500 Einw.

Moniteur, eine der berühmtesten französischen Zeitungen, begann, von dem Buchhändler Panckoucke gegründet, als ein täglich erscheinendes Journal mit dem 24. Nov. 1789 unter dem Titel: „Gazette nationale, ou le Moniteur universel" und war dazu bestimmt, sowohl über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalversammlung Rechenschaft abzulegen. Seit dem 11. Nivôse VIII zerfiel das Journal in zwei geschiedene Abtheilungen, von denen die erstere die Bezeichnung „Actes du gouvernement" erhielt, wodurch das Blatt wenigstens zum Theil einen officiellen Charakter bekam. Seit dem 1. Jan. 1811 verlor es den Titel „Gazette nationale" und behielt bloß den „Moniteur universel". Die Restauration machte das Journal zu ihrem Organ und ließ den Unterschied zwischen „partie officielle" und „partie non officielle" fortbestehen, und so ist es unter allen folgenden Regierungen geblieben. Das Eigenthumsrecht ging von Panckoucke auf seinen Schwiegersohn Henri Agasse, von diesen 1813 auf seine Wittwe und nach deren Tode auf ihre Erben über, die sich als Gesellschaft konstituirt haben. Erster Redakteur en chef war Marcilly, dann Thaau-Grandville, seit 1793

Digitized by Google

Thoré, nach dem 9. Thermidor (27. Juli 1794) Jourdan, der sich bis zur Konsularregierung behauptete und dann die Hauptredaktion in die Hände von Sauve niederlegte. Dieser letztere führte sie bis zum 1. April 1840, wo sie Adolf Grün übernahm. Den Gebrauch des M., der besonders für die Revolutionszeit eine wichtige Geschichtsquelle ist, erleichtern die „Tables chronologiques du Moniteur universel" (Par. 1828, 8 Bde.) vom 5. Mai 1789—1824. Nach dem Muster des französischen M. entstanden auch in andern Staaten officielle Blätter unter diesem Titel.

Monition (v. Lat.), Ermahnung, Warnung.

Monitum (lat.), Bemerkung, Erinnerung.

Monk, George, Herzog von Albemarle, der Beförderer der englischen Restauration 1660, geboren den 6. Dec. 1608 zu Potbandge bei Torrington in Devonshire als Sprößling einer altadeligen, aber unbegüterten Familie, mißhandelte als 17jähriger Jüngling einen Sherif, der seinen Vater Schulden halber verhaften wollte, und trat, um der Strafe zu entgehen, in Militärdienste. Im J. 1625 machte er eine Seeexpedition gegen Spanien mit und wohnte darauf dem Angriff auf die Inseln Rhé und Oléron als Fähnrich bei. Nachdem er mit seinem Corps in Flandern mehre Feldzüge mit Auszeichnung mitgemacht, kehrte er zu derselben Zeit in sein Vaterland zurück, als die Unzufriedenen in Schottland den Bürgerkrieg begonnen hatten. Er erhielt eine Oberstlieutenantsstelle in der Armee, die Karl I. an der schottischen Grenze zusammenzog, ging aber beim Ausbruch des Aufstandes in Irland als Oberst eines Regiments dahin und focht dort gegen die Aufständischen, bis der Marquis d'Ormond einen Waffenstillstand (1643) mit ihnen schloß, um den König gegen das Parlament unterstützen zu können. Darauf ward M. Generalmajor einer irländischen Brigade, gerieth aber in Folge eines nächtlichen Ueberfalls, den Fairfax machte, 1644 in Gefangenschaft und ward auf Befehl des Parlaments im Tower eingekerkert. Erst 1646 erlangte er seine Freiheit unter der Bedingung, daß er den Covenant beschwor. Er begleitete darauf den Grafen Leicester, welcher mit parlamentarischer Vollmacht nach Irland ging, dahin und ward mit dem Oberkommando im Norden der Insel betraut, entsetzte das von den Royalisten belagerte Londonderry und entriß ihnen mehre andere Plätze, knüpfte aber daneben mit dem königlichen Befehlshaber Lord Inchiquin Unterhandlungen an, in Folge deren er Irland räumte. Das Parlament ratificirte den Vertrag nicht, zog aber M. gleichwohl nicht zur Rechenschaft. Nach Karls I. Hinrichtung ward derselbe von Cromwell zum Generallieutenant der Artillerie ernannt und begleitete ihn nach Schottland, wo er sich besonders in der Schlacht bei Dunbar auszeichnete. Cromwell ließ ihn an der Spitze eines Armeecorps in Schottland zurück, als er selbst nach England zurückging, um Karl II. zu bekämpfen. M. nahm das Schloß Stirling und Dundee, dessen ganze Besatzung er über die Klinge springen ließ. Im J. 1652 kehrte er nach England zurück, wo er sich an den Kommissionen betheiligte, welche die Vereinigung Schottlands mit England betrieben. Im folgenden Jahre erhielt er das Kommando einer Division unter dem Admiral Blake im Seekrieg gegen Holland, schlug am 2. August auf der Höhe von Nieuwport den Admiral Tromp u. lieferte am 8. ein zweites Treffen auf der Höhe von Katwijk, wobei der Sieg zweifelhaft blieb, Tromp aber getödtet wurde. Cromwell überreichte ihm dafür eigenhändig eine goldene Kette und gab ihm 1654 das Oberkommando in Schottland, wo er die aufständischen Bergbewohner entwaffnete. Er lebte nun 5 Jahre lang auf den Gütern der Gräfin von Buccleugh, mehr mit dem Ackerbau als den Geschäften seines Gouvernements beschäftigt. Er that dabei Alles, um den Argwohn, welchen der Protektor von Anfang an gegen ihn hegte, zu beschwichtigen. Er zeigte demselben alle gehemen Schritte der schottischen Edelleute an und übersandte ihm sogar einen Brief, welchen Karl II. an ihn geschrieben. Aber alles dies beruhigte den Protektor nicht. Indeß erklärte sich M. nach Cromwells Tode auch für dessen Sohn und nach dessen Sturz für das sogenannte Rumpfparlament. Erst als sein Rivale, der General Lambert, welcher damals im Norden Englands kommandirte, gegen die schottische Grenze marschirte, ergriff M. die Rolle eines Vertheidigers der öffentlichen Ordnung. Während er Lambert mit Unterhandlungen hinhielt, schickte er Agenten nach London, welche vom Parlament Lamberts Verhaftung auswirkten, worauf M. am 1. Jan. 1660 mit 6000 Mann über die englische Grenze rückte, sich zu York mit Fairfax, der für Karl II. ein Corps zusammengebracht hatte, vereinigte u. am 3. Febr. ohne Schwertstreich in London einrückte. Nun erst warf er die Maske des Gehorsame, die er bisher dem Parlament gegenüber angenommen, ab, indem er die im Dec. 1648 vertriebenen presbyterianischen Parlamentsdeputirten am 21. Febr. wieder einsetzte, wodurch die royalistische Partei im Parlament das Uebergewicht erhielt. Auf seinen Rath verließ Karl II. Spanien, und das bereitwillige Parlament ließ ihn am 8. Mai als König proklamiren. Karl II. erhob M. zum Mitglied des geheimen Raths, zum Großstallmeister und Kammerherrn, zum ersten Kommissär des Schatzes und zum Herzog von Albemarle, sowie zum Gouverneur der Grafschaften Devon und Middleser und stattete ihn mit reichen Gütern und Einkünften aus. M. betheiligte sich fortan wenig an den öffentlichen Angelegenheiten und beschränkte sich darauf, die Restauration gegen innere Aufstände mit dem Degen zu vertheidigen. Im J. 1666 befehligte er unter dem Herzog von York auf der gegen die Holländer ausgelaufenden Flotte, ward von Ruyter im Juni in einer dreitägigen Seeschlacht auf der Höhe vor Dünkirchen geschlagen, errang aber noch in demselben Monat (25. Juni) über denselben einen blutigen Sieg bei North-Foreland. Er † am 3. Jan. 1670 an der Wassersucht. Der König ließ ihn mit großem Pomp in der Westminsterabtei in der Kapelle Heinrichs VII. bestatten. Sein unermeßliches Vermögen erbte sein einziger Sohn, bekannt durch die Niederlage, welche unter ihm die britisch-niederländische Armee bei Denain 1712 erlitt.

Monmouth, 1) eine der westlichen Grafschaf-

Digitized by Google

ten Englands, von den Grafschaften Glamorgan und Brecknock in Wales, Hereford und Gloucester und (südlich) vom Bristolkanal umgeben, umfaßt 23⅞ □Meilen mit 178,000 Einwohnern. Am Bristolkanal breiten sich große Ebenen aus, während in Norden und Süden Zweige der gälischen Gebirge sich hinziehen. Besonders fruchtbar und wohlangebaut ist der mittlere Theil des Landes. Hauptflüsse sind: der Usk, der Wye mit Munnow und der Rhymey (Rumney). Produkte sind: Getreide (namentlich Gerste und Hafer), Holz; die gewöhnlichen Hausthiere, Eisen und Steinkohlen. Die Einwohner beschäftigen sich mit Viehzucht, Fischerei, Bergbau; Hauptindustriezweige sind Flanellweberei, Eisenwaarenverfertigung, Zinngießerei und Porzellanmanufaktur. Der Verkehr wird durch Seehäfen, Flüsse, Kanäle und Eisenbahnen bedeutend erleichtert. Die gleichnamige Hauptstadt, am Zusammenfluß des Mynwye oder Munay mit dem Wye reizend gelegen, rings von reich angebauter Landschaft umgeben, zählt mit ihrem Distrikt 27,500 Einwohner, deren Hauptverwerb in Handel mit Bristol und in der Fabrikation von Zinn- und Eisenwaaren besteht. Unter ihren 3 Brücken zeichnet sich die Tibsbrücke durch ihre wildromantische Scenerie, unter den Kirchen die St.-Marien- u. die St.-Thomaskirche, unter den übrigen Gebäuden das Rathhaus mit einer Säulenhalle und das Grafschaftsgefängniß aus. Das hohe Alter der Stadt verkünden die Reste ihrer Mauern, die Ruinen ihrer festen, in die Zeit Wilhelms des Eroberers reichenden Burg, wo Heinrich V. geboren ward, und die Trümmer der Priorei aus der Zeit Heinrichs I. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat New-Jersey mit Akademie und 4900 Einwohnern. Hier Sieg der Amerikaner über die Briten im Juli 1777.

Monmouth, James, Herzog von, der natürliche Sohn Karls II. von England u. der Lucy Walters, oder auch des Oberst Sidney, welcher mit jener Lucy Walters lebte, ehe der König mit ihr ein Verhältniß anknüpfte, wurde 1649 zu Rotterdam geboren. Karl ließ den Knaben in Frankreich in der katholischen Religion erziehen, berief ihn nach der Restauration an seinen Hof u. ernannte ihn zum Grafen von Orkney, zum Herzog von M. und zum Hauptmann der Garde. Nachdem er unter dem Prinzen von Oranien in den Niederlanden gefangen, ward er als Gouverneur nach Schottland gesendet, wo Unruhen ausgebrochen waren. Durch mildes Entgegenkommen gelang es ihm, die widerspenstigen Presbyterianer zur Ruhe zu bringen, und als es dennoch den 21. Juni 1679 an der Brücke von Bothwell am Clydefluß zu einem blutigen Auftritte kam, wirkte er den Aufständischen am Hofe Amnestie aus. Der Herzog von York, der spätere König Jakob II., der jetzt an den Hof zurückkehrte, verdrängte ihn jedoch aus der Gunst des Königs u. bewirkte, daß er nach den Niederlanden verwiesen ward. Um seinem Gegner die Thronfolge zu verkümmern, suchte M. hier den Beweis zu führen, daß Karl II. mit Lucy Walters wirklich ehelich verbunden gewesen sey. Der König war darüber um so mehr aufgebracht, als M. gegen seinen ausdrücklichen Befehl Holland verlassen und sich nach England begeben hatte, wo er seine Partei zu verstärken suchte. Man beschuldigte ihn sogar, daß er in die Pläne des Komplotts vom Ryehouse, welches die Ermordung des Königs bezweckte, eingeweiht gewesen sey, und gewiß ist, daß er mit den Häuptern jener Verschwörung im engsten Verkehr stand. M. verbarg sich nach Entdeckung des Komplotts, bat aber dann, als der König ihn in einer Proklamation aufgefordert hatte, vor ihm zu erscheinen, schriftlich um Verzeihung und um eine Unterredung, in welcher er ihm die wichtigsten Enthüllungen machen wolle. Wirklich denuncirte er die vornehmsten Verschwörer und gab Alles an, was er von deren Plänen wußte. Aber kaum hatte der König ihm großmüthig verziehen, als er sofort seine alten Verbindungen wieder anknüpfte und sich wieder nach Holland begab. Nach Karls II. Tode (1685) und Jakobs II. Thronbesteigung verband sich M. mit dem Grafen von Argyle und landete, während Argyle eine Expedition nach Schottland versuchte, den 11. Juni 1685 mit 80 Mann zu Lyme in der Grafschaft Dorset an der Südküste von England. Von hier aus erließ er eine Proklamation, worin er den König beschuldigte, Karl II. durch Gift aus dem Wege geräumt und den großen Brand zu London angestiftet zu haben. Die Protestanten schlossen sich M. bereitwillig an, und so sah er sich in Kurzem an der Spitze einer Schaar von 3000 Bewaffneten, mit denen er gegen Arminster marschirte. Aber schon hatte Jakob II. beim Parlament eine Anklagebill gegen ihn ausgewirkt und einen Preis von 5000 Pfd. Sterl. auf seinen Kopf gesetzt. Auch war Argyle bereits in Schottland ergriffen worden und hatte sein Unternehmen mit seinem Kopfe gebüßt. Dennoch rückte M. gegen Taunton vor, wo man ihm mit offenen Armen entgegen kam. Nachdem sein Corps auf 6000 Mann angewachsen war, erließ er eine zweite Proklamation, worin er als rechtmäßiger Sohn des verstorbenen Königs den königlichen Titel annahm, u. rückte gegen Bridgewater vor. Allein der Hof brachte ein Truppencorps von 3000 Mann zusammen, mit welchem der Graf von Feversham gegen M. auszog. M. wich einer Schlacht aus. Erst als die königlichen Truppen immer drohender heranrückten, faßte M. plötzlich den Entschluß, den Feind bei Sedgemore unweit Bridgewater anzugreifen (5. Juli). Hätte Lord Grey, der die Reiterei befehligte, seine Pflicht gethan, so würde M. gesiegt haben. Aber während des verzweifeltsten Kampfes ergriff die Reiterei die Flucht, und obschon das Fußvolk noch Stand hielt, so gab doch der Herzog verzeitig seine Sache verloren und vollendete durch einen voreiligen Rückzug seine Niederlage. Er floh mit einem geringen Gefolge, sah sich bald auch von diesem verlassen und irrte nun zu Fuß auf dem Felde umher. Ermattet verbarg er sich in einem Graben, ward aber am andern Morgen ergriffen und nach London gebracht. Hier warf er sich zwar dem König zu Füßen und bat um Verzeihung, Jakob II. aber blieb unerbittlich, und M. ward am 15. Juli 1685 ohne ordentlichen Prozeß auf Tower-Hill enthauptet. Die grausame Wuth, mit welcher der Hof seinen Sieg mißbrauchte, empörte das Volk

Digitized by Google

und stimmte die öffentliche Meinung für die nächste Revolution.

Monnieria, Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, mit der einzigen Art: M. trifolia L., einem einjährigen Kraut auf Wiesen u. Feldern in Brasilien und Cayenne mit weißen Blüthen. Die Wurzel ist aromatisch-scharf und wirkt schweiß- und harntreibend. Daher wird die Pflanze in der Heimath als Arzneimittel auch gegen Schlangenbiß kultivirt.

Monnina, Pflanzengattung aus der Familie der Polygaleen, strauchartige, ausdauernde Kräuter in Südamerika, einige auf Java, mit der bekanntesten Art: M. polystachia R. P., in den Wäldern von Peru. Die Rinde der Wurzel wird in der Heimath gegen Durchfälle u. Ruhr angewendet.

Monochord (v. Griech.), ein mit einer Saite bezogenes hohles Instrument, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Ellen lang und $\frac{1}{4}$ Elle breit, worauf mittelst des Zirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe der Töne nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge der Saite gefunden und ausgemessen werden kann. Man bedient sich desselben bei akustischen Untersuchungen, besonders um Intervalle darzustellen, deren Abstand weniger als einen halben Ton beträgt und die unsere musikalischen Instrumente nicht anzugeben vermögen.

Monochromen (monochromatische Bilder), einfarbige Gemälde, mit Einer Farbe ausgeführte Umrisse, die älteste Art der Malerei (s. d.). Gewöhnlich sind die M. roth auf weißem oder auf schwarzem, oder schwarz auf rothem Grunde ausgeführt.

Monoclinicus (lat.), einbettig, wenn beiderlei Befruchtungsorgane (Staubgefäße u. Pistille) in der nämlichen Blüthe enthalten sind. Davon Monoclinia, Pflanzenabtheilung, Gewächse mit Zwitterblüthen enthaltend, die 20 ersten Klassen des linnéschen Systems.

Monodie (v. Gr.), Gesang für Eine Stimme.

Monodora (Gewürzbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Annaceen, mit der bekanntesten Art: M. myristica Dun., gemeine Gewürzbeere, einem Baum mittlerer Größe auf Jamaika. Die Früchte (amerikanische Muskatnüsse) sind in Westindien als Gewürz häufig im Gebrauch.

Monodrama, ein Melodrama (s. d.), welches nur von Einer Person gespielt wird.

Monoecus (lat.), einhäufig, wenn zweierlei eingeschlechtige Blüthen auf der nämlichen Pflanze vorkommen; dann Monöcia, die 21. Klasse des linnéschen Pflanzensystems.

Monogamie (v. Griech.), im Gegensatze zur Polygamie die geschlechtliche Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau, also die einfache Ehe; auch spricht man bei den Thieren von M., und in der Botanik führt eine besondere Ordnung des linnéschen Systems den Namen Monogamen, diejenigen Pflanzen enthaltend, deren fünf Staubbeutel in einer einzeln stehenden Blume um das Pistill herum zu einer Röhre verwachsen sind.

Monogramm (griech., Handzeichen, lat. signum, franz. chiffre), eigentlich ein einziger Buchstab oder Schriftzug, dann besonders eine Figur, welche, aus einem oder auch mehren in einen Schriftzug verschlungenen Buchstaben oder aus einer andern Figur bestehend, den Namen oder auch den Charakter einer Person ausdrücken soll. Man bediente sich solcher M.e bei Unterschriften und auf Petschaften; auch finden sich dergleichen auf Münzen, Medaillen ꝛc. Die mittelalterlichen M.e sind für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden jener Zeit sehr wichtig, und die Lehre von diesen Zeichen bildet daher einen besondern Theil der Urkundenlehre oder Diplomatik (s. d.). Später belegte man mit dem Namen M.e auch die Namenschiffren, Schriftzüge und sonstigen Zeichen, deren sich die Maler, Kupferstecher ꝛc. bedienten, um ihre Werke als die ihrigen zu bezeichnen. Vergl. Heller, Monogrammenlexikon, Bamberg 1831; Brulliot, Dictionnaire des monogrammes, neue Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1832—1834. Im Alterthum bedeutete M. auch die ersten, nur in Linien bestehenden Umrisse einer Zeichnung. Ferner nennt man M. eine Strophe, worin die Anfangsbuchstaben einer jeden Zeile einen Namen ausdrücken.

Monographie (v. Griech.), eine Schrift, in welcher ein einzelner Gegenstand aus irgend einer Wissenschaft nach allen Richtungen u. Beziehungen in erschöpfender Art als ein besonderes Ganze abgehandelt wird.

Monogynus (lat.), in der bot. Terminologie einweibig, monogynisch, mit einem Pistille oder auch nur mit einem Griffel versehen. Davon: Monogynia, Bezeichnung der ersten Ordnung der 13 ersten Klassen des linnéschen Pflanzensystems, welche immer nur Phanerogamen mit einem Pistille enthält.

Monokolon (griech.), ein eingliederiges, d. h. gleichversiges Gedicht.

Monokotyledonen (monokotyledonische oder einsamenlappige Pflanzen), im Gegensatz zu den Dikotyledonen diejenigen Gewächse, deren Keim (Embryo) nur einen einzigen Samenlappen (Kotyledon) besitzt, unterscheiden sich von den übrigen Gewächsen sowohl in ihrem Habitus, als hinsichtlich ihrer innern Struktur. Sie haben stets eine zaserige, zuweilen knollig verdickte Wurzel, niemals eine Stammwurzel; ihr Stengel ist gewöhnlich einfach, selten ästig u. besteht nur aus Zellgewebe, in welchen die geschlossenen Gefäßbündel unregelmäßig zerstreut sind. Der Stengel verdickt sich durch Anlage neuer Gefäßbündel im Umfange der älteren. Die Blätter sind am Grunde meist scheidig und stengelumfassend und haben einfache gleichlaufende Nerven, welche durch Queradern verbunden sind. Die Zahl der Blüthentheile beträgt gewöhnlich 3, 6, 9 oder 12. Eine Blumenkrone ist selten vorhanden und die häufig prächtigen Umhüllungen der Befruchtungstheile, z. B. bei der Tulpe, sind Blüthenhüllen (Perigonien). Die Früchte sind meist 1- oder 3- oder 6fächerig. Die vorzüglichsten hierher gehörigen Gewächsfamilien sind die Gräser, Simsen, Zeitlosen, Lilien, Smilax, Schwertel, Aron, Rohrkolben, Najaden, Orchideen, Bananen und Palmen. Die monokotyledonische Flora der Urwelt ist sehr wenig vertreten. Mit Sicherheit treten sie zuerst in der Kohlengruppe auf.

Monokratie (v. Griech.), s. v. a. Monarchie.

Monolith (v. Griech.), ein aus einem einzi-

Digitized by Google

gen Steinblock gehauenes Monument oder sonstiges Kunstwerk.

Monolog (v. Griech.), Alleinrede. Selbstgespräch, im Drama im Gegensatze zum Dialog eine solche Scene oder Rede, in der eine einzelne Person für oder mit sich selbst spricht. Der M. dient dazu, die inneren Gemüthszustände der handelnden Hauptpersonen zur lebendigen Anschauung zu bringen u. die Triebfedern ihres Handelns darzulegen. Doch ist er nur da an seiner Stelle, wo mittelst des Dialogs der eben angegebene Zweck nicht erreicht werden könnte. Er darf auch nicht als bloßer Lückenbüßer dienen, sondern muß, die einzelnen dialogischen Scenen mit einander verbindend, durch eine bedeutende Veränderung, welche in dem Seelen- und Gemüthszustande eingetreten, gehörig motivirt seyn, also entweder dem Folgenden zur Erklärung dienen, oder als Wirkung des Vorhergegangenen erscheinen. Selbstverständlich muß er auch der Lage der sprechenden Personen angemessen seyn.

Monom (Monomium), in der Mathematik jede einzelne Größe, in sofern mit ihr gerechnet werden soll, z. B. 4 a, im Gegensatz zum Binomium, Trinomium, Polynomium (s. d.).

Monomachie (v. Griech.), s. v. a. Zweikampf.

Monomanie (v. Griech.), nach Esquirol Bezeichnung für eine Art Wahnsinn, welche sich lediglich auf eine einzige, oder doch auf eine geringe Anzahl von vorherrschenden irrigen u. fixen Ideen beschränkt, während die Denkthätigkeit in Beziehung auf alle übrigen Funktionen normal operirt, also der Gegensatz des allgemeinen Irreseyns. Diese ursprüngliche Grenze des Begriffs der M. ist von späteren Aerzten weiter ausgedehnt und von der partiellen Depravation der intellektuellen Thätigkeit auf die der Gefühlsthätigkeit übertragen worden. Man versteht daher unter M. jetzt auch eine hervorragende Steigerung oder Abnormität (Verkehrtheit) einer einzelnen Neigung, Leidenschaft, eines Triebes, z. B. zum Stehlen, Morden, Brandstiften, zum Selbstmord ꝛc., während nicht nur alle übrigen Neigungen und Triebe sich durchaus in gewöhnlicher und normaler Weise äußern, sondern auch die intellektuellen Funktionen normal von Statten gehen. Wie bei jener, so ist es bei dieser Art von M. nicht undenkbar, daß sie Statt haben könne; aber es ist auch wahrscheinlich und wird durch eine vorurtheilsfreie Beobachtung bestätigt, daß eine solche überwiegende Gefühlsbestrebung, wenigstens wenn sie krankhafter Art ist, nicht dauernd für sich und ohne eine mindestens momentane Störung mehrer oder aller psychischen Thätigkeiten bestehen kann. Die richtige Beurtheilung in dieser Beziehung ist eine eben so schwierige als wichtige Aufgabe der gerichtlichen Medicin. Im gewöhnlichen Leben braucht man das Wort M. auch oft zur Bezeichnung eines Irrthums oder einer Leidenschaft.

Monomerie (v. Griech.), Einheitlichkeit, die Eigenschaft eines Dinges, wonach es nur aus einerlei Theilen besteht; s. v. a. Einfachheit.

Monometrie (v. Griech.), diejenige Beschaffenheit eines Gedichtes, wonach es nur aus einerlei Versmaß gebildet ist.

Monomorphie (v. Griech.), Einförmigkeit, Gestaltung nach Einem Typus, wobei jedoch Unterscheidbarkeit besteht.

Monomotapa, Reich auf der Küste Sofala (Ostafrika), am Lupatagebirge, vom Fluß Zambese durchströmt, mit dem See Zachaf (Zachaf), soll früher sehr ansehnlich gewesen seyn. Das Land bringt besonders Getreide, Zuckerrohr, Obst, Holz, Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde, Krokodile, auch edles Metall, namentlich Gold, hervor. Die Einwohner sind Kaffern, welche vornehmlich zu dem Stamme Mokaranze gehören, daher das Land auch Mokaranga genannt wird. Sie sind noch ziemlich unkultivirt und beschäftigen sich mit Flußschifffahrt und etwas Handel, sowie mit Verfertigung von mancherlei Metallwaaren. Ihre Religion ist Verehrung eines höchsten Wesens, neben welchem sie auch noch an einen bösen Geist glauben. Das Reich zerfällt in mehre Provinzen, worunter Sakumbe mit der Stadt Empongo, Manu, das feinste Gold liefernd, Chicova mit Silberminen und gleichnamiger Stadt. Die Hauptstadt des Reiches ist Zimbaoë am Zambese.

Monongahela, Quellfluß des Ohio (s. d.).

Monophonie (v. Griech.), Eintönigkeit.

Monophyllus (lat.), einblätterig, in der botanischen Terminologie s. v. a. nur aus Einem Blatte bestehend, z. B. die Hülle der Dolde bei Heracleum Sphondylium; aus einem oder mehren Kreisen verwachsener Blätter gebildet, z. B. das Perigon von Convallaria.

Monophysiten, von den Anhängern der Beschlüsse des chalcedonischen Koncils (Dyophysiten) ausgegangene Benennung der demselben widerstrebenden Partei des Eutyches, weil sie die in das Symbolum aufgenommene nähere Bestimmung, daß in Christo zwei Naturen unvermischt und ungetrennt, aber zu Einer Person verbunden seyen, verwarfen und dagegen behaupteten, Christus habe nur Eine Natur, die göttlichmenschliche. Noch auf dem Koncil selbst hatten 14 ägyptische Bischöfe gegen die aufgestellte Formel, in der sie Annäherung an Nestorius erblickten, protestirt, u. auch Rom war damit unzufrieden. In Alexandrien und Antiochien setzte sich die Opposition fest, und in Palästina brach die Gährung in offenen Kampf aus; der Patriarch von Jerusalem, Juvenalis, u. alle dyophysitischen Bischöfe wurden mit Gewalt aus ihrem Amte verdrängt u. Theodosius zum Patriarchen der heiligen Stadt erhoben. In Antiochien konnte der Bischof nur mit Mühe ähnliche Auftritte unterdrücken, und in Aegypten, wo sich die M. unter einem eigenen Bischof Timotheus Aelurus von dem dyophysitischen Bischof abtrennten, mußte Marcian die gewaffnete Macht aufbieten, um die Ruhe zu erhalten. Nach dem Tode des Kaisers Marcian empörte sich die unterdrückte Partei der M., und Aelurus, der Patriarch geworden, sprach den Bann über alle Anhänger des chalcedonischen Koncils aus. Als Rom die von dem neuen Kaiser Leo erbetene Vermittelung ablehnte, holte derselbe ein Gutachten von den Bischöfen des Reiches ein, was für Aelurus ungünstig ausfiel, zog den angesehenen Sylliten Symeon und das Volk in sein Interesse und verwies den Aelurus nach

Digitized by Google

dem Chersones. Der dadurch hergestellte Friede wurde auch unter Zeno erhalten; als aber dieser von Basiliscus verdrängt wurde, brach der Kampf wieder aus. Basiliscus stützte sich auf die monophysitische Partei und verdammte die chalcedonischen Beschlüsse, worauf Acacius wieder in Alexandrien erschien. Bald gelang es indessen dem Patriarchen Acacius in Konstantinopel, eine Gegenrevolution zu erregen, in Folge deren der Hof in Konstantinopel die nach des Acacius Tod 477 vorgenommene Wahl des monophysitischen Peter Monaus verwarf und den vertriebenen Timotheus Salophaciolus wieder einsetzte. Nach dessen Tode wählten aber die M. wieder den Peter Mongus, während die Orthodoxen Johannes Talaja zum Patriarchen erhoben. Allein dieser verlor die Gunst des Acacius und mußte in Rom eine Zuflucht suchen. Um den Einfluß Roms zu paralysiren, trat nun Acacius mit Peter Mongus und Peter Fullo von Antiochien zusammen zu einer Aussöhnung der Mono- und Dyophysiten, und 482 erschien als Vergleichsformel des Kaisers Zeno Henotikon. Allein als Peter Mongus anfing, für die Annahme desselben zu wirken, trennten sich die strengeren M. unter dem Namen Acephaler und kündigten ihm die Kirchengemeinschaft auf, und auch die strengeren Dyophysiten traten gegen das Henotikon auf und fanden an dem römischen Bischof Felix II. ein Haupt, welches den Acacius in den Bann that u. bis zur Aufhebung der Kirchengemeinschaft vorschritt (484). Das Henotikon wurde zwar auch unter Zeno's Nachfolger Anastasius aufrecht erhalten, indessen war keine Partei damit zufrieden, und die Acephaler gewannen zwei tüchtige Häupter an Xenajas oder Philoxenus in Syrien und an Tabel in Persien, neben denen sich auch Severus von Sozopolis auszeichnete, der den von Peter Fullo im Trisagion gemachten Zusatz zu Gott „der du gekreuzigt bist für uns" in die konstantinopolitanische Liturgie einzuschieben suchte. Darüber kam es in den Kirchen zu förmlichen Tumulten, indem die Einen den Zusatz wegließen, die Anderen ihn mißangen. Der Kaiser trat der letzteren Partei bei, rief aber dadurch eine solche Erbitterung hervor, daß ein Aufstand losbrach und der Feldherr Vitalianus, der ihn leitete, dem Kaiser das Versprechen abnöthigte, die Beschlüsse des chalcedonischen Konzils aufrecht zu erhalten und die Kirchengemeinschaft mit Rom wieder herzustellen. Das letztere scheiterte vor der Hand an den Forderungen des römischen Bischofs, doch wurden unter dem Kaiser Justinus die M. mit ihrem Haupte Severus aus der Hauptstadt verwiesen und, weil man zur Vernichtung der Gothen ein Einverständniß mit Italien wünschte, der Patriarch mit Gewalt zur Erfüllung der Bedingungen genöthigt, unter welchen Hormisdas sich zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens bereit erklärte. Des Acacius Name wurde in den Kirchenbüchern ausgelöscht und alle Bischöfe der M. entsetzt. Die M. wandten sich hierauf nach Alexandrien, und hier war ihre Partei stark genug, um der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen. Durch Theodora gewannen sie auch bald wieder Einfluß auf den Kaiser Justinian, und Anthimus, ein heimlicher Monophysit, kam als Patriarch nach Konstantinopel. Als aber der römische Bischof Agapet bei seiner Anwesenheit als Gesandter des Theodat 536 die Intrigue enthüllte, ließ der erbitterte Kaiser durch Agapet einen neuen Bischof weihen und auf einer Synode 536 die M. verdammen. In Armenien brach der Groll der unterdrückten Partei zuerst hervor; sie überlieferten das Land an den persischen König Chosroes, auf dessen Betrieb 536 auf der Synode zu Thivea die Losreißung der M. von Konstantinopel erfolgte. Der Thätigkeit des Jacobus Zanzalus al Baradai gelang es, ein eigenes Patriarchat zu Antiochien und später in Diarbekr mit einem Bisthum zu Tagret zu stiften, weshalb auch die syrischen M. Jakobiten genannt wurden. Auch unter den ägyptischen M. waren bereits durch den Streit des Bischofs Julian von Halikarnaß mit dem 519 in Antiochien abgesetzten Severus zwei Parteien entstanden: die Julianisten, welche die Unverweslichkeit des Leibes Christi annahmen (daher Aphthartodoketen oder Unverweslichkeitslehrer genannt), und die Severianer, welche die Verweslichkeit festhielten (Phthartolatren, Corruptieolä oder Verweslichkeitsdiener). Beide Parteien stritten sich um die Besetzung des Bischofsstuhles in Alexandrien. Als nun der Kaiser dies benutzend einem Dyophysiten zu dem Besitz des bischöflichen Stuhles verhalf, traten beide Parteien der M., ihre Differenzen im Symbol übersehend, zu einer gemeinschaftlichen Bischofswahl zusammen, sagten sich aber auch unter dem Namen Kopten von dem Verband mit der Reichskirche los. Je länger nun die ägyptischen M. vor den Verfolgungen des Kaisers sicher blieben, desto größer ward hier der Zusammenfluß von Verbannten aus den übrigen Reichstheilen. Es bildeten sich wieder Fraktionen und die alten Parteien lebten unter neuen Namen wieder auf. Sowurden die Julianisten jetzt Gajaniten genannt, oder auch als Phantasiasten bezeichnet, weil sie die leibliche Erscheinung des Herrn für ein Phantom erklärten. Die Severianer hießen Theodosianer. Die Partei der Julianisten zerspaltete sich über die Frage, ob der Leib Jesu unerschaffen sey oder nicht, welche durch die Konsequenzen der Antwort Bedeutung erhielt. War nämlich der Leib Jesu unerschaffen, so mußte sich das Göttliche mit ihm schon vor seiner Geburt geeinigt haben, und dann mußte man neben der ewigen Zeugung auch eine ewige Menschwerdung statuiren. Die Anhänger dieser Ansicht hießen Aktisteten, ihre Gegner Kitistolatren." Aus den Severianern wuchsen die Themistianer hervor, nach Themistius Galonymus genannt, oder Agnoeten, weil sie die Frage, ob Christus Einiges auch nicht gewußt habe, bejahten, während Sophronius Christo die göttliche Allwissenheit beilegte. Neuen Stoff zu Streitigkeiten gab die Behauptung des Syrers Johannes Askunages und des Johannes Philoponus, man könnte statt der drei Personen in der Gottheit auch drei Naturen und drei Wesen lehren. Glücklicher als Damjanus und seine Anhänger (Damjaniten), die bei der Bekämpfung des Philoponus bis zu einer fabelhaftischen Vorstellung zurückgetrieben wurden, war Conon von Tarsus, der nur den Irrthum der philoponischen Auferstehungslehre bekämpfte, daß aus den verweslichen Kör-

Digitized by Google

pern neue unverwesliche geschaffen würden. Seine Anhänger (Enonniten) pflichteten der Ansicht bei, daß die Materie am Leibe der Auferstandenen noch dieselbe sey, wie am begrabenen, nur vollkommener und unverweslich. Den immer weiter in Spitzfindigkeiten sich verlierenden Streit suchte Stephanus Niobe abzuschneiden, indem er zum Anfang desselben zurückkehrte und sich für die Eine Natur in Christo aussprach. Weil er aber mit seinen Anhängern (Niobiten) auch vor der Konsequenz nicht zurückbebte, daß nach der Vereinigung beider Naturen in Christo die menschliche völlig von der göttlichen aufgesogen und darum gar keine Verschiedenheit mehr zwischen ihnen sey, wurde er in den Bann gethan. Die Kaiser gaben die Aussöhnung der M. mit der Reichskirche nicht auf, und nachdem der Dreikapitelstreit auf dem 5. ökumenischen Koncil zu Konstantinopel 553 beendigt war, ohne zur Union beider Parteien zu führen, suchte der Kaiser aufs Neue die M. in Masse heraberzuziehen durch Billigung der Ansicht der Aphthartodoketen. Allein nur ein Theil dieser letzteren trat in die Reichskirche zurück, und da bald darauf Justinian starb, so versuchte sein Nachfolger, die Gefahr, die für Aegypten in der Fortdauer der Kirchenspaltung lag, durch ein Toleranzedikt abzuwenden. Die M., später von saracenischen und barbarischen Völkern umgeben, kamen aus dem Zusammenhang der europäischen Kultur und fortschreitenden Bildung heraus und blieben daher auf dem errungenen Standpunkt stehen. Am stärksten blieben die monophysitischen Gemeinden in Aegypten, Syrien und Mesopotamien, wo sie die selbstständigen Kirchen der Jakobiten und Armenier bildeten. Auch die abyssinische und die koptische gehören den monophysitischen Kirchen an.

Monopodie (griech.), in der Prosodie eine Abtheilung des Verses nach einzelnen Versfüßen, im Gegensatz zur Dipodie.

Monopol (v. Gr.), Alleinhandel, das Gegentheil der freien Konkurrenz. Es gibt natürliche M., wo die zur Hervorbringung eines Guts erforderlichen Produktivkräfte nicht beliebig vermehrt werden können, wie denn z. B. manche vorzügliche Weinlagen, ausgezeichnete Künstler ꝛc. eine Art Naturmonopol haben, und künstliche M., welche auf dem Wege menschlicher Gesetzgebung oder Verabredung entstehen. Letztere waren im Mittelalter sehr gewöhnlich: so die Bannrechte, die Zunftprivilegien ꝛc. In der neuern Zeit wurden besonders die auswärtigen Handelsmonopole großer Aktiengesellschaften, wie der holländisch- und englisch-ostindischen Kompagnie bedeutend. Wie aber jene innern M. zum Theil dem Systeme der Gewerbefreiheit haben weichen müssen, so dieses dem Systeme der Handelsfreiheit. Während diese beiden Arten von M. en auf volkswirthschaftlichen Ansichten beruhen, sind die M. der Regierung selbst aus Finanzzwecken hervorgegangen, indem sie in manchen Staaten, z. B. in England, in Frankreich, in Preußen unter Friedrich II. eine höchst bedeutende Staatseinnahmequelle waren. Jedermann erkannte, daß das M., d. h. die Ausschließung des Mitbewerbs, welche dem Producenten oder Verkäufer die Möglichkeit bietet, seine Waare nach Belieben zu steigern, nicht nur den Konsumenten, also der großen Mehrzahl des Volkes, höchst nachtheilig, sondern auch dem Fortschreiten hinderlich ist, indem mit der Konkurrenz der Hauptsporn zu Verbesserungen wegfällt, haben sich mehr und mehr Stimmen gegen das Monopolwesen erhoben, und selbst in Bezug auf den Staat ist man zu der Einsicht gelangt, daß eine Deckung seiner Bedürfnisse durch M.e nur zum Nachtheil der Staatsangehörigen geschehen kann. Daher hat man die meisten M.e neuerdings mit Accisen oder Zöllen vertauscht, und nur einige wenige sind noch geblieben, wie das Tabaksmonopol in Oesterreich, Frankreich, Spanien, das Salzmonopol in Preußen und Oesterreich, das Branntweinmonopol in Rußland, in fast allen Ländern aber das M. der Briefpost und des Münzens. Nicht nachtheilig, vielmehr fördernd wirken die M.e, welche einem Erfinder für die von ihm erfundenen Waaren durch sogenannte Erfindungspatente zugestanden werden.

Monopoli, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, am Meere, Sitz eines Bischofs, mit den Trümmern eines alten, wahrscheinlich von Kaiser Friedrich II. erbauten Kastelle, einem Hafen, der sich in einer langen, schmalen Bucht mitten in die Stadt hineinwindet, einem anderen Hafen für die Fischer, verfallenen Festungswerken und 18,000 Einw., die Handel mit Webereien, Oel und Wein treiben. In der Nähe der Stadt sind mehre große Klöster, das schöne Civilhospital, der stattliche Camposanto, viele Masserien und die Villen der reicheren Monopolitaner. Der Torre d' Egnazia oder d'Ignazzo (d'Agnezzo), ein mittelalterlicher Thurm, ist angeblich ein Ueberbleibsel der alten Stadt Egnatia.

Monopsychiten (v. Griech.), diejenigen Philosophen, welche eine allgemeine Weltseele annehmen, von welcher die Menschen- und Thierseelen bloße Theile seyen.

Monosophie (v. Griech.), Alleinweisheit, daher Monosoph, der sich allein weise dünkt.

Monotheismus (griech.), im Gegensatz zum Polytheismus die Anerkennung und Verehrung Eines Gottes, oder der Glaube, daß das göttliche Wesen nur Eins der Zahl nach (unus numero) sey. Als monotheistische Religionen stellt man das Juden- und Christenthum und den Islam zusammen. Auf dem Standpunkte des Offenbarungsglaubens ist der M., als die wahre Religion, ein Gegebenes und Ursprüngliches in der Menschheit. Dagegen lehrt die Geschichte, daß in der Urzeit das menschliche Geschlecht mit dem Polytheismus anfing, indem die Erfahrung zuerst die Vorstellung einzelner Vollkommenheiten weckte, welche die Phantasie personificirte. Erst als das Göttliche als das Absolute gefaßt wurde, mußte sich das religiöse Gefühl durch die Vielheit der Götter, an welche das Göttliche vertheilt erschien, verletzt fühlen, und man mußte zur Erkenntniß kommen, daß alle Vollkommenheit, wenn sie vollkommen seyn solle, nur in einer Einheit des Bewußtseyns befaßt seyn könne. So geschah es, daß auch unter den polytheistischen Völkern sich immer einzelne Weise fanden, welche die Einheit Gottes erkannten, wie unter den Aegyptern Psammon, bei den Griechen Socrates und Plato.

Digitized by Google

Im Volksbewußtseyn aber ging diese Umwandlung nicht so schnell von Statten. Von der Vorstellung einer Götterfamilie, die immer noch ein gutes Theil der Beschränkung und des Endlichen an sich trägt, schritt man erst fort bis zu der abstrakten Einheit des Fatums, einer über alle die einzelnen Gestalten des Götterkreises hinausliegenden höhern Ordnung. Doch blieb dies immer eine Abstraktion, die nie ein Gegenstand des Kultus werden konnte, da das religiöse Bedürfniß im Menschen einen Gott verlangt, mit welchem es in ein Verhältniß treten kann. Daher umkleidete der Mensch den abstrakten Begriff der Gottheit mit Fleisch und Blut, verband aber damit die Idee des höchst Guten und gelangte so zur ersten Form des M., zum Deismus, der sich historisch im Islam festgesetzt hat. Nach demselben steht Gott als der Gegensatz des Endlichen außerhalb der Welt, die Welt aber ist nur abhängig von ihm in ihrem Ursprung, in ihrem Bestehen dagegen ganz auf die eigenen Füße gestellt. Wie sich aber aus dem Polytheismus die erste Stufe des monotheistischen Glaubens herausbildete, so aus dem Pantheismus die zweite, oder der Theismus. Die unterschiedslose Identität, welche der Pantheismus zwischen den beiden Faktoren der Religion, zwischen Gott und Welt setzt, wird vom theistischen Bewußtseyn negirt, wie die abstrakte Gegenüberstellung derselben im Deismus, und jedes der beiden in Frage stehenden Glieder in seiner Selbstständigkeit festgehalten, aber in eine lebendige Beziehung gesetzt. Während im Sinne des Pantheismus Gott das substantielle Wesen der Dinge ausmacht, trägt im Theismus seine Macht das Wesen der Dinge in jedem Augenblick oder macht ihr Wesen auf potentielle Weise aus. Der reine M. hat seine Vorstufe im Judenthum, seine Vollendung in der christlichen Religion, und wenn heutigen Tags die christliche Religion meist eine deistische Färbung erhalten hat, so liegt dies nicht im Princip derselben, sondern an den mangelhaften Systemen der Dogmatik.

Monotheleten (v. Gr.), die Anhänger einer christlichen, den Monophysiten (s. d.) verwandten Partei im 7. Jahrhundert, welche zwar die Zweiheit der Naturen in Christo anerkannte, aber nur Einen Willen in ihm statuirte, weil sein menschliches Wollen und Thun vom göttlichen gleichsam verschlungen gewesen sey. Die Partei entstand in Folge des Versuchs, den der Kaiser Heraclius auf den Rath der Bischöfe Cyrus von Alexandrien u. Sergius von Konstantinopel 633 machte, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche durch die den Schriften des Dionysius Areopagita entlehnte Form wieder zu vereinigen, daß in Christo Ein gottmenschlicher Wille gewesen sey. Gegen diese Formel erhob sich der dyophysitische Mönch Sophronius, verstummte zwar, als ihm vom Sergius bedeutet wurde, gründlich darzuthun, wiefern die neue Formel der alten Kirchenlehre widerspreche, nahm aber den Streit wieder auf, als er darauf Bischof von Jerusalem (634) geworden war, indem er auf einer Synode die Anhänger der Union als Eutychianer mit dem Bann belegte. Heraclius gebot durch das Edikt „Ekthesis" 638 Stillschweigen über die Kontroverse, zugleich mit Billigung des Monotheletismus es freigebend, ob man zwei oder eine Wirkung lehren wolle; aber der Kampf dauerte demungeachtet fort, so daß der Kaiser Constans II. sich bewogen fand, 648 nach Zurücknahme der „Ekthesis" seines Vorgängers ein Edikt „Typos" zu erlassen, das allen weitern Streit untersagte und die Dawiderhandelnden mit Zwangsmaßregeln bedrohte. Allein die Mönche in Palästina hielten Schweigen in so heiliger Sache für ein Verbrechen, und andrerseits verdammte der römische Bischof Martin I. den Monotheletismus auf einer Lateransynode zu Rom. Die Nachfolger Martins, Eugenius und Vitelianus, unterzeichneten den „Typos", und der Streit schien mit einer Niederlage der Gegner des Monotheletismus, der Dyotheleten, zu endigen. Allein 677 trat der Bischof von Rom, Abeodatus, für sie aufs Neue in die Schranken. Erst dem 6. ökumenischen Koncil zu Konstantinopel (680) gelang es, der Lehre von zwei in Christo ohne Gegensatz und Vermischung vorhandenen Willen und Wirkungsweisen ein Uebergewicht zu sichern, welches der monotheletisch gesinnte Kaiser Philippicus Bardanes nur vorübergehend bedrohte. Aus den Ueberresten der kirchlich ausgeschiedenen M. bildete sich die Sekte der Maroniten.

Monotonie (v. Griech.), Eintönigkeit, Mangel an Modulation und Biegsamkeit der menschlichen Stimme beim Sprechen oder Singen. In den schönen Künsten versteht man unter M. Einförmigkeit der Manier in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände, überhaupt Mangel an Abwechslung und Mannichfaltigkeit, auch in Bezug auf Gegenstände der Natur.

Monovar, Stadt im spanischen Königreich Valencia, Provinz Alicante, am Tarafa, mit Salzwerk, Wollweberei und 9500 Einw.

Monrad, Magnus Detlev, dänischer Gelehrter und Staatsmann, den 24. Nov. 1811 in Kopenhagen geboren, studirte daselbst Theologie, erwarb 1838 die Magisterwürde und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten, zugleich aber sich als Kurator bei der Verwaltung des städtischen Schulwesens betheiligend, bis er 1846 die Pfarrstelle zu Vester-Ulslew in Laaland erhielt. Im J. 1848 Ständemitglied, gehörte er mit Orla Lehmann zu den Führern der Eiderdänen, weshalb ihm am 22. März 1848 das Portefeuille des Kultus übertragen wurde. Er war mit Tscherning die Seele des Märzministeriums, aus welchem er am 15. Nov. 1848 austrat. Im J. 1850 ward er Bischof von Laaland und Falster, aber wegen seiner Opposition gegen das Ministerium Oersted im April 1854 dieser Stelle enthoben. Als Präsident des Volksthing unterzeichnete er (1854) die Antwortadresse über Vertretung des Gesammtstaats und Steuerbewilligungsrecht und ward später Mitglied des Ausschusses für die Ministeranklage. Nach dem Sturz des Ministeriums Oersted ward er im Januar 1855 Direktor des Volksschulwesens und trat im Januar 1856 in den Reichsrath ein.

Monreale, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendanz Palermo, eine Meile westlich von Palermo, mit dem es durch eine schöne Straße verbunden ist, auf einem Berge am Ammiraglio,

ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine prächtige Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert mit Grabmonumenten mehrer normannischen Könige aus dem 12. Jahrhundert, kunstreichen Bronzethüren und schönem Säulenwerk, ein reiches Benediktinerkloster mit einer Bibliothek, ein altes Schloß mit einem Glöcklein, womit das Zeichen zur sicilianischen Vesper gegeben ward, und 14,500 Einw., die beträchtlichen Mandelhau treiben.

Monro, Name berühmter englischer Anatomen und Chirurgen. **Alexander**, geboren 1697 zu London, studirte in Edinburg und London unter Cheselden, in Paris und Leyden unter Boerhave und ward 1721 in Edinburg Professer der Anatomie und Chirurgie. Er bewerkstelligte die Errichtung des dortigen akademischen Krankenhauses, an welchem er die Leitung des klinischen Unterrichts übernahm. Er † den 16. Juli 1767. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Anatomy of human bones and nerves" (London 1726 u. öfter; deutsch von Krause, Leipz. 1761) und „Essay on comparative anatomy" (Lond. 1744; deutsch, Göttingen 1790). Als Sekretär der königl. Gesellschaft der Aerzte zu Edinburg redigirte er die „Medical essays and observations" (6 Bde., Edinb. 1732 ff.), welche viele werthvolle Abhandlungen von ihm enthalten. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte sein älterer Sohn Donald (Edinb. 1781; 2. Aufl. 1784; deutsch, Leipzig 1782). **Donald**, geb. zu Edinburg 1729, trat in den Militärdienst, ward Oberfeldarzt und † zu Edinburg den 9. Juni 1802. Er hat mehre pathologische u. militär-medicinische Werke und eine „Medical and pharmaceutical chymistry and materia medica" (4 Bde., London 1788; deutsch von Hahnemann, 2 Bde., Leipzig 1791) hinterlassen. Sein jüngerer Bruder, **Alexander**, geb. 1732 zu Edinburg, folgte seinem Vater 1759 in der Professur der Anatomie und Chirurgie nach und † den 2. Oktober 1817. Ein eben so ausgezeichneter Anatom wie sein Vater, schrieb er: „Observations on the structure and functions of the nervous system" (Edinb. 1783; deutsch von Sömmering, Leipz. 1787); „Structure and physiology of fishes explained and compared with those of man and other animals" (Edinb. 1785; deutsch von Schneider, Leipz. 1787); „Description of all the bursae mucosae of the Luman body" (London 1788; lat. und deutsch von Rosenmüller, Leipz. 1799). Sein Sohn, **Alexander**, geb. 1760, Professor der Anatomie und Chirurgie in Edinburg, hat gleichfalls die Literatur mit wichtigen pathologischen und anatomischen Werken bereichert, wie: „Observations on crural hernia" (Edinb. 1803); „The morbid anatomy of the human gullet, stomach and intestines" (daf. 1811); „Outlines of the anatomy, of the human body in its sound state" (3 Bde., London 1811 f.); „Elements of the anatomy of the pelvis of the male" (2. Aufl., daf. 1827); „The morbid anatomy of the brain" (Lond. 1827).

Monroe, **James**, fünfter Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. den 28. April 1758 in der Grafschaft Westmoreland im Staate Virginien, hatte das Studium der Rechte begonnen, als ihn der Unabhängigkeitskrieg seines Vaterlandes zu den Waffen rief. Er trat 1776 in das Heer ein und zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten aus, rückte auch bis zum Obersten auf. Indeß kehrte er schon 1778 zu seinen Studien zurück, ward 1782 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und 1783 des Kongresses von Virginien, 1790 aber des Nationalkongresses, in welchem er bis 1794 saß, wo er als Gesandter nach Frankreich ging. Zwar fand sich Washington veranlaßt, ihn 1796 zurückzurufen, doch wußte er sein Benehmen durch Veröffentlichung seines diplomatischen Briefwechsels hinlänglich zu rechtfertigen. Er fungirte hierauf von 1799—1802 als Gouverneur von Virginien, ging 1803 abermals als Gesandter nach Paris, um die Verhandlungen über die Abtretung Louisiana's zum Abschluß zu bringen, und erhielt dann Missionen nach London und 1804 nach Madrid. Nachdem er 1806 behufs der Erledigung einiger den Handel betreffenden Fragen in London gewesen war, begab er sich 1808 nach Amerika zurück in der Absicht, als Kandidat der Präsidentenwürde aufzutreten. Doch gab er die Bewerbung bald wieder auf, ward 1810 abermals Gouverneur von Virginien und 1811 unter Madisons Präsidentschaft Staatssekretär, als welcher er Madison bei dessen energischen Maßregeln treulichst zur Seite stand. Als 1814 Washington von den Engländern erobert und verbrannt worden war, erhielt er den Oberbefehl über die Streitkräfte. Nach dem Abschluß des Friedens widmete er sich wieder ausschließlich den Geschäften des Staatssekretariats, bis er 1817 durch das Vertrauen seiner Landsleute zur Präsidentenwürde erhoben ward. Einstimmig ward er 1821 wieder gewählt. Während seiner 8jährigen Verwaltung entwickelte sich der junge Freistaat zu hoher Kraft und Blüthe. Für die Verstärkung der Unionsregierung that er noch mehr als seine nächsten Vorgänger, hob das Kriegswesen, vermehrte insbesondere die Seemacht und veranlaßte die Aussendung von Kriegsschiffen in die westindischen Gewässer, in das mittelländische Meer und an die Küste von Afrika, wodurch nicht allein den Seeoffizieren treffliche Gelegenheit zu ihrer weitern Ausbildung geboten, sondern auch dem Handel der Freistaaten der nöthige Schutz verschafft ward. Während seiner Verwaltung ward Florida erworben, die Unabhängigkeit der ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonien anerkannt und von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten der Entschluß ausgesprochen, keine Einmischung europäischer Mächte in die inneren Angelegenheiten der südamerikanischen Staaten zu dulden (**Monroedoktrin**). Es wurden ferner die kräftigsten Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels ergriffen und der Handelsverkehr mit allen Völkern auf der Grundlage freier und vollkommener Gegenseitigkeit begünstigt. Auch traten während M.'s Verwaltung die Staaten Illinois, Alabama, Maine und Missouri in die Union, und durch einen Vertrag mit Rußland vom 17. April 1824 wurden die bis dahin obwaltenden Grenzstreitigkeiten mit dieser Macht geschlichtet. Nachdem er am 9. April 1825 sein Amt in die Hände Adams', seines Nachfolgers, niedergelegt hatte, führte er den

Digitized by Google

Vorsitz in der Urversammlung bei der Berathung über das neue Grundgesetz des Staates Virginien und verband sich mit Jefferson und Madison zur Gründung einer neuen Universität in diesem Staate. Zuletzt verwaltete er in seinem Wohnorte das Amt eines Friedensrichters. Er † zu Newyork den 4. Juli 1831. Als Präsident wie als Bürger gleich schlicht und einfach im Lebensweise und Sitten, von kräftigem Geiste, starkem Gemüthe und sicherm, klarem Verstande, stand er bei seinen Mitbürgern in hoher Achtung.

Mons (lat.), Berg.

Mons (flämisch Bergen), die stark befestigte Hauptstadt der belgischen Provinz Hennegau, am Flusse Trouille auf einer Anhöhe, hat 25,000 Einw. Merkwürdige Gebäude sind die Waltrudiskirche (Cathedrale de St. Waudru), erbaut 1460—1589, ein Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst, das ehemalige Schloß (jetzt Irrenanstalt), das Rathhaus, aus dem 12. Jahrhundert stammend, die Kirche der heiligen Elisabeth, die Börse, der Justizpalast, das Schauspielhaus. Als öffentliche Anstalten sind zu nennen das Handelsgericht, ein königliches Gymnasium, eine Kunstschule, eine öffentliche Bibliothek, eine Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, 2 Hospitäler, eine chirurgische und eine Hebammenschule. Die industrielle Thätigkeit besteht hauptsächlich in der Fabrikation von Sammet, Baumwollenzeuchen, Valenciennespitzen, bordirten Mousselinen, Tuch, Simoisen, Waffen, Seife, eisernen Töpfen und Thonpfeifen; auch befinden sich Zuckerraffinerien daselbst, bedeutende Steinkohlengruben, deren 115 Flöze bis 500 Fuß unter dem Meeresspiegel reichen, und ein großer Flintensteinbruch in der Nähe. Handelsgegenstände sind besonders Getreide und Steinkohlen. Ein Kanal (Canal de Condé) verbindet die Stadt mit der Schelde und eine Eisenbahn mit Brüssel. M. verdankt seinen Ursprung einem Castrum, welches von Cäsar im Kriege gegen die Gallier hier angelegt ward. Es war schon im Mittelalter ein ansehnlicher und reicher Ort. Im niederländischen Befreiungskriege ward es 1572 vom Prinzen Ludwig von Nassau unter Beistand der Franzosen genommen, aber noch in demselben Jahre von den Spaniern unter Friedrich von Toledo u. Chiappone Vitellio wieder erobert und sowohl gegen Coligny als gegen den Prinzen von Oranien behauptet. Nachdem es später (1677) vom französischen Marschall Humières schon einmal blokirt worden, ward es den 8. April 1691 vermittelst Verraths dem französischen General Vauban in die Hände gespielt, aber im Frieden von Ryswick 1697 wieder an Spanien zurück gegeben. Im spanischen Erbfolgekriege gerieth M. abermals in die Hände der Franzosen, ergab sich aber 1709 an die Alliirten und ward im Frieden von Utrecht 1713 der Republik Holland, im Frieden von Baden 1714 aber den österreichischen Niederlanden einverleibt. Nochmals ward die Stadt den 10. Juli 1746 von den Franzosen unter Conti eingenommen, doch kam sie bald darauf wieder an Oesterreich zurück. Endlich fiel sie 1792 nach der Schlacht bei Jemappes in die Gewalt der Republik Frankreich. Damals wurden die Festungswerke geschleift und erst seit 1812 mit den französischen Kontributions- und englischen Subsidiengeldern wieder hergestellt. Im Mai 1852 wurde dem in M. geborenen berühmten Tonkünstler Orlando di Lasso ein Denkmal (von B. Frison) gesetzt.

Monségur, Kantonsstadt im franz. Departement Gironde, Bezirk la-Réole, am Dropt, mit 1400 Einw.

Monseigneur (franz.), gnädigster Herr, früher ausschließlicher Titel des Dauphins und des ältesten Bruders des französischen Königs; vgl. Monsieur.

Monselice, Stadt in der lombardischen Delegation Padua, am Kanal Battaglia und dem Bachtiglione, mit Stiftskirche, Manufakturen für Hüte, Tücher ꝛc., Quadersteinbruch u. 5500 Einw.

Mons en Puelle, Dorf in der belgischen Provinz Flandern, an der Lys, merkwürdig durch den Sieg, welchen daselbst den 18. Aug. 1304 der König Philipp IV. von Frankreich über die aufständischen Flandrer erfocht.

Monsieur (franz., im Plural Messieurs), mein Herr, im Französischen Höflichkeitsprädikat bei der Anrede jeder männlichen Person; ehemals Titel des ältesten Bruders des Königs von Frankreich, wenn man von ihm sprach; redete man ihn an, so bediente man sich des Ausdrucks Monseigneur (s. d.).

Monsigny (Moncigny), Pierre Alexandre, französischer Komponist, geboren am 17. Okt. 1729 zu Fauquemberg in Artois, war in einem Rechnungsbureau der Gestütschefs zu Paris angestellt, als durch das Anhören von Pergolesi's „Serva padrona" der Gedanke in ihm erwachte, sich ganz der Musik zu widmen. Er studirte zu diesem Behufe unter Giannotti die Komposition, ward schon nach 5 Monaten von seinem Lehrer, als weiterer Unterweisung nicht mehr bedürftig, wieder entlassen, schrieb nun mehre Opern, welche im Verein mit den Werken seiner Zeitgenossen, Gretry und Philidor, der Geschmacklosigkeit Rameau's den Todesstoß gaben, und wurde darauf als Komponist bei der komischen Oper mit einem ansehnlichen Jahrgehalt angestellt. Durch die Revolution kam er um Amt und Vermögen. Am 22. Sept. 1798, dem Neujahrstage der Republik, ward auf dem Marsfelde sein Name neben denen Cherubini's, Lesueurs und Martini's als eines um die vaterländische Kunst hochverdienten Komponisten von Herolden laut ausgerufen. Er erhielt nun eine Stelle am Nationalinstitut und eine lebenslängliche Pension von 2400 Livr., ward 1800, nach Piccini's Tode, Mitdirektor des Konservatoriums zu Paris und † als solcher am 14. Jan. 1817. Die wichtigsten seiner Opern sind: „Les aveux indiscrets"; „Le maitre en droit"; „Le Cadidupé"; „On ne s'avise jamais de tout"; „Le roi et le fermier"; „Rose et Colas"; „Aline reine de Golconde"; „L'isle sonnante"; „Le deserteur"; „Le faucon"; „Felix ou l'enfant trouvé"; „La belle Arsene".

Monstranz (v. Lat., Allerheiligstes), bei den Katholiken das meist aus Gold oder Silber verfertigte, oft mit Edelsteinen besetzte Gefäß, worin die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke zu Verehrung gezeigt wird. Dasselbe wird im Tabernakel des Hochaltars verschlossen, darf nur von einem mit den Weihen versehenen Prie-

Digitized by Google

ster berührt und muß von jedem Katholiken durch Kniebeugung verehrt werden.

Monstrativ (v. Lat.), was unmittelbar auf sinnlicher Wahrnehmung beruht und daher gewiß ist, im Gegensatz von Demonstrativ, was des Beweises bedarf.

Monstre (franz.), s. v. a. Ungeheuer.

Monstrosität, Mißbildung, s. Mißgeburt.

Monstrum (v. Lat.), jeder Gegenstand, der in seiner Gestaltung von Gegenständen derselben Art in auffallender Weise abweicht, wird sowohl in physischem, als moralischem Sinne gebraucht. Das Adjektiv ist monströs. Vergl. Mißgeburt.

Monsuns, s. v. a. Moussons, s. Wind.

Montabaur, Amtsstadt im Herzogthum Nassau, auf dem Westerwalde, mit 2 Vorstädten, einem Schloß, 3 Kirchen (Georgskirche mit altdeutschen Gemälden), einer Realschule, einem Hospital, Sauerbrunnen, Kupferbergwerk, Gestüte, Papier- u. Walkmühlen, Ziegelei, Post u. 3000 Einw.

Montag (althochdeutsch mánintac, mittelhochdeutsch méntac, holl. méndag, angelsächsisch monandág, englisch monday, altnord. mánadagr, schwedisch måndag, dänisch mandag), der zweite Tag der Woche, wenn man diese mit dem Sonntag beginnt. Die Benennung ward aus dem lat. dies Lunae gebildet.

Montagna, 1) Benedetto, Maler und Kupferstecher, um 1458 zu Vicenza geboren, blühte von 1524—30. Seine Gemälde sind sehr selten. Eine Dreieinigkeit und eine Madonna mit Johannes finden sich im Dome zu Vicenza, einige Heilige in S. Corona daselbst. Seine Kupferstiche, von denen man 47 Blätter kennt, sind zwar hart und kalt in der Behandlung, aber mit Sorgfalt gestochen und im Geschmacke der venetianischen Schule gehalten. M. bildete sich zum Theil nach Albrecht Dürer. Erfertigte auch Zeichnungen zum Schmuck für Druckwerke und schnitt selbst auch in Holz; die sehr seltene „Hypnerotomachia Poliphili" (2. Ausg., Vened. 1545) soll sein Werk seyn.

2) Bartolomeo, ein für seine Zeit sehr bedeutender Maler, vielleicht Bruder des Vorigen, aus Vicenza gebürtig, soll 1522 gestorben und ein Schüler Andrea's Mantegna's gewesen seyn. In seinen Gemälden gibt sich eine schlichte und ernste Auffassungsweise kund, aber die Färbung ist etwas monoton. Im berliner Museum ist von ihm eine Madonna auf dem Throne, von Heiligen umgeben, und eine Krönung derselben mit St. Peter und Paulus. Minder bedeutend ist die von Engeln empfangene Magdalena. In Italien, namentlich zu Vicenza, finden sich noch mehre Werke von ihm.

Montagnac, Stadt im französischen Departement Hérault, links am Hérault, mit Branntweinbrennerei, Weinhandel und 3600 Einw.

Montagnana, Stadt in der lombardischen Delegation Rovigo, am Frassine, mit Seidenspinnerei, Wollzeuch- und Hutmanufaktur, Gerberei, Handel mit Seide, Hanf, Getreide u. 8550 Einw.

Montagnards, in der ersten franz. Nationalversammlung s. v. a. Bergpartei (s. d.); in den Tagen nach der Februarrevolution 1848 zu Paris ein Corps von etwa 1000 Mann, welches größtentheils aus erwerblosen Arbeitern gebildet worden war, um angeblich für die Ruhe der Stadt Paris zu sorgen, aber am 16. Mai aufgelöst ward; (republikanische Garde), eine 1850 in Südfrankreich haufende revolutionäre Gesellschaft, welche der Regierung, besonders durch Steuerverweigerung, Verlegenheiten bereiten wollte.

Montagu, 1) Mary Pierrepont, Lady Wortley, eine durch ihre Schriften, wie durch ihre Bemühungen um die Einführung der Schutzpockenimpfung berühmte Engländerin, die Tochter des Herzogs Evelyn Pierrepont von Kingston, geboren 1690 zu Thoresby in der Grafschaft Nottingham, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, brachte aber ihre Jugend in Zurückgezogenheit zu, bis sie, durch Schönheit und Geist ausgezeichnet, sich mit dem jungen Lord Edward Wortley M. verheirathete (1712), den sie bewog, sich der politischen Laufbahn zu widmen. Als derselbe Gesandter in Konstantinopel ward (1716), folgte ihm seine Gemahlin dahin durch Holland, Ungarn und Deutschland nach. Zu Konstantinopel erlernte sie die türkische Sprache u. erhielt von Sultan Achmed die Erlaubniß, den Harem zu besuchen, wo sie mit der Sultanin-Valide Fatima Freundschaft schloß. Die öfteren Besuche, die sie dem Sultan machte, veranlaßten üble Gerüchte über sie, die aber wahrscheinlich alles Grundes entbehrten. Zu Belgrad, einer kleinen Stadt in der Nähe von Konstantinopel, lernte sie die in der Türkei schon längst gebräuchliche Schutzpockenimpfung kennen. Sie unterrichtete sich näher über das Verfahren und war in dem Grade von der Wirksamkeit desselben überzeugt, daß sie ihren eigenen Sohn impfen ließ. Da die Probe gelang, beschloß sie, die Schutzpockenimpfung auch im Abendlande einzuführen, hatte aber dabei einen hartnäckigen Widerstand zu überwinden. Als ihr Gemahl 1719 nach einem dreijährigen Aufenthalt in Konstantinopel abberufen ward, bereiste sie mit demselben die Küsten des Mittelmeeres u. kehrte über Italien u. Frankreich nach London zurück. Sie versammelte zu Twickenham, ihrem reizenden Landsitz, einen Kreis geistreicher Schriftsteller um sich, unter denen besonders Addison, Steele, Young u. Pope zu nennen sind. Letzterer aber zerfiel mit ihr u. rächte sich durch beißende Satiren an ihr. Hierdurch, sowie durch die Niederlage der Whigs, deren Grundsätze sie mit Eifer vertrat, und durch Zerwürfnisse mit ihrem Gatten ward sie bewogen, sich nach Italien zu begeben, wo sie bald zu Venedig, bald zu Lovère am Iseosee 22 Jahre wissenschaftlichen und ländlichen Beschäftigungen lebte. Erst nach dem Tode ihres Gemahls (1761) kehrte sie nach England zurück, wo sie aber schon den 21. August 1762 †. Sie hinterließ Briefe über ihre Reise nach der Türkei und poetische Fragmente, die sie einem holländischen Geistlichen anvertraut hatte. Die erste rechtmäßige Ausgabe ihrer Werke, von ihrem Schwiegersohne, dem Grafen Bute, besorgt, erschien unter dem Titel: „The letters and other works of the Lady Mary Wortley M." (6 Bde., London 1803; franz., 4 Bde., Par 1804). Eine spätere Ausgabe besorgte Wharncliffe (3 Bde., 2. Aufl., Lond. 1837). Ihre Dichtungen sind unbedeutend; in ihren Briefen dagegen zeigt

Digitized by Google

sich klassische Bildung, ein kühner, männlicher Geist und eine seltene Energie des Ausdrucks.

2) Edward Wortley, Sohn der Vorigen, geboren 1715 zu Warncliffe-Lodge bei Sheffield, machte sich durch seine seltsamen Abenteuer, die sein ganzes Leben erfüllten, merkwürdig. Er zeigte schon in früher Jugend ein excentrisches, bizarres Wesen. Als seine Aeltern 1719 nach London zurückgekehrt waren, besuchte er einige Jahre die Schule von Westminster, verschwand aber plötzlich und ward trotz der eifrigsten Nachforschungen erst nach Jahresfrist, als er eben in den Straßen Londons im Dienste eines Fischhändlers Fische zum Verkauf ausbot, entdeckt. Zu seinen Aeltern zurückgebracht, entlief er bald von Neuem und begab sich, ein zehnjähriger Knabe, auf ein Schiff, welches eben nach Oporto segelte. Hier entwischte er dem Schiffsherrn, nahm bei Winzern Dienste und ward erst nach mehren Jahren erkannt und nach England zurückgebracht. Trotz der Liebkosungen, mit denen ihn seine Aeltern überhäuften, entlief er abermals und verdingte sich als Matrose auf einem in das Mittelmeer bestimmten Schiffe. Sein Vater hatte den Sohn schon verloren gegeben, als derselbe wieder ins väterliche Haus zurückgebracht ward. Um nun seiner Wanderlust Genüge zu leisten, schickte man ihn unter Aufsicht eines gewissen Forster nach Westindien, wo er einige Jahre zubrachte. Trotz seines unsteten Lebens lernte er Lateinisch und Griechisch, und als er nach England zurückkam, schien er von seinen Thorheiten geheilt zu seyn. Seine Aeltern verschafften ihm ein öffentliches Amt und eine Stelle als Hofkavalier. Aber bald stürzte er sich wieder in Extravaganzen jeder Art und begab sich wegen Schulden 1751 nach Paris, wo ihn ein schimpfliches Abenteuer in den Kerker führte. Nach London zurückgekehrt, ward er ungeachtet des auf ihm haftenden Makels (1754) ins Parlament gewählt. M. zog sich nun in die Einsamkeit des Landlebens zurück, beschäftigte sich mit geschichtlichen Studien und schrieb ein gehaltreiches Buch: „Reflexions on the rise and the fall of the ancient republics" (Lond. 1759; franz., Paris 1769 und 1793). Nach dem Tode seiner Aeltern, die ihn fast enterbten, begann M. sein abenteuerliches Leben von Neuem. Er durchreiste Palästina, Aegypten und Armenien und verfolgte mit dem Alten Testamente in der Hand den Zug der Israeliten durch die Wüste. Er ließ sich den Bart wachsen, trug sich armenisch und genoß nichts als Reis, Wasser und Kaffee. Nach seiner eigenen Aussage spielte er in Deutschland den Stallknecht, in Holland den Postillon, in der Schweiz den Bauer, in Paris den Stutzer, in Hamburg den eifrigsten Lutheraner, in Rom den Abbé und in der Türkei den gläubigen Muselmann. Endlich entschied er sich ganz für die orientalischen Sitten. Er unterhielt neben seiner rechtmäßigen Frau einen Harem, kleidete sich und lebte als Türke und erfüllte gewissenhaft die Gebräuche des Islam. Man behauptet sogar, daß er von der Pforte eine Pension bezogen habe als der vorgebliche Sohn des Großherrn. Dabei blieb M. jedoch ein großer Liebhaber archäologischer Studien und schrieb für die Akademie zu London mehre Abhandlungen über ägyptische Alterthümer. Im J. 1773 kehrte er aus dem Orient nach Venedig zurück, † aber, mit der Vorbereitung zu einer Wallfahrt nach Mekka beschäftigt, zu Padua am 2. Mai 1776, u. zwar an einem Rebhuhnknochen, der ihm im Halse stecken geblieben war. Sterbend bekannte er sich als Muselmann, ward aber doch in einem Kloster zu Padua beigesetzt. Eine interessante Biographie von ihm findet sich in Nichols „Literary anecdotes of the eigtheenth century" (Bd. 4, Lond. 1812).

Montaigne, Michel Eyquem de, geistreicher französischer Moralphilosoph, den 28. Februar 1533 auf dem Schlosse Montaigne in Périgord geboren, erlernte zuerst die lateinische, dann die französische und griechische Sprache, kam in seinem 10. Jahre auf das Collège zu Bordeaux, wo Grouchi, Buchanan und Muret seine Lehrer waren, widmete sich darauf nach dem Wunsche seines Vaters dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und erhielt schon 1554 die Stelle eines Raths im Parlament zu Bordeaux. Mit Vorliebe wandte er sich dabei dem Studium der alten Philosophie zu und trat mit gleichgesinnten Männern, wie Pasquier, Pibrac, Paul de Foix, besonders aber mit Etienne de Laboëtie in engen Verkehr. Schon galt er als einer der besten Köpfe Frankreichs, und selbst bei Hofe stand er in großem Ansehen. Damals arbeitete er eine treffliche Uebersetzung der natürlichen Theologie des Raimund von Sabunde (Paris 1569) aus. Nach dem Tode seines Vaters legte M. sein Amt nieder und zog sich auf sein Stammschloß Montaigne zurück, wo er in beschaulicher Muße lebte, die hinterlassenen Schriften seines Freundes Laboëtie herausgab (Bordeaux 1571) und auch die zwei ersten Bücher seines berühmten Werks „Les essais de messire Michel, seigneur de M." (2 Bde., das. 1580) schrieb. Um seinen Gesichtskreis zu erweitern, machte er seit 1580 Reisen nach Deutschland, Italien und der Schweiz, wo er allenthalben mit großer Auszeichnung aufgenommen ward. Im J. 1581 von den Bürgern zu Bordeaux zum Maire erwählt, bekleidete er dieses Amt mehre Jahre zu allgemeiner Zufriedenheit. Später zog er sich wieder auf sein Schloß zurück, ward jedoch durch die blutigen Bürgerkriege aus seiner philosophischen Beschaulichkeit mehre Male unangenehm aufgeschreckt. Vergebens suchte er zwischen den kämpfenden Parteien als unbefangener Vermittler zu wirken. In dieser stürmischen Zeit erschien das dritte Buch seiner „Essais" (Paris 1588). Seine der Zeit vorauseilenden freieren Ansichten erweckten ihm zwar viele Gegner, doch fand er bei seinen tiefer blickenden Zeitgenossen die größte Anerkennung. Er † den 13. September 1592 auf seinem Stammsitze. M. eröffnete in Frankreich die Reihe der selbstständigen und originellen Denker und brach dem als Schulphilosophen noch berühmteren Descartes die Bahn. Seine „Essais" gehören zu den bedeutendsten moralphilosophischen Werken der neueren Zeit und bieten nicht bloß dem praktisch thätigen Weltbürger, sondern auch dem strengen Denker reichen Stoff dar. M.'s Styl ist zwar weder korrekt, noch eigentlich edel, aber einfach, lebhaft und kraftvoll. Von jeher allem Zwange abhold, verschmähte er, seinen Reflexionen Methode oder ein

Digitized by Google

streng systematisches Gewand zu geben. Der spekulativen Philosophie war er abhold, hing auch sonst keinem bestimmten Systeme an, sondern huldigte einem konsequent durchgeführten Skepticismus. Auch in politischer u. religiöser Beziehung war er völlig indifferent, in moralischer neigte er sich zum Epikureismus. Von den zahllosen Ausgaben seiner „Essais“ nennen wir nur die von Coste (5 Bde., Haag 1727), Johanneau (5 Bde., Paris 1818) und Victor Leclerc (5 Bde., das. 1826 — 29). Eine lesbare deutsche Uebersetzung lieferte Bode in „M.'s Gedanken u. Meinungen“ (6 Bde., Berlin 1793). Sein später zufällig aufgefundenes „Journal du voyage de Michel M. en Italie par la Suisse et l'Allemagne“ ward durch Guerlon (Paris 1774) veröffentlicht.

Montaigu, Stadt im französischen Departement Vendée, Bezirk Bourbon-Vendée, an der Maine, mit 1600 Einwohnern, bekannt durch die Schlacht den 27. September 1793 zwischen der republikanischen Armee u. den Royalisten, worin erstere geschlagen wurde.

Moltalcino, Stadt in Toskana, Compartimento Siena, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, erzeugt vorzüglichen Muskatellerwein und zählt 7000 Einwohner.

Montalembert, 1) Marc René, Marquis de, ausgezeichneter französischer Ingenieur, geboren den 15. Juli 1714 zu Angoulême als Sprößling einer angesehenen Familie, trat in seinem 17. Jahre in die Armee, machte den Feldzug von 1736 mit, zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus und ward Kompagniechef bei der Garde des Prinzen Conti. Nachdem er darauf auch den Feldzügen in Italien, Flandern ꝛc., sowie 1741 dem gegen Oesterreich beigewohnt, widmete er während der folgenden Friedensjahre seine Muße wissenschaftlichen Studien und schrieb für die Akademie, die ihn 1747 unter ihre Mitglieder aufnahm, zahlreiche Abhandlungen. Auch legte er aus eignen Mitteln Munitionsgießereien in Périgord und Angoumois an, aus denen er die französische Flotte mit eisernen Kanonen und Projektilen versorgte. Während des 7jährigen Kriegs war er bei den russischen und schwedischen Truppen als französischer Kommissär thätig, leitete die Befestigung von Anklam und die Verstärkung von Stralsund, ward später nach den Inseln Aix und Oléron geschickt und befestigte die letzteren nach dem von ihm erfundenen Systeme (s. Kriegsbaukunst). Auch um das Artilleriewesen erwarb er sich durch Erfindung der niedrigen Rahmenlaffeten Verdienste. Trotz seines alten Adels war er doch ein entschiedener Anhänger der Revolution und überließ der Nationalversammlung 1789 die ihm wegen des Verlustes eines Auges und seiner sonstigen Verdienste bewilligte Pension. Er † zu Paris den 26. März 1800. Seine literarischen Arbeiten erregten, als sie im Druck erschienen, von Seiten der Anhänger Vaubans heftige Streitigkeiten; namentlich war es d'Argon, welcher M.s Ansichten bestritt, aber von diesem vollständig widerlegt wurde. Sein Hauptwerk ist „La fortification perpendiculaire“ (Paris 1776 ff.; neue Aufl., das. 1796, 11 Bde., deutsch bearbeitet von Hoyer unter dem Titel: „Die Vertheidigung fester als der Angriff“, 4 Bde., Berlin 1818—1820). Außerdem sind noch zu erwähnen seine „Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'à 1791“ u. seine „Mémoire histor. sur la fonte des canons“ (Paris 1785). Auch schrieb er mehre kleine Komödien, Erzählungen und Chansons.

2) Marc René Anne Maria, Graf von M., Sohn des Vorigen, geboren den 10. Juli 1777 zu Paris, emigrirte und trat zu Condé's Corps, von da in britische Dienste, in denen er 1810 zum Major avancirte. Nach der Restauration trat er als Oberst in die französische Armee ein, ging 1817 als bevollmächtigter Minister nach Stuttgart, ward 1819 Pair und später Gesandter in Stockholm. Als entschiedener Anhänger der Bourbons nahm er nach der Julirevolution seinen Abschied. Er † zu Paris 1831.

3) Charles Forbes, Graf von M., Sohn des Vorigen, den 20. Juni 1810 zu Paris geboren, seit 1830 Pair von Frankreich, war früher mit Lamennais befreundet und Mitarbeiter an dessen Journal „l' Avenir.“ Als Vorkämpfer der kirchlichen Interessen und Apostel des Ultramontanismus in Frankreich machte er sich 1843 bemerklich durch eine Broschüre über die Pflicht der Katholiken in Frankreich bei Gelegenheit der Diskussion der Unterrichtsfrage, 1844 durch sein katholisches Manifest in der Pairskammer bei Besprechung der Frage über Kirche u. Staat, 1845 durch seine Vertheidigung des Jesuitenordens, 1846 durch seine warme Inschutznahme Polens und Irlands und 1847 durch die Gründung eines Komités für religiöse Freiheit, welches zu Paris und in Frankreich zur Unterstützung der Mitglieder des in der Schweiz bezwungenen Sonderbundes Subskriptionen eröffnete. Am 14. Januar 1848 erregte seine Rede in der Pairskammer in Bezug auf politischen Radikalismus und Freiheit der Völker bei den Verhandlungen der Schweizerfrage großes Aufsehen. Auch war er der Veranlasser des zu Ehren O'Connels am 10. Februar in der Notre-dameskirche veranstalteten Trauerfestes. Am 28. Februar 1848 erklärte er sich in einem republikanischen Manifest für die Republik Frankreich und bot ihr seine Dienste an. Im Departement Doubs in die konstituirende und dann in die legislative Versammlung gewählt, nahm er auf der äußersten Rechten Platz und ward im Juni 1851 Mitglied des Revisionskomité's. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 verlangte er mit mehren Mitgliedern der Majorität die Freilassung der Nationalvertreter und nahm im Januar 1852 seine Entlassung aus der konsultativen Kommission, trat aber im Februar 1852 als Regierungskandidat im Doubsdepartement auf. Er ward an Droz' Stelle Mitglied der Akademie u. im März in den legislativen Körper gewählt, wo er zur parlamentarischen Opposition gehörte. In neuester Zeit ward sein Name dadurch populär, daß er in einem Preßprozeß verurtheilt wurde und die ihm vom Kaiser gebotene Begnadigung ablehnte. Er schrieb: „Histoire de Ste. Elisabeth de Hongrie“ (Paris 1836, deutsch von Städler, Aachen 1845); „Du vandalisme et du catholicisme dans les arts“ (Paris 1840).

Montalivet, 1) Jean Pierre Bachaf-

Digitized by Google

son, Graf von, französischer Minister unter Napoleon I., geboren den 5. Juli 1766 zu Saargemünd, trat frühzeitig in den Militärdienst, studirte dann noch die Rechte und erhielt bereits mit 19 Jahren die Stelle eines Raths am Parlament zu Grenoble. In Folge der Streitigkeiten der Parlamente mit dem Minister Loménie de Brienne zog er sich nach Valence ins Privatleben zurück. In den Stürmen der Revolution entging er als konstitutioneller Royalist den Verfolgungen der Schreckensmänner nur dadurch, daß er sich 1794 in die Armee von Italien flüchtete. Nach Einsetzung des Direktoriums ward er Präfekt zu Valence und in der ersten Zeit des Konsulats Präfekt im Departement Lamanche. Hier trug er durch sein kluges und gemäßigtes Benehmen viel zur Beilegung des Bürgerkriegs bei und setzte sich dadurch bei Bonaparte, der ihm die Präfektur Seine-Oise übertrug, in besondere Gunst. Im J. 1806 ward er Direktor der Brücken und Chausseen und am 1. Oktober 1809 Minister des Innern. Als solcher bewies er in der Ausführung der öffentlichen Bauten und die Hebung der Industrie und des Handels betreffenden Pläne Napoleons ebenso viel Geschicklichkeit als Eifer. Nach Napoleons erster Abdankung suchte er im Interesse der gestürzten Dynastie zu wirken. Während der hundert Tage führte er die Verwaltung der Krongüter; nach der zweiten Restauration zog er sich aus dem öffentlichen Leben auf sein Landgut Duberri zurück, trat 1819 in die Pairskammer ein u. zeigte sich in derselben als entschiedener Vertheidiger der konstitutionellen Freiheit. Er † den 23. Januar 1823 auf dem Landgute Lagrange im Departement Nièvre.

2) Marthe Camille Bachasson, Graf von M., zweiter Sohn des Vorigen, geboren zu Valence den 25. April 1801, besuchte die polytechnische Schule und ward dann bei der Verwaltung der Brücken und Chausseen angestellt. Durch Verwendung des Publicisten Bertin de Baux gelangte er 1826 mit Hintansetzung seines ältern Bruders zur Pairswürde. Er schrieb eine freisinnige Broschüre: „Un jeune pair aux Français de son age“ (Paris 1827), ward Mitglied und Sekretär der Gesellschaft Aide-toi le ciel t'aidera und kam dadurch mit den Häuptern der liberalen Paatei in Berührung. Im Folge dieser Verbindungen erhielt er nach der Julirevolution im Ministerium Laffitte das Portefeuille des Innern. Seine Entschlossenheit rettete die angeklagten Minister Karls X. vor den Wuthausbrüchen des Volks. Als nach Laffitte's Rücktritt im März 1831 Périer mit der Präsidentschaft auch das Ministerium des Innern übernahm, erhielt M. das Ministerium des Unterrichts, doch nach Périers Tode (1832) wieder das Ministerium des Innern. Die blutige Unterdrückung der bei Lamarque's Leichenbegängniß ausgebrochenen Unruhen (Juni 1832) u. die Erklärung der Hauptstadt in Belagerungsstand machten seine Verwaltung so verhaßt, daß er endlich zurücktrat, als Thiers und Guizot das Ministerium vom 11. Oktober 1832 bildeten. Der König ernannte ihn darauf zum Intendanten der Civilliste, und als Thiers das liberale Ministerium vom Februar 1836 bildete, erhielt M. auf des Königs Wunsch das Portefeuille des Innern. Als dieses Ministerium schon Anfangs September 1836 wieder abtrat, übernahm M. wieder die Intendanz der Civilliste, ward aber schon im März 1837 nach dem Rücktritt der Doktrinärs an Gasparins Stelle wieder zum Minister des Innern ernannt. In Folge der Wahlen von 1839 legte er mit dem Ministerium Molé sein Portefeuille nieder und verwaltete bis zur Februarrevolution wieder die Civilliste, worauf er vom politischen Schauplatz zurücktrat.

Montalto, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Ascoli, am Aso, ist Bischofssitz und hat 4000 Einwohner.

Montalvan, Don Juan Perez de, spanischer dramatischer Dichter, geboren 1602 zu Madrid, trat im Alter von 23 Jahren in den geistlichen Stand, ward apostolischer Notar der Inquisition und † den 25. Juni 1638. M. war der Lieblingsschüler Lope de Vega's, mit dem er bald in der Schnelligkeit des Producirens wetteiferte. Ein Theil seiner Komödien erschien in 2 Quartbänden (Bd. 1, Alcala 1638, Bd. 2, Madrid 1638; 2. Auflage, Valencia 1652); andere füllen einen Band der „Comedias escogidas de los mejores ingenios de España“. Den meisten Beifall fanden die Stücke „Nohay vida como la honra“ u. „La Toquera vizcaina“, die sich bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten haben. Obgleich er, ohne Lope de Vega's Genialität zu besitzen, nur dessen Manier und Fehler nachahmte, läßt sich seinen Stücken doch der Vorzug ächt nationaler Haltung und einzelner vortrefflicher Züge nicht absprechen. Außerdem hat man von ihm „Sucesos y prodigios de amor en ocho novelas ejemplares“ (Madrid 1604), „Para todos“ (Huesca 1633), eine Sammlung Novellen und moralischer Betrachtungen, und „Orfeo“ (Madrid 1624), ein Gedicht in Oktaven, das öfters dem Lope de Vega zugeschrieben ward.

Montanisten, Name einer ketzerischen Sekte des 2. Jahrhunderts von fanatisch-ascetischer Richtung. Ihr Stifter, Montanus, aus Ardaba in Mysien, war Bischof zu Pepuza in Phrygien. Der Inhalt seiner Lehre war die Zurückversetzung des christlichen Lebens auf den alttestamentlichen Standpunkt u. das Mittel, um der Kirche zu ihrer Vollendung zu helfen, eine strenge Sittenlehre und die Wiederherstellung einer rigerösen Kirchenzucht. Vor Allem verlangte er von seinen Anhängern die feste Standhaftigkeit in den Verfolgungen; jeder Versuch, sich ihnen zu entziehen, wurde mit Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft bestraft. Von dieser Strenge der Sittenlehre wurden auch edlere Naturen, wie Theodot und Tertullian, welche nach einer Verwirklichung des christlichen Ideals strebten, eine Zeit lang mächtig angezogen. Die meisten Schüler aber führten ihm die chiliastischen Erwartungen zu; darunter befanden sich auch die Prophetinnen Marimilla und Priscilla. Die heftigsten Gegner des Montanismus waren Apollinaris von Hierapolis, Miltiades, Asterius, Urbanus, Apollonius und Serapion. Die M., auch Pepuzianer, Katarphrygier, Priscillianisten genannt, erhoben sich in stolzem Bewußtseyn ihrer Freiheit von allem Einfluß der Sinnlichkeit über die andern Christen und nannten sich im Gegensatz zu diesen, den Psychi-

Digitized by Google

kern, Pneumatiker, d. i. Geisterfüllte. Im Dogma wollten sie der Kirche angehören u. vertraten nur eine strengbuchstäbliche Fassung desselben. Ihr Kirchenwesen scheint aber abweichend von dem der Orthodoxen geordnet gewesen zu seyn. Im Morgenland kamen die M. schon frühzeitig aus der Gemeinschaft mit den übrigen Christen, dagegen erregten sie im Abendland und vorzüglich in Gallien große Theilnahme und übten eine Zeit lang einen vorwiegenden Einfluß auf die Kirche und ihre Disciplin. Trotz aller spätern Verfolgung erhielten sie sich bis in das 6. Jahrhundert. Vgl. Schwegler, Der Montanismus ꝛc., Tübingen 1841.

Montanvert, Berg im sardinischen Herzogthum Savoyen, mit dem sogenannten Eismeer (Mer de Glace) und auf der Höhe, 5724 Fuß über dem Meere und 2568 Fuß über dem Thal, einem Wirthshaus, Pavillon du M., wo man Erfrischungen und Nachtlager finden kann.

Montargis, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Loiret, an der Vereinigung der Kanäle von Orléans, Briare und Loing, hat eine sehenswerthe Kirche (Magdalenenkirche), ein altes Schloß, Civil- und Handelstribunal, mehre Assekuranzgesellschaften, Handel mit Wein, Wachs, Honig, Safran, Fabriken für Leder, Tuch, baumwollenes Garn, Fensterglas, Gerberei und 8600 Einwohner. Hier residirten öfters die Könige Karl VII. und Karl VIII.

Montau (Groß-M.), Pfarrkirchdorf in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Danzig, im marienburger Werder, baut viele Pflaumen, von denen jährlich mehre Tausend Tonnen ausgeführt werden, und hat 450 Einw. Auf der montauer Spitze, wo die Nogat sich von der Weichsel trennt, stand die von Svantopolk 1244 erbaute Burg Zanthier, welche der deutsche Orden zerstören u. daraus das marienburger Schloß erbauen ließ.

Montauban, die schön gebaute Hauptstadt des französischen Departements Tarn-Garonne, auf einem Plateau zwischen dem Tarn u. Tescon, einem Seitenkanal der Garonne und einer tiefen Schlucht, ist Sitz eines Bischofs, hat ein katholisches Seminar, eine theologisch-reformirte Fakultät, ein Collége, eine Zeichenschule, ein Civil- und Handelstribunal, eine öffentliche Bibliothek, Sternwarte, Gesellschaft für Wissenschaften, Ackerbau und schöne Künste, Fabriken für gewöhnliche Wollzeuche, Wolldecken, Mitteltuche (Cadis de M.), Moltons, Stebzeuch, Filz- und Seidenhüte, Fayence, Buntpapier, mechanische Wollspinnerei, besonders für die Langnedoc-Zeuche, Baumwoll- und Seidenspinnerei, Färberei, bedeutenden Handel mit Getreide und Mehl (jährlich 1,400,000 Centner Ausfuhr) und 16,520 Einwohner. M. ward 1317 zum Bischofssitz erhoben, nahm aber 1572 die Reformation an und gab sich eine Art von republikanischer Verfassung. Auch ward die Stadt stark befestigt, 1621 von Ludwig XIII. vergebens belagert und erst 1629 unterworfen, worauf Richelieu die Werke schleifen ließ. Unter den in der Umgegend erzeugten montaubanschen Weinen, weißen und rothen, sind die von Dusan, Beausoleel und St. Martial vorzüglich beliebt. Sie sind stark und süß und werden über Bordeaux verfahren.

Montausier, Charles de Sainte-Maure, Herzog von, französischer Diplomat, geboren 1610, trat frühzeitig in die Armee, zeichnete sich in Italien und in Lothringen aus und ward in einem Alter von 28 Jahren Maréchal de camp und bald darauf Gouverneur im Elsaß, dessen vorläufigen Besitz er für Frankreich sicherte. Im Calvinismus erzogen, trat er später zum Katholicismus über, ward Generallieutenant und Gouverneur von Saintonge und Angoumois. Im Krieg der Fronde blieb er dem König treu, erhielt 1662 das Kommando in der Normandie, ward 1664 mit wichtigen Aufträgen an den päpstlichen Hof gesandt und nach seiner Rückkehr zum Herzog und Pair, sowie 1668 zum Gouverneur des Dauphin ernannt. Unter seiner Aufsicht besorgten Bossuet und Huet die Ausgaben in usum Delphini. Bei der Vermählung des Dauphin 1680 ward er zu dessen erstem Kammerherrn ernannt. Er † den 17. Mai 1690. Vergl. Puget de Saint-Pierre, Histoire du duc de M., Genf und Paris 1784. Seine Gemahlin, Louise Lucine, geborene Marquise von Rambouillet, geboren 1607, versammelte einen Kreis der berühmtesten Gelehrten, Künstler und Schöngeister in ihren Salons, ward 1661 von Ludwig XIV. zur Erzieherin der königlichen Prinzen und Prinzessinnen ernannt und † den 15. November 1671. Ihr berühmtes Album „Guirlande de Julie", in welches die berühmtesten Maler ihrer Zeit Blumen eingezeichnet hatten, die von den namhaftesten Dichtern eigenhändig mit Gedichten versehen waren, erschien 1784 und 1818 im Druck.

Montbard, Stadt im französischen Departement Côte d'Or, Bezirk Semur, an der Brenne und dem Bourgognekanal, hat ein altes Schloß, in welchem Buffon geboren ward, Tuch-, Leder-, Oelfabriken, Handel mit Holz, Hanf, Garn, Wolle, Waarenniederlagen für den Transport auf dem Kanal, der hier ein großes Bassin und einen Hafen hat, und 2550 Einwohner.

Montbarri, Bad im schweizerischen Kanton Freiburg, am nordöstlichsten Fuße des Moléson, bei dem Dorfe le Paquier, 2860 Fuß über dem Meere, wurde 1780 gegründet. Das Mineralwasser, von einem hepatischen Geruch und einem faden Geschmack, hat sich in Form von Bädern gegen veraltete krätzartige und flechtenartige Ausschläge, sowie bei Nervenschwäche sehr reizbaren Personen hülfreich erwiesen.

Montbazon, Stadt im französischen Departement Indre-Loire, Bezirk Tours, links am Indre, mit Getreide- und Weinbau und 1250 Einwohnern.

Montbeillard (Montbéliard, deutsch Mömpelgard), Stadt im französischen Departement Doubs, an der Alaine, Hauptort eines Arrondissements, hat ein Schloß auf einem hohen Felsen, das jetzt als Gefängniß benutzt wird, ein Gymnasium, eine Bibliothek mit seltenen Handschriften und 6000 sehr gewerbthätige Einwohner, die sich meist zur protestantischen Kirche bekennen. Der bedeutendste Erwerbszweig ist

Digitized by Google

die Uhrenfabrikation. M. ist der Geburtsort Cuviers, dem ein Denkmal errichtet ist. In und bei der Stadt werden römische Alterthümer gefunden. M. war früher der Hauptort einer seit 1395 dem Hause Würtemberg unter französischer Oberhoheit gehörigen Grafschaft in Burgund, die 1793 von den Franzosen in Beschlag genommen und im Frieden zu Luneville 1801 förmlich an Frankreich abgetreten wurde.

Montblanc, der höchste Berg Europa's, ist ein Theil der grajischen Alpen u. liegt mit seinen drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln, von denen 16 größere und kleinere Gletscher nach Norden, 20 nach Süden hinabsteigen, in der savoyischen Provinz Faucigny (Faussigny). Im Westen begrenzen ihn die Thäler Chamouny und Montjoie, im Osten die Thäler Allée blanche u. Ferret (Dora baltea), welche in das Thal von Entrèves auslaufen. Die Höhe des M. über dem Spiegel des mittelländischen Meers beträgt nach Saussure 14,700, nach Tralles 14,793, nach Anderen 14,765, nach den neuesten Berechnungen 14,808 Fuß. Seine Wasser fließen theils der Arve und der Rhone, theils der Dora baltea und durch diese dem Po zu. Sein höchster Gipfel, von dem aus man den Anblick von 350 Gletschern hat, ist ein schmaler Rücken, der Kameelbuckel (la bosse du dromedaire) genannt, 150 Fuß lang und 50 Fuß breit, nach Norden steil abgeschnitten. Der M. war bis 1741 völlig unbekannt. In dem genannten Jahre bereisten zwei Engländer (Pocock und Windham) schwer bewaffnet das Chamounythal und machten auf die Höhe und Erhabenheit dieser Alpengegend aufmerksam. Seitdem wurden einige Reisen dahin unternommen, aber fast nur von Engländern. Die ersten Besteiger des M. waren Jacques Balmat aus Chamouny im Juni 1786 und Dr. Paeard aus Genf am 8. August 1786. Saussure, der schon 1760 einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg nach dem M. zu finden, bestieg den Berg, von Balmat geführt, am 1. August 1787. Seitdem ist der M. noch mehrfach bestiegen worden, in neuester Zeit sogar von unternehmenden Frauen, wie von einer Bewohnerin des Chamounythals und von Mademoiselle d'Angeville aus dem Departement Ain. Man legt jetzt den Weg vom Fuße bis zum Gipfel in 50—60 Stunden zurück. Zur Zeit der französischen Herrschaft wurde nach dem M. ein Departement benannt, welches den größten Theil von Savoyen, 109 □Meilen mit 301,000 Einwohnern umfaßte und zur Hauptstadt Chambéry hatte.

Montblanch, Stadt im spanischen Königreich Katalonien, Provinz Lerida, in einem an Wein und Oliven fruchtbaren Thal der gleichnamigen Berge, mit Branntweinbrennerei, Baumwoll- und Wollweberei und 4500 Einwohnern.

Montbrison, die Hauptstadt des französischen Departements Loire, am Flüßchen Vizézy, hat enge Straßen und niedrige Häuser, eine alte Kathedrale, ein kleines Seminar, ein Collége, eine öffentliche Bibliothek, Gesellschaft für Ackerbau und Handel, ein Theater, eine Getreidehalle und 8047 Einwohner, welche Kattun- und Tapetenmanufakturen, Leinen- und Battistfabriken unterhalten und Getreidehandel treiben. Dicht bei der Stadt entspringen 3 Mineralquellen, die sehr reich an kohlensaurem Gas und kohlensaurem Natron sind und gleich ähnlichen Säuerlingen als Getränk, namentlich bei chronischen Leiden der Verdauungswerkzeuge von Schwäche, Bleichsucht, Amenorrhöe und Fluor albus benutzt werden. Mit St.-Etienne ist M. durch eine Eisenbahn verbunden.

Montcalvo, Stadt in der sardinischen Provinz Montferrat, auf dem Gipfel eines Berges gelegen, hat ein Minoritenkloster mit Gemälden des hier geborenen Malers Caccia und 3800 Einwohner. Eine Meile davon der Berg Crea mit Marienkirche, worin schöne Fresken.

Mont-Cenis, Gebirg, s. Cenis.

Montcuque, Stadt im französischen Departement Lot, Bezirk Cahors, auf einem Hügel, mit 2500 Einwohnern.

Montdauphin, befestigte Stadt im französischen Departement Oberalpen, Bezirk Embrun, am Einfluß des Guil in die Durence, auf einem steilen Felsen, an dessen Fuße warme Quellen entspringen, deckt eine Straße aus Italien nach Frankreich und hat 500 Einwohner.

Mont de Marsan, Hauptstadt des französischen Departements Landes, am Zusammenfluß der Douze und des Midou, hat ein Collége, eine öffentliche Bibliothek, Gesellschaft für den Ackerbau, Fabriken für Tuch, Segeltuch, Leder, Seidenspinnerei, Licht- und Wachsfabrikation, Terpentinölfabrikation, Branntweinbrennerei, Weinhandel, eine Mineralquelle und 5000 Einwohner.

Montdidier, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Somme, hat ein Collége, eine Ackerbaugesellschaft, Fabriken für Strumpfwirkerwaaren, Kalikot, Serge, Leder, Baumwollenspinnerei, Handel mit Getreide und Vieh und 4500 Einwohner.

Mont d'or les Bains, Dorf im französischen Departement Puy de Dôme, Bezirk Issoire, an der Dordogne, in einem pittoresken Thale, hat Alaunminen, Käsebereitung und 1200 Einwohner. Die dortigen berühmten Mineralquellen entspringen am Berg Angle 3139 Fuß über dem Spiegel des Meeres, waren schon den Römern bekannt und wurden von ihnen benutzt, wie zahlreiche Ueberreste von Bauwerken beweisen. Man unterscheidet 7 Hauptquellen, welche großentheils zu der Klasse der alkalisch-salinischen Thermalquellen gehören. Als Bad und Getränk wirken sie sehr erregend auf das Nerven- und Blutsystem, zugleich die Se- und Exkretionen der äußeren Haut und der Schleimhaut bethätigend, häufig kritische Ausscheidungen hervorrufend. Zu widerrathen ist ihr Gebrauch bei Neigung zu Bluthusten, Lungensucht und organischen Leiden des Herzens oder der großen Blutgefäße. Dagegen haben sie sich sehr hülfreich erwiesen in rein katarrhalischen Affektionen, in chronischen Krankheiten der Digestionsorgane, oder der Urinblase, veralteten Rheumatismen, Verschleimungen, Paralysen, Leukorrhöe und bei metastatischen Leiden.

Monte (ital.), Berg.

Monte-Allegre, Stadt in der spanischen

Provinz Murcia, mit Tuch- und Wollzeugweberei, Branntweinbrennerei und 3000 Einwohnern.

Montebello, 1) (Mombello), Schloß in der lombardischen Provinz Mailand, etwa 5 Meilen von Mailand, zur Gemeinde Limbiate gehörig, in welchem der General Bonaparte 1797, nach Abschließung des Vertrags von Leoben, 3 Monate lang sein Hauptquartier hielt und wo die Verhandlungen gepflogen wurden, die dem Frieden von Campo-Formio vorausgingen. — 2) Dorf in der sardinischen Provinz Voghera, Distrikt Casteggio, zählt mit seinem Gemeindebezirk 2950 Einwohner und ist in der Kriegsgeschichte durch zwei Treffen berühmt, in denen sich beide Male Franzosen u. Oesterreicher gegenüberstanden. In dem ersten, am 9. Juni 1800, ward eine von Ott befehligte Abtheilung der österreichischen Armee vom französischen General Lannes geschlagen, der wegen dieses Siegs den Titel eines Herzogs von M. erhielt. Das zweite, am 20. Mai 1859, war der erste bedeutende Zusammenstoß, der in dem Feldzuge dieses Jahres zwischen der franco-sardischen (unter General Forey) und der österreichischen Armee (unter Stadion) Statt fand und zu Gunsten der Franzosen ausfiel. — 3) Marktflecken in der venetianischen Provinz Vicenza, am Flusse Aldego, bildet eine Station der Eisenbahn von Vicenza nach Verona, zählt 3800 Einwohner und war früher befestigt. Hier den 12. November 1796 Sieg der Oesterreicher unter Alvinczy über die Franzosen unter Masséna u. Augereau und Anfangs November 1805 Treffen zwischen dem auf dem Rückzuge begriffenen Erzherzog Karl und Masséna, wobei die Oesterreicher 500 Gefangene verloren.

Montebello, Herzog von, s. Lannes.

Monte Casino, berühmte Stiftsabtei des Benediktinerordens auf dem gleichnamigen Berge in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, früher mit 3—400 Mönchen, jetzt nur von 20 Mönchen und 20 Novizen bewohnt, ward 530 von Benedikt von Nursia gegründet, 580 von den Longobarden zerstört und 720 neu erbaut, wobei das Salvatorkloster am Fuße des Berges hinzukam, das auf der Stelle des alten Casinum lag und später der Anfang des Städtchens San Germano wurde. Es erhielt bald großes Ansehen und reiche Einkünfte und dehnte seinen Einfluß auf alle Benediktinerklöster Italiens aus. Auch nach der Zerstörung beider Klöster durch die Saracenen 884 erstanden sie wieder (904). Bei der Ansiedelung der Normannen wurde M. 1030 aufs Neue der Schauplatz der Zerstörung und wilder Kämpfe; 1040 fielen in der Kirche zu M. viele Normannen der Rache zum Opfer. Der Neubau der prachtvollen Kirche geschah 1066 durch den Abt Didier, den späteren Papst Viktor III. Die fortdauernden Unordnungen in dem Mönchsleben veranlaßten den Papst Cölestin, das Kloster 1294 mit Cölestinermönchen zu besetzen, doch kam es unter Bonifacius VIII. wieder in den Besitz der Benediktiner und wurde von Johann XXII. unter die Aufsicht des Patriarchen von Alexandrien gestellt. Nach dessen Tod (1313) wurde die Abtei zu einem Bisthum ohne Abt erhoben; der Papst Urban V. ernannte sich 1367 selbst zum Abt. Im Jahre 1454 wurde M. eine Kommende für den Kardinal Scarampi, bis es Julius II. 1504 mit der Kongregation der heiligen Justina von Padua vereinigte, so daß nicht weniger als 95 Abteien und 100 Klöster zu einem Güterkomplex zusammengeworfen wurden. Der Titel des Abtes war seitdem: Haupt aller Aebte des Benediktinerordens, Kanzler und Großkaplan des römischen Reiches, Fürst des Friedens. Noch hat das Kloster eine reiche Bibliothek u. eine werthvolle Gemäldesammlung mit dem Originalbildniß Dante's.

Montecatini, Dorf im toskanischen Compartimento Florenz, an der Grenze von Lucca, mit Kastell und 1500 Einwohnern, bekannt durch seine jodhaltigen Kochsalzthermalquellen, die, seit Jahrhunderten berühmt und zahlreich besucht, zu den ersten Badeetablissements Italiens gezählt werden. Man unterscheidet verschiedene Quellen, welche theils aus Travertino, theils aus mit Thon vermischtem Sand hervorbrechen. Der Geruch des Wassers ist der des Seewassers, der Geschmack mehr oder weniger salzig. Das aus den Quellen aufsteigende Gas besteht aus Kohlensäure, Sauerstoff und Stickstoff. Benutzt werden die Thermalquellen in Form von Bädern gegen chronische Hautausschläge, veraltete Krätze und Flechten, Skropheln, Blennorrhöen, krankhafte Anomalien der Menstruation, weißen Fluß, Hysterie und Hypochondrie, hartnäckige rheumatische und gichtische Leiden, Ischias und Lähmungen. Der Kochsalzmineralschlamm wird in Verbindung mit dem inneren Gebrauch der Quellen bei Hautausschlägen, hartnäckigen gichtischen und rheumatischen Lokalaffektionen, Lähmungen und Drüsengeschwülsten mit Erfolg benutzt.

Monte Christo, 1) kleine, zum Großherzogthum Toskana, Compartimento Grassato, gehörige Insel, an der Küste südlich von Elba, eine kolossale Granitmasse von 4 □Miglien Oberfläche, mit Wachtthürmen besetzt und nur von Fischern bewohnt; im Mittelalter war hier ein Kamaldulenserkloster, dessen Kirche noch steht. — 2) Stadt an der nordwestlichen Küste der westindischen Insel Hayti, am Abhange des gleichnamigen Gebirges und an einer kleinen Bucht an der Mündung des Grand-Yacque, hat lebhaften Handel und 3500 Einwohner.

Montecorvino, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato-citer., östlich von Salerno, mit 4500 Einw.

Montecucculi (Montecuccoli, Montecuculi), Raimund, Graf von, deutscher Reichsfürst und Herzog von Melfi, ausgezeichneter österreichischer Feldherr, geboren im Modenesischen 1608, begann als Volontär bei der österreichischen Artillerie unter seinem Oheim, dem Generalfeldzeugmeister Ernst, Grafen von M., seine militärische Laufbahn und zeichnete sich bei seinem ersten Feldzug 1627 in Deutschland so rühmlich aus, daß er schon 1629 zum Hauptmann avancirte. Als Rittmeister zum Dragonerregiment seines Oheims versetzt, focht er am 17. Sept. 1631 in der Schlacht bei Breitenfeld, ward schwer

Digitized by Google

verwundet und auf dem Rückzuge gefangen. Wieder frei gegeben, trat er im folgenden Jahre als Major von Neuem in kaiserliche Dienste. Nachdem er sich namentlich in der Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634) hervorgethan, entschied er bei dem Sturme auf Kaiserslautern (17. Juli 1635) durch ein kühnes Vordringen mit der 200 Mann starken Avantgarde den Sieg und ward dafür zum Obersten ernannt. In Böhmen, wohin er 1639 gesandt ward, um den Schweden unter Banner den Elbübergang bei Melnick streitig zu machen, wurde er geschlagen und gerieth abermals beim Rückzuge in Gefangenschaft, die diesmal 2½ Jahre währte, während welcher Zeit er sich mit der Theorie der Kriegführung eifrigst beschäftigte. Nach seiner Auswechselung (1642) trat er sofort wieder bei der kaiserlichen Armee in Schlesien ein, schlug hier bei Troppau ein feindliches Corps und entsetzte Brieg. Obschon er dafür vom Kaiser zum Generalfeldwachtmeister ernannt ward, ging er doch 1643, als der Krieg in Italien auszubrechen drohte, nach Modena, um hier dem Herzog seine Dienste anzubieten, der ihn als General der Kavallerie mit dem Titel eines Feldmarschalls anstellte. Er kehrte indeß bald in österreichische Dienste zurück und ward 1644 zum Feldmarschallieutenant und Hofkriegsrath ernannt. Im Jahre 1645 unterstützte er mit seinem Corps den Erzherzog Leopold auf dessen Zug gegen den Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen und operirte dann gegen den dem Rhein sich nähernden französischen Marschall Turenne. Im folgenden Jahre führte er einen lebhaften kleinen Krieg mit den Schweden in Schlesien und Böhmen, brachte ihnen in Verbindung mit Johann von Werth bei Triebel in Schlesien eine entscheidende Niederlage bei und ward dafür zum General der Kavallerie ernannt. Nach dem westphälischen Frieden verließ er die Armee und nahm seit 1651 an den Sitzungen des Hofkriegsraths Theil. Im folgenden Jahre ging er in Familienangelegenheiten nach Modena, wo er das Unglück hatte, bei einem zur Feier der Vermählung des Herzogs gegebenen Carousel seinen Freund, den Grafen Manzini, durch einen Lanzenstoß zu tödten. Im Jahre 1653 ward er zum stellvertretenden Präsidenten des obersten Kriegsrathes zu Regensburg ernannt, unternahm hierauf eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und ward in den folgenden Jahren zu mehren diplomatischen Sendungen, u. And. auch nach Schweden, verwendet. Als der Kaiser 1657 dem polnischen König Johann Kasimir gegen Rakoczy und die Schweden unter Hatzfeld ein Corps zu Hülfe gesendet hatte, erhielt M. nach Hatzfelds Abgange das Kommando über dasselbe und zwang Rakoczy zum Frieden mit Polen und zur Aufhebung des Bündnisses mit Schweden. Im folgenden Jahre zum Feldmarschall ernannt und dem von den Schweden bedrängten Dänenkönig mit einem Corps von 11,000 Mann und 20 Geschützen zu Hülfe gesandt, vereinigte er sich bei Küstrin mit den Truppen des Kurfürsten von Brandenburg, zog bei Wandsbeck noch 5000 Polen unter dem General Zarnetzky an sich, fiel ins Holsteinische ein, nahm den größten Theil des Landes in Besitz, verfolgte dann die sich zurückziehenden Schweden, befreite Kopenhagen von der Landseite und vertrieb die Schweden aus Jütland und Fünen. M. wandte sich darauf nach Pommern, eroberte Dammgarten, Anklam, Demmin, Uckermünde und bezog im Mecklenburgischen die Winterquartiere. Nach dem Frieden zu Oliva (1660) ward M. Geheimerath und Gouverneur von Raab und erhielt noch in demselben Jahre das Kommando über das Armeecorps, welches gegen die in Siebenbürgen eingefallenen Türken operiren sollte. Er zwang dieselben, Siebenbürgen zu räumen, und vereitelte durch klages Zögern alle Unternehmungen des feindlichen Heeres bis zur Ankunft der Franzosen, welche ihm den großen Sieg bei St. Gotthard (1. August 1664) erfechten halfen. Nachdem darauf Friede geschlossen worden, übernahm M. 1668 das Präsidium des Hofkriegsrathes und nachher auch die Direktion der Artillerie. Bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Holland, an dem Kaiser und Reich als Bundesgenossen des Letzteren sich betheiligten, übernahm M. 1672 wieder das Kommando der kaiserlichen Armee. Er eroberte Bonn, brachte trotz der Wachsamkeit des Marschalls Turenne die Vereinigung seines Heeres mit dem des Prinzen von Oranien zu Stande und hemmte auf diese Weise Ludwigs XIV. Fortschritte. In Folge der Ernennung des Kurfürsten von Brandenburg zum Obergeneral der kaiserlichen Armee legte er 1674 sein Kommando nieder, ward aber schon 1675 wieder mit demselben betraut, um am Rhein dem Marschall Turenne die Spitze zu bieten. Beide, gleich ausgezeichnet als Feldherren, manövrirten 4 Monate lang in Scheinangriffen und Scheinmärschen mit der meisterhaftesten Taktik gegen einander, ohne daß es einem von Beiden gelungen wäre, den Andern zu täuschen. Als endlich eine Schlacht zwischen beiden entscheiden sollte, ward Turenne (27. Juli 1675) durch eine Kanonenkugel gleich beim Beginn des Gefechtes getödtet, worauf M. die sich zurückziehenden Franzosen bis nach dem Elsaß verfolgte und Hagenau und Zabern belagerte. Aber Condé's Erscheinen auf dem Kampfplatze nöthigte ihn, Elsaß wieder zu verlassen, worauf er Philippsburg belagerte. Mit diesem Feldzuge, den er als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, weil er einem Turenne und Condé gegenüber nicht besiegt worden, beschloß M. seine Feldherrnlaufbahn. Den Rest seiner Tage verlebte er am kaiserlichen Hofe, im Umgang mit Gelehrten. Ein großer Verehrer der Wissenschaften trug er namentlich zur Stiftung der Akademie für Naturforschung bei. Auch an den Staatsgeschäften nahm er noch lebendigen Antheil. Ueber den für das deutsche Reich und Oesterreich gleich unvortheilhaften Frieden von Nymwegen (5. Febr. 1679) empfand er den tiefsten Kummer, den nichts verscheuchen konnte, obschon ihm der Kaiser Leopold neue Beweise seiner Huld gab und ihn zum deutschen Reichsfürsten ernannte. Gleich darauf verlieh ihm der König von Neapel das Herzogthum Melfi. Als der Kaiser 1681 Wien wegen der dort ausgebrochenen Pest verließ, begleitete ihn M. nach Prag und dann nach Linz. Als er aber hier an des Kaisers Seite in das Schloß einritt, ward er von

einem fallenden Balken so schwer am Kopfe verwundet, daß er nach wenigen Tagen, den 16. Oktober 1681, †. Er ward in der Jesuitenkirche zu Wien beigesetzt. Seine Mittheilungen über die Kriegskunst, über den Türkenkrieg und den Krieg von 1664 sind gelehrt, gründlich, kurz und deutlich. Sie wurden zuerst von Huyssen (Köln 1704), dann französisch (Paris 1712 u. ö.; mit einem Kommentar von Turpin de Crissé, 3 Bde., das. 1769) und endlich im italienischen Original von Ugo Foscolo (2 Bde., Mailand 1807) und Grassi (2 Bde., Turin 1821) herausgegeben. Auch hat man von M. Sonette, wie überhaupt von seinen hinterlassenen Schriften noch Manches nicht im Druck erschienen seyn soll.

Montefiascone, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Viterbo, liegt höchst malerisch am See von Bolsena auf einem isolirten Hügel, ist Bischofssitz, hat ein Seminar, eine schöne Kathedrale, eine Kirche San Flavian mit Krypten und 4800 Einw. Der hier gebaute angenehme Muskatellerwein ist unter dem Namen Est, est, est bekannt. Ein deutscher Prälat, Johannes Fugger, ließ nämlich nach der Sage seinen Diener vorausreisen und an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fand, das Wort Est anschreiben. Um die Güte des Weins von M. besonders hervorzuheben, schrieb der Bediente an das dortige Thor: Est, est, est. Der Prälat trank sich zu Tode, sein Diener aber ließ auf sein Grabmal die Inschrift setzen: „Est, est, est, propter nimium est dominus meus mortuus est.

Montefrio, Stadt in der spanischen Provinz Granada, mit 8000 Einw.

Montefusco, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato-ulter., auf einem Berge, ist Bischofssitz, hat eine Fabrik von Baumwollenzeuchen und 8000 Einw.

Montego-Bai, Hauptstadt der Grafschaft Cornwallis auf der westindischen Insel Jamaika, an der gleichnamigen Bai, mit Hafen, Handel und 5000 Einw.

Monteleone, 1) Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulter. II., an der Straße von Reggio nach Neapel, auf einem Berge, Distriktshauptort mit dem Titel eines Herzogthums und Bischofssitz, hat ein Kastell, ein Kollegium, Oel- und Seidenhandel und 8000 Einw. M. ward 1783 durch ein Erdbeben fast völlig zerstört. In der Nähe die Ruinen des von den Saracenen zerstörten Hipponium (Vibo Valentia). Die Herzöge von M. stammen aus dem Hause Pignatelli. — 2) Stadt daselbst, Provinz Capitanata, mit Handel und 2800 Einw.

Montelimart, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Drôme, in schöner Gegend, am Zusammenfluß des Roubion u. Abron, hat eine alte Citadelle, ein Hospital, 6 Kirchen, Seidenspinnerei, eine Fabrik für Seidenwaaren, Handel mit Seide, Wein, Oel, Bauholz, Trüffeln und 9875 Einw., welche sich zur reformirten Lehre bekennen.

Montella, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato-ulter., am Calore, mit 6000 Einwohnern.

Montelovez, Stadt im mexikanischen Staat Cohahuila, mit 4000 Einw.

Monte maggiore, Stadt auf der Insel Sicilien, Intend. Palermo, mit 4000 Einw.

Montemarano, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato-ulter., Bischofssitz, mit 12,000 Einw.

Montemayor, Don Jorge de, portugiesischer Dichter, um 1520 zu Montemayor oder Montemor, wovon er den Namen führt, geboren, trat frühzeitig in Militärdienste und begab sich später nach Kastilien, wo er sich, von andern Erwerbsmitteln entblößt, als Sänger in die königliche Kapelle aufnehmen ließ. Er begleitete Philipp II. auf seinen Reisen in Deutschland, Italien und den Niederlanden, wurde später von der Königin Katharina, Gemahlin Johanns III. von Portugal und Schwester Kaiser Karls V., an ihren Hof berufen und † um 1562. Durch seine berühmte, aber unvollendet gebliebene „Diana" (erste Ausgabe 1545; neueste Ausgabe, Madr. 1795 und 1802) wurde M. Erfinder des spanischen Schäferromans. Die beste Fortsetzung desselben lieferte Gil Polo. Außerdem besitzen wir von ihm eine Gedichtsammlung „Cancionero" (erste Ausgabe, unter dem Titel „Obras", Antw. 1554; dann „Cancionero", Saragossa 1561 u. öft.) und eine Uebersetzung der Werke des Troubadours Auslas March (Saragossa 1562).

Montemigliano, Stadt in der sardinischen Provinz Chambery, an der Isère, mit Weinbau und Weinhandel und 1600 Einw. Das alte feste Schloß daselbst ward mehrmals belagert u. erobert, hat aber seine militärische Bedeutung verloren.

Montemolin, Graf von, der Sohn des spanischen Prätendenten Don Carlos, dessen Anhänger seit der Abdankungsakte des Vaters (1844) sich auch Montemolinisten nennen.

Montemor, 1) (M. o Novo), Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, hat ein altes Schloß, 4 Kirchen, Töpferei, Gerberei und 4200 Einw. — 2) (M.o Velho), Stadt in der portugiesischen Provinz Beira, Bezirk Coimbra, am Mondego, mit Kastell, Hospitälern, 5 Kirchen und 4000 Einw.

Monten, Dietrich, ausgezeichneter Schlachtenmaler, 1799 zu Düsseldorf geboren, zeigte frühzeitig Neigung zur Malerei und ward durch die kriegerisch bewegte Zeit, in welche seine Jugend fiel, zur Darstellung militärischer Scenen hingezogen. Er besuchte die Akademie seiner Vaterstadt und zwei Jahre darauf die zu München, wo ihm Peter Heß ein würdiges Vorbild war. Später besuchte er auch Italien und hielt sich seitdem meist zu München auf. Zu seinen frühern Werken gehören drei Freskobilder in den Arkaden des Hofgartens zu München: die Erstürmung einer türkischen Schanze, den Akt der Konstitutionsertheilung und eine Scene aus der Schlacht bei Arcis sur Aube. Im Auftrag des Königs Ludwig malte er die 1815 bei Saarbrück zwischen dem Corps des Generals Becker und der französischen Arrièregarde vorgefallene Affaire. Ein kleineres, den Abschied der Polen vorstellendes Blatt hat F. Hohe lithographirt. Eine andere Komposition stellt den König Ludwig im Familienkreise dar, wie er das Gemälde des Einzugs des Königs Otto I. in Nauplia betrachtet.

Digitized by Google

An diese Werke reihen sich verschiedene andere, unter denen besonders Gustav Adolfs Tod bei Lützen (in der königlichen Gallerie zu Hannover), Napoleon, umgeben von seinen berühmtesten Generalen, Georg I. in der Schlacht bei Neerwinden, sowie der Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig in der Schlacht bei Quatrebras ꝛc. zu erwähnen sind. Mit Eckert und Schelver gab er 200 Abbildungen des deutschen Bundesheeres heraus. Er † nach längerer Krankheit den 13. Dec. 1843. Seine Darstellungen sind voll Leben und Wahrheit und korrekt in der Zeichnung.

Montendre, Stadt im französischen Departement Charente inférieure, Bezirk Jonzac, hat bedeutende Märkte für Getreide, Schweine, Geflügel, eine Mineralquelle und 1200 Einw.

Montenegro (Montenero, d. i. schwarzer Berg, von den Eingeborenen Cernigora oder Cernogora, von den Türken Karadagh, von den Albanesen Mal-Iris oder Mal-Esija genannt), ein seit alter Zeit unabhängiger Distrikt in der Türkei, der jetzt ein eigenes Fürstenthum bildet, grenzt im Norden, Osten und Süden an die türkischen Provinzen Herzegowina, Bosnien und Albanien, im Westen an den südlichsten Theil des österreichisch-dalmatischen Küstengebiets (Präfektur Cattaro) und umfaßt einen Flächenraum von 80—90 geographischen □Meilen. Das Land wird von einer Kette der karenisch-dinarischen Alpen durchzogen, deren höchste Gipfel sich bis zu 7000—7600 Fuß erheben. Die bedeutendsten Berge sind der Dormitor (7600 Fuß hoch) und der Kom (7500 Fuß hoch). Eigentliche Gletscher gibt es nicht, doch hält sich der Schnee in den Felsspalten oft bis zum Juli. Alle Berge sind Kalksteinfelsen, wie in Dalmatien, aber nirgends sind sie so umhergeworfen, wie in M., so daß die Bewohner selbst zu sagen pflegen, als Gott über die Erde gegangen sey, um die Steine zu vertheilen, sey der Sack, worin er sie getragen, zerrissen und der ganze Vorrath auf M. hinabgefallen. Die Thäler mit ihren Gewässern neigen sich dem südwestlich gelegenen See von Skutari zu. Die Hauptflüsse sind die Rjetschka-Cernojevitschzka (früher Obod), die Cernitschka u. die Zeta, die sich bei Podgorizza mit der Moratschka vereinigt. Eigentliche Ebenen hat das Ländchen nur wenige. Die größte liegt zu zu beiden Seiten des Flusses Cernitschka, eine andere ist die rings von Felsen eingeschlossene Ebene von Cetinje, wahrscheinlich das Bett eines ehemaligen Sees. In den Landestheilen, die nicht von Flüssen durchströmt werden, herrscht oft empfindlicher Wassermangel. Das Klima ist in den westlichen und nördlichen Distrikten sehr rauh, in den tiefer gelegenen und südöstlichen Gegenden dagegen äußerst mild. Der Beschaffenheit des Bodens entspricht der Pflanzenwuchs. Die Nadelwaldungen, an denen das Land sonst reich gewesen seyn soll, sind fast gänzlich verschwunden. Aus den Spalten der nackten Felsen bricht nur niedriges Gestrüpp und dürftiges Gras hervor. Die Salbei allein bedeckt den steinigen Boden des Hochlandes, und nur einzelne Eichen oder Ulmen und hin und wieder Obstbäume bieten einige Abwechselung. Dagegen wird das Land von Cetinje südlich nach dem See von Skutari zu immer mannichfaltiger und reicher an Vegetation. Man findet Nuß- und Feigenbäume, Oelbäume, Getreidefelder und Weingärten nicht nur um die Wohnungen herum, sondern auch bis zu den mittleren Höhen hinauf, und das Thal von Cernitschka enthält sogar Mandel- u. Granatbäume. Sehr gut gedeihen Quitten und Tabak, ganz vorzüglich aber Gemüse, Zwiebeln und Kartoffeln. Cattaro wird fast ausschließlich von den Montenegrinern mit Gemüsen und Kartoffeln versorgt. Andere Ausfuhrartikel bilden das gelbe Färbeholz oder Sumachholz (Rhus cotinus), welches in Menge in den östlicheren Gebirgen wächst. Das Thierreich liefert die meisten Hausthiere, namentlich Schafe, Ziegen und Schweine, weniger Rindvieh und noch weniger Pferde. Wild gibt es mit Ausnahme von Hasen und Rebhühnern wenig, Vögel außer Krähen und Elstern fast gar nicht. Fische sind in großem Ueberfluß und vortrefflicher Beschaffenheit vorhanden; am wichtigsten sind die sardellenartigen kleinen Scoranzen. Ueber den Mineralreichthum des Landes ist nichts bekannt. Die Bewohner, die Montenegriner oder Cernogorzen, deren Zahl man auf 125,000 Seelen schätzt, gehören ohne Ausnahme dem serbisch-slavischen Stamme an. Sie sind von schöner und kräftiger Gestalt, mit edlen und stolzen, wenn auch wilden Gesichtszügen, gewandt und sicher in ihren Bewegungen und abgehärtet zu allen Strapazen. Kriegerische Tüchtigkeit ist ihre hervorstechende Eigenschaft. Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen gilt für überaus rühmlich; der Montenegriner ist mit seiner langen, weittragenden Flinte ein nie fehlender Schütze. Diesem kriegerischen Charakter entsprang die Gewohnheit der Blutrache, die erst in neuerer Zeit abgestellt wurde. Die Sprache des Landes gilt als eine der reinsten und schönsten Mundarten der serbischen Sprache. Die Religion der Montenegriner ist die griechisch-katholische; nur in dem Bezirk Krutska gibt es einige Tausend Katholiken. Ihre Lebensweise ist rauh und alterthümlich einfach, wie ihre Nahrung, die aus grobem ungesäuertem Maisbrod, Polenta, Käse, Milch und Gemüsen besteht. Fleisch und Fische werden nur an Festtagen genossen; eben so Wein, den sie sehr lieben, aber aus Armuth meiden müssen. Die Kleidung stimmt im Ganzen mit der der Serbier überein. Die gewöhnlichen Waffen sind die Flinte, Pistolen und der Yatachan; Büchsen sind erst in neuester Zeit eingeführt worden. Das ganze Volk theilt sich in Stämme (pleme), die wiederum in Bratstva, d. i. Familien oder Gemeinden, zerfallen. Die Häusergruppen, welche die Haushaltungen einer solchen Bratstvo enthalten, bilden die Wohnplätze der Montenegriner. Eigentliche Dörfer gibt es nicht; Städte sind gar nicht vorhanden. Die Häuser sind von Stein, höchst einfach und meist am Fuße felsiger Berge gebaut, und zwar so nahe an einander, daß nur ein schmaler Fußsteig sie trennt. Sie sind mit Schießscharten versehen, und ihre innere Einrichtung entspricht ihrem Aeußern. Die größte und zusammenhängendste Ortschaft ist Rjegusch, in welcher die berühmte-

sten Familien des Landes wohnen. Die Gesittung hat Fortschritte gemacht; die Volkserziehung ist im ersten Stadium der Kindheit. Selbst unter den Priestern gibt es viele, die weder lesen noch schreiben können. Doch gibt es jetzt einige Schulen, und in Cetinje besteht eine Druckerpresse. Der Aberglaube herrscht noch stark, namentlich Furcht vor bösen Geistern, deren Macht jedes Unglück zugeschrieben wird. Die gegenwärtige Bevölkerung kann sich nicht vermehren, wenn nicht neue Erwerbsquellen eröffnet werden. Die natürlichen Erzeugnisse vermögen keine größere Anzahl von Menschen zu ernähren, daher Auswanderungen Statt finden, wenn längere Zeit Frieden geherrscht hat. Das Ziel dieser Auswanderungen ist weniger Dalmatien, als das entferntere Serbien, für das die Montenegriner eine historisch begründete Vorliebe nähren. Manufakturen in unserem Sinne kennt das Land nicht. Die gewöhnlichen Geräthschaften und den Mantel (Struka), der Männern und Frauen am Tage zur Bekleidung und Nachts zur Decke dient, fertigen kunstbeflissene Personen; Schürzen, Sandalen, Socken, die Stickereien an den Hemden und anderen Theilen des Anzuges machen die Familienglieder sich selbst. Handwerker gibt es sehr wenige. Die große Mehrzahl der Bewohner betreibt außer der Viehzucht, der Hauptbeschäftigung, nur Ackerbau und Fischfang, der ein einträgliches Gewerbe ausmacht. Der Ackerbau ist in einem sehr wenig vorgeschrittenen Zustande, der Pflug noch der alte griechische. Daß jedes nur irgend zugängliche und tragbare Stück Land angebaut wird, ist ein Ergebniß der zwingenden Noth. Die Männer überlassen außer der Bestellung der Aecker, der Hütung der Schafe und dem Fischfang alle Geschäfte den Frauen, die zugleich die Lastthiere machen, wo die Beschaffenheit der Wege den Gebrauch von Maulthieren ausschließt. Die Pfadlosigkeit des Gebirgs ist ein Schutz gegen die Feinde, aber auch eine unübersteigliche Hemmung des Verkehrs. Erst in neuester Zeit sind einige Straßen gebaut worden, die aber auch nur den Gebrauch von Maulthieren zulassen. Der Mangel an Wasserstraßen ist ein zweites Hinderniß. Unter den Ausfuhrartikeln erscheinen die Erzeugnisse der Viehzucht, Fleisch, Wolle, Butter und Käse von Schafen und Ziegen in erster Reihe. Die geräucherten Hammelschinken von M. werden in Ancona, Triest und Venedig sehr geschätzt. Außerdem führt M. aus: gesalzene Fische (Scoranzen), Kartoffeln, Kohl und andere Gemüse, Wachs, Honig, Schildkrötenschalen, Geflügel, Mais, Reis, Südfrüchte, Tabak, Holzkohlen, Holz und Lohe des Gelbbaums und Seide. Gegenstände der Einfuhr sind: Rindvieh und einige Pferde, Tabak zur Wiederausfuhr, Salz, Kupfer, Eisen, Oel, gesalzene Fische, Wachskerzen, Wein, Branntwein, Zucker, Kaffee, Waffen, Schießpulver, Blei, Flintensteine, Glas, Schuhe, Sandalen, Leinwand, Baumwollenzeuche, Taschentücher und rothe Mützen. Die kurstrenden Münzsorten sind keine einheimischen, sondern österreichische Dukaten (cekin), Zwanziger (dvadesetak) und türkische Para's. Der Hauptausfuhrort ist das österreichische Cattaro, auch Budua und Forte Nuovo, wenn an der türkischen Seite Alles ruhig ist.

Das Fürstenthum M. besteht gegenwärtig aus der eigentlichen Cernagora oder dem Hochlande, und aus der Brda oder Zeta. Die Cernagora zerfällt in die vier Distrikte oder Nahien Katunska, Cerulitschka, Rjetschka und Ljeschanska, die Brda, so genannt von den sieben Hauptbergen, durch die sie gebildet wird, in die vier Nahien: Bjeloplawlitji, Piperi, Moratschka und Kutska. Außer diesem Gebiet gelten jedoch die Herrscher von M. noch gewissermaßen als Beschützer des alten Fürstenthums Grahovo, das 1841—45 ganz zu M. gehörte, und der christlichen Grenzdistrikte der Herzegowina, wie Sutorina, Mokrin, Prijevar, Zubce, Banjani ꝛc., welche zwar eigentlich unter der Pforte stehen, deren Bewohner aber durch Abstammung und Glauben eng mit den Montenegrinern verbunden sind. Die in dem See von Skutari gelegenen Inseln Ezakovice-Velja und Ezakovice-Malja, Kamenik und Lipoljak sind Besitzthum M.'s. Obwohl die Pforte bis auf den heutigen Tag M. als ein zum Paschalik Skutari gehöriges Gebiet betrachtet, so hat sie doch niemals wirklich Hoheitsrechte in M. besessen oder ausgeübt, und auch eine Lehnsherrlichkeit oder ein Protektorat Seitens der Pforte hat niemals Statt gefunden. Die Ansprüche der Türken begründen sich lediglich auf den Umstand, daß M. seiner geographischen Lage nach zu ihrem Reiche gehören könnte und daß es früher einen Bestandtheil der Staaten ausmachte, welche im Laufe der Zeit türkische Provinzen geworden sind. Eben so wenig aber hat jemals ein wirkliches Schutzverhältniß zwischen Rußland und M. oder eine Verbindlichkeit M.'s, für Rußland kämpfen zu müssen, bestanden. Rußland selbst hatte schon unter dem Czar Peter dem Großen die Unabhängigkeit M.'s ausgesprochen, Oesterreich nahm keinen Anstand, die Souveränetät des Landes anzuerkennen, und der britische Minister des Auswärtigen, Lord Malmesbury, erklärte 1852 im Oberhause, M. sey seit 250 Jahren unabhängig. Bis zum Regierungsantritt Danilo's (19. Okt. 1851) stand an der Spitze des Staats ein Vladika (d. i. Fürst oder Herrscher), der die oberste geistliche und weltliche Würde in sich vereinigte. Die Würde war in der Familie Petrovich erblich, mußte aber immer auf Seitenlinien übergehen, da der Vladika als geweihter Bischof nicht heirathen durfte. Danilo erklärte sich zum souveränen weltlichen Fürsten mit dem Titel „Fürst und Hospodar des freien M. und der Brda". Seine Person ist unverletzlich und heilig, und Niemand darf bei Todesstrafe von ihm oder seinen Handlungen übel reden, seine Person oder seinen Charakter angreifen. Seine Gewalt ist beschränkt durch einen Senat von 12 Mitgliedern und die Nationalversammlung (Skupschtina). Die Gesetze werden „im Namen des montenegrinischen Volks und Senates" erlassen. Alle Montenegriner und Brdaner sind vor dem Gesetze gleich. Ehre, Eigenthum, Leben und Freiheit eines Jeden sind unantastbar und können nur durch ein gerichtliches Urtheil beeinträchtigt werden. An der Spitze eines Dorfes oder Bratstvo steht ein

Digitized by Google

Aeltester (Stareschina), an der eines Stammes ein Häuptling (Glavar, Poglavar), der zugleich Richter (Sudar) ist. Alle Behörden, Häuptlinge und Richter, werden von der Nationalversammlung bestellt. Das Heer, zu welchem 15,000 Mann eingeschrieben sind, ist in zwei Corps getheilt, die von dem Präsidenten und Vicepräsidenten des Senats befehligt werden. Die Leibwache des Fürsten besteht aus 1000 Mann. Der Gesammtertrag der Steuern betrug bisher nur 31,450 Gulden, und Danilo mußte deshalb, als die russischen Jahrgelder ausblieben, die Klostergüter zu Hülfe nehmen, um das Deficit der Einnahme zu decken. Erst in neuester Zeit hat Rußland wieder die Fortbezahlung des Jahrgeldes bewilligt. Das Wappen besteht aus einem zweiköpfigen Adler mit zwei dreizackigen Kronen; Danilo fügte einen Löwen mit darüber schwebender Krone in der Mitte des Adlers hinzu. Die kirchlichen Angelegenheiten stehen unter den Archimandriten von Cetinje, Ostrog u. Moraschka-Monastir, von denen der erstere als Bischof die Oberleitung führt. Die Geistlichkeit ist verhältnißmäßig zahlreich, denn außer den 8 Klöstern, in deren jedem 3—4 Kaludjeri wohnen, gibt es gegen 200 Weltgeistliche in M., die sich aber äußerlich durch nichts von den übrigen Bewohnern des Landes unterscheiden und Feldbau und Viehzucht, selbst Handel treiben. Die Klöster sind theils Gemeingut der Nahia, in welcher sie liegen, theils des Vladika.

Geschichte. Unter den vielen kleinen Fürstenthümern, welche sich seit der großen Einwanderung der Serben und Kroaten in Illyrien allmählig gebildet hatten und die durch Stephan Nemanja 1114 zu einem Reiche vereinigt wurden, werden auch die beiden Zeta oder Zenta genannt, die so ziemlich dasselbe Gebiet umfaßten, welches M. heutigen Tages einnimmt, und wahrscheinlich selbstständig gewordene Theile des ehemaligen Reiches von Prevala, Uvala oder Duklja waren. Vor dem Tode des Czaren Duschan Silni (1356) aus der Dynastie Nemanja finden wir einen Balscha an der Spitze eines unabhängigen Fürstenthums Zeta, welches einen großen Theil der heutigen Herzegowina, der Bocca und Albaniens umfaßte und durch seine Nachfolger, die nach ihm Balschich genannt wurden, durch die Besitznahme der obern Zeta ꝛc. vergrößert wurde. Als Vukaschin, der Mörder und Nachfolger des letzten Nemanja (1368), 1371 sein Leben verlor, erkannten zwar die Balschich die Oberhoheit des zum Czar gewählten Lazar Grebljanovich, Despoten von Serbien, nicht an, schickten ihm aber dennoch Hülfstruppen, als die Türken Serbien bedrängten. Ehe jedoch Djuradj Balschich, Lazars Schwiegersohn, auf dem Kampfplatz erschien, ging die Schlacht auf dem Amselfelde am 15. Juni 1389 verloren, und die Wälder der obern Zeta wurden nun ein Zufluchtsort der flüchtigen Serben und seitdem überhaupt aller von den Türken verfolgten Christen. So entstand eine kleine Gemeinde, die immer mehr wuchs, je weiter die türkische Macht um sich griff, und deren Namen Cernagora oder M. bald den alten Namen Zeta verdrängte. Um Skutari der Christenheit zu erhalten, trat Djuradj Straschimirov dasselbe (1394 oder 1404) gegen eine Rente von 1000 Zechinen an Venedig ab. Als dieses aber auch die übrige Küste in Besitz nehmen wollte, ergriff Balscha III. die Waffen gegen die Venetianer und zwang sie 1406, ihm die Städte Budua und Antivari zurückzugeben. Doch gelang es nachher den Venetianern, die beiden Städte wieder zu erobern, und die Montenegriner waren zu sehr mit den Türken beschäftigt, als daß sie es hätten verhindern können. Denn mit 1410, wo Balscha die türkische Armee des Euren-Pascha schlug, beginnt die lange Reihe der Unabhängigkeitskämpfe M.'s gegen die Türken. Bei dem Erlöschen der Familie Balschich 1421 wollte der machtlose Despot von Serbien, Stephan Lazarevich, M. als verfallenes Lehn einziehen; die Montenegriner wählten jedoch den tapfern Stephan Cernojevich, auch Cernogorac genannt, nach Einigen ein Bruder, nach Andern ein Verwandter Balscha's III., zu ihrem Fürsten oder Woiwoda, der 1428 Besitz vom ganzen Gebiet von M. nahm und der Stifter der berühmten Dynastie der Cernojevich ward. Er erbaute das Fort Schabljak, die spätere Residenz seines Nachfolgers Ivan, gründete zwei Handelsplätze an der Küste des adriatischen Meeres und bestand nicht weniger als 63 siegreiche Kämpfe gegen die Türken. Mit Venedig schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß, und als Schwager oder Schwiegersohn Skanderbegs war er dessen treuester Bundesgenosse und Waffengefährte. Besonders aber war es sein Sohn Ivan, der in mehr als 60 Schlachten an Skanderbegs Seite kämpfte, auch allein 1440—50 mehre Siege über den Wessir Sellm Bostandschi davontrug und den Türken bei Djemovopolje eine vollständige Niederlage beibrachte. Den Venetianern leistete er gegen Mahmud II. 1474 so guten Beistand, daß die Republik ihm das Patriciat von Venedig ertheilte. Als jedoch die Türken später mit Uebermacht Schabljak angriffen, versagten ihm die Venetianer den erbetenen Beistand, so daß Ivan sich in das Hochland von M. zurückziehen mußte. Die Montenegriner gelobten einstimmig, das Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen, und zugleich wurde gesetzlich bestimmt, daß Jeder, der die Flucht ergriffe, oder seinen Posten ohne Befehl verließe, für ehrlos erklärt und in einen Weiberrock gekleidet von den Frauen mit Spindeln aus dem Lande gejagt werden sollte. In der That gelang es den Türken nicht, in die Berge M.'s einzudringen, und Ivans Name (Ivan-Bei) ist noch heute bei den Türken in eben solcher Erinnerung wie bei den Montenegrinern, die ihn in ihren schönsten Volksliedern feiern. Djuradj folgte 1490 seinem Vater in der Regierung. Aber sein Bruder Stephan, bekannter unter dem Namen Stanischa, ging mit einigen Unzufriedenen nach Konstantinopel und bot dem Sultan Bajesid II. an, er wolle dem Sultan mit Hülfe türkischer Truppen M. unterwerfen, wenn man ihn gegen einen jährlichen Tribut zum Herrn der Zeta mache. Der Sultan ging darauf ein, verlangte aber, daß Stanischa mit seinem Gefolge den Islam annehme. Dies geschah, und Stanischa zog an der Spitze eines mächtigen Heeres gegen M., ward

aber von Djuradj bei Ljeskopolje gänzlich geschlagen und zuletzt genöthigt, sich in einem albanesischen Dorfe niederzulassen. Auf Bitten seiner Gemahlin, einer Venetianerin, siedelte Djuradj 1499 nach Venedig über und übertrug sein Land, da er kinderlos war, seinem Verwandten Ivan, der zu Gunsten seines Sohnes Djuradj abdankte. Letzterer legte 1516, um sich ebenfalls in Italien niederzulassen, die weltliche Regierung und das Wappen seiner Ahnen feierlich in die Hände des Metropoliten Vavil nieder, mit dem die Reihe der geistlichen Herrscher M.'s, der Vladika's, beginnt.

Die neuen Herrscher boten Alles auf, die Einigkeit unter den Montenegrinern zu erhalten, arbeiteten den fortgesetzten heimlichen Bemühungen der Türken, sich in M. durch Bestechung eine Partei zu sichern, kräftig entgegen und wußten auch die wiederholten offenen Angriffe des Erbfeindes zurückzuschlagen. So wurde 1570 der Beglerbeg von Rumelien glänzend geschlagen, dann Ali-Pascha von Skutari 1604 zum Rückzug genöthigt und Mehemed-Pascha 1612 mit einem mächtigen Heere zurückgeworfen. Arslan-Pascha, der 1613 mit 60,000 Mann erschien, konnte in einem halbjährigen Feldzuge nichts ausrichten und Soliman-Pascha von Skutari, der 1623 mit einer großen Armee M. unterwerfen wollte, mußte sich nach 20tägigem Kampfe zurückziehen. Ein Wessir gleichen Namens wurde 1687 gänzlich geschlagen. In dem Kriege Venedigs mit den Türken leisteten die Montenegriner der Republik getreulich Hülfe und schlossen ein förmliches Bündniß mit ihr, wurden aber, als Soliman-Pascha von Skutari 1690 in M. einfiel, von den venetianischen Hülfstruppen während der Schlacht am Berge Vertjelki im Stich gelassen. Die Türken siegten und drangen bis Cetinje vor, wo sie Kirche, Kloster und Palast, alles Werke des Ivan Cernojevich, zerstörten. Nach seinem Abzug ließ Soliman die Veste Obod, den Schlüssel des Landes, in den Händen der montenegrinischen Renegaten, deren Verrath viel zu seinem Siege beigetragen hatte und die damals ein entschiedenes Uebergewicht in M. erlangten. Mit der Wahl des Danilo Petrovich Njeguch zum Metropoliten 1697 begann eine neue Epoche in der Geschichte M.'s. Die Regierung fiel hiermit der Familie Petrovich zu, welche seitdem die herrschende geblieben ist. Danilo war Mönch im Kloster von Cetinje und erst 20 Jahre alt, als die Wahl zum Vladika auf ihn fiel, welche Würde er nur aus Patriotismus annahm. Die Bewohner der Zeta baten ihn 1702, mit Bewilligung des Demir-Pascha, eine neue Kirche einzuweihen. Kaum aber dort angekommen, ward er gefangen, in einen Kerker geworfen, gemartert und erst nach mehren Wochen gegen ein Lösegeld von 3000 Dukaten wieder freigelassen. Danilo rächte den Verrath blutig, indem er in der Christnacht von 1702 alle im Lande befindlichen Türken verjagen oder ermorden ließ. Nur wer sich taufen ließ, blieb verschont. Der Pascha der Herzegowina, welcher die blutige That bestrafen wollte, wurde 1706 geschlagen. Das russische Manifest Peters des Großen zur Erhebung gegen die Türken 1711 ward in M. mit ungeheurem Enthusiasmus aufgenommen. Die Montenegriner beschäftigten die Türken vielfach in Albanien und der Herzegowina, sahen sich aber bei dem Frieden, den Peter mit der Pforte schloß, nicht berücksichtigt und blieben dadurch der Rache Achmets III. ausgesetzt, der im Frühjahr 1712 ein Heer von 60,000 Mann gegen sie sandte. Die tapfern Bergbewohner waren aber nicht unvorbereitet und schlugen den Feind am 29. Juli 1712 so völlig, daß er 86 Fahnen und 30—40,000 Mann verloren haben soll. Auch 1713 wurden die Türken bei mehren Einfällen wiederholt geschlagen. Nun aber erschien 1714 Duman-Kiuprili-Pascha, einer der berühmtesten Wessire der Türken, mit 120,000 Mann ausgesuchter Truppen, um M. zu unterwerfen. Nachdem er 37 Häuptlinge der Montenegriner, die er zur Unterhandlung zu sich eingeladen hatte, verrätherisch hatte umbringen lassen, drang er von drei Seiten zugleich in das Land ein, verwüstete einen großen Theil desselben, zerstörte Cetinje und schleppte mehre Tausend Frauen und Kinder als Sklaven fort. Kaum aber war Kiuprili abgezogen, um den Venetianern Morea zu entreißen, als die Montenegriner ihre Schlupfwinkel verließen und ihre Dörfer wieder aufbauten, wobei sie von Peter dem Großen durch Geld unterstützt wurden. Ein neuer Einfall des Bei Centsich-Sinan aus der Herzegowina 1716 ward von ihnen blutig zurückgeschlagen. Während des erneuerten Krieges der Pforte gegen die Republik erneuerten die Montenegriner ihr Bündniß mit den Venetianern und leisteten ihnen gute Dienste, wurden jedoch bei dem Friedensschlusse von Passarowitz abermals ihrem Schicksal überlassen. Hussein-Pascha von Trebinje, der 1722 mit 20,000 Mann gegen M. zog, ward von 1000 Montenegrinern geschlagen und gefangen, und eben so wurden Beschir-Pascha 1727 und Topal-Osman-Pascha von Macedonien, Bosnien und Albanien 1732 geschlagen. Im J. 1735 starb der Vladika Danilo, nachdem er seinen Neffen Sava Petrovich Njeguch zum Nachfolger erklärt hatte. Dieser aber ernannte seinen Neffen Vasilije zu seinem Stellvertreter und zog sich in das Kloster Stanjevich zurück. Vasilije schlug 1739 Hodaverdi-Mahmud-Pascha von Skutari, der mit 15,000 Türken Kutsch unterwerfen wollte, welches sich M. angeschlossen hatte, sowie den Pascha von Bosnien, der mit 40,000 Mann in M. eingedrungen war, am 25. Nov. 1750, wobei der Pascha selbst den Tod fand. Doch auch im Innern von M. herrschte Zwietracht. Während Vasilije nach Rußland gereist war, um die versprochenen Hülfsgelder zu erheben, entstanden heftige Streitigkeiten, und eine Partei bot sogar dem Sultan Osman III. die freiwillige Unterwerfung des Landes an. Vasilije kam zur rechten Zeit zurück, um die Eintracht wieder herzustellen und die 80,000 Mann starke Armee der Pascha's von Bosnien und Skutari, welche M. 1756 angriff, zum Rückzug zu nöthigen. Vasilije starb aber 1766 zu Petersburg, wohin er sich abermals begeben hatte. Im J. 1767 trat ein Abenteurer aus Kroatien, Stjepan Mali, als der (von den Orlows erdrosselte) Kaiser Peter III. von Rußland auf, fand Anhang und wurde von

Digitized by Google

den Montenegrinern anstatt des unfähigen Sava zum Hospodar ausgerufen. Obwohl der Bladika wie der vom russischen Hofe eigens deshalb gesandte Fürst Dolgoruki ihn als Betrüger bezeichneten, wußte derselbe doch die verschiedenen Parteien M.'s zu vereinigen und sogar den zahlreichen Feinden die Stirn zu bieten, die 1768 das Land bedrohten. Denn während der Sultan Mustapha III. ein Heer von 120,000 Mann unter den Pascha's von Rumelien, Bosnien und Albanien von drei Seiten in M. eindringen ließ, zogen auch die Venetianer bei Budua Truppen zusammen, besetzten die ganze Grenze bis Grahovo und hielten das früher erlassene Verbot der Pulverausfuhr nach M. mit solcher Strenge aufrecht, daß die Montenegriner bald Mangel an Munition litten. Als es ihnen endlich gelungen war, den Türken einen Transport Pulver wegzunehmen, griffen sie am 27. Oktober das Lager der beiden Pascha's von Rumelien und Bosnien an und zwangen sie mit großem Verlust zum Rückzug. Ein Gewitter, welches am 2. November in das Pulvermagazin des Pascha's von Skutari an der Cernitschka u. in das der Venetianer bei Budua einschlug, befreite das Land auf einmal von den übrigen Feinden. Stjepan Mali regierte noch mehre Jahre, und zwar mit solcher Strenge, daß man Geldstücke und selbst Waffen auf den betretensten Weg legen konnte, ohne daß sie Jemand anrührte. Bei Sprengung einer Mine verlor jedoch Stjepan Mali 1771 beide Augen, und 3 Jahre später ward er auf Anstiften des Mehemed-Pascha von Skutari von seinem eigenen Diener im Schlafe ermordet. Der Pascha zog sogleich mit 30,000 Mann herbei, ward aber zurückgeschlagen; dagegen drang er 1785, während der Abwesenheit des Bladika Peter I., bis Cetinje vor und plünderte und brandschatzte das Land. Kaum aber war Peter I. von Petersburg, wo er geweiht worden, zurückgekehrt, so verweigerte er die Zahlung des Kopfgeldes an die Türken, erklärte M. 1787 feierlich für unabhängig und vernichtete das Heer, mit welchem der Pascha die Unterwerfung erzwingen wollte. In Folge der Manifeste, welche der Kaiser Joseph II. von Oesterreich und die Kaiserin Katharina II. von Rußland beim Ausbruche des Krieges gegen die Pforte 1788 an die Montenegriner erließen, ergriffen diese die Waffen und beschäftigten 50,000 Türken bis 1791, wurden aber in dem Friedensschluß von Sistowa (4. Aug. 1791), trotz aller erhaltenen Versprechungen, nicht erwähnt. Doch entschädigte sie Kaiser Leopold für die aufgewendeten Kosten und überließ ihnen das Kriegsmaterial, das er ihnen 1790 gesandt, zum Geschenk. Nachdem 6000 Montenegriner das 30,000 Mann starke türkische Heer des Kara-Mahmud-Pascha von Skutari am 22. September 1796 geschlagen und den Pascha selbst gefangen und enthauptet hatten, folgte eine lange Zeit der Ruhe, die der Bladika dazu benutzte, um die innern Verhältnisse des Landes zu ordnen. Er erweiterte die Befugnisse des von Wasiltje errichteten obersten Gerichtshofs, erließ am 20. Okt. 1796 eine Art Militärrecht und am 18. Okt. 1798 das Grund- und Staatsgesetzbuch von M., welches alle die Gesetze und Gewohnheiten zusammenfaßte, die bei den Montenegrinern schon vor Jahrhunderten beobachtet wurden. Zur Aufrechthaltung der Ordnung im Frieden und zur Anführung im Kriege hatte jede Nahia einen Serdar, jeder Stamm einen Knees, Woiwoda und Bajakdar, deren Würden sämmtlich in bestimmten Familien erblich waren. Die Vornehmsten jedes Stammes, die Glavari, leiteten die öffentlichen Versammlungen desselben; ein Gouverneur (Upravitelj) stand dem Bladika in der Leitung der weltlichen Angelegenheiten zur Seite, die, wenn sie das ganze Land betrafen, in der Generalversammlung des Volks (Skupschtina) berathen und entschieden wurden. Beim Ausbruch des russisch-französischen Kriegs 1805 leisteten die Montenegriner sofort dem Aufrufe des Kaisers Alexander I. Folge und kämpften im Verein mit den Russen im dalmatischen Küstenlande gegen die Franzosen, bis der Frieden von Tilsit 1807 den Feindseligkeiten ein Ende machte. Im J. 1810 suchte der Pascha von Skutari Piperi, welches sich 1789 an M. angeschlossen hatte, wieder zu unterwerfen, sah aber am Ende des Feldzugs, der fast ein Jahr dauerte, auch Bjeloplavich in den Händen der Montenegriner, und ein zweiter Versuch 1812 endigte schon an der Grenze M.'s mit einer gänzlichen Niederlage der Türken. Dagegen eroberten die Montenegriner 1813, unterstützt von einigen englischen Schiffen, nach und nach alle Punkte der Bocca und zwangen die Franzosen am 22. December in Cattaro zur Kapitulation. Das ganze Gebiet der Bocca wurde mit M. vereinigt, mußte aber zufolge des pariser Friedens von 1814 an Oesterreich abgetreten werden. Neue Einfälle der Türken (1819 und 1821) wurden zurückgeschlagen. Daneben aber bekämpften sich die Stämme unter einander, und der Bladika Peter I. versuchte vergebens, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Als er endlich am Tage vor seinem Tode (17. Okt. 1830) die Montenegriner beschwor, sich 6 Monate lang aller Feindseligkeiten unter sich zu enthalten, gelobten sie dies feierlich und hielten gewissenhaft ihren Eid. Der Nachfolger und Neffe Peters I., der erst 17jährige Rado Tomov, welcher den Namen Peter Petrovich Njegusch II. annahm, benutzte diese Zeit des Friedens, um einen gesetzlichern Zustand herbeizuführen und das Land zu organisiren. Statt des frühern Obergerichts wurde ein Senat aus 16 Glavari gebildet, die man später auf 12 beschränkte; auch errichtete man eine Guardia von 135, später 420 Mann. Eine Leibgarde von 70 Mann (Perjanici oder Federbuschträger) sollte die Person des Bladika schützen. Der Senat sollte die höchste Gewalt ausüben, die Guardia kleinere Streitigkeiten schlichten, größere an den Senat berichten und dessen Beschlüsse zur Ausführung bringen. Steuern wurden gänzlich erlassen, da Kaiser Nikolaus von Rußland bei seiner Thronbesteigung 1825 die Auszahlung der seit 17 Jahren rückständigen Hülfsgelder befohlen und diese selbst auf 40,000 Gulden jährlich erhöht hatte. Die Gesetze wurden mit größter Strenge ausgeführt, jeder Diebstahl im Innern des Landes mit dem Strange, jeder Mord, selbst bei Blutrache, mit Erschießen bestraft. Seinen persönlichen Muth

bewies der Vladika, als 1832 Mehemed-Reschid-Pascha mit 3000 Mann erschien, um die Nahia Kutschi, die sich M. angeschlossen hatte, wieder zu erobern; der Vladika griff ihn mit 800 Montenegrinern an u. schlug ihn in die Flucht. Gleichwohl erhob sich eine starke Opposition gegen ihn, die ihn nöthigte, das Haupt der Gegenpartei, Radovich, den weltlichen Regenten von M., 1832 des Landes zu verweisen und dessen Posten nicht mehr zu besetzen. Gleiches Schicksal hatten 1834 die beiden Vukolich, Präsident und Vicepräsident des Senats. Grenzstreitigkeiten mit Oesterreich endigten 1840 mit einem Friedensvertrag, welcher zugleich die Grenzen M.s gegen das österreichische Gebiet genau bestimmte. Wiederholte Kämpfe mit den Türken endeten in der Regel mit dem Siege der tapfern Bergbewohner, doch konnten die gemachten Eroberungen nicht behauptet werden. Ernster wurden die Verwickelungen nach dem Tode des Vladika Peter II. (19. Okt. 1851), der seinen Neffen Danilo zum Nachfolger bestimmt hatte. Als dieser nach seiner Rückkehr aus Petersburg im Sommer 1852 eine Häusersteuer einzuführen beabsichtigte, benutzte dies Omer-Pascha, der damals mit seiner Armee in Bosnien stand, um die Bewohner von Piperi durch glänzende Versprechungen zu gewinnen. Viele ließen sich dadurch verleiten, und Osman-Pascha von Skutari versprach ihnen Hülfe, wenn Danilo gegen die Abfälligen einschreiten würde. Danilo sammelte sofort 1000 Mann aus der Nahia Katunska und wandte sich mit dieser kleinen Macht gegen Piperi, während der Stamm Ceklia aus der Nahia Rjetschka aus eigenem Antrieb das Wagniß übernahm, die türkische Festung Schabljak zu überrumpeln, um die Türken auf dieser Seite zu beschäftigen. Danilo unterwarf Piperi und eilte nach Schabljak, wohin der Präsident und Vicepräsident des Senats, Pero und Djordje Petrovich, bereits Truppen geworfen hatten. Die Pforte ertheilte auf diese Vorgänge hin Omer-Pascha den Befehl, M. zu züchtigen, oder, wie man sich auszudrücken beliebte, M. zum Gehorsam zurückzuführen. Es war ihr um so mehr mit der endlichen Unterwerfung des Landes Ernst, als Danilo dadurch, daß er bei Antritt seiner Regentenwürde die geistliche von der weltlichen Gewalt getrennt und sich zum Fürsten erklärt hatte, in die Reihe der selbstständigen erblichen Herrscher getreten war, was von unheilvollem Einfluß auf die ohnehin gährenden slavischen Provinzen werden konnte. Obwohl Schabljak am 25. Dec. 1852 von den Montenegrinern geräumt worden war, wurden doch Anfangs 1858 von allen Seiten Truppen gegen M. zusammengezogen und dieses ringsum eingeschlossen. Omer-Pascha selbst stand mit 20—24,000 Mann zwischen Spusch und Podgoritza, der Wessir von Antivari, mit 8000 Mann am Berge Suterman, der Südspitze M.'s, Selim-Bei mit 10,000 Mann bei Godinje am See von Skutari, und im Norden waren zwei Corps, jedes gegen 10,000 Mann stark, unter Ismail-Pascha und Reis-Pascha aufgestellt. Obwohl eine ziemlich starke Partei unter den Montenegrinern für Anknüpfung friedlicher Unterhandlungen stimmte, drang doch die Ansicht Danilo's für die unbedingte Fortsetzung des Kampfes durch, und es entwickelte sich eine Reihe von Gefechten, in welchen die Montenegriner mit großer Tapferkeit kämpften. Unter Vuko Savo Petrovich und Peter Filipov gelang es den Bergbewohnern, die Einfälle der Türken von Süden her glücklich abzuwehren, ja in der Nacht des 16. Jannar überfielen und plünderten sie das Lager des Osman-Pascha. Auch Reis-Pascha mußte sich nach einem heißen Kampfe gegen 2000 Montenegriner unter Danilo's persönlicher Anführung zurückziehen. Omer-Pascha war zwar in einzelnen Gefechten siegreich, verlegte aber sein Hauptquartier wieder nach Spusch und forderte von hier aus durch eine Proklamation die einzelnen Nahien zur Unterwerfung und Einreichung ihrer Wünsche auf, die dann dem Sultan vorgelegt werden sollten. So standen die Dinge, als Oesterreich sich des hartbedrängten Landes annahm. Während ein österreichisches Truppencorps in Kroatien aufgestellt wurde, schickte die österreichische Regierung den Generallieutenant Grafen von Leiningen als außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel, um an die Pforte das Verlangen zu stellen, in M. den Statusquo in territorialer wie administrativer Hinsicht zu belassen und das Land von den osmanischen Truppen zu räumen. So sah sich die Pforte genöthigt, den Kampf gegen M. aufzugeben und ihre Truppen zurückzuziehen, was Anfangs März 1853 geschah. Danilo wurde durch diese Wendung in den Stand gesetzt, sein Augenmerk auf die innere Organisation M.'s und die Befestigung seiner Stellung zu richten. Letzteres war nicht leicht. Danilo besaß weder das imponirende Aeußere noch die geistige Fähigkeit seines Vorgängers, und dazu konnte er nicht einmal den Montenegrinern materielle Vortheile bieten, da Rußland, sobald es seinen Einfluß in M. durch den österreichischen verdrängt sah, aufhörte, Subsidien zu zahlen. So mußten alle nöthigen Geldmittel aus dem Lande selbst durch Steuern beschafft werden. Indessen suchte Danilo seine Regierungsmaßregeln mit großer Strenge durchzuführen und beseitigte gewaltsam die Opposition, die sich dagegen erhob. Es erfolgten zahlreiche Hinrichtungen und Verbannungen. Unter den Verbannten war selbst der frühere Präsident des Senats, Djaud Petrovich, mit seinem Neffen, Kerst Maschanov, der greise Pero Petrovich, der Serdar Milo Martinovich und der Schwestersohn und Liebling des vorigen Vladika, der junge Dichter Stjepan Perovich Cuca. Das neue Gesetzbuch, welches der Fürst am 23. April 1855 erließ, war in seiner drakonischen Strenge darauf berechnet, seinen Befehlen Gehorsam und seiner fürstlichen Würde Ansehen zu verschaffen. Als 1858 ein Aufstand gegen die türkische Herrschaft in der benachbarten Herzegowina ausbrach, verbot Danilo zwar seinen Montenegrinern, irgendwie feindlich in das türkische Gebiet einzudringen; dennoch kam es bald zu blutigen Konflikten. Zuerst war es der Anschluß der Dörfer Djurmani und Missitsch an M., welcher vom Senator Turo Plamenah dazu benutzt wurde, um sich mit 500 Montenegrinern in Spizza festzusetzen. Aber der Anmarsch von 3000 Mann Türken nöthigte die Montenegriner, der Uebermacht zu weichen.

Digitized by Google

Einen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten rief sodann der Einmarsch der Türken in das Gebiet von Grahovo hervor, das zwar auf türkischem Boden liegt, aber unter dem Protektorat von M. steht. Die Montenegriner griffen am 11. Mai die Türken unvermuthet an und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei, in Folge deren und auf das Andringen der europäischen Mächte, namentlich Frankreichs, die Pforte am 14. Mai ihre Truppen zurückzog. Verschiedene Unterhandlungen zwischen Danilo und der Pforte, gegen Vergrößerung des Gebiets von M. dem Sultan die Souveränetät über M. zuzugestehen, scheiterten an dem entschiedenen Widerspruch des montenegrinischen Senats. Vergl. Ebel, Zwölf Tage in M., Königsberg 1842; Paié und Scherb, Cernagora, Agram 1846 und 1851; Wilkinson, Dalmatia and M., London 1848, 2 Bde., deutsch von Lindau, Leipzig 1849, 2 Bde.; Reigebaur, Die Südslaven und deren Länder, Leipzig 1851; Kohl, Reise nach Istrien, Dalmatien und M., Leipzig 1851, 2 Bde.; Andrié, Geschichte des Fürstenthums M. bis 1852, Wien 1853; J. Vaclik, La souveraineté de M., Leipzig 1858; O. von Reinsberg-Düringsfeld, M., in der „Zeit", Leipzig 1858, 2. Bd.

Montenero, Ort im spanischen Königreich Katalonien, Provinz Gerona, bekannt durch die Gefechte den 17.—20. Nov. 1794 zwischen den Franzosen unter Dugommier und den Spaniern.

Montenotte, Dorf in der sardinischen Provinz Genua, auf den Apenninen, mit 250 Einw., bekannt durch das Gefecht am 12. April 1796, in dem Bonaparte die Oesterreicher unter dem General Argenteau zurückwarf und letztere einen Verlust von mehr als 2000 Mann an Todten und Gefangenen erlitten.

Monte-Pulciano, kleine Stadt in Toskana, Compartimento Arezzo, am Chiana, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 10 Klosterkirchen, ein bischöfliches Seminar, ein Gymnasium, Fabriken für Seife, Oelpressen und 3000 Einw. M. ist besonders seines Weines wegen berühmt, des besten in Toskana. In dem nahen Dorfe Chianciano sind Heilbäder.

Montereale, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore, ist Bischofssitz, mit Schloß und 3500 Einw.

Montereau (M. Fau Yonne), Stadt im französischen Departement Seine-Marne, Bezirk Fontainebleau, am Zusammenfluß der Seine und Yonne, welche beide überbrückt sind, und an der Eisenbahn von Paris nach Troyes, von dem auf einer steilen Höhe gelegenen modernen Schlosse Surville beherrscht, hat ein Handelstribunal und 5000 Einw., welche Strumpf-, Thonpfeifen- und Fayencemanufaktur und lebhaften Handel mit Getreide, Mehl und Holz treiben. Auf der Yonnebrücke ward den 10. Sept. 1419 Herzog Johann von Burgund von den Begleitern des Dauphins, nachherigen Königs Karl VII., bei einer Zusammenkunft getödtet. Hier den 18. Febr. 1814 Treffen zwischen den Franzosen unter Napoleon u. den Verbündeten unter dem Kronprinzen von Würtemberg, wobei die ersteren siegreich.

Monterey, 1) Hauptstadt des mexikanischen Staats Neu-Leon, auf einer von Gebirgen umgebenen Hochebene und an einem der oberen Zuflüsse des Tigre, ward 1599 gegründet, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale und 15,000 Einw. M. ward am 24. Sept. 1846 von den Nordamerikanern unter Taylor durch Kapitulation erobert. In der Nähe sind reiche Bergwerke. — 2) (San-Carlos de M.), Hafenstadt im nordamerikanischen Freistaat Kalifornien, an der gleichnamigen sehr großen, gegen Nordwesten offenen Bai mit mittelmäßigem Ankergrund, hat ein Fort und 5500 Einw.

Monte Rosa (bei den Alten Mons Sylvius), nächst dem Montblanc der höchste Gebirgsstock der Mittelalpen, auf der Grenze zwischen dem sardinischen Fürstenthum Piemont u. dem schweizerischen Kanton Wallis, bildet den Knotenpunkt zweier gewaltiger Bergketten, von denen die eine von Westen nach Osten im Hauptkamme der penninischen Alpen liegt, die andere fast rechtwinkelig darauf von Norden nach Süden sich erstreckt. Die erstere schließt sich westlich an das Matterhorn oder den Montcervin an, von dem sie durch das Matterjoch getrennt ist; sie enthält von Westen nach Osten die Kuppen des kleinen Monteervin, das Breithorn, die Zwillinge (Castor u. Pollux), den Lyskamm oder Silberbast und kreuzt die andere Kette da, wo die Hauptmasse oder der eigentliche M. mit seinen 4 Hauptkuppen sich zu erheben beginnt, setzt sich dann östlich über die Cima del Pisso fort und verzweigt sich weiterhin vielfach. Die andere Kette bildet gegen Norden der Kamm, der die beiden Visperthäler von einander trennt und im Süden das Lesathal vom Sesiathal scheidet; der nördliche Ast ist unter dem Namen des Saasgrates bekannt, beginnt mit dem Balfrin und enthält die 4 Mischabelhörner, das Allelinhorn, die Strahlhörner, die Cima de Jazi und die Hauptmasse des M., dessen 4 höchste Kuppen von Norden nach Süden das Nordend, noch nicht erstiegen, die unersteigbare höchste Spitze, ein jäher Fels mit zwei Hörnern, nach den neuesten Messungen 14,284 Fuß über dem Meere, die Zumsteinspitze (13,955 F. hoch), nach Joh. Zumstein so genannt, der 1819—22 5mal diesen Gipfel erstieg, und die Signalkuppe (14,222 F. hoch) heißen. An diese schließen sich gegen Süden die Parrotspitze, die Ludwigshöhe, das Schwarzhorn und die Vincentspyramide (13,600 F. hoch) an, und in der Fortsetzung des Kammes liegt der Col d'Olen, über welchen man aus dem Lesathal ins Sesiathal gelangt. Zwischen den 4 Hauptästen des Kreuzes, welches die beiden Ketten bilden, liegen 4 sehr verschiedene Thäler. Gegen Nordosten fällt die Hauptmasse des M. 7000—8000 F. tief steil ab und bildet den Hintergrund des Anzascathales, in welchem, wie in einem Krater, der Macugnagagletscher liegt; gegen Nordwesten liegt das Matterthal, in welches von den weniger steilen, doch immer noch sehr beträchtlich abfallenden Höhen der mächtige Gorner- oder Zermattgletscher sich herabsenkt. Gegen Südwesten stürzt vom Lyskamm der Lysgletscher in den Hintergrund des Lesathals, und das südöstliche oder das Sesiathal enthält ebenfalls beträchtliche Gletscher. Von dem westlichen Arme des Kreuzes ziehen sich gegen Süden beträchtliche Ge-

birgsrücken, welche zum Theil mit Schnee bedeckte Kuppen enthalten, wie vom kleinen Montcervin der Kamm, welcher das Tournanchethal vom Challantthal scheidet, und vom Lyskamm der Grat, welcher das Challantthal vom Lesathal trennt. Von dem östlichen Arm des Kreuzes gehen südwärts die Rücken, welche das Sesiathal vom Sermentathal abgrenzen, u. derjenige, welcher das letztere vom Mastalonethal trennt. Von dem nördlichen Arme des Kreuzes zieht sich gegen Westen vom Nordend ein Rücken von nicht sehr beträchtlicher Höhe, der das Stockhorn und Riffelhorn, das Hohthäli und die Kugel enthält und den Gornergletscher von dem Findelengletscher trennt. Zwischen dem Nordend und der Cima de Jazy ist ein weites Eismeer, welches die Gletscher, die nach dem Hintergrund des Saasthales, und diejenigen, die sich nach Zermatt herabsenken, verbindet. Endlich erstreckt sich von der Cima de Jazy gegen Westen ein Höhenzug, der das Rimpfischhorn und Rothhorn enthält und den Findelngletscher vom Täschgletscher trennt. Gegen Osten zieht sich ein Seitenkamm über das Faderhorn und Rothhorn nach dem Monte Moro und St. Joderhorn oder Petersbrücken, an den sich die Kette anschließt, welche das Saasthal vom Antronathal, vom Hochthal des Simplon und vom Thal der Saltine trennt, als hervorragende Kuppen von Süden nach Norden das Spähnhorn, Jazhorn, Latelhorn, Sonnighorn, den Portiengrat, den Weißmies, den Triftgrat, das Laquinhorn, das Roßbodenhorn, das Simmeli- oder Mattwaldhorn enthält u. oberhalb Vispach in den Gebüdmen endigt. Der Gebirgsstock scheint, besonders in seiner obern Hälfte, aus Glimmerschiefer zu bestehen, der hin und wieder mit Gneis abwechselt, und enthält Gold-, Kupfer- und Eisenminen. Die letzte Erzhütte liegt 10,086 F. hoch auf dem ewigen Schnee. Granit findet man in größern Massen nur am Fuße des Bergs. Winter- und Sommerroggen reift noch bei einer Höhe von 5500—6000 F., der Weinstock im Sesiathale bis zu einer Höhe von 3090 F. Zwischen der Nord- und der Südseite findet ein Unterschied der verschiedenen Vegetationsgrenzen von fast 1000 F. Statt. Die südlich und südöstlich vom M. auslaufenden Thäler bewohnen 8 deutsch redende Gemeinden, die dem Stamme der Burgunder angehören. Die Westseite ist unbewohnt. Den Strömen nach, die sein Gletschereis in nie versiegender Fülle erzeugt, kann man auf mancherlei Wegen an seinen Fuß gelangen: aus dem Rhodanthale, dem Laufe der Visp entlang, nach dem Dorfe Zermatt, wo sich die Wasser vom nördlichen Rosagletscher (Mattergletscher, Gornergletscher) mit denen vom Matterhorn (Theodulgletscher) vereinigen; von Turin oder Aosta herauf, zuerst der Dora, dann der Lys nach, bis Gressonay; aus den Ebenen von Vercelli und Novara, die Schia entlang, über Varallo nach Alagna; von den Ufern des Lago maggiore, zuerst der Tosa, dann der Anza nach, nach Macugnaga, wo der Berg sich am vollständigsten präsentirt. Die Besteigung des M. ist noch weit schwieriger als die des Montblanc, und einige seiner Gipfel, wie die des Nordend und die höchste Spitze, hat noch kein menschlicher Fuß betreten. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war der Berg so gut als völlig unbekannt, und erst Saussure hat ihn gleichsam entdeckt. Er besuchte ihn im Juli 1789 und stellte die ersten Vermessungen an. Ein zweiter Besuch im August 1792 galt dem Montcervin. Saussure's Beispiel folgten Jean Nicolas und Joseph Antoine Vincent und Joseph Zumstein am 31. Juli 1820 und im Juli und August 1821. Später wurden einzelne Spitzen wiederholt bestiegen. Vgl. Ludwig von Welden, Der M., eine topographisch-naturhistorische Skizze, Wien 1824; Derselbe, Die deutschen Kolonien in Piemont, Wien 1824; Hirzel-Escher, Wanderungen in weniger besuchten Alpengegenden der Schweiz, Zürich 1829; Melch. Ulrich, Die Seitenthäler des Wallis und des M., Zürich 1850; Engelhardt, Der M. und das Matterborngebirge, Paris und Straßburg 1852, mit Atlas; Schlagintweit, Ueber die orographische und geologische Struktur der Gruppe des M., Berlin 1852.

Montesarchio, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principate-ulteriore, am östlichen Abhange des Taburno, mit Kastell u. 7000 Einw.

Montescaglioso, Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, auf einem hohen Berge am Brandano, Bischofssitz, mit Schloß, Baumwollenbau und 6000 Einw.

Montespan, Françoise Athenais, Marquise von, Mätresse Ludwigs XIV. von Frankreich, geboren 1641, zweite Tochter Gabriel Rochechouarts, Herzogs von Mortemart, führte früher den Namen Mademoiselle de Tonnai-Charente, verheirathete sich 1663 mit Heinrich Louis de Pardaillon de Gondrin, Marquis von M., und ward durch ihn Palastdame der Königin. Weniger durch Schönheit, als durch anmuthiges geistreiches Wesen ausgezeichnet, erregte sie die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV., der ihretwegen die Lavallière verließ. Der Marquis, der das Verhältniß nicht in der damaligen Hofmanier beurtheilte, ward erst in die Bastille gesetzt, dann auf seine Güter verbannt und endlich durch ein Urtheil des Châtelet 1676 geschieden. Seit 1668 beherrschte die M. den König völlig u. wußte ihre Macht zur Befriedigung ihres Ehrgeizes zu benutzen. Als Erzieherin ihrer Kinder hatte sie die Frau Scarron, nachmalige Frau von Maintenon (s. d.), angenommen, die allmählig das Herz des Königs zu gewinnen wußte. Schon 1675 fand eine Trennung zwischen dem König und der M. Statt, der aber eine Aussöhnung folgte. Nachdem aber 1686 der König völlig mit ihr gebrochen, ward sie 1691 auch aus Paris verwiesen. Sie lebte nun, nachdem ihr früherer Gemahl, mit dem sie sich zu versöhnen gesucht hatte, gestorben war, theils auf ihren Gütern, theils zu Bourbon und anderwärts und trat zuletzt in den Orden der Töchter des heiligen Jakob. Sie † im Mai 1707 in den Bädern zu Bourbon l'Archambault. Mit ihrem Gemahl hatte sie einen einzigen Sohn gezeugt, den Herzog von Antin, mit Ludwig XIV. acht Kinder: den Herzog von Maine; den Grafen von Vexin († 1683); Mademoiselle de Nantes, vermählt mit dem Herzog von Bourbon, Mademoiselle de Tours († 1681); Mademoiselle de Blois, vermählt mit dem Herzog von Orleans; den Grafen von Toulouse; zwei andere in ihrer

Digitized by Google

Jugend gestorbene Kinder. Vgl. Mémoires de Madame la Marquise de M., 2 Bde., Par. 1829.

Montesquieu, Charles de Sécondat, Baron de la Brède et de, berühmter französischer Schriftsteller im philosophisch-politischen Fache, stammte aus einer vornehmen Familie der Guienne und war den 18. Januar 1689 auf seinem väterlichen Schlosse Brède bei Bordeaux geboren. Er widmete sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, ward 1714 Rath beim Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre später Präsident desselben, blieb aber dabei seiner von Jugend an gepflegten Neigung zu literarischer Thätigkeit zugewendet und bewies dies durch seine rege Betheiligung an der Akademie zu Bordeaux, welche er in Gemeinschaft mit dem Herzog Laforce gestiftet hatte. Sein erstes Werk waren die berühmten „Lettres persanes" (Par. 1721; deutsch von Michaelis, Landshut 1803), worin er unter der Maske eines Persers vom Standpunkte des Naturmenschen aus das damalige politische, sociale und literarische Treiben der Franzosen mit launigem und geistreichem Spotte geißelt. Einen ausführlichen Kommentar zu diesen Briefen lieferte Meyer (Par. 1841). Obwohl die Akademie in denselben nicht geschont worden war, so wurde er doch (1728) zum Mitglied derselben erwählt. Um sich gründliche Einsichten in die Gesetze und Verfassungen der europäischen Kulturstaaten zu erwerben, die er in seinem „Esprit des lois" darzustellen beabsichtigte, legte er seine Stelle nieder (1726) und besuchte Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England, allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen, besonders in England, wo er mit Chesterfield vertrauten Umgang pflog und sich zwei Jahre aufhielt, auch zu London in die königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen ward. Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß Brède gab er die „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains" (Par. 1734; deutsch von Hacke, Leipz. 1828) heraus, die nach Inhalt und Form sein vollendetstes Werk und nicht mit Unrecht eine römische Geschichte für Philosophen und Staatsmänner genannt worden sind. Ein ausgezeichnetes Werk waren auch die „Dialogues de Sylla et de Lysimaque" (Par. 1748), die er unter dem Pseudonym Charles d'Outrepont herausgab und worin er das Wesen eines Despoten aufs Feinste darlegt. Nach langen Vorbereitungen u. den mannichfaltigsten Vorstudien erschien endlich sein Hauptwerk „Esprit des lois" (2 Bde., Genf 1748; deutsch von Hauswald, 3 Bde., Halle 1829), das erste Buch, worin der Versuch gemacht war, die Entwickelung gesetzlicher Institutionen und ihr Naturverhältniß zu lokalen und socialen Bedingungen in den verschiedenen Ländern in einem großartigen Ueberblicke darzustellen. Bei aller Begeisterung für Wahrheit und Recht, die sich darin kund gibt, erhebt sich der Verfasser freilich nicht über sein Jahrhundert. Indem er die Religion und Moral von klimatischen und Bodenverhältnissen abhängig machte und das Christenthum geringschätzte, indem er dem Rechts- und Pflichtsgefühle in der Staatsmaschine eine untergeordnete Stellung anwies und die absolute Rechtsidee für den Satz, daß des Volkes Wohl das höchste Gesetz sey, aufgab: stellte er ein Lehrgebäude auf, welches, auf einem schiefen Fundamente beruhend, in allen seinen Theilen verschoben ist. Abgesehen aber von diesem Hauptfehler ist es in seinen Einzelnheiten ein unschätzbares Werk. Einen geistreichen Kommentar dazu lieferte Destutt de Tracy („Commentaire sur l'Esprit des lois", Par. 1819). Von M.'s übrigen Werken sind seine „Lettres familiaires" (Rom 1767) und der „Temple de Guide", letzteres, eine Art Gedicht in Prosa, ein der frivolen Zeitrichtung dargebrachtes Opfer, zu nennen. Er † zu Paris den 10. Febr. 1755. Im geselligen Verkehr war M. äußerst liebenswürdig, lebte jedoch meist in Zurückgezogenheit auf seinen Gütern. Obgleich von Haus aus ökonomisch, bewies er doch öfters große Wohlthätigkeit. Die Ausgaben seiner sämmtlichen Werke sind sehr zahlreich; als die besten sind zu erwähnen: die londoner (3 Bde., 1759), die baseler (8 Bde., 1800), unter den neueren die von Auger (8 Bde., Par. 1819), die von Destutt de Tracy und Villemain (8 Bde., das. 1827) u. die von Lefebvre (2 Bde., das. 1839). Auch sind M.'s sämmtliche Werke mehrmals in deutscher Uebersetzung erschienen (Wien 1805, 8 Bde., Stuttg. 1827, 13 Bde., von A. Schäfer, Hamb. 1827). Auch die „Oeuvres posthumes" (Lond. 1783) wurden übersetzt (Liegnitz u. Leipzig 1785 und von E. G. Köster, Altenb. 1798, Leipz. 1805). Vergl. **Villemain**, Eloges de M., Par. 1826.

Montesquiou-Fézensac, 1) **Anne Pierre, Marquis von M.**, General der französischen Republik, geb. zu Paris 1741, war beim Ausbruche der Revolution Oberstallmeister bei Monsieur (dem nachherigen König Ludwig XVIII.) und Maréchal de Camp, ward vom pariser Adel zur Nationalversammlung beordert und entfaltete hier bei den Verhandlungen über die finanziellen Angelegenheiten bedeutende Talente. Gegen das Ende der Session ward ihm das Oberkommando bei der Südarmee anvertraut. Er fiel mit derselben im Septbr. 1792 in Savoyen ein, ward jedoch von den Jakobinern als Adeliger angeklagt u. entfloh in die Schweiz, wo er in näherem Verkehr mit dem nachmaligen König Ludwig Philipp lebte. Im J. 1795 ward er aus der Emigrantenliste ausgestrichen. Er † zu Paris am 30. Dec. 1798.

2) **François Xavier Marc Antoine, Herzog von M.**, französischer Minister unter Ludwig XVIII., 1757 auf dem Schlosse Marsan bei Auch geboren, war Abbé und Generalagent des Klerus, als ihn die Geistlichkeit 1789 zum Deputirten zur Versammlung der Generalstaaten erwählte. Hier vertheidigte er Anfangs die alten Zustände, schloß sich dann aber der siegenden Partei an. Im Lauf des Jahres 1790 nahm er zweimal den Präsidentenstuhl in der konstituirenden Versammlung ein und verfocht gegen den Präsidenten des Parlaments der Bretagne, de la Houssaye, der die Beschlüsse der Nationalversammlung mißachtete, mit Energie die Rechte der Volksrepräsentation, wogegen er sich der gänzlichen Aufhebung der religiösen Orden und der Einführung der Civilkonstitution des Klerus widersetzte. Nach Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung zog er sich ins Privatleben zurück, knüpfte mit

dem Hofe Verbindungen an, wanderte nach den Ereignissen des 10. August 1792 aus und kehrte erst unter dem Direktorium nach Frankreich zurück, wo er in jenem berühmten Brief den Konsul Bonaparte aufforderte, den Thron für die Bourbons wieder aufzurichten. Nach der ersten Restauration ward M. Mitglied der provisorischen Regierung und vom 13. Mai 1814 bis zu Napoleons Rückkehr Minister des Innern, als welcher er den Ultrakonservativen die Hand zu den reaktionärsten Maßregeln bot. Nach der zweiten Restauration ward er zum Pair, später zum Herzoge ernannt. Er † am 4. Febr. 1832 auf dem Schlosse Eirey. Seines ältern Bruders einziger Sohn, Ambroise Anatole Auguste, Graf von M., geb. am 8. Aug. 1788, Maréchal de Camp und seit 1841 Pair von Frankreich, machte eine schnelle militärische Laufbahn, woran besonders der Umstand Schuld war, daß seine Mutter die erste Erziehung des jungen Königs von Rom leitete, den sie 1815 aus Oesterreich nach Frankreich zu entführen versuchte. M. war am Hofe Ludwig Philipps Ehrenkavalier der Königin und begleitete im Febr. 1848 die Herzogin von Orleans mit ihren Söhnen auf der Flucht von Paris über den Rhein. Sein Bruder, Alfred, war Ordonnanzoffizier Napoleons, gab sich 1817 wegen einer Geldverlegenheit den Tod.

Monteur (fr.), ein Arbeiter, der die Maschinen einrichtet und in Stand erhält.

Monteverde, 1) Stadt in der neapol. Provinz Principato-ulter., am Ofanto, Bischofssitz, mit 3500 Einw. — 2) Inselgruppe im großen Ocean, zum Karolinenarchipel gehörig, umfaßt 29 niedrige, waldige Inseln, 1806 entdeckt, bewohnt von Malayen.

Monteverde, Claudio, berühmter Tonsetzer, geboren zu Cremona um 1566, kam als Virtuos auf der Bratsche in die Dienste des Herzogs von Mantua, der ihn später, nachdem er bei M. A. Ingegneri die Komposition studirt hatte, als Kapellmeister anstellte. Im J. 1620 ging er nach Venedig, wo er seine Oper „Arianna" mit so viel Beifall zur Aufführung brachte, daß er die Kapellmeisterstelle an der St. Markuskirche daselbst erhielt. Er † um 1660. Außer seinen Opern: „Orfeo", „Proserpina rapita", „Ariana", „Adone" und „l'Incoronazione di Papea", schrieb er noch zahlreiche Messen, Madrigale, Hymnen ꝛc., welche meist zu Venedig erschienen. Er war Einer der Ersten, welche für Instrumente schrieben und damit dem bisher üblichen aus dem Stegreife Spielen ein Ende machten.

Montevideo, Hauptstadt der südamerikanischen Republik Urugnay, sowie eines nach ihr benannten Departements, am nördlichen Ufer u. an der Mündung des la Plata, Buenos-Ayres gegenüber, amphitheatralisch auf einer kleinen Halbinsel gelegen, besteht aus der alten Stadt, bei sich vom Fort San Jose bis zum großen Markt erstreckt, und aus der neuen Stadt, beinahe gänzlich von fremden Einwanderern erbaut und eine einzige Straße bildend. Die Stadt zählt 40,000 Einw., nimmt aber mit jedem Jahre an Volksmenge und Größe zu, so wie auch ihr Handel täglich wächst, während der von Buenos-Ayres abnimmt. Westlich der Stadt gegenüber, dicht am Ufer des Flusses liegt der Cerro (Berg), der sich 450 F. über der Meeresfläche erhebt und auf seinem Gipfel die Festung oder Citadelle, so wie einen Leuchtthurm trägt. Zwischen der Stadt und dem Cerro öffnet sich eine kreisförmige Bai, die über 2 Stunden weit ins Land hineingeht und den Hafen bildet, der für den besten am la Plata gilt, aber der ganzen Heftigkeit der unter dem Namen Pamperos bekannten West- und Südwestwinde ausgesetzt ist. Die geraden und in rechten Winkeln sich durchschneidenden Straßen der Stadt sind mit Trottoirs versehen, aber in der Mitte nicht gepflastert. Alle Häuser sind viereckig, von Backsteinen erbaut und meist einstöckig. M. hat eine großartige Kathedrale, ein stattliches Zollgebäude, eine Münze, ein gut eingerichtetes Hospital, ein Kollegium, ein chirurgisch-medicinisches, ein historisches Institut und sehr bedeutenden Handel, besonders mit England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Brasilien, Buenos-Ayres, Spanien, Antwerpen, Genua, Amsterdam, den Hansestädten, Havaña, Guayaquil, Bourbon, Oporto und den Kanarien. Die Haupteinfuhren sind Stoffe, Bijouterien, Weine, Branntwein, Leinen, Lebensmittel, Möbel, Mehl, Tabak, Matté und pariser Artikel; die Ausfuhren gesalzene und getrocknete Häute, Felle von Seewölfen, die auf den Inseln im Plata erlegt werden, Fett, Oel, Knochen, Horn, Wolle, getrocknetes u. gesalzenes Fleisch, Wachskerzen, Ochsenzungen, Seifen und Maulthiere, die bis nach Bourbon verschickt werden. Indessen hat der Handel durch die fortwährenden Unruhen und Kriege, sowie durch den hierdurch geförderten Schleichhandel sehr gelitten. Im J. 1846 belief sich die Zahl der auslaufenden Schiffe nur auf 92, der Werth der Verschiffungen etwa auf 3,515,000 Thaler. M. wurde 1726 unter dem Namen M. oder San-Fellpe von dem spanischen Gouverneur von Buenos-Ayres durch Ansiedelung kanarischer Familien gegründet und war während des Unabhängigkeitskampfs ein Hauptschauplatz der Kriegsereignisse.

Montez, Lola, eine durch ihre Abenteuer bekannte Tänzerin, 1820 zu Montrose in Schottland, nach ihrer Angabe 1825 in einem kleinen Dorfe Andalusiens geboren, die uneheliche Tochter eines schottischen Offiziers, Namens Gilbert, u. einer Kreolin, ward in einer Pensionsanstalt zu Bath erzogen u. heirathete 1837 einen Lieutenant, Namens Thom. James, dem sie 1838 nach Ostindien folgte. Aber schon im Herbst 1840 verließ sie ihren Gatten und kehrte nach Europa zurück. Auf der Ueberfahrt machte sie die Bekanntschaft eines jungen schottischen Adeligen, des Lieutenant Lennox, der nur mit Mühe abgehalten werden konnte, sie zu heirathen. In Folge dieses Verhältnisses erhob der beleidigte Gatte Klage auf Scheidung. Das Resultat war eine Scheidung von Tisch und Bett, in so wunderlichen Ausdrücken des englischen Kanzleistyls abgefaßt, daß es wohl erklärlich ist, wenn sie sich für ganz geschieden hielt. In London begann sie ein abenteuerliches Leben u. wurde von vornehmen Engländern, z. B. eine Zeit lang von Lord Malmesbury, unterhalten. Nachdem sie auch eine Zeit lang in einem öffentlichen Hause gelebt, machte sie einen Ausflug nach Pa-

Digitized by Google

rid, wo sie ihren englischen Namen Rosanna Gilbert oder Mrs. James mit dem Namen Lola oder Dolores M. vertauschte und öffentlich als spanische Tänzerin auftrat. Von Paris setzte sie ihre Wanderungen über einen großen Theil des Kontinents fort. Ihre Konflikte mit der deutschen u. russischen Polizei, die Reitpeitschenhiebe, die sie in Preußen einem Gensd'armen austheilte, die zahlreichen Duelle, die um ihretwegen ausgefochten wurden, verschafften ihr einen gewissen Ruf zuletzt aber wurde sie fast überall ausgewiesen, selbst aus Baden-Baden, wo sie auf öffentlichem Balle ihre Tanzfertigkeit in einer Art gezeigt hatte, welche sämmtliche Damen zur eiligen Flucht nöthigte. Im Jahre 1846 kam sie nach München und trat dort als Tänzerin auf. Es gelang ihr, die Gunst des Königs zu gewinnen, welche sie in ihrer Weise ausbeutete. Ihrem Einflusse wurde der Sturz des ultramontanen Ministeriums Abel zugeschrieben, welches sich widersetzt hatte, als der König ihre Erhebung in den Grafenstand wünschte. Mit Einwilligung des neuen Ministeriums erhielt sie darauf das bayerische Indigenat und ward zur Gräfin Landsfeld erhoben. Indessen steigerte sich die durch die Ultramontanen genährte Erbitterung in allen Schichten des Volks und kam endlich im Februar 1848 zum offenen Ausbruch. Ueber diese Ereignisse, in Folge deren der König sich bewogen fand, ihr das Indigenat zu entziehen und die Polizeibehörden auf sie fahnden zu lassen, s. Bayern (Gesch.). Lola wandte sich nun nach mancherlei Irrfahrten nach London, wo sie sich 1849 mit einem Lieutenant der Garde, Namens Heald, verheirathete. Die Familie Healds erhob jedoch Klage wegen Bigamie und die Sache kam zur Verhandlung vor dem Polizeigerichtshof. Da indeß nicht alle Zeugen beigeschafft worden waren, wurde die Verhandlung vertagt und Lola gegen Kaution in Freiheit gesetzt. Das Ehepaar unternahm darauf eine Reise nach Spanien; doch trennte sich Heald bald von ihr. Im Jahre 1852 begab sich Lola nach Nordamerika, betrat hier als Darstellerin und Tänzerin wieder die Bühne und spielte sogar in eigens dazu verfaßten Stücken ihre Erlebnisse in Bayern. Im Sommer 1853 reiste sie nach Kalifornien, wo sie sich in San-Francisco abermals vermählte.

Montezuma (M. II. Xoeojotzin), der letzte Beherrscher des mexikanischen Reichs vor dessen Eroberung durch die Spanier, folgte 1502 seinem gleichnamigen Vater auf dem Thron, entfremdete sich aber durch Bevorzugung der Vornehmen einen großen Theil des Volks. Unter ihm landete 1519 Ferdinand Cortez (s. d.) in Mexiko mit seinem kleinen Heere. Durch einen Kometen und eine alte Weissagung, sowie durch das Ungewöhnliche der Erscheinung der Fremdlinge in Furcht gesetzt, empfing M. den feindlichen Befehlshaber als seinen Gebieter. Als er jedoch nach u. nach zu der Ueberzeugung kam, daß die Fremdlinge keine übermenschliche Wesen seyen, wofür er sie gehalten, sann er insgeheim auf deren Vernichtung. Cortez bekam jedoch davon Kunde, ließ M. in Fesseln legen, und zwang ihn, die Oberhoheit der spanischen Krone förmlich anzuerkennen. Dies reizte den Unwillen der Mexikaner, sie griffen zu den Waffen, und als M. den Aufruhr durch persönliches Dazwischentreten dämpfen wollte, ward er durch einen Steinwurf verwundet. In Verzweiflung über die von seinen Unterthanen ihm widerfahrene Beschimpfung, riß er sich den Verband ab und † bald nachher 1520. Seine hinterlassenen Kinder nahmen die christliche Religion an. Sein ältester Sohn erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von M. Der letzte Nachkomme seines Geschlechts, Don Marsilio de Teruel, Graf von M., spanischer Grande erster Klasse, ward als Anhänger der liberalen Partei von Ferdinand VII. aus Spanien verwiesen, ging darauf nach Mexiko, wurde aber auch hier verbannt und † zu Neworleans den 27. Okt. 1836.

Montfaucon, Stadt im französischen Departement Ober-Loire, mit Bandfabrikation, Sägemühlen, Banholzhandel und 1250 Einw. Hier den 18. Januar 1800 Friede der französischen Republik mit den aufrührerischen Vendeern.

Montfaucon, Bernard de, gewöhnlich lateinisch Montefalco oder Montefalconius genannt, namhafter Alterthumsforscher, geboren 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc, widmete sich Anfangs dem Kriegsdienste, trat aber 1675 in den geistlichen Stand und ward Mitglied der Kongregation der Benediktiner von Saint-Maur. Er studirte mit großem Eifer Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, besuchte zum Behuf gelehrter Forschungen 1698 Italien und hielt sich nach seiner Rückkehr (1701) ununterbrochen zu Paris auf, wo er den 19. Dec. 1745 †. M.s Hauptwerke sind: die bis jetzt unübertroffene „Palaeographia graeca" (Par. 1708) u. „L'antiquité expliquée et representée en figures" nebst Supplementen (französisch u. lateinisch, 15 Bde., daf. 1719—1724, deutsch im Auszuge von Schatz mit Anmerkungen von Semler, 2 Bde., Nürnb. 1757, umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807), welche trotz ihrer Flüchtigkeit dem Alterthumsforscher eine unentbehrliche Materialiensammlung darbieten; ferner: „Les monumens de la monarchie Franç." (französisch und lateinisch, 5 Bde., Par. 1729—1733), das „Diarium italicum" (daf. 1702), die „Collectio nova patrum et scriptorum graec." (2 Bde., daf. 1706), die „Bibliotheca Coisliniana, olim Seguerlana" (daf. 1715) und die „Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova" (2 Bde., daf. 1739).

Montferrand, ehemalige Stadt im französischen Departement Puy-de-Dôme, jetzt eine Vorstadt von Clermont (s. d.).

Montferrand, Augustin Ricard, genannt de, bekannter Architekt, den 24. Januar 1786 zu Chaillot in Frankreich geboren, bildete sich in seinem Vaterland und kam 1816 nach Rußland, wo er dem Kaiser Alexander I. empfohlen wurde, der ihm 1818 den Bau der Isaakskathedrale in St. Petersburg übertrug. Von 1817—21 entwarf er die Pläne für die Jahrmarktsbauten in Nishnij-Nowgorod, das Exercirhaus in Moskau, den Vaurhall und den gothischen Pavillon zu Katharinenhof. Im J. 1836 ward ihm die Ausgrabung und Aufstellung der großen Glocke im moskauer Kreml, 1829 die Errichtung der Gedenksäule des Kaisers Alexander, 1856 das Monu-

ment des Kaisers Nikolaus übertragen. Nachdem endlich der kolossale Bau der Isaakskathedrale vollendet war, wurde sie am 11. Juni 1858 feierlich eingeweiht. M. erkrankte an demselben Tage und † den 10. Juli 1858. Er schrieb Mehres über seine Hauptbauten.

Montferrat, ehemals selbstständiges, von Piemont, Mailand und Genua begrenztes Herzogthum, jetzt ein integrirender Theil des Königreichs Sardinien, zieht sich lang und schmal von Norden nach Süden, in zwei getrennten Theilen zwischen den Seealpen und dem Po liegend, und umfaßt 50 □Meilen. Es gehört jetzt zur Generalintendanz Turin. Die Hauptstadt war Casala. M. war zur Zeit des römischen Reichs ein Stück von Ligurien und kam um 250 v. Chr. unter römische Herrschaft. Seit 568 gehörte es zum longobardischen, seit 773 zum fränkischen Reiche. Karl der Große setzte zur Verwaltung desselben Grafen ein, die später zu Markgrafen erhoben wurden. Durch Erbschaft kam das Land 1306 an einen Seitenzweig des griechischen Kaiserhauses der Paläologen u. 1536 an Mantua. Im J. 1574 wurde M. von Maximilian II. zu einem Herzogthum erhoben. Als 1627 der männliche Stamm des Herzogs Friedrich von Gonzaga erlosch, ward M. nebst Mantua dem Herzog Karl I. von Nevers und Rethel übertragen. Erst als 1703 der Kaiser Leopold I. dem der Felonie schuldigen Herzog Karl IV. von Mantua M. abgenommen hatte, kam dieses an Savoyen.

Montfoort, Stadt in der niederländischen Provinz Utrecht, südwestlich von Utrecht, links an der Yssel, hat 2000 Einw.

Montfort, 1) M. l'Amaury, Stadt im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Rambouillet, fabricirt vorzüglichen Käse, treibt Handel mit Obst, Wein und hat 3000 Einw. — 2) M. sur Meu (M. la Canne), Stadt im französischen Departement Ille-Vilaine, Hauptort des gleichnamigen Bezirks, mit Collége, Leinwandfabrikation, Flachsgarnspinnerei, Handel mit Leinwand, Holz u. Vieh, Mineralquelle u. 1950 Einw.

Montfort, Jérome, Prinz von, s. v. a. Jerome Bonaparte, s. Bonaparte.

Montfrin, Stadt im französischen Departement Gard, Bezirk Nimes, am Einfluß des Gordon in die Rhône, mit Mineralquellen, Salpetersiedereien und 2350 Einw.

Montgelas, Maximilian Joseph, Graf von, bayerischer Minister, geboren zu München den 12. Sept. 1759, aus einem savoyischen, in Bayern eingebürgerten Geschlechte, ward, nachdem er in Nancy und Straßburg studirt, 1777 kurbayerischer Hofrath und 1779, als der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz Bayern ererbte, Kammerherr und Rath bei der Büchercensur, mußte aber wegen seiner Hinneigung zu den Ansichten des Illuminatenordens 1785 einen Zufluchtsort am herzoglichen Hofe zu Zweibrücken suchen, wo ihn Karl II. zum Hofkavalier ernannte. Hier lernte ihn Maximilian Joseph, nachmaliger König von Bayern, kennen, nahm ihn in seine Dienste und ernannte ihn 1795 zum Regierungsrath, 1796 zum wirklichen geheimen Rathe und nach seinem Regierungsantritt 1799 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in welcher Stellung er sich um die politische, administrative und geistige Hebung des bayerischen Volks- und Staatslebens unbestreitbare Verdienste erwarb. Im Jahre 1803 ward er mit der Finanzverwaltung, 1806 mit dem Ministerium des Innern, 1809 mit dem der Finanzen betraut und 1810 in den Grafenstand erhoben. Der Einführung einer Konstitution, welche Max Joseph beabsichtigte, durchaus abgeneigt, erhielt er 1817 seine Entlassung. Im J. 1819 zum erblichen Reichsrath ernannt, † er zu München den 13. Juni 1838. Sein ältester Sohn, **Maximilian Joseph Philipp Wilhelm, Graf von M.**, den 16. April 1807 geboren, ist erblicher Reichsrath und königlich bayerischer Kämmerer, der jüngere, **Ludwig Max Joseph, Graf von M.**, geboren den 19. März 1814, bayerischer Ministerresident zu Hannover.

Montgolfier, Jacques Etienne, der Erfinder des Luftballons, den 5. Jan. 1745 zu Vidalon les Annonai im Departement Ardèche, wo sein Vater Besitzer einer Papierfabrik war, geboren, widmete sich mit seinem ältern Bruder, Joseph Michael, wider den Willen des Vaters dem Studium der Mathematik, Mechanik und Physik. Nachdem beide Brüder die Papierfabrik übernommen hatten, bereicherten sie dieselbe bald durch ausgezeichnete Leistungen, wie besonders durch die Erfindung des Velinpapiers. Die Bemerkung, daß die von der Hitze verdünnte Luft papierne Deckel in die Höhe zu heben vermag, leitete Etienne auf den Gedanken, kleine Ballons von Papier mit brennbarer Luft aufsteigen zu machen, was jedoch ohne Erfolg blieb. Erst als beide Brüder wiederholte Versuche machten, nach Analogie der schwebenden Wolken Rauch von brennendem Papiere in eine undurchdringliche Hülle einzuschließen, gelang es ihnen, ein hohles Parallelopipedum von Taffet, 40 Kubikfuß haltend, zum Aufsteigen an die Decke des Zimmers zu bringen. Sie verfertigten nun eine Maschine von Leinwand, 35 Fuß Durchmesser haltend, welche 450 Pfund wog und außerdem noch 450 Pfund Last trug, mit der sie am 5. Juni 1783 zu Annonai in Gegenwart der Stände von Vivarrais den ersten großen Versuch machten. Da derselbe gelang, begab sich Etienne noch in demselben Jahre nach Paris und dann nach Versailles, wo er vor dem versammelten Hofe das Experiment wiederholte. Diese Erfindung verschaffte Beiden die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften. Etienne erhielt überdies eine Pension von 2000 Livres und einen Adelsbrief, von dem er jedoch keinen Gebrauch machte. Er † den 2. Aug. 1799 zu Servières. Sein Bruder, **Joseph Michael**, geboren 1740, machte sich außerdem noch durch mehre eigene Erfindungen, besonders die der Wasserschraube (bélier hydraulique) und des Calorimeter, berühmt. Als die Revolutionsstürme sein Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wo er nach der Wiederkehr der Ordnung beim Bureau der Künste und Manufakturen, dann als Administrator am Kunst- und Gewerbskonservatorium angestellt und 1807 zum Mitglied des Instituts ernannt wurde. Er gab 1807 die erste Idee zur Errichtung einer Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie und † in

Digitized by Google

den Bädern zu Balarne am 26. Juni 1810. Von den verschiedenen Werken, welche die Brüder herausgaben, nennen wir: „Discours sur l'aërostat" (Par. 1783), „Mémoires sur la machine aërostatique" (daf. 1784) und „Les voyageurs aërien" (daf. 1785).

Montgolfieren, s. Luftballon.

Montgolfiersche Wassermaschine, s. v. a. Hydraulischer Widder.

Montgomery, 1) eine der nördlichen Grafschaften des englischen Fürstenthums Wales, zwischen den Grafschaften Merioneth, Denbigh, Salop, Radnor u. Cardigan, umfaßt 38,26 □Meilen mit 79,000 Einw. An der Südwestseite befindet sich der Berg Plinlimmon, an 2463 englische Fuß hoch, an der West- u. Nordwestseite die Berwynkette, bis 2037 Fuß hoch. Diese Bergzüge bilden mit den Breddinhöhen im Osten ein Plateau von 1000 engl. Fuß Höhe. Die Saverne entspringt im Süden am Plinlimmon, fließt gegen Nordosten und nimmt den Rhiw und Birnvy auf; im Westen fließt der Dovey zum St.-Georgskanal, im Süden die Wye zum Bristolkanal. Der Montgomerykanal befindet sich längs der Saverne. Produkte sind Korn, Gerste, Hafer, Flachs, Eichenholz; Schafe, kleine, aber ausdauernde Pferde; Blei, Schiefer, Kalkstein. Die Industrie beschäftigt sich besonders mit Bergbau und Weberei von Hauswollzeuch und Flanell. Auch wird ein lebhafter Handel getrieben. Die gleichnamige Hauptstadt, in heiterer u. fruchtbarer Gegend, an einem von der Severn bespülten Hügelabhange gelegen, dessen Spitze die Ruine einer ehemaligen Burg trägt, hat ein schönes Rathhaus und mit ihrem Distrikt 20,500 Einwohner.

2) Hauptstadt des nordamerikan. Staats Alabama, im Binnenlande, an dem hier schiffbar werdenden Alabama u. an einer nach Westpoint führenden Eisenbahn, hat lebhafte Dampfschifffahrt, bedeutenden Baumwollenhandel und 5000 Einw.

3) Inselgruppe, zu dem Lieu-Khieu-Archipel gehörig, nördlich von Groß-Lieu-Khieu.

Montgomery, 1) Gabriel de, berühmter französischer Ritter, stammte aus einer aus Schottland nach Frankreich eingewanderten Familie u. war Offizier in der schottischen Leibgarde. Bei einem Turnier, welches Heinrich II. von Frankreich zur Feier der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp von Spanien veranstaltete, hatte er das Unglück, den König, der ihn aufgefordert hatte, einen Gang mit ihm zu machen, mit dem Schafte seiner beim ersten Stoße zersplitterten Lanze unter das Visir durch das rechte Auge in den Kopf zu treffen und dadurch den Tod desselben zu veranlassen. Nachdem sich in Folge dieses Vorfalls M. eine Zeit lang auf seinen Gütern und in England, wo er zum Protestantismus übertrat, aufgehalten, kehrte er beim Ausbruch des Bürgerkriegs zurück und focht in den Reihen der Reformirten. Bei der Eroberung Rouens durch die Armee des Königs, gegen welche er diese Stadt tapfer vertheidigt hatte, entkam er nach der Normandie. Bei Erneuerung des Kampfes 1565 focht er in der Schlacht von St.-Denis. Die wichtigsten Dienste leistete er seiner Partei 1569, wo er der bedrängten Königin Jeanne d'Albret zu Hülfe eilte und nach der Besiegung des Marschalls Terrides diesen selbst bei der Einnahme von Orthez gefangen nahm. Obgleich mit Coligny zum Tode verurtheilt, kam er doch nach dem Frieden von St. Germain nach Paris. Sein Glück ließ ihn den Metzeleien der Bartholomäusnacht wie durch ein Wunder entgehen. Er flüchtete seine Familie nach England und führte 1573 von hier aus eine von ihm geworbene Flotte zum Entsatz von Rochelle herbei, wandte sich aber, da dieses Unternehmen nicht gelang, in die Normandie, sammelte hier ein ziemlich starkes Corps Hugenotten und begann auf eigene Faust den Krieg. Von dem Marschall Matignon zu St. Lô hart bedrängt, wendete er sich nach dem Schlosse Domfront, wo er sich den 27. Mai 1573 ergeben mußte. Matignon hatte ihm das Leben verbürgt, die Königin Katharina von Medici erzwang aber seine Auslieferung. Nach längerer Einkerkerung ward er den 27. Mai 1574 auf dem Grèveplatze enthauptet. Er hinterließ 9 Söhne, sämmtlich tapfere Krieger.

2) James, englischer Dichter, den 4. Nov. 1771 zu Irvine in Ayrshire geboren, der älteste Sohn eines Predigers der mährischen Brüdergemeinde, verlor früh seine Aeltern, die als Missionäre nach Westindien zogen, wurde in der Brüderanstalt zu Fulneck bei Leeds erzogen und trat dann bei einem Kaufmann in die Lehre. Mit wenigen Schillingen in der Tasche wanderte er zu Fuße nach London, wo er zwar keinen Verleger für seine Verse, aber eine Stelle in einem Buchhändlergeschäft fand. Im J. 1792 ging er als Mitarbeiter einer liberalen Zeitschrift, des „Sheffield register", nach Sheffield, deren Leitung er später übernahm, worauf er die Zeitschrift in „The Sheffields Iris" umtaufte. Er ward jedoch bald wegen seiner politischen Richtung verfolgt und kam 1794 und 1795 sogar auf längere Zeit ins Gefängniß. Als Dichter trat M. 1806 mit „The wanderer of Switzerland and other poems" hervor, ein Buch, das in den ersten 18 Monaten 4 Auflagen erlebte. Im J. 1809 erschien „The West-Indies", worin die Abschaffung der Sklaverei durch das britische Parlament verherrlicht wird; noch größere Theilnahme fand „The world before the flood" (1813), eine poetische Schilderung des Zustandes der ersten Menschen. Ausgezeichnet durch seine Schilderungen der arktischen Natur ist das Gedicht „Greenland" (1819). Eine Sammlung seiner Werke mit autobiographischen Notizen erschien 1841 in 4 Bdn. (2. Aufl., Lond. 1851). Seitdem veröffentlichte er noch: „Original hymns, for public, private and social devotion" (Lond. 1853). Er † den 30. April 1854 zu Sheffield. Seine Poesien bekunden eine edle Gesinnung, Wärme und Tiefe der Empfindung, Reichthum an Phantasie, sind aber zu oft mit breiten moralischen Betrachtungen durchwebt. Vergl. Holland und Everett, Memoir of the life and writings of J. M., Lond. 1855, 4 Bde.

3) Robert, englischer Geistlicher und religiöser Dichter, 1807 zu Bath geboren, erwarb sich in seinem 20. Jahre durch ein Gedicht „The omnipersence of the deity" (1828), das in 8 Monaten 8 Auflagen erlebte, Ruf und die Mittel, auf der Universität Orford Theologie studiren zu können. Nachdem er eine Zeit lang Pfarrverweser zu

Whettington gewesen, erhielt er 1838 einen Ruf nach Glasgow und übernahm endlich ein Predigtamt in London. Er † den 3. Dec. 1855 zu Brighton. Eine Gesammtausgabe seiner poetischen Werke erschien zu London 1853 in Einem Bande.

Montgomery-Martin, Robert, englischer Statistiker, 1803 in der irischen Grafschaft Tyrone geboren, studirte in Dublin Arzneikunde und besuchte 1820—30, zum Theil als Schiffsarzt, mehre außereuropäische Länder, namentlich die Ostküste Afrika's, Arabien und Ostindien. Nach seiner Rückkehr entwickelte er eine große schriftstellerische Thätigkeit. Am wichtigsten sind seine Werke über die britischen Kolonien. Seiner „History of the British colonies" (Lond. 1834—35, 5 Bde.), die mehre Auflagen erlebte, folgte die „British colonial library" (daf. 1838—43, 10 Bde.), das von der Regierung unterstützte Werk „British colonies" und „History, topography and statistics of Eastern India" (3 Bde.). Noch besonders hervorzuheben sind „Dispatches of the Marquis of Wellesley" (5 Bde.) und „Ireland before and after the union with Great-Britain" (3. Aufl., Lond. 1848). Im J. 1843 ward er Kassenbeamter auf Hongkong, von wo er 1846 zurückkehrte. Nicht alle seine Schriften können auf eine künstlerische Darstellung Ansprüche machen, schätzenswerth ist aber immer das in ihnen aufgehäufte Material.

Monthei, Stadt im schweizerischen Kanton Wallis, nordwestlich von St. Maurice, an der Vieze, auf einem Berge, daran ein altes Schloß, Obst- und Kastanienbau, hat 2000 Einwohner.

Montholon, Charles Tristan de, Graf von Lee, Generaladjutant und treuer Anhänger des Kaisers Napoleon I., zu Paris 1782 geboren, trat im 15. Jahr in die Armee, zeichnete sich schon 1792 auf der Eskadre des Admiral Truquet während der Expedition nach Sardinien aus und trat 1797 in ein Kavallerieregiment ein. Am 18. Brumaire zeigte er als Eskadronchef eine große Hingebung für Bonaparte und erhielt von ihm einen Ehrensäbel. Er focht hierauf mit in Italien, Deutschland und Polen u. wurde 1807 zum Obersten befördert. Als Adjutant Berthiers erhielt er in der Schlacht bei Wagram fünf Verwundungen. Zum Kammerherrn ernannt, ward er in die unmittelbare Nähe des Kaisers gezogen, 1811 aber als bevollmächtigter Minister an den Hof des Großherzogs Ferdinand von Würzburg gesandt. Sein Aufenthalt in Deutschland gab ihm Veranlassung zu der merkwürdigen Denkschrift an Napoleon, in welcher er die Lage der deutschen Höfe und ihre feindselige Stimmung gegen Frankreich darzuthun bemüht war. Nach seiner Zurückberufung wurde er Brigadegeneral und erhielt 1814 den Befehl im Loiredepartement. Nach der Abdankung des Kaisers begab sich M. nach Fontainebleau und bat um die Erlaubniß, den Kaiser nach Elba zu begleiten, was ihm aber abgeschlagen wurde. Doch erinnerte sich Napoleon bei seiner Ankunft in Frankreich dieses Diensteifers und erhob ihn zu seinem Generaladjutanten. Auch als Napoleon bei Waterloo unterlegen war, knüpfte M. seine Zukunft an das Schicksal des Kaisers u. folgte ihm mit seiner Familie nach St. Helena, wofür ihn Napoleon zum Vollstrecker seines Testaments ernannte. Um dieser Pflicht zu genügen, schente M., als er nach Frankreich zurückgekehrt war, kein Opfer; er gab mit dem General Gourgaud die „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon" (Par. 1823, 8 Bde.) heraus. Da in den Proklamationen, welche Ludwig Napoleon bei seiner Landung in Boulogne 1840 ausstreuen ließ, M. als Chef des Generalstabs des Prinzen genannt war, ward er verhaftet und vor den Pairshof gestellt. M. gab zwar zu, daß ihm der Prinz bei einer Zusammenkunft in London im April seinen Plan mitgetheilt habe, um ihn für das Projekt zu gewinnen, suchte aber nachzuweisen, daß er von der Landung selbst erst 10 Minuten vor der Ausführung des Attentats Nachricht erhalten hätte. Trotz der von Berryer, seinem Advokaten, aufgebotenen Geschicklichkeit in der Vertheidigung, lautete das Urtheil auf 20jährige Haft. Während derselben verfaßte er die Schrift: „Histoire de la captivité de St.-Helène" (Paris 1846, deutsch, Leipz. 1846). Begnadigt, ward er nach der Februarrevolution 1848 vom Departement Nieder-Charente in die Legislative gewählt. Er † den 23. August 1853 zu Paris.

Monthyon (Montyon), Jean Baptiste, Robert Auget, Baron de, der Begründer einer großen Anzahl von Wohlthätigkeitsanstalten zu Paris, wo er am 23. oder 26. Dec. 1733 als Sprößling einer reichen angesehenen Familie geboren war, trat 1766 als Mitglied in den königlichen Rath, ward aber wegen seiner unabhängigen Gesinnung von Maupeou abgesetzt. Im J. 1775 nahm er von Neuem Staatsdienste, wurde 1780 Kanzler des Grafen von Artois, folgte diesem nach England und trat, als ihn die Restauration in sein Vaterland zurückführte, in den Privatstand. Er † den 29. Dec. 1820 zu Paris. Sein Testament bestimmte den größten Theil seines bedeutenden Vermögens zu Stiftungen, welche theils wohlthätigen Zwecken, theils der Beförderung von künstlerischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmet sind. Am bekanntesten ist der nach ihm genannte Tugendpreis (prix de vertu). Von seinen Schriften nennen wir noch: „Recherches et considérations sur la population de la France" (Paris 1778), „Eloge de Corneille" (daf. 1807), „Particularités et observations sur les ministres des finances de France les plus célèbres depuis 1660 jusqu'en 1791" (Lond. 1812), „Exposé statistique de Tonkin, de la Cochinchine etc. sur la rélation de la Labissachère" (daf. 1811).

Monti, Vincenzo, berühmter italienischer Dichter, geboren den 19. Febr. 1754 zu Fusignano bei Ferrara, studirte in Ferrara und ging 1778 nach Rom, wo ein Neffe des Papstes, Luigi Braschi, ihn zu seinem Privatsekretär machte. Sein poetisches Talent wurde bald bekannt und er zum Mitglied der Arkadier gewählt. Mit Alfieri in der Tragödie wetteifernd, schrieb er „Galeotto Manfredi" u. „Aristodemo", zeigte sich aber auch als trefflicher Nachahmer des Dante in seinem Gedichte „Basvilliana", wozu ihm die Ermordung des franz. Gesandten Veranlassung gab. Ohne feste politische Gesinnung, benutzte er aber seine Gabe nur, um den verschiedenen Machthabern,

Digitized by Google

welche in Italien auftraten, Weihrauch zu streuen. Er wurde Sekretär der cisalpinischen Republik in Mailand und blieb, obgleich wegen seines Benehmens auf einer Sendung nach der Romagna angeklagt, in diesem Amte, bis ihn die Siege Suwarows nöthigten, nach Frankreich zu flüchten. In Paris schrieb er die Tragödie „Cajo Graceo", sowie ein Gedicht auf den Tod Mascheroni's. Nach der Schlacht von Marengo kehrte er in sein Vaterland zurück, nahm erst eine Professur der schönen Wissenschaften in Brera (1800), dann eine der Beredsamkeit in Pavia an, bis er nach Errichtung des Königreichs als Beisitzer des Ministeriums, Hofpoet und Staatshistoriograph nach Mailand gerufen wurde. Später brachte er auch längere Zeit bei dem König Joseph Bonaparte in Neapel zu. Nach dem Sturze der Napoleoniden und dem Anfall der Lombardei an Oesterreich dichtete er, nach Mailand zurückgekehrt, im Auftrag dieser Stadt eine Kantate zu Ehren Franz' I. und erhielt von diesem die Bestätigung seiner Pension. Er vollendete nun ein lexikalisches Werk: „Correzioni" (Mailand 1818, 4 Bde.), in welchem er den in seiner „Proposta" mit seinem Freunde Giulio Perticari unternommenen Kampf gegen den Dogmatismus der Ernsca fortsetzte und sich ebenso als einen gründlichen Kenner der Sprache bewies, wie durch seine Ausgabe des „Convito" als begeisterten Verehrer Dante's. Im April 1826 von einer Lähmung getroffen, † er zu Mailand den 13. Okt. 1828. M. gilt noch jetzt in der neueren italienischen Literatur als klassisches Muster. Seine „Opere inedite ed rare" erschienen zu Mailand 1832—33 in 5 Bänden, die „Opere varie" in den „Classici italiani" (Mail. 1825—27, 8 Bde.).

Montiel, Flecken in der spanischen Provinz la Mancha, südöstlich von Ciudad-Real, am Jabalon, mit vorzüglicher Schaf- und Mauleselzucht und 1200 Einwohnern. Hier im März 1369 Sieg Heinrichs Trastamare über Peter den Grausamen.

Montijo, Stadt im spanischen Königreich Estremadura, Provinz Badajoz, am Guadiana, mit Woll-, Leinwand- und Sackleinweberei und 6500 Einw.

Montijo, Name einer spanischen Familie, deren Stammvater, ein genueser Patricier, Aegidius Boccanegra, von der Republik Genua 1340 dem König Alfons XI. von Kastilien gegen die Mauren zu Hülfe gesandt wurde und sich, von diesem zum Admiral und Grafen von Palma erhoben, in Spanien niederließ, wo er das Besitzthum gleichen Namens in Estremadura erwarb. Sein Enkel verheirathete sich mit Francisca, der Erbtochter der Porto-Carrero, nahm deren Namen u. Wappen an und pflanzte so dieses Geschlecht fort. Zu Gunsten des Johann von Porto-Carrero ward die Besitzung M. 1697 von Karl II. zur Grafschaft erhoben. Der Sohn desselben, Christoph von Porto-Carrero, Graf von M., Marquis von Barcarota, spanischer Gesandter an verschiedenen Höfen, vermählte sich mit der Schwester des Grafen von Teba aus der alten Familie Guzman und brachte dadurch auch diesen Grafentitel an sein Haus. Ein Nachkomme desselben, Graf von M., Herzog von Penaranda, diente in dem Kriege Napoleons mit Spanien als Artillerieoberst im französischen Heere, nahm 1814 an der Spitze der polytechnischen Schüler an der Vertheidigung von Paris Theil, saß dann in seinem Vaterlande mehre Jahre im Senate und † 1839. Seine Tochter ist die Kaiserin der Franzosen, Eugénie von M., geboren den 5. Mai 1826, seit dem 29. Jan. 1853 Gemahlin Napoleons III.

Montilla, Stadt in der spanischen Provinz Cordova, am Castro und Rio frio, hat 2 Kirchen, ein Findelhaus, ein Kollegium der Theologie und Philosophie, Armenhäuser, Weinbau, Weinhandel, Tuch- und Leinweberei, Töpferei, Oelmühlen, vorzüglichen Wein und 12,000 (6000) Einwohner.

Montinia, Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, mit der einzigen Art: M. acris *L. fil.*, einem glatten Strauch am Vorgebirge der guten Hoffnung, mit Wechselblättern und weißen, einzelnen Blüthen, besitzt in allen seinen Theilen, vorzüglich aber in der Frucht, viel Schärfe, welche sich durch den starken pfefferartigen Geschmack zu erkennen gibt, und wird in der Heimath äußerlich und innerlich als Arzneimittel gebraucht.

Montirung (Montur), Alles, was zum vollständigen Anzug eines Soldaten gehört. Anfangs mußte jeder Krieger selbst für seine Bekleidung sorgen, bis mit der Einführung der stehenden Heere der Staat es übernahm, seine Truppen zu montiren, d. h. auszurüsten, welcher Ausdruck dann auf die Bekleidung beschränkt wurde. Da letztere gleichförmig geschah, so brauchte man für Montur auch das Wort Uniform. Die Montirungsangelegenheiten bilden seitdem einen wichtigen Theil der Militärverwaltung. Die M.en werden in den meisten Armeen nach einem bestimmten Schnitte u. Preise von besondern Militärschneidern gefertigt und unter gewissen Bedingungen (Soldabzügen in Betrag der mehrgebrauchten M.) an die Bedürftigen zu jeder Zeit oder an die Truppen in bestimmten Perioden und in Berücksichtigung einer festgesetzten Haltezeit abgegeben. Die dazu erforderlichen Anschaffungen unterliegen sorgsamen Proben und werden entweder, wie in Oesterreich, durch ein die ganze Armee versorgendes Montirungsdepot, oder durch die den Truppen beigegebenen Wirthschaftskommissionen bewirkt.

Montivilliers, Stadt im französischen Departement Seine-inférr., Bezirk Havre, hat eine gothische Kirche mit merkwürdigem Thurm, Zucker- u. Papierfabrikation, Baumwollweberei, Brauerei, Leinwandbleicherei u. 4000 Einw.

Montjoie (Montis jovium), Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, am Einflusse des Laufbachs in die Roer, in rauher Gegend, von Bergen, Felsen und Mordsten eingeschlossen, hat ein altes Schloß, ein Ursulinernonnenkloster, eine höhere Stadtschule, 2 Kirchen, eine Pfarrei, Post und 4000 Einwohner, die ansehnliche Industrie, besonders Tuch- und Kasimirfabrikation, Maschinenspinnerei, Färberei, Gerberei, Deckenmanufaktur treiben. In der Nähe sind Dachschieferbrüche. M. gehörte früher zum Herzogthum Jülich, dann zu Pfalz-Neuburg.

Montjoye Saint Denys, altes Kriegs- u. Feldgeschrei der französischen Könige; auch Name des französischen Wappenkönigs und s. v. a. Oriflamme.

Montlhéry, Stadt im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Corbeil, mit 1580 Einwohnern. Hier Schlacht zwischen Ludwig XI. und den Konföderirten unter dem Herzog von Berry.

Montlignon, Dorf im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Pontoise, mit bedeutendem botanischen Garten und 350 Einwohnern. Die dortige kalte Eisenquelle, die aber bisher aus Mangel an den erforderlichen Einrichtungen nur von den Bewohnern der Umgegend in Gebrauch gezogen worden ist, wirkt stärkend auf die Schleimhäute und die Digestionsorgane.

Montlosier, Franz Dominic Reynaud, Graf von, Pair von Frankreich, den 16. April 1755 zu Clermont in der Auvergne geboren, begann, vom Adel 1789 in die Versammlung der Generalstaaten gewählt, seine politische Laufbahn als eifriger Vertreter seines Standes und der Interessen des Hofes, verscherzte aber die Gunst der aristokratischen Kreise durch seine ungemessene Leidenschaftlichkeit gegen den Klerus. Nach dem Schluß der Versammlung wanderte er nach Koblenz aus, gerieth aber hier bald in eine feindselige Stellung zu der Umgebnng der französischen Prinzen und wurde 1794 zu einer Sendung nach Holland verwendet. Von hier ging er nach England und gab in London ein der Revolution feindliches Blatt, den „Courier de Londres", heraus. Im J. 1800 erhielt er den Auftrag, Bonaparte für die Herstellung der Bourbonen in Frankreich ein kleines Fürstenthum in Italien in Aussicht zu stellen. Er hatte jedoch kaum in Calais das Land betreten, als er auf Befehl Fouché's verhaftet und nach Paris gebracht wurde, wo ihn die Generale des ersten Konsuls in dem Maße umstimmten, daß er nach Wiedererlangung seiner Freiheit seinem Blatt eine andere Richtung gab, in Folge dessen aber auch die Unterstützung der englischen Regierung verlor. M. verlegte nun sein Blatt nach Paris und gab es ganz auf, als man ihm unter der Form einer Anstellung im Ministerium des Auswärtigen eine anständige Pension zukommen ließ. Auf Napoleons Befehl schrieb er eine Geschichte der frühern Monarchie Frankreichs, um in derselben die Ursachen ihres Verfalls, aber auch die Mittel zu ihrer Wiederherstellung aufzudecken. Nach vier Jahren reichte er die Schrift ein, die von der Prüfungskommission günstig begutachtet, von Napoleon aber verworfen wurde. Dagegen sendete ihn der Kaiser 1812 in die Schweiz, um über deren Politik regelmäßige Berichte zu erstatten. Nach 5 Monaten suchte er sich dieser Stellung zu entziehen u. begab sich nach Italien, angeblich nur im Interesse naturhistorischer Studien. Nach der ersten Restauration kehrte er zurück und gab nun sein Werk „De la monarchie française depuis son établissement jusqu' à nos jours" (Paris 1814, 3 Bde., 1815, 4 Bde.) heraus. Die Vorrede dieses Werks legte eine tiefe Feindschaft gegen Napoleon an den Tag, das Werk selbst war eine Lobrede auf den Feudalstaat. Da aber nicht einmal die starrsten Anhänger des Königthums bis zur Einführung der von M. gepriesenen Verfassung vorzuschreiten wagten und alle anderen Parteien ihn wegen dieses Wechsels seiner Gesinnung verachteten, zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück und lebte seit 1816 bei Clermont auf seinem Landgut. Erst 1826 trat er wieder hervor, und sein „Mémoire à consulter" zeigte, daß sich sein Enthusiasmus für den Thron verloren hatte. Da er in dieser Schrift mit großem Freimuth gegen die Jesuitenumtriebe zu Felde zog, so zollte ihm die liberale Partei den lautesten Beifall, und gern nahm der „Constitutionel" Aufsätze aus seiner Feder in seine Spalten auf. Die hierauf erfolgte Entziehung seiner Pension erbitterte ihn noch mehr, und er richtete an die Pairskammer eine Petition um Unterdrückung der jesuitischen Umtriebe. Ende 1829 veröffentlichte er eine Flugschrift „De la crise présente et de celle, qui se prépare" und suchte sich damit versöhnend in die Mitte der Parteien zu stellen. Schon in seinen gleichzeitig erschienenen „Mémoires sur la révolution française, le consulat, l'empire et la restauration" (Paris 1829, 2 Bde.) machte er aber seine alten aristokratischen Ideen wieder geltend, und so konnte er nach der Errichtung der Julidynastie als deren Verfechter auftreten, wofür er mit der Pairswürde belohnt ward. Seit 1833 lebte er zurückgezogen in der Auvergne, und nur 1835 erregte er in der Pairskammer als Vertheidiger der Sklaverei wieder Aufsehen. Er † auf seinem Landgut den 9. December 1838. Die Geistlichkeit verweigerte ihm die Ehre eines christlichen Begräbnisses und erregte dadurch einen großen Skandal.

Montlouis, Stadt im französischen Departement der Ostpyrenäen, liegt auf einem Felsen am Tet u. hat ein Kastell und 1200 Einwohner.

Montluçon, Hauptort eines Arrondissements im französischen Departement Allier, rechts am Cher, am Anfang des Berrykanals, hat Fabriken für Messer, Leinwand, Hüte, Serge und Bänder, Handel mit Getreide, Metallgießerei, Färbereien und 6000 Einwohner.

Montluel, Stadt im französischen Departement Ain, Bezirk Trévoux, an der Seraine, hat ein altes Schloß, ein Hospital, eine Militärtuchfabrik, bedeutenden Handel mit Getreide u. Hanf, Decken- und Teppichfabriken und 4000 Einw.

Montmartre, eine Anhöhe nördlich von Paris, mit dem gleichnamigen Flecken, dessen 12,000 Einwohner Fabrikation von schottischem Zwirn, Seidenstrümpfen, Mützen, chemischen Produkten, Wachstuch, Lack ꝛc. treiben. Die 400 Fuß hohe Anhöhe, von welcher aus man eine herrliche Aussicht auf Paris hat, war schon in den ältesten Zeiten bebaut und hieß angeblich von einem dem Kriegsgotte geweihten Tempel Mons Martis, welcher Name später in Mons Martyrum verwandelt ward, weil am Fuße der Anhöhe der heilige Dionysius mit seinen Genossen den Märtyrertod erlitt. Seit dem 12. Jahrhundert stand hier ein Nonnenkloster, sowie eine reiche Abtei, die in der Revolution aufgehoben ward. Am Fuße des M. liegt der Kirchhof für sechs Arrondissements von Paris. Der Berg enthält reiche Kalk- und Gypslager, aus denen Paris seinen Bedarf bezieht. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich ein-

Digitized by Google

drangen, ließ Napoleon den M. befestigen u. übertrug die Vertheidigung seinem Bruder Joseph. Nach der Schlacht am 30. März 1814 wurde in der darauf folgenden Nacht die Kapitulation von Paris unterzeichnet. Im J. 1815 wurden die Werke zum Schutze der Hauptstadt noch vermehrt, nach der Schlacht von Waterloo aber nach tapferer Vertheidigung den Engländern übergeben.

Montmedy, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Maasdepartement, ist eine Festung dritten Ranges, auf dem felsigen u. steilen Ausgang eines Bergrückens, der am kleinen Flüßchen Chiers hinläuft, zerfällt in die Oberstadt, die auf diesem Felsen, u. die Unterstadt Medybas, die östlich im Thale liegt, hat ein Kommunalcollége u. zählt 3000 Einw., welche Handel mit Leder, Pelzwerk, Lederhandschuhen, dann Gerberei, Essigfabrikation u. a. Gewerbe treiben. Die Oberstadt wurde 1235 von Arnour III., Grafen von Cos u. Chiny, erbaut und mit Mauern und Thürmen umgeben. Um 1452 besaß sie Philipp der Gute von Burgund als Lehn. Im J. 1542 ward die Stadt von dem Herzog von Guise eingenommen, 1544 aber den Franzosen wieder entrissen. Als diese 1555 unter dem Herzog von Nevers über die Maas vordrangen, nahmen sie die Stadt von Neuem ein, gaben sie jedoch 1556 an Philipp II. von Spanien zurück. Im Kriege Heinrichs IV. mit Spanien (1596) ward der Platz zum dritten Male von den Franzosen eingenommen, nach abgeschlossenem Frieden aber auch wieder geräumt. Nachdem sich aber 1657 unter Ludwig XIV. die Franzosen nach einer regelmäßigen Belagerung von 47 Tagen zum vierten Male der Stadt bemächtigt hatten, blieb sie unter französischer Herrschaft u. ward 1659 derselben förmlich überlassen. Ludwig XIV. ließ die Festung von Vauban durch Herstellung neuer Bastionen und Ravelins verstärken. Im J. 1815 ward sie von den norddeutschen Bundestruppen und Preußen belagert und nach Erstürmung der Unterstadt zur Kapitulation gezwungen.

Montmirail, 1) Stadt im französischen Departement Marne, Bezirk Epernay, rechts am Petit-Morin, hat Mühlensteinbrüche, Messerfabriken, Handel mit Getreide, Hafer, Wolle, Vieh u. 2550 Einwohner. Hier am 11. Februar 1814 Sieg Napoleons bei la Rothière über die Preußen und Russen unter Blücher und Sacken. — 2) zwei Mineralquellen im französischen Departement Vaucluse, ½ Lieue östlich vom Dorfe Vaqueiras und zuweilen nach diesem benannt, gehören zur Klasse der Schwefelwasser und wirken die Se- u. Exkretionen, insbesondere die der äußern Haut, der Schleimhäute, der Verdauungs- u. Urinwerkzeuge und des Uterinsystems, bethätigend.

Montmorency, Stadt im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Pontoise, mit vielen Landhäusern, in dem gleichnamigen schönen Thale, später auch Enghien genannt, ist ganz neuen Ursprungs und verdankt sein Entstehen seinen Schwefelquellen, die in Form von Bädern bei Gicht, Rheumatismus, chronischen Hautausschlägen, Verschleimungen, Blennorrhöen und Leiden des Drüsen- und Lymphsystems, als Getränk mit oder ohne Eselinnenmilch bei chronischen Leiden der Schleimhaut, der Luftwege und der Lungen, als Douche und Einspritzung bei chronischen Leiden des Uterinsystems benutzt werden.

Montmorency, Name einer alt-französischen berühmten Familie, deren Glieder seit 1327 mit Bewilligung des Königs und der Nation den Titel „erste Barone von Frankreich" führten und schon im frühen Mittelalter vorkommen. Als der Stammvater derselben wird Lesbius (Lisbiens oder Lisoie) genannt, welcher von dem heiligen Dionys bekehrt und mit ihm den Märtyrertod gestorben seyn, oder mit Chlodwig die Taufe angenommen haben soll. Mit Bouchard von M., der in der Mitte des 10. Jahrhunderts lebte und über 600 Lehngüter besaß, wird die Geschichte der Familie gewisser. Seine Nachkommen, nicht minder ausgezeichnet durch kriegerischen Ruhm, stiegen öfters zu den höchsten Staatsämtern empor. Alberic von M. wird um 1060, Thibaut von M. um 1090, Matthieu von M. um 1130 als Connetable von Frankreich genannt. Des Letzteren Enkel, Matthieu II., erhielt den ehrenden Beinamen der große Connetable. Er zeichnete sich unter Philipp August schon bei der Eroberung der Normandie 1203, dann in dem Kriege gegen England und Deutschland und vorzüglich in der Schlacht bei Bovines aus, deren günstige Entscheidung für Frankreich durch seinen Heldenmuth herbeigeführt wurde. Im J. 1218 kämpfte er siegreich gegen die englischen Heere. Er zwang die Albigenser 1226 zur Unterwerfung und beschützte den unmündigen Sohn seines Königs, Ludwig VIII., gegen die aufrührerischen Großen im Lande. Sein Tod, der den 24. Nov. 1230 erfolgte, erregte allgemeine Trauer. Jean II. wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts der Stammvater der drei Hauptzweige, indem er seinen Sohn, Guillaume, aus einer zweiten Ehe zum Haupterben einsetzte, während seine beiden Söhne erster Ehe, Jean und Louis, mit den Gütern ihrer Mutter, der Erbin von Nivelle und Fosseux in Brabant ausgestattet, die Linie Nivelle, die 1570 erlosch, und die Linie der Marquis von Fosseux, welche gegenwärtig die herzogliche Würde führt, begründeten. Der Hauptlinie gehört an: Anne de M., einer der größten Feldherren des 16. Jahrhunderts, Pair, Marschall u. Connetable von Frankreich, der Sohn Guillaume's, im März 1493 zu Chantilly geboren, wurde mit Franz I. erzogen und erhielt seine kriegerische Ausbildung unter Gaston de Foix und Bayard in den italienischen Kriegen. Er focht 1515 mit in der Schlacht bei Marignano u. vertheidigte 1521 mit Bayard die Stadt Mezières, wobei er sich dem Grafen von Egmont, der den Brayslen der Besatzung zum Zweikampf gefordert hatte, stellte u. die Ehre des Sieges erstritt. Franz II. schickte ihn als Gesandten nach England. In der Schlacht von Bicoca gewann er den Marschallstab, ward aber in der gegen seinen Rath unternommenen Schlacht bei Pavia 1225 mit Franz I. gefangen. Früher als dieser frei geworden, bot er in Frankreich Alles zur Befreiung des Königs auf und ward dafür von diesem mit dem Gouvernement in Languedoc u. dem Titel Grand maitre de France belohnt. Bei der Wiederaufnahme des Kampfes 1536 eilte M. Karl V. mit 60,000 Mann entgegen, erfocht den glänzenden Sieg bei Suza und war im

Begriff, den Krieg in das Gebiet von Mailand zu spielen, als der Friedensschluß erfolgte. Mit gleichem Glück kommandirte er in der Picardie u. in Piemont u. wurde 1538 zum Connetable erhoben. Durch sein stolzes u. herrisches Wesen machte er sich viele Feinde u. durch seine Verbindung mit dem Dauphin Heinrich II. ward er dem König verdächtig, so daß er seit 1541 bis zur Thronbesteigung Heinrichs II. (1547) den Hof meiden mußte. Heinrich II. rief ihn sogleich zurück und setzte ihn in seine frühern Würden ein. Als er 1557 versuchte, das von den Spaniern belagerte St. Quentin zu entsetzen, fiel er in die Hände der Feinde und wurde nur gegen ein sehr bedeutendes Lösegeld wieder frei. Den Einfluß der Guisen, die seitdem emporgekommen waren, zu brechen, wollte ihm nicht gelingen; am wenigsten war der unvortheilhafte Friede zu Chateau-Cambresis dazu das geeignete Mittel, und unter Franz II. verlor er daher das Vertrauen des Hofes gänzlich. Erst mit Karl IX. schien sein Glücksstern wieder aufzusteigen, doch konnte er es zu keiner selbstständigen Stellung mehr im Staate bringen. Seine strenge Beobachtung der äußeren Gebräuche der katholischen Kirche ließ ihn als einen treuen Bundesgenossen der Jesuitenpartei erscheinen. Dennoch trat er nach dem berüchtigten Triumvirat, das er mit dem Herzog von Guise und dem Marschall St. André geschlossen hatte, eine Zeit lang auf die Seite Condé's und der Reformirten; aber nur zu bald wieder mit den Guisen versöhnt, lieferte er dem Prinzen Condé das Treffen von Dreux (1562), wobei er, sowie sein Gegner, gefangen wurde. Schon im folgenden Jahre wieder frei geworden, vertrieb er die Engländer von Havre und schlug Condé bei St. Denis. Der Sieg kostete ihm aber das Leben. Er † zu Paris an den in der Schlacht empfangenen Wunden am 10. November 1567 u. hinterließ 5 Söhne: Henri I., Marschall von Frankreich, treuer Anhänger Heinrichs IV., † 1614; Charles, Herzog von Damville, Pair u. Admiral von Frankreich, † 1612; Gabriel, Baron von Montbéron, fiel in der Schlacht bei Dreux 1562; Guillaume, Herr von Thoré, † 1593; François, der Günstling der Maria Stuart, unter Heinrich IV. Connetable von Frankreich, † 1614 zu Ayde. Der Sohn Henri's I., Henri II., geboren den 30. April 1595 zu Chantilly, genoß in gleichem Maße wie sein Vater Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. Gunst. Von Letzterem im 17. Jahre zum Admiral ernannt, rechtfertigte er dieses Vertrauen u. siegte nicht nur in Languedoc, sondern entriß 1625 auch den Vertheidigern von Rochelle die Inseln Rhé u. Oléron. Auch in Piemont focht er glücklich und nahm den General Doria 1630 gefangen. Er erhielt für diesen Sieg den Marschallstab, schloß sich aber dann an die Königin-Mutter und den Herzog von Orleans an und erhob für sie in Languedoc die Waffen. Richelieu erklärte ihn darauf zum Majestätsverbrecher, und der Marschall Schomberg lieferte den Aufrührern am 1. September 1632 bei Castelnaudary ein Treffen, in dem M. verwundet und gefangen wurde. Das Parlament zu Toulouse sprach das Todesurtheil über ihn aus, und obschon er tiefe Reue zeigte, auch zahllose Fürsprecher fand, war Ludwig XIII. doch nicht zu bewegen, Gnade walten zu lassen. M. wurde am 30. Oktober 1632 auf dem Stadthause enthauptet. Seine Güter erbte, da er kinderlos war, seine Schwester, die Gemahlin Heinrichs II. von Bourbon-Condé. M.'s Gattin, Marie Felice, aus dem Hause der Orsini, wurde ein ganzes Jahr eingekerkert und zog sich, als sie frei gegeben wurde, in das Kloster Moulins zurück. Sie † als Nonne 1657. Anne Charles François, Herzog von M.-Fossеux, geboren den 28. Juli 1768, wanderte in der Revolution aus und diente in der Armee des Prinzen Condé, kehrte aber unter Napoleon nach Frankreich zurück und lebte bis 1814 als Privatmann, wo er Generalmajor in der pariser Nationalgarde wurde. Ludwig XVIII. ertheilte ihm die Pairswürde, die er auch 1830 behielt. Er † 1847. Sein Sohn, Anne Louis Victor Raoul, Herzog von M., gegenwärtiger Repräsentant des Hauses, geboren den 14. December 1790, wurde, nachdem er in der Armee Napoleons seine militärische Laufbahn begonnen hatte, Kammerherr unter dem Kaiserreich. Unter den Bourbons wurde er dem Herzog von Orleans als Adjutant beigegeben, trat aber schon 1820 ins Privatleben zurück. Die Nebenzweige der Marquis von M.-Fossеux sind sehr zahlreich. Es gehören dazu: die Familie der Wastines, Prinzen von Robecque und Morbecque, begründet von Ogier von M. 1490 und ausgestorben mit Anne Louis Alexandre von M., 1813; die Familie der Herren von Hallot und Bouteville; die der Herzoge von Beaufort-M. und von Pinei-Luxembourg, welcher der berühmte Marschall von Luxembourg (s. d.) angehört; die Familie der Herzoge von Chatillon-Bouteville-Olonne; die jüngere Linie Pinei-Luxembourg, von dem dritten Sohne des Marschalls von Luxembourg, Paul Sigismond, gestiftet u. noch blühend in Charles Emanuel Sigismond, Herzog von Luxembourg, geboren den 24. Juli 1774, der in der französischen Armee als Generallieutenant stand, 1830 aber, weil er den Eid verweigerte, der Pairswürde verlustig erklärt wurde; die Familie der Prinzen von Tingri, abstammend von dem zweiten Sohne des Marschalls von Luxembourg u. jetzt repräsentirt durch Anne Edouard Louis von M., Herzog von Beaumont, geboren 1802. Aeltere Nebenzweige der M. sind: die Herren von Marly, 1160 bis 1360, die Herren von Bouqueval und Gousainville, 1306–1461, die Herren von Croisilles und von Courrières, schon 1599 erloschen. Am bedeutendsten unter diesen Nebenästen wurde das 1230 von Gui II. gestiftete Haus M.-Laval, das 1822 die herzogliche Würde erhielt. Die in diesem Hause entstandenen Seitenzweige der Herren von Attichi und von Chalouyon-Ratz starben 1408 und 1474 aus. Dem 1528 von Gui de M.-Laval gestifteten Zweige M.-Laval-Lezal gehörte an: Matthieu Jean Felicité von Laval-M., französischer Minister und Pair während der Restauration, zu Paris den 10. Juli 1767 geboren. Er kämpfte in dem nordamerikanischen Freiheitskriege und stieg bis zum General empor. Beim Ausbruch der Revolution vertrat er in der Assemblée constituante

Digitized by Google

als Abgeordneter seines Standes die Ideen des Fortschrittes und diente, als die fremden Mächte Frankreich angriffen, unter dem Marschall Luckner. Die Ereignisse von 1791 bewogen ihn jedoch, in die Schweiz zu fliehen, wo er bei der Frau von Staël zu Coppet eine Zuflucht fand. Das innige Verhältniß, in welchem er zu dieser stand, erregte den Argwohn Napoleons, und als er nach dem 9. Thermidor zurückkehrte, mußte er mehrfache Verfolgungen erdulden. Er ward daher ein eifriger Anhänger und Vorkämpfer der Restauration. Im J. 1814 wurde er Adjutant des Grafen von Artois, geleitete 1815 die Herzogin von Angoulême nach Bordeaux und London und begab sich zu Ludwig XVIII. nach Gent. Am 17. August 1815 erfolgte seine Erhebung zum Pair, und nach dem Rücktritt der Minister Pasquier u. Siméon trat er ins Ministerium des Auswärtigen, übernahm aber bald die gesammte Leitung des Kabinets. Als Gesandter wohnte er 1822 dem Kongreß in Verona bei und betrieb 1823 den Krieg gegen die Cortes auf das Eifrigste. Doch mußte er noch in diesem Jahre wegen eines Zerwürfnisses mit Villèle und den übrigen Ministern zurücktreten. Karl X., der ihn als Freund der Jesuiten besonders liebte, ernannte ihn zum Erzieher des jungen Herzogs von Bordeaux. Die Akademie nahm ihn, obschon er nie etwas geschrieben, unter ihre Mitglieder auf. Er † den 24. März 1826 während des Gebetes in der Kirche. Anne Pierre Adrien, Herzog von Laval-M., Pair von Frankreich und Grand von Spanien, geboren am 29. Oktober 1768, ward 1814 Gesandter am spanischen Hofe, 1822 am päpstlichen, 1828 am österreichischen und 1829 am englischen. Als man ihm eine Stelle im Ministerium Polignac antrug, schlug er dieselbe beharrlich aus; 1830 verlor er die Pairswürde, weil er den Eid verweigerte. Er † am 8. Juni 1837. Mit seinem Bruder, Eugène Alexandre de M., Herzog von Laval-M., geboren den 20. Juli 1773, Generallieutenant, erlosch am 7. Juni 1851 die männliche Nachkommenschaft des Zweiges Laval-Lezai. Seitenzweige der Familie Laval sind auch die Herren von M.-Laval-Bois-Dauphin, ausgestorben 1672, und von M.-Laval-Tartigni, deren letzter Nachkomme, Louis Adélaide Anne Joseph, der sich in der Armee Condé's 1796 und 97 ausgezeichnet u. bis zum Generallieutenant aufgeschwungen hatte, 1828 †. Nach einem Familienpakt von 1820 wurden nur die vier herzoglichen Häuser (M., Luxembourg, Beaumont-Luxembourg, Laval) als Mitglieder des Gesammthauses M. anerkannt. Vgl. Les Montmorency de France et les Montmorency d'Irlande, Paris 1828.

Montmorillon, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Vienne, an der Gartempe, in pittoresker Lage, hat Fabriken für Biscuit und Makkaronen, Papierfabriken, Leinwandbleicherei, Gerberei, einen merkwürdigen achteckigen Druidentempel mit 4 noch unerklärten Figurengruppen und 5000 Einwohner.

Montoro, Stadt in der spanischen Provinz Cordova, mit Tuch- und Leinenweberei, Töpferei, Obstbau und 13,000 Einw.

Montpellier, 1) Hauptstadt des französischen Departements Hérault, im ehemaligen Languedoc, liegt in einer reizenden Gegend, 2 Stunden vom mittelländischen Meere, auf dem Plateau eines Hügels, den ein überaus fruchtbares, von den Flüssen Mosson u. Lez bewässertes Thal umgibt, und gewährt mit ihren zahlreichen Thürmen und Kuppeln eine imponirende Ansicht. Das Innere der Stadt zeigt dagegen mit Ausnahme der schön gebauten Vorstädte nur wenige gerade und gepflasterte Straßen; die meisten sind eng, steil, schmutzig und winkelig. Die Esplanade mit ihrer schattenreichen Platanenallee ist noch der schönste Theil der Stadt, und die an sie grenzenden Häuser sind größtentheils zur Aufnahme der vielen Fremden eingerichtet, die hier ihrer Gesundheit wegen verweilen. Eine herrliche Aussicht gewährt das sogenannte Wasserschloß (Château d'eau), am Ende des großen, unter dem Namen Peyrou bekannten Gartens. Es bildet ein auf 24 Säulen korinthischer Ordnung und von 40 Fuß Höhe ruhendes tempelartiges Gebäude in antikem Geschmack mit einer herrlichen Kuppel und einer 12—15 Fuß hohen Attika geschmückt. Zwei Prachttreppen führen in das Innere, wo in ein großes Bassin von Marmor die reiche Quelle von St. Clement ihr klares und herrliches Wasser ergießt, das durch einen in römischem Styl erbauten Aquädukt über eine Meile weit hieher geführt und von da wieder mittelst Röhren in die Stadt geleitet wird. Unter den 21 Kirchen der Stadt zeichnet sich hauptsächlich die Peterskirche aus, die unter anderen Seltenheiten das Gemälde Simons des Magiers enthält, eine der berühmtesten Arbeiten von Bourdon. Die sonstigen bemerkenswerthen Gebäude sind das Theater, der Konzertsaal, die Präfektur, der erzbischöfliche und der Justizpalast, das Universitäts- und Gouvernementshaus. Die Universität, eine der ältesten und berühmtesten Europa's, hat drei Fakultäten: eine medicinische, welche von jeher ausgezeichnet war, eine mathematische und eine der schönen Wissenschaften. Sie wurde 1180 von Wilhelm IV. von M. gestiftet und erhielt schon damals den Titel als Akademie und ihren ersten Freiheitsbrief, obgleich aus mehren Urkunden hervorgeht, daß schon im Anfange des 10. Jahrhunderts eine von arabischen Aerzten aus Spanien gestiftete medicinische Schule hier bestanden habe. Der mit ihr verbundene botanische Garten ist der erste öffentliche (seit 1598) in Frankreich. Außerdem hat die Stadt eine öffentliche Bibliothek von 45,000 Bänden, ein Museum mit herrlichen Gemälden, Statuen, Büsten, Münzen ꝛc., ein naturhistorisches Museum, ein Observatorium, ein Lyceum und andere auf Wissenschaft und Kunst Bezug habende Vereine und Anstalten. M. ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellationshofs, eines Handelsgerichts, einer Börse, eines Diskontokomtors der Bank von Frankreich, einer Militärdivision und hat eine Citadelle (le Havre St. Denis). Die Fabriken liefern besonders Grünspan und andere chemische Produkte, Parfümerien, Essenzen und Liqueure, Seiden-, Wollen- und Baumwollenstoffe, feine Lederwaaren, Seife, Korkpfropfen und Zucker. Die Kultur des Weinstocks und des Oelbaums geben Erwerb in Fülle. Die Einwohner, 41,000,

worunter 6000 Reformirte, treiben mittelst des bis ans Meer führenden Kanals Grave und der Seehäfen Cette und Ayde mit diesen Erzeugnissen sowohl, als auch mit Wein, Oel, Seide, Wolle, Sämereien und Südfrüchten einen erheblichen Handel, und es gibt hier viele reiche und angesehene Häuser, welche mit den vornehmsten Handelsplätzen Europa's in Verbindung stehen. Malerische Punkte in der Nähe sind am Lez Castelnau und Mont Ferrier. M. ist der Geburtsort von Cambacérès und Chaptal. M. (Mons Pessuli oder Mons puellarum der Römer) war ursprünglich ein Dorf, welches gegen das Ende des 10. Jahrhunderts dem Bischof Rituinus von Magnelonne geschenkt wurde. Dieser gab es dem Ritter Guido zu Lehn, welcher daher als erster Herr von M. gilt. Von 1162—1258 wurden hier mehre Koncilien (Monspellensia concilia) gehalten. Zu Ende des 13. Jahrhunderts kam die Herrschaft durch Maria, die Erbtochter Wilhelms von M., an König Peter II. von Aragonien und dann durch Erbschaft an die Könige von Majorka, denen sie 1350 König Philipp VI. von Frankreich abkaufte. Im Jahre 1538 wurde das Bisthum von Magnelonne nach M. verlegt. Unter Heinrich III. bemächtigten sich die Hugenotten der Stadt und errichteten daselbst eine Art Republik. Erst nach vielen Kämpfen und nach langer Belagerung unterwarf sich M., und durch den dasigen Frieden vom 19. Oktober 1622 wurde der 9. Hugenottenkrieg beendigt (s. Hugenotten).

2) (Montpelier), die politische Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Vermont, in einer von Hügeln umkränzten fruchtbaren Gegend, an dem in den Champlainsee fließenden Onion oder Winovski und an der Centraleisenbahn von Vermont, mit 5 Kirchen, 2 Banken und nur 4500 Einw., aber bedeutendem Binnenhandel.

Montpensier, Anne Marie Louise von Orleans, bekannt unter dem Namen Mademoiselle, Herzogin von M., war die Tochter des Herzogs Gaston von Orleans u. Maria's von Bourbon, der Erbin des Hauses M., geb. den 24. Mai 1627 zu Paris. Durch die Habsucht des königlichen Hofes, der ihr Vermögen nicht in andere Hände übergehen lassen wollte, wurde die junge, eitle und leidenschaftliche Fürstin mit der Hoffnung hingehalten, daß sie einst Königin von Frankreich werden würde, später aber fort und fort an der Ausführung neuer Heirathspläne, mit denen sie sich den größten Theil ihres Lebens beschäftigte, verhindert. Als ihr Vater auf die Seite Condé's trat, verband sie sich, obschon sie anfangs den Parteien ferne geblieben war, mit den Frondeurs und leistete diesen nicht unwesentliche Dienste durch die Kühnheit und Festigkeit ihres Charakters, wie 1652 bei der Behauptung von Orleans gegen die königlichen Truppen und bei dem Treffen in der Vorstadt St. Antoine, wo sie den Einlaß der Insurgententruppen erzwang, den nachdringenden Turenne durch die Kanonen der Bastille zum Rückzug nöthigte und dadurch die Entscheidung des Kampfes herbeiführte. Nachdem sich aber ihr Vater 1653 zur Aussöhnung mit dem Hof hatte bewegen lassen, gerieth sie in große Gefahr und verbarg sich bei ihren Freunden, bis es ihr vergönnt war, auf ihrem Landgut St. Fargeau im Exil zu leben, wo sie im Umgang mit den geistreichsten Männern und stetem Verkehr mit dem nach Spanien übergetretenen Condé ihre Memoiren schrieb. Erst 1657 durfte sie wieder am Hof erscheinen, wo sie, obschon 40 Jahre alt, eine leidenschaftliche Liebe zu dem jungen und schönen Grafen Lauzun faßte. Schon hatte Ludwig XIV. seine Einwilligung zur Vermählung der Prinzessin mit seinem Günstling gegeben, als dessen Feindin, die Montespan, den König auf das Nachtheilige dieser Verbindung aufmerksam machte. Der ungeheure Reichthum der M. war ein hinreichender Grund für den König, sein Wort zurück zu nehmen. Sie besaß 20 Millionen Francs, vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu und den Palast Luxembourg. Da sich aber Lauzun heimlich mit der reichen Erbin vermählt hatte, oder doch Veranlassung zum Verdacht eines solchen Vorhabens gab, ließ ihn Ludwig einkerkern, und die fast bis zum Wahnsinn in ihn verliebte Fürstin bot nun vergebens Bitten und Thränen auf, um ihn zu befreien. Erst die Abtretung der Herrschaft Dombes und der Grafschaft Eu an den Sohn der Montespan, den Herzog von Maine, öffneten nach 10 Jahren den Kerker ihres Geliebten, der ihr aber für alle ihre Aufopferung keinen Dank wußte. Bitter getäuscht in ihren heiligsten Gefühlen u. bloßgestellt am Hofe, trennte sie sich von ihrem Gemahl, der 1685 nach England ging, und suchte Trost in der Ausübung frommer Werke. Ihre Güter fielen nach ihrem am 5. März 1693 erfolgten Tode an den Herzog von Orleans, den Bruder Ludwigs XIV. Ihre „Mémoires" (Amsterd. 1746, 8 Bde.) sind reich an Material für die Sittengeschichte des französischen Hofs.

Montpensier, Herzog von, s. Orleans.

Montreal, nächst Quebeck die wichtigste Stadt von Untercanada, am Südende einer 7 Meilen langen und 2 Meilen breiten, überaus fruchtbaren und gut angebauten Insel in dem vom Lorenzflusse gebildeten See St. Louis, ist die eigentliche Hauptstadt von ganz Canada u. vermöge seiner Lage an dem Punkte, wo der St. Lorenz oberhalb für Seeschiffe fahrbar zu seyn aufhört, ein bedeutender Stapelplatz. Die Straßen sind meist breit, besonders die in der neuern Zeit gebaueten; die Notre-Damestraße ist die längste und enthält die meisten öffentlichen Gebäude. Die Oberstadt ist schöner als die Unterstadt. Die sieben Vorstädte stehen mit den beiden Haupttheilen in unmittelbarer Verbindung. Das schönste Bauwerk im britischen Amerika und nächst der Kathedrale in Mexiko die großartigste Kirche in der neuen Welt ist ohne Zweifel der prächtige, 255 Fuß lange katholische Dom, welcher erst 1829 vollendet wurde. Der Styl ist gothisch; im Innern finden 10,000 Menschen Platz. Die bedeutendsten unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind: das schöne Courthaus, das alte Gouvernementshaus, die Bank, 5 katholische Kirchen (mit Einschluß der Kathedrale), 2 anglikanische Kirchen, die eine mit einem achteckigen Thurme, eine schöne Methodisten-Kapelle, das katholische Seminar, 3 Nonnenklöster, das Hotel-Dieu, die Kaserne, das neue Gefängniß und die Haupt-

Digitized by Google

wache, ein ehemaliges Kloster der Rekollekten. Auf dem Markte steht die 30 Fuß hohe Statue Nelsons. Die Stadt hat mehre höhere Lehranstalten, seit 1821 auch eine englische Universität. Die Bevölkerung von M. betrug mit den Vorstädten 1850 schon mehr als 60,000 Seelen, meist französischer Abkunft, wie denn das Französische auch die allgemeine Umgangssprache ist. Die Rhederei der Stadt, deren Hafen man mit großen Kosten verbessert hat, ist bedeutend. Die Einfuhr besteht meist in englischen Fabrikaten, die Ausfuhr in Landesprodukten, namentlich in Pelzwerk, Potasche, Perlasche, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Erbsen, Bohnen, Mehl, Schweinefleisch, Butter, Honig u. Fischen, von welchen letzteren für 70—80,000 Pfd. St. nach Westindien verführt werden. Von größter Erheblichkeit ist insbesondere der Holzhandel. Zwischen M. u. Quebeck wird ein lebhafter Verkehr durch Dampfschiffe unterhalten. Mit dem übrigen Canada und den Vereinigten Staaten ist M. durch Eisenbahnen in Verbindung gesetzt. M. ist auch der Hauptstationsplatz für den großen Pelzhandel der vereinigten Hudsonsbai- und Nordwestkompagnie, die nach dieser Stadt auch M.-Handelsgesellschaft genannt wird. M. wurde 1640 angelegt und hieß früher Villemarie. Im Jahr 1688 richteten die Indianer ein fürchterliches Blutbad unter den Franzosen in M. an. Die Stadt wurde 1760 den Franzosen als ihr letztes Besitzthum in Canada von den Engländern entrissen, am 23. Nov. 1775 von den Nordamerikanern unter Montgomery durch Kapitulation genommen, im Frühjahr 1776 aber wieder geräumt.

Montrejeau (Montrejeaur), Stadt im französischen Departement Ober-Garonne, Bezirk St. Gaudens, am Zusammenfluß der Garonne und Neste, mit Woll-Tricotfabriken, Handel mit Getreide, Vieh, Maulesein, Pferden, Schweinen, Bauholz, Gerberei, Färberei und 3100 Einw.

Montreuil (M. sur mer), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Pas de Calais, befestigt, an der Canche, mit Collège, Salz- und Zuckerraffinerie, Leinwandfabrikation, Gerberei und 4550 Einw.

Montrose, Stadt und Hafenplatz in der schottischen Grafschaft Angus, auf einer sandigen Landzunge an der Mündung des South-Esk in die Nordsee, hat einen Hafen, Werfte, Docks, eine lateinische Schule, ein Irrenhaus, Segeltuch-, Leinwand-, Tau-, Stärke und Seifefabriken, Gerberei, Lachs-, Stockfisch- und Hummerfang, Getreidehandel, Küsten- u. Grönlandsschifffahrt, Schiffbau und 16,000 Einw.

Montrose, James Graham, Marquis von, aus einem schottischen Adelsgeschlechte (s. Graham) 1612 zu Edinburg geboren, bildete sich durch große Reisen und einen längeren Aufenthalt in Deutschland während des 30jährigen Kriegs, wo er auch in dem protestantischen Heere mit Auszeichnung focht, und bot dann Karl I. von England seine Dienste an. Allein die beleidigende Abweisung, welche ihm der Herzog von Hamilton zu Theil werden ließ, verletzte ihn so tief, daß er zu der Partei der Covenanter übertrat und die Armee derselben in Schottland kommandirte. Auch hier von den presbyterianischen Häuptern beleidigt und zurückgesetzt, ließ er sich wieder in das Interesse des Königs ziehen, und nachdem er erst heimlich gegen den Covenant gewirkt hatte, nöthigte ihn ein aufgefangener Brief des Königs, endlich offen zu diesem überzutreten. Er stürzte Hamilton, sammelte in Schottland die Royalisten und eröffnete 1644 gegen die Covenanter den förmlichen Krieg. Nachdem er im December Argyle bei Inverlochy aufgerieben, schlug er den General Baillie am 15. Aug. 1645 in einer blutigen Schlacht bei Kilsith, worauf er zu Glasgow ein königlich gesinntes Parlament berief, das Subsidien bewilligen mußte. Am 13. Sept. 1645 bei Selkirk geschlagen, führte er einen nutzlosen Parteigängerkrieg fort, bis ihm der im schottischen Lager gefangen gehaltene König gebot, die Waffen niederzulegen und sich nach Frankreich zu begeben. Die kühle Aufnahme, die er hier bei Mazarin fand, bestimmte ihn, nochmals in Deutschland sein Glück zu versuchen. Er trat in kaiserliche Dienste und stieg in den letzten Jahren des 30jährigen Kriegs bis zum General. Nach der Hinrichtung Karls I. bot er Karl II. seinen Degen an und landete mit einem durch dänische und schwedische Subsidiengelder geworbenen Truppencorps auf den Orkaden und von da 1650 an der Küste der Grafschaft Caithneß. Da er aber bei den Einwohnern keine Sympathie für sein Unternehmen fand, wurde er bald durch Lesly geschlagen, und seine Truppen zerstreuten sich. Nur durch schleunige Flucht rettete er sich und verbarg sich in Bauerntracht in den Bergen und Sümpfen des Landes. Kälte und Noth zwangen ihn aber, sein Versteck zu verlassen, und er entdeckte sich einem Offizier, Namens Aston, der früher unter ihm gedient hatte. Dieser versprach ihn zu retten, lieferte ihn aber, verlockt durch den auf M.'s Kopf vom Parlament gesetzten Preis von 2000 Pfd. St., an Lesly aus. In Edinburg, wohin man ihn geschafft hatte, ward er, durch den Spruch des Parlaments zum Tod verurtheilt, den 21. Mai 1650 an einem 30 Fuß hohen Galgen gehängt u. dann gevierttheilt. Sein Leben hat sein Kaplan Wishart beschrieben. H. Laube wählte ihn zum Helden eines Trauerspiels (1858). Nach der Restauration Karls II. ward der Sohn M.s in die Würden und Güter seines Vaters wieder eingesetzt. Dessen Enkel, James Graham, 4. Marquis von M., ward 1807 zum Herzog von M. erhoben, bekleidete unter Georg I. das Amt eines Staatssekretärs für Schottland und † 1742. James Graham, 3. Herzog von M., den 8. Sept. 1755 geboren, trat als Abgeordneter für Cambridge ins Parlament, wurde 1783 Lord des Schatzes, 1789 Kriegszahlmeister und, nachdem er seinem Vater 1790 in dem Herzogstitel gefolgt war, Oberstallmeister. Seit 1795 Mitglied des indischen Amts, zog er sich 1802 mit Pitt von der Regierung zurück. Als dieser 1804 wieder an die Spitze des Ministeriums trat, ward M. Präsident des Handelsraths bis zu Pitts Tode (1806). Von 1808—24 war er abermals Oberstallmeister, dann Oberkammerherr bis 1827, wo er sich zurückzog. Er † zu London den 30. Dec. 1836. Sein ältester Sohn, James Graham, Herzog von M., den 16. Juli 1799, geboren, ebenfalls eifriger Tory und Protektionist

war unter Derby 1852—53 Oberhofmeister des königl. Hauses.

Mont St. Jean, Dorf in der belgischen Provinz Südbrabant, Bezirk Nivelles, nach welchem die Franzosen die Schlacht von Belle-Alliance oder Waterloo benennen.

Montsalvatsch, s. v. a. Mons Salvatoris, s. Graal.

Montsalvy, Stadt im französischen Departement Cantal, Bezirk Aurillac, hat eine alte gothische Kirche, Leinwandfabrikation und 1200 Einw.

Montserrat (d. i. gesägter Berg), 1) Berg in der spanischen Provinz Katalonien, 3937 Fuß hoch am Llobregat, eine der größten Naturmerkwürdigkeiten Spaniens, benannt nach seinen vielen, den Zacken einer Säge (serra) ähnlichen Spitzen, berühmt durch die uralte, jetzt zum Theil zerstörte Benediktinerabtei M., in welcher sich Ignaz von Loyola eine Zeit lang aufhielt und worin sich viele Heiligthümer befanden. Der M. fällt nach allen Seiten hin jäh hinunter. Der hinaufführende Pfad ist, obgleich er ein fortwährendes Zickzack um die Felsenkegel beschreibt, aus denen das Gebirge besteht, außerordentlich steil und geht fast beständig am Rand tiefer Abgründe hin. Buchsbaumgesträuppe und Gebirgskräuter sind die einzige Vegetation, welche in den Ritzen u. Schluchten fortkommt, so weit das Auge sie übersehen kann; einige armselige Reste ehemaliger Waldung, ein Paar Dutzend vereinzelte Steineichen, werden erst nach zweistündigem Steigen sichtbar. Auf einem Absatz des Gebirges, der nach vorne senkrecht in den Llobregat hinunterfällt und hinten von einem Halbkreis ungeheurer und ebenfalls senkrechter Felsen eingefaßt ist, liegt das Kloster, eine dunkle, von einem alterthümlichen Thurm überragte Häusermasse. Das hier befindliche wunderthätige Marienbild verschwand beim Ausbruch des Klostersturms von 1835 und kam erst 1844, nachdem die Regierung Bürgschaft für seine Sicherheit gegeben, wieder zum Vorschein. Nur die Kirche und das von 6 Mönchen und 2 Laienbrüdern bewohnte Gebäude sind in ziemlich baulichem Zustande erhalten; alles Uebrige ist kaum mehr als Ruine und von der reichen Klosterbibliothek nichts mehr vorhanden, als ein altes handschriftliches Brevier. Der Gipfel des Berges liegt fast eben so hoch über dem Kloster, als das Kloster über der Ebene. Steile, jedoch für Maulthiere, selbst für Pferde gangbare, nun aber durch 30jährige Vernachlässigung ganz verfallene Wege, von denen der eine die Leiter (Escala) heißt, führten zu den 13 Einsiedeleien, die auf den einzelnen Felsenspitzen erbaut waren und von denen einige in der Luft zu hängen schienen. Die Einsiedler standen unter dem Abte des Klosters und unter der besondern Leitung eines Klosterbruders, welcher die erste Einsiedelei, die des heiligen Benedikt, bewohnte. Die Einsiedelei des heiligen Hieronymus stand auf dem höchsten Gipfel des Berges und war jedesmal von dem jüngsten Einsiedler bewohnt, der, wenn einer seiner Brüder starb, in die nächstfolgende herabzog, so daß sie mit dem wachsenden Alter auch dem Kloster immer näher kamen, bis sie endlich in das Kloster selbst gelangten. Die Lebensart der Einsiedler war sehr beschränkt. Nur an einigen großen Festtagen versammelten sie sich zu gemeinschaftlichem Gottesdienst in der Klosterkirche. Ihre Nahrung bestand in einigen Hülsenfrüchten, Fischen, Brod und Wein, mit denen sie durch abgerichtete Maulthiere vom Kloster aus versorgt wurden. Ihre Zellen enthielten eine kleine Kapelle, eine Küche, eine Cisterne, ein Betzimmer und eine Kammer, wo die Einsiedler auf einer Streu schliefen. Nahe dabei war ein kleines Gärtchen, wo es der Raum erlaubte, und bisweilen gab es auch noch eine offene Gallerie, wo sie Blumen in Töpfen zogen. Fast ihre ganze Zeit war den Andachtsübungen gewidmet. Die Einsiedeleien liegen jetzt in Trümmern. Auf der höchsten Spitze des Gebirges liegen die vier Mauern einer ehemaligen Kapelle der Jungfrau Maria, von denen aus man nach allen Weltgegenden hin eine unermeßliche Aussicht über Land und Meer hat. Zum Theil schon am 28. Juli 1812 von den Franzosen zerstört, litt das Kloster noch mehr 1827, wo es der Hauptherd des karlistischen Aufstandes in Katalonien war.

2) Insel in Westindien, südwestlich von Antigua, den Briten gehörig, mit dem Hauptorte Plymouth und etwa 7000 Einwohnern.

Montsiu, Fluß im östlichen Theile von Tübet, den man für einen Nebenfluß des Brahmaputra hält.

Mont terrible, einzeln stehender Berg im schweizerischen Kanton Bern, an der Vereinigung des Jura und der Vogesen, 2442 Fuß hoch, mit einem Plateau auf seiner Höhe. Das danach benannte frühere französische Departement, welches das Bisthum Basel, Mömpelgard u. einige schweizerische Distrikte umfaßte, mit 70,000 Einw., ward 1802 mit dem Departement Oberrhein vereinigt.

Montur (v. Franz.), s. v. a. Montirung.

Monumente (v. Lat.), s. Denkmäler.

Monvoisin, Pierre Raimund Jacques, ausgezeichneter französischer Maler der modernen Schule, geboren 1793 zu Bordeaux, Schüler Guerins zu Paris, gewann mit einem Gemälde, die heilige Jungfrau darstellend, in der neuen Kirche Notre Dame de Lorette zu Paris, den ersten Preis und begab sich zu weiterer Ausbildung nach Rom. Hier lieferte er ein großes Bild: der Messenierkönig Aristodemus, wie er mit Hülfe eines Fuchses aus der Cisterne entkommt; dann Telemach und Eucharis, gestochen von Lorichon, und für die Kirche St. Leu den heiligen Egidius, wie er in der Einsamkeit von einem gothischen König überrascht wird. Im Auftrag des Königs von Frankreich malte er eine 8 Fuß hohe Himmelfahrt der Maria und mehre Genrebilder; später Papst Sixtus V., wie er in der Versammlung der Kardinäle die Krücken wegwirft, in der Gallerie des Luxembourg, und den Tod des Herzogs Philipp von Oesterreich, daselbst, beide ausgezeichnet durch glückliche Auffassung und treffliche Durchführung. M. malte auch treffliche Porträte und Aquarellen.

Mony, Fluß in der brasilianischen Provinz Maranhao, nimmt rechts den Perito, links den Iguara auf und mündet in der Bai San Jozé in den atlantischen Ocean.

Monza, Stadt und Hauptort einer Prätur

Digitized by Google

in der Provinz Mailand, zu beiden Seiten des von einer schönen Granitbrücke überspannten Lambro, in einer fruchtbaren Ebene, mit Mailand durch eine Eisenbahn verbunden, hat ein altes Schloß, die Residenz der longobardischen Könige, das den alten Justizpalast bildet, eine Domkirche zu St. Johannes, 595 von der longobardischen Königin Theudelinde gegründet, im 14. Jahrhundert von M. Campione erneuert, mit dem Sarkophag der Gründerin aus dem 13. Jahrhundert, mehren andern Reliquien und Kostbarkeiten (darunter bisher auch die eiserne Krone), ein kaiserliches Lustschloß mit prächtigem Park, der größten Gartenanlage Italiens, vier Pfarreien, ein erzbischöfliches Seminar, ein Konvikt, ein Erziehungshaus, eine Elementarhandelsschule, ein Bürger- u. Armenhospital, eine Infanterie- u. eine Kavalleriekaserne. Die 18,150 Einwohner unterhalten viele Fabriken und Manufakturen in wollenen Tüchern, Hüten und Lederwerk. M. hieß im Alterthum und Mittelalter Modicia u. Modoecia. Der Ostgothenkönig Theodorich baute ein Palatium daselbst. Neue Berühmtheit erhielt die Stadt durch Kaiser Friedrich Barbarossa.

Monzon, Stadt im spanischen Königreich Katalonien, Provinz Lerida, links an Cinca, hat Seife-, Fayence- und Töpferwaarenfabriken, eine Citadelle und 3500 Einw.; M. war früher Versammlungsort der arragonischen Stände.

Moohoda, Fluß in Guinea, mündet unter dem Namen Rio d'Angra Danger bei dem Vorgebirge St. Jean in den atlantischen Ocean.

Moor (in Oberdeutschland Moos), ein unangebautes, feuchtes und sumpfiges Land von meist schwarzer Beschaffenheit, im Gegensatz zum Sumpf (s. d.); zwischen beiden steht der Bruch (s. d.). Man unterscheidet Grünmoore (Grünlandmoore), welche mit einem grünen Rasen und oft hochwachsenden Gräsern überzogen sind, Hochmoore, wenn das M. sehr hoch liegt, und Schwarz- und Heidemoore, auf denen nur die eigentlichen Torfpflanzen und einige andere, z. B. Ornithogalum luteum, Ledum palustre, Myrica Gale und Erica vulgaris und tetralix, wachsen. Die erstern geben zwar in ihrem feuchten Zustande einen Heuertrag; derselbe ist aber wenig nahrhaft, dem Viehe meist unschmackhaft und oft ungesund und kann nur bei sehr trockener Jahreszeit gewonnen werden. Die Torfmoore geben fast gar keine Produktion, als zuweilen eine höchst kümmerliche Weide, sind jedoch des Torfstiches wegen von Werth. Die größten M.e findet man in Amerika u. Westindien, in Europa besonders in Irland, Ungarn und Polen. In Deutschland sind die bedeutendsten die in Ostfriesland, in der lüneburger Heide, das Teufelsmoor bei Bremen, das Burtangermoor in der Provinz Gröningen und das zum Theil trocken gelegte Donaumoos in Bayern.

Moor, in Ostfriesland Ackerfläche von 700 □Zoll.

Moorbrennen, s. Rasenbrennen.

Moore, 1) Sir John, britischer General, der Sohn des als Arzt und Schriftsteller bekannten Dr. M., 1761 zu Glasgow geboren, wurde auf dem Kontinent erzogen, wo sein Vater bei dem Herzog Hamilton als Gesellschafter lebte. Durch diese Konnexion ward sein Eintritt in die englische Armee vermittelt, in welcher er in Amerika mitfocht und an dem Zug gegen Gibraltar 1793 und später gegen Korsika Theil nahm. Zur Belohnung für seine Verdienste bei der Belagerung von Calvi erhielt er bei seiner Rückkehr nach England 1795 den Rang eines Brigadegenerals. Als solcher folgte er 1796 Sir Ralph Abercromby mit einer Brigade nach Westindien, u. nach der Eroberung von Sta-Lucia im Mai 1796 vertraute ihm jener das Gouvernement dieser Insel an. Doch machten seine Gesundheitszustände 1797 seine Rückkehr nöthig. Er wurde darauf gegen die Rebellen in Irland verwendet und schwang sich unter Abercromby durch seine Verdienste bis zum Generalmajor empor. Im Jahre 1799 wurde er in Holland bei der Expedition des Herzogs von York verwundet. Kaum in England wieder hergestellt, diente er unter Abercromby in Aegypten und nahm, obschon bei Abukir verwundet, an der Belagerung von Kairo Theil. Seit der Belagerung Alexandriens wurde er bloß zu Kommando's im Innern Englands verwendet, bis er im Mai 1808 zum Obergeneral des 10,000 Mann starken Corps ernannt wurde, welches Schweden gegen die Franzosen, Russen und Dänen unterstützen sollte. Da er sich aber dabei mit Gustav IV. überwarf u. von diesem sogar festgenommen ward, ging er mit seinen Truppen nach England zurück. In Portugal, wohin er darauf beordert wurde, traf er erst ein, als Cintra die Kapitulation abgeschlossen hatte. Nachdem sich jedoch der General Baird mit ihm vereinigt hatte, drang er nach Burgos vor, wo er von den spanischen Insurgententruppen Unterstützung zu finden hoffte. Eine Konzentration aller Streitkräfte mußte indessen schon in Salamanca aufgegeben werden. Da er nichts desto weniger dem General Hope nach Madrid folgte, gerieth er zwischen das unter Soult bei Saldanha aufgestellte Armeecorps und die von Napoleon selbst nach der Küste dirigirten Truppen. Um nicht von dem Rückzug an die Küste abgeschnitten zu werden, eilte er, Coruña zu gewinnen. Durch List gelang es ihm, die Franzosen zu täuschen, und er langte am 11. Juli 1809 vor Coruña an. Allein eben als er die Einschiffung der Truppen anordnete, erreichten ihn am 16. Januar Soult und Napoleon, die ihm in Eilmärschen gefolgt waren. Mit der größten Entschlossenheit warf er sich den Franzosen entgegen, ward aber beim Vordringen sogleich von einer feindlichen Kugel tödtlich verwundet. Doch hatte er, als wenige Stunden darauf sein Tod erfolgte, die Gewißheit, daß sein Corps gerettet war. Die Geschichte seines Feldzugs in Spanien gab sein Bruder 1809 zu London heraus, und Napier widmete ihm eine gründliche Beurtheilung in seiner Schrift „History of the war in the peninsula" (Lond. 1832, 3 Bde.).

2) Thomas, berühmter englischer Dichter, geboren am 28. Mai 1780 zu Dublin, wo sein Vater, ein eifriger Katholik, einen Gewürz- und Branntweinladen besaß. Seine erste Bildung erhielt er von dem Jugendlehrer Sheridans, Samuel Whyte, und schon im 14. Jahre bezog er die Universität seiner Vaterstadt, wo er sich zwar

rühmlichst auszeichnete, allein als Katholik nicht graduiren konnte. Im J. 1799 ging er nach London, um sich im Middle Temple dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen und seine Uebersetzung, oder vielmehr freie Nachahmung des Anacreon (Lond. 1800) herauszugeben, welche er schon in früher Jugend begonnen hatte. Bald darauf folgte die unter dem Namen „Little's Poems" bekannte Gedichtsammlung, deren Gedichte nicht selten gegen den Anstand verstoßen, sich aber durch Anmuth und Wärme auszeichnen. Im J. 1803 erhielt er die Stelle eines Schreibers beim Admiralitätsgericht auf der Insel Bermuda, verweilte jedoch daselbst nicht lange, sondern ließ einen Stellvertreter dort, machte eine Reise nach den Vereinigten Staaten und kehrte, keineswegs in seinen Erwartungen befriedigt, nach England zurück. Er unterwarf daher die amerikanischen Zustände in seinen „Odes and epistles" (Lond. 1806, 2 Bde.) einer sehr scharfen Kritik. Bald darauf veranlaßte eine Recension seiner Gedichte in der „Edinburgh Review" ein Duell zwischen M. u. dem berühmten Kritiker Jeffrey. Nach beendigtem Zweikampf gelang es dem Dichter Rogers, die Streitenden zu versöhnen, u. in Rogers Hause machte M. bald darauf die Bekanntschaft Byrons und Campbells. Abwechselnd lebte er darauf in Dublin u. London. Geringen Erfolg hatten seine dramatischen Versuche: „The gipsy prince" (1803) u. „M. P., or the bluestocking" (1811). Einigen politischen Satyren, in denen er die Torypartei mit beißendem Witz verfolgte, den Prinzregenten selbst nicht verschonte, folgten seine werthvollen „Irish Melodies", Texte zu Stevensons irischen Nationalmelodien, von denen die ersten 1807 erschienen und deren Herausgabe erst 1837 geschlossen wurde. Ein Seitenstück dazu bilden die „Sacred songs, duets and trios" (1816), mit Musik von M. und Stevenson. Sein größtes und gefeiltestes Werk, die morgenländische Dichtung „Lalla Rookh", erschien 1817. Nach einer Reise auf dem Festlande schrieb M. das satyrische Gedicht „The fudge family in Paris" (1818). Im folgenden Jahre traf er Byron in Italien, der ihm bei dieser Gelegenheit die Veröffentlichung seiner Memoiren übertrug. Diese Memoiren wurden von M. vernichtet, ohne daß das Publikum in ihren Besitz gelangt wäre, denn die von M. 1830 herausgegebenen „Letters and journals of Lord Byron with notices of his life" bieten dafür keinen Ersatz. Geldverlegenheiten, zum Theil durch Veruntreuung seines Bevollmächtigten in Bermuda verursacht, nöthigten ihn, auf einige Zeit nach Paris zu flüchten, da in England ein Verhaftbefehl gegen ihn erlassen wurde. Er schrieb hier seine „Loves of the Angels" (1823), ein Seitenstück zu „Lalla Rookh". Nachdem er die fehlenden Gelder in den Rechnungen seines Stellvertreters gedeckt hatte, kehrte er 1823 nach England zurück und nahm seinen Aufenthalt bei Devizes in Wiltshire. Im Jahre 1825 brachte er einige Zeit bei Walter Scott in Abbotsford zu, und bald darauf ließ er sich in Sloperton-Cottage nieder. Von dichterischen Werken erschien nur noch der Roman „The Epicurean" (1827). Außerdem beschränkte sich seine Thätigkeit auf die Sammlung seiner Werke und auf historische Studien. Die Geschichte seines Vaterlandes und die Leiden desselben in der Gegenwart hatte er schon 1823 in seinen „Memoirs of the life of captaine Rock" geschildert, und trotz der darin nicht zu verkennenden Parteifarbe mußte man die Wahrheit der darin enthaltenen Anklagen gegen das von der Regierung gegen Irland befolgte System zugestehen. Auch seine „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald" (Lond. 1831, 2 Bde.) sind ein schätzbarer Beitrag zur irischen Geschichte. Dagegen fanden seine „Travels of an irish gentleman in search of religion" (1833) vielen Widerspruch, da sie mehr nur ein Zeugniß von des Dichters scharfem Verstande sind, als der Ausdruck einer rein ethischen Betheiligung an der Sache selbst. Für Lardners „Cyclopedia" lieferte er eine „History of Ireland". Auch gab er 1821 Sheridans Werke heraus und schrieb 1825 dessen Biographie. Er † nach längerem Siechthum zu Sloperton-Cottage am 26. Febr. 1852. Seine hinterlassenen Papiere gab sein Freund, Lord John Russell, heraus unter dem Titel: „Memoirs, journal and correspondance of Th. M." (Lond. 1853, 4 Bde.). M.'s Poesien sind weniger warme Ergüsse des Herzens, als Produkte des Witzes. Sie verrathen den Reichthum eines viel gebildeten Geistes und eine große Herrschaft über die Sprache. Seine sämmtlichen Werke erschienen 1840 zu London in 10 Bänden.

Moorhirse, Pflanzengattung, s. Sorghum.

Moorlautern, Dorf im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, Kanton Kaiserslautern, mit 500 Einw. Hier ward eigentlich die Schlacht bei Kaiserslautern (1794) geschlagen.

Moorrauch, s. Höhenrauch.

Moorshedabad, Stadt in der britisch-vorderindischen Provinz Bengalen, am Baghirati, hat einen großen Marktplatz, einen Palast des Nabobs, ein Fakirkollegium, schöne Moscheen, Fabriken in Baumwollen- und Seidenwaaren, Shawls, Handel und 180,000 Einw.

Moos, s. Moor.

Moosberger Bad (Heinrichsbad), Bad im schweizerischen Kanton Appenzell, eine Viertelstunde von Herisau, 2410 Fuß über dem Meeresspiegel, in einer angenehmen Gegend, ist, obgleich schon im vorigen Jahrhundert bekannt, erst seit 1824 mit vortrefflichen Einrichtungen versehen worden u. seitdem eine der besuchtesten schweizerischen Kuranstalten. Die Mineralquellen enthalten vorzugsweise kohlensaures Eisen und werden als Bad und Getränk empfohlen namentlich bei passiven Profluvien, chronischen Nervenleiden und Krankheiten des Uterinsystems von Schwäche.

Moosbrugger, Friedrich, tüchtiger Genremaler, 1804 zu Konstanz geboren, besuchte seit 1821 die Akademie zu München und vollendete hier mehre Gemälde, welche großen Beifall fanden, z. B. der Bockkeller, der Invalide, der Tänzer, der Bretspieler, die Kameraden ꝛc. Im Herbst 1827 machte er eine Reise nach Italien, von wo er 1829 mit einem seltenen Reichthum von Studien nach Deutschland zurückkehrte, von denen er mehre in Oel ausführte, z. B. den Improvisator im Golf zu Neapel; zwei Räubergruppen; das Brustbild einer Römerin im Atelier des Künst-

Digitized by Google

lers. In Karlsruhe komponirte er eins seiner größten und trefflichsten Bilder, eine schöne Landschaft bei Civitella, mit einem alten, von Soldaten beschossenen Raubschloß im Hintergrunde. Im August 1830 begab sich M. nach Petersburg, † aber daselbst am 17. Okt. 1830.

Moosburg, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Isar und Amper, ist der Sitz eines Landgerichts, hat ein Rentamt, eine Post, 4 Vorstädte, 3 Kirchen, ein Rathhaus, Schloß, 2 Hospitäler, ein Armen- und Findelhaus, eine Getreideschranne, Feldbau, Viehzucht und 1950 Einwohner.

Moose (Musci), eine Abtheilung von Pflanzen aus der Zahl der Kryptogamen, kleine, mit Wurzelfäserchen versehene Pflanzen, deren gefäßloser Stengel nur an der Spitze fortwächst. Die Blätter, bei den niedriger organisirten Arten zu einer gleichförmigen, flügelartigen Laubmasse verschmolzen, bei den höher organisirten aber gesondert, sind meist ohne Poren und saugen durch ihre Oberfläche sehr schnell Wasser ein. Die Fortpflanzungsorgane bestehen aus Antheridien, welche Spirillenzellen oder Spermatozoidien enthalten, und aus Pistillidien oder Fruchtsäcken, die sich zu einer einfächerigen, aufspringenden und zahlreiche, feine Sporen enthaltenden Frucht entwickeln. Man theilt sie in Laubmoose (s. d.) und Lebermoose (s. d.).

Moose, Fluß in Obercanada, entsteht aus dem See Misinabe, fließt nordöstlich und vereinigt sich mit dem Abitibbi, der in die Jamesbai mündet.

Mopamopa, peruanisches Baumharz, woraus man einen schönen und dauerhaften Firniß zum Ueberzug für Holzarbeiten bereitet.

Mopeha, Inselgruppe, s. Cooks-Archipel.

Moph, s. v. a. Memphis.

Mophi und **Crophi**, zwei fabelhafte Berge, zwischen Elephantine und Syene, an der Grenze von Aethiopien.

Moplahs (Mapillahs), merkwürdiger ostindischer Volksstamm, die moslemitischen Bewohner von Malabar (s. d.), eine gemischte Race, die aus der Vermischung der ersten arabischen Ansiedler mit den Frauen des Landes entsprang. Sie sind ein hellfarbiger, gut aussehender Menschenschlag, mit den starken Zügen, dem stolzen Ausdruck und den sehnigen Formen der Nachkömmlinge Ismaels. Sie rasiren ihr Haar und tragen statt des Turbans eine kleine Mütze von Seide oder Tuch auf dem Kopfe. Brust und Schultern sind bloß, und ein weißes oder gefärbtes Stück Linnen ist um die Hüften gebunden. Bei den Frauen ist der obere Theil des Körpers durch eine um den Hals geknüpfte Tunika mit weiten Aermeln und der Oeffnung nach vorn bedeckt, und nach der Sitte der Gläubigen wird stets ein Schleier über den Kopf geworfen. Die Priester nähren den tiefen Haß der M. gegen die Ungläubigen. Ihre Lieblingswaffe ist das lange Messer, das gewöhnlich von der Hüfte herabhängt; zum Kampfe bereiten sie sich durch eine mächtige Dosis Hanf oder Opium vor, fechten dann aber mit wüthender Hartnäckigkeit bis aufs Aeußerste.

Mops, Hunderace, s. Hund.

Mopsorden, um 1740 von dem Kurfürsten Klemens August von Köln gestifteter Orden, der besonders gesellige Zwecke hatte und nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Holland in Aufnahme kam, aber bald von den Adoptionslogen verdrängt wurde.

Mopsus, 1) Sohn des Ampyx oder Ampycus und der Nymphe Chloris, aus Thessalien, ein berühmter Seher, nahm an der kalydonischen Jagd und an dem Zuge der Argonauten Theil. Er † in Libyen an einem Schlangenbisse, ward von den Argonauten bestattet und erhielt Heroendienst und Orakel. — 2) Sohn des Apollo oder des Kreters Rhakios und der Mantho, hatte bei Colophon einen Wettstreit mit Calchas, erbaute mit Amphilochus nach der Rückkehr von Troja Mallos; über den Besitz der Stadt aber kam es zwischen ihnen zum Zweikampf, worin Beide blieben.

Moquilea, Pflanzengattung aus der Familie der Onagreen, Bäume und Sträucher in Guyana und Brasilien, mit rippigen, unten wolligen Blättern und Blüthen in hängenden Trauben, mit der bekanntesten Art: M. parilla Steud., einem 30 Fuß hohen Baum in den Wäldern von Guyana, mit weißen Blüthen und großen 7 Zoll langen Blättern.

Mora (lat.), Verzug, Verzögerung, in der Musik s. v. a. Pause und Interpunktion als Zeichen der Pause, bei den alten Musiktheoretikern Bezeichnung der Zeitdauer oder das Zeitmaß der Sylben, worin diese singend ausgesprochen wurden, in der Prosodie Zeittheile, deren 1 auf einen kurzen Vokal, 2 auf einen langen gerechnet werden. In der Rechtssprache heißt M. eine Zögerung, die mit Verschuldung verknüpft ist u. einem Anderen, der mit dem Zögernden in einem obligatorischen Verhältniß steht, Nachtheil bringt. Sie ist eine M. des Schuldners (M. in solvendo), wenn er rechtswidrig die Leistung verzögert, oder des Gläubigers (M. in accipiendo), wenn er die Annahme der dargebotenen Leistung hinauszieht. Die Wirkungen der M. in solvendo sind: daß der säumige Schuldner den durch seine M. verursachten Schaden erstatten u. die Gefahr des Zufalls tragen muß, sowie daß er zur Zahlung von Verzugszinsen und bei der Herausgabe von fruchttragenden Sachen auch zur Leistung der gezogenen Früchte und derer, die hätten gezogen werden können, verpflichtet ist. Die M. in accipiendo hat die Wirkung, daß der Gläubiger Schaden und Zufall tragen und alle Kosten, die der Schuldner auf die Sache machte, ersetzen muß.

Mora, Abtheilung des spartanischen Fußvolks, deren Stärke zu verschiedenen Zeiten verschieden war.

Mora (ital.), ein schon im Alterthum bekanntes Spiel, darin bestehend, daß Jemand die Hand oder auch beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern schnell ausstreckt und ein Anderer in demselben Augenblicke angibt, wie viel Finger jener nicht eingeschlagen hat, ähnlich dem deutschen Gerade und Ungerade.

Mora, 1) Stadt in dem spanischen Königreich Katalonien, Provinz Tarragona, nordöstlich von Tortosa, am Ebro, mit Seife- und Branntweinfabrikation und 4000 Einw. — 2) Stadt

daselbst, Provinz Toledo, mit Seifefabrikation, Spartericflechterei und 5000 Einw.

Mora, 1) Don José Joaquin de, span. Dichter, 1783 zu Cadix geboren, studirte in Granada, als die französische Invasion 1808 ihn unter die Waffen rief. Von den Franzosen gefangen, ward er nach Frankreich gebracht, wo er bis 1814 blieb. Nach seiner Rückkehr redigirte er die „Cronica literaria y scientifica", die bald eines der viel gelesensten Journale wurde. Seit 1820 übernahm er die Redaktion der Blätter „El constitucional" und „La Minerva" und ließ zu Madrid eine Uebersetzung aus dem Englischen erscheinen: „Los consejos que dirigió á las Cortes y al pueblo español Jer. Bentham" (Madrid 1820). Seine politische Gesinnung nöthigte ihn 1823, nach der Aufhebung der Verfassung, sein Vaterland zu verlassen. In London, wo er ein Asyl fand, gab er das Taschenbuch „No me olvides, recuerdos de la amistad" (bis 1827), die „Gimnastica del bello sexo" (1824, 2. Aufl. 1827), „Cuadro de la historia de los Arabes" (1826, 2 Bde.) und „Meditaciones poeticas" (1826) heraus, begab sich aber dann mit Ribadavia nach Buenos-Ayres und siedelte sich in Santiago in Chile, dann in der Republik Bolivia an, von wo er als Generalkonsul der letztern nach London zurückkehrte. M. hat sich fast in allen Gattungen der Poesie versucht. Seine Versifikation ist leicht, seine Sprache anmuthig. Am meisten gelangen ihm satyrische und scherzhafte Gedichte. Eine Sammlung seiner Poesien enthalten die „Leyendas en verso y prosa" (Lond. 1840).

2) Don José Maria Luis, spanischer Schriftsteller in Mexiko, schrieb: „Mejico y sus revoluciones" (8 Bde., Paris 1826) und „Obras sueltas" (2 Bde., das. 1838).

Morabiden, s. Almoraviden.

Moradabad, Distriktshauptstadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bengalen, westlich von Rampur, am Ramgonga, mit Münze und Handel.

Moradnagur, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Delhi, nordöstlich von Delhi.

Moräa, Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, Zwiebelgewächse, meist auf dem Kap, einige mit eßbaren Zwiebeln, viele als Zierpflanzen in europäischen Gärten. Die Zwiebeln von M. edulis *Ker.*, M. vegeta *Jacq.*, mit schönen, wohlriechenden, lillafarben-blauen Blüthen, werden von den Hottentotten in Südafrika gern gegessen. M. Sisyrinchium *Ker.*, Iris Sisyrinchium *L.*, in Südeuropa, hat sehr schöne, himmelblaue Blüthen. Die Zwiebel enthält Schleim u. Stärkemehl mit etwas Schärfe, welche sich beim Trocknen verliert; man ißt sie in Südeuropa roh und zubereitet, braucht sie aber auch in Spanien als Arznei bei Krankheiten der Brustorgane und des Unterleibes.

Moränen, s. Gletscher.

Moral (Moralität, v. lat. mores, die Sitten), in engerer Bedeutung die Grundsätze der Sittlichkeit und ihre Ausführung im Leben, bildet einen Theil der Sittenlehre (s. d.) oder Ethik, die selbst auch M. genannt wird. Während der sittliche Lebenswandel sowohl ein bloßes instinktartiges Gutseyn, als auch eine bloß äußerliche Legalität der Handlung seyn kann, beruht die Moralität auf einem vollen und klaren Bewußtseyn über Recht und Unrecht, mit der Gesinnung, das erste zu wählen und das letzte zu verwerfen. Ein Mensch ohne M. ist ein solcher, dem es entweder an festen Grundsätzen überhaupt oder doch an einer richtigen und konsequenten Befolgung derselben gebricht; ein unmoralischer Mensch dagegen ist ein Mensch von schlechten Grundsätzen. Unter der M. einer Fabel, Erzählung ꝛc. versteht man den Grundsatz u. die Lebensregel, welche darin ausgedrückt werden soll, oder auch die Art von sittlicher Gesinnung, welche daraus hervorleuchtet. Moralisch in weiterem Sinne bezeichnet die ganze dem Handeln oder dem praktischen Leben zugekehrte Seite unserer Natur oder den Inbegriff aller praktischen Fähigkeiten des Menschen, sowohl Dessen, was gut und böse ist, als auch der Selbstbestimmungsfähigkeit des Willens zu dem oder jenem. Beides zusammen bezeichnet Kant als die praktische Vernunft. Einerseits steht das Moralische dem Physischen entgegen, z. B. dem physischen Zwange der moralische Zwang als eine Einwirkung auf den Willen durch Beängstigung des Gewissens, Furcht vor einem zukünftigen Uebel u. dgl.; andrerseits bilden die moralischen oder praktischen Fähigkeiten als die des selbstbewußten Handelns den Gegensatz zu den intellektuellen oder theoretischen als den Fähigkeiten des Erkennens. Unter moralischer Ueberzeugung versteht man eine solche Ueberzeugung, zu der wir nicht auf theoretischem Wege gelangt sind, die aber doch so fest in unserem Gefühl wurzelt, daß wir nicht von ihr abzugehen vermögen. Moralischer Beweis heißt die Schlußweise Kants, wodurch er die Grundartikel des religiösen Vernunftglaubens, nämlich Gottheit und Unsterblichkeit, als sogenannte moralische Postulate nachwies. Mit dem Ausdruck Moralprincip bezeichnet man den Grundbegriff, welcher in einer Wissenschaft der Sittenlehre an die Spitze der Deduktionen gestellt wird. S. Sittenlehre.

Morales, 1) Luis de, ausgezeichneter spanischer Maler der kastilischen Schule, genannt el divino, wurde 1509 zu Badajoz geboren. Trotz seines Ruhmes soll er immer arm geblieben seyn, da er seine Gemälde mit solchem Fleiße ausführte, daß ihm Zeit und Mühe, selbst bei hohem Preise, nicht bezahlt wurden. Nachdem er längere Zeit in Sevilla und Madrid gearbeitet, lebte er in seinem Alter von Philipps II. Unterstützungen und † 1586 in Badajoz. Für sein Hauptwerk erklärt man ein Altarblatt mit Thüren in der Sakristei von N. S. Antigua in der Kathedrale zu Sevilla. In der Mitte ist das Ecce homo und Maria und Joseph zur Seite. Das Haupt Christi malte er oft und vortrefflich. Alle seine Bilder sind mit liebevollem Fleiße gemalt, bis in die kleinsten Details, die Farben zart verschmolzen, wie bei Correggio. Die Haare scheinen sich vom Hauche zu bewegen. Die Leidenschaften, besonders den

Digitized by Google

Schmerz, religiöse Hingebung ꝛc., wußte er vollkommen zu bezeichnen. Wunderbar sind besonders seine Pietà's. Auch im Auslande findet man Bilder von ihm, doch sind wahrscheinlich nicht alle ächt. Mehre sind im spanischen Museum, welches Ludwig Philipp 1837 zu Paris bildete. Die königliche Gallerie zu Dresden enthält ein ungemein zartes Ecce homo von M.

2) Christofero de M., Kirchenkomponist, der Vorläufer Palestrina's, war aus Sevilla gebürtig und unter Paul III. Sänger in der päpstlichen Kapelle. Die berühmtesten unter seinen Kompositionen sind: ein Magnifikat über die 8 Kirchentöne und seine 4- bis 6-stimmigen Lamentationen (Venedig 1564). Von seinen übrigen Kompositionen befinden sich viele auf der münchener Bibliothek. Die Motette „Lamentabatur Jacob" wurde sonst jährlich am ersten Fastensonntage in der päpstlichen Kapelle aufgeführt.

Moralisch, was mit den Vorschriften der Moral (s. d.) übereinstimmt; dann Alles, was im Gegensatz zu dem Physischen auf freiem Wollen beruht oder damit in Beziehung steht. Moralische Weltordnung ist das durch die Gültigkeit des Sittengesetzes bedingte geordnete Verhältniß der weltlichen Dinge unter einander. Moralische Wissenschaften, im Gegensatze zu den sogenannten exakten Wissenschaften, sind alle diejenigen Disciplinen, welche die Erforschung und Ergründung des geistigen Lebens des Menschen, seiner Gesetze und Aeußerungen zur Aufgabe haben; z. B. die Psychologie, Kultur- und Religionsgeschichte, Literatur- und politische Geschichte ꝛc.

Moralische Person (universitas, Personengemeinheit), Vereinigung mehrer Personen zu gewissen Zwecken, so daß dieselben in dieser Vereinigung ein einziges Rechtssubjekt bilden. Inhaber der Rechte einer solchen Universitas, zu deren Bildung das Recht nur von Seiten der Staatsgewalt ertheilt werden kann, sind nicht die einzelnen Mitglieder, sondern die Universitas selbst, d. h. der Komplex aller Mitglieder als ein Ganzes, z. B. Stadt-, Landgemeinden ꝛc.

Moralität, s. Moral.

Moralitäten, im Mittelalter geistliche Schauspiele, welche neben den Mysterien (s. d.) und denselben nachgebildet in Frankreich und England, auch in Italien vielfach üblich waren. Sie sind ernsthafterer Art als die Mysterien und haben meist eine moralische Tendenz, daher der Name. In zwei der ältesten Stücke dieser Art, „Every Man" und „Hick-Scorner", sind die Hauptpersonen: Jedermann (ein Repräsentant des menschlichen Geschlechts) und ein Freigeist, neben denen verschiedene Tugenden und Laster als allegorische Personen auftreten. Alle M. sind gereimt, in unregelmäßigen Stanzen und schließen mit einem Gebet. Im 15. Jahrhundert waren sie in England und auch in Schottland sehr gebräuchlich und erhielten sich auch nach der Reformation in der Form von theologisch-polemischen Schauspielen, wie denn ein solches Stück, das den Titel „New Gastorn" führt, für Vertheidigung der Reformation geschrieben und aufgeführt wurde. Später erhielten sie den Namen Maskes und wurden erst unter Cromwell förmlich abgeschafft. In Frankreich finden wir sie gleichzeitig mit den Mysterien unter Philipp dem Schönen, wahrscheinlich im Gegensatz zu den letzteren, für welche die Passionsbrüderschaft privilegirt war, von der Confrérie de la Bazoche, einer Gilde der Gerichtsschreiber, aufgeführt. Sie hatten hier mehr einen komischen Charakter und arteten bald aus. In Deutschland wurde die Stelle der M. durch die seit Ende des 15. Jahrhunderts üblichen Schulkomödien ersetzt. Eine Erneuerung der M. in Spanien sind die Autos sacramentales (s. Autos).

Moralphilosophie (Ethik), s. Sittenlehre.

Moraltheologie, Theil der theologischen Wissenschaften, welcher die Moral behandelt.

Morand, Louis Charles Antoine Alexis, Graf von, französischer General, geboren 1768 in der Franche-Comté, machte die ägyptische Expedition mit Auszeichnung mit und kehrte als Oberst zurück. Er ward darauf 1805 Brigadegeneral, focht bei Austerlitz, kam als Divisionsgeneral zum davoustschen Corps, zeichnete sich bei Auerstädt und besonders im Winterfeldzug von 1807 aus, ward noch in demselben Jahre Mitglied des Erhaltungssenats, nahm 1809 Regensburg und machte den russischen Feldzug mit. Bei Dennewitz erlitt er bedeutenden Verlust, wußte aber seinen Rückzug zu decken, warf sich nach der Katastrophe von Leipzig nach Mainz und hielt sich daselbst bis zum Abschluß des ersten pariser Friedens. Während der 100 Tage ward er Pair der Militärdivision, floh nach der zweiten Restauration und ward durch ein Kriegsgericht in contumaciam zum Tode verurtheilt. Später stellte er sich freiwillig einem in Straßburg niedergesetzten Kriegsgericht und ward freigesprochen. Er trat darauf wieder in Dienste, nahm aber 1825 seinen Abschied und † 1835.

Morast, größere Strecke versumpften und unzugänglichen Landes; s. Bruch, Moor und Sumpf.

Morata, Olympia Fulvia, eine der gelehrtesten Frauen des 16. Jahrhunderts, geboren 1526 zu Ferrara, war die Tochter des Gelehrten und Dichters Fulvio Pellegrino Morato, unter dessen Leitung sie die alten Sprachen und Philosophie mit solchem Erfolg betrieb, daß sie schon in ihrem 16. Jahre öffentliche Vorträge in ihrer Vaterstadt hielt. Sie heirathete 1548 den deutschen Gelehrten Grundler und folgte ihm nach Augsburg und dann nach Schweinfurt, wo sie zur protestantischen Kirche übertrat. Bei der Eroberung dieser Stadt durch Albrecht von Brandenburg-Kulmbach verlor sie nicht nur einen großen Theil ihrer Bücher u. Manuskripte, sondern mußte auch flüchtig werden, bis ihr Mann einstweilen in Hammelburg eine Zuflucht fand. Als dieser in Heidelberg wieder eine feste Stellung gewann, folgte sie ihm dahin, † aber aus Gram über ihr Mißgeschick den 26. Oktober 1555. Cölius und Secundus Curio gaben ihre

zahlreichen griechischen und lateinischen Gedichte zu Basel 1562 heraus; spätere Ausgaben erschienen zu Augsburg 1570 und 1578. Ueber ihr Leben schrieben Nolten (Frankfurt 1731), Kertzschke (Zittau 1808) und ein Engländer (London 1834).

Moratalla, Stadt in der spanischen Provinz Murcia, am Segura, mit Tuch- und Leinwandfabrikation, Handel mit Olivenöl und vorzüglichem Wein und 7500 Einwohnern.

Moratin, 1) Nicolas Fernandez de, spanischer Dichter, zu Madrid den 20. Juli 1737 geboren, studirte zu Valladolid die Rechte, widmete sich aber daneben den schönen Wissenschaften. Schon 1762 hatte er ein Lustspiel in französischer Manier geschrieben: „La Petimetra"; größeren Beifall, selbst im Auslande, fand 1770 das Trauerspiel „Hormeswinda". Die Anfeindungen, welche ihm sein Streben, die Bühne durch französische Muster umzugestalten, zuzog, und die Theilnahmlosigkeit des Hofs gegen seine Muse bewogen ihn, 1772 zur Advokatur überzugehen. Aber durch diesen Wirkungskreis wenig befriedigt, hieß er seine Ernennung zum Professor der Poetik willkommen. Er † den 11. Mai 1780. Seine letzten Werke sind die Tragödie: „Guzman el Bueno" und das epische Gedicht „Las Naves de Cortés destruidas". Früher schon hatte er ein Lehrgedicht über die Jagd, „Diana, ó arte de la caza" (Madrid 1765), erscheinen lassen. M. ist am ausgezeichnetsten als lyrischer und lyrisch-epischer Dichter, und seine Schilderungen nationaler Sitten und Großthaten, wozu ihn seine umfassende und gründliche Kenntniß der vaterländischen Geschichte und altspanischen Literatur befähigte, sind die trefflichsten. Auch verstand er sich sehr gut auf Handhabung der volksmäßigen Form, besonders der Romanze. Eine Auswahl seiner Werke gab sein Sohn (Barcelona 1821, 3 Bde.) heraus.

2) Leandro Fernandez de M., der spanische Molière genannt, Sohn des Vorigen, geboren am 16. März 1760, mußte nach dem Willen seines Vaters als Juwelier lernen, bildete aber heimlich sein poetisches Talent trefflich aus. Mit einer heroischen Romanze „La toma da Granada" erwarb er sich 1779 das Accessit der Akademie, doch mußte er, zumal nach dem 1786 erfolgten Tod seines Vaters, um sich und seiner Mutter den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, als Juwelier fortarbeiten, bis sich der Graf Cabarrus seiner annahm. Er folgte diesem 1786 als Sekretär nach Paris, wo er unter Goldoni's Leitung sich weiter ausbildete. Nach seiner Rückkehr gewann er die Freundschaft des Friedensfürsten, der ihm durch seinen Einfluß mehre Benefícien und dadurch eine unabhängige Stellung verschaffte. M. bereiste hierauf Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, wurde 1796 im Ministerium des Aeußeren als Translator angestellt und an der Theaterdirektion betheiligt; den Versuch, das Direktorium allein zu führen, gab er bald wieder auf. Als Günstling Godoi's mußte er nach dessen Sturz 1808 flüchten, und erst unter dem Schutz der Franzosen konnte er nach Madrid zurückkehren. Joseph Bonaparte gab ihm eine Anstellung als Bibliothekar, die er aber mit der Räumung Madrids wieder aufgeben mußte. Er gerieth nun in die äußerste Noth, bis er 1816 die ihm entzogenen Einkünfte zurück erhielt. Neue Verfolgungen nöthigten ihn, sich 1817—20 in Paris aufzuhalten, und nachdem er nach Barcelona zurückgekehrt war, trieben ihn die politischen Verhältnisse 1822 abermals nach Frankreich, wo er zuerst in Bordeaux und dann in Paris sich niederließ. Hier † er den 21. Juli 1828. Seine irdischen Reste wurden 1853 auf Befehl der Königin von Spanien nach Madrid gebracht. Seine besten Lustspiele sind: „El viejo y la niña" (1790), „La comedia nueva" (1792), „El baron", „La mogigata", „El Si de las niñas". Sie erschienen, wie seine lyrischen Gedichte, in unzähligen Ausgaben u. wurden in viele Sprachen übersetzt. Wenn sie auch an Originalität und Genialität den Werken der großen Dramatiker Spaniens nachstehen, so läßt sich ihnen doch korrekte Sprache, klare und durchsichtige Komposition, treffliche Zeichnung der Charaktere nicht absprechen. In seinen letzten Lebensjahren war M. theils mit einer Auswahl seiner poetischen Werke (Paris 1825, 3 Bde., 2. Aufl. 1826) beschäftigt, theils arbeitete er an einer Geschichte des Drama's in Spanien, welche die beiden ersten Bände der von der Akademie veranstalteten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (Madrid 1830—31, 6 Bde.) bildet. Eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte gibt Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanas" (Paris 1837, 2 Bde.).

Moratorium (Anstandsbrief, Indult, Literae quinquennales, induciales, dilatoriae, securitatis), eine auf Bitten des Schuldners erlassene landesherrliche oder richterliche Verfügung, wonach jener eine Frist erhält, binnen welcher er von seinen Gläubigern nicht belangt werden kann. Der Schuldner muß zu dem Ende nachweisen, daß er hinreichendes Vermögen besitzt, seine Gläubiger zu befriedigen, daß er aber, wenn er jetzt gezwungen würde, Zahlung zu leisten, insolvent werden würde. Ferner darf der Schuldner nicht durch sein eigenes Verschulden in diese bedrängte Lage gekommen seyn und muß die Gläubiger wegen der späteren Zahlung durch Bürgen oder Pfand sicher stellen. Die Länge der Befristung, welche nach römischem Rechte den Zeitraum von 5 Jahren (daher Quinquennell) nicht übersteigen durfte, hängt wie die nochmalige Verlängerung von den Umständen ab. In manchen Ländern werden die Moratorien als landesherrliche Dispensationen und Gnadensachen behandelt, in anderen sind sie den Gerichten zugewiesen, in noch anderen, wie z. B. im Königreich Sachsen, sind sie durch die Verfassungsurkunde untersagt.

Moraviden, s. Almoraviden.

Morawa, 1) Fluß in Serbien, entsteht aus der Ost- und West-M. Jene entspringt am Glubotingebirge und vereint sich mit der West-M. bei Kruschevacz; Nebenflüsse von ihr sind die Toplicza und die Nissava. Die West-M. entspringt auf dem Ezemernogebirg, und nimmt rechts den Ibar mit Draschka, links die Kirucha auf. Die vereinigten Flüsse nehmen eine nörd-

Digitized by Google

liche Richtung; gegen die Mündung hin trennt sich ein Arm, die Jessava, ab und mündet bei Semendria, während der Hauptarm östlicher in die Donau fällt. Nebenflüsse sind: rechts die Besava, links die Levazka, Lepenieza und Jerenitze. — 2) Fluß in Mähren, s. v. a. March.

Morawiese, Wiese in Schweden, eine Meile von Upsala, wo in alter Zeit die Könige des Landes von der Versammlung der Richter (Morathing) gewählt wurden. In der Mitte der Wiese stand ein großer Stein (Morastein), auf den der König nach der Wahl gehoben ward, rings herum 12 kleinere. Auf oder neben den Morastein wurde nach vollzogener Königswahl jedesmal ein neuer Stein gelegt, auf den das Datum des Wahlakts eingehauen war. Der alte Morastein war schon zu Gustav I. Adolfs Zeiten nicht mehr vorhanden, und jetzt liegen auf dem Platze nur noch einige kleinere Steine mit verwitterten Inschriften.

Morawski, Theodor, Minister der auswärtigen Angelegenheiten während der polnischen Revolution von 1830, war 1797 in Großpolen geboren, studirte zu Warschau und trat 1817 in die Kanzlei des Ministeriums des Innern, mußte aber wegen seiner journalistischen Thätigkeit 1820 den Staatsdienst verlassen. Als er 1825 zur Eröffnung des Reichstags nach Warschau kam, ließ man ihn, als der Theilnahme an der von Lukasinsky gestifteten geheimen Verbindung verdächtig, verhaften, mußte ihn aber, da es an Beweisen gegen ihn fehlte, wieder in Freiheit setzen. Als ihm eine neue Verhaftung drohte, begab er sich nach Frankreich und England. In Paris schrieb er für die „Revue des deux mondes" mehre Artikel über Polens Geschichte und Gesetzgebung. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution wirkte er in Frankreich in ihrem Interesse bis zur Ankunft Kniaziewicz's und Platers, eilte dann nach Warschau und nahm seinen Sitz als Landbote von Kalisch in der Reichsversammlung. Er wurde gegen das Ende der Revolution zum Minister befördert, legte aber diese Stelle nieder, als Krukowiecki mit Paskewitsch in Unterhandlungen trat. Die Katastrophe von Warschau bestimmte ihn, wieder nach Paris zu gehen, wo er seine Schriften: „Sur l'état des paysans en Pologne" (Paris 1833) und „Powstanie Kosciuszki" (das. 1838) herausgab. Sein Bruder, **Theophil**, geboren 1793, war Mitglied der polnischen Nationalversammlung während der Revolution von 1831 und lebt ebenfalls im Exil.

Morba, Mineralquellen in Toskana, entspringen im Val di Cecina aus Kalkstein und Schiefer und sind von verschiedener Zusammensetzung. Die eisenreicheren werden bei Gries- und Steinbeschwerden, Magenschwäche, Dysenterie, Leukorrhöe und Diarrhöe, die wenig oder gar kein Schwefelwasserstoffgas enthaltenden als Bad bei chronischen Rheumatismen, Gicht und in verschiedenen krampfhaften Krankheiten, die Schwefelwasserstoffgas haltigen dagegen bei Hautkrankheiten und allen den Fällen benutzt, in welchen Schwefelthermen indicirt sind. Der Mineralschlamm der Lagunen in der Nähe der Mineralquellen soll besonders bei chronischen Hautkrankheiten von ausgezeichneter Wirksamkeit seyn.

Morbihan, nach dem gleichnamigen, 4 Stunden langen, 1⅞ Stunden breiten Meerbusen des atlantischen Oceans benanntes französisches Departement, Theil der Nieder-Bretagne, ist außer dem Meerbusen noch von den Departements Ille-Vilaine, Loire-inférieure, Côtes du Nord und Finisterre begrenzt und hat einen Flächeninhalt von 128 (124) □Meilen mit 476,171 Einw. Der nördliche Theil des Landes ist bergig durch Ausläufer des Arrégebirgs, das Küstenland aber ist eben, theils morastig, theils mit Heide bewachsen, zum Theil auch fruchtbarer Boden, aber nicht gut angebaut. An der Küste sind viele Buchten (Bai von Pennebe, Halbinsel Quiberon) u. kleine Inseln (Groix, Houat, Hoedic, Belle Isle u. a.). Hauptflüsse sind: die Vilaine, der Auray, der Blavet. Der Kanal von Nantes nach Brest durchschneidet das Departement. Das Klima ist gemäßigt, aber feucht, die Luft meist nebelig. Da es sehr an Holz mangelt, so bedient man sich des Mistes zur Feuerung. Produkte sind: Getreide jeder Art, Hülsenfrüchte, Hanf, Rüben, Obst (besonders Aepfel, aus denen Cider bereitet wird), Wein (von geringer Güte); die gewöhnlichen Hausthiere, Wild, Geflügel, Fische, Bienen; Eisen, Blei, Töpferthon, Mineralquellen. Die Einwohner beschäftigen sich meist mit Landbau und Fischerei, besonders auf Sardellen. Die Industrie ist unbedeutend, doch werden einige Fabriken für Leinwand, Tuch, wollene Zeuche, Hanfgarn, Spitzen, Porzellan, Glas, Leder ꝛc. betrieben. Der vorzüglichste Hafen ist L'Orient, der aber mehr als Kriegshafen dient, der Haupthandelsplatz Nantes. Eingetheilt ist das Departement in die 4 Arrondissements Vannes, Ploërmel, Pontivy, L'Orient. Die Hauptstadt ist Vannes.

Morbilli (lat.), s. Masern.

Morbus (lat.), Krankheit.

Morbus major (lat.), s. v. a. Epilepsie.

Morbus sonticus (lat., bedenkliche Krankheit), nach dem römischen Recht eine Krankheit, wodurch Jemand gehindert wird, seine Obliegenheiten zu versehen; dann auch s. v. a. Epilepsie.

Morcheln, Pilze mit einem fast stets hohlen Strunke und einem fast häutigen, wachsartig-fleischigen, mehr oder minder aufgeblasenen, buchtig-faltigen oder netzig-zelligen Hute, der nur auf der Spitze des Strunkes befestigt ist und auf seiner Oberfläche das Schlauchlager mit den Körnerschläuchen trägt. Sie wachsen nur auf dem Erdboden und erscheinen im Frühjahre auf Rasenplätzen, zwischen dem abgefallenen Laube, an lichten Stellen etwas sandiger Wälder, auf Kalk- und Thonboden, an den Seiten sandiger Wege. Wegen ihres angenehmen Geschmacks sind sie in Deutschland und Frankreich ein beliebtes Gemüse. Man theilt sie in Hutmorcheln und Faltenmorcheln. Die Gattung Hutmorchel (Morchella) zeichnet sich aus durch einen kugelig-, glocken- oder walzenförmigen, mehr oder weniger angewachsenen, wachsartig-fleischigen, außen durch viele Falten in netzförmige Zellen getheilten und von der gefärbten, wachsartigen Fruchtschicht ganz bedeckten Hut auf einem fleischigen, hohlen

Stiel. Zu ihr gehört die gemeine M. (M. esculenta *Pers.*, Mauroche, Speisemorchel), mit einem etwa 1 Zoll hohen Strunke u. einem oft rundlich-eiförmigen, seiner ganzen Länge nach angewachsenen, blaß-gelbbraunen oder löwengelben Hute, ist weit über Europa, Asien und Nordamerika verbreitet, liebt sandigen Boden auf schattigen Triften, in Gärten und Wäldern und erscheint besonders nach warmem Regen. Die Form mit kegelförmigem Hute nennt man Spitzmorchel (M. conica *Pers.*, kegelförmige M.), zu welcher die böhmische Hutmorchel (M. bohemica), die in Prag unter dem Namen Katzenky in großer Menge zu Markte gebracht und auch ausgeführt wird, gehört. Sie ist 4—8 Zoll hoch und hat einen fingerhutförmigen, stumpfen, weißrandigen Hut mit länglichen, schmalen, vielgestaltigen Feldern. Zur Gattung Faltenmorchel (Helvella), mit aufgeblasenem, buchtig-faltigem, aber nicht in Felder abgetheiltem Hute, gehört die gemeine Faltenmorchel (Helvella esculenta, gemeine Morchel, Stockmorchel, Stumpfmorchel, Breitmorchel, Hasenmorchel), die, gesellschaftlich, 1—3 Zoll hoch wird und auf weißlich-zottigem Strunke einen unförmlichen, weit aufgeblasenen, abgerundeten oder lappigen, braunen, unterhalb weiß-zottigen Hut trägt. Die M.n werden theils frisch, theils getrocknet als Zuthat zu Suppen, Saucen, Gemüse auf mehrfache Art zubereitet. Getrocknet lassen sie sich lange aufbewahren. Das Trocknen geschieht so, daß man sie, mittelst einer Nadel an Schnuren gereiht, an einem luftigen Orte aufhängt. Sehr haltbar und sicher gegen Ungeziefer bleiben sie, wenn man sie getrocknet in abwechselnden Schichten mit Salz in ein Glas einlegt und dieses zubindet. Vor dem Gebrauche muß man sie dann gut mit Wasser abspülen. Will man übrigens die M.n bloß dazu benutzen, andern Speisen einen angenehmen Geschmack zu ertheilen, so ist es am besten, sie zu pulvern und dies Pulver in wohlverschlossenen Gläsern aufzubewahren.

Mord (homicidium dolosum praemeditatum), die in Folge eines mit Vorbedacht gefaßten Entschlusses oder mit Ueberlegung und planmäßig ausgeführte gesetzwidrige Tödtung eines Menschen. Das Erforderniß der Prämeditation oder der Planmäßigkeit unterscheidet ihn wesentlich von dem Todtschlag, d. i. der im Affekte, in der Hitze der Leidenschaft beschlossenen und ausgeführten Tödtung (homicidium ex iracunda et calore animi), der kulpösen Tödtung (homicidium culposum), welche bei einer Handlung erfolgt, die an sich mit der Absicht, zu schaden, zu verletzen oder wehe zu thun, verknüpft ist, wobei aber der Beschädigende den Zweck nicht gehabt hat, das Leben zu nehmen, und der Tödtung aus Fahrlässigkeit (homicidium fortuitum), wenn der Tod eines Menschen durch aus Nachlässigkeit, Unvorsichtigkeit oder Ungeschicklichkeit verübte Handlungen oder Unterlassungen bewirkt worden ist. Dem eigentlichen M.e kommt es sehr nahe, wenn der Thäter vorsätzlich solche Handlungen unternahm, wobei er sich zwar der Absicht zu tödten nicht bestimmt bewußt war, welche aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge den Tod herbeiführen konnten und wo auch dieser Erfolg der Absicht des Thäters nicht entgegen war. Bei der Tödtung aus reinem unverschuldeten Zufall findet keine Zurechnung Statt. Der M. erfordert, wie jedes Verbrechen der Tödtung, zu seiner Vollendung einen lebenden Menschen, an welchem er begangen wird. An Mißgeburten ohne menschliche Gestalt und Anlage, an unreifen, lebensunfähigen Geburten, an Todten und Thieren kann kein M. begangen werden. Ferner muß durch die mit Vorbedacht ausgeführte verbrecherische Handlung selbst und allein der Tod auch wirklich erfolgt seyn; der Tod muß nach den Gesetzen des Kausalzusammenhangs auf die verbrecherische Handlung als Ursache zurückgeführt werden können. Ist derselbe erst durch das Hinzukommen von zufälligen Ereignissen mitbewirkt worden, so wird dadurch die Tödtung als unmittelbare Folge der verbrecherischen Handlung in Frage gestellt und diese mithin nur als Mordversuch bestraft werden können. Auf den Inhalt des Beweggrundes zur vorsätzlichen Tödtung, ob er in sittlicher Hinsicht mehr oder minder verwerflich war, kommt bei der rechtlichen Beurtheilung nichts an. Manche Arten des M.s werden durch die Art der Ausübung (gedungener M. oder Banditenmord, Gift- und Meuchelmord), durch den Zweck (Raubmord) und durch den Gegenstand (Verwandten- u. Gattenmord) ausgezeichnet und härter bestraft, wogegen aus besonderen Gründen die von der Mutter an ihrem unehelichen neugeborenen Kinde begangene Tödtung (s. Kindesmord) nicht als eigentlicher M. bestraft zu werden pflegt. In den justinianischen Pandekten wird der einfache M. mit der Todesstrafe und Konfiskation des gesammten Vermögens bedroht; Leute niedrigen Standes sollen den wilden Thieren vorgeworfen, von höherem Stande dagegen deportirt werden. Den Mördern gleichgestellt werden die Ueberläufer und diejenigen, welche Dritte ihrer Manneskraft böswillig beraubt haben. Die peinliche Halsgerichtsordnung Art. 157 straft den Mörder als einen „fürsätzlichen muthwilligen" Verbrecher mit dem Rade, den Todtschläger aus Jähzeit und Zorn mit dem Schwerte. Die neuen Gesetzbücher setzen auf den M. entweder die Todesstrafe, oder wo diese faktisch abgeschafft ist, lebenslängliche Zuchthausstrafe. Ueber den von den hier dargestellten Arten des Mordes ganz verschiedenen Selbstmord (s. d.).

Mordant (französ.), der Grund zum Vergolden und Versilbern, in der Musik s. v. a. Mordent.

Mordbrand, s. Brandstiftung.

Mordent (Beißer, franz. pince), eine Manier der Tonverzierung, bei welcher der Hauptton mehrmals mit der nächst darunter liegenden Stufe schnell abwechselt, dergestalt, daß der wesentliche Melodieton stets Hauptton in der Takteintheilung bleibt.

Mordgänge, s. Mine.

Mordschläge, ehedem etwa 3—4 Zoll lange, an einem Ende zugeschmiedete u. mit einem Zündloche versehene Flintenlaufstücke, welche man mit mehren Kugeln geladen in die Brand- u. Leuchtgeschosse steckte, um den Feind abzuhalten, dieselben zu löschen.

Digitized by Google

Mordsucht (Mordmonomanie, Amentia s. Vesania homicidaria), Bezeichnung eines Zustandes, in welchem der Mensch, bald unter den erkennbaren Symptomen einer Seelenstörung, bald aber auch bei sonstigem psychischen Ungestörtseyn, von einem mehr oder minder heftigen Triebe zum Tödten beherrscht wird, gehört in die Kategorie des partiellen Wahnsinnes und stimmt mit andern Monomanien, wie der Sucht zum Stehlen, zum Selbstmorden und zum Feueranlegen im Wesentlichen überein. Nach Esquirol lassen sich zwei Hauptformen dieser M. unterscheiden. In der ersten Form wird der Mord durch eine innere, aber auf falsche Schlüsse und Urtheile sich stützende Ueberzeugung, durch eine Exaltation der verirrten Einbildungskraft, durch ein verkehrtes Raisonnement, oder durch Leidenschaft im Delirium hervorgerufen. Die Beweggründe zur That sind daher sehr verschieden, indem sie bald aus der fanatischen Ansicht, sich oder Andere durch die Bluttaufe zu reinigen, oder eine geliebte Person durch den Tod zum Engel u. dgl. zu machen, bald aus Unwillen, Haß, Rache und Eifersucht, bald aus Lebensüberdruß, bald aus Sinnestäuschungen ꝛc. entspringen. Bei näherer Untersuchung zeigen diese Individuen mehr oder weniger deutliche Symptome einer zerstörten Intelligenz und gesteigerte Leidenschaftlichkeit, so wie gewöhnlich auch einer krankhaften Reizbarkeit des Nervensystems und sonstiger psychischer Leiden. In der zweiten Form der M. hingegen kann man keine Störung der Funktionen des Geistes und des Gemüthes wahrnehmen. Der Mensch wird durch eine unwiderstehliche Macht, durch einen blinden Antrieb, der seinen freien Willen hemmt, zum Handeln gezwungen; er begeht das Verbrechen ohne Interesse, ohne irgend einen bestimmten Beweggrund und absichtslos. Die M. ist an Individuen beiderlei Geschlechts und nicht allein an Erwachsenen, sondern sogar an Kindern von 8, 9, 11 Jahren ꝛc. beobachtet worden. Die Ursachen sind meist somatischer Natur, denn die Erfahrung lehrt, daß dem krankhaften Seelenzustande, in welchem der Mordtrieb periodisch sich regt, Kopfschmerzen, Magenbeschwerden, Schmerzen im Unterleibe ꝛc. vorangehen, oder daß diese Symptome mindestens zugleich mit der fraglichen Monomanie exacerbiren. Mordversuche oder wirklich ausgeführte Mordthaten in diesem Zustande sind nach den allgemeinen Grundsätzen der gerichtlichen Medicin und der Strafrechtslehre nicht zuzurechnen; doch ist die gerichtsärztliche Ermittelung, ob der Thäter auch wirklich an einer solchen Monomanie leidet, oder in die Klasse der Verbrecher gehört, oft ziemlich schwierig, besonders in den Fällen, in welchen der Antrieb zum Morden sich nicht allgemein gegen alle Mitmenschen, als eigentliche Mordwuth, sondern bloß auf bestimmte Personen beschränkt äußert und sich noch Umstände hinzugesellen, die den Einfluß einer aufgereizten Leidenschaft des Thäters nicht ausschließen.

Mordwinen, Volk, s. Finnen.

More, Miß Hannah, englische Schriftstellerin, die Tochter eines Schulmeisters zu Stappleton in Gloucestershire, wo sie 1745 geboren war, erregte schon als 12jähriges Mädchen durch Scharfsinn und Gelehrigkeit allgemeine Aufmerksamkeit und trat bereits im 17. Jahre mit einem Schäferschauspiel „The search after happiness" auf, das in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte und dem im nächsten Jahre das Trauerspiel „The inflexible captive" folgte. Der ältere Sheridan und der Astronom Ferguson machten zuerst auf ihr Talent aufmerksam, und ein reicher Gutsbesitzer, Namens Turner, setzte ihr ein Jahrgehalt aus, wodurch sie in den Stand gesetzt ward, in London literarischer Beschäftigung obzuliegen. Von Garricks Talent hingerissen, schrieb sie eine Schilderung dieses Künstlers und seiner Leistungen. Garrick führte die junge Schriftstellerin in jenen berühmten Kreis ein, der damals die hervorragendsten Geister Englands, Reynolds, Burke, Johnson u. A. vereinigte. Im J. 1777 erschien ihre Tragödie „Percy", die ihr das für die damalige Zeit außerordentliche Honorar von 750 Pfd. eintrug. Zwei Jahre später schrieb sie ihr drittes und letztes Trauerspiel „The fatal falsehood", das wenig Beifall fand. Da um diese Zeit auch Garrick starb, so zog sie sich von der Bühne zurück, die sie später als „das lasterhafteste aller literarischen Institute" verabscheute. Sie begab sich nach Cowslip-Green bei Bristol und später nach Barley-Grove, wo sie in Verbindung mit ihren Schwestern eine Erziehungsanstalt errichtete, worin die umwohnende verwahrloste Jugend in der Religion unterrichtet ward. Sie war hier viele Jahre als Lehrerin thätig und stand in hohem Ansehen. In der letzten Zeit ihres Lebens führte sie ihre Unduldsamkeit gegen alles Weltliche bis zu Lächerlichkeiten und Thorheiten. Nach dem Tode ihrer Schwestern zog sie sich nach Clifton zurück, wo sie den 7. Dec. 1833 †. Ihre späteren schriftstellerischen Werke sind der Religion, Sittlichkeit und Erziehung gewidmet und zum Theil in die Form des Romans gekleidet. Sie war ausgezeichnet im sprachlichen Ausdruck, besaß eine lebhafte Phantasie und treffenden Witz, entbehrte aber der poetischen Produktionskraft und klammerte sich ängstlich an die bestehenden Formen. Vgl. Roberts, Memoirs of the life and correspondence of Mrs. H. M., Lond. 1834, 4 Bde.

Morea, seit der Zeit des Mittelalters und wahrscheinlich schon seit dem 4. Jahrhundert gebräuchlicher Name der großen griechischen Halbinsel, welche die Alten nach Pelops Peloponnesus nannten. Man leitet den Namen gewöhnlich von der maulbeerblattähnlichen Gestalt der Halbinsel ab, Andere aber, wie Fallmerayer, führen ihn auf das slavische Wort more, d. i. Meer, zurück. M. ist der südlichste Theil Griechenlands und hängt nördlich durch die schmale korinthische Landenge (Isthmus) mit Hellas oder Livadien zusammen. Die Angaben der Größe des Landes schwanken zwischen 390 und 400 □Meilen. Das Kap Matapan ist der südlichste Punkt, welcher mit Gibraltar unter derselben Breite liegt. Auf der Westseite des Isthmus streckt sich der Golf von Lepanto, auf der östlichen Seite der Golf von Egina aus. Schon die griechischen Kaiser bauten 1413 eine fast 2 Meilen lange Mauer auf der Landenge, das sogenannte Heramilion oder Examilo, welches die

Venetianer mit 136 Thürmen verstärkten, das aber jetzt in Trümmern liegt. M. ist ein durch seine Lage und Schönheit ausgezeichnetes Gebirgsland, in dessen Mitte das 2000 Fuß hohe Plateau von Arkadien sich erhebt, ringsum von Gebirgen umschlossen, worunter auf der Nordseite der Zyria oder Cyllene (7266 Fuß) aufsteigt und auf der Südseite der Bergzug des Taygetus oder Pentedaktylon (7640 Fuß) bis zum Kap Matapan läuft. M. bildet wiederum vier Halbinseln: eine auf der Nordostseite zwischen den Meerbusen von Egina und Napoli und drei auf der Südseite, die durch die Busen von Kolokythia und Koron von einander geschieden sind. Unter den Flüssen sind die bedeutendsten: der Vasiliko (Eurotas), welcher südlich sich in den Meerbusen von Kolokythia ergießt, der Rufia (Alpheus), der westlich dem jonischen Meere zufließt, u. der Gastuni (Peneus), der in derselben Richtung strömt. Nach der zum Theil gewaltsamen, zum Theil unvorsichtigen Ausrottung der meisten Wälder ist das Land weniger gesund, heißer und dürrer als im Alterthume. Wo Bewässerung möglich ist, herrscht noch immer große Fruchtbarkeit; aber der Anbau ist überaus dürftig. Die Städte sind fast nur noch Trümmerhaufen mit wenigen Bewohnern, viele Dörfer verlassen und die Bevölkerung, früher auf 5—600,000 Seelen geschätzt, war durch die Barbarei der Türken bis auf 200,000 Seelen herabgebracht. Nach dem Census von 1851 belief sich die Bevölkerung wieder auf 506,303 Seelen, bis auf wenige Albanesen und Franken sämmtlich Griechen. Die wichtigsten Produkte bestehen in Oliven, in roher Seide, Baumwolle, Reis, Feigen und anderen Südfrüchten, Wein und Korinthen. Auch wird starke Bienenzucht und auf den Gebirgen in der Mitte des Landes einträgliche Viehzucht getrieben. Die Verarbeitung der Naturprodukte ist noch in ihrer Kindheit begriffen. Kaum findet man hier die nothwendigen Handwerke. M. umfaßt die Nomarchien Argolis, Korinth, Lakonien, Messenien, Arkadien, Achaja und Elis.

Die ältere Geschichte M.'s fällt mit der des alten Griechenlands zusammen. Als Bestandtheil des oströmischen Reichs bildete es eine eigene, von Strategen verwaltete Provinz. Nachdem es schon zur Zeit der Völkerwanderung von den Gothen unter Alarich u. von den Vandalen durchzogen und verheert worden war, wurde es in der 2. Hälfte des 8. Jahrh. die Beute einwandernder Slavenhaufen, die sich das größtentheils durch Kriege und Pest verwüstete Land unterwarfen und sich namentlich am Fuße des Taygetus festsetzten. Es entstanden in dieser Zeit neben den althellenischen Stadtgemeinden slavische Gemeinwesen, welche sich unter eigenthümlicher Stammverfassung nach und nach zu besonderen Distrikten (Znpanien) vereinigten, nach und nach aber von den byzantinischen Griechen unterworfen und gräcisirt wurden. Noch immer liefern Orts-, Fluß- und andere Namen slavischen Ursprungs den Beweis, wie weit verbreitet die slavische Herrschaft war. Allmählig aber begann durch die Verschmelzung der slavischen und hellenisch-romäischen Bevölkerung zu einem Ganzen eine regsame Betriebsamkeit und ein lebendiger Verkehr in den Seestädten M.'s, die dadurch zu großem Wohlstande emporblühten und den jetzt beginnenden Versuchen der Araber, in M. festen Fuß zu gewinnen, erfolgreichen Widerstand entgegensetzten. Dagegen erschütterten die Bulgarenstürme, wie Macedonien und Thracien, so auch Hellas und einen Theil M.'s (995). Gefährlicher noch waren die Angriffe, mit denen vom Ende des 11. Jahrhunderts an die Normannen Griechenland heimsuchten. Indeß gehörten Hellas und M. in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts immer noch zu den blühendsten Provinzen des byzantinischen Reichs, bis die von den fränkischen Kreuzfahrern veranlaßten Kämpfe des 13. Jahrhunderts den neuen Wohlstand in der Periode seiner jugendlichen Entwickelung wieder vernichteten. Zwar scheiterte der Versuch des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, von Thessalonich aus in M. einzudringen, an den starken Mauern Korinths und Napoli's (1204); zu derselben Zeit aber stieg Wilhelm von Champlitte mit einer Schaar fränkischer Ritter bei Patras ans Land, eroberte schnell nach einander Andravida, Korinth, Argos bis auf die sehr festen Burgen und ward von den Städten und Grundbesitzern in Elis und Messenien als Herr von M. anerkannt. Was sich nicht freiwillig unterwarf, wie die befestigten Küstenorte Ponticus, Modon, Koron, Kalamata und Arcadia, ward mit Gewalt genommen, und ein entscheidender Sieg über ein aus hellenischen und slavischen Bewohnern des Binnenlandes gebildetes Heer bei dem Olivenwalde von Kondura gründete die Herrschaft der Franken über den westlichen Theil von M. bis zu dem Fuße des Taygetus (1205). Als Champlitte kurz darauf Familienangelegenheiten halber nach Frankreich zurückkehrte, vertheilte er auf einer allgemeinen Versammlung zu Andravida das eroberte Land nach abendländischer Sitte unter seine Ritter zu Lehen und übertrug die Oberlehnsherrschaft seinem Stellvertreter, Gottfried von Villehardouin, auf so lange, bis er einen neuen Statthalter aus seiner Familie nach M. schicken werde, und unter der Bestimmung, daß, wenn der neue Statthalter nicht vor Ablauf eines Jahres eintreffe, die Oberlehnsherrlichkeit dem Hause Villehardouin erblich verbleiben solle. Zum Behufe der Vertheidigung des Landes ward nach fränkischen Feudalgesetzen der Heerbann eingeführt, als Norm rechtlicher Entscheidungen aber das Gesetzbuch der Assisen von Jerusalem angenommen, wogegen in geistlichen Dingen durch die Einführung des lateinischen Ritus bald das kanonische Recht und die Jurisdiktion des römischen Stuhls Geltung erhielt. Gottfried von Villehardouin erweiterte und befestigte durch fortgesetzte Eroberungen, sowie durch milde Behandlung der Unterworfenen seine Macht mehr und mehr, so daß er, als ein Ritter, Namens Robert, als Statthalter erschien, durch den Ausspruch seiner Ritter zum Oberherrn von M. erklärt wurde. Der 1261 nach Konstantinopel zurückgekehrte griechische Kaiser Michael VIII. Paläologus eroberte zwar einen Theil M.'s zurück, der ein

Digitized by Google

eigenes Despotat bildete; das Fürstenthum Achaja blieb aber als Lehn des Königreichs Sicilien bei der Familie Villehardouin bis 1346, wo es nach Erlöschung des Mannsstammes durch eine Menge auftretender Prätendenten in eine Verwirrung gebracht wurde, die es den Osmanen leicht machte, sich des größten Theils zu bemächtigen (1460). Dagegen blieben Modon, Koron, Argos, Napoli di Romania und einige andere wichtige Punkte im Besitz der Venetianer und wurden Veranlassung erbitterter Kämpfe zwischen der Republik Venedig und dem Sultan. Erst nachdem alle Cykladeninseln der türkischen Herrschaft einverleibt worden waren, verstand sich Venedig im Frieden von 1540 zur Räumung seiner letzten Besitzungen auf dem griechischen Festlande, Napoli und Monembasia, sowie aller bisher besetzt gehaltenen Punkte im Archipel. Zwar ward durch den berühmten Seesieg bei Lepanto (7. Oktober 1571), die Seemacht der Osmanen auf lange Zeit vernichtet, allein die Ungunst der Jahreszeit und noch mehr Uneinigkeit verhinderten die Verbündeten an kluger Benutzung dieses Sieges, und als im folgenden Jahre Selim wieder eine Flotte aussandte, waren die Unternehmungen der Venetianer gegen sie so unglücklich, daß Venedig sich genöthigt sah, um Frieden nachzusuchen, den es 1573 nur mit der förmlichen Verzichtleistung auf seine Ansprüche auf seine Besitzungen in Griechenland erkaufen konnte. M. bildete seitdem ein türkisches Sandschak mit der Hauptstadt Tripolizza, welches von dem zu Modon residirenden Mora-Bey unter der Jurisdiktion des Beglerbeg von Griechenland verwaltet wurde. Nachdem sich Venedig 1684 dem Bündniß gegen die Pforte angeschlossen, eroberte der venetianische Feldherr Morosini ganz M., das durch den Frieden von Carlovicz (1699) förmlich wieder an die Republik Venedig fiel. Aber schon 1714 ward die ganze Halbinsel fast ohne Schwertstreich von den Türken wieder erobert, und der Friede von Passarowitz (21. Juli 1718) bestätigte dieselben in dem Besitz. Von nun an theilte die Halbinsel die Geschicke Griechenlands (s. d.). Vergl. Buchon, Recherches et matériaux pour servir à une histoire de la domination française aux XIII., XIV. et XV. siècles dans les provinces de l'empire grec, 2 Bde., Paris 1840, und Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel M., 2 Bde., Stuttgart 1830 bis 1836.

Morea Kavak, s. Dardanellen.

Moreas, halbseidene, gestreifte, zu Frauenkleidern gebrauchte Lustrine, werden besonders in Lyon und vielen sächsischen Fabriken verfertigt.

Moreau, Jean Victor, nach Bonaparte der größte General der französischen Republik, den 11. Aug. 1761 zu Morlaix im Departement Finisterre von bürgerlichen Aeltern geboren, war zum Advokaten bestimmt und kam im 17. Jahre auf die Rechtsschule zu Rennes. Als in dem Streite des Parlaments mit dem Minister Loménie de Brienne 1787 die Studenten gegen die Besatzung der Stadt, welche gegen das renitente Parlament einschreiten sollte, die Waffen ergriffen, stellte er sich an die Spitze derselben; als aber im folgenden Jahre das Parlament sich der Berufung der Generalstaaten widersetzte, erklärte er sich im Namen der bewaffneten Bürger von Rennes und Nantes gegen dasselbe. Von den Bürgern seiner Entschlossenheit und Gesinnung wegen geachtet, ward er beim Ausbruch der Revolution von dem in Rennes gebildeten Freiwilligenbataillon zum Anführer gewählt. Als solcher wohnte er dem Feldzuge von 1793 unter Dumouriez bei und zeichnete sich so sehr aus, daß er schon 1794 mit dem Range eines Brigadegenerals bekleidet wurde. In dieser Eigenschaft leitete er den Angriff auf die Preußen bei Pirmasens. Bald darauf zum Divisionsgeneral ernannt, eroberte er Menin, zwang Ypern zur Kapitulation, besetzte Brügge und Ostende und nahm Nieuport, wo er die von Robespierre befohlene Niedermetzlung der gefangenen Holländer und Engländer verhinderte. Die Hinrichtung seines 74jährigen Vaters, die an demselben Tage (28. Juli 1794) erfolgte, an welchem M. mit unglaublicher Kühnheit die Insel Cadsand in Flandern wegnahm, bewog ihn zu dem Entschluß, Frankreich zu verlassen, und nur Pichegru's Freundschaft konnte ihn bestimmen, zu bleiben. Während Pichegru's Kränklichkeit von diesem mit dem Oberbefehl betraut, schob er zum Erstaunen Europa's die Nordarmee über die gefrorene Waal vor und nahm Holland ein. Am 3. März 1795 übertrug ihm daher der Konvent das Oberkommando der Nordarmee, und nach dem Frieden zu Basel erhielt er an Pichegru's Stelle das Kommando über die vereinigte Rhein- und Moselarmee. Während Jourdan siegreich bis nach dem fränkischen Kreise vordrang, warf M. Wurmser bis Mannheim zurück, schlug Latour bei Rastatt und verfolgte den Erzherzog Karl von da über Heidenheim bis nach Ettlingen, wo er abermals siegte und nun über den Schwarzwald auf dem rechten Donauufer bis nach Regensburg sich ausbreitete. Als er aber das Treffen bei München verlor, sah er sich um so mehr zum Rückzug genöthigt, als Jourdan bei Neumark und Amberg besiegt worden war und die französischen Besatzungen sich in den Festungen am Oberrhein nicht zu halten vermochten. Er führte diesen Rückzug so meisterhaft aus, daß derselbe in der Kriegsgeschichte fort und fort als epochemachend gelten wird. M. zog sich, da der Erzherzog Karl zwischen den Franzosen und dem Rhein stand, auf den Lech zurück, warf den Grafen Latour, der ihm auf dem Fuß folgte, bei Schussenried und Biberach zurück, drang durch das Höllenthal des Schwarzwaldes und erreichte, obgleich er auf den Höhen von Schlingen noch einmal mit der ganzen koncentrirten Armee des Erzherzogs Karl zu kämpfen hatte, Ende Oktobers den Rhein, auf dessen linkem Ufer, nachdem bei Breisach der Uebergang genommen war, er sich hielt und den Erzherzog Karl noch durch die Besetzung Breisachs und Kehls beschäftigte. Im J. 1797 überschritt M. abermals den Rhein bei Gamsheim, nahm nach dem blutigen Gefecht bei Diersheim Kehl und drang bis nach Lichtenau vor, wo er die Kunde von den bereits abgeschlossenen Präliminarien zu Leoben erhielt (23. April). M. hatte in einem österreichischen Bagagewagen eine zwischen Condé und Pichegru geführte ver-

räthérische Korrespondenz gefunden, dieses aber aus Freundschaft für letzteren verschwiegen; erst am 17. Fructidor, als der entscheidende Parteienkampf ausbrechen sollte, theilte er dem Direktorium seine Entdeckung mit. Obwohl es nun in jener Korrespondenz ausdrücklich hieß, daß man auf M.'s Mitwirkung nicht rechnen dürfe, blieb er doch verdächtig und verlor nach dem 18. Fructidor sein Kommando. Er lebte nun zu Passy den Wissenschaften, bis er Ende 1798 zum Inspecteur général bei der italienischen Armee ernannt und im April 1799 dem General Scherer beigegeben wurde. Nach der Schlacht bei Magnano übernahm er auf Bitten der Generale den Oberbefehl über die von Suwarow bedrängte und der Auflösung nahe Armee. Trotz der ihm weit überlegenen Anzahl der Feinde (Suwarow stand mit 80,000 gegen die kaum 28,000 Mann starken Franzosen) führte er diese von der Adda über den Tessino und schlug die Russen bei Bassignano. Hierauf hielt er sich im Gebirge bei Genua und bewerkstelligte durch klug verdeckte Märsche eine Vereinigung mit Macdonald, der sich von Neapel heraufbewegte, bei Marengo, wurde aber durch dessen Niederlage bei Piacenza außer Stand gesetzt, weiter gegen den Feind zu operiren. Als er bei Novi den Kampf gegen Suwarow wieder aufnahm, erhielt er seine Abberufung zu der gleichfalls desorganisirten Rheinarmee. Doch wohnte er der Schlacht noch auf Joubert's Veranlassung bei, der ihn im Kommando ablösen sollte, und übernahm nach dessen Tod, der gleich beim Beginn der Schlacht erfolgte, wiederum den Oberbefehl. Ehe sich M. nach dem Rhein begab, reiste er nach Paris, wo er das Direktorium im Verscheiden fand. Er selbst lehnte es ab, an die Spitze des Staats zu treten, weil er das Regieren nicht verstehe, erklärte sich jedoch bereit, unter Bonaparte mit zum Sturz des Direktoriums zu wirken. Nach dem 18. Brumaire, an dem er mit 500 Mann die Directoren bewachte, erhielt er den Oberbefehl über die Rheinarmee und schuf mit Carnot ein neues Heer von 90,000 Mann, mit welchem er zum dritten Mal (Ende April) bei Stein über den Rhein ging. Das Verhalten M.'s als Oberbefehlshaber der Donau- und Rheinarmee kreuzte nicht selten Bonaparte's Pläne, was zwischen beiden mancherlei Eifersüchteleien veranlaßte, die indeß noch beseitigt wurden, indem M. die Mittel zu freier und selbstständiger Führung des Kriegs erhielt. Er rechtfertigte bald das ihm geschenkte Vertrauen. Seit dem 2. Mai hatte er die Oesterreicher, die unter Kray etwa 120,000 Mann stark ihm gegenüber standen, in einer Reihe glücklicher Gefechte bei Stockach, Engen, Möskirch, Biberach vom Bodensee bis nach Ulm zurück gedrängt und Napoleon den Uebergang über den St. Gotthard ermöglicht. Darauf warf er die Oesterreicher aus ihrer sichern Stellung im Lager von Ulm heraus, drang über die Donau und bahnte sich durch die Siege bei Höchstädt, Nördlingen und Neuburg den Weg bis Regensburg, worauf die Oesterreicher am 15. Juli mit ihm den Waffenstillstand zu Parsdorf schlossen, der ihm den Besitz alles Landes zwischen der Isar, den beiden Donauufern und dem Rhein sicherte. Als sich aber bis November die Friedensunterhandlungen zerschlugen, gewann M., während Brune in Italien siegte, am 3. Dec. die Schlacht bei Hohenlinden, die ihm den Weg in das Herz von Oesterreich öffnete und den Frieden zu Luneville herbeiführte. Nach Beendigung dieser glorreichen Feldzüge zog sich M., der in Paris mit großem Enthusiasmus empfangen wurde, auf sein Landgut Grosbois zurück und lebte als Privatmann. Napoleon selbst nannte ihn einen „vollendeten Feldherrn" und überreichte ihm, als jener zum ersten Mal bei ihm erschien, ein Paar Pistolen mit den Worten: „Einige Ihrer Siege, Bürgergeneral, stehen darauf, aber nicht alle; es hätten sonst weniger Diamanten darauf Platz gefunden!" Als ihm der Oberkonsul jedoch durch Duroc den Oberbefehl über die Armee, welche zur Landung in England bestimmt war, antragen ließ, lehnte M. nicht nur diesen ab, sondern sprach sich in einem Briefe auch sehr freimüthig gegen das ganze Unternehmen aus, wodurch er den ersten Konsul aufs Empfindlichste beleidigte. Durch die Spione, mit welchen Bonaparte den General umgab, wurde M. immer mehr zu leidenschaftlichen Aeußerungen gereizt und gefiel sich darin, den strengen Republikaner zu spielen, während die Staatsform immer monarchischer wurde. Als in der Untersuchung über das angeblich von Pichegru und Cadoudal gegen das Leben des ersten Konsuls gestiftete Komplot mehre Mitschuldige Aussagen gegen M. machten und einige Briefe dies zu bestätigen schienen, ward er am 4. Febr. 1804 verhaftet und in den Temple gesetzt. Er leugnete in den ersten Verhören, daß er Pichegru auch nur gesehen, gestand aber in einem Schreiben an Bonaparte, daß ihm von Pichegru zweimal Eröffnungen gemacht worden seyen, er aber von dem Komplot selbst nichts wisse. Dennoch wurde er mit den übrigen Angeschuldigten vor eine Specialkommission gestellt und des Hochverraths angeklagt. Man beschuldigte ihn, daß er sich habe zum Diktator aufwerfen wollen, um die Bourbons zurückzuführen. Die Verhandlungen begannen am 26. Mai 1804. Von den 140 Zeugen hatten vorher 6 gegen ihn ausgesagt, die aber bis auf einen, den Armeelieferanten Roland, vor den Richtern ihre Aussagen bedeutend modificirten. Im Publikum sprach sich nicht bloß viel Theilnahme für M. aus, sondern man drang Nachts mit Gewalt in sein Gefängniß, um ihn zu befreien. Allein M. war nicht zu bewegen, es zu verlassen. Auch im Militär war die Stimmung durchaus günstig für ihn; Lecourbe und Macdonald sprachen sich entschieden für ihn aus. Als unter diesen Umständen auch im Gericht mit 7 gegen 5 Stimmen seine Freisprechung erfolgte (7. Juni 1804), ließ Bonaparte, dem es darauf ankam, ihn schuldig zu finden, die Richter durch Savary so lange bearbeiten, bis sie ihn mit 2 Jahren Gefängniß bestraften. Nur drei Richter blieben bei ihrem ersten Urtheil auf Nichtschuldig. Das Urtheil, das M. mit fester Ruhe hinnahm, rief indessen so große Bewegung im Volke hervor, daß Bonaparte die Strafe in Verbannung verwandelte. M. schiffte sich, von Savary nach Cadix geleitet, 1805 nach Nordamerika ein und siedelte sich in Morisville bei Trenton in Newjersey an, wohin ihm auch seine Gemahlin folgte.

Digitized by Google

Den Winter verlebte er meist in Newyork. Kurz vor dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland verlor er sein Haus durch eine Feuersbrunst, und schnell darauf starb ihm auch sein Sohn. Unter diesen Umständen nahm er, nachdem er schon einmal eine Einladung seines Freundes, des Kronprinzen von Schweden, abgelehnt, eine Aufforderung des Kaisers Alexander an, Napoleon zu bekämpfen, verließ in Begleitung eines russischen Agenten heimlich die Vereinigten Staaten und landete am 26. Juli 1813 in Gothenburg. Von hier aus eilte er nach Stralsund zu dem Kronprinzen von Schweden und suchte den Kaiser Alexander in Prag auf, der ihn zu seinem Generaladjutanten ernannte. In Alexanders Gefolge wohnte er der Schlacht bei Dresden bei. Als er am 27. August beim Rückzug der Verbündeten bemerkte, daß Napoleon den linken Flügel derselben umgehen wollte, eilte er zu dem Kaiser Alexander, der hinter einer preußischen Batterie mitten im Centrum hielt, um ihn darauf aufmerksam zu machen. Während er noch mit dem Kaiser sich unterredete, zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel beide Beine. Man amputirte ihn und schaffte ihn über das Gebirg nach Böhmen, wo er zu Laun am 2. Sept. 1813 †. Der Kaiser Alexander ließ seinen Leichnam feierlich in Petersburg beerdigen, beschenkte seine Wittwe mit ½ Mill. und gab ihr eine Pension von 30,000 Rubel. Auch Ludwig XVIII. ehrte sie später durch die Verleihung des Titels einer Marschallin und ließ M. ein Denkmal in Paris errichten. Das Denkmal für ihn, das auf der Höhe von Reckniz steht, deckt nur die beiden Beine M.'s und ist 1814 von dem russischen Fürsten Repnin errichtet worden. Vgl. Hasse, Victor M. und seine Todtenfeier, Dresden 1815.

Morella, Stadt in der spanischen Provinz Valencia, hat ein festes Schloß auf einem hohen Felsen, Klöster, Hospitäler, Tuchfabriken und 6000 Einw.

Morellen, s. v. a. Amarellkirschen, s. Kirschbaum.

Morellet, André, französischer Schriftsteller im philosophischen und politischen Fache, geboren den 7. März 1727 zu Lyon, erhielt den ersten Unterricht bei den Jesuiten in seiner Vaterstadt, studirte darauf in Paris und ging als Hofmeister nach Italien. In Rom bearbeitete er einen Auszug aus Eymerics „Directorium inquisitorium", den er nachher unter dem Titel „Manuel des inquisiteurs" (Par. 1762) erscheinen ließ. Nach seiner Rückkehr nach Paris trat er mit den Häuptern der encyklopädistisch-philosophischen Schule in Verkehr und zog sich durch seine Vertheidigung der Encyklopädisten gegen Palissot ein halbes Jahr Gefängniß in der Bastille zu. Auf Malesherbes' Betrieb gab er 1766 eine Uebersetzung von Beccaria's Werk „Dei delitti e delle pene" heraus; auch arbeitete er mehre Jahre hindurch an einem „Dictionnaire de commerce", welches später von Peuchet bei der Bearbeitung seines „Dictionnaire universe de géographie commerciale" benutzt ward. Im J. 1772 begab er sich nach England, ward hier mit Franklin und andern Notabilitäten bekannt und erhielt 1783 wegen der guten Dienste, die er bei dem Friedensschlusse zwischen England und Frankreich seinem Vaterlande geleistet, eine Pension von 4500 Franken und ward Mitglied der Akademie. Obgleich er in verschiedenen Flugschriften, z. B. in seinen „Observations sur la forme des états de 1614" (Par. 1788), auf Reformen in der Staatsverwaltung gedrungen hatte, so ward er doch von dem Gange der Revolution so sehr überrascht, daß er bald zu deren entschiedenen Gegnern gehörte. In einigen seiner Broschüren, z. B. in seinem „Cri des familles", worin er die Rechte der Kinder Hingerichteter auf deren Erbe verfocht, sowie in seiner „Cause des pères", worin er für die Sache der Emigrirten auftrat, bekämpfte er die revolutionären Ideen. Daß die Archive der Akademie bei der Aufhebung dieser Anstalt nicht zu Grunde gingen, ist vornehmlich sein Verdienst; dessen ungeachtet ward er bei der neuen Organisation des genannten Instituts anfangs übergangen und erst 1803 in dasselbe aufgenommen. Im J. 1807 ward er in den gesetzgebenden Körper gewählt. Noch im hohen Alter ließ er seine „Mélanges de littérature et de philosophie du XVIII siècle (4 Bde., Par. 1818) erscheinen. Er † zu Paris den 12. Jan. 1819. Die nach seinem Tode von Lémontey herausgegebenen „Mémoires inédits de M., suivis de sa correspondance avec M. le comte R(öderer)" (2 Bde., Par. 1821) geben für das literarische und sociale Treiben des 18. Jahrhunderts eine reiche Ausbeute der interessantesten Notizen.

Morelli, Giacomo, Archäolog und Kritiker und der erste Bibliothekar im umfassendsten Sinne des Worts, geboren zu Venedig den 14. April 1745 als Kind unbemittelter Aeltern, gegen deren Willen er den geistlichen Stand wählte. Den mangelhaften Schulunterricht, den er genossen, ergänzte er durch eigenes Studium, und erst spät erlernte er die griechische und französische Sprache. Durch unermüdliches Kopiren u. Excerpiren auf der zeniani'schen Bibliothek lenkte er die Aufmerksamkeit des Bibliothekars, Peter de Rudeis, auf sich, der ihm rathender Lehrer und Freund wurde. Er erhielt von Seiten reicher Bibliophilen in Venedig vortheilhafte Anträge, lehnte aber dieselben aus Liebe zu einem unabhängigen Leben ab und trat nur zu dem Patricier Farsetti in ein näheres Verhältniß. Er lieferte den Katalog der Manuskriptensammlung desselben (2 Bde., Venedig 1771—1780) und arbeitete gleichzeitig seine „Dissertazione storica intorno alla publicalibrerla di S. Marco" (das. 1774) aus, worin er eine Menge literargeschichtlicher Fragen beantwortete, sowie den Katalog der lateinischen Handschriften der nani'schen Bibliothek (das. 1776), dem später der der italienischen Handschriften derselben Bibliothek folgte. Im J. 1778 ward er Bibliothekar an der St. Marcusbibliothek, um die er sich bleibende Verdienste erworben hat. Seinen ausgezeichneten kritischen Scharfsinn und sein umfassendes Wissen beurkundet am meisten seine „Bibliotheca manuscriptorum graec. et lat.", von der aber nur ein Band (Bassano 1802) erschienen ist. Seine letzte Schrift waren die „Epistolae septem variae eruditionis" (Padua 1819). Er † den 5. Mai 1819. Seine kleinen Schriften, bibliographischen und antiquarischen

Inhalts, Biographien berühmter Gelehrten ꝛc. erschienen gesammelt als „Operette“ (Venedig 1820, 3 Bde.).

Morelly, socialistischer Schriftsteller Frankreichs aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Sohn eines Beamten zu Vitry-le-Français, der ebenfalls mehre moralphilosophische Werke verfaßte, betrat die schriftstellerische Laufbahn mit dem Werke: „Le prince, les délices du coeur, ou traité des qualités d'un grand roi“ (Amsterd. 1751, 2 Bde.), worin er ein Staatsoberhaupt schildert, das sein Volk durch die Verwirklichung philosophischer Ideen glücklich macht. Auf denselben Ansichten beruht der berühmte Roman: „Basiliade, ou naufrage des Iles flottantes“ (angeblich Messina 1753, 2 Bde.), worin er gleichsam einen Musterkönig darstellt. Zur Abwehr der gegen die darin enthaltenen utopischen Träumereien erhobenen Angriffe schrieb er „Le code de la nature“ (Amsterd. 1755), worin er den vollständigsten Kommunismus predigt, das Hauptwerk in der socialistischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, das mit Unrecht Diderot zugeschrieben wurde, selbst noch in einer neuen deutschen Uebersetzung von Arndt (Leipz. 1846).

Moreno, Vincente Gonzalez, spanischer General, geboren 1778 zu Cadix, machte in spanischen Diensten den Feldzug in Katalonien mit, half nach der Invasion der Franzosen 1808 die Junta in Valencia mit begründen und zeichnete sich in dem Kriege gegen Napoleon so aus, daß er zu den höchsten militärischen Würden befördert ward. Im J. 1813 war er Vicekönig in Granada. Später diente er in Südamerika gegen die Insurgenten und erwarb sich daselbst großen Ruhm. Nach Ferdinands VII. Tode ging er, ein Anhänger des Don Carlos, nach England, wollte mit dem Prätendenten nach Spanien zurückkehren, ward aber in Frankreich festgenommen. Nach 6 Monaten gelang es ihm indeß zu entkommen und zu Don Carlos zu gelangen, der ihn 1835 zu seinem Obergeneral und Chef des Generalstabs ernannte. Nachdem er sich seit Ende 1838 mit der Camarilla, die den Prätendenten völlig beherrschte, verfeindet und mehre unruhige Köpfe hatte erschießen lassen, benutzte er den Vertrag von Bergara (1839), um sich der rechtmäßigen Regierung zu unterwerfen, lebte aber seitdem in großer Zurückgezogenheit.

Morenu (hebr., d. i. unser Lehrer), Titel der Gelehrten bei den Juden, welcher von Rabbinen ertheilt wird; in Norddeutschland s. v. a. Hattarath Horaab, schriftliche Befugniß zur Ausübung des Rabbineramtes.

Moresken, s. v. a. Grotesken.

Moret, Stadt im französischen Departement Seine-Marne, Bezirk Fontainebleau, links an der Seine, am Loingkanal und der Straße nach Lyon, hat 1800 Einw., die Handel mit Wein und Getreide, Kartoffeln und Holz treiben.

Moreton, Insel an der Küste von Neuholland, nördlich vom Kap Lookout, 22 Meilen lang, 4—5 Meilen breit, schließt die 50 Meilen lange Moretonbai auf der Ostseite ein.

Moreto y Cavanna, Don Augustin, spanischer dramatischer Dichter, stammte aus einer valencianischen Familie und † am 28. Okt. 1669 als Rektor des Hospitals del Refugio in Toledo, nachdem er im ascetischen Eifer allem weltlichen Treiben und auch der Poesie entsagt hatte. Früher war er mit Lope de Vega, Calderon, Quevedo und anderen ausgezeichneten Dichtern seiner Zeit in lebhaftem Verkehr gewesen u. hatte theils allein, theils im Verein mit Andern eine Menge Komödien geschrieben, welche durch komische Wirkung und treffliche Charakteristik sich auszeichneten und großen Beifall fanden. Mehre derselben wurden von Scarron, Molière und Andern für die französische Bühne bearbeitet, und sein Lustspiel „El desden con el desden“, das eins der vier klassischen Stücke des älteren spanischen Theaters ist, ward von dem letztgenannten französischen Dichter in seiner „Princesse d'Elide“, sowie von Carlo Gozzi in seiner „Principessa filosofa o il contraveleno“ für die italienische und von Schreivogel (West) unter dem Titel „Donna Diana“ trefflich für die deutsche Bühne bearbeitet. Auch für das ernste Drama besaß M. Talent, wie z. B. seine Stücke „El Valiente Justiciero“ und „La fuerza de la sangre“ (von Aloys Jeitteles für die deutsche Bühne bearbeitet) beweisen. Die „Comedias“ erschienen zuerst Madrid 1654 und nach seinem Tode in einer vervollständigten Ausgabe (3 Bde., Valencia 1676 bis 1703).

Moretum (lat.), bei den Römern Gericht aus Lauch, Eppich, Koriander, Raute, Käse, Oel, Essig, Zwiebeln und Salz, das in einem Mörser gestoßen ward; in der Pharmacie der Maulbeertrank, vermeintliches Stärkungsmittel für Schwangere und ihre Leibesfrüchte.

Morfil (franz.), das unverarbeitete Elfenbein.

Morfontaine, Dorf im französischen Departement Oise, Bezirk Beauvais, nordöstlich von Paris, mit einem Schloß. Hier Vertrag 1801 zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten.

Morgagni, Giovanni Battista, der Begründer der pathologischen Anatomie, geboren den 25. Febr. 1682 zu Forli im Kirchenstaat, studirte zu Bologna die Heilkunde und ging dann nach Venedig und Padua, wo er sich mit Eifer der vergleichenden Anatomie widmete. Nachdem er in seiner Vaterstadt einige Zeit als praktischer Arzt thätig gewesen, ward er 1711 als Professor der Anatomie nach Padua berufen und † daselbst den 5. Nov. 1771. Neben seinem Lehrfache und der pathologischen Anatomie, zu deren weiterer Ausbildung er durch sein Hauptwerk „De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis“ (2 Bde., Venedig 1761, neueste Ausg., 6 Bde., Leipz. 1827—1829; deutsch von Königsdörfer und Herrmann, 5 Bde., Altenb. 1771—76) den Grund legte, beschäftigte er sich auch mit philologischen und archäologischen Studien, von denen seine „Opera omnia“ (5 Bde., Venedig 1765 f.) werthvolle Resultate enthalten. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen: „Adversaria anatomica“ (3 Bde., Bologna und Padua 1706—19, neue Aufl. 1741) und „Epistolae anatomicae XVIII“ (Venedig 1764). Seine „Opuscula miscellanea“ erschienen Venedig 1763, 2 Bde. Sein handschriftlicher Nachlaß wird in Padua aufbewahrt. In der

Digitized by Google

Anatomie ist sein Name durch mehre von ihm zuerst beschriebene und nach ihm genannte Theile verewigt.

Morgan, Sidney, Lady, ausgezeichnete britische Schriftstellerin, 1783 während der Ueberfahrt von Irland nach England geboren, erhielt von ihrem Vater, Mac Owen, der in Connaught in Irland ansässig war, eine gute Erziehung. Als Schriftstellerin machte sie sich zuerst bekannt durch die Romane „Saint Clair", „The novice of St. Dominic", „The wild irish girl" und „Patriotic sketches of Ireland", in denen sie die Sitten und Gebräuche Irlands in geistreicher Weise schilderte. Nach ihrer Verheirathung mit dem Arzt Sir Charles M. bereiste sie seit 1816 Frankreich und Italien und kehrte erst 1823 nach Dublin zurück. Außer einigen Romanen, wie „The missionary" und den irischen Sittengemälden „O'Donnel" u. „Florence M'Carthy" (1818), sind als ihren literarischen Ruhm vorzüglich begründend die beiden Werke: „France" (2 Bde., Lond. 1817), eine geistreiche, scharfe, aber oft einseitige und fehlerhafte Schilderung der französischen Zustände, und „Italy" (2 Bde., das. 1821), welches letztere von Byron als treu und vortrefflich bezeichnet wurde, zu bemerken. Ihnen folgten „The life and times of Salvator Rosa" (1824), eine ihrer schwächsten Leistungen, und der Roman „The O'Briens and O'Flahertys" (1827). Im J. 1829 besuchte sie Frankreich, wo sie ihr „Book of the boudoir" herausgab, das anziehende Anekdoten über sie selbst und ansprechende Einzelheiten enthält, und 1833 Belgien. Die Zustände Frankreichs schilderte sie in „France in 1829" (London 1830) und Belgiens in dem Roman „The princess or the beguine" (das. 1835). Später gab sie heraus: „Woman and her master", eine philosophische Geschichte des Weibes, und „The book without a name" (1841), eine Sammlung von Aufsätzen und Skizzen aus ihrer eigenen Feder und der ihres Mannes, der 1843 starb. An den italienischen Freiheitsbestrebungen von 1847 und 1848 nahm sie lebhaften Antheil und erließ ein offenes Sendschreiben an Pius IX., um ihm zum Beharren auf dem Wege der Reform zu ermuntern. Eine andere geistreiche Flugschrift (1850) war gegen den Kardinal Wiseman gerichtet. Im Genuß einer Pension von 300 Pfund Sterling, die ihr unter dem Ministerium Grey vom Staate bewilligt worden war, lebte sie auf einer Villa bei London, wo sie den 13. April 1859 †.

Morgana (eigentlich Morgain, von dem kymrischen Mor gwynu, d. i. weiße Maid, oder vom kymrisch-bretagnischen Mor und gan, d. i. Meergeborne), berühmte Fee, Tochter des Königs Uther Pandagron, Schwester Königs Arthur, Lancelots verschmähte Geliebte. Ihr wird die Fata Morgana (s. Luftspiegelung) als Urheberin zugeschrieben.

Morganatische Ehe (Matrimonium ad morganaticam od. Matrimonium ad legem sallicam), abgeleitet von dem altgothischen Worte morgjan, d. i. abkürzen oder beschränken, auch Ehe zur linken Hand, Bezeichnung einer solchen Ehe, bei welcher durch die Ehegatten bestimmt ist, daß die nicht ebenbürtige Frau und deren Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen seyn sollen. Eine solche Ehe können auch Frauen eingehen. Sie ist nach dem gemeinen Rechte nur den Mitgliedern regierender Häuser und dem hohen Adel, nach dem preußischen Landrechte aber auch dem niedern Adel und königlichen Räthen gestattet.

Morgarten, Bergabhang im schweizerischen Kanton Zug, an der östlichen Seite des Sees Egeri, mit der Kapelle an der Haselmatt, berühmt durch den glorreichen Sieg, welchen die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden über die Oesterreicher den 6. Dec. (16. Nov.) 1315 erfochten (s. Schweiz, Geschichte).

Morge, 1) Fluß im französischen Departement Puy de Dôme, entspringt bei Manzat, mündet bei Maringues links in die Allier. — 2) Nebenfluß der Rhone, kommt vom Sanetschgletscher in der Schweiz, durchfließt das gleichnamige Thal in südlicher Richtung und mündet westlich von Sitten.

Morgen (Morgengegend, Osten), diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen, im gewöhnlichen Leben die ganze Hälfte des Horizonts, welche auf der Ostseite des Meridians zwischen Süden und Norden liegt. Man pflegt den wahren M., nämlich die Himmelsgegend, wo die Sonne zur Zeit der Tag- u. Nachtgleiche aufgeht, von dem scheinbaren, wo sie in der übrigen Zeit des Jahres aufgeht, zu unterscheiden. Auch gebraucht man M. gleichbedeutend mit Morgenzeit.

Morgen, eigentlich so viel Feld, als man an einem Morgen mähen kann, ein Feldmaß, dessen Größe in verschiedenen Ländern und Gegenden sehr verschieden ist. Der neue preußische oder alte magdeburger M. enthält 180 □Ruthen = $25_{,532}$ französische Aren, der bayerische 400 bayer. □Ruthen = $34_{,0737}$ Aren, der sächsische (2 M. = 1 Acker) 150 sächsische □Ruthen = $27_{,4713}$ Aren, der hannöverische 120 □Ruthen = $26_{,3101}$ Aren, der würtembergische 384 würtembergische □Ruthen = $31_{,9179}$ Aren, der polnische (morg, Mehrheit morgów) 300 polnische □Ruthen = $55_{,9073}$ Aren, der alte rheinische M. zu 1600 rheinischen □Ruthen.

Morgengabe, ursprünglich das Geschenk, welches der Gatte der Gattin am Morgen nach der Hochzeit machte. Früher war es allgemein Sitte, ein solches Geschenk, dessen Betrag im Ehekontrakt bestimmt ward, zu machen, später nur beim Adel. Bei den sogenannten unstandesmäßigen Ehen vertrat diese M. die Stelle einer vollkommenen Abfindung, und es hatte die Frau davon alle Ausgaben für sich und ihre Kinder zu bestreiten. Die sogenannte sächsische oder gesetzliche M. begreift diejenigen beweglichen Sachen, welche einer adeligen Frau nach dem Tode ihres Mannes aus dessen Gütern zufielen. Dahin gehörten alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, Schafe, Gänse, zugelegtes Bauholz, nicht eingefügte Zaunstöcke ꝛc. Diese M. ward indeß meist nicht in Natur gegeben, sondern es pflegten sich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewisse Geldsumme, welche letztere erhalten sollte, abzufinden. Durch Mandat vom 31. Jan. 1829 ward die M. im Königreiche Sachsen auf-

gehoben. In Luthers Bibelübersetzung ist M. die Summe, welche der Vater des Bräutigams der Familie der Braut als Kaufpreis der letzteren zu zahlen hatte.

Morgengabskinder, s. v. a. uneheliche Kinder.

Morgenland (Orient), Länder, von Europa nach Morgen gelegen, also der größte Theil von Asien; besonders Palästina, Syrien, Aegypten, Persien, Arabien und die Levante.

Morgenpunkt (Ostpunkt), der Durchschnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte in derjenigen Gegend des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer der 4 Kardinalpunkte, welche die Lage der 4 Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen. An den Tagen der Nachtgleichen, um den 21. März und 23. Sept., geht die Sonne im M.e, an allen übrigen Tagen des Jahres im Sommer jenseits des M.es nach Norden hin und im Winter diesseit desselben nach Süden hin auf. Die jedesmalige Entfernung eines aufgehenden Gestirns von dem M.e nennt man die Morgenweite.

Morgenröthe, eine Erscheinung am Horizonte, die auf denselben Gründen beruht, wie die Abendröthe (s. d.).

Morgensprachsherr, einem Handwerke vorgesetzte obrigkeitliche Person, die die Handwerksstreitigkeiten schlichtet und den Zusammenkünften desselben beiwohnt; vgl. Zunft.

Morgenstern, der Planet Venus (s. d.) zu der Zeit, in welcher er vor der Sonne aufgeht und daher in den letzten Stunden der Nacht am östlichen Himmel sichtbar ist; vgl. Lucifer.

Morgenstern (Streitkolben), Schlagwaffe, welche im Mittelalter gebräuchlich war u. aus einer an ihrem kolbigen Ende mit Zacken und Stacheln versehenen Keule bestand.

Morgenstern, Christian Ernst Bernhard, berühmter Landschaftsmaler, 1805 zu Hamburg geboren, widmete sich unter Leitung des Professors Suhr in Hamburg u. Siegfried Bendixens der Malerei, trat dann eine Reise nach Norwegen an, um landschaftliche Studien zu machen, brachte den Winter in Kopenhagen zu, wo er mehre Bilder malte, und begab sich 1829 nach München, wo er anfangs die Akademie der Künste besuchte, bald aber zu den selbstständigen Malern gezählt ward. Von München aus unternahm er Reisen nach dem Elsaß, nach Frankreich, in die Schweiz und nach Italien. Seine Landschaften sind großartig, von treuer, inniger Naturwahrheit bei einer bis ins Kleinste gehenden, sorgfältigen Behandlung. Er weiß die Natur in ihrer vollen Bedeutung zu fassen, ihre Geheimnisse sind ihm aufgeschlossen, und bei Erfassung ihrer Erscheinungen geht er mit größter Sicherheit zu Werk.

Morghen, Raffaello, einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher der neuern Zeit, geboren zu Florenz am 19. Juni 1758, stammte aus einer niederländischen Familie, die sich zuerst in Frankreich, dann in Florenz niederließ. Den ersten Unterricht in der Zeichen- und Kupferstecherkunst erhielt er durch seinen Vater, Filippo M., geboren 1730, u. dessen Bruder, Giovanni Elia M., geboren 1721, welche Beide zu Neapel an dem Prachtwerke über die herkulanischen Alterthümer arbeiteten. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er 1778 nach Rom zu Volpato, bildete sich in dessen Schule zum vollkommenen Künstler und verband sich dann mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten. Einem vortheilhaften Ruf nach Neapel, den er 1792 erhielt, zog er 1793 die ihm vom Großherzog Ferdinand III. von Toskana gebotene Anstellung als Professor der Kupferstecherkunst an der Akademie der Künste zu Florenz vor, wo er am 8. April 1833 †. Wir besitzen von ihm eine Menge vortrefflicher Stiche, meist nach berühmten Bildern gearbeitet. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören: die Messe von Bolsena, nach Raphaels großem Gemälde in einer der vatikanischen Stanzen, die Madonna della Seggiolla u. die Verklärung nach Raphael, die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto, Aurora nach Guido, die Jagd der Diana nach Domenichino, der Tanz der Jahreszeiten nach Poussin, besonders aber das Abendmahl nach Leonardo da Vinci (1800), dessen erste Abdrücke mit der Schrift, aber ohne das Komma nach dem Worte: vobis und dem Punkt unter dem R des Namens des Stechers, sehr theuer bezahlt werden. Ausgezeichnete Arbeiten M.'s sind auch die Bildnisse Dante's, Petrarca's, Ariosts, Tasso's und A. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Blätter, deren Zahl sich auf 254 beläuft, gab sein Schüler Palmerini (Florenz 1810; 3. Aufl. 1824) heraus. Seine Brüder, Antonio M. u. Guglielmo M., ebenfalls tüchtige Kupferstecher, wurden von ihm verdunkelt; ein Sohn von ihm erwarb sich neuerlich als Landschaftsmaler einen geachteten Namen.

Morgue (franz.), Ausstellungsort Verunglückter in Paris (s. d.).

Morhof, Daniel Georg, berühmter Literator, geboren den 6. Febr. 1639 zu Wismar, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte und die humanistischen Wissenschaften. Er ward 1660 Professor der Dichtkunst zu Rostock, ging aber 1666 in derselben Eigenschaft nach Kiel, wo er 1673 zugleich Professor der Geschichte und 1680 Bibliothekar wurde. Er † auf der Rückreise aus dem Bade Pyrmont zu Lübeck am 30. Juni 1691. M. besaß eine umfassende Gelehrsamkeit und ein scharfes Urtheil. Sein an wichtigen literarischen Notizen sehr reicher „Polyhistor" (Lübeck 1688, 4. Ausg., 2 Bde., 1747) regte in Deutschland zuerst ein planmäßigeres Studium der Literaturgeschichte an und war für diese Wissenschaft geraume Zeit Hauptquelle. Sein „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" (Kiel 1682, 3. Aufl., Lübeck und Leipzig 1718) ist als erster Versuch, die deutsche Grammatik historisch zu begründen, nicht ohne Verdienst. Von geringer Bedeutung sind seine „Deutschen u. lateinischen Gedichte" (Lübeck 1697).

Moria (Morosis, griech.), bei den griechischen Aerzten Bezeichnung des Blödsinns und zum Theil der geringeren Grade desselben, zum Unterschiede von dem Idiotismus, bei späteren gleichbedeutend mit Fatuitas oder Narrheit (s. d.).

Moria (Morijah), der Hügel zu Jerusalem, (s. d.), auf welchem Salomo den Tempel erbaute.

Morier, James, englischer Romanschrift-

Digitized by Google

steller, geboren um 1780 aus einer nach England übergesiedelten Familie der französischen Schweiz, genoß eine sorgfältige Erziehung und wurde frühzeitig besonders auch mit den morgenländischen Sprachen bekannt. Als Geheimschreiber bei der englischen Gesandtschaft in Persien fand er Gelegenheit, sich mit der persischen Sprache und den persischen Sitten vertraut zu machen. Einen Bericht über die von ihm gesammelten Beobachtungen gab er in den „Travels in Persia, Armenia and Asia minor to Constantinopel" (London 1812). Er besuchte 1810 abermals Persien und blieb daselbst bis 1816 brittischer Gesandter. Die Frucht dieses zweiten Aufenthalts in jenem Lande war: „A second journey through Persia, Armenia and Asia minor" (London 1818). Hatte er sich schon in jenen Reiseberichten als einen feinen Beobachter erprobt, so zeigte er in seinen später anonym herausgegebenen Werken eben so sehr die Gabe glücklicher Auffassung der Volkseigenheiten, als geistreiche und lebendige Darstellung. In seinem Roman „The adventures of Hajji Baba of Ispahan" (3 Bde., Lond. 1824—28, deutsch von Lindau, Leipz. 1824 ff.) gab er ein frisches und lebendiges Gemälde persischer, kurdischer und türkischer Sitten in ächt morgenländischer Färbung. Von einer Sendung nach Mexiko zurückgekehrt, ließ er als Fortsetzung erscheinen: „The adventures of Hajji Baba of Ispahan in England" (2 Bde., Lond. 1828, deutsch, Stuttgart 1829). M. versetzt sich mit großer Gewandtheit in den Charakter des Persers, den er als Beobachter u. Theilnehmer in das europäische Volksleben stellt. In demselben Geiste sind gehalten: „Zohrab, the hostage" (3 Bde., London 1832, deutsch von Sporschil, Braunschw. 1833), „Ayesha, the maid of Kars" (3 Bde., Lond. 1834) u. „The Mirza" (3 Bde., daf. 1841). Weniger Beifall fand sein nach dem Deutschen bearbeiteter Roman: „The banished, a suabian historical tale" (Lond. 1838) und „Martin Toutrond" (daf. 1848). Er † im März 1849. Sein Bruder, David R. M., widmete sich ebenfalls der diplomatischen Laufbahn und war bis 1847 Gesandter in der Schweiz. Er schrieb: „What has religion to do with politics" (Lond. 1848, deutsch von Wagner unter dem Titel: „Politik und Christenthum", Basel 1851), worin er nachzuweisen sucht, daß zur wahren staatsmännischen Bildung vor Allem tiefe Religiosität gehöre.

Morillo, Don Pablo, Graf von Cartagena und Marquis de la Puerta, spanischer General, geboren 1777 zu Fuente in der Provinz Toro, von niederer Herkunft, diente anfangs in der Marine und machte sich zuerst in dem Kriege gegen Napoleon seit 1808 als Anführer einer Guerilla in Murcia bekannt, stieg in den folgenden Jahren bis zum General und erkämpfte namentlich 1813 mehre Vortheile über die französischen Heere. Anfangs 1815 führte er eine Expedition von 10,000 Mann nach Neugranada, um Südamerika wieder dem Mutterlande zu unterwerfen, eroberte Cartagena am 5. Dec. 1815 und Santa Fé de Bogota im Juni 1816, wo er eine grausame Strenge gegen die Republikaner übte, mußte sich aber seit Anfang 1817 vor Bolivar (s. d.) in den festen Plätzen verbergen. Da seine allgemeine Amnestieerklärung zu Caraccas am 17. Sept. 1817 kein Vertrauen fand, so setzte er den Kampf bei ungleichen Mitteln mit großer Geschicklichkeit fort, bis er sich endlich zu Unterhandlungen mit Bolivar genöthigt sah, die den Waffenstillstand zu Truxillo am 26. Nov. 1820 zur Folge hatten, worauf er nach Spanien zurückkehrte. Hier war sein Benehmen während der Cortesverfassung ein sehr zweideutiges. Er unterstützte das Unternehmen der absoluten Partei, mit Hülfe der Garden im Juli 1822 die Konstitution zu stürzen; als aber dasselbe gescheitert war, schloß er sich den Konstitutionellen an und wurde Generalkapitän von Asturien u. Galicien, machte sich jedoch durch seine Unthätigkeit sehr bald wieder verdächtig. Nachdem die Cortes in Sevilla die Suspension der königlichen Macht ausgesprochen, erklärte er sich am 26. Juni 1823 gegen dieselben und schien eine vermittelnde Rolle spielen zu wollen. Von dem französischen Generallieutenant Bourck gedrängt, schloß er indeß schon zu Anfang des Juli mit diesem einen Waffenstillstand, unterwarf sich der Regentschaft in Madrid und überlieferte den Franzosen Galicien, ohne auch nur den Versuch einer Vertheidigung zu machen, unter der Bedingung, daß ihm und seinen Anhängern vollkommene Sicherheit der Personen, Rechte und Güter garantirt werde. Aber die Willkürherrschaft in Folge der Restauration des absoluten Königthums nöthigte auch ihn zur Flucht nach Frankreich, und seine in Spanien angekauften Nationalgüter wurden eingezogen. Unter Zea-Bermudez' Ministerium wurde er 1832 zurückberufen und als Generalkapitän von Galicien wieder eingesetzt. Nach dem Tode Ferdinands VII. befehligte er eine Zeit lang die Christinos gegen Don Carlos, wurde aber dann abberufen und † zu Madrid 1838. Seine „Mémoires" (Paris 1826) enthalten schätzbare Beiträge zur Geschichte seines Lebens und der Vorfälle in Amerika.

Morina, Pflanzengattung aus der Familie der Dipsaceen, perennirende, distelähnliche, aufrechte Pflanzen mit einfachem Stengel, länglich-buchtigen, dornig-gezähnten, selten ganzrandigen Blättern und quirlförmigen, in den obern Blattwinkeln gehäuften Blumen, enthält vier Arten, die sämmtlich als prächtige Zierpflanzen eine Zierde der Gärten und Gewächshäuser sind. Man steckt den Samen bald nach der Reife, Ende September oder Anfang Oktober, an der bestimmten Stelle, wo die Pflanzen blühen sollen, 10 Zoll von einander entfernt in sehr lockere, nur mäßig feuchte, nahrhafte und etwas sandige Dammerde, oder 4 Zoll von einander in Töpfe, die man in kaltem Glashause vor dem Fenster durchwintert, nur mäßig feucht hält und, wenn im Frühling noch nicht alle Samen gekeimt haben, in ein lauwarmes Mistbeet stellt. Das Verpflanzen ertragen sie nicht gern, es müßte denn in zarter Jugend mit großer Vorsicht, oder mit durchaus unverletztem Wurzelballen geschehen. Uebrigens gedeihen und blühen sie nur gut im freien Lande; sie müssen jedoch daselbst gegen Frost und Winternässe sorgfältig geschützt werden. Die in Töpfen kultivirten Pflanzen können vor dem Fenster des Orangeriehauses oder in einem Mißbeet-

kasten durchwintert werden. Das Begießen geschieht im Sommer nur im Nothfalle und stets mäßig, und zwar nicht nahe an der Wurzel, sondern in einer 6—8 Zoll von derselben gemachten flachen Kreisfurche. Um das schnelle Austrocknen zu verhüten, bedeckt man die Oberfläche mit etwas Kuhlager, doch so, daß derselbe nicht das Kraut beschmuze.

Morinda, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, Sträucher u. Bäumchen in heißen Ländern, mit Gegenblättern und Blüthenköpfchen in Achseln und gedrängten Beeren. M. bracteata *L.* ist ein 20—30 Fuß hoher Baum in Ostindien, häufig in den Wäldern am Strande, mit weißen, inwendig behaarten Blüthen und gelben, gewürzhaft, aber herb und bitter schmeckenden Früchten, die man den Kindern gegen die Würmer gibt. Das Holz ist ziemlich hart und zäh, weißlich, unten röthlich und riecht wie Heu. Die Wurzeln werden häufig zum Rothfärben der Leinwand und des Garns gebraucht, sowohl allein als mit Sappanholz. Die Blätter von M. citrifolia *L.*, einem kleinen, schönen, 8—10 Fuß hohen Baum in Ostindien, gebraucht man mit andern gewürzhaften Mitteln gegen Durchfälle. Die Früchte, welche aus den verwachsenen Beeren bestehen u. gelblichweiß, saftig u. übelriechend sind, benutzt man bei Urinverhaltungen, Milzbeschwerden, aber auch bei Ruhren, Asthma und Phthisis. Die Eingebornen gebrauchen sie auch als Nahrungsmittel. Die Wurzel der strauchartigen M. Royoc *L.* (Dintenwurzel) wirkt Erbrechen und Purgiren erregend und dient in Westindien als Arznei. Mit der Rinde färbt man Zeuche dunkelbraun. M. tetrandra *Jack.* ist ein 14 Fuß hoher Strauch in Malabar und auf den malayischen Inseln, dessen ausgepreßter Saft gegen Kolikschmerzen gebraucht wird. Zum Rothfärben werden auch die Wurzelrinden von M. tinctoria *Roxb.*, M. angustifolia *Roxb.* und M. Chachuca *Ham.* benutzt.

Moringen, Stadt im hannöverischen Fürstenthum Hildesheim, Göttingen, an der Mohr, Amtssitz, hat 3 Thore, 2 Kirchen, eine alte Burg, ein Zuchthaus, früher Waisenhaus, ein Spital, eine Post, Eisenfaktorei, Feldbau und Kornhandel und 1850 Einw.

Morini, Volk in Gallia Belgica, westlich neben den Nerviern und Menapiern. Ihr Land enthielt große Waldungen und Sümpfe; sie trieben besonders Gänsezucht. Ihr wichtigster Ort war der Hafen und Handelsplatz Gesforiacum (jetzt Boulogne).

Morioplastik (v. Gr.), die Wiederherstellung verstümmelter Theile des menschlichen Körpers, wie z. B. der Nase, der Ohren, der Augenlider. Vgl. Physioplastik.

Moriskos (Morisken), s. Mauren.

Morison, Robert, englischer Botaniker, geboren zu Aberdeen 1620, nahm an dem Kampfe für Karl I. Theil, floh nach Frankreich, wurde 1648 zu Angers Arzt und erhielt die Aufsicht über den botanischen Garten zu Blois. Mit König Karl II. nach England zurückgekehrt, wurde er hier königlicher Leibarzt und Inspektor der königlichen Gärten, 1669 Professor der Botanik zu Orford und † 1683 zu London. Er begründete eine bessere Anordnung der Pflanzen u. genauere Charakteristik der Gattungen und Arten. Sein Hauptwerk ist: „Praeludia botanicae universalis" (Orford 1672 und 1680, 2 Bde.; den 3. Bd. gab J. Bobart, das. 1699 und 1715 heraus).

Morisonia, Pflanzengattung aus der Familie der Capparideen, mit der einzigen Art: M. americana *L.*, einem kleinen, 15 F. hohen Baum in dichten Bergwäldern Südamerika's und Westindiens. Die unangenehm riechenden weißen Blüthen werden in der Heimath gegen Bandwürmer angewendet. Das Mus der apfelgroßen Früchte dient als kühlendes und erweichendes Mittel bei entzündlichen Geschwülsten.

Moritz, St., Ort im schweizerischen Kanton Graubündten, Ober-Engadin, 6060 Fuß über dem Meere, hat 300 Einw. Die dortige Mineralquelle, die höchste der bekannten Mineralquellen Europa's, entspringt am Fuße des Roseggioberges, auf einer sumpfigen Wiese, am östlichen Ufer des Moritzsees, eine halbe Stunde von dem Dorfe, 432 Fuß tiefer als letzteres, enthält vorzugsweise Eisen und kohlensaures Gas und wirkt gelind eröffnend, sehr diuretisch, aber zugleich belebend stärkend, zusammenziehend u. hat sich besonders hülfreich erwiesen bei Verschleimungen, Blennorrhöen, Leiden der Digestion und Assimilation und anderen Krankheiten von atonischer Schwäche.

Moritz (männlicher Name, s. v. a. der Dunkelfarbige, gebildet aus Mauritius): 1) M., Herzog und Kurfürst von Sachsen, der älteste Sohn Heinrichs des Frommen, geboren den 21. März 1521 zu Freiberg, zeigte frühzeitig große Talente, verbunden mit einem feurigen Charakter, und erhielt eine gute, aber mehr gelehrte, als ritterliche Erziehung. In seinem 12. Jahre kam M. an den Hof seines Pathen, des prachtliebenden Kurfürsten Albrecht zu Mainz, verweilte dann bald bei seinem Oheim, Georg dem Bärtigen, bald bei seinem Vetter Johann Friedrich, welcher letztere namentlich große Theilnahme für ihn zeigte. Nachdem er 1539 in Torgau zur protestantischen Kirche übergetreten, vermählte er sich, gegen den Willen seines Vaters, Anfangs 1541 mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Noch in demselben Jahre (1541) folgte er seinem Vater in der Regierung der albertinischen Lande. Obgleich ein eifriger Protestant, nahm er doch an dem schmalkaldischen Bunde keinen Theil, sondern suchte sich eine freie Stellung zu erhalten. Dadurch aber wurde die Spannung M.' mit dem Kurfürsten Johann Friedrich herbeigeführt, welche ihren Ausbruch in der wurzener Fehde fand (s. Fladenkrieg). Auf diese Mißstimmung zwischen den beiden sächsischen Linien baute das habsburgische Haus den Plan, M. durch die Hoffnung auf eine einflußreiche Stellung fest an sich zu ketten. In der That zog der Herzog dem Kaiser mit einem Corps gegen die Türken in Ungarn und im folgenden Jahre gegen die Franzosen zu Hülfe. Dagegen unterstützte er 1545 die beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes im Kampfe gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig und lieferte den gefangen genommenen Herzog an den Landgrafen von Hessen aus. Als aber 1546 der Kampf zwischen

Digitized by Google

dem Kaiser und dem schmalkaldischen Bunde zum Ausbruch kam, schloß er am 19. Juni 1546 zu Regensburg mit dem Kaiser einen geheimen Vertrag, in welchem M. versprach, sich dem Kaiser treu zu erweisen u. in Sachen der Religion alle Neuerung bis zum Ausspruche eines Koncils zu unterlassen, dagegen Hülfe und Schutz zugesichert und ein Provisionsgeld von 5000 Gulden jährlich für seine Dienste, „geleistete und noch zu leistende", bewilligt erhielt. Die besonderen Punkte wurden nur mündlich besprochen. M. übernahm nun die Achtsvollstreckung gegen den Kurfürsten, der in der Schlacht bei Mühlberg in die Gefangenschaft des Kaisers fiel und in der wittenberger Kapitulation auf sein Kurfürstenthum verzichtete. Am 1. Juli 1547 ertheilte der Kaiser M. die Kurwürde und belehnte ihn mit einem großen Theile der ernestinischen Erblande. Bei allen Gunstbezeigungen, mit denen ihn der Kaiser überhäufte, erkannte M. indessen wohl, daß es nur darauf abgesehen war, ihn für die ehrgeizigen Pläne des Kaisers unschädlich zu machen, und als er sich auf dem Reichstage vergeblich bemühte, die Freiheit seines Schwiegervaters, für die er sein Wort eingesetzt, zu erlangen, griff ein bitterer Groll in seinem Herzen Platz, um so mehr, als der Verdacht laut ward, M. lasse Philipp absichtlich im Kerker schmachten, weil dessen Befreiung auch dem Kurfürsten zu Statten kommen müsse, was M. nicht lieb seyn könne. Noch schwieriger ward seine Stellung, als das Interim erschien. Denn während der Ausweg, den M. ergriff, um der Annahme des kaiserlichen Glaubensediktes zu entgehen, das leipziger Interim, den Verdacht des Volks, daß er abgefallen sey vom Glauben, nicht beschwichtigte, bestand der Kaiser auf der Einführung des regensburger Interims gleich starr, wie auf der Erfüllung der Kapitulation Philipps von Hessen. M., dessen Scharfblick überdies die neue Wendung, welche die Machtentwickelung Karls genommen hatte, nicht entgangen war, näherte sich nun den Söhnen Johann Friedrichs, und unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, begann er zu rüsten. Durch die Einnahme der Neustadt von Magdeburg und die Zerstreuung der von den Seestädten angeworbenen Truppen bei Verden hatte sich M. in dem wankenden Vertrauen des Kaisers wieder festgesetzt, während er insgeheim mit Johann von Brandenburg in engere Beziehungen trat. Die kränkenden Schreiben, welche der durch das Wegbleiben des Kurfürsten vom Reichstag erzürnte Kaiser an M. ergehen ließ, und die aufs Neue mit Einmahnungen der beiden Bürgen für Philipp hervortretenden Söhne desselben brachten die noch unklaren Pläne M.' zu festerer Gestalt. Nachdem M. mit Johann von Brandenburg, Johann Albrecht von Mecklenburg und Wilhelm von Hessen im Mai 1551 zu Torgau ein Bündniß zur Aufrechthaltung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses, zur Befreiung der gefangenen Fürsten u. zur Vertheidigung der Freiheiten des gemeinsamen Vaterlands geschlossen, trat er am 5. Okt. 1551 mit dem König Heinrich II. von Frankreich in ein Bündniß gegen den Kaiser. Noch einmal ließ er Karl V. durch eine feierliche Gesandtschaft um die Freilassung des Landgrafen von Hessen bitten, u. als der Kaiser die Bitte hochmüthig ablehnte, warf er die Maske ab und eröffnete den Feldzug. In Eilmärschen kam er so schnell nach Innsbruck, daß der am Podagra darnieder liegende Kaiser fast in seine Hände gefallen wäre. Karl V. gab nun nicht nur den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Sachsen sogleich frei, sondern trat auch mit M. in Unterhandlungen, die zu dem Vertrag von Passau (22. Aug. 1552) führten. Gerade der passauer Vertrag führte aber für M. eine neue Verwickelung herbei. Markgraf Albrecht, dem es nicht um Frieden, sondern um Krieg zu thun war, verwarf den Vertrag und setzte den Krieg allein fort. Das Zugeständniß, das ihm der Kaiser machte, der sich vor Metz wieder mit ihm aussöhnte, schien Albrecht ein Recht zu geben. M. war aber keineswegs geneigt, das Umsichgreifen des Eroberers, das auch seine Lande bedrohte, zu gestatten. Er erkannte den Plan des Kaisers, in dem Markgrafen die Zuchtruthe für ihn heran zu ziehen, u. vereinigte sich, von einem Feldzuge für den Kaiser gegen die Türken in Ungarn zurückgekehrt, mit den Bischöfen in Franken und dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig gegen den Markgrafen. In der Schlacht bei Sieversshausen (9. Juli 1553) ward der Markgraf zwar gänzlich geschlagen, M. † aber in Folge einer empfangenen Schußwunde am 11. Juli 1553 im Feldlager. M. hinterließ keinen Sohn; sein Bruder August folgte ihm. Seine Wittwe vermählte sich 1555 mit Johann Friedrich dem Mittlern, seine einzige Tochter Anna mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien. M. besaß nicht nur große Feldherrntalente, sondern er war auch ein trefflicher Regent. Er unterstützte den Bergbau und das Hüttenwesen und erwarb sich große Verdienste durch die Begründung der drei Fürstenschulen u. die Stiftung mehrer nützlichen Institute bei der Universität Leipzig. Die Städte Dresden, Leipzig und Pirna befestigte er, sowie er dem Militär eine zweckmäßigere Organisation gab. Vgl. Langenn, M. von Sachsen, 2 Bde., 1842.

2) M., Prinz von Oranien, Graf von Nassau, Statthalter der Niederlande, zweiter Sohn Wilhelms I. von Oranien und Maria's von Sachsen, geboren zu Dillenburg den 14. Nov. 1567, befand sich in Heidelberg auf der Universität, als sein Vater zu Delft 1584 von dem Franzosen Gerard erschossen wurde. Er setzte seine Studien zu Leyden fort u. ward dann 1585 von den Provinzen Seeland und Holland zum Statthalter gewählt. Während er klug vermied, die Eifersucht des Grafen von Leicester zu reizen, gelang es ihm, die Armee zu reorganisiren und sich durch Fürsorge für ihre Bedürfnisse das Vertrauen der Soldaten zu erwerben. Das Glück und Geschick, mit welchem er die Besatzungen der Engländer im Zaume zu halten wußte, erwarb ihm das unbegrenzte Vertrauen der Provinzen. Es wurde ihm 1590 noch die Statthalterschaft über Utrecht, Overyssel und Geldern übertragen, sowie die Würde eines Oberbefehlshabers der ganzen Land- und Seemacht. Als solcher übertraf er bald alle Erwartungen. Noch 1596 nahm er durch Ueberfall Breda und befreite darauf bis

1597 Geldern, Overyssel, Friesland und Gröningen fast gänzlich von den Spaniern. Ueberhaupt schlug er diese während des Kriegs bis 1609 in drei großen Feldschlachten und nahm ihnen gegen 40 feste Plätze weg. Am berühmtesten wurde seine Vertheidigung von Ostende, vor welchem Platz er 4 Jahre lang den größten Theil der spanischen Armee beschäftigte. Da er den Abschluß des Waffenstillstandes als das kluge Werk Oldenbarneveldts erkannte, um seinen Einfluß zu beschränken, suchte er seinen Gegner zu stürzen, verdächtigte ihn des Hochverraths und benutzte den Haß der kirchlichen Parteien, der Arminianer u. Gomaristen, von denen er die letztern mit großem Eifer unterstützte, bis Oldenbarneveldt 1619 erlag. Dennoch vermochte er seine Pläne nicht durchzusetzen. Nach dem Wiederausbruch des Kriegs 1621 hatte ihn das Glück verlassen. Spinola besetzte Breda, während er selbst vergeblich die Citadelle von Antwerpen zu gewinnen suchte. M. † unvermählt im Haag den 23. April 1625 an einer Leberverhärtung und hatte seinen Bruder Heinrich zum Nachfolger. Die Kriegskunst verdankt ihm viele Verbesserungen und Erfindungen.

3) M., Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Sachsen, ein ausgezeichneter Feldherr, war der natürliche Sohn des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August II. des Starken, und der Gräfin Maria Aurora von Königsmark. Er wurde zu Goslar am 28. Okt. 1696 insgeheim geboren, sogleich einer Erzieherin übergeben und dann an verschiedenen Orten von Privatlehrern unterrichtet. M. zeigte aber sehr wenig Lust, etwas zu lernen, und erschien als ein flatterhafter Geist. Dagegen offenbarte er bald eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke und eine feurige Natur. Der Vater gab ihm während seines Reichsvikariats den Titel eines Grafen von Sachsen und ertheilte ihm bald darauf die Stelle eines Obersten in einem Kürassierregiment. Im Jahre 1709 erlernte er in Flandern unter Eugen und Marlborough den Krieg und erwarb sich in dem Feldzuge von 1710 großes Lob. Als im folgenden Jahre sein Vater Stralsund belagerte, durchschwamm er im Angesicht des Feindes die Meerenge Gellen. Nach diesem Feldzuge brachte seine Mutter seine Vermählung mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben zu Stande; doch war die Ehe nicht glücklich, da M. das Vergnügen und den Wechsel im Genuß zu sehr liebte. Bei allen seinen Ausschweifungen und Zerstreuungen betrieb er indeß aufs Eifrigste das Studium der Kriegskunst. Im J. 1717 nahm er in Ungarn unter Eugen an dem Kampfe gegen die Türken Theil und wohnte der Belagerung von Belgrad bei. Nach dem Frieden ging er 1720 nach Frankreich, wohin ihn nicht nur das gesellige Leben der Franzosen zog, sondern auch die Aussicht, Mathematik, Kriegs- und Befestigungskunst und Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte, hier eingehender studiren zu können. Als er in Frankreich 1722 ein Regiment erhielt, bildete und exercirte er es selbst nach der von ihm schon in seinem 16. Jahre erfundenen Methode. Im J. 1726 wählten ihn die Stände von Kurland, bestimmt durch Anna Iwanowna, die Tochter des Czars Iwan Alexiewitsch, die sich Hoffnung auf seine Hand gemacht haben soll, zum Herzog. Doch Menzikow, der nach dem Herzogthum strebte, schickte 800 Mann Russen nach Mitau und ließ den neuen Herzog in seinem Palaste belagern. Dieser vertheidigte sich indessen mit nur 60 Mann so tapfer, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte. Durch den Einfluß der Russen verdrängt, ging M. 1729 nach Frankreich, wo er um jene Zeit um Unterstützung an Geld und Truppen nachgesucht hatte, aber nur durch seine Geliebte, die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur in Paris, die Summe von 40,000 Livres erhielt, welche diese durch Versetzen aller ihrer Kostbarkeiten zusammengebracht hatte. Nach seiner Zurückkunft nach Frankreich beschäftigte er sich wieder mit mathematischen Studien, und auch als nach dem Tode seines Vaters (1733) sein Halbbruder, der Kurfürst August III. von Sachsen, ihm den Oberbefehl über alle seine Truppen antrug, zog es M. vor, als Maréchal de Camp in dem französischen Heere zu dienen. In der Armee des Marschalls von Berwick entschied er 1734 in der Schlacht bei Ettlingen an der Spitze einer Grenadierabtheilung den Sieg, und gleiche Tapferkeit bewies er bei der Belagerung von Philippsburg, wo er mehre Angriffe ausführte und hierauf Generallieutenant wurde. Im österreichischen Erbfolgekriege nahm er am 26. Nov. 1741 Prag mit Sturm, und nachdem Eger wenige Tage nach Eröffnung der Laufgräben und Ellnbogen ebenfalls erobert worden war, führte er die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück, wo er sich der Linien von Lauterburg bemächtigte. Im März 1744 ward er zum Marschall von Frankreich ernannt, konnte aber als Protestant in dem Marschallskollegium keinen Sitz einnehmen. Seinen Feldzug in Flandern (1744) stellte man, als ein Meisterstück der Kriegskunst, den Operationen Turenne's zur Seite, indem er den an Zahl überlegenen Feind zur Unthätigkeit nöthigte. Noch größeren Ruhm erwarb er sich 1745, wo er in den mit Oesterreich und England verbündeten Niederlanden, trotz einer schweren Krankheit, am 11. Mai 1745 den Sieg bei Fontenay erfocht, durch welchen Brüssel in französische Gewalt kam. Der König von Frankreich ertheilte ihm dafür das Naturalisationspatent, beschenkte ihn nach dem Siege von Roucourt (am 11. Okt. 1746) mit 6 Kanonen und ernannte ihn 1747 zum Marschall aller seiner Armeen und nach der Einnahme von Bergen op Zoom (am 16. Sept.) zum Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden. Die Belagerung der Festung Mastricht im April 1748, deren Fall die Eroberung der gesammten Niederlande zur Folge gehabt haben würde, nöthigte die Republik, den früher von ihr verweigerten Frieden anzubieten. Nachdem dieser zu Aachen am 18. Okt. 1748 geschlossen war, zog sich M. auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlassen hatte. Als er bald darauf nach Berlin kam, nahm ihn Friedrich der Große mit der ehrenvollsten Auszeichnung auf. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Philosophen wieder zu Chambord, wo ein Blutsturz am 30. Nov. 1750

Digitized by Google

sein Leben endete. Die Beisetzung seines Leichnams fand mit großer Pracht zu Straßburg in der protestantischen Kirche St. Thomas Statt. Ludwig XV. ließ ihm daselbst durch Pigalle ein großartiges Denkmal setzen, das 1765 begonnen, aber erst 1776 vollendet wurde. Zu seinem Erben hatte M. den sächsischen Grafen Friese eingesetzt. M. soll sich viel mit chimärischen Plänen beschäftigt, unter Anderm die Absicht gehabt haben, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, sich zum Könige von Korsika zu machen, ein Königreich im Amerika, namentlich in Brasilien, zu gründen. Die kühnen und neuen Ansichten in der Kriegswissenschaft, die er in seinen „Reveries". (beste Ausg., Paris 1757, 2 Bde.) aufstellte, fanden erst in späterer Zeit den verdienten Beifall. Auch hinterließ er „Lettres et Mémoires choisis parmi les papiers originaux du maréchal de Saxe" (Paris 1794).

Moritz, Karl Philipp, geistreicher deutscher Gelehrter und Schriftsteller, den 15. Sept. 1757 zu Hameln von armen Aeltern geboren, kam anfangs zu einem Hutmacher in die Lehre, ward aber als untauglich bald wieder entlassen, wollte dann in Erfurt Theologie studiren, begab sich, mit seiner Lage unzufrieden, nach Leipzig, um Schauspieler zu werden, und fand endlich nach mancherlei Irrfahrten die nöthige Unterstützung, seine Studien in Wittenberg fortzusetzen. Nachdem er zwei Jahre daselbst zugebracht, folgte er einer Einladung Basedows an das Philanthropin zu Dessau, gefiel sich indeß nur kurze Zeit hier und begab sich nach Potsdam, wo er vergeblich eine Predigerstelle zu erhalten suchte. Durch das Fehlschlagen seiner Hoffnung der Verzweiflung nahe, erhielt er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle am grauen Kloster zu Berlin. Aber auch dieser Lage in Kurzem überdrüssig, unternahm er 1782 eine Reise nach England, die er, auf einem Spaziergange begriffen, ganz unvorbereitet antrat. Nach seiner Rückkehr verfiel er in größern Unmuth. Er glaubte tödtlich krank zu seyn, genas aber wieder und erhielt 1784 eine außerordentliche Professur am berliner Gymnasium. Die Redaktion der „Vossischen Zeitung" führte er nur kurze Zeit, da er sich in die dazu nöthige Ordnung nicht schicken konnte. Eine schwärmerische Verehrung für eine verheirathete Frau trat damals störend in sein Leben, u. fast wäre er zu der Rolle eines zweiten Werther verleitet worden. Erst eine längst ersehnte Reise nach Italien gab seinem Geiste eine andere Richtung; er trat dieselbe 1786 an und verweilte 2 Jahre in Rom, wo er mit Göthe bekannt wurde, der sich auch ferner seiner freundlich annahm und ihn mit dem Herzog von Weimar in Berührung brachte. Letzterer fand großes Interesse an ihm und empfahl ihn in Berlin, so daß M. zum Mitglied der Akademie ernannt wurde. Nach seiner Rückkehr 1789 erhielt er die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der freien Künste bei der Akademie der bildenden und mechanischen Künste, † aber schon am 26. Juni 1793 auf einer Reise nach Dresden, nachdem er wenige Jahre zuvor eine sehr unglückliche Ehe geschlossen und dadurch den Kampf, in welchem er fortwährend mit der Welt lebte, gesteigert hatte. Seine Werke, mythologischen, antiquarischen, psychologischen u. grammatischen Inhalts, sind sehr zahlreich; die wichtigsten sind: „Versuch einer Prosodie" (Berl. 1786, neue Aufl. 1815), noch jetzt von Werth, „Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache" (3 Theile, 1793—97, vollendet von J. E. Stutz und Balth. Stenzel) u. „Reise durch Italien" (3 Bde., 1792—93). Sein eigenes Leben hat er in den Romanen „Anton Reiser" (4 Bde., Berl. 1785—90; 5. Bd. von Klischnig, 1794) und „Andreas Hartknopf" (Berl. 1786) theilweise zu beschreiben versucht. Außerdem gab er heraus: „Magazin für die Erfahrungsseelenkunde" (10 Bde., 1783—93).

Moritzburg, königlich sächsisches Jagd- u. Lustschloß, 3 Stunden von Dresden, im Friedwalde, im vorigen Jahrhundert häufig die Dianenburg genannt, wurde vom Kurfürsten Moritz 1542 zu bauen begonnen, aber erst unter Kurfürst Christian I. 1589 vollendet u. von August dem Starken, der, sowie sein Nachfolger, daselbst häufig glänzende Jagden und andere Festivitäten veranstaltete, erweitert und verschönert. Große Teiche, perspektivisch ausgehauene Waldungen, ein Fasanengarten, eine Menagerie und ein Park zur Hegung des Wildes bilden die Umgebungen des Schlosses, welches wie eine Insel aus dem Wasserspiegel des breiten und tiefen Schloßgrabens sich erhebt. Außer 7 großen Sälen enthält dasselbe eine Kapelle, mehre Gewölbe u. 200 Zimmer mit Geräthen u. Wandbekleidung im altfranzösischen Geschmack. Das neue Schloß, 1769 erbaut, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teichs.

Moritz- und Lazarusorden, gestiftet als Moritzorden 1534 von Amadeus VII., Herzog von Savoyen, zu Ehren des Schutzpatrons des Landes, kam nach und nach in Vergessenheit, bis ihn Emanuel Philibert von Savoyen 1572 zur Aufrechthaltung und Vertheidigung der katholischen Kirche erneuerte und Gregor XIII. den kurz vorher von ihm in Italien aufgehobenen Lazarusorden damit unter dem Namen Orden des heiligen Moritz und Lazarus vereinigte. Gegenwärtig ist er ein Verdienstzeichen für Civil- u. Militär. Das Ordenszeichen ist ein einfaches weißes Kreuz, verbunden mit einem 8eckigen kleinern grünen, von den Großkreuzen am grünen Bande um den Hals, von den Rittern im Knopfloch getragen.

Morlacchi, Francesco, berühmter Komponist, geboren zu Perugia am 14. Juni 1784, versuchte sich in früher Jugend in der Komposition von Kirchen- und Orgelsachen, von denen ein Oratorium: „Gli angioli al sepolcro" solches Aufsehen machte, daß Graf Pietro Baglioni ihn von dem berühmten Zingarelli im Kontrapunkt unterrichten ließ. Bald darauf ging er nach Bologna, ward hier Mitglied des philharmonischen Lyceums u. erhielt 1810 einen Ruf als Kapellmeister und Direktor der italienischen Oper nach Dresden, in welcher Stellung er bis 1832 wirkte, wo er wegen Auflösung der italienischen Oper mit dem Titel eines ersten Kapellmeisters an die königliche deutsche Oper daselbst versetzt wurde. Gegen Ende 1836 nahm er einen Ruf als Maestro an die päpstliche Kapelle zu Rom an. M. versteht vortrefflich den Ausdruck der Textesworte zu finden, sowie den Reichthum der Melodie, der

seine Schöpfungen auszeichnet, mit der vollen Instrumentation, welche der deutschen Schule eigen ist, zu verschmelzen. Außer vielen Opern, darunter „Il ritratto" (1807), „Enone e Paride" u. „Oreste" (1808), „La capricciosa pentita", „Barbiera de Seviglia" (1815), „Boadicea" u. „Gianni di Parigi" (1818), „Donna Aurora", „La gioventa di Enrico IV.", „Ilda d'Avenello", „Saraceni in Sicilia" und „Colombo" (1827—1828), „Francesca da Rimini" (1837) und Liederspielen komponirte er ein berühmtes „Miserere", Kantaten, Oratorien, Messen und Offertorien, Arietten, Kanzonen, Romanzen u. anakreontische Lieder in deutscher, französischer u. italienischer Sprache ꝛc.

Morlaix, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Finisterre, an der nördlichen Küste, mit einem Hafen, welcher durch die Vereinigung der Flüsse Jarleau und Kerlent gebildet wird, und einer sicheren Rhede, ist Sitz der Departementalbehörden, eines Civil- und Handelstribunals, einer Donane, hat eine königliche Tabakfabrik, Gesellschaft für den Ackerbau, Schifffahrtsschule, Börse, ein Schauspielhaus, Fabriken für Leinwand, Zucker, Leder, Papier, Tabak, Schiffbau, Handel und 11,000 Einwohner.

Morlaken (Morlachen, slavisch Primorci), im engern Sinne die Bergbewohner der Kreise Zara und Spalato im kroatischen Küstenlande am adriatischen Meere, nach Andern bloß die Bewohner der Küste an dem Kanal della Morlacca (daher Meerwlachen, Morovlachen). Ihre Zahl dürfte sich beiläufig auf 140,000 Seelen belaufen, wovon 100,000 der römisch-katholischen Religion, die übrigen der griechischen Kirche zugethan sind. Viele lassen die M. aus Bulgarien eingewandert seyn, welche Behauptung jedoch schon durch den rein serbischen Dialekt, welchen sie sprechen, vollkommen widerlegt wird. Die M. sind ächte, eigentliche Serben, welche ungefähr um die Hälfte des 14. Jahrhunderts aus Bosnien flüchteten, um sich der türkischen Botmäßigkeit zu entziehen. Obschon nicht überall von gleicher körperlicher und Gesichtsbildung, sind sie im Ganzen doch ein schöner Schlag Menschen, durchgängig groß und stark, aber äußerst roh. Sie wohnen zwar in sogenannten Dörfern, deren Häuser aber sehr zerstreut sind. In der Tracht nähern sich die M. am meisten den Kroaten; ihr einziger Luxus besteht in schön verzierten Flinten, Pistolen und Handschars und silbernen Knöpfen auf einer scharlachtuchenen Weste (Jeceрma). Die gewöhnliche Kleidung besteht zur Sommerszeit oft nur in einem kurzen leinenen Hemd mit weiten Aermeln und kurzen leinenen Beinkleidern. Den Kopf deckt ein rothes Käppchen. Beim weiblichen Geschlechte besteht die Kleidung gewöhnlich aus demselben Stoff und wird nur zuweilen bei den Mädchen durch buntere Farben ersetzt. Die Frau des M. hat alle Geschäfte im Hause und auf dem Felde zu besorgen, während der Mann seiner Trägheit pflegt. Die Hauptnahrung der M. besteht in Brod, welches sie aus Gerste, Korn und Hirse (Moorhirse) bereiten, Zwiebeln und Knoblauch, Käse u. Milch. Ein Lieblingsgericht ist die Mamaliga, aus Maismehl zubereitet. Fleisch wird nur an großen Festtagen gegessen. Die M. haben große Anlage zur Tonkunst; auch lieben sie Gesang und Tanz. Dabei sind sie im hohen Grade unwissend und abergläubisch. Man glaubt an gute und böse Geister, an Hexen, Zauberer und Vampyre (Vukodlaci). Auch die Erscheinungen am Himmel und in der Luft haben ihren Theil am Aberglauben; die Gestirne werden bei jeder wichtigen Unternehmung, vor Reisen und Kriegszügen, bei Racheplänen und selbst vor Liebeszusammenkünften befragt. Schulen gab es bis in die neuere Zeit in den morlakischen Dörfern nicht. Die wenigsten Geistlichen sind des Schreibens kundig, und dies höchstens in ihrer Muttersprache, denn es besteht unter ihnen nicht die lateinische, sondern die illyrische Liturgie. Uebrigens sind die M. als tüchtige Schiffs- und Seeleute bekannt und bilden deshalb den Kern der österreichischen Marine. Im weiteren Sinne nennt man auch das ganze Küstenland am adriatischen Meere von Istrien ab Primorje (d. h. Meeresküstenland), die Einwohner Primorci oder mit dem italienischen Namen M. Bei den Ragusanern gilt der Name M. als Schimpfname, um damit einen rohen und unwissenden Menschen zu bezeichnen.

Morland, George, ausgezeichneter englischer Bambocciadenmaler, den 23. Juni 1763 zu London geboren, bildete sich auf der königlichen Akademie u. nach niederländischen Mustern u. † an den Folgen seiner Ausschweifungen den 29. Okt. 1804. Zu seinen besten Werken gehören die unübertrefflichen Darstellungen betrunkener Matrosen, plumper, vierschrötiger Bauern und des bunten Lebens jener gemeinen Kneipen (the cabin), in welchen er selbst Tag für Tag in der auserlesensten Pöbelgesellschaft anzutreffen war. Auch hat man von ihm schöne Seeaussichten. Die meisten seiner Gemälde sind von Ward in Kupfer gestochen worden.

Mormo (Mormon, griech.), unter weiblicher Gestalt gedachtes fabelhaftes Schreckbild, Gespenst, Popanz, mit dem besonders kleine Kinder geschreckt und zum Schweigen gebracht wurden; auch tragische und komische Larve mit ungewöhnlich weiter Mundöffnung.

Mormon (Larventaucher), Vögelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel u. der Familie der Alken, charakterisirt durch den seiner ganzen Länge nach von der Seite her plattgedrückten Schnabel, leben auf dem Meere wie die Fettgänse u. brüten auf Felsen. Die bekannteste Art ist der gemeine Larventaucher (M. Fratercula Cuv., Papageitaucher, Buttelnase), gegen einen Fuß lang, oben schwarz, unten weiß, mit fast scheibenförmigem, vorn rothem, hinten grauem Schnabel mit ritzenförmigen Nasslöchern und einer Art Wachshaut, finden sich häufig im Eismeer, an Island und Norwegen und gehen auch südlich bis zu den Farödern u. den englischen Inseln. Diese Vögel graben mit ihren scharfen Klauen über ellenlange Gänge in die Erde unter dem Rasen u. legen Anfangs Juni ein einziges schmuzigweißes Ei hinein. Gegen Ende Juli tragen die Alten den flaumigen Jungen kleine Fische zu, besonders den Sandaal, welchen sie manchmal 2 Meilen weit holen müssen. Uebrigens fressen sie auch Würmer, Garneelen und Meersterne. Ende August verlieren die Jungen ihren dichten Flaum und werden dann

Digitized by Google

von den Einwohnern zur Speise weggenommen. Sie werden mit langen Stangen aus den Höhlen gezogen und eingesalzen. Außerdem bleiben sie so lange im Nest, bis sie Schwungfedern haben und fast so groß als die Alten sind; dann stürzen sie sich von den hohen Felsen ins Meer, wo sie sich den ganzen Winter aufhalten. Der einzelne Vogel ist sehr scheu und schwer zu erlegen, weil er beständig taucht; ist aber eine Gesellschaft beisammen, so werden sie dreist. Sie fliegen sehr rasch und stürzen sich mit dem Kopf ins Wasser. Auf den Farörern sind sie so häufig, daß ein einziger Mann in einem Tage mit einer Stange 1000 erschlagen kann. Am nördlichen Norwegen erscheinen sie im Mai in unzählbaren Schaaren; sie werden mit Hunden den ganzen Sommer durch gefangen und in Menge gegessen, die Federn als Dunen gebraucht. Auch zwischen Kamtschatka und Amerika sind sie gemein. Die Einwohner machen sich Röcke aus ihren Bälgen und tragen die Schnäbel an ledernen Riemen als Halsbänder.

Mormonen (auch Latter Day Saints oder Heilige des jüngsten Tages), eine religiöse Sekte, welche 1827 von einem gewissen Joe Smith gestiftet wurde u. nicht nur in religionsgeschichtlicher Hinsicht höchst merkwürdig, sondern auch in politischer Beziehung wichtig ist, indem sie dazu bestimmt scheint, eine bedeutende Rolle in der Entwickelung des Westens der Vereinigten Staaten zu spielen. Joe oder Joseph Smith war am 23 Dec. 1805 zu Sharon in Vermont geboren u. zog 1815 mit seinen Aeltern nach Palmyra im Staate Newyork. Nachdem er sich in verschiedenen Berufsarten versucht, beschäftigte er sich besonders mit Schatzgräberei, die im Norden Amerika's stark betrieben wird. Nach seiner Behauptung war ihm am 21. Sept. 1827 ein Engel erschienen u. hatte ihn zu einem Hügel zwischen Palmyra und Canandaigua geführt, wo „heilige Messingplatten" vergraben seyen. Smith fand die bezeichneten Platten. Dieselben waren aber mit einer Schrift überdeckt, die er nicht lesen konnte. In dieser Rathlosigkeit erschien ihm Moses und lehrte ihn den Gebrauch des wunderbaren Steins Urim und Thumim, durch den ihm die Entzifferung gelang. Er übersetzte die Schrift und gab sie unter dem Titel „Book of the Mormons" heraus. Dasselbe wurde 1830 zuerst in Amerika, 1841 zuerst in Europa gedruckt und neuerdings auch von John Taylor unter dem Titel „Das Buch Mormon" (Hamb. 1851) ins Deutsche übertragen. Es enthält 15 Bücher u. erzählt in einer der biblischen nachgebildeten Sprache, wie Lehi, ein frommer jüdischer Patriarch, mit seinem Weib Sariah, seinen 4 Söhnen, Laman, Lemuel, Sam u. Nephi, u. einem gewissen Ischmael u. dessen Töchtern zur Zeit des Königs Zedekia von Jerusalem in die Wildniß gezogen u., nachdem sie 8 Jahre lang gegen Osten gewandert, wobei ihnen eine dann u. wann erscheinende, mit Zeigern versehene Kugel zum Wegweiser gedient, endlich an ein großes Meer gelangt seyen. Hier erbaute Nephi auf göttliche Eingebungen ein Schiff, auf dem sie, mit allen Thieren, Lebensmitteln und Sämereien an Bord, nach vielen Gefahren und Prüfungen und einer langen Reise glücklich nach dem ihnen verheißenen gelobten Lande, Amerika, kamen. Nephi verfertigte bald nach seiner Ankunft in Amerika, das zuerst durch die Jarediten, welche als gerechte Leute bei der babylonischen Sprachverwirrung Gnade gefunden, kolonisirt worden war, eine Anzahl Messingplatten und verzeichnete darauf ihre Pilgerfahrten u. Abenteuer, sowie auch alle die Offenbarungen, welche ihm Gott hinsichtlich der künftigen Schicksale seines Volkes und des menschlichen Geschlechts mittheilte. Nach dem Tode seines Vaters empörten sich seine Brüder gegen ihn. Sie zogen sich endlich in die Wildniß zurück und wurden die Häuptlinge verschiedener Stämme, die sich im Laufe der Zeit häufig durch kriegerische Einfälle befeindeten. Gleich ihrem Vater waren die Nachkommen Nephi's, die Nephiten, schon mehre Jahrhunderte vor Christi Geburt gute Christen, die an dieselben Lehrsätze wie die neuern Theologen glaubten und Taufe und andere christliche Gebräuche predigten. Bevor Nephi starb, welches um das 55. Jahr nach der Flucht des Lehi von Jerusalem geschah, salbte u. ernannte er seinen Bruder Jakob zum Priester über sein Volk. Jakob erzog seinen Sohn Enos „in der Speise und Ermahnung des Herrn", übergab ihm die Metallplatten und hinterließ ihm die Nachfolge im Amte über die Nephiten. Während Enos' Priesterschaft und Regierung ereigneten sich viele Unruhen und Kriege zwischen seinem Volke und den Lamaniten. Damals wurden der scharf gespitzte Pfeil, der Köcher und der Wurfspieß erfunden. Bei seinem Tode (341 v. Chr.) übergab er seinem Sohne Jarom die Messingplatten. Von diesem kamen sie an Omni, dann an Amaron, an Chemisch, an Abinidom und an Amaleki, der sie, da er keinen Sohn hatte, dem gerechten und frommen König Benjamin überlieferte. Letzterer befahl seinem Volke, den Namen Christen anzunehmen, und nachdem er ihm Priester und Lehrer verordnet, auch seinen Sohn Mosia zu seinem Nachfolger ernannt hatte, gab er (124 v. Chr.) seinen Geist auf. Mosia überlieferte die Messingplatten und die andern Heiligthümer an Alma, der zum „ersten Richter und Hohenpriester" ernannt wurde, da das Volk keinen König haben wollte. Im 69. Jahre vor Christi Geburt sandten die Nephiten Glaubensboten aus, welche bei allen Stämmen des Landes gegen die Laster predigten und zur Buße ermahnten, indem sie die Ankunft des Sohnes Gottes, sein Leiden, seinen Tod und seine Auferstehung verkündigten. Von dieser Zeit an bis zum 39. Jahre der Richter oder dem 44. v. Chr. wurden viele Städte gegründet, viele Schlachten geschlagen, Festungen errichtet, Bücher geschrieben, und ein gewisser Hagoth baute sogar ein großes Schiff, auf dem sich viele Nephiten in das Westmeer oder die Südsee einschifften. Endlich verkündigte ein gewisser Samuel die bevorstehende Geburt Christi, die 600 Jahre nach der Abreise Lehi's von Jerusalem erfolgte. Von diesem Zeitpunkte an veränderten sie ihre Zeitrechnung und zählten die Jahre wie wir. Im 34. Jahre nach seiner Geburt und nachdem er von den Todten auferstanden war, erschien ihnen Christus selbst, bestellte zwölf Apostel, lehrte sie taufen, hielt Gespräche und Reden, wie in Palästina, und setzte Einen ein, das Abendmahl auszutheilen. Schon im 36. Jahre waren sämmtliche Einwohner des

Landes zum Christenthum bekehrt, es herrschte eine vollkommene Eintracht in der Gemeinde, Streitigkeiten fielen in 170 Jahren nicht vor. Endlich aber entstanden Sekten, Spaltungen u. Kriege, so daß um 320 alle Frömmigkeit u. Gottesfurcht auf dem amerikanischen Festlande aufgehört hatten. Da erschien zuerst Mormon, ein gewaltiger Kriegsheld und ein frommer Christ. Er besiegte (330 v. Chr.) mit einem Heere von 42,000 Mann die Lamaniten, welche wegen ihrer Gottlosigkeit dem Fluche Gottes verfallen waren, so daß sich ihre weiße Hautfarbe in ein schmutziges Roth verwandelte. Sie nahmen von Südamerika Besitz und überließen Nordamerika den Nephiten. Moroni vollendete, was Mormon, sein Vater, begonnen, u. setzte die Geschichte bis 400 nach Christi Geburt fort, um welche Zeit die Nephiten, weil sie wieder in Laster versunken waren, von den Lamaniten gänzlich ausgerottet wurden. Moroni blieb übrig, vollendete die Geschichte seines Volkes auf den Messingplatten u. versiegelte dieselben 420 n. Chr. zugleich mit den zwei durchsichtigen Steinen Urim u. Thummim, welche einst den Jareditен bei ihrer Ueberfahrt nach Amerika als Fenster u. nun dem Propheten Joseph Smith als Brille bei der Uebersetzung der „verbesserten Hieroglyphen", mit welcher Moroni nach seiner eigenen Angabe die Platten beschrieben, gedient hatten, in Gemäßheit einer Prophezeiung, welche schon vor Abrahams Geburt ausgesprochen worden war. Moroni hätte Joe Smith als zukünftigen Entdecker der Platten bezeichnet.

Das Erscheinen des Buchs erregte Aufsehen, u. bald war J. Smith in eine literarische Fehde verwickelt. Viele erinnerten sich, ein Manuskript gelesen zu haben, das einen Geistlichen aus Neusalem im Staat Ohio zum Verfasser hatte, und behaupteten, daß aus diesem der Inhalt der Mormonenbibel entlehnt sey. Die Wittwe dieses Geistlichen, M. Davison, erklärte, daß ihr Mann das Manuskript, das er 1812 in seinen Mußestunden verabfaßte, um in Form eines Romans die Geschichte der verlorenen Stämme Israels als der früheren Bewohner Amerika's und Urheber der großen Bauüberreste zu schildern, einem Buchdrucker übergeben habe, in dessen Officin es lange liegen geblieben sey, da es sich nicht zum Drucke zu eignen schien. Zugleich machte sie darauf aufmerksam, daß Sidney Ridgon, einer der eifrigsten Anhänger Smiths, damals in der Buchdruckerofficin gearbeitet und so wohl Gelegenheit gehabt habe, das Manuskript abzuschreiben und in die Hände des Propheten gelangen zu lassen. Die Originalplatten haben nur 4 Personen gesehen. Die drei Zeugen, welche Smith zur Bekräftigung seiner Angaben aufstellte, waren Oliver Covdry, David Whitmer u. David Harris. Der vierte, dem aber nur eine flüchtige Einsicht vergönnt war, schrieb einige Charaktere ab und zeigte sie einem Professor Authon, der die Schrift für ein verdorbenes Chinesisch erkannte. So plump demnach der Betrug Smiths war, so gelang er doch vollständig. Smith wies alle Angriffe als Bosheit der Welt ab, predigte und taufte, hatte Offenbarungen und Gesichte und verdammte seine Widersacher. Am 1. Juni 1830 organisirte er die Sekte zu einer Gemeinde zu Fayetteville in Ohio. Anfangs bestand dieselbe nur aus 6 Mitgliedern; sie nahm aber rasch zu, und als Smith nach dem Westen des Staats Missouri zog, um ein neues Jerusalem zu gründen, war sie schon zu mehren Hunderten angewachsen. Sie ließen sich bei Independence nieder, wo sie das „Arsenal des Herrn" (Lords Store House) bauten, aus welchem alle Glieder der Gemeinde gegen einen mäßigen Preis mit ihrem Bedarf versorgt wurden. Schon war der Tempel für das neue Jerusalem abgesteckt, als die M. in Zwist mit ihren Nachbarn geriethen, die Anfangs den M. eine freundliche Behandlung hatten zu Theil werden lassen. Weil einige unter diesen versuchten, die Lehre, daß alles Land den Heiligen gehöre, praktisch durchzuführen, wurde dies von den Missourimännern als Diebstahl angesehen, und als auf ernste Vorstellungen bei dem Propheten hochmüthige Antworten erfolgten, ward an einigen Mitgliedern der Sekte die bekannte amerikanische Procedur des Theerens und Befiederns vorgenommen. Doch wurden sie dadurch von ihren Anmaßungen keineswegs geheilt. Ein in Independence gedrucktes Mormonenblatt („The Milennial Star") sprach offen die Behauptung aus, daß alles Land von Gottes und Rechtswegen ihnen gehöre. Einzelne Gewaltthaten, die darauf folgten, und die allgemeine Erbitterung bewogen die Regierung, die M. aus dem County zu verweisen. 1200 Mann stark brachen sie am 7. Nov. 1833 auf und setzten über den Missouri nach dem Clay-County. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht; sie gingen nun in den Caldwell-County, wo sie Far-West erbauten. Doch auch hier zeigten sie nach wenigen Jahren dieselbe Unverträglichkeit mit ihren unheiligen Nachbarn, und da sie der Bevölkerung einen bewaffneten Widerstand zu leisten versuchten, bot der Gouverneur von Missouri die Miliz gegen sie auf. Ein Gefecht beendigte ohne viel Blutvergießen den sogenannten Mormonenkrieg. Die Flüchtigen und Vertriebenen suchten sich darauf eine neue Heimath im Staate Illinois zu begründen, wo sie im Hancock-County 1840 die Stadt Nauvoo am Mississippi anlegten. In 12 Monaten standen bereits 2100 Häuser aufgerichtet, und 1841 begann Smith den Bau des Tempels nach dem Bilde, das er in einer Vision geschaut hatte. Er lag an einer Anhöhe am Mississippi, war halb gothisch, halb griechisch, 80 Fuß ins Quadrat, 60 Fuß hoch, mit einem Thurm von 200 Fuß, ganz aus weißen Steinen gebaut. Die Stadt blühte rasch auf und erhob sich zu bedeutendem Wohlstand. Smith übte eine unbedingte Gewalt über die Gemeinde. Am Morgen hielt er als General, gefolgt von seinem Stabe, die Inspektion über die Miliz ab, die man organisirte, um vorkommenden Falls nicht wieder genöthigt zu werden, sein Eigenthum den Nachbarn zu überlassen, Nachmittags aber verkündigte er mit der Bibel in der Hand in großer Versammlung das Wort Gottes. In seinem Hause soll er ein fröhlicher Gesellschafter gewesen seyn, in der Stadt war er ein strenger Polizeipräsident, der keinen Lärm und kein wüstes Wesen duldete. Bald aber begannen die alten Reibun-

Digitized by Google

gen von Neuem. Als Mayor der Stadt ließ der Prophet 1844 die Zeitungspressen eines exkommunicirten M., des Doctor Foster, demoliren. Darauf hin sah sich die Distriktsbehörde veranlaßt, die Einziehung der beiden Häupter der Sekte, Joseph und Hyram Smith, zu befehlen. Diesem Befehl wurde in Nauvoo keine Folge gegeben, und bald theilte sich ganz Illinois in zwei Parteien für und gegen die M. Um neues Blutvergießen zu vermeiden, beredete der Gouverneur des Staats, da die Erbitterung von Tag zu Tag wuchs, die beiden Brüder Smith, sich freiwillig zu stellen, indem er sein Wort und die Ehre des Staates für ihre Sicherheit einsetzte. Die Gefangenen wurden darauf nach Carthage abgeführt. Obgleich am 26. Juni der Gouverneur abermals seinen Schutz zugesagt hatte, brach doch am Abend des 27. ein bewaffneter und zum Theil als Indianer verkleideter Pöbelhaufe in das Gefängniß der Brüder. Als Joe Smith aus dem Fenster springen wollte, um sich zu retten, erhielt er eine Verwundung und wurde mit seinem Bruder an einen Brunnenstock als Zielscheibe gestellt, wo beide, jeder von 4 Pistolenschüssen getroffen, das Leben aushauchten. Man brachte die Leiche Smiths nach Nauvoo, wo die ganze Bevölkerung weinend und wehklagend durch die Straßen zog. Mehr als 12,000 folgten dem Leichenzug; um aber die Gebeine des Propheten vor Schimpf zu bewahren, wurde das Grab den Nichtmormonen verborgen und ists bis jetzt geblieben. Aber auch der Tod des Propheten söhnte die Einwohner nicht mit den M. aus. Das einmal erregte Volk stürmte Nauvoo, legte die Stadt in Trümmer, und man würde die M. mit Gewalt vertrieben haben, wenn sie nicht durch freiwillige Auswanderung dem zuvorgekommen wären. Sie begannen Anfangs 1845 in starken Zügen nach dem fernen Westen auszuziehen, um ein neues „gelobtes Land" aufzusuchen. Von dem damals kaum noch bevölkerten Jowa aus drang eine Schaar ihrer Pioneers auf bis dahin unerforschten Wegen auf der Nordseite des Platte vor, überschritt den Elkorn, folgte dann dem Oregon bis Fort Bridger und gelangte endlich von hier aus, die Rocky Mountains überschreitend, am 23. Juli 1847 in das Thal des Salzsee's (Salt Lake). Sie begannen sogleich die Kolonisation des Landes und die Anlage der Hauptstadt ihres neuen Staats, den sie selbst „Deseret" oder „Land der Wüsten- und Honigbiene" nannten. Zwei Jahre nach Erbauung des ersten Hauses zählte die Stadt „Great Salt Lake City" schon 900 Einwohner. Die Bevölkerung des ganzen Mormonenstaats, von den Amerikanern 1850 unter dem Namen Utah (s. d.) als Territorium aufgenommen, betrug 1850 schon 11,354 Seelen und hatte sich 1852 bereits auf mehr als 40,000 vermehrt. Die Ursache dieser schnellen Blüthe lag theils in der günstigen Lage ihrer Hauptstadt, eines Haupterfrischungspunktes für die Karawanen auf dem Wege nach Kalifornien, theils in der eigenthümlichen Weise der Kolonisation nach dem griechischen System, das zuerst die Begründung einer Stadt verlangt, damit von vorn herein Handel, Gewerbe und Ackerbau sich gegenseitig fördern, hauptsächlich aber wohl in der begeisterten, immer neue Einwanderer herbeiführenden Proselytenmacherei u. dem allen Besitz an sich reißenden und Andersgläubige von ihm ausschließenden Fanatismus der M. Dieser Fanatismus äußerte sich denn auch in ihrem fernern Benehmen. Die Unionsregierung hatte den Nachfolger Smiths im Prophetenthum, Brigham Young, wegen seines großen Einflusses zum Gouverneur des Territoriums ernannt u. der Kongreß ihnen 20,000 Dollars für die Errichtung öffentlicher Gebäude und 5000 Dollars für die Anlegung einer Bibliothek übersandt. Als aber drei Beamte als Oberrichter ans Obergericht der Vereinigten Staaten im Utahgebiet kamen, nahmen die M. sie mit großem Widerwillen auf. Die M., welche vor das Gericht als Zeugen citirt wurden, erschienen entweder nicht, oder verweigerten die Aussagen, ja man ging endlich so weit, das Archiv des Gerichts zu erbrechen und die Gesetzbücher, Akten ꝛc. zu verbrennen. Die Beamten, die sich auf der Straße sehen ließen, wurden verhöhnt, einer von ihnen durchgeprügelt, ein anderer meuchlings überfallen. Unter diesen Umständen war an eine Ausübung der richterlichen Funktionen nicht mehr zu denken, und die Beamten folgten daher der von einer Volksversammlung an sie ergangenen Weisung, das Utahgebiet zu verlassen. Natürlich konnte ein so rebellisches Auftreten gegen die Unionsgewalt nicht ungeahndet bleiben. Im Sommer 1857 beschloß der neue Präsident James Buchanan, A. Cumming als Gouverneur an Brigham Youngs Stelle ins Territorium zu senden und ihm die erforderliche Militärmacht beizugeben. Die in Kansas und an den Grenzen der benachbarten Staaten liegenden Corps der Unionsarmee, im Ganzen nur 2500 Mann, erhielten den Befehl, sich im Fort Taramin in Nebraska zu koncentriren. Von hieraus setzte sich der Vortrab am 3. Septbr. in Bewegung, und ihm folgte in kleinen Abtheilungen und den nöthigen Distanzen das Gros der Expedition. Aber die späte Jahreszeit wurde dem Zuge verderblich. Da man nicht hoffen konnte, die 1100 englische Meilen entfernte Salzseestadt vor Eintritt des Winters zu erreichen, ein vorausgeschickter Quartiermacher noch dazu mit Drohungen zurückgewiesen worden war, mußte man eine Seitenstraße nach Norden gegen Oregon einschlagen und im Fort Bridger Winterquartiere nehmen. Die Truppe hatte mehr als zwei Drittel ihres ganzen Zugtrains durch Strapazen und 70 Wagen sammt Ochsen und Proviant an einen Guerillahaufen der M. verloren. Am 15. Febr. 1858 fand ein Gefecht zwischen einem vorgeschobenen Posten der Unionstruppen u. den M. Statt, das auf beiden Seiten Verluste herbeiführte, aber nichts entschied. Während des Frühjahrs aber wurden von der Unionsregierung Verstärkungen nachgeschickt, zugleich mit dem Generalmajor P. Smith, der das Oberkommando übernehmen sollte, und man hoffte, bis zu Ende des Sommers die Salzseestadt zu erreichen.

Das Mormonenthum wurde mit keiner fertigen Glaubenslehre eröffnet. Der Glaube, daß Joe Smith Seher und Prophet, daß die heilige Schrift durch ihn zu reformiren, daß das Buch Mormon authentisch, endlich daß die Tage des

letzten Gerichts gekommen, waren die einzigen Elemente, aus denen sich die religiöse Meinung der Sekte entwickelte. Erst im Verlauf der Zeit sollte nach Smiths Plan die volle Wahrheit enthüllt und den Bedürfnissen der Heiligen angepaßt werden. Die Form dabei blieb die der Offenbarung. Doch kam es nicht so sehr auf die innere Uebereinstimmung und Folgerichtigkeit der göttlichen Befehle an, als vielmehr auf ihr praktisches Verhältniß zu den Wünschen und Interessen der Gläubigen; einzelne Offenbarungen, die sich damit nicht oder nicht mehr vertrugen, wurden ohne Weiteres durch andere Offenbarungen abgeschafft oder eingeschränkt. Im Jahre 1835 erschien eine Sammlung derselben unter dem Titel: „Doctrines and covenants", die nicht nur zu einander, sondern noch weit mehr zu dem Buche Mormon selbst im stärksten Widerspruche steht. Während dieses eine Art Deismus lehrte, Moral, Glaube und Nächstenliebe vorschrieb, finden sich in jener Sammlung deutliche Zeichen von Pantheismus und dabei die Erklärung, daß der Glaube Hauptsache und alles Andere Nebensache sey. Aber auch hierin ist kein festes Dogma zu suchen, denn nach Brigham Young haben die Worte eines Apostels, der seinen Beruf erfüllt, denselben Anspruch auf Offenbarung, als jene Bücher. Zur Widerlegung der Beschuldigung des Heidenthums veröffentlichte die Gemeinde selbst eine Reihe von Glaubensartikeln, die neben den chiliastischen Träumereien von der Wiedervereinigung der zehn Stämme Israels im tausendjährigen Reich, von der buchstäblichen Wiederauferstehung des Leibes ꝛc. im Wesentlichen mit dem christlichen Bekenntniß übereinstimmen, aber als Schlußstein den Grundsatz enthalten: daß ein Müßiggänger kein Christ werden, noch Erlösung erhalten kann. Die M. verwerfen die Idee des Fegefeuers, weil der Leib des Sünders als ein materieller dabei verbrennen müßte, lassen dagegen eine ewige Verdammniß zu, freilich nur in dem Sinne, wonach jede Strafe Gottes, als des Ewigen, unendlich seyn kann. Die Strafe der Verdammniß besteht darin, daß die Seele ihres Leibes beraubt, von ihren Freunden getrennt und gefangen gehalten wird. In dieser Lage, als „gefangener Geist", empfängt sie Belehrung, kann sich bessern und im Fall der Reue einen neuen Körper annehmen. Es gibt drei Grade der Besserung und Erlösung, welche Ruhmesstufen (glories) genannt werden: den himmlischen (celestial), den irdischen (terrestrial) und den siderischen (telestial). Der erste entspricht der Sonne, der zweite dem Monde, der dritte den Sternen. Der himmlische Grad ist der höchste, denn die ihn erwerben, bekommen himmlische Leiber und werden Priester Melchisedeks. Der irdische Grad ist für die „Seelen im Kerker", denen das Evangelium gelehrt wird und die erdige Körper haben. Der siderische Grad nimmt alle auf, die zur Strafe verdammt sind und erst am jüngsten Tage befreit werden. In seiner spätern Ausbildung schlug das Mormonenthum in einen nackten Materialismus um. Gott ist darnach ein materiell organisirter Verstand, der Körper und Glieder besitzt und ebenfalls einen Vater hat, der wieder einen Vater voraussetzt. Dieses Wesen kann nicht zugleich an zwei Orten und daher nicht allgegenwärtig seyn. Christus ist von Gott mit einem menschlichen Weibe gezeugt worden; auch er „kann den Raum durchschreiten und von Welt zu Welt wie der Vater gehen, aber er kann nicht an zwei Orten zugleich seyn". Die Geister sind „materielle Wesen, Intelligenzen, die Körper und Glieder, aber keine Knochen und Fleisch besitzen, Menschen im Embryo, die im Begriff stehen, in die materielle Welt zu treten". Die Engel stehen auf der gleichen Stufe mit den Heiligen, sind aber eigentlich bloß deren Bediente. Alle M., welche ihre Pflichten auf Erden erfüllt, werden von den Engeln im Jenseits bedient, während die, welche den Geboten nicht genügt, ministering servants werden. Die Menschen sind „die Sprößlinge Gottes des Vaters und Brüder Jesu Christi. Sie waren einst intelligente Geister in der Gegenwart Gottes und um ihn, ehe die Erde geschaffen ward. Sie können von den Todten mit einem Leibe wie Jesus Christus auferstehen u. als Söhne Gottes und selbst Götter unsterbliches Fleisch und unsterbliche Knochen annehmen". Die Materie ist ewig und der Geist „entweder eine Eigenschaft der materiellen Atome oder ein Resultat der Verbindung oder Berührung dieser Atome". Die Materie kann durch nichts Anderes erschaffen worden seyn, da sie schon die Existenz eines solchen Elements, also sich selber, voraussetzt. Christus wird wiederkommen, um die Erde durch neue Materie zu verjüngen. Diese Verjüngung wird um 1870 anfangen und ein Millennium dauern. Zum Antheil und Genusse derselben sind nur die M. befähigt; sie werden daher 1870 auferstehen, während die übrige Menschheit noch tausend Jahre im Grabe zu schmachten hat. Männer, Weiber und Kinder werden sich auf der verjüngten Erde vermehren und fortpflanzen, und wenn der Raum zu ihrer Beherbergung zu eng ist, werden neue Welten zu ihrer Aufnahme entstehen. Wenn aber auch diese nicht mehr genügen, wird der Mensch selbst Gott werden und Welten für sich selbst erschaffen. Mit dem Uebergange der Mormonenlehre in den vollen Materialismus entwickelte sich zugleich das Institut der Polygamie. Das Buch Mormon verbot entschieden die Vielweiberei; aber schon 1842 verkündete Smith seine Offenbarung, daß die Heiligen der letzten Tage in die Fußtapfen der Weisen Salomo und David zu treten hätten. Von dieser Zeit an bis zum 29. Aug. 1852, wo Orson Pratt sich im Namen der Gemeinde öffentlich dazu bekannte, bestand die Vielweiberei als eine geheime Institution, deren Vorhandenseyn die M. und ihre Missionäre leugneten. Die Polygamie (plurality of wives) ist nach der jetzigen Lehre der Heiligen ein „Privilegium, welches die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit voraussetzt". Durch sie erhebt sich der Mensch nicht nur über die Thiere, sondern auch über alle Menschen und selbst über die Engel, indem er dadurch Gott gleich wird. Gott selbst ist den M. ein Polygamist. „Gott war verheirathet, denn wie konnte er sonst seinen Sohn Jesus Christus erzeugen und das Werk seines Vaters verrichten." Brigham Young hat 50 Frauen, unter diesen 20, welche schon Joe Smith besaß. Daß ein Heiliger

Digitized by Google

zwei oder mehre Schwestern heirathen darf, versteht sich von selbst; es sind aber auch Fälle vorhanden, wo ein Mann Wittwe und Tochter, einer sogar eine Mutter mit mehren Töchtern ehelichte. Der kirchliche Gottesdienst der M. unterscheidet sich äußerlich nicht wesentlich von den christlichen Gemeinden. Die Eröffnung des Gottesdienstes beginnt in der Regel mit einem ernsten Gesange, der von einer der priesterlichen Rednerbühne gegenüberstehenden Musikkapelle begleitet wird. Dann folgt ein Gebet, nach dessen Abhaltung die Musik einen zweiten Choral anstimmt. Hierauf ruft der vorsitzende Aelteste einen der Priester, die auf der Plateforme sitzen, zur Rede auf. Während der Predigt wird das Abendmahl umhergereicht, und zwar von zwei Personen, von denen die eine einen Krug und Becher mit Wasser, die andere eine Schale mit gebrochenem Brode trägt. Nach der Predigt pflegt ein oder der andere Missionär, der gerade von der Reise zurückgekehrt ist, der Gemeinde Bericht über den Erfolg seiner Sendung abzustatten. Den Schluß bildet die Austheilung des Segens, worauf die Kapelle wieder eine Musik aufspielt, während die Gemeinde das Haus verläßt. Auch ihre Schauspiele und Bälle, welche die M. leidenschaftlich lieben, werden mit einem Gebet eröffnet.

Die Hierarchie der M. bestand Anfangs bloß aus dem Propheten und einigen ihm untergeordneten Priestern. Gegenwärtig theilt sich dieselbe in zwei Ordnungen, deren eine dem Nichteingeweihten verschlossen bleibt. Die andere besteht aus zwei Priesterklassen: der Aarons, welche die levitische einschließt, und der Melchisedeks. Die letztere ist die höhere, sie stammt in direkter Linie durch Moses, Abraham und Noah von Gott ab. Ihre Macht und Autorität ist, „die Schlüssel aller geistlichen Segnungen der Kirche zu führen, das Privilegium des Empfanges der Geheimnisse des Himmelreichs zu besitzen, den Himmel stets offen für sich zu haben und die Gemeinschaft u. Gegenwart Gottes des Vaters und Jesu Christi des Mittlers zu genießen." Die Macht und Autorität der aaronischen Priesterklasse ist, „die Schlüssel des Dienstes der Engel zu führen und auf auswärtigen Sendungen das Wort des Evangeliums und die Taufe den Reuigen zur Vergebung der Sünden zu spenden". Die Klasse Melchisedeks zerfällt in hohe Priester und Aelteste, die Aarons in Bischofe, Priester, Lehrer und Diakone. Beide haben besondere Präsidenturen, welche sie überwachen. An der Spitze der Klasse Melchisedeks und somit der ganzen Kirche steht ein Quorum oder Rath von Dreien, der die höchste Gewalt hat und die letzte Instanz in allen zweifelhaften Fällen und Streitfragen bildet. Daneben besteht ein Quorum der „zwölf Apostel", der aber unter Leitung der Drei steht und aus dem gewöhnlich von den Dreien die Missionäre gewählt werden. Außer beiden gibt es noch das Quorum der Siebzig, deren Aufgabe es ebenfalls ist, im Auftrage der Drei Predigerfahrten vorzunehmen u. mit Stimmeneinhelligkeit theoretische Lehrfragen zu entscheiden. Die Generalversammlung aller Quorum bildet die geistliche Oberbehörde der Kirche; für außerordentliche Fälle soll ein „hoher Rath" berufen werden, dessen Mitglieder 1834 durch Offenbarung ernannt wurden. Jedes Quorum hat seinen Vorsitzenden. Der Präsident der Drei ist zugleich der des hohen Raths und in dieser doppelten Eigenschaft das höchste Haupt der Kirche. Er ist der „Seher, Offenbarer und Prophet, der alle Gaben von Gott empfängt". Jedes halbe Jahr versammelt sich die Kirche, um den „ersten" Präsidenten zu ernennen, doch ist dies reine Ceremonie. Die Mittel, durch welche der Prophet die Kirche regiert, sind, wie ihre Organisation, absolutistisch-aristokratisch. Von Zeit zu Zeit eine Offenbarung, die Verrichtung eines Wunders, das Reden in unbekannten Zungen, die Bestellung von Spionen, die Entfernung der Unruhigen auf Missionen gehören zu den gewöhnlichen Maßregeln. Als besonders praktisch erweist sich aber der Kirchenzehnt, der nach einem sehr geschickten System erhoben wird und dem Propheten volle Kenntniß über die Verhältnisse jedes Einzelnen und Gewalt über alle Gläubigen gibt. Zum Zehnten gehört aber nicht bloß der zehnte Theil des Naturaleinkommens, sondern der Ueberschuß des ganzen Vermögens der Heiligen über das Nothwendige. Die Entscheidung darüber, wie viel jedes Mitglied von seinem Vermögen an die Kirche abzuliefern habe, steht dem hohen Rathe oder vielmehr dem Propheten zu. Trotz der Strafheit, mit welcher der Prophet Brigham Young die Zügel führt, haben sich doch bereits wiederholt Sekten und heterodoxe Meinungen unter den M. aufgethan. Diese Sekten führen gewöhnlich den Namen von ihren Gründern, wie Rigdoniten, Strangiten, William-Smithiten, Gladdeniten, u. unterscheiden sich von der herrschenden Kirche weniger durch abweichende Lehren als in Ansehung der persönlichen Stellung ihrer Propheten. Die wichtigste dieser Sekten sind die Gladdeniten, sogenannt nach dem Bischof Gladden, der zugleich mit Joe Smith auftrat und über diesen um so viel höher zu stehen behauptete, als Gott der Herr über Johannes dem Täufer. Eine Abzweigung von ihnen, die William-Smithiten, verwirft die Polygamie und klagt die herrschende Kirche des Abfalls an. Da das Schisma sich mehr u. mehr erweiterte, sah sich Brigham Young endlich zu einem energischen Schritt genöthigt. Er verkündete, daß das Volk seinen Bund mit Gott gebrochen habe und eine allgemeine Buße nothwendig sey. Zu dem Ende wurde für alle im Gebiete wohnhaften Heiligen ein Tag angeordnet, an welchem sie die Konfessionsformel beschwören und sich der Wiedertaufe unterziehen mußten. Die Säumigen und Widerspenstigen wurden mit dem Tode bedroht. Der „Verein der Brüder Gideons" oder der „Danaiten" ward reorganisirt und mit seiner Hülfe alle freie Meinungsäußerung und persönliche Sicherheit unterdrückt. Die fanatische Danaitenbande wüthete nicht nur gegen die der Apostasie verdächtigen M., sondern auch gegen ruhige Fremde und Ungläubige, und im Winter 1856—57 fielen in den Ansiedelungen der M. so viele Gewaltthätigkeiten, Brandstiftungen und Morde vor, daß die Reisenden bald die Heiligen mehr als die Indianer fürchteten. Was das Missionswesen der M. betrifft, so sind die Angaben der M. darüber nur mit größter Vorsicht aufzunehmen. Nach mormonischen Berichten

soll 1853 die Mormonenbevölkerung außerhalb der Vereinigten Staaten 28,640 Seelen betragen haben; die Zahl aller M. auf der ganzen Erde geben sie gegenwärtig auf 480,000 an. Ist diese Zahl auch weit übertrieben, so ist doch so viel gewiß, daß sie Anhänger in Frankreich, Dänemark und Norwegen, namentlich aber in Großbritannien und Irland, ferner in Asien und Afrika, mehr noch auf den Südseeinseln zählen. Ein Religionsgebot legt allen Heiligen die Verpflichtung des Gathering (d. i. Versammlung) auf, nach Utah überzusiedeln, da nur die, welche sich dort versammeln, an der Verjüngung der Erde Theil nehmen werden. Die Bestrebungen der Missionäre werden durch mehre Zeitschriften unterstützt. Es erscheinen Zeitschriften in Newyork, Swansea (Südwales), Australien, Indien, Liverpool, Paris ꝛc. Der „Skandinavische Stern", der zu Kopenhagen erschien, wurde 1853 verboten, eben so „Zions Panier", von dem 1851—52 4 Hefte in Hamburg herausgekommen waren. Das Buch Mormon ist bis jetzt in waliisischer, dänischer, französischer, deutscher und italienischer Uebersetzung erschienen.

Mornay, Philippe de, Seigneur du Plessis-Marly, französischer Staatsmann, 1549 auf dem Schlosse Buhy in der Normandie geboren, ward zu Paris erzogen u. machte schnelle Fortschritte in den Sprachen, den schönen Wissenschaften und der Theologie. Als der jüngere Sohn für die klerikale Laufbahn bestimmt, von seiner Mutter aber, einer heimlichen Protestantin, davon zurückgehalten, ging er nach dem Tode seines Vaters, eines eifrigen Katholiken, zur reformirten Kirche über und begab sich auf Reisen durch Italien, Deutschland, Holland u. England. Nach den Greueln der Bartholomäusnacht, denen er kaum entging, begab er sich nach England, kehrte aber nach Jahresfrist in sein Vaterland zurück und lebte zurückgezogen, bis er 1575 in die Dienste Heinrichs von Navarra, des nachmaligen Königs Heinrich IV., trat, der sich seiner als diplomatischen Unterhändlers bediente. Nach dem Ausbruch des Kriegs mit der Ligue ward er dem König unentbehrlich, indem er die Kriegspläne entwarf, die Unterhandlungen leitete, die Sache seines Herrn in Schriften vertheidigte und denselben nach allen Seiten hin Anhänger zu verschaffen suchte. Obwohl er den Uebertritt desselben zum Katholicismus entschieden mißbilligte und dem König durch sein fortwährendes Eifern dagegen lästig ward, so ernannte ihn derselbe nach dem Frieden doch zum Staatsrath und später zum Gouverneur von Saumur, wo er eine protestantische Akademie errichtete. Im J. 1600 fand zwischen ihm und dem Bischof Duperron von Evreux eine öffentliche Disputation wegen seiner Schrift über den Mißbrauch der Messe, dessen sich der katholische Klerus schuldig mache, Statt; aber minder gewandt als sein Gegner, unterlag er und schadete der protestantischen Sache mehr, als er ihr nützte. Bei der Erhebung der Hugenotten 1620 suchte er zwischen den Parteien Frieden zu stiften und verlor deshalb seine Stelle. Er zog sich darauf auf seine Baronie Laforêt-sur-Sèvre zurück und † das. am 11. November 1623. Die wichtigste seiner Schriften sind die „Memoires et correspondance" (1624, neue Aufl., Paris 1824, 12 Bde.).

Mornington, die größte der Wellesley-Inseln (s. d.), an der Ostseite.

Morny, Graf von, französischer Staatsmann, 1811 zu Paris geb., angeblich ein Halbbruder Napoleons III., Sohn der Königin Hortense und des Grafen Flahault, bildete sich in der Stabsschule für die militärische Laufbahn und wohnte mit dem Herzog von Orleans der Kampagne von Maskara und dem ersten Feldzuge von Konstantine bei. Im J. 1838 nahm er seinen Abschied, um sich der Landwirthschaft und Industrie zu widmen, und legte in der Auvergne eine Runkelrübenzuckerfabrik an. Im J. 1842 wurde er vom Departement Puy-de-Dôme in die Deputirtenkammer gewählt, wo er als praktischer Geschäftsmann in Ansehen stand, ohne darum eine bedeutende Rolle zu spielen. Von ihm ging das berühmte Amendement aus, wodurch die Kammer von 1848 sich mit der Politik des Ministeriums Guizot zufrieden erklärte. Nach der Februarrevolution 1848 hielt sich M. ein Jahr lang zurückgezogen, und erst nach der Wahl Ludwig Napoleons zum Präsidenten ließ er sich in die Legislative wählen, wo er sich entschieden für die Staatsgewalt erklärte. Am 2. December 1851 übernahm er das Portefeuille des Innern, welches er am 23. Januar 1852 wieder niederlegte. Bei den Wahlen von 1852 wurde er im Departement Puy-de-Dôme von zwei Wahlbezirken zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers gewählt. Im J. 1853 ward er zum Senator, später zum Präsidenten des Senats erhoben, in welcher Eigenschaft er seitdem eine große Thätigkeit für das kaiserliche Haus entwickelt hat.

Moroni, Giovanni Battista, Maler von Albino im Gebiet von Bergamo, geboren um 1510, Schüler Moretto's, malte viele Altarblätter und historische Darstellungen, zeichnete sich aber vornehmlich als Bildnißmaler aus. In der münchener Pinakothek ist von ihm ein herrliches Bildniß eines Geistlichen mit langem Barte und ein nicht minder treffliches Porträt einer Frau. Auch die dresdner Gallerie bewahrt einige schöne Bildnisse von M.'s Hand, viele andere finden sich in den italienischen Sammlungen.

Morosini, Francesco, einer der berühmtesten Feldherrn der Republik Venedig, geboren 1618, zeichnete sich schon als 20jähriger Jüngling gegen die türkischen Seeräuber aus und erhielt 1645 den Befehl über eine Galeere, mit der er 1646 bei Retimo u. im nächsten Jahre glücklich focht. Nachdem er 1648 Kandia entsetzt, ward er 1650 Oberbefehlshaber der Galeeren, nahm als solcher Theil an der Schlacht, welche die Venetianer den Türken zwischen Paros und Naxos lieferten, übernahm nach dem Tode Mocenigo's das Oberkommando u. errang einen glorreichen Sieg, welchem im nächsten Jahre ein anderer bei Nicopolis folgte. Darauf schlug er 1653 eine türkische Flotte bei Rhodus in die Flucht, bemächtigte sich 1654 bei der Insel Aegina 13 feindlicher Schiffe, entriß 1655 den Türken Napoli di Malvasia, zerstörte die Städte Aegina, Volo u. Selathe u. nahm Megara. Mit dem Oberbefehl von Kandia betraut, lieferte er den Türken eine Seeschlacht, die

Digitized by Google

ihnen 10,000 Mann an Todten kostete, und nahm ihnen Tenedos und Lemnos. Als die Türken unter dem Großwessir Ahmed Kiuprili die beiden letztgenannten Inseln zurückerobert und den venetianischen Generalissimus Mocenigo bei den Dardanellen geschlagen hatten, erhielt M. an dessen Stelle den Oberbefehl, nahm auf Morea mehre feste Plätze weg, erschien, durch 4000 Franzosen verstärkt, 1660 auf Kandia, schlug die Türken mehre Male und eroberte Neu-Kandia, welches die Feinde erbaut hatten, um die Hauptstadt enger blockiren zu können. Ende 1661 nach Venedig zurückgekehrt, legte er auf einige Zeit den Oberbefehl nieder und trat erst 1667, als die Pforte alle ihre Kräfte anstrengte, um Kandia zu erobern, wieder auf den Kriegsschauplatz. Er leitete die denkwürdige Vertheidigung dieser Insel. Da ihm seine Feinde den Verlust derselben Schuld gaben, so ward er verhaftet, aber als unschuldig anerkannt und in der Würde eines Prokurators des heiligen Marcus, die er kurz vor der Uebergabe von Kandia erhalten hatte, bestätigt und in dem wieder ausbrechenden Krieg mit den Türken zum dritten Male zum Generalissimus ernannt. Er ging am 8. Juni 1684 nach Griechenland, eroberte die Insel und Stadt Santa-Maura, sowie mehre andere Inseln, nahm 1685 Koron mit Sturm und bemächtigte sich Navarins und Modons. Im J. 1687 erfocht er einen Sieg bei den kleinen Dardanellen, in dessen Folge Patras und Lepanto fielen. Der Senat belohnte den Sieger mit dem ehrenden Beinamen des Peloponnesiers und errichtete ihm, was einem Lebenden noch nie geschehen war, eine Statue von Erz. M. eroberte nun auch Korinth, Sparta und Athen und sandte aus letzterer Stadt die berühmten Löwen, die in einem Tempel der Minerva gestanden, nach Venedig, wo sie am Eingange des Arsenals aufgestellt wurden. Nach dem Tode des Dogen Giustiniani (1688) ward M. zu seinem Nachfolger erwählt. Von der Republik zum vierten Male zum Generalissimus ernannt, schlug er 1693 die Türken zu wiederholten Malen, † aber am 6. Jan. 1694 zu Napoli di Romania. Sein Leichnam wurde nach Venedig gebracht, und der Senat ließ über seinem Grabe ein prächtiges Monument errichten.

Morosität (v. Lat.), mürrisches Wesen; Saumseligkeit, besonders eines Schuldners.

Morotai, australische Insel, zu den Sandwichinseln gehörig, nordwestlich von der Insel Maoni, hat gegen 36,000 Einw.

Moroxit, Varietät des edlen Apatits (s. d.).

Morpeth, Stadt in der englischen Grafschaft Northumberland, am Flusse Wensbeck, hat starken Viehhandel und 3900 Einwohner.

Morpeth, Lord, s. Carlisle.

Morpheus, der Sohn des Schlafes und der Gott der Träume, eigentlich der Gestalter, weil er den Schlafenden verschiedene Bilder vorführt. Er stellt übrigens nur menschliche Gestalten dar, hat aber zwei Brüder, deren einer die Gestalt aller möglichen Thiere annimmt (Phobetor), der andere (Phantasus) sich in Erde, Wasser, Stein, Holz und alle möglichen leblosen Dinge verwandelt. Dargestellt wird er als geflügelter Genius mit einem Füllhorn, woraus die buntesten Dinge herausfallen, auch mit einem Mohnkranz, oder aus einem Horne schlafbringenden Duft ausgießend.

Morphin (Papaverin, lat. Morphium), das schlafmachende Princip des Opiums, die zuerst entdeckte Pflanzenbase (Alkaloid), war bereits im 17. Jahrhundert im unreinen Zustande als Magisterium opii bekannt, wurde aber erst 1804 von Sertürner als eigenthümliche Substanz nachgewiesen, 1816 als Alkaloid beschrieben und seitdem von vielen anderen Chemikern untersucht. Es findet sich an Mekonsäure gebunden im Opium und dem Milchsafte des Mohnes (Papaver somniferum) und wird durch Extraktion des zerschnittenen Opiums erhalten. Das M. krystallisirt in feinen weißen, seidenglänzenden Nadeln, oder, wenn es aus geistiger Lösung durch langsames Verdunsten gewonnen ist, in ziemlich langen, farblosen halbdurchsichtigen, vierseitigen Säulen, ist geruchlos, von schwachbitterem Geschmack, verändert sich nicht an der Luft, entbindet bei vorsichtigem Erhitzen Wasser und schmilzt zu einem gelben Liquidum, welches in stärkerer Hitze sich zersetzt, entzündet und Kohle hinterläßt, die durch längeres Glühen vollständig verbrennt. Wasser löst nur etwa $^1/_{1000}$ auf, erhält aber einen bitteren Geschmack; Alkohol von 80% löst in der Kälte $^1/_{50}$, in der Kochhitze $^1/_{10}$ vom Gewichte des M.s auf, die Auflösung reagirt deutlich alkalisch. Im Aether ist es unlöslich. Verdünnte Säuren lösen es sehr leicht und werden dadurch vollständig neutralisirt; diese Lösungen schmecken, gleich der geistigen, intensiv bitter und geben nach dem Verdunsten die Morphinsalze, von denen das essigsaure M. und das salzsaure officinell sind. Der Geschmack der Morphinsalze ist bitter und ekelerregend; in kleineren Dosen wirken sie narkotisch, in größeren selbst tödtlich. Mehren Thieren (wie Hunden, Katzen, Vögeln, Kaninchen und Affen) können sie in beträchtlichen Mengen ohne Gefahr gegeben werden. Das M. einigt in sich die das Nervenleben und alle sensitiven Thätigkeiten herabstimmende Eigenschaft des Opiums, weshalb es als beruhigendes, schmerz- und krampfstillendes Mittel den ersten Platz einnimmt. Vom Opium unterscheidet es sich in pharmakodynamischer Beziehung dadurch, daß es das irritable System, die cirkulatorische Funktion und das Gefäßleben weit weniger in Anspruch nimmt, keine Wallungen, keine orgastische Thätigkeit im Blute hervorruft, nicht erhitzt und keinen Schweiß bewirkt. Auf die Verdauungswerkzeuge wirkt es nachtheiliger als Opium, indem es bei intensiver Einwirkung Brennen im Schlunde, Schmerzen in der Oberbauchgegend, Erbrechen, Verstopfung mit darauffolgender Diarrhöe hervorbringt. Nächstdem zeichnet es sich vom Opium durch seine eigenthümliche Wirkung auf die Harnwerkzeuge aus, indem es vorzüglich bei Männern Harnverhaltung erzeugt. Stets bringt es ein lästiges Hautjucken hervor, was um so auffallender ist, als weder Schweiß, noch Röthe der Haut bemerkt werden. Es wird besonders bei allen sehr schmerzhaften u. krankhaften Affektionen benutzt, wo es zunächst um rasche Linderung der heftigen Zufälle geboten ist, namentlich in endemischer

Anwendung bei akuten und chronischen Neuralgien, als Linderungsmittel bei heftigen Gichtschmerzen, syphilitischen Knochenschmerzen und Krebsschmerzen, bei spastischen Neurosen, wie im Keuchhusten, Krampf- und Stickhusten, spastischen Ischurien, zumal der Gebärmutter, Blasenkrämpfen, hysterischen Krämpfen, bei heftigem Krampferbrechen ꝛc., aber auch bei nicht spastischen Nervenkrankheiten, wie im Sänferwahnsinn und Diabetes, ferner bei chronischen Rheumatismen mit sehr schmerzhafter Lokalaffektion, bei Lungenschwindsucht als wohlthätiges Palliativmittel, als Linderungsmittel selbst bei den ausgebildetsten Phthisen, bei großer Aufregung im Nervensystem mit Schlaflosigkeit, bei schmerz- u. krankhaften Augenleiden, zumal rheumatischen Ophthalmien u. bei beginnendem Graustaar, sowie als Antidot der Strychninvergiftung.

Morphologie (v. Griech.), Pflanzengestaltlehre, ein zuerst durch Göthe in die Naturgeschichte eingeführter technischer Ausdruck, der die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Stoffe bezeichnet. Sie zerfällt in den allgemeinen Theil, in welchem die Gestalten der Pflanzen u. der Pflanzenorgane im Allgemeinen abgehandelt werden, und in den speciellen Theil, welcher die Gestalt der Pflanzen nach ihren Hauptgruppen sammt ihren Organen behandelt. Die Darstellung der inneren Gestaltung der Pflanzen und ihrer Organe gehört der Pflanzenanatomie an. Zur M. gehört auch die Darstellung der Umwandlung (Metamorphose) der Pflanzen. Vergl. Göthe, Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur M. insbesondere, Stuttgart und Tübingen 1817.

Morrison, 1) Robert, protestantischer Missionär, geboren am 5. Januar 1782 zu Morpeth in Northumberland, wurde von der britischen Bibelgesellschaft nach Macao und Kanton gesendet, um das Chinesische zu erlernen und dann die heilige Schrift in diese Sprache zu übersetzen. Nachdem er am 4. September 1807 in Macao angelangt war, widmete er sich mit dem angestrengtesten Fleiße chinesischen Sprachstudien und erhielt 1809 die Stelle eines Dolmetschers und Sekretärs der ostindischen Kompagnie, besorgte 1812 eine Ausgabe der Apostelgeschichte in chinesischer Sprache und 1813 eine solche des Neuen Testaments. Als 1816 Lord Amherst nach China kam, begleitete er denselben als Dolmetscher und gab die Beschreibung dieser verunglückten Gesandtschaft heraus. Im Jahr 1818 errichtete er zu Malakka ein Anglochinese college für englische und chinesische Literatur u. zur Verbreitung des Christenthums. Nach 17jährigem Aufenhalte in China kehrte er 1823 nach England zurück und brachte eine Sammlung von 10,000 Büchern in chinesischer Sprache mit sich dahin. Bereits 1826 aber ging er wieder im Auftrage der ostindischen Kompagnie nach China, wo er später bei den eintretenden Streitigkeiten der Engländer mit der chinesischen Regierung mit Erfolg als Vermittler gebraucht wurde. Im Juli 1834 begleitete er als Dolmetscher den britischen Gesandten, Lord Napier, nach Kanton und † daselbst am 1. Aug. 1834. Seine Kenntnisse des Chinesischen hat er außer durch die oben genannten Uebersetzungen besonders durch die „Horae sinicae" (London 1812), die „Chinesische Grammatik" (Serampore 1815) und das „Chinesisch-englische Wörterbuch" (6 Bde., Macao 1815 19) bekundet.

2) John Robert, gründlicher Kenner der chinesischen Sprache, Sohn des Vorigen, geboren im April 1814 zu Macao, Kolonialsekretär zu Hongkong bei dem britischen Generalgouvernement, † zu Hongkong den 29. Aug. 1843 (zu Victoria im Dec. 1853?). Er ist Verfasser des „Chinese Commercial Guide" (1834), schrieb auch über die Geographie China's u. veranstaltete eine neue sehr verbesserte Ausgabe des „Chinese Dictionary" seines Vaters, welche Arbeiten jedoch durch den Krieg seit 1839 unterbrochen wurden.

Mors (lat.), Tod.

Mors (Morsöe), dänische Insel im Lymfjord, zum jütischen Stift Aalborg gehörig, von Norden nach Süden 5 Meilen lang, 2¾ Meilen breit, ist ziemlich hoch, fruchtbar, aber fast ohne Holz. Die 6000 Einwohner treiben Ackerbau, Viehzucht und Fischerei.

Morschansk, Kreishauptstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tambow, an der Zna, hat 3 Kirchen, eine Segeltuchfabrik, Seilerei, eine Vitriolhütte, Handel mit Getreide, Honig, Vieh u. 6000 Einw.

Morse, Samuel Finley Breese, Erfinder des elektromagnetischen Telegraphen, den 27. April 1791 zu Charlestown im nordamerikanischen Staat Massachusetts geboren, Sohn des durch seine Geographie von Amerika bekannten Geistlichen Jedediah M., studirte im Yale-College in Newhaven, ging 1811 mit Allston nach England, um sich in der königlichen Akademie zu London der Malerei zu widmen, und machte durch sein 1813 ausgestelltes Gemälde, der sterbende Hercules, Aufsehen. Geldmangel nöthigte ihn, im folgenden Jahre nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, wo er zuerst in Newhampshire, dann in Südcarolina als Porträtmaler kärglichen Unterhalt fand. Mehr Glück machte er in Newyork, wo er im Auftrage des Gemeinderaths das lebensgroße Porträt Lafayette's malte und den Künstlerverein stiftete, der sich später zu der National academy of design erweiterte, bei welchem er die Würde eines Präsidenten bekleidete u. zum ersten Male in Amerika Vorlesungen über die Kunst hielt. Im Jahre 1829 machte er eine zweite Reise nach Europa und schiffte sich nach dreijährigem Aufenthalte in Frankreich, England und Italien 1832 wieder nach Amerika ein. Auf der Ueberfahrt wurde er durch den Bericht eines Passagiers über die in Paris vorgenommenen elektromagnetischen Experimente auf die Idee gebracht, diese Kraft zur Herstellung einer telegraphischen Verbindung zu verwenden. Nach mehren mißglückten Versuchen konnte er 1835 der newyorker Universität ein Modell seines „Recording electric telegraph" vorlegen. Im J. 1837 nahm er in Washington ein Patent auf seine Erfindung, zu derselben Zeit, wo Wheatstone in England und Steinheil in München magnetische Telegraphen zu Stande gebracht hatten. Der erste elektromagnetische Telegraph in den Vereinigten Staaten trat 1844 zwischen Washington

Digitized by Google

und Baltimore in Wirksamkeit, und seitdem haben sich seine Drähte über das ganze Land verbreitet. Auch für Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern und Würtemberg wurde auf der Telegraphenkonferenz in Wien 1851 auf Steinheils Vorschlag M.s System angenommen.

Morsee (Morsen, Morges), Stadt im schweiz. Kanton Waadt, am Genfersee, mit Hafen, Handel und 3000 Einw.

Morsellen (Morsuli), länglich viereckige Tafeln von etwa 2 Zoll Länge, ½—1 Zoll Breite und 2—3 Linien Dicke, deren Hauptmasse Zucker ist, worin klein zertheilte, aromatische und andere Stoffe eingemengt sind, je nach der Anwendung, die davon gemacht werden soll. Die gebräuchlichsten sind die Magenmorsellen, aus Zucker, süßen und bittern Mandeln, überzuckerten Pomeranzenschalen, Pistacien, Citronat ꝛc. bestehend.

Mortagne (M. sur Huisne), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Orne, an der Chyppe, hat bedeutende Leinwand- und Kanevasfabrikation, eine Kaufhalle, Handel mit Hanf, Baumwollzeug, Leinwandmärkte (Mittelpunkt von Leinwandweberei für die Kolonien u. zur Tuchemballage) u. 5000 Einw.

Mortain, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Manche, an der Lance, beinahe ganz von steilen Felsen eingeschlossen, hat ein Collége, Leinwandfabrikation, Baumwollenspinnerei, Papiermühlen, Fabrikation von Töpferwaaren, Handel und 2550 Einw. In der Nähe Mineralquellen.

Mortajone, Ort in Toskana, im Val de Merse, mit einer jodhaltigen Kochsalzthermalquelle, deren Wasser einen säuerlich salzigen Geschmack, den Geruch des Seewassers und eine Temperatur von 21° R. hat.

Mortalität, s. Sterblichkeit.

Mortara, ummauerte Stadt in der sardinischen Provinz Alessandria, am rechten Ufer der Arbegna, in ungesunder Gegend, 3 Meilen südöstlich von Novara, hat 5000 Einw., welche starken Reisbau treiben. Sie ist in der neuesten Kriegsgeschichte denkwürdig geworden durch ein Gefecht am 21. März 1849, in welchem die Oesterreicher unter dem Erzherzog Albrecht und Graf Wratislaw die Piemontesen unter dem Herzog von Genua besiegten und die Stadt erstürmten, worauf Radetzky auf Novara vorrückte.

Mortes (Rio das M.), 1) Fluß in Brasilien, Provinz Matto-Grosso, mit den Nebenflüssen Colobelo, Rio das Pindebas, rechts, Araves, Mangaruro, links, mündet in den Araguaya, links. — 2) Fluß daselbst, Provinz Minas-Geraes, mündet in den Rio-Grande rechts.

Mortier, s. v. a. Mörser.

Mortier, Eduard Adolf Casimir Joseph, Herzog von Treviso, Marschall und Pair von Frankreich, ward den 13. Febr. 1768 zu Château-Cambresis im Norddepartement geb., erhielt durch seinen Vater, welcher Kaufmann u. Mitglied der Nationalversammlung war, eine sorgfältige Erziehung und trat 1791 als Kapitän in das erste Bataillon der Freiwilligen des Norddepartements ein. Er focht mit Auszeichnung bei Quiévrain, Jemappes und Neerwinden, sowie bei den Belagerungen von Namur und Mastricht, und erwarb sich durch seine ausgezeichnete Tapferkeit bei Hondschooten den Grad eines Generaladjutanten. Bei dem Entsatze von Maubeuge ward er verwundet, leitete aber doch bei der Belagerung von Mastricht persönlich den Angriff auf das Fort St. Pierre. Bald darauf zeichnete er sich unter Lefèbvre und Kleber bei Altenkirchen und Friedberg aus, bemächtigte sich der Stadt Schweinfurt und unterhandelte mit dem Kurfürsten über die Uebergabe von Mainz. Im J. 1798 ward er zum Brigadegeneral befördert und focht, der Donauarmee zugetheilt, mit Auszeichnung bei Liptingen und Stockach, ward dann als Divisionsgeneral zum Armeecorps Masséna's in die Schweiz beordert und kommandirte die 4. Division desselben. Im J. 1800 erhielt er das Kommando von Paris, wo er bei dem unglücklichen Versuche auf das Leben des ersten Konsuls seine Anhänglichkeit an diesen bewies. Als die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England 1803 wieder ausbrachen, besetzte er das Kurfürstenthum Hannover. Nach der Rückkehr von dort ward er vom ersten Konsul zu einem der vier Generale der Konsulargarde ernannt und ihm insbesondere der Oberbefehl über die Artillerie zugetheilt. Nachdem er darauf 1804 Präsident des Wahlkollegiums im Norddepartement gewesen, ernannte ihn Napoleon den 19. Mai d. J. zum Reichsmarschall u. Großkreuz der Ehrenlegion. Im Feldzuge von 1805 übernahm er wieder den Oberbefehl über ein aus mehren Divisionen bestehendes Corps, mit welchem er im Oktober auf das linke Donauufer überging, wurde aber in dem Gefechte vor Dürenstein (11. Nov.) von Kutusow geschlagen, wobei er weniger die Vorsicht und Klugheit eines Oberanführers, als den Muth eines braven Kriegers zeigte. Während der Schlacht bei Austerlitz war er zur Deckung Wiens beordert. In dem Kriege mit Preußen nahm er den 1. Nov. 1806 das Kurfürstenthum Hessen in Besitz, zog sich durch Hannover an die Küsten der Ostsee, besetzte die Hansestädte und leitete den Feldzug gegen die Schweden, die er bei Anklam (16. und 17. April 1807) schlug, worauf er (18. April) einen Waffenstillstand mit ihnen schloß. Mit seinem Corps zur Hauptarmee berufen, kommandirte er deren linken Flügel in der Schlacht bei Friedland und trug wesentlich zum Siege bei. Im J. 1808 zum Herzog von Treviso erhoben, befehligte er in Spanien, wo er mit Lannes Saragossa eroberte, die Spanier bei Ocaña schlug und Soult in seinen Operationen gegen Badajoz unterstützte. Im Feldzug gegen Rußland erhielt er das Kommando über die junge Garde, ward nach dem Einrücken in Moskau zum Gouverneur dieser Stadt ernannt und von Napoleon nach dessen Ausmarsch aus Moskau im Kreml mit dem Befehle zurückgelassen, ihn in die Luft zu sprengen. An der Spitze der jungen Garde nahm er 1813 an den Schlachten von Lützen, Bautzen, Dresden, Wachau, Leipzig und Hanau Antheil. Während des Feldzugs von 1814 stand er zuerst mit zwei Divisionen der alten Garde in Belgien, war dann beim Kaiser, befehligte bei dessen Rückzug von Troyes nach Nogent die Nachhut und focht mit bei Montmirail. Gemeinschaftlich mit dem Marschall Marmont ward

ihm die Vertheidigung von Paris übertragen. Beide Marschälle schlossen, nachdem sie am Montmartre fruchtlos gegen die Uebermacht der Alliirten gekämpft hatten, die Kapitulation vom 31. März ab, zufolge deren sie die Hauptstadt räumten. Erst am 8. April erklärte er seinen Beitritt zur provisorischen Regierung, ward von Ludwig XVIII. bald darauf als außerordentlicher Kommissär nach Lille gesendet und erhielt daselbst das Kommando der 16. Militärdivision, sowie bald darauf die Ernennung zum Ludwigsritter und Pair von Frankreich. Im März 1815 wurde ihm das Kommando einer bei Peronne aufzustellenden Reservearmee bestimmt; er ging nach Lille, überzeugte sich aber dort, daß von den Truppen nichts für den König zu hoffen sey, und bewog diesen, die Festung bald nach seinem Eintreffen wieder zu verlassen. Er selbst begab sich darauf nach Paris, wurde von Napoleon unter die Zahl der Pairs aufgenommen und mit der Inspektion der Nord- und Westgrenzen Frankreichs beauftragt. Nach der zweiten Restauration verlor M. die Pairswürde, wurde aber zum Mitgliede des Kriegsgerichts bestimmt, das den Marschall Ney richten sollte, und erklärte gleich allen seinen Kollegen die Inkompetenz dieses Gerichtes. Gleichwohl wurde er im Jan. 1816 zum Gouverneur der 15. Militärdivision in Rouen ernannt, in demselben Jahre im Norddepartement zum Mitgliede der Deputirtenkammer erwählt, in welcher er bis Ende 1818 blieb, und endlich im März 1819 in die Pairswürde wieder eingesetzt. Nach der Thronbesteigung Ludwig Philipps ging er 1832 als Botschafter nach Petersburg, wo er 1833 durch Maison abgelöst wurde. Er kehrte nach Paris zurück, wo er zum Großkanzler der Ehrenlegion und am 18. Nov. 1834, nachdem das dreitägige Ministerium des Herzogs von Bassano sich aufgelöst hatte, zum Kriegsminister und Präsidenten des Ministerraths ernannt wurde. Kein Redner und noch weniger fähig, dem doktrinären Ministerium Kraft und Ansehen zu geben, nahm er jedoch den 20. Febr. 1835 seine Entlassung. Er ward am 28. Juli 1835, als er den König zur Heerschau begleitete, durch die Höllenmaschine Fieschi's (s. d.) nebst 15 Andern getödtet. Sein Sohn, Napoleon, Herzog von Treviso, geboren am 7. Aug. 1804, wurde 1845 zum Pair erhoben.

Mortifikation (v. Lat.), Tödtung, Todtschlag; in der Medicin das Absterben organischer Theile, Verschwinden jeder Lebensspur in denselben, so daß sie in Fäulniß übergehen (s. Brand); in der kirchlichen Sprache Ertödtung der sinnlichen Begierden durch Kasteien, Fasten, Geißeln und sonstige freiwillig übernommene Entbehrungen und Qualen; in der Gerichtssprache Ungültigkeitserklärung in Betreff eines Schuldscheins oder einer sonstigen Urkunde. Daher Mortifikationsschein (Tilgungsschein), ein Schein, wodurch eine Forderung, eine schriftliche Obligation, ein Wechsel oder ein sonstiges Dokument für ungültig erklärt wird.

Mortis causa donatio (lat.), eine Schenkung auf den Todesfall.

Mortlock, austral. Inselgruppe im großen Ocean, nördlich von den Salomonsinseln.

Morton, Jakob IV., Graf von, Regent von Schottland, s. Douglas.

Mortuarium (lat.), s. Todte Hand.

Morumbidgee, Fluß in Neu-Holland, Neu-Süd-Wales, entspringt im südlichen Theile des östlichen Küstenlandes aus mehren Flüssen, fließt westlich und vereinigt sich mit dem Murray, nachdem er den Lachlan aufgenommen.

Morungen, Stadt, s. v. a. Mohrungen.

Morus, s. Maulbeerbaum.

Morus, 1) Thomas, der berühmte Kanzler Heinrichs VIII. von England, hieß eigentlich More und war der Sohn eines Richters an der Kingsbench, 1480 zu London geboren. In seiner Jugend war er längere Zeit als Page im Hause des Kardinals Morton, Bischofs von Canterbury, bezog aber später noch die Universität Oxford und betrieb neben der Jurisprudenz das Studium der allgemeinen Wissenschaften mit regem Eifer. Er trat darauf in London als Sachwalter auf und verwaltete das Amt eines Untersheriffs, bis ihn der Kardinal Wolsey bei dem jungen König einführte, der ihn lieb gewann und zum Mitglied des geheimen Raths ernannte. Als solcher übernahm M. verschiedene diplomatische Missionen in Frankreich und in den Niederlanden. Er empfing sogar das Reichssiegel, das zuvor nie einem Weltlichen anvertraut war. Dennoch beobachtete er eine weise Zurückhaltung, da ihm die Veränderlichkeit im Charakter des Königs genugsam bekannt war. Seine Erhebung zum Großkanzler an Wolsey's Stelle war der Lohn für die glücklich geleiteten Verhandlungen zum Abschluß des Friedens von Cambrai (1529). Der Reformation trat M. entschieden entgegen, weniger aus religiösen als politischen Gründen. Als Heinrich VIII. nach seiner völligen Lossagung vom Papste durch Thomas Cranmer seine Reformationsideen zu verwirklichen strebte, widersetzte sich M., legte seine Aemter nieder und lebte in dürftigen Umständen mit seiner Familie zu Chelsea. Da er 1534 das Successionsstatut nur in so weit beschwören wollte, als es die Erbfolge und deren Ordnung betraf, ließ ihn der König verhaften und im Tower einsperren. Trotz der harten Behandlung widerstand M. 13 Monate allen Versuchen, seine Festigkeit zu brechen. Dieses Widerstandes müde und um ihn völlig zu verderben, ließ ihm der König den Supremateid vorlegen. M. verweigerte ihn, da er als Christ kein weltliches Oberhaupt anerkennen könne, und selbst die Bitten seiner Familie konnten ihn nicht zur Nachgiebigkeit bewegen. Nach einer völlig widerrechtlichen Procedur wurde M. zum Galgen verurtheilt (6. Mai 1535), welche Strafe der König in den Tod durch das Beil verwandelte. Sein Haupt fiel am 6. Juli 1535 auf der Plattform des Tower. Eine treue Schilderung des Mannes hat uns sein Freund Erasmus in den Briefen an Hutten hinterlassen; sein Bildniß malte Hans Holbein der Jüngere. M. besaß große Talente und ein reiches Wissen. Er verstand die Werke der Alten aus dem Grunde und bemühte sich, nach ihrem Muster zu schreiben. Auch seine Verdienste um die englische Sprache sind daher nicht ohne Bedeutung. Die strenge Gewissenhaftigkeit des Juristen und die Feinheit des Staats-

Digitized by Google

mannes in sich vereinigend, steht er hoch in seiner Zeit. Höher aber als dieses Alles stellt ihn seine unerschütterliche Festigkeit und Ueberzeugungstreue, seine Redlichkeit und Uneigennützigkeit. Seine Familie erlosch in der männlichen Linie 1795 mit Thomas M., in der weiblichen mit der Lady Ellenborough 1815. Ein von seinem Schwiegersohne Roper unter Elisabeth geschriebenes Leben M.' wurde unterdrückt. Erst sein Urenkel Thomas M. gab 1726 eine Biographie von ihm heraus. Sein unglückliches Schicksal diente mehren Dichtern, z. B. Silvio Pellico und Redwitz, als Stoff dramatischer Darstellung. Die bekannteste seiner Schriften ist „De optimo statu rei publicae deque nova insula Utopia" (Löwen 1516, deutsch mit Einleitung von Oettinger, Leipzig 1846). Seine sämmtlichen Werke wurden zuerst in 2 Bänden herausgegeben, von denen der erste (London 1559) die englischen, der andere (Löwen 1566) die lateinischen Werke enthält.

2) Samuel Friedrich Nathanael, bedeutender Theolog, geb. zu Lauban in der Oberlausitz am 30. Nov. 1736, bezog 1754 die Universität zu Leipzig, habilitirte sich hier 1760 als Privatdocent und nahm 1768 eine außerordentliche Professur der Philosophie und 1771 die ordentliche Professur der griechischen u. lateinischen Sprache an. Beim Tode Ernesti's 1782 trat er als ordentlicher Professor in die theologische Fakultät ein und † am 11. Nov. 1792. Er gab den Isocrates, Xenophon, Plutarch, Antonin, Longin u. Julius Cäsar heraus und übersetzte den „Brief Pauli an die Römer" (Leipz. 1775), den „Brief an die Hebräer" (das. 1776, 3. Aufl. 1786). Außerdem sind seine „Epitome theologiae christianae" (das. 1789, 2. Aufl. 1790; deutsch von Schneider, 1795), wozu Hempel einen „Commentarius exegetico-historicus" (2 Bde., das. 1797—98) lieferte, und die Sammlung seiner „Dissertationes theologicae et philologicae" (2 Bde., das. 1787—94, 2. Aufl. 1798; deutsch von Reichel, 2 Bde., das. 1793—94) zu erwähnen. Nach seinem Tode wurden von Voigt seine „Vorlesungen über die christliche Moral" (2 Bde., Leipz. 1794—95), von Donat seine „Praelectiones in Jacobi et Petri epistolas" (das. 1794) u. „Praelectiones in Evangelium Lucae" (das. 1794), von Dindorf seine „Versio et explicatio actuum apostolicorum" (das. 1794) und „Recensiones in Evangelium Johannis" (2 Bde., das. 1795), von Hempel seine „Praelectiones exegeticae in tres Johannis epistolas" (das. 1796), von Eichstädt seine „Hermeneutica" (2 Bde., das. 1797 bis 1802), von Holzapfel seine „Erklärung der Briefe an die Korinther" (das. 1794), ferner seine „Erklärung des Briefes an die Römer und des Briefes Judä" (das. 1794) und die „Acroases in epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios" (das. 1795) und von Keil seine „Nachgelassenen Predigten" (3 Bde., das. 1794—97) herausgegeben.

Morusis, Familie, s. Murusis.

Morveau, Louis Bernard Guyton de, s. Guyton de Morveau.

Morven, in den altnordischen Sagen s. v. a. Nordschottland.

Mos (lat.), Sitte im moralischen Sinne; Gewohnheit, Herkommen, Mode.

Mosaik (Musivische Arbeit, Musivo- oder Mosaikmalerei), diejenige Art von Zeichnung oder Malerei, welche durch Aneinanderfügen von farbigen oder gefärbten Steinen, namentlich Achat-, Jaspis- und Marmorstücken, Glasflüssen oder Glasstiften, verschiedenfarbigen oder gebeizten feinen Holzarten mittelst eines Kitts hervorgebracht wird. Wahrscheinlich kam dieser Zweig der bildenden Kunst im Morgenlande auf; ihre Ausbildung erhielt die M. aber bei den Griechen, die sie Lithostrotie nannten. Der Luxus scheint sich besonders in der Zeit nach Alexander dem Großen derselben bemächtigt zu haben, indem sie dieser zur Ausschmückung der Fußböden in Tempeln, Gemächern und Sälen ausbeutete. Zu Sulla's Zeit kam sie aus Griechenland zu den Römern. Ein ausgezeichneter Mosaikkünstler war Sosus, welcher zu Pergamus den sogenannten umgekehrten Saal ausführte, in dem die Ueberreste des Mahls ꝛc. naturgetreu nachgebildet waren. Mit dem Verfall der bildenden Kunst überhaupt ward auch die M. ihrem künstlerischen Gehalte nach immer schlechter, wenn man auch in Betreff des Materials keinen Aufwand scheute. Die Gegenstände der Mosaikmalerei der Alten waren vorzugsweise aus dem Bereiche des öffentlichen und häuslichen Lebens, so wie der Natur genommen; Schlachtscenen, Heldenkämpfe, circensische Spiele, bacchische Festlichkeiten, Flußgottheiten, Centauren, Nymphen und Faunen waren die beliebtesten Vorwürfe. Von den in Pompeji aufgefundenen Fußböden befinden sich die schönsten gegenwärtig zu Neapel, und zwar sind sie dort ebenfalls als Fußböden im Museum u. im königl. Palaste zu Portici eingelegt. Oben an steht das große Gemälde der Alexanderschlacht (s. d.) im Museum. Von den alten Mosaikbildern der römischen Sammlungen ist die sogenannte kapitolinische Tauben-M. das ausgezeichnetste; es ist aus lauter natürlichen Steinchen von solcher Feinheit zusammengesetzt, daß ein Quadratzoll 160 derselben faßt, und ward in der Villa Hadrians zu Tivoli gefunden. Ein Mosaikbild im Palast Corsini zeigt zwei wüthende Stiere, die ihren Führer zu Boden geworfen haben; ein anderes, sehr fein ausgeführtes Thierstück befindet sich in der Kirche S. Maria in Trastevere. Daneben hängt das Fragment eines Seestücks: netzwerfende Fischer in einer Barke und Delphine, welche ein segelndes Fahrzeug umschwärmen. In der Kirche des heil. Antonius Abbas findet sich ein Werk von sogenanntem Opus Alexandrinum aus dem 3. Jahrh. n. Chr., einen ein junges Rind zerfleischenden Tiger darstellend; doch sind hier die einzelnen Thiere aus größeren zugeschnittenen Stücken farbigen Marmors gebildet, so daß man das Werk kaum noch eine M. nennen kann. Das trefflichste Werk dieser Art ist der Kampf eines Centaurenpaares mit Löwen und Tigern, von Barbieri meisterhaft restaurirt, jetzt im Besitze des Königs von Preußen. Eine eigenthümliche Gattung von M., welche ohne Zweifel der späteren Zeit angehört, bilden die Darstellungen von Gladiatoren und Gladiatorenkämpfen, welche sich in zum Theil

kolossalen Bildern im Palast des Lateran, in der Villa Borghese und im Palast Massini befinden. Fünf große Mosaikbilder dieser Art weist der Fußboden des Eingangssaales der Villa Borghese auf; sie wurden unter den Trümmern der alten Prachtvillen, welche einst die tuskulanischen Hügelabhänge schmückten, aufgefunden. Einen noch sehr gut erhaltenen Mosaikboden besitzt die Pinakothek zu München; ein anderer sehr großer ward 1799 im alten Italica in Spanien aufgefunden. Auch in Siebenbürgen hat man interessante Ueberreste ausgegraben. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ward die Mosaikmalerei nur noch bei den byzantinischen Griechen betrieben, von welchen sie erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts wieder nach Italien zurückkam. Tasi soll unter den Italienern sich zuerst wieder mit dieser Kunst beschäftigt haben. Man wendete sie vornehmlich zur Ausschmückung der Kirchen, insbesondere der Chornischen, der Kuppeln und Façaden, zuweilen auch der Seitenwände der Schiffe an und erhob die Kunst nach und nach wieder zu einem hohen Grade der Vollkommenheit, wovon die zahlreichen Musivarbeiten, die sich in den Kirchen Roms und anderer italienischen Städte aus jener Zeit noch vorfinden, Zeugniß geben. Als die Freskomalerei aufkam, ward die Mosaikmalerei von den größeren Wandflächen verdrängt und meist nur noch auf kleineren Prunkwerken, selten im Großen, wie z. B. an der innern Seite der Kuppel der Peterskirche, welche Papst Klemens VIII. zu Anfang des 17. Jahrhunderts von Zucchi und Rosetti mit Mosaikgemälden ausschmücken ließ, angewendet. Giambattista Calandra verbesserte die M. durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehre nachfolgende Künstler bildeten die Originalgemälde berühmter Meister, z. B. Guercino's Marter der heiligen Petronilla und Domenichino's Abendmahl des sterbenden Hieronymus, in M. nach und verewigten dadurch jene Werke in ihrer ursprünglichen Frische und Schönheit, da eine fast unverwüstliche Dauer einer der bedeutendsten Vorzüge der musivischen Gemälde ist. Eine eigene Kunstschule für Mosaikmalerei gründete zu Anfang des 18. Jahrhunderts Pietro Paolo Christophoris zu Rom. Eines der umfangreichsten und werthvollsten Mosaikbilder der neuern Zeit ist die in Wien befindliche Kopie des Abendmahls von Leonardo da Vinci in der Größe des Originals.

Gegenwärtig sind besonders zwei Arten der M. berühmt, die florentinische und die römische. Bei ersterer wird das Bild aus lauter dünnen Platten von Marmor, Jaspis, Achat, Krystall u. andern von Natur farbigen Stein- u. Halbedelsteinarten auf ähnliche Art, wie die Tischler gemusterte Fournirungen machen, zusammengesetzt, welches Verfahren aber sehr mühsam ist und daher nur selten auf Gemälden, sondern mehr zur symmetrischen Verzierung von Tischplatten und ähnlichen Gegenständen Anwendung findet. Bei der römischen dagegen benutzt man künstlich gefärbte Steine und Glasflüsse, mittelst deren Zusammensetzung man jede beliebige Schattirung und Farbennuance hervorbringen und das Kolorit von Gemälden vollkommen treu wiedergeben kann. Hauptsitz dieser Kunst ist noch jetzt Rom; doch wird sie auch zu Mailand, Venedig u. Wien betrieben.

Das technische Verfahren bei der römischen und florentinischen M. ist im Allgemeinen folgendes. Auf einen Grund von starken, zusammengeklammerten Plattsteinen, der von einem starken Rahmen umschlossen ist, trägt man einen Kitt von Mörtel, Stuck oder Mastix, mit Marmor vermischt, dick auf; nachdem man in diesem noch weichen Kitt die Umrisse des zu kopirenden Bildes eingezeichnet hat, setzt man die farbigen Steine und Glasflüsse genau nach jenen ein, läßt dann den Kitt verhärten und polirt zuletzt das Ganze. Sind die Bilder durch Rauch, Staub und Schmuz, oder auf andere Art verdorben und unscheinbar geworden, so kann man sie durch Poliren leicht wieder zu ihrer ursprünglichen Schönheit herstellen. Auch kann man dieselben je nach ihrer Dicke mehrmals quer durchsägen und sie auf diese Weise vervielfältigen. Eine besondere Art Perlenmosaik, womit man Tische, Kästchen, Ofenschirme ꝛc. verziert, setzt man aus Glas- und Porzellanperlen zusammen. Noch eine andere Art von Musivarbeiten besteht aus zusammengesetzten kleinen Täfelchen von gefärbtem feinen Holze und heißt bei den Italienern Tansia oder Tarsia, bei den Franzosen Marqueterie. Auch diese Holzmosaik war schon den Alten bekannt und wurde durch Filippo Brunelleschi und Giuliano da Majano im Anfange des 15. Jahrh. zuerst wieder angewendet. Die vollendetsten Werke in diesem Kunstzweig lieferten Benedetto da Majano und Giovanni da Verona (1469—1537), letzterer ein Schüler Brunelleschi's. Schöne Werke in Holzmosaik wurden auch im 17. Jahrhundert ausgeführt, z. B. Holztapeten für den Prinzen Karl von Lothringen zu Neuwied, welche den Raub der Sabinerinnen vorstellten. Eine deutsche Mosaikmalerei erfand 1819 F. X. Fernbach. Auch aus Moosen und Haaren hat man neuerlich ähnliche Werke gefertigt und sie Moos- und Haarmosaik genannt. Gaddo Gaddi soll endlich Gemälde aus kleinen Stückchen von gefärbten Eierschalen zusammengesetzt haben. Auch die Arbeiten der Gebrüder Catel in Stuck sind hier zu nennen. Vgl. J. Ciampini, Vetera monumenta, in quibus praecipue musiva opera illustrantur, Rom 1690—1699, 2 Bde.; J. A. Furietti, De musivis, das. 1752; J. Gurlitt, Ueber die Mosaikmalerei, Magdeburg 1798.

Mosaikdruck, s. Senefelder.

Mosaisches Gold, eine messingähnliche Legirung von angeblich 100 Theilen Kupfer und 52—55 Theilen Zink; mitunter auch s. v. a. Musivgold (s. d.).

Mosaisk (Moshaisk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, an der Mosaiska (Moshaiska), einem kleinen Flüßchen, welches nicht weit von hier in die Moskwa fließt, auf einem hohen Hügel, der von drei Seiten durch einen kleinen, auf der Ostseite mit einem großen Erdaufwurf befestigt ist, hat 2 Thore, außer der alten und der neuen Kathedrale 8 Kirchen, eine Kreisschule, ein Armenhaus, 2 Magazine, einen 9tägigen Jahrmarkt, Handel mit Ge-

Digitized by Google

treide und Holzwaaren und 5000 Einw. M. gehörte im Alterthume zu dem Fürstenthume Tschernigow, später kam es zum Großfürstenthume Smolensk und hatte seinen besondern Fürsten. Der Großfürst Georgi Daniłowitsch vereinigte die Stadt 1307 mit dem Großfürstenthume Moskau. Die steinerne Mauer, welche die Stadt umgibt, wurde 1541 erbaut. In der Nähe von M. liegt das Dorf Borodino, berühmt durch die Schlacht an der Moskwa, welche hier 1812 zwischen den Franzosen und Russen geliefert wurde.

Mosaismus, der Inbegriff aller der Ideen und Wahrheiten, Einrichtungen und Gewohnheiten, Sitten und Gesetze, die sich auf der Grundlage der religiös-politischen Gestaltung entwickelten, welche das israelitische Volk durch Moses erhielt. Gewöhnlich hat man den reichen Stoff nach seinen beiden Hauptgebieten, dem religiösen und politischen, für die übersichtliche Betrachtung geschieden; es ist jedoch in dem Begriff der Theokratie bedingt, daß beide Gebiete, die Religion und das göttliche Recht, fortwährend in einander übergehen. Der Begriff der Religion wird im M. mit den kurzen Worten ausgedrückt „Israel mein Volk und ich ihr Gott", also gefaßt als die innigste Lebensgemeinschaft des Menschen mit Gott. Jedoch besteht nur in der Idee zwischen den beiden Theilen, durch deren Zusammenschließen alle Religion verwirklicht wird, eine absolute Einheit; in der Geschichte offenbart sich der Begriff der Religion nur als ein Streben des Menschen nach Vereinigung mit Gott und als eine Differenzirung des göttlichen Willens in eine Reihe von einzelnen Forderungen. Die göttlichen Forderungen vollkommener Heiligkeit und Gerechtigkeit bilden zugleich das mosaische Recht. Die Strenge, mit welcher der M. auf diesen Forderungen im Leben besteht, zeigt sich am besten in der Anwendung und Art der Strafen. Als solche bestanden neben den Schuld- und Sühnopfern, die dem religiösen Gebiet angehören, eine Reihe von Strafen, die für bürgerlich entehrend galten; Gefängniß- und Geldstrafen und leibliche Züchtigungen kannte jedoch der M. nicht. Es wurde meist das höchste Strafmaß, der Tod, bei einem Vergehen angewendet; wo das Vergehen den Zorn der ganzen Gemeinde erregte, trat einfach die Steinigung ein. Als eine Verschärfung kam die Verbrennung und die öffentliche Aufhängung des Verbrechers an einem Pfahle hinzu. Als heilig und vor jeder Verletzung sicher gestellt erscheint im mosaischen Gesetz zunächst der Mensch als das Ebenbild Gottes, dann die Natur als das Werk Gottes und endlich Gott selbst, dessen Offenbarung als unverbrüchliches Reichsgesetz angenommen ward. Die Heiligkeit des Menschenlebens war schon in der ältesten Zeit klar ausgesprochen; zur Aufrechterhaltung dieses Grundsatzes hatte früher das Institut der Blutrache gedient. Der M. erhielt diese Sitte mit der unerbittlichsten Strenge aufrecht, indem er jeden Mord verbot und jedes Mitleid verwarf, das sich der Hinwegschaffung der durch den Mord auf die Gemeinde gefallenen Blutschuld hindernd entgegenstellte. Auch bei unabsichtlicher Tödtung erschien doch das Land Jehova's so entheiligt, daß der Flecken durch Geld nicht abgewaschen werden konnte; nur durch die höhere Heiligkeit eines Ortes konnte der Todtschläger vor der menschlichen Rache geschützt werden. Der Begriff des absichtlichen Mordes war genau bestimmt; zwischen diesem und dem unabsichtlichen Todtschlag nahm das Gesetz jedoch keine Mittelfälle an. Was die Verletzung eines Menschen am Leibe betraf, so galt der Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn; doch griff hier das Gesetz nur ein, wenn der Beschädigte eine Klage erhob. Auch der sittlichen Beschädigung ist schon durch das 8. Gebot gewehrt; für die Uebertretungsfälle war eine bestimmte Strafe im Gesetz nicht vorgesehen. Nächst dem Leibe, als dem ersten Besitz des Menschen, war auch alles übrige Eigenthum geheiligt. Selbst wo nur mittelbar durch Schuld eines Menschen Eigenthum verletzt wurde, z. B. durch das Vieh desselben, mußte der Besitzer für den Schaden einstehen. Zum Eigenthum des Mannes gehörte aber auch die Familie, und das Leben in ihr war, als der Urboden aller menschlichen Thätigkeit und Bildung, streng geheiligt. In dem Verhältniß des Kindes und der Aeltern bestand die innigste Verbindung beider und die strengste Abhängigkeit des Kindes bis zu seiner Verheirathung. Aehnlich gestaltete sich auch das Verhältniß zwischen Mann und Weib. Es blieb gleich frei von den widernatürlichen Beschränkungen und gleich streng geschützt vor den Verirrungen, die wir in andern Religionen, namentlich im Islam, antreffen. Das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren war ein sehr mildes. Das Gesetz forderte für sie, daß sie an allen Segnungen des religiösen Lebens Theil haben sollten, und wenn es sie auch nicht mit den Freien gleich stellte, so räumte es ihnen doch bürgerliche Rechte ein gegen die Herren, namentlich wenn der Sklave hebräischer Abkunft war, der nach 6 Dienstjahren wieder frei seyn sollte. Als der zweite Kreis heiliger Forderungen erscheint das Naturleben, sowohl die belebte als die unbelebte Schöpfung. Jedes rohe Verfahren gegen sie mußte ausgeschlossen seyn durch die Erkenntniß, daß auch sie ihre unverletzbaren Rechte und Gesetze, also ihre eigenthümliche Heiligkeit habe. Aber auch hier zeigen einzelne Verbote, in denen wir noch einen Rest heidnischer Scheu vor der Natur finden, wie der M. nicht im Stande war, sich völlig im Leben zur Geltung zu bringen. Es gelten verschiedene Dinge und Zustände im M. als unrein, d. h. als solche, die entweder gar nicht, oder nur in gewisser Hinsicht in der Gemeinde geduldet werden können. Mit aller Energie suchte daher die Religion diese von der Gemeinde fern zu halten. Es werden drei Hauptarten des Unreinen unterschieden: das zu essen Unreine (s. Speisegesetze), das zu berühren Unreine, als welches zunächst alles Todte galt, und verunreinigende Stoffe von Menschen ꝛc., wohin verschiedene Ausflüsse, wie die Samenergießungen, die monatliche Reinigung des Weibes, jene krankhaften Flüsse der Genitalien, deren Verstopfung die schrecklichsten Krankheiten herbeiführte, sowie ansteckende Krankheiten überhaupt, besonders der Aussatz, gehörten. Zwei

Dinge, an sich beide rein, konnten in ihrer Vereinigung und Vermischung unrein werden. So sollen nicht Thiere von verschiedener Gattung zu geschlechtlicher Vermischung zugelassen werden, es soll das Feld nicht mit zweierlei Saat bestellt werden, es soll kein Kleid aus zweierlei Stoff getragen werden ꝛc. Hierher gehören dann auch die Verbote aller widernatürlichen Lüste und Vermischungen, auf denen die Todesstrafe stand, und die gegen widernatürliche Verstümmelung und Entstellung des Leibes. Aus allen diesen Verboten geht als der klare Sinn das allgemeine Gebot hervor, die Natur zu schonen. Es soll der junge Obstbaum drei Jahre unbeschnitten seyn für den Menschen; im 4. sollen seine Früchte als Opfer Gott gehören, dann erst im 5. dem Menschen zum Genuß. Im Krieg sollen die Bäume um eine Stadt verschont werden ꝛc. Insbesondere empfiehlt der M. dem Menschen Schonung gegen die Thiere, welche dem Menschen zunächst stehen und den Schmerz empfinden, wie er selber. Den dritten Kreis heiliger Forderungen bildet Gott und sein Heiligthum. Schon in den drei ersten Geboten sind diese Forderungen auf ihren kürzesten Ausdruck zusammen gedrängt. Auf Jehova, als den König Israels, geht das Majestätsverbrechen über, und Todesstrafe stand auf der Lästerung seines Namens. Nächst der Hoheit des Jehova galten auch die 3 größten Heiligthümer desselben im Volke: die Beschneidung, das Opfer und der Sabbath als Gegenstände unbedingter Verehrung, deren Verletzung mit dem Tode bestraft wurde. Wie aber Jehova als König, so war auch Israel selbst als sein Volk heilig. Das Grundgesetz des Reichs war der Wille Gottes, gleich unabhängig von den Leitern im Volk, wie von der geleiteten Gemeinde; wer diesen Grund antastete, hatte sich gegen die Heiligkeit des Reichs vergangen. Verkündiger des göttlichen Willens aber waren die Propheten, und aus dem Trieb des Prophetenthums, die großen Wahrheiten, die es vertrat, unverkürzt zu erhalten und in einer ununterbrochenen Tradition zu vererben, bildete sich das Priesterthum des Stammes Levi heraus. Der Inbegriff aller Bestrebungen des Menschen, das Göttliche zu erfassen und ins Leben herabzuziehen, bildet den Kultus. Der Kultus aber vollzieht sich durch das heilige Wort und das heilige Werk, zu welchen dann, als beide vorbereitend, eine Reihe leiblicher Reinigungen treten kann. Das heilige Wort umfaßt das Gebet, den Eid und die Beschwörung und das Gelübde. Das Gebet war im M. der freie Erguß der von der Begeisterung des Augenblicks hervorgerufenen religiösen Stimmung; eine stehende Gebetsformel war eben so wenig bekannt, als die Kunst, aus der Wiederholung derselben ein heiliges Werk zu machen. Der Eid und die Beschwörung, die in der frühesten Zeit der Israeliten unter feierlichen und weitläufigen Ceremonien Statt fanden, waren im M. viel einfacher geworden. Auch wurde das freiwillige Schwören im gewöhnlichen Leben gesetzlich beschränkt und die Beifügung einer Verfluchung verpönt. Das Gelübde wurde nicht aufgefaßt als ein in der Stille des Herzens vollzogener Entschluß, sondern als die öffentliche und feierliche Erklärung einer übernommenen Leistung. In der Blüthe des theokratischen Lebens bezog es sich nur auf die ganze große Aufgabe, welche dem Volk gestellt war, und diente dazu, die ganze Energie des Menschen aufzuregen, um etwas Großes und Geheimnißvolles durchzuführen; erst später entstand die Sitte, in Noth für die Errettung Dank und Opfer zu geloben. Im Opfer sah man das Mittel, stärker in die Gottheit zu dringen, wo das Recht der frommen Bitte erschöpft war. In keiner anderen Religion tritt die Bedeutung des Opfers großartiger hervor als in der mosaischen, und es bildet mit Recht den Hauptbestandtheil des Kultus (s. Opfer). Indem man aber in dem Opfer einen Theil seines Besitzes der Gottheit übergab, verband sich noch öfters damit die Absicht, ihr einen Beweis des Eifers für sie zu geben, ohne daß man eben wünschte, die Gabe vom Himmel als zum Genuß angenommen betrachtet zu sehen. Daraus entstanden die freien Gaben oder Weihgeschenke, von denen einige so häufig wiederkehrten, daß sie zu stehenden Abgaben wurden, wie die Priesteranttheile an jedem Opfer, die Erstlinge aller Art und die Zehnten. Den Weihgeschenken gegenüber standen die Bannopfer. Wurde nämlich irgend ein Gegenstand der Frömmigkeit gefährlich, so suchte man ihn unschädlich zu machen und vernichtete ihn. Auch gegen ein ganzes Volk und seine Götter konnte dieser Brauch sich kehren, wenn es dem Fortbestehen der israelitischen Gemeinde nachtheilig zu werden drohte. Der Vernichtung voraus ging der Bannspruch. Damit war der gebannte Gegenstand dem Heiligthum verfallen, dem die Entscheidung zustand, ob er vernichtet oder für die Zwecke desselben verwendet werden sollte. Auch die Entsagungen, welche sich der Mensch auferlegt, waren gewissermaßen Opfer. Von den Selbstquälungen, zu welchen in andern Religionen die Uebertreibung oft diese Leibesopfer steigerte, blieb der M. bewahrt durch die lebendige Idee von der göttlichen Ebenbildlichkeit im Menschen. Gesetzlich beschränkt war ferner der dunkle Zug der Askese durch die Anordnung des Fastens (s. d.). Eine Art der Leibesopfer war auch die Beschneidung (s. d.), welche die Weihe für den Eintritt in die wahre Gottesgemeinde wurde. Alle diese Opfer erheben sich aber noch nicht zur höchsten Stufe eines Lebens und Wirkens im Sinne der wahren Religion; der M. erzeugte deshalb noch ein ganz eigenthümliches Opfer, in welchem die Idee mit der Wirklichkeit mehr zusammengeht: das Sabbath- oder Ruheopfer, das recht eigentlich das Bundeszeichen der mosaischen Religion ward, gleichwie die Beschneidung das Zeichen der Aufnahme in die Gemeinschaft. Indeß konnte der M. eben so wenig, wie andere Religionen, der äußerlichen Zeichen entbehren, um seine Wahrheiten darzustellen und dadurch zu erhalten. Die äußeren Mittel, welche er dazu verwendete, waren Personen, die das Geheimniß der Religion aussprechen (Priester), heilige Oerter (Tempel), an denen, und heilige Zeiten (Feste), in denen ihre Wahrheiten verkündet werden.

Mosbach, Amtsstadt im badischen Unterrheinkreis, an der Elzbach, hat ein altes Schloß,

Digitized by Google

2 Rektoratsschulen, eine Synagoge, Fabriken, Post, Bierbrauereien und 2850 Einw.

Moscati, Pietro, berühmter italienischer Arzt und Staatsmann, zu Mailand 1736 geboren, machte in seinen jüngern Jahren hauptsächlich dadurch Aufsehen, daß er die Ideen Rousseau's, vorzüglich dessen Ansicht vom Naturzustande, in einer eigenen Schrift mit allen Gründen der Anatomie und Physik zu erhärten suchte, wobei er auf den Satz kam, daß der Mensch von der Natur bestimmt sey, nicht auf zwei, sondern auf vier Füßen zu gehen. Als eifriger Patriot hatte er beim Ausbruch der Revolution viele Verfolgungen zu erdulden, wurde jedoch 1798 einer der Direktoren und bald darauf Präsident der cisalpinischen Republik. Beim Einrücken der Russen und Oesterreicher 1799 verhaftet, erhielt er durch den Umstand, daß er bei einer Krankheit des Erzherzogs Karl zu Rathe gezogen wurde, seine Freiheit wieder. Nach der Schlacht bei Marengo nahm er aufs Neue Staatsdienste und wurde zu der Consulta in Lyon berufen, durch welche im Januar 1802 Napoleon die cisalpinische Republik in die italienische verwandelte. Auch war er Mitglied der Staatsconsulta, die im März 1805 zu Paris dem Kaiser Napoleon die italienische Königskrone anbot. Hierauf wurde er Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italien, Mitglied des italienischen Instituts und Präsident der italienischen Akademie und Graf. In Zurückgezogenheit † er zu Mailand am 19. Jan. 1824. M. war ein durchaus edler Charakter. Seine hohe Stellung und seinen Reichthum benutzte er, um Wissenschaften und Künste zu unterstützen. Jedem Freunde der Wissenschaft stand sein Haus mit reichen Sammlungen von Instrumenten, anatomischen Präparaten und Bildungsmitteln aller Art offen.

Moscharia (Bisamkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit der einzigen Art: M. pinnatifida *R. P.*, Sommergewächs in Chili mit zierlichen weißen oder blaßrothen Blüthen, das seines Bisamduftes wegen häufig in den Gärten gezogen wird.

Moschata (lat.), Bisam enthaltende Mischungen.

Moschatae nuces (lat.), Muskatnüsse.

Moschee (durch Vermittelung des ital. moschea vom arab. Medschid, d. i. Anbetungsort), Benennung der mohammedanischen Bethäuser, besonders der kleineren, welche zuweilen nur von Holz aufgeführt sind, auch nicht mehr als einen Thurm haben und zur Abhaltung des gewöhnlichen Gottesdienstes an den Wochentagen bestimmt sind. Die größeren M.n, in denen der feierliche Feiertagsgottesdienst abgehalten und in der Türkei die öffentliche Fürbitte für den Sultan gethan wird, heißen Dschamis oder Kullijjets. Diese haben zwei und mehre sehr schlanke, oft achteckige, etageweise übereinander emporsteigende und gewöhnlich mit einem Balkon versehene Thürme (Minarets), mit halben Monden auf der Spitze, von denen herab ein gewöhnlich blinder Ausrufer das Volk täglich fünfmal zum Gebete ruft. Bei hohen Festen und öffentlichen Feierlichkeiten werden die Minarets mit Lampen erleuchtet (daher der Name Minaret, welcher Leuchtthurm bedeutet). Die M.n sind gewöhnlich Vierecke, haben meist bleierne Dächer und sind oft mit großen Reichthümern ausgestattet. Nach außen sind sie mit einer Mauer umgeben, deren Eingänge mit Ketten verwahrt und so niedrig sind, daß man nur gebückt hineingehen kann. Die Wände im Innern sind weiß angestrichen, nur manchmal mit Arabesken und Sprüchen aus dem Koran geschmückt. Bilder fehlen ganz. Der Boden ist mit Teppichen belegt und ohne Tische und Bänke. Im Südosten ist eine Art von Kanzel für den Imam angebracht, und nach der Gegend, wo Mekka liegt, befindet sich ein verzierter Schrank, die Kebla oder Kiblah, in dem ein oder mehre Korane liegen, zum Zeichen, daß man dahin während des Gebets blicken soll. Vor den M.n sind gewöhnlich Vorhöfe. Mit größeren M.n sind in der Regel öffentliche Schulen (Medressee), Hospitäler (Imarets) oder Küchen für die Armen verbunden. Als Einkünfte sind den M.n besondere liegende Gründe zugewiesen. Eigentlich dürfen die M.n nur von den Bekennern des Islam betreten werden; doch ist man in der Türkei und den von ihr abhängigen Ländern, sowie in Ostindien, in dieser Beziehung jetzt weniger streng. Die an den M.n angestellten Beamten sind: der Kadi, der Khatib (Vorbeter), der Naib (dessen Stellvertreter), der Ferrasch (Auskehrer, Tapetenausbreiter), der Ghassal (Todtenwäscher), die Kaim (Küster), worunter die Kandildschi (Lampenanzünder) und zwei Boten.

Moscheles, Ignaz, Komponist und Pianofortevirtuos, der Sohn eines israelitischen Kaufmanns, am 30. Mai 1794 zu Prag geboren, bildete sich seit 1804 unter der Leitung Friedrich Dionys Webers, Direktors des prager Konservatoriums, so schnell aus, daß er bereits in seinem 12. Jahre zum ersten Mal mit dem glänzendsten Erfolge öffentlich auftreten konnte. Er ging darauf (1808) nach Wien, wo er unter Albrechtsberger den doppelten Kontrapunkt und Fugensatz studirte und sich der höheren Leitung Salieri's erfreute. Zugleich entfaltete sich seine Virtuosität in einer Weise, die den Jüngling bald zu einem Liebling des seit lange an das Beste gewöhnten wiener Publikums machte. Nach mehren Kunstreisen, z. B. 1816 in das nördliche Deutschland, unternahm er 1820 eine Reise durch Holland, Frankreich und England und erregte überall durch seinen feurigen Vortrag und seine glänzende Improvisation Bewunderung. Zwar kehrte er 1823 ins Vaterland zurück, wo er in Wien zunächst den Wettkampf mit Kalkbrenner zu bestehen hatte, ging aber schon 1825 wieder über München, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg und Paris nach London, wo er als Professor an der Akademie der Musik und als Mitdirektor der philharmonischen Koncerte eine rühmliche Thätigkeit entfaltete, bis er nach Mendelssohns Tode 1846 an das Konservatorium zu Leipzig berufen wurde. In seiner Wirksamkeit als Komponist wie als Virtuos lassen sich zwei Perioden unterscheiden. In der ersten war das Streben nach höchster Virtuosität durchaus vorherrschend; später ward ihm immer klarer, daß alle Virtuosi-

tät nur Mittel zum Zweck seyn könne, und daß nicht jene schwierigen Gänge, sondern der geistige Inhalt, den sie zu offenbaren vermöchten, nicht das Erstaunen des Salons, sondern die Erschließung der eigenen inneren Welt würdiges Ziel seines Strebens seyn könnte. Hier beginnt seine zweite Periode, welcher z. B. das E-dur-Koncert, das G-moll-Koncert, seine Beethoven dedicirte Sonate, Sonate melancolique, die drei Allegri di bravura, das Concert fantastique, das aus C, das Concert pathétique, seine großen Etuden ꝛc. angehören. Seine Koncerte zeugen von tiefer Kenntniß der Harmonie und dramatischer Empfindung. Die Etude erhielt ihre wahre Bedeutung, sowie ihre kühnere Form durch M. Von seinen übrigen Werken sind vorzüglich noch zu nennen: seine große Klavierschule: „Methode des Methodes“ (Berlin 1841), die er gemeinschaftlich mit Fetis herausgab.

Moscherosch, Hans Michael, eigentlich Mosenrosch, einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, stammte aus einer aragonesischen, unter Karl V. nach Deutschland gekommenen Adelsfamilie. Er wurde am 5. März 1600 zu Willstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg im Badischen, wo sein Vater Prediger war, geboren und studirte zu Straßburg die Rechte, verweilte darauf einige Jahre als Hauslehrer bei dem jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg und erhielt 1628 eine Anstellung als Amtmann bei dem Grafen von Kriechingen. Im J. 1636 ging er in gleicher Eigenschaft in die Dienste des Herzogs Ernst Bogislaus von Croy zu Vinstingen über. Hier verlor er in Folge der Kriegsunruhen sein ganzes Eigenthum, mußte nach Straßburg flüchten und war dann eine Zeit lang schwedischer Kriegsrath. Seit 1656 als Rath in Diensten des Grafen Friedrich Kasimir von Hanau angestellt, übernahm er später das Präsidium bei der Kanzlei, der Kammer und dem Konsistorium zu Hanau und † zu Worms am 4. April 1669. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft seit 1645 führte er den Beinamen des „Tränmenden“; als Schriftsteller nannte er sich Philander von Sittewald. Sein Hauptwerk ist „Wunderliche und wahrhafte Geschichte Philanders von Sittewald, d. i. Straffschriften Hans Michael M.s von Wildstädt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel gestellt und gesehen werden ꝛc.“ (2 Bde., Straßburg 1650). Dasselbe besteht aus 14 allegorisch-satyrischen, zuletzt einzeln gedruckten Traumbildern, die die verschiedensten Gebrechen der Zeit mit seltener Lebendigkeit und Anschaulichkeit geißeln; für die gegenwärtige Zeit wird ihr Werth gemindert durch die mit viel todter Gelehrsamkeit und fremden Wörtern ausstaffirte Sprache. Die leydener Ausgabe (7 Bde., 1646 bis 1647) enthält sehr viele unächte Zusätze. M. hat zwar die Idee zu seinen „Gesichten“ dem Spanier Quevedo zu danken, dieselbe aber in durchaus eigenthümlicher Weise benutzt. Sein Bruder, Quirinus M., war unter dem Namen Philander Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz und gab 1673 ein „Poettisches Blumenparadies“ heraus.

Moscholatrie (v. Griech.), Anbetung eines Kalbes, besonders die, welche die Israeliten in der Wüste dem goldenen Kalbe widmeten.

Moschosma (Moschuspflanze), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, Sommergewächse in Ostindien und Neuholland, mit der bekanntesten Art: M. polystachyum *Benth.*, in Ostindien, mit nach Moschus duftenden Blättern, unter dem Namen Patchouly oder Patchoully in Frankreich als ein sehr aromatisches Mittel angewendet.

Moschus, griechischer Idyllendichter aus Syrakus, im 3. Jahrhundert v. Chr., Schüler des Aristarch und Zeitgenosse des Bion und Ptolemäus Philometor, ahmte dem Theokrit nach, den er jedoch durch Schmuck zu überbieten suchte. Die von ihm noch vorhandenen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen und hymnische Erpektorationen als eigentliche Idyllen, die kleineren Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien. Meist finden sie sich in den Ausgaben des Bion und Theocritus.

Moschusbaum, Pflanzengattungen: s. v. a. Guarea Swartzii *Dec.* und s. v. a. Trichilia moschata *Sw.*

Moschusblume, s. v. a. Flockenblume, Centaurea moschata *L.*

Moschusthier (Bisamthier, Bisamziege, Moschus *L.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Zweihufer, ausgezeichnet durch zwei aus dem Munde hervorragende Eckzähne in der obern Kinnlade des Männchens, die vorgestreckte Schnauze, mittelmäßige Ohren, zwei Zehen und zwei Afterzehen, zwei Zitzen am Euter u. den sehr kurzen Schwanz, rehartige, schüchterne Wiederkäuer in den gemäßigten Gegenden und auf den höchsten Gebirgen Asiens und Afrika's. In medicinischer Hinsicht sehr wichtig ist das eigentliche M. (M. moschiferus *L.*, Bisambock, Bisamreh), mit sehr entwickelten Reden- und Afterklauen, graubraunem, mit sehr dicken starren Haaren bedecktem Fell und einem vom Halse jederseits zwischen die Vorderbeine herablaufenden weißen Streif. Das Vaterland des Thieres ist Asien, wo es sich in den großen Bergzügen vom 16.—58. Grad nördl. Br. und vom 92.—155. Grad der Länge aufhält, jedoch nach dem Wendekreise zu beschränkter sich vorfindet. Es lebt in Sibirien, auf dem Altaigebirge vom Irtisch bis zum Obi, von da bis zum Jenisei und zwischen diesem bis zur Mana, ferner in den sajanischen Gebirgen, sowie in der Nähe des Amur, am Baikalsee, an der Witima und der Ober-Lena häufig, noch häufiger an der Ilga, endlich in China, Tonkin, Cochinchina, Pegu, Arracan, Butan, Tübet und Kaschmir. Es liebt die kalten Bergthäler und hält sich besonders gern im Nadelholze, auf steilen Felsen und auf Vorgebirgen der Gletscher auf. Im Sommer sieht man es bisweilen auch auf wärmeren Bergen. Nur zur Brunstzeit leben mehre Individuen gesellig bei einander, die übrige Zeit einzeln. Das M. läuft äußerst schnell über die größten Schneeflächen und springt sehr gut, wo-

Digitized by Google

bei ihm seine großen ausbreitbaren Afterklauen sehr behülflich sind. Es nährt sich in Sibirien besonders von Sumpfpflanzen, von den Blättern der Bärentraube, Preißelbeeren, Rhododendron dauricum und Flechten. Die Weibchen werfen 1—2 graubraune, mit blassen, reihenweise gestellten Punkten bezeichnete Junge im Mai u. Juni, welche gegen den Winter hin schon die halbe Größe der Alten erreicht haben. Die ausgewachsenen Thiere erreichen die Größe eines jungen Rehes. Das Männchen hat an der Mittellinie des Bauches, zwischen dem Nabel und der Ruthe, einen eirunden Sack, in welchem eine starkriechende Masse, der Moschus oder Bisam, abgesondert wird. Dieser Beutel (Moschusbeutel), der mit seiner ebenen Fläche nach den Bauchmuskeln und mit seiner äußern gewölbten Seite beim stehenden Thiere nach dem Boden gekehrt ist, besteht aus mehren Häuten, die nach außen mit der von Haaren bedeckten Bauchhaut überzogen sind, und ist mit zwei Oeffnungen versehen. Zwischen den Häuten liegen Drüsen, von denen der Moschus secernirt wird. Der Moschus bildet im frischen Zustande eine fast salbenartige, weiche, röthlichbraune Masse von durchdringendem, sehr lange anhaltendem Geruche und bitterem, widrig gewürzhaftem, schwach salzigem Geschmacke. Durch Austrocknen wird er nach und nach dunkler, zuletzt schwarzbraun. Der Moschus ist der Hauptgegenstand, weshalb man die M.e jagt oder fängt, obgleich auch das Fleisch eßbar ist. Auch die Felle und die Hakenzähne der Männchen werden benutzt. Man fängt die M.e in Fallen oder Schlingen oder erlegt sie mit Pfeilen. Da die Thiere äußerst schüchtern und sehr flüchtig sind, so rufen die Tungusen mittelst Lockтönen, die sie den jungen Thieren nachahmen, die alten aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um ihnen bei entgegengesetztem Winde auf Schußweite nahe kommen zu können. In Sibirien fängt man sie im Frühling und Sommer nicht, und in Tübet dürfen sie nur mit Erlaubniß der Regierung gejagt werden, welche auf die erhaltenen Beutel das fürstliche Siegel drückt. Man kauft den Moschus entweder in Beuteln (Moschus in vesicis), oder aus denselben herausgenommen (Moschus ex vesicis). Von dem Moschus in Beuteln kommen im Handel drei Sorten vor. Die erste ist der tonkinische, tübetanische oder orientalische Moschus. Die Beutel sind schwach plattgedrückt, ziemlich kreisrund, selten birnförmig. Die Bauchseite derselben ist mit einer pergament- oder lederartigen, getrockneten Haut überzogen, auf welcher bisweilen mit rother Farbe gemalte, aber immer ziemlich verwischte Zeichen sich vorfinden. Die Moschusmasse ist bröcklich, dunkelbraun und an der Beutelöffnung häufig von kleinen Krystallen von kohlensaurem Ammoniak wie überstreut. Geringer ist der kabardinische, russische oder sibirische Moschus, dessen Beutel kleiner u. eiförmig u. plattgedrückt sind. Man findet noch ganz ungeschorene, halbgeschorene u. ganz geschorene Beutel. Der Inhalt hat eine hellkaffeebraune Farbe u. besteht aus vielen mehr od. weniger großen Stücken. Diese Moschussorte gelangt gewöhnlich über Petersburg und London in den Handel; doch soll sie auch als mittlere orientalische Waare unter tübetanischen oder tonkinischen Moschus gemischt über China in den Handel gebracht werden. Der bucharische Moschus stammt wahrscheinlich von einer besonderen Species des M.es, da diese Moschusbeutel mit den übrigen fast keine Aehnlichkeit haben. Der aus den Beuteln herausgenommene Moschus (Moschus in Körnern oder Klümpchen) kommt seltener im Handel vor und ist der schlechteste. Der frisch aus den Beuteln genommene Moschus hat einen sehr starken, ammoniakalischen Geruch, und erst nach einiger Zeit tritt der eigentliche Bisamgeruch hervor. Aechter Moschus läßt sich in kochendem Wasser bis zu drei Viertel auflösen. Aus einer solchen Lösung wird er durch Galläpfeltinktur und durch essigsaures Blei gefällt, nicht aber durch Sublimat. Im Platinlöffel erhitzt, riecht er stark und moschusartig, schmilzt nur unvollkommen, bläht sich etwas auf und riecht wie verbrannte Federn. Wenn er mit heller Flamme verbrannt ist, so läßt er eine sehr leichte Kohle und etwas weißliche Asche zurück. Von 100 Theilen scharf ausgetrocknetem tonkinischen Bisam sind 90, von nicht ausgetrocknetem nur 81 Theile in Wasser löslich, der unaufgelöste Rest besteht aus Haut. Durch Behandeln des Moschus mit Aether, Weingeist und Wasser erhielt Thiemann aus 100 Theilen: reines Wachs 9, Harz 1, Leim 60, Eiweißstoff und Haut 30; aus 100 Theilen der Asche: kohlensaures Kali 1, salzsaures Natron 3, kohlensaurer Kalk 4, Kohle 2. Durch dieselbe Behandlung des kabardinischen Moschus erhielt er aus 100 Theilen: schmierige, wachsartige Substanz 5, weiches Harz 5, leimartige Substanz 50, thierische Haut 36, Verlust 4; die Asche enthielt in 100 Theilen nur 2 Theile kohlensauren Kalk. Seines hohen Preises wegen ist der Moschus mancherlei Verfälschungen ausgesetzt. Man hat entweder die Beutel aufgeschnitten und wieder zugenäht, oder durch eine der Oeffnungen einen Theil Moschus herausgezogen und durch Blei, Blut, Fleisch, Wachs, Asphalt u. dergl. ersetzt. Der bereits herausgenommene ist noch öfter mit fremden Stoffen versetzt. Auch sind ganz nachgemachte Moschusbeutel vorgekommen. Der Moschus ist eines der besten und kräftigsten erregenden und belebenden, die Nerventhätigkeit erhöhenden und krampfstillenden Mittel, das zugleich schweißtreibend wirkt. In zu starker Gabe verursacht er Aufstoßen, Magendrücken, verminderte oder vermehrte Eßlust, Beklommenheit, Schwindel, Drücken im Kopfe, Schläfrigkeit, Erschlaffung, Zittern der Glieder u. in noch größerer Gabe sogar Krämpfe. Man benutzt ihn besonders in nervösen Fiebern, bei verschiedenen Krampfkrankheiten und bei sehr gesunkenen Lebenskräften. Er dient auch als Parfüm. Eigenthümlich ist, daß der Moschus durch Milch aus bittern Mandeln, durch Zusammenreiben mit Mutterkorn und verschiedenen anderen Arzneimitteln seinen Geruch vollständig verliert.

Mosdok, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kaukasien, am Terek, ist stark befestigt, hat mehre Kirchen verschiedener Konfessionen, ein Hospital, eine Quarantäneanstalt, Ackerbau und Handel, Maroquinfabrikation, Brannt-

weinbrennerei und 4000 Einw., größtentheils Armenier.

Mosel (lat. Mosella, franz. Moselle), ein Nebenfluß des Rheins, entspringt in Frankreich am Berge Drumont auf dem südlichen Rücken der Vogesen in Lothringen, unfern der Quelle der südlich fließenden Saone, in einer Höhe von 2232 Fuß über dem Meere, durchströmt die französischen Departements Vogesen, Meurthe und Mosel, einen kleinen Theil des Großherzogthums Luxemburg und die preußische Rheinprovinz, berührt die Städte Epinal, Toul, Metz, Thionville, Trier und Koblenz und nimmt auf ihrer linken Seite unterhalb Nancy die Meurthe, bei Metz die Seille und unweit Trier die Saar, auf der rechten Seite oberhalb Thionville die Orne und oberhalb Trier die Sure oder Sauer auf. Die Länge ihres Laufs beträgt gegen 80 Meilen. Schiffbar wird sie für kleine Fahrzeuge bei Charmes, für größere bei Pont-à-Mousson, für Schiffe von 300 Centner bei Metz. Sie ist bei Toul über 100, bei Metz über 200 und von Trier ab 400—600 Fuß breit. Anfangs fließt sie zwischen felsigen Höhen in feuchtem Wiesengrunde bis unterhalb Epinal, wo sich das Thal öffnet, die Thalseiten aber meist noch steil bleiben. Von Metz bis Thionville treten die Höhen am linken Ufer mehr zurück; von Sierk ab bis zur Mündung ist aber das Flußthal größtentheils von steilen und felsigen Höhen begrenzt. Die Schifffahrt auf der M. ist zwar wegen der Krümmungen, die sie vornehmlich zwischen Trier und Koblenz macht, sehr langwierig und wegen der gefährlichen Stellen am Mückenloch, am Sommerloch und an den Felsen bei Briedern und Alff sogar gefährlich, aber dennoch für den Rheinhandel von großer Wichtigkeit. Die Moselschiffe (Traubenkähne und Bohrnachen genannt) sind sehr stark gebaut, mit platten engen Böden versehen, vorn spitz und hinten rund, von 80 Fuß Länge und 20 Fuß Breite und tragen in der Regel 600—1000 Centner. Nachdem bedeutende Korrektionen des Flußbettes vorgenommen worden, wird der Fluß seit 1840 von Metz bis Trier und seit Anfang 1841 bis Koblenz mit Dampfschiffen befahren. Die Haupthandelsgegenstände, welche die M. herab in den Rhein geführt werden, sind Dachschiefer, Holz, Holzkohlen, Kalk, Apothekerwaaren, Liqueure, Steinkohlen, Gyps, Pottasche, Salz, Lohrinde, Glaswaaren, Schleifsteine, französische und vor allen Moselweine; aus dem Rheine gehen in die M. namentlich Stahl, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Kolonialwaaren. Die Fahrt auf der M. von Trier bis Koblenz ist äußerst interessant, denn die Ufer bieten die mannichfachsten und malerischsten Ansichten dar. Unter den Alten besang schon der Dichter Ausonius die M. Vergl. Klein, Beschreibung des Moselthals, Koblenz 1831, und Moselreise von Trier bis Koblenz, 3. Aufl., Koblenz 1846.

Das danach benannte französische Departement, aus dem Ländchen Messin und Theilen von Luxemburg und Lothringen bestehend, grenzt an das Großherzogthum Luxemburg, die preußische Rheinprovinz, die bayerische Rheinpfalz und an die Departements Niederrhein, Meurthe und Maas. Es hat ein Areal von 97 1/10 □Meilen mit (1851) 459,684 Einw. und meist hügeliges und bergiges Land, von den Vogesen und Ardennen durchzogen und nicht allenthalben zu ergiebigem Anbau geeignet. Bewässert wird es von der Mosel, Saar und andern Nebenflüssen der erstern. Das Klima ist auf den Höhen rauh, in den Thälern aber mild und besonders an der Mosel zum Weinbau geeignet. Produkte sind Wild (auch Wölfe), Fische; Acker- und Gartenfrüchte, Obst; Eisen, Steinkohlen. Die Bewohner bekennen sich größtentheils zur katholischen Kirche, sprechen französisch und leben zum Theil in sehr ärmlichen Verhältnissen. Sie treiben (nicht allenthalben ergiebigen) Ackerbau, etwas Viehzucht, besonders aber Weinbau und Bergbau auf Eisen. Der Ausfuhrhandel hat die Natur- und Kunstprodukte des Departements zum Gegenstand. Das Departement zerfällt in die 4 Arrondissements Metz, Thionville, Saargemünd und Briey und hat zur Hauptstadt Metz.

Mosellanus, Petrus, einer der Beförderer der klassischen Studien im Zeitalter der Reformation, 1493 zu Proteg an der Mosel im Trierschen geboren, hieß eigentlich Schade und war das jüngste unter 14 Kindern eines Winzers und Kleinhändlers. Da sein Vater früh starb, sah sich M. auf sich selbst gewiesen. Auf der Schule zu Köln erwarb er sich tüchtige Kenntnisse im Griechischen u. Lateinischen, ging dann nach Leipzig, wo er namentlich an dem Professor Kasp. Börner einen bedeutenden Gönner fand, und wurde durch dessen Vermittelung zunächst 1514 Lehrer an der neugestifteten Schule zu Freiberg, jedoch noch in demselben Jahre vom Herzog Georg von Sachsen als Professor der griechischen und lateinischen Sprache an der Universität zu Leipzig angestellt. Hier † er am 19. April 1524. Er stand mit Erasmus, Melanchthon, Eobanus Hessus und Camerarius in enger Freundschaft. Vgl. Köhler, Petri Mosellani memoria, Leipzig 1805.

Moselweine, Weine, welche an der Mosel und den nächstliegenden Gegenden gebaut werden, gehören nach den Rheinweinen zu den angenehmsten und geschätztesten und sind besonders als leichtere Tischweine sehr zu empfehlen. Es gibt rothe und weiße Sorten. Sie werden nicht nach den Gegenden, wo sie wachsen, sondern nur als Ober- und Niedermoseler oder auch nach den Jahrgängen unterschieden. Die vorzüglichsten Sorten liefern Conz, Kochheim, Bernkastel, Zell, Dusemond, Wehlen und Zeltingen. Auch werden die Weine aus den angrenzenden Gegenden Luxemburgs, Lothringens und Lüttichs unter den M.n mitbegriffen, und stehen von diesen namentlich der Neumagner, Drobner und Piesporter in gutem Ruf. Den bedeutendsten Handel mit diesen Weinen treiben Lüttich, Köln und Frankfurt a. M.

Mosen, Julius, deutscher Dichter, eigentlich Moses, aber von christlicher Herkunft, am 8. Juli 1803 in Marienev, einem Dorfe des sächsischen Voigtlandes, wo sein Vater Schullehrer war, geboren, ward von diesem, einem humoristischen, geistig belebten Manne, vorgebildet, besuchte das Gymnasium zu Plauen und

Digitized by Google

studirte seit 1822 zu Jena die Rechte. Im Jahre 1824 im Begriff, nach Leipzig zu gehen, verlor er seinen Vater, ein Verlust, der für ihn und seine Familie drückende Sorgen herbeiführte. Dennoch ermöglichte er es, mit einem Freunde eine Reise durch Tyrol nach Italien zu machen. Im Jahre 1826 zurückgekehrt, vollendete er in Leipzig sein Fachstudium, übte sich dann in seiner Heimath bei einem Sachwalter in praktischen Arbeiten und ward 1831, nach erlangter Erlaubniß zur advokatorischen Praxis, als Aktuar am Patrimonialgericht Kohren angestellt. Als dieses 1834 an den Staat überging, wendete er sich nach Dresden, wo er, als Advokat in freundlichen Verhältnissen lebend, sich mit ausgezeichnetem Erfolge poetischen Produktionen widmete, bis er 1844 mit dem Titel als Hofrath einen Ruf als Dramaturg an das Hoftheater in Oldenburg erhielt. Seit Jahren völlig gelähmt, ward er in neuerer Zeit pensionirt. M. trat als Dichter zuerst mit der Bearbeitung einer italienischen Sage „Das Lied vom Ritter Wahn" (Leipzig 1831) hervor, worin er das Absterben der hellenischen Welt und die Sehnsucht nach den Verheißungen des Christenthums schildert. Geistig hiermit verwandt war sein „Ahasver" (Dresden und Leipzig 1838). Da aber in beiden Gedichten des Dichters subjektive Geistesstimmung zu sehr vorwaltete und sie nur auf dem Wege der Allegorie zur dichterischen Anschaulichkeit gestaltet waren, so konnten sie, des wahrhaft epischen Charakters entbehrend, eine bedeutende Wirkung nicht hervorbringen. Ungleich mehr ging er aus sich heraus in seinen „Gedichten" (Leipzig 1836; 2. Aufl., 1843), von denen „Andreas Hofer" und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" in den Mund des Volks übergegangen sind. Als Novellist trat er auf mit „Georg Venlot" (Leipzig 1831). Diese Novelle, wozu ihm die Julirevolution die Anregung gab, führte ihn zuerst der Außenwelt und dem Völkerleben zu. Sein vollendetstes Werk in dieser Richtung ist sein „Kongreß von Verona" (2 Bde., Leipzig 1842). Seine „Novellen" (Leipzig 1837), denen sich seine „Blaue Blume" in der Urania (1840) anschloß, sind großentheils idyllische Naturgemälde, doch theilweise in das Phantastisch-Märenhafte überspielend, ohne daß beide Bestandtheile sich vollständig durchdringen. Eine neue Entwickelungsstufe des Dichters, seit 1836, bezeichneten seine Dramen „Heinrich der Finkler", „Cola Rienzi", „Die Bräute zu Florenz", „Kaiser Otto III.", „Wendelin und Helene", welche im Druck erschienen in seinem „Theater" (Stuttgart 1842). Die ungedruckten sind „Bernhard von Weimar", „Der Sohn des Fürsten", „Johann von Oesterreich" und das Lustspiel „Die Wette". Abgesehen von den formellen Vorzügen, zeichnen sich alle seine poetischen Arbeiten durch geistigen Gehalt und Gesinnung aus.

Mosengeil, Friedrich, beliebter deutscher Erzähler, am 26. März 1773 in Schönau bei Eisenach, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, studirte in Jena Theologie und trat als Lehrer an die von Cotta in der Zilldach bei Wasungen gegründete Forstschule. Dem Wunsche seines Vaters zufolge, der inzwischen Pfarrer in Frauenbreitungen geworden war, gab er seine Lehrerstelle 1798 auf und wurde bald dessen Amtsgehülfe. Sieben Jahre später (1805) übertrug ihm die verwittwete Herzogin Luise Eleonore von Sachsen-Meiningen die Erziehung ihres einzigen Sohnes, des jetzigen Herzogs Bernhard Erich Freund, den er auch auf die Universitäten Jena und Heidelberg und auf seinen Reisen nach der Schweiz, Oberitalien, Belgien, Holland u. Frankreich begleitete. Nach dem Regierungsantritte des Herzogs 1821 erhielt er die ihm bestimmte Stelle im Konsistorium zu Meiningen, wo er auch nach der Verlegung des Konsistoriums nach Hildburghausen lebte. Er † den 2. Juni 1839. Seine in verschiedenen Blättern zerstreuten Erzählungen vereinigte er später in den Sammlungen: „Liebenstein und die neuen Arkadier" (2. Aufl., Frankfurt 1826), „Reisegefährten" (3 Bde., Frankfurt 1825—28), „Drei Freunde auf Reisen" (3 Bde., Leipzig 1828) und „Sommerabendstunden" (2 Bde., Hildburghausen 1831). Das Andenken seines Jugendgespielen Ernst Wagner ehrte er durch eine Sammlung der Werke desselben (12 Bde., Leipzig 1824—28) und die „Briefe über den Dichter Ernst Wagner" (2 Bde., Schmalkalden 1826). Noch ist zu bemerken, daß er sich zuerst unter den Deutschen mit Stenographie beschäftigte, über die er ein Schriftchen (3. Aufl., Jena 1819) herausgab.

Moser, 1) Johann Jakob, einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, den 18. Januar 1701 in Stuttgart geboren, studirte seit 1717 zu Tübingen und wurde schon 1720 Professor der Rechte daselbst. Da er hier den erwarteten Beifall nicht fand, ging er 1721 nach Wien, wo er namentlich an dem Reichsvicekanzler, Grafen von Schönborn, einen Gönner fand, der ihm eine „ansehnliche Bedienung" zusagte, wenn er zum Katholicismus überträte, was M. indeß verweigerte. Er kehrte nun nach dem Vaterlande zurück, verließ dasselbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserlichen Hofes hielt, und ging aufs Neue nach Wien, wo er sich endlich 1725, nachdem eine nochmalige Reise nach Würtemberg ihn überzeugt, daß dort nichts für ihn zu hoffen sey, ganz niederließ. Weil aber das würtembergsche Ministerium von seinem Aufenthalte in Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, wurde er 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen und 1727, da er den Behörden nicht nach Ludwigsburg folgen wollte, als ordentlicher Professor der Rechte bei dem fürstlichen Kollegium, 1729 bei der Universität angestellt. Streitigkeiten mit der Censur bewogen ihn aber 1732 zur abermaligen Niederlegung der Lehrstelle und zur Rückkehr in das Regierungskollegium, aus welchem er 1736 wieder austrat, um einem Rufe als preußischer Geheimrath und Direktor der Juristenfakultät nach Frankfurt a. d. O. zu folgen. Auch dieses Verhältniß löste sich jedoch, nach mehrfältigem bedenklichem Zusammentreffen mit König Friedrich Wilhelm I., schon 1739 wieder, und M. lebte nun 8 Jahre lang in Ebersdorf im Voigtlande, seine ganze Zeit schriftstellerischer

Thätigkeit widmend, bis ihn die Ausbreitung der Herrnhuter von hier vertrieb, worauf er 1747 als Geheimrath und Chef der Kanzlei (Minister) in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Homburg trat. Da er jedoch seine bei seinem Amtsantritte dargelegten Verwaltungsgrundsätze nicht zur Geltung bringen konnte, nahm er nach kurzer Zeit seine Entlassung und lebte seit 1749 zu Hanau, wo er eine „Staats- und Kanzleiakademie zum Dienste junger, von Universitäten und Reisen kommender Standes- und anderer Personen" gründete. Schon 1751 folgte er indeß einem Rufe als Konsulent der Landschaft nach Würtemberg. Nachdem er 8 Jahre lang unter beständigen Kämpfen gegen den die Landesrechte mit Füßen tretenden Fürsten und nur lau unterstützt von dem ständischen Ausschusse in dieser Stellung zugebracht, ward er nach der Ablehnung einer neuen Geldforderung des Herzogs als angeblicher Verfasser der gegen denselben gerichteten Schriften vom Herzog selbst (1759) im Audienzsaale verhaftet und in ein einsames Gefängniß auf die Bergfestung Hohentwiel geführt, wo er, ohne ein einziges Mal verhört worden zu seyn, über 5 Jahre in sehr harter Gefangenschaft gehalten wurde. Schreibmaterialien und Bücher, außer Bibel und Gesangbuch, waren ihm entzogen, so daß er, dem die schriftstellerische Beschäftigung zur anderen Natur geworden war, mit der Spitze der Lichtscheere die weißen Wände des Zimmers und die Ränder und Zwischenräume zwischen den Zeilen seiner Bibel weiß auf weiß beschreiben mußte. Ueber tausend geistliche Lieder, zahlreiche politische Satyren, ja selbst ausführliche staatsrechtliche Abhandlungen, welche zum Theil später gedruckt wurden, waren das Ergebniß dieser Beschäftigung eines sechzigjährigen Mannes, dem möglicher Weise lebenslängliches Gefängniß bevorstand, dessen Gattin aus Kummer gestorben war und dessen Söhnen selbst die Annahme von auswärtigen Diensten untersagt ward. Erst 1764 befreiten den Unschuldigen, welcher von den Ständen kaum vertheidigt worden war und der doch eine Entlassung unter ehrenrühriger Bedingung standhaft verworfen hatte, die Fürsprache Friedrichs des Großen beim Kaiser und ein reichshofräthlicher Befehl. Er begab sich nun wieder nach Stuttgart, wo ihn der Herzog nicht nur für schuldlos erklärte, sondern auch als Landschaftskonsulenten wieder einsetzte; doch nahm M. seitdem wenig und seit 1770 fast gar keinen Antheil mehr an den Geschäften, sondern verlebte den Rest seines Lebens bloß seiner rastlosen Thätigkeit als Schriftsteller. Er † am 30. September 1784. Sein Fleiß war in der That staunenerregend; die Zahl seiner, jetzt freilich veralteten und zum Theil unbrauchbar gewordenen Schriften beträgt über 400. Sein bedeutendstes Werk ist sein „Deutsches Staatsrecht" (50 Bde. nebst 2 Supplementbänden und 1 Bd. Register, Nürnberg 1737—1754). Außerdem sind zu erwähnen: „Neues deutsches Staatsrecht" (21 Bde., Stuttgart und Frankfurt 1761—1775), „Deutsches Staatsarchiv" (13 Bde., Hanau und Frankfurt 1751—1754) und „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland" (neue Ausgabe, Tübingen 1754). Andere Schriften handeln von dem positiven europäischen Völkerrecht, welches er zuerst in ein System brachte. Auch schrieb er eine Selbstbiographie (4 Bde., 3. Aufl., Frankfurt und Leipzig 1777—1783). Die oben genannten staatsrechtlichen Werke enthalten freilich mehr Materialien, als durchdachte Sätze, und entbehren auch des gehörigen systematischen Zusammenhangs; doch sind sie keineswegs bloße Kompilationen, sondern voll trefflicher eigener Gedanken und ergänzen gerade das, was allen seinen Vorgängern abgeht, weshalb sie in dem staatsrechtlichen Zweige der Literatur höchst bedeutsame Erscheinungen bleiben werden.

2) Friedrich Karl von M., ebenfalls staatsrechtlicher Schriftsteller, des Vorigen ältester Sohn, den 18. Dec. 1723 zu Stuttgart geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung in Kloster-Bergen u. studirte dann zu Jena die Rechte. Er ging mit dem Vater 1747 in hessen-homburgische Dienste, folgte ihm nach Hanau als Gehülfe und Lehrer bei dessen Staats- und Kanzleiakademie, übernahm dann einen gesandtschaftlichen Posten von Hessen-Darmstadt, später einen ähnlichen von Hessen-Kassel, trat 1766 in den österreichischen Staatsdienst, ward im folgenden Jahre Reichshofrath in Wien, führte 1770 die Verwaltung der kaiserlichen Herrschaft Falkenstein und wurde 1772 dirigirender Minister und Kanzler in Hessen-Darmstadt. Im Jahre 1780 plötzlich entlassen, privatisirte er an mehren Orten, überall durch halbamtliche Zeitungsartikel, durch Rundschreiben an die befreundeten Höfe verfolgt und sogar von einer deutschen Juristenfakultät wegen angeblicher Amtsverbrechen zu sechsjährigem Kerker verurtheilt, bis endlich der Großherzog Ludwig I. den Prozeß niederschlug u. M. wenigstens theilweise Entschädigung für die zugefügten Verluste bot. M. † zu Ludwigsburg am 10. September 1798. In die Zeit seiner Gesandtschaftsstellen fällt eine große Menge von Abhandlungen aus dem Gebiete der Staatsklugheitslehre und Sittenlehre, von denen viele in seinen „Kleinen Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts" (12 Bde., Frankfurt 1751—1765) gesammelt sind. Ferner sind zu nennen die „Sammlung von Reichshofrathsgutachten" (6 Bde., Frankfurt 1752—1754), die „Sammlung der wichtigsten Deduktionen in deutschen Staats- und Rechtssachen" (9 Bde., Ebersdorf 1752—1764), die Schrift: „Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei" (1755) und vor allem das berühmteste seiner Bücher: „Der Herr und der Diener" (1759). Seine letzten Lebensjahre haben eine reiche Ernte sowohl von geschichtlichen Arbeiten als namentlich auch von Mittheilungen staatlich-sittlichen Inhalts erzeugt, so z. B. sein „Patriotisches Archiv" (12 Bde., Frankfurt und Leipzig 1784 bis 1790), sein „Neues patriotisches Archiv" (2 Bde., Mannheim 1792—1794), seine „Geschichte der Waldenser" (Zürich 1798) und „Luthers Fürstenspiegel" (neue Ausgabe von Meyer, Frankfurt 1834).

Moses, der Heerführer und Gesetzgeber der Israeliten, der Sohn Amrams u. der Jochebeth,

Digitized by Google

aus dem Stamme Levi, ward um 1600 v. Chr. in Aegypten geboren, zu einer Zeit, wo der Druck der Pharaonen schwer auf seinem Volke lastete. Nach einem königlichen Befehl, der alle neugeborenen männlichen Kinder der Israeliten zu tödten gebot, mußte der Säugling drei Monate nach der Geburt ausgesetzt werden. Die Mutter legte ihn in ein Kästchen und barg dieses an dem Ufer des Nils; hier fand ihn die Tochter des Pharao, von Späteren Thermutis genannt, und gab ihn, da dessen nahe stehende Schwester Mirjam die Mutter herbeirief, dieser zur Pflege. Er erhielt den Namen M., d. i. der aus dem Wasser Gezogene, vom ägyptischen Mo Wasser u. ousche gerettet. Erst als lehrfähiger Knabe kam er in die Pflege der Königstochter, die ihn an Kindesstatt annahm. Er gelangte dadurch in den Priesterstand, zu dem die königliche Familie gehörte, und konnte als Priesterlehrling alle ägyptischen Künste und Wissenschaften sich zu eigen machen. Von dem Feldzuge in Aethiopien, an dem er im 40. Jahre als Anführer der Aegypter Theil genommen, weiß nur die jüdische Sage bei Josephus. Im Eifer erschlug er einst einen ägyptischen Voigt, der einen Israeliten mißhandelte, verscherzte aber durch diese Leidenschaftlichkeit das Vertrauen seiner Brüder, deren zwieträchtigem Wesen er entgegen zu wirken suchte, und mußte flüchtig werden. Er lebte nun mehre Jahre unter den Midianitern auf der Halbinsel des Sinai, wo er Zippora, die Tochter des Hirten Jethro, heirathete, die ihm zwei Söhne gebar. Hier bildete er den Plan zur Befreiung seines Volks aus. Nach der biblischen Erzählung wurde er durch unmittelbare Eingebung Gottes darauf geführt, der ihm im feurigen Busche erschien. Bereits 80 Jahre alt, begab er sich nun nach Aegypten, wo er von Pharao verlangte, dem Volke zu erlauben, daß es einmal am Sinai seinem Gott ein Fest feiere. Der König antwortete darauf mit bitterem Hohne, u. der darauf folgende verdoppelte Druck bewog die Aeltesten der Israeliten, Wehe über den Befreier zu rufen. Erst nachdem zehn Landplagen Aegypten verheert hatten, ließ Pharao die Hebräer ziehen. M. führte sie mit aller ihrer Habe und den goldenen und silbernen Gefäßen, die sie von den Aegyptern geliehen, aus Aegypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arabischen Meerbusen, in welchem der treulos nachsetzende Pharao mit Mann und Roß ertrank. Das Amt des M., von dem die Schrift erzählt, daß er der geplagteste unter allen Menschen gewesen, war indessen nach diesem Sieg nicht weniger schwierig, da er fortwährend harte Kämpfe mit seines Volkes Unglauben und Wankelmuth, Ungeduld und Fleischessinn in Mara, Massa und Meriba und in Raphidim zu bestehen hatte, und es gehörte die Weisheit und Energie eines M. dazu, sie zu überwinden. Angelangt am Berge Sinai in Arabien, ließ er das Volk sich lagern, brachte das erste Versöhnungsopfer, bestieg mit den erwählten Priestern und den 70 Aeltesten Israels den Berg und ging dann allein noch weiter in das den Berg umhüllende Dunkel, wo er in 40 Tagen und Nächten weitere Unterweisung von Gott erhielt, das Urbild der heiligen Wohnung Gottes schaute, die als Stiftshütte nach seiner Angabe in Israel aufgerichtet ward, und die Tafeln des Gesetzes, geschrieben mit dem Finger Gottes, empfing. Weil aber während seiner Abwesenheit das Volk sich selbst einen Götzen gemacht hatte, den es anbetete, zerbrach er in gewaltiger Aufregung die 2 Tafeln. Er bestieg nun aufs Neue den Berg, erneuerte im Namen des Volks den gebrochenen Bund mit Gott und kehrte mit den wiederhergestellten Gesetzestafeln zurück. Als aber M., nachdem er am Sinai das Gesetz promulgirt hatte, nach Jahresfrist mit dem Volke aufbrach, begannen auch alsbald seine Plagen aufs Neue. Schon hatte der Zug der Israeliten die Grenzen des verheißenen Landes erreicht, als sich M. durch neue Gährungen u. neuen Unglauben des Volkes genöthigt sah, das Volk in die Wüste zurückzuführen, und 40 Jahre eines mühseligen Umherziehens in derselben, während welcher Alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, starben, mußten vergehen, ehe er sich zum zweiten Mal dem Lande der Verheißung nähern durfte. Er selbst sollte die vollkommene Ausführung nicht einmal erleben. Nachdem er den Feldherrn Josua zu seinem Nachfolger bestimmt, theilte er das bereits eroberte Ostjordanland aus, nahm feierlich Abschied von dem Volke und bestieg den Berg Nebo in Peräa jenseit des Jordan, von dem er das gelobte Land überschaute und wo er im 120. Jahre sein Leben beschloß. Der abergläubischen Verehrung seiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt. Ueber die ihm zugeschriebenen mosaischen Bücher s. Pentateuch, über seine Gesetzgebung, die ihn in die Reihe der größten und weisesten Gesetzgeber stellt, s. Mosaismus. Vgl. J. J. Heß, Geschichte Mosis, Zürich 1778, 2 Bde.; Hufnagel, Moseh, wie er sich selbst zeichnet in seinen 5 Büchern Geschichte, Frankfurt a. M. 1822; Ewald, Geschichte des Volkes Israel, Göttingen 1843 bis 52, 3 Bde., 2. Aufl., Bd. 1, 1851.

Moshaisk, Stadt, s. v. a. Mosaisk.

Mosheim, Johann Lorenz von, berühmter deutscher Theolog, stammte aus einem alt-adeligen Geschlechte Steiermarks und war zu Lübeck den 9. Oktober 1694 geboren. Er studirte zu Kiel, wo er 1719 Beisitzer der philosophischen Fakultät ward und von 1721 — 1723 als Professor Logik und Metaphysik las, folgte darauf einem Ruf als Professor der Theologie nach Helmstädt u. wurde 1726 auch Konsistorialrath und Abt zu Marienthal, sowie 1727 zu Michaelstein. Nachdem er später auch die Oberaufsicht über sämmtliche Schulen im Fürstenthum Wolfenbüttel geführt hatte, wurde er als erster Professor der Theologie und Kanzler der Universität nach Göttingen berufen, wo er den 9. September 1755 †. Mit großer und reicher Kenntniß verbreitete sich seine Thätigkeit über alle Theile der theologischen Wissenschaft; sein Hauptfach waren aber die historischen Disciplinen, und man kann ihn als den Begründer einer neuen Aera in der Kirchengeschichte ansehen. Er gab der Kirchengeschichte zuerst eine pragmatische Gestalt und durchdrang mit großem

Scharfsinn die verschiedenen häretischen Systeme und suchte ihren Zusammenhang nachzuweisen. Sein kirchengeschichtliches Hauptwerk sind die „Institutiones historiae ecclesiasticae" (Helmstädt 1755, neue Ausgabe, das. 1764, deutsch von J. A. Chr. von Einem, Leipzig 1769—78, 9 Bde., auch von J. R. Schlegel, Heilbronn 1786 bis 96, 7 Bde). Hierher gehören auch die „Institutiones historiae christianae majores" (1. Abth., 2. Aufl., Helmstädt 1763), „De rebus Christianorum ante Constantinum M. commentarii" (Helmstädt 1753), die „Dissertationes ad historiam ecclesiasticam pertinentes" (2 Bde., neue Aufl., Altona 1767) und der „Versuch einer unparteiischen und gründlichen Ketzergeschichte" (2 Bde., Helmstädt 1746—48). Schätzbar sind auch seine „Commentationes et orationes varii argumenti" (herausgegeben von J. P. Miller, Hamburg 1751), sowie mehre einzelne Abhandlungen. Der nur allzu ausführlichen „Sittenlehre der heiligen Schrift" (4. Aufl., Helmstädt 1753—61, 5 Theile, fortgesetzt von J. P. Miller, 6.—9. Thl., 1762—70), mochte sie auch für ihre Zeit das vollständigste und beste Werk über die christliche Moral seyn, fehlte es doch an einem gehörigen Plane. Auch in der Kanzelberedsamkeit machte er theils durch seine „Anweisung, erbaulich zu predigen" (herausgegeben von Windheim, 2. Aufl., Erlangen 1771), vornehmlich aber durch seine für ihre Zeit musterhaften „Heiligen Reden" (3 Bde., Hamburg 1732 f.; neue Aufl. 1765) Epoche, so daß man ihn den Vater der neueren deutschen Kanzelberedsamkeit nannte. Als Exeget des Neuen Testaments erscheint er von seiner schwächsten Seite. Er schrieb und sprach ein sehr elegantes Latein und zeichnete sich sonst noch durch seinen freien und fließenden, bloß durch wenige Aufzeichnungen unterstützten Vortrag aus. Sein „Allgemeines Kirchenrecht der Protestanten" (herausgegeben von Windheim, Helmstädt 1760) hat durch Günthers Bearbeitung sehr gewonnen.

Moskau (russ. Moskwa), europäisch-russisches Gouvernement, eines der sieben ersten, die 1707 und 1708 von Peter dem Gr. errichtet wurden, liegt im Mittelpunkt des russischen Reiches, grenzt im Norden an das Gouvernement Twer, im Osten an die Gouvernemente Wladimir und Rjäsan, im Westen an die Gouvernemente Kaluga und Smolensk und im Süden an das Gouvernement Tula und umfaßt nach Bulgarin 575 □ Meilen, nach Andern 591 □ Meilen mit (1851) 1,348,041 Einw. Das Land ist im Allgemeinen flach und nur hier und da von geringen Hügeln und Landrücken gewellt. Die niedrigsten Moräste, Sümpfe und Gestadeflächen haben unter dem mulmigen Rasen stärkere oder schwächere Schichten von Modererde oder mehr oder weniger verwestem Moostorf, meist auf Sand oder Thon, beide oft mit Ueberbleibseln vom Meergrunde, und hier und da wird ein Kalkflötz mit Meeresbrut als Bette angetroffen. Die Wasserbetten haben meist übersandeten Thon, oft mit Meeresbrut. Die höhern Ebenen haben unter dem mulmigen und thonigen Rasen meist mehr oder weniger reinen, sandigen, sparsam mergeligen Thon, auf Heiden Grassand auf Thon, tiefer oft auch Kalkfliesen mit Meeresbrut und sparsam auch wohl mürben Sandstein. Nach den neuesten Forschungen kommen in dem Gouvernement wenigstens 2 Gebirgsformationen vor, nämlich Uebergangskalkstein und Kreide. Die erste enthält Trilobitenversteinerungen und steht in großen horizontalen Bänken an, namentlich an der Nara bei Serpuchow, wo große Steinbrüche darin angelegt sind; die Kreide enthält Belemniten und findet sich bei Podolsk, südlich von Moskau. Der Boden ist im Ganzen fruchtbar und zum Anbau sehr geeignet. Das Land wird von einer Menge kleiner Seen und Flüsse bewässert; von ersteren zählt man 109, von letztern 2610. Der bedeutendste Fluß ist die Moskwa, welche der Oka im Süden zufließt; ferner sind bemerkenswerth: die Kljasma im Osten, die Pachra, welche der Moskwa zufließt, die Nara und Lopasma im Süden, die Protwa und Ruza im Westen, die Lama, Sestra und Dubna, die nach Norden strömen, und die Istra in der Mitte des Landes. Es gibt auch mehre Mineralquellen. Das Klima ist gut, die Luft rein und gesund, doch ist der Winter streng. Der mittlere Stand des Barometers ist = 745 Millimeter oder gegen 29 englische Zoll bei 0° Temperatur des Quecksilbers. Das Pflanzenreich liefert außer den gewöhnlichen Getreidearten: Hanf, Flachs, Hopfen, Kartoffeln, viele Gemüse, z. B. Gurken, vortreffliche Spargel, treffliche Aepfel, ferner Nadelhölzer, Birken, Eichen, Ebereschen, Rüstern, Linden, Ahorn, Espen, Pappeln, Weiden, Erlen ꝛc.; das Thierreich, außer den gewöhnlichen Hausthieren, die dem gemäßigten Landstriche eigenen wilden Thiere, Vögel, Störarten, Barsche, Kaulbarsche, Hechte, Brachsen, Sander ꝛc.; das Mineralreich außer Eisenstein Mühl- u. Schleifsteine, Kreide ꝛc. Die Bewohner des Gouvernements M. sind Groß-Russen, unter welchen sich auch Deutsche, Franzosen, Armenier und Tataren befinden. Die herrschende Religion ist die griechische, doch gibt es auch Mohammedaner, Katholiken und Protestanten; letztere haben zu Moskau ein besonderes Konsistorium, welches auch Kirchen in andern Gouvernements begreift. Der Ackerbau blüht besonders in den Kreisen von Kolomna, Mosaisk und Bronnitzü, der Gemüsebau in den Umgebungen der Hauptstadt. Die Bienenzucht ist nicht unbedeutend, bedeutender jedoch die Viehzucht. Der Fischfang ist in den Flüssen sehr ergiebig. Die Waldungen beschäftigen viele Menschen und nehmen einen ziemlichen Raum ein. Die Industrie ist bedeutender, als in irgend einem andern Gouvernement; fast in jeder Hütte auf dem Lande findet man Leute, die sich mit der Weberei beschäftigen. Von vorzüglicher Güte fabrizirt man Baumwollen-, Seiden- und wollene Stoffe. Auch die Tapeten-, Gold- und Silber- und Bijouterlewaarenmanufakturen, sowie die Papierfabriken sind in einem blühenden Zustande. Der Handel ist sehr bedeutend. Das Gouvernement M. bildet eine einzige Eparchie, die zur ersten Klasse gehört und einen Metropoliten hat, der als zweiter Prälat des Reiches angesehen wird. In der Eparchie befinden sich 1267 Kirchen, worunter 14 Kathedralen, und 41 Klöster, worunter 30 Mönchs- und 11 Nonnenklöster. In

Digitized by Google

politischer Hinsicht wird das Gouvernement in 13 Kreise eingetheilt, nämlich in die von Moskau, Bogorodsk, Bronnitzü, Kolomna, Serpuchow, Podolsk, Swenigorod, Wereja, Rusa, Mosaisk, Wolokamsk, Klin und Dmitrow.

Moskau (Moskwa), die alte und erste Hauptstadt des russischen Reichs und noch gegenwärtig die Krönungs- und zweite Residenzstadt der russischen Kaiser, eine der größten und merkwürdigsten Städte Europa's, beinahe in der Mitte des großen Plateau's von Centralrußland, 97 Meilen von Petersburg, wohin eine 1851 vollendete Eisenbahn führt, liegt an beiden Ufern der Moskwa, welche in der Stadt selbst die Jausa und einen trägen Moraſtbach, die Neglina, aufnimmt, auf einer wellenförmigen, fruchtbaren und reich angebauten Ebene. M. gehört zu den ältesten Städten des Reichs, ist aber sehr oft durch Feuersbrünste verwüstet worden. Nach dem großen Brande von 1812 ist M. mit unglaublicher Schnelligkeit schöner aus der Asche emporgestiegen, hat aber den alten Reiz der Originalität größtentheils verloren. Der Bauplan von M. zeigt eine überraschende Regelmäßigkeit im Ganzen u. die größte Unregelmäßigkeit im Einzelnen. Fast keine Straße der Stadt ist gerade; kleine und große Häuser, Kirchen, Staatsgebäude, Privathäuser wechseln unregelmäßig mit einander ab. Aber der Plan zeigt im Ganzen eine kreisrunde Fläche, in deren Centrum die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude, die Hauptkirchen, Paläste, Gerichtshäuser, Märkte ꝛc. verlegt sind; fast alle Straßen gehen von diesem Centrum entweder aus oder bewegen sich um dasselbe herum. Der Kreml ist der älteste Anfangspunkt der Stadt, um den sich die ersten Anbauer ansiedelten. An diesen Hügel legte sich zunächst Kitaigorod oder die Chinesenstadt, der älteste Theil von M. Beide umschließt dann der Ring von Beloigorod (Weißstadt), welche völlig kreisförmig von Boulevards, die zusammen nur Eine Straße bilden, umgeben ist. Um Beloigorod legt sich ebenso der Ring von Semlänoigorod, der von der Gartenstraße und andern Straßen ebenfalls kreisförmig umzingelt ist. Diese Ringe, aus denen der Körper der Stadt besteht, werden nur radial von der Twerskaja-, Dimitriewka-, Ragoschkaja- und mehren andern Straßen durchsetzt, die alle vom Centrum bei den den Kreml umgebenden Plätzen ausgehen und nach den äußern Ringen zu auseinander gehen. Die 30 Sloboden (Vorstädte), die sämmtlich noch zur eigentlichen Stadt gehören, liegen unregelmäßig auseinander, so daß der Erdwall, der ganz M. in seiner äußersten Grenze umgibt, eine ziemlich unregelmäßige Figur bildet und bei 37 Werst im Umfang 13 Werst Länge und 7 Werst Querdurchmesser hat. Was den Flächenraum der Stadt anbelangt, so nehmen Kitaigorod und Kreml, jeder ½ □W., zusammen 1 □W., Beloigorod etwa 4—5 □W., Semlänoigorod 8—9 □W., die Vorstädte etwa 70—80 □W., zusammen also ungefähr 90 □W. (nicht ganz 2 deutsche □M.) ein. Die breitesten Straßen der drei freien Ringe, welche die drei Hauptabtheilungen der Stadt sondern, sind die Gartenstraße mit ihren Fortsetzungen, die Boulevards und die den Kreml und Kitaigorod umgebenden freien Plätze. Alle übrigen Straßen sind durchweg von ziemlich gleicher Breite, mit Ausnahme derer im Kitaigorod, wo die vielen sich hier Ansiedelnden die Räume begehrter machen. Im Ganzen zählt M. 258 Straßen und 582 Gassen. Sie schlängeln sich fast sämmtlich sehr anmuthig, wie Gartenwege in den englischen Parks, oder wie Flüsse, in beständigen Serpentinen dahin. Nirgends eröffnen sich lange Prospekte, überall glaubt man sich am Ende, und in den Stadttheilen, wo die Stadt eben ist, glaubt man sich überall in einer kleinen Stadt. Weil aber der Boden M.'s größtentheils sehr hügelig ist, gehen auch die Straßen bergauf und bergab, so daß dann auf den Höhen sich immer Aussichten über das ganze Häusermeer darbieten. Dieses Häusermeer besteht aus etwa 20,000 Gebäuden in fast allen Baustylen der Welt, worunter aber nur etwa 8000 steinerne sind. Man zählte 1850 238 griechische Kirchen, außerdem 7 Kathedralen, 2 protestantische, eine reformirte, 2 anglikanische, 3 katholische, 3 armenische Kirchen, eine Moschee u. 31 Kapellen, 14 Mönchs- u. 7 Nonnenklöster, im Ganzen 1481 Kirchen-, Kloster- und Begräbnißhäuser. In den Vorstädten oder Sloboden sind die Häuser meist weit entfernt von einander und mit großen Hofräumen und Gärten versehen. Jede der vielen Kirchen hat 5 Thürme oder zugespitzte Kuppeln, wovon der mittelste der höchste ist, und außerdem noch einen höhern Glockenthurm. Die Kuppeln und Thürme sind meist mit grünen oder rothen Ziegeln, auch wohl mit vergoldetem Kupfer gedeckt; auf jedem prangt ein vergoldeter halber Mond und darüber ein vergoldetes Kreuz, von welchem oft noch Ketten herabhängen. Die hübschesten der 78 Plätze sind der Arbet, der Platz beim Kreml mit Minins und Pojarski's Denkmälern und der Petrowskaje oder Theaterplatz. Die Stadt hat 18 Thore, 56 Wachen, 57 Brücken, 11 große Bassins, in denen das Wasser aus dem großen künstlichen, mehre Meilen weit hergeleiteten Aquädukt sich sammelt, 5600 Brunnen, 32 städtische und 270 Privatteiche. Die Zahl der Einwohner betrug 1852 373,800, im Winter wohnen über 450,000 Seelen in der Stadt, weil dann der reiche Adel mit seinem zahlreichen Dienertroß seine Paläste in M. zu beziehen pflegt. Nach den Ständen geordnet gab es 1850 10,000 Geistliche beiderlei Geschlechts, 30,000 Beamte in und außer Diensten, 20,000 Gerichtsdiener, 18,000 Kaufleute, 70,000 Kleinbürger, 25,000 Handwerker, 40,000 Kronbauern, 120,000 Leibeigene, 25,000 Soldaten, 20,000 Soldaten außer Dienst, gegen 150,000 Bauern, die durch Hofdienst, Kramhandel oder Fuhrwesen, zum Theil auch durch Bettelei ihren Unterhalt finden. M. ist der Sitz eines Metropoliten, eines Kriegs-Generalgouverneurs und anderer Militärbehörden, eines Oberpolizeimeisters und verschiedener hoher Reichskollegien. Das merkwürdigste Bauwerk der Stadt ist der Kreml oder Kremlin (tatar. s. v. a. Festung), mit einem Umfange von mehr als einer Stunde, in der Form eines Dreiecks erbaut, dessen weiße Mauern mit ihren zahlreichen mittelalterlichen und theilweise rein gothischen Mauerthürmen, größtentheils alle unter der Regierung Iwans III. Wassiljewitsch gegen Ende

des 15. Jahrhunderts aufgeführt, sich über den breiten Moskwaspiegel erheben. Mauern und Mauerthürme sind mit Zinnen und Schießscharten versehen, und innerhalb derselben stehen die Bauwerke und Monumente, in denen fast alle älteren Nationalheiligthümer, die bis auf unsere Zeit gekommen, eingeschlossen sind. Im Vordergrunde leuchten die goldenen Kuppeln der prachtvollen Kathedralen zur Verkündigung und zur Himmelfahrt Mariä, der Kathedrale des Erzengels Michael und die der zahlreichen andern Kirchen und Klöster, unter denen die elf Kuppeln der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter und die acht dunkelblau und goldenen Kuppeln des Tschudowaklosters alle übrigen an Glanz überstrahlen. Um die Mitte dieser Gruppe von Kirchen und glänzenden Kuppeln strebt mächtiger als alle andern der schlanke Glockenthurm des Iwan Welikí mit seiner seltsamen Zwiebelkuppel und seinem hohen Kreuz in die Höhe und bildet ungefähr den Mittelpunkt der ganzen wirren Masse von Gebäuden und Thürmen, zwischen denen die Ueberreste des kolossalen, alten Czarenpalastes, das Terema und die Granowitaja-Palata, fast verschwinden und sich kaum der neue Kaiserpalast vor dem Tschudowakloster bemerklich machen kann. Den Hintergrund dieser Kirchen, Klöster u. Paläste bilden die Kuppeln u. Dächer der Riesengebäude auf der Nordseite des Kreml, des Senatspalastes u. des alten und neuen Arsenals, über die überall noch die schlanken, gothischen Mauerthürme der Nordwestseite der Ringmauer hervorragen. Wie sieben Jahrhunderte hier sich in ihren Formen erschöpften und diese Formen unter einander würfelten, so sind die sieben Farben des Regenbogens planlos an diesen planlosen Gruppen von Thürmen und Palästen neben einander gestellt. Kirchen mit weißen Wänden und blutroth bemalten Pilastern, Bogen und Friesen, mit schimmernd-grünen Dächern und lasurblauen und glänzend-goldenen Kuppeln sind hier noch einfache Gebäude; scheint doch in Mannichfaltigkeit und barocker Zusammenstellung der Formen der Kreml sogar alle Pracht des Orients hinter sich zurück zu lassen und dadurch, daß Europa mit Asien in ihm kombinirt ist, beiden den Rang abzulaufen. An einem und demselben Gebäude ruht auf byzantinischen Bogen ein gothisch-deutsches Dach, über der mongolischen Kuppel erhebt sich der türkische Halbmond, und griechische Säulen stehen zwecklos vor einer Wand, die überfüllt ist mit dem allen Geschmack verhöhnenden Zopf aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. Nur in der Kombination und Verschmelzung dieser verschiedenartigen fremden Elemente, in der Pracht und den schroffen Gegensätzen der Farben, mit denen man auch den barocksten Zusammenstellungen den Schein einer gemeinsamen, bunten Einheit zu geben gewußt hat, liegt eine Richtung angedeutet, die in dieser Entschiedenheit unter keinem andern europäischen Volke anzutreffen ist. Von den drei Haupteingängen zum Kreml, die alle in wesentlich übereinstimmendem Styl erbaut sind, ist das nach Osten gelegene heilige Thor des Erlösers lebhafter begangen, als alle übrigen; ebenfalls nach Osten zu liegt das dem Schutzheiligen Rußlands, dem heiligen Nikolaus, geweihte nikolskische Thor, dessen Bild hinter einer ewig brennenden Laterne über dem niedrigen Bogengange hängt. Vor der fast unabsehbaren Fronte des alten Arsenals liegen die Kanonen aufgethürmt, die von den Feinden Rußlands erbeutet worden sind. Im neuen Arsenal ist der reiche Kronschatz aufgehäuft, mit den Reichskleinodien und historischen Reliquien, unter denen alle Jahrhunderte und fast alle Fürsten und Fürstinnen Rußlands repräsentirt sind. In der Nähe des neuen Arsenals stehen die beiden berühmten Riesenkanonen, von denen sich die eine, nun fast 300 Jahre alte, durch ihre Dicke, die andere durch ihre Länge auszeichnet. Auf dem Kathedralenplatz erblickt man die ungeheure Glocke am Fuße des Iwan Welikí, die größte, die je gegossen wurde, 12,327 Pud schwer. Dieselbe lag, in Folge einer Feuersbrunst über ein Jahrhundert in der Erde versenkt, bis sie in neuerer Zeit auf ein für sie errichtetes Piedestal erhoben wurde. Der Iwan Welikí selbst ist der größte Glockenstuhl des ganzen Landes und in sofern eines der originellsten Bauwerke der russischen Architektur. Bei der großen Anzahl der in ihm angebrachten Glocken, von denen die größte schon 4000 Pud wiegt, obschon sie gegen die zerbrochene am Fuße ein Zwerg ist, wird es begreiflich, daß die Kremlkirchen außer dem Iwan Welikí keinen einzigen Glockenthurm besitzen. Von diesen Kirchen sind zunächst die drei Kathedralen bemerkenswerth, indem man in ihnen den Baustyl der russischen Kirchen von seinen Elementen an dargestellt findet. Für die Hauptkirche des Landes gilt mit Recht der Uspenskí-Sabor, die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, die Krönungskirche des Czarenreichs, die das größte russische Nationalheiligthum, das vom Evangelisten Lukas gemalte Bild der heil. Jungfrau besitzt. Die Kirche ward unter dem Großfürsten Iwan III. Wassiljewitsch von dem berühmten italienischen Baumeister Fioraventi-Aristoteles in vier Jahren erbaut und 1479 eingeweiht und erhielt sich bei allen späteren Feuersbrünsten und Verheerungen, durch die M. heimgesucht wurde, und mit ihr zahlreiche Kirchenschätze, mit denen sie allmählig überfüllt wurde; so das wunderthätige Bild des Erlösers, welches der Kaiser Emanuel der Sophienkirche in Nowgorod schenkte, ein Bild der Himmelfahrt Mariä, vom ersten Metropoliten M.'s, dem heiligen Peter, gemalt, ein Stück Holz und ein Nagel vom Kreuze des Heilands, ein Stück von dem Steine, der das Grab Jesu verschloß, und ein Theil der Reliquien der heiligen Maria Magdalena, sowie ein Stück vom Gewande des Erlösers und der heiligen Jungfrau ꝛc. Auch die Gräber der Metropoliten befinden sich hier. Die nach dem Muster der alten wladimirschen erbaute Kirche scheint mit wenigen Abweichungen für den größten Theil aller großrussischen Kirchen zum Vorbilde gedient zu haben. Der Grundriß ist ein Rechteck, dessen beide Seiten 35 und 50 Arschinen oder russische Ellen betragen; die Höhe des Gebäudes beträgt nur 55 Arschinen. Die Wände sind außen nach der schmalen Seite in drei, nach der breiten in vier ziemlich gleiche Felder getheilt, in denen schmale

Digitized by Google

Fenster in Doppelreihen über einander stehen. Ueber jedem dieser Felder nach der Richtung zum gegenüber liegenden Felde steigt ein Bogendach zur Mittellinie des Gebäudes auf, deren gemeinsame Berührungs- oder Kreuzungspunkte im Innern durch Säulen getragen werden. Ueber diesen Dächern erheben sich die fünf Kuppeln, so daß die Mittelkuppel zwischen die beiden Seiteneingänge der Nord- oder Südseite im zweiten Wandfelde und die vier Seitenkuppeln über die Ecken an den beiden anliegenden Feldern zu stehen kommen. In demselben Styl, aber in weniger harten Formen ist die Kathedrale des Erzengels Michael erbaut, die 28 Jahre nach der Himmelfahrtskirche durch den Italiener Alovsio in ihrer jetzigen Gestalt vollendet wurde. Bis auf Peter den Großen wurden alle männlichen Sprößlinge der Czarenfamilie in dieser Kirche beigesetzt. Der jüngste der hier ruhenden fürstlichen Heiligen ist der letzte Sprößling des alten Czarenhauses, der von Boris Godunow gemordete Sohn Iwans des Grausamen, Dmitri Uglizky, zu dessen Sarge viele Tausende wallfahrten. Der innere Kirchenraum hat auf eine Länge von 120 und eine Breite von 106 Fuß eine Höhe von 96 F., die größte Kuppel einen Durchmesser von 18 Fuß. Die Kathedrale zur Verkündigung Mariä, Blagoweschtschenskoi Sabor, wurde ebenfalls unter Iwan III. Wassiljewitsch zu Ende des 15. Jahrhunderts erbaut, jedoch erst zu Anfange des folgenden Jahrhunderts vollendet. Sie zählt neun vergoldete Kuppeln, von denen je vier die Eckpunkte zweier in einander eingeschobener Quadrate bezeichnen, u. erhält dadurch im Innern das Ansehen von zwei in einander geschobenen Kirchen. Die Kirche des Erlösers im Czarenpalast, die aus dem 17. Jahrh. herrührt, hat ein Schiff von drei auf diese Weise aneinander geschobenen Quadraten, von denen also an den Seiten in der Längenrichtung acht Kuppeln in zwei Reihen und längs der Mitte zwischen diesen drei höhere und größere Mittelkuppeln stehen, die sämmtlich vergoldet sind und nebst den Kuppeln der Verkündigungs- und Himmelfahrtskirche den prachtvollsten Anblick im Kreml darbieten. Außer den genannten Kirchen sind im Kreml noch etliche andere bemerkenswerth. Die eine ist die der Verklärung Christi, Spaß na boru, die kleinste Kirche des Kreml und die älteste Kirche M.'s, 1330 vom Großfürsten Iwan Danilowitsch Kalita erbaut. In dieser Kirche ruht der heilige Stephan von Uftjug, der Bekehrer der Syrjänen und der erste Bischof von Biarmien. Zwei andere Kirchen stehen im Nonnenkloster zur Himmelfahrt an dem Thore des Erlösers im Kreml, von denen die ältere, in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, die Grabstätten der Czarinnen und Großfürstinnen enthält, die jüngere, von Peter dem Großen von 1721 herrührend, in sofern eine der merkwürdigsten in Rußland ist, als man ihr eine mit maurischen und byzantinischen Elementen vermischte altdeutsche Fronte gegeben hat. Die Oruschejnaja-Palata, d. h. der Waffenpalast oder die Rüstkammer, enthält außer einer Menge russischer Waffen, Streitärte, Schwerter, Panzerhemden ꝛc. die Kronen aller Czaren des Hauses Romanow, darunter die älteste von allen, die Krone Wladimirs, sowie die sibirische, die kasanschen und astrachanschen Kronen, ferner zahlreiche Throne aus den kostbarsten Stoffen und andere historische und ethnographische Merkwürdigkeiten. Das neue Arsenal, 1702 unter Peter dem Großen angefangen, von den Franzosen 1812 größtentheils zerstört, 1818 wieder aufgebaut, ist eines der größten Gebäude M.'s und enthält ein Magazin von fertigen Waffen, die zur Armirung einer Armee von 100,000 Mann hinreichen, eine Fahne Peters des Großen, die Spolien Pugatschews ꝛc. An den Fuß der Mauern des Kremls lehnen sich kleine, künstlich aufgeworfene Hügel, auf welchen an Festtagen Musikchöre aufgestellt sind. Die Hügel sind unten ausgehöhlt und von Säulen getragen; kühle Gewölbe, mit Bänken und Tischen versehen, bieten sich dem Müden dar. Die bemerkenswertheste Kirche im Stadttheil Kitaigorod ist die Kathedrale zum Schutze der heiligen Jungfrau, Pokrowski Sabor, gewöhnlicher Wassili Blagennoi genannt, auf dem schönsten Platze M.'s, in der Nähe der heiligen Kremlpforte des Erlösers, von dem Czaren Iwan dem Grausamen 1554 zum Andenken an die Eroberung von Kasan gegründet. Sie ist eigentlich eine Sammlung von Kirchen, die durch Korridore verbunden sind. Jeder der 9 Thürme enthält eine Kirche, oder Kapelle, und die Zwischenräume sind die weiten, unerleuchteten Korridore. Die Hauptkirche ist im Mittelthurme enthalten, um welche die übrigen in ziemlich gleichen Entfernungen herumliegen. Die vier größeren und die vier kleineren Thürme sind um den Mittelthurm so vertheilt, wie die Eckpunkte zweier in einander eingeschobener Quadrate, so daß der Grundriß aus einem Doppelkreuz besteht, dessen Balken diagonal über einander gelegt sind und sich sämmtlich im Mittelthurm scheiden. Das Seltsamste ist, daß die Mittelkirche der untern Etage stockfinster ist, indem sie weder von oben, noch von der Seite Licht erhält. Nicht ein einziger Thurm ist ganz übereinstimmend mit den übrigen gekleidet u. geschmückt; besonders ist der Mittelthurm überladen mit einem Uebermaß von bizarren Verzierungen, Gallerien, seltsamen Säulenreihen und Bogengiebelfeldern, die mit Kreuzen und Sternen von allen Größen und Gestalten besäet sind. Aus der alten Zeit stammt noch der Thurm des Sucharew, ein Denkmal der Dankbarkeit, das Peter der Große nach dem Aufruhr der Strelitzen der Treue Sucharews errichtete. Im J. 1692 begonnen, wurde das Gebäude in drei Jahren vollendet und Anfangs zu militärischen Zwecken benutzt; später ließ Peter in demselben eine Marineschule errichten, die 1715 nach Petersburg übergesiedelt wurde. Jetzt enthält die mittlere Etage, zu der von außen eine riesige Treppe führt, das große Wasserbassin, durch welches M. mit Trinkwasser versorgt wird. Alle übrigen Gebäude dieses Stadttheils sind neuern Ursprungs. Im Kitaigorod koncentrirt sich der Hauptverkehr der Stadt, hier sind die sogenannten Linien (Rjädi) mit ihren unzähligen Buden und das große Kaufhaus Gostinnoi Dwor (Bazar), welche sich zwar nicht an Schönheit mit den petersburger Kaufhöfen messen können, aber diese

an innerem Reichthum weit übertreffen. Im letztern ist der Großhandel und der Hauptmarkt für Metalle, Zucker, Kaffee und alle Kolonialwaaren, in den Linien für die Manufakturwaaren, Droguerien, Papier, Heiligenbilder ꝛc. Dazu kommen noch die sogenannten Ochotni Rjädi (Jägerbuden) für Gemüse, Eier, Vögel, Wild ꝛc., der Tolkutschni Rinok (Trödelmarkt) für allerlei alten Plunder und endlich die eleganten Magazine auf der Schmiedebrücke (Kusnelzkoi Most) für ausländische Waaren. In dem Kitaigorod befinden sich auch das Gouvernementsgebäude, mehre Gerichtshöfe u. das Zollhaus. Auf dem rothen Platz, dem Kreml nordöstlich gegenüber, steht das schöne Denkmal, welches 1818 dem Bürger Minin errichtet wurde, der 1612 den Fürsten Pojarski zur Rettung des Vaterlandes von der polnischen Herrschaft ermunterte. Auf dem nämlichen Platze steht das neue, 568 F. lange, 170 F. breite und 44 F. hohe Exerzierhaus, erbaut von dem französischen General Betancourt, und die neue Börse. In Beloigorod befindet sich das ungeheure, 1762 von der Kaiserin Katharina II. gestiftete Findelhaus, ein Gebäude, welches eine kleine Stadt für sich bildet und an Zahl seiner Bewohner einer nicht unbedeutenden Mittelstadt gleich kommt. Im J. 1831 beherbergte dieses Riesenhaus eine Bevölkerung von 23,788 Individuen; die Ausgaben betrugen 17,223,993 Rubel. Hier befinden sich auch die Universitätsgebäude, die Münze, die Bank, die Post, 2 Theater, von denen das große kaiserliche 1853 abgebrannt ist, das Posthaus, das Archiv, die Kanonengießerei und 73 Kirchen. Semlänoigorod war sonst mit Erdwällen umgeben (daher der Name Erdstadt), die aber jetzt in Spaziergänge verwandelt sind. Es enthält viele herrliche Paläste, aber auch unzählige Hütten, 10 Kaufhäuser mit vielen Buden, öffentliche Bäder, die Militärschule, ein Arsenal, große Magazine und 103 Kirchen. Semlänoigorod ist derjenige Stadttheil, der 1812 am vollständigsten vernichtet ward. Die Semlänoigorod umgebende Gartenstraße ist an einigen Stellen mit dichten Häuserreihen besetzt, gewöhnlich aber mit Gärten, Büschen und Bäumen verziert. Hier und da haben sich Märkte etablirt, auf denen die Stadt und die Vorstädte, als auf ihrer gemeinsamen Grenze, Geschäfte mit einander abmachen. In den Vorstädten sind noch viele unbebaute Räume. Es befinden sich darin der große Hofgarten mit einem Sommerpalast, der botanische Garten, 5 große Klöster, das Invalidenhaus, 2 große Militärhospitäler, das Kadettenhaus und die Kirchen der Protestanten u. Katholiken. Die schönste derselben ist die deutsche Vorstadt (Nemetskaja Sloboda), in der die bedeutendsten Gebäude sich befinden.

Unter den wissenschaftlichen und Kunstanstalten obenan steht die 1755 errichtete, 1813 wieder eröffnete kaiserliche Universität, welche über 120 Lehrer und Beamte, aber nur 6—700 Studenten zählt. Mit ihr verbunden ist eine Buchdruckerei, eine Bibliothek (Katalog von F. Fr. Reuß, Moskau 1826), ein naturhistorisches Museum, 1806 eröffnet, mit einer merkwürdigen Polypensammlung und einer kostbaren Sammlung von Mineralien, ein berühmtes anatomisches, ein physikalisches und ein chemisches Kabinet, ein botanischer Garten, das aus der medicinisch-chirurgischen Akademie umgewandelte Klinikum, ein Observatorium und mehre gelehrte Gesellschaften, z. B. die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher, die 1804 gegründete Gesellschaft für Geschichte und russische Alterthümer, die 1804 errichtete physisch-medicinische Gesellschaft ꝛc. Von den übrigen Gesellschaften sind bemerkenswerth: die Gesellschaft der Freunde für russische Literatur; die landwirthschaftliche Gesellschaft mit einer Musterwirthschaft, 2 Ackerbauschulen und einer Schule für Gartenbau, die Gesellschaft für veredelte Schafzucht, 1832 gestiftet. Von andern Lehranstalten bestehen 4 Gymnasien, ein geistliches Seminar nebst 2 geistlichen Kreisschulen, eine praktische Kommerzakademie, eine Kommerzschule, 2 Kadettencorps, das zum Findelhause gehörige Oberoffizierskinderinstitut, eine Architektenschule, eine Landmesserschule, die stroganowsche Zinsenschule, eine Gewerbschule, 3 Kreisschulen, eine Feldscheerschule, Lasarews armenisches Institut, 16 bürgerliche Elementarschulen, eine Theaterschule, 2 deutsche Kirchenschulen, das Katharinen- und das alexandrewsche Institut für adelige Mädchen, mehre Privatschulen für Mädchen, 14 Schulen für arme Mädchen und einige Sonntagsschulen. Die Zahl der Lehrer und Schulbeamten beläuft sich auf 1129, die der Schüler und Schülerinnen auf 20,000. Die merkwürdigste Bibliothek in M. ist die des Grafen Fedor Andrejewitsch Tolstoi, deren Katalog mehre bedeutende Bände ausmacht. Zu den wichtigsten Wohlthätigkeitsanstalten M.'s gehört außer dem schon genannten Findelhaus das große allgemeine Kriegshospital, das zur Aufnahme von 1840 Kranken bestimmt ist und an welchem 25 Aerzte angestellt sind. Unter den übrigen 45 Hospitälern und ärztlichen Instituten zeichnen sich besonders aus: das Stadthospital, das pawlowsche, das galyzinsche, das scheremetjewsche, das Katharinen-, das Marienhospital, das kurakinsche Krankenhaus, das Kinderhospital, die Augenheilanstalt und die Entbindungsanstalt im Findelhause. Außerdem gibt es 15 andere Kron- und 9 Privatarmenhäuser für specielle Fälle, 61 Kirchenarmenhäuser, ein Institut für arme Kaufmannssöhne, eine Stiftung für Kadetten, ein Invalidenhaus, ein Arbeitshaus ꝛc. M. ist der Centralpunkt der russischen Fabrik- und Manufakturindustrie. Die Fabrikate bestehen in Geweben aller Art, Tuchen und glatten Wollenzeuchen, Shawls und Teppichen, Kattunen, Nankings, Strumpfwaaren ꝛc., Seidenstoffen, Sammet und Brokaten, Leinwand, Segeltuch, Damast und Tafelzeuchen, ferner in Wachstuch, Leder und Lederwaaren, besonders auch Juchten und Saffian, Sattlerwaaren, Handschuhen ꝛc., in Papier, Tapeten, Tabak, Zucker, Branntwein, Bier, Glas, Porzellan, Fayence, Eisen-, Bronze-, Stahl-, Gold- und Silberwaaren, Uhren und Schmuckwaaren ꝛc. Ferner ist M. der Mittelpunkt des ganzen innern Handels des Reiches, wo die Erzeugnisse nicht nur aller russischen Provinzen zusammenfließen, sondern auch die Produkte und Fabrikate vieler andern Länder einen Markt finden. Auch ist es ein Centralpunkt des Getreide- und Viehhandels.

Digitized by Google

Der Buchhandel ist ebenfalls ansehnlich; es befinden sich in M. mehr als 30 Buchläden, darunter mehre französische und ein deutscher. Von Handelsanstalten besitzt die Stadt ein Kontor der petersburger Kommerzbank, eine Börse, ein Kommerzkollegium, ein Handelsgericht, ein Kontor der russisch-amerikanischen Kompagnie u. eines der Feuerversicherungsgesellschaft, mehre Lombards oder Leihkassen und eine Münzstätte. Das Leben in M. ist nicht so kostspielig, als in St. Petersburg; Wohnungen und Lebensmittel sind wohlfeiler. Die leichte Verbindung mit den schiffbaren Flüssen und die wohlangebaute Umgegend liefern alle Bedürfnisse in großer Menge und Güte. Im Frühling gibt es in M. nichts Interessanteres, als die allgemeinen Spazierfahrten, wo die eigentliche Nationaltracht in ihrem vollen Glanze erscheint. In der Osterwoche sind die Fahrten und Exkursionen am frequentesten. Kaffeehäuser und Gasthöfe nach ausländischer Sitte fehlen sehr. Zuckerbäckerduden, in denen man Backwerk, Erfrischungen aller Art und in- und ausländische Zeitungen bekommt, vertreten die Stelle der Kaffeehäuser; aber selten sieht man hier große Gesellschaften, und es herrscht hier ein geheimnißvolles, düsteres Schweigen. Ueberhaupt fehlt in den gesellschaftlichen Zirkeln die ungezwungene Fröhlichkeit des südlichen Europa's. Die Gastfreiheit wird auch hier auf die dem Russen angeborne Weise ausgeübt, und gesellschaftliche Familienzirkel sind hier um so mehr Bedürfniß, weil es im langen Winter, das Theater ausgenommen, nur wenige öffentliche Belustigungsörter gibt. Die belebtesten Promenaden sind der Alexandergarten, am Fuße der Mauer des Kreml, in dem vormaligen, nun ausgefüllten Wallgraben, mit einer schattigen Esplanade, heitern Gängen und einem Pavillon zum Genuß von Erfrischungen; die Spaziergänge um zwei durch die Pressina gebildete große Teiche, an einer der Stadtbarrièren; der Garten am Boulevard der Twerskaja, mit 4fachen Lindenreihen besetzt und mit Blumenbeeten verziert, mehre Werste lang; die große mit Bäumen bepflanzte Sadowajastraße; der ehemalige golowkinsche, jetzt kaiserliche Park, vor einer der Stadtbarrièren, welchen Peter der Große zu seinem täglichen Abendspaziergang zu wählen pflegte. An der Barrière von Kaluga liegt das Lusthaus Nieskutschna (französisch Sanssouci), früher dem Fürsten Tschakowskoi, jetzt der Kaiserin Alexejewna gehörig, wo man eine herrliche Aussicht hat. In der Nähe von M. liegen die Schlösser Petrowski auf dem Wege nach Twer, Kolomenskoiseló, auf dem Wege nach Serpuchow und an den Ufern der Moskwa, Zarizün, auf dem Wege nach Serpuchow, von Potemkin für die Kaiserin Katharina II. im gothisch-düstern Styl aufgebaut, von einem großen englischen Garten und einem Park umgeben, Kuskowa, auf dem Wege nach Kolomna, endlich in der Familie Scheremetiew, mit schönen Sammlungen, Gärten und Orangerien, Astankina, ebenfalls dem Grafen Scheremetiew gehörig, mit einem Kunstmuseum von Gemälden, Marmorskulpturen und Bronzegüssen aller Art, Archangelsk oder Arkhangelsk, auf dem Wege nach Swenigorod, dem Fürsten Jussupow gehörig, eines der schönsten und reichsten russischen Fürstenschlösser. Hinter Astankina liegt eine der schönsten Gegenden M.'s, Chmirlowa, wo Hügel, Thäler, Wiesen und Flüsse die angenehmste Abwechslung bieten und viele Städter reizende Sommerwohnungen angelegt haben. Andere schöne Landsitze, die von den Moskauern häufig besucht werden, sind Ostankowo, dem Grafen Scheremetjew Petrowski gehörig, mit einer prachtvollen Orangerie, einem Park und einer Menagerie ausländischer Vögel, und das prächtige Gorinka, auf dem Wege nach Sibirien, mit einer großen Bibliothek und einem vortrefflichen botanischen Garten. Das berühmte, 1338 gestiftete Kloster des heiligen Sergius, Troizkoi Sergoi, südlich von M., ist das reichste in ganz Rußland.

M. ward 1147 von dem Großfürsten Jurje Wladimirowitsch Dolgoruki von Kiew gegründet, 1176 aber unter dem Fürsten Wsewolod III. Georgewitsch durch den Fürsten von Riäsan von Grund aus zerstört. Im J. 1237 ward es wiederum durch die Mongolen unter Batu-Khan verbrannt. Michael der Tapfere, der jüngere Bruder Alexander Newsky's, führte 1248 zuerst den Titel eines Fürsten von Moskwa, und 1328 verlegte Johann Danilowitsch, welcher den Titel Großfürst führte, seine Residenz von Wladimir nach M., das seitdem Hauptstadt des davon benannten Großfürstenthums blieb, auch der Sitz eines Metropoliten ward. Im J. 1381 eroberten u. zerstörten die Mongolen die Stadt; 1408 wurde sie von dem berühmten Tatarenfeldherrn Edigei, 1437 von Khan Machmet, dem eigentlichen Gründer des kasanschen Reichs, belagert, 1446 von Dimitrij Schemjaka durch Verrath genommen, dagegen 1447 durch Großfürst Wassilij Temnij wieder erobert. Im J. 1451 erschienen die Tataren abermals vor M., zündeten die Vorstädte an, zogen jedoch schnell wieder ab. Heftige Feuersbrünste legten 1493 und 1547 fast die ganze Stadt in Asche. Im J. 1571 ward sie von Dewlet-Gerai-Khan von der Krimm verbrannt, so daß, außer dem Kreml, Alles ein Aschen- und Trümmerhaufen war. Eine große Hungersnoth raffte seit 1601 500,000 Menschen hin. In Folge der politischen Wirren zu Anfange des 17. Jahrhunderts ward die Stadt von den Polen besetzt und sodann angezündet. Im J. 1714 verlegte Peter der Große seine Residenz nach St. Petersburg. Der härteste Schlag traf M. 1812, wo Napoleon mit dem zahlreichsten Heere, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehen, in das Innere des russischen Reiches vordrang und, an der Moskwa bei Borodino (s. d.) vergebens aufgehalten, am 14. und 15. Sept. 1812 in die verlassene Stadt einzog. Die Vorräthe des Zeughauses und die öffentlichen Schätze waren aus M. weg und in Sicherheit gebracht worden, der größte Theil der Einwohner mit seinen Schätzen geflohen, das russische Heer zog sich nach Kaluga, und selbst die Verhafteten hatte man aus ihren Gefängnissen nach Nischnei-Nowgorod abgeführt, so daß die Zahl der in M. Zurückgebliebenen 12—15,000 seyn mochte, zur Hälfte Gesindel, welches zu Mord und Plünderung geneigt war, außerdem größtentheils Lazarethkranke

in den Hospitälern. Schon in der ersten Nacht nach dem Einzuge der Franzosen geriethen die großen Kaufläden in der Nähe des Kreml in Brand. Hierauf brach in mehren Gegenden der Stadt Feuer aus; doch erst am 5. Tage verbreitete ein heftiger Wind die Flammen nach allen Seiten hin, so daß sehr bald ganz M. in Feuer stand. Da keine Rettung mehr möglich war, verließ Napoleon am 19. Sept. den Kreml und eilte nach dem Lustschlosse Petrowski, eine Stunde vor der Stadt, worauf das Feuer immer mehr überhand nahm, da die Soldaten, statt zu löschen, plünderten. Der Brand von M. war nach der allgemeinen Meinung ein vorher berechneter Plan und das Werk des Grafen Rostopschin. Letzterer widersprach zwar in seiner Schrift: „La vérité sur l'incendie de M." (Par. 1823) den französischen Armeeberichten u. lehnte den Ruhm jener Großthat von sich ab; doch gab er zu, daß Brandstifter von den Franzosen ertappt worden seyen, die Raketen und Brander bei sich gehabt hätten. Dem widersprach der französische Emigrirte und Augenzeuge Surrugues in seinen „Lettres sur l'incendie de M." (Paris 1823). Die Russen selbst behaupteten damals, der Brand sey das Werk der Franzosen; Andere schrieben ihn auf Rechnung des Zufalls, oder gaben ihn dem zurückgebliebenen Gesindel schuld. Am unwahrscheinlichsten ist die Annahme eines vorbedachten Plans. Der Brand der Stadt dauerte bis zum 21. September; erst am 1. Oktober kehrte mit der Ordnung die Ruhe zurück. Napoleon hielt sich unklugerweise noch 4 Wochen auf den Trümmern auf, und als endlich der Abzug unvermeidlich ward (19. — 22. Okt.), waren von 150,000 Kriegern, die in M. eingerückt waren, 50,000 Mann verloren. Von ungefähr 2600 steinernen Häusern waren 525 und von 6600 hölzernen nur 1797 übrig geblieben. Der gesammte Verlust an Brand- und Kriegsschäden in der Stadt und dem Gouvernement M. ward auf 321 Mill. Rubel geschätzt. Nach der Befreiung des Landes erhob sich M. schöner aus seiner Asche. Vgl. Lecointe de Laveau, Guide du voyageur à M., Moskau 1825; Schnitzler, Moscou, das. 1834; Meyer, Russische Denkmäler, Bd. 2, Hamb. 1837; Engelhardt, Russische Miscellen, Petersb 1828, 4 Bdchn.; Kohl, Reise im Innern von Rußland und Polen, Dresden und Leipzig 1841.

Moskenesöe, Insel, s. Lofodden.

Moskowiten, frühere Benennung der Russen.

Moskwa, 1) Nebenfluß der Oka links, entspringt im russischen Gouvernement Smolensk, fließt gegen Osten an Mosaisk und Zwenigorod vorüber bis Moskau, wendet sich dann südöstlich und mündet bei Kolomna. Bedeutende Zuflüsse sind: Iskua, Ruza, Istra links, Pakra rechts. Ueber die Schlacht an der M. s. Borodino. — 2) Gouvernement und Stadt, s. v. a. Moskau.

Moskwa, Fürst von der, s. Ney.

Moslem, s. v. a. Mohammedaner.

Mosna, Gebirgszweig des Balkan, der unter dem Namen Suchagebirge vom Egrisu-Dagh ausgeht, sich jenseits der Nissawa nach Serbien wendet und hier Mosnagebirge, nördlicher Golubinzangebirge heißt.

Mosquitoküste (Moskitoküste, englisch Mosquitia oder Mosquito Coast), ein unter britischem Schutz stehender Indianerstaat, an der Ostküste der mittelamerikanischen Republiken Honduras und Nicaragua, von jener im Nordwesten durch den Roman oder Lamos, von dieser im Südosten durch den Blewfields-River oder Rio Escondido getrennt, der sich in die Lagune des Mosquitogolfs (früher Golf von Guatemala) ergießt. Die Länge des Küstensaums wird ohne die kleinern Einbiegungen auf 100 Meilen, der Flächeninhalt auf 1086 □M. berechnet, letzterer aber wegen der Unbestimmtheit der binnenländischen Grenzen auch viel höher, selbst bis zu 3180 □M. angegeben. Die Küste tritt am meisten ostwärts im Kap Gracias a Dios vor, bildet eine Menge Baien und Buchten, auch mehre gute Häfen, wie die Bocca del Doro, den Hafen von Gracias a Dios und einige Flußmündungen. Seewärts erstreckt sich auf 20—30 Meilen die Honduras- oder Mosquitobank, auf welcher eine Menge kleiner Eilande, Klippen u. Riffe emporragen. Hinter dem flachen Lagunenstrande, der aus lauter Savannen besteht, erheben sich die Verzweigungen der Hochterrassen von Honduras und Nicaragua, von welchen zugleich eine Menge Flüsse ins Meer strömen, wie der Roman, Blackriver oder Tinto, Patook, Cartago, Rio de Segovia oder de Herbias, auch Cape oder Wankriver genannt, Toncas oder Rio del Oro, Tonglas oder Palco, Rio Grande Perlas, Blewfields u. a. Undurchdringliche Waldungen füllen theils die Niederungen, theils bedecken sie den größten Theil des Hochlandes. Durch die Ueberschwemmungen der Flüsse in der Regenzeit, die Ausdünstungen der stehenden Wasser, der Sümpfe und Strandseen ist das Klima in den Niederungen selbst für die Eingeborenen ungesund; das Binnenland ist aber um so angenehmer u. steht unter der Herrschaft einer gemäßigten, allen Konstitutionen zusagenden Temperatur. Das Land liegt innerhalb des Gebiets der tropischen Jahreszeiten, wobei nicht zwei, sondern vier trockene u. nasse Jahreszeiten regelmäßig wechseln, u. zwar so, daß die erste nasse oder Winterzeit, die ungesundeste von allen, in die Monate Oktober bis Februar, die erste trockene Jahreszeit in die Monate Februar bis Juni, die zweite nasse oder Frühlingsregenzeit in den Juni und Juli und die zweite trockne Jahreszeit in den August bis zur ersten Hälfte des Oktobers fällt. Während der Regenzeiten herrschen böse Fieber, denen der Europäer leicht erliegt. Dem Schiffer drohen vom November bis zum März die berüchtigten Nortes (Nordwinde), die oft mit einer fürchterlichen Gewalt wehen. Auch die vielen Felseneilande (Cays) und Korallenriffe, die sich längs der Küste erheben, vermehren die Gefahren der Schifffahrt. Die Waldungen enthalten das köstliche Mahagoniholz, den Mangrove, die Seefichte, die S. Mariafichte, die Ceder, mehre Arten Palmen, den Eisenholz- und Kalabassenbaum und verschiedene andere werthvolle Bau-, Tischler- und Farbehölzer. Die Flußufer sind mit hochstämmigen Weiden eingefaßt, die Niederungen mit Rohr bedeckt, von welchem das Bambusrohr riesenhafte Dome und gewölbte Gänge bildet. Gummibäume und

Digitized by Google

der Kautschukbaum sind gemein. Fruchtbäume verschiedener Art, wie die Kokuspalme, Mangles-bäume, Sapadillen, Guaven und Limonen wachsen wild, ebenso der Kakao, der Anis und Rouceou, die Baumwolle, Sarsaparille, Jalappe, die Jatropha, aus der das Kassavebrod bereitet wird, die Palma Christi, Arbusen und Ananas, Mais, einige einheimische Gemüsearten, mehre Pisangs, Zuckerrohr, Kaffee, Rieinus, Vanille können mit Vortheil gebaut werden. Die Savannen sind mit einem 6—7 Fuß hohen Pfeilgras bewachsen. Das Thierreich bietet schwarze und gestreifte Jaguare und Kuguare, Füchse, Waschbären, Beutelthiere, wilde Katzen, mehre Arten von Hirschen und Antilopen, das Pecary oder Bisamschwein, den Tapir, das Aguti, Cavien, Armadille, Stachelschweine, Eichhörnchen u. zahllose Vampyre. Affenverschiedener Art bewohnen alle Waldungen; der Manati haust in allen Lagunen u. wird gegessen. Heerden verwilderter Pferde und Rinder schwärmen herrenlos umher und finden auf den üppigen Savannen hinreichende Nahrung. Von Hausthieren werden vorzüglich Schweine in großer Menge gezogen. Vögel sind ungemein zahlreich, zeichnen sich aber mehr durch prächtiges Gefieder, als durch ihren Gesang aus. Vom Kondor bis zum kleinsten Würger, vom Papagei bis zum Kolibri findet man alle Vögelarten der Tropenwelt, in der Regenzeit bedecken große Schwärme von Schnepfen (braune und weiße) und Enten die überschwemmten Niederungen. Das Meer nährt außer den verschiedenen Arten von Schildkröten, worunter auch die Panzerschildkröte, die wegen ihres Oels sehr geschätzt wird, ungemein viel Fische und Austern in Masse. Schädliche und lästige Thiere hegt die M. in großer Menge, im Wasser, in der Luft, in den Wäldern, unter der Erde. An der Küste lauern Haie, die der Fischreichthum anlockt, in den Flüssen Alligatoren. Giftige Schlangen gibt es viele, darunter der Plapsansäger, die Goldschlange, die Peitschenschlange, der Tommygoff, die Pfostenschlange ꝛc. Von den Myriaden von Mosquitos, die in der Luft schwärmen, hat das Land den Namen bekommen. In gleichen Massen finden sich Stech- und Schmeißfliegen, besonders aber Sandfliegen, derentwegen die Ansiedelung auf der Insel Bonacca aufgegeben werden mußte. Die größte Plage sind die Sandflöhe, die sich in die Füße einbohren und dort ihre Eier legen. Mehre Ameisenarten, wie die rothe Ameise und eine Wanderameise, vernichten die Ernten, und vom März bis Juni richten die Soldatenschnecken große Verwüstungen an. Die Gebirge sind ohne Zweifel reich an Gold, denn in fast allen Flüssen findet man Goldkörner; Silber-, Kupfer- und Bleiminen hat man bereits mehre entdeckt. Salz könnte in Menge in den Lagunen gewonnen werden. Der Boden ist ungemein fruchtbar, und wo immer Indianer und vereinzelt Weiße sich angesiedelt haben, gedeiht Alles aufs Herrlichste. Jagd und Fischerei sind aber bis jetzt die vorzüglichsten Beschäftigungen; besonders ist die Schildkrötenjagd an der Küste von hohem Belange. Der Handelsverkehr ist sehr gering. Die Bewohner des Landes sind unabhängige Indianer, vom Stamme der Mosquitos oder Mesquitos, auch Muskitos und Moskos genannt, größtentheils in der Wildniß umherschweifend. Sie zerfallen in mehre Tribus: die eigentlichen Mosquitos, die Poyais, die Taukas, die Taguz-, Mata- und Tolalgalpas. Die Blattern und der Rum haben so furchtbar gewüthet, daß die Bevölkerung gegenwärtig auf 20,000 Menschen herabgeschmolzen ist. Durch die Engländer ist ein Schein von Kultur gekommen; es besteht neben dem Könige ein gesetzgebender Rath, Verbrecher werden durch Geschworene abgeurtheilt, der König und einige der Vornehmsten sind getauft. Die Mosquitos zeichneten sich früher durch Tapferkeit und andere gute Eigenschaften aus. Sie waren die treuen Freunde und Verbündeten der englischen Bukkanier, denen sie mit unerschütterlicher Tapferkeit in ihren Angriffen gegen die Spanier beistanden, während sie ihnen zugleich als Holzschläger, Jäger und Fischer dienten. Gegenwärtig sind sie sehr entartet und so träg, daß nur wirkliche Noth sie zur Arbeit antreiben kann. Die Männer sind im Allgemeinen gut und kräftig gewachsen, mit einem angenehmen Ausdruck in den Zügen. Sie beschäftigen sich nur mit Jagd und Fischfang; die Bestellung ihrer kleinen Felder bleibt den Frauen überlassen. Diese zeichnen sich durch große schwarze Augen aus und sind meist wohlgeformt, mit zierlichen Füßen und Knöcheln. Beide Geschlechter tragen gewöhnlich nichts als ein Stück Oënaburg um die Hüften. Zuweilen behängen sie sich mit Kleidungsstücken, die sie von den Europäern erhalten. Die Moralität des Volks hat durch die Berührung mit den Engländern keineswegs gewonnen. Ortschaften sind: Poyas am Blackriver, nahe dabei Agauslla; Cartago oder Croata an der Caratascabai; Tobuncana im Nordwesten der Segoviamündung; Topapa u. Jokover an der Ostküste. Blewfields im Süden ist die Residenzstadt. Squier hat an der M. und weiter im Inneren indianische Alterthümer aufgefunden, z. B. auf Omotepe und in Momotombita Spuren von 12 im Viereck aufgestellten Figuren. Den Sitz des alten Indianerstaats, der auf dieser Küste bestanden zu haben scheint, sucht Squier in einer im dichtesten Urwalde begrabenen großen Stadt, 30 deutsche Meilen nordöstlich von Guatemala, in der Provinz Verapaz. Die Wichtigkeit des Mosquitogebiets beruht auf dem Projekt der Verbindung des atlantischen und des stillen Meeres mittelst eines Kanals (vergl. Panama).

Columbus berührte auf seiner vierten Reise 1502 das Gebiet, das jetzt unter dem Namen der M. und des Isthmus von Darien bekannt ist. Kap Gracias a Dios war das erste Land, welches er sah, und es soll seinen Namen von Columbus' Ausruf: Gracias a Dios! (Dank sey Gott!) erhalten haben. Die reichen Besitzungen, welche die Spanier in der neuen Welt erwarben, ließen sie dieses wenig einträgliche Gebiet vernachlässigen; sie gestatteten sogar, daß die Engländer festen Fuß fassen konnten. Der Mosquitokönig stellte sich mit Zustimmung der Häuptlinge und seines Volks unter den Schutz Englands (1655), das fortan sein Protektorat behauptete. Am Blackriver entstand eine blühende englische Pflanzstadt. Den schwarzen Fluß aufwärts reihten sich Pflanzungen an Pflanzungen, und das Ganze

versprach einen sehr ergiebigen Erfolg, als die Ansiedler plötzlich vernahmen, England habe mit Spanien einen Vertrag geschlossen, nach dem sie Haus und Hof verlassen und auswandern müßten. Dies geschah 1786, worauf die Spanier von dem Lande Besitz nahmen. Doch blieben diese den Eingeborenen stets verhaßt, die unter dem wilden Fürsten Tempest ihre Stadt stürmten und alle Einwohner, die nicht zu fliehen vermochten, erschlugen. Die M. ward dadurch faktisch unabhängig, ihr König war wieder Souverän. Im J. 1820 überließ aber der damalige König dem Schotten Mac Gregor das Gebiet von Poyais, der eine Auswanderungsgesellschaft dahin führte. Da sich aber die Indianer feindselig zeigten, Mac Gregor bei den europäischen Regierungen keinen Schutz fand, Spanien vielmehr dagegen protestirte, scheiterte der Kolonisationsplan und die meisten Kolonisten gingen unter. Später machten die Nachbarstaaten Nicaragua, Honduras, Costarica und Neugranada Ansprüche auf das Mosquitogebiet. Die Nicaraguaner ließen sich 1836 sogar thatsächlich an der Mündung des San Juan nieder. Am 21. Aug. 1821 landete indessen der Oberst Macdonald, der Gouverneur von Belize, in Begleitung des Mosquitokönigs an der Küste des San-Juan, machte den Oberstlieutenant von Nicaragua, Quijano, zum Gefangenen und setzte ihn an einer einsamen Stelle der Küste wieder aus. Aus Dankbarkeit warf sich nun der Mosquitokönig ganz in Englands Arme. Im J. 1844 ernannte die brittische Regierung einen Generalkonsul für Mosquitia. Um dieselbe Zeit kaufte eine englische Gesellschaft den Landstrich vom Kap Gracias a Dios längs der von da aus in nordwestlicher Richtung ziehenden Küste bis über die Mündung des Patookflusses hinaus und 40 Meilen landeinwärts (296 □Meilen) und bot denselben dem König von Preußen zum Kauf an. Es bildete sich nun unter dem Patronat des Prinzen Karl von Preußen, des Fürsten von Schönburg-Waldenburg und anderer hoher Personen ein Kolonisationsverein, der eine Untersuchungskommission (Fellechner, Dr. Müller und Hesse) nach Mosquitia sandte. Obgleich der Bericht derselben (Berlin 1845) durchaus günstig lautete, sprach sich die öffentliche Meinung doch so entschieden gegen das Unternehmen aus, daß sich der Verein auflöste. Nur aus Ostpreußen begaben sich 1846 und 1848 Auswanderer nach der M. Die Engländer dagegen behielten den Küstenstrich unverwandt im Auge. Der letzte König, Georg Friedrich, gestattete ihnen, sein Land nach allen Richtungen zu durchstreifen, für welche Gefälligkeit der Statthalter von Belize eine Kriegskorvette, den „Tweed", schickte, um die Grenzen der Territorien des Mosquitokönigs genau zu bestimmen, eigentlich um Boeca del Toro, einen der besten Häfen der Welt, für Mosquitia zu beanspruchen. Indessen scheiterten alle Versuche, die Grenze von Mosquitia bis an den San-Juan auszudehnen und sich so die Straße zwischen dem stillen und atlantischen Ocean zu sichern, an der Energie der Nordamerikaner, und selbst in Mosquitia können sie nicht offen ihren Einfluß geltend machen, da in dem am 4. Juli 1850 zwischen Großbritannien u. den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrage bestimmt ist, daß keine der beiden Mächte eine Herrschaft über das Land erstreben solle.

Mosquitos, in heißen Ländern mehre stechende Mückenarten, besonders die Amazonenstechmücke, die blauflügelige Stechmücke, die gestreifte Stechmücke, einige Kriebelmücken (Simulia) ꝛc. In Südamerika unterscheidet man diese stechenden Mücken durch besondere Namen und nennt M. insbesondere und Jegenes diejenigen Kriebelmücken, welche von früh bis gegen Abend die Luft erfüllen, Tempraneros aber diejenigen kleinen Stechmücken (Culices), welche gegen Abend erscheinen und nach kaum zwei Stunden den Zecundos für die Nacht Platz machen. Letztere sind wegen ihres höchst schmerzhaften Stichs am meisten gefürchtet. Am größten ist die Mosquitoplage am Orinoco und Amazonenstrom. Man sucht die M. abzuhalten durch Netze, Feuer, Räuchern, sowie dadurch, daß man sich auf Schaukelstühlen beständig bewegt.

Moß, Stadt im norwegischen Amt Smaalehnen, in einer Bucht östlich am Christianiafjord, südlich von Christiania, mit Hafen, Handel mit Bretern und Eisen und 3500 Einw.

Mossul (Mosul), Hauptstadt eines Ejalets in der asiatischen Türkei, welches zu beiden Seiten des Tigris einen Theil des westlichen Kurdistan und des nördlichen Mesopotamiens (264 □Meilen mit etwa 200,000 Einwohnern) umfaßt, liegt 50 Meilen nördlich von Bagdad, auf einer Gypsterrasse am westlichen Ufer des hier 300 Fuß breiten Tigris, über den eine Schiffbrücke, sowie über einen östlichen Seitenarm eine Steinbrücke führt, in einer fruchtbaren u. wohlangebauten, weiterhin aber steppenartigen Gegend. Die Stadt, welche kaum noch den dritten Theil ihres frühern Umfangs einnimmt, ist auf der Landseite zur Hälfte noch immer mit einer alten starken Mauer umgeben. Die Straßen sind eng, krumm und schmuzig, die Häuser aus Erde oder Luftbacksteinen gebaut und mit Kalk oder Gypsstukke überzogen, zum Theil aber auch aus Stein aufgeführt. Unter den Moscheen nimmt die halbzerfallene Hauptmoschee, an welche das schiefe Minaret Al-Tawelah stößt, die Stelle der ehemaligen St.-Paulskirche ein. Außerdem finden sich hier 8 christliche Kirchen, wovon aber 3 verödet, einige christliche Klöster und mehre Gräber von mohammedanischen Heiligen. Die Stadt ist der Sitz eines jakobitischen Patriarchen und war einst die Metropolis der mesopotamischen Christen (Nestorianer, unirten Chaldäer, Jakobiten ꝛc.). Die Bevölkerung war 1840 seit einem Jahrhundert von 60,000 auf 20,000 herabgesunken, worunter etwa 14,000 Mohammedaner (Araber, Kurden, Osmanen) und 1000 Juden. Einst einer der blühendsten Fabrik- und Handelsorte des Orients und noch vor etwa 60 Jahren ein Stapelplatz orientalischer Droguerien, des arabischen Mokkakaffee's und persischer Waaren, hat M., nachdem Kriege und innere Unruhen, der Aufschwung des Transit über Abuschir nach Persien und der direkte Seeweg der Briten über Suez den Waarenzug verändert haben, seine Bedeutung verloren. Der wichtigste Verkehr besteht noch mit Kurdistan. Während einst die Stadt fast ganz Europa mit ihren Waaren, namentlich mit den

Digitized by Google

unter dem Namen Musselin bekannten Baumwollenstoffen, mit Maroquin- und Saffianarbeiten versah, werden jetzt ihre Bazars mit europäischen Waaren versehen. Die Webereien, Färbereien, Druckereien und Gerbereien sind verfallen, Musseline werden hier gar nicht mehr gearbeitet. Einige Stunden von der Stadt befinden sich Schwefelminen und ganz in ihrer Nähe Schwefelquellen von 20 — 21° Reaumur Wärme und andere Mineralquellen. Auf der andern Seite des Tigris liegt Numia, das alte Ninive (s. d.).

Most, der frisch ausgepreßte, noch nicht in Gährung übergegangene Saft süßer Früchte, besonders der Trauben (Traubenmost), Aepfel (Aepfelmost), Birnen (Birnenmost) ꝛc. Beim Traubenmost unterscheidet man in Weinländern den ungegohrenen süßen M. vom einjährigen, noch trüben Weine oder sauren M. Der frische M. enthält viel Zuckerstoff und Gallerte, welche letztere ihn zur Gährung sehr geneigt macht, daher der M. nicht gut anders, als nachdem diese Gallerte sich als weißer Saft abgesondert hat, in geschwefelten und wohlverschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen als Handelsgegenstand vor, besonders aus den südlichen Gegenden zu Syrupsdicke eingekocht. Je mehr Zuckertheile der M. enthält, desto schwerer ist er, weshalb in mehren Gegenden die Bestimmung des specifischen Gewichts als ein Prüfungsmittel der Güte der Mostarten angewandt wird.

Mostaganem, Stadt in Algerien, Provinz Oran, 10 Meilen nordöstlich von Oran und eine Meile südwestlich von der Mündung des Schelif in das mittelländische Meer, etwa 1300 Schritt von der Küste, hat einen schlechten Ankerplatz, zählte früher 15,000, jetzt kaum 5150 Einw., ist jedoch durch seine Lage für den Handel mit dem Innern wichtig und hat frequente Pferdemärkte. Die Stadt ist durch ein Fort gesichert.

Mostar, Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bosnien, an der Narenta, über die eine schöne Marmorbrücke führt, hat ansehnliche Festungswerke, vorzügliche Waffenfabriken, welche besonders Damascenerklingen liefern, treibt Handel mit Vieh, Getreide, Wein u. zählt 6000 Einw.

Mostrich (Möstrich, Montarde), s. Senf.

Mostwage, s. v. a. Aräometer.

Mosul, Stadt, s. v. a. Mossul.

Mosynöci, altes Volk in Pontus, an der Küste zwischen den Chalybern und Tibarenern, nach seinen zuckerhutähnlichen hölzernen Häusern benannt war, bei großer Tapferkeit und Kampflust das roheste unter allen Völkern Kleinasiens.

Motala, Marktflecken im schwedischen Län Linköping, in einer der schönsten Gegenden des Landes, am Ausfluß der Motala-Elf aus dem Wettersee, welche ostwärts, parallel dem Götakanal, mit mehren Wasserfällen in den Borensee, aus diesem in den Kungs Norrby- und Rorensee, dann gegen Nordwesten in den Glansee fließt und bei Norrköping in die Ostseebucht Bråviken mündet, berühmt durch seine 1822 unter Leitung des englischen Werkmeisters Fraser angelegte mechanische Werkstätte, aus welcher Dampfmaschinen, Walzen, Pumpen, Löschmaschinen, Getreide-, Oel- und Papiermühlen, hydraulische und Druckpeessen, Krahne, Kanonen ꝛc. hervorgehen. In der Nähe von M. befindet sich die Grabstätte des Grafen von Platen, welcher den Kanalbau von 1810—12 leitete.

Motenebbi (Motanebbi, eigentlich Abul Tajib Ahmed al M.), der größte arabische Lyriker, geboren 915 n. Chr. zu Kufa, studirte zu Damaskus und gab sich zuletzt für einen Propheten (Nabi) aus, weshalb er den Beinamen al M. (der Prophetisirende) erhielt. Als er sogar Anhänger um sich sammelte, ließ ihn der Gouverneur von Emessa eine Zeit lang gefangen setzen. Seit 948 lebte er zu Aleppo, ging 957 nach Aegypten, mußte aber von dort wegen einiger satyrischen Verse auf den Sultan flüchten u. fand am Hofe zu Schiras in Persien gastfreundliche Aufnahme (961). Des Hoflebens müde, wollte er 965 nach Arabien zurückkehren, ward aber auf der Reise von Beduinen angefallen und ermordet. Sein Divan, eine Sammlung von 289 Gedichten, hat unzählige Kommentatoren gefunden. Er erschien 1814 zu Kalkutta und wurde vollständig zuerst von Hammer (Wien 1824) übersetzt. M. ist vorzugsweise Panegyriker u. Schlachtensänger und nähert sich schon dem gekünstelten Style der späteren arabischen Dichter. Vergl. Bohlen, De Motenabbio, Bonn 1824; M. u. Seifeddaula, Lpz. 1847.

Motette (ital. motetto, von motto, Spruch, Wort, sonst Mutete), ursprünglich ein mehrstimmiges geistliches Gesangstück, welches einen freieren Charakter als der Kirchenchoral hat, besonders ein über einen biblischen Text, meist nur für Singstimmen, gesetztes und figurirtes Tonstück. Es gibt 4-, 5-, 6- u. 8stimmige M.n, auch solche mit abwechselnden Chören. Als besondere Arten der M. können der durchfugirte Choral und der Choral mit Fugenbegleitung gelten. Die M. ist eine sehr alte Form der Vokalmusik; sie findet sich schon bei Franco von Köln, zu Anfang des 13. Jahrhunderts, erwähnt und beschrieben. Im 16. Jahrhundert finden wir M.n fugenartig gesetzt. Vorzüglich aber nahm sich die protestantische Kirche dieser Kunstform an und brachte sie zur Vollendung. Namentlich war es Sebastian Bach mit seinen Schülern, welche die M. vervollkommneten. Neben ihnen haben Homilius, Rolle, Wolf, Hiller, Fasch, Schicht ꝛc. Achtungswerthes geleistet. Von den neueren Italienern und Franzosen ist der Name M. auch auf kirchliche Solokantaten übertragen worden.

Motherwell, William, schottischer Dichter, geboren zu Glasgow am 13. Okt. 1797, ward unter der Leitung eines Oheims in Paisley erzogen und bekleidete daselbst nachher die Stelle eines Untersekretärs des Sheriffs. Schon 1819 gab er eine Sammlung von eigenen und fremden Liedern, „The harp of Renfrewshire", heraus, begleitet von einem werthvollen Aufsatze: „Essay on the poets of Renfrewshire". Namentlich widmete er sich mit Eifer den Forschungen über die vaterländische Dichtkunst; die Ergebnisse derselben legte er in seiner Ausgabe von Burns' Werken u. in der „Minstrelsy ancient and modern" (1827) nieder. Im J. 1825 begann er in Paisley ein Wochenblatt und bald auch eine Monatsschrift herauszugeben, in welcher viele seiner besten Ge-

dichte erschienen. Später ward ihm die Leitung des „Glasgow courier" übertragen. Er † in Glasgow am 1. Nov. 1835. Seine „Poems narrative and lyrical" (Glasg. 1832) weisen ihm einen ehrenvollen Platz unter den schottischen Lyrikern an. Am glücklichsten war er im Rührenden u. Elegischen.

Motilität (v. Lat.), Beweglichkeit, besonders eine eigenthumliche, wie die der Muskeln.

Motion (v. Lat.), Bewegung, besonders des Körpers in diätetischer Hinsicht; dann in der parlamentarischen Sprache mancher Staaten ein von einem oder mehren Mitgliedern der Kammer gestellter Antrag, wodurch etwas Neues in Anregung gebracht wird; in der Grammatik s. v. a. Geschlechtsverwandlung, z. B. cervus, Hirsch, in cerva, Hirschkuh.

Motiv (causa motiva), der Beweggrund oder die Triebfeder zu einer Handlung, die, wenn die Handlung als eine mit Bewußtseyn vollzogene in Betracht kommen soll, vorzüglich berücksichtigt werden muß. Daher fragt die Moral vor Allem nach den M.en einer That, um danach die That selbst zu würdigen. Man unterscheidet öfters zwischen subjektiven M.en, die in subjektiven Neigungen, Gemüthsstimmungen u. dgl. beruhen, u. objektiven M.en oder Vorstellungen objektiver Zwecke als Gründen des subjektiven Wollens und Thuns. Daher motiviren, Beweggründe oder Ursachen angeben. Bei Kunstschöpfungen, insbesondere solchen, deren Darstellung successiv ist, bezeichnet man durch den Ausdruck Motivirung die innere Vorbereitung eines bestimmten Moments der Darstellung durch einen in die letztere verwebten Umstand, welcher demnach das M. oder Mittel abgibt, wodurch irgend eine Veränderung oder ein Bestandtheil des Kunstwerks in Gemäßheit der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee herbeigeführt und gerechtfertigt wird. M.e in der Gesetzgebung heißen die Gründe, aus welchen die einzelnen Bestimmungen eines Gesetzes hervorgegangen sind.

Motril, Ort in der spanischen Provinz Granada, am mittelländischen Meere, baut Zucker u. Baumwolle, hat Bleiminen, Salzwerke, Mineralquellen und 5000 Einw.

Motte, s. Lamotte und Fouqué.

Motten, Schmetterlingsfamilie aus der Abtheilung der Kleinfalter, sehr kleine Schmetterlinge, die durch ihre Raupen theils in Kleidern, Pelzwerk, Tapeten, Federn ꝛc., theils im Getreide und auf Pflanzen nicht unbedeutenden Schaden anrichten. Sie sind auf den ersten Blick unansehnlich, zeigen aber bei genauer Betrachtung nicht selten die feinsten Zeichnungen und einen an Gold und Silber erinnernden Farbenglanz. Die Vorderflügel sind nicht geschultert, aber mit einem langen Fransensaume besetzt, die Hinterflügel breiter, in der Ruhe gefaltet und um den schlanken Leib gerollt. Die sehr kleinen Raupen haben ein madenartiges Ansehen, meist 16 Beine und verpuppen sich zwischen einem Gespinnst oder leben in einem Gehäuse, welches sie aus zernagten Pflanzen- und Thierstoffen zusammenkleben und mit sich herumschleppen, wie die häufig auf Wiesen vorkommende Sackträgermotte (Adela Degeerella). Manche leben zwischen der Ober- und Unterhaut der Pflanzenblätter und fressen Gänge in denselben (Minirraupen). So rühren die Gänge in dem Innern der Blätter der Rose und der Primel von der Raupe der Tinea rayella und die Gänge im Innern der Eichenblätter von den Raupen der Tinea roborella her. Sehr schädlich sind die Pelzmotte oder Haarschabe (Tinea pellionella), die Kleidermotte (T. sarcitella), die Tapeten- oder Kutschenmotte (T. tapetzella), deren Raupen in Haarfutteralen leben, und die Kornmotte oder der weiße Kornwurm (s. d.). Untrügliche Mittel gegen die zuerst genannten M. gibt es nicht; häufiges Lüften, Klopfen und trockne Wärme sind die zweckdienlichsten. Naturhistorische Sammlungen sucht man durch Arsenik gegen M. zu schützen. In dem Wachse der Waben der Honigbiene lebt die Bienenmotte oder Honig- oder Wachsschabe (Galleria cereana), deren Raupen Gänge in die Waben fressen und, wo sie festen Fuß gefaßt haben, den Stock unfehlbar verderben. Die aus Faulbaum und Spindelbaum bestehenden Hecken sind im Frühjahre öfters mit einem sehr dichten weißen Gespinnst überzogen, in denen kleine dottergelbe schwarzköpfige Raupen wohnen, die Larven der gemeinen Spindelbaummotte (Hyponomenta evonymella), deren schneeweiße Oberflügel 50 schwarze Punkte tragen. Dieselben thun auch den Birn- und Aepfelbäumen großen Schaden und können durch Abraupen wohl beschränkt, aber nicht vertilgt werden.

Mottlau, Nebenfluß der Weichsel, entspringt im Kreise Stargard des preußischen Regierungsbezirks Danzig, geht durch den danziger Werder nach Danzig, wo sie die Speicherinsel bildet und ansehnliche Seeschiffe trägt, und mündet unterhalb Danzig.

Motto (ital.), Sinn- oder Denkspruch; Bezeichnung einer einem Schriftsteller entlehnten Stelle, welche einer Schrift zur Andeutung ihres Inhalts oder ihrer Tendenz vorangestellt wird.

Mottola, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Otranto, mit dem Titel eines Fürstenthums, ist Sitz eines Bischofs und hat eine Kathedrale, ein Seminar und 5000 Einw.

Motu proprio (lat.), auf eignen Antrieb, eine Formel in den päpstlichen Reskripten, die bezweckt, daß die vorliegende Entscheidung unter keinem Vorwande bestritten werden soll.

Motus (lat.), Bewegung.

Mouchard, in Frankreich spottweise Bezeichnung der Polizeispione zur Erforschung politischer Gesinnungen und Anschläge. Im Munde des Volkes ist daher dieser Name überhaupt ein Schimpfwort geworden und bedeutet so viel als Schuft. Einige leiten das Wort von einem gewissen Mouchy her, dem zur Zeit der katholischen Ligue in Frankreich unter dem Titel eines „Inquisiteur de la foi" die Ausspürung der Ketzer übertragen war; Andere behaupten, M. sey aus Mouche, d. i. Fliege, entstanden, weil die Spione Die, welche sie anhorchen, wie Fliegen umschwärmen. Schon Plutarch bedient sich dieses Gleichnisses.

Mouche (franz.), kleines, länglich oder halbrund geschnittenes Stückchen Taffet oder Atlas,

Digitized by Google

welches auf der einen Seite mit Gummi bestrichen und von den Frauenzimmern des Putzes wegen auf das Gesicht geklebt ward.

Moucheron, Frederik de, ausgezeichneter niederländischer Landschaftsmaler, geboren 1633 zu Emden, Schüler J. Asselyns, begab sich zur weitern Ausbildung nach Paris und ließ sich dann in Amsterdam nieder, wo er 1686 †. Ein treuer Beobachter der Natur brachte er in seinen Gemälden gerne Wasser an, in dem Gegenstände sich spiegeln; besonders schön ist auch die Luft wiedergegeben; die Staffagen sind meist von Heimbreker und Adrian van der Velde. Sein Sohn, Isaak, genannt Ordonanz, geboren zu Amsterdam 1670, † daselbst 1744, zeichnete sich ebenfalls als Maler aus. Seine Bilder sind mit leichtem duftigem Pinsel gemalt, namentlich in der Perspektive ausgezeichnet.

Mouchoir Farée, westindische Gruppe von Felsen und Sandbänken, zu den Bahamainseln gehörig, südöstlich von Caicos, durch die gleichnamige Passage von den Turks geschieden.

Mouchoirs (franz.), Schnupftücher.

Moudania, Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Natolien, am gleichnamigen Golf, nordwestlich von Brussa, mit kleinem Hafen, über den Brussa seinen Handel mit Konstantinopel und Europa treibt, und 20,000 Einw.

Moudon (Milden), Stadt im schweizerischen Kanton Waadt, an der Broye, mit Schloß (Carouge), altem Rathhaus, Kollegium, schöner Kirche und 2400 Einw.

Mouflon (Mufflon), s. Schaf.

Moulin, Charles, lat. Molinaeus, französischer Rechtsgelehrter, 1500 zu Paris geboren, ward 1522 Parlamentsadvokat, mußte wegen seines „Commentarius ad edictum Henrici II. contra parvas datas" (Paris 1552, Lyon 1552, Bern 1605) nach Genf und von da nach Hessen flüchten, worauf er 1553 Professor der Rechte in Tübingen wurde. Aus unbekannten Gründen gab er diese Stelle wieder auf, trieb sich an mehren deutschen Höfen herum und erwirkte sich endlich die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Bald gerieth er aber hier in Streit mit den Calvinisten sowohl, als mit den Katholiken, und ward sogar wegen eines Gutachtens gegen die Annahme des tridentinischen Koncils ins Gefängniß gesetzt. Er † bald nach seiner Befreiung den 28. December 1566. Großes Ansehen verschaffte ihm sein Kommentar über die Lehen: „Commentarii in consuetudines Parisienses" (Paris 1539, 1554, 1576, Frankf. 1575, Lausanne 1576, Paris 1596, Bern 1603, Genf 1613). Seine „Opera" erschienen Paris 1612, 3 Bde. (vermehrte Aufl. von Fr. Plasson und J. M. Ricard, das. 1654, 4 Bde., neue Ausg., das. 1681, 5 Bde.).

Moulins (M. sur Allier), Hauptstadt des französischen Departements Allier, rechts am Allier, über den eine schöne Brücke führt, ist Sitz der Departementalbehörden, eines Civil- und eines Handelstribunals und eines Bischofs, hat 12 Kirchen, ein großes Seminar, eine Bibliothek, Naturaliensammlung, ein Museum, eine ökonomische Gesellschaft, ein königl. Collége, eine Normalschule, öffentliche Zeichenschule, Gesellschaft der Kunstfreunde, 2 Hospitäler, Fabrikation vorzüglicher Messerschmiedewaaren und Handel damit, sowie mit Holz, Kohlen, Eisen, feinen Tischlerwaaren, Instrumentsaiten- und Strumpffabriken, Brauerei, Gerberei, Dampfschifffahrt in Verbindung mit der auf der Oberloire und der Eisenbahn von Orleans und 17,320 Einw.

Mounier, 1) Jean Joseph, hervorragendes Mitglied der französischen Nationalversammlung, am 12. Nov. 1751 zu Grenoble geboren, studirte zu Orange die Rechte u. praktizirte dann als Advokat, kaufte sich aber 1783 zu Grenoble ein Richteramt, das er mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltete. Als 1787 und im folgenden Jahre wegen politischer Maßregeln der Regierung zu Grenoble Unruhen ausbrachen, richtete auf seine Veranlassung die Bevölkerung der Dauphiné eine Adresse an den Hof, worin auf Provinzialversammlungen, Einberufung der Generalstaaten, Vertretung des dritten Standes zur Hälfte, gemeinschaftliche Berathung und Abstimmung nach Köpfen angetragen wurde. Wiewohl der Hof diese Anträge übel aufnahm, versammelten sich doch die Stände der Dauphiné aus eigener Machtvollkommenheit und wählten M. zu ihrem Generalsekretär. Als endlich der Hof die Berufung der Generalstaaten einleitete, war es M., der im Auftrage der Stände die Instruktionen für die Deputation der Dauphiné entwarf, die auf eine konstitutionelle Reichsverfassung gerichtet waren. Nachdem er selbst zum Deputirten erwählt worden, veröffentlichte er eine Schrift, in welcher er als Freund der britischen Verfassung die Vortheile des Zweikammersystems aus einander setzte. M. galt bei dem Zusammentritt der Generalstaaten als der wärmste und fähigste Vertheidiger der Volkssache und übte in den ersten Ereignissen den entscheidendsten Einfluß aus. Auf seinen Antrag erklärte sich die liberale Majorität zur Nationalversammlung und leistete am 17. Juni 1789 den bedeutungsvollen Eid im Ballhause; auch ward er in das Komité gewählt, welches die Grundzüge einer neuen Verfassung entwerfen sollte. Aber M. sah sich bei seiner gemäßigten Gesinnung, seiner Rechtschaffenheit und juristischen Achtung vor dem Bestehenden sehr bald von der politischen Bewegung überflügelt. Schon als die Versammlung das von ihm vorgeschlagene Zweikammersystem mit dem absoluten Veto verwarf, trat er mit Malouet, Bergasse und Clermont-Tonnerre aus dem Komité und schloß sich den sogenannten Monarchisten an. In der Nacht vom 4. Aug. erhob er sich eifrig gegen die Verletzung der Eigenthumsrechte. Obschon sein Einfluß hiermit aufhörte, behielt er doch die öffentliche Achtung und wurde am 29. September 1789 sogar zum Präsidenten der Versammlung erwählt. In dieser Eigenschaft benahm er sich bei den Ereignissen vom 5. und 6. Oktober mit Muth und Energie. Nachdem aber die Versammlung den Beschluß gefaßt hatte, nach Paris überzusiedeln, reichte er seine Entlassung ein und begab sich in die Dauphiné, wo er sein Betragen öffentlich rechtfertigte und zu einer Versammlung der Provinzialstände aufforderte. Die Nationalversammlung untersagte die Zusammenkunft derselben, und M. sah sich in dem revolutionären Sturme bald so bedroht, daß er nach

Savoyen und von da in die Schweiz entweichen mußte. In dieser Zeit gab er seine berühmte Schrift „Recherches sur les causes qui ont empechè les Français de devenir libres" (2 Bde., Genf 1792; deutsch von Genz, 2 Bde., Berl. 1794) heraus. Nachdem er 1793 eine Reise nach London unternommen, wo er ein ihm von der Regierung angebotenes einträgliches Richteramt in Canada ablehnte, ging er mit seiner Familie nach Sachsen-Weimar und errichtete auf dem Schlosse Belvedere, das ihm der Herzog einräumte, eine Unterrichtsanstalt, welche besonders von vornehmen Engländern besucht ward und in der er selbst die philosophischen Wissenschaften lehrte. Die Revolution vom 18. Brumaire erlaubte ihm, in sein Vaterland zurückzukehren. Bonaparte ernannte ihn zum Präfekten im Departement Ille und Vilaine und berief ihn nach Errichtung des Kaiserthums in den Staatsrath. M. † jedoch schon am 26. Januar 1806 an der Brustwassersucht. Unter seinen Schriften verdient noch Erwähnung: „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la révolution de France" (Tüb. 1801, neue Aufl., Paris 1821).

2) Claude Eduard Philippe, Baron M., französischer Staatsmann, Sohn des Vorigen, den 2. Dec. 1784 zu Grenoble geboren, ward 1806 Auditeur im Staatsrath und versah 1807 und 1808 in Deutschland mehrmals das Amt eines Intendanten, ward 1809 von Napoleon zum Kabinetssekretär ernannt und erhielt den Baronstitel mit einer Dotation in Schwedisch-Pommern. Im Jahre 1812 wurde er Requetenmeister und 1813 Intendant bei dem Bauwesen, welche letztere Stelle er bis zur Julirevolution behielt. Auch berief ihn der König 1815 in den Staatsrath und im Januar 1817 in die gemischte Kommission, welche mit der Liquidation der auswärtigen Kriegsentschädigungen beauftragt war. M. erwarb sich bei dieser Gelegenheit um die Finanzen Frankreichs große Verdienste. Er wies nach, daß die unmittelbare Ausgleichung der Privatansprüche der französischen Regierung ungeheure Opfer und unermeßliche Arbeit kosten wurde, u. bewog den Minister Richelieu, auf dem Kongresse zu Aachen mit jeder einzelnen der betheiligten Mächte über ein Abfindungsquantum zu verhandeln. Dafür 1819 zum Pair erhoben, lehnte er im Febr. 1820 das ihm gebotene Portefeuille des Innern ab, trat aber auf Richelieu's Veranlassung unter dem Titel eines Generaldirektors der Polizei und der Departementalverwaltung in die Regierung. Unter dem Ministerium Villèle trat er in den Privatstand zurück. Erst unter der Verwaltung Martignacs betheiligte er sich wieder an den Geschäften und übernahm die Ausarbeitung der Gesetzentwürfe über die Departemental- und Municipalverwaltung. Nach der Julirevolution zog er sich gänzlich aus dem Staatsrathe zurück; dagegen entfaltete er in der Pairskammer im Interesse der konstitutionellen Freiheit eine ersprießliche Thätigkeit. Er † zu Passy bei Paris am 11. Mai 1843.

Mountain-limestone (engl.), s. v. a. Bergkalk, Glied der Kohlengruppe (s. d.).

Mountains (engl.), Berge, Gebirge.

Mounteagle, Lord, s. Spring Rice.

Moura, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, nordöstlich von Beja, an der Guadiana, mit Hospital, Armenhaus, Oelhandel und 4500 Einw.

Mouradgea d'Ohsson, Ignaz, Diplomat u. Orientalist, geb. zu Konstantinopel, Sprößling einer reichen armenischen Familie, trat frühzeitig in die Dienste der schwed. Gesandtschaft bei der ottomanischen Pforte u. wurde zum Geschäftsträger u. 1782 zum außerordentlichen Gesandten des Hofs von Stockholm in Konstantinopel ernannt. Durch seine Kenntniß der arabischen und türkischen Sprache dazu befähigt, gab er, nachdem er über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moscheen und des Familienlebens der Türken zuverlässige Nachrichten eingezogen, sein ausgezeichnetes „Tableau général de l'empire ottoman" (2 Bde., 1787—89; deutsch von Beck, 2 Bde., Leipz. 1788—93) heraus. Nach einem langen Aufenthalte zu Konstantinopel begab sich M. nach Frankreich zurück, wo er in der Zurückgezogenheit des Landlebens als Frucht seiner langjährigen Studien eine vollständige Darstellung des ottomanischen Reichs in drei für sich bestehenden Abtheilungen (zusammen 7 Bde., Paris 1804—24) lieferte, mit den besondern Titeln: „Tableau historique de l'Orient" (eine Geschichte aller Völker unter ottomanischer Botmäßigkeit), „Tableau général de l'empire ottoman" (eine Darstellung der Gesetzgebung, Religion, Sitten ꝛc.) und „L'histoire de la maison ottomane" (die Geschichte von Osman I. bis 1758). Das Ganze war der Beendigung nahe, als er am 27. August 1807 †. Sein Sohn, der Freiherr Konstantin d'Ohsson, hat das Werk fortgesetzt.

Mousquetaires du Roi, ehemals berittene und prächtig uniformirte adelige Leibgarde des Königs von Frankreich.

Mousqueton (franz.), Schießgewehr mit kurzem, nach vorn konisch sich erweiterndem Laufe, ward früher von der Kavalerie als Karabiner gebraucht, ist aber jetzt nur noch bei italienischen Räubern und Türken in Gebrauch.

Moussa, afrikanischer Fluß in Nigritien, scheint die Grenze zu bilden zwischen Borgu und Yariba, mündet rechts in den Quorra; links davon liegt der gleichnamige Ort.

Mousselin, s. Musselin.

Moussiren (v. Franz.), das Schäumen mancher Getränke, wenn sie aus vorher luftdicht verschlossenen Bouteillen in ein Glas geschüttet werden, kommt am häufigsten beim Bier und Champagner vor und beruht auf dem überwiegenden Antheil von kohlensaurem Gas, das sich in der weinigen Gährung, und zwar vor dem Ausgang derselben entwickelt und entweicht, sobald der die Entwickelung desselben hindernde Druck vermindert wird. Man bedient sich des Ausdrucks M. auch bei Mineralwassern, die an kohlensaurem Gase reich sind.

Moussons (engl. Monsoons), Passatwinde, an bestimmte Jahreszeiten gebundene Winde, besonders im indischen Ocean; s. Wind.

Moutiers (M. en Tarantaise), Stadt im sardinischen Herzogthum Savoyen, südöstlich von

Digitized by Google

Chambéry, in hohen Bergen, an der Isère, hat eine Kathedrale, mehre Klöster, ein Gymnasium, ein Seminar, eine mineralogische Schule, Mineralquellen, Bleiminen u. 2800 Einwohner.

Mouton (franz.). s. v. a. Schöps, Hammel.

Mouton, Georg, Graf Lobau, s. Lobau.

Mouy, Stadt im französischen Departement Oise, am Thérain, hat beträchtliche Wollzeuch- u. Wollmützen-, Krämpel- und viele Tuchfabriken, Wollspinnerei und 3000 Einw.

Mouzangaye, Stadt auf der afrikanischen Insel Madagaskar, am Kanal von Mozambique, mit Moscheen, Schulen, Gewerbbetrieb, Handel mit Surate und 6000 Einwohnern.

Mouzon, Stadt im französischen Departement Ardennes, Bezirk Vouziéres, an der Maas, mit Wollspinnerei, Brauerei, Gerberei und 2850 Einwohnern.

Movers, Franz Karl, ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete des phönicischen u. biblischen Alterthums, den 17. Juli 1806 zu Koesfeld in Westphalen, wo sein Vater Uhrmacher war, geboren, besuchte seit 1816 das Gymnasium zu Essen und studirte 1825—29 zu Münster Theologie und orientalische Sprachen. Im J. 1829 zum Presbyter geweiht, war er 1830—33 als Vikar zu Rath bei Deutz, 1833—39 als Pfarrer zu Berkum bei Godesberg angestellt. Seine Mußestunden benutzte er zur Abfassung mehrer Abhandlungen ꝛc. und der selbstständigen Schriften: „Kritische Untersuchungen über die alttestamentliche Chronik" (Bonn 1834) und „De utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae indole et origine" (Hamb. 1837), die ihm auch unter den protestantischen Gelehrten die höchste Anerkennung erwarben. Im J. 1839 folgte M. einem Rufe für die Professur der alttestamentlichen Theologie in der katholischen Fakultät zu Breslau, wo er den 28. Sept. 1856 †. Sein durch Scharfsinn, Gründlichkeit und umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichnetes Hauptwerk ist: „Die Phönicier", dessen 1. Bd. die „Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönicier" (Bresl. 1840), der 2. Bd. im 1. Theile die „Politische Geschichte" (Berl. 1849), im 2. Theil die „Geschichte der Kolonien" (das. 1850), die 1. Hälfte des 3. Theils „Schifffahrt und Handel" (das. 1856) jenes Kulturvolks umfaßt. Zur Vervollständigung u. Erläuterung dienen: „Phönicische Texte (Bresl. 1845—47, 2 Thle.) und mehre Abhandlungen in der „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie".

Mown, Stadt, s. v. a. Munster.

Moxa (Brennecylinder), ein kleiner, ungefähr 1½ Zoll hoher und an seiner Basis ½ Zoll dicker, aus irgend einem ohne Flammen mit Leichtigkeit brennenden Stoffe angefertigter Kegel oder Cylinder, welcher auf der Haut verbrannt wird. Man bezweckt dadurch, bei Gicht, chronischem Rheumatismus ꝛc. eine Ableitung von den tiefer liegenden Theilen nach der äußeren Haut, indem schon der durch den Brand verursachte Reiz diesem Zwecke entspricht und dann die verletzte Stelle beliebig in Eiterung erhalten werden kann. Gewöhnlich bedient man sich zur Anfertigung der M. der rohen gezupften Baumwolle. Die Chinesen und Japanesen bedienen sich der wolligen Substanz von den Blättern der Artemisia vulgaris latifolia. Eine neue Art M. hat von Gräfe angegeben: man nimmt gewöhnliche Oblaten, tränkt diese mit einer Mischung von 3 Theilen Terpentinöl und einem Theil Schwefeläther, ergreift diese Oblate mit einer Pincette, legt dieselbe auf die betreffende Körperstelle und zündet sie an. Die Moxen waren im Orient schon seit langer Zeit gebräuchlich, und ihre Kenntniß kam wenigstens schon durch Prosper Alpinus nach Enropa.

Moya, Pedro de, spanischer Maler, geboren in Granada 1610, trat in Kriegsdienste und kam mit der Armee nach Flandern, ging dann 1641 nach London, wo er Van Dycks Schüler ward, ließ sich in der Folge in Granada nieder, wo seine vorzüglichsten Arbeiten sich befinden, wie eine Madonna in der Kathedrale, Darstellungen aus dem Leben des heiligen Johannes de Mata, bei den Trinitariern, St. Alypius, der die heilige Jungfrau anruft, bei den Augustinern, eine Geburt Christi, bei den Barfüßermönchen ꝛc., und † 1666. Seine Werke sind zwar nicht selten stylos, doch voll Leben und Ausdruck. Unter seinen Schülern war Juan de Sevilla der vorzüglichste.

Moyenvic, Stadt im französischen Departement Meurthe, Bezirk Château-Salins, an der Seille und am gleichnamigen Kanal, hat ein großes Salzwerk (mit jährlich 140,000 Centner Ertrag) und 3000 (1800) Einwohner.

Moys, Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, am rothen Wasser, mit Papiermühle, Essig- u. Liquenrfabrikation und 450 Einwohnern, bekannt aus dem siebenjährigen Kriege durch das Gefecht am 7. Sept. 1757 zwischen den Preußen unter dem hier gefallenen General Winterfeld und den Oesterreichern unter Nadasdy; letztere blieben Sieger.

Mozambique (Mosambik, Land der Makuas), Generalgouvernement der Portugiesen auf der Ostküste von Südafrika, gegenüber der durch den etwa 90 Meilen breiten Kanal von M. vom Festlande getrennten Insel Madagaskar, erstreckt sich, zwischen Zanguebar und Kaffraria gelegen, vom Kap Delgado unter 10° 41′ südl. Br. bis zur Delagoabai unter 26° südl. Br. und soll nach officiellen Angaben einen Flächeninhalt von 12,875 □M. mit 280,600 Einwohnern haben, wovon jedoch nur ein sehr kleiner Theil den Portugiesen wirklich unterworfen ist. Es wird durch den Zambesestrom in zwei Hauptländer, das eigentliche M. im Norden und Sofala im Süden, getheilt. Der Küstensaum, welchen zahlreiche niedrige Eilande begleiten, ist im Ganzen sehr flach, einförmig und durch den Mangel geschlossener Baien und guter Häfen, durch die verschlämmten Flußmündungen, die fortlaufenden Sandbänke und Untiefen des Meeres u. durch dessen heftige Brandungen und Strömungen der Schifffahrt höchst gefährlich. Die Küsteneinbiegungen bilden meist nur ausgedehnte offene Meerbusen, wo die Schiffe nur stellenweise hinter kleinen vorliegenden Eilanden Schutz finden. Die einzigen geschlossenen Baien sind der für die größten Schiffe hinlänglich tiefe Pompabusen, der Almeidahafen und die Delagoabai.

Diese flache Küstengegend ist zum Theil ein sandiger, baumloser, nur hin u. wieder mit Mimosengebüsch bedeckter Strand, theils auch, besonders zunächst der Flußmündungen, ein ausgedehntes Sumpfland, mit dichten Urwaldungen bedeckt, welche von Heerden von Büffeln, Elephanten, Rhinocerossen und Raubthieren aller Art durchzogen werden, während Krokodile und Flußpferde die Flüsse erfüllen. Das Innere des Landes ist wenig bekannt. Die Westgrenze gegen das hohe Binnenland Südafrika's ist wahrscheinlich ein Theil der großen Gebirgskette, welche sich von Süden gegen Norden durch den größten Theil des Kontinents, vom Quothlamba oder Schneegebirge des Kaffernlandes bis zum Mondgebirge erstreckt und welchem die ältern Portugiesen den Namen Weltrücken (Spina mundi) beilegten. Dieses sogenannte Lupatagebirge besteht aber meist nur aus Tafelbergen, die nicht mehr als 1000—1500 Fuß Höhe haben. Unter den überaus zahlreichen Gewässern ist der ansehnlichste Strom des ganzen Gebiets der Zambese (s. d.), d. h. Fischfluß, der die großen Nebenflüsse Panhamas, Lamguoa, Arrava, Manjoro, Inandire, Ruenea und Reziqo im höhern Terrain des Innern u. den Schirry oder Tschire im Flachlande aufnimmt und in sieben größeren Armen mündet. Das Klima, besonders auf der höheren Mittelstufe im Innern des Landes, ist nicht so ungesund, wie es gewöhnlich geschildert wird. Die Nächte sind warm, die Atmosphäre rein, der Himmel hell gestirnt, der Mondschein silberglänzend, wie nirgends. Nur der nächtlich fallende Thau, Cacimba genannt, der durch alle offenen Poren dringt und nach Mitternacht zu fallen anfängt, wirkt äußerst nachtheilig auf den menschlichen Körper, und besonders greift er Diejenigen an, welche nicht daran gewöhnt und Neulinge im Lande sind. Er schwächt den robustesten Menschen, erschlafft die Nerven, schlägt den Geist nieder, erzeugt Fieber und die schwersten Krankheiten, die in Zeit von drei Tagen über Leben und Tod entscheiden, wenn nicht schnelle Hülfe geschafft wird, die in großer Transpiration besteht. Vom Februar bis Ende April und dann wieder vom September bis Ende Oktober ist die Zeit der gewöhnlichsten Krankheiten, u. auch unter den Eingeborenen kommen dann mehre Uebel zum Vorschein. Epidemische u. ansteckende Krankheiten gibt es nicht. Sehr selten sind die inflammatorischen Krankheiten, und die asiatische Cholera hat daselbst noch keinen Eingang gefunden. Die von dem heftigsten Donner und Blitz begleitete heiße Regenzeit dauert von Anfang November bis Ende März. In den Küstenniederungen machen die ausgedehnten Sümpfe u. stehenden Gewässer die Luft äußerst ungesund; von 100 Europäern erlebt hier nur der 20. das 5. Jahr seines Hierseyns. Die Flora des Küstenlandes hat einen ganz tropischen Charakter. Der Sumpfboden ist von undurchdringlichen Mangrovewaldungen, der sandige Boden am häufigsten vom Rackbaum (Avicennia), strichweise auch von Kasuarinen und Kokospalmen bedeckt. Tiefer im Innern wie im äußersten Norden finden sich ausgedehnte Waldungen von Kopal- und Kaffeebäumen. Dagegen ist im äußersten Süden das Land ganz entblößt von Waldungen. Außer den Kaffeebäumen und Kokospalmen gedeihen Mangos, Kaschu (Anacardium occidentale) in ganzen Waldungen, der Malumpavabaum, eine Art fast astloser Adansonien, deren Stamm 74 Fuß Umfang erreicht, Baumwollenbäume und Baumwollenstauden, Azaite und andere Oelpflanzen, Maniok, Jalappe, Rhabarber, Senna, die Mexoera, eine feinkörnige Getreideart, Ananas, Citronen, Orangen; Indigo wächst wild als Unkraut, ebenso das Zuckerrohr bei Senna und Quillimane. Besonders reich ist das Thierreich an Gattungen und Arten, vor allen häufig sind die Dickhäuter der Sumpfwaldungen. In den Flüssen leben zahllose Flußpferde und Krokodile. Große Antilopen bedecken die weiten Sandflächen um Sofala, an dessen Küsten auch Wallfische in großer Menge gefangen werden. Unter den Vögeln sind der Ibis und der Nashornvogel, besonders der Flamingo, häufig. Auch Riesenschlangen gibt es. Die Flüsse sind fischreich. Eine Landplage sind die zahlreichen Schwärme von Heuschrecken, Mosquitos und andern Insekten. Perlenmuscheln kommen bei Sofala in ganzen Bänken vor. Im Innern des Landes finden sich vortreffliche Steinkohlen in mächtigen Lagern, zum Theil zu Tage liegend, im Innern von Sofala rother Marmor, in Manica Topase u. Rubinen an den Flüssen Ruven und Manoure, in Quissanga Eisen- und Kupfererze, welche die Einwohner fördern und bearbeiten. Die einheimische Bevölkerung zerfällt in viele Stämme, deren Oberhäupter nach afrikanischem Brauch den Volksnamen als Titel führen. Die Makuas (Makuanas, Macquois), welche die Küste bewohnen, im Süden vom Zambese bis nach Melinde, im Norden tief ins Innere nach Südwest, sind zwar den Kaffern noch ähnlich, aber doch eine Negernation, mit breitem, flachem Gesicht, Wollhaar, dicken Lippen und breiten Nasen, den Uebergang bildend zu der großen äthiopischen Völkermasse, die den Nordrand Hochafrika's bewohnt. In viele unter sich feindselige Stämme getrennt, den Portugiesen todtfeind, führt das starke, kriegsmuthige, wilde Volk stets erbitterte Kriege, um Sklaven zu rauben und Rache zu üben. Nur die treuen Makuas der Küste schützen mit ihren Waffen die Herrschaft der Portugiesen gegen ihre freien Brüder im Innern. Groß und stark, aber häßlich gebildet, den Hottentotten nicht unähnlich, tättowirt und das Gesicht wunderlich durch Schnittnarben entstellt, mit Ringen ꝛc. im durchbohrten Nasenknorpel, künstlich vergrößerter Oberlippe u. gefeilten scharfzackigen Zähnen, bieten sie einen gräulichen Anblick. Ihre arme und rauhe Sprache herrscht unter den Küstenvölkern weit nach Norden hin. Unbändig in der Freiheit, sind sie treu und tüchtig als Sklaven und Soldaten. Wenige Tagereisen westlich von Quillimane wohnen die Mororo, mit langem glattem Haar und schöner Körperbildung. Zu den Kaffern gehören, was die Sprache betrifft, die sämmtlichen Stämme nordwärts bis zum Kap Delgado. Zunächst westlich von den Makuas wohnt der große Stamm der Marawi und nordwestlich von Tete, an der Nordseite des Zambese, der große Stamm der Mbiza oder Moviza, der sich durch seine Geschicklichkeit in der Eisenbearbeitung auszeichnet. Die vielen

Digitized by Google

kleinen Negerstaaten am obern Zambese bildeten einst das Reich Monomotapa, dessen Beherrscher von den Portugiesen Kaiser genannt wurde, das aber schon seit der Mitte des 18. Jahrh. sich aufgelöst hat. Früher war M. für den Handelsverkehr der Portugiesen von großer Bedeutung. Aber der freie Handel, die Traktate von 1810—15 und die Einschränkung des Sklavenhandels vernichteten den portugiesischen Handel in Ostafrika und besonders in M. fast gänzlich; nur der Handel mit Rio Janeiro erhielt sich noch einigermaßen. Einiger Handel wird auch noch durch die Schiffe, die von Portugal nach Indien fahren und in M. anhalten, unterhalten. Der stärkste Handel wurde aber stets mit Sklaven nach andern portugiesischen Besitzungen, sowie nach Batavia ꝛc. betrieben, der jetzt zwar gesetzlich aufgehört hat, aber nach Brasilien, sowie nach einigen andern Ländern, vorzüglich nach der Insel Bourbon und Madagaskar, seinen heimlichen Fortgang hat. Die Banianen sind fast die einzigen handeltreibenden Menschen in M., die namentlich den Handelsverkehr aus dem Innern mit den portugiesischen Stationen am Meere und am Zambese vermitteln. Die maritime Ausfuhr der portugiesischen Besitzungen beschränkt sich gegenwärtig auf etwas Gold, Getreide, Honig, Wachs, Orseille, Koval, Ricinöl, Kauries, Perlen, Schildpatt und Elfenbein. Die hohen Zölle (22 Proc. für die in M. einzehenden Waaren) und verkehrte Regierungsmaßregeln haben der Waarenausfuhr in hohem Maße geschadet. Daher beschränken sich die Besitzungen der Portugiesen jetzt auf einzelne verfallene und verarmte Stationen längs dem Zambese und der Küste, die unter dem auf der Insel M. wohnenden Generalgouverneur stehen und in die 7 Distrikte Lourenzo Marquez, Inhambana, Sofala, Tete, Senna, Quillimane und die Querimbainseln zerfallen. Die äußersten portugiesischen Posten, Zamba am obern Zambese und Manica auf der Mittelstufe, wurden 1835 aufgegeben. Erträge zieht die portugiesische Regierung fast nur aus den Naturprodukten der großen Krongüter und aus der Douane von M. und Quillimane. Im Ganzen sind diese Besitzungen eigentlich eine Last und dienen nur als Deportationsorte für Verbrecher. Der Generalgouverneur hat fast königliche Gewalt. Das Militär in M. besteht aus zwei Bataillonen Infanterie, jedes von 5 Kompagnien und 2 Kompagnien Artillerie zu 60 Mann. Außer den Militärbehörden gibt es einen Capitao Mor der Stadt M., einen Capitao Mor der Banianen und einen Capitao Mor des Festlandes, welcher den schriftlichen Verkehr mit den Häuptlingen und die Verhaftung flüchtiger Sklaven anzuordnen hat. Die Häuptlinge mit ihren Bewaffneten vermehren im Nothfall die Militärmacht. In Rechtssachen handelt der Generalkapitän als oberster Richter und Präsident des Gerichtstribunals, in Hinsicht der Finanzen als Präsident der Finanzjunta und in geistlichen Angelegenheiten als Stellvertreter des Königs. Die gewöhnliche Justizverwaltung steht unter zwei Beamten, welche zugleich mit dem Generalkapitän das oberste Justiztribunal bilden. Ueber Verbrechen urtheilt eine Junta Criminal mit dem Generalkapitän als Präsidenten und sechs stimmfähigen Mitgliedern. Die Verwaltung der Staatseinkünfte gehört der Junta da Fazenda, welcher der Generalgouverneur präsidirt. Das geistliche Regiment führt ein Administrator der Prälatur, mit dem Titel eines Bischofs, der mit noch einigen Beisitzern eine geistliche Kammer bildet und das Recht hat, die weltgeistlichen Stellen zu besetzen und die Ordensbrüder als Missionäre dahin zu versetzen, wo geistliche Stellen vakant sind. Im eigentlichen M., einem Küstenstrich von 120 Meilen Länge, sind die wichtigsten portugiesischen Ortschaften, außer der Hauptstadt M. (s. unten) Ibo, eine wohlbefestigte Stadt auf einer der Querimbainseln, Sitz des Untergouverneurs, Quillimane, Handelsplatz mit 150 freien Einwohnern u. 5—6000 Sklaven, Senna, einst bedeutender Handelsplatz, jetzt verfallen u. verarmt, mit nur 100 Einwohnern, Tete, ein kleiner Ort mit einigem Handel. Im Sofalalande besitzen die Portugiesen nur einen kleinen Küstendistrikt mit dem Orte Sofala an der Sofalabai. Als Vasco de Gama zum ersten Male bei der Insel M. 1497 anlangte, wurde dieselbe von einem Vasallen des Königs von Quiloa beherrscht. Die Sprache war die arabische. Nachdem die Portugiesen sich zu Herren der ganzen Küste von Lourenzo Marquez bis zum Kap Anebar gemacht hatten, wurde der Gouvernementssitz zuerst in Sofala errichtet und stand wie ganz Ostafrika unter dem Vicekönig von Indien. Erst 1759 wurde in M. ein von dem Vicekönig von Indien ganz unabhängiges Gouvernement gestiftet.

Die gleichnamige Hauptstadt der Generalgouvernements der portugiesischen Besitzungen im östlichen Afrika liegt auf der größten der drei gleichnamigen Inseln, die 1 Meile lang, ½ Meile breit, flach, ungesund und ohne Trinkwasser ist. M. ist der Mittelpunkt des afrikanischen Handels und hat einen geräumigen Hafen, dessen Eingang durch ein gut gebautes Fort vertheidigt wird. Außer diesem größern Fort existiren auch noch kleinere, sowie auch mehre Schanzen. Die Stadt hat enge Straßen, aber gut gebaute Häuser. Von öffentlichen Gebäuden zeichnen sich viele durch ihre Größe aus, wie z. B. die Kathedrale, das Kloster St. Domingos mit seiner Kirche, dessen Hälfte 1826 den Sipahisjägern als Kaserne eingeräumt wurde, die Kirche von Misereordia mit ihrem Hospital für zwölf Arme, worin 1826 ein Militärhospital errichtet wurde, ferner der Palast des Gouverneurs, ein Werk der Jesuiten, das ihm gegenüber liegende Zollhaus und das Rathhaus. Unter den öffentlichen Plätzen sind der Bazar und der Platz S. Joao durch ihre Größe bemerkenswerth. Das Festland bildet gleichsam die Vorstadt der Inselstadt, wo die Vornehmen ihre Landhäuser haben und sich den größten Theil des Jahres aufzuhalten pflegen. Die Bevölkerung der Stadt betrug nach der Zählung von 1841 377 Freie (darunter 31 Weiße), 735 Mann Garnison und über 6000 Sklaven. Nachdem die Portugiesen Herren von Indien geworden, wurde M. der Mittelpunkt des Handels zwischen Asien und Afrika, wozu besonders der gute Hafen beitrug, der auch allen andern Nationen verschlossen blieb. Mit der Flucht Johanns VI. nach Brasilien hatte der ausschließliche Han-

bei portugiesischer Schiffe mit afrikanischen Produkten sein Ende.

Mozaraber (Mofcharaber, Mafaraber), aus der arabischen Partizipialform mustaricha, d. i. Fremdlinge, abgeleitete Bezeichnung der christlichen Einwohner Spaniens, welche unter die Herrschaft der Araber kamen, aber ihrem Glauben treu blieben. Sie behielten ihre alte Liturgie (die sogenannte mozarabische, auch gothische) bei und verweigerten die Annahme der römischen. Erst Gregor VII. drang vielen Kirchen und Klöstern, vornehmlich in Kastilien, die letztere auf, gestattete aber sechs mozarabischen Gemeinden in Toledo und Leon, bei ihrer alten Liturgie zu bleiben, die deshalb auch der toletanische Ritus heißt. Der Erzbischof von Toledo, Fr. von Ximenez, ließ nach Vergleichung aller liturgischen Handschriften der mozarabischen Gemeinden das mozarabisch-isidorische „Missale mixtum secundum regulam beati Isidori dictum Mozarabicum" (1500, 1502) drucken. Noch jetzt wird in mehren Kirchen des Erzbisthums Toledo nach dieser Liturgie der Gottesdienst abgehalten.

Mozart, Johannes Chrysostomus Wolfgang Amadeus, einer der größten Komponisten der Deutschen, Sohn des ebenfalls als Tonkünstler bekannten Leopold M., der als Unterdirektor der erzbischöflichen Kapelle zu Salzburg 1787 starb, ward am 27. Jan. 1756 zu Salzburg geboren. Er war eben drei Jahre alt, als seine Schwester Maria Anna den ersten Unterricht auf dem Klaviere bekam. Die ersten Töne, welche sie anschlug, weckten das Echo in der Brust des Knaben; er eilte an den Flügel und beschäftigte sich Stunden lang mit der Zusammenstimmung der Terzen. Dies bewog den Vater, ihm leichte Stücke spielend beizubringen. Zu seinem Erstaunen fand er, daß der Schüler alle Erwartung übertraf; er lernte gewöhnlich in einer halben Stunde eine Menuette oder ein Liedchen und trug es dann mit dem angemessensten Ausdrucke vor. Im 6. Jahre komponirte er bereits selbst kleine Stücke auf dem Klavier, welche sein Vater dann in Noten setzte; im Spiele selbst war er so weit fortgeschritten, daß dieser sich entschloß, mit ihm und Maria Anna eine Kunstreise zu machen. Der erste Ausflug ging nach München, wo der kleine Virtuose beispiellosen Beifall erntete und vom Kurfürsten mit Liebkosungen überhäuft wurde. Die zweite Reise unternahm die Familie im Herbste d. J. nach Wien, wo ihr mehre einflußreiche Gönner Zutritt bei Hofe verschafften. Kaiser Franz I. beschenkte den Knaben mit einem für den Erzherzog angefertigten Gallakleid nach französischem Geschmacke und überschüttete ihn mit seinen Gunstbezeigungen. Die für sein Alter wunderbare Fertigkeit erhielt noch dadurch etwas Anziehendes, daß er nur vor Kennern spielen wollte und den Beifall der Menge, selbst der Großen, wenn sie nicht Kenner waren, unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiser Franz, daß er Wagenseil, einen damals geachteten Musiker, holen lassen sollte; dies geschah, und M. trug nun eines seiner Konzerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Er hatte sich bis dahin auf das Klavier beschränkt. Erst als man ihn in Wien eine kleine Geige schenkte, versuchte er sich auch im Geigenspiel und machte auch hierin ungemeine Fortschritte. Dabei betrieb er mit demselben Eifer Arithmetik. Stühle, Tische und Bänke wurden mit Ziffern bemalt und ein mathematisches Problem mit derselben Leichtigkeit gelöst, als er eine musikalische Etude durchführte. Im Jahre 1763 unternahm der alte M. die erste größere Kunstreise durch Deutschland: München, Augsburg, Mannheim, Mainz, Frankfurt, Köln, Aachen und Brüssel waren die Schauplätze der Triumphe des Wunderknaben, der trotz aller Lobsprüche von Kunstkennern und Laien seine kindliche Bescheidenheit nie verlor. Im November ging die Familie nach Frankreich, wo sich der 8jährige M. in der königlichen Kapelle zu Versailles vor dem Könige und dem ganzen Hofe auf der Orgel hören ließ. Neue Lorbeeren erwarb er sich in zweien zu Paris gegebenen Akademien; in Paris erschienen auch seine ersten Kompositionen, Sonaten fürs Klavier. In England, wohin sich die Familie im April 1764 begab, erntete der Knabe ebenfalls Bewunderung. Seine Virtuosität war in dieser Zeit schon so bedeutend, daß er Sachen von Händel und Bach vom Blatt wegspielte; als er beim Könige spielte, legte man ihm sogar nur einen bloßen Baß vor, wozu er augenblicklich eine vortreffliche Melodie erfand u. zugleich vortrug. Während seines Aufenthaltes in England komponirte er 6 Klaviersonaten, welche in London gestochen u. der Königin dedicirt wurden. Den Sommer des nächsten Jahres verlebte M. in Flandern, Brabant und Holland. Hier bekamen beide Geschwister die Blattern, welche sie mehre Monate lang an das Krankenbett fesselten. Trotz seiner Schmerzen setzte Wolfgang wieder 6 Sonaten, welche er später dem Prinzen von Nassau-Weilburg widmete. Anfangs 1766 komponirte er für das Installationsfest des Prinzen von Oranien einige Sinfonien, Arien und Variationen. Einige Monate darauf reiste die Familie nach Paris u. kehrte über Lyon, durch die Schweiz und Schwaben nach einer dreijährigen Abwesenheit nach Salzburg zurück. Die beiden folgenden Jahre widmete der junge Künstler vorzüglich dem höheren Studium der Kompositon, worin Emanuel Bach, Hasse und Händel, sowie die älteren, sich noch durch Tiefe des Gefühls u. Gründlichkeit des Satzes auszeichnenden italienischen Meister seine Leitsterne waren. Als M. 1768 während seines Aufenthalts zu Wien vor dem Kaiser Joseph II. spielte, erhielt er von demselben den Auftrag, eine Opera buffa zu schreiben; sie hieß „La finta semplice", wurde aber, obschon sie den Beifall des Kapellmeisters Hasse und des Dichters Metastasio erhielt, nicht aufgeführt. Bemerkenswerth ist noch aus dieser Zeit die Kirchenmusik, welche der junge Künstler zur Einweihung der Kirche des Waisenhauses komponirte u. persönlich dirigirte. Das Jahr 1769 verlebte er mit seinem Vater in Salzburg, und in demselben Jahre ward er zum Konzertmeister bei dem salzburgischen Hofe ernannt. Ende 1769 machte M. mit seinem Vater eine Reise nach Italien, wo er in Bologna, Rom und Neapel Triumphe feierte. In Rom legte M. die größte Probe seines musikalischen Gedächtnisses ab. Bekanntlich wird in der Charwoche Mittwochs und Freitags in der

Digitized by Google

MOZART

Digitized by Google

stinischen Kapelle zu Rom das berühmte Miserere von Allegri gesungen, das zu kopiren den päpstlichen Musikern bei Strafe der Exkommunikation verboten ist. M. hörte Mittwoche den frommen Gesang, eilte nach Hause, schrieb ihn auf u. verbesserte diesen Aufsatz am Freitage. Bald verbreitete sich der Ruf davon in ganz Rom, u. zwar um so rascher, als M. das Miserere in einer Akademie aufführte. In Mailand, wo er gegen Ende Okt. 1770 anlangte, komponirte er die Oper „Mitridate", die schon den 26. Dec. über die Bretter ging und zwanzigmal hinter einander aufgeführt wurde. Für den Karneval 1773 schrieb er ebenfalls für die mailänder Bühne die Opera seria: „Lucio Sylla", welche noch größeren Beifall fand und 26mal ohne Unterbrechung gegeben wurde. Auf seiner Rückreise aus Italien, welche schon 1771 angetreten wurde, besuchte er Venedig und Verona. In Salzburg komponirte er darauf die große theatralische Serenade „Ascanio in Alba" zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand, zur Einführung des neuen Erzbischofs von Salzburg 1772 die Serenade „Lo sogno di Scipione", welche so enthusiastisch aufgenommen wurde, wie 1773 und 1774 seine Oper „La finta giardiniera", und mehre Messen für die münchener Hofkapelle. Ein Jahr später setzte M. die Serenade „Il ré pastore", welche gleichfalls außerordentlich gefiel und zu jenen älteren Werken M.s gehört, die noch jetzt großen Werth haben, wie z. B. sein wundervolles Oratorium „David". Seine Stellung in Salzburg war indessen unbefriedigend in jeder Beziehung und bei der Persönlichkeit des Erzbischofs geradezu eine unwürdige; noch 1781 mußte M. mit dessen Kammerdienern und Köchen speisen und außer gemeinen Schimpfworten (Bube, Schurke, Bursche, liederlicher Kerl) sich sagen lassen: „Scher Er sich weiter, wenn Er mir nicht recht dienen will." Vergebens bemühte sich M. um eine Anstellung in München (1777). In Mannheim machte ihm der Kurfürst die lebhaftesten Lobsprüche, aber sein Wunsch, die fürstlichen Kinder zu unterrichten, ward nicht erfüllt. In Paris, wohin er 1777 reiste, war es nicht anders. Sein Spiel wurde wie überall gepriesen, aber nicht einmal zu einem Opernauftrage kam es, und so mußte er in seine Stellung nach Salzburg als Hof- und Domorganist zurückkehren (im Januar 1779). Hier erhielt er vom Hofe zu München den Auftrag, die Oper „Idomeneo" zu schreiben, welche den 26. Jan. 1781 mit außerordentlichem Beifall in Scene ging u. den Uebergang aus seiner ersten Epoche in die klassische Zeit bildet. Bald darauf, im März 1781, ging er auf Befehl des Erzbischofs nach Wien, verließ aber dessen Dienst bald gänzlich und machte Wien zu seinem bleibenden Wohnsitz, zuerst bloß privatisirend, von Koncerten, Virtuosenreisen, Lektionen und dem geringen Ertrage seiner Kompositionen lebend. Hier verheirathete er sich mit Konstanze Weber, einer Schwester der berühmten Sängerin Lange. Im Auftrage des Kaisers Joseph II. schrieb er das Singspiel „Belmont und Konstanze, oder die Entführung aus dem Serail" (1782), das im vollsten Sinne des Wortes Furore machte. Der Kaiser, der im Grunde von der tief eindringenden Musik entzückt war, sagte doch zu M.: „Zu schön für unsere Ohren, und gewaltig viel Noten, lieber M.!" worauf M. freimüthig versetzte: „Gerade so viel, Euer Majestät, als nöthig sind." M. lebte bisher, ungeachtet seines großen Ruhmes, ohne Anstellung, also ohne bestimmte Einkünfte, so daß er häufig mit Mangel zu kämpfen hatte. Dennoch blieb seine Liebe und Thätigkeit für die Kunst die wärmste. Er schrieb in dieser Zeit seine schönsten Klaviersachen: Sonaten mit und ohne Begleitung und die herrlichen Koncerte. Im J. 1785 gab er 6 meisterhafte Quartette im Stich heraus mit einer Dedikation an den Kapellmeister Joseph Haydn, und in demselben Jahre komponirte er mit Zuziehung früherer Sätze die Oper „Davide Penitente" und außer vielen kleineren Sachen seinen „Figaro", den er später selbst sein Lieblingelied nannte. Die Oper gefiel damals nur Wenigen, da man die Musik für eine komische Oper zu schwer und ausgesponnen fand. Um so größeres Glück machte sie ein Jahr später (1787) in Prag, wo sie von der bondinischen Gesellschaft auf das Theater gebracht wurde. Von dem großen Kunstkenner, Grafen Johann Joseph Thun, welcher selbst eine vortreffliche Kapelle hielt, eingeladen, ging M. im Februar 1787 selbst nach der böhmischen Hauptstadt, für die er nach seiner Rückkehr nach Wien in demselben Jahre (1787) die Krone seiner Meisterwerke, die Oper „Don Juan" komponirte. Der Ruf von der Herrlichkeit dieser Oper flog mit Blitzesschnelle durch alle Länder; sie wurde überall mit ungeheurem Beifall aufgeführt u. wird noch jetzt an den ersten Bühnen u. nie zum Schaden der Kassen gegeben. Im J. 1789 im December schrieb M. das italienische komische Singspiel „Così fan tutte, oder die Schule der Liebenden". Daß diese Oper trotz des schlechten Textes gefiel, bewies den unerschöpflichen Klangschatz des großen Tondichters, aber auch die Wahrheit der freilich viel angefochtenen Meinung vieler Kunstkenner, M. habe die Ansicht Glucks über das lyrische Drama nicht immer rechtgläubig im Auge gehabt. In diese Periode fällt auch seine Reise über Leipzig und Dresden nach Berlin. Der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen nahm ihn gastfreundlich auf, gab ihm wiederholte Beweise seiner hohen Achtung und bot ihm die Stelle eines Kapellmeisters mit einem Jahrgehalt von 3000 Thalern. M., der seit 1787, wo er Wien hatte verlassen und nach London gehen wollen, mit dem Titel eines kaiserlichen Kammerkomponisten eine Besoldung von 800 Gulden bezog, antwortete auf dieses eben so verführerische als ehrenvolle Anerbieten: „Kann ich meinen guten Kaiser verlassen?" Der König gab ihm Bedenkzeit, und M. kehrte nach Wien zurück. Von seinen Freunden ward ihm gerathen, den ehrenvollen Ruf anzunehmen, und schon war er entschlossen, seine Entlassung zu fordern, als ihm Kaiser Joseph die Zusicherung ertheilte, daß auf ihn in Zukunft Bedacht genommen würde. Diese Zusicherung und die Worte des Kaisers: „Lieber M., Sie wissen, was ich von den Italienern denke, und Sie wollten mich dennoch verlassen?" bestimmten ihn, zu bleiben, ohne die Gelegenheit benutzt zu haben, ausreichenden Gehalt zu fordern. Der bald darauf erfolgte Tod Josephs raubte M. vollends die

festeste Stütze seiner Hoffnungen auf die Zukunft; er blieb Kapellmeister mit 800 Gulden. In Wien komponirte er noch für seinen alten, in Schulden gerathenen Freund Schikaneder die Oper „Die Zauberflöte", die Oper „La Clemenza di Tito" und sein berühmtes Requiem. Die Geschichte des Entstehens dieses letztern Werks war lange in ein mystisches Dunkel gehüllt, und erst in unseren Tagen wurde der geheimnißvolle Schleier gelüftet. Kurz vor der Krönungszeit des Kaisers Leopold wurde ihm ein Brief ohne Unterschrift von einem unbekannten Boten übergeben, der die Anfrage enthielt, ob M. eine Seelenmesse zu schreiben übernehmen wolle, und zu welchem Preis und bis zu welcher Zeit er sie liefern könne. M. nahm den Auftrag an und bat um Angabe des Orts, wohin er das fertige Werk zu senden habe. In kurzer Zeit erschien derselbe Bote wieder, brachte das verlangte Honorar und versprach eine Zulage bei Uebergabe der Messe. Mittlerweile bekam M. den Antrag, für die prager Krönung des Kaisers Leopold die „Opera seria" zu schreiben. Als er mit seiner Frau in den Reisewagen steigen wollte, stand der Bote da und fragte nach dem Requiem. M. ersuchte ihn, bis zu seiner Rückkehr zu warten. Der Bote erschien nun erst nach M.s Tode wieder und empfing von der Wittwe das Requiem. Dieser geheimnißvolle Bote war, wie sich herausgestellt hat, der Kammerherr Leutgeb des Grafen Waldberg, eines großen Verehrers der Tonkunst und M.s. Das Requiem war M.s letzte Schöpfung; er † am 5. Dec. 1791. Wien und Prag wetteiferten in der Trauer um seinen Verlust, in dem Bestreben, durch Konzerte und Theatervorstellungen seine trostlose Wittwe zu unterstützen. Kaiser Leopold verwilligte ihr eine Pension von 260 Gulden. Sie verheirathete sich später mit dem dänischen Etatsrath von Nissen, überlebte auch diesen und starb zu Salzburg den 6. März 1842. Bis auf die neueste Zeit deckte kein Stein des Künstlers Grab. Im J. 1840 ward ihm in Salzburg ein Denkmal errichtet. M. war von kleiner Statur und angenehmer Gesichtsbildung, hatte aber in seiner Physiognomie nichts Ausgezeichnetes, bis auf das große feurige Auge. Eine unendliche Geschmeidigkeit der Hand, Feinheit und Zartheit, der sprechendste Ausdruck und ein Gefühl, das unwiderstehlich zum Herzen drang, waren die Vorzüge seines Spiels, welche mit seiner Gedankenfülle und tiefen Kenntniß der Komposition nach dem Ausdrucke Niemetscheks den Hörer in die Fesseln des Entzückens schlugen. Die berühmtesten Tonkünstler erkannten und würdigten sein Talent; Haydn erklärte ihn für den größten Komponisten, von dem er nur immer gehört habe. Gluck betrachtete ihn als einen Ebenbürtigen u. war stolz auf ihn, wie ein zärtlicher Vater auf seinen gefeierten Sohn. Wahrhaft erstaunenswürdig war M.s Thätigkeit, besonders in seinen letzten Lebensjahren. Der Katalog seiner Werke enthält 800 Nummern, von denen einige Hefte 600 Seiten füllen. Diese Fruchtbarkeit in einem Leben von 35 Jahren, deren erste 8 nicht zu zählen sind, von denen die Reisen zwei Drittel in Anspruch nahmen u. in die sich auch noch die Geschäfte des Unterrichts und die weltlichen Zerstreuungen theilten, ist um so bewundernswürdiger, wenn man erwägt, daß für die Kompositionen nur die frühesten Morgenstunden und die Nacht übrig blieben, und nur erklärlich durch die Leichtigkeit u. Schnelligkeit, mit der M. dichtete. Die Ouverture zum „Don Juan" schrieb er am Morgen vor der ersten Vorstellung, die köstliche Oper: „La Clemenza di Tito" in 18 Tagen. Außer seiner Muttersprache sprach er noch Französisch, Englisch und Italienisch; von der lateinischen Sprache eignete er sich erst später so viel an, als er zum Verstehen der lateinischen Kirchentexte bedurfte. Sein moralischer Charakter war bieder und die Liebenswürdigkeit selbst, seine Laune drollig und die Mutter köstlicher, höchst komischer Einfälle. Bescheidenheit war nicht die letzte seiner Tugenden. Er war ein treuer Gatte, ein wahrhaft zärtlicher Vater. Ueber seine Stellung als Komponist urtheilt B. Marx: „Betrachten wir nur seine Werke im Allgemeinen, fragen wir, was ihnen die vorzügliche Gunst der Kunstfreunde, besonders des ganzen deutschen Vaterlandes in einer Zeit erworben hat, wo vor und neben M. ein Gluck und Haydn und nach ihm ein Beethoven wirkten, so wird man zuerst an jenen Grundzug des mozartschen Charakters, an seine zärtliche, nur Liebe athmende Gesinnung erinnert, die von seiner Kindheit durch das ganze Leben und durch alle seine Werke geht. Wie er in den Kinderjahren Jedermann flehentlich fragte, ob er ihn auch liebe, so meinte man in jedem Werke jene Bitte um Liebe vorzuhören. Mit dieser Gesinnung trat er auf, oder vielmehr vollendete er sich in einer Zeit, die man vorzugsweise die Periode des Herzens nennen könnte, in einem Volke, das vorzugsweise ein Gefühlsleben führte, und widmete sich vorzugsweise einer Form, die am geeignetsten war, diesen seinen Inhalt auf die Masse der Nation zu übertragen. Nur hierdurch ist wohl die Geltung zu erklären, die vor allen deutschen Künstlern eben ihm zu Theil wurde. Mag die Mehrzahl seiner Kompositionen, selbst sein Requiem, zum großen Theil weit entfernt seyn von der Weihe und Tiefe bachscher und händelscher Gesänge, mag ihn im Quartett der ewig junge und neue Haydn überfliegen, mag er in seinen Klavierstücken nie oder nur selten so innerlichen Ernst gemacht, so reich u. wunderbar alle Tiefen der Seele erschlossen haben, wie Beethoven, mag er in allen diesen Richtungen Haydn zum bahnbrechenden Vorgänger gehabt haben: in seinen Opern tritt er auf den ihm allein eigenthümlichen Standpunkt und hat sich damit so sicher der Geister bemächtigt, daß Alles, was seitdem in der deutschen Oper Namenswerthes geschehen ist, selbst Beethovens einzige Oper „Fidelio" im Wesentlichen sich ihm hat anschließen müssen. Auch die Ausländer sind dieser Bewegung gefolgt, und so läßt sich die mozartsche Opernschule recht deutlich in Weigl, Winter, Paer, Boieldieu, in den ältern wiener Volksopern, sowie ihr wesentlicher Einfluß auf Righini, Cherubini und selbst Rossini nachweisen". Vgl. Nissen, Biographie M.s, herausgegeben von dessen Wittwe, Leipz. 1818; Alexander Oulibischew, Vie de M., Mosk. 1841, übersetzt von Schrais-Hnon, Stuttg. 1847; Holmes, Life of M., London 1815; O. Jahn, Mozarts

Digitized by Google

Leben, Leipz. 1856—59, 3 Bde.). Als Roman behandelte sein Leben H. Rue (Frankf. 1858, 6 Bde.). Sein zweiter Sohn, Wolfgang Amadeus, zu Wien den 26. Juli 1791 geboren u. von Siegmund Neukomm, Andreas Streicher und Johann Georg Albrechtsberger gebildet, trat im 14. Jahre zum ersten Male als Virtuose u. Komponist auf, ging dann 1808 nach Galizien, wo er als Privatlehrer auf dem Lande wirkte, gründete 1826 einen Cäcilienverein und übernahm später die Kapellmeisterstelle am dortigen Theater. Er † den 30. Juli 1844 in Karlsbad. Er hat eine ziemliche Anzahl von Werken verfaßt, unter denen sich eine der Kaiserin von Oesterreich zugeeignete Kantate durch gediegene Arbeit auszeichnet. Von den vielen von ihm gesetzten Liedern verdient vorzüglich das Gedicht „an Emma" von Schiller erwähnt zu werden.

Mozin, Abbé, französischer Grammatiker, geboren 1771 zu Paris, wanderte während der Schreckenszeit nach Deutschland aus und war anfangs als Privatlehrer, dann eine Zeit lang als Lehrer an der Handelsschule zu Stuttgart thätig. Er gab eine große Anzahl vielverbreiteter Schulschriften, wie Grammatiken, Sammlungen von Redensarten, Uebersetzungsbücher u. dgl. heraus, durch die er sich in weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Am beachtenswerthesten ist sein „Vollständiges Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache" (neueste Auflage von Peschier, Stuttgart und Tübingen 1842 fg., 4 Bde.). Seit langen Jahren ohne öffentliche Anstellung, † M. in sehr dürftiger Lage zu Stuttgart am 2. Mai 1840.

Mozyr, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Minsk, nordwestlich von Tschernigow, am Prziviez, mit 8000 Einw.

Mozzetta (ital.), nicht über die Schultern reichende Tunica ohne Aermel, welche hohe katholische Geistliche über der Dalmatica und dem Rochetum, Bischöfe aber nur in ihrem Sprengel tragen. In Rom trägt bloß der Papst die M., und zwar über dem Rochetum ohne Dalmatica.

M. P., auf Recepten Abbreviatur für Massa pilularum (Pillenmasse); sonst auch s. v. a. Mensis praeteriti, des vergangenen Monats.

M. pp., Abbreviatur, s. v. a. Manu propria, oft in Urkunden dem Namen des Unterzeichners beigefügt.

MS., Abbreviatur für Manuskript; auf Blaufarbenfässern s. v. a. Mittelsorte oder Mittelfaßor.

M. sin. (ital.), Abbreviatur für Mano sinistro, linke Hand.

Mšeno (Mscheno), Dorf im österreich.-böhmischen Kreis Prag, mit Schloß, Badehaus u. 550 Einw., bemerkenswerth wegen seiner 7 Mineralquellen, die unweit des Dorfes aus einem eisenschüssigen thonhaltigen Sandsteine entspringen und zur Klasse der Vitriolwasser gehören. Aeußerlich angewendet, wirken sie stärkend zusammenziehend auf Gefäß- und Muskelsystem und die Schleimhäute und werden besonders als Bad gerühmt bei Krankheiten von Schwäche atonischer Art, namentlich bei hartnäckigen passiven Blut-, Schleimflüssen, Fluor albus, Blasenkatarrhen, chronischen Nervenkrankheiten und Bleichsucht.

Msta, russischer Fluß, entspringt im Gouvernement Twer aus dem kleinen See Mstino, fließt anfangs nordwestlich, dann in einem Bogen südwestlich in den Ilmensee und ist durch Schleußen und Kanäle von seinem Ursprung an schiffbar.

Mstislaw, russische Fürsten, s. Russisches Reich.

Mstislawl, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Mohilew, an der Wekhra, hat 7 Kirchen, 3 Klöster, eine Synagoge, Handel mit Getreide und Hanf und 5000 Einw. Hier 1500 Sieg der Russen über die Litthauer.

Mucilago (lat.), Pflanzenschleim; vergl. Gummi.

Mucius (Mucia Gens), römisches plebejisches Geschlecht, das zuerst im 2. Jahrhundert v. Chr. in den Besitz höherer Staatsämter kam u. in Folge dessen zur Nobilität gerechnet wurde. Als 508 v. Chr. der Etruskerkönig Porsenna Rom belagerte, ging Cajus M. Scävola nach der Sage mit Genehmigung des Senats ins feindliche Lager, um den König zu tödten, erstach aber aus Irrthum den majestätisch aussehenden königlichen Kassier. Vor den König gebracht und mit Folter und Tod bedroht, streckte er, zum Zeichen, daß ihn das nicht schrecke, seine rechte Hand in das Feuer eines nahen Altars und ließ sie rösten. Bewundernd schenkte ihm der etruskische König das Leben, wogegen ihm M. eröffnete (was jedoch falsch war), daß sich 300 römische Jünglinge, eben so muthvoll wie er, verschworen hätten, Porsenna zu tödten. Letzterer soll darauf, erschreckt, mit den Römern unter günstigen Bedingungen Frieden geschlossen haben. Für seine That wurde M. vom Senat mit einem Stück Acker jenseits des Tibers, welches fortan Mucia prata hieß, und außer dem durch den Beinamen Scävola, der Linke, belohnt. Publius M. Scävola, mit seinem Bruder Quintus Prätor 179 v. Chr., wurde 175 Konsul und beendigte als solcher einen Aufstand in Ligurien so rasch und glücklich, daß ihm ein Triumph zuerkannt wurde. Ein anderer Publius M. Scävola unterstützte als Konsul für 133 v. Chr. die Pläne des Sempronius Tiberius Graechus u. weigerte sich, gegen diesen einzuschreiten. Durch Gracchus ward er 130 zum Pontifex Maximus erhoben. Seine glänzendste Rolle spielte M. theils als Richter, theils als Rechtskundiger; er verband rednerisches Geschick mit gründlichen Rechtskenntnissen und juristischem Scharfsinn. Sein Vetter, Quintus M. Scävola, der Augur, verwaltete als Prätor 127 v. Chr. die Provinz Asien, ward Konsul für 117 v. Chr. u. widersetzte sich (88) der Aechtung des Marius durch Sulla. Atticus und Cicero waren seine Schüler, indem sie seinen juridischen Konsultationen beiwohnten. Quintus M. Scävola, Sohn des Publius M. Scävola, zur Unterscheidung von dem Vorigen als Pontifex Maximus bezeichnet, erwarb sich als Prätor für Kleinasien (99) durch seinen unbeugsamen Rechtssinn und seine liberalen Anordnungen die Liebe der Provinzialen in dem Grade, daß sie ihm zu Ehren ein Mucia benanntes Fest einführten. Im J. 95 war er mit Lucius Licinius Crassus Konsul. Bei der Leichenfeier des älteren Marius ließ C. Flavius Flmbria einen Mordangriff auf ihn machen; 83 ward

er vor dem Vestatempel auf Befehl des jüngern Marius durch den Prätor Damasippus ermordet. M. gilt als Gründer der römischen Rechtswissenschaft, indem er 18 Bücher darüber verfaßte.

Mucker, allgemeiner Name für religiöse Sekten, die unter dem Deckmantel strenger Frömmigkeit sich verbotenen Lüsten überlassen, wurden zuerst in Königsberg die Anhänger Joh. Heinrich Schönherrs (s. d.) genannt. Die Lehre ihres Meisters, daß die Welt aus der Mischung eines geistigen und sinnlichen Princips entstanden sey, wandten die Schüler, die Prediger Ebel u. Diestel, auf das Geschlechtsverhältniß an u. wollten in paradiesischer Unschuld die Sinnenlust zu einem Gottesdienst erheben. Ebel u. Diestel wurden 1835 ihres Amtes enthoben u. später abgesetzt. Eine weitere gerichtliche Verfolgung erschien wegen der weithin reichenden Verzweigung der Sekte als bedenklich.

Mucuna (Juckbohne), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, weitlaufende Kräuter und Sträucher in Ostindien, Westindien und Südamerika, mit sehr stechenden Borsten an den Hülsen. M. pruriens *Dec.*, ächte Juckbohne, Kratzbohne, Kuhkrätze, ist ein Strauch in Ost- und Westindien mit röthlich violeten Blüthen, dessen windender Stengel häufig an Hecken und Gebüschen emporsteigt. Die Hülsen sind noch bisweilen als Siliquae hirsutae im Handel. Die darauf stehenden Brennborsten wurden sonst innerlich angewendet und werden auch jetzt noch häufig in Westindien als wurmtreibendes Mittel benutzt. Auf der Haut bringen sie ein unerträgliches Jucken und heftiges Brennen hervor. Die ganzen Hülsen werden im Aufgusse gegen Wassersucht gerühmt, und in Ostindien hält man die widrig riechende, faserige Wurzel für harntreibend und wendet sie gegen Gicht und Cholera an. M. urens *Dec.*, amerikanische Juckbohne, ist ein Strauch in Westindien und Südamerika, der mit seinen sehr langen windenden Stengeln bis in die Spitze hoher Bäume steigt, dieselben überzieht und von ihnen herabhängt. Die Brennborsten dieser Art werden in Westindien mit Melasse oder einem dickflüssigen Safte verbunden gegen die Würmer angewendet; eine Emulsion der Samen benutzt man gegen Harnstrenge. M. gigantea *Dec.*, riesenhafte Juckbohne, in Ostindien Kaku Valli, holländisch Groot Mangde Kruid, am Seestrande in Ostindien, hat einen mannsdicken Strunk, woraus bei Einschnitten Gummi fließt und ein windenartiger, nicht dicker und vieljähriger Stengel kommt, welcher unter dem Gebüsche fortkriecht. Die Brennborsten werden wie die von M. pruriens *Dec.* angewendet. Die gepulverten Samen von M. inflexa *Dec.*, in Peru u. Kolumbien, gelten daselbst für das beste Linderungsmittel bei schmerzhaften Insektenstichen.

Mucus (lat.), s. Schleim.

Muddy, 1) Fluß im nordamerikanischen Staat Illinois, mündet links in den Missisippi. — 2) See daselbst, zwischen den Vereinigten Staaten u. Obercanada, steht im Südosten mit dem Huronsee, im Nordwesten mit dem Georgsee in Verbindung. — 3) See im nordamerikanischen Staat Missouri.

Mudki, ostindisches Dorf, Pendschab, südlich vom Setledsch, an der Straße von Ferozpur nach Delhi. Hier am 18. Decbr. 1845 Sieg der britisch-ostindischen Armee über die Sikhs.

Mudupallane, Dorf in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Karnatik. Hier den 1. Juni 1781 Sieg der 7400 Mann starken Briten über das 100,000 zählende Heer Hyder Ali's.

Müchler, belletristischer Schriftsteller, den 2. Septbr. 1763 zu Stargard in Pommern geboren, erhielt 1785 eine Anstellung bei dem Generalauditoriat und 1794 den Titel als Kriegsrath. Die Schlachten von Jena und Auerstädt und deren Folgen raubten ihm 1806 sein Gehalt, so daß er sich genöthigt sah, aus dichterischen und literarischen Arbeiten, die er bisher aus Liebhaberei getrieben, eine Erwerbsquelle zu machen. Als Dirigent der Verwaltung der Kriegs- u. Sicherheitspolizei unter dem russischen Generalgouvernement in Dresden (1814) leistete er so wesentliche Dienste, daß er eine russische Pension von jährlich 100 Dukaten erhielt. Er † zu Berlin am 12. Januar 1857. Am bekanntesten machte er sich durch seinen „Anekdotenalmanach", der mit einzelnen Unterbrechungen von 1818—40 erschien. Außerdem nennen wir das „Taschenbuch für Frauenzimmer" (Berl. 1779—84), den „Aristipp" (das. 1781), „Meine Feierstunden" (das. 1782), die „Kleine Frauenzimmerbibliothek" (5 Bde., das. 1782—86), „Dramatische Bagatellen" (das. 1794, 2 Bdchn.), die „Gedichte" (das. 1802, n. Aufl. 1810, 2 Bde.), die Romane: „Die drei Freunde" (das. 1820) u. „Bekenntnisse eines Hagestolzen" (das. 1821 ꝛc.), die „Kleinen Bühnenspiele" (das. 1820) ꝛc.

Mücke, Heinrich Karl Anton, Historienmaler der Gegenwart, den 9. April 1806 zu Breslau geboren, lernte bei dem breslauer Maler König, wo er Lessing zum Mitschüler hatte, und ging 1824 nach Berlin, um die dortige Akademie zu besuchen. Unter Schadows Leitung malte er hier Odysseus und Leucothea im Seesturm und Narcissus an der Quelle. Nachdem er Schadow nach Düsseldorf gefolgt, schmückte er im Auftrage des Grafen Spee das nahe Schloß Heltorf mit einem Freskencyklus aus Friedrich Barbarossa's Leben und lieferte auch mehre Oelgemälde, unter denen sich besonders eine heilige Genoveva und Eginhard und Emma auszeichnen. Nach einer Kunstreise über München nach Italien und Sicilien 1833 lieferte er für Kirchen und Ausstellungen Treffliches, sowie auch zahlreiche Illustrationen zu Prachtdruckwerken. Namentlich anzuführen von seinen Werken sind noch: die heil. Katharina von Engeln auf den Berg Sinai getragen; Friedrich Barbarossa's letztes Zusammentreffen mit seiner vormaligen Braut Gela; der heilige Ambrosius, den Kaiser Theodosius zu Mailand vor der Kirchenthür zurückweisend; eine Almosen spendende heilige Elisabeth; Dante, in einem Kreise von Zuhörern die göttliche Komödie vorlesend; die Auferstehung Christi; der kleine Johannes, am Quell liegend. M. ist seit 1848 Professor an der königl. Akademie zu Düsseldorf. M. offenbart in allen seinen Werken außer einem eminenten Talent zur Historienmalerei einen freien Sinn für Form und Farbe, indem er die erstere in

Digitized by Google

voller Schönheit und im reinsten Ebenmaße zur Anschauung bringt und die letztere bei aller Pracht im Einzelnen stets harmonisch zu verbinden weiß. Dann erfreut an seinen Gemälden auch die treffliche Charakteristik und der liebevolle sich selbst auf die Beiwerke erstreckende Fleiß in der Ausführung.

Mücken (Nematocera), Insektenfamilie aus der Ordnung der Zweiflügler od. Dipteren, ausgezeichnet durch 6—24gliederige, hakenförmige, behaarte oder bei den Männchen oft federbuschartige Fühler, welche gewöhnlich vielmal länger als der Kopf sind, sind die schlanksten unter den Zweiflüglern. Sie haben lange dünne Beine, von denen sie beim Sitzen oft das hinterste Paar frei ausstrecken, u. einen öfters mit vier Stechborsten versehenen Rüssel. Zwar stechen nur die Weibchen, doch können sie, wo sie in großen Schaaren vorhanden sind, zu einer Landplage werden. In den Tropenländern sind es die unter dem Namen Mosquitos (s. d.) bekannten Stechmücken, welche ganze Gegenden unbewohnbar machen; aber auch in Lappland und dem nördlichen Sibirien erreicht die Mückenqual zuweilen eine solche Höhe, daß die nomadischen Bewohner diese Gegenden verlassen und höher gelegene aufsuchen müssen. Bei uns ist die gemeine Stechmücke (Culex pipiens) in warmen Sommern durch ihr Singen u. Stechen sehr lästig. Sie läßt beim Stiche einen Saft in die Wunde fließen, der reizend wirkt und den Blutzufluß befördert, besonders aber dann eine bedeutende Entzündung und Geschwulst veranlaßt, wenn beim schnellen Wegjagen der Mücke die Spitzen der Stechborsten abbrechen und in der Wunde stecken bleiben. Man schützt sich am besten durch Tabaksrauch gegen sie. Das Weibchen legt 4—6mal 300 Eier ins Wasser, die zu einer ovalen Scheibe zusammenkleben und aus denen nach wenig Tagen die Larven schlüpfen, die sogleich, aber in verkehrter Richtung, im Wasser herumschwimmen, weil am Schwanzende sich die zum Athmen dienende Röhre befindet. Die tief schwarze gemeine Bartmücke (Ceratopogon communis) ist ebenfalls ein sehr häufiges und lästiges Insekt, und die nur eine Linie große Floh-Bartmücke (C. pulicaris) fällt in Lappland die Menschen oft schaarenweise an und kriecht ihnen in Mund und Nase. Im Frühling ist in unsern Wäldern die gemeine Kriebelmücke (Simulia reptans), mit schön irisirenden Flügeln, häufig und lästig. Zu dieser Gattung gehört die berüchtigte kolumbaczer Mücke (Simulia maculata), die vorzüglich in Serbien bei dem Dorfe Kolumbacs am rechten Donauufer in großer Menge lebt und in ganzen Schaaren über Menschen und Thiere herfällt. Der Stich erzeugt eine schmerzhafte allgemeine Geschwulst, Entzündungsfieber und Krämpfe und führt oft selbst den Tod herbei. Die zur Gattung Gallmücke (Cecidomyia) gehörende europäische Weizenschnake (C. tritica) legt ihre Eier an die noch unentwickelten Blüthen des Weizens, deren Blüthenstaub von den auskriechenden Larven verzehrt wird, so daß die Blüthen taub bleiben. Häufiger als sie ist die amerikanische Weizenschnake oder hessische Fliege (C. destructor), welche vorzüglich in den Vereinigten Staaten die Felder heimsucht. Sie verdankt ihren zweiten Namen der irrigen Meinung, daß sie 1776 von den hessischen Truppen in Amerika eingeschleppt worden sey. Die Larven der Markus-Haarmücke (Bibio Marci) und der Johannis-Haarmücke (B. Johannis) leben im Miste und zerstören in den Mistbeeten viele Pflanzenwurzeln. Den Knollengewächsen in Gärten ist die Larve der Garten-Haarmücke (B. hortulanus) sehr schädlich. Die Arten der Gattung Schnake (Tipula), der langbeinigsten aller Zweiflügler, stechen nicht. Gemein ist die Wiesenschnake oder Bach- oder Pferdemücke (T. pratensis). Die Larve der Gemüseschnake (T. oleracea) frißt zwar nur faulende Pflanzen, lockert aber die Erde um die Wurzeln so auf, daß die Pflanzen absterben und große Plätze auf den Wiesen gelb werden. In die Familie der M. gehören auch die Insekten, welche den Heerwurm (s. d.) ausmachen.

Mückenfangen (Mückengreifen), s. Flockenlesen.

Mückensehen (Flecken- oder Nebelsehen, Myiodesopsie, franz. Mouches volantes), eine Augentäuschung, welche darin besteht, daß sich vor dem Auge kleine Erscheinungen von verschiedenen Gestalten auf die mannichfachste Weise unter und durch einander bewegen und drehen. Bald bilden jene Erscheinungen Flecken, Punkte, Kreise und Ringe, Streifen oder Schlängelchen, bald sind sie durchsichtig oder halb durchscheinend, schwärzlich oder gräulich; in andern Fällen gleichen sie kleinen, dunkeln, starren Netzen oder Maschen, daher Netzsehen. Nur in sehr seltenen Fällen bleiben sie (als Punkt) bei Bewegungen des Auges an ihrer ursprünglichen Stelle; meist verlassen sie dieselbe bei der geringsten Augenbewegung. Zu den entfernten Ursachen gehören Blutkongestionen u. Atonie, allgemeine Schwäche u. alle sie bedingenden Einflüsse, wie anhaltendes Bücken, Erhitzungen, Gemüthsbewegungen, Spirituosa, narkotische Substanzen, Alles, was Kopfkongestionen veranlassen kann, sowie auch Fieberhitze ꝛc.; ferner Mangel an Bewegung, anhaltend herabstimmende Leidenschaften, Anstrengungen der Augen, Sehen nach glänzenden Gegenständen, Gebrauch scharfer Gläser, Störungen der Verdauung und überhaupt in den Eingeweiden, Hämorrhoidal- und Menstrualstörungen, Hypochondrie und Hysterie. Der Arzt hat zunächst die veranlassenden Gelegenheitsursachen aufzusuchen und seinen Heilapparat nach denselben einzurichten. Wo Blutkongestionen obwalten, empfiehlt man dem Kranken außer einem passenden Regimen antiphlogistische Laranzen. Bei Kongestionen u. phlogistischen Zuständen thun kalte Bähungen den Augen gute Dienste, sowie bei Atonie spirituöse Einreibungen um das Auge.

Müffling, Friedrich Karl Ferdinand, Freiherr von, nach einem alten Familiennamen Weiß genannt, preußischer General der Infanterie, den 12. Juni 1775 zu Halle geboren, wo er seine militärische Vorbildung erhielt und als Junker in das Füselierbataillon von Langelair trat, mit welchem er 1790 nach Schlesien ging, 1792 aber den Feldzug in Frankreich mitmachte. Wegen seiner Kenntnisse in der höhern Geodäsie ward er 1798—1802 bei der trigonometrischen Vermessung Westphalens für die lecoqsche Karte be-

schäftigt u. 1803 als Premierlieutenant nach Erfurt beordert, wo er unter Zach mit bei der Gradmessung in Thüringen arbeitete. Im folgenden Jahre trat er als Hauptmann in den Generalstab. Im Feldzuge von 1806 stand er bei dem Corps des Herzogs von Weimar, das später von Blücher kommandirt ward, und erhielt nach dem Treffen bei Lübeck den Auftrag, die Kapitulation von Rattkau abzuschließen. Im J. 1809 trat er als Mitglied des sogenannten geheimen Conseils in weimarsche Dienste, ging aber bei dem Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk zur preußischen Armee, bei der er noch vor der Schlacht bei Großgörschen eintraf, und ward als Oberstlieutenant dem Generalstab Blüchers zugetheilt. Nach dem Gefecht bei Hainau in Schlesien avancirte er zum Obersten, nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes ward er Generalquartiermeister bei der schlesischen Armee unter Gneisenau, nach der Schlacht bei Leipzig Generalmajor, nach Abschluß des ersten pariser Friedens Chef des Generalstabs der unter dem Grafen Kleist von Nollendorf am Rhein zurückgebliebenen Armee. Nach dem Wiederausbeuch des Kriegs waed er der brittischen Armee unter Wellington zugetheilt, um mit diesem die gemeinschaftlichen Operationen der brittischen und preußischen Heeresmacht zu leiten. Nach der zweiten Einnahme von Paris schloß er in Verbindung mit einem englischen Stabsoffizier die Konvention wegen Räumung der Hauptstadt mit dem Marschall Fürsten von Eckmühl ab, ward dann zum Gouverneur von Paris ernannt und blieb nach Abschluß des zweiten pariser Friedens im Hauptquartier des Herzogs von Wellington, der die in Frankreich zurückgelassenen 150,000 Mann Okkupationstruppen befehligte. Hier verband er sich mit tüchtigen französischen Offizieren und Gelehrten vom Bureau de longitudes zu einer gemeinschaftlich auszuführenden Gradmessung zwischen Dünkiechen und Seeberg, deren Resultat eine gefundene Abplattung von $^1/_{315,2}$ war. Im Jahre 1818 wohnte er dem Kongresse in Aachen bei und ward daselbst mit einer diplomatischen Sendung nach Brüssel beauftragt. Im J. 1820 zum Chef des Generalstabs der preußischen Armee ernannt, führte er weitere Gradmessungen aus. Als Generallieutenant erhielt er 1829 eine wichtige Mission nach Konstantinopel, wo er die Pforte für den Frieden mit Rußland geneigt machen sollte, welche Sendung jedoch durch Zuvorkommen des französischen Gesandten unwirksam gemacht wurde. Nach seiner Rückkehr ward er zum kommandirenden General des 7. Armeecorps ernannt, begleitete 1830 den Prinzen Albrecht von Preußen nach Petersburg und avancirte im März 1832 zum General des 7. Armeecorps. Im J. 1837 ward er Gouverneur von Berlin. 1841 Präsident im Staatsrath, erhielt 1847 auf sein Ansuchen seine Entlassung mit dem Titel eines Generalfeldmarschalls und als Geschenk die Domäne Wandersleben, wozu die Gleichen gehören. Er lebte nun zu Erfurt, wo er am 16. Jan. 1851 †. M. hat sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht; seine vorzüglichsten Schriften, die unter der Chiffre C. von W. erschienen, sind: „Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee 1806" (Weimar 1806); „Marginalien zu den Grundsätzen der höheren Kriegskunst für die österreichischen Generale" (das. 1808, 2. Aufl. 1810); „Die preußisch-russische Campagne im Jahre 1813" (Breslau 1813, 2. Aufl., Leipzig 1815); „Geschichte des Feldzugs der englisch-hannoversch-niederländischen und braunschweigischen Armee unter dem Herzog von Wellington und der preußischen unter dem Fürsten Blücher im J. 1815" (Stuttg. 1815); „Beiträge zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 u. 1814; die Feldzüge der schlesischen Armee" (2 Thle., Berlin 1824); „Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten ꝛc." (das. 1825); „Napoleons Strategie im Jahre 1813" (das. 1827). Die nachgelassene Schrift „Aus meinem Leben" (Berl. 1851) gab sein Sohn heraus.

Mügeln (Neu-M.), Stadt und Amtssitz im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, an der Döllnitz, mit Schloß Ruhethal, alter Kirche u. Kapelle, Weberei und Brauerei und 2500 Einw.

Mügge, Theodor, deutscher Schriftsteller, den 8. Novembee 1806 in Berlin geboren, war zuerst Kaufmann, dann Soldat und war 1825 im Begriff, nach Peru zu gehen und unter Bolivar zu dienen, als die Nachricht von der bereits erfolgten Verteeibung der Spanier aus Südamerika ihn zurückhielt. Er ging nun über Paris nach Berlin zueück, wo er Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie studirte, um an einer preußischen Universität eine Anstellung zu erlangen. Diese Aussichten verlor er durch zwei durch die Bewegung von 1830 veranlaßte Schriften: „Frankreich und die letzten Bourbonen" (Berlin 1831) und „England und die Reform" (Leipzig 1831), die auf königlichen Befehl dem betreffenden Censor das Amt kosteten. Gleichzeitig ließ er eine Sammlung von Novellen: „Bilder aus dem Leben", erscheinen, welche Gattung er seitdem mit großer Produktivität anbaute. Die meist in Taschenbüchern und Zeitschriften stehenden Novellen gab M. in den Sammlungen heraus: „Novellen und Erzählungen" (3 Bde., Braunschweig 1836), „Novellen und Skizzen" (3 Bde., Berlin 1838), „Gesammelte Novellen" (6 Bde., Leipzig 1842 bis 43) und „Neue Novellen" (3 Bde., Hannover 1845). An größeren Romanen lieferte er: „Der Chevalier" (3 Bde., Leipzig 1835), „Die Vendéerin" (3 Bde., Berlin 1837), „Tänzerin und Gräfin" (2 Bde., Leipzig 1839), „Toussaint" (4 Bde., Stuttgart 1840), „Der Vogt von Sylt" (2 Bde., Berlin 1851), „Der Weihnachtsabend" (das. 1853), „Der Majoratsherr" (2 Bde., das. 1853), „Afraja" (Frankfuet 1854) und „Erich Randal" (das. 1856). Ein neues Gebiet betrat M. mit seinen „Skizzen aus dem Norden" (2 Bde., Hannover 1844), die außer einer sehr glücklichen Darstellung der geographischen Verhältnisse des Nordens auch die politischen Zustände der skandinavischen Staaten mit Umsicht und Sachkenntniß besprechen. In derselben Richtung folgten die „Streifzüge in Schleswig-Holstein" (2 Bde., Frankf. 1846), „Die Schweiz" (3 Bde., Hannover 1847) und „Bilder aus Norwegen" (Frankfurt 1858). M. besitzt rege Phantasie und leichte Darstellungsgabe u. wußte sich trotz der Schnelligkeit, mit welcher er pro-

Digitized by Google

ducirt, immer eine achtungswerthe Stellung in der Literatur zu erhalten. Die Darstellung an die Idylle streifender Zustände gelingt ihm mehr, als die Schilderung verwickelter politischer Verhältnisse mit ihren Konflikten für das Seelenleben. Seine Befähigung als Publicist hat er durch die Schrift: „Die Censurverhältnisse in Preußen" (Leipzig 1845) bewiesen, die ihm jedoch mehrfach polizeiliche Verfolgung zuzog. Seit 1850 gab M. das Taschenbuch „Vielliebchen" heraus. Auch betheiligte er sich 1850 an der Gründung der berliner „Nationalzeitung", deren Feuilleton er eine Zeit lang redigirte.

Mühlarzt, s. v. a. Mühlzeugarbeiter, vergl. Mühle.

Mühlbach, Marktflecken in Tyrol, Kreis Bruneck, an der Drau, Sitz des gleichnamigen Landgerichts, eines Physikats und Weggeldamts, mit gothischer Kirche, mehren Edelsitzen, 6 Eisen- und Kupferschmieden und 700 Einwohnern. Dabei der Paß, die mühlbacher Klause, am 7. Oktober 1813 von den Oesterreichern erstürmt.

Mühlbach, Luise, s. Mundt.

Mühlberg, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Liebenwerda, an der Elbe, hat ein Schloß, 3 Kirchen, ein Gerichts- und Zollamt, Garnison, Feldbau, Viehzucht, Weinbau, Schifffahrt auf der Elbe, Holz- und Getreidehandel, Fischerei und 3500 Einwohner. M. ist historisch berühmt durch die Schlacht vom 24. April 1547, an der lochauer Haide, zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich I. von Sachsen und dem Kaiser Karl V. Letzterer hatte, von seinem Bruder Ferdinand unterstützt, eine Streitmacht von 35,000 Mann deutscher, italienischer und spanischer Truppen bei Eger zusammengezogen und, mit dem Herzog Moritz von Sachsen vereinigt, eine feste Stellung zwischen Lommatzsch und Mügeln an der Jahne eingenommen. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der mit dem Herzog Moritz einen unzeitigen Waffenstillstand geschlossen, beharrte trotz der ihm zukommenden verbürgten Nachrichten auf dem Wahne, daß das anrückende feindliche Heer das von Moritz sey und blieb daher ruhig in Meißen, bis das durch dichten Nebel begünstigte kaiserliche Heer Strehla erreichte. Nun blieb ihm nichts übrig, als mit seinen 13,000 Mann die Gegend bei Meißen zu verlassen, schnell über die Elbe zu gehen und sich nach Wittenberg, wo er dem Feinde Trotz zu bieten hoffte, zu wenden. Er hatte die Brücke bei Meißen abbrennen lassen; auch sollte die Schiffbrücke bei M. verbrannt werden. Letzteres war nur zum Theil geschehen, und der Kaiser ließ bei seiner Ankunft dieselbe schnell wieder herstellen. Gleichzeitig wies ein Bauer eine Furth nach, wo die Reiterei durch die Elbe gehen konnte. So gelang es dem Kaiser, den flüchtigen Kurfürsten hinter M. einzuholen. Nach kurzem Widerstande wurde sein Heer in die Flucht geschlagen, er selbst in Folge seiner Saumseligkeit in Lochau (jetzt Annaburg) gefangen. Die Schlacht bei M., eine der folgenreichsten in der sächsischen Geschichte, machte nicht nur dem schmalkaldischen Bunde ein Ende, sondern änderte auch die staatlichen Verhältnisse Sachsens, indem durch Uebertragung der dem gefangenen Kurfürsten genommenen Kurwürde auf den Herzog Moritz diese nebst dem damit verbundenen Länderbesitz von der älteren oder ernestinischen auf die jüngere oder albertinische Linie des sächsischen Hauses überging und letzterer zu einem bedeutenden Uebergewicht unter den deutschen Fürsten verhalf. Zwischen M. und Zeithayn hielt vom 31. Mai bis 27. Juni 1730 der König August II. von Polen dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Kronprinzen (nachherigem König Friedrich II.) zu Ehren ein Lustlager, welches 5,000,000 Thlr. kostete. Zum Andenken stehen dort 6 Pyramiden. Auch 1615, 1785 und 1805 waren hier Lustlager.

Mühlburg, Stadt im badischen Mittelrheinkreis, Landamt Karlsruhe, ein altes Städtchen, an der Straße nach der Rheinpfalz und Rastadt gelegen, hat Damastweberei, Cichorien- und Krappfabrikation und 1550 Einwohner.

Mühldorf, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, am Inn, hat 2 Vorstädte, ein Schloß, 4 Kirchen, 2 Kapellen, ein Waisenhaus, Hospital, Schifffahrt, Hopfen- und Gemüsebau, Getreidehandel u. 1650 Einwohner. Die Mineralquelle daselbst (Annabrunnen), auf dem rechten Ufer des Inn, enthält schwefel- und kohlensaures Natron, kohlensaure Talkerde, kohlensaure Kalkerde, kohlensaures Eisenoxydul, Chlorkalcium und animalische Substanz. Im Jahre 1258 erlitten hier die Böhmen unter Ottokar einen großen Verlust durch den Einsturz einer Brücke. Bekannter noch ist die Stadt durch die Schlacht am 28. September 1322 (auch Schlacht bei Ampfing genannt), in welcher Kaiser Ludwig IV. od. der Bayer seinen Gegenkönig, Herzog Friedrich von Oesterreich, besiegte und gefangen nahm. Die Oesterreicher waren, 2500 Ritter und etwa 30,000 Mann Fußvolk stark, bei M. über den Inn gegangen und hatten sich, um den Herzog Leopold zu erwarten, der um diese Zeit über den Lech gehen sollte, auf den Anhöhen zwischen M. und dem Dorfe Ampfing gelagert. Während aber Leopold durch den Abfall des Grafen von Montfort zu Ludwigs Partei aufgehalten wurde, konnte Ludwig seine Freunde vereinigen und rückte schnell gegen M. Trotz der Abmahnung seiner Ritter nahm Friedrich die Schlacht an, theilte sein Heer in vier Haufen, deren mittlern er selbst befehligte, und führte dasselbe am Morgen des 28. September 1322 auf die Vehmwiese bei Ampfing zum Angriff. Auf bayerischer Seite führte der fränkische Ritter Seyfried Schweppermann den Oberbefehl. Auch er theilte sein Heer in vier Schaaren, bestimmte aber zugleich, daß der Burggraf Friedrich von Nürnberg, wenn der Kampf am heftigsten wüthe, mit einem Haufen von 600 Rittern dem Feinde in die Flanke fallen sollte. Ein Angriff der Oesterreicher, den tapfern Friedrich an der Spitze, brachte zunächst die Böhmen zum Weichen. König Johann entkam nur durch Verrätherei aus den Händen des Marschalls von Pillichsdorf, und Ludwig selbst entriß nur der Rittermuth der münchener Bäcker der Gefahr, gefangen zu

werden. Zwar hatte Schweppermann durch das Zurückziehen des linken Flügels die Front so verändert, daß die Feinde Sonne und Staub im Gesicht hatten, aber diese schritten doch unaufhaltsam zum Siege. In diesem Augenblicke brach zwischen den waldigen Höhen der Burggraf von Nürnberg in den Rücken des Feindes und verbreitete panischen Schrecken in dem österreichischen Heere. In ungeordnetem Knäuel wälzten sich die vorgedrungenen Oesterreicher über die Isen zurück und lösten sich endlich, von allen Seiten angegriffen, in wilder Flucht auf. Nach 10stündiger Arbeit war die Schlacht entschieden. Auf der großen Wiese beim heutigen Schloß Zangberg ergaben sich die Herzöge Heinrich von Oesterreich und Heinrich von Kärnthen und der Kern des Adels von Österreich, Steier und Salzburg. König Friedrich, von Rindsmaul gefangen, ergab sich dem Burggrafen von Nürnberg. Ueber 5000 Leichen von beiden Seiten deckten den Wahlplatz; über 1400 Ritter wurden gefangen. Leopolds Heer lief bei der Nachricht vom Ausgang der Schlacht aus einander. Friedrich von Oesterreich ward auf das Schloß Trausnitz an der Pfreindt bei Nabburg gebracht und erst am 13. März 1325 durch Vertrag in Freiheit gesetzt. Ludwig hatte durch den Sieg den Alleinbesitz des Kaiserthrons gewonnen.

Mühldorfer, Joseph, ausgezeichneter Dekorationsmaler und Maschinist, den 10. April 1800 zu Mersburg in Baden geboren, bildete sich zu München und wurde hier bereits in seinem 17. Jahre mit der Einrichtung des schweigerschen Sommertheaters beauftragt. Nachdem er bei mehren Stadtbühnen als Maschinist und Dekorationsmaler gewirkt, erhielt er 1824 einen Ruf an das Stadttheater in Nürnberg, 1826 an das neuerbaute Theater zu Aachen und ging von hier aus mit einer deutschen Operngesellschaft nach Paris. Später maschinirte er das neue Theater zu Köln, worauf er 1832 an der Bühne zu Mannheim auf Lebenszeit angestellt wurde. Seitdem versah er die neuen Hoftheater zu Kannstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, die Stadttheater zu Bremen, Würzburg, Heilbronn, Landau, Heidelberg ꝛc. mit sämmtlichen Maschinen und theilweise auch mit Dekorationen, übernahm die scenische Einrichtung mehrer großen Opern in Hamburg, Wien, Frankfurt, Augsburg und stattete das neue Theater zu Bukarest mit Maschinerien und Dekorationen aus. Im Jahre 1853 ward ihm die Einrichtung des Hoftheaters zu München übertragen. M. hat sich um die Verbesserung der deutschen Theatermechanik und des Dekorationswesens sowohl durch eigene Erfindungen als durch Einführung fremder Verbesserungen wesentliche Verdienste erworben.

Mühle, im Allgemeinen eine solche Maschine, welche zum Zerkleinern oder Zermalmen gewisser Stoffe dient und zu diesem Behufe mit einem Räderwerke versehen ist, welches durch irgend eine von außen her darauf einwirkende Kraft in Bewegung gesetzt wird. Im weiteren Sinne begreift man unter der Benennung M.n demnach auch solche Maschinenwerke, worin der zerkleinerte oder zermalmte Stoff unmittelbar noch eine weitere Bearbeitung erleidet, wie z. B. in den Pulvermühlen die zerkleinerten Materialien noch gemischt, gekörnt und gesiebt werden und die Papiermühlen das gemahlene Papierzeug noch zu Papier schöpfen, kautschen und trocknen. Gebraucht man aber das Wort M. ohne Beisatz, so versteht man darunter nur Getreide- oder Mahlmühlen, in denen das Getreide zu Mehl verarbeitet wird. Hinsichtlich der Kraft, welche zur Bewegung des Triebwerks verwendet wird, zerfallen die M.n in Hand-, Roß-, Wind-, Wasser- und Dampfmühlen. Die Handmühlen sind entweder solche, welche durch die Hand in Bewegung gesetzt werden, oder Tretmühlen, in welchen ein großes, horizontal liegendes Rad durch in demselben oder auf Staffeln außerhalb desselben ansteigende Menschen bewegt wird und als Moteur dient (s. Tretrad). Manche dieser M.n sind nach Art der Kaffeemühlen eingerichtet, indem das Getreidekorn zwischen einem eisernen, gekerbten Kegel (Cylinder, Kugel) und einer dazu passenden Einfassung zermalmt wird; andere sind mit kleinen Mühlsteinen versehen. Die Umdrehung geschieht mittelst einer Kurbel oder eines Schwengels. Dergleichen Handmühlen sind weniger zum Mehlmahlen, als zum Schroten des Getreides anzuempfehlen. Früher wurden sie im Felde (Feldmühlen) gebraucht, waren in diesem Falle auf einem Wagen befestigt und wurden durch ein von Pferden gezogenes horizontales Stirnrad in Bewegung gesetzt, oder sie hatten eine solche Einrichtung, daß die Wagenräder zugleich das Mühlenwerk trieben (Wagenmühlen). Bei den Roßmühlen ist an einer senkrecht stehenden Welle ein horizontaler Balken (Zugarm) von 10—20 Fuß Länge befestigt, an dessen Ende ein oder zwei Pferde angespannt sind, welche, im Kreise herumgehend, die Welle drehen; an der Welle ist oben ein Stirnrad angebracht, welches in das Getriebe eingreift. Die Windmühlen unterscheiden sich von den Wassermühlen nur dadurch, daß sie statt durch Wasser durch den Wind in Bewegung gesetzt werden. Dies geschieht vermittelst der Flügel, welche die ihnen durch den Wind verliehene Bewegung einer Welle mittheilen, die mit dem innern Getriebe in Verbindung steht. Die Windmühlen sind entweder senkrechte, wo die Flügelwelle fast horizontal liegt, die Flügel also sich in einer ungefähr senkrechten Ebene umdrehen, oder horizontale, mit stehender Flügelwelle. Je nach der Vorrichtung zum Stellen der Flügel in den Wind hat man Bockwindmühlen, wo das ganze Gebäude, und holländische, wo nur der obere Theil, die Kappe, mit dem Flügelgerüst in den Wind gedreht wird. Die letzteren sind zwar viel theuerer, aber auch viel zweckmäßiger als die ersten, da sie eine größere Solidität und viel mehr Raum zur Anlage des gehenden Werks gestatten. Die Wassermühlen, mit denen als Mehlmühlen häufig Oel-, Schneide-, Graupen-, auch wohl Walk- und Lohmühlen als Nebenwerke verbunden sind, sind entweder oberschlächtige, bei denen das Wasser von oben auf die Schaufeln eines senkrechten Rades fällt und durch seine Schwere wirkt, oder

Digitized by Google

unterschlächtige, wo das Wasser mitten in die Schaufeln des Rades fällt und durch den Stoß wirkt, od. endlich mittelschlächtige, wo das Wasser auf einen Punkt in der Peripherie fast wagerecht anfällt und durch die vereinigte Stoß- u. Schwerkraft wirkt. Letztere sind gegenwärtig die gebräuchlichsten und am meisten vervollkommnet. In neuerer Zeit werden manche M.n durch horizontale Wasserräder, sogenannte Turbinen, getrieben. Hinsichtlich der Konstruktion des Wasserrades (s. d.) zerfallen die Wassermühlen in Panstermühlen, bei welchen das Wasserrad nach der Höhe des Wasserstandes gehoben oder gesenkt werden kann, in Stabermühlen, bei welchen das Wasser auf Schaufeln fällt, welche auf dem Speichenringe befestigt und an beiden Seiten offen sind, und in Straubemühlen, bei denen das Wasser auf Schaufeln fällt, welche zwischen zwei Radkränze eingeschoben sind. Damit das Wasser in geneigter Richtung auf die Wasserräder ströme, ist ein aus starken Bohlen verfertigter Kanal (Gerinne) angebracht, dessen Neigung (Gefälle), welche für die vortheilhafte Benutzung der Wasserkunst von großer Wichtigkeit ist, die Kröpfung heißt. Das Gerinne selbst theilt man in das Mahl- (Ober-) Gerinne (Vorarche), vor und in welchem die Wasserräder hängen, das Untergerinne (Hinterarche), das unterhalb der Wasserräder befindlich ist, und das wüste Gerinne (Freischütz, Friedarche), durch welches das überflüssige Wasser abläuft. Nach der verschiedenen Beschaffenheit der Wasserräder heißt auch das Gerinne Panster-, Staber-, Straube- und Sackgerinne, sowie nach der Höhe seiner Lage ober-, mittel- oder unterschlächtiges Gerinne; das letztere heißt Schußgerinne, wenn es einen geraden, schräg abschießenden, Kropfgerinne, wenn es einen gekrümmten Boden hat. Das Gerinne, welches das Aufschlagwasser neben den Wasserrädern hinführt, wenn die M. still stehen soll, heißt zum Unterschiede vom Mahlgerinne Ablaß (Freilauf, Freigerinne). Der Kanal, welcher einen Theil des Wassers eines Flusses oberhalb des Wehres aufnimmt, zu dem Gerinne und unterhalb desselben wieder in den Fluß leitet, heißt Mühlgraben, ein Teich mit Quellwasser oder starkem Zufluß, woraus das zum Treiben eines Mühlwerks nöthige Wasser abfließt, Mühlteich. Weil man an großen Flüssen das Wasser nicht in ein Gerinne oder einen Mühlgraben einengen kann, so hat man daselbst Schiffmühlen, welche auf großen Kähnen ruhen und ihren Standort verändern können, im Gegensatz zu den feststehenden Pfahlmühlen. Eine solche Schiffmühle ruht gewöhnlich auf zwei kleinen Schiffen, welche mittelst starker Querbalken mit einander verbunden sind, aber zwischen sich einen Zwischenraum für das Wasserrad haben. Die Schiffe sind mittelst der Mühlanker am Ufer befestigt. Das zunächst am Lande befindliche Schiff (Hausschiff) ist mit einem hölzernen Häuschen überbaut, worin der Mahlgang angebracht ist; das andere schmalere Schiff (Wellschiff) dient dazu, die Welle des Wasserrades zu tragen. Bei den Dampfmühlen wird die Triebkraft des Wassers durch die einer Dampfmaschine ersetzt.

Die älteren deutschen M.n sind stets mit mehren neben einander thätigen Mechanismen versehen, von denen jeder für sich einen vollständigen Mühlapparat (Gang) ausmacht. Jeder Gang umfaßt 3 zusammenwirkende Vorrichtungen: das „gangbare Zeug" (Mahl- od. Gehwerk), welches die Zerkleinerung der Getreidekörner vollbringt, das „Rumpfzeug", welches dem gangbaren Zeug die Frucht in dem Maße zuführt, als sie daselbst vermahlen wird, und das „Beutelgeschirr", worin die gemahlene Frucht durch Sieben in die verschiedenen Sorten des Mühlgutes getrennt wird. Die beiden Haupttheile des Mahlgangs oder Gehwerks sind die beiden flachwalzenden Mühlsteine, deren Axen genau in eine senkrechte Linie zusammenfallen. Der untere oder Bodenstein ist unbeweglich festliegend, der obere oder Läufer in der Weise um die Axe drehbar, daß die beiden gegen einander gerichteten Flächen (Mahlen), deren Abstand beliebig geändert werden kann, jederzeit genau parallel bleiben. Kommen die Körner in den Zwischenraum zwischen beiden, so werden die Rauhheiten des Bodensteins dieselben zurückzuhalten streben, während die Rauhheiten des Läufers dieselben mit Gewalt vorwärts schieben: es erfolgt ein Zerreißen des Korns. Zur weiteren Zermalmung der Bruchstücke dient die sogenannte Schärfung, eine eigenthümliche Behauung der mahlenden Steinflächen nach Furchen, die auf eine solche Stellung der oberen gegen die unteren berechnet ist, daß bei der Gegenbewegung der Kanten eine scheerenartige Wirkung entsteht. Indem der Raum, der die eingehauenen Furchen bildet, enger und enger wird, werden die hineingerathenen Körner stufenweise zermalmt, bis sie endlich zwischen den ebenen Steinflächen zu Mehl werden. In den gewöhnlichen M.n enthält der Läufer gewöhnlich vom Mittelpunkt auslaufende Spiralen, der Bodenstein gerade Radien, womit jedoch der Müller bei jeder erneuerten Schärfung (jeden zweiten oder dritten Tag) abwechselt, so daß die Spiralen auf den Bodenstein, die Radien auf den Läufer kommen. Das Material der Mühlsteine soll eine Steinart seyn, die sich hinreichend behauen läßt, aber doch so wenig als möglich abnutzt. Damit das Getreide zwischen die beiden Steine gelangen kann, so ist durch den Läufer hindurch eine 6 — 8 Zoll weite Oeffnung (das Auge) gehauen. Sobald das auf diesem Wege auf den Bodenstein fallende Korn von der Bewegung der Steine einmal erfaßt ist, so wird es auch von der Centrifugalkraft unaufhaltsam nach der Peripherie getrieben, wo es gemahlen ankommt, die Steine verläßt und nach allen Richtungen umhergespritzt würde, wenn die Steine nicht von einer Art umgestürztem Bottich (der Zarge) umgeben wären. In den Läufer ist quer über das Auge ein eiserner Steg (die Haue) eingelassen, in deren Mitte das 4kantige Ende einer eisernen Drehungsaxe (Mühleisen, Spindel) fest eingepaßt ist. Das entgegengesetzte Ende dieser Axe ruht auf einem Balken in einer besonderen eisernen Pfanne, von welcher also das ganze Gewicht des Läufers getragen wird, während der die Pfanne tragende Balken auf einem Querbalken ruht, der mit einem zweiten eine

Hebelade bildet, mittelst welcher man der Pfanne und folglich auch dem Mühleisen und Läufer eine beliebige Stellung auf- und abwärts geben kann. Das Mühleisen geht durch eine dem Auge ähnliche Oeffnung des Bodensteins (die Büchse) hindurch. Zwischen dieser Büchse und der Pfanne ist an dem Mühleisen der Trilling aufgezogen, in dessen Stäbe die Zähne des von einem Wasserrade getriebenen Kammrades eingreifen und die Umdrehung des Läufers bewirken. Damit die Steine weder leer gehen, noch durch zu viel Frucht ins Stocken kommen, ist ein beständiges und regelmäßiges Nachschütten des zu vermahlenden Getreides erforderlich, welches durch das Rumpfzeug vollführt wird. Der Hauptheil desselben ist der Rumpf, ein großer viereckiger Trichter aus Brettern, der so viel Getreide fasst, daß die Steine einige Zeit damit beschickt werden können. Die bewegende Kraft der M. regelt den Ausfluß dieses Vorraths aus einer in dem Trichter seitlich angebrachten Oeffnung in das Auge, so daß jeder Zeit den Steinen die ihnen nöthige Frucht zugeführt wird. Der Boden des Rumpfes ist ein beweglicher, flacher hölzerner Kasten (Schuh), der in Schnüren um eine Rolle mit Sperrung hängt und so gestellt werden kann, daß er den Rumpf mehr oder weniger schließt und also mehr oder weniger Frucht herauslässt. Damit dies ohne Stockung geschieht, ist wegen der unregelmäßigen Form der Körner ein beständiges Schütteln nothwendig, was durch einen besonderen Mechanismus hervorgebracht wird. In der Zarge befindet sich nach dem Mehlkasten zu ein viereckiges Loch (Mehlloch), welches die gemahlene Frucht dem Beutelgeschirr zuführt, woselbst die Trennung von Mehl und Kleie Statt findet. Diese Trennung wird durch einen vor die Zargenöffnung gespannten Beutel bewerkstelligt, durch welchen hindurch der gröbere Theil des gemahlenen Gutes in den unterhalb des Mehlkastens placirten Kleienkasten passirt, während der feine Theil, das Mehl, unterwegs durch die Poren des Beutelzeuges fällt. Damit dies geschehe, ist ein ununterbrochenes Rütteln des Beutels nothwendig, zu welchem Ende der Beutel mit dem Gehwerke in Verbindung gesetzt ist. Der nicht durchgebeutelte Theil des gemahlenen Guts, Kleie und Gries, geht aus dem Beutel entweder direkt in den Kleienkasten, oder zuerst auf Siebe, wo der Gries von der Kleie getrennt wird und deren Rüttelbewegung eben so hervorgebracht wird, wie die des Beutels. Damit das Mehl die nöthige Feinheit erlange, muß die Quantität Getreide, welche auf einmal bearbeitet wird (die Post), mehrmals hinter einander aufgeschüttet und durch die Steine gelassen werden, wobei die Stellung der Steine natürlich jedesmal zu verändern und der entsprechenden Feinheit des Produktes anzupassen ist. Bis zum zweiten oder dritten Aufschütten, wo sie noch aus den groben Bruchstücken der Körner besteht, ist die Frucht Schrot; mehrmals aufgegebenes Schrot, welches so weit seines Mehlgehaltes beraubt ist, als in diesen Einrichtungen geschehen kann, ohne allzuviel Hülsen unter das Gut zu bringen, gibt die Kleie. Der Mehlkern selbst, so weit er als Staub durch die Maschen des Beutels gegangen ist, gibt die verschiedenen Mehlsorten; dagegen bilden die Bruchstücke des Mehlkerns, wenn sie von den Hülsen befreit werden, den Gries. In der neuesten Zeit sind in Frankreich, England und Amerika mannichfache Verbesserungen an den M.n vorgenommen worden; namentlich hat das amerikanische System sehr viele Anhänger gefunden, und auch in Deutschland sind schon viele M.n (Kunstmühlen) nach demselben erbaut. Das Grundprincip der Amerikaner ist höchste Reinlichkeit des Korns, weshalb dasselbe durch eine Reihe von Apparaten vielfach gereinigt wird, ehe es zum Zuführewerk kommt. Die Reinigungsapparate sind in der Regel dreierlei. Die erste Art besteht in einer Siebvorrichtung, welche die groben fremdartigen Theile (Steinchen, Strohstücke rc.) zurückhält u. die Körner mit den feineren Unreinigkeiten hindurchfallen läßt. Die zweite Art ist ein Gebwerk, dessen Steine so weit von einander gestellt sind, daß darin nur die tauben und mehlosen Spitzen der Körner abgestoßen werden („Koppen", „Spitzen"). Die dritte Art hat die Aufgabe, die Oberstücke der Hülsen durch Abreiben von Staub, Rost rc. zu befreien, was durch einen mit Bürsten besetzten Cylinder geschieht, dessen Bürstenfläche die Körner gegen die ebenfalls cylindrische Reibeisenfläche, in welcher sie sich bewegt, reibt und stößt. Der Schmutz wird dann von den reinen Körnern durch einen Luftstrom mittelst eines Windmühlenflügelventilators weggeblasen. Die Reinigung des Korns wurde und wird bei dem alten deutschen Mühlverfahren unvollkommen durch das Netzen ersetzt, dessen Anwendung auf der Erfahrung beruht, daß die Hülse des Getreides sich nur dann gut abschälen läßt, wenn sie einen bestimmten Grad von Zähigkeit besitzt, welcher der käuflichen Frucht erst durch angemessene Befeuchtung gegeben werden muß. Das Netzen gewährt aber den empfindlichen Schaden, daß das Mehl, zum Nachtheil seiner Haltbarkeit, in einem feuchteren, seinen natürlichen Zustande daraus hervorgeht. Die neueren, verbesserten M.n umgehen daher das Netzen ganz und gar und vermindern den Nachtheil der größeren Erhitzung und der Verunreinigung des Mehls durch Hülsentheile, welcher das trockenere Korn zwischen den Steinen ausgesetzt ist, durch eine zweckmäßigere Schärfung der Steine, welche das Enthülsen sehr erleichtert, und durch besondere mechanische Kühlvorrichtungen. in denen das gemahlene Getreide vor dem Beuteln behandelt wird. Im Mahlverfahren unterscheiden sich die Kunstmühlen von den gewöhnlichen M.n dadurch, daß sie zum Mahlen der Frucht in getrennten Posten nicht gut, sondern viel besser zum fortlaufenden fabrikmäßigen Betrieb geeignet sind. Dafür wird aber auch die Frucht mit einmaligem Aufschütten vollständig ausgemahlen und durch vollkommene Beutelvorrichtungen schärfer und in mehr Mehlsorten geschieden, die sich in dieser Trennung im Einzelnen besser verwerthen lassen. Die übrigen Vorzüge liegen in der verbesserten mechanischen Ausrüstung, womit im Allgemeinen eine weit geringere Verschwendung der Betriebskraft, Verminderung des beaufsichtigenden Per-

Digitized by Google

sonals und der Handarbeit ꝛc. in Verbindung stehen. Bei den amerikanischen M.n ist das ganze gezahnte Räderwerk nebst anderen wichtigeren Theilen des Mühlwerks gewöhnlich von Eisen, wodurch es eben so wohl viele Hindernisse der Bewegung, als viele Reparaturen vermieden werden. Auch diese M.n behielten indeß die horizontal liegenden Mühlsteine bei, an deren Stelle in den Walzmühlen, wie dieselben seit 1820 in der Schweiz, in Paris, Wien und neuerlich auch an anderen Orten aufgestellt wurden, eiserne Walzen getreten sind. Diese Walzen haben etwa 6 Zoll Durchmesser und gleiche Länge. In einem gußeisernen, in 6 Abtheilungen getheilten Stuhle liegen 3 Paar solcher Walzen über einander, und 2 solche Stühle bilden ein System, indem die Walzen des einen zum Schroten und zur Griesserzeugung, die des anderen zum Feinmahlen dienen. Die Frucht geht von der Reinigungsmaschine durch die Walzen der Schrotstühle, von wo das Schrot in einen mit Drahtnetz überzogenen Cylinder (Schrotbeutel) und aus diesem auf den Griesseparator kommt, einen länglich viereckigen Kasten mit 4—6 Abtheilungen, über dessen Oeffnung ein Rahmen mit einem Drahtnetz von gleich vielen Feinheitsabstufungen hin- und herbewegt wird. Die in der letzten Abtheilung, wo die Maschen am weitesten sind, erhaltene Masse wird auf gewöhnlichen Mühlsteinen vermahlen; die übrigen kleineren Griessorten aber werden jede einzeln zwischen den Walzen in Mehl verwandelt, nachdem sie zuvor durch den Windmühlenflügelventilator hindurch gegangen sind. Das gewonnene Mehl wird in Cylinderbeuteln, die mit feinem Beuteltuch überzogen sind, gebeutelt. Ein solches System mahlt binnen 24 Stunden 300 Scheffel Weizen und schrotet in derselben Zeit 7—800 Scheffel Roggen. Die zur Bewegung der 3 Paar Walzen erforderliche Kraft eines Stuhls beträgt im Durchschnitt 1 Pferdekraft. Das von den Walzmühlen gelieferte Mehl (Walzmehl) übertrifft an Feinheit noch das der amerikanischen M.n und ist vorzüglich zu feinem Backwerk geeignet. Das Forschaffen des Getreides und der Mühlenprodukte von einer Vorrichtung zur andern wird ebenfalls von der Betriebskraft, und zwar vermittelst der archimedischen Schraube in den wagerechten Kanälen und vermittelst eines sogenannten Paternosterwerkes in den senkrechten bewerkstelligt. Die Schwierigkeiten, welche sich der allgemeinen Einführung der Kunstmühlen entgegenstellen, beruhen nicht nur in dem größeren Anlagekapital, in der Nothwendigkeit in der Nähe befindlicher mechanischer Hülfsmittel ꝛc., sondern vorzugsweise in dem Umstande, daß darin kleine Fruchtvorräthe für einzelne Mahlgäste in herkömmlicher Weise nicht wohl vermahlen werden können und daher das große Publikum erst an eine neue Betriebsweise gewöhnt werden muß.

Der Mühlenbau ist zwar ein Theil der Baukunst, erfordert aber ein besonderes, von der eigentlichen Baukunst verschiedenes Studium, welches besonders die Wissenschaften der Mechanik, Hydraulik u. Hydrotechnik zu Hülfe nimmt. In allen geordneten Staaten bestehen eigene Gesetze über das Mühlenwesen, wodurch die Verpflichtungen und Rechte, welche die Müller hinsichtlich des Anspannens des Wassers haben, so wie die Verhältnisse derselben zu den Mahlgästen und die von letzteren an jene zu entrichtenden Abgaben bestimmt sind. Die Sammlung der hierauf bezüglichen Gesetze und Verordnungen heißt Mühlenordnung. In älteren Zeiten war die Anlegung von M.n völlig freigegeben; da man jedoch die Erfahrung machte, daß weiter unten an einem Fluße angelegte M.n die weiter oben gelegenen beeinträchtigten u. daß durch neu angelegte Wasser- u. Windmühlen der Ertrag der schon bestehenden verringert werde, so traten in dieser Beziehung Beschränkungen ein, wie der Mühlenzwang, d. i. die Verbindlichkeit der Einwohner des einer M. gehörigen Bezirks, ihr Korn eben nur in dieser M. mahlen zu lassen, u. das Mühleurlegal oder das der Regierung zustehende Recht, von jeder neuen M. eine Abgabe, den sogenannten Wasserzins, zu erheben. In Oesterreich und den meisten andern Staaten ist der Mühlenzwang aufgehoben. Der dem Müller als Lohn von dem Mahlgast abzugebende Theil des Getreides, die sogenannte Mahlmeße, beträgt in einigen Ländern den 32., in anderen den 30. oder 24. Theil, wird aber in Zeiten der Theuerung vermindert und ist in mehren Ländern in eine Geldabgabe umgewandelt. Ebenso ist das Staubmehl, d. h. der Abgang beim Mahlen, mit welchem die Müller sonst viel Betrug trieben, gesetzlich bestimmt und beträgt gewöhnlich $^1/_{100}$ in Norddeutschland 1 Procent. Im Alterthum war es den Hausfrauen, zum Theil auch den Sklaven überlassen, aus der geernteten und ausgedroschenen Frucht dasjenige zu backen, was unserm heutigen Brode entspricht. Wenn nun auch die Frucht zuweilen bloß im gerösteten Zustande genossen wurde, so ist doch im ersten Buche Mosis erzählt, wie Abraham seinen Gästen Kuchen aus dem feinsten Mehl vorsetzte, und später, daß Mannah wie Mehl gemahlen worden. So war es bei den Griechen und Römern, wo die Frucht zuerst in Mörsern (pilae) mit Stößeln (pistillus) zu Mehl zerstoßen wurde. Nach und nach gab man den zermalmenden Flächen der (steinernen) Mörser eine rauhe Oberfläche und fing an, die Zerkleinerung der Körner mehr durch Reiben, als durch Stoßen zu bewirken. Als man endlich die Keulen schwerer Mörser durch Sklaven in Bewegung setzte, war der Mörser zu einer M. geworden. Diesen Handmühlen schlossen sich zunächst Roßmühlen an. Wassermühlen scheinen schon zur Zeit des Mithridates in Asien bekannt gewesen zu seyn und wurden kurz vor Augustus in Rom eingeführt. Sie verdrängten die durch Menschen getriebenen M.n aber erst vollständig, als durch das Christenthum die Sklaverei abkam. Schiffmühlen soll schon Belisar erbaut haben, als er von den Gothen in Rom (536) belagert ward. Windmühlen werden zuerst erwähnt 1105; nach Spanien kam die erste Windmühle aus Holland 1547. Nach ihrer Verbreitung über die alte Welt standen die gemeinen M.n lange Zeit auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, was das Verdienst der geübten und erfahrenen Empiriker, der sogenannten Mühlärzte, war, bis die wissenschaftliche Mechanik der neuern Zeit angefangen hat, dem alten empirischen

Systeme den sichern Untergang zu bereiten. Vgl. H. Ernst, Anweisung zum praktischen Mühlenbau, Leipz. 1802; K. Kühnert, Lehrbuch der Mühlenbaukunst, 4. Aufl., Quedlinb. 1836—41, 2 Bde.; Fritzsche, Die neuesten Erfindungen u. Erfahrungen im Gebiet der Mühlenbaukunst, Leipzig 1841—1843.

Mühle, bekanntes Spiel, das von zwei Personen auf einer aus drei koncentrisch in der Mitte jeder der 4 Seiten durch eine Linie durchschnittenen Vierecken bestehenden Figur, dergl. sich meist auf der untern Seite des Damenbretes befinden, gespielt wird. Jeder der Spielenden hat 9 Damensteine und sucht, indem er die Steine, einen nach dem andern, entweder in die Ecken oder in die Mitte aufsetzt, eine M. zu bekommen, d. h. 3 Steine neben einander in einer Linie zu erhalten. Dann zieht er seine M. auf und schlägt, wenn er sie wieder zuzieht, einen Stein des Gegners, der nicht in einer M. steht. Man sucht besonders eine Zwickmühle zu bekommen, d. h. eine M. zu erhalten, die auf den einander parallelen Linien steht und, wenn sie aufgezogen wird, zugleich die andere zuzieht, indem man da bei jedem Zuge einen feindlichen Stein schlägt. Das Spiel hat Der verloren, welcher alle Steine eingebüßt hat, oder so weit reduzirt ist, daß es ihm unmöglich ist, das Spiel zu gewinnen. Hat man bloß noch 3 Steine, so kann man springen, d. h. man braucht nicht mehr bloß von einem Durchschnittspunkt zum andern zu ziehen, sondern kann die Steine nach Willkür setzen, wohin man will, wofür man aber, wenn der Gegner eine M. zuzieht, auch alle 3 Steine auf einmal verliert, so daß das Spiel ein Ende hat.

Mühlenbach, Stadt im siebenbürgischen Land der Sachsen, am Mühlenbach und dem goldführenden Stregarbach, hat 4600 Einwohner.

Mühlenbruch, Christian Friedrich, ausgezeichneter Civilrechts- und Prozeßlehrer, geboren zu Rostock den 3. Okt. 1785, studirte seit 1800 in Rostock, Greifswald, Göttingen und Heidelberg, habilitirte sich 1805 in Rostock und wurde daselbst 1808 Rathsherr und 1810 ordentlicher Professor der Rechte. Im J. 1815 ging er in gleicher Eigenschaft nach Greifswald, 1818 nach Königsberg und 1819 nach Halle, wo man ihm das Vertrauen, das er sich durch seine Kenntnisse und durch sein glänzendes Lehrtalent erwarb, 1828 durch die Ernennung zum Regierungsbevollmächtigten bewies. Im J. 1833 ging er mit dem Rang eines geh. Justizraths als Professor nach Göttingen und wurde auch Mitglied des dortigen Spruchkollegiums. Durch die Wirren von 1837 gerieth er aber nicht bloß in Konflikt mit den sieben entlassenen Lehrern der Hochschule, sondern auch mit seinen übrigen Kollegen, und seine Ernennung zum Staatsrath mußte dem gegen ihn erregten Verdacht neue Nahrung geben. Er † den 17. Juli 1843. Seine hauptsächlichsten Schriften, ausgezeichnet durch Klarheit und Scharfsinn, sind: das „Lehrbuch der juristischen Encyklopädie und Methodologie" (Rostock 1807); „Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte nach den Grundsätzen des römischen Rechts" (Greifswald 1817; 3. Aufl. 1835); „Doctrina pandectarum scholarum in usum" (3 Bde., Halle 1823—25; 4. Aufl. 1838—40); „Entwurf des gemeinrechtlichen Civilprozesses, mit beigefügten Quellen und literarischen Belegen" (das. 1827, 2. Aufl. 1840); die Fortsetzung von Chr. Fr. v. Glücks „Ausführlicher Erläuterung der Pandekten" (Bd. 35—41, Erlangen 1833—40); „Lehrbuch des Pandektenrechts nach der 3. Ausgabe der Doctrina pandectarum deutsch bearbeitet" (3 Bde., Halle 1831—37, 3. Aufl. 1839—40); „Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts" (Halle 1842). Außerdem war er Redakteur der hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung" für die juristischen Disciplinen und betheiligt an der Redaktion des „Archivs für civilistische Praxis".

Mühlenordnung, Mühlenregal, Mühlenzwang, s. Mühle.

Mühlhausen, 1) Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, an der Unstrut und Schwemotte, hat Mauern, Wall und Graben, zerfällt in die obere und untere Stadt u. 5 Vorstädte und zählt gegen 16,000 Einwohner. Von den ehemaligen 15 Kirchen sind noch 8 im Gebrauch, darunter 4 evangelische; die bedeutendste ist die schöne Marienkirche mit 5 Schiffen. M. hat ein Gymnasium, eine Waisen-, Kranken-, Arbeitshaus, Hospital, eine Sparkasse, ein Leihhaus, Vereine zur Beförderung des Gewerbfleißes, des Land- und Gartenbaues, eine Kleinkinderschule und eine Anstalt zur Erziehung für verwahrloste Mädchen, ist Sitz des Landratsamtes, einer Superintendentur, einer Forstinspektion, eines Untersteueramts, Kreisgerichts, einer Post und Garnison. Die Stadt betreibt ansehnlichen Waid-, Safflor- und Anisbau, Maschinenspinnerei, Tuch-, Flanell- u. Baumwollweberei, Golgashrucherei, Loh- u. Saffiangerberei, Leimsiederei, Fabriken von Krappfarben, Fabrikation beweglicher Sparherde. Auch 2 Buchhandlungen und eine Buch- u. Steindruckerei finden sich daselbst. M. wird schon sehr früh genannt. Kaiser Otto II. schenkte sie seiner Gemahlin Theophania neben andern Kammergütern; Lothar nahm hier die Hohenstaufen zu Gnaden an. Im J. 1180 wurde die Stadt vom Herzog Heinrich dem Löwen im Streite mit Friedrich I. verbrannt. Philipp von Schwaben wurde hier zum König ausgerufen. Im 13. Jahrhundert zerstörten die Bürger M.s die kaiserliche Burg, was ihre Achtserklärung von Seiten Rudolfs von Habsburg zur Folge hatte. Aber auch dies hinderte sie nicht, den König Adolf von Nassau mit seinem Kriegsvolke aus der Stadt zu verjagen. Im J. 1332 versprach Kaiser Ludwig, die Stadt vom Reiche nicht zu veräußern. Bald darauf erwarb sie von diesem das Reichsgericht, das Recht der Gesetzgebung, das Jus de non appellando. M. gehörte nebst ihrem Gebiete zum niedersächsischen Kreise. Ansehen und Macht der Stadt fingen an zu sinken, als im Bauernkriege Hessen und Sachsen Stadt und Gebiet besetzten. Mehr noch litt M. im 30jährigen Kriege. Durch den Reichsdeputationshauptschluß verlor sie 1803 ihre Selbstständigkeit und wurde Preußen als Entschädigung zugetheilt. Nach dem tilsiter Frieden kam sie 1807 an Westphalen und fiel 1813 an Preußen zurück.

2) (franz. Mulhouse), Stadt im französischen Departement Oberrhein, Bezirk Altkirchen, im

Digitized by Google

ehemaligen Elsaß, auf einer Insel der Ill, in fruchtbarer Gegend am Rhone-Rheinkanal und an der Eisenbahn von Straßburg nach Basel, ist der Centralpunkt der bedeutenden Fabrikation des Elsasses und überhaupt eine der wichtigsten Fabrikstädte Frankreichs, Sitz eines Handelsgerichts, eines Gewerberaths, einer Börse, eines Handels- und eines Gewerbvereins, der sehr viele Kunstsammlungen besitzt. Die gut gebaute Stadt hat mehre öffentliche Plätze, 6 Kirchen, darunter 2 reformirte, ein Collége, ein gut eingerichtetes Hospital, ein Waisenhaus, großartige Fabrikgebäude und 22,000 Einwohner, ohne die 7000 Arbeiter, welche täglich aus den benachbarten Dörfern sich dazu gesellen. Der Hauptindustriezweig betrifft die Verarbeitung der Baumwolle, für welche nicht nur große Spinnereien, Färbereien und Webereien, sondern auch vorzügliche Druckereien bestehen, aus denen u. A. die berühmten mühlhausener Indiennes oder Calicots hervorgehen. Ferner befinden sich hier Fabriken für Tuch, Slamoises, Marequin, Handschuhe, Papier, chemische Produkte, Farben, Knöpfe, Uhren, Quincailleriewaaren, Schlosserwaaren, metallene Werkzeuge, Kirschwasser, Maschinenbauanstalten, Eisengießereien und große Bleichen. Außer dem Betrieb dieser mannichfaltigen Fabrikate ist der Handel mit Wein, Branntwein, Getreide, Eisen, Kolonialwaaren ꝛc. nicht unbedeutend. Die bedeutendsten Fabrikgeschäfte sind die der Gebrüder Köchlin, die von Dollfuß und Nägelt. M. ist eine alte Stadt, wenn auch nicht, wie Einige glauben, das Artaba in und des Antoninus ist. Sie wurde 1273 vom Kaiser Rudolf von Habsburg zur freien Reichsstadt erhoben. In den Fehden gegen den umwohnenden Adel verband sie sich 1466 mit Bern und Solothurn, 1506 mit Basel, so daß sie später in den langen Kriegen zwischen den deutschen Kaisern und Frankreich eine gewisse Neutralität behaupten konnte. Im J. 1523 wurde die Reformation eingeführt. M. gehörte zum oberrheinischen Kreise, bis es 1798 zu Frankreich geschlagen wurde.

Mühlheim, 1) (M. am Rhein, Mülheim), Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, am Rhein und am Strunderbach, unterhalb Köln, mit fliegender Brücke über den Rhein, ist Sitz der Kreisbehörde, eines Postamts und Untersteueramts, eines Oekonats und einer Superintendentur und hat 3 Kirchen, eine Synagoge und 6900 Einwohner, die eine sehr lebhafte und wichtige Industrie treiben. Es gibt hier Manufakturen in Seide, Sammt, Seide- und Sammtband, Baumwollenzeuchen, Tuch und Kaſimir, Fabriken von Essig, Branntwein, Seife, Wachs- und Talglichtern, Lohe und Weißgerbereien, Farbmühlen ꝛc. Eben so lebhaft ist der Handel (Speditionshandel), besonders mit Getreide, Wein, Holz und den bergischen Eisenwaaren, der durch Märkte, die Rheinschiffahrt und die Cöln-düsseldorfer Eisenbahn sehr gehoben wird. M. erhielt 1322 Stadtrechte, ward 1614 von Spinola verwüstet und 1745 von den Oesterreichern besetzt. Seine Blüthe verdankt es einer Anzahl protestantischer Kaufleute aus Cöln, die 1714 hierher flüchteten und Manufakturen einrichteten. — 2) (M. an der Ruhr, **Mülheim**), Stadt daselbst, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Duisburg, Hauptort der fürstlichen Standesherrschaft Broich, ist Sitz des Gerichts für diese Herrschaft, des Ruhrschifffahrtsamtes, eines Aichungsamtes, Untersteueramtes und Postamts und hat 11,200 Einw. Man findet hier zahlreiche Fabriken, unter denen besonders die 1830 durch Deus und Dinnendahl entstandene Maschinenfabrik und die Friedrich-Wilhelms-Eisenhütte, welche 260 Arbeitern Brod gibt, eine bedeutende Thätigkeit entwickeln. Ferner hat die Stadt Baumwollenwebereien, Tuchmanufakturen, Tabaksfabriken, eine große Baumwoll-Maschinenspinnerei, Schreibpapierfabrik, Siederein grüner Seife, Stärke- und Puderfabriken, Eisengießerei, Gerberei, Schiffswerften und Schiffbau. Von derselben Wichtigkeit ist die Schiffahrt und der Handel. Man betreibt vorzüglich Steinkohlenhandel, und es gibt über 60 Handelshäuser, 120 Ruhr- und 60 Rheinschiffe. Ueber die Ruhr führt eine Kettenbrücke. In der Nähe liegt das Dorf Saarn mit einer königlichen Gewehrfabrik. M. ist ein alter Ort u. erhielt 1587 Stadtrechte. — 3) Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Tuttlingen, an der Donau, hat ein Amtsnotariat, Eisenerzgruben, 2 Schlösser, eine Wallfahrtskirche auf dem **Welschenberge** und 1000 Einw. M. gehörte den Herren von Enzberg und kam 1807 von Baden an Würtemberg.

Mühltruff (**Mühltrof**), Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Plauen, mit Felsenschloß, Justizamt, Ziegelei, Brauerei, Weberei, Strumpfwirkerei und 1900 Einwohnern.

Muelenaere, **Felix Armand**, **Graf von**, niederländischer Staatsmann, den 9. April 1793 zu Ptthem in Westflandern von bürgerlichen Aeltern geboren, studirte Jurisprudenz und ward frühzeitig Generalprokurator in Brügge. Im J. 1824 zum Deputirten bei der zweiten Kammer der Generalstaaten des damaligen Königreiche der Niederlande erwählt, galt er in Kurzem als einer der ausgezeichnetsten Redner der Opposition. Seine Wiedererwählung 1829 ward von Seiten der Regierung hintertrieben. Nach der belgischen Revolution ward er zum Mitglied des Nationalkongresses und bald darauf von der provisorischen Regierung zum Gouverneur von Westflandern ernannt. In dieser Stellung bewies er sich als eifriger Anhänger der neuen Ordnung der Dinge. Er war Mitglied der Deputation, welche dem Prinzen Leopold von Koburg die Krone anbot. Am 24. Juni 1831 ward M. zum Minister der Auswärtigen ernannt und unterzeichnete in dieser Stellung den Vertrag der 24 Artikel, den er auch vor den Kammern vertheidigte, den aber der König der Niederlande nicht annahm. Extrat im Sept. 1832 aus dem Ministerium, übernahm aber im August 1834 nach Auflösung des Ministeriums Lebeau abermals das Portefeuille des Auswärtigen, bis er 1836 nach Ernennung der Bankiers Meeus und Coghen zu Ministern ohne bestimmtes Departement seine Dimission einreichte, worauf er zum Grafen und zum Gouverneur von Westflandern ernannt wurde. Im J. 1841 ward M. zum dritten Male Minister des Auswärtigen und fungirte als solcher bis zum

April 1843, wo er bei der Auflösung des Kabinets seine Entlassung nahm. Als Deputirter der Repräsentantenkammer hielt er sich seitdem zur katholischen Partei.

Müller, 1) Johann, berühmter Mathematiker, s. Regiomontanus.

2) Otto Friedrich, bedeutender Naturforscher, zu Kopenhagen 1730 geboren, studirte daselbst Theologie, ward 1753 Exzieher des jungen Grafen Schulin, trat 1769 als Kanzleirath in den Staatsdienst und war 1771 bis zum Archivrath der norwegischen Finanzkammer befördert worden, als er sein Amt niederlegte, um sich dem Studium der Naturgeschichte zu widmen. Außer einzelnen kleinen Werken und der Fortsetzung der übersetzen „Flora Danica" beschäftigte er sich vorzüglich mit Untersuchungen über die Infusionsthierchen, welche er in mehren Schriften veröffentlichte, indem er zuerst verschiedene Gattungen und Arten derselben unterschied. Er bereicherte die Kenntniß der Insekten, Würmer und Pflanzenthiere mit 400 neuen Arten, die der Wassersinsekten allein um 63. M. † den 26. Dec. 1784.

3) Ludwig Christian, Ingenieur, geboren 1744, war der Sohn eines Landpredigers in der Priegnitz und trieb frühzeitig mit Vorliebe Mathematik und Pflanzenkunde. Noch vor Ausbruch des siebenjährigen Kriegs erhielt er auf Verwendung des Prinzen Heinrich von Preußen eine Anstellung bei dem Ingenieurcorps und wurde später zum Offizier befördert. In der Umgebung des Königs wohnte er vielen Schlachten (Lowositz, Prag, Kolliu, Rosbach, Leuthen, Jorndorf) u. Belagerungen bei, wurde aber mit dem General Fink bei Maxen gefangen und nach Innsbruck abgeführt, wo er die drei Jahre seiner Gefangenschaft zum Studiren und zu geognostischen Ausflügen nach den tyroler Gletschern und bis in die piemontesischen Thäler verwendete. Nach dem hubertsburger Frieden in Freiheit gesetzt, begab er sich nach Potsdam zurück, wo ihm neben andern Arbeiten auch die Untersuchungen über die Anlage der Festungswerke von Graudenz anvertraut wurden. Dem Kriege von 1778 wohnte er im 2. Armeecorps bei, das der Prinz Heinrich von Preußen nach Böhmen dirigirte, und wurde, 1786 zum Kapitän beim Ingenieurcorps avancirt, als Lehrer der Mathematik und des Planzeichnens bei der damaligen Ingenieurakademie in Potsdam angestellt. Durch seine frühern geodätischen Arbeiten bei der Aufnahme und dem Zeichnen der Lager Friedrichs II. und bei seinen Reisen in Tyrol bildete er die Terrainlehre systematisch aus, die damals ein fast noch ganz unangebautes Feld in der Literatur war. Außer seinen „Vorschriften zum militärischen Plan- und Kartenzeichnen" (Potsdam 1778—84) lieferte er einen „Versuch über die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen" (daf. 1781) und eine „Beschreibung der 3 schlesischen Kriege" mit 26 Schlachtenplänen (Potsdam 1789). M. ward 1796 zum Major befördert und † den 12. Juni 1804. Seine Hauptwerke: „Die Terrainlehre", welche alle frühern Schriften über diesen Gegenstand übertraf, und seine „Lagerkunst", die vorzüglich praktische Lehren aus der angewandten Taktik enthält, sind erst nach seinem Tode erschienen als „Nachgelassene militärische Schriften" (2 Bde., Berl. 1807).

4) Johann Gottwerth, nach seinem Wohnorte gewöhnlich M. von Itzehoe genannt, Romanschriftsteller, geboren zu Hamburg den 17. Mai 1744, war früher Buchhändler zu Itzehoe, gab aber 1772 sein Geschäft auf, lebte, im Genusse einer vom König von Dänemark ihm ausgesetzten Pension, als Privatgelehrter daselbst u. † den 23. Juni 1828. Unter seinen zahlreichen, besonders nach Smollets und Fieldings Manier gearbeiteten Romanen sind die namhaftesten: „Siegfried von Lindenberg" (Hamb. 1779; neueste Aufl., 3 Bde., Leipz. 1829) und die „Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes" (8 Bde., Gött. 1784—91). M. weiß in seinen ihrer Zeit viel gelesenen Romanen mit großer Treue, gesundem Hausverstande und treffendem Witze die alltäglichen Lebensverhältnisse zu schildern; doch geht ihnen der Reiz, die Mannichfaltigkeit sowie natürliche Anmuth ab, und sie ermüden öfters durch moralische Abschweifungen. Vgl. Schröder, J. G. M. nach seinem Leben u. seinen Werken, Hamb. 1843.

5) Johann Gotthard von M., ausgezeichneter deutscher Kupferstecher, geboren zu Bernhausen bei Stuttgart den 4. Mai 1747, besuchte, für das Studium der Theologie bestimmt, das Gymnasium zu Stuttgart, nahm aber zugleich Theil an dem Unterricht in der 1761 errichteten Kunstakademie. Er war eben im Begriff, die Universität Tübingen zu beziehen, als der Herzog Karl, auf sein Talent aufmerksam gemacht, ihn veranlaßte, sich ganz der Kunst zu widmen, und ihm dazu die nöthige Unterstützung in Aussicht stellte. M. ging nun 1770 nach Paris, wo er unter Wille so große Fortschritte in der Kupferstecherkunst machte, daß er 1776 zum Mitglied der königlichen Akademie der Künste zu Paris aufgenommen wurde. In demselben Jahre ward er vom Herzog nach Stuttgart zurückberufen und zum Professor der daselbst von ihm zu begründenden Schule für Kupferstecher ernannt. Er bildete eine Menge tüchtiger Schüler, unter ihnen Leybold, Bitthäuser, Ulmer, Barth, Riß, Hof, Krüger und besonders sein Sohn Johann Friedrich Wilhelm M. Im J. 1804 ward er von der berliner Akademie zu ihrem ordentlichen Mitgliede, 1814 von der Akademie in München zum Ehrenmitgliede ernannt. Durch Verleihung des Ordens der würtembergischen Krone 1818 ward er des persönlichen Adels theilhaftig. M. † den 14. März 1830. Er wußte die frühere Behandlung des Stiches, welche die eigenthümliche Weise und selbst das Kolorit der Gemälde wiedergab, mit der neueren Anwendung des Grabstichels, wie er seit Wille gebraucht und mißbraucht wurde, glücklich zu verbinden, ein Vorzug, den er wohl besonders seiner früheren Uebung in der Malerei verdankt. Unter seinen Blättern sind vornehmlich zu nennen: Fr. Schiller, nach A. Graff, das gelungenste Porträt des Dichters; die Schlacht bei Bunkershill, nach Trumbull, 1799 vollendet, vielleicht sein ausgezeichnetstes Werk; die Madonna della Seggiola, nach Raphael, und die heilige Cäcilia, nach Domenichino, beide für das Musée français; die heil. Katharina, nach Leo-

Digitized by Google

nardo da Vinci) die heil. Jungfrau mit dem Kinde, nach L. Spada, sein letztes Werk. Andere treffliche Porträte sind die Ludwigs XVI. im Krönungsornate, des Malers Graff, Dalbergs, des Königs Hieronymus von Westphalen u. des Anatomen Loder.

6) Friedrich, gewöhnlich „Maler Müller" genannt, zugleich Maler, Kupferstecher und Dichter, in Krenznach 1750 geboren, kam als Malergehülfe in die Dienste des Herzogs Christian von Pfalz-Zweibrücken und begab sich nach einem längern Aufenthalt in Mannheim nach Rom, wo im anfangs das Studium der Werke Michel Angelo's fesselte, bis er der Kunst untren ward und sich Forschungen über die ewige Stadt hingab, in welcher er den Fremden ein erwünschter Führer war. Er erhielt vom König von Bayern den Titel als Hofmaler und † zu Rom am 23. April 1825. Mehre Sammlungen radirter Blätter von Thieren, Kompositionen in niederländischem Geschmack, Hirtenscenen ꝛc., die er herausgab, erwarben ihm wegen ihrer eigenthümlichen Ideen und der Freiheit der Behandlung großen Beifall. Aber in Rom, wo er statt der ächten Grosheit der Style bloß die Manier Michel Angelo's sich zu eigen machte, verfiel er in's Bizarre und Uebertriebene, so daß er den Hoffnungen, welche sein Talent früher erweckt hatte, keineswegs entsprach. Als Dichter ist M. bedeutender, und obschon auch hier der einfachen Natur nicht treu genug, wirkte er doch als ein durchaus kräftiger Geist in einer Zeit, wo die Dichtkunst meist zur verfliesierten Prosa herabgesunken war, zum neuen Aufschwung der deutschen Literatur mit. Seine ersten Gedichte, wie „Bacchidion und Milon" (1774), „Der Satyr Mopsus" (Frankf. und Leipz. 1775) und „Adams erstes Erwachen und selige Nächte" (Mannheim 1778) wurden nur mit getheiltem Beifall aufgenommen; erst nach der Herausgabe seiner „Gesammelten Werke" (3 Bde., Heidelberg 1811, neue Aufl. 1825) wurde sein Verdienst nach Gebühr gewürdigt. Seine Idyllen sind theilweise vortreffliche Naturstücke, wie z. B. die ächtdeutschen: „Ulrich von Kosheim", „Die Schafschur" und „Das Nußkernen", die aber in ihrer fröhlichen Naturwüchsigkeit kaum Eingang finden konnten, da dem Publikum Geßners zierlich sentimentale Schilderungen noch als Meisterwerke galten. Seine „Niobe" (Mannh. 1778) ist ein treffliches Drama; auch „Fanst" (1778) und „Genoveva" sind Dichtungen, welche selbst neben Göthe's und Tiecks Bearbeitungen ihren eigenthümlichen Werth behalten. Seine letzten Werke, z. B. „Adonis", „Die klagende Venus" und „Venus und Urania", eine Trilogie (Leip. 1825), sind von geringerer Bedeutung.

7) Johannes von M., Edler von Sylvelden, einer der berühmtesten Geschichtschreiber Deutschlands, geboren am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen, wo sein Vater Prediger und Lehrer an der lateinischen Schule war, ward besonders von seinem Großvater mütterlicher Seits, J. Schoop, einem der Geschichte kundigen Geistlichen, in früher Jugend unbewußt auf seinen künftigen Beruf hingeleitet. Sieben Jahre alt kam er auf das Gymnasium zu Schaffhausen, später in das Humanitätskollegium, und bezog 1769 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, ließ sich aber hauptsächlich durch Millers Einfluß für das Studium der Geschichte gewinnen, worin ihm dann Schlözers reiche Erfahrung eine treue Führerin ward. Der Erstlingsversuch M.s in diesem Fache war sein „Bellum Cimbricum" (Zürich 1772, deutsch von Dippold 1810). Nach abgelegtem theologischem Examen ward er 1772 zum Professor der griechischen Sprache am Gymnasium zu Schaffhausen. Schon jetzt fing er an, seine Muße der Durchforschung der schweiz. Chroniken und Urkunden zu widmen, sowie er zahlreiche Aufsätze für die „Allgemeine deutsche Bibliothek" schrieb. Um diese Zeit (1773) lernte er auch Bonstettens kennen, mit welchem er einen innigen Freundschaftsbund schloß, dessen Denkmale in den von Friederike Brun herausgegebenen „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund" (Lüb. 1802) vorliegen. Auf Bonstettens Rath nahm M. 1774 die Stelle eines Hauslehrers bei dem Staatsrathe Tronchin-Calandrini in Genf an, gab sie jedoch im folgenden Jahre schon wieder auf und lebte, mit dem Amerikaner Francis Kinlock zu gemeinschaftlichen Studien verbunden, auf einem Landhause am Genfersee. Als Kinloch im März 1776 nach Amerika zurückkehrte, lebte M. zuerst in Bonnets Hause zu Genthod am Genfersee, dann auf Bonnets Landgütern zu Rougemont und Valeires, ganz mit dem Studium der griechischen und römischen Klassiker und den Vorarbeiten zu seiner „Schweizergeschichte" beschäftigt. Den folgenden Winter brachte er wieder in Genf bei dem Generalprokurator Rob. Tronchin zu, in dessen Umgang sich seine Einsicht in die politischen Verhältnisse und in das Wesen der Staatskunst überhaupt erweiterte. Auch hielt M. in einem Kreise junger Männer, unter denen viele Engländer, Vorlesungen über die allgemeine Geschichte, die ihm eine unabhängige Existenz verschafften und aus denen nach wiederholter Umarbeitung die „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" (Lüb. 1811, 3 Bde.) hervorgingen. Während seines Sommeraufenthalte bei Bonstetten im Saanenlande arbeitete er die Geschichte dieses Ländchens aus („Geschichte der Landschaft Saanen", im 12. Bande seiner Werke), zog aber im Winter wieder zu Tronchin nach Genf, wo er den ersten Band seiner „Geschichte der Schweiz" vollendete, der aber wegen Censurschwierigkeiten mit dem falschen Verlagsorte Boston 1780 in Bern gedruckt wurde. Eine Reise nach Berlin blieb trotz einer Unterredung mit Friedrich II., die er seinen in Berlin herausgegebenen „Essais historiques" verdankte, ohne weitern Erfolg, als daß man ihm ein kleines Schulamt anbot. Er ging nun nach Halberstadt zu Gleim u. erhielt durch den General u. Staatsminister von Schlieffen, dessen Bekanntschaft er auf der Rückreise machte, die Professur der Geschichte am Carolinum zu Kassel, die er im Mai 1781 antrat. Josephs II. Reformen veranlaßten ihn um diese Zeit zur Herausgabe der „Reisen der Päpste" (1782, neu herausgeg. von Kloth, Aachen 1831), einer durch ihren reichen Inhalt zu den wichtigsten Betrachtungen Veranlassung bietenden Schrift, in welcher die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstliche Gewaltherrschaft dar-

gestellt wird und die ihm in Rom und in dem katholischen Deutschland viele Freunde erwarb, anderseits aber zur Verdächtigung seiner protestant. Gesinnung führte. Seine 1782 erfolgte Anstellung als Rath und Unterbibliothekar, die er Schlieffens Fürsorge zu danken hatte, vermochte ihn, als dieser die Kuratel der Bibliothek 1783 abgab, doch nicht länger in Kassel zu halten, und die bei einem Besuch in Genf neu erwachte Sehnsucht nach dem Vaterlande bewog ihn, 1783 in Hessen seine Entlassung zu nehmen, um bei Robert Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben und seine Schweizergeschichte in der Nähe der Quellen fortzusetzen. Er wiederholte zu Genf seine Vorlesungen über die Universalhistorie, empfand aber bald den großen Verlust an Zeit, welchen seine gesellschaftliche Stellung verlangte, und bes galterten, fränklichen Tronchin Launen, der mit der Erfüllung seines Versprechend, M. eine Leibrente anzulegen, immer länger zu zögern schien, so drückend, daß er sich im Okt. 1784 auf Bonstettens Gut Valeires und von da im Sommer 1785 nach Bern zurückzog, wo er seine Zeit zwischen der Fortsetzung seiner Schweizergeschichte und öffentlichen, um seines Fortkommens willen gehaltenen Vorlesungen theilte. Noch in diesem Jahre erhielt er auf Heyne's und des Anatomen Sömmering Empfehlung vom Kurfürsten Friedrich Karl Joseph eine Einladung nach Mainz. M. lehnte das Anerbieten einer Pension, welches ihm vom berner Adel gemacht ward, ab und ging im Febr. 1786 als Hofrath und Bibliothekar nach Mainz, wo er in kurzer Zeit die neue Ausgabe des 1. und den 2. Band der Schweizergeschichte vollendete. Für die Ihee des Fürstenbundes suchte er die Gemüther durch die Abhandlung „Zweierlei Freiheit" im „Deutschen Museum" (1786) zu gewinnen, wies in der „Darstellung des deutschen Fürstenbundes" (Leipz. 1787) auf den Geist hin, der ihn beseelen solle, und sprach in den „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde" (1788) den Schmerz der Edeln über die Trümmer dieses losen Gebäudes aus. Obgleich reformirter Protestant wurde er doch vom Kurfürsten 1787 nicht nur wegen Dalbergs Wahl zum Koadjutor nach Rom gesendet, sondern im folgenden Winter seines Bibliothekariats entlehigt u. in der Kabinetskanzlei angestellt, 1788 zum geheimen Legationsrath und bald darauf zum geheimen Konferenzrath ernannt. Dennoch fand er noch Muße genug, außer jenen Schriften über den Fürstenbund und den „Briefen zweier Domherren" (Frankf. 1787), worin er den veralteten Domkapiteln eine zeitgemäßere Bestimmung anwies, die Herausgabe der ersten Abtheilung der Schweizergeschichte (1788) zu bewirken. Die Summirung, auch im Finanzfache zu arbeiten, noch mehr ein Zwist mit dem Freiherrn von Albini, bewog ihn Ende 1790, um seinen Abschied nachzusuchen. Indessen gelang es dem Kurfürsten, obschon die Höfe zu Wien und Berlin M. durch Titel und Pensionen an sich zu ziehen suchten, ihn durch die Bestallung zum geheimen Staatsrath, Referendar und Direktor der kurrheinischen Kreisarchive aufs Neue zu fesseln, worauf auch der Kaiser ihn im Jan. 1791 zum Edlen von M. zu Solvelden und zum Reichsritter erhob. Es waren nicht volle zwei Jahre, seitdem M. in diesem weit umfassenden Wirkungskreise bald zu Mainz, bald zu Aschaffenburg gearbeitet hatte, als der Revolutionskrieg über Deutschland hereinbrach. Als M. im Dez. 1792 von einer Geschäftsreise nach Wien zurückkam, fand er Mainz in den Händen der Franzosen. Eustine lud ihn ein, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen; M., der französischen Revolution vom Anfang an abgeneigt, lehnte jedoch nicht nur jede Theilnahme ab, sondern ging mit seinen größtentheils geretteten literarischen Schätzen nach Wien, wo er sogleich als wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine Anstellung erhielt. Er wirkte hier thätig und treu für die Interessen Oesterreichs, wie seine Flugschriften von 1795: „Die Urbereitungen u. der Reichskrieg", „Die Gefahren der Zeit", „Mantua und die Ausbeute von Bonaparte" und „Das sicherste Mittel zum Frieden", Meisterstücke der politischen Beredsamkeit, bewiesen. Als Oesterreich 1796 im Begriff schien, die Schweiz zu besetzen, forderte M. seinen Abschied; nachdem er sich aber von Oesterreichs Redlichkeit überzeugt zu haben glaubte, blieb er und wies 1798 auch den Ruf zu einem Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofes von der Hand. Da ihm aber als Protestanten jede höhere Beförderung im Staatsdienst verschlossen schien, übernahm er im Herbst 1800 Denis' Stelle als erster Kustos der kaiserlichen Bibliothek, die er kalkatalogisirte, arbeitete, während er seine Schweizergeschichte eifrig fortsetzte. Als ihm jedoch nach von Swietens Tode die Präfektur der Bibliothek vorenthalten und zugleich die Fortsetzung des Drucks der Schweizergeschichte auch im Auslande untersagt wurde, ihm überdies der durch Betrug hervorgeführte Verlust des größten Theils seines Vermögens und ein nur durch Zufall vereitelter Anschlag auf sein Leben den Aufenthalt in Wien verleideten, folgte er 1804 dem Rufe als wirkliches Mitglied der berliner Akademie und Historiograph des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths nach Berlin. Neben seinen Studien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen wir die „Ueber die Geschichte Friedrichs II.", „Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker" und den „Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt" erwähnen, beschäftigten ihn hier die Herausgabe der berderschen Werke, zu denen er die Geschichte des Eid und schätzbare Noten über Persepolis lieferte, die Herausgabe des 4. Bandes der Schweizergeschichte (1805) und die neue Ausgabe der 3 ersten Bände (1806). Im Jahre 1806 war M. der Auftrag geworden, die Geschichte Friedrichs II. zu schreiben, und er wollte eben die schwer erhaltene Erlaubniß zum freien Gebrauche der Archive benutzen, als durch die Schlacht bei Jena die verderbliche Katastrophe über Preußen hereinbrach. Die Sorge um seine literarischen Arbeiten bewog ihn, in Berlin zu bleiben, als die Franzosen einrückten. Der Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn am 20. November berief, entwickelte, die wohlberechnete Humanität, mit welcher er ihn behandelte, stärken M. Achtung u. Vertrauen ein, und dies war hinreichend,

Digitized by Google

ihn für Napoleon und die neue Weltordnung zu gewinnen. Indeß konnte es nicht fehlen, daß diese Umwandlung seiner bisherigen politischen Ansichten, sowie die Rede „De la gloire du Frédéric“, die er am 29. Januar 1807 in der Akademie hielt, worin er die Schonung des Siegers durch ausgleichende Beziehungen anzusprechen zu müssen glaubte, Anlaß zu den gehässigsten Verleumdungen gegen ihn gaben, die namentlich Woltmann und W. Menzel später gegen ihn erhoben. Die daraus sich für ihn entwickelnden Unannehmlichkeiten bewogen ihn, seine Stellung in Berlin aufzugeben, als er einen Ruf an die Universität zu Tübingen bekam. M. hatte Tübingen noch nicht erreicht, als ihn ein französischer Kurier in Frankfurt einholte, der ihm den Befehl Napoleons brachte, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen. Hier wurde er trotz aller Gegenvorstellungen zum Minister-Staatssekretär für das neue Königreich Westphalen bestimmt. Noch am folgenden Morgen mußte er unter Maret's Leitung seine Arbeiten beginnen, und im December 1807 reiste er nach Kassel ab. Die neue glänzende Stellung entsprach aber der Natur M.s, dem die eigentlich staatsmännische Befähigung abging, durchaus nicht, so daß sich der König Hieronymus veranlaßt sah, ihn schon am 21. Januar 1808 derselben zu entheben und ihn zum Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts zu ernennen. Nachdem er bald auch in dieser Stelle in seinen Hoffnungen schmerzlich getäuscht war, traf Alles zusammen, um die Kraft seines Geistes zu brechen: Gram und Mißmuth über verfehlte Pläne, die Sorge der Schuldenlast, in welche ihn die letzten Veränderungen stürzten, der herzzerreißende Anblick der unter dem französischen Geistesdruck um sich greifenden Ensittlichung, verbunden mit den Folgen übermäßiger Anstrengung u. seiner sitzenden Lebensart. Noch einmal, bot er die ganze Kraft seines Geistes in der Vorrede zu der 1808 erschienenen ersten Abtheilung des 5. Bandes der Schweizergeschichte auf. Er † am 29. Mai 1809. Der König Ludwig von Bayern kaufte als Kronprinz M.s Grabstätte auf dem Kirchhofe zu Kassel, um ihm ein Denkmal zu errichten, das 1835 vollendet wurde. Am 18. August 1851 ward ihm zu Schaffhausen ein von Oechslin gefertigtes Denkmal gesetzt. M. verband mit dem Anstande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung Jedem etwas Angenehmes zu sagen wußte, eine große Gutmüthigkeit, freundliche Unbefangenheit und Offenheit, Sinn für Wahrheit und Recht und innige Frömmigkeit. Sein Aeußeres war weniger geeignet zu imponiren, als zu gewinnen. Verheirathet war er nie. Dagegen standen die besten seiner Zeitgenossen mit ihm in freundschaftlichem Verhältnisse. Am nächsten stand ihm sein Bruder, der Oberschulherr und Professor Johann Georg M. zu Schaffhausen (geboren 1759, † 1819); dann Bonstetten, Gleim, Fr. H. Jacobi, Herder, H. Füßli, Graf d'Antraigues, A. von Humboldt, Niklas, Voigt, Heyne u. A., von fürstlichen Personen namentlich der Erzherzog Johann, der Prinz Louis Ferdinand von Preußen und König Ludwig von Bayern. Man bewundert an M. eine seltene Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von Produktivität und eisernem Fleiß, von kritischem Scharfsinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung. Ganz im Gegensatz zur Zeit, die sich entschieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wissens und wußte mit historischer Kunst seiner Darstellung das Gepräge und die Farbe der Zeiten selbst zu geben, die er beschrieb. Die gedrungene Kraft und tactelische Kürze seiner Darstellung geben ihr oft etwas Dunkeles und Schwerfälliges, allein sie entbehrt nirgends der Würde und Frische. M.s Verdienst besteht nicht bloß darin, die Geschichte wieder in ihre Würde als Lehrerin der Menschheit eingesetzt zu haben, sondern vorzüglich auch darin, daß er sie wieder mit der ganzen Fülle des wirklichen Lebens bereicherte, wozu ihm die durch eigene Studien erworbenen Kenntnisse der Kriegskunst, die praktische Erfahrung als Staatsmann, die auf eigener Anschauung beruhende Einsicht in die geographischen Verhältnisse, die Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen eines Volks das reiche Material lieferten. In seinen „Geschichten der schweizerischen Eidgenossen“ (Bd. 1—5, Abth. 1, Leipzig 1806 bis 1808), die leider nur bis 1489 fortgeführt sind, tritt diese gewaltige Beherrschung und Veranschaulichung des Stoffs am glänzendsten hervor. In gleicher Weise wollte er die Weltgeschichte behandeln und begann zu dem Ende 1781 alle Quellenschriftsteller nach der Zeitfolge in den Ursprachen zu lesen und zu excerpiren. Er war mit dieser Riesenarbeit bis auf die Periode der Reformation gekommen und hatte nicht weniger als 1833 Autoren auf 17,000 enggeschriebenen Folioseiten excerpirt, als ihm der Tod die Augen schloß. Die Fortsetzung seiner Weltgeschichte lieferten Heinr. Glut-Blosheim (Bd. 5, Abth. 2, Zürich 1816) und Joh. Nep. Hottinger (Bd. 6 und 7, das. 1825—29). M.s „Sämmtliche Werke“ (27 Bde., Stuttgart 1810—1819; neue Auflage, 40 Bde., 1831 fg.) wurden von seinem Bruder und seine „Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz“ (Zürich 1812) von J. G. Füßli herausgegeben. Ueber sein Leben schrieben Heeren (Leipzig 1809), Woltmann (Berlin 1810), Roth (Sulzbach 1811) und Wachler (Marburg 1809, auch in den „Biographischen Aufsätzen“, Leipzig 1835).

b) Wenzel, beliebter Volkskomponist, den 26. Sept. 1767 zu Türnau in Mähren geboren, bildete sich unter Dittersdorfs Leitung, ging als Violinspieler zum brünner Theater, schwang sich bis zum Kapellmeister empor und kam 1786 in gleicher Eigenschaft zur marinellischen Gesellschaft nach Wien, wo er den 2. Aug. 1835 †. M. hinterließ nebst vielen vereinzelten Stücken, Kantaten, Sinfonien, Messen ꝛc., allein 227 Bühnenwerke, von denen er sein erstes: „Das verhexte Rendezvous“, 1783 als 16jähriger Jüngling für Brünn komponirte, das letzte: „Asmodi oder das böse Weib und der Satan“ (1834) sein Schwanengesang wurde. Die bekanntesten seiner durch Natürlichkeit und joviale Laune ausgezeichneten Kompositionen sind: „Die Zauberzither“, „Das neue Sonntagskind“, „Die Schwestern von Prag“,

„Die Teufelsmühle", „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" ꝛc.

9) Peter Erasmus, dänischer Theolog und nordischer Alterthumsforscher, 1776 in Kopenhagen geboren, studirte daselbst Theologie und erhielt, nachdem er noch einige berühmte deutsche Universitäten besucht und hierauf Frankreich und England bereist hatte, 1801 die Professur der Theologie an der Universität zu Kopenhagen. Im J. 1805 übernahm M. die Redaktion der dänischen Literaturzeitung, die er bis 1830 führte. Im J. 1830 an des verstorbenen Münter Stelle zum Bischof von Seeland ernannt, † er den 16. Sept. 1834. Von seinen theologischen Schriften nennen wir: „Christelig Moralsystem" (Kopenh. 1808); „Christelig Apologetik eller videnskabelig Udvikling af Grundene for Christendommens Guddommelighed" (daf. 1810); „Der christlichen Kirche Symbolen" (daf. 1817); „System der christeligen Dogmatik" (daf. 1826). Seiner „Antiquarisk Undersögelse over de ved Gallehuus fundene Guldhorn" (daf. 1806) ließ er eine Menge wichtiger antiquarischer Werke folgen: „Om det islandske Sprogs Oprindelse" (daf. 1813); „Ueber den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte" und „Ueber die Authentie der Edda Snorro's und die Aechtheit der Asalehre" (daf. 1811), beide in das Deutsche übersetzt von Sander, „Saagabibliothek" (daf. 1816—19, 3 Bde.), „Kritisk Undersögelse af Danmarks og Norges Saaghistorie" (daf. 1823) und „Kritisk Undersögelse af Saxo's Historiens fyo sidste Böger". Eine von ihm nicht ganz vollendete kritische Ausgabe des Saxo Grammaticus erschien erst nach seinem Tode. Seine „Dänische Synonymik" (Kopenh. 1829, 2 Bde.) ist für die dänische Sprache von großem Werthe.

10) Adam Heinrich, gewöhnlich Adam M. von Nitersdorf genannt, Schriftsteller, war zu Berlin am 30. Juni 1779 geboren u. ursprünglich für das Studium der Theologie bestimmt, ward aber durch die damals herrschende Philosophie den positiven Wissenschaften entfremdet und durch den Verkehr mit Friedrich Gentz in die Tagespolitik hineingezogen. Nachdem er 1798—1800 in Göttingen noch die Rechte studirt, trat er als Referendar in den Staatsdienst, widmete sich aber daneben dem Studium der Naturwissenschaften. Er machte zu diesem Zweck Reisen nach Schweden und Dänemark und hielt sich hierauf zwei Jahre auf dem Lande in Polen auf, wo er Muße genug hatte, um den Versuch einer Ausgleichung seiner politischen und religiösen Ueberzeugung zu wagen. Um Gentz wieder zu sehen, ging er nach Wien und trat hier am 30. April 1805 zur römisch-katholischen Kirche über. Gleich darauf kehrte er nach Polen zurück und begab sich dann nach Dresden, wo er 1806—1809 Vorlesungen über die deutsche Literatur, die dramatische Poesie, über die Idee der Schönheit und über das Ganze der Staatswissenschaften hielt, die auch im Druck erschienen sind (Dresden 1806—7). In Folge seiner Betheiligung am Kriege von 1809 war er genöthigt, nach Berlin zu gehen, wo er ebenfalls Vorlesungen über Friedrich II. hielt, aber keine Anstellung erlangen konnte. Deshalb ging er im Mai 1811 wieder nach Oesterreich, lebte dort zwei Jahre wissenschaftlich beschäftigt in dem Hause des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich-Este und hielt 1812 Vorlesungen über die Beredsamkeit. Im J. 1813 wurde er als kaiserlicher Landeskommissär nach Tyrol gesendet und nahm als tyroler Schützenmajor an dem Aufstande Theil. Bei der Organisation dieses Landes war er als Regierungsrath und erster Referent thätig, bis er im April 1815 dem Feldhofkager des Kaisers Franz nach Paris folgte. Hierauf wurde er österreichischer Generalkonsul für Sachsen in Leipzig, wo er seine „Staatsanzeigen" (1816—18) und die Schrift: „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft" (Leipzig 1819) erscheinen ließ. Er wohnte sowohl den Konferenzen in Karlsbad als in Wien bei und wurde 1827 nach Wien zurückberufen. Hier ernannte man ihn zum Hofrath und verwendete ihn bis zu seinem Tod, der am 17. Jan. 1829 erfolgte, bei der Hof- u. Staatskanzlei im außerordentlichen Dienste. Von seinen Schriften, die sich durch Geist u. Ideenfülle, aber auch durch Mangel an positivem Wissen und Reaktionstendenzen auszeichnen, sind noch zu nennen: „Die Lehre vom Gegensatze" (Berlin 1804): „Von der Idee des Staats und ihren Verhältnissen zu den populären Staatstheorien" (Dresden 1809); „Elemente der Staatskunst" (Berl. 1809, 3 Bde.); „Theorie der Staatshaushaltung" (Wien 1812, 2 Bde.); „Versuch einer neuen Theorie des Geldes" (Lpz. 1816) u. A. Vgl. M.s Briefwechsel mit Gentz, Stuttg. 1857.

11) Alexander, kirchlich-politischer Schriftsteller, um 1780 zu Zell im ehemaligen Bisthum Fulda geboren, studirte in Fulda und Gießen die Rechte, erhielt 1804, als der Prinz von Oranien in dem Bisthum succedirte, eine Anstellung als Referendar in der Regierung zu Fulda und wurde später Mitglied des Justiztribunals. Unter der Regierung des Großherzogs Karl von Dalberg ward M. 1810 Justizbeamter und Maire des Bezirks Geisa und blieb in dieser Stellung, bis das Land 1814 an den Kurhessen fiel. Im J. 1816 trat er in Weimar in die Regierung, nahm aber 1830 seine Entlassung und hielt sich nun meist in Leipzig auf, bis er 1832 seinen Wohnsitz nach Mainz verlegte. Doch änderte er diesen in der Folge noch mehrfach und kehrte zuletzt nach Weimar zurück, wo er am 27. Dec. 1844 †. M. war Katholik mit voller Ueberzeugung, aber durchdrungen von dem Streben, den Katholicismus in seiner Reinheit wieder herzustellen. Für diesen Zweck wirkte er unermüdlich und zeigte sich besonders als eifriger Gegner der Jesuiten. Von seinen zahlreichen Schriften sind das „Encyklopädische Handbuch des gesammten in Deutschland geltenden katholischen und protestantischen Kirchenrechts" (Bd. 1 u. 2, Erfurt 1829—32) u. „Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten" (Mainz 1832—39, 9 Bde.) hervorzuheben. Am meisten Aufsehen machte aber seiner Zeit der von ihm herausgegebene „kanonische Wächter, eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Konfessionen".

12) Johann Friedrich Wilhelm, aus-

Digitized by Google

gezeichneter Kupferstecher, Sohn von M. 5), geboren zu Stuttgart 1782, kränkelte von früher Jugend an in Folge der bösartigsten Blattern, was jedoch der Entwicklung seines Geistes keinen Eintrag that. Er besuchte bis zu seinem 18. Jahre das Gymnasium, während ihn der Vater in allen Theilen seiner Kunst unterrichtete. Zu seiner weitern Ausbildung begab er sich 1802 nach Paris, wo sich seine früh entwickelte Kunstfertigkeit zur schönsten Reife entfaltete. Er stach hier für das Musée français die Venus d'Arles und eine Statue La Jeunesse, bei welcher letzteren er das Eigenthümliche des Marmors im Kupferstich treu auszudrücken wußte. Im J. 1805 stach er das von ihm selbst gemalte Porträt des nachmaligen Königs Wilhelm I. von Würtemberg, dann den Evangelisten Johannes nach Domenichino; hierauf zeichnete er die heilige Cäcilia nach Domenichino, welche nachher sein Vater in Kupfer ausführte. Nachdem er 1809 von einer Reise nach Italien zurückgekehrt war, beschäftigte ihn vorzugsweise der Stich der sixtinischen Madonna Raphaels in der Gallerie zu Dresden, wo er 1814 bei der dresdener Kunstakademie als Professor der Kupferstecherkunst angestellt ward. Neben dieser großen Arbeit lieferte er noch eine Menge herrlicher Werke, wie die Bildnisse Jacobi's, Schillers (nach Danneckers Büste), Hebels (nach dem Leben) und das größere Blatt: Adam und Eva, nach einem raphaelischen Deckengemälde im Vatikan. Kurz nach Vollendung der Madonna verfiel er jedoch in eine unheilbare Gemüthskrankheit. Er † auf dem Sonnenstein bei Pirna, wohin er gebracht worden war, den 3. Mai 1816. Verzüglich durch die sixtinische Madonna erwarb er sich einen Ehrenplatz an der Seite der ersten Meister seines Faches.

13) Wilhelm, trefflicher deutscher Liederdichter, geboren den 7. Okt. 1795 zu Dessau, wo sein Vater als bemittelter Handwerker lebte, studirte seit 1812 in Berlin, besonders unter der Leitung F. A. Wolfs, Philologie und Geschichte, trat aber im März 1813 als Freiwilliger in das preußische Heer ein und wohnte den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hainau und Kulm und dem Feldzug in den Niederlanden bei. Nach dem Frieden kehrte er 1814 in Berlin zu den Studien zurück, in deren Kreis er jetzt altdeutsche Sprache und Literatur mit großer Vorliebe aufnahm. Von einem 2jährigen Aufenthalt in Italien 1819 zurückgekehrt, wurde er an der neuorganisirten Gelehrtenschule seiner Vaterstadt angestellt und zugleich zum Bibliothekar an der von ihm mit eingerichteten herzoglichen Bibliothek ernannt. Zu seiner Erholung machte er 1827 eine Reise an den Rhein, † aber ganz plötzlich wenige Tage nach seiner Rückkehr zu Dessau den 1. Okt. 1827. M. besaß eine große vielseitige Bildung. Als Gelehrter hielt er sich frei von allem Pedantismus, als Mensch frei von allem Schmutz des Lebens; als Dichter zeigt er in ungetrübter Reinheit die Begeisterung der Jugendzeit für alles Hohe und Edle, wie sie durch die große Zeit in ihm entflammt worden war. In seinem Werke „Rom, Römer und Römerinnen" (2 Bde., Berl. 1820) überraschte er durch die Schärfe seiner Beobachtung, in den „Gedichten aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" (2 Bde., Leipz. 1821—24, 2. Aufl. 1826, neue Ausg. von G. Schwab 1837) sprach die reiche poetische Fülle unwiderlegbar für M.s große dichterische Befähigung. Am schönsten offenbarte er aber diese und den Reichthum seines Gemüths in den „Griechenliedern" (Dessau und Leipzig 1825), denen sich seine „Uebersetzung neugriechischer Volkslieder" in der sauerländischen Sammlung (2 Bde., daf. 1825) würdig anschloß. In seinen „Lyrischen Spaziergängen" (Leipz. 1827) offenbarte sich sein ausgezeichnetes lyrisches Talent zum letzten Male. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind theils in Zeitschriften, theils in der großen Encyklopädie von Ersch und Gruber zerstreut, deren Redaktion er kaum ein Jahr vor seinem Tode noch übernommen hatte. In seiner „Homerischen Vorschule" (Leipz. 1824, 2. Aufl. von Baumgarten-Crusius, 1836) suchte er die Ansichten seines Lehrers Wolf unter der aufwachsenden Jugend und in weiteren Kreisen heimisch zu machen. Ein sehr verdienstliches Unternehmen M.s war die Herausgabe der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts", von welcher er 10 Bände (1822—27) bearbeitete und die das Beste aus den lyrischen Dichterwerken jener Zeit in einer lesbaren Uebersetzung enthalten sollte, aber erst von E. Förster der Vollendung zugeführt ward. M.s „Vermischte Schriften" (Leipz. 1830) und „Gedichte" (daf. 1837, 2 Bde., n. Aufl. 1850) gab Gust. Schwab heraus.

14) Karl Otfried, einer der genialsten Alterthumsforscher der neuesten Zeit, geboren den 28. Aug. 1797 zu Brieg in Schlesien, wo damals sein Vater Feldprediger war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, begann Ostern 1814 unter Schneiders, Heindorfs und Passows Leitung in Breslau seine philologischen Studien und setzte sie 1815 in Berlin fort, wo ihm durch Böckh das Leben und die Kunst des Alterthums in ihrem großartigen Reichthum erschlossen wurde. Das erste Ergebniß seiner gelehrten Forschungen veröffentlichte er in dem „Aegineticorum liber" (Berlin 1817) und erhielt noch in demselben Jahre am Magdalenum in Breslau eine Anstellung. Hier machte er in seinen Mußestunden Versuche, ganze Kreise griechischer Mythen zu analysiren und gleichsam bis zu ihrer ältesten Gestalt zu verfolgen, um auf diese Weise die richtige Mitte zwischen den bisher vorwaltenden historischen und den allegorischen Erklärungsweisen zu finden. Auf Heerens Vorschlag und Böckhs Empfehlung berief man ihn 1819 nach Göttingen, wo er zunächst für das Fach der Alterthumskunde und besonders die Archäologie der Kunst angestellt wurde. Ein Aufenthalt in dem an Kunstschätzen reichen Dresden im Herbste 1819 und eine in wissenschaftlichem Interesse nach Frankreich und England unternommene Reise im Sommer 1822 verhalfen ihm durch die Anschauung zu einer lebendigen und fruchtbaren Kenntniß des Alterthums. Doch behielt er das Hauptziel seines Strebens, eine organisch zusammenhängende, in warmer Individualität aufgefaßte Kenntniß des gesammten Alterthums, stets im Auge, und die alte Kunst galt ihm daher nur als ein integrirender Theil jenes großen Ganzen. In diesem

Sinne wirkte M. höchst segensreich als Lehrer durch seine anziehenden und begeisternden Vorlesungen wie durch seine gediegenen Schriften, bis die Wirren und Parteiungen 1837 ihm den Aufenthalt in Göttingen verleideten. Auf seine Bitte erhielt er die Erlaubniß zu einer Reise nach Griechenland. Er trat dieselbe im September 1839 an, verlebte die Wintermonate in Italien und erreichte, nachdem er Sicilien besucht, wo er bereits zu kränkeln begann, im April des folgenden Jahres das Ziel seiner Sehnsucht. Nachdem er die Ueberreste des alten Athen besichtigt und eine Rundreise durch den Peloponnes vollendet hatte, begab er sich nach Delphi, wo unter seiner Leitung umfangreiche Nachgrabungen angestellt werden sollten. Durch rastlose Anstrengung hierbei zog er sich ein Wechselfieber zu, dem seine kräftige Natur am 1. Aug. 1840 zu Athen erlag. M. wurde unter Theilnahme fast aller Glieder der Universität und der höchsten Staatsbeamten auf einem kleinen Felshügel, der einst zu den Räumen der Akademie gehörte, beigesetzt. Später errichtete die Universität zu Athen eine Stele auf seinem Grabe. Seine schriftstellerische Thätigkeit verbreitete sich über den ganzen Umfang der zur Alterthumswissenschaft gehörenden Disciplinen. Nur durch die außerordentliche Tiefe und Fülle des Wissens und durch den rastlosen Eifer und Fleiß, mit dem er die höhere Bedeutung der Wissenschaft umfaßte, konnte es M. gelingen, sich schon in so frühen Jahren einen europäischen Namen und zuletzt einen unbestrittenen Ruhm zu erwerben. M.s Verdienst um die Alterthumswissenschaft besteht in der lebensfrischen ästhetischen Auffassung ihrer Gegenstände, und er ist hier der Begründer einer neuen Richtung geworden, die dem überwiegenden Hang zu kritischen Konjekturen und minutiösen Bemühungen um die Herstellung des Textes der Klassiker heilsam entgegenwirkte. Auf allen Gebieten der Alterthumskunde wirkte er bahnbrechend. Als einsichtsvoller Geschichtsforscher bewährte sich M. durch seine „Geschichte hellenischer Stämme und Staaten", welche „Orchomenos und die Minyer" (Breslau 1820) und die „Dorier" (2 Bde., daf. 1824) umfassen und von denen Schneidewin nach den hinterlassenen Papieren des Verfassers eine neue, berichtigte Ausgabe (3 Bde., daf. 1844) besorgte, sowie durch seine ethnographische Untersuchung „Ueber die Wohnsitze, Abstammung und ältere Geschichte des macedonischen Volks" (Berlin 1825) und durch seine „Etrusker" (2 Bde., Breslau 1828). Von nicht geringerem Werth sind: „Bemerkungen zu Ptenäckers Bearbeitung der Leake'schen Topographie" (Halle 1829), sowie seine ausgezeichneten Karten von Griechenland, die trotz der neueren Forschungen noch immer sehr brauchbar sind. Von großer Belesenheit u. geschickter Benutzung der verschiedensten Hülfsmittel und Vorarbeiten zeugen sein „Handbuch der Archäologie der Kunst" (Breslau 1830, 2. Aufl. 1835), zu dessen unterrichtenderem Gebrauche er zugleich mit Osterley die „Denkmäler der alten Kunst" (Göttingen 1832 ff.) herausgab, wie die einzelnen Schriften „De tripode delphico" (daf. 1820), „De Phidiae vita et operibus" (daf. 1827), „De munimentis Athenarum" (daf. 1836) und „Antiquitates antiochenae" (daf. 1839) und die läuternde Text zu Ternite's „Wandgemälde aus Pompeji und Herculanum". Die [illegible] menen zu einer wissenschaftlichen [illegible] (daf. 1825) führten zuerst zu einer [illegible] rischen Auffassung der Mythen und [illegible] die schwere Arbeit, einen festen Standpunkt für die Beurtheilung zu gewinnen, durch eine Auseinandersetzung des Charakteristischen der verschiedenen Ansichten früherer [illegible] Auch die Monographie „Minervae Poliadis sacra et aedes in arce Athenarum" (daf. 1820) ist vorzüglich in dieser Hinsicht wichtig. Im Verlangen mehrer englischen Gelehrten [illegible] M. in englischer Sprache seine „History of the literature of ancient Greece" (Bd. I, London 1840), von welcher nach der Handschrift des Verfassers sein Bruder Eduard M. eine [illegible] deutscher Sprache besorgte unter dem Titel „Geschichte der griechischen Literatur bis zum Zeitalter Alexanders" (2 Bde., Berlin 1841). Als scharfsinniger Kritiker u. gründlicher Grammatiker zeigt sich M. in den von ihm herausgenenen Recensionen des Varro „De lingua latina" (Leipzig 1833) und des Festus „De significatione verborum" (Göttingen 1839). Seine Vorzüglichkeit als Uebersetzer und geschmackvoller Erklärer beurkundet er in der Uebertragung der „Eumeniden des Aeschylus"; die erläuternden Abhandlungen über die äußere Darstellung, den Inhalt und Komposition dieser Tragödie (Göttingen 1833), denen er später zwei „Anhänge" (daf. 1835) hinzufügte, verwickelten ihn in eine heftige Fehde mit G. Hermann in Leipzig, der wohl weniger als sein Gegner die [illegible] Anstands überschritt. Eine Reihe kleinerer Abhandlungen und Aufsätze [illegible] den „Commentationes societatis regiae scientiarum gotting." (Bd. 6 u. 7), in den [illegible] men der Universität, in dem „Göttinger Museum", im „Rheinischen Museum", in der [illegible] gemeinen Literaturzeitung", in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber, in der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft" von Böttigers „Amalthea", selbst in [illegible] Zeitschriften veröffentlicht. Durch die [illegible] von Völkels „Archäologischem Nachlaß" (Kassel 1831) u. der „Kleinen Schriften" (daf. 1839) [illegible] er den Pflichten des Freundes u. Kollegen [illegible] „Kleine deutsche Schriften" gab sein Bruder heraus (3 Bde., Breslau 1847—48). [illegible] Erinnerungen an Otfr. M., Göttingen 1841. Sein Bruder, Eduard M., den 12. Juli 1804 zu Brieg geboren, erst Prediger [illegible] bor, dann seit 1841 zu Liegnitz, erhielt [illegible] Titel Professor und 1853 die Direktion [illegible] Gymnasiums zu Liegnitz, machte sich [illegible] Herausgeber mehrer Werke seines Bruders [illegible] durch eine „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten" (Breslau 1834—37, 2 Bde.) [illegible] und trat auch mit der Tragödie „Emilia Delilah" (daf. 1853) als Dichter auf.

15) **Julius**, Theolog und Kanzelredner der Vorigen, geboren zu Brieg den 10. Juli 1801, bildete sich auf dem Gymnasium [illegible] und studirte dann zu Breslau, Göttingen

Digitized by Google

Berlin anfangs die Rechte, dann Theologie. Im J. 1825 wurde er als Pfarrer zu Schönbrunn und Rosen bei Strehlen angestellt. Während seiner 7jährigen Wirksamkeit als Landgeistlicher schrieb er die mehrmals aufgelegte Broschüre: „Zur Beurtheilung der Schrift: Die katholische Kirche Schlesiens“ (1826). Durch den Einfluß seines Bruders 1831 zum zweiten Universitätsprediger in Göttingen ernannt, fand er einen seinen Fähigkeiten und Talenten entsprechenden Wirkungskreis, indem er zugleich über praktische Theologie und Pädagogik Vorlesungen hielt. Nachdem er 1834 eine außerordentliche Professur der Theologie erhalten hatte, wurde er im Jahr darauf als ordentlicher Professor nach Marburg berufen, wo er namentlich Dogmatik und Moral lehrte, gab indeß nach 4 Jahren auch diese Stellung wieder auf und ging als Professor der Theologie nach Halle. Seinen Ruf als Dogmatiker begründete er durch sein Hauptwerk „Die christliche Lehre von der Sünde“ (2 Bde., Breslau 1838, 3. Aufl., völlig umgearbeit, das. 1849). Im J. 1845 nahm er an der evangelischen Landessynode zu Berlin als Vertreter der evangelischen Union Theil und veröffentlichte hierauf: „Die erste Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens“ (Berl. 1847).

16) Karl Friedrich, Theodor Heinrich Gustav, August Theodor und Franz Ferdinand Georg, vier Brüder, Söhne des als trefflicher Liederkomponist bekannten braunschweigschen Hofmusikus Heinrich Friedrich M., weltberühmt durch ihr Quartett, wurden vom Vater auf das Sorgfältigste zu Virtuosen gebildet, standen dann in der herzogl. braunschweigschen Kapelle, nahmen aber 1830 ihren Abschied. Zuerst machten sie eine Kunstreise nach Hamburg, dann 1832 nach Berlin, wo sich ihr Ruf so fest begründete, daß der Ruhm des müllerschen Quartetts bald durch ganz Europa ging. Karl Friedrich, geboren den 11. Nov. 1797, spielte im Quartett die erste Violine und war später Konzertmeister an der Kapelle zu Braunschweig; Theodor Heinrich Gustav, den 3. Dec. 1800 geboren, spielte die Bratsche und war dann ebenfalls an der braunschweigschen Kapelle angestellt; August Theodor, den 27. Aug. 1803 geboren, spielte Cello; Franz Ferdinand Georg, den 29. Juli 1809 geboren, spielte die zweite Violine und war später Kapellmeister zu Braunschweig. Mit Theodor Heinrich Gustav † am 7. Sept. 1855 der letzte der vier Brüder.

17) Jakob und Georg, zwei Brüder von Grindelwald in der Schweiz, die sich um die Wiederherstellung der Glasmalerei verdient machten, traten zuerst 1821 mit ihren Bestrebungen hervor, wandten sich aber vorzüglich heraldischen Aufgaben zu. Im J. 1823 gingen sie nach Bern, wo sie mit Unterstützung der Regierung ein zweckmäßiges Lokal für ihren Betrieb einrichteten. Bald gingen nun ihre Arbeiten nach Rußland, Frankreich, Italien ꝛc. Von der berliner Akademie erhielten sie ein Certifikat ihrer Wiedererfindung der Glasmalerei des Mittelalters.

18) Johannes, einer der bedeutendsten neuern Physiologen, zu Koblenz am 14. Juli 1801 in beschränkten Verhältnissen geboren, besuchte seit 1810 das Gymnasium seiner Vaterstadt und begab sich 1819 nach Bonn, um Medicin zu studiren. Noch als Student schrieb er in Folge einer Preisaufgabe die Schrift: „De respiratione foetus“ (Leipz. 1823). Nach seiner Promotion vertauschte er Bonn mit Berlin, wo er vorzüglich zoologische, nebenbei aber auch philosophische Studien trieb. Im Herbste 1824 habilitirte er sich in Bonn als Privatdocent, wurde aber 1826 schon außerordentlicher und 1830 ordentlicher Professor. Einen 1832 an ihn ergangenen Ruf nach Freiburg im Breisgau lehnte er ab u. erhielt dafür 1833 die durch Rudolphi's Tod erledigte ordentliche Professur in Berlin. Er† hier den 28. April 1858. M.s physiologische Arbeiten haben auf die Medicin einen mächtigen Einfluß geübt; die Zoologie verdankt ihm mehre wichtige Entdeckungen. Als Grundpfeiler seines physiologischen Lehrgebäudes stellte er die unmittelbare Beobachtung auf und wurde der Hauptvertreter der Experimentalphysiologie. In seiner Schrift „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes der Menschen und Thiere“ (Leipz. 1826) lieferte er sehr interessante Detailbeschreibungen des Baues der Augen bei niederen Thieren und stellte wichtige Gesetze über die Art und Weise auf, in welcher das Sehen der mit zusammengesetzten Augen ausgerüsteten Gliederthiere zu Stande kommt. In dieselbe Zeit fällt sein Werkchen: „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen“ (Kobl. 1826). Epochemachend war die Schrift „De glandularum secernentium structura penitiori earumque prima formatione in homine atque animalibus“ (Leipz. 1830), die einen großen Schatz von eigenen Beobachtungen und der feinern Anatomie der Thiere enthält. Die Resultate seiner Forschungen über die Stimmerzeugung legte er in der Schrift „Ueber die Kompensation der physischen Kräfte am menschlichen Stimmorgane“ (Berlin 1839) nieder. Für die Ausbildung der Physiologie überhaupt wichtig ist sein „Handbuch der Physiologie“ (2 Bde., Kobl. 1833—40, 1. Bd., 2. Aufl. 1844). Seine höchst wichtigen Untersuchungen über das Blut finden sich in Burdachs „Physiologie“. Mit der Schrift „Ueber den feinern Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste“ (Berlin 1838) schloß er seine selbstständige Thätigkeit in der pathologischen Anatomie. Dagegen lieferte er eine große Menge monographischer Arbeiten über Anatomie der Menschen u. Thiere u. über systematische Zoologie, von denen sich die meisten in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und in dem von M. redigirten „Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin“ befinden. Zu den vorzüglichsten Werken in dieser Richtung gehört die „Vergleichende Anatomie der Myxinoiden“ (Berlin 1835—45). In neuester Zeit wandte sich M. mit Vorliebe dem Studium der Infusorien zu.

19) Sophie, gefeierte tragische Schauspielerin, geboren zu Mannheim 1803, die Tochter Karl M.s, eines zu seiner Zeit geschätzten Schauspielers, gab schon als 15jähriges Mädchen in Karlsruhe mit großem Beifall Gastrollen. Von 1821 in München, später in Wien angestellt, befestigte und vermehrte sie ihren Ruf noch durch Gastrollen in Dresden und Berlin. Sie war nicht bloß

von der Natur zur tragischen Künstlerin reich befähigt, sondern bildete sich auch durch die gründlichsten Studien. Dabei überschritt sie nie das Maß. Sie † zu Hietzing bei Wien den 20. Juni 1830. Die Herausgabe ihrer nachgelassenen Papiere und ihres Lebens besorgte Graf Mailáth (Wien 1832).

20) Karl Friedrich Moritz, Maler der Gegenwart, 1807 zu Dresden geboren, Zögling der münchner und dresdener Akademie, weiß besonders durch die Beleuchtung nächtlicher Scenen die frappanteste Wirkung zu erzielen, was ihm unter seinen Fremden den Beinamen „Feuermüller" verschaffte. Unter seinen Gemälden sind namentlich hervorzuheben seine Scenen aus dem Tyrolerkriege von 1809, die Heimkehr von der Hochzeit bei Fackelschein und das Privatkonzert. Sein neuestes Bild (1859) ist „der erste Brief", ebenfalls mit dem üblichen Feuereffekt.

21) Wolfgang M. von Königswinter, deutscher Dichter, den 5. März 1816 zu Königswinter am Rhein geboren, kam schon 1819 mit seinen Aeltern nach Bergheim im Jülichschen, besuchte das Gymnasium zu Düsseldorf und studirte 1835—39 zu Bonn Medizin. Nachdem er zu Berlin promovirt und seiner Militärpflicht genügt, dann zu seiner weitern Ausbildung ein halbes Jahr in Paris zugebracht hatte, ließ er sich 1842 als praktischer Arzt zu Düsseldorf nieder, von wo er 1848 ins Parlament gesendet wurde, und siedelte 1854 in gleicher Eigenschaft nach Bonn über. Selbstständig ließ er zuerst erscheinen: „Junge Lieder" (Düsseldorf 1841) und „Balladen und Romanzen" (das. 1842). Ihnen folgten: „Die Rheinfahrt" (Frankfurt 1846); „Gedichte" (1847, 4. Aufl. 1851); „Germania, ein satyrisches Märchen" (das. 1848); „Lorelei" (Köln 1851), eine Sammlung der künstlich Rheinsagen in Balladenform; „Die Maikönigin" (Stuttg. 1852), eine Dorfgeschichte in poetischem Gewande; „Prinz Minnewin" (Köln 1854, 2. Aufl. 1856); „Der Rattenfänger von St. Goar" (1856). Er gab heraus: „Das Rheinbuch" (Brüssel 1855). M.s Dichtungen zeichnen sich durch Innigkeit, Wahrheit und Wohllaut aus.

22) Otto, deutscher Dichter und Romanschriftsteller, den 1. Juni 1818 zu Schotten im Vogelsberg geboren, besuchte die Gymnasien zu Büdingen und Darmstadt und widmete sich Anfangs der kameralistischen Laufbahn, gab dieselbe aber bald wieder auf und erhielt eine Stelle an der darmstädter Hofbibliothek, mit welcher er später die eines Privatbibliothekars des Prinzen Karl von Hessen verband. Im J. 1843 übernahm er die Redaktion des „Frankfurter Konversationsblattes", von dem er 1848 zur Redaktion des „Mannheimer Journals" übertrat. Als produzierender Schriftsteller war er mit einer Novellensammlung: „Frühlingspark" (Frankfurt 1837, 2 Bde.) aufgetreten; doch gelang es ihm erst durch seinen biographischen Roman „Bürger. Ein deutsches Dichterleben" (Frankfurt 1845, 2. Ausg. 1848), in weiteren Kreisen Anerkennung zu gewinnen. Dieser Roman verschaffte ihm auch die Zuneigung und den Besitz einer liebenswürdigen Gattin, Gustava Fritze aus Bremen, nach deren frühem Tode er sich 1852 nach Bremen begab. Im Frühjahr 1854 ging M. als Herausgeber der „Bibliothek deutscher Originalromane" wieder nach Frankfurt, trat aber nach Vollendung der ersten Serie von dem Unternehmen zurück und begründete eine ästhetische Wochenschrift: „Frankfurter Museum". Ende 1856 siedelte er nach Stuttgart über. Von seinen ferneren Romanen: „Die Mediatisirten" (Frankf. 1848, 2 Bde.), „Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahre 1848" (Bremen 1854, 3 Bde.) und „Charlotte Ackermann" (Frankfurt 1854, französisch von J. J. Porchat, Paris 1854) wurde der letztere, den M. auch selbst dramatisirte, mit besonderem Beifall aufgenommen. Werke von kleinerem Umfang sind die Erzählung „Der Tannenschütz" (Bremen 1851), „Der Stadtschultheiß von Frankfurt" (Stuttg. 1856) und „Andrea del Castagno" (Frankf. 1857).

23) Johann Georg, Baumeister und Dichter, den 15. Sept. 1822 zu Mosnang in der Schweiz geboren, erhielt seine erste Ausbildung bei Kubly in St. Gallen und kam von da zu Ittdand nach München. Im J. 1842 machte er mit dem Architekten Merian eine Kunstreise nach Italien. Hier wurde er besonders von den Bauwerken des 13. und 14. Jahrhunderts angezogen, und es gelang ihm, tiefer als irgend einer seiner Vorgänger in den Geist des nach dem Süden verpflanzten und dort umgestalteten Germanismus einzudringen, wie die Entwürfe beweisen, welche er zur Restauration der Vorderseite des florentiner Doms machte. Zugleich brachte er von seiner Reise (1844) ein vollständiges künstlerisches Tagebuch mit, das er mit der größten Sorgfalt geführt und mit einem Reichthum von architektonischen Zeichnungen u. Entwürfen ausgestattet hatte, welches es für jeden Architekten zu einem Studium von großer Wichtigkeit macht. Von München wurde M. nach Winterthur zur Ausführung der Oberbauten an der Eisenbahn berufen. Während dieser Thätigkeit legte er dem schweizer Architektenverein seine Entwürfe zu einem schweizer Nationalmonument vor u. machte die Pläne zur Restauration der protestantischen Kirche St. Laurenz zu St. Gallen, deren Ausführung beschlossen wurde. Im Frühjahr 1847 ging er nach Wien, wo er durch seine Pläne für die florentiner Domfaçade allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und in dem Konkurs für die Kirche in der Vorstadt Altlerchenfeld den Preis und den Auftrag der Ausführung erhielt. Da mit bereits beschäftigt, wurde er im Februar 1849 zum Professer für die höhere Baukunst bei der Militärakademie ernannt, nachdem er bereits im August 1848 zum Mitglied der k. k. Akademie ernannt worden war. Er † jedoch schon am 2. Mai 1849. Vgl. Ernst Förster, M., ein Dichter- und Künstlerleben, St. Gallen 1851.

24) Friedrich Konrad, als Liederdichter bekannt unter dem Namen M. von der Werra, geboren den 14. Nov. 1823 in Ummerstadt im Meiningischen, begann seine dichterische Laufbahn in Heidelberg, wo ihn Helmina von Chezy gleichsam als Sohn adoptirte, studirte dann in Zürich und Bern Medicin und ließ auch einige größere medicinische Werke erscheinen, z. B. „Rationelle Heilkunde" (Erlangen). Später lebte er

Digitized by Google

abwechselnd in Kamburg, Leipzig, Weimar und gegenwärtig in Koburg. Mit vielem Glück bebaute M. das Lied, und die gefeiertsten Tondichter unserer Zeit, wie Spohr, Lindpaintner, Lachner, Zöllner, Methfessel, Abt u. A. haben dessen reiche Liedersammlungen mit Musik verherrlicht. Auch in das Englische wurden seine Lieder übertragen, nachdem der kölner Männergesangverein ihn zum Ehrenmitgliede ernannt und viele seiner Lieder in England gesungen. Erschienen sind von M.: „Reime mit einem Stachelstich" (Zürich); „Der Freiheit Wunderhorn" (Biel); „Der Liederhort" (St. Gallen); „Amoranthos" (Leipzig 1858); „Ein Lorbeerkranz", mit Musik des rühmter Meister (Magdeburg 1858); „Ein deutscher Eichenkranz", mit Musik von Lindpaintner (Leipzig 1858); „Flamboyant", Demaskation eines weltpolitischen Karnevals (daf. 1859); „Thüringer Volkskalender" (daf. 1859); „Schwert und Schild", Vaterlands- und Kriegslieder, mit Musik berühmter Tondichter (daf. 1860). M.s Lieder zeichnen sich durch sprachliche Gewandtheit, leichten Vrsbau und große Sangbarkeit ganz vorzüglich aus.

25) Friedrich Max, Orientalist, Sohn des Dichters Wilhelm M. 13), den 6. Dec. 1823 zu Dessau geboren, besuchte die Schule zu Dessau und die Nikolaischule zu Leipzig und studirte 1841 daselbst Philologie, hauptsächlich Sanskrit. Als erste Frucht dieser Studien erschien seine Uebersetzung der „Hitopadesa" (Leipzig 1844). Im J. 1844 ging er nach Berlin und 1845 nach Paris, wo er auf Burnoufs Veranlassung die Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Rigveda mit dem Kommentar des Sayanacarya begann. Zu diesem Behufe wandte er sich im Juni 1846 nach Oxford, wo er die Handschriften im East-India House zu London und in der bodlejanischen Bibliothek zu Oxford benutzte, und erhielt 1847 von der ostindischen Kompagnie die Herausgabe des Rigveda übertragen, worauf 1849 der erste, 1853 der zweite Band erschien. Schon 1848 hatte er seinen Wohnsitz in Oxford genommen, wo er seit 1850 an der Universität Vorlesungen über Literaturgeschichte und vergleichende Grammatik hielt und 1851 zum Ehrenmitglied der Universität ernannt wurde. In demselben Jahre erwählte ihn auch die münchner Akademie zum Mitgliede. Er gab auch eine sehr gelungene Uebersetzung von Kalidasa's „Megha-dûta" (Königsberg 1847) heraus und schrieb unter andern: „Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the seat of war in the East" (London 1854, 2. Aufl. 1855).

Müllerwage, s. v. a. Wasserwage.

Müllner, Amadeus Gottfried Adolf, dramatischer Dichter und Kritiker, am 18. Oktober 1774 zu Langendorf bei Weißenfels geboren, ein Schwestersohn des Dichters Bürger, besuchte die Fürstenschule zu Pforta, wo er mit Vorliebe Mathematik trieb, während sich sein poetisches Talent zu entwickeln begann, und studirte in Leipzig die Rechte. Nach beendeten Studien ließ er sich 1798 als Advokat in Weißenfels nieder und gab hierauf anonym den Roman „Inceß" (2 Bde., Greiz 1799) heraus, dessen Schluß jedoch nicht von ihm herrühren soll. Später trat er als juristischer Schriftsteller auf, namentlich mit „Modestins sechzig Gedanken" (Greiz 1804) und einer „Elementartheorie der richterlichen Entscheidungskunst" (Leipzig 1812; neue Aufl., 1819). Durch seine Bemühungen kam 1810 in Weißenfels ein Privattheater zu Stande, dessen thätigste und vorzüglichstes Mitglied er wurde. Aus der lebhaften Betheiligung an demselben gingen die Lustspiele „Die Vertrauten", „Die großen Kinder", „Die Onkels" ꝛc. hervor, die zum Theil nach französischen Mustern von Etienne u. A. verfaßt waren, sich aber durch eine sehr leichte Versifikation auszeichneten. Sie sind enthalten in den „Spielen für die Bühne" (2 Sammlungen, Leipzig 1815—21) und im „Almanach für Privatbühnen" (3 Bde., Leipz. 1817—19). Die Dramen „Der neunundzwanzigste Februar" (Epz. 1812), durch Werners „Vierundzwanzigsten Februar" veranlaßt, „Die Schuld" (daf. 1816), „König Yngurd" (daf. 1817) und „Die Albanesin" (Stuttg. 1820) erwarben sich ihrer Zeit großen Beifall auf den deutschen Bühnen. Erfindung, stechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Einzelnen lassen sich M.s Lustspielen nicht absprechen und bringen, verbunden mit einer glücklichen Kenntniß des menschlichen Herzens, oft große Effekte hervor, trotz des bedeutenden Mangels aller Wärme des Gefühls. In seinen Trauerspielen, die sich übrigens durch planvolle Anlage und eine poetische Sprache auszeichnen, suchte er diesen Mangel durch eine Ueberladung mit Bildern und eine epigrammatisch zugespitzte Sprache zu verbergen. Der Grundfehler derselben liegt in der ganz mißverstandenen Schicksalsidee, die in der abstoßendsten Weise zu Tage tritt und ihnen alle Ansprüche auf höheren Werth raubt. Seit 1820 wendete er sich ausschließlich der literarischen und dramaturgischen Kritik zu. Er übernahm 1820—25 die Redaktion des „Literaturblatts" zum „Morgenblatte", gab 1823 die „Hecate" und seit 1826 das „Mitternachtsblatt" heraus. Sowohl in diesen Blättern, wie als Mitarbeiter an vielen anderen Zeitschriften übte er eine schonungslose Kritik, ließ sich aber sehr oft durch seinen Witz zu Persönlichkeiten hinreißen. Platen persiflirte ihn dafür in der „Verhängnißvollen Gabel". Seine maßlose Selbstsucht verletzte ihn zu vielfachen Ungerechtigkeiten u. verwickelte ihn auch in seinem Privatleben in sehr unangenehme Streitigkeiten. Auch mit Buchhändlern wurde er in eine Unzahl von Prozessen verwickelt, doch führte er sie meist zu seinen Gunsten durch. Er veranstaltete selbst noch eine Sammlung seiner „Vermischten Schriften" (2 Bde., Stuttg. 1824—26) und seiner „Dramatischen Werke" (7 Bde., Braunschweig 1828). In seiner letzten Schrift „Meine Lämmer und ihre Hirten" (Wolfenbüttel 1828) spielte er seinen Verlegern nicht übel mit und brachte eine Menge kleiner Details ins Publikum. Er hatte 1817 den Titel als preußischer Hofrath erhalten und † zu Weißenfels am 11. Juni 1829 am Schlagflusse.

Müllrose (Müllro se), Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, an der Südseite des müllroser Kanals und zwischen 2 Seen, durch welche die auch

die Stadt durchfließende Schlanbe geht, mit Mutterkirche und 2100 Einw.

Münpelgard, s. Montbeillard.

Münch, Ernst Hermann Joseph von, fruchtbarer deutscher Geschichtschreiber, geboren am 25. Okt. 1798 zu Rheinfelden, besuchte das Gymnasium zu Solothurn und studirte die Rechte auf der Universität zu Freiburg, wo er 1818 mit zur Gründung des engeren Bundes der Burschenschaft wirkte. Seine poetischen Versuche erschienen unter dem Titel: „Jugendmuth und Jugendtraum" (Basel 1819, Lütrich 1829). Der Wunsch, sich der dramatischen Literatur zu widmen, führte ihn zur Geschichte, mit welcher er sich später fast ausschließlich beschäftigte. Nachdem er kurze Zeit als Gerichtssekretär in seiner Vaterstadt angestellt war, trat er 1819—1821 als Lehrer an der Kantonschule zu Aarau ein und kehrte sodann nach Deutschland zurück, wo er nun eine wahrhaft erstaunenswürdige schriftstellerische Produktivität entwickelte. Der richtige Takt in der Auswahl zeitgemäßer Gegenstände verschaffte ihm ein großes Publikum, die Flüchtigkeit aber, die er dabei an den Tag legte, zog ihm den scharfen Tadel der Kritik zu. Im J. 1824 wurde er Professor der historischen Hülfswissenschaft in Freiburg. Die bedeutendsten Arbeiten aus dieser Zeit sind: die Ausgabe der Werke Ulrichs von Hutten (5 Bde., Berlin 1821—1825), „Die Heerzüge des christlichen Europa's wider die Osmanen" (5 Bde., Basel 1822—26), „Franz von Sickingens Thaten" (3 Bde., Stuttgart 1827—1829), „König Enzio" (Ludwigsb. 1827; 2. Aufl., Stuttgart 1841), „Die Schicksale der alten und neuen Cortes in Spanien" (2 Bde., daf. 1824—27), „Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg" (3 Bde., Aachen 1829—32) und „Vermischte historische Schriften" (Ludwigsb. 1828). Im J. 1828 ging er als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts nach Lütrich, wo er aber in Folge der antirömischen Tendenz seiner Schriften selbst seine persönliche Sicherheit gefährdet sah, so daß er gern einem Ruf als Bibliothekar nach dem Haag folgte. In den Niederlanden schrieb er u. A. die „Geschichte des Hauses Nassau-Oranien" (3 Bde., Aachen 1831—33) und „Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Oesterreich in den Niederlanden" (2 Bde., daf. 1832). Im J. 1831 kam er als geheimer Hofrath und Bibliothekar der Privatbibliothek des Königs nach Stuttgart, wo er die „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" (6 Bde., Leipzig 1833—35) herausgab. Sein Leben schildert er in den „Erinnerungen und Studien aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten" (3 Bde., Karlsruhe 1836 bis 1838). Später erschienen noch „Denkwürdigkeiten zur politischen Kirchen- und Sittengeschichte der drei letzten Jahrhunderte" (daf. 1839), „Erinnerungen, Reisebilder und Phantasiegemälde", vollständig nach seinem Tode herausgegeben (2 Bde., daf. 1841—42) u. A. Er + zu Rheinfelden den 9. Juli 1841.

Münch-Bellinghausen, 1) Eduard Joachim, Graf von, österreichischer Staatsmann, geboren am 29. Sept. 1786 zu Wien, der jüngste Sohn des 1802 verstorbenen Reichsfreiherrn Franz Joseph von M., begann seine diplomatische Laufbahn im Dienste des deutschen Reichs, nach dessen Auflösung er aber in den österreichischen Staatsdienst trat. Nachdem er sich in den Kriegsjahren von 1809 und von 1813 bis 1815 vielfach ausgezeichnet, erhielt er, kaum 30 Jahre alt, den wichtigen Posten eines Stadthauptmanns in Prag, in welcher Stellung er die Beförderung des Handels und der Gewerbe in Böhmen und der Elbschifffahrt seine Hauptsorge seyn ließ. Von Bedeutung war daher seine Wirksamkeit auf dem Elbschifffahrtskongreß, welcher auf Oesterreichs Anregung 1819 in Dresden gehalten wurde und 1821 den Vertrag zu Stande brachte, zufolge dessen seit dem 1. März 1822 die Elbe von dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis in die offene See dem Verkehr frei gegeben ist. Die Gewandtheit, die er bei diesen Verhandlungen zeigte, erwarb ihm das besondere Vertrauen des Fürsten Metternich. Er kam zunächst in die deutsche Sektion des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, ward aber 1823 schon als wirklicher geheimer Rath, Staatsminister und Gesandter bei dem Bundestage nach Frankfurt a. M. versetzt, wo er in Metternichs Geiste auf die politischen Verhältnisse von ganz Deutschland den bedeutendsten Einfluß geübt hat. Nachdem er von dem Hause Dietrichstein die Herrschaft Markenstein unweit Baden bei Wien erworben hatte, wurde er 1831 in den Grafenstand erhoben. Im Folge der Ereignisse von 1848 sah er sich genöthigt, seine Stellung in Frankfurt aufzugeben. Das ihm angebotene Ministerium des Auswärtigen lehnte er ab und zog sich ganz ins Privatleben zurück.

2) Eligius Franz Joseph, Freiherr von M., bekannt als Dichter unter dem Namen Friedrich Halm, Neffe des Vorigen, den 2. April 1806 zu Krakau, wo sein Vater, Cajetan von M., damals österreichischer Appellationsrath war, geboren, erhielt eine sorgfältig wissenschaftliche Bildung und vollendete schon im 20. Jahre die juridisch-politischen Studien. Entschieden für sein frühzeitig sich kund gebendes poetisches Talent wurde die 1833 erneute Verbindung mit seinem ehemaligen Lehrer Enk von der Burg, auf dessen Antrieb er 1834 unter dem Namen Friedr. Halm dem Hofburgtheater sein Schauspiel „Griseldis" übergab. Das Stück kam im folgenden Jahre zur Aufführung, und zwar mit einem Erfolg, der nicht nur seine eigenen Hoffnungen, sondern selbst die Erwartungen seines Freundes übertraf. Weit geringern Erfolg hatten 1835 sein „Adept", eine Tendenztragödie, in welcher er vorzugsweise auf Verstand und Reflexion zu wirken suchte, 1837 das dramatische Gedicht „Camoens", eine Jugendarbeit, 1838 das historisch-romantische Trauerspiel „Imelda Lambertazzi" und 1840 das Trauerspiel „Ein mildes Urtheil". Daneben versuchte er sich in Bearbeitungen ausländischer Meisterwerke für die Bühne, wovon Lope de Vega's „König und Bauer" 1841 sehr ansprach, wogegen die Bearbeitung von Shakespeares „Cymbeline" (1842) kein Glück machte. Fast noch größeren Beifall als seine „Griseldis" fand das romantische Originaldrama „Der Sohn der Wildniß", gleichsam ein Gegenstück der „Griseldis", das in fast alle europäischen Sprachen über-

Digitized by Google

setzt worden ist. Entschiedene Fortschritte bekundeten die historische Tragödie „Sampiero" (1844) und das historische Drama „Maria de Mosina" (1847), obwohl dieselben dem großen Publikum weniger gefielen. Sein Lustspiel „Verdorben und Bekehrt" ist eine feine Ironie des Wielerogierens. Ein glücklicher Wurf war wieder die Tragödie „Der Fechter von Ravenna" (1854) der mit seiner deutschpatriotischen Tendenz die Kunde über alle deutschen Bühnen machte. Das Stück war anonym erschienen, und über seine Autorschaft kreuzten sich viele Vermuthungen, bis ein eigenthümlicher Vorfall den Schleier lüftete. Es erschien plötzlich in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" ein von O. von Schorn unterzeichneter Aufsatz, worin die Tragödie „Der Fechter von Ravenna" als das geistige Eigenthum eines bayerischen Schullehrers, Franz Bacherl, in Anspruch genommen wurde. Auf die Enthüllung in der „Allgemeinen Zeitung" entspann sich sofort mit Friedr. Laube, dem Intendanten des wiener Hofburgtheaters, dem Bacherl sein Stück „Die Ebernsöer in Rom" eingesandt hatte, ein ziemlich unerquicklicher literarischer Streit, der durch die Erklärung M.s, daß er der Verfasser des „Fechters von Ravenna" sey u. Jedem, der Anspruche gegen ihn erheben zu können glaube, auf den Rechtsweg verweise, zwar abgeschnitten, aber nicht entschieden wurde, so daß die Vermuthung bestehen blieb, Bacherls allerdings verunglücktes Machwerk habe ihm die Idee zu dem „Fechter" gegeben. Eine Sammlung seiner „Gedichte" war zu Stuttgart 1850 erschienen, seine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Wien 1857 ff. in 6 Bänden. M.s dichterische Werke zeichnen sich durch Wohllaut der Sprache und Wärme der Empfindung aus, doch kranken gerade seine berühmtesten Werke an einem Ueberreiz der Motive, der keinen wohlthuenden Eindruck macht. Seit 1849 niederösterreichischer Regierungsrath, übernahm er nach Koplars Tode 1865 mit dem Hofrathstitel die erste Custosstelle an der kaiserl. Hofbibliothek. Seine Thätigkeit als Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften eröffnete er mit der Abhandlung „Ueber die älteren Sammlungen spanischer Dramen" (Wien 1852).

Münchberg, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, an der Puisnitz, Landgerichtssitz, hat 2 Kirchen, ein Krankenhaus, eine Post, ein Rentamt und 2900 Einw., die Feldbau, Viehzucht, Leinen- u. Baumwollenweberei, Gerberei, Bierbrauerei (jährlich 6000 Eimer) treiben.

Müncheberg, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, zwischen dem faulen und Kirchen-See, hat 2 Kirchen, ein Stadtgericht, Steueramt, Etaminweberei und 2700 Einw.

München, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern, in Oberbayern, liegt am Südende einer im Osten von niedern Hügeln begrenzten, ziemlich unfruchtbaren Ebene, am linken Ufer der Isar, 1658 par. Fuß über der Meeresfläche, 10—14 Stunden nördlich vom bayerischen Alpengebirge. Der Kern der Stadt, die Altstadt, bildet ein unregelmäßiges Viereck u. enthält außer zahlreichen Nebenstraßen zwei große Hauptstraßen, von welchen die eine, die Sendlinger-, Theatiner- u. Ludwigsstraße, wie ihre einzelnen Strecken heißen, von Südwest nach Nordost die Stadt in zwei Hälften theilt, während diese durch die von Ost nach West laufende Kaufinger-Straße in einen nördlichen und südlichen Theil geschieden wird. Außerhalb dieses Kerns der Stadt liegen jedoch noch weitläufige Vorstädte mit Palästen und Privathäusern, Gütern und Anlagen: die Maximiliansvorstadt nordwestlich, die Ludwigsvorstadt südwestlich, die Isarvorstadt südöstlich, die Annavorstadt und Schönfeld nordöstlich. Auch gehören dazu die drei auf dem jenseitigen Isarufer liegenden Ortschaften Au, Haidhausen u. Obergiesing, welche durch die 1821—28 vollendete Ludwigsbrücke, sowie durch die hölzerne Reichenbachbrücke über die Isar mit der Stadt verbunden sind. Ohne diese letzteren Vorstädte zählte M. 1812 erst 8127 Familien und 40,638 Einw., nach der letzten Zählung vom Dec. 1858 28,649 Familien und 93,895 Einwohner. Jene Vorstädte enthalten 20,839 (Au 10,999, Haidhausen 6303, Obergiesing 3537) Einwohner, so daß die Civilbevölkerung der Hauptstadt 34,929 Familien und 114,734 Einwohner beträgt. Dazu kommt die Militärbevölkerung von 22,361 Individuen, wonach sich die Gesammteinwohnerzahl auf 137,095 Seelen stellt. Die eigentliche Stadt ist in 72, die drei Vorstädte jenseits der Isar sind in 24 Distrikte getheilt. Die Häuserzahl ist nahe an 7000. Die großartigste unter den zahlreichen schlecht gepflasterten, aber gut beleuchteten Straßen ist die neue Ludwigsstraße mit der St. Ludwigskirche, dem neuen Universitäts-, dem Hof- und Centralbibliotheksgebäude, dem Blindeninstitute, dem Fräuleininstitute, dem Kriegsministerium, dem Herzog Max-Palais ꝛc. Die Thore der innern Stadt sind großentheils noch erhalten oder erneuert, besonders das Karlsthor, Sendlingerthor, Kosttbor und das von Klenz Ludwig erneuerte schöne Isarthor. Neuen Ursprungs ist das prachtvolle Siegesthor am Ende der Ludwigsstraße. Von den Plätzen, deren mehre mit Denkmälern geziert sind, sind zu erwähnen: der Schrannenplatz, auch Kornmarkt, mit der Hauptwache, dem alten Rathhause, dem Regierungsgebäude und der Mariensäule, der Frauenplatz, der Anger- und Hemmarkt, der Zeughausplatz, der Viehmarkt und Tandelmarkt, der Karlsplatz, der Maximilians- oder Dultplatz, der Max-Josephplatz mit dem neuen Königsbau, der Post, dem Hoftheater und der Statue des Königs Maximilian, der Odeonsplatz, der Wittelsbacherplatz mit der von Thorwaldsen entworfenen u. von Stiglmayer gegossenen Reiterstatue Maximilians I., der Ludwigsplatz, der Karolinenplatz mit dem obeliskenartigen Denkmale der 30,000 in Rußland gebliebenen Bayern und der Königsplatz zwischen Glyptothek und Basilika. Wenige Städte sind so reich an schönen Gebäuden, wie M., vorzüglich sind es jedoch die Kirchen und königlichen Gebäude, welche besonders hervorragen. Unter den 22 katholischen Kirchen und Kapellen steht die Frauenkirche als die größte oben an. Sie wurde 1468—1488 von Herzog Sigmund im späteren altdeutschen Styl aus rothen Backsteinen aufgeführt. Die ganze Länge des Gebäudes beträgt 336, die Breite 180, die Höhe bis zum First des Daches 230 Fuß, die Höhe

der Thürme kommt der Länge der Kirche gleich. Das Innere theilt sich in drei Schiffe und 24 Seitenkapellen; 22 Säulen von 7 Fuß Durchmesser tragen die gestrippten Gewölbe. Von den 30 — 70 Fuß hohen Fenstern sind fast alle mit Glasmalereien aus dem 15. u. 16. Jahrhundert geschmückt. Die Altargemälde sind mit wenigen Ausnahmen aus der Zeit des Verfalls der Künste. Das umfangreichste Kunstwerk im Innern der Kirche ist das Grabmal Kaiser Ludwigs des Bayern, 1622 vom Kurfürsten Maximilian errichtet und nach dem Entwurf von Candid ausgeführt von J. Krumper. Es besteht aus einem Katafalk von dunkelrothem, fast schwarzem Marmor; Figuren und Zierrathen sind Erguß. Die Gebeine des heiligen Benno, des Schutzpatrons von M., werden in dieser Kirche aufbewahrt und bei besonderen Veranlassungen zur Verehrung ausgestellt. Die ehemalige Jesuiter-, jetzige S. Michaelis-Hofkirche, von Herzog Wilhelm V. durch Wolfgang Müller errichtet und 1591 vollendet, ist 284 Fuß lang, 114 Fuß breit und enthält das Denkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, von Thorwaldsen in carrarischem Marmor ausgeführt. Die Theatinerkirche zum heil. Cajetan, am Nordende der Theatinerstraße gelegen, wurde durch einen bolognefer Baumeister, Agostino Barella, erbaut und 1675 eingeweiht, vollendet aber erst 1767 unter Maximilian Joseph III., ist im Kreuz gebaut, 226 Fuß breit, 126 Fuß hoch, mit einer hohen Kuppel über dem Kreuz und 2 Thürmen an der Vorderseite. Es findet sich in derselben eine Grablegung von Heinr. Heß (1820). Die Pfarrkirche zu St. Peter, südöstlich vom Schrannenplatz, ist mit der dazu gehörigen Herrgotts- oder Wieskapelle die älteste Kirche der Stadt. Im J. 1294 neu erbaut, wurde sie nach einem Brande von 1327 1370 erneuert. Auch die Pfarrkirche zum heil. Geist, im Tal, gehört zu den ältesten Kirchen M.s. Die Allerheiligen- oder neue Hofkapelle bildet einen Theil des großen Schloßbaues, ist von Leo v. Klenze nach dem Muster byzantinischer Kirchen des 6. Jahrhunderts, jedoch ohne äußere Kuppelform, gebaut (seit 1826) u. zeichnet sich durch ihren reichen Schmuck aus. Die Gemälde der Wölbungen und Nischen, so wie der Seitenaltäre, sind von H. Heß und seinen Freunden und Gehülfen Schrandolph, Koch, Müller ꝛc. Sie sind sämmtlich auf Goldgrund u. al fresco gemalt u. geben in vielen Darstellungen eine Uebersicht der Hauptpunkte und kirchlichen Beziehungen des Alten u. Neuen Testaments. Die Basilika zum heil. Bonifacius, in der Karlsstraße zwischen der Arcis- u. Luisenstraße, ward 1835 vom König Ludwig gegründet und von Ziebland nach dem Vorbild römischer Basiliken aus dem 5. und 6. Jahrhundert erbaut. Die Tiefe beträgt 300, ihre Breite 130, ihre Höhe 80 Fuß. Das Innere wird durch 64 Säulen von weißem Marmor in 5 Schiffe getheilt. Chorunische und Mittelschiff sind mit Freskomalereien geschmückt von Prof. Heinrich von Heß und seinen Schülern und Gehülfen; letzteres enthält in der oberen Abtheilung Legenden und Geschichten aus dem Leben der Verbreiter des Christenthums in Deutschland bis auf und um die Zeit des Bonifacius, in der unteren Abtheilung Scenen aus dem Leben des heiligen Bonifacius von H. von Heß, Koch und Schraudolph. Die Ludwigskirche, in der Ludwigsstraße, im mittelalterlich italienischen Style von Gärtner ausgeführt, ward 1843 eingeweiht. Die Façade aus weißem Kalkstein erhebt sich 110 Fuß hoch und theilt sich durch zwei fortlaufende Friese von schönem Laubwerk von unten nach oben in drei Theile, deren unterer die von Säulen getragene offene Vorhalle, der mittlere in fünf Nischen die kolossalen Statuen von Christus und den vier Evangelisten von L. Schwanthaler enthält und der obere von einer großen Rosette und einem Hauptgesimse von Blumen geschmückt ist. Auf der Spitze des rechtwinkeligen Giebels erhebt sich ein Kreuz, an beiden Enden des Giebels stehen links Petrus und rechts Paulus, zwei kolossale Statuen aus weißem Kalkstein von L. Schwanthaler. Zu beiden Seiten erheben sich zwei gleich hohe, in Pyramiden ausgehende Thürme. Das Dach ist musivisch mit bunten Ziegeln gedeckt. Im Innern zeichnet sich die Kirche hauptsächlich dadurch aus, daß die Gewölbe nicht von Säulen, sondern von Pfeilern getragen werden und daß die Seitenschiffe in je 3 abgeschlossene Kapellen von 23 Fuß im Gevierte umgewandelt sind. Die Wände und Wölbungen der drei Chöre des Mittel- und Querschiffes sind von Cornelius mit Freskomalereien geschmückt. Das jüngste Gericht hat er selbst, die übrigen Gemälde haben seine Schüler ausgeführt. Die St. Maria-Hilfkirche in der Au, nach dem Plan und unter der Leitung des Kreisbaurathes Ohlmüller und nach dessen Tod 1839 von Ziebland ganz im altdeutschen Styl des 14. Jahrhunderts ausgeführt, ist 235 Fuß lang, 81 Fuß breit, 85 Fuß hoch. Das Dach ist mit bunten Ziegeln gedeckt. Durch zwei Säulenreihen wird sie in drei Schiffe getheilt. Die 19 Fenster, 52 Fuß hoch und 11—13 Fuß breit, sind mit neuen Glasmalereien geschmückt, zu denen die Leiden und Freuden der Maria den Stoff gaben. Die Verzierungen sämmtlicher Fenster sind von Kimmüller unter Leitung von H. von Heß. Die prachtartische Pfarrkirche, auf dem Karlsplatze, 1827—32 nach dem Plan des Oberbaurathes Persch im Styl der Gothik erbaut, enthält als Deckenbild eine Himmelfahrt Christi von K. Hermann und als Altargemälde die Kreuzigung Christi nach J. Schnorrs Komposition von G. Jäger in Oel ausgeführt. Außerdem hat M. eine griechische Kirche (Salvatorkirche) mit prachtvollen heiligen Geräthen, die für dem Kaiser von Rußland verdankt, und seit 1826 eine Synagoge. Für den anglikanischen Gottesdienst besteht ein Bethaal im Odeon. Die früher in M. bestehenden 15 Klöster wurden von Maximilian Joseph 1803 aufgehoben und meist zu Staatszwecken verwendet. Wiedererbaut sind durch den König Ludwig seit 1829 ein Franciskanerkloster in der St. Anna-Vorstadt, ein Servitinnenkloster ohne strenges Gelübde im Herzogspital, ein Nonnenkloster zum guten Hirten in der Vorstadt Haidhausen, ein Mutterkloster der armen Schulschwestern bei St. Jakob und ein Kloster der barmherzigen Schwestern, zum allgemeinen Krankenhaus gehörig. Ein Benediktinerkloster ist bei der Basilika des heil. Bonifacius erbaut wor-

Digitized by Google

MÜNCHEN

Aus d. Bunsenschen Kabinet-Institut in Rudolph

T. Bodham & Verlag

Digitized by Google

den. Unter den weltlichen Gebäuden ist vor allen die königliche Residenz, am Nordostende der alten Stadt gelegen, zu nennen. Sie zerfällt in die sogenannte alte Residenz, den neuen Königsbau und den neuen Festsaalbau. Die alte Residenz, ein ehemals hochberühmtes Gebäude, das die Bewunderung Gustav Adolfs erregte, so daß er wünschte, es auf Walzen nach Stockholm führen lassen zu können, und als das achte Wunder der Welt gepriesen, steht jetzt mit ziemlich unscheinbarem Aeußern zwischen seinen neuen Flügeln. Der Bau, unter Herzog Maximilian I. um 1600 begonnen, ward unter der Leitung Peter Candids 1616 vollendet. Die Breite beträgt 550, die Tiefe 280 Fuß. Merkwürdig darin sind die Schatzkammer, gegründet von Albrecht V. und 1551, mit einem bewundernswürdigen Reichthum von Kostbarkeiten aller Art, und die reiche Kapelle, von Kurfürst Maximilian I. 1607 gegründet, mit einer unzähligen Menge von Reliquien (z. B. die rechte Hand des Täufers Johannes) in kostbaren Reliquiarien, Reliefs und Statuetten von Silber und Gold, dem Hausaltärchen der englischen Königin Maria Stuart, einem Relief von Michel Angelo und Wache, die Kreuzabnahme Christi vorstellend ꝛc. Der neue Königsbau ward auf Befehl König Ludwigs von Klenze erbaut und 1835 vollendet. Die Façade mit drei Portalen nach dem Max-Josephplatz ist 430 Fuß lang und hat nur Ein Stockwerk über dem Erdgeschoß, mit Ausnahme des in der Mitte des Gebäudes aufgeführten Pavillons, dessen Höhe 135 Fuß über der Erde ist. Die innern Räume desselben sind ganz mit Skulpturen und Malereien neuerer Künstler ausgeschmückt. Der Festsaalbau, ebenfalls unter König Ludwig von Klenze erbaut und 1842 eröffnet, mit einer an 800 Fuß breiten Front, ist nur Feierlichkeiten und Festen gewidmet. Die Mitte bildet ein dreifaches Portal mit Vorhalle, über welcher ein großer Balkon, im spätvenetianischen Prachtstyl erbaut, mit zehn Säulen und verkröpftem Gesims sich erhebt. Zum äußern Schmuck desselben dienen außer zwei aufrecht sitzenden Löwen 8 kolossale Statuen der 8 Kreise des Königreichs von Ludwig Schwanthaler in Marmorkalkstein. In der Loggia sieht man Medaillons mit Darstellungen aus der bayerischen Geschichte. In den Räumen des untern Stockwerks links folgen sich 6 Säle, an deren Wände Darstellungen aus Homers Odyssee nach Schwanthalers Zeichnungen von G. Hiltensperger enkaustisch gemalt sind. Durch ein reich verziertes Stiegenhaus gelangt man zu den Festsälen des obern Stockwerks, und zwar zuerst in den großen Ballsaal, an dessen Wänden Gruppen von Tänzern, Reliefs von Schwanthaler, eingelassen sind; dann in die Säle der Schönheiten, mit den Bildnissen junger Damen von Stieler, in den Bankettsaal, mit Schlachtgemälden von Peter Heß, Adam ꝛc. In den drei großen Sälen, durch die man auf der andern Seite des Ballsaals in den Thronsaal gelangt, sieht man eine Reihenfolge großer historischer Darstellungen aus der Geschichte der Kaiser Karl des Großen, Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg, das Werk Jul. Schnorrs. Der Thronsaal, 112 Fuß lang und 77 Fuß breit, enthält als Kunstschmuck 12 kolossale vergoldete Erzstatuen von Fürsten aus dem Hause Wittelsbach, nach den Modellen von Schwanthaler in Erz gegossen und in Feuer vergoldet von Stiglmayer, die zwischen 20 korinthischen Säulen von Stucco lustro aufgestellt sind. Außer den der Kunst und Wissenschaft gewidmeten Gebäuden (s. unten) nennen wir noch den Palast Leuchtenberg (seit 1817) am Odeonsplatz, mit einer kostbaren Gemäldesammlung, gegenüber dem Bazar (1822 vollendet); das 1828—30 von Klenze erbaute Palais des Herzogs Max, dessen Façade ihren drei Stockwerken nach in eine dorische, jonische und korinthische Wandsäulenordnung getheilt ist; den 1843—49 von Gärtner und nach dessen Tode von Klumpp im gothischen Styl erbauten wittelsbacher Palast, 260 Fuß lang, 224 Fuß breit, 103 Fuß hoch, jetzt die Wohnung des Königs Ludwig; das Gebäude der Generalpostdirektion, nach Klenze's Entwurf 1835—36 ausgeführt, dem Königsbau gegenüber, mit einer von 12 toskanischen Säulen gebildeten, polychromisch bemalten Halle auf der Hauptfaçade; das königliche Münzgebäude, 1573 erbaut; die neue königliche Reitbahn; das mit einer offenen Bogenhalle von 7 Arkaden versehene Gebäude des Kriegsministeriums (begonnen 1824, vollendet 1830); das 1838 gegründete Salz- und Bergamtsgebäude; das Damenstift (1836—39) und das Blindeninstitut (1833—35) in der Ludwigsstraße, welche sich durch einen einerseits von der Universität, andrerseits von den Gebäuden des georgianischen Seminars für junge Theologen (1835—39) und des Erziehungsinstituts für adelige Fräulein (1836—39) begrenzten viereckigen, mit einem schönen Springbrunnen gezierten Platz abschließt; ferner die Kaserne des Infanterie-Leibregiments (1801—3), die Kavalleriekaserne und die Infanteriekaserne am Türkengraben (1824—26), das neue Gebärhaus hinter der protestantischen Kirche, die Kornhalle (Schrannenhaus) vor dem Angerthor, 1852—53 aufgeführt, 1477 Fuß lang, gegen 100 Fuß tief, mit einem Mittel- und zwei Flügelgebäuden und zwei offenen Säulenhallen von Gußeisen, das Eisenbahnhofsgebäude von Bürklein, 1848—50 aufgeführt, die seit 1820 von Perrsch aufgeführte, durch innere Zweckmäßigkeit und entsprechenden ernsten und strengen Charakter des Aeußeren ausgezeichnete Frohnveste am Angerthor. Zu den vorzüglichen Privatgebäuden gehören die von Metivier aufgeführten Hotels der Freifrau von Beverdorf (1824—25) und des Barons von Lotzbeck (1828—29), das italienische Haus des Bauraths Himbsel, dem gegenüber die Herzog-Marburg, 1570 von Herzog Wilhelm V. erbaut, sich erhebt. Unter den monumentalen Bauwerken ist zunächst das Isarthor zu nennen, dessen Gründung dem Kaiser Ludwig dem Bayer zugeschrieben wird und das von König Ludwig durch Prof. Gärtner nach dem alten Plan 1833 wieder hergestellt wurde. Ein Freskogemälde von Bernhard Neher und Kögel in dem 8 Fuß hohen und 75 Fuß langen Fries über den östlichen Eingängen schildert den Siegeseinzug jenes Kaisers nach der Schlacht bei Mühldorf (28. Okt. 1322). Die Marienfäule auf dem Schrannenplatze, mit der vergoldeten Erzstatue der Madonna,

von Candid, stammt aus der Zeit Maximilians I. Das Monument des Kurfürsten Maximilian I., Reiterstatue von Thorwaldsen, in Erz gegossen von Stiglmayer, ist 18, mit dem Postament 36 Fuß hoch. Das Monument des Königs Maximilian Joseph I., auf dem nach ihm benannten Platze vor dem neuen Königsbau, architektonisch angeordnet von L. von Klenze, modellirt von Chr. Rauch in Berlin, in Erz gegossen von J. B. Stiglmayer, wurde am 31. Oktober 1835 enthüllt. Den tapfern Oberländern, welche 1705 aus eigenem freien Antrieb zur Befreiung ihres unterjochten Vaterlandes sich verbanden u. den Heldentod starben, sind zwei schöne Denkmale errichtet, das eine auf dem hiesigen Friedhof, das andere, ein Freskogemälde, über dem Eingang der Kirche zu Sendling, von W. Lindenschmitt. Der 100 Fuß hohe eherne Obelisk, auf dem Karolinenplatz in der Marsvorstadt, ward von König Ludwig den im russischen Feldzug 1812 gefallenen Bayern errichtet und enthüllt den 18. Oktober 1833, nach der Zeichnung von Leo von Klenze in Erz gegossen von J. B. Stiglmayer. Die Feldherrnhalle zwischen dem königl. Residenzschloß und der Theatinerhofkirche, im mittelalterlich toskanischen Styl 1841—44 durch Gärtner erbaut, ist 117 Fuß breit, 39 Fuß tief und $58^1/_2$ Fuß hoch und mit den Erzstatuen von Tilly und von Wrede, beide von L. Schwanthaler modellirt und von Ferd. Miller in Erz gegossen, geschmückt. Im J. 1845 wurden dem Verfasser des bayerischen Gesetzbuchs, von Kreittmayer, 1850 den Tonkünstlern Orlando di Lasso u. Gluck Erzstatuen auf öffentlichen Plätzen gesetzt. Auf der Anhöhe über der Theresienwiese erhebt sich seit 1843 die Ruhmeshalle, eine große dorische Säulenhalle aus untersberger Marmor, zur Aufnahme von Marmorbüsten ausgezeichneter Bayern bestimmt, von L. von Klenze in sogenannter Hufeisenform aufgeführt, 250 Fuß lang, mit zwei vortretenden Flügeln zu je 105 Fuß und ohne den Sockel 45 Fuß hoch. Die Marmorreliefs in den Giebeln und Metopen sind von L. Schwanthaler. Die Halle umschließt von drei Seiten einen Hof, in welchem die kolossale Bavaria steht. 66 Fuß hoch bis zur Spitze des erhobenen Kranzes und 96 Fuß mit dem Piedestal, nach Schwanthalers Modell (1837—42) in Erz gegossen von Miller 1844—50. Zu dieser Statue wurden 1500 Ctr. Erz verwendet; im Kopfe derselben haben 31 Personen Raum. Viele herrliche Monumente enthält der große allgemeine Friedhof, an welchen 1845 ein Campo-Santo im mittelalterlich-lombardischen Styl von Gärtner angebaut wurde.

M. ist der Sitz der höchsten Staatsbehörden, eines Oberappellationsgerichts u. des Kassationshofs für die Rheinpfalz, eines Regierungspräsidenten und eines Erzbischofs. Unter den öffentlichen Anstalten für Wissenschaften und Kunst ist zuerst die Akademie der Wissenschaften im ehemaligen Jesuitenkollegium zu nennen, die unter Maximilian III. 1759 gestiftet und zuletzt 1827 erneuert wurde. Der Präsident wird nach einer neuen Verfügung auf drei Jahre vom König ernannt. Desgleichen ernennt der König Mitglieder nach seiner Wahl und bestätigt die von der Akademie gewählten. Ihre Sitzungen sind zum Theil öffentlich; ihre gelehrten Arbeiten erscheinen nach bestimmter Ordnung im Druck. Sie ist im Besitz reicher Sammlungen, eines Naturalienkabinets, einer ausgezeichneten Petrefaktensammlung und des sogenannten brasilianischen Museums, einer Sammlung physikalischer und optischer Instrumente, eines botanischen Kabinets, einer Mineraliensammlung, einer geognostischen Sammlung und eines Münzkabinets. Auch stehen unter ihrer Aufsicht die Sternwarte, oberhalb des Dorfes Bogenhausen, $^1/_2$ Stunde von M., nach den Planen von Reichenbach und Soldner von Thurn erbaut, das chemische Laboratorium, der botanische Garten und das sogenannte Antiquarium, eine reiche Sammlung ägyptischer, griechischer und römischer, deutscher ꝛc. Alterthümer, schon von Albrecht V. angelegt. Die Hof- und Staatsbibliothek, die durch die Bibliotheken der aufgehobenen Klöster eine ausgezeichnete Bereicherung erfuhr, ist seit 1843 in dem neuen Lokal in der Ludwigsstraße aufgestellt. Daselbe, 1832—43 von Fr. von Gärtner im Styl mittelalterlich-italienischer Paläste erbaut, ist in der prächtigen Hauptfacade 520 Fuß lang und erhebt sich 85 Fuß hoch mit zwei Stockwerken über dem festgewölbten, zur Aufnahme des Reichs- und Hausarchivs bestimmten Erdgeschoß; 72 Fenster, 3 hohe im Halbkreis geschlossene Portale, eine breite Doppeltreppe mit den kolossalen Statuen des Aristoteles, Hippocrates, Homer und Thucydides (von Sanguinetti und Mayer) und als Dachgesimse eine dekorative Mauerkrone schmücken die Fronte. Drei unter sich zusammenhängende Flügel schließen zwei Höfe ein. Den Grund zu dem jetzt über 800,000 Bände starken Bücherschatz legte Herzog Albrecht V. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; vermehrt von allen nachherigen Regenten, verdankt sie ihre neue Einrichtung und Erweiterung dem Kurfürsten Karl Theodor. Sie enthält noch 1300 Inkunabeln, 50 alte Holzschnittwerke, an 22,000 Handschriften und eine bedeutende Sammlung chinesischer Drucke. Unter den Handschriften befinden sich der mit Edelsteinen reich verzierte Codex aureus Karls des Kahlen aus dem Kloster Kemmeran von 870, verschiedene mit Gold und Edelsteinen, Elfenbeinschnitzwerk und Miniaturen geschmückte Evangelien und Missalen Kaiser Heinrichs II. (1002—1024), Geberbücher Ludwigs des Bayern (1287—1347) u. des Herzogs Albrecht IV. (1485), mit kostbaren Miniaturen, ein Koran auf Pergament mit goldenen Buchstaben, eine dramatische Handschrift zweifach auf schwarz, malabarische Handschriften auf Palmblättern, die Divans von Hafis u. Saadi ꝛc. Unter den 580 griechischen Handschriften sind die Evangeliarien aus dem 8. Jahrhundert, ein Psalterium, ein Thucydides aus dem 11. Jahrhundert ꝛc. bemerkenswerth. Reiche lateinische Handschriften, deren Gesammtzahl Schmeller auf 14,000 angibt, sind die vier Evangelien von Valerianus und der Codex Alaricianus aus dem 5. Jahrhundert, die Uebersetzung des Dioscorides in lombardischer Schriftform, die Evangelien auf Purpurpergament mit goldenen u. silbernen Buchstaben aus dem 9. Jahrhundert, die Werke des heiligen Augustinus und Gregorius, der Codex traditionum ecclesiae Ravennatis auf

Digitized by Google

ägyptischem Papyrus aus dem 9. Jahrhundert. Höchst bedeutend ist der Schatz altdeutscher Handschriften (über 4000). Unter den 587 musikalischen Handschriften sind die Septem Psalmi poenitentiales von Orlando di Lasso auf Pergament mit Miniaturen von H. Mielich. Die Universität, 1826 von Landshut nach M. verpflanzt, führt den Namen Ludwig-Maximilians-Hochschule und hat seit 1840 ihren Sitz in dem von Gärtner am Eingang der Ludwigsstraße erbauten Prachtgebäude. Sie zerfällt in 5 Fakultäten, indem zu den 4 gewöhnlichen als 5. eine staatswirthschaftliche hinzugekommen ist, hat eine eigene Bibliothek von 160,000 Bänden und ein anatomisches Institut und zählt über 60 ordentliche und 12 außerordentliche Professoren, sowie gegen 1800 Studirende. Mit ihr stehen in Verbindung eine hohe Schule für Forstwissenschaften und Pharmaceuten, ein katholisches geistliches Seminar (Georgianum), eine medicinisch-klinische und eine chirurgische Schule, eine Hebammen- u. Veterinärschule. An sonstigen Unterrichtsanstalten hat M. 3 Gymnasien, von denen das eine alt ist, das andere 1824 gestiftet ward und das dritte 1825 aus dem 1808 gegründeten königlichen Erziehungsinstitute für Studirende entstand; ferner 4 lateinische Schulen, ein Kadettenhaus, ein Pageninstitut, ein Seminar für Volksschullehrer, eine protestantische und mehre katholische Volksschulen, eine israelitische Schule, eine Blinden- und eine Taubstummenanstalt, die 1826 von Freising hierher verlegt ward, eine polytechnische Centralschule, eine Landwirthschafts- und Gewerbsschule, eine Baugewerkeschule, eine Wasserbauschule (seit 1805), mehre höhere Töchterschulen, Kleinkinderbewahranstalten, eine Industrieanstalt für krüppelhafte Kinder, eine Turnanstalt u. eine Schwimmschule. Von wissenschaftlichen Vereinen verdienen erwähnt zu werden: der polytechnische Verein, der ein schönes Kabinet von Landesprodukten besitzt, der historische Verein von und für Oberbayern, gestiftet 1838, der ein reichhaltiges Archiv herausgibt, der Verein zur Ausbildung der Gewerbe, der landwirthschaftliche Verein (seit 1810), der jährlich am 11. Okt. auf der großen, westlich von der Stadt gelegenen Theresienwiese ein landwirthschaftliches Fest feiert, das sich zum allgemeinen Volksfeste hergangebildet hat (s. unten). Die Akademie der bildenden Künste entstand 1808 aus der unter Kurfürst Maximilian III. 1759 gestifteten Zeichenschule und befindet sich im ehemaligen Jesuitenkollegium. Ihre neue Einrichtung erhielt sie unter der Regierung des Königs Maximilian, eine neueste 1845. Sie zerfällt in drei Hauptabtheilungen für Baukunst, Skulptur und Malerei nebst Kupferstecherkunst und besitzt eine reiche Sammlung von Gypsabgüssen, unter denen sich nicht nur die bekannten Antiken, sondern auch viele seltene, die eginischen Statuen und Reliefs vom Parthenon, der Kolos auf Monte-Cavallo in Rom, der neapolitanische Merkur ꝛc., ferner die Thüren Ghiberti's vom Baptisterium zu Florenz, die Apostel Peter Vischers vom Sebaldusgrab zu Nürnberg ꝛc. befinden. Die Glyptothek, in der Marxvorstadt, die nördliche Seite des Königsplatzes bildend, 1816—30 von Leo von Klenze im jonischen Styl erbaut, ist zur Aufnahme von Skulpturen bestimmt. Das Gebäude ist ein um drei Stufen erhöhtes Erdgeschoß, dessen unter sich verbundene Säle im Viereck einen Hof einschließen, von dem aus diese größtentheils ihr Licht erhalten. An der Außenseite sind an der Stelle der Fenster Nischen angebracht, in welchen die Marmorstatuen: Vulkan, Phidias, Pericles und Hadrian, Prometheus und Dädalus, aufgestellt sind. Die Vorderseite des Gebäudes, ganz mit weißem und röthlichem Marmor bekleidet, ist mit einem Portikus von 12 jonischen Säulen und vier Pilastern geschmückt. Das Giebelfeld des Portikus ziert eine Gruppe von 9 kolossalen Figuren aus weißem Marmor, vom Bildhauer Wagner in Rom entworfen, ausgeführt von Leeb, Mayer, Rietschel, Bandel, Sanguinetti und L. Schwanthaler. Durch eine hohe Bronzethür tritt man in das Westibul und von hier links in die Säle der geschichtlich geordneten Bildwerke. Im ersten Saal sind die ägyptischen Kunstwerke, im zweiten die Werke der ältesten griechischen und etruscischen Kunst und deren Nachbildungen aufgestellt. Die in dem Aeginetensaal aufgestellten Kunstwerke und Fragmente fallen in die Zeit vor Phidias und gehörten sämmtlich zu dem Tempel des Zeus Panhellenios auf der Insel Aegina, wo sie 1811 von Haller von Hallerstein, Cockerill, Forster und Linkh gefunden worden sind. Der Apollosaal hat seinen Namen von der kolossalen Statue des Apollo Eitharödus, einer der schönsten antiken Tempelstatuen, die dem Ageladas, dem Lehrer des Phidias, zugeschrieben wird. Der Bacchus- u. Niobidensaal enthalten größtentheils Werke aus der Periode der vollendeten griechischen Plastik. Einer von den größten Schätzen der Sammlung ist ein knieender Niobide von pariſchem Marmor. Der Göttersaal und trojanische Saal sind mit Freskomalereien geschmückt, welche nach den Zeichnungen Cornelius von diesem selbst, von Zimmermann und Schlotthauer u. A. ausgeführt sind. In dem Saal der Neueren sind namentlich Venus und Paris von Canova und Adonis von Thorwaldsen ausgezeichnet. Vgl. Klenze u. Schorn, Beschreibung der Glyptothek, München 1830. Der Glyptothek gegenüber steht das von Ziebland in korinthischem Styl aufgeführte Kunst- u. Industrieausstellungsgebäude, zu welchem am 25. August 1838 der Grundstein gelegt wurde. Die bei der Glyptothek ist das Bordergiebelfeld mit Marmorstatuen, und zwar nach Schwanthalers Modellen, geziert. Es bildet mit dem mit der Basilika durch einen bedeckten Gang verbundenen Bonifaciusstift ein äußerlich ungetrenntes Ganze. Die zur Aufnahme der Werke zeichnender Künste bestimmte Pinakothek, mit der Façade gegen die Kaserne, mit der Seitenfronte gegen die Barerstraße gelegen, ist im Auftrag des Königs Ludwig von Leo von Klenze im römischen Palaststyl von 1826—36 erbaut. Die Vorderseite ist 520 Fuß breit und gewährt mit ihrem reichen Fensterschmuck einen schönen Anblick. Auf der vordern Galerie stehen die Statuen von 25 Künstlern, nach den Modellen von L. Schwanthaler in Sandstein ausgeführt von E. Mayer, Leeb u. A. Im oberen Stockwerk ist in 9 großen Sälen und 23 Kabineten eine

Auswahl von gegen 1300 Bildern aufbewahrt. Der Grund zu der Sammlung wurde durch Herzog Albrecht V. gelegt; ihren größten Zuwachs erhielt sie durch König Maximilian Joseph, der ihr die Gallerien von Mannheim, Zweibrücken u. Düsseldorf einverleibte. Höchst werthvolle Schätze fügte König Ludwig hinzu. Der Eingangssaal ist mit Bildnissen der Stifter und Vermehrer der Gallerie und mit einer Reihenfolge von Darstellungen aus der bayerischen Geschichte, Reliefs in Gyps von E. Mayer nach L. Schwanthalers Entwürfen geschmückt. Der 1. Saal enthält meist oberdeutsche Werke aus dem 15. und 16. Jahrhundert, und zwar sowohl der schwäbischen als der fränkischen Schulen. Der 2. Saal enthält Gemälde aus der spätern ober- und niederdeutschen Schule, großentheils aus der Zeit des Verfalls der Kunst. Die Verehrer von Rubens finden in dem 4. Saal und dem anstoßenden Kabinet von ihm 95 Bilder aufgestellt. Der 6. Saal enthält Gemälde der Franzosen und Spanier, namentlich von Murillo; der 7. Gemälde aus den italienischen Schulen des 16. — 18. Jahrhunderts. An diesen stoßenden 18., 19., 20. und 21. Kabinet finden sich Werke von Masaccio, Correggio, Raphael, M. Angelo und andern italienischen Meistern. Der 9. Saal enthält unter Anderm die heilige Familie von Raphael. Hohe Thüren führen aus jeder Abtheilung hinaus auf einen Korridor von 25 Logen, geschmückt mit Freskobildern, in denen die Geschichte der Malerei im Mittelalter dargestellt ist nach den Entwürfen von P. v. Cornelius, ausgeführt von Zimmermann, W. Gassen u. A. Von den 25 Loggien sind die ersten 13 der italienischen Kunst bis zu Raphael, die andern 12 der deutschen und niederländischen Kunst bis auf Rubens gewidmet. Das Kupferstichkabinet, im Erdgeschoß der Pinakothek, enthält über 300,000 Blätter und ist nach Malerschulen geordnet. Man findet hier hier nicht nur alle vorzüglichen Galleriewerke des In- und Auslandes, die Hauptwerke aller großen Maler im Kupferstich, sondern auch ausgezeichnete Kupferstichwerke von ältern und neuern Kupferstechern, sowie alte Blätter in geschrotener Manier und Holzschnitte ꝛc. Hier wird auch eine Sammlung von Handzeichnungen, an 9000 Blätter bedeutender älterer u. neuerer Meister, aufbewahrt. Das Kabinet der griechischen Vasen ist im Erdgeschoß des westlichen Flügels der Pinakothek in drei Sälen aufgestellt. Die neue Pinakothek, unfern der alten, 1846 von A. Voigt begonnen, ist bestimmt, Werke der Maler des 19. Jahrh. aufzunehmen. Das Gebäude hat an den Außenseiten Freskobilder nach Zeichnungen W. von Kaulbachs. Unter den Gemälden sind besonders Kaulbachs Zerstörung von Jerusalem, die Sündfluth von Schorn und die griechischen Landschaftsbilder von Rottmann hervorzuheben. Außerdem gibt es noch mehre Privatgallerien, worunter die leuchtenbergische die bedeutendste ist; auch sind die Atelier's von Kaulbach, Heinrich und Peter Heß, Zimmermann, Schwind, Morgenstern, Schwanthaler ꝛc. den öffentlichen Kunstanstalten beizuzählen. Der Kunstverein unterhält in seinem Lokal im Bazar fortwährende Ausstellungen von neuesten Kunstwerken. Die vereinigten Sammlungen im Königlichen Hofgarten, seit 1844 aufgestellt und zugänglich, enthalten eine große Anzahl antiker Terrakotten und Bronzen, Antikaglien, Gold- und Silberschmuck und Geräthschaften aus Griechenland u. Rom, Elfenbeinschnitzwerke, Waffen und Trachten wilder Völkerschaften, bayerische Memorabilien, yhellopiastische Arbeiten und ethnographische Merkwürdigkeiten. Ein eigenes königliches Gebäude wurde für die Glasmalerei aufgeführt. Sehenswerth ist auch die Erzgießerei, auf dem Wege nach Nymphenburg, unter Leitung Ferdinand Millers, des Neffen des verdienstvollen Gründers der Anstalt, J. B. Stiglmayer. Das Konservatorium der Musik, unter Hauser's Leitung, hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens (seit 1846) zu einem ausgezeichneten Rang emporgeschwungen. Ueberhaupt findet die Musik in M. eine außerordentliche Pflege; berühmt sind die Konzerte in den Prachtsälen des Odeon, einem großartigen, diesem Zweck gewidmeten Gebäude. Die königliche Hofkapelle unter Lachner ist eine der besten Deutschlands. Das königliche Hof- und Nationaltheater, auf den neuen Max-Josephsplatze, nach dem Brand von 1823 größtentheils nach dem alten Plane des Oberbaurath's Fischer wieder aufgebaut und 1825 vollendet, ist 195 Fuß breit, 335 Fuß tief und 150 Fuß hoch. Die beiden Giebel sind mit Freskogemälden, der obere, Pegasus und die Horen, der untere Apollo und die Musen darstellend (nach Schwanthalers Zeichnungen von Hiltensperger und Nilson), geschmückt. Das Haus enthält über 80 größere und kleinere Säle und Zimmer, 6 Logenreihen über dem Parterre u. faßt 2000—2500 Zuschauer. Unter den Künstlern, die an dieser Bühne wirken, befinden sich mehre von ausgezeichnetem Rufe. Das ehemalige Residenztheater ist in neuester Zeit wieder eingerichtet worden. Außerdem bestehen noch einige Volkstheater. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten sind zu nennen: das Ordenshaus der grauen oder barmherzigen Schwestern, das große St. Josephsspital für 800 Kranke, das Spital für Unheilbare, das Militärhospital, das Gebärhaus, mehre große Waisenhäuser, das Findelhaus, die Irrenanstalt, mehre Leihhäuser, die Sparkasse, die Ludwigsstiftung, gegründet 1828, welche durch unverzinsliche Vorschüsse verarmten Bürgern aufhelfen sucht. Unter den Spaziergängen ist steht der Hofgarten hinter der Residenz mit seinen Arkaden oben an. Derselbe wurde von Maximilian I. 1614 angelegt, in neuerer Zeit aber bedeutend umgewandelt. Die 16 architektonischen Felder der Arkaden zu beiden Seiten des Eingangs in den Hofgarten enthalten eben so viel Freskobilder, Kriegs- und Friedensthaten bayerischer Fürsten aus dem Hause Wittelsbach, aus jedem Jahrhundert zwei, darstellend, unter Leitung Peter von Cornelius' von 1827—29 vollendet. Diesen Bildern gegenüber, in einer Bogenstellung der offenen Halle, sind allegorische Gestalten, auf Leben oder Charakter der in jenen gefeierten Fürsten bezüglich, angebracht. Die Decke schmücken Kränze mit Denksprüchen derselben. Ueber den Durchgängen der Hallen sieht man die Kolossalfiguren bayerischer Ströme, südlich Donau und Rhein, nördlich Isar

Digitized by Google

Die BAVARIA

und die Ruhmeshalle in München.

Digitized by Google

und Main, über dem Eingang zur Residenz die Bavaria abgebildet, sämmtlich Werke B. von Kaulbach. Die Waffen zu Seiten der Eingänge sind von Engen Neureuther, die Blumen und Fruchtstücke von Sippmann. In der Fortsetzung der Arkaden, nächst dem Bazar, folgt eine Reihe Landschaften, Gegenden Italiens und Siciliens, ebenfalls al fresco gemalt von K. Rottmann. Jede Landschaft ist mit einem Distichon von König Ludwig von Bayern überschrieben. Im Verfolg der Arkaden, an der Wand der nördlichen Abtheilung, ist in einer Reihenfolge von 39 kleinen Bildern in Wachsfarbe, nach den Kompositionen von Peter Heß, ausgeführt von Nilson, der griechische Befreiungskrieg dargestellt. Der englische Garten, nordöstlich von dem Hofgarten an der Residenz, unter Karl Theodor 1789 angelegt, umfaßt breite, von Armen der Isar durchströmte Wiesen, schöne Baumgruppen und Waldungen, mehre Monumente, Hütten und Tempel, worunter der unter König Ludwig zum Andenken an Karl Theodor und Max Joseph auf einer künstlichen Anhöhe von Leo von Klenze erbaute Tempel, Monopteros genannt, und Wirthschaften, wie die am chinesischen Thurm, der Paradiesgarten, das Dianenbad, Kleinheffelohe, das Milchhäuschen ꝛc. Weiter nordöstlich breitet sich ein See aus, auf dem Kähne und Gondeln zu Wasserfahrten bereit stehen. Der ganze Garten ist $1^1/_2$ Stunde lang und hat einen Flächengehalt von 695 Tagwerken oder $1^1/_4$ Meilen. In der Nähe liegt das freundliche Schlößchen Neuberghausen mit einem geräumigen Garten. Auch die mit Alleen versehene Sonnenstraße und der Promenadeplatz bieten angenehme Spaziergänge. Andere führen nach Schleißheim, Thalkirchen, Sendling und dem Lustschlosse Nymphenburg. Besuchte Vergnügungsörter sind: die Schießstätte vor dem Karlsthor, der Prater auf einer Isarinsel; ferner der grüne Baum an der Isar unterhalb, Bettinger oberhalb der Brücke, zahlreiche Bierkeller vor dem Thore, die aber nur des Sommers geöffnet sind. In der Stadt finden sich zahlreiche Bierstuben, Restaurationen und Kaffeehäuser, Gasthöfe von allen Rangstufen, worunter der bayerische Hof und der neue Gasthof zu den vier Jahreszeiten die bedeutendsten sind. Unter den kirchlichen Festen wird das Frohnleichnamsfest mit dem größten Pompe begangen. Das größte Volksfest ist das bereits genannte Oktoberfest auf der Theresienwiese, am ersten Sonntag des Oktober jeden Jahres, zur Feier der Vermählung des Königs Ludwig und der Königin Therese gestiftet, womit eine landwirthschaftliche Ausstellung, Pferdewettrennen, Wett- und Kampfspiele aller Art, Scheiben-, Vogel- und Hirschschießen und Preisvertheilung verbunden sind. Kleinere Feste sind der Metzgersprung, wo die Fleischer aufziehen, u. der Schäfftertanz, wo die Böttcher einen Umzug halten. Die Fabrikthätigkeit ist in M. verhältnißmäßig noch sehr zurück, so daß eine unschätzbare Menge Triebkraft in der mit starkem Gefäll vorüberrauschenden Isar unangenutzt verrinnt. Am wichtigsten sind die königl. Anstalten für Bronzegießerei, Porzellanfabrikation und Glasmalerei; nächstdem die von Reichenbach 1815 begründete, jetzt ertliche mathematisch-mechanische Anstalt, das optische Institut, gegründet von Utzschneider und Fraunhofer, jetzt im Besitz von Merz und Mahler, und die große Maschinenfabrik von Maffei mit ausgedehnten Werkstätten zum Eisenguß, Eisenschmieden und Eisenwalzen, die alle Arten Maschinen, namentlich Lokomotiven für Eisenbahnen, stehende Dampfmaschinen ꝛc. liefert. Außerdem gibt es Fabriken in Tuch, Leder, Seide, Baumwolle, Farben, Pinsel, Gold und Silberdraht, Tabak, Steingut, Wagen, Seidenfärbereien, eine Runkelrübenzuckerfabrik, Edelsteins- u. Glasschneidereien, Glockengießereien, einen Kupferhammer, 2 Eisenhämmer, eine Walzmühle, zahlreiche Mahl-, Stampf-, Oel-, Schneide-, Gyps- u. Steinsägemühlen ꝛc. Des größten u. verdientesten Rufs erfreuen sich die Bierbrauereien. Von den 61 Brauerechten werden nur 34 ausgeübt, darunter aber mehre sehr bedeutend, wie die von Pschorr. Die Brauereien verbrauchen jährlich 106,000 Scheffel trockenes Malz und zahlen der Gemeinde eine Konsumtionsauflage von 265,000 Gulden. Besonders beliebt ist der Bock, ein Doppelbier, das im Mai 3 Wochen lang im sogenannten Bockkeller und an andern Orten verschenkt wird, und das Salvatorbier, in der ersten Hälfte des April im Brauhause der Paulliner. Der Handel M.s ist lebhaft, namentlich der Getreidehandel. Es werden jährlich zwei große Dulten oder Messen gehalten; doch beschränkt sich der Umsatz dabei mehr auf die Stadt und deren nähere und fernere Umgebung. Den Verkehr beleben besonders die Eisenbahnen, die Stellwagen und Droschken, die Flaker und die Flößerei auf der Isar. Das Leben in M. ist heiter, aber vorzugsweise der sinnlichen Seite zugewendet. Die Münchener sind bekannt wegen ihres zwar biedern und derbgen, dabei aber heftigen Charakters und wegen ihrer Genußsüchtigkeit. Fest an der Heimath hängend, liebt der Münchener Tanz und Musik, vor Allem aber das Bier. Alles drängt sich nach den zahlreichen geschlossenen Vergnügungsgesellschaften und in die öffentlichen Bierstuben und Bierkeller, wo alle Stände in größter Geselligkeit sich neben einander bewegen. Man lebt daher mehr außer dem Hause, als im Familienkreise. Man spricht in M. noch immer den altbayerischen Dialekt, in den höheren Ständen viel französisch. Die alte nationale Tracht verschwindet immer mehr, verdrängt durch die bis zu den Dienstmägden herabgestiegene Modesucht. Im Allgemeinen herrscht ein guter Anstand; dagegen steht M. in moralischer Hinsicht auf einer niedern Stufe. Bordelle werden zwar öffentlich nicht geduldet, aber für die Sittlichkeit geben die unverhältnißmäßig zahlreichen unehelichen Geburten kein vortheilhaftes Zeugniß. Von geringer Bedeutung und namentlich in keinem Verhältnisse zu dem Aufschwunge, welchen das Kunstleben genommen hat, war bisher im Allgemeinen die im Bereich der Literatur herrschende Thätigkeit und Theilnahme. Zwar hatte bereits König Maximilian I. durch Berufung ausgezeichneter Männer auf die wissenschaftlichen Bestrebungen höchst bedeutsam eingewirkt, u auch König Ludwig hatte in diesem Sinne Manches gethan; doch blieb man unverkennbar hinter dem Stande der Wissenschaften im übrigen Deutschland zurück, zumal als M. immer entschiedener

der Mittelpunkt ultramontaner Anschauungen u. Bestrebungen wurde, bis König Maximilian II. in der Berufung von Liebig, Pfeuffer, von Siebold, Geibel, Carrière ꝛc. den Willen kund that, die Wissenschaft nach allen Richtungen zu fördern.

Die bis jetzt aufgefundene älteste Urkunde, in welcher der Name München vorkommt, ist in den Klosterannalen von Tegernsee von 1102—54 enthalten; doch ist der Mönch erst im 13. Jahrh. in das Stadtwappen gekommen. Herzog Heinrich der Löwe erhob die „Villa Munichen" 1158 zu einer Münzstätte und zur Hauptniederlage für das von Reichenhall und Hallein kommende Salz. Nun erwuchs M. schnell zu einem namhaften Markt. Im Jahre 1164 hatte es schon Mauern und bürgerliche Verfassung, doch weiß man nicht, in welchem Jahre es zur wirklichen Stadt erhoben worden ist. M. gewann aber noch mehr Bedeutung, als es durch das Aussterben der Linie Andechs an das Haus Wittelsbach kam, besonders als Ludwig der Strenge es zu seiner Residenz wählte. Er erbaute sich daselbst 1253 die Ludwigsburg, welche noch jetzt unter dem Namen des alten Hofs in der Form besteht, in der sie 1327 Kaiser Ludwig wiederherstellte. Im Jahre 1254 wurde die innere Stadt mit Ringmauern, Wällen und Gräben umgeben, und vier Thore vermittelten ihre Verbindung mit den Vorstädten. Letztere vervollständigten sich dergestalt, daß sie mit in den Umfang der innern Stadt gezogen wurden, welche seit 1301 eine neue Umfassungsmauer erhielt. Die neuaufgenommenen Stadttheile waren eng, krumm und winkelig, wie sie nach wiederholten Bränden noch gegenwärtig sind. Unter Kaiser Ludwig dem Bayer erhielt die alte Stadt nach dem furchtbaren Brande von 1327 ihren zum Theil noch gegenwärtigen Charakter. Rasch vergrößerte sich M. unter der Herrschaft von Ludwigs des Strengen Söhnen, Rudolf und Ludwig; doch nur der letztere, bekannt in der Reihe deutscher Kaiser als Ludwig IV. der Bayer, ward der eigentliche Vater und Gründer der Freiheiten M.s, „Tutor urbis Monachii per universum imperium". Er aab ihr nebst vielen Rechten und Privilegien 1319 den Salzzoll, diese Quelle des Reichthums, gründete den heutigen Schrannenplatz, ordnete und befestigte das Bürgerthum und sorgte dafür, daß die Geistlichkeit nicht zu größerer weltlicher Macht gelange. Er erbaute 1324 die Hofkapelle zum heiligen Lorenz und stellte die Ludwigsburg wieder her. Die Stadt erweiterte sich bis zu dem Isar-, Sendlinger-, Karls- und Schwabingerthore, welches letztere in neuester Zeit abgebrochen wurde. Der Kaiser umgab nun auch die äußere Stadt mit Mauern und Gräben, wovon noch Ueberreste, Thürme und Zinnenmauern fast rings um die Stadt wahrzunehmen sind, und fügte zu den bisherigen Thoren noch mehre Zwischenthore, das Neuesis-, Wurzer-, Schiffer- und Angerthor. Unter den Nachfolgern Ludwigs, bis Albert IV., erweiterte und verschönerte sich die Stadt immer mehr; in dieser Periode (1468—88) erhob sich an der Stelle der alten kleinen Marienkirche die jetzige Metropolitankirche zu Unserer lieben Frau, von Herzog Sigmund gestiftet. Albrecht V. rief berühmte Künstler in allen Fächern an seinen Hof, errichtete Schulen, gründete die Bibliothek, die Gemäldegallerie, die Schatzkammer, den Antikensaal, das Münzkabinet und machte überhaupt sein Zeitalter zu einem medicäischen für M. Durch Wilhelm V. wurden die Jesuiten nach M. gezogen u. ihnen ein großes Kolleglum und eine prächtige Kirche gebaut; unweit davon führte dieser Fürst seine neue Burg (die jetzige Marburg) auf (1579). Er vermehrte die Gemäldegallerie, berief berühmte Künstler (z. B. Vivlani von Urbino) in seinen Dienst und umgab sich mit ungemeiner Pracht, bis er die Regierung an seinen Sohn Maximilian abgab (1598). Kurfürst Maximilian I. (1626—51) erbaute sich eine neue Residenz (die gegenwärtige alte) u. ließ das Zeughaus u. das Josephs- oder Herzogsspital aufführen. Denkmale in Marmor und Erz erhoben sich an allen Orten, und vor allen war es der geniale Peter de Witte, genannt Candid, ein Schüler des Florentiners Vasari, der in seine umfassende Pläne mit Geschick und Geist eingiing. Zugleich erhielt M. damals neue Befestigungen, vorzüglich gegen den Andrang des schwedischen Heers, das 1632 unter König Gustav Adolf siegreich daselbst eingezogen war. Unter Ferdinand Maria (1651—79) wurde die Theatinerkirche und das benachbarte Schloß Nymphenburg gebaut. Alle wissenschaftlichen und Kunstsammlungen erhielten in diesem Zeitraum bedeutenden Zuwachs, namentlich letztere durch die in M. u. Schleißheim vereinigten Gemäldegallerien. Mit Max Emanuel (1679—1726) gewann der Einfluß des französischen Geschmacks das Uebergewicht. Für die Wissenschaft ward unter der Regierung Kurfürst Maximilian Josephs I. mit Gründung neuer Schulen und vor Allem der Akademie der Wissenschaften eine neue Zeit heraufgeführt. Unter Karl Theodor (1777—99) erweiterte sich die Stadt nach allen Seiten hin. Die Festungswerke aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs, die vermal ihr Unvermögen gezeigt, die Stadt gegen die Oesterreicher zu schützen, wurden seit 1791 geschleift, und an der Stelle der gedachten Wälle erhoben sich Reihen von Häusern, Vorstädte und neue Straßen. König Maximilian I. (1799—1825) begann, das noch immer sehr beengte und verdüsterte M. zu einer geräumigen und heiteren Königsstadt umzuschaffen. So viel Neues aber auch in dieser Zeit erstrebt, so viel Großes begründet worden seyn mag, sein eigenthümliches Gepräge erhielt M. seit dem Regierungsantritt König Ludwigs I. Keine Opfer und Entsagungen scheuend, sammelte er nicht nur die zerstreuten Schätze der alten Kunst, wie sie keine Stadt diesseits der Alpen aufzuweisen hat, und vereinigte sie in prächtigen Kunststempeln, sondern er nahm auch die aus dem Geiste der aufstrebenden Zeit hervorgegangenen Künstler, Cornelius, Schnorr, Heß und A., in seinen Dienst. Die Stadt erweiterte und verschönerte sich wunderbar rasch und wurde nicht nur für Deutschland, sondern auch für die umliegenden Länder der Mittelpunkt aller Kunstbestrebungen, dem man mit Recht den Namen „Neu-Athen" beilegte. Im Jahre 1854 ward M. von der Cholera heimgesucht, welche die eben Statt findende große Kunst- und Industrieausstellung beeinträchtigte. Vergl. Westenrieder, Beschreibung von M., Münch.

Digitized by Google

chen 1782; Söltl, M. und seine Umgebungen, daf. 1840; E. Förster, M., 7. Aufl., daf. 1854; Bergmann, Geschichte von M., daf. 1783; Burgholzer, Stadtgeschichte von M., daf. 1796, 2 Bde.; Lipowsky, Urgeschichte M.s, Landsh. 1817, 2 Bde.

Münchenbuchsee, Pfarrdorf im schweizerischen Kanton Bern, Bezirk Fraubrunnen, rechts an der solothurner Straße, mit 2300 Einw. Im landwestlichen Gebäude war früher Pestalozzi's und nachher Fellenbergs Anstalt, jetzt das bernerische Schullehrerseminar.

Münchengrätz (Hradiſſte u. Gizerau), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreise Bunzlau, an der Iser, hat ein Schloß mit Theater und Park, 3 Kirchen, eine Post, ein Straßenkommissariat, Spital, Manufakturen in Zitz und Kattun, früher ein Kapuzinerkloster und 3200 Einw. Im September 1833 fand Zusammenkunft der Kaiser von Oesterreich, Rußland und des Königs von Preußen.

Münchhausen, altes niedersächsisches Adelsgeschlecht, welches früher nur Hausen geheißen, aber, nachdem es bis auf ein einziges Glied, einen Mönch im Kloster Lokkum, ausgestorben war, von diesem, der mit Genehmigung des Papstes das Kloster verließ u. seinen Stamm fortpflanzte, den Namen M. erhalten haben soll. Der Sohn dieses Stammvaters, Heino, soll den Kaiser Friedrich II. auf dessen Zug in das gelobte Land begleitet haben und 1212 mit dem Hause Spanenberg belehnt worden seyn. Seine Söhne wurden die Gründer einer schwarzen und einer weißen Linie; jene führte ein schwarzes, diese ein weißes Mönchsbild im Wappenschilde. Ein jüngerer Zweig der schwarzen Linie erhielt 1433 die Erbmarschallswürde im Stift München, starb aber schon 1598 aus, während ein älterer Zweig, von Heino's Sohn, Dietrich, gegründet, noch heute blüht. Auch die von Heino's Sohn, Statius, gegründete weiße Linie blüht noch heut zu Tage, ist in Kurhessen und Preußen reich begütert und hat seit 1360 auch das Stammhaus in Besitz. Von den Gliedern der Familie sind bemerkenswerth:

1) Gerlach Adolf, Freiherr von M., ausgezeichneter deutscher Staatsmann, geb. den 14. Okt. 1688, studirte zu Jena, Halle u. Utrecht, ward 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Celle; 1726 hannöverscher Komitialgesandter in Regensburg, 1728 Mitglied des Geheimenrathskollegiums in Hannover und bei der Stiftung der göttinger Universität deren Kurator, welche Stelle er 32 Jahre bekleidete. Unter seiner Oberleitung ward der Universität ihre ganze Einrichtung gegeben; ihm verdanken die bedeutendsten Institute derselben, die Bibliothek, die Societät der Wissenschaften u. a., ihre Begründung und angemessene Dotirung. Er überwachte die junge Anstalt nicht nur mit liberalem Geiste, sondern sein Scharfsinn wußte auch die nöthigen Lehrkräfte herbeizuziehen, so daß die Georgia Augusta schnell einen europäischen Ruf erlangte. Nicht weniger segensreich wirkte er auch für das allgemeine Wohl des Landes. Er ward 1765 zum ersten Minister ernannt und † den 26. Nov. 1770.

2) Otto, Freiherr von M., ökonomischer Schriftsteller, geboren 1716 zu Schwöbber bei Hameln, war erst Amtmann zu Steyerberg, dann Landdrost zu Harburg, ward im 7jährigen Kriege von den Franzosen als Geißel weggeführt, † als Landdrost im Fürstenthum Kalenberg den 13. Juni 1774. Er schrieb: „Der Hausvater" (Hannover 1765—1773, 6 Bde.), ein Hauptwerk damaliger Zeit über Acker- und Gartenbau, und „Monatliche Beschäftigung für einen Baum- und Plantagengärtner" (daf. 1772).

3) Hieronymus Karl Friedrich, Freiherr von M., aus der weißen Linie des Hauses, 1720 auf dem väterlichen Gute Bodenwerder geboren, trat frühzeitig in russische Kriegsdienste, avancirte bis zum Rittmeister, machte mehre Kampagnen gegen die Türken mit und lebte, nachdem er seinen Abschied genommen, auf seinem väterlichen Gute, wo er 1797 †. Er fand sein Hauptvergnügen darin, seine in den Feldzügen gegen die Türken und sonst bei Jagden ꝛc. erlebten Abenteuer, die er bis zum Wunderbaren ausschmückte, immer und immer wieder zu erzählen, und gilt daher als einer der größten Lügner und Aufschneider, nach welchem noch gegenwärtig alle grotesk-komischen Aufschneidereien Münchhausiaden genannt werden. Die erste Sammlung von M.s Wundergeschichten in England unter dem Titel: „Baron Munchausen's narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia" (London 1785) wurde in 2 Jahren fünfmal, zuletzt mit vielen und umfangreichen Zusätzen, aufgelegt. Nach der 4. englischen Ausgabe erschien die erste deutsche Uebersetzung von Bürger (London [Göttingen] 1786), welcher 1788 eine vermehrte und verbesserte Auflage mit Benutzung der 5. englischen, zugleich aber mit verschiedenen Zuthaten des Uebersetzers und wahrscheinlich auch Lichtenbergs, folgte. Die englische Ausgabe, von der H. Döring eine neue freie Uebersetzung unter dem Titel „M.s Lügenabenteuer" (Leipzig 1846) erscheinen ließ, rührt übrigens ohne Zweifel von einem Deutschen, dem als Mineralog und Archäolog nicht unbedeutenden, sonst aber übelberüchtigten ehemaligen kasselschen Professor und Bibliothekar Rudolf Erich Raspe her, der nach England geflüchtet war und sich hier mit Schriftstellerei beschäftigte. Einige von M.s bekanntesten Jagd- und Kriegsgeschichten finden sich schon in weit älteren Büchern, wie in Bebels „Facetiae", aus denen sie nebst einigen andern aus Castaglione's „Cortegiano" und Bibermanns „Utopia" in Joh. Peter Lange's „Deliciae academicae" (Hellbronn 1665) übergingen. Eine englische Fortsetzung des Buches erschien unter dem Titel: „A sequel to Baron Munchausen's adventures etc." (London 1798), eine deutsche von Schnorr (Stendal 1794—1800, 3 Bde.). Nicht in diese Kategorie gehört Immermanns trefflicher Roman: „Münchhausen." Die neueste Ausgabe des M. ist betitelt: „Des Freiherrn von M. wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande" (Göttingen und Berlin 1849), mit einleitenden Notizen über das Leben des Verfassers, so wie über die Quellen und Vorbilder des M. und die Literatur der erdichteten Reisen überhaupt, von Ellisen und Federzeichnungen von Hosemann".

4) Karl Ludwig August Heinr. Freiherr von M., geb. den 11. Febr. 1759, trat 1780 in kurhessische Dienste, ging als Offizier mit nach Amerika und ward mit dem in seiner Kompagnie stehenden Dichter Seume bekannt, mit dem er bis zu dessen Tode in enger Verbindung blieb. Nach seiner Rückkehr ward er zum Feldjägercorps versetzt und Kapitän, focht als solcher in den Revolutionskriegen mit, verlor 1806 in Folge der französischen Invasion seinen Dienst, bezog aber vom Kurfürsten von Hessen ausgehenden einen Theil seines Soldes fort und erhielt dann eine Anstellung als westphälischer Oberförster. Er † als kurhessischer Oberstlieutenant zu Schwedesdorp am Steinhuder See am 16. Dec. 1836. Mit Seume gab er „Rückerinnerungen" (Frankf. 1797) und mit Gräter den „Bardenalmanach" (Neustrelitz 1802), für sich allein „Versuche" (daf. 1801) heraus.

5) Philipp Otto, Freiherr von M., belletristischer Schriftsteller, 1811 in Göttingen geboren, studirte daselbst Philosophie und lebt zu Hamburg. Er schrieb: „Liebesnovellen" (Kassel 1841, 2. Auflage 1846); „Graf St.. Germain" (Göttingen 1842); „Heinrich von Sachsen" (Hannover 1845, 3 Thle.).

6) Alexander, Freiherr von M., hannöverscher Staatsmann, 1813 auf dem väterlichen Gute Apelern in der Grafschaft Schaumburg geboren, besuchte seit 1828 die Ritterakademie in Lüneburg und später das Gymnasium zu Rinteln, studirte von 1832—36 in Berlin und Göttingen die Rechte und trat dann als Auditor bei dem Amte Wenningsen in den Staatsdienst, in dem er bis 1844 bis zum Kammerrath aufrückte. Seit 1841 war er als Abgeordneter der bovschen Ritterschaft Mitglied der ersten Kammer, wo er sich zu gemäßigt aristokratischen Grundsätzen bekannte. Im J. 1847 trat er als Kabinetsrath in das Ministerium von Falcke's und von Scheele's. An dem Landtage von 1848 nahm M. keinen Theil, wohl aber an dem von 1849. Nach Rücktritt des Märzministeriums gelangte er am 26. Oktober 1850 als Minister des königlichen Hauses und des Auswärtigen an die Spitze der Regierung, erhielt aber nach dem Regierungsantritt des Königs Georg V. am 22. November 1851 seine Entlassung. Seitdem hat er sich von der Oeffentlichkeit zurückgezogen.

Münden (Hannöversch-M.), Stadt in der hannöverschen Provinz Göttingen, Landdrostei Hildesheim, am Zusammenflusse der Werra und Fulda, über welche letztere zur Vorstadt Blume eine steinerne Brücke führt, in einer reizenden Gegend zwischen waldigen Bergen gelegen, ist ganz mit Mauern umgeben, hat gut gepflasterte Straßen, ein altes herzogliches, jetzt als Magazin benutztes Schloß, ein 1603—1619 erbautes Rathhaus, 2 protestantische Kirchen (Neustädter Kirche, 1626 durch Entzündung eines Pulverthurms abgebrannt und von 1731—1733 wieder aufgebaut, und Blasiikirche, 1263 zu bauen angefangen und erst 1519 ausgebaut), eine reformirte Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Handlungsschule und mehre niedere Schulen, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, ein Postamt und 6500 Einwohner, welche Fabriken in Tabak, Thonpfeifen, Fayence, Zucker ꝛc., eine Linnenlegge und Essig- und Porterbrauereien unterhalten, besonders aber bedeutenden Handel treiben. Der Landhandel zerfällt in Transito- und Eigenhandel mit den Naturprodukten der Umgebung und den Fabrikaten der Stadt. Der Weserhandel M.s hängt von der Blüthe Bremens ab. Die Weserschiffe bringen Kolonialwaaren, Wein, Heringe, Thran, Farbehölzer ꝛc. Die wichtigsten Artikel des Eigenhandels sind Holz und Dielen, beide in großen Flößen, Leinwand aller Art, Potasche, Papier, Kleinruß, Töpferwaaren, Tabak, Safor, Alaun, Anis, Getreide, Mühlsteine ꝛc. Man rechnet im Ganzen 1/3 Eigenhandel und 2/3 Speditionshandel. Im Detailhandel ist nur der Wein ein wichtiger Artikel. Das hohe Alter des Handels zu M. hat den polizeilichen Einrichtungen desselben mit der Zeit eine große Ausbildung gegeben. Die Schiffer sind in Gilden eingetheilt, die Reisefahrt festgestellt; Mäkler, Güterbestätter, Karrenbinder, Schiffskirmer, Frachtzähler, Fruchtmesser haben ihre vorgeschriebenen Ordnungen. Mit dem Flußhandel ist der Schiffbau an der Weser verbunden. Begünstigt wird der Handel durch die Lage der Stadt an der Grenze, an der kölner Eisenbahn und den Flüssen Fulda und Werra, sowie durch das ihr seit 1823 eingeräumte Stapelrecht. In der Nähe liegen zwei Mühlsteinbrüche, ein bedeutendes Braunkohlenbergwerk und zwei Papierfabriken. Bis ins 11. Jahrhundert war die Gegend von M. ein zwischen den Franken und Sachsen streitiger Saum; seit dem 11. Jahrhundert wurde hier die Herrschaft des norddeutschen Hauses begründet. Im J. 1246 gab Herzog Otto dem Orte städtische Privilegien. Von dieser Zeit an hob sich die Stadt sehr, begünstigt durch die Schwäche der Fürsten. M. wurde eine bedeutende Hansestadt u. blühte durch Handel und Fabriken. Unter den Erichen ward M. Residenz; Elisabeth führte die Reformation ein. Im 30jährigen Kriege wurde die Stadt 1626 von Tilly belagert u. mit Sturm genommen, wobei ihr Wohlstand unterging. Erst seit 1720 hob sich M. wieder und erlebte von 1792 an eine neue glänzende Periode, um seit 1807 abermals zu sinken. Vergl. Willigerod, Geschichte von M.. Göttingen 1808.

Münden, Stadt in der hannöverschen Landdrostei Hannover, zur Grafschaft Hallermund gehörig, an der Hamel, mit einem Gebiete von 1 □Meile u. der Vorstadt M. auf dem Salze, wo eine Saline sich befindet, hat eine Hauptsteuerrecептur, ein Hospital, Steinkohlenbergwerke, Feldbau und gegen 2000 Einwohner Im J. 782 soll hier Wittekind die Franken besiegt haben.

Mündigkeit, s. Majorennität.

Mündlicher Prozeß, s. Kriminalprozeß.

Münnerstadt, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, an der Lauer, ist Sitz eines Landgerichts, Rentamts, hat einen Magistrat, 3 Kirchen und 2 Kapellen, ein Gymnasium, eine lateinische Schule, eine Post, ein Schwesterhaus, ein Hospital, Feldbau, Wein- und Hopfenbau und 1800 Einwohner.

Münnich, Burkhard Christoph, Graf von, russischer Staatsminister und Generalfeld-

Digitized by Google

marschall, geboren den 9. Mai 1683 zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg, diente in Straßburg als Ingenieur, trat aber beim Ausbruch des spanischen Succeſſionskrieges, weil er nicht gegen Deutschland kämpfen wollte, 1701 als Hauptmann in heſſen-darmſtädtiſche, 1705 in heſſen-kaſſeliſche Dienſte. Er wohnte den Kämpfen in Italien und Holland bei, wurde bei der Schlacht bei Malplaquet 1709 Oberſtlieutenant und gerieth bei Denain in franzöſiſche Gefangenſchaft. Nach ſeiner Rückkehr legte er zur Beförderung des heſſiſchen Handels den Hafen, die Schleuſe und den Kanal von Karlshafen an und trat 1716 als Oberſt in kurſächſiſche Dienſte, dann als Generalmajor in ſchwediſche und 1721 als Ingenieurgeneral in ruſſiſche Dienſte. Als ſolcher führte er die Aufſicht bei dem Bau des Ladogakanals, des Hafens von Kronſtadt und der Feſtungswerke von Riga. Er ward von Peter dem Großen zum Generallieutenant, von Peter II. 1727 zum General en Chef und 1728 in den ruſſiſchen Grafenſtand, von Anna 1731 zum Generalfeldzeugmeiſter u. 1732 zum Generalfeldmarſchall und Präſidenten des Kriegskollegiums erhoben. Als Chef des geſammten ruſſiſchen Militairweſens gab er dem Landheere eine neue Organiſation, befeſtigte die Disciplin und errichtete das adelige Cadettencorps. Im J. 1734 belagerte und eroberte er Danzig und ward darauf nach Warſchau geſendet, um die hier ausgebrochenen Unruhen beizulegen. Im folgenden Jahr übernahm er in der Ukraine den Oberbefehl gegen die Türken, eroberte 1736 die Krimm, nahm 1737 Oczakow im Sturm, ſchlug 1739 die Türken bei Stewutſchan, bemächtigte ſich der Feſtung Chocżim und beſetzte die Moldau. Weitern kriegeriſchen Erfolgen wurde durch den am 18. Sept. 1739 zu Belgrad geſchloſſenen Frieden ein Ziel geſetzt. Auf ihrem Sterbebette vermochte M. die Kaiſerin dahin, daß ſie den Herzog Ernſt Johann (Biron) von Kurland, als Vormund des minderjährigen Iwan, zum Regenten des ruſſiſchen Reichs erklärte, indem er hoffte, daß der Herzog bloß den Namen führen, er ſelbſt aber die Gewalt in die Hände bekommen werde. Als er ſich jedoch in dieſer Hoffnung getäuſcht ſah, ſtürzte er den Herzog und ließ ihn gefangen nehmen, worauf die Prinzeſſin Anna von Braunſchweig, Iwans Mutter, zum Scheine die Regentſchaft übernahm. M. ließ ſich zum Premierminiſter ernennen und betrieb mit vielem Eifer das Bündniß mit Preußen. Als aber die Reaction mit den Höfen zu Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er ſich trotz der von ihr erhaltenen ungeheuren Geſchenke ſo beleidigt, daß er im Mai 1741 ſeinen Abſchied forderte. Kurz zuvor hatte ihn der Kurfürſt von Sachſen als Reichsvikar in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben, doch erhielt er die Urkunde erſt 1762; denn als er, nachdem er ſeinen Abſchied erhalten, nach Königsberg abreiſen wollte, wurde er auf Befehl der neuen Kaiſerin Eliſabeth verhaftet und zum Tode verurtheilt, nachmals aber begnadigt und nur ſeiner Güter für verluſtig erklärt und nach Pelim in Sibirien verwieſen. Hier lebte er bis 1762, wo ihn Peter III. zurückrief und wieder in den Beſitz aller ſeiner frühern Güter und Würden ſetzte. Noch in demſelben Jahre ernannte ihn die Kaiſerin Katharina II. zum Generaldirektor der Häfen am baltiſchen Meere. M. † den 16. Okt. 1767 in Petersburg. Er ſchrieb: „Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'empire de Russie" (Kopenh. 1774). Vgl. v. Halem, M.'s Lebensbeſchreibung, Oldenburg 1803. Jetzges Haupt und einziger männlicher Sprößling der Familie iſt Friedrich Franz, Graf von M., Sohn des 1812 verſtorbenen ruſſiſchen Generals Ernſt Guſtav, Grafen von M., geboren den 1. Okt. 1788, oldenburgiſcher Oberhofmarſchall.

Münſingen, Stadt im württembergiſchen Donaukreis, auf der rauhen Alp, 2178 Fuß über dem Meere, iſt Sitz eines Oberamts, eines Kameral- und Poſtamts, hat ein altes Schloß und 1800 Einwohner, die Damaſtweberei, Strumpfſtrickerei, Töpfereien und Leinwandhandel treiben.

Münſter (vom lat. monasterium, d. i. Kloſter), urſprünglich ein Aufenthaltsort von Mönchen; auch hat das Wort in ſeiner franzöſiſchen Umwandlung (moutier oder moustier) die Bedeutung einer Abtei beibehalten. Im Deutſchen wurde es nach u. nach gleichbedeutend mit Kathedrale (ſ. d.), hauptſächlich wohl deshalb, weil früher die Stiftsherren einer ſolchen klöſterlich beiſammen wohnten. Später bezeichnete es ſogar jede größere Hauptkirche, auch wenn kein Stift damit verbunden war, wie z. B. das freiburger M., das ulmer M. ꝛc.; auch ob die betreffende Kirche einen oder zwei Thürme hat, welche letztere ein Vorrecht der Stiftskirchen waren, kommt dabei nicht in Betracht. In Norddeutſchland gebraucht man für M. meiſt den Ausdruck Dom (ſ. d.).

Münſter, ehemaliges Hochſtift, das bedeutendſte des weſtphäliſchen Kreiſes, grenzte im W. an die Niederlande und an die Grafſchaft Bentheim, gegen N. an Oſtfriesland, Oldenburg und das kur-braunſchweigiſche Amt Wildeshauſen, gegen O. an die Grafſchaft Diepholz, das Bisthum Osnabrück und die Grafſchaften Tecklenburg, Lingen und Ravensberg, gegen S. an Weſtphalen, die Grafſchaften Mark und Recklinghauſen und an das Herzogthum Kleve und umfaßte 180 □Meilen mit 350,000 Einwohnern in 12 landtagsfähigen Städten, 12 andern Städten, 12 Flecken und vielen Dörfern. Die Landſtände beſtanden aus der Geiſtlichkeit, dem Adel und den erwähnten 12 Städten. Das Wappen des Bisthums war ein goldener Querbalken in blauem Felde. Der Biſchof war im weſtphäliſchen Kreiſe erſter kreisausſchreibender Fürſt und Direktor. Das Domkapitel unterhielt 5 Infanterie- und 2 Kavallerieregimenter. Das Bisthum M. wurde ſchon 780 oder 785 von Karl dem Großen geſtiftet; der erſte Biſchof war der heilige Ludger (Ludgerus), ein geborner Frieſe. Kaiſer Friedrich II. verlieh dem Domkapitel das Wahlrecht, und Otto IV. erhob das Bisthum zum Reichsfürſtenthum. Im 14. und 15. Jahrhundert machten die Biſchöfe von M. große Gebietserwerbungen, und es wurde das Stift eines der reichſten in Deutſchland. Der Biſchof Chriſtoph Bernhard von Galen, als großer Krieger berühmt, unterwarf die Stadt Münſter, die ſeine Wahl nicht anerkennen wollte, und verlegte ſeinen Hofhalt in dieſelbe. Seine

Kriegslust fügte aber dem Hochstifte großen Schaden zu. Seit 1719 war der Erzbischof von Köln zugleich Bischof von M., das jedoch durch besondere Statthalter regiert wurde. Im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde das Hochstift säkularisirt. Der größte Theil, 60 □Meilen mit 128,000 Einwohnern, kam an Preußen u. wurde zum Fürstenthum M. erhoben, welches im Frieden von Tilsit 1807 an Frankreich abgetreten wurde. In Folge des wiener Kongresses (1815) erhielt Preußen das Fürstenthum M. zurück, mit Ausnahme von Kloppenburg und Vechta, die unter oldenburgische Hoheit kamen. Vgl. Erhard, Geschichte M.s, Münster 1837.

Münster, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und der preuß. Provinz Westphalen, in einer großen Ebene an dem unbedeutenden Flusse Aa, welcher die Stadt in vielen Krümmungen durchströmt, am Kanale, der nach Marxhafen führt, und an der münster-hammer Eisenbahn, welche die Stadt mit der kölnmindener Eisenbahn verbindet, ist eine der schönsten Städte Westphalens, groß und wohlgebaut, mit 8 Thoren, 8 offenen Plätzen, breiten, hellen Straßen und vielen Prachtgebäuden, von denen die am Markte mit Arkaden versehen sind. Unter den 10 katholischen Kirchen ist besonders sehenswerth die Domkirche auf dem geräumigen und von hohen Linden beschatteten Domplatze, mit trefflichen Bildhauerarbeiten, darunter die berühmte Pietà Achtermanns, einer Bibliothek, schöner Glasmalerei und der prächtigen Kapelle, in welcher der Bischof Bernhard von Galen begraben liegt. Ferner sind auszuzeichnen die Lambertuskirche am Markte, an deren Thurme noch die drei eisernen Käfige sich befinden, in welchen die Wiedertäufer Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting aufgehängt wurden, die schöne, im gothischen Styl erbaute Liebfrauenkirche mit ihrem Kolossalen, aus großen Quadern aufgeführten Thurme u. die Ludgerikirche mit ihrem rundlich achteckigen Thurme, dessen oberer durchbrochener Theil künstlich auf 8 Pfeilern ruht, angeblich schon 788 erbaut. M. hat auch eine evangelische Kirche. Andere merkwürdige Gebäude sind: das an der Stelle der vormaligen Citadelle erbaute Schloß (der ehemalige fürstbischöfliche Palast) mit botanischem Garten und das Rathhaus mit einer hohen, gothischen Façade. In letzterem ist der Saal, in welchem am 24. Okt. 1648 der westphälische Friede unterzeichnet wurde, noch unverändert erhalten und mit den Porträts der sämmtlichen Gesandten geziert. Ferner sind zu erwähnen: die Paläste der Freiherren von Romberg, von Droste ꝛc., das Regierungs-, Oberlandesgerichts- und Stadtgerichtsgebäude, das ehemalige Jesuitenkollegium mit Bibliothek, das Schauspielhaus, das neue, nach pennsylvanischem System erbaute Zuchthaus und der Bahnhof mit seinen Umgebungen. Die ehemaligen Festungswerke wurden schon seit 1765 unter dem Minister von Fürstenberg zu einer rings um die Stadt sich ziehenden, von 4 Reihen Linden beschatteten Allee umgeschaffen. M. ist der Sitz des Oberpräsidiums der Provinz Westphalen, der Regierung des Bezirks, eines Bischofs und Domkapitels, eines Konsistoriums, eines Kreis- und Appellationsgerichts, der Provinzialsteuerdirektion, des Oberpostamts, des Generalkommando's des 7. Armeecorps ꝛc. Die katholische Universität wurde 1818 aufgehoben, und ihre Fonds wurden der nachher von Friedrich Wilhelm III. 1824 errichteten Max-Friedrich-Akademie, dem katholischen Priesterseminar und den Gymnasien zu M. und Paderborn zugetheilt. Diese katholische Akademie besteht in 2 Fakultäten, einer theologischen und einer philosophischen, mit 17 Lehrern und etwa 350 Studirenden. In dem Gymnasium, mit etwa 700 Schülern, gehört eine Bibliothek von 50,000 Bänden. Außerdem hat M. eine medicinisch-chirurgische Lehranstalt mit Klinikum, einen botanischen Garten, eine Zeichen- und Thierarzneischule, ein katholisches Priesterseminar, ein Lehrerseminar, ein Seminar für Lehrerinnen, eine Handwerksschule, eine Schulanstalt für jüdische Lehrer, ein Taubstummeninstitut, einen Verein für vaterländische Geschichte und Alterthümer, der mit dem zu Paderborn ein Ganzes bildet, einen westphälischen Kunstverein, mit Malerschule, ein Bankokomtor, mehre Hospitäler, ein Zucht-, Waisen- und Krankenhaus und eine Menge milder Stiftungen. Die 25,500 Einwohner bekennen sich größtentheils zur katholischen Kirche. Man fabricirt Leder, Wollenzeuche, Tuche, Tabak, Stärke und Wagen; auch gibt es eine Zuckerraffinerie, 6 Buchhandlungen, mehre Buchdruckereien, ansehnliche Brauereien und Brennereien. Der Handel, obgleich er sich nur auf die Landesprodukte beschränkt, ist sehr ansehnlich und wichtig, namentlich mit Leinwand, Baumwoll- und Wollenwaaren, Garn, Wein, westphälischen Schinken und Pumpernickel. M. (Monasterium) soll der Sage nach schon zu Ende des 6. Jahrhunderts von den Tenkterern gegründet seyn. Als Kaiser Karl der Große 772 dem Orte die Sachsen ernannten Bischof Hudger hierher Ort zu seinem Wohnort anwies, wurde derselbe Mimigard, Mimigernvord, Mimigardevord genannt. An die Stelle der ursprünglich kleinen Kapelle trat im 11. Jahrhundert eine Pfarrkirche und ein Kloster, das nun zu dem neuen Namen M. Veranlassung gab, indem man den Ort die Stadt bei dem Münster (ad monasterium), d. i. Kloster, nannte. Unter dem Bischof Dietrich, Grafen von Isenburg, fing 1225 der Bau des Domes an, der nach 36 Jahren unter dem Bischof Gerhard von der Mark 1261 eingeweiht und 1277 vollendet wurde. Zu Ende des 13. Jahrhunderts wurde M. Mitglied der Hansa und von da an immer blühender. Unter dem Bischof Franz Julius gewann die Lehre Luthers Anhänger in der Stadt; 1532 bekannten sich der Rath mit den meisten Einwohnern zur lutherischen Lehre, und in fast allen Kirchen wurde der protestantische Gottesdienst eingeführt. Nur das Domkapitel leistete heftigen Widerstand. In den Jahren 1535 und 1536 war die Stadt der Schauplatz der politisch-religiösen Bewegungen der Wiedertäufer (s. d.). Nachdem die Stadt nach tapferer Gegenwehr am 25. Juni 1535 von dem Bischof erobert worden, ward der evangelische Gottesdienst unterdrückt. Im 30jährigen Kriege litt M. besonders durch die protestantischen Heere. Zwar war es der Stadt, trotz aller Bemühungen, nie gelungen, die Reichsunmittelbarkeit zu erwer-

Digitized by Google

benz doch hatte sie nach und nach bedeutende Rechte erworben, und den Bischöfen waren nur sehr beschränkte Oberherrlichkeitsrechte geblieben. Dies Verhältniß gab zu manchen Streitigkeiten mit den Bischöfen Anlaß, namentlich mit dem kriegerischen Christoph Bernhard von Galen, dem es gelang, nachdem er seine Anerkennung und seine Aufnahme in die Stadt mit Gewalt durchgesetzt hatte, den unruhigen Geist der Stadt für immer zu brechen. Er baute eine Citadelle, besetzte sie mit 2500 Mann und nahm seinen Sitz in M., während seine Vorgänger in Koesfeld residirt hatten. Im siebenjährigen Kriege wurde M. sowohl von den Franzosen, als den Verbündeten belagert und erobert. Im J. 1765 wurden die Festungswerke geschleift. Vgl. Wilkens, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Stadt M., Hannover 1823; H. Jochmus, Geschichte der Kirchenreform zu M., Münster 1825.

Münster, altes deutsches Adelsgeschlecht in Westphalen, welches bis ins 9. Jahrhundert zurückreicht und sich gegenwärtig in die drei Aeste **Langelage**, **Meinhövel** und **Lebenburg** spaltet, welche 1792 in den Reichsgrafenstand erhoben wurden. **Ernst Friedrich Herbert**, Reichsgraf zu M.-Lebenburg, hannöverischer Staats- und Kabinetsminister, geboren den 1. März 1766, besuchte das Philanthropin zu Dessau und die Ritterakademie zu Lüneburg und studirte von 1784—1787 in Göttingen. Im Jahre 1788 trat er als Kammerauditor in den hannöverischen Civilstaatsdienst, ward 1791 Hof- und Kanzleirath, ging 1793 mit einem Auftrag nach Italien zu dem nachmaligen Herzog von Sussex und trat 1798 wieder in die Finanzkammer zu Hannover ein. Von 1801—1804 bekleidete er einen Gesandtschaftsposten am russischen Hofe, ward dann vortragender Minister am londoner Hofe, wo er sich auch während der Okkupation Hannovers durch die Franzosen aufhielt und vielfach bei den damaligen wichtigen politischen Verhandlungen betheiligt war. Im J. 1814 ward er hannöv. Erblandmarschall und wohnte 1815 dem wiener Kongresse bei. Gleichzeitig erhielt er die Specialvollmacht zur Führung der Vormundschaft über den Herzog Karl von Braunschweig. Als dieser, nachdem er die Regierung selbst angetreten, 1827 gegen M.s vormundschaftliche Verwaltung öffentlich Klage erhob, rechtfertigte M. sich und den König von England in einer besonderen Schrift (Hannov. 1827). Bei den Bewegungen in Hannover erhielt M., auf jede Pension freiwillig verzichtend, den 12. Febr. 1831 als dirigirender Minister für die hannöverischen Angelegenheiten am londoner Hofe seine Entlassung, ward aber zur Anerkennung seiner Verdienste den 22. Febr. 1831 zum Großkreuz des Bathordens ernannt. Er † den 20. Mai 1839 und vererbte die Landmarschallswürde auf seinen einzigen Sohn **Georg Herbert**, Reichsgraf zu M., geboren am 23. Dec. 1820.

Münsterberg, ehemaliges Fürstenthum Niederschlesiens, zwischen Brieg, Neisse, Schweidnitz und Glatz, umfaßte 14 □Meilen mit 52,000 Einwohnern, jetzt unter die Kreise M. und Frankenstein des Regierungsbezirks Breslau vertheilt, gehörte früher der fürstlichen auersperger Familie, bis es Friedrich II. durch Kauf an sich brachte. Die Stadt M., Hauptort des gleichnamigen Kreises, an der Ohlau, hat Mauern und Gräben, eine alte Kirche der Kreuzherren, die aber jetzt anderweitig benutzt wird, und eine noch vorhandene Kapelle der 1468 zerstörten Burg, eine andere Kirche, eine Synagoge, eine Post, ein Hospital, ist Sitz eines Landrathamts, Kreissteueramts, Kreisgerichts und zählt 5500 Einwohner (darunter viele Juden), die Färberei, Töpferei, Wachsbleiche, Plüsch- und Manchesterweberei, Tabaksspinnerei ꝛc. betreiben. In der Vorstadt Oblgut befinden sich Mineralquellen und eine dritte in dem sogenannten Bürgerbezirke: der Hungers- oder Zehrbrunnen. Seit 1820 ist eine Badeanstalt zur Benutzung dieser Quellen erbaut. Die beiden ersten Quellen haben eine Temperatur von + 10° R. und enthalten schwefelsaures Natron, Chlornatrium, kohlensauren und schwefelsauren Kalk, Chlorcalcium, kohlensaures Eisen und harzigen Extraktivstoff, an flüchtigen Bestandtheilen Schwefelwasserstoffgas im freien und kohlensaures Gas im gebundenen Zustande. In der Nähe von M. liegt auch das 1222 gegründete Cistercienserkloster **Heinrichau**, welchem ein inful rter Abt vorstand.

Münstereifel, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, an der Erft und dem Eschweilerbache, am Fuße der Eifel, hat 6 Kirchen und Kapellen, ein Gymnasium, Potaschesiederei, Tuchfabriken, Gerberei, Färberei, Feldbau, Steinkohlengruben und 2150 Einw.

Münsterer, im 16. Jahrhundert Bezeichnung der Wiedertäufer (s. d.).

Münsteria, fossiles Florideengeschlecht mit lederartigem, cylindrischem, röhrigem, einfachem Stocke, der sich gabelt oder Rasen bildet. M. cinvata, M. vermicularis u. M. lacunosa Sternb. finden sich im Kalkschiefer von Solenhofen, M. Schneideriana Goeppert im Bausandsteine von Kieslingswalde, Bunzlau ꝛc., M. Hoessii, M. Vogelinris und M. gentenista Sternb. im Kalkschiefer des Wienersandsteins.

Münster im Gregorienthal, Kantonstadt im französischen Departement Oberrhein, Bezirk Kolmar, an der Fecht, hat eine große Kattunfabrik, Eisenwerke, eine Antimoniumgrube, Handel mit Käse (Münsterkäse), Butter, Kirschwasser ꝛc. und 3000 Einwohner. M. war früher deutsche Reichsstadt und hatte eine Benediktinerabtei. Das Münsterthal, in welchem das Städtchen liegt, ist romantisch, aber gut angebaut und fruchtbar, zur Viehzucht geeignet, wird gegen Westen durch die Spitze Potaba (2850 Fuß hoch) geschlossen. Die Einwohner treiben Baumwollenspinnerei und sind kundige Kräutersammler.

Münstermayfeld, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, im fruchtbaren Mayenfelde, mit Mauern und Gräben umgeben, hat eine schöne alte Kirche mit zahlreichen Grabmälern, 2 Kapellen, ein Steueramt, eine Post, Tuchweberei, Gerberei, Weinbau und 1800 Einw. Hier soll der römische Kaiser Galigula geboren seyn.

Münsterscher Friede, s. v. a. Westphälischer Friede.

Münsterscher Kanal, schiffbarer Kanal im preußischen Regierungsbezirk Münster, 1724 von dem Kurfürsten Klemens August von Köln angelegt und von Münster 4 Meilen weit bis zum Dorfe Klemenshafen geführt, 1767—68 aber bis Marhafen verlängert. Er wird von der Aa gespeist und ist 20—50 Fuß breit und 15—19 Fuß tief. Er hat 2 Schleußen, 5 Ueberfälle, 7 hölzerne Grundrinnen und 15 Brücken.

Münter, 1) Balthasar, ausgezeichneter Kanzelredner und Liederdichter, geboren zu Lübeck den 24. März 1734, wo sein Vater Kaufmann war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Jena seit 1754 Theologie und wurde hier 1757 Privatdocent. Im J. 1761 kam er als Waisenhauspredigter und Hofdiakonus nach Gotha und ward 1763 nach Konna als Superintendent versetzt, folgte indeß später einem Rufe an die deutsche Petrigemeinde zu Kopenhagen, wo er den 5. Okt. 1793 † M. hat zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe durch eine große Reihe von Schriften mächtig beigetragen. Seine geistlichen Lieder (in zwei Sammlungen, 1773 u. 1774) sind kräftiger als die gellertschen und einfacher als die von Cramer. Er schrieb auch die „Bekehrungsgeschichte" des Grafen Struensee, den er 1772 zum Tod begleitet hatte, welche Schrift fast in alle Sprachen Europa's übersetzt wurde.

2) Friedrich Christian Heinrich, rühmlich bekannter Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher, Sohn des Vorigen, am 14. Jan. 1761 zu Gotha geboren, wurde auf dem Gymnasium zu Kopenhagen gebildet und begann auf der dortigen Universität das Studium der Theologie, das er zu Göttingen 1781—83 vollendete. Nach seiner Rückkehr erwarb er sich durch mehre Abhandlungen ein Reisestipendium und hielt sich drei Jahre in Italien auf. In Rom beschäftigte er sich namentlich mit archäologischen und orientalischen Studien. Auf Anrathen des Kardinals Borgia ließ er 1786 eine Probe der koptischen Version des Propheten Daniel drucken. Auch entdeckte er in der corsinischen Bibliothek das Stammbuch der Tempelherren, das er zu Berlin 1794 herausgab. Die Ausbeute seines Aufenthalts in Sicilien legte er in der Schrift „Efterretninger om begge Sicillerne, sammiede paa en Reise in disse Lande" (Kopenhagen 1788—90, 2 Bde.) nieder, die 1790 ins Deutsche, später ins Holländische, Italienische und Schwedische übersetzt wurde. Seit 1790 ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Kopenhagen, wurde er 1808 Bischof von Seeland und als solcher Primas des Reichs. Er † den 9. April 1836. Durch seine überaus große schriftstellerische Thätigkeit und durch eine ausgebreitete Korrespondenz erwarb sich M. einen europäischen Ruf. Seinem Vorschlag verdankt das „Museum für nordische Alterthumer" seine Entstehung. Er selbst legte ein bedeutendes Münzkabinet an. Aber auch in seinem nächsten Beruf für die Kirche wirkte er höchst segensreich. Vor Allem verdient hier der Erwähnung eine neue revidirte kirchliche Uebersetzung des Neuen Testamentes, welche unter seinem Vorsitz durch eine vom König ernannte Kommission angefertigt wurde. Von seinen Schriften nennen wir: „Handbuch der ältesten christl. Dogmengeschichte" (Kopenh. 1801, 2 Bde., deutsch von Evers, Gött. 1802); „Geschichte der dänischen Reformation" (Kopenh. 1802, 2 Bde.); „Die Religion der Karthager" (Kopenh. 1816, 2. Aufl. 1821); „Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen" (Leipz. 1823 bis 1832, 3 Bde.); „Die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen" (Altona 1825). Seine Schwester ist die Schriftstellerin Friederike Brun (s. d.).

Münzbeamte, die Beamten, welche bei einer Münzstätte angestellt sind. Dazu gehören: der Münzdirektor, welcher die Oberaufsicht über das gesammte Münzwesen eines Landes oder einzelne Münzanstalten hat; der Münzmeister, welcher alle Arbeiten bei einer Münze oder auch nur das Prägen leitet; der Münzwardein, welcher die nöthige Reinigung des zur Münze gebrachten Goldes und Silbers und die Beschickung oder Legirung desselben zu besorgen, auch die einzelnen Münzstücke nach Schrot und Korn zu prüfen hat; der Münzschreiber, welcher das Rechnungswesen bei einer Münze führt; die Stempelschneider, welche das Schneiden der Münzstempel besorgen.

Münze, geprägtes Geld, s. Münzwesen; s. v. a. Scheidemünze; das Haus und die Werkstätte, wo Metallgeld geprägt wird.

Münze, Pflanzengattung, s. v. a. Mentha L.

Münzen, s. Münzwesen.

Münzer, Thomas, der Führer des großen Bauernkrieges in Thüringen, war zu Ende des 15. Jahrhunderts, nach Einigen 1498, zu Stolberg am Harz geboren und studirte wahrscheinlich zu Wittenberg, wo er auch Magister ward. Der Sage nach wurde sein Vater von einem Grafen von Stolberg ungerechter Weise zum Tode am Galgen verurtheilt, was den Haß gegen seinen Landesherrn in der Seele des Sohnes entzündet habe. Noch sehr jung ward er Lehrer an der Schule zu Aschersleben, später Kaplan in einem Kloster zu Halle und, nachdem er einige Zeit in Stolberg mit großem Beifall gepredigt hatte, 1520 erster evangelischer Prediger in Zwickau, wo sich unabhängig von ihm eine wiedertäuferische Brüderschaft bildete, deren Haupt der Tuchmacher Nikias Storch war. M. glaubte an diese zwickauer Propheten nicht; als aber der Rath zu Zwickau ihnen zu predigen verbot, nahm er ihre Partei, und als sie sich genöthigt sahen, die Stadt zu verlassen, begleitete M. einen Theil derselben nach Böhmen (Ende 1521). In Prag trat er offen gegen die Geistlichkeit auf, doch gelang es ihm nicht, Anhang zu gewinnen, und er mußte endlich das Land verlassen. Er erscheint zuerst wieder Ende 1522 als Prediger zu Allstedt in Thüringen. Hier richtete er den Gottesdienst neu ein, ließ Alles in deutscher Sprache verrichten und machte durch seine Predigten großes Aufsehen, so daß von Eisleben, Mannsfeld, Sangerhausen, Frankenhausen, Querfurt, Halle, Aschersleben und andern Orten die Leute nach Allstedt kamen, um ihn zu hören. Bald schlossen sich selbst gelehrte Männer ihm eifrig an, wie Simon Haferitz, ein Prediger zu Allstedt, Martin Reinhard, Prediger zu Jena, und Melchior Rink, Pfarrer zu Eckartshausen. Dadurch ermuthigt, schickte er sich an,

Digitized by Google

vom Worte zur That überzugehen, und zwar wendete er sich zuerst gegen die dem Evangelium feindliche Geistlichkeit, zu welchem Zweck er den Bund der weltlichen Fürsten zu suchen kein Bedenken trug. Er bestritt aber nicht nur das Papstthum, sondern auch das „knechtische, buchstäbische und halbe Wesen" der Reformatoren und forderte mit Berufung auf sein „inneres Licht" eine Radikalreform im Kirchlichen und Politischen. Er drang auf die Befreiung vom Joche des Buchstabens, nicht bloß der Kirchenlehre, sondern auch der Bibel; er wollte eine geistige Auffassung und Auslegung der Schrift, ja er setzte geradezu über die biblische Autorität den im menschlichen Gemüthe wirkenden heiligen Geist, welchen er als die reinste und ursprüngliche Quelle der Wahrheit erklärte. Er verwarf als unverständig und unchristlich die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ohne die Werke; der Glaube sey nichts Anderes, als daß das Wort (der Vernunft und der Schrift) in dem Menschen wirklich werde, ein Gehorsam gegen Gott, der die Liebe in unser Herz ausgieße und den heiligen Geist bringe. Der Mensch werde dadurch, daß das Wort in ihm lebendig werde, schon auf Erden vergöttlicht, und der Himmel, in den der Mensch versetzt werden solle, sey in diesem Leben noch zu suchen und zu finden. Als M. sah, daß seine Aufforderungen an die Fürsten bei diesen keinen Anklang fanden, wandte er sich mit nun so stärkeren Ermunterungen an das Volk, sich selbst zu helfen, und schon hatte er eine geheime Gesellschaft zu Allstedt errichtet, die sich mit feierlichem Eide verbindlich machte, zur Begründung des neuen Reiches Gottes, des Reiches brüderlicher Gleichheit, Freiheit und Lauterkeit, zu wirken. Diesen Bund auszubreiten, sandte M. vertraute Boten nach allen Gegenden Deutschlands aus, die in der Stille für seine Zwecke thätig waren. Zu gleicher Zeit ließ er eine Reihe aufreizender Schriften erscheinen, wozu er sich einen eigenen Drucker zu Allstedt hielt. Auf diese Weise breitete sich seine Lehre unter dem gemeinen Manne immer mehr aus, daß die beiden sächsischen Fürsten Friedrich und Johann aufmerksam auf ihn wurden und selbst nach Allstedt kamen, um ihn predigen zu hören. M. sprach vor den Fürsten so kühn als je. Er forderte sie nochmals auf, die Abgötterei auszurotten und das Evangelium mit Gewalt einzuführen. Als er aber diese Predigt sogleich drucken ließ, ward ihm verboten, irgend etwas von sich drucken zu lassen, das nicht zuvor durch die Censur der Regierung zu Weimar gegangen wäre. M. ließ darauf in der nahen Reichsstadt Mühlhausen eine seiner stärksten Schriften drucken, auf deren Titel er sich Thomas M. mit dem Hammer nennt. Jetzt trat Luther, der ihn vergeblich wiederholt zu einer öffentlichen Disputation hatte auffordern lassen, gegen M. heraus mit seinem Brief „an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührerischen Geist". Die Fürsten luden M. vor sich nach Weimar auf das Schloß. Er erschien am 1. August und vertheidigte sich gegen die gegen ihn erhobenen Anklagen. Nach Allstedt zurückgekehrt, sah er bald seine Person gefährdet. Herzog Georg von Sachsen, dessen Unterthanen zu Sangerhausen er zur bewaffneten Gegenwehr gegen die Feinde des Evangeliums aufgefordert hatte, verlangte seine Auslieferung und drohte mit Gewalt, wenn der Hof zu Weimar nicht einschreite. So erging an den Rath zu Allstedt der ernstliche Befehl, M. nicht länger Unterthalt zu geben. M. verließ darauf die Stadt und ging nach Nürnberg, wo er eine Vertheidigungsrede gegen Luther drucken ließ. Deshalb aus Nürnberg verwiesen, zog er durch Schwaben in den Klettgau und in den Hegau. Nachdem er gegen 5 Monate in den Landen vom Elsaß bis zum Bodensee geweilt und gewirkt, wendete er sich nach Thüringen zurück. Im Fuldaischen, wo er den Bauern predigte, ward er verhaftet, aber nicht erkannt und wieder freigelassen. Er eilte in die Reichsstadt Mühlhausen, wohin ihn seine Anhänger als Prediger eingeladen hatten. Hier hatte ein anderer Schwärmer, Heinrich Pfeifer, so trefflich für ihn gewirkt, daß er trotz des Widerspruchs des Raths zum Oberpfarrer gewählt und der Rath selbst zum Abdanken gezwungen wurde. M. erhielt den Vorsitz in dem meist aus seinen Anhängern gewählten neuen Rathe und sprach darin Recht, auf der Grundlage der heiligen Schrift oder nach inneren Offenbarungen. Er drang auf die Gemeinschaft der Güter im urchristlichen Sinne, dehnte jedoch diese Gütergemeinschaft nicht weiter aus, als daß die Reichen die Armen speisten, die Nackten kleideten. Tausende des Landvolks zogen in die Stadt, um die Predigt vom neuen Gottesreich zu hören, und schnell verbreitete sich die Aufregung nach allen Seiten. Umsonst eiferte Luther gegen den „Mordpropheten" und seine Sendboten; Herz und Ohr des Volkes war diesmal seiner Stimme verschlossen. Bald stand alles Land rings herum in hellen Flammen des Aufruhrs, die M.s Boten unablässig schürten und weiter trugen, während er selbst in der Stille Geschütze von schwerem Kaliber gießen ließ und seinen Anhang stärkte und rüstete. Ein Plünderungszug Pfeifers nach dem Eichsfelde und die Nachricht, daß 40,000 Bauern in Franken sich zusammengerottet, entflammten M.s Muth. Als der Landgraf Philipp von Hessen kriegsgerüstet den Bauern entgegenrirat, eilte M. mit 300 Mann seiner Leibwache und mit Geschütz nach Frankenhausen, während Pfeifer als Statthalter in Mühlhausen zurückblieb. Am 15. Mai 1525 erschienen der Landgraf Philipp, der Herzog Heinrich von Braunschweig und der Herzog Georg von Sachsen mit 2600 Reitigen und 6000 zu Fuß und viel trefflichem Geschütz vor Frankenhausen. M. hatte sich auf der Anhöhe über Frankenhausen gelagert, eine feste Wagenburg um sich geschlossen und einen Graben gezogen. Sein Haufen zählte nicht ganz 8000, von denen die meisten zaghaft und den Friedensvorschlägen geneigt waren, die ihnen von Seite der Fürsten gemacht wurden. M. bot jedoch alle seine Beredsamkeit auf und sprach zu dem zagenden Volke in der Sprache eines Propheten. Während nun der Haufe kampfbegeistert die Melodie anstimmte: Komm, heiliger Geist, Herr Gott! und noch ehe die von den Fürsten bewilligte Bedenkzeit vorüber war, schmetterten alle Geschütze der Fürsten in die Reihen

die sich sogleich in wilder Flucht auflösten. M. wurde mit fortgerissen und erreichte Frankenhausen, wo er sich auf dem Boden eines Hauses in einem Bette verbarg, während die Stadt von den fürstlichen Truppen genommen und geplündert wurde. M. stellte sich krank und wäre vielleicht unerkannt geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche die Briefe gefunden hätte, die Graf Albrecht von Mansfeld an die Bauern geschrieben hatte. Gefangen nach Heldrungen gebracht, nannte er auf der Folter einige seiner Bundesgenossen und wurde hierauf nach Mühlhausen abgeliefert, wo er nebst Pfeifer und 24 andern Aufrührern enthauptet wurde. Sein Rumpf wurde gespießt und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Vgl. Strobel, Schriften und Lehren Thomas M.s, Nürnberg 1795; Seidemann, Thomas M., Dresden und Leipzig 1842; W. Zimmermann, Geschichtedes Bauernkriegs, Stuttgart 1843. M.s Leben und Wirken gab mehren Dichtern Stoff zu poetischer Bearbeitung; als Roman wurde derselbe behandelt von Th. Mundt und L. Köhler, als Drama von Gottschall und Rollett.

Münzfälschung, s. v. a. Münzverfälschung.

Münzfuß (Valor monetae internus), der gesetzlich bestimmte Maßstab, nach welchem ein Staat seine Münzen in Feingehalt oder Korn und im Gewicht oder Schrot ausprägt und nach dem sich daher der innere Werth derselben richtet. Der innere Werth der Münzen ist natürlich um so größer, je weniger Zusatz von unedelm Metall sie bei gleichem Gewicht haben und je weniger Stücke von gleicher Beuennung aus einer bestimmten Quantität reinen Silbers oder Goldes geprägt werden. Man nennt daher einen solchen auch einen schweren M., zum Unterschiede von einem leichtern, nach welchem mehr gleichartige Stücke auf das nämliche Quantum unvermischten edeln Metalles gehen. Die Willkürlichkeiten der einzelnen Münzberechtigten in Deutschland, die große Verluste für das Publikum, Erschwerung des Handels und viele Verlegenheiten für die einzelnen Staaten herbeiführten, veranlaßten zuerst Karl V., einen Versuch zu Abstellung der eingerissenen Münzunordnung zu machen. Die Reichsmünzordnung von Eßlingen, in welcher die kölnische Mark für das allgemeine deutsche Münzgewicht 1524 erklärt wurde, verdankt ihm ihre Entstehung. Indessen kam diese Reichsmünzordnung fast so gut wie gar nicht zur Ausführung, da mehre größere Reichsstände, wie Bayern und Sachsen, dagegen protestirten und der römische König Ferdinand selbst als König von Ungarn und Böhmen mit den Pfalzgrafen und den Städten Ulm und Augsburg eine Münzkonvention abschloß, der ein geringerer M. zum Grunde gelegt wurde. Unter solchen Umständen nahm die frühere Münzunordnung immer mehr überhand, so daß die angesehensten Stände des fränkischen Kreises schon 1535 eine eigene Münzkonvention abschlossen und auch andere größere Reichsstände von der eßlinger Münzordnung davon abwichen. Kaiser Karl V. brachte daher 1551 zu Augsburg auf dem Reichstage eine neue Münzordnung zur Berathung, die aber ebenfalls keinen Eingang fand. Dadurch nicht abgeschreckt, legte Kaiser Ferdinand I. 1559 dem Reichstage zu Augsburg sein Münzedikt vor, nach welchem statt der früheren Speciesreichsgulden zu 72 Kreuzer Reichsgulden zu 60 Kreuzer, die den rheinischen Rechnungsgulden entsprächen, $9^1/_9$ Stück aus der rauhen $14^3/_4$-löthigen Mark, aus der feinen Mark also 10 Gulden $13^1/_9$ Kreuzer geprägt werden sollten. Aber auch diese Münzordnung hatte kein besseres Schicksal als ihre Vorgänger. Die durch dieselbe abgeschafften Thaler hatten im Norden die Oberhand gewonnen und waren zum gesetzlichen Zahlmittel geworden, dem die dortigen mächtigeren Reichsstände ihren Schutz angedeihen ließen. So geschah es, daß bereits 1566 auf dem Reichstage zu Augsburg der Beschluß gefaßt ward, 8 Stück Thaler zu 68 Kreuzer aus der rauhen fränkischen $14^3/_4$-löthigen Mark, 9 Stück aus der feinen Mark auszuprägen, wodurch die feine Mark zu $10^1/_8$ Gulden ausgebracht ward. Dagegen behielten die süddeutschen Kreise den Gulden als Rechnungsmünze bei. Daher überwies man auf dem frankfurter Reichstage 1571 das Münzwesen den Kreisen, und es wurden der kurrheinische, obertheinische und westphälische, der ober- und niedersächsische und der bayerische, schwäbische und fränkische Kreis in Bezug auf den M. zusammengeschlagen. Der burgundische Kreis blieb sonach ganz stehlitzt; der österreichische sollte mit den drei letzteren Kreisen in Münzsachen „gute nachbarliche Gemeinschaft und Gleichheit" halten. Unter solchen Verhältnissen war jede durchgreifende Münzreform unmöglich und die Unordnung nahm mehr und mehr überhand und wurde durch die sogenannte Kipper- und Wipperzeit zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf das Aeußerste gebracht. Endlich zwang die Noth zu energischen Maßregeln. Der Thaler ward allenthalben auf 90 Kreuzer gesetzt und auf einige Zeit die nöthige Ordnung im M. herbeigeführt. Mit der Zeit aber riß die alte Verwirrung wieder ein, und auf dem Reichstage zu Regensburg 1665 mußte der Reichsthaler auf 95 Kreuzer erhöht werden, wodurch man von dem 1623 bei Erhöhung seiner äußerlichen Geltung von 68 Kreuzer auf 90 Kreuzer angenommenen $13^1/_9$-Guldenfuße zu einem $14^3/_4$-Guldenfuße überging. Da es nun zu keinem allgemein verbindlichen Reichsschlusse über das Münzwesen mehr kam, so suchten sich die deutschen Regierungen durch gemeinschaftliche Konventionen gegen eigenmächtige Herabsetzung des M.es zu sichern; allein abgesehen davon, daß diese Uebereinkünfte nicht immer streng gehalten wurden, so machte auch theils die fortdauernde Abnutzung der kurlirenden Münzen, theils die sich verändernden Preise der edeln Metalle von Zeit zu Zeit eine Erneuerung derselben nöthig, und so entstanden in Deutschland die verschiedenen M.e. Man legte dabei die kölnische Mark (s. d.) zum Grunde und bestimmte, wie viel Stücke einer gewissen Münze aus einer feinen Mark von 16 Loth Silber oder 24 Karat Gold ohne Zusatz geprägt werden sollten. Die wichtigsten dieser M.e sind: der zwischen Sachsen und Brandenburg 1667 verabredete sogenannte zinnalsche M., nach welchem die Mark Silber zu $10^1/_4$ Thlr. oder $15^3/_4$ Gulden ausgeprägt wurde; der

Digitized by Google

leipziger oder Achtzehnguldenfuß von 1690, der die Mark zu 12 Thlr. oder 18 Gulden ausbrachte und der zwar 1738 zum Reichsfuße erhoben, aber nicht allgemein eingeführt wurde; der preußische oder der nach dem damaligen Generalmünzdirektor Philipp Graumann sogenannte graumannsche M. von 1750 (durch das Edikt vom 29. März 1764 fester gestaltet), nach welchem die Mark zu 14 Thaler ausgeprägt wurde; der Konventions- oder Zwanzigguldenfuß, nach welchem, in Folge einer 1753 zwischen Oesterreich und Bayern abgeschlossenen Konvention, welcher später bis 1763 der bayerische, schwäbische, ober- und niederrheinische Kreis und der Kurfürst und die Herzoge von Sachsen beitraten, die kölnische Mark fein Silber zu 20 Gulden oder 13⅓ Thlr. ausgeprägt wurde. Die nach denselben geprägten Münzen nennt man Konventionsmünze. Der Vierundzwanzigguldenfuß von 1776 war nur eine Modifikation des Zwanzigguldenfußes, indem nur der Gulden einen geringern Werth erhielt, da die Mark zu 24 Gulden oder 16 Thlr. ausgeprägt wurde. Er wurde von Bayern und den benachbarten Staaten angenommen, galt bis zum Abschlusse der Münzkonvention unter den Zollvereinsstaaten in Bayern, Würtemberg, Baden, Hohenzollern, Großherzogthum Hessen, Nassau, Koburg und Meiningen. Durch diese Konvention trat in diesen Staaten der Vierundzwanzigundeinhalbguldenfuß oder die süddeutsche Währung an dessen Stelle, nach welchem die Mark zu 24½ Gulden oder 16⅓ Thlr. ausgemünzt wird. In Preußen wurde der graumannsche M. beibehalten und durch ein Gesetz von 1821 weiter ausgebildet; der Konventionsfuß bestand in Oesterreich bis zu der neuesten Münzkonvention vom 24. Jan. 1857, durch welche, wie in den Staaten des bisherigen Münzvereins, der neue österreichisch-deutsche M., welchem nicht mehr die Mark, sondern das Zollpfund zu Grunde liegt (s. Münzkonventionen), eingeführt wurde. Außerdem gibt es in Deutschland noch mehre besondere M.e, nach denen aber meist kein Geld geprägt ist, so daß sie sich nur auf sogenannte Rechnungsmünzen beziehen. Die hauptsächlichsten derselben sind: der schleswig-holsteinische Kurantfuß, nach welchem 34¹⁰/₁₆ Mark oder 11⁴/₁₆ Thlr. auf eine Mark gehen, während im großen Geschäftsverkehr nach der hamburgischen Bankowährung gerechnet wird; die hamburgische Bankomark, nach welcher 27⅔ Mark Banko oder 9⅔ Speciesthaler auf die Mark gehen; der lübeckische oder lübische M., nach welchem die Mark zu 11⅓ Thlr. oder 34 Mark gerechnet wird, der aber ein bloßer Rechnungsfuß geworden ist, da man im Verkehr sich der groben Sorten des Vierzehntelthalerfußes bedient, wobei man den Thaler zu 40 Schillingen oder 2½ Mark rechnet, so daß dieser lübische M. thatsächlich ein Fünfundbreißigmarkfuß ist. Der eigentliche lübische M. gilt in Lübeck und im Kleinverkehr in Hamburg. Die bremische Louisd'or- oder Pistolenwährung, nach welcher die deutschen Pistolen zu 5 Thlr. gerechnet werden, war bisher der einzige deutsche M., welchem eine Goldmünze zu Grunde liegt, dessen Zahlwerth daher nach dem Steigen und Fallen der Goldpreise veränderlich ist. Die M.e in den außerdeutschen Ländern Europa's sind natürlich sehr verschieden, da in jedem derselben eine Münzeinheit von anderm Werthe eingeführt ist.

Münzgewicht, das wirkliche Gewicht einer Münze zum Unterschiede des Korns oder des Gehaltes an feinem Silber oder Golde; dasjenige Gewicht, nach welchem die Schwere der Münzen und der Feingehalt derselben bestimmt wird (s. Mark).

Münzkabinet, s. v. a. Münzsammlung.

Münzkonventionen, die Uebereinkünfte, welche zwischen mehren Regierungen geschlossen werden, um einen bestimmten Münzfuß festzustellen, nach welchem das Geld ausgeprägt und in den verschiedenen Münzsorten gegenseitig und im eigenen Lande im Verkehr genommen werden soll. In Deutschland sah man sich zur Abschließung solcher Uebereinkünfte genöthigt, als alle Versuche der Kaiser, irgend einen allgemeinen Münzfuß für das Reich aufzustellen und gleichförmig einzuführen, gescheitert waren und nachdem besonders nach Beendigung des 30jährigen Krieges die Münzverwirrung im Reiche den höchsten Grad erreicht hatte. So vereinigten sich Brandenburg und Sachsen 1667 zum zinnaischen, dieselben Staaten unter Zuziehung von Braunschweig 1690 in Leipzig zum leipziger Münzfuße. Nachdem aber 1748 der Kaiser für Oesterreich zum 20-Guldenfuße übergegangen war, schloß sich ihm Bayern 1753 durch eine Konvention an, welcher der 20-Guldenfuß vorzugsweise den Namen Konventionsfuß verdankt, obschon Bayern schon vor Ablauf eines Jahres von der Konvention zurücktrat und zum 24-Guldenfuße überging. Die am 25. Aug. 1837 zu München abgeschlossene Konvention einigte die süddeutschen Zollvereinsstaaten, Bayern und Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt, denen 1838 noch Hessen-Homburg und Hohenzollern-Hechingen-Sigmaringen beitraten, zur Annahme des 24½-Guldenfußes, diejenige vom 30. Juli 1838 zu Dresden aber die nördlichen Zollvereinsstaaten zur Annahme des preußischen oder 14-Thalerfußes (21-Guldenfußes). Als Grundlage des gesammten Münzwesens im Zollverein sollte in allen Münzstätten einerlei Münzmark angewendet werden, deren Gewicht auf $233{,}_{8555}$ französische Grammes festgesetzt wurde, also die preußische Mark. Es sollte entweder der 14-Thalerfuß mit dem Werthverhältnisse des Thalers zu 1⅓ Gulden, oder der 24½-Guldenfuß mit dem Werthverhältnisse des Guldens zu ⅔ Thlr. als Landesmünzfuß gelten. Das erstere ist der Fall in Preußen, Sachsen, Kurhessen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg und Sachsen-Gotha, in der schwarzburg-rudolstädtischen Unterherrschaft, in Schwarzburg-Sondershausen und den reußischen Landen; das zweite in Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg, Nassau, der schwarzburg-rudolstädtischen Oberherrschaft und in der freien Stadt Frankfurt. Es sollte eine Vereinsmünze zu einem Siebentheil der Mark feinen (14⅔ lothigen) Silbers ausgeprägt werden und sonach den Werth von 2 Tha-

lern oder 3½ Gulden erhalten. Sämmtliche Staaten verpflichteten sich, ihre eigenen groben Silbermünzen niemals gegen den ihnen beigelegten Werth herabzusetzen. Es blieb ihnen vorbehalten, Scheidemünze, jedoch nur für das eigene Bedürfniß, prägen zu lassen, deren beigelegter Werth aber nie herunterzusetzen werden sollte. Durch eine besondere Uebereinkunft setzten die Thalerstaaten fest, daß die Einthalerstücke 4 Theile Kupfer und 12 Theile Silber (12-löthig) und die Einsechstelthalerstücke 23 Theile Kupfer und 25 Theile Silber (8½-löthig) enthalten sollten. In der Scheidemünze sollte die Mark feinen Silbers zu 16 Thalern ausgebracht werden. Die ganzen und halben Gulden (denen sich später auch zweifache Gulden zugefellt haben) der süddeutschen Vereinsstaaten enthalten $^{9}/_{19}$ Silber und $^{1}/_{10}$ Kupfer (14½-löthig) wie die Vereinsmünze. Rücksichtlich der Scheidemünze einigten sich die süddeutschen Vereinsstaaten 1837 zur Prägung von Sechs- und Dreikreuzerstücken in einem 27-Guldenfuße, wogegen die Prägung von Einkreuzerstücken aus Silber oder Kupfer und deren Theilstücken dem Ermessen der einzelnen Staaten überlassen blieb. Die mit 1854 zum Zollverein tretenden Staaten Hannover, Oldenburg und Schaumburg-Lippe, hatten, eben so wie die beiden Mecklenburg, bereits den 14-Thalerfuß angenommen. Da der Vertrag mit dem Schlusse des Jahres 1858 zu Ende ging, trat schon 1855 eine Münzkonferenz in Wien zusammen, die nach langer Vertagung sich am 9. Jan. 1856 abermals in Wien versammelte und nach längeren Unterbrechungen die Münzkonvention vom 24. Jan. 1857 zu Stande brachte. Durch dieselbe wurde zwar die sehnlich erwünschte volle Münzeinigung Deutschlands nicht herbeigeführt, aber doch das wichtige Resultat einer gegenseitigen Annäherung u. Ausgleichung der in Deutschland geltenden Münzfüße erreicht. Es wurden nämlich drei in einander greifende Münzfüße festgestellt, welche sämmtlich statt der bisherigen Mark das Zollpfund zu 500 Grammes zur Grundlage haben. Im Gebiete des Thalerfußes sollen aus dem Pfund fein Silber 30 Thlr., in dem Gebiete des österreichischen Fußes (Oesterreich und Lichtenstein) 45 Gulden (zu 1/6 Gulden oder 100 Neukreuzer) und im Gebiet des süddeutschen Münzfußes 52½ Gulden geprägt werden. Sämmtliche Staaten sollen als gemeinsame Vereinsmünze Einthalerstücke zum Werthe von 1½ Gulden österreichisch und 1¾ Gulden süddeutsch, sowie Zweithalerstücke zum doppelten Werthe ausprägen. Der neue Vereinsthaler ist demnach kleiner als der bisherige preußische Thaler, nämlich 1½ Loth schwer, während das bisherige Thalergewicht $1^{11}/_{21}$ Loth war; er ist aber im Feingehalte vorzüglicher, indem er nur $^{1}/_{250}$ Loth Silber, dagegen $^{40}/_{250}$ Loth Kupfer weniger enthält als der preußische Thaler, also eine Legirung von $^{1}/_{50}$ Loth Silber und $^{10}/_{250}$ Loth Kupfer hat. Außerdem einigte man sich über eine Vereinsgoldmünze, die den Namen Krone führt. Von der ganzen Krone werden 50 und von der halben 100 aus dem Zollpfund fein Gold geprägt. Diese Goldmünze soll keinen Zwangskurs, sondern lediglich einen Handelskurs nach dem Verhältniß des Angebots zur Nachfrage haben. Hinsichtlich des Papiergeldes wurde bestimmt, daß kein Staat berechtigt seyn soll, Papiergeld mit Zwangskurs auszugeben oder ausgeben zu lassen, falls nicht die Einrichtung getroffen ist, daß solches jeder Zeit gegen vollwerthe Silbermünzen auf Verlangen der Inhaber umgewechselt werden kann. In Separatartikeln wurde die künftige Kurantausmünzung festgesetzt, welche bestehen soll nach dem 30-Thalerfuße in Einsechstelthalerstücken und für das Königreich Sachsen zugleich in Eindrittelthalerstücken, nach dem 45-Guldenfuße in Zwei-, Ein- u. Einviertelguldenstücken, nach dem 52½-Guldenfuße in Zwei-, Ein-, Einhalb- und Einviertelguldenstücken. Jedem Staat soll freistehen, den Kurantsilbermünzen der anderen Vereinsstaaten im eigenen Land als Zahlmittel Kurs zu geben und deren Werthverhältniß zur eigenen Landesmünze zu bestimmen. Der Gesammtumlauf von Scheidemünze soll in den Staaten der Thaler- und der österreichischen Währung auf $^{8}/_{9}$ Thlr. oder 1¼ Gulden pro Kopf zu beschränken seyn.

Münzkunde, s. Numismatik.

Münzmeister, s. Münzbeamte.

Münzpfund, fingirte Rechnungsmünze, z. B. Pfund Heller, der französische Livre und das englische Pfund Sterling.

Münzregal (Münzrecht), das nur der Regierung zustehende Recht, Geld zu prägen. Es ist ein Theil der Münzhoheit, welche das gesammte Aufsichtsrecht des Staats über das Münzwesen umfaßt und auch von solchen Staaten geübt wird, welche von dem M. keinen Gebrauch machen. Ursprünglich lag dem M. wohl nur Gewinnsucht, gegenwärtig aber liegt ihm hauptsächlich die Idee zum Grunde, daß nur dann, wenn Staatsanstalten das Münzgeschäft besorgen, die Münze bei gutem Kredit erhalten und das Publikum gegen Münzverfälschung gewahrt werden könne. Indeß wird M. eigentlich nur das Valvationsrecht (s. Valvation), nicht das Selbstmünzen begründet. Früher wurde mit diesem Rechte viel Mißbrauch getrieben, doch ist die neuere Staatsverwaltung auch hierin zu solideren Grundsätzen gediehen. Schon die römischen Kaiser übten ausschließlich das Münzrecht, und es war eine besondere Begünstigung, daß sie das Recht, goldene Münzen zu schlagen, den geistlichen Königen ertheilten. In Deutschland stand dies Recht den Königen zu, die es dann auch einzelnen Stiftern, Bischöfen, Aebten, weltlichen Fürsten und Städten verliehen. Die alten Herzoge von Sachsen, Bayern und Schwaben legten es sich aber ebenfalls bei, und es wurde demzufolge als ein gesetzliches Vorrecht der Kurfürsten in der goldenen Bulle anerkannt. Sonst aber blieb das Münzrecht kaiserliches Reservat und konnte nur durch Verleihung erlangt werden. Zuletzt neigte man sich freilich dahin, dasselbe als einen Bestandtheil der Landeshoheit anzusehen, obwohl der Buchstabe der Reichsgesetze dagegen war. Auch waren dem Kaiser in den letzten Zeiten bei Ertheilung der Münzprivilegien Einschränkungen gemacht worden, und es fand die Ausübung des Münzrechts unter Aufsicht des Reichs, so daß es auch wegen Mißbrauchs einge-

Digitized by Google

zogen wurde. Gegenwärtig ist dasselbe unstreitig mit der Souveränetät verbunden.

Münzsammlungen, Sammlungen von Münzen aus älterer oder neuerer Zeit. Sie scheinen im Alterthum ganz unbekannt gewesen zu seyn; Petrarca hatte um 1360 die erste bedeutende Münzsammlung. Gegenwärtig sind besonders berühmt die M. zu Paris, Wien, Gotha, Petersburg (die reichste an mohammedanischen Münzen), Mailand, Upsala, London, Venedig, Belletri, Kasan, Charkow (die reichste an orientalischen Münzen durch den Ankauf der sorewitschen Sammlung) und Dresden. Die umfassendste Privatsammlung antiker Münzen ist das vizayische Kabinet zu Hedervar in Ungarn. Während man Anfangs bloß antike Münzen und auch diese ohne eine allgemeine Ordnung sammelte, kam im 16. Jahrhundert, als die Münzkunde zur Wissenschaft wurde, Ordnung in die M. In den meisten knüpfte man an die geschichtliche Haupteintheilung die geographische als Unterabtheilung und ordnete wiederum die einzelnen Münzen chronologisch. Außerdem sind meist noch die Gold-, Silber- und Kupfermünzen jeder Regierung gesondert. Bei der zu großen Kostspieligkeit einer Sammlung aller Münzen für Privatpersonen haben sich Viele haber gewöhnlich auf einzelne Theile der Numismatik beschränkt; der Eine sammelt daher nur antike Münzen, der Andere bloß Medaillen, der Dritte Thaler, Groschen ꝛc. Ehemals war es auch gewöhnlich, einzelne Suiten aus einer solchen Unterabtheilung anzulegen; so liebte man, eine vollständige Folge der Glockenthaler zu besitzen, Ehestandsmedaillen, Freimaurermünzen u. dgl. zu sammeln.

Münzsteine, s. v. a. Numuliten.

Münztarif, s. Valvation.

Münzverbrechen, strafbare Handlungen, welche gegen die in einem Staate bestehenden, die Münzbetreffenden gesetzlichen Verordnungen verstoßen. Hierher gehört nicht nur das unberechtigte Verfertigen von Münzen, sondern auch die Uebertretung der Münzgesetze durch die Münzbeamten selbst, die Verschlechterung guter Münzen, die Umwandlung geringerer Münzsorten in scheinbar höhere und die absichtliche Verbreitung falscher oder verfälschter Münzen. S. Münzverfälschung.

Münzverfälschung (crimen falsae monetae), die widerrechtliche Nachahmung gesetzlich geprägter Geldstücke, um sie als ächte in Umlauf zu setzen, ist ein doppeltes Verbrechen, nämlich ein Betrug gegen das Publikum, in sofern dasselbe mit geringhaltigen Münzen hintergangen wird, als der Staat prägen läßt, und ein Eingriff in die Rechte der Regierung, in sofern ohne deren Erlaubniß das Gepräge derselben gebraucht wird. Etwas Anderes ist es, wenn ein dazu nicht Berechtigter unter seinem eigenen Namen das Recht, Münzen zu schlagen, ausübt. Es bleibt sich bei der Beurtheilung des Verbrechens gleich, ob die nachgeahmten Münzen in einer weniger Werth habenden Metallmasse, als die ächten, oder ganz in der nämlichen Masse ausgeprägt sind. Im letztern Falle eignen sich die Falschmünzer nur den Gewinn an, den der Staat beim Prägen der Münzen hat, und sie werden daher um so leichter dazu verleitet, je größer dieser Nutzen ist. Abgesehen von diesen vollhaltig nachgeprägten Münzen, welche man auch Beschläge nennt, bestehen die falschen Münzen entweder aus einem edeln Metalle, welches aber mehr Zusatz eines geringern Metalls hat, als die ächten Münzen, oder auch aus einer Metallkomposition, welche gar kein edles Metall enthält und die Farbe desselben entweder an sich hat oder sie durch Vergoldung, Versilberung oder durch Weißsieden erhält. Zuweilen hat man auch von den ächten Münzen oben und unten ein dünnes Blättchen mit dem Gepräge abgeschnitten und diese auf die beiden Seiten einer Platte von geringem Metall gelöthet, auch wohl, namentlich bei dicken Münzen, nur von der einen Seite ein solches Blättchen abgeschnitten, dann die Münze ausgehöhlt, mit einem geringen Metall ausgefüllt und das abgeschnittene Blättchen darauf gelöthet, so daß auch der Rand der Münze erhalten worden ist. Vgl. Loos, Die Kunst, falsche Münzen zu erkennen, Berlin 1828. Das Verbrechen der M. wird vollendet durch Verausgabung der falschen Münze, und Derjenige, welcher wissentlich falsche Münze im Umlauf setzt, dem Verfertiger gleich geachtet. Wenn den Men fann auch das betrügerische Vermindern des Gewichts der Münzen durch Beschneiden oder durch theilweises Auflösen in einer Säure gerechnet werden. Eine eigene Art der M. hat sich auf die Nachahmung der seltenen und daher kostbaren Münzen des Alterthums gerichtet, die aber, da sie weder das große Publikum noch den Staat beeinträchtigt, rechtlich nur in das Gebiet der privaten Uebervortheilungen fällt. Nach Diodor. Sic. sollten in Aegypten den Falschmünzern beide Hände abgehauen werden. Auch die solonische Gesetzgebung bestrafte Münzfälschung mit dem Tode. Nach der Gesetzsammlung Justinians wurde die Fälschung silberner Münzen mit Konfiskation und Deportation, die der goldnen mit dem Tode bestraft. Die Gesetze der Westgoten verfolgten das Verfälschen der Münzen mit Geldstrafe, das Verfertigen falscher Münzen mit dem Verluste der Ingenuität. Der Sachsen- und Schwabenspiegel bedrohte die M. mit Strafe „zu Hals und Hand". Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. umfaßt im Art. 111 verschiedene Arten von M. und belegt dieselbe je nach ihrer Schwere mit Strafe. Innerhalb und außerhalb Deutschlands hielt sich die Ansicht, daß die M. als Majestätsverbrechen anzusehen sey, sehr lange aufrecht, daher man an der Todesstrafe so lange festhielt. Erst der weise Großherzog Peter Leopold von Toskana verordnete in seinem Kriminalgesetzbuche von 1785, daß das Falschmünzen nicht mehr als Majestätsverbrechen angesehen und bestraft werden, vielmehr nur die Strafe eintreten solle, womit der qualificirte Diebstahl bedroht sey, und nur in den schwereren Fällen die Strafe lebenswieriger Freiheitsberaubung, welche die preußische Gesetzgebung, die im Allgemeinen zeitige Freiheitsstrafe diktirt, gleichfalls dann zuläßt, wenn ein hoher Grad von Strafbarkeit vorhanden ist, wenn große Summen falscher Münzen verbreitet wurden oder ein sehr bedeutender Schaden verursacht ward. Die österreichische Strafgesetzgebung (von 1803)

läßt überhaupt nur zeitige Freiheitsberaubung bis zu 25jähriger Kerkerstrafe zu; ist die Verfälschung jedem Auge erkennbar oder die falsche Münze der ächten an Schrot und Korn gleich, so sinkt die Strafe auf höchstens 5 Jahre herab. Im Gegensatze zu der preußischen Gesetzgebung, welche in Bezug auf M. die Todesstrafe, und zu der österreichischen Legislation, welche die lebenswierige Freiheitsstrafe ausgeschlossen hat, wollte der Gesetzgeber von Frankreich die von der früheren Gesetzgebung angedrohte Todesstrafe als extremste Strafe beibehalten wissen. Doch verwandelte die Gesetzgebung von 1832 dieselbe in lebenswierige Zwangsarbeit. In England steht noch gegenwärtig die Todesstrafe auf diesem Verbrechen. Im Allgemeinen bedrohen die meisten Gesetzgebungen die M. mit zeitlichem Zuchthaus. In den meisten Staaten ist die Verfälschung von Papiergeld und anderen vom Staate zum öffentlichen Umlauf bestimmten Papieren mit denselben Strafen belegt, wie die M.

Münzwährung, s. Währung.

Münzwardein, s. Münzbeamte.

Münzwesen. Unter Münze (nummus, moneta) versteht man das in bestimmte Gewichtstücke getheilte und mit einem Gepräge versehene Geld (s. d.), das klingende Geld im Gegensatz zum Papiergelde (s. d.), die Realmünze im Gegensatz zu der Ideal- oder Rechnungsmünze, die nicht geprägt wird, sondern eine feinere Mengeneinheit ist, nach der die Kaufleute Rechnung führen. Handelsmünzen oder Fabrikationsmünzen heißen diejenigen Stücke, welche nicht sowohl behufs des Umlaufs im Inlande als vielmehr für den Bedarf des auswärtigen Handels im Interesse der Kaufleute und auf deren Bestellung geprägt werden. Die wichtigste dieser Handelsmünzen ist der holländische Dukaten, der nur für jenen Zweck geprägt wird. Die nach dem Hauptmünzfuß (s. unten) ausgeprägten Münzen heißen Kurantmünzen, die auf einem etwas geringeren Fuß gemünzten Sorten Scheidemünzen. In allen civilisirten Ländern bestehen Münzen aus Gold und Silber, nur die Scheidemünzen, welche zu kleine Werthe darstellen, um aus Silber geprägt werden zu können, aus Kupfer, seltener aus Messing oder einer ähnlichen Komposition. In Rußland hat man zwar den Versuch gemacht, Münzen aus Platina zu schlagen, doch hat man dieselben in neuerer Zeit wieder eingezogen. Uebrigens gibt man schon seit langer Zeit dem Gold und Silber einen Zusatz, und zwar meist von Kupfer; zuweilen hat man früher dem Golde Silber zugesetzt. Als äußerste Grenze dieser Beimischung wird $^1/_4$ Kupfer angenommen, so daß das Gold nicht geringer als 18karätig und das Silber als 12löthig seyn darf. Wenn der Kupferzusatz mehr als die Hälfte der ganzen Mischung beträgt, nennt man diese Billon; man hat daher Gold- und Silberbillon, wovon das erstere geringer als 12karätig, das letztere geringer als 6löthig ist. Kleinere Münzen erhalten gewöhnlich, um ihnen ein größeres Volumen geben zu können, um so mehr Zusatz, je geringer ihr Werth ist. Am stärksten ist er in den Scheidemünzen, welche oft mehr als $^3/_4$ Kupferzusatz enthalten. Das Gewicht einer Münze heißt ihr Schrot (Bruttogewicht), diejenige Gewichtsmenge, welche sie an reinem Metall enthält, ihr Feingewicht; das Verhältniß des Feingewichts zum Schrot heißt Korn oder Feingehalt, beim Golde auch wohl Karatigkeit, beim Silber Löthigkeit. Einige nennen jedoch das Feingewicht Korn. Dieses letztere Verhältniß bildet einen Bruch, welcher aber auf feststehende Nenner gebracht wird, und zwar in Deutschland beim Golde auf Vierundzwanzigstel (Karat), beim Silber auf Sechzehntel (Loth)); die Bruchtheile der Karate werden stets wieder in Zwölftheile des Karats (Grän), die des Lothes in Achtzehntel des Lothes (Grän) ausgedrückt. Die Grän sind demnach beim Golde und beim Silber gleiche Verhältnißtheile und zwar Zweihundertundachtundsechzigstel. Die deutsche Bezeichnungsweise des Feingehalts war bisher der Eintheilung der Mark (s. d.) entnommen, mithin waren in einer Gewichtsmark einer Legirung ebenso viel Karat, Loth oder Grän feines Metall an Gewicht enthalten, als der Feingehalt angibt. Durch die neueste Münzkonvention aber hat man das Zollpfund statt der Mark angenommen. In Frankreich, Belgien, den Niederlanden und den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird der Feingehalt stets in Tausendtheilen (millièmes thousands) ausgedrückt; in England theilt man das Ganze beim Golde in 24 Carats zu 4 Grains à 4 Quarts, beim Silber in 12 Ounces (Unzen) zu 20 Pennyweight (Pfenniggewicht). Der Feingehalt beim M. entspricht der sogenannten Probe bei den übrigen Gold- und Silberwaaren; seine Bezeichnung wird das Probirgewicht genannt. Die gesetzliche Bestimmung über den durch Schrot und Feingehalt der Münzen zu gebenden ist der Münzfuß (s. d.). Der Unterschied zwischen dem bloßen Metallpreise des in der Münze enthaltenen Goldes oder Silbers und dem gesetzlichen Nennwerthe heißt der Prägeschatz oder Schlagschatz, von dem die Prägungskosten bestritten werden, der aber in jedem Fall nicht zu bedeutend seyn darf, indem zu geringhaltige Münzen im Auslande nicht angenommen werden und dadurch im Verkehr an Werth sinken. Dagegen ist es auch nicht vortheilhaft, wenn gar keine Prägekosten auf die Münzen gerechnet werden, indem man den Münzen den vollen Metallwerth gibt, weil sie dann sogleich zur Waare werden und aus dem Verkehr verschwinden. Da die Scheidemünzen den größten Nutzen abwerfen, so haben die Regierungen oft eine größere Menge derselben geprägt, als das Bedürfniß des eigenen innern Verkehrs erforderte. Es hat dies jedoch die nachtheilige Folge, daß die größern Kurantmünzen entweder in den Kassen aufgehäuft werden, oder ins Ausland gehen, oder auch wohl eingeschmolzen, jedenfalls aber dem Verkehr entzogen werden und nur mit Aufgeld gegen Scheidemünzen einzutauschen sind, wodurch also der Werth der letztern herabgesetzt wird und, da die Scheidemünzen bald das einzige Tauschmittel für den innern Verkehr bilden, die Preise der Lebensbedürfnisse gesteigert werden. Die Prägungskosten sind im Verhältnisse zu dem Werthe der Münzen natürlich sehr verschieden und bestimmen sich besonders nach dem Werth der einzelnen Münz-

Digitized by Google

stücke selbst. Sie sind um so geringer, je edler das zu den Münzen verwendete Metall ist und je größer die einzelnen Stücke sind. Bei Goldmünzen betragen sie daher gewöhnlich nur $^1/_4$ — $^1/_2$ Proc., bei Silbermünzen $1^1/_4$ — 3 Proc., bei Kupfermünzen 40—60 Proc. Im Verhältniß zur Quantität sind dagegen die Prägungskosten beim Gold höher, als beim Silber, und bei diesem höher als beim Kupfer, weil die theuern Metalle mit viel mehr Genauigkeit bearbeitet werden müssen, als die wohlfeilern. Die Prägekosten würden sich jedoch bedeutend vermehren, wenn der Münzmeister dafür einstehen müßte, daß alle Münzen ganz genau das vorgeschriebene Gewicht (Schrot) und den vorgeschriebenen Gehalt an edelm Metall (Feingehalt) enthalten sollten. Da dies in der Praxis fast unmöglich zu erreichen ist, ist eine gewisse Grenze gesetzlich festgesetzt, bis zu welcher eine Münze schwerer oder leichter, feiner oder geringhaltiger seyn darf. Diese erlaubte Fehlergrenze wird das Remedium (s. d.) oder die Toleranz genannt. Da die Preisverhältnisse zwischen Gold und Silber sich nicht immer gleich bleiben, so muß auch wennig eines dieser Metalle zum allgemeinen und bleibenden Maße der Werthe in einem Lande bestimmt und daher die Münzeinheit, auf welche sich alle andern Münzen reduciren, aus diesem Metall geprägt werden. Das Gold würde sich am besten zu diesem Grundrepräsentanten aller Werthe eignen, weil es die Eigenschaften der edeln Metalle überhaupt im vollkommensten Maße besitzt. Da jedoch der Preis desselben zu hoch ist und man daher für geringe Werthe gar keine oder nur ganz kleine Münzen daraus schlagen könnte, so hat man fast allgemein dem Silber diese Stelle angewiesen. Daher bildet in den meisten Ländern das Silberstück die Münzeinheit, z. B. der Thaler, Gulden, Franken, Lire, Rubel ꝛc., welche zugleich einen Werth darstellen, der im gemeinen Leben am häufigsten vorkommt. Nur in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat man das Gold als Werthgrundlage angenommen. Die andere Münzart erscheint als bloße Waare, indem sie einen wechselnden Preis (Kurs) erhält. Die Größe der Münzen hat, um für die Cirkulation möglichst bequem zu seyn, gewisse Grenzen, die jedoch auch mit durch die Gewohnheit bestimmt werden. Jedenfalls muß eine Münze so groß seyn, daß sie wenig biegsamen Finger der harten Hand eines Arbeiters sie noch bequem fassen können, dagegen nicht so groß, daß sie in den gewöhnlichen Geldbeuteln nicht füglich mehr Platz findet. Möglichst kleine Münzen sind jedoch in sofern bequem, als die meisten Bedürfnisse, welche besonders die zahlreiche ärmere Volksklasse zu befriedigen hat, nur sehr geringe Werthe bilden. Bei der Auszahlung größerer Summen ist es dagegen um so bequemer, je größere und wenigere Stücke man zu zählen hat, weshalb man sich dazu auch am liebsten der Goldmünzen bedient. In Bezug auf die Dicke der Münzen findet besonders in sofern eine Grenze Statt, daß eine Münze nicht so dünn ist, daß sie sich leicht verbiegt, zu große Dicke der Münzen würde nur in sofern schädlich seyn, als dadurch das Zählen erschwert würde. Was die Form der Münzen betrifft, so bestehen sie schon seit langer Zeit, wenigstens in Europa, durchgängig aus kreisrunden Platten, indem sie sich in dieser Gestalt am wenigsten abnutzen, auch am besten einpacken lassen ꝛc. Nur in Schweden cirkulirten noch im vorigen Jahrhundert große Kupfermünzen von viereckiger Form, und in Rußland wurden unter Katharina I. von 1725—1727 ähnliche viereckige Münzen geschlagen. In Ostindien und mehren andern außereuropäischen Ländern gibt es dagegen Münzen von nicht kreisrunder Form, z. B. ovale, knopf-, stangenförmige ꝛc. Das Gepräge der Münzen besteht aus verschiedenen, auf den beiden Flächen derselben vermittelst Aufdrückung eines stählernen Stempels angebrachten erhabenen Zeichnungen oder Inschriften. In der Regel stellt die eine Seite der Münzen (Avers) das Bild des Landesherrn, die andere (Revers) das Wappen desselben dar. Dazu kommt gewöhnlich auf einer oder beiden Seiten eine am Rande kreisförmig herumlaufende Inschrift, die Umschrift oder Legende, welche den Namen und Titel des Regenten, den Werth und Gehalt der Münzen, die Jahreszahl der Prägung, oder auch einen Denkspruch enthält. Es gibt aber auch Münzen, welche kein Bildniß oder kein Wappen haben, an deren Stelle gewöhnlich das Mittelfeld mit einer den Namen oder die Geltung der Münze bezeichnenden Inschrift ausgefüllt ist. Der Gehalt der Münzen wird gewöhnlich durch die Angabe ausgedrückt, wie viel Stück aus einer feinen Mark oder einem Pfund geprägt sind, was zuweilen durch einzelne Buchstaben angegeben ist, oder es ist nur der Münzfuß angegeben. Unter dem Bildniß oder der horizontallaufenden Inschrift steht oft noch der sogenannte Münzbuchstabe, durch welchen die Münzstätte bezeichnet wird; so bedeutet z. B. auf preußischen Münzen A die Münzstätte Berlin, B Breslau. Der äußere Rand der Münzen wurde sonst, um das Beschneiden oder Abfeilen zu verhüten, gewöhnlich eingekerbt oder mit einer Blätterverzierung versehen; jetzt ist er meist glatt mit einer Inschrift in vertieften Buchstaben. Der Werth der Münzen wird zunächst von der Regierung bestimmt, die sie hat schlagen lassen. Indeß kann diese Bestimmung natürlich nur für das eigene Land gültig seyn, wo die Münzen auch von der Regierung selbst in allen öffentlichen Kassen danach angenommen werden. Im Auslande dagegen werden sie nur als Waare betrachtet und nach ihrem wirklichen Metallwerthe angenommen, besonders wenn in demselben ein anderer Münzfuß und eine andere Münzeinheit gilt; doch kommen hierbei allerdings auch die Handelsbeziehungen der beiden Staaten zu einander u. die größere od. geringere zwischen ihnen liegende Entfernung in Betracht. Von Wichtigkeit für den Kauf- und Geschäftsmann ist auch das Erkennen falscher, nachgemachter Münzen (s. Münzverfälschung).

Was die Technik des Münzens betrifft, so zerfällt dieselbe in 4 Hauptoperationen: die Verwandlung des Metalls in Streifen oder Zaine, das Zerschneiden derselben in Platten, die Verfertigung der Randverzierung und das Prägen. Das zu münzende Metall wird mit dem gehörigen Zusatz in passauer Graphittiegeln, Silber

wohl auch in gußeisernen Tiegeln im Windofen mit Holzkohlen oder Kokes geschmolzen. Ist nach 6—24 Stunden die Schmelzung vollendet, so wird eine Probe ausgeschöpft und ihr Gehalt untersucht; ist derselbe richtig, so wird mit eisernen, mit Lehm bestrichenen Kellen (Gold mit Graphitschalen) ausgeschöpft und in Sandformen oder eiserne Eingüsse gegossen, in welchen blechartige Streifen (Zaine) von etwa 15 Zoll Länge, 3—4 Linien Dicke und in der für die Münze erforderten Breite gebildet werden. In England pflegt man größere Platten zu gießen und diese dann durch Metallscheeren in Streifen zu schneiden. Die Zaine müssen genau eine solche Stärke erhalten, daß eine Scheibe vom Durchmesser der Münze das vorgeschriebene Gewicht zeigt; es geschieht dies durch das Strecken auf Walzwerken mit stählernen Walzen. Nach ein- und zweimaliger Streckung müssen die Zaine ausgeglüht werden, um dem Metall die erforderliche Weichheit und Dehnbarkeit wiederzugeben, worauf sie noch einmal durch ein sehr sorgfältig gearbeitetes Walzwerk gehen. Um etwaige Ungenauigkeiten in der Stärke der Zaine zu beseitigen, wendet man gewöhnlich nach dem Walzwerk noch ein Adjustirwerk, den Durchfall, an, bei welchem die Platten zwischen zwei feststehenden Backen hindurch gezogen werden. Die fertigen Zaine kommen unter die Ausstückelungsmaschine, den Durchschnitt, wo durch einen senkrecht auf- und niederbewegten Stempel, der mittelst einer weitgeschnittenen Schraube gehoben und gesenkt wird, eine Scheibe des Zains in einen am untern Stützpunkte befindlichen ringförmigen Raum hineingedrängt wird, welche die Münzplatte bildet. Bevor die Münzplatten weiter behandelt werden können, müssen sie justirt, d. h. ihr Gewicht berichtigt werden; es erfolgt dies bei Goldu. größeren Silbermünzen stückweise (Stückjustirung), bei den kleinsten Silbermünzen und den Kupfermünzen in der Mark (al marco). Beim Stückeln werden die Münzen einzeln auf die Justirwage gelegt, deren eine Schale mit dem erforderlichen Gewichte versehen ist; die zu schwer befundenen Platten werden etwas gefeilt, die zu leicht befundenen aber, sowie die beim Ausstückeln bleibenden Metallstücke (Schrotlinge) nochmals eingeschmolzen. Die Unmöglichkeit, allen einzelnen Platten ein vollkommen übereinstimmendes Gewicht zu geben, macht die Bestimmung eines gesetzlichen Remedium (s. d., vgl. oben) nöthig. Bei Münzsorten von geringem Werthe wägt man eine Anzahl Stücke, die gesetzlich eine Mark ausmachen müssen, zusammen und vernachlässigt die Ungleichheit der einzelnen Stücke, wenn alle zusammen das richtige Gewicht haben. Die justirten Münzplatten werden gesotten, theils um die dünne Oxydschicht, welche sich beim Glühen an ihrer Oberfläche angelegt hat, zu entfernen, vorzüglich aber, um die Farbe der aus versetztem Gold und Silber gefertigten Platten der Farbe des reinen Goldes und Silbers so nahe als möglich zu bringen. Die beim Sieden angewendete Flüssigkeit ist gewöhnlich sehr verdünnte Schwefelsäure, bei Goldmünzen wohl auch eine Auflösung von Salpeter, Kochsalz und Alaun. Die Platten verlieren dabei etwas am Gewicht (½ bis 2 %) und erhalten eine matte Oberfläche. Nachdem sie abgespült, in einer Tonne mit Sägespänen und Kohlenpulver abgerieben und getrocknet, sowie die stückweise justirten Platten wegen des Gewichtsverlustes nochmals justirt worden sind, können sie das Gepräge erhalten. Sollen die Münzen eine Randverzierung erhalten, so werden die Platten der Operation des Rändelns unterworfen, wozu das Rändelwerk, Kreiselwerk dient, welches aus zwei stählernen Rändeleisen besteht, auf denen die Verzierung oder Schrift befindlich ist und die entweder parallel, oder als zwei koncentrische Bogen neben einander vorüber bewegt werden, während eine Platte zwischen ihnen hindurch geht. Bei größern und vollendeter herzustellenden Münzen läßt man auch wohl die Platte erst zwischen zwei nicht gravirten Eisen hindurch gehen, um ihren Rand, bevor er die Verzierungen erhält, ganz glatt und cylindrisch herzustellen. Das Prägen erfolgt dadurch, daß die beiden vertieft gravirten stählernen Stempel mit Heftigkeit gegen einander gepreßt werden, während sich die Platte zwischen ihnen befindet. Das dazu dienende Stoßwerk (Anwurf) besteht nach der gewöhnlichen Einrichtung aus einer starken Schraube, welche oben mit Schwungkugeln versehen ist und, wenn die letztern in einen Bogen herumgetrieben werden, den obern Münzstempel hebt und senkt, während der gerade darunter stehende untere Münzstempel ruhig im Gestelle befestigt bleibt. Beim Heben des obern Stempels wird eine Platte auf den untern gelegt, die beim nächsten Anheben durch eine andere ersetzt wird. Durch die starke Pressung, welche die Platte beim Prägen erfährt, preßt sie sich etwas breiter; damit dadurch kein unregelmäßiger Rand entstehe, muß die Platte in einen Stahlring eingeschlossen seyn, dessen Stellung von der Bewegung des obern Stempels so abhängig gemacht wird, daß er während des Prägens genau unter dem untern Stempel steht, nach vollendetem Prägen aber etwas niedersinkt, um ein Wegnehmen der Münze möglich zu machen, und gleich darauf wieder in die Höhe steigt, um die neue Platte zu umschließen. Das Anlegen und Wegstoßen der Münzplatten erfolgt entweder durch einen Arbeiter, oder bei selbstwirkenden Prägwerken durch einen besonders vorgerichteten Mechanismus. Das Stoßen u. Ziehen der Schwungkugeln, durch welche die Schraube bewegt wird, verrichtet gewöhnlich Arbeiter, man hat aber auch mechanische Kräfte u. namentlich den Atmosphärendruck dazu benutzt, indem der Hebelarm der Schraube mit einem Kolben versehen wird, auf dessen einer Seite abwechselnd sich ein luftleerer Raum bildet, um den Luftdruck auf der andern Seite zu erzeugen. Eine so eingerichtete Prägmaschine nimmt wegen der angebrachten Schwungkugeln einen bedeutenden Raum ein und muß wegen der außerordentlich starken Erschütterung sehr gut fundamentirt werden; beide Nachtheile vermeiden die Prägwerke von Uhlhorn und von Nevedomsky, in welchen sich ein Knierhebel, der durch Drehen einer Kurbel in Bewegung gesetzt wird, als kraftverstärkender Mechanismus befindet. Die Münzpressen, welche seit 1828 von Uhlhorn zu Grevenbroich bei Düssel-

Digitized by Google

dorf besonders fabricirt werden, liefern in der Minute 30 bis 60 Stück und fordern zum Prägen von ½-Stücken 2 Menschenkräfte, zum Prägen von ½-Stücken das Doppelte an Kraft; sie können durch Wasser oder Dampfkraft betrieben werden und legen mittelst eines Zubringers die Platten so genau auf die Mitte des Münzstempels, daß man nicht nöthig hat, beim Rändeln vorspringende Punkte anzubringen. Durch die angegebene Fabrikationsart erhalten die Münzen an ihrer Oberfläche eine bedeutende Härte und bei nur guter Beschaffenheit der Stempel und Zeichen Kraft des Prägwerkes ein sehr scharfes Gepräge und eine glatte Oberfläche; Randverzierungen lassen sich beim Ringprägen nur vertieft anbringen, weil ein erhabener Rand durch das Ausbreiten der Münze weggedrückt werden würde. In manchen Münzstätten werden alle Maschinen durch ein Wassermühlwerk oder durch eine Dampfmaschine getrieben. Zu der letztern gehört auch das von dem Engländer Bolton erfundene Druckwerk, welches 8 Stempel hat, von denen jeder in einer Minute 70—80 Münzen prägt. Früher prägte man auch Münzen auf dem Walz- oder Taschenwerke, 2 stählernen Walzen, auf deren einer der Avers, auf der andern der Revers gestochen ist; zwischen diesen Walzen ließ man die Metallschienen durchgehen, auf welchen später auf dem Durchschnitte die Münzen ausgeschnitten wurden. Das Walzwerk war schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts gewöhnlich. Alle diese Vorrichtungen waren in frühern Zeiten noch sehr unvollkommen und haben nur nach und nach, besonders durch die Vervollkommnung des Maschinenwesens, die gegenwärtigen Einrichtungen erhalten. So wurden ehemals die Metallplatte mittelst eines Hammers auf dem Ambos ausgeschlichtet, mit der Stückelscheere, deren unteres unbewegliches Stück Baumstück hieß, zu Schrotlingen ausgeschnitten und mit der Benehmscheere so lange beschnitten, bis sie das erforderliche Gewicht auf der Benehmwage hatten (benommene Schrotlinge). Dann wurden sie mit dem Quetschhammer völlig rund geschlagen und dadurch geprägt. Das Kräuseln kam sehr früh auf, u. im 17. Jahrhundert prägte man in England zuerst mit Randschrift.

Die Chinesen sollen schon 2000 Jahre v. Chr. Münzen gehabt haben, die Perser aber die Münzkunst von den Phöniciern erlernt haben, weshalb auch Einige diesen die Erfindung derselben zuschreiben. Die Erfindung des Prägens wird von den Alten bald Göttern, bald Heroen zugeschrieben; die partische Chronik bezeichnet den König Phidon von Argos als den Erfinder. Zu Solons Zeit gab es schon geprägtes Geld, und vielleicht zur Zeit des Servius Tullius haben die Römer den Gebrauch desselben von den Griechen entlehnt. Der Name der Münzen ward theils durch die Personen, welche dieselben prägen ließen, theils durch die auf ihnen angebrachten Typen, oder durch den Ort, wo sie geprägt wurden, oder durch die Art ihrer Prägung, endlich durch ihr Gewicht und ihren Werth bestimmt. Mit dem Namen Autonomi bezeichnet man diejenigen Länder-, Völker- und Städtemünzen, auf denen sich weder durch Inschriften noch durch bildliche Darstellungen die Abhängigkeit der Münzstätte von einer fremden Macht ausgedrückt findet. Die Metalle, welche die Alten ausmünzten, waren Gold, Silber und Erz. Mit geringer Beimischung findet sich das Gold in den Münzen der Griechen, Römer und Perser, am reinsten in denen des Despotien, in denen sich nur der 788. Theil fremden Metalls vorfindet. Die Griechen prägten gleichzeitig mit dem Silber Gold aus. Bei den Römern kommen seit 206 v. Chr. die ersten Goldmünzen vor; sie gehen von Cäsars Zeit an bis zum Sturz des Reichs eine fast ununterbrochene Reihe der Kaiser. Die ältesten Münzen der Griechen sind von Silber; die Römer schlugen erst seit 269 v. Chr. Silbermünzen. Bei den Silbermünzen der Alten gilt im Ganzen der Grundsatz: je feiner das Silber, desto älter die Münze. Die griechischen Silbermünzen sind fast alle von feinem Silber; erst die syrischen Könige verschlechterten den Gehalt derselben. Bei den Römern erhielt sich eine ziemliche Reinheit des Silbers bis auf den Kaiser Severus, welcher Nachfolger (außer Alexander Severus) das Volumen der Münzen vergrößerten und die Feinheit des Silbers verschlechterten. Von Claudius Gothicus bis auf Diocletian hörte das Prägen von Silbermünzen ganz auf; es wurden Bronzemünzen in einer Silberauflösung gesotten, wodurch sie ein dünnes Deckblatt dieses Metalls und zugleich einen sehr leicht zerstörbaren Silberglanz erhielten (nummi tincti). Erst Diocletian und seine Nachfolger prägten wieder reineres Silber aus. Die Erz- oder Bronzemünzen (nummi aerei oder aenei) bestanden aus Kupfer mit einer Beimischung von Zinn, selten von Eisen. Erzmünzen prägten zuerst die Römer aus; die ältesten mittelitalischen Münzen sind sämmtlich von Erz (s. A.). Außerdem bedienten sich die Alten auch des Eisens, Zinns und Bleis zur Münzprägung. Eiserne Münzen sollen die Spartaner, Elazomenier und Byzantiner geprägt haben. Ob Ledermünzen (nummi scortei), wie sie bei den Karthagern, Spartanern und Römern vorkommen, wirkliche Münzen od. vielleicht nur gestempelte Felle gewesen sind, ist schwer zu bestimmen. Aus der Vergleichung der alten Münzen und Gewichte ergibt sich, daß dieselben bei allen Völkern der alten Welt in einem Zusammenhang gestanden haben. Babylon, Aegypten, Phönikien und Palästina, Griechenland, Sicilien und Italien, die Hauptpunkte antiker Münzprägung, standen in einem gewissen, zwar nicht äußerlichen, doch inneren Münzverbande: d. h. der Weltverkehr vereinigte sie allmählig in Bezug auf Münzen, Maße und Gewichte zu einem Ganzen. Die größte imaginäre Münze oder vielmehr das größte im Verkehr geltende Gewicht war das Talent (s. d.), dem Ursprung nach ein babylonisches Gewicht, wie auch die Mina aus dem Orient stammt. Beide Gewichte kamen durch die Handelsverbindungen der Phönicier nach Griechenland und wurden den griechischen Münzsystemen angepaßt. Die Münzen der Alten wurden entweder gegossen oder geprägt. Die ältesten römischen und übrigen mittelitalischen Kupfermünzen sind gegossen, die Konsular- und Kaisermünzen geprägt. Unter den griechischen Münzen vor der Kaiserzeit finden sich, mit wenn-

gen Ausnahmen, keine gegossenen. Die Fabrikörte der griechischen Städtemünzen waren in den Städten, deren Namen die Münzen tragen; die Münze ganzer Staaten hingegen, wie die der Könige wurde wahrscheinlich in der Hauptstadt geschlagen. Bei den Römern blieb Rom lange Zeit die eigentliche Münzstätte für das römische Gebiet, bis seit der Erhebung der einzelnen Machthaber in den Provinzen das Recht von diesen in ihren Provinzen Münzen mit ihrem Bilde geschlagen wurden. Noch mehr wurde eine Vervielfältigung der Münzstätten durch die Theilung des Reiches herbeigeführt. Die Gestalt der antiken Münzen war gewöhnlich rund oder oval. Die ältesten, namentlich die altitalischen, zeigen sich linsenförmig, manche selbst der Kugelform sich nähernd. Die in Aegypten unter den Ptolemäern und Kaisern bis zu Commodus geprägten haben eine konische Form; viereckig gestaltet zeigen sich wenige altitalische und spätere baktrische Münzen. Blechartige, konkave Münzen (nummi scyphati) wurden von den byzantinischen Kaisern geschlagen. Viele Münzen großgriechischer Städte sind in der Art geprägt, daß der eine Stempel erhaben, der andere vertieft geschnitten war, so daß in die eine Seite der Münze der Typus konkav, in die andere konvex eingeprägt wurde (nummi incusi). Bei vielen römischen Denaren, sowie bei einigen Erzmünzen syrischer Könige finden sich die Ränder derselben durch die Feile eingekerbt oder gleichsam ausgezahnt (nummi serrati). Münzen, welche durch einen neuen Stempel überprägt wurden, so jedoch, daß der ursprüngliche Stempel nicht ganz verlöscht werden konnte (nummi recusi), sind besonders zahlreich bei den Römern, vorzugsweise unter den Kaisermünzen. Hiervon unterschieden sind jene kleinen Nebenstempel (signa incusa), welche bei griechischen Münzen angewendet worden zu seyn scheinen, um einer Münze in mehren Städten Geltung zu verschaffen. Das Münzrecht war stets mit der höchsten Gewalt im Staate verbunden, doch pflegten die der römischen Republik unterworfenen Städte und Staaten das Münzrecht zu behalten. Römische Kolonien drückten die Erlaubniß des Kaisers oder Prokonsuls zur Münzprägung mit den Worten aus: Perm. Aug. oder Procos. So lange Rom noch Republik war, durfte das Bild keines noch Lebenden auf die Münzen gesetzt werden, und nur der Kopf schon verstorbener Personen konnte mit besonderer Erlaubniß des Senats darauf abgebildet werden. Julius Cäsar war der Erste, der sein Bild auf Münzen setzte. Bei den Griechen hatten wahrscheinlich die Magistrate die Aufsicht und Leitung des M.s in ihren Städten. Bei den Römern scheint die Prüfung der Metalle den Quästoren obgelegen zu haben. In den letzten Zeiten des Kaiserreichs hieß der Aufseher des M.s Procurator oder Praepositus Monetae; außerdem werden erwähnt ein Optio, Münzmeister, Exactores auri, argenti, aeris, Lente, denen die Prüfung der Metalle oblag, und Monetarii, Münzherren. Die Namen der Stempelschneider sind theils im Kopf- und Helmschmuck der die Münzen zierenden Gottheiten, theils im Felde der Münzen, durch zwei Parallelstreifen unterhalb der Münztypen eingeschlossen, oder auf den Untertheilen des Halses der Köpfe der Götter vollständig aufgeschrieben oder abgekürzt angebracht. Die Stellung der Buchstaben auf Münzen war außer der im Occident allgemein üblichen eine retrograde oder Bustrophedon. Gewöhnlich hatte jede Seite der Münze ihre besondere Inschrift; auf griechischen Kaisermünzen ist jedoch häufig die Inschrift der Vorderseite mit der der Kehrseite zu verbinden. Die Münztypen wurden von den Griechen mehr aus der Mythologie genommen, die Römer wählten mehr Scenen aus der Geschichte u. Allegorien in Bezug auf die Kaiser. Die Germanen hatten nach Tacitus zur Zeit ihrer ersten Einfälle ins römische Reich noch gar keine Münzen. Sie nahmen sie erst von diesen und später besonders von den fränkischen Königen an; ihre Verbreitung begann zuerst in dem an die ehemaligen römischen Provinzen angrenzenden Süddeutschland. Noch jetzt gebräuchliche Münzbenennung Pfund, Livre u. schreibt sich von dem alten Gebrauche her, den Werth der Metallstücke nach dem Gewichte zu berechnen; die kleineren Münzen wurden überhaupt bei größeren Zahlungen der Bequemlichkeit wegen gewogen, und so rechnete man namentlich Pfunde verschiedener Sorten Denare. In Deutschland hat man erst seit dem 9. Jahrhundert Münzen, von denen die ersten nummi solidi, Schillinge (von schellen oder klingen), hießen und die man sowohl von Gold, als von Silber hatte. Unter Otto I. begann man, um der eingerissenen Verschlechterung des Metalls Einhalt zu thun, ganz dünne Hohlmünzen oder Blechmünzen (s. Brakteaten) zu schlagen, die man von Gold, Silber und Kupfer und von verschiedener Größe und Gepräge hatte. Man bezahlte damit wahrscheinlich nach dem Gewicht, da kein Münzwerth darauf angegeben war. Von ihrer pfannenähnlichen Form nannte man sie auch Pfännige. Seit dem 13. Jahrhundert wurden sie jedoch wieder von dickern Münzen, Dickpfennigen, Groschen (von grossi), verdrängt, von denen die in der Stadt Hall in Schwaben geprägten Häller und die mit einem Kreuz im Gepräge Kreuzer genannt wurden. Aus der florentiner Goldmünze Florenus entstand im 14. Jahrhundert der deutsche Gülden oder Goldgülden. Später prägte man diese Gülden auch in Silber und nannte sie zuerst Guldengroschen, dann Guldenthaler und gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts Gulden. Aus der Silbermünze, welche seit 1518 die Grafen von Schlick aus dem Ertrage einer zu Joachimsthal in Böhmen entdeckten reichen Silbergrube schlagen ließen, dem Joachimsthaler und Schlickenthaler, wurde der Name Thaler, der sich sogar bis nach Amerika (Dollar) fortgepflanzt hat. Ueber die einzelnen Münzen vgl. die betreffenden Artikel. Ueber das deutsche M. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vgl. Braun, Gründliche Nachricht von dem M.. 3. Aufl., Leipz. 1784; über die gegenwärtigen Münzsysteme: Roback, Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse, Leipz. 1851. 2 Bde., und Münz-, Maß- und Gewichtsbuch, daf. 1853; über das Staatswirthschaftliche des M.s: Michel Chevalier, De la monnaie, in dessen „Cours d'économie politique"

Digitized by Google

(Thl. 3, Paris 1850); über die Fabrikation der Münzen: Prechtl, Technologische Encyklopädie, Bd. 10, und Karmarsch, Handbuch der mechanischen Technologie, Bd. 1, 2. Aufl., Hannover 1851.

Münzwissenschaft, s. v. a. Numismatik.

Münzwürdigung, s. Valvation.

Münzzeichen, Andeutung der Münzstätte durch Buchstaben oder Figuren auf den Münzen; Zeichen, welche die Münzmeister und Stempelschneider auf die Münzen setzen.

Mür, s. v. a. Münnerstadt.

Müritzsee, s. Mecklenburg.

Mürzzuschlag, Marktflecken und Sitz eines Bezirksgerichts in der Bezirkshauptmannschaft und dem Kreise Bruck des österreichischen Herzogthums Steiermark, reizend im Thale der Mürz gelegen, hat ein Franciskanerkloster, ein Bürgerhospital, mehre Eisenhammer, Weißblechfabriken, Sensen- und Sichelschmieden, ein Mauth-, Wald-, Weg- und Tabaksamt und 1000 Einwohner. Der Ort ist ein wichtiger Stationsplatz an der kaiserlichen Südbahn mit Vorkehrungen zur Ueberfahrt über den Semmering. In dem Gerichtsbezirk von M. liegt auch die Ortschaft Mürzsteg mit 150 Einwohnern und einer kaiserlichen Gewehrfabrik in der Lahnau.

Muesa, Fluß im schweizerischen Kanton Graubündten, entspringt aus einem See auf der gleichnamigen Alp, zwischen dem Bernardino und dem Muschelhorn, durchfließt in südlicher Richtung das Misoxerthal und wendet sich dann westlich dem Tieino zu.

Mütze, Kopfbedeckung für Frauen u. Männer, nach Stoff und Form sehr verschieden und wie andere Kleidungsstücke der Mode unterworfen. Nach der Weichheit des Stoffes werden sie von Kürschnern, Schneidern, Hutmachern, oder eigentlichen Mützenmachern verfertigt. Einen bedeutenden Handelsartikel machen die von den Strumpfwirkern verfertigten baumwollenen, wollenen oder seidenen, gewebten oder gestrickten Zipfelmützen aus. Rothe Käppchen oder sogenannte Fes (s. d.) geben besonders aus deutschen, französischen und italienischen Fabriken nach dem Orient. Eine besondere Art der M.n ist auch das Barrett (s. d.). Auf Wappen finden sich M.n als Schild- und besonders als Helmfiguren. Sie sind entweder rund, oder sogenannte ungarische M.n (mit überhängendem Zipfel); der Aufschlag ist meist von anderer Farbe oder von Pelzwerk und erscheint bisweilen mit der Schildfigur belegt. In der neufranzösischen Heraldik trat die M. (toque) an die Stelle des Helms. M. (Mitra) wird in der Verbandlehre ein Bandagenstück genannt, welches einer Kopfhaube mehr oder weniger ähnlich ist.

Muff, gewöhnlich aus Pelzwerk gefertigtes Kleidungsstück von der Gestalt eines hohlen Cylinders, in welches man von beiden Seiten die Hände hineinsteckt, um sie gegen die Kälte zu schützen.

Muffe, vierseitige Hülse, womit die Zapfen von 2 neben einander stehenden Rädern vereinigt sind, so daß das eine Rad das andere mit herumdreht.

Muffel, Schale von gebranntem Thon, unter die beim Kapelliren die Kapelle gestellt wird, damit keine Asche und Kohlen hineinfallen. Eine solche Schale hat entweder die Gestalt eines halben Cylinders, oder einer Halbkugel, in welchem letzteren Falle sie vorn einen größeren, an den Seiten und hinten kleinere Ausschnitte zur Beförderung des Luftzugs hat. Der vordere größere Ausschnitt dient zugleich dazu, die Kapelle einzusetzen und das Schmelzen der Probe zu beobachten. Beim Kapelliren wird die M. auf eine dünne thönerne Platte (Muffelblatt, Muffelplatte) gesetzt. Die M. wird über einer hölzernen Form (Muffelstock) verfertigt.

Muffen, s. v. a. Hollandgänger.

Mufti (arab.), s. v. a. Entscheider oder Ausleger des Gesetzes, d. i. des Korans. Der Großmufti (Scheik-ül-Islam, d. h. Haupt der Auserwählten) ist in der Türkei das Oberhaupt der Gesetze und der Religion.

Muggendorf, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Landgericht Ebermannstadt, in einem tiefen Thale an der Wiesent, in der sogenannten fränkischen Schweiz, mit Bierbrauerei, Viehzucht, Obst-, Feld- u. Hopfenbau und 500 Einwohnern, berühmt durch die hier und bei den benachbarten Orten Gailenreuth u. Mokkas in den rings umher gelegenen Bergen befindlichen 24 Tropfsteinhöhlen. Die schönste derselben ist die erst 1833 von Koch entdeckte Kochshöhle, auch von ihrem Entdecker Hohlenkönigin genannt, aus 4 Haupttabtheilungen bestehend, von denen die zweite die merkwürdigste ist. Die Wände derselben sind blendend weiß, wie vom reinsten Alabaster überzogen; in der Mitte von der Decke herab haben sich Behänge von Tropfsteln gebildet, von welchen die Ränder gesäumt zu seyn scheinen; Wasserfälle von 30—36 Fuß stürzen auf der rechten Seite herab; auf dem Boden liegen unzählige kegelförmige, schwarzgraue Tropfsteine und ganz versteinerte Thiere, z. B. Elsbären und Elennthiere, auch Knochen von anderen Thieren der Urwelt, von Raubthieren und Grasfressern. Die größte der Höhlen ist die wie eine Kirche gewölbte und die mit Figuren von Stalaktit besetzte Rosenmüllershöhle, die für die Naturforscher merkwürdigste aber die gailenreuther Sophienhöhle, die in tiefen Felsengängen große Massen halbverhärteten Thons und in demselben eine ungeheure Menge Knochen von zum Theil unbekannten Thieren enthält. In einigen dieser Höhlen hat man auch Spuren heidnischen Götzendienstes zu finden gealaubt. Vgl. Heller, M. und seine Umgeaend, Bamberg 1829.

Muggia (M. nuova), Marktflecken im österreichisch-illyrischen Bezirk Capo d'Istria, am Golf von Triest und dem Valle di M., hat eine Pfarrkirche, ein Kloster, Hospital, einen Hafen für kleine Barken, bedeutende Salzwerke, Wein-, Oel- und Gemüsebau, Fischerei und 1800 Einwohner, als Gemeinde 4500 Einwohner.

Muggá (Ma-Ramma), hinterindischer Volksstamm in Arrakan, dem häßlichen Aeußeren, roh, räuberisch, spricht eine eigene Sprache (Ruckeng).

Muhammed, s. Mohammed.

Muid, französisches Maß, nach den Waaren und Orten sehr verschieden, für Getreide= und Hülsenfrüchte = 94,460 pariser Kubikzoll; für Salz = 125,952; für Steinkohlen = 59,040; als Flüssigkeitsmaß = 13,532. Im Allgemeinen auch s. v. a. Kilolitre.

Muiden, Stadt in der niederländischen Provinz Nordholland, an der Mündung der Vecht in die Zuydersee, durch einen Kanal mit dem 2 Meilen entfernten Amsterdam verbunden. Ihr beseftigt, hat eine Marineschule, eine Salzsiederei, Fischerei u. 1900 Einwohner. Es befindet sich daselbst eine der Hauptschleusen, durch welche das Seewasser zur Ueberschwemmung des Landes hereinzulassen werden kann.

Mukden (Schinyan, Fungthian), Hauptstadt der Mandschurei und einer gleichnamigen Provinz, im hohen Lande über dem Thal des Hunnhunflüßchens, ist eine Stadt zweiten Rangs mit 4000 Mann Besatzung, hat einen kaiserlichen Palast in der inneren Stadt, die von der äußeren eingeschlossen wird, und prächtige Grabmäler des regierenden Kaiserhauses.

Mula, Stadt in der spanischen Provinz Murcia, mit Oelmühlen, Töpferei, Branntweinbrennereien, warmen Bädern u. 7800 Einw.

Mulatten, s. Farbige.

Mulde, aus einem einzigen Stück Holz gefertigtes nachenförmiges Gefäß zum Backen, Waschen, Transportiren des Fleisches ꝛc.; auch eine länglich viereckige Form, worin das Blei gegossen wird, daher Muldenblei, in solcher Form gegossenes Blei, welches gewöhnlich noch Zinn und andere Metalle bei sich führt; endlich in der Geognosie jede konkave länglich geformte Einsenkung einer Fläche, sey es der Bodenoberfläche oder einer Schichtfläche.

Mulde (Mülde, Milde), nächst der Elbe der Hauptfluß des Königreichs Sachsen, entsteht durch die Vereinigung der zwickauer od. westlichen M., die bei Schöneck im sächsischen Meigtlande entspringt, Zwickau berührt und die Chemnitz aufnimmt, und der freiberger oder östlichen M., die bei Graupen in Böhmen ihren Quell hat, an Freiberg vorübergeht und die Zschopau aufnimmt. Nach ihrer Vereinigung geht sie in breitem, nicht tiefem, anmuthigem Thale nordwestwärts über Nimbschen nach Grimma, dann in großen Bögen nach Merckau, ferner nordwestwärts nach Wurzen und Pistau. Unter Wasewitz tritt sie nach Preußen über, berührt in geschlungenem Laufe Ellenburg und Düben, sowie in nördlicher Richtung die anhaltischen Städte Jeßnitz, Raguhn und Dessau, wo sie in die Elbe fällt. Sie empfängt bei Neichen (rechts) das aus Südosten herbeikommende, 2 Meilen lange mutzschener Wasser, bei Döbnitz (rechts) die eben so lange Mühlbach und schon außerhalb Sachsen, bei Küpschau, die fast 4 Meilen lange Loffa. Ihre Länge beträgt in Sachsen 22 Meilen, ihr gesammtes Stromgebiet hat aus Südsüdost nach Nordnordwest 24 Meilen Länge und bis zu 11½ Meilen Breite. Sie dient hauptsächlich zum Holztriften. Der früher ansehnliche Lachsfang hat fast ganz aufgehört. Ueberhaupt ist die Fischerei nur von mäßigem Belange, theils wegen der starken Bevölkerung der Gegend, theils in Folge der Vitriolbereitung an Nebenwassern des Flusses.

Mulder, Gerard Johannes, ausgezeichneter Chemiker, 1802 zu Utrecht geboren, studirte daselbst seit 1819 neben Medicin besonders Naturwissenschaften und Mathematik und ließ sich 1825 als praktischer Arzt in Amsterdam nieder. Im folgenden Jahre ward er Lektor der Physik bei der batavischen Gesellschaft und hielt zugleich im Sportskerverein Vorlesungen über Botanik. Im Jahre 1827 als Lektor der Botanik und bald darauf auch der Chemie an der neuerrichteten medicinischen Schule angestellt, legte er diese Lehrfächer 1830, um sich ganz der medicinischen Praxis zu widmen, nieder, folgte aber 1841 einem Ruf als Professor der Chemie nach Utrecht. M. hat sich um die Thierchemie große Verdienste erworben, namentlich durch seine Untersuchungen über die eiweißartigen Körper, worin er eine allen diesen Stoffen gemeinsame Grundlage als Protein bezeichnete, was zu einem heftigen Streit mit Liebig führte. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie“ (deutsch von Fehle, mit Zusätzen des Verfassers, Braunschweig 1844—51, und von J. Moleschott, Heidelberg 1847); „De voeding in Nederland in verband tot den volksgeest“ (Rotterdam 1847); „De voeding van den Neger in Suriname“ (das. 1847); „Chemische Untersuchungen“ (deutsch von Völker, Frankfurt 1847). Mit van Hall und Vrolik redigirte er 1826—32 die „Bydragen tot de natuurkundige wetenschappen“, allein von 1832—36 und mit Wenckebach von 1836—38 das „Natuur en scheikundig archief“, mit Miquel und Wenckebach das „Bulletin des sciences physiques et naturelles en Neerlande“, seit 1842 die „Scheikundige onderzoekingen gedaan in het laboratorium der Utrechtsche Hoogeschoel“.

Mulei, Beherrscher von Marokko, s. Marokko.

Mulemaschine, s. Spinnmaschine.

Mulgedium, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, meist ausdauernde Kräuter in Europa, Asien u. Nordamerika, von deren Arten M. floridanum Dec., mit schönen, großen, blauen Blüthen, und M. Plumieri Dec., mit schönen, blauen, traubenständigen Blüthen, sich als Zierpflanzen in deutschen Gärten finden. Beide Arten wachsen im Freien, lieben einen trockenen, fetten Boden und werden durch den Samen vermehrt.

Mulgrave, 1) Konstantin John Phipps, Lord, britischer Seefahrer, der Sohn eines irländischen Peers, am 30. Mai 1744 geboren, trat frühzeitig in die Marine, war schon 1765 Fregattenkapitän, verließ aber 1768 den Dienst und trat, ins Unterhaus gewählt, mit Wärme und Sachkenntniß als Vertheidiger der Volksrechte auf. Die 1773 von der Königlichen Societät der Wissenschaften ausgeregte Frage nach der Möglichkeit einer Fahrt aus dem atlantischen Ocean durch das nördliche Polarmeer in das große Weltmeer, welche die Engländer seit 1527 bis 1614 vergebens versucht hatten, veranlaßte M. zu dem Erbieten, den Versuch nochmals machen zu wollen. Er verließ zu diesem Zweck

Digitized by Google

am 10. Juni 1773 mit zwei Schiffen die Rhede von Nore und befand ſich, ohne Eis geſehen zu haben, am 27. parallel der ſüdlichen Spitze von Spitzbergen. Am 29. erkannte er Land, ſtieß aber am 5. Juli, in der Breite von 79° 34′, auf ungeheuere Eismaſſen und gelangte erſt nach den größten Anſtrengungen bis zur Breite von 80° 48′. Am 30. Juli jedoch von nnöerſehbaren Eisfeldern feſtgehalten, ſah er ſich in großer Bedrängniß, als plötzlich das Eis in Folge eines günſtigen Windes in Bewegung gerieth. Jetzt ließ er auf ſeinen Schiffen nach die Segel entfalten u. war bereits am 10. Auguſt der drohenden Gefahr entronnen. Er kehrte zurück mit der Ueberzeugung, daß das Polarmeer nicht zu durchſchiffen ſey. Aufs Neue wendete er ſich nun der politiſchen Laufbahn zu, erhielt 1775 wieder einen Sitz im Parlament und wurde 1777 Kommiſſär der Admiralität. Doch hinderte ihn die Verwaltung dieſer Aemter nicht, auch zur See zu dienen, wie er denn im Kriege mit den Kolonien bis zum Frieden von 1783 ein Linienſchiff kommandirte. Beim Falle des Miniſteriums North trat er zwar aus der Admiralität, wurde aber von der Regierung hervorkommend mit ehrenden Aufträgen bedacht. Im Jahre 1788 erfolgte noch ſeine Erhebung zum Geheimerath, und 1784 wurde ihm die Würde eines Peers von Großbritannien verliehen. Auf einer Reiſe nach dem Feſtland † er zu Tüttich am 10. Oktober 1792. Auch um die Vervollkommnung des Schiffbaues machte er ſich verdient, ſowie als Mitglied der britiſchen Geſellſchaft der Alterthumsforſcher. Die Ergebniſſe ſeiner Expedition veröffentlichte das „Journal of a voyage towards the North Pole“ (London 1774; deutſch von Engel, Bern 1777).

2) Henry Phipps, Lord M., des Vorigen Bruder, geboren 1755, widmete ſich ebenfalls dem Seedienſte und machte den Krieg gegen die Kolonien mit, trat aber nach dem Frieden ins Unterhaus, wo er das Miniſterium lebhaft vertrat, und wurde 1792 Baron und Mitglied der Peerskammer. Bald darauf trat er als Freund Pitts ins Miniſterium, verlor aber nach Pitts Tode ſeine Stelle. Er wendete ſich nun auf die Seite der Oppoſition. Nach Fox' Tode gelangte er als erſter Lord der Admiralität wieder ins Miniſterium und zeigte ſich ſeit 1807 als einer der erklärteſten Gegner der Emancipation der Katholiken. Die Expedition nach Walcheren 1809, die er perſönlich betrieb, wurde für ihn die Veranlaſſung zu einem harten Kampf mit der Oppoſition. Im Jahre 1812 vertauſchte er ſeine Stelle als Lord der Admiralität mit der eines Großmeiſters der Artillerie und ward zugleich Earl of Normanby und Viscount M. Später trat er ſeine Würde als Großmeiſter zwar an den Herzog von Wellington ab, blieb aber doch Mitglied des Miniſteriums. Er † 1831 und hinterließ einen Sohn, Earl of M., jetzigen Marquis Normanby (ſ. d.).

Mulgrave-Archipel, großer Archipel im nördlichen Auſtralien, gebildet von den zwiſchen 2° ſüdlicher und 12° nördlicher Breite und 165° u. 177° öſtlicher Länge von Greenwich liegenden Inſeln, deren Geſammtumfang man auf 500 □Meilen ſchätzt. Die ſüdlichſte Inſel iſt Hurd oder Hope, die nördlichſte Bigar oder Farnham, die öſtlichſte Byron, die weſtlichſte Eſchols. Er beſteht aus 2 großen Abtheilungen, welche durch eine 3 Grade breite Straße getrennt werden; die ſüdliche nennt Krufenſtern die Gilbertinſeln (ſ. d.), die nördliche die Marſhallinſeln; letztere zerfällt wieder in zwei parallele Reihen, welche die Eingeborenen Radack (ſ. Radackinſeln) u. Ralick (ſ. Ralickkette) nennen. Die Bildung der Inſeln iſt höchſt einförmig: im Inneren ſind Niederungen u. unbedeutende Hügel, der Strand erhebt ſich und iſt mit feinem Sande bedeckt. Die Hitze der tropiſchen Sonne mildern Seewinde und der Einfluß des Meeres. Die Vegetation iſt überaus üppig, allein die Zahl der verſchiedenen Pflanzenarten gering. Von Pandanus gibt es mehr als 20 Abarten; die Kokospalme gibt Trank, Speiſe, Oel und Gefäße, ihr Baſt Seile und Stricke; der Brodfruchtbaum findet ſich nur in den feuchten Niederungen der bewohnten Inſeln. Ferner ſind zu bemerken: die Tacca pinnatifida, deren Wurzel Mehl gibt, der Arum, der Pfiang, der Arabat, Kahlpalmen und Pomeranzenbäume auf den ſüdlichen Inſeln. Von vierfüßigen Thieren findet man bloß Ratten in großer Anzahl; es gibt Hühner, Tauben, Reiher und mehre Waſſervögel, Eidechſen und Schildkröten. Fiſche ſind in der Lagune ſelten, da Haifiſche deren Eingänge bewachen. Dagegen finden ſich viele Weich- und Schaltiere. Die meiſten Inſeln ſind ziemlich bevölkert; man ſchätzt die Geſammtzahl der Einwohner auf 100,000. Die ſüdlichen Inſulaner ſind ſtark u. gut gewachſen, kupferfarbig, haben lange ſchwarze Haare u. ſchwarze Augen; im Norden ſind ſie klein von Statur u. ſchwächer. Die ſind freundlich u. harmlos, klug u. ſinnreich; die Bräuche anderer Polyneſier ſind ihnen fremd. Ein Gürtel mit einer kleinen Matte iſt bei den Männern, zwei größere Matten ſind bei den Weibern die Kleidung. Die Tätowirung geſchieht zum Theil ſchon bei den Kindern. Die Vielweiberei iſt vorherrſchend, aber die Frau iſt nicht die Sklavin des Mannes. Die Frauen verrichten bloß weibliche Arbeiten und erziehen die Kinder; bei Tänzen und Spielen ſchlagen ſie die Trommel. Eine Mutter darf nur 3 Kinder auferziehen und muß alle anderen gleich nach der Geburt lebendig begraben. Die nördlichen Inſulaner verehren ein unſichtbares, höheres Weſen, Aerik genannt, dem ſie, ohne Prieſter u. Tempel, einfache Opfer von Früchten darbringen. Doch haben einzelne Inſelgruppen auch ihre beſonderen Gottheiten. Die Häuptlinge ſind im Rang untereinander verſchieden. Bricht ein Krieg aus, ſo beruft das Oberhaupt der Inſel die Häuptlinge, welche dann in Pirogen mit ihren Kriegern erſcheinen. Die Weiber nehmen am Kampfe Theil. Die ſiegende Partei ſchont ihrer, tödtet aber alle Männer. Schleudern, Pfeile u. Lanzen, zum Theil mit zwei Spitzen, ſind die Waffen. Die Inſulaner ſind ſämmtlich geſchickte Seefahrer. Die Kapitäne Gilbert und Marſhall entdeckten zuerſt (1788) die ganze Ausdehnung des Archipels. Später (1817) wurden beſonders die Radackinſeln von Kotzebue

genau erforscht, seit welcher Zeit diese Inseln öfter besucht worden sind.

Muliwaddy, Flußaufder Insel Ceylon (s. d.).

Mull (ehemals Dreolin), eine der größten unter den Hebrideninseln, 35 englische Meilen lang und 12 Meilen breit, umfaßt 16½ □Meil., ist gebirgig (höchste Spitze 3500 Fuß hoch) und morastig, mit mehren Seen, worunter der Lochreisa im Norden der bedeutendste. Die Insel ist durch den Mullsound und den Frith of Lorn von der Westküste Schottlands getrennt. Die Einwohner treiben besonders Viehzucht, Jagd, Fischerei und Bergbau auf Steinkohlen. Ihre Zahl beträgt mit den dazu gehörigen kleineren Inseln 10,850. Der Hauptort ist Tobermory mit 5000 Einwohnern und Hafen.

Mull, klarer und feiner Musselin, kam früher meist aus Ostindien, wird aber jetzt auch in England, Frankreich und Deutschland fabricirt.

Mullet, Halbinsel in der irischen Provinz Connaught, Grafschaft Mayo, hängt durch eine schmale Landenge mit Irland zusammen und hat mehre Buchten und 5 Fischerdörfer.

Mullingar, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Hauptort der Grafschaft West-Meath, mit Handel, Viehmärkten und 4000 Einw.

Mullm, trockene, lockere Erde; dann ausgewittertes Erz in lockerer, staubähnlicher Gestalt, besonders ein dunkles, trockenes, Ruß abgebendes Erz mit bedeutendem Silber- und Bleigehalt; Fäulniß im Holze, oder verfaultes zu Pulver gewordenes Holz.

Multa (Muleta), bei den Römern ursprünglich eine in Vieh zu erlegende Buße, später eine besondere Art von Geldstrafe, unterscheidet sich dadurch von der Poena, daß jene nur in einem beschränkten Sinne genommen wird. Die Poena konnte von jedem kompetenten Richter, und zwar in Folge einer Lex, die M. dagegen nur von dem berechtigten Magistrat auch ohne legale Bestimmung auferlegt werden; die Poena konnte kapital seyn, die M. niemals. Die eigentliche M. ward in den Aerarium niedergelegt oder diente religiösen Zwecken.

Multan, große Stadt und eine der stärksten Festungen Asiens im südwestlichen Theile des Pendschab, 9 Meilen vom Indus und 1¼ Meile vom rechten Ufer des Tschinab, in fruchtbarer Gegend, hat 2 Stunden im Umfang und ist von einer dicken, 40 Fuß hohen, von Türmen flankirten Mauer umgeben, hat viele Außenwerke und eine starke Citadelle, mehre Moscheen, einen berühmten Hindutempel mit einem Bilde des Buddha und 60,000 Einwohner, die hauptsächlich Seiden-, Teppich- und Zitzmanufakturen unterhalten und ansehnlichen Handel treiben. Die Stadt war sonst viel größer und bedeutender, hat aber durch wiederholte Belagerungen sehr gelitten. Noch jetzt auch Mallisthan oder Mallitharan genannt, soll sie auf den Trümmern der alten Hauptstadt der Malli, zu Alexanders des Großen Zeit, erbaut worden seyn. Die Araber eroberten sie 711 und nannten sie Deral-Jaheb oder Goldhaus wegen der ungeheuren hier vorgefundenen Schätze, dann Kubbehüls-Islam oder Kuppel des Glaubens. Im J. 1004 wurde sie vom Ghaznavidensultan Mahmud I. erobert und zerstört. Unter Akbar dem Großen ward sie im 16. Jahrhundert Hauptstadt eines gleichnamigen Vicekönigreichs und erhielt 1640 die Festung von Schah-Dschehan, die Aurengzeb noch verstärkte. Später bildete sie mit einem großen Gebiet eine Provinz des Afghanenreichs, ward aber 1818 von Rundschit-Singh erobert und als Hauptsitz einer Statthalterschaft dem Reich der Sikhs einverleibt. Während des britischen Kriegs erhob M. die Fahne des Aufstandes, unterwarf sich aber nach dem Frieden von Lahore vom 22. Februar 1846 und verweigerte nur Tributrückstände, weshalb der Statthalter, Mulradsch, 1848 abgesetzt werden sollte. Nachdem aber die zwei britischen Offiziere, welche seinen Nachfolger Khan-Singh von Lahore nach M. führten, verrätherisch ermordet worden waren, erklärte sich Mulradsch für unabhängig, warb Truppen und wiegelte die benachbarten Afghanenstämme auf. Bei Ahmedpur (18. Juni) und Sadusan (1. Juli) geschlagen, warf er sich nach M. und ward hier von General Wisch mit 28,000 Mann und einem furchtbaren Belagerungstrain eingeschlossen. Der Uebergang des Radscha-Schir-Singh mit 5000 Sikhs zum Feinde nöthigte Wisch, die Belagerung aufzuheben. Mit dem Armeecorps aus Bombay unter General Auchmuly vereinigt, begann er jedoch am 27. December den Angriff von Neuem und erstürmte, nachdem am 30. December das Pulvermagazin des Forts in die Luft geflogen, am 2. Jan. 1849 die untere, am 3. die übrige Stadt, worauf eine allgemeine Plünderung erfolgte, wobei 5 Millionen Gulden an Gold und Kostbarkeiten erbeutet wurden. Die tapfere Besatzung der Citadelle ergab sich erst am 22. Jan. aus Mangel an Munition. Mulradsch starb im August 1851 auf dem Transport von Kalkutta nach der Festung Allahabad. Durch die Einverleibung des Pendschab mit dem indobritischen Reiche (29. März 1849) kam auch M. in den förmlichen Besitz der Briten.

Multiceps (lat., vielköpfig), in der botanischen Terminologie, wenn ein unterirdischer Stamm (Wurzelstock) in mehre aufsteigende Aeste getheilt ist, deren an die Oberfläche des Bodens hervortretende Gipfel die sogenannten Wurzelköpfe bilden, z. B. bei Armeria maritima, Potentilla verna und Dianthus plumarius.

Multiplex (lat., vielfach), in der botanischen Terminologie was aus mehren gleichartigen Theilen besteht.

Multiplicandus (v. Lat.), s. **Multiplikation.**

Multiplicativa (lat.), s. **Numeralia.**

Multiplicität (v. Lat.), Vervielfältigung.

Multiplikation (v. Lat.), Vervielfachung, die dritte unter den arithmetischen Operationen, welche darin besteht, daß man eine Zahl sucht, die aus der einen zweier gegebenen Zahlen (dem **Multiplicandus**) auf dieselbe Art entsteht, wie die andere gegebene Zahl (der **Multiplikator**) aus der Einheit. Beide gegebene Zahlen heißen auch die **Faktoren** und die herauskommende Zahl das **Produkt**. Als Zeichen der M. dient entweder × oder ein Punkt (.), z. B. 6×8 oder 6.8, bei einfachen Buchstabengrößen gewöhnlich unmittelbare Zusammenstellung, z. B.

Digitized by Google

ab. Auch aus mehr als zwei Faktoren kann durch mehrmalige M. ein Produkt gebildet werden, z. B. $7 \times 5 \times 4 = 35 \times 4 = 140$; sind die Faktoren gleich, so nennt man es eine Potenz. Unter dem Namen **abgekürzte M.** begreift man viele Rechnungsverfahren, wonach man mit Hülfe von einigen Rechnungsvortheilen schnell und leicht das gewünschte Resultat gewinnen kann. So nützt schon das Zerlegen des Multiplikators in eine Summe, bestehend aus 10 und einer andern Zahl kleiner als 10, um im Kopf schnell zum Ziele zu gelangen. Wäre z. B. 356 mit 14 zu multipliciren, so zerfällt man 14 in 10 und 4 und sagt: $10 \times 356 = 3560$ und $4 \times 356 = 1424$, dann gibt: $3560 + 1424 = 4984$. Sollte 1728 mit 2651 multiplicirt werden, so läßt sich mit Vortheil die Zerlegung von 2651 in $2000 + 600 + 5 + 1$ anwenden, weil mit Potenzen von 10 ein Produkt sich leicht bilden läßt.

Multiplikationskreis, d. i. Vervielfältigungskreis, ein zu Höhenmessungen bestimmtes astronomisches Instrument, besteht im Wesentlichen aus zwei koncentrischen Kreisen, die sich in einer vertikalen Ebene um ihre gemeinschaftliche horizontale Axe drehen, welche letztere an einer vertikalen Säule befestigt ist, die selbst wieder auf einem Dreifuße mit Stellschrauben ruht. Mit dem inneren Kreise ist ein Fernrohr verbunden, das in seinem Innern einen Spiegel enthält. Der äußere Kreis trägt die Theilung, die wieder in kleinere Theile, gewöhnlich bis auf 4 Sekunden, getheilt wird. Dieser äußere Kreis kann durch eine Druckschraube an die vertikale Säule befestigt werden, und eine zweite Druckschraube ist bestimmt, den innern Kreis wieder an den äußern zu befestigen. Jede dieser Druckschrauben ist noch mit einer feinen Mikrometerschraube versehen, durch welche man die Kreise, selbst wenn sie bereits durch ihre Druckschrauben befestigt sind, noch etwas weniges in ihrer Ebene drehen oder verrücken kann. Wenn man bloß die Druckschraube des innern Kreises löst, so kann man denselben sammt dem mit ihm festverbundenen Fernrohre um den befestigten äußeren Kreis bewegen. Wenn man aber den inneren Kreis an den äußeren befestigt und dafür die Druckschraube des äußeren Kreises lüftet, so kann man beide Kreise zugleich, sammt dem Fernrohre, um ihre gemeinschaftliche Axe drehen. Diese von Tobias Mayer angegebene Einrichtung macht es möglich, denselben Vertikalwinkel öfter nach einander zu messen oder ihn zu multipliciren und sich so von den Fehlern der Theilung ꝛc. mehr unabhängig zu machen. Uebrigens hat man bei der jetzigen Vollkommenheit der Instrumente den M. wieder verlassen und ist zu den einfachen Höhenkreisen zurückgekehrt.

Multiplikator, s. Multiplikation.

Mulnia (Mulwia), Fluß in Marokko, entspringt im Atlasgebirge, fließt nordöstlich in das mittelländische Meer, südöstlich von Melilla.

Mumie, Stoff, welcher lange aufbewahrt werden oder dazu dienen soll, andere Gegenstände zur langen Aufbewahrung geeignet zu machen; nach Paracelsus und Helmont ein feiner, ätherischer Theil des menschlichen Körpers, welcher, nicht der Verwesung anheimfallend und auf geheimnißvolle Art von dem verweslichen Körperstoffe ausgeschieden, durch Ueberpflanzung auf Andere eine große Wirksamkeit ausüben und auch Krankheiten beseitigen soll.

Mumien, die durch Einbalsamiren (s. d.) vor Verwesung geschützten und erhaltenen thierischen, namentlich menschlichen Körper, wie sich solche vornehmlich in Aegypten vorfinden. Einige leiten die Bezeichnung von einem arabischen Worte ab, welches Gesalzenes, Andere von einem persischen, welches einen gummiartigen Ueberzug bedeuten soll. Abgesehen von religiösen Vorstellungen, welche der altägyptischen Sitte, die Todten einzubalsamiren, zu Grunde gelegen haben mögen, war die Veranlassung dazu schon durch die Nothwendigkeit gegeben, da man in Aegypten die Leichname wegen Holzmangels nicht verbrennen, sie aber auch wegen der Nilüberschwemmungen nicht wohl beerdigen konnte. Die Beschaffenheit der ägyptischen M. ist je nach der Art der Einbalsamirung verschieden. Nach den Untersuchungen, die man in neuerer Zeit darüber angestellt hat, zerfallen dieselben in folgende Klassen. Ein Theil ist bloß unter Anwendung gerbestoffhaltiger und balsamischer Mittel mumificirt und mit einer Mischung aromatischer Harze oder mit Asphalt angefüllt; dieselben sind rothbraun und Gesichtszüge, sowie Haare wohl erhalten. Ein anderer Theil ist mit salzigen Substanzen behandelt und dabei ebenfalls mit Harzen und Asphalt angefüllt; diese sind schwärzlich, hart, glatt, pergamentartig, die Züge entstellt und nur wenige oder gar keine Haare erhalten. Ein dritter Theil ist bloß mit Salzen behandelt und dann getrocknet; diese sind weiß, leicht, spaltig, die Haut pergamentartig, die Gesichtszüge zerstört. Insgesammt sind die M. hart, trocken und mehr oder weniger zerbrechlich. Der ganze Körper ist in schmale Binden von Baumwolle von verschiedenen Farben eingewickelt und gewöhnlich nur das Gesicht freigelassen, welches bei manchen so gut erhalten ist, daß die Augen ihre völlige Rundung behalten haben. Die Binden sind so fest umgewickelt und durch die Länge der Zeit von den Einbalsamirungsstoffen so durchdrungen, daß sie mit den Körpern in eine Masse verwandelt zu seyn scheinen. Die obersten, den ganzen Körper einhüllenden, mit vieler Kunst symmetrisch umgelegten Binden sind gewöhnlich mit hieroglyphischen Figuren geziert. Der Kopf ist meist mit einem 4eckigen Stück Leinwand bedeckt, das auf dem Gesicht eine Art von Maske bildet; zuweilen finden sich dergleichen 5—6 über einander, von denen das äußerste bemalt oder vergoldet ist und das Gesicht der Leiche darstellt. Diese M. wurden in Särgen aus Sykomoren- oder anderem Holze verwahrt, die aus einem unteren Stück und einem Deckel bestanden von der Größe und Gestalt des Körpers. Außer menschlichen Körpern mumificirten die alten Aegypter auch die Körper ihrer heiligen Thiere, namentlich der Ibise, Katzen, Fische, Krokodile, Affen, Fledermäuse, die Köpfe von Stieren und Schafen, einzelne Fischarten ꝛc. Alle diese M., doch die von Thieren stets von den menschlichen geschieden, wurden in großen Todtenkammern oder Nekropolen beigesetzt, die besonders in und neben den

beiden den Nil auf seinen Ufern begleitenden Gebirgsketten von Syene an bis nach Memphis eingebauten sind und deren Größe und fester Bau noch jetzt den Beschauer mit Staunen erfüllen. Die bedeutendsten, noch vorhandenen dieser Todtenfelder sind das von Sakkarah Beni Hassan und die Vögelkatakomben bei Abusir in Mittelägypten, die Katakomben von Syene und von el Kab (dem alten Eileithyia), die Königsgräber bei Medinet Abu und die große Nekropolis von Theben am linken Nilufer. Die Grüfte der letzteren werden von ungeheueren unterirdischen Gallerien gebildet. Die prächtigsten aber unter diesen Todtenstätten sind die Königsgräber von Theben, unterirdische Paläste von dem kühnsten Bau und mit in ihrer Art vortrefflichen, noch jetzt in ihrem ganzen Farbenglanz erhaltenen Bildwerken und Malereien verziert. Alle diese Todtenstätten bergen noch heut zu Tage eine Unzahl von M. und sind außerdem durch ihren reichen Inhalt von Antikaglien, Skulpturen und Gemälden, welche die verschiedensten Seiten des Lebens der alten Aegyptier zur Anschauung bringen, die ergiebigsten Fundgruben für die Alterthumsforscher. Die arabischen Aerzte schrieben den ägyptischen M. besondere Heilkräfte, namentlich stärkende und belebende zu. Außer den alten Aegyptern verstanden sich auch noch die Guanchen auf den kanarischen Inseln darauf, die Körper ihrer Verstorbenen zu mumificiren, was wahrscheinlich mittelst Trocknens derselben in der Luft geschah. Die M. dieser Art, welche man auf den kanarischen Inseln gefunden hat, sind in Ziegenfelle eingenäht und gut erhalten. In ähnlicher Weise bereitete M. sind auch in Mexiko aufgefunden worden, und auch die alten Peruaner pflegten die Leichname ihrer Inca's einigen Balsamiren und aufzubewahren. Außer solchen künstlich bereiteten M. gibt es aber auch an manchen Orten natürliche, welche dadurch entstehen, daß eine scharfe und kalte Luft die Verwesung der Körper verhindert und sie langsam eintrocknen läßt. Dies geschieht z. B. in einem Kapuzinerkloster bei Palermo, in dem Kloster auf dem großen St. Bernhard, im sogenannten Bleikeller der Domkirche zu Bremen ꝛc. Auf eine ähnliche Art entstehen ohne vorhergegangene künstliche Einbalsamirung die sogenannten weißen oder arabischen M., d. h. Leichname von Menschen, die in den Sandwüsten Arabiens und Afrika's lange unter dem Sande liegen geblieben und durch die brennenden Sonnenstrahlen dermaßen ausgedörrt sind, daß sie nicht mehr der Verwesung anheimfallen.

Mumme, bekanntes, nur in Braunschweig gebrautes, sehr starkes, sirupartiges, gewürzhaftes Bier von süßlichem angenehmem Geschmack, hat seinen Namen von Christian Mumme, welcher dieses Getränk 1492 zuerst braute. Man hat 2 Sorten: Schiffs- und Stadtmumme. Erstere ist schwerer, dickflüssiger, kräftiger und reichhaltiger an ausgezogenen nährenden und schmackhaften Stoffen und kann selbst die Linie passiren. Wegen ihrer stark nährenden und nicht reizlosen Beschaffenheit ist die M. vollsaftigen Leuten nicht dienlich, dagegen schwächlichen oder abgezehrten Personen oft sehr dienlich, zu anhaltendem und reichlichem Genusse aber überhaupt nicht zu empfehlen. Für Brustkranke empfiehlt man bloße M., aufgekocht und mit Eidotter abgequirlt.

Mummelsee (Lacus mirabilis), See im badischen Mittelrheinkreis, Amt Oberkirch, auf dem Berge Seekopf, 3186 Fuß über der Meeresfläche liegend, tief, ohne Fische, läßt besonders bei stürmischer Witterung ein unterirdisches Murmeln hören, welches Witterungswechsel anzeigen soll. Ihm entströmt die Acher.

Mummenschanz (Mummerei), s. Karneval u. Maskerade.

Mummius, Lucius, Römer, feierte 153 v. Chr. einen Triumph über die Lusitanier und wurde Konsul mit Cn. Cornelius Lentulus 146. Als Prokonsul in Achaja dämpfte er den Aufstand der Achajer durch den Sieg über Diäus bei Leucopetra, zerstörte Korinth, so daß Achaja römische Provinz wurde, und erhielt daher den ehrenden Beinamen Achaicus. Man erzählt, daß er bei der Ueberfahrt der gewonnenen Kunstschätze, mit denen er nachher den römischen Tempel schmückte, die Schiffer zur Vorsicht mit der Drohung ermahnt habe, sie müßten im Fall des Verlustes neue machen lassen. Im J. 142 v. Chr. wurde er Censor mit dem jüngeren Scipio und † in Armuth. An Geist ihm überlegen war sein jüngerer Bruder, Spurius M., 146 Mitglied der Zehnerkommission, welche zur Ordnung der griechischen Angelegenheiten nach Korinth geschickt wurde. Ueber seine Abenteuer in Achaja berichtete er an Freunde in Rom in lustigen Versen u. ward so der Erfinder der poetischen Epistel.

Munari, Pellegrino, Maler von Modena, daher gewöhnlich Pellegrino da Modena genannt, einer der tüchtigsten unter Raphaels Gehülfen zu Rom, malte nach des Meisters Zeichnung die Geschichte Jakobs und vier Darstellungen aus Salomo's Leben in den Loggien, zierte auch mehre Kirchen in Rom mit vortrefflichen Gemälden, ging aber nach Raphaels Tode nach Modena zurück, wo er der Gründer einer zahlreichen Schule von Raphaeliften ward. Seine Werke sind sehr selten und werden selbst in den berühmtesten Gallerien vermißt. Freskomalereien von ihm finden sich zu Modena; besonders rühmt man eine Geburt der heiligen Jungfrau in St. Paolo. Er † um 1525.

Munch, (1) Peter Andreas, nordgermanischer Philolog und Alterthumsforscher, den 15. Dec. 1810 zu Christiania geboren, besuchte seit 1823 die lateinische Schule zu Stien und seit 1828 die Universität zu Christiania, wo er die Rechtswissenschaft studirte, aber dabei sich mit linguistischen und historischen Studien beschäftigte. Später widmete er sich diesen ausschließlich und ward 1837 Lektor und 1841 ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität seiner Vaterstadt. Seine in dänischer Sprache verfaßten Schriften sind theils linguistischen, theils mythologischen, geographischen und geschichtlichen Inhalts. Zu den ersteren gehören die Grammatiken der Runensprache (Christ. 1848), der altnorwegischen oder sogenannten altnordischen (das. 1847 u. 1849) und der gothischen Sprache (das. 1848), zu den mythologischen „Nordmaendenes

Digitized by Google

Dudelaere i Hedemold" (daf. 1847), zu den geographischen „Historisk geografiske Beskrivelse over Kongeriget Norge i Middelalderen" (daf. 1849) und zwei von ihm bearbeitete Karten Norwegens (1845 u. 1848), zu den historischen vor allen „Det Norske Folks Historie" (Christ. 1852 ff., 3 Bde.). Man verdankt ihm auch die Herausgabe einzelner Werke der altnorwegischen Literatur, wie der älteren Edda (Christ. 1847), namentlich auch mit Keyser die Gesammtausgabe der „Norges gamle Love" (daf. 1846—49, 3 Bde.).

2) **Andreas**, norwegischer Dichter, 1811 geboren, ein Verwandter des Vorigen, bezog die Universität zu Christiania, wo er seit 1830 die Stelle eines Amanuensis der Universitätsbibliothek bekleidet. Seine Gedichte, die als „Digte, gamle og nye" (Christ. 1848), „Nye Digte" (daf. 1850) und „Sorg og Trøst" (daf. 1852) gesammelt erschienen, zeichnen sich durch Tiefe, reiche Phantasie und große Gewandtheit in der Rhythmik aus.

Mund (lat. os), im engern Sinne die zwischen der Nase und dem Kinne gelegene Queröffnung, die **Mundspalte** (fissura oris), die durch die **Lippen** (labia), gebildet wird. Letztere bestehen aus Muskelschichten, namentlich dem Ring- oder Schließmuskel des M.es (musculus orbicularis oris) und zwei Hautflächen, einer äußeren, der Gesichtshaut, und einer inneren, der Mundschleimhaut angehörigen. An Stelle, wo die äußere Haut in die Schleimhaut übergeht, wird erstere so dünn und zart, daß das Blut der Haargefäße durch die Oberhaut hindurchschimmert, woher die rothe Farbe der Lippen kommt. Außer dem die ganze Mundspalte ringförmig umgebenden Schließmuskel vermittelt noch eine ziemliche Menge kleiner und größerer Muskeln die Bewegungen der Lippen, so daß eine große Verschiedenheit der Mundstellungen bewirkt wird. Im weiteren Sinne versteht man unter M. die **Mundhöhle** (cavum oris), welche vorn von der Mundspalte, hinten von dem Gaumensegel, an beiden Seiten von den Backen (Wangen), oben von dem Gaumen und unten von den das Zungenbein mit dem Unterkiefer verbindenden Muskeln eingeschlossen wird. Sie ist bei geschlossener Mundspalte nur nach hinten theilweise offen, indem das von oben herabhängende Gaumensegel den Boden derselben nicht erreicht, und wird durch die hierdurch entstandene Oeffnung (isthmus faucium) mit der Rachenhöhle verbunden. Die ganze Mundhöhle ist mit Schleimhaut ausgekleidet, welche zahlreiche Schleimdrüsen enthält, vorn über die Lippen in die äußere Haut übergeht und nach hinten sich in die Schleimhaut der Athmungs- und Verdauungsorgane fortsetzt. In der Mundhöhle liegen die Zähne, die Zunge und die Ausführungsgänge der Speicheldrüsen, so daß dieselbe der Sitz des Geschmackssinnes und der Ort ist, wo die Nahrungsmittel zuerst verarbeitet werden und die Stimme zur Sprache sich ausbildet. Der M. ist mancherlei Krankheiten unterworfen. Die Lippen neigen zu krebsartigen Entartungen (Lippenkrebs), zu andern Geschwüren und Ausschlägen. Die Zähne (s. d.) und die Zunge (s. d.) haben ihre besonderen Krankheiten. Die Schleimhaut des M.es findet sich häufig entzündet, theils in der Form eines leichten Katarrhs (Mundkatarrh), der auch oft andere Krankheiten begleitet, oder bläschen- und pustelartiger Ausschläge (Follikularkatarrh des M.es), oder der Schwämmchen (Aphthen), theils tiefer erkrankend, als Mundcroup, der am häufigsten bei dem Merkurialspeichelfluß bedingende Mundentzündung begleitet, als Mundschorbut (sogenannte Mundfäule, s. Stomacace) und als Wangen- und Lippenbrand der Kinder (noma, s. Wasserkrebs). Außerdem ist die Mundschleimhaut oft von sekundärer Syphilis in Gestalt von weißlichen Milchflecken oder fleckigen, kupferrothen Entzündungen oder förmlichen Geschwüren heimgesucht. Bekannte Bildungsfehler des Mundes sind die Hasenscharte (s. d.) u. der Wolfsrachen (s. Gaumenspalte). Bei den untersten Thierklassen treten zwei Arten von Mundbildungen auf, von denen die eine zum Umfassen der Nahrungsmittel, die andere zum Saugen bestimmt ist. Bei den Fischen und Amphibien enthält die schon der menschlichen ähnlichere Mundhöhle fast durchgängig feste Zähne, die aber mehr zum Fassen als zum Zermalmen der Nahrungsmittel dienen. Bei den Vögeln vertritt ein Schnabel die Stelle des M.es. Der M. der Säugethiere ist dem des Menschen sehr ähnlich, aber nach der Beschaffenheit der Nahrungsmittel der Thierklassen von verschiedener Gestaltung.

Munda, 1) römische Kolonie und ansehnliche Stadt in Hispania Baetica, berühmt durch den Sieg des Cn. Scipio über die Punier (216 v. Chr.) u. durch den des Jul. Cäsar über die Söhne des Cn. Pompejus 45 v. Chr. M. ist in der Gegend von Cordova zu suchen. — 2) Stadt, s. v. a. Roermonde. — 3) (M. Tenerae, Teneremunda), s. v. a. Dendermonde.

Mundaniaten (Aeternales), Sekte, welche nach des Aristoteles Vorgang der Materie und Form der Welt Ewigkeit zuschrieb.

Mundart, s. v. a. Dialekt.

Mundat, Bezirk, welcher von der Jurisdiktion, unter welcher er eigentlich stehen müßte, eximirt ist.

Mundawer, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Delhi, am Ganges, nordöstlich von Meerut.

Mundelsheim, Marktflecken im württembergischen Neckarkreis, Oberamt Marbach, am Neckar, hat vorzüglichen Weinbau, besonders am Käsberge, dessen Gewächs unter dem Namen „Mundelsheimer Käsberger" großen Ruf hat, und 1800 Einw.

Munderkingen, Stadt im württembergischen Donaukreis, Oberamt Ehingen, an der Donau, mit Mauern und Gräben, 3 Kirchen, Dochtgarnbereitung, Leinwandweberei, Bleichen, Musselinstickerei und 2500 Einw. Am 31. Aug. 1703 hier Schlacht zwischen den Kaiserlichen unter Latour und den Franzosen unter Legal, in welcher erstere geschlagen wurden.

Mundfäule, s. Stomacace und Wasserkrebs.

Mundharmonika, s. Aura.

Mundi, Fürstenthum und Stadt, s. Kuhistan.

Mundia, Pflanzengattung aus der Familie der Polygaleen, niedrige, ästige Sträucher auf dem Kap, von denen in deutschen Gewächshäusern vorkommt: M. spinosa *Dec.*, mit glatten, eckigen Aesten mit dorniger Spitze, zerstreut stehenden, linienförmigen, sehr kurzgestielten, dicklichen, lederartigen, stumpfen, glatten, oft mit einer kurzen Stachelspitze versehenen Blättern und winkelständigen, weißen oder blaßrothen Blumen. Man pflanzt sie in sandige Laub- und Haidenerde zu gleichen Theilen, mit einer Unterlage zerstoßener Ziegelsteine, durchwintert sie möglichst nahe am Fenster eines luftigen, trockenen Glashauses, bei 4—6° Wärme, und stellt sie im Sommer an einen nicht zu sonnenheißen Ort ins Freie. Das Verpflanzen geschieht nach der Blüthezeit, die Vermehrung durch Samen und Stecklinge im warmen Mißbeete.

Mundificantia (Mundificativa, sc. remedia, lat.), reinigende Mittel, besonders für Wunden und Geschwüre, wozu man sonst unzählige natürliche und künstliche Balsame, meist mit Nachtheil, jetzt Infusum florum chamomillae, Herb. salviae u. dgl. mit großem Vortheil braucht.

Mundiren (v. Lat.), reinigen; ins Reine schreiben.

Mundium (von Munt, mittelhochdeutsch s. v. a. Hand), im Allgemeinen ein Schutzverhältniß, wie ein solches noch heut zu Tage bei der Vormundschaft (s. d.) Statt findet, kam zunächst im Gebiete des deutschen Familienrechts vor, indem nämlich die Familienglieder in solche zerfielen, welche das M. ausübten, demnach Schutz gewährten, was nur großjährige Männer konnten, theils in solche, welche unter dem M. standen, wozu nicht nur Kinder, Schwache und Gebrechliche, sondern auch Weiber gehörten. Uneheliche Kinder standen nicht unter dem M. einer Familie, sondern unter königlichem Schutz, weshalb sie auch Königlinder hießen. Uebrigens erstreckte sich die Wirksamkeit des M.s nicht bloß auf die Person, sondern auch auf das Vermögen der dem M. unterworfenen Familienglieder. Aus dem M., unter welchem volljährige unverheirathete Personen weiblichen Geschlechts standen, entwickelte sich später die jetzt fast ganz abgekommene Geschlechtsvormundschaft. Das M. bildete die Grundlage eines einheimischen Familien- und Eherechts, die aber durch Einführung des römischen Rechts sehr erschüttert ward.

Mundklemme (Mundsperre, Kinnbackenkrampf, Trismus, Tetanus maxillae inferioris, Gnathospasmus), ein anhaltender Krampf der Kaumuskeln, wobei dieselben sehr schmerzhaft und oft so hart wie Holz sind und eine Unbeweglichkeit der unteren Kinnlade bedingen, so daß sie entweder so fest an den Oberkiefer gedrückt wird, daß ohne Zahnlücke nichts in den Mund gebracht werden kann, oder sich vom Oberkiefer entfernt, so daß der Mund weit offen steht. Für sich allein befällt der Trismus gewöhnlich nur Neugeborene (Trismus neonatorum), gewöhnlich nach dem 3.—6. Tage nach der Geburt, und die Kinder erliegen, wenn nicht zeitige Hülfe geschafft wird, einem allgemeinen Starrkrampf oder dem Erstickungstod. Die Veranlassungen sollen theils verdorbene Luft in den Kinderstuben seyn, theils Druck des Kopfes bei der Geburt, falsche Behandlung des Nabelstranges, Erkältung, vielleicht auch Gemüthsbewegungen der Mutter beim Stillen. Unter den zahlreichen in Vorschlag gebrachten Mitteln hat sich die Ambraktinktur mit Moschus in einigen Fällen empfohlen. Gewöhnlich spottet die Krankheit jeder Behandlung. Sonst ist die M. nur ein Symptom des Starrkrampfes (s. d.).

Mundschenk, der bei fürstlichen Tafeln dem Getränke vorgesetzte Hofbediente.

Mundspiegel, ein chirurgisches Instrument, bestimmt, den Mund offen zu erhalten, um in der Tiefe der Mundhöhle oder des Rachens eine Operation vornehmen zu können, wird in den meisten Fällen durch einen zwischen die Zähne gebrachten Korkpfropfen ersetzt.

Mundt, Theodor, deutscher Schriftsteller, zu Potsdam am 19. September 1807 geboren, studirte in Berlin Philologie und Philosophie und lebte seit 1832 eine Zeit lang in Leipzig. Durch die Maßregeln, welche die deutschen Regierungen gegen die unter dem Namen „Junges Deutschland" begriffenen Schriftsteller ergriffen, mit betroffen, sah er sich nicht bloß in seiner literarischen Thätigkeit gehemmt, sondern auch seinen Bemühen, sich an der berliner Universität als Privatdocent zu habilitiren, wurden viele Hindernisse in den Weg gelegt. Er begab sich daher auf Reisen und benutzte diese, wie seinen Aufenthalt in Berlin, wo er seit 1839 mit einigen Unterbrechungen sich aufhielt, zur Anknüpfung einer großen Menge anregender Verbindungen, mit deren Hülfe es ihm später gelang, unter die Zahl der Universitätslehrer zu Berlin aufgenommen zu werden. Im J. 1848 ward er als Professor der allgemeinen Literatur und Geschichte an die Universität zu Breslau versetzt, 1850 aber als Universitätsbibliothekar nach Berlin zurückberufen. M.s literarische Laufbahn begann mit Novellen und Kritiken. Zu seinen frühesten Produktionen auf diesem Gebiete gehören: „Madelon" (Leipzig 1832), „Das Duett" (Berlin 1832), „Der Basilisk, oder Gesichtsstudien" (Leipzig 1833) und „Moderne Lebenswirren" (daf. 1834), sowie „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" (Leipz. 1835), die zu ihrer Zeit nicht geringes Aufsehen machte und als Gipfelpunkt von M.s früherer Thätigkeit angesehen werden kann. Später erschienen die Romane „Thomas Münzer" (3 Bde., Altona 1841, 2. Aufl. 1843), „Carmela, oder die Wiedertaufe" (Hannover 1844), „Menno, oder der Vater der Schelme" (2 Bde., Berlin 1847), „Die Matadore" (2 Bde., Leipz. 1850), an denen man mit Recht den Mangel künstlerischer Form neben dem Ueberfluß an neumodischer Reflexion tadelt, und in neuester Zeit „Ein deutscher Herzog" (Berlin 1855) und „Graf Mirabeau" (daf. 1858). Bedeutenderes als auf dem Felde der Erzählung leistete M. als Kritiker. Hierher gehören: „Kunst der deutschen Prosa" (Berlin 1837; 2. Aufl. 1843), womit ein „Lesebuch der deutschen Prosa" (daf. 1844) verbunden ist, eine „Geschichte der Literatur der Gegenwart" (daf. 1842. 2. Aufl., Leipz. 1852), eine „Geschichte der Gesellschaft" (daf. 1844. 2. Aufl., 1856), die „Aesthetik" (daf. 1845), die „All-

Digitized by Google

gemeine Literaturgeschichte" (3 Bde., Berlin 1846), die „Götterwelt der alten Völker" (daſ. 1846), ſeine „Dramaturgie" (2 Bde., daſ. 1847), die „Staatsberedſamkeit der neueren Völker" (daſ. 1848) und die „Geſchichte der deutſchen Stände" (daſ. 1853), die einzelne treffliche Abſchnitte enthalten. Die vollendetſten Leiſtungen M.s finden ſich jedenfalls in ſeinen einzelnen Aufſätzen und in ſolchen Werken, „wo er eine Reihe verſchiedener Anſchauungen ohne engen innern Zuſammenhang ſchildert. Hier beweiſt er eine glänzende Gabe der Auffaſſung, wie namentlich in ſeiner Schilderung Knebels in der von ihm und Varnhagen von Enſe veranſtalteten Herausgabe von Knebels „Literariſchem Nachlaß und Briefwechſel" (3 Bde., Leipz. 1835—36), ferner in ſeiner Schilderung des Fürſten Pückler in Büchners „Deutſchem Taſchenbuch" (Jahrgang 1), in ſeinem der unglücklichen Charlotte Stieglitz geſetzten „Denkmal" (Berl. 1835), endlich in ſeinen „Spaziergängen und Wallfahrten" (3 Bde., Altona 1838—40), in ſeiner „Blätterſchau auf Reiſen" (Altona 1840), welche reich ſind an meiſterhaften Schilderungen aus London, Paris, Südfrankreich und der Schweiz, „Paris u. Louis Napoleon" (Berlin 1858) u. A. Einen Theil ſeiner früher in Zeitſchriften erſchienenen Aufſätze ſammelte er in den „Charakteren und Situationen, Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reiſen und durch die neueſte Literatur" (2 Bde., Wismar und Leipzig 1837) u. in den „Geſammelten Schriften" (2 Bde., Leipz. 1847), die neben vielem Verfehlten und Uebereilten auch einzelnes ſehr Anerkennenswerthes enthalten. Mehrmals hat M. auch verſucht, ſich an die Spitze journaliſtiſcher Unternehmungen zu ſtellen; der „Literariſche Zodiakus", 1835 begonnen, erlag einem baldigen Verbote; von den „Dioskuren für Kunſt und Wiſſenſchaft" erſchienen 2 Bde. (Berlin 1836—37). „Der Freihafen" (Altona 1838), ſowie der „Pilot" (daſ. 1840), von deſſen Redaktion M. bald wieder abtrat, verloren bald alle Theilnahme. Auch das Taſchenbuch „Delphin" brachte es nur auf 2 Jahrgänge (1837—38); der zweite enthielt einen verunglückten dramatiſchen Verſuch M.s: „Die Komödie der Neigungen". Neben dieſen belletriſtiſchen Arbeiten lieferte M. unter vielen kleineren Schriften: „Die Univerſitätsfrage" (Berl. 1844), „Der heilige Geiſt und der Zeitgeiſt" (daſ. 1845) u. „Ständiſche Blätter" (daſ. 1847), „Revolution oder Vereinbarung?" (daſ. 1849), „Machiavelli" (Leipz. 1851, 2. Aufl. 1853). Auch gab er Luthers „Politiſche Schriften" (daſ. 1844 fg.) heraus und ließ von einigen Schriften J. J. Engels neue Auflagen erſcheinen. Seine Gattin, Klara M., als Romanſchriftſtellerin unter dem Namen Luiſe Mühlbach bekannt, iſt die Tochter des Oberbürgermeiſters Müller zu Neubrandenburg, wo ſie den 2. Januar 1814 geboren ward. Nachdem ſie ſich 1839 mit M. vermählt, eröffnete ſie eine lange Reihe von Romanen, in deren erſteren ſie mit beſonderem Behagen beſtimmte Situationen verweilte, bei denen Gift und Dolch, Nothzucht und Blutſchande die Hauptrolle ſpielen. Dahin gehören: „Glück und Geld" (Altona 1842, 2 Bde.), „Juſtin" (Leipzig 1843), „Giſela" (Altona 1844, 2 Bde.), „Eva" (Berlin 1844, 2 Bde.), „Nach der Hochzeit" (Leipz. 1844, 2 Bde.), „Novellen und Scenen" (daſ. 1845) und beſonders „Ein Roman in Berlin" (Berl. 1846, 3 Bde.) und „Hofgeſchichten" (daſ. 1847, 3 Bde.), ſowie die grauenhafte „Tochter einer Kaiſerin" (daſ. 1848, 2 Bde.). Grauſiger iſt „Aphra Beſa" (daſ. 1849, 3 Bde.). Neuerdings hat ſie die preußiſche u. öſterreichiſche Regentengeſchichte zu verarbeiten begonnen in „Johann Gottkowſky" (Berlin 1850, 3 Bde.), „Friedrich der Große und ſeine Geſchwiſter", „Friedrich der Große und ſein Hof", „Berlin u. Sansſouci", „Maria Thereſia u. ihr Hof", „Joſeph II. u. ſein Hof" ꝛc. Auf dieſelbe Weiſe richtete ſie dann Napoleon u. in neueſter Zeit den Erzherzog Johann von Oeſterreich romantiſch zu. Auf höhere Bedeutung können alle dieſe Romane keinen Anſpruch machen, doch zeichnen ſie ſich durch einzelne gute Charakterſchilderungen und Lebendigkeit der Darſtellung aus.

Mundtodt, ſ. v. a. bürgerlich todt.

Mundum (lat.), Reinſchrift.

Mundus (lat.), Schmuck, beſonders Frauenzimmerſchmuck (M. muliebris); dann der mit Sternen geſchmückte Himmel; die Welt, das Weltall; der Erdkreis, die Erde; die Geſammtheit der Erdbewohner, die Menſchheit.

Mundwaſſer (Gurgelwaſſer), ſ. Gargarisma.

Munera (Plur. von munus), bei den Römern öffentliche Schauſpiele, beſonders der Gladiatoren, dergleichen von Magiſtraten veranſtaltet wurden, vergl. Gladiatoren. M. feralia, ſ. Feralien.

Mungata, Inſel, ſ. v. a. Ceylon.

Mungo, Fluß auf der Sierra Leona, mündet nördlich vom Vorgebirg Sierra Leona in den atlantiſchen Ocean.

Mungo Park, ſ. Park.

Municipalität (Municipalbehörde), ſtädtiſche Behörde überhaupt, in Frankreich die eine Municipalſtadt oder einen Gemeindebezirk überhaupt vertretende Obrigkeit, welche aus dem Maire (ſ. d.), deſſen Adjunkten und, je nach der Größe der Bevölkerung, aus einem oder mehren Polizeikommiſſären beſteht, neben welchen noch ein Municipalrath (Gemeinderath) beſteht, der die Kontrole über die von der Mairie geführten Rechnungen des ſtädtiſchen Finanzweſens führt und wegen der Beiſteuer der Gemeinde die Vorſchläge zu machen hat. Unterſtützt wird die M. durch die ſogenannte Municipalgarde, eine Art Polizeiſoldaten.

Municipalrecht, das Recht einer ſtädtiſchen Gemeinde, wonach ſie einen Stadtrath wählen und ſtädtiſche Verfügungen treffen darf.

Municipalſtadt, ſ. v. a. Municipium (ſ. d.).

Municipalverfaſſung, Gemeindeverfaſſung, ſ. Municipium und Stadt.

Municipium (von munia capere, d. h. Antheil nehmen an den Laſten), bei den Römern in der älteſten Zeit Benennung derjenigen Städte u. Staaten, welche durch ein Bündniß (foedus nequum) mit Rom in das volle römiſche Bürgerrecht (civitas) getreten waren, ſpäter, als dieſe Städte durch die Civität Rom ganz einverleibt worden waren und ähnliche Rechtsverhältniſſe nicht mehr eingegangen wurden, im Allgemeinen

Benennung römischer Bürgergemeinden, deren Verhältnisse je nach der von Rom gegebenen Rechtslage sehr verschieden waren. Als endlich durch die Lex Julia u. die Lex Plautia Papiria alle Städte Italiens zu Municipien mit vollem Bürgerrechte erhoben wurden, hörte der bisher beobachtete Unterschied von M. und Colonia latina auf und M. bezeichnete so viel als römische Landstadt, ohne Rücksicht auf deren Entstehung und frühere Stellung. Auch in den Provinzen wurden manche Städte zu römischen Municipien erhoben, bis Caracalla alle peregrinischen und latinischen Städte im römischen Reich zu Municipien machte. Die Bürger der Municipien ältester Zeit hatten, sobald sie nach Rom zogen, ohne römische Bürger zu seyn, alle Pflichten und Rechte der Bürger, mit Ausnahme des Stimmrechts und des Rechts, Aemter zu bekleiden. Die späteren Municipien waren in Beziehung auf den Grad ihres Bürgerrechts entweder stimmberechtigte oder nicht stimmberechtigte, in Rücksicht ihrer innern Verwaltung entweder selbstständig, oder gänzlich in den römischen Staat aufgegangen. Die Municipien mit selbstständigem Gemeinwesen hatten in ihrer Gesetzgebung zwar keine unbedingte Autonomie, waren aber auch nicht verbunden, das römische Recht in seinem ganzen Umfange anzunehmen, sondern durften ihr altes lokalrecht behalten und sich sogar neue Gesetze geben, in sofern diese nicht gegen das römische Recht verstießen. Die Municipien mit aufgelöstem städtischen Verband waren völlig römische Unterthanen, hatten zum Theil schwere Lasten zu tragen und waren nicht ihren eigenen, sondern den römischen Magistraten untergeben. Wenn die Municipien volles Bürgerrecht (mit Stimmrecht) erhielten, wurden sie in eine Tribus eingeschrieben, und die Bewohner genossen dann alle Rechte römischer Bürger. Sie durften sich nach Rom begeben und an den Komitien thätigen Antheil nehmen; eben so konnten sie, wenn sie ihren Wohnsitz daselbst nahmen, Ehrenstellen erhalten. Nach dem Census wurde von allen Municipien Tribut erlegt und Kontingente zu den römischen Heeren gestellt. Die fakralrechtliche Stellung der Municipien war ganz selbstständig; sie behielten ihren Nationalkultus und ihre eigenen Priesterthümer, Ferien ꝛc. Durch das julische und papirische Gesetz wurden, wie bemerkt, alle italischen Städte Municipien mit Stimmrecht, verloren aber damit ihre bisherige Unabhängigkeit und erkannten Rom als gemeinsames Oberhaupt und Vaterland an. Um nun eine gewisse Einheit der neuen städtischen Organisation und der Verbindung des römischen Rechts mit den Lokalgesetzen hervorzubringen, wurden theils von Rom aus gesetzlich gewählte Kommissäre geschickt, theils für einen größern Kreis von Municipien Gesetze gegeben, unter welchen letzteren die Lex Julia municipalis am wichtigsten war. Die Kaiser hielten diese Anordnungen fest und machten wenigstens in den ersten zwei Jahrhunderten keine umfassende und durchgreifende Veränderung. Der Erfolg bewies bald die Trefflichkeit der Kommunalverfassung, die Städte bildeten den wahren Kern des Reichs und erfreuten sich der größten Blüthe. Nachdem aber Caracalla alle Städte des Reichs zu Municipien gemacht hatte, ward ein allmähliges Sinken derselben bemerkbar, u. ihre Kraft brach zusammen, seit Konstantin und seine Nachfolger, unter denen nur Julian und die beiden Theodosius sich des Städtewesens annahmen, die Städte durch mannichfache Eingriffe und namentlich durch übermäßigen Steuerdruck erschöpften. Die innere Verfassung der Municipien anlangend, so waren die Bewohner der Kommunen entweder Municipes, eigentliche Bürger, oder Incolae, Insassen ohne Bürgerrecht, welche nur den Aufenthalt (domicilium) in einer Kommune hatten und allen Lasten derselben unterworfen waren, ohne die Ehrenrechte zu theilen. Nur die ersteren versammelten sich in den Komitien, die sich in den italischen Municipien so lange als in Rom erhielten; nur aus ihnen ging der Senat hervor, der in den Municipien gewöhnlich nach der Benennung seiner Mitglieder, der Decuriones, Dekurionen genannt wird und dem die übrige Gemeinde, in der später auch die Grundeigenthümer (possessores), die verschiedenen Zünfte und Handwerker und in manchen Städten die Erbpächter (coloni) besonders bezeichnet wurden, die Plebejí gegenüberstanden. Einen Zwischenstand zwischen Senat und Volk bildeten die Augustales, den römischen Rittern entsprechend. Auch zu Magistraten waren in der Regel nur Municipes wählbar. Unter ihnen standen die nach der Zahl benannten Duumviri oder Triumviri oder Quatuorviri, mit dem Zusatz juri dicundo, wo ihnen, wie in Italien, die Rechtspflege zukam, und praefecti juri dicundo genannt, wenn die Staatsbehörde sie ernannte, und zwar obenan für die Geschäfte des Census die stellten Censores oder Quinquennales, dann die Aediles und Quaestores, unter diesen Ehrenämtern (honores) die niedern Beamtungen als Munera und Curationes. Erst gegen das Ende des 4. Jahrhunderts kommen die Defensores rei publicae als Beamte zum Schutz der Gemeinde gegen Willkür der Staats- und Stadtbehörden vor. Ein einigermaßen bedeutenderes M. diente als Metropolis und Mittelpunkt umliegender kleinerer Orte, die demselben zugetheilt waren. Die Municipes wählten in den Komitien ihre Magistrate und bestätigten oder verwarfen die vorgeschlagenen Gesetze, Ehrenbezeigungen und Belohnungen. Später gingen die Rechte des Volks auf die Kurien (Senat) über; das Wahlrecht der Komitien erhielt sich nur in einigen Städten. Die Priesterwahlen standen den Dekurionen zu. Der Kriegsdienst der Municipien war stets in den römischen Legionen. Später zogen sich aber die italischen Municipien von dem Kriegsdienst zurück, und die Provinzialen bildeten den Kern der Heere. Welche Abgaben die Municipien nach der Lex Julia nach Rom zu geben hatten, ist unbekannt. Die Haupteinnahmen der Municipien selber waren Pachtgelder von städtischen Grundstücken, Zinsen von Kapitalien, endlich Abgaben für Aquädukte, Brücken, Kloaken. Die Hauptausgaben bestanden in der Anlegung und Erhaltung der öffentlichen Gebäude, Tempel, Mauern, Brücken, Wasserleitungen. Neubauten durften später ohne kaiserliche Erlaubniß nicht gemacht werden. Auch der Aufwand der Sacra wurde aus öffentlichen Mitteln bestritten. Die früher

Digitized by Google

unbeschränkte Rechtspflege der italischen Municipien wurde wahrscheinlich schon durch die Lex Julia und dann durch die Lex Rubria bedeutend geschmälert. Die Municipalmagistrate waren ohne Imperium und deshalb in vielen Fällen inkompetent. Ihre Jurisdiction war zuerst durch die Senatsgerichte und durch die Quaestiones perpetuae beschränkt, später aber durch die Gerichte der kaiserlichen Statthalter ganz verdrängt worden, so daß ihnen endlich nur noch die Gerichtsbarkeit über die Sklaven und die Ahndung kleiner Frevel blieb. Die letzte Entscheidung und die wichtigsten Gegenstände in allen Angelegenheiten der Municipien behielten sich die Kaiser vor. Ueber das Hinüberdauern der römischen Städteverfassung in das Mittelalter vgl. besonders Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter (Bd. 1), und Raynouard, Histoire du droit municipal en France, Paris 1829.

Munificentia (lat.), Mildthätigkeit, Wohlthätigkeit.

Munin Sima, s. v. a. Boninsseln.

Munipur, Landstrich in Hinterindien, zwischen Assam im Norden und Birma im Süden u. Osten, bildet ein völliges Amphitheater und ist von einer Kette von Bergen umgrenzt, von denen einige 10,000 Fuß hoch sind. Dieses schöne Thal war früher sehr volkreich und gut angebaut, ist aber jetzt mit Dschungeln und Sümpfen bedeckt. Die gegenwärtige Hauptstadt ist Tschandrapur; die alte Hauptstadt erkennt man nur noch an ihren zerstörten Pagoden, Erdaufwürfen und Gräbern. M. wurde 1775 von den Birmanen erobert, kam aber, nachdem diese 1825 von den Engländern vertrieben worden, wieder an den rechtmäßigen Radscha Gambir Sing. Die Munipuri's sind tüchtige Soldaten, gewandte Reiter und zeigen viel militärischen Muth. Obgleich sie sich für Radschputen ausgeben, so haben sie doch breite Tatarengesichter und gleichen in ihren Zügen und ihrer Gestalt den Chinesen. Auch sind sie von sehr heller Farbe, und ihre Sprache ist den Hindus ganz unverständlich.

Munis, in Indien Heilige, welche sich einem contemplativen Leben widmen.

Munition, allgemeiner Name aller beim Schießen aus Feuerwaffen nöthigen Dinge. Man unterscheidet die Eisen- und Bleimunition von der Pulvermunition, welche aus den Pulverladungen mit oder ohne Geschosse besteht. Ferner theilt man die M. in solche für das kleine Gewehr und in Geschützmunition, letztere wieder in Kanonen-, Haubitzen-, Mörser- und Zündmunition ein. Zu der Kanonenmunition gehören: die Kugelschüsse, die Kartätschenschüsse (Schrote), die Kanonengranaten und Kanonenbrandkugeln; zur Haubitzenmunition außer den bei diesen Geschützen gewöhnlich von den Geschossen getrennten Pulverladungen die Granaten, die Kartätschen, der Granathagel, die Leucht- und Brandkugeln ꝛc. Die Mörsermunition besteht außer dem Pulver oder den Pulverpatronen in Bomben, Leucht- und Brandkugeln, Traubenkugeln, Korb- oder Steinhagel, (Weidenkörbe mit Steinen gefüllt). Zur Zündmunition gehören die Lunte, die Zündlichter, die Schlagröhren u., wo man sich der Zündung durch Perkussion bedient, die Zündkapsel. Die Masse der M., welche im Felde mitgeführt wird, theilt man in die erste und zweite Chargirung. Die erste Chargirung muß selbst für eine große Feldschlacht ausreichen; die zweite dient aber zum sofortigen Ersatz der ersten. Außerdem muß noch eine dritte vorbereitet seyn, um die zweite nöthigenfalls zu komplettiren. Auf eine Chargirung werden bei der Infanterie auf einen Mann 60, bei der Kavallerie 40 Patronen, für jedes Geschütz 200 Schuß und im Belagerungskriege täglich 50—100 Schuß auf jedes Geschütz gerechnet. Zur Aufbewahrung der M. dienen die Munitionsmagazine, welche im Ganzen eben so beschaffen seyn müssen, wie die Pulvermagazine. Die Munitionswagen zum Transportiren der M. sind in den verschiedenen Armeen verschieden.

Munk, Salomon, bedeutender Orientalist, 1802 zu Glogau geboren, besuchte das joachimthalsche Gymnasium zu Berlin und studirte auf der dortigen Universität und zu Bonn Philologie und orientalische Sprachen, worauf er mit Unterstützung seines Freundes Michael Beer 1830 nach Paris ging, um unter Sacy und Chézy das Studium des Arabischen, Persischen und des Sanskrit fortzusetzen. In der Absicht, eine Ausgabe von des Maimonides „Führer der Verirrten", im arabischen Original zu veranstalten, begab er sich 1835 nach Oxford. Im J. 1840 neben Halmand als Custos der orientalischen Manuskripte an der pariser Bibliothek angestellt, begleitete er in demselben Jahre die jüdischen Abgeordneten Montefiore und Crémieux nach Aegypten, von wo er eine Sammlung arabischer Manuskripte, besonders aus der älteren Literatur der Karaiten, mitbrachte. Wegen zunehmender Augenschwäche legte er 1852 seine Stelle an der Bibliothek nieder. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Réflexions sur le culte des anciens Hébreux dans ses rapports avec les autres cultes de l'antiquité" (Paris 1833); „Notice sur Rabbi Saadia Gaon" (das. 1838); „Commentaire de Rabbi Tanchoum de Jérusalem sur le livre de Habbekouk" (das. 1843); „Palestine" (das. 1845); „Notice sur Aboul-Walid-Merwan" (das. 1851). Ein Theil von M.s Aufsätzen über arabische und jüdische Philosophie im „Dictionnaire des sciences philosophiques" ist in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Philosophie und philosophische Schriften der Juden" (Leipz. 1852) erschienen.

Munkacs, Marktflecken in der bereg her Gespannschaft in Ungarn, Hauptort derselben, in einer reizenden Ebene, an der Latorcza, ist Sitz eines griechisch-unirten Bischofs, der aber in Ungvhar wohnt, hat 3 Kirchen verschiedener Konfessionen, eine Salzniederlage, ein Eisenwerk, große Salpetersiederei, Alaunsudwerke, Weinbau und 5100 Einwohner, größtentheils Handwerker. Ungefähr ½ Stunde von M. liegt die 1359 von Theodor Kereatovich erbaute Festung M. auf einem isolirten, hohen und steilen Felsen, die jetzt als Staatsgefängniß dient. Die Festung war die Schutzkammer und der Hauptwaffenplatz Emmerich Tökely's, dessen Gemahlin, die heldenhafte Helena Zrinyi, den Platz lange gegen die Kaiserlichen vertheidigte, ihn aber zuletzt doch nach drei-

jähriger Belagerung am 14. Januar 1688 übergeben mußte. Am 14. Juni 1703 erlitt hier Franz Rakoczy durch die Kaiserlichen unter Rigrelli eine Niederlage und 1708 ward der Ort an Letztere übergeben. Im J. 1728 schenkte der Kaiser die Stadt ohne die Festung dem Kurfürsten Lothar Franz von Mainz, Grafen von Schönborn, bei dessen Familie sie blieb. Im J. 1834 brannte die Festung aus. Hier saß Alexander Ypsilanti gefangen.

Munree, Küstenfluß in der irischen Provinz Connaught, mündet in eine tiefe Bucht des atlantischen Oceans.

Munster (Mountter, irisch Mown), die südwestliche und größte Provinz Irlands, grenzt im Norden an Connaught, von welchem sie zum Theil der Shannon und Dergsee trennt, im Osten an Leinster, im Süden und Westen an den atlantischen Ocean und umfaßt 433⅛ □Meilen, wovon ein Drittheil auf unproduktives Bergland, Moore und Seen kommt, mit (1851) 1,851,817 (1841: 2,396,161) Einwohnern. Die überaus zersplitterte Küste bietet eine große Menge tief eingeschnittener Baien, Buchten und Häfen dar und ist von zahlreichen Inseln, Klippen und Riffen begleitet, unter welchen die Süd-Arraninseln vor der Galwaybai, Valentia am Eingang der Dinglebai, mit dem westlichsten Hafen Europa's, die Eilande Bull, Cow, Calf und Cat und die südlichste von allen, Cape Clareisland, die bedeutendsten sind. Im Norden der Provinz erhebt sich das kleine Bergland von Clare mit dem Slieve Banghta am Dergsee, im Südwesten das hochromantische Bergland von Kerry oder die irische Schweiz und im Westen das Bergland zwischen der Tralee- und Dinglebai mit dem 3300 Fuß hohen Eahtreonrigh, dem höchsten Berg der Insel. Die Berge von Cork erheben sich nicht über 3000 Fuß, die von Waterford sind reich an Felszacken und Klippen, tiefen Gründen, kleinen Bergseen und Thälern. Durch die Grafschaft Tipperary ziehen quer von Südwesten gegen Nordosten die Gebirgsreihe Pielembke Madina westlich vom Flusse Suir, die Galtederge im Südwesten, der Ben Beacon und die Slewnamucks-Mountains, nördlich die Benduth u. Devills Bitzebirge. Zwischen diesen Berg- und Hügellandschaften, in denen sich Steinkohlenlager, Blei, Kupfer und Eisen finden, dringt die Tiefebene des Innern vor, die in Clare, Tipperary, Limerick und Cork ausgedehnte fruchtbare Flächen einnimmt. Unter den Gewässern sind außer dem Shannon mit dem Dergsee bemerkenswerth im Westen der Eaahen, Mang und Lane, ein Abfluß des See's von Killarney, im Süden der Bandon, der Lee, der Blackwater und der Suir, die drei letzteren, wie der Shannon, schiffbar. Die ländliche Bevölkerung besteht meist aus Lohnarbeitern, welche in den elendesten Lehmhütten wohnen. Neben Ackerbau und Viehzucht ist von besonderer Wichtigkeit die Fischerei. Außerdem beschäftigt sich die Bevölkerung, namentlich die städtische, mit Manufakturen in Segeltuch, Leinwand, Tuch, Wollen- und Baumwollenzeugen, Leder, Papier, Leim und Glas, mit Schlächterei, Brauerei und Brennerei, Schiffbau, Rhederei und Handel mit Getreide, Mehl, Fleisch, Speck und Butter. Der Verkehr wird durch die große Süd- und Westbahn, die von Dublin nach Tipperary und Limerick führt, die Zweigbahnen nach Cork, Waterford ꝛc. und durch zahlreiche Häfen befördert. M. zerfällt in die 6 Grafschaften Clare, Cork, Kerry, Limerick, Tipperary und Waterford.

Muntaner, En Ramon, bedeutender romanischer Chronist des Mittelalters, geb. 1265 zu Peralada, einem Flecken in Katalonien, bei dessen Verbrennung in Folge des französischen Einfalls in Katalonien 1285 er all seine Habe verlor. Nachdem er hierauf an 30 Jahre ein unstetes abenteuerliches Leben in beständiger Kriegsübung geführt, ließ er sich in Valencia nieder und benutzte die ihm gewordene Muße zur Abfassung seiner Geschichte von den Großthaten der Fürsten des aragonischen Hauses, die mit Jayme dem Eroberer beginnt und bis zur Krönung des Königs Alfons IV. von Aragon fortgeht, bei welcher er selbst noch als Abgeordneter von Valencia zugegen war. Seine „Chronik", aus der ein wahrhaft epischer Geist weht, blieb bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts ungedruckt; die ältesten Ausgaben des katalonischen Originals, die von Valencia 1558 und Barcelona 1562, sind sehr selten und werthvoll. Eine gute Ausgabe des Originals (Stuttgart 1844) sowie eine treffliche deutsche Uebersetzung (Leipzig 1842) lieferte Lenz.

Munterkeit, derjenige Zustand des Geistes und Körpers, wobei man im Besitz der vollen Kräfte beider ist und insbesondere die geistigen Vermögen des Vorstellens und Denkens in ungeschwächter Thätigkeit sind.

Muntingia (Seidenlinde), Pflanzengattung aus der Familie der Tiliaceen, mit der bekanntesten Art: M. calabura L., gemeine Seidenlinde, mit schiefherzförmigen und zugespitzten, gezähnten und seidenhaarigen Blättern und einzelnen Blüthen in Achsein, in Westindien und dem anstoßenden Amerika, 15 Fuß schwachen Bäumchen mit einem 12 Fuß hohen Stamme, der sich fast ganz in lange zottige Aeste auflöst, mit zweireihigen Zweigen, wodurch es 30 Fuß hoch wird. Den schleimigen, etwas herben Saft braucht man zu Augenwasser, die Blätter gegen Durchfall, die Blüthen wie die Lindenblüthen als Thee; die schmackhaften, gelblich rosenrothen Früchte werden gegessen, und aus dem Bast macht man Seile.

Munus (lat., Plur. Munera), Dienst, Amt; Gabe, Geschenk.

Munychia, Hügel bei Athen, welcher die drei Häfen der piräischen Halbinsel, Piräeus, Zea und Munychia, beherrschte, weshalb er strategisch von großer Wichtigkeit für Athen war.

Munychia, Fest der Artemis in Attica, welches in dem danach benannten Monat Munychion gefeiert wurde, und zwar am 16. Tage desselben, weil sie an dem Tage der Schlacht von Salamis den Hellenen mit ihrem vollen Lichte geleuchtet habe. Daher wurde dieses Fest auch als Erinnerungsfest jener Schlacht gefeiert. Man brachte dabei der Göttin Kuchen dar, welche ringsum leuchtende genannt wurden, weil sie von allen Seiten mit Lichtern umgeben waren.

Muonio, Fluß auf der Grenze zwischen Schweden und Rußland, bildet bei Muoniovaara

Digitized by Google

den 100 Fuß hohen Etanpelkafall und mündet links in den Torneå.

Muotta (Muota), reißender Fluß im schweizerischen Kanton Schwyz, entspringt auf der Glattalp, nimmt die Seewen, den Abfluß des Lowerzersees, überhaupt im Muottathal 13 Bäche auf und ergießt sich dem Thal durch eine enge Felsschlucht in den Vierwaldstätterse. Hier Kampf der Russen und Franzosen 1799.

Mur, Nebenfluß der Drave, entspringt in Salzburg, geht durch Steiermark, nimmt die Kainach auf, ist schiffreich und mündet bei Legrad.

Murabet, s. v. a. Marabut.

Murad, 1) türkische Sultane: a) M. I., Sohn Orthans, übernahm in seinem 41. Jahre die Regierung (1360), verlegte seine Residenz nach Adrianopel u. schloß mit dem griechischen Kaiser Johannes Paläologus einen Vergleich. Er organisirte das Janitscharencorps, welches Albanien eroberte. In der Schlacht bei Kaschan gegen die Serbier tödtlich verwundet, † er kurz darauf (1389). Ihm folgte Bajasid I.

b) M. II., Sohn n. (1421) Nachfolger Mohammeds I., besiegte den falschen Mustapha, der die türkischen Besitzungen in Europa sich unterwerfen hatte, zog dann gegen Konstantinopel, wo der neue Kaiser Johann Paläologus den Frieden durch das Versprechen eines jährlichen Tributs von 300,000 Dukaten n. Verzichten auf alle von den Türken bisher gemachten Eroberungen und selbst auf das noch belagerte Thessalonich erkaufte, belagerte aber die vom Fürsten von Serbien den Ungarn ausgeliefernte und von Johann Hunyades vertheidigte Festung Belgrad vergeblich und mußte nach 6 Monaten unverrichteter Sache wieder abziehen (1436), warb sogar von Hunyades bis weit über die Donau verfolgt, worauf er im Frieden zu Szegedin alle diesseits der Donau gemachten Eroberungen an Ungarn wieder abtrat und die Herstellung Serbiens versprach. Während er aber nun den aufrührerischen Karaman Oglu in Asien zum Gehorsam brachte, entband der Papst Eugen IV. den König Ladislaus seines Eides und schickte, selbst mit den Venetianern vereint, eine Flotte nach den Dardanellen, um M. den Uebergang zu wehren. M. gelangte aber auf einem andern Punkte glücklich herüber, zog dem christlichen Heere entgegen, das er unter Hunyades und dem Legaten Cesarini bei Varna traf, und besiegte es in einer mörderischen Schlacht, in welcher auch der König Ladislaus blieb (20. Nov. 1444). Ohne seinen Sieg zu verfolgen, legte er die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Mohammed nieder, fand sich aber bald durch entstandene Unordnungen aufs Neue zur Uebernahme derselben bewogen u. stellte die Ordnung wieder her. Seine übrige Lebenszeit beschäftigte ihn die Bekämpfung des Skanderbeg (s. d.). Nur des Hunyades Versuch, sich an den Türken zu rächen, wurde in der 3tägigen Schlacht bei Kaschan (1448) vereitelt; M. selbst erkrankte aber bald darauf und † 1451. Ihm folgte Mohammed II.

c) M. III., folgte seinem Vater Selim II. 1575, ließ sogleich seine sämmtlichen Brüder und die noch von seinem Vater schwangeren Frauen des Harems ermorden, überließ sich aber während seiner ganzen Regierung nur der Wollust und seinen Launen und die Regierung seinen Rathgebern. Durch seinen Einfluß ward Stephan Bathori von Siebenbürgen zum König von Polen gewählt. Trotz eines unglücklichen Kriegs gegen Persien (1578) kündigte er dem Kaiser Rudolf II. wegen Verweigerung der geforderten Geschenke den Krieg an (1593). Zwar ward der Erzherzog Matthias bei Gran geschlagen u. die Festung Raab durch Verrätherei genommen; doch trat nun Bathori zu dem Kaiser über und M. † kurz darauf (1595), von Mohammed III. gefolgt.

d) M. IV., folgte 1623 seinem abgesetzten Vater, Mustapha I., erst 15 Jahre alt, und zeichnete sich durch Energie, Tapferkeit und Großmuth aus. Er unterdrückte die häufigen Empörungen der Janitscharen n. einzelner Pascha's, befestigte das Bündniß mit dem Khan der Krimm, besetzte Kaffa, nahm den Persern Eriwan und Bagdad und unterwarf die empörten Druſen auf dem Libanon; doch wurden seine Truppen in Ungarn von Rakoczy mehre Male geschlagen, bis dieser sich freiwillig unterwarf. M. † den 1. März 1640; ihm folgte Ibrahim.

2) M.-Bei, Bei von Aegypten, um 1750 in Circassien geb. u. jung als Sklave nach Aegypten verkauft, zeichnete sich hier im Dienste seines Herrn, Mohammed Abu Dhahab, so rühmlich aus, daß er in seinem 24. Jahre eine Stellung unter den 24 Beis erhielt, in deren Händen sich damals die Herrschaft über Aegypten befand. Nach und nach unterwarf er sich die übrigen Beis bis auf Ibrahim-Bei, mit dem er sich nach erfolgter Aussöhnung in die Herrschaft theilte. Als Bonaparte 1798 in Aegypten landete, wurde M. trotz seiner trefflichen Mamelukenreiterei zweimal von den Franzosen geschlagen. Nach der Niederlage in der Schlacht bei den Pyramiden floh er nach Oberägypten, kehrte aber, als Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt war, zurück und nöthigte Kleber zu einem Vertrag auf der Insel Gizeh (30. April 1800), worin M. als Fürst-Statthalter von Assuan und Dschirdschedh in Oberägypten anerkannt wurde. Er blieb fortan mit den Franzosen, auch nach Klebers Ermordung, in gutem Vernehmen und nahm in dem Kampfe Englands und der Pforte gegen die Franzosen eine neutrale Stellung. Nach dem Abzuge der letztern (1802) wurden M. und Elfi Bei die hauptsächlichsten Gegner Mehemed Ali's, dem das Padischah von Aegypten zugefallen war. Sie starben 1811 beide an der Pest oder an Gift.

3) M.-Pascha, s. Bem.

Muradal (el puerta de M.), spanischer Gebirgspaß zwischen Neukastilien und Andalusien auf der Sierra Morena, der schon den Römern unter dem Namen Saltus Castulonensis bekannt war. Hier den 12. Aug. 1212 Sieg der verbündeten christlichen Könige von Navarra, Kastilien, Aragonien u. Leon über den Sultan Anasir von Marokko, auch Schlacht von Banos Tolosa genannt.

Muräne, Fischgattung, s. Aale.

Muraille (franz.), eigentlich Mauer, Bezeichnung eines Angriffs, besonders eines Kavallerieangriffs, in langer, dünner, aber geschlossener Linie, nicht in Kolonne.

Muraközerinsel, Insel in der Save

Gespannschaft in Ungarn, zwischen der Mur und Drau, umfaßt 16 □Meilen mit 105 Dorfschaften und 47,000 Einwohnern, die Korn-, beträchtlichen Kukuruz-, starken Tabaks- u. Weinbau treiben.

Murano, Stadt in Venetien, Delegation Venedig, auf drei kleinen Lagunen-inseln, mit Spiegel- und Krystallmanufaktur und 4000 Einw.

Murat, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Cantal, am Fuß des Cantal, links am Alagnon, hat 2700 Einwohner, die Spitzenfabrikation und beträchtlichen Handel mit Getreide und Käse (Cantalkäse, jährlich 15,000 Centner) treiben.

Murat, Joachim, König von Neapel, einer der tapferen Generale Napoleons I., war der Sohn eines Gastwirths zu Bastide-Fortunière bei Cahors im Departement Lot und am 25. März 1771 geboren. Für den geistlichen Stand bestimmt, kam er durch Protektion in das Collège zu Cahors und studirte dann Theologie zu Toulouse, sah sich aber in Folge mehrer Jugendstreiche genöthigt, sich beim 12. Chasseurregimente als Gemeiner anwerben zu lassen. Er hatte es hier bis zum Unteroffizier gebracht, als ein Subordinationsfehler seine Entlassung herbeiführte, worauf er in Paris einige Zeit die Dienste eines Kellners verrichtet haben soll. Endlich gelang es ihm, in die neuerrichtete konstitutionelle Garde Ludwigs XVI. aufgenommen zu werden. Nach der Auflösung derselben trat er in ein Chasseurregiment, wo er bald zum Offizier avancirte. Er hatte es bis zum Obersten gebracht, als er mit dem Sturze der Schreckensregierung aus der Armee scheiden mußte. Nachdem er in den Ereignissen vom 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795) seine Stellung zurückerhalten, ging er unter Bonaparte nach Italien. Sein romantischer Muth machte ihn dem Obergeneral bekannt, der ihn zu seinem Adjutanten erhob und ihm das ehrenvolle Geschäft übertrug, dem Direktorium 21 eroberte Fahnen zu überbringen (Mai 1796), welche Sendung ihm den Grad eines Brigadegenerals erwarb. Nach seiner Rückkehr zeichnete er sich in den Schlachten bei Roveredo, Bassano, Rivoli und beim Uebergang über den Tagliamento aus. Im J. 1798 begleitete er Bonaparte nach Aegypten, wo er in den Schlachten von Gaza und St.-Jean d'Acre eine glänzende Tapferkeit entfaltete. Er entsetzte das feste Schloß Laffel und schlug die Türken am Berge Tabor (16. April 1799). Nach der Rückkehr des Heeres nach Aegypten zerstreute er die arabischen Stämme und entschied bei Ramanieh die Schlacht zu Gunsten der Franzosen. Bonaparte ernannte ihn darauf zum Divisionsgeneral und nahm ihn mit sich nach Europa zurück. Bei der Revolution vom 18. Brumaire trieb er an der Spitze von 60 Grenadiren den Rath der Fünfhundert auseinander. Bonaparte ernannte ihn dafür zum Kommandanten der Konsulargarde und verheirathete ihn am 20. Jan. 1800 mit seiner jüngsten Schwester Karoline. In dem italienischen Feldzuge erzwang er an der Spitze der Avantgarde den Uebergang über die Sesia und den Ticino, zog in Mailand ein und nahm Piacenza, wo alle Magazine und 2000 Mann Besatzung in seine Hände fielen. Im Jahre 1801 erhielt er den Auftrag, den Papst in seine Staaten wieder einzusetzen, vertrieb die Neapolitaner aus dem Kirchenstaate und schloß einen Waffenstillstand mit dem Könige beider Sicilien. Im Jahre 1803 trat er für das Departement Lot in den gesetzgebenden Körper und erhielt im Jan. 1804 das Generalgouvernement von Paris. Napoleon erhob ihn nach seiner Thronbesteigung 1804 zum Reichsmarschall, zum Prinzen des französischen Reichs, zum Großadmiral und zum Großoffizier der Ehrenlegion und übertrug ihm im Feldzuge von 1805 den Oberbefehl über die Reiterei. Am 8. Okt. schlug M. die Oesterreicher bei Werringen, nahm am 18. den General Werneck mit 16,000 Mann gefangen und drang unter fortwährenden glücklichen Gefechten am 13. Nov. bis nach Wien vor. Am 20. Nov. schlug er die Russen und Oesterreicher bei Hollabrunn, und in der Schlacht bei Austerlitz trug er als Befehlshaber der gesammten Kavallerie bedeutend zum Siege bei. Eine Folge dieser Siege war seine Erhebung zum Großherzog von Berg. Im Feldzuge von 1806 erschien er wieder an der Spitze der Kavallerie, ging mit derselben bei Saalburg über die Saale und trug viel zum Siege bei Jena bei. Am Tage nach der Schlacht wandte er sich gegen Erfurt und gewann diese wichtige Stadt durch Kapitulation. Er leitete hierauf die Verfolgung der einzelnen preußischen Corps, und in kurzer Zeit erhielt sich Hohenlohe bei Prenzlau u. Blücher bei Lübeck. Bei Pulzig eroberte M. mehre russische Batterien, focht dann bei Friedland und bemächtigte sich später Königsbergs. Nach dem illsiter Frieden übertrug ihm der Kaiser den Oberbefehl über die Armee, welche die geheime Bestimmung hatte, Spanien der französischen Herrschaft zu unterwerfen. M. zog in Madrid ungehindert ein (23. April 1808), konnte aber des bald darauf ausbrechenden Aufstandes nicht Herr werden. Nachdem Joseph Napoleon die spanische Krone empfangen, erhielt M. das erledigte Königreich Neapel. Er wurde am 1. Aug. unter dem Namen **Joachim I. Napoleon** als König beider Sicilien proklamirt und nahm im Sept. Besitz von Neapel, wo ihn das leicht erregbare Volk mit großem Jubel empfing. Er wußte freundliche Milde mit Kraft zu vereinigen u. that viel für die Herstellung der innern Ordnung und Regelung der Verwaltung des Landes; dem Gesetze wurde das erforderliche Ansehen gegeben, die öffentliche Sicherheit befestigt, und das Land genoß eines Wohlstandes, den es unter den frühern Herrschern nicht gekannt hatte. M. bezeichnete die ersten Schritte seiner Herrschaft durch die glänzende, unter seinen Augen ausgeführte Expedition nach Capri, welche fast unangreifbare Insel der General Lamarque mit geringen Streitkräften den Engländern abgewann. Dagegen mißglückte seine Unternehmung gegen Sicilien 1810, wie es scheint, durch das geheime Entgegenwirken des französischen Kabinets. Gewiß ist, daß bald darauf eine gewisse Spannung zwischen Napoleon und M. entstand. Derselbe forderte letzterer die Entfernung der kaiserlichen Truppen. Als er die in seinen Diensten stehenden Franzosen nöthigen wollte, sich als Neapolitaner zu naturalisiren, erklärte der Kaiser in einem Dekrete, daß Neapel einen Theil des großen

Digitized by Google

Reiches anmache und jeder französische Bürger auch geborner Bürger Neapels sey. Diese öffentliche Erklärung seiner Abhängigkeit erbitterte M. dergestalt, daß er sich in seinem Palast zu Capo di Monte verbarg und in eine schwere Krankheit verfiel. Dennoch stieß er, als ihn der Kaiser zur Theilnahme am Feldzuge nach Rußland aufforderte, mit 10,000 Mann zur großen Armee und übernahm im April 1812 den Oberbefehl über die gesammte Kavallerie. In dieser Stellung bewies er sich ganz als der kühne, unerschrockene Krieger, der er früher gewesen, und kämpfte bei allen Gelegenheiten mit gewohnter Tapferkeit, fast immer als Führer der Avantgarde, selbst vom Feinde bewundert. Als der Kaiser die Armee verließ, übertrug er (5. Dec. 1812) M. den Oberbefehl über dieselbe. M. konnte jedoch die Weichsel nicht behaupten und verließ am 17. Januar 1813 von Posen aus das Heer, dessen Führung auf den Vicekönig Eugen überging. Er eilte nach Neapel zurück und knüpfte geheime Unterhandlungen mit Oesterreich an, kehrte aber doch bei Eröffnung des Feldzugs von 1813 zur französischen Armee zurück. In der Schlacht bei Dresden bewährte er den rechten Flügel der Franzosen, schnitt der Armee Schwartzenberas die Rückzugslinie nach Freiberg ab und vernichtete einen Theil des linken Flügels derselben. Nach der Schlacht bei Leipzig verließ er das Heer unter dem Vorwande, neue Truppen für Napoleon auszuheben, in der That aber, um seinen Abfall vorzubereiten. Wirklich schloß er am 11. Januar 1814 mit Oesterreich einen Vertrag, demzufolge er 30,000 Mann zu dem Heere der Alliirten stellen sollte, wofür er den Besitz seiner Staaten von Oesterreich und England garantirt, sowie die Zusicherung auf die Erwerbung von Ancona u. den Marken erhielt. Der letzte sich hierauf gegen den Vicekönig Eugen in Bewegung, der sich dadurch genöthigt sah, auf die Linie am Mincio zurückzugehen. Indeß suchte er, mißtrauisch gegen seine Verbündeten geworden, eine Entscheidung hinauszuschieben, und erst mit dem Sturz Napoleons schloß sich M. wieder an Oesterreich an und verlegte seine Truppen in die Mark Ancona. Die Bourbons verlangten indeß seine Absetzung, und bei der Zweideutigkeit seines Benehmens schienen sich auch die Verhandlungen des wiener Kongresses ungünstig für ihn zu gestalten. M. verstärkte deshalb sein Heer, suchte die Carbonari's zu gewinnen und trat auch mit dem Kaiser auf Elba in geheime Verbindung. Auf die Kunde von Napoleons Landung in Frankreich ließ er im Febr. 1815 den Kirchenstaat besetzen, fast in demselben Augenblick, als auf dem Kongreß Oesterreich durchgedrungen war mit der Forderung, daß M. im Besitze seines Reichs verbleibe. Um sich des Volks zu versichern, ließ er die Abgaben um ein Drittel herabsetzen. Er übergab seiner Gemahlin die Regentschaft und begann, ohne Kriegserklärung, am 30. März die Feindseligkeiten gegen Oesterreich. Eine Proklamation verkündigte die Unabhängigkeit von ganz Italien, während er mit 40,000 Mann Bologna besetzte und über Modena und Florenz gegen den Po vorrückte. Den den Oesterreichern am 12. April bei Ferrara geschlagen und alsbald mehrfach umgangen, trat er den Rückzug an, erlitt aber noch bei Tolentino (2. Mai) eine vollständige Niederlage. Er floh mit einigen Reitern nach Neapel, wo er am 19. Mai ankam, aber das Land in vollem Aufstand fand. Daher entwich er schon am folgenden Tage auf die Insel Ischia, von wo er mit 30 seiner Getreuen nach Frankreich abfuhr und am 25. Mai bei Cannes landete, während seine Familie auf der britischen Flotte Schutz suchte. Napoleon, den üblen Eindruck fürchtend, verbot ihm die Reise nach Paris und verwies ihn auf ein Landhaus bei Toulon, von wo er mit seinen Anhängern in Italien korrespondirte, während sein Agent Maitrene mit den Alliirten über einen Zufluchtsort für ihn unterhandelte. Nach der Schlacht von Waterloo flüchtete er aus Toulon und rettete sich nach längerem Umherirren an der Küste nach Korsika, wo er am 25. Aug. 1815 zu Bastia landete. Hier sammelte sich ein kleines Corps Korsen und französische Flüchtlinge um ihn, in der Meinung, er werde sich zum König von Korsika ausrufen lassen. Obwohl jetzt Macerone mit einem Schreiben eintraf, worin ihm unter der Bedingung, daß er den Königstitel ablege und den Namen eines Grafen von Lipano (Anagramm von Napoli) annehme, Schutz in den österreichischen Staaten zugesichert wurde, so schiffte er sich doch, auf die Sympathien der neapolitanischen Bevölkerung rechnend, den 28. September auf 7 Transportfahrzeugen mit 250 Anhängern ein. Als ein Sturm seine Schiffe zerstreute, wollte er das Unternehmen aufgeben und sich nach Triest wenden; aber der Kapitän Barberia erklärte, er müsse landen, weil sein Schiff Seefahaden erlitten habe und auch Mangel an Wasser eingetreten sey. Die Landung ward am 8. Okt. an der Küste von Pizzo bewerkstelligt. M. stieg selbst, gefolgt vom General Franceschetti mit 30 Gefährten, ans Land und proklamirte sich als König und Befreier. Auf der Straße nach Monteleone, der Hauptstadt Kalabriens, vorgehend, wurde er jedoch bald von einem Haufen Bewaffneter angegriffen. M. schlug sich durch, warf sich in ein Boot und wollte sich auf sein Fahrzeug retten; Barberia war jedoch, als er die ersten Flintenschüsse vernahm, in die See gestochen. So fiel M. beim Umherirren an der Küste den Nachstehenden und einem Haufen Volks aus Pizzo in die Hände. Einige seiner Begleiter wurden getödtet oder verwundet, M. selbst gefangen und von dem wüthenden Volke, besonders von Weibern, gemißhandelt und auf das Schloß Pizzo abgeführt. Der Hof von Neapel, der längst vorbereitet war, ließ ihn durch ein Kriegsgericht als Usurpator zum Tode verurtheilen und am 13. Okt. 1815 in einem Saale des Schlosses Pizzo erschießen. Er starb mit großer Entschlossenheit unter dem Rufe „Schont das Gesicht, Soldaten, zielt aufs Herz!“ Sein Leichnam ruht in der Kirche von Pizzo, wohin man ihn in der Stille begrub. Zu Cahors ist ihm ein Denkmal gesetzt. Ueber seine Wittwe und seine Kinder s. Bonaparte.

Muratori, Lodovico Antonio, italienischer Gelehrter, geboren zu Vignola im Modenesischen am 21. Okt. 1672, erhielt bereits 1694 die oberste Leitung des ambrosianischen Kolle-

giums zu Mailand und der damit verbundenen Bibliothek. Im J. 1700 vom Herzog von Modena als Unterthan zurückberufen, ward er von diesem zu seinem Bibliothekar und Archivar ernannt. Seine Feinde beschuldigten ihn aus Neid der Ketzerei und des Atheismus; allein ihre Verdächtigungen fanden keinen Eingang bei dem aufgeklärten Papste Benedikt XIV. M. † am 23. Jan. 1750. Er besaß gleich ausgezeichnete Kenntnisse in der Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Alterthumskunde, neuern Geschichte und Poesie. Seine Schriften füllen 46 Folio-, 34 Quart- und 13 Oktavbände. Die bedeutendsten darunter sind: „Anecdota ex Ambrosianae bibliothecae codicibus“ (Bd. 1 und 2, Mail. 1697—1698, Bd. 3 und 4, Padua 1713); „Anecdota graeca“ (Padua 1709); „Rerum italic. scriptores“ (25 Bde., Mail. 1725 — 51; Fortsetzung von Tartini, Florenz 1748—1770); „Antiquitates ital. medii aevi“ (6 Bde., Mail. 1738 bis 42, Arezzo 1770—80, 17 Bde.); „Annali d'Italia“ (12 Bde., Mail. 1744—49, deutsch von Baudis, Leipz. 1745—50, 9 Bde.); „Della perfetta poesia ital.“ (2 Bde., Venedig 1748, neueste Ausg., 3 Bde., Mail. 1821); „Novus thesaurus veterum inscriptionum“ (4 Bde., Mail. 1739 bis 1742). Seine gesammelten Werke erschienen zu Arezzo 1767—80 in 36 Bdn. und zu Venedig 1790—1810 in 48 Bdn. Seine Biographie gab sein Neffe heraus (Venedig 1756).

Murau (Ober-M., ad Pontem Muri), Stadt im österr.-steier. Kreis Judenburg, an der Mur, hat eine Vorstadt, ein Schloß, Kapuzinerkloster, Armeninstitut, eine Salpetersiederei, Stuterei, Schmelze, 6 Hammerwerke, eine englische Gußstahlfabrik, Salzverkauf und 1500 Einwohner.

Muraner Alpen, Theil der kärnthnisch-steierischen Alpen, Fortsetzung der Kremser- und Stangalpen, erstreckt sich von diesen bis an die klagenfurter Straße als Gesammtbezeichnung für viele einzelne Bergzüge, Spitzen, Kogel, Nocke ꝛc., so daß diese Benennung auch südlich bis zum Thale der Gurk Geltung hat. Die höchsten Spitzen sind wenig über 5500 Fuß hoch; der höchste Punkt der Kuhalpe ist 5624 Fuß hoch.

Murawiew, Name einer einflußreichen russischen Bojarenfamilie, die, ursprünglich im Großfürstenthum Moskau ansässig, 1488 durch Iwan Wassiljewitsch 1. Ländereien im Nowgorodschen erhielt. Nikolai Jerofejewitsch M. war Kapitän im Geniecorps und gab 1752 unter dem Titel: „Natschalnaja osnownaja Matematiki“ das erste Werk über Algebra in russischer Sprache heraus. Er † als Generallieutenant und Gouverneur von Livland auf einer Reise in Montpellier 1770. Michael Nikititsch, Fürst M., geboren 1757 zu Smolensk, ward von der Kaiserin Katharina zum Gouverneur der Großfürsten Alexander und Konstantin ernannt, zu deren Gebrauch er eine Reihe von historischen, moralischen und literarischen Aufsätzen verfaßte, die in der russischen Literatur als klassisch gelten. Im Jahre 1796 ward er Kurator der Universität Moskau, 1802 Senator von Rußland und 1804 Staatsrath im Ministerium der Volksaufklärung; † 1807. Seine Schriften: „Opyty latorii, Slowesnosti i Nrawo utschenia“ sind von Karamsin herausgegeben worden (3 Bde., Moskau 1810); ein Nachtrag: „Smiliewy ploma“ erschien Petersburg 1815. Nikolai Nasarowitsch M., geb. Rath, Staatssekretär und bis 1832 Direktor der kaiserlichen Privatkanzlei, machte sich gleichfalls als Schriftsteller durch „Njekotoryja ista-wan och dochnowenlja“ (Petersb. 1828—29, 5 Bde.) bekannt. Nikolai Nikolajewitsch M., geboren 1768 zu Riga, studirte zu Straßburg u. wurde, 1788 nach Rußland zurückgekehrt, Lieutenant bei der Ostseeflotte. In der Schlacht von Roschcensalm verwundet und gefangen und erst nach dem Frieden von Werelä wieder in Freiheit gesetzt, erhielt er das Kommando des sogenannten goldnen Jachtschiffs der Kaiserin Katharina, ging aber 1796 in die Armee über und nahm 1797 als Oberstlieutenant seinen Abschied. Er gründete nun auf einem kleinen Gute bei Moskau eine Privatlehranstalt für Söhne des Generalstabes, aus welcher mehre der ausgezeichnetsten russischen Generäle hervorgegangen sind, machte die Feldzüge von 1812—14 als Oberst und Staatschef des Grafen Tolstoi mit, schloß mit dem französischen General Dumas die Kapitulation von Dresden ab und nahm an der Belagerung von Hamburg Theil. Mit dem Range als Generalmajor kehrte er zu seiner Militärakademie zurück, die 1816 als kaiserlich erklärt wurde, gab aber 1823 die Leitung derselben auf und widmete sich mit Eifer der Landwirthschaft. Er † zu Moskau den 1. Sept. 1840. Der zweite seiner 5 Söhne, Nikolai M., geboren 1793, trat 1810 in die Armee, ward Kapitän im Generalstabe, diente im Kaukasus u. erhielt 1819 vom General Jermolow eine Sendung nach Khiwa, über welches Land er durch seine „Puteschestwie w' Turkmenija i Chiwu“ (Petersb. 1822) viel Licht verbreitete. Im persischen Kriege avancirte er zum Generalmajor, focht mit Auszeichnung 1828 vor Kars und Akalzike, 1829 bei Kainlu und Mitschi Djuk und erhielt 1830 das Kommando der lithauischen Grenadierbrigade, mit welcher er zum Siege bei Kazimierz das Meiste beitrug. Deshalb zum Generallieutenant befördert, befehligte er beim Sturm von Warschau den rechten Flügel und nahm die Verschanzungen von Rakowiec. Ende 1832 ging er als außerordentlicher Bevollmächtigter Rußlands nach Aegypten, um Mehemed-Ali zum Einstellen der Feindseligkeiten zu bewegen, kommandirte dann die am Bosporus gelandeten russischen Truppen und ward 1835 Befehlshaber des 5. Infanteriecorps. Seit 1838 wegen Unordnungen in seinem Corps verabschiedet, trat er erst 1848 wieder in Dienst und ward Mitglied des Militärconseils und im December Chef des Grenadiercorps. Im J. 1855 wurde er an die Spitze der abgesonderten Kaukasischen Armee gestellt, mit welcher er Kars eroberte. Sein Bruder, Michail M., 1795 geboren, stiftete schon als 15jähriger Knabe in Moskau eine mathematische Gesellschaft, unterstützte dann den Vater in der Leitung seiner Militärakademie, ward später Generalgouverneur von Grodno, dann von Kurek, 1842 Oberdirektor des Feldmesser-

Digitized by Google

corps, Generallieutenant und im Januar 1850 Mitglied des Reichsraths. Der jüngste Bruder, Andrei M., ward Titularrath und Kammerjunker, unternahm 1830 eine Reise nach Syrien und Palästina, die er im „Puteschestwie k' Swjatym Mjestam" (Petersb. 1832, 2 Bde., 4. Aufl. 1840) beschrieb. Seine spätern Reisen nach den heiligen Stätten Rußlands gaben zu den „Puteschestwija k' Swjatym Mjestam w' Otetschestwe" (Petersb. 1837—47, 3 Bde.), eine Reise nach Rom zu den „Rimskija pisma" (daf. 1846, 2 Bde.) und ein zweiter Ausflug nach dem Orient zu den „Pisma s' Wostoka" (daf. 1851, 2 Bde.) Veranlassung, die ihn zum Liebling des russischen Publikums machten. Außer mehren streng theologischen Schriften hat man von ihm ein Trauerspiel „Bitwa pri Tiwerinde" (Petersb. 1832), eine dramatische Skizze „Dante" (daf. 1841), eine „Geschichte von Jerusalem" (daf. 1844, 2 Bde.), eine „Geschichte der russischen Kirche" (3. Aufl., daf. 1845), eine „Schilderung Grusiens und Armeniens" (daf. 1848, 3 Bde.), „Pascha w' Kiewe" (daf. 1846), „Swjityn Gory i Optina Pustyn" (daf. 1852) u. A. Er ist Staatsrath und Mitglied der Verwaltung der heiligen Synode. Ein Zweig der Familie M. nahm in Folge einer Heirath mit der Tochter des Kosakenhetmans Apostol (um 1730) den Namen M.-Apostol an. Iwan Matwejewitsch M.-Apostol, geboren 1769, war unter Paul I. Gesandter beim niedersächsischen Kreise, dann in Madrid, ward später Geheimerrath und Senator und † zu Petersburg den 24. März 1851. Er übersetzte Meyers, z. B. die „Satyren des Horaz" und die „Wolken" des Aristophanes, ins Russische und beschrieb seine archäologische Reise nach Taurien in „Puteschestwie po Tawride" (Petersb. 1822, deutsch von Oertel, Berlin 1825). Sein Sohn, Sergei M.-Apostol, war 1825 Oberstlieutenant im Regiment Tschernigow und mit den Fürsten Trubetzkoi und Obolenskoi und dem Oberst Pestel Haupteiter der Verschwörung, welche die regierende Dynastie stürzen und die altrussische Bojarenaristokratie zur frühern Macht erheben sollte. Die Verschwornen hatten bereits einen Theil der russischen Garde gewonnen, als Nikolaus I. gewarnt wurde. Nach dem Fehlschlagen der Emeute in Petersburg tödtete M. den zu seiner Verhaftung abgeschickten Oberst Gebel, rief mit 6 Kompagnien am 5. Januar 1826 den Großfürsten Konstantin zum Kaiser aus und plünderte die Stadt Wassilikow, wurde aber schon am 15. Januar vom Generallieutenant von Roth angegriffen, geschlagen und schwer verwundet gefangen genommen. Er ward nach Petersburg gebracht und dort am 25. Juli 1826 gehängt. Sein Bruder, Matwéi, verabschiedeter Oberstlieutenant, ward zu 20jähriger Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Ein Vetter derselben, Alexander, ward 1829 General, kommandirte 1831 im russisch-polnischen Kriege die Avantgarde des Generals Witt, schlug den 7. März 1831 den polnischen General Sierawsky bei Pulawy, nahm beim Sturm auf Praga den 7. Sept. die jerusalemer Barrière und ward nach dem Kriege Generallieutenant des Kaisers. Im Jahr 1837 ließ er sich in eine Verschwörung gegen den Kaiser ein und ward deshalb seiner Würden entsetzt und nach Wologda verwiesen.

Murchison, Sir Roderick Impey, bedeutender Geognost der Gegenwart, 1805 in Schottland geboren, trat als Offizier bei einem Husarenregiment in Militärdienste, verließ aber bald dieselben, um sich den Wissenschaften zu widmen. Die Ergebnisse einer mit Philipps unternommenen geologischen Reise durch Englaud legte er in dem Werke „The silurian system" nieder, von dem er später eine populäre Bearbeitung unter dem Titel „Siluria, or a popular view of the silurian and other primeral rocks and their organic remains" (Lond. 1853) herausgab. Er gab darin zum ersten Male eine klare Darstellung der ältesten britischen Niederschlagsschichten und führte zugleich eine bestimmtere Nomenklatur für die einzelnen Glieder der Grauwackengruppe ein. In Begleitung Berneulis und Keyserlings machte er eine zweimalige Forschungsreise in Rußland, deren Resultate die Reisenden in der Abhandlung „On the geological structure of the northern and central regions of Russia in Europe" (Lond. 1841) und dann in dem Hauptwerke „Geology of Russia in Europe and the Ural mountains" (daf. 1845, 2 Bde., neue Aufl., daf. 1853) niederlegten. Die Königin Victoria verlieh M. 1846 die Ritterwürde. Schon früher war der petersburger Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede gewählt, ist er seit 1851 Präsident der londoner geographischen Gesellschaft.

Murchisonit, s. Feldspath.

Murcia, römische Göttin, welche mit der Venus identificirt wurde, hatte einen Tempel unter dem Aventin.

Murcia, ehemals maurisches Königreich im südlichen Spanien, eine der kleinsten spanischen Provinzen, hat einen Flächeninhalt von 370,69 QM. mit (1849) 595,530 Einw., von denen 400,000 auf die Provinz oder Subdelegation Murcia und 195,530 auf die seit 1833 abgetrennte Provinz Albacete kommen, und grenzt gegen Norden an Kastilien, gegen Süden an das Mittelmeer, gegen Osten an Valencia und gegen Westen an Andalusien. Es ist fast ganz von Gebirgen umzogen, von denen sich hügelige Flächen herabsenken. Im Norden sind die Sierras von Ujora, las Cabras und Salinas, im Süden die Sierra de Aquaderas, im Westen die von Sagra und Segura. Die Gebirge sind unfruchtbar und unbewässert, das südliche Küstenland, die sogenannte Campina, ist eine weite, bloß mit Lavendel, Rosmarin und Ginsten bedeckte Sandebene. Der Boden des südlichen Theils der Provinz ist ganz vulkanischer Natur. Die Segura ist der Hauptfluß, der in seinem obern Lauf sich durch schreckliche Felsen windet, das reizende Thal von Ricote bewässert, sodann M. benetzt, wo er noch die Sangouera aufnimmt, und endlich nach Valencia überströmt. Auf den Gebirgen sind einige Lagunen und auf der Südostküste, westlich von Cartagena, ist das Marmenor mit salzigem Wasser. Das Klima ist angenehm und gesund. Ueber dem Thal von Ricote schwebt ein ewiger Frühling, und der Himmel glänzt in heiterm und reinem Blau. An der Küste herrschen jedoch Wechsel- und Faulfieber. Nur die Huertas der See-

gura und ihre Nebenflüsse erfreuen sich eines eigentlichen Anbaues. In den wasserarmen Strecken pflanzt man Soda. Getreide, besonders Weizen, Mais, Gerste, Gartenfrüchte, hauptsächlich Kürbisse, Melonen und Zwiebeln, Krapp, Hanf, Flachs, Anis, Safran, ziemlich gute Weine, Südfrüchte gedeihen trefflich. Die Gebirge bieten Korkholz, eßbare Eicheln, Kastanien, Galläpfel, treffliche Bäume zum Schiffbau, allerlei Wild und Geflügel. Auf den herrlichen Weiden zieht man viele Schafe. Ziegen, Schweine, Maulesel sind häufig; vernachlässigt ist die Rindviehzucht. Von Mineralien gewinnt man Thon, Schwefel und Salz. Der Kunstfleiß beschränkt sich auf Espartoflechtereien und Seidenspinnerei. Der Murcianer ist träge und arbeitsscheu, düster, schwerfällig, finkisch, argwöhnisch, treibt weder Künste noch Wissenschaften und regetirt in einer schmählichen Apathie. Der Landmann trägt ein weißes Kamisol, eine rothe wollene Leibbinde, sehr weite, aber kurze Beinkleider, an den Füßen Esargalas, auf dem Kopf entweder einen runden Hut, oder die Montera, hatt des Mantels eine grobe hutgestreifte Wolldecke. Sein Haus ist eine Hütte, von Pfählen gestützt, die, oben in Gabeln ausgehend, das spitze Strohdach bilden. Das Erdbeben von 1829 hat furchtbare Verheerungen in dieser Provinz verursacht.

Die gleichnamige Hauptstadt, zu beiden Seiten der Segura, mit einer prächtigen Brücke von nur zwei Bogen, ist der Sitz eines Bischofs und theilt sich in die Alt- und Neustadt. Die geraden, aber engen und schlecht gepflasterten Straßen verlieren sich in die mit Landhäusern bedeckte Ebene. Hauptplätze sind die Plaza de los toros und San Domingo mit dem großen Dominikaner-Kloster. Die Häuser sind meist in maurischem Styl gebaut, haben platte Dächer, zum Theil einen kleinen viereckigen Thurm mit einer Platteform und einem hohen Kranz von Rohrwerk. Die Calle de los platerias hat schöne Gebäude und Kaufläden. M. hat 12 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale in gothischem Styl mit einem silbernen Hochaltar, 18 Klöster, einen prächtigen bischöflichen Palast, ein Priesterseminar, 3 Kollegien, eine Sing- und Musikschule, 2 öffentliche Bibliotheken, eine ökonomische Gesellschaft, einen vernachlässigten botanischen Garten und 2 Hospitäler. Die Stadt zählt 36,000 Einwohner, die Seidenweberei, Espartoflechterei, Töpferei, Gerberein, Salpetersiederei, eine Pulvermühle, Frucht- und Oeldau und etwas Binnenhandel treiben. M. ist nach Einigen das alte Ilerci, nach Andern Vergilia. Die Stadt wurde vom König Alfons X. von Kastilien den Mauren entrissen; als sein Sohn Sancho 1273 ihm sein Reich entriß, blieb M. allein jenem treu. Durch das Erdbeben am 18.—21. März 1829 wurde M. fast ganz verwüstet. Die zweite Stadt der Provinz ist Cartagena (s. d.).

Mure, la, Stadt im französischen Departement Isère, in einem Thal, mit Nägels und Leinwandfabriken, Gerberei, warmen Mineralbädern (la Motte-Ste.-Martin), Handel mit Getreide und Wolle und 3200 Einw.

Muret, Stadt im französischen Departement Obergarenne, in einem schönen Thal am Zusammenfluß der Louge und Garonne, über die eine Hängebrücke führt, hat Fabriken in Wolle und Leder, Fayencewaaren, Viehhandel und 4500 Einw.

Muret, Marc Antoine François, lat. Muretus, berühmter Humanist des 16. Jahrhunderts, am 12. April 1526 zu Muret in Frankreich geboren, gab schon in seinem 18. Jahre zu Poitiers, Bordeaux, Paris u. Toulouse Unterricht in verschiedenen Zweigen der alt-klassischen Literatur. Erst bei seinem Aufenthalt an letzterem Orte widmete er sich zugleich dem Studium der Rechtswissenschaften, mußte jedoch, da sein Ruf in Folge seines dissoluten Lebens sehr gelitten hatte, Frankreich verlassen und begab sich nach Italien, wo er seit 1554 abwechselnd in Venedig und Padua lebte, bis ihn der Kardinal Hippolyt von Este unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu sich nach Rom einlud. Als dieser 1562 in der Eigenschaft eines Legaten nach Frankreich ging, folgte ihm M., kehrte aber 1563 nach Rom zurück und hielt hier öffentliche Vorträge über griechische und lateinische Klassiker, namentlich über die Ethik des Aristoteles, die bald so großen Beifall fanden, daß sie auch von älteren Personen, selbst Kardinälen, besucht wurden. Seine Vorträge über das bürgerliche Recht (seit 1567) verschafften ihm die Gunst des Papstes Gregors XIII., der ihn, als M. von dem Könige von Polen, Stephan Bathori, an die neu errichtete Universität zu Krakau berufen wurde, durch eine Gehaltszulage zu fesseln suchte. Mehr als dies bewogen M. mancherlei Hindernisse, den bereits angenommenen ehrenvollen Ruf wieder aufzugeben. Er ließ sich darauf 1576 zum Priester weihen, gab 1584 seine Lehrstelle auf und † in Zurückgezogenheit den 4. Juni 1585. Mit besitzen von M. verschiedene Ausgaben römischer Klassiker, des Terenz (Venedig 1555), Catull, Tibull und Propers (das. 1558), des Philosophen Seneca (Rom 1585), von Cicero's „Philippischen Reden" (Par. 1563) sowie eine Reihe trefflicher Bemerkungen zu andern Schriftstellern, z. B. zu Sallust, Tacitus, Aristoteles und Plato. Alle seine Schriften zeichnen sich durch eine bewundernswürdige Einfachheit, Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung aus. Besonders gehören hierher seine „Orationes", größtentheils Eingangsreden zu seinen Vorlesungen. Seine „Epistolae" zieh nen nicht bloß durch ihre gefällige Form an, sondern gewähren auch eine belehrende Unterhaltung. M.s sämmtliche Werke erschienen zuerst zu Verona 1727—30 in 5 Bdn., jedoch in einem sehr nachlässigen und unvollständigen Abdruck. Eine korrektere Ausgabe veranstaltete Ruhnken (Leyden 1789, 4 Bde.), Wolf und Fäsi besorgten einen Abdruck der „Variae lectiones" (Halle 1791 bis 1828, 2 Bde.). Die vollständigste Ausgabe von Frotscher und Koch (Leipz. 1834—41, 3 Bde.) ist mit vielen Berichtigungen und Nachträgen aus Handschriften vermehrt. Zum Gebrauch für Schulen wurde eine Auswahl aus den Briefen und Reden besorgt von Kirchhof (Hannov. 1825) und von Kraft (Nordh. 1826).

Murg, württembergischer Fluß, einer der wildesten Schwarzwaldbäche, entspringt am östlichen Fuß des Kniebis aus 2 Quellen (die weiße oder

Digitized by Google

südliche und die rothe oder nördliche M.), die sich nach 1½ stündigem Laufe vereinigen, nimmt unterhalb Baiersbronn den Vorbach auf, weiter unten die Schönmünz und Rauhmünz, geht unterhalb Schönmünzach ins Badische, bei Kuppenheim ins Rheinthal über und ergießt sich unterhalb Rastatt in den Rhein. Die Canelle der rothen M. liegt 2875 Fuß, bei ihrem Einfluß in die weiße M. liegt sie nur 1875 Fuß u. bei der Mündung in den Rhein gar nur 371 Fuß über dem Meere. Das Murgthal ist das wildeste und tiefste des ganzen Schwarzwaldes. Vgl. K. F. B. Jägerschmidt, Das Murgthal, Nürnb. 1800. Nach der M. war der Murgkreis in Baden (mit 85,150 Einwohnern und der Hauptstadt Rastatt) benannt, der 1819 mit dem Pfinzkreise (mit 196,000 Einwohnern und der Hauptstadt Karlsruhe) vereinigt wurde.

Murhard, 1) Friedrich Wilhelm August, ausgezeichneter Schriftsteller im Gebiete der Publicistik und Staatswissenschaften, den 7. Dec. 1778 zu Kassel geboren, bezog 1795 die Universität zu Göttingen, wo er sich besonders mit den mathematischen Wissenschaften beschäftigte. Nach seiner Habilitation in Göttingen, wo er zugleich die Ehrenstelle eines Assessors der königl. Societät der Wissenschaften erhielt, besorgte er die Herausgabe der „Bibliotheca mathematica oder Litteratur der mathematischen Wissenschaften" (5 Bde., Leipz. 1797—1805) und trat 1799 eine größere Reise nach Konstantinopel, durch mehre Theile Kleinasiens und den griechischen Archipelagus an, von der er erst 1801 über Italien, Frankreich, die Niederlande und die Schweiz zurückkehrte. Als Früchte derselben gab er nachher das „Gemälde von Konstantinopel" (3 Bde., Penig 1805; 2. Aufl., Leipz. 1824) und gemeinschaftlich mit dem russischen Staatsrath Reimers u. A. die Zeitschrift „Konstantinopel und Petersburg, der Orient und der Norden" (Leipz. 1805—6), sowie das „Gemälde des griechischen Archipelagus" (2 Bde., Berl. 1807) heraus. Unter der westphälischen Regierung übernahm er die Redaktion des in französischer und deutscher Sprache erscheinenden „Westphälischen Moniteurs", erhielt eine Anstellung als Bibliothekar am Museum zu Kassel und wurde Präfekturrath des Fuldadepartements. Nach der Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. siedelte er nach Frankfurt am Main über und beschäftigte sich ernsthaft mit dem Studium der Politik und Staatswissenschaften, trat aber erst 1821 als politischer Schriftsteller auf, als er die von Posselt angefangenen „Europäischen Annalen" unter dem Titel „Allgemeine politische Annalen" fortzusetzen begann, die wegen ihrer klaren und freisinnigen Darstellungen schnell eine große Verbreitung fanden. In die Untersuchung wegen der 1823 gegen den Kurfürsten gerichteten Drohbriefe verflochten, wurde M. im Febr. 1824 auf einer Reise zu Hanau verhaftet und einige Tage später in das Kastell nach Kassel geschafft und, obschon weder die Durchsuchung seiner in Frankfurt in Beschlag genommenen Papiere, noch sonst ein Umstand der Untersuchung ihn schuldig erscheinen ließ, dennoch erst nach einigen Jahren freigegeben. M. war seitdem größtentheils auf Reisen. Erst zu Anfang der dreißiger Jahre trat er wieder mit schriftstellerischen Arbeiten hervor und gab unter dem Titel „Grundlage des jetzigen Staatsrechts des Kurfürstenthums Hessen" (2 Bde., Kassel 1834—35) einen Kommentar zur Verfassung seines Vaterlandes heraus. Wegen eines Artikels in Rotteck's und Welcker's Staatslexikon kam er im Jan. 1844 auf's Neue in Untersuchung, wurde zwar 3 Tage nach seiner Verhaftung gegen Kaution wieder freigelassen, allein der Prozeß ward erst durch die 1848 verkündigte Amnestie beendigt. M. † den 29. Nov. 1852 zu Kassel.

2) Johann Karl Adam, Nationalökonom, des Vorigen Bruder, geboren den 23. Febr. 1781 zu Kassel, studirte in Göttingen und Marburg die Rechte und erhielt 1800 eine Anstellung als Archivar bei der Oberrentkammer zu Kassel. Unter der westphälischen Regierung wurde er in die Kommission zur Untersuchung der Archive berufen und trat 1809 als Auditeur in den Staatsrath. Im J. 1810 gab er mit Hassel die Zeitschrift „Westphalen unter Hieronymus Napoleon" heraus. Bei der Rückkehr des Kurfürsten trat er in seine frühere Funktion als Archivrath zurück, sollte aber 1816 ohne weitere Veranlassung als Regierungssekretär nach Fulda versetzt werden. Er schied deshalb ganz aus dem Staatsdienst n. lebte seitdem als Privatmann erst in Frankfurt am Main bei seinem Bruder, dann in Kassel. Von seinen Schriften nennen wir: „Ideen über wichtige Gegenstände aus dem Gebiet der Nationalökonomie und der Staatswirthschaft" (Göttingen 1808); „Theorie des Geldes u. der Münze" (Leipz. 1817); „Theorie und Politik des Handels" (2 Bde., Gött. 1831); „Theorie und Politik der Besteuerung" (Gött. 1834).

Muri, Marktflecken im schweiz. Kanton Aargau, mit Seidenfabrik und 2000 Einwohnern, ist besonders durch die sehr reiche, 1026 daselbst gegründete, 1841 aufgehobene gefürstete Benediktinerabtei bekannt, von welcher ein Theil jetzt zu einer Sekundärschule benutzt wird.

Muria, das Salzwasser, die Salzlake, das Meerwasser, Salzquellwasser.

Muriatisches Pulver, eine schießpulverähnliche Mischung, die neben Schwefel und Kohle statt des Salpeters chlorsaures Kali enthält, wird wegen der stark explodirenden Wirkung des letzteren besonders bei Feuerwerkskörpern verwendet.

Muricia, Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen, mit der einzigen Art: M. cochinchinensis Lour., großer Strauch mit dickem und kletterndem Stengel und einfachen Ranken in Cochinchina und China, von dem die Samen in der Heimath innerlich bei Unterleibsstockungen, Leber- und Milzverhärtungen, äußerlich bei Verrenkungen und Beinbrüchen angewendet werden.

Muriden, s. Tscherkessen.

Murillo, Bartolomeo Esteban, der ausgezeichnetste unter den spanischen Malern seines Jahrhunderts, war geboren 1618 zu Sevilla und empfing den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Verwandten Juan de Castillo. Von der Natur mit einem außerordentlichen Talente begabt, machte er bald die bedeutendsten Fortschritte n. arbeitete schon als Knabe zu Cadix, wohin sich sein Meister begeben hatte, auf eigene Rechnung, wenn auch nur für Gemäldehändler und zum Ver-

kauf auf offenem Markte. Als Peter von Moya, welcher in London Van Dyck's Schüler gewesen war und dessen herrliches Kolorit sich angeeignet hatte, nach Sevilla kam, bewunderte M. die sanfte Anmuth seines Styls und ward von der lebhaftesten Sehnsucht ergriffen, dieser Schule zu folgen. Aber Moya hielt sich nur kurze Zeit in Sevilla auf und Italien lag für seine schwachen Geldmittel zu fern. Er malte daher mit der angestrengtesten Ausdauer kleine Heiligenbilder und andere Darstellungen für den Handel nach Amerika, bis er sich so viel erwarb, daß er sich 1643 nach Madrid begeben konnte. Hier verschaffte ihm sein Landsmann Diego Velasquez Gelegenheit, in der königlichen Sammlung und im Eskurial die besten Muster zu kopiren. Nachdem er 2 Jahre lang namentlich die Meisterwerke des Ribera und des Velasquez selbst studirt hatte, kehrte er nach Sevilla zurück, wo er durch seine Gemälde im Kloster Francisco allgemeines Staunen erregte und zahlreiche Aufträge erhielt. Er vertauschte jetzt seinen naturalistischen und kräftigen Styl mit einem freieren und mildern, der aber von hoher Anmuth war. Die vorzüglichsten seiner Gemälde aus jener Zeit sind: der heilige Leander und der heilige Isidor, ehemals in der größeren Sakristei der Kathedrale, das Bildniß des heiligen Anton von Padua, eines seiner besten Gemälde, im Königl. Museum zu Berlin, und die vier mittleren Gemälde der Kirche von St. Maria la Blanca. In den Jahren 1667—1668 leitete M. die Arbeiten zur Vergoldung des Kapitelsaales in jener Kirche, erneuerte die Hieroglyphen des Paul von Cespedes und malte in den ovalen Schildern der Kuppel die vier heiligen Erzbischöfe der Diöcese und eine überaus schöne Empfängniß in Oel. Seine glänzendste Periode reicht aber von 1670—1680, in welcher Zeit er diejenigen Werke ausführte, auf welche sich sein Ruhm vorzugsweise gründet. Im J. 1674 vollendete er die acht großen Gemälde, welche die Werke der Barmherzigkeit darstellen, für die Kirche des Hospitals San-Jorge de la Caridad, ausgezeichnet durch herrliches Kolorit, vortreffliche Zeichnung, sprechenden Ausdruck der Gesichter, schöne Komposition und täuschende Perspektive; nur drei von diesen Bildern befinden sich noch am Orte ihrer Bestimmung. Für die Kirche de los Venerables malte er eine Empfängniß und einen heil. Petrus und für das Hospital eine heil. Jungfrau mit dem Kinde, wie sie an einige fremde Priester Brod vertheilt. Um dieselbe Zeit führte er auch die 28 Gemälde mit Figuren in Lebensgröße aus, welche die Altäre und den unteren Chor des Kapuzinerklosters zu Sevilla zierten, später aber nach Amerika kamen. Beschäftigt mit der Ausführung eines großen Bildes, der Verlobung der heiligen Katharina für den Hauptaltar der Kapuzinerkirche zu Cadix, fiel er vom Gerüste, erkrankte in Folge davon bedeutend und ward dadurch genöthigt, nach Sevilla zurückzukehren, wo er 1682 †. Jenes unvollendet gelassene Gemälde ward von M.'s Schüler, Ofortz, ausgeführt. Durch die Eröffnung einer Malerakademie zu Sevilla (1660), worin zuerst das Studium des Nackten öffentlich gelehrt ward, ward er zwar der Gründer der sevillanischen Schule, hat aber gleichwohl keine eigenthümliche und bleibende Kunstrichtung ins Leben gerufen. Seine Werke bezeichnen die höchste Stufe, welche der Naturalismus erreichen kann, diejenige nämlich, wo die Charakteristik Schönheit geworden ist. Seine besten Werke fallen in die Zeit, wo er zwischen der fast rauhen Manier Ribera's und seiner späteren fast ins Süßliche ausartenden Weichheit die Mitte hielt. Der hohe Werth dieser Gemälde beruht in der Gesichtlichkeit, womit er die starken Gegensätze von Licht und Schatten zu einer Harmonie zu verschmelzen wußte, welche seinen Bildern einen wirklich zauberischen Reiz verleiht, in der treuen Auffassung der Natur, die sich im Kleinen und Zarten nicht weniger, als im Großen und Starken seiner Darstellungen kund gibt. Das Charakteristische in seinen Gestalten wirkt nicht mit hinreißender Gewalt, sondern wird dem Beschauer erst allmählig erkennbar, weshalb sich auch das Entzücken bei längerem Beschauen steigert und die Gestalten in ihrer Bedeutsamkeit immer näher treten und immer sprechender sich hervorheben. Bei vielen seiner Gemälde erfreut uns das Sinnige oder die ausgezeichnete Kunst, womit er in Blick und Miene seiner Gestalten den Gedanken zwar erkennbar werden, aber zugleich ahnen läßt, daß in ihren Seelen noch Vieles unausgesprochen und tief verborgen liege. M.'s Madonnen sind liebenswürdig und schön, aber irdisch; durch einen höhern Zug zeichnet sich die in der leuchtenbergschen Gallerie aus. Idealer sind seine sogen. Empfängnißbilder, in denen ein Ausdruck heiliger Sehnsucht zur Anschauung kommt. Das schönste dieser Art erwarb der Marschall Soult von einem spanischen Kloster dadurch, daß er demselben zwei verrätherische Bettelmönche, die er eben hängen lassen wollte, freigab. In der Versteigerung dieser Soultschen Sammlung 1852 ließ der damalige Präsident Napoleon das Bild für 615,300 Francs für den Louvre ankaufen. Ein anderes berühmtes Bild des Meisters, der vom Engel aus dem Gefängniß befreite Petrus, kam in dieser Auktion nach Rußland. Eine besondere Lieblichkeit haben die Jesusknaben M.'s; der schönste ist im mahler der Museum. Porträts von M. sind selten. Werke von M. sind noch in großer Anzahl vorhanden, wiewohl ihm gewiß viele Bilder zugeschrieben werden, an welchen er keinen Antheil hat. Seine drei tüchtigsten Schüler, Tobar, Meneses und Villavicencio, popirten den Meister sogenaut, daß sie selbst geübte Kunstkenner zu täuschen vermochten. Im Königl. Museum zu Berlin findet sich der heil. Anton von Padua, früher im Alcazar zu Sevilla, eines der schönsten Bilder des Meisters, und das nicht minder vortreffliche Brustbild eines Kardinals, der behaglich in einem prächtigen Lehnstuhle sitzt, indem er die Arme auf den beiden Lehnen ausruhen läßt. Ausgezeichnete Werke M.'s sind: der heilige Franciscus in Entzückung, in der fürstlichen Gallerie zu Buckeburg, und eine sitzende Madonna mit dem Kinde, in der dresdener Gallerie. Die Pinakothek zu München bewahrt mehre der trefflichsten Arbeiten des Meisters: zwei Bettelknaben, von denen der eine eine Traube ißt, der andere eine Melone, und zwei Gassenjungen, welche Würfel spielen,

Digitized by Google

während ein dritter mit einem Hunde ein Stück Brod verzehrt, beide von außerordentlicher poetischer Wirkung; ferner Franciscus, einen Gichtbrüchigen auf offener Straße vor der Kirchthüre heilend. In der leuchtendergschen Sammlung zu München sind: eine liebliche Madonna mit dem Kinde, der Erzengel Raphael mit einem vor ihm knieenden Bischof, der gute Hirte und ein Jesusknabe. Zu Wien befindet sich in der k. k. Gallerie ein schönes kleines Bild, Johannes in der Wüste mit dem Rohrkreuze, das Lamm liebkosend, und ein junger Bettler. Andere sind im Besitz des Fürsten Esterhazy. Mehre Werke M.'s finden sich noch in England in der Gallerie zu Staffordshire (der verlorne Sohn, Maria mit dem Kinde und dem heil. Joseph u. a.), in der Sammlung des Lord Ashburton, in der Grosvenorgallerie (die berühmte große Landschaft mit Laban, aus dem Palaste S. Jago in Madrid), in den Sammlungen Thomas Baring's, Sanderson und anderer Privatleute, in der Gallerie zu Belgrave Court, in der Sammlung zu Warwick-Castle (ein lachender Junge, der auf den Beschauer hinweist), in der Gallerie zu Alton Tower, in Burleighhouse (Diogenes im Begriffe die Trinkschale wegzuwerfen) ꝛc. In Italien finden sich Bilder von M. in der florentinischen Gallerie, im herzogl. Palast zu Modena, in der königl. Gallerie zu Neapel, in den Palästen Braschi, Corsini, Doria Pamfili, Falconieri zu Rom. In Madrid sind in den königl. Sammlungen und Palästen die meisten Bilder M.'s aufbewahrt; das Museo del Prado zählt im Ganzen 46 Gemälde von M., unter welchen eine heil. Familie, eine der schönsten Perlen in der reichen Sammlung, die Himmelfahrt Mariä und die heilige Elisabeth von Ungarn, ein hoch bewundertes Bild, die vortrefflichsten sind, sämmtlich lithographirt in dem Gallerieswerke: „Coleccion litografica de Cuadros del Rey de España ꝛc." (Madr. 1826—35). Die Sammlungen zu Paris besitzen ebenfalls zahlreiche Werke von M., darunter die schönsten aus der soultschen Sammlung. In Petersburg befinden sich zahlreiche Bilder von M., darunter eine Verkündigung und eine Himmelfahrt Mariä, die zu den besten Werken des Meisters gehören. Wie soll auch in Kupfer gestochen haben; man schreibt ihm einen heil. Franciscus in halber Figur zu.

Murillo, spanischer Staatsmann, s. Bravo-Murillo.

Murja, Stadt in der Sahara, im Lande Biru, nordwestlich von Timbuktu, deren Einwohner Handel mit Salz treiben.

Murmelthier (Arctomys Gmel.), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere u. der Familie der Eichhörnchen, charakterisirt durch den schwerfälligen Körper, die meisselförmigen Vorderzähne, die mit Schmelz bedeckten, höckerigen Mahlzähne, die stumpfe, kurze Schnauze, die zweilappig gespaltenen Nasenlöcher, kurzen, bei einigen kaum sichtbaren Ohren, die zusammengedrückten, großen, zum Graben geschickten Krallen u. den kurzen, aber behaarten Schwanz, einsam oder gesellig in Erdhöhlen lebende Thiere, die sich von Pflanzen u. deren Wurzeln nähren, den Winter erstarrt zubringen u. die nördlichen Gegenden oder Hochgebirge beider Welten bewohnen. Das gemeine od. Alpenmurmelthier (A. Marmota Gmel., Mus Marmota L., Munx), mit großen und schwarzen Augen, oben braun-schwärzlichem, unten braunem Pelz und starken, langen, schwarzen Nägeln, ist bis zum Schwanze 1 Fuß 4—6 Zoll, der Schwanz 6 Zoll lang und wohnt auf den hohen Alpen Deutschlands und der Schweiz, unmittelbar unter dem ewigen Schnee und fast immer an der Sonnenseite. Es gräbt sich über 12 Fuß tiefe Höhlen, in welche sich bei eintretender Kälte, gewöhnlich im Oktober, die ganze Familie zurückzieht, um, nachdem sie den Eingang 2—4 Fuß tief mit Steinen und Erde verstopft, darin bis zum April oder Mai ihren Winterschlaf zu halten. In der Gefangenschaft verfällt es in einer warmen Stube in keinen Erstarrungsschlaf, wohl aber in einem Raume, der etwa 5 Grad Wärme hat. Im Herbste ist es sehr fett; im Frühling erwacht es mager. Die M.e leben von Pflanzen, die sie aufrecht sitzend verzehren, bekommen im Juni 2—4 Junge, leben familienweise, sind sehr wachsam und stossen, wenn sie Gefahr ahnen, einen durchdringenden Pfiff aus. Da sie mit den Gemsen gleichen Wohnsitz haben, so werden sie auf der Gemsenjagd sehr lästig. Man kann sie leicht zähmen u. abrichten u. wie Kaninchen füttern, wobei sie gegen 10 Jahr dauern, aber durch Nagen sehr lästig werden. Sie gelten den Alpenbewohnern als Leckerbissen und werden daher, wenn sie eben den Winterschlaf begonnen haben, häufig ausgegraben. Ihr Fett (Axungia muris alpini) wird auf den Alpen innerlich u. äußerlich häufig als Arznei gebraucht. Man brüht die ganzen Thiere in kochendem Wasser, schabt die Haare ab u. braten sie wie Spanferkel; auch wird das Fleisch eingesalzen u. geräuchert. Der Pelz gibt Handschuhe. Der Bobak (A. Bobac Schreb., Mus Arctomys Pall.) ist oben graugelb, mit braunen Haaren gemischt, gegen den Kopf hin und unten roströthlich, an Kehle, Bauch und Füßen gelbbräunlich, mit dem Schwanz 16—22 Zoll lang, von Polen bis nach Kamtschatka verbreitet u. bewohnt niedere Gebirge und Hügel. Der Monax (A. Monax Harl., Mus Monax L.), auf den obern Theilen schmutzig grauröthlich, an den Unterschenkeln blaß rostroth, am Bauch und Schwanz schwarzbraun, an Stirne und Nacken roströthlich, 1 Fuß 5 Zoll lang, bewohnt Pennsylvanien, Maryland und die Bahamainseln. Das Kanadische M. (A. Empetra Gmel., Mus Empetra Pall.) ist auf den obern Theilen rostroth, schwärzlich gewellt, an den Seiten des Körpers u. an allen untern Theilen lebhaft kastanienbraunroth, 12—15 Zoll lang und bewohnt Canada, die Hudsonsbai und andere nördliche Gegenden. Sein Fleisch gilt den Indianern in der Zeit, wo es fett ist, für ein vorzügliches Gericht. Das Hundsmurmelthier (A. ludovicianus Cuv.), in Nordamerika Prairiehund genannt, weil sein Ruf dem Bellen eines jungen Hundes ähnlich ist, ist oben röthlichbraun, grau u. schwarz gemischt, am Bauch schmutzig weiß, ohne den 3½ Zoll langen Schwanz 16 Zoll lang u. bewohnt die Ebenen am Missouri u. Mississippi. Diese merkwürdigen Thiere bauen sich ihre Höhlen in den höher liegenden Gegenden und sind nur auf gewisse Plätze beschränkt, die man Wiesenhundgärten nennt u. von denen manche nur einige Mor-

gen andere mehre englische Meilen groß sind. In jedem Bau wohnen 7—8 Stück.

Murner, Thomas, deutscher Satyriker und Gegner der Reformation, war den 24. December 1475 zu Strasburg geboren, wo er sehr jung in den Franciskanerorden trat. Um sich zum künftigen Lehrer auszubilden, besuchte er die Universitäten Paris, Freiburg, Köln, Rostock, Prag, Wien u. Krakau, an mehren derselben zugleich Vorlesungen haltend. Als Schriftsteller trat er zuerst mit dem „Tractatus de plutonico contractu" (Freib. 1499) auf, worin er berichtet, wie er als Knabe von einer Hexe lahm gemacht und wieder geheilt worden sey, dem er eine „invectiva contra astrologos" (Strasburg 1499) folgen ließ, gerichtet gegen eine astrologische Prophezeiung, nach welcher Kaiser Maximilian im eben ausgebrochenen Schweizerkriege seinen Untergang finden sollte. Wegen seiner gegen Wimpfeling gerichteten Schmähschrift „Nova Germania" (Strasburg 1502) aus Strasburg verwiesen, führte er mehre Jahre lang ein ziemlich unstätes Leben. Eine Zeit lang predigte er in Frankfurt, bis er wegen seiner Einmischung in den Streit der Dominikaner und Franciskaner über die Heiligkeit der Maria vertrieben wurde. Im J. 1506 zu Worms vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt, lehrte er abwechselnd in Freiburg und Strasburg, 1508 auf kurze Zeit als Lesemeister in Bern, dann wieder in Freiburg, von wo er, wie bald darauf aus Trier, wegen seiner groben und anzüglichen Predigten entweichen mußte. Nun ging er nach Italien, verweilte einige Zeit in Bologna und hatte eben in Venedig eine Schule gegründet, als strasburger Kaufleute ihn erkannten u. seinen Ruf so stark erschütterten, daß er für nöthig fand, die Stadt zu verlassen. In diesen Zeitraum fallen seine mnemotechnische Anweisung zur Logik: „Chartiludium logice, s. logica memorativa" (Krakau 1507, Strasburg 1509) u. eine ähnliche zur lateinischen Prosodik: „Ludus studentum Fribergensium" (1511), ein Schriftchen unter dem Titel: „Arma patientie contra omnes seculi adversarios" (1511) und eine Uebersetzung einiger hebräischen Gebete und Traktate. Endlich fand M. ein Asyl in Basel, wo er juristische Vorlesungen hielt und seine, theilweise wohl schon früher abgefaßten deutschen Satyren veröffentlichte. Es erschienen die „Narrenbeschwörung" (Strasburg 1512, Eberfeld 1518, umgearbeitet von G. Witram, Strasburg 1556 und öft.), eine Nachahmung von Seb. Brants „Narrenschiff"; „Der Schelmen Zunft" (Frankfurt 1512 und öft., herausgegeben von Waldau, Halle 1688, lateinisch von J. Flitner unter dem Titel „Nebulo Nebulonum"); „Die geistliche Badenfahrt" (Strasburg 1514), worin die christliche Besserung mit einem Bade verglichen wird; „Die Mühle von Schwindelsheim" (das. 1515), gegen verschiedene Fehler und Thorheiten gerichtet, und die „Gäuchmode zu straff allen weibischen Männern" (Basel 1519). In allen diesen Satyren übertrifft M. sein Vorbild Brant an derbem, kräftigem Witz und humoristischer Laune, steht ihm aber weit nach an Form und sittlicher Reinheit. Dazwischen fallen eine Uebersetzung Virgils (Strasburg 1515), eine mnemotechnische Anweisung zum Einprägen der Institutionen („Chartiludium institute", das. 1518) und eine Uebersetzung der Institutionen selbst (Basel 1519). Auch die zu Strasburg 1519 erschienene hochdeutsche Bearbeitung des Eulenspiegels wird ihm zugeschrieben. Seit 1519 lehrte und lehrte M. wieder zu Strasburg in seinem Kloster. Luthers Schrift „De captivitate babylonica" übersetzte er ins Deutsche und erließ, mit Anerkennung der Wahrheit in ihr „Eyn christliche und brüderliche Ermanung" (1520) an Luther, sich wieder mit „gemeiner Christenheit" zu vereinigen. Als aber der von ihm erwartete Erfolg ausblieb und die Gegner, namentlich Matth. Gutdins, mit nicht sehr zarten Schriften antworteten, erbitzte sich M.s Streitlust, und er ließ eine Reihe der heftigsten Schriften erscheinen, worunter das Gedicht: „Von dem großen lutherischen Narrn, wie ihn Dr. M. beschworen hat" (Zürich 1522, neu herausgegeben von H. Kurz, das. 1848) am bedeutendsten. An dem Streite des Königs Heinrich VIII. von England mit Luther nahm er nicht bloß durch Uebersetzung von des ersteren Schrift „Von den sieben Sakramenten" Theil, sondern vertheidigte den König auch in einer eigenen Schrift: „Ob der König v. England ein lügner seo oder der Luther" (Strasburg 1522). Er ging darauf 1523 zu Folge einer Einladung Heinrichs III. auf kurze Zeit nach England. Nach seiner Rückkehr gerieth er mit dem strasburger Rathe, der seine letzten Schriften hatte verbrennen lassen und ihm die Fortsetzung seines Federkriegs gegen die Reformation verbot, in heftigen Zwist und stellte selbst eine Presse auf, ward aber in einem Volkstumult, wobei sein Haus und seine Presse zerstört wurden, zur Flucht gezwungen. In traurigem Aufzuge kam er nach Luzern, wo er freundlich aufgenommen wurde und eine Pfarrstelle und eine Professur erhielt. Er wohnte dem Religionsgespräch zu Baden im Aargau (1526) bei, erregte aber durch mehre Schmähschriften gegen die protestantischen Kantone, z. B. „Der Lutherischen Evangelischen Kirchendieb und Kezer Calender" (1527) solchen Anstoß, daß er die Schweiz 1529 verlassen mußte. Er soll um 1536 in Heidelberg gestorben seyn. Vergl. G. E. Waldau, Nachrichten von M.s Leben u. Schriften, Nürnberg 1775; u. Strobel, Beiträge zur deutschen Literatur und Literaturgeschichte, Leipz. 1827; Jung, Beiträge zur Geschichte der Reformation, Strasburg und Leipzig 1830.

Muro, Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, südwestlich von Melfi, ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, 7 Kirchen, ein Schloß und 2010 (5000) Einw.

Murom, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wladimir, an der Oka und Muromka, frühere Hauptstadt russischer Fürsten, hat einen Kreml, eine Kathedrale und mehre andere Kirchen, Seife- und Lederfabriken, Handel und 7000 Einw.

Muroniten, s. v. a. Eölestiner.

Murphy, 1) Arthur, irischer Dramendichter, geb. den 27. December 1727 zu Elphin, erhielt seine Erziehung zu St. Omer in einem französischen Seminar und kam darauf nach London, um die Handlung zu erlernen, wurde aber

Digitized by Google

durch Garricks Spiel veranlaßt, sich der Bühne zuzuwenden. Er trat 1752 zum ersten Male auf, gefiel aber nicht und gab daher die theatralische Laufbahn auf, um sich mit Schriftstellerei zu beschäftigen. Sein Freund Johnson verschaffte ihm einen Antheil an der Zeitschrift „The Gray's-Inn Journal", und die Heftigkeit, womit er in öffentlichen Blättern den unglücklichen Admiral Byng angriff, erwarb ihm die Freundschaft des Lords Holland, der ihm nach großen Schwierigkeiten 1775 die Aufnahme in den Advokatenstand verschaffte. Aber auch als solcher machte er kein Glück, worauf er für das Theater schrieb und namentlich ausländische Stücke für die englische Bühne bearbeitete. Unter seinen eigenen Stücken, von denen die meisten das englische Familienleben schildern, haben sich nur das Trauerspiel „The grecian daughter" (1772) und das Lustspiel „The way to keep him" (1786) auf der Bühne erhalten. Unter seinen übrigen Arbeiten ist am verdienstvollsten sein „Essay on the life and genius of S. Johnson" (London 1792), weniger die Uebersetzung des Tacitus (London 1793). Eine Biographie Garricks gehört mit zu seinen letzten Arbeiten. Er † den 18. Juni 1805 zu London. Eine Ausgabe seiner Werke (London 1786, 7 Bde.) hatte er selbst besorgt.

2) James Cavanah, britischer Zeichner und Architekt, hat sich besonders durch die von ihm herausgegebenen Prachtwerke bekannt gemacht, zu denen er auf mühevollen Reisen den Stoff sammelte. Das bedeutendste ist das über die maurischen Alterthümer in Spanien: „Arabian Antiquities of Spain" (London 1816, 100 von den ersten Künstlern nach M.s Zeichnungen gestochene Blätter). Die Einleitung dazu bildet: „The history of the mahometan empire in Spain etc." (London 1816).

Murr, Fluß im würtembergischen Neckarkreis, entspringt hinter dem Städtchen Murrhardt auf dem Weißheimerwalde, nimmt rechts die Lauter und die Bottwar, links den Winnendenbach auf und ergießt sich nach 10stündigem Laufe unterhalb Marbach in den Neckar. Das Murrthal, in welchem eine Menge Mühlen liegen, hat anfangs den Charakter eines wilden Schwarzwaldthales, wird aber gegen seine Mündung hin immer milder und freundlicher und ist zuletzt mit Reben bewachsen, die vortrefflichen Wein liefern.

Murray (Moray), schottische Grafschaft, s. Elgin.

Murray, 1) der größte Strom in Neuholland, entsteht aus der Verbindung der 3 Flüsse Hume, Doens und Goulburn, die aus der hohen Gebirgskette Warragong, der höchsten im südlichen Australien, entspringen, fließt im Ganzen nach Westen, bildet die Grenze zwischen Neusüdwales und Australia Felix, tritt in das Gebiet von Südaustralien, wendet sich hier gegen Süden, fließt bei Wellington in den Leichten, mit dem Meere an der Südküste in Verbindung stehenden, etwa 10—12 Meilen langen und 6—8 Meilen breiten Victoriasee oder Alexandrinensumpf und aus diesem in die Encounter-Bai, in der Nähe des Kap Jervis in Flindersland. Man schlägt seine Länge auf 220 M., sein Gebiet auf 22,000 □Meilen an. Dennoch ist er ein unbedeutender Strom, da er eine verhältnißmäßig geringe Breite und Tiefe und eine schmale, versandete Mündung hat. Zur Regenzeit überschwemmt er seine Uferlandschaften und bildet mehre Sümpfe und Lagunen. Unter seinen zahlreichen Nebenflüssen sind der Morrumbidgi, der sich mit dem Lachlan vereinigt, und der Karanja oder Darling, der aus dem fernen Nordosten kommt, die bedeutendsten. Von der Mündung des Darling an ist der M. ununterbrochen schiffbar.

2) Inselgruppe in der Torresstraße, welche Neuholland von Neuguinea trennt, hat viele Kokosnußbäume und einzelne kleine Stellen angebauten Bodens. Uebrigens scheinen die Inselbewohner keine Art von Getreide zu bauen; auch wurde man außer Hunden kein anderes Thier gewahr.

Murray, 1) James Stuart, Graf von, Regent von Schottland während der Gefangenschaft der Maria Stuart, war ein natürlicher Sohn Jakobs V. von Schottland mit Margarethe, der Tochter des Lord Erskine, 1531 geboren, und erhielt in frühester Jugend das Priorat von St. Andrews. Er war von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt, wurde aber nach dessen Tode von seiner Mutter nach dem Schlosse Lochleven mitgenommen und von dieser in ehrgeizige Pläne gezogen. Als er seine Halbschwester, die 6jährige Königin, nach Frankreich begleitete, wußte er sich in deren Vertrauen einzuschmeicheln, trat aber nach seiner Rückkehr zur protestantischen Partei über und wußte durch den Einfluß, den er erlangte, heimlich die englische Politik zu unterstützen, während er das gute Einvernehmen mit Frankreich äußerlich zu bewahren wußte. Um seine Absichten auf die Krone zu erreichen, verband er sich später offen mit Elisabeth von England und benutzte die kirchlichen Zerwürfnisse, die er bis auf die Spitze trieb, für seine Pläne. Dennoch suchte Maria Stuart, als sie 1561 in ihr Erbreich zurückkehrte, M. für sich zu gewinnen, indem sie ihn legitimirte und zur Grafenwürde erhob; allein er zeigte sich schroff und rauh, spann allerlei Intrigen und Ränke und widersetzte sich der Vermählung Darnley's mit seiner Halbschwester auf das Entschiedenste. Dann aber reizte er Darnley zur Ermordung des Sängers Rizzio. Um dem Zorn seiner Schwester zu entgehen, hielt sich M. eine Zeit lang in Frankreich auf, kehrte aber bald zurück und trat nach dem Tode Darnley's, an dessen Ermordung er sich sogar betheiligt haben soll, mit einer Anklage gegen seine Schwester und Bothwell hervor. Im Mai 1567 stellte er sich an die Spitze des zum Sturze des Reichs verbündeten Adels und nahm die Königin am 15. Juni bei Carberry ohne Widerstand gefangen. Während er dieselbe auf dem Schlosse seiner Mutter zur Abdankung zwang, ließ er sich von den protestantischen Baronen die Regentschaft für den jungen Jakob VI. übertragen und verfolgte mit großer Härte die katholischen Anhänger der Königin. Als er die Flucht der Maria Stuart erfuhr, eilte er mit 6000 M. herbei, zerstreute ihren Anhang am 15. Mai 1568 zu Langside und nöthigte die Königin, in England Schutz zu suchen. Von Elisabeth gewonnen, eröffnete M. darauf in Edinburg eine Untersuchung über

die Ermordung Darnley's und die Theilnahme seiner Schwester an derselben und reiste selbst, um diese zu betreiben, nach England. Er ward jedoch schon am 23. Jan. 1569 von der Hand eines Edelmanns Hamilton zu Linlithgow aus Privat- und Parteihaß ermordet. Von seinem großen Vermögen, das er zusammengeraubt hatte, verblieb seinen beiden Töchtern nicht viel; es war von seinen politischen Projekten größtentheils verzehrt worden.

3) Sir George, britischer General, der jüngere Sohn eines schottischen altadeligen Hauses, war am 6. Febr. 1774 auf dem Familiensitze in Perthshire geboren und trat bereits 1789 als Fähnrich in die britische Armee. Er zeichnete sich zuerst im Feldzuge von 1793 in den Niederlanden aus und wohnte 1801 der Expedition gegen die Franzosen in Aegypten bei, kämpfte darauf gegen denselben Feind in Westindien und nahm 1807 an der Expedition unter dem Admiral Gambier und dem General Catheart gegen Dänemark Theil. Darauf dem Generalstab in Schweden zugewiesen, zeigte er so viel Gewandtheit und Umsicht, daß ihn Wellington bei der Landung in Portugal 1810 zum Chef seines Generalstabes ernannte. Als solcher betheiligte er sich bei allen Ereignissen und Kämpfen auf der pyrenäischen Halbinsel und ward 1812 Generalmajor. Nach dem Abschluß des Friedens ward er als Generalstabschef nach Nordamerika gesendet und erhielt, nachdem auch hier der Friede zurückgekehrt war, das Kommando über die britischen Streitkräfte in Canada. Später ward er als Oberbefehlshaber nach Irland versetzt, 1828 aber von Wellington zum Staatssekretär der Kolonien ernannt. M. bewies in dieser Stellung der Politik seines ehemaligen Obergenerals eine militärische Subordination, und trat daher im Nov. 1830 mit dem Toryministerium ab. Im Unterhause zu den torystischen Opposition sich haltend, übernahm er bei den Debatten über die Reformbill die Rolle eines Unglückspropheten. Als im Nov. 1834 Robert Peel von Wilhelm IV. mit der Bildung eines Toryministeriums beauftragt ward, erhielt M. die Stelle eines Feldzeugmeisters der Artillerie, die er aber im April 1835 mit dem Rücktritt der Minister wieder niederlegen mußte. Als Peel im Aug. 1841 von Neuem an die Spitze eines Toryministeriums trat, nahm M. nochmals in der Eigenschaft eines Generalfeldzeugmeisters an dessen Verwaltung Theil, legte aber im Jan. 1846 mit gleichgesinnten Parteigenossen seine Stelle nieder, weil er mit der Politik des Premierministers hinsichtlich der Schutzzölle nicht übereinstimmte. Er † zu London den 28. Juli 1846. Um die Kriegsgeschichte erward er sich durch die Herausgabe der Depeschen des Herzogs von Marlborough (London 1845—46, 5 Bde.) Verdienst.

3) John, der Koryphäe des londoner Buchhandels, war am 22. Nov. 1778 zu London geboren. Früh verwaist, setzte er das buchhändlerische Geschäft seines Vaters, anfangs in Verbindung mit einem gewissen Highley, dann seit 1803 allein fort, und zwar auf eine Weise, die ihn bald an die Spitze der londoner Verlagsbuchhändler stellte. Des ältern D'Israeli's: „Curiosities of Literature“ und Strutts historischer Roman: „Queen-Hoo Hall“ gehörten zu den ersten der von ihm herausgegebenen Werke. Seit 1809 erschien in seinem Verlage die jetzt so einflußreiche torystische Zeitschrift: „The quarterly Review“ und 1811 der erste Theil des „Childe Harold“ von Byron, der mit M. stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen blieb. Die von M. gezahlten Honorare sind fürstlich zu nennen. Fast mit allen literarischen Notabilitäten seiner Zeit war er befreundet; Männer, wie Moore, Campbell, Southey, Hallam, Washington Irving, kamen an seinen gastfreien Tafel zusammen, und er war es, der Scott und Byron zuerst miteinander bekannt machte. Er † am 27. Juni 1843 und hinterließ einen einzigen Sohn, den durch seine „Continental Handbooks“ bekannten John M., den Jüngeren, der das Geschäft mit bestem Erfolg fortsetzt.

Murraya, Pflanzengattung aus der Familie der Aurantiaceen, kleine Bäume in Ostindien. M. exotica L. hat abwechselnde, gestielte, unpaarige, gefiederte Blätter und weiße, zierliche, wohlriechende Blumen in Enddoldentrauben. Man pflanzt diese Bäumchen in setze, mit ¼ Sand gemischte Dammerde, durchwintert sie bei 6—8° Wärme, stellt sie in der wärmsten Sommerzeit ins Freie u. vermehrt sie durch Stecklinge unter einer Glocke u. in einem Warmbeete. M. sumatrana *Wight et Arn.* ist ein großer Strauch auf den Inseln des indischen Oceans. In der Heimath werden die Rinde, sowie die scharfsgewürzhaften Blätter, gegen Asthma und äußerlich bei Lähmungen angewendet. Das Holz gleicht dem Buchsbaumholze und wird wie dieses benutzt.

Murrhardt, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Backnang, an der Murr, in einem tiefen, von waldigen Anhöhen begrenzten Wiesenthale, hat eine lateinische Schule und 3000 (mit den dazu gehörigen 41 Weilern und Höfen 5000) Einwohner, die neben Viehzucht und Ackerbau viele Gewerbe und Handel mit Holz u. Holzwaaren treiben. In der Nähe findet man Steinkohlen, doch in geringer Ausbeute; auch eine um 1790 entdeckte Salzquelle ist zu unbedeutend, um benutzt werden zu können. Nahe bei der Stadt liegt die ehemalige Benediktinerabtei, ein großes, massives, aber düsteres Gebäude, dessen Kirche in schönem gothischem Style erbaut ist und zur Stadtkirche dient. Wie viele Ausgrabungen bewiesen, stand hier ein römisches Kastell; auch führte der römische Grenzwall (Teufelsmauer) hier vorbei, und der Kriegstribun Severus Julius ließ hier einen dem Mithras geweihten Tempel wieder herstellen. Zum ersten Male kommt der Name Murrhard in einer Urkunde von 791 vor, wo König Pipin das Klösterlein hier dem Bisthum Würzburg schenkte. Im J. 1534 wurde das Kloster durch Herzog Ulrich reformirt und erhielt 1552 zuerst einen evangelischen Abt. Im J. 1642 plünderten die Franzosen Kloster und Stadt.

Murrhina vasa (murrhinische Gefäße), im Alterthum eine Art kostbarer Gefäße, deren zuerst Pompejus 61 n. Chr. aus dem Schatze des Königs Mithridates nach Rom gebracht haben soll, wo sie später als Luxusartikel in den

Digitized by Google

Häusern der Reichen eine große Rolle spielten. Ueber die eigentliche Beschaffenheit ihrer Masse ist nichts Näheres bekannt; nach Böttiger u. A. bestanden sie aus glasartigem Porzellan, einer Nachahmung des alten chinesischen Porzellans, nach Rozieres aus Flußspath. Plinius bezeichnet als die herrschenden Farben die purpurrothe und die weiße, welche gewöhnlich durch einen dritten, die Farben vermittelnden Streifen getrennt waren.

Murroo, ansehnlicher Küstenfluß, an der Südgrenze der neuholländischen Provinz St. Vincent, mündet in die gleichnamige Bai an der Ostküste, südlich von der Batemonbai.

Mursa (Mursia), bedeutende Stadt in Pannonia inferior, Sitz des Statthalters von Unterpannonien, am Dravus. Bei ihr schlug Constantius den Maxentius, und Konstantin errichtete in ihr 335 ein Bisthum; jetzt Eszeck.

Murschidé, bei den Tschekresien Religionslehrer von höherer Geistesgabe, die junge Leute um sich sammeln, deren Lehrer sie werden. Sie haben in der neuesten Zeit durch Fanatisirung der Stämme sich zu politischen Führern gemacht. Schamyl selbst ist ein Murschid, wie es seine beiden Vorgänger Khasi Mullah und Hamsad Bey waren.

Murten (franz. Morat, latein. Muratum), Stadt im schweizerischen Kanton Freiburg, an dem durch die Broye mit dem Neuenburgersee verbundenen, 2 Stunden langen und 1 Stunde breiten Murtensee, 6 Stunden von Bern, hat ein altes Schloß, 3 Kirchen, ein Hospital, Handel und 1600 Einwohner. Schon die Römer hatten hier eine Niederlassung, und in den Akten einer 516 zu Epona (in Wallis) gehaltenen Kirchenversammlung kommt M. als Curtis Muratum vor. In den Chroniken des 11. Jahrhunderts wird das Castrum Murtena erwähnt. Im J. 1034 belagerte Kaiser Konrad im Winter auf seinem Zuge gegen Graf Otto von Champagne die Stadt vergeblich. Berühmt wurde M. durch die Belagerung und die am 22. Juni 1476 in seiner Nähe erfolgte Schlacht der Eidgenossen gegen Karl den Kühnen von Burgund (s. Schweiz). Am 3. März 1798 besetzten die französischen Truppen M., wobei das errichtete Beinhaus für die gesammelten Knochen zerstört wurde. An seiner Stelle ließ die Republik 1822 einen 63 Fuß hohen und 6¼ Fuß breiten, auf 3 Stufen stehenden marmornen Obelisk errichten.

Murucuia, Pflanzengattung aus der Familie der Passifloreen, gefärbte, 10theilige, passionsblumenartige Kletterpflanzen mit drüsenlosen Blattstielen und schönen Blüthen, auf den Antillen, mit der bekanntesten Art: M. ocellata Pers., mit 2lappigen, 3rippigen, stumpfen, stachelspitzigen, unten augenfleckigen, unten drüsigen, glatten Blättern, schmalen u. sehr schön mennigscharlachrothen Blumen. Man pflanzt sie in sandgemischte, gute Laub- oder andere nahrhafte, lockere Erde, unterhält sie bei 10—15° Wärme im Warmhause, den Fenstern möglichst nahe, und gibt bei warmer Sommerwitterung reichlich Wasser und Luft, wie auch etwas Schatten gegen heiße Sonnenstrahlen. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge unter einer Glocke im Warmbeete. Das Gewächs muß an einer Wand, an Pfeilern oder an einem Geländer, im Rothhalle an einem Stabe emporgeleitet werden. Nach künstlicher Befruchtung setzt es Samen an.

Muruzi, angesehene Fanariotenfamilie. Der Stammvater derselben war Panajottis, der seit 1666 das Amt eines Pfortendollmetschers bekleidete. Konstantin M. war Hospodar der Moldau, ward 1806 abgesetzt, 1812 durch russischen Einfluß wieder restituirt, aber in demselben Jahre noch ermordet. Dimitrios M., ein Mann von großer Vaterlandsliebe und politischer Wirksamkeit, der z. B. die Kuhpockenimpfung in Griechenland einführte und sich um die bessere Stellung des griechischen Handelsstandes in der Türkei sehr verdient machte, war 1812 als Dragoman der Pforte bei den Friedensunterhandlungen in Bukarest und ward nach seiner Rückkehr, als der Hinneigung zu Rußland verdächtig, hingerichtet. Gleiches Schicksal hatte sein Bruder Panajottis in Konstantinopel, wie auch später sein Neffe Konstantin M., Pfortendollmetscher, u. Nikolaus M., Dragoman des Ursenals.

Murviedro, Stadt in der spanischen Provinz Valencia, nördlich von Valencia, am Küstenflüßchen Palancia, eine Stunde vom Meer, ist reich an römischen Ruinen und Alterthümern. Das weitläufige Kastell besteht zum Theil noch aus römischen Festungswerken. Am Südabhange des zum Theil mit undurchdringlichem Gebüsch von Kaktus oder der sogenannten Wundfeige bedeckten Kastellberges, nach der Stadt zu, befinden sich die Ruinen des noch ziemlich wohl erhaltenen Theaters von Saguntum, von dessen obersten Sitzreihen man eine unbeschreiblich schöne Aussicht genießt. Andere römische Alterthümer sind die Ueberreste eines Dianen- und Bacchustempels. Die jetzigen Bewohner (7000 Seelen) treiben den Weinbau und Handel mit Wein und Branntwein. In der Nähe liegt das schöne und reiche Karthäuserkloster Porta Cali, dessen Sakristei und in dessen Nähe eine prächtige Wasserleitung ist. Der Name der Stadt soll von Muri veteres herstammen, weil sie auf den Ruinen des alten Saguntum erbaut worden. M. ergab sich am 26. Okt. 1811 nach langer Vertheidigung u. nach mehren Stürmen den Franzosen.

Murzuk, Hauptstadt von Fezzan, mit Mauern umgeben, hat ein Schloß, ein Kastell, enge Straßen, viele Moscheen, bedeutenden Handel an den Karawanenstraßen zwischen Tripolis, Aegypten, Bornu, Haussa und 3000 Einw.

Mus, s. Extrakte.

Musa, Pflanzengattung, s. Pisang.

Musäus (d. i. Musenjünger), 1) altheidnischer Sänger, Seher und Priester, der Sage nach ein Sohn des Eumolpus von der Selene, nach Andern ein Nachkomme und Schüler des Linus oder Orpheus, nach Andern Vorschrift er die gottesdienstlichen Gebräuche in Griechenland eingeführt haben soll, wird von den Alten als der Verfasser mehrer Dichtungen genannt. Zu diesen Dichtungen gehören zunächst Reinigungs- und Weiheliester, Heilmittel gegen Krankheiten, ferner eine Titanomachie, Theogonie und Hymnen, insbesondere aber die Weissagungen, welche mehrfach von den Alten erwähnt werden, auch noch

in späterer Zeit in Umlauf waren, unter den Pisistratiden gesammelt und durch Onomacritus in eine gewisse Ordnung gebracht wurden. Schon Pausanias hält die unter des M. Namen aufgeführten Gedichte für Werke des Onomacritus und glaubt, daß nichts dem M. mit Sicherheit beigelegt werden könne, außer dem von demselben für die Eykomiden verfertigten Hymnus auf die Demeter, einem offenbar auf die eleusinischen Weihen bezüglichen Gedicht.

2) M., Grammatiker, der wahrscheinlich zu Ende des 5. oder zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. lebte, ist Verfasser eines Gedichts von 340 Hexametern, welches die Sage von Hero u. Leander zum Gegenstand hat. Dasselbe gehört zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der späteren griechischen Poesie und wurde zuerst abgedruckt von Aldus (Venedig 1494); spätere Ausgaben sind die von Henr. Stephanus (Paris 1566), von K. Barth (Amberg 1608), am besten von Schrader (Leuward. 1791), verbesserter Abdruck von Schäfer, Leipz. 1825), Heinrich (Hannover 1793), Fr. Passow, mit einer trefflichen deutschen Uebersetzung (Leipz. 1810), und Möbius (Halle 1814). Es wurde in fast alle Sprachen, ins Deutsche auch von Borberg in „Hellas und Rom" (Bd. 1, Stuttgart 1842) übersetzt.

Musäus, Johann Karl August, deutscher Schriftsteller, zu Jena 1735 geboren, studirte daselbst Theologie, lebte dann in Eisenach als Predigtamtskandidat und sollte eine Landpfarre erhalten, als sich die Bauern seiner Einführung widersetzten, weil er einmal getanzt habe. Er wurde darauf 1763 Pagenhofmeister in Weimar und 1770 Professor am dasigen Gymnasium. M. † am 28. Okt. 1787. Ein einfaches, aber schönes Denkmal wurde von einem Unbekannten auf seinem Grabe errichtet. Seine Schriftstellerei ging aus dem Gegensatze gegen die überspannten Richtungen seiner Zeit hervor, seine Gutmüthigkeit gestattete ihm aber nicht, denselben mit einer tiefer einschneidenden Polemik entgegen zu treten. Im „Grandison der Zweite" (2 Bde., Eisenach 1760—62), ganz umgearbeitet als „Der deutsche Grandison" (2 Bde., das. 1781—82), bekämpfte er die übertriebene Verehrung des „Grandison" von Richardson. Nach einem langen Zwischenraume erschienen seine „Physiognomischen Reisen" (4 Hefte, Altenburg 1778—79), welche der von Lavater angeregten Liebhaberbeschäftigung entgegenarbeiten sollten. Durch den Beifall, den letztere fanden, wurde er zur Herausgabe seiner „Volksmärchen der Deutschen" veranlaßt (5 Bde., Gotha 1782 fg. und öft.; illustrirte Prachtausgabe, Leipz. 1843). Obgleich M. sie sorgfältig dem Volksmunde entlehnte, traf er doch nicht immer den nativen Märchenton, indem er durch die hineinverarbeiteten Streiflichter der Satyre, durch satirische Seitenhiebe die damals noch herrschende sentimentale Richtung in ihrer Lächerlichkeit darzustellen suchte. Nichts desto weniger sind dieselben mit Recht ein stets beliebtes Buch geblieben. Mehr betrachtend als erzählend sind „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier" (Winterthur 1785). Eine neue Reihe von Erzählungen ließ er unter dem Namen Schellenberg und unter dem Titel „Straußfedern" (Bd. 1, Berl. 1787) erscheinen, an deren Fortsetzung ihn der Tod verhinderte. Nach seinem Tode erschienen seine „Moralische Kinderklapper" (Gotha 1788; neue Aufl. 1794) und von Kotzebue, seinem Verwandten, herausgegeben seine „Nachgelassenen Schriften" mit Nachrichten über sein Leben (Lpz. 1791). M. beherrscht die Sprache mit großer Leichtigkeit und weiß seine Stoffe eben so belehrend als unterhaltend zu behandeln. Eine heitere Laune, harmlose Satyre, gefälliger und ungekünstelter Witz, eine oft bis zur possirlichen Behaglichkeit gesteigerte Munterkeit, treuherzige Offenheit und deutscher Biedersinn spiegeln sich in allen seinen Werken ab.

Musagetes, d. i. Musenführer, Beiname des Apollo, als des Vorstehers und Lehrers der Musen, dann auch des Hercules, als des Beschützers derselben, sowie des Dionysus; in neuerer Zeit Ehrenname solcher Männer, die sich als Freunde und Beförderer der Künste und Wissenschaften bewährt haben.

Muscari (**Muskathyacinthe**, **Traubenhyacinthe**), Pflanzengattung aus der Familie der Asphodelern, niedrige Zwiebelgewächse in Mittel- und Südeuropa und in Mittel-Westasien, mit kleinen Zwiebeln, schmalen Blättern und dichttraubigen, zierlichen Blumen auf nacktem Schaft, alle ausdauernd, lieben einen lockeren, fetten, nicht zu nassen Sandboden und werden nach Verhältniß der Zwiebelgröße 2—4 Zoll weit, 4 Zoll tief, entweder reihenweise oder truppweise verpflanzt. Alle 3—4 Jahre kann man sie wie die übrigen Zwiebelgewächse umpflanzen. Sie können auch zur Einfassung der Frühlingsblumenbeete benutzt werden.

Muscheln, s. v. a. Faluns (s. d.) u. Muschelkruppe (s. d.).

Muschelgrus (**Meermuschelgrus**), alluviale Ablagerungen bald gut erhaltener, bald zertrümmerter Schalen von noch gegenwärtig in benachbarten Meeren lebenden Muscheln, die entweder ganz aus Muscheln bestehen oder mit Sand gemengt und zu Muschelsandstein oder Muschelkonglomerat oder Muschelbreccie verbunden sind.

Muschelkalkformation (**abyssische Muschelformation** oder **Konchylienkalk**, **Jenaformation**, auch schlechthin **Muschelkalk**), das mittlere Glied der Triasgruppe oder des Muschelkalkgebirges, welches, auf der Formation des bunten Sandsteins liegend und von der Keuperformation bedeckt, eine Mächtigkeit von 100—1200 Fuß erreicht. Das Hauptgestein der ganzen Formation bildet der Muschelkalk, so benannt wegen seines oft unermeßlichen Reichthums an versteinerten Muscheln, die nicht selten ganze Bänke des Gesteins allein zusammensetzen, während andererseits auf weiteren Erstreckungen die Schichten fast ganz versteinerungsleer sind. Untergeordnet erscheinen Mergel, bald dünnschichtig, bald mächtige Massen bildend, in denen Lagen bituminösen Kalkes (Stinkkalk) sich finden, Anhydrit nicht selten salzig od. von Salztrümmern durchzogen, immer von dunkelgrauem Thon begleitet, der bald mehr, bald weniger salzig ist und Salzthon genannt wird oder als Hallerde ein treffliches

Digitized by Google

Düngmittel abgibt, Gyps, Steinsalz, das in Süddeutschland dem Muschelkalke angehört, dagegen in Norddeutschland demselben fehlt und erst in tieferen Schichten (bunter Sandstein) sich findet, und sehr ansehnliche Erzbildungen, namentlich Blei-, Galmei- und Eisensteinlager. Die Schichtenfolge der M. ist für das nordwestliche Deutschland typisch ermittelt worden durch Strombeck. In der oberen Abtheilung erscheinen dünne (1—4 Zoll mächtige) Schichten abwechselnd von kompaktem Muschelkalk von rauchgrauer oder gelblicher Farbe und gelblichgrünem Thon oder thonigem Mergel; in der mittleren Abtheilung, 140—150 Fuß mächtig, eigentlicher Trochitenkalk (Entrochitenkalk), oolithischer Kalk, dünne Schichten von kompaktem Kalk und Thon, dolomitische Mergel und Dolomite; in der unteren Abtheilung, 250—260 Fuß mächtig, Wellenkalk mit vielen wurmartigen Konkretionen, Schaumkalk in mächtigen Bänken, die durch Wellenkalk und Uebergänge von Schaumkalk in dichten Kalkstein getrennt sind, und abermals Wellenkalk mit vielen wurmförmigen Konkretionen. Der paläontologische Charakter der M. ist ausgezeichnet in Bezug auf die Flora durch fast gänzlichen Mangel an Pflanzenresten, in Bezug auf die Fauna durch ausschließlich marine Formen, meist Muscheln in wenig Arten, aber desto mehr Individuen. Zoophyten fehlen fast gänzlich, von Säugethieren finden sich noch keine Spur. Am verbreitetsten ist die Formation im westlichen Deutschland. Auch in den deutschen Alpen ist sie bekannt, wird aber noch nicht scharf gesondert von den darüber folgenden neuern Flötzformationen. Die bedeutendste Höhe, die der Muschelkalk erreicht, ist 2300 Fuß bei Willingen im hessischen Schwarzwald. Außerdem findet sich der Muschelkalk nur noch in Frankreich, bei Arwouth in England und in Asien am Ufer des Bogdosees in der astrachanischen Steppe und am Dieneck in Sibirien. Die trefflichste Uebersicht über die Verbreitung dieser Formation gibt L. v. Buch (Ueber Ceratiten, Berlin 1849). Die technische Verwendung der verschiedenen Glieder der Formation ist eine höchst mannichfaltige. Die kompakten Kalkbänke, ganz vorzüglich die des Schaumkalks, liefern treffliche Bausteine, die reineren Varietäten gutes Material zum Kalkbrennen und zur Mörtelbereitung, der Kalk von Rüdersdorf namentlich trefflichen hydraulischen Mörtel. Manche glatte und homogene Platten sind auch schon zur Lithographie verwendet worden. Die Mergel wie die Hallerde sind wichtig für den ökonomischen Verbrauch. Viele Thone sind plastisch und werden mit Nutzen verarbeitet. Von außerordentlicher Wichtigkeit sind die Produkte der erzführenden Schichten, neben den Blei- und Eisenerzen namentlich die Galmeibildungen Oberschlesiens (200,000 Centner Zink und 600,000 Centner Roheisen) und die neuerlich erst wieder aufgeschlossenen ungeheuren Vorräthe zu Wiesloch bei Heidelberg. Größer noch ist die Wichtigkeit des Salzgebirgs, aus welchem die Salinen des oberen und mittleren Neckars, die zusammen gegen 1,000,000 Centner Salz erzeugen, ziehen; aus demselben schöpfen die Salinen von Bufleben und Stotternheim, die Salzquellen von Halle, Schönebeck, Sulza ꝛc. Auswaschungen des Steinsalzes verursachen nicht selten Erdfälle u. Höhlen; eine solche ist die Erdmannshöhle bei Hasel im Schwarzwalde. Quellen, die aus dem Muschelkalke kommen, sind nicht selten inkrustirend (Fürstenbrunn bei Jena ꝛc.), u. manche sind Säuerlinge, wie zu Imnau, Niedernau, Launstadt ꝛc.

Muschelkalkgebirge, s. v. a. Triasgruppe.
Muschelitinie, s. Konchoide.
Muscheln, s. Mollusken.
Muschelsandstein (Gres coquillier, auch obere Molasse), Glied der Tegelformation (s. Molassegruppe).
Muschenbroek, Peter van, berühmter holländischer Physiker, geb. zu Leyden 1692, studirte daselbst Medicin, Physik und Mathematik, begab sich dann nach London und wurde mit Newton persönlich bekannt. Nach Leyden zurückgekehrt, erhielt er die Professur der Physik und Mathematik an der Universität zu Utrecht und übernahm nicht lange nachher denselben Lehrstuhl in seiner Vaterstadt. M. † zu Leyden 1761. Seine Bemühungen trugen wesentlich mit zum Fortschritte der Naturlehre bei; besonders in der Experimentalphysik sind seine Verdienste von dauerndem Werthe. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Tentamina experimentorum naturalium“ (Leyden 1731); „Elementa physicae“ (daf. 1741); „Compendium physices experimentalis“ (daf. 1762); „Introductio in philosophiam naturalem“ (2 Bde., daf. 1762).
Muschiks, in Rußland s. v. a. Leibeigene.
Muschirat (türk.), s. v. a. Departement.
Musculus (lat.), s. Muskeln.
Musen, ursprünglich Nymphen begeisternder Quellen, dann eigene Gottheiten, welchen man die Kraft beilegte, zum Gesange zu begeistern, weshalb Dichter und Sänger ihre Schüler und Lieblinge hießen. In solcher Weise treten sie zuerst bei den Thraciern auf, einem Gesang und Dichtkunst liebenden Volke, das aus Pierien stammte. Weil Pierien ihr Vaterland war, wo sie Zeus gezeugt haben sollte, hießen sie auch die Pierideu; Pimpleiden nannte man sie von einem Berge und einer Quelle Pimplea in Pierien, Libethriden nach einer Berggegend daselbst. Später verbreitete sich ihr Dienst nach Attica, in den Peloponnes, nach Kreta, Unteritalien u. selbst zu den Lydiern. Nach der ältesten Sage stammen sie von Uranus und der Säa, erscheinen also als Schwestern des Kronos; nach den orphischen Hymnen und nach Hesiod aber sind sie die Töchter des Zeus und der Mnemosyne. Ihre Zahl steigt von drei bis neun. Drei sollen es gewesen seyn, deren Dienst die Aloiden, Otus und Ephialtes, zuerst auf dem Helicon einführten, nämlich Meiete, d. i. Nachdenken, Mneme, d. i. Gedächtniß, und Aoide, d. i. Gesang. Eben so viele verehrte man in Sicyon, von denen eine aber Polymathela, d. i. Vielwissenschaft, hieß, sowie zu Delphi, wo sie nach den drei Saiten der Cither Nete, Mese und Hypate hießen. Der Dichter Eumelus führt ebenfalls drei M. auf: Cephisso, Apollonis und Borysthenis. Aratus kennt vier M. als Töchter des Zeus und der Plusia: Thelxinoë, d. i. die Herzergötzende, Aoide, Arche, d. i. die Beginnende, und Meiete,

Ferner kommen sieben vor, als Töchter des Pierus: Nello, Tritone, Asopo, Heptapora, Achelois, Tipopio und Rhodia. Der Philosoph Eratostes nimmt acht an. Die Römer machten in ihrem Religionssystem das teleologische Princip geltend, und diesem entsprechend nahm Varro nur drei M. an, die eine als Vorsteherin des Gesanges, die andere der Blasinstrumente, die dritte des Saitenspiels. Die Namen der vier M. des Cicero sind Thelxiope, Aoide, Arche und Melete. Die gewöhnlichste und fast durchgängig angenommene Zahl der M. war neun, und wir finden dieselbe schon bei Hesiod, welcher ihnen folgende Namen gibt: Clio, d. i. die Verkündende, Euterpe, d. i. die Erfreuende, Thalia, d. i. die Blühende, Melpomene, d. i. die Singende, Terpsichore, d. i. die Tanzfrohe, Erato, d. i. die Liebliche, Polyhymnia, d. i. die Hymnenreiche, Urania, d. i. die Himmlische, Calliope, d. i. die Schönstimmige. Der Lieblingsaufenthalt der M. war der Helicon, auf dessen Gipfel sie Chorreigen aufführten. Sie badeten sich in den Quellen Permessus, Hippocrene und Olmios. Auf dem Olymp hatten sie ihre Wohnung gemeinschaftlich mit den Charitinnen und dem Himeros, auf dem Parnassus verweilten sie ebenfalls gern. Hier befand sich die kastalische Quelle, aus welcher Begeisterung zur Poesie und Weissagung getrunken wurde. Der Cithäron und dann der Pindus in Thessalien wurden ebenfalls von den M. bewohnt. Von den Bergen, Grotten und Quellen, wo die M. gern verweilten, erhielten sie eine große Anzahl Beinamen. Im Göttersaale sind sie beim Mahle anwesend und erfreuen die Unsterblichen durch ihren Gesang. Ihr Führer (Musagetes) ist Apollo. Ihre gemeinsame Function bestand in Gesange, vorzüglich um die Götter zu erheitern und zu verherrlichen. Hesiod theilt ihnen auch die Kunst des Tanzens zu, u. der Chorreigen, sowie Alles, was sich hierauf bezieht, ist unter ihre Obhut gestellt. Mit den Charitinnen führen sie gemeinschaftlich Chorreigen auf, an denen auch Artemis Theil nimmt. Sie sind ewig jungfräulich und frei von jeder sinnlichen Regung; doch heißen viele berühmte Sänger der Mythenzeit ihre Söhne. Weil Apollo, der Musagetes, auch der Gott der Weissagung ist, so liegt auch den M. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft klar vor Augen. Sie üben auch gemeinschaftlich das Richteramt, z. B. im Wettkampfe zwischen Apollo und Marsyas, und lassen sich selbst in Wettkämpfe ein, wie sie denn z. B. die Sirenen besiegen. Als Vorsteherinnen der verschiedenen Dichtungsarten, Künste und Wissenschaften erscheinen sie erst in ganz später Zeit; auf den Kultus hat dies nie Einfluß gehabt. So ist Calliope die Muse der epischen Dichtkunst und wurde abgebildet mit Wachstafel, Griffel und Papierrolle in der Hand, Clio Vorsteherin der Geschichte und deshalb vorzugsweise mit einer Schriftrolle dargestellt, Euterpe die der lyrischen Dichtkunst mit der Doppelflöte, Melpomene die Muse des Gesanges und der tragischen Poesie mit Kothurnen, Schwert, Heroenmaske, Keule und bekränzt mit Weinlaub, Terpsichore die des Chortanzes mit Lyra und Plectrum, Erato Erfinderin der erotischen Dichtkunst und der Mimik, zuweilen mit der Lyra, Polyhymnia die Muse der Hymnen, gewöhnlich ohne Attribute, Urania die der astronomischen, astrologischen und mathematischen Wissenschaften mit Globus und Radius, Thalia die der Komödie und der ländlichen Dichtkunst, mit der komischen Maske, dem Hirtenstab und Epheukranz. In den plastischen Werken wurden die M. stets bekleidet dargestellt, und zwar in langem, faltenreichem, theils lose herabwallendem, theils enger anliegendem Gewande, theils mit einem Ueberwurfe, theils ohne denselben, das Haupt oft mit Lorbeer oder Epheu bekränzt, bisweilen unbekränzt. Die Federn auf ihren Köpfen werden aus dem Siege über die Sirenen erklärt. Bei den Römern drang ihr Kultus nie in das Volk ein. Numa Pompilius weihte den Kamönen einen schattigen Hain mit einer Grotte und Quelle.

Musenalmanach, jährlich erscheinende Sammlungen dichterischer Erzeugnisse, kamen zur Zeit der wiederaufkeimenden Poesie der Deutschen um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Aufnahme und dienten genannte Zeit als Vereinigungspunkte für die bedeutendsten Poeten der Nation. Aber schon vor dem Aufkommen der eigentlichen M.e gab es Sammelpläße für poetische Versuche, unter denen zu nennen sind die: „Poesien der Niedersachsen" von Weichmann (6 Bde., Hamburg 1721—1736), welche Hagedorns Jünglingsgaben aufnahmen; die „Beiträgungen des Verstandes und Witzes" von Schwabe (8 Bde., Leipzig 1741—1745), in denen Gellert, Kleist u. A. zuerst vor die Oeffentlichkeit traten, und deren Fortsetzung „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (6 Bände, Bremen 1745—1748, gewöhnlich die „Bremischen Beiträge" genannt), woran sich die „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge" (8 Bde., Leipzig 1748 bis 1754) anschloß. Einige Jahrzehnte später (1769) verbanden sich Gotter und Boje zur Herausgabe einer poetischen Blumenlese, der sie nach dem Vorbild des seit 1765 herausgekommenen französischen „Almanac des Muses" den Titel „Musenalmanach" gaben. Er ward später von Boje allein bis 1775, dann von Göckingk und seit 1778 von Bürger, dann von 1794—1805 von K. Reinhard redigirt. In ihm legten die Mitglieder des Hainbundes (s. d.) ihre neuesten dichterischen Produktionen nieder. Diesen göttinger M. folgte 1776 der sogenannte „Hamburgische M." von J. H. Voß, und diesen beiden schloß sich ein dritter an, von 1770—1781 zu Leipzig von Th. H. Schmid herausgegeben, sowie seit 1777 der sogenannte „Wienerische M.", dem namentlich durch Raiskoky's und Blumauers Betheiligung von Seiten des Publikums wohlwollende Aufnahme zu Theil ward. Eine ungleich bedeutendere und in diesem Zweige der Literatur epochemachende Erscheinung war der von Schiller 1796—1801 herausgegebene M., an welchem außer Schiller und Göthe die talentvollsten Dichter jener Zeit Theil nahmen. Nach diesem entstanden die M.e von A. W. Schlegel und Tieck (Tübingen 1802), von Vermehren (Jena 1802 bis 1803), von Varnhagen von Ense und Chamisso (1804) u. von Leo von Seckendorf (1807—1808) u.

Digitized by Google

das „Poetische Taschenbuch" von Fr. Schlegel (Berlin 1805—1806), ohne jedoch trotz ihres zum Theil trefflichen Inhalts die günstige Aufnahme wie ihre Vorgänger zu finden. Erst 1830 traten wieder 2 M.e neben einander auf, der berliner „M." von M. Veit und der leipziger von Am. Wendt, der als „Deutscher M." von 1834—1839 von Chamisso und G. Schwab fortgesetzt und von den bedeutendsten Dichtern mit Beiträgen ausgestattet ward. Von den neuesten Erscheinungen in diesem Zweige der Literatur nennen wir einen „Deutschen M." (Leipzig 1840), einen zweiten von Echtermayer und Ruge (Berlin 1840—1841), einen dritten von K. Schad (Würzburg 1850 ff.), einen vierten von O. Gruppe (Berlin 1851 ff.). Außerdem erschienen ein „Neuer göttinger M." (seit 1833), ein „Erlanger" von Fr. Rückert (1830), ein „Oesterreichischer" von Braun von Braunthal (Wien 1837), dann von Schmacher (Wien 1839), ein „Schlesischer" von Brand (Berlin 1834—1835), ein „Frankfurter" (1851) und ein „Schleswig-Holsteinischer M." (seit 1851) u. A. Aber die immer steigende Zahl von dergleichen Unternehmungen ließ eben den Hauptzweck, einen Mittelpunkt für die neuesten Erzeugnisse deutscher Lyrik zu bieten, verfehlen, daher denn die meisten ohne alle Bedeutung geblieben sind.

Musenroß, s. v. a. Pegasus.

Musette (lat. musa, ital. musetta), in Frankreich eine Art von Sackpfeife (s. d.); dann eine veraltete Orgelzungenstimme; ferner ein ländlicher französischer Tanz, gewöhnlich im $^{6}/_{8}$, auch $^{6}/_{4}$ Takt, und ein kleines Tonstück im $^{6}/_{4}$ Takt, von etwas langsamer Bewegung, naiver Einfalt und einem sanften, schmeichelnden Gesange.

Museum (v. Griech.), ursprünglich ein Musentempel; dann überhaupt ein den Musen, d. h. der Gelehrsamkeit, den Wissenschaften und Künsten geweihter Ort ꝛc. Das bedeutendste und wichtigste M. des Alterthums im letzteren Sinne ist das zu Alexandria, als dessen Stifter gewöhnlich Ptolemäus Philadelphus (284—246 v. Chr.) genannt wird. Es befand sich in dem Theile des königlichen Palastes, welcher zugleich für die Bibliothek bestimmt war. Dort versammelte sich nämlich eine ausgewählte Gesellschaft von Gelehrten, die auf Staatskosten unterhalten wurden, um ungestört ihren wissenschaftlichen Bestrebungen leben zu können. Die Arbeiten und gelehrten Verhandlungen dieser Männer standen unter der Leitung von Vorständen aus ihrer Mitte und eines das Ganze leitenden Priesters der Musen. Ihre Thätigkeit war eine vorherrschend philologische, und zwar sowohl kritisch, als exegetisch; aber auch Poesie wurde geübt und für die Medicin und die sogenannten exakten Wissenschaften ein fruchtbarer Boden gewonnen. Die größte Blüthe der Anstalt fällt in die Zeiten der Ptolemäer; aber auch unter der römischen Herrschaft ward sie, einige Wechselfälle abgerechnet, in ihrer Wirksamkeit erhalten. Der römische Kaiser Claudius fügte ein zweites M. zu gleichem Zweck hinzu und benannte es nach sich. Eine vollständige Beschreibung dieses Instituts gaben Parthey „Das alexandrinische M." (Berlin 1838) und Klippel „Ueber das alexandrinische M." (Göttingen 1838). Andere berühmte Museen des Alterthums waren zu Pergamum, zu Antiochia und zu Konstantinopel. Seit dem Ende des Mittelalters bezeichnete man mit dem Ausdruck M. im weiteren Sinne eine Sammlung seltener u. interessanter Gegenstände aus dem Gebiet der Naturgeschichte oder der Künste, welche in einem besonders dazu hergestellten Gebäude zur Ansicht aufgestellt ist; im engeren Sinne aber versteht man darunter eine Schatzkammer für altklassische Kunstdenkmäler, besonders größere plastische Werke. Die ersten Museen in diesem Sinne wurden in Florenz angelegt. Man ging von Münz- und Gemmensammlungen aus, deren erste die Familie Este errichtete; dann sammelte man Büsten u. schmückte damit Bibliotheken und Säle, während man andere Bildwerke in geräumigen Hallen und offenen Höfen aufstellte. Das berühmteste Lokal dieser Art war die borgheſiſche Villa auf dem Monte Pincio in Rom. Dann stellte man in Museen überhaupt berühmte Gegenstände des Alterthums auf, Gemälde, Säulen, Reliefs ꝛc., und vereinigte dieselben mit Kunstgegenständen der neueren Zeit. Cosmo I. von Medici veranstaltete mehre bedeutende Sammlungen, unter denen das florentiner M. den berühmtesten Namen gewann. In Rom (s. d.) legte Papst Leo X. das weltberühmte M. im Vatikan an. In Brescia grub man 1825 einen Tempel mit vielen werthvollen alten Statuen und anderen Kunstalterthümern aus und errichtete zur Aufstellung dieses Schatzes daselbst ein M., das in der Folge ebenfalls noch bereichert ward. In Neapel steht das M. Borbonico in verdientem Ruf. Auch in Venedig besteht seit längerer Zeit ein M., das seine Vergrößerung und kunstvolle Aufstellung vorzüglich dem Grafen Leopold Cicognara verdankt. In Turin wurde 1824 ein ägyptisches M. errichtet; in Mailand ist ein berühmtes M. der Münzen, das täglich an Umfang gewinnt. In Frankreich ist vor allen zu nennen das M. in Paris, welches zu Napoleons Zeit, wo es auch den Namen Musée Napoléon erhielt, an Reichthum alle anderen übertraf. Auch das Louvre enthält eine werthvolle Sammlung von Bildwerken. Das M. der Denkmäler wurde nach der Restauration aufgelöst und an dessen Stelle 1824 eine Sammlung neuer Skulpturen aus den Zeiten der Wiederbelebung der Wissenschaften errichtet und mit dem M. verbunden. Von den zahlreichen Museen in England ist das zu Oxford das älteste; es ward 1679 von Elias Ashmole gestiftet und nach ihm benannt. Aber das reichste und berühmteste ist das britische M. zu London (s. d.), 1753 im Montagnehouse gestiftet. Auch in Spanien befinden sich mehre Sammlungen. Rußland besitzt in Petersburg ein ungemein reiches und werthvolles M., außer dem noch die Museen zu Dorpat und Mitau zu erwähnen sind. Das thorwaldsenſche M. zu Kopenhagen ist von großem Interesse. Auf der Insel Rügen befindet sich die berühmte putbuſsche Sammlung. Vor allen aber zeichnet sich Deutschland durch seine Museen aus. Unter ihnen verdient zunächst das dresdener M., das Augusteum, ferner die zu Wien und München, so-

wie das zu Berlin genannt zu werden. Außerdem finden sich zum Theil sehr reichhaltige Museen zu Gotha, Weimar, Kassel, Darmstadt, Stuttgart, Braunschweig, Frankfurt a. M., Bonn, Münster, Halle, Breslau, Prag, Nürnberg, Leipzig ꝛc. In Nürnberg wurde 1853 ein germanistisches M. für Originalien u. Abbilder der Literatur und Kunst deutscher Vorzeit gegründet. Unter den Privatmuseen ist als das älteste zu nennen das M. Kircherianum, von Kircher gesammelt und dem Jesuitenkollegium in Rom übermacht. Aus neuerer Zeit verdienen erwähnt zu werden das gräflich schönbornsche M. zu Pommersfelden, das schönfeldsche bei Wien, das bettendorfsche zu Aachen, die Sammlungen des Baron Schellersheim und Herrn von Nagler zu Berlin, des Barons Speck von Sternburg zu Leipzig, W. von Humboldts im Lustschlosse Tegel bei Berlin, das quandtsche zu Dresden. In England ist das M. Worsleyanum vorzüglich berühmt geworden. Vergl. Böttiger, Ueber Museen und Antikensammlungen, in dessen „Kleinen Schriften antiquarischen Inhalts" (Bd. 2, Dresden u. Leipzig 1838). Museen nennt man ferner auch Sammlungen, die für einzelne Gegenstände angestellt werden, z. B. Anatomisches M., Zoologisches M. ꝛc., sowie bisweilen auch Anstalten für Journallektüre. Auch als Titel von Büchern und Journalen wird das Wort M. in der Bedeutung von literarischen Miscellen häufig angewendet; wir erinnern an das „Attische Museum" von Wieland, an das „Britische Museum" (26 Thle., Leipzig 1770—81), an das „Deutsche Museum" (Leipzig 1776—88 u. 1851 ff.) u. A.

Musico (ital.), s. v. a. Kastrat.

Musik, in der ursprünglichen Bedeutung bei den Alten die sogenannten Musenkünste, namentlich die Tonkunst, Dichtkunst und Redekunst, weshalb auch Plato sie der Gymnastik, als der Kunst im Raume, entgegensetzt, später, bei den christlichen Völkern, vorzugsweise und ausschließlich diejenige Kunst, welche ihre Werke lediglich durch Töne und in Tönen darstellt und deren vornehmste Absicht ist, durch Töne das innere geistige und besonders das Seelenleben des Menschen mit Wohlgefallen zu bewegen. Die M. hat demnach gleich den übrigen Künsten ihre innerste Begründung in der Natur selbst, doch ist keine andere Kunst so sehr, so innig mit des Menschen innerstem, eigentlichstem Wesen verwebt, so offenbar aus ihm selbst hervorgegangen und wieder darauf gerichtet, als gerade sie. Sie ist in sofern eine rein geistige Kunst, die selbst in ihren sinnlichsten Darstellungen nur auf das gesammte geistige Leben des Menschen wirken will. Daher beruht sie denn auch vollkommen gleichmäßig auf allen drei Elementen, welche das eigentliche Schöne in einer Kunst beleben und gewissermaßen die Manifestation der Weltordnung aussprechen, nämlich auf der Melodie, der Harmonie u. dem Rhythmus, in welchen allen ein Mannichfaltiges, durch den Gehörsinn und das innere Gefühl Unterschiedenes, in einer dasselbe wieder verbindenden Einheit betrachtet ist, so daß die Natur selbst sich hier gleichsam dem Kunstgesetze der Einheit in schöner Mannichfaltigkeit unterworfen zu haben scheint. Der gewöhnlichen Erklärungsweise nach soll das erste Entstehen der M. ein Werk der Nachahmung gewesen seyn, indem nämlich die Menschen sich befleißigt hätten, Töne und Laute der Thiere, z. B. den Gesang der Vögel, oder andere Laute und Klänge im gemeinen Naturleben nachzuahmen und auf gleiche oder doch ähnliche Weise sucht man sich denn auch ihre fernere Entwickelung und Ausbildung vorzustellen. Allerdings kann und mag der angeborne Nachahmungstrieb des Menschen auch in dieser Beziehung sich geltend gemacht haben; allein die alleinige oder auch nur vornehmste Ursache, warum der Mensch sich ein Reich von Tönen nach und nach bildete, in welchem er sein Innerstes der Außenwelt kund zu geben strebte, war er, auch in seiner edelsten Art gedacht, bestimmt nicht, vielmehr kann wohl behauptet werden, daß die M. gar nicht eigentlich erfunden wurde, sondern sogleich mit und jedenfalls in dem Menschen und nicht erst durch ihn erstand. Der Trieb des Menschen, durch Sprache sich Anderen mitzutheilen und sein Innerstes zu offenbaren, ist angeboren; mit Einimpfen dieses Triebes aber richtete des Schöpfers Weisheit auch das Sprachorgan so ein, daß es sich für die Modulationen der Sprache eignet, und damit ist bereits die erste Grundlage der M. gegeben, denn mit der Sprachbildung in Worten tritt auch ohne Unterlaß, eine Modulation der Stimme hervor, so deren Ausbildung der Mensch dann durch Naturtrieb angeregt wird. Jede rohe Sprache ist zugleich M. in roher Grundlage. Daher hat auch jede noch so wilde Nation ihre M., indem sie sich mehre Töne zu eigen machte, die einem mit lebhaften Gefühlen begleiteten Gedanken beim Ausdruck sich anfügen; dahin gehören selbst das Schnalzen mit der Zunge, Pfeifen mit den Lippen und dergleichen oft nicht nachahmbare Weisen mehr, welche bei einzelnen Nationen als eine wirkliche Artikulation in das Material ihrer Sprachen oder ihres musikalischen Ausdrucks gehören. Auch hätte der Mensch, wäre seine M. ein Werk der Nachahmung, zumal eine Nachahmung auf angeführte Weise, durchaus nicht das Recht, sie als sein alleiniges Eigenthum anzusprechen, was doch die M. als Kunst unleugbar ist. Denn die Empfänglichkeit mancher Thiere für Töne ist nur der Ausbildung ihres Gehörsinnes analog, zu welcher der Mensch schon auf der tiefsten Stufe seiner Entwickelung gelangt, aber noch kein Sinn für M., sondern höchstens nur Grundlage desselben. Die wirkliche Empfänglichkeit für M. beruht auf einem Kombinationsvermögen, das mit der Vernunft in ein und derselben Einheit wurzelt, was besonders auch daraus erhellt, daß die Ausbildung des Sinnes für M. mit andern Entwickelungen des Geistes parallel geht. Daher erscheint auch die M. im innigsten Vereine mit der Poesie, die eigentlich erst in diesem Vereine aus der Tiefe des Gemüthes in das äußere Leben gelangt. So wie aber die M. in engster Verbindung mit der Poesie steht, so findet sie auch überall einen heimischen Boden, wo Tiefe des Gemüthes vorherrschend und die Einbildungskraft und durch diese das ganze Leben höher angeregt ist. Denn indem das Gefühl mit

Digitized by Google

gleich regem Triebe sich anzudeuten strebt, wie der Verstand, wenn dieser seine Gedanken ausspricht, wird die Rede zum Gesange, der eigentlichsten und natureigensten M. des Menschen, welchem er in Benutzung der Instrumentalmusik nur eine Erhöhung des Eindruckes beizugesellen strebt, sowie auch jede Instrumentalmusik den noch wirksam für die Lebhaftigkeit des Eindrucks abgestumpften Menschen immer auch zu eigener Thätigkeit, wo nicht zu Begleitung mit der Stimme, doch zu entsprechender rhythmischer Körperbewegung, insbesondere zum Tanz anregt, wodurch sich die innere Gemüthsbewegung auch äußerlich andeutet. Bloß durch seine Natur geleitet, hat also der Mensch überall im Leben M. eingeführt, wo sein eigenes Gefühl kräftig aufgeregt ist oder wo es auf Anregung kräftiger Gefühle Anderer ankommt, so besonders als kriegerische und Festmusik, u. nichts ist so sehr im allgemeinen Dienste des wechselvollen Lebens als die M. Doch wenn sie in den meisten Fällen dieser Art mehr oder weniger herabgezogen wird von ihrer eigentlichen Kunsthöhe, so feiert sie ihren höchsten Triumph dann, wenn sie sich dem Himmlischen zuwendet und hier zu einem der kräftigsten Anregungsmittel religiöser Gefühle wird, nämlich in der Kirchenmusik, oder wenn sie da erscheint, wo die Reflexion des Menschen über sich selbst, über die innersten Motive alles Thuns und Treibens thätig wird (dramatische M., Oper), daher sie auch in dieser ihrer Richtung die höchste Ausbildung fand. Auf eine besondere Höhe wird die M. geschellt durch ihre totale Unfähigkeit, der moralischen Würde eine Blöße zu geben; sie kann wohl mit Leppigkeit, Frivolität und allen Greueln der Welt in Verbindung gebracht werden, aber wirklicher Ausdruck vom etwas Unmoralischem kann sie nie seyn. Das Obscöne kann in Gemälden, Dichtungen, Tänzen ꝛc. zur Darstellung kommen, aber nicht in der M., die höchstens nur den Scherz und die Fröhlichkeit, überhaupt das Leichte im Leben, so wie im Gegentheile das Ernste und Schwere, aber auch hier nur das Kräftige im Menschen, wie seinen Schmerz, andeutet und, sobald das Eine oder Andere mit Etwas der höheren Menschennatur Entgegengesetztem verflochten wird, dasselbe nur begleitet, nicht selbst daran Theil nimmt. Daher rührt auch die Macht der M. in Wiederherstellung eines im Gemüth verlorenen Gleichgewichts oder der Seelenharmonie, um derentwillen sie bisweilen selbst als Heilmittel physischer Krankheiten, oder auch beim Kampfe mit gemüthlichen Störungen zur Bewahrung dagegen, wie zur Wiedererlangung von Gemüthsruhe mit großem Vortheile benutzt wird. Ein einfach schönes Lied, eine Melodie aus der Kindheit, weckt des Greises längst ersterbene Jugendträume, eine mit dem Daseyn verwachsene Nationalmelodie ruft alle Sehnsucht wieder wach nach der theuern, geliebten Heimath.

In Beziehung auf die Mittel, mit welchen die M. ihre Wirkungen ausübt, unterscheiden wir zunächst außer dem unreinen musikalischen Ausdrucksmittel, dem Tone für sich, Melodie und Harmonie. Die Melodie ist gleichsam die Seele der M., eine Reihenfolge hoher und tiefer Töne, welche eine Empfindung ausdrücken und diese Empfindung beim Hören wecken z ihre Wirkung wird verstärkt, wie bei der Poesie, durch den Rhythmus, der schon in unserer Organisation durch den Pulsschlag erschütlich begründet ist. Die Harmonie entsteht durch die gleichzeitige Verbindung mehre Melodien, dergestalt nämlich, daß dieselben Unruhe und Sehnsucht nach einer Tonverbindung wecken (vergl. Dissonanz), oder wohllautend völlig befriedigend erklingen (s. Konsonanz und Akkord). Diese drei Hauptheile bilden den eigentlichen und wesentlichsten Bestand unserer heutigen M. Betrachten wir die M. von wissenschaftlichem Standpunkte, so wird dieselbe gewöhnlich in die theoretische und praktische eingetheilt. Die Theorie der M. in ihrer ganzen Ausdehnung umfaßt die Akustik, die Kanonik, die Lehre von der Tonsetzkunst und die Aesthetik. Die Akustik (s. d.) ist die Lehre vom Klange oder eigentlich die Lehre von dem, was gehört wird. Sie zeigt also zunächst, wie die Töne und unter welchen Bedingungen und Umständen sie entstehen; dann wie die Werkzeuge, durch welche dieselben hervorgebracht werden, sowohl im Ganzen als im Besondern beschaffen seyn müssen, wie die Klänge sich fortpflanzen, unter welchen Bedingungen sie sich ändern, in welche Verhältnisse sie zu einander treten, sich verbreiten ꝛc. Die Kanonik ist die Wissenschaft von dem äußern Maß der Tonkörper und ihren Größenverhältnissen gegen einander, umfaßt also alles das in der Wissenschaft der M., was sich auf mathematischem Wege erreichen und begründen läßt, wie die Lehre von den Intervallen und ihren Größen, d. h. von der Größe der Verschiedenheit zweier Töne ꝛc. Die Theorie der Tonsetzkunst enthält die Regeln, nach welchen die Töne sowohl einzeln, als auch in Gemeinschaft mit andern zu einander verbunden werden, um endlich wirkliche sogenannte Tonstücke zu schaffen, also alle jene besonderen Wissenschaften, die wir mit den Namen Melodik, Harmonik, Grammatik, Generalbaßlehre, Kompositionslehre ꝛc. belegen. Die Aesthetik der Tonkunst endlich ist die Philosophie des Schönen in der M., oder der eigentliche philosophische Theil der musikalischen Theorie, dem gegenüber alle bisher genannten besondern Zweige dieser Wissenschaft gewissermaßen als die Anthropologie der M. betrachtet werden können. Wenn uns Akustik und Kanonik über die äußere Beschaffenheit der Töne unterrichten u. die Lehre der Tonsetzkunst uns zeigt, wie dieselben nach den Regeln einer gewissen Orthographie an und zueinander gereiht werden können, um in Masse ein großes Ganzes zu bilden, welches wir Tonstück nennen, so schließt die Aesthetik uns ihren innersten Inhalt, ihre eigentliche Wesenheit auf und zeigt uns den Weg, auf welchem wir durch sie zu dem eigentlichen Endziele aller Kunst gelangen. Die praktische M. beschäftigt sich im Allgemeinen mit der Darstellung der Töne, durch welche Empfindungen ausgedrückt werden sollen. In dieser Darstellung unterscheidet man Erfindung und Ausübung; jene ist die erste Verbindung der Töne zu Tonwerken, die eigentliche Tondichtung (Komposition, Setzkunst), diese der Vortrag der Tonstücke, daß die in Noten

aufgezeichneten Töne auch mit dem Ohre wahrgenommen werden (Exekution, Aufführung), und solcher geschieht nun entweder mit der menschlichen Stimme (Gesang), oder mit Instrumenten, oder endlich mit beiden zugleich. Dies führt zu den verschiedenen Gestalten, Arten u. Gebieten, in u. auf welchen die Werke der Tonkunst zur Erscheinung kommen können. Nach der verschiedenen Beschaffenheit und Bestimmung der Tonstücke nämlich theilt die praktische M. wieder ein: in solche, welche bloß für den Gesang bestimmt ist, oder eigentlich, in welcher Dicht- und Tonkunst sich verbinden zu einem gemeinsamen Ganzen, in der Kunstsprache Vokalmusik genannt, in solche, bei welcher bloß mittelst eines oder mehrer Instrumente, ohne Mitwirkung der menschlichen Stimme oder des Gesanges, Empfindungen und Seelenzustände ausgedrückt werden, Instrumentalmusik, zu noch genauerer Unterscheidung von der Vokalmusik aber auch wohl reine Tonkunst genannt, und endlich in solche, wo die M. die Geberden und rhythmischen Bewegungen des menschlichen Körpers unterstützt, wie in der Pantomime und Tanzmusik oder in dem beide gleichsam vereinigenden Ballet. Wird die Instrumentalmusik bloß von mehren Blasinstrumenten, ohne Saiteninstrumente ausgeführt, so heißt sie wohl auch Harmoniemusik. Eine andere Eintheilung der praktischen M. ergibt sich aus der rhythmischen und unrhythmischen Bewegung der Töne gegen einander, wo entweder die verschiedenen Stimmen eines Tonstücks gleichzeitig und in gleichen Tongrößen ohne besondere Takteinschnitte fortgehen, wie in der Choralmusik, oder wo die verschiedenen Stimmen einander in längeren oder kürzeren Taktheilen gegenüberstehen, mit melodischen Nebennoten vermischt und diese ungleichartigen Taktheile durch den angenommenen Hauptrhythmus wieder einigt sind: Figuralmusik. Nach Maßgabe der verschiedenen Style oder des besondern Zwecks, zu welchem sie ausgeführt wird, zerfällt die praktische M. in folgende Gattungen: Kirchen- oder auch eigenantze geistliche M., welche religiöse Gefühle ausdrücken und den kirchlichen oder auch andern Gottesdienst verherrlichen soll, u. bei der man wieder drei wichtige Theile unterscheidet: den Altargesang der Priester, den Chor- u. Gemeindegesang u. die große oder eigentliche Kirchenmusik; Theatermusik, die entweder bloß als Einleitung oder Zwischenmusik die Gemüthsstimmung des Zuschauers herbeiführen soll, welche zum rechten Genuß des Theaterstückes erforderlich ist (Entreakt, Ouverture ꝛc.), oder auch in der Oper und den Singspielen (mit ihren mancherlei Abtheilungen) mit Hülfe des Vereins von Vokal- und Instrumentalmusik die Seelenzustände der handelnden Personen ausdrückt, oder endlich im Ballet und in der Pantomime (s. oben) das Geberdenspiel und die rhythmischen Bewegungen der Darsteller, d. h. Tänzer und Mimen, unterstützt; Kammer- oder Koncertmusik, wo sie zur Ausübung ausgezeichneter musikalischer Fertigkeiten (Virtuosität) sowohl der Singstimme, als auch mit Instrumenten dient, oder bloß zur Unterhaltung und zum Ausdrucke vermischter Empfindungen bestimmt ist; Kriegs- oder Militärmusik, als welche sie den Muth des Kriegers anfachen und beleben, oder die rhythmischen Bewegungen derselben im Marsche erhalten und unterstützen soll. Endlich unterscheidet man die M. auch nach den verschiedenen Ländern, wo sich der Geist der M. je nach der unter sich verschiedenen Nationalindividualität anders zeigt, u. spricht von einer deutschen, italienischen, französischen ꝛc. M., einem deutschen, italienischen und französischen Style in der Tonkunst.

Geschichte. Die Aegypter schrieben die Kultur der M. dem Osiris, ihrem ersten Herrscher, zu. Sie bedienten sich ihrer bei Leichenbegängnissen u. Trauerfesten. Ihre Instrumente waren: die sechssaitige Lyra, die Flöte, die Trombe, die Ringgaukle, das Sistrum ꝛc. Eine Notenschrift kannten sie nicht; ihre Gesänge waren dem Gedächtnisse anvertraut und gingen durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht über. Die Meinungen der alten und neuern Schriftsteller über die ägyptische M. sind sehr verschieden; so viel läßt sich aber mit Gewißheit behaupten, daß die Aegypter eine Tonsprache gehabt haben, was auch schon daraus hervorgeht, daß die Hebräer, Griechen u. Römer offenbar ihr Tonsystem auf eine ägyptische M. gründeten. Die heutigen Aegypter haben die Anzahl der musikalischen Instrumente ihrer Vorfahren wenig oder gar nicht vermehrt. Aeltere noch ist die M. der Chinesen, deren System mehr als 2650 Jahre v. Chr. gegründet ist. Nach der Sage wurde dasselbe auf Befehl des Herrschers vom Ostreich, Hoangti, von dem Weisen Lung-li geordnet, welcher aus Sprachton, Naturklang und der Tonreihe eines von ihm erfundenen Instrumentes aus Bambus die vollständige Skala der zwölf Halbtöne, in die wir unsere Oktave theilen, abstrahirte und akustisch feststellte. Nach der Bibel (1. Mos. 4, 21) ist Jubal der Erfinder der ersten musikalischen Instrumente bei den Hebräern. In 1. Mos. 31, 26—27 werden Pauken und Harfen, in Hiobs Klageliedern noch Cither und Pfeife genannt. Zu Mosis Zeiten war die M. der Hebräer wahrscheinlich ein roher recitativischer Gesang, der auf unvollkommenen Instrumenten, namentlich Schlagintrumenten, begleitet wurde. Als einer der ältesten Gesänge mit Instrumentalbegleitung wird der Lobgesang der Mirjam, einer Schwester des Moses, angeführt, gesungen nach dem Durchgange durchs rothe Meer. Nach Mosis Zeit wirkten die Prophetenschulen fördernd auf die M. ein, indem in denselben neben der Auslegung der Thora und der schon vorhandenen Aussprüche der Propheten, auch in der Verfertigung und Absingung von religiösen Liedern unterrichtet wurde. Mit diesen Schulen wurde die M. gewissermaßen Eigenthum des Gottesdienstes. Die höchste Blüthe erreichte die hebräische M. zu Davids Zeit, mit dem aber auch ihre Geschichte sich gewissermaßen abschließt. Die Instrumente, die in größerer Anzahl vorhanden waren, als heut zu Tage, wurden eingetheilt in Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente. Einen vollstimmigen Chor hatten die Hebräer nicht, sondern die Jungfrauen- (Knaben-) Stimme (Alamerh), die in der Regel die Melodie führte, ward von den Männerstimmen ohne Zweifel nur in der

Digitized by Google

tiefern Oktave begleitet, was auch die akkompagnirenden Instrumente thaten. Die Terz und Serte kannten sie nicht, noch weniger die Septime. Die einzige uns überraschende größere Mannichfaltigkeit in ihrem Gesange war der unter Samuel eingeführte und unter David weiter ausgebildete Wechselgesang, der sich auch in der Instrumentalmusik Eingang verschaffte und hauptsächlich darin bestand, daß entweder die beiden (einstimmigen) Chöre der Frauen und Männer eine Gesangstrophe gegenseitig, aber immer mit einiger Abwechslung der Melodie, wiederholten, oder daß der Instrumentenchor den Chor gleichsam beantwortete, wobei die Zuhörer dann gewöhnlich mancherlei Ceremonien verrichteten. Was sie für eine Art von Melodie sowohl in ihrer Vokal- als Instrumentalmusik hatten, ob ein bestimmtes Tonsystem vorhanden war, ob sie ihre Weisen aufzuschreiben wußten oder nur durch Tradition fortpflanzten, wie sie Sang und Klang mit einander vereinigten ꝛc., wird wohl unermittelt bleiben. Wie die Griechen, Aegypter und andere Völker schreiben auch die Indier der M. überirdische Abkunft zu, weshalb sie auch Narad, den mythischen Sohn der Göttin der Sprache u. Wohlredenheit, als den Gott der M. verehren. Als erster Tonkünstler gilt ihnen Bherat, der auch der Erfinder der Nataks, Dramen mit Gesang und Tänzen, und eines nach seinem Namen benannten musikalischen Systems gewesen seyn soll. Die alten Hindus hatten nämlich 4 musikalische Grundsysteme (Mataks); doch hatte, wie bei den Griechen, faſt jede Provinz ihren eigenen Melodiensthpl. Die heiligen Bücher der Indier, namentlich das Buch Soma, enthalten jene alten musikalischen Systeme, und die gelehrten Hindus versichern, noch die alte Kunsttheorie zu besitzen. Uebrigens müssen die Indier ziemlich alle Musikgattungen, wenn auch noch im rohen Naturzustande, gekannt haben, da in ihren theoretischen musikalischen Werken von Gesang, Instrumentalmusik und Mimik die Rede ist.

Ungleich wichtiger für uns ist die M. der Griechen, denen auch der Name M. seinen Ursprung verdankt. Als ihren Erfinder nennen die griechischen Nachrichten bald den Apollo, bald den Hermes, der am Nil die siebensaitige Lyra erfunden haben soll, bald Athene, die Erfinderin der einfachen Flöte, bald den Pan, den Erfinder der Hirtenpfeife. Auf ihren göttlichen Ursprung deuten auch die Sagen von den durch Amphion und seinen Bruder Zethus, durch Orpheus, Linus u. A. mittelst der M. bewirkten Wundern. Ihre frühseste Ausbildung scheint sie in Lydien und in Arkadien gefunden zu haben. Aus den griechischen Provinzen Kleinasiens leitet man die verschiedenen Tonarten her. Der Gesang der Griechen bestand in musikalischer Deklamation, die von Instrumenten zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühen Sängern und Musikern werden außer den mythischen Personen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmonischen Klanggeschlechts beilegen, der Flötenspieler Saccades u. A. Vom 6. Jahrhundert v. Chr. an scheint man die M. schon wissenschaftlich untersucht und besonders die Töne bestimmt abgemessen zu haben. Lasus von Hermione, der um 560 v. Chr. lebte, soll schon etwas Theoretisches über die M. geschrieben haben. Pythagoras und mehre seiner Schüler, z. B. Philolaus, beschäftigten sich bereits mit den mathematischen Verhältnissen der Töne. Zur mathematischen Bestimmung der Töne erfand er das Monochord, später der pythagoreische Canon genannt. Damon wird als einer der berühmtesten Musiklehrer zu des Pericles und Socrates Zeiten angeführt. Plato und Aristoteles betrachteten die M. auch als Erziehungsmittel; doch klagte man schon damals über die Verweichlichung der M. und der Volkssitten durch dieselbe. Euclides (um 277 v. Chr.) behandelte zuerst die mathematische Klanglehre wissenschaftlich. Mit dem Verfall der Freiheit sank auch die M. bei den Griechen. Das Wesen der griechischen M. ist Jahrhunderte lang der Gegenstand gelehrter Untersuchungen und Forschungen gewesen, ohne daß man zu einem entscheidenden Resultat gelangen konnte, da man eben nur aus Fragmenten theoretischer Schriften abstrahiren konnte. Das griechische Tonsystem, wie es in den auf uns gekommenen Schriften vorliegt und wie es im Wesentlichen wohl auch in Tempeln und Theatern ausgeübt wurde, unterscheidet sich von dem gegenwärtigen zuerst dadurch, daß seine Eintheilung nicht auf die Oktave, sondern auf die Quarte basirt war. Die ganze Tonreihe zerfiel in fünf Tetrachorde (Reihen von vier Tönen), wobei der vierte Ton aber immer zugleich der erste des folgenden Tetrachords war, während zwei dieser Tetrachorde selbst mehre Töne gemein hatten, die jedoch verschieden benannt wurden. In jetziger Darstellungsweise würde dies ungefähr folgende Reihe geben: h c d e, e f g a, a b c d, h c d e, e f g g. Diese Reihe hieß das diatonische Geschlecht. Außerdem hatte man noch das chromatische, dessen Tetrachorde folgende Gestalt hatten: h c des e, e f ges a ic., und das enharmonische, dessen Tetrachorde aus zwei Vierteltönen (Diesis) und einer großen Terz bestanden, das also in der gegenwärtigen Notenschrift sich gar nicht darstellen läßt. Daß bei diesem System und bei einer höchst schwerfälligen Tonschrift, deren Zeichen von Alypius auf 1620 angegeben werden, nicht einmal von einer eigentlichen Tonleiter, viel weniger von Harmonie im gegenwärtigen Sinne die Rede seyn konnte, leuchtet von selbst ein, zugegeben selbst, daß die griechische Tonkunst in der Ausübung auf einer höheren Stufe der Ausbildung stand, als jene theoretischen Fragmente ahnen lassen. Dennoch spielte sie auch in der neueren M. lange Zeit eine bedeutende Rolle (s. unten). „Die griechische M.“, bemerkt Kieſewetter, „starb in ihrer Kindheit, ein liebenswürdiges Kind, aber unfähig, je zur Reife zu gelangen; für die Menschheit war ihr Untergang kein Verlust“. Vgl. Drieberg, Wörterbuch der griechischen M., Berl. 1835.

Die Römer scheinen ihre Opfermusik mit dem Opferdienste von den Etruskern empfangen zu haben, die Instrumentalmusik aber, deren sie sich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. Die Saiteninstrumente sollen erst 186 v. Chr. nach Rom gekommen seyn. Die erste Nachricht von der M. zu Rom findet man in der Beschreibung eines Triumphzugs des Romulus

nach einem Siege über die Bewohner von Cacina (749 v. Chr.), wobei den Göttern und dem Herrscher Lobgesänge gebracht wurden. Vorzugsweise bildeten die Römer die Feldmusik aus, deren es verschiedene Gattungen gab. Die musikalische Recitation, welche mit Instrumenten begleitet wurde, scheint sich zu der oratorischen Deklamation verhalten zu haben, wie der poetische Rhythmus zum Numerus der Prosa; auch Redner ließen sich beim Anfange und während ihres Vortrags durch Instrumentalisten den Ton angeben. Als Notenzeichen bedienten sich die Römer ihrer Kapitalbuchstaben. Auf der Bühne begleitete man den Gesang mit Flöten; wahrscheinlich ging die Instrumentalbegleitung nur in einfachen Akkorden fort, oder machte kurze Pausen und erhöhte dann den emphatischen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre scheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu seyn. Diese Begleitung bestand aus Flöten (tibiae) u. andern Blasinstrumenten, zuweilen auch Leier und Cithern. Der Gebrauch der Flöten war nach Verschiedenheit des komischen und tragischen Stoffs verschieden; daher gab es Tibiae dextrae und sinistrae, von denen erstere mehr für das Ernsthafte, letztere bei heiteren Stellen und in lustigen Stücken angewendet wurden. Nachtheilig für die Kunst der M. war es, daß sie in früherer Zeit hauptsächlich nur von Sklaven geübt wurde. Auffallend ist die große Armuth der Römer an Tonsetzern; Flaccus war der bedeutendste unter ihnen. Daher mag es auch kommen, daß so wenig Dichter Verse für Gesang zu schaffen vermochten, wie denn Horaz ziemlich der einzige ist, von dem lyrische Gedichte vorhanden sind. Manilius, Julius Cäsar und Augustus thaten Alles für die Verbreitung der M. Dagegen machte sie Nero durch die Art und Weise, wie er der M. anhing, den Römern so verhaßt, daß nach seinem Tode alle seine 5000 Musiker verjagt und alle von ihm gegründeten musikalischen Anstalten und der große Vorrath von köstlichen Instrumenten zertrümmert wurden.

Die gegenwärtige M. ist ganz eigentlich eine Erfindung der europäisch-abendländischen Völker, das Resultat der christlichen Jahrhunderte, und es ist eine eben so irrige, als verbreitete Meinung, daß sie ihren Ursprung u. ihre Ausbildung der der alten Griechen verdanke. Allerdings wurden lange Zeit die Aussprüche der griechischen Schriftsteller als die Quelle aller musikalischen Theorie angesehen, in Wahrheit aber gedieh die neue M. nur in dem Maße, als sie sich von den ihr aufgedrungenen griechischen Systemen zu entfernen anfing, und erreichte erst dann einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit, als es ihr gelang, sich auch der letzten Ueberbleibsel der sogenannten altgriechischen M. vollends zu entledigen. Die neue M. war, noch in der Periode des Verfalls der griechischen, in niederen Hütten und verborgenen Höhlen entstanden: es gestaltete sich in den Versammlungen der ersten Christen ein höchst einfacher, kunst- und regellosser Naturgesang, welcher nur allmählig gewisse Accente oder Reflexionen bleibend annahm, in dieser Gestalt durch öfteres Anhören sich in den Gemeinden feststellte und von deren einer zur andern sich fortpflanzte. Wie dieser neue Gesang der Christen immer beschaffen gewesen seyn mag, so ist begreiflich, daß bei gänzlichem Mangel einer Regel in demselben, in dem Maße, als die Gemeinden zahlreicher wurden, die so sehr erwünschte Gleichheit und Uebereinstimmung in den Weisen zu erlangen immer schwerer und endlich unmöglich werden mußte, bis es im 4. Jahrhundert einige gelehrte Bischöfe unternahmen, den Gesang zu ordnen und in gewissen Modulationen festzustellen, zu welchem Zweck sie in dem Nachlasse der griechischen, damals bekannten musikalischen Schriftsteller Rath suchten. So rühmte Ambrosius, Bischof zu Mailand, gegen Ende des 4. Jahrh. einen Typus der Kirchengesänge ein, indem er 4 Tonreihen auswählte, welche von ihm, mit Beseitigung der altheidnischen Namen (dorisch, phrygisch, lydisch ꝛc.), die Namen des ersten, zweiten, dritten und vierten Tones erhielten und sich nur eben durch den Ort der Halbtöne in der Stufenreihe unterschieden. Später widmete Gregor der Große (590—604) dem Kirchengesange seine besondere Obsorge und ward in mehr als in einer Beziehung ein Reformator desselben. Er gründete nicht nur ein neues System der Tonarten, sondern in der That ein neues System der Tonleitern, neue Benennungen der Töne und eine neue vereinfachte Tonschrift. Gregor fügte nämlich den ambrosianischen 4 Kirchentönen 4 andere hinzu, welche die plagalischen genannt wurden, während die älteren die authentischen hießen. Eine wichtige Verbesserung Gregors bestand darin, daß er das System der Tetrachorde der altgriechischen M. aufgab und dagegen das der Oktaven zum Grunde legte. Zugleich war er es, der die einfache Benennung der 7 Töne der Oktave nach den 7 ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets einführte. Irrig aber ist die Meinung, daß Gregor dieselben 7 Buchstaben auch für die Tonschrift eingeführt habe. Als solche waren bis ins 14. Jahrhundert die sogenannten Neumen (s. Notæ romanæ) üblich. Das von Gregor hinterlassene System war jeder höheren Ausbildung fähig; die Umbilden der nachfolgenden Zeit aber brachten es bald in Verfall und Vergessenheit, und als endlich einige gelehrte Geistliche die unverwahrte Kirchenmusik durch eine wissenschaftliche Begründung vor gänzlichem Verfall zu bewahren suchten, hielten sie, anstatt den leicht wieder aufzufindenden Plan zu verfolgen, den Gregor ihnen vorgezeichnet hatte, den Boëthius mit seinen griechischen Systemen wieder hervor, um auf gregorianischen Kirchengesang jene unpassenden Systeme zu übertragen. Die abweichende Richtung der sich mächtig durcharbeitenden neuen M. von der aller alten Völker wurde aber erst dann recht bedeutend, als in ihr die Harmonie oder der sogenannte Kontrapunkt, d. i. Gesang mehrer zugleich in verschiedenen Intervallen tönenden Stimmen, eingeführt wurde, die weder den alten Völkern bekannt war, noch sich bis heute bei den seit Jahrtausenden civilisirten, im Besitze recht sinnreich ausgebildeter musikalischer Theorien befindlichen Völkern Asiens findet. Der Gebrauch der Harmonie in unserer neueren M. führte in dieser nothwendig ein wesentlich geändertes System der Tonarten und Tonleitern, in

Digitized by Google

weiterem Verfolge selbst veränderte Tonmessungen herbei, und dadurch gewann die Melodie eine Bestimmtheit und zugleich durch die harmonische Begleitung eine Mannichfaltigkeit der Bewegung, deren der einfache Choralgesang an u. für sich immer ermangelt haben mußte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, beginnt die Geschichte unserer M. erst mit jener Epoche, in welcher die ersten Spuren von Versuchen im Gebrauch der Sinfonien (Konsonanzen, Diaphonien oder Polyphonien) entdeckt wurden, wogegen der einfache Kirchengesang der früheren Jahrhunderte höchstens als die Vorstufe zu betrachten ist und jedenfalls eine eigene Periode bildet. Die ersten Anfänge des Kontrapunkts hatte schon Hucbald oder Hugbald, ein Benediktinermönch zu St. Amand in Flandern, um 1000 gelehrt. Er kam zuerst auf den Gedanken, zwei oder mehre Stimmen in fortgesetzten Konsonanzen singen zu lassen, und nannte eine solche Verbindung von Stimmen Diaphonie (verschiedene Stimme, Discantus) oder Sinfonie (Zusammenklang), oder mit einem neuen Namen Organum, mit welchem diese Gattung von Harmonie von da an am häufigsten bezeichnet wird. Guido von Arezzo wird gewöhnlich die Erweiterung des Tonsystems u. die Verbesserung der Notenschrift durch das Liniensystem, seinen Nachfolgern die Erfindung des Hexachords und der Solmisation zugeschrieben. In das 12. Jahrhundert fällt neben andern wichtigen Entdeckungen die Erfindung der Mensuralmusik, sowie die Einführung von zweierlei Notenzeichnungen, weißen und gefärbten (geschwärzten), der Ligatur (Verbindung mehrer Viereckе in eine Figur) ꝛc. Aus jener Zeit schreibt sich die Benennung Musica mensurabilis (Mensuralgesang, Figuralgesang), im Gegensatz zur Musica plana oder dem Cantus planus der römischen Kirche, welche letztere die eigentliche Note erst im 14. Jahrhundert allgemein einführte. Sowit empfing das 13. Jahrhundert von dem 12. die, wenn auch eben erst von der Blüthe entblößte, doch schon den Keim künftiger Reife in sich tragende junge Frucht einer neuen M.: die Notenschrift, den Kontrapunkt (Discantus) und die Mensur. Als der älteste Lehrer und Verbesserer der neuen Theorie wird Franco von Köln genannt, der zugleich der erste bekannte Schriftsteller über Mensuralmusik ist und das musikalische Zeitmaß vervollkommnete. Andere Schriftsteller über Mensuralmusik waren Beda (Pseudo-Beda), Walther Odingre (1240), ein Mönch zu Evesham in England, und Hieronymus de Moravia (1260) in Frankreich, von denen aber kaum mehr als der Name bekannt ist. In den ersten Decennien des 14. Jahrhunderts finden wir zwei Lehrer, welche nicht nur die Lehre von der Mensur weiter ausgebildet, sondern auch, besonders jene von der Harmonie, bedeutend gefördert, ja für diese zuerst Regeln gegeben haben, die zwar noch unvollständig, aber doch schon so beschaffen waren, daß nach denselben reine Akkorde und reine Harmoniefolgen gebildet werden konnten: Marchetto von Padua und Joannes de Muris zu Paris. Bei beiden findet sich schon die wichtige Regel, daß zwei vollkommene Konsonanzen (Unison, Quinten und Oktaven) nicht in gerader Bewegung auf einander folgen sollen; auch kannten sie schon das Wesen der Dissonanzen und die Nothwendigkeit, dieselben in die nächstgelegenen Konsonanzen aufzulösen. Nach ihnen nennt die Kunstgeschichte noch einige Theoretiker, wie Prosdocimus de Beldomandis, Philippus de Vitrâco (von Vitry), Philippus de Caserta, Anselmus Parmensis und einige andere. Gewöhnlich aber wurden die musikalischen Lehren nur auf dem Wege mündlichen Unterrichts fortgepflanzt und verbreitet. Von Produkten eines geschriebenen Discantus aus dieser Zeit ist wenig, nicht einen Vorzügliches auf uns gekommen: das Meiste mag unbrauchbar der Vernichtung überlassen worden sein. Manches dürfte noch in Bibliotheken vergraben liegen. Ein Fragment eines Gloria für 4 Stimmen, das bei der Krönung Karls V. von Frankreich (1364) von der königlichen Kapelle aufgeführt worden, hat Kalkbrenner in seiner „Histoire de la Musique" mitgetheilt; eine andere Probe aus jener Zeit gab Fétis in der „Revue musicale", eine italienische Kanzone für 3 Stimmen von Francesco Landino um 1360. Beachtenswerther, als diese Versuche, ist die altfranzösische Chanson eines Ungenannten für 3 Stimmen, welche Gerbert in „De cantu et musica sacra" (Th. 2, Taf. 19) mittheilt.

Bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts war man gewöhnt, die M. mehr als einen Gegenstand der Gelahrtheit, mehr als Wissenschaft, denn als Kunst anzusehen und dem gemäß zu behandeln. Daß die M. eine ästhetische Kunst sey, deren Zweck es wesentlich ist, zu gefallen u. zu rühren, war bis dahin weder den Lehrern noch den Schülern klar geworden, welche das Wesen derselben in der Theorie schon zu besitzen meinten. Aber auch die Theorie konnte nicht gedeihen, so lange man nicht einsah, daß sie mit der Praxis sich verschwistern müsse. Daher kam es, daß seit Franco von Köln und de Muris die M. verhältnißmäßig so geringe Fortschritte gemacht hatte, daß man im besten Falle einen extemporirten Discantus hervorbringen konnte, dessen Werth von dem Grade der Kenntnisse und anderem subjektiven Geschmacke, mehr noch von der gemeinsamen Uebung der Sänger abhängig war. Den Niederländern war es vorbehalten, durch Aufstellung der ersten regelrechten mehrstimmigen Kompositionen für die neuere Tonkunst den eigentlichen Grund zu legen. Nach dem Zeugnisse des Abbate Baini waren es Niederländer, von denen die ersten im Kontrapunkt geschriebenen Messen nach Rom kamen. Vorzüglich aber war es Guillelmus Dufay, der als der älteste eigentliche Kontrapunktist gelten kann, auf dessen Praktik die vorzüglichsten späteren Theoretiker, Franchin. Gafurius, Petr. Baron, Joannes Spatarus und Adam de Fulda, sich gern und häufig als auf eine gültige Autorität berufen. Bemerkenswerth ist besonders der Umstand, daß bei Dufay zuerst die ersten (ungefüllten) Noten erscheinen, durch deren Einführung das Figural- und Mensuralsystem seine Vollendung erhielt. Zu dieser älteren niederländischen Schule gehörten außer ihrem berühmtesten Meister Dufay Brasart, Eloy, Egidius Binchois, Binc. Faugues, sowie andere, welche

zum Theil noch in die folgende Epoche hinüberreichen, wie Carontis, Regis, Busnoys u. A. Als der Repräsentant dieser Epoche ist Johannes Ockenheim zu nennen, welcher nicht nur wegen seiner ausgezeichneten Kompositionen, sondern auch als der Lehrer der ausgezeichnetsten Männer mit vollem Rechte als das Haupt der zweiten oder neueren niederländischen Schule angesehen wird. Die aus der älteren Schule noch gleichzeitig übrigen Tonsetzer gingen mit Erfolg auf diesen Styl ein und schlossen sich der neueren an, deren gemeinsamer Charakter sich in den Arbeiten beinahe aller Niederländer dieser Epoche ausspricht. Von der jedenfalls großen Anzahl seiner Schüler können mit Gewißheit nur acht genannt werden, die aber in der That den Ruhm seiner Schule in der gleich folgenden Epoche durch ihr eigenes Verdienst glänzend bewährt haben: Josquin des Prés, Anton Brumel, Alex. Agricola, Gaspard, Loyset Compère (auch Piéton genannt), Pierre de la Rue (auch Pierchon, Pierçon und von den Italienern Pierazzon genannt), Prioris und Verbonnet u. A. Aus Frankreich, Spanien, Deutschland und Italien sind in dieser Epoche noch keine Kontrapunktisten namhaft zu machen. Nur in England hatte sich eine einheimische, von der niederländischen verschiedene Schule gebildet, die zur Zeit Eduards IV. (1471—1483) blühte, deren Arbeiten aber meist unter denen der damaligen Niederländer stehen. Die Werke dieser neueren niederländischen Schule unterscheiden sich von denen der älteren durch eine größere Gewandtheit in dem kontrapunktischen Verfahren und größeren Reichthum der Erfindung, da deren Kompositionen nicht mehr so ganz und gar bloß unvorherberechnetes Ergebniß der kontrapunktischen Operation, sondern meist scharfsinnig, mit irgend einer bestimmten Absicht angelegt sind; ferner durch viele damals neu erfundene Künste eines obligaten Kontrapunktes, mit Augmentationen, Diminutionen, Umkehrungen, Nachahmungen, Canons und Fugen der mannichfachsten Art, welche nicht selten verborgen gehalten und den Sängern in den wunderlichsten Devisen, in Art von Räthseln, angedeutet werden. In dieser merkwürdigen Epoche ward der Grund gelegt zu dem Ruhme, dessen die niederländischen Tonsetzer in den nächstfolgenden Epochen in der ganzen civilisirten Welt genossen. Außerdem sind noch die Orgelkünstler Antonio Squarcalupo (auch A. degli Organi genannt) zu Florenz und Bernhard, mit dem Beinamen der Deutsche, zu Venedig, der Erfinder des Pedals, zu erwähnen (s. Orgel). Lehrkanzeln der M. entstanden damals in dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts in Italien an mehren Orten; so 1470 zu Neapel, wo drei hochgelehrte Niederländer, Joh. Tinctoris, Guillem. Guarnerii und Bern. Hycaert, zugleich öffentlich lehrten. Etwas später errichtete eine solche Herzog Sforza zu Mailland, der der berühmte Franch. Gafurius vorstand. Diese Meister entwickelten nicht nur die Theorie der Mensur, sondern auch jene des Kontrapunktes in großer Vollkommenheit. Ihnen folgten ein Petrus Ramis da Parexa zu Toledo, Joannes Spatarus zu Bologna, Petr. Aaron zu Venedig. Die eigentliche musikalische Kunst dagegen schien mehr an das Schicksal der anderen schönen Künste gebunden zu seyn. Die Kompositionen Dufay's und seiner Zeit- und Kampfgenossen scheinen in Italien nur von der päpstlichen Kapelle eigentlich gesucht gewesen zu seyn; als aber die Liebhaberei für die bildenden Künste sich verbreitete, wollten die Großen auch M. hören, und es entstanden an den Höfen Kapellen, zu welchen niederländische Musiker verschrieben wurden. Indeß geschah dies erst in dem Zeitalter des Papstes Julius II. und seines Nachfolgers Leo X. (1503—1517) in größerem Maße, und von da an beginnt der eigentliche Flor der niederländischen Musiker, welche außer in Italien auch in Spanien, Frankreich, Deutschland komponirten, lehrten und die Kapellen leiteten. Ein wichtiges Ergebniß dieses Zeitalters war die Erfindung des Notendrucks mit beweglichen Typen durch Ottavio Petrucci. An der Spitze der ausgezeichneten Meister dieser Zeit steht Ockenheims würdigster Zögling, der hochberühmte Josquin des Prés, auch Jodocus Pratensis oder a Prato, von dessen Schülern zu nennen sind die Franzosen Certon, Clement Janequin, Maillard, Bourgogne, Moulu und Claudin Sermisy, welche die Kunst nach Frankreich brachten; die Niederländer Mouton, Adrien Petit, genannt Cocliçus, welcher nachmals in Deutschland lehrte und schrieb, Arcadelt, Jacquet von Berchem, Gombert; der Deutsche Heinrich Isaak, Kaiser Maximilians I. Kapellmeister, u. A. In dieser Epoche fangen auch schon andere Nationen an, den Niederländern zwar nicht den Rang, doch aber das bisherige Monopol in der M. streitig zu machen. In Deutschland standen schon in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts einige wackere Kontrapunktisten auf; als solche nennen wir: Adam de Fulda, Stephan Mahu, Hermann Fink ꝛc. In Frankreich zeichneten sich die schon oben genannten Schüler Josquins in der 2. Hälfte dieser Epoche aus, in welcher auch in der päpstlichen Kapelle der Franzose Eleazar Genet, genannt il Carpentrasso (von Carpentras), sehr geschätzt war und von Leo X. selbst mit der bischöflichen Würde beehrt wurde. Die Spanier in der päpstlichen Kapelle waren als Sänger sehr beliebt. Die Italiener hatten sich bisher mit der M. begnügt, welche ihnen die Ausländer fertig lieferten. Der erste italienische Kontrapunktist war Costanzo Festa, Sänger der päpstlichen Kapelle, welcher als der Vorläufer Palestrina's angesehen wird. Im Allgemeinen charakterisirt sich die josquinische Epoche dadurch, daß die kontrapunktischen Künste am meisten ausgebreitet waren und kaum höher getrieben werden konnten, so daß es die Aufgabe der Folgezeit vielmehr war, sie in billige Schranken zurückzuführen. Was den Zustand der damaligen Instrumentalmusik betrifft, so ist davon wenig zu berichten. An eine eigentliche Kunst und regelmäßige Instrumentalmusik war bisher nicht zu denken; höchstens wurden zur Verstärkung des Chores, d. i. der Sänger, Cornetti (Zinken), Posaunen und allenfalls Trompeten angewendet, welche mit den Stimmen unisono gingen. Die Geige war, sowie die Bielle, bei

Digitized by Google

uns Leier (Bettlerleier) genannt, den Händen der Ménétriers (wandernder Musikanten) überlassen und eben so wenig als diese geachtet. Die Instrumente, welche um 1500 in Deutschland üblich waren, hat Ottomarus Luscinius in seiner Musurgia (Straßburg 1536) und Virdung in seiner „Musica getutscht“ (Basel 1511) beschrieben und in Holzschnitten vorgestellt; man findet daselbst die Geige, Flöten oder eigentlich Pfeifen von verschiedenen Dimensionen und mit verschiedenen Namen, die Querflöte, Schalmeien, Trompeten und Posaunen, das Trumscheit (tromba marina), Cithern und Lauten, Klavier und Orgeln mit vollständig organisirter Tastatur. Noch waren aber die Instrumentisten (mit Ausnahme der Organisten) von den eigentlichen (wissenschaftlich erzogenen) Musikern, d. i. von den Sängern (denn der Musiker war Sänger), gänzlich geschieden und bildeten eine eigene Zunft unter dem Namen von Stadtpfeifern, Kunstpfeifern oder Thürmern. Sie hatten auch ihre eigene Art, für ihre Instrumente zu notiren, nämlich die sogenannte Tabulatur, eine Notirung mit den alten gregorianischen oder gutdeutschen Buchstaben. Auch die Lautenisten und Citheristen bildeten eine für sich abgeschlossene Klasse, mit einer ganz eigenen wunderlichen Notirungsmethode. Hatten übrigens jene Instrumente in der musikalischen Welt noch keinen Rang eingenommen, so thaten sich doch schon mitunter Virtuosen in ihrer Art hervor. Ein solcher war der blindgeborene Konrad Paulmann († 1473) aus Nürnberg, der auf allen Instrumenten geübt gewesen seyn soll und auch für den Erfinder der Lautentabulatur gehalten wird.

Unter den Niederländern in Italien war auch Hadrian Willaert, ein Schüler Montons, welcher der Stifter der ausgezeichneten und sonst so berühmten venetianischen Schule ward. Cyprianо de Rore, ein Landsmann desselben, Zarlino, der größte Theoretiker des Jahrhunderts, u. Costanzo Porta, einer der größten Meister in den Künsten des Kontrapunktes, mehrer anderer tüchtiger Tonsetzer, Gelehrten und Schriftsteller nicht zu gedenken, waren seine Zöglinge, deren Schüler sich hinwieder in mehren Städten Oberitaliens niederließen und so die Kunst u. die Wissenschaft der M. verbreiteten. Willaert war der Erste, der für eine größere Zahl von Stimmen, als bisher gewöhnlich war, komponirte, sowie der Erfinder der Komposition für 2 bis 3 Chöre. Mehre andere Niederländer blühten in dieser Epoche in den größeren Städten, an den Haupt-kirchen und an den Höfen in Italien; so Ghiselino d'Ankerts, Sänger der päpstlichen Kapelle, und Claudius Goudimel aus Burgund, welcher um 1540 zu Rom eine Schule eröffnete, aus welcher ein Animuccia, dann ein Giovanni Maria Nanini und der große Palestrina selbst hervorgegangen sind. Auch in den Niederlanden selbst, in Spanien und in Deutschland waren Musiker in fast unglaublicher Zahl in Thätigkeit. Einige Franzosen dieser Zeit waren auch in Italien geschätzt, wie der schon genannte Carpentras, dann Leonardo Barré von Limoges. In Frankreich selbst entstand eine große Anzahl von Compositeurs, deren Chansons, Motetten und Messen durch die seit 1530 eröffneten Druckereien von Paris und Lyon verbreitet wurden. Von Spaniern können erst hier genannt werden: Morales, einer der vortrefflichsten Musiker seiner Zeit, und Escobedo, vorzüglich durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, Vaqueras und König Karls V. Kapellmeister in Madrid, u. Guerrero. Die Deutschen zählten in dieser Epoche eine ansehnliche Zahl von Tonsetzern, welche besonders in den Reichsländen, an den Höfen, in den Reichsstädten und Stiftern komponirten und lehrten. Besonders ehrenvolle Erwähnung verdienen: Johann Walther und Ludwig Senfl, Heinrich Isaaks trefflicher Zögling. Italien hatte im Anfange dieser Epoche nur erst den bereits erwähnten Stefano Festa. Selbst Baini nennt um 1540 in Rom nur einen Lehrmeister von einigem Rufe, Domenico Ferabosco, und Gio. Bettini aus Brescia. Als theoretischer Schriftsteller dieser Epoche ist neben Zarlino besonders Henricus Borritus, gewöhnlich Glareanus genannt, zu nennen, der in seinem Werke „Dodecachordon“ (Basel 1547) statt der bis auf seine Zeit in den Schulen gangbaren 8 Kirchentonarten 12 angeblich alte Tonarten aufstellte, denen er die Namen altgriechischer Tonarten, obwohl durchaus willkürlich, beilegte, die nachmals sehr gebräuchlich wurden und mancherlei Irrthümer veranlaßten, indem man durch sie verleitet wurde, die glareanischen Tonarten für die altgriechischen zu halten. Neu war in dieser Epoche die Einführung des Madrigals (um 1540), in welcher Gattung, die von der venetianischen Schule ausgegangen war, sich besonders die Niederländer in Italien und zunächst die damals aufblühenden Italiener auszeichneten. Mit dem Madrigal war fast gleichzeitig eine andere Gattung des mehrstimmigen Liedsanges für die Kammer aufgekommen: Lieder, die in der Dichtung den Volkston nachahmten und von den Komponisten in einem noch einfacheren Kontrapunkte gesetzt wurden, die Canzoni Villanesche, auch Villanelle alla Napoletana. Einen mächtigen Aufschwung erhielt die M., namentlich die geistliche M., durch Palestrina (s. d.), der um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch seine Kompositionen Aufsehen zu erregen begann, die sich durch erhabene Großheit und Strenge auszeichneten. Unter seinen Zeitgenossen haben sich vorzüglich Animuccia, dann der schon genannte G. Mar. Nanini und Tomaso Ludovico da Vittoria, ein in Rom gebildeter Spanier, im Kirchenstyl ausgezeichnet. In den letzten Jahren dieser Epoche thaten sich in Rom auch noch Felice Anerio, Drozoni (Schüler von Palestrina), Ruggerio Giovanelli, Bern. Nanini und Ingegneri hervor; im Fache des Madrigals war Luca Marenzio ausgezeichnet. Die Zöglinge der venetianischen Schule hatten inzwischen in allen größeren Städten Oberitaliens ihre Wissenschaft und Kunst fortgepflanzt. Ihre Schule floß allmählig mit der römischen zusammen, hat jedoch bis in spätere Zeiten ihren eigenen Charakter behauptet, der sich durch Hinneigung zu einer künstlicheren Gegart, aber durch allmählige Entbindung von den alten Tonarten bemerkbar macht. Zu den ausgezeichnetsten Meistern Oberitaliens gehören: Andreas Gabrieli

und dessen Neffe Giovanni Gabrieli, Baltasare Donati zu Venedig, Garlodr zu Mailand, Clemente Merulo zu Parma, Andrea Rota zu Bologna, Orazio Vecchi zu Modena, Pietro Ponzio zu Parma, Aless. Strigio, Marco Gagliano zu Florenz u. A. Uebrigens genossen die Niederländer auch noch in Palestrina's Zeit großes Ansehen. Zu ihnen gehörte der Zeit- und Ruhmesgenosse Palestrina's, Orlando di Lasso (s. d.), der die große Periode der Niederländer beschloß. Die M., durch sie nach Italien verpflanzt, war nunmehr dort einheimisch geworden, so daß schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts Italien seine Söhne in alle kunstliebenden Länder aussandte und jenes Supremat in Europa errang, welches dasselbe bis auf unsere Zeit behauptet und nur im Fache der Instrumentalmusik den Deutschen einräumt. In Frankreich hat die musikalische Literatur auch in dieser Epoche eine nicht geringe Zahl von Namen verzeichnet, welche jedoch durchaus nicht berühmt geworden sind. Die englische Schule hatte in dieser Zeit einen Tallis und dessen Schüler Bird, deren Arbeiten den besten ihrer Zeit an die Seite gesetzt werden können. In Deutschland finden wir am kaiserlichen Hofe zwei wackere Meister: Jakob Gallus und Hans Leo von Hasler. Außerdem zeichneten sich aus: Hieronymus Prätorius zu Hamburg, Jakob Mayland, Gregor Aichinger u. A. Im Ueberblicke dieser Periode finden wir einen bedeutenden Fortschritt nicht nur in Absicht auf Reinheit und Fülle der Harmonie, sondern auch in Hinsicht auf Erfindung ausdrucksvoller und angenehmer Motive, vorzüglich aber eine Modulation der Harmonie, mannichfaltiger und bestimmter als bei den Vorgängern, obgleich sie sich meist immer noch auf die mit ihren natürlichen Dreiklängen in der diatonischen Leiter gegebenen Tonarten beschränkte. Der Anfang des 17. Jahrhunderts wird bezeichnet durch die Entstehung des dramatischen Styls, von dem der Ursprung der Oper datirt werden muß, der Monodie und der Kirchenkonzerte. Als Bahnbrecher in dieser Beziehung sind vor allen Jacopo Peri, Emilio del Cavaliere und Giulio Caccini zu nennen. Ihnen gesellte sich der noch berühmtere Claudio Monteverde zu. Was die Beschaffenheit dieser dramatischen Kompositionen betrifft, so ist freilich wenig Rühmliches davon zu sagen. Die Recitation ist eben so klaglich, als steif u. jedes Ausdruckes baar; von einer Arie, oder irgend etwas, das man eine dramatische Melodie nennen könnte, ist nirgends eine Spur. Auch Monteverde's Arbeiten in diesem Fache, obschon er der ausgezeichnetste Charakter der ganzen Epoche ist, sind nicht viel höher zu stellen, als die seiner unmittelbaren Vorgänger. Die ersten eigentlichen Melodien finden sich in den Kirchenkonzerten Ludovico Viadana's, leicht fließend, sehr singbar und von passendem Ausdrucke. Im Orgelspiele hatte Italien damals den berühmten Frescobaldi, den Lehrer des nachmals berühmten kaiserlichen Hoforganisten Froberger. Selbem bildete sich allmählig der sogenannte doppelte Kontrapunkt aus, sowie die Fuge (s. d.), wenn letztere ihre Vollendung auch erst später erhielt. Die Kirchenkomponisten dieser Epoche, von denen wir besonders Agostini, Catalani, Cifra, Croce, Mazzochi, Giacobbi, Allegri und in Deutschland Erbach, Mich. Prätorius u. A. hervorheben, fingen bereits an, in Kompositionen, die nicht nothwendig auf den Cantus firmus der römischen Kirche basirt werden mußten, von den alten Tonarten abzugehen und selbst ganze Stücke in fingirten (versetzten) Tonarten zu setzen. Die Madrigale und Madrigalesken für mehre Stimmen waren in den Privatzirkeln noch immer die einzige und beliebteste Unterhaltung. Dagegen gewann für das größere Publikum das musikalische Drama mehr und mehr an Interesse, als Privaten oder die Gemeinden reicher Städter anfingen, Opernhäuser zu bauen, in denen die wohlhabenderen Klassen für einen mäßigen Beitrag ein so seltenes Vergnügen sich verschaffen konnten. Am frühesten gedieh das Opernwesen in Venedig, wo schon von 1627 an nnanfgesetzt Aufführungen Statt fanden. Unter den vielen Operncompositeurs dieser Zeit waren Francesco Cavalli und Marcant. Esti besonders geschätzt. Letzterer war ein Schüler von Giacomo Carissimi, der zwar selbst keine Oper komponirt, dennoch sehr viel zur Ausbildung ihrer Formen beigetragen hat. Er gilt z. B. für den Verbesserer des Recitativs und den ersten Ausbilder der dramatischen Melodie; auch soll er zuerst angefangen haben, in seinen Kantaten die Instrumente besonders zu Ritornellen und Zwischensätzen (konzertiren*) anzuwenden. Die nächstfolgende Zeit, in welcher ein Rovetta, Ziani der Aeltere, Legrenzi unter vielen Anderen besonders geschätzt waren, bildete nicht nur das Recitativ aus, sondern gab auch der Arie eine bestimmtere Form. Die Kantate (Kammerkantate) ging mit der Oper ungefähr gleichen Schritt; in Privatzirkeln sehr beliebt, fing sie allmählig an, dem Madrigal Eintrag zu thun. Die Kirchenmusik neigte sich der Geschmack dem sogenannten Stile concertante zu, welcher nunmehr mit dem Stile da capella (Stile alla Palestrina) die Herrschaft theilte. Mit jenem war auch der Gebrauch der Bogeninstrumente in die Kirche eingeführt worden, während sonst nur Cornetti und Posaunen zur Verstärkung des Chors zugelassen worden waren. Der künstliche Kontrapunkt wurde vorzüglich in der fortan blühenden venetianischen Schule und in deren Kirchenmusik gepflegt und überall von den Organisten mit Erfolg geübt. Der einfache, großartige Kapellenstyl blühte fortan in den Hauptkirchen Italiens, vorzüglich in der päpstlichen Kapelle, welche demselben bis zu unsern Tagen treu geblieben ist. Unter den damaligen Tonsetzern in diesem Style gebührt unstreitig die Palme dem Orazio Benevoli, um 1660 Kapellmeister in St. Peter im Vatikan. Die Franzosen waren von der alten Schule des höheren Kontrapunktes längst abgefallen, ohne in den neu entstandenen Gattungen den Italienern nachzueifern. Dagegen hatten die Deutschen selbst unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges die alte Kunst nicht aussterben lassen. Kontrapunkt und Orgelspiel wurden gepflegt; eben so hatte der konzertirende Styl Eingang gewonnen und wurde

Digitized by Google

nicht ohne Erfolg betrieben. Auch soll Schütz in Dresden (auch Sagittarius genannt) schon 1628 eine deutsche Oper komponirt haben. Für die Instrumentalmusik war bisher überall wenig geschehen; doch fällt in diese Zeit, in welcher die Musiker den begleitenden Instrumenten ihre Aufmerksamkeit zu widmen anfingen, auch deren bedeutendste Verbesserung, vorzüglich der Bogeninstrumente, deren Stimmung und Struktur damals geregelt wurde. Der Ruf Carissimi's hatte noch in den Greisenjahren dieses Meisters einen jungen Neapolitaner nach Rom gelockt, der die Gunst desselben gewann und in alle Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht wurde: Alessandro Scarlatti, welcher, einer der größten Meister aller Zeiten, auf den Geschmack der Zeitgenossen mächtig einwirkte und jenen Umschwung vorbereitete, den die Tonkunst in der nachfolgenden Periode aus der neapolitanischen Schule durch seine gleich großen Zöglinge erhielt. Neben Scarlatti glänzten noch, besonders aus der venetianischen Schule, Antonio Lotzo zu Venedig und Francesco Gasparini zu Rom, Francesco Conti zu Wien, Benedetto Marcello von Venedig und Ant. Caldara. Paolo Colonna, berühmt als Tonsetzer u. Lehrer im Fache des höhern Kontrapunktes, ward der Stifter der nachmals hochgeachteten Schule von Bologna. In Frankreich wurden in dieser Epoche die Opern (Tragédies und Ballets) des berühmten Lully (s. d.) bewundert. In Deutschland schien trotz des oben bemerkten Anfanges das Opernwesen nicht heimisch werden zu wollen; doch nennt die Kunstgeschichte einen Reinhard Keiser in Hamburg, der eine unglaubliche Zahl (man sagt 116) deutscher Opern geschrieben hat. In München und Wien galten nur italienische Opern und italienisches Oratorium. Die Instrumentalmusik war im Anfange dieser Epoche in Italien eine kaum dem Namen nach bekannte Sache; erst durch Corelli, Geminiani und Bivaldi begann gegen das Ende des 17. Jahrhunderts auch für sie eine neue Aera. Die Theorie aller Gattungen des obligaten Kontrapunktes ward durch Bernardi, Buononcini den Aeltern und Fux zuerst mit Klarheit entwickelt und die Formen der eigentlichen Fuge festgestellt. In diese Zeit fällt aber auch die barbarische Sitte, durch eine wundärztliche Operation Knaben zu künstlichen Sopranſängern zu verunstalten. Damals entstanden auch jene berühmten Singschulen, die so viel zum Flor der M. in Italien beigetragen haben. Pistocchi, selbst ein Kastrat, hatte eine solche zu Bologna errichtet; Fedi hielt eine andere zu Rom. Mehi zu Florenz. Vortreffliche Sänger und Sängerinnen bildete Neapel.

Der neapolitanischen Schule, als deren Stifter die Zöglinge Scarlatti's, Leonardo Leo und Francesco Durante genannt werden, denen aber noch Gaetano Greco, ebenfalls Schüler Scarlatti's, anzureihen ist, war es vorbehalten, der M. einen noch höheren Aufschwung zu geben und gewissermaßen deren ganze Gestaltung zu ändern. In allen harmonischen und kontrapunktischen Kenntnissen trefflich erzogen, wußten die Tonsetzer dieser Schule nicht nur über den ganzen Vorrath der vorhandenen Hülfsmittel zu verfügen, sondern brachten nunmehr auch jene neuen und vermehrten Hülfsmittel in Anwendung, welche sich in der inzwischen zur höchsten Vollendung gebrachten Kunst der dramatischen Sänger, sowie zum Theil in der seither erfolgten bedeutenden Verbesserung der Instrumente darboten. Die wesentlichste Veränderung aber, welche aus dieser Schule hervorging, bestand in der Regelung des theoretischen Theils der Melodie und der besseren Gestaltung der Arie. Die von ihr aufgestellte Form der Arie ward, mit geringen Abweichungen, der Typus, den alle Tonsetzer in und außer Italien sehr bald annahmen, sie lebt, mit geringen Abweichungen in der eigentlichen Arie, noch bis zu unserer Zeit fort. Im Orchester wurden den Bogeninstrumenten, welche bisher allein geherrscht hatten, ein Paar Oboen und ein Paar Hörner, auch wohl ein Paar Flöten, Fagotte und mitunter Trompeten beibehalten beigesellt, wodurch nicht nur eine neue Nuancierung von Klang, sondern auch eine stärkere Tonmasse, zur Vermehrung der Wirkung in Ritornellen und Zwischensätzen, gewonnen wurden. Die bekanntesten Meister aus der neapolitanischen Schule zu dieser Zeit waren Porpora, Sarri, Carapella, Vinci, Pergolesi, Durl, Perez, Feradegliss, Feo, Salaz, etwas später Traetta, Jomelli, bald auch Sacchini, Piccini (der Schöpfer der italienischen Opera buffa), Majo, Anfossi, Caffaro, Guglielmi u. A. Ihnen muß auch der Deutsche Hasse angereiht werden, der noch (1720) Scarlatti's Unterricht genoß, sowie der spätere J. G. Naumann, der diese Richtung zum Abschluß gebracht hat. Es konnte kaum anders kommen, als daß der lebhafte u. zierliche Styl der neapolitanischen Schule auch in der Kirchenmusik Eingang fand, zumal in Italien, wo zwischen der Oper und der solennen Messe kaum ein Unterschied wahrzunehmen ist. Nicht gleichen Schritt mit der Oper hielt die Instrumentalmusik; doch lieferte Domenico Scarlatti eine große Zahl von Sonaten, die noch jetzt geschätzt werden; vortreffliche Quartetten für Bogeninstrumente hat man von Sacchini. Die Kunst der Bogenführung ward in dieser Epoche durch Tartini zu einer früher nicht geahnten Vollkommenheit gebracht und durch dessen Schüler Nardini, wie auch durch Pugnani verbreitet. In Frankreich war, bald im Anfange dieser Epoche, Rameau als Compositeur der französischen großen Oper aufgetreten; er theilte das Reich mit dem lange bewunderten Lully und gewann, wie sein Vorgänger, die Stimme aller Liebhaber und Kenner, Schöngeister und Gelehrten der Bevölkerung von Paris für sich. Neben der großen Oper aber entstand in Frankreich eine neue Gattung, die Operette, worin seit etwa 1740 Monsigny, Philidor, nachmals vorzüglich Grétry sich hervorthaten. In der Kirchenmusik hat Frankreich auch in dieser Epoche nichts Bedeutendes geleistet; die damalige französische Instrumentalmusik für die Kammer ist längst verschollen. In Deutschland war seit der Reformation, mit der Einführung des Volksgesanges in der Kirche, eine damals wirklich neue, originelle Gattung, der metrische Choral, entstanden. Der Gebrauch, diesen Choral mit der Orgel harmonisch zu begleiten, führte zu einer größeren Meisterschaft

auf diesem Instrumente und diese wieder zu den ausgezeichneten Kompositionen, welche von den tüchtigsten Meistern in Schrift und Druck verbreitet wurden. Aus solchen Organistenschulen gingen die deutschen Heroen dieser merkwürdigen Epoche, ein Händel (s. d.) und Sebastian Bach (s. d.) hervor, deren Werke, besonders die Bachs, in gewisser Hinsicht den diametralen Gegensatz zu der altitalienischen M. bilden. Während diese durchaus transcendentaler Natur ist und in sich ein unaussprechliches Etwas birgt, wonach das Herz, ohne es je zu ergreifen, nur sehnsüchtig verlangen soll, bietet Bach nicht bei der Ruhe eines passiven Glaubens stehen, sondern will sich den Himmel erobern, der ihm verkündigt worden. Eben so ist Händel durchaus protestantischer Komponist, aber in seinen Oratorien stellt sich mehr die praktische Seite des Glaubens dar, die innere Klarheit, freudigen Muth und unerschütterliches Gottvertrauen in allem Thun ausprägt. Von einer eignen deutschen Oper ist auch in dieser Epoche nicht die Rede; erst um 1760 schrieben Hiller, Georg Benda, Ditter von Dittersdorf und einige Andere deutsche Originalopern. Im Fache der geistlichen Kantate und des großen Oratoriums zeichneten sich in Deutschland Stölzel in Gotha und Telemann in Hamburg aus, vor allen aber Graun, der übrigens auch eine große Anzahl italienischer Opern (für Berlin) geliefert hat und dessen italienische Kammerkantaten zu den besten dieser Gattung gehören.

So fest begründet die Herrschaft der neapolitanischen Schule auch schien, so wurden doch nach und nach mehr oder minder erhebliche Mängel wahrgenommen, die den von ihr eingeführten Formen anklebten. Man fand die Arien über die Gebühr ausgedehnt; die Wiederholungen überschritten das Maß der ästhetischen „Räson"; der Mittelsatz derselben oder die sogenannte seconda parte gegen den Hauptsatz war zu geringfügig und außer allen Verhältnissen; das simple Da capo endlich, d. i. die Wiederholung einer so eben gehörten, durch die seconda parte kaum merklich unterbrochenen Arie, konnte nach den Principien einer philosophischen Kritik nicht geblligt werden. Außer diesen Mängeln in der damaligen italienischen Oper war noch ein großes Uebel aus der Einführung der Aria di bravura erwachsen, jener sinnlosen Schnörkel, wodurch so manches herrliche Werk entstellt ist, und das größte von allen lag in der Versteinerung der Manier. Diese Betrachtungen waren es, welche Gluck bestimmten, eine Reform der Oper durch Beseitigung jenes eiteln Formenwesens zu versuchen. Nachdem seine in diesem Sinne komponirten Opern „Orfeo" und „Alceste" in Wien mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen worden, ließ er seit 1772 in der großen Oper zu Paris die eben genannten und die beiden Iphigenien, dann die „Armide" aufführen und stürzte damit nicht nur die bisherigen Idole der Pariser, Lully und Rameau, sondern trug auch über den mit ihm um den Preis ringenden Piccini den Sieg davon. Unter den Wenigen, welche den Bahnen Glucks folgten, ist vor allen Reichardt zu nennen. Von der Richtung seines Vaters ausgehend, führte Karl Philipp Immanuel Bach, der geschichtlich bedeutendste Sohn von Seb. Bach, die Kunst dem Weltlichen zu, befähigte sie für den Ausdruck persönlicher Stimmungen und wurde so der unmittelbare Vorgänger Joseph Haydns in Wien. Dieser selbst eröffnete dann die Zeit, in welcher die deutsche M. ihre höchste Blüthe erreichte, eine Zeit, auf welche alle vorangegangenen Bestrebungen in Deutschland, Frankreich und Italien als auf ihr nothwendiges Resultat hinzeigten. Haydn, dessen Glanzperiode in die Jahre 1780—1800 fällt, ist der Schöpfer des „gearbeiteten Quartetts"; er ist es, der der „großen Sinfonie" ihre Form gab und die gesammte Instrumentalmusik auf einen früher nicht geahnten Grad von Vollkommenheit brachte. Noch gleichzeitig mit Haydn und ebenfalls in Wien lebend, schuf Wolfgang Amadeus Mozart seine unsterblichen Werke. In der Instrumentalkomposition war Haydn ihm Vorbild gewesen, wie im dramatischen Fache Gluck und in den höheren kontrapunktischen Arbeiten Händel und Seb. Bach. Das Höchste, was die M. je hervorgebracht, in sich vereinigend, gleichsam der Erbe aller Jahrhunderte, bildet Mozart in seiner geschichtlichen Stellung den Wendepunkt zwischen alter und neuer Zeit. Er war es, der für die Oper den Höhepunkt herbeiführte, alles Vorausgegangene im Fach der weltlichen M. übertreffend, allem Nachfolgenden die Bahn vorzeichnend. Bis auf ihn hatte sich die Oper Italiens, Frankreichs und Deutschlands gesondert entwickelt. Mozart faßte die musikalischen Eigenthümlichkeiten dieser Länder zusammen und schuf dadurch eine Weltmusik, mit welcher er den ganzen gebildeten Erdkreis beherrscht. Unter den ausgezeichneten Meistern dieser Zeit sey noch genannt der treffliche Naumann, Albrechtsberger, Fasch, Michael Haydn, Kraus, Rodewald und der Abt Vogler, der auch mit Portmann als Theoretiker glänzt. In der kirchlichen wie in der dramatischen M. war bis dahin das Höchste geleistet worden; nun auch die Instrumentalmusik bis zu einer der Oper analogen Vollendung zu steigern, darin bestand jetzt die nächste Aufgabe für den fortschreitenden Geist. Die Lösung desselben war die That Ludwig von Beethovens. Als unterscheidendes Merkmal erblicken wir bei ihm sogleich, wie er von dem Pianoforte seinen Ausgangspunkt nahm und hier seine tiefsten Gedanken niederlegte, während seine Vorgänger demselben eine mehr nur gelegentliche Beachtung zugewendet hatten. So wurde er für die neuere u. neueste Pianofortemusik der Mittelpunkt der gesammten Entwickelung. Was bei den Schranken des Instruments das Pianoforte nicht zur Darstellung bringen konnte, dafür diente ihm das Orchester als Ausdrucksmittel. Das durch Haydn und Mozart in diesem Fach begründete vollendete Beethoven und gab zugleich den Anstoß für die neueste Entwickelung. Charakteristisch für ihn ist neben der Steigerung aller äußeren Ausdrucksmittel, die der tiefere geistige Inhalt nothwendig machte, welchen er auszusprechen berufen war, die dramatische Lebendigkeit seiner Kompositionen, das Streben nach möglichster Bestimmtheit des Ausdrucks, wodurch die reine Instru-

Digitized by Google

mentalmusik für die Darstellung ganz bestimmter Gefühlszustände befähigt wurde, endlich das humoristische Element, welches durch ihn in die Instrumentalmusik eingeführt ward. Hinsichtlich des Inhalts seiner Werke ist ihm die Sympathie mit den geistigen Mächten, mit den Ereignissen und Bestrebungen, welche, von der französischen Revolution ausgehend, das 19. Jahrhundert bewegen, eigenthümlich, während Mozart in den Zuständen des vorigen Jahrhunderts wurzelt.

Der Beruf alles nachfolgenden Kunstschaffens war jetzt eine specielere Entwickelung innerhalb der gesteckten Grenzen. Wir sehen diese vollbracht seit dem Ende des vorigen und im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts. Umfassend war die Anregung, die, von Deutschland ausgehend, auf alle Länder sich erstreckte; große Kunstschulen entstanden, welche einzelne Seiten überwiegend sich aneigneten und in eigenthümlicher Weise weiter bildeten. So steht die gesammte nachfolgende Zeit unter dem Einfluß jener Heroen der Kunst, nur mit dem Unterschied, daß Anfangs die Einwirkung Glucks, Haydns und Mozarts überwiegend war und Beethoven nur in äußerlichen Dingen nachgeahmt wurde, während später die ersteren zurücktraten und Beethoven, der Repräsentant der neuesten Zeit, zu fast ausschließlicher Geltung gelangte. Dieser Umstand bestimmte zugleich noch specieller die Gestaltung der späteren Tonkunst. Unter Mozarts Herrschaft ist die deutsche M. universeller Natur; Italien u. Frankreich zeigen sich angeregt und leisten zum Theil sehr Hervorstechendes. Mit Beethoven tritt das Nationale, das eigenthümlich Deutsche in großen und hohen Sinn in den Vordergrund. Dadurch wurde Veranlassung zu erneuter Trennung gegeben, und Deutschland erscheint zuletzt fast allein auf dem Schauplatz, während Italien und Frankreich, wenn auch noch nicht äußerlich an Geltung, so doch an innerer Bedeutung verlieren. In Italien hatte die Oper im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr Anerkennung und Verbreitung gewonnen, war aber in der schon früher eingeschlagenen Richtung beharrt u. hatte erst durch Mozarts Rückwirkung eine höhere Richtung angenommen. Sein Einfluß zeigte sich darin, daß jetzt größere Formen immer mehr zur Geltung kamen, daß Harmonie und Instrumentation reicher wurden, im Allgemeinen, daß die Oper dem Ziele einer höheren Kunstschöpfung näher trat. Dies macht sich zunächst bemerklich in den Werken Rigini's und Paer's. Ersterer vorstechender, besonders im Fache der komischen Oper, leisteten neben ihnen Paesiello, Fioravanti, hauptsächlich aber Cimarosa, der zu Vergleichen mit Mozart berechtigt. An diese u. andere Vorgänger endlich konnte sich Rossini anschließen und in der komischen Oper insbesondere Ausgezeichnetes leisten. Begabt mit großer Erfindungskraft, brachte er neue Steigerungen in die äußeren Mittel, verkürzte die langen Recitative, entfernte die noch immer große Menge der Arien, führte häufiger Ensembleſtücke in die Scene, erfand und benutzte eine Menge neuer Effekte in der Instrumentation und vermehrte durch dieses Alles das dramatische Interesse. Was die Kirchenmusik in Italien betrifft, so wurde dieselbe allmählig durch die Oper fast ganz verdrängt. Auch in andern Sphären zeigt sich Italien nicht mehr als das, was es früher gewesen, und wenn auch im Fache der ausübenden Kunst die herab auf die neueste Zeit noch ganz eminente Künstler und Künstlerinnen zu nennen sind (u. A. Clementi, der Pianofortecomponist Pollini, der Violinspieler Biotti, endlich die Catalani), so stehen doch diese Erscheinungen ziemlich vereinzelt, und selbst in Bezug auf die Gesangskunst, in der noch bis in dies Jahrhundert herein treffliche Talente in großer Anzahl erschienen (z. B. die Sängerinnen Pasta, Malibran, Giulita und Giulietta Grisi, Schröder-Devrient, die Sänger Rubini, Tamburini, Lablache), hat die neueste Zeit unaufhaltsame Rückschritte gesehen. Auf dem Gebiet der Instrumentalmusik aber sind in Italien stets nur ganz vereinzelte Leistungen hervorgetreten. Frankreich hatte die Aufgabe Glucks und Mozarts in vielfacher Beziehung am Großartigsten ergriffen und es ist auf dieses Land zu verweilen, wenn man nach der Weiterbildung der großen heroischen Oper fragt. Zumeist waren es Ausländer, welche dieselbe vermittelten und denen Frankreich für ihre Wirksamkeit damals den geeignetsten Boden darbot. Hier sind zu nennen aus älterer Zeit mit gewissermaßen als Vorläufer: Sacchini, dann als Schüler Glucks u. Mozarts: Salieri, Cherubini, Mehul und Spontini. Eigenthümlich ist der französischen großen Oper das begleitete Recitativ, während Deutschland den gesprochenen Dialog beibehielt. Eine besondere Erwähnung verdient die nationale französische Oper, die in der allgemeinen Entwickelung einen besondern Abschnitt bildet. Hier sind am bedeutendsten die Namen Grétry, Dalayrac, Philidor Monsigny, Jonard, aus neuerer Zeit Mehul und Boieldieu. In andern Fächern der M. kann, wie in Italien, auch in Frankreich nur von vereinzelten Leistungen die Rede seyn. Als Kirchencomponist ragt nur Cherubini, auf dem Gebiet der Instrumentalmusik nur Mehul hervor. Berühmt ist die Schule der Violinisten, die, hervorgerufen durch Viotti, in Rode, Kreutzer, Baillot und Lafont ausgezeichnete Repräsentanten fand. In Deutschland selbst hatte Mozart in nächster Zeit keine Nachfolger, welche die Oper auf der Höhe seines Standpunktes zu erhalten wußten. Die Tonsetzer bewegten sich zwar in den von ihm vorgeschriebenen Bahnen, beschränkten sich aber, seiner Universalität gegenüber, auf rein deutsches Wesen im engern Sinne und setzten das Singspiel wieder an die Stelle der großen Oper. Hierher gehören die Werke von P. von Winter, Weigl und Zumsteeg. Dann herrschte zu Anfang dieses Jahrhunderts Frankreich bei uns, wie früher Italien, und die große französische Oper, wie die im engern Sinne nationale, mußte für den Mangel eigner bedeutender Schöpfungen in Deutschland entschädigen. Das Größte leistete Beethoven in seinem „Fidelio", steht aber damit ganz vereinzelt. Gleichzeitig mit dem Aufschwung der romantischen Poesie nahm auch die Oper in Deutschland eine dieser Richtung entsprechende Wendung und empfaltete ein höheres Streben. Hierher gehören L. Spohr,

K. M. v. Weber und H. Marschner, neben Beethoven die bedeutendsten Nachfolger Mozarts auf dem Gebiete der Oper. Diese Komponisten treten der italienischen Richtung, welche in Mozart mit der deutschen gereint war, aufs Neue gegenüber, so daß jetzt wieder beide Richtungen auseinander gehen. Von den vielen deutschen Komponisten für Instrumentalmusik, die sich als Schüler und Genossen an Haydn u. Mozart anschlossen, sind die meisten, wie Rosetti, Pleyel, Dyrowetz, Wranitzky, Hoffmeister ꝛc., jetzt vergessen; unter den Mozart am nächsten stehenden sind insbesondere F. E. Fesca und A. Romberg zu nennen. Der Grund, daß dieser anfangs sehr beliebte Künstlerkreis so schnell verdrängt wurde, lag in dem Auftreten Beethovens. Nur zwei, allerdings auch viel bedeutendere Instrumentalkomponisten reichen in die Gegenwart herein, die man im weitern Sinne der Schule Mozarts beizählen kann, L. Spohr und G. Onslow. Auf dem speciellen Gebiet der Pianofortemusik begegnen wir zunächst der von Mozart ausgehenden „Wiener Schule", zu der J. Wölfl und auch Beethoven in seiner ersten Epoche gehören und die ihren Glanzpunkt durch Hummel, Moscheles und Czerny erreicht. Eine andere Richtung in Pianofortekomposition und Spiel schlug Clementi ein, unter dessen Schülern und Nachfolgern Dussek, Himmel, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Berger, Field, Kiengel und auch Steibelt zu nennen sind. Mannigfalte Verdienste erwarben sich ferner A. E. Müller, A. Schmitt und Tomaschek. Ausgezeichnet als Komponist für Pianoforte und von Einfluß auf die Entwickelung der Technik war K. M. v. Weber. Durch Clementi, Dussek und Steibelt bildete sich auch die pariser Schule, deren spätere Repräsentanten Kalkbrenner und Herz wurden. Was die kirchliche Tonkunst dieser Zeit anlangt, so brachte der Aufschwung der weltlichen M. auch hier noch eine Umgestaltung hervor, ba Haydn, Mozart und Beethoven auch auf jenem Gebiete thätig waren und Großes, wenn auch nicht im strengen katholischen Sinne, geleistet haben, und es ist in Folge der Einwirkung dieser Männer auch später öfter noch Tüchtiges ins Leben getreten. Dem katholischen Deutschland gehören an: Stadler, Eybler, Ett, J. W. Tomaschek, Schnabel u. A. Auf protestantischem Gebiet ragt vor allen Fr. Schneider hervor. Weiter sind Spohr, aus späterer Zeit B. Klein u. A. Löwe zu nennen. In der Sphäre der Orgelmusik zeichneten sich Rink und Fischer aus. Das deutsche Lied erhielt Pflege durch Zelter, Wiedebein, Berger, K. M. v. Weber u. A. Die Kunst der Ausführung nahte ihrem Kulminationspunkt. Unter den Geigern ist vor allen Spohr, neben ihm Mayseder, Lipinsky, Molique, Maurer zu nennen. Auch die andern Orchesterinstrumente gediehen zu höherer Ausbildung, so daß für jedes derselben große Meister zu nennen sind. Beispielsweise seyen hier erwähnt auf dem Violoncell B. Romberg, auf der Flöte Dronet u. Fürstenau; auf der Klarinette Bärmann, Hermstett, Iwan Müller; auf dem Horn die Familie Schunke; auf der Posaune die etwas späteren Queisser und Belcke. Die Kunst des Gesanges fand schon im vorigen Jahrhundert in der Schülerin Hillers, G. E. Mara, eine ausgezeichnete Repräsentation deutscher Schule. Aus späterer Zeit ragen u. A. unter den Frauen die Sontag, Schmidt, Wilder-Hauptmann, v. Faßmann, Sabine Heinefetter, Sophie Löwe, Lutzer, Karl, unter den Männern Wild, Haitzinger, Baber ꝛc. hervor.

Die universelle Richtung Mozarts hatte sich allmählig ausgelebt, jene Zeit, wo Deutschland, Italien und Frankreich in ihrer Entwickelung Hand in Hand gingen. Seit 1830 etwa erblicken wir eine neue Wendung unter dem mächtiger hervortretenden Einflusse Beethovens. Die Oper tritt zurück, die Instrumentalmusik in den Vordergrund. Die deutsche M. nimmt durch dieselbe wieder eine überwiegende nationale Richtung. Concerte, Kammer- und Hausmusik sind diejenigen Gattungen, welche zur Herrschaft gelangen, in denen der fortschreitende Geist vorzugsweise sich verwirklicht. Der nächste geistige Nachfolger Beethovens war Franz Schubert, der in den meisten Fächern der Tonkunst Bedeutendes geschaffen, vorzugsweise aber im Lied einen großen Fortschritt bewirkt hat. Sein Nebenmann ist Karl Löwe, der in der Ballade das Größte leistete. Als der nächste Repräsentant der Neuzeit erscheint sodann F. Mendelssohn-Bartholdy, der nach der einen Seite ganz modern, nach der andern als Nachfolger Beethovens erscheint, zugleich aber auch der neuromantischen Richtung sich anschließt. Entschieden modern ist R. Schumann, der als das nächste Glied in der Reihenfolge der Künstler der Neuzeit zu bezeichnen ist. Als Endpunkte dieser Reihe sind H. Berlioz, obschon Franzose, doch ganz eigentlich Deutschland angehörig, und Rob. Franz zu bezeichnen, beide zugleich Gegensätze, jener dem Objektiven am entschiedensten zugeneigt, dieser die Spitze der modernen Subjektivität bezeichnend. Letzterer hat das Lied, in welchem nach Schubert Mendelssohn u. Schumann das Ausgezeichnetste geleistet haben, zu einer eigenthümlichen Spitze der Entwickelung geführt. An die Genannten schließen sich Fr. Chopin und Fr. Liszt, sowie im weitern Sinn St. Heller, Niels Gade und F. Hiller diesem Kreise angehören. Die Oper tritt, wie schon erwähnt, in dieser Zeit zurück, doch sind die Leistungen in rein musikalischer Beziehung zum Theil immer noch von hervorstechender Beschaffenheit. Es mögen folgende Namen genannt werden: Wolfram, Reissiger, Gläser, Lindpaintner, Kreutzer, Ries, Korthing, Dorn, Dessauer, Benedikt, Esser, Festa, Lachner, Flotow, Marschner, Schindelmeiser, Hoven, Litolff, Lux, Salomon, Nicolai, Schlösser, Pabst, Ferd. David, Kalliwoda, Kittl, Hiller, Mangold, Schumann, Mendelssohn. Letzterer hat auch auf dem Gebiet der Kirchenmusik und des Oratoriums das Bedeutendste geleistet, nächst ihm M. Hauptmann, F. Hiller und A. B. Marx, ferner Wilsing und R. Franz, sowie Schumann, R. Wagner, H. Berlioz und F. Liszt, nur daß man auf die Werke der Letztern nicht mehr den

Digitized by Google

von der ältern kirchlichen Kunst abstrahirten Begriff übertragen kann. In der Orgelmusik leisteten Rühmliches Ritter, Hesse, Haupt, J. Schneider, K. F. Becker. Mit dem Uebergewicht der Concertmusik in neuester Zeit errang auch eine früher minder beachtete Gattung eine Geltung ersten Ranges: das Concertoratorium, die Kantate. Das Beste leisteten hierin Mendelssohn („Walpurgisnacht"), Schumann („Paradies und Peri"), Gade, Anacker, Felician David, Mangold. Aus der großen Anzahl namhafter Künstler der neuern Zeit, die auf dem Gebiet der Concert-, Kammer- und Hausmusik thätig, theils den obengenannten Meistern der modernen Richtung sich anschließend, theils ältere Standpunkte weiter ausbauend, nennen wir, ohne auf eine specielle Klassifikation einzugehen: Kalliwoda, Reissiger, Veit, Bachner, Wittl, Marschner, Löwe, Anacker, Mangold, Rieß, Fers, David, Hiller, Verhulst, Wöhler, Flügel, Salomon, Markull, Bergt, Geyer, Gurlitt, Reinecke, Ehlert, Grädener, Raff, v. Bülow, Spindler, Würst, Lührs, Conradi, Joachim, Kirchner, Schäffer, Kronach, Litolff, Rubinstein, Volkmann u. A. Die Kunst der Ausführung hat in dieser Epoche in einigen Fächern erst ihre höchste Höhe erstiegen, so namentlich was das Pianoforte nach Liszts und Chopins Vorgang betrifft. Auszuzeichnen sind als Pianofortespieler Karl Mayer, Mendelssohn und Taubert, die letzten Repräsentanten der clementistischen Schule, ferner Thalberg, Henselt, Dreyschock, Willmers, Döhler, Litolff, Kullak, Hiller, Jaell, Frau Klara Schumann, v. Bülow, Pruckner ꝛc.; unter den Geigern Karl Müller, David, besonders Joachim, auch Laub, Singer ꝛc. Andere bedeutende Virtuosen sind Schubert (Violoncell), Heinemeyer (Flöte), Aug. Müller (Kontrebaß), Lindner (Horn), Radich (Posaune). Zu den hervorstechenden Repräsentanten der Gesangeskunst gehören die Sängerinnen Stockhausen-Meyrient, A. Schebest, Hasselt-Barth, Lind, Wagner, Ney u. a.; die Sänger Mantius, Stanbigl, Pischek, Lichatschek, Mitterwurzer, Göße ꝛc. Für die Wissenschaft der M., Theorie, Aesthetik u. der Kritik ist Deutschland vorzugsweise der Boden gewesen. In der erstern sind aus neuerer Zeit Gottfr. Weber und A. B. Marx die bedeutendsten Namen; aus dem vorigen Jahrhundert verdienen Marpurg, Kirnberger, Türk genannt zu werden. Für die Aesthetik der M. hat Hegel in seiner allgemeinen Aesthetik die ersten wissenschaftlichen Grundzüge aufgestellt; außerdem sind die Werke von Weiße, Vischer u. C. Krüger zu nennen. Auf dem Gebiet der musikalischen Kritik zeichneten sich aus F. Reichardt, Rochlitz, E. T. A. Hoffmann, besonders aber A. B. Marx; daneben ferner G. W. Fink, Rellstab, R. Schumann, der die Anerkennung der neuesten Richtung der Tonkunst zuerst vermittelte, Rich. Wagner und Fr. Liszt.

Auch in Frankreich erblicken wir in der oben besprochenen Epoche eine neue Wendung. Es waren die Einflüsse Rossini's, welche sich hier in der großen Oper geltend machten. Rossini selbst schloß sich mit seinem „Tell" dieser Richtung an; Auber trat mit seiner „Stummen" hervor, Halevy mit der „Jüdin", endlich war es Meyerbeer, welcher den Kulminationspunkt erreichte, zugleich aber auch damit den rasch absinkenden Verfall hundegeben hat. Eine große Anzahl von Komponisten war auf dem Gebiet der komischen Oper und des Vaudevilles thätig, namentlich Auber, Adam, Halevy, Herold u. A. Als die größte Erscheinung der ganzen Epoche ragt H. Berlioz hervor, wiewohl derselbe, als einer der bedeutendsten Nachfolger Beethovens, einem andern Boden angehört. Ausgezeichnete Virtuosen, namentlich Geiger, sind auch später noch in großer Anzahl hervorgetreten, und es ist durch die französische Schule auch die belgische (Beriot, Vieuxtemps, Prüme, Hauman, Ghys, Leonard ꝛc.) ins Leben gerufen worden. In Paris, der Hochschule der Virtuosität, zeichneten sich aus als Geiger besonders Ernst, als Violoncellist Servais, als Pianistin Camilla Pleyel, als Sänger Duprez, Nourrit, Roger. Ueberhaupt erlangte Paris einen großen musikalischen Einfluß auf das übrige Europa, der durch das dortige Konservatorium noch einen künstlerischen Hintergrund erhielt. Italien bietet in dieser Epoche das Bild des Verfalls, und wenn auch hin und wieder die späteren Opernkomponisten Bellini, Donizetti u. A. noch Anerkennenswerthes geleistet haben, so ist doch im ganzen Fortschritt ein immer entschiedenerer Rückgang zu Tage gekommen. Nur auf dem Gebiet der ausübenden Kunst sind noch einzelne eminente Erscheinungen namhaft zu machen, vor allen Paganini, dann die Sängerinnen Viardot-Garcia, Unger, Ernvelli, die Sänger Moriani, Moriau. A. Im Allgemeinen scheint die M., die herrschende Kunst der letzten Jahrhunderte und das Organ für das vertiefteste Seelenleben derselben, der Hauptsache nach ihre Bahn durchlaufen zu haben und eine neue Wendung sich vorbereiten, deren Wesen in der Aufhebung der bisherigen strengen Absonderung der Künste, in dem Aufgehen derselben in einem großen Gesammtkunstwerk besteht. Von diesem Gesichtspunkt aus wirkt und schafft Richard Wagner, der von Vielen als bahnbrechender Genius der Zukunft begrüßt wird. Vgl. Giambat. Martini, Storia della musica, 3 Bde., Bologna 1775—81; Marpurg, Kritische Einleitung in die Geschichte der M., Berl. 1754; Burney, General history of Music, 4 Bde., London 1776—89; Mart. Gerbert, Scriptores ecclesiastici de musica sacra, 3 Bde., St.-Blasien 1784; Forkel, Allgemeine Geschichte der M., 2 Bde., 1790—1801 (unvollendet); Kiesewetter, Geschichte der europäisch-abendländischen M., Leipzig 1834; Derselbe, Geschichte und Beschaffenheit des weltlichen Gesangs ꝛc., daf. 1841; Fetis, Biographie universelle des musiciens etc. (Brüssel 1835—44, 8 Bde.); Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang, 3 Bde., daf. 1843—47; Derselbe, Zur Geschichte heiliger Tonkunst, 2 Bde., Leipzig 1850—52; K. F. Becker, Die Hausmusik in Deutschland im 16., 17. und 18. Jahrh., daf.

1840; *Derselbe*, Zusammenstellung der Tonwerke des 16. und 17. Jahrh., das. 1847; *Brendel*, Geschichte der M., 2. Aufl., Leipz. 1855.

Musikalische Akademie, Gesellschaft von Tonkünstlern und Dilettanten, welche sich die Förderung der Musik zur Aufgabe macht und insbesondere größere und seltenere Musikstücke zur Aufführung bringt. Die berühmtesten Institute dieser Art befinden sich zu Mailand, Neapel, Verona, London und Stockholm.

Musikalische Brüder, s. Freimaurerei.

Musikalisches Alphabet, s. Solmisation.

Musikalische Zeichen, s. Vorzeichnung.

Musiker, eine Person, welche die Musik als Hauptbeschäftigung betreibt. Geschieht dies auf solche Weise, daß die Musik dabei als freie Kunst betrachtet und behandelt wird, so ist der M. ein **Tonkünstler**, und zwar entweder ein **Komponist**, wenn er Musikstücke dichtet und in Noten setzt, oder ein **darstellender M.** oder **Virtuose** (Ripienist), wenn er Tonstücke auf künstlerische Weise zur Aufführung bringt. Die gewöhnlichen M., welche die Musik mehr als Handwerk und um des Erwerbs willen treiben, heißen gewöhnlich **Musikanten**. Dieselben bildeten früher förmliche Zünfte, die im 14. Jahrhundert durch das sogenannte Spielgrafenamt auch in Deutschland Eingang fanden. Der Spielgraf nämlich, welcher in Wien residirte, ernannte für das übrige Deutschland sogenannte Pfeifer könige, zünftige Musikanten, welche nicht nur öffentliche Musiken zum Tanz ꝛc. aufführten, sondern auch Andere in der Musik unterrichteten. Ein Ueberbleibsel derselben sind die in vielen Städten noch heut zu Tage bestehenden **Stadt-** und **Amtsmusikanten** (Stadt- und Kunstpfeifer), welche ebenfalls Lehrlinge annehmen, diese nach bestandener Lehrzeit losprechen, bei feierlichen Gelegenheiten, Tänzen u. dgl. Musik machen und hierzu in dem ihnen angewiesenen Bezirk wohl auch ein ausschließliches Recht haben. In der neuern Zeit sind hierin in vielen Städten wesentliche Reformen eingetreten, in Folge deren die zunftmäßige Verfassung der Musikchöre aufgehört hat.

Musikfeste, festliche und großartige Musikaufführungen durch gemeinschaftliches Zusammenwirken der Musikvereine und einzelner außer denselben stehenden Musiker, unterscheiden sich von den großen Musikaufführungen in Residenzen u. Hauptstädten wesentlich dadurch, daß bei ihnen ein Zusammenwirken vieler vereinzelt stehenden Kräfte zu Einem Ziele Statt findet, daß sie außer der künstlerischen Erhebung und Erquickung eine gesellige Annäherung der Mitwirkenden und der Zuhörer bringen und daß sie durch Herausbildung des Sinnes für die Kunst einen Fortschritt erzielen. Sie kamen zuerst in der Schweiz auf, wo sich vorzüglich Hans Georg Nägeli große Verdienste um sie erwarb, indem er in den bedeutendsten Städten der deutschen Schweiz dergleichen zu Stande brachte. Der erste Anfang der deutschen M. datirt von 1810 her, wo der Kantor Bischoff zu Frankenhausen, später Musikdirektor zu Hildesheim, am 20. und 21. Juni eine Menge der ersten Künstler der Umgegend um sich versammelte, um die möglichst großartige Aufführung der „Schöpfung" von Haydn u. anderer bedeutenden Instrumentalwerke zu Wege zu bringen. Schon im Jan. 1811 wurde von Bischoff ein zweites veranstaltet, und im August 1811 und 1812 hielt er solche zu Erfurt zur Verherrlichung des Geburtstags Napoleons. Nach dem Frieden war es wieder Frankenhausen, wo am 19. und 20. Okt. 1815 ein großes Musikfest Statt fand. In Wien vereinigte sich 1812 zum erstenmale die damals unerhörte Zahl von 590 Sängern und Instrumentalisten zur Aufführung eines großen Werkes, und diese Produktion ward die Veranlassung zur Gründung der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, welche später noch verschiedene M. feierte. Von nun an folgten sich die M. in rascher Reihe. Seit 1816 fanden dergleichen zu Hamburg, Lübeck, Wismar und Rostock Statt. Bischoff lud 1820 wieder zu einem Musikfest nach Heimstädt ein, dem andere zu Hildesheim, Hannover, Paine ꝛc. folgten. Bald verbanden sich ganze Städte zu jährlichen M.n; so Elberfeld, Düsseldorf, Köln und Aachen zu den sogenannten niederrheinischen M.n, von denen das letzte am 8. Juni 1851 zu Aachen gefeiert wurde. Bei Gelegenheit des Musikfestes zu Quedlinburg zur Feier des 100jährigen Geburtstages Klopstocks, 1.—3. Juli 1824, ward der musikalische Städteverein für die Elbprovinzen gegründet, welcher 1826 sein erstes Fest zu Magdeburg, das zweite 1827 zu Zerbst, das dritte 1829 zu Halberstadt, das vierte 1829 zu Nordhausen und die folgenden alljährlich in andern Städten feierte. Von diesem Elbverein trennte sich der Musikdirektor Naue zu Halle und bildete 1829 einen thüringisch-sächsischen Musikverein, der unter Spontini's Leitung zu Halle und 1830 und 1831 zu Erfurt M. gab. Zwischen der Saale u. Pleiße bildete sich der ostländische, in der Mark der märkische, am Oberrhein der oberrheinische Musikverein, welche alle ihre M. hielten. Außerdem sind noch der pfälzische Generalmusikverein, 1827 gegründet, und der norddeutsche Musikverein zu erwähnen. Auch die großen Musikaufführungen der Singakademie zu Berlin, der Cäcilienegesellschaft zu Frankfurt a. M. ꝛc. können hierher gerechnet werden. In den übrigen europäischen Ländern fanden die M. erst später erwähnenswerthe Nachahmung, zuerst in Frankreich seit 1830, dann in Ungarn, in Italien, Rußland, Nordamerika ꝛc. Die großen Musikaufführungen in England, die ebenfalls M. heißen, sind nicht sowohl Unternehmungen im Interesse der Kunst, als vielmehr Spekulationen; doch sind die riesenhaften M. in London, Manchester, Norwich und anderwärts, wo Alles mitwirkte, was das Ausland an glänzenden Namen darbot, kunstgeschichtlich merkwürdig.

Musikvereine, die durch freiwilliges Zusammentreten von Tonkünstlern und Dilettanten zum Zweck der gemeinsamen Ausübung und Förderung der Musik gebildeten Gesellschaften, wozu dann auch die Singvereine und Singakademien gerechnet werden müssen; dann die aus mehren Städten und ganzen Provinzen zu demengem Zweck größerer Aufführungen ernsterer, namentlich kirchlicher Musik gebildeten Vereine (s. **Musikfeste**); endlich Vereine, die außer durch Aufführung von

Digitized by Google

klassischen Tonstücken, die Tonkunst noch durch Lehre und Beispiel in Schriften, durch Aufmunterung und Unterstützung junger Talente, sey es nun durch Verleihung der ihnen zur weitern Ausbildung nothwendigen Mittel, oder durch Beförderung ihrer Werke zur größern Verbreitung zu befördern suchen, wohin gehören der 1829 gegründete königliche holländische Verein zur Beförderung der Tonkunst, der Kirchenmusikverein zu St. Martin in Preßburg, 1825 von Professor Klein gegründet, 1833 aber erst völlig organisirt, die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, 1811 gegründet, der deutsche Nationalverein für Musik und ihre Wissenschaft, 1839 gestiftet, der Verein der Kunstfreunde für Kirchenmusik zu Prag.

Musivgold (Judengold, Mosaikgold), eine künstlich dargestellte Verbindung von Zinn und Schwefel (Zinnsulphuret), welche wegen ihres goldähnlichen Glanzes zum Bronziren von Gypsfiguren, Messing, Kupfer, Papier, Holz, zu Goldlack, zu Anfertigung unächten Goldpapiers ꝛc. angewendet wird. Das zu ähnlichen Zwecken dienende Musivsilber ist aus Zinn, Wismuth und Quecksilber zusammengesetzt. Beide kommen vornehmlich von Nürnberg und Fürth in den Handel.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Muskatblüt, wahrscheinlich Pseudonym, deutscher Dichter gegen das Ende des 14. Jahrh., einer der wenigen jenes Zeitalters, in deren Liedern trotz der damals herrschenden Sucht nach Allegorien und dem Hinneigen zum trockenen Ton des Lehrhaften sich ein frisches Leben erhalten hat. Einige seiner Lieder finden sich im „Altdeutschen Museum" (I, S. 123, 188).

Muskatellerweine (Muskatweine), mehre Arten süßer oder lieblicher, sowohl rother als weißer Weine, die besonders aus Italien und Frankreich zum Handel kommen. Von den franz. M.n sind der weiße von Rivesaltes und der rothe Bagnol aus Roussillon und der Muskat-Lunel aus Lunel die feinsten und kostbarsten; ihren Rang der Frontignac in Güte und Annehmlichkeit des Geschmacks, dann der Montbasin (Montrhein). Der von Beziers ist der geringste und wohlfeilste. Unter den M.n der Provence sind der St. Laurent, Cante perdrix und Ciotat die schmackhaftesten und angenehmsten. Unter den italienischen sind vorzüglich der von Syrakus, der Moscato, Nasco und Giro von Cagliari, der von Alghero und Ollastra in Sardinien und verschiedene aus Toskana, z. B. der Castello, der Albano aus der Campagna, der Lacrimä Christi u. Carigliano aus Neapel berühmt. Die Insel Lipari gibt besonders schöne M., desgleichen Korfu, Cypern und Kandia. Aus Spanien, die kanarischen Inseln, und das Kap liefern M. Mit sogenannten levantischen M.n treiben Genua und Triest einen ansehnlichen Handel. Um einem Weine binnen einigen Tagen den Muskatellergeschmack zu ertheilen, soll es hinreichen, in ein Faß, welches 40 rheinische Maß hält, 5 Loth kalcinirte Austerschalen zu werfen und Alles tüchtig untereinander zu rühren.

Muskatnußbaum (Myristica L.), Baum aus der Familie der Laurineen, charakterisirt durch das gefärbte, krugförmige, dreispaltige Perigon, die fleischige, in der Nabt aufspringende, einsamige Frucht und den mit einer harten Samenschale versehenen n. mit einem zerschlitzten Samenmantel überdeckten Samen, Bäume in Ostindien und auf den Inseln des ostindischen Oceans, nur einige Arten in Brasilien, von denen einige als Arznei- und Gewürzpflanzen wichtig sind. Der ächte M. (M. moschata *Thunb.*, M. officinalis *L. fil.*, M. aromatica *Lam.*) ist ein 30—35 Fuß hoher Baum mit wirtelständigen, weit abstehenden Aesten, kurzgestielten, fast zweiseitswendigen, elliptisch-länglichen, stumpfspitzig-zugespitzten, kahlen Blättern, gestielten, winkelständigen oder nach dem Abfallen der Blätter seitlichen Blüthen, hängender, fugelig-birnförmiger Frucht mit weißem ungenießbarem Fleische und großen, elliptoidischen, schwarzbraunen Samen mit einer harten Schale und einem fleischig-ledrigen, zerschlitzten, orangerothen, im getrockneten Zustande bräunlich-gelbem Mantel. Als Arznei und als Gewürz werden die Samenkerne und der Samenmantel benutzt. Man sammelt die Samen, Muskatnüsse, Muskaten, aromatische Nüsse, Nuces s. Semina s. Nuclei Myristicae moschatae, Fructus Myristicae moschatae, 2—3mal im Jahre, nämlich im Juli und August, im December und im April, läßt sie entweder in der Sonne, oder über gelindem Feuer trocknen, worauf man die Samentasche zerschlägt und die Kerne, um ihr Ranzigwerden zu verhüten, in ein Gemisch von Kalk und Seewasser taucht u. in Fässer verpackt. Sie besitzen einen angenehmen, eigenthümlich stark aromatischen Geruch und einen sehr gewürzhaften, erwärmenden Geschmack. Gute Nüsse müssen schwer u. fettig seyn u. beim Einstechen mit einer heißen Nadel ein gelbliches Oel ausschwitzen. Von Insekten angefressene oder wurmstichige Nüsse werden Rompen oder Rompennüsse genannt. Gute Nüsse geben von 16 Unzen 1—2 Loth ätherisches Oel u. durch Auspressen den 8., selten den 5. Theil ausgepreßtes Oel. Außer den gewöhnlichen, rundlichen, ovalen oder fast eiförmigen Nüssen kommen auch größere, längliche, fast 2 Zoll lange, leichtere und weniger aromatische Früchte im Handel vor. Diese werden von Myristica tomentosa *Thunb.*, einer Abänderung des ächten M. g. gesammelt u. zum Unterschiede wilde oder männliche Muskatnüsse genannt, indem man sonst die ächten mit dem Namen zahme oder weibliche belegte. Die Muskatnüsse wirken erregend und berubigend, krampfstillend und die Verdauung befördernd, weshalb man sie bei Verdauungsschwäche, Flatulenz und Kolik anwendet. Die gewöhnliche Anwendung als Gewürz ist bekannt. Das in Ostindien durch Auspressen erhaltene Oel (Muskatbutter, Muskatenwachs, Muskatenöl, Muskatbalsam) findet sich im Handel in 2 verschiedenen Sorten. Der Muskatbalsam enthält ein brüchiges, talgähnliches, äußerlich braunes, innerlich gelblich marmorirtes Fett und ein ätherisches Oel u. wird vorzüglich zu Einreibungen bei Unterleibskrankheiten angewendet. Der Samenmantel, welcher die Muskatnuß umgibt, ist unter den Namen Muskatenblüthe, Moschatenblumen, Macis (Flores Macis) bekannt. Er besteht im

Handel aus safranfarbigen oder pomeranzengelben, zum Theil nach unten zusammenhängenden, linienbreiten, ungleich langen, dicklichen Zipfeln, welche an der Spitze zerrissen sind, hat ein fettglänzendes Ansehen und zerbricht leicht. Der Geruch ist stark aromatisch, der Geschmack bitterlich und scharf aromatisch. Ein Pfund Muskatblüthen liefert durch Destillation eine Unze ätherisches Oel. Das aus den Abfällen von Muskatblüthe erhaltene Oel heißt Muskatblüthöl (Macisöl, Oleum Macis, Oleum Macidis), ist gelblich, von starkem Geruch und brennend gewürzhaftem Geschmacke. Eine Tinktur der Muskatblüthen ist besonders bei krampfhaften und hysterischen Leiden empfohlen worden. Am gewöhnlichsten werden sie als Gewürz gebraucht. Der M. wächst auf den Molukken wild, ward aber von der holländisch-ostindischen Kompagnie des Monopols wegen nur auf Banda und den benachbarten Inseln angebaut, an allen andern Orten sorgfältig ausgerottet. Später ward der Baum jedoch von den Engländern, Franzosen und Portugiesen nach Surinam, Sumatra, Jelede-France und den Antillen verpflanzt. Auf Banda überläßt man die Fortpflanzung der Muskatnuße (Columba nenea Lath.), die die Nuß verschlingt, bloß die Hülle verdaut und den Samen mit seiner harten Schale unverletzt von sich gibt. Fällt dieser in Schatten, so keimt er bald, und im 3. Jahre wird das Stämmchen verpflanzt. Es wächst schnell, trägt mit dem 5.—6. Jahre Früchte u. wird an 74 Jahre alt. M. officinalis Mart. ist ein Baum in den Urwäldern Brasiliens. Aus den Samenkernen preßt man eine talgartige Substanz, die zu Einreibungen bei Gicht, Rheumatismen und Hämorrhoiden gebraucht wird. Sie wird Bienhybabalsam, Bienha redonda, genannt und kommt in ausgehöhlten Rohrstücken von 1/2 Zoll Durchmesser vor. Die Farbe und Konsistenz ist dem Muskatbalsam ähnlich, der Geschmack aber etwas säuerlich-scharf und weniger aromatisch. M. sebifera Lam. ist ein Baum in Guyana. Man macht Einschnitte in den Stamm, aber schält die Rinde ab, wodurch ein rother, scharfer Saft reichlich ausfließt, welcher gegen Schwämmchen und kariöse Zähne angewendet wird. Aus den Früchten bereitet man ein talgartiges Oel, Gueyrmaden genannt, aus welchem Kerzen bereitet werden.

Muskau, Standesherrschaft in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, zwischen der Neiße und Spree, sonst zum görlitzer Kreise der Oberlausitz gehörig, hat einen Flächenraum von 9 □Meilen mit 12,000 Einwohnern, darunter viele Wenden, die eine besondere Mundart der wendischen Sprache sprechen. Der Boden ist eben, sandig, enthält große Waldungen, in denen auch Waldbienenzucht getrieben wird, und viele Fischteiche, darunter der Dammteich, über 1/4 Meile lang und 1/4 Meile breit. Die Standesherrschaft hat ihr eigenes Hofgericht und Polizeiamt und parteiirt an den 3 Kurlatstimmen des ersten Standes bei den frühern schlesischen Provinziallandtagen. M. gehörte in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts der Familie von Schönaich, fiel hierauf an den Kaiser Rudolf II., der es 1597 an die Burggrafen von Dohna erblich verkaufte. Im J. 1645 gehörte die Herrschaft den Freiherren von Kallenberg und von 1784 an den Grafen (seit 1820 Fürsten) Pückler. Der Fürst Hermann Ludwig Heinrich Pückler (s. d.) verkaufte sie 1845 an den Grafen Edmund von Hasfeld-Weißweilers und übertrat wieder an den Prinzen Friedrich der Niederlande, den gegenwärtigen Besitzer. — Der Hauptort und die einzige Stadt der Standesherrschaft ist M. (Muska, Moska, wendisch Mužakow), an der Neiße, Sitz des Hofgerichts, Polizei- und Rentamts, des Untersteueramts und der oberlausitzischen Bienengesellschaft, die bei dem Dorfe Sagar einen großen Bienengarten besitzt, hat eine deutsche und wendische Kirche, eine Post, einen Armenverein, eine Wollkämpelfabrik, Wachsbleiche, Tuchweberei, starke Töpferei, viele Maschinenmacher und über 2600 Einwohner. Zu dem Burglehn gehört das Schloß mit 2 Flügeln u. 2 Thürmen, schönen Sälen, Sammlungen, Alterthümern, einer Bibliothek von 9000 Bänden, einem Theater, Archiv und andern Seltenswürdigkeiten, das Dörfchen Neustadt (Noawieß) mit Mühle, der 1000 Morgen große, von dem Fürsten Pückler angelegte englische Park, eine der großartigsten und schönsten Anlagen dieser Art in Deutschland, an beiden Ufern der Neiße, über welche 2 Verbindungsbrücken führen, mit chaussirten Wegen und einer Fasanerie, die geräumige Brauerei bei der Neißemühle im Park, das Alaun- und Gradirwerk, welches über 100 Menschen beschäftigt, und das Hermannsbad mit starkem erdigsalinischem Eisenwasser, welches eine Temperatur von 6°—8,5° R. hat, u. Dampf- und Moorbädern. Anderthalb Meilen von M. liegt im Walde das Jagdschloß Hermannsruhe, mit geschmackvollen Anlagen. M. ist eine der ältesten unter den 6 wendischen Städten.

Muskeln (Musculi), faserige Gebilde, welche die Organe der relativen Bewegungen des thierischen Körpers sind, bestehen aus eigenthümlichen Fasern, die man mit dem Namen Muskelfasern belegt, welche gewöhnlich Fleisch genannt werden. Diese Muskelfasern sind selbst eine Vereinigung von einer unendlichen Menge runklicher Fäserchen (fibrillae musculares), u. eingeschlossen von Scheiden und Zellhaut. Die Muskelfasern vereinigen sich wieder zu größeren, ebenso eingeschlossenen Bündeln, und so entstehen durch wiederholte Vereinigungen immer höhere Aggregationen bis zu den Muskelbäuchen und ganzen M., welche wieder ihre Zellhautscheide besitzen. In tiefer senach den ganzen Muskel durchdringenden Zellhaut verlaufen die Blutgefäße und Nerven, ohne jedoch in die Muskelfasern selbst einzudringen. Die Muskelfasern kommen in allen Klassen der Thierwelt vor, scheinen jedoch in den sogenannten niederen Thieren einfacher zu sein. Mit Ausnahme der unten anzuführenden Klassen oder Gruppen bilden sie in den Wirbelthieren Fascikel cylindrischer Fäden, welche in den polygastrischen Infusorien, in den Rädern thieren, den Polypen und dergl. rundlich, einfach, in vielen Eingeweidewürmern rundlich, sehr weich und granulirt sind. Bei den Schnodermen bilden sie zwar einfache, aber nicht selten etwas abgeplattete Fasern. Obgleich sie bei den Mollusken noch einfach sind,

Digitized by Google

zeichnen sie sich doch schon durch ihre Stärke und Selbstständigkeit aus. Bei dem Menschen, sämmtlichen Wirbelthieren und unter den Wirbellosen, so weit die bisherigen Erfahrungen reichen, bei den Cirripeden, Arachniden, Krustaceen und Insekten, sowie bei mehren, nicht aber allen Anneliden, kommen entweder neben einfachen Muskelfasern, oder fast allein zusammengesetzte, d. h. solche vor, welche sich durch ihre charakteristischen Querstreifen auszeichnen. Die einfachen oder organischen Muskelfasern bestehen aus cylindrischen, oder mehr oder minder rundlichen, gelblichen bis weißgelblichen Fasern von 0,000150 par. Zoll mittleren Durchmesser, welche durch ihre parallele Aneinanderlage die Muskelbündel bilden. Die einfachen Muskelfasern zeichnen sich durch eine gewisse Weichheit, verbunden mit einiger Elasticität, aus und bilden daher an ihren freien Oberflächen und an ihren freien Rändern sehr oft Wellenlinien, wodurch nicht selten das Aussehen entsteht, als ob sie sich netzförmig mit einander vereinigten, was jedoch nie wahrhaft der Fall ist. Dagegen bilden nicht selten die Bündel derselben durch gegenseitige Abgabe und Aufnahme von einfachen Muskelfasern ein Netzwerk, dessen Anordnungsgesetze einen analogen, nur meist einfacheren Typus, wie bei dem Nervensystem, erzeugen. Die zusammengesetzten oder quergestreiften Muskelfasern wurden zuerst von Hook 1678, vorzüglich in den Krustaceen, beobachtet und von Leuwenhoek 1682 beschrieben. Sie zeichnen sich da, wo sie in größerer Menge vorkommen, schon für das freie Auge durch ihre intensiv rothe Farbe aus, die wahrscheinlich durch einen chemisch an die Muskelfasern gebundenen Farbestoff hervorgerufen wird. Dieser Farbestoff findet sich am reichlichsten in den M. gesunder Menschen oder Thiere u. zeigt unmittelbar nach dem Tode des Individuums die reinste und schönste Röthe. Bei eintretender Maceration wird der unreiner, dunkler, brauner u. schmutziger, bei längerer Unthätigkeit oder Lähmung der M., bei zu wässeriger Beschaffenheit des Blutes u. dergl. erscheint er blasser. Er kann zum größten Theile durch Wasser ausgezogen werden, wird bei Berührung der äußeren Luft hochroth, durch Weingeist nach und nach gelblich. In welchem Verhältnisse er zu dem Farbestoffe des Blutes stehe, ob er mit ihm identisch, oder eine Metamorphose desselben, oder gar nicht mit ihm verwandt sey, ist noch unermittelt; am wahrscheinlichsten dürfte seyn, daß er aus einer gewissen Kombination der in den Muskelfasern selbst enthaltenen Stoffe hervorgehe. Die quergestreiften Muskelfasern stellen sich im Allgemeinen unter dem Mikroskope als gelblichröthliche bis gelbliche oder weißgelbliche, cylindrische od. platt cylindrische Fasern dar, welche meist in unveränderter Stärke, seltener an einzelnen Stellen etwas eingeschnürt, und ungetheilt der Länge nach verlaufen, nur ganz dicht vor ihrem Ende sich etwas verschmälern und dann abgerundet schließen. Daß sie in ihrem Inneren hohl seyen, dürfte aus dem Umstande zu entnehmen seyn, daß ihre durchschnittenen Endtheile sich oft in der ganzen Cirkumferenz nach außen umstülpen. Auf der Oberfläche der Faser zeigen sich rings um die ganze Cirkumferenz Querstreifen, d. h. einander parallele Linien, von denen jede um den Cylinder der Muskelfaser herum, doch so geht, daß sie hierbei keine reinen Kreislinien, sondern mehr oder minder wellenförmige, oder zickzackförmige Biegungen beschreibt. Die Verbreitung der beiden Klassen von Muskelfasern ist auf bestimmte Bezirke beschränkt, welche theils auf die funktionellen, theils auf die morphologischen Verhältnisse Beziehung zu haben scheinen. So bestehen die meisten freien Körpermuskeln aus quergestreiften Fasern, mit einziger Ausnahme der Muscull retractores penis und clitoridis et vaginae. Außerdem finden sich noch zahlreiche quergestreifte Fasern in äußern u. innern Körperhöhlen, wie die Zunge, die M. des Gaumens, des Schlundes und der Speiseröhre, das Herz, das Zwerchfell u. dergl. Der größte Theil der einfachen Muskelfasern findet sich in inneren Körperhöhlungen, des Darmes, der Blase und dergl., oder in inneren Theilen äußerer Organe, wie in den Netzbalken des Penis und der Clitoris, den Gängen der Drüsen, den Venen und dergl. Manche Organe und Theile haben in allen Thieren, bei welchen quergestreifte Muskelfasern vorkommen, diese letzten Fasern, wie die äußern Bewegungsorgane, das Herz und dergl.; manche immer einfache, wie die Blase, die Netzbalken des Penis, während bei anderen Theilen ein Wechsel vorkommt. Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß die meisten M., welche Organen angehören, die aus dem serösen Blatte der Keimhaut entstehen, zusammengesetzte, diejenigen dagegen, welche in Theilen sich befinden, die aus dem Schleimblatte sich bilden, einfache Muskelfasern besitzen. Die Muskelfasern gehen nie in irgend ein anderes heterogenes Gewebe über, sondern werden nur an dieser angeheftet. Wenn sie sich an einen Knochen ansetzen, so verschmälern sie sich vor ihrem Ende und schließen mit einer mehr oder minder abgerundeten Spitze. Dieselbe Verengerung am Ende findet sich bei dem Ansatze der Sehnen, deren Fäden die Muskelfaser von einer oder von allen Seiten umfassen. Eine wahre Reproduktion der M. findet sich bei Krustaceen und mehren Amphibien. Bei den höheren Wirbelthieren u. dem Menschen ist noch keine Regeneration der M. nachgewiesen worden.

Alle M. haben das Vermögen, sich durch Reize zu verkürzen oder zusammen zu ziehen (Muskelbewegung, Kontraktilität, contractio musculoris). Da die nächsten Vermittler dieser Zusammenziehung gewiß, in den Muskelfasern endigende Nervenprimitivfasern sind, während andere Nervenprimitivfasern nur das Vermögen haben, Schmerzempfindungseindrücke hervorzurufen, so belegt man die letzteren mit dem Namen der empfindenden oder sensitiven od. sensiblen, jene ersteren mit dem der bewegenden oder motorischen Primitivfasern. Indem nun diese motorischen Nervenprimitivfasern eines Muskels durch äußere oder innere Reize erethirt werden, erfolgt eine Muskelzusammenziehung, die entweder eine Zeit lang anhält, oder bald in das entgegengesetzte Stadium der Erschlaffung übergeht; in dem ersteren Falle ist eine tonische, im zweiten eine klonische Zusammenziehung vorhanden. Wird

ein bestimmter Reiz auf den M. selbst applicirt, so entstehen meist klonische, sehr selten tonische Zusammenziehungen. Das Verhältniß der motorischen Faser zur Muskelfaser kann auf zweifache Weise gedacht werden. Entweder erfolgt im Momente der Entladung des Reizes aus der motorischen Faser in die Muskelfaser die Kontraktion der letzteren, so daß jeder äußere Reiz, auf diese allein angebracht, keine Zuckung hervorruft, oder die Nervenprimitivfaser ladet, so lange sie unversehrt und thätig ist, die Muskelfaser mit einem Stoffe oder Principe, durch dessen Anwesenheit die Muskelfaser zu zucken in den Stand gesetzt wird, es möge nun der Reiz von der motorischen Faser auf sie übertragen werden, oder unmittelbar von außen her die Muskelfaser selbst treffen. Da jedoch unter dem Mikroskope an einzelnen Muskelfasern ohne Nervenprimitivfasern keine wahren, an solchen mit Nervenprimitivfasern versehenen Muskelfasern dagegen ächte Muskelzusammenziehungen wahrgenommen werden, so folgt mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß nur im Momente der Entladung des Nervenreizes aus der motorischen Primitivfaser in die Muskelfaser diese wirksam wird, bei unmittelbarer Reizwirkung äußerer Reize aber sich nur durch kniefömige Einknickungen verkürzt oder durch Krümmung pendelartig biegt. Wiewohl daher die lebendige Kontraktilität nur der Muskelfaser inwohnt, so ist doch die motorische Primitivfaser allein der specifische Erreger und Vermittler aller inneren oder äußeren Reize, welche von der Muskelfaser durch wahre lebendige Kontraktion und nicht durch andere Verkürzungsverhältnisse beantwortet werden. An den quergestreiften Muskelfasern zeigen sich drei verschiedene Arten von Verkürzungen und dadurch hervorgerufenen Bewegungen: die Verkürzung (im engsten Sinne des Wortes, decurvatio) durch kniefömige Einbiegungen, die abwechselnde Verkürzung nach beiden Seiten und dadurch hervorgerufene pendelartige Schwingung der von ihren Nachbartheilen befreiten Muskelfaser und die lebende, wurmförmige Kontraktion der Muskelfaser oder das sehr rasche Fortkriechen abwechselnd erhabener und vertiefter Stellen längs der Oberfläche derselben. Weit dunkler sind die Kontraktionsverhältnisse der einfachen Muskelfasern; wahrscheinlich biegen auch sie sich bei starken Graden der Zusammenziehung zickzackförmig. Der Unterschied von willkürlichen u. unwillkürlichen Muskelkontraktionen hängt nicht von den Muskelfasern, sondern von den Verhältnissen der die M. beherrschenden Nerventheilen ab, doch ist bis jetzt kein Muskel mit einfachen Fasern bekannt, der direkt willkürlich zusammengezogen werden könnte. Wie wenig aber die unwillkürliche Zusammenziehung an einfache Muskelfasern gebunden sey, lehrt der Umstand, daß derjenige Muskel, welcher das ganze Leben hindurch in unaufhörlicher klonischer Thätigkeit sich befindet, das Herz, quergestreifte Muskelfasern besitzt und auch viele andere M. mit unwillkürlichen Zusammenziehungen quergestreifte Muskelfasern haben. Dagegen unterscheiden sich beide Arten von Muskelfasern in der Energie ihrer Zusammenziehung und in ihren Verhältnissen zur Nervenreizung von einander. Die Kontraktion der quergestreiften Muskelfasern ist immer rasch und energisch, bei der einzelnen langsamer und intensiv. Die der ersteren folgt stets sogleich auf die Reizung der Nerven, die der letzteren meist einen Moment nach der Reizung. Die Zusammenziehung der quergestreiften Muskelfasern erfolgt leichter nach Reizung der entsprechenden motorischen Nerven, schwieriger nach mechanischer Irritation des Muskels selbst, wogegen bei den einfachen Muskelfasern das Umgekehrte Statt findet. Wenn aber die Verkürzung in den zusammengesetzten, die lebendige Kontraktion in den einfachen Muskelfasern größer ist, so scheint dies nicht sowohl von der heterogenen Natur der Muskelfasern selbst, als vielmehr davon herzurühren, daß die quergestreiften Fasern meist in einer entsprechenden Richtung gleichmäßig verlaufen, die einfachen dagegen in verschiedenen Lagen die Richtungen nach einander kreuzen. Das in seinen letzten Gründen unerörterte Vermögen der Muskelfaser, sich zusammen zu ziehen, heißt auch Reizbarkeit der M. oder hallersche Reizbarkeit oder Reizbarkeit überhaupt, und Alles, was diese hervorruft, wird mit dem Namen der Reize belegt, die, wie bereits oben bemerkt, innere oder äußere sein und entweder primär die motorischen Primitivfasern, oder die Muskelfasern selbst treffen können. Die ersteren beruhen auf den bewußten oder unbewußten, willkürlichen oder unwillkürlichen Erregungen des Centralnervensystems, die sich durch die Primitivfasern den betreffenden Muskelfasern und durch diese dem ganzen Muskel mittheilen. Die äußeren Reize, sie seyen welcher Natur sie wollen, erzeugen stets Muskelzusammenziehungen; doch findet bei ihrer Anwendung auf die Muskelfaser zwischen mechanischen und chemischen Reizen ein sehr wesentlicher Unterschied Statt. Mechanische Reizung, sie mag die Muskelfaser noch so sehr verkleinern, zerstört das Reizbarkeitsvermögen der einzelnen Theile derselben nicht; chemische Stoffe dagegen, auf die Muskelfaser applicirt, zerstören die Reizbarkeit sehr leicht. Selbst das Wasser, auf welche Weise auch applicirt, zeigt ähnliche Wirkungen. Der Galvanismus wirkt ebenfalls nur als Reiz, nur daß der reizbare Muskel für die geringsten galvanischen Strömungen empfänglich ist und so das empfindlichste Galvanometer darstellt. Je nachdem die Muskelfasern in einem Muskel zusammenliegen und je nachdem die Verhältnisse ihrer Anheftungspunkte beschaffen sind, ist auch die Wirkung ihrer Zusammenziehung verschieden. Ob auch einzelne Muskelfasern oder mehre derselben, die zusammen einer motorischen Nervenprimitivfaser entsprechen, sich isolirt zusammenziehen können, ist nicht erwiesen. Je nach der willkürlichen oder unwillkürlichen Zusammenziehung der Muskelfasern unterscheidet man willkürliche und unwillkürliche M. Erstere haben meist eine bedeutendere Länge als Breite und geben an ihren Enden in breite oder runde, mehr oder weniger lange und starke Bänder, die sogenannten Sehnen oder Flechsen, über, mit denen sie sich an Knochen anheften, während ihre Anheftung an weiche Theile durch Zellgewebe bewirkt wird. Die unwillkürlichen M. kommen nur in der Brust und Unterleibshöhle vor

Digitized by Google

und dienen den Bewegungen der bildenden, absondernden und ausscheidenden Organe, wie das Herz, das Zwerchfell, die M. des Magens, des Darms ꝛc., die sämmtlich unter dem Einfluß des Gangliensystems stehen. Sie haben eine andere Structur als die willkürlichen M., indem die einzelnen Fasern nicht wie bei diesen parallel laufen, sondern mehr in einander verflochten sind. Die Gruppirung der M. findet überall in der Weise Statt, daß zwei Gruppen, wie Flexoren und Extensoren, Adductoren u. Abductoren und dgl., einander das Gleichgewicht halten. Befinden sich beide entgegengesetzte Gruppen in relativ gleicher Thätigkeit, so entsteht der Zustand der Ruhe. Je nachdem aber die eine Gruppe sich um eben so viel zusammenzieht, als die andere erschlafft, wird die regulärere Bewegung zu Stande gebracht. Wird endlich die eine Gruppe zerstört, oder auf eine andere Art unthätig gemacht, so entsteht eine übermäßige Zusammenziehung der anderen Gruppe und somit krankhafte Contractur, die bei neuen äußeren oder inneren bewegenden Reizen leicht in Lähmung übergeht. Ueber das Verhältniß dieser Muskelgruppen zu den Nervenfasern ist im Allgemeinen zu bemerken, daß die sensitiven Fasern der Flexoren in den hinteren Strängen oder Partien, die motorischen derselben in den vorderen Strängen oder Partien des Rückenmarkes bleiben, während die sensitiven Fasern der Extensoren aus den hinteren Strängen in die vorderen hinab-, die motorischen derselben aus den vorderen Strängen in die hinteren hinaufsteigen. Uebrigens sind die Benennungen von Flexoren und Extensoren nur metaphorische Ausdrücke für entgegengesetzte größere oder kleinere Muskelgruppen, so wie sensitive Fasern der Flexoren oder der Extensoren nicht Fasern, die in solchen M. endigen, sondern analoge entgegengesetzte Gruppen in den sensitiven Fasern bedeuten. In beiden symmetrischen Seitenhälften des Körpers sind gleichzeitige Bewegungen analoger Muskelgruppen, z. B. der Flexoren allein oder der Extensoren allein, leichter als gleichzeitige Bewegungen der Extensoren der einen Seite oder der Flexoren der andern. Diese letztere Art der Bewegungen ist immer etwas erschwert, wie z. B. die Rotation des einen Armes nach vorn, des andern nach hinten. Viel leichter geht dies, wenn die Flexoren der einen Seite als Beweger, die Extensoren der anderen als Fixatoren wirken, wie es z. B. bei den Gangbewegungen der Fall ist. Die Muskelgruppirung, sie mag nun die M. einer oder die beider Seiten betreffen, wird immer instinktartig so geleitet, daß eine zweckmäßige Taktbewegung herauskommt. Der Grund davon liegt nicht in den höheren Organen des Gehirns, sondern schon im Rückenmark, weshalb wir bei Affektionen des Rückenmarkes trotz des Einflusses des Willens oft die unpassendsten Bewegungskombinationen ausführen sehen u. dgl. Die Kraft mancher M. und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen ist bewundernswürdig. So ist zum Zerbrechen eines Pfirsichkernes, den manche Menschen zerbeißen können, die Kraftwirkung von 300 Pfund erforderlich, und wenn nach Hallers Berechnung in einer Minute 1500 Buchstaben in Worten ausgesprochen werden können, so folgt daraus, daß in derselben Zeit eben so viele Muskelzusammenziehungen Statt finden müssen. Vgl. Choulant, Ueber die willkürliche Bewegung des Menschen, Leipz. 1835.

Muskelunruhe, s. Bettstang.

Muskete (v. Ital.), im 16. Jahrhundert das kleinste Geschütz, Feuergewehr der Infanterie, welches anfänglich 4 Lorh Blei schoß. Nach dem von den Niederländern 1599 verringerten Kaliber gingen nur 10 Kugeln auf 1 Pfd. Blei, und später wog die Musketenkugel der Franzosen sogar nur 2 Loth, ebenso in der Folge bei den Deutschen, Dänen, Schweden und Engländern. Die M. verdrängte die früher gebräuchlichen Haken oder Hakenbüchsen. Ihre Schießweite wurde gewöhnlich zu 300 Schritten oder 60 rheinländischen Ruthen angenommen, und die Entzündung der Ladung zuerst mit dem Luntenschlosse, dann aber mit dem Radschlosse bewerkstelligt. Wegen der Schwere der M., die 15 Pfd. betrug, war der Mann zum bequemen Tragen derselben nicht nur mit einem Kissen auf der rechten Schulter, sondern auch mit einer sogenannten Musketengabel zum Auflegen beim Feuern und mit einem von den Holländern erfundenen Luntenverbrauer von gelbem oder weißem Bleche versehen, um die Lunte stets trocken zu erhalten. Nach oben erwähnter Verkleinerung des Kalibers wog die M. nur 10 Pfund. Nach einigen Angaben soll die M. ursprünglich ein kleines metallenes Geschütz gewesen seyn, welches 9 Loth Eisen oder 13 Loth Blei mit gleicher Pulverladung im Visirschuß 185 Schritte weit trug, 39 Kaliber lang war und 1 Ctr. 30 Pfd. wog. Die damit bewaffneten Leute hießen Musketiere. Unter Karl V. waren bei jeder Fahne Lanzknechte 10 derselben, die immer an der Spitze marschirten und in hohem Ansehen standen. In der Folge vermehrte man ihre Anzahl auf 15. Sie wurden bald in allen Heeren eingeführt und verdrängten nach und nach die Hakenschützen, so daß die Infanterie zu Anfang des 17. Jahrhunderts nur noch aus Piktenieren und Musketieren bestand, deren Anzahlverhältniß sich stets zu Gunsten der letzteren veränderte. Gustav Adolf erleichterte die M. n bedeutend, machte dadurch die Gabeln entbehrlich und brachte es durch häufige Uebung seiner Musketiere dahin, daß sie auf Kommando in Gliedern feuern und auf der Stelle wieder laden lernten, während die deutschen Musketiere nach abgegebenem Feuer hinter die Fronte ihrer Abtheilung liefen, um dort wieder zu laden. Noch kurz vor seinem Tode errichtete er ganze Musketierregimenter. Gegen Ende des 17. Jahrh. verdrängten die Füsiliere die Musketiere, wenigstens in Frankreich; die Benennung Musketiere ist jedoch in den meisten deutschen Armeen zur Bezeichnung der Linieninfanterie beibehalten worden.

Musketon (Musketoner), früher kleines Geschütz, welches 20 Loth Eisen oder 28 Loth Blei mit gleicher Pulverladung im Visirschuß 292 Schritte trug, 2½ Centner schwer und 38 Kaliber lang war; dann eine Abart des Karabiners, von demselben nur verschieden durch seinkürzeres, weiteres Rohr, das sich gegen die Mündung zu in Form eines breit gedrückten Trichters erweiterte, um der Anzahl kleiner Laufkugeln (gewöhnlich

10—12 Stück), mit denen er geladen wurde, einen größern Streuungskreis zu verschaffen. Beide Arten sind jetzt außer Gebrauch. Im Französischen ist das Wort Mousqueton gleichbedeutend mit Karabiner; dagegen bezeichnet Carabine ein gezogenes Gewehr.

Muskingum, Fluß im nordamerikanischen Staat Ohio, entsteht bei Goschocton durch Zusammenfluß des Whitewomans-Creek und Tuscarawand, fließt südlich, nimmt den Licking auf und fließt südöstlich in den Ohio.

Muskonisi, asiatisch-türkische Inselgruppe, aus 32 (—70) kleinen Inseln bestehend, im Meerbusen von Abramitra an der Küste Natoliens, sonst Hecatonnesi, bringen vornehmlich Baumwolle und Südfrüchte hervor und sind meist von Griechen bewohnt. Die Hauptinsel: Megalo-M., ist durch Versandung der von dem Festlande sie trennenden Meerenge zur Halbinsel geworden.

Musone, 1) Fluß im lombardisch-venetianischen Königreich, entspringt südlich von Asolo, fließt südlich, dann südöstlich und theilt sich bei Mirano in zwei Arme, von denen der eine, kanalisirte, in die Brenta, der andere in die Lagunen, Venedig gegenüber, mündet. — 2) (Moscione), Fluß im Kirchenstaat, entspringt in der Delegation Macerata, bei Cingoli, fließt nordöstlich von Loretto in das adriatische Meer.

Musonianus, Cajus M. Rufus, Sohn eines römischen Ritters Capito, geboren zu Volsinii in Etrurien, gehört zur Zahl der Männer, welche in der ersten Periode der römischen Kaiserzeit die Lehren der Stoa zu verbreiten und ins Leben einzuführen bestrebt waren. Nachdem er ein öffentliches Amt übernommen hatte, fiel er in Ungnade und ward unter dem Vorwande der Theilnahme an der Verschwörung des Piso 65 oder 66 n. Chr. aus Rom auf die Insel Gyaros verwiesen. Es gelang ihm, auf der wasserleeren Insel eine Quelle zu entdecken, und bald kamen auch von allen Seiten junge Leute, um den berühmten Lehrer zu hören. Um 69 n. Chr. finden wir M. wieder in Rom als Gesandten des Senats an das vor Rom gelagerte Heer des Vespasian. Bei diesem Kaiser scheint er in besonderer Gunst gestanden zu haben; denn bei Austreibung der Philosophen aus Rom durfte er allein bleiben. Fragmente seiner Schriften sind zusammengestellt von Peerlkamp (Cajl M. Rufi, phil. Stoici reliquiae et apophthegmata cum adnotat., Haarlem 1822).

Muspilli (im altsächsischen Heliand Muspelli, in der Edda Muspell), wahrscheinlich s. v. a. Holzvernichter und poetische Umschreibung des Feuers, welches die Welt zerstören soll, wie in der Edda die südliche Flammenwelt, welche den Weltuntergang herbeiführen wird. Muspelsheimr heißt, Titel eines althochdeutschen Gedichtes aus dem 9. Jahrhundert, welches Schmeller in einer Handschrift der münchener Bibliothek entdeckte und zuerst in Buchners „Neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte", nachher (München 1832) gesondert herausgab. Dasselbe kann von Ludwig dem Deutschen eigenhändig niedergeschrieben seyn, ist aber in früherer Zeit verfaßt worden und in mehrfacher Hinsicht, namentlich auch durch die alliterirenden Sprachformen, die darin vorherrschen, sowie durch die Spuren altheidnischer Vorstellungen, die sich neben den christlichen darin vorfinden, ein sehr schätzenswerther Ueberrest der althochdeutschen Poesie. Es schildert den Untergang der Welt durch Feuer und ermahnt zur Buße.

Mussunda, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, Bäumchen oder Sträucher in den Tropenländern beider Welten, mit ovalen Blättern und spitzigen Nebenblättern, Blüthen in Sträußern am Ende, mit der bekanntesten Art: M. frondosa L., ein zierlicher und wegen seiner zweierlei Blätter wunderbarer Strauch, welcher mehre krumme, ausgebreitete, kletternde Stengel treibt. Letztere haben Mark wie Hollunder, sind knotig, oben viereckig und röthlich mit Gegenzweigen. Die Blätter sind 9 Zoll lang 6 Zoll breit u. wollig, die Blüthen in kleinen Sträußern am Ende, anfangs als bläulich grüne Knöpfe, woraus langröhrige, sammetartige, gernchlose Blumen kommen, unten scharlachroth, inwendig hochgelb. Die Frucht ist oltvenförmig, gelb mit grauen Düpfeln besetzt, oben mit dem Kelche und dem langen, weißen Griffel gekrönt, das Fleisch grün, säuerlich und herb, voll kleiner, schwarzer Samen in 4 Reihen, wie ein burgundisches Kreuz. Oft wächst einer von den 5 Kelchlappen in ein förmliches Blatt aus, 4—5 Zoll lang, 3 Zoll breit, ganz weiß, mit grünen Rippen, sehr schlaff u. wohlriechend, besonders des Abends, wenn nach heißen Tagen Regen folgt. Die Wurzel dient als auflösendes Mittel gegen Augenkrankheiten, der Saft der Blätter gegen Hornhautflecken, die Blumen als schweißtreibendes Mittel bei Mutter-, Wassergeschwülsten, auch äußerlich gegen Hautkrankheiten. M. Landia Lam., auf der Insel Moritz, ist ein Baum mit 8 Zoll langen, 4 Zoll breiten Blättern und 1½ Zoll langen Blumen in dreitheiligen Sträußern. Die Rinde ist blaßgelb, schmeckt bitter und zusammenziehend, kommt nach Europa unter dem Namen Belahé. M. luteola Delil. ist ein Strauch in Arabien u. Nubien, wo die Wurzel gegen den Biß giftiger Schlangen berühmt ist.

Muß, s. v. a. Mus, s. Erbse.

Muße, Freiheit von Geschäften und anderen Obliegenheiten, doch mit denselben Bestimmung, daß diese Freiheit nicht müßiggängerisch mißbraucht, sondern zur Sammlung des Geistes, zur Hinrichtung der Gedanken auf einen bestimmten Lebenszweck oder zu einer der individuellen Neigung zusagenden, reellen Thätigkeit benutzt werde.

Musselburgh, Stadt in der schottischen Grafschaft Edinburg, östlich von Edinburg, an der Mündung des Esk in den Frith of Forth, mit Hafen, Fabrikation grober Wollenzeuche, Häringsnetzstrickerei, Salzbereitung, Gerberei, Stärke- und Töpferwaarenfabrikation und 6000 Einw. Hier 1547 Sieg der Engländer über die Schotten.

Musselin (Mousselin), nach der Stadt Mossul in Mesopotamien, ursprünglich die glatten, aus sehr feinen Garnnummern ziemlich locker gewebten, daher zarten und leichten Baumwollenzeuche, in der neueren Zeit auch ähnliche Gewebe aus Wolle oder Wolle und Baumwolle. Die Wollmusseline unterscheiden sich in Mousselin pure laine und M. laino chaine coton, je nachdem sie

Digitized by Google

aus reiner Wolle (Kammwollgarn) oder mit baumwollener Kette gewebt sind. Sie sind meist bedruckt.

Musseron, s. Pilze.

Musset, Louis Charles Alfred de, französischer Dichter, den 11. Nov. 1810 zu Paris geboren, der Sohn eines Unterchefs im Ministerium, der ebenfalls literarisch thätig war, besuchte das Collège Henri IV., gewann 1827 den Ehrenpreis der philosophischen Klasse für eine lateinische Abhandlung über „Die Beweggründe unserer Urtheile" und versuchte sich frühzeitig in poetischer Produktion, hauptsächlich angeregt durch Charles Nodier, bei dem er eingeführt wurde. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als 1830 seine ersten Gedichte erschienen: „Les contes d'Espagne et d'Italie", die wie Brandkugeln mitten zwischen die beiden Lager der Klassiker und Romantiker hineinfielen und bei aller Ungebundenheit und burschikosen Ausgelassenheit doch den Ton wahrer Lebenschaft und Empfindung durchklingen ließen. Weniger Aufsehen machte sein „Spectacle dans un fauteuil" (Paris 1833), obgleich diese Sammlung von Dichtungen weit mehr Gediegenes und Werthvolles enthielten. Noch 1833 brachte die „Revue des deux mondes" seinen „André del Sarto", und bald darauf folgte ein wunderschönes kleines Lustspiel: „Les caprices de Marianne". Im Oktober erschien noch sein Gedicht „Rolla", in dem sein Talent den höchsten Gipfel erreichte. In die Jahre 1833—38 fällt fast alles Schöne, was M. noch geschrieben: „Fantasio", „Il ne faut pirer de rien", „On ne badine pas avec l'amour", „Le chandelier", „Lorenzaccio" u. ferner der Roman: „La confession d'un enfant du siècle" (Paris 1836, 2 Bde., umgearbeitet 1840), die herrliche Epistel an Lamartine, das Lustspiel „Le caprice" (1837) u. mehres Andere. Seine dramatischen Versuche erschienen gesammelt in den „Comédies injouables" (Paris 1838, 2 Bde.) und den „Comédies et proverbes en prose" (das. 1840), eine Sammlung seiner lyrischen Dichtungen unter dem Titel: „Poésies complètes" (das. 1840). Seine bittere und gehässige Erwiderung („Nous l'avons eu, votre Rhin allemand") auf das bekannte Rheinlied rief heftige Angriffe gegen ihn hervor. Nachdem 1847 u. 1848 mehre seiner kleinen Stücke im Théâtre français mit Beifall gegeben worden waren, begann er direkt für die Bühne zu arbeiten. Aber seine „Louison" (1849) und „Bettine" (1851) gingen geräuschlos vorüber, so daß M. die kaum betretene Laufbahn wieder aufgab. Dagegen wurde eine neue Sammlung Gedichte: „Le Souvenir" (Par. 1850) viel gelobt. Im Febr. 1852 ward der Dichter an Dupaty's Stelle zum Mitglied der französischen Akademie ernannt, † aber schon am 1. Mai 1857. Sein älterer Bruder, Paul de M., machte sich als Romanschriftsteller vortheilhaft bekannt.

Mussons, s. v. a. Monssons, s. Wind.

Mußtheil (Cibaria), das in Scheunen und Kellern Vorhandene (eingebößter Vorrath), welches nach dem Tode des Mannes binnen 30 Tagen nicht in der Wirthschaft konsumirt wird und nach manchen Provinzialrechten der Frau gehört.

Mustan, halbwildes Pferd in den amerikanischen Prairien.

Mustapha (Mustafa), Kara, Großwessir Sultan Mohammeds IV., Sohn eines Sipahi, ward von Mehemed Kiuprili erzogen, machte sich frühzeitig als grausamer Verfolger der Christen berüchtigt und ward nach Achmeds Tode (1675) Großwessir. In dieser Stellung erklärte er den 3. März 1677 an Rußland den Krieg, welcher aber mit wenig Glück geführt und durch den für die Pforte nachtheiligen Waffenstillstand von Rahjin (11. Februar 1681) beendet ward. Auch gegen Oesterreich bewies er sich durch Begünstigung des Aufruhrs in Ungarn feindselig. Im Innern ließ er seinem Hasse gegen die Christen durch die schändlichsten Gelderpressungen, durch übermüthige Behandlung der Gesandten christlicher Mächte, sowie durch feindselige Beeinträchtigungen der angrenzenden Staaten freien Lauf. Sein Uebermuth bewog die Kosaken, sich von den Türken lozzusagen u. unter russischen Schutz zu treten (1681). Aber er berettete sich selbst seinen Sturz durch den willkürlich erneuerten Krieg gegen Oesterreich (1682). Nachdem Tökely, das Haupt der aufrührerischen Partei in Ungarn, dieses Königreich als Vasall der Pforte von ihm zu Lehen genommen, drang M. sengend und brennend in die österreichischen Erblande ein und begann am 14. Juli 1683 mit einer Armee von 200,000 Mann die Belagerung von Wien, das der Graf Stahremberg mit nur 10,000 Mann vertheidigte. Schon war die Stadt dem Falle nahe, als der Polenkönig Sobiesky mit einem Heer von Polen und Deutschen erschien und den 12. September 1683 einen entscheidenden Sieg über den Großwessir gewann, wodurch dieser genöthigt ward, die Belagerung schleunigst aufzuheben und mit dem Verlust sämmtlichen Geschützes und Gepäcks und dem Reste seines Heeres nach Ungarn zu entfliehen. Vor Ofen ließ er den alten Ibrahim Pascha, den Statthalter von Ofen, hinrichten, weil derselbe zuerst die Flucht ergriffen, und wälzte in seinem Berichte alle Schuld auf diesen. Anfangs gelang es ihm zwar, den Sultan zu bethören, und er ward sogar noch dafür belohnt, daß er einen Theil des Heeres gerettet habe. Als aber bald darauf die Kunde von der am 9. Oktober 1683 erfolgten abermaligen Niederlage M.'s bei Parkany und dem Fall der Festung Gran in Konstantinopel eintraf, gewannen M.'s Feinde die Oberhand, und der Oberkämmerer, ein ehemaliger Günstling des Großwessirs, ward mit dem Befehl, den Kopf M.'s zu holen, nach Belgrad gesandt. Er langte nach Sonnenuntergang den 26. December 1683 dort an, und noch vor Mitternacht war des Sultans Wille vollzogen. M.'s Prachtliebe kannte keine Grenzen; sein Harem enthielt mehr als 1500 Odaliken, eben so viele Sklavinnen und 700 schwarze Eunuchen; seine Diener, Pferde, Hunde und Jagdvögel zählten nach Tausenden.

Muster, gleichbedeutend mit Probe, d. h. ein kleiner Theil einer Waarenpartie, nach welcher eine größere Menge rücksichtlich ihrer Güte und Aeußerlichkeit beurtheilt werden kann; dann die Zeichnung, welche durch die Verschiedenar-

tigkeit des Gewebes oder der sonstigen Manipulationen den gewebten, gewirkten, gestrickten, gehäkelten ꝛc. Waaren ertheilt wird; alle Vorlagen, welche zur Kopie dienen, wie z. B. die Stickmuster zur Nachbildung mittelst der Stickerei.

Musterreisender, ein Geschäftsreisender, welcher auf vorgelegte Waarenproben u. Muster hin Bestellungen sammelt. Früher pflegten nur Weinhändler dieses Mittels zum Absatz ihrer Waaren sich zu bedienen; seit 1815 machten aber auch Fabrikanten und Großhändler davon Gebrauch, und das Aufsenden von Musterreisenden kam immer mehr in Aufnahme, obgleich der Verkehr dadurch beträchtlichen Schaden erlitt. Während nämlich früher die bemittelten Kleinhändler auf den Messen die Waaren einkauften und sie wieder daheim an die Ausschnitter in den kleineren Städten u. Flecken verkauften, drängen sich jetzt die Musterreisenden auch den kleinsten Geschäftsleuten auf, um nur mit Aufträgen versehen zu werden, was nur zu häufig leichtsinniges Borgen der Waaren und Bankerotte zur Folge hat.

Musterrolle, Namensverzeichniß der Mannschaft auf einem Schiffe, welches jedes Schiff mit sich führen muß, enthält außer den Namen auch die Angabe der Gage, soweit sie jeder erhalten hat. Die M. ist eines der unentbehrlichsten Schiffspapiere.

Musterschule, s. v. a. Normalschule.

Musterung, s. Revue.

Musterwirthschaften, solche Wirthschaften, die durch ihre vortreffliche Einrichtung und Führung anderen Wirthschaften zum Muster dienen können. Es gehört dazu sowohl ein musterhaftes System bei der Wahl der anzubauenden Gewächse, der Fruchtfolge und der wirthschaftlichen Verwendung der erhaltenen Produkte, wodurch mit den möglichst geringen Mitteln der möglichst große Reinertrag erzielt wird, als ein musterhafter, den Verhältnissen angemessener, genau in einander greifender Betrieb. In einigen Gegenden, z. B. in einigen Kreisen Ostpreußens, hat man jetzt solche M. auf Kosten des Staats errichtet. Vergl. Schwarz, Die bäuerlichen M., Berlin 1851.

Musterzeichner, Diejenigen, welche sich mit der Erfindung und Aufzeichnung von Gegenständen der verschiedensten Art beschäftigen, die dann den Verfertigern dieser Gegenstände als Muster dienen. Besonders werden dergleichen Zeichnungen für die Erzeugnisse der Weberei, Stickerei, Tapeten- und Zeugdruckerei ꝛc. gebraucht. In Frankreich bestehen zu Paris und Lyon eigene Schulen für den Unterricht im Musterzeichnen (Dessinateurschulen). In Deutschland haben selbst namhafte Künstler sich mit dem Musterzeichnen beschäftigt. So gab Karl Bötticher eine Sammlung von selbst erfundenen, sehr geschmackvollen Mustern für Kattundrucker heraus, und der geniale Adolf Schröder hat neuerdings ein Musterbuch für Schnurstickerei veröffentlicht.

Mustoxydis, Andreas, einer der ausgezeichnetsten neugriechischen Gelehrten, zu Korfu aus einer edeln Familie 1785 geboren, studirte seit 1802 auf der Universität zu Pavia die Rechte. Als ihn nach der Herausgabe seiner „Notizie per servire alla storia corcirese dai tempi crocici al secolo XII" (1804) die Republik der Sieben Inseln zu ihrem Historiographen ernannte, kehrte er nach Korfu zurück, wo er zugleich am Lyceum den Unterricht in den schönen Wissenschaften unentgeltlich ertheilte. Nachdem die Republik ihre Selbstständigkeit verloren, begab sich M. nach Italien und gab hier die ersten beiden Bände seiner „Illustrazioni corciresi" (Mailand 1811—14) und das bis dahin ungedruckte Bruchstück des „Discorso d'Isocrate della permutatione" heraus. Auch war er Mitarbeiter der literarischen Zeitschrift „Il poligrafo" und Mitglied des französischen Instituts. Durch seine Schrift: „Exposé des faits, qui ont précédé et suivi la cession de Parga" (herausgegeben von Amaury Duval, Paris 1820) erregte er den Haß des damaligen Lord-Oberkommissärs der jonischen Inseln, Thomas Maitland, in einem solchen Grade, daß er bei dem jonischen Senate beantragte, M. den Monatsgehalt als Historiographen zu entziehen. Die russische Regierung ernannte ihn zum Hofrath, und er wurde 1821 der Gesandtschaft des Kaisers in Turin attachirt, der er bei Gelegenheit der piemontesischen Revolution wichtige Dienste leistete. In Venedig, wohin er sich darauf begab, schrieb er seine „Considerazione sulla presente lingua dei Greci" (Venedig 1825), „Appendice alla storia di Eraclea" und „Notizie alla vita di Esopo" und gab eine italienische Uebersetzung des Herodot (Mailand 1819) heraus, nachdem er schon früher eine solche des Anacreon (Venedig 1817) gegeben hatte. Auch auf dem Gebiete der altgriechischen Philologie war er durch mehre Schriften thätig. Nach Kapodistria's Berufung zum Präsidenten des griechischen Staats übernahm M. die Leitung des öffentlichen Unterrichts, sowie die specielle Aufsicht über die Centralanstalt zu Aegina, wo er eine Beschreibung der wichtigsten Unternehmungen der Griechen zur See erscheinen ließ. Nach Kapodistria's Tode wollte er nach Italien zurückkehren. Allein auf der Reise dahin ließ man ihn in Korfu nicht weiter reisen und ernannte ihn zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung; auch machte man ihn zugleich zum Archonten für den öffentlichen Unterricht. Er wußte sich auch in dieser Stellung seine Unabhängigkeit zu bewahren und trat im Parlament gegen den Lord-Oberkommissär in sehr schroffe Opposition, legte aber, um ganz unabhängig zu seyn, sein Archontenamt nieder, worauf er vom Parlament in den Senat gewählt wurde.

Mutabilität (v. Lat.), Veränderlichkeit.

Mutae, s. Laute und Profodik.

Mutapilly, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Madras, südwestlich von Nisampatam, am Meerbusen von Bengalen.

Mutation (v. Lat.), Veränderung, Wechsel, besonders die Periode, in welcher sich bei beiden Geschlechtern in Folge des innigen Zusammenhangs zwischen den Verrichtungen der Athmungs- oder Stimmorgane und denen der Geschlechtswerkzeuge durch die beginnende und vollendende

Digitized by Google

Entwickelung und Entfaltung der letzteren eine bedeutende Veränderung und Vervollkommnung der Stimme in jeder Hinsicht offenbart, welche Periode bei Mädchen im 12. — 16., bei Knaben vom 14. — 18. Jahre eintritt. Man muß in dieser Zeit die Stimme ruhen lassen, bis sich die Natur entschieden hat; Anstrengung der Stimme in der Zeit des Mutirens ist nicht nur für die Stimme, sondern auch für die Gesundheit nachtheilig. S. auch Solmisation.

Muth, Gemüthsstimmung, in welcher man sich durch Gefahren nicht schrecken läßt und zu energischer und tapferer That gereizt u. befähigt ist. Der M. kann einestheils aus Gleichgültigkeit gegen die Gefahr entspringen, anderentheils ein Produkt bestimmter positiver Gefühle und Stimmungen, z. B. des Ehrgeizes, der Vaterlandsliebe oder Begeisterung, seyn; doch wird nur die erstere Art von M. dem Menschen gleichsam zur anderen Natur und verläßt ihn nie, während es bei der zweiten Art auf das Verhältniß der Stärke ankommt, in welchem jene den M. hervorrufenden positiven Gefühle und Stimmungen zu den Eindrücken der Gefahr stehen. Dem von dem Verstande begleiteten und geleiteten M., welcher die Begeisterung (s. d.) feinerwegs ausschließt, sondern durch verständige Ueberlegung und klare Einsicht in die Größe der zu bestehenden Gefahren oder zu überwindenden Hindernisse alle Illusionen fern hält, aber eben deshalb durch die höchste Energie unterstützt wird, steht der sogenannte blinde M. entgegen, welcher lediglich im Temperamente oder in leidenschaftlicher Erregtheit seinen Grund hat und also mehr physischer als moralischer Art ist. Der M. als Produkt der Willenskraft und der klaren Ueberzeugung von dem sittlichen Werthe eines durch muthiges Handeln zu erringenden Gutes ist ein ausschließlicher Vorzug des moralisch gebildeten Menschen und hat sich vornehmlich im Dienste der Pflicht zu bewähren. Wahrer Heldenmuth, welcher über alle die Thatkraft hemmenden und schwächenden Rücksichten auf sinnliches und leibliches Wohl oder Wehe erhaben ist und das gesteckte Ziel unverrückt im Auge behält, kann eigentlich nur da, wo es sich um Verwirklichung sittlicher Zwecke handelt, die Menschen beseelen. Es entspringt derselbe aus der Ueberzeugung von der absoluten Nothwendigkeit des Wagens, einer Ueberzeugung, welche auch in solchen Menschen wirksam werden kann, welche von Natur keinen persönlichen M. besitzen. Daher beruht der M. als Fähigkeit zu entschlossenem Handeln in der Gefahr nicht ausschließlich in natürlicher Anlage, sondern kann als moralische Eigenschaft eben so gut als die Willenskraft durch Uebung erworben und gesteigert werden.

Muth, Beiname der Isis (s. d.).

Muthen, altdeutsches Wort, so viel als um etwas nachsuchen, gleichbedeutend mit sinnen. Ein Gefall muthet, wenn er um das Meisterrecht oder um die Aufnahme in die Innung nachsucht; daher das Muthjahr, während dessen der Muthgeselle zu jedem Quartal eine kleine Abgabe (Muthgeld, Muthgroschen) entrichten muß. Ein Lehn m. heißt um Ertheilung der Investitur nachsuchen, eine Grube m., um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundene Lagerstätte bauen zu dürfen; die Bescheinigung, daß das Nachgesuchte bewilligt sey, heißt Muthschein oder Muthzettel (s. Bergrecht).

Muthpfennig, s. v. a. Schreckenberger; s. v. a. Arrha.

Muthwille, Lebhaftigkeit des Gefühls- und Willensvermögens, welche sich gern in Handlungen äußert, wodurch Andern momentane Verlegenheit oder selbst wirklicher, wiewohl meist unerheblicher Schaden bereitet wird. Solcher M. tritt besonders im jugendlichen Alter, bei Kindern bis zum angehenden Jünglingsalter hervor, ist aber selbst in seinen Aeußerungen noch kein Zeichen schlechter, bösartiger Gemüthsbeschaffenheit.

Mutina, Stadt in Gallia Cispadana im ehemaligen Gebiete der Boier, an der von Mediolanum aus durch ganz Italien führenden Hauptstraße, schon zu Hannibals Zeiten als befestigter Ort mit römischen Einwohnern vorhanden, eigentliche römische Kolonie aber erst seit 184 v. Chr., war sehr schön, fest und wohlbabend; besonders berühmt wurde sie im Bürgerkriege nach Cäsars Tod, wo D. Brutus in ihr vom Dec. 44 bis zum 14. April 43 v. Chr. durch Antonius belagert wurde, weshalb dieser Theil des Kriegs der mutinensische heißt. Die Umgegend von M. lieferte die feinste Schafwolle in ganz Italien und guten Wein; auch waren die in M. verfertigten Thongefäße sehr geschätzt. Jetzt Modena.

Mutiren (v. Lat.), s. Mutation.

Mutisia, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, kletternde Sträucher im heißen Amerika mit abwechselnden Blättern und Ranken wie Wicken, von denen 33 Arten mehre als Zierpflanzen dienen. Sie sind in einem hellen Glashause zur Bekleidung einer Wand, eines Geländers oder der Pfeiler vortrefflich geeignet und bedürfen, wenn sie genügenden Raum zur Ausbreitung haben, nur 5—8° Wärme. Selbst im freien Lande, wenn man sie im Juni an eine warme, sonnige Wand pflanzt, gedeihen sie in trockenen Sommern sehr gut.

Mutitas, s. Stummheit.

Mutschirung, im Mittelalter die abwechselnde Regierung zweier oder mehrer nachgelassenen Söhne über ein Land, das bestehenden Hausverträgen oder testamentarischen Bestimmungen zufolge nicht getheilt werden durfte, das man aber auch nicht gemeinschaftlich regieren wollte. Eine solche M. fand 1566 im Herzogthum Sachsen Statt zwischen Johann Friedrich dem Mittlern u. Johann Wilhelm, den Söhnen Johann Friedrichs des Großmüthigen. Man hatte das ganze Land in zwei Theile getheilt und festgesetzt, daß die beiden genannten Fürsten alle 3 Jahre mit der Regierung in demselben wechseln sollten, wozu es aber in Folge der grumbachschen Händel nicht kam, da dadurch herbeigeführten Achterklärung gegen Johann Friedrich den Mittlern nicht kam.

Muttenz, Flecken im schweizerischen Kanton Baiel-Landschaft, Bezirk Arlesheim, am Fuß des Wartenbergs, worauf die Ruinen der Schlösser Wartenberg, mit 1500 Einw.

Mutter (Mater), Person weiblichen Geschlechts, im Verhältniß zu einer oder mehren

andern Personen (Kindern), die sie geboren hat: vgl. Familie.

Mutterkirche, von einem Apostel gestiftete Gemeinde; dann s. v. a. älteste Landeskirche und s. v. a. Metropolitan- oder Kathedralkirche; auch die Hauptkirche eines Kirchspiels, im Gegensatz zu Filialkirchen (Tochterkirchen).

Mutterkorn, Secale cornutum s. cornieulatum, s. Roggen.

Mutterkrankheit, s. v. a. Hysterie.

Mutterkranz (Mutterhalter, pessarium, suppositorium uterinum), eine mechanische Vorrichtung, deren man sich bedient, um den nach einem Vorfalle zurückgebrachten Uterus wieder in seiner normalen Lage zu erhalten. Man hat die Pessarien jetzt in den verschiedensten Gestalten, z. B. apfel- oder birnförmig, zirkel- oder ringförmig, länglich oder eirund, tellerförmig und cylinderförmig. Dieselben werden ohne alle Vorrichtung in die Mutterscheide gebracht und darin durch sich selbst festgehalten, oder sie werden zu ihrer Festhaltung mit einer eigenen stielartigen Vorrichtung versehen und durch Bandagen festgehalten, woher die Eintheilung der Pessarien in gestielte und ungestielte rührt. Sie werden von mehr oder weniger hartem Stoffe, aus Metall, Holz, Elfenbein, Horn, Guttapercha, selbst aus Glas, verfertigt, oder besitzen irgend einen Grad von Federkraft, weshalb man sie auch in elastische und nicht elastische eintheilt. Endlich bestehen sie aus einer durchaus zusammenhängenden Masse, oder sie sind in der Mitte mit einer Oeffnung versehen, um der Menstruation und anderen Absonderungen freien Durchgang zu gewähren.

Mutterkraut, Pflanzengattungen: s. v. a. Pyrethrum Parthenium Sm.; s. v. a. Melissa officinalis L.; s. v. a. Alchemilla vulgaris L.; s. v. a. Arnica montana L.

Mutterkuchen (placenta), der gefäßreiche verwachsene Theil des Chorion und der Tunica decidua vera, durch welche nicht nur das Ei an der innern Oberfläche des Uterus haftet, sondern vermittelst dessen auch eine innige Berührung zahlreicher Haargefäße, durch welche das Blut des Embryo strömt, mit dem Blute der Mutter bewirkt wird. Er hat die Gestalt eines runden, platten, napfförmig gekrümmten Kuchens, der in seiner Mitte dicker, nach seinem Rande zu dünner ist, an seiner konkaven Seite fest mit dem obersten Theile des Chorion, mit seiner konvexen Seite fest mit der innern Oberfläche des Fundus des Uterus verwachsen ist. Sein Durchmesser beträgt bei einem reifen Ei 5—8 Zoll, seine Dicke ungefähr 1—1½ Zoll, sein Gewicht ungefähr 18 Loth bis 2½ Pfund. Man unterscheidet an demselben den Uterustheil (pars uterina placentae) und den Fötustheil (pars foetalis). Er ist unter die Gefäßdrüsen zu rechnen und unterscheidet sich von andern Gefäßdrüsen, z. B. von der Milz, hauptsächlich dadurch, daß in ihm nicht Blut- und Lymphgefäße, sondern zwei verschiedene Klassen von Blutgefäßen, die der Mutter und die des Kindes, in eine innige Berührung mit einander kommen.

Muttermale (naevi materni, notae genitivae, maculae maternae), verschiedene Arten von angeborenen, örtlich begrenzten, durch Farbeveränderung oder Hervorragung über die Oberfläche sich kund gebenden Fehlern der Haut. Früher theilte man sie nach ihrer Aehnlichkeit mit irgend einem Gegenstande in viele Klassen, jetzt aber, nach ihrem anatomischen Charakter, in Pigmentmale (naevi pigmentarii), Flecken und Erhabenheiten auf der Haut von dunkelgelber, grauer oder schwarzer Farbe, zuweilen mit Haaren bewachsen, die, unabhängig von Einflüssen auf das Gefäßsystem, stets dieselbe Färbung behalten und weder Schmerz, Jucken u. dgl., noch sonstige Funktionsstörungen veranlassen; und Blutmale, naevi vasculares, naevi sanguinei, angeborne Flecken oder Erhabenheiten der Haut von rother oder blauer Farbe und ohne Haarbildung, die unter dem Einflusse des Gefäßsystems stehen und je nach der Ebbe und Fluth in demselben blasser oder intensiver gefärbt werden, zusammensinken und turgesciren, nicht selten jucken und schmerzen und zuweilen in anderweitige pathische Zustände degeneriren. Zu den letzteren gehören die Fenermale (naevi vasculares flammei), nicht erhabene Flecken von unbestimmter Größe und Gestalt, gewöhnlich von ziemlich großem Umfange, am häufigsten im Gesichte, von intensiv rother oder rothblauer Farbe, und die Telangiektasien (naevi fungosi), über die Haut sich erhebende Gefäßwucherungen, vorzüglich im Gesichte, an den Lippen und Wangen, von verschiedener Gestalt, kleinen Schwämmen, Erdbeeren, Kirschen, Hahnenkämmen ꝛc. ähnlich und von rother oder blauer Farbe. Die Entstehung der M. ist schwer zu erklären, und wenn auch zuweilen Umstände eintreten, welche den Einfluß des sogenannten Versehens fast wahrscheinlich machen, so läßt sich daraus doch kein genügender Schluß ziehen. Manche dieser M. bleiben immer so groß, wie sie bei der Geburt waren, andre nehmen mit der fortschreitenden Entwickelung des ganzen Körpers zu. Die meisten stehen, wenn sie die Kunst nicht entfernt, das ganze Leben hindurch. Mehrere der ersten Art verschwinden fast niemals durch Resorption des in die Haut abgelagerten Pigmentes; häufiger sieht man Feuermale von geringem Umfange wieder verschwinden, indem sie allmählig blasser werden und endlich die Farbe der normalen Haut annehmen. Pigmentmale bringen wohl niemals Gefahr. Dagegen sieht man Telangiektasien bald nach mechanischer Reizung, bald unter dem Einflusse einer Dyskrasie, namentlich der Skrophuln, häufig aber ohne nachweisbare Ursache, nicht selten rasch an Ausdehnung und Umfang zunehmen, schmerzhaft werden und ihre zarte Oberhaut endlich zerreißen, worauf dann reichliche Blutungen und fortschreitende Degenerationen auf Kosten der umliegenden Organe erfolgen, ja zuweilen, wenn das Mal in weiterverbreitete Exulceration oder Blutschwamm übergeht, der Tod eintritt. Pigmentmale erfordern in der Regel keine Behandlung, Feuermale verschwinden, frühzeitig zur Behandlung gebracht, nicht selten unter dem anhaltenden Gebrauche der Kälte, der adstringirenden Mittel und gelinder Kompression; dagegen machen die Telangiektasien ein ärztliches Einschreiten nöthig, da sie stets den Keim einer lebensgefährlichen Affektion in sich tragen. Ist die Erhabenheit über die Haut

Digitized by Google

gering und die Basis breit, so leistet die Kompression durch eingenähte Bleiplatten und eine schickliche Bandage gute Dienste und findet in der Kälte und den zusammenziehenden Mitteln, dem Bleiessig, Alaun, den mineralischen Säuren ꝛc. passende Hülfsmittel. Sitzen die Telangiektasien mit schmaler Basis auf, so entfernt man sie schneller durch die Ligatur, breitbasige und für die Kompression zu weit entwickelte Schwammgewächse aber, oder solche, die sich schon dem Blutschwamm nähern, erheischen die Exstirpation mit dem Messer, das stets dem Causticum vorzuziehen ist. Die Blutungen aus Blutmalen erheischen je nach ihrer Art und Heftigkeit Kälte, Styptika, Ligatur oder Glüheisen.

Muttering, s. v. a. Mutterkranz.

Mutterspiegel (Speculum uteri), s. Metroskop.

Muttertheil, das durch manche Gesetze bestimmte Erbtheil, welches den leiblichen Kindern aus dem Erbtheil der Mutter zufällt.

Muttertrompete, s. Gebärmutter.

Mutterwuth, s. Nymphomanie.

Mutthorn, Berg im schweiz. Kanton Uri, zwischen dem Oberwallis und Ursernthale, zu den nördlichen Zweige der Hauptalpenkette von der Pointe de Pisciora nordwärts zum Galenstock gehörig, 11,680 Fuß hoch.

Mutualisten, s. Menschenrechte.

Mutuus dissensus (Contrarius consensus, lat.), die auf die Aufhebung eines Konsensualkontrakts (z. B. über Kauf, Pacht, Miethe einen Gesellschaftsvertrag ꝛc.) bezügliche Uebereinkunft der Kontrahenten.

Mutzig, Stadt im französischen Departement Niederrhein, Bezirk Straßburg, in einem schönen Thale an der Bruche und dem Bruchekanal, mit Gewehrfabrik, Papiermühle und 3550 Einw.

Mutzschen, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, mit Schloß und Rittergut, mit Amtssitz, hat ein Untersteueramt und 1700 Einw., liefert viele Küchenkräuter, Pinsel und Insektennadeln. In der Nähe werden Krystalle, die unechten Diamanten, gefunden.

Muzaia (Dschebel-M.), Berg in der algerischen Provinz Algier, im kleinen Atlas, links an der Schiffa. Der Paß von M., auch Paß von Teniah genannt, befindet sich an der Westseite des Berges und ist auf der Kammhöhe 2890 par. Fuß hoch, wo zwei spitze, zuckerhutförmige Felsen ein Thor bilden. In dieser Gegend wohnt der wilde Kabylenstamm der M. Der Paß wurde das erste Mal am 21. November 1830 von den Franzosen erstürmt und ist jetzt von ihnen zu einer für Fuhrwerk aller Art zugänglichen Straße gemacht.

Muzak (hebr.), s. Tempel.

Muziano, Girolamo, italienischer Historienmaler, 1528 zu Acquafredda bei Brescia geboren, Schüler G. Romano's, machte sich Tizians schönes Kolorit zu eigen, erwies sich aber zugleich durch Kraft und Energie der Komposition als einen glücklichen Nachahmer Michel Angelo's. Er † zu Rom 1590 oder 1592. Seine Werke sind ausgezeichnet durch treffliche Komposition, Zeichnung und Färbung, sowie durch Adel u. Schönheit der Formen und durch charakteristischen und anmuthigen Ausdruck der Köpfe. Die meisten Bilder von ihm befinden sich in Rom.

Muzzi (türk.), Sklaven, welche auf Schiffen arbeiten müssen.

Myares, spanischer Küstenfluß, entspringt in Aragon und fließt südöstlich in den Golf von Valencia bei Castellon de la Plana.

Mycale, Waldgebirg mit einer gleichnamigen Stadt in Jonien, der Insel Samos gegenüber, bildete mit dieser eine 7 Stadien breite Meerenge, in und an welcher 479 v. Chr. die berühmte Seeschlacht geliefert wurde, worin Leotychides und Xanthippus über die Perser siegten. Das ganze Gebirge heißt jetzt Samsun.

Mycenä, uralte Stadt in Argolis, angeblich von Perseus erbaut, bildete in frühester Zeit als die berühmte Residenz des Agamemnon zugleich ein kleines Reich. Obgleich stark befestigt, wurde sie doch 464 v. Chr. von den Argivern erobert und zerstört. Pausanias fand noch ansehnliche Ueberreste der cyklopischen Ringmauer mit dem Löwenthor, die unterirdischen Schatzkammern des Atreus und seiner Söhne und die Gräber des Atreus u. Agamemnon, und ziemlich in demselben Zustande noch haben auch neuere Reisende dieselben bei dem Dorf Kharvati in der angegebenen Entfernung von Argos wieder aufgefunden.

Myconus, s. Mykoni.

Mydriasis (griech.), Pupillenerweiterung.

Mydritis (griech.), Rückenmarksentzündung.

Myghdones, ein aus Thraciern in Bithynien eingewanderter Volksstamm, der später von den Bithyniern unterjocht und verdrängt wurde.

Myginda, Pflanzengattung aus der Familie der Celastrineen, Sträucher im heißen Amerika, mit viereckigen Zweigen, kleinen Gegenblättern und sehr kleinen Blüthen. M. Rhacoma Sw., in Westindien an der Küste, ist ein kleingabeliger Strauch mit vierflügeligen Zweigen, röthlichweißen Blüthen u. scharlachrothen, den Johannisbeeren ähnlichen Früchten. Die Wurzel ist harntreibend. M. Uragoga Jacq., in Kolumbien bei Carthagena, ist ein aufrechter Strauch, 3—8 Fuß hoch, mit brauner, inwendig goldgelber Rinde, weißem, sehr bitterem Holz und dicker, knotiger Wurzel, deren Absud als ein harntreibendes Mittel gebraucht wird.

Mykologie (v. Griech.), Lehre von den Pilzen.

Mykoni (im Alterthume Myconus), Insel im griechischen Archipel, zu den Cykladen gehörig, südöstlich von Tine, hat einen Flächenraum von etwa 3 □Meilen mit 6000 Einw. Die Insel ist ein dürrer, wasser- und vegetationsloser Granitfelsen, bringt nur Wein, einige Südfrüchte, etwas Getreide, aber Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Turteltauben in Menge, auch Schafe und Ziegen hervor. Die Einwohner (Mykonioten) treiben, indem sie den geringen Anbau ihrer Insel den Bewohnern der benachbarten Inseln überlassen, vorzüglich Schifffahrt, haben etwa 150 Fahrzeuge und stehen im Rufe tüchtiger Matrosen. Hier Panormos, ein wenig bevölkerter Ort mit Hafen. Die gleichnamige Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat eine katholische und mehre andere Kirchen, eine Rhede, eine einzige Süßwasserquelle und 5000 Einw.

Mykosis (griech.), der Schleimpolyp, das schwammige Schleimgewächs.

Mylady (engl.), gnädige Frau, eigentlich meine Dame.

Mylä, alte Stadt an der Nordküste Siciliens, berühmt durch das Seetreffen 36 v. Chr., worin Agrippa die Flotte des Sext. Pompejus schlug.

Mylassa, alte Stadt in Karien, Residenz des Königs Hecatomnus, von welchem Mausolus abstammte, ward von den Römern für frei erklärt, aber von Labienus theilweise zerstört. Jetzt Melasso, mit vielen Ruinen.

Mylau, Stadt im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Plauen, an der Gölzsch, mit Burg, Kapelle, Rittergut, Strohflechtschule, Flossholzhof, Alaunwerk, Baumwollen- und Musselinweberei, Spinnmühle u. 3300 Einw. In der Nähe die berühmte Ueberbrückung des Gölzschthales auf der bayerisch-sächsischen Eisenbahn.

Mylendonk, sonst reichsunmittelbare Herrschaft des westphälischen Kreises, am Niers, von dem Erzstifte Köln und dem Herzogthum Jülich umschlossen, nicht weit von der Herrschaft Wickerad, umfaßte bloß das gleichnamige Schloß, das große Dorf Corsendonck und mehre zerstreute Häuser mit 2000 Einw., wurde 1803 an Frankreich abgetreten und kam 1815 an Preußen.

Mylitta, die Venus der Assyrer, als Mondgöttin das weibliche Princip der Zeugung, im Gegensatz zu dem männlichen Princip, Bel oder Baal (Sonne), u. als solches identisch oder analog mit mehren andern orientalischen Gottheiten, wahrscheinlich dieselbe Göttin, welche Jeremias Melecheth, d. i. Königin des Himmels, nennt. In Babylon, wo ihr Dienst Volksdienst war, bestand nach Herodot die Sitte, daß jede Frau sich ihr zu Ehren einmal im Leben einem Fremden preisgeben mußte für eine Summe, welche sie in den Tempelschatz lieferte.

Mylodon (Oxyhierotherium), ein Geschlecht der ausgestorbenen Ebentatenfamilie der Gravigrada mit oben jederseits 5, unten 4 getrennten Backenzähnen, deren vorderster im Oberkiefer fast elliptisch und von den andern etwas entfernt ist. Die Beine sind gleichlang, die Hände fünfzehig, die Füße vierzehig, an beiden die zwei äußeren Zehen abgestutzt, die übrigen bekrallt. Die Krallen sind groß, ungleich und halbkegelförmig. Owen unterscheidet folgende Arten: M. Darwinii Ow., von Darwin in Patagonien; M. Harlani Ow., aus Penton-County und dem Oregonstaate; M. robustus Ow., von 11 Fuß Länge und mit einem Becken, welches dem des Elephanten an Tiefe übertrifft. Die starken Hinterbeine haben nebst dem ungemein starken Schwanze als Stütze gedient, wenn das Thier (das nicht klettern konnte) den Vorderkörper zum Ergreifen von Zweigen aufrichtete.

Mylord (engl.), gnädiger Herr, mein Lord.

Mynster, Jakob Peter, dänischer Kanzelredner und Theolog, geboren zu Kopenhagen den 8. Nov. 1775, widmete sich nach vollendeten Universitätsstudien eine Zeit lang dem Erziehungsfache, wurde 1801 Prediger zu Spjellerup auf Seeland, 1811 zweiter Prediger an der Frauenkirche zu Kopenhagen, 1828 Hof- und Schloßprediger und zugleich Mitglied der Direktion der Universität und des gelehrten Schulwesens. Im J. 1834 ward er zum Bischof von Seeland befördert. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich besonders auf die praktische Theologie und auf die Exegese des Neuen Testaments mit ihren mannichfaltigen wichtigen Problemen. Von seinen Schriften erwähnen wir die Abhandlung „Ueber den Verfasser des Briefes an die Hebräer" (1808), die „Untersuchungen über den Gebrauch unserer Evangelien von Justinus Martyr" (1809), seine „Einleitungen in den Brief an die Philipper (1811) und an die Galater" (1816), seinen „Versuch, den ersten Aufenthalt Petri in Rom, nach der Annahme der alten Kirche, zu vindiciren" (1813), seine Doktordissertation „De ultimis annis muneris apostolici a Paulo gesti" (1815), seine „Entwickelungen des Begriffs des Glaubens" (1820), die Abhandlung „Ueber den Begriff der christlichen Dogmatik" (1831, deutsch in den „Theologischen Studien und Kritiken", 1831); ferner seine beiden Predigtsammlungen (1810 und 1815), seine größeren Predigtsammlungen auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs (1824) und, als die reichste Frucht seines Predigerlebens, die „Betrachtungen über die christliche Glaubenslehre" (2 Bde., Kopenhagen 1833; deutsch von Schorn, 2 Bde., Hamb. 1835), sowie seine vortrefflichen „Ordinationsreden" (1. Samml., Kopenhagen 1840, deutsch von Kalkar, Hamb. 1843). Bei den besonders seit 1840 sich verbreitenden baptistischen Bewegungen in Dänemark behauptete er den streng staatskirchlichen Standpunkt. Auch lieferte er noch „Prönsteds Biographie" (Kopenh. 1844), veranstaltete eine Sammlung seiner „Blandede Skrifter" (6 Bde., Kopenhagen 1851—56), und gab heraus: „Kirkelige Leilighedstaler" (2 Bde., das. 1852), zwei Predigtsammlungen (das. 1854) und „Meddelelser om mit Levnet", eine Selbstbiographie (das. 1854). M. † den 30. Jan. 1854.

Myologie (v. Gr.), die Lehre von den Muskeln (s. d.), ein Haupttheil der Anatomie, umfaßt aber nicht alle Muskeln des Körpers, indem z. B. das Herz in die Gefäßlehre, die Darmmuskeln in die Eingeweidelehre fallen.

Myon (Myonia), Stadt der ozolischen Lokrer auf einer bedeutenden Anhöhe, an dem beschwerlichsten der Pässe, die aus Aetolien nach Lokris führten, mit einem Hain und Altar der beschützenden Göttin.

Myon, St., Dorf im französischen Departement Doubs, Bezirk Besançon, am Ilson, mit 380 Einwohnern und Mineralquellen aus der Klasse der erdig alkalischen Säuerlinge.

Myonnesus, Vorgebirg mit einem gleichnamigen kleinen Orte an der Küste Joniens, der kleinen Insel Nosis im Meerbusen von Ephesus gegenüber, berühmt durch den Seesieg der Römer unter L. Aemilius über Antiochus 190 v. Chr.; jetzt Hybbilebounou.

Myopie (griech.), s. v. a. Kurzsichtigkeit, s. Fernsichtigkeit.

Myoporum (Rattenfraß, Mäusefraß), Pflanzengattung aus der Familie der Myoporinen, neuholländische und neuseeländische Sträucher,

Digitized by Google

von deren 24 Arten sich mehre in europäischen Gärten als Zierpflanzen finden. Sie lieben eine lockere, nahrhafte, etwas sandige Erde und werden bei 1—5° Wärme in einem luftigen, hellen Zimmer oder Glashause durchwintert.

Myosotis (Maufeohr, Leuchte, Vergißmeinnicht), Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen, einjährige oder ausdauernde Kräuter fast in allen Klimaten, meist aber auf der nördlichen Erdhälfte. Die bekannteste Art ist: M. palustris *With.*, gemeines Vergißmeinnicht, Sumpf-Maufeohr, mit ziemlich einfachem und eckigem Stengel, lanzettförmigen, stumpfen Blättern und fast doldenartigen, himmelblauen Blüthen, mit gelbem Schlund, auf feuchten Wiesen und an Bächen, ausdauernd, fast durch ganz Europa, Asien und Amerika, ein wenigstens in Deutschland sehr beliebtes Blümchen. Das Kraut soll den Schafen schädlich seyn. M. arvensis *Roth.*, M. annua *Moench.*, Aker-Maufeohr, Feldlenchte, kleiner als vorige Art, hat einen ästigen Stengel, oval-lanzettförmige Blätter und blaue Blüthchen mit gelbem Schlund, einjährig, auf bebautem Boden fast in ganz Europa, Asien, Afrika, Amerika. Linné zieht auch die Gattung Echinospermum, Igelsame, unter M., meist Sommergewächse in Süd- und Osteuropa, so wie in Sibirien, mit der bekanntesten Art: Echinospermum lappula *Lehm.*, kletternartiger Igelsame, M. lappula *L.*, hat blaue, kurz gestielte Blüthen, variirt mit weißer Blüthe, auf alten Mauern, in Weinbergen, fast überall in Deutschland. Das Kraut, Herba Cynoglossi minoris, riecht widerlich, schmeckt bitter und war früher officinell.

Myosurus (Mäuseschwanz), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, mit der einzigen Art: M. minimus *L.*, einjährig, auf Feldern in Europa und Nordamerika, besonders auf solchen, die im Herbst sehr feucht sind, war sonst als Herba Caudae murinae officinell, ist aber jetzt ganz obsolet.

Myra, bedeutende Stadt Lyciens, seit Theodosius II. die Hauptstadt des Landes, bei welcher der Apostel Paulus landete, lag auf und an einem Felsen; als ihr Hafen galt das nahe gelegene Andriaca. Die Stadt heißt bei den Griechen noch immer M., bei den Türken aber Dembre. Ueber ihre großartigen, größtentheils aus dem Felsen selbst herausgehauenen Ruinen vergl. außer Leake's „Asia minor", besonders Fellows „Lycia" (S. 192 ff.). Aus der griechischen Zeit stammen einige Felsengräber und Marmorbruchstücke; viel zahlreicher sind die Ueberreste aus dem Mittelalter, worunter sich eine große christliche Kathedrale von älterem byzantinischen Bau auszeichnet, eine der interessantesten, so wie der besterhaltenen Ruinen in Lycien.

Myrica (Pfeffermyrte), Pflanzengattung aus der Familie der Myricaceen, mit mehr als 100 Arten, sämmtlich in Amerika, worunter die bekannteste: M. cerifera *Dec.*, ledrige Pfeffermyrte, in Westindien, ein Strauch mit runden Zweigen, 2 Zoll langen Blättern und weißen Blüthen. Die schwarzen, 1—2samigen Beeren riechen citronenartig, so wie die Blätter und Blüthen, und werden gegen Durchfall und Blutflüsse gebraucht, die Rinde zum Gerben und das Holz zum Färben.

Myriade (v. Griech.), eigentlich eine Zahl von 10,000,000; dann überhaupt eine große, unzählbare Menge.

Myrianites, fossiles Annulatengeschlecht aus der Familie der Antennaten, mit vielfach gebogenem, wurmförmigem, aber unbeutlich gerieltem Körper und gleichbreiten Seitenschuppen oder Ctrrhen, sämmtlich aus den untersten silurischen (cambrischen) Schichten Englands (taconischen) Nordamerika's, Thüringens und der Pyrenäen.

Myriapoden, s. Tausendfüße.

Myrica (Gagel, Wachsmyrte), Pflanzengattung aus der Familie der Myricen, Sträucher oder kleine Bäumchen in wärmeren Ländern, nur eine in Europa, von denen mehre als Arznei- und technische oder als Zierpflanzen bekannt sind. M. cerifera *L.*, wachstragender Gagel, Kerzenbeerstrauch, ist ein Strauch oder Bäumchen von 4—8 Fuß oder höher, mit oberwärts etwas zottigen Aesten. Die Blätter sind fast sitzend, länglich-lanzettlich, spitz, am Grunde verschmälert, unter der Spitze auf jeder Seite mit 1—2 Sägezähnchen oder ganzrandig, lederig, in der Jugend unterseits zottig-flaumig, später fast kahl, beiderseits mit harzigen Pünktchen bestreut, die Kätzchen seitlich, die männlichen walzig, die weiblichen ellipsoidisch, die Staubgefäße zu 6 im Winkel jeder Deckschuppe, die Früchte kugelig, erbsengroß, schwarz, dicht mit einem weißen Reife belegt. Die Pflanze wächst in Sümpfen und auf moorigen Stellen in den südlichern vereinigten Staaten von Nordamerika. Der die Früchte überziehende Reif wird durch Kochen in Wasser und Abschöpfen gewonnen und bildet ein Wachs von grüner Farbe, welches zur Verfertigung sehr guter, wohlriechender Kerzen dient, auch in Nordamerika in der Heilkunde zur Bereitung von Salben und Pflastern angewendet wird. Die Wurzel, welche gegen Zahnschmerzen helfsam seyn soll, ist in neuerer Zeit auch als Brech- und Purgirmittel empfohlen worden. M. Gale *L.*, gemeiner Gagel, brabanter Myrte, 2—4 Fuß hoher Strauch mit lanzettförmigen, hinten keilförmigen, vorn gezähnelten Blättern, zugespitzten, braunen Kätzchenschuppen mit goldglänzenden Drüsen, erst nach der Blüthe erscheinenden Blättern, wächst auf Sumpf und Moorboden im nördlichen Europa und Amerika, auch im nördlichen Deutschland. Der ganze Strauch hat einen starken, nicht unangenehmen, gewürzhaften, fast betäubenden Geruch und einen gewürzhaft bitterlichen, zusammenziehenden Geschmack. Die Blätter waren sonst im nördlichen Europa als brabantische Myrtenblätter gegen Krätze und bösartige Ausschläge gebräuchlich. Mit einer Abkochung wäscht man die Haustheire, um sie vom Ungeziefer zu befreien. Blätter und Aeste legte man zum Abhalten der Motten in die Kleiderschränke. Das von M. cordifolia *L.* und M. quercifolia *L.*, beide auf dem Kap, durch Auskochen der Früchte und ganzen Zweige gewonnene grüne Wachs wird von den Hottentotten wie Käse gegessen. Eine neue Art ist M. californica *Cham.* et *Schlecht.*, ein hübscher, harter immer-

grüner, bis 12 Fuß hoher Strauch aus Kalifornien, mit sehr dicht beisammenstehenden, kleinen, lanzettigen, leicht gesägten, besonders an der unteren Fläche mit durchschimmernden, glänzenden, tassenförmigen Schuppen von mikroskopischer Kleinheit bedeckten Blättern und grünen Blumen an achselständigen, kurzen Aehren, welche zwei bis drei kleine, kugelförmige, blaugraue Beeren bringen, besetzt mit kleinen, dunkelrothen Körnchen. Er kommt in jedem guten Gartenboden fort, vermehrt sich durch Samen oder Ableger auf gewöhnliche Weise, blüht im Juli und bringt im September sehr viele Früchte. Er ist sehr schätzenswerth, besonders auch wegen der wohlriechenden Blätter, auf Felsenwerk oder zur Einfassung von Buschgruppen.

Myringa (Myrinx), das Trommelfell im Ohre. Daher **Myringitis**, die Entzündung des Trommelfells.

Myriometer (**Myriomorphoskop**, gr.), s. v. a. Kaleidoskop.

Myriophyllum (**Tausendblatt, Wassergarbe**), Pflanzengattung aus der Familie der Haloragaeen, ausdauernde Kräuter mit zertheilten Wirtelblättern und einhäufigen Blüthen in Wirteln, mit der bekanntesten Art: M. spicatum *L.*, **ährenförmiges Tausendblatt**, fußhoch, mit zollanzen, haarförmig gefiederten Blättern und ährenförmig hervorragenden Blüthen, nicht selten in Teichen und Seen in ganz Europa, wird von Pferden gefressen und zum Poliren des Holzes gebraucht.

Myriorama (griech., s. v. a. Zehntausendschau), Name einer Art von landschaftlichem Kaleidoskop, von Brès in Paris erfunden und von Clark in London vervollkommnet, besteht aus einer auf einen langen Streifen in den buntesten Farben ausgemalten Landschaft, welche in viele Theile so zerschnitten ist, daß die Durchschnittslinien überall an einander passen und die einzelnen Landschaftsstücke vielfach von Neuem zusammengesetzt werden können und also sehr viele immer verschiedene Landschaftsbilder entstehen.

Myristica, s. **Muskatnußbaum.**

Myrmidonen, alte achäische Völkerschaft in Griechenland, die ursprünglich die Insel Aegina bewohnt haben und von da mit Peleus nach Thessalien ausgewandert seyn soll, während man wohl richtiger umgekehrt eine Kolonisation der Insel von Thessalien aus anzunehmen hat. Sie waren mit Achilles, des Peleus Sohn, vor Troja und zeigten sich hier als tapfere Krieger. Den Namen des Volkes leiten Einige von Myrmidon, einem Sohn des Zeus und der Eurymedusa, welche Zeus in der Gestalt einer Ameise verführte. Andere aber von dem griechischen Worte Mormer, die Ameise, her, indem Aeacus, als die Insel Aegina durch eine Pest alle Einwohner verloren gehabt, bei Erblickung eines Ameisenhaufens den Zeus angefleht habe, diese Ameisen in Menschen zu verwandeln, was sogleich erhört worden sey.

Myron, einer der größten griechischen Meister der Plastik in Erz, Marmor und Holz, um 450 v. Chr., aus Eleutherä an der Grenze Böotiens, war nebst Phidias und Polyclet Schüler des Ageladas aus Argos und übte seine Kunst in Athen. Er wählte sich vorzüglich die kräftigen Athletengestalten der Palästra, namentlich wurde er der Schöpfer des Herculesideales. In kolossaler Gestalt bildete er ihn auf Einer Basis mit Pallas und Zeus gruppirt für das Heräum in Samos. Auch den Apollo hat er mehrfach gebildet. Eines seiner ältesten Werke mag die aus Holz geschnitzte Hecate seyn, die er für ihren Tempel in Aegina ausgeführt hatte. Als eines seiner sehenswerthesten Werke bezeichnet Pausanias seinen Dionysus, welchen Sulla den Orchomeniern raubte, noch höher aber stellt er den Erechtheus in Athen. Aus Marmor verfertigte M. ein altes betrunkenes Weib, welches zu den Sehenswürdigkeiten von Smyrna gehörte. Mit besonderem Glück zog er das Thierreich in den Bereich seiner Kunst. Weltberühmt war seine Kuh, welche durch zahlreiche Sinngedichte gefeiert wurde; zu Cicero's Zeit stand sie noch auf dem Markt zu Athen, von wo sie nach Rom kam. Seine Hunde und Seeungeheuer waren höchst lebensvolle Darstellungen. Vgl. Böttiger, M. und der athletische Kreis, in dessen „Kleinen Schriften" (Bd. 2, Dresden und Leipzig 1838).

Myroxylon (**Balsamholz**), Pflanzengattung aus der Familie der Caesteen, Bäume im heißen Amerika, mit wenigen ungraden drüsigen Federblättchen. M. peruiferum *L. fil.*, **Perubalsamholz**, ist ein ansehnlicher Baum mit dicker, aschgrauer, glatter Rinde, dessen jüngere Zweige mit kleinen Wärzchen besetzt sind, in Peru, Kolumbien und Mexiko, die Stammpflanze des Perubalsams, Balsamum peruvianum (s. Balsam). M. pubescens *Kunth*, ein der vorigen Art sehr ähnlicher Baum in Kolumbien, liefert ebenfalls Perubalsam. M. Toluifera *Kunth*, **Tolubalsambaum**, ein sehr hoher Baum in Neugranada, ist die Stammpflanze des Tolubalsams, Balsamum de Tolu (s. Balsam).

Myrrhe (Myrrha pinguis, s. rubra, s. vera, Gummi Resina s. Myrrhae s. Smyrnae, **rothe, ächte oder wahre M.**, **Myrrhengummi**, Smyrnengummi), der erhärtete Saft von Balsamodendron Myrrha *Kärenb.*, einem Baume im glücklichen Arabien, wahrscheinlich aber auch von anderen Arten der Gattung Balsamodendron (s. d.) gesammelt, dringt aus der Rinde dieser Bäume in öligen, gelblichen Tropfen hervor, wird dann buttergrig, wobei die Farbe ins Goldgelbe übergeht, bis sie beim vollkommenen Trocknen röthlich erscheint. Die beste Sorte, **ausgesuchte** oder **ausgelesene M.** (Myrrha electa, Myrrha selecta, Myrrha in lacrymis), besteht aus unregelmäßigen, eckigen, unebenen Stücken von verschiedener Größe und Gestalt, welche außen rauh, gewöhnlich matt, seltener glänzend, oft beschlagen, mehr oder weniger braun gefärbt sind. Sie haben einen eigenthümlichen balsamischen Geruch und sehr bitteren, etwas erwärmenden, gewürzhaften Geschmack. Beim Kauen bleibt die M. an den Zähnen hängen und macht den Speichel zu einem gelblichen, milchartigen Safte. Die Masse ist spröde, im Bruch uneben oder schwachsplitterig, schwach wachsartig glänzend, mit weißlichen Adern durchzogen. Angezündet brennt sie mit heller Flamme. Ihr specifisches Gewicht ist nach Brisson = 1,360. Die

Digitized by Google

aus dieser Sorte ausgelesenen kleinen, hellentropfenförmigen Stücke kommen bisweilen als Myrrha in granis oder Myrrha in lacrymis vor. Die zweite oder schlechtere Sorte heißt ordinäre M. (M. naturalis, M. in sortis) und besteht aus größeren dunkelbraunen bis schwarzbraunen Stücken, die gewöhnlich undurchsichtig und in den Bruchstücken nur an den Kanten durchscheinend sind. Nicht selten sollen dunkle Stücke vom Senegalgummi oder dem gemeinen Kirschgummi, oder einem eigenthümlichen, gelblich weißen Gummiharze mit muschligem Bruche darunter vorkommen. Dieses letztere Gummiharz, weiße M. (M. alba), besteht aus mehr oder weniger kugelrundlichen, tropfenförmigen oder eckigen Stücken, die auf der Bruchfläche einen schwachen Wachsglanz zeigen. Eine dritte Sorte wird ostindische M. (M. ostindica) genannt. Sie besteht aus 2—3 Zoll großen, ganz unscheinbaren, häufig mit einem röthlichen Staube bedeckten Stücken, die außen undurchsichtig u. schwarz, inwendig aber der M. ähnlich sind, auch den Geruch und Geschmack derselben besitzen. Nach Brandes enthalten 500 Theile ausgelesener M.: ätherisches Oel 13, Balsamharz 111,20, Halbharz, nur in Alkohol löslich, 27, 80, Gummi mit Spuren von benzoesauren, äpfelsauren, phosphorsauren und schwefelsauren Kali- und Kalksalzen 271,92, Tragantstoff 46,83, vegetabilisch-thierische Materie, eine Spur von schwefelsauren und äpfelsauren Kali- und Kalksalzen 3, Aepfelsäure, Benzoesäure und Essigsäure, an Kali und Kalk gebunden, 3, sauren, äpfelsauren Kalk und benzoesaures Kali 0,75, fremde Beimischung 8, Feuchtigkeit 17. Als ein Prüfungsmittel ächter M. gilt die Salpetersäure, welche die M. rosenroth oder violet färbt. Man wendet die M. an, um den Stoffwechsel zu befördern und die Unterleibsorgane zu stärken, daher gegen Stockungen in den Eingeweiden aus Schwäche, bei Schleimflüssen u. dergl. Auch gegen schlaffe Geschwüre beweist sie sich nützlich; bei Krankheiten der Mundhöhle, bei kariösen Zähnen dient sie als fäulnißwidrigstes Mittel. In der Bibel kommt die M. unter den Handelsartikeln vor, welche Jakob dem ägyptischen König überschickte und die Weisen aus dem Morgenlande dem Jesuskind darbrachten. Man benutzte sie vornehmlich bei Bereitung des Salböls, bei Einbalsamirung der Todten, als Parfüm zum Einsprengen der Gewänder ꝛc.

Myrrhenbaum, s. v. a. Balsamodendron Myrrha *Kunth.*

Myrrhenkraut, Pflanzengattung, s. Smyrnium.

Myrrhis (Süßdolde, Anisker bel, Myrrhenkerbel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, mit der wichtigsten Art: M. odorata *Scop.*, gemeine Süßdolde, spanischer Kerbel, Gartenkerbel, ausdauerndes Kraut auf Bergwiesen in Südeuropa bis Mitteldeutschland und in Mittelasien, häufig in Gemüsegärten als Gewürzpflanze kultivirt, wird ganz wie der gemeine Kerbel angewendet, doch ist der Geschmack der Blätter wegen der Süßigkeit nicht Jedermann angenehm. Sonst waren die Wurzel, das Kraut und der Samen officinell und wurden wie der gemeine Kerbel benutzt.

Myrsine, Pflanzengattung aus der Familie der Myrsineen, Sträucher und Bäumchen, selten Bäume, in Südamerika, Südafrika und Ostindien, mit abwechselnden, harschen Blättern und gehäuften Blumen in den Achseln. M. africana *L.*, auf dem Kap, ist ein schöner, immergrüner, gegen 2 Fuß hoher Zierstrauch, fast wie Preußelbeeren, mit kleinen, zahlreichen, blaße oder purpurrothen Blüthen und blauen Beeren. M. melanophloeos *R. Br.* ist ein Bäumchen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung mit sehr hartem Holze und schwarzer Rinde und grünlich weißen Blüthen. Die Rinde wirkt zusammenziehend und wird deshalb gebraucht. M. retusa *Ait.*, Strauch auf den Azoren, hat weiße, meist gefleckte, fast doldentraubig-gehäufte, in reicher Anzahl die Zweige schmückende Blüthen.

Myrtaceen, dikotyledonische Pflanzenfamilie, mit vier-, fünf-, selten sechstheiligen, bleibenden, oder abfälligem, im Blüthenknopfe dachigem, seltener ungetheiltem, geschlossenen, hautenförmigen und zuletzt am Grunde unschnittenem Kelchsaum, 4—6 Blumenblättern, dreimal so viel, oder vielmal mehr Staubgefäßen als Blumenblättern, vier- oder fünf-, selten zwei- oder sechsfächerigem Eierstock, vier- bis sechsfächeriger vielsamiger Kapsel oder Beere, selten einfächeriger, einsamiger Nuß, eiweißlosem Samen, geradem oder gekrümmtem Keim, Bäume oder Sträucher, umfaßt 725 Arten in 42 Gattungen, wovon nur wenige außerhalb der beiden Wendekreise wachsen. Der größte Theil derselben ist in Südamerika und in Australien zu Hause; Europa besitzt nur eine einzige Art. Fast alle sind gewürzhafte Pflanzen von schönem Ansehn, viele reich an Gerbestoff. Von einigen sind die Früchte eßbar und dienen als Obst oder Gewürz, während das oft sehr harte und schöne Holz auf vielfache Weise benutzt wird. Es lassen sich vier Gruppen annehmen: Myrteen, mit fleischiger, meist mehrfächeriger Frucht und getrennten Staubgefäßen; Leptospermeen, mit trockener, mehrfächeriger, klappig aufspringender Frucht und getrennten oder vielbrüderigen Staubgefäßen; Chamälaucieen, mit trockener, einfächeriger Frucht und meist getrennten Staubgefäßen; Barringtonieen, mit fleischiger oder trockener, mehrfächeriger, nicht aufspringender Frucht und am Grunde einbrüderigen Staubgefäßen.

Myrte (Myrtus), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, charakterisirt durch den fünfspaltigen Kelch, 5 Kronenblätter, die zwei- bis dreifächerige, fast kugelige, mit den Kelchein-schnitten gekrönte Beere und mehrsamige Fächer, umfaßt gewürzhafte Sträucher und Bäume, meist in Amerika, mit einfachen, gebüpfelten Gegenblättern, einzelnen rothen oder weißen Achselblüthen und schwarzen oder rothen Beeren. Die gemeine M. (M. communis *L.*), in Südeuropa, Asien, Afrika, ist ein beliebter, immergrüner, gewürzhafter, 3—4 Fuß hoher Strauch oder ein mäßiges Bäumchen mit glatten, glänzenden, ganzrandigen, eirunden oder lanzettförmigen, spitzen, wohlriechenden Blättern und zahlreichen, weißen oder röthlichen Blumen, partirt mit schma-

leren und breiteren Blättern und gefüllten Blüthen. Mehre dieser Varietäten sind wenig verschieden, und es ändern Größe und Form der Blätter oft nach Maßgabe des Klima's, der Kultur und des Standorts. Ehedem waren besonders die Blätter und Beeren officinell. Sie wirken zusammenziehend oder tonisch reizend, weshalb sie bei Durchfällen, Blut- und Schleimflüssen, sowie bei Wasserfuchten in Anwendung waren. Die Früchte enthalten ein steifes, wohlriechendes, adstringirendes Oel (Oleum Myrti essentiale, Myrtenm), was ihnen den bittern, gewürzhaften Geschmack mittheilt. Die Myrtenblätter und Beeren lieferten sonst durch Destillation ein Schönheitsmittel, das sogenannte Engelwasser (Eau d'ange), welches früher besonders in Frankreich angewendet wurde, jetzt aber fast außer Gebrauch ist. Bei den Griechen war die M. der Aphrodite geweiht und der eigenthümliche Schmuck der tellurischen Gottheiten, besonders der Demeter und ihres Sohnes Triptolemus. Der Myrtenkranz war den eleusinischen Priestern eigen. Bei den esoterischen Dios mußten trat die M. an die Stelle des Epheu's, bei den exoterischen war sie Hauptpflanze. Auch die Venus Murcia (Myrtea) wurde mit M.n bekränzt dargestellt, sowie die Venus Victrix. Die durch eine Ovation belohnten Sieger schmückte, wenn sie selbst kein Blut vergossen hatten, ein Myrtenkranz. In der Bibel ist die M. ein Bild, um die Herrlichkeit des gelobten Landes, im Gegensatze des Zustandes im Exil, zu beschreiben. Die Zweige des dichtbelaubten Baumes dienten häufig zu den Laubhütten. Der Gebrauch eines Myrtenkranzes bei Vermählungen ist bis auf heute geblieben. Die M. wird leicht durch Stecklinge vermehrt. Im Winter verlangt sie einen luftigen Standort im Zimmer oder Orangeriehause bei 1—5° Wärme, so oft es die Witterung gestattet, täglich atmosphärische Luft und nur mäßiges Begießen. Im Sommer begießt man sie reichlich. Das Umpflanzen muß jährlich im April geschehen, wobei zugleich der Wurzelballen und, wenn es nöthig ist, die Krone zu beschneiden ist. Das Beschneiden der Krone kann alle 2—3 Jahre geschehen, um den Stamm buschiger zu machen, oder eine bestimmte Form der Krone zu ziehen. Sie lieben eine fette, lockere Erde. Junge Exemplare kann man, um sie schnell buschig und stark zu bekommen, an einer warmen Stelle im Sommer ins freie Land pflanzen. Die erbsengroßen rothen Beeren der kleinblättrigen M. (M. microphylla) in Peru sind wohlschmeckend und zuckerfüß. Auch die schmackhaften Beeren der Lumamyrte (M. Luma) werden in Chile häufig gegessen. Eine noch nicht bestimmte fossile Species führt Erotzet aus den obersten Schichten von Clermont an.

Myrtilus, der treulose Wagenlenker des Oenomaus, Sohn des Hermes und der Clevbule, nach Anderen des Zeus und der Clymene. Pelops versprach ihm, wenn er ihm zum Siege im Wagenkampf verhelfe, die Hälfte seines Königreichs. M. verhalf dem Pelops zum Sieg, wurde aber nach geleistetem Dienste von diesem bei Geräftus auf Euböa ins Meer gestürzt, das nach ihm den Namen des myrtoischen Meeres erhalten haben soll. Sein Leichnam schwamm zu Pheneus in Arkadien ans Land, wo er bestattet wurde und alljährlich einen nächtlichen Leichendienst erhielt. Sein Vater Hermes versetzte ihn als Fuhrmann unter die Sternbilder, und Pelops, über dessen Haus er sterbend den Fluch ausprach, errichtete zur Sühnung seines Frevels nicht nur dem Hermes einen Tempel, sondern auch dem M. ein Cenotaph.

Mysia, Beiname der Demeter, welche unweit Pallene in Achaja einen von dem Argiver Mysius gestifteten Tempel (Mysäon) hatte, wo ihr zu Ehren ein 7 Tage dauerndes Fest (Mysia) gefeiert ward.

Mysien, eine Landschaft im Nordwesten Kleinasiens, grenzte im Norden an die Propontis und den Hellespont, im Westen an das ägäische Meer, im Süden an Lydien und im Osten an Phrygien und Bithynien, und zerfiel in der späteren Zeit in Klein-Mysien oder den nordöstlichen Theil am Hellespont, mit den Städten Cyzicus, Lampsacus, und in Groß-Mysien, am ägäischen Meer, mit den Städten Troas und Pergamum. Die beiden Hauptgebirge waren der Ida und der Temmus (jetzt Demirji-Dagh) mit dem mysischen Olympus (jetzt Tumandji-Dagh). Die Westküste bildete zwei große Meerbusen, den Adramyttenus Sinus (Meerbusen von Adramyti) und den Sinus Elaiticus (Meerbusen von Tschandeli). Die Flüsse M.s waren der Rhyndacus (jetzt Lupad) mit dem Macestus (jetzt Susu), der Aesepus mit dem Carefus, der berühmte Granicus, der Pätus (jetzt Beirambere), der Simois (jetzt Ghumbre) mit dem Skamander (jetzt Mendere-Su), der Caicus (jetzt Ak-Su) mit den Nebenflüssen Mysius (jetzt Bergma), Certius (jetzt Parmak-patran) und Selinus. Landseen waren: der Apollonia-Lacus, der Miletopolis-L. oder Artynia (jetzt See von Manyas) und der Preleus. Außer den gewöhnlichen Erzeugnissen Kleinasiens, namentlich dem trefflichen Weizen von Mysien, lieferte M. besonders den Lapis Assius, welcher die Kraft hatte, den menschlichen Leichnam schnell zu verzehren, und daher theils zu Särgen, theils pulverisirt zur Bestreuung der Leichen gebraucht wurde, Austern, Trüffeln, Morcheln und für den Medicinalgebrauch Seammonium oder Purgirrinden. Die Einwohner zerfielen immer in zwei verschiedene Völkerschaften, in der ältesten Zeit in Phrygier und Trojaner, in der späteren aber in Mysier und Aeolier. Die eigentlichen Mysier, Mysi, die erst nach dem trojanischen Krieg in diese früher von Phrygiern bewohnten Gegenden eingewandert, waren ein aus Europa gekommener thracischer Volksstamm. Sie standen im Alterthume, wie die Karier und Phrygier, im Rufe der Ehrlosigkeit, und man nannte einen verächtlichen oder verworfenen Menschen sprüchwörtlich „den letzten der Mysier". Uebrigens theilten sie die gemeinsamen Schicksale des westlichen Kleinasiens und machten nach Besiegung des Antiochus durch die Römer (im J. 190 v. Chr.) und bis zur Bildung der Provinz Asia einen Theil des pergamenischen Reiches aus. Als eine ihnen eigenthümliche Gottheit nennt Strabo den abrettenischen Zeus.

Digitized by Google

Myslowitz (Myslowice), Marktflecken (Städtchen) in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, an der Przemsa, über welche hier eine 480 Fuß lange Brücke führt, hat eine katholische Pfarrkirche, ein Rathhaus, Zollamt und 1780 Einw. In der Umgegend sind Steinkohlengruben und die Zinkhütte Rosalie.

Mysol, Insel in Ostindien, zu den Molukken gehörig, 10 Meilen lang, 3 Meilen breit, bringt Kokusnüsse, Pisang, Schweine, Papageien, Paradiesvögel, Perlen hervor, aber keine Gewürzbäume, wird von Malayen, Papuas und Harafooren bewohnt. An der Küste liegen viele kleine Inseln, darunter Canary.

Mysore (Meissur, Maheswara), früher ein ansehnlicher Staat im südlichen Theile der vorderindischen Halbinsel, auf dem Tafellande, welches sich zwischen 12 und 13° nördl. Br. in einer Ausdehnung von etwa 40 Meilen und einer Höhe von 2800—3500 Fuß von den westlichen Ghats zu den östlichen erstreckt, stand seit Anfang des 16. Jahrhunderts unter den Radschahs aus brahmanischem Stamme, die 1759 durch Hyder-Ali verdrängt wurden. Nachdem des letztern Sohn und Nachfolger, Tippo-Saib, 1799 Leben und Reich an die Engländer verloren, theilten diese das Land, indem sie gegen 800 □Meilen mit der fortbestehenden Hauptstadt Seringapatam für sich behielten, gegen 500 □Meilen ihren Bundesgenossen, dem Nizam von Hyderabad und den Mahratten, überließen und aus dem Reste des Landes, etwa 1400 □Meilen mit 3 Millionen Einwohnern, die Rabobschaft M. bildeten, in deren Regenten sie einen Sprößling des von Hyder-Ali abgesetzten Regentenstammes, den damals 6jährigen Primen Krischna Adiaver, unter dem Titel eines Radschah machten, der 2 Millionen Thaler Tribut an die britische Regierung zu Madras zahlen und englische Garnisonen in seinen Festungen unterhalten muß. Das Land, nur durch Pässe und Flußdurchbrüche mit dem Tieflande verbunden, wird durchströmt von den Flüssen Cavery, Tumbudra, Sherrawvddy, Rennar ꝛc. und ist fruchtbar. Das Klima ist ungesund und erzeugt zahllose bösartige Fieber. Die Temperaturextreme schwanken jährlich um 42°. Man treibt Ackerbau, zum Theil mit künstlicher Bewässerung und sehr ergiebig, Viehzucht, Jagd auf Elephanten, Affen, Tiger, Bären, Antilopen ꝛc., Bergbau auf Eisen, Edelsteine ꝛc., Handel. Die Einwohner sind sehr träge, verdorben, aber stark, größtentheils Hindus von mehreren Secten. Die wichtigste Stadt ist M., mit 50,000 Einw., die Residenz des Radschah, welcher einen großen Palast in der Citadelle bewohnt, und der Sitz des britischen Residenten. Nahe bei der Stadt ist der berühmte Mysorehügel, der sich senkrecht von der Ebene zu einer Höhe von 1000 Fuß erhebt; auf seiner obersten Spitze ist ein kolossaler Ochs aus Syenitgestein als Götzenbild aufgerichtet.

Mystagog, bei den Griechen derjenige Priester, welcher den in die Mysterien (s. d.) Einzuweihenden einführte; in Sicilien Derjenige, welcher die Fremden in die geheimen, besonders gottesdienstlichen Oerter führte, um ihnen alles Merkwürdige zu zeigen; jetzt zuweilen s. v. a. Geheimnißkrämer.

Mysterien, bei den Griechen und später auch bei den Römern religiös-politische Geheimlehren, die nur den Eingeweihten in besonderen Zusammenkünften bei völliger Abgeschlossenheit mitgetheilt wurden. Nach der ältern Ansicht wurden die M. nach der Analogie geheimer Orden und die Priester als Inhaber einer höheren Weisheit gedacht, die man ableitete entweder von einer Uroffenbarung Gottes an die erste Menschheit, oder von der Offenbarung des alten Testaments, oder auch von indischer und ägyptischer Urweisheit, oder endlich von einer sogenannten pelasgischen Religionslehre. Vielfache in diesen Ansichten liegende Irrthümer hat Lobeck in seinem „Aglaophamus“ (Königsberg 1829, 2 Bde.) widerlegt. Das Wort Mysteria hängt zusammen mit μύω, welches von den sich schließenden Augen, Lippen ꝛc. gebraucht wird. Mysterion ist das Geheimniß, Mysteria aber, die Mehrzahl, bedeutet den Geheimdienst, und zwar sowohl die Gegenstände desselben, als auch die ritualen Handlungen dieses Gottesdienstes im engeren u. weiteren Sinne. Mystisch heißt Alles, was für das Verständniß dunkel ist. Reinigungen, Sühnungen u. Weihungen waren bei allen M. eine Hauptsache. Weiter finden sich Opfer, Prozessionen, Gesänge, Tänze, wie bei den übrigen Gottesdiensten, nur daß Alles einen durchaus andern Charakter hatte: es war orgiastisch, ekstatisch, Ausdruck der heftigsten Gemüthsbewegung. Dazu kam bei den meisten M. die nächtliche Zeit der Feier, die Fackelbeleuchtung, eine aufreizende Musik. Schon bei den Eleusinien und den Thesmophorien finden wir diesen Orgiasmus, obgleich derselbe bei den eigentlich hellenischen Religionen ein gehaltener und würdiger und im alten Rom durch das Staatsgesetz gänzlich ausgeschlossen war. Später drang von Thracien und Phrygien, dann von dem tiefern Asien her jener wilde, düstere Fanatismus ein, wo die Scele in religiöser Erregung gegen den Leib rast, was gewöhnlich in Unsittlichkeit ausartet. Die Gottheit wird nach dieser Vorstellungsweise als die unendliche geistige, mit der Natur verschlungene und hinter ihr verborgene Macht gesetzt, welcher man sich nur durch gänzliche Versenkung des Geistes, durch Entäußerung des Leiblichen, welches dieser Versenkung im Wege ist, annähern könne. Auch Mythen und Bilder gab es in den M., doch waltete in ihnen das Symbolische und Allegorische vor. Die Sagen in den M. sind heilige Legenden theratischen Inhalts, wo der theologische Gedanke durch die mythische Form nur leicht verhüllt ist. Meist dreht sich diese Mythologie um die Geburt, die wechselnden Zustände, das Leiden und Sterben der Götter. In den Telesterien gab es auch Göttermythen; in den M. aber überwog eine Art von sinnlicher Vergegenwärtigung des Göttlichen. Hierher gehören die Symbole göttlicher Zeugungskraft und Fruchtbarkeit, wie z. B. der Phallus in den Dionysien, ferner die verschiedenen Attribute der Gottheiten, wie z. B. der Mischtrank, die mystische Lade, die Fackel, der Blumenkorb in den M. der Demeter, die Cymbel in den phrygischen M., die Schlangen, der Eppich, der Thyr-

fus, die Nebris und der Stier bei den Dionysien, das Sistrum bei den Isismysterien. Man nannte dergleichen im Allgemeinen Symbola, d. h. Merk- und Wahrzeichen der göttlichen Gegenwart, und darunter gab es wieder Abstufungen von heiligen und allerheiligsten Gegenständen. Die Festfeier selbst war bei den M. ebenfalls größtentheils symbolischer Art. Sie bestand aus mimisch-dramatischen Aufführungen der Göttergeschichte, z. B. des Raubes der Proserpina, des Leidens und Sterbens des Dionysus, der Geschichte des Attis, des Adonis ꝛc., wodurch ohne Zweifel nicht bloß die heilige Geschichte selbst dargestellt, sondern der allgemeine Sinn derselben um so nachdrücklicher hervorgehoben werden sollte. Die Einweihung konnte Allen zu Theil werden, allein es bedurfte dazu nicht bloß gewisser Vorbereitungen und geistlicher Uebungen, sondern es gab auch verschiedene Grade der Einweihung, d. h. die Aufzunehmenden (Mysten) wurden erst allmählig von einem Akte zum andern hindurchgeführt, bis ihnen zuletzt das Allerheiligste der Weihe mitgetheilt wurde. Gewöhnlich werden bloß die vorbereitende Weihe und die Anschauung unterschieden; öfters treten aber als dritter Akt die Reinigungen hinzu. Bei der Aufnahme in die M. war ein Mystagog thätig, der den Einzuweihenden den Eid der Verschwiegenheit abnahm. Der Mystagog war bei den Eleusinien ein attischer Bürger und vollständig Eingeweihter, so daß er Andere, welche von ihm eingeführt worden waren, im Eeremoniel unterweisen konnte. Man kann sich die Gottesdienste der M. nicht glänzend genug denken. Es waren besondere Vorkehrungen einer heiligen Architektur in besonderen Weihgebäuden getroffen. Auch kommen allerlei Andeutungen vor von außerordentlichen Wirkungen der Beleuchtung, von wunderbaren Erscheinungen, von bedeutsamen Stimmen und Tänzen ꝛc. Besonders wendete der attische Staat alle Hülfsmittel der Skulptur, Architektur, Malerei, Musik, Orchestik, Mechanik vorzugsweise auf die M. in Eleusis an. Ueber die in den M. mitgetheilte Lehre ist Genaueres nicht bekannt. Im Allgemeinen muß man festhalten, daß die M. in den Bedürfnissen ihrer Zeit begründet waren und einen Fortschritt bildeten, indem sie etwas in manchem Betracht Höheres u. Geistigeres gewährten, als der übrige Gottesdienst. Sie förderten das religiöse Leben, indem sie den Ansprüchen des gemeinen Mannes, über die dunkeln Punkte des Jenseits eine Beruhigung zu haben, oder sonst über praktisch-religiöse Beziehungen aufgeklärt zu werden, entgegen kamen, und indem überhaupt der allgemeine ideelle und religiös-sittliche Gehalt des Glaubens jener Zeit mannichfach veredelt und fortgebildet wurde. Ueber die jenseitige Welt suchten besonders die Eleusinien Aufschluß zu geben; von denselben M. wird aber auch erzählt, sie hätten Vorstellungen von den sittlichen Folgen der Agrikultur verbreitet und zum nüchternen Lebenswandel ermahnt. Auch auf gewisse allgemeine Konsequenzen spekulativer Art wird hingedeutet, wie es bei der den M. eigenthümlichen Auffassung der Götterwelt natürlich war. Auch ein monotheistischer Zug ging durch die M. hindurch, eine Hinweisung auf einen höheren und geistigeren Glauben, wie er im Laufe der Zeiten allgemein werden sollte.

Was die Geschichte der M. betrifft, so sind unter den sporadisch vorkommenden Gebräuchen vor allen die Reinigungen und Sühnungen sehr alt und eigentlich das Grundelement der M. Zusammenhängendere Gebräuche mystischen Charakters haben sich besonders früh in den chthonischen Götterdiensten entwickelt, z. B. in Ephyra in Thesprotien, zu Phigalia in Arkadien, zu Hermione ꝛc. Als bestimmtere Arten mystischen Dienstes treten zuerst innerhalb der Demeterreligion die Thesmophorien und Eleusinien hervor. Jene sind rein cerealisch, beruhen auf der religiösen Auffassung der Erde als fruchtbarer Mutter und bes aus der Pflege des Erdbodens hervorgehenden sittlichen Gewinns, in diesen hat sich mit dem cerealischen Glauben noch ein Element des Dionysusdienstes verbunden. Nächst den Eleusinien galt die samothracische Weihe für die heiligste, die besonders unter den asiatischen und thrazischen, sowie allen seefahrenden Griechen Ausbreitung und Anerkennung fand. Sehr alt und angesehen waren die M. des Zeus auf Kreta, wobei die Feier gewöhnlich auf hochgelegenen Punkten, unter freiem Himmel und bei Tage Statt fand. Aus dem Dionysusdienste gingen die trieterischen Nächte hervor, ein durch ganz Griechenland verbreitetes, höchst fanatisches Frauenfest. Ferner gehörten die M. der Cybele nachmals zu den verbreitetsten u. ausgebildetsten. Eine Weihe der Hecate kannte man in Aegina, Thessalien und auf Samothrace. Auch M. der Aphrodite gab es, die jedoch denen der Cybele in sofern gerade entgegengesetzt waren, als in diesen die Verstümmelung der Geschlechtstheile, in jenen der Geschlechtsgenuß bis zur Prostitution heiliges Gesetz war. Sie wurden nicht allein auf Cypern, sondern auch in vielen griechischen Staaten, namentlich zu Athen begangen. Auch die ägyptische Isis mit der zu ihr gehörigen Umgebung war ein allgemeines Naturwesen der Art, wie es nur in mystischer Weise ausgedrückt und verehrt werden konnte. Die orphischen M. entstanden zuerst aus dem thracischen Dionysusdienst, zogen aber später gleichfalls den verschiedenartigsten Aberglauben in ihr Bereich. Sie machten sich zu Athen bereits zur Zeit der Pisistratiden geltend und verbreiteten sich dann besonders im Laufe des peloponnesischen Krieges. Orphisch und mystisch wurde zuletzt so ziemlich gleichbedeutend und Orpheus als der Stifter sämmtlicher M. des Alterthums angesehen. Die heidnischen M. vermochten sich, wie die Orakel (s. d.), seit der Verbreitung des Christenthums nicht mehr zu halten. Dagegen wurden in der christlichen Kirche seit dem Anfang des 3. Jahrhunderts gewisse Lehren und Handlungen bei dem Gottesdienst M. genannt, weil sie als das Heiligthum der christlichen Religion angesehen wurden und darum jedem Uneingeweihten verborgen bleiben sollten. Bei Tertullian und den an dem Strette des 4. Jahrhunderts betheiligten Kirchenschriftstellern hatte der Begriff der M. die doppelte Bedeutung von unbegreiflichen, durch göttliche Offenbarung den Menschen mitgetheilten Lehren, M. der Trinität und der Menschwerdung Jesu.

Digitized by Google

und von Gebräuchen, welche eine geheime, übernatürliche Wirkung auf die Seele äußern sollten, Taufe und Abendmahl. Die lateinischen Kirchenväter übersetzten aber das Wort Mysterium mit Sacramentum. Je unbestimmter nun allmählig der Begriff Mysterium wurde, desto mehr schwankte die Angabe über die Zahl der M. Schon bei Chrysostomus tritt zu Taufe u. Abendmahl das Mysterium der Salbung, und bald fiel unter den Begriff der M. jeder Gebrauch, der eine religiöse Beziehung hatte. Je unsicherer aber im Leben der Gebrauch des Wortes in der angegebenen Bedeutung wurde, desto fester bildete sich in der Wissenschaft die Gewohnheit aus, die Lehren von der Trinität und von der Menschwerdung als M. zu bezeichnen (Disciplina arcani). Schon die Eunomianer im 4. Jahrhundert widersprachen der Behauptung, daß das Christenthum M. enthalte. Ihnen schloß sich im Mittelalter Abälard an mit dem Grundsatz, daß dem Glauben die klare Einsicht vorausgehen müsse, während die Scholastiker ihm die Behauptung entgegen hielten, daß erst aus dem Glauben die Einsicht hervorgehe. Auch Raimund von Sabunde leugnete den mysteriösen Charakter des Christenthums. Im 16. Jahrhundert bekämpften die Antitrinitarier und im 17. die Arminianer das Mysterium durch den Versuch, das Christenthum als eine rein praktische Religion zu entwickeln. Zur Hauptaufgabe wurde die Ableugnung der M. des Christenthums und ihre Bestreitung bei den englischen Deisten, mit denen die französischen Encyklopädisten gleichen Schritt hielten. In der neuern Zeit hat die Bestreitung der M. im Christenthume eine zweifache Form angenommen. Man geht entweder von der Voraussetzung aus, es würden im Christenthum M. gelehrt, und bekämpft die Ansicht, daß sie Offenbarungen enthielten, oder man spricht, wie der kantsche Rationalismus thut, dem Christenthume überhaupt seinen mysteriösen Charakter ab. Vergl. Mystik und Mysticismus. Ueber die alten M. vergl. noch Ste.-Croix, Récherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme. Paris 1784, 2. Aufl. von Sylvestre de Sacy, daf. 1817, 2 Bde., deutsch von Benj. Gotha 1790.

Mysterien, im Mittelalter eine Art geistlicher Schauspiele, welche als die erste Quelle der Oratorien und Opern anzusehen sind und in der Darstellung von Scenen der heiligen Geschichte bestanden. Anfangs waren es nur einfache Gesänge, welche zur Zeit der Kreuzzüge die Kreuzfahrer auf ihren Zügen sangen u. die nachgehends mit allerhand pantomimischen und dramatischen Vorstellungen verknüpft wurden, wobei sich namentlich auch Geistliche und Chorknaben betheiligten, wie aus einem Dekret von Innocenz III. von 1210 ersichtlich ist, worin von theatralischen Darstellungen mit abscheulichen Masken (monstra larvarum) geredet wird, bei denen selbst Priester mitwirkten. Diese Aufführungen waren ungefähr das, was die alten Miracles der Engländer mit dem Spiele der Clercs und den „Kindern ohne Sorgen", welche bereits im 13. Jahrhundert im Freien gespielt wurden. Im Jahre 1380 führten Pilger beim Einzuge des Königs Karl VI. zu Paris ein damals noch nie gesehenes Schauspiel, eine mit Gesang untermischte geistliche Farce, vor dem König auf. Einige Jahre später feierten dieselben die Vermählung des Königs mit Isabella von Bayern durch ähnliche dramatische Vorstellungen aus dem Alten u. Neuen Testamente. Als eines der ältesten auf uns gekommenen Dramen dieser Art werden „die Wunder der heiligen Katharina" betrachtet. Durch den gerneteten Beifall aufgemuntert, traten die Pilger in eine Gesellschaft zur Bildung eines eigenen Theaters für solche Darstellungen zusammen, nannten sich „geistliche Brüderschaft" und ihre musikalischen Schauspiele M., wozu unter anderen das ganze von ihnen dramatisirte Leben Jesu gehört. Diese Schauspiele waren lauter Reden, mit Gesang untermischt, und hießen Mystères de Passion, wovon die ganze Gesellschaft den Namen „Passionsbrüderschaft" (la confrérie de passion) erhielt. Letztere erwarb sich 1402 ein Privilegium, war also die erste autorisirte Schauspielergesellschaft des neuern Europa, die man kennt. Der Geschmack an solchen Farcen verbreitete sich bald allgemein und sogar bis in die benachbarten Länder. Uebrigens fand der Bürgermeister von Paris schon 1398 das Dramatisiren der Bibel für anstößig und wollte es verbieten; doch nahm der König die Gesellschaft in seinen Schutz, und es wurden bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts von ihr solche Vorstellungen gegeben. Dieselben fanden zu dieser Zeit im Freien auf Karren, Spielwagen (pagiants), Statt, welche von Straße zu Straße zogen und abwechselnd spielten. Die Bühnen der Wagen waren in 3 Stockwerke zur Darstellung des Himmels, der Erde und Hölle getheilt und mit Teppichen behängt; der unterste Theil des Raumes diente als Ankleidezimmer. Man gab auf diesen Bühnen Darstellungen der göttlichen Geheimnisse (Mysteries), der Wunder der Heiligen (Miracles) und moralische Darstellungen aus der biblischen Geschichte (Moralités). Selbst bis in die spätere Zeit pflanzte sich an vielen Orten der katholischen Christenheit die Sitte solcher geistlichen Dramen fort, doch wurde schon im 17. Jahrhundert dabei die biblische Geschichte häufig ironisirt. Dahin gehören z. B. die Passionsspiele im Oberammergau in Bayern. Sammlungen französischer M. veranstalteten Monmerqué und Michel („Théatre français du moyen-age", Paris 1839) und Jubinal („Mystères inédits du XVme siècle", daf. 1837, 2 Bde.); deutsche M. veröffentlichte Mone („Deutsche Schauspiele des Mittelalters", Quedlinb. 1841). Vgl. Taillandier, Notice sur les confrères de la Passion, Paris 1834; Leroy, Etudes sur les mystères, daf. 1837; Wright, Early English Mysteries, Lond. 1844; Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Leipz. 1848, 1. Bd.; Pichler, Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol, Innbr. 1850.

Mysteriös, geheimnißvoll, in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt; in der Malerei von Beleuchtungen, welche sich auf einen engen Raum konzentriren und als Gegensatz große Schattenmassen haben.

Mysterium, das Geheimniß; daher s. v. a. Arcanum, das Geheimmittel.

Mystificiren, ursprünglich in die Mysterien einweihen, nach der zuerst in Frankreich seit Poinsinet gewöhnlich gewordenen Bedeutung s. v. a. die Leichtgläubigkeit und Beschränktheit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzubinden und ihn zu lächerlichen Handlungen zu veranlassen; daher **Mystification**.

Mystik und Mysticismus. Das Wort Mystik bezeichnet nach kirchlichem Sprachgebrauch die Erkenntniß Gottes und den Umgang mit Gott auf innerer Erleuchtung und Gnadenwirkung, im Gegensatz einerseits zum überlieferten Glauben (Pistis) und andrerseits zur spekulativen Vernunfterkenntniß (Gnosis), und ist von dem Mysticismus in der Art unterschieden, daß sie das Gesunde und aus einem natürlichen Bedürfniß Erwachsene in derjenigen Richtung des religiösen Lebens oder der theologischen Erkenntniß ist, welche einem falschen Objektivismus als Wahrheit in der ächten Subjektivität entgegentritt, gegenüber dem bloßen Traditionalismus eines todten Buchstabens und Formelwesens aber die Bedürfnisse des Gemüths in Anschlag bringt, die Nothwendigkeit des eignen Erfahrens und des Selbsterlebens geltend macht, überhaupt die Seite der Religion anerkennt und anerkennend pflegt, welche auf allen Stufen menschlicher Erkenntniß ein über sie hinausliegendes Geheimniß behält, während dagegen der Mysticismus die Entartung der Mystik, das Krankhafte in ihr, das Erkünstelte und Gemachte und darum mehr oder weniger mit Willkür Behaftete begreift. Eine andere Unterscheidung zwischen Mystik und Mysticismus, welche in letzterem die auf einem konsequenten Princip beruhende und allseitig durchgeführte Denkweise der Mystik findet, oder des Strebens, das Uebersinnliche durch Hülfe der Phantasie und des Gemüthes sich nahe zu bringen, kommt zuletzt auf die unstatthafte Scheidung zwischen einem mehr oder minder konsequenten Mysticismus hinaus, welche Diejenigen machen, die Mystik u. Mysticismus zusammen werfen. Der Mysticismus ist nach dem herrschenden Sprachgebrauch eine Art von Gefühlsschwindel, verbunden mit einem regellosen Spiele der Phantasie, u. es ist daher unstatthaft, wenn das Wort zur Bezeichnung religiöser Empfindungen überhaupt gebraucht wird. Gesellen sich zu diesem Gefühlsschwindel noch Halluzinationen (s. d.), so kann der Mysticismus leicht in völligen Wahnsinn ausarten. Beide Begriffe entstammen derselben Quelle, wie das griechische Mysterium, worunter man den Inbegriff der Lehren und heiligen Gebräuche verstand, welche im Verborgenen mitgetheilt u. stillschweigend bewahrt wurden. Die Mystik oder mystische Theologie (theologia mystica) hatte daher zunächst auch mit Geheimnissen, und zwar mit Geheimnissen der Religion zu thun. Von einer gesunden und sittlich berechtigten Mystik läßt sich aber nur da reden, wo das mystische Element nicht selbst ein Ganzes bilden u. für sich bestehen will, sondern sich in sein höheres Lebensgebiet einordnet; wo das polemische Element der Mystik zwar den falschen Objektivismus angreift, sich selbst aber hüter vor dem Versinken in Ideasismus und Pantheismus; wo es die Rechte des Gefühls wahrt, ohne in eine überschwängliche Gefühligkeit auszuarten; endlich wo es die geheimnißvollern Bestandtheile der Religion vertritt, aber jederzeit in einer Weise, in welcher das Band eines vernünftigen Gedankenverkehrs in gesichertem Bestande bleibt. Wo in einem Punkte die Mystik von diesen Voraussetzungen abgeht, da ist ihre Erscheinung auch nicht mehr ein natürliches Bedürfniß, sondern eine eingetretene Verderbtheit, eine Einseitigkeit und Verirrung gegenüber einer andern. In jedem Uebergang der Mystik in Mysticismus und umgekehrt des Mysticismus in Mystik macht sich aber eine andere Auffassung in der Vermittelung der Lebensgemeinschaft des Menschen mit Gott geltend; während die Mystik dieses Verhältniß auf eine ethische Weise faßt, geht der Mysticismus auf eine Naturgemeinschaft aus und verfällt so in Pantheismus. Dieser pantheistische Mysticismus aber ist verschieden nach der Art und Weise, wie er die Vereinigung des menschlichen Subjekts mit dem Göttlichen zu Stande kommen läßt. Das Mittel zu dieser Vereinigung ist namentlich entweder ein intellektuelles Schauen und Denken: der kontemplative und spekulative Mysticismus; oder es ist ein eigenthümliches Erregtseyn des Gefühls und der Phantasie mit visionären und pseudoapokalyptischen Erscheinungen: der Gefühlsmysticismus; oder es ist endlich ein bestimmtes Verhalten des Wollens und Handelns: der praktische Mysticismus, in welchem wieder zwei Unterarten sich unterscheiden lassen, der ascetische, welcher die Vereinigung mit Gott erstrebt durch ein positives Thun, und der quietistische, in welchem sie durch eine passive Hingabe erreicht wird. In der Verbindung mit pantheistischen Lehren erscheint die Mystik regelmäßig auf dem Gebiet des heidnischen Lebens, vorzüglich in den orientalischen Religionen, in welchen die Phantasie als das herrschende Organ zur Erfassung des Göttlichen waltet. Selbst in dem streng rationalistischen Islam fehlt es daher so wenig an mystischen Elementen, wie in dem Mosaismus, weil in ihm die Phantasie doch auch die Grundkraft der religiösen Gedanken bleibt und die abstrakte Alleinheitslehre stets wieder in Pantheismus umzuschlagen droht. Die Mysterien des griechischen Alterthums nährten in sofern einen mystischen Hang, als sie einerseits durch Mittheilung vieldeutiger und räthselhafter Symbole und Aufführung allegorischer Schauspiele die Phantasie zur Erdichtung verborgener oder verhüllter Dinge entflammten, andernheils in Verbindung mit Opfern, Augurien und Orakeln einen Verkehr mit dem Jenseits einzuleiten sich bemühten. Die antike Mythologie war das Erzeugniß dieses mystischen Hanges, und die Philosophie ging auf diese mythologischen Phantasien ein, wie bei Pythagoras und Heraclit. Der eigentliche Mysticismus aber ward erst durch Plotin eingeführt, der mit Plato die Erkenntniß der übersinnlichen Welt als Ziel seines Denkens hinstellte, jedoch von diesem in dem Weg zum Ziele abwich, indem er statt des vernünftigen Gedankenlebens eine intellektuelle Anschauung in der Ekstase als den Schlüssel zu den höchsten Geheimnissen bezeichnete, während in praktischer Hinsicht auch er dem Irrthum verfiel, daß er nicht die Vergöttlichung des Menschen durch die Tugend

Digitized by Google

lehrte, sondern ein Gottwerden, oder eine Naturgemeinschaft durch reale Vereinigung der anschauenden Seele mit dem angeschauten Göttlichen (vergl. Neuplatonismus). Noch weiter ging in dieser Richtung Jamblichus, und sie setzte sich dann in allerlei theurgischem u. geistischem Unsinn fort, wie namentlich in den dem Hermes Trismegistus zugeschriebenen Schriften. Das Christenthum leistete zwar im Ganzen vermöge seiner vorzugsweise auf das praktische Gute gerichteten Tendenz, sowie vermöge seiner Forderung einer Unterwerfung der Ueberzeugungen unter ein gegebenes Dogma den Ausschweifungen der Mystik geringern Vorschub, als das Heidenthum; dies hinderte jedoch nicht, daß sehr bald die christlichen Erlösungsmittel als Mysterien bezeichnet, die Getauften Mysten genannt u. die in den Mysterien gelehrte Einigung mit Gott (Henosis) auf das Christenthum übertragen wurde. Indeß wurde erst durch den Neuplatonismus das mystische Element in der christlichen Kirche recht heimisch und zu einer besondern Richtung entwickelt. Ihren Gipfel erreichte die Vermischung der heidnischen und christlichen Mysterien in den Schriften des Dionysius Areopagita zu Ende des 5. Jahrhunderts, welche das Christenthum als eine neuplatonische Theosophie darstellen. Johannes Erigena, der den Areopagita übersetzte, gewann der mystischen Richtung neue Anhänger und gab ihr eine neue Ausbildung, so daß sie nun, wie in der griechischen Kirche gegen die Gnosis, in der römischen in Gegensatz gegen die Scholastik trat. Der bedeutendste Mystiker in diesem Sinne ist unstreitig Bernhard von Clairvaux, der den Begriff der Kontemplation aufbrachte und neben dem und in seinem Geiste Hugo und Richard von St. Victor wirkten, welchen ebenfalls Vereinigung mit Gott der Endzweck des menschlichen Lebens war, was sie mit dem Ausdruck Deo frui (Gott genießen) bezeichneten. Uebrigens finden sich auch unter den Scholastikern mehre bedeutende Männer, welche außer ihrer scholastischen Theologie auch die mystische, jedoch besonders, behandelten, wie Albertus Magnus, Thomas von Aquino und Bonaventura. Wie in Frankreich durch die Schule von St. Victor der milde Gerson hervorgerufen wurde, so pflanzte sich in Deutschland unter dem Einfluß Hermanns von Fritzlar, Eckardts, Taulers, Heinrich Suso's, Johann Ruisbroeks die Mystik, zuerst nur als Eigenthum weniger Befähigter, dann aber auch mit Ausscheidung von vielen spekulativen Elementen in weitern Kreisen fort. Durch sie gestaltete sich die Mystik einfach um in das Streben nach Verinnerlichung der Religion: Gott soll nicht allein in Christo Fleisch und Blut geworden seyn; auch in dem Menschen soll Göttliches erzeugt werden durch Einsenkung des Christlichen. Aus diesen Kreisen gingen dann hervor, oder standen ihnen nahe eine Reihe praktischer Mystiker: Jakob Cartusianus, Felix Hämmerlin, Johannes Buschius, Thomas a Kempis, der unbekannte Verfasser der „Deutschen Theologie," Johann Trithemius, Johann Gailer von Kaisersberg u. A. Der Einfluß, den sie übten, lag aber nicht bloß in den Gedanken, die sie boten, sondern auch in der Form, in welcher sie dieselben boten. An den Schriften dieser Mystiker hatte Luther seinen Geist und seine Sprache gebildet; Manches, was durch sie angeregt worden war, ging in seine Schriften und in seine Theologie über. Zwar kann man nicht sagen, daß Luther, noch weniger die andern Reformatoren, Mystiker gewesen seyen; doch hat auch die evangelische Kirche dem Trieb aller dieser Mystiker nach einer innigen Lebensgemeinschaft des Menschen mit Gott Rechnung getragen in ihrer Lehre von der Unio mystica, zugleich aber, da schon im Reformationszeitalter eine stärkere Hinneigung zum Mysticismus in den Wiedertäufern hervorgetreten war, sich verwahrt gegen die Ansicht, als trete der Mensch in eine substantielle Einheit mit Gott. Auf dem philosophischen Gebiet huldigten Theophrastus Paracelsus, Giordano Bruno, Campanella u. A. einer mystischen Richtung, welche später einige hervorragende Mystiker, wie Jakob Böhme, Valentin Weigel u. A. verfolgten. In der katholischen Kirche, in welcher die Wissenschaft großentheils ihren Charakter bloß dialektischer Formirung der Tradition behalten hatte und die praktische Theologie des Welt- und Ordensklerus, besonders des jesuitischen, meist einer mechanischen Aeußerlichkeit verfallen war, regte sich von Neuem der höher gestimmte Religionssinn der Mystik in Männern, wie Franz Sales, Johann Bona, Angelus Silesius, Peter Poiret, die aber theilweise, wie Michael Molinos, als Häretiker verfolgt wurden. Die äußerlich wie innerlich umfassendste Mystik der katholischen Kirche zeigte sich im Jansenismus, artete aber zuletzt in mancherlei Ueberspanntheiten aus. In der deutschen evangelischen Kirche trat die mystische Richtung sehr bedeutend in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges hervor, was aber nicht sowohl auf Rechnung der allgemeinen Abspannung, sondern vielmehr auf das erwachende religiöse Bedürfniß bei in Formeln erstarrenden orthodoxen Kirche mit ihren widerwärtigen Streitigkeiten zu setzen ist. Auch weisen noch manche Spuren dabei auf den Zusammenhang mit Paracelsus und Böhme, deren Einwirkungen sich herab bis zu den Rosenkreuzern ziehen. Theils trat der Mysticismus wissenschaftlich auf, theils aber auch als roher Fanatismus, wobei Sinnlichkeit und Gewinnsucht ihr gutes Antheil haben sollten. Aufsehen erregten Gichtel, dessen praktische Theosophie eine unsichtbare Kirche der böhmischen Engelsbrüder, und Swedenborg, der eine eigene Kirche stiftete, die auch in Deutschland viele Anhänger fand. Der Tummelplatz für die Mystiker aber wurde England und Nordamerika, wo das Quäkerthum Raum fand für seine Streitigkeiten und Sonderungen. Vorzüglich befrig entbrannte der Kampf zwischen Rationalismus und Mysticismus in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, wo man Alles, was der Aufklärung unbequem war, schlechtweg als Mystik bezeichnete. Im Gegensatz zu dem Skepticismus der kritischen Philosophie und im Anschluß an die pantheistische Richtung der Geistes- und Naturphilosophie bildete sich eine mystische, namentlich fand ein Kreis von Männern, welche, angeregt von Hamann, Lavater, Claudius, Jung-Stilling, der herrschenden Irreligiosität entgegen arbeiteten, einen Einigungspunkt in dem Dilettantismus Ja-

cobi's, der, auf die Zuverlässigkeit der religiösen Ideen im Gemüthe des Menschen vertrauend, keiner weitern Beweise für sie bedurfte. Am vollendetsten erschien die Verbindung der Mystik mit einer eigenthümlichen Weltanschauung in Herder, der sich mit Spener und Arndt auf den Höhen und Tiefen des Christenthums zu bewegen wußte und doch ebenso in wie über seiner Zeit stand. Mit dem Umschwung des religiösen Lebens, welchen die gewaltigen politischen Kämpfe des 19. Jahrh. hervorrief, ging die Ungläubigkeit in einen Mysticismus der Romantik über, der sich kopfüber in die Arme der alleinseligmachenden Kirche stürzte. Doch trat auch die edlere Mystik bedeutsam hervor, namentlich durch Schleiermacher, der, trotz seiner zerstörenden Kritik über verfehlte Dogmen u. fehlbare Stücke der Schrift, den gefühlsmäßigen Inhalt derselben mit aller Kraft des Geistes zur Anerkennung zu bringen suchte. Vgl. Ewald, Briefe über die alte Mystik und den neuern Mysticismus, Lpz. 1822; Schmid, Der Mysticismus des Mittelalters, 1825; Tholuck, Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik, Berlin 1825; Heinroth, Geschichte und Kritik des Mysticismus, Lpz. 1830; Görres, Die christliche Mystik, Regensburg 1836—42, 4 Bde.; Helfferich, Die christliche Mystik in ihrer Entwicklung und ihren Denkmalen, Hamb. 1842, 2 Theile; Pfeiffer, Deutsche Mystiker des 14. Jahrh., Lpz. 1845; Carriere, Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, Stuttg. und Tübingen 1847; Noack, Die christliche Mystik, Königsberg 1853, 2 Bde.

Mystisch, s. v. a. geheimnißvoll, mysteriös; was die Mysterien (s. d.) und deren Feier betrifft; s. v. a. symbolisch, allegorisch; unklar dem Begriff nach, überspannt, schwärmerisch.

Mystriosaurus, ausgestorbenes Krokodilier-geschlecht mit löffelförmiger Schnauze, zweikeiligen Zähnen, kleinen Augenhöhlen, kantig geranderten Scheitellöchern und Vorderbeinen, die ½ von der Länge der hintern haben, und einem Rumpfpanzer von 10 Längsreihen von Schilden. Die drei bekanntesten Arten finden sich im Lias von Altorf und Yorkshire.

Mythe, s. v. a. Mythus.

Mythen, zwei kahle, kegelförmige, schwer zu erklimmende Felsspitzen, auch die Schwyzer Hagen genannt, in der dritten Alpenkette, dem Hakengebirge, im schweizerischen Kanton Schwyz.

Mythographen (vom Griech.), Bezeichnung derjenigen, größtentheils späteren Schriftsteller des klassischen Alterthums, welche die verschiedenen Sagen und Dichtungen der Vorzeit meist in Prosa bearbeiteten und zusammenstellten, wie unter den Griechen namentlich Apollodor, Conon, Parthenius, Antonius Liberalis und Palaephatus, unter den Römern Hyginus, Fulgentius, Lactantius u. A. Die beste Sammlung der Mythographi graeci besitzen wir von Westermann (Braunschweig 1843); die Mythographi latini gaben Munker (2 Bde., Amsterd. 1681) und von Staveren (2 Bde., Leyden u. Amsterd. 1742) heraus.

Mythologie (vom Griech.), die Wissenschaft der Mythen, zunächst der griechischen, welche nach Inhalt und Umfang die reichsten und bedeutendsten sind, dann die der anderen heidnischen Völker. Mythus heißt im Allgemeinen Erzählung, Ueberlieferung, im engern Sinn die Ueberlieferung aus vorhistorischer Zeit, in welchem wir das Wort mythisch auch im täglichen Leben gebrauchen, in der modernen wissenschaftlichen Sprache eine Erzählung, deren Mittelpunkt ein göttliches Wesen ist u. das in konkreter Erzählungsform auftretende Dogma der heidnischen Religion. Die Entstehung der Mythen haben wir uns folgendermaßen zu denken. Der in der Natur lebende Mensch erkennt in derselben eine Anzahl von Kräften, welche die Erscheinungen der Natur bedingen und miteinander oder gegeneinander zu wirken scheinen, oder welche die gegenseitigen Produkte und Wirkungen fördern oder zerstören. Diese Kräfte aber abstrakt als Kräfte aufzufassen, z. B. als Wärme, Elektricität, vegetative Kraft ꝛc., vermag nur das abstrakte Denken, während die unmittelbare Anschauung der Phantasie die Kraft von einem Willen ableitet, welcher dieselbe hervorbringt und ihre Wirkungen leitet. So tritt an die Stelle der abstrakten Naturkraft eine wollende begabte Persönlichkeit, von der nach freiem Entschluß die in ihrer Wirkung wahrgenommene Kraft ausgeht. Je nachdem nun die Wirkungen, welche man den Willen dieser oder jener Persönlichkeit zuschrieb, dem Menschen gegenüber freundlich und segensvoll, oder verderblich, furchtbar, zerstörend waren, erschien die Persönlichkeit als eine mild u. freundliche, oder als eine zürnende und feindliche. Weil aber im einen wie im andern Falle die Wirkung und also auch die sie hervorbringende Persönlichkeit weit über menschliche Kraft erhaben, der menschlichen Einwirkung entzogen war, so erscheint diese Person als Gottheit, und zwar mußte man gerade so viele Gottheiten statuiren, als man von einander unabhängige Kräfte erkannte. Indem der Mensch sich von diesen göttlichen Personen, von ihrer höhern Kraft, ihrem Segen oder ihrem Zorn, abhängig fühlte, trat er seinen Gottheiten gegenüber ein in religiöses Verhältniß, fühlte gegen die freundlichen Liebe, Dank und Verehrung, vor den feindlichen Furcht u. Scheu, suchte jene durch Gebet und Opfer für sich zu gewinnen, diese durch dieselben Mittel zu versöhnen. Aber nicht allein auf den Menschen, sondern auseinander selbst wirken die Naturerscheinungen bedingend ein; daher mußten die göttlichen Personen auch zu einander in bestimmtem Verhältniß gedacht werden. Je nachdem die von ihnen ausgehend gedachten Kräfte sich einander fördern oder aufheben, erscheinen sie in Liebe und Haß gegen einander, und da gar bald eine Verschiedenheit der Kräfte hervortritt, so ergibt sich das Verhältniß der Neben- und Unterordnung der göttlichen Personen zu einander. Hat sich die Phantasie des Menschen solche willensbegabte, freundliche und unfreundliche, vor einander abhängige göttliche Persönlichkeiten geschaffen, so ergibt sich die weitere Ausbildung des Mythus von selbst, denn der Mensch wird nach dem Ursprunge der Personen und nach dem Grunde ihres Verhältnisses zum Menschen und zu einander fragen. Da jedoch der Mensch sich höhere Persönlichkeiten, als er selbst ist, nur als potenzirte Menschen denken kann, so müssen sie einmal einen dem menschlichen analogen Ursprung haben, sie

Digitized by Google

müssen ferner, da sie auf menschliche Weise leben und empfinden, in ihrem Zusammenleben dies u. das erfahren haben, welches ihre gegenseitigen Verhältnisse bedingt, und endlich müssen sie, da sie nicht aufhören, sich in der Natur zu manifestiren, unsterblich seyn. Die in jedem einzelnen Fall von Menschen gestellte Frage nach diesen Verhältnissen seiner Götter beantwortet ihm zum Theil die einfache Anschauung der Natur. So taucht die Sonne jeden Morgen, wo sie also geboren wird, scheinbar aus der Erde heraus, strahlt aber doch zugleich vom Himmel. Erde und Himmel haben also die nächste Beziehung zur Sonne, daher auch die Gottheit des Himmels und die Gottheit der Erde zur Gottheit der Sonne: Apollo (Gott des Sonnenlichts) ist Sohn des Zeus (Gott des Himmels) und der Leto oder Latona (Göttin der verborgenen und verbergenden Erde). Neben der Sonne leuchtet der Mond am Himmel, folglich sind sie verwandt, nach dem griechischen Mythus Zwillingsgeschwister. Vom Himmel strömt der Regen, die Erde nimmt ihn auf, dadurch wachsen alle Pflanzen: Zeus und Demeter (Cedumutter) vereinigen sich in Liebe, und aus ihrer Vereinigung entspringt Persephone oder Proserpina (die Vegetationsgöttin). In ähnlicher Weise werden Eigenschaften, innere wie äußere, von der Naturerscheinung auf die Gottheit übertragen. Je nach dem Eindruck, den eine Naturerscheinung, in der sich die Gottheit offenbarte, auf den Menschen machte, wurde die Gottheit männlich oder weiblich gedacht; die stärkern, bewegtern, finstern Gottheiten waren männlich, die mildern, still wirkenden, empfangenden weiblich. Diese aus der Naturbetrachtung entstandenen Mythen, die wir physische nennen können, müssen die ursprünglichen und ältesten seyn, an welche sich dann die jüngern ethischen Mythen anschließen. Die Entstehung dieser ethischen Mythen können wir uns so denken. Die auf Naturwahrnehmung gestützten physischen Mythen haben bei jedem göttlichen Wesen einen festen Hauptcharakterzug und ein bestimmtes Verhältniß sowohl zu andern Göttern wie zum Menschen ausgeprägt. Ein solcher Charakterzug will aber zum Charakterbilde ergänzt seyn, und derjenige Mensch, welcher die göttliche Persönlichkeit lebendig glaubt, kann unmöglich sich mit einem unfertigen Bilde seines Gottes begnügen. Daher wird auf Grund der ursprünglichen Gestaltung fortgebaut und der Charakter jedes Gottes nach Analogie des primitiven Typus und unter Mitwirkung des Verhältnisses, in welchem er zu anderen göttlichen Wesen steht, bestimmter ausgeprägt. Daraus folgt, daß auch die Beziehung des so vollendeten göttlichen Wesens zum Thun und Treiben des Menschen sich vermannichfacht und daß, je fester sich in Folge dessen das religiöse Verhältniß setzt, um so mehr die physische Beziehung und die erste physische Gestaltung des göttlichen Wesens in den Hintergrund, die ethische Beziehung und die ethische Gestaltung desselben aber in den Vordergrund tritt. Derjenige Gott, der als der mächtigste erscheint, weil die Erscheinungen der Natur, die man auf ihn zurückführte, dem Menschen die größten und gewaltigsten erschienen, wird als König der Götter betrachtet. Indem sich nun die ethische Fortbildung dieses Götterkönigs bemächtigt, muß sie ihn nothwendig in gesteigertem Maße mit denjenigen Eigenschaften ausstatten, welche wir von einem guten irdischen Könige fordern, also neben der Macht und Majestät mit Gerechtigkeit, Milde, Weisheit, festem Willen ꝛc. Indem sich nun die religiöse Beziehung des Gottes zum Menschen an diesen ethisch vollendeten Charakter schließt, wird der Götterkönig als der natürliche Schirmherr sowohl des irdischen Königthums, wie auch der Gerechtigkeit, der Milde, der Treue und Mannhaftigkeit gedacht und geglaubt werden müssen. Aber auch hiermit hört die gestaltende mythische Thätigkeit nicht auf, sie knüpft vielmehr an die sittliche göttliche Persönlichkeit an und leitet aus dem Wesen dieses Charakters in seinem Verhältniß zu andern Charakteren Begebenheiten, Erlebnisse u. Konflikte ab, in denen, sofern sie wirklich mythischer Art sind, sich immer nur wieder der mit seinem Ursprunge in Zusammenhang stehende Charakter des Gottes oder eine Seite des Charakters manifestirt. Als endliche und letzte Phase dieser fortarbeitenden mythischen Thätigkeit ist die vollendete Vermenschlichung ursprünglich göttlicher Wesen zu bezeichnen, die aber erst dann und nur dann möglich ist, wenn die Naturbedeutung gegen die ethische Entwickelung in den Hintergrund getreten ist, und wohl am häufigsten durch die Berührung der verschiedenen Stämme, welche Gottheiten gleicher Geltung haben, entsteht. Die vermenschlichte Gottheit erhält dann eine neue menschliche Genealogie, in der sich ihr gegenüber die letzte Thätigkeit des Mythus offenbart, tritt aber dann aus dem Gebiete des Mythus in das der Sage (s. d.) über, welche auf ihre Weise an das vom Mythus Ueberkommene anknüpft u. daran fortspinnt. So war z. B. Helena reine Mondgöttin (Selene) und als solche Tochter des Zeus (Himmels) und der Leda (Leto, Erde) und Schwester der Dioskuren Kastor und Pollux (Abend- und Morgenstern). Verdrängt aus ihrem göttlichen Range wurde sie Heroine, und man gab ihr als solcher neben Zeus den irdischen Vater Tyndareus. An diese vermenschlichte Helena knüpft sich die Sage von ihrer hohen Schönheit und ihren Schicksalen im trojanischen Kriege, mit denen die Mondgöttin und der Mythus ebenso wenig zu thun haben, wie mit der Einführung durch Paris. Ebenso wenig wie die Sage berührt aber den eigentlichen Mythus die Fortentwickelung mythischer Erzählungen durch die Dichter einer- und die theologische und philosophische Fortentwickelung durch die Spekulation andererseits. Als Elemente der griechischen Mythenbildung müssen noch erwähnt werden die Berührung verschiedener Stämme Griechenlands und die Aufeinanderfolge verschiedener Kulte. Bei der Berührung verschiedener Stämme erfolgte natürlich ein Austausch von immer lokal entstehenden Mythen und von religiösen Ideen, und es entstanden in Folge dessen, wenn solche Ideen und Mythen oder auch Kulte aufgenommen wurden, die Sagen von Wanderungen der Götter. Aus der Aufeinanderfolge verschiedener Kultusepochen aber entstanden die Sagen von Vernichtungskämpfen einzelner Götter oder von Göttergeschlechtern gegeneinander, wie z. B. die Sage

von dem siegreichen Kampfe gegen die Urgötter, die Titanen, durch welchen die jüngere olympische Götterdynastie zur Herrschaft gelangte. Uebersehen wir die griechische M. in ihrer ganzen Ausdehnung u. nach ihrer inneren Gliederung, so läßt sich dieselbe in drei große Systeme eintheilen. Das erstere bilden die kosmogonischen und theogonischen Mythen, wo das Göttergeschlecht von ersten Principien oder Naturkräften abgeleitet wird. Das zweite enthält die Göttergeschichte des positiven Kultus und das dritte die Heroensagen, worin das griechische Nationalleben selbst in seinen Beziehungen zu den Göttern vorgestellt wird. Hierher gehört namentlich der Sagenkreis des Herakles, der von den Argonauten, der von den thebanischen Abenteuern und endlich der trojanische Sagenkreis. Die Quellen der M. sind die Schrift- und Kunstwerke der Alten. Am wichtigsten sind die ältesten Dichter, besonders Homer, der die heroische, Hesiod und Orpheus, welche die kosmogonische und theogonische M. repräsentiren. Das Geschäft des Sammelns und Systematisirens der Mythen vollziehen vornehmlich die Logographen und älteren Historiker; das Epos der jüngeren Zeit sammelt ebenfalls Mythen und bildet daraus Cyklen. In dem Zeitalter der sinkenden griechischen Bildung und Eigenthümlichkeit treten an die Stelle der Logographen die Periegeten und Grammatiker, welche Lokalsagen und Monumente mit großem Fleiß und in weiter Ausdehnung sammeln und mythologische Cyklen zum Zwecke der Literaturstudien und des Unterrichts der Jugend bilden. Unter den Historikern dieser späteren Zeit ist Ephorus besonders wichtig, weil durch ihn die Sagengeschichte zu einem ersten Abschnitte der Universalgeschichte gemacht wurde. In der späteren Literatur ist Diodor von Sicilien eine Hauptquelle der M., und durch seinen außerordentlichen Reichthum von Lokaltraditionen ist Pausanias von der größten Wichtigkeit. Die Kunstwerke, Skulpturen, Vasenbilder, geschnittene Steine, Münzen ꝛc., sind ergänzende Quellen unserer mythologischen Kenntniß, indem sie manchen neuen Stoff darbieten. Mythen überliefern, die in schriftlicher Ueberlieferung verloren gegangen, oder gar nicht überliefert sind, besonders aber, weil sie die direktesten Zeugnisse enthalten, während die schriftliche Ueberlieferung oft durch viele Hände ging und nur entstellt zu uns gelangte.

Was die M. als Wissenschaft in der neueren Zeit betrifft, so lassen sich verschiedene Epochen und Standpunkte der mythologischen Forschung unterscheiden. Der Standpunkt der älteren Italiener zu den Mythen ist theils der des poetischen Behagens oder gelehrten Sammelns, doch aber auch schon der philosophische, welcher in den Fabeln eine alte halb verklungene oder auch willkürlich verdunkelte Lehre der Vorwelt sieht. Die ältesten Sammelwerke sind: Boccaccio's „De geneslogis Deorum" (Mened. 1472, 1517 f.) und Lilius Gregorius Gyraldus „Historia de diis gentilibus" (1548). Jene philosophirende Weise, die religiösen Ueberlieferungen des Alterthums zu behandeln, fand in der platonischen Akademie zu Florenz und besonders an Marsilius Ficinus ihre Vertretung, ihren mythologischen Ausdruck aber in dem in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Werke des Natalis Comes: „Mythologiae s. explicationis fabularum libb. X." (zuerst Venedig 1580, zuletzt Genf 1653), in welchem die später so oft wiederholten Principien schon unumwunden ausgesprochen sind. Dem Standpunkt dieses Italieners nahe verwandt ist der des Engländers Franz Baco von Verulam, welcher in einer besonderen Schrift („De sapientia veterum") gleichfalls nachzuweisen suchte, daß die M. die künstliche Einkleidung einer ältesten Weisheit und Naturlehre sey. Neben diesen freieren Versuchen machte sich indeß noch lange der orthodoxe biblische Standpunkt, das religiöse Leben der Alten zu beurtheilen, geltend. Hatten die Kirchenväter in dem Eifer ihrer Polemik den antiken Glauben meist entstellt und dadurch herabgewürdigt, daß sie ihn für etwas Dämonisches, die alten Götter für böse Geister erklärten, so wurden solche Ansichten zwar jetzt mit der wachsenden Liebe zum Alterthum sehr gemildert; aber die Offenbarung der heiligen Schrift blieb doch entweder das höchste Kriterium für die M. der Alten, oder diese wurde bei solcher Auffassung geradewegs für die mißverstandene und entstellte biblische Offenbarung erklärt. Jener Methode folgte in würdiger Weise G. J. Vossius: „De theologia gentili et physiologia christiana s. De origine ac progressu idolatriae libri IV" (Amsterdam 1641, 1668 u. ö.), der, von den Worten des Apostels Paulus (Röm. 1, 19 ff.) ausgehend, daß die Heiden eine natürliche Offenbarung gehabt haben, ihr Herz aber durch das Böse verfinstert gewesen und darum die Natur mißverstanden worden sey, das Heidenthum als eine Art Karikatur der wahren Religion betrachtet, in welcher indessen doch noch eine Hinweisung auf diese und die wahre Gotteserkenntniß gegeben sey, wobei er nur leider den ganz verfehlten Weg einschlägt, die einzelnen Sätze dieser in der Religion und Philosophie der Alten gegebenen natürlichen Gotteserkenntniß auf die Eintheilungen der christlichen Dogmatik zurückzuführen. Noch bei weitem verfehlter ist der Standpunkt, wo das Heidenthum für ein verunstaltetes Judenthum und Christenthum gehalten wird, wie bei Franc. Pomey („Pantheum mythicum", 1659), Samuel Borchart („Phaleg et Cananee", Leyden 1692 ff.), Cudworth („Mysteriorum illustratio", Lond. 1700), bei welchen Schriftstellern im Ganzen dasselbe Princip, obgleich bald auf feinere, bald auf gröbere Weise geltend gemacht wird. Eine andere Methode der M., die sich gleichfalls lange behauptet hat, ist die historisch-pragmatische, in welcher alle Fabel und Sage für Geschichte gehalten wird, wobei man sich freilich auf den Vorgang einiger alten Schriftsteller berufen konnte. Es gehören dahin: A. Bamino („La mythologie et les fables de l'antiquité expliquées par l'histoire," Paris 1738—40, 8 Bde., deutsch von J. A. Schlegel und J. M. Schröckh, Leipzig 1754 ff.), der Engländer J. M. Schröckh, Leipzig 1754 ff.), der Engländer J. Bryant („Analogy of heathen mythologie," Cambridge 1774), ferner J. S. Baillo („Lettres sur l'origine des sciences," Paris 1777, und „Lettres sur l'Atlantide de Platon et sur l'ancienne histoire de l'Asie", Paris 1749) und als Repräsentant einer neuen Art Pragmatismus,

Digitized by Google

nach welchem die Götter bestimmte Kulte, die M. überhaupt die Geschichte alter Gottesdienste und Sekten vertritt, der als Gegner Newtons bekannte Freret in seinen „Recherches sur l'histoire des Cyclopes ꝛc." (im 18. Bd. seiner „Oeuvres" und in der „Histoire de l'academie des Inscr.," Taf. XXIII). Ein ähnliches System ist in Hüllmanns „Anfängen der griechischen Geschichte" (Königsberg 1814) und in Kannegießers „Grundriß der alten Wissenschaft" (Halle 1817) durchgeführt. Die meisten übrigen Franzosen sind wieder reine Pragmatiker, wie St. Croix in den „Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme" (Paris 1784 und 1817, deutsch von Lenz, Gotha 1790), Larcher, Clavier in der „Histoire des premiers temps de la Grèce depuis Inachus" (2. Ausgabe, Paris 1822), Raoul Rochette in seiner „Histoire critique de l'établissement des colonies Grecques" (Paris 1815). Einen anderen Weg schlug ein: de Brosses in seiner Schrift „Du culte des dieux fétiches" (Paris 1790), indem er die wahre Bedeutung der Mythen aus dem Kulte der Fetische ableiten wollte, ein Weg, worin ihm Meiners in seinem „Grundriß der Geschichte alter Religionen" (2. Ausl., Lemgo 1787) gefolgt ist. Einen sehr bedeutenden Einfluß auf die M. als Wissenschaft gewann diejenige Richtung der Philosophie der Geschichte, die auf der einen Seite von der Annahme einer Urreligion und eines Urvolkes, welches eine reine Gotteserkenntniß gehabt habe, die hernach durch die M. in den gebrochenen Strahlen einer bildlichen Ausdrucksweise, durch die Mysterien aber in abstrakter Lehre esoterischer Tradition fortgepflanzt worden sey, auf der andern Seite von der historischen Voraussetzung ausgeht, daß der Orient, Aegypten, Indien oder der Parsismus die älteste Form und Stätte dieser Weisheit gewesen sey, so daß also dort auch der Schlüssel aller M. und die Quelle aller esoterischen Traditionen der Mysterien gesucht werden müsse. Dahin gehören zunächst verschiedene Schriftsteller über die Mysterien, namentlich Plessing u. A., ferner Kanne, welcher in den Mythen überhaupt und vorzüglich in den griechischen einen meist astronomischen Sinn findet, der aus dem Morgenlande stamme, u. Diejenigen, welche die historische Mystik und Romantik auf dem Gebiete der M. durchzusechten suchten, namentlich Fr. Schlegel in seinem Buche „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" (Berl. 1808) und Görres, der diese Ideen am meisten ausgeführt und am geistreichsten entwickelt hat. Auch was Schelling in dem frühern Stadium seiner Philosophie über M. geschrieben, fällt in diese Richtung, nur daß er nicht bei Indien, sondern bei den semitischen Nationen des Orients anknüpft; ferner die Schriften von Hug, Wagner, Sickler und K. Ritter (in der „Vorhalle europäischer Völkergeschichte", Berl. 1820). Allen sind im Wesentlichen als leitende Ideen die Voraussetzungen gemeinsam, daß der Mythus die religiöse und als Allegorie zu behandelnde Bildersprache einer ältesten Weisheit und Offenbarung sey und daß die primitiven Formen dieser Weisheit im Oriente gesucht werden müssen. Andere Mythologen suchten in der Fabelwelt der Alten nicht Religion, Weisheit oder Erfahrung, sondern die bildliche Ueberlieferung einer bestimmten positiven Wissenschaft, besonders der Astronomie oder Chemie; so Jakob Toll, nach dessen Theorie Alchemie der Alten in den Mythen steckt, Dupuis, Pluche, Court de Gebilin, nach welchen Astronomie der Inhalt der M. seyn soll. Neuerdings hat die Chemie auf dem Gebiete der M. wieder einen eifrigen Vertheidiger gefunden an Schweiger („Einleitung in die M. auf dem Standpunkt der Naturwissenschaft", Halle 1836), die Astronomie dagegen und das Kalenderwesen an Seyffarth. Bei weitem am meisten Förderung ist der M., besonders der griechisch-römischen, von der deutschen Philologie geworden. Heyne war der Erste, der die M. als einen Theil der Realphilologie behandelte, besonders in der Abhandlung: „Sermones mythici", wonach der Mythus als die Ausdrucksweise einer bestimmten Zeit, aber nicht als eine unwillkürliche, in dem Wesen der frühesten Bildungsstufen eines Volkes begründete anerkannt wird. Heyne schließt sich vielmehr in seiner Ansicht von den frühesten Zuständen Griechenlands und der Geschichte seiner Civilisation noch ganz der gewöhnlichen Ueberlieferung an, daß die Pelasger höhlenbewohnende, thierisch-einfältige Menschen gewesen, zu denen durch Cadmus, Danaus, Cecrops der Same einer uralten Weisheit u. Gotteskenntniß gekommen sey. Diese lassen sich absichtlich herab zu dem Naturvolke, mit dem sie sich nicht anders verständigen können, als durch Bildnisse und Gleichnisse, und so ist also jene symbolische und mythische Sprache die künstliche Erfindung jener diesem rohen Volke an Bildung überlegenen Männer aus dem Orient. Aus den auf diese Weise erfundenen Bildern u. Typen werden hernach durch Homer und Hesiod die im engeren Sinne so genannten Mythen, die epischen Erzählungen von den Göttern und Heroen. Aus der Schule Heyne's ist Creuzer („Symbolik und M. der alten Völker", Leipz. 1810—12, 4 Bde., 3. Ausl., Leipz. und Darmst. 1836—43, 4 Bde.) hervorgegangen, auf den jedoch später die M. von Görres und der geistesverwandten Richtungen großen Einfluß gewann. Eine Reaktion gegen das heyne-creuzersche System ging von J. H. Voß aus, welcher die Forderungen der Kritik, der gründlichen philologischen Methode, des gesunden Menschenverstandes, wie die Rechte des Epos in siegreicher und dankenswerther Weise verfochten hat. J. H. Voß' Nachfolger auf dem Gebiete der M. ist Bobeck. Auch G. Hermann verfocht die Wahrheit der mythologischen Dichtungen Homers und Hesiods, ohne jedoch die Grundlage einer symbolisch-hieratischen Poesie für die griechische M. in Abrede zu stellen. Auf die neuesten Ansichten über M. hat endlich Ottfried Müller am meisten Einfluß gewonnen. Indem er das Princip der Aufrichtigkeit aller geschichtlichen Entwickelung mit Konsequenz und glücklichem Erfolge geltend machte, hat er den volksthümlichen Ursprung und Inhalt der M. zuerst systematisch durchgeführt u. begründet und ist zu der Annahme einer mythenproducirenden Zeit gekommen, in welchen das griechische Volk nach innerer Nothwendigkeit seiner damaligen Bildungszustände in den Mythen die natürlichen Formen seines Denkens, Dichtens,

Erzählens ꝛc. besaß. Von neuern Mythologen stehen ihm besonders nahe Heffter in der „Religion der Griechen und Römer" (Brandenburg 1845) und Eckermann in seinem „Melampus" (Gött. 1840). Als selbstständige Forscher sind noch zu erwähnen K. R. Lange („Einleitung in das Studium der griechischen M.", Berlin 1825), welcher sich gegen die allegorische Deutung der M. und gegen die Ableitung aus dem Orient erklärt, und Gottling, welcher nachzuweisen sucht, daß der ältesten griechischen M. ein ethisch-politischer Sinn eigen gewesen sey. G. W. Nitsch hat das Studium der griechischen Religion und M. mit vielen schönen Erörterungen bereichert. Auch die Archäologie ist für das Studium der M. von Wichtigkeit geworden. Verdient machten sich in dieser Beziehung: Zoëga, Böttiger („Ideen zur Kunstmythologie". Dresd. und Leipz. 1816, 1836) und besonders Gerhard durch den Versuch, eine systematische Kunsterklärung zu begründen. Neben ihm ist vorzüglich Panofka thätig gewesen, und auch Ottfried Müller gibt in seinem „Handbuch der Archäologie" eine vorzügliche Uebersicht der Kunstmythologie. Durch seinen Kunstsinn und seine genaue Kenntniß der Kunstgeschichte zeichnet sich von neueren Archäologen E. Braun aus. Vom Standpunkte der neueren Philosophie oder Theologie ward die M. der Alten betrachtet von Solger, Hegel, Chr. Herm. Weiße, P. F. Stuhr („Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients", Berlin 1830; „Religionssysteme der Hellenen in ihrer geschichtlichen Entwickelung", das. 1838). In theologischer Beziehung ist die vom schleiermacherschen Standpunkte bearbeitete „Symbolik und M. oder die Naturreligion" von F. Chr. Baur (Stuttgart 1824 und 1825) wichtig, und aus neuerer Zeit „Die homerische Theologie, in ihrem Zusammenhange dargestellt" von K. F. Nägelsbach (Nürnb. 1840). B. Kasaubon geht im Allgemeinen von einer nahen Verwandtschaft der antiken Religionsideen mit denen der Offenbarung des Alten u. Neuen Testamentes aus. Aber nicht bloß die griechische und römische M. wird in neuerer Zeit immer fleißiger und tüchtiger bearbeitet, sondern auch das Studium der nordischen und deutschen, sowie der orientalischen M. und Religion beginnt immer eindringender zu werden. Um die italische, speciell römische Religion haben sich verdient gemacht außer O. Müller besonders Hartung („Religion der Römer", Erlangen 1836), Klausen (in seinem „Aeneas und die Penaten", Hamburg und Gotha 1839), Ambrosch (in seinen „Studien und Andeutungen im Gebiet des altrömischen Bodens und Kultus", Breslau 1839), Krahmer („Grundlinie zur Geschichte des Verfalls der römischen Staatsreligion", Halle 1837), Herzberg („De villa Romanorum patrlia", das. 1840) u. A. Auf dem Gebiete der orientalischen M. sind in neuester Zeit die bedeutendsten Erscheinungen: Movers („Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönicier", Bonn 1841) und Bunsen („Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte", Hamburg 1844). Außer den bereits genannten Werken über M. sind noch zu erwähnen: K. P. Moritz, Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten, Berlin 1832; K. W. Ramler, Kurzgefaßte M., das. 1833; A. H. Petiscus, Der Olymp oder M. der Aegypter, Griechen und Römer, das. 1836; J. A. L. Richter, Phantasie des Alterthums oder Sammlung mythologischer Sagen der Hellenen, Römer und Aegypter, Leipz. 1808—1820, und Uebersicht der indischen, persischen, ägyptischen und altitalischen M., das. 1823; K. Chr. Schneider, M. der Griechen und Römer für Freunde der schönen Künste, Kassel 1821; Fr. Fiebler, M. der Griechen und italienischen Völker, Halle 1823; K. Kärcher, Kurzgefaßtes Handbuch des Wissenswürdigsten aus der M. und Archäologie des klassischen Alterthums, Karlsruhe 1825; K. Geib, Handbuch der griechischen und römischen M., Erlangen 1832; Schaaf, M. der Griechen und Römer, Magdeburg 1830; Seppert, Die Götter und Heroen der Alten; G. Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, Stuttgart 1838—40; Eckermann, Lehrbuch der Religionsgeschichte und M. der vorzüglichsten Völker des Alterthums, Halle 1845 ff.; Th. Mundt, Die Götterlehre der alten Völker, Berlin 1846. Endlich sind noch zu nennen die mythologischen Wörterbücher von Hederich, Gruber, Nitsch-Klopfer, Wollmer und das beste von Ed. Jacobi („Handwörterbuch der griechischen und römischen M.", Leipz. 1835) u. als mythologische Bilderbücher die Sammlungen von Hirt („Bilderbuch für M.", Berlin 1805 und 1816) und V. L. Millins „Gallerie mythologique" (Paris 1811, deutsch Berlin und Stettin 1820).

Mythus (griech.), s. Mythologie.

Mytilene, die größte und wichtigste Stadt auf der Insel Lesbos, auf der Ostseite gelegen, hatte einen geräumigen und tiefen, durch einen Molo gedeckten Hafen und war nach der Landseite hin stark befestigt. Von öffentlichen Gebäuden werden nur das Theater und das Prytaneum erwähnt. Zu allen Zeiten war Kunst und Wissenschaft in M. heimisch, und ausgezeichnete Männer, wie die Dichter Alcäus und Dionysius, die Historiker Hellanicus, Chares, Theophanes, der Philosoph Cratippus, die Rhetoren Lesbonax, Poseimo, Diophanes, schmückten die Stadt mit ihrem Ruhm. Die alte Bevölkerung mag karisch-pelasgisch gewesen seyn; in Folge der dorischen Wanderung nach dem Peloponnes fand in Lesbus äolische Kolonisation Statt und es entstanden fünf von einander unabhängige Gemeinden, unter denen M. die bedeutendste war. Ihre Macht dehnte sie selbst über die gegenüberliegenden Striche des asiatischen Festlandes aus, wo sie Sigeum und Achilleum neu gründete, Assus anlegte, Arteba, Antandrus und andere Küstenstädte Mysiens besetzte und bis zu ihrer Demüthigung durch Athen als ihr Eigenthum betrachtete. Die Pentheliden, Nachkommen des Penthilus, eines Sohnes des Orestes, waren lange Zeit das herrschende Geschlecht; nach ihrer Vernichtung durch Megacles traten andere an ihre Stelle, und es brachen äußere und innere Kämpfe über die Stadt herein, bis Pittacus ungefähr 588 v. Chr. zum Aesymneten erwählt wurde. Bald darauf kamen die Mytilener wegen ihrer asiatischen Besitzungen mit Athen in Streit. Dieses entriß ihnen Sigeum und blieb durch den Schiedsrichterspruch des Periander in dessen Besitz. Nach dem Fall Jo-

Digitized by Google

niens kam Lesbos unter persische Herrschaft. Nach Belagerung der Perser schloß es sich an Athen an und ward als eins der angesehensten Glieder in den attischen Seebund aufgenommen. Bald wurde aber der Insel Lesbos die Abhängigkeit von Athen drückend, und unter M.'s Leitung fiel sie von dem Bunde ab. Nach langwieriger Belagerung ward M. zur Uebergabe gezwungen und auf Eleons Anstiften der Befehl erlassen, alle Einwohner zu tödten. In der That wurden 1000 Gefangene, die nach Athen gebracht worden waren, gemordet; M. selbst ward seiner Mauern und seiner Seemacht beraubt und sein Gut an athenische Alexuchen vertheilt. Mit der Schlacht bei Aegospotamoi (405 v. Chr.) ging Lesbos für Athen verloren. M. fiel den Athenern zwar nach der Schlacht bei Cnidus wieder zu; aber mit dem antalcidischen Frieden (387) ward auch Lesbos autonom. Bald darauf kam es in die Gewalt der Spartaner, von denen es wieder zu den Athenern überging. Nach der Schlacht am Granicus erhielt es persische Besatzung und einen Tyrannen in der Person des Diogenes. Doch gelang es den Macedoniern bald, sich der Stadt wieder zu bemächtigen. Eifrigen Antheil nahm M. am mithridatischen Kriege, nach dessen Beendigung es von M. Minucius Thermus dort mitgenommen wurde. Doch erholte es sich bald wieder, namentlich seit es von Pompejus seine Freiheit zurückerhalten hatte.

Mynŏ, Stadt Karliens am südlichen Ufer des Mäander, die kleinste unter den Städten des äolischen Bundes, deren Bürgerschaft später nach Miletus auswanderte, jetzt Palattia oder Palatscha.

Mzcheta, asiatisch-russische Stadt in Georgien, die alte Hauptstadt Karthliniens und aller karthlosianischen Stämme, liegt an der Einmündung der Aragwa in den Kur und ward der Sage nach von Mzchetos, dem tapferstен und mächtigsten der Söhne von Karthlos, gegründet. Der Name wurde von Ptolemäus in Mesketa, von Agathias in Mechtsha verdorben. Später blieb die Stadt Deda-Kalaki, d. i. die Mutterstadt. Viele Jahrhunderte hindurch war hier der Mittelpunkt der Cyvilisation, die sich unter verschiedenartigen Einflüssen und in den mannichfaltigsten Formen entwickelte. Die Herrschaft der Perser minderte die anfängliche Sittenrohheit durch Einführung der Religion Zoroasters; die Griechen, durch den Handel mit dem Phasis nach dem Kur geführt, brachten ihren Kultus mit, und als seit 318 das Christenthum eingedrungen war, machte Wachtang Gorgasian durch den Bau einer georgischen Kirche M. zum Hauptsitz desselben, indem er hier den Sitz des obersten Erzbischofs von ganz Iberien begründete. Bald darauf verlor M. sein politisches Uebergewicht, indem die Hauptstadt der Könige 469 nach Tiflis verlegt wurde. Die Ufer des Kur und der Aragwa sind noch jetzt mit Ueberresten von Kirchen und andern Gebäuden bedeckt, womit die Frömmigkeit der Könige und der Erzbischöfe M. schmückte. Murwan Abul Kasim begann die Reihe der Verheerungen, von denen die Stadt sich aber immer wieder erholte, bis der mongolische Eroberer Tamerlan sie von Grund aus zerstörte.

Mzensk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orel, an der Mesa und Subdha, hat mehre Kirchen und Klöster, Landwirthschaft, Getreidehandel und 10,000 Einw.

N.

N, n, N, n, der 13. oder, wenn man das Jod als besonderen Buchstaben rechnet, der 14. Buchstabe im deutschen und in den meisten anderen abendländischen Alphabeten, wird durch Anlegen der Zunge an die Zähne gebildet und etwas durch die Nase gesprochen, gehört zu den Dentalen und den flüssigen Konsonanten oder Halbvokalen, mit denen er sich auch meist assimilirt. Das griechische und diesem sehr ähnliche lateinische Schriftzeichen stammt aus dem phönicischen Alphabet, aus welchem auch zunächst das hebräische (Nun, d. i. Fisch) und die übrigen des semitischen Orients hervorgingen. Während das N bei den Griechen sehr häufig im Auslaut erscheint, duldet es das Lateinische durchaus nicht an dieser Stelle. In den germanischen Sprachen tritt es sehr häufig im Auslaut auf; im Französischen wird es im Auslaut einer Sylbe od. eines Wortes stets nasalirt. Als Zahlzeichen bedeutet N. im Hebräischen 50, im Griechischen ν = 50, ν = 50,000, im Lateinischen N = 900 (bisweilen auch = 90), N = 900,000 (auch 90,000), in der Rubricirung = 13; als Abbreviatur: in römischen Inschriften, alten Handschriften u. dgl. s. v. a. Nomen, Numerus, Neutrum, Nominativus etc., Numerius, in der Münzkunde s. v. a. neu, z. B. N²/₃, neue 2 Drittel, d. i. neue Gulden, deren besonders in Klausthal im Hannöverischen geschlagen wurden, auf Recepten Zahl, welche angibt, wie viele Stücke von einer Ingredienz genommen oder wie viele besondere Theile bereitet werden sollen, im Handel s. v. a. netto, im Buchhandel N = 9 Thlr., n = 9 gr., auf dem Revers neuerer Münzen Zeichen der ehemaligen französischen Münzstadt Montpellier, dann s. v. a. Name (N., s. v. a. Nomen, N. N. s. v. a. Nomen nescio, den Namen weiß ich nicht) und Norden. Endlich ist N ein chemisches Zeichen für Nitrogen-Stickstoff.

Na, chemisches Zeichen für Natrium.

Naarden, Stadt in der niederländischen Provinz Nordholland, südöstlich bei Amsterdam, am Zuyderſee, und am naardner Kanal, welcher

nach Amsterdam führt, ist befestigt, hat Tuch- und Seidenzeugweberei, Handel mit Branntwein, Potasche, Wachs und 2500 Einw.

Naarn, Nebenfluß der Donau, gebildet aus der großen und kleinen N., mündet südwestlich von Grein.

Nab (Nabe), bayerischer Fluß, entsteht aus der böhmischen N. (Waldnab), welche bei dem Dorfe Bernau auf der böhmischen Grenze entspringt, der Fichtelnab, die am Ochsenkopf auf dem Fichtelgebirge ihre Quellen hat, und der Heidnab, in der Gegend von Kemat entstehend. Die beiden ersten vereinigen sich bei Neuhaus, die letztere fällt eine Stunde oberhalb Lube in die vereinigten Flüßchen. Nebenflüsse der rechten Seite sind: Ascha, Vils, auf der linken Seite: Lube, Pfreimt, Schwarzach. Die N. fließt von Norden nach Süden, wird für kleine Schiffe schiffbar und mündet vor Regensburg in die Donau. Nach der N. war 1808—10 ein Kreis des Königreichs Bayern (Nabkreis) mit 130¼ □M., 721,000 Einw. und der Hauptstadt Amberg genannt.

Nabajoa, Fluß in Mexiko, strömt von Osten her, nimmt den aus Nordosten herfließenden Rio de las Animas und den St. Joquin auf u. mündet nördlich von Jaquesila in den Rio Colorado.

Nabatäer (in der Bibel Nabajoth), Volk Arabiens, in der Nähe der stammverwandten Kedarener, östlich und südöstlich vom todten Meere, erscheinen um 309 und 308 v. Chr. als herrschender Stamm der Araber, freiheitliebend und hinter ihren Wällen schwer zu bezwingen, zwar nicht über 10,000 Familienhäupter stark, aber gestützt auf eine zahllose Mannschaft von Unterthanen und reich durch zahllose Kamel- und Schafheerden und durch den Handel mit Weihrauch, Myrrhen und den köstlichsten Gewürzen des glücklichen Arabiens. Sie wohnten zwischen dem Asphaltsee und dem elanitischen Meerbusen, brangen aber auch in die Mitte und nach dem Süden der arabischen Halbinsel vor und setzten sich sogar durch eine Handelsniederlassung auf der gegenüberliegenden afrikanischen Tegielbytenküste fest. Auch nördlich u. nordöstlich von ihren ursprünglichen Stammsitzen dehnten sie ihren politischen und kommerciellen Einfluß aus. Die Staatsverfassung der N. war monarchisch, durch merkwürdig volksthümliche Sitten gemildert und durch einen aus der Zahl der Großen dem König beigegebenen Stellvertreter, sowie durch das Volk selbst beschränkt, bei dem der König oft über seine Regierung, bisweilen auch über sein Privatleben Rechenschaft ablegen mußte. Die Religion der N. bestand in Sonnen- und Sternendienst. Als ersten König kann man Aretas aufführen, zu welchem der Hohepriester Jason flüchtete. Antonius verschenkte einen Theil des nabatäischen Gebietes an die Cleopatra, welchalb König Malchus II. nur gezwungen an dessen Kampf gegen Octavian Theil nahm. Aretas V. benutzte, obwohl Schwiegervater von Herodes Antipas, doch aus Haß gegen diesen die jüdischen Unruhen zu einem verheerenden Einfall in Galiläa. Später kam es nochmals zum Kampf, als Herodes seine rechtmäßige Gemahlin, des Aretas Tochter, verstieß, in welchem der nabatäische König Sieger blieb (37 u. 38 n. Chr.). Das Reich der N. dauerte nur noch etwa 70 Jahre, bis demselben unter Trajan ein Ende gemacht wurde (105 n. Chr.). Der Name des Volkes verschwand aus Vorderasien gänzlich in den Euphratländern dauerte er noch bis in die Zeit der Abassiden fort.

Nabburg, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, an der Nab u. Hüttenbach, ist Sitz des Landgerichts, hat 6 Kirchen, eine Vorstadt (Wenedig), Bierbrauereien, Flußpathbruch und gegen 1800 Einw.

Nabe, der starke, aus dem Ganzen verfertigte mittlere Theil des Wagenrades, ein hohler Cylinder, in den die den beschlagenen Felgenring des Rades tragenden Speichen eingelassen sind, s. Rad.

Nabel (lat. umbilicus, gr. Omphalos), die beim Menschen in der Mitte des Unterleibs befindliche, mehr oder weniger beträchtliche Vertiefung, oft auch Hervorragung, die auf folgende Art entsteht. In der ersten Zeit nach dem Uebergange des befruchteten Eies aus dem Eierstocke in den Fruchthalter findet man in ersterem, außer dem Embryo selbst, noch ein kleines Bläschen, das Nabelbläschen (vesicula umbilicalis), welches, mit einer zur Ernährung der Frucht dienenden Flüssigkeit gefüllt, in der Mitte des Unterleibs des Embryo sich in diesen selbst forsetzt und so den Anfang zum künftigen Darmkanal bildet. Dieses Bläschen stirbt nach und nach ab, und an derselben Stelle, wo es mit dem Unterleibe zusammenhing, bildet sich zwischen der 8. und 12. Woche der Nabelstrang oder die Nabelschnur (funiculus umbilicalis), welche von einer der innern Eihäute, der sogenannten Schafhaut (amnion), scheidenartig eingeschlossen, in einem lockern, mit gallertartiger Feuchtigkeit, der sogenannten wharthonschen Sulze (gelatina Whartoniana), erfüllten Zellgewebe die Nabelgefäße (vasa umbilicalia), eine Vene und zwei Arterien, zum Fruchtkuchen leitet. Dieser Strang ist anfangs sehr kurz, dehnt sich aber nach und nach bis zu einer Länge von 18—22 Zoll aus und bietet mehrfache Windungen, Verschlingungen und selbst Knoten dar. Die Nabelvene (vena umbilicalis), welche das Blut vom Fruchtkuchen zum Embryo führt, geht sogleich vom N. zum Theil in die Leber, zum Theil in die an dieser befindlichen größeren Venenstämme über, von wo aus das Blut durch den ganzen Körper geführt wird und durch die aus der unteren Körperhälfte heraufsteigenden Nabelarterien (arteriae umbilicales), die aus der Arteria hypogastrica entspringen, in den Nabelstrang und zum Fruchtkuchen zurückkehrt. Neuerdings hat man auch primitive Nervenfasern am Nabelstrang wahrgenommen. Bei der Geburt wird der Nabelstrang künstlich oder auf natürliche Art zerrissen, so daß ein kurzes Stück davon am N. hängen bleibt, welches nach einigen Tagen abstirbt, abfällt und eine Narbe in der Nabelvertiefung bildet. Das im Innern des Körpers zurückgebliebene Stück der Nabelvene wird nun in einen sehnigen Strang, das sogenannte runde Leberband (ligamentum teres hepatis), verwandelt, die beiden Arterien erstrecken sich als Seitenbänder der Blase zur Harnblase. Indem nun das Gewicht der Leber auf diesem Bande ruht, zieht dieses den N. nach innen und läßt die Nabelvertiefung ent-

Digitized by Google

stehen. Unter dem N. befindet sich eine mit einem festen, aus ineinander verflochtenen Sehnenfasern gebildeten Rande umgebene Oeffnung, welche Nabelring (annulus umbilicalis) heißt und die Mitte der sogenannten weißen Linie (linea alba) einnimmt, welche vom Brustbein bis zum Becken herabläuft. Schließt sich die Nabelöffnung nicht bald nach der Geburt oder überhaupt nur unvollkommen, so tritt leicht ein Theil des Darms hervor und bildet einen Nabelbruch (hernia umbilicalis), welcher oft bei Kindern vorkommt und durch zweckmäßige Behandlung leicht geheilt wird.

Nabel (Nebel, hebr. auch Nevel, griech. Nabla oder Naula, lat. Nablium od. Nablum), ein altes Saiteninstrument, das die Griechen von den Syriern und Phöniciern erhielten und bei den Hebräern David auch im Tempel zur Begleitung des Levitengesanges einführte. Das Instrument wird nur in der Bibel und bei Josephus erwähnt. Die Septuaginta übersetzt es gewöhnlich mit Spielzeug, auch mit Psalter, wie es auch Luther thut.

Nabelgegend (Regio umbilicalis), die in der mittleren Abtheilung der Mittelbauchgegend (Regio mesogastrica) liegende Gegend des Unterleibes; s. Bauch.

Nabelorakel, Auslegung des künftigen Schicksals eines Neugeborenen aus der Beschaffenheit seines Nabels; kam vorzüglich im 17. und 18. Jahrhundert häufig vor.

Nablus (Naplus), Hauptstadt eines asiatischtürkischen Sandschaks, Ejalet Damask, das alte Sichem, mit Schloß auf einem Hügel, 6 Moscheen, mehren Synagogen und einem samaritanischen Tempel, hat Wein- u. Seidenbau, Baumwollenweberei, Handel und 10,000 Einw.

Nabob (eigentlich Nuwwab, d. i. Abgeordneter), im Reiche des Großmoguls in Indien der den Subahdars oder Statthaltern der großen Landschaften untergeordnete Befehlshaber und Administrator einer Provinz, der auch die Truppen befehligte. Nach dem Fall des großmogulischen Reichs behielten diesen Titel diejenigen indischen Häuptlinge, welche sich der britischen Oberherrschaft als Vasallen unterwarfen; später erhielten denselben auch andere reiche und angesehene Inder. In Europa u. namentlich in England wird mit einer gewissen spöttischen Nebenbedeutung jeder N. genannt, der in Ostindien zu Macht und Reichthum gelangt ist oder überhaupt in orientalischem Luxus lebt.

Nabonassar, im Regentenverzeichniß des Ptolemäus der erste assyrisch-medische, richtiger babylonische König, von welchem an, d. h. vom 14. Jahr vor seinem Tode, wahrscheinlich dem ersten seiner Regierung, sich die Aera Nabonassari, eine der ersten sicheren Jahresrechnungen, datirt. Dieselbe war die von den Gelehrten des alexandrinischen Museums angewandte Zeitrechnung, zu deren Gebrauch der sogenannte Canon Ptolemaei Anlaß gab, den sie bei ihren Aufzeichnungen zu Grunde legten. Die Epoche der nabonassarischen Aera, das erste Jahr N.s, fällt auf den 26. Februar der julianischen Periode (747 v. Chr.). Das nabonassarische Jahr ist das bewegliche Sonnenjahr von 365 Tagen.

Nabuchodonosor, s. v. a. Nebukadnezar.

Nachahmung (Imitation), das Hervorbringen von etwas nach einem Andern, welches als Vorbild von jenem betrachtet wird. Geschieht dies, ohne daß man sich dabei eines bestimmten Zwecks bewußt ist, also unabsichtlich und unwillkürlich, so ist es eine Aeußerung des Nachahmungstriebes, welcher Menschen und Thieren inne wohnt und eine Modifikation des Geselligkeitstriebes ist. So erlernt das Kind die Muttersprache lediglich durch unbewußte N., und auch sonst kann der Nachahmungstrieb, wenn er richtig geleitet wird, der Vervollkommnung u. Veredlung des Menschen förderlich werden. Ungebührliche Steigerung desselben führt aber zur Nachahmungssucht, die stets verwerflich ist, indem sie den Menschen zu allem selbstständigen Schaffen unfähig macht. Eine höhere Art der N. ist die, welche mit Bewußtsein und Absicht geschieht, indem man dabei einen gewissen Zweck zu erreichen strebt, wie wenn ein Maler einen Gegenstand in der Natur oder ein anderes Gemälde, ein Schauspieler einen menschlichen Charakter oder auch ein Schriftsteller den andern durch N. seiner Denk- und Ausdrucksweise kopirt. In den schönen Künsten kann man die N. subjektiv und objektiv betrachten. In subjektivem Sinne wird gefragt, in wiefern der Künstler andere Werke und Meister seiner Gattung nachahmen dürfe, u. man unterscheidet hier die freie N. von der sklavischen. Der freie Nachahmer folgt, auch wo er ein fremdes Vorbild vor sich hat, stets den Eingebungen seines eigenen Genies. Von dem Vorbilde begeistert, hält er sich immer nur an das Wesentliche, ewig Gültige in diesem und trägt, unbekümmert um das Nebenwerk, den Geist desselben in seine eigene Schöpfung über, während der sklavische Nachahmer das Wesentliche von dem Zufälligen im Vorbilde nicht unterscheidet und daher nicht im Stande ist, ein irgend wie tüchtiges Produkt seiner gestigten Individualität an den Tag zu fördern. Was die N. im objektiven Sinne betrifft, so nahmen ältere und neuere Aesthetiker als Gegenstand derselben die Natur an, und Batteux ging so weit, die N. der schönen Natur als höchstes Princip aller schönen Künste aufzustellen. Doch war diese Ansicht zu wenig in der Sache selbst begründet, als daß sie sich lange hätte behaupten können. Zwar läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die ersten rohen Anfänge der Kunst in der N. der Natur ihren Ursprung haben; der Künstler soll aber über die Natur herrschen und den mangelhaften Gebilden derselben den Stempel der freien Schönheit aufdrücken. In der Kompositionslehre wird mit dem Worte N. jede gleiche oder ähnliche Wiederholung eines Satzes, Ganges oder Motives von einer oder mehren anderen Stimmen benannt. Ihre vornehmste Bedeutung hat diese N. in den Kunstformen der Fuge, des Kanons und doppelten Kontrapunktes (s. d.).

Nachbarrecht, die Mitgliedschaft einer Dorfgemeinde, sowie der Inbegriff der aus derselben herfließenden Rechte und Pflichten, steht zwar mit dem Gemeinde- oder Ortsbürgerrecht (s. Gemeinde) u. dem Heimathsrechte (s. Heimath) in naher Verwandtschaft, ist aber mit diesen kei-

neswegs identisch. An vielen Orten gibt es ein engeres und ein weiteres N., d. h. ein solches, welches nur gewissen Klassen der Dorfbewohner zukommt, und ein solches, in dessen Besitz alle Klassen der in den Gemeindeverband aufgenommenen Mitglieder mit Ausschluß nur der bloßen Einmiethlinge sind. Vgl. Dorf.

Nachbier, s. v. a. Kovent.

Nachdruck, in der Rhetorik jeder Ausdruck von besonderer Kraft und Bedeutsamkeit, wodurch die Wirkung der Rede auf das Gemüth verstärkt werden soll, zu welchem Zwecke man sich besonderer Redefiguren bedient, namentlich der Anaphora oder Wiederholung, der Gradation oder Steigerung, der Frage und des Ausrufs, der Inversion oder Umkehrung, der Apposiopese oder Verschweigung, bisweilen auch des bildlichen Ausdrucks und des Gleichnisses. Der auf diese Weise der Rede gegebene N. ist als Gedankennachdruck von dem N. des Tones zu unterscheiden, welcher letztere dadurch entsteht, daß man einzelne Sylben, Worte oder auch Sätze durch den Accent als besonders bedeutend und gewichtig hervorhebt; vgl. Emphase.

Nachdruck, die Vervielfältigung im Druck erscheinener Schrift- und Kunstwerke durch die Presse und deren Verbreitung auf buchhändlerischem Wege ohne Einwilligung des Autors oder Herausgebers und Verlegers und zum Nachtheil dieser oder eines von diesen. Daß der N. in dem eben angegebenen Sinne etwas Unerlaubtes sey, und zwar nicht bloß in sittlicher Hinsicht, weil man sich dadurch auf Unkosten Anderer zu bereichern sucht, sondern auch in rechtlicher Hinsicht, weil man dadurch ein fremdes Eigenthumsrecht verletzt, und zwar gewöhnlich ein doppeltes, das ursprüngliche des Verfassers und das wohlerworbene des Verlegers, liegt so klar auf der Hand, daß ein Zweifel daran als völlig unstatthaft erscheinen möchte. Dennoch ist die Frage, ob der Büchernachdruck etwas an sich Rechtswidriges sey, namentlich in Deutschland, sowohl unter Schriftstellern und Buchhändlern, als auf Seiten der Regierungen geraume Zeit und in verschiedenem Sinne verhandelt worden. Die Vertheidiger des N.s, meinten nicht etwa der Nachdrucker selbst, stützten sich besonders auf die Behauptung, daß dem Verfasser eines Buchs ein ausschließliches Recht auf die Vervielfältigung und den Verkauf seines Werks ursprünglich nicht zustehe und daß ein schriftstellerisches Eigenthum in diesem Sinne juristisch nicht zu statuiren sey, in sofern Eigenthum nur in Bezug auf körperliche Gegenstände möglich sey. Indessen hat die neuere Gesetzgebung in fast allen civilisirten Ländern das Eigenthumsrecht von Autor und Verleger anerkannt, und kaum möchte noch irgend ein Rechtsstaat gefunden werden, wo man die einheimischen Schriftsteller und Verleger dem N. schutzlos preisgeben zu müssen meinte. Dagegen ist die Frage noch nicht scharf beantwortet, in wie weit die eigenthümliche Natur des schriftstellerischen Eigenthums nach dem Tode des Schriftstellers für die Erben oder sonstigen Rechtsnachfolger eine Abweichung von dem gemeinen Erbrechte anrathe. Geisteserzeugnisse, Werke der Kunst und Wissenschaft haben ihrer Natur nach die Bestimmung, die Menschen zu belehren, zu veredeln oder zu erfreuen, und zwar in den weitesten Kreisen; sie sollen zur Geistesnahrung und zum geistigen Genusse einer ganzen Volkes werden. Wollte man aber den Urhebern solcher Werke und allen ihren Rechtsnachfolgern ein unumschränktes Recht einräumen, dieselben einzig und allein zu ihrem Vortheile und so auch Willkür zu benutzen, wie anderes, materielles Eigenthum, so widerspräche dies dem höheren Zwecke, um dessen willen durch auserwählte Geister die Wahrheit offenbart und das Genie mit außerordentlichen Kräften ausgestattet wird; eine für alle Zukunft feststehende Dauer des ausschließlichen Verlagsrechts könnte sogar der politischen Intoleranz, dem religiösen Fanatismus oder dem literarischen Sektengeist eine willkommene Gelegenheit darbieten, ein Nationalwerk durch Erwerbung und Nichtgebrauch jenes Rechts zu unterdrücken. Wie aber die Gesetzgebung dafür Sorge zu tragen hat, daß Wege, Luft und Wasser niemals völlig Privateigenthum werden, sondern nach Maßgabe des Bedürfnisses Allen zugänglich bleiben, so darf und muß sie auch, ohne dem Schöpfer ausgezeichneter Geisteswerke den nöthigen Schutz vor Entgelnung oder Verringerung der seiner Thätigkeit entsprießenden materiellen Früchte vorzuenthalten, die Veräußerungsrechte hinsichtlich schriftstellerischen Eigenthums beschränken und den Hinterbliebenen das ausschließliche Recht zum Verkauf seiner Werke nur so lange vorbehalten, als diese nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge einer solchen Begünstigung bedürfen. Die positive Gesetzgebung schützte früher nur in einzelnen Fällen durch Privilegien gegen N. Die ersten allgemeinen Nachdrucksverbote erließ England seit 1710. In Frankreich ward beim Beginn der Revolution das Recht des Verlagseigenthums auf die Dauer der Lebenszeit des Verfassers und auf 20 Jahre nach seinem Tode festgesetzt, welche letztere Frist später auf 30 Jahre verlängert wurde. In England erstreckt sich dieselbe nach der letzten Bestimmung vom 1. Juli 1842 auf 7 Jahre, in Holland seit 1817 auf 20 Jahre nach dem Tode des Verfassers. In Deutschland setzte ein Bundesbeschluß vom 9. November 1837 die Dauer des literarischen Eigenthumsrechts auf 10 Jahre vom Erscheinen an fest, doch dehnte ein anderer vom 19. Juni 1845 dieselbe auf Lebenszeit und bis 30 Jahre nach dem Tode des Verfassers aus. Die Strafe des N.s ist in allen deutschen Gesetzgebungen, die nicht bloß Konfiskation anordnen, Geldbuße, an deren Stelle nur ausnahmsweise nach einigen Gesetzgebungen Gefängnißstrafe treten kann. Die Abmessung der Strafe richtet sich theils nach dem Betrage des angerichteten Schadens, theils nach dem Preise der Exemplare unter Vervielfachung desselben, theils wird sie durch einen Maximal- oder Minimalsatz bestimmt. Mit dem Schutze gegen N. hängt der gegen unbefugte Aufführung und Darstellung musikalischer Kompositionen und dramatischer Werke zusammen, hinsichtlich deren der Bundesbeschluß vom 22. April 1841 Schutz auf 10 Jahre von der ersten Aufführung an verleiht. Vergl. Renouard, Traité des droits d'auteurs, Par. 1838, 2 Bde.; Berger, Beiträge zur Lehre vom

Digitized by Google

Büchernachdruck, Leipz. 1841; Höpfner, Der Nachdruck ist nicht rechtswidrig, Grimma 1843; Schletter, Handbuch der deutschen Preßgesetzgebung, Leipz. 1846; Jolly, Die Lehre vom N., Heidelb. 1852; Blanc und Beaume, Code général de la propriété industrielle etc., Par. 1854.

Nachdunkeln, das auf Gemälden bald früher, bald später eintretende Dunkelwerden einzelner Farben oder auch der ganzen Fläche des Bildes. Die Ursachen dieser der Wirkung eines Gemäldes sehr nachtheiligen Erscheinung sind verschieden. Einige Farbstoffe sind ihrer Natur zufolge dem N. unterworfen und sollten deshalb bei Gemälden, welche auf längere Dauer berechnet sind, nicht angewendet werden, z. B. Auripigment, Umbra ꝛc. Andere Farben dunkeln nur in Folge gewisser Vermischungen nach, indem diese einen chemischen Prozeß zur Folge haben, wodurch sogar manchmal die Farbe völlig neutralisirt werdenkann. Dann ist aber das N. öfters auch Folge einer zu dunkeln Grundirung, welche anfangs zwar dem warmen, harmonischen Tone des Ganzen förderlich ist, später aber öfters durchschlägt. Endlich kann auch die Beschaffenheit des Oels, mit welchem die Farben angemacht werden, sowie des Firnisses, besonders wenn dieser vor der gehörigen Austrocknung der Farben aufgetragen wird, das N. herbeiführen. Verhindern läßt sich dieser Uebelstand nur durch gehörige Berücksichtigung der chemischen Eigenschaften der Farben und Oele, weshalb es am räthlichsten ist, daß der Maler sich diese selbst bereite, wie dies die Künstler der alten flandrischen Schule thaten, deren Gemälde daher durch N. wenig oder gar nicht gelitten haben. Hat sich dasselbe schon bemerkbar gemacht, so ist es schwer, meist gar nicht wieder zu beseitigen. Die Gemäldereslaurateurs bedienen sich zu diesem Behufe besonderer Geheimmittel; unter Anderem tränken sie das nachgedunkelte Bild mit neuem Oele oder operiren nach Hinwegnahme des Firnißüberzugs direkt auf die Farben ꝛc., wodurch aber das Bild oft beträchtlich leidet, weshalb dies Verfahren bei der Restauration von Meisterwerken zu widerrathen ist.

Nachcile (sequela judicialis, territorialis, praefectoria), Verfolgung eines flüchtigen Verbrechers, wozu nach dem altgermanischen Strafverfahren die Gemeinde auf ein bestimmtes Geschrei (Gerüffte) verbunden war, was sich später in der Weise gestaltete, daß alle Gerichtseingesessenen verpflichtet waren, auf von Seiten des Gerichts ergangene Aufforderung zur Verfolgung eines muthmaßlichen Verbrechers mitzuwirken (Gerichtsfolge). Nach Aufhebung der Reichsgesetzgebung kam der allgemeine völkerrechtliche Grundsatz in Aufnahme, wodurch das Recht der N. in fremdes Staatsgebiet ausgeschlossen ward. Dagegen pflegten die Staaten des deutschen Bundes sich durch besondere Staatsverträge das Recht der N. gegenseitig einzuräumen. Der Nacheilende bedarf zu seiner Legitimation eines offenen Passes, den er dem Richter des Sprengels, dessen Grenze er überschreitet, vorzulegen hat; hat er sich des Flüchtigen versichert, so muß er denselben vor diesen Richter bringen und ihn ersuchen, den Verhafteten fortführen zu dürfen. Eine eigenmächtige Wegführung gilt, wenn die Grenze eines fremden Staats überschritten ward, als Verletzung des Völkerrechts, oder, wenn nur ein anderer Gerichtssprengel desselben Staats betreten ward, als Eingriff in die Gerichtsbarkeit des Richters dieses Bezirks. Gewöhnlich ist der Nacheilende ein Gerichtsdiener mit etwa aufgebotener Mannschaft; zuweilen ist es der Richter selbst, wenn besondere Gründe dessen persönliche Thätigkeit dabei erheischen. Das Aufgebot der Staatsbürger zum Behuf der N. kommt jetzt selten vor, obwohl die Verbindlichkeit dazu noch besteht. Jetzt pflegt die Gensd'armerie (Landreiterei) für die N. benutzt zu werden; wo aber die Erreichung des Zwecks auf diesem Wege nicht zu erwarten steht, tritt die steckbriefliche Verfolgung (s. Steckbrief) ein.

Nachen, kleinste Art des Kahns (s. d.).

Nachfolge, s. v. a. Nacheile und s. v. a. Succession.

Nachfolge Christi (Imitatio Christi), die hingebende Liebe zu Gott und Vereinigung mit ihm im Gefühle u. nach Jesu Vorbild, ein Seelen- und Geisteszustand, welcher von der Mystik, namentlich von der des 15. Jahrhunderts, im Gensatz gegen den sterilen Scholasticismus, so wie auch gegen die immer mehr in Aufnahme kommende Heiligenverehrung und die mönchische Theorie von der Konformität mit Jesu, als das Wesen der wahren Frömmigkeit gefordert wurde. Dies geschieht vornehmlich in dem weit verbreiteten und fast in alle bekannte Sprachen übersetzten Buche „Von der Nachfolge Christi", welches gewöhnlich dem Thomas a Kempis als Verfasser zugeschrieben wird.

Nachgeborene, solche Kinder, denen ältere Geschwister vorhergehen, besonders erst nach dem Tode des Vaters zur Welt gekommene (posthumi). In der Regel ist die frühere oder spätere Geburt von keinem Einfluß auf die Vermögensrechte im Allgemeinen, sondern nur in Bezug auf gewisse Arten von Besitzungen werden auf Grund jener rechtlichen Unterschiede gemacht. So hat bei der Erbfolge in sogenannten Primogenituren unter Privatleuten allemal der Erstgeborne den Vorzug, während bei Sterbelehen das Gut meist dem jüngsten Sohne zufällt. In Regentenhäusern succedirt der älteste Sohn in der Regierung, die jüngeren Prinzen und Prinzessinnen werden durch Apanagen abgefunden (apanagirte Prinzen). Die erst nach Ableben des Vaters zur Welt gekommenen Kinder sind eben so legitim, als die noch bei dessen Lebzeiten geborenen; nur darf die Niederkunft der Mutter nicht später, als mit Ablauf des 10. Monats nach dem letzten Lebenstage des Gatten erfolgt seyn. Wo Successionsrechte in Frage kommen, oder wo, wenn kein Leibeserbe des Verstorbenen vorhanden ist, die Hinterlassenschaft derselben Seitenverwandten zufallen würde oder in Regentenfamilien, wenn noch kein Prinz vorhanden ist, sind die nächsten Anverwandten und im letztgenannten Falle die Stände verpflichtet, die schwangere Wittwe unter ihre sorgsamste Obhut zu nehmen, um dem zu erwartenden Sprößling die Legitimität und die daraus herfließenden Rechte zu sichern. Vor der Niederkunft der Wittwe kann daher auch über die Succession in der Regierung, über Erbtheilung und

Eintritt in die Primogenitur ꝛc. keine Entscheidung getroffen werden.

Nachgeburt (Afterg e b u r t), diejenigen Theile des Eies, welche nach der Austreibung der Frucht ausgeleert werden; s. Geburt.

Nachhut, s. v. a. Arrièregarde.

Nachimow, Paul Stephanowitsch, russischer Admiral, 1800 geboren, besuchte das Seekadetteninstitut zu Petersburg, trat 1818 in die Seeschule, wurde 1823 Lieutenant und begleitete den Admiral Lazarew auf einer Reise um die Welt. In der Seeschlacht von Navarin erwarb er sich den Rang eines Kapitän-Lieutenants, rückte dann 1835 zum Kapitän zweiten und 1839 ersten Ranges empor, ward 1845 Kontreadmiral und Befehlshaber einer Flottenabtheilung im schwarzen Meer und 1852 Vicеadmiral. Als solcher vernichtete er im Herbst 1853 die türkische Flotte unter Osman Pascha bei Sinope. Nach dem Einlaufen der vereinigten französisch-englischen Flotte in das schwarze Meer war N. Hafenkommandant von Sebastopol, dann Militärgouverneur dieser Festung. Im J. 1855 zum Admiral erhoben, † er in Folge einer bei Besichtigung der feindlichen Belagerungsarbeiten in der Kornilowbastion erhaltenen Schußwunde am 12. Juli 1855.

Nachitschewan, 1) (Nachiczewan), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, am Don, 1780 von Armeniern gegründet, hat 3 Kirchen, ein Kloster (mit armenischen Patriarchen, armenischer Schule u. Druckerei), einen schönen Bazar, Fabriken in Seide und Wolle, Branntweinbrennerei, Saffian-, Seifensiederei, Seidenbau, Handel und 16,000 Einw. — 2) Stadt, s. v. a. Nachtschwan.

Nachkinder, Kinder, welche in der zweiten Ehe des Vaters oder der Mutter erzeugt werden und hinsichtlich ihrer Rechte auf die Hinterlassenschaft der Aeltern mit den Stiefkindern auf gleicher Linie stehen. Vgl. Einkindschaft.

Nachklage, s. Widerklage.

Nachkrankheiten, solche Krankheitsprozesse, welche sich unter einer von der vorhergehenden Krankheit verschiedenen Form zusammensetzen, bilden sich aus den Elementen und Residuen des vorangegangenen Krankheitsprozesses, wenn diese nicht bald mit dem normalen Leben vereint, oder aus dessen Grenzen eliminirt wurden, daher vorzüglich bei unvollkommenen Krisen.

Nachlaß, die Gesammtheit des aktiven und passiven Vermögens eines Verstorbenen (vergl. Erbschaft).

Nachlaßvertrag, der Vertrag eines insolventen Schuldners mit seinen Gläubigern über einen Nachlaß an ihren Forderungen, der zu dem Zweck abgeschlossen wird, um einen bevorstehenden Konkurs (s. d.) abzuwenden. Er ist entweder ein gerichtlicher oder ein außergerichtlicher. Jener findet Statt, wo der Gläubiger Unglücksfälle nachweisen und (wie in Sachsen) seine hypothekarischen Gläubiger völlig befriedigen, auch seinen chirographischen Gläubigern wenigstens 50% ihrer Forderungen mit Einrechnung der Zinsen gewähren kann. Der Schuldner hat dabei dem Richter eine genaue Bilance seines Vermögens zu übergeben und eidlich zu bekräftigen. Sämmtliche chirographische Gläubiger werden vorgeladen und haben ihre Forderungen zu bescheinigen, worauf ihnen eine Uebersicht des aktiven und passiven Vermögensstandes, des Schuldners vorgelegt wird. Sie haben sich dann über den Erlaß zu vereinigen, wobei die Minderzahl der Mehrzahl, welche nach dem Betrage ihrer Forderungen berechnet wird, beistimmen muß. Der Schuldner macht sich zugleich verbindlich, das ihm Erlassene nachzuzahlen, wenn er später wieder zu bessern Vermögensumständen gelangen sollte. Dem Akkorde brauchen nicht beizutreten: der privilegirte chirographische Gläubiger, der das Privilegium exigendi hat; der Gläubiger, welcher eben so arm oder noch ärmer als der Schuldner ist; derjenige, dessen Forderung erst nach Abschluß des N. entstanden ist. Nach gemeinem Rechte ist zweifelhaft, ob dieser gerichtliche N. auch im Fortgange des Konkursprozesses Statt finden könne, in Sachsen aber ist ausdrücklich festgesetzt, daß er noch binnen einem halben Jahre von Ausbruch des Konkurses an, später aber nur unter Einwilligung sämmtlicher Gläubiger, eingegangen oder auf Anordnung der Behörden versucht werden könne. Beim außergerichtlichen

Kreise Königgrätz, an der Mettau, hat 3 Vorstädte (Kreis-, Gebirgsvorstadt und Pilhof), ein Schloß, 2 Kirchen, ein Spital, Badhaus, eine Synagoge und 2200 Einwohner.

Nachrichter, s. v. a. Scharfrichter.

Nachschlag, der Gegensatz von Vorschlag, in der Musik der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, dann überhaupt eine oder mehre kleine Noten, welche einer melodischen Hauptnote als Verzierung angehängt und nach ihr angeschlagen werden.

Nach Sicht, s. Wechsel.

Nachspiel, kleines, meist einaktiges Theaterstück, welches bestimmt ist, nach dem Schlusse großer Stücke gegeben zu werden, dann auch der Schlußakt eines größeren Stückes, welcher in der Regel mit einem neuen Titel versehen, das endliche Schicksal der Hauptpersonen in späterer Zeit vor Augen führt.

Nacht, der Zeitraum von dem Verschwinden der Sonne unter dem Horizont bis zu deren Wiedervortreten über demselben. Die Dauer dieses Zeitraumes richtet sich nach den Jahreszeiten und nach der Lage des Ortes auf der Erdoberfläche. Unter dem Aequator herrscht beständig Tag- und Nachtgleiche, zwischen den Polen und dem Aequator aber verursacht die Schiefe der Ekliptik eine ungleiche Dauer der Tage und Nächte, und nur zweimal im Jahre, um den 21. März und 23. September, tritt hier Tag- und Nachtgleiche (s. Nachtgleiche) ein. Die fürzeste und längste N. findet in der Zeit der Sonnenwenden (21. Juni und 21. Dezember) Statt. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen liegt. Unter den Polarkreisen gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne N. und eine N. ohne Tag, in den kalten Zonen aber, zwischen den Polarkreisen und den zugehörigen Polen, geht die Sonne im Winter mehre Tage, Wochen u. Monate, je nach der nähern Lage des Orts nach dem Pole, gar nicht auf und im Sommer eben so lange nicht unter. Unter den Polen selbst herrscht eine N. von einem halben Jahr, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein eben so langer Tag folgt. Die genaue astronomische Bestimmung des Anfangs der N. richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der Sonnenscheibe unter den Horizont hinabsinkt. **Heilige N.** heißt in der alten Kirche die N. vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, welche die Christen der ersten Jahrhunderte singend und betend durchwachten.

Nacht (Nachtgöttin), s. Nyx.

Nachtbogen, der Bogen, den die Sonne durch ihren täglichen Lauf während der Nacht an der unter unserem Horizonte befindlichen Hälfte des Himmels beschreibt. Der N. macht mit dem Tagbogen (s. d.) zusammen den scheinbaren Weg der Sonne am Himmel binnen 24 Stunden aus und ist folglich im Sommer am kleinsten, im Winter am größten.

Nachtfalter, s. Schmetterlinge.

Nachtgleiche (Aequinoctium), der Zeitpunkt, wo der Mittelpunkt der Sonne bei ihrem scheinbaren Umlauf um die Erde in den Aequator tritt. Dieser Zeitpunkt kann, mathematisch genommen, nur ein einziger Augenblick seyn. Da aber die Sonne in der Wirklichkeit nicht ein Punkt ist, der uns Licht bringt, sondern ein Körper, der Ausdehnung hat, auch die Bewegung der Sonne nicht unendlich geschwind vor sich geht, so kann man annehmen, daß dieselbe fast einen ganzen Tag hindurch über dem Aequator steht; darum wird der Aequator selbst für diesen Tag der Tagbogen derselben, und weil er, als ein größter Kreis der Himmelskugel, von jedem Horizont in gleiche Theile getheilt wird, so ist an diesem Tag (Tag der N.) die Sonne überall 12 Stunden sichtbar und 12 Stunden unsichtbar. Es gibt aber zwei N.n, weil der Aequator von der Sonnenbahn in zwei Punkten durchschnitten wird, und zwar geschieht dies am 21. März (Frühlingsnachtgleiche) und 23. September (Herbstnachtgleiche). Der Punkt der Frühlingsnachtgleiche bildet einen Hauptpunkt für alle astronomischen Bestimmungen, indem er als Anfangspunkt der Länge der geraden Aufsteigung, wie für andere Lagen dient.

Nachtigall (Nachtgallsänger, Curruca Luscinia *Bechst.*, Motacilla Luscinia *L.*, Sylvia Luscinia), Vogelart aus der Gattung Sänger (Sylvia, Grasmücke), ein unansehnlicher, dunkel-rostgrauer, am Schwanze rostfarbiger, unterseits weißgrauer Zugvogel mit spitzlefeilten, langen Läufen, der berühmte Sänger des Frühlings, bewohnt Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, das gemäßigte Asien und Nordafrika, ist aber nicht überall gemein. Am zahlreichsten findet er sich in Italien, Spanien und Portugal. Bei uns erscheint er um die Mitte oder gegen das Ende des April, siedelt sich besonders an solchen Orten an, wo er Laubgebüsch und nahes Wasser trifft und baut in niederen Büschen nahe an der Erde sein Nest, in welches das Weibchen 4—6 graugrüne, einfarbige oder gefleckte Eier legt. Männchen und Weibchen füttern die Jungen gemeinschaftlich. Seine Nahrung besteht aus Insektenlarven, Puppen und Beeren, von welchen letzteren er die Beeren des Traubenflieders (Sambucus racemosa) vorzieht. In der Gefangenschaft wird er mit Mehlwürmern und Ameiseneiern genährt. Von Mitte August bis Mitte September verschwinden die N.en allmählig wieder. Seinen herrlichen Gesang (Schlag) läßt das Männchen im Freien vom Tage seiner Ankunft bis Ende Juni erschallen, am fleißigsten und stärksten bei Tagesanbruch und mit einbrechender Dämmerung, am schönsten des Nachts, wenn das Weibchen brütet. Wegen ihrer Arglosigkeit sind sie sehr leicht greifbar. Obgleich es in vielen Ländern streng verboten ist, N.en einzufangen, so werden sie doch häufig als Stubenvögel gehalten und von den Liebhabern als Tagschläger, Nachtschläger und Repetirvögel (die des Nachts nur kurze Strophen erschallen lassen) unterschieden. Schon bei den alten Römern waren die N.en ein Gegenstand der Liebhaberei und des Luxus. Nach Plinius wurde eine N., die ein Geschenk für Agrippina, Gemahlin des Kaisers Claudius, werden sollte, für 6000 Sesterzien (318 Thaler) verkauft. Der Sprosser oder die große N. (Bastardnachtgall, C. Philomela

Rechst.), im östlichen Deutschland, besonders in Ungarn und Polen einheimisch, ist größer, als die gemeine N., hauptsächlich aber durch die Länge der Schwingfedern verschieden, von denen die erste sehr kurz und schmal, die zweite fast so lang als die dritte und länger als die vierte ist, während bei jener die zweite Schwingfeder kürzer als die gleichlange dritte und vierte ist. Der Sprosser singt noch lauter, aber minder angenehm. Vgl. Bechstein, Naturgeschichte der Stubenvögel, 2. Aufl., Gotha 1812; Rindel, Die vorzüglichsten Singvögel im Zimmer, Ulm 1827; Brehm, Handbuch für Liebhaber der Stubenvögel. Ilmenau 1832.

Nachtigalleninsel, s. Erfrischungsinseln.

Nachtkerze, Pflanzengattungen: s. v. a. Verbascum *L.* und s. v. a. Oenothera *L.*

Nachtmahl, s. v. a. Abendmahl.

Nachtmahlsbulle (Bulla in Coena Domini), die päpstliche Bulle, welche eine Exkommunikation gegen Häretiker und Abtrünnige von der Mutterkirche enthält und jährlich am Gründonnerstage von einem Kardinal in Gegenwart des Papstes abgelesen ward, worauf dieser zum Zeichen des Anathema's eine brennende Fackel vom Balkon in die Straße warf. Diese solenne Bannformel ging von Papst Urban V. (1361 bis 1370) und Martin V. (1417—1431) aus und erhielt im Laufe der Zeit verschiedene Zusätze. Der Bann traf aber nicht nur die Häretiker, sondern auch die Fälscher, die Seeräuber, welche das Meer im päpstlichen Gebiete unsicher machten, die Fürsten, welche neue Steuern ohne Einwilligung des päpstlichen Stuhles auflegten, Diejenigen, welche Bullen und andere apostolische Aktenstücke verfälschten, welche die Prälaten der Kirche beraubten, mißhandelten od. tödteten, die kirchliche Jurisdiktion nicht anerkannten oder derselben engere Grenzen setzen wollten, welche die Güter der Kirche angriffen, die Geistlichkeit ohne Erlaubniß des Papstes besteuerten. Die Entbindung vom Anathema behielt sich der Papst vor; nur auf dem Todtenbette und nachdem der Inkulpat der Kirche völlige Genugthuung geleistet, durften ihm auch andere Kleriker die Absolution ertheilen. Diese Bulle, wodurch die geistliche Macht des Papstes sich als Gebieterin der weltlichen gerenüberstellte, erregte natürlich großen Widerspruch. Die meisten Fürsten sahen in ihr eine illegale Beschränkung der Souveränetätsrechte und verboten die Bekanntmachung derselben in ihrem Lande, z. B. Philipp II. von Spanien und die Republik Venedig, Kaiser Rudolf II. und selbst der Erzbischof von Mainz. Auch Frankreich protestirte gegen die Bulle, in sofern sie die Rechte des Königs und die Freiheiten der gallikanischen Kirche beeinträchtige. Ihre jetzige Gestalt erhielt die Bulle 1627 durch Papst Urban VIII. in der Periode des 30jährigen Krieges. Daher werden manche neuere protestantische Sekten gar nicht in ihr genannt, dafür aber die Mohammedaner hart mitgenommen. Die jährliche Verlesung der Bulle ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts außer Gebrauch gekommen.

Nachtöne, s. Schall.

Nachtposten (Sentinelles d'augmentation), Schildwachen, welche nur während der Nacht aufgestellt werden, namentlich zur Verstärkung der im Angesicht des Feindes stehenden Vorposten.

Nachtrab, s. v. a. Arrièregarde.

Nachtschatten, Pflanzengattungen: s. v. a. Solanum *L.*; s. v. a. Je länger je lieber, Lonicera Caprifolium *L.*; s. v. a. gemeine Waldrebe, Clematis Vitalba *L.*

Nachtschiwan, Stadt im asiatisch-russischen Gouvernement Eriwan, seit 1828 russisch, vorher mit dem gleichnamigen Bezirk zur persischen Provinz Aron gehörig, gegenwärtig sehr in Verfall, hat 5000 Einw. N. ist einer der ältesten Orte Armeniens, wo sich Noah nach der Sündfluth niedergelassen haben und später bei der babylonischen Gefangenschaft von Nebukadnezar eine Anzahl Juden angesiedelt worden seyn soll. Die Stadt ward mehrmals durch Erdbeben und feindliche Einfälle erst der Perser, dann der Tataren u. der Türken zerstört, hob sich aber in Folge ihrer günstigen Lage immer wieder. Während der Herrschaft der Timuriden in Armenien war sie Provinzialhauptstadt, kam dann mit Armenien unter türkische Herrschaft und nach der Eroberung durch Nadir Schah zum persischen Reiche, dem sie 1827 die Russen entrissen. Sie soll unter Schah Abbas noch 300,000 Einwohner gehabt haben.

Nachtschweiß, ein Symptom mehrer, besonders abzehrender Krankheiten; s. Kolliquation, Phthisis &c.

Nachtsehen, s. v. a. Nyktalopie.

Nachtstücke, Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Gegenstände nicht von der Sonne oder dem Tageslichte, sondern von dem Monde oder Feuerschein beleuchtet dargestellt werden. Diese Gemälde erfordern eine besondere Kunstfertigkeit im Kolorit, namentlich im sogenannten Helldunkel. Das berühmteste Werk dieser Art ist Correggio's Anbetung der Hirten, wo das Licht vom Kinde ausstrahlt. Dann hat besonders die niederländische Schule ausgezeichnete Meister in diesem Genre aufzuweisen, z. B. Neefs, van der Neer, Rubens, Rembrandt, Honthorst (mit dem Beinamen dalle notti) u. a. Am raffinirtesten bildete aber Gottfr. Schalken diese Art der Malerei aus, indem er in seinen Gemälden eine ganze Anzahl der verschiedensten Lichter sammt Reflexen und Helldunkel sich kreuzen ließ. Unter den französischen Malern hat M. Valentin, unter den italienischen die Schule von Neapel ausgezeichnete N. geliefert. Auf die Poesie übertragen sind N. s. v. a. düstere, Trauer, Schrecken und Schauder erweckende Darstellungen.

Nachttreiben, s. Treibjagd.

Nachtviole, Pflanzengattung, s. v. a. Hesperis *L.* Wilde N., s. v. a. Platanthera bifolia *L.*

Nachtsvögel, s. v. a. Nachtfalter, s. Spinner.

Nachtwache, bei den alten Völkern, Griechen, Römern, Juden ꝛc., ein Theil der Nachtzeit, ungefähr 3 Stunden umfassend. Man theilte nämlich die Nacht zum Behuf der aufgestellten Wachtposten in Abschnitte von mehren Stunden ein, nach deren Ablauf allemal ein Wechsel der Posten Statt fand. Die alten Hebräer hatten

Digitized by Google

vor dem Exil nur drei solcher Abschnitte, die Griechen und Römer aber vier, jeden zu 3 Stunden, welche im Neuen Testamente (Matth. 14, 25) durch die Benennungen Abend, Mitternacht, Hahnenruf und früh Morgens unterschieden werden.

Nachtwandeln (Schlafwandeln, Mondsucht), s. Somnambulismus.

Nachtweiser (Nocturnalium), Instrument der Seefahrer, mit dessen Hülfe sie während der Nacht zu jeder Zeit sehen können, um wie viel der Polarstern höher oder tiefer als der Pol steht, d. h. um die Breite, unter welcher sich das Schiff befindet, zu erfahren.

Nachwehen, s. Geburt.

Nacken (Genick), der hintere Theil des Halses, s. Hals.

Nackenfistel (Maulwurf), bei Pferden nach vorhergegangener Entzündung sich bildende Eiterung, welche leicht fistulös wird und schwer zu heilen ist, da sie weit um sich greift. Zur Ableitung der Jauche ist es gut, ein Haarseil zu legen.

Nackte, s. Adamiten.

Nackte Jungfrau, Pflanzengattungen: s. v. a. Herbstzeitlose, s. Colchicum, und s. v. a. Schneeglöckchen, s. Galanthus.

Nacktes, in den bildenden Künsten Bezeichnung der von Kleidung entblößten Theile des menschlichen Körpers, daher die Redeweisen: Kenntniß des Nackten haben, das Nackte studiren ꝛc. Zu der Plastik ist die Darstellung des Nackten eine wesentliche Aufgabe, und selbst, wo draptirte Figuren gebildet werden, ist die genaue Kenntniß des Nackten unentbehrlich, in sofern die Formen und Verhältnisse der bekleideten Theile doch jedenfalls durch die verhüllten natürlichen Grundformen des Körpers bestimmt werden. Bei der malerischen Darstellung des Nackten kommt es eben sowohl auf gründliche Kenntniß der anatomischen Verhältnisse, als auf die Farbengebung oder das Kolorit an, das man, in so weit es sich die Nachahmung des Nackten zur Aufgabe macht, Inkarnation oder Karnation nennt. Die Anatomie lehrt dem Künstler die bei den verschiedenen Körperstellungen und Körperbewegungen verschiedenartige Spannung der Muskeln getreu wiedergeben; eine gute Inkarnation aber erheischt, daß die Lokaltöne richtig getroffen und deren verschiedene Abstufungen und Nuancen in dem Haupttone harmonisch vereint, daneben auch der materielle Charakter des Stoffs, welcher Fleisch ist, richtig ausgedrückt werde. Unübertroffen in der naturwahren Karnation ist Tizian.

Nadasdy (Nadasdy Fogáras), ungarisches Adelsgeschlecht, welches seit 1625 die Grafenwürde besitzt und seinen Ursprung von einem Sohn Eduards I. von England ableitet. Es ist im Besitz des großen Majorats Fogáras und zerfällt in zwei Linien, eine ältere und eine jüngere. Thomas N., Kommandant von Ofen, als der Sultan Soliman als Beschützer Johann Zapolya's mit einem Heere von 200,000 Mann gegen diese Stadt anrückte, war der Einzige, welcher Muth genug hatte, an Vertheidigung des Platzes zu denken, während Einwohner, Offiziere und Soldaten in panischem Schrecken nicht nur die Thore öffneten, sondern sogar ihren treuen und muthigen Befehlshaber gebunden dem Feinde auslieferten, um sich selbst zu retten. Soliman, die Tapferkeit ehrend, ließ die ganze Besatzung niederhauen, empfing N. mit Lobsprüchen und sandte ihn ohne Lösegeld an den Kaiser zurück. N. diente dann noch in den Heeren Karls V. unter dem Herzog von Alba. Sein Enkel, Franz, machte sich vornehmlich durch die Rolle bekannt, welche er während der Unruhen in Ungarn um die Mitte des 17. Jahrhunderts spielte. Nach Entdeckung der Verschwörung des ungarischen Adels ward N. verhaftet und am 30. April 1671 enthauptet. Er schrieb: „De monarchia et S. corona regni Hungariae“ (Frankfurt 1659); „Mausoleum regni apostolici hungarici regum et ducum“ (Nürnberg 1664, im Lapidarstil geschrieben); „Cynosura juristarum“ (1668, Leutschau 1700). Franz Leopold, Graf von N., k. k. Feldmarschall, Ban von Kroatien, geboren 1708, wohnte von 1734—39 den Feldzügen in Italien, in Ungarn und am Rhein bei. Während des österreichischen Erbfolgekriegs nahm er im November 1741 den Franzosen und Bayern den Posten von Neuhaus in Böhmen, befehligte als Generalmajor während der Belagerung von Prag eine Abtheilung leichter Reiterei an der fränkischen Grenze, um den französischen Marschall Maillebois zu beobachten, und that der unter Belleisle nach Eger sich zurückziehenden Besatzung von Prag großen Abbruch. Im Jahre 1743 schlug er bei Braunau die Bayern unter Minucci und nahm Oetting, Burghausen, Mühldorf und andere Plätze am Inn und an der Salza weg. Durch den Vergleich von Niederschönfeld außer Thätigkeit gesetzt, diente er unter Karl von Lothringen, als dieser im September 1743 an den Rhein zog, drang mit einer Abtheilung Husaren bis gegen Hüningen vor und hatte großen Antheil an der meisterhaften Ausführung des Uebergangs über den Rhein 1744. Er bemächtigte sich darauf der Linien von Lauterburg und Weißenburg und stellte sich bei Elsaßzabern auf, bis die österreichische Armee sich nach Böhmen zurückzog, um dieses gegen den König von Preußen zu decken. N. nahm an dem Gefecht bei Tabor Theil, verlor zwar das Gefecht gegen Winterfeld bei Hirschberg (im Mai 1745), deckte aber später mit vieler Umsicht die rückgängigen Bewegungen Karls von Lothringen. Während der Schlacht bei Soor (30. Sept. 1745) überfiel er das preußische Lager und erbeutete die Kriegskasse und vieles Feldgeräthe. Nach Abschluß des dresdener Friedens kam N. zur Armee nach Italien, focht mit Auszeichnung bei Piacenza, wirkte mit zum Siege bei Rottofredo, besetzte Novi, beförderte die Einnahme von Genua und drang mit Brown über den Var in die Dauphiné und Provence ein. Nach dem im Februar 1747 erfolgten Rückzuge dieser Expedition schloß er Genua bis zur späteren Belagerung ein. Nach dem Frieden beförderte ihn Maria Theresia zum General der Kavallerie, worauf er 1754 Kommandant von Ofen und 1756 Ban von Kroatien wurde. Im J. 1757 führte N. die Nationaltruppen dem Heere Dauns zu, focht mit Auszeich-

nung bei Kollin, folgte den Preußen nach Leitmeritz, um den Marsch der österreichischen Hauptarmee nach Jungbunzlau zu decken, wurde aber bei Ostritz überfallen und büßte namentlich viel Gepäck ein. An der Neiße schlug er sich mit Winterfeld, den er am 31. August bei Moys besiegte. Als Prinz Karl von Lothringen gegen Breslau rückte, wurde N. die Belagerung von Schweidnitz aufgetragen, das sich am 12. November ergab. In der Schlacht bei Leuthen war N. der Erste, der das Manöver Friedrichs II. durchschaute, blieb aber zu lange ohne Unterstützung, um der Schlacht eine andere Wendung geben zu können. Er ging nun in sein Banat zurück, wo er am 13. Mai 1783 zu Warasdin †. Dermaliges Haupt der Familie ist Graf Leopold von N., geboren 1802, k. k. Kämmerer, Obergespann des komorner Komitats, ohne Nachkommen.

Nadel, ein länglicher, dünner und spitziger Körper, der zu verschiedenen Zwecken dient (Näh-, Steck-, Pack-, Strick-, Haar-, Radir-, Spick-, Probirnadeln ꝛc.). Die Nadelfabrikation bildet eine der Hauptverwendungsarten der Drahts und geschieht meist durch Menschenhände, namentlich ist dies bei der Fabrikation der Nähnadeln der Fall. Die Nähnadeln zerfallen nach ihrer Stärke gewöhnlich in 12 Nummern. Für jede Nummer sind besondere Drahtstärken vorhanden, die man aus dem Durchmesser des Drahtreifs erkennt. Sollen z. B. Nr. 6 gemacht werden, so nimmt man einen Reif von 2 Fuß Durchmesser dazu; ein solcher Reif wiegt 13 Pfund und liefert gegen 50,000 N.n. Der Drahtreif (Eisen- und Stahldraht) wird in lauter gleiche Stücke von der Länge zweier N.n zerschnitten, die dann geglüht und in diesem Zustande durch eine eigenthümliche Manipulation vollkommen gerade gemacht werden. Bevor die Theilung in 2 Stücke geschieht, werden die Enden durch Schleifen erst zugespitzt. Der Nadelspitzer nimmt 50—100 Nadelstücke auf einmal in die Hand, legt die Finger und die Fläche der Linken diagonal über die der Rechten, so daß die N.n alle parallel zwischen beiden Händen liegen, läßt die Enden der Drahtstücke ein wenig über den Rand der Hand hervorspringen und hält sie so über den Schleifstein, indem er während des Schleifens jede N. in seiner Hand rotiren läßt. Die Bewegungen dabei sind so schnell, daß ein geübter Arbeiteran 10,000 N.n in einer Stunde mit Spitzen versieht. Die zugespitzten Drahtstücke werden in das Stempelzimmer gebracht, wo die Hälften derselben mit den Kehlen oder Rinnen, in welche das Oehr kommen soll, und einem Eindruck für das Oehr selbst versehen werden. Auch diese Operation geschieht so schnell, daß ein Stempler, obgleich er jede Nadel besonders dem Stempel anpassen muß, in einer Stunde 4000 Nadelstücke, also 8000 N.n, stempeln kann. Bei sehr sorgfältig gearbeiteten N.n mehrer Fabriken bringt man unter dem Oehr einen förmigen Stempel an, und nennt sie darnach signilles à l'y grec. Auf das Stempeln folgt die Durchbohrung der Wand zwischen den beiden beim Stempeln gemachten Eindrücken. Sie geschieht meist durch Knaben mittelst einer kleinen Handpresse. Ebenfalls durch Kinder wird das Spießen der geöhrten N.n ausgeführt, welches darin besteht, daß die geöhrten N.n auf zwei feine Drahtnadeln von 3—4 Zoll Länge gesteckt werden, deren Durchmesser die Größe des Nadelöhres genau entspricht, und den Zweck hat, die Hervorragungen, welche durch das Stempeln zu beiden Seiten der Oehre entstanden sind, mittelst einer Feile durch besondere Arbeiter bequem wegzubringen. Nach dem Abfeilen bricht der Feiler durch ein eigenthümliches Verfahren den Nadelkamm in zwei Hälften, so daß jede Hälfte auf einer Drahtnadel aufgesteckt bleibt. Die während des Stempelns, Oehrens, Spießens und Feilens entstandenen Biegungen werden jetzt durch das Strecken auf dem Streckeisen wieder beseitigt, und zwar geschieht diese Arbeit so schnell, daß von einer einzigen Person in einer Stunde 3000 N.n gestreckt werden können. Um die N.n zu härten, werden sie in regelmäßigen dicken Lagen auf enge Eisenplatten geschichtet, die man auf einem Rost in einen geheizten Ofen bringt. Sobald die Hitze den erforderlichen Grad erreicht hat, öffnet man die Ofenthür und streicht die N.n von der Eisenplatte in eine Art Durchschlag, der mit ihnen in kaltes Wasser oder in Oel gehalten wird. Nach dem Abkühlen im Wasser werden die N.n ganz einfach getrocknet, ist es aber in Oel geschehen, erst in einer alkalischen Flüssigkeit gewaschen. Die getrockneten N. werden dann wieder auf eine eiserne Platte gelegt, von unten erhitzt und durch einander gerührt, bis jede N. nach und nach einen gewissen Grad der Temperatur erreicht hat. Die kleinen Unebenheiten, welche die N.n durch die Erhitzung bekommen haben, werden durch Klopfen derselben auf einem Stahlblocke von äußerst glatter Oberfläche beseitigt. Ist dies geschehen, so wird der Schneerprozeß vermittelst eigener Poliermaschinen vorgenommen. Je feiner die N.n werden sollen, desto öfter wird der Scheuerprozeß wiederholt. Aus dem Schneerraume werden die N.n in die Polirstube gebracht, in welcher sie völlig geglättet und zugleich von denen während des Scheuerns zerbrochenen ausgeschieden werden. Durch eine neuere Verbesserung bringt man Nadelöhre hervor, bei den Zwirn nicht angreifen, was durch das sogenannte Bohren mittelst des Drillbohrers geschieht. In einer Stunde kann man ungefähr 1000 N.n polliren. Die Arbeit des Polirens ist die letzte; aus seinen Händen geben die N.n fertig hervor. Das Verpacken der Nähnadeln geschieht so, daß 25 oder 100 Stück, die durch eine Zählvorrichtung oder mit der Wage abgeschieden werden, in ein blaues oder violettes Papier (Briefchen) eingeschlagen werden, welchem dann die Gattung und Nummer, sowie das Fabrikzeichen aufgeschrieben oder aufgeklebt wird. Beim Versenden der Nähnadeln werden die Briefchen wieder in Bündel und in viereckige Packete zusammengepackt und in gelöthete Zinnkistchen gethan. Bei den englischen N.n gibt es drei Gattungen, die durch das Verhältniß der Länge zur Dicke bestimmt und lange (sharps), mittlere (betweens) und kurze (blunts) genannt werden. Die ersten beiden Gattungen kommen in 12, die letzte in 10 verschiedenen Nummern vor, von denen die höchste jedesmal die feinste Sorte bezeichnet. Besondere Gattungen bilden:

Digitized by Google

die Stopfnadeln, die Tapetennadeln, die Packnadeln, mit dreischneidigen Spitzen, zweiöhrige oder dreiöhrige N.n, die Schuhmachernadeln, mit drei- oder vierschneidiger Spitze, die Sattlernadeln, mit runder Schneide, die chirurgischen N.n, von verschiedener Form, die Perlennadeln, aus feinem Draht mit einem großen Oehre, das durch Umbiegen und Zusammenwinden mit dem untern Ende des Drahtes gebildet wird. Besondere Erwähnung verdienen die N.n mit vergoldeten und versilberten Knöpfen, welche durch Einätzen in entsprechende Metallösungen hervorgebracht werden und den Vortheil darbieten sollen, minder leicht zu rosten. Die Fabrikation der Stecknadeln unterscheidet sich im Ganzen wenig von der der Nähnadeln. Nachdem der dazu verwandte Metalldraht (gewöhnlich Messingdraht) gestreckt und in Stückchen von (zuweilen doppelter) Nadellänge zerschnitten worden, werden diese Stückchen auf dieselbe Weise wie bei den Nähnadeln zugespitzt. Das Eigenthümliche der Stecknadelfabrikation liegt in dem Verfertigen der Nadelköpfe, das meist durch Kinder geschieht. Ein dünner Draht wird durch eine Rolle spiralförmig auf einen dickeren Draht gewunden, dann zu kleinen Stückchen zerschnitten und diese mittelst der sogenannten Wippe auf dem Nadelschaft befestigt (angeköpft, gestämpt). Seltener werden die Köpfe angegossen. Die N.n werden nun in Salzlake oder verdünnte Schwefelsäure gethan, wodurch sie nicht nur gereinigt, sondern zugleich rauh werden, was ihre Verzinnung erleichtert. Zu letzterem Behuf legt man sie in einen Kessel mit einer Auflösung von Weinstein in Wasser und läßt sie mit einer Quantität Zinn in Körnern 2½ Stunden kochen. Sollen eiserne N.n verzinnt werden, so werden sie nebst etwas Salmiak in einen Topf mit schmelzendem Zinn geworfen (abgesotten). Viele N.n werden auch versilbert und vergoldet. Die letzte Arbeit ist das Aufstecken der N.n auf Papier (Nadelbrief), was mit Hülfe eines eigenen Aufsteckapparats geschieht. Auch die Stecknadeln werden nach ihrer Größe und Feinheit durch Nummern unterschieden. Eine besondere Art sind die Insektennadeln, zum Aufstecken der Insekten, sowie zu chirurgischem Gebrauch, die in besonderer Güte zu Karlsbad gefertigt werden. Bei der Fabrikation der Strickn adeln wird zunächst der Draht in erforderlicher Länge abgeschnitten, gerade gerichtet, an beiden Enden etwas zugeschliffen, gehärtet und polirt. Die Haarnadeln werden zunächst behandelt wie die Strickn adeln und dann noch über eine Klammer zusammengebogen; die Schwärzung derselben geschieht durch Leinöl in der Hitze. In neuerer Zeit fertigt man sie auch aus doppelt zusammengewundenem Drahte, um dadurch ein festeres Halten in den Haaren zu bewirken. Die N.n waren schon den Alten bekannt, welche ihre Erfindung der Göttin Bellona zuschrieben; doch bestanden sie anfangs nur aus Holzsplitzen, Fischgräten ꝛc. Auch die Phrygier mußten die N.n kennen, da sie gestickte Gewänder besaßen. Das Nadlerzeugwerk war in Nürnberg 1370, in Augsburg 1406 zünftig. Die meisten und besten N.n werden in England gemacht, vorzüglich in den Fabriken zu Sheffield, Birmingham, Redditch ꝛc. Aber auch in Deutschland werden sehr gute N.n gemacht, Stecknadeln vorzüglich zu Karlsbad und Nürnberg, Nähnadeln zu Schwabach, Nürnberg, Karlsbad, Burtscheid, Aachen und Wien.

Nadelbank (Lajullasbank), Sandbank in Kapland, vom Vorgebirg der guten Hoffnung bis über Kap Patrick hinausreichend; innerhalb derselben, östlich vom Vorgebirg der guten Hoffnung, liegt das Nadelkap (Kap Agulhas).

Nadelerz, nach Glocker ein Lamprochalcit, der derb, eingesprengt und in undeutlichen nadelförmigen Säulen vorkommt, nach Freiß 36,05 Blei, 36,45 Wismuth, 10,59 Kupfer, 16,61 Schwefel, undeutlich spaltbar, mit unebenem Bruch, von 2,5 Härte und 6,1 Gewicht, dunkel bleigrau, stahlgrau, oft gelblich anlaufend, stark glänzend, dunkel und matt im Strich, vor dem Löthrohr auf Kohle sehr leicht schmelzbar, kommt eingewachsen in Quarz in den Goldgängen von Beresow am Ural ꝛc. vor.

Nadelgeld (Spillgeld), die jährliche Summe Geldes, welche der Frau aus dem Vermögen ihres Mannes zur Bestreitung ihrer kleinen Ausgaben für Kleidung, Putz und Leibwäsche ausgesetzt wird. Allgemein üblich ist die Aussetzung von Nadel- und Spillgeldern nur bei Heirathen des hohen Adels, wo sich ihr Betrag nach den Observanzen des betreffenden Hauses, sonst nach besonderen Umständen richtet. Etwas Anderes ist das, was die Frau bei ihrer Verheirathung zur eigenen Disposition und Verwaltung von ihrem Vermögen sich vorbehält (bona receptitia). In manchen Ländern sind die Unterthanen verpflichtet, bei der Vermählung des Erb- oder Landesherrn der jungen Gebieterin (ähnlich der Prinzessinsteuer) gewisse N.er auszusetzen.

Nadelhölzer (Zapfenbäume), Pflanzenfamilie, s. Koniferen.

Nadeln der Cleopatra, die beiden Obelisken zu Alexandrien (s. d.).

Nadelstich, s. v. a. Akupunktur.

Nadermann, Franz Johann, ausgezeichneter Harfenist und Komponist für sein Instrument, 1779 zu Paris geboren, machte Reisen nach England, Deutschland (1802), Schweden und Rußland und erhielt dann die Professur der Harfe am Konservatorium zu Paris, wo er Anfangs 1836 †. Großes Verdienst erwarb er sich durch seine Verbesserungen der Harfe, indem die vervollkommnete Pedalharfe zum größten Theil aus seinen Angaben, nach denen namentlich die Brüder Erard arbeiteten, hervorgegangen ist. Das Verzeichniß seiner Werke zählt weit über 100 Nummern. Seine „Ecole ou Methode raisonnée pour la Harpe“ (1832) galt lange Zeit für das beste Werk seiner Art.

Nadeshdin, Nikolai Iwanowitsch, russischer Schriftsteller, der Sohn eines Dorfpriesters zu Nischni-Bjeloomut im Gouvernement Rjäsan, wo er am 5. (17.) Okt. 1804 geboren war, ward 1815 in das Seminar zu Rjäsan und 1820 in die geistliche Akademie zu Moskau aufgenommen, promovirte 1824 als Magister der Theologie und wurde bald darauf Professor der russischen und lateinischen Literatur am Seminar von Rjäsan. Dieses Amt legte er jedoch schon

1826 nieder, schied zugleich aus dem geistlichen Stande und ging als Hauslehrer nach Moskau, wo er 1831 ein Journal, das „Moskauer Teleskop", gründete, das durch seinen gediegenen Inhalt in der russischen Literatur Epoche machte. Zum Professor der Archäologie an der moskauer Universität ernannt, erregte er durch seinen ausgezeichneten Vortrag allgemeines Aufsehen, machte im Sommer 1832 eine Reise nach Deutschland, Frankreich und Italien und unternahm dann einen archäologischen Ausflug nach der Krimm. Angeblich wegen Krankheit mußte N. indessen sein Lehramt in Moskau aufgeben und sich 1836 nach Wologda zurückziehen, wohnte auch das „Teleskop" sein Ende erreichte. Im J. 1838 begab er sich wieder nach dem südlichen Rußland, wo er mehre Jahre in Odessa verlebte. Hier gab er eine interessante Beschreibung von Bakschiserai unter dem Titel „Das russische Alhambra" (1839) und seinen „Spaziergang nach Bessarabien" (1840) heraus. Im Auftrage der odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer machte er 1840—41 eine große Reise durch das südöstliche Europa, über die er in den Memoiren jenes Vereins Rechenschaft ablegte. Im August 1842 übernahm er die Redaktion des Journals des Ministeriums des Innern zu Petersburg, welches er mit einer Fülle von gediegenen Aufsätzen im Gebiete der Länder- und Völkerkunde bereicherte. Auch betheiligte er sich 1846 an der Gründung der russischen geographischen Gesellschaft, von der er zum Vorsitzenden in der ethnographischen Sektion ernannt wurde. Im J. 1845 zum Staatsrath, 1851 zum wirklichen Staatsrath ernannt, † er, schon lange gelähmt, am 11. (23.) Jan. 1856.

Nadir (Fußpunkt), s. Zenith.

Nadir Schah (Nadir Kuli-Khan), Schah von Persien, geboren 1668 in dem Dorfe Kelat in Khorassan, kam nach dem Tode seines Vaters, eines turkomanischen Befehlshabers, unter die Vormundschaft seines Oheims, entzog sich aber derselben, indem er bei dem Statthalter von Khorassan Militärdienste nahm. Mit dem Kommando über 1000 Reiter betraut, schlug er bei dem Einfall der Usbeken diese nicht nur, sondern erlegte auch mit eigener Hand ihren Anführer. Als man ihm trotz dieser Verdienste bei der Besetzung der Oberbefehlshaberstelle zu Khorassan übergang, sprach er seinen Unmuth offen aus, zog sich aber dadurch die Bastonnade zu, worauf er Anführer einer gefürchteten Räuberbande ward. die bis auf 5000 Mann anwuchs. Als der rechtmäßige Thronerbe in Persien, Schah Thamasp, von der Regierung verdrängt wurde, zog er den gefürchteten Abenteurer an sich und erhielt seinen Beistand gegen Aschraf. N. zeigte sich sehr ergeben, nannte sich mit erheuchelter Demuth Thamasp-Kuli-Khan, d. i. Sklave des Thamasp-Khan, u. wurde 1726 zum General der persischen Armee erhoben, schlug als solcher Thamasps Gegner u. ward mit der Leitung aller Staatsgeschäfte betraut. Als der Schah einen nachtheiligen Frieden mit den Türken schloß, erschien N. 1732 vor den Thoren Ispahans, entthronte den Schah, bemächtigte sich im Namen des jungen Schahs Abbas III. der Regentschaft und begann seine Feldzüge gegen die Türken, die er bei Akderbend (1733) und bei Eriwan (1735) schlug. Nach dem Tode seines Mündels (20. März 1736) von den Großen des Reichs zum König ausgerufen, nahm er den Namen N. an. Seine Regierung war eine fast ununterbrochene Reihe von Kriegen, die er anfangs gegen einzelne aufständische Provinzen seines Reichs, dann aus Eroberungssucht, doch stets mit glücklichem Erfolg, unternahm. Sein glänzendster, aber auch greuelvollster Feldzug war der gegen den Großmogul, dessen Hauptstadt Delhi er eroberte und zerstörte, wobei er 200,000 wehrlose Einwohner niedermetzeln ließ. Ueberhaupt waren unerschütterliche Habsucht und unmenschliche Grausamkeit Hauptzüge seines Charakters. Seine Soldaten behandelte er mit strenger Gerechtigkeit und ging ihnen in Ausübung aller kriegerischen Tugenden stets voran. Dafür waren sie ihm zu ergeben, daß Niemand wagen durfte, ihm die Spitze zu bieten. Selbst der Haß der Geistlichen, welchen er viele Einkünfte entzogen, vermochte nichts gegen ihn. In seiner Lebensweise war er einfach und mäßig, und nur bei festlichen Gelegenheiten zeigte er gern eine ausschweifende Pracht. Die Zeit, welche ihm seine kriegerischen Unternehmungen übrig ließen, widmete er der inneren Verwaltung seines Reichs, das er mit Klugheit, aber eiserner Strenge regierte. Furcht vor Verschwörungen machte ihn gegen das Ende seiner Regierung hin immer argwöhnischer und grausamer. Dies und die Unduldsamkeit, mit der er als Anhänger der sunnitischen Lehre alle Andersdenkenden verfolgte, raubte ihm nach und nach die Liebe des Volks, so daß er der Gegenstand des allgemeinen Hasses ward. Auf Anstiften seines Neffen Ali Kuli-Khan ward er den 20. Juni 1747 ermordet. Er hinterließ einen Sohn, welchen einige seiner Getreuen retteten und nach Semlin brachten, wo er getauft ward. Derselbe trat unter dem Namen Baron von Semlin in russische Dienste und machte den 7jährigen Krieg mit Auszeichnung mit. Mal. J. Fraser, History of Nadir Schah or Kule Khan, emperor of Persia, Lond. 1742.

Nadschedi, Landschaft in Arabien (s. d.).

Nadudvar, Hauptort eines Bezirks in der 3gabolefer Gespanschaft in Ungarn, südwestlich von Debreczin, in fruchtbarer Gegend, mit 6500 Einwohnern.

Näfels, Flecken im schweizerischen Kanton Glarus, am Rautbach, hat ein Schloß, eine schöne Kirche, ein Kloster und 2000 katholische Einwohner und war früher Sitz der katholischen Landgemeinde. Merkwürdig ist N. durch den großen Sieg von 1300 Schweizern über 6000 Oesterreicher am 9. April 1388, der jährlich noch festlich begangen wird. Auf dem Schlachtfeld, an der Stelle der zerstörten alten Burg N., ward 1675 ein Kapuzinerkloster (Mariaburg) erbaut. Hier fanden auch 1799 Gefechte der Franzosen gegen die Oesterreicher und Russen Statt.

Nägel, zugespitzte u. meist mit einem Knopfe versehene Körper von Metall, deren man sich zu verschiedenen Zwecken bedient, namentlich um Gegenstände von Holz an einander zu befestigen. Die N. sind von sehr großer Mannichfaltigkeit theils nach dem Metalle, woraus sie bestehen,

Digitized by Google

theils nach der Verfertigungsart, theils endlich nach ihrer Gestalt und nach dem Gebrauche, der von ihnen gemacht wird. Man verfertigt N. aus Schmiedeeisen, Gußeisen, Kupfer, Messing, Zink, Silber und Gold; sie werden entweder geschmiedet, oder aus Blech mittelst Maschinen geschnitten, oder gegossen, oder aus Draht gemacht. Die größten, beim Schiffbau u. zu Zimmerwerksarbeiten gebrauchten eisernen N. werden auf Wasserhämmern erzeugt; alle übrigen Arten sind Handarbeit. Die Werkzeuge des Nagelschmiedes bestehen hauptsächlich in Amboß, Hammer, Blockmeißel und Nageleisen. Der Nagelschmied bringt den glühenden Eisenstab auf den Amboß, schmiedet schnell das Ende zu einer schlanken Spitze aus, macht in der für die Länge des Nagels bestimmten Entfernung von der Spitze einen Ansatz, indem er diese Stelle über die Kante des Ambosses bringt und oben darauf schlägt, haut auf dem Blockmeißel das Eisen fast ganz durch, wobei über den Amboß hinaus so viel Eisen an dem Hammer bleiben muß, als zum Kopfe erforderlich ist, steckt den Nagel von oben in das Loch des Nageleisens, bricht durch eine einzige Wendung den nur noch lose am Nagel hängenden Eisenstab ab, formt den über die Krone des Nageleisens hervorragenden Theil des Nagels durch wenige Hammerschläge zum Kopfe und wirft endlich den fertigen Nagel heraus. Die Sorten der N. sind sehr mannichfaltig und führen an verschiedenen Orten zum Theil sehr abweichende Namen. Die Verschiedenheiten liegen theils in der Größe, theils in der Gestalt des Schaftes, welcher quadratisch oder flach viereckig, zuweilen in der Nähe des Kopfes rund, übrigens aber vierkantig ist, theils in der Gestalt des Kopfes, der häufig flach, oft zugespitzt, mit 4—8 Flächen schräg abgebacht, oder auch rund ist, zuweilen aus zwei schrägen Lappen besteht, welche wie eine stumpfe Pfeilspitze an dem Nagel sitzen. Besondere Arten sind die Querköpfe, flache Köpfe, aus zwei ovalen Flügeln bestehend, welche nach entgegengesetzten Richtungen vom Nagel ausgehen und gemeinschaftlich in einer gegen denselben senkrechten Ebene liegen, und die sogenannten Düker, N. mit ganz kleinen, aber dicken, von oben her vierflächig abgedachten, zuweilen ganz flachen Köpfen, welche sich wegen ihrer Kleinheit beim Einschlagen in das Holz leicht ganz einsenken lassen. Einige der vorzüglichsten und meist allgemein gangbaren Nägelsorten sind die Schiffnägel (Mühlnägel, Leistnägel), für Zimmerleute, zum Schiff-, Brücken- und Mühlenbau, die Bodennägel, zum Nageln der hölzernen Fußböden, die ganzen und halben Lattennägel, die ganzen und halben Bretnägel (Spundnägel, Verschlagnägel), Schindelnägel, die ganzen und halben Schloßnägel, die Schiefernägel, zum Aufnageln der Schieferplatten beim Dachdecken, die Tünchernägel, die Hufnägel oder Kleppernägel, die Bleinägel, zum Aufnageln bleierner Platten ꝛc., die Kreuznägel, die Koffernägel, die Kratzennägel oder Kardätschennägel, zum Aufnageln der Beschläge oder Garnituren bei Woll- und Baumwoll-Kratzmaschinen, die ganzen und halben Sattelnägel für Sattler, die Schuhnägel, von sehr verschiedener Größe und Form, insbesondere: Absatznägel, Sohlennägel, Schusterzwecken, Absatzzwecken, Absatzstifte, Formstifte ꝛc. Manche kleine Nägelgattungen werden verzinnt, andere mit Leinöl geschwärzt, noch andere blank und glatt gemacht, die meisten aber bleiben in dem rohen Zustande, in welchem der Schmied sie liefert. Die aus Blech geschnittenen N. (Maschinennägel) bleiben hinter den geschmiedeten an Güte zurück. Doch gewährt ihre Fabrikation im Allgemeinen den nicht unerheblichen Vortheil einer Ersparung an Brennmaterial u. einer Verminderung des Eisenabbrandes (Verlustes durch Hammerschlagbildung beim Glühen). Gußeiserne N. werden besonders in England von verschiedenen Sorten verfertigt. Kupferne N. werden hauptsächlich beim Schiffbau gebraucht, um den Kupferbeschlag der Seeschiffe zu befestigen, weil eiserne N. durch elektrische Wirkung leicht zerstört werden. Sie werden theils in Sandformen gegossen, theils mit den gewöhnlichen Handgriffen des Nagelschmieds geschmiedet. Gegossene Bronzenägel zum Aufnageln der Dachschiefer sind den eisernen Schiefernägeln vorzuziehen, weil bei letzteren die Köpfe bald abrosten. Zinknägel finden Anwendung beim Dachdecken mit Zinkblech und überall, wo Zink genagelt werden muß. Sie werden aus Stäbchen, welche von gewalzten Platten geschnitten sind, oder aus starkem Drahte warm geschmiedet und in einem Nageleisen auf die gewöhnliche Art mit den Köpfen versehen. Drahtnägel (Drahtstifte, pariser Stifte) verfertigt man von sehr verschiedener Größe; die größten sind 6—7 Zoll lang, 1/4 Zoll dick, die kleinsten messen 1/4 Zoll in der Länge und etwa 1/40 Zoll in der Dicke. Das gewöhnliche Material der Drahtstifte ist hart gezogener (nicht ausgeglühter) Eisendraht; Stifte aus Messingdraht sind viel seltener, die aus Kupferdraht noch weniger gebräuchlich. Man erzeugt die Spitzen durch Schleifen oder durch Pressen. Die Köpfe sind meist flach, zuweilen aber auch rund, d. h. auf der oberen Fläche linsenartig konvex; selten kommen versenkte Köpfe vor. Man hat seit langer Zeit, besonders in Frankreich, Versuche gemacht, die Drahtstifte ganz durch Maschinen zu verfertigen; allein erst neuerlich hat diese Fabrikationsmethode Verbreitung erlangt. Goldene und silberne N., welche man zum Beschlagen schildpatener Übergehäuse, zur Verzierung feiner Papp- und Lederarbeiten ꝛc. anwendet, sind äußerst kurze Drahtstifte und werden im Wesentlichen wie die eisernen Drahtstifte verfertigt. Die silbernen sind weiß gesotten, die goldenen gefärbt oder vergoldet; beide Arten werden aus stark legirtem Metalle gemacht. Unächte Gold- und Silbernägel sind von Kupfer und versilbert oder vergoldet. Unter Tapeziernägeln versteht man diejenigen N., welche zum Beschlagen gepolsterter Möbel dienen u. große runde, unterwärts hohle Köpfe besitzen. Sie werden theils im Ganzen aus Messing gegossen, dann auf der Oberseite der Köpfe abgedreht, öfters auch mit Goldfirniß gefirnißt, mit Zinn weiß angesotten oder naß versilbert; theils verfertigt man Köpfe und N. abgesondert und löthet sie dann mit Schnellloth zusammen. Im letztern Falle bestehen die Köpfe aus Messingblech, versilbertem Messingblech, Argentanblech, oder plattirtem Kupferbleche, und werden mittelst des Durch-

schnittes verfertigt; die Stifte sind entweder aus Eisen wie gewöhnliche kleine N. geschmiedet, oder es sind Stifte von Eisendraht, deren Spitzen auf dem Spitzringe angefeilt, besser aber gepreßt sind. N. mit gegossenen Köpfen, welche man zum Aufhängen von Bilderrahmen u. dgl. an den Zimmerwänden gebraucht, sind geschmiedete eiserne N., auf welche man große und dicke messingene Köpfe gießt (Bildernägel).

Nägel (ungues), dünne, halbdurchsichtige, gebogene Hornplatten, welche an jedem Finger und jeder Zehe den vorderen Theil der Rückenfläche des letzten Gliedes bedecken. Sie sind dicker, härter und elastischer, als die Lederhaut, in welcher sie an drei Seiten eingesenkt sind, von dichterem Gefüge, besitzen übrigens dieselbe Textur, indem sie aus Epithelmiozellen bestehen. Die Lederhautstelle, auf welcher der Nagel aufsitzt, heißt das Nagelbett. Von diesem Bette wird fortwährend die Nagelsubstanz abgesondert, so daß dadurch der Nagel von hinten nach vorne geschoben und dicker wird. Der hinterste, weichere Theil, die Nagelwurzel (radix unguis), ist fast gänzlich in einer Falte des Corium verborgen. Sie beträgt den 5. Theil der Länge des ganzen Nagels und endigt hinterwärts mit einem konvexen Rande; nach vorn geht sie in den Nagelkörper über, indem ihr vorderes, von der Haut unbedecktes Ende als ein weißer, halbmondförmiger Fleck (lunula) erscheint. Der vordere Theil des Nagels, die Nagelspitze, ragt über die Finger- oder Zehenspitze frei hervor und ist stumpfspitzig, wenn sie nicht beschnitten wird. Beim Embryo entwickeln sich die N. erst im 5. Monat des Lebens. Sie geben den Finger- und Zehenspitzen größere Festigkeit, erleichtern bei ersteren das Ergreifen und Festhalten und erhöhen durch Gegendruck die Empfindlichkeit beim Tasten. Die Krankheiten der N. sind theils solche, welche durch abnorme Vitalität und Struktur, theils solche, die durch veränderte Form und Richtung dieser Theile bedingt oder damit verbunden sind. Die meisten der krankhaften Zustände, welche hierher gehören, sind symptomatische Erscheinungen und Begleiter körperlicher Allgemeinleiden. Der Nagelspalt (fissura unguis) ist eine vom freien Rande des Nagels nach dessen Wurzel fortlaufende Spaltung des Nagelgewebes, welche durch Schnitte, Quetschungen ꝛc., aber auch durch Allgemeinleiden des Körpers, als Weichselzopf, Syphilis ꝛc., entstehen kann. Die Entzündung des Nagelbetts (Onychia maligna) bewirkt in der Regel eine Verunstaltung des Nagelgliedes, indem es in eine unförmliche, knollige Masse verwandelt wird. Die allgemeinen Ursachen bestehen in Dyskrasien, wie in herpetischer, besonders aber syphilitischer Dyskrasie. Die Behandlung hat im Allgemeinen unter Berücksichtigung der Ursachen Bekämpfung der Entzündung und Verschwärung der Nagelmatrix zum Zwecke. Bleibt diese Behandlung ohne Erfolg, so besteht das Kurverfahren darin, daß man den Nagel, nachdem man ihn von den Weichtheilen möglichst befreit hat, auftreibt oder sammt der Nagelmatrix ausschneidet. Der Nagelzwang (Einwachsen des Nagels in das Fleisch, incarnatio unguis) ist diejenige Krümmung des Nagels, welche mit Einsenkung des äußern oder innern Nagelrandes in die an ihm anliegenden Weichtheile verbunden ist und in Folge dieser Einsenkung Entzündung und Eiterung derselben bewirkt, die sehr schmerzhaft ist, bei längerer Dauer des Uebels schwammige Excrescenzen erzeugt, die sich über den Nagelrand hinüberlegen und über Theil bedecken, und sogar auf die Knochenhaut und den darunter liegenden Knochen übergehen und im ungünstigen Falle, wenn ihr nicht zeitig begegnet wird, Nekrose zur Folge haben kann. Die hauptsächliche Ursache liegt jedenfalls in dem Drucke, welchen die große Zehe, wo das Uebel am häufigsten vorkommt, durch enge Fußbekleidung erleidet. Einige nehmen eine besondere Dispositon, besonders durch Skrophuln, Gicht und Weichselzopf, zu dem Uebel an. Dasselbe kann in der Regel nur durch eine ziemlich schmerzhafte Operation gehoben werden und kehrt sehr leicht früher oder später wieder. Das Nagelgeschwür (Panaritium subungue) ist ein Geschwür an der Finger- oder Zehenspitze, welches den Nagel in Mitleidenschaft zieht, so daß er oft gänzlich verloren geht, und einer sehr sorgsamen Behandlung bedarf. Die Verkrümmung der N. (Curvatura unguium, Onychogryphosis) ist diejenige abnorme Beschaffenheit der N., die sich durch eine ungewöhnlich starke Konvexität derselben und haken- oder krallenförmige Krümmung über die Spitzen der Finger und Zehen hinaus kundgibt. Man beobachtet sie nicht selten bei alten Leuten, dann an den Zehen Derjenigen, welche an dyskrasischen, vorzüglich aber arthritischen Fußgeschwüren leiden, und bei Phthisikern, bei welchen die Verkrümmung der N. meist mit einer Anschwellung des letzten Fingergliedes verbunden ist. Bei der Verdickung und Verwandlung der N. in hornartige Auswüchse (Onychophyma) sind die N. bisweilen in dem Grade verdickt und verlängert oder in Auswüchse verwandelt, daß sie mehr oder weniger Aehnlichkeit mit Thierhörnern haben. In manchen Fällen sind diese Verbildungen nach Kontusionen oder sonstigen Verletzungen des Nagelgliedes entstanden, in anderen soll Unreinlichkeit und die verabsäumte Verkürzung der N. die Veranlassung gewesen seyn. Wahrscheinlich stehen auch sie mit einer innern Krankheitsursache in Verbindung. Die Behandlung besteht bei übrigens gesunden Personen darin, daß man den über die Finger- oder Zehenspitzen hervorragenden Theil der verdickten und verlängerten N. abschneidet. Die Erweichung der N. (Mollities unguium s. Onychomalacia) erscheint bald als eine für sich bestehende, bald als Komplikation einer Krankheit, im letzteren Falle öfters als Symptom innerer Krankheitszustände, namentlich der Skrophulosis, Syphilis, Chlorosis und des Skorbut. Die Behandlung muß die möglichste Beseitigung der Ursachen, in sofern sich diese überhaupt mit Bestimmtheit erkennen lassen, zum Zwecke haben. Der Nagelgrind (Crosio unguium, Tinea unguis), der bisweilen als Folge sehr langsam verlaufender Entzündungen und Verschwärung des Nagelbettes, sodann in Begleitung des Weichselzopfes, des Aussatzes, der Elephantiasis, inveterirter Psoriasis, der Radesyge, des Pellagra,

Digitized by Google

der **Impetigo scabida** und anderer chronischen Hautkrankheiten beobachtet wird, ist eine Degeneration der N., wobei diese zerfressen, rissig, gekrümmt werden oder anschwellen und sich verdicken oder gänzlich abfallen. Das Abfallen der N. (Lapus unguium, Onychoptosis) ist wohl immer eine sekundäre Erscheinung, hervorgerufen durch Entzündung des Nagelgliedes, des Nagelbettes oder des Nagels selbst, nicht selten auch durch allgemeine Krankheitszustände; auch sollen manche Gifte das Aus- oder Abfallen der N. bewirken können. **Nebnagel** oder **Nietnagel** (Reduvia) nennt man ein kleines, mit dem einen Ende abgelösten Stückchen der Oberhaut, welche die Nagelwurzel überzieht. Das an und für sich geringe Uebel kann eine sehr schmerzhafte Entzündung veranlassen, wenn man bei der gänzlichen Lostrennung dieser Hautstreifchen nicht vorsichtig verfährt.

Nägele, 1) **Franz Karl**, ausgezeichneter Geburtshelfer, am 12. Juli 1778 zu Düsseldorf geboren, wo sein Vater Direktor der damals bestehenden medicinisch-chirurgischen Schule war, wurde im dasigen Jesuitenkollegium so trefflich unterrichtet, daß er bald die Stelle eines Prosektors und Repetitors an der genannten Lehranstalt versehen konnte. Um seine Studien zu vollenden, begab er sich nach Straßburg, Freiburg u. Bamberg, bildete sich durch Reisen und den Besuch größerer medicinischer Anstalten weiter aus und ließ sich später in Barmen als praktischer Arzt nieder, wo er Physikus, Munizipalrath und Mitvorsteher einer durch ihn theilweise ins Leben gerufenen Armenanstalt ward. Im J. 1807 als außerordentlicher Professor nach Heidelberg berufen, erhielt er, von jeher der Geburtshülfe ganz besonders zugewandt, 1810 die ordentliche Professur derselben und das Direktorium der Entbindungsanstalt. Man ernannte ihn 1815 zum Hofrath, später zum Geheimenrath. In seiner letzten Lebenszeit körperlich leidend, † er den 21. Jan. 1851. N. hat sich im Fache der Geburtshülfe einen ausgezeichneten Ruf erworben. Von seinen Schriften sind besonders beachtenswerth: „Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechts" (Mannh. 1812); „Ueber den Mechanismus der Geburt" (2. Aufl., daf. 1822); „Das weibliche Becken" (Karlsr. 1825, 2. Aufl. 1850); „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen" (8. Aufl., Heidelb. 1850); „Das schräg verengte Becken nebst einem Anhange über die wichtigsten Fehler des weiblichen Beckens überhaupt" (Mainz 1839). Seit 1825 war er Mitherausgeber der „Heidelberger Klinischen Annalen".

2) **Hermann Franz Joseph**, Sohn des Vorigen und gleichfalls als geburtshülflicher Schriftsteller bekannt, 1810 zu Heidelberg geboren, habilitirte sich 1835 als Privatdocent daselbst, wurde 1838 außerordentlicher Professor, später Kreisoberhebarzt und † den 5. Juli 1851. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Die Lehre vom Mechanismus der Geburt" (Mainz 1838); „Die geburtshülfliche Auskultation" (daf. 1838); „Commentatio de causa quadam proximo pauciculi umbilicalis in partu" (Heidelb. 1839); „Lehrbuch der Geburtshülfe" (3. Aufl., daf. 1850, 2 Bde.).

3) **Maximilian**, Bruder des Vorigen, seit 1846 Privatdocent der Rechte in Heidelberg, † 1852, machte sich durch „Studien über altitalisches Rechtsleben" (Heidelb. 1849) bekannt.

Nägeleinpfeffer, s. v. a. Gewürznrote, Eugenia Pimenta.

Nägeli, Hans Georg, verdienter Komponist, praktischer Lehrer und Theoretiker der Musik, 1773 zu Wetzikon im Kanton Zürich geboren, errichtete daselbst 1791 eine Musikhandlung und stiftete 1805 das zürcher Singinstitut, das sich 1824 auflöste. Von Pestalozzi 1809 aufgefordert, schrieb er mit Mich. Traug. Pfeiffer die „Gesangbildungslehre nach pestalozzi'schen Grundsätzen". Von 1819—25 machte er Reisen durch Süddeutschland, auf welchen er Vorlesungen hielt, welche er nachher 1826 gedruckt herausgab, und gründete 1828 in Zürich den musikalischen Frauenverein (Singverein). Später wurde er Mitglied des zürcher Erziehungsrathes, der helvetischen und zürcher gemeinnützigen Gesellschaft und 1835 des großen Rathes, 1833 Präsident der schweizerischen Musikgesellschaft in Zürich, wo er den 26. December 1836 †. Seine Verdienste als Komponist bestehen vorzüglich in kleineren Arbeiten für den Gesang, dem er überhaupt sein ganzes künstlerisches Talent und seine geistige Kraft widmete. Er schrieb eine lange Reihe von Motetten u. dgl. Sachen, namentlich aber viele Lieder, die in Sammlungen erschienen. Auch als Kritiker leistete er Vorzügliches, wie die vielen Aufsätze in der leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung beweisen. Als praktischer Lehrer erwarb er sich große Verdienste, vorzüglich durch die Stiftung der genannten großen Gesangschule in Zürich, von welcher aus sich reicher Segen über die ganze Musikkultur der Schweiz verbreitete und in Folge deren er auch seine Gesangschulen schrieb. Er war es, der zuerst durch seine Verzeichnisse, die mit großer antiquarischer Kenntniß verfaßt sind, eine gewisse Wissenschaftlichkeit in den Notenhandel brachte und der zuerst bei seinen Notenausgaben mit Gediegenheit des Inhalts ausgezeichnete typographische Schönheit verband. Ein Beispiel dafür ist das seit 1800 erschienene „Repertoire des clavecinistes".

Nägelsbach, Karl Friedrich, verdienter Philolog und Schulmann, 1806 zu Wöhrd bei Nürnberg geboren, besuchte die Gymnasien zu Baireuth und Ansbach und studirte seit 1825 zu Erlangen Philologie und Theologie. Nach vollendeten Studien wendete er sich dem Lehrfach zu, ward 1827 Professor der ersten Gymnasialklasse zu Nürnberg und folgte 1842 einem Ruf als ordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Erlangen, wo er als Lehrer wie als Direktor des philologischen Seminars eine ausgezeichnete Thätigkeit entwickelte und den 21. April 1859 †. Als Schriftsteller machte er sich besonders bekannt durch „Die Anmerkungen zur Ilias" (Nürnberg 1835, 2. Aufl. 1850), eines der trefflichsten Hülfsmittel für das Verständniß der homerischen Gedichte; seine „Lateinische Stylistik für Deutsche" (daf. 1846, 3. Aufl. 1858), „Die homerische Theologie" (daf. 1840) und „Die nachhomerische Theologie" (daf. 1857), in denen er die theologische Grundlage der an-

tiken Religionen und das Verhältniß der antiken Welt zur christlichen Offenbarung zu erörtern suchte.

Näherrecht, s. Retrakt.

Nähmaschine, von dem Amerikaner Howes erfundene Maschine, die ein Stück Zeuch auf das andere näht. Sie arbeitet mit zwei Nadeln, einer geraden, die sich senkrecht auf und nieder, und einer halbkreisförmigen, die sich horizontal bewegt. Beide haben das Oehr dicht an der Spitze und rollen den Faden von einer Spule ab. Das Tuch schiebt sich vorwärts mit einer Geschwindigkeit, die der Bewegung der Nadeln entspricht. Die beiden Stücke Tuch oder die beiden Ränder desselben Stückes, die aufeinander genäht werden sollen, werden zwischen zwei dünne horizontale Metallplatten gelegt, deren untere etwa einen Quadratfuß groß und fest, die obere nur einige Quadratzoll groß und beweglich ist. Eine spiralförmige Feder drückt die obere Platte fest auf das Tuch, schiebt aber zugleich dasselbe ruckweise vorwärts, jedesmal um die Entfernung eines Stiches, die durch eine Schraube beliebig regulirt werden kann. Wird die Maschine in Bewegung gesetzt, so thut die senkrechte Nadel, die an einer Stampfe steckt, einen Stich von oben nach unten, durch das obere Plättchen, das an der Stelle ein kleines Loch hat, durch die beiden Tuchlagen und durch die untere Platte, die an der Stelle etwa thalergroß ausgeschnitten ist. Da das Oehr dicht an der Spitze sitzt, so nimmt die Nadel den Faden mit hindurch. Dann geht sie durch dasselbe Loch, das sie gestochen hat, nach oben zurück. Der Faden kann ihr aber nicht so schnell folgen, weil die Friktion des Tuches gegen ihn stärker ist, als gegen die glatte Nadel. Es bleibt also unterhalb des Tuches eine kleine Schleife des Fadens zurück, in welche in dem Augenblick, wo sie entstanden ist, die horizontale Nadel, die in dem thalergroßen Ausschnitt sichelartig hin und her geht, sich einschiebt. Die senkrechte Nadel wird immer weiter gehoben, zieht also den zurückgebliebenen Faden nach sich und dadurch die Schleife zusammen, bis er die horizontale Nadel ganz fest umfaßt. Dann bewegt sich die horizontale Nadel zurück, läßt nun aber auch ihrerseits eine Schleife zurück. Der Mechanismus, namentlich die Stellung und Bewegung der horizontalen Nadel, sind so eingerichtet, daß die von ihr hervorgebrachte Schleife nach der Richtung zuſteht, in der die Naht fortgehen soll. Jetzt schiebt die Spiralfeder das Tuch um einen Stich vorwärts, die senkrechte Nadel geht wieder hinab durch das Tuch und durch die Schleife und läßt wieder eine Schleife zurück. In diese greift wieder die horizontale Nadel ein, und so fort. Die senkrechte Nadel macht in der Minute 800 Stiche, und zwar ist die Naht außerordentlich fest. Sich selbst überlassen, näht die Maschine in gerader Linie; es bedarf aber nur einer leichten Drehung des Tuches, um alle möglichen krummen Linien hervorzubringen. Zur Drehung der Kurbel gehört ein sehr mäßiger Kraftaufwand. Man hat gegen die Arbeit der Maschine eingewandt, daß die ganze Naht in Gefahr geräth, wenn ein Stich durchschnitten ist. Dieser Uebelstand ist vermieden in einer anderen, die von Hopkins und Siebert patentirt und ebenfalls von Amerika eingeführt worden ist. An ihr ist die untere, wagrechte Nadel durch ein Webers chiffchen ersetzt, das jeden Stich durch einen Knoten befestigt.

Nähnadel, s. Nadel.

Nämets, sehr feine und theure persische Teppiche, ganz aus Kameelgarn oder feinen Ziegenhaaren, welche in der Provinz Kerman, vorzüglich zu Sistan in den lebhaftesten Farbenschattirungen gewebt und zuweilen noch über Rußland oder über Smyrna nach Europa kommen.

Naemi, Elimelechs Weib, Mutter der Ruth (s. d.).

Nänien, Lieder zu Ehren der Verstorbenen, die in der ältesten Zeit, als man die Todten noch im eigenen Hause beisetzte, von den einzelnen Gästen beim Leichenschmause gesungen wurden. Seitdem man die Bestattung außer dem Hause vornahm, mußten die N. auf die Leichenprozession oder auf die Stätte des Verbrennens verlegt werden. Gesungen wurden sie ursprünglich von den Hinterbliebenen, also besonders von den Kindern des Gestorbenen. Waren keine Verwandte vorhanden, so sangen die N. bezahlte Klageweiber (praeficae), auf die in Folge der Abnahme der Pietät allmählig das Geschäft überging. Da diese Lieder von den Weibern meist selbst verfertigt wurden, so waren sie in der Regel ganz sinnlos, und daher kam es, daß man das Wort Nänie oft für jedes ungereimte und gehaltlose Lied oder für einen weinerlichen Gesang überhaupt gebrauchte. Auch war Nänie der Name der Klagegöttin selbst, die beim Begräbnisse der Greise angerufen wurde und außerhalb der Stadt Rom vor dem viminalischen Thore einen Tempel hatte.

Näskonger, die alten norwegischen Seekönige.

Näſſe, s. v. a. Feuchtigkeit.

Návius, Enejus, einer der ältesten römischen Dichter, aus Kampanien gebürtig, von Geburt ein Grieche, kam früh nach Rom, nahm am ersten punischen Kriege Theil und brachte 231 v. Chr. sein erstes Stück zur Aufführung. Da er die Nobilität, namentlich die Meteller und Scipionen, wegen ihrer Hinneigung zu griechischer Sitte angriff, ward er von dem Konsul Metellus angeklagt (206 v. Chr.), verurtheilt und mit einer Gefängnißstrafe belegt. Er wurde zwar durch Hülfe der Volkstribunen wieder frei, aber bald darauf, als er in seinen alten Ton zurückfiel, durch Ausschaffung verbannt. Er begab sich nach Utica, wo er 204 †. N. ist der letzte Dichter des reinen Nationalthums, ein eiserner, zäher Charakter, ganz in der Gegenwart lebend und für sie streitend, die Freiheit über Alles schätzend. Seine dichterische Thätigkeit war fast ausschließlich der Bühne gewidmet. In der Tragödie hat er nichts Namhaftes geleistet; fruchtbarer und selbstständiger war er auf dem Gebiete der Komödie. Seinen Lustspielen liegen griechische Originale zu Grunde, von welchen N. die stereotypen Figuren und das eigentliche Gerippe des Stücks nahm, die er aber mit Freiheit u. Selbstständigkeit verarbeitete. N.s

Digitized by Google

größtes Werk ist sein im saturnischen Versmaße verfaßtes Gedicht „De bello punico," wodurch er zugleich als der erste eigentliche römische Epiker erscheint; Kommentare schrieben zu diesem Epos außer Lampadio auch Cornelius u. Virgilius. Im 13. Jahrhundert sollen die Gedichte des N. noch sämmtlich existirt haben. Die neuesten Bearbeitungen der Fragmente und des Lebens von N. sind von Bothe in „Poetarum latinorum scenicorum fragmenta" (Bd. 2, Halberst. 1824), A. Schütte (De Cneo Naevio poeta, Würzb. 1841), F. Klußmann (Cn. Naevii poetae romani vitam descripsit etc., Jena 1843).

Nagah, Gebirgsvolk in Hinterindien, an der Grenze von Birma und Assam, das Ingwer, Piment, wilden Thymian, Wachs, Betel und Elephantenzähne in den Handel bringt.

Nageia, Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, unterschieden von Myrica *L.* durch den vierblätterigen Kelch, die einsamige Pflaume mit 2 Griffeln u. den Samen mit Eiweiß. N. japonica Gärtn., Myrica Nagi *Thunb.* ist ein Baum in Japan, mit länglichslanzettförmigen u. paarigen, lederigen Blättern, drei bis vier weißlichen, zollangen Kätzchen in den Achseln und dunkelrother, aber unschmackhafter Pflaume. Der Baum wird für eine gute Bedeutung gehalten und daher auf den Wäldern häufig in die Städte verpflanzt.

Nagel u. Zusammensetzungen, s. Nägel.

Nagel, die Blinzhaut bei Pferden, welche die Gestalt eines Fingernagels hat und in einer Falte der Bindehaut liegt. Sie darf bei einem schönen Pferde nur wenig hervorstehen und muß ganz dünn und scharf seyn. Ragt sie weit und als ein dicker Rand hervor, so kann dies Augenentzündung veranlassen, sowie es auch Folge von einer solchen seyn kann. Früher pflegten die Roßärzte eine solche Blinzhaut wegzuschneiden (Nagelschneiden), zu welchem Behufe man ein Stückchen Silber unter dieselbe schob und sie mit einem eingestochenen Faden hervorzog.

Nagelstein (Nagelfluh), ein Trümmergestein in den tyroler und schweizer Alpen, in welchem verhärteter Thon eine Menge verschieden gefärbter Kiesel so verkittet, daß eine Sprungfläche lauter Nagelköpfe darzustellen scheint; s. Molassegruppe.

Nagelkraut, Pflanzengattung, s. v. a. Lysimachia Nummularia *L.*

Nagelschrift, s. v. a. Keilschrift.

Nagethiere (Potentiere, Prensiculantia *Ill.*, Glires *L.*, Rosores *Cuv.*), eine große, zugleich aber auch natürliche Ordnung der Säugethiere, die im Allgemeinen niedriggestellte, meist dickleibige Thiere umfaßt, welche die geringste Körpergröße unter den Säugethieren erreichen, indem das größte unter ihnen (das amerikanische Wasserschwein) die Länge von 4 Fuß nicht überschreitet, während die Körperlänge der kleinsten auf 2 Zoll herabsinkt. Das Haarkleid ist meist ein doppeltes, indem die Grundwolle von den Stachelhaaren überragt wird. Die Grundwolle vieler ist von äußerster Feinheit und dadurch der Anlaß zur Jagd dieser Thiere; die Stachelhaare erscheinen in verschiedenen Modifikationen, meist von mittlerer und über den ganzen Körper gleicher Länge und locker anliegend. Die Farben der Haare beginnen mit dem rein Weißen und gehen einerseits durch alle Nüancen des Gelben bis zum Goldgelben, Rostrothen und Braunen, andererseits durch die Nüancen des Grauen (schwarz und weiß geringelt) bis zum tief Schwarzen. Im Ganzen herrschen düstere und meist unreine Farben vor, die aber oft in ausgezeichneter Regelmäßigkeit vertheilt sind. Vorzüglich entwickelt finden sich in dieser Ordnung die Tasthaare, die namentlich bei Echinchilla fast die Körperlänge überragen und überdies als seltene Ausnahme nicht einfarbig, sondern schwarz und weißbunt sind. Die Haut der N. ist dünn und gibt kein Leder; sie dient nur als Unterlage des Pelzes. Der Kopf ist fast durchgängig verhältnißmäßig groß, indem er meist dem Rumpfe an Stärke wenig nachsteht, zuweilen sogar breiter ist, als der Rumpf. Im Allgemeinen ist er rundlicher, als bei den meisten anderen Säugethieren, was noch mehr hervortritt durch die Kürze und Abstumpfung der Schnauze, die nur bei wenigen sich etwas verlängert. Während meist die Schnauzenspitze von der Nase eingenommen wird, tritt der Mund mit gespaltener Oberlippe unter die Schnauzenspitze zurück, und die kurze Unterlippe vermag nicht die vorstehenden Nagezähne zu bedecken. Höchst merkwürdig ist die Behaarung der innern Backenfeite bei dem Hasen, ein Phänomen, das sich in keiner andern Säugethierordnung wiederholt, während das häufige Vorkommen von Backentaschen sich schon bei den Affen findet. Die N. haben oben u. unten 2 oder oben 4, unten 2 Vorder-, auf jeder Seite oben und unten von 2 bis oben 6, unten 5 Backenzähne, die von den Vorderzähnen durch eine große Lücke getrennt sind. Die Vorderzähne, wegen ihres Gebrauchs Nagezähne genannt, sind das wesentlich Charakteristische der ganzen Ordnung. Sie sind gebogen, lang, rundlich oder mehrkantig, glatt oder gefurcht, und zwar gewöhnlich nur die des Oberkiefers, an der Spitze meißelartig zugeschärft. Die Krone ist auf der Außenseite mit einer dicken Schmelzlage, meist von gelbbrauner Farbe, bedeckt, die Wurzel, die besonders im Unterkiefer oft bis in den Gelenkfortsatz reicht, ist hohl, wie bei den Stoßzähnen der Elephanten und der Schweine. Sind die Zähne an der Spitze abgenutzt, so wachsen sie durch immer weitere Apposition von Zahnsubstanz an die innern Wände der Höhle durch den konischen Zahnkeim fort, was bei zufälliger Abwesenheit oder Beschädigung des andern Zahnes bis zu Monstrosität des übriggebliebenen geschieht. Die Backenzähne sind theils einfache, nämlich höckerige und mit Wurzeln versehene, theils zusammengesetzte, d. h. solche, die aus Schmelzringen (Schmelzinseln) oder Schmelzlamellen bestehen, welche durch den Kitt mit einander verbunden sind. Diese Zähne sind wurzellos (Mäuse, Biber, Hasen ꝛc.) und stecken sehr tief im Kiefer, so daß nur ein sehr kleiner Theil derselben hervorragt. Das Auge der N. steht nicht sehr tief an der Seite des Kopfs und ist bald der Nasenspitze, bald dem Ohre genähert. Der Augapfel ist kugelig mit dunkler Iris, meist ansehnlich groß, doch auch wieder auffallend klein, bis er endlich bei der Blindmaus nur noch die Größe eines Stecknadelkopfs behält und zum

Sehen völlig untauglich wird, da die Kopfhaut sich nicht in Augenlider spaltet, sondern ununterbrochen und mit voller Behaarung über den Augapfel hinwegläuft. Die übrigen haben die gewöhnlichen Augenlider der Säugethiere, und nur beim Hasen sind sie zu klein, als daß sie den ganzen Augapfel zu bedecken vermöchten. Die Ohrmuschel ist bald groß, bald klein, bald ganz, bald der Form nach bald elliptisch, bald rundlich, bald dicht und an der Spitze pinselförmig, bald sparsam, bald gar nicht behaart. Der Hals ist meist äußerst kurz und nur selten viel dünner, als der Kopf, überall aber drehrund. Der Rumpf ist fast immer gedrungen, theils gleich dick, theils nach hinten am stärksten entwickelt und deshalb und wegen der längeren Hinterbeine in der Regel hier höher als vorn. Am Bauche der weiblichen Thiere finden sich mehre (1—4) Paare von Saugwarzen, die bei Chinchilla auffallend an die Bauchseiten in die Höhe gerückt sind. Das Weibchen der Springratte hat eine Bauchtasche, die jedoch die Zitzen nicht umschließt, während beim Flughörnchen diese Faltung der Haut weiter hinaufgerückt ist und die behaarte Flughaut bildet, welche aber nur als Fallschirm dient. Der Schwanz fehlt bei der Windmaus und dem Meerschweinchen, bei den übrigen Nn. erscheint er in äußerst verschiedener Gestalt, indem er theils von fast verschwindender Kürze bis über Körperlänge sich vergrößert, theils drehrund oder platt, theils behaart oder nackt, theils endlich schlaff oder aufgerichtet und beweglich ist und endlich bei der Kletterratte selbst zum Greifschwanze wird. Im Allgemeinen ist die Dicke des Schwanzes verhältnißmäßig bedeutender, als bei den meisten andern Säugethieren, wodurch er bei manchen ein wesentliches Unterstützungsorgan des Körpers wird. Die Behaarung des Schwanzes ist bei den Langschwänzigen immer eine längere, als die des Körpers, u. zwar theils eine gleichmäßige, theils eine ungleichmäßige, indem sie gegen das Ende länger wird u. meist eine Endquaste bildet. Die nackten Schwänze sind insgesammt schuppig, und zwischen den Schuppen von verschiedenster Form und Größe stehen einzelne kurze Haare oder auch Borsten. Aufgerichtet ist der Schwanz nur bei dem Hasen. Die Extremitäten sind in der Regel kurz und schwach, aber fast durchgängig sind die hinteren, der stärkeren Entwickelung des hinteren Rumpftheils entsprechend, mehr entwickelt, länger und stärker als die vorderen. Bei vielen sind sie ganz behaart, bei den Hasen sogar auch die Fußsohlen, bei vielen anderen dagegen, namentlich bei den eigentlichen Mäusen, bleiben die Füße nackt. In der Regel haben die Vorderfüße 4 freie Zehen mit einem Daumenstummel auf der Innenseite, und nur das Fingerthier und der Schinz haben wirklich die 5. oder Daumenzehe. Alle Zehen sind (ausgenommen die Daumenstummel) mit Krallen versehen, die jedoch schwächer sind, als die der Hinterfüße, und bei den Subungulaten dick, stumpf und fast hufartig werden. Die Vorderfüße berühren beim Gehen den Boden nur mit den Zehen und dienen außerdem zum Wühlen und zum Festhalten (prensiculare) der Nahrung. Bei manchen Nn. namentlich den Dipoden, sind sie fast verkümmert. Die Hinterfüße berühren, obgleich sie keine eigentliche Sohle besitzen, doch mit der ganzen Unterseite des Fußes den Boden, so lange das Thier ruht oder sich nur langsam bewegt; sobald aber die Thiere ihre saurende Stellung aufgeben und sich zum Laufe oder Sprunge strecken, berühren auch die Hinterfüße nur noch mit den Zehen den Boden. Die Hinterfüße haben meist 5 Zehen. Die Krallen sind hier in der Regel stärker, sonst denen der Vorderzehen gleichartig, oder auch ungleichartig. Die Hinterfüße sind demnach die eigentlichen Bewegungswerkzeuge der Nn., mit denen sie laufen, springen u. schwimmen. Der innere Bau der N. zeigt in Bezug auf das Skelet einen Schädel mit besonders entwickeltem Antlitztheile, während der Schädeltheil sehr zurücktritt. Im Allgemeinen ist der Kopf länglich und ziemlich niedrig, die hintere Fläche meist steil und durch einen scharfen Rand rechtwinkelig in die obere übergehend. Die Schlafgrube stößt mit der Augenhöhle frei zusammen, wodurch ebenso wie durch die Beschaffenheit der unteren Schädelfläche eine große Aehnlichkeit mit dem Vogelschädel entsteht. Der Gelenkfortsatz des Unterkiefers ist in die Länge gezogen und erlaubt allein die stoßende Bewegung des Nagens. Die Wirbelsäule und die zu ihr gehörigen appendikulären Skelettheile zeigen keine wesentlichen Abweichungen. Auch die Muskulatur bietet, mit Ausnahme der Hautmuskeln bei der Fledermaus, nichts Auffallendes dar. Das Nervensystem gibt in dem Mangel der Gehirnwindungen einen neuen Vergleichungspunkt mit den Vögeln. Das Ernährungssystem hat einen meist einfachen, selten eingeschnürten Magen und einen der Pflanzennahrung entsprechenden sehr langen Darm. Das Gefäßsystem und das Athemsystem zeigen in ihrem Bau keine auffallende Abweichung von der allgemeinen Regel; beste größere aber in ihren Funktionen bei den Winterschläfern, von denen die ächten vorzugsweise und in der größten Zahl dieser Ordnung angehören. In diesem Zustande des Winterschlafs dauert anfangs das Athmen fort, aber langsam und unmerklich, so daß das Murmelthier 7—8mal, die große Haselmaus 9 bis 10mal in der Minute athmen. Im tiefsten Erstarrungsschlaf aber ruht das Athmen gänzlich, und die Thiere können dann selbst in irrespirable Gasarten gebracht werden, ohne daß es ihnen schadet. Die Stimme der meisten N. ist eine pfeifende u. quiekende; nur bei einigen ist sie knurrend (Eichhörnchen), kläffend (Prairiehund) oder grunzend (Hystrix). Unter den Sinnen scheinen der Tastsinn u. der Gehörsinn überwiegend entwickelt zu seyn. Denn wenn auch viele ein großes und vorstehendes Auge besitzen, so ist doch schon die durchgängige Kleinheit der Thiere, die nur selten durch einen hohen Aufenthaltsort ausgeglichen wird, ein hauptsächliches Hinderniß des Fernsehens, und die Erfahrung lehrt auch zur Genüge, daß die N. sämmtlich schlecht sehen. Auch der Geschmackssinn und der Sinn des Geruchs scheinen im Allgemeinen nur unbedeutend entwickelt zu seyn. Häufig ist bei ihnen, was Nachbarschaft und Beckerhaftigkeit genannt wird, nur Gefräßigkeit und selbst Mathwille. Dagegen deuten die überall ansehnlichen Tastharre, die in dieser Ordnung verhältnißmäßig am größten erscheinen, auf

Digitized by Google

den besonders vollkommenen Tastsinn, und das Ohr ist wenigstens bei den oberirdisch lebenden N. durchgängig sehr stark entwickelt und wird auch von ihnen vorzugsweise zur Aufnahme der äußeren Wahrnehmungen gebraucht. Die unterirdischen Thiere dieser Ordnung bedürfen wegen des dichten Mediums, in dem sie leben, weniger der ausgebildeten Ohrmuschel, die ihnen in ihren engen Gängen theils nutzlos, theils nur hinderlich gewesen seyn würde. Was die übrigen Lebenserscheinungen der N. anlangt, so nehmen sie ihre Nahrung vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche, und zwar wählen sie eben so welche wie harte Pflanzentheile, Blüthen, Körner, Früchte, Blätter, Rinden, Wurzeln ꝛc.), indem sie die ersteren abschneiden, die letzteren durch Nagen zerkleinern und mundgerecht machen und dabei auch die härtesten Stoffe mit ihren scharfen Zähnen angehen, indem sie stoßweise verfahren und die harten Körper gleichsam zermeißeln. Die Mäuse benagen sogar Blei. Allein so wenig, als diese sich dieß mit Pflanzennahrung begnügen, sondern eigentlich alles Genießbare verzehren, eben so wenig beschränken sich viele andere N. auf die Vegetabilien. So ist es bekannt, daß Mäuse und Ratten seine Schweine annagen, daß die letzteren sich unter einander anfressen, daß sie junge Vögel verzehren, daß Eichhörnchen nicht selten junger Vögel sich bemächtigen, eben so die Hamster, die Wasserratten ꝛc., wogegen andere, wie z. B. der Biber, von dem Verdachte des Fleischfressens ganz freigesprochen werden müssen. Zum Munde bringen viele ihre Nahrung mit Hülfe der Vorderpfoten, während andere, namentlich jene, denen die Schlüsselbeine abgehen, mehr ihre Nahrung abweiden. Fast die meisten N., selbst die Winterschläfer, legen Wintervorräthe an, die oft sehr bedeutend sind. So sammelt der Hamster, der in jede seiner Backentaschen 1000 Körner fassen kann, für den Winter wenigstens 12 Pfund (nach Einigen selbst bis 100 Pfd.) Getreide, das Murmelthier Heu in seinem Bau, während das Schoberthier 3—6 Fuß hohe Heuhaufen vor seiner Wohnung aufrichtet. Ihrer Nahrung, überhaupt ihren Verrichtungen geben die wenigsten N. am Tage nach. Nur das Eichhörnchen, die Familie der Subungulaten und einige Dipoden sind wahre Tagthiere, während alle übrigen Nachtthiere sind und nur ausnahmsweise und gezwungen am Tage erscheinen, obgleich sie meist auch am Tage vollkommen gut sehen. Die N. zeigen meist Lebhaftigkeit, auch Muthwillen, selten Bosheit, wie die Ratten, sind übrigens scheu und schreckhaft und entbehren der Intelligenz, die bei einigen durch einen scharfen Instinkt ersetzt wird. Zwar können sie gezähmt und abgerichtet werden, aber Anhänglichkeit an den Menschen und Dankbarkeit sind ihnen fremd. Die geographische Verbreitung der N. erstreckt sich zwar über alle Erdtheile, da sie in der Wassermaus auch in Australien repräsentirt sind, ist aber eine äußerst ungleichmäßige. Denn während auf der südlichen Halbkugel und unter den Tropen nur wenige Gattungen mit wenigen Arten und geringer Individuenzahl wohnen, leben auf der nördlichen Halbkugel und daselbst in der gemäßigten und arktischen Zone die größte Zahl der Gattungen, Arten und Individuen, letztere oft in unermeßlicher Menge. Auch nach den Erdtheilen ist die Verbreitung eine verschiedene, wobei sich auch hier herausstellt, daß die westliche Halbkugel ganz eigenthümliche Gattungen für sich besitzt, die in mancher Weise auf das Auffallendste vom Typus der übrigen N. abweichen, und nur wenige Gattungen mit der alten Welt gemein hat. Nur wenige von ihnen sind Gebirgsbewohner, und auch von diesen sind es nur einige, die in bedeutenden Höhen leben, während die übrigen, wie die Murmelthiere und die Chinchillen, sich mit mittleren Höhen (bis 5000 Fuß) begnügen. Auch in den Wäldern wohnen nur wenige; die überwiegende Mehrzahl liebt die Ebenen und wenig mit Bäumen bewachsenen Striche. Unter diesen befinden sich wieder viele, welche vorzugsweise an den Ufern der Gewässer leben, und manche von ihnen (Castor, Biber, Flußpferd, Wassermaus ꝛc.) lassen sich geradezu als Wasserthiere bezeichnen. Die meisten aber wohnen recht eigentlich unter der Erde, indem sie sämmtlich sich Löcher oder Baue graben, die oft die erstaunlichste Größe haben, wie z. B. der Hamster, das Murmelthier ꝛc. bis 12 Fuß tief dringen und der Zokor Gänge von 100, der Grubenbiber von 1000 Fuß Länge macht. In diesen Bauen, deren die Thiere oft für den Sommer und für den Winter, selbst für die besonderen Fruchtarten und für den Koth, verschiedene anlegen, befinden sich Wohnkessel, die meist nestartig weich ausgefüttert sind. Noch näher an die Sitte der Vögel streifen die Eichhörnchen und die Haselmäuse, die sich förmliche Nester auf Bäume bauen. Manche erscheinen freiwillig gar nicht auf der Erdoberfläche, wie der merkwürdige Spalax typhlus, Aspalax, Zokor und einige andere. Diese sind in ihren Bewegungen langsam und unbehülflich, während außerdem die ganze Ordnung sich durch Lebendigkeit und Schnelligkeit auszeichnet, indem nur wenige schreitend, sondern fast immer springend sich bewegen. Diese Beweglichkeit, zu der bei mehren das Vermögen des Kletterns kommt, steigert sich bei den Eichhörnchen sehr bedeutend und wird bei dem Flughörnchen durch die als Fallschirm benennte Flughaut noch dermaßen unterstützt, daß dasselbe es wagt, von Höhen über 20 Klaftern herabzuspringen, während allerdings von einem solchen Sprunge aufwärts keine Rede ist. In Bezug auf die Geselligkeit der N. stellt sich heraus, daß die meisten einzeln leben und nur zur Zeit der Paarung sich zusammenfinden. Dies gilt namentlich von den Ratten und Mäusen, die überall durch ihre große Anzahl gezwungen sind, den Anschein der Geselligkeit anzunehmen. Paarweise leben viele Eichhörnchen, familienweise die Murmelthiere, die Kaninchen, die Biber und die meisten Subungulaten, und wirklich gesellige Thiere sind wohl nur das Flughörnchen, einige Dipoden und ganz besonders der Prairienhund, der seine Baue, in deren jedem gewöhnlich 7—8 Stück zusammen wohnen, nachbarlich zusammenstellt und damit Strecken von einigen Morgen bis zu einigen englischen Meilen Ausdehnung bedeckt. Die Fortpflanzung der N. bietet manches Eigenthümliche dar. Die meisten von ihnen sind Monogamisten und nur einige wenige (Kaninchen)

leben in Polygamie. Die Jungen kommen sehr hülflos, nackt und mit geschlossenen Augen (mit Ausnahme des Hasen), die sich erst nach mehren Tagen öffnen, zur Welt. Viele sind schon nach wenigen Wochen fortpflanzungsfähig, keins später als nach Ablauf des ersten Lebensjahres. Merkwürdig ist hierbei die ungeheure Vermehrung vieler Thiere dieser Ordnung, die ihren Grund theils in der großen Zahl der Jungen, die bei jedem Wurfe fallen, theils darin hat, daß viele jährlich mehrmals Junge bringen. Die Folgen einer so ungeheuren Vermehrung sind natürlich Mangel an Nahrung, durch dessen längere Dauer die Thiere nicht selten zu jenen Wanderungen gezwungen sind, die vom Lemming am längsten bekannt sind. Erst seit der Tertiärzeit erscheinen N., anfangs nur einzeln, dann und namentlich seit dem Diluvium zahlreicher, aber wohl nie in solcher Zahl, wie in der Gegenwart. Die riesenhaften Formen, in denen andere Ordnungen in der Urzeit auftreten, fehlen hier gänzlich. Die Zeitgeschichte der N. ist theils die ihrer Verbreitung, theils die ihres Verhältnisses zu andern Organismen. Was die erstere anlangt, so ist wohl am merkwürdigsten die der Ratten und Mäuse. Das Verhältniß der N. zu andern Organismen ist ein fast durchgängig feindseliges. Namentlich sind diese Thiere die ärgsten Feinde des Pflanzenreichs, indem sie nicht bloß, wie so viele andere, um ihrer Ernährung willen die äußern Pflanzenorgane, Blätter ꝛc., zerstören, nicht bloß, wie Hasen und Biber, Rinden abschälen oder Zweige und einzelne junge Stämme abschneiden, sondern ihrer größten Mehrzahl nach mit den Körnern eine unermeßliche Pflanzenmenge schon im Keime vernichten. Eben so wenig freundlich sind ihre Beziehungen zu andern Thieren, indem theils einige kleinere Thiere verzehren, theils umgekehrt sie von zahlreichen Helminthen bewohnt werden und allen größeren Raubthieren zur häufigsten Beute dienen, ohne daß sie wegen ihrer sonstigen Wehrlosigkeit weiteren Widerstand leisten können. Dem Menschen gegenüber ist das Verhältniß der N. ebenfalls ein feindseliges, doch kaum wird, in der Regel wenigstens, der Savoyarde sein Murmeltier, der Zigeuner oder der Kammerjäger seine weißen Mäuse anders betrachten, denn als seine Knechte, und nur der Knabe hegt seine Kaninchen, seine Meerschweinchen, seine Eichhörnchen, seine Haselmaus. Diese sind es auch, die in gewisser Weise Hausthiere geworden sind, namentlich Kaninchen und Meerschweinchen, ersteres von geringem, letzteres von gar keinem Nutzen. Alle andern N. werden mit Geschoß und Gift und Fallen verfolgt, die meisten wegen des Schadens, den sie dem menschlichen Haushalte zufügen, wenige um ihrer Brauchbarkeit willen. Unter diesen steht der Hase wegen seines Fleisches oben an. Balges voran, wegen des letztern wird der Biber verfolgt. Die N. zerfallen in die Familien der Eichhörnchen (Sciurina), Mäuse (Murina), Maulwurfsmäuse (Cuniculina), Halbhufer (Subungulata), Schwimmfüßer (Palmipedia), Hasen (Leporina), Wollhasen (Lagostomi) u. Stachelschweine (Aculeata). Andere theilen sie in solche, welche mit Schlüsselbeinen versehen sind, wie Eichhorn, Maus, Hamster, Biber, und solche, welche keine Schlüsselbeine haben, wie Hase, Meerschweinchen, Stachelschwein.

Naghasholz, eine harte, schwere, röthlichbraune, dem Guajak ähnliche Holzart, welche aus Indien kommen soll und wahrscheinlich von einem Calophyllum herrührt; sie riecht ambraartig und enthält nach der Analyse von Lassaigne, ein ätherisches Oel von deutlichem Anisgeruch, ein aromatisches Harz, braunen Farbstoff, eine dittere unkrystallisirbare Materie, Stärkmehl und Salze.

Nagler, Karl Ferdinand Friedrich von, preußischer Geh. Staatsminister und Generalpostmeister, 1770 zu Ansbach, wo sein Vater Regierungsrath war, geboren, studirte zu Erlangen und Göttingen die Rechte und Staatswissenschaften, ward unter dem nachmaligen Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, Expedient des fränkischen Departements und Referendar bei der ansbachischen Regierung und dann Kriegsrath und Mitglied des Regierungskollegiums. Als Hardenberg Minister wurde, zog er N. nach Berlin, wo er als Rath im ansbach-baireuthischen Departement arbeitete. Er wurde 1802 Geh. Legationsrath und erhielt 1806 den Auftrag, das Fürstenthum Ansbach dem französischen Bevollmächtigten, Marschall Bernadotte, zu übergeben. Gegen Ende des Jahres begab er sich nach Königsberg u. Memel und wurde 1809 Geh. Staatsrath und Direktor der zweiten Sektion des Kabinetsministeriums, kam aber schon 1810 außer Dienst, angeblich wegen eines Mißverständnisses mit Hardenberg. Er lebte nun ganz seiner Liebe zur Kunst und erwarb sehr umfassende Sammlungen, die, mit Ausnahme der Gemälde, 1835 für das Museum zu Berlin vom Staate angekauft wurden. Nach dem Tode Segebarts 1821 zum Chef des Postwesens und hierauf zum Generalpostmeister ernannt, brachte er bald in diese Anstalt neues Leben, vorzüglich durch die Ausbildung der Eilwagenpost, welche zum Aufschwung des Verkehrs wesentlich mitwirkte. Im J. 1823 verlieh ihm der König das Adelsdiplom u. 1824 wurde er mit Besorgung des Postdepartements als Gesandter bei dem Bundestag in Frankfurt a. M. akkreditirt. Als er 1835 von Frankfurt abberufen wurde, trat er in seine Stellung als Generalpostmeister zurück und wurde 1836 zugleich zum Staatsminister ernannt. N. † am 13. Juni 1846.

Nagold, 1) Fluß im würtemberg. Schwarzwaldkreis, entspringt im Oberamt Horb, in der Nähe der großen Enzquelle bei Urnagold, fließt an Altensteig, Nagold, Wildberg, Kalw und Liebenzell vorüber, geht dann nach Baden über und mündet bei Pforzheim in die Enz rechts. Nebenflüsse sind die Waldach, die Teinach und die Würm. — 2) Stadt daselbst, am gleichnamigen Fluß, in einem tiefen Thal des Schwarzwaldes, ist Sitz des Oberamts, hat Zeug- und Tuchwebereien, Färbereien, Kardätschenfabriken, Wollenspinnereien, Viehzucht, Holzhandel, einen Gesundbrunnen und 2600 Einw.

Nagpur, 1) Staat in der brit.-vorderindischen Präsidentschaft und Provinz Bengalen, südwestlich von Murschedabad. — 2) Stadt daselbst, Präsidentschaft Madras, Küste Koromandel, süd-

Digitized by Google

lich von Tranquebar, mit Hafen und lebhaftem Handel.

Nagoya, Stadt in Japan, auf der Insel Nifon, an der Ovaribucht, östlich von Meako, hat eine starke Citadelle.

Nagpur (Nagapura, Reich des Bhundslah von N.), vorderindischer Mahrattenstaat, Präsidentschaft Bombay, Provinz Berar, zwischen dem britischen Gundwana, den Staaten des Niham von Hyderabad und des Scindiah, durch den Godavery von den Staaten des Niham geschieden, mit 3296 □Meilen Flächeninhalt und 3 Millionen Einwohnern, zum Theil fruchtbar, von Hindus und wilden Stämmen bewohnt. N. war einst der mächtigste Mahrattenstaat, ist aber jetzt nur ein britischer Vasallenstaat unter einem Radschah. Die Einkünfte belaufen sich noch auf 2,800,000 Thlr. Er wird eingetheilt in 8 Distrikte. Die herrschende Dynastie stammt angeblich von Sewadschi ab. Der erste Fürst von N. war Ragodschi, welcher dieses Land 1738 eroberte und 1755 starb; unter ihm standen Gundwana, ein Theil von Berar und Orissa und eine Menge kleiner Fürsten, zusammen 6486⅓ □Meilen mit 6 Millionen Einwohnern. Persodschi Bhunslah, der 1816 den Thron von N. bestieg, ward schon am 1. Februar 1817 erdrosselt, worauf ihm Appa Saib unter dem Namen Mudhadschi II. folgte. Ein Krieg, den derselbe mit den Briten begann, endete mit seiner Absetzung und der Erhebung eines Abkömmlings eines früheren Radschah von der weiblichen Linie auf den Thron. Mehre Gebietstheile wurden von N. getrennt, der Ueberrest verblieb dem neuen Fürsten Ragodschi Bhunslah unter englischem Schutze.

Hauptstadt, die Residenz des Radschahs, am Nag (Nag-Nudde), hat gegen 120,000 Einwohner und ist Sitz eines britischen Residenten. Die Festung heißt Tschanda. N. hat Fabriken für Baumwollenwaaren, irdene Gefäße, Eisenwaaren, Gewehre. Hier am 17. December 1817 Schlacht zwischen den Briten und dem Radschah Mudhadschi II.

Nagualismo (gebildet von dem aztekischen Wort Nahuatl, dem Gesammtnamen für die aztekisch redenden Stämme des Anahuac), in Mexiko Bezeichnung des neben dem officiell bekannten Christenthum im Geheimen fortgetriebenen Götzendienstes.

Nagy-Banya (deutsch Frauenstadt), königliche Frei- und Bergstadt in der szathmarer Gespannschaft in Ungarn, nahe an der siebenbürger Grenze, hat eine Normalschule, 4 Kirchen verschiedener Konfessionen, ein Oberbergwerks- und Münzinspektorat, Distriktualbergamt, reiche Gold- und Silberbergwerke, Hochöfen, Stampfmühlen, Pulvermühlen, einen Sauerbrunnen und 5900 Einwohner. Unweit die Stadt Felsö-Banya (s. d.).

Nagy-Sándor, Joseph von, einer der hervorragendsten Charaktere der ungarischen Revolution, wurde 1804 zu Großwardein im biharer Komitat geboren und trat frühzeitig in die österreichische Armee, verließ sie aber im Anfang der vierziger Jahre und zog sich als pensionirter Rittmeister auf sein Besitzthum in Ungarn zurück. Beim Beginn der Bewegung von 1848 stellte er sich der ungarischen Regierung zur Verfügung und ward zum Major und Kommandanten der berittenen Nationalgarde des pester Komitats ernannt, in welcher Eigenschaft er am Kampfe im Süden Theil nahm und sich namentlich am 15. Oktober auszeichnete, wo er mit nur 300 Nationalgarden den Ueberfall, den ein bedeutender Raitzenhaufe auf Großkikinda machte, glücklich abwendete. Zum Oberstlieutenant avancirt, wirkte er noch erfolgreicher am 6. November bei dem Ueberfall auf Großkikinda, wo er eine Abtheilung Schwarzenberg-Ulanen und ein Detachement Infanterie vertrieb, welche im genannten Orte die Entwaffnung vornehmen wollten. Später zur Hauptarmee beordert, machte er als Oberst den Frühlingsfeldzug von 1849 mit, zeichnete sich überall durch besondere persönliche Tapferkeit wie durch die Pünktlichkeit und Raschheit seiner Bewegungen aus und wurde am 6. April 1849 zum General und Kommandanten des ersten Armeecorps ernannt, mit welchem er sich bei der Einnahme Ofens glänzend hervorthat. Mit seinem Armeecorps zur Erstürmung der Bresche angewiesen, leitete er beide Male den Sturm persönlich und war am 21. Mai der Erste in der Festung. Nach der Einnahme Ofens operirte N. mit Glück an der oberen Donau und Waag, wurde jedoch am 16. Juni bei Sempta von den Oesterreichern geschlagen und zum Rückzug genöthigt. In dem Streite, welcher in den ersten Julitagen zwischen Kossuth und Görgei, gegen den N. schon während der Belagerung Ofens Verdacht gefaßt hatte, offen ausbrach, stand er mit Klapka auf des ersteren Seite, suchte aber dann eine Vermittelung anzustreben und ging selbst mit Klapka nach Pesth, Görgei's Verbleiben im Kommando zu erwirken. Als Görgei noch immer mit dem Abmarsch von Komorn zögerte, trat N. allein mit seinem Armeecorps, ohne Wissen des Oberkommandanten, auf Klapka's Anordnung hin, am 9. Juli den von der Regierung geforderten Marsch an die Theißgegend an, gelangte jedoch nur bis Bátorkèßi, wo ihn eine Gegenordre Klapka's einholte. Als Görgei endlich am 13. Juli von Komorn abmarschirte, begleitete ihn auch N. mit seinem Armeecorps. Dieses, von Görgei überall vorangestellt, erlitt schon in der Schlacht bei Waitzen (15. und 16. Juli) bedeutenden Verlust und ebenso zwei Tage später, wo es, die Arrièregarde bildend, bei Felsö-Südgy von den Russen angegriffen und während des ganzen Marsches schwer belästigt wurde. Dennoch wurde der Antrag auf Unterwerfung, welchen die Russen in Rimaszombath durch Görgei den Truppen machten, von N. und seinen Genossen entschieden zurückgewiesen, so daß auch die übrigen Armeecorps ihre Zustimmung versagten. Nachdem die ganze Armee die Theiß überschritten, schickte Görgei N. nach Debreczin, während er selbst mit den übrigen Truppen gegen Arad und Perts ziehen wollte. N. langte am 1. August in Debreczin an, wo er am 2. August von Görgei den Befehl erhielt, mit seinen 7000 Mann den Feind bei Debreczin zu erwarten und sich dort um jeden Preis zu halten. Hier ward er am 7. von

Paskiewitsch angegriffen und von Görgei, trotz wiederholter Hülfeanrufung, im Stiche gelassen; doch bestand er gegen die zehnfach überlegene russische Macht einen ruhmvollen fünftägigen Kampf, bis er dem Feinde am Abende das Schlachtfeld überlassen und sich auf Báradpüspöki zurückziehen mußte. Die Schlacht war eine der blutigsten des ganzen ungarischen Feldzugs, die blutigste, welche die Russen in Ungarn bestanden. N. war am 9. August mit dem Rest seiner Truppen nach Arad gelangt, wo inzwischen auch Görgei eingetroffen war. Als dieser den vereinten Truppen, die am 10. August die Maros überschritten und sich in Schlachtordnung gegen Schlick aufgestellt hatten, den Rückzug auf Neuarad befahl, beschloß N. gegen Radna aufzubrechen, um sich bei Lugos mit Bem zu vereinigen, ließ sich aber durch die Proklamationen von Kossuth und Görgei zu dem Glauben verleiten, daß Görgei nun, wo er die heißersehnte Diktatur endlich erlangt, wieder ehrlich kämpfen werde. So blieb er bei Görgei und mußte sich mit Waffenstreckung desselben anschließen. Von den Russen an die Oesterreicher ausgeliefert, endete er am 6. Oktober 1849 zu Arad am Galgen. Er starb muthig wie er gelebt. Seine meisterhafte Führung der Kavallerie und seine glänzende äußere Erscheinung hatten ihm den Beinamen des „ungarischen Murat" erworben.

Nahan, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Ghurwal, nördlich von Delhi, mit großem Hindutempel, ist sehr bevölkert.

Naharro, Bartholomé de Torres, spanischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts, zu Latorre bei Bajadoz geboren, gehörte dem geistlichen Stande an. Nach einem an Abenteuern reichen Aufenhalt in Algier, wohin er in Folge eines Schiffbruchs als Gefangener gebracht worden war, kam er nach Rom, wo er mit der Familie Colonna in genaue Verbindung trat und an dem Papste Leo X. wohl einen Mäcen fand, jedoch keinen hinlänglichen Schutz gegen die Unannehmlichkeiten, die ihm die Kühnheit seines Witzes zuzogen. Später übersiedelte er nach Neapel, wo er eine Aufführung seiner dramatischen Werke beabsichtigte. Seine späteren Lebensschicksale, sowie die Zeit seines Todes sind unbekannt. Seine acht Lustspiele, die unter dem sonderbaren Titel: „Propaladia", zuerst in Rom 1517, dann in Neapel und nach seinem Tode zu Sevilla 1520 und 1533 erschienen, können als die ersten Anfänge des in Spanien später so trefflich entwickelten Drama's gelten und sind für die Literatur jenes Landes höchst wichtige Dokumente. Alle seine Komödien sind in 5 Akte abgetheilt, von N. Jornadas od. Tagereisen genannt, weil er sie mit den Stationen einer Wallfahrt verglich. Der Introito vor jeder Komödie enthält die Ermahnung eines Lustigmachers, daß ihm das Publikum geneigtes Gehör schenken möge, und dann folgt eine kurze Angabe der Handlung oder das Argumento. Aus der Verschmelzung dieser beiden einleitenden Gedichte gingen später die Lons hervor. An einem fließenden Dialog hindert die metrische Form dieser Stücke; sie sind alle in Rodendillen geschrieben. Merkwürdig ist, daß in denselben schon der Gracioso eine ganz stehende Figur ist. Böhl de Faber's „Teatro español" (Hamburg 1832) enthält 4 Stücke N.s und Ochoa's „Tesoro del teatro esp." (Paris 1836) die „Himenea".

Naharvali, Völkerschaft im Nordosten Germaniens, zum ingväonischen Volksstamm gehörig, wohnten um die Ufer der Wistula her. In ihrem Gebiet befand sich ein heiliger Hain, in welchem die Doppelgottheit Alces verehrt wurde, deren Kultus Priester in weiblicher Kleidung besorgten.

Nahe, Nebenfluß des Rheins, entspringt bei Sellbach im Fürstenthum Birkenfeld, geht ins preußische Gebiet über, macht die Grenze zwischen dem Regierungsbezirk Koblenz und der Grafschaft Meisenheim, der bayerischen Rheinpfalz und Rheinhessen, ist wegen geringer Tiefe und felsigen Bettes nur stellenweise für kleine Fahrzeuge schiffbar und mündet bei Bingen.

Nahe Inseln, amerikanisch-russische Inselgruppe, die äußerste westliche Abtheilung der Aleuten, aus den Inseln Semitsch, Agattu und Attu bestehend.

Nahl, 1) Johann Samuel, Bildhauer, geboren zu Ansbach 1664, Sohn des Holzschnitzers Matthias N., ward in Berlin Hofbildhauer und Ehrenmitglied der Akademie der Künste. Er verfertigte Bildwerke von Gyps, dem er eine solche Härte zu geben verstand, daß er durch Regen und Schnee nicht litt. Unter seinen bedeutenderen Arbeiten nennt man besonders das steinerne Piedestal der auf der langen Brücke in Berlin stehenden Reiterstatue Friedrich Wilhelms des Großen. Er verließ 1718 Berlin, wo er zuletzt Rektor der Akademie gewesen war, ging nach Sachsen u. † zu Jena 1728.

2) Johann August, Bildhauer, geboren zu Berlin 1710, Sohn des Vorigen, ward, nachdem er Italien besucht, 1741 nach Berlin berufen, wo er für die königlichen Schlösser zu Potsdam, Charlottenburg und Sanssouci Statuen, Gruppen, Vasen, Ornamente an Säulen und Decken ꝛc. verfertigte. Auch er ward königlicher Direktor, verließ aber 1746 Berlin, um sich nach der Schweiz zu begeben, wo er sich das Landgut Elanne unweit Bern erwarb und berühmte Monumente für die Kirche zu Hindelbank verfertigte. Im Jahre 1755 erhielt er einen Ruf nach Kassel, wo er Professor am Collegium Carolinum und zuletzt Rath wurde und 1781 †. Als sein Meisterstück in Kassel nennt man das Standbild des Landgrafen Friedrichs II., wozu er indessen nur das Modell verfertigt hat.

3) Samuel, Bildhauer, des Vorigen Sohn, geboren zu Bern 1748, besuchte die Akademie in Wien und später Frankreich und Italien und ward dann nach Kassel berufen, wo er die Statue des Landgrafen Friedrichs II. nach seines Vaters Modell verfertigte. Er ward Professor und akademischer Rath und 1808 königlich westphälischer Akademie-Direktor in Kassel, erstarb 1813 in der Fulda.

4) Johann August, Maler, Sohn von N. 2), geboren 1752 zu Elanne bei Bern, genoß zuerst den Unterricht seines Vaters, machte dann in Straßburg beim Landschaftsmaler Bemmel

Digitized by Google

und vornehmlich in Paris bei Lefevre tüchtige Studien und begab sich 1774 nach Rom, wo er sich 7 Jahre aufhielt. Eines seiner bedeutendsten Gemälde aus jener Zeit stellt ein Opfer an die Venus dar. Im Jahre 1781 kehrte er nach Kassel zurück, ging von da nach England, wo er 15 Monate blieb, und kehrte über Holland in seine Heimath zurück. Reisen von kürzerer Dauer nach Rom und Neapel, sowie nach London, machte er 1786 und 1787; einige Jahre später begab er sich zum dritten Male nach Rom, um jetzt 10 Jahre daselbst zu verweilen. In der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Rom verfertigte er mehre historische Zeichnungen in brauner Tusche, welche solchen Beifall fanden, daß er die Oelmalerei fast ganz bei Seite setzte, um sich jener Art der Malerei zu widmen. Zu N.s gelungensten größeren Gemälden gehören: Venus, welcher Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht, Ariadne auf Naxos, Narcissus, ein Kopie von Guido's Aurora u. A. Im Jahre 1792 kehrte er nach Kassel zurück, wo er Professor an der Akademie ward und von 1815 an auch die Stelle eines Direktors der Klasse der Malerei bekleidete. Er gewann den von Göthe in den „Propyläen" ausgeschriebenen Preis für malerische Kompositionen zweimal durch seinen Abschied Hektors von Andromache und die Darstellung des Achilles am Hofe des Lycomedes. Dies trug ihm viele Aufträge vom weimarischen Hofe ein, für den er viele historisch-mythologische Bilder lieferte. Er † zu Kassel 1825. In allen seinen Werken offenbart sich eine durch gründliche Studien geleitete Phantasie und ein feiner Sinn für ausdrucksvolle u. wohlgefällige Form. Reichthum der Komposition und Zauber der Farbe suchte er weniger zu erzielen, als Harmonie und fleißige zierliche Ausführung. Man hat auch einige radirte Blätter von ihm.

Nahl, Säugethier, s. v. a. Narwal.

Nahrungsbrei (Speisebrei), s. v. a. Chymus.

Nahrungsflüssigkeit, s. Armenwesen.

Nahrungsmittel (lat. alimenta, nutrimenta), diejenigen Stoffe, welche fähig sind, auf dem Wege der Verdauung und Assimilation die thierische Substanz, die durch den Lebensprozeß unausgesetzt verbraucht und mittelst der Ausscheidungen aus dem Körper fortgeschafft wird, wieder zu ersetzen. Nicht Alles, was als Speise, d. h. um den Magen zu füllen oder den Gaumen zu kitzeln, genossen wird, ist zugleich unbedingt Nahrung. Schon bei den Pflanzen bemerken wir, daß nicht jede in jedem Boden ernährt wird und ihr Leben fortzusetzen vermag; eben so sind die meisten Thiere, jedes auf bestimmte von ihm aufzusuchende Nahrungsstoffe angewiesen (Pflanzenfresser, Fleischfresser ꝛc.), wenn allerdings auch manche Thiere, die z. B. ursprünglich auf Fleischnahrung hingewiesen sind, sich an Pflanzenkost gewöhnen lassen. Dem Menschen ist in dieser Hinsicht eine sehr freie Wahl verstattet, so daß ihm alle diejenigen Verbindungen als Nahrungsstoffe dienen können, die den Thierstoffen überhaupt gleich oder ähnlich genug sind, um sich durch die Verdauung in solche umzuwandeln. Daher werden die N. nur aus dem Pflanzen- und Thierreich entnommen; die wenigen Fälle, wo ein Genießen mineralischer Stoffe Statt findet, können nicht als wesentliche Ausnahmen betrachtet werden. Es gibt zwar Völker, die sich großentheils von Erden nähren; aber diese Erdarten sind nicht völlig frei von organischen Bestandtheilen, indem sie theils Schalen von Infusorien, theils Pollenkörner von Fichten ꝛc. enthalten, und dann werden sie auch nicht ausschließlich als Nahrung genossen. Da alle Gewebe des menschlichen Körpers sich aus dem Blute aufbauen, müssen die Nahrungsstoffe der Zusammensetzung des Blutes entsprechen. Die Zahl der im menschlichen Körper enthaltenen Grundstoffe, der Elemente, ist etwa 20; die wichtigsten derselben sind: Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, außerdem Schwefel, Phosphor, Kalkerde, Alkalien, Eisen. Wie aber diese Elemente nicht gesondert vorkommen, sondern gewisse binäre, ternäre, quaternäre Zusammensetzungen bilden, d. h. je zu zwei, drei oder vier Atomen zusammentreten, so können sie, mit Ausnahme des Sauerstoffs beim Athmen, auch nur in dieser Form in den Körper aufgenommen werden. Den Hauptbestandtheilen des Bluts entsprechend, kann man die Nahrungsstoffe theilen in anorganische (Wasser und Salze), Fettbildner (Zucker), Fette und Eiweißkörper. Andere mineralische Stoffe, deren der Körper bedarf, wie Eisen und Kalk, sind meist in diesen Verbindungen mit enthalten. Eine dieser Verbindungen ist so nothwendig und wichtig wie die andere. Nur durch seinen Wassergehalt wird das Blut befähigt, die fernsten Gegenden des Körpers zu durchströmen, einen Theil seiner Flüssigkeit den Nerven und Muskeln, der Haut und den Eingeweiden zum Wiederaufbau ihrer Formenbestandtheile zu übergeben. Die Salze aber sind eben so nothwendige Bedingungen der Assimilation. Fett und Fettbildner sind nicht bloße Brennstoffe des Körpers, nicht allein Respirationsmittel, wie viele Forscher behaupten, sondern zugleich Baustoffe der Gewebe im engsten Sinne des Worts. Die Eiweißstoffe aber sind so wichtige Faktoren in der Oekonomie des menschlichen Körpers, daß viele Forscher sie als die eigentlichen Nahrungsstoffe angesehen wissen wollen. Von eiweißartigen Körpern sind hauptsächlich drei in den thierischen N.n zu unterscheiden. An das Eiweiß des Bluts und des Hühnereis, das in der ursprünglichen Form löslich ist, schließt sich zunächst der Muskelfaserstoff an, der wesentliche Bestandtheil der Fleischfaser, in welcher er sich in ungelöstem Zustande bindet, der sich vom Eiweiß dadurch unterscheidet, daß er mehr Sauerstoff und außerdem regelmäßig Eisen enthält, so daß er aus 7 Grundstoffen: Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel, Phosphor u. Eisen besteht, während der dritte Eiweißkörper, der Käsestoff der Milch, aus 5 Grundstoffen: Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff u. Schwefel zusammengesetzt ist. Diese eiweißartigen Körper sind aber nicht nur in Thieren u. thierischen Gebilden vorhanden; der Saft aller Gemüsepflanzen enthält lösliches Eiweiß, Erbsen, Bohnen und Linsen enthalten den dem Käsestoff ähnlichen Erbsenstoff und unsere Getreidearten einen schon in der Pflanze gewonnenen Eiweißkörper, den Kleber.

Mulder hat zuerst nachgewiesen, daß jene thierischen und diese pflanzlichen Eiweißkörper fast ganz in der Zusammensetzung übereinstimmen, u. aus seinem Ausspruch: „Die Pflanzenfresser genießen ähnliche Nahrung wie die Fleischfresser; sie genießen beide Eiweißstoff, jene von Pflanzen, diese von Thieren, der Eiweißstoff ist aber für beide gleich“, ist einer der wichtigsten Sätze der Lehre der N. geworden. Ein Unterschied besteht indeß darin, daß das lösliche Pflanzeneiweiß weniger Schwefel als das Eiweiß des Blutes, das ungelöste Pflanzeneiweiß weniger Sauerstoff enthält als der Faserstoff und auch in der lebenden Pflanze immer in geronnenem Zustande vorkommt und der Erbsenstoff der phosphorreichste Stoff unter den Eiweißkörpern ist, während Käsestoff gar keinen Phosphor enthält. Das in vielen N.n in reichlicher Menge enthaltene Stärkemehl gehört zu den Fettbildnern, weil es wie der Zucker aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff besteht und durch die Mundflüssigkeit und den Bauchspeichel in Zucker verwandelt wird. Nach L. von Voß enthalten an Nahrungsstoff Linsen 71%, Schminkbohnen 70½, Weizen 69½, Erbsen 65¼, Roggen 64¾, Gerste 56¼, Hafer 54¾, große Bohnen 50⅝, Mohrrüben 18, Wasserrüben 12, Kartoffeln 12 Procent.

Bei der Beurtheilung des Werthes der N. für den thierischen Organismus ist aber der Gehalt derselben an Nahrungsstoffen nicht allein entscheidend, sondern als ein wichtiger Umstand tritt noch die Verdaulichkeit hinzu, d. h. die Leichtigkeit, mit welcher die Nahrungsstoffe aufgelöst und umgewandelt werden. Für alle Stoffe, die wie die Salze bei der Verdauung keine Umwandlung zu erleiden brauchen, um den wesentlichen Blutbestandtheilen zu gleichen, wird demnach die Verdaulichkeit durch die Löslichkeit in den Verdauungsflüssigkeiten gemessen. So werden Kochsalz und Muskelsalz leichter gelöst als Muskelerde, die Muskelerde wieder leichter als Knochenerde, die Knochenerde leichter als das Haarmetall. Daher ist die Knochenerde schwerer verdaulich als das Salz der Knorpel oder das Muskelsalz. Von den Nahrungsstoffen, welche die Verdauung erst in Blutbestandtheile zu verwandeln hat, sind diejenigen am schwersten verdaulich, die sich in der Zusammensetzung am weitesten von den Blutbestandtheilen entfernen. Die Verdauung muß den Erbsenstoff oder den Kleber erst in Blutei weiß verwandeln, und darum sind z. B. Kalbsbröschen, die zum größten Theil aus Eiweiß bestehen, unendlich verdaulicher als Brod und Linsen, von denen jenes den Kleber, diese den Erbsenstoff enthalten. Ein großer Theil der Fettbildner wird bei der Verdauung in Fett verwandelt. Darum ist Butter auf Brod verdaulicher als Zucker und Butterbrod mit Zucker weder verdaulicher, als Butterbrod, das man mit Stärkemehl bestreut hat, weil dieses durch die Verdauung erst in Zucker, der Zucker in Fett übergeführt werden muß, während in der Butter die wesentlichen Fette des menschlichen Körpers fertig enthalten sind. Soweit nun zwei Nahrungsstoffe dieselben Blutbestandtheile liefern, wird man den verdaulichsten ohne Weiteres für den besten erklären können. Er wird in der reichlichsten Menge umgewandelt und gelöst und geht also auch am vollständigsten in das Blut über, so daß wenig von ihm ungelöst übrig bleibt, um mit dem Koth entfernt zu werden. Daher liefern gerade diejenigen Nahrungsstoffe, die am leichtesten verdaut werden, den geringsten Beitrag zum Koth. Führen dagegen zwei Nahrungsstoffe dem Blute verschiedene wesentliche Bestandtheile zu, dann ist ihr Werth nicht nach der Verdaulichkeit zu bestimmen. Kochsalz, welches zugleich das Knorpelsalz ist, wird z. B. viel leichter verdaut, als die Knochenerde; aber der Leib würde unfehlbar zu Grunde gehen, wenn man deshalb die Knochenerde in der Nahrung durch das leichter verdauliche Knorpelsalz, oder das schwer lösliche Haarmetall durch das leichter verdauliche Muskelsalz ersetzen wollte. Es folgt daraus, daß eine einzelne der oben bezeichneten Gruppen von Nahrungsstoffen unmöglich genügen kann, um das Leben zu fristen. In den N.n sind aber geeignete Verbindungen von Nahrungsstoffen gegeben, aus welchen alle Blutbestandtheile hervorgehen können: die N. sind aus Nahrungsstoffen zusammengesetzt. Jedes N. enthält zunächst eine gewisse Wassermenge. Weil aber die Speisen, Fleisch und Brod, Erbsen und Kartoffeln, durchschnittlich weniger Wasser führen, als das Blut, so kann der unentbehrliche Wassergehalt des letzteren nur dann in den Körper gelangen, wenn wir die trockene Nahrung in richtigem Verhältniß mit Getränken vermischen. Hier leben wir die Milch, die überhaupt das vollkommenste N. ist, weil sie alle Bestandtheile des Blute in richtigem Verhältnisse enthält, allen Anforderungen genügen; sie ist zugleich Speise und Trank. Wie die Milch enthalten Fleisch und Brod einen eiweißartigen Körper und die wesentlichen Blutsalze, aber das Fleisch enthält Fett, während das Brod viel Stärkemehl und etwas Zucker, also einen Reichthum an Fettbildnern besitzt. Darum wird Brod viel verdaulicher, wenn man es mit Butter genießt. Brod steht aber immer an Verdaulichkeit dem Fleische nach, weil letzteres außer dem fertig gebildeten Fett thierische, den Blutbestandtheilen gleiche oder höchst ähnliche, Brod dagegen die weiter abweichenden pflanzlichen Eiweißkörper enthält. Im Brod ist endlich viel weniger Wasser enthalten als im Fleische; darum ist Wasser zum Brod ein viel unentbehrlicherer Zusatz als zum Fleische. Mit Fleisch allein könnte man Gefangene strafen, mit Brod allein würde man sie unfehlbar umbringen. Von Wasser und Brod oder von Fleisch allein können wir deshalb leben, weil darin die wesentlichen Blutbestandtheile in richtiger Menge vertreten sind. Dieses richtige Verhältniß der Nahrungsstoffe untereinander bedingt die Nahrhaftigkeit eines N.s. Es und für sich ist z. B. das Kochsalz nicht nahrhaft; aber auch Eiweiß, oder Zucker, oder Oel allein sind nicht nahrhaft. Selbst die reichlichste Eiweißmenge wäre ohne Fett und ohne Salze nicht im Stande, den menschlichen Körper zu erhalten; doch eben so wenig kann ein N. für nahrhaft gelten, wenn es dem Körper zu viel Fett und zu wenig Eiweiß und Salze liefert. Die Kartoffeln enthalten viel Stärkemehl, aber wenig Salze und verhältnißmäßig sehr wenig Eiweiß, und sind darum ein sehr schlechtes N., wenn die

Digitized by Google

ihr fehlenden Nahrungsstoffe nicht durch Fleisch oder Brod ersetzt werden. Eben so verhält es sich mit unseren grünen Gemüsen, die überdies noch den Nachtheil haben, daß sie neben einer äußerst geringen Eiweißmenge auch nur wenige Gewichtstheile verdaulicher Fettbildner führen, die ihnen also durch Beimengungen zugesetzt werden müssen. Sind aber Nahrungsstoffe, welche die gleichen Blutbestandtheile liefern können, in zwei N.n gleich richtig vertheilt, dann ist das verdaulichste das nahrhafteste. So sind Mohrrüben nahrhafter als Kartoffeln, weil sie statt des Stärkemehls Zucker enthalten, in welchen sich das Stärkemehl der Kartoffeln durch die Verdauung erst verwandeln muß. Häufig werden die Begriffe eines Nahrungsstoffs und einer nahrhaften Speise mit einander verwechselt. Während alle Nahrungsstoffe, Wasser, Eiweiß und Salze, Fett und Zucker, das Blut mit wesentlichen Bestandtheilen versorgen, kann von Nahrhaftigkeit nur bei zusammengesetzten N.n die Rede seyn. Ein Mensch, der viele Tage lang sich mit Wasser und Kartoffeln hat begnügen müssen, würde durch Reis nicht besser gestellt seyn, weil der Reis zwar zahlreiche Nahrungsstoffe, aber in einem ungünstigen Verhältnisse enthält. Obwohl die Knochen sehr wichtige Nahrungsstoffe enthalten, wie Knochenerde, Muskelerde, Knochensalz und Fett, so sind sie doch nichts weniger als nahrhaft, weil ihnen zunächst das Salz der Knorpel und das der Muskeln, Kochsalz und Chlorkalium, und Eisen ganz fehlen, hauptsächlich aber, weil die leimbildende Grundlage zu den schwerverdaulichen Nahrungsstoffen gehört, so daß die Knochen oder die aus Knochen bereiteten Bouillontafeln zu den schwer verdaulichen und wenig nahrhaften N.n gehören. Sehr wichtig für die Beförderung der normalen Verdauung der N. ist ihre künstliche Zubereitung. Indem wir die Kartoffeln kochen, wird ein Theil ihres Stärkemehls in Zucker verwandelt und der unverändert übrig bleibende Theil derselben der Einwirkung von Speichel und Bauchspeichel zugänglicher, also leichter verdaulich gemacht. Ganz ähnlich wirkt das Kochen auf die Zellen der grünen Pflanzentheile, die als Gemüse einen so wichtigen Bestandtheil unserer Mahle ausmachen. Das Stärkemehl des Brodes ist von vorn herein leichter verdaulich als das der Kartoffeln, weil durch das Mahlen der Getreidesamen ein großer Theil des Stärkemehls aus den Zellen hervortritt. Nun aber verwandelt die Röstung beim Backen einen großen Theil dieses Stärkemehls in Zucker, und in demselben Grade wird das Brod leichter verdaulich als Mehl. Indem wir beim Kochen von Suppen aus Erbsen und Linsen die unverdaulichen Hülsen entfernen, die die Einwirkung von Speichel, Magensaft, Galle, Bauchspeichel und Darmsaft auf das Erbsenmehl beträchtlich erschweren, leisten wir dem Magen eine wichtige Vorarbeit. Die Fleischfaser ist im rohen Fleische von einem Saft umgeben, welcher Eiweiß, Salze und einen eigenthümlichen stickstoffhaltigen Fleischstoff gelöst enthält. Taucht man das Fleisch in siedendes Wasser, dann bildet das Eiweiß, das in der Siedhitze gerinnt, um die Fleischfaser eine schwer durchdringliche Schicht, welche die Einwirkung des Wassers auf das Fleisch hindert. Will man daher dem Fleische selbst seine Kraft soviel wie möglich lassen, so erreicht man dies Ziel, wenn man das Fleisch sogleich mit kochendem Wasser behandelt. Ist es hingegen um die Fleischbrühe zu thun, so setzt man das Fleisch mit kaltem Wasser auf und erwärmt es allmählig; es gehen dann die löslichen Stoffe reichlich in das Wasser über, bevor es zum Gerinnen des Eiweißes gekommen ist. Vollständiger noch erreicht man den ersten Zweck, wenn man das Fleisch bratet, denn beim Braten bildet sich eine Schicht geronnener Eiweißkörper, welche die übrigen löslichen Stoffe einschließt, außerdem aber wird dabei Essigsäure gebildet, welche die Fleischfaser leichter verdaulich macht (Mulder). Ueberhaupt hat der Zusatz von Essig vor allen Dingen die Bedeutung, daß er das Fleisch verdaulicher macht. Weil die Fettbildner, Stärkemehl und Zucker, leichter in Fett übergehen, wenn sie mit etwas Fett gemischt genossen werden, fügen wir Butter oder durch Fettreichthum ausgezeichnete Eier zu unseren Mehlspeisen, ziehen wir Butterbrod trocknem Brode vor, essen wir Fett zu den Kartoffeln und Oel zum Salat. Zu viel Fett aber vermögen die Verdauungsflüssigkeiten nicht zu lösen. Darum gilt mit Recht Schweinefleisch für schwerer verdaulich als Ochsenfleisch, und unter Umständen wählt man mageres Wildpret vor allen anderen Fleischarten. Das kohlensaure Natron des Blutes verwandelt einen Theil des Fettes in löstliche Verbindungen; daher wird sehr fettes Fleisch am häufigsten gesalzen, und gesalzener Speck wird leichter verdaut als ungesalzenes Fett. Am nützlichsten erweist sich aber das Kochsalz hinsichtlich der Verdaulichkeit der Speisen, in soferu es die Absonderung des Magensafts vermehrt. Gewürze, Pfeffer, Zimmt, Muskatnuß, Zucker, alter Käse, Wein und Liqueure haben, in mäßiger Menge zu den Speisen genossen, ein vermehrtes Zuströmen des Magensafts zur Folge und befördern daher die Verdauung. Indem Alles, was die Verdaulichkeit erhöht, die Nahrhaftigkeit der Speisen vermehrt, haben Kochen und Braten, Salze und Würze also zunächst einen wesentlichen Bezug auf die Erhöhung des Werthes der N. für die Blutbildung. Das auch der Geschmack hierbei sein Recht habe, ist so allgemein anerkannt, daß hier nur die Frage sein kann nach den Verhältnissen, in welchen die überraschende Geschmacksverschiedenheit der N. begründet ist. Die Frage, wie es kommt, daß selbst Gemüse, die Einer Pflanzengattung, mitunter sogar nur Spielarten Einer Pflanzenart entnommen sind, die Zunge so abweichend berühren, läßt sich nach dem Obigen leicht beantworten. So gut z. B. eine Mehlspeise anders schmeckt, je nachdem viel oder wenig Eier im Verhältniß zum Mehle verwendet wurden, so gut müssen auch Gemüse verschieden schmecken, wenn sie entweder dieselben Nahrungsstoffe in verschiedener Mischung, oder wenn sie unter diesen Nahrungsstoffen Bestandtheile von verschiedenen Eigenschaften enthalten. Obgleich Thee und Kaffee einen und denselben Körper (Thein oder Kaffeein) enthalten, so haben sie doch beide einen eigenthümlichen Geschmack, den sie verschiedenen flüchtigen Oelen und anderen Bestandtheilen ver-

danken, die in Theeblättern und Kaffeebohnen den Theestoff begleiten. Es ist aber nicht allein Sache des Geschmackes, daß die Menschen ein allgemeines Bedürfniß nach Abwechselung der Speisen kund geben. Schon von einem Tage zum anderen kann das Gleichgewicht des Stoffwechsels z. B. durch die Zufuhr der Salze kleine Störungen erleiden. Wenn Rosenkohl viel Salz und Bittererde enthält, Salat dagegen wenig und Endivie noch weniger, so wird ein ungefähres Gleichgewicht erzielt werden, wenn wir mit Rosenkohl und Endivie abwechseln. Weiße Rüben enthalten eine geringe Menge von Eisen, Spinat dagegen viel; daher ist es erklärlich, weshalb und, nachdem wir drei Tage weiße Rüben gegessen, Spinat ein Aederbissen scheinen wird. So hat denn auch die übliche Verbindung unserer bürgerlichen Mahle sehr natürliche Gründe. Suppe, Gemüse und Fleisch enthalten vereinigt alle Nahrungsstoffe, deren die Erneuerung des Blutes bedarf, in richtiger Mischung. Wenn die Suppe eine gehörige Wassermenge und die löslichen Stoffe des Fleisches enthält, so haben wir im Fleische selbst den ergänzenden festen Rückstand, und während im Fleische die eiweißartigen Stoffe vorherrschen, sind in den Gemüsen und den Kartoffeln vorzugsweise die Fettbildner vertreten. Außerdem aber sind die Gemüse durch einen reichlichen Salzgehalt ausgezeichnet, der die Verdauung des Fleisches befördert. Daher ist es zu wünschen, daß der Geschmack frühzeitig zu dem gleichzeitigen Genuß von Suppe, Fleisch und Gemüsen erzogen werde.

Nachdem wir bisher in wissenschaftlichen Grundzügen das Verdältniß der Nahrung zum menschlichen Körper zu schildern versucht haben, drängt sich zunächst die Frage auf, wie viel der Mensch durchschnittlich genießen soll, um den Forderungen seines Körpers zu genügen. Die eiweißartigen Stoffe des Körpers werden nach und nach in Bestandtheile des Harns, der Galle und der ausgeathmeten Luft verwandelt. Mit jedem Athemzuge, so oft wir Harn oder Koth ausleeren, geht eine gewisse Stoffmenge verloren, die früher Antheil hatte an dem Aufbau der Formbestandtheile unseres Leibes. Jede Haarlocke, die wir abschneiden, die Oberhaut, die sich abschuppt, ist einmal ein eiweißartiger Stoff des Blutes gewesen. Die Fettbildung und die Fette werden allmählig in den Geweben zu Wasser und Kohlensäure verbrannt, gerade so wie die Eiweißkörper verbrennen zu Harnstoff, Harnsäure, Kohlensäure und Wasser. Die Kohlensäure und das Wasser verdunsten durch die Haut und die Lungen, die Gallensäuren werden mit dem Koth ausgeleert. Der Harn führt namentlich Knorpelsalz, aber auch Knochenerde, Muskelerde, Muskelsalz nach außen. Alle diese Ausscheidungen, die in 24 Stunden sogar ein Vierzehntel des Gewichts unseres ganzen Leibes betragen können, müssen durch Einnahmen gedeckt werden. Wir tauschen Nahrungsstoffe ein für die entleerten Ausscheidungsstoffe, ein Vorgang, der unter dem Namen Stoffwechsel bekannt ist. Da nun ein Viertel jenes Gewichtsverlusts durch die Menge des Sauerstoffs, die wir einathmen, gedeckt wird, so sind die übrigen drei Viertel durch die N. zu bestreiten. Man hat daher die Menge der Nahrungsstoffe, deren der Körper bedarf, um zu leben, dadurch zu berechnen versucht, daß man bestimmte, wie viel ein fastender Mensch in der Ruhe in 24 Stunden an Ausscheidungsstoffen verlor. Reicht man dem Menschen drei Viertel dieses Gewichts an Nahrung, welche die Nahrungsstoffe in richtiger Mischung enthält, dann wird der Mensch in Ruhe fortleben können. Da jedoch der Mensch nicht ißt, um in Ruhe zu leben, sondern, um zu arbeiten, so muß man, will man die nöthige Menge der Nahrung nach den Ausscheidungen bestimmen, diese bei Männern wägen, die eine mittlere Arbeitskraft entfalten. Die Arbeit vermehrt die Ausscheidungen; wenn also der Körper fortarbeiten soll, muß er reichlicher genährt werden. Ein niederländischer Soldat erhält in Friedenszeiten täglich: 0,499 Kilogr. Brod, 0,125 Kilogr. Fleisch, 0,850 Kilogr. Kartoffeln, 0,250 Kilogr. Gemüse, im Ganzen 1,724 Kilogr., in Kriegszeiten, also zur Zeit erhöhter Arbeit: 0,75 Kilogr. Brod, 0,25 Kilogr. Fleisch und 0,06 Kilogr. Reis oder Hafergrütze, zusammen 1,06 Kilogramm. Aber diese 1,06 Kilogramm enthalten nach Mulders Rechnung beinahe 116 Gramm, die 1,724 Kilogramm in Friedenszeiten dagegen nur etwas mehr als 60 Gramm Eiweiß. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß wir bei der Berechnung der Nahrung für einen arbeitenden Mann nicht von einem Soldaten in Friedenszeit ausgehen dürfen. Der französische Naturforscher Barral genoß in einem Alter von 29 Jahren in 24 Stunden im Sommer 2,386 Kilogr., im Winter 2,755 Kilogr., wovon auf die festen Stoffe der Nahrung in 24 Stunden im Sommer 0,543, im Winter 0,756 Kilogr. kamen. Ziehen wir nun von dem Brod, Fleisch und Reis, den der holländische Soldat im Festungsdienst bekommt, den bekannten Wassergehalt dieser N. ab, so erhält man an festen Stoffen 0,62 Kilogramm, also etwas weniger als Barral im Winter genoß. Wir dürfen also die Menge, welche dem Soldaten im Festungsdienst gar nicht gereicht wird, als entsprechend dem mittleren Bedürfnisse arbeitender Männer betrachten. Aus den mitgetheilten Zahlen erhellt zugleich, daß Barral im Winter mehr Nahrung verbrauchte, als im Sommer. Dem entspricht der durch die Wissenschaft geführte Beweis, daß wir im Winter nicht nur mehr Harn ausscheiden, sondern auch mehr Kohlensäure aushauchen, als im Sommer, welcher größere Verlust im Winter auch größere Einnahme erheischt, um die Ausgaben zu decken. Wie aber Winter und Sommer, so verhalten sich kalte und warme Gegenden, denn die größere Wärme des Sommers verzögert den Stoffwechsel. Frauen athmen etwa ein Drittel weniger Kohlensäure aus, als Männer, Greise scheiden weniger aus, als Erwachsene im besten Mannesalter; daher essen Frauen und Greise weniger, als arbeitende Männer in der Blüthe des Lebens. Auch der Säugling und das heranwachsende Kind scheiden weniger aus als der Mann; da jedoch beim Kinde die Einnahmen die Ausgaben nicht bloß decken, sondern auch das Wachsthum bestreiten sollen, überdies der Stoffwechsel des Kindes durch Schnelligkeit ausgezeichnet ist, so ist es klar, daß das Kind und der

Digitized by Google

rasch wachsende Jüngling mehr Nahrung bedürfen, als es im Verhältniß zum arbeitenden Mann erforderlich wäre.

Billigkeit der Nahrung scheint eine sehr einfache Forderung zu seyn, und doch ist diese Billigkeit nicht nur nach dem Kostenpunkte zu beurtheilen. Sind zwei N. in dem oben erörterten Sinn gleich nahrhaft, dann wird man für einen kräftigen Magen dem billigsten den Vorzug geben. Der vielleicht doppelt so geringe Preis einer Speise ist aber zu theuer, wenn sie einer anderen, doppelt so viel kostenden vierfach an Nahrhaftigkeit nachsteht. Die Kartoffeln empfehlen sich z. B. durch nichts, als ihre Billigkeit, durch geringe Kosten in der Zubereitung. Sie enthalten 10—20mal mehr Fettbildner als Eiweiß, während das Blut 35mal so viel Eiweiß als Fett enthält. Erbsen, Bohnen und Linsen enthalten annähernd so viel Eiweiß (Erbsenstoff), als unser Blut, zweibis dreimal so viel Fettbildner, als Erbsenstoff, und die Blutsalze in reichlicher Menge. Trotz dem höheren Preise und der kostspieligeren Bereitung sind daher Erbsen, Bohnen und Linsen billiger als Kartoffeln. Sie sind im Stande, gut gemischtes Blut zu erzeugen, Hirn und Muskeln zu kräftigen, während anhaltende Kartoffeldiät unfehlbar Schwäche und Siechthum nach sich zieht. Wer 14 Tage im wörtlichsten Sinne von nichts, als von Kartoffeln lebt, wird nicht mehr im Stande seyn, sich seine Kartoffeln selbst zu verdienen. Sind aber zwei N. gleich nahrhaft, dann wird der gleiche Preis nur dann für gleichen Werth entscheiden, wenn beide gleich verdaulich sind. Die Kleie enthält mehr Kleber und etwa doppelt so viel Fett, als das Mehl selbst; es gehören aber die kräftigsten Verdauungswerkzeuge dazu, um Kleienbrod zu vertragen, und darum ist Kleienbrod theurer als Brod aus Roggenmehl. In neuerer Zeit hat man oft von Sparmitteln gesprochen, in dem Sinne, daß gewisse Speisen oder Getränke, ohne daß sie selbst das Blut mit seinen wesentlichen Bestandtheilen versorgen, zu magerer Diät befähigen sollen, indem sie die Menge der Ausscheidungen verringern. Als solche Sparmittel hat man namentlich Kaffee und Alkohol genannt. Was den Kaffee betrifft, so lehrt aber die Erfahrung, daß er die Menge des ausgeschiedenen Harnstoffs eher vermehrt als vermindert und also ein solches Sparmittel nicht seyn kann. Der Alkohol ist kein Nahrungsstoff, aber er verbrennt im Blute zu Essigsäure und Wasser, die Essigsäure zu Kohlensäure und Wasser, und es ist durch genaue Zahlen erwiesen, daß der Genuß des Branntweins und anderer geistigen Getränke die Menge der ausgehauchten Kohlensäure herabsetzt. Da nun überdies ein Theil der Kohlensäure, die sonst von verbranntem Fett und Eiweiß herrührt, von verbranntem Alkohol geliefert wird, so ist klar, daß der Genuß von geistigen Getränken die Verbrennung der Körperbestandtheile mäßigt. Darum befähigt uns der Wein, den wir zu einem Mahle genießen, längere Zeit zu warten, bevor wir wieder Nahrung zu uns nehmen, und darum ersetzt sich der Proletarier das Stück kräftigen Ochsenfleisches, das er entbehren muß, durch einen Schluck Branntwein, den sein Kreuzer bestreiten kann. „Wer wenig ißt und mäßig Alkohol trinkt, behält so viel im Blut und in den Geweben, wie Jemand, der in entsprechendem Verhältniß mehr ißt, ohne Bier, Wein oder Branntwein zu trinken“ (Moleschott). Schon Cabanis macht in umfassender Weise auf den innigen Zusammenhang zwischen der Nahrung und dem geistigen Leben der Völker aufmerksam, und Alles, was die neueste Zeit hierüber tiefer erforscht und schärfer umschrieben hat, erhielt durch ihn den mächtigsten Anstoß. Die Arbeiter in den Schmieden des Departements Tarn wurden lange Zeit mit Pflanzenkost ernährt; in dieser Zeit verlor der Arbeiter durchschnittlich 15 Tage des Jahres in Folge von Wunden und Krankheiten. Als 1833 Talabot die Leitung der Anstalt übernahm, traf er die Einrichtung, daß Fleisch einen wesentlichen Theil der Diät ausmachte; die Gesundheit der Arbeiter verbesserte sich in dem Grade, daß nur noch 3 Tage im Jahre der Arbeit verloren gingen. In Folge der Thierkost gewann daher jeder Arbeiter 12 Tage im Jahre. Der Thatsache, daß Fleischkost mehr Eiweiß ins Blut bringt, als Pflanzenkost, daß Fleischgenuß die Muskelkraft erhöht, den Stoffwechsel beschleunigt und die Menge des ausgeschiedenen Harnstoffs vermehrt, entspricht der Muth und das Feuer der Bewegungen bei den Jägervölkern, so wie die durch die Lebensweise gemilderte Kraft der Nomaden. Der selbe Irländer, dessen Arm bei Kartoffeldiät in seiner Heimath der Arbeit nicht genügt, ist in Amerika bei kräftiger Kost, bei Fleisch und Brod, als Arbeiter nicht selten geschätzt. Wie sich in England der hungernde Proletarier zu dem riesenstarken, roastbeafgestärkten Handwerker verhält, so unterscheidet sich der schlesische Leinweber von dem böhmischen und pommerschen Bauern zunächst durch die Nahrung. Daß die Nahrung trotz diesem Zusammenhang mit der geistigen Beschaffenheit der Völker nicht durch einen Zauberschlag aus den Menschen das Gegentheil macht, was diese durch lange Gewohnheit u. auf der Scholle, an der sie kleben, geworden sind, versteht sich von selbst, widerlegt aber den Satz nicht, daß bei möglichster Gleichheit der übrigen Verhältnisse verschiedene Nahrung den Menschen verändert. Vergl. Danz, Versuch einer allgemeinen Geschichte der menschlichen N., Leipzig 1806; Tiedemann, Untersuchungen über das Nahrungsbedürfniß, den Nahrungstrieb und die N. des Menschen, Darmstadt 1836; Liebig, Thierchemie, 3. Aufl., Braunschweig 1846; Böcker, Die Genußmittel, Krefeld 1849; Moleschott, Die Physiologie der N., Darmstadt 1850, und Lehre der N. für das Volk, Erlangen 1850; Rochleder, Die Genußmittel und Gewürze in chemischer Beziehung, Wien 1852.

Nahrungssaft, s. v. a. Chylus.

Nahrungsstoff, s. Nahrungsmittel.

Naht (sutura), das Verbinden von zwei Stücken Zeuchs, Leders ꝛc. mit einander mittelst der Nahnadel und des Fadens. Man unterscheidet die Nähte nach der Art, wie die Nadel dabei geführt und wie die N. angewendet wird, als Vorstich oder Vorderstichnaht, wobei immer vorwärts gestochen wird, Hinterstichnaht, welche da angewendet wird, wo zwei Stücke so zusammengenäht werden sollen, daß der eine

Schnitt vor dem andern vorsteht, überwendliche N., bei der der Faden um den Rand der beiden Stücke herumgezogen und immer von unten oder immer von oben in das Zeuch gestochen wird, Kreuznaht, wobei 2 kleine Stiche so zusammengesetzt werden, daß sie sich durchkreuzen, Stricknaht, wobei man anfangs bei dem Stich den Faden nicht ganz anzieht, sondern eine kleine Schlinge läßt, die Nadel unter dieser Schlinge hindurchzieht, und nun erst den Faden fest anzieht, Stoßnaht, wobei zwei Stücke starkes Zeuch nicht auf, sondern neben einander gelegt und nun überwendlich zusammengenäht werden, doch so, daß die Stiche nicht ganz durch das Zeuch hindurch gehen, Stoppnaht, eine Stoßnaht mit Kreuzstichen, Steppnaht, eine N. mit Hinterstichen, wobei man aber gerade in dem vorletzten Herausstich wieder hinabsticht, Randerinnaht, welche bei dünnen, wollenen Zeuchen gebraucht wird, Saumnaht, mittelst welcher ein Saum oder eingeschlagener Rand fest genäht wird, doppelte N., das Zusammennähen von zwei Stücken, deren Ränder in einander eingeschlagen und durch zwei nahe an einander fortlaufende Nähte vereinigt werden. In der Medicin wird das Wort N. in zwei Bedeutungen gebraucht. Die chirurgische N. ist derjenige chirurgische Kunstakt, durch welchen die einander gegenüberstehenden Ränder verwundeter und getrennter Weichtheile behufs ihrer schnellen organischen Vereinigung künstlich aneinander gelegt werden. Geschieht dies auf die Art, daß man Nadeln durch die Ränder der getrennten Theile sticht und sie mittelst Fäden zusammenzieht, so nennt man sie blutige N.; bewirkt man dagegen die Vereinigung nur durch Heftpflaster und Bandagen, so heißt sie eine trockene N. Die umschlungene oder umwundene N., Hasenschartennaht, besteht darin, daß man eine gerade Nadel durch beide mit den Fingern fixirte Wundränder durchsticht, die eingestochenen Nadeln darin liegen läßt und sie mittelst darüber gewickelter Fäden zusammenzieht. Am besten eignen sich dazu die karlsbader Insektennadeln. In der Anatomie heißt N. diejenige Art von unbeweglicher Knochenverbindung (Synarthrosis), wo Knochen mit Knochen, meist mit unebenen Rändern zusammenstoßend, durch eine dünne Knorpelschicht fest und unverschiebbar zusammengehalten werden. Derartige Knochennähte kommen nur am Kopfe vor u. werden nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit in zwei Hauptarten getheilt: die wahre N., wo zackige Ränder zweier benachbarten Knochen so in einander eingefügt sind, daß die Zacken des einen sich in die Vertiefungen zwischen den Zacken des anderen eingelegt haben, wie die Nähte des Schädels, und falsche N., wenn die Knochenränder glatt oder nur wenig uneben sind und doch unverschiebbar zusammengehalten werden, wie z. B. die Thränenbeine mit den andern Knochen und die Nasenbeine untereinander und mit den Oberkiefern.

Nahum, einer der zwölf sogenannten kleinen Propheten, lebte unter dem hebräischen König Hiskias um 720 v. Chr. und wirkte zu Elkusch in Assyrien. Er verkündigt den Sturz des assyrischen Reichs, insbesondere die bevorstehende Zerstörung der assyrischen Hauptstadt Ninive. Sein Vortrag ist voll Feuer, Phantasie und Originalität und hat zugleich Klarheit und Rundung. Unter den Kommentaren ist besonders der von D. Strauß (Berlin 1853) hervorzuheben; übersetzt wurde die Schrift von Middeldorpf (Hamb. 1808), Neumann (Breslau 1808), Justi (Leipz. 1828).

Naib, in der Türkei Stellvertreter des Sultans, mit geistlichen und richterlichen Vollmachten versehen; dann Unterrichter, Stellvertreter der Mesla's und Kadi's.

Naila, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, an der Selbitz, ist Sitz eines Landgerichts, hat ein Bergamt, Marmorbrüche u. Marmormühlen, Alaun-, Vitriol-, Essen- u. Kupferwerke, Viehzucht, Bierbrauerei, Wollen- u. Baumwollenmanufakturen, ein Hospital u. 1800 E.

Nain, Stadt in Galiläa unweit Kapernaum, südlich von Tabor; hier erweckte Jesus einen todten Jüngling, den einzigen Sohn einer Wittwe.

Nairen, der Landesadel auf Malabar (s. d.).

Nairn, Grafschaft im nördlichen Schottland, südlich am Murraybusen gelegen, umfaßt 9½ □-Meilen mit 10,000 Einw., ist im Innern, besonders im Süden, gebirgig, hat dort wenig urbaren Boden, aber ausgedehnte Moräste. Die Küste ist meist mit Flugsand bedeckt, stricheweise aber auch fruchtbar. Nächst dem Nairn ist der größte Fluß der 12 Meilen lange Findhorn, der durch die wechselvollen Scenerien seiner Ufer berühmt ist, aber durch seine Ueberschwemmungen viele Verwüstungen anrichtet. Die urbaren Gegenden liefern Getreide, Kartoffeln und Flachs. Auch die Viehzucht wird mit Sorgfalt betrieben. Die Grafschaft sieht mit Elgin unter einem Sheriff, und beide schicken zusammen ein Mitglied, ihre Hauptstädte abwechselnd ein zweites ins Parlament. Die gleichnamige Hauptstadt, nahe der Mündung des Nairn, ist ein kleiner, aber wohlgebauter Borough mit einem Hafen, Seebädern und 3500 Einw., die Lachs- und Häringsfischerei, sowie Tartanweberei und Getreidehandel treiben.

Naisus, blühende und als Geburtsort Konstantins merkwürdige Stadt Obermösiens, wurde von Konstantin sehr verschönert, von Attila zerstört, jedoch von Justinian wieder hergestellt und befestigt und ist noch unter dem Namen Nissa am Flusse Nissava vorhanden.

Naivetät (vom lat. nativus, im Mittelalter naivus, d. i. angeboren oder natürlich), ein Ausdruck, der aus dem Französischen (naif und naivetè) zuerst durch Gellert in die deutsche Sprache eingeführt wurde. Er bezeichnet einen natürlichen und ungekünstelten Zustand der Empfindungen und Gedanken einer arglosen, unverstellten und ausdrucksvollen Seele, welche freudeerfüllt ohne Rücksicht auf konventionelle Schicklichkeit sich zu äußern und kund zu geben liebt. Das Naive ist demnach das Natürliche im Gegensatz zum Künstlichen, d. h. zu dem bloß konventionell Geltenden. Der Verkünstelte bemerkt es daher am leichtesten, weil ihm der Kontrast zwischen natürlichem und konventionellem Wesen am auffallendsten erscheint, während dem Naiven seine N. Natur ist. Der konventionell und künstlich gebildete Mensch ist dem naiven an Verstand und vornehmlich an Welterfahrung überlegen, wes-

Digitized by Google

halb ihm Aeußerungen der N. als einfältig und lächerlich erscheinen, obwohl das Naive an sich keineswegs lächerlich ist, sondern in Bezug auf Gesinnung und Empfindung weit über dem künstlich Gebildeten und Verkünstelten steht, wie auch die auf Reinheit des Gemüths gegründete N. nicht nur etwas kindlich Ansprechendes und Rührendes, sondern öfters selbst etwas Ehrfurcht Gebietendes und Erhabenes haben kann. Manche unterscheiden auch die N. des Verstandes von der des Herzens. Fälschlich aber versteht man unter N. den sogenannten Witz der Dummheit, denn sie ist eben natürlicher Verstand und kann sich daher auch witzig äußern, ohne darum zu wissen, daß sie witzig ist, indem sich ihr Witz nur auf Instinkt gründet. Auch bleibt das Gemüthlose von der N. stets ausgeschlossen. Widerwärtig ist die gemachte, erkünstelte N., die sich nicht selten bei Frauen in Begleitung der raffinirtesten Kultur und höchsten konventionellen Bildung findet. Für die Aesthetik hat der Begriff des Naiven dadurch eine besondere Bedeutung gewonnen, daß Schiller und Göthe die naive und die sentimentale Poesie als zwei wesentliche Grundformen der poetischen Darstellung erkannten. Die Dichtung der Alten ist nach ihnen naiv, objektiv, der Natur entsprechend; die Dichtung der Neuzeit dagegen sentimental, subjektiv, die Naturgemäßheit anstrebend. Vgl. Schiller, Ueber naive und sentimentale Dichtung.

Najac, Stadt im französischen Departement Aveyron, links am Aveyron, hat ein altes Schloß, Serge-, Leinwand-, Packleinwand- und Zwirnfabrik, Handel mit berühmten Schinken, Kupfer- und Bleibergwerke und 2200 Einw.

Najaden, f. Nymphen.

Najera (Najara), Stadt in der spanischen Provinz Logroño, an der Najerilla, einem Nebenfluß des Ebro, mit Getreide- und Weinbau und 3600 Einw.; geschichtlich bekannt durch die Schlacht am 3. April 1367 zwischen den Engländern und Franzosen, worin die ersteren siegreich. Die Stadt gibt einem Herzogthum den Namen.

Nakel (Nakło), Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, in einer fruchtbaren Gegend des Netzebruchs, an der Netze und am Anfange des bromberger Kanals, hat eine Kirche, Synagoge, Getreidehandel und 2500 Einw. Im J. 1114 hier Schlacht zwischen den Polen u. den Preußen, worin erstere Sieger.

Nakhilu, Stadt in Persien, an der Mündung des Darjabin in den persischen Meerbusen, mit Hafen und Perlenfischerei, Besitzung des Imam von Maskate.

Nakib-ül-Eschraf, Oberhaupt aller Emire, Seide oder Sherife im türkischen Reiche, lebt zu Konstantinopel und gehört zu der Körperschaft der Ulema's, wird auf Lebtlebens ernannt und legt die Würde nur nieder, wenn er Scheikh-ül-Islam (Großmufti) wird.

Nakitschewan, f. Nachitschewan.

Nakka, ein in Arabien vorkommender, mit Dornsäule verbundener Ausfluß.

Nako-Nako, Insel im indischen Ocean, an der Westküste von Sumatra, treibt Handel mit Kokosöl.

Nakscha, Insel, f. v. a. Naxos.

Nakich Rostan, Stadt in der persischen Provinz Farsistan, nördlich von Schiras, in der Nähe der Ruinen von Persepolis, mit merkwürdigen Ruinen.

Nakskow, Stadt auf der Westküste der dänischen Insel Laaland, in der gleichnamigen Bucht, mit Hafen, Branntweinbrennerei, Ackerbau, Kornhandel, Schifffahrt und 2200 Einw.

Nakwaska, Anna, geborene Strajewska, polnische Schriftstellerin, wurde 1779 geboren und zeigte schon als Kind die Eigenschaften des Herzens, welche sie später zur Freundin der Menschen machten. Ihre Muttersprache lernte sie erst durch ihren Gemahl, den Kastellan und Senator Nakwaski, gründlich kennen; als Schriftstellerin trat sie zuerst mit einer französischen Uebersetzung des polnischen Originalromans „Malvina, oder der Instinkt des Herzens" (2 Bde., Warschau 1817) auf. Selbstständig schrieb sie bald darauf: „Trois nouvelles et suite de trois nouvelles" (das. 1821), denen Eigenthümlichkeiten des polnischen Lebens zu Grunde liegen. Dann erschienen eine Reihe Erzählungen in polnischer Sprache, von denen „Die Jugend des Kopernikus" und „Die Erzählungen eines alten Tischlers", die hauptsächlich auf Belehrung der niedern Klassen berechnet sind, die gelungensten genannt werden müssen. Großes Verdienst erwarb sie sich um die nationale Erziehung der Polinnen. Sie † erblindet im December 1851 zu Warschau.

Nal, Stadt in Beludschistan, Provinz Dschalawan, südwestlich von Khodjar, auf der Straße von hier nach Punschkur.

Nal und **Nil**, in der indischen Mythologie zwei Wessire des Affenkönigs Sukri, welche für Rama's Heere die Brücke über die Meerenge zwischen dem Festlande und Ceylon bauten.

Nala, Ratschah von Bischadha, Gemahl der Damajanti, Tochter des Königs Bhima, die seinetwegen selbst die Hand der mächtigsten Götter ausgeschlagen hatte. Die böse Kali betrachtete das Glück der Liebenden mit mißgünstigen Augen und ließ N. durch seinen Bruder Puschkara zum Würfelspiel verführen, worin derselbe sein ganzes Reich verlor. Um Damajanti nicht in sein Unglück zu verwickeln, bat N. sie, zu ihrem Vater zurückzukehren; als sie ihm aber doch in die Wildniß folgte, um sein Elend zu theilen, verließ er sie im Schlafe. Nach mancherlei Abenteuern wurden die Liebenden endlich wieder vereinigt u. N. gewann von Puschkara sein Reich wieder. Die älteste Erzählung dieser Geschichte findet sich im 3. Buche des Mahabharata als Episode, dann wurde sie von Kalidasa in einem eigenen Gedichte „Nalodaja", von Sriharscha in dem Gedichte „Naischadhija, von Trivikrama Bhatta in seinem „Damajanti Batha", und And., von Fr. Rückert in dem Gedicht „N. und Damajanti" behandelt.

Naloër (Naloës, Nalus), zahlreicher Negerstamm in Senegambien, südlich vom Rio grande, von sanften Sitten und sehr kulturfähig, treibt Ackerbau und Viehzucht und liefert dem Handel namentlich Baumwolle und Indigo.

Nalon, spanischer Küstenfluß, entspringt in Asturien auf dem kantabrischen Gebirge, fließt

bei Osiedo vorüber und mündet in den atlantischen Ocean. Er nimmt unter anderen Zuflüssen rechts die Narcea auf.

Namaqua, s. Hottentotten.

Namatianus (Numatianus), Claudius Rutilius, römischer Dichter, wahrscheinlich aus Tonlouse in Gallien, bekleidete, ohne Christ zu seyn, höhere Würden und Aemter, verließ aber, als die Gothen verheerend einbrachen, die Stadt und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er um 416—417 n. Chr. eine Beschreibung dieser seiner zur See längs der Gestade gemachten Rückreise in Distichen verfaßte, wovon ein erstes und der Anfang eines zweiten Buches mit 72 Versen noch erhalten ist. Neuere Herausgeber haben dem Gedichte die Aufschrift „Itinerarium" oder „Iter" oder „De reditu suo" gegeben. Ausgaben hat man nach der Edit. princeps (Bologna 1520) von K. Barth (Frankf. 1623), J. K. Gruber (Nürnb. 1804), Burmann und Wernsdorf in den „Poet. Lat. min.", A. W. Zumpt (Berlin 1840), J. J. Collombet (Lyon und Paris 1842).

Nambapane, Fluß auf der Insel Ceylon, entspringt am Adamspik und fließt bei Caltura in den indischen Ocean.

Name, unterscheidende Bezeichnung für Personen und Sachen. Alle Personennamen der alten Orientalen wurden nach merkwürdigen Umständen vor od. bei der Geburt, nach einer besonders hervorstechenden Leibesbeschaffenheit der Neugeborenen, nach den Wünschen, die sich an dieselben knüpften od. als gärtliche Charitative gebildet, theilweise auch von der Benennung einer Gottheit entlehnt u. sollten in letzterem Falle bald eine religiöse Erinnerung, bald eine gute Vorbedeutung aussprechen. Später, als eine hinlängliche Anzahl Personennamen in der Sprache vorhanden war, wählte man den passendsten aus od. nannte geradezu das Kind nach dem Vater od. noch lieber nach dem Großvater, auch wohl nach einem hochgeachteten Verwandten. Bei den Semiten führten die Söhne zuweilen den N. des Vaters mit vorgesetztem Bar oder Ben, wie Barnabas, Benjamin. Die Namengebung geschah natürlich durch die Aeltern, vorzüglich durch die Mutter; zuweilen aber konkurrirten mehr oder weniger entscheidend die Verwandten. Fürsten wechselten die N. bei ihrer Thronbesteigung. Privatpersonen beim Eintreten in ein wichtiges, zumal öffentliches Lebensverhältniß. Vgl. Köller, Onomasticon sacrum, Tüb. 1706. Die Griechen hatten in ältester Zeit keine Familien- oder Geschlechtsnamen, doch führten gewisse Familien in Athen und Sparta, die eine politische Bedeutung hatten, einen gemeinschaftlichen Familiennamen, wie z. B. die Eumolpiden (von Eumolpus). Dem neugeborenen Kinde wurde sein N. nach der freien Wahl der Aeltern in derselben Weise gegeben, wie bei uns die Vornamen. Dies geschah gewöhnlich am 10. Tage bei einem mit einem Opfer verbundenen Familienfeste, zuweilen aber auch schon am 7. Tage. Nach der ältesten Sitte gab man dem Sohne den N. des Großvaters, besonders geschah dies bei dem ältesten Sohne. Häufig gab man aber auch den N. des Vaters oder bildete ein Patronymikum, oder eine mit dem N. des Vaters verwandte Zusammensetzung, oder man konfirmirte ihn mit der Bedeutung des väterlichen N.s. In Künstlerfamilien war es üblich, N.n, welche für die künftige Kunstübung von guter Vorbedeutung waren, zu geben. Andere Berufsarten gaben den Aeltern Veranlassung zu anderen N.n. In der Regel hatten die Griechen nur Einen N.n, welchem zu Vermeidung von Verwechslung der N. des Vaters beigefügt wurde. Im täglichen Leben aber gefiel sich der attische Volkswitz in der Ertheilung von Spitznamen, welche von körperlichen oder geistigen Eigenschaften oder irgend einer auffallenden Handlung oder Gewohnheit entnommen wurden. Solche Spitznamen mögen nicht selten die ursprünglichen N.n verdrängt und in einzelnen Familien sich festgesetzt haben, namentlich die von der Aehnlichkeit mit Thieren entlehnten. Die Sklaven durften in der ältesten Zeit nicht gleiche N.n mit den Freien führen; sie wurden gewöhnlich nach ihrem Vaterlande, häufig auch nach ihrem Aeußern oder nach ihren Eigenschaften benannt. Aber schon in den Testamenten des Plato, Aristoteles, Theophrast, Lykon und Epikur finden sich Sklaven genannt, welche die angesehensten N.n führen, z. B. Dionysius, Demetrius, Simon, Charas 2c. Vergl. Keil, Specimen onomatologiei Graeci, Leipz. 1840, u. Pape, Wörterbuch der griechischen Eigennamen, Braunschw. 1843, 2. Aufl. 1850. Bei den Römern finden wir unter den Männernamen der Freien in der Sage und ältesten Geschichte solche, die nur aus Einem N.n bestehen (Romulus, Faustulus); dann aus zwei (Numa Pompilius, Ancus Martius), letzteres auch später bei den italischen Völkerschaften außer den Römern (Metius Suffetius, Volesus Valesius, Sertorius Resius u. dgl.). Aber schon seit den ersten Zeiten der Republik finden sich regelmäßig drei verbundene N.n für jede Person zur Unterscheidung des Individuums (praenomen, Vorname), der in der Schrift häufig abgekürzt wurde, wie C. für Cajus, M. für Marcus 2c., des Geschlechts oder der Gens (nomen, Gentil, Stammname), wozu der Träger gehörte, der fast stets auf ius auslautete, wie Fabius, Julius 2c., und der unter der Gens begriffenen Familie (cognomen, Zuname), wie Cicero, Cäsar 2c. In dem Namen Cajus Julius Cäsar z. B. ist Cajus das Praenomen, Julius das Nomen, Cäsar das Cognomen. In diesen drei N.n kam bisweilen noch ein vierter hinzu, wie in der Familie der Scipionen die bekannten N.n Africanus und Asiaticus, gewöhnlich als Agnomen, Beiname, bezeichnet, bei den alten Schriftstellern aber nicht selten gleichfalls Cognomen genannt. Von dieser regelmäßigen Namensbezeichnung kommen jedoch Ausnahmen vor, nämlich: Weglassung des Cognomen, wie bei C. Marius, L. Mummius, L. Fabricius; des Nomen gentilitium, wie M. Agrippa auf Münzen und Inschriften, M. Brutus 2c.; des Nomen und Cognomen, wie bei dem berühmten Juristen Gajus. In der Kaiserzeit, besonders seit der Zeit der Antonine, führte man zwei Praenomina u. gebrauchte frühere Cognomina als Praenomina, wie Magnus Ennodius, Magnus Maximus u. dgl. Ferner führte man mehre Nomina statt eines, wie C. Vettius Corsinius Rufinus, L. Fulvius Gavius Numisius Petronius Aemilianus. Zwischen solche

Digitized by Google

mehrfache Nomina werden Cognomina eingemischt (z. B. M. Junius Cäsonius Nicomachus Anicius Faustus Paulinus), oder die Cognomina vor die Nomina gesetzt (z. B. L. Julianus Pomponius Pudens Severianus). Man nahm auch zwei Cognomina an, zu dem zweiten öfters das Praenomen eines berühmten Ahnherrn, z. B. L. Aemilius Lepidus Paulus. Frühere Praenomina wurden Cognomina, wie Proculus, Agrippa u. a. Die Praenomina unterscheiden nicht mehr die einzelnen Individuen derselben Familie, sondern die Cognomina; so hieß der Vater des Kaisers Vespasianus T. Flavius Sabinus, seine zwei Söhne von seiner Frau Vespasia Polla aber hießen T. Flavius Sabinus u. T. Flavius Vespasianus. Durch diese Gebrauchsweise des Cognomen zur Bezeichnung der Individuen geschah es, daß auf Münzen und Inschriften statt des vollständigen N.ns nur das Cognomen beigesetzt wird; z. B. statt J. Petilius Rufus nur Rufus u. dgl. Ueberhaupt besteht die Veränderung in den N.n der späteren Zeit vornehmlich in einer Vervielfachung und Häufung derselben und in regelloser Willkür. Bei den weiblichen N.n war die Regel, daß die Töchter das Nomen ihres Vaters mit der weiblichen Endung als N.n führten, wie Tullia, Cornelia, wozu bisweilen noch das Cognomen kommt. Zuweilen ist das Nomen der Tochter von dem N.n der Mutter gebildet. Die unehelichen Söhne und Töchter wurden nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter benannt. Häufig waren bei den weiblichen N.n die Diminutivformen, besonders bei den von Zahlwörtern abgeleiteten (Tertulla). Mädche Frauennamen kommen vor mit einer Masculinform, wie Aelia Demetrius u. dgl. Ob bei den weiblichen Namen außer dem Nomen und Cognomen auch noch ein Praenomen üblich war, darüber sind die Ansichten getheilt. In den frühern und dann wieder in den spätern Zeiten war dieses der Fall. Zuweilen führen verheirathete Frauen dasselbe Nomen wie ihre Männer. Später findet auch bei den Frauen die Häufung der Namen Statt. Die Namen der Freigelassenen wurden im Allgemeinen nach dem Namen des freilassenden Herrn gebildet, waren aber im Einzelnen doch wieder verschieden, je nachdem sie vorher Sklaven von Korporationen oder Gemeinwesen oder von Privatpersonen oder von Kaisern und Mitgliedern der kaiserlichen Familie waren. Die Sklaven von Stadtgemeinden nahmen als Freigelassene ein nach dem Namen der Stadt gebildetes Nomen an, mit einem willkürlich gewählten Vornamen und ihrem frühern N.n als Cognomen, oder sie bildeten als ehemalige Servi publici sich den Gentilnamen Publicius. Freigelassene von Privatpersonen nahmen das Praenomen und Nomen ihres frühern Herrn an, mit Beibehaltung ihres eigenen früheren N.ns als Cognomen. Freigelassene der Kaiser und Kaiserinnen bekleiten in der Regel ihren früheren Namen bei. Die Sklaven hatten gewöhnlich nur einen N.n, in der frühesten Zeit bestehend aus einer Verbindung des N.ns ihres Herrn mit dem Worte Puer (Lucipor, Marcipor u. dgl.), später bei der wachsenden Zahl der Sklaven vielerlei N.n, hergenommen von der Heimath des Sklaven, von dem Orte, wo er gekauft war, von anderen Umständen, od. auch gewählt nach der Willkür des Herrn. Zwei verbundene N.n kommen zuweilen bei Sklaven vor; Sklavennamen, bestehend aus Praenomen, Nomen und Cognomen, waren aber nicht zulässig. Die Zeit der Namengebung war der Dies lustricus, bei Knaben der 9., bei Mädchen der 8. Tag nach der Geburt, welcher daher auch Nominalia hieß. Der älteste Sohn bekam in der Regel das Praenomen des Vaters, die andern Brüder andere, wohl meist nach N.n der Verwandten. Der gleichnamige Vater und Sohn wurde durch den Beisatz Pater und Filius oder junior oder durch major und minor unterschieden. Bei Adoptionen erhielten die Adoptivsöhne den N.n des Adoptivvaters mit Beibehaltung des Nomen oder der Cognomen ihrer eigenen Familie, und zwar in einer abgeleiteten Form oder unverändert. Oft wurde auch jeder auf den N.n des leiblichen Vaters sich beziehende Zusatz weggelassen und lediglich nur der N. des Adoptivvaters angenommen, woraus sich mehre Fälle erklären, bei welchen sich völlige Namensverschiedenheit zwischen Vater und Sohn und zwischen Brüdern desselben leiblichen Vaters findet. Aehnlich wurde es mit der Namengebung bei Pflegekindern (alumni, alumnae) gehalten; doch finden sich auch Pflegekinder mit ganz andern N.n, als die N.n der Pflegeältern sind. Die Fremden pflegten, wenn sie das römische Bürgerrecht erhielten, gewöhnlich den Vornamen und Geschlechtsnamen Desjenigen anzunehmen, durch dessen Verwendung sie das Bürgerrecht erhalten hatten, mit Beibehaltung ihres vorigen N.ns; so D. Lutatius Diodorus, welcher durch Q. Lutatius Catulus das Bürgerrecht erlangt hatte. Wenn jedoch die Fremden keinen ganz ausländischen N.n, sondern N.n nach römischer Weise hatten, so behielten sie denselben bei. Nach Varro soll es ungefähr dreißig römische Praenomina gegeben haben. Ihre ursprüngliche Bedeutung ist oft dunkel. Die Nomina waren zahlreicher, als die Pornamen; ihre Bedeutung führt auf natürliche Eigenschaften (z. B. Albius von albus, Flavius von flavus), auf Benennung von Thieren (Porcius von porcus), und Gewerben (Fabricius von faber), auf Vornamen (Sertius von sextus) ꝛc. Viele Cognomina sind hergenommen von Beschäftigungen, Gewerben und Aemtern, von Orten ꝛc. Die alten Germanen kannten keine Familiennamen, und Taufnamen im heutigen Sinne, wo dem Kinde z. B. der N. eines Heiligen beigelegt wird, waren gleichfalls nicht gebräuchlich. Eben so wenig befolgte man hierin den Gebrauch der Juden und der heutigen Russen, bei welchen der N. des Vaters mit dem des Kindes verbunden wird. Vielmehr erhielt, wie bei den alten Griechen, jedes Kind bei seiner Geburt einen einzigen Namen, der dann ein Eigenname im eigentlichen Sinne war. Natürlich hatten diese N.n eine allgemeine und verständliche Bedeutung und bewegten sich in dem Kreise der nationalen Lieblingsanschauungen. Vergl. W. Wackernagel, Die germanischen Personennamen, im „Schweizerischen Museum", Bd. 1, Frauenf. 1837, und Abel, Die deutschen Personennamen, Berlin 1852. Zu den Taufnamen, deren später mehre seyn konnten, die man bei den

christlich gewordenen Germanen den Kindern gab, wählte man entweder die in alter Zeit gebräuchlichen (Julius, Arminius, Philipp, Konstantin, Chlodowich), oder man bildete neue nach Ereignissen und Eigenschaften, nach Wünschen, die man für das Kind hegte (Fürchtegott, Gottlieb), oder man nahm die N.n biblischer Personen (David, Paul, Maria, Petrus), oder später berühmter Heiligen oder auch berühmter Personen der vorchristlichen, ja der mythischen Zeit. Nachdem aber der Gebrauch, Kindern solche N.n zu geben, allgemein geworden war, mußten Irrungen über die Identität der Personen entstehen, und Nebenbezeichnungen wurden unerläßlich. Die älteste ist die der Aemter, welche die Ministerialen von den Königen, Fürsten, Bischöfen und Aebten zu Lehen trugen. Erst im 12. Jahrhundert werden die adeligen Familien nach den Orten ihrer Wohnung oder Herstammung benannt. Daher stammt auch das Wörtchen „von", und man hätte es vor Alters lächerlich gefunden, es einem anderen, als einem Ortsnamen vorzusetzen. In den Städten, in welchen viele Adelige beisammen wohnten, bezeichnete man den Stadtdistrikt, wo das Wohnhaus lag, oder den Schild des Hauses (so z. B. in Speier die „Vor dem Münster", „Am Thor"). Selbst in den Dörfern, wo die Familien sich in mehre Zweige theilten, nahmen die einzelnen Zweige Beinamen an, die dann wohl zu Familiennamen wurden. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts kamen die Ritterschlösser in Mode, und es entstanden N.n von Berg und Burg, Stein und Fels, denen man gern Drachen und Greife, Geier und Falken, Bären und Wölfe beigesellte. Die bürgerlichen Familiennamen wurden von der Heimath entnommen, wie Schwabe, Bayer, von der Beschäftigung, wie Schmidt, Schneider, von persönlichen Eigenschaften oder Charaktereigenthümlichkeiten, wie Langbein, Kurz, Welf ꝛc., nach Eigenthümlichkeit des Wohnorts od. des Besitzes, z. B. Baumbach, nach den Hausschildern, wie Löwe, Kaiser, König, oder man verwandelte Personalnamen in Familiennamen, wie Ludwig, Jakob. Auch eine Ableitung von andern gebräuchlichen N.n, des Vaters, Pathen u. dgl. ward zum Geschlechtsnamen, entweder durch die lateinische Genitivendung, wie Georgi, Pauli, oder durch die deutsche Genitivendung, wie Heinrichs, Jakobs, oder durch angehängtes sen oder sen, wie Wilmsen ꝛc. Zu bleibenden N.n gelangten jedoch die Familien erst im 15. Jahrhundert. Neben den Familiennamen gibt es noch Zunamen, wenn man Zweige ein und derselben Familie unterscheiden will. Die Frauen nehmen mit ihrer Verheirathung den N.n ihres Mannes statt des ihrigen an; bei Schauspielerinnen und Sängerinnen kommt es aber auch vor, daß sie ihren Familiennamen beibehalten, z. B. Schröder-Devrient. Vgl. Wlarda, Ueber deutsche Vor- und Geschlechtsnamen, Berlin 1840; Abel, Die deutschen Personennamen, das. 1852; Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Nordhausen 1854 — 1855. Bei den Juden in Deutschland wurden die Familiennamen erst zu Ende des 16. und in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts üblich. Die Russen haben bloß Einen Taufnamen, weil sie glauben, daß jeder N. seinen Vorsteher im Himmel habe, welcher zugleich Schutzengel aller Derer sey, welche diesen N.n führen. Da nun Niemand mehren Schutzengeln angehören könne, so könne er auch nicht mehre N.n haben. Sie nehmen entweder den N.n des Heiligen ihres Geburtstags, oder sie wählen unter den N.n 8 Tage vor u. nach ihrem Geburtstage. Gewöhnlich gibt der Priester dem Kinde den N.n, nur Vornehme wählen selbst einen N.n. Außer dem Taufnamen führen die Russen noch einen von dem Vaternamen gebildeten N.n auf itsch für Knaben, auf owna für Mädchen endigend; z. B. Nikolaus Pawlowitsch (Pauls Sohn), Maria Paulowna (Pauls Tochter). Die Normannen bedienten sich zur Ableitung vom Vaternamen des Wortes Fitz (von filius), wie Fitzgerald. Die Schotten brauchen als Familiennamen den Vaternamen mit vorgesetztem M', einer Abbreviatur für Mac, d. i. Sohn; eben so die Irländer O', was nach Einigen Sohn bedeuten, nach Andern Abkürzung der englischen Präposition of, d. i. von, seyn soll, z. B. John M'Culloch, Daniel O'Connel. In England herrscht die Sitte, Familiennamen, als Taufnamen, besonders den Familiennamen der Mutter, einem Sohne zu geben; so hieß einer der Söhne Peels John Floyd, weil Lady Peel eine geborene Floyd ist. Zur Ableitung vom Vaternamen bedienen sich die Engländer eines angehängten son, wie Johnson, ebenso die Schweden, wie Eriksson, und die Dänen, wie Martensson. Bei den Spaniern endigen sich die von den Vätern hergenommenen N.n auf ez, z. B. Hernandez, Sohn Hernando's. Uebrigens erhalten die Söhne von Adeligen zu dem väterlichen N.n auch noch Beinamen von ihren mütterlichen N.n; so hießen z. B. die Söhne des Juan Leonardo, welcher die Doña Albonza de Argensola geheirathet hatte: Lupercio und Bartolomo Leonardo de Argensola. Vgl. Dolz, Ueber die Taufnamen, Leipz. 1824; Fleischer, Onomatologie, oder lat. Wörterbuch unserer Taufnamen, Erl. 1824; Salverte, Essai historique et philosophique sur les noms d'hommes, de peuples et de dieux, Paris 1824, 2 Bde.; Pott, Die persönlichen Eigennamen, Leipz. 1853. Die Araber haben einen Vornamen, der gewöhnlich von dem N.n des Erstgeborenen oder auch eines anderen Sohnes mit Hinzufügung von Abu gebildet wird, z. B. Abu-Bekr; Eigennamen, wie Hassan, auf welchen gewöhnlich der des Vaters, Großvaters ꝛc. mit einem dazwischen stehenden Ebn oder Ben folgt, z. B. Ebn-Sina; Zunamen, von der Religion oder dem Hofe hergenommen, wie Safaheddin; Beinamen, nach Beschäftigung, Stamm, Geburtsort, Sekte ꝛc. gewählt; Dichternamen, welche nur Dichter in ihren Gedichten zu führen pflegen; lobende oder tadelnde Spitznamen. Bei den Chinesen gibt es: Vornamen, die jedoch nicht fest bestimmt sind, von Aeltern oder deren Stellvertretern den Kindern ertheilt und nach Belieben bei besonderen Ereignissen gewechselt werden, bis zu der Zeit, wo einer in eine Unterrichtsanstalt eintritt oder ein öffentliches Amt erhält; Vornamen, von dem Hause, aus dem Einer der männlichen Linie nach abstammt; Ehrennamen und Beinamen, jedoch nur bei berühmten u.

Digitized by Google

ausgezeichneten Personen. Daß der bürgerlichen Ordnung wegen das willkürliche Wechseln der N. bei einem kultivirten Volke nicht geduldet werden kann, leuchtet von selbst ein. Der Staat muß auf Führung von Familien- und Personalnamen bestehen, und genau geführte Civilstandsregister (Kirchenbücher) liegen im Interesse der Rechtssicherheit. Die Wahl der Taufnamen ist nicht überall ganz unbeschränkt. In manchen Ländern müssen sie aus der Zahl der Kalenderheiligen genommen werden. In Frankreich war mit der Revolution unbedingte Freiheit hierin eingetreten; Napoleon befahl jedoch, daß man sich auf die in den Kalendern und in der alten Geschichte vorkommenden N.n zu beschränken habe. In England ging unter den Puritanern die Sucht, recht bibelfeste N.n zu haben, ins Lächerliche; man wählte oft ganze Bibelstellen zu Vornamen (z. B. „Wenn Jesus Christus nicht für mich gestorben wäre, so wäre ich verdammt"). In Deutschland entstanden 1813 Vornamen, wie „Blücherine", „Gneisenauette", „Landsturmine" und ähnliche.

Namek-Schah, s. Sikhs.

Namenlose Gesellschaften (anonyme Gesellschaften), in Frankreich, Italien, Spanien und den Niederlanden gebräuchliche Benennung der Aktiengesellschaften.

Namenstag, Tag, der im Kalender dem Heiligen, dessen Namen man führt, gewidmet ist, wird in katholischen Ländern statt Geburtstages gefeiert.

Namensvers, s. v. a. Akrostichon.

Nammen, Dorf in der preußischen Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk und Kreis Minden, mit 600 Einw. und einer Mineralquelle, die zur Klasse der kalten salinischen Schwefelquellen (+ 10° R. bei 12° R. der Atmosphäre) gehört und als Bad mit günstigem Erfolge bei rheumatischen, gichtischen und herpetischen Leiden angewendet wird.

Namoy, Fluß in Neuholland, Nebenfluß des Castlereagh, wird in seinem obern Laufe auch Field genannt.

Namsen-Elf, Fluß im norwegischen Amt Nordre-Throndhjem, entsteht aus dem See Naums-Vandat, mündet in den Namsenfjord, bei dem Kirchdorf Skage.

Namslau, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, an der Weide, hat Mauern, ein Schloß, 3 Thore, 2 Vorstädte, ein Landrathsamt, Kreisgericht, 2 katholische Kirchen, eine evangelische Kirche, ein vormaliges Franziskanerkloster, Hospital, eine Krankenanstalt, Brennerei, Brauerei, Band-, Lein- und Tuchweberei, Tabaksfabrikation und gegen 4000 Einw. Das befestigte Schloß (früher Kommende des deutschen Ordens) wurde 1741 ge schleift.

Namur, belgische Provinz, zwischen Brabant und Lüttich (nördlich und nordöstlich), Luxemburg (südöstlich), Frankreich (südlich) und Hennegau (westlich), zählt auf 66,71 □Meilen 277,000 Einwohner. Die Provinz ist im Ganzen gebirgig; die höchsten Berge Belaen zu einer Höhe von etwa 2000 F. über dem Meeresspiegel. Zwischen der Maas und Lesse laufen lange, breite Thäler von Südwesten nach Nordosten. Der Boden ist um N. meist fruchtbar, um Dinant und Philippeville steinig, meist Schiefer- und Kalkgrund, mit einer dünnen Erdschichte bedeckt. Hauptfluß ist die Maas, die bei Givet Frankreich verläßt, mit den Nebenflüssen Hermeton, Molignée, Bornoy, Sambre, Hoyoux, Lesse, Houy und Samson. Das Klima ist mehr feucht als trocken, mehr kalt als mild. Die Bezirke von Dinant und Philippeville haben bedeutende Heidestrecken; sonst wird der nöthige Bedarf des Getreides geerntet. An der Maas und Sambre sind die besten Wiesen und daher die Rindviehzucht blühend. Die Schafe sind theils von der großen brabanter Race, feinwollig, theils von der kleinen Ardennenrace, von zartem Fleisch. Schweine mästet man zur Ausfuhr. Vom Wild sind Schweine, Damhirsche und Rehe in den südlichen Wäldern, im Norden Hasen und Kaninchen. Kirschen und Pflaumen gedeihen sehr gut. Wein von geringer Qualität baut man bei la Plante und Rochefort. Der Süden ist mit Waldungen bedeckt; das Holz wird meist für die Eisenhütten verkohlt, auch flößt man Bauholz auf der Maas, und mit Eichenrinde wird ein bedeutender Handel getrieben. Der Bergbau auf Eisen, Blei und Steinkohlen ist bedeutend, auch werden Marmor, Schiefer, Bau- und Mühlsteine gebrochen. Neben vielen Hochöfen und Eisenwerkstätten gibt es mehre Stahlfabriken, Kupferhämmer, Bleihütten, Bleiweiß-, Porzellan-, Fayences- und Pfeifenfabriken, Glashütten, Papiermühlen, viele Gerbereien, etliche Baumwollenfabriken, bedeutende Nagelschmieden, Bierbrauereien ꝛc. Zur Ausfuhr kommen: Eisen und Eisenwaaren, Holz, Leder, Vieh, Marmor u. Backsteine. Die Provinz sendet 3 Abgeordnete in den Senat und 6 in die Repräsentantenkammer und zerfällt in die 3 Bezirke: Namur, Dinant, Philippeville. Die ehemalige Grafschaft oder das Marquisat N. lag zwischen Hennegau, Brabant, Luxemburg und dem Lüttichschen. Das in der ältesten Zeit von Eburonen und Tungrern bewohnte Land wurde von den Römern zu Germania secunda und von den Franken zu Austrasien gezogen. Berenger, Graf von Lomme, zu Anfang des 10. Jahrhunderts, wird als erster Graf von N. genannt. Unter Heinrich I., dem Blinden († 1196), wurde die Grafschaft mit Luxemburg vereinigt. Dann wieder davon getrennt, kam sie in den Besitz des Hauses Hennegau, bald darauf jedoch durch Heirath an Peter von Courtenay, Kaiser von Konstantinopel († 1219). Des Letzteren Sohn, Balduin, verkaufte die Grafschaft 1262 an Guy von Dampierre, Grafen von Flandern, dessen Erben sie bis 1420 besaßen, wo Graf Johann III., der keine Erben hatte, seine sehr verschuldeten Güter an den Herzog Philipp den Guten von Burgund um 132,000 Goldkronen und die Einnahme vom Marquisat N. auf Lebenszeit verkaufte. Philipp nahm nach Johanns Tode 1421 N. in Besitz, riß es von Hennegau, mit dem es immer im Lehnsverus gewesen war, los und brachte es unter den Lehnhof von Mecheln. Hierauf bildete die Grafschaft eine der 17 Provinzen der Niederlande und theilte deren Schicksal. Im luneviller Frieden kam sie als Departement Sam-

bre-Maas unter französische Herrschaft, bildete seit 1814 eine Provinz der Niederlande und kam 1831 an Belgien.

Die gleichnamige Hauptstadt (vlämisch Namen), in einem romantischen, von Bergen umgürteten Thale, zum Theil an den Berg Bommel und eine Gruppe vertikaler Felsen gelehnt, links am Einflusse der Sambre in die Maas, ist seit 1816 wieder eine starke Festung mit einem starken Brückenkopf auf dem rechten Ufer der Maas und beträchtlichen Außenwerken auf den felsigen Anhöhen. Ueber jeden der beiden Flüsse führt eine Brücke. Die Stadt hat 11 Thore. Die Straßen sind breit und reinlich, die schönste ist die brüsseler Straße. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: der Waffenplatz, St. Aubinplatz und Lillonplatz. An den Flußufern sind mehre Kais, unter denen sich der Quai de la Plante auszeichnet. N. hat einen Dom und 16 andere Kirchen. Ersterer (Cathedrale de St.-Aubin) ist eine der schönsten neueren Kirchen Belgiens, 1772 eingeweiht, u. enthält das Grabmal Don Juans von Oesterreich, des Siegers von Lepanto. Die von den Jesuiten erbaute St. Lupuskirche strotzt von Vergoldung und Pracht, die Kirche Notre-Dame zeichnet sich durch ihre Größe und ihre schönen Verhältnisse, sowie durch einige Denkmäler aus. Andere bemerkenswerthe öffentliche Gebäude sind: die Citadelle über der Maas, der Gouvernementspalast, das runde Stadthaus und das Theater. N. ist der Sitz eines Gouverneurs, eines Bischofs, einer Handelskammer, eines Handelsgerichts und eines Tribunals erster Instanz; es hat ein königliches Athenäum, eine großartig angelegte, von Jesuiten geleitete Erziehungsanstalt, ein bischöfliches Seminar, eine Malerakademie, ein Konservatorium der Musik, zwei Bibliotheken, ein naturhistorisches Museum, Freischulen, eine Ackerbaugesellschaft ꝛc., ein Taubstummeninstitut, mehre Hospitäler, ein Irrenhaus und eine Strafanstalt für weibliche Verbrecher. Die Stadt zählt 25,100 Einw. In großem Rufe stehen die Arbeiten der Messerschmiede, mit welchen, sowie mit Leder ein lebhafter, durch die Eisenbahnen nach Lüttich und Brüssel und die Schifffahrt auf der Maas und Sambre begünstigter Handel getrieben wird. Ferner hat N. ansehnliche Bleiweiß-, Pfeifen-, Kupfer-, Leim- und Stärkefabriken, Eichorienmühlen, Bierbrauereien, Seifensiedereien, Oelpressen, Papiermühlen, Eisengießereien. Außerdem geben viel Beschäftigung die Marmorbrüche, sowie die Eisen-, Blei- und Kohlenminen. Auch hat N. bedeutende Jahrmessen und Wiehmärkte. Schon Cäsar scheint hier einen wichtigen Platz der alten celtischen Urbewohner der Ardennen gefunden zu haben, der Ambivariti genannt wird. An seine Stelle tritt später das alte Namor oder Namurcum und endlich das heutige N., in welchem die Sambre- und Maasvölker nicht selten ihren politischen Mittelpunkt gefunden haben. Obgleich 1691 von Coehorn durch das Fort Wilhelm verstärkt, ward N. dennoch 1692 von den Franzosen unter Vauban nach 6tägiger, das Fort nach 22tägiger, die Citadelle aber nach 30tägiger Belagerung eingenommen. Wilhelm III. von Oranien eroberte 1695 die letztere, welche Vauban noch bedeutend verstärkt hatte, nebst der Stadt, die von 16,000 Mann unter Boufflers vertheidigt wurde, nach zehnwöchentlicher Belagerung. Nach dem ryswicker Frieden erhielt N. spanische und holländische Besatzung zugleich, welche aber auf Veranlassung Maximilians II. von Bayern 1701 nach Karls II. von Spanien Tode abziehen mußte, wogegen N. von französischen Truppen besetzt wurde. Im Jahre 1704 ward es vergebens von den Verbündeten beschossen, 1715 aber durch den Barrièretraktat den Barrièreplätzen beigestellt und von den Holländern besetzt. Im J. 1746 nahmen die Franzosen unter dem Grafen von Clermont die Stadt und das Fort ein, gaben aber beide 1748 im aachener Frieden zurück, worauf Joseph II. die Werke von N. (mit Ausnahme der Citadelle) gleich andern Barrièreplätzen schleifen ließ, was 1794 auch mit der 1792 von den Franzosen eroberten Citadelle geschah. Seitdem wieder befestigt, von den Franzosen auf ihrem Rückzuge 1815 nach der Schlacht bei Belle Alliance besetzt und rücksichtslos, ohne alle Hülfsmittel, selbst ohne Geschütz, von dem preußischen 2. Armeecorps auf Befehl des Generals Pirch gestürmt, konnte N. erst nach dem Abzuge der Franzosen eingenommen werden. Noch mehr wurde N. 1817 und in neuerer Zeit mit englischen Hülfsgeldern und mit Beiziehung der französischen Kontributionsgelder verstärkt.

Namak, s. v. a. Namek-Schah, s. Sikhs.

Nanay, Nebenfluß des Amazonenstromes, fließt von Nordwest nach Südost, mündet zwischen Napo und Ukyre.

Nancy, Hauptstadt des französischen Departements Meurthe, die alte Haupt- und Residenzstadt der Herzoge von Lothringen, liegt 1/2 Stunde von der Meurthe in einer fruchtbaren Ebene, die von wald- und rebenbepflanzten Hügeln begrenzt ist, mit Straßburg und Paris durch die östliche Eisenbahn, mit Metz durch eine Zweigbahn verbunden, hat 6000 Häuser und 45,150 Einw. und theilt sich in die unregelmäßig gebaute und finstere Alt- und Neustadt, letztere eine der schönsten Städte Frankreichs, mit massiv gebauten Häusern und Palästen, die unter einem Dache fortlaufen, sehr breiten und schön gepflasterten und bei Nacht hell erleuchteten Straßen. Die Stadt hat schöne Promenaden und öffentliche Plätze, z. B. den Königsplatz oder la Place Carrière mit dem Königsthron oder dem Triumphbogen. Merkwürdig sind die Hauptkirche, die Franziskanerkirche mit ihrer Rotunde und das alte Schloß mit der Grabeskapelle der Herzoge von Lothringen, wo auch Karl der Kühne begraben liegt. N. ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellationshofs, eines Handelsgerichts, einer Gewerbekammer, einer Universität und Akademie, einer Gesellschaft der Wissenschaften und Künste und einer Centralackerbaugesellschaft und hat ein Lyceum, eine Sekundärschule der Arzneiwissenschaft und Entbindungskunst, eine Lehranstalt für Chemie, Physik, Geometrie und Mechanik, eine Zeichen- und Architekturschule, eine Forstschule, Taubstummenschule, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden, einen botanischen Garten und ein Naturalienkabinet.

Digitized by Google

St.-Charles ist das Mutterhaus des Ordens der barmherzigen Schwestern, der 1652 hier gestiftet wurde. Von den alten Festungswerken ist nur noch die Citadelle übrig. Nach Maßgabe der Häuserzahl ist N. nicht sehr belebt, doch ist die Industrie nicht unbedeutend. Die Stadt hat eine Börse und unterhält Tabaks-, Karten-, Stärke-, Wollen-, Kattun-, Buntpapier-, Leder-, chemische Präparaten-, Fayence-, berühmte Wachslichter- und Liqueur- (Liqueur de Lorraine) Fabriken und erheblichen Handel mit Fabrikaten, Landesprodukten und Kolonialwaaren. In der Nähe von N., in Rouville, ist die von Dombasle gestiftete wichtige Musterwirthschaft Frankreichs, womit eine große Kartoffelbranntweinbrennerei, eine Ackerbauschule und eine Fabrik von Ackergeräthschaften verbunden sind. Auch befindet sich in der Nähe von N. ein schönes Irrenhaus, Maison de maréville, ferner 4 Mineralquellen, von denen die bedeutendste den Namen Fontaine de Saint Thibault führt. N. ist der Geburtsort Choiseuls. Im 12. Jahrhundert war N. nur ein Schloß und seit 1153 die Residenz der Herzoge von Lothringen. Im J. 1475 wurde N. von Karl dem Kühnen von Burgund erobert und der Herzog René von Lothringen verjagt. Dieser gewann zwar N. 1476 wieder, aber sogleich belagerten es die Burgunder wieder. Die Schweizer und René von Lothringen rückten vereint zum Entsatz herbei, und am. 5. Jan. 1477 kam es zu der berühmten Schlacht, in der die Burgunder gänzlich geschlagen wurden und Karl der Kühne selbst blieb. René und seine Nachfolger bauten nun an N. eine neue Stadt an, die Herzog Heinrich II. von Lothringen vollendete. Sein Schwiegersohn Karl IV. mußte N. von Franzosen besetzt sehen, und als er durch den pyrenäischen Frieden wieder in Besitz desselben kam, mußte er es 1661 schleifen. Im J. 1670 besetzten es die Franzosen unter dem Marschall von Crequi wieder, befestigten es von Neuem und erhielten es im nymweger Frieden gegen Toul abgetreten. Im ryswicker Frieden gab aber Ludwig XIV. N. zurück und gestattete die Beibehaltung der Befestigung der alten Stadt unter der Bedingung, daß die neue und die Außenwerke der alten geschleift würden. Als ihm Ludwig später eine französische Besatzung aufdrang, verlegte Karl IV. die Residenz nach Lüneville, wo er auch blieb, obschon ihm N. im badenschen Frieden 1714 wieder eingeräumt wurde. Herzog Franz von Lothringen wurde 1733 von Neuem durch die Franzosen verjagt, und diese bekamen durch den wiener Frieden N. und ganz Lothringen in Besitz. Stanislaus Leszczinsky, König von Polen, residirte zu N. und starb daselbst 1766. Ihm verdankt N. eine Anzahl vorzüglich schöner Gebäude.

Nandina, Pflanzengattung aus der Familie der Berberteen, mit der einzigen Art: N. domestica *Thunb., Lam.*, in Japan und China, mit aufrechtem, 6 Fuß hohem Stamm, am Ende des Stengels und der Aeste gleichsam eine Krone bildenden, glatten, vielfach zusammengesetzten, in der Jugend rothbräunlichen Blättern, weißen Blumen in einer länglichen Endrispe und rothen Beeren von der Größe einer Erbse. Man pflanzt sie in lockere, fette, mit etwas Sand gemischte Dammerde, durchwintert sie bei 3—8° Wärme, begießt sie im Winter sehr mäßig u. stellt sie im Sommer ins Freie. Die Vermehrung geschieht durch Samen im warmen Mistbeete u. durch Stecklinge, wozu man die kurzen Seitenästchen nimmt.

Nandrango, Insel, s. Fidschiinseln.

Nandur, befestigte Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Nord-Sekkars, nordöstlich von Radschahmendry.

Nangafaki, eine der fünf Hauptstädte des japanischen Reichs und eine der bedeutendsten Handelsstädte desselben, auf der Westküste der Insel Kiusiu in reizender Umgebung, mit einem trefflichen Seehafen in der Mitte der durch zwei Vorgebirge gebildeten Bai Kiusiu, ist von hohen, aber gut bewachsenen Bergen umgeben, nach der Seeseite hin mit einigen Befestigungen versehen, nach der Landseite hin aber offen und hat ungefähr 6000 Häuser und gegen 80,000 Einw. Die innere Stadt hat enge, winkelige und unebene Gassen, meist schlecht gebaute Häuser, aber 62 Tempel, unter denen der Suwatempel der berühmteste ist. Auch die umliegenden Bergabhänge und Hügel sind mit zahlreichen Tempeln geziert, welche einen pittoresken Anblick gewähren. Der Hafen von N. war bisher der einzige Hafen des japanischen Reichs, welcher den Fremden, d. h. den Chinesen, Koreanern und Holländern geöffnet war. Die Chinesen und Holländer haben hier besondere Faktoreien, die ersteren in der Vorstadt Jakuzin am südlichen Ende der Stadt, die letzteren auf der durch eine Brücke mit dem Lande verbundenen kleinen Insel Desima. Der Handel der Holländer war auf eine bestimmte Anzahl von Schiffen und eine gewisse Quantität von Waaren beschränkt und überdies noch durch die drückendsten Förmlichkeiten und Chikanen an jedem gedeihlichen Aufschwunge gehemmt. Gegenstände der Ausfuhr sind hauptsächlich Kupfer und Kampher.

Nanglis, Stadt im französischen Departement Seine-Marne, Bezirk Provins, hat ein Schloß mit Park, Hut-u. Leimfabriken, Strumpfwirkerei, Weinhandel, beträchtliche Viehmärkte und 2200 Einw. Hier Gefecht den 17. Febr. 1814 zwischen den (siegenden) Franzosen unter Napoleon u. 3 Divisionen Russen unter Pahlen.

Nanini, Giovanni Maria, bedeutender italienischer Komponist, aus Vallerano gebürtig, ein Schüler Claudio Goudimels, kam 1571 als Kapellmeister an S. Maria Maggiore zu Rom, legte diese Stelle 1575 freiwillig nieder, ward 1577 ins Kollegium der päpstlichen Sänger aufgenommen und † am 10. März 1607. Großes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er mit seinem Freunde Palestrina die erste Musikschule zu Rom gründete, aus der in der Folge eine Menge der trefflichsten Tonsetzer hervorging. Seine gedruckten Werke bestehen in einem Buche 5stimmiger und einem andern 8stimmiger Motetten, 3 Büchern 5stimmiger Madrigalen u. einem Buche 3stimmiger Canzonetten. Außerdem sind noch viele Sachen von ihm in verschiedenen Sammlungen zerstreut, oder in Bibliotheken und Archiven aufbewahrt. Sein jüngerer Bruder, Bernardino, setzte die römische Schule fort, ward Kapellmeister an der Kirche S. Luigi de Franzesi

und † gegen 1624. Er schrieb Madrigale, Motetten und verschiedene andere Werke.

Nanke, ostindische Inselgruppe, zum Sundaarchipel gehörig.

Nankinet, auf Nankingart, jedoch aus feinerem Garn gewöhnlich baumwollenes Zeuch.

Nanking (d. h. südliche Residenz, im Gegensatz zu Peking, d. i. nördliche Residenz, eigentlich **Kiangning-fu**, d. i. Stromesruhe, genannt), die zweite Stadt China's. Hauptstadt der Provinz Kiang-su, die alte Residenz der chinesischen Kaiser, am südlichen Ufer des Yangtsekiang, mit dem sie vermittelst eines Kanals verbunden ist, nicht weit von der Mündung dieses Flusses, ist zum Theil von einer dreifachen, 40 Fuß hohen und 17 Fuß breiten Mauer umgeben und nimmt einen sehr großen Raum ein, der freilich nur zum kleinern Theile bebaut ist. Einst galt sie für die erste Stadt China's, ist aber von ihrer vormaligen Größe sehr herabgesunken. Ihr prächtiger kaiserlicher Palast ist verschwunden, die Sternwarte, die größten Tempel, die Gräber der Kaiser und die vorzüglichsten Denkmäler der alten chinesischen Baukunst liegen in Trümmern, und ein volles Drittel der vormaligen Stadt ist wüste und mit Ruinen, Gärten und Ackerfeldern angefüllt. Unter den noch übrigen Gebäuden zeichnet sich der Paongensse oder der Tempel der Dankbarkeit aus, der im 14. Jahrhundert erbaut wurde. Er bildet mit dem dazu gehörigen Kloster eines der schönsten Gebäude China's und ist vorzüglich wegen seines sogenannten Porzellanthurmes berühmt, welcher auf einer massiven Unterlage von Backsteinen ruht. Derselbe ist 200 Fuß hoch, achteckig, von Backsteinen erbaut, mit Porzellan überkleidet und mit Tausenden von Schellen behangen. Jedes der 9 Stockwerke desselben umgibt eine Gallerie, die mit Götzenbildern und Gemälden ausgeschmückt ist. Die Materialien des Gebäudes sind so mit einander verbunden, daß es aus einem Stücke gearbeitet scheint. Es ist von einem Geländer von Marmor umgeben, wohin man auf einer Treppe von 10—12 Stufen steigt. Trotz der Verwüstung soll die Stadt doch noch über 500,000 Einwohner haben, die durch Kultur und Bildung sich auszeichnen. Ueberhaupt gilt N. als der Sitz der chinesischen Gelehrsamkeit und Bildung; es hat berühmte Schulen, die größten Bibliotheken, die besten Buchhandlungen und Buchdruckereien des Reichs. Sie ist der Sitz eines Vicekönigs und eines katholischen Bischofs und hat einen lebhaften Handel und bedeutende Fabriken in allen chinesischen Artikeln. Außer den Seidenwaaren und dem bekannten Baumwollenzeuch, das den Namen der Stadt führt, schätzen die Chinesen besonders auch das Papier und die Tusche, welche hier verfertigt werden. Das starke Papier, das bei uns gewöhnlich Reispapier genannt wird, wird aus einer in der Nähe wachsenden, zu den Leguminosen gehörigen, Tungsiao genannten Pflanze verfertigt, die auch als Arzneimittel dient und aus deren Rinde man Kopfkissen und Schuhsohlen fabricirt. N. liegt nahezu halbwegs zwischen Peking und Kanton, den beiden wichtigsten äußersten Punkten von China gegen Norden und Süden. Zu N. fand der Friedensschluß mit den Engländern (26. Aug. 1842) Statt, der das Reich der Mitte dem europäischen Verkehr öffnete (s. China, Geschichte).

Nankings (Nankins, Nankeens, Nanquins), leinwandartig gewebte, feste und dichte, glatte Baumwollenzeuche von fahler oder röthlichgelber Farbe, welche bei den chinesischen und ostindischen N. durch die natürliche Farbe der Baumwolle, bei den europäischen durch Färben des Garns erzeugt ist. Man hat auch gekörperte, stets im Garne blau, roth, braun, aschgrau gefärbte, gestreifte und melirte N. Früher wurden diese Zeuche in großer Menge durch die Holländer, Dänen, Franzosen, Engländer und Amerikaner nach Europa gebracht; gegenwärtig hat der Export aus China fast ganz aufgehört, da sich die Chinesen kaum im eigenen Lande der fremden Konkurrenz in Baumwollenzeuchen erwehren können. Die Chinesen tragen sie selten in gelber Farbe, ausgenommen als Trauerkleidung; für ihren Gebrauch färben sie den Nanking gewöhnlich schwarz und blau, zuweilen auch scharlachund rosenroth. Die besten N. werden in Nanking selbst verfertigt, und die vorzüglichsten darunter sind die sogenannten Kompagnie-Nankeens in 1., 2. u. 3. Qualität, welche die englische Faktorei verfertigen läßt. Unächte N. liefert England in mancherlei Abänderungen mit besonderen Nebenbenennungen; Hauptsitz ihrer Verfertigung ist Manchester und die umliegende Gegend. In Frankreich werden die besten Nanquins zu Rouen, Roubaix und in den umliegenden Orten verfertigt. Die Schweiz liefert einfache und gekörperte N., welche noch nicht verschiedenen Farben Mustern bedruckt werden und vornehmlich nach Italien, Spanien und Südamerika Absatz finden. In Deutschland hatte die Nankingfabrikation in Sachsen ihre Hauptsitze, vorzüglich in der Oberlausitz, in den meisten Dörfern längs der böhmischen Grenze, namentlich zu Ebersbach, Gersdorf, Seifhennersdorf, Großschönau ꝛc. Die buntgestreiften N. hatten früher ihren Hauptabsatz in der Levante und in Persien, wo sie allgemein zu Haus- und Unterkleidern der Männer in der größten Menge verbraucht wurden; die gelben dagegen wurden in Süd- und Nordamerika stark gesucht. Auch für die böhmischen Baumwollenmanufakturen waren die N. ein sehr wichtiger Artikel, sowohl für den Bedarf der österreichischen Staaten, als auch für Italien, Polen und die Levante. Unter den preußischen Manufakturen zeichneten sich besonders die Fabriken zu Elberfeld und in den umliegenden Gegenden, zu Remscheid, Solingen, Glabbach ꝛc. aus.

Nanni, Giovanni, berühmter italienischer Maler und Stukkaturer, gewöhnlich **Giovanni da Udine**, auch **Ricamatore** genannt, 1494 zu Udine geb., zeigte schon als Knabe große Fertigkeit im Thierzeichnen, ward Schüler Giorgione's zu Venedig, dann Gehülfe Raphaels zu Rom u. fertigte daselbst die Stukkaturen in den raphaelischen Loggien, wobei es ihm gelang, durch eine von ihm erfundene Komposition von gestoßenem Marmor und aus Travertin gebranntem Kalk die Feinheit der Masse der antiken Stukkaturen zu erreichen. In den Malereien unterstützte ihn vornehmlich Pierin del Vaga. Alle diese Werke

Digitized by Google

sind von ausgezeichneter Schönheit; die sogenannten Grotesken haben den Neueren meist zum Vorbilde gedient. Bemerkenswerth ist besonders die erste Arkadenreihe im ersten Stockwerke der Loggien, die noch in ihrem gegenwärtigen Zustande bewunderungswürdige Malereien enthält, insbesondere treffliche Darstellungen von Vögeln und vierfüßigen Thieren. R. blieb nach Raphaels Tod in Rom und war eines der thätigsten und fruchtbarsten Glieder des römischen Künstlervereins. Er führte die schönen Werke in der Sala vecchia, im Palaste Aquila, in der Villa des Kardinals aus, sowie er auch vortreffliche Arbeiten für den Herzog von Medici in Florenz und für den Palast Grimani in Venedig lieferte. Nach der Plünderung Roms zog der Künstler in Italien umher, überall als der geschickteste und heiterste Meister in Verzierungen anerkannt. Er nahm an dem damaligen gegen Rom gerichteten Kriegsgetümmel thätigen Antheil, ja Manche schreiben ihm die Ehre zu, den Connetable von Schuß gethan zu haben, der den Connetable von Bourbon tödtete, eine That, deren sich bekanntlich Benvenuto Cellini rühmte. Erst in seinem Alter kam N. wieder nach Rom, wo er, vom Papst mit einem Jahrgehalt unterstützt, 1562 †. Seine Oelgemälde sind äußerst selten. In Rom soll er öfters dem Raphael Beiwerke in seinen Bildern gemalt haben. Ottaviani stach eine Sammlung von Grotesken nach ihm.

Nannini, Agnolo, eigentlich Giovannini, gewöhnlich Firenzuola genannt, italienischer Schriftsteller, den 28. September 1493 zu Florenz geboren, studirte zu Siena und Perugia und begab sich dann nach Rom, wo er die beiden Abteien Sta.-Maria di Spoleti und San-Salvador di Bajano erhielt. Mit Aretino befreundet, theilte er dessen lockeres Leben. Er † vor 1548. Die Crusca zählt ihn unter die Klassiker. Seine Werke, darunter zwei Lustspiele, eine freie Bearbeitung des „Goldenen Esel" von Appulejus, „Discorsi degli animali" und 8 Novellen nach dem Muster des „Decamerone" erschienen erst 1763 vollständig gesammelt in 3 Bänden.

Nanquins, s. v. a. Nankings.

Nanterre, Flecken im französischen Departement Seine, Bezirk St. Denis, $2^3/_4$ L. westlich von Paris, an der Eisenbahn von Paris nach St.-Germain, hat bedeutende Schweinefschlächtereien für Paris, Leimfabriken, Schwefelsäure- und Stearinlichtfabriken und 3500 Einwohner.

Nantes, Hauptstadt des französischen Departements Nieder-Loire und Seehafen erster Klasse, eine der bedeutendsten Handelsstädte Frankreichs, ehemals die Hauptstadt der Bretagne, jetzt Sitz eines Bischofs, eines Tribunals erster Instanz, einer Militärdivision, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, am Zusammenflusse der Erdre und der Sèvre-Nantaise mit der Loire, 10 französische Meilen von der Mündung der letzteren in den Ocean, liegt in einer großen, ausgebreiteten Wiese, umgeben von den üppigsten Weinbergen. Unter den 390 Straßen, 24 Kais und 34 Plätzen sind übrigens wenige besonders ausgezeichnet; die beiden schönsten Plätze innerhalb der Stadt sind der ehemals königliche und der von Graslin. Auf letzterem steht das 1810 im korinthischen Style gebaute Theater. Schöner sind die 5 Vorstädte, welche die eigentliche Stadt an Umfang übertreffen. Das merkwürdigste Gebäude ist das alte Schloß der Herzoge von Bretagne, jetzt zum Theil durch einen Brand 1670, zum Theil durch eine gewaltige Explosion 1800 größtentheils zerstört. Der Dom zu St.-Nicolas ist durch seine Glasmalereien sehr berühmt. Das Rathhaus, die Präfektur, die Börse, die Münze, das Kornhaus sind ansehnliche Gebäude. Die Stadt hat ein Lyceum, eine Schifffahrtsschule mit Sternwarte, ein chemisches Laboratorium, eine Schule für Elektrurgie und Anatomie, für Hebammen, eine Gewerbschule, eine Handels- und Zeichnenschule, mehre öffentliche Bibliotheken, ein Museum mit Kunstsammlungen und Naturalienkabinet, eine Gemäldesammlung, einen botanischen Garten, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, eine Gartenbaugesellschaft, eine Börse, mehre Kinderbewahranstalten (salles d'asyle), Hospitäler (Hôtel-Dieu und großes Hospital St. Jacques) ꝛc. und über 96,400 Einwohner, die Baumwollenspinnereien und Färbereien, Eisen- und Kupfergießereien, mechanische Bauwerkstätten, Zuckerraffinerien, Fabriken in Baumwolle, Wolle, Leinwand, Leder, Leim, Seife, Thon-, Glas-, Eisen- und Kupferwaaren, Weinessig, Branntwein, ferner Schiffswerfte mit allen zum Schiffbau nöthigen Fabrikationen unterhalten. Auch nimmt N. am Fischfang starken Antheil, indem es nicht nur Schiffe auf den Wallfisch- und Stockfischfang aussendet, sondern auch namentlich starken Sardellenfang treibt. Was den Handel anlangt, so ist N. als Hafen viel wichtiger für die Vermittelung des Verkehrs zwischen Bordeaux und Havre und durch die Flußschifffahrt für den Binnenhandel, als für den Seeverkehr, der 200 Schiffer längerer Fahrt beschäftigt. Da nur kleine Seeschiffe bis vor N. selbst auf der Loire kommen können, so sind die Städtchen Nazaire und Paimbœuf an der Mündung der Loire als der eigentliche Hafen von N. zu betrachten, von wo die Ladungen auf kleinern Schiffen nach N. gebracht werden. Die Ausfuhr besteht in Wein, Branntwein, Getreide und französischen Industrieerzeugnissen in Seide, Wolle und Baumwolle, die Einfuhr vorzüglich in Kolonialwaaren. Auch ist N. ein wichtiger Stapelplatz für das Salz der Bretagne, und die Salzgewinnung bildet mit der Sardellenfischerei den Hauptverwerb der Einwohner. Ueber 7000 Menschen leben ganz allein von der Bereitung des Salzes. Im Alterthum hieß N. Civitas Nsmnetum und war im Mittelalter die Residenz der Grafen und Herzoge von Bretagne, die auch zum Theil in der dasigen Kathedrale begraben liegen. Im Jahre 1598 wurde zu N. das berühmte Edikt von N. von König Heinrich IV. gegeben, welches den Protestanten in Frankreich Religionsfreiheit gestattete, 1688 aber von Ludwig XIV. widerrufen wurde. In der Zeit der französischen Revolution hat N. theils durch den bis unter seinen Thoren geführten Krieg der Vendée, theils durch die grausamen Hinrichtungen (Noyades und republikanischen Hochzeiten) Carriers, theils durch die Unterbre-

chung des Handels sehr gelitten. Vgl. Guépin, Essais historiques sur les progrès de la ville de N., Nantes 1832.

Nanteuil, Robert, französischer Maler und Kupferstecher, geboren zu Rheims, Schüler Bothe's, war Ludwigs XIV. Kabinetszeichner und Kupferstecher und † 1678. Er bediente sich beim Stich einer ganz einfachen Lage von Linien, die er allmählig anschwellen und in leichte Punkte verschwimmen ließ, wodurch er mit einfachen Mitteln eine große Mannichfaltigkeit erreichte. Ueberhaupt hat N. das Verdienst, durch Einfachheit die Stichmanier veredelt zu haben. In seinen Porträten ist Kraft und Farbe; sie sind sehr ansprechend und lebendig, ausnehmend weich und zart gerundet.

Nantua, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Ain, am gleichnamigen See, aus dem die Ain entspringt, zwischen zwei Felsen, hat ein Civiltribunal, eine Gesellschaft für Ackerbau, Wissenschaft und Künste, eine Schule für Künste und Handwerke, Seidenmanufaktur, Holzhandel, Holzsägemühlen, Baumwoll- und Wollspinnereien, Tibet- und Kaschemirweberei, Papierfabrikation, Gerberei, Brauerei und 5000 Einwohner.

Nantucket, Insel im nordamerikanischen Staat Massachusetts, im atlantischen Ocean, 2,30 □Meilen groß, ist die Oberfläche eines aus der Meeresfläche hervorragenden Sandberges, ohne Wald, durch einige Bäche bewässert. Die Einwohner (10,000) treiben Fischfang, Rindvieh- und Schafzucht. Auf der nördlichen Landspitze Sandy befindet sich ein Leuchtthurm. Die Stadt N. hat einen Hafen, Wollenzeuch- und Segeltuchfabrikation, Tauschlägereien, Wallfischfang und 9000 Einwohner.

Nantwich (Namptwich), Stadt in der englischen Grafschaft Chester, südöstlich bei Chester, am Weaver und am Anfang des Chester-kanals, mit Hafen, Salzbergwerk, Salzbereitung, Gerberei und 5000 Einwohnern.

Nan-Yang, Stadt in der chinesischen Provinz Honan, südlich von Honan, zwischen Bergen, in denen Azursteine gebrochen werden.

Nan-Yan-Kiang, Fluß in der chinesischen Provinz Kuangtung; Insel Hainan, fließt gegen Westen und mündet in die gleichnamige Bai.

Napagedl (Napagedla), Stadt im österreich.-mährischen Kreis Hradisch, mit Schloß, Decanteikirche, Weinbau, Schwefel- und Mineralbad und 2500 Einw.

Napa-Kiang, Haupthafen auf der chinesischen Insel Groß-Lieu-Khieu, mit lebhaftem Handel.

Naphtali, der 7. Sohn Jakobs u. der Bilha, der Stammvater eines der 12 israelitischen Stämme, der bei der Zählung vor dem Einrücken in Kanaan 45,400 waffenfähige Männer zählte und sein Gebiet im nördlichen Palästina (Galiläa) oberhalb der Stämme Ascher und Sebulon mit dem Jordan als Ostgrenze angewiesen erhielt. Nördlich erstreckte sich dasselbe bis gegen den Fuß des Libanon. Es war einer der fruchtbarsten Landstriche Palästina's. An den patriotischen Kämpfen der Israeliten gegen die kanaanitischen Urbewohner zur Zeit der Richter nahmen die Naphtaliten tapferen Antheil. Bei der Trennung des israelitischen Staats kamen sie zum Reich und wurden unter dem König Pekah (741 v. C.) von den Assyrern ins Exil geführt. Aus ihrem Stamme gingen der Held Barak und Tobias hervor.

Naphtha, der sonst auch auf die [illegible] gesetzten Aetherarten, wie Essigäther, Salpeteräther und noch gegenwärtig zuweilen auf das bei natürlichen N. ganz ähnliche rektificirte Destillat des Steinkohlentheers übertragene Name bei [illegible]sen oder wenig gefärbten Erdöls (s. d.) oder [illegible]öls, das sich nur durch größere Reinheit von dem braunen Erdöl unterscheidet.

Naphthainsel, ansehnliche Insel in [illegible]schen Provinz Khorassan an der [illegible] kaspischen Meeres.

Naphthalin, ein Bestandtheil des Steinkohlentheers, das sich nach Reichenbach [illegible] wenn die trockene Destillation organischer [illegible]rien bei einer sehr hohen Temperatur vorgenommen wird, oder wenn die Destillation [illegible] einer großen Hitze ausgesetzt, z. B. durch [illegible] Röhren geleitet werden, auch bei der Leuchtgasbereitung, bei der Zersetzung des ölbildenden Gases durch Chlor, neben Benzoe bei der Destillation von benzoesaurem Kalk, von weißen Harzen bei der Zersetzung des Kamphers in glühenden Röhren ꝛc. entsteht, am besten aber durch Destillation von Steinkohlentheer erhalten wird. Es bildet lose rhombische, zuweilen trisymmetrische Krystalle, riecht eigenthümlich, schmeckt brennend scharf, hat ein specifisches Gewicht von 1,048 bis 1,054 bei 79°, siedet bei 212°, entzündet sich leicht und brennt mit leuchtender, stark rußender Flamme, reagirt neutral, verbindet sich mit Säuren nicht, sublimirt bei Salpetersäure, Schwefelsäure und Salpeterschwefelsäure, bildet mannichfache Zersetzungsprodukte.

Naphthaquellen, s. v. a. Erdöl.

Naphthasee, Binnensee in der Provinz Catania, südwestlich von Catania, 1½ Meile weit von St. Mineo, wonach er auch benannt wird, heißt, mit stark nach Schwefel riechenden Dämpfen.

Naphthavulkane, s. v. a. Salsen, gleich Erdöl ausstoßen, s. Salsen.

Napier, 1) John, gewöhnlich Lord Nepper, Baron von Merchiston, berühmter britischer Mathematiker, war zu seinem Stammgute Merchiston bei Edinburgh geboren und erhielt eine gelehrte Bildung. Nach Beendigung seiner Studien in St. Andrews unternahm er eine Reise durch verschiedene Länder Europa's und widmete sich nach seiner Rückkehr besonders dem Studium der Mathematik, mit großem Erfolg, daß er nicht nur in der [illegible]schen Mathematik Ausgezeichnetes leistete, sondern sich auch um Förderung der Astronomie, praktischen Geometrie und der Schiffahrtskunde die wesentlichsten Verdienste erwarb. Am berühmtesten machte er sich als Erfinder der Logarithmen. Auch die nach seinem Namen benannten neperschen Rechenstäbchen, deren Gebrauch das Multipliciren und Dividiren abgekürzt wird, haben sich in den mathematischen Wissenschaften nützlich bewiesen. N. † 4. April 1617 auf seinem Stammgute. In seiner Schrift: „Mirifici logarithmorum canonis

›" (Edinburg 1614, vermehrt daſ. 1618, ›ynden 1620) enthüllte er ſein Syſtem ›cht völlig, was erſt in dem von ſeinem nach ſeinem Tode herausgegebenen Werke : „Mirifici logarithmorum canonis con- ›" (daſ. 1618). Außerdem ſind zu nen- Rhabdologia seu numerationis per virgu- i II." (Edinb. 1617) und „Arithmetica garithmorum chiliades centum" (2. ver- Ausgabe von Blaeciuſ, Gouda 1628). tiefſinnigen Auslegungen der Offenba- ohannis: „Commentarius in apocalyp- dinburg 1595 u. öft.), welche zu ihrer Zeit em Anſehen ſtanden, ſind jetzt vergeſſen. t. Napier, Memoirs of John N. of Mer- , Lond. 1834, der auch ein hinterlaſſenes erſelben: „De arte logistica" (Lond. 1842) tlichte. Sein älteſter Sohn, Archibald gelehrter Juriſt, wurde 1622 Lord justice m ſchottiſchen Obergericht, 1627 Lord N. erchiſton und † 1645.

Sir Charles James, der Eroberer von ien 10. Auguſt 1782 zu London geboren, blicher Linie von dem Vorigen abſtammend, on im 12. Jahre in engliſche Militärdienſte, 1798 und 1803 an den Operationen gegen chen Inſurgenten Theil und avancirte 1804 ajor. Er zeichnete ſich im Kriege auf der liſchen Halbinſel gegen die Franzoſen durch eldenmüthige Tapferkeit aus; doch hatte t viel Unglück, wie er denn in der Schlacht ruña im Einzelkampf mit mehren Franzo- uf gefährliche Wunden empfing und in der t von Busaco mit zerſchmetterter Kinnlade nem Vetter, Sir Charles N., vom Schlacht- etragen wurde. Im J. 1812 zum Oberſt- ant aufgerückt, focht er am Chesapeake ge- Amerikaner. Nach der Schlacht von Wa- begleitete er die britiſche Armee nach Paris at ſich beim Sturme von Cambray hervor. em Frieden von 1815 wurde er Oberſt u. Gouverneur von Cephalonia, in welcher ng er ſich um Hebung der Inſel in allen n menſchlicher Kultur die größten Ver- erwarb, durch dieſe Verbeſſerungsplane m Lord-Oberkommiſſar der joniſchen In- dam, ſich unbequem machte, weshalb man ner Stelle enthob. Während des Befrei- mpfs der Griechen intereſſirte er ſich aufs teſte für dieſelben und entwarf einen Plan r Befreiung, dem Lord Byron den höchſten zollte. Da das londoner Philhellenen- aber nicht darauf einging, ſo konnte N. u deſſen Ausführung ſchreiten und war nun igt, mehre Jahre zurückgezogen von mili- r Thätigkeit zu leben. Er widmete ſich briftſtellerei und ließ ſeitdem mehre Werke viſſenſchaftlichen, militäriſchen und belle- en Inhalts erſcheinen. Erſt 1837 wurde Generalmajor befördert und ihm der Mi- fehl in den nördlichen Grafſchaften Eng- anvertraut. Im Herbſt 1841 erhielter ein ando in Oſtindien. Hier legte er demnenen algouverneur, Lord Ellenborough, einen vor, die erlittenen Unglücksfälle in Afghaniſtan wieder gut zu machen, der deſſen Beiſtimmung fand. Bald darauf erhielt er den Oberbefehl über die Truppen in Sind und Beludſchiſtan, wo er durch die glänzenden Siege bei Meanee am 17. Sept. 1843 bei Hyderabad am 24. März 1844 die Macht der Emire von Sind vernichtete, die Beludſchenzähmte und 1845 die Unterwerfung des Landes, aller entgegenſtehenden Hinderniſſe ungeachtet, vollendete. Da die oſtindiſche Kompagnie ſein raſches, energiſches Verfahren mißbilligte, ward er 1847 abberufen, im zweiten Kriege gegen die Sikhs 1849 aber wieder an die Spitze des engliſch-indiſchen Heeres geſtellt; indeß fand er bei ſeiner Ankunft den Krieg ſchon beendet, und es blieb ihm nichts übrig, als ſtrenge Maßregeln zur Reform der in der Armee eingeriſſenen Mißbräuche zu treffen, wozu er am 15. Dec. 1849 durch einen charakteriſtiſchen Tagesbefehl den Anfang machte. Im J. 1851 kehrte er nach England zurück und † den 29. Aug. 1853 zu Oaklands bei Portsmouth. Er ſchrieb: „Lights and shades of military life" (Lond. 1851) und „Letter on the defence of England by corps of volunteors and militia" (daſelbſt 1852, deutſch, Braunſchw. 1852). Vergl. W. Napier, The conquest of Scinde with some introductory passages in the life of Sir Charles James N., Lond. 1845.

3) Sir George Thomas, britiſcher General, Bruder des Vorigen, den 30. Juni 1784 geboren, war Adjutant des Generals Moore in der Schlacht von Coruña und 1838—44 Gouverneur des Kaplandes, wo er die unruhigen Kaffern nicht ohne Erfolg zu bändigen ſuchte. Er † im Sept. 1855 zu Genf.

4) Sir William Francis Patrick, brit. Militär und Schriftſteller, Bruder des Vorigen, den 17. Dec. 1785 geboren, kämpfte mit Auszeichnung in den ſpaniſch-franzöſiſchen Feldzügen, die er in ſeiner „History of the war in the Peninsula and in the south of France" (Lond. 1828—40, 6 Bde., n. Aufl. 1853) beſchrieb. Als Apologie ſeines Bruders ſchrieb er auch „The conquest of Scinde, with some introductory passages in the life of general Sir Charles N." (Lond. 1845) und „History of general Sir Charles N.s Administration of Scinde" (daſ. 1852). Er iſt jetzt General, Chef eines Infanterieregiments und ſeit April 1848 Kommandeur des Bathordens.

5) Sir Charles, britiſcher Viceadmiral, den 6. März 1786 zu Falkirk geboren, trat frühzeitig in den Seedienſt ſeines Vaterlandes und wurde, nachdem er an mehren Seezügen gegen die Franzoſen Theil genommen, 1809 zum Flottenkapitän ernannt. Noch in demſelben Jahre zeichnete er ſich durch die Einnahme des Forts Eduard auf Martinique aus und nahm darauf als Freiwilliger an dem Feldzug der Engländer auf der pyrenäiſchen Halbinſel Theil. Noch größeren Ruhm erntete er aber bei der Expedition, welche die Engländer im September bis November 1811 von Sicilien aus gegen die neapolitaniſchen Küſten unternahmen. In Folge der Eroberung der Inſel Ponza bei Gaëta verlieh ihm der König Ferdinand von Sicilien den Titel eines Cavaliere de Ponza. Bereits 1813 wurde ihm die Würde eines Fregattenkapitäns ertheilt. Im Parlament, in welches er als Mitglied des Unterhauſes erwählt wurde, ging er mit der Partei der Whigs. Nach

Digitized by Google

dem er mehre Jahre lang die Fregatte „Galatea" befehligt hatte, auf der er den Versuch machte, das Schiff durch Ruderräder zu bewegen, gab er 1832 sein Kommando auf und trat als Admiral in die Dienste Dom Pedro's. In dieser Stellung erwarb er sich große Verdienste um die Einrichtung der Kriegsmarine, und vorzüglich seiner wirksamen Thätigkeit ist die Einsetzung der Königin Donna Maria in Portugal zuzuschreiben. Zur Anerkennung seines glänzenden Seesieges über die miguelistische Flotte beim Vorgebirg St. Vincent (den 5. Juli 1833) wurde er von Dom Pedro zum Visconde de Cabo de San Vicente erhoben. Nach der Vertreibung Dom Miguels aus Portugal kehrte er Ende 1834, mit der Würde eines Viceadmirals entlassen, in sein Vaterland zurück, wo er seinen Sitz im Unterhaus wieder einnahm, aber, von den Tories angefeindet, in die bescheidene Stellung eines Schiffskapitäns auf Halbsold zurücktrat. Erst nach der Thronbesteigung der Königin Victoria, die ihn 1840 zum Ritter ernannte, trat er wieder in aktiven Seedienst. Er erwarb sich als Commodore unter Admiral Stopford neuen Ruhm in dem Kriegszuge gegen Mehemed Ali und Ibrahim Pascha, indem er nach der Erkrankung Stopfords an der Küste Syriens agirte, die Stadt Sidon erstürmte und bald darauf den Vertrag mit Aegypten abschloß. Diese Ereignisse, denen er die Ernennung zum Admiral verdankte, beschrieb er selbst in dem Werke „The war in Syria" (London 1842, 2 Bde.). Nach England zurückgekehrt, ward er wieder ins Parlament gewählt, wo er sich durch seinen Eifer für die Hebung der britischen Seemacht bemerklich machte und als konsequenten Whig bewährte. Bei der bereits Offenheit und rücksichtslosen Geradheit seines Charakter überwarf er sich jedoch bald mit seiner Partei und wurde daher, obwohl 1846 zum Kontreadmiral befördert, überall zurückgesetzt. N. rächte sich durch das schonungslose Aufdecken aller Gebrechen im vaterländischen Seewesen in einer Reihe von Briefen an die „Times", die von seinem Vetter, dem General William N., gesammelt wurden („The navy, its past and present state", Lond. 1851). Als ihm nun der Admiral Dundas im Kommando der mittelländischen Flotte vorgezogen wurde, richtete er ein offenes Sendschreiben an Lord John Russell, welches dazu beitrug, das Whigministerium in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten. Im J. 1854 ward er an die Spitze der großen Ostseeflotte gestellt, nach den vergeblichen Fahrten im bottnischen und finnischen Meerbusen jedoch abberufen und durch den Admiral Dundas ersetzt. Bald darauf gelang es ihm, für Seuthwark einen Parlamentssitz zu erhalten. Im Mai 1853 avancirte N. durch Ancienneté zum Viceadmiral der blauen Flagge.* Er schrieb: „Geschichte des Krieges an der syrischen Küste" (1841).

6) William John, brit. Marinekapitän, den 13. Okt. 1786 geb., einer der Repräsentationspeers für Schottland, machte sich durch seine unglückliche Mission in China bekannt. Er war 1834 nach Kanton als Oberaufseher gegangen, gerieth aber in so ernsthafte Differenzen mit den dortigen Behörden, daß seine Regierung ihn abberufen wollte, als er, vom Fieber befallen, zu Macao den 11. Okt. 1835 †.

7) Francis, Diplomat, Sohn des Vorigen, den 15. September 1819 geboren, war Attaché bei der Gesandtschaft in Konstantinopel und im Mai 1846 Legationssekretär in Neapel. Im Jahre 1848 fungirte er eine Zeit lang als Geschäftsträger, ohne eine Bestätigung zwischen der Regierung und den Sicilianern zu vermitteln. Im Jahre 1852 ging er als Gesandtschaftssekretär nach Petersburg.

8) Macvey, englischer Schriftsteller, 1777 geboren, wurde 1799 Sachwalter, dann Registrator des schottischen Court of session und 1825 Professor des Uebertragungsrechts an der Universität Edinburg, wo er den 11. Februar 1847 †. Er schrieb „Remarks illustrative of the scope and influence of Lord Bacon's writings" (Edinburg 1818) und redigirte die 7. Auflage der „Encyclopaedia Britannica" und seit 1829 das „Edinburgh review."

9) Joseph, irischer Rechtsgelehrter, 1804 zu Belfast geboren, seit 1848 Abgeordneter der Universität Dublin im Unterhause und vom Februar 1852 bis Januar 1853 Generalanwalt für Irland im Ministerium Derby.

Napo. 1) Nebenfluß des Marañon im südamerikanischen Staat Columbia, entspringt am Cotopaxi, fließt von Nordwesten nach Südosten, mündet nordöstlich von Nanay. — 2) Dorf im europäisch-russischen Gouvernement Mleaborg. Hier den 19. Febr. 1714 Sieg der Russen über die Schweden.

Napoleon, Insel, s. Bourbon.

Napoleon, 1) N. I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen, den 15. Aug. 1769 zu Ajaccio auf der Insel Korsika geboren, war der zweite Sohn des Carlo Bonaparte (s. d.), eines Patrioten der Insel, und der Lätitia Ramolini. Der Vater und die Mutter waren feurige Patrioten, ersterer der Freund und Adjutant Pascal Paoli's, und so sog der Knabe den Haß gegen des Vaterlands Unterdrücker und die Begeisterung für Freiheit, Unabhängigkeit und kriegerische Thaten gleichsam mit der Muttermilch ein. Als 1774 in den korsischen Gebirgen von Neuem der Ruf der Freiheit erscholl, war N. 5 Jahre alt, alt genug, um den Eindruck nie zu vergessen, den jenes Ereigniß auf sein empfängliches Gemüth machte. Der Knabe erhielt die einfache, abhärtende Erziehung, die in seinem Vaterlande üblich war. Er äußerte viel Lebhaftigkeit des Geistes, aber auch einen trotzigen und reizbaren Charakter, der ihn bei allen Gespielen verhaßt und gefürchtet machte, und einen Oppositionsdrang, den die Mutter allein zu bändigen vermochte. Durch Protektion des französischen Gouverneurs, des Grafen von Marbeuf, der Carlo Bonaparte's patriotischen Eifer achten gelernt u. ihn liebgewonnen, erhielt dieser für seinen zweiten vielversprechenden Sohn eine königl. Freistelle in der Militärschule zu Brienne, in welche der zehnjährige N. am 23. April 1779 eintrat. Bald machte er sich hier durch eine unermüdliche Wißbegierde, eine sparsame und tüchtige Benutzung der Zeit, wie durch die geschickte Wahl seiner Beschäftigung ehrenvoll bemerklich, wenn auch seine Unfügsamkeit und Leidenschaftlichkeit sich nicht in den pedantischen Zwang der klösterlich

Digitized by Google

NAPOLEON I.

Kaiser v. Frankreich,
König v. Italien.

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

Digitized by Google

eingerichteten Schule zu fügen vermochten. Das Lateinische zog ihn wenig an; dagegen war er in der Mathematik bald der beste unter seinen Mitschülern. Auch die Geschichte studirte er mit dauernder Begeisterung, namentlich Plutarch und Polybius. Wenn die andern Schüler in den Erholungsstunden jubelnd zum Spiele eilten, schlich N. still in die Bibliothek, oder zog sich in eine Ecke des abgelegenen Gartens zurück, um sich in die Großthaten der Alten zu versenken. Dieses mürrisch-abgeschiedene Wesen trug eben so sehr dazu bei, als die Unbeholfenheit, sich in der Sprache seiner Mitschüler auszudrücken, ihn bei letztern unbeliebt zu machen, und die lustigen Kameraden dingen ihm bald allerhand Spitznamen an. Er bedurfte der ganzen Energie seines Geistes, sich gegen die ewigen Angriffe des Schülerwitzes zu wehren; besonders unerträglich war ihm jede Mißelei über sein unterjochtes Vaterland, u. er scheute sich dann nicht, obgleich Kostgänger des Königs, die Unterwerfung Korsika's unter Frankreichs Joch ein Unglück zu nennen. Als er sich endlich in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Brienne Geltung und Achtung errungen, wählten ihn die Schüler zum Anführer eines Pelotons, als welcher er sich mit solcher Würde benahm, daß die Professoren ihn oft den kleinen Cäsar nannten. Im Frühling 1784 verließ N. Brienne, um auf der Militärschule zu Paris seine militärischen Studien fortzusetzen. Mit scharfem Blicke erkannte er bald, an welchen Uebeln diese Anstalt litt. Er sah nichts um sich, als Prahl- und Prachtsucht, Liederlichkeit, niedrige Gesinnung, beständige Lust- und Schwelgpartien und tausend Verlockungen für die Söhne, um ihren Vätern, die im Staate dem Untergang zueilten, auch in der Schule ähnlich zu seyn. Sein Ingrimm darüber äußerte sich in einem Memoire, in welchem er die bemerkten Mißbräuche mit einer weit über seine Jahre gehenden Urtheilsschärfe an das Licht zog. In der That machte er sich durch sein superieures Wesen bei seinen Obern so gefürchtet, daß diese ihn, um ihn zu entfernen, schon nach 9 Monaten zur Anstellung im Heere empfahlen. Nach einer glänzenden Prüfung trat er am 1. Sept. 1785 als Souslieutenant in das Regiment Lafère. Das Entlassungszeugniß aus der Militärschule schloß mit der merkwürdigen Note: „Vorerwähnter N. von Bonaparte ist nicht nur von Geburt, er ist auch seinem Charakter nach ein Korse. Er wird es weit bringen, wenn ihn die Umstände begünstigen." Das Regiment Lafère garnisonirte zu Valence in der Dauphiné, wo er einen Kreis guter und geistreicher Menschen fand, die, angezogen von der genialen Persönlichkeit des jungen und kenntnißreichen Offiziers, ihm das Leben von einer ganz neuen Seite zeigten. Die Muße, welche ihm der Dienst übrig ließ, benutzte er zu ernsten Studien, und bald beschäftigte die Politik seinen Geist eben so sehr, als die Kriegskunst. Bald darauf ward das Regiment nach Paris gerufen, wo sich bereits Alles in dem gespanntesten Zustande, in fieberhafter Gährung befand. Durch die Beantwortung der von der Akademie zu Lyon gestellten Frage: „Welche Grundsätze müssen den Menschen eingeprägt werden, um in der Gesellschaft zur möglichst höchsten Glückseligkeit zu gelangen?" gewann er zwar nicht den Preis, der einem der Koryphäen der Wissenschaft zufiel, aber doch ehrenvolle Erwähnung. Eine Geschichte Korsika's, welche viele Mußestunden seines Garnisonlebens ausfüllte und wofür er schon als Knabe Materialien zu sammeln angefangen hatte, blieb, obgleich ihn der berühmte Raynal zur Fortsetzung aufmunterte, unvollendet, und das Manuskript ist leider verloren gegangen. Im J. 1787 wurde N.s Regiment nach Douai in Flandern u. im folgenden Jahre nach Auxonne in Bourgogne verlegt. In dieser Stadt fand er keinen Ersatz für den Umgang mit den großen Geistern der Hauptstadt, u. er benutzte daher den erhaltenen Urlaub, fast die Hälfte jener Zeit in Paris zuzubringen. Raynal führte ihn in den Kreis der größten Männer damaliger Zeit ein, u. der junge korsische Lieutenant galt in diesen Zirkeln als Homme de lettre. Während die Revolution sich vorbereitete, erhielt N. 1788 das Brevet als Oberlieutenant. Aufgewachsen in den Freiheitsbestrebungen seiner heimathlichen Insel, brennend vor Verlangen, seiner Kraft den angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen, gab er sich mit Begeisterung und Berechnung zugleich der politischen Gährung hin. Als 1790 Korsika für einen Theil des französischen Reichs erklärt wurde, gab er dieser Maßregel, die ihn allen Franzosen gleich stellte, seinen Beifall und veröffentlichte einen Brief an Buttafuoco, den Deputirten des korsischen Adels bei der Nationalversammlung, in welchem er denselben als Verräther Frankreichs und Korsika's bloßstellte und welcher der schwachen Anzahl Korsen, die damals die französische Partei bildeten, zum Argument und Manifest diente. In demselben Jahre rief die Nationalversammlung Paoli aus seiner zwanzigjährigen Selbstverbannung nach Frankreich zurück und ernannte ihn zum Chef der Regierung und Obergeneral in Korsika. N., seit 1789 Oberlieutenant im Artillerieregiment Grenoble, das theilweise zu Valence in Garnison stand, nahm Urlaub und folgte dem gefeierten Patrioten, mit dem er fortwährend in Briefwechsel gestanden, in die Heimath. Man übertrug ihm den Befehl über ein Bataillon Demokraten, an deren Spitze er der aristokratisch gesinnten Nationalgarde von Ajaccio mehre Gefechte lieferte. Am 6. Februar 1792 stieg er dem Dienstalter nach zum Artilleriekapitän. Gleichzeitig kehrte er nach Paris zurück, um sich von der Beschuldigung zu reinigen, als habe er die Parteikämpfe hervorgerufen. Nachdem er in Paris Zeuge von dem Umsturz des Throns gewesen, eilte er zum Schutz seiner Familie wieder nach Korsika. Die Korsikaner theilten sich in zwei Parteien: die eine hielt an Frankreich fest, die andere sann auf Abfall von der Republik. Zu ersterer gehörte die Familie Bonaparte, Paoli war das Haupt der letztern. Von Paoli beauftragt, die französische Expedition nach der sardinischen Küste mit zwei korsikanischen Bataillonen zu unterstützen, bemächtigte er sich unter dem Schutz einer Korvette der kleinen Inseln zwischen Sardinien und Korsika, setzte am 12. Februar 1793 ans Land und brachte nach einem blutigen Gefecht die sardinischen Verschanzungen in seine Gewalt, während der französische Admiral Truguet mit seinem Ge-

schwader nach Toulon zurücksegeln mußte. N. kam dadurch in mißliche Lage, doch gelang es ihm, sein Häuflein ohne Verlust wieder nach Korsika zu führen. Bei der Schilderhebung, welche nach dieser verunglückten Expedition die englische Partei auf Korsika veranlaßte, suchte Paoli den Sohn seines Jugendfreundes für die heimathliche Sache zu gewinnen. N. eilte jedoch nach dem festen Bastia, das er gegen eine hartnäckige Belagerung Paoli's vertheidigte, und gesellte sich dann den von den Deputirten Saliceti und Lecombe St.-Michel herbeigeführten republikanischen Truppen zu, deren Niederlage er theilte. Von den Insurgenten geächtet, gelangte er in Matrosenkleidung auf einer Gondel nach Calvi, wo bereits eine zweite Expedition gegen Ajaccio vorbereitet war. Hier bestieg N. sofort die bemannte Fregatte, um an der Spitze eines Bataillons seine Vaterstadt für Frankreich zu erobern, und bemächtigte sich mit 50 Mann eines alten Thurms, während ein Windstoß die Fregatte sammt aller übrigen Mannschaft aufs hohe Meer trieb. Abgeschnitten und von allem Nöthigen entblößt, hielt er doch den Belagerern Stand, bis endlich die Fregatte wieder erschien und die tapfere Schaar erlöste. Nachdem N. darauf seine gleichfalls geächtete Familie erst nach Marseille und dann in der Nähe von Toulon in Sicherheit gebracht, ging er nach Nizza, wo sein Regiment stand. Bald darauf ließ er eine Schrift: „Lo souper de Beaucaire" (Abgnon 1793) erscheinen, in welcher er die Insurrektion der südlichen Departements verurtheilte und die Nothwendigkeit einer starken Centralgewalt nachwies. Während eines Aufenthalts zu Paris erhielt er im Sept. 1793 vom Wohlfahrtsausschusse den Auftrag, in dem Truppencorps, mit welchem Carteaux Toulon belagerte, als Bataillonschef das Belagerungsgeschütz statt des erkrankten Dutheil zu kommandiren. Er traf am 20. September im Hauptquartier vor Toulon ein, fand aber den Obergeneral unfähig und die Armee an Offizieren, Munition, Geschütz und tüchtiger Mannschaft Mangel leidend. N. griff sofort energisch ein. In 6 Wochen hatte er die ganze Provence für seine Bedürfnisse in Anspruch genommen, eine Menge Offiziere, ohne Rücksicht auf ihre politische Farbe, zu den Fahnen gerufen, Werkstätten für das Belagerungsgeräth aufgerichtet, 200 Feuerschlünde aufgefahren und 100 von größtem Kaliber mit allem Bedarf vollständig versehen. Nachdem Dugommier an Carteaux' Stelle getreten und N.s Plan, nicht die Stadt, sondern die nahen Höhen und das starke Fort Mulgrave mit dem Hafen und der Rhede anzugreifen, nach langem Widerstande angenommen worden war, begann am 14. Dec. der allgemeine Angriff. In 3 Tagen wurden über 7000 Bomben in die Stadt geworfen, und 30 Batterien zerschmetterten Bastionen und Wälle. Am 17. waren die Breschen zum Sturm bereit, in der Nacht vom 18. zum 19. Dec. fiel das Fort in die Hände der stürmenden Republikaner. Bereits am folgenden Tage verließ die englische Flotte die Rhede, und der Kriegsrath in Toulon erklärte, daß sich der Platz nicht mehr halten könne. Die im Lager anwesenden Repräsentanten hatten in ihrem Bericht an den Konvent N.s Verdienste bei diesem Ereigniß unerwähnt gelassen; desto glänzendere Gerechtigkeit ließ ihnen Dugommier widerfahren, der an den Wohlfahrtsausschuß schrieb: „Belohnt und befördert den jungen Mann; denn zeigt Ihr Euch undankbar gegen ihn, so wird er sich selbst befördern." Der Konvent ernannte N. am 6. Febr. 1794 zum Brigadegeneral der Artillerie und übertrug ihm die Leitung der Küstenbefestigung am Mittelmeere. Er vollzog diesen Befehl mit Umsicht, aber im fortwährenden Kampfe mit der Unwissenheit und Brutalität der Konventsdeputirten, welche, allenthalben unbedingten Gehorsam fordernd, in N. auf einen Widersacher stießen, der ihn der Guillotine nahe brachte. Im März 1794 zur italienischen Armee nach Nizza beordert, wo er unter Dumorbion das Kommando der Artillerie übernahm, empfing ihn die Achtung und das Vertrauen der Obern und Soldaten, und bald war er die Seele aller Operationen. Er verwendete den ganzen Monat März auf genaues Studium des Terrains und schlug einen Plan vor, der vom Kriegsrath angenommen, vom Wohlfahrtsausschuß bestätigt und von N. mit solchem Glück durchgeführt wurde, daß die Piemontesen in 12 Tagen aus allen ihren Positionen verdrängt waren und am 18. Mai die dreifarbige Fahne auf der ganzen Kette der Seealpen flatterte. Auch während dieser Tage glänzenden militärischen Verdienstes konnte N. dem Uebermuth der Volksrepräsentanten nicht entgehen. Der Konventsdeputirte Laporte, dessen barsche Forderungen er zurückwies, ließ ihn auf einige Zeit verhaften; ein anderer Repräsentant erklärte ihn sogar außer dem Gesetz, weil er nicht seine sämmtlichen Artillerieperde zum Postrindienst gebrauchen lassen wollte, und endlich lud ihn ein Dekret vor die Schranken des Konvents. Der Sturz der Schreckensherrschaft am 9. Thermidor (27. Juli 1794) verhinderte zwar die Ausführung desselben, brachte ihn aber in eine neue drohende Gefahr. Während N. in militärischen Angelegenheiten sich in Genua befand, wurde der Repräsentant Ricord abberufen und Albitte und Saliceti bildeten die neue Konventsdeputation, die N. nach seiner Rückkehr am 6. August verhaften ließen, ihn seiner Stelle enthoben und seine Auslieferung an den Wohlfahrtsausschuß bedrohten. Da man indessen seine Unentbehrlichkeit bei der Armee einsah, bewirkten Albitte und Saliceti selbst seine Freilassung. Indeß ward er bald darauf zur Infanterie versetzt, und als er nach Paris eilte, um dagegen zu protestiren und zu erklären, daß er das ihm gebotene Kommando in der Vendée nicht annehme, verfügte der Direktor des Kriegsausschusses, Aubry, den er durch ein spitziges Wort beleidigt, seine Entlassung aus der Armee. Vergessen, amtlos, ohne Vermögen, niedergedrückt von seiner Mutter u. seiner Schwestern Armuth, lebte er in tiefer Zurückgezogenheit in Paris, im alleinigen Umgang mit seinen Freunden und Adjutanten, Sebastiani und Junot, Bourienne, Perrault, seinem alten Lehrer, seinem Oheim Fesch, kühne Pläne für die Zukunft schmiedend, selbst eine Zeit lang den Gedanken hegend, dem Sultan seine Dienste anzubieten. Erst die Unfälle Kellermanns in Italien rissen ihn für einige Zeit aus seiner Unthätigkeit. Doulet de Pontecoulant, der

Digitized by Google

er Aubry's, dem die vorgefundenen Ar-
.s aufgefallen waren, bestimmte den
rtsausschuß, N. zur Abfassung der In-
en für Kellermann zu verwenden. Ob-
se Pläne die Vertheidigungslinie von
o wieder in die Gewalt der Franzosen
benutzte Pontecoulants Nachfolger, Le-
de la Manche, N.s hervorragendes Ta-
nicht weiter. Erst als die Ereignisse vom
emiaire die Revolution bedrohten und
an Menou's Stelle zum General des
rnannt wurde, erinnerte man sich N.s.
elbst, der ihn vor Toulon kennen gelernt
lug ihn zum Untergeneral der Truppen
rn vor und der Konvent bestätigte die
Bider Erwarten zögerte N., auf das An-
inzugehen, und erst nach reiflicher Ueber-
bloß er sich Barras an. Nachts ein Uhr
n er den Kommandostab, traf noch während
t seine Anstalten u. warf am Nachmittag
lendemiaire (5. Okt. 1795) den Angriff der
n auf die Tuilerien blutig zurück. 2000
agen von Kartätschen zerschmettert, Kano-
n warfen die in den Straßen errichteten
en auseinander, und die Sektionen ge-
schweigend dem Befehl, die Waffen aus-
. Als N. den Konventssaal betrat, sah
s „Retter der Versammlung, der Repu-
des Vaterlandes" begrüßt, und Barras
klärte, daß nur seinen weisen Anstalten
des Siegs gebühre. Der dankbare Kon-
annte N. am 16. Oktober 1795 zum Divi-
eral. Um das Gehässige dieses Siegs
n ferneren Handlungen zu trennen, suchte
anze Veranlassung den Gegnern zuzu-
und durch eine Reihe wohlthätiger Maß-
urch Rettung vieler Angeschuldigten und
en ꝛc. sich dem Volke in versöhnendem
zeigen. Einstweilen begnügte sich dieses,
erger über den glücklichen Krieger in
pitznamen zusammenzufassen: es nannte
kleinen Kartätschengeneral. Durch seine
agen zu Barras lernte N. auch Josephine,
we des in der Schreckenszeit hingerich-
nerals Beauharnais, kennen, faßte eine
aftliche Neigung zu ihr und ging mit
. März die Civilehe ein. Zugleich er-
sich ihm mit Einführung der Direk-
lerung eine neue, glänzende Laufbahn.
der bisherige Obergeneral der Armee des
ward Einer der fünf Direktoren; in die
nstelle aber rückte N. ein. Dieser ent-
sofort seine gewaltige Thätigkeit. Er
te die Armee des Innern, die Nationalgarde von Paris, die Garde des Direktoriums der Räthe, zersprengte und entwaffnete Jakobiner und unterdrückte sowohl jakobinische als royalistische Aufstände mit blutiger Strenge. Carnot, der als Direktor nun das Heer leitete, verlieh ihm an Scherers Stelle bereits am 22. Februar 1796 den Oberbefehl über das Heer von Italien. Am 12. Tage nach seiner Vermählung, am 22. März 1796, verließ er Paris. Das Heer, dessen Führung N. zu übernahm, war ungefähr 32,000 Mann stark und besaß etwa 20 Kanonen und befand sich in gänzlicher Muthlosigkeit und Auflösung, während die Oesterreicher, unter Beaulieu, 60,000 gut gerüstete Streiter, die Piemontesen unter Colli 30,000 und 200 Feldstücke zählten, Ueberfluß an Allem und alle Plätze des Landes inne hatten. Das Direktorium hatte seinem Feldherrn trotz aller Anstrengung nur 10,000 Louisd'or mitgeben können, und damit sollte er alle Rüstungen zu einem solchen Feldzug bestreiten. N. vertheilte das Geld weislich, verlegte sein Lager nach Albenga, versammelte die Truppen und hob ihren Muth durch einige kühne Worte. „Soldaten", rief er ihnen zu, „ihr hungert und seyd nackt. Die Regierung schuldet euch viel und kann euch nichts geben. Nur Geduld, die Standhaftigkeit, die ihr in diesem Felsenlande gezeigt, sind bewunderungswürdig. Sie verschaffen euch aber keinen Ruhm, werfen keinen Glanz auf euch zurück! Auf! folgt mir in die fruchtbarsten Ebenen der Welt! Reiche Provinzen, große Städte werden euer werden; dort werdet ihr Ehre, Ruhm und Beute in Menge finden! Soldaten von Italien, sollte es euch an Muth und Standhaftigkeit fehlen?" Diese Anrede wirkte elektrisch, und am 10. April 1796 schlug das Heer, in Lumpen und ohne Schuhe, aber begeistert und die Marseillaise singend, den Weg nach Italien ein. Nach dem Kriegsplan, den Carnot vorgeschrieben und der kein anderer war, als der, welchen N. einst dem Wohlfahrtsausschuß eingesendet, sollten drei Heere zugleich in Oesterreich eindringen: Jourdan mit der Sambre- und Maasarmee durch Franken, Moreau mit der Rheinarmee durch Schwaben und Bayern, N. selbst durch Oberitalien. Um der Streitkraft der Koalirten gewachsen zu seyn, mußte er die Oesterreicher von den Piemontesen trennen und, zwischen beide sich drängend, beide zur Deckung ihrer Hauptstädte nöthigen. Schon die erste Bewegung, welche er seine Armee nach dem rechten Flügel hin machen ließ, gelang über Erwarten. Beaulieu ordnete sein Heer in drei Corps, um die französische Verbindungslinie zu durchbrechen. N. koncentrirte jedoch seine Streitkräfte in einer Nacht, schlug am 11. April das feindliche Centrum bei Montenotte und, unaufhaltsam vorwärtsdringend, am 14. und 15. April bei Millesimo und Dego, worauf sich Beaulieu, nach einem Verlust von 12,000 Mann und 40 Kanonen, zum Rückzug in die Lombardei genöthigt sah. Hierauf wandte sich N. auf die Piemontesen, bedrohte nach zwei Schlachten, bei Ceva und Mondovi (20. und 21. April), von dem eroberten Cheraſco aus Turin und zwang den König von Sardinien zu einem Waffenstillstand (28. April), dem am 15. Mai der Friede folgte. Beaulieu war bei Valenza über den Po gegangen und hatte sich bei Valeggio aufgestellt, um Mantua zu decken und hier den muthmaßlichen Uebergang der Franzosen zu verhindern. N. ging aber am 7. Mai nicht bei Valenza, wo es die Oesterreicher vermuthen mußten, sondern bei Piacenza über den Po, schlug die Oesterreicher bei Fombio und nöthigte sie, auf die Adda zurückzuweichen. Mailand liegen lassend, eilte er hierauf nach Lodi zu, wo der österreichische General Sebottendorf mit 10,000 Mann den Uebergang über die Adda vertheidigte. N. erstürmte am 10. Mai, indem er die wankenden Kolonnen selbst ins Feuer führte, die stark be-

Digitized by Google

festigte Brücke von Lodi, und Sebottendorf zog sich auf Crema zurück, wo sich Beaulieu mit dem Rest seiner Streitmacht befand. Die militärischen Vortheile dieses Siegs waren die Besetzung von Pizzighettone, Cremona und andern wichtigen Plätzen und der Rückzug Beaulieu's nach dem Mincio. Schon am 9. Mai hatte N. dem Herzoge von Parma einen Waffenstillstand bewilligt; am 20. schloß er einen gleichen Vertrag mit dem Herzog von Modena. Beide Fürsten mußten sich um theuern Preis von der Züchtigung für ihre Koalition gegen die Republik loskaufen, und auch Venedig erkaufte die Verzagung seines Unterganges mit großen Summen. Zugleich wanderten viele Kunstschätze nach Paris. Um die errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, ließ N. einen Theil des Heeres zur Bewachung Beaulieu's zurück, mit dem andern wendete er sich nach Mailand, wo er am 15. Mai einen glänzenden Einzug hielt, während das Direktorium am 18. den Frieden mit Sardinien unterzeichnete, durch den die Republik Savoyen, Nizza, das Gebiet von Tenda und andere Vortheile erlangte. Inzwischen hatte sich N. durch seine entschiedene Sprache, die er gegen das Direktorium führte, wie durch sein Glück den Machthabern verdächtig gemacht, so daß sie die Forderung an ihn stellten, das Oberkommando mit Kellermann zu theilen. N. reichte darauf hin seine Entlassung ein, wodurch das Direktorium gezwungen wurde, den seinem Vorhaben abzustehen. N. spielte seitdem die Rolle eines Imperators. Während er das französische Heer durch Siegesruhm berauschte, das Heer immer fester an sich knüpfte, suchte er die Völker Italiens durch die Verheißung politischer Freiheit zu gewinnen. Die Verhältnisse der Lombardei, die sich in seinen Händen befand, ordnete er nach Gutdünken; er errichtete Nationalgarden und bereitete überhaupt die Republikanisirung durch populäre Institutionen vor. Nachdem er aufständische Bewegungen der Oesterreichischgesinnten blutig unterdrückt, zog er nochmals gegen Beaulieu, erzwang durch ein siegreiches Gefecht bei Borghetto am 30. Mai den Uebergang über den Mincio und drängte den Feind hinter die Etsch zurück. Während er Massena zur Beschützung der Pässe aus Tyrol nach Italien zurückließ, begann er am 1. Juni die Blokade von Mantua ohne Geschütz. Dagegen erhob sich von allen Seiten die Insurrektion, und der Papst erwartete die Hülfe der Engländer. Aber Neapel schloß am 9. Juni mit Frankreich einen Waffenstillstand und der Papst mußte durch den Waffenstillstand von Azzara (24. Juni) Bologna, Ferrara und Ancona abtreten, ungeheure Summen zahlen und eine große Menge Kunstwerke ausliefern. Nun eröffnete Serrurier (10. Juli) die Blokade von Mantua, wohin 150 genommene Feuerschlünde und das Belagerungscorps der am 29. Juni gefallenen Citadelle von Mailand geschafft wurden. Dennoch befand sich N. in mißlicher Lage. Ende Juli drang Wurmser mit 60,000 Mann von Tyrol her in die Lombardei ein und N. würde, da er mit seinen 40,000 Mann hinter sich Mantua u. vor sich die Straße von Brescia, Verona u. Legnano bewachen mußte, also kaum 20,000 M. disponibel behielt, überwältigt worden seyn, wenn die Oesterreicher nicht in getheilten Massen, Quosdanowich mit 25,000 nach Brescia u. Wurmser mit 35,000 Mann durch das Etschthal direkt gegen Mantua, marschirt wären. Diese Trennung rettete N. u. schmückte die Geschichte der Franzosen mit dem glorreichen Feldzug der fünf Tage (1. — 5. August). N. zerstörte sein Belagerungsgeräth vor Mantua, zog seine Divisionen zusammen und warf sich mit der ganzen Macht auf Quosdanowich, der über Brescia und Salo nach Gavardo zurückwich. Darauf schlug er denselben am 3. Aug. bei Lonato, konzentrirte in der Nacht vom 4. August seine Armee bei Castiglione, besiegte am folgenden Tage Wurmser selbst und drängte ihn über den Mincio und über Verona und Corona in das italienische Tyrol hinein. Während nun N. eine zweite Blokade gegen das frisch verproviantirte Mantua eröffnete, stellte Wurmser ein neues Heer von 60,000 Mann her, von welchen er 20,000 unter Davidowich in Tyrol ließ, und zog mit dem Hauptcorps durch die Pässe der Brenta, um Mantua zu entsetzen. N. den Plan durchschauend, wendete sich dagegen nach Tyrol gegen Davidowich und schlug denselben am 4. Sept. bei Roveredo, so daß Trient in die Hände der Franzosen fiel, warf sich dann Wurmser entgegen und erfocht am 8. Sept. bei Bassano einen entscheidenden Sieg. Wurmser faßte den kühnen Entschluß, sich nach Mantua durchzuschlagen, versuchte sogar, nachdem er die Besatzung an sich gezogen, das Feld zu halten, indem er zwischen der Citadelle und der Vorstadt San-Giorgio eine Stellung nahm, ward aber hier am 19. Sept. von N. geschlagen und am 1. Okt. gänzlich in die Festung gedrängt, deren Belagerung nun von einem Theile des französischen Heeres fortgesetzt wurde, während der andere die Pässe Tyrols bewachte. N. benutzte die augenblickliche Waffenruhe, um zuvörderst die demokratischen Elemente der unterworfenen Provinzen zu organisiren, errichtete mehre italienische Legionen und gründete aus eigener Machtvollkommenheit die cisp adanische u. die transpadanische Republik, denen er Verfassungen nach dem Muster der französischen verlieh. Das Land des Herzogs von Modena, der heimlich den Feind unterstützt hatte, vereinigte er am 8. Okt. mit der transpadanischen Republik. Am 9. Okt. gestand er unter harten Bedingungen Genua den Schutz Frankreichs zu, am 10. Okt. schloß er Frieden mit Neapel und am 5. Nov. mit Toskana. Der Friede mit dem Papste zerschlug sich an den Zänkereien des Direktoriums über gestliche Dinge. Zu derselben Zeit wurde Korsika den Engländern wieder entrissen.

Aber noch hatte Oesterreich nicht die Macht verloren zu fortwährend erneuerten Kämpfen. Ein neues Heer von 45,000 Mann unter Alvinczy stieg über die Alpen, um Wurmser und Mantua zu retten. N. war vom Direktorium ohne Hülfe gelassen; sein ganzes, dem Feldherrn gebührendes Heer war 20,000 Mann stark. Zum Glück für ihn wiederholte Alvinczy den Fehler seiner Vorgänger. Auch Alvinczy zog in getheilten Kolonnen gegen Mantua, er selbst mit 30,000 Mann an der Brenta herunter, Davidowich mit 15,000 Mann durch Tyrol, um sich mit ihm bei Vincenza

Digitized by Google

zu vereinigen. Mit seiner geringen Macht gegen diese große feindliche konnte N. weniger nach einem festen Plan, als durch energische Benutzung augenblicklicher Vortheile operiren. Er stellte deshalb Masséna dem Hauptcorps Alvinczy's u. Baubois dem Davidowichs entgegen; er selbst führte die Reserve so, daß er im kritischen Moment überall seyn und beiden helfen konnte. Masséna ward von Alvinczy zurückgedrängt, Trient mußte von Davidowich verlassen werden. Nachdem N. dem Marsche des ersteren (6. Nov.) durch den Sieg an der Brenta ein Ziel gesetzt, eilte er nach Verona zurück, lieferte Alvinczy das Treffen auf den Höhen von Caldiero (12. Nov.), zog sich dann über Verona und Peschiera zurück (14. Nov.), setzte, sich plötzlich südlich wendend, über die Etsch und errang in der dreitägigen Schlacht vom 15. — 17. Nov. den äußerst blutigen Sieg bei Arcole. Während N. Masséna in Verona, dem Mittelpunkt der Operationen, Augereau an der Nieder-Etsch, Rey in Brescia und Serrurier vor Mantua zurückgelassen, sendete Oesterreich ein verstärktes Heer von 50,000 Mann dem Verderben zu. Diesmal führte Alvinczy die Hauptarmee durch Tyrol, das Erstehal herunter und war bereits bis Rivoli vorgedrungen, als N., der sich gegen das zweite Corps von 12,000 Mann gewandt hatte, welches unter Provera über Padua u. Legnano nach Mantua marschiren sollte, den Plan Alvinczy's ahnend, mit Masséna plötzlich bei Jouberts Heerhaufen zu Rivoli ankam. Hier vernichtete er am 15. und 16. Jannar Alvinczy's ganze Streitmacht; 13,000 Gefangene und 20 Kanonen fielen in N.s Hände. Die Benutzung des Sieges Joubert und Murat überlassend, eilte N. sogleich gegen Provera, der bei Anghieri die Etsch überschritten und bereits einen bedeutenden Vorsprung gegen Mantua hin gewonnen hatte. Wurmser griff die Einschließungslinien und Provera die französischen Positionen an der Favorite an, als plötzlich einzelne Heerhaufen der Sieger von Rivoli, mit dem Belagerungscorps unter Serrurier und General Victor sich vereinend, Wurmser nach Mantua zurücktrieben und Provera gegen die Vorstadt St. Giorgio mit solcher Uebermacht zusammendrängten, daß er genöthigt war, am 16. Januar die Waffen zu strecken. Am 2. Februar 1797 mußte sich auch Mantua, das letzte Bollwerk der Oesterreicher in Italien, ergeben. In demselben Tage noch brach N. gegen Rom auf, um den kriegerischen Bemühungen des Papstes ein Ende zu machen. N. hatte anfangs die italienischen Legionen gegen ihn abgeschickt; jetzt aber mußte General Victor mit einer Division in den Kirchenstaat eindringen, schlug die Päpstlichen am Senio und bei Ancona und drang bis Tolentino vor, wo der Papst am 19. Februar 1797 Frieden schloß. Dieser Traktat veranlaßte am 22. Februar ein merkwürdiges Breve des Papstes Pius VI., worin er N. seinen „theuren Sohn" nannte. Indeß sammelte Oesterreich noch einmal seine Kraft zu einem letzten Kampf. Erzherzog Karl führte ein Corps Kerntruppen vom Rhein an den Tagliamento, vereinigte es mit den Heeresträmmern Alvinczy's und brachte so eine Armee von 35,000 Mann zusammen, während N. durch Herbeiziehung der Divisionen Delmas und Bernadotte 55,000 Mann zählte, die er jedoch theilen mußte. Er selbst drang mit 38,000 Mann gegen den Erzherzog in Friaul vor, Joubert mußte sich mit 17,000 Mann den Weg durch Tyrol bahnen und sich später wieder mit dem Hauptcorps vereinigen. Schon am 9. März erschien N. plötzlich in Bassano, ging am 10. März über die Piave, erkämpfte am 16. den Uebergang über den Tagliamento und drang, nachdem Masséna durch den blutigen Sieg bei Tarvis die Pforten Deutschlands erbrochen, bis Klagenfurt vor, wo er am 31. März 1797 einzog. Der Erzherzog hatte den vierten Theil seines Heeres verloren und konnte, in seiner ganzen Fronte angegriffen und geschlagen, erst in Steier festen Fuß fassen. N.s Vorschlag und die genaue Berechnung und rasche Ausführung aller Bewegungen verdoppelte seine Streitkräfte; dennoch stand er jetzt in Gefahr, vom Rhein abgeschnitten und im Innern Oesterreichs von dem in Masse aufgebotenen Volk und der noch lange nicht erschöpften Kraft des Kaiserreichs erdrückt zu werden. Das Direktorium in Paris war über N.s Fortschritte und eigenmächtige Thaten unwillig, und nicht Moreau, gegen welchen von jetzt an N.s Feindschaft sich richtete, sondern das Direktorium versuchte die Unthätigkeit der Rheinarmeen. Unter diesen Umständen bot er dem Erzherzog den Frieden an, der jedoch ausgeschlagen wurde. Hierauf setzte er seinen Siegeslauf fort, schlug den Erzherzog am 2. April bei Neumark, am 4. bei Hundsmark und zog am 5. in Leoben ein, worauf sich endlich am 8. April das Kabinet zu Wien bereit fand, den Waffenstillstand zu Judenburg zu schließen, welchem am 18. April der Präliminarfriede zu Leoben folgte. N. wendete sich nun nach Italien zurück, wo seine Abwesenheit die geheimen Feinde entfesselt hatte. Der österreichische General Laudon hatte mit den Tyrolern Jouberts Kolonne aus Tyrol nach Italien getrieben und einen Theil der Lombardei in Beschlag genommen. Dadurch ermuthigt, hatte die venetianische Regierung trotz ihrer Neutralität eine allgemeine Schildserhebung vorbereitet, und nicht nur einzelne Franzosen, sondern ganze Truppenabtheilungen wurden auf verschiedenen Punkten von dem fanatisirten Pöbel erschlagen. Gegen den Willen des Direktoriums erklärte N. darauf am 8. Mai der Republik Venedig den Krieg, erschien am 12. in den Lagunen und verwandelte die alte Oligarchie in eine demokratische Regierung, welches Schicksal gegen Ende des Monats auch Genua traf. Am 14. Juni erklärte N. die cisalpinische Republik. N. galt jetzt als das verschönende und vermittelnde Glied zwischen den Monarchen und den Revolutionsmännern, und um seine Person in Mailand war die diplomatische Welt jener Tage versammelt. Die Häupter der Armee, der Adel der Lombardei, die Würdenträger der neuen Republik, die alten Dogen von Venedig und Genua und die Gesandten des Kaisers, des Papstes, Neapels sowie der kleinen italienischen und deutschen Staaten bildeten um N. und Josephine den glänzenden Kreis, welchen die Soldaten voll Stolz den „Hof von Mailand" nannten. Um aber den Verhandlungen des Friedens näher zu

seyn, verlegte N. sein Hauptquartier nach Montebello, wohin ihm der ganze Troß von Generalen, Fürsten und Diplomaten folgte.

Während aber der Eroberer Italiens hier neue Staaten schuf und den Frieden verhandelte, überwachte er zugleich mit scharfem Auge die Krisis, die sich in Frankreich selbst vorbereitete. Die neuen Wahlen zu den Räthen und zum Direktorium im Mai 1797 hatten der royalistischen Partei die Oberhand gegeben; sie, wie die Republikaner mit dem Direktorium suchten für den bevorstehenden Kampf seine Unterstützung. N. trat ohne Zögern auf die Seite der gesetzlichen Gewalt, obgleich er ihr in ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung so wenig als den Royalisten günstig war. Die Royalisten und besonders die Journalisten des Clichyclubs sprachen gegen ihn allen Haß aus, welchen der 13. Vendemiaire in ihnen gesammelt hatte. Aubry verlangte sogar seine Verhaftung. N. vertheidigte sich selbst in einer Broschüre, welche in der Armee cirkulirte, und in mehren Schreiben an das Direktorium gegen die Vorwürfe und Beschuldigungen, von denen er stets unterrichtet wurde, und wiederholte mit bitteren Worten seinen Antrag auf Entlassung. Uebrigens hatte er sich auf das Aeußerste vorbereitet. Er hatte 25,000 Mann bei Lyon aufgestellt, mit welchen er, im Fall der Noth, an der Spitze der Volkspartei den Rubicon überschreiten wollte, während zur selben Zeit alle Armeen Adressen gegen die Räthe an das Direktorium sandten, von welchen begreiflicher Weise die der italienischen Armee die erste und stärkste war. Augereau brachte diese Adresse nach Paris, und nach seiner Ankunft hielt sich das Triumvirat stark genug, die Revolution vom 18. Fructidor siegreich zu bestehen. Als aber mit dem Direktorium zugleich die Jakobinerherrschaft triumphirte, provocirte N. den Bruch mit den Direktoren. Um den Unwillen des Volks, wie früher gegen die Royalisten, jetzt gegen das Direktorium aufzureizen, forderte er abermals seine Entlassung, ließ sich aber scheinbar durch die Entschuldigungen und Versicherungen des republikanischen Gehorsams des Direktoriums gegen seine Vorschläge versöhnen. Während dieser Vorgänge wurden die Verhandlungen über den definitiven Frieden anfänglich zu Udine, dann zu Campo-Formio unter stets trüberen Aussichten fortgesetzt. Die österreichischen Bevollmächtigten schienen entschlossen, mit dem Friedensabschluß länger als die Feldherren mit dem ganzen Krieg zuzuhalten, das Direktorium brach sogar am 17. September die Verhandlungen mit England auf eine rohe Weise ab und stellte dem Kaiser absichtlich ein durchaus unannehmbares Ultimatum. Seine schwankende Lage und N.s gefürchtete Gegenwart in Paris verlangten den Krieg. N. aber befürchtete das Zurücksinken des Staatsschiffs in die Blutwogen der Anarchie und schloß endlich auf eigene Faust, mit Drohungen die österreichischen Bevollmächtigten einschüchternd, den Frieden von Campo-Formio am 17. Oktober 1797, in welchem Oesterreich das linke Rheinufer, N. ebenso eigenmächtig Venedig, Istrien, Dalmatien, die Provinzen der Terra firma bis zur Etsch preisgab. N.s Reise von Mailand nach Rastadt, wohin er auf Befehl des Direktoriums ging, um im Namen der Republik den Konferenzen beizuwohnen, glich einem Triumphzug. Nachdem er in Rastadt die Uebereinkunft wegen der Truppenentfernung und besonders wegen der Räumung von Mainz abgeschlossen, reiste er jedoch nach Paris, wo er am 5. December 1797 eintraf. Hier empfing ihn von Seiten der obersten Autorität der Republik gewählte Feierlichkeit und Pracht, von Seite des Volks unbändiger Jubel. Das Direktorium veranstaltete ein glänzendes Ehren- und Friedensfest, bei dem unter pomphaften Reden der Sieger den Friedenstraktat überreichte und dem verschiedene andere Festlichkeiten folgten. Gelehrte und Künstler wetteiferten um seine Gunst, die Theater strömten ihm rauschenden Beifall zu, der Ruf: „Es lebe Benaparte!" begrüßte ihn, wo er sich nur zeigte, und die Straße Chantereine, in welcher N.s Haus stand, nannte das Departement fortan Rue de la Victoire (Siegesstraße). Das Nationalinstitut nahm ihn an des gedächteten Carnot Stelle unter seine Mitglieder auf. Indeß fing N.s friedlicher Aufenthalt in Paris bald an, dem Direktorium und ihm selbst Unruhe und Mißvergnügen zu erregen. Er kannte den Enthusiasmus der Pariser und seine Dauer, er mußte sich dem Anblick der Menge entziehen, um nicht unter die alltäglichen Erscheinungen zu fallen. Das Direktorium suchte ihn zur Rückkehr nach Rastadt zu bewegen, was jedoch mißlang. Dagegen übernahm er den Oberbefehl über eine an den Meeresküsten angeblich zur Bekämpfung Englands zusammengezogene Armee, merkte aber sehr bald, daß es nur um seine Entfernung zu thun gewesen war. Er eröffnete nun dem Direktorium einen Plan, den er schon längst gehegt und in seinen Proklamationen angedeutet hatte, den Kriegszug nach Aegypten, und erhielt nach einigem Widerspruch die Genehmigung des Direktoriums, dem eine solche freiwillige Verbannung des Gewaltigen nur erwünscht seyn konnte. Der Idee dieses Zugs haftet weniger Abenteuerlichkeit an, als die Zeitgenossen darin finden wollen. Aegypten sollte ihm das Thor zu Englands Reichthum, Englands asiatischen Kolonien eröffnen; das mittelländische Meer sollte der englischen Uebermacht entrissen und durch erweiterte Eroberungen in einen „französischen Landsee" verwandelt werden. Um einen Vorwand zum Kriege war weder das Direktorium noch N. verlegen. Der alte treue Bundesgenosse Frankreichs, der Sultan, sollte durch Talleyrand überzeugt werden, daß die französische Armee lediglich zu seiner Befreiung vom Uebermuth der Mamelukenbei's komme und der Krieg gegen diese Bei's eine Pflicht der französischen Nation sey, wegen der Beeinträchtigung des französischen Handels, den man sich in Aegypten habe zu Schulden kommen lassen. Da jedoch die Unternehmung nur gelingen konnte, wenn es gelang, Englands Aufmerksamkeit zu täuschen, blieb der Plan ein Geheimniß N.s und der Direktoren, nicht einmal der Kriegsminister erhielt Notiz davon. Die Rüstungen an den Nordküsten wurden fortgesetzt, die Landung in

Digitized by Google

England unter die Wahrscheinlichkeiten des Tags gestellt, während mehr als 30,000 Krieger der italienischen Armee nach Toulon beordert und eine achtbare Auswahl von Gelehrten, Künstlern und Technikern für die große Expedition gewonnen wurden. In weniger als zwei Monaten waren die Rüstungen vollendet. Am 6. Mai 1798 kam N. in Toulon an und versprach den Truppen und Matrosen in einer begeisternden Anrede, sie nun zu Siegen auf dem Meere zu führen. Am 20. Mai 1798 verließ er mit 300 Transportschiffen, 13 Linienschiffen und 14 Fregatten den Hafen von Toulon und steuerte, nicht, wie die Engländer, die unter Nelson an der französischen Küste gekreuzt hatten, vermutheten, nach der Meerenge, sondern nach Genua, Ajaccio und Civitavecchia, wo er sich mit den übrigen Kriegs- und Transportschiffen vereinigte, so daß die Flotte unter dem Admiral Brueys nun 500 Segel stark und mit 40,000 Soldaten und 10,000 Matrosen bemannt war. Am 8. Juni kam N. vor Malta an, welche Insel er nach einer Kapitulation des Großmeisters von Hompesch in Besitz nahm. Um die Engländer zu täuschen, deren Flotte unter Nelson unermüdlich die Spur der französischen Flotte verfolgte, setzte er nicht den nächsten Weg nach Aegypten fort, sondern fuhr um Kandia herum und erschien, während ihn Nelson in den Dardanellen suchte, am 1. Juli auf der Höhe von Alexandrien. Noch am Abend desselben Tags geschah während der heftigsten Brandung die Ausschiffung des Heers in der Bucht von Marabut. Nun erst machte er die Truppen mit ihrer Bestimmung bekannt, erstürmte Alexandrien, ehe noch die Ausschiffung vollendet, und erließ eine Proklamation, in welcher er der Bevölkerung das Ende der Herrschaft der Mameluken und Achtung vor ihren Sitten und Einrichtungen verkündigte. Hierauf ordnete er die Verwaltung der Stadt und Provinz, theilte sein Heer in 5 Divisionen und brach am 4. Juli nach Kairo auf. Die Flotte sollte, wenn der Hafen von Alexandrien ihr nicht vollkommene Sicherheit gewähre, nach Korfu oder Toulon zurückkehren. Brueys ließ jedoch aus Sorge für die Armee die Transportschiffe in Alexandrien und nahm im Hafen von Abukir eine, wie er glaubte, unangreifbare Stellung. Nach vier entsetzlichen Tagen, während welcher N., wie alle Uebrigen leidend, mit dem Unmuth des ganzen Heers zu kämpfen und die Muthlosigkeit ganzer Corps zu besiegen hatte, kam das ermattete Heer in Ramanieh am Nil an, indeß die Flottille, auf welcher die Artillerie und die unberittene Kavallerie sich befand, mit den ägyptischen Schiffen beim Dorfe Ehebrisse einen siegreichen Kampf bestand. Ein Corps von 4000 Mann Reiterei unter Murad-Bei mußte am 12. Juli vor den französischen Vierecken zurückweichen. Murad zog sich auf die Spitze des Delta, wo die gesammte Kriegsmacht des Feindes, 60,000 Mann stark, ein befestigtes Lager, Kairo gegenüber, auf dem linken Nilufer besetzt hielt. In der Nacht auf den 21. Juli gab N. Befehl zum Angriff auf Kairo. Die aufgehende Sonne beleuchtete vor den Augen der entzückten Franzosen die 100 Minarets der Hauptstadt. N. sprengte vor die Reihen seiner Krieger und rief: „Soldaten, wir ziehen gegen die Tyrannen Aegyptens! Von den Gipfeln dieser Denkmäler schauen vierzig Jahrhunderte auf euch herniederl!“ Er ließ sein Heer in Vierecke ordnen, trennte durch eine geschickte Wendung die wüthend anstürmenden Mameluken von ihrem Lager und erstürmte dann dieses selbst mit seinen Schätzen und Vorräthen. Fast das ganze feindliche Heer ward aufgerieben, Janitscharen und Fellahs stürzten sich zu Tausenden in den Nil, die Mameluken steckten ihre Fahrzeuge selbst in Brand, Murad zog sich nach Oberägypten, Ibrahim nach Syrien zurück, N. aber schlug in Murads Palast zu Gizeh sein Hauptquartier auf. Am 25. Juli hielt er seinen feierlichen Einzug in Kairo, setzte einen provisorischen Divan nieder, dem er die polizeiliche Aufsicht über die Stadt anvertraute, sandte Desair mit einer Heerabtheilung an die Grenze von Oberägypten zur Verfolgung Murads und ein anderes Corps nach Elkanka zur Beobachtung Ibrahims und begann darauf die Organisation des Staatshaushaltes nach französischem Muster. Außer dem eben genannten Divan für die Polizei errichtete er ein Nationalinstitut und eine Nationalgarde. Alle Gerechtigkeitspflege überließ er den Kadi's, zur Aufrechthaltung des Handels aber ernannte er einen Emir-Hadschi, der die Karavane nach Mekka unter seinem Schutz hatte, und ließ den Dey's der Berberei durch die französischen Konsuln melden, daß die Karavanen sicher abgehen könnten. Es gelang ihm, die Scheikhs durch würdevolles Benehmen sich fügsam zu machen, so daß sie selbst der Bevölkerung den Rath und die Weisung gaben, sich dem „Gottgesandten“ zu unterwerfen, der den Propheten ehre und seine Söhne von der Tyrannei der Mameluken befreit habe. Ein Umstand, der die Annäherung zwischen den Franzosen und den ägyptischen Völkerschaften erleichterte, war die absolute Grundlosigkeit der Republikaner in Religionsangelegenheiten. N. mochte nicht selten den heiligen Festen bei, beschenkte das Volk und gewann sich den Namen des Sultans Kebir (Vater des Feuers) im Munde aller Bewohner. Den aus Syrien heranziehenden Ibrahim schlug er bei Salahieh und trieb ihn nach Syrien zurück. Auf dem Rückmarsche nach Kairo erhielt N. die Depesche Kleber's, in welcher ihm der Untergang der französischen Flotte bei Abukir (1. August) gemeldet wurde. Diese Nachricht schlug die Freude des Triumphs nieder und regte in allen Franzosen das tiefste Heimweh auf. N. selbst aber verlor den Muth nicht, obwohl er die Reihe von Unglücksfällen, die sich an diesen Einen knüpfen konnten, übersah. Ein Aufstand in Kairo, von den Anhängern Murads und Ibrahims angezettelt und von den Engländern unterstützt, ward mit blutiger Strenge unterdrückt, so daß den Maselmännern die Lust zu fernerer Verschwörung verging. N. nahm der Stadt Kairo ihren Divan, setzte eine Militärregierung ein, legte den Bewohnern eine außerordentliche Kontribution auf und ließ mehre Scheikhs, Türken und Aegyptier, die den Aufruhr geleitet hatten, öffentlich hinrichten. Die Nachricht, daß die Pforte an Frankreich den Krieg erklärt und daß das Direktorium nicht, wie verabredet, Talleyrand nach

Konstantinopel gesandt, verdoppelte seine Gefahr, schärfte aber auch seinen Geist u. seine Maßregeln. Um den einflußreichen Theil der Bevölkerung zu versöhnen, setzte er durch Bildung eines neuen Divans die Nationalregierung wieder ein, die Masse des Volks aber suchte er durch eine Proklamation im Prophetenstyl von seiner göttlichen Sendung zu überzeugen. Nachdem durch diese Kunstgriffe Unter- und Mittelägypten beruhigt und durch die Nachricht von Desaix's Sieg über Murad-Bei (7. Okt. 1798) bei Sedhiman auch Oberägypten bis zu den Kataraktен des Nils den französischen Waffen unterworfen worden, unternahm N. mit Berthollet, Monge, Dutertre, Costaz le Père und Caffarelli-Dufalga eine wissenschaftliche Expediton nach Suez, um die Spuren des schon von Sesostris angelegten Kanals zwischen dem rothen und dem mittelländischen Meere zu untersuchen, da er die Absicht hegte, diesen Kanal herzustellen und so eine neue Straße für den Verkehr mit Indien zu eröffnen. Auf der Rückkehr erfuhr er jedoch zu Beibeis, daß Achmed-Pascha von Syrien die ägyptische Grenze habe besetzen lassen und daß die Pforte in Natolien ein Heer zusammenziehe, um in Aegypten einzufallen. N. faßte den kühnen Entschluß, seinen Gegnern zuvorzukommen, traf rasch in Kairo Anstalten zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit der Hauptstadt während der Seinen und brach am 6. Febr. 1799 mit den Divisionen Kleber, Reynier, Lannes, Bon u. Murat auf, während der Kontreadmiral Duperré das Belagerungsgeschütz auf 3 Fregatten an die syrische Küste bringen sollte. Das Fort El-Arisch wurde nach schwachem Widerstande am 15. Februar genommen, gleich darauf Ibrahim-Bei, der zum Entsatz herbeilitte, in die Flucht geschlagen, Gaza ergab sich am 24. und Jaffa (Joppe) fiel am 6. März durch Sturm. Letztere Stadt wurde aus Rache geplündert, und 2000 Mann türkischer Besatzung wurden erschossen, weil die hierauf einen Divan und ein großes Hospital, welches die pestkranken Franzosen aufnehmen sollte. Um die Niedergeschlagenheit, welche die Krankheit im Heere veranlaßte, zu heben, besuchte er selbst die Spitäler, berührte die Beulen der Pestkranken und sprach ihnen Muth zu. Hierauf setzte er seinen Zug fort und gelangte am 16. März vor St. Jean d'Acre, wo er neue Unglücksfälle erfuhr, welche alle Anstrengungen vergeblich machten und seine wohlberechnetsten Pläne vernichteten. Die drei Fregatten mit dem Belagerungsgeschütz waren eine Beute Sir Sidney Smiths geworden, während 12,000 Mann von der Seeseite in Anzug waren, um die schon sehr zahlreiche Besatzung von Acre zu verstärken. Ueberdies wurde die Stadt von N.s Mitschüler von Brienne, Philippeaux, und mehren britischen und französischen Offizieren geschickt vertheidigt. Ohne Geschütz mußte sich N. auf den unterirdischen Krieg beschränken. Aber Krankheiten lichteten die Armee, der General Caffarelli fiel, und 12,000 türkische Reiter und eben so viel Fußvolk überschritten am 10. April den Jordan. N. schickte auf diese Nachricht Kleber mit einer Division nach Nazareth, Murat nach Safferh, er selbst brach am 15. April mit einer Heerabtheilung auf. Schon am folgenden Tage traf er Kleber am Berge Tabor im Kampfe mit der 24,000 Mann starken türkischen Reiterei. Sogleich aus den Engpässen des Tabor hervorbrechend, ordnete er seine Division in Viereden, so daß sie mit der Kleber's ein Dreieck bildete, das den Feind in die Mitte nahm. Ein fürchterliches Feuer aus diesen beweglichen Festungen trieb die verwirrten Türken zur Flucht, worauf Murat noch Tausende in den Jordan sprengte und vernichtete. Das reiche türkische Lager, 400 beladene Kameele, alles Kriegsgeräthe fielen in die Hände der Sieger; 5000 Türken bedeckten die Wahlstatt. Gleichwohl förderte dieser Sieg die Belagerung von Acre nicht. Am 7. Mai erschien die britisch-türkische Flotte mit 12,000 Mann Verstärkung. Noch während des Ausschiffens derselben versuchte N. einen verzweifelten Sturm, und schon war die Bresche gewonnen, der Feind zurückgeworfen, das Geschütz vernagelt, Acre erobert, als plötzlich die 12,000 Bundesgruppen auf die kühne Schaar losstürmten und N. den Lorbeer entrissen. Einem Theile der französischen Grenadiere, welcher in einer Moschee sich bis zur letzten Patrone wehrte, gab Sir Sidney Smith ehrenvolle Kapitulation. Nach zwei Tagen der Ruhe stürmte N. noch einmal vergeblich. Nachdem er 3000 Mann durch Krankheiten und Ausfälle verloren, überschüttete er Acre noch mit einem Feuer- und Kugelregen, der einen großen Theil der Stadt in Trümmer legte, trat am 20. Mai den Rückzug nach Aegypten an und kam am 24. nach Jaffa, und zwar alle Gesunde, selbst N., zu Fuß, weil alle Pferde, auch die der Artillerie, die man vor Acre stehen ließ, zum Fortschaffen der Verwundeten und Kranken gebraucht wurden. Einige hoffnungslose Pestkranke mußten in Jaffa zurückbleiben, was später zu dem Gerücht Anlaß gab, daß N. alle Kranken in den Hospitälern habe vergiften lassen. Auf dem Rückzug verheerten die Franzosen alle Ortschaften und Ernten bis nach Aegypten, an dessen Grenze Beobachtungstruppen gegen Syrien aufgestellt wurden. Der Einzug in Kairo geschah am 14. Juni mit allem möglichen Pomp, um den Bewohnern den Ausgang des Feldzugs zu verdecken. N.s Unfälle von Acre, vielfach vergrößert, waren bereits zu einem neuen Aufstand benutzt worden. Strenge stellte jedoch die Ruhe her, und Murad-Bei, der in Unterägypten die Mameluken wieder organisirte, ward durch einen raschen Angriff geschlagen. Zugleich aber erhielt N. die Nachricht, das Mustapha-Pascha unter britischem Schutze mit 18,000 Mann Janitscharen und Kerntruppen bei Abukir gelandet sey. N. eilte sofort nach Alexandrien und griff am 25. Juli, ohne die Ankunft aller seiner Divisionen abzuwarten, die verschanzten Linien der Türken mit großem Ungestüm an. Murat, an der Spitze der Reiterei, entschied nach großem Blutvergießen den Sieg: 12,000 Türken wurden in die Fluthen getrieben oder kamen durchs Schwert um; 6000, welche die Besatzung des Forts bildeten, erhielten Pardon. N. hatte schon Tags zuvor den Ausgang der Schlacht dem Divan von Kairo verkündigt. Die Schlacht bei Abukir war N.s letzter Triumph in Aegypten; sie hätte die Herrschaft der Franzosen befestigen können, wenn N.s Blick nicht bereits

Digitized by Google

zurück auf Frankreich gerichtet gewesen wäre. Unruhig über Frankreichs Schicksal, von wo er seit 10 Monaten keine unmittelbare Nachricht von der Regierung erhalten, sandte er einen Parlamentär an Sir Sidney Smith, um mit ihm über die Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln. Smith theilte ihm englische Zeitungen mit, woraus er die Unfälle der Franzosen in Italien und am Rhein erfuhr. Ohne Zögern beschloß er seine Rückkehr nach Europa, betrieb aber die Anstalten zur Abreise mit der vorsichtigsten Heimlichkeit. Nachdem er in Kairo am 21. Aug. Kleber den Oberbefehl übergeben, schiffte er sich mit Desaix, Berthier, Marmont, Murat, Lannes, Andreossy, Monge, Berthollet, Bourrienne, Gantheaume und Lavalette auf den Fregatten „Murion" und „Carrère", welche dem Unglück bei Abukir entgangen waren, an einer wenig besuchten Stelle des Gestades am 22. Aug. 1799 nach Frankreich ein. Eine englische Korvette hatte seine Abreise bemerkt, englische Geschwader kreuzten allenthalben im Mittelmeer; aber wie durch ein Wunder entging N. allen Gefahren und landete am 9. Okt. 1799 zu Fréjus.

Das Volk begrüßte ihn als Retter des in Auflösung begriffenen Staats. Seine Reise nach Paris, wo er am 14. eintraf, glich dem Einzug eines langersehnten Herrschers in sein Reich; Deputationen, Glockengeläute, Reden und Festgedichte kamen ihm von allen Orten entgegen. Zwei Stunden nach seiner unbemerkten Ankunft ging er ins Direktorium; die feierliche Vorstellung geschah den folgenden Tag, wobei N. äußerte, daß er zurückgekommen sey, um die Republik zu retten, die er für verloren gehalten. Keiner der Direktoren wagte, ihn wegen seiner eigenmächtigen Rückkehr zur Rede zu stellen. Uebrigens hielt sich N. anfangs in großer Zurückgezogenheit. Er mied alle Parteien, weil er sich über alle erheben wollte. Einen förmlichen Umsturz der Regierung bezweckte er vielleicht nicht, wollte sich aber ans Ruder schwingen. „Das Volk will u. braucht einen Herrn", äußerte er zu seinen Vertrauten. Trotz seiner Zurückgezogenheit war sein kleines Haus in der Straße de la Victoire von Offizieren, Staatswürdenträgern, Gliedern der Regierung stets umlagert. Nicht nur der Kriegsminister, auch alle übrigen machten ihm zum Mittelpunkt aller Geschäfte, und selbst das Direktorium verlangte nicht selten seinen Rath. Trotz seiner Abneigung gegen Sièyes erkannte er doch bald, daß er seine Pläne auf Sièyes gründen müsse, und Talleyrand brachte eine förmliche Vereinigung beider Männer zu Stande. Die vorher vom Direktorium beabsichtigte Entfernung N.s aus Paris zum Oberkommando in Italien unterblieb, und die Vorbereitungen zum Umsturz der Direktorialregierung sammt der Konstitution begannen. Auf der Seite N.s oder vielmehr Sièyes', der jetzt noch die Hauptrolle spielte, wirkten besonders thätig Talleyrand, Fouché, Lucian Bonaparte, Regnault de St. Jean Angely, Berthier, Murat, Lannes und Joseph Bonaparte. Auch Moreau und Lefebvre wurden gewonnen; Bernadotte, Jourdan und Augereau hielten sich zurück und theilten den Patrioten im Rathe der Fünfhundert ihre Befürchtungen mit. Die Verschworenen hatten den 18. Brumaire zur Ausführung des Unternehmens bestimmt. Zur Deckung der Kosten schoß der Bankier Callot zwei Millionen vor. An diesem Tage erhielt N. von dem zum Theil eingeweihten Rath der Alten den Oberbefehl über die Truppen der Hauptstadt und die Weisung, eine Verlegung des gesetzgebenden Körpers nach St.-Cloud zu unterstützen. N., bereits von den Generalen in Staatsuniform umgeben, machte die Truppen mit dem erhaltenen Befehle bekannt und eilte an ihrer Spitze nach den Tuilerien, wo er dem Rath der Alten einen Treueid leistete. Während er die Truppen ordnete und die Direktorialgarde vom Luxembourg nach den Tuilerien beorderte, hielt Moreau die Direktoren Moulins und Gohier in ihrer Wohnung gefangen, und Talleyrand bewog Barras, seine Resignation zu unterzeichnen. Um 2 Uhr Nachmittags bestand kein Direktorium mehr, und der Rath der Alten erkannte mit Schrecken, daß es sich nicht um eine Reinigung des Direktoriums handle, sondern daß die Diktatur schon fertig sey. Am 19. Brumaire (10. November 1799) zog N. mit seinem 8000 Mann starken Truppencorps nach St.-Cloud und besetzte alle Zugänge. Als der hier versammelte Rath der Fünfhundert gegen den beabsichtigten Streich zu protestiren begann und die Deputirten in wilder Aufregung den Eid auf die Konstitution erneuerten, erschien N., von einigen Grenadieren begleitet, im Sitzungssaale, ward aber sogleich unter den heftigsten Drohungen zurückgedrängt. Während N. von den Grenadieren zurückgebracht wurde, drangen die Deputirten in den Präsidenten, Lucian Bonaparte, die Acht über seinen Bruder zur Abstimmung zu bringen. Lucian hatte jedoch die Zeichen seiner Präsidentenwürde abgelegt und ward auf Sièyes' Rath durch eine Abtheilung Grenadiere aus dem Saale geführt, worauf er sich auf ein Pferd warf und, als sey er von Meuchelmördern und Dolchen verfolgt, vor die Truppen sprengte, die er zum Schutze der Republik gegen die Repräsentanten auftrief. N. ließ nun eine Abtheilung Grenadiere in den Saal eindringen, welche die Deputirten mit gefälltem Bayonnet vertrieben. Noch am Abend hielt, wieder unter Luciand Vorsitz, der gereinigte Rath der Fünfhundert, d. h. die siegende Partei, eine Berathung, in welcher sie beschloß, eine Dankadresse an N. und die Truppen zu detretiren, 62 ihrer Mitglieder für ausgestoßen zu erklären, dann beide Räthe bis zum 20. Februar zu suspendiren und eine Kommission zur Revision der Verfassung, sowie eine vollziehende Konsularkommission, aus Sièyes, Roger Ducos und N. bestehend, zu ernennen. Diesem Allen ertheilte der Rath der Alten sogleich seine Genehmigung, und Nachts 11 Uhr leisteten die drei Konsuln vor beiden Räthen den Eid zur Erhaltung der Souveränetät des Volks, der Einen und untheilbaren Republik, der Freiheit und Gleichheit in dem repräsentativen System. Trotz der brutalen Gewaltthat war, die kleine Zahl der grundsatzstrengen Männer ausgenommen, die Masse der Nation entweder damit einverstanden, oder gleichgültig dagegen, einestheils, weil man, der gesunkenen Direktorialregierung müde, in jeder Veränderung eine Verbesserung erwarten konnte, anderntheils,

weil man, an blutige Auftritte bei den Umwälzungen gewöhnt, in dem unblutigen Sieg N.s einen Beweis fand, daß auch der Friede in ihm einen kräftig stützenden Arm gefunden habe. Freilich erklärte jede Partei N.s Auftreten nach ihren einseitigen Wünschen; die Royalisten hofften sogar einen Monk aus ihm hervorgehen zu sehen. Jedenfalls ließen die ersten Handlungen des Konsulats einen Schein von Ruhe und Festigkeit verblicken, der allen Parteien wohl that. Die Finanzen waren nicht nur zerrütteten sondern schienen gar nicht mehr zu bestehen, es war nicht einmal so viel Geld in der Staatskasse, daß N. einen Kurier nach Italien daraus bezahlen konnte. Das Direktorium hatte die erbeuteten Millionen des Auslandes auf das Leichtsinnigste verschleudert; alle Armeen mußten sich selbst unterhalten, nicht einmal Soldlisten bestanden. In dieses Gewirre brachte das Konsulat, oder vielmehr N. sofort strenge Regelmäßigkeit. Nachdem er sich ein ganz ergebenes Ministerium geschaffen, reorganisirte er das Heer, ordnete den Staatshaushalt, stellte den Kredit durch Abschaffung gezwungener Anleihen her, schaffte das Gesetz der Geiseln ab, betrieb die Auswechslung der Gefangenen, richtete die polytechnische Schule ein und wählte eine Kommission zur Ausarbeitung des Zivilcodex, an deren Spitze er selbst trat. Das anfänglich gute Vernehmen zwischen den Konsuln unter sich erlitt den ersten Stoß, als die Verfassungsfrage den Gegenstand der Meinungen und Principien hervorrief. Sièyes wollte eine Repräsentation des Staats in Einer Person, obgleich diese nicht viel mehr als eine Null (der Großwähler seiner Republik) seyn sollte. N. aber wollte nur den Schein einer Repräsentation, mit einer Macht, koncentrirt im Konsulate, d. h. in ihm. Schon am 24. December 1799 erfolgte die Publikation der neuen, von N. mit Benutzung des aus Sièyes' System seinen Ansichten Entsprechenden entworfenen Verfassung, die nur zum Schein der Abstimmung des Volks unterworfen wurde. Sie stellte 4 Gewalten auf: das Konsulat, welches den Vollzug der Gesetze hatte, das Tribunat, welches sie erörterte, den gesetzgebenden Körper, der sie dekretirte, und den Senat, der sie bewährte. Durch diese Verfassung erhielt N. unter dem Titel eines ersten Konsuls auf zehn Jahre die volle Gewalt eines konstitutionellen Fürsten. Zwar sollten ihm zwei Konsuln zur Seite stehen, aber nur mit berathender Stimme. Da Sièyes und Dueos diese Rollen nicht übernahmen, wählte N. Cambacérès und Lebrun, zwei politische Nullen, zum zweiten und dritten Konsul. Seine Wohnung verlegte er in den Palast der Tuilerien und bildete einen glänzenden Hof, dessen Sitten sehr bald in die republikanische Gesellschaft eindrangen. Die Emigrantenliste wurde geschlossen, und fast neun Zehntheile der Ausgewanderten durften allmählig zurückkehren. Fouché organisirte eine furchtbare Polizei, welche die Tagespresse unterdrückte und die Parteien sprengte. Die Organisation der Behörden geschah nach militärischen Grundsätzen. N.s bewunderungswürdige Thätigkeit und sein sicheres Durchschauen der verschiedensten Interessen gaben sich durch eine Reihe von Einrichtungen kund, von denen die Gründung der Bank von Frankreich, die Verbesserung der Rechtspflege und eine neue administrative Eintheilung des Staats besonders genannt werden müssen. Auch der Krieg in der Vendée, welchen die Royalisten mit einer letzten Kraftanstrengung forschürten, wurde durch kluge Maßregeln gedämpft. Das durch die trotzigen Ansprüche des Direktoriums gestörte gute Verhältniß zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika stellte N. durch freundliches Entgegenkommen wieder her. Dagegen bot er sowohl England als Oesterreich vergebens den Frieden an. Er wendete nun ungesäumt seine Aufmerksamkeit dem Kriegsschauplatze in Italien zu, wo Masséna mit 40,000 Mann nicht mehr im Stande war, den 130,000 Oesterreichern unter Melas die Spitze zu bieten. Der Friede in der Vendée u. die Ruhe in Paris machten die Aufstellung einer großen Armee mit einer furchtbaren Artillerie möglich. Der Feldzugsplan war fertig, aber blieb, weil N. wiederum durch Ueberraschung und Täuschung zumeist wirken mußte, sein und Moreau's Geheimniß. Letzterer sollte mit 150,000 Mann die Oesterreicher in Deutschland beschäftigen; ein bei Dijon sich sammelnder Heerhaufen sollte Reservearmee heißen u. die Oesterreicher über die Hauptrichtung des Feldzugs täuschen. Während man N. noch in Paris bemüht glaubte, Truppen zusammen zu treiben, und Karikaturen auf seine Reservearmee bei Dijon verbreitete, ging er mit 40,000 Mann über die Alpen, erzwang nach einigen kleineren Gefechten am 31. Mai den Uebergang über die Sesia und den Ticino und hielt am 2. Juni seinen Einzug in Mailand, wo er mit Erstaunen und Begeisterung empfangen wurde und sogleich die cisalpinische Republik wieder herstellte, wodurch er sich mit einem Schlag alle Hülfsquellen Oberitaliens eröffnete und die meisten Magazine und Kriegsvorräthe der Oesterreicher in seine Gewalt brachte. Die Einnahme von Aosta, das Gefecht bei Montebello am 9. und die Schlacht von Marengo am 14. Juni entschieden und endigten den Feldzug. Durch den Waffenstillstand von Alessandria wurden die Franzosen wieder Herren von Oberitalien. N. reorganisirte nun auch die ligurische Republik, übergab Masséna den Oberbefehl und eilte über Lyon nach Paris zurück, wo er den 3. Juli eintraf, von unermeßlichem Jubel des Volks empfangen. Die Reihe der Siegesfeste schloß der 14. Juli, an welchem Tage die Wiederkehr der Eintracht (Friede mit der Vendée) und der Geburt der Freiheit auf dem Marsfelde begangen wurde.

N.s öffentliche Thätigkeit wandte sich daranf vorzugsweise auf die vollkommene Beseitigung der Parteien. Er zog die meisten abgesetzten Parteihäupter in den Staatsdienst zurück; nur die fanatischen Republikaner u. Royalisten blieben unversöhnt, und ihre Thätigkeit äußerte sich in blutigen Attentaten u. gehetzten Komploten. Am 3. Nivôse (24. Dec. 1800) entging N. nur zufällig dem Tode bei der Explosion einer Höllenmaschine. In Folge der früheren und dieses Mordversuchs schob N. die Schranken seiner Macht noch weiter zurück. Sich im Zustande der Nothwehr betrachtend, griff er mit tyrannischer Willkür der Gerechtigkeit in

Digitized by Google

die Arme und führte peinliche Specialgerichte ein. Obwohl man bald wußte, daß der Anschlag von den Royalisten herrührte, ließ er ohne Urtheil u. Recht 130 Republikaner nach Cayenne deportiren und 8 hinrichten. Fouché führte die Lettres de cachet wieder ein, und N. umgab seine Person mit einer prachtvollen Consulargarde von 8000 Mann. Oesterreich war unterdeß durch die Unglücksschläge in Deutschland und Italien, welche nach N.s Abreise von der französischen Armee fortdauerten, zur Uebereinkunft von Porsdorf gezwungen worden und hatte einem Gesandten die Verhandlungen in Paris übertragen. Der Abschluß scheiterte jedoch an Pitts Starrsinn und Oesterreichs Bundestreue zu England. Als aber im September N. den Waffenstillstand aufkündigte, willigte der Kaiser in den Kongreß zu Luneville. Auch dieser Friedensversuch war von kurzer Dauer. Oesterreich wollte nicht ohne England Frieden schließen, und der Krieg begann, um mit der Niederlage der Oesterreicher bei Hohenlinden zu enden. Am 28. Dec. wurde der Waffenstillstand abgeschlossen, und am 31. Dec. 1800 schloß Oesterreich den Frieden zu Luneville. Der Neffe des Königs von Spanien erhielt gegen Abtretung von Parma an die Republik Toskana als Königreich Etrurien, der König von Neapel verdankte es nur den Fürbitten des Kaisers Paul I., daß N. seinen Thron stehen ließ gegen Abtretung Elba's und des Fürstenthums Piombino. Um England zum Frieden zu nöthigen, fügte N. das bewaffnete Neutralitätsbündniß der Seemächte, schloß mit Portugal (29. Sept. 1801) einen Frieden, der die britischen Schiffe aus den portugiesischen Häfen verbannte, und ließ sogar Aegypten fallen, um am 1. Oct. 1801 mit der Pforte Frieden zu schließen. N. erreichte seinen Zweck. Englands isolirte Stellung war der Nation lästig und machte sie zum Nachgeben geneigt; Pitt legte sein Amt nieder und sein Nachfolger, Addington, trat in Unterhandlungen mit der Republik. Am 17. März 1802 kam der Friede zu Amiens zu Stande, Aegypten wurde der Pforte, Malta dem Johanniterorden wieder zugesprochen, die Republik der 7 jonischen Inseln konstituirt, alle französischen Eroberungen auf dem Festland und die Republiken zweiten Ranges wurden anerkannt, Frankreich seine Kolonien zurückgegeben. N. erhielt dadurch Raum, seine persönlichen Entwürfe noch eifriger zu verfolgen. Er war in der Abschaffung revolutionärer Institute bereits so weit vorgerückt, daß seine militärische Staatsordnung Raum gewonnen hatte, sich festzusetzen und auszubreiten. Die wichtigsten Grundlagen der Repräsentativverfassung, die Gemeindeberathungen und Wahlen, waren ohne Aufsehen beseitigt worden. Alle Wahlen geschahen von oben herab, und die Diener des Staats waren zu Beamten N.s umgebildet. Er fühlte sich bereits so sehr als Herrscher, daß er in Staatsschriften (in dem Vertrage mit Rußland) die französischen Bürger seine Unterthanen nannte. Um eine der mächtigsten Stützen der absoluten Regierungsgewalt zu gewinnen, schloß er am 15. Aug. 1801 mit Pius VII. das berühmte Konkordat ab, welches die katholische Kirche mit allen ihren Rechten wieder in Frankreich einführte, die alte beeidigte konstitutionelle Geistlichkeit aufhob, den Sonntag und die alten Namen der Wochentage zurückbrachte, aber zugleich Protestanten und Juden die Rechte bestätigte, welche die Revolution ihnen verliehen hatte. Das Konkordat wurde im April 1802 von der gesetzgebenden Versammlung und vom Tribunat angenommen u. am 17. April öffentlich bekannt gemacht. Am ersten Ostertage 1802 läuteten in Frankreich alle Glocken die Restauration der Religion ein, und N. wohnte in Notre-Dame dem feierlichen Hochamte bei. Eine andere Stütze der Macht schuf er sich durch die Stiftung eines Ordens der Ehrenlegion, wodurch ein neuer Adel kreirt wurde. Aber nicht nur Frankreich, sondern auch die Töchterrepubliken in den Niederlanden und in Italien erfuhren eine Umgestaltung nach seinem Willen. Die batavische Republik erhielt im November 1801 eine neue Konstitution; mit gleicher Geduld u. Zufriedenheit nahm die ligurische Republik die ihrige an. Die Schweizer mußten sich ihre neue Verfassung in Paris holen u. erhielten sie am 19. Febr. 1803 zugleich mit der Verpflichtung, 16,000 Mann zu Frankreichs Verfügung als Bundeskontingent zu stellen. Nachdem der seile Senat am 8. Mai 1802 N. s Konsulat im Voraus auf weitere 10 Jahre verlängert, übertrug er ihm am 2. Aug. dasselbe auf Lebenszeit, u. schon am 4. Aug. erfolgte eine sehr summarische Verfassungsveränderung, die alle Gewalt dem ersten Konsul u. alle Garantie dem Senat übertrug. Dieses berüchtigte Senatuskonsult erklärte die Mitglieder der Wahlkollegien für lebenslänglich angestellt und übertrug dem ersten Konsul das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen, die Präsidenten der Wahlkollegien zu ernennen, übergab ihm die Ratifikationen der Friedens- und Bundesverträge, die Besetzung der Senatorstellen, das alleinige Vorschlagsrecht zu Senatskonsulten, das Begnadigungsrecht, das Recht, Krieg zu führen zur Vertheidigung und zum Ruhme der Republik. Das Tribunat wurde von 100 auf 50 Mitglieder heruntergesetzt, der Staatsrath zur konstituirenden Behörde erhoben u. reiche Pfründen (Senatorien) wurden für solche Senatoren fundirt, denen der erste Konsul diese verdiente Belohnung angedeihen lassen wollte. Zwar hatte man alle diese Beschlüsse auf N.s Wunsch einer Abstimmung des Volks unterworfen; aber dies war eine leere Ceremonie, denn jede Opposition war im Volke durch militärische Verwaltungsmaßregeln beseitigt, und so fand sich immer eine gehorsame Majorität, die zu jedem Schritt N.s zum Throne ihre Zustimmung gab. In Frankreich konnten diese Schritte keinem öffentlichen Urtheil unterworfen werden; desto ungebundener geschah dies in England, wo die verschiedenartigsten Journale im Haß gegen den Nationalfeind einig waren. N. ließ sich selbst zu einem Federkrieg gegen die londoner Journalisten herab, der im „Monniteur" geführt wurde, erlitt aber auf diesem Felde gegen die englische Dialektik eine so starke Niederlage, daß er sich hinter das konsularische Verbot aller englischen Zeitschriften in Frankreich zu verschanzen für gut fand. Bald trat die Erbitterung aus den Journalen in die öffentlichen Handlungen der Kabinette über, und dies beschleunigte das Hervortreten beider Staaten aus dem unnatürlichen

Zustand eines kriegerischen Friedens. Die Eingriffe N.s in die innern Verhältnisse seiner Nachbarstaaten gaben die nächste Veranlassung, und die Weigerung Englands, Malta dem Orden und dadurch wahrscheinlich den Franzosen zurück zu geben, die letzte Ursache zum Krieg. Ehe noch die Kriegserklärung am 18. Mai 1803 ausgesprochen war, wurden alle Engländer verhaftet. Ungeachtet des Friedens mit Deutschland ließ N. hierauf das deutsche Kurfürstenthum Hannover besetzen und als erobertes Land behandeln. Zugleich entwarf er die Grundlage des Kontinentalsystems, indem er am 20. Juli 1803 die Einfuhr der britischen Waaren in Frankreich verbot. Während die englischen Flotten sich wieder der französischen Kolonien bemächtigten, ertönten alle Küsten Frankreichs vom Geräusch der Rüstungen, die einen bereits zweimal verschobenen Plan zur Ausführung bringen sollten: die Landung in England. Dieses blokirte dagegen die französischen Häfen und leitete die Umtriebe der mehr als je thätigen Royalisten. George Cadoudal, das Haupt der Chouans, Pichegru, der vom Direktorium verbannte treue Anhänger des Königthums, und viele Mitverschworne gelangten auf britischen Schiffen nach Frankreich, um den ersten Konsul zu stürzen. Die Polizei ergriff einige Fäden des weitverzweigten, nie entwirrten Komplotts und ließ mehr als 40 Schuldige oder Unschuldige verurtheilen. Cadoudal wurde mit mehren Genossen hingerichtet, Pichegru im Gefängniß erwürgt gefunden und Moreau, der eigentlich unschuldig war, erst zu zweijähriger Einsperrung, dann zur Verbannung nach Amerika verurtheilt. Auf Grund der Entdeckung, daß vornehme Emigranten mit den Verschwörern in Verbindung gestanden, ließ N. den Herzog von Enghien auf badischem Gebiete festnehmen, nach Vincennes schaffen und dort auf den Spruch einer Militärkommission erschießen. Durch diesen blutigen Streich, den dunkelsten Fleck in seinem Heldenleben, hatte N. mit aller Welt gebrochen. Er erbitterte die legitimen Höfe und machte sie den Werbungen Englands zu einer neuen allgemeinen Koalition zugänglich. Die Aussicht auf diese Koalition war es aber auch, die N. bewogen, den letzten Schritt zum Thron zu beschleunigen. Im März 1804 kam im Senat der Antrag zum Vorschein, die höchste Gewalt in N.s Familie erblich zu machen, und die Departements sandten auf Befehl gleichlautende Bittschriften ein. Nachdem sich auch das Tribunat, in welchem Carnot allein dagegen sprach, und der gesetzgebende Körper dafür erklärt hatten, proklamirte ein organisches Senatuskonsult vom 18. Mai 1804 N.1. zum erblichen Kaiser der Franzosen, u. noch an demselben Tage überreichte Cambacérès an der Spitze des Senats N. das Dekret desselben in St. Cloud. Ein anderes organisches Gesetz vom 18. Mai 1804 gestaltete die Verfassung der neuen Ordnung der Dinge angemessen um. Der Senat sollte fortan als Hüter der Verfassung die Boten der Wahlkollegien vernichten, der Kaiser aber wiederum die Einsprüche des Senats aufheben können. Die Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats hörten auf, öffentlich zu geschehen, wodurch, wie früher die Preß, so nun auch die Redefreiheit abgeschafft war. Gesetzliche Bestimmungen für die Kreirung u. Ernennung von Prinzen, Großwürdenträgern, Marschällen, Kammerherren ꝛc. vervollständigten die monarchische Verfassung. Alle Dekrete der Oberbehörden sollten nur bekannt gemacht werden: „Im Namen N.s, von Gottes Gnaden und durch die Konstitutionen der Republik, Kaisers der Franzosen.“ N. beschwor die Akte auf der Stelle und ernannte schon am folgenden Tage die Großwürdenträger und Marschälle des Reichs. Seine Brüder Joseph und Ludwig und später seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais erhob er zu Prinzen von Frankreich. Den beiden andern Brüdern, Hieronymus und Lucian, ward diese Ehre nicht zu Theil, weil sie sich unter ihrem Stande verheirathet hatten. Am 20. Mai wurde unter großem Jubel die Thronerhebung in der Hauptstadt verkündigt, am 27. empfing der Kaiser die Huldigung des Senats und der Departements. Ende Juli bereiste N., angeblich wegen der Landung in England, die Nordküsten Frankreichs und versetzte in Boulogne sein Heer durch seine Ansprache in den höchsten Enthusiasmus. Auch ein friedliches Werk ging aus dem Kriegslager hervor: die große Preisausstellung für Meisterwerke der Wissenschaft, Kunst und Industrie, die von 10 zu 10 Jahren, im 13. Brumaire, ein Nationalfest durch die Vertheilung der Preise veranlassen sollte. Von Boulogne begab sich N. nach Brüssel, traf im Lustschloß Laeken mit der Kaiserin Josephine zusammen und empfing dann zu Aachen die Anerkennung seines Throns von Oesterreich, Portugal und Neapel und bald darauf von Preußen, Spanien u. Toskana. Mitte Oktobers traf er wieder in St. Cloud ein und bereitete die Krönungsfeierlichkeiten vor, zu deren Verherrlichung der Papst Pius VII. selbst zur Reise nach Paris vermocht worden war. Vor der Krönung wurde noch einmal das Spiel wiederholt, durch Stimmzettel die Nation zu befragen, ob sie den Kaiser N. zum Kaiser haben wolle. 3,572 025 Bürger waren mit dem Senatsbeschluß einverstanden. Am 2. December 1804 geschah die Krönung in der Kirche Notre-Dame. Nachdem ihm der Papst Haupt und Hände gesalbt, ergriff N. die Krone, setzte sich dieselbe eigenhändig auf und that das Gleiche mit seiner Gemahlin. Eine Reihe angeordneter Feste, Heerschau auf dem Marsfelde, Vertheilung der goldnen Kaiseradler folgten dem Ereigniß. Als er am 27. Dec. den gesetzgebenden Körper eröffnete, äußerte er: „Ich will das Gebiet des Reichs nicht vergrößern, aber dessen Integrität bewahren“. In der That bot er in einem eigenhändigen Briefe vom 2. Jan. 1805 dem Könige von England, seinem „Herrn Bruder“, den Frieden, erhielt aber von Lord Mulgrave eine stolze und kalte Antwort und erwiderte mit der Errichtung des Königreichs Italien. Nachdem ihm der Vicepräsident Melzi mit Abgeordneten der italienischen Republik (17. März 1805) die Krone von Italien angetragen, reiste er, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses, nach Mailand, wo er am 8. Mai seinen prunkvollen Einzug hielt und am 26. Mai im Dome die eiserne Krone der Lombardenkönige

Digitized by Google

sich selbst mit den Worten aufsetzte: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet!“ Hierauf ernannte er Eugen Beauharnais zum Vicekönig von Italien und vereinigte ohne Weiteres Genua und am 21. Juli Parma mit Frankreich. Lucca wurde, mit dem Fürstenthum Piombino vereinigt, an N.s Schwester, Elisa Bacciochi, als französischer Vasallenstaat übergeben.

Die früher von Frankreich ausgesprochene Erklärung, daß es nur seine natürlichen Grenzen, Rhein und Alpen, behaupten wolle, konnte jetzt nicht mehr gelten, indem Frankreich, wie Talleyrand nicht achtend, sich selbst seine Grenzen setze.“ Sogar die batavische Republik mußte sich monarchischen Formen fügen und erhielt in Schimmelpenninck einen fast unumschränkten Rathspensionär mit einem Ministerium, Staatsrath und einem gesetzgebenden Körper. Diese Machtvergrößerungen N.s brachten insgeheim eine Verbindung Englands mit Rußland zu Stande, welcher endlich am 9. August auch das durch seine Verluste in Italien schwer gekränkte Oesterreich und später Schweden beitraten. N. gab nun seinen Streitkräften zu Boulogne den Namen der „großen Armee“ und ordnete dieselben in 7 Corps, welche, von Bernadotte, Davoust, Soult, Lannes, Ney, Augereau und Marmont geführt, unter seinem Oberbefehl über den Rhein gegen Oesterreich vordringen sollten. Mit einem zweiten Heere von 75,000 Mann sollte Massena den Erzherzog Karl in Italien bekämpfen. Der Senat beschloß außerdem die Organisirung der Nationalgarde und die erste Konskription von 80,000 Rekruten. Die Feindseligkeiten begannen ohne Kriegserklärung. Kaum hatte N. das Vordringen der Oesterreicher in Bayern erfahren, als seine Heeresabtheilungen an verschiedenen Punkten vom 24.—26. Sept. 1805 den Rhein überschritten. Sofort fielen Bayern, Würtemberg und Baden dem Stärkeren zu und halfen zur Ueberwindung des nun dreifach getheilten Deutschlands aus allen Kräften. N.s Plan war, den Feind im Rücken zu umgehen und dessen Verbindung mit den durch Mähren vorrückenden Russen zu verhindern. Bereits nach 14 Tagen waren sämmtliche feindliche Corps in der Gegend von Ulm zusammengedrängt, und nach mehren Gefechten gelang es sogar, die beiden Flügel der Oesterreicher zu trennen. München ward von den Oesterreichern befreit und Mack in Ulm, wo er das russische Hülfscorps erwartete, von den Franzosen eingeschlossen und mit 25,000 Mann zur Kapitulation gezwungen. Andere österreichische Corps streckten die Waffen bei Trochtelfingen und Bopfingen, und der Erzherzog Ferdinand wurde auf seinem Rückzuge nach Böhmen von Murat verfolgt und vernichtet. Am 27. Okt. ging N. über den Inn, trieb in blutigen Gefechten 40,000 Russen unter Kutusow zurück und kam am 13. Nov. nach Schönbrunn, während Murat zugleich in Wien einrückte. Zu Schönbrunn erfuhr N. die Niederlage der französischen Flotte vor Trafalgar, und auch aus Italien kamen Nachrichten von dem siegreichen Vordringen des Erzherzogs Karl. Dennoch wies er die Friedensvorschläge Oesterreichs zurück, schickte mehre Corps über die Donau, welche die Russen bei Hollabrunn schlugen, und verlegte sein Hauptquartier nach Brünn, von wo aus er den Gegner durch einen verstellten Rückzug auf ein ihm günstiges Schlachtfeld lockte. In der Voraussetzung, daß sich das französische Heer in der übelsten Lage befinde, eröffnete Kutusow am 2. Dec. die Schlacht bei Austerlitz, die mit der vollständigen Vernichtung des russischen Heeres endete. Das unzusammenhängende Handeln der Koalirten stellte nach dieser Schlacht dem Kaiser von Oesterreich die eigene Gefahr noch größer vor, als sie war, und verleitete ihn zu einem übereilten Waffenstillstand, der N.s Sieg erst vollständig machte. Preußens Beitritt zur Koalition war bereits ausgesprochen, in Ungarn standen die Erzherzoge Karl und Johann mit vereinter Macht, die Ungarn erhoben sich in Masse u. Rußlands Kraft war noch unerschöpft: da vernichtete eine persönliche Annäherung des deutschen Kaisers zu N. alle Hoffnung auf fernere Zusammenhandeln. Rußland und Preußen zogen sich zurück und Oesterreich verlor im Frieden von Preßburg (am 26. Dec. 1805) seine schönsten Provinzen und mußte das Königreich Italien u. die Souveränetät Bayerns, Würtembergs und Badens anerkennen. N. überließ seinem Heere die erbeuteten Magazine, setzte reiche Pensionen aus und adoptirte sämmtliche Kinder der Gefallenen. Ohne mit Rußland Frieden zu schließen, verließ er am 27. Dec. Schönbrunn, nachdem er von hier aus noch an Neapel, das dem ihm kurz zuvor zugestandenen Neutralitätsvertrag zuwider ein russisch englisches Heer aufgenommen hatte, den Krieg erklärt, über München und Stuttgart nach Paris zurück, wo er am 27. Jan. 1806 eintraf. Die Rückkehr N.s bezeichneten sogleich neue Schritte zur Befestigung der bonapartischen Dynastie durch die Restauration der monarchischen Dekorationen. Das Pantheon wurde dem Gottesdienst zurückgegeben und die Königsgruft von St. Denis wieder hergestellt. Um dieselbe Zeit vollendete N. sein größtes und dauerndstes Werk: sein Civilgesetzbuch. Seine Eroberungen suchte er durch Familienbündnisse und die Begründung eines Föderativsystems zu befestigen und zu erweitern. Er vermählte zuvörderst seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais mit einer bayerischen Prinzessin, seine Stieftochter Stephanie Beauharnais mit dem Erbprinzen von Baden. Neapel, das am 15. Febr. seine Thore geöffnet hatte, erhielt in N.s Bruder, Joseph, am 31. März einen französischen Herrscher. Ludwig Napoleon wurde am 5. Juli König von Holland; N.s Schwager, Joachim Murat, wurde mit dem Großherzogthum Berg, der Fürst von Lucca mit Massa und Carrara, die Prinzessin Pauline (Borghese), N.s Schwester, mit Guastalla belehnt. Talleyrand ward Fürst von Benevento und Bernadotte erhielt Pontecorvo als Reichslehen. Außerdem errichtete N. in den Frankreich nicht unmittelbar unterworfenen Ländern Italiens eine Menge Herzogthümer, Fürstenthümer, Grafschaften ꝛc., welche als erbliche Majorate zur Belohnung seiner Getreuen verwendet werden sollten. Ein kaiserliches Familienstatut vom 31. März 1806 erklärte den Kaiser zum Familienhaupte und machte sämmtliche Glieder mit ihren Herrschaften

zu Vasallen. Am 12. Juli 1806 kam der lang vorbereitete Rheinbund (s. d.) zu Stande, worauf die Abdankung des Kaisers Franz (6. August) und die völlige Auflösung des deutschen Reichs folgte. Indem sich N. zum Protektor des Rheinbundes ernennen ließ, wurde er der Gebieter des größern Theils von Deutschland. Sofort mischte er sich in die innern Angelegenheiten der Bundesstaaten, führte französische Institutionen ein und unterdrückte alle Regungen des beleidigten Nationalgefühls durch Gewaltthaten, wie die Hinrichtung des Buchhändlers Palm, und durch eine furchtbare Polizei. Preußen fühlte die auch ihm drohende Gefahr und suchte, dem Rheinbund gegenüber, einen norddeutschen Bund unter seinem Protektorat zu stiften, welcher besonders Sachsen, Hessen und die Hansestädte enger an einander schließen sollte. N. gab diesem Unternehmen scheinbar Beifall, wendete jedoch hinterlistig durch Drohungen u. Versprechungen die norddeutschen Staaten und Städte von Preußen ab und versprach dem britischen Kabinet die Zurückgabe des an Preußen abgetretenen Hannover. Dagegen kam nach Fox' Tode zwischen England und Preußen eine neue Koalition zu Stande, welcher am 17. Aug. 1806 auch Rußland u. Schweden beitraten und Sachsen beitreten mußte. N.s eigene Heere standen in Deutschland noch auf den Kriegsfuß; gleichwohl erklärte er die Rüstungen Preußens, die dessen Heer auf den Kriegsfuß erheben sollten, für Friedensbruch und befahl am 21. Sept. dem König von Bayern und seinen übrigen deutschen Vasallen, ihre Bundeskontingente für den preußischen Krieg bereit zu halten. Kaum hatte Friedrich Wilhelm III. seine Kriegserklärung in der Form einer Beschwerde abgegeben, als N. am 25. Sept. Paris verließ, am 1. Okt. über den Rhein ging und am 6. sein Hauptquartier in Bamberg aufschlug, wo er seine 120,000 Mann starke Armee koncentrirte. Die mit den sächsischen Truppen verbundene preußische Armee zählte 180,000 Mann und hatte ihre Stellung auf einer weiten Linie, von Wacha bis Jena, genommen. Die preußischen Generale setzten voraus, N. werde eine dem Rheine parallele Operationslinie aufstellen; N. faßte jedoch den kühnen Plan, mit seiner ganzen Macht von drei Punkten aus den linken Flügel des Feindes zu überfallen und zu umgehen. Seit dem 8. Okt., wo Murat den Uebergang über die Saale bei Saalburg erzwang, und nach dem Gefechte bei Saalfeld (10. Oktober), wo Prinz Ludwig fechtend fiel, folgte Schlag auf Schlag, bis die Doppelschlacht von Auerstädt und Jena (14. Okt. 1806) das gesammte preußische Heer vernichtete. Der Sieg bei Jena vervielfachte sich noch durch die kluge Benutzung, welche N. von den Umständen machte. Er gewann Sachsen durch sein mildes Verfahren gegen die sächsischen Gefangenen und löste so die letzte deutsche Macht von Preußen los. Sich selbst aber entwürdigte er durch die unedlen Witzeleien über die Königin Luise von Preußen und durch sein rohes Betragen gegen den tödtlich verwundeten Herzog von Braunschweig, dem er nicht einmal in der Stadt seiner Väter zu sterben erlaubte. Die Planlosigkeit der Rüstungen und des ganzen Feldzugs auf Seite Preußens offenbarte sich jeden Tag durch neue, oft unbegreifliche Thatsachen. Ein Truppencorps um das andere wurde gefangen. Die stärksten Festungen ergaben sich eine nach der andern ohne Vertheidigung: Erfurt (am 17. Okt.), Spandau (am 24.), Stettin (am 28.), Küstrin (am 31. Okt.), Magdeburg (am 8. Nov.) und endlich Hameln und Nienburg (am 20. und 25. Nov.). Schon am 24. Oktober saß N. im Gemach Friedrichs des Großen in Potsdam und raubte dem todten Helden Tags darauf den Schmuck vom Sarge. Am 27. Okt. hielt er seinen Einzug in Berlin, wo er sogleich die Verwaltung der eroberten Provinzen anordnete. Berlin erhielt als eroberte Stadt französische Municipalität. Ostfriesland und Jever wurden dem König von Holland, Parzellen Westphalens dem Großherzog von Berg, Fulda, Sachsen-Koburg, Braunschweig und das Kurfürstenthum Hessen als eroberte Länder (die Fürsten der drei erstern hatten im preußischen Heere gedient, der Kurfürst aber sich gerüstet für den Fall, daß Preußen siegte) der französischen Regierung zu fernerer Verfügung übergeben. Nur der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Weimar behielten ihre Länder und traten, ersterer als König von Sachsen, zu dem Rheinbund. Nach langen Unterhandlungen schlug N. einen Waffenstillstand vor, der Preußen zwischen die Elbe, auf Schlesien u. zwischen Oder und Weichsel zusammendrängen sollte und 25 Millionen Thaler Kriegskosten, sowie die Reducirung des Heers auf den Friedensfuß verlangte und den der preußische Unterhändler Lucchesini am 16. Nov. zu Charlottenburg unterzeichnete, der König aber verwarf. Gegen England erließ N. von Berlin aus, am 21. Nov. 1806, jenes berühmte Dekret, welches die britischen Inseln in Blockadezustand erklärte, allen Handel und Gemeinschaft mit den Engländern verbot u. die Konfiskation der englischen Waaren, sowie die Verhaftung aller Briten in den von französischen Truppen besetzten Ländern befahl. Seine Aufmerksamkeit gegen Rußland wendend, verließ er am 25. November Berlin und kam am 28. nach Posen, wo Davoust bereits am 16. eingerückt war. Schlau erwarb sich N. hier einen neuen Bundesgenossen in dem Freiheitsgefühl der polnischen Nation, die er durch das Versprechen der polnischen Unabhängigkeit in flammende Begeisterung zu versetzen wußte. Da er in Preußen starke Besatzungen lassen mußte, zählte N.s Heer nur 85,000 Mann, zu denen 4 Regimenter Polen stießen, während die Russen, ungerechnet die preußischen Heeresträmmer, 100,000 Mann besaßen. Davoust und Murat brachen schon am 16. Nov. nach Warschau auf, rückten am 29. in die Stadt ein und gingen dann den Russen nach über die Weichsel und Narew. N. selbst kam unter dem Jubel der Bevölkerung am 19. Dec. nach Warschau und folgte am 23. seinem Heere. Der Feldzug begann mit einem Schimmer von Hoffnung für die Verbündeten. Eine Reihe Gefechte war ohne bedeutende Verluste gewesen, u. die Schlachten an der Narew (23. Dec.) und bei Pultusk (26. Dec.) konnten für Siege gelten, da das Schlachtfeld zum ersten Mal gegen N. behauptet worden war. Bald darauf aber zog sich das preußisch-russische Heer nach dem Niemen zurück, und der

Digitized by Google

Kampf schwieg einige Wochen, während deren frische Streitmassen die beiderseitige Macht verstärkten. N. kehrte am 2. Jan. 1807 nach Warschau zurück, wo er am 14. eine provisorische Regierung einsetzte. Nach kurzer Waffenruhe drangen die Russen unter Bennigsen in Ostpreußen vor, um die Festungen an der Weichsel und Oder zu entsetzen, wurden aber am 25. Jan. bei Mohrungen geschlagen. Unter fortgesetzten Gefechten mußte sich Bennigsen auf Preußisch-Eylau zurückziehen, wo am 7. und 8. Febr. die blutigste Schlacht Statt fand, die N. je geschlagen; 20,000 Russen, Preußen und Franzosen bedeckten die Wahlstatt, die Tausende von Verwundeten ungezählt. In tiefe Gedanken versunken, verweilte N. lange auf dem Schlachtfelde. Das russische Heer nahm seine Winterquartiere hinter der Passarge, während N. sein Hauptquartier nach Finkenstein zurückverlegte. Unterdessen dauerten Belagerungen und Festungseroberungen in Preußen fort. Von allen schlesischen Festungen hielten sich nur Kosel, Silberberg und Glaz. In Pommern, aus welchem Mortier die Schweden vertrieb, waren Kolberg, Graudenz und Danzig, das sich erst nach langem Widerstand am 24. Mai an Lefebvre ergab, die Ehrenretter der preußischen Tapferkeit. Nach 4monatlichen Verhandlungen eröffnete N. am 4. Juni 1807 den sogenannten zweiten Feldzug nach Polen. Nach mehren kleineren Gefechten, bei Lomitten und Spanden am 5., bei Deppen am 6., bei Guttstadt am 9., versuchte N. am 10. die Schlacht bei Heilsberg. Aber erst bei Friedland hielt der Feind am 14. Stand u. ward geschlagen. Am 16. fiel Königsberg in die Hände des Siegers. Dennoch wagte N. nicht, den Niemen zu überschreiten, sondern zeigte sich den Friedensanträgen Rußlands geneigt. Der Waffenstillstand von Tilsit, wohin N. am 19. Juni sein Hauptquartier verlegt hatte, endigte am 21. mit dem Kaiser von Rußland, am 25. mit dem König von Preußen die Feindseligkeiten. Eine persönliche Zusammenkunft N.s und Alexanders auf einem Flosse im Niemen hatte die gewünschten Erfolge. Alexander war für N. gewonnen. Die Friedensverhandlungen gingen rasch; der Friede mit Rußland wurde am 7., der mit Preußen am 9. Juli unterzeichnet. Der König von Preußen erhielt gegen bedeutende Gebietsabtretungen seine Krone zurück. Die Wiederherstellung Polens unterblieb zwar; doch wurde aus Preußisch-Polen das Herzogthum Warschau gebildet und dieses dem Könige von Sachsen verliehen. Die preußischen Provinzen am linken Elbufer wurden mit den braunschweigischen, hessischen und hannöverschen Gebieten zum Königreich Westphalen vereinigt, dessen Krone N.s Bruder, Hieronymus, empfing. Nachdem N. am 9. Juli von dem Kaiser von Rußland Abschied genommen und ihn bis an den Niemen begleitet hatte, empfing und erwiderte er einen Besuch des Königs von Preußen und ging dann nach Königsberg, das als unabhängige (d. h. von Preußen getrennte) Stadt seine alte Verfassung wieder erhalten sollte. Am 13. Juli brach N. nach Paris auf, verweilte am 17. in Dresden und kam am 27. Juli nach St. Cloud zurück.

Seine nächste Staatshandlung war die Eröffnung des gesetzgebenden Körpers, durch welchen er die Erblichkeit des neuen Adels gesetzlich verkündigen ließ; ferner die Aufhebung des Tribunats und die Einschränkung des gesetzgebenden Körpers selbst, der hinfort nur in Verein mit Kommissionen des Staatsraths N.s Gesetzentwürfe prüfen, d. h. genehmigen durfte. Neben der Entfaltung der materiellen Interessen begann im Sinne des Despotismus die vollendetste Ausbildung der Justiz und der Verwaltung. Das Handelsgesetzbuch und das Strafgesetzbuch wurden vollendet. Die Finanzverwaltung, die Abgabenerhebung erhielten fast militärische Formen. Das Rechnungswesen wurde so vereinfacht, daß N. aus Listen, die er bei sich führte, stets den Stand der Einnahmen und Ausgaben mit den Rückständen ersehen konnte. Für jeden Monat setzte der Kaiser durch ein Dekret die Summen fest, welche jedes Ministerium aus dem Staatsschatze beziehen sollte. Die Ausgaben des kaiserlichen Hauses waren streng geregelt. Die Civilliste für 1806 belief sich in den gewöhnlichen Ausgaben nur auf 2,770,841 Francs. Aus dem Schatze der außerordentlichen Domänen bestritt N. die Luxusbauten; über 100 Millionen wurden auf Verschönerung der Hauptstadt verwendet. Die Presse wurde aufs Strengste überwacht. Das öffentliche Unterrichts- u. Erziehungswesen wurde der kaiserlichen Universität unterstellt. Für alle katholischen Gemeinden wurde ein Katechismus anbefohlen, der die Verehrung des Kaisers als des Stellvertreters Gottes auf Erden einprägte und dem Konskriptionsgesetze eine fast religiöse Sanktion verlieh. Seinen Bruder Hieronymus verheirathete N. mit der Tochter des Königs von Würtemberg. Rußland und Dänemark wurden zur Anerkennung des Blokadedekrets gegen England vermocht. Unter der Beschuldigung, daß der Hof von Lissabon mit England zusammenhalte, schickte N. ein Heer gegen Portugal, das, von Junot geführt, den Durchzug von Spanien gestattet erhielt und am 30. Nov. 1807 in Lissabon einzog. Der Prinz-Regent, der schon durch den „Moniteur" vom 13. Nov. erfahren, „daß das Haus Braganza aufgehört habe zu regieren", floh nach Brasilien. Unterdessen verkündigte eine persische Gesandtschaft N. ihres Herrschers Bewunderung u. überreichte ihm die Säbel Tamerlans und Kuli-Khans, und in Italien, wohin N. vom 16.—21. Nov. reiste, genoß er die Huldigungen des Königreichs und die der neuen Provinzen. Von Mailand aus erließ er ein geschärftes Dekret gegen England, welches das berliner Blokadedekret durch zwei Kabinetsbefehle beantwortet hatte, die alle Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten in wirklichen Blokadestand und sogar den Handel von einem Hafen mit dem anderen für verboten erklärten. N.s Gegendekret „denationalisirte" jedes Schiff, das sich Englands Geboten unterwarf. In Italien setzte er gleichzeitig die Ausführung seiner Reichsvergrößerungspläne eifrig fort. Die römischen Legationen wurden (zugleich mit Toskana) dem französischen Reich einverleibt, das Königreich Etrurien ward französische Provinz. Am 21. Jan. 1808 erfolgte auch die Vereinigung von Wesel, Kehl, Kassel und Wiesssingen mit dem Reiche, so daß nun der ganze Rhein französisch

Digitized by Google

war. Ein Dekret vom 22. Jan. rief 80,000 Konskribirte unter die Fahnen, um die Usurpation desjenigen Landes auszuführen, das noch nicht direkt seinem Willen gehorchte. N. hatte sich mit dem spanischen Minister Godoy, der den schwachen König Karl IV. und zugleich das spanische Volk unumschränkt beherrschte, in gutes Vernehmen gesetzt und liess spanische Heer von 20,000 Mann zur Verfügung erhalten. Während dieses Corps unter französischen Ablern nach Dänemark abging, wirkte sich N. von Godoy auch die Erlaubniß aus, 30,000 Mann angeblich nach Portugal bestimmter Truppen in Spanien einziehen zu lassen. Statt dessen fielen jedoch plötzlich 60,000 Franzosen in Spanien ein und besetzten die Festungen Barcelona, Figueras, Pampeluna und San-Sebastian. Der Prinz von Asturien, im Einverständniß mit N., benutzte die Gelegenheit, sich, nachdem er den Minister und seinen königlichen Vater zur Abdankung gezwungen, als Ferdinand VII. zum König proklamiren zu lassen. Hierauf besetzte Murat am 23. März Madrid, wo Ferdinand am 24. seinen Einzug hielt. Als Karl IV. darauf seine Abdankung für erzwungen erklärte, warf sich N. zum Schiedsrichter auf und lud Vater und Sohn nach Bayonne. Beide gingen in die Falle: Karl IV. dankte am 5. Mai zu Gunsten N.s und Ferdinand am 6. Mai zu Gunsten seines Vaters ab. Jener erhielt Compiegne, dieser Valencay in Frankreich als Aufenthaltsorte angewiesen. N. ließ zu Bayonne aus ihm ergebenen spanischen Großen, Beamten und Geistlichen eine Nationaljunta zusammentreten, die den Bruder des Kaisers, Joseph Bonaparte, zum König verlangte. Derselbe kam am 20. Juni in Madrid an und wurde am 25. zum König von Spanien und Kastilien gekrönt. Murat erhielt das dadurch erledigte Neapel und trat das Großherzogthum Berg an Frankreich ab. Anfangs hatten die Spanier die Franzosen als Befreier empfangen; nun aber, als die Intriague sich völlig entwickelte, griffen sie zu den Waffen und zwangen am 16. Juli den General Dupont, mit 13,000 Franzosen bei Baylen zu kapituliren. Die nächste Folge dieses Sieges waren der Abfall der Granden vom fremden König, der Rückzug der Franzosen über den Ebro und die Flucht Josephs aus Madrid (1. Aug. 1808). Gleichzeitig mit diesen Hiobsposten gelangte auch die Vertreibung der Franzosen aus Portugal durch die Engländer unter Wellington zu N.s Kenntniß. Der Kaiser, der zu gleicher Zeit in schwere Händel mit dem Papst verwickelt war, während der König von Schweden drohte und Oesterreich rüstete, suchte sich, bevor er in Person nach Spanien zog, der Freundschaft des Kaisers Alexander von Rußland zu versichern u. hielt mit ihm eine persönliche Zusammenkunft in Erfurt, das vom 28. Sept. bis 14. Okt. 1808 von der Pracht außerordentlicher Feste strahlte. Nachdem sich beide Kaiser Freundschaft und gemeinsame Herrschaft Europa's zugesichert und die Könige von Bayern und Sachsen sich verpflichtet, auf die erste Nachricht von feindseligen Gesinnungen Oesterreichs unter die Waffen zu treten, eilte N. nach Frankreich, um an der Spitze von 80,000 aus Deutschland zurückgerufenen Kriegern die pyrenäische Halbinsel zu unterwerfen. In Spanien war unterdessen ein englisches Heer unter General Moore aus Portugal eingerückt. Der Krieg konnte sich anfangs für N. nur befriedigend gestalten, da seinen geübten Truppen die spanischen undisziplinirten Massen nicht gewachsen waren u. die spanischen Generale mit Moore den ersten und besten Plan des für Spanien allein erfolgreichen Volkskrieges in einen Schlachtenkrieg verwandelt hatten. Nach vielen unglücklichen Treffen wurden die Spanier allenthalben zurückgedrängt, und N. hielt am 4. Dec. seinen Einzug in Madrid. Er trat hier nicht als erzürnter Gebieter, sondern als Befreier auf. Er schaffte die Inquisition ab, unterdrückte die vielen drückenden Privilegien, verlegte alle inneren Zölle an die Grenzen und verminderte die Ueberzahl der Klöster. Am 9. berief er eine Versammlung von 1200 Notablen, denen er die Verbesserungen vorlegte, welche Spanien mit der neuen Dynastie empfangen, und die in seiner Gegenwart seinem Bruder den Treueid wiederholen mußte. Am 20. rückte N. gegen die Engländer vor, trieb sie auf ihrem Marsch nach Valladolid zurück und schlug sein Hauptquartier in Astorga auf. Hier erhielt er aus Paris die Nachricht, daß der gesetzgebende Körper es gewagt, sich für den Bevollmächtigten des Volks auszugeben, und daß Oesterreichs Rüstungen sich täglich drohender gestalteten. N. überließ daher die fernere Führung des Kampfes in Spanien dem König Joseph und dem Marschall Jourdan, verließ das Heer am 1. Jan. 1809 und traf am 25. in Paris ein.

Schon am 2. März 1806 hatte N. dem gesetzgebenden Körper erklärt, daß die ganze italienische Halbinsel ein Theil des französischen Reiches sey und daß der Kaiser als oberstes Haupt derselben die Verfassungen der einzelnen Staaten garantirt habe. Nur der Papst stand, als weltlicher Fürst, der Einheit dieses italienisch-französischen Reiches noch im Weg. Um Veranlassung zu Händeln war N. nie verlegen. Noch vor dem preußischen Krieg setzte er, direkt gegen die Worte des italienischen Konkordats, Bischöfe in Italien ein, denen der Papst die nöthigen Bullen verweigerte. Ein hierüber erhobener Streit ward durch den Krieg unterbrochen. Während der Vorgänge in Spanien aber wurde erst auf diplomatischem Wege und dann mit militärischer Macht N.s Plan weiter gefördert. Der Papst sollte in ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich treten und den Engländern die römischen Häfen versperren. Auf seine Weigerung erfolgte die angedrohte Besetzung der Mark Ancona und am 2. Febr. 1808 die Besetzung Roms selbst durch Miollis, worauf N. am 2. April 1808 von St. Cloud aus die Einverleibung der päpstlichen Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino in das Königreich Italien bekrönte, wobei sich N. auf die Schenkung seines erhabenen Vorfahren, Karls des Großen, berief. Pius VII. protestirte gegen alle Thaten der Gewalt und ließ sich selbst nicht beugen, als man ihn in seinem eigenen Palaste gefangen hielt. Inzwischen waren die lange begonnenen Rüstungen Oesterreichs zu einer Ausdehnung gediehen, welche den gegen N. behaupteten friedlichen Versicherungen der österreichischen Gesandten und der Unentschlos-

Digitized by Google

senheit der Hofburg zugleich ein Ende machten. Nicht bloß N.s Aeußerung, daß die österreichische Monarchie ihre Existenz seiner Milde verdanke, nicht nur das selbstherrische Verfahren gegen Spanien, Portugal und den Kirchenstaat verwundete das Ehrgefühl des österreichischen Kaisers, es war auch die dumpfe Gährung der Gemüther in Deutschland, welche das Haus Oesterreich nochmals zu dem Versuche trieb, die Zwingherrschaft N.s zu brechen und die verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Oesterreich hielt die rechte Zeit der Befreiung Deutschlands vom schändenden Joch des Auslands gekommen, und in diesem Geiste redeten die Proklamationen und die Aufrufe an die gesammte deutsche Nation. Ein großes Heer von 150,000 Mann sollte unter Erzherzog Karl aus Böhmen in Bayern vordringen, 50,000 Mann Linientruppen mit 25.000 Milizen unter dem Erzherzog Johann erhielten den Befehl, in Italien zu operiren, und ein drittes Corps von 40,000 Mann unter Erzherzog Ferdinand sollte das Herzogthum Warschau besetzen. N. hatte dieser großen Streitmacht 100,000 Franzosen, 40,000 Bayern und Würtemberger, 60,000 Verbündete der kleinen Rheinbundfürsten und 15—20,000 Polen entgegenzustellen. Nachdem er am 12. Mai 1809 den Einfall der Oesterreicher in Bayern erfahren, eilte er nach Deutschland und warf sich am 20. April bei Abensberg auf den linken Flügel des Erzherzogs, während Davoust den rechten in Schach hielt. Schon in dieser ersten Schlacht verloren die Oesterreicher 18,000 Gefangene, am folgenden Tage bei Landshut die Hälfte und am 22. bei Eckmühl 16,000. Am 23. eroberten die Franzosen Regensburg, worauf N. seinen Marsch ohne Hindernisse über die Isar und den Inn fortsetzte. Nach dem Treffen von Ebersberg standen die Franzosen am 10. Mai vor Wien, das am 11. mit Granaten in Brand gesteckt und dadurch genöthigt wurde, am 12. Abends zu kapituliren. Am 13. hielt Marschall Oudinot den Einzug in die Kaiserstadt. N. befand sich während dieser Vorgänge in Schönbrunn, Proklamationen und Vernichtungsdecrete erlassend. Er forderte die Ungarn auf, sich einen neuen König zu wählen, und der österreichischen Landwehr befahl er aufs Strengste die Rückkehr zu ihrem Herde. Alle seine Proklamationen athmeten Verachtung und Erbitterung gegen das österreichische Kaiserhaus. Sein ganzer Zorn traf Tyrol. Die großartige Erhebung des Gebirgsvolks und Chasteller's glückliches Vordringen drohten einen leicht um sich greifenden Brand in Deutschland zu entzünden. Chasteller hatte bei Wiltau ein ansehnliches französisches Corps gefangen genommen und bei Schwaz gegen gefangene Oesterreicher ausgeliefert. N. erließ darauf ein Aechtungsdekret gegen Chasteller und drohende Worte an alle Offiziere der tyroler Landwehr, mit der Lüge geschmückt, Chasteller habe die bei Wiltau gefangenen Franzosen erschießen lassen. Durch diese Nachricht entflammte er den Haß der Soldaten und schwächte zugleich dadurch, daß er mehre österreichische Offiziere in Tyrol als Anführer erschießen ließ, den Kriegsmuth seiner Feinde. Am 17. Mai erschien er zu Wien und dekretirte von hier aus die Vereinigung des ganzen Kirchenstaats mit dem französischen Reiche. Am 10. Juni antwortete der Papst zwar mit einer Bannbulle, aber N. ertheilte von Wien aus den Befehl zur Verhaftung und Abführung des Papstes nach Frankreich, der durch den Gensd'armeriegeneral Radet in der Nacht vom 5. zum 6. Juli ausgeführt wurde. Indeß nahm in Deutschland die Lage der Dinge plötzlich einen Schein an, der Oesterreich und Deutschland mit frohen Hoffnungen erfüllte. Nicht nur in Italien, Polen und Tyrol erlitten die Feldherren N.s bedeutende Verluste, N. selbst stand in der zweitägigen Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai, s. d.) hart am Rande des Verderbens. N.s beste Generale fielen, darunter der Marschall Lannes; das französische Heer lief Gefahr, vernichtet oder gefangen zu werden. Aber Erzherzog Karl hatte den Erfolg des Ehrentages bei Aspern nicht ausgebeutet; N. entkam nicht nur aus seiner Stellung auf der Insel Lobau, sondern konnte sich auch mit der italienischen Armee unter Eugen, welche den Erzherzog Johann bei Raab besiegt hatte, in Verbindung setzen, wodurch sein Heer auf 150,000 Mann mit 400 Kanonen anwuchs. N. erneuerte nun nach sechswöchentlicher Ruhe den Angriff und erfocht am 6. und 7. Juli bei Wagram (s. d.) über die Oesterreicher einen Sieg, welchen die ihm folgenden Friedensanträge entscheidend machten. Der Waffenstillstand zu Znaim (am 10. Juli) und die sofort in Wien eingeleiteten Unterhandlungen endeten den Krieg. Der Friede zu Wien (14. Okt. 1809) kostete Oesterreich 2000 □Meilen an Flächeninhalt und ungeheure Kriegssteuern und schnitt ihm jede Verbindung mit dem Meere ab. Aber dem Sieger gegenüber begann jetzt ein größerer und gefährlicherer Feind sich zu regen, der lange geknechtete Volksgeist. Die Erhebung Tyrols, die geheimen Verbindungen im Innern von Deutschland, die Schilderhebungen Dörnbergs, des Herzogs von Braunschweig, Schills waren die Herolde der deutschen Auferstehung, und auch der patriotische Fanatismus fand Apostel. Mitten im Siegesglück wäre N. am 13. Oktober dem Dolche eines deutschen Jünglings, Friedrich Staps aus Naumburg, der in der Absicht nach Schönbrunn gekommen war, den Kaiser niederzustoßen, fast erlegen. Mit größerer Besorgniß als diese Zeichen der Zeit betrachtete N. die vorübergehenden Erfolge der Engländer auf Walcheren und zu Vlessingen, sowie die Eroberung der jonischen Inseln.

Dem Frieden zu Wien folgte ein kurzer Zeitraum, in welchem N., auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glücke, die Waffen ruhen ließ, um sich mit der Befestigung seines Thrones und der politischen Gestaltung seines Reichs zu beschäftigen. Zwar dauerte der Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel fort, doch störte dies den allgemeinen Frieden nicht. In diese Epoche fällt die Errichtung von großen Bauwerken, Kunststraßen, Kanälen und Industrieanstalten sowohl in Frankreich, als in den abhängigen Ländern. Nachdem N. am 2. Dec. 1809 die Wiederkehr des Jahrestages der Krönung und der Schlacht von Austerlitz mit noch nie gesehener Pracht gefeiert, ließ er sich, um die Zukunft seines Reichs zu

Digitized by Google

sichern, durch einen Senatsbeschluß vom 16. December von seiner Gemahlin Josephine, die ihm keine Nachkommenschaft gewährte, scheiden. Seine Wahl für eine zweite Ehe fiel erst auf die russische Großfürstin Anna, die vormalige Königin der Niederlande; aber die Unterhandlung zerschlug sich, angeblich wegen zu jugendlichen Alters der Prinzessin. N. wendete sich nun an den Kaiser Franz von Oesterreich und erhielt von diesem die Hand der Erzherzogin Marie Luise. Am 1. April 1810 fand die Vermählung unter großen Festlichkeiten Statt. Nachdem endlich Schweden am 10. Jan. 1810 dem Kontinentalsystem beigetreten, begann N. im tiefen Frieden abermals gewaltsame Gebietsveränderungen. Die Entwickelung des Kontinentalsystems und die Abrundung des französischen Kaiserreichs veranlaßten am 1. März 1810 die Umwandlung Frankfurts in ein Großherzogthum unter Dalberg, und weil Ludwig Bonaparte im Interesse seines Volks sich der Politik des Kaisers widersetzte, ward am 9. Juli ganz Holland als „ein von französischen Flüssen angeschwemmtes Land" dem Kaiserreich einverleibt. Am 12. November geschah die Besitznahme der durch N. von der Schweiz getrennten Republik Wallis, am 10. December die Einverleibung eines Theils von Westphalen nebst Hannover, das erst am 1. März mit dem Königreich Westphalen vereinigt worden war, und der Besitzungen von vier Rheinbundfürsten an der Ems, Weser und Elbe. Was der Rheinbund zu erwarten hatte, zeigten N.s Schritte in den zehn neuen französischen Departements, welche aus Norddeutschland formirt wurden. Die Grenzen des Kaiserreichs erweiterten sich hiermit von den Ufern der Tiber bis zur Mündung der Elbe. Rom wurde die zweite, Amsterdam die dritte Hauptstadt des ungeheuern Reichs, das 130 Departements mit 42 Millionen Menschen unmittelbar umfaßte und außerdem ganz Italien, Illyrien, die Schweiz, Westphalen, Berg, Sachsen, Bayern, Würtemberg, Baden, Polen, Dänemark und die jonischen Inseln, ja Preußen und Oesterreich zu französischen Vasallen umgeschaffen hatte, so daß sich die Schutzherrschaft des Kaisers streng genommen fast über 100 Millionen Europäer erstreckte. Der Erbe dieser ungeheuern Macht sollte der Sohn werden, der N. am 20. März 1811 geboren wurde und der schon bei seiner Geburt den Titel eines Königs von Rom empfing. Bei der Taufe desselben, am 9. Juni, stand der Kaiser Franz Pathe, der Kardinal Fesch verrichtete die heiligen Handlungen. Der letztere präsidirte auch dem Koncil der französischen und italienischen Bischöfe, welches N. im Juni 1811 zur Schlichtung der kirchlichen Angelegenheiten ohne den Papst nach Paris berief. Den Papst selbst aber ließ er, angeblich zu seiner Sicherstellung vor den Engländern, von Savona nach Fontainebleau bringen. Das Kontinentalsystem, das zwar durch den Tarif von Trianon vom 28. April 1811 einige Erleichterungen erlitt, verursachte bereits zu Anfang 1811 eine Spannung des Kaisers mit Schweden und Rußland, die einen neuen allgemeinen Krieg fürchten ließ. Ueber den eigentlichen Urheber dieser Spannung stellen die verschiedenen Parteien die entgegengesetztesten Behauptungen auf. Die Franzosen schieben dem Kaiser Alexander die Schuld zu, der, nach der Errichtung des Großherzogthums Warschau ein neues Königreich Polen fürchtend, mit Heftigkeit eine kategorische Erklärung darüber von N. verlangt und seinem Versprechen zuwider, seine Häfen dem britischen Schleichhandel geöffnet habe. Nach Andern benutzte N. die angebliche Innigkeit seines Verhältnisses zu Alexander zu immer härteren Forderungen, während er zugleich dem Vertrauen Alexanders durch die schrankenlose Vergrößerungssucht schmerzliche Wunden schlug. In beiden Behauptungen ist Wahrheit. Alexander sah mit Besorgniß Frankreichs Grenze sich immer näher rücken und erblickte in der Weise, wie N. gegen die Rheinbundsfürsten, seine erklärten Freunde, Schützlinge und Bundesgenossen, verfuhr, keine Garantie für sein eigenes Bestehen. Ein Ukas vom 10. Dec. 1810 erlaubte bereits den Eingang britischer und fremder Kolonialwaaren im russischen Reiche unter fremder Flagge, während zugleich die Einfuhr französischer Fabrikwaaren verboten wurde. Während des diplomatischen Streites darüber und über die Einverleibungen nahmen plötzlich russische Truppen eine drohende Stellung gegen Warschau hin ein, welche Demonstration N. damit erwiederte, daß er die Weichsel- und Oderfestungen in Belagerungszustand erklärte und Schwedisch-Pommern besetzte. Unter dem Vorwand, die Weichselarmee zu mustern, reiste er am 9. Mai 1812 nach Deutschland und kam am 17. Mai nach Dresden, wo die Fürsten Deutschlands, auch der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, förmlich antichambrirten. Darauf eilte er über Prag nach Danzig (11. Juni) und von da am 12. nach Königsberg. Von hier aus machte er noch einmal dem Kaiser Alexander Friedensanträge; dieser aber schickte den Friedensboten zurück, ohne ihn gesehen zu haben, und N. eröffnete den von ihm sogenannten zweiten polnischen Krieg mit der Proklamation von Wilkowsky. Das Heer, an dessen Spitze N. am 24. Juni den Niemen überschritt, zählte nicht weniger als 610,000 Mann, Deutsche, Italiener, Franzosen, Polen, Schweizer, Spanier und Portugiesen. Fast ungehindert zog N. am 28. Juni in Wilna ein und gestattete den Polen, so weit sie Rußland unterworfen seyen, in Litthauen eine provisorische Regierung zu erwählen, umging aber die Wiederherstellung des Reichs Polen mit vagen Redensarten. Einen Friedensantrag des Kaisers Alexander, an dessen Aufrichtigkeit N. wohl nicht mit Unrecht zweifelte, besonders da Alexanders hochheriger Schwur, nicht zu unterhandeln, so lange noch ein Franzose bewaffnet auf russischem Boden stehe, bekannt war, wies N. zurück und verließ am 19. Juli Wilna. Schon 2 Tage später mußte er bemerken, daß das russische Volk den Krieg als einen National- und Zerstörungskrieg behandele; überall begegneten ihm Aschenhaufen und Brandstätten statt der Rast und Erholung gönnenden Städte, und Hunger und Krankheiten statt der erwarteten Beute und des Ruhms. Sich nur defensiv verhaltend, zogen sich die russischen Heerführer, Barclay de Tolly und Bagration, von einer Stellung zur andern

Digitized by Google

in das weite Reich zurück, Mangel und Einöden hinter sich lassend. Als ob die Russen, die Schlachtenluft N.s witzend, ihn immer tiefer ins Innere locken wollten, zeigten sie ihm zuweilen die Hoffnung auf eine Hauptschlacht, aber wenn N. am Morgen den Feind suchte, war er während der Nacht wieder weiter gezogen. Auf diese Weise erreichte N. am 28. Juli Witebsk, wo ihn die Kunde vom Friedensschluß der Pforte mit Rußland und vom Bündniß Schwedens mit England und Rußland überraschte. Sein Entschluß, hier den Winter über zu rasten und Polen zu organisiren, wich jedoch der Kampflust, als das russische Heer von Neuem sich zeigte. N. eilte unaufhaltsam dem Verderben entgegen. Erst vor Smolensk hielten die Russen Stand und besetzten die befestigte Stadt. Durch den Sieg am 17. August gewannen aber die Franzosen nichts als eine leichenvolle Brandstätte. Barclay war in der Nacht auf den 18. nach Moskau abgezogen, und Ney, der ihn bei Walutina Gora ereilte, konnte ihn selbst durch das blutige Treffen vom 18. August nicht aufhalten. Auch in Smolensk zeigte N. durch die Fürsorge, welche er für großartige Lazarethe und Magazinanlagen traf, daß alle seine Maßregeln für einen langen und blutigen Krieg berechnet waren; aber auch hier kam ihm der Gedanke, zu bleiben, da ihm der Unmuth seiner Generale nicht verborgen blieb und die tägliche Abnahme seiner Heermassen durch Entbehrungen, Krankheiten und Schlachten ihn mit Besorgniß erfüllte. Die Hoffnung, durch die Eroberung Moskau's Alexander zum Frieden zu zwingen, riß ihn jedoch vorwärts. Die blutige Schlacht bei Borodino an der Moskwa am 7. September, eine der furchtbarsten in der Weltgeschichte, nach welcher 30,000 Leichen das Schlachtfeld bedeckten, öffnete am 15. September dem erschöpften Heere Moskau, wo N. einen Ruhepunkt bis zum nächsten Frühjahre zu finden hoffte. Aber — fand eine todtenstille, verödete Stadt, und als nun noch ungeheure Räumermeer in ein Flammenmeer sich verwandelte, da ward N. das Furchtbare seiner Lage schrecklich klar. Noch am Abend des 16. Septembers hatte N. mit Lebensgefahr den Kreml verlassen und sich nach dem Schlosse Petrowski begeben, von wo er am 18. in den Kreml zurückkehrte. Neun Zehntheile der alten Czarenstadt lagen in Asche, die Hoffnung auf Winterquartiere war vernichtet und die, wenigstens von den Feldherren, erwarteten Friedensboten aus Petersburg blieben aus. Ein rascher Rückzug nach Polen hätte ihn wohl noch gerettet, aber er verweilte, die Antwort auf seine Friedensanträge erwartend, einen ganzen Monat in den rauchenden Trümmern, während aus den ungeheuren Länderstrecken des Reichs dem russischen Heere täglich frische Streitmassen zuströmten, bis der ungewöhnlich früh hereinbrechende Winter ihn endlich nöthigte, am 15. Oktober den Rückzug an die Dwina und den Dnjepr anzutreten. Er selbst verließ Moskau erst am 19. Oktober. Am 22. zogen die letzten Truppen ab und am 23. flog, wie N. befohlen hatte, ein großer Theil des Kreml in die Luft. Die Vernichtung dieses Nationalheiligthums schärfte nur das kommende Drangsal der Franzosen, denn das ausgestreute Gerücht, daß der Brand von Moskau N.s Werk gewesen, fand dadurch in der Volksmeinung Bestätigung. Beim Anzug aus Moskau zählte die Armee noch über 100,000 Streiter, die noch in mehren Treffen siegreich gegen die Russen fochten und mit denen er in Smolensk eine sichere Stärke zu finden hoffte. Aber auch diese Hoffnung ward vernichtet. Alle Befestigungen und Magazine waren von den Russen im Rücken der Armee genommen und zerstört worden, und sein zu ihrem Schutze zurückgelassenes Corps hatte sich nach Litthauen zurückgezogen. Bis Anfang November ging der Rückzug, zwar unter fortwährenden Verlusten, aber doch mit einiger Ordnung vor sich. Je mehr aber die Kälte der Nächte stieg, desto verheerender wurden die Folgen des Mangels; bald blieben die Pferde zu Hunderten liegen und Leichenwälle bezeichneten den Weg der Franzosen. Während Eugen, Davoust und Ney mit ihren Kolonnen seitwärts Bahn brachen, um die Sicherheit des Rückzugs zu decken, war N. in der Mitte der Trümmer seiner Garde über Wjasma und Slonkowo am 6. Nov. nach Michalewsko gelangt, wo ihn die Nachricht traf, daß Marschall Victor, statt mit seinem noch starken Corps die Angriffe Wittgensteins zurückzuweisen, sich von Polozko nach Senno zurückgezogen habe. Dazu trat am 7. November der nordische Winter in seiner ganzen Furchtbarkeit ein, so daß von jetzt an alle Morgen die Pferde zu Tausenden liegen blieben und die Mannschaft, die kaum die entkräfteten Glieder fortzuschleppen vermochte, unter der Last des Gepäckes erlag. In Smolensk, das er am 10. Nov. erreichte, erhielt er die Nachricht von der Verschwörung des Generals Mallet in Paris, die ihn um die bittere Erfahrung bereicherte, daß seine Dynastie in Frankreich selbst keineswegs tiefe Wurzeln geschlagen. „Und N. 11., sagte er erstaunt, man dachte also nicht an ihn!“ Um so nothwendiger war seine persönliche Anwesenheit in Paris. N. brach von Smolensk nach kurier Rast (am 13. Nov.) auf. Die Kämpfe und der Uebergang über die Beresyina vom 22.—28. Nov. vollendeten die Auflösung und Zertrümmerung des Heeres. Von der Beresyina bis nach Wilna war die große Armee keine Armee mehr, sondern ein wirrer Haufen unglücklicher, waffenloser, halberfrorner Menschen. Die ganze Reiterei bestand jetzt aus der sogenannten heiligen Schwadron, d. h. allen Offizieren, welche noch ein Pferd besaßen. Diese 400 Mann schirmten den Wagen des Kaisers. 15,000, der Rest von 600,000, zogen in Wilna ein. Nur noch gegen 600 Mann trugen Waffen, die übrigen waren ohne allen Rangunterschied nur mit Lebensmitteln beladen. N., der wohl begriff, daß er sich Europa nicht entwaffnet zeigen dürfe, übergab am 4. Dec. dem Könia von Neapel den Oberbefehl, eilte in einem Bauernschlitten über Warschau durch Schlesien, über Dresden quer durch Deutschland nach Paris, wo er in der Nacht vom 18. zum 19. Dec. so unvermuthet vor den Tuilerien ankam, daß ihm Niemand die Pforte öffnen wollte.

Das Einrücken des Feindes in Deutschland, die Erhebung Preußens und die Auflösung

des Rheinbundes durch den Aufruf Kutusows (25. März 1813 zu Kalisch) waren die nächsten Folgen des russischen Feldzugs; alle Nationalitäten von der Ostsee bis zur Tiber warteten nur des günstigen Momente, um die Waffen gegen den Unterdrücker zu erheben. Aber N. wußte die französische Nation durch flammende Proklamationen zu neuen Opfern und Anstrengungen zu bewegen. Er forderte 500,000 Mann, um die Ehrenrettung der großen Nation zu vollbringen, und sofort begann die Aushebung, diesmal jedoch nicht ohne Schwierigkeiten. Alle rüstigen jungen Leute aus den unteren Ständen trugen bereits die Muskete; es kam nun die Reihe an die höheren, die sich bisher losgekauft hatten. Schon in den ersten drei Monaten 1813 konnte er ein neues, zwar wenig kampfgeübtes, aber, mit Anschluß der Garde, mehr als 200,000 Mann starkes Heer mit 600 Kanonen aufstellen. Nachdem er seine Gemahlin Marie Luise als Regentin eingesetzt und durch ein neues Konkordat mit dem Papst die Klagen und Intriguen der Geistlichkeit beschwichtigt hatte, verließ er am 15. April Paris, um den Feldzug gegen die Russen und Preußen in Sachsen zu eröffnen. Schon am 25. April rückte er in Erfurt ein, drang am 1. Mai bis Weißenfels vor und nöthigte durch die Schlacht bei Lützen (2. Mai) die Verbündeten (Russen und Preußen) zum Rückzug hinter die Elbe. Am 11. Mai hielt er seinen Einzug in Dresden und erneuerte mit dem König von Sachsen den alten Bund. Von Dresden aus sandte er Eugen nach Italien, um die dortigen Grenzen für jeden Fall sicher zu stellen. Am 18. Mai verließ er Dresden und stand am 20. und 21. den Verbündeten bei Bautzen und Wurzen gegenüber, wo blutige Schlachten ihm zwar den Sieg, aber auch die neue Erfahrung brachten, daß seine Feinde einer anderen Zeit angehörten, als den Tagen von Jena und Friedland. Unter täglichen Gefechten rückten N. und seine Marschälle in Schlesien vor, wohin sich die Verbündeten zurückgezogen hatten, schritten über die Neiße und Queis und besetzten am 1. Juni Breslau. N. war am 25. Mai nach Bunzlau gekommen, wo sein russischer Verfolger Kutusow wenige Wochen zuvor gestorben war. Hier empfing er am 29. Mai Anträge zu einem Waffenstillstand, den er am 4. Juni zu Pläswitz einging und der einige Tage später, wegen des in Prag eingeleiteten Vermittelungskongresses, bis zum 20. Juli verlängert wurde, aber nur dazu diente, den Feind zu verstärken und unter Englands Mitwirkung den Beitritt Oesterreichs und Schwedens zur Koalition vorzubereiten. N. begab sich nach Dresden und schlug dort sein Hauptquartier auf, um von da die prager Verhandlungen zu leiten. In Folge eines harten Auftrittes mit dem österreichischen Gesandten, Metternich, erkannte N. Oesterreich als vermittelnde Macht an und ging die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August ein. Die von Oesterreich am 7. Aug. aufgestellten Forderungen: Wiederaufbau der preußischen Monarchie, Auflösung des Großherzogthums Warschau, Herstellung der Hansestädte, Zurückgabe der illyrischen Provinzen an Oesterreich und Gewährleistung, daß nur mit gemeinschaftlicher Uebereinstimmung der Status quo verändert werden dürfe, empörten aber seinen Stolz, und als er dagegen repleirte, erhielt er plötzlich am 12. Aug. von Oesterreich eine Kriegserklärung zur Antwort. Schweden, Preußen, Russen und Oesterreicher betraten nun gemeinschaftlich den Kampfplatz, und der Vortheil der größeren Streitkräfte war auf ihrer Seite. Aber niemals zeigte sich der Charakter und das Genie N.s größer, als in diesem Augenblicke der Gefahr. Wie ein Blitz drang er nach Schlesien vor, und als ihn hier die Nachricht überraschte, daß sich die Hauptmacht der Verbündeten gegen das schwach besetzte Dresden wende, eilte er zurück und fand am 26. Aug. seine Truppen bereits im Kampfe und die Stadt in der bedenklichsten Lage. 130,000 Feinde drängten seine erschöpften Schaaren mehr und mehr zurück, und schon war ein Theil der Vorstadt verloren; aber im Sturmschritt wälzte sich N.s Garde der Fluth entgegen, und der anfängliche Sieg der Verbündeten endete durch die Schlacht am 27. als Niederlage. Die Alliirten verloren 30,000 Mann, 15,000 wurden gefangen, die geschlagene Armee der Oesterreicher zog nach Böhmen zurück. Aber Oudinots Niederlage bei Großbeeren (23. Aug.), Macdonalds an der Katzbach (26. Aug.) und Wandamme's bei Kulm (30. Aug.) vereitelten die Hoffnung, die er aus dem Siege bei Dresden geschöpft. Da ihn nun auch der Abfall der Bayern im Rücken bedrohte, sah er sich genöthigt, seine Stellung an der Elbe zu verlassen und sich den französischen Grenzen zu nähern. Aber die weit überlegenen Heere der Verbündeten zwangen ihn zu der entscheidenden Schlacht in den Ebenen von Leipzig (s. d.) am 16.—18. Oktober, in welcher 500,000 Mann, die Kraft und Blüthe von 8 Nationen, um die Freiheit oder den Besitz Europa's kämpften. Alle Kriegskunst N.s, alle Tapferkeit der Franzosen vermochten nicht das Schicksal zu wenden. Am 19. Oktober befand sich N. auf dem Rückzuge nach Frankreich. Nachdem er in Leipzig Abschied für immer von seinem treuesten Bundesgenossen, dem Könige von Sachsen, genommen, führte er die Trümmer seines Heeres unter Kampf und mit neuem Verlust über die Unstrut bei Freiburg, rastete vom 23. bis 25. Oktober in Erfurt, suchte bei Gotha noch einmal Ordnung in die aufgelösten Schaaren zu bringen, setzte dann den Rückzug gegen den Rhein fort, schlug sich am 30. Oktober bei Hanau tapfer und geschickt durch ein österreichisch-bayerisches Heer unter Wrede, kam am 1. November in Frankfurt, am 2. in Mainz an und traf am 9. Nov. in St. Cloud ein.

Die Folgen der leipziger Schlacht zeigten sich schon im Verlauf weniger Tage. Was N. durch so viele Jahre des Glückes in Deutschland aufgebaut hatte, stürzte mit einem Schlage ein. Die norddeutschen Departements Frankreichs, das Königreich Westphalen, die Großherzogthümer Berg und Frankfurt lösten sich auf, die Elbe-u. Oderfestungen zeigten sich nutzlos, die Verbündeten überschritten den Rhein, die spanischen Rachescharen die Pyrenäen, das Königreich Italien wankte und Murat trat zur Koalition. Sogar in Paris wagte es der gesetzgebende Körper, den

Digitized by Google

man längst nur als Automaten N.s betrachtete, Widerspruch gegen das Machtwort seines Gebieters. Als N. eine neue Aushebung von 300,000 Jünglingen verlangte, ließ der gesetzgebende Körper den Wunsch nach Frieden und nach Sicherung der individuellen Freiheit blicken. Aber N. löste denselben in einer zornigen Rede auf, in welcher er zugleich dagegen protestirte, daß man seine Person von der Nation trenne. Aber die Nation war so ermüdet, daß selbst ein allgemeiner Aufruf in Masse zur Bildung eines Landsturms wenig Erfolg hatte. Um im Westen Frankreichs sicher zu seyn, hatte er bereits im Decbr. 1813 Ferdinand VII. die spanische Krone wieder überlassen; jetzt versöhnte er sich auch mit dem Papst und gab ihm Rom zurück. Am 25. Januar 1814 ließ er der Kaiserin Maria Luise als Regentin von Frankreich schwören und eilte dann nach dem Schlachtfeld, wo er, vom Verrath und Undank Einzelner seiner nächsten Umgebung geistig niedergedrückt, seine ganze Stärke wieder fand. Die Heldenthaten dieses Feldzugs, die fast übermenschlichen Anstrengungen, mit welchen N. der feindlichen Völkerfluth, die von allen Seiten über Frankreich hereinbach, immer wieder neue Dämme entgegen zu setzen wußte, bleiben unvergängliche Denkmäler in der Geschichte des Kriegs. Nie zeigte seine Feldherrngröße sich in glänzenderem Lichte, als in diesen Tagen des Unglücks. Schon am 1. Januar 1814 hatten die ersten Kolonnen der Alliirten, deren Heere zusammen eine Million Streiter zählten, den Rhein überschritten, während N. noch in Paris und nicht schlagfertig war. Erst am 25. Jan. eilte er zum Heere an der Aube, musterte am 26. in Vitry und schlug am 27. bei St. Dizier zum ersten Mal auf Frankreichs Boden den Feind. Zwei Tage später schlug er die Preußen bei Brienne. Zwar vergalt ihm Blücher, verstärkt durch Schwarzenbergs Heerhaufen, die Schlappe auf demselben Schlachtfelde, aber gewonnen wurde dadurch wenig. Den ihm von dem zu Chatillon versammelten Kongreß der Verbündeten angetragenen Frieden, unter der Bedingung, daß Frankreich in die Grenzen von 1792 zurückkehre, wies er, ungeachtet der Bitten und Thränen seiner Generale, zurück und forderte die Grenzen des Rhein. Blücher und Schwarzenberg, jener das preußische, dieser das österreichische Heer führend, sahen sich durch Mangel an Lebensmitteln bald in ihren Operationen gehindert und trennten sich. N. schlug nun die vereinzelten Armeen bei Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Beroges (10.—18. Febr.) und siegte am 18. Febr. über den Kronprinzen von Würtemberg bei Montereau. Diese Unfälle nöthigten Schwarzenberg zum Rückzug nach Troyes, wo dieser sich wieder mit Blücher vereinigte. Die Verbündeten wiederholten am 22. Februar ihre Friedensanträge und ließen ihm zunächst einen Waffenstillstand anbieten. Aber N., jetzt im Glück, steigerte noch seine Forderungen, und so zerschlugen sich die Unterhandlungen. Indessen schlossen die Verbündeten den Vertrag von Chaumont, in welchem der gemeinsame Feind schon so gut als entthront wurde. Ein tief umschleierter Plan begann sich zu entwickeln. Blücher wandte sich mit der preußischen Armee gegen Paris, um N. von der Hauptarmee zu trennen. N. folgte ihm mit einem Heerhaufen, während die Oesterreicher bei Bar-sur-Aube am 27. Februar über Macdonald und Oudinot siegten und am 1. März die Einnahme von Troyes erfolgte. N. siegte zwar im Treffen von Craonne (7. März), aber die Niederlage, welche seine Hauptarmee bei Laon (10. März) erlitt, zwang ihn, seinen Operationsplan zu ändern. Immer verfuchend, die feindlichen Armeen zu zerstückeln, warf er sich verwegen zwischen ihre Stellungen. Am 3. März schlug er noch einmal die Preußen bei Rheims und nöthigte die Besatzung zur Kapitulation; als er aber, diesen Vortheil verfolgend, sich zwischen Blücher und Schwarzenberg gegen die Marne drängte, traf er bei Arcis-sur-Aube (20. März) mit 20,000 Mann auf die von Schwarzenberg concentrirte österreichische Armee von 100,000 Mann und mußte den Uebergang über die Aube und die Straße nach Paris dem feindlichen Heere öffnen. In dieser höchsten Noth faßte er den Entschluß, hinter den Rücken des Feindes zu gehen, die Besatzungen der Rhein- und Mosselfestungen an sich zu ziehen und das Volk in Aufstand zu bringen. Wirklich sammelte er im Rücken der Alliirten in wenig Tagen 60,000 Streiter um sich, mit denen er am 23. in St. Dizier erschien. Aber die Verbündeten, von seinem Plane unterrichtet, begnügten sich, ihn zu beobachten, und setzten auf die Ermunterungen der royalistischen Partei, an deren Spitze Talleyrand stand, ihren Marsch nach Paris fort, das am 31. März kapitulirte. Auf die Nachricht von dem Vordringen des Feindes gegen die Hauptstadt eilte N. in forcirten Märschen, unter deren Strapazen Hunderte erlagen, nach Troyes und von hier Paris zu, während Caulaincourt den verbündeten Monarchen im Namen N.s Frieden um jeden Preis anbot. Als dieser abgewiesen wurde, warf sich N., da das Heer so schnell nicht folgen konnte, am 31. März in eine Kalesche, um durch seine Anwesenheit die Bevölkerung der Hauptstadt zur Gegenwehr zu begeistern. Aber einige Stunden von Paris überbrachte ihm ein Kurier die Nachricht von der abgeschlossenen Kapitulation der Hauptstadt. N. reiste darauf nach Fontainebleau, wo er die folgenden Tage sein nachziehendes Heer, immer noch 60,000 Mann stark, um sich versammelte. Maria Luise war durch verschiedene Maßregeln gezwungen worden, Paris im Augenblick der Gefahr zu verlassen. Anfangs entschlossen, den Kampf fortzusetzen, stand er davon ab, als er die Gleichgültigkeit der Nation, die Feindseligkeit der Behörden, den Abfall der Generale und den Verrath seiner einflußreichsten Diener sah. Nachdem der Senat, erst N.s Knecht und nun der Diener Talleyrands, am 1. April seine Absetzung dekretirt, dankte N. erst zu Gunsten seines Sohnes und, als dies von den Verbündeten zurückgewiesen wurde, als zugleich die Nachricht in Fontainebleau eintraf, daß von mehren seiner Generale, z. B. Victor, Dupont, Dessoles ꝛc., die weiße Kokarde aufgesteckt und von Marmont ein Vertrag über die Zurückziehung seines Corps unterzeichnet worden sey, nach harten Kämpfen und unter den Bitten seiner Getreuen für sich und seine Familie ab. Nach

dieser von ihm am 11. April unterzeichneten Akte ward ihm die Insel Elba als Fürstenthum, die Beibehaltung des Kaisertitels und eine jährliche Revenue von 2 Millionen zugesprochen. Verhältnißmäßige Apanagen erhielten seine Geschwister; auch durften ihm 400 Mann seiner Garde als Freiwillige folgen. Am 20. April gegen Mittag nahm N. zu Fontainebleau Abschied von seiner Garde und schlug den Weg nach dem Süden ein, von Bertrand, den Generalen Drouot und Cambronne und einigen treuen Dienern begleitet. In den Provinzen des Reichs schallte ihm der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" nur spärlich entgegen, ja er wurde von angestellten Pöbelhaufen sogar bedroht, so daß er sich verkleiden mußte. Am 26. April traf er in Lüc mit seiner Schwester, der Prinzessin Pauline, zusammen, am 27. erreichte er Fréjus, schiffte sich hier am Abend des 28. auf einer britischen Fregatte ein und ankerte am 3. Mai 1814, an demselben Tage, an welchem Ludwig XVIII. seinen Einzug als „König von Frankreich und Navarra" in Paris hielt, geräuschlos in Porto-Ferrajo. Von der Geistlichkeit und den Behörden des kleinen Eilands noch an demselben Tage begrüßt, stieg er am 4. Mai Nachmittags 2 Uhr ans Land. Am 26. Mai kamen die 400 Grenadiere seiner alten Garde nach, die alte Garnison zog ab und N. nahm von der Insel in aller Form Besitz.

N.s Lebensweise auf Elba war wie in den Tuilerien; Arbeit, Erholung und Ruhe hatten die gewohnten Stunden. Er stand mit Tagesanbruch auf, arbeitete bis 8 Uhr allein in der Bibliothek, anscheinlich meist an seinen Memoiren, beschäftigte dann zu Pferde die vielen Arbeiten, durch welche er die Insel verschönern wollte, und hielt um 11 Uhr sein frugales Morgenmahl. Er arbeitete hierauf von Neuem zwei Stunden und ruhete, bis Bertrand u. Drouot ihn weckten, um auszufahren. Um 7 Uhr speiste er mit der Prinzessin Pauline in Gesellschaft irgend eines Getreuen oder eines Fremden oder einer der Notabilitäten der Insel und brachte den Abend im Salon der Schwester zu. Sein Eifer in der Regulirung des Verwaltungswesens der Insel schien zu bezeugen, daß N. sich des neuen Lebens freue und er sich auf Elba eine Wohnstätte für den Rest seiner Tage gründen wolle. Porto-Ferrajo wurde bald ein Sammelplatz berühmter Reisender aus allen Theilen der Welt. Besonders groß war die Zahl der herbeiströmenden Militärs aus allen Ländern Europa's; alte Offiziere dankten ab, um nur die Ehre zu haben, als Freiwillige in seiner Garde zu dienen. Der Wohlstand der Insel nahm außerordentlich zu. Aber hinter der scheinbaren Ruhe verbarg sich ein unermüdlicher Späherblick, der keine Bewegung in Europa unbemerkt und besonders Wien und Paris nicht aus den Augen ließ. Allenthalben unterhielt er geheime Agenten, mit denen er in ununterbrochener Korrespondenz stand und die ihn augenblicklich von jedem neuen Akt der Verhandlungen unterrichteten. Besonders scharf beobachtete er den steigenden Unwillen gegen die Bourbonen in Frankreich und die drohenden Mißverhältnisse unter den beim wiener Kongreß thätigen Mächten. Die Aeußerungen des Hasses, mit welchen damals alle Journale gegen ihn angefüllt waren, gaben seiner Sehnsucht reichen Stoff im Kreise seiner Vertrauten; in seinem Kabinet aber war ihm jede der Bemerkungen, besonders der französischen Blätter, ein Wink oder ein Fingerzeig, der seinem tief verborgenen Plan größere Festigkeit oder zur Ausführung desselben größere Hoffnung gab. Durch seine geheimen Späher, namentlich durch Murat, der Agenten auf dem Kongresse hatte, und durch halboffizielle Artikel der Zeitungen erfuhr er, daß Talleyrand den Verbündeten vorgeschlagen, ihn auf der Insel Elba zu überfallen und mit Gewalt nach St. Helena zu bringen. Diese Nachricht, zusammentreffend mit guten Berichten über die Stimmung in Paris und den Provinzen, brachte den lange genährten und sorasam vorbereiteten Entschluß zur Reife. N. rief seine auf der Insel zerstreuten Garden, die nach und nach auf 1200 Mann angewachsen waren, nach Porto-Ferrajo, mietete zu seinen 2 Schiffen noch Kauffahrer, die im Hafen laaen, versammelte in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1815 die Behörden und Notabeln des Eilands, errichtete aus ihrer Mitte eine Regentschaft für die Zeit seiner Abwesenheit und verkündete am Mittag des 26. Februars seinen alten Kriegsgenossen die beschlossene Fahrt nach Frankreich. Um 7 Uhr Abends, während der Abwesenheit des ihn bewachenden britischen Kommandanten zu Livorno, schiffte er sich auf seiner Brigg „l'Innocent" ein und landete am 1. März glücklich an der französischen Küste auf der Rhede des Golfs von Juan. Der Anfang seines kühnen Zugs nach Paris war keineswegs glänzend. N. hatte 25 Mann seiner Garde mit einem Offizier nach dem Städtchen Antibes geschickt, um die Garnison für sich zu gewinnen. Aber der Kommandant ließ sie, die, Gewehr im Arm, mit dem Jubelrufe: „Es lebe der Kaiser!" einzogen, als unsinnige Ruhestörer festnehmen. In Grasse harrte seiner die zusammengelaufene Bevölkerung, und dort zum ersten Male begrüßte ihn jubelnd der Ruf des Volks. Ueber die Voralpen, die noch mit Schnee bedeckt waren, führte der Marsch ihn am 3. März nach Barême, am 4. nach Digne, am 5. nach Gap, u. überall ward er von dem aufrichtigsten Jubel empfangen. Glockenklang geleitete ihn von Ort zu Ort, und überall erbot man sich, ihn mit den Waffen zum Throne zu führen. Allenthalben streute er Proklamationen an das Volk wie an das Heer aus, in denen er sich als Befreier Frankreichs vom Joche der Bourbonen ankündigte. Erst am 7. März stieß er auf der Straße von Grenoble auf eine Truppenabtheilung von 6000 Mann unter Labedoyère, die ihm den Weg versperren sollte, aber nach kurzer Anrede zu ihm übergina. Noch denselben Abend öffnete ihm die Stadt die Thore, und Volk und Soldaten trugen ihn auf den Schultern in dieselbe. Von hier aus verkündigte er dem französischen Volke seinen Einzug in der Hauptstadt der Dauphiné und — die Vermittelung Oesterreichs und Neapels. Am nächsten Morgen brach er mit der Besatzung von Grenoble auf, erreichte am 9. Bourgoin und zog am 10. März in Lyon ein. Hier blieb er vier Tage, von unermeßlichem Jubel umringt, denn nicht nur die Bewohner der

JOSEPH NAPOLEON

Inst. Bibl. Carod.

Digitized by Google

Stadt, sondern die Bevölkerung der ganzen Umgegend drängte sich herbei, und Tausende hatten ihn auf seinem bisherigen Triumphzug durch die Provence und die Dauphiné noch nicht verlassen. An demselben 13. März, an dem der wiener Kongreß im Namen der Hauptmächte, welche den pariser Frieden unterzeichnet, N. in die Acht erklärte, proklamirte dieser von Macon aus alle Bourbons (die einen Preis von zwei Millionen auf seinen Kopf gesetzt hatten), welche in Frankreich betroffen werden würden, für des Lebens verlustig, während er in mehren Dekreten Frankreich eine der Nation würdige freie Verfassung versprach. Unter unbeschreiblichen Entzücken des Volks setzte N. seinen Triumphzug fort, ward am 17. von dem Präfekten von Auxerre empfangen und schloß am Abend dieses Tages Nev, der zu seiner Gefangennehmung abgeschickt worden war, in die Arme. Am 19. März, an welchem Ludwig XVIII. Paris verließ, brach N. von Auxerre auf, langte am 20. März früh in Fontainebleau an und hielt am Abend des Todestags Enghiens, ohne daß nur ein Schuß gefallen, seinen Einzug in Paris.

Nachdem N. mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit an der Wiederherstellung des kaiserlichen Staatsgebäudes in allen Zweigen der Verwaltung gearbeitet, sein Ministerium, in dem Carnot das Portefeuille des Innern erhielt, neu organisirt u. alle Oberbehörden im ganzen Reiche mit ihm ergebenen Personen neu besetzt, die dreifarbige Kokarde hergestellt, den Adel und alle aus dem Lehnsystem stammenden Titel aufgehoben, die Emigranten wieder aus Frankreich verbannt und die Censur und alle den Buchhandel beschränkenden Gesetze abgeschafft hatte, verkündigte er eine außerordentliche Versammlung der Deputirten des Volks, sowie eine Erweiterung der konstitutionellen Rechte durch eine Ergänzungsakte. Um den Haß und die Besorgnisse der auswärtigen Mächte zu beschwichtigen, schrieb er im Laufe des April an sämmtliche Fürsten Europa's einen Brief, in welchem er seine friedlichen Gesinnungen versicherte, und schickte den Baron Stassart mit gleichen Versicherungen, und der Forderung nach Wien, daß der österreichische Hof die Rückkehr seiner Gemahlin und seines Hofs nach Frankreich gestatten möge. Aber die am 22. April verkündigte Ergänzungsakte mußte, bei dem Bestreben, jeder Partei sich freundlich zu nähern, die Unzufriedenheit aller erregen und hinterließ daher die nachhaltige Wirkung nicht, die man sich versprochen hatte, und statt der friedlichen Antwort der Verbündeten wälzten sich mehr als 800,000 Mann feindlicher Truppen den französischen Grenzen zu. N. war somit wieder auf das Glück der Schlachten gewiesen, und obschon er nur eine Armee von 80,000 Mann vorgefunden hatte und wenig Mittel besaß, um die Ausrüstung schnell zu betreiben, so betrug der Effektivbestand seines neuen Heeres am 1. Juni schon 400,000 Mann, von denen er jedoch nur 120,000 zur Eröffnung des Feldzugs an die belgische Grenze schicken konnte. Der Dienst im Innern wurde den bewaffneten Gemeinden anvertraut. Nachdem er am 1. Juni die Deputirten der Departements auf dem Marsfelde über die Ergänzungsakte hatte abstimmen lassen und an demselben Tage die Kammern mit banger Erwartung eröffnet hatte, verließ er am 12. Juni Paris, und zwei Tage darauf rekognoscirte er schon die feindlichen Linien an der belgischen Grenze. Um die in Belgien befindlichen britischen und preußischen Streitkräfte vor der Ankunft der Russen und Oesterreicher zu vernichten, stürzte er sich zuerst auf die Preußen, drängte sie bei Fleurus, wo Blücher sein Hauptquartier hatte, zurück und schlug sie am 16. in einer mörderischen Schlacht bei Ligny. Während sich die Preußen bei Wavre wieder sammelten, wendete N. jetzt rasch seine Armee gegen Wellington, diesen zu zermalmen, nachdem am 16. Ney eine englische Heeresabtheilung bei Quatrebas besiegt hatte, wobei der Herzog Wilhelm von Braunschweig den Heldentod gefunden. N. ließ Grouchy zur Verfolgung Blüchers zurück und zog selbst die Straße nach Brüssel. Schon am 18. Juni traf er bei Waterloo auf das englische Hauptheer und begann die Schlacht, in welcher die unvermuthete Herbeikunft der Preußen die Niederlage des französischen Heeres entschied. Vergeblich stellte sich N. an die Spitze seiner Garden und richtete einen verzweifelten Angriff auf die britischen Massen. Von den Preußen überflügelt, von den Engländern zurückgeworfen, lösten sich die Linien in wilder Flucht auf, u. N.s Stimme verhallte im wirren Tosen der Schlacht. Dieser furchtbare, durch Nachlässigkeit wie durch Verrath seiner Generale herbeigeführte Schlag wirkte betäubend auf N.: nur mit Mühe war er vom Schlachtfelde, auf welchem er den Tod suchte, zu entfernen. Während die Trümmer seines Heeres der Grenze zuliefen, kam N. am 21. Juni nach Paris, wo er Alles wie verwandelt fand. Statt der erwarteten Hülfe, statt der Ermannung Frankreichs zum Kampf der Ehre gegen das Ausland, fand N. die Repräsentanten des Volks blos mit der Sorge für die Abwendung der drohenden Rache der Verbündeten beschäftigt. Die Kammern erklärten sich für permanent u. jeden zum Verräther des Vaterlandes, der sie aufzulösen wagen würde. N. erkannte die Nothwendigkeit, dem Throne zum zweiten Male zu entsagen. Am 22. Juni setzte er seine Abdankungsakte zu Gunsten seines Sohnes auf und sandte sie der Kammer, die ihm dafür den Dank der Nation aussprach und einige Tage später im Namen der Regierungskommission, an deren Spitze sich Fouché gestellt hatte, die höfliche Weisung zukommen ließ, wegen der Gefahr, die durch seine Anwesenheit für Paris entstehen könne, sich aus der Hauptstadt zu entfernen (28. Juni). Er ging unter Eskorte des Generals Becker nach Malmaison, von wo er der Regierungskommission seine militärischen Talente zur Verfügung stellte, wenn die Forderungen der Alliirten die Nation zum Widerstande zwängen. Man gab ihm nicht einmal eine Antwort darauf. Tief gekränkt kündigte N. am 29. Juni seinen Entschluß an, sich nach Nordamerika einzuschiffen, zu welchem Zweck er zwei Fregatten zur Fahrt forderte. Am 3. Juli traf er in Begleitung des Generals Becker zu Rochefort ein. Die Engländer, davon benachrichtigt, verschlossen jedoch den Hafen durch ihre Kreuzer, und N., um nicht den Kontinentalmächten in die Hände zu

fallen, trat mit den britischen Offizieren in Unterhandlung und erhielt die Antwort, daß die Regierung zu London erlaubt habe, ihn, wenn er es wünsche, mit seinem Gefolge nach England zu bringen. Er schrieb darauf an den Prinz-Regenten, daß er sich unter den Schutz der Gesetze stelle, welchen er von dem mächtigsten, standhaftesten und edelmüthigsten seiner Feinde in Anspruch nehme, schickte Las Cases mit diesem Schreiben und der Erklärung an Kapitän Maitland, er vertraue der Ehre des britischen Namens und der Heiligkeit des Gastrechts, und begab sich am 15. Juli an Bord des von Maitland befehligten Linienschiffs „Bellerophon". Ohne Argwohn erreichte er am 24. Juli die britische Küste. Doch schon auf der Rhede konnte er bemerken, daß man für seine Sicherheit etwas mehr, als für die eines Gastes besorgt sey. Deutlicher trat dies in Plymouth (26. Juli) hervor, wo auf einen Kabinetsbefehl das Schiff mit bewaffneten Booten umstellt wurde, welche die zahlreich herbeiströmenden Neugierigen mit Gewalt zurücktrieben. N. wurde schon am zweiten Tag von dem Gerücht getroffen, daß man seine Deportation nach St. Helena beabsichtige, und am 30. Juli erschien der Admiral Keith mit der officiellen Erklärung, daß die Verbündeten dem General Bonaparte im Interesse der Ruhe Europa's die Insel St. Helena zum künftigen Wohnsitz angewiesen und die Zahl der ihm gestatteten Begleiter auf drei beschränkt hätten. Am 4. August verließ der „Bellerophon" den Hafen und segelte in den Kanal, um zum „Northumberland" zu gelangen, den N. am 7. Aug. mit wenigen Getreuen bestieg. Seine Begleiter wurden sämmtlich entwaffnet. Ein ministerieller Befehl verpflichtete sogar den Admiral, auch ihm den Degen abzunehmen; Keith aber verweigerte die Ausführung dieses Befehls. Am 11. August verließ der „Northumberland" den Kanal und langte am 16. Okt. zu St. Helena an. Hier ward er als Gefangener empfangen. Als erste Wohnung wurde ihm ein Gartenhaus angewiesen, das einem Kaufmann Balcombe gehörte. Am 10. Dec. 1815 geschah die Uebersiedelung nach Longwood, das man aus einem einfachen Landhaus in der Eile zur Wohnung für den Kaiser und seine Begleitung umgewandelt hatte und das Tag und Nacht von einem starken Militärdetachement bewacht wurde. Es lag auf einer öden Hochebene an der Ostküste, wo immerwährend Wind und Nebel mit einander kämpften. Der Aufenthalt war traurig und ungesund. Ein Gärtchen und ein Zelt in demselben schmückten dürftig die trostlose Umgebung; dagegen war der Mangel an gutem Trinkwasser höchst empfindlich. Historische Arbeiten (das Diktiren seiner Memoiren ꝛc.), Lektüre, einsame Spaziergänge oder gemeinschaftliche Unterhaltung brachten einige Abwechselung in die Einförmigkeit des Lebens. Als am 1. Jan. 1816 der Admiral die Jagdflinten des Kaisers sandte, freute man sich der Aussicht auf ein kleines Vergnügen; da jedoch die Bestimmung nachhinkte, daß die Flinten zwar gebraucht werden dürften, aber jeden Abend dem wachthabenden Offizier zu überliefern seyen, vertrieb N. die Gewehre lächelnd wieder an den Gouverneur. Am 14. April 1816 kam Sir Hudson Lowe als N.s neuer Kerkermeister nach St. Helena. Die Härte, mit welcher dieser seinen Gefangenen behandelte, rohe Insulten zu einer verächtlichen Behandlung des Gouverneurs, die natürlich wieder dessen Rachsucht weckte und die gehässigsten Leidenschaften aufregte. Als ihm endlich N. in Gegenwart des Admirals Malcolm geradezu erklärte, daß er (Sir Hudson) niemals das Gefühl eines Mannes von Ehre gekannt habe und sich nicht noch einmal unterstehen solle, wieder vor seinem Angesicht zu erscheinen, es sey denn als Ueberbringer seines Todesurtheils, erschien Sir Hudson Lowe zwar niemals wieder in Longwood, rächte sich aber dadurch, daß er erst den Grafen Las Cases, bald darauf auch den Doktor O'Meara und noch einige andere seiner Gefährten von der Insel entfernte, so daß N. nur noch der General Bertrand u. der Graf Montholon nebst deren Frauen und Kindern übrig blieben. Als man ihm nicht mehr erlauben wollte, ohne militärische Aufsicht ins Freie zu gehen, verließ er seine Wohnung gar nicht mehr. Am 18. Sept. 1819 kamen, von N.s Mutter gesandt, die florentinische Arzt Antommarchi, ein geborner Korse, und zwei katholische Priester, Buonavita und Vignali, nach St. Helena. Sie wurden vom Gouverneur höflich und freundlich, von N. anfangs mit Mißtrauen empfangen, bis sich seine Zweifel lösten, und die Erzählungen Antommarchi's von seiner Familie in Europa sein vollstes Vertrauen gewonnen hatten. Obschon ihm Antommarchi außerordentliche Sorgfalt bewies, so nahm doch der längst zerrüttete Gesundheitszustand N.s einen unheilbaren Charakter an. Vergebens wendete man sich an die britische Regierung, um die Versetzung des Kranken in ein gesünderes Klima zu erhalten. Seit dem 17. März 1820 verließ N. das Bett nicht mehr. Das lange Verschwinden desselben aus den Augen der Spione des Gouverneurs erfüllte diesen mit Besorgnissen über N.s wirkliche Anwesenheit. Seine Drohungen, mit seinem Generalstabe in das Krankenzimmer einzubrechen, fanden Gehör, und um Sir Hudson bessere Gelegenheit zu geben, „den letzten Lebenshauch eines Sterbenden zu belspioniren, dessen Todeskampf ihm zu lange dauere", gab N. den Bitten seiner Freunde nach und nahm den Doktor Arnold zum berathenden Arzt an, der dem Gouverneur täglichen Rapport über N.s wirkliches Vorhandenseyn machen mußte. Im April schwanden seine Kräfte so merklich, daß er selbst von seinem nahen Ende überzeugt war und mehrmals den Beistand der katholischen Kirche verlangte, in der er sterben wollte. Schon am 15. April hatte er sein Testament niedergesetzt, das Liebe zu Frankreich und den Seinigen und Haß gegen die englische Aristokratie athmete. Am 2. Mai verfiel er in Delirium. Er sah sich wieder an der Spitze der italienischen Armee: „Vorwärts! Vorwärts! Desaix! Massena!" rief er, „der Sieg ist unser! Vorwärts! Sie sind unser!" Am 3. Mai empfing N. die letzte Oelung. Das Delirium stellte sich von Neuem ein und am 5. Mai 1820, während ein heftiger Sturm die Insel verheerte, früh um halb sechs Uhr, verfanker in den langen Todesschlummer. Sein letztes Wort, in den langen Todesschlummer. Sein letztes Wort, das er im Fieber ausstieß, war „Tête d'armée".

Digitized by Google

LUCIAN NAPOLEON

Digitized by Google

Sein brechender Blick war auf das Brustbild seines Sohnes geheftet. Nach der Aussage von acht brit. Aerzten starb er am Magenkrebs, an dem auch sein Vater gelitten, nach der Aussage Antommarchi's an einer chronischen Magen- u. Leberkrankheit, die das Klima erzeugt habe. Nachdem die sterblichen Reste vier Tage lang, in den blauen Mantel von Marengo gehüllt, ausgestellt worden waren, fand am 8. Mai das Leichenbegängniß Statt. N. hatte in seinem Testamente gewünscht, daß man sein Herz seiner Gemahlin übersende, seinen Leichnam aber an den Ufern der Seine oder zu Ajaccio bestatte; Hudson Lowe verbot jedoch die Uebersendung des Herzens an seine Gemahlin, Herz u. Magen wurden, in Weingeist gelegt, mit in die Gruft eingeschlossen. Diese befand sich in einem Lieblingsthale N.s, dem Geraniumthale, wo 24 engl. Grenadiere unter 12 Artilleriesalven den einstigen Herrscher der Welt einsenkten. Mit Bewilligung der brit. Regierung wurde das Grab am 15. Okt. 1840 geöffnet u. sein noch wohlerhaltener Körper durch den Prinzen von Joinville nach Paris abgeführt, wo er im Dome der Invaliden feierlich beigesetzt ward.

N. d. durch unzählige Bildnisse allbekannte Gestalt war klein (er maß 5 Fuß 2 Zoll und einige Linien), sein Kopf im Verhältniß zur Gestalt stark und mit kastanienbraunem Haar bedeckt, seine Stirn hoch und breit, darunter hellblaue Augen, eine fein gebildete Nase und ein anmuthiger Mund von ungemeiner Beweglichkeit und mit hervorstehendem Kinn. Hände und Füße waren wohlgebildet, der ganze Körper zeigte das schönste Ebenmaß. In früheren Jahren sah N. blaß und mager aus; später ward er voll und stark. Reinlichkeit und Mäßigkeit waren ihm Bedürfniß. Er schlief, wenn er wollte, und wachte, wenn er wollte. Hunger und Durst beherrschte er in kaum glaublichem Maße; Strapazen ertrug er wie Keiner. In diesem Leib wohnte eine Seele, von einem Geist beherrscht, wie in Jahrhunderten nur wenige geboren werden. Von diesem Geiste erzählen einige der reichen Blätter der Weltgeschichte. Mit einem Blick, der immer und überall das Ganze überschaut und das Rechte trifft, mit einem Sinn für Ordnung, dem er im Kriegs- wie im Staatsleben und vom Gesetz bis zur Tyrannei treu bleibt, mit einem Verstand, der seinem Blick und seiner Ordnungsstrenge mit den rechten Mitteln dient und im Staat wie im Krieg Zeit und Maß des Handelns mit mathematischer Sicherheit bestimmt, mit einer Beredsamkeit, welche darzustellen u. hinzureißen, mit einer überraschenden Dialektik, welche zu verfechten und zu siegen vermag, mit einer Energie, welche alle Mittel unermüdet und rücksichtslos dem Ziel entgegentreibt, mit einer Phantasie, welche alles Erreichte durch neue Gestaltungen und Schöpfungen in ein entzückendes oder blendendes Licht stellt, und mit einem Ehrgeiz, der alle diese Gaben und Kräfte sich dienstbar gemacht hat: so steht der Mann vor uns, der halb Europa beherrschte und Könige nach seinem Gefallen ein- und absetzte. Sein Ehrgeiz war ein Kind des Schlachtenruhms und der Krieg seine Kunst. Daß dieser Ehrgeiz eine Macht erstrebte, die keine andere neben sich dulden und anerkennen konnte, daß das Bild seiner eigenen Unübertrefflichkeit ihm endlich den Wahn einflößte, seine Herrschaft über Europa sey die Basis alles Völkerglücks: das ist so sehr die Schuld der Verhältnisse in Frankreich, so sehr der Fürsten und Völker Europa's, als die N.s. Er, der keinem Widerstand gewichen war, als er in Frankreich die Revolution stürzte, die Ordnung zurückführte und das Panier des Eroberers aufsteckte, sah bald alle Fürsten Europa's vor sich herstiehen und begegnete ihren Völkern auf halbem Wege. Nachdem er neun Jahre lang die Fürsten bekämpft hatte, während die Völker geduldig schwiegen, oder geborsam für ihn fochten, konnte Achtung vor diesen Völkern und vor Völkern überhaupt kaum in ihm Raum gewinnen. Stets nur Franzose und Franzose mit aller Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit, hatte er keinen andern Gedanken als Frankreichs Macht, und noch in seinem Testamente empfiehlt er seinem Sohn den Wahlspruch: „Tout pour le peuple français!" Weil er kein anderes Volk anerkannte, wußte er nicht, was fremde Nationen am tiefsten schmerzen muß: die Zerstörung aller Zeichen und Güter ihres eigenthümlichen Lebens, raubte er den Völkern ihre geschichtlichen Monumente, ihre Gesetze. Dadurch aber, daß er den von den Herrschern längst gehegten Volksgeist vollends in den Staub drückte, ward er zugleich der Rächer und Wiedererwecker dieses Volksgeistes, der dann das Werkzeug wurde in der Hand der ewigen Gerechtigkeit.

Außer den bereits erwähnten Schriften N.s, die als „Oeuvres" (5 Bde., Paris 1821—22) erschienen, werden N. noch mehre andere zugeschrieben, die jedoch untergeschoben sind. Eine neue Ausgabe derselben hat 1852 Napoleon III. angeordnet. Ueberdies veröffentlichten die Generale Gourgaud und Montholon seine „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous N., écrits à Ste.-Hélène, sous la dictée de l'empereur, par les généraux qui ont partagé sa captivité, et publiés sur les manuscrits entièrement corrigés de sa main" (8 Bde., London u. Paris 1822—24; 2. vermehrte Aufl., 9 Bde., Paris 1830; deutsch, 9 Bde., Berlin 1823—25). Neben diesen wichtigsten Beiträgen, welche N. zur Geschichte seines Lebens und Charakters selbst gab, nehmen folgende Memoiren, Berichte und Sammlungen eine mehr oder weniger bedeutende Stelle ein: O'Meara, N. in exile, or a voice from St.-Helena, 2 Bde., London 1822; deutsch, 2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1822; Las Cases, Mémorial de Ste.-Hélène, ou journal, ou se trouve consigné, jour par jour, ce qu'a dit et fait N. durant dix-huit mois, 8 Bde., Paris 1823 und öfter; deutsch, 9 Bde., Stuttg. 1823—26; Grille und Musset-Pathay, Suite au Mémorial de Ste.-Hélène, Paris 1824; Antommarchi, Mémoires, ou derniers moments de N., 2 Bde., Paris 1825; deutsch, 2 Bde., Tübingen 1825; Recueil de pièces authentiques sur le captif de Ste.-Hélène, 12 Bde., Par. 1822—25, eine Sammlung der Aufrufe, Tagesbefehle, Proklamationen ꝛc., die N. zum Verfasser haben; Hudson Lowe. Mémorial relatif à la captivité de N. à Ste.-Hélène, 2 Bde., Paris 1830; deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1830; Forsyth, Geschichte der Gefangenschaft N.s auf St.-Helena nach den Memoiren

und Briefen von Hudson Lowe. Bd. 1, Leipzig 1853; Beaufais, Correspondance inédite officielle et confidentielle de N. B. avec les cours étrangères, 2 Bde., Paris 1819 fg.; Biographie des contemporains par N., Par. 1824, in alphabetischer Ordnung die Urtheile enthaltend, welche N. auf der Insel St.-Helena über seine Zeitgenossen gefällt; Fleury de Chaboulon, Mémoires pour servir à l'histoire du retour et du règne de N. en 1815, 2 Bde., London 1820 und öfter: deutsch, Leipzig 1820; Bausset, Mémoires anecdotiques sur l'intérieur du palais impérial, 2 Bde., Paris 1827; Fortsetzung, 2 Bde., Paris 1828; deutsch, 4 Bde., Darmstadt 1827 bis 1829; Thibaudeau, Mémoires secrètes sur la cour des Tuileries, von 1799—1804, Paris 1827; Le cabinet des Tuileries, Paris 1827; Durand, Mes souvenirs sur N. etc., 2 Bde., Paris 1819; deutsch, Dresden 1821, dann unter dem Titel Mémoires sur N., l'impératrice Marie Louise et la cour des Tuileries, 2 Bde., Paris 1824; Bourrienne, Mémoires sur N., le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration, 10 Bde., Paris 1829—30; deutsch, 10 Bde., Stuttg. 1829—30; Villemarest, Mémoires de Constant, premier valet de chambre de l'empereur, depuis 1799 jusqu'en 1814, sur la vie privée de N., sur sa famille et sa cour, 6 Bde., Paris 1830—31; deutsch, 6 Bde., Leipzig 1830—31; Maitland, Narrative of the surrender of Bonaparte and of his residence on board H. M. S. Bellerophon, London 1826; deutsch, Dresden u. Leipzig 1826; Fain, Manuscrit de 1812, contenant le précis des événements de cette année, pour servir à l'histoire de l'empereur N., 2 Bde., Paris 1827; deutsch, 2 Bde., Gotha 1832; Manuscrit de 1813 etc., 2 Bde., Par. 1824—25, deutsch, 2 Bde., Leipzig 1825; Manuscrit de 1814 etc., Paris 1823 und öfter; deutsch, Berl. 1823; Norvins, Portefeuille de 1813 etc., 2 Bde., Paris 1825; deutsch, 2 Bde., Jmen. 1826; Abrantès, Mémoires sur N. etc., 18 Bde., Paris 1830—35; deutsch, 18 Bde., Lpz. 1831—35; Méneval, N. et Marie Louise; souvenir historiques, 3 Bde., Paris 1843 u. ö.; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1844—45; Montholon, Mémoires pour servir à l'histoire de France sous N., écrits à Ste.-Hélène sous sa dictée, 8 Bde., Paris 1823; deutsch, Stuttg. 1824—26; Derselbe, Histoire de la captivité de Ste.-Hélène, Paris 1846; deutsch, Leipzig 1846. Von den zahlreichen geschichtlichen Darstellungen über das Privatleben und die öffentliche Laufbahn N.s nennen wir: Coston, Biographie des premières années de N. Bonaparte, depuis sa naissance jusqu'à l'époque de son commandement en chef de l'armée d'Italie, 2 Bde., Valence 1840; deutsch, 3 Bde., Leipzig 1840; Arnault, Vie politique et militaire de N. etc., 3 Bde., Paris 1822—26; deutsch, 3 Bde., Frankf. 1826; Gallois, Histoire de N., d'après lui-même, Paris 1825; deutsch, Frankfurt 1829; Bergk, Leben des Kaisers N., 4 Bde., Leipzig 1825; Keil, Lebensgeschichte N.s, 7 Bde., Speier 1826—27; Laurent, Histoire de N., Paris 1826; Leipzig 1840; Thibaudeau, Histoire générale de N. etc., 6 Bde., Paris 1827—28; deutsch, 6 Bde., Stuttgart 1827—30; Norvins, Histoire de N., 4 Bde., Par. 1827 bis 1828; deutsch, 6 Bde., Leipzig 1828—30; Buchholz, Geschichte N. Bonaparte's, 3 Bde., Berlin 1827—29; Jomini, Vie politique et militaire de N., raconté par lui-même au tribunal de César, d'Alexandre et de Frédéric II., 4 Bde., Paris 1827; deutsch, 4 Bde., Tübingen 1828—29; W. Scott, Life of N. Buonaparte etc., 9 Bde., Edinb. 1827; deutsch, 9 Bde., Stuttg. 1827, eine sehr parteiische Darstellung, die viele Gegenschriften veranlaßte; Hazlitt, Life of N., 4 Bde., London 1828; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1835; Baillieul, Histoire de N. Bonaparte etc., 4 Bde., Paris 1829—39; Fr. Chr. Schloſſer, Zur Beurtheilung N.s und seiner neuesten Tadler u. Lobredner, 3 Bde., Frankfurt 1833—35; Hugo, Histoire de l'emperent N., Paris 1833; deutsch, Stuttg. 1840; Becker, N., dargestellt nach den besten Quellen, 2 Bde., Leipzig 1838—39; Mitchell, Life of N., 3 Bde., London 1839; St.-Hilaire, Histoire populaire, anecdotique et pittoresque de N. et de la Grande armée, 2 Bde., Paris 1842; Michaud, Vie publique et privée de N. Bonaparte, Paris 1844; deutsch, Leipzig 1846; Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, Bd. 1 ff., Paris 1845 ff.; deutsch, Lpz. 1845 ff.; Rath, N., Kaiser der Franzosen, 2 Bde., Stuttg. 1843. Die militärische Laufbahn N.s behandeln: Matthieu Dumas, Précis des événements militaires, ou essais historiques sur les campagnes de 1799 à 1814, 16 Bde., Paris 1800—24; Jomini, Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, 2. Aufl., 15 Bde., Paris 1820—24; Foy, Histoire de la guerre de la péninsule sous N., 4 Bde., Paris 1827; Suchet, Mémoires sur les campagnes en Espagne depuis 1808—14, 2 Bde., Paris 1829; Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne etc., 2 Bde., Paris 1824; Chambrab, Histoire de l'expédition de Russie, 3 Bde., Paris 1825; Ségur, Histoire de N. et de la Grande armée pendant l'année 1812, 2 Bde., das. 1825 und öfter; deutsch, 2 Bde., Stuttgart 1825 und öfter, und die Gegenschrift Gourgaud's: N. et la Grande armée en Russie etc., 2 Bde., Paris 1826; Plotho, Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 und 1814, 3 Bde., Berlin 1817; Vaudoncourt, Histoire des campagnes d'Allemagne en 1813 et d'Italie en 1813 et 1814, 2 Bde., Paris 1817; Derselbe, Histoire des campagnes de 1814 et 1815 en France, 5 Bde., das. 1826.

2) N. Franz Karl Joseph, Herzog von Reichstadt, nach dem neu-napoleonischen Staatskalender N. II., Sohn des Vorigen von Maria Luise, den 20. März 1811 geboren, erhielt gleich nach seiner Geburt den Titel König von Rom. Nach dem Sturze des Kaiserthums ging Maria Luise mit dem Sohne, dem man auf dem wiener Kongreß irgend einen Thron zudachte, nach Oesterreich, und zwar zunächst nach Schönbrunn, wo sie seine Erziehung leitete, bis er 1818 als Franz Karl Joseph, Herzog von Reichstadt, an den kaiserlichen Hof nach Wien gezogen wurde. Hier arbeiteten eine Reihe trefflicher Männer, wie Collin, von Obenaus, Schindler ꝛc., unter Aufsicht des Grafen von Dietrichstein, an der

Digitized by Google

Entwickelung der Talente des jungen Fürsten, der bald in ritterlichen wie geistigen Uebungen sich auszeichnete und der Liebling des Hofs und der Wiener wurde. Mathematische und militärische Wissenschaften beschäftigten ihn zumeist, für die schönen Künste verrieth er keine Neigung. Aelter geworden, verfolgte er die Geschichte des Tages mit unverwandtem Blick, und besonders nahmen Polen und Frankreich seine Aufmerksamkeit in Anspruch, deren Sprachen ihm auch die geläufigsten waren. Die Julirevolution erfüllte ihn mit glänzenden Hoffnungen, die Aufforderungen aber, sich an die Spitze der französischen Nation zu stellen, lehnte er ab, da er nicht als Abenteurer nach Frankreich zurückkehren wollez wenn die Nation ihn rufe, werde er Mittel finden, zu ihr zu gelangen. Schon damals jedoch trug er den Keim des Todes im Herzen; er † am 22. Juli 1832 an der Schwindsucht. Als Napoleon III. sich zum Kaiser der Franzosen ernennen ließ, zählte er ihn in der Reihe der Herrscher Frankreichs als N. II., da Napoleon I. zu seinen Gunsten auf den Thron verzichtet habe.

3) N. III., eigentlich N. Ludwig Karl Bonaparte, Kaiser der Franzosen, der 3. Sohn Ludwig Bonaparte's, Grafen von St. Leu, ehemaligen Königs von Holland, u. der Hortensia Beauharnais, den 20. April 1808 geb., war von seinem Oheim, dem Kaiser N. I., vor dessen Vermählung mit Maria Luise, zu seinem Nachfolger ausersehen, nachdem ein Senatskonsult von XII (1804) den ehelichen männlichen Nachkommen seiner Brüder Joseph und Ludwig das Erbfolgsrecht der Kaiserwürde verliehen. Nach der Katastrophe von Waterloo theilte er die Verbannung der Napoleoniden aus Frankreich. Er erhielt in Augsburg unter Lebas und dem Helleniſten Hage eine tüchtige Erziehung und entwickelte dann auf der Militärschule zu Thun unter seinem Freund und Beschützer, dem General Dufour, sein bedeutendes Talent. Nach der Julirevolution bewarb er sich um die Erlaubniß, als Gemeiner im französischen Heere dienen zu dürfen. Die Erneuerung des Verbannungsdekrets war die Antwort. Er begab sich nun mit seinem Bruder nach Florenz, wo sie an dem Aufstandsversuch Menotti's in der Romagna Theil nahmen. Hortensia eilte den Söhnen nach, fand aber den älteren todt in Forlì und floh mit dem jüngeren zuerst nach Frankreich, dann nach England, von wo sie nach Arenenberg im Thurgau zurückkehrten. Hier empfingen sie die Adresse einer Gesandtschaft der polnischen Patrioten (vom 28. Aug. 1831), welche den Prinzen nach Polen einlud. Doch enthob ihn der Fall von Warschau der Lockung. Um so unverwandter richtete er nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt den Blick nach Frankreich. Zunächst veröffentlichte er eine Reihe von Schriften, in welchen er sich den Franzosen als ächten Sprossen der Revolution und Nacheiferer Napoleons darstellte. Seine „Réveries politiques“ (1832), denen der Entwurf einer Verfassung für Frankreich angehängt ist, suchen darzuthun, wie unzertrennlich das Heil des französischen Volks mit der Familie Bonaparte verbunden sey. Nach dieser Schrift erschienen: „Considérations politiques et militaires sur la Suisse“, welche ihm den Rang eines Artilleriehauptmanns bei den berner Truppen verschafften. Sein kriegswissenschaftliches Werk: „Manuel sur l'artillerie“ fand ehrende Anerkennung. Im J. 1836 zog er nach Baden-Baden, von wo er Verbindungen mit den Offizieren der elsässer Regimenter anknüpfte, die zu dem sogenannten straßburger Attentat (30. Okt. 1836) führten. Genau so gekleidet, wie man Napoleon I. zu sehen gewohnt war, erschien er plötzlich in Straßburg an der Spitze des 4. Regiments, das ihm unter dem Ruf: Es lebe der Kaiser Napoleon II.! die militärischen Ehren erzeigte. Aber wider sein Erwarten blieb die Garnison dem General Voirol gehorsam, er wurde verhaftet und am 9. November nach Paris abgeführt, von wo er auf die Citadelle Ports-Louis bei L'Orient gebracht ward. Mehr noch in Folge der Politik des Königs, als der Bitten Hortensia's, wurde der Prinz als Staatsgefangener behandelt, sein Verbrechen in gleiche Kategorie mit dem der Herzogin von Berry gestellt, das Ausnahmegesetz gegen die kaiserliche Familie zu seinen Gunsten gedeutet und er, trotz seiner Protestationen, zur Deportation nach Nordamerika verurtheilt, wohin er am 21. November eingeschifft ward. Schon 1837 kehrte er auf die Nachricht von der Krankheit seiner Mutter nach Europa zurück und schlug nach ihrem Tode seinen Wohnsitz wieder in Arenenberg auf. Die Veröffentlichung der Schrift des Lieutenants Laity (1838) zur Vertheidigung der Rechte des Prinzen hatte nicht nur die Bestrafung des Verfassers, sondern auch das Verlangen der französischen Regierung, die Schweiz möge die Ausweisung des Prinzen verfügen, zur Folge. Als die Schweiz sich weigerte, diesem Verlangen nachzukommen, rückten 25,000 Franzosen an die Grenze, worauf der Prinz, um weiteren Folgen vorzubeugen, am 14. Okt. 1838 sein Asyl verließ und sich nach London begab. Von hier aus entwickelte er eine große Thätigkeit, um in den Journalen das französische Volk für das Interesse der Napoleoniden zu gewinnen, während er in der Schrift „Des idées Napoléonennes“ (1839) eine kunstreich durchgeführte Vertheidigung aller Thaten und Institute Napoleons I. gab. Wie alle Verbannten über die wahre Volksstimmung im Vaterlande sich täuschend, glaubte er, als Ludwig Philipp die Uebersiedlung des Leichnams Napoleons I. von St. Helena nach Frankreich ins Werk setzte, die günstige Zeit für eine neue napoleonische Schilderhebung gekommen u. landete plötzlich mit einem kleinen Gefolge, zum Theil angeworbenen Leuten und Bedienten, die in die Uniform der alten Garde gekleidet waren, am 5. Aug. 1840 gegen Abend auf dem englischen Dampfschiff „Stadt Edinburg“ bei dem Dorfe Wimereu, 2 Stunden von Boulogne, an der französischen Küste, zog am nächsten Morgen unter dem Rufe „Vive l'empereur!“ in Boulogne ein, pflanzte hier den kaiserlichen Adler auf, ließ Geld und Proklamationen austheilen und versuchte, das Militär für sich zu gewinnen. Da jedoch, einen einzigen vorher gewonnenen Offizier ausgenommen, Niemand sich für ihn erklärte, ergriff er mit den Seinigen die Flucht. Er ward aber eingeholt und ergriffen, das Dampfboot selbst von den Zollbeamten be-

Google

setzt und durchsucht. Man fand einige Tausend Gewehre, zwei Staatswagen nebst 10 prächtig angeschirrten Pferden, mit denen er seinen Einzug in Paris zu halten gedachte, und einen abgerichteten Adler, der, im Augenblick des Triumphs losgelassen, auf den jungen Kaiser vom Himmel niederschweben sollte. Der Prinz wurde auf Befehl der französischen Regierung zu nächst nach Ham und am 13. August nach Paris gebracht, wo er von der Pairskammer zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde, die er am 7. Okt. 1840 im Schlosse Ham abzubüßen begann. Hier lebte er in Gesellschaft eines seiner Mitschuldigen, des Doktor Conneau, der seine Gefangenschaft theilte, und ließ eine Reihe kleiner, auf die öffentliche Meinung berechneter Schriften erscheinen. In einer derselben, den „Fragmens historiques" (1841), stellte er verständige Betrachtungen über den Fall der Stuarts an, die sogar von Quellenstudium zeugen, während er in der „Analyse de la question du sucre" (1842) sich gegen das Privilegium der Kolonien erklärte und in der „Extinction du pauperisme" die Gründung von Ackerbaukolonien empfahl. Nach 6jähriger Haft entfloh der Gefangene am 25. Mai 1846 mit Hülfe des Doktor Conneau als Maurer verkleidet aus der Festung und entkam nach England, wo die Nachricht von der Februarrevolution 1848 ihn aus seinen Träumen weckte. Die bonapartistische Partei in Frankreich knüpfte sofort ihre Hoffnungen an den Helden von Straßburg und Toulon, und der Exekutivkommission schienen die bonapartistischen Regungen so bedenklich, daß sie der Nationalversammlung ein Dekret vorlegte, welches die Familie Bonaparte aufs Neue aus Frankreich verbannte. Da die Versammlung dieses Dekret verwarf, stand es dem Prinzen frei, nach Frankreich zurückzukehren und seinen Platz in der Nationalversammlung, in die er von vier Departements gewählt worden war, einzunehmen. Der Prinz erschien am 24. Sept. in Paris und nahm am 26. seinen Sitz in der Nationalversammlung auf der Linken, bei welcher Gelegenheit er sich in einer kurzen Anrede für die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Entwickelung der demokratischen Institutionen erklärte. Die Popularität seines Namens im Volke wuchs jetzt täglich, und bereits am 12. Okt. wurde das Verbannungsdekret von 1832 förmlich abgeschafft. Als bei Berathung über das zukünftige Staatsoberhaupt der Republik der Antrag gestellt wurde, alle Mitglieder derjenigen Familien, die in Frankreich je geherrscht, von der Wählbarkeit auszuschließen, ergriff auch der Prinz das Wort, blieb aber stecken und erregte die Heiterkeit der Versammlung in solchem Grade, daß die Spötter meinten, jene Beschränkung der Wählbarkeit sei überflüssig geworden. Indeß erwies sich diese Voraussetzung bald als nichtig, denn während Cavaignac seiner Wahl zum Präsidenten der Republik sicher zu seyn glaubte, trug der Prinz den Sieg mit einer Stimmenzahl von mehr als 5 Millionen davon. Am 20. December legte er als Präsident der Republik vor der Nationalversammlung den Eid auf die Verfassung ab u. fügte aus eigenem Antriebe eine Rede hinzu, die unter Anderm die Worte enthielt: „Als Feinde des Vaterlandes will ich Die betrachten, die es versuchen sollten, auf ungesetzlichem Wege abzuändern, was ganz Frankreich eingesetzt hat". Der Präsident umgab sich nicht nur mit den Notabilitäten des Kaiserreichs, sondern der dynastischen Zeit überhaupt, die ihm nun theils als Minister, theils als Rathgeber zur Seite standen. Letzteren, zu denen man Thiers, Molé, Berryer ꝛc. zählte, gab der französische Witz den Namen Burggrafen. Jede Partei suchte in ihrem Interesse Einfluß auf den Präsidenten zu gewinnen, der seiner Seits seine Aufgabe darin sah, die Parteien gegenseitig in Schach zu halten und die Nationalversammlung durch deren eigene Kräfte und Leidenschaften zu desorganisiren. Mit der Constituante gelang dies vollkommen; mit der Legislativen begann der Präsident dasselbe Spiel. Er machte anscheinend der parlamentarischen Majorität die größten Zugeständnisse, um die Verantwortlichkeit der verhaßten Maßregeln auf die Legislative allein zu übertragen; er ließ sich sogar Kabinete nehmen und aufdringen, so lange die Nationalversammlung noch nicht genug in der Achtung des Landes herabgesetzt schien. Während diese durch reaktionäre Repressivmaßregeln im Innern an ihrem moralischen Ruin arbeitete, suchte der Präsident stets die Popularität seines Namens aufrecht zu erhalten, und es gelang ihm, die Administration und die Armee immer mehr zu bonapartisiren. Inzwischen trat der Bruch zwischen den beiden Gewalten immer offener zu Tage. Als namentlich die royalistischen Parteien sahen, daß sich der Prinz nicht zum Werkzeug ihrer Sonderinteressen hergeben wollte, erhoben sie gegen ihn und seine Regierung offene Opposition und vergaßen über ihre persönlichen Interessen durch die Verweigerung einer Erhöhung seiner Civilliste. Die Botschaft, welche die Abschaffung des Wahlgesetzes vom 31. Mai beantragte, war die Kriegserklärung des Präsidenten an die Majorität, durch die er die Linke für sich gewann, da diese gegen das allgemeine Stimmrecht nicht mit der Majorität gehen konnte. Diese begann ihrer Seits sich gegen einen Staatsstreich zu rüsten, den man allgemein erwartete. Der Präsident war geheimnißvoll und verschlossen. Als um die Mitte November 1851 ein bonapartistisch gesinnter Volksvertreter bei ihm zu Tische war, fragte ihn der Präsident, was man in Paris und in der Versammlung spreche. Der Abgeordnete gestand zu, daß der Staatsstreich die Gemüther beschäftige. Und glaubt die Versammlung daran? fragte der Prinz. Ein wenig. Und Sie? fuhr der Präsident fort. Ich keineswegs. Der Präsident ergriff lebhaft die beiden Hände des Abgeordneten und sagte mit bewegter Stimme: Ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht für einen Schelm halten! Vierzehn Tage darauf, am 2. Dec. 1851, war der Staatsstreich geschehen, der Eid vom 20. Dec. 1848 gebrochen, die Verfassung über den Haufen gestürzt. Die angesehensten Volksvertreter, darunter auch Cavaignac und Changarnier, waren in der Nacht verhaftet worden, das Lokal der Nationalversammlung war von Truppen besetzt. Während die übrig gebliebene Linke der Nationalversammlung nun über die gegen den Präsidenten ins Werk zu setzende

Digitized by Google

Anklage berieth, regte sichs im Volke, und plötzlich war das ganze Centrum von Paris mit Barrikaden bedeckt. Der Präsident hatte jedoch seine Vorbereitungen gut getroffen. Die Generale waren für sein Interesse gewonnen, die Truppen fanatisirt, man sagt, von geistigen Getränken berauscht, und so begann am 4. Dec. ein Straßenkampf, wie er scheußlicher in den Annalen Frankreichs nicht zu finden ist. Als am Abend die Blutarbeit vollbracht war, bivouakirte die trunkene Soldateska unter Gesang und Gläserklang mitten unter ihren Opfern, unter mehr als 1200 Leichen, die in Paris dem Staatsstreich gefallen waren. Aber dies genügte dem Diktator noch nicht. Die Kriegsgerichte begannen nun erst ihr Werk: Tausende wurden nach Cayenne auf die „trockene Guillotine" geschickt, alle Männer unabhängiger Gesinnung aus Frankreich verbannt. Der Präsident, der sich selbst zum Diktator auf 10 Jahre ernannt, war nun der unbeschränkte Herrscher Frankreichs; es war ein Gaudelspiel nach der Weise seines Oheims, daß er das französische Volk abstimmen ließ, ob es den Staatsstreich billige. Man brachte in der That 7,500,000 Stimmen zusammen, welche das Verbrechen des 2. Dec. sanktionirten. Die erste Zeit der neuen Regierung verging unter rauschenden Festlichkeiten, die an die Pracht des alten Kaiserreichs erinnern sollten. Die eifrigsten Bonapartisten wünschten die sofortige Proklamirung des Kaiserreichs, und wohl nur die Rücksicht auf das Ausland hinderte noch die Erfüllung dieses Wunsches. Der oktroyirten Verfassung vom 14. Jan. 1852 folgte schon am 22. ein neuer Gewaltstreich des Präsidenten: die Konfiskation der Güter der Familie Orleans. Durch eine Reihe von Dekreten wurden alle Freiheiten der Nation vernichtet, während die Bildung eines militärischen Hofstaats u. einer Leibwache auf Wiederherstellung alter kaiserlicher Formen gerichtet war. Die neue gesetzgebende Versammlung, die am 29. März zusammen trat, bestand aus lauter der Regierung ergebenen Männern, die den ihr vorgelegten Regierungspropositionen Widerstand leisten weder konnten noch wollten. Vom Schlusse der Kammern bis zum Spätherbst folgten sich darauf eine Reihe von Festen, die alle ein und dasselbe Thema hatten: die Verherrlichung des Kaiserreichs. Besonders war die Reise des Präsidenten nach dem Süden im September darauf berechnet, durch Geschenke und die Entwickelung nie gesehener Pracht die Bevölkerung für das Kaiserthum zu gewinnen. Die Berechnung schlug nicht fehl. Ueberall wurden ihm Aufforderungen, sich die Krone aufs Haupt zu setzen, wie sein großer Oheim, und als er am 16. Okt. seinen Einzug in Paris hielt, sah man allenthalben kaiserliche Embleme und Inschriften. Der Senat, vom Präsidenten auf den 4. Nov. einberufen, entsprach mit allen gegen Eine Stimme der ihm unter den Fuß gegebenen Anforderung und überreichte seinen Beschluß, die Kaiserwürde wieder herzustellen u. den Präsidenten unter dem Namen N. III. damit zu bekleiden, persönlich dem Präsidenten, der denselben genehmigte, die Volksabstimmung darüber auf den 21. und 22. Nov. festsetzte und auf den 25. den gesetzgebenden Körper berief. Von 9,943,096 stimmberechtigten Franzosen (ohne Algier) hatten 8,126,250 abgestimmt und 7,811,321 ein Ja abgegeben. Am 2. Dec. 1852, dem Jahrestage des Staatsstreichs, ward N. von dem gesetzgebenden Körper und allen übrigen großen Staatskörpern als Kaiser der Franzosen proklamirt, und am folgenden Tage hielt er seinen Einzug in die Tuilerien. Die darauf folgende Revision der Verfassung vom 14. Jan. 1852 verwandelte Frankreich thatsächlich in eine absolute Monarchie. Die Stickereien auf den Uniformen der Staats- und Hofbeamten, die Hofetikette, waren Gegenstände, die zunächst das Interesse des Kaisers zu beschäftigen schienen und die selbst der Senat in den Kreis seiner Berathungen zog. Nicht minder war es die Sorge um einen Thronfolger, die ihn belastete und der zufolge er sich nach verschiedenen vergeblichen Werbungen mit der Gräfin Eugenie von Montijo (s. d.) vermählte. In der Rede, die er in diesem Betreff an die Mitglieder des Staatsraths, des Senats und des gesetzgebenden Körpers hielt, sprach er aus, daß er Europa gegenüber die Stellung eines Parvenu einnehme. Die Anerkennung des neuen Kaiserreichs von Seiten der auswärtigen Mächte war inzwischen überraschend schnell erfolgt, u. N. ward nicht müde, diese Zuvorkommenheit durch die Versicherung seiner friedlichen Gesinnungen zu vergelten. Während er sich aber gern den Gewählten von acht Millionen nannte und die Souveränetät des Volks im Munde führte, fuhr er fort, die Bande des Despotismus immer fester um dieses Volk zu schlingen, alle konstitutionellen Freiheiten zu beschneiden, die Presse zu unterdrücken, alle Oppositionen durch Deportationen ꝛc. verstummen zu machen. Die arbeitende Klasse gewann er durch großartige Bauten, zu denen er einen Theil der geraubten orleanschen Millionen verwendete. Die winkeligen Quartiere der Hauptstadt, die bisher der Herd der Revolutionen gewesen waren, ließ er niederreißen und durch neue Palaststraßen ersetzen, was die müßigen Hände beschäftigte und größere Sicherheit für die Zukunft gab. Damit aber auch das Heer nicht müßig sey und die Nationaleitelkeit eine Huldigung empfange, mischte er sich in die orientalischen Angelegenheiten und schloß mit England das Bündniß zum Schutze der Pforte gegen Rußland, und es gelang ihm, dies Bündniß so innig zu machen, daß die Königin Victoria einen Besuch des Kaisers in England durch einen Besuch in Frankreich erwiderte. Der orientalische Krieg hatte zwar dem Lande das Blut von Tausenden seiner Söhne und Millionen gekostet, ohne daß für Frankreich ein materieller Gewinn daraus entsprang, für N. selbst aber hatte er das wichtige Resultat, daß er von nun an gleichsam als Vermittler in allen europäischen Angelegenheiten angesehen wurde und daß sein Thron eine hervorragende Stelle unter den Thronen Europa's einnahm. Befestigt erschien dieser Thron durch die Geburt eines Prinzen, des „Kindes von Frankreich"; zu befestigen suchte ihn N. aber auch durch ein immer despotischeres Regiment. Es genügte nicht mehr, ein positives Gesetz verletzt zu haben, um bestraft zu werden; nach dem berüchtigten Sicherheitsgesetz vom 27. Febr. 1858, das seinen Ursprung

dem General Espinasse verdankt, reichte der bloße Verdacht hin, der öffentlichen Ruhe gefährlich werden zu können, um den Verdächtigen der „trockenen Guillotine" zu überliefern, und in der That wanderten Hunderte solcher Unglücklichen nach Cayenne. Nach dem pariser Frieden, der den orientalischen Krieg endete, hatten sich die Beziehungen zwischen N. und dem Kaiser von Rußland in einer Weise gestaltet, welche zu der Befürchtung eines noch innigeren, als bloß freundschaftlichen Einverständnisses Veranlassung gaben. N. wußte jedoch durch wiederholte Friedenskundgebungen zu beruhigen, bis er plötzlich in der Neujahrsaudienz 1859 durch ein an den österreich. Gesandten gerichtetes hartes Wort eine Aufregung hervorrief, die der französischen Eitelkeit schmeicheln mußte, aber sonst ein recht klägliches Schauspiel bot. Die Börsenmänner in ganz Europa zitterten, die Papiere sanken, und die Diplomatie geberdete sich, als ständen die französischen Adler schon vor Wien. Man athmete zwar etwas auf, als ein halboffizieller Moniteurartikel den kaiserlichen Worten eine friedliche Wendung gab, indeß konnten die in großartigem Maßstabe beginnenden Rüstungen in Frankreich doch nicht völlig beruhigen, und auch die vom Kaiser betriebene Vermählung seines Vetters, des Prinzen Napoleon, mit der Tochter des Königs von Sardinien war kein Zeichen friedlicher Gesinnung gegen Oesterreich, zwischen dem und Sardinien ein Zustand der Spannung bestand, der den Ausbruch offener Feindseligkeiten täglich befürchten ließ. Im Vertrauen auf französische Hülfsrüstete Sardinien offen zur Befreiung Italiens von dem österreichischen Einfluß, so daß sich endlich das wiener Kabinet veranlaßt sah, die Einstellung dieser Rüstungen zu fordern, und endlich ein Heer nach Italien schickte, das seine Stellung am Ticino nahm und dessen Einrücken in Sardinien an die Annahme oder Nichtannahme eines Ultimatums von Seiten des turiner Kabinets geknüpft wurde. Noch kurz zuvor hatte N. durch den „Moniteur" verkündigen lassen, daß er nicht an Krieg denke, und daß die vorgenommenen Rüstungen das Heer nur auf den gewöhnlichen Friedensstand bringen sollten. Kaum aber hatten die Oesterreicher nach Verwerfung des Ultimatums den Ticino überschritten, als auch französische Truppen in Genua landeten. N. selbst landete, nachdem er die Kaiserin zur Regentin ernannt, am 12. Mai in Genua und war bereits am 15. Mai in Alessandria. Während sich nun die Oesterreicher durch Unterhandlungen über einen Kongreß hinhalten ließen, rückten die Franzosen vor, schlugen die Oesterreicher in einer Reihe blutiger Gefechte, besonders bei Magenta (4. u. 5. Juni), Montebello (12. Juni), Solferino (24. Juni), drängten sie über den Mincio zurück und nahmen Mailand ein. Plötzlich aber bot N. dem Kaiser von Oesterreich, der in der letztern Schlacht persönlich befehligt, Waffenstillstand an, und nach einer persönlichen Zusammenkunft beider Kaiser in Villafranca (12. Juli) überraschte die Welt die Nachricht von dem an diesem Tage geschlossenen Präliminarfrieden, zu derselben Zeit, als Preußen sein Heer mobil gemacht hatte und bereit war in die Aktion thätig einzugreifen. Oesterreich trat in diesem Frieden, der später, im Oktober, zu Zürich definitiv abgeschlossen wurde, N. die Lombardei bis an den Mincio ab, der sie wieder an Sardinien cedirte. N., der den Italienern ein freies Italien bis an das adriatische Meer versprochen und zu diesem Zweck selbst die revolutionären Kräfte Italiens in Bewegung gesetzt u. mit Kossuth wegen einer Insurgirung Ungarns Verabredung getroffen, rechtfertigte dieses Abweichen von seinem Programme damit, daß der Krieg Dimensionen anzunehmen begonnen habe, die nicht mehr im Interesse Frankreichs gewesen seyen. Am 15. Aug. hielt er einen prunkvollen Einzug in Paris, und einige Tage darauf folgte eine neue Ueberraschung: eine allgemeine und unbedingte Amnestie, die über 1900 politischen Verbannten u. Deportirten die Rückkehr in die Heimath gestattete, während freilich bereits mehr als 36,000 seit 1848 Deportirter umgekommen waren. Die ungeheuren Opfer, die der italienische Krieg gekostet, hatten abermals Frankreich keinen materiellen Gewinn gebracht und nur dem Interesse des Herrschers gedient, auf dessen Stirnrunzeln Europa mit ängstlicher Sorge zu lauschen sich gewöhnt hat.

Napoleond'or, eigentlich die unter Napoleon I. u. III. geprägten 20-Francesstücke in Gold, dannauch die neueren franz. Goldstücke von diesem Werthe. Sie sollen 6,45161 Grammen oder 133,19 holländ. As schwer seyn und $^{9}/_{10}$ (= 21 Karat 7,2 Grän) an Gold enthalten. Ihre Größe und Feinheit steht in einem so richtigen Verhältnisse von Gold und Silber, daß sie nur deshalb ein kleines Agio gegen 20 Francs Silbermünze haben, weil Goldmünze an und für sich bequemer zum Gebrauch ist, als Silbermünze. Man hat auch doppelte N. zu 40 Francs.

Napoleoniden, Bezeichnung der Nachkommen und Seitenverwandten Napoleons I., s. Bonaparte.

Napoleonisten, Anhänger und Verehrer Napoleons I. und III.

Napoleonville, Stadt, s. v. a. Pontivy.

Napoli di Malvasia (Malvasia di Romania, Monembasia), Stadt auf der griech. Halbinsel Morea, Gouvern. Lakonien, auf einer nahe am Festlande liegenden, mit diesem durch eine Brücke verbundenen Insel, befestigt, aber schlecht gebaut, mit gutem u. sicherem Hafen, ist Sitz eines griech. Metropoliten, hat Weinbau (Malvasier), wenig Handel u. 2000 Einw. In der Nähe die Trümmer der alten Stadt Epidauros Limera.

Napoli di Romania, Stadt, s. v. a. Nauplia.

Napolitaine, ursprünglich ein glattes, nicht gewalktes Gewebe, von Streichgarn, im Stücke gefärbt, hauptsächlich zur Bekleidung der Frauen bestimmt, theils einfarbig, theils bedruckt. Früher war Rheims der einzige Markt für die rohe N. (N. écrue). In Deutschland liefern jetzt Glauchau, Chemnitz, Meerane, Berlin, Gladbach, Reichenbach und andere Webebezirke diese Stoffe.

Napta (Nata, Nasta), ein Fleischgewächs, welches auf dem Rücken, am Nacken, oder auf den Schultern sitzt.

Nara, Nebenfluß des Oka, im europ.-russ. Gouvernement Moskau, entspringt nordnordöst-

Digitized by Google

lich bei Mereja und mündet unterhalb Serpuchow. An ihm fanden 1812 mehre Gefechte zwischen Franzosen und Russen Statt.

Naragara, bedeutende Stadt im Inneren Numidiens, unweit Zama, bei welcher Scipio seine berühmte Unterredung mit Hannibal vor der Schlacht bei Zama hatte; jetzt die Ruinen von Kassir Dschebir.

Narbe, s. Vernarbung.

Narbonensis Gallia, die älteste römische Provinz im transalpinischen Gallien (s. d.).

Narbonne, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Aude, der alten Provinz Languedoc, in einer von Bergen umschlossenen ungesunden Tiefebene, unweit der Küste des mittelländischen Meeres, wird durch den schon zur Zeit der Römer angelegten Kanal Robine in zwei Theile (la Cité und Bourg) getheilt und durch den Ausfluß desselben (Port de la Nouvelle) mit dem Meere in Verbindung gesetzt. Die Stadt ist im Ganzen alt und schlecht gebaut, hat aber einen sehr schönen Dom, welcher das Grabmal Philipps des Kühnen von Burgund und andere Monumente enthält, ferner zwei Hospitäler, eine Börse und andere öffentliche Gebäude, von öffentlichen Anstalten ein Civil- und Handelstribunal, eine Schifffahrtsschule, ein kleines Seminar, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, einen botanischen Garten, eine archäologische und eine Gesellschaft zur Beförderung u. Hebung des Ackerbaues. Die industrielle Thätigkeit der 13 000 Einwohner beschränkt sich auf die Fabrikation von Leder, Töpferwaaren, Grünspan, Wollmützen, Tuch, auf Wachsbleichen, Essigbraudereien, Branntweinbrennereien, Färbereien und Ziegelbrennereien; der Handel hat Getreide, vortrefflichen Honig, Wein, Branntwein, Oel, Salz, Salzkraut (Salicot), Salweter, Seide ꝛc. zum Gegenstand, ist aber von keiner großen Bedeutung. In der Umgegend finden sich zahlreiche römische Alterthümer. Die Stadt hieß ursprünglich Narbo Martius, später auch Narbona und war die Hauptstadt von Narbonensis Gallia. Sie ward 412 von den Westgothen erobert, von Römus diesen aber bald wieder genommen und 435 von den Westgothen vergebens belagert, aber später doch deren Reich einverleibt. Hier erfocht 551 der Westgothenkönig Alarich über den Frankenkönig Childebert einen Sieg. Auch ward hier Wittmer, ein Anhänger des empörerischen Feldherrn Paulus, vom Heere des Westgothenkönigs Wamba gefangen und bei dieser Gelegenheit die Stadt erstürmt. In dieser Zeit eine der ansehnlichsten Städte Septimaniens, fiel sie mit dem westgothischen Reich 720 an die Araber, die sie zu einem Hauptwaffenplatz machten. Karl Martell verschafte 738 vergebens ihre Eroberung, welche erst seinem Sohn Pipin 759 gelang. Noch einmal bemächtigten sich ihrer die Araber, verloren sie aber bald wieder an Karl den Großen. Nach dem Verfall der fränkischen Herrschaft war N. eine Zeit lang im Besitz der Grafen von Toulouse, die davon den Herzogstitel annahmen; dann ging es an die Grafen von Septimanien über, die es durch adelige Vihames oder Vizniers verwalten ließen. Die Würde der letzteren ward 1080 erblich, und Berengar du Pelet nannte sich daher Vicomte von N. Der letzte Vicomte verkaufte die Stadt an Gaston IV., und dessen Enkel Gaston von Foix überließ sie gegen das Herzogthum Nemours 1507 der Krone.

Narbonne, Louis Graf von N. Lara, Kriegsminister unter Ludwig XVI., geboren 1755 zu Colorno im Herzogthum Parma, erhielt in Paris eine ausgezeichnete Erziehung, trat in die Armee, erhielt eine Kapitänstelle in einem Dragonerregiment, wurde Chef der Gensdarmerie, dann Oberst des Regiments Angoumois und arbeitete im Kriegsministerium unter Vergennes. Er schloß sich der Revolution an und gehörte der Partei der konstitutionellen Royalisten an, ward in Folge dessen Kommandant der Nationalgarden im Departement Dombs und trug nicht wenig zur Dämpfung der in den hartigen Gegenden ausgebrochenen Unruhen bei. Im J. 1791 begleitete er die Tanten des Königs, mußte aber, als diese in Germain le Duc verhaftet wurden, nach Paris zurückkehren. Hier verschafte er denselben in der Nationalversammlung ein Dekret, durch welches sie Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise erhielten, und begleitete sie nach Rom. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn die Nationalversammlung zum Maréchal de Camp und im Dec. d. J. der König zum Kriegsminister. Er bereitete hierauf die Küstenfestungen und die Grenze gegen Deutschland, organisirte drei Armeen und übergab das Kommando derselben an Rochambeau, Luckner und Lafayette. Ueberhaupt entwickelte er eine außerordentliche Energie und suchte vor Allem die Disciplin in der Armee herzustellen, zog sich aber eben dadurch viele Feinde zu und mußte bald erfahren, wie diese und selbst der Marineminister Bertrand-Moleville ihm in den Nationalversammlung überall Hindernisse in den Weg legten. Dahet nahm er am 10. März 1792 seine Entlassung und begab sich zur Armee, bis ihn der Befehl des Königs zurückrief, um die Vorkehrungen zur Unterdrückung der bevorstehenden Unruhen zu leiten. Er langte aber zu spät an und wurde den 10. Aug. benuncirt, worauf er mit Hülfe der Frau von Staël nach London entfloh, von wo aus er den König zu retten suchte und dem Konvent ein Memoire überschickte. Später der britischen Regierung verdächtig, begab er sich in die Schweiz, dann nach Schwaben und zuletzt nach Sachsen. Im J. 1800 benutzte er die ihm zu Theil gewordene Amnestie zur Rückkehr nach Frankreich, blieb aber ohne Anstellung bis 1809, wo er Generallieutenant wurde. Als solcher war er eine Zeit lang Gouverneur von Raab, dann von Triest und fungirte später als Gesandter zu München. Als Adjutant Napoleons machte er den Feldzug von 1812 mit, war 1813 Gesandter in Wien, betrieb dann als zweiter französischer Bevollmächtigter die Unterhandlungen in Prag und erhielt nach seiner Rückkehr das Kommando der sächsischen Festung Torgau, wo er bald von dem Armeecorps des Generals Tanenzien eingeschlossen ward. Bei einem Ausfalle am 9. Nov. stürzte er mit dem Pferde und † am 17. Nov. 1813 an den Folgen dieses Unfalls.

Narcisse (Narcissus L.), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, charakterisirt durch ein tellerförmiges Perigon, die verlängerte,

am Grunde dem Eierstocke angewachsene Röhre, den regelmäßig 6theiligen Saum, den mit einem trichterigen, glockigen oder radförmigen Kranze besetzten Schlund, die oben in der Perigonröhre befestigten Staubgefäße, den südlichen Griffel und die stumpfe Narbe, begreift niedrige, schön blühende Zwiebelgewächse mit wurzelständigen Blättern u. nackten Blüthenschäften, alle ausdauernd, in Südeuropa und Nordafrika einheimisch, im Frühling blühend. Die gemeine N. (N. Pseudonarcissus *L.*, gelbe Märzblume, Märzbecher, Osterblume, gelber Jakobsstab), mit dünnschaliger, eiförmiger, brauner Zwiebel, aufrechten, linealischen, stumpfen (1 Fuß langen), flachrinnigen, meergrünen, unterseits kiellosen, in der Mitte 2rilligen Blättern, zusammengedrückt-zweischneidigem, einblüthigem, am Grunde sammt den Blättern von 2häutigen Scheiden umschlossenem Schaft und kurzgestielter, übergebogener, blasser oder dunkler gelber Blüthe, von einem schwachen, nicht angenehmen Geruche, auf Bergwiesen im südlichen und stellenweise im mittlern Europa, wird allenthalben in Gärten gezogen, wo sie sich meist stark vermehrt und sehr häufig mit gefüllten Blüthen von weißlich-gelber bis pomeranzengelber Farbe abändert. Die bittere schleimige Zwiebel war ehedem besonders als Brechmittel in Anwendung. Die bitter-schleimigen Blüthen sind neuerdings wieder als krampfstillendes und erregendes Mittel bei Keuchhusten, Hysterie, Epilepsie, sowie bei Ruhren und Wechselfieber empfohlen worden. Die weiße N. (N. poeticus *L.*, rothrandige N., Sternblume), mit ähnlicher, aber dünnerer, eiförmig ellipsoidischer Zwiebel, aufrechten, linealischen (1—1½ Fuß langen), stumpfen, ziemlich flachen, unterseits stumpf-gekielten, meergrünen Blättern, zusammengedrückt-zweischneidigem, gefurchtem, röhrigem, einblüthigem, am Grunde sammt den Blättern mit mehren häutigen Scheiden umgebenem Schaft und übergebogener, wohlriechender Blüthe, auf Wiesen und trockenen Grasplätzen des wärmeren Europa's wild, weiter nördlich in Grasgärten, stellenweise verwildert, variirt mit purpurrother und mit hochgelber Nektarhülle, mit halb und ganz gefüllten, schneeweißen Blüthen, mit früher und später Blüthe, mit sehr großen und mit sternförmigen Blüthen. Die Zwiebel benutzten die Alten als Brechmittel, äußerlich bei Wunden, Verbrennungen und Geschwüren. Treiben läßt sich die weiße N. nur sehr langsam; man muß sie dann ein Jahr vorher in Töpfe pflanzen und bei sehr geringer Wärme reichlich lüften. N. incomparabilis *Curt.*, in Italien, Südfrankreich, mit gefüllten, wohlriechenden Blumen, ist vorzüglich zum Treiben (in Töpfen und auf Gläsern) geeignet. Die Jonquille (N. Jonquilla *L.*), in der Levante, Italien, Spanien, der Provence, mit brauner, länglich-runder Zwiebel, dunkelgrünen, schmalen, pfriemenförmigen, binsenartigen, aufrechten Blättern, vielblumigem, 12—15Zoll hohem Schaft und gelben, sehr wohlriechenden Blumen, variirt mit gefüllten und halbgefüllten kleinern und größern sternförmigen, blassern und weißlichen Blumen. Die gefüllte Varietät ist vorzüglich gut zum Treiben. Sie erfordert einen lockern, fetten und zugleich ziemlich sandigen, weder zu trocknen noch zu feuchten Boden und darf nur alle 3—4 Jahre verpflanzt werden; in dürrem, zu schwerem und zu nassem Boden gedeiht sie durchaus nicht und geht sicher darin verloren. Im Winter gibt man ihr eine Laubdecke gegen den Frost. Aus den Blüthen dieser und einiger verwandten Arten, z. B. N. odorus *L.* und N. trilobus *L.*, bereitete man sonst für den Arzneigebrauch das Narcissenöl. Die italienische N. (N. Italicus *Kern*, frühblühende marseiller Tazette), in Italien, Südfrankreich, hat linienförmige, graugrüne, etwas vertiefte Blätter, einen vielblumigen Schaft u. schöne, sehr wohlriechende Blumen. Es gibt mehre Varietäten mit gefüllter Nektarhülle, welche sich ganz vorzüglich zum Treiben eignen. Man pflanzt die Zwiebeln im August in Töpfe und bringt sie Ende Oktober oder Anfang November in die Wärme, wo dann die Blumen schon im November und December erscheinen. Die Tazette (N. Tazetta *L.*), in Südeuropa u. Nordafrika, fast die schönste Art, mit großer, länglich-eiförmiger, brauner Zwiebel, langen, flachen, linienförmigen, stumpflichen, graulich-grünen, 6‴ breiten Blättern, 10—18 Zoll hohem, vielblumigem, stielrundlichem Schaft und sehr wohlriechenden, oft zu 10—20 aus einer Scheide kommenden Blumen, hat viele Spielarten, welche sämmtlich zum Treiben sehr empfehlenswerth sind. Fast alle Narcissenarten verdienen als Zierpflanzen eine Stelle im Garten. Man pflanzt die Zwiebeln Anfang September bis Ende Oktober theils reihenweise, theils (bei den kleinzwiebeligen Arten) auch truppweise auf besonders zubereitete Beete, auf Rabatten, oder mit andern Blumenzwiebeln, welche nicht jedes Jahr aufgenommen werden, in kleinen Gruppen zusammen. Sie lieben einen reinen, lockern, feiten, ziemlich feuchten Boden, welcher hinreichend mit Sand gemischt ist, und werden alle 3—4 Jahre nach der Blüthezeit, wenn Blätter und Schäfte abgewelkt sind, herausgenommen, von der Nebenbrut befreit, einige Zeit an einem luftigen Ort getrocknet, dann von den trockenen Wurzeln und losen Schalen gesäubert und in andern, frisch mit altem Kuhlager gedüngten, 4—6 Wochen vor dem Pflanzen tief und locker gegrabenen Boden verpflanzt. Das Pflanzen in Reihen auf Beete geschieht auf gleiche Art wie bei den Hyacinthen, und zwar nach Verhältniß der Zwiebelgröße 4—6 Zoll tief, 6—8 Zoll von einander. Im feuchten Boden pflanzt man etwas flacher, in trockenem tiefer. Eine leichte Bedeckung, sey es auch nur durch Matten, ist besonders im Frühlinge gegen die strengen Nachtfröste, welche oft die hervorkommenden Blätter beschädigen, sehr zu empfehlen. Zum Treiben wählt man die schönsten Zwiebeln und verfährt damit übrigens ganz so wie bei den Hyacinthen. Jonquillen und Tazetten können auch in feuchtem Moose getrieben werden.

Narcissus, ein durch Schönheit ausgezeichneter Jüngling aus Thespiä oder aus Lacedämon, Sohn des Flußgotts Cephissus und der Nymphe Liriope oder Liriossa. Der Seher Tiresias, von N.' Mutter über seine künftigen Schicksale befragt, antwortete, er werde alt werden, wenn er sich selbst nicht sehe. Nach Ovid verliebte sich die Nymphe Echo in den schönen sechszehnjährigen

Jüngling; da er aber ihre Liebe nicht erwiederte, schmachtete sie vor Gram so dahin, daß von ihr nichts als die Stimme übrig blieb. Echo erflehte die Rache der Götter. Als nun N. einst aus einer hellen Quelle trinken wollte, sah er in derselben sein Bild, verliebte sich in dasselbe, verzehrte sich nun ebenfalls in Liebe und ward in die Blume seines Namens verwandelt. Nach einer andern Sage verschmähte N. die heiße Liebe des Aminias, welcher sich in der Verzweiflung an der Thüre des N. tödtete und im Tode die Rache der Götter gegen den Spröden erflehte. Diese erfolgte; denn N. sah im Wasser sein Bild und verliebte sich in dasselbe. Da es ihn aber immer floh, wenn er seiner habhaft werden wollte, so tödtete er sich selbst, und aus seinem Blute entsprang die gleichnamige Blume. Bei älteren Mythographen findet sich die Sage nicht.

Narcitin, ein in allen Theilen der Narcisse, besonders in der Zwiebel vorkommender Stoff, welcher als ein vorzügliches Emeticum dienen kann. Er ist weiß, durchscheinend, von schwachem Geruch und Geschmack, an der Luft zerfließlich, in Wasser, Alkohol und Aether leicht löslich.

Narcotica, s. u. a. Narkotische Mittel.

Narde, bei den Alten Benennung mehrer angenehm riechenden Pflanzen, besonders aus der Familie der Baldriangewächse, sowie eines daraus bereiteten Oels. Man unterschied die gallische oder celtische N., welcher jetzt als celtischer Baldrian oder Spieß (Valriana Celtica) und wohlriechender Baldrian (V. saliuca) unterschieden wird, die kretische N., worunter man den italienischen Baldrian (V. Italica) und den knolligen Baldrian (V. tuberosa) begriff, die arabische N., welche wahrscheinlich aus dem Nardenbartgrase (Andropogon Nardus) bestand, die italienische N., jetzt unser Lavendel, und vor allen die indische N., welche aus der auf den Gebirgen Ostindiens wachsenden ächten N. (Nardostachys Jatamansi Dec.), einer zu den Baldriangewächsen gehörenden Pflanze mit purpurrothen Blüthenbüscheln und vier Staubgefäßen in jeder Blüthe, stammt. Aus der wohlriechenden Wurzel dieser Pflanze, Radix Nardi indicae, Spica Nardi, Nardenwurzel, Spieß oder Spiekanard, wurden die Nardensalbe, als ein kostbares Arom im ganzen Alterthum hochgeschätzt und ein Gegenstand des Luxus, und das kostbare Nardenöl bereitet. Jetzt pflegt die Wurzel mit einem Bündel röthlicher, feiner, in die Höhe gerichteter Fasern (die vertrockneten Blattstiele und Blätter) im Handel versendet zu werden. Statt ihrer kommt auch oft die Wurzel von Andropogon Nardus vor. Die Nardensalbe pflegte man auch dem Weine beizumischen und das Nardenöl zu trinken. In Ostindien ist die Wurzel noch jetzt ein sehr geschätztes Heilmittel, das einen stark gewürzhaften Geruch und bitter gewürzhaften Geschmack besitzt.

Nardini, Pietro, berühmter Violinvirtuos und Komponist des 18. Jahrhunderts, geboren 1725 zu Livorno, Schüler Tartini's zu Padua, trat um 1760 in die Dienste des kunstliebenden Herzogs Karl Eugen von Würtemberg, ging aber, als einige Jahre später der beste Theil der Kapelle entlassen wurde, in seine Vaterstadt zurück, besuchte 1769 noch einmal seinen alten Lehrer zu Padua und kam 1770 als erster Violinist in die Kapelle zu Florenz, wo er 1793 †. Als Virtuose glänzte er vorzüglich durch sein dem Gesang mehr als dem Ton eines Instrumentes ähnliches Adagio; seine Kompositionen sind sämmtlich in einem ernst-gemüthlichen Style geschrieben und müssen im Geiste der alten tartinischen Schule vorgetragen werden.

Nardo, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra-di-Otranto, auf einem Berge, unweit des Meerbusens von Taranto, ist Sitz eines Bischofs, hat Baumwollen-, Oliven-, Weinbau, Baumwollenweberei und 6000 Einw.

Narenta (sonst Naro), Fluß im österreichischen Königreich Dalmatien, der größte des Landes, dem er aber nur zum kleinsten Theil in seinem untern Laufe angehört, kommt auf einem weiten Umwege aus Bosnien und der Herzegowina, wo er auf dem Gebirge Nissa-Gora aus der kleinen und großen Neretva entsteht, betritt Dalmatien bei Metcovich in einer Breite von 40—60 Klaftern, theilt sich bei Fort Opus in 2 große Arme und ergießt sich, nachdem er 4 Meilen weit das Land durchströmt, mit 9 Mündungsarmen, der Halbinsel Sabioncello gegenüber, ins adriatische Meer (Kanal von N.). Das Wasser des Flusses ist bis Torre di Norin salzig. Der bedeutendste Nebenfluß der N. ist der Norin, der bei Vido entspringt und sich bei dem sogenannten Torre di Norin mit der N. vereinigt. Letztere ist auf der ganzen Strecke ihres Laufs durch Dalmatien mit Seeschiffen von 100—150 Tonnen auf- und abwärts befahrbar. Außer der Brücke bei Mostar wird die Kommunikation bloß durch zwei Fähren erhalten, wovon die eine beim Fort Opus, die andere als Hauptüberfuhr bei Torre di Norin sich befindet. Dieser Thurm vertheidigt den Uebergang beider Flüsse, durch welche hier die Alt- mit Neu-Dalmatien verbindende Landstraße unterbrochen wird. In der Landessprache wird die N. Neresta, bei Strabo und Scylax Naro, in den ptolemäischen Tafeln Narbo und bei Porphyrogenitus sehr unrichtig Orontius genannt. Das Gebiet der N. umfaßt den südlichen Winkel des dalmatischen Küstenlandes, in der Gestalt des ägyptischen Delta, mit dem es hinsichtlich seiner physischen Beschaffenheit überhaupt Vieles gemein hat. Gegenwärtig ein Bestandtheil des Kreises Spalato, begreift es auf einem 6,4 Quadratmeilen großen Flächenraum nur zwei Wohnplätze (Fort Opus und Metcovich) mit etwa 5000 Einwohnern, worunter kaum ein Sechstel nicht unirte Griechen, die übrigen sämmtlich Katholiken sind. Im Mittelalter bildete das Gebiet einen Raub- oder Freistaat, der so mächtig war, daß ihm die Venetianer bis 997 einen Tribut zahlten.

Narenti (Narentii), bedeutende Völkerschaft an der Küste Dalmatiens, am rechten Ufer des Flusses Naro (Narenta).

Narew, Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Grodno, entspringt aus mehren Quellen am Westabhange des Zamaragebirgs im Kreise Wolkowisk, fließt westlich, macht dann

einen großen Bogen und mündet rechts bei Sierock in den Bug. Nebenflüsse sind: Narewka, links und Bobra, Pyss, Omulew und Orsie rechts.

Nargen, 1) Insel im europäisch-russischen Gouvernement Esthland, im finnischen Meerbusen, stark bewaldet, mit wenigen Einwohnern. — 2) Insel in Georgien, Gouvernement Schirwan, im kaspischen Meere, Baku gegenüber, mit Leuchtthurm auf dem Nordende.

Narkosis (Betäubung), Gefühllosigkeit oder Erstarrung einzelner Theile oder des ganzen Körpers, welche in Folge von Krampf oder Schwäche, von heftigen psychischen Aufregungen, oder von narkotischen Mitteln (vgl. Anästhetische Mittel) entstehen kann.

Narkotin (Opiom, Desrosne's Salz), eine der organischen Salzbasen des Opiums, von Desrosne entdeckt, krystallisirt in farblosen, glänzenden, rhombischen Säulen oder platten Nadeln, ist geruch- und geschmacklos, schmilzt bei 170° und erstarrt bei 130°, zersetzt sich in höherer Temperatur, löst sich nicht in kaltem, wohl aber in kochendem Wasser, in Alkalien u. alkalischen Erden, in ätherischen u. fetten Oelen u. leicht in Säuren, mit denen es sich zu Narkotinsalzen verbindet.

Narkotische Mittel (betäubende Mittel, Narkotika), alle diejenigen Arzneimittel, welche eine eigenthümliche Wirkung auf die Sphäre des Nervensystems, insbesondere auf die Centralorgane desselben, das Gehirn und Rückenmark, besitzen u. die excessiv erhöhte Sensibilität desselben beschränken, die qualitativ veränderte Sensibilität umstimmen, gehören zu den wichtigsten der ganzen Arzneimittellehre. Da eine verhältnißmäßig sehr geringe Quantität eines Narkotikums schon hinreicht, die Betäubung bis zur gänzlichen Lähmung des Nervensystems und dem daraus folgenden Tode zu steigern, so rechnet man die Narkotika zu den Giften, von denen sie eine eigene Klasse bilden. Die gewöhnlich sogenannten Narkotika gehören dem Pflanzenreich an; doch wird die in den bittern Mandeln und im Kirschlorbeer sich erzeugende Blausäure auch durch Zersetzung thierischer Stoffe gewonnen. Die neuere Chemie hat eine Menge dieser Klasse eigenthümliche Bestandtheile aufgefunden; doch gibt es noch viele, deren chemische Eigenthümlichkeiten noch nicht genügend festgestellt sind, deren wirkliche Existenz überhaupt noch zweifelhaft und deren Wirkung entweder noch unbekannt oder problematisch ist. Die wichtigsten Bestandtheile zerfallen in basische Stoffe (narkotische Pflanzenalkaloide) fixer und flüchtiger Art, wie Morphium, Strychnin, Atropin, Hyoscyamin, Kontin, Amanitin, Daturin u. a., chemisch-indifferente, neutrale Stoffe, wie Ergotin, Dulcamarin u. a., eigenthümliche Säuren, wie Blausäure, Mekonsäure u. a., und ätherische Oele oder kampherähnliche Stoffe, wie das ätherische Oel des Safran, der Tabakskampher, der Sumpfporschkampher u. a. Die Wirkung der Narkotika hängt davon ab, daß sie, ins Blut aufgenommen, den betreffenden Nervenmassen zugeführt werden, u. zwar richtet sich die Stärke der Wirkung nach der größeren, schnelleren oder langsameren Resorptionsfähigkeit der Organe, mit welcher sie in Wechselwirkung treten, u. den wichtigeren oder weniger wichtigen Beziehungen, welche diese Organe zu den Centraltheilen des Nerven- und Blutsystems besitzen. In die Venen gespritzt veranlassen die Narkotika schon in kleinen Gaben eine sehr schnelle, heftige und allgemeine Reaktion, in den Magen oder den Darmkanal gebracht, fast eine gleich schnell allgemeine, aber weniger heftige Wirkung; am schwächsten ist ihre Wirkung, wenn sie mit der äußeren Haut in Wechselwirkung treten, sehr kräftig und allgemein dagegen, wenn sie in Form der endermatischen Methode angewendet werden. Außerdem hängt die Wirkung ab von der Empfänglichkeit des betreffenden Individuums, wie denn z. B. manche Thiere Bilsenkraut und andere giftig-narkotische Pflanzen ohne Schaden verzehren, und von der Menge des in das Blut aufgenommenen Giftes. Bei sehr flüchtig und schnell wirkenden Narkoticis, wie z. B. Blausäure und den blausäurehaltigen Mitteln, können sehr große Gaben eine fast augenblickliche Vernichtung der Sensibilität bewirken, bei anderen werden dagegen die Erscheinungen der Vergiftung nach Verschiedenheit der Centralorgane des Nervensystems bedingt, je nachdem mehr das Gehirn oder das Rückenmark hierbei in Anspruch genommen werden. Uebrigens wirkt der längere Zeit anhaltend fortgesetzte innere Gebrauch von n.n M.n, auch in mäßigen Gaben, schwächend auf das Nervensystem, leicht die Verdauung störend, erschlaffend auf die Muskelfasern, auflösend und verflüssigend auf die Mischung des Blutes, leicht Wassersucht veranlassend. Angezeigt ist der innere Gebrauch der reinen Narkotika: als krampfstillender und beruhigender Mittel bei excessiv erhöhter oder krankhaft verstimmter Sensibilität der Nerven, bei krampfosaften Beschwerden im Allgemeinen, ausgebildeten Anfällen von tonischen oder klonischen Krämpfen insbesondere, schmerzhaften Leiden, Neuralgien. Am häufigsten werden sie angewendet, um nur der symptomatischen Indikation zu entsprechen, namentlich in den Fällen, wo die krankhafte örtliche Reizung gemildert werden soll, der Grund der letzteren aber oft nicht entfernt werden kann, z. B. bei Steinbeschwerden, Krebs, sehr schmerzhaften Operationen, oder in der Hals- und Lungenschwindsucht ꝛc. Werden die Krankheiten dagegen nicht durch materielle Ursachen, nur durch Krämpfe oder krankhaften Erethismus des Nervensystems bedingt, sind sie frei von anderen Komplikationen, dann können n. M. gleichzeitig auch der Indicatio radicalis genügen. Angezeigt sind sie ferner bei Leiden der Se- und Exkretionen erethischer Art, wie bei krampfhaften Retentionen und Suppressionen, erethischen Profluvien, Diarrhöe, Haemorrhagia uteri, Hämoptöe, Cholera, und wenn bei vorwaltendem Erethismus des Nervensystems auch gleichzeitig die Thätigkeit des irritablen Systems entweder krankhaft gesteigert, wie bei kongestiv-entzündlichen Leiden und ausgebildeten Entzündungen, oder andererseits gleichzeitig das Blut- und Muskelsystem deprimirt und von erethischer Schwäche ergriffen ist, wie bei der Febris nervosa versatilis. Die Pharmacie hat, um ihre Einführung in den Körper zu erleichtern, sie in verschiedene Formen gebracht, so daß man sie sowohl in ihrer natürlichen Gestalt, als in

Digitized by Google

Tinkturen, Extrakten, Pflastern, Salben ꝛc. anwenden kann. Die Größe der Gabe wird natürlich bedingt von der Art der Krankheit, der Individualität des Kranken und der Qualität der Mittel selbst. An keine Arzneimittel gewöhnt sich der Organismus so leicht und so schnell als an narkotische, bei keinem muß die Gabe so rasch und oft so bedeutend vermehrt werden, um die vielleicht gewonnene Besserung zu erhalten; sie bilden in dieser Beziehung den entschiedensten Gegensatz gegen die Roborantia fixa, welche, wie z. B. China, Monate lang in gleicher Gabe und mit gleich guter Wirkung unverändert fortgesetzt werden können. Aber auch bei keiner Klasse von Arzneien ist die Qualität der einzelnen Mittel so unsicher und sind die dadurch bedingten Wirkungen zum Theil so widersprechend, als bei vielen n.u M.n, so daß nothwendig oft sehr verschiedene Gaben der einzelnen Präparate dieser Mittel erfordert werden. Vgl. Kraus, Ueber die Wirkungen und den Gebrauch der narkotischen und scharfen Mittel, Göttingen 1811; Greiner, Die n.n M., Leipz. 1844.

Narni, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Spoleto, schlecht gebaut, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale und 7 andere Kirchen, 12 Klöster, darunter das de' Zoccolanti mit schönen Gemälden von Spagna, eine schöne, 8 Stunden lange Wasserleitung und 3500 Einw. Die alte feste Stadt Narnia, von den Römern 301 v. Chr. auf einem steilen Felsen an der Südseite des Flusses Nar angelegt, war nur von der Ost- und Westseite her zugänglich, und man gelangte zu ihr von Westen her nur über eine gewaltig hohe, noch in Trümmern vorhandene Brücke. Die Via Flaminia berührte sie.

Naro, Stadt auf der Insel Sicilien, Bezirk Caltanisetta, am gleichnamigen Fluß, hat ein Königliches Kollegium, Getreidebau und 11,000 Einwohner.

Narowa, Fluß in Rußland, entsteht aus dem Peipussee, fließt unterhalb Narwa in den finnischen Meerbusen (Busen von Narwa) und ist wegen seiner Wasserfälle oberhalb Narwa nicht schiffbar.

Narr, s. Narrheit.

Narraingundge, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft und Provinz Bengalen, mit Musselinweberei, Handel mit Getreide, Tabak, Salz und 15,000 Einw.

Narrenfastnacht, der Dienstag nach dem Sonntag Estomihi, vergl. Karneval.

Narrenfest (lat. festum stultorum s. fatuorum, auch Dreemberfreiheit), der Name eines Festes, welches vom 5. bis ins 16. Jahrhundert hinein in mehren christlichen Ländern Europa's nach dem Weihnachtsfeste von Geistlichen und Laien auf die ausschweifendste Art gefeiert wurde. Die Hauptfeierlichkeiten des N.es, welches im Ganzen von Weihnachten bis zum letzten Sonntag nach Epiphanias dauerte, fielen auf den Tag der unschuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag. Es war das Ganze jedenfalls eine Nachahmung des heidnischen Festes der Saturnalien (Calendae Januarii), welches durch den christlichen Kultus nicht so bald verdrängt werden konnte und dessen Feier in der momentanen Mischung u. Umkehrung aller Stände selbst unsere freiesten Karnevalsscherze übertraf. Vornehmlich ward das N. in Frankreich und namentlich in Paris mit den ausgelassensten Festspielen, Aufzügen und Tänzen begangen. In Kirchen und Klöstern parodirte man dabei die heiligen gottesdienstlichen Handlungen durch die frevelsten Nachäffungen. Man wählte Narrenbischöfe und Narrenpäpste, die man unter den lächerlichsten Ceremonien zur Kirche führte und dort feierlich einkleidete. Der Narrenbischof nahm dann den gewöhnlichen Sitz des Bischofs ein, hielt das Hochamt ab und gab unter allerlei lächerlichen Grimassen dem Volke den Segen. Während des Hochamts sangen vermummte Kirchendiener u. Laien die schmutzigsten Zotenlieder, verübten allerlei Thorheiten und Possenstreiche, führten die üppigsten Tänze auf u. nahmen die unanständigsten Stellungen an; sie spielten Karten und Würfel, aßen vor den Augen des messelesenden Priesters Würste, warfen Stücke von alten Schuhsohlen in das Rauchfaß u. dgl. Man hatte besondere Ceremonienbücher oder Ritualien zu diesen N.en, von denen einzelne noch vorhanden sind. In Deutschland scheinen nur in den Städten am Rhein dergleichen Festlichkeiten begangen worden zu seyn. Wegen der dabei üblichen Extravaganzen wurden sie schon frühzeitig von Päpsten, Bischöfen und Konzilien wiederholt verboten und verdammt, z. B. 1198. Gleichwohl erhielten sie sich noch geraume Zeit, und sogar die theologische Fakultät zu Paris nahm dieselben in Schutz. Erst 1544 erließ auch sie ein Verbot der N.e, worauf ein Parlamentsbeschluß zu Dijon 1552 dem Unfug vollends ein Ende machte. Vgl. M. du Tillot, Mémoires pour servir à l'histoire de la fête de foux, Lausanne 1740 und 1751.

Narrenhaus, s. v. a. Irrenhaus.

Narrenkappe, s. Hofnarren.

Narrenkirchweih, ehemals der Montag nach dem Sonntag Estomihi; auch der Fastnachtsdienstag.

Narrheit (lat. fatuitas), der Geisteszustand eines Menschen, welcher in seinen Reden u. Handlungen von der gewöhnlichen Regel dergestalt abweicht, daß man sich veranlaßt findet, über ihn mit einer Art Verachtung oder Bedauern zu lachen. Die N. kann ebensowohl verstellt oder willkürlich angenommen, als unwillkürlich seyn. Im ersteren Falle kann sie mit scharfem Verstand und Witz gepaart seyn, wie das Beispiel vieler Hofnarren zeigt; im letzteren Falle aber kann sie entweder in einem wirklichen Mangel an gesundem Menschenverstande, oder bloß in einem Mangel an der im Zusammenleben mit Menschen nöthigen Erfahrung und Bekanntschaft mit Dem, was die konventionellen Regeln des geselligen Lebens erheischen, oder auch in einer überspannten Einbildungskraft, der zufolge der Mensch, gleichsam in einer anderen Welt der Phantasie lebend, dieser demnach redet u. handelt und die ihn umgebende Wirklichkeit mit ihren Regeln und Forderungen außer Augen setzt. Uebrigens gehört ein gewisses Maß von Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit dazu, um über Das, was als N. angesehen werden muß, ein gültiges Endurtheil zu fällen. Ist die Geistesschwäche, welche eine verkehrte und auffallende

Handlungsweise zur Folge hat, so vorwiegend, daß es zu einem verständigen und vernünftigen Denken und Handeln gar nicht mehr kommt, so wird die N. zur eigentlichen Geisteskrankheit (Moria), welche sich durch eine Selbstgefälligkeit, übertriebene Lustigkeit und namentlich auch durch die Sucht, durch auffallende Kleidung und seltsames äußeres Benehmen Aufsehen zu erregen, charakterisirt u. sich von dem Blödsinne, den man auch zuweilen als N. bezeichnet, durch extravagante Bethätigung des psychischen Lebens unterscheidet, aber als eine Art von Wahnsinn zuletzt oft in Blödsinn oder auch in Tollheit und vollkommenen Idiotismus übergeht.

Nars, s. v. a. Mauren.

Narsapur, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Madras, nordöstlich von Masulipatam, am Hauptarm des Godavery.

Narses, römischer Feldherr unter Kaiser Justinian I., war ein Verschnittener, dessen Abkunft und Vaterland unbekannt ist, kam als Kriegsgefangener und Sklave in den Palast des Kaisers und wußte sich durch seine Talente von einer Stufe zur andern empor zu schwingen, so daß er nach und nach Aufseher über die Archive, Oberkammerherr, Privatschatzmeister und Liebling des Kaisers ward. Nachdem er sich schon in dem persischen Kriege ausgezeichnet, wurde er 538 mit einem Corps von 5000 Mann nach Italien gesendet, um Belisar (s. d.) gegen die Ostgothen zu unterstützen, trennte sich aber, als Belisar Urbino belagerte, mit seinen Truppen von ihm, nahm Imola durch Ueberfall und eroberte einen Theil der Provinz Aemilia. Als durch diese Zwistigkeiten Mailand an die Burgunder verloren ging, wurde N. 539 vom Kaiser zurückberufen, nach Belisars Abgang 552 aber aufs Neue nach Italien geschickt, um den Fortschritten des Gothenkönigs Totila Einhalt zu thun. N. nahm mit seinem Heere, das zum größten Theile aus Lanobarden, Heruliern, Hunnen, Armeniern und Persern bestand, seinen Weg zu Lande über Istrien und zog, um den Rüstungen der Gothen auszuweichen, längs der Meeresküste hin, erreichte Ravenna und ging über die Marechia. In den Ebenen von Lentagio, bei Tagina, unweit Gubbio, kam es zur Schlacht, in welcher Totila seinen Tod fand. N. setzte hierauf seinen Marsch fort, nahm Spoleto u. Narni, bald darauf Perugia und zog als Sieger in Rom ein. Von hier aus zog er 553 gegen Teja, den die Gothen zu ihrem König gewählt hatten, nach Kampanien u. schlug ihn in einer dreitägigen Schlacht am kaktarischen Berge. Mittlerweile hatte sich in Pavia ein neuer Haufe von 1000 Gothen gesammelt, welche die Allemannen zu Hülfe riefen. Zwei Herzöge dieses Volkes, Leutharis und Buccelinus, kamen mit Franken und Alemannen über die Alpen, überschritten den Po und nahmen Parma. Nachdem sie sich in Unteritalien getrennt, gingen die Franken mit Leutharis auf dem Rückzuge durch Klima und Unmäßigkeit zu Grunde; Buccelinus ward in einer Schlacht bei Casilinum geschlagen und getödtet (554). Noch hatten sich 7000 Gothen unter dem Hunnen Ragnaris in das feste Verofchloß Cumha (Cenja) geworfen. Nach Verlauf einiger Monate verlangte Ragnaris, mit N. persönlich wegen der Uebergabe zu unterhandeln, schoß aber, als N. auf die Forderungen des Hunnen nicht einging, mit einem Pfeile nach N. und wurde hierauf von der römischen Leibwache niedergemacht. Nach dem Tode ihres Anführers ergab sich auch die Besatzung. Ravenna wurde nun zum Sitze des kaiserlichen Exarchen (Statthalters) bestimmt, und N. bekleidete diese Würde mit Einsicht und Strenge bis 567, wo er die Stelle niederlegen mußte und bald darauf in Rom †. Das Jahr darauf fielen die Longobarden unter Alboin in Italien ein, nach einer unverbürgten Sage von N. dazu aufgefordert, der sich für seine Absetzung an Kaiser Justinus II. und dessen Gemahlin Sophie, die ihn höhnisch habe in seine Spinnstube zurückgehen heißen, habe rächen wollen.

Narthecium (Northeca, Narthex, lat.), eine Salben- oder Balsambüchse, Büchse mit wohlriechenden Dingen; dann auch ein bei den Alten oft vorkommender Titel der Schriften über Arzneimittel.

Narthecium (Aehrenlilie, Aehrenrinse), Pflanzengattung aus der Familie der Koronarien, mit der bekanntesten Art: N. ossifragum *Huds.*, Sumpf-Aehrenlilie, Knochenbrecher, Beinbrechgras, ausdauernd in ganz Europa auf Sumpfboden, besonders in den Heiden des nördlichen Deutschlands, südlich auf Gebirgen. Ehemals war das Kraut, Herba Graminis ossifragi, als Wundmittel im Gebrauche.

Narthex (gr.), eine hochwachsende Doldenpflanze (Ferula) mit leichtem, aber knotigem und markigem Stengel, in welchem Prometheus die Feuerfunken vom Himmel zur Erde holte (Hesiod, Theog. 567). Die Stengel wurden auch bei den Bacchusfesten von den Bacchanten getragen, die Schulmeister bedienten sich ihrer zur Züchtigung der Schulknaben; auch schleute man Beinbrüche damit. Im Mark erhielt man, wie im Sunderschwamm, Feuer glimmend. N. hieß auch der äußere Raum vor einer Kirche und der innere Vortempel derselben, wo Katechumenen, Büßende, Ungläubige, Ketzer und alle Diejenigen, welche die Kirche nicht betreten durften, ihren Platz hatten.

Naruszewicz, Adam Stanislaus, bedeutender polnischer Dichter und Historiker, 1733 in Litthauen als Sprößling einer alten Familie geboren, trat nach Beendigung seiner Studien auf der Universität Wilna 1748 in den Jesuitenorden, bereiste dann Deutschland, Frankreich u. Italien und ward nach seiner Rückkehr Vorsteher bei dem Collegium nobilium der Jesuiten in Warschau. Nach Aufhebung seines Ordens vom Könige Stanislaus zum Koadjutor des Bisthums von Smolensk, kurz darauf zum Sekretär des Reichsraths und endlich zum Bischofe von Luck erhoben, entledigte er sich des Auftrags, alles auf die Theilung Polens Bezügliche aufzuzeichnen, so glücklich, daß ihn der König beauftragte, eine vollständige Geschichte seines Vaterlandes zu verabfassen, die vom 2.—7. Bd. zu Warschau 1780 (neue Aufl. 1803—4) erschien und sich durch ein großes Quellenstudium, scharfe Kritik und eine knappe, an den Styl des Tacitus erinnernde

Digitized by Google

Form ausgezeichnet. Zu dem ersten Bande, der am Schlusse des Ganzen nachgeliefert werden sollte, hinterließ er eine Materialiensammlung von 360 Foliohänden. Eine Gesellschaft warschauer Gelehrter unterzog sich der Bearbeitung derselben (Warschau 1824, 2 Bde.), worauf das Ganze in neuer Ausgabe (Leipz. 1836, 10 Bde.), erschien. Nach der Entthronung seines Gönners lebte er zu Janowiec in Galizien, wo er 1796 aus Gram über seines Vaterlandes Untergang †. Man hat noch von ihm eine treffliche polnische Uebersetzung des Tacitus (Warsch. 1775, 4 Bde.), eine Biographie des lithauischen Feldherrn Chodkiewitz (das. 1805, 2 Bde.) und eine Geschichte der Tataren. Seine Dichtungen (neueste Ausg., Leipz. 1835, 3 Bde.) entbehren aller wahren Poesie.

Narvaez, Don Ramon, Herzog von Valencia, spanischer General und Staatsmann, 1795 zu Jaen in Andalusien geboren, nahm an dem Befreiungskriege gegen Napoleon Theil und war 1833 beim Ausbruch des Bürgerkriegs in den baskischen Provinzen Oberst. Mit Auszeichnung gegen die Karlisten fechtend, erwarb er sich den Grad eines Brigadiers und machte sich besonders durch die unermüdliche Verfolgung des karlistischen Generals Gomez auf dessen abenteuerlichem Zuge durch ganz Spanien 1836 einen Namen. Nach Beendigung des Krieg 1840 zerfiel er mit Espartero und gehörte zu Denen, welche durch Aufstände 1841 denselben zu stürzen suchten. In Folge des verunglückten Anschlags, den er im Okt. 1841 von Gibraltar aus zur Wegnahme von Cadix machte, mußte er nach Frankreich flüchten, wo er als eines der Häupter der Moderados zur Camarilla der vertriebenen Königin Christine gehörte. Bei der 1843 unternommenen Insurgirung Spaniens war er es vorzüglich, der die Vertreibung Espartero's herbeiführte, was ihm den Titel eines Herzogs von Valencia und die Grandenwürde erster Klasse verschaffte. Nach der Rückkehr der Königin Christine leitete er mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung, bis sein Ministerium im Februar 1846 gestürzt wurde. N. hielt sich nun zurückgezogen, erschien aber dennoch dem Ministerium Pacheco gefährlich, das ihn als spanischen Botschafter nach Paris schickte. Schon am 4. Okt. 1847 abermals als Minister des Auswärtigen an die Spitze des Kabinets berufen, zerfiel er mit der Königin-Mutter, weil er ihre Kinder zweiter Ehe nicht genugsam bedenken wollte, legte deshalb am 10. Jan. 1851 das Portefeuille nieder, lebte auf seinem Gute Loja in Andalusien und trat an die Spitze der gemäßigten Opposition gegen das neue Ministerium Bravo-Murillo. Anfangs Dec. 1852 nach Madrid gekommen, um an den Cortessitzungen Theil zu nehmen, erhielt er am 9. Dec. den Befehl, sich nach Wien zu begeben, um von dort aus über das österreichische Militärwesen zu berichten. N. ging jedoch nach Bayonne, von wo er erst am 5. Okt. 1856 nach Paris zurückkehrte, um nach der Entlassung des Ministeriums O'Donnel als Präsident an die Spitze des neuen Kabinets, doch ohne Portefeuille, zu treten.

Narwa, Kreishauptstadt und Festung im europäisch-russischen Gouvernement St. Petersburg, am linken Ufer der Narwa oder Narowa, die aus dem Peipussee kommt und hier, 2 Meilen von ihrer Mündung, in den finnischen Meerbusen, bei dem Fabrikorte Jvala, einen 20 Fuß hohen, mehre 100 Fuß breiten, durch eine Insel in zwei Theile getheilten Wasserfall bildet, besteht aus der eigentlichen, meist von Deutschen bewohnten Stadt und der Vorstadt und Festung Jwangorod auf dem rechten Ufer des Flusses, welche nur von Russen bewohnt wird und durch eine steinerne, mit Thürmen versehene Brücke mit der eigentlichen Stadt verbunden ist. Sie hat 5 Kirchen (lutherischer und griechischer Konfession), ein lutherisches Konsistorium, einen Hafen, ein Arsenal, eine Börse, ein altes Schloß mit Zeughaus und über 5000 Einwohner, die lebhaften Handel mit Brettern und Bohlen, Getreide, Flachs und Hanf, sowie mit hier gefangenen Neunaugen, Kylofströmlingen und Lachsen treiben. N. ward um 1213 vom König Waldemar II. von Dänemark gegründet, von dem russischen Großfürsten Iwan Wassiljewitsch 1553 eingenommen, 1579 von den Schweden unter Horn vergebens belagert und erst 1581 von ihnen unter de la Gardie erobert. Seitdem war die Stadt, wie ganz Esthland, unter schwedischer Herrschaft. In den Jahren 1590 und 1658 hielt sie Belagerungen von Seiten der Russen aus. Am 30. November 1700 erfocht hier Karl XII. einen großen Sieg über die Russen unter dem Herzog von Croy und erstürmte deren verschanztes Lager. Im Jahre 1704 aber fühnte der Czar Peter diese Schmach, indem er die Stadt mit Sturm eroberte. Seitdem hat sich Rußland diese Eroberung zu sichern gewußt.

Narwal (Monodon Linn., Einhornfisch), Säugethiergattung aus der Ordnung der Wale, charakterisirt durch zwei vorn in der Kinnlade stehende, gerade, gewundene, aus dem Munde vorragende Zähne, von denen aber der eine oft mangelt, zwei Spritzlöcher, die sich auf dem Hinterhaupt in eines vereinigen, fast spindelförmigen, nackten, in einen Schwanz ausgehenden Körper, mangelnde Rückenflosse u. mangelnde hintere Extremitäten, Bewohner der nördlichen Meere, die sich von Fischen u. Mollusken nähren u. gesellig sind. Die einzige hinlänglich bekannte Art: der gemeine N., Monodon monoceros L., wird kaum 20 Fuß lang. Der Kopf ist stumpf, das Maul klein, der Rücken scharf, aber ohne Finne, die Färbung schwarz, im Alter weiß marmorirt. Seine eigentliche Heimath ist das Eismeer, besonders die Meerenge Davis, von wo er selten südlicher zieht. Seine Hauptnahrung besteht in Schollen und größeren Aktinien. Er wird, jedoch selten (mit Harpunen), gefangen, theils wegen des Specks, theils wegen der Zähne, welche wie Elfenbein, von den Grönländern auch zu Jagdgeräthen verarbeitet und zu Zeltstangen und sonst in den Häusern angewendet werden. Sonst waren die Zähne als wahres Einhorn, Meereinhorn, Unicornu verum, Unicornu marinum, gebräuchlich und wurden sehr theuer bezahlt. Sie sollten ausgezeichnete Heilkräfte gegen viele Krankheiten besitzen, sind aber jetzt wie die Wallroßzähne und das Horn des Nashorns ganz obsolet. Die einzige fossile

Art, M. fossilis, beruht bloß auf einem unsicheren Zahnfragmente aus dem Londonthone.

Narzan, eine der bekanntesten Mineralquellen am Kaukasus, zu der Beschtaugruppe gehörig, entspringt zwischen Georgiewsk und dem Vorbergen des Kaukasus. Da das Wasser derselben hinsichtlich seines Reichthums an kohlensaurer Kalkerde die bekannten Mineralquellen im westlichen Europa übertrifft, veranstaltete Dr. A. Vetter in der Trinkanstalt zu Berlin eine Nachbildung desselben, die er mit sehr günstigem Erfolge bei Harngries und bei überwiegender atonischer Schwäche der Blase u. des uropoëtischen Systems überhaupt anwendete.

Nasal (v. lat. nasalis), was auf die Nase Bezug hat, z. B. Nasallaute, s. Laute.

Nasamones, ein mächtiges, aber rohes Volk im Inneren Afrika's, welches früher an der Südwestseite von Cyrenaica bis in die Mitte der großen Syrte hin wohnte, aber später von den Römern in die inneren Striche Marmarica's zurückgedrängt wurde. Die N. hatten nach Herodot eine Art von Heroenkultus, indem sie bei den Gräbern angesehener Vorfahren beteten und schwuren, bedienten sich bei Weissagungen der Inkubation, lebten in Polygamie, ja selbst in einer Art von Weibergemeinschaft und trieben Viehzucht. In ihrem Lande fand sich ein übrigens unbekannter, blutrother, mit schwarzen Adern durchzogener Edelstein, welchen Plinius bloß Nasamonitis nennt.

Nasaräer, s. v. a. Nasiräer.

Nasat, Orgelstimme, s. Orgel.

Nasciturus pro jam nato habetur (lat.), d. h. der Embryo wird als schon geborner Mensch betrachtet, Rechtsgrundsatz, nach welchem dem Embryo alle seine Rechte so gesichert werden, als ob er zur Zeit, wo sie ihm zufielen, schon geboren wäre; nur muß er, wenn sie ihm nach der Geburt wirklich übertragen werden sollen, als Mensch und als lebendig und lebensfähig geboren werden.

Nase (lat. nasus), theils die äußere N., theils die dahinter liegende Höhle, das Organ des Geruchs, das aber als Luftweg auch den Respirationsorganen angehört. Die äußere N. (nasus externus) hat eine längliche, dreiseitige pyramidalische Gestalt, deren breiterer Theil oder Basis nach unten liegt. Das obere schmalere Ende der N. zwischen den Augenhöhlen ist die Nasenwurzel (radix nasi), der vordere breite abgerundete Rand der Nasenrücken (dorsum nasi), welcher mit der Nasenspitze (apex nasi) endigt. Die Seitenwände der N. sind oberwärts leicht gewölbt, weiter nach unten schwach konkav; an ihrem unteren Ende bilden sie die mehr hervorragenden gewölbten Nasenflügel (alae s. pinnae nasi). Die untere Fläche der N. ist von vorn nach hinten kaum halb so lang, als der Nasenrücken; man findet an ihr die beiden länglichen und von vorn nach hinten und außen gerichteten Nasenlöcher (nares s. nares externae), welche auswärts von den Nasenflügeln begrenzt und durch den untersten Theil der Nasenscheidewand (septum mobile narium) von einander geschieden werden. Die Grundlage der äußeren N. besteht aus den Nasenknochen (ossa nasi) u. den einzelnen Nasenknorpeln (cartilagines narium), welche inwendig von Bein- oder Knorpelhaut und von Schleimhaut bekleidet, auswendig aber von den Nasenmuskeln und der Gesichtshaut überzogen werden. Die Scheidewand besteht hinten aus einem Knochen, dem Pflugscharbein (vomer), nebst daran stoßenden Fortsätzen des Nachbarknochens, und vorn aus einer Knorpelplatte. Die äußere Haut der N. ist durch kurzes, fettarmes oder beinahe fettloses Zellgewebe ziemlich straff an die Knorpel und Muskeln geheftet und mit vielen und ansehnlichen Drüsen versehen, von welchen die größten im Unterhautzellgewebe liegen. Aus der Mündung der Ausführungsgänge ragen sehr kurze weißliche Haare hervor, deren Bälge im Hautgewebe selbst liegen. Die äußere Haut der N. geht innerhalb der Nasenlöcher in die Schleimhaut der Nasenhöhle über, woselbst kurze steife Haare in ihr wurzeln, welche nicht selten aus den Nasenlöchern hervorragen. Die Gestalt der äußern N. ist für den ganzen Gesichtsausdruck sehr charakteristisch und sogar nach den Menschenracen verschieden, so daß die sogenannte Habichts- oder Adlernase der kaukasischen, die Stumpfnase der äthiopischen und mongolischen und die aufgeworfene N. der malayischen Race eigenthümlich ist. Die innere N. oder Nasenhöhle (cavum nasi) wird von nicht weniger als 14 Knochen gebildet und von dem Stirnbeine, Siebbeine, Keilbeine, den Thränenbeinen, Nasenknochen, Oberkieferknochen und Gaumenknochen umschlossen. Durch den Pflugscharknochen wird sie in zwei gleiche Hälften getheilt, u. an jeder derselben befinden sich wieder die drei Nasenmuscheln (conchae narium), von denen die beiden oberen Theile des Siebbeins sind, während die untere einen selbstständigen Knochen darstellt. Die vordere Oeffnung der Nasenhöhle (apertura externa s. pyriformis) hat nach Wegnahme der Weichtheile eine birnförmige Gestalt, die hintere Oeffnung (apertura posterior s. choanae narium) ist viereckig und mündet in den Schlund. Außerdem steht die Nasenhöhle durch die Siebplatte des Siebbeins mit der Schädelhöhle, durch den Thränenkanal mit der Augenhöhle und durch einen ähnlichen knöchernen Kanal mit der Aushöhlung des Oberkieferknochens (der Highmorshöhle) in Verbindung. Die ganze Höhle ist von der Riechhaut oder Nasenschleimhaut (membrana mucosa nasi s. membrana Schneideriana) überzogen, die in den Nasenlöchern mit der Gesichtshaut, an den Choanä mit der Schleimhaut des Gaumens und Schlundkopfes zusammenfließt. In der eigentlichen Nasenhöhle ist sie genau an das Periosteum geheftet, lebhaft rosenroth, sehr gefäßreich, mit rundlichen Wärzchen, spitzigen Flecken und vielen Zellenfalten besetzt, welche letztere ausgedehnte Netze mit vertieften Maschen bilden, überall mit ansehnlichen Glandulae mucosae aggregatae versehen, welche an ihrer inneren, mit der Beinhaut verwachsenen Fläche große zusammenhängende Schichten bilden, von einem weichen Epithelium überzogen und von dem zähen Nasenschleim befeuchtet. In der Schleimhaut der Nasenhöhle verbreiten sich die zahlreichen Geruchsnerven (nervi olfactorii), welche an jeder Seite

Digitized by Google

durch die Siebplatte aus dem Gehirn herabsteigen. Außerdem verbreitet sich in ihr ein Ast des 5., dem Tastsinn dienenden Nerven, welcher der Empfindung mechanischer Reize dient und der Sitz des Nieskitzels ist, durch welchen die Athmungsmuskelnerven zum Niesen (s. d.) angeregt werden. Die Hauptbestimmung der N. ist die, dem Geruchssinne (s. Geruch) zu dienen. Außerdem theilt die Nasenhöhle mit der Mundhöhle die Funktion des Ein- und Ausathmens der für die Lunge bestimmten atmosphärischen Luft. Ferner hat der Bau der N. bedeutenden Einfluß auf die Modulation der Stimme und Sprache, indem die in dem Kehlkopfe gebildeten Schallwellen in derselben wiederhallen und bei verstopfter N. einen eigenthümlichen Ton annehmen. Die Nasenhöhle bildet sich erst spät beim Embryo, der Sinn selbst wird erst bei dem Hervorbrechen der ersten Zähne und der Entwickelung der Sprache ausgebildet und erreicht seine Vollendung erst in den Jahren der Pubertät mit den Respirationsorganen überhaupt. Obgleich es von einigen wirbellosen Thieren nachgewiesen ist, daß sie riechen, so hat sich doch noch bei keinem derselben ein Organ finden lassen, welches als Geruchsorgan bezeichnet werden könnte; dagegen findet sich dasselbe durchgängig bei den Fischen, Reptilien, Vögeln und Säugethieren und ist bei manchen aus den letztern Klassen außerordentlich ausgebildet. Eine besondere Art des Geruchsorgans ist der bei einigen Säugethieren vorkommende Rüssel.

Als Krankheiten, welche die Nasenhöhle befallen können, sind besonders zu erwähnen die Entzündung (s. Schnupfen), Geschwüre verschiedenen Charakters und Wucherungen der Schleimhaut (Polypen). Nasengeschwüre (oft mit üblem Geruch. Stinknase, ozaena) sind in vielen Fällen Folge von Allgemeinleiden, namentlich von Syphilis, und zerstören, wenn sie nicht durch Hebung des Allgemeinleidens beseitigt werden, nicht selten einen großen Theil der innern und selbst der äußeren N., welche letztere wieder zu ersetzen Aufgabe der Rhinoplastik (s. Physioplastik) ist. Eine sehr häufige Erscheinung ist das Nasenbluten (Epistaxis), welches in verschiedenen Graden vorkommt. Bisweilen stellt es sich ohne alle Vorboten ein, öfters aber kündigt es sich durch Erscheinungen an, welche auf eine örtliche Gefäßüberfüllung hindeuten, namentlich durch lebhafte oder dumpfe Kopfschmerzen oder ein Gefühl von Druck im Kopfe, von Spannung in den Schläfen und im Hinterhaupt, von Schwindel, Sausen vor den Ohren, Funkensehen, Klopfen der Karotiden und Schläfenarterien, Röthung des Gesichts, auffallende Injektion der Bindehautgefäße, Gefühl von Vollheit, Hitze oder Jucken in der N., vollen, oft harten Puls und andere Erscheinungen von Kongestionen nach dem Kopfe. Es entsteht entweder in Folge mechanischer Verletzungen, durch geschwürige Zerstörung oder Verwundung der Schleimhautgefäße, oder durch Berstung derselben in Folge eines Kongestivzustands nach dem Kopfe. Eine besondere Disposition zum Nasenbluten wird durch allgemeine Plethora und durch die beiden Entwickelungsperioden des Körpers, die der Dentition und der Pubertät, die während ihres Eintritts und ihrer Dauer einen wenn nicht anhaltenden, doch oft wiederkehrenden Andrang des Blutes zum Kopfe wahrnehmen lassen, gegeben. Bisweilen vertritt ein periodisch wiederkehrendes Nasenbluten die Stelle der Katamenien, so lange diese sich noch nicht vollkommen entwickelt haben; die Blutungen aus der N. wiederholen sich in solchen Fällen täglich mehrmals und halten so mehre Tage an. Erscheint das Nasenbluten in der Akme eines Entzündungsfiebers oder akuten Exanthems, das von einem entzündlichen Fieber begleitet wird, so hat es, wenn dabei die Krankheitserscheinungen nachlassen, eine kritische Bedeutung und läßt eine günstige Entscheidung der Krankheit hoffen. Findet dagegen kein Nachlaß in jenen Erscheinungen Statt, so deutet es auf einen fortdauernden Blutandrang zum Kopfe, und es ist dann eine rein symptomatische Erscheinung, die in Betreff des Ausgangs der Krankheit von übler Bedeutung ist. Ebenso verhält es sich mit dem symptomatischen Nasenbluten, welches bei beträchtlichen Schwächezuständen des Gefäßsystems, wie beim Skorbut, Faulfieber ꝛc., vorkommt. In leichteren Fällen geht die Blutung meist ohne Nachtheil vorüber und bleibt darum sich selbst überlassen, oder wird durch Anwendung des kalten Wassers zum Stehen gebracht. Droht die Reichlichkeit des Blutverlustes Gefahr, so sind Einziehen von kaltem Wasser mit Essig oder einer Alaunauflösung in die N., Einspritzungen von Kreosotwasser in dieselbe, Waschungen des Gesichts, besonders der Stirn, mit einer Mischung von Wasser und Essig, oder Umschläge von Eis, oder von Essig und Wasser auf die Stirn und den oberen Theil der N., zur Ableitung die Applikation trockener Schröpfköpfe in die Nackengegend, reizender Klystiere und reizender Fußbäder und Sinapismen auf die Waden empfohlen. Ein Aderlaß am Fuße ist bei plethorischen, zur Apoplexie geneigten Personen sehr nützlich. In vielen Fällen zeigten sich kalte Umschläge auf die Genitalien sehr wirksam. Zu den wirksamsten Mitteln gehört das Tamponiren (Verstopfung). Zur inneren Kur erheischen aktive Blutungen, wohin namentlich diejenigen zu rechnen sind, welche in allgemeiner Plethora ihren Grund haben oder für andere Blutflüsse vikariiren, den Gebrauch der Tamarinden, des Nitrum, salinischer Abführmittel, vegetabilischer Säuren ꝛc. Passive Blutungen aus der N. indiciren besonders den Gebrauch der Mineralsäuren, namentlich der Schwefelsäure und Phosphorsäure, sowie der adstringirenden Mittel, z. B. des Alauns, schwefelsauren und kohlensauren Eisens, der Zimmttinktur, des Essigäthers, der Ratanhia (mit Opium), des Cortex adstringens brasiliensis ꝛc. In der neueren Zeit hat man das Mutterkorn in Fällen von Nasenbluten, das dem Leben gefährlich zu werden drohte, mit dem besten Erfolge angewendet, nachdem viel andere Mittel fruchtlos gebraucht worden waren. Ein sehr häufiges und zur Gewohnheit werdendes (sogenanntes habituelles) Nasenbluten erfordert stets genaue ärztliche Untersuchung der Nasenhöhle, am besten mittelst der zeiss'schen Nasen-

Google

spiegel, wegen der Möglichkeit vorhandener Nasengeschwüre. Vgl. Deschamps, Ueber die Krankheiten der Nasenhöhle, deutsch, Stuttgart 1805; Cloquet, Osphresiologie, deutsch, Weimar 1824.

Nasenring, starker eiserner Ring, welcher wilden Thieren, namentlich Bären und Büffeln zum Behuf ihrer leichtern Führung und Bändigung in der Nase befestigt wird; schon in den ältesten Zeiten beliebter Schmuck der morgenländischen Frauen, den sie in der am äußersten Knorpel durchbohrten linken oder rechten Nasenwand zu tragen pflegen.

Nasensteine, steinige Verhärtungen in der Nase, enthalten vorwaltend phosphorsauren Kalk, etwas kohlensauren Kalk, thierische Materie und kohlensaure Magnesia.

Nasenthier (Nasua), Säugethier, s. Cuati.

Nash, Frederik, Zeichner und Kupferstecher zu London, führte für die „History of Westminster Abbey and its monuments" u. die „History of the university of Oxford" (Lond. 1814) mit Pugin, Pyne und Mackenzie die Zeichnungen aus. Ein Werk von größerer Bedeutung ist seine Abbildung der Kapelle Heinrichs VIII. mit der Procession bei der Einweihung zum Bathorden (2 kolorirte Blätter). Auch gab er Ansichten von Paris und seiner Umgebung unter dem Titel: „Picturesque views of Paris and its environs etc." (12 Lieferungen mit 60 Kupferstichen, London 1820—1823) heraus.

Nashorn, Dickhäutergatt., s. Rhinoceros.

Nashville, Stadt im nordamerikanischen Staat Tennessee, Hauptort der Grafschaft Davidson, links am schiffbaren Cumberland, auf einem 200 Fuß hohen Felsen, in fruchtbarer Gegend, hat 4 Kirchen, eine Universität (seit 1806), eine Grammatikalschule, 3 Banken, Seilerei, Woll- und Baumwollweberei und 1853 gegen 20,000 Einwohner. Dampfboote unterhalten einen regelmäßigen Verkehr mit Neworleans.

Nasielsk, Dorf im russisch-polnischen Gouvernement Pleck, südwestlich bei Pultusk, mit 3000 Einw. Hier Gefecht zwischen den Russen und Franzosen den 24. Dec. 1806.

Nasik, Ort auf der vorderindischen Halbinsel Dekan, merkwürdig durch die große Menge der daselbst befindlichen Götzenbilder, soll im goldenen Zeitalter Padmanagar (Lotusstadt oder die Stadt des Brama), im silbernen Trikantak (drei Stachel), weil damals drei gräuliche Riesen, Khar (Esel), Duschan (Verbrecher) und Trischira (der Dreiköpfige), nebst ihren Schwestern (Schurpnakha) und 14,000 andere Riesen daselbst hausten und alle Menschen fraßen, geheißen haben. Im dritten Zeitalter heißt der Ort Dschanstan (ein von Menschen bewohnter Ort), und zuletzt behielt er den Namen N., weil hier der Schurpnakha von Lakschman die Nase abgehauen wurde, welche jetzt als ein großer Felsenblock im Godavery liegt. Aurengzeb verwandelte den Namen auf einige Zeit in Gulschanabad (Rosengartenstadt). Der Hauptgötze von N. ist Rama, dessen Tempel über alle andern hervorragt. N. zählt etwa 20,000 Einwohner und hat 150 eigentliche Götzentempel, worunter 30 größere; außerdem etwa 30 Maths, Gebäude, die zu Ehren verstorbener Heiligen errichtet wurden, 15 Dharmaschalas für Reisende und Fakirs und 20 meist schön eingefaßte Badeplätze. Ein einziges Bad reinigt von Millionen Sündenschulden und erlöst 1000 Vorväter aus der Hölle. Die eigentlichen öffentlichen Götzenbilder belaufen sich auf etwa 2000, wovon 350 von Metall, 100 von Marmor, die übrigen von gemeinem Stein sind. Diese 2000 Götzenbilder sind die Repräsentanten von etwa 100 verschiedenen Götzen, von welchen wieder mehre nur verschiedene Namen desselben Götzen sind. Außer diesen Götzenbildern gibt es noch 150 Samadhien, Gräber verstorbener Sarvasis, auf welchen immer ein Linga angebracht ist, und 80 Monumente (Sati) an Stellen, wo Wittwen mit ihren Männern verbrannt wurden. Diesen wird ebenfalls zuweilen göttliche Verehrung erwiesen. Dasselbe ist der Fall mit etwa 160 Pimpel- und 40 Banianbäumen, wozu noch etwa 12 verstorbene mohammedanische Heilige kommen, welche ebenfalls von den Hindus verehrt werden. Noch zahlreicher sind die häuslichen Götzen. In jedem Hause sind wenigstens 3 Götter (Dewi, Khandoba und Bhairoba), oft 6—10, in den Häusern der Brahmanen 20—50. Bringt man dann noch in Anschlag, daß die Küche, sowie die in jedem Hause befindliche Tulaspflanze göttlich verehrt, daß viele Götzen von Zeit zu Zeit von Erde, Teig ꝛc. gemacht, verehrt und dann wieder zerstört werden, so darf man annehmen, daß es in N. selbst nicht weniger als 100,000 Götzen gibt, unter denen noch jene nicht eingeschlossen sind, denen nur einmal des Jahres göttliche Verehrung erwiesen wird, wie die Voräl tern, der Pflug des Ackermanns, das Buch des Kaufmanns, die Feder der Schreiber ꝛc., sowie die zahlreichen Götzen außerhalb der Stadt, aber innerhalb der Markung N.s. Unter allen grünen Bäumen findet man spitzige, mit rothem Blei bedeckte Götzen, viele Bäume selbst sind Götzen, jedes Feld hat seinen besondern Götzen. Auch die weiteren Umgebungen von N. sind zahlreich mit Götzen versehen. Etwa 4 Stunden von N. ist ein Hügel, Ramshaya (Rambett), wo Ram und Sita geschlafen haben sollen; von N. aus soll ein unterirdischer Gang dorthin führen. Der Hügel Audschini bei Trimbak (der dreidurige, nämlich Schiwa), 8 Stunden von N., ist die Mutter des Affengottes. Der Berg Patta ist ein von Rawan getödteter Vogel, Satayu. Nahe bei N. sind die berühmten Felsenhöhlen, welche von den fünf Pandaras in Einer Nacht ausgehauen worden seyn sollen.

Nasiräer (Nasir, Nazaräer), bei den Juden der frühesten Zeit eine Art von Asceten, die sich des Genusses von Wein und sonstigen berauschenden Getränken, sowie der Weintrauben und Rosinen, überhaupt alles Dessen, was vom Weinstock kam oder aus Wein bereitet ward, enthielten, alle Verunreinigung durch Speise, durch Berührung von Leichen ꝛc. vermieden und das Haupthaar nie scheeren ließen. Dieses Gelübde, das Nasiräat, das von Männern wie von Frauen übernommen werden konnte und durch überstandene Krankheiten, glücklich vollendete gefahrvolle Reisen ꝛc. veranlaßt zu werden pflegte, dauerte entweder auf Lebenszeit, wie bei

Simson, Samuel und Johannes dem Täufer, oder nur auf eine gewisse Zeit, die ein Jeder nach Willkür bestimmen konnte. Im letzteren Falle mußte nach Ablauf des Gelübdes ein dreifaches Opfer dargebracht werden: ein Lamm als Brandopfer, ein einjähriges Schaf weiblichen Geschlechts als Sündopfer und ein Widder als Dankopfer nebst einem Korbe voll ungesäuerter Oelkuchen und ungesäuerten, mit Oel bestrichenen Fladen, sowie dem erforderlichen Speise- und Trankopfer. Hatte sich ein N. durch Berührung eines Todten verunreinigt, so ward dadurch das Nasiräat aufgehoben, jedoch nicht aufgelöst. Er mußte sich dann am letzten seiner gesetzlichen Reinigungstage das Haupthaar abscheeren und Tags darauf ein Sünd-, Brand- und Schuldopfer darbringen, worauf das Nasiräat von Neuem begann. Noch zur Zeit Jesu war das auf gewisse Zeit unternommene und meist 30 Tage lang dauernde Nasiräat sehr gebräuchlich, besonders in Drangsalen und Krankheiten. Ueber Ursprung und Bedeutung dieses Gelübdes herrschen verschiedene Meinungen. Auch bei anderen alten Völkern herrschte der Gebrauch, Haupt- und Barthaare einer Gottheit zu weihen und das abgeschorene in deren Tempel niederzulegen; so bei den Aegyptern, Syrern und anderen orientalischen Völkern, auch bei den Griechen und Römern.

Nassium, Stadt der Leuei in Gallia Belgica, an der Straße von Divodurum nach Durocorturum; jetzt Nais am Ornez.

Naskow, Stadt, s. v. a. Nakskow.

Naso, römischer Beiname in den Familien der Antonier, Octavier, Otacilier, Ovidier, Valerier, Vokonier.

Naso, Stadt auf Sicilien, Bezirk Messina, Hauptort eines Kantons am gleichnamigen Flusse, südlich von Kap d'Orlando, mit 4500 Einw. In der Umgegend ist eine eisenhaltige Quelle und ein See, dessen Wasser Alles mit Tuff überzieht.

Nasra, Stadt, s. Nazareth.

Nassaro (Nasaro), Matteo del, ausgezeichneter Edelsteinschneider von Verona, Schüler des N. Avanzi und G. Mondella, ward von Franz I. von Frankreich an seinen Hof berufen und zum Münzmeister ernannt. Das ehemalige königliche Kabinet zu Paris besaß von ihm einen Sardonyx mit der Reiterschlacht des Konstantin und einen meisterhaft geschnittenen Kopf jenes Königs, ersteren in Mariette's „Traité des pierres gravées du cabinet du roi" abgebildet und im „Trésor de Numismatique etc." in Relief wiedergegeben. Fontenai nennt als eine der berühmtesten Arbeiten des Meisters den Kopf der Dejanira in einen Achat geschnitten, welcher so gefärbt war, daß Fleisch, Haare und eine Löwenhaut als Kopfputz in ihrer natürlichen Farbe wiedergegeben werden konnten. Nach der Schlacht bei Pavia ging N. nach Italien, kam aber später nach Paris zurück und † daselbst um 1548.

Nassau, souveränes Herzogthum im westlichen Theile Deutschlands, zwischen 25° 12' und 26° 25' östl. Länge und 49° 56' bis 50° 48' nördl. Br., grenzt gegen Norden an die preußische Rheinprovinz und Westphalen, gegen Osten an das Großherzogthum Hessen, den preußischen Kreis Wetzlar, die Landgrafschaft Hessen-Homburg, an Kurhessen u. das Gebiet der freien Stadt Frankfurt, gegen Süden theils an dieses, theils an das Großherzogthum Hessen, gegen Westen an die preußische Rheinprovinz und besteht theils aus älteren Besitzungen der drei Linien N.-Usingen, N.-Weilburg und N.-Oranien, nämlich den Fürstenthümern Usingen, Weilburg, Diez, Dillenburg, Hadamar und der Grafschaft Beilstein, theils aus den seit 1805 erhaltenen ehemaligen kurmainzischen, trierschen, pfälzischen, hessen-darmstädtischen, kurhessischen und gräflich sayn-hachenburgischen Landestheilen, desgleichen aus der Grafschaft Holzapfel und Herrschaft Schauenburg des Erzherzogs Stephan von Oesterreich, der Grafschaft Westerburg und Herrschaft Schadeck des Grafen von Neu-Leiningen-Westerburg (Leiningen), den zur Grafschaft Neuwied des Fürsten von Wied gehörenden Besitzungen (Runkel, Grenzenhausen ꝛc.), den Herrschaften Reiffenberg und Cransberg des Grafen von Waldbott-Bassenheim und aus anderen ritterschaftlichen Ortschaften, Stiftern, Abteien ꝛc., sämmtlich Theilen des vormaligen oberrheinischen und westphälischen Kreises. Mit Ausnahme eines Amtes (Reichelsheim in der Wetterau) und zweier Gemarkungen (Heddernheim und Harheim), die als Enklaven von hessischem Gebiete umschlossen sind, bildet N. einen wohl arrondirten Staat, der an seiner südlichen und südwestlichen Grenze vom Rhein bespült wird; nur bei Kastel überschreitet Hessen das diesseitige Ufer, und ein einziges nassauisches Dorf (Schwanheim) liegt auf der linken Seite des Mains. Mit Ausschluß der Ströme, Flüsse, Bäche ꝛc. beträgt der Flächengehalt des Herzogthums 82,584 □Meilen, mit den Gewässern dagegen 85,5 □Meilen, wovon 46,792 Morgen auf Gebäude, unfruchtbaren Boden und Wege kommen. Das Herzogthum liegt seiner ganzen Ausdehnung nach, die in der größten Länge 12 und in der größten Breite 8 Meilen beträgt, auf der niederrheinischen Vorterrasse, und zwar auf dem östlichen, oder eisrhenanischen Flügel derselben, der hier zwei durch das Thal der Lahn getrennte Abtheilungen bildet, nämlich den Taunus und den Westerwald. Beide Abtheilungen sind Plateaulandschaften, deren Oberfläche größtentheils als ein Wechsel von hügeligen Ebenen und tiefen Thälern erscheint und, einzelne Bergzüge abgerechnet, nicht in seiner Form, sondern nur in seiner hohen Lage den Charakter einer Gebirgsgegend trägt. Der Taunus, welcher die südliche Hälfte des Herzogthums erfüllt, erhebt sich an seiner gegen den Main gerichteten Seite zu einem Bergzuge und bildet hier den Rand des Plateaus. Nach Norden und Westen dacht er sich sehr allmählig gegen die Lahn und den Rhein ab, hat aber an diesen Flüssen selbst steile Thalränder. Der höchste Gipfel des Taunus ist der große Feldberg, 2685 Fuß hoch; andere hohe Punkte sind der kleine Feldberg, Altkönig, Rossert, Trompeter, hohe Wurzel, die Rabenköpfe, welche zum Theil gut bewaldet sind. Auf der Nordseite begrenzt der Taunus mit seinen südlichen Abfällen das breite schöne Mainthal und nach der Vereinigung des Mains mit dem Rheine das milde Rheingau, eine des

lieblichsten Landschaften in den deutschen Landen. Vom Lahnthale, das in dem Gebirgssysteme der niederrheinischen Vorterrasse eine tiefe Einsenkung bildet, steigt in nördlicher Richtung das Plateau des Westerwaldes sehr allmählig hinauf, um mit allen seinen Nebenzweigen die nördliche Hälfte des Herzogthums zu erfüllen. Der sogenannte hohe Westerwald erstreckt sich gegen die preußische Grenze hin und bildet dort eine ausgedehnte Bergfläche, mit einzelnen Berggipfeln, unter denen der salburger Kopf, 1960 Fuß über dem Meere, der höchste Punkt ist. Der südöstliche und westliche Abhang des Taunus besteht aus Schiefergebilden; der hohe Westerwald dagegen bildet die Flugtrappformation und fortwährend Basalt. Der Thonschiefer, wo er vermischt ist mit vegetabilischen und animalischen Theilen, bildet einen sehr kulturfähigen Boden. Auf dem Westerwald herrscht Sumpf- u. Brockerde vor, im Mainthal Dammerde mit Thon vermischt. Von den zahlreichen Flüssen, die das Land bewässern, sind der Rhein und der Main zwar die Haupt-, aber doch nur Grenzflüsse; dagegen durchströmt die Lahn, welche bei Weilburg schiffbar wird, in einem reizenden Thale das Land von Osten nach Westen und ergießt sich oberhalb Niederlahnstein in den Rhein. Außerdem wird N. von vielen kleinen Flüssen und Bächen, die größtentheils den heimischen Gebirgen entspringen und deren Lauf sich nach der Abdachung der Gebirge richtet, bewässert. Die bedeutenderen darunter sind, außer der Nidda oder Nied, welche vom Vogelsberg kommt, unter den Gewässern des Taunus: die Eröftel, die Weil, Ems und Aar, wovon erstere in den Main, die übrigen in die Lahn sich ergießen. Vom Westerwald kommt die Dill, die Elbe, die Nister ꝛc. Stehende Wasser sind nur wenige vorhanden. Erdfälle findet man bei Breitscheid im Amte Herborn, Felsenhöhlen bei Erbbach. Während die Plateaulandschaften, also der größere Theil des Herzogthums, ein mehr oder weniger rauhes Klima haben, das sich hinsichtlich der mittleren Temperatur vielleicht mit dem von Bayern vergleichen läßt, gehört das Rheingau zu den mildesten Gegenden von Deutschland, wo die mittlere Jahrestemperatur nicht tief unter 10° Cent. stehen kann. Die physische Kultur erstreckt sich vorzüglich auf den Betrieb der Landwirthschaft, der Viehzucht, der Forstzucht und des Bergbaues. In den Ebenen werden alle Arten von Getreide in Ueberfluß gezogen, in den höheren Gegenden meist Roggen, aber nur so viel der eigene Bedarf erfordert, Gerste und hauptsächlich Hafer und Kartoffeln nebst Buchweizen auf dem Westerwald. Flachs und Rübsamen geben reichlichen Ertrag. Futterkräuter werden allenthalben gebaut, da die Nutzung des auf die engen Gebirgsthäler beschränkten Wiesenbaues zur Unterhaltung des erforderlichen Viehstandes unzureichend ist. Der südliche Abhang des Taunus ist mit Kastanien und Obstbäumen geschmückt, fast alle Wege sind mit Obstbaumalleen bepflanzt, und die Reben auf den Bergen und Hügeln am Rhein liefern das köstlichste Gewächs, welches Deutschland aufzuweisen hat. Die vorzüglichsten hier wachsenden Weine sind: der Johannisberger, Rüdesheimer, Aßmannshäuser, Geisenheimer, Hochheimer, Markobrunner, Steinberger, Rauenthaler ꝛc. Auch die Lahnberge tragen außer Obsthainen Weingärten. Ueberhaupt ist N. das gesegnetste Weinland am Rhein. Der Rücken und die Höhen der Gebirge sind mit den schönsten Waldungen bedeckt, welche die Gewinnung von Theer und Potasche begünstigen; ganz besonders aber ist es das Laubholz, welches die Bestände der nassauischen Forste bildet. In den Waldungen finden sich allerlei Arten von Wild. Die Flüsse und Bäche sind reich an Fischen; besonders schmackhafte Forellen und Krebse liefern die kleineren Waldbäche, der Rhein vorzüglich Lachse. Der Ertrag des Mineralreichs ist ebenfalls nicht unbedeutend. Man baut auf Eisen, Blei, Kupfer und etwas Silber. Der Westerwald enthält mächtige Stein- und Braunkohlenlager, Kalk und Dachschiefer; an der Lahn findet sich Marmor, nützliche Thonarten (auch Walkererde) sind beinahe allenthalben verbreitet. Von besonderer Wichtigkeit für den Wohlstand des Landes ist die große Zahl (im Ganzen 135) der weit und breit berühmten Mineralquellen, wie die zu Braubach, Burgschwalbach, Ems, Fachingen, Geilnau, Langenschwalbach, Niederselters, Obershausen, Oberselters, Schlangenbad, Soden, Wellbach, Wiesbaden ꝛc., die dem Lande jährlich einen reinen Gewinn von 100,000 Gulden bringen.

Die Zahl der Bewohner belief sich Ende 1857 auf 434,064 Seelen. Sie sind Deutsche, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Nachkommen von französischen Hugenotten. Von ihnen bekennen sich 226,251 zur evangelischen und 200,416 zur katholischen Kirche; Juden zählte man 6907, Mennoniten 190. Fabriken u. Manufakturen von Bedeutung gibt es außer den Hammer- und Hüttenwerken nur wenige. Ein Industriezweig, der für die Zukunft von Wichtigkeit zu werden verspricht, ist aber die mit schnellen Schritten sich verbreitende Seidenkultur. Der übrige Gewerbsfleiß beschränkt sich größtentheils auf die Produktion der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse. Zu erwähnen sind mehre Wollenspinnereien, Leinen- und Wollenstrumpfwebereien, Gerbereien, einige Wollenzeuchmanufakturen, Tuch- und Tabaksfabriken, die Fabrikation von steinernem Geschirr (Krügen ꝛc.) und thönernen Pfeifen. Als Fabrikort kann allein das sehr thätige und industrielle Städtchen Höchst am Main betrachtet werden. In den sogenannten Kannenbäckerland, am westlichen Abhange des Westerwaldes, wo sich mächtige Thonlager finden, werden Millionen von Mineralwasserkrügen, Kannen und Töpfen („steinernes Gut oder Geschirr") und irdenen Pfeifen gebacken und in alle Welt versendet, wozu noch eine bedeutende Ausfuhr des Rohstoffs kommt, indem Millionen von Thonschollen in die Steingut- und Porzellanfabriken Frankreichs, Englands, Skandinaviens, Rußlands ꝛc. verfahren werden. Die Zunftverfassung ist seit dem 1. Juli 1819 aufgehoben und an deren Stelle Gewerbefreiheit getreten. Sehr lebhaft ist der Handel mit Mineralwasser, Weinen, den Erzeugnissen des Bergbaues und Hüttenbetriebs, mit Schlacht- und Zugvieh ins

Digitized by Google

ullen
lische
Die
seit
nigt.
Lan=
kane
schof
ane;
nden
Das
chen
und

nsti=
814.
chen
und,
Tur=
erä=
inie
Li=
nien
zog,
817,
alt=
elm
ent=
nen.
dem
aus
als
den
Lei=
Bal=
ßer
om
ete,
und
ner
em
len
er=
hen
lli=
ind
ellt
eht
ts=
u.
de
en,
nz
zu
en
che
n=
rt,
die
rr=
16
en
6,
r=
en
a=
h=

Digitized by Google

liebli
Vom
niede
kung
Plat
auf,
liche
soge
die
ausg
pfeli
über
östli
aus
gege
wäh
mise
The
Auf
erde
mise
Lan
zwa
geg
schi
von
Nie
N.
grö
gen
Ge
dar
vor
Ta
wo
Lal
Di
sin
bei
bei
als
od
sid
de
Ri
lai
un
K
de
ur
al
de
vi
he
w
R
kr
N
se
fe
si
u
n
d
k
n
2

Digitized by Google

Ausland, den zahlreiche Kunststraßen nach allen Seiten hin, die Taunuseisenbahn und die Schifffahrt auf den verschiedenen Flüssen außerordentlich unterstützen. Man rechnet nach Gulden zu 60 Kreuzer. Der Fuß zu 10 Zoll ist gleich $^{1}/_{3}$ Meter, 10 □Fuß = 1 Ruthe, 100 Ruthen = 1 Morgen = 25 Aren. Das Malter hält 109,6 Liter oder 1,98 preußische Scheffel, die größere Ohm 140,86 Maß, die kleinere 135,37 Liter. Das Herzogthum gehört zum deutsch-österreichischen Postverein und zum Paßkartenverein. Für die wissenschaftliche und Volksbildung ist durch höhere u. niedere Lehr- u. Erziehungsanstalten hinlänglich gesorgt. Die Elementarschulen bilden 558 Schulbezirke mit mehr als 850 Lehrern. Zur weiteren Ausbildung der männlichen Jugend, welche für Handel, Gewerbe und für die Kunst bestimmt ist, wirken die Realschulen zu Diez und Usingen und die 1852 eröffnete Handels- und Gewerbeschule zu Wiesbaden. Das zur Bildung der Volksschullehrer seit längerer Zeit bestandene Seminar zu Idstein ist jetzt in 2 derartige Anstalten getrennt, welche nach Usingen und Montabaur verlegt sind. Ein Taubstummeninstitut besteht zu Kamberg. An Gelehrtenschulen besitzt N. die Pädagogien zu Dillenburg, Hadamar und Wiesbaden und das Gymnasium zu Weilburg, die eigentliche Vorbereitungsanstalt für die Universität. Als Landesuniversität gilt zufolge Vertrags mit Hannover die Hochschule zu Göttingen, und für die wissenschaftliche Ausbildung der katholischen Geistlichen ist an der Universität zu Marburg gemeinschaftlich mit Kurhessen eine „kurfürstlich hessische und herzoglich nassauische katholisch-theologische Fakultät" errichtet, welche aus vier ordentlichen Professoren besteht, von denen N. zwei ernennt. Außerdem hat N. ein evangelisch-theologisches Seminar zu Herborn und ein katholisches bei dem Bischofssitze zu Limburg. Besondere Lehranstalten sind die landwirthschaftlichen Institute zu Usingen (früher mit dem Seminar verbunden) und auf dem Sleisberge bei Wiesbaden, sowie die Militärbildungsanstalt mit Lehrkompagnie zu Wiesbaden, welche aus 3 Klassen besteht (die 3. für die Artillerie) und nur Zöglinge von 15—22 Jahren aufnimmt. In Hadamar besteht eine Hebammenlehr- und Entbindungsanstalt. Eine öffentliche Bibliothek von 40,000 Bänden und ein Museum rheinischer Alterthümer besteht zu Wiesbaden. Von gelehrten Gesellschaften und Vereinen bestehen: die Gesellschaft für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung (1821 gegründet), der Verein für Naturkunde in N. (seit 1829), der Landesverein für Land- und Forstwirthschaft, der Gewerbeverein. Andere öffentliche Anstalten sind das Zuchthaus zu Diez, das Korrektionshaus zu Eberbach und das Irrenhaus daselbst. Was die kirchlichen Verhältnisse anlangt, so bildet das Herzogthum mit dem Gebiet der freien Stadt Frankfurt die Diöcese des katholischen Bischofs zu Limburg; er hat ein bischöfliches Kommissariat zu Eltville im Rheingau, steht aber selbst unter dem Erzbischof zu Freiburg. Die Diöcese zerfällt in 15 Dekanate, unter welchen 139 Kirchspiele und Filialgemeinden mit 139 Pfarreien und 63 Kaplaneien stehen. Geregelt ist die Verwaltung durch die Bullen von 1821 und 1827. Aehnlich ist die evangelische Kirche nach dem Edikt von 1818 organisirt. Die reformirte und die lutherische Kirche sind seit 1817 zur evangelisch-christlichen Kirche vereinigt. Die Funktionen der Konsistorien sind der Landesregierung übertragen, unter der die Dekane stehen. An ihrer Spitze steht der Landesbischof zu Wiesbaden, zunächst unter ihm 20 Dekane; 183 Kirchspiele und 57 Filialkirchengemeinden bilden 188 Pfarreien und 13 Kaplaneien. Das regierende Haus bekennt sich zur evangelischen Kirche. Für die Juden sind 4 Inspektions- und 77 Synagogengebezirke gebildet.

Die Staatsform ist monarchisch-konstitutionell nach der Verfassung vom 1. Sept. 1814. Das Herzogthum hat als Mitglied des deutschen Bundes im Bundestage 2 Plenarstimmen und, mit Braunschweig in einem vierteljährigen Turnus wechselnd, die 13. Kuriatstimme. Souverän-Herzog ist, seit Aussterben der herzogl. Linie Usingen 1816, der Chef der früher fürstlichen Linie Weilburg, während die Häupter beider Linien früher gemeinschaftlich regierten. Der Herzog, gegenwärtig Adolf, geboren den 24. Juli 1817, vermählt mit der Prinzessin Adelheid von Anhalt-Dessau, aus welcher Ehe der Erbprinz, Wilhelm Alexander, geboren den 22. April 1852, entsproß, hat das Prädikat Hoheit angenommen. Die Ständeversammlung besteht nach dem oktroyirten Wahlgesetz vom 28. Nov. 1851 aus zwei Kammern. Die erste Kammer enthält als erbliche Mitglieder die Prinzen des Hauses, den Erzherzog Stephan, die Familien von Wied, Leiningen-Westerburg, Waldbott-Bassenheim, Walderdorff und Schönborn. Dazu kommen, außer den Vertretern der beiden Landeskirchen, vom Herzog ernannte Mitglieder und 9 Abgeordnete, welche die höchstbesteuerten Grundbesitzer und Gewerbtreibenden wählen. Die zweite Kammer besteht aus 24 Abgeordneten, welche nach dem Dreiklassenwahlgesetz und durch indirekte Wahlen auf 6 Jahre gewählt werden. Die Stände versammeln sich jährlich. Sie haben wesentlichen Antheil an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung; ihre früher sehr beengten Befugnisse sind seit 1848 ausgedehnt und genauer festgestellt worden. An der Spitze der Verwaltung steht nach dem Edikt vom 14. Juli 1854 das Staatsministerium mit einem Minister, einem Direktor u. drei Ministerialräthen. Höchste Justizbehörde ist das Oberappellationsgericht zu Wiesbaden, das in letzter Instanz erkennt. In zweiter Instanz entscheiden die Hof- und Appellationsgerichte zu Usingen u. Dillenburg. Die unterſten Justizstellen sind die 28 Aemter. Das gemeine römische Recht ist nur theilweise durch frühere Verordnungen und die neuern Gesetze seit 1816 abgeändert, welche im Verordnungsblatt gesammelt sind; die früheren enthält die Sammlung der landesherrlichen Edikte und Verordnungen (Wiesb. 1816 bis 18, 2 Bde.). In den betreffenden Landestheilen gelten die Landrechte von Kazenelnbogen von 1616, Trier, Mainz, Eppstein und die früheren trierschen, mainzschen, nassau-oranischen, usingschen und weilburgschen Edikte. Vgl. Böttger, Analekten aus den nassauischen und solmsschen Rech-

Google

ten, Herb. 1805; Rühle von Lilienstern, Corpus const. Nassov., Dillenb. 1773—96, 4 Bde.; Weisthum der Gesetze in N., Hadam. 1802, 3 Bde. Die Finanzen sind im Ganzen in guter Ordnung. Die Einkünfte betragen (ohne den Centralstudien- und Stiftungsfonds) jährlich über 4,000,000 Gulden; die Ausgaben waren für 1858 auf 3,262,401 Gulden veranschlagt. Der Kapitalbetrag der Landessteuer- und Domänenkasse-Schulden war Ende 1857 7,580,000 Gulden. Was das zum 9. Armeecorps gehörige Bundeskontingent betrifft, so hat nach einem Vertrag mit Holland Limburg die gesammte Reiterei, 870 Pferde, N. dagegen 4941 M. Infanterie u. Jäger, eine Batterie von 8 leichten Zwölfpfündern mit 480 Artilleristen, 64 Pionnieren u. 13 Feldgensdarmen zu stellen. Das Kommando soll bei jedem Bundeskriege wechseln zuerst aber von N. besetzt werden. Die Infanterie trägt einen grünen Waffenrock mit schwarzen Aufschlägen, Epakos mit rothen Fangschnüren u. gelbes Lederzeug. Die Dienstzeit dauert 6 Jahre, die Infanterie wird aber nur 2 Jahre, die Artillerie 4 Jahre eingestellt; jeder Nassauer ist vom 19.—24. Jahre militärpflichtig. Seit 1835 ist das preußische Exercierreglement eingeführt. Das Feldzeichen ist schwarz. Ehrenzeichen sind: die Medaille für Militärverdienst in Gold und Silber, die Waterloomedaille in Silber und Dienstehrenzeichen. Die oberste Militärbehörde ist seit dem 26. Juli 1854 das Oberkommando der Truppen unter dem Befehle des Herzogs; demselben sind untergeordnet das Brigadekommando, das Kriegsdepartement, die Militärschule und die ständige Prüfungskommission. Ein Zeughaus besteht zu Wiesbaden und wird von einem Oberzeugwart, einem Zeugwart und 6 Ouvriers verwaltet. Die kleine Festung Marxburg liegt unweit der Lahnmündung und dem Rhein. Die Landesfarbe ist dunkelblau und orangegelb. Das Wappen hat 17 Felder: das Herzschild ist der nassauische Löwe in blau mit schräg links liegenden Schindeln; in der obern Reihe hat das eine äußere Schild den schwarzen Löwen in Gold (wegen Mahlberg), das 2. 2 über einander gehende Leoparden in Roth (wegen Diez), das 3. 2 dergl. roth in Gold (wegen Wallen), das 4. einen rothen aufgerichteten, blaugekrönten Leoparden in Gold (Katzenelnbogen); in der 2. Reihe das eine 3 silberne Hämmer in Blau, das 2. ein rothes Kreuz in Silber (Trier), das 3. einen goldenen Löwen mit rother Krone in Schwarz (Pfalzgraf am Rhein), das 4. einen schwarzen Löwen in Gold (Königstein); in der 3. Reihe das eine ein goldenes Andreaskreuz in Grün (Mehrenberg), das 2. einen aufgerichteten goldenen Löwen mit Doppelschweif in Roth (Sayn), im 3. ein schwarzes Kreuz in Silber (Köln), im 4. eine weiß und roth geschachte Querbinde und goldene Schindeln in Blau (Limburg); in der 4. Reihe zuerst 3 rothe Sparen in Gold (Isenstein), dann 2 schwarze Pfähle in Silber, dann eine silberne Burg in Roth, endlich einen silbernen Gürtel mit 3 schwarzen Eberköpfen in Schwarz (sämmtlich wegen Sayn). Orte gibt es 2076, nämlich 31 Städte, 36 Flecken, 816 Dörfer, 249 Höfe u. einzelne Wohnungen, 892 Mühlen, 52 Hütten- u. Hammerwerke ꝛc., 22 Zechenhäuser, 41 Ziegelhütten, 53 Kalköfen, 3 Potaschesiedereien, 4 Häfnerwerkstätten, wozu noch 7 landesherrliche und 5 standesherrliche Schlösser kommen. Orte mit mehr als 2000 Einwohnern sind 20 vorhanden, darunter Wiesbaden (s. d.) der größte, Hochheim (s. d.) der kleinste. Eingetheilt wird N. gegenwärtig in 11 Kreisämter (Hachenburg, Hadamar, Herborn, Höchst, Idstein, Langenschwalbach, Limburg, Nassau, Reichelsheim, Wiesbaden) u. 28 Justizämter. Haupt- und seit 1840 Residenzstadt ist Wiesbaden. Vgl. Heunisch, Das Herzogthum N., Karlsruhe 1823; Demian, Handbuch der Geographie und Statistik des Herzogthums N., Wiesbaden 1823; Vogel, Historische Topographie des Herzogthums N., Herb. 1836; Derselbe, Beschreibung des Herzogthums N., 7 Hefte, Wiesb. 1843—44; Das Herzogthum N. in malerischen Originalansichten, Darmstadt 1842—45.

Geschichte. In den Gegenden zwischen dem Rhein, dem Main und der Lahn, also im heutigen Nassauischen, wohnten zur Zeit der Römer erst die Mattiaken, später die Alemannen, nach deren Bezwingung durch Chlodwig 496 bei Zülpich diese Gebiete zum fränkischen Reiche geschlagen wurden, worauf sie durch den Vertrag von Verdun 843 zum deutschen Reiche kamen. Unter die großen freien Grundbesitzer dieser Gegend, die sich allmählig zu Dynasten aufschwangen, gehörten auch die Grafen von Laurenburg, benannt nach dem Schlosse Laurenburg an der Lahn in der nachmaligen Grafschaft Holzappel. Stammvater derselben war wahrscheinlich Otto von Laurenburg, der Bruder König Konrads I., im 10. Jahrhundert. Eine beglaubigte Geschichte des Geschlechts beginnt erst 1124 mit den Brüdern Ruprecht und Arnold von Laurenburg, die mit dem Hochstifte Worms um das Schloß Nassau Streit führten. Von letzterem nannte sich Arnolds Sohn, Ruprecht II., der Streitbare, Graf von N. Letzterer, einer der tapfersten Kämpfer gegen die Saracenen, fand in Palästina um 1194 den Tod. Da sein jüngerer Bruder, Heinrich I., schon 1167 als ein Opfer der Pest in Italien gefallen war, kamen die nassauischen Lande nach dem Tode Ruprechts II. 1195 an seinen Vetter Walram I., Sohn Ruprechts I. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich II., genannt der Reiche, schenkte die Hälfte der Stadt Siegen (1224) dem Erzstifte zu Köln und der dortigen Peterskirche, was für seine Nachkommen eine Quelle der Unruhe ward, da es diesen erst nach zweihundertjährigem Streite gelang, die Ansprüche des Erzstifts an Siegen aufzuheben. Auch der deutsche Orden, dessen Mitglied sein Sohn Ruprecht war, hatte sich der Freigebigkeit Heinrichs zu erfreuen, und, ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, begleitete er den Kaiser nach Italien und nach Palästina und kehrte erst 1234 in seine Staaten zurück, die inzwischen durch die von Konrad von Marburg und dem Erzbischof Dietrich von Trier angeregten Ketzerverfolgungen vielfach beunruhigt worden waren. Sein Tod fällt zwischen 1247 und 1250. Von seinen Söhnen sind für die Geschichte besonders Walram II. und Otto wichtig, der erste als Stifter des jetzt noch blühenden nassau-weilburg-

Digitized by Google

schen, der zweite als Stammvater des nassau-oranischen Hauses, welches letztere den Thron der Niederlande einnimmt. Beide Brüder führten bis 1255 die Regierung ihrer Lande gemeinschaftlich; bei der darauf erfolgenden Theilung wurde die Lahn als gemeinschaftliche Grenze beider Theile angenommen. Graf Otto, welchem das Recht der Wahl zustand, nahm den auf dem rechten Lahnufer belegenen Theil, welcher die Städte Siegen, Dillenburg, Herborn und das Schloß Ginsberg enthielt; Walram fielen die Besitzungen auf dem linken Ufer der Lahn, mit den Grafen Ysstein, Weilburg und dem Forste Werbholz auf dem rechten Ufer der Lahn zu. Gemeinschaftlich blieben das Schloß Nassau mit den dazu gehörigen Orten, die Grafschaft auf dem Einrich, das Schloß Laurenburg mit der Esteran, das Einlösungsrecht der Pfandschaften u. sämmtliche Lehen. Von Walrams Kindern überlebten ihn nur zwei Söhne, Diether und Adolf, und eine Tochter Richarda. Der erstere trat in den Dominikanerorden und ward um 1300 Erzbischof von Trier; Richarda beschloß als Nonne im Kloster zur heiligen Klara zu Mainz ihr Leben. Sogingen die väterlichen Besitzungen auf den jüngeren Grafen Adolf über, der die Verwaltung derselben 1280 antrat, sich mit der Gräfin Imagina von Limburg vermählte, nach dem Tode Kaiser Rudolfs von Habsburg 1292 zum deutschen Kaiser erwählt wurde, in der Schlacht bei Gellheim (2. Juli 1298) aber mit dem Throne das Leben verlor. Seine Söhne, Ruprecht und Gerlach, regierten gemeinschaftlich, bis nach Ruprechts Tode (1305) Gerlach alleiniger Besitzer der nassauischen Lande wurde. Er vermehrte die Besitzungen seines Hauses durch Erwerbung der halben Grafschaft Weilnau und theilte vor seinem Tode (1361) seine Lande unter seine Söhne Adolf und Johann, von denen ersterer die Herrschaften Wiesbaden und Idstein, sowie den nassauischen Antheil an Katzenelnbogen, der zweite Weilburg und Weilnau erhielt, während beide Brüder gemeinschaftlich mit dem nassau-oranischen Hause die Burgen Nassau u. Laurenburg besaßen. Durch diese Theilung bildeten sich wieder zwei Linien, die wiesbadener und die weilburger. Dem Stifter der wiesbadener Linie, Adolf I., folgte 1370 sein zweiter Sohn Walram, der die berühmte Löwengesellschaft zu Wiesbaden stiftete, das Schloß Walrabenstein erbauen ließ u. 1393 starb. Sein Sohn Adolf II. († 1426) wurde Statthalter der mainzischen Orte im Hessischen. Ihm folgte sein einziger Sohn Johann († 1480) und diesem sein zweiter Sohn Adolf III. († 1511), der bei dem Kaiser Maximilian I. in großem Ansehen stand. Sein Sohn Philipp, genannt der Aeltherr, war ein eifriger Anhänger der Reformation, führte Luthers Lehre in seinem Lande ein u. † 1558. Sein Sohn, Philipp, der Jüngherr, folgte ihm 1565 im Tode nach, worauf das Regiment an seinen jüngsten Bruder, Balthasar, kam, der vorher Mitglied des deutschen Ordens gewesen war. Derselbe hinterließ 1568 einen unmündigen Sohn, Johann Ludwig I., der 1596 zwei unmündige Söhne, Johann Philipp und Johann Ludwig II., hinterließ, die beide im zarten Alter, 1599 und 1605, starben. Mit ihnen erlosch die wiesbadener Linie, deren Besitzungen an die Linie N.-Weilburg fielen.

Der Stifter der weilburger Linie, Graf Johann, wurde 1366 in den Reichsfürstenstand erhoben u. † 1371 mit dem Ruhme eines tüchtigen Staatsmannes u. Kriegers. Ihm folgte sein Sohn Philipp I., ebenfalls ein trefflicher Staatsmann u. Feldherr, der 1429 †. Im J. 1442 theilten seine beiden Söhne 2. Ehe, Philipp II. u. Johann II., indem der erstere den weilburger Namen fortsetzte, Johann II. aber die alte saarbrückische Linie stiftete, welche mit seinem Enkel, Johann IV., 1574 erlosch. Philipp II. von Weilburg nahm bereits 1472 seinen Sohn, Johann III., zum Mitregenten an und führte nach dessen Tode (1480) die Vormundschaft über seinen Enkel Ludwig, der 1525 einen Sohn, Philipp III., hinterließ, welcher sich zur protestantischen Kirche bekannte u. 1559 †. Sein Sohn und Nachfolger, Albrecht, war ebenfalls eifrig bemüht, die Reformation in seinem Lande zu verbreiten und zu befestigen, und † 1593. Obgleich seine drei Söhne, Ludwig, Wilhelm und Johann Kasimir, eine Theilung vornahmen, so fielen doch bis 1602 alle Besitzungen an Ludwig II. zurück, der dann auch nach dem Erlöschen der wiesbadener Linie (1605) die Lande derselben mit den seinigen vereinigte. Er hinterließ 1628 drei Söhne, Wilhelm Ludwig, Johann und Ernst Kasimir, die bis 16.9 die väterlichen Besitzungen so theilten, daß Wilhelm Ludwig die saarbrückischen Lande (Ottweiler, Saarbrücken und Usingen), Johann Idstein, Wiesbaden und Lahr, Ernst Kasimir Weilburg, Kirchheim, Mehrenberg und den dritten Theil von Saarwerden erhielt. So bildeten sich wieder drei Linien, die neue saarbrückische, die idsteinische und die neue weilburgische, von denen die idsteinische zuerst schon 1721 mit Georg August Samuel, dem von dem Kaiser Leopold I. die Erneuerung der alten Fürstenwürde im Hause N.-Saarbrücken bewilligt ward, erlosch, worauf ihre Besitzungen an die alte Linie N.-Saarbrücken fielen. Der Stifter der neuen saarbrückischen Linie, Wilhelm Ludwig, hinterließ 1640 drei Söhne, die 1659 eine Theilung vornahmen, wodurch die Besitzungen der neuen Dynastie Saarbrücken noch mehr zersplittert wurden. Johann Ludwig nämlich erhielt Ottweiler, Gustav Adolf nahm sich Saarbrücken, und Walrad wurde Usingen zu Theil. Die Linie N.-Ottweiler starb 1728 aus, und eben so erlosch die besondere saarbrückische Linie bereits 1677. Länger bestand die usingensche Linie, deren Stifter Walrad sich als Feldherr in den Diensten der Generalstaaten der vereinigten Niederlande hohen Ruhm erwarb. Ihm folgte 1702 sein Sohn Wilhelm Heinrich, der ebenfalls in den Diensten der Generalstaaten stand, aber schon 1718 mit Tode abging. Sein Sohn, Karl, nach dem Erlöschen der saarbrückischen und ottweilerschen Linie Herr aller neusaarbrückischen Besitzungen, theilte mit seinem Bruder, Wilhelm Heinrich II., und nahm für sich die Länder diesseits des Rheins. Ihm folgte 1775 sein Sohn, Karl Wilhelm, der bereits 1786 mit dem Hause Weilburg einen Erbvertrag schloß.

Durch den Frieden von Luneville verlor er die Erbschaft Wilhelm Heinrichs II., der die saarbrückschen Lande jenseits des Rheins besessen, ward aber mit den mainzischen Aemtern Königstein, Höchst, Kronenburg, Sindesheim, Oberlahnstein, Eltvill, Haarheim und Kassel, mit den Besitzungen des mainzer Domkapitels auf der rechten Mainseite, mit dem pfälzischen Amte Kaub, einem kleinen Theile des Kurfürstenthums Köln, den hessischen Aemtern Katzenelnbogen, Braubach, Ems, Eppstein, Kleberg, mit dem trierschen Kapitel und Abteien, ferner mit Limburg, Romersdorf, Bleidenstadt, Sayn, der Grafschaft Sayn-Altenkirchen und mehren Dörfern, im Ganzen 36 □Meilen mit 92,000 Einwohnern, entschädigt. Ihm folgte 1803 sein Bruder, Friedrich August, der in Verbindung mit seinem Vetter Friedrich Wilhelm von N.-Weilburg dem Rheinbunde und nach der Auflösung desselben dem deutschen Bunde beitrat. Durch den Vertrag mit Preußen vom 31. Mai 1815 erhielt er gegen Abtretung mehrer Aemter die oranisch-deutschen Besitzungen Diez, Hadamar, Dillenburg u. Beilstein. Schon bei dem Zutritt zu dem Rheinbunde war N. zu einem einigen untheilbaren Herzogthum erklärt worden, und Friedrich August regierte als souveräner Herzog gemeinschaftlich mit dem gleichfalls souveränen Fürsten Friedrich Wilhelm von N.-Weilburg, an welches nach dem am 24. März 1816 erfolgten Tode Friedrich Augusts, als des letzten Sprossen der nassau-usingischen Linie, sämmtliche Besitzungen desselben fielen. Dem Stifter der nassau-weilburgschen Linie, Ernst Kasimir, folgte 1655 sein Sohn Friedrich und diesem 1675 sein Sohn Johann Ernst, der als kaiserlicher Generalfeldmarschall 1703 die Reichstruppen befehligte und 1719 zu Heidelberg †. Sein Sohn und Nachfolger, Karl August, stand in kaiserlichen Kriegsdiensten und hinterließ 1735 seinem Sohn, Karl Christian, die Regierung, der 1788 die Besitzungen des Hauses N.-Weilburg seinem Nachfolger, Friedrich Wilhem, in dem blühendsten Zustande übergab. Zwar gingen durch den lüneviller Frieden auf dem linken Rheinufer ein Drittheil der Grafschaft Saarwerden und die Herrschaften Stauf und Kirchheim-Bolanden, zusammen 8 □Meilen mit 18,000 Einwohnern, verloren; dafür aber ward Friedrich Wilhelm mit einem Theile des Kurfürstenthums Trier, Ehrenbreitstein, Montabaur, Limburg, Hersbach, Hammerstein, dem größten Theile der Grafschaft Nieder-Isenburg und den Abteien Arnstein, Schonau und Marienstadt, zusammen 16 □Meilen mit 37,000 Einwohnern, entschädigt. Auch Friedrich Wilhelm trat 1806 dem Rheinbunde bei, gab in Uebereinstimmung mit Friedrich August von N.-Usingen dem Lande 1814 eine landständische Verfassung und † wenige Monate vor seinem Vetter den 9. Jan. 1816. Sein Sohn, Wilhelm, beerbte den 24. März 1816 die usingsche Linie und vereinigte demnach alle Lande der walramschen Hauptlinie, über die er seitdem als über ein einiges und untheilbares Herzogthum regierte.

Die vereinigte Regierung der Fürsten Friedrich August von N.-Ulsingen und Friedrich Wilhelm von N.-Weilburg hatte sich durch bedeutende Fortschritte in der Civilisation ausgezeichnet. In schnell auf einander folgenden Gesetzen hatten diese Fürsten die Leibeigenschaft und den größten Theil der davon herrührenden Abgaben, sowie die Frohnen und den Dienstzwang, mit Ausnahme der Jagddienste, unter Zusicherung einer Entschädigung aus Staatsmitteln an alle Standesherren, Grundherren, andere Gutsbesitzer und geistliche und weltliche Staatsdiener, aufgehoben, die Strafe der körperlichen Züchtigung abgeschafft, ein auf dem Grundsatz gleichheitlicher Besteuerung beruhendes Steuergesetz unter Aufhebung aller bis dahin bestandenen Steuerfreiheiten erlassen und noch andere Gesetze gegeben, welche unbeschränkte Freiheit des Gewissens, der Gewerbe, des Buchhandels und der Presse zusicherten. Auch waren sie die ersten unter den deutschen Fürsten, welche ihrem Lande eine Konstitution gaben (2. Sept. 1814), deren weitere Ausbildung den Ständen übertragen ward. Im Widerspruch damit wurden aber die Stände wahrhaft ignorirt; denn obwohl nach dem Konstitutionsedikt 1815 die erste Ständeversammlung Statt finden sollte, so ward diese doch erst 1818 zum ersten Male berufen. Gerade in der Zwischenzeit von 1815 bis 1818 wurde aber sowohl in der Organisation der Verwaltung, als in der Gesetzgebung das Wesentlichste gethan, wie denn die 1816 erlassenen Gesetze allein ein Drittheil der Gesetzsammlung ausmachen. Nachdem Herzog Wilhelm alleiniger Herzog geworden war, nahm er eine vollständige Umbildung der Verfassung vor, die ganz einfach in dem Verordnungsblatte bekannt gemacht wurde. Die endlich Anfangs 1818 einberufene Ständeversammlung gerieth schon in der ersten Versammlung mit der Regierung in Konflikt in der Domänenfrage. Bis 1815 hatte für das Herzogthum nur Eine Centralfinanzbehörde und nur Eine Kasse bestanden, in welche alle Einnahmen aus Domänen, Regalien und Steuern flossen und aus der sämmtliche Staatsausgaben, die Administrationskosten und die Sustentation des Regenten bestritten wurden. In dem genannten Jahre wurden nun für die Centralfinanzverwaltung zwei besondere Behörden eingesetzt, die Generalsteuer- und die Generaldomänendirektion, ohne daß jedoch deren Wirkungskreis scharf geschieden worden wäre, was erst durch die am 20. und 26. Jan. 1816 erlassenen Edikte geschah. Der durch diese Trennung beabsichtigte Zweck der Regierung war kein anderer, als sämmtliche reiche Domänen des Landes für Patrimonialeigenthum des herzoglichen Hauses zu erklären. In einem Vortrage des Ministers von Marschall in der Staatsrathssitzung vom 13. Febr. 1817 ward der Domänen als gleichbedeutend mit dem Privateigenthum des herzoglichen Hauses gedacht und zugleich erklärt, daß deren Ertrag zur Deckung der Bedürfnisse der herzoglichen Familie und des Hofes hinreiche und von nun an die Staatsausgaben aus den der Generalsteuerdirektion überwiesenen Einnahmen allein bestritten werden sollten. Diese Maßregeln erregten natürlich auf Seiten der Stände den lebhaftesten Widerspruch, wozu besonders eine der Steuerkasse zu Gunsten der Domänenkasse auferlegte jährliche Zahlung von 140,000 fl. für aufgehobene Leibeigenschaftsge-

Digitized by Google

fälle die nächste Veranlassung gab. Wie oben erwähnt, hatten (am 1. Jan. 1808) die Herzoge Friedrich August und Friedrich Wilhelm die Leibeigenschaft aufgehoben und den dadurch betroffenen Privatpersonen für verlorene Gefälle Entschädigung aus Staatsmitteln zugesichert. Das Steueredikt von 1812 hatte als zu entschädigende Personen: „die Standes- und Grundherren, auch sonstige Gutsbesitzer und Vasallen" benannt; einer Entschädigung des Staates oder des herzoglichen Hauses war aber nirgends gedacht worden. Erst nach der Trennung der Centralfinanzbehörde 1816 trat die Domänendirektion als Verwaltungsbehörde des herzoglichen Patrimonialvermögens mit der Erklärung auf, daß auch ihr solche Entschädigung gehöre, und berechnete deren jährlichen Betrag auf 140,000 fl. Da damals die Stände noch nicht in Thätigkeit waren, so wurde diese Zahlung ohne Weiteres der Steuerkasse auferlegt und von ihr geleistet. Die Stände behaupteten nun, daß wenn auch die Ansicht der Regierung über die Domänen richtig, doch die Entschädigungsrente unbegründet sey. Es wurden deshalb mit den Regierungskommissarien mehre Schriften gewechselt; auf deren Erklärung aber, daß der Ertrag der Domänen ohne die Rente zur Sustentation des Regenten nicht genüge, bewilligte die Kammer deren Zahlung unter Vorbehalt ihrer Rechte. Aber auch dieses genügte der Regierung nicht, und ihre Kommissarien erklärten auf dem Landtage von 1821: der Herzog habe die Eigenthumsrechte seines Hauses auf die Domänen nie als der Anerkennung der Stände bedürfend betrachtet. Die Vorlagen, welche deshalb gemacht worden, hätten nur den Zweck gehabt, irrige Ansichten zu berichtigen; sollte dieser Zweck nicht erreicht werden, so werde der Herzog doch nie Veranlassung finden, von den bestehenden Einrichtungen abzuweichen, vielmehr die Stände lediglich auf die abgegebenen Erklärungen verweisen. Die Herrenbank griff anfangs den Streit mit Energie auf und verweigerte sogar die 140,000 Gulden; 1822 aber erklärte die Majorität: die Stände seyen nur berechtigt, sich darüber Beruhigung zu verschaffen, daß durch die vom ehemaligen Kammervermögen ausgeschiedenen Einkünfte die zur Zeit der Reichsverfassung angewiesenen Lasten gedeckt erschienen, zu welchen vorzüglich die Sustentation des Regenten und seines Hauses gerechnet wurde. Die 140,000 Gulden wurden mit dem Vorbehalt bewilligt, sich dadurch nichts zu vergeben. Eine weitere konstitutionelle Thätigkeit der Kammern, als die Diskussion des nach Ausscheidung der Domänen sehr einfachen Budgets, zeigte sich nicht; beide Kammern setzten ihr Daseyn unbeachtet fort, u. schon war man gewohnt, das ganze landständische Wesen als bloße Form zu betrachten, als der Aufschwung der Dinge 1830 auch diesem Institute wieder Leben einhauchte. Die zweite Kammer richtete sofort ihre ganze Thätigkeit auf die Domänenfrage, während die Regierung, nicht mehr bloß auf das Diktat des Herrschers sich stützend, in ausführlichen Erörterungen den Rechtsboden zu gewinnen suchte. Vgl. Der Domänenstreit im Herzogthum N., Frankfurt a. M. 1831. Als die Deputirten die Verschmelzung der beiden oben angeführten Kassen und die Aufstellung eines Budgets für den Herzog und das herzogliche Haus verlangten und eine etwaige Steuerverweigerung in Aussicht stellten, wurde der Landtag am 2. Mai 1831 auf unbestimmte Zeit vertagt. Die Regierung suchte durch eine in vielen tausend Exemplaren verbreitete Flugschrift: „An die Bewohner des Herzogthums N.", sowie durch ein in den Gemeinden verlesenes Reskript an die Aemter, woraus man nebenbei erfuhr, daß die auf den Domänen lastenden Schulden, deren Administration der Kontrole der Stände ebenfalls entzogen war, sich von 1815—31 um beinahe 2 Millionen vermehrt hatte, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die sich aber in der Weise aussprach, daß jene Flugschrift zum großen Theil öffentlich verbrannt wurde. Erst im Okt. 1831 wurden die Stände wieder berufen, nachdem die Herrenbank durch die Bevollmächtigten der beiden Söhne des Königs der Niederlande und die eigenmächtige Ernennung dreier anderer Mitglieder so verstärkt worden war, daß bei Verwilligungen, wo die beiden Kammern zusammen zu stimmen hatten, der Regierung die Majorität gesichert schien. Die Deputirtenkammer legte dagegen eine feierliche Protestation ein und erhob gegen den Staatsminister von Marschall eine Anklage, die aber, da ihr die Herrenbank nicht beitrat, ohne Wirkung blieb. 16 Deputirte erklärten nun in einer an den Herzog gerichteten Adresse, neben der verfassungswidrig vermehrten Herrenbank ihre Funktionen nicht mehr ausüben zu können, und verweigerten zugleich die Steuern. Die Regierung erklärte aber solche für bewilligt, weil 4 Deputirte und die ganze Herrenbank sie bewilligt hatten, und löste die Ständeversammlung auf. Die neuen Wahlen im März 1832 fielen, obwohl sich die Beamten alle Mühe gaben, dieselben im Sinne der Regierung zu lenken, fast durchaus wieder auf frühere liberale Deputirte. Die Thronrede stellte keine Konzessionen von Seite der Regierung in Aussicht, mißbilligte das Verfahren der früheren Stände, bestritt die Verantwortlichkeit des Ministers und erklärte, daß der Besitz der Domänen und des Regierungsrechts unzertrennlich von einander seyen. 16 Deputirte erklärten darauf nach einigen vergeblichen Verhandlungen, daß sie, so lange die ungesetzlich vermehrte Herrenbank bestehe, ihre ständischen Funktionen suspendiren müßten, und besuchten die Deputirtenversammlung nicht mehr. Die Regierung ließ jedoch durch die 5 zurückgebliebenen Deputirten, die Bischöfe Brand und Müller, den Kirchenrath Ammann, den Oberschulrath Friedemann u. den Gutsbesitzer Schott (die sogenannte Fünfmännerkammer) den Landtag fortsetzen, die Steuern bewilligen und die Ausgeschiedenen für unfähig erklären, wieder gewählt zu werden. Auch wurden die letzteren wegen Verbreitung der bei ihrem Austritte den Regierungskommissären übergebenen Erklärung zur Untersuchung gezogen und zum Theil mit Gefängniß, einer sogar mit einem Jahre Korrektionshaus, womit Arbeit am Spinnrade verbunden ist, bestraft. Der Kammerpräsident Herber, das Haupt der 16, ward wegen eines Artikels in der „Hanauer Zeitung" wegen Majestätsbeleidi-

Digitized by Google

gung zu 3 Jahren Festungsstrafe verurtheilt, von der ihn der Tod befreite. Die 1833 an die Stelle der Ausgeschlossenen gewählten Deputirten waren meist freisinnige Männer; aber eine entschiedene Opposition bildete sich nicht. Am 16. März geschah die Eröffnung des Landtags, und schon am 20. April las man im Verordnungsblatte die Bewilligung der Steuern. Eine mildere Regierungspraxis fand erst Eingang nach dem Tode des dirigirenden Ministers von Marschall im Januar 1834, dem als Minister der Graf Walderdorff folgte. Uebrigens ging der Landtag von 1834 unbemerkt vorüber. Im Jahre 1835 nahm die Regierung die Domänenfrage wieder auf, jedoch in veränderter und nicht so greller Fassung. Die Regierung machte dem Lande mehre Zugeständnisse, und hinsichtlich der beanspruchten Entschädigung von jährlich 140,000 Gulden für die Domänenkasse einigte man sich mit den Ständen 1836 dahin, diese Summe zu 2,400,000 Gulden kapitalisirt als dreiprocentige Domänenschulden auf das Land zu übernehmen, während zugleich die Domänen für unveräußerlich erklärt wurden. Damit endigte zwar der Domänenstreit, da jedoch beide Theile sich ihre Rechte auf das Eigenthum vorbehalten hatten, ohne solche näher zu bestimmen, so war in der Hauptsache nichts entschieden. Mit dem Januar 1836 trat N. dem deutschen Zollverein bei. Auch gab 1837 die Regierung die Concession zu einer Eisenbahn von Wiesbaden nach Frankfurt. Im J. 1839 erfolgten nach Ablauf der 7jährigen Wahlperiode neue Wahlen, und der Herzog eröffnete diesen Landtag am 20. März persönlich. Am 27. Juni ward im Haag ein Vertrag wegen Abtretung der agnatischen Ansprüche auf Luxemburg mit dem König der Niederlande abgeschlossen, zufolge dessen N. 750,000 Gulden ausgezahlt erhielt. Am 20. August † der Herzog Wilhelm im Bade zu Kissingen in Folge eines Schlaganfalls, worauf ihm sein Sohn Adolf (geboren den 24. Juli 1817) in der Regierung folgte.

Im J. 1842 nahm der Minister Graf Walderdorff seine Entlassung, und an seine Stelle trat nach längerem Interimisticum der geheime Rath von Dungern. Der 1845 versammelte Landtag strich zwar von den als Landesbedürfniß geforderten 2,431,666 Gulden die Summe von 40,647 Gulden, doch herrsche zwischen Regierung und Ständen große Einigkeit. Indessen fehlte es im Volke an Stoffen gährender Unzufriedenheit keineswegs. Der Minister Marschall liebte es, den Grundsatz zu betonen, daß N. ein rein ackerbautreibendes Land und demgemäß zu regieren sey. Man fürchtete sich vor dem Aufblühen einer selbstständigen Industrie, weil man den Gedanken an das gefährliche Fabrikenproletariat untrennbar damit verknüpft wähnte und in dem persönlichen Einfluß reicher Fabrikherren eine den Regierungseinflüssen schwer zugängliche Macht im Staate argwöhnte. Statt dessen ließ man aber in dem „ackerbautreibenden" Staate den kleinen Bauer zum Proletarier herabsinken und schuf ein Proletariat des kleinen Gewerbes. Indem man dem Bauer die althergebrachten Gerechtsame des Streulaub- und Leseholzsammelns, der Looshol zvertheilung u. dgl. zu Gunsten der Forstverwaltung abschnitt, sahe man den Keim der Unzufriedenheit durch die ganze ackerbautreibende Bevölkerung, während die übermäßige Hegung des Wildstandes den Bauer allmählig zur Ueberzeugung brachte, daß die Staatsverwaltung mit viel größerer Zärtlichkeit für die Hirsche und Rehe sorge, als für ihn selbst. Am empfindlichsten fühlte sich jedoch der Bauer verletzt durch die im Gefolge der bureaukratischen Centralisation eingeführte Gemeindeordnung, die jede innere Angelegenheit der Gemeindeverwaltung vom Ermessen der Regierung abhängig machte. Die Beamtenwelt oder die „Dienerschaft" befaß in der öffentlichen Meinung das ausschließliche Privilegium der Bildung und Intelligenz u. hielt alle Abstufungen ihres Ranges so eifersüchtig aufrecht, daß sie denselben durch einen zu innigeren Verkehr mit der Bürgerschaft verletzt zu haben geglaubt haben würde. Die aristokratische Gliederung der Dienerschaft erzeugte aber einen je nach den Ranganſprüchen sich abstufenden und auf den Subalternbeamten am stärksten lastenden Despotismus, der dann um so schärfer mit jenem Amtsdünkel kontrastirte, den auch der Geringste in sich trug. Dazu kam noch der Umstand, daß viel zu viele Beamten viel zu gering besoldet waren, dabei aber doch höhere Ansprüche an das Leben stellten, wodurch sich ein förmliches Beamtenproletariat herausbildete und allmählig eine sehr bedenkliche geheime Unzufriedenheit erzeugte. Bei der politischen Unmündigkeit, in welcher die Bureaukratie das Volk zu erhalten wußte, bei dem Mangel eines selbstständigen Gewerbestands, eines eigentlichen intelligenten Bürgerthums und der ängstlichen Ueberwachung der Presse konnte es nicht fehlen, daß nach der Beseitigung der Domänenfrage eine allgemeine Gleichgültigkeit gegen die Volksvertretung eintrat, zumal bei der Fünfmännerkammer die Oeffentlichkeit der landständischen Versammlungen aufgehoben war und der die Wählbarkeit bedingende Census so hoch gegriffen wurde, daß es nach der Wahlliste von 1846 im ganzen Herzogthum nur 73 Wahlkandidaten gab und man sich genöthigt sah, diese Zahl durch unter dem Census gegriffene Ergänzungen noch einigermaßen zu erhöhen. Ein Anflug des Mißtrauens wurde von außenher unter den Bewohnern N.'s rege gemacht, als die Vermählung des Herzogs Adolf mit einer russischen Prinzessin Meranlassung zu mancherlei Hindeutungen in der deutschen Presse gab, wobei man wohl gar eine naheliegende Parallele zwischen nassauischen und russischen Zuständen zog. Die religiösen Angeleagenheiten trugen das Ihrige dazu bei, die politische Apathie zu beleben. Der Deutschkatholicismus fand in N. vielfach günstige Aufnahme, und fast gleichzeitig trat im Runkelschen das separatistische Altlutherthum auf, während die Katholiken, sich vielfach zurückgesetzt und gekränkt fühlend, mit ihren Forderungen laut hervorzutreten wagten. Endlich ward auch in dem Regierungssystem eine Hinneigung zu Eichhorns christlich-germanischem Staate bemerkbar, und der bisherige officielle Rationalismus wich einer Art von officieller Kirchlichkeit. Man

Digitized by Google

berief aus Preußen, Kurhessen und Hannover Beamte, namentlich zu den höheren Lehrerstellen, welche in diesem Geiste wirkten, erzeugte aber dadurch eine große Erbitterung in den inländischen Beamten. Man verbot der Versammlung der Forst- und Landwirthe, in N. eine Zusammenkunft zu halten, und verweigerte den Industriellen die Erlaubniß zur Gründung eines Lesevereins. Von einer Zeitungspresse in N. wollte die Regierung durchaus nichts wissen; selbst das Ansuchen um die Konzession zur Gründung eines streng konservativen, ministeriellen Blattes wurde abgeschlagen. Dagegen war die Bücherzensur meist eine erstaunlich gelinde, weil man Alles für nicht gefährlich hielt, was nicht gerade lokale Angelegenheiten betraf. So geschah es, daß sogar eine Zeit lang auswärtige Autoren u. Verleger, namentlich preußische, Bücher in N. drucken ließen, die anderwärts schwerlich das Imprimatur erlangt hätten. War bisher die Erfolust im Lande wie die ganze wissenschaftliche und politische Bildung eine sehr geringe gewesen, so erwachte plötzlich um 1846 ein nie geahnter Drang nach Zeitungslektüre. Struve's „Deutscher Zuschauer", die „Mannheimer Abendzeitung" und ähnliche Blätter wurden verschlungen, um so mehr, da sie plötzlich mit allerlei Berichten über nassauischen lokalen Skandal ausgeschmückt erschienen, die früher Niemand im Lande zu schreiben gewagt hätte. Das erwachte regere Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten gab sich auch in den Wahlen zur Ständeversammlung kund. In den Ständen traten Männer, wie Hergenhahn, Bertram und Andere, mit einer gemäßigten Opposition hervor und knüpften mit den Liberalen anderer Kammern Verbindungen an. Es tauchten Anträge für Oeffentlichkeit der Verhandlungen, eine freisinnigere Gemeindeverfassung, freie Presse (1847) auf. Die Regierung ihrerseits verhieß strenge Ordnung und Offenheit im Staatshaushalt und suchte auch dem durch die Theuerungsjahre zunehmenden Nothstande nach Kräften zu steuern, hielt aber den liberalen Bestrebungen gegenüber ihren streng verneinenden Standpunkt aufrecht. Die Februarereignisse von 1848 überwanden rasch diesen Widerstand. Schon am 2. März 1848 ward in Wiesbaden eine Volksversammlung unter freiem Himmel abgehalten, in welcher die Forderungen der Nassauer formulirt wurden. Außer der Volksbewaffnung, freien Presse, einem deutschen Parlament, Schwurgerichten, Religionsfreiheit verlangte man namentlich Erklärung der Domänen zu Staatseigenthum und sofortige Berufung einer einzigen Kammer zur Entwerfung eines neuen Wahlgesetzes. Da der Herzog abwesend war, hielt sich das Ministerium nicht für berechtigt, diese Begehren zu bewilligen; doch erklärte es seine Bereitwilligkeit und ward darin von der verwitweten Herzogin und dem jüngeren Bruder des Herzogs unterstützt. Inzwischen hatten die Führer der Bewegung Sendboten nach allen Richtungen ins Land geschickt, um nicht nur die politischen Notabilitäten, sondern auch die Massen nach der Hauptstadt zu laden. Bis um 4. März waren wohl an 30,000 Bauern in Wiesbaden versammelt, die in ihrer Mehrheit durchaus nicht wußten, zu welchem Zweck sie eigentlich herbeigekommen, und aus allen Forderungen die herausgriffen, daß die Domänen zu Staatseigenthum erklärt werden sollten, worunter die meisten nichts Anderes verstanden, als daß die großen Domanialgüter an die Einzelnen vertheilt, namentlich die Wälder öffentliches Gemeingut werden sollten, auf welchem Jeder nach Belieben Holz fällen und jagen dürfe. Schon hatte sich unter der stündlich stärker anschwellenden Volksmasse eine stets wachsende Gährung eingestellt, die jeden Augenblick Kampf und Verwirrung hervorzurufen drohte, als im Augenblicke der höchsten Noth der Herzog erschien und durch seine zustimmende Erklärung nicht nur die Aufregung beschwichtigte, sondern sich auch eine Popularität erwarb, die ihn fast als den ersten Helden der Revolution erscheinen ließ. Der oberste Führer der Bewegung, Prokurator Hergenhahn, wurde ein Gegenstand wahrhaft abgöttischer Verehrung. Dieser erste Rausch der Begeisterung ging aber bald vorüber. Am 6. März war eine Amnestie ertheilt worden, kraft deren alle wegen Forst-, Jagd- und Feldpolizeivergehen verhängten Strafen erlassen und alle deßfalls anhängigen Untersuchungen niedergeschlagen worden waren. Aus dieser Amnestie und aus der Proklamation vom 4. März leitete der Bauer das Recht eines allgemeinen Vertilgungskrieges gegen das Wild und einer völlig freien Benutzung der Wälder ab. Man begann mit der Verjagung der Forstbeamten, was sie ohnmächtigen Behörden ruhig geschehen lassen mußten. Ganze Waldschläge wurden von den Bauern niedergehauen und natürlich in so ungeregelter Weise, daß auch der Nachwuchs auf lange Jahre verdorben bleiben wird. Am großartigsten wurde die Wälderverwüstung auf dem östlichen Taunus, namentlich in den gräflich bassenheimischen Standesherrschaften getrieben, bis Militärkolonnen in die bassenheimischen Ortschaften zogen und die Bauern endlich selbst einzuhalten begannen, daß sie und ihre Kinder bei dem Ruin der Waldungen am meisten leiden mußten. Nächst dem Walde war es eigentlich nur noch die Gemeindeverfassung, gegen welche sich der Freiheitsdrang der Bauern wendete. Die von der Regierung aufgedrungenen Schultheißen wurden überall auf eine ganz einfache und ergötzliche Weise beseitigt. So allgemein aber lastete der Groll der Bevölkerung auf dem alten Institut der Schultheißen, daß man nicht einmal den Namen mehr hören mochte, sondern dieselben in „Bürgermeister" umtaufte. Daß bei solchen Zugeständnissen an eine gereizte Entrichtung der Abgaben und Steuern nicht zu denken war, versteht sich wohl von selbst, und die Regierung ließ eine gute Weile geschehen, was sie nicht ändern konnte. Fast wäre der vormärzliche Minister von Dungern durch diese Politik des ruhigen Zusehens noch populär geworden. Indeß erkannte man doch überall die Nothwendigkeit einer Aenderung des Kabinets, und nur über den Nachfolger konnten sich die Stimmen nicht einigen. Zwar war das Regierungskollegium durch einige jüngere Talente einigermaßen reformirt worden; allein die

beiden einflußreichsten Männer in demselben zeigten sich durchaus ungeeignet, die Bewegung mit starker Hand zu leiten. Die alten Kammern, noch in den Tagen der Bewegung durch Eilboten zusammenberufen, erledigten rasch ein neues Wahlgesetz nach indirektem, aber durch keinen Census beschränktem Wahlmodus, vereinigten sich mit der Regierung über die Auflösung der ersten Kammer (Herrenbank) und lösten sich dann selbst auf. Ein Preßgesetz, welches in seiner lakonischen Kürze die völlige Unbekanntschaft der Gesetzgeber mit den Verhältnissen der Presse bekundete, ward möglichst rasch erlassen; denn die thatsächliche Selbstbefreiung der Presse von Censur und Konzessionen war den Gesetzgebern längst zuvorgekommen. Eine ganz revolutionäre Institution waren die sogenannten Sicherheitsausschüsse, die sich über das ganze Land verbreiteten u. in Rapport mit dem Centralausschuß in Wiesbaden standen. Anfangs hatten sich diese Ausschüsse nur die Aufrechthaltung der Ordnung und die Sicherheit der Errungenschaften zur Aufgabe gestellt. Als aber die Behörden that- und rathlos blieben, kam von selbst allmählig eine förmliche Regierungsgewalt in die Hände der Sicherheitsausschüsse. Das Volk hatte sich in kurzer Zeit so ganz daran gewöhnt, die Sicherheitsausschüsse als seine einzige verwaltende Behörde zu betrachten, daß jeder Einzelne die mannichfaltigsten Wünsche und Beschwerden vor dieselben brachte. Die äußere Macht der Ausschüsse bewährte sich, als unter den rheingauischen Bauern ein förmlicher Aufruhr wegen des dem Fürsten Metternich gehörenden Schlosses Johannisberg auszubrechen drohte. Der Fürst hatte nämlich seit dem Tage, wo ihm dieses Besitzthum durch den wiener Kongreß geschenkt worden war, keine Steuern von demselben entrichtet, und die nassauische Regierung, da ihre schüchternen Mahnungen vergeblich geblieben waren, die Rechtsfrage der Steuerpflicht auf diplomatischem Wege lang und breit zu erörtern gesucht und endlich, als auch dies ohne Erfolg blieb, aus der Domänenkasse des eigenen Landes die Steuerrückstände vorgestreckt. Jetzt nun kam den rheingauischen Bauern der Gedanke, zur Entschädigung für die auf viele Tausende angelaufenen Steuerrückstände das Schloß sammt seinen köstlichen Weinen in Besitz zu nehmen. Es drohte eine förmliche Belagerung des Schlosses, doch gelang es den Abgeordneten des wiesbadener Sicherheitsausschusses, im Verein mit den Ausschüssen der um den Johannisberg gelegenen Ortschaften, die drohende Menge fernzuhalten, die Weine unter Siegel zu legen und durch Verhüllung des metternichschen Wappens mit einer deutschen und einer nassauischen Fahne die Gebäulichkeiten vor jeder Beschädigung zu schützen. Ein neuer Stoff der Gährung ward namentlich durch die jüngern Beamten, Geistliche, Schullehrer und Accessisten, mit der Zehntfrage unter die Landleute geworfen: die Zehntverheißungen begannen insbesondere bei den Wahlbewegungen eine große Rolle zu spielen, so daß die nach dem neuen Wahlgesetze berufene Kammer fast zur Hälfte aus Staats- und Kirchendienern, zur andern Hälfte aus Bauern bestand. Die Ministerkrisis hatte sich inzwischen zwar nicht in unerwarteter, aber doch in nirgend recht befriedigender Weise gelöst. Der Führer der Bewegung, Hergenhahn, war an die Spitze gerufen worden. Die Demokraten fürchteten, daß der Minister den Volksmann erdrücken würde; den Aristokraten war der durch den Sturz ihres Regiments emporgekommene Minister von Haus aus nicht genehm; die Bauern wußten wenig von Hergenhahn und wurden bald mißtrauisch gegen ihn; den Beamten gefiel er schon deshalb nicht, weil er nicht in der Schule des Staatsdienstes groß gewachsen war. Nur die principiellen Politiker hielten zu ihm, weil sie in Hergenhahn den aufrichtigen Vertreter eines freisinnigen Konstitutionalismus erblickten. Weil aber gerade die principiellen Politiker in aufgeregten Zeiten am wenigsten gelten, stand dieses Ministerium auf äußerst schwankenden Füßen, wozu noch die persönliche Unentschlossenheit Hergenhahns kam, der geraumer Zeit bedurfte, bis er inne ward, daß der Minister nicht mehr der vergötterte Volksmann sey, welcher die Massen an seinen Wink gefesselt hatte.

Waren die Motive der nassauischen Bewegung nicht sowohl politischer, als socialer Natur gewesen, so bereitete sich jedoch allmählig auch ein politischer Gährungsstoff vor, wozu namentlich die Nähe Frankfurts beitrug. Die moralische Wirkung des Vorparlaments auf die zunächst um Frankfurt gruppirten Länderstrecken war eine ungeheure; es warf den zündenden Funken der politischen Parteibildung in das nassauer Land. Schon Anfangs April 1848 trat eine „republikanische Gesellschaft" in Wiesbaden mit einem radikalen Programm hervor, an deren Spitze der nachher so bekannt gewordene alte Böning stand. Aber schon im Momente des ersten Auftauchens zeigte sich, daß eine solche Bewegung gar keine Wurzel im Volke hatte. Die konstitutionellemonarchische Partei raffte sich zusammen, schleuderte ihr Manifest gegen das republikanische, Zustimmungsadressen aus dem ganzen Lande erfolgten, und damit war die Sache nach beiden Seiten hin abgethan. Schon die kleinliche Eifersucht, welche sich an jede Persönlichkeit, an jeden politischen Verein sofort heftete, machte eine ordentliche Parteibildung unmöglich. Dies bewies sich auch in der Parteigliederung des neuen Landtags, welcher zur Ordnung der neuen Staatsverhältnisse zusammengetreten war. Fast Jeder sprach nur für sich oder für seinen Wahlbezirk oder auf augenblickliche Eingebungen u. Stimmungen hin, u. so geschah es, daß die wichtigste Zeit mit einem die Würde der Versammlung gefährdenden parlamentarischen Kleinkrieg verstrich. Eine Streitfrage, die in der Kammer über das Veto aufgeworfen war, gab den Anlaß zu einiger Aufregung im Volke, die im Verein mit der in Frankfurt eben beschlossenen Unverantwortlichkeit des Reichsoverweser von den Radikalen zu einer Kundgebung benutzt wurde. Mehre Artilleristen waren nämlich wegen Disciplinarvergehen zu Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Da nun die Artilleriemannschaft für den der Republik geneigten Theil der Truppen galt, wagte man am 16. Juli einen Versuch zur Befreiung der gefangenen Artilleristen, wobei die zur Herstellung der Ruhe zu-

Digitized by Google

sammengerufene Bürgerwehr selbst in zwei Parteien gegen einander rückte. Am folgenden Tage brach der Haufen nach dem Kriminalgefängniß, in welchem zwei der mittlerweile verhafteten Anstifter saßen, auf, befreite die Gefangenen und zog nach dem Ministerialgebäude, verfolgt aber, als eine kleine Soldatenabtheilung anrückte. Am nächsten Morgen rückten Reichstruppen in Wiesbaden ein, besetzten die Stadt und entwaffneten die Bürgerwehr. Die Unruhstifter waren jedoch entflohen und versuchten vergeblich die Landbevölkerung zu begeistern. Während trotz der wiedergekehrten Ruhe die Stadt Wiesbaden von Reichstruppen besetzt blieb, fuhr der Landtag in seiner wenig ersprießlichen gesetzgeberischen Thätigkeit fort. Ein neues Jagdgesetz erwies sich als unpraktisch, ein Einkommensteuergesetz traf auf einen so einmüthigen Widerstand im Lande, daß es zurück genommen werden mußte und die Stände selbst am 14. Februar 1849 dessen Suspension beantragten und die Regierung um eine neue Vorlage ersuchten. Aehnlich ging es mit einem Zehntablösungsgesetz, hinsichtlich dessen die Regierung gleichfalls vermittelnd eingreifen mußte. Vom 14. Okt. bis zum 2. Dec. 1848 vertagt, verwilligte der Landtag am 9. Dec. eine Anleihe von 1,200,000 fl. zur Deckung der Fehleinnahme des Staates. Die Vorlage eines Verfassungsentwurfes von Seiten der Regierung erfolgte erst am 3. April 1849; doch hatten sich damals die politischen Verhältnisse schon gänzlich umgestaltet. Der Herzog hatte in der deutschen Verfassungsfrage unter dem 15. Febr. die Erklärung an das Reichsministerium abgegeben, daß er in der Erwählung eines erblichen Reichsoberhauptes das einzige Mittel für die wirkliche Einheit Deutschlands erblicke, und ebenso schloß sich N. den am 23. Februar übergebenen Bemerkungen der vereinigten Regierungen von Preußen, Baden ꝛc. zu der Reichsverfassung an. Als aber die definitive Ablehnung der Kaiserkrone von Seite des Königs von Preußen erfolgt war, faßte die Kammer am 2. Mai den Beschluß, die Regierung aufzufordern, Truppen und Beamte auf die Reichsverfassung zu beeiden und die Wehrkraft des Landes der Reichsgewalt zur Verfügung zu stellen, worauf sie bis zum 8. Mai ein Volkswehrgesetz votirte. Am 18. Mai ward darauf die Beeidigung der Truppen, am 19. die der Bürgerwehren auf die Reichsverfassung vollzogen; die der Civilbeamten war schon am 16. erfolgt. Am 22. Mai faßte der Landtag den Beschluß, die Wahl eines Ersatzmannes für den auf der Nationalversammlung ausgetretenen M. von Gagern zu veranlassen, am 24., die Regierung aufzufordern, der Reichsversammlung allein Folge zu leisten und keine Truppen gegen die Pfalz und Baden zu verwenden. Gerüchte von der Ernennung eines reaktionären Ministeriums beunruhigten die demokratische Partei so sehr, daß am 10. Mai Kammerabgeordnete von der Linken nebst andern Demokraten zu einem Landesvertheidigungsausschuß zusammen traten. Obgleich die eigentlich politische Bewegung im Volke nur schwenig Boden fand, so offenbarte sich doch die gänzliche Ohnmacht der Regierung, das Stillstehen der ganzen Staatsverwaltung in der zügellosesten Anarchie, die namentlich auf dem Lande herrschte, wo Steuerverweigerung, Verjagung der Gerichtsvollzieher an der Tagesordnung waren. Unter diesen Umständen hatte das Ministerium Hergenhahn seine Entlassung eingegeben, worauf der Herzog, der am 6. Juni aus Schleswig-Holstein zurückgekehrt war, am 11. Juni den frühern Bundestagsgesandten Wiesingerode an die Spitze der Geschäfte berief. Gegen den Landesausschuß, der am 13. Juni an das Volk einen Aufruf erließ, wonach unter Andern dem Ministerium Wiesingerode die Steuern verweigert werden sollten, weil die Regierung eine pflichtvergessene sey, ward eine Kriminaluntersuchung eingeleitet, die Mitglieder desselben wurden aber in dem Staatsprozeß zu Wiesbaden vom 8.—15. Febr. 1850 durch das Schwurgericht frei gesprochen. Der Herzog erklärte bereits unter dem 29. Juni seinen Beitritt zu dem Dreikönigsbündnisse, wozu die Genehmigung der Kammer am 21. Juli von der Regierung beantragt und von dem Landtag ertheilt ward. Der nassauische Bevollmächtigte bei dem Verwaltungsrathe war es dann auch, welcher zuerst den Antrag auf Berufung eines Reichstages stellte. Der Landtag hatte nach seinem Wiederzusammentritt einen gemäßigteren Charakter angenommen. Eine Reihe neuer organischer Gesetze entstand, die dann im Dec. 1849 publicirt und im Zusammenhang mit der Verfassung von 1817 als das öffentliche Recht bezeichnet wurden. Die Domänen wurden durch Vereinbarung (Sept. 1849) für Staatseigenthum erklärt und ihre Verwaltung den Staatsfinanzbehörden unter Kontrole der Ständeverfammlung übergeben. Nur hinsichtlich der Civilliste hatte bis zu der am 20. Sept. eintretenden Vertagung noch keine Einigung zwischen Regierung und Ständen erzielt werden können. Eine vorübergehende Verwickelung mit dem Reichsministerium entstand durch die am 9. Juli erfolgte Wiedereröffnung des Spiels im Kursaale zu Wiesbaden; dasselbe ward ungeachtet des Einspruches der Reichsregierung fortgesetzt. Mit Anfang 1850 trat die neue Organisation der Centralbehörden ins Leben. Die Landesregierung, die Domänendirektion, die Steuerdirektion, das Generalkommando und das über diese Behörden stehende Staatsministerium mit dem Staatsrathe hörten auf und an deren Stelle trat das Staatsministerium in 4 Abtheilungen, für Justiz, Inneres, Krieg und Finanzen. Die Rechnungskammer u. Landesbankdirektion bestanden fort, vorläufig auch das Oberappellationsgericht und die beiden Hofgerichte. Zum Präsidenten des gesammten Staatsministeriums wie zum Vorstande des Ministeriums des Innern ward v. Wiesingerode ernannt, der für die Justiz, v. Castell (im Mai v. Hadeln) für den Krieg und Vollbracht für die Finanzen. Die Wahlen für den erfurter Reichstag fanden nur eine sehr geringe Theilnahme. Auch die nun eröffneten Geschwornengerichte erregten wenig Interesse. In dem wieder zusammengetretenen Landtag wurde die Verhandlung über die Civilliste wieder aufgenommen. Nachdem die Regierung am 21. März gegen die Herabsetzung derselben durch den Landtag protestirt, wurde die Versammlung am 26. vertagt. Nach

der Wiedereröffnung desselben am 25. Sept. bezogen sich die Verhandlungen besonders auf die Vorlagen der Regierung über eine Civilprozeßordnung, Gründung eines allgemeinen Pensionsfonds, Forstverwaltung, Schulwesen und gemeinsames Maß und Gewicht, bis eingetretene Differenzen über ein von der Regierung eingebrachtes Wahlgesetz, in Folge deren die 17 Mitglieder der Linken nicht mehr in den Sitzungen erschienen, um die Versammlung beschlußunfähig zu machen, am 2. April 1851 die völlige Schließung des Landtags herbeiführten. Das Verhältniß N.'s zur Union, obschon eine geraume Zeit zweideutig, ward doch nicht einseitig von N. abgebrochen, das noch im Herbst 1850 die Aufforderung Oesterreichs zur Beschickung des Bundestags ablehnte, wiesen erst nach den dresdener Konferenzen, auf denen der ehemalige Staatsminister von Dungern die Regierung vertrat, anerkannte. Ein Erlaß vom 27. Sept. publicirte den Bundesbeschluß wegen Aufhebung der Grundrechte. Fast gleichzeitig erschien eine Verordnung wegen Aufnahme eines Anlehens von 1 Million Gulden zur Heimzahlung der seit längerer Zeit von der Landesbank zur Ausführung größerer Landesbauten gewährten Vorschüsse; zur allmähligen Tilgung des Anlehens sollte eine jährliche Abzahlung von 10,000 fl. dienen. Im Dec. 1851 trat der Ministerpräsident von Wintzingerode zurück, einem Gerüchte nach wegen des Ueberhandnehmens österreichischen Einflusses, woran das Ministerium des Innern provisorisch dem Direktor Faber übergeben ward. Schon vorher war durch Gesetz vom 25. Nov. die seit längerer Zeit verkündigte Octroyirung eines neuen Wahlgesetzes erfolgt. Am 7. Febr. 1852 ward der Posten des Ministerpräsidenten durch Fürst Sayn-Wittgenstein-Berleburg besetzt, der mit dem Range eines Generalmajors und Generaladjutanten zum Staatsminister ohne Portefeuille ernannt ward. Die Ernennung erfolgte vorbehaltlich einer Gesetzvorlage an die Stände, weil dadurch in soweit eine Aenderung in der Organisation der Centralverwaltung veranlaßt ward, als bisher nur 4 Minister an der Spitze der Abtheilungen standen. Die am 8. Febr. begonnenen Landtagswahlen nach dem neuen Wahlgesetz, an denen sich die Demokratie grundsätzlich nicht betheiligte, fielen darum fast ausschließlich konservativ aus. Am 15. März ward der neue Landtag durch den Herzog persönlich eröffnet u. am 28. Mai geschlossen; bemerkenswerth war seine fast einstimmige Erklärung für Festhalten an dem preußischen Zollverein. Unter den neuen Verordnungen ist die vom 3. März hervorzuheben, nach welcher die Truppen ihres bisherigen Eids auf die Verfassung entbunden und nur für den Herzog und seine Nachfolger vereidigt wurden. In materieller Beziehung machte sich ein empfindlicher Nothstand in mehren Gegenden des Herzogthums bemerklich, mit welchem die vermehrte Auswanderung, wie der Auszug der gesammten Gemeinde Niederfischbach nach Nordamerika, in Zusammenhang stand.

Der Landtag von 1853 ward am 30. März unter Ankündigung von Vorlagen zur Revision des Gemeindegesetzes, der Kreisamtsverwaltung und der Centralverwaltungseinrichtung eröffnet. Einen kurzen Streit veranlaßte der von der Regierung bestrittene Eintritt des katholischen Stadtpfarrers Beda Weber von Frankfurt als Stellvertreter des Bischofs von Limburg in die erste Kammer, der durch die Erklärung des Bischofs erledigt wurde, daß er die Delegation seines parlamentarischen Sitzes an Weber zurücknehme. Im Juli erschien ein Gesetz über die Beschränkung der Kompetenz der Schwurgerichte, wonach von denselben die Aburtheilung aller Verbrechen ausgeschlossen wurde, bei welchen der Strafantrag das Maß von fünfjähriger Zuchthausstrafe nicht überstieg, mit Ausnahme von Meineid und Ehebruch. Ein Fortschritt war die mit dem 1. Aug. ins Leben tretende Einführung eines neuen allgemeinen Maß- und Gewichtssystems. Das bedeutendste Ereigniß des Jahres war aber jedenfalls der Beginn eines ernsten Konflikts zwischen der Regierung und dem Bischof von Limburg, Anfangs in ganz ähnlicher Weise entstanden und fortgeführt, wie in den übrigen Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz (s. Baden). Nachdem der Bischof den Kirchenvorstand von Neudorf, der nach Verordnung der Regierung dem betreffenden Eisenbahn die Enteignungsgefälle verpachtet hatte, verklagt, denselben zugleich aber unter Androhung der Exkommunikation angewiesen hatte, vor dem weltlichen Gerichte in dem angesetzten Termine nicht zu erscheinen, wurde eine gerichtliche Untersuchung gegen den Bischof eingeleitet. Letzterer stellte sich zwar am 18. Nov. vor dem Kriminalgerichte zu Wiesbaden, eigentlich aber nur, um gegen das wider ihn beobachtete Verfahren Protest einzulegen. Bedeutender wurde der Streit, als der Bischof unter Berufung auf die allgemein kirchlichen Gesetze das bisher vom Herzoggeübte Recht der Anstellung katholischer Geistlichen für sich ausschließlich in Anspruch nahm und gegen Ende December acht Pfarreien eigenmächtig besetzte. Die Regierung versagte diesen Ernennungen die Anerkennung und erklärte, die Angestellten nur als Pfarrvikare zulassen zu wollen, während die Pfarreinkünfte in den unter ihrer Verwaltung stehenden katholischen Centralkirchenfonds fließen sollten. Der Bischof erließ hierauf noch im Januar 1854 einen Hirtenbrief über die Besetzung der Pfarreien, worin er erklärte, daß er sich weder durch Drohung, noch Gewalt in der Geltendmachung seiner Rechte werde machen lassen; an die Gemeinden aber richtete er unter Androhung des großen Bannes die Aufforderung, die Abgaben an die Pfarrer fortzuentrichten, Pfarrgüter nur von diesen zu erpachten und Zinsen und Pachtgelder nur an diese zu zahlen. Wirklich ward auch im Mai über den Gemeinderath Metz, als Verwalter des Pfarrgutes in Neudorf, die Exkommunikation ausgesprochen und seinen Arbeitern dasselbe Schicksal angedroht, wenn sie bei dem Anbau des Pfarrgutes behülflich wären. Uebrigens hatte bisher die Geistlichkeit des Landes u. ein großer Theil des Volkes auf der Seite des Bischofs gestanden. Inzwischen war nun auch in der wider den Bischof eingeleiteten Untersuchung das Urtheil von Seiten des Kriminalsenats des Hofgerichts zu Wiesbaden gesprochen

Digitized by Google

worden; der Bischof und dessen Ordinariatsräthe wurden von der Hauptanklage wegen Erpressung freigesprochen, dagegen waren der Bischof und zwei seiner Räthe anderweit wegen absichtlicher Benachtheiligung von Pflegebefohlenen oder Massen in Anklagestand gesetzt und darauf hin im April zu Geldstrafen verurtheilt worden, wogegen die Betheiligten aber wieder Berufung an das Oberappellationsgericht erhoben. Gegen die Mitte des Jahres trat eine versöhnlichere Haltung zwischen den beiden Parteien ein. Am 8. Juni wurde nach landesfürstlichem Beschluß die vom Ministerium gegen die vom Bischof einseitig angestellten Pfarrer und gegen die Zöglinge des Priesterseminars zu Limburg verhängte Temporaliensperre aufgehoben, jedoch unter Verwahrung gegen die Konsequenzen bezüglich der Rechtsverhältnisse des Staates gegenüber der katholischen Kirche. Dagegen verpflichtete sich der Bischof, seinerseits mit allen weiteren Maßregeln innezuhalten, bis das Ergebniß der inzwischen angeknüpften Verhandlungen mit dem päpstlichem Stuhle bekannt wäre. Bis auf geringfügige Zwistigkeiten ruhte dann auch im weiteren Verlaufe des Jahres der Streit. Unterdessen hatte die Regierung auch durch den Ende Januar eröffneten Landtag mehrfachen Widerstand erfahren. Schon die von ihr bezweckte Wiedervereinigung der Rechtspflege und Verwaltung in der unterstn Instanz, die seit 1849 getrennt waren, stieß auf entschiedene Abneigung in der Kammer, ward aber doch Mitte März, ebenso wie das Anfangs nicht minder beanstandete Gesetz über die Gemeindeverwaltung nebst der Gemeindewahlordnung von beiden Kammern angenommen. Dagegen zog die Regierung am 20. Mai den von ihr vorgelegten Jagdgesetzentwurf, unter Vorbehalt geänderter Vorlage, freiwillig zurück. Den meisten Widerstand fand jedoch die Regierung in der von ihr abermals angeregten Domänenfrage. Am 1. Mai hatte der Herzog den Ständen erklären lassen, daß, obschon ihnen das Recht der Kontrole über die Domänenverwaltung nicht abgesprochen werde, doch ihre Finanzkontrole sich ferner nicht auf die Hofhaltung, die Witthümer und Apanagen erstrecken dürfe, und daß er zur Bestreitung der Kosten derselben, gleich seinen Vorfahren, Zahlungsanweisungen ertheilen werde. Dagegen erklärten sich die vereinigten Kammern am 16. Juni dahin, daß die Ständeversammlung nach bestehendem Staatsrecht die neuerdings eingeführte Trennung der Etats der Landessteuer- und der Domänenkasse nicht anerkenne und gegen Bildung einer besonderen Domänen- und Steuerkasse protestire. Im weiteren Verfolg der Angelegenheit wurde dann am 1. Juli ein neuer Beschluß der vereinigten Kammern gefaßt, indem der Ausschußantrag auf baldigste Vorlage zur Vereinbarung über den Betrag der für die herzogl. Schatulle und Hofhaltung zu verwendenden Summe, sowie über die künftig zu gewährenden Apanagen, Witthume und Ausstattungen, und auf Protest gegen die Verwendung einer die Summe von 345,000 Gulden übersteigenden Summe für die Hofhaltung u. Schatulle, Witthümer, Apanagen ꝛc. angenommen ward. Darauf wurde der Landtag noch an demselben Tage geschlossen. Anfang August trat der Kriegsminister v. Hadeln zurück und wurde durch Oberst Hergenhahn ersetzt. Gleichzeitig traten wesentliche Veränderungen in der Organisation der obersten Militärbehörden ein, sowie ein herzogliches Edikt vom 14. Juli die aus den Bewegungsjahren stammenden Gesetze über die Organisation der Centralbehörden, über die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung in der untern Instanz und über die Gemeindeverwaltung aufhob und an deren Stelle völlig neue Staatseinrichtungen setzte. In der Nacht vom 23. zum 24. Sept., fast gleichzeitig mit der Geburt des Prinzen Friedrich, brannte das Hotel des Ministeriums mit dem Ständes- und Thronsaale nieder. Dem am 20. März 1855 eröffneten Landtage wurden Gesetzesvorlagen über Besteuerung der Branntweinbrennereien, über Regulirung der Gehalte des Forstpersonals, über die Basis eines Jagdgesetzes, über die Steuerfreiheit der Offiziere und über die Aufhebung oder Suspendirung des Ehanssegeldes gemacht, während Tags darauf auch die Vorlage des Budgets erfolgte. Die berathenen Gesetze wurden meist im Sinne der Regierung genehmigt. Je mehr nun aber die Session sich ihrem Ende zuneigte, um so entschiedener wurde der Widerstand, den die Regierung von Seiten der Stände erfuhr. Anfang Juli war bereits die Ablehnung des Gesetzentwurfes zur Vermehrung der höheren Verwaltungsposten erfolgt. Der eigentliche Kampf aber entbrannte um das Jagdgesetz, welches die früher Berechtigten wieder ganz in ihre verlorenen Rechte einsetzen sollte. So bereitwillig die erste Kammer den wesentlichen Bestimmungen desselben ihre Anerkennung ertheilt hatte, so bestimmt erklärte sich die zweite Kammer dagegen und verwarf schließlich am 1. August die ganze Vorlage. Auch in der neu angeregten Domänenfrage waren die vereinigten Kammern bei ihrer vorjährigen Auffassung geblieben, obschon sie sich bereit erklärten, zu einer Ausgleichung die Hand zu bieten, und deshalb die Regierung um eine deßfallsige Vorlage ersuchten, die jedoch nicht erfolgte. Zugleich verwahrten sie sich aber auch gegen die Auffassung der Regierung, welche die ständischen Beschlüsse in der Domänenfrage nur als Wünsche betrachten zu wollen erklärt hatte. Von weiteren Beschlüssen ist die Vereinbarung über eine Geschäftsordnung hervorzuheben, wonach die Stände jährlich im Januar berufen werden sollten, worauf ihnen die Vorlagen alsbald zugehen müßten und der motivirte Landtagsabschied dem Sessionsschlusse sofort folgen sollte. Der Landtagsschluß erfolgte am 1. August alsbald nach der Ablehnung des Jagdgesetzes. Uebrigens wurde der wiederholt von den Ständen abgelehnte Jagdgesetzentwurf bereits am 3. Oktober als oktroyirtes Gesetz proklamirt. Mit Holland hatte N. in diesem Jahre einen Vertrag wegen des Brigadeverbandes der Kontingente von Limburg und N. geschlossen, und zugleich war die neue Formation des nassauischen Bundeskontingentes vollendet worden. Hinsichtlich des kirchlichen Streits hatte man sich deshalb der Annahme hingegeben, daß die von dem holländischen Gesandten in Rom, Grafen Liedekerke-

Digitized by Google

Beaufort, angeknüpften, von dem nassauischen Regierungsrathe Henkel dann persönlich fortgeführten Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle über ein Konkordat zu einem erwünschten Abschlusse gediehen seyen, um so mehr, da Henkel bereits im Mai aus Rom zurückgekehrt war. Diese Erwartungen wurden jedoch getäuscht, als der Bischof von Limburg unter dem 9. November mit einem Ordinariatserlaß über die dienstliche Stellung der Dekane hervortrat, worin er erklärte, daß dieselben ausschließlich Organe des Bischofs seyen, von diesem allein Dienstanweisungen anzunehmen hätten und bezüglich ihrer Dienstverhältnisse keiner landesgesetzlichen Bestimmung unterlägen, welche für die Staatsdiener als solche gegeben seyz namentlich gelte dieser Grundsatz bezüglich der Verwaltung und Verwendung des in den Dekanatsbezirken befindlichen Lokalkirchenvermögens. Vielleicht hierdurch veranlaßt erging 1856 ein Ministerialbefehl an die bischöfliche Stelle zu Limburg, wonach künftig jeder bischöfliche Erlaß erst der Regierungsconsur in Wiesbaden zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden sollte, ehe er dem Drucke übergeben werde, da die bischöflichen Erlasse öfter Gegenstände nicht rein kirchlicher Natur betroffen hätten. Der Landtag dieses Jahres trat am 26. März zusammen und bewies von vornherein eine gereizte Haltung gegen die Regierung, die ihren Grund besonders in der Oktroyirung des Jagdgesetzes hatte. Hierauf bezogen sich auch die ersten, gegen die Regierung gerichteten Angriffe, wie denn in der zweiten Kammer eine Anzahl Abgeordneter eine Rechenschaftsfrage an dieselbe richteten, und selbst in der ersten Kammer der am 12. April gestellte Antrag zur Inbetrachtnahme geeignet gefunden wurde: dem oktroyirten Gesetz die Zustimmung zu versagen und zugleich die Erwartung auszusprechen, daß dasselbe sofort außer Wirksamkeit trete. Die Regierung beharrte aber auf dem Fortbestehen des Gesetzes, und auch hinsichtlich der im vorigen Jahre von den Ständen beschlossenen Geschäftsordnung erfolgte eine abfällige Erklärung der Regierung. Am 6. Juni trat eine dreiwöchentliche Vertagung des Landtags ein. Nach dessen Wiederzusammentritt rief die Jagdgesetzfrage noch immer Anträge über Anträge hervor, bis die zweite Kammer endlich am 31. Juli die Annahme folgender Kommissionsanträge beschloß: das provisorisch erlassene Jagdgesetz nicht als rechtsgültig anzuerkennen und die Regierung aufzufordern, dasselbe der Kammer zu verfassungsmäßiger Berathung und Beschlußfassung sofort vorzulegen oder es außer Wirksamkeit zu setzen. Das Schicksal der Rhein- und Lahnbahn fand am 16. August seine Entscheidung, indem nach langen Verhandlungen beschlossen wurde, für das Baukapital der Bahn zu 20 Mill. Gulden 2½ Procent Zinsen zu garantiren. Ein Antrag auf Herstellung einer einheitlichen Bundesregierung, Volksvertretung bei derselben, Errichtung eines Bundesgerichtshofs, einheitliche Regelung von Münzen, Maß u. Gewicht ꝛc. wurde gegen den Einspruch des Regierungskommissärs, wenigstens gegen den ersteren Theil des Antrags, dennoch angenommen und an einen Ausschuß verwiesen. Den von den Spielbankpächtern zu Wiesbaden vollzogenen Verkauf ihrer noch auf 16 Jahre laufenden Konzession an eine Aktiengesellschaft bestätigte die Regierung am 17. Nov. 1856. Die wieder angeregte Domänenfrage bildete auch auf den neueren Landtagen den Hauptmittelpunkt der Verhandlungen.

Der Stifter der jüngeren Linie des Hauses N., der ottonischen, Graf Otto, der zweite Sohn Heinrichs des Reichen, dem bei der Theilung 1255 die nassauischen Besitzungen auf dem rechten Lahnufer zufielen, hinterließ 1289 einen Sohn, Heinrich I., dessen Söhne, Otto u. Heinrich II., 1341 die beiden Linien Dillenburg u. Beilstein stifteten. Die Linie N.-Beilstein erlosch 1561 mit Johann III., worauf ihre Lande an die Linie N.-Dillenburg fielen, deren Stifter, Graf Otto, durch Heirath Vianden, St. Veit und einen Theil der Herrschaft Grimberg im Luxemburgischen erwarb und 1351 †. Geschichtlich merkwürdig wurde sie erst seit des Grafen Wilhelm des Reichen Zeit, der 1559 †. Sein ältester Sohn, Wilhelm I., der Große oder der Schweigsame, der berühmte Held des niederländischen Befreiungskampfes, erbte 1544 von seinem Vetter, Renatus, das Fürstenthum Oranien und nannte sich nun Prinz von Oranien. Er ward der Gründer der älteren Linie N.-Oranien u. † 1584 durch Meuchelmord (s. Wilhelm). Sein ältester Sohn, Philipp Wilhelm, geboren 1554, fiel in die Gefangenschaft der Spanier, ging zur katholischen Kirche über und † 1619. Die Erbstatthalterwürde in den Niederlanden ging an Wilhelms I. jüngeren Sohn, Moritz, u. nach dessen kinderlosem Tode 1625 an seinen Bruder Heinrich Friedrich über, der auch das Fürstenthum Oranien erbte. Nach seinem 1647 erfolgten Tode folgte sein Sohn, Wilhelm II., und nach des letztern Ableben (1650) dessen Sohn Wilhelm III. in jener Würde und in der Herrschaft über die Besitzungen seines Hauses. Dieser bestieg nach Jakobs II. Vertreibung den Thron von England (1688); da er aber 1702 kinderlos starb, so erlosch mit ihm die ältere Linie N.-Oranien. Inzwischen war bereits die jüngere Linie N.-Dillenburg durch Wilhelms des Reichen zweiten Sohn Johann 1559 gestiftet worden, die sich aber bei seinem Tode (1606) in vier neue Zweige theilte. Johanns ältester Sohn Johann ward der Stifter der Linie N.-Siegen und † 1623, worauf sein Sohn Johann folgte, der 1638 †, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war. Ein jüngerer Bruder des letzteren gründete eine reformirte Nebenlinie N.-Siegen, die aber schon in der 4. Generation erlosch. Johanns Sohn und Nachfolger, Johann, ward 1652 deutscher Reichsfürst und † 1699 mit Hinterlassung zweier Söhne, von denen der ältere, Wilhelm Hyacinth, 1743 kinderlos †, der jüngere, Emanuel Ignaz, ein Fräulein Maillu heirathete. Der aus dieser Ehe entsprossene Sohn, Maximilian, ward aber in Deutschland nicht für succeffionsfähig erkannt, welches Geschick auch dessen Sohn, Karl Nikolas Otto, traf, in Folge dessen die Hinterlassenschaft Wilhelm Hyacinths an die Linie N.-Diez (Neu-Oranien) fiel. Der zweite Sohn Johanns, Georg, ward der Stifter der jüngsten Linie N.-Dillenburg,

Digitized by Google

die aber 1739 wieder ausstarb. Ein Seitenzweig dieser Linie war N.-Schaumburg, dessen Stifter Adolf war. Da derselbe jedoch nur 3 Töchter hinterließ und eine derselben sich mit einem Prinzen aus dem Hause Anhalt vermählte, so fiel Schaumburg an letztgenanntes Haus. Der dritte Sohn Johanns, Ernst Kasimir, gründete 1606 die Linie N.-Diez (Neu-Oranien), den jetzt allein noch fortblühenden Zweig der ottonischen Hauptlinie. Er war Statthalter in Friesland und Gröningen, welche Würde auch sein Sohn Heinrich Kasimir bekleidete. Dessen Urenkel, Johann Wilhelm Friso, erbte 1702 nach dem Tode des Königs Wilhelm III. von England alle Besitzungen des Hauses N.-Oranien, mit Ausschluß der Fürstenthümer Oranien und Meurs, sowie mehrer westphälischen Herrschaften, die der König dem Hause Brandenburg vermacht hatte. Doch ward das Fürstenthum Oranien 1713 an Frankreich abgetreten. Johann Wilhelm Friso ertrank 1711 bei Mardyk und hatte seinen nachgeborenen Sohn Wilhelm IV. Karl Heinrich Friso zum Nachfolger. Derselbe erhielt neben der Statthalterschaft in Friesland auch die Statthalterschaften Geldern, Zütphen, Gröningen, Omeland und Drenthe, sowie 1748 die Erbstatthalterwürde der Vereinigten Niederlande und vereinigte alle Lande der ottonischen Hauptlinie unter seinem Scepter. Ihm folgte 1751 sein Sohn, Wilhelm V., geboren 1748, der anfangs unter Vormundschaft des Herzogs von Braunschweig regierte. Er mußte, von den Patrioten gedrängt, fast allen seinen Vorrechten entsagen, vermochte sich nur durch die preußischen Waffen zu behaupten, verlor durch die französische Invasion die Erbstatthalterwürde und erhielt im Luneviller Frieden das Fürstenthum Fulda und einige andere Gebiete in Deutschland zur Entschädigung zugewiesen, worauf er am 8. April 1806 †. Sein Sohn, Wilhelm IV., verlor 1807 sowohl Fulda, als die Souveränetät seiner Erblande in Deutschland, ward aber nach Napoleons Sturz (1814) als Wilhelm I. zum König der Vereinigten Niederlande erhoben und für die in Deutschland verlorenen Territorien mit dem Großherzogthum Luxemburg entschädigt (s. Niederlande, Geschichte). Er † 1843, nachdem er 1840 abdicirt hatte, und ihm folgte sein Sohn, Wilhelm II., und diesem seit März 1849 dessen Sohn, König Wilhelm III. Ein vierter Zweig der jüngeren Linie N.-Dillenburg, N.-Hadamar, gestiftet von dem vierten Sohn des obengenannten Johann von N.-Dillenburg, Johann Ludwig, war mit seinem Enkel 1714 ausgestorben, worauf die Lande derselben an N.-Oranien fielen. Vgl. J. Arnoldi, Geschichte der oranien-nassauischen Länder, Hadamar 1790—1816, 3 Bde.; J. M. Kremer, Genealogische Geschichte des nassauischen Hauses, Wiesbaden 1779, 2 Thle.; Ernst Münch, Geschichte des Hauses N.-Oranien, Aachen 1831 ff., 3 Bde.

Nassau, 1) Stadt im Herzogthum Nassau, am rechten Ufer der Lahn, ist Amtssitz, hat einen vom Freiherrn von Stein zum Andenken an die Befreiung Deutschlands erbauten alterthümlichen Thurm, eine 1830 vollendete Kettenbrücke über die Lahn, eine Kirche, Post, Weinbau, einen Reckhammer und 1200 Einwohner. N. gegenüber am linken Lahnufer erhebt sich auf einem hohen Felsen die alte Burg N., das angeblich 1181 erbaute Stammschloß des Hauses Nassau. — 2) Hauptstadt der Bahamainsel New-Providence in Westindien, auf der Nordküste derselben, die wichtigste Handelsstadt dieser Inseln, hat einen Gouvernementspalast, eine Ackerbaugesellschaft, einen guten Hafen mit den Forts Fincastle, Charlotte und Nassau, Handel und 7000 Einwohner.

Nassau, 1) Ludwig, Graf von N.-Dillenburg, der dritte Sohn Wilhelms, Grafen von N., und ein Bruder des berühmten Prinzen Wilhelm (s. d.) von Oranien, den 20. Jan. 1538 geboren, studirte zu Genf, wo er den Haß gegen die Priesterherrschaft und die Liebe zu der neuen Lehre einsog, schloß sich nach seiner Rückkehr nach Flandern der Verschwörung des unzufriedenen Adels in den Niederlanden, dem sogenannten Geusenbund (1565), an und ward bald das Oberhaupt desselben. Als unter demselben Uneinigkeiten ausbrachen, versuchte Graf Ludwig die calvinistischen Städte Amsterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes zu bereden, der augsburgischen Konfession beizutreten, und begab sich, da dieser Versuch an dem Hasse der Calvinisten scheiterte, nach Frankreich und sodann in die Pfalz und nach Sachsen, um wegen Subsidien bei dem unvermeidlich drohenden Kriege zu unterhandeln. Nachdem sich in dem darauf folgenden Jahre (1567) auch sein Bruder Wilhelm von Oranien nach Deutschland begeben hatte, und beide nach der Ankunft des neuen Statthalters der Niederlande, Herzogs von Alba, in die Acht erklärt und ihre Besitzungen eingezogen worden waren, bemühten sie sich vereint, in Deutschland Truppen zu sammeln. Schon im Mai 1568 drang Graf Ludwig in Begleitung seines jüngern Bruders Adolf und des Grafen Jost von Schaumburg an der Spitze von 100 Reitern und 700 Mann Fußvolk von Emden aus in Westfriesland ein, bemächtigte sich des Grenzschlosses Wedde und nahm zwischen dem Städtchen Winschooten und dem Kloster Heiligerlee eine Stellung (den 24. Mai 1568), wo er die Spanier in die Flucht schlug. Da indeß der Herzog Alba Gröningen besetzte, so verließ N. diese Gegend, um einer entscheidenden Schlacht auszuweichen, und bezog ein in der Geschichte der niederländischen Revolution wegen seiner Festigkeit berühmt gewordenes Lager. Hier von Herzog Alba angegriffen, ergriff das größtentheils aus zusammengerafftem Gesindel bestehende Heer des Grafen die Flucht, und dieser selbst entkam nur mit Mühe über die Ems. Mit diesem einzigen Schlage war der Krieg in Friesland beendet. Es gelang zwar dem Grafen, einige Trümmer seines Heeres zu sammeln, mit welchen er den Norden der Niederlande verließ und sich an die Truppen seines Bruders Oranien in Deutschland anschloß; aber auch dieses Heer, welches Anfangs Oktober an der Maas erschien, richtete nichts aus, da sich Alba in keine Schlacht einließ und nur seinen Gegner durch fruchtlose Hin- und Herzüge zu ermüden suchte. Der Graf begab sich hierauf nach Frankreich, wo er an verschiedenen Unternehmungen der Hugenotten Theil nahm. Als der Prinz von Oranien nach Deutschland zu-

Digitized by Google

rückkehrte, blieb er bei dem Admiral Coligny und hatte den besonderen Auftrag, die Unterhandlungen mit dem französischen Hofe fortzusetzen. Von Karl IX. unterstützt, brachte er im Hennegau ein kleines Heer von 1500 Mann zu Fuß und 500 leichten Reitern unter die Waffen, erschien plötzlich mit demselben vor Mons und nahm diese Stadt durch List ein. Aber die 4000 Franzosen, welche sich der Grenze von Mons näherten, wurden von den Spaniern angegriffen und geschlagen und Mons im August vom Herzog von Alba belagert. Zwar nahte am 8. Sept. der Prinz von Oranien mit 14,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern zum Entsatz, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Graf kapitulirte darauf am 19. Sept. 1572 unter der Bedingung freien Abzugs und begab sich nach Meurs und von da in die Grafschaft Nassau. Da die Versuche, für die Niederlande Hülfe von England zu erlangen, an der Vorsicht der Königin Elisabeth scheiterten, nahm der Graf die Unterhandlungen mit dem französischen Hofe wieder auf (1574), erhielt das Versprechen einer thätigen Unterstützung und eine Summe von 100,000 Gulden, brachte bald ein Heer von 6—7000 Mann zu Fuß und 3—4000 Reitern zusammen und führte diese Truppen nach der Gegend von Mastricht, von wo er Anfangs April aufbrach, um sich mit Oranien zu vereinigen. Am 13. April schlug er sein Lager bei dem Dorfe Mock auf der sogenannten mocker Heide auf, wo er von den Spaniern unter Avila angegriffen und in einem zweistündigen Kampfe geschlagen und getödtet ward.

2) Johann Moritz, Graf von Nassau-Siegen, genannt der Amerikaner, der Sohn des Grafen Johann, dessen gleichnamiger Vater der Bruder des großen Wilhelm von Oranien war, 1604 geboren, trat früh in die Dienste der holländischen Republik, zeichnete sich 1632 vor Mastricht aus, wo er Pappenheim zum Rückzuge nöthigte, und trug 1636 wesentlich zur Eroberung der Schwedenschanze bei. In demselben Jahre ernannte ihn der damalige Statthalter der Niederlande, Wilhelm II. von Oranien, zum Generalkapitän der holländischen Besitzungen in Brasilien. Hier nahm er sofort den Portugiesen mehre feste Plätze, sendete eine Expedition an die afrikanische Küste, welche den Holländern die Hauptfestung von Guinea, San Giorgio della Mina, erwarb, brang dann im Frühjahr 1638 an der brasilianischen Küste südlich vor, belagerte aber vergeblich San Salvador (Bahia) und verlor vor diesem Platze seine besten Offiziere. Nach erhaltener Verstärkung u. nachdem die portugiesische und spanische Flotte durch die Holländer in der Allerheiligenbai beinahe ganz vernichtet worden war, begann der Krieg in Brasilien aufs Neue und wurde mit einer solchen Grausamkeit geführt, daß die beiderseitigen Befehlshaber eine förmliche Konvention abschlossen, in welcher Art man sich in Zukunft schlagen wollte. Um die große Anzahl von Abenteurern, welche die Hoffnung auf Beute unter seinen Fahnen versammelt hatte, zu beschäftigen, unternahm N. einen Streifzug nach Chile. Die Zeit, welche der Waffenstillstand mit den Portugiesen ihm vergönnte, benutzte er, Brasilien zu bereisen und die vorzüglichsten Produkte dieses Landes genau zu untersuchen. Nachdem er die Angelegenheiten Brasiliens geordnet hatte, kehrte er 1644 mit einer reich beladenen Flotte nach Holland zurück und wurde zur Belohnung seiner Verdienste zum Gouverneur von Wesel und General der Kavallerie, später bei der drohenden Kriegsgefahr zweimal, 1665 und 1666, zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen ernannt. Der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, ernannte ihn später zum Großmeister des deutschen Ordens (Herrenmeister zu Sonneburg) und zum Gouverneur des Herzogthums Kleve, in welcher Eigenschaft er den 20. Dec. 1679 †. Die brasilianische Stadt Olinda hatte er nach ihrer Zerstörung neu aufbauen lassen und Moritzburg genannt.

3) Karl Heinrich Nikolaus Otto, Prinz von N.-Siegen, Urenkel des Vorigen, stammte aus der katholischen Linie des Hauses Siegen ab und war den 5. Jan. 1745 geboren. Wegen der Mißheirath seines Großvaters Emanuel Ignaz wurde er, gleichwie sein Vater, nicht für legitim anerkannt. Dadurch auf sich selbst angewiesen, suchte er sein Glück im Soldatenstand und trat schon in seinem 15. Jahre als Freiwilliger in die französische Armee. Er war bereits zum Dragonerrittmeister avancirt, als er sich entschloß, den Seefahrer Bougainville auf seiner Reise um die Welt (1766—69) zu begleiten. Auf Otaheiti, wo er sich von den Strapazen der Reise in den Armen der Königin erholte, bewährte er sich nicht minder als rüstigen Helden, als in den Wüsten Afrika's, wo er siegreich einen Kampf mit einem Tiger bestand. Nach Europa zurückgekehrt, nahm er wieder in dem französischen Heer Dienste und machte sich vornehmlich 1779 durch seinen verunglückten Versuch, die Insel Jersey zu nehmen, bekannt. Im Kriege zwischen Spanien und England befehligte er die von dem Ritter von Arçon erfundenen schwimmenden Batterien, entging aber bei der Zertrümmerung derselben kaum dem Tode. In Anerkennung seiner persönlichen Tapferkeit machte ihm der König von Spanien ein großes Geldgeschenk, verlieh ihm das Patent eines Generalmajors und erhob ihn zum Rang eines Granden erster Klasse. Nach dem Frieden ging der Prinz nach Rußland, wo ihn Katharina II. zum Vicеadmiral ernannte u. ihm das Kommando einer kleinen gegen die Pforte bestimmten Flotille auf dem schwarzen Meere anvertraute. Mit derselben griff er 1788 tollkühn die weitüberlegene türkische Flotte an und vernichtete sie in einigen Treffen. Die Kaiserin, deren Vertrauen er dadurch in hohem Grade gewann, gab ihm Missionen an die Höfe von Wien, Versailles und Madrid, um diesen die Absichten Friedrich Wilhelms II. von Preußen auf den polnischen Thron zu enthüllen. Auch dieser Sendung entledigte er sich zur Zufriedenheit seiner Gebieterin und erhielt nun den Oberbefehl über die russische Flotte in der Ostsee. Mit dieser schlug er das schwedische Geschwader an der Küste von Finnland und schloß es in dem Golf von Viborg ein, so daß er schon seinen Gegner Gustav III. völlig in den Händen zu haben glaubte. Dieser aber griff ihn unvermuthet an und brachte dem allzu sicheren Sieger große Verluste bei. Der Verdruß über dieses Mißgeschick trug eben so viel als die Un-

Digitized by Google

lust, einer seinen Ansichten nicht entsprechenden Politik zu dienen, zu dem Entschlusse bei, seine militärische Stelle aufzugeben. Nach Katharina's Tod begab er sich auf Reisen, da ihm Paul I. nicht sehr gewogen war, und ließ sich nach dem Frieden von Amiens in Frankreich nieder, wo er, von der Welt fast ganz vergessen, um 1805 †. Seine Gemahlin, Charlotte Godzka, die Tochter eines sehr begüterten Woiwoden, theilte mit ihm den Hang zu einem abenteuerlichen Leben. Ihren unglücklichen Landsleuten gegenüber bewies sie sich aber durch reichliche Unterstützungen, die sie ihnen zufließen ließ, als patriotische Anhängerin ihres Vaterlandes.

Nasse Brüder, s. v. a. Kalandsbrüder.

Nasser Weg, diejenige chemische Analysirungsmethode, bei welcher flüssige Substanzen zur Auflösung u. Ausscheidung der Stoffe bei gewöhnlicher Temperatur angewendet werden, im Gegensatz zum trockenen Weg, wo Feuer angewendet wird.

Nassir-eddyn, Abu-Dschafar Mohammed Ben Hasan, berühmter persischer Astronom, auch Khodschah genannt, geboren 1201 zu Thous in Khorassan (daher sein Beiname Al Thousi), widmete seinem Gönner, dem Gouverneur von Kubistan, eine Schrift moralischen Inhalts, „Akhlak al Nassiery", worin er die Aussprüche des Plato und Aristoteles über die Klugheit sammelte. Weil er in einer Ode an Mostasem, Khalifen von Bagdad, sich der überschwänglichen Ehrenprädikate desselben zu bedienen vergessen hatte, ward er eingekerkert und dann in das Schloß Alamout zu dem Assassinenfürsten Alaeddyn Mohammed gesandt, wo er bis 1256 blieb. Als damals Alaeddyns Nachfolger, Rokneddyn Khur-Schah, von den Mongolen bedroht ward, wurde N. zu Hulagu, dem Anführer der Mongolen, gesandt, um mit ihm zu unterhandeln; er kündigte jedoch dem Eroberer an, daß der Fall der Assassinenherrschaft in den Gestirnen geschrieben stehe, und erwarb sich dadurch die Gunst Hulagu's. Nachdem sich Hulagu zum Herrn von Persien gemacht, stellte er N. an die Spitze aller wissenschaftlichen Anstalten. N. † 1274. Seine zahlreichen Werke erstrecken sich fast auf alle Fächer des Wissens, besonders aber auf Astronomie und Mathematik, welche Disciplinen er in der That gefördert hat. Er übersetzte und kommentirte den Euclides (herausgegeben Rom 1594). Seine astronomischen Beobachtungen legte er in den berühmten ilkhanschen Tafeln nieder, die ins Lateinische übersetzt London 1652 erschienen.

Nasturtium (Brunnenkresse), Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen, von Linné unter Sisymbrium gestellt, umfaßt ausdauernde oder einjährige, feuchte Stellen und Gewässer liebende Gewächse, fast in allen Klimaten, mit gelben, seltner weißen Blüthen. N. officinale *R. Br.*, Sisymbrium nasturtium *L.*, gemeine Brunnenkresse, Wasserkresse, Quellenraute, mit am Grunde niederliegendem und aus den Gelenken wurzelndem, dann aufsteigendem (1—2 Fuß langem), kantigem, oberwärts ästigem, völlig kahlem Stengel, gefiederten Blättern, ebensträußigen Blüthen und linealischen Schoten in verlängerten Trauben, wächst in Quellen, Bächen, Gräben, am Rande der Teiche (immer im Wasser), in Europa, Asien, Afrika und Amerika. Das bitterlich-scharfe, angenehm reizigartig schmeckende frische Kraut dieser Pflanze, Herba recens Nasturtii aquatici s. Herba Cardamines s. Sinapis aquaticae, Brunnenkressrautenkraut, weiße Kresse, ist noch häufig im Gebrauche, indem es einen Hauptbestandtheil der frisch ausgepreßten Kräutersäfte bei Frühlingskuren ausmacht. Zerrieben zeigt es einen eigenthümlichen, dem Löffelkraut ähnlichen Geruch; durchs Trocknen verliert sich derselbe, und auch der Geschmack wird weit geringer. Vorwaltende Bestandtheile sind scharfes ätherisches Oel und Gerbestoff. Besonders wohlthätig sind die auflösenden Wirkungen bei Unterleibsstockungen und Skorbut. Die Wiesenkresse, Cardamine pratensis *L.*, besitzt dieselben Eigenschaften, wenn auch im geringern Grade. Von N. amphibium *R. Br.*, verschiedenblätterige Brunnenkresse, in Gräben, Sümpfen, an überschwemmten Stellen, durch ganz Europa, Nordasien und Nordamerika häufig, war die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Raphani aquatici, sonst wie ähnliche antiskorbutische Arzneimittel im Gebrauche. N. indicum *Dec.* ist ein Sommergewächs in Ostindien, auf Java und in China. Man pflegt in der Heimath das Kraut als einen antiskorbutischen Salat zu essen; auch in Frankreich ist die Pflanze neuerdings in Gebrauch gekommen.

Natal (Natalia, Weihnachtsland), ein Theil des Kaffernlandes an der Ostküste Südafrika's, so genannt, weil die Portugiesen am Weihnachtstage (Dies natalis Domini) 1498 zuerst in diese Gegenden kamen, auch unter dem Namen Kolonie Victoria bekannt, erstreckt sich zwischen 28 und 31° südl. Br. und 28 und 31° östl. L. in einer äußersten Länge von 170 und einer äußersten Breite von 130 englischen Meilen, mit einem Flächeninhalt von 18,000 englischen □Meilen und wird im Norden von dem Flusse Tukela, im Süden von dem Flusse Umsimkulu begrenzt. Die Westgrenze bildet der Quathlamba oder Inkala (d. i. Schneegebirge) mit dem großen Drakenberge, der an und über 9000 Fuß hoch sich erhebt und aus einer Kette unübersteiglicher, über- und hintereinander aufgethürmter, von klaffenden Abgründen zerrissener Granitmassen besteht. Der kleine Drakenberg, durchschnittlich gegen 5000 Fuß hoch, bildet meist sanft gerundete Hügel, hat aber oft breite Scheitelflächen mit jähem Abfall. Er besteht aus Sandstein und Trapp. Von der Küste an steigt das Land terrassenförmig empor, und zwar sind drei Stufen der Erhebung zu unterscheiden. Die erste Stufe, die eigentliche Küste, erstreckt sich an 30—40 Meilen landeinwärts und wird durch mehre unregelmäßige Hohenzüge begrenzt, die zweite geht südwärts bis an den nördlich gerichteten Theil des Quathlamba, und die dritte Stufe nimmt das obere Gebiet des Tukela ein. In die Tukela münden der Klipfluß oder Unmambiti, der Buffalo oder Umsinjari, die kleine Tukela (Insisuti), der Blaukrans (Umfulusi) und der Impafano oder Mooy (der schöne Fluß). Der Umgeni fließt nach Norden und mündet unfern

Digitized by Google

Port-Natal. Der Umkomanfi nimmt einen südöstlichen Lauf, während der Umfimkulu erst nach Süden, dann, nach Aufnahme der Ibis, nach Südosten fließt und den Umfimkulwana aufnimmt. Im Ganzen fließen 73 Flüsse und Bäche in N. Ungefähr in der Mitte der Küste befindet sich die geräumige Natalbai von 3 Meilen Länge und 12 Meilen Breite, die, von allen Seiten von hohen Ufern umschlossen und nur durch einen 150 Ellen breiten Kanal mit dem Meere zusammenhängend, einem Landsee gleicht, in dem drei dichtbewaldete Inseln sich erheben. Die Bai ist von drei tiefen Fahrwassern durchzogen und hat Raum für Hunderte von Schiffen. Eine Sandbarre hindert zwar die Einfahrt von Fahrzeugen, die mehr als 12 Fuß Tiefgang haben, doch befindet sich außerhalb der Bai eine Rhede mit vortrefflichem Ankergrund. Das Klima ist überaus lieblich. Die Regenzeit beginnt im September und endigt im März. Vom Mai bis Juli herrschen kühle Winde mit öftern Schauern. Der Winter gleicht dem deutschen Frühlinge. Die Sommerhitze ist allerdings beträchtlich; heiße Winde wehen aber fast nie, indem der Quathlamba alle aus dem Innern kommenden Winde abkühlt. Für Brustleidende ist ein Aufenthalt in diesen Gegenden überaus heilsam. Von einheimischen Fiebern ist das Land vollkommen frei. Der Boden ist sehr verschiedener Art, gebundener Thon- wie leichter Sandboden gleich häufig. Urbares Land ist aber überall reichlich vorhanden. Der eigentliche Feldbau steht noch in der ersten Kindheit. Weizen wird meist vom Kap und von Amerika eingeführt; Hafer, Gerste, Erbsen, Bohnen und Linsen geben reichliche Ernten; Mais und Hirse werden oft dreimal, gewöhnlich zweimal des Jahres geerntet. Eine sehr brauchbare Baumwolle wächst im Küstenstrich wild, was den deutschen Kaufmann Berzthelt veranlaßte, an der Spitze der Natalbaumwollengesellschaft den Bau der amerikanischen Baumwolle im Großen zu betreiben. In der That wurden auf dem britischen Markte bald Erfolge erlangt; dennoch hat die Gesellschaft den Betrieb einstellen müssen, weil Hafer, Gerste und Bohnen sich als vortheilhafter erwiesen. Indigo wächst in N. wild in 10 verschiedenen Arten und eignet sich vortrefflich zum Anbau. Der Tabak gedeiht ebenfalls vortrefflich, und der Anbau des Zuckerrohrs, das von Mauritius eingeführt wurde, soll in neuester Zeit sehr zugenommen haben. Dem Obste ist noch nicht viel Aufmerksamkeit gewidmet worden. Es gedeihen aber die Banane, die Feige, die Orange, die Citrone, der Granatapfel, die Mandel, der Pfirsich, die Aprikose, die Guava, die Ananas und auf dem höhern Lande der Apfel, die Birne, die Erdbeere, die Himbeere, die Kirsche, die Wallnuß, die Weintraube. Das häufigste Bau- und sonstige Nutzholz ist das Gelbholz (Taxus elongata); das Eisenholz (Olea undulata) ist wegen seiner außerordentlichen Härte für Wagenarbeit und dgl. sehr geeignet. Sonst sind gewöhnlich die wilde Olive, das Stinkholz, die rothe Esche, die Fichte und mehre Eichenarten nutzbar. Die Weidefähigkeit des Landes hat nur den Fehler zu großer Fülle; viele Gräser treiben an acht Fuß hoch. Das Land ist daher auch zur Schafzucht durchaus ungeeignet. Die Wälder an der Küste und am Drakenberg sind oft großartig und nehmen viele hundert Morgen ein; im zwischenliegenden Lande gibt es aber viele baumlose Strecken. Die häufigsten Gesteine sind Granit, Basalt, Trapp, Schiefer und Sandstein. Eisen ist überall häufig, auch Blei u. Silber sind vorhanden. Das wichtigste Mineral dürfte jedoch die Steinkohle seyn, welche in vorzüglichster Güte gefunden wird.

Die einheimische Bevölkerung wohnt in einer großen Anzahl von Kralen und mag nahezu 200,000 Seelen betragen, zum größern Theile Flüchtlinge von den benachbarten Zulukaffern, zum Theil Reste der von den Zulus großentheils ausgerotteten ursprünglichen Kaffernbevölkerung. Sie wohnen theils in abgesonderten Strichen (Locationes) unter eigenen Häuptlingen, theils familienweise auf den Landstellen der Boers. Sie stehen unter der Aufsicht eines britischen Beamten, der sie durch ihre eigenen Häuptlinge regiert. Die Bekehrung zum Christenthume hat nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Die Zahl der eingewanderten Europäer, der Briten und besonders der holländischen Boers aus der Kapkolonie ist unbekannt. Für die europäische Ansiedelung verspricht die Anwesenheit einer so zahlreichen, friedfertigen, gelstig begabten und körperkräftigen Bevölkerung von Eingeborenen außerordentliche Vortheile, zumal diese Bevölkerung keine Uransprüche auf den Boden machen kann, sondern meist aus Flüchtlingen besteht, die des Schutzes der Europäer gegen ihre frühern Landsleute zu ihrem Daseyn bedürfen. Die Viehzucht wird fast ausschließlich von der holländischen Bevölkerung, der Handel dagegen von den Engländern betrieben. Schon jetzt ist die Ausfuhr von Schlachtvieh, Butter und andern Produkten der Landwirthschaft mit den Inseln Mauritius und Bourbon sehr gewinnreich. Mit der Kapstadt findet ein sehr lebhafter Verkehr Statt. N. bildet als britische Kolonie ein Territorium der Kapkolonie und steht unter deren Gouvernem, hat aber seit 1845 einen Vicegouverneur, dem ein aus 5 Beamten zusammengesetzter Verwaltungsrath und seit 1848 ein aus 3 Beamten gebildeter legislativer Körper zur Seite steht. Die Besatzung besteht aus einem Regiment Infanterie. Seit 1848 ist das Land in 6 Distrikte: D'Urban, Pietermaritzburg, Umvoti, Impafana, Ober-Tukela, Umzinjari und das Land im Süden des Umkomanfi eingetheilt. Der Distrikt D'Urban nimmt den größern Theil des eigentlichen Küstenlandes ein, ist vortrefflich mit Wasser versehen und für die tropischen Erzeugnisse N.s, sowie für Mais, Hafer, Gerste und Bohnen höchst angemessen, eignet sich aber nicht zur Viehzucht, da das Gras zu fett und ranzig ist, und noch weniger zum Weizenbau, weil der Weizen immer vom Mehlthau ergriffen wird. Im südlichen Theile des Bezirks nehmen Lokationen der Eingeborenen einen beträchtlichen Raum ein. Der Hauptort des Distrikts ist Port d'Urban, früher Port N. genannt, an der gleichnamigen Bai, dem einzigen, aber vortrefflichen Hafen der Kolonie, mit 600 Einwohnern (meist Engländern). Acht Meilen von Urban liegt am Flusse Umgeni die deutsche Ansiedelung

Digitized by Google

Deutschland, Eigenthum der deutschen Kaufherren Jung und Komp., mit 200 Einwohnern. Der Distrikte Pietermaritzburg besteht größtentheils aus einer baumlosen, wellenförmigen, oft rauhen Prairie, ist gut bewässert und geeignet für Weizenbau, sowie Rindvieh- und Pferdezucht. Die Hauptstadt des Distrikts und der Sitz der Kolonialregierung, Pietermaritzburg, in einer grastreichen Ebene, am wasserreichen Bosjemansfluße, bildet ein Parallelogramm von 1½ Meilen Länge und einer Meile Breite, von parallelen Straßen, 9 in der Länge und 5 in der Breite, durchzogen. Von öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: das Stadthaus, das Gefängniß, die ausgedehnte Kaserne, zwei wesleyische Kapellen, die holländische reformirte Kirche, die englisch-episkopale Kirche und die Stadtschule. Die Stadt ist der Hauptmarkt des Landes, in dessen Mitte sie liegt, und hat an 1600 Einw., meist Holländer. Der Distrikt Umvoti gleicht im Ganzen Uban; nur wird die dort gewöhnliche Wellenform des Bodens im westlichen Theile abschüssig. Der Distrikt Impafana bildet mit den Distrikten Ober-Tukela und Umzinjati die innere Terrasse, welche immer von den Boers am dichtesten bewohnt war, indem sich dieser Strich am besten zur Rindviehzucht eignet. Der Hauptort ist das Dorf Weenen, am Einflusse des Bosjemansflusses in die Tukela, wo Weizen und alles übrige Getreide, Obstbäume und Gemüse aller Art aufs Ueppigste gedeihen. Das Land im Süden des Umkomanfi ist noch unbewohnt und soll in zwei noch näher zu bestimmende Bezirke getheilt werden.

Das Gestade von N. wurde 1499 von Vasco de Gama beschifft. Er fand die dortigen Einwohner mit eisernen Lanzenspitzen und kupfernen Ringen versehen und so zuvorkommend, gastfrei und vertrauensvoll, daß er das Land das des Friedens (Terra de bon paz) nannte, das Kap an der Bai nannte er die Weihnachtsspitze (Cap Natal). Um 1575 erkundschaftete der Portugiese Peraftrello das Land. Die Sklavenschiffe der Holländer besuchten häufig die Natalbai, sowie die Delagoabai, wo sie später (1721) eine Niederlassung gründeten. Im Jahre 1719 wurde daselbst die holländische Oberherrlichkeit förmlich proklamirt und eine holländische Niederlassung angelegt, welche jedoch wieder einging. Erst der englische Lieutenant Farewell, welcher sich 1824 mit einigen Gefährten hierher begab, begründete die erste europäische Ansiedlung von Dauer. Nach seinem Tode (1829) ward zwar die Kolonisation von N. einige Zeit unterbrochen, doch siedelten sich 1834 wieder mehre Engländer an der Bai an. Kapitän Gardiner durchreiste das Land 1835 in verschiedenen Richtungen, trat in freundschaftliche Verbindung mit dem Zulukönige und erwarb von ihm Millionen Acres. Er begründete nun den Hafenort Urban, nach dem damaligen Gouverneur der Kapkolonie genannt. Die Kolonie bildete eine Republik, hat aber die englische Regierung vergebens, das Land, das man nach der damaligen Kronprinzessin Victoria nannte, als britische Kolonie in Besitz und Schutz zu nehmen. Gardiner verließ deshalb 1838 die Kolonie, die bald gänzlich einging. Inzwischen hatte die vielfältige Unbill der britischen Regierung die holländische Bevölkerung der Kapkolonie veranlaßt, sich nach andern Ansiedelungspunkten umzusehen, u. so kamen nach u. nach verschiedene Züge Auswanderer aus der Kapkolonie nach N. u. bestanden, namentlich unter Peter Retief, Gert Maritz und Andreas Pretorius, mehre siegreiche Kämpfe gegen die Zulukaffern. Letzterer schlug am 16. Decbr. 1837 die 10,000 Mann starke Armee der Zulus nach einem zweitstündigen hartnäckigen Kampfe in die Flucht, worauf der Zulukönig Dingaan um Frieden bitten mußte. Zum Andenken Peter Retiefs und Gert Maritz wurde das Hauptquartier am Bosjemansfluße Pietermaritzburg genannt. Das Land genoß nun der langersehnten Ruhe, die verschiedenen Betriebszweige, Viehzucht, Jagd, Ackerbau, gediehen zusehends. Da erschien plötzlich ein Detachement von 100 Mann britischer Truppen, die unter Major Charires in der Bai landeten, angeblich, um ferneres Blutvergießen zwischen den Auswanderern und den Zulus zu verhüten, in der That aber, um die Boers zu beobachten, den Hafen in Besitz zu nehmen und ihnen die Zufuhr von Waffen und Munition abzuschneiden. Das Detachement verschanzte sich an der Baielmfahrt und blieb daselbst, von den Boers wenig berücksichtigt, bis zum Januar 1840, wo es wieder abgeholt wurde. Dingaan kam inzwischen seinen traktatmäßigen Verpflichtungen durchaus nicht nach und stand zudem augenscheinlich mit den Engländern in Verbindung. Während die Boers nun gegen ihn rüsteten, kam im September 1839 Panda, der Bruder Dingaans, mit 6000 Personen u. großen Viehherden Schutz suchend gegen seinen Bruder über die Tukela geflüchtet. Die Boers schlossen mit Panda ein Bündniß, schlugen am 1. Februar 1840 das Heer Dingaans und erklärten Panda zum König der Zulus (4. Febr.), aber unter Botmäßigkeit der „batavisch-afrikanischen Maatschappij", wie die Boers ihre Niederlassung in N. nannten. Die Letzteres selbst aber stellte sich unter den Schutz des Königs von Holland. Die Boers lebten nun eine Zeit lang in Frieden. Nach dem Muster der von den Engländern am Kap eingeführten Hottentottenlehrlingschaft traten die Zulujünglinge als sogenannte Lehrlinge in die Dienste der Bürger unter Kontrakten, deren Befolgung von den Landdrosten sorgfältig überwacht wurde. Die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten hatte der Volksrath; Verfassung und Verwaltung wurden immer besser geordnet. Da erklärte plötzlich eine Proklamation des Gouverneurs Napier von der Kapkolonie im Nov. 1840, die Emigranten hätten als britische Unterthanen kein Recht, sich in den von ihnen eingenommenen Territorien zu einem unabhängigen Staate zu bilden, und er werde demzufolge letztere in militärischen Besitz nehmen. In der That erschien im Mai 1842 eine Abtheilung von 250 Mann nebst 5 Kanonen unter dem Befehl des Kapitäns Smith in der Natalbai und griff die Niederlassung an der Küste an, ward aber durch das mörderische Feuer der Boers genöthigt, sich in ihr befestigtes Lager zurückzuziehen. Am 25. Juni kam eine ansehnliche Macht unter Oberstlieutenant Cloete vor Port-Natal an, eskortirt von der Fregatte Southamp-

Digitized by Google

ton, und landete ohne erheblichen Verlust. Die Boers zogen sich nach Pietermaritzburg zurück, erkannten sich für Unterthanen der Königin von England, gaben die von ihnen gemachten Kriegsgefangenen frei und lieferten alle Kanonen, welche sie besaßen, aus, wogegen Cloete eine völlige Amnestie gewährte und Unantastbarkeit ihres Privatvermögens u. Grundbesitzes, Schutz gegen die Angriffe der Zulus und das Fortbestehen ihrer eigenen Civiladministration versicherte. Die Boers hatten geglaubt, daß die Engländer sich mit einer bloß nominellen Oberherrlichkeit begnügen und jedenfalls die wirklich militärische Besitznahme nicht weit über den Küstenstrich erstrecken würden; allein die Engländer befestigten alsbald ihren Besitz, besonders da sie die Wichtigkeit der neuen Kolonie erkannten. Ein Theil der Boers ging daher unter der Anführung von Smellekamp über den Drakenberg nach dem Baaldistrikt, wo schon eine Maatschappij, nach dem Muster der von N., gebildet war, und nach Orichstadt, das jetzt erst seinen eigentlichen Ursprung nahm. Mit den Zurückbleibenden gerieth die Kolonialregierung bald in Zerwürfnisse über den ihnen gewährleisteten Grundbesitz, was abermals zahlreiche Auswanderungen veranlaßte. Ernstlicher noch gestalteten sich die Verhältnisse in den Klip- und Büffelflußbezirken, welche die Boers wegen der vortrefflichen Weide am dichtesten bewohnten. In der Hoffnung, daß die britische Herrschaft sich nur bis an die Tukela erstrecken würde, da dieselbe immer als die Grenze des eigentlichen Natallandes angesehen worden war, und daß sie daher den Strich zwischen Klip- und Büffelfluß frei für sich behalten könnten, hatten sie ganz besonders die Besitznahme N.s durch die britische Regierung so leicht zugelassen. Der britische Kommissär Cloete schloß jedoch am 6. Oktbr. 1843 einen Vertrag mit dem Zulukönig Panda, in welchem der Büffelfluß als britische Grenze festgestellt wurde. Als Panda, der die Boers u. alle Weißen vom Klipflusse zu vertreiben wünschte, mehre Häuser der Ansiedler niederbrannte, koncentrirten sich diese in einem Lager und setzten ihre Selbstvertheidigung fort bis Ende 1845, um welche Zeit der britische Vicegouverneur in Pietermaritzburg ankam. Da dieser jedoch dem Klipflußbezirk, welcher zwar der am dichtesten bewohnte Theil des ganzen Landes, aber von Pietermaritzburg 145 Meilen entfernt war, keinen Schutz zu gewähren vermochte, blieb den Boers kaum etwas Anderes übrig, als mit Panda selbst Unterhandlungen anzuknüpfen. Letzterer betheuerte, er habe jenen Landstrich den Engländern nicht abgetreten, und gab den Boers die Erlaubniß, zu bleiben, und zwar wurde der Büffelfluß zur Grenze für die hier angesiedelten Boers bestimmt. Als aber der Vicegouverneur dagegen reklamirte, anerkannte Panda den Büffelfluß als die Grenze der britischen Herrschaft und verleugnete den mit den Boers abgeschlossenen Vertrag. Ende 1847 kam nun ein Feldmesser im Auftrag der britischen Regierung nach dem Klipflusse, um die einzelnen Grundstücke zu vermessen und den 1843 registrirten Eigenthümern die offiziellen Beurkundigungen einzuhändigen, mußte aber, da sich die Boers weigerten, ihre Grundstücke vermessen zu lassen, wieder abziehen. Der britische Verwaltungsrath zu Pietermaritzburg wollte dies Verhalten der Boers als Hochverrath erklärt wissen, beschloß aber endlich, daß Allen verziehen werde, welche sofort sich der britischen Autorität förmlich unterwerfen und den Eid der Treue ablegen wollten. Letzteres sahen die Boers für eine Bestrafung und Beschimpfung an, und da die Regierung auch den gegenwärtigen Grundbesitz nicht anders anerkennen wollte, als unter Bedingungen, welche die große Mehrheit der Bürger am Klipfluß mit dem Verluste ihres Eigenthums bedrohte, brach man allgemein auf und zog ins Innere, ohne nur die Ernten abzuwarten und selbst während der schwersten Regenzeit. Um diese Zeit (Februar 1848) kam der neue Gouverneur der Kapkolonie, Sir Harry Smith, nach N., erkannte sofort die gegen die Boers begangenen Fehler, hielt mit ihnen eine persönliche Zusammenkunft und erließ am 10. Februar eine Proklamation, in welcher er die Zwangsmaßregel des Vicegouverneurs, die Ablegung des Huldigungseids, wieder aufhob und eine aus drei Regierungsbeamten und zwei Boers bestehende Landkommission einsetzte, um alle Eigenthümer in ihrem „gegenwärtigen" Besitze zu bestätigen. Die bereits ausgewanderten Boers lud er zur Rückkehr ein nach N., wo ihnen am Klipflusse und der obern Tukela unentgeltlich Grundstücke von nicht über 3000 Morgen verwilligt werden sollten. Der Vicegouverneur widersetzte sich zwar und Lord Grey, der Kolonialminister, nahm Anstand, die Maßnahme des Gouverneurs zu bestätigen; allein Sir Harry Smith setzte seinen Willen durch. Die versöhnenden Schritte kamen allerdings im Ganzen zu spät: der Strom der Auswanderung konnte nicht aufgehalten, geschweige zurückgeleitet werden; doch fühlten sich viele unter den Verbliebenen zufriedengestellt.

Natal, Stadt im Kaiserthum Brasilien, Hauptstadt der Provinz Rio Grande do Norte, an der Mündung des Rio Grande do Norte in den atlantischen Ocean, mit Hafen, der durch ein Fort vertheidigt wird, lebhaftem Handel und 18,000 Einwohnern.

Natales (lat.), früher Benennung der vier Hauptfeste der katholischen Kirche: Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Allerheiligen.

Natale Sanctae Mariae (lat.), Mariä Geburt, früher am 2. Januar begangen; s. Marienfeste.

Natalis dies (lat.), bei den Kirchenvätern Tag der Geburt, dann der Todestag einer Person, vorzugsweise eines Heiligen oder Märtyrers (Natalitia martyrum), weil man in dem Tod für das Evangelium die wahre und eigentliche Verklärung zum Leben sah, und der Tag der Ordination und Konsekration zu einem geistlichen Amte. In späterer Zeit bezeichnete man damit auch den Eintrittstag eines Novizen in das Kloster, sowie den Tag des Professes, wodurch der Novize in den Stand eines Religiosen tritt.

Natalis Sancti Joannis Baptistae (lat.), Tag der Enthauptung Johannis des Täufers.

Natalitia, s. v. a. Natalis dies.

Natalium restitutio (lat.), Wohlthat

Digitized by Google

der Kaiser, wodurch einem Freigelassenen alle Rechte eines Freigeborenen ertheilt wurden.

Natchez, Hauptstadt der Grafschaft Adams im nordamerikanischen Staat Mississippi, am östlichen Ufer des Mississippi, ist schön und regelmäßig gebaut, hat 5 — 6 Kirchen, ein Hospital, ein Waisenhaus, mehre öffentliche Schulen und 6000 Einwohner, die Handel, besonders mit Baumwolle, treiben.

Nathan, hebräischer Prophet im davidischen Zeitalter, widerrieth David die Erbauung des Tempels (2. Sam. 7) und rügte mit Freimuth dessen sittliche Schwächen und namentlich den Ehebruch mit Bathseba (2. Sam. 12). David vertraute ihm die Erziehung seines Sohnes Salomo an, und nach des Vaters Tode salbte N. diesen selbst zum König. Das trefflichste Zeugniß seiner geistigen Begabung ist die schöne Parabel von dem Schaf des armen Mannes. Die Jahrbücher über die Regierung Davids und Salomo's, die er geschrieben haben soll, sind verloren gegangen. Seine Weisheit veranlaßte Lessing, eines seiner bedeutendsten Dramen nach ihm zu benennen.

Nathanael, einer der zwölf Apostel, vielleicht ein und dieselbe Person mit dem Apostel Bartholomäus (s. d.), stammte aus Kana in Galiläa und schloß sich an Jesum an, als dieser mit prophetischem Scharfsinne die Einfachheit und Lauterkeit seines Herzens erkannt hatte. Im Neuen Testamente wird er fast durchgehends in Verbindung mit Philippus genannt.

Nathusz, Stadt in der persischen Provinz Irak-Adschemi, zwischen Kaschan und Ispahan.

Nathusius, Gottlob, einer der bedeutendsten Industriellen Deutschlands, den 30. April 1760 zu Baruth als der Sohn unbemittelter Aeltern geborrn, lernte in Berlin bei einem Kleinhändler, wußte sich aber durch angestrengten Fleiß höhere Kenntnisse in seinem Fache zu verschaffen und empfahl sich dadurch so, daß er als erster Buchhalter in das angesehene Handelshaus Sengewald in Magdeburg kam. Hier erwarb er sich das Vertrauen seines Principals in so hohem Grade, daß ihm dieser die Geschäftsführung fast ganz überließ und ihn sogar testamentarisch zum Kompagnon und Dirigenten des Geschäfts ernannte. N. trat nach Sengewalds Tode in dieser Eigenschaft in das Geschäft ein, welches seitdem unter der Firma Richter (Schwager des verstorbenen Principals) und N. fortgeführt ward. In den ersten Jahren hatte N. mit großen Schwierigkeiten und Mangel an Kredit zu kämpfen; aber durch glückliche Spekulation gelang es ihm, ein bedeutendes Kapital zu erübrigen. Namentlich gewann er durch Aufkaufen beschädigten Tabaks in Hamburg eine Summe von 20,000 Thalern und gründete dadurch den großen Kredit der Firma. Als mit dem Tode Friedrichs II. das Tabaksmonopol aufhörte, legte er sogleich eine Tabaksfabrik an und brachte dieselbe in Kurzem in solche Aufnahme, daß er mehre Jahre hindurch jährlich für die enorme Summe von 700,000 Thalern Tabak absetzte. Das Ableben seines kinderlosen Kompagnons und der Wittwe desselben machte ihn zum alleinigen Inhaber des Geschäfts, welches er zu solchem Schwung erhob, daß er nicht nur mit den größten und angesehensten Handelshäusern, sondern auch mit verschiedenen Regierungen in Verbindung trat. Als beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. in dem Tabakshandel Veränderungen eintraten, wurde N. mit dem Charakter eines geheimen Raths Mitglied der königlichen Kommission der neuen Tabaksregie, gab aber, unzufrieden über einzelne verkehrte Maßregeln der Regierung, diese Stellung wieder auf. Die Verminderung des Absatzes seiner Fabrik unter der westphälischen Regierung veranlaßte ihn, das Kloster Althaldensleben mit dem dazu gehörigen Vorwerk Glusig und das Gut Hundisburg zu kaufen. In diesem etwa $^1/_2$ □Meile großen, sehr fruchtbaren Arrondissement zeigte er sein industrielles Genie in wahrhaft bewundernswürdiger Weise. Er verbesserte die Feldwirthschaft, veredelte den Viehstand, besonders die Schafragen, legte Fruchtbaumpflanzungen, Baumschulen, Gewächshäuser für fremde Sämereien und Holzarten an und erhob diese Unternehmungen nach und nach durch Errichtung von Brauereien und Branntweinbrennereien, Oel-, Graupen-, Kartoffel- rc. Mühlen, durch Begründung einer Ziegelei, Steingut- und Zuckerfabrik, Obstkelterei, Porzellanfabrik zu einer der großartigsten Musteranstalten der neuesten Zeit. Unermüdet thätig scheute er keine Kosten, um seine Ideen auszuführen; aber nie ließ er sich in Spekulationen mit Staatspapieren ein. Sein am 23. Juli 1835 erfolgter Tod erregte allgemeine Theilnahme. Sein Sohn, Philipp Engelhard, den 5. November 1815 zu Neuhaldensleben geboren, studirte in Berlin, machte dann größere Reisen und ließ sich endlich auf seinem väterlichen Erbe nieder. Er machte sich als Dichter bekannt durch „Fünfzig Gedichte" (Braunschweig 1839), „Noch fünfzig Gedichte" (Magdeburg 1841), „Hundertdrei Lieder von Beranger" (Braunschweig 1839) rc.

Nation (v. lat. natio), ein durch gleiche Charaktereigenthümlichkeit, gemeinsame Lebens-, Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise von andern unterschiedener Theil der Menschheit. Worin das Unterscheidende einer N., die Nationalität, eigentlich besteht, ist schwer anzugeben. Als die Hauptfaktoren, welche die Besonderheiten des Nationalcharakters begründen, müssen wohl gleiche Abstammung und gleiche Sprache betrachtet werden. Jede N. hat von ihrem Ursprung her einen eigenthümlichen natürlichen Charakter, jeder einzelne Zweig derselben in der Regel wieder einen besondern, ihn von den übrigen Zweigen unterscheidenden. Dazu kommt die natürliche Beschaffenheit des Wohnplatzes, auf welchem eine N. wächst und groß wird. Die Formation des Landes, seine gebirgige oder ebene, hohe oder tiefe Lage, seine Berührung mit dem Meere oder seine Entfernung davon, seine Bewässerung und sein Klima, kurz alle Bedingungen, durch welche es unter den Ländern eine Eigenthümlichkeit behauptet, sowie ferner die aus seiner Lage sich ergebende Leichtigkeit od. Schwierigkeit, mit anderen Ländern in Verbindung und Wechselverkehr zu treten, also seine Weltstellung

Digitized by Google

sind von dem bedeutendsten Einflusse auf die Beschäftigungen, Neigungen, Sinnesart, Sitten und Verfassung seiner Bewohner. Je weniger einseitig ein Land beschaffen ist, je weniger die Extreme von Hochland und Tiefebenen in ju dürftiger oder ju reicher Bewässerung, in ju heissem oder ju kaltem Klima in ihm hervortreten, je mehr diese Gegensätze vermittelt sind und je vielfachere und leichtere Berührungen seine Weltstellung gewährt, je mehr ist es der Kultur und Civilisation förderlich. Doch darf man auf den Einfluß der Landesnatur auch nicht ein ju grosses Gewicht legen, nicht glauben, daß ein auf den Schauplatz, der uns jetzt irgend eine bestimmte Entwickelung zeigt, verpflanztes Volk verschiedenen Ursprungs dieselben Erscheinungen darbieten würde. Vielmehr wird sich jenes erste Moment der Abstammung immer als das bedeutendste erweisen. Ein Beispiel sind die Juden, die unter den verschiedensten Klimaten, in den verschiedensten Ländern doch immer Juden geblieben sind. Zu der Abstammung und Landesbeschaffenheit kommt als drittes Moment noch die geistige Macht, welche in der Gestalt, die sie den ersten Entwickelungsstadien einmal gegeben hat, fortwächst und das Geschick der N. wesentlich mitbestimmt. Es ist nicht allein die physische Natur, welche, durch die Verschiedenheiten des Klima's u. der Lebensweise bedingt, bei den Menschen, wie bei den Thieren auffallende Unterschiede in der körperlichen Bildung u. geistigen Anlage hervorbringt, sondern vornehmlich der Umstand, daß der menschliche Geist einer durch die umgebenden Verhältnisse bedingten mannichfachen Richtung der Entwickelung fähig ist und vermöge seiner Selbstständigkeit sich ju eigenthümlicher Individualität entwickeln kann, ist es, welcher in den einzelnen Gesammtheiten der Menschen ein von andern verschiedenes Wesen hervorgebracht hat, das sich in seinem ganzen Umfange als etwas Eigenthümliches unverkennbar kund gibt und demgemäß als Nationalität hervortritt. Als Beispiel sind hier abermals die Juden anzuführen. Ueber den Ursprung der verschiedenen Nationalitäten läßt uns die Geschichte im Dunkeln, und wir können daher nur Vermuthungen darüber aufstellen. Noch als rohe Söhne der Natur mögen die Menschen sich von einander getrennt und nach Familien oder Stämmen gesondert, ihre eigenen Pfade eingeschlagen haben. So sich selbst und den einwirkenden lokalen Bildungsmomenten überlassen, entwickelten sie die menschheitlichen Anlagen in vielfach verschiedener Weise, und es erhielt einerseits der feinen Blick erweiternde Geist nicht nur verschiedene Begriffe und Ideen, sondern auch, insofern alle geistige Entwickelung von der Erfahrung ausging, eigenthümliche Formen der Einkleidung oder des Ausdrucks jener Begriffe und Ideen, wodurch die Verschiedenheit der Sprache gegeben war; andererseits riefen aber die durch die verschiedenen Boden- und klimatischen Verhältnisse bedingten Verschiedenheiten in der Lebensweise auch in physischer Hinsicht eigenthümliche Bildungen hervor. Diese Eigenthümlichkeit der Körperbildung steht dann wieder mit dem besondern Verhältnisse der Menschen zur Natur, mit besonderen Neigungen, vorherrschenden Temperamenten ꝛc. in Verbindung. Hatten sich aber anfänglich schon die Menschen familienweise zusammengethan, so wuchsen diese Familien nach u. nach durch Erweiterung ju Stämmen und diese ju N.en heran, die auch da schon von andern abgesondert auftraten, wo ein besonderer und fester Typus des innern Lebens sich noch nicht gebildet hatte. Letzteres geschah erst, als ein abgeschlossenes Staatsleben durch feine bestimmten Formen die Nationalität noch fester ju begründen und durch Erweckung von Nationalstolz und Vaterlandsliebe den Geist zur selbstständigen und unabhängigen Produktion aus sich selbst anzuregen begann. Dadurch entstand der besondere Nationalcharakter, welcher sich schon in körperlicher Beziehung durch die charakteristische, aus gewohnter Anschauung des Verwandten bei der Fortpflanzung hervorgegangene Physiognomie (Nationalphysiognomik), noch mehr aber in der geistigen Sphäre durch besondere Richtungen und Interessen des geistigen Lebens und durch einen der Nation eigenthümlichen, ihre Glieder ju einem Ganzen verbindenden Ideenkreis, mehr oder weniger scharf in sich selbst begrenzt und von Fremdem gesondert, offenbart. Ganz rein wird sich der Nationalcharakter freilich nur da entwickeln, wo eine N., vom Verkehr mit anderen sich abschließend und daher von fremden Einflüssen unberührt, in sich selbst die Wege und Mittel ju suchen angewiesen ist, um unter den gegebenen Verhältnissen eine weitere Entwickelung und Vervollkommnung anzubahnen. Aber so Tüchtiges u. Herrliches auch auf diese Weise sich entwickeln kann, so wird doch ein solcher Entwickelungsgang immer einseitig und unbehülflich seyn. Denn der menschliche Geist ist nicht dazu gemacht, sich einzig aus sich selbst herauszubilden, sondern er muß sowohl Anregung als Stoff ju seiner weiteren Entwickelung aus der Außenwelt nehmen. Da nun diese Anregung und dieser Stoff allenthalben, wo nur immer menschliches leben gedeiht, von der Vorsehung vertheilt ist, so werden selbst die Bewohner der gesegnetsten Länder, sobald sie lediglich auf den Verkehr unter sich beschränkt sind, mit ihren Ideen sich innerhalb eines engen Gebietes bewegen und die ihnen hier gestellten Schranken nicht ju überschreiten im Stande seyn. Wenn aber, sobald wir die Bestimmung der Menschheit ins Auge fassen, die Entwickelung und Ausbildung des Humanen weit über der des Nationalen steht u. die Nationalität nur als eine der verschiedenen Formen betrachtet werden darf, unter welcher die Humanität in der Wirklichkeit zum Vorschein kommt, so ist schon hiermit die Forderung gegeben, daß die Völkerindividuen mit einander in Berührung und Wechselwirkung treten müssen, um das Humane in mannichfacher Gestalt in sich ju entwickeln und herauszubilden und auf diese Weise ihre Nationalität in wahrhaft menschenwürdigem Sinne geltend ju machen. Auch liefert die Geschichte den Nachweis, daß alle Völker, welche nur einigermaßen ju einer höheren Stufe der Kultur gelangt sind, unbeschadet ihrer Nationalität, diese erst dann wahrhaft ausgebildet haben, wenn sie in Berührung und Verkehr mit andern N.en getreten sind. Wir erinnern hier nur an die Engländer, welche unter den europäischen

Digitized by Google

Völkern doch unstreitig in dem umfassendsten und lebhaftesten auswärtigen Verkehr stehen u. allenthalben, wo sie sich niedergelassen, ihre Nationalität nicht allein bewahrt, sondern auch weiter entwickelt und zur Geltung gebracht haben. Freilich ist dazu schon eine gewisse Selbstständigkeit und männliche Reife des Nationalcharakters erforderlich, die ihn dazu befähigt, von seinem Standpunkte aus das an ihn herangebrachte Fremde aufzunehmen und nach seinen Bedürfnissen umzugestalten und zu verbindern, daß der fremde Stoff auch den fremden Geist einhauche, denn die Nationalität wird vornehmlich und am meisten unter Einwirkung der physischen Verhältnisse des bewohnten Landstrichs durch die angeborne Anhänglichkeit an denselben, sowie an die eingeführten Sitten und Gebräuche festgehalten, und in Folge davon muß sich das angenommene Fremde einer Umgestaltung ins Nationale unterwerfen. Was die Sprache als nationale Besonderheit betrifft, so darf man die Verschiedenheiten derselben nicht bloß von dem Aeußeren und auch nicht vorzugsweise von der unter Raum- und Zeitverschiedenheit sich entwickelnden Eigenthümlichkeit des geistigen Zusammenlebens aller durch Abstammung und gemeinsamen Wohnplatz vereinigten Menschen ableiten wollen. Die Sprache ist es vornehmlich, welche die Glieder einer N. unter einander verbindet, sie einander als zu einer und derselben N. gehörig erkennen läßt und von anderen N.en unterscheidet; denn durch die eigenthümlichen Wortbildungen und Wortverbindungen, durch die Verbindung gewisser Worte und Begriffe und durch die gangbaren Sprüche und Redensarten eines Volks wird eine bestimmte Anschauungs-, Denk- und Gefühlsweise zur Norm erhoben. Mittelst der Sprache wird die Mittheilung der edelsten Bildungsstoffe bewerkstelligt, und wie sich Wissenschaft, Poesie, Künste und Gewerbe ihre besonderen, je nach der Herrschaft des Begriffs oder der Anschauung verschiedenen Sprachen bilden, so modificirt sich auch wieder nach der Sprache das Denken und Dichten des Gelehrten, des Künstlers und des Geschäftsmannes auf verschiedene Weise und meist unwillkürlich. Daher nennt man mit Recht die Sprache das Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks, welches alle Glieder desselben aufs Innigste verbindet. Das Verhalten des einzelnen Menschen zum Nationalcharakter als der besondern Richtung, welche eine N. in ihrer Gesammtentwickelung eingeschlagen hat und dem gemeinsamen Bande, welches ihre Glieder umschlingt, anlangend, so hat man jenes Verhalten nicht in der Weise aufzufassen, daß man annimmt, als dringe sich der Nationalcharakter dem Individuum mit so zwingender Nothwendigkeit auf, daß dasselbe nicht eine besondere Richtung einschlagen und dadurch der Entwickelung des Nationalcharakters in ihm selbst mehr oder weniger entgegenwirken könne. Die Erfahrung schon beweist das Gegentheil, in sofern es Individuen von verschiedenen Nationalitäten gibt, welche in nationellen Zügen einander gleichen, wie Glieder einer und derselben N. Am meisten prägt sich der Nationalcharakter Denjenigen auf, welche sich desselben wenig oder gar nicht bewußt werden, also der Masse des Volks, welche, durch komplicirtere gesellige Verhältnisse noch nicht verfeinert, das scharfe charakteristische Gepräge der N. noch unabgeschliffen an sich zu tragen pflegt. Dies nationale Gepräge gibt sich am deutlichsten in alle Dem kund, was unmittelbares Erzeugniß des Volkslebens ist, also namentlich in den volksthümlichen Sitten und Gebräuchen, in den Volksliedern (s. d.) u. Volksfesten (s. d.). Weil aber der Nationalcharakter in dem Leben der N. sich allmählig entwickelt und verschiedene Entwickelungsphasen durchmacht u. die Nation selbst nicht bloß aus allen gleichzeitig, sondern auch aus allen nach einander lebenden zu ihr gehörigen Gliedern besteht, so muß, wenn es sich um Auffassung des Charakters einer N. handelt, nicht allein ihre Gegenwart, sondern auch ihre Vergangenheit in Betracht gezogen werden. Denn wenn auch gleiche Abstammung und Sprache die Grundbestandtheile der Nationalität sind, welche ein jedes Glied der N. unwillkürlich und ohne sein Zuthun empfängt und hat, so wird doch dies ursprünglich Vorhandene von einzelnen Individuen und Gesammtheiten der N. weiter entwickelt und ausgebildet, so daß sich auf den gegebenen Grundlagen weitere und eigenthümliche Bildungen und Gestaltungen ergeben. In diesem Sinne sagt man mit Recht, daß Dichter und Philosophen die Sprache bilden. Doch ist dabei nicht außer Augen zu lassen, daß auch in der Masse des Volks andere, absichtslos und unbewußt schaffende und meist dem Namen nach in größern Kreisen gar nicht bekannt werdende Sprachenbildner sind, deren Einfluß oft räumlich und zeitlich von weit größerem Umfange ist, als ihn die absichtsvoll zu Werke gehende Sprachforschung und Sprachbildung auszuüben vermag. Ueberhaupt macht sich auch in dieser Sphäre das Naturgesetz der steten Wechselwirkung zwischen Freiheit und Naturnothwendigkeit geltend; denn wo irgend in einer N. ein Mann als Lehrer, Bildner oder Herrscher seines Volks eine hervorragende Stellung einnimmt und einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung des Volksgeistes ausübt, da ist ein solcher Genius doch immer Das, was er ist, auf der Grundlage seiner ihm zugewiesenen Nationalität geworden; aus dieser heraus hat er sich entwickelt und gebildet, und das Gesammtleben der N. hat auf seine Entwickelung und Bildung nicht weniger kräftig und durchgreifend eingewirkt, als er, absichtsvoll und mit Freiheit wieder in das Gesammtleben der N. eingreifend, eine eigenthümliche Gestaltung desselben im Ganzen oder in irgend einer besondern Sphäre anbahnt. Daraus ergibt sich auch, welche Bedeutung der Nationalbildung zugeschrieben werden und wie sich die Bildung des Individuums zu derselben verhalten muß. Wenn die Nationalität nur die besondere Form ist, unter welcher die Menschheit in der Wirklichkeit erscheint, die Entwickelung und Ausbildung des Individuums zur Humanität aber weit über der zur Nationalität steht, so ist klar, daß Erziehung und Bildung, so sehr wir derselben auch eine nationale Bestimmtheit zu vindiciren geneigt sind, den Nationalcharakter

Digitized by Google

nie in der Weise hervorheben dürfen, daß dadurch dem freien Verkehr eines Volks mit dem andern und dem gegenseitigen Austausch ihrer wahrhaft humanen Bildungselemente Eintrag geschehe und eine stabile bis zum Nationalhaß sich steigernde Abneigung zwischen ihnen begründet und genährt werde. Wollte sich eine N. auf so inhumane Weise von andern absondern, so würde sie unausbleiblich geistig zurück bleiben und sich der nur in der Gemeinschaft der Menschheit möglichen freien humanen Entwickelung verschließen. Ein warnendes Beispiel stellt dafür in der alten Zeit die hebräische, in der neueren die chinesische Nation auf. Aber Erziehung und Bildung dürfen auf der andern Seite auch nicht, des nationalen Moments ganz ledig, in das gegenüberstehende Extrem einer schwächlichen und charakterlosen Allerweltsliebe verfallen, mag sich dieselbe auch als prahlender Kosmopolitismus geberden und mit dem beschönigenden Titel der Universalität schmücken wollen. Es geschieht dies, wenn sich Erziehung und Bildung ohne selbstständige Haltung und Kraft jeglichem Fremdländischen, sobald dasselbe in einem einigermaßen schillernden Gewande auftritt, anschmiegt und dasselbe dem Nationalen und Volksthümlichen vorzieht. Wo diese verkehrte Richtung die vorherrschende geworden ist, da muß vorhwendig der Nationalcharakter verwischt werden und damit die nationale Einheit und nationale Würde zerfallen, wofür unser eigenes Vaterland und Volk einen niederschlagenden Beleg liefert. Was schließlich den Unterschied zwischen N. und Volk, welche Wörter oft als gleichbedeutend gebraucht werden, betrifft, so beruht derselbe darin, daß ein Volk nicht immer auch auch eine N. besteht und eine N. nicht immer auch ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engeren und bestimmteren Sinne involvirt nämlich den eines abgeschlossenen Staatswesens, welches als gemeinsames Band die als Volk bezeichnete Gesammtheit von Menschen umschließt. Daher kann ein Volk in diesem Sinne mehre Nationalitäten in sich begreifen, wie dies z. B. der Fall ist, wenn man von einem preußischen, österreichischen Volk redet, und andererseits kann auch eine N. wieder mehre Völker und Staaten enthalten, wie dies bei der deutschen N. der Fall ist. Unstreitig ist eine N. dann am günstigsten gestellt, wenn sie nur Einen Staat bildet und mithin als Ein Volk unter einer und derselben Verfassung und Staatsverwaltung steht. Mit dem nationalen Charakter wird sich in diesem glücklichen Falle auch das richtige Maß von nationalem Stolze und nationaler Würde und Ehre anderen N.en gegenüber fester, entschiedener und imponirender kund geben und aussprechen. Wo aber das Gegentheil Statt findet und also eine N. in viele einzelne Staatswesen zerspalten und zersplittert ist, da wird in Folge der unvermeidlichen inneren Reibungen und Differenzen der Nationalcharakter und mit ihm Alles das, was eine N. andern gegenüber zu einer großen und gefürchteten macht, abgeschwächt werden. Der Nationalcharakter, ohne den eine N. gar nicht mehr als eine solche gedacht werden könnte, wird zwar fortbestehen, aber ohne vor der Gefahr einer völligen Verwischung, welche das Aufhören der N. als solcher zur Folge haben würde, geschützt zu sein, denn Staatseinheit, Nationalitugend u. darauf beruhende Nationalwürde sind die besten Garantien des Bestehens einer N.

National, was einer Nation als solcher eigenthümlich ist, namentlich von Sitten und Gebräuchen; dann auch f. v. a. Nationalität.

Nationalbewaffnung, s. Volksbewaffnung.

Nationale, das Verzeichniß aller bei einem Truppentheil befindlichen Individuen nach Vor- und Zunamen, Lebens- und Dienstalter, Körpergröße, Religion, Gewerbe und sonstigen Verhältnissen. Nach den Truppenabtheilungen werden Kompagnie-, Bataillons- und Regimentsverzeichnisse unterschieden. Auf letzteren, mitunter auch wohl auf den Bataillonslisten, sind die sämmtlichen Offiziere und Militärbeamten, welche zum Regiment gehören (Regiments- und Bataillonsärzte, Regimentsquartiermeister, Rechnungsführer, Regimentsadjutanten) auf der ersten Seite der N. verzeichnet (daher prima plana). Dann folgen die Namen der zum Unterstab des Regiments gehörigen Individuen, dann die der Feldwebel, Sergeanten, Kompagniechirurgen, Unteroffiziere, Gefreiten, Gemeinen u. Spielleute kompagnieweise. Bei der Kavallerie u. Artillerie hat man auch solche Listen von den Pferden, worin über Größe, Alter, Farbe, Ankaufspreis, Fehler ꝛc. das Nöthige kurz bemerkt ist.

Nationalfarben, die Farben, welche einer Nation als eigenthümliches Abzeichen dienen und als solches in den Kokarden, Feldbinden, Portepées und Hutcordons der Offiziere ihrer Armee, sowie auch gewöhnlich in den Flaggen ihrer Schiffe, den Bändern ihrer Orden ꝛc. geführt zu werden pflegen. Meist werden hierzu die Wappenfarben genommen. Doch können dieselben auch durch Herkommen und besondere Befehle bestimmt werden.

Nationalfeste, s. Volksfeste.

Nationalgarde, s. Volksbewaffnung.

Nationalisiren, einer Person oder Sache den Charakter einer anderen Nationalität, als der sie ursprünglich angehört, mittheilen; vgl. Naturalisiren.

Nationalität, s. Nation.

Nationalkonvent, s. Frankreich (Gesch.).

Nationalkredit, s. Nationalvermögen.

Nationallieder, s. Volkslied.

Nationalliteratur, die Gesammtmasse der schriftstellerischen Erzeugnisse einer Nation, welche in Stoff und Form deren eigenthümliche Lebensanschauung, Gesinnung und Sitte, also deren eigensten Geist und eigensten Leben wiedergeben und abspiegeln. Je ausgeprägter der Charakter einer Nation ist, desto schärfer und bestimmter wird auch ihre N. die Grundzüge dieses Charakters kund geben und sich demnach, obwohl sie das Erzeugniß sehr verschiedener geistiger Individualitäten ist, desto deutlicher als das Gesammterzeugniß eines und desselben, in diesen Individualitäten verschiedene Phasen der Entwickelung durchmachenden Nationalgeistes darstellen. Hieraus wird klar, daß eine eigentliche N. sich vornehmlich bei einer solchen Nation finden wird, in deren Schriftwerken, in so weit

Digitized by Google

ihnen die Bedeutung literarischer Kunstwerke zukommt, sich ein stetiges Fortschreiten in vielseitiger, tiefer und würdiger Geistesbildung unter dem Einflusse der Nationalität zu erkennen gibt. Den Begriff der N. in diesem höheren Sinne, in welchem die N. sich scharf von der sogenannten gelehrten Literatur eines Volks unterscheidet, hat zuerst Wachter aufgestellt, am großartigsten aber Gervinus (s. d.) die poetische N. der Deutschen aufgefaßt und in selbstständiger Weise zu behandeln versucht. Als Nationalschriftsteller sind nur diejenigen Autoren auszuzeichnen, deren Schriften den Gliedern der gesammten Nation auf den verschiedenen Stufen ihrer Bildung zusagen und Genüge leisten.

Nationalökonomie, s. Volkswirthschaftslehre.

Nationalschuld, s. Staatsschulden.

Nationaltheater, der ganze Reichthum der dramatischen Dichtung, welcher dem eigenthümlichen Geistesleben einer Nation entsprossen ist u. dasselbe wiederspiegelt; dann eine Schaubühne, welche ausschließlich Stücke gibt, die der Nation angehören (also keine Uebersetzungen oder Bearbeitungen fremder Stücke), und durch diese Stücke sowohl, wie durch die Art ihrer Darstellung den Charakter des Volks repräsentirt. Ein solches N. ist das Théâtre français in Paris und waren früher wenigstens Coventgarden und Drurylane in London. In Deutschland findet sich kein Institut dieser Art vor, wovon der Grund in dem Mangel nicht sowohl an deutschen Nationaldramen, als vielmehr an Nationalgefühl liegt, welches in Folge der staatlichen Zerrissenheit erloschen ist. Was man manchmal N. nannte, wie die Theater in Berlin, Mannheim, Braunschweig, Frankfurt ꝛc., waren deutsche Theater, wie alle übrigen, enthehrten aber alles nationalen Charakters. Ein eigentliches N., sowohl in dem einen, wie in dem andern Sinn, setzt einen scharf ausgeprägten Nationalcharakter, Nationalsitten, große Nationalbegebenheiten und einen bestimmten Nationalgeschmack voraus.

Nationaltracht, Art der Kleidung, welche einer Nation als solcher eigenthümlich ist und, ohne unter der Herrschaft der Mode zu stehen, von allen Ständen getragen wird. Solche N.en waren früher besonders in Spanien, Polen, auch in Ungarn üblich, während bei anderen Völkern die Kleidertracht durch die herrschende Mode bestimmt zu werden pflegte und eine Art von N. nur in niederen Volksklassen, besonders bei den Bauern, sich vorfand.

Nationalvermögen, die Gesammtheit alles wirthschaftlichen Guts, was im Besitz eines Volks ist, und zwar theils im unmittelbaren Besitz der Nation, als einer Gesammtheit von Individuen, wie die zu gemeinnützigen Zwecken bestimmten Theile des Grundes und Bodens, Gebäude, öffentliche Anlagen, herrenlose Ländereien u. dgl., insbesondere die Staatsgüter, theils unter die Einzelwirthschaften vertheilt, aus deren Gesammtverhältniß sich das N. herausstellt und mit denen letzteres steigt und fällt. Im engeren Sinne bezeichnet man die Staatsgüter auch als Nationalgüter, was namentlich in Zeiten revolutionärer Bewegungen zu geschehen pflegt, wo man die bis dahin als ausschließliches Eigenthum der Regierung betrachteten Güter dem Volke vindiciren will. Auf dem guten Bestand des N.s und auf der dadurch gegebenen Leichtigkeit, aus dem Ertrage desselben die Mittel zur Bestreitung der Staatsausgaben zu gewinnen, in Verbindung mit der Sicherheit und Ordnung des staatlichen Lebens überhaupt und insbesondere der Zuverlässigkeit und Zweckmäßigkeit des gerichtlichen Verfahrens, beruht der Nationalkredit, d. h. derjenige Kredit, welcher den Gliedern einer Nation im Allgemeinen gewährt wird. Eine Art von solidarischem Haften einzelner Klassen des Eigenthums wird durch Bankanstalten und Kreditvereine vermittelt. Vgl. Volkswirthschaftslehre.

Nationalversammlung, Name mehrer aus Volksbewegungen hervorgegangenen und radikale politische Umgestaltungen erstrebenden Versammlungen, wie besonders der französischen N. von 1789 und von 1848 (s. Frankreich, Gesch.), der deutschen N. zu Frankfurt a. M. 1848—49 (s. Deutschland, Gesch.) und der preußischen N. von 1848 (s. Preußen, Gesch.).

Nativ (v. Lat.), angeboren; natürlich; daher Nativismus, Natürlichkeit, Denk- und Handlungsweise eines Menschen oder Volks, welches durch keine Erziehung oder Bildung geändert ist.

Natives (Native American Party), Partei der Eingeborenen in Nordamerika, die den Adoptivbürgern gegenüber besondere Vorrechte der Geburt in Anspruch nehmen.

Natividade, Stadt in der brasilianischen Provinz Goyaz, am rechten Ufer des Tocantino, erzeugt Zucker, Baumwolle, Tabak, Mais, Honig.

Nativität (v. Lat.), s. Horoskop.

Natolien (Anatolien, türkisch Anadoli, griechisch Anatoli, d. i. das Morgenland), im Handel die Levante genannt, die westlichste Halbinsel Asiens, erstreckt sich in einer Ausdehnung von 10,000 (12,700) □Meilen von Osten nach Westen, im Norden vom schwarzen Meere, von der Meerenge von Konstantinopel, dem Marmormeer und der Straße der Dardanellen, im Süden vom Mittelmeere, im Westen von den Gewässern des Archipelagus, im Osten von Armenien und den nordwestlichen Theilen von Mesopotamien und Syrien begrenzt, hat ihre größte Ausdehnung von Osten nach Westen von etwa 60° bis 43° 59′ Länge, ihre größte Breite zwischen 36° 10′ 30″ und 42° 2′ 1″ nördlicher Breite. Die Küsten sind allenthalben steil, aber mit guten Hafenplätzen versehen. Aus dem iranischen Plateau läuft als Kette der Taurus (Dschebel Kuran oder Dschebel Kiria) nach Westen, vom Tigris und Euphrat durchbrochen. Von da an, wo er mit dem nordsyrischen Englande zusammenhängt, hält er sich immer nahe an der Südküste, auf welcher er schroff emporsteigt, bis er am Golf von Satalia sich dem Meere zusenkt, während er westlicher in den Golf von Kos (Budrun) noch ein Glied absendet. Wie vor dem Halbinsellande von Dekan als abgesprungenes Stück der Bergmasse Ceylon, so liegt hier vor dem syrisch-kleinasiatischen Meerwinkel Cypern (Kibris) und am Südwestende des Halbinsellandes Rhodus. Der Taurus versflacht sich gegen Norden, steigt aber in der Mitte noch einmal in gewaltigen Berggruppen an,

Digitized by Google

hohe Thäler und Plateauflächen bildend, von Flüssen durchbrochen, mehr gegen Nordwesten gewendet unter mehren Namen. Im Osten nannten dies die Alten Anti-Taurus, eigentlich nicht eine zweite Kette, sondern nur die mittlere Erhebung des Plateaus. Sie endet in Gebirgsästen, die sich wieder von einzelnen Knoten losmachen, gegen die 3 westlichen Golfe von Adramyti, Smyrna und Samos; am Hellespont steht als letzter Grenzstein Asiens der Ida (4638 Fuß). Viele kleinere Ketten bilden hier schöne Landschaften in den Thälern. Zu den Füßen dieser letzten Glieder des asiatischen Körpers lagert das herrliche Küstenland Joniens ꝛc., das Littorale der Levante. Vom schwarzen Meer bis an das Marmorameer erhebt sich der schroffe, an Schluchten und Abgründen reiche Nordrand des Plateaus, nur noch ein schmales Uferland am Meere lassend. Fast in der Mitte von N. steigt auf der Fläche der Ardschisch oder Aghridagh (Argäus) kegelförmig bis 10,000 Fuß hoch hinan. Wo N. an Syrien sich schließt, wirft sich zwischen beide der mit dem Taurus verbundene hohe Amanus (Almadagh), nur durch Engpässe zu übersteigen. Zwischen den theils kahlen, theils mit Eichen, Tannen, Fichten, Cedern, Buchen, Myrthen, dicht bewaldeten Gebirgsreihen breiten sich schöne bewässerte Thäler oder auch an ihnen hohe Ebenen aus. Die südliche Küste in Karamanien ist felsig. Tiefe Buchten treten in das Land, weiße Kalkmassen steigen romantisch bis 700 Fuß hoch auf, hinter ihnen der Taurus. Zuweilen ist das Ufer Kies und Sand. Eine Menge von Vorgebirgen, wie das von Krio (Knidos), Chelidony, Selinty, Anamur, Kislliman u. a., springen in die See, in welcher von Syrien her die von Aegypten kommende Strömung an die Küsten stößt. Im Innern ist die ganze Südküste fast ununterbrochen Bergwald, durch tiefe Schluchten und Rinnsale rauschen die kurzen Bergströme ins Meer. Ganz ähnlich ist die Westküste, nur mit größerem Eingreifen des Meeres, so daß hier eigentlich schon die im Archipelagus völlig ausgesprochene Inselform beginnt. Die 118 Meilen lange Nordküste ist ein schönes, fruchtbares Littorale mit vielen Vorgebirgen (Schoros, Kara Burum, Kisil-Irmak, Kerempe u. a.), von Flüssen durchschnitten; nur im Osten drängen sich mächtige Felsmassen mit tiefen Abgründen dicht an den Pontus. Auf dem Plateau des inneren N. entspringen die Flüsse Jeschil-Irmak (Iris), Kisil-Irmak (Halys) u. Sakkariah (Sangarius), welche ins schwarze Meer, sowie der Sarabat (Hermus) und Minder (Mäander), welche ins ägäische Meer strömen. Unter den südlichen Küstenflüssen verdienen der Göksu (Calicadnus), Karasu (Cygnus) und Sihan (Sarus) genannt zu werden. Kleinere Seen finden sich manche auf dem Plateau. Das Klima bietet sich als Uebergang von der einförmigen trockenen Temperatur der innerasiatischen Plateaulande zu dem vielgestaltigen Wechsel des europäischen Himmels dar. Das Hochplateau hat ein Klima, dem des nördlichen Deutschlands ähnlich, doch feuchter und stürmevoller; während die nahe persische Landschaft schon zum trockenen und gleichmäßigen Mittelasien gehört, sind hier Regen, Gewitter, Hagel und Schnee häufig. Die hohen Berge behalten den Schnee das Jahr hindurch; nur Juli bis September sind von ihm frei. Die Nacht ist immer kalt. Von dem häufigen Niederschlag rühren die feuchten, fetten Weiden, aber wohl auch die gefährlichen Stürme des schwarzen Meeres her. Gleich auf den nächsten Stufen nach N. zu findet man das Klima des südlichen Europa's in seinen Abstufungen bis zu dem heißen in der Tiefe am Meere. Der Süden gleicht, wo er nicht dürre Ebenen hat, dem Klima der kurdischen Tigris- und Euphratterrasse. In den Thälern fällt viel Regen, wenige Gebirge behalten den Schnee lange. Der Sommer ist brennend heiß, der Winter gewitterreich, beide folgen sich rasch ohne Uebergang. Ihres vulkanischen Charakters wegen wird die Halbinsel häufig von Erdbeben heimgesucht. Aeußerst reich ist sie an warmen Quellen. Was den naturhistorischen Charakter des Landes betrifft, so bildet es durch das Vorherrschen europäischer Hochwaldungen, europäischer Vegetation und Nahrungspflanzen, durch den Beginn europäischer Bodenkultur den Uebergang aus der eigenthümlichen kontinentalen Natur des Morgenlandes zu der oceanischen des Abendlandes. Demgemäß trägt das Plateau im Innern, das nur da fruchtbar ist, wo Mittel zur Bewässerung vorhanden sind, den Charakter eines asiatischen Steppenlandes, das mehr zur Viehzucht für Nomaden als zum Ackerbau dient, während die Küsten mit ihrem Reichthum an allen europäischen Produkten, besonders dem herrlichsten Obst, an Südfrüchten, Oel, Wein und Seide, ganz den südeuropäischen Charakter tragen, der in der heißern und dürrern Südküste an Aegypten erinnert, während das westliche Ufergebiet Griechenland ähnlich ist. Shouw rechnet N. zum Reich der Labiaten und Caryophyllaceen. Die Thierwelt ist der südeuropäischen, noch mehr aber der syrisch-mesopotamischen verwandt. Bären, Wölfe, Schakals, Hyänen, mehre Katzenarten (die Angora- und cyprische Katze), das gewöhnliche Rindvieh, das Kameel, das Schaf, die Ziege (Angoraziege), Gazellen, Hirsche u. a. finden sich zahlreich. Die Bewohner N.s bestehen aus den verschiedensten Völkerschaften. Das herrschende Volk sind die osmanischen Türken, etwa 1,200,000 Köpfe stark und über das ganze Land verbreitet. Nach diesen kommen, zu demselben Stamme gehörend, die Türkmanen, auf dem Plateau im Innern als Nomaden hausend; daselbst findet man auch Horden normadisirender Kurden und in den Gebirgen östlich von Trapezunt die räuberischen Lazen. Außerdem gibt es in den Städten Griechen, Armenier, Grusinier, Inden, Franken u. a. Die ganze Bevölkerung des Landes wird auf 4,800,000, von Andern mit Armenien zusammen auf 10,700,000 Einwohner angegeben, welche letztere Angabe sicher übertrieben ist. Der ehemals blühende Ackerbau steht jetzt auf niedriger Stufe. Am besten ist die Küste des Pontus kultivirt, eine Kornkammer für Konstantinopel. Unvergleichlich aber sind die Obstwälder, welche besonders den Norden N.s schmücken. Die Weine des Festlandes kommen zwar dem Cyperwein nicht gleich, doch sind sie vorzüglich. Die Oliven, die Baumwolle, der Tabak und Hanf, der Mohn u. Safran

Digitized by Google

aus N. sind noch immer berühmt, und trotz der schlechten Behandlung tragen die Cerealien doch dreifältig. Der Haupterwerbszweig ist die Viehzucht. N. zieht gute Kameele, Rindvieh und Schafe. Die weiße, feinhaarige Angoraziege lebt östlich vom Kisil-Irmak. Ihr Haar wird zu Geweben und Hüten verarbeitet. Jagd betreibt man nebst Fischfang nicht als eine Hauptquelle der Nahrung. Dagegen bietet der Bergbau in den Silber- und Bleigruben von Hamidschane u. Argana im vordern Armenien und in den Kupferbergwerken der erxteichen-Halbinsel ziemliche Ausbeute. Ebenso Steinsalz, Marmor ꝛc. Die Industrie ist nicht von Bedeutung. Brussa ist Hauptort der Seidenweberei in Smyrna, Erzerum ꝛc. werden Leinwand, Baumwollenzeuche, Tücher, Kamelots, Shawls, schöne Teppiche, Decken, Lederarbeiten gefertigt. Im Alterthum war die Halbinsel wie mit einem Netze von Karawanenwegen bedeckt, die Küsten mit einem Kranze blühender Kolonien und Seebäfen umgeben. Jetzt sind nur noch einige übrig, wo der gewinnreiche levantische Handel von den Britten, Franzosen, Niederländern, Oesterreichern (aus Venedig und Triest) betrieben wird. Mehr als die Hälfte hat England in Händen. Smyrna (Jzmir) ist der wichtigste Platz, wo Konsuln residiren; Tarabosan (Trebisonde) ist der erste Hafen des schwarzen Meeres. Seide, Baumwolle, Wolle (der Angoraziegen, Kameele, Schafe ꝛc.), Leder, Safran, Tabak, Galläpfel, Terpentin, Storax, Buchsbaum, Feigen und andere Früchte, Oel, Opium, Mastix, Weine (besonders von Cypern), Teppiche ꝛc. werden die Europäer und bringen dafür weit mehr Fabrikate in Stoffen, Tüchern, Leinwand, Papier, Glas und Metallen, Quecksilber, Zinn, Porzellan, nürnberger Waaren, Kolonialprodukte ꝛc. Franken und Griechen betreiben die Schifffahrt. N. steht speciell unter dem Kadiasker (Heerrichter nach der osmanischen Kriegsverfassung benannt) von N. Eigenthümlich sind die altürkischen Vasallendynastien, die sogenannten Dere-Begs, d. i. Thalfürsten, welche ganz in der Art mittelalterlicher Feudaldynasten, unter der Oberhoheit des Sultans erbliche Verwalter und Kriegsanführer in ihren Gebieten sind. Doch hat der Sultan Mahmud ihre frühere Macht gebrochen. Das Land zerfällt gegenwärtig in 8 Eyalets oder Generalstatthalterschaften und jede derselben in mehre Provinzen oder Sandschaks: Khudawendkiar, der nordwestlichste Theil, das alte Mysien, Westbithynien und Theile von Phrygien, mit der Hauptstadt Brussa (s. d.) und den Sandschaks Karahissar-Sahb, Kutahia, Biledschik, Erdek, Biga-Karassi und Aiwalik; Kastamuni, der mittlere Theil der Nordküste, das alte Paphlagonien, Ostbithynien und Theile von Pontus, mit der Hauptstadt Kastamuni und den Sandschaks Kaschaili, Boli, Witrantschehr, Sinub oder Sinope; Tarabosan, der östliche Theil der Nordküste, das Küstenland des alten Pontus und das Land der Lazen, mit der Hauptstadt Tarabosan oder Trapezunt (s. d.) und den Sandschaks Gumieh, Karahissar-Scharki, Dschanik, Gümüsch-Khaneh und Ordu; Aidin, der südwestliche Theil, das alte Lydien, Karien und Phrygien, mit der Hauptstadt Jzmir oder Smyrna (s. d.) und den Sandschaks Sighala, Sarukhan, Denisli u. Menteschе; Karaman oder Kerman, ostwärts von Aidin, das alte Lycien, Pamphylien, Pisidien, Lykaonien und Westcilicien, mit der Hauptstadt Konieh (s. Jconium) und den Sandschaks Hamid, Tekkeh, Alaja, Jschil u. Newschehr; Adana, das östliche Cilicien, Kataonien und Ostkappadocien, mit der Hauptstadt Adana (s. d.) und den Sandschaks Kersus oder Tarsus, Ujeir, Kara'ssali und Marasch; Bosok, der mittelste Theil der Halbinsel, das alte Kappadocien und Galatien, mit der Hauptstadt Engurі oder Angora (s. d.) u. den Sandschaks Angora, Kianghri oder Kiankari und Kaffarjieh (s. Cäsarea); Siwas, östlich von Bosok, das Binnenland von Pontus, Theile von Kappadocien und Kleinarmenien, mit der Hauptstadt Siwas und den Sandschaks Siwas, Amasia und Tschorum, Yengil und Diwrighi. Das Paschalik N., vom schwarzen Meere, dem Bosporus, dem Marmorameere, den Dardanellen, dem ägäischen Meere, dem mittelländischen Meere Karamanien und Siwas begrenzt, enthält die alten Provinzen: Bithynien, Paphlagonien, Galatien, Phrygien, Mysien, Aeolien, Lydien, Jonien, Karien und Pisidien und umfaßte 3418 □Meilen.

Kleinasien gehörte schon vor Cyrus bis an den Halys dem Perserreiche, kam aber durch Cyrus ganz an Persien. Zu Alexanders des Großen Zeit hatten sich die Königreiche Bithynien, am Gestade des Bosporus, Phrygien, das die Macedonier unterwarfen, Kappadocien (mit Galatien) und Pontus (wohl nur eine Masse kleiner Herrschaften und Freistaaten) am schwarzen Meere ausgebildet. Durch die berühmte Theilung der Erbschaft Alexanders wurde das Land zerstückelt. Neben Bithynien im Osten entstand die Republik Heraclea, aus Phrygien wurde das Königreich Pergamus, Pontus breitete sich an der Küste aus, Georgien griff nördlich von Armenien herein. Die Südküste bildeten von Westen nach Osten Karien, Lycien, Cilicien. Gerade diese aber ging noch im 3. Jahrhundert an die Seleuciden, zum Theil auch an den Freistaat von Rhodus über, während zwischen Bithynien und Kappadocien an der Küste Paphlagonien, im Jnnern Galatien als eigene Herrschaften hervortraten. Pergamus blieb immer die Hauptmacht, Armenien selbstständige Provinz, bis das Römerreich ganz Kleinasien und Armenien verschlang. Nach der Theilung zwischen Osten u. Westen (337 n. Chr.) hing ganz Kleinasien von Byzanz (Konstantinopel) ab; auch über den Nordwesten von Armenien streckte es im 6. Jahrhundert seinen Scepter, während im Süden die Sassaniden Persiens geboten. Die heranstürmende Khalifenmacht konnte zuerst seine Grenze nicht durchbrechen. Nur Armenien fiel mit Persien zugleich in ihre Hände, schwankte lange zwischen Damaskus und Byzanz, bis es den Abbassiden anheimfiel. Während dieser Zeit nahm das Hamadanitenreich in Syrien (Haleb) den Südosten von Kleinasien ein. Jm 11. Jahrhundert eroberten die Seldschuken Kleinasien und errichteten das Sultanat von Jconium, das bis 1308 n. Chr. bestand. Cilicien gehörte den aus den Kreuzfahrten entsprungenen

r änkischen Herrschaften, der Westen (Bithynien, Pergamus, Jonien, Karien, Lycien, Pisidien, Cilicien) den Byzantinern, ein eigenes griechisches Reich, das trapezuntische (Trebisonde), nahm die Nordküste ein. Die Mongolen stürzten Jeonium und drangen weiter im Westen. Im 14. Jahrhundert ward die griechische Macht von den Osmanen allmählig bis auf wenige Gebiete beschränkt, neben welchen im Osten Kleinasiens türkische Emirs ihre Herrschaft übten, bis endlich das Osmanenreich Alles verschlang.

Natorp, Bernhard Christian Ludwig, tüchtiger Schulmann, den 12. November 1774 zu Werden an der Ruhr geboren, studirte zu Halle Theologie, wirkte dann als Lehrer an einem Institute zu Elberfeld, worauf er 1796 dem Rufe als Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Hückeswagen und 1798 der zu Essen folgte. N. war einer der Ersten, welcher den nachmals noch mehr geläuterten Begriff einer Bürgerschule aufstellte, namentlich durch seine Schrift: „Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen" (Duisburg 1804), und die Idee des wechselseitigen Unterrichts in Deutschland verbreitete, indem er Lancasters Schrift: „Ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in Einer Schule" aus dem Englischen übersetzte und mit Anmerkungen herausgab (Duisburg 1808). Lehreiche Winke enthält in dieser Beziehung seine Schrift: „Andreas Bell und Joseph Lancaster" (Essen 1817). Als der Oberpräsident von Vincke 1809 als Ehefpräsident der Regierung nach Potsdam ging, zog er N. als Oberkonsistorialrath nach Sie. Hier schrieb letzterer seine „Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen" (Potsdam 1813, 4. Ausg., Essen 1820 und 1825), sein „Lehrbüchlein der Singkunst für die Jugend" (das. 1820) und die Schrift: „Ueber den Gesang der Kirchen der Protestanten" (das. 1817). Dazwischen ließ er seinen „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde" (Duisburg 1812 bis 1817, 3 Bdchn.) erscheinen, in welchem er über Lehrerberuf aufzuklären und dafür zu erwärmen suchte. Nachdem Vincke 1815 zum Oberpräsidenten der Provinz Westphalen berufen worden war, berief er N. als Prediger der protestantischen Gemeinde zu Münster und als Oberkonsistorialrath und Schulrath zu sich. N. wirkte hier bei allen zur Hebung des Schulwesens in Westphalen entworfenen Plänen mit. Im J. 1836 zum Vice-Generalsuperintendenten ernannt, † er am 8. Februar 1846. Von seinen Schriften nennen wir noch die „Quartalschrift für Religionslehrer" (Duisburg und Essen 1804 bis 1809, 6 Jahrgänge) und die „Entwürfe zu Predigten über die sonn- und festtäglichen evangelischen Perikopen" (Duisburg und Essen, 1806 bis 1809, 2 Thle.).

Natrium (Natronmetall, Sodium), die metallische Grundlage des Natrons (s. d.), von Davy 1807 entdeckt, kommt in der Natur nirgends frei, sondern nur in Verbindung mit Chlor als Chlornatrium, Kochsalz oder Steinsalz, oder als Sauerstoffverbindung in einigen Mineralien, wie z. B. im Natronfeldspath oder Albit, vor. Seine Darstellung aus dem Natronhydrat ist der von Kalium (s. d.) aus Kalihydrat vollkommen gleich. Auch in seinen Eigenschaften ähnelt es sehr dem Kalium. Es ist weiß, stark metallisch glänzend und dem Silber ähnlich, krystallisirt in Würfeln. Es ist weicher und geschmeidiger als die übrigen gewöhnlichen Metalle, läßt sich sehr leicht zu dünnen Blättchen pressen und behält seine Geschmeidigkeit selbst beim Gefrierpunkt. Sein spezifisches Gewicht ist = 0,9348. Es erweicht bei + 50°, schmilzt bei + 90° und verflüchtigt sich erst bei sehr hoher Temperatur. In der Luft wird es durch deren Feuchtigkeit langsam oxydirt und überzieht sich mit einer Rinde von Natron. Durch Wärme wird die Oxydation vermehrt, Entzündung tritt aber erst ein, wenn es dem Glühen nahe kommt; während des Verbrennens wirft es brennende Funken umher. Auf Wasser wird es mit Heftigkeit zu Natron oxydirt, aber ohne sich zu entzünden; mit sehr wenig Wasser angefeuchtet, erhitzt es sich jedoch leicht bis zur Entzündung. Das N. hat zum Sauerstoff weniger Verwandtschaft als Kalium, zersetzt aber die meisten anderen oxydirten Körper. Die Verbindung des N.s mit Sauerstoff und Kohlensäure, das kohlensaure Natron oder die Soda (s. d.) ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt. Durch Kalk wird die Soda in Aetznatron (Natriumoxyd) verwandelt; eine Auflösung desselben führt den Namen Seifensiederlauge (Natronhydrat). Das doppeltkohlensaure Natron (bicarbonate de soude), ein in neuerer Zeit zur Anfertigung kohlensäurehaltiger Getränke vielfach angewendetes Salz, enthält doppelt so viel Kohlensäure als die Soda. Von den Natriumsalzen, die, wenn die Säure nicht gefärbt ist, farblos, meist feuerbeständig sind und fast alle sich leicht in Wasser lösen, ist das Natriumchlorid (Chlornatrium) oder Kochsalz (s. d.) das bekannteste und wichtigste. Andere Natronverbindungen sind das schwefelsaure Chlornatrium oder Glaubersalz (s. d.), das borsaure Natron oder Borax (s. d.), das salpetersaure Natron oder der Chilisalpeter (s. d.), das kieselsaure Natron oder das Glas (s. d.).

Natron (Natriumoxyd, mineralisches Alkali), das zweite und nächst dem Kali (s. d.) das wichtigste unter den Alkalien, die Sauerstoffverbindung des Natrium (s. d.).

Natronthal (Thal der Natronseen, Wady Natrun), Thal in der unterägyptischen Provinz Negileh, am Nilarm von Rosette, beginnt etwa 12 Stunden von Terraneh bei dem Dorfe Zakuk und enthält im Ganzen acht Seen, welche das ganze Jahr hindurch Wasser haben und Mellahat heißen. Der größte und südlichste, Om Risched, liefert nur gewöhnliches Kochsalz; der nächstgrößte, Edsschaar, ist gleichfalls ein Salzsee. Dann kommen El Gharsadih und El Hamra, welche beide Natron liefern, hierauf der größere Dschun und Errafuneh, zwei Salzseen, und endlich El Khortai u. der kleinere Dschun, welche beide Natron enthalten. Zwei Teiche (Birken) enthalten nur den größern Theil des Jahres hindurch Wasser und sind im Sommer trocken. In den Seen, welche Natron und Kochsalz liefern, krystallisiren sich die beiden

Digitized by Google

Salze abgesondert, das letztere oben in einer Schicht von etwa 18 Zoll Dicke und das Natron in verschiedener Dicke, je nach der Form des Seebettes, aber nicht unter 27 Zoll Dicke. Das Wasser in den Seen wechselt in den verschiedenen Jahreszeiten bedeutend. Das Steigen beginnt Ende December und dauert fort bis Anfang März, wo sie allmählig wieder abnehmen. Es gibt auch mehre Süßwasserquellen im N., wovon die bei den Klöstern im Süden das reinste Wasser gibt; das von Deir Baramus ist leicht gesalzen. Das Wady Natrun enthält eine sehr schwache Bevölkerung. Zakut und die vier Klöster Suriani, St. Macarius, Amba Bischoi und Baramus haben zusammen nicht mehr als 272 Bewohner. Außer Natron erzeugt das Thal Binsen (Sumar) und Schilf (Girdi), aus denen man die bekannten ägyptischen Matten flicht. Außerdem sind einige der gewöhnlichen Kräuter der Wüste, einige Tamarindenbüsche, einige verkrüppelte Palmen die einzigen vegetabilischen Erzeugnisse des Thals. Von Thieren finden sich Gazellen, Dscherboas, Füchse und einige andere, die in den libyschen Bergen gewöhnlich sind. Die Länge des Thals beträgt etwa 22 Meilen und seine Breite, von dem Abhang der niedrigen Berge, die es einschließen, gerechnet, im breitesten Theile 5½ Meilen, obwohl die eigentliche flache Ebene nicht über 2 Meilen hat und da und dort mit einigen seiner bedeckten Felsenhöhen und Felseninseln überfäet ist.

Natter, Schlangengattung, s. Nattern.

Natter, Johann Lorenz, berühmter Steinschneider, geboren 1705 zu Biberach in Schwaben, erlernte die Goldschmiedekunst, wandte sich aber später in Italien der Steinschneidekunst zu und erlangte darin eine solche Fertigkeit, daß einige seiner Kopien von den Originalien kaum zu unterscheiden sind. Nach öfters wechselndem Aufenthalt in Toskana, London, Holland, Kopenhagen und Stockholm ließ er sich zuletzt in Petersburg nieder, wo er den 27. Okt. 1763 †. Unter seinen Werken gelten als die ausgezeichnetsten: das Porträt der Stattalterin der Niederlande auf einer Kamee; eine Schaumünze auf die Krönung des Königs Georg III.; eine sitzende Britannia auf einer Gemme mit fünf Lagen und eben so viel Farben; eine Schaumünze auf Robert Walpole; mehre königl. Wappen und Siegel u. a. Zu mehren Medaillen hat er die Stempel geschnitten. Er schnitt sogar in Diamanten. Ein Werk über das Verfahren der Alten beim Steinschneiden, welches er 1754 zu London herausgab, fand seines hohen Preises wegen so wenig Abnahme, daß er die vorräthigen Exemplare aus Verdruß verbrannte. Seine Sammlungen wurden in Petersburg für 1100 Pfd. Sterling verkauft.

Natterkopf (Echium), Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen, Sommergewächse oder ausdauernde Kräuter und Sträucher, hauptsächlich in Mittel- und Südeuropa, in Kleinasien und Nordafrika, meist auf trockenen und sandigen Plätzen, kommen als Zierpflanzen in deutschen Gärten vor und waren zum Theil früher officinell. Am bekanntesten ist der gemeine N. (E. vulgare L., blauer Heinrich), zweijähriges Sommergewächs in Europa, Nordamerika, in Deutschland auf Aeckern und an Wegen, im Juli und August, eine schöne Pflanze mit 2—3 Fuß hohem, ästigem, aufrechtem, hockerig-steifborstigem Stengel, linien-lanzettförmigen, steifhaarigen Blättern und schönen, himmelblauen Blumen in einfachen, abtheilenden Aehrchen, die eine lange, ährenförmige Traube bilden. Früher waren die Wurzeln und das Kraut, seltener die Früchte, als schleimiges, kühlendes und erweichendes Arzneimittel gebräuchlich. Alle strauchigen Arten pflanzt man in fette, mit ¹/₃ Flußsand gemischte, lockere Laub- oder Mistbeeterde und durchwintert sie im luftigen, hellen Zimmer oder Glashause bei 4—6 Grad Wärme. Echium argenteum, E. fastuosum, E. giganteum, E. strictum und E. strigosum gedeihen vortrefflich in freiem Grunde eines Winterhauses. Man verpflanzt sie jährlich im April in größere Töpfe, gibt ihnen im Freien einen sonnigen Standort, begießt sie im Sommer reichlich, im Winter wenig und vermehrt sie durch Stecklinge und Samen im Mistbeete. Die 1—2jährigen Arten säet man im April an bestimmter, sonniger Stelle ins freie Land.

Nattern (Colubrini Cuv.), die umfassendste Familie der Schlangen, dadurch ausgezeichnet, daß ihnen die Giftzähne und jede Spur von Hintergliedern abgehen, sind mit ziegelschuppen bekleidet, die einander genau decken und lanzettförmig zugespitzt, oberseits meist glatt, seltener mit einem flachen Kiele versehen sind. Sie sind in gegen 250 Arten über den ganzen Erdkreis verbreitet und in den Tropenländern zum Theil prächtig gefärbt. Größtentheils Landthiere, vermögen sie doch über die Oberfläche des Wassers hinzuleiten; einige aber, z. B. die Lappenschlange (Homalopsis), leben hauptsächlich im Wasser. Sie nähren sich sämmtlich von Thieren, bei deren Verfolgung sie eine große Gewandtheit entwickeln, fürchten aber den Menschen, unternehmen meistens niemals einen Angriff auf ihn. Die Gattung Natter (Coluber L., Landnatter) enthält gegen 15 europäische und mehr als 50 ausländische Arten. Die häufigste ist die in Deutschland gemeine Ringelnatter, Aeskulapnatter oder gemeine Natter (C. Natrix), welche 2—4 Fuß lang wird, im Ganzen bläulich oder grünlich-grau, auf dem Rücken mit zwei Reihen schwärzlicher Flecken gezeichnet ist, 170 Bauchschienen und 60 Schwanzpaare hat und hinter den Schläfen jeder Seite einen schwarz gesäumten weißlichen Mondfleck (die vermeintliche Krone) trägt. Sie hält sich gewöhnlich in der Nähe von Gewässern auf, in denen sie gern schwimmt, nimmt auch Besitz von Gängen, welche Maulwürfe oder Wasserspitzmäuse im weichen Boden gegraben haben, wohnt sonst auch in alten Mauern, im Mist und selbst in Ställen und stellt vorzugsweise Fröschen und Wassersalamandern nach, fängt aber auch Eidechsen, Wasserspitzmäuse und selbst Ratten. Sie liebt die Milch und schleicht sich deshalb in Keller u. Küchen. Ihre schmutzigweißen Eier von der Größe der Taubeneier, die gewöhnlich zu 20—30 mittelst dünner zäher Fäden zusammenhängen, bringt sie gern an feuchten, warmen Orten unter. Die Jungen kriechen nach

3 Wochen aus, wachsen langsam und sind erst in einigen Jahren zur Begattung fähig. Sie ist übrigens scheu und sanft, wird leicht zahm, lernt ihren Herrn kennen und erträgt die Gefangenschaft lange, wenn man ihr das nöthige Wasser nicht fehlen läßt, da sie sich gern badet. In einigen französischen Provinzen wird sie gegessen. Ehedem wurden mehre Theile dieser Natter als Heilmittel verwendet; jetzt braucht man höchstens noch die Haut als Ueberzug von Stöcken. Auch die glatte Natter (C. laevis) ist in Deutschland häufig. Sie wird bis zu einer Elle lang, ist röthlich-grau ins Grünliche und mit zwei Reihen brauner Rückenflecke und einem hufeisenförmigen Nackenflecke gezeichnet. Die Schuppen sind mit braunen Pünktchen an der Spitze versehen. Sie hält sich meist auf bewachsenen Bergen auf, besonders in Thüringen, Bayern, Oesterreich und in der Schweiz, und legt im August 12 häutige Eier. Auch sie läßt sich leicht zähmen, beißt aber gereizt heftig um sich. Die Galle wird als Mittel gegen Epilepsie empfohlen. Die gelbliche Natter (C. flavescens), die größte deutsche Art, wird 3—5 Fuß lang, ist oben graulich-gelb, unten weißgelb, mit einem gelben Flecken an den Seiten des Hinterkopfs. Sie findet sich auf den Gebirgen von Ungarn, Tyrol und der Schweiz, besonders häufig im Schlangenbad am Rhein, das den Namen von ihr hat. Sie läßt sich zähmen. Ihr ähnlich ist die Aeskulapschlange (C. Aesculapii), 3—4 Fuß lang, glänzend hellbraun ins Grünliche, unten schwefelgelb, mit zwei schwarzen, senkrechten Strichen auf den Backen, zwei schwarzen dreieckigen Flecken auf den Schläfen und weißen Flecken an der Seite der Bauchschienen. Sie ist häufig in Dalmatien und Oberitalien, auf Bergwiesen und in Gebüschen, auch in der Gegend von Rom. Es ist die berühmte Schlange von Epidaurus, welche die Aegypter als das Symbol einer wohlthätigen Gottheit verehrten.

Natürlich, was durch die Kräfte oder nach den Gesetzen der Natur geschieht, im Gegensatz zu übernatürlich, was so gedacht wird, als geschehe es durch andere Kräfte und nach anderen Gesetzen, als den in der Natur liegenden; dann was der Natur und Bestimmung eines Dinges angemessen ist, damit übereinstimmt, im Gegensatz zu widernatürlich, unnatürlich. Das Natürliche eines ästhetischen Ganzen besteht vornehmlich darin, daß die einzelnen Bestandtheile desselben in ihrer Verbindung ein organisches und harmonisches Ganzes bilden, in welchem sich die künstliche und absichtsvolle Zusammensetzung derselben so wenig als möglich kund gibt.

Natürliche Kinder, Kinder in Bezug auf ihre Aeltern der leiblichen Abstammung nach, im Gegensatz zu adoptirten Kindern; dann im gewöhnlichen Sprachgebrauch s. v. a. unehelich erzeugte Kinder.

Natürliche Magie, Naturerscheinungen, welche von magischen, d. i. geheimnißvollen, wunderbaren, oder übernatürlichen Kräften hervorzurühren scheinen, wie z. B. die Erscheinungen des thierischen Magnetismus u. dgl.; dann überraschende Kunststücken und Taschenspielereien, denen chemische, physikalische oder mechanische Gesetze zu Grunde liegen.

Natürliche Religion, die lediglich auf der sittlichen Natur des Menschen beruhende religiöse Gesinnung und Ueberzeugung, im Gegensatz zur positiven oder geoffenbarten Religion, und wohl zu unterscheiden von der Naturreligion (s. d. und Religion).

Natürliche Verrichtungen (Functiones corporis naturales), die auf Ernährung, Wachsthum und Zeugung Bezug habenden Vorgänge im thierischen Körper. Das denselben zu Grunde liegende Vermögen ward in der galenischen Schule als natürliche Facultät unterschieden.

Natürlichkeit, das nothwendige Begründetseyn in oder Hervorgehen einer Eigenschaft oder Erscheinung aus der Natur des betreffenden Gegenstandes u. ihren Gesetzen. Vergl. Natürlich.

Natürlichkeiten, s. Accidentalien.

Natunas, Inselgruppe im chinesischen Meer, nordwestlich von Borneo, mit der größten Insel Groß-Natuna, die 7 Meilen lang, 2¾ Meilen breit, gebirgig, stark bewaldet, von Klippen umgeben, im Innern wenig bekannt ist.

Natur (lat. natura, von nasci, d. i. werden, entstehen), Alles, was durch sich selbst und ohne von außen kommende Einwirkung so ist, wie es ist, was nach ihm eigenen innwohnenden Trieben, Kräften und Gesetzen entsteht, sich gestaltet und entwickelt. Vom N. heißt daher im gewöhnlichen Sprachgebrauch so viel als von der Freiheit und es soll dadurch von einem Gegenstande Alles fernegehalten werden, was nicht in ihm selbst liegt, was er nicht durch sich selbst geworden ist. Daher spricht man nicht nur von der N. der Dinge überhaupt, sondern auch von der N. einzelner Klassen der Dinge und Erscheinungen, wie von der N. der Thiere, der Pflanzen, ferner des Lichts, der Wärme, der Elektricität ꝛc., um damit die ursprünglichen und wesentlichen Eigenschaften dieser Gegenstände und Erscheinungen und die Formen und Gesetze, unter denen sie sich der Auffassung darbieten, zu bezeichnen; so auch spricht auch von der N. eines einzelnen Menschen, um die ihm eigenthümlichen körperlichen oder geistigen Eigenschaften, die ihn zu Dem machen, was er als Individuum an und für sich selbst, ohne Einwirkung fremder Einflüsse ist, in einen Begriff zusammenzufassen. Die nähern Bestimmungen und Modificationen dieses allgemeinen Begriffs ergeben sich aus den ihm entgegengesetzten Begriffen. Man unterscheidet nämlich die N. zuerst von Allem, was Produkt des absichtsvollen Denkens, der Kunst, der Kultur in ihrem ganzen Umfang und der Erziehung ist, und so sehr die N. (das Natürliche) nicht nur allem Fingirten, Eingebildeten und Erdichteten als das Wirkliche, sondern auch allem Gemachten, Künstlichen oder Gestellten als das von und durch sich selbst Entstehende und Selbstständige gegenüber. In sofern nun für das geistige Leben das bewußtvolle und absichtliche Wollen und Handeln, die Selbstbestimmung nach Zwecken und Absichten, die überlegende Wahl unter mehren Mitteln charakteristische Merkmale sind, erscheint der Geist selbst sammt Allem, was Produkt und Ausdruck des geistigen Lebens ist, als Gegensatz der N., und

Digitized by Google

daher spricht man von einem Gegensatz bald der N. und des Geistes, bald der N. und der Freiheit, bald der N. und der Geschichte. Der Mensch setzt sich so der N. als einer absichtslos und unbewußt wirkenden und waltenden Macht gegenüber, indem er sich gleichsam außerhalb des Alles und auch ihn umschließenden Kreises des Seyns, Geschehens, Wirkens und Leidens stellt. Aber alle Unterscheidungen und Gegensätze der angegebenen Art haben nur eine untergeordnete und beschränkte Geltung und Bedeutung; sie verschwinden, wenn man die N. als ein großes Ganze auffaßt, von welchem der Mensch und das ganze menschliche Geschlecht nur einen Theil bildet. Obgleich nämlich jedes Ding seine eigene N. zeigt und sich von den übrigen nm so strenger gesondert darstellt, je mehr es einer ins Einzelne eingehenden Betrachtung unterworfen wird, so führt doch das Entstehen und Vergehen der Dinge, ihr Wirken und Leiden sehr bald auf einen weitergreifenden Zusammenhang; eines weist auf das andere hin, nichts läßt sich von den übrigen Dingen gänzlich abgesondert und losgerissen betrachten, und es stellt sich demnach die N. als ein System von Erscheinungen dar, die so mannichfaltig und mit einander innerlich so verwebt sind, daß sie weder vollständig aufgezählt, noch auf erschöpfende Weise ihrem Wesen nach ergründet werden können. Mit N. bezeichnen wir daher den ganzen unermeßlichen Inbegriff alles Dessen, was durch die äußeren Sinne wahrnehmbar ist, im Gegensatze zu Dem, was durch unmittelbares Selbstbewußtseyn im Innern vernommen wird, also das Weltall sammt allen in ihm vereinigten Stoffen, Kräften, Erscheinungen und Veränderungen, die Totalität des Seyenden und Werdenden. In diesen Sinne gehört der Mensch nur in gewisser Hinsicht, nämlich den Thätigkeiten zufolge, deren Wirkungen ebenfalls in die Wahrnehmung der äußeren Sinne fallen, der N. an, während er den Thätigkeiten zufolge, welche sich einer solchen Wahrnehmung entziehen, über ihr steht und in ihr nichts weiter als den gegebenen Grund und Boden seines Daseyns, den Schauplatz seines Thuns und Leidens, die Quelle seiner mannichfach verschiedenen Zustände, das Objekt seiner Betrachtung und seines Studiums, das Mittel zur Bethätigung seiner Absichten erblickt. Wie aber der Mensch sich in der N. findet, das hängt nicht bloß von der Art ab, wie der ihn umgebende Theil derselben auf ihn einwirkt, sondern auch davon, wie er in Gemäßheit seiner eignen N. und vornehmlich in Gemäßheit seiner geistigen Bildung jene Eindrücke in sein Fühlen, Denken und Handeln aufnimmt. In der Abhängigkeit der Gefühle von den Eindrücken der N., wie in den Bedürfnissen des Menschen liegt der Grund, warum dieser zunächst zu ihr in mannichfaltige praktische und ästhetische Beziehungen tritt.

Das Hirtenleben u. der Ackerbau vermittelten zuerst ein Verhältniß des Menschen zur N., in welchem er seine Thätigkeit ihr zuwendete; die Erfahrung von dem Nutzen, den ihm diese oder jene Naturprodukte gewährten, lehrte ihn frühzeitig, die N. für seine Zwecke zu benutzen und auszubeuten. Dieser seiner Thätigkeit leistete von Anfang an die N. oft genug freundlich entgegenkommend fördernden Vorschub, aber sie ging auch ohne Rücksicht auf des Menschen Wohl und Wehe, das Werk seiner Hände zerstörend und vernichtend, ihren eigenen Gang. Daher erschien sie dem Menschen bald als gütige und milde, bald als feindlich-tückische und grausame Macht, und der noch kindliche Natursinn, der die Zustände und den Inhalt des eigenen Bewußtseyns gern unbedacht auf Alles überträgt, was ihm als thätig und wirksam gegenübertritt, fand sich unwillkürlich veranlaßt, die Natur mit Gebilden seiner Phantasie zu bevölkern, die einzelnen Naturprodukte und Naturerscheinungen zu personificiren und in dem Rollen des Donners, wie in dem Rauschen des Baches das Walten lebender Wesen zu finden. Hierin liegt der Ursprung aller Naturreligion, d. h. der vergötternden Personificirung sowohl der N. im Ganzen, als der einzelnen in ihr vorausgesetzten Kräfte, ja selbst einzelner Naturprodukte. Die N. als das Mächtige, unaufhaltsam Waltende, wird für den Menschen ein Gegenstand der Furcht und der Hoffnung, der Andacht, Verehrung und Anbetung. Die Auffassung der N. ist somit ursprünglich die Quelle eines unbefangenen Mysticismus, einer naturlichen Phantastik, einer ernsthaft spielenden Symbolik, der auch für höhere Kulturstufen wenn auch keine wissenschaftliche Bedeutung, so doch eine Fülle poetischen Reizes innewohnt. Diese Form der Naturbetrachtung muß aber allmählig aufgegeben werden, wenn die beweglichen Bilder der Phantasie in Begriffen sich zu fixiren, wenn die Dichtung von der Wirklichkeit sich zu sondern und die Personifikationen, womit jene die N. ausgestattet hatte, vor der Ahnung unpersönlicher Naturgesetze und Naturkräfte zu verschwinden beginnen. Dieser Umwandlungsprozeß einer phantastischen Naturanschauung in die eigentliche Naturforschung ist bei manchen Völkern gar nicht, bei andern im Zusammenhang mit der ganzen wissenschaftlichen Kultur nur langsam und allmählig eingetreten. Die Astronomie hatte längst die Grundlage ziemlich genauer Beobachtungen gewonnen, und doch ließ man die Gestirne noch immer von den sie beherrschenden Intelligenzen in ihren Bahnen getrieben werden und riß sich nur ungern aus den astrologischen Träumen heraus, welche die irdischen Geschicke in unmittelbarem Zusammenhange mit den Konstellationen am Himmel erscheinen ließen. So hatte die Chemie einen langwierigen und hartnäckigen Kampf mit der Alchemie zu bestehen, ehe sie von den Banden der Mystik sich befreien konnte, und noch in unsern Tagen sind Viele geneigt, jedes geheimnißvolle und noch nicht hinlänglich durchforschte Gebiet der Naturerscheinungen, wie z. B. das des thierischen Magnetismus, mit dem Schleier des Wunderbaren und Geisterhaften zu umkleiden. Der leitende Grundgedanke aller Naturforschung, daß die N. nach unabänderlichen, in dem Wesen der Dinge selbst begründeten Gesetzen wirke, konnte erst allmählig zur vollen Klarheit und allgemeinen Gültigkeit durchdringen, denn jene Gesetze sind unter der scheinbaren Unregelmäßigkeit und dem ungeordneten Durcheinander der Erscheinungen tief verhüllt, und die N. scheint oft mit einer launenhaften Freiheit zu spielen,

wo ihre Produkte dennoch der gesetzmäßige Erfolg in einander verwebter, sich gegenseitig bedingender Nothwendigkeiten sind. Auf den Begriff eines Naturgesetzes, als einer Regel, nach welcher sich die Erscheinungen eben so wohl in ihrem Zusammenhange als in ihrer individuellen Bestimmtheit richten, führte zunächst die Erfahrung, die wiederholte Beobachtung solcher Erscheinungen, deren Regelmäßigkeit in die Augen fällt; die Anwendung des einmal gewonnenen Begriffs erweiterte sich aber, je mehr jeder Fortschritt der Naturforschung zeigte, daß auch das scheinbar Unregelmäßige nur auf verwickelteren, mannichfaltig zusammengesetzten und in einander eingreifenden Gesetzen beruhe, bis endlich die ununterbrochen sich an einander reihenden Erfahrungen zu der allgemeinen Voraussetzung führten, daß die N. immer und überall nach festen unverbrüchlichen Gesetzen wirke, daß der Begriff des Zufalls für die Erklärung der mannichfaltigen Erscheinungen in der N. gar keine Gültigkeit habe, und daß die scheinbaren Ausnahmen von jener Gesetzmäßigkeit nicht in einem gesetzlosen Spiel der Naturkräfte beruhen, sondern eben die lückenhafte Naturkenntniß beurkunden, die noch nicht alle die Gesetze ergründet hat, welche bei bestimmten Erscheinungen konkurriren.

In sofern das Wort N. nur der Gesammtausdruck für die unermeßliche Mannichfaltigkeit von Dingen und Ereignissen, die in den Umkreis unserer Erfahrung fallen, und der Gesetze und Kräfte ist, die in jenen wirksam sind, so gibt es nothwendig verschiedene Gebiete und Aufgaben der Naturforschung, von der Kenntniß des Weltgebäudes und der Weltkörper durch die einzelnen Klassen der irdischen Naturerscheinungen und Naturprodukte in den Reichen des Unorganischen, Organischen und Geistigen bis herab zu den einzelnen Individuen. Es gibt aber auch verschiedene Stufen in der Entwickelung und Ausbildung der Naturforschung, je nachdem sie von dem großen Ziele, das Ganze der N. für den forschenden Geist gleichsam durchsichtig zu machen, mehr oder weniger entfernt bleibt. Obgleich daher das Resultat der Naturforschung, die Naturwissenschaft, im Ideal gedacht, nur ein einziges großes systematisches Ganzes bilden würde, so kann man sich diesem Ideale doch nur durch die Bebauung und Ausbeutung der einzelnen Gebiete allmählig annähern (s. Naturwissenschaften). Die verschiedenen Stufen ihrer Ausbildung lassen sich aber am einfachsten auf folgende Weise bestimmen. Zuerst wird es darauf ankommen, die unermeßliche Fülle von Thatsachen, welche die N. uns vor Augen legt, zu sammeln und zu beschreiben. Da jedoch ein bloßes endloses Anhäufen von Materialien den Geist verwirren würde und dieser nur durch einen geordneten Ueberblick die Massen zu bewältigen vermag, ist es die weitere Aufgabe, die Fülle des Mannichfaltigen dem Begriffe eines Natursystems unterzuordnen. Es handelt sich dabei nicht um Unterscheidungen, Eintheilungen und Verknüpfungen, die bloß auf subjektiver Abstraktion und Reflexion beruhen, sondern die systematische Anordnung soll den in der N. selbst sich kundgebenden Beziehungen und Abgrenzungen entsprechen. Bloße Naturbeschreibung, Naturgeschichte und Klassifikation der Naturprodukte bilden aber nur die unterste Stufe der Naturforschung. Auf einer höhern kommt es dieser darauf an, die Naturgesetze zu entdecken und nachzuweisen. Die beiden Haupthülfsmittel zur Lösung dieser Aufgabe sind das Experiment und die Anwendung der Mathematik. Durch das Experiment, d. h. durch die künstliche Herbeiführung gewisser Naturerscheinungen unter Bedingungen, die der Forscher genau kennt und in seiner Gewalt hat, zwingt letzterer die N. gleichsam, auf seine Fragen zu antworten; nur durch das Experiment wird es möglich, die Phänomene zu isoliren und die Elemente zu bestimmen, aus welchen verwickeltere Erscheinungen resultiren; aus dem Experiment ergeben sich reine, von fremden Beimischungen geläuterte, genau begrenzte Thatsachen, so daß die Größenbestimmungen ins Auge gefaßt werden können, denen die Erscheinungen unterworfen sind. Erst durch Beachtung dieser Größenverhältnisse aber wird man in den Stand gesetzt, allgemeine Ausdrücke über das Verhalten der Naturkräfte zu gewinnen und damit zu den Gesetzen durchzudringen. Mit der Anwendung der Mathematik beginnt das strenge Wissen über die N., und es ergeben sich in den verschiedenen Fächern der Naturforschung um so mehr strengwissenschaftliche Resultate, je mehr es gelingt, zu mathematisch bestimmten Ausdrücken der ein gewisses Feld der Erscheinungen beherrschenden Gesetze zu gelangen. Diese mit Hülfe der Mathematik zu konstruirenden Theile der Naturwissenschaft heißen daher auch vorzugsweise exakte Wissenschaften. Jedes Naturgesetz ist aber eigentlich immer nur ein allgemeiner Ausdruck für Das, was unter gegebenen Bedingungen geschieht; so drückt z. B. das Gesetz der Gravitation aus, daß die Körper sich in direktem Verhältnisse ihrer Massen und im umgekehrten der Quadrate der Entfernungen anziehen, und bezeichnet mithin nur die Regel, welche in allen Erscheinungen der Gravitation wiederkehrt. Es gibt daher noch eine dritte Stufe der Naturforschung, nämlich die Erforschung der den Naturerscheinungen zu Grunde liegenden Ursachen, d. h. der Grundprincipien, wovon die Erscheinungen sammt den Gesetzen, nach denen sich jene richten, abhängen: die Naturphilosophie (s. d.).

Die Erweiterung und Vertiefung der Naturkenntniß bietet nicht nur eine hohe theoretische Befriedigung dar, sondern sie ist auch von dem wichtigsten praktischen Einflusse auf die Gestaltung der menschlichen Lebensverhältnisse. Die Herrschaft des Menschen über die N., die Benutzung ihrer Reichthümer für seine Zwecke, die Verbürgung des Ungemachs, welchem der Einzelne wie die Gesellschaft durch Unwissenheit preisgegeben wird, werden zum größten Theile nur durch Ergründung der Naturgesetze ermöglicht, und es war namentlich der neuern Zeit vorbehalten, in dieser Beziehung Resultate zu gewinnen, die noch vor einigen Jahrhunderten in das Reich der Fabel verwiesen worden wären. Die Ergebnisse der Mechanik, der Physik, der Chemie haben für den Ackerbau, die Gewerbe, die Künste, für Erleichterung des Verkehrs ꝛc.

eine unschätzbare Wichtigkeit erlangt, und wenn die neuere Zeit in irgend einem Zweige menschlicher Thätigkeit die Leistungen des Alterthums weit hinter sich gelassen hat, so ist dies gewiß in den Erfolgen des Naturstudiums geschehen. Mit Unrecht meint man aber auch, es müsse die Naturbetrachtung in demselben Maße, in welchem der Schleier des Wunderbaren und Geheimnißvollen sinkt, aufhören, eine Quelle der dichterischen u. religiösen Erhebung zu seyn, es müsse die verständige Untersuchung den reinen Natursinn, die kindliche Freude an dem müheloſen Schaffen und Wirken der N. ertödten. Die Schönheit und Größe der N. strahlt in den Augen Dessen, der die N. kennt, nur um so reiner, und es gibt eine Bewunderung, eine Liebe zu derselben, die nicht die Tochter der Unwissenheit, sondern gerade des Wissens ist. Der Tempel der N. bleibt ein Tempel, auch wenn seine Konstruktion nicht mehr ein unverstandenes Räthsel ist. Wie sehr der Naturgenuß und die ganze Auffassung der N. als eines großen Ganzen durch die Wissenschaft veredelt wird, zeigt am besten Alexander von Humboldts unsterblicher „Kosmos" (Stuttg. 1845—58, 4 Bde.).

Naturalia (lat.), was der Natur angehört, in ihr begründet oder auch ihr angemessen ist. Der in mancher Hinsicht, besonders in Rücksicht auf konventionelle Verhältnisse angefochtene Grundsatz: N. non sunt turpia, d. h. „das Natürliche ist nicht schändlich," stammt wahrscheinlich aus der altgriechischen Schule der Cyniker und spricht in sofern etwas Wahres aus, als das bloß Physische keiner moralischen Beurtheilung unterliegen kann, darf aber nicht in dem Sinne verstanden werden, als dürfe sich der Mensch Alles erlauben, was er natürlicher Weise thun kann. Unter N. negotii versteht man Alles, was von Rechtswegen Folge und Wirkung eines rechtlichen Geschäfts ist und was sich daher ohne besondere Verabredung von selbst daraus ergibt.

Naturalien, der Wortbedeutung nach eigentlich alle durch Kunst noch nicht umgeänderten Erzeugnisse der Natur; dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach insbesondere die den drei Naturreichen entnommenen Körper, durch deren Sammlung und Zusammenstellung in größerer Menge naturhistorische Sammlungen (*Naturalienkabinette, naturhistorische Museen*) entstehen. In sofern solche Sammlungen von Naturkörpern beim Unterricht als Belegstücke dienen od. die Möglichkeit genauer Untersuchung darbieten, ist der Zweck der in Rede stehenden Institute jedenfalls ein wissenschaftlicher. Die Nothwendigkeit derselben ergibt sich aber, sobald man die ungemeinen Schwierigkeiten, welchen das Herbeischaffen einheimischer Naturkörper im Augenblicke des Bedürfnisses für den untersuchenden Forscher unterliegen würde, sowie die Unmöglichkeit erwägt, die Erzeugnisse weit entlegener Länder zu jeder Zeit in frischem Zustande zu erlangen. Wiewohl der frische oder gar lebend erhaltene Gegenstand immer den Vorzug vor dem künstlich bewahrten und vor Zerstörung geschützten verdient, so vermag die Kunst doch sehr viel und wird in zahlreichen Fällen der Untersuchung das nöthige Material fast in ebenso brauchbarem Zustande liefern können, als in welchem der frische Körper sich einst befand. Die Anordnung und Aufstellung solcher Sammlungen muß ihrer Bestimmung gemäß wesentlich unter dem Gesichtspunkte des wissenschaftlichen Zweckes und der Belehrung bewerkstelligt werden, und es muß die Konsequenz u. regelrechte systematische Ordnung, ohne welche ein gründliches Naturstudium nicht Statt finden kann, sich auch in der Einrichtung der Sammlung darlegen, die ein wichtiges und unentbehrliches Hülfsmittel des Studiums selbst ist. Daß dabei auch auf eine gewisse Eleganz im Aeußern, wo irgend die Mittel sie erlauben, gesehen werden dürfe, versteht sich, zumal bei den vom Staate sustentirten Sammlungen, von selbst, doch darf man dadurch nicht einen vorwiegenden Eindruck hervorbringen wollen, noch viel weniger in Spielerei sich verlieren, wie man sie in den Raritäten- und Kuriositätensammlungen der vergangenen Jahrhunderte getrieben hat. Der wissenschaftlichen Bestimmung muß die Auswahl der Gegenstände, die Namengebung und die systematische Anordnung entsprechen. Mustersammlungen sind in dieser Beziehung namentlich die königlichen zu Berlin und Leyden. Daß man im Alterthum schon das Bedürfniß solcher Sammlungen gefühlt habe, ist in Erwägung des noch sehr geringen Maßes naturwissenschaftlicher Kenntnisse sehr unwahrscheinlich. Auch von den hierher gehörigen Veranstaltungen des Mittelalters ist wenig zu melden, denn die Sammlungen von Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Cardanus, Konr. Gesner, Georg Agricola bestanden theils aus ohne Ordnung gesammelten u. aufgehäuften Naturkörpern, theils lediglich aus Kuriositäten, welche die Liebhaberei am Wunderlichen, Seltsamen und Abnormen zusammengebracht hatte. Von mehr Bedeutung für die Wissenschaft, wiewohl immer noch sehr unvollkommen, waren die Sammlungen des antwerpner Arztes Sam. Quickelberg, der um 1553 in Ingolstadt lebte und in München (1565) ein Verzeichniß seiner Schätze herausgab, des ältern Tradescant, der um 1600 zu sammeln begann, die von Ashmole, welche 1682 die Universität zu Oxford erhielt, und die von Sloane, dessen Katalog an 19,000 allein zoologische Gegenstände aufführt. Von allen diesen Sammlungen sind jetzt nur noch geringe Reste vorhanden, denn die Kunst, thierische und andere Naturkörper durch geeignete Zubereitung vor Zerstörung zu sichern, ist sehr neuen Ursprungs. Die ausgezeichnetsten Sammlungen der gegenwärtigen Zeit sind daher meist nur 40—70 Jahre alt und in jeder Beziehung von denjenigen früherer Jahrhunderte ganz verschieden. Sie sind, was Anordnung, zweckmäßige Vermehrung und Instanderhaltung ihrer Schätze betrifft, der unmittelbaren Aufsicht besonderer Konservatoren unterstellt. Als die reichste und bedeutendste des Kontinents dürfte die von Leyden anzusehen seyn; ihr folgen diejenigen von Paris, Berlin, Wien und Petersburg. Privatsammlungen, theils von großem Werthe, aber gewöhnlich nur auf ein Fach beschränkt, gibt es unzählige. Die zunehmende Liebe zum Sammeln hat den Naturalienhandel hervorgerufen, der hin und wieder sehr im Großen getrieben wird, aber

Digitized by Google

nur in seltenen Fällen in den Händen wissenschaftlich gebildeter Männer sich befindet.

Naturalisation, die Aufnahme eines Fremden in den Staatsverband eines Landes, oder die Ertheilung des Indigenats, d. h. der Rechte eines Eingeborenen, an einen Fremden. Die einzelnen Staaten haben hinsichtlich der N. von jeher sehr verschiedene Grundsätze aufgestellt, einige dieselbe sehr erschwert, andere sehr erleichtert. In den meisten Staaten wird gegenwärtig den Fremden der Aufenthalt und die Betreibung erlaubter Gewerbe, seltener der Erwerb von Grundstücken, wozu in Deutschland an den meisten Orten, außer der Aufnahme in den Unterthanenverband, auch das Ortsbürgerrecht erforderlich ist, gestattet; die eigentlichen staatsbürgerlichen Rechte aber erhalten die Fremden erst durch die N., die in den meisten Ländern ein Regierungs- und Gnadenakt ist, während in anderen die gesetzgebende Gewalt dabei konkurrirt.

Naturalismus, die Betreibung einer Kunst oder Wissenschaft nicht im Sinne eines strengen regelrechten Studiums, sondern nach Anleitung der natürlichen Anlage oder Begabung, also in tadelndem Sinne Mangel an Schule. Wiewohl die Künste und Wissenschaften zuerst in naturalistischer Weise betrieben worden sind, so muß doch, sobald eine höhere Stufe der Bildung erreicht worden ist, eine andere Behandlung dieser Fächer menschlicher Thätigkeit eintreten, und es kann auch das hervorragende Talent von der methodischen und regelrechten Erlernung einer Kunst oder Wissenschaft nicht entbunden werden, nicht sowohl, um zu größeren und vollkommeren Leistungen befähigt, als vielmehr, um von dem Einschlagen falscher Richtungen zurückgehalten zu werden. Auch in den Künsten des Reitens, Fechtens und Tanzens findet der Ausdruck N. in dem angegebenen Sinne Anwendung, und man nennt demgemäß solche Reiter, Fechter und Tänzer **Naturalisten**, welche jene Künste nicht schulmäßig und nach Regeln erlernt haben, sondern sie nur so ausüben, wie es ihnen eigener Trieb und fremdes Beispiel an die Hand geben. Von Staatswegen ist nur die naturalistische Betreibung der Heilkunst verboten, und zwar mit Recht, weil der ärztliche N. leicht in Pfuscherei und Quacksalberei ausartet und das Leben der Menschen gefährdet. In der Malerei nennt man N. als Gegensatz des Idealismus diejenige Kunstrichtung, der gemäß man in der möglichst treuen Nachahmung der Natur u. des wirklichen Lebens die höchste Aufgabe der Kunst sieht und von allem Idealen als etwas Unfaßbarem und Unerkennbarem ganz absieht. Die ausgezeichnetsten u. geistreichsten Naturalisten in diesem Sinne traten im 17. Jahrhundert in Italien und in den Niederlanden auf; dort ist vornehmlich Caravaggio, hier Rembrandt und seine Schule zu nennen, die aber beide bestrebt waren, ihrer reinen Naturnachahmung eine gewisse poetische Weihe zu geben, vornehmlich durch die Art der Beleuchtung. Auch in der neueren Zeit sind in Venedig, Paris, Brüssel, Düsseldorf und an andern Orten ausgezeichnete Repräsentanten dieser Kunstrichtung aufgetreten. Die Philosophie nennt N. im Gegensatz zum Supernaturalismus (s. d.) diejenige Ansicht, wonach der Mensch lediglich durch natürliche Entwickelung und Anwendung seiner geistigen Anlagen und Kräfte, also auf dem Wege eigener Forschung und ohne göttliche, durch die Geschichte vermittelte Unterstützung oder Offenbarung zur Erkenntniß der religiösen Wahrheiten soll gelangen können, also die Verwerfung aller der Glaubenssätze, von deren Gültigkeit man sich nicht durch eigenes Denken und Forschen überzeugt hat. Der N. unterscheidet sich vom Rationalismus (s. d.) bloß dadurch, daß er die übernatürliche Offenbarung selbst leugnet, während dieser sich nur das Recht zur Prüfung der geoffenbarten Lehren gewahrt wissen will. Geht der N. so weit, daß er behauptet, außer und über der Natur sey nichts, keine ordnende und nach Zwecken wirkende Intelligenz, und die Natur sey selbstständig und selbst die Ursache aller ihrer Erscheinungen und Veränderungen, so streift er bald in den Atheismus (s. d.), bald in den Pantheismus (s. d.) hinüber.

Natura naturans (lat.), scholastische Bezeichnung der Schöpferkraft als des Urgrundes aller endlichen Dinge in der Natur, im Gegensatz zu der natura naturata oder dem Inbegriff der endlichen Dinge, der Geschöpfe selbst.

Naturbeschreibung, s. Naturgeschichte.

Naturdichter, Bezeichnung solcher Dichter, welche, ohne eine höhere Bildung genossen und ihr Talent kunstgemäß ausgebildet zu haben, bloß von ihrem natürlichen Gefühle getrieben und geleitet, das Feld der Dichtkunst in mehr volksthümlicher Weise bebauen. Der vorwaltende Charakter dieser Naturpoesie ist heiter und gemüthlich, und ihr Inhalt pflegt selten über die Gegenstände des gewöhnlichen Lebens hinauszugehen; aber diese werden im reinen, ungetrübten Ganze der einfachen Natürlichkeit aufgefaßt und dargestellt. Als N. sind vornehmlich die sogenannten **Dialekt**- oder **Volksdichter** zu nennen, unter den Deutschen der nürnberger Flaschnermeister Grübel (s. d.), unter den Franzosen der Friseur Jasmin (s. d.) und der Bäckermeister Jean Reboul (s. d.), unter den Schottländern Robert Burns (s. d.) und James Hogg (s. d.), der Schäfer von Ettrick.

Naturdienst, religiöser Kult, der sich vergötterten Gegenständen der Natur, als Gestirnen, Thieren ꝛc. zuwendet, s. Fetischdienst.

Naturell, der Inbegriff alles Dessen, was einem Menschen oder anderem Geschöpfe durch Verwalten besonderer Triebe und Neigungen in physischer oder physischer Hinsicht einen eigenthümlichen Charakter verleiht, also s. v. a. individuelle Natur; s. Temperament.

Naturforscherversammlungen, Versammlungen der deutschen Naturforscher u. Aerzte, deren Zweck ist, den Theilnehmern Gelegenheit zu geben, theils sich näher kennen zu lernen und dadurch einen raschern wissenschaftlichen Verkehr herzustellen, theils Ideen auszutauschen und gemachte Entdeckungen zu sichern. Die erste Anregung zu diesen Vereinen gab Oken durch eine Aufforderung in der „Isis“ von 1822. Die Sache kam langsam zu Stande, und die erste, schwach besuchte Versammlung fand im Sept. 1822 zu Leipzig Statt. Man entwarf die Statuten, welche

Digitized by Google

in der „Isis" 1823 (Heft 1) und 1830 (Heft 5) abgedruckt und noch gegenwärtig in Geltung sind. Sie verbieten eine zunftmäßige Abschließung, gestatten Jedem, der sich wissenschaftlich mit der Naturkunde oder der Medicin beschäftigt, den Zutritt, behalten aber das eigentliche Stimmrecht nur solchen Mitgliedern, die mehr als eine gewöhnliche Inauguraldissertation geschrieben haben. Die Versammlungen sollen jährlich am 18. September anfangen und Ort sowie die Geschäftsführer, welche immer am Versammlungsorte wohnhaft seyn sollen, wechseln. Anlegung von Sammlungen liegt nicht im Zwecke der Gesellschaft, die auch keine Diplome vertheilt. Die nächsten Versammlungen waren 1823 in Halle (Geschäftsführer Sprengel und Schweigger, Mitglieder 24), 1824 in Würzburg (Geschäftsführer D'Outrepont und Schönlein, Mitglieder etwa 30), 1825 in Frankfurt a. M. (Geschäftsführer Neuburg u. Ereschmar, Mitglieder 111), 1826 in Dresden (Geschäftsführer Seiler und Carus, Mitglieder 151), 1827 in München (Geschäftsführer Döllinger und Martius, Mitglieder 156), 1828 in Berlin (Geschäftsführer Humboldt und Lichtenstein, Mitglieder 466), 1829 in Heidelberg (Geschäftsführer Tiedemann und Gmelin, Mitglieder 272), 1830 in Hamburg (Geschäftsführer Bartels und Fricke, Mitglieder 417), 1832, nachdem 1831 wegen der Cholera ausgefallen, in Wien (Geschäftsführer von Jacquin u. Littrow, Mitglieder über 460), 1833 in Breslau (Geschäftsführer Wendt und Otto, Mitglieder 425), 1834 in Stuttgart (Geschäftsführer Kielmeier und Jäger, Mitglieder 539), 1835 in Bonn (Geschäftsführer Harleß und Nöggerath, Mitglieder 484), 1836 in Jena (Geschäftsführer Kieser und Zenker, Mitglieder 272), 1837 in Prag (Geschäftsführer Sternburg, Krombholz und Kostelezki, Mitglieder 392), 1838 in Freiburg (Geschäftsführer Leuckart und Wucherer, Mitglieder 479), 1839 in Pyrmont (Geschäftsführer Menecke und Krüger), 1840 in Erlangen (Geschäftsführer Leupoldt und Stromeyer), 1841 in Braunschweig (Geschäftsführer Strombeck u. Mansfeldt, Mitglieder 620), 1842 in Mainz (Geschäftsführer Gröfer u. Bruch, Mitglieder 930), 1843 in Grätz (Geschäftsführer Langer und Schrötter), 1844 in Bremen (Geschäftsführer Smid und Focke), 1845 in Nürnberg (Geschäftsführer Diez und Ohm), 1846 in Kiel, 1847 in Aachen, 1849, nachdem 1848 ausgefallen, in Regensburg (Geschäftsführer Fürnrohr und Herrich-Schäffer, Mitglieder 199), 1850 in Greifswald (Geschäftsführer Berndt und Dornschuch, Mitglieder 178), 1851 in Gotha, 1852 in Wiesbaden (Mitglieder 776), 1853 in Tübingen, 1854 in Göttingen (Mitglieder 505), 1855 in Wien, 1856 in Heidelberg, 1857 in Bonn, 1858 in Karlsruhe (gegen 900 Mitglieder), 1859 ausgesetzt. Ämtliche Berichte von großer Vollständigkeit sind seit 1828 regelmäßig erschienen. Die N. haben zur Gründung sehr vieler anderer Wandergesellschaften, theils sogar solcher Gelehrten gereizt, welche, wie die Philologen, die Früchte ihrer Studien am zweckmäßigsten in besondern Werken niederlegen. Ob die N. den großen Nutzen gestiftet haben, welchen ihr wackerer Urheber erwartete, steht dahin: daß dieser selbst mit der Richtung, welche der Verein später einschlug, nicht zufrieden gewesen, hat er laut erklärt, indem er wiederholte Einladungen zur Theilnahme ablehnte. In Abrede ist es allerdings nicht zu stellen, daß geselliges Vergnügen, wohl auch rauschende Festlichkeiten einen sehr großen Theil der zu wissenschaftlichen Besprechungen anberaumten Zeit wegnehmen, daß Regierungen und Ortsbehörden in großartigen und sehr kostspieligen Beweisen von Gastfreundschaft sich zu übertreffen suchen und daß daher diese Versammlungen in nicht fernen Zeiten von den betroffenen Städten als Last betrachtet werden dürften. Vergl. Kraus, Ueber die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte, Göttingen 1836.

Naturforschung, s. Natur.

Naturgeschichte, im weiteren Sinne die Betrachtung, Erforschung und Erkenntniß der Schöpfung, des Weltalls, also das Gesammtresultat der Naturforschung und gleichbedeutend mit Naturwissenschaft als dem Inbegriff des Wissens von der Natur, welches, in sofern sich ihre schöpferische Kraft in den mannichfaltigsten Aeußerungen kund gibt, viele besondere, aber mannichfach in einander eingreifende Gebiete umfaßt; im engeren Sinne aber diejenige Wissenschaft, welche die auf unserer Erde, als dem Weltkörper, auf welchen sich unsere ins Einzelne eingehende Anschauung beschränkt, vorhandenen Werke der schöpferischen Kraft der Natur in beschreibender (daher auch Naturbeschreibung) Form kennen lehrt. Ist nun auch das große Ganze der Natur, der Kosmos, der naturgeschichtlichen Betrachtung entzogen und eine kosmische N., d. h. eine naturgeschichtliche Beschreibung der Weltkörper, nicht möglich, so ist doch nichtdestoweniger das Gebiet der bloß auf unseren Planeten sich erstreckenden N. ein sehr ausgedehntes, in sofern es die Erdrinde und Alles, was auf ihr von Natur vorhanden ist, also sowohl das Organische als das Unorganische, umfaßt. Die Erkenntniß der unorganischen Erdrinde erstrebt die Geologie (s. d.), die der organischen Körper die Botanik (s. d.) und die Zoologie (s. d.). Die N. der organischen Körper hat eine dreifache Aufgabe: einmal hat sie eine Darstellung des Lebenslaufs dieser Körper von der ersten Entstehung an durch alle Entwickelungsphasen hindurch bis zum Tode zu geben und grenzt sich in diesem Sinne zu den Disciplinen der Biologie und Physiologie ab; dann hat sie es als Physiographie mit der Beschreibung der Gestalten der Naturkörper zu thun und endlich soll sie als Systemkunde die gegenseitigen Verhältnisse, also die Verwandtschaften der Naturkörper und also ihre geordnete Aufeinanderfolge oder Gruppirung festzustellen suchen. In sofern in allen diesen verschiedenen Richtungen immer ihr wesentlicher Zweck die Erforschung der materiellen Beschaffenheit der Naturkörper ist, kann sie ohne Hülfe der Anatomie diese ihre Hauptaufgabe nicht lösen, und es ist demnach die letztgenannte Wissenschaft die Mutter der N. zu nennen. Soll die N. eine höhere wissenschaftliche Bedeutung erhalten, so kann sie auch der Naturphilosophie (s. d.) nicht entrathen, welche die Endursachen, Gesetze und Zwecke

Digitized by Google

der zahllosen und mannichfaltigen Erscheinungen der innerlichen Thätigkeit und der von ihr abhängigen äußern Gestaltung der Naturkörper nachzuweisen und vorzugsweise auf rationellem Wege, aber durch die Ergebnisse der empirischen Forschung geleitet, die vielgestaltige Schöpfung hinsichtlich ihrer Existenz und ihres Fortbestehens auf einheitliche Grundprincipien zurückzuführen sucht. Die verschiedenen Richtungen des naturgeschichtlichen Studiums stehen in so vielen und engen Wechselbeziehungen unter einander, daß, will man tiefer in die Werke der Schöpfung und besonders in das Wesen der vollkommner organisirten Naturkörper eindringen, keine derselben außer Augen gelassen werden darf. So kann man, was die organischen Körper betrifft, ohne die genaue Kenntniß ihres Baues nicht zum Verständniß ihres physiologischen Verhaltens durchdringen, und auf der Einsicht in letzteres beruht wieder die philosophische vergleichende Betrachtung. Fehlt dem naturgeschichtlichen Studium das philosophische Element, so muß es sich auf die Kenntnißnahme des Aeußeren beschränken, ist also lediglich physiographisch und hält sich in den niedern Sphären der Wissenschaft. Die niedern Gebilde der unorganischen Schöpfung lassen sich allerdings nur physiographisch erkennen und darstellen; Pflanzen und Thiere dagegen machen als zusammengesetzte Organismen eine ins Innere gehende Untersuchung nöthig und bieten mithin der folgenden Kombination reicheren Stoff, und in den höheren Thieren und namentlich im Menschen sind so vielfache innere Elemente wirksam, daß die Beschreibung der äußeren Formen als Hülfsmittel nur von geringem Interesse ist, der Erforschung des Materiellen dagegen, also der Anatomie und Physiologie, und des mit jenem in enger Wechselbeziehung stehenden Seelenlebens, also der Psychologie, sich ein fast unbeschränktes Feld voll der wichtigsten und anziehendsten Erscheinungen darbietet. Es ergibt sich aus dieser kurzen Andeutung der Gegenstände des naturgeschichtlichen Wissens von selbst, welche Klassen der Naturkörper dem wissenschaftlichen Studium die größten Schwierigkeiten darbieten werden und wie es dem Einzelnen unmöglich seyn wird, das ganze so umfassende Gebiet der N. in allen seinen Fächern gleichmäßig zu durchdringen und zu beherrschen.

Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des ganzen Alterthums, sowie eines großen Theils des Mittelalters finden in *Aristoteles*, demeinzigen großen Naturforscher Griechenlands, ihren gemeinsamen Sammelpunkt. Dieser Vater der N. faßte Alles zusammen, was von früher erbeuteten Kenntnissen ihm vorlag, fügte einen ungemeinen Reichthum höchst genauer und oft erst in der spätern Zeit bestätigter Beobachtungen hinzu und ward für die Scholastiker des Mittelalters sowohl, wie für die alles für Naturforschung empfänglichen Sinnes ganz entbehrenden Römer gleichsam der Cober, zu welchem die Glossenfabrikanten jener trostlosen Perioden Erläuterungen und Anmerkungen fertigten. Neben Aristoteles erscheinen zwar im Alterthume noch einige Namen, deren Träger sich naturgeschichtlichen Forschungen gewidmet, aber es sind neben jenem ganz unbedeutende Lichter. So werden Theophrast und Dioscorides als Gründer der Botanik genannt, ohne jedoch etwas für unsere Zeit Brauchbares geleistet zu haben. Nicander, Oppian und Aelian lieferten Beiträge zur Thiergeschichte, aber ohne eine Spur des tiefen Forschergeistes zu zeigen, der des Aristoteles großartige Werke durchdringt. Auch Plinius, ein fleißiger Kompilator, schrieb eine erstaunliche Menge von Miscellen nieder, ohne irgend Kritik zu üben, erwarb sich aber in sofern einiges Verdienst um die N., als er der Nachwelt ein reiches Material zur Beurtheilung des im Ganzen sehr ungenügenden Zustandes der N. zu seiner Zeit überlieferte. Die ganze lange Zeit, welche sich von dem Verfall des griechischen Alterthums durch das Mittelalter hinzieht, zeigt keinen Namen auf, der nur des Erwähnens werth wäre. Die fortschreitende Ausbreitung des Christenthums und die daran sich knüpfenden kirchlichdogmatischen und politischen Streitigkeiten und Kämpfe waren, wie den wissenschaftlichen Studien überhaupt, so auch dem Studium der naturwissenschaftlichen Friedes sehr ungünstig. Die Naturkunde unterlag daher der dereinbrechenden Barbarei zeitiger, als andere Zweige des menschlichen Wissens, und lebte nach dem Anfange einer besseren Periode zuletzt wieder auf. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts traten Männer hervor, welche selbstständig zu beobachten und die Beobachtungen ihrer Zeitgenossen übersichtlich zu ordnen verstanden. Die von Vesal, Paracelsus u. A. kultivirte menschliche Anatomie bahnte den Weg, während zugleich Männer wie Gesner, Aldrovandi das ganze Gebiet der Thierwelt zu umfassen strebten und Brunfels u. A. die neuere Botanik begründeten. Die wissenschaftlichstrenge Methode, welche zuerst in der Astronomie Anwendung fand, ward jetzt nach und nach auch auf die N. übertragen; aber das Gebiet der unorganischen Schöpfung blieb, einige geringfügige Versuche abgerechnet, noch unbetreten. Im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrte sich die Zahl der Forscher, und zum erstenmale seit Aristoteles wurde, wenn auch in einer etwas anderen Richtung, doch mit nicht weniger glänzendem Erfolg, durch *Baco von Verulam* der Versuch gemacht, die Anschauung der Natur zu einer philosophischen zu erheben. *Newton*, *Cartesius*, *Leibnitz* und *Wolf* erwarben sich um die philosophische Behandlung der Naturwissenschaften bleibende Verdienste. Mit unglaublicher Geduld und der scharfsinnigsten Geschicklichkeit zerlegte *Swammerdam* die kleinsten Insekten und wies ihre Verwandlungen und Metamorphosen nach, während kurz darauf *Ray* dem Vater der neueren Systematik, Linné, den Weg bahnte. Der außerordentliche Einfluß, welchen *Linné* als Gesetzgeber namentlich in der Zoologie u. Botanik ausübte, beruht weniger auf der von ihm eingeführten Klassifikation u. dem wissenschaftlichen Werthe der einzelnen Abtheilungen, die von ihm zuerst gemacht, aber in Folge späterer Forschungen vielfach abgeändert wurden, als vielmehr auf dem strengsaisch durchgeführten Systeme der Benennung und Eintheilung, welches von ihm zuerst aufgestellt ward und die jetzt noch im Gebrauch ist. Durch Linné gewann Alles ein anderes Ansehen,

Digitized by Google

und von ihm angeregt, traten immer mehr Forscher auf, welchen es im Laufe eines Jahrhunderts gelang, die N. auf eine früher ungeahnte Höhe zu erheben. Die Literatur der N. ist von außerordentlichem Umfang. Vgl. G. R. Böhmer, Systematisch-literarisches Handbuch der N., Oekonomie ꝛc., Lpz. 1785—89, 5 Bde. in 8 Thln.; Derselbe, Bibliotheca scriptorum hist. natur., Frankf. und Lpz. 1785 ff., 5 Thle. in 10 Bdn.; W. Engelmann, Bibliotheca historico-naturalis, Bd. 1, Lpz. 1846. Von Encyklopädien und Wörterbüchern sind außer dem ältern, in 4 Auflagen erschienenen „Dictionnaire d'histoire natur." von Valm. de Bomare (Lyon 1791, deutsch von F. H. W. Martini u. And., 1.—11. Bd., Berlin 1775—92) besonders zu empfehlen: Dictionnaire des sciences naturelles, publié par les professeurs du Jardin du Roi, Straßburg und Paris 1816—29, 60 Bde., und Dictionnaire classique d'histoire naturelle par Audouin, Bourdon, Brongniart, Edwards, de Férussac, Drapiez, Flourens, Jussieu, Lucas, Richard, Bory St. Vincent etc., Paris 1824 bis 1830, 17 Bde. In Bezug auf Nomenklatur in verschiedenen europäischen Sprachen ist noch jetzt brauchbar: P. A. Nemnich, Allgem. Polyglottenlexikon der N., Hamb. u. Lpz. 1793 u. 1798, 2 Bde. Neuerer Zeit erschienen: A. L. L. Jourdan, Dictionnaire raisonné, etymologique, synonymique et polyglotte des termes usités dans les sciences naturelles, comprenant l'anatomie, l'histoire naturelle et la physiologie générales etc., Paris 1834, 2 Bde. Ein großer Theil der naturgeschichtlichen Kenntnisse ist in den Schriften und Verhandlungen gelehrter Vereine und in Zeitschriften niedergelegt. Die wichtigsten Gesellschaftsschriften sind: „Philosophical Transactions of the royal society of London" (seit 1665), die unter verschiedenen Titeln: „Miscellanea", „Ephemerides", „Acta" und „Nova Acta oder Neue Verhandlungen", erschienenen Schriften der Academia caesar. Leopold. Carol. naturae curiosorum (seit 1670), die Schriften der pariser Akademie, seit 1666 die „Mémoires" der Société d'histoire naturelle de Paris und der Société Linnéenne de Paris. Besonders wichtig für Naturkunde sind die Verhandlungen des pariser Museums der N. (1802—36). Zahlreiche naturwissenschaftliche Abhandlungen enthalten die Schriften der Akademien zu Berlin, Göttingen, München, Kopenhagen, Stockholm, St. Petersburg, Prag, Turin, Genf u. a. Die wichtigsten Entdeckungen in den objektiven Wissenschaften werden neuerlich in den Zeitschriften niedergelegt, von denen aus sie erst in die Systeme und Lehrbücher übergehen. Auszuzeichnen sind hier Okens „Isis", die „Annales des sciences naturelles" von B. Audouin, Ad. Brongniart und J. A. Dumas, die „Annales générales des sciences physiques" von Bory de St. Vincent, Drapiez und Mons, die „Bijdragen tot de natuurkundige Wetenschappen" von van Hall, Vrolik und Mulder, später als „Tijdschrift voor natuurlyke geschiedenis" herausgegeben von J. van der Hoeven und W. H. de Vriese, die „Tidskrift for Naturvidenskaberne" von H. K. Oersted, J. W. Hornemann und J. Reinhardt, das „Edinburgh philosophical Journal" von Rob. Jameson und D. Brewster, später von den beiden Herausgebern gesondert fortgesetzt als „Edinburgh Journ. for science" von Jameson, und „New Ed. phil. Journ." von Brewster, das „Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou". Die Hand- oder Lehrbücher zerfallen je nach dem höhern oder niedern Gesichtspunkte, nach welchem sie ausgearbeitet sind, in solche für Hochschulen und zum Selbststudium, und solche für Gymnasien, Bürger- und Volksschulen, nebst populären Bearbeitungen der N. Zu empfehlen sind: J. F. Blumenbach, Handbuch der N., 12. Aufl., Götting. 1830; L. Oken, Allgemeine N. für alle Stände, Stuttg. 1834—45, 13 Bde.; Bischoff, Blum, Bronn, Leonhard und A., N. der drei Reiche, das. 1832 bis 1843, 14 Bde.; H. Burmeister, Handbuch der N., Berlin 1837; Leunis, Synopsis der drei Naturreiche, Hannov. 1851—54, 3 Thle.; 2. Aufl. 1856 ff. Als populäre Darlegung des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft ist zu nennen: Beudant, Milne-Edwards u. Jussieu, Populäre N. der drei Reiche, deutsch, Stuttg. 1844, 12 Bde., als technische u. ökonomische Darstellung: Funke, N. und Technologie, 6. Aufl., Braunschw. 1812, 3 Bde., und Löhr, Gemeinnützige und vollständige N., Leipz. 1815—17, 5 Bde. Abbildungen enthalten: der „Synoptisch-naturhistorische Atlas" (Weim. 1833—43, 21 Bl.); Schinz „Abbildungen aus der N." (4 Abthl., 2. Aufl., Zürich 1840) ꝛc.

Naturgesetz, s. Natur.

Naturheilung (spontane Heilung, Physiatrik, Natura medicatrix), diejenige organische Thätigkeit, welche in Krankheiten und krankheitähnlichen Zuständen vorbauend, lindernd, heilend, erhaltend und rettend wirkt und in allen diesen Beziehungen die Bedingung einer glücklichen ärztlichen Leistung, der Kunstheilung, ist. Die Gesetze, nach denen sie verfährt, lassen sich zurückführen auf die gesunden oder physiologischen Entwicklungsgesetze des Organismus, auf die Gesetze seiner normalen steten Wechselwirkung mit der Außenwelt und auf die Gesetze der Krankheitsentwickelung. Die natürliche Entwickelung des Organismus, sein natürliches Wachsthum und seine Entwickelungsepochen genügen allein schon zur Beseitigung vieler Krankheiten. Bekannt ist in dieser Hinsicht die Heilsamkeit der hauptsächlichsten Entwickelungsepochen: des Zahnens, der geistigen Entwickelung, der Pubertät u. der normal erfüllten Geschlechtsfunktion, sowie des Verblühens und der klimakterischen Jahre. Dieselbe beruht hauptsächlich darauf, daß jede dieser Entwickelungen eine eigene, der Idee mancher Krankheiten widerstrebende Tendenz verfolgt, daß die einzelnen Organe sich zu verschiedenen Zeiten entwickeln und in den einzelnen Epochen demnach verschieden unter einander gliedern und so die Körperkonstitution, Temperament, Anlage ꝛc. verändern, zum Theil aber auch darauf, daß der Mensch auf den verschiedenen Lebensstufen in ein anderes Verhältniß zur Außenwelt tritt. Wichtig ist auch der tägliche Wechsel von Schlaf und Wachen, auf welchem sehr wesentlich die Heilung der Krank-

Digitized by Google

heiten, besonders der akuten, beruht; sodann die physiatrische Bedeutung der Jahreszeiten, wo namentlich das Frühjahr, d. h. die vernale Entwickelungsperiode, häufig als heilend u. schützend auftritt, endlich aber auch der offenbar der Lehre von den kritischen Tagen zu Grunde liegende 7- bis 14- und 3tägige Typus der Mondphasen, so daß man wohl nicht mit Unrecht von einer Ebbe und Fluth der Naturheilkraft gesprochen hat. Die normale Wechselwirkung mit der Außenwelt, in welcher der Organismus während seiner ganzen Entwickelungszeit steht, bietet ebenfalls reiche Quellen zur Heilung, Verhütung und Linderung von Krankheiten dar und erfolgt nach denselben Gesetzen. Den Gesetzen der Umbildung, der Metamorphose, welche einen steten Umtausch und Wechsel der Stoffe bedingen, zufolge wird auch in Krankheiten das Zerstörte, Verzehrte, Entartete durch gewöhnliche oder gesteigerte Reproduktion wieder ersetzt, werden Ausschwitzungen, Granulationen und Callus erzeugt, schädliche, krankende Stoffe, sowohl die von außen in den Körper gelangten, als die in ihm durch normalen Verbrauch oder krankhafte Thätigkeit erzeugten, durch Se- und Exkretionen entfernt ꝛc. Das Gesetz der Reaktion, welches jedem entsprechenden äußern Reize ein bestimmtes Maß erhöhter Thätigkeit entgegensetzt, ist eins der gemeinsten Naturheilgesetze. Die Steigerung der Funktionen in Krankheiten ist fast immer physiatrisch und dient bald zur Zurückweisung, bald zur Unterwerfung des Schädlichenwirkenden unter die Eigengesetze des Organismus. Den Gesetzen der Receptivität gemäß steigert sich die Empfänglichkeit gegen einen Reiz durch Entbehrung desselben u. stumpft sich ab durch lange oder übermäßige Einwirkung desselben. Hierauf beruht einmal alle Gewöhnung und damit nicht nur das Unschädlichwerden vieler Krankheitsursachen (z. B. klimatischer Schädlichkeiten, schädlicher Speisen oder Gewerbe) durch Angewöhnung, Uebung u. Abhärtung, sondern sogar der Umstand, daß solche Schädlichkeiten zum Lebensbedürfniß werden u. das, was erst Krankheit war, habituell u. Bedingung der relativen Gesundheit wird, dann aber auch die Selbstheilung der Erregungszustände, der übermäßigen Aufregungen (Fieber, Krämpfe, Tobsucht, Entzündungen) durch die eintretende Erschöpfung und spontane Zertheilung und endlich die kritische Steigerung solcher Thätigkeiten, welche krankhaft gehemmt oder antagonistisch unterdrückt waren, die schnellere Erholung und das kräftigere Wachsthum nach langem Fasten und in der Rekonvalescenz ꝛc. Unter den Gesetzen der Abartung oder Modificirbarkeit verstehen wir die Fähigkeit organischer Wesen, durch Einflüsse, welche besonders andauernd oder speelischer Art sind, in Bezug auf Receptivität, Reaktion u. selbst auf Organisation von ihrem ursprünglichen Typus abgelenkt, qualitativ verändert zu werden. Alle auffallendste Phänomene dieser Art sind bekannt die psychischen Verstimmungen der Kranken und die mannichfaltigen, besonders in Kindern und Naturmenschen deutlich hervortretenden Instinkte begehrender oder abwehrender Art. Diese Instinkte haben eine doppelte Bedeutung: als bloße Zeichen einer veränderten Receptivität und als Zeichen eines wirklichen Bedürfnisses. Nur letztere können durch ihre Befriedigung Naturheilmittel werden (wie die Begier nach Säuren bei Gallenzuständen, nach Kühlung in Fiebern und Entzündung, die Antipathie gegen Speisen bei Gastrosen); erstere dagegen können theils indifferente, theils selbst schädliche Dinge betreffen (wie die Geschäftigkeit der Skrophelkranken, die Sucht nach reizenden und stärkenden Dingen bei fieberhaften Krankheiten ꝛc.) u. verlieren dann an ihrer kritischen Bedeutung wenigstens so viel, daß ihre Verfagung Heilmittel wird. Hierher gehört auch die Unempfänglichkeit gegen anpassende Arzneien, welche wir in vielen Krankheiten beobachten und welche allein die Wirkungslosigkeit mancher heroischen Behandlungsweisen erklärt (z. B. der großen Dosen von Kalomel bei den Engländern und der Contrastimuli bei den Italienern), sowie die Idiosynkrasie, eine eigenthümliche Alteration der Receptivität, welche meist das Ergebniß einer scharf ausgeprägten Individualität ist und als solche auch in Krankheiten abwehrend oder abstumpfend als Naturheilmittel auftritt. Noch sind zu erwähnen die Gesetze der Vertheilung, der Vertheilung organischer Thätigkeiten, d. h. des Konsensus und Antagonismus. Wie die Wechselwirkung der Organe im gesunden Zustande die Einflüsse der Außenwelt durch Vertheilung von einzelnen Organen auf einzelne oder mehre und auf den Gesammtorganismus zu neutralisiren gewohnt ist, ebenso und im stärkeren Maße in Krankheiten. Am hülfreichsten sind in dieser Hinsicht die der Außenwelt zugewendeten se- und exkernirenden Organe, nächstdem aber auch das Nervensystem in der psychischen Ableitung. Die Eigenfeuchtigkeit der Krankheitsprozesse ist die dritte Hauptklasse physiatrischer Entwickelungen. In den Krankheiten, welche sich durch ihren natürlichen Gang selbst ausgleichen, nach vollendetem Verlaufe von selbst erlöschen u. so parasitische Organismen von kurzer Lebensdauer, welche dann von selbst absterben, darstellen, gehören meist jene, welche an bestimmte Stadien gebunden, im Princip einfach und in der Form rein und nicht komplizirt sind. Sie lassen sich in drei Gruppen eintheilen, je nachdem sie den Typus des Fiebers, der Entzündung u. der Verbildung analog verlaufen. Gewisse Krankheiten können auch zu Heilungs-, Linderungs-, Schutz- und Rettungsmitteln gegen andere Krankheiten werden, theils indem sie, als vorübergehende Hemmungen, eine desto kräftigere Lebensentwickelung zur Nachfolge haben, theils indem ihre Krisen eine vollständigere Regeneration nach sich ziehen, theils indem sie einzelne Lebensrichtungen steigern, herabsetzen, umstimmen, ableiten. Die heilenden und lindernden Krankheiten stehen zu der primären Krankheit, welche zu beseitigen ist, bald im reinen Verhältniß der Komplikation, wie z. B. Wechselfieber und andere endemische u. epidemische Krankheiten zu chronischen Unterleibskrankheiten, katarrhalische und gastrische Fieber zu Verschleimungen, Krämpfe zu Vegetationshemmungen, Menschen- und Kuhblattern zu chronischen Exanthemen ꝛc.; bald aber müssen wir die neue Krankheit nur als Formveränderung (Metaschematis-

Digitized by Google

mus) ansehen, z. B. die Verwandlung chronischer Abdominalstörungen in Gicht u. Steinkrankheit, der Nervenleiden in Rheumatismen, der chronischen Gastrose in die fieberhafte. Aehnlich ist die Heilung durch hinzutretende Entzündung, welche bald durch exsudativen und abhäsiven Charakter (bei Geschwüren ꝛc.), bald durch Steigerung der natürlichen Krise (der Desquamation bei chronischen Ausschlägen), bald durch Elimination des Krankheitsproduktes (Eiterung bei chronischen Verbildungen), bald endlich durch Isolirung und Abschließung desselben vom übrigen Organismus (Einkapselung und Verhärtung enterarter Stellen) heilsam wird. Metastatischer Art wird die Heilung, indem eine örtliche Krankheit, besonders untergeordneter Organe, eine andere allgemeine oder örtliche überträgt, wie die Zurunkeln, Bubonen, Parotidengeschwülste, Exantheme ꝛc. in Fiebern, die Eitermetastasen u. dgl. Eine Mehrzahl künstlicher Heilungsarten (Arzneitrankheiten, z. B. von Quecksilber, Gold) lassen sich auf eines dieser Heilprincipien zurückführen. Die schützende Kraft mancher Krankheiten (z. B. der Exantheme, der typhösen Durchseuchung ꝛc.) läßt sich vielleicht einst auf ein Gesetz zurückführen, das der Landbau beim Fruchtwechsel längst beobachtet hat, nämlich, daß ein Boden, welcher eine Pflanze (einen Parasiten) eine Zeit lang ernährt hat, für längere Zeit unfähig wird, dieselbe Species zu produciren.

Die Heilmittel der Physiatrik, die **Naturheilmittel** (Remedia naturae medicatricis s. physiatrica s. autonoma), sind die einzelnen Funktionen des Organismus in gesundem und krankem Zustande und in dieser Hinsicht zugleich Zeichen der Naturheilkraft (Signa physiatrica, Phaenomena activa s. critica). Allerdings kann man auch die unentbehrlichen Lebensreize, wie Licht, Wärme, Elektricität und Nahrungsmittel zu den Naturheilmitteln zählen, die eigentlichen spontanen Heilmittel aber sind die Aeußerungen psychischer, sensibler, motorischer, sekretiver und organisirender Thätigkeit. Ohne auf die psychologische Frage einzugehen, wie weit die psychischen Thätigkeiten als unbewußte Seelenäußerungen dem Organismus behülflich sind, sich seiner Ideen gemäß zu verhalten und vor Feindlichem zu bewahren, begnügen wir uns mit dem praktischen Satze, daß Verstand, Gemüth u. Wille zu den wichtigsten Impulsen der N. gehören. Oft ist es gesteigerte Thätigkeit derselben, reges Arbeiten in Verstandesbdngen, exaltirte Einbildungskraft, erhöhtes Vertrauen zum Arzt, zum Heilmittel, zu religiösen oder mystischen Ceremonien ꝛc., oft sind es Depressionen, Gleichgültigkeit, Abstumpfung des Gemüthes, Kleinmuth, Schwermuth, Verstandesschwäche, Vergessenheit des Vorgefallenen und die Langweile des Krankenlagers. Sehr häufig heilen und lindern die bewußtlosen Zustände, besonders der Schlaf und die verschiedenen Schlafzustände, von Träumen bis zu den somnambülen Zuständen; dann die fieberhaften Betäubungen, Ohnmachten und Delirien. Am anerkanntesten heilen die Naturtriebe, die begehrenden, schlummernden und die verabscheuenden Instinkte; von ersteren am häufigsten: Eßlust und Appetite, Durst, Geschlechtstrieb, Wärme- oder Kältesuchen, Trieb zu körperlicher oder geistiger Thätigkeit, die Schnupflust (bei Irren), die Feuerlust (Pyromanie) und der Trieb zum Wasser, der Reinlichkeitstrieb ꝛc., wohin denn auch ein Arzneitrieb zu rechnen ist, der nicht nur die Gewürze, Salze, Säuren, Kalke ꝛc., sondern auch die Medikamente aufsuchen und erfinden ließ. Wie das Schlummern der Instinkte heilsam wirkt, lehren die täglichen Beispiele der Hunger- und Appetitlosigkeit, der Durstlosigkeit, des Ruhebedürfnisses, des mangelnden Geschlechtstriebs, Geselligkeitstriebs ꝛc. in Krankheiten. Von verabscheuenden Instinkten (Antipathien) erwähnen wir noch: Ekel, Uebelkeit, Brechlust, Trinkscheu (z. B. Wasserscheu, Scheu vor Wein, vor warmen Getränken in der Cholera), Lichtscheu, Lichtscheu (bei Augenkranken), Ton- oder Lärmscheu, Geruchscheu, Beischlafscheu ꝛc. und endlich auch eine Arzneischeu und Abneigung vor bestimmten Mitteln, wie denn überhaupt die mannichfachen Idiosynkrasien in Krankheiten großentheils zu diesen physiatrischen Antipathien gehören dürften. Empfindungen sind theils an sich heilsam (z. B. manche Schmerzen), theils Vermittler der darauf beruhenden physiatrischen Neigungen und Abneigungen, vor allen gesteigerte oder veränderte Sinnesempfindungen. Selbst Sinnesabstumpfungen treten bisweilen als heilsame Erscheinungen auf, z. B. das Sinneeschwinden bei Ohnmachten, die Taubheit in kritischen Stadien der Nerven- und anderer Fieber; sodann Gemeingefühle, wie Wohlgefühl und Mißbehagen, gesteigerte Empfindlichkeit (z. B. für Witterungs- und Barometerveränderungen), vor Allem aber der Schmerz, dem eine mehrseitige physiatrische Bedeutung zukommt, Jucken, Kriebeln, Ameisenkriechen (in gelähmten Theilen), Hitzgefühl und Frösteln, Mattigkeitsgefühl, Schwere- u. Trockenheitsgefühl, das Sichdoppeltfühlen in Krankheiten; ferner die den Trieben ganz nahe stehenden Gefühle des Hungers und Durstes, der Schläfrigkeit, des Entleerungsdranges (Stuhl- und Harndrang, Wehen) u. dgl. Von den Bewegungen ist am auffallendsten die physiatrische Natur der Expulsivbewegungen, des Hustens, Niesens, Schneuzens, Erbrechens, Harnens ꝛc., dann aber auch der zahlreichen Bewegungen der Glieder, der Gesichts- und Rumpfmuskeln, der Athmungsbewegungen ꝛc. Die Ab- und Aussonderungen sind die wichtigsten und bekanntesten Naturheilmittel, schon als feuchter Hauch (Feuchtwerden der Membranen) die hauptsächlichsten Begleiter der Fieberkrise, als Sekretion von plastischem Safte, Blut, Eiter ꝛc., das Heilmittel der Entzündung, in der Haut als Perspiration, Schweiß, Hautsmegma, Abschuppung, Exanthem, Geschwür, auf Schleimhäuten als Anfeuchtung, Desquamation, Verschleimung, Enanthem, Schleimhautgeschwür u. dgl., als Auswurf, Erbrechen, Blähungs- und Stuhlgang, als kritische Harnabsonderung in den mannichfachsten Produkten und Gestalten, als Samenerguß, Menstruation, Leukorrhöe, Wochenfluß, Laktation ꝛc. Mischungsveränderungen des Blutes sind wesentliche Hülfsmittel der N., besonders für allgemeine Regeneration, z. B. bei Fieber und akuten

Digitized by Google

Exanthemen, Gelbsucht, Leukophlegmasie, Venosität ꝛc. Von physiatrischen Veränderungen der Struktur und Konsistenz erwähnen wir: alles zum Vernarbungsprozesse Gehörige, dann Neubildungen, selbst Aftergebilde als Lokalkrise, Veränderungen der Trockenheit und Feuchtigkeit, Verhärtungen und Erweichungen; von Gestalt, Form und Volumveränderungen: die spontanen Erweiterungen oder Verengerungen, die spontane Kompression, das Offenwerden der Verschließungen, die Ausfüllungen (z. B. der Tuberkel- oder Aneurysmenhöhlen), Einkapselungen, Verwachsungen; dann Verdickungen und Verdünnungen, Vergrößerungen, Anschwellungen und Auftreibungen oder Verkürzungen, Einschrumpfungen (z. B. verletzter Gefäße), Einsinkungen, Abmagerungen, Schwinden (z. B. der Knochensplitter); endlich spontane Zusammenhangtrennungen, Wundwerden, Risse und Durchlöcherungen, spontane Eröffnung der Abscesse u. dgl. Eine der interessantesten Seiten in der Lehre von der N. ist ihr Wirken im Großen, in den Massen der Völker und Gemeinden. Das Menschengeschlecht würde längst durch Weltseuchen ausgestorben seyn, wenn diese nicht, den Gesetzen der Entwickelungskrankheiten gehorchend, sich selbst Schranken zu setzen und in der Regel eine neue fruchtbarere Entwickelung der Bevölkerung zur Folge zu haben pflegten. Die wichtigsten Beispiele dieser autonomen Verlaufsweise der Seuchen liefert die Herausbildung der größeren Epidemien aus den endemischen und sporadischen Krankheiten und ihre Rückbildung in dieselben (z. B. die Pest aus Wechsel- und Fleckfiebern, Cholera aus gastrischen Fiebern ꝛc.), dann das Aufhören der Sterblichkeit im Höhepunkte der Ausbreitung epidemischer Uebel, die Milderung der Seuchen bei ihrem Weiterwandern oder im Zusammentreffen mit anderen Volkskrankheiten u. dgl. Außerdem liefern die Akklimatisationskrankheiten, die Wandlungen des Genius epidemicus stationarius und saecularis, Beispiele dieser Wirksamkeit der Naturheilthätigkeiten.

Es leuchtet ein, daß die physiatrischen Thätigkeiten nicht unbedingt u. unbeschränkt heilen, lindern und schützen, sondern daß ihr Bestreben nur unter gewissen Bedingungen und bisweilen gar nicht sein Ziel erreicht. Die Bedingungen ihres Erfolges sind: ein geeigneter Entwickelungs- und Organisationszustand des Individuums (Alter, konstitutionelle Anlagen, Körperkraft ꝛc.), die mehr oder weniger unvermeidlichen äußern Einflüsse, welche günstig oder ungünstig auf den Kranken und seinen Zustand einwirken, und die mehr oder weniger für Selbstheilung geeignete Natur der betreffenden Krankheit, ihren allgemeinen Gesetzen, ihrer zufälligen Form, ihrem Sitze, ihrem bisherigen Verlaufe, ihren Komplikationen ꝛc. gemäß. Je mehr das Individuum von der seiner Entwickelungsstufe entsprechenden Beschaffenheit abweicht, je mehr es namentlich durch Civilisation, Luxus, Verweichlichung, Ueberreizung durch künstliche Reize, besonders auch durch die Mißgewöhnung an Arzneien zur Selbsthülfe ungeeignet wurde, oder je mehr es durch Bildungsfehler, krankhaft zurückgelegte Entwickelungsepochen, oder durch stetige Einwirkung äußerer Bedrängniß in seiner natürlichen Entwickelung verkümmert oder einseitig geworden ist, desto weniger pflegt die spontane Hülfe zu genügen. Die krankmachenden Momente selbst wirken bald so übergewaltig und stürmisch ein, daß sie jede Selbsthülfe vereiteln, wie bei Verwundungen, Verbrennungen höheren Grades, Vergiftungen, namentlich aber auch im Blüthestadium der Epidemie, besonders der gröberen Weltseuchen, bald ist die Fortdauer der einwirkenden krankmachenden und den Krankheitszustand unterhaltenden und fortwährend neu erzeugenden Schädlichkeit unabwendbar, bald endlich werden heilbare Fälle durch Störung des Ganges von außen, Behinderung der Krisen, Hinausziehen, Vernachlässigung, Mangel der gehörigen Abwehr, Pflege und verkehrte Behandlung zu unheilbaren. Manche Krankheiten sind an sich wenig oder gar nicht für Selbstheilung geeignet, namentlich jene organischen Verbildungen, denen eine stete Tendenz zum parasitischen Fortwuchern oft bis zur Vernichtung des Individuums oder eines Körpertheils innewohnt. Mehre derselben sind unverkennbar speciell belebt und recht eigentlich parasitischer Natur, wie Krebs, Tuberkel, manche eingekapselte Geschwülste, Ento- und Epizoen (besonders Blasenwürmer, Bandwurm, dann Phthiriasis ꝛc.); andere sind wenigstens in Bezug auf ihre Lebensthätigkeit und Fortwuchernngstendenz ganz parasitischer Art, wie Syphilis, Skropheln, Lepra; andere sind so innig mit den konstitutionellen Verhältnissen verbunden, daß sie mit der relativen Gesundheit verschmelzen, habituell werden, wie venöse Krankheiten, Unterleibsübel, chronische Exantheme, Fußgeschwüre u. dgl., und noch andere sind als Krankheitsprozesse schon mehr oder weniger todt, behaupten sich als Krankheitsreste oder Produkte (Krankheitsleichen), gleich den angeborenen Bildungsfehlern, u. sind theils durch ihr Abgeschlossen- u. Isolirtseyn vom übrigen Organismus, theils und vorzüglich durch Mechanismus, eines der wesentlichsten Heilungshindernisse. Oft macht die Wendung der normalen oder gestörten Krankheitsentwickelung an sich heilbare Zustände unheilbar. So sind namentlich die Fieber so häufig mit üblen Wendungen begleitet, daß sie von Laien und Aerzten besonders gefürchtet werden. Bald wird der normale Krankheitsprozeß durch seine Ausbreitung unheilbar, indem er edlere Organe oder eine Mehrzahl von Organen ergreift, herumwandert, sich an gefährlichen Stellen concentrirt, sogenannte Metastases malignae bildet, bald wird ein ohnedies mit langer Lebensdauer begabter (chronischer) Krankheitsprozeß durch Zusammentreffen individueller und äußerer, räumlicher, zeitlicher und anderer Momente noch chronischer, refraktär und habituell, oder erleidet irgend eine Hemmung und beharrt auf einer seiner Entwickelungsstufen, oder der Krankheitsverlauf übereilt sich und stört so die Organisation (z. B. die übereilte und vorzeitige Desquamation bei Katarrhen oder Exanthemen, welche eine geneigte Fläche entblößt und dadurch Nachkrankheiten bedingt), oder die Krankheit artet aus, verwandelt sich in eine schädliche Form (Faulfieber aus gastrischem), oder sie ändert den Typus in einen unheilsamen

Digitized by Google

ren um, oder endlich sie komponirt sich in ihrer Form oder kompleirt sich mit nachtheilig wirkenden Formen, oder sie geht in schädliche Nachkrankheiten aus. Die Heilthätigkeiten selbst führen nicht selten den unerwünschten Ausgang herbei, so daß man der Natur wohl nachsagen kann, daß sie ihre Heilmittel oft in allzu starker, bisweilen in zu geringer Dosis, oft zur unrechten Zeit und am unrechten Orte applicire.

Naturhistorisches Museum, s. Naturalien, veral. Museum.

Naturkräfte, s. Natur.

Naturlehre, s. v. a. Physik.

Naturphilosophie, derjenige Theil der philosophischen Forschung, in welchem die Erscheinungen des gesammten Naturlebens auf ihre Endursachen oder Grundprincipien zurückzuführen beabsichtigt wird und der daher auf der einen Seite mit den Naturwissenschaften (s. d.), auf der anderen mit der Metaphysik (s. d.), von der er ehemals als Kosmologie als untergeordneter Theil betrachtet wurde, in der engsten Verbindung steht. Macht man nämlich die Natur zum Gegenstand der streng wissenschaftlichen Untersuchung, so muß man ihre Erscheinungen begriffsmäßig aufzufassen suchen; da aber die aus der Naturbetrachtung sich unwillkürlich ergebenden Begriffe vielfach dunkel, lückenhaft, einander widersprechend sind, so entsteht für die philosophische Forschung die Aufgabe, ein dem inneren Zusammenhange der mannichfaltigen Erscheinungen des Naturlebens entsprechendes System in sich zusammenhängender Begriffsbestimmungen zu gewinnen. Zwar kann schon die eigentliche Naturforschung, sobald sie nicht ein bloßes empirisches Sammeln und Aufhäufen von Beobachtungen bezweckt, keineswegs des in Begriffen und Begriffsreihen fortschreitenden Denkens völlig entbehren, und es sind demgemäß in dem ganzen Cyklus der Naturwissenschaften genug philosophische Elemente enthalten; aber die eigentliche Naturforschung bleibt beim Rückgange von den Erscheinungen zu den ihnen zu Grunde liegenden Realprincipien gern bei untergeordneten Begriffen stehen und vindicirt demgemäß oft solchen Begriffen principielle Bedeutung, welche selbst erst noch einer Ableitung und Prüfung sowohl fähig als bedürftig sind. Das Streben, bis zu den letzten Principien der Erscheinungswelt hindurchzudringen, hat zur naturphilosophischen Forschung geführt, welche sich nach Maßgabe der Richtung der philosophischen Spekulation überhaupt, sowie der Genauigkeit und des Umfanges der Resultate der empirischen Naturforschung sehr verschiedenartig gestaltete. Es war daher ein viel zu beschränkter Sprachgebrauch, wenn man die schellingsche Philosophie vorzugsweise oder ausschließend N. nannte. Sehen wir aber ab von den rein idealistischen Systemen, welche der Natur jegliche objektive Realität absprechen, so stellen sich uns folgende Hauptunterschiede der naturphilosophischen Systeme dar. Entweder geht man von der Behauptung aus, daß den Naturerscheinungen eine Vielheit von Elementen zu Grunde liege, die man bald als von körperlicher Natur, als Atome (s. d.), bald als unkörperlich, als Monaden im Sinne von Leibnitz und Herbart, bald als eine Mehrheit von Urstoffen oder Urkräften, bald als eine Mehrheit von beiden zusammen sich vorgestellt hat; oder man stellt, wie Spinoza und Schelling, den Satz als Princip auf, Alles sey in Wahrheit nur Eins, und es seyen die mannichfaltigen Erscheinungen des körperlichen und geistigen Daseyns, sowie die verschiedenartigen mechanischen, physikalischen, chemischen und organischen Vorgänge nur verschiedenartige Selbstdarstellungen, Modifikationen, Offenbarungen des All-Einen. Hiermit aber hängt ein anderer principieller Gegensatz zusammen. Die erstere Ansicht verlegt nämlich das Werden, den Wechsel, die Veränderung der Dinge in der Natur in das Urprincip selbst, dessen Wesen eben darin bestehen soll, daß es sich selbst in unendlich mannichfaltigen Gestaltungen und Prozessen entwickele und auf immer höheren Stufen der Entwickelung erst recht zu sich selbst komme, während die andere die Realprincipien an sich selbst als seyend, nicht als werdend auffaßt und demgemäß das Werden, Entstehen und Vergehen der Erscheinungswelt, nicht des Realen selbst, auf eine Kausalität zurückgeführt wissen will, welche unter gewissen Bedingungen eintreten und von welcher die vorliegende Summe von Naturerscheinungen die mehr oder weniger entfernte Folge seyn soll. Diesen Gegensatz repräsentiren rücksichtlich der Grundbegriffe des Seyns und Werdens im Alterthum schon Heraclitus und Parmenides, und er zieht sich durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurch und ist noch jetzt der Eintheilungsgrund der philosophischen Systeme und Schulen. Ein anderer Gegensatz findet Statt zwischen der mechanischen oder atomistischen N., welche die Materie als aus lauter Atomen bestehend und durch deren bloße Existenz den Raum ausgefüllt denkt, und der dynamischen N., nach welcher die Materie, als das Resultat von zwei einander gegenseitig hemmenden Kräften, z. B. der anziehenden und abstoßenden, den Raum erfüllen und Konsistenz haben soll. Was die Methode betrifft, so kann die N. entweder analytisch oder synthetisch zu Werke gehen, d. h. sie kann entweder, von den Erscheinungen selbst ausgehend, die letzten Principien derselben zu ergründen suchen, oder indem sie untersucht, welche Erscheinungen aus gewissen obersten Principien sich ableiten lassen, prüfen, in wie fern diese Folgerungen mit dem faktischen Thatbestande übereinstimmen. Beide Methoden müssen einander gegenseitig ergänzen und kontroliren, denn jedes naturphilosophische System, welches einen wissenschaftlichen Werth haben und jenen Namen mit Recht führen soll, muß sowohl vor der schärfsten Kritik des reinen abstrakten Denkens, als vor der genauesten und sorgfältigsten Vergleichung seiner Resultate mit den Thatsachen der Erfahrung bestehen, und wenn die Naturkundigen von Profession, namentlich die der neueren Zeit, gegen die Einmischung des spekulativen Denkens in die empirische oder mathematische Naturforschung vielfaches Bedenken und Mißtrauen hegen, so ist daran vornehmlich die Willkür in der Aufstellung der obersten Principien, die mangelhafte logische Strenge in der Ableitung der aus jenen Principien resultirenden

Digitized by Google

Konsequenzen, sowie die manchmal hervortretende geringe Sorgfalt in der Vergleichung der auf dem Wege der Spekulation gewonnenen Ergebnisse mit den Thatsachen der Erfahrung Schuld. Gleichwohl kann die Naturforschung ohne N. ihre Aufgabe nicht allseitig befriedigend lösen. Wie die letztere aber auf der einen Seite mit den einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft in Verbindung steht, so greift sie auf der anderen auch in die Religionsphilosophie ein. Mag auch die religiöse Naturbetrachtung in den mannichfaltigen Erscheinungen der Natur sich mit Nothwendigkeit auf Gott als den Urgrund derselben hingewiesen fühlen (Physikotheologie), so ist es doch nicht in Abrede zu stellen, daß das Naturleben im Ganzen und Großen, wie im Einzelnen und Kleinen, Vorgänge genug darbietet, welche sich aus dem Begriffe einer gesetzmäßigen Naturnothwendigkeit nicht ableiten lassen. Es gehören hierher alle die Thatsachen, in denen sich die Regelmäßigkeit, innere Harmonie, Schönheit und Zweckmäßigkeit der Naturordnung kundgibt, und es ist daher Aufgabe der N., auch diese Thatsachen zu untersuchen und nach ihrer Bedeutung zu würdigen, um zu entscheiden, ob sie sich auf den bloßen Begriff der N. zurückführen lassen, oder ob sie über die Natur hinaus auf eine nach Zwecken wirkende Intelligenz hinweisen (s. Teleologie). Diese Entscheidung ist auf verschiedene Weise gegeben worden, und danach hat unter Einwirkung der schon erwähnten principiellen Gegensätze die ganze naturphilosophische Forschung bald einen theistischen, bald einen pantheistischen, bald selbst einen atheistischen Charakter gewonnen. Hinsichtlich der einzelnen Systeme s. die betreffenden philosophischen Specialartikel (Leibnitz, Schelling, Hegel ꝛc.), sowie Philosophie. Vgl. Schaller, Geschichte der N. von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit, Leipzig 1841—1845, 2 Bde.

Naturpoesie, s. Naturdichter.

Naturrecht, im Gegensatz zu den positiven Rechtsformen innerhalb eines bestimmten Volkes der Inbegriff der dem Menschen im Allgemeinen zuzuerkennenden Rechte, also derjenigen Rechte, welche dem Menschen von Natur oder von selbst, nämlich vor allen bestimmten, mit Anderen eingegangenen Verbindungen oder Verträgen zukommen, ihm folglich angeboren und daher sein ursprüngliches unveräußerliches Eigenthum seyn sollen. Da jedoch bestimmte Rechtsverhältnisse unter Menschen immer sogleich in Gestalt von positiven Satzungen, meist ausgehend von dem Stärkeren und Klügeren gegen den Schwächeren und Beschränkteren, auftreten, und da es bei der Bestimmung Dessen, was sich vor dem Richterstuhle der Vernunft als sich von selbst verstehendes Recht ergibt, nicht darauf ankommt, ob dasselbe schon in einem gewissen Zeitpunkte als ein wirklicher Zustand existirt habe, vielmehr es eben so leicht denkbar ist, daß das in der Idee ursprüngliche Recht erst als der vollendetste Zustand in der Menschheitentwickelung sich zu verwirklichen fähig sey, so hat man in neuerer Zeit den Namen des N.s mit dem des Vernunftrechts vertauscht. Den Zusammenhang der in der Natur und Vernunft begründeten Rechte mit den bestehenden positiven Rechtsformen und Rechtseinstituten nachzuweisen, ist vor Allem Aufgabe der Rechtsphilosophie, die sich darstellt als der Inbegriff der philosophischen Untersuchungen über den Begriff des Rechts, sowie über den Ursprung der Anwendung dieses Begriffs auf die Verhältnisse des Lebens in den Staaten als Rechtsanstalten. Das Wort Rechtsphilosophie wird von Vielen mit Vernunftrecht für gleichbedeutend genommen, und es würde dagegen nicht viel einzuwenden seyn, wenn man unter Rechtsphilosophie nichts Anderes verstände als philosophisches Recht. Diese beiden Begriffe jedoch sind durchaus nicht identisch. Denn durch den Ausdruck Vernunftrecht oder philosophisches Recht (auch allgemeines Recht oder Normalrecht) wird der Kreis der dahin gehörigen Lehren auf die von der Vernunft unmittelbar aufzustellenden Rechtssätze beschränkt, wogegen das Wort Rechtsphilosophie ein viel ausgedehnteres wissenschaftliches Gebiet bezeichnet, in sofern dieselbe neben der Darstellung des Vernunftrechts, d. h. seiner Idee, seines Princips und seines Inhaltes, als Philosophie der positiven Rechte, auch Ursprung, Richtung und Zweck der positiven Gesetze und Rechte untersucht und sodann dieselben nach ihrer Güte oder Verwerflichkeit, d. h. nach ihrem Charakter und ihren nothwendigen oder natürlichen Wirkungen, beurtheilt. Diese Beurtheilung aber kann von verschiedenen Standpunkten aus geschehen, von denen der erste und wichtigste aber wiederum der des Vernunftrechts ist, wonach nämlich die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung eines positiven Rechts mit den Diktaten des rein vernünftigen untersucht und in Folge dessen entweder Billigung oder Mißbilligung ausgesprochen wird. Ein anderer Standpunkt ist dann der politische, von welchem aus man nämlich, absehend von der strengrechtlichen Seite, die Zweckmäßigkeit der Gesetze, d. h. ihre Angemessenheit zu den von der Politik vorgeschriebenen oder angerathenen Zwecken, oder aber ihre auf verwerfliche Zwecke gehende Tendenz, oder endlich ihre den Zwecken, die sie wirklich haben, zuwiderlaufende oder doch nur unvollkommen entsprechende Wirkung erschaut und darstellt. Diese Philosophie der positiven Rechte kann nun aber durchaus nicht als Surrogat, geschweige denn als Aequivalent des Natur- und Vernunftrechts gelten. Im Gegentheil verliert sie gerade den edelsten und kostbarsten Theil ihres Inhalts, wenn man das Vernunftrecht leugnet und sonach ihr nichts übrig läßt, als die dann meist principlose Beurtheilung willkürlicher Menschensatzungen nach den Gründen u. Motiven, woraus sie fließen, u. nach den Wirkungen, die sie hervorbrachten oder hervorbringen können. In der neuesten Zeit hat man zwar noch einen andern Begriff der Rechtsphilosophie geltend zu machen gesucht, nämlich den einer Naturlehre des Rechts, die aus den Untersuchungen über die Ursachen des bei allen Völkern bestandenen und bestehenden Rechtszustandes erklären soll: was überhaupt Rechtens seyn kann, was durchaus Rechtens seyn muß und was Rechtens seyn sollz es ist jedoch auch dies nichts Anderes, als eine Philosophie des positi-

Digitized by Google

den Rechts, nur daß sie sich nicht beschränkt auf das Philosophiren über einzelne oder bestimmte positive Rechte, sondern etwas Allgemeines in den positiven Rechten überhaupt aufsucht und darin die Natur des Rechtes, sowie seinen wahren Begriff, seine Wesenheit und seine letzten Gründe zu entdecken glaubt.

Die Griechen und Römer lebten und webten zu sehr in und mit dem Staat sowohl, als durch und für ihn, als daß sie Zeit und Lust gehabt hätten, viel über ihn zu philosophiren. Als sie damit begannen, war es schon eine Zeit des Verfalls. Die Sophisten sprachen dem Rechtsbegriff jede ideale Bedeutung ab, betrachteten alles Recht als eine Erfindung der Klugheit und identificirten es mit der Macht. Socrates hingegen sprach von göttlichen, ungeschriebenen Gesetzen im Unterschied von menschlichen und bürgerlichen Satzungen. Plato bestimmte dann den Rechtsbegriff weiter als die Idee der Gerechtigkeit im Sinne einer in der ewigen Idee des Guten eingeschlossenen Grundbestimmung. Aristoteles erklärte ein glückliches und der Vernunft gemäßes Leben für das Ziel der Rechtsverfassungen und für den Weg dazu, daß das Gesetz als die allgemeine Vernunft Allen gebiete. Cicero wollte das Recht aus der Natur des Menschen, unter Anwendung des gemeinen Menschenverstandes, abgeleitet wissen. Der Gesichtspunkt der Freiheit der Person als eines angeborenen Rechts fand noch gar keine Berücksichtigung, wenn man nicht etwa in dem Begriff eines natürlichen Rechts oder Rechts der Völker (jus naturale oder jus gentium), welches die römische Jurisprudenz als ein Recht, das die Natur allen lebenden Wesen gelehrt habe, dem bürgerlichen Rechte, was jedes Volk für sich allein festsetzte, gegenüberstellte, den ersten Keim jenes Gesichtspunktes erkennen will. Die germanische Welt unterwarf sich bald der logischen Konsequenz des bereits ausgebildeten kunstvollen römischen Systems. Herrscher und Staatsmänner, Priester und Gelehrte fanden das römische Recht, einer doch die römische Anlicht von Recht und Gesellschaft, ihren Zwecken angemessen, während das germanische Recht nur im schlichten Sinne des Volkes Anklang fand und Bedeutung behielt. Das römische Recht wurde zur Grundlage der europäischen Gesetzgebung, äußerte hohen Einfluß auch auf Länder, die es nie rezipirt haben, wirkte in den Gesetzen auch solcher Staaten fort, die sich ausdrücklich von ihm losſagten und eine eigene Legislation begründeten, und beherrschte, theils an sich, theils in der natürlichen Nachwirkung einer bestehenden Gesetzgebung, die ganze Ansicht von Recht und Staat. Das Mittelalter hatte mit den Bemengungen eines sich rastlos und mannichfaltig evolvirenden und politisch unklaren, überhaupt den Staat nicht in den Vordergrund stellenden Volkeslebens zu viel zu thun, als daß es an der Wissenschaft des Staats und des Rechts hätte arbeiten können. Hugo Grotius war der Erste, welcher das Princip der angeborenen Rechte einführte und daher als der Begründer der modernen Rechtsphilosophie angesehen werden muß. Sein berühmtes Werk „De jure belli et pacis libri III“ (Paris 1625) ist zwar zunächst auf das Völkerrecht berechnet, sucht aber überhaupt die letzten Gründe für alles Recht auf. Durch dieses Werk erhob er die Idee eines von der Moral sich scheidenden, durch die Vernunft zu findenden, von positiven Institutionen und Verhältnissen unabhängigen, allgemein gültigen Rechts zur wissenschaftlichen Geltung. Er ging davon aus, daß der Bürgerstaat aus dem Triebe der Geselligkeit durch Uebereinkunft entstanden sey zu gegenseitiger Hülfe und Nutzen. Recht sey daher Alles, was die Natur einer Gesellschaft von Jedem gegen Alle fordert und Jedem von Allen gewährt, weil ohne dieses die Gesellschaft nicht bestehen könnte. Seit Grotius gewöhnte man sich, das Recht auf dem Wege der logischen Konsequenz zu entwickeln, jedes neu auftauchende Moment im Lichte der Beziehung zu der Rechtsidee zu betrachten, und lange Zeit kleidete sich die Gesetzgebungspolitik in das Gewand einer philosophischen Rechts- u. Staatslehre. Auch sein nächster Nachfolger, Samuel Pufendorf, nahm als Grund des Rechts das Bedürfniß und die Geselligkeit der Menschen an, als seinen Zweck Frieden und Sicherheit durch Verwandlung innerer Gewissenspflichten in äußere Zwangspflichten. Bei Grotius wie bei Pufendorf sind Moral u. Recht noch vielfach mit einander vermischt; Christian Thomasius aber begann, beide auch äußerlich zu trennen, was zunächst jener juristischen Schule gelegen kam, welche das N. als eine Philosophie des bestehenden, besonders des römischen Rechts behandelte. Eine neue Phase der philosophischen Erkenntniß bezeichnete Wolf, der sich im Außenwerke wieder mehr der älteren theologischen Schule näherte und eine der damaligen kirchlichen Orthodoxie, im Gegensatze zu dem Pietismus, bequeme, zugleich aber auch der weltlichen Autorität entsprechende Philosophie lehrte, indem er den in der Natur erkannten Willen Gottes zum Princip nahm. Nach Locke soll der bürgerliche Zustand die Rechte der Selbsterhaltung und Freiheit, welche der Einzelne im Naturzustande habe, in sich aufnehmen und schützen. Dagegen dachten sich Hobbes und Spinoza den Naturzustand als einen Zustand roher Gewalt, einen Krieg Aller gegen Alle, welchem man baldmöglichst ein Ende machen müsse, nach Hobbes durch freiwillige Unterwerfung Aller unter einen Mächtigen, welcher Frieden und Schutz gewährt, nach Spinoza durch Erfindung eines geselligen Zustandes, welcher so beschaffen sey, daß Jeder, um sich selbst zu nützen, auch Anderen nützen müsse, und daß die Vorsteher der Rechtsverfassung nie verleitet werden mögen, treulos oder gegen ihre Pflicht zu handeln. In eine neue Bahn trat die Philosophie mit Immanuel Kant, der jedoch erst im hohen Alter die Rechts- und Staatslehre speciell bearbeitete („Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre“, Königsberg 1797). Kant erklärt für Recht eine jede Handlung, nach deren Maxime die Freiheit eines Jeden mit Jedermanns Freiheit nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann. Die gesetzgebende Gewalt in einem Staate kann dabei nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen, und die Idee, nach welcher die Rechtmäßigkeit des Staats allein gedacht werden kann, ist der ur-

sprüngliche Kontrakt. Unter den Kantianern, welche die Rechtslehre bearbeiteten, ragen hervor: G. Hufeland („Versuch über den Grundsatz des N.s", Leipzig 1785, „Lehrsätze des N.s", Jena 1790), Th. Schmalz („Das Recht der Natur", Königsberg 1790, „Handbuch der Rechtsphilosophie", Halle 1807, „Jus naturale", Berl. 1812), Heydenreich („System des N.s nach kritischen Principien", Leipzig 1794 ff., 2 Thle., „Grundriß des N.s", Jena 1793), A. Bauer („Lehrbuch des N.s", Marburg 1808), H. Henrici („Ideen zu einer wissenschaftlichen Begründung der Rechtslehre", Hannover 1810, 2 Thle.) u. A. Die kantsche Subjektivitätsphilosophie wurde bekanntlich durch J. G. Fichte auf ihre Spitze gehoben und der Wille des Individuums zur Basis aller rechtlichen Verhältnisse des Menschen gesetzt („Grundlage des N.s nach Principien der Wissenschaftslehre", Jena und Leipzig 1796, „Die Staatslehre", Berlin 1810). Nach Fichte ist ein in Ermangelung eines Vernunftzwangs eintretender vertragsmäßiger äußerer Zwang die einzig rechtmäßige Quelle einer exekutiven Gewalt. Aber der höchste Zweck aller Regierung ist, die Regierung überflüssig zu machen und auf einen Punkt in der Entwickelung des Menschengeschlechts hinzuarbeiten, wo alles Zwangsrecht entbehrlich werde. Auch Feuerbach erklärte den Willen des Menschen für die ausschließliche Quelle wenigstens des äußeren Rechts („Kritik des natürlichen Rechts", Altona 1796); Fries und Krug stellen nur Schattirungen des Kantianismus dar, der auch auf Warnkönig und von Droste-Hülshoff („Lehrbuch des N.s oder der Rechtsphilosophie", Bonn 1823) seinen unverkennbaren Einfluß behauptet hat. Auch K. S. Zachariä, Pölitz, Behr, von Rotteck, Welcker gehören dem Systeme des subjektiven Rationalismus an und stehen, so weit sie sich mit der Philosophie berühren, der kantschen Schule am nächsten. Im Sinne der persönlichen Freiheit faßten auch Montesquieu und Rousseau den Rechtsbegriff. Nach Montesquieu sind alle Menschen von Natur einander gleich, und der Staat entsteht aus der Vereinigung ihrer freien Willen zum Zweck erhöhten Wohlseyns. Die Bedingung desselben ist die Unabhängigkeit des Einzelnen und seine Unantastbarkeit innerhalb einer ihm zugewiesenen Rechtssphäre. Gesichert wird diese Freiheit durch die Sonderung, Unabhängigkeit und gegenseitige Begrenzung der drei Staatsgewalten. Am nächsten an Montesquieu schlossen sich einige Italiener an, in ihrem Streben vielleicht noch von innigerer Wärme des Gefühls getragen, aber nicht, wie Montesquieu, mit einem gleich tiefen Blicke des praktischen Staatsmannes begabt. Hierher gehört Gaetano Filangieri und der große Beccaria mit seinem unsterblichen Buche „Dei delitti e delle pene" (Neapel 1769). Auch in Deutschland fanden die Grundsätze der Philanthropen eifrige Verbreiter an Iselin, Schlettwein, Manvillon, von Sonnenfels u. A. J. J. Rousseau steht in direktem Gegensatze zu Montesquieu, indem er nicht von Geschichte und Statistik, sondern von der abstrakten Idee ausgeht, in dieser selbst die nach einer Seite hin zum Extremen entwickelte Konsequenz des allgemein herrschenden vernunftrechtlichen Systems darstellend. Nach ihm ist die Freiheit unabtrennlich vom Wesen des Menschen und eine unveräußerliche Eigenschaft. Der Staat beruht auf einem Vertrag, bei die Einwilligung der Theilnehmenden ausspricht, welche wenigstens das erste Mal eine einstimmige seyn muß. Der allgemeine Wille bleibt immer der Souverän; wird seine Gewalt auf Einzelne übertragen, so geschieht dies immer widerrufbar. Bald wurden diese Ideen auf konkrete Verhältnisse angewendet. Mit großem Nachdruck thaten dies Sièyes und Mirabeau. Eine andere Anschauungsweise ergriff F. W. J. Schelling, der von dem Satze ausging, daß alles Wirkliche Thätigkeit, Leben und Freiheit zum Grunde habe, der Staat nicht ein bedingtes Mittel, sondern Organismus und sichtbares Bild des absoluten Lebens sey. Er selbst hat aber seine Principien nicht auf das Einzelne angewendet, und auch seine Anhänger, wie Ign. Thanner („Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung des N.s", Landshut 1801), J. J. Wagner, Troxler („Philosophische Rechtslehre der Natur und des Gesetzes", Zürich 1820) haben nur einen sehr beschränkten Wirkungskreis erlangt. Dagegen erwuchs aus diesen Ideen eine historische Rechtsschule, welche von der Annahme ausging, daß es kein anderes Recht gebe als nur positives, und daß der im Herkommen der Jahrhunderte sich ausfprechende Geist eines bestimmten einzelnen Volkes die einzige Quelle sey, aus welcher Rechtsansprüche abgeleitet werden dürften. Die Hauptvertreter dieser Richtung sind K. L. von Haller, nach dessen „Restauration der Staatswissenschaften" (Winterthur 1816, 4 Thle.) alles Recht ein System der Gewalt der ersten Besitzergreifer über die nachkommenden Geschlechter ist, und Herbart („Analytische Beleuchtung des N.s und der Moral", Göttingen 1836), welcher wie Hobbes nur faktisches und positives Recht anerkennt, dessen Gültigkeit und Heiligkeit auf dem Mißfallen an Streite beruht. Durch Vermischung der beiden entgegengesetzten Wege sind synkretistische Systeme entstanden, wie das begelsche, welches zwar den Begriff des Vernunftrechts der freien Persönlichkeit beibehält, aber ihm ein Moment der Sitte und des historischen Herkommens als des im allgemeinen Vertrauen lebenden Geistes als ergänzend zur Seite setzt; das stahlsche, welches den Begriff der freien Persönlichkeit nur als untergeordnetes Mittel zur Verarbeitung eines aus positiver Offenbarung abgeleiteten Rechtsbegriffs anwendet. Eine neue Schule begründete der Engländer Jeremias Bentham, der manchen fruchtigen Wink einer für gewisse Zustände berechneten praktischen Politik und manche philanthropische Tendenz auf ein ziemlich haltloses Nützlichkeitsprincip stützt. Die neuen nationalökonomischen Schulen, die sich in Frankreich hervorgethan haben, auch der Socialismus ergehen sich mehr in phantastischen Träumereien, als daß sie sich mit der Erörterung vernünftiger Rechtsforderungen beschäftigen.

Die Idee des Rechts, wie sie sich der philosophischen Forschung darstellt, dürfte sich auf folgende

Digitized by Google

Hauptgrundsätze zurückführen lassen. Das Verlangen nach möglichst uneingeschränkter Herrschaft des eigenen Willens, der Trieb nach möglichst freier Willkür zu handeln, gehört zum Wesen des Menschen, der, wenn er auch der Aufforderung seines Gewissens, die von ihm mittelst der Vernunft erkannten sittlichen Gebote und Verbote als Richtschnuren seines Willens zu beachten, folgt, doch dies immer nur mit seinem freien Willen thut, der dann den Lockungen der Sinnlichkeit widersteht und seine höhere Richtung selbstständig verfolgt. Er räumt anderen Menschen dabei keine Gewalt über sich ein, sowie er dagegen auch überzeugt ist, kein Recht zu haben, Andere zur Befolgung jener Gebote zu nöthigen, die ihrerseits ebenfalls nach voller äußerer Freiheit streben und in Bezug auf ihr Thun und Lassen keinem anderen Willen als ihrem eigenen zu gehorchen geneigt sind. Thun oder lassen können in der Sinnenwelt, was wir wollen, d. h. also auf keine (äußeren) Hindernisse beim Vollziehen unseres Willens stoßen, ist der Zustand, den wir äußere Freiheit nennen. Das Verlangen, frei zu seyn, ist aber nicht bloß ein sinnliches, sondern auch ein vernünftiges, weil die Erstrebung nicht nur der gemeinen, sondern auch der höheren Lebenszwecke, die Befriedigung nicht nur der sinnlichen, sondern auch der geistigen und moralischen Bedürfnisse und Begehrungen solcher Freiheit unbedingt bedarf. Allein nur das sinnliche Verlangen kann unbeschränkte Freiheit haben wollen, das vernünftige nicht. Aus dem Zusammenfassen der beiden Vorstellungen: „ich will frei seyn" und „alle Anderen wollen auch frei seyn" ergibt sich nämlich schon dem bloßen Verstand, daß, wenn man die Freiheit sich als unbeschränkt denkt, diese beiden Sätze dergestalt in Widerspruch zu einander stehen, daß sie sich gegenseitig geradezu aufheben. Die unbeschränkte Freiheit des Einen ist im entschiedenen Widerstreite mit der unbeschränkten Freiheit des Andern, und durch Statuirung einer unbeschränkten Freiheit Aller wird in der That die Freiheit jedes Einzelnen ertödtet, oder mindestens Preis gegeben. Durch Ueberlegenheit an Muth, Kraft und List mag Einer sich Tausende unters Joch bringen, seinen egoistischen Willen ihnen als Gesetz vorschreiben, an ihrer Person wie an ihrer Habe sein tyrannisch waltendes Gelüste ausüben und mit Hülfe der früher Unterjochten fortwährend noch weitere Schlachtopfer seiner Willkür zutreiben. Auch dieser Gewaltsräuber mag sodann von der Faust eines noch stärkeren Frevlers nieder geschlagen werden und so überhaupt im Großen wie im Kleinen ein Vertilgungskrieg Aller gegen Alle losbrechen. Von Fortbildung der Humanität, von Gestaltung ächt geselliger Verhältnisse kann unter solchen Umständen keine Rede seyn; ein gegenseitiges Vertilgen oder ein gegenseitiges Fliehen würde das zum Erfüllen und Genießen der Erde bestimmte Geschlecht in eine kleine Zahl isolirter Raubthiere verwandeln. Die Vernunft erkennt es nun als ihre Aufgabe, dem die Freiheit tödtenden Mißbrauch der Freiheit mittelst Beschränkung derselben ein Ziel zu setzen. Sie erkennt sich aufgefordert zur Aufstellung einer Regel, welche den Freiheitsgebrauch jedes Einzelnen mit dem aller Andern in Harmonie erhalte, mithin den sonst ewig wüthenden Kriegsstand in einen Stand des Friedens verwandle. Die Idee einer solchen Regel ist die Idee des Rechts. Diese Idee aber bezieht sich lediglich auf das hier in Frage stehende Verhältniß und ist nicht mit der Idee der moralischen Pflicht, die bloß die selbsteigene Tugend des Einzelnen zum Gegenstande hat, zu verwechseln, die, obwohl sie einigem Mißbrauch der Freiheit auf dem Weg moralischer Pflichtachtung steuern mag, ganz und gar nicht zur Herstellung der geforderten Harmonie hinreicht. Denn schärfe man noch so sehr die Pflichten der Liebe, der Sanftmuth, der Mäßigung, der Geduld ꝛc. ein, es wird doch immer Menschen geben, die der Pflicht vergessen und der moralischen Gebote spotten und gegenüber Denjenigen, welche Nachgiebigkeit und Sanftmuth zeigen, nur desto trotziger und anmaßender seyn werden. Auch geht jenes Gebot keineswegs so weit, die Duldung aller und jeder Ungebühr oder Mißhandlung zu befehlen; im Gegentheil fordert oft die Pflicht vom Menschen, daß er sich in einer gewissen Sphäre seines äußeren Freiheitsgebietes behaupte und es in keiner Weise dem Schurken Preis gebe. Er muß daher wissen, wie weit jenes Gebiet sich ausdehne, oder welches seine ihm von der rechtlichen Vernunft gesetzte Grenze sey, d. h. er fordert ein Rechtsgesetz neben dem der Moral. Aus der Idee des Rechts fließt auch dessen Begriff: es ist nämlich das Recht nichts Anderes, als die jene Harmonie der äußeren Freiheit Aller verwirklichende Regel selbst. Diese Regel muß, wenn sie in der That jener Idee entsprechen soll, eine nicht etwa bloß erdichtete, oder bloß der subjektiven Ansicht Einzelner gemäße, sondern eine objektiv gültige, d. h. zur allgemeinen Anerkennung von Seite der Verständigen geeignete, und auch äußerliche Geltung ansprechende seyn, sie muß den Widerstreit der äußeren Freiheit Aller unter sich wirklich aufheben, an die Stelle des Krieges Aller gegen Alle einen ausgleichenden Friedenszustand, eine harmonische Ordnung ihrer Wechselwirkung setzen, und es muß diese Ordnung eine vernunftmäßige, d. h. den Forderungen der Vernunft entsprechende seyn. Das Vernunftmäßige ist auch bei einer positiv, d. h. durch Autorität oder Verabredung ins Leben getretenen Ordnung, um als wahres Recht erkannt zu werden, ein unbedingt nothwendiges Erforderniß, und daher unterliegt auch das positive Recht der Prüfung nach einem obersten, unmittelbar der Vernunft entfließenden Princip. Dieses Princip besteht in dem, die allein mögliche Vereinbarung der Freiheit eines Jeden mit der Freiheit Aller aussprechenden Satze: Recht ist Alles, was das größtmöglichen Freiheit Aller nicht widerspricht; Unrecht dagegen Alles, was solchen Widerspruch in sich trägt. Damit hängt zugleich der Begriff der Gleichheit zusammen, ohne welchen der Begriff der größtmöglichen Freiheit jedes Einzelnen sich selbst widerspräche. Das Rechtsgesetz oder Rechtssystem ist daher seinem Inhalt u. Princip nach nicht eigentlich gebietend u. verbietend, sondern bloß erlaubend und nicht erlaubend. Ja, dieses Erlauben und Nichterlauben enthält im Grunde bloß die spekulativ erkannte Möglichkeit oder Unmöglichkeit gewisser Hand-

Digitized by Google

lungsweisen, unter Voraussetzung einer herzustellenden größtmöglichen äußeren Freiheit Aller, d. h. die Vereinbarkeit oder den Widerspruch derselben mit der Verwirklichung der Idee dieser Freiheit. Das Recht hat für sich keinen andern Zweck, als eben diese Verwirklichung. Aber es setzt sich diesen Zweck bloß von spekulativem Standpunkt, befiehlt aus selbsteigener Autorität nichts, sondern enthält eigentlich bloß theoretische Wahrheiten, technisch-praktische Regeln, wie nämlich eine Ordnung der Wechselwirkung der Menschen beschaffen seyn müsse, wenn sie die in der Idee liegende vernünftige Harmonie ihres Freiheitsgebrauchs herstellen solle. Damit das Recht zugleich eine Verpflichtung werde oder eine Nöthigung mit sich führe, muß es vorerst aufgenommen oder sanktionirt werden durch eine andere (namentlich die moralische) Gesetzgebung, oder aber eingeschärft durch eine künstliche Veranstaltung, durch den Staat, wodurch es zum positiven Recht wird. Der Entwickelungsgang, den diese abstrakte Rechtsidee in ihrer Entfaltung genommen hat, richtet sich natürlich nach den historischen Zuständen, und es hat die Rechtsphilosophie bei ihren Forschungen darauf Rücksicht zu nehmen. Nachdem schon Aristoteles in seinen Untersuchungen über den Staat diese Bahn betreten hatte, ist durch Montesquieu's Ideen über den Bildungsgang des Rechts- und Staatslebens, durch Hegels Bestrebungen in der Phänomenologie und der Philosophie der Geschichte u. neuerdings durch L. Stein in seinem „System der Staatswissenschaft" (Bd. 1, Stuttg. u. Tübingen 1852) für eine solche Behandlungsweise der philosophischen Rechtsidee ersprießlich vorgearbeitet worden. Vgl. F. von Raumer, Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe Recht, Staat und Politik, 2. Aufl., Leipz. 1832; Stahl, Philosophie des Rechts, Bd. 1, 2. Aufl., Heidelb. 1847; Weichel, Geschichte der Staatswissenschaften, Stuttg. 1831—33, 2 Bde.; J. H. Fichte, System der Ethik, Leipz. 1850—53, 2 Bde.

Naturreiche, die drei großen Abtheilungen der Dinge in der Natur: Thierreich, Pflanzenreich und Mineralreich.

Naturreligion, Religion, welche die Erzeugung und Bildung der sichtbaren Dinge erklären will, wie der Emanatismus, Zoroastrismus, Pantheismus ꝛc.

Naturselbstdruck, die von Auer u. Worring erfundene Kunst, von Gegenständen der Natur oder Industrie, wie Spitzen, Stickereien, Herbarien und überhaupt allen Originalen und Kopien, welche noch so zarte Erhabenheiten und Vertiefungen an sich haben, durch das Original selbst auf einfache und schnelle Weise Druckformen herzustellen. Das Original, sey es Pflanze, Insekt, Stoff oder Gewebe, wird zwischen eine Stahl- und eine Bleiplatte gelegt, die man durch zwei eng zusammengeschraubte Walzen laufen läßt. Durch diesen Druck läßt das Original sein Bild mit allen ihm eigenen Zartheiten auf der Bleiplatte zurück. Trägt man nun auf diese geprägte Bleiplatte die Farben wie beim Kupferstichdruck auf, so erhält man durch einmaligen Druck von einer Platte den vollendetsten Abzug des Gegenstandes in seinen verschiedenen Farben. Da die Bleiform wegen ihrer Weichheit aber eine große Vervielfältigung nicht zuläßt, so stereotypirt oder galvanisirt man dieselbe und druckt sofort die stereotypirte oder galvanisch erzeugte Platte. Bei einem Unicum, welches keinen Druck verträgt, überstreicht man das Original mit aufgelöster Guttapercha, macht einen Ueberzug von Silberlösung und benutzt dann die abgenommene Guttaperchaform als Matrize zur galvanischen Vervielfältigung. Für das Studium der Botanik ist die Erfindung von besonderem Werthe. Keine menschliche Hand ist im Stande, so feine Zeichnungen von Pflanzen in natürlicher Größe wiederzugeben, daß sich daran mit bewaffnetem Auge die Elementartheile erkennen lassen, wie bei den durch den N. erzeugten Abzügen. Uebrigens eignet sich der N. besser für Zellen- als Gefäßpflanzen, denn letztere müssen stark gepreßt werden, um die Umrisse wieder zu geben, wodurch die Kennzeichen, die im körperlichen Umfang liegen, verloren gehen, während bei Zellenpflanzen, die einen einfachern Bau haben, der Abdruck nicht selten Elementartheile oder wenigstens Gruppen von Elementartheilen darstellen wird, die schon bei einer schwachen Vergrößerung dem Auge erkennbar sind. Unter den von der Staatsdruckerei zu Wien gelieferten Proben befindet sich ein botanisches Werk („Eine Probe der kryptogamischen Flora des Arpaschthales in den siebenbürgischen Karpathen", von Ludwig von Heufler), worin die Pflanzenbilder auf dem Wege des N. so naturgetreu dargestellt sind, daß man bei der Zusammenstellung mit der Pflanze selbst das Original vom Abbild kaum zu unterscheiden vermag.

Naturspiel (lusus naturae), anorganische Körper, welche mehr oder minder vollständig die Form organischer Bildungen nachahmen; in der Pflanzen- und Thierwelt eine Bildung, die ausnahmsweise an einem Individuum einer Art vorkommt und an die Eigenthümlichkeiten einer andern entfernt stehenden Art erinnert.

Naturstand, derjenige Zustand des Menschen, bei dem er in keinem geordneten Staatswesen lebt, also auch keinen Rechtsschutz hat, und behufs der Vertheidigung seiner Rechte lediglich an seine eigenen Kräfte gewiesen ist; in der Dogmatik der sittliche Zustand des Menschen, welcher nicht durch die göttliche Gnade unter Vermittelung des heiligen Geistes gewirkt, sondern nur eine Folge der natürlichen Kräfte des Menschen ist, indem letzterer lediglich in Gemäßheit seiner sittlichen Natur an die Erfüllung des Sittengesetzes gemahnt wird; insbesondere auch der Zustand des durch den Beistand des heiligen Geistes noch nicht bekehrten und gebesserten Sünders.

Natursystem, s. Natur.

Naturtrieb, s. v. a. Instinkt.

Naturwissenschaften, diejenigen Disciplinen, welche das unendlich große Gebiet der Natur (s. d.) zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen, als wissenschaftliches Ganzes also das gesammte Resultat der Naturforschung. Betrachtet man zunächst die Natur im Großen, als eine Vielheit von Weltkörpern, welche den unbegrenzten Weltraum erfüllen, und sucht man die Verhältnisse dieser Weltkörper zu einander zu erforschen und in jener Vielheit den Weltbau als ein

Digitized by Google

einiges Ganzes zu erkennen, so ergibt sich die Wissenschaft der Naturphilosophie oder Kosmologie, welche sich zur Kosmogonie gestaltet, wenn sich die Betrachtung auf die vermuthliche oder wahrscheinliche Entstehungs- und Bildungsart der Weltkörper richtet, zur Astronomie aber, wenn die mathematischen Verhältnisse der Gestirne, die Gesetze ihrer Bewegung und ihre sich danach bemessenden Bahnen ins Auge gefaßt werden, und endlich zur Astrognosie oder Kosmographie, wenn nur die empirische Kenntniß des Fixsternhimmels angestrebt wird. Was die nähere Erforschung der Beschaffenheit der Weltkörper betrifft, so ist dieselbe dem Menschen nur in Absicht auf die Erde vergönnt. Die Erforschung des Baues dieser letztern aber macht sich die Geologie (s. d.) zum Vorwurf, als deren besonderer Zweig sich wieder einerseits die Geogenie, welche die Entstehung und Bildung des Baues der Erde, und andererseits die Geognosie (s. d.) od. Orologie (auch Oryktologie u. Geologie im engern Sinne genannt), welche die innere Beschaffenheit der Gebirge und Gebirgarten zum Gegenstande ihrer Forschung macht, abtrennen. Handelt es sich dagegen um die möglichst genaue Kenntniß des Erdkörpers, seiner Strukturverhältnisse und der seine Erhaltung und seine Umgestaltung zum Zwecke habenden Erscheinungen auf ihm, so bietet sich uns die Geographie (s. d.) dar, welche aber ihre Aufgabe nicht erfüllen kann, wenn ihr nicht die Kenntniß der Elemente, Grundstoffe oder Grundkräfte, durch deren Zusammenwirken und Wechselwirken der Erdkörper wie einst ins Daseyn gerufen ward, so noch als solcher erhalten wird, zu Gebote steht. Das eben angedeutete wissenschaftliche Gebiet aber wird von der Physik (s. d.) im engern Sinne angebaut, welche die Naturerscheinungen auf die ihnen zu Grunde liegenden Naturgesetze zurückzuführen sucht. In sofern aber die Naturkörper, sowohl die organischen als die anorganischen, Stoffe und als solche in Theile zerlegbar sind, die Erkenntniß dieser Theile aber zur genauen Erkenntniß des Ganzen unentbehrlich ist, jene Naturkörper ferner aus einfachen Stoffen oder Elementen entstanden sind und sich uns mithin als Kombinationen der Urstoffe in mannichfach verschiedenen Verhältnissen darstellen, so erschließt sich der naturwissenschaftlichen Forschung hiernit ein neuer unbegrenzter Feld, dessen Bearbeitung sich die Chemie (s. d.) zur Aufgabe macht, welche demgemäß zu erforschen sucht, wie die Natur auf geheimnißvolle Weise Stoffe verbindet und trennt, durch ihre Verbindung Körper entstehen und durch ihre Trennung Körper zerstört werden läßt. Die Betrachtung der Naturkörper als als einzelner mit eigenthümlichen und unterscheidenden Merkmalen und Charakteren versehener Individuen ist Gegenstand der Naturgeschichte (s. d.) im engeren Sinne. Zwischen ihr und der Naturbeschreibung oder Morphologie macht man wohl noch den Unterschied, daß man jener die Beobachtung der Naturkörper durch alle Stadien ihrer Entwickelung hindurch, also der organischen vom ersten Keime des Lebens an bis zum Tode, zuweist und demnach ihr die Aufgabe stellt, ein historisches Bild der Erscheinung eines jeden Naturkörpers zu geben, das Gebiet der letztern aber in so weit beschränkt, als man von ihr nur die Darstellung der einzelnen Naturkörper in der von ihnen am längsten behaupteten Gestalt, also in ihrer relativen Vollendung fordert. Demnach wären Geologie und Geogenie Naturgeschichte des Erdkörpers, Geognosie aber Naturbeschreibung desselben. In Hinsicht auf die besonderen Produkte oder Naturindividuen zerfällt die Naturgeschichte in eben so viele einzelne Fächer, als sich größere Abtheilungen jenen herausstellen. Der Theil derselben, der sich mit den Mineralien befaßt, heißt Mineralogie (s. d.), zu welcher die Krystallographie (s. d.), die Lehre von den Formen der regelmäßig gebildeten Mineralien, und die Mineralchemie, welche indeß nur ein Theil der Chemie ist, gehören. Mit den Pflanzen beschäftigt sich die Phytologie oder Botanik (s. d.), mit den Thieren die Zoologie (s. d.). Die beiden letzteren großen Abtheilungen der Naturgeschichte haben es mit den organischen Naturkörpern zu thun; in sofern dieselben nun ein Leben innerhalb bestimmter Grenzen eigen ist, so gehört zum vollständigen Bilde eines solchen Naturkörpers die genaue Darstellung nicht nur seines äußeren und inneren Baues, seiner Organe und ihrer Funktionen, sondern auch der Entwickelungsphasen, welche derselbe in seinem Leben durchmacht. So ergibt sich als Theil sowohl der Botanik als der Zoologie die Anatomie (s. d.), die in Bezug auf jene Phytotomie, in Bezug auf diese Zootomie heißt; dann die Physiologie (s. d.), die sich wieder in Phytophysiologie und Zoophysiologie scheidet, und endlich als das Resultat der Anatomie und Physiologie die Biologie oder die Wissenschaft von den Gesetzen, welchen das Leben der organischen Welt unterworfen ist. Die Zoochemie und Phytochemie oder die Chemie der Thiere und Pflanzen sind Theile der Chemie im Allgemeinen. Daß aber die Naturgeschichte je nach ihrer praktischen Anwendung für besondere Zwecke sich zur pharmaceutischen, ökonomischen, technischen ꝛc. gestaltet, bedarf kaum der Erwähnung. Faßt man den Menschen nicht blos von Seiten seiner physischen Natur auf und sieht in ihm mehr als die Spitze des Thierreichs, so wird auch die Anthropologie als besonderer Zweig der Naturgeschichte behandelt werden müssen, die in einen physischen und in einen psychischen Theil zerfällt. Letzterer ist die Wissenschaft vom Geiste oder die Psychologie, die nur in Bezug auf den Menschen zu klaren Resultaten gelangen, aber über die psychische Seite des Thierlebens kein genügendes Licht verbreiten kann. Mit den N. in durchgehender enger Verbindung steht die Medicin (s. d.), sowohl indem sie ihre Heilmittel aus allen Reichen der Natur nimmt, als auch indem sie sich auf eine genaue Kenntniß der Funktionen des menschlichen Organismus, sowohl des normalen als des gestörten, gründet.

Die Reihenfolge, in welcher beim Studium die verschiedenen Zweige der N. zu betreiben sind, ist keineswegs gleichgültig. Für den streng wissenschaftlichen Unterricht erscheint es am augemessensten, zuvörderst die allgemeinsten Erscheinungen und deren Gesetze vorzuführen, welche sich bei der

Betrachtung faſt eines jeden einzelnen Gegenſtandes wiederholen; denn es iſt dem ſchon entwickelten wiſſenſchaftlichen Verſtande leichter und anſprechender, zuerſt größere Umriſſe u. allgemeinere Wahrheiten zu überſchauen, als mit der Betrachtung vieler Einzelnheiten ſich abzumühen. Es wird demnach der wiſſenſchaftliche Unterricht am zweckmäßigſten mit der Phyſik und Aſtronomie beginnen und dann zur Chemie übergehen, woran ſich als nothwendige Ergänzung die Mineralogie anzuſchließen hat. In dieſen vier Wiſſenſchaften ſind zugleich die unentbehrlichen Vorkenntniſſe zum tiefern wiſſenſchaftlichen Verſtändniß des Pflanzen- und Thierlebens gegeben, ſo daß ſich Botanik und Zoologie naturgemäß anſchließen, mit welchen Disciplinen die Phyſiologie gleich verbunden werden kann, wenn dieſelbe nicht für ſich vom höheren wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus angebaut werden ſoll. Eine andere Reihenfolge iſt jedoch nothwendig, wenn man die N. zu einem Gegenſtande der allgemeinen Jugendbildung macht. Das Kind erfaßt offenbar viel leichter und ſicherer die Gegenſtände nach ihrer Form und ihren ſonſtigen Merkmalen, als die Kräfte und Geſetze, welche den Erſcheinungen zu Grunde liegen, über welche zu klaren Vorſtellungen und richtigen Begriffen zu gelangen, meiſt mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden iſt. Mit Kindern ergehe man ſich daher zuerſt im Reiche der Thiere, namentlich der Wirbelthiere und der Inſekten, welche den reichſten und anregendſten Stoff bieten, der Jahr und Tag ausreichen kann und überall lebendig zur Hand iſt. Hieran übe man zuerſt das Beobachtungs- und Auffaſſungsvermögen und gehe erſt, wenn dieſes gehörig geſchärft worden iſt, zu den Pflanzen und von dieſen zu den Mineralien über. Erſt mit dem 15. Lebensjahre werden Phyſik und Chemie mit Erfolg behandelt werden können. Am Schluß aber wird eine nochmalige Ueberſicht des Geſammtgebiets der N. das ganze Bild der Natur abrunden u. in jenem innigen Zuſammenhang erblicken laſſen, der bei der geſonderten Behandlung der verſchiedenen Fächer der Naturwiſſenſchaft nur zu leicht außer Augen gelaſſen wird. Die Geſchichte der N. hat einen ſehr langſamen Verlauf gehabt, denn im Alterthum begnügte man ſich mit allgemeinen Philoſophemen über die Natur; erſt mit Baco von Verulam kamen ſie zum vollen Bewußtſeyn des Verfahrens, welchem ſie ihre rieſenmäßigen Fortſchritte in der Neuzeit verdanken. Das erſte Gebiet, worin ſie bedeutende Fortſchritte machten, waren die Geſetze des Weltbaus und der Mechanik; darauf folgte die Naturgeſchichte, dann die dynamiſche Phyſik und zuletzt die Chemie. Nicht wenig förderlich waren den N. in der Neuzeit, nächſt den akademiſchen Lehrſtühlen für die einzelnen Fächer derſelben, die von Einzelnen oder Mehren auf öffentliche oder Privatkoſten ausgeführten naturwiſſenſchaftlichen Reiſen, Expeditionen und Kommiſſionen für ſpecielle Zwecke, ſowie die von Staatswegen beſtehenden oder von einzelnen Gelehrten unterhaltenen Akademien, Societäten und Geſellſchaften zum Behuf wiſſenſchaftlicher Naturforſchung. Großer Theilnahme haben ſeit mehren Decennien die Zuſammenkünfte der Naturforſcher zuerſt in Deutſchland, dann auch in Frankreich und England ſich zu erfreuen gehabt (ſ. Naturforſcherverſammlungen). Von großer Wichtigkeit für die Beförderung des Naturſtudiums ſind auch die Schriften, Akten und Journale, welche eine Maſſe neuer Beobachtungen, Berichtigungen älterer, ferner neue Entdeckungen und neue Theorien, neuerfundene Hülfsinſtrumente ꝛc. veröffentlichen. Vgl. Whewell, Geſchichte der inductiven Wiſſenſchaften, deutſch von Littrow, Stuttg. 1839—42, 3 Bde.

Natzmer, Oltwig Anton Leopold von, preußiſcher General, am 18. April 1782 zu Villin in Pommern geboren, wurde in ſeinem 13. Jahre Leibpage des Königs Friedrich Wilhelm II., trat 1798 in die Leibgarde als Offizier u. wurde 1801 Adjutant, in welcher Stellung es ihm gelang, ſich dem König bemerkbar zu machen. Im Feldzug von 1806 wohnte er der Schlacht bei Auerſtädt und dem Gefecht bei Nordhauſen bei, wurde bei Prenzlau gefangen, jedoch 1807 wieder ausgewechſelt. Nach dem tilſiter Frieden erhielt er als Stabskapitän das Kommando der Leibkompagnie in dem neuerrichteten Garderegiment, ward 1809 zum Flügeladjutanten und wirklichen Hauptmann ernannt und mit der Bildung des Gardefüſilierbataillons beauftragt, auch ſeitdem häufig zu wichtigen Sendungen verwendet. Im J. 1810 zum Major befördert, nahm er Theil an der Anfertigung des neuen Exerecirreglements für Infanterie und Kavallerie. Er begleitete den König zu dem Fürſtenkongreſſe nach Dresden, wurde im Herbſt 1812 mit einer Sendung an das wiener Kabinet beauftragt und bald darauf in das franzöſiſche Hauptquartier geſendet, um über die Trennung des Generals von York von der franzöſiſchen Armee Erklärungen abzugeben. Unmittelbar darauf erhielt er eine geheime und ſehr wichtige Sendung an den Kaiſer von Rußland. Im J. 1813 wurde er als königlicher Flügeladjutant in das Hauptquartier des Generals von Kleiſt geſchickt, wohnte am 31. März der Wegnahme der Vorſtädte von Wittenberg, am 5. April dem Gefecht bei Dannigkow bei und blieb bei dem General York bis zur Schlacht bei Großgörſchen. Nach derſelben befand er ſich beim General Blücher bis zu dem Gefechte bei Hainau am 26. Juni, an welchem er thätigen Antheil nahm. Für ſein Benehmen in der Schlacht bei Bautzen ward er mit dem eiſernen Kreuz zweiter Klaſſe geſchmückt. Während des Waffenſtillſtands zum Oberſtlieutenant befördert, war er mit der Bildung der ſchleſiſchen Landwehr beſchäftigt. Beim Wiederbeginn der Feindſeligkeiten trat er in ſein Verhältniß als Flügeladjutant zurück, wohnte den Schlachten bei Dresden, Kulm und dem Gefecht bei Petershwalde, ſowie allen folgenden bis zur Schlacht von Leipzig bei. Er erhielt das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe und wurde im December zum Oberſten ernannt. Im J. 1814 nahm er an den Gefechten bei Mannheim, Brienne und allen folgenden bis zu dem bei Troyes, am 20. März an der Schlacht bei Arcis-ſur-Aube und am 25. März an der bei Lafère Champenoiſe Theil. Nach dem pariſer Frieden begleitete er den König nach England. Im Herbſt 1814 erhielt er das Kommando der Grenadierbrigade in Berlin, mit der er am

Feldzuge von 1815 Theil nahm. Nach dem Einzuge seiner Brigade in Paris ward er zum Generalmajor befördert. Im J. 1817 begleitete er den Prinzen Wilhelm nach Petersburg und Moskau. Das Kommando der Grenadierbrigade, welche 1818 in die zweite Gardedivision umgestaltet wurde, behielt er bis 1820, wo ihm auf seinen Wunsch das Kommando der 11. Division in Breslau zugetheilt wurde. Dann begleitete er den Kronprinzen zu dem Kongresse zu Troppau, wohnte als preußischer Militärkommissarius dem Feldzuge des österreichischen Heeres unter General Frimont gegen Neapel bei und ging dann mit dem Corps des Generals von Malmoden nach Palermo. Später begleitete er wieder den Prinzen Wilhelm auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, wurde 1825 Generallieutenant und erhielt 1827 das Kommando der 8. Division in Erfurt. Nachdem er in Folge des Ausbruchs der französischen Julirevolution gegen zwei Jahre mit der 8. Division in und um Köln stationirt gewesen war, erfolgte im März 1832 seine Ernennung zum kommandirenden General des ersten Armeecorps in Preußen. Bei der großen Revue 1834 erhob ihn der König zum Chef des 12. Husarenregiments. Im Nov. 1839 wurde er auf sein Ansuchen zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit vom Kommando des ersten Armeecorps entbunden und zur Disposition gestellt, dann aber zum Mitglied des Staatsrathes und Generaladjutanten des Königs ernannt und 1840 zum General der Infanterie befördert.

Nau, Bernhard Sebastian von, kameralistischer Schriftsteller, 1766 zu Mainz geboren, wo er sich auch 1786 als Privatdocent an der Universität habilitirte und 1788, mit dem Charakter eines Hofrathes, außerordentlicher Professor bei der Kameralfakultät, 1791 ordentlicher Professor der Polizei und Statistik bei der historisch-statistischen Fakultät, sowie 1793 zugleich Professor der Naturgeschichte wurde. Dieser Wirkungskreis erweiterte sich 1795 und 1796 noch bedeutend, indem er zum Regierungskommissär bei dem österreichischen Militärgouvernement und zum kurfürstlichen wirklichen Hofrathe, Mitglied der Bergkommission und Beisitzer des Direktoriums des Armeninstituts ernannt wurde. Im J. 1797 war er bei dem Kongresse zu Rastadt in der Eigenschaft eines kurmainzischen Legationssekretärs beschäftigt. Seit 1801 setzte er seine akademische Wirksamkeit an der nach Aschaffenburg verpflanzten Universität fort und gründete hier 1807 das Forstinstitut als eine Privatanstalt. Nach Ablehnung eines ehrenvollen Rufes als Professor der Naturgeschichte nach Mainz wurde er 1810 Präsident des Landrathes, Mitglied und Sekretär der Landstände des Großherzogthums Frankfurt und 1811 zugleich Direktor aller Zuckerfabrikanstalten in demselben. Im J. 1815 wirkte er als Mitglied der gemeinschaftlichen österreichisch-bayerischen Regierung zu Worms, nach deren Auflösung er zum bayerischen Bevollmächtigten bei der Rheinschiffahrtscentralkommission zu Mainz ernannt wurde. Im J. 1820 trat er als ordentliches Mitglied in die k. Akademie der Wissenschaften zu München ein, zu deren erstem Konservator der mineralogischen Sammlungen und Professor der Naturgeschichte er bestellt wurde. Doch schon 1821 kehrte er in seine frühere Stellung nach Mainz zurück, nahm an allen Verhandlungen genannter Kommission thätigen Antheil und schloß 1831 mit den übrigen 6 Bevollmächtigten der Uferstaaten den bekannten Rheinschiffahrtsvertrag ab, in Folge dessen er zum wirklichen Geheimrathe ernannt wurde. Er † den 15. Febr. 1845. Seine Verdienste um die Naturwissenschaften ehrte Martius durch Benennung einer Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen (Nauia caulescens) und Kaup durch Bezeichnung einer Species urweltlicher Thiere (Dorcatherium Naui) nach seinem Namen. Von seinen Schriften nennen wir: „Anleitung der Landwirthschaft" (Frankfurt a. M. 1788, 2. Aufl. 1804); „Handbuch der Forstwissenschaft" (das. 1791, 2. Aufl. 1807); „Anleitung zum Weinbau" (das. 1791, 2. Aufl. 1803); „Neue Beobachtungen der Naturgeschichte, Physik und Oekonomie" (Zürich 1792, 2 Bde.); „Grundsätze des Völker-Seerechts" (Hamburg 1802); „Vermischte Aufsätze über Land- u. Forstwissenschaft" (das. 1805); „Beiträge zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt" (Mainz 1822—25, 5 Bde.); „Rothen aus dem Gebiete der Physik für Artilleristen" (das. 1829) u. A.

Nauarchos (gr.), Anführer der Flotte bei den Spartanern; das Schiff desselben hieß Nauarchis, die Würde selbst Nauarchia.

Naubentan, Salzwüste in Persien, erstreckt sich in den Provinzen Kuhistan, Irak, Farsistan und Kerman 80 Meilen in die Länge und 45 Meilen in die Breite, hat thonigen, mit Salz geschwängerten Boden, eine aus sehr feinem Sande bestehende Oberfläche und einige Oasen.

Naubert, Christiane Benedikte Eugenie, eine der ersten Romanschriftstellerinnen Deutschlands, war am 13. Sept. 1756 zu Leipzig geboren, die Tochter J. E. Hebenstreits, Professors der Medicin daselbst, und erhielt nach dem Tode des Vaters durch ihren Stiefbruder, den Professor der Theologie, Hebenstreit, eine sehr sorgfältige, völlig gelehrte Erziehung. Sie war zuerst mit dem Kaufmann Holdenrieder, dann mit dem Kaufmann Johann Georg N. zu Naumburg verheirathet, wo sie in still bürgerlicher Eingezogenheit und häuslicher Thätigkeit lebte. Einer Augenoperation wegen in Leipzig sich aufhaltend, † sie daselbst am 12. Jan. 1819. Die Zahl ihrer geist-, phantasie- und gemüthreichen Romane, die sämmtlich anonym erschienen, ist sehr groß; zwar liegt den meisten ein historischer Stoff zu Grunde, doch ist die treue Auffassung verschiedener Zeiten in ihnen am wenigsten gelungen. Ihr erster bedeutender Versuch in dieser Gattung war „Walther von Montbarry" (1786). Diesem folgte „Thekla von Thurn", woraus Schiller in seinem Wallenstein Manches sogar wörtlich benutzte; ferner „Elisabeth, Erbin von Toggenburg", „Konradin von Schwaben", „Gebhard, Truchseß von Waldburg", „Eudoxia" und viele andere. Ihre „Neuen Volksmärchen der Deutschen" (5 Bde., Leipz. 1789—93) stehen ihrem Vorbilde Musäus nicht nach und treffen sogar den Märchenton zum Theil noch besser. Ohne geschickte

liche Grundlage sind ihre spätern Arbeiten, wie „Alexis und Luise“ (Leipz. 1819), „Thurmalin und Lazerta“ (2 Bde., das. 1820) und „Letzte Originalromane“ (5 Bde., das. 1827).

Nauclea (Morgenstern), Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, Bäume in Ostindien, ohne Dornen, mit Wirtelblättern und langgestielten Köpfen. N. Cadamba Rxb., gemeiner Morgenstern, ist ein ansehnlicher Baum in Ostindien, mit dickem, sehr hartem Stamm und vielen Aesten. Die Rinde ist glatt und grau, das Mark braun und weich, die Blätter stehen kreuzweise, die Köpfchen sind wie ein großer Apfel, der Kelch ist weiß, die Blume gelb und geruchlos, die Gesammtfrucht roth, dann schwarz und zerbrechlich, trennt sich beim Druck in viele grüne und glänzende Bälge, worin zahlreiche weiße Samen. Der Baum wächst in Wäldern, blüht und trägt das ganze Jahr und behält die Früchte sehr lang. Der Saft der ausgedrückten Frucht dient gegen Kolik. N. orientalis Lam., indischer Morgenstern, Baum in Ostindien und China, mit kleinen, weißen Blüthen und dichter Krone, wächst überall auf den Feldern in Büschen. Die Köpfchen sind einzeln am Ende, wie Kirschen, weich, aber bitterlich und nicht eßbar. Das Holz ist auswendig weiß, inwendig gelblich, oder röthlich, ziemlich hart, liefert Pfosten zu Hütten und Zäunen. Die Blätter werden in der Heimath als kühlendes Mittel bei Fiebern angewendet.

Naucratis, eine durch Handel und Industrie wichtige Stadt Unterägyptens, von Megrelch zur See eindringenden Milesiern unter Psammetich I. am Ende des 7. Jahrh. v. Chr. am rechten Ufer des kanobischen Nilarms im saitischen Nomos gegründet, also eine rein griechische Niederlassung und der einzige Ort Aegyptens, wo Griechen sich ansiedeln und Handel treiben durften, auch Vaterstadt des Athenäus, Lyceas, Phylarchus, Polycharmus und Julius Pollux. Unstreitig gehören ihr die Ruinen einer großen Stadt an, welche Niebuhr bei dem Orte Salhadschar 1½ geogr. Meile südlich von der Stadt Schabur fand. Nach ihr wurde der kanobische Nilarm auch Naucraticum Ostium genannt, und in ihrer Umgebung wurde viel Nitron gefunden. Athenäus schildert die Stadt als einen üppigen Ort, mit kirchlichem und sodalem Kult der Aphrodite. Berühmt waren ihre schönen griechischen Hetären und die daselbst gefertigten Kränze, wahrscheinlich aus Papyrusbast zusammengeflochten und dann mit frischen Blumen umwunden.

Nauders, Dorf in Tyrol, Kreis Imst, im Vintschgau, 4105 pariser Fuß über dem Meere, bildet ein Landgericht (8,9 □Meil. in 9 Gemeinden mit 6700 Einw. umfassend), hat eine Pfarrei, Post, Marschstation und ein Spital. Der Ort ist mit seinen 1400 Einwohnern die Werkschmiede von Engadin, die für die benachbarte Schweiz die Werkzeuge des Haus- und Landbedarfs liefert. Die Veste Naudersberg, der Sitz des Landgerichts Nauders und eines Kriminaluntersuchungsgerichts, ist gut erhalten und seit 1838 zu einer eigentlichen Festung umgebildet.

Nauen, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, an dem großen havelländischen Luch, Kreisstadt von Osthavelland, hat eine Pfarrei, ein Landrathsamt, Untersteueramt, eine Post, Leinweberei, Brauerei, Brennerei u. 4550 Einw.

Naugard, Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, zwischen dem großen und kleinen naugarder See, hat Mauern, 2 Thore, ein Schloß mit Provinzial-, Straf- und Besserungsanstalt, eine Pfarrei, ein Kreisamt, Kreisgericht, Untersteueramt, eine Post, Garnison, ein Spital und 4000 Einw.

Nauheim, Marktflecken in der kurhessischen Provinz Hanau, an der nordöstlichen Abdachung des Taunus, in einem reizenden Thale zwischen der Ilse und dem südöstlichen Fuße des Johannisbergs, an der Mainwesereisenbahn, in einer der fruchtbarsten Gegenden der Wetterau, ist wegen der heilkräftigen Wirkung seiner Salzquellen ein vielbesuchter Badeort mit etwa 2500 Einw. Die uralte Saline, deren weitläufige Gradirwerke quer durch das Thal über die Ilse und die frankfurter Heerstraße ziehen, befand sich ursprünglich in den Händen einer erblichen Salzsiederzunft u. kam erst 1566—1590 durch allmähligen Ankauf der einzelnen Theile der Zunftgenossenschaft in den Besitz der Grafen von Hanau. Vorzüglich hob sich die Saline unter Landgraf Wilhelm VIII. Die Soolquellen sind die reichsten am ganzen Taunus. Es werden jedoch nur etwa 12 Quellen zum Betrieb der Saline verwendet, welche jährlich an 17,000 Centner Salz liefern. Die interessanteste von allen diesen Quellen ist der Sprudel, der auf der Spitze eines kleinen künstlichen Hügels in der Wärme von 27° R. dem Schooße der Erde entquillt. Unmittelbar neben dem Sprudel steht das neue Badegebäude. An Salzgehalt werden die nauheimer Quellen von vielen Soolbädern, namentlich den süddeutschen, weit übertroffen; aber die eigenthümlich belebende Kraft derselben liegt nicht im Salze allein, sondern namentlich in dem Reichthume an kohlensaurem Gase und in der natürlichen Wärme von 27° R., welche gestattet, das Wasser ohne vorgängige Wärmung zu benutzen. Am meisten Aehnlichkeit haben sie mit der homburger Quelle. An Reichhaltigkeit der Chlorverbindungen werden aber die homburger, wie alle übrigen Soolquellen, von der nauheimer Badequelle weit übertroffen. Außer den Soolbädern, deren Wirkung durch die in großer Menge vorhandene vortreffliche Mutterlauge nach Bedarf gesteigert werden kann, beweisen sich die trockenen Gasbäder als ein vorzügliches Heilmittel. Besonders hülfreich erweisen sich die nauheimer Quellen gegen die Skrophelsucht in allen ihren Formen, sowie in den verschiedensten Lebensaltern der Kranken. Nicht minder wichtig ist der Gebrauch des Wassers in chronischen Unterleibskrankheiten, Hämorrhoidalanlagen u. weiblichen Krankheiten. Am 30. Aug. 1762 fand am Fuße des Johannisberges zwischen den Alliirten und Franzosen ein Gefecht Statt. Ein zweites Gefecht erfolgte im Oktober 1792 zwischen 160 Hessen u. 1500 Franzosen. N. war Dotation des Marschalls Davoust.

Naukraros (Naukraroi), eigentlich Schiffsherr, Schiffspatron, dann Vorsteher einer uralten, vorsolonischen Bürgergemeinschaft in Athen (Naukrarie), deren anfangs 12 in jeder

Digitized by Google

der 4 athen. Phylen oder 4 in jeder der 12 Phratrien, im Ganzen also 48 waren. Durch die solonische Verfassung wurde festgesetzt, daß von diesen Naukrarien die Bestreitung aller durch das Kriegswesen veranlaßten Kosten bewirkt werden und eine jede derselben 2 Reiter und ein Schiff, alle zusammen also 96 Reiter und 48 Schiffe stellen sollten. Als Clisthenes die Eintheilung in 10 Phylen einführte, traten die Demarchen zwar in soweit an die Stelle der Naukraren, als von nun an jene die Beiträge der Bürger zu allen Staatsausgaben einzutreiben hatten, und die Demen an die Stelle der Naukrarien, doch bestanden diese nicht nur daneben fort, sondern wurden auch auf 50 vermehrt, so daß sie hinfort 100 Reiter und 50 Schiffe zu stellen hatten.

Naulobatus, Anführer der Heruler beim Einfall der Gothen in Italien 259, trat mit vielen seiner Leute in römische Dienste und ward, der erste Barbar, mit der Konsularwürde bekleidet.

Naulochus, 1) Flecken und Ankerplatz im Osten der Nordküste Siciliens zwischen Mylä und dem Vorgebirg Pelorus; nach Manchen beim Kastell Spadafera an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens. Hier Seetreffen zwischen Agrippa, dem Feldherrn Octavians und Sextus Pompejus (36 v. Chr.). — 2) Insel bei Kreta, vor dem Promontorium Sammonium oder der Ostspitze dieser Insel, höchst wahrscheinlich dieselbe, welche Mela Naumachos nennt.

Naumachaeorum Promontorium, Vorgebirg an der Küste von Arabia Felix, an der schmalsten Stelle des persischen Meerbusens, 50 Meilen von der gegenüberliegenden Küste Karamaniens entfernt, wo der von Antiochus eingesetzte König von Mesene, Numenius, einen Seesieg über die Perser erfocht, die äußerste Spitze des Gebirges der Asaber.

Naumachia (gr.), eigentlich eine Seeschlacht, ein Seetreffen, besonders Lustgefecht zur See, als Nachahmung der Seeschlacht. Bei den Römern kam diese Art von Spielen erst durch Cäsar 46 v. Chr. auf. Da das Volk großes Vergnügen daran fand, so wurden sie nachmals immer häufiger gegeben, und zwar an besonders dazu hergerichteten Orten, die man deshalb auch selbst N. nannte. Dieselben waren einem Amphitheater ähnlich, nur war die Arena so tief ausgegraben und konnte in solcher Höhe mit Wasser angefüllt werden, daß Schiffe von ansehnlicher Größe darin schwammen. Oft bestanden sie auch nur aus einem ausgegrabenen Teiche, um den sich dann die Zuschauer ringsherum versammelten. So ließ Cäsar bei den großen Spielen, die er auf dem Campus Martius gab, eine N. anlegen, die aber bald darauf wieder ausgefüllt ward. Ebenso ließ Augustus an der Tiber ein solches Bassin ausgraben, nachher aber dasselbe in einen Park umwandeln. Caligula veranstaltete ein Seegefecht auf einem Teiche, der in den Septen, einem eingeschlossenen Platze auf dem Campus Martius, ausgegraben war. Claudius bediente sich zu diesen Spielen des Lacus Fucinus und Pompejus gar des sicilianischen Meerbusens bei Rhegium. Die Zuschauer sahen diesen Spielen entweder stehend zu, oder saßen auf hölzernen Sitzen, welche dann wieder abgebrochen wurden. Erst später führte man zum Behuf der Abhaltung von Naumachien eigentliche Gebäude auf, und zwar wird von Domitian zuerst berichtet, daß er eine N. an der Tiber mit einem steinernen Bau umgeben habe. Die Naumachien waren natürlich von ansehnlichem Umfang. Eine von Augustus angelegte war 1800 Fuß lang und 200 Fuß breit. Im innern Raume hatten 30 dreiruderige Schiffe und eine Menge kleinerer Fahrzeuge Raum genug, um gegen einander manövrieren zu können. Auch wurden Verzierungen darin angebracht, z. B. von Nero schwimmende Seethiere und von Claudius in der Mitte des Lacus Fucinus ein großer Triton, welcher durch das mittelst einer Maschine hervorgebrachte Blasen der Buccina das Zeichen zum Angriff gab. Der Einfluß des Wassers in die Naumachien ward durch unterirdische Kanäle u. offene Gräben bewerkstelligt, durch die es dann auch wieder abfloß. Das Wasser kam entweder aus dem Tiber, weshalb die Naumachien gewöhnlich in der Nähe dieses Flusses angelegt wurden, oder es wurde durch Wasserleitungen herbeigeführt. Die in den Naumachien Fechtenden hießen Naumachiarii und waren gewöhnlich Gefangene oder verurtheilte Verbrecher, welche bis auf den Tod fechten mußten, wenn sie nicht durch die Gnade des Kaisers gerettet wurden. Daß im Circus Naumachien gehalten worden seyen und man dazu ihn unter Wasser gesetzt habe, ist unwahrscheinlich. Ueberbleibsel von Naumachien haben sich nirgends erhalten, außer vielleicht bei Palermo auf Sicilien, wo man am Fuße des Berges Griffone einen kleinen See dafür hält, in den das Wasser aus den von den benachbarten Höhen herabfließenden Bächen zusammenströmt.

Naumann, 1) Johann Gottlieb, oder Amadeus, ausgezeichneter Komponist, am 17. April 1741 zu Blasewitz bei Dresden geboren, wo sein Vater Landmann war, zeigte früh Neigung zur Musik und erhielt den ersten musikalischen Unterricht vom Schulmeister des Dorfes, wurde aber dann zu einem Schlosser in die Lehre gethan. Als er sich bei Züchtigungen desselben durch die Flucht entzog, verurtheilte man ihn nach einer abermaligen Strafe zum Viehhüten, bis man ihm erlaubte, die Kreuzschule zu Dresden und den musikalischen Unterricht des Kantors Homilius zu besuchen. Ein schwedischer Musiker, Westström, nahm ihn mit nach Italien, wo es ihm gelang, den berühmten Tartini für sich zu interessiren, der ihm seinen Unterricht unentgeltlich zu Theil werden ließ. Er genoß denselben 3 Jahre lang und ließ sich dann in Venedig nieder, wo er zahlreiche Schüler erhielt. Nachdem zwei Opern von ihm mit vielem Beifall aufgeführt worden waren, kehrte er nach einem 6jährigen Aufenthalte in Italien in seine Heimath zurück und wurde hier als kurfürstlicher Kirchenkomponist, bald darauf als Kammerkomponist angestellt. Im folgenden Jahre wurde er von der Kurfürstin Marie Antonie mit zwei andern Musikern, Schuster und Seydelmann, wieder nach Italien gesandt, um behufs der Gründung einer Oper in Dresden die dortigen Bühnen näher kennen zu lernen. Er ging über Wien

nach Venedig, wo er mehre Kirchenmusiken schrieb, und nach einem 10monatlichen Aufenthalte nach Sicilien, wo in Palermo seine Oper „Achilles auf Sciros" mit außerordentlichem Beifall aufgeführt wurde. Er nahm seinen Rückweg über Bologna und Padua, um seine alten Lehrer Martini und Tartini zu besuchen, welcher letztere ihn in die tiefsten Geheimnisse seiner Wissenschaft einzuweihen begann, indem er ihm ein geheimes Manuskript theils diktirte, theils zum Abschreiben gab, welches für N. lauter unverständliche Räthsel, algebraische Zeichen, Ziffern und Hieroglyphen enthielt, nach Tartini's Versicherung jedoch endlich zur tiefsten musikalischen Wissenschaft und wahren Beseligung durch die Kunst führen müsse. Den Schlüssel zu diesen Räthseln erhielt N. jedoch nicht, da er plötzlich nach Dresden gerufen wurde und Tartini wenige Monate nach seiner Abreise starb. Die nächsten 4 Jahre brachte N. in seinem Vaterlande zu, ging dann zum dritten Male nach Italien und schrieb für Venedig die Oper „Soliman", deren begeisterte Aufnahme ihm Aufträge von den größten Bühnen Italiens verschaffte, die er jedoch größtentheils ausschlug, während er nur für Venedig noch „Die wüste Insel" u. „Hypermnestra" u. für Padua die Oper „Armida" schrieb. Nach Dresden zurückgekehrt, erhielt er bald darauf einen Ruf Friedrichs des Großen als Kapellmeister nach Berlin, den er aber aus Dankbarkeit gegen sein Fürstenhaus ablehnte, in Folge dessen er zum Kapellmeister ernannt und sein Gehalt von 600 auf 1200 Thlr. erhöht wurde. Im J. 1776 vom König Gustav III. nach Stockholm berufen, regenerirte er hier die Kapelle, schrieb die Oper „Amphion" und feierte die größten Triumphe. Im J. 1780 ging er zum zweiten Male dahin und komponirte sein berühmtestes Werk, die Oper „Cora", welche den größten Beifall erntete. Die in Stockholm gehabten Erfolge führten N. 1785 nach Kopenhagen, wo er die Oper „Orpheus" auf die Bühne brachte, und 1786 nach Berlin, wo er sich der Ausbildung der Kapelle mit Eifer unterzog. In demselben Jahre ward er von seinem Kurfürsten zum Oberkapellmeister mit 3000 Thlr. Gehalt ernannt. Von seinen später in Dresden sind die gelungensten „Elisa", „Tutto per amore", „La damo soldato" und „Acis et Galathea". Mit besonderer Neigung wandte er sich später der Kirchenmusik zu. So schrieb er z. B. für die fasch'sche Singakademie zu Berlin allein 27 große Messen und 10 geistliche Oratorien. Seine Kirchenkompositionen, darunter sein „Vaterunser" (Text von Klopstock), sind größtentheils Eigenthum der dresdener Hofkapelle. Unter seinen Oratorien ist „Gli Pellegrini" das berühmteste. Für die Glasharmonika, auf der er große Fertigkeit besaß, komponirte er 6 Sonaten. Als Lehrer hat er den berühmten Heinrich Himmel und die Sängerin Auguste Schmalz gebildet. N. † am 23. Oktober 1801 in Folge eines Schlagflusses während eines Spazierganges im großen Garten bei Dresden. Vgl. Meißner, Bruchstücke zur Biographie J. G. N.s, Prag 1803—8, 2 Bde.

2) Friedrich, Historienmaler, Bruder des Vorigen, geb. 1750 zu Blasewitz bei Dresden, Schüler der dresdener Akademie, ging mit seinem Bruder nach Venedig und von da nach Rom, wo er 7 Jahre unter Mengs' Aufsicht arbeitete. Mit demselben arbeitete er auch 7 Jahre in Florenz, folgte dann 1775 von Rom aus dem Rufe des Markgrafen von Ansbach und lebte von 1781 an in Ansbach als Hofmaler. Seine eigenen Kompositionen sind Historien und Genrebilder und zeigen die der mengsschen Schule eigene Korrektheit der Zeichnung und warmes natürliches Kolorit. Von ihm ist das Altarblatt in der neuen Kreuzkirche zu Dresden.

3) Johann Friedrich, verdienter deutscher Ornithologe, am 14. Febr. 1780 zu Ziebigk bei Köthen geboren, Sohn des ebenfalls als Ornithologe bekannten Johann Andreas N. († 15. Mai 1826), besuchte von 1790—94 die Hauptschule zu Dessau, wurde aber dann von dem Vater wieder nach Hause genommen, um diesen in der Betreibung der Landwirthschaft zu unterstützen. Unermüdlich studirte er für sich Schriften über Land- und Gartenbau und alle Zweige der Naturgeschichte, Botanik und Zoologie, vor Allem jedoch Ornithologie. Später wendete er sich der letztern Wissenschaft ausschließend zu, beschränkte sich aber wesentlich auf das Studium der deutschen Vögel, wobei er von den namhaftesten Forschern unterstützt wurde. Die Menge und der Umfang der mit größter Ausdauer und Umsicht von ihm gesammelten Beobachtungen ist staunenswerth und verleiht seinem Hauptwerk „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" (12 Bde., Leipz. 1822—44), dem allein Audubons Leistungen verglichen werden können, einen unvergänglichen Werth. Der Anfang dieses Werkes rührt von N.s Vater her; der Sohn gab ihm die Vollendung und zeichnete und stach selbst die große Anzahl vortrefflicher Platten, die dasselbe begleiten. Auch nahm er Theil an mehren andern Arbeiten, z. B. an Buhle's Schrift „Die Giftpflanzen Deutschlands" (Köthen 1804) und dessen Werk „Die Eier der Vögel Deutschlands" (Halle 1819 ff.). Er schrieb noch: „Taxidermie" (Halle 1815) u. „Ueber den Haushalt der nördlichen Seevögel Europa's" (Lpz. 1824). N. zu Ehren hat die deutsche Ornithologengesellschaft ihr Organ „Naumannia" (1850 ff.) benannt. N. † den 15. Aug. 1857 zu Köthen.

4) Karl Friedrich, Professor der Geognosie an der Bergakademie zu Freiberg, der älteste Sohn von N. 1), den 30. Mai 1797 zu Dresden geboren, bezog 1812 die Fürstenschule zu Pforta und ging 1816 auf die Bergakademie zu Freiberg, verließ sie jedoch nach Werners Tode und studirte philosophische und Naturwissenschaften zu Leipzig und Jena. Nachdem er am letztern Orte promovirt, ging er nochmals nach Freiberg, besonders um Mohs zu hören, und machte 1821—22 eine wissenschaftliche Reise nach Norwegen. Er habilitirte sich 1823 in Jena u. 1824 in Leipzig. Als 1826 Mohs den Ruf nach Wien angenommen hatte, wurde N. dessen Nachfolger an der Bergakademie zu Freiberg als Professor der Krystallologie und zugleich Disciplinarinspektor. Dieser seinen Wünschen nicht ganz entsprechende Wirkungskreis erweiterte sich bedeutend, als ihm 1835 die Redaktion der geognostis-

Digitized by Google

schen Karten von Sachsen und des zugehörigen Textes übertragen und die Professur der Geognosie ertheilt wurde. Im Aug. 1842 kam er an die Universität zu Leipzig. Außer mehrfachen Beiträgen in Journalen erwähnen wir von seinen selbstständigen Arbeiten: „Beiträge zur Kenntniß Norwegens“ (2 Bde., Leipz. 1824); „Versuch einer Gesteinslehre“ (daf. 1824); „Grundriß der Krystallographie“ (daf. 1825); „Lehrbuch der Mineralogie“ (Berlin 1828); „Lehrbuch der reinen u. angewandten Krystallographie“ (2 Bde., Leipz. 1830); „Erläuterungen zur geognostischen Karte von Sachsen“ (Heft 1—3, Dresden u. Leipzig 1836—39); „Anfangsgründe der Krystallographie“ (Dresd. 1841, 2. Aufl., Leipz. 1854); „Elemente der Mineralogie“ (Leipz. 1846, 3. Aufl., 1852); „Lehrbuch der Geognosie“ (daf. 1850—53, 2 Bde.); „Ueber den Quincunx, als Grundgesetz der Blattstellung“ (Dresd. u. Leipz. 1845).

5) Moritz Ernst Adolf, ordentlicher Professor der Medicin zu Bonn, Bruder des Vorigen, geboren zu Dresden am 7. Okt. 1798, bezog 1816 die Universität zu Leipzig, wo er sich für das Studium der Medicin entschied. Nachdem er 1820 in Leipzig die medicinische Doktorwürde erhalten und sich in Leipzig u. Berlin bis 1822 weiter fortgebildet hatte, habilitirte er sich 1824 auf ersterer Universität als Privatdocent, wurde jedoch 1825 als außerordentlicher Professor nach Berlin berufen und bereits 1828 nach Bonn versetzt. Einen spätern ehrenvollen Ruf an die neu gegründete Universität zu Zürich lehnte er ab. Nach Nasse's Tode erhielt er die Direktion des gesammten klinischen Institutes. Außer vielen kleinen, in Journalen zerstreuten Aufsätzen sind von seinen Schriften hervorzuheben: „Kritische Untersuchungen der allgemeinen Polaritätsgesetze“ (daf. 1822); „Ueber die Grenzen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften“ (Leipz. 1823); „Ueber das Bewegungsvermögen der Thiere“ (daf. 1824); „Handbuch der allgemeinen Semiotik“ (Berl. 1826); „Theorie der praktischen Heilkunde“ (daf. 1827); „Zur Lehre von der Entzündung“ (Bonn 1828); „Versuch eines physiologischen Beweises für die Unsterblichkeit der Seele“ (daf. 1830); „Pathogenie“ (Berl. 1841, nebst 3 Fortsetzungen, daf. 1841—45). Seine Hauptwerke sind das ausführliche „Handbuch der medicinischen Klinik“ (Bd. 1—8, daf. 1829 bis 1830, 2. Aufl., Bd. 1, Berl. 1848), ein mit erstaunlichem Fleiß u. bewunderungswürdiger Ausdauer bearbeitetes, durch Gründlichkeit, Reichhaltigkeit u. Gelehrsamkeit ausgezeichnetes Werk, u. die „Allgemeine Pathologie und Therapie“ (Bd. 1, Berl. 1851). Unter seinen übrigen Schriften hat besonders die Schrift: „Die Probleme der Physiologie“ (Bonn 1835) durch die darin aufgestellte sehr geistreiche Theorie der Innervation des Blutes die Aufmerksamkeit erregt.

6) Konstantin August, Mathematiker, jüngster Bruder der beiden Vorigen, den 9. März 1800 zu Dresden geboren, seit 1827 Professor der reinen Mathematik an der Bergakademie zu Freiberg, † daselbst den 21. Nov. 1852, war ein gründlicher Forscher auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften.

7) Emil, Musiker, Sohn von N. 5), den 8. Sept. 1827 zu Berlin geboren, Schüler Mendelssohns, ward Hofkirchenmusikdirektor am königlichen Domchors-Institut. Sein erstes, größeres Werk, das Oratorium „Christus des Friedensbote“, gelangte seit Dec. 1848 erst zu Dresden, dann 1849 auch in Berlin zur Aufführung. Er hat über 20 a capella komponirte Psalmen geliefert. Zu der 1852 zu Dresden und Berlin aufgeführten großen Messe begeisterte ihn eine Reise nach Rom.

Naumburg (N.-a-Seitz), früher selbstständiges, später zu Kurfachsen gehöriges Hochstift, lag in 2 getrennten Theilen an der Saale und an der Elster, umfaßte im Ganzen 12 □Meilen mit 40,000 Einw., gehörte zur ersten Klasse der kurfächsischen Landschaft, hatte seine eigene Regierung, ein besonderes Kammerkollegium und Konsistorium und zerfiel in die Aemter: Naumburg, Zeitz und Hainsburg. Das Wappen war: Diesen und Schlüssel, kreuzweise über einander gelegt im rothen Felde. Das Gebiet des Stifts ist jetzt (ein kleines Stück, welches zum Königreich Sachsen gehört, ausgenommen) unter die Kreise Naumburg und Zeitz des preußischen Regierungsbezirks Merseburg vertheilt. Das von Kaiser Otto I. 968 gestiftete Bisthum zu Zeitz wurde wegen der fortwährenden Beunruhigungen durch die Wenden und Polen 1029 nach N. verlegt, während in Zeitz nur ein untergeordnetes Kollegiatstift blieb. Zur Zeit der Reformation setzte Johann Friedrich der Großmüthige einen lutherischen Bischof, Nikolaus von Amsdorf, nach N. (1542); allein das Domkapitel erkannte ihn nicht an und wählte den als Gelehrten berühmten katholischen Domherrn Julius Pflug, dem Amsdorf den Platz räumen mußte. Pflug war der letzte Bischof von N., denn nach seinem Tode (1564) wählte das Domkapitel den 3jährigen Sohn des Kurfürsten August, Alexander, und als dieser im folgenden Jahre starb, den Kurfürsten selbst zum Administrator des Bisthums. Herzog Moritz, des Kurfürsten Johann Georg I. vierter Sohn, stiftete die zeitzische Nebenlinie des Kurhauses Sachsen (s. d.). Da sich sein Sohn, Moritz Wilhelm, 1715 öffentlich zur römisch-katholischen Kirche bekannte, erklärte das evangelische Domkapitel das Bisthum für erledigt und wollte zur Wahl eines neuen Bischofs schreiten. Friedrich August I., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, nahm aber das Stift mit bewaffneter Hand in Besitz, regulirte sich mit Moritz Wilhelm, und so kam das Bisthum an das Kurhaus Sachsen. Im Jahre 1815 wurde das Stift mit an Preußen abgetreten, das Domkapitel aber besteht noch. Vgl. Philipp, Geschichte des Stiftes N. und Zeitz, Zeitz 1800.

Naumburg, 1) Stadt in der kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Wolfhagen, an dem Abhange eines über dem rechten Ufer des Flüßchens Elbe aufsteigenden Berges, ist Amtssitz und hat 1900 Einwohner, deren ganzer Erwerb sich auf den Feldbau beschränkt. N. entstand im 13. Jahrhundert am Fuße des Berges, auf dem die Burg der Grafen von N. lag.

2) (N. an der Saale), Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk

Merseburg in sehr anmuthiger Gegend an der thüringischen Eisenbahn, ¾ Stunden südöstlich vom Einflusse der Unstrut in die Saale, besteht aus der eigentlichen Stadt, der sogenannten Herrenfreiheit und 3 Vorstädten, von welchen aber nur noch der Georgenberg als Vorstadt gilt. Der durch die Niederreißung der Mauern zwischen der ehemaligen Stadt und der Domfreiheit gewonnene Platz bildet jetzt eine schöne Promenade. Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören: das Residenzhaus auf dem Markte, gewöhnlich Schloß genannt, für Herzog Moritz erbaut, in neuerer Zeit Hauptsteueramt und Packhof, jetzt theilweise dem Kreisgericht eingeräumt, das Rathhaus mit 37 Verkaufsgewölben unter demselben, das Oberlandesgerichtsgebäude vor der Stadt (früher Bischofshof, später Domprobsteikurie). Die Domkirche ist im gothischen Style erbaut, mit 3 Schiffen über der Erde und einer Krypte, dem hohen Chor nach Osten und wieder einem Chor nach Westen; die 3 Thürme (der 4. ist nur bis zum Kirchendach aufgeführt) wurden 1349 vollendet. Ihr Inneres enthält viele kostbare Denkmäler altdeutscher Kunst, Statuen, Schnitz- und Gußwerke, Gemälde ꝛc. Außer dem Dom hat die Stadt noch vier Pfarrkirchen, von denen die Wenzeskauskirche, mit bronzenem Taufstein und Gemälden, und die Moritzkirche sehenswerth sind. N. hat ferner ein Gymnasium (Domgymnasium), mit dem 1808 die lateinische Stadtschule vereinigt wurde, eine Bürgerschule, Gewerbschule, ein Waisenhaus, ein Armen- und Arbeitshaus und 4 Hospitäler, von denen das eine jetzt zu einer Kleinkinderbewahranstalt eingerichtet ist. N. ist Sitz des evangelischen Domkapitels, des Oberlandesgerichts für den Regierungsbezirk Merseburg und die Kreise Erfurt, Weißensee, Langensalza, Ziegenrück und Schleusingen des erfurter Regierungsbezirks, eines Kreisgerichts, Handelsgerichts, Hauptsteueramts, Kreisamts, einer Post und Garnison. Die Einwohner, ungefähr 14,500, beschäftigen sich mit der Fabrikation von Wollenzeuchen, Leder, Strümpfen, Kämmen, Bleiweiß, Vitriol und Seifes auch findet man mehre lithographische Institute, Buchhandlungen u. Buchdruckereien, eine Spielkarten- u. Wagenfabrik. Handelsartikel sind: Wolle, Leder, Bettfedern, Roßhaare, Strumpfwaaren, Oel und Wein, welcher um N. wächst. Einen namhaften Erwerbsbetrieb bildet die Schifffahrt auf der Saale und Unstrut mit großen Schifferkähnen, welche stromaufwärts gezogen werden. Jährlich wird eine vom Kaiser Maximilian 1514 privilegirte Messe gehalten, die von den Patronen der Domkirche den Namen Petripaulmesse führt und den 29. Juni beginnt. Der 1818 gemachte Versuch, den Meßhandel N.s durch Verlegung der Petripaulmesse in das Frühjahr und Einführung einer Wintermesse zu heben, verfehlte seinen Zweck und der Beitritt des Königreichs Sachsen zum Zollverband (1834) hatte zur Folge, daß jene zurückverlegt und diese wieder aufgehoben wurde. Aber auch die Eine Messe sinkt immer mehr, und ihr Ausfall ist meist ein kläglicher. Bedeutender ist die sogenannte Holzmesse, welche alljährlich vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag in der Nähe des Badeortes Kösen bei N. abgehalten wird und besonders für das thüringer Waldland große Wichtigkeit hat. Das jährliche Kinderfest, das Hussiten- oder Kirschfest, soll seine Entstehung dem Angriff der Hussiten auf die Stadt unter Procopius (28. Juli 1432) verdanken. Der Bischof von N., von Goch, habe nämlich in Kostnitz für Huß' Tod gestimmt, Procopius aber dafür die Stadt zu zerstören gedroht. Um ihn zu besänftigen, habe man auf den Rath eines Bürgers, des Viertelmeisters Wolf, die sämmtlichen Kinder der Stadt in weiße Sterbegewänder gekleidet u. sie mit Citronen in der rechten und einem grünen Zweig in der linken Hand in das feindliche Lager geschickt, um dort kniend die Gnade des bussitischen Feldherrn anzuflehen, der, durch den Aufzug gerührt, die Belagerung sogleich aufgehoben und die Kinder mit Kirschen bewirthet habe. Fast dasselbe wird von N. am Queis und von Mühlhausen erzählt. Neuere Geschichtsforscher ziehen das ganze Ereigniß in Zweifel, da die Hussiten gar nicht bis N. gekommen seyen. In neuerer Zeit hat sich das Schulfest zu einem allgemeinen Volksfest gestaltet. Auf die erwähnte Sage bezieht sich Kotzebue's Schauspiel: „Die Hussiten vor N." An der Stelle des jetzigen Dorfs Großjena lag einst die Stadt Jena, der Stammsitz Eckards I., Markgrafen von Meißen und Thüringen (982—1002), der die nach ihm benannte Eckardsburg und die Neuenburg baute, von der die Stadt den Namen führt. In der Nähe dieser Neuenburg gründete Markgraf Eckard eine Stiftskirche und ein Benediktinerkloster. Die Brüder Eckard II. und Hermann schenkten den rasch aufblühenden Ort dem Stifte Zeitz unter der Bedingung, den bischöflichen Stuhl hierher zu verlegen; unter gleichen Bedingungen wurde dem Orte von Konrad II. Stadt- u. Marktrecht (Forum regale) ertheilt und 1029 das zeitzer Bisthum wirklich hierher verlegt. Der Aufbau der von Eckard begonnenen Stiftskirche wurde nun aufgegeben und der Neubau einer Domkirche nach einem großartigen Plane beschlossen und fortgeführt. Von mehren von 1211—1614 hier gehaltenen Fürstentagen ist berühmt der von 1448, wo ein Waffenstillstand im Bruderkriege geschlossen, und der am 27. Januar 1451, wo dieser Krieg durch einen Frieden beendigt wurde. Am 24. Februar 1554 hier Vertrag (naumburger Vertrag) zwischen dem seiner Länder beraubten Johann Friedrich dem Großmüthigen und dem Kurfürsten August, in welchem ersteren einiges Land abgetreten wurde; hier wurde auch der naumburger Erbvertrag zwischen Brandenburg, Schlesien und Sachsen am 28. April 1457 geschlossen. Am 29. August 1631 wurde N. von Tilly, am 29. Oktober 1632 von Gustav Adolf erobert, 1642 aber von dem schwedischen General Königsmark vergeblich belagert. Vergl. K. P. Lepsius, Die Sage von den Hussiten vor N., Zeitz 1811; Puttrich, N. an der Saale, sein Dom und andere alterthümliche Bauwerke (Text von Lepsius), Leipzig 1841 bis 1843.

3) (N. am Queis), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Bunzlau, am rechten Ufer des Queis, hat eine Pfarrei, 2 Kirchen, ein Kreisgericht, Untersteueramt, eine Post, Brauerei, Tuchwalke, Ziege-

Digitized by Google

let und 1700 Einwohner. N. gehörte sonst dem 1217 von Heinrich dem Bärtigen gestifteten, 1810 aufgehobenen Benediktinernonnenkloster.

4) (N. am Bober), Stadt daselbst, Kreis Sagan, am rechten Ufer des Bober, Christianstadt gegenüber, hat ein Schloß, eine Kirche, Pfarrei, Post, ein Untersteueramt, Brauerei, Brennerei, Tabaksspinnerei, Schönfärberei, einen Kupferhammer und 1000 Einwohner. Am Fuße des Schloßberges ist seit 1827 ein Bad errichtet worden, dessen eisenhaltig-salinisches Wasser aus 2 Quellen kommt, vorzugsweise als Wasserbad benutzt und in dieser Form gerühmt wird bei Schwäche der äußeren Haut, großer Empfindlichkeit derselben und dadurch bedingter Neigung zu rheumatischen Leiden, Schwäche des Muskel- und Verstimmung des Nervensystems, Kachexien, Hysterie, hartnäckigen rheumatischen und gichtischen, mit allgemeiner Schwäche komplicirten Leiden, Lähmungen, Skelettflüssen, Bleichsucht, Neigung zu Abortus u. endlich chronischen Hautausschlägen.

Naundorf, Karl Wilhelm, angeblicher Sohn Ludwigs XVI. von Frankreich, s. den 10. August 1845 zu Delft in Holland, s. Ludwig 4) r).

Naunia (Anaunia, Valle di Non e del Sole), Thal bei Trient in der Lombardei, mit 20 alten Burgen, 90 Dörfern; seine 40,000 Bewohner haben altertümliche Sitten und sprechen einen eigenen Dialekt.

Naupactus, wichtige und sehr feste Hafenstadt im Gebiete der ozolischen Lokrer, mit dem besten und größten Hafen an der ganzen Nordküste des korinthischen Meerbusens, an einem steilen Felsen etwas östlich vom Vorgebirge Antirrhium, soll ihren Namen davon erhalten haben, daß entweder die Lokrer oder die Herakliden ihre Flotte hier erbauten, und verdankte ihre Blüthe besonders den Athenern, welche die Ueberreste der von den Spartanern bezwungenen Messenier hierher verpflanzten und die Stadt, in deren Hafen sie stets eine Flotte liegen hatten, zu ihrem Waffenplatze gegen das westliche Griechenland machten. Nach dem Sturze Athens durch die Schlacht bei Aegospotamos bemächtigten sich die Lokrer der Stadt aufs Neue, die jedoch bald darauf in die Hände der Achäer kam, denen sie aber von Epaminondas wieder entrissen wurde. Später theilte sie Philipp von Macedonien sammt dem größten Theile des lokrischen Gebiets als Aetolia Epikrenis den Aetolern zu, weshalb sie auch zu Aetolien gerechnet wird; erst die Römer schlugen sie wieder zu Locris. Pausanias fand daselbst Tempel des Poseidon und der Artemis, Ruinen eines Tempels des Aeskulap, eine (noch vorhandene) der Aphrodite geweihte Grotte ꝛc. N. ist das heutige Lepanto, das bei den Eingebornen noch immer Nepaktos heißt.

Nauplia (Napoli di Romania), die befestigte Hauptstadt einer Eparchie in der Romanie Argolis im Königreich Griechenland, mit einem wohlgeschützten Hafen, der 600 Schiffe fassen kann, am Meerbusen von Argos oder N., um welchen die Stadt in Form eines Halbmondes liegt. Eine vom Meere und von hohen Felsen eingeschlossene Straße bildet den einzigen Eingang von der Landseite, der überall von den Batterien der Festungswerke bestrichen werden kann. Unter den Kirchen sind zwei Kathedralkirchen, nämlich die des heiligen Spiridion, bei welcher der Präsident Johann Graf Kapo d'Istria ermordet wurde, und die des heiligen Georg, bemerkenswerth. Die Häuser sind größtentheils von Stein, haben zwei Stockwerke, nach europäischer Art gebaut. Die Straßen, mit Ausnahme der Hauptstraße, sind nicht gepflastert und daher sehr schmutzig. Die Stadt ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat ein Seminar, eine Militärschule und ein Gymnasium und 14,000 Einw., die einen nicht unbedeutenden Handel treiben. N. ist die festeste Seestadt Griechenlands. Die Befestigungen sind von der alten venetianischen Bauart. Die Citadelle Palamidi liegt auf dem Rücken eines sehr hohen und steilen Felsens, der die Stadt und den Hafen beherrscht. Das Fort Itschkale (die dreifache Festung), am Fuße dieses Felsens, vertheidigt die Stadt gegen jeden Anfall von der Seeseite. Ein anderes Fort, Absantitka, liegt im untern Theile der Stadt. Das Fort Burtsa liegt mitten im Golf und dient zum Schutz des Hafens. Die Vorstadt Pronia, in einiger Entfernung von der Stadt, rechts vom Wege nach Liguria, ist meist nach europäischer Art gebaut. Die Umgebungen von N. sind ziemlich einförmig und bieten größtentheils einen Morast oder Granitfelsen dar, die mit Moos und niedrigem Gesträuch überwachsen sind. Am andern Ufer des Golfs liegt die kleine Stadt Astros, die mit weißen, noch von den Genuesern erbauten Mauern umgeben ist. Im Alterthum war N. der Hafen von Argos, etwas nördlicher als jetzt gelegen. Zu des Pausanias Zeit war hier nur ein Poseidonstempel zu sehen, auch die Quelle Kanathos, worin sich Here täglich badete. Das neue N. wurde 1205 von den Venetianern und Franzosen eingenommen. Im 14. Jahrhundert herrschte hier eine Dynastie von französischer Abkunft, deren letzter weiblicher Sprößling sich mit dem Venetianer Pietro Cornaro vermählte. Als dieser 1383 starb, überließ die Wittwe Argos nebst N. an Venedig, von dem beide Orte bis 1539 behauptet, dann aber an die Türken abgetreten wurden. Im Jahr 1686 nahmen die Venetianer unter dem General von Königsmark den Berg Palamidi und zwangen die Stadt zur Kapitulation. Im Jahre 1715 ging N., wie ganz Morea, an die Türken verloren, die es nun bis zum griechischen Aufstande behielten. Seit dem Oktober 1821 ward der Hafen von N. durch die Heldin Bobolina mit ihren Schiffen und von der Landseite durch Demetrius Ypsilanti gesperrt; allein englische Schiffe versahen den Ort mit Lebensmitteln, weshalb Ypsilanti einen mißglückten Versuch machte, N. mit Sturm zu nehmen. Endlich übergaben die Türken am 18. Juni (a. St.) 1822 den Griechen das Außenwerk von der Seeseite und versprachen, den Platz zu räumen, wenn binnen 40 Tagen kein Entsatz käme. Drum Ali Pascha drang hierauf in Morea ein und setzte sich am 31. Juli und 1. August mit N. in Verbindung, wo Niketas die Blokade bereits aufgehoben, das Außenwerk aber besetzt gelassen hatte. Nach Dram Ali's Niederlage ward Palamidi in der Nacht vom 30. No-

vember zum 1. December (a. St.) durch die Griechen erobert und 22 Tage nachher durch Kolokotronis die Kapitulation behufs der Uebergabe der Stadt selbst abgeschlossen, die am 22. December 1822 (3. Januar 1823) von den Hellenen besetzt wurde. Am 30. April 1823 ward in N. der erste ordentliche Kongreß des hellenischen Volks versammelt; die neue Centralregierung mußte jedoch anfangs in Tripolitza ihren Sitz nehmen, weil der jüngere Kolokotronis mit einem Heerhaufen jenen Platz behauptete. Nachdem endlich Kolokotronis zum Nachgeben bewogen worden war, zog 1824 die griechische Regierung in N. ein, worauf am 8. Okt. 1824 daselbst die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers eröffnet wurden. Hier wurde der Präsident Kapo d'Istria am 9. Okt. 1831 ermordet. Am 6. Februar 1833 landete der König Otto in N. und residirte daselbst nebst der Regentschaft, bis er am 13. December 1834 seinen Sitz nach Athen verlegte.

Nauportus, alte und früher blühende Handelsstadt der Taurisker in Pannonia superior, am gleichnamigen Fluß, welche namentlich mit Aquileja im lebhaftesten Handelsverkehr stand, aber nach Gründung des nahen Aemona, welches nur 15 Mill. nordöstlich von ihr entfernt war, ihre ganze frühere Bedeutung verlor und obendrein bei dem Aufruhr der pannonischen Legionen nach Augustus Tod von diesen geplündert und zerstört wurde. Den einheimischen Namen der Stadt kennen wir nicht, der lateinische aber gründete sich auf die Sage, daß die Argonauten bei ihrer Rückkehr bis hierher auf dem Ister (der aber freilich weit nördlich von N. fließt und nur durch seine Nebenflüsse damit in Verbindung steht) geschifft wären und von da ihr Schiff auf den Schultern über die Alpen ins adriatische Meer getragen hätten. Jetzt Oberlaibach.

Nau Ruz, Neujahrsfest in Persien, wobei der König seinen Dienern Geschenke gibt, wogegen ihm diese einen bestimmten Tribut an Sklaven, Pferden und Geld verehren müssen.

Nausicaa, Tochter des Phäakenkönigs Alcinous und der Arete, fand am Ufer den aus dem Meeresfluthen entkommenen Odysseus, soll später die Gemahlin des Telemach geworden seyn u. ihm einen Sohn Persepolis oder Ptoliporthos geboren haben.

Nautik (v. Lat.), s. Schifffahrtskunde.

Nautikon (ar.), s. v. a. Bodmerei.

Nautilus (Schiffsboot), eine zu den Kopffüßern gehörende Gattung von Weichthieren, ist das einzige auf unsere Zeit lebend übergegangene Glied einer großen Familie, die schon in den frühesten Schöpfungsperioden vorhanden war und von der die Ammoniten, Goniatiten, Belemniten rc. fossile Ueberreste sind. Das Thier ist länglich, hinten zugerundet, hat vier Kiemen und zahlreiche kurze, zurückziehbare, fadenförmige Arme ohne wahre Saugnäpfe. Die Schale ist groß, regelmäßig auf beiden Seiten am Wirbel vertieft, spiralig gewunden, die letzte Windung alle übrigen umfassend, inwendig prächtig perlglänzend. Die Scheidewände sind in der Mitte durch eine Röhre durchbohrt und am Rande eben, ungetheilt und ohne Zähne. Da der N. nur bei ganz ruhigem Wetter an die Oberfläche kommt und beim Herannahen eines Boots sich schnell in die Tiefe versenkt, so gelingt es sehr selten, ein lebendes Exemplar zu erhalten. Die Arten sind nicht zahlreich und noch nicht deutlich genug beschrieben; die bekannteste ist der gewöhnliche N. oder das gemeine Schiffsboot (N. Pompilius L., Perlboot, Seenymphe, Schiffskuttel), mit großem, ungenabeltem, milchweißem u. rothbraun gebändertem Gehäuse, das über einen Fuß im Durchmesser erreicht, findet sich äußerst häufig an den Papuinseln und in mehren anderen Gegenden Ostindiens. Schon vor Jahrhunderten pflegte man die Gehäuse zur Zierde aufzustellen oder auch zu Trinkgefäßen u. dergl. zu benutzen, nachdem man durch eine Säure die äußere Rinde abgelöst, wodurch der Perlmutter zum Vorschein kam, in welchen man auch Figuren u. dgl. einschnitt. Eine große Seltenheit ist das genabelte Schiffsboot (N. umbilicatus), an dessen genabeltem Gehäuse die letzte Windung die frühern nicht verbirgt. Von den fossilen Arten, deren 130 gezählt werden, ist der doppelrückige N. (N. bidorsatus v. Schlotheim) Leitmuschel für die obern Schichten des Muschelkalks, in denen er z. B. bei Göttingen, Hildesheim rc. zugleich mit Ammonites nodosus vorkommt.

Nautodikia (gr.), athenische Behörde, welche die Handelsstreitigkeiten zu entscheiden hatte.

Nautomanie (Matrosenwuth, Nautomania), eine der Wasserscheu ähnliche gesteigerte Empfindlichkeit mit Tobsucht, Mordlust, Zerstörungswuth, Raublust.

Nauvoo, Stadt im nordamerikanischen Staat Illinois, am Mississippi, war 1840—46 Hauptort der Mormonen (s. d.), welche gewaltsam von hier vertrieben wurden. Ihr einst prächtiger, dann zerstörter Tempel wurde später von französischen Ikariern unter Cabet erworben, s. Ikarien.

Naval (v. Lat.), was zur Schifffahrt und zum Schiffswesen gehört; daher Navalkrieg, s. v. a. Seekrieg.

Navarete, Juan Fernandez, spanischer Historienmaler, geboren 1526 zu Logroño, verlor in früher Kindheit durch eine Krankheit das Gehör und ward in Folge dayon taubstumm. Im Kloster Estrella widmete er sich unter Leitung des Bruders Vicente de Santo Domingo der Malerei, besuchte dann Italien, wo er vornehmlich Tizians Werke studirte, die er sich in seinen frühern Werken zum Vorbilde nahm, wohnend in seinen spätern mehr die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der spanischen Schule hervortreten. Im J. 1568 kehrte er nach Spanien zurück und ward Hofmaler Philipps II. Er † 1572 (nach Andern 1579) im Escurial. Für das Escurial malte N. den heiligen Hippolyt, wie derselbe mit seinen Gefährten den heiligen Lorenz begräbt, ein herrliches Nachtstück und eines seiner Hauptwerke, bezaubernd in Färbung und Helldunkel. Ein Hieronymus in der Wüste, ebenfalls für sein Meisterstück erklärt, befand sich noch 1822 im Escurial. Hier sah man damals auch noch die Enthauptung des heiligen Jakob, eine heilige Jungfrau mit dem Kinde und von einer heiligen umgeben, die Geißelung Christi, den Heiland, nach der Auferstehung den Jüngern er-

Digitized by Google

scheinend, die Berufung des heiligen Andreas, St. Petrus und Paulus, St. Bartholomäus und Thomas u. A., alles Altarstücke mit lebensgroßen, höchst ausdrucksvollen Figuren. Andere Werke von N.'s Hand sind im Kloster Estrella, zu Salamanca und Valencia. In der Gallerie des Marschalls Soult zu Paris war eines seiner vorzüglichsten Bilder, die Aufnahme der drei Engel bei Abraham, wahrscheinlich eines seiner letzten.

Navarino (Navarin), feste Hafenstadt mit Citadelle auf der Südwestseite der griechischen Halbinsel Morea, die Hauptstadt der zur Nomarchie Messenien gehörigen Eparchie Pylos, ist bedeutend durch seinen Hafen, den besten und geräumigsten in Morea, welcher die Bai von N. bildet, 3 Stunden lang und eine Stunde breit ist und 1000 Schiffe fassen kann. Sein Wasser ist tief genug für die größten Kriegsschiffe und der Ankergrund so sicher, daß selbst die Häfen von Plymouth, Cadix, Syrakus und Brest darin keinen Vorzug haben. Die Mündung des Hafens befindet sich einerseits zwischen der äußersten Spitze der langen, aber schmalen, mit Felsenriffen umgebenen Insel Sphagia oder Sphakteria, andererseits aber zwischen der äußersten Spitze des Festlandes, die aus einem großen Felsen besteht. Der Eingang in den Hafen ist zwar bequem, aber so schmal, daß nur 2 Schiffe zugleich einlaufen können, weshalb derselbe sehr leicht gegen alle Angriffe einer Seemacht vertheidigt werden kann. An der Nordseite der Insel liegt das befestigte Altnavarin oder Paläokastron, an der Stelle, wo Pylos gestanden haben soll. Das gegenwärtige Neunavarin oder Neokastron, mit 2000 Einw., wurde im Mittelalter während der fränkischen Herrschaft im Peloponnes durch Nikolaus von St.-Omer angelegt und kam später abwechselnd unter türkische Herrschaft. Schon im Alterthume war die Bai von N. durch eine große Seeschacht im peloponnesischen Kriege (425 v. Chr.) berühmt; berühmter noch wurde sie durch die am 20. Okt. 1827 von der vereinigten englisch-französisch-russischen Flotte der ägyptisch-türkischen gelieferte Seeschlacht, welche die Freiheit Griechenlands entschied.

Navarra, ehemaliges Königreich, aus Obernavarra auf der Südseite und Niedernavarra auf der Nordseite der Pyrenäen bestehend, von denen Obernavarra, noch immer häufig das Königreich N. genannt, die jetzige spanische Provinz N. oder Pampelona bildet. Dieselbe grenzt nördlich an die Pyrenäen, südlich an Altkastilien, östlich an Aragonien und westlich an die baskischen Provinzen und umfaßt 115½ □M. mit nahe an 300,000 Einw. Es bildet eine Terrasse des spanischen Hochlandes und ist sehr waldreich, von schönen und fruchtbaren Thälern durchschnitten, die sich an den Ufern der durchströmenden Gewässer ausbreiten. Im nördlichen Hochgebirge ist der Boden steinig und mager und für Agrikultur nicht geeignet. Die Pyrenäen steigen hier zu hohen Gipfeln empor und verzweigen sich im Lande in den Sierras von Andia, Rey, Monreal, Aranzonz das Stammgebirge steigt hier im Gipfel von Alto Biscar am höchsten in Spanien. Der Ebro tritt bei Logroño ins Land und läuft in südöstlicher Richtung bis Tudela und Bunnuela, wo er es wieder verläßt. Die Egra und der Aragon, die Alhama und der Quelle fließen ihm von den Pyrenäen herab zu, die Bidassoa, ein Grenz- und Küstenfluß, merkwürdig wegen der schönen Fasaneninsel, die er bildet, nimmt ihren Lauf nach Guipuzcoa. Kleine Lagunen finden sich in den Gebirgen und an der Küste, auch fehlt es nicht an Salzquellen, Sauerbrunnen und Bädern. Das Klima ist gesund, auf den Hochgebirgen rauh; häufige Regen erhalten das frische Grün auf den fruchtbaren Thalwiesen. So fleißig der Ackerbau betrieben wird, so mühselig und kärglich ist seine Ausbeute im Gebirgslande. In den niederen Gegenden erzeugt man Getreide, guten Wein und Oel, Flachs und Hanf, Gemüse aller Art. Die Waldungen geben große Buchen und Tannen zu Mastbäumen, Kastanien und Süßholz. Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine gibt es in großer Menge und Güte. Die kalten Gewässer der Gebirgsthäler geben herrliche Aale und Forellen. Bären, Wölfe, Gemsen, wilde Ziegen, rothes und schwarzes Wild hausen in den Gebirgen. Das Mineralreich liefert etwas Eisen, Steinsalz der Bruch von Valdiera. N. zeichnet sich durch schöne und bequeme Straßen vor allen spanischen Provinzen aus. Die Fabriken beschränken sich auf Eisenwaaren, bedeutend aber ist der Schleichhandel mit Frankreich. Die Navarresen sind ein kühner und kräftiger Menschenschlag, arbeitsam, gewandt, scharfsinnig, aber auch sehr eingebildet, heftig und unbeugsam. Sitten, Charakter u. Sprache erinnern an das baskische Idiom; da die Navarresen aber früher, als die Basken, ihre Unabhängigkeit verloren, so hat sich auch der alte kantabrische Charakter mehr verwischt. Die Hauptstadt ist Pampeluna (s. d.). Niedernavarra, meist von Basken bevölkert, bildete nebst Béarn bis zur französischen Revolution von 1789 ein eigenes Gouvernement und gehört jetzt nebst Pau und Bayonne zum französischen Departement Nieder-Pyrenäen.

Die ältesten bekannten Bewohner N.s waren die Basconen, Abkömmlinge der alten Kantabrer, welche noch jetzt unter dem Namen Basken das Land bewohnen. Karl der Große eroberte 778 N. nebst andern Gebieten in Spanien bis zum Ebro und ließ die eroberten Provinzen unter dem Namen der spanischen Mark durch Markgrafen regieren, die in Barcelona ihren Sitz hatten. Die Einwohner von N. benutzten die inneren Zwistigkeiten im fränkischen Reiche, um sich unabhängig zu machen, und wählten darauf Sancho zu ihrem Grafen. In der Reihe seiner Nachfolger ragt Sancho III. hervor, ein trefflicher Regent, der die Grenzen seines Reichs beträchtlich erweiterte und schon den Titel eines Herrschers von Spanien geführt haben soll. Er theilte seine Länder unter seine 4 Söhne, so daß Garcias N., Ferdinand Kastilien, Gonzales den nördlichen Theil von Aragen und Ramiro den übrigen erhielt. Durch Verheirathung der letzten Erbin Johanna mit Philipp I., dem Schönen kam N. 1284 an Frankreich. Nach dem Aussterben des Mannsstammes der Capetinger erbte Ludwigs I. Tochter, Johanna II., N., das durch ihren Gemahl, Philipp III., Grafen von Evreux,

Digitized by Google

1329 wieder einen Herrscher erhielt. Sein Sohn, Karl II., der Böse, an Körper und Geist verzogen, grausam, treulos und ausschweifend, erhob vergeblich Ansprüche auf Champagne und Brie, die er 1365 in einem neuen Vertrage mit Frankreich gegen Montpellier abtrat, verband sich mit dem Prinzen von Wales und dem König von Aragonien für Peter gegen Heinrich Transtamare, begann einen Krieg gegen Frankreich und Kastilien, in dem sein Reich verwüstet ward, und konnte nur mit großen Opfern 1379 den Frieden wieder erlangen. Mit der Hand seiner Enkelin Blanca kam das Königreich 1445 an Johann von Aragonien, mit welchem Königreiche es 54 Jahre vereinigt blieb. König Johann hinterließ 1479 eine Tochter, Eleonore, die an den Grafen Gaston von Foix u. Vicomte von Béarn vermählt war, durch welchen Béarn an N. kam. Johanns Enkeltochter, Katharina, die ganz N. ihrem Gemahl Johann von Albret als Mitgift zubrachte, verlor 1512 im Kampfe mit Ferdinand dem Katholischen Obernavarra, das nun als spanisches N. Spanien einverleibt wurde. Heinrich II., Johanns Sohn, folgte ihm 1516 in Niedernavarra und in Béarn. Zwar versuchte er 1521 nach Ferdinands Tod sich mit Frankreichs Beistand wieder in den Besitz des spanischen N. zu setzen; doch konnte er, obwohl von Frankreich unterstützt, gegen Karl I. (Kaiser Karl V.) nichts ausrichten und behauptete sich eben nur diesseits der Pyrenäen. Heinrich beirathete 1527 Margaretha von Valois, Schwester des Königs Franz I. von Frankreich, die durch ihren Aufenthalt in N., indem sie Kollegien anlegte und sonst für den Unterricht sorgte, sehr viel für die Bildung der Navarresen that. Seine Erbtochter, Johanna von Albret, verheirathet mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, führte die Lehre Calvins in N. ein. Ihr Sohn war Heinrich III., der als tapferer Vertheidiger der reformirten Kirche focht, bis er zum Katholicismus übertrat und als Heinrich IV. 1589 den Thron Frankreichs bestieg. N. war seitdem völlig mit Frankreich vereinigt, dessen König den Titel König von Frankreich und N. führte. Vgl. Olhagary, Histoire de Foix, Béarn et Navarre, Par. 1609; Faryn, Histoire de Navarre, daf. 1622; Mazure, Histoire de Béarn, Paris 1839.

Navarrete, Don Martin Fernandez de, ausgezeichneter spanischer Gelehrter, geboren den 9. Nov. 1765 zu Abalos in der Provinz Rioja, trat, nachdem er in dem Seminar von Bergara seine erste wissenschaftliche Bildung empfangen, in die Gardemarine ein, machte den Krieg gegen England mit u. kreuzte dann an der afrikanischen Küste gegen die Mauren. Nach dem Frieden nahm er zu Cartagena seine Studien wieder auf und erhielt 1789 den Auftrag, behufs der Sammlung aller auf die spanische Marine und die Entdeckungsreisen der Spanier bezüglichen Handschriften und Urkunden die Archive des Reichs zu durchforschen. Nach dem Ausbruch des Kriegs mit der französischen Republik trat er von Neuem in den Militärdienst, ward Adjutant des Generallieutenants Don Juan de Langara, welcher die spanische Flotte befehligte, machte die Belagerung von Toulon mit und ward zum Fregattenkapitän befördert. Als Langara 1797 Marineminister wurde, stellte er N. als dritten Official in seinem Departement an. In dieser Zeit schrieb N. mehre Abhandlungen, die in den Schriften der königlichen Akademie der Geschichte gedruckt sind und unter denen die „Ueber den Antheil der Spanier an den Kreuzzügen" am berühmtesten ist. Er war eben Fiskal des obersten Admiralitätsraths geworden, als 1808 die Franzosen ins Land einfielen. Da er als Patriot eine Anstellung von Seiten der französischen Partei verschmähte, so zog er sich nach Sevilla und von da nach Cadix zurück und blieb daselbst bis zur Restauration. N. beschäftigte sich damals und auch noch nachher vorzugsweise mit gelehrten Arbeiten, namentlich für die Akademie, deren Mitglied er war. So erschien 1819 von ihm die Biographie des Cervantes als Anhang zu der neuen Auflage des von der königl. Akademie besorgten „Don Quixote". In den Jahren 1820—1823 ward er von den Cortes zum stimmführenden Mitglied mehrer Junten und vom König zum Direktor des hydrographischen Instituts ernannt. Seit 1825 war er Mitglied der Direktionsjunta der königl. Armada und 1834 wurde er als Dekan derselben zum Rathe von Kastilien und Indien für die Sektion der Marine u. zum Procer des Reichs, sowie nach der Revolution von Lagraña 1837 zum Senator und Direktor der Akademie der Geschichte ernannt. Damals unternahm er die Herausgabe der „Coleccion de los viajes y descubrimientos que hicieron los españoles desde fines del siglo XV" (5 Bde., Madrid 1837), welches Werk sich nicht nur durch Anhäufung ganz neuen Materials, sondern auch durch besonnene kritische Verarbeitung desselben so sehr auszeichnet, daß A. von Humboldt es seit Muñoz' „Geschichte der neuen Welt" für die wichtigste Erscheinung auf diesem Gebiete hält. Die ersten Bände, welche die Reisen des Colombo und seiner Gefährten enthalten, wurden auch ins Französische übersetzt (Par. 1828), und hauptsächlich nach den darin niedergelegten Forschungen schrieb Washington Irving seinen „Columbus und dessen Gefährten". N. † im Okt. 1844 und hinterließ außer der Fortsetzung des zuletzt genannten Werkes Vorarbeiten zu einer „Bibliotheca de descritores marinos españoles."

Navas, wüste Ebene auf der Sierra Morena, in der spanischen Provinz Jaen. Hier den 16. Juli 1212 Sieg der Spanier über die Mauren, auch 1812 Schlacht zwischen den Franzosen und Spaniern.

Navigationsakte (Navigationsgesetz), das Schifffahrts- und Seehandelsgesetz, welches das republikanische englische Parlament am 9. Okt. 1651 zur Förderung der britischen Schifffahrt erließ und welches erst mit Anfang 1850 abgeschafft wurde. Dasselbe war hauptsächlich gegen die Holländer gerichtet, die fast alle Frachtfahrt der Welt an sich gerissen hatten, und bestimmte, daß keine aus Asien, Afrika und Amerika und namentlich aus den englischen Pflanzungen stammende Waare auf anderen als in England erbauten Schiffen eingeführt werden dürfte, daß für die in Europa erzeugten Gegenstände unter gewissen Beschränkungen oder Garantien hiervon Ausnahmen zu statuiren seyen und daß nur Fische des

englischen Fischfangs und auf Fahrzeugen des Landes eingeführt werden dürfen. Die Akte, die sofort Feindseligkeiten zwischen England und den Niederlanden herbeiführte, ward auch von dem königl. Parlament, das nach dem cromwellschen folgte, angenommen und von Karl II. bestätigt. Doch beschränkte man dabei die zweite Bestimmung dahin, daß sie nur bei Waaren aus Rußland oder aus der Türkei und bei gewissen Artikeln anwendbar seyn solle, die im Handel seitdem als „enumerated articles" bezeichnet wurden. In der Hauptsache ward aber hierdurch wenig geändert, da alle Hauptartikel unter den „enumerated" sich befanden. Bald traten noch größere Beschränkungen ein, indem man alle Einfuhr aus Holland, den Niederlanden und Deutschland unter jenen Verhältnissen oder in jedem Schiffe, britischen oder fremden, bei Konfiskation des Schiffs und der Waaren verbot. Auch nach der Revolution von 1688 blieb dieses System in Kraft, und 1696 wurde für die britischen Kolonien und Pflanzungen das Verbot erlassen, ihre Produkte selbst nach Irland oder Schottland zu senden oder dort ans Land zu setzen. Im J. 1787 erließen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein der britischen N. wörtlich entlehntes und als Repressalie angekündigtes Gesetz, und auch die nordischen Mächte drohten in gleicher Weise zu verfahren. Daher wurde die englische N. 1821 und 1825 durch neue Gesetze und durch die Einnahme des sogenannten Reciprocitätssystems wesentlich gemildert und der Verkehr aller mit England im Frieden lebenden europäischen Länder auf gleichen Fuß gesetzt. Der Unterschied zwischen enumerated und nonenumerated articles bestand zwar fort, sie konnten jedoch nun sowohl in britischen wie in Schiffen des Landes, wo sie erzeugt waren, und in Schiffen des Landes, das sie ausführte, eingeführt werden. Durch die Bill vom 26. Juni 1849 wurden endlich alle noch übrigen Bestimmungen der N., mit alleiniger Ausnahme der Beschränkungen der Küstenschifffahrt und der Fischerei zu Gunsten des einheimischen Gewerbes, aufgehoben. Vgl. Großbritannien.

Navigationsschule, s. v. a. Schifffahrtsschule.

Navigatorsinseln, s. v. a. Schifferinseln.

Naviglio (ital.), s. v. a. Schiff; auch Kanal.

Navihi-Levu, zu den Fidschi-Inseln gehörige Insel, südlich von Nau, gebirgig und von Klippen und Riffen umgeben, von streitsüchtigen u. streitbaren Einwohnern bevölkert.

Navis (lat.), Schiff, Boot, Kahn.

Naxos (jetzt **Naxia** oder **Axia**, bei den Türken **Nekscha**), die größte und schönste Insel der Cykladen, nach welcher ein griechisches Gouvernement von 28½ □ Meilen u. 40,000 Einwohnern benannt ist, hat auf einem Flächenraum von 5½ □ Meilen etwa 15,000 Einwohner. Sie ist von Paros nur durch eine schmale Meerenge getrennt, fast rund, hat steile Ufer und ist fast überall von bewaldeten Bergen durchschnitten, deren höchster der 3000 Fuß hohe Dia oder Berg des Zeus (Zeos) mit einer Stalaktitenhöhle, Koronon und Fanari sind und die einer großen Menge von Quellen den Ursprung geben, welche das Land bewässern und fruchtbar machen. Vom Gipfel des Dia aus übersieht man 22 Inseln. In der Nähe steht der sogenannte Thurm des Ariadne, ein wohlerhaltener runder, 50 Fuß hoher Thurm aus Marmorblöcken, mit einem großen Burghof. Unter den herrlichen Thälern der Insel ist das köstlichste das von Drymalia, worin 16 Dörfer liegen, die mit Oliven-, Citronen-, Granaten und Orangenbäumen umgeben sind. Die Produkte der Insel bestehen besonders in Südfrüchten und Wein von vorzüglicher Güte. Die und da sind die Höhen mit Wald bedeckt, wie die Abhänge der zwei steilen Gipfel des Koronen, und es wächst auf N. überhaupt mehr Hochwald, meist Steineichen, Aborndäume, Kastanien, Platanen, als auf den andern Inseln. Doch sind Ackerbau, Industrie und Handel noch sehr unbedeutend. Im Alterthum war die Insel berühmt durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und durch den Mythus vom Bacchus, sowie durch das Schicksal der Ariadne (s. d.). Man brach daselbst eine Art Marmor, Ophaltes oder Ophites, der an der Luft sich mehr und mehr verhärtete. Die gleichnamige Hauptstadt der Insel, mit einer Kathedrale, einem festen Schlosse u. 4000 Einwohnern, ist der Sitz eines griechischen und eines katholischen Bischofs. In der Nähe auf einem kleinen Eilande finden sich bei der Quelle Ariadne noch die Trümmer eines Bacchustempels. Den Namen der Insel leitete man bald von dem karischen Häuptling Naxos, bald von dem gleichnamigen Sohne des Endymion ab. Ehedem führte sie von ihrer Gestalt den Namen Strongyle (die abgerundete), dann die auch später noch öfter von den Dichtern wieder aufgefrischten Namen Dia, Dionysia und Callipolis. Die ältesten Bewohner der Insel sollen der Sage nach Thracier gewesen seyn, die später von Thessalieren unter Anführung des Otinus und Ephialtes unterjocht wurden. Die Thessalier wanderten jedoch wegen anhaltender Dürre aus, und nun ließen sich nach dem trojanischen Krieg Karier daselbst nieder. Die historische Zeit kennt nur die von Athen her eingewanderten Jonier (525). Zuerst erscheint N. im Kampfe mit Pisistratus von Athen, welcher es 532 überwand und Lygdamis, den Führer der oligarchischen Partei auf N., als Tyrannen daselbst einsetzte. Schon 501 brach jedoch eine demokratische Bewegung aus, in deren Folge die Aristokraten verjagt wurden. Dieselben wandten sich Hülfe suchend an Aristagoras von Milet, und dieser erwirkte von Darius eine bedeutende Hülfsleistung. Streitigkeiten jedoch, welche zwischen ihm und dem persischen Heerführer Megabates ausbrachen, lähmten das Unternehmen, der Anschlag ward verrathen, die Naxier hatten Zeit, sich zu rüsten, und nöthigten, nach viermonatlicher Belagerung den Feind, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Aus Rache landeten bei dem Zuge, welcher 490 unter Datis' und Artaphernes' Anführung gegen Griechenland unternommen wurde, die Perser auf der Insel und verwüsteten sie mit Feuer und Schwert. Nachdem sich die Naxier in den Schlachten von Salamis und Platää ihre Freiheit von der persischen Oberherrschaft erkämpft, bildete N. ein Glied des Seebundes, welchen Athen organisirte, war jedoch der erste der

verbündeten Staaten, welcher der Bundespflicht sich weigerte und dafür von Athen 471 mit Gewalt der Waffen unterworfen wurde und, mit 500 athenischen Kleruchen besetzt, seiner Selbstständigkeit verlustig ging. Während des mithridatischen Krieges wurde die Insel von den Römern erobert. Dann unterwarf sie der Triumvir dem Protektorat der Rhodier, entzog sie jedoch diesen bald wieder, als sie dasselbe mißbrauchten. Nach Errichtung des lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel ertheilte 1207 der Venetianer Marco Sanudo N. nebst Paros, Antiparos, Thera (Santorin), Jos (Nio), Anaphe, Kimolos, Siphnos und Polykandros; Kaiser Heinrich erhob den Eroberer zum erblichen Herzog des ägeischen Meeres oder des Archipelagus und Prinzen des Reichs und N. zum Sitz des Herzogthums. Als das Haus Sanudo ausstarb, erhielt der Gemahl der Tochter des letzten Herzogs, Johann della Carcere, Herr von Negroponte, das Herzogthum N. Im J. 1566 kam die Insel unter türkische Herrschaft. Sultan Selim II. erhob den portugiesischen Juden Jssuf Nassy zum Herzog von N. Nach der Erhebung Griechenlands wurde auch N. demselben einverleibt.

Naxos, Stadt im nördlichern Theile der Ostküste Siciliens, an der Südseite des Felsen Taurus, die erste griechische Ansiedelung auf dieser Insel, wahrscheinlich schon 736 v. Chr. von Chalcidensern unter Anführung des Thucles oder Theocles gegründet und bald so mächtig und blühend, daß sie selbst wieder Kolonisten nach Leontini, Catana und auch nach Zancle aussenden konnte. Sie war eine Zeit lang dem Tyrannen von Gela, Hieronimus, unterworfen, erschien aber bald wieder als frei in einem glücklichen Kriege gegen Messana und als Verbündete der Athener gegen Syrakus und blühte fort, bis sie 403 v. Chr. vom Tyrannen Dionysius durch Verrath eingenommen und zerstört wurde. Erst 358 v. Chr. wurden die zerstreut auf der Jnsel lebenden Reste der Naxier von Andromachus wieder gesammelt und in der Nähe der zerstörten Stadt auf dem Taurus die neue Stadt Tauromenium gegründet.

Nay, Stadt im französischen Departement Nieder-Pyrenäen, Bezirk Pau, am Gave de Pau, hat Fabriken in wollenen Zeuchen, Strumpfwirkerwaaren und 3000 Einwohner.

Nazarener (Nazaräer), Benennung Jesu Christi bei den Juden in Bezug auf seine Vaterstadt und seinen Aufenthalt in Nazareth; dann bei Juden u. Heiden in den ersten Jahrhunderten Bezeichnung aller Christen ohne Unterschied. Endlich ging der Name auf die judaisirenden Parteien in der Kirche über und wurde seit Epiphanius u. Hieronymus auf diejenige Klasse von Judenchristen beschränkt, die im Gegensatz zu den strengern Ebioniten das mosaische Gesetz bloß für Judenchristen verbindlich hielten. Sie hatten zu Kokaba jenseit des Jordan und zu Beröa in Niedersyrien ihren Hauptsitz. Ihre Lehre war ein Gemisch von Juden- und Christenthum. Sie erkannten den Kanon des Alten Testaments als ächt an, verwarfen aber den des Neuen Testaments. Den Apostel Paulus verehrten sie als Heidenapostel. Jesus sahen sie als Gottes Sohn an und hielten an der Engellehre fest. Ihr Evangelium war das Hebräerevangelium in einer besondern Redaktion. Sie beobachteten die Beschneidung, feierten den Sabbath und den Sonntag und hielten die Taufe und das Abendmahl. Sie bestanden wie die übrigen Bruchtheile des Judenchristenthums in ihrer Trennung fort bis ins 7. Jahrhundert. Jn Asien gibt es jetzt noch Christen, welche den Namen N. führen. Von den alten N.n sind die Nazoräer oder Sabier (s. d.) zu unterscheiden, deren Ueberreste noch in Persien sich vorfinden.

Nazareth (s. v. a. Blume, Schößling), ein kleiner Flecken in Galiläa, im alten Stammgebiete Sebulon, lag (Luc. 4, 29) auf einem Hügel und war der Wohnort Josephs und Maria's, der Aeltern Jesu, der, da die Bewohner dieses Orts, wie die Galiläer überhaupt, bei den Juden verachtet waren, spottweise der Nazarener genannt wurde. Jm Arabischen heißen die Christen heute noch die Nasâra. Jm Alten Testament und bei Josephus kommt N. nicht vor. Bis auf Konstantin soll N. nur von Juden bewohnt gewesen sein. Die Kaiserin Helena soll hier zum Andenken an die Verkündigung des Engels die erste Kirche erbaut haben. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde N. der Sitz eines Erzbischofs, der früher seinen Sitz in Bethschean gehabt hatte, u. gelangte als Wallfahrtsort bei den Christen zu bedeutendem Ansehen. Um das Haus der Maria vor den Händen der Türken zu bewahren, die das nahe Tiere belagerten, trugen es nach der Legende Engel 1291 erst nach Dalmatien und 1294 in einen Wald von Recanati, dann auf einen Hügel, welchen zwei Brüder besaßen, die sich über das Haus entzweiten und es zuletzt nach Loreto versetzten. Die neue Stadt N. (bei den Arabern an-Näzira), am Abhange eines Berges, hat gegen 3000 Einwohner, von denen zwei Drittel Christen sind. Die Verkündigungskirche wurde 1620 wieder neu erbaut und ist, nächst der Kirche des heiligen Grabes, die schönste Syriens. Sie gehört zu einem Franciskanerkloster, das 1730 restaurirt wurde. Eine zweite Kirche griechischer Konfession steht über dem Brunnen der Maria. Außerdem werden dem Reisenden gezeigt die Wohnung Josephs, eine große Steinplatte, auf welcher der Herr mit seinen Jüngern gegessen haben soll, die Ueberreste der Synagoge, worin Jesus lehrte, und am Ausgange des Thals von N. der Felsabhang, von welchem die Juden Christum hinabstürzen wollten (Saltus domini). Jn der Nähe von N. fanden die Schlachten Josua's am Meromsee, Barak's an den Kisonufern, Gideons in der Ebene Jezreel, Josia's bei Megiddo, die Kämpfe der Juden am Tabor zu Vespasians Zeiten, Saladins Sieg bei Hittin, die Belagerungen von Tyrus durch Nebukadnezar und Alexander, die Belagerungen von Akko durch die Kreuzzügler, dann unter Napoleon u. Akre in den Kreuzzügen, dann unter Napoleon u. Ibrahim Pascha statt. Die Türken griffen 1799 Ibrahim Pascha in N. selbst an; auf der Ebene von Esdrelon schlugen 2100 Franzosen unter Napoleon und Kleber 25,000 Türken. N. war der nördlichste Punkt in Syrien, den Napoleon erreichte. Jm J. 1837 litt N. sehr bedeutend durch ein Erdbeben.

Nazarius, christlicher Heiliger, ward von dem Papste Linus getauft, bekehrte dann in Gallien

Digitized by Google

den heiligen Celsus zum Christenthum und ging mit demselben nach Trier, später nach Mailand, wo sie den Märtyrertod starben. Der heilige Ambrosius ließ ihre aufgefundenen Leichname in der Kirche der heiligen Apostel beisetzen. Sein Gedächtnißtag ist der 28. Juni.

Nazoräer, s. Sabier.

NB. (N. B.), Abbreviatur für Nota bene (s. d.).

N. C., Abkürzung für Nostro conto, auf unsere Rechnung, und für Novo conto, neue Rechnung.

Neagh, See in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Antrim, 20 englische Meilen lang und 12 breit, nimmt zahlreiche Flüsse auf, hat aber nur einen sichtbaren Abfluß, den Fluß Bann, welcher bei Colerain in das Meer mündet.

Neal, John, amerikanischer Romanschriftsteller, 1794 zu Portland geboren, wandte sich 1815 nach Baltimore, wo er Anfangs Handelsgeschäfte trieb, sich aber, als diese von ungünstigem Erfolge waren, der Literatur widmete. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Reihe kritischer Aufsätze über die Werke Lord Byrons in der Zeitschrift „The Portico“. Hierauf erschienen der Roman „Keeps coal“ (Baltimore 1818), das Epos „The Battle of Niagara“ (unter dem Pseudonym John O' Cataract, Philadelphia 1819), das Trauerspiel „Otho“ (1819), die Romane „Logan“ (das. 1822, 2 Bde., u. ö.), „Seventysix“ (das. 1823, 2 Bde.), „Randolph“ (das. 1823) und „Errata, or the works of Will Adams“ (das. 1823, 2 Bde.). Ende 1823 ging N. nach London, wo er für verschiedene Zeitschriften, unter andern für das „Blackwoods Magazine“ die vielfach gedruckten „Sketches of the Five american Presidents and the Five candidates for the Presidency“, schrieb. Nach vierjährigem Aufenthalte in England, während dessen er den Roman „Brother Jonathan“ (London 1826, 2 Bde.) veröffentlichte, kehrte er in seine Vaterstadt Portland zurück. Seitdem gab er die Romane „Rachel Dyer“ (Newyork 1828, 2 Bde.), „The Down easters“, „Autorship“, „Ruth Elder“ ꝛc. heraus.

Nealim (hebr.), s. v. a. Sandalen.

Neander (gräcisirt für Neumann), 1) Michael, ausgezeichneter Humanist u. Schulmann im Reformationszeitalter, 1525 zu Seraw geboren, studirte in Wittenberg unter Melanchthon, war dann eine Zeit lang Lehrer in Nordhausen und kam 1550 als Rektor an die Klosterschule zu Ilefeld, wo er am 26. April 1595 †. Seine „Erotemata linguae graecae“ (3. Aufl., Basel 1565), „Tabulae linguae graecae“ (das. 1553 und öfter) und „Elegantiae linguae graecae“ (das. 1561) erhielten sich lange in den Schulen als die brauchbarsten Lehrbücher der griechischen Sprache. Durch sie, sowie besonders durch sein geschätztes Werk „Opus aureum et gnomologicum“ (Bas. 1559) und durch das lebendige Wort der Lehre hat er viel zur Förderung der Wissenschaften beigetragen.

2) Joachim, bekannter Kirchenliederdichter, 1610 zu Bremen geboren, wurde zuerst Rektor der reformirten Schule zu Düsseldorf, dann Pfarrer an der St. Martinskirche seiner Vaterstadt, wo er am 31. Mai 1680 †. Seine „Bundeslieder“ erschienen zu Bremen 1679; eine Auswahl derselben findet sich in Müllers „Bibliothek der Dichter des 17. Jahrhunderts“ (Bd. 11). Am bekanntesten ist unter seinen Liedern geworden „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“.

3) Christoph Friedrich, einer der besten Kirchenliederdichter Deutschlands, geboren zu Ekau in Kurland am 26. December 1724, studirte zu Halle Theologie, ward 1750 auf dem Rittergute Kabillen und 1755 zu Grenzhof in Kurland Pfarrer und erhielt 1775 die Propstei der doblenschen Diöces. Er † am 21. Juli 1802. Seine „Geistlichen Lieder“ (1766, neue Aufl., Riga 1779, 2. Sammlung, das. 1774) sind ausgezeichnet durch Kraft, Einfachheit und Herzlichkeit und in die meisten neuern Gesangbücher übergegangen. Vergl. Elisa von der Recke, Ueber N.'s Leben und Schriften, Berl. 1824.

4) Daniel Amadeus, Bischof der evangelischen Kirche, den 17. Nov. 1775 zu Lengefeld im Königreiche Sachsen geboren, besuchte das Gymnasium zu Chemnitz und die Universität zu Leipzig, lebte dann eine Zeit lang in Dresden als Hauslehrer u. ward 1805 Pfarrer zu Flemmingen bei Naumburg. Durch seine Berufung als Pfarrer und Stiftssuperintendent, Konsistorialrath und Vorsteher des theologischen Seminars zu Merseburg 1817 wurde ihm der Eintritt in einen weitern Wirkungskreis eröffnet, indem ihm 1823 die Stelle eines wirklichen Oberkonsistorialraths und Mitgliedes der ersten Abtheilung im Ministerium des Kultus übertragen ward und er in Hansteins Stelle in Berlin als Propst und Pfarrer einrückte. Nach seiner 1829 erfolgten Ernennung zum ersten Generalsuperintendenten der Provinz Brandenburg und zum Direktor des Konsistoriums wurde ihm schon im folgenden Jahre die Würde eines Bischofs der evangelischen Kirche übertragen. Bald darauf ward er auch Mitglied des Obercensurkollegiums des Staatsrathes. Auf seinen Wunsch ward er 1853 von der Verwaltung der Generalsuperintendentur und von den Geschäften bei dem Konsistorium entbunden. Seine vielfachen Berufsgeschäfte hinderten ihn an einer größern literarischen Thätigkeit. Außer mehren einzelnen Kasualpredigten schrieb er: „Die erste merkwürdige Geistererscheinung des 19. Jahrhunderts“ (Dresden 1804) und „Predigten über auserlesene Texte der heiligen Schrift“ (Berlin 1826, 2 Thle.). Er neigt sich darin der rationalistischen Schule zu und wirkte für diese Richtung auch mit Bretschneider und Goldhorn durch die Herausgabe des „Journals für Prediger“.

5) Johann August Wilhelm, einer der bedeutendsten Kirchenhistoriker der neuern Zeit, stammte von jüdischen Aeltern und war in Göttingen den 17. Januar 1789 geboren. Von seinem Vater Emanuel Mendel erhielt er bei der Beschneidung den Namen David und von der Mutter, die sich nach ihrer Trennung von ihrem Manne in Hamburg niederließ, eine fromme Erziehung. In Hamburg besuchte N. das Gymnasium und Johanneum unter Gurlitt, trat 1806 zum Christenthum über und studirte dann in Halle und Göttingen Theologie. Im J. 1811 habilitirte er sich in Heidelberg und wurde hier 1812 außerordentlicher Professor der Theologie. Noch

in demselben Jahre folgte er einem Rufe an die Universität zu Berlin, wo er ordentlicher Professor der Theologie, Oberkonsistorialrath und Mitglied des Konsistoriums der Provinz Brandenburg und der königl. Akademie der Wissenschaften ward und den 14. Juli 1850 †. Sein Vorlesungen an der Universität beschränkten sich anfangs auf die historischen und exegetischen Fächer. Erst nach Schleiermachers Tod nahm er in den Kreis derselben auch die systematischen Disciplinen auf, wodurch ohne Zweifel seine eigne theologische Bildung zu höherer Vollendung gelangte. Wenn er auch in der letzten Zeit den Umgang mit seinem Lehrer Schleiermacher mied, so erkannte er doch das Verdienst desselben stets bereitwillig an, auch als er sich sein eignes, noch immer aber auf gleichem Grund mit Schleiermacher ruhendes System gebildet hatte. Auch für De Wette, mit dem er sich nie über die Grundlage des christlichen Lebens zu einigen verstand, trat er gegen jede Verdächtigung in die Schranken. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit dagegen trat er dem seiner Zeit von den begünstigten Hegelianismus entgegen. Schon in seiner ersten Schrift „Ueber den Kaiser Julianus und sein Zeitalter" (Leipz. 1812) kündigte er sich als Meister in diesem Zweige der Kirchengeschichte an. Diesem Werke folgten: „Der heilige Bernhard und sein Zeitalter" (Berlin 1813), „Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme" (daf. 1818), „Der heilige Johannes Chrysostomus und die Kirche in dessen Zeitalter" (2 Bde., daf. 1821—22, 2. Aufl. 1833), „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens" (3. Bde., daf. 1822 bis 1824, 3. Aufl. 1845), „Antignostieus, Geist des Tertullians" (daf. 1825). Alle diese Schriften waren indeß nur Vorarbeiten zu seiner „Allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche" (6 Bde. in 11 Abth., Hamburg 1825—52, Bd. 1 u. 2, 2. Aufl., 1845). Außerdem schrieb er: „Kleine Gelegenheitsschriften" (daf. 1829), „Das Eine und Mannichfaltige des christlichen Lebens" (daf. 1840), „Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel" (2 Bde., Hamb. 1832—33, 4. Aufl. 1847, gegen Strauß: „Das Leben Jesu in seinem geschichtlichen Zusammenhang" (daf. 1837, 5. Aufl. 1853), „Theobald Thamer" (Berlin 1842), „Joseph Blanco White" (daf. 1846). Seine „Wissenschaftlichen Abhandlungen" (Berl. 1851) gab Jacobi heraus.

Neapel, europäisches Königreich, s. Sicilien, Königreich beider.

Neapel (Napoli), Provinz im Königreich Neapel, diesseits der Meerenge, eine der schönsten Landschaften Europa's, bildet den südöstlichen Theil des sogenannten glücklichen Kampaniens, lagert sich um den Golf von Neapel und begreift die in dem letztern gelegenen Inseln Procida, Capri und Ischia. Die Provinz umfaßt einen Flächenraum von nur 18 □Meilen, hat aber die stärkste Bevölkerung, die sich 1851 auf 1,272,142 Einwohner belief. Sie zerfällt in 3 Distrikte: Neapel, Pozzuoli und Castellamare.

Neapel (Napoli), die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs beider Sicilien, nach London, Paris und Petersburg die volkreichste Stadt in Europa, liegt an dem schönen Golf von N., den im Norden das Vorgebirg Miseno, im Süden das Vorgebirg Campanella und die Inseln Capri, Ischia und Procida umschließen, und ist hinsichtlich seiner paradiesischen Lage nur etwa mit Konstantinopel, Genua und Lissabon zu vergleichen. „Vedi Napoli e poi muori!" ruft der entzückte Neapolitaner aus, u. Göthe meint, wer N. gesehen habe, könne nie ganz unglücklich werden. Die Stadt hat 5 Meilen im Umfange und über 50,000 Häuser, die das ganze amphitheatralisch absteigende Ufer ausfüllen. Den untern Theil durchströmt das Flüßchen Sebeto. Am prachtvollsten ist die Nordseite des Golfufers, wo hinter den königlichen Gärten eine lange Reihe von Palästen sich im Meere spiegelt. Die Südseite dehnt sich weit länger aus, ist aber mit kleinern Häusern der Handwerker und Fischer besetzt, unter denen nur einzelne Kasernen, Villen und Fabrikgebäude hervorragen. Eine ununterbrochene Reihe von Häusern zieht sich hier unter verschiedenen Namen, wie Resina, Portici, Torre del Greco ꝛc., bis weit unter den Vesuv fort, ehemalige Dörfer, die jetzt mit der Stadt ohne Zwischenraum in einer langen Ufergasse zusammenhängen. Alle Höhen um die Stadt sind mit den prächtigsten Landhäusern und mit Gärten bedeckt, in denen Pomeranzen, Citronen und Apfelsinen neben der majestätischen Palme und Purpurblüthe des Cactus prangen. Bis an die fernsten Küsten des Meerbusens schmücken freundliche Wohnungen und tiefgrüne Haine die Gestade, und über alle diese Herrlichkeiten erhebt sich im Osten das rauchende Haupt des Vesuv. N. hat keine eigentlichen Thore, wohl aber drei Haupteingänge, die von der Porta capuana, sowie von Capo di Chino, von der Magdalenenbrücke und von der Grotte des Posilippo in die Stadt führen. Die Landgrenze bilden die Höhen des Posilippo und die Magdalenenbrücke. N. ist sammt den ausgebreiteten Vorstädten in 12 Stadtviertel eingetheilt: S. Ferdinando, Chiaja, Monte Calvario, Avvocata, Stella, S. Carlo all' arena, Vicaria, S. Lorenzo, S. Giuseppe, Maggiore, Porta Pendino und Mercato. Statt durch Ringmauern ist die Stadt durch 5 Kastelle geschützt. An der Südseite des Hafens in der Nähe des großen Marktplatzes liegt der Torre del Carmine, auch Corrione genannt, mit einer starken Garnison zur Aufrechthaltung der Ordnung. Staatsgefangene bewacht das Castello dell' Uovo, auf einer Felseninsel im Hafen erbaut, die mit der Stadt durch eine 220 Schritt lange Brücke zusammenhängt. Das bedeutendste Kastell ist Castel nuovo an der See hinter dem königlichen Residenzschlosse, nach dem Riß der pariser Bastille erbaut, mit einem Zeughause, einer Stückgießerei u. einer Artillerieschule, gegründet von Karl I. von Anjou (1283), erweitert von Alfons I. von Aragonien und Gonsalvo von Cordova, zuletzt von Peter von Toledo (1546). Es hat einen durch Martin Bossi von Marmor ausgeführten Triumphbogen. Das Ganze bildet eine kleine Stadt und kann 3000 Mann fassen. Ueber dem Castello dell' Uovo erhebt sich das Castel Pizzafoleone auf einem schroffen Felsenhügel, der durch den Ponte di Chiaja, unter welch-

dem eine belebte Straße durchführt, mit dem Monte San Martino verbunden ist, auf dessen Gipfel die sechseckige Sternschanze von St. Elmo thront. Außer diesen 5 Kastellen ist noch der Torre di Vicenzo zu nennen, der auf einer Erdspitze erbaut ist. Die Straßen der Stadt sind durchgehends mit Lava gepflastert und mit vielen Springbrunnen geziert, aber meist krumm, eng (6—8 Schritt breit) und dunkel, die Häuser meist 5—8 Stockwerk hoch und von Tuffstein erbaut, mit Balkonen und platten Dächern, auf denen man, wie in kleinen Gärten, unter Orangenbäumen und Blumentöpfen wandelt. Die Hauptstraße ist die Toledostraße, so genannt von dem Vicekönig Peter von Toledo (1540), die eine halbe Stunde lang, 30 Fuß breit, schnurgerade, gut gepflastert u. mit schönen Palästen geschmückt ist und in Verbindung mit der Strada nuova N. seiner ganzen Länge nach durchschneidet. Eine Brücke verbindet sie mit der Strada nuova, und diese Brücke geht über die in niederen Stadttheilen liegenden Häuser weg. Die ganze Straße gleicht wegen des beständigen Gewühles von Menschen und der vielen Kramläden, Waarenlager und Eisbuden einer immerwährenden Messe. Sonstige merkwürdige Straßen sind die Riviera di Chiaja, Santa Lucia, Monte Oliveto, Carbonara und Foria. Die Chiaja ist ein großer Kai, der sich fast eine Stunde am Meeresufer hinzieht, und zugleich einer der schönsten und besuchtesten Spaziergänge, mit drei Baumreihen, geschützt durch Brustmauern und Gitter, geziert mit Brunnen, Statuen, Rasenplätzen, Luststücken u. Orangenbäumen, reich besetzt mit Terrassen, Casinos, Kaffee- und Billardhäusern. In der Vorstadt Chiaja ist auch der herrliche Garten Villa Reale, eine 2000 Fuß lange und 200 Fuß breite Anlage, auf der Landseite vergittert und an der Seeseite mit einer Balustrade versehen. Am Eingang sind Restaurationen und Eisbuden, auf den Seiten stehen Marmorstatuen, und in der Mitte ist das berühmte Bassin, das aus einem einzigen Stück orientalischen Granits besteht, wiewohl es 66 Palmen in Umfang hat. Dieses Bassin ist an die Stelle der berühmten Gruppe des farnesischen Stieres gekommen, welche man in das Museum gebracht hat. Auch der Molo ist ein einladender Spaziergang, wo die Lazaronis, die Improvisatoren, die Gaukler, Taschenspieler, Wunderdoktoren zu jeder Tagesstunde in Menge versammelt sind. Der Hafen, den der Molo einschließt, mit Batterien beschützt, ist ein Viereck von etwa 600 Toisen, also nicht sehr geräumig. Eine wahre Zierde des Molo's ist der Leuchtthurm und ein Springbrunnen. Die vielen, meist großen, aber unregelmäßigen Plätze (Largbi) der Stadt wimmeln von Menschen. Die ausgezeichnetsten sind: der Largi di Castello beim königlichen Palaste, welcher mit 2 bronzenen Reiterstatuen Karls III. und Ferdinands I. geschmückt ist, der gewöhnliche Schauplatz aller Volksfeste; der Largo di Monte Oliveto mit einem schönen Springbrunnen und der Statue Karls II.; der Largo del Spirito santo, nahe an der Straße Toledo, mit einem halbrunden, durch 26 Prachtsäulen verzierten Prachtgebäude zu Ehren Karls II., u. der größte von allen, der Largo del Mercato (Marktplatz), auf dem der letzte Sprößling des hohenstaufenschen Kaiserhauses, Konradin, enthauptet wurde. So groß auch N. ist, so hat es doch wenige merkwürdige Gebäude, und die vorhandenen sind, mit einziger Ausnahme des Finanzgebäudes in der Straße Toledo, durch Ueberladung u. Schnörkeleien verunziert oder durch Kahlheit und Einförmigkeit bedeutungslos. Unter die sehenswerthen Gebäude gehören: das königliche Residenzschloß, am Ende der Toledostraße, unweit des Meeres, merkwürdig wegen seiner Größe, Architektur des Frontispice, seiner prächtigen Treppe, der Schönheit und des Reichthums seiner Gemächer; der königliche Palast von Capo di Monte, der die Stadt beherrscht und zu welchem der neue Weg durch eine prächtige, kühn über die Häuser der Vorstadt Santa gebaute Brücke führt, mit entzückender Aussicht; der kleine königliche Palast von Chiaramonte in reizender Lage und wegen seines hängenden Gartens bemerkenswerth; der Palazzo degli Studj, in welchem sich die bourbonische Bibliothek, die Schule der Künste und die Museen befinden; der erzbischöfliche Palast, mit schönen Freskomalereien von Lanfranco; der Palast der Vicaria oder Castello Capuano, ein weitläufiges befestigtes Gebäude, worin sich die Reichsarchive und Gerichtshöfe befinden; das Getreidemagazin, eines der größten Gebäude N.s; das Reclusorio oder Albergo Reale de Poveri (Armenhaus), das ausgedehnteste Gebäude der Stadt, mit 4 Höfen und einer Kirche in der Mitte; das Hospital Annunziata, mit einem reich dotirten Findelhause; das Theater S. Fernando am Ponte nuovo, das man in Hinsicht der Bauart unter den 10 Theatern der Stadt für das schönste hält; besonders aber das Theater S. Carlo, in der Nähe des königlichen Palastes, die größte Bühne Italiens, 1815 nach einem Brande wieder aufgebaut, 165 Palmen breit u. 330 Palmen lang, mit 6 Bogenreihen im Inneren. Unter den 122 Kirchen, von denen sich keine durch ihre Bauart auszeichnet, nennen wir die dem heiligen Januarius, dem Schutzpatron der Stadt, gewidmete Domkirche, das größte Heiligthum der Neapolitaner, vor dem ein Obelisk steht. Ein silbernes Tabernakel auf dem Hochaltar bewahrt das Blut des Schutzheiligen in zwei gläsernen Flaschen auf, u. bekannt ist das hohe Fest N.s, an welchem dieses Blut der Volksmenge fließend gezeigt wird. Die Kirche ist 1299 von Nicole Pisano erbaut, ihr ursprünglich gothischer Charakter ist aber durch die Verschönerungen des Kardinals Caraffa absichtlich getilgt. Sie ist die größte und zugleich reichste Kirche der Stadt. Ihr Eingang wird von zwei Porphyrsäulen geschmückt und das Gewölbe von 110 antiken Säulen getragen. Im hohen Chor ist eine unterirdische Kirche, die Kapelle des heiligen Januarius mit seinem Leichnam und Säulen von Cipollino. Von den übrigen Kirchen sind erwähnenswerth die Kirche il Gesù nuovo, wegen ihrer Kuppel berühmt, die Klosterkirchen Sta.-Chiara mit Grabdenkmälern alter Familien von Anjou, San-Domenico mit werthvollen Gemälden, San-Paolo, auf einem Tempel des Castor und Pollux erbaut, San-Francesco di Paola mit 2 bogenförmigen, auf 48 Säulen ruhenden Peristylen, die Kapelle

Digitized by Google

Sta. Maria di Pie di Grotta, am Eingang der Positippogrotte, mit einem wunderthätigen Marienbild, zu dem eine glänzende Wallfahrt im September Statt findet, die reich ausgeschmückte Kirche Sta. Maria della Pietà, mit herrlichen Skulpturen, die gothische Kirche San-Domenico Maggiore, mit kostbaren Gemälden, die Kirche Sta.-Maria del Parto, berühmt durch das Grab Sannazars, die Himmelfahrtskirche, mit einem wundervollen Bilde von Paul Veronese, die Kirche Sti. Apostoli, auf den Resten eines Merkurtempels gebaut, eine der schönsten und reichsten Kirchen der Stadt. Unter dem Schutze der preußischen Gesandtschaft gibt es auch eine deutsche evangelische Gemeinde, die mit der dort bestehenden französischen eine Körperschaft bildet. Die Kapelle befindet sich im preußischen Gesandtschaftshotel. Unter den 149 Klöstern, welche N. zählt, nennen wir das der heiligen Klara, die Klöster Sta. Maria, der Karmeliter, der Dreieinigkeit, des heiligen Dominicus des Großen, in welchem Thomas von Aquino lebte, des Monte Oliveto und das Kloster der Karthäuser auf St. Elmo, das gegenwärtig in ein Invalidenhaus verwandelt worden ist und eine herrliche Aussicht über die Stadt bietet. Auch sind die Katakomben zu erwähnen, unermeßliche unterirdische Gänge, Säle, Gemächer, Basiliken und Rotonden, welche 3 Stockwerke über einander in mäandrischen Krümmungen die Tiefen des Tuffsteinberges unter dem nördlichen Theile der Stadt durchziehen, in den ersten christlichen Jahrhunderten zu Begräbnissen dienten und für ausgedehnter als die Katakomben von Rom und Siragossa gehalten werden. Unter den Privatpalästen zeichnet die Bauart aus den Palast des Prinzen von Salerno, die Paläste Orsini oder Gravina, Colonna-Maddalone, Imperiali oder Francavilla, Filomarino oder della Terre, Doria-Angri, San Buono, Tarsio, letzterer mit einer dem Publikum geöffneten Bibliothek. N. ist der Centralpunkt aller Anstalten für Wissenschaften und Kunst des Landes. Unter den höheren wissenschaftlichen Anstalten nennen wir: die 1224 von Friedrich II. gestiftete Universität mit Bibliothek und guten Sammlungen, das Lyceum del Salvatore, die paläographische Schule, die mit dem allgemeinen Archiv des Königreichs verbunden ist, die Schule für Malerei und Bildhauerei, das Konservatorium der Musik, die Accademia Ercolanese di archeologia, das Collegio reale zur Erziehung junger Edelleute, das Militärkollegium, die Kriegsschule, die Marineschule, die polytechnische Schule, die Thierarzneischule, das chinesische Kollegium, wo junge Chinesen zum geistlichen Stande erzogen werden, den botanischen Garten, einer der vollständigsten in Italien, die Sternwarte, von geschliffener Lava, auf dem Hügel Capo di Monte, das topographische Bureau mit einer bedeutenden Sammlung von Instrumenten, mehre öffentliche Bibliotheken, worunter die bourbonische mit 150,000 Bänden, die Bibliothek Brancaccia, aus mehr denn 50,000 Bänden bestehend und reich an Manuskripten, die Ministerialbibliothek, das königliche Museum der Alterthümer, mit den besten Wandgemälden und Mosaiken aus Herculanum und Pompeji, vielen antiken Statuen, worunter der farnesische Hercules, die farnesische Flora, der farnesische Stier, die Venus Kallipygos, ein Aristides aus Herculanum, die Reiterstatuen der beiden Balbus, ferner mit einer bedeutenden Sammlung etruskischer Vasen, einer Gemäldegallerie ꝛc. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten, deren es mehr als 60 gibt, sind zwei Spitäler, degli Incurabili, wo übrigens Kranke aller Art aufgenommen werden, u. della Annunziata, welches meist Findlinge, weibliche Büßende ꝛc. aufnimmt, und das sogenannte königliche Armenhaus Real albergo di poveri, wo die Regierung mit einem jährlichen Aufwande von 500,000 Francs an 6000 Kinder Unterricht in allen Künsten und Handwerken ertheilen läßt. N. ist Sitz eines Erzbischofs und der höchsten Behörden des Königreichs. Die Bevölkerung betrug am 1. Jan. 1851 416,475 Seelen. 203,483 männliche und 212,992 weibliche. Von 7606 Geburten waren 1850 1977 Findelkinder. Manufakturen und Fabriken sind nur wenige vorhanden, und der Handel ist, obgleich N. für den Mittelpunkt des Verkehrs und der Industrie des Staats gilt, in den Händen der Fremden. Es existiren in N. 514 Cafés, 558 Verkäufer geistiger Getränke, 416 Wirthshäuser, wo Eis oder Gefrornes verkauft wird, 243 Maisons meublés, 62 Restaurants, 166 Landrestaurants, 793 Kantinen oder Lokale, wo Wein verkauft und geschenkt wird, 400 Tafernen und Kneipen ꝛc. Ein Hauptzug im Charakter des Neapolitaners ist Arbeitsscheu. Gegen 250,000 Menschen haben gar keine Beschäftigung u. treiben sich den ganzen Tag über müßig herum, den Erheiterungen durch Polichinellen, Improvisatoren und Musik Auge und Ohr leihend. Alle Geschäfte werden frei und offen auf den Gassen verrichtet. Der Adel ist größtentheils reich und prachtliebend; unter den Bürgern herrscht Wohlstand. Daneben aber zeigt sich das Elend in seiner nacktesten Gestalt. Alle Straßen wimmeln von Bettlern, die man nicht mehr los wird, wenn man mitleidig genug ist, ihnen zu geben. Aber nicht bloß der Pöbel bettelt, selbst anständig gekleidete Männer und Soldaten unter dem Gewehre oder Schildwachen. Selbst der Minister des Auswärtigen visirt keinen Paß, wenn ihm nicht zuvor ein Piaster geopfert wird. Die Zollbehörden leben bloß von der Bestechung. Die überwiegende Mehrzahl des Volkes besteht aus den sogenannten Lazzaroni's, die müßig und sorglos leben. Die Unsittlichkeit des Volks ist in N. nicht größer als in anderen Hauptstädten, und neben südlicher Leidenschaftlichkeit besitzt dasselbe die Tugenden der Mäßigkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit. Die religiösen Feste werden in N. mit großem Pompe begangen. Hierher gehören vor Allem die am 6. Mai, 19. September und 16. Dec. eintretenden Novenen des heiligen Januarius mit dem sich immer erneuernden Wunder des flüssig werdenden Bluts des Heiligen, das Piedigrottafest und das Fest der Madonna dell' Arco. Ein großes Volksfest ist der Besuch, den sich die Madonna Antigrano und der Gesù Nuovo abstatten, zwei Puppen, die man einander entgegenführt. Die Umgebungen N.s sind über alle Beschreibung schön, reich an Werken der Kunst

Digitized by Google

und unzähligen Ueberresten des Alterthums. Westlich liegt der berühmte Berg Posilippo, ein Hügel, aus vulkanischem Tuffstein gebildet. Durch ihn führt die merkwürdige Grotte, 363 Toisen lang, 24—30 Fuß breit und am Eingange 8—900 Fuß hoch, durch welche man von N. nach Rom fährt. Hier findet sich auch das alte Grabmal Virgils. In der Nähe ist auch die Villa Floridea, eines der schönsten Landhäuser der Erde. Unter dem Berge läuft die herrliche Promenade la Marzellina hin, eine Fortsetzung der Chiaja. Am Vorgebirge Coraglio liegen die Quellen der Bäder Luculls, die Caveole oder Gajole. Am Fuß des Felsens liegt der Palast der Königin Johanna, jetzt eine Glasfabrik. Eine herrliche Aussicht bietet J. Camaldoli, nicht zu verwechseln mit dem Kloster gleichen Ordens bei Torre del Greco. Andere merkwürdige Punkte sind der See von Agnano, die Schwitzbäder von San-Germano, die Hundsgrotte, das vulkanische Thal Solfatara, das reizende Pozzuoli, der Monte nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entstand, die mythenreiche Gegend von Baja u. der Averno, Herculanum und Pompeji, Portici und Caserta nuova. Die Stadt N. bildet einen eigenen Bezirk. Ueber die Geschichte N.s s. Neapolis 1) u. Sicilien Königreich beider. Vgl. Mayer, N. und die Neapolitaner, Oldenb. 1842, 2 Bde.

Neapelgelb, eine im Neapolitanischen gegrabene hochgelbe Erde, welche in der Malerei, sowie in Glashütten zur Reinigung des Glases verwendet wird, besteht aus Bleioxyd und Antimonsäure. Man bereitet es aber größtentheils künstlich, nach Brunner am besten durch mehrstündiges glühendes Schmelzen von 1 Theil Brechweinstein, 2 Theilen salpetersaurem Bleioxyd und 4 Theilen Kochsalz und Auswaschen der Masse mit Wasser.

Neapolis (d. i. die neue Stadt), 1) alte Stadt Kampaniens am westlichen Abhange des Vesuvius und am Flusse Sebethus, 4 römische Meilen von der älteren Stadt, welche nach dem dort heimischen Kultus der Sirene Parthenope Parthenope hieß, von Chalcidensern aus Cumä in Folge eines Orakelspruchs angelegt, bestand zur Zeit der Römer aus zwei, durch eine Zwischenmauer getrennten, jedoch durch gemeinsame Gerechtsame verbundenen Theilen, der Palopolis und der N. Während die neapolitanischen Gelehrten gewöhnlich annehmen, die Ostseite habe Palopolis, die Westseite aber N. gebeißen, suchen andere Gelehrte nachzuweisen, daß umgekehrt Palopolis auf der Westseite zunächst am Hafen, N. aber auf der Ostseite nach dem Flusse Sebethus hin zu suchen sey. Im J. 327 v. Chr. nahmen die Samniter auch N. in Besitz, 290 aber ging es in die Hände der Römer über, die jedoch der Stadt ihre eigenthümliche Verfassung ließen und sie überhaupt anfangs bloß als verbündete Stadt betrachteten, während sie später allerdings als römisches Municipium und zuletzt als Colonia Augusta erscheint. Uebrigens wurden unter den Römern beide Theile der Stadt in einen verbunden, und der Name Palopolis verschwand für immer. N. selbst erhielt sich in seiner alten Blüthe und war der herrlichen Gegend und der daselbst blühenden griechischen Kunst und Wissenschaft wegen ein Lieblingsaufenthaltsort gebildeter und verbannter Römer. Unter Titus wurde die Stadt durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört, aber von diesem Kaiser im römischen Geschmacke wieder aufgebaut. Später war sie der Aufenthalts- und Todesort des Kaisers Romulus Augustulus. N. hatte aber weder ganz dieselbe Lage, noch denselben Umfang wie das heutige Neapel, das erst im Mittelalter als Residenz der normannischen Könige seine dermalige Größe und Bedeutsamkeit erhielt. In der Nähe befanden sich warme Bäder, die berühmte Villa des Lucullus, in welcher Tiberius und Romulus Augustulus starben, und die dem Augustus von Pollio als Vermächtniß hinterlassene Villa Pausilypi oder Pausilypum. — 2) Stadt in Palästina, das alte Sichem der heiligen Schrift, bei Griechen und Römern aber stets N. oder vollständig Flavia Neapolis zu Ehren des Kaisers Flavius Vespasianus genannt, lag in dem schmalen Thale zwischen den Bergen Ebal und Garizim, 31 Millen südöstlich von Cäsarea und 40 Millen nördlich von Jerusalem, und war früher eine Stadt der Leviten im Gebiete des Stammes Ephraim, später aber Hauptsitz des samaritanischen Gottesdienstes, da bei ihr auf dem Berge Garizim der samaritische Tempel erbaut war, welchen Johannes Hyrcanus um 129 v. Chr. zerstörte. In ihr bildete sich eine der ersten christlichen Gemeinden, auch war sie Vaterstadt des Justinus Martyr. Sie heißt noch jetzt Nablus. — 3) Stadt in Zeugitana oder der späteren römischen Provinz Afrika, eine alte von den Phöniciern gegründete Seestadt, an dem nach ihr benannten Sinus Neapolitanus (jetzt Golf von Hammamet), 12 Millen östlich von Putput, an der Straße von Adrumetum nach Clypea oder Aspis, nach Plinius unter den Römern eine freie Stadt, nach Ptolemäus eine römische Kolonie; jetzt Nabal.

Neapolitanum malum (lat.), die Syphilis (s. d.), weil sie zuerst besonders heftig unter dem vor Neapel liegenden französischen Heere ausbrach.

Nearchus, berühmter Flottenführer Alexanders des Großen, Sohn des Androtimus aus Amphipolis, Jugendfreund Alexanders, den er auf dem Feldzuge nach Asien begleitete. Er erhielt die Statthalterschaft Syriens und des angrenzenden Gebietes bis an den Taurus, führte 328 v. Chr. ein Heer griechischer Söldlinge nach Zariaspa, war bei dem indischen Feldzuge 327 Chiliarch der Hypaspisten, führte dann vom Indus aus die Flotte durch das erythräische Meer in den persischen Meerbusen und entdeckte auf dieser Fahrt die Mündungen des Euphrat und Tigris. Ein Auszug seines Reiseberichts, welchen uns Arrianus erhalten hat, ist am besten von N. Geier in den „Alexandri historiarum scriptores" (Leipz. 1844) herausgegeben worden.

Neath, Stadt in der englischen Grafschaft Glamorgan, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Swanseabusen, mit Kaufhalle, beträchtlichem Handel mit Kohlen, Eisen, Zinn und Kupfer und 4150 Einw. In der Nähe Kohlen-, Zinn-, Kupfer- und Eisenminen.

Nebajoth, s. v. a. Nabatäer.

Nebel, die zuweilen über der Oberfläche der Erde sichtbar schwebenden Dünste, nicht zu verwechseln mit dem Höhenrauch (s. d.), den man auch als trockenen N. bezeichnet, während man den eigentlichen N. feuchten N. zu nennen pflegt. Der letztere ist ein Niederschlag des Wasserdampfes in der Luft, besteht aus wässerigen Dunstbläschen und findet vorzugsweise nur dann Statt, wenn die Luft unter der Temperatur des Sättigungspunktes mit Wasserdampf erkaltet ist. Eben so entstehen N., wenn über einem feuchten warmen Boden eine kältere Luftschicht liegt, indem die von ersterem aufsteigenden Wasserdämpfe in der letzteren niedergeschlagen werden, und auf gleiche Weise entstehen am Abend N. über Sümpfen, Flüssen und Seen, indem das Wasser noch wärmer ist als die darüber befindliche Luft. Dagegen unterbleibt die Nebelbildung an Orten, wo Regen und Thau gänzlich mangeln, also etwa in sehr großen Sandwüsten Afrika's und Asiens, denn obwohl hier die Temperatur während der Nacht tief herabsinkt, so ist es doch wegen der nachhaltigen Wärme des Sandbodens kaum möglich, daß sie unter den Sättigungspunkt der Luft mit Wasserdämpfen herabgehen und dadurch die Bildung eines N.s bedingen sollte. Bilden die N. sich am Morgen, so werden sie, wenn die Sonne bei ihrem Aufsteigen die Temperatur wieder hinlänglich erhöht, aufgelöst. Die Häufigkeit und Dichtigkeit der N. an den verschiedenen Orten scheint mit der vorherrschenden Feuchtigkeit und dem häufigen Wechsel der Temperatur proportional zu seyn, weshalb sie sich am häufigsten an Meeresgestaden, in der Nähe großer Seen, und zwar in steigender Progression von den Wendekreisen an bis zu den Polarkreisen finden, von welcher Grenze an sie jedoch mit aller Wahrscheinlichkeit wieder abnehmen. Ruhige See und gänzliche Windstille begünstigen die Nebelbildung erstaunlich. Aus der Entstehung der N. leitet sich die wohlbekannte Witterungsregel ab: „steigender N. bringt Regen, fallender Sonnenschein".

Nebel, mecklenburgisch-schwerinischer Fluß, kommt aus dem Krakower See, fließt nordwestlich bei Butzow in die Warnow.

Nebel (hebr.), s. Nabel.

Nebelbank, dichter Nebel, der sich auf der Oberfläche des Meeres oder an der Küste lagert und das Ansehen entfernten Landes hat.

Nebelbilder (dissolving views), eine in der neueren Zeit sehr in Aufnahme gekommene optische Belustigung, welche in England erfunden und in Deutschland besonders durch Döbler bekannt geworden ist. Sie sind Laterna-magica-Bilder, welche in Folge der Anwendung starker Linsengläser und der sehr intensiven Hydrooxygengasbeleuchtung auf der Wand nicht allein in bedeutender Größe, sondern auch in vorzüglicher Deutlichkeit erscheinen und durch allmähliges Annähern des auf Glas gemalten Bildes, welches sehr gut ausgeführt seyn muß, an den Focus zum allmähligen Auftauchen aus dem Dunkel, sowie durch allmähliges Entfernen von dem Focus zum nebelhaften Verschwimmen gebracht werden können. Auch kann man sie durch rascheres Annähern an den Focus plötzlich aus tiefer Nacht hervortreten und noch in manchen anderen Modifikationen erscheinen lassen. Dergleichen Effekte hatte man schon früher in den sogenannten Phantasmagorien benutzt; die neuere Zugabe ist einestheils eine beträchtlichere Größe und Deutlichkeit der Bilder, anderntheils die Aufstellung zweier magischen Laternen von gleicher Einrichtung in der Art, daß die Bilder beider einander genau decken. Man kann nun, während das eine Bild dasteht, das andere mit schwacher Beleuchtung darauf fallen und durch allmählige Verstärkung der Beleuchtung des letzteren und allmählige Abschwächung der des ersteren aus diesem durch einen nebelhaften Mittelzustand hindurch sich das zweite Bild entwickeln lassen, was dann besonders sehr ansprechende Effekte gibt, wenn beide Bilder dieselbe Gegend, aber in verschiedenen Jahreszeiten und mit verschiedenen Staffagen darstellen.

Nebelflecke, die helleren Stellen, die man, ganz getrennt von der Milchstraße (s. d.), mit bewaffnetem und theilweise selbst mit bloßem Auge an vielen Gegenden des Himmels wahrnimmt. Man theilt sie im Allgemeinen in zwei Klassen, nämlich in auflösliche N. oder Sternhaufen und in unauflösliche oder N. im engern Sinne. Von den auflöslichen kann man zwei, im Krebs (genannt die Krippe) und im Degengriffe des Perseus, schon mit bloßem Auge erkennen; in Fernröhren werden dieselben in eine große Menge von Sternen aufgelöst und gehören also völlig in eine Kategorie mit den Hyaden, den Plejaden und dem Haar der Berenice. Viele N. sind zwar noch nicht wirklich in Sterne aufgelöst worden, man hält sie aber dennoch für auflöslich, weil sie in starken Fernröhren eben so erscheinen, wie aufgelöste N. in schwachen Fernröhren, welche sie noch unaufgelöst zeigen. Die Entfernung dieser N., zu denen oft 20,000 und mehr Sterne gehören, von der Erde beträgt in vielen Fällen gewiß nicht unter 100,000 Billionen Meilen, so daß das Licht Jahrtausende braucht, um von einem solchen N. zu uns zu kommen. Noch weit häufiger sind die unauflöslichen N., die nur aus einer dünnen, schwach leuchtenden Materie zu bestehen scheinen, wiewohl auch sie wohl aus sehr kleinen, aber noch entfernteren Sternen zusammengesetzt seyn mögen. Auch die N. dieser Art, unter denen der in der Andromeda dem unbewaffneten Auge sichtbar ist, müssen wenigstens eben so weit entweder ungemein groß, oder nicht so sehr entfernt von uns seyn, als die nächsten Fixsterne, da sie keine Parallaxe zeigen, und daraus folgt schon eine höchst erhebliche Größe, indem Gegenstände in 10 Billionen Meilen Entfernung, wenn sie uns auch nur eine Minute groß erscheinen, schon 3000 Millionen Meilen im Durchmesser haben, viele dieser N. also noch weit größer seyn müssen, als diese Größe. Die N. sind von sehr mannichfaltiger Gestalt u. Größe. Manche haben eine ganz unregelmäßige Gestalt u. zeigen entweder überall ein gleichförmig mattes, nebeliges Licht, oder haben einzelne glänzendere Stellen, die auf eine größere Dichtigkeit der leuchtenden Materie schließen lassen. Mehre nehmen einen 20—30mal so großen Raum am Himmel, als der Vollmond,

Digitized by Google

ein und müssen also, selbst wenn sie nicht weiter als die nächsten Sterne entfernt sind, einen Durchmesser von mehr als 400,000 Millionen Meilen haben. Wenn die von Herschel beobachteten etwa 200 Sternhaufen und auflöslichen und 2300 eigentlichen N. neben einander ständen, würden sie einen 600mal so großen Raum als der Vollmond am Himmel einnehmen. Jetzt kennt man über 3600 N. Da uns aber vermuthlich nur die schon mehr verdichtete Nebelmaterie sichtbar wird, so mag es noch weit mehr Nebelmassen geben, als sich unserer Beobachtung darbieten. Merkwürdig ist übrigens, daß manche Gegenden des Himmels vorzüglich reich an N.n sind und daß nicht selten zwei oder drei derselben einen Doppelnebel bilden, d. h. so nahe beisammen stehen, daß sie ein einziges System zu bilden scheinen. Nach ihrer Gestalt und Dichtigkeit unterscheidet man die planetarischen Nebel (im Ganzen etwa 25, von denen fast drei Viertel am südlichen Himmel), welche sich durch ihre rundliche, regelmäßige, scharf begrenzte Gestalt und die völlig gleichförmige Helligkeit auszeichnen, aber durch ihre außerordentliche Ausdehnung (oft $^1/_2$ Minute und mehr im Durchmesser), sowie durch ihr viel matteres Licht von den Sternen unterscheiden, die ringförmigen Nebel, welche jedoch außerordentlich selten sind, u. die Nebelsterne, welche in der Mitte einen auffallend hellen Stern zeigen und das Ansehen eines Sternes haben, der von einer nebeligen Hülle umgeben ist. Die rundliche oder ovale Form, welche sehr häufig vorkommt, deutet auf ein allmähliges, durch Attraktation bewirktes Zusammenballen der Nebel hin, und wenn die von Herschel darauf gegründete Ansicht, daß die N. werdende, sich allmählig ausbildende Sterne seyen, richtig ist, so scheinen die Nebelsterne eine verhältnißmäßig höhere Stufe der Ausbildung erlangt zu haben. Sie sind übrigens zu unterscheiden von solchen Sternen, die in der Umgebung eines Nebels erscheinen, aber offenbar eigentliche Sterne sind. Daß ein Nebelfleck im Laufe der Zeit seine Gestalt merklich verändert hätte, wie der ältere Herschel von dem 1656 von Huyghens entdeckten N. im Orion zu bemerken glaubte, ist nicht nachzuweisen; doch will Cacciatore einen neu entstandenen Nebelfleck beobachtet haben. Jedenfalls schreitet eine Aenderung der Gestalt sehr langsam fort u. ist an jedem einzelnen N. erst in sehr langen Zeiträumen merklich; denn lange Zeiträume mögen dazu erforderlich seyn, um aus Entfernungen von vielen Millionen Meilen diese dünn vertheilten Stoffe zu sammeln. Ob die neblige Materie sich auch in der Nähe unseres Sonnensystems irgendwo findet, wissen wir nicht, da noch niemals ein Astronom eine Parallaxe eines Nebelflecks beobachtet hat; da jedoch im Weltraume viele Gegenden damit überfüllt scheinen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch in unserer Nähe sich diese Nebelmaterie finden mag, wenn sie auch zu fein vertheilt seyn sollte, um uns sichtbar zu werden. Auf diesem Gedanken beruht die Vermuthung, daß vielleicht die Kometen in ihren weit ausgedehnten Bahnen auf solche Nebelmassen treffen und einen Theil davon mit sich fortreißen können, und daß diese noch wenig verdichtete Materie es dann sey, die sich uns als Schweif des Kometen zeige. Sind solche Nebelmassen im Weltraume vorhanden, so müßte auch wohl die Erde, indem sie mit der Sonne fortrückt, zuweilen auf sie treffen können, und dies könnte, ohne daß wir von dieser dünnen, uns umgebenden Materie etwas weiter bemerkten, doch auf Witterung und atmosphärische Erscheinungen vielleicht Einfluß haben. Unstreitig verdienen diese Nebel noch sorgfältiger beobachtet zu werden, als es bis jetzt möglich gewesen ist. Ueberhaupt ist die Beobachtung der N. verhältnißmäßig noch sehr jung. Selbst den mit bloßen Augen sichtbaren Nebelfleck in der Andromeda, welcher oval, $^1/_2$ Grad breit und 15—20 Minuten lang ist, scheint zuerst Simon Marius um 1612 beobachtet zu haben, und noch später wurde er öfter für einen Kometen gehalten; erst 1848 gelang es dem amerikanischen Astronomen Bond, denselben in (über 1500) Sternchen aufzulösen. Der ältere Herschel behandelte zuerst die Erscheinungen der N. von 1779 mit einer Gründlichkeit und Vollständigkeit, die Alles hinter sich ließ, was vor ihm über diesen Gegenstand bekannt war. Sein Sohn, Sir John Herschel, hat die Arbeiten seines Vaters fortgesetzt und 1833 einen vollständigen Katalog von 2307 N.n und Sternhaufen veröffentlicht. In den folgenden 5 Jahren (1833—38) hat er am Vorgebirge der guten Hoffnung den ganzen dort sichtbaren Himmel durchforscht und seinen Katalog mit einem Verzeichniß von 1708 neuen N.n bereichert. Durch das große 50füßige Teleskop des Grafen von Rosse zu Parsonstown in Irland wurden schon 1845 über 40 bisher für unauflöslich gehaltene N. vollständig aufgelöst, was Herschel zur Vermuthung veranlaßte, daß zwischen Sternhaufen und N.n kein wirklicher Unterschied sey. Die größte Anhäufung von N.n findet sich in der nördlichen Himmelssphäre, namentlich in der Jungfrau. Am südlichen Himmel enthält die große magellansche Wolke an 300 N. und 46 Sternhaufen.

Nebelhöhle (Nebelloch), die großartigste und berühmteste aller Höhlen der würtembergischen Alp, 3 Stunden oberhalb Reutlingen, an der Seite eines hohen waldigen Bergfelsens, des Stollenbergs, besteht aus mehren Abtheilungen und befindet sich in Jurakalkstein. Die darin vorkommenden Mineralien, Mondmilch, Fadenstein, Kalkspath, Stalaktiten, sind fast lauter Erzeugnisse von aufgelösten Theilen dieses Kalksteins. Auch will man verschiedene Versteinerungen darin gefunden haben. Eine schöne Schilderung der N. findet sich in Wilh. Hauffs „Lichtenstein".

Nebelkappe (Tarnkappe), in den germanischen Volkssagen eine bezauberte Kappe, mit welcher man sich in einen Nebel verwandeln oder einhüllen oder ganz unsichtbar machen kann. Besonders werden den Zwergen (s. d.) solche N.n zugetheilt.

Nebelmonat, s. v. a. November.

Nebelsehen (visus nebulosus), das Erblicken der außerhalb der Sehweite befindlichen Gegenstände, als wären sie von einem Nebel oder Rauche umhüllt, eine Erscheinung, welche

Digitized by Google

von Leiden der nervösen Gebilde des Augapfels, hauptsächlich aber von Affektionen der Retina und des optischen Nerven herrührt. Sie ist entweder vorübergehend und dann eine Folge von Anstrengung des Auges, oder aber, wenn sie dabei öfters wiederkehrt und der Nebel immer dichter wird, ein Zeichen, welches dem schwarzen Staare vorausgeht; auch kommt dasselbe als Begleiter der Entwickelung des Glaskoms vor.

Nebelsterne, s. *Nebelflecke*.

Nebenaugen (ocelli, stemmata), zwei bis drei kleine, einfache, glänzende, gewölbte Augen auf der Stirn vieler Insekten, von denen man glaubt, daß sie diesen Thieren zum Sehen in der Nähe dienen, während die großen Seitenaugen diesen Dienst für die Ferne verrichten sollen.

Nebenflanken (seconds flancs, flancs de courtine), die Theile der Courtine, welche durch die verlängerten Bollwerksfacen abgeschnitten werden und durch schräge Schüsse die zur Seite liegenden Bollwerksfacen bestreichen können. Man findet sie vorzüglich bei den älteren bastionirten Befestigungssystemen, während sie bei den neueren außer Gebrauch gekommen sind.

Nebengestein, das Gestein, welches sich zu beiden Seiten eines Ganges befindet; s. Lagerung.

Nebenius, Karl Friedrich, badischer Staatsmann, geboren zu Rhode bei Lindau den 29. Sept. 1784, wurde, nachdem er zu Tübingen die Rechte und Staatswissenschaften studirt, Advokat beim Hofgerichte in Rastadt, erhielt aber bereits 1807 die Stelle eines Sekretärs beim großherzoglichen Finanzdepartement. Nach seiner Rückkehr von Paris, wo er von der französischen Verwaltung Einsicht nehmen sollte, arbeitete er seit 1810 als Kriegsrath zu Durlach und wurde im folgenden Jahre Finanzrath, 1819 aber geheimer Referendar. Als Regierungskommissär wohnte er dem ersten badischen Landtage bei und bewährte nicht nur seinen Ruf in den Verhandlungen durch umfassende Kenntnisse und politischen Scharfblick, sondern genoß auch bei allen Parteien große Achtung, indem er, dem Prinzip des Fortschritts huldigend, sich stets in den Schranken weiser Mäßigung hielt. Wenn er auch nicht als der alleinige Schöpfer der badischen Verfassung gelten kann, hat er doch einen großen Antheil an ihrer Ausarbeitung gehabt. Er sprach sich entschieden für den Anschluß Badens an den deutschen Zollverband aus und bewies sich überhaupt als eifriger Vorkämpfer der Idee einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Handelsfreiheit durch seine Schrift: „Der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft“ (Karlsruhe 1835). Leider gelang es ihm nicht, seine patriotische Theorie auf dem Handelskongreß in Darmstadt ins Leben überzuführen. N. wurde zum Geheimen Rath und Vorstand der Gesetzgebungskommission, sowie zum Staatsrath ernannt, trat aber im November 1835 von seiner Stellung als Mitglied der Gesetzgebungskommission zurück und fungirte als Oberbaurichter, bis er 1836 gänzlich aus dem Staatsdienste zu scheiden sich veranlaßt sah. Kurz darauf wurde er jedoch als Direktor in das Ministerium des Innern berufen und übernahm im April 1838 nach Winters Tod das Portefeuille des Innern. Die immer siegreicher vorgehende Reaktion ließ ihn jedoch zu keiner längeren Wirksamkeit auf diesem Posten gelangen, weshalb er im Oktober 1839 denselben aufgab. Es erweckte unter diesen Umständen ein günstiges Vorurtheil für die Regierung, als sie N. 1843 zum Mitgliede der ersten Kammer ernannte. Hierdurch wurde N. der Rücktritt in den Staatsdienst gebahnt. Er wurde 1845 Präsident des Ministeriums des Innern und nach dem Rücktritt Böckhs im März 1846 auch Präsident des Staatsrathes. In Folge der Revolution vom Mai 1848 mit dem Ministerium zurückgetreten, lebte er seitdem literarischen Arbeiten und trat nur bei den Verhandlungen über die deutsche Verfassungsreform in der Broschüre „Baden in seiner Stellung zur deutschen Frage“ (Karlsruhe 1850) öffentlich hervor. Er † erblindet den 8. Juni 1857. Von seinen staatswirthschaftlichen Einsichten zeugen seine Schriften: „Betrachtungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht“ (Karlsruhe 1818); „Der öffentliche Kredit“ (das. 1820, 2. Aufl. 1829); „Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden“ (Stuttgart 1837); „Ueber die Zölle des Zollvereins zum Schutz der inländischen Eisenproduktion“ (Karlsruhe 1842). Auch schrieb er: „Ueber technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhang mit dem gesammten Unterrichtswesen“ (Karlsr. 1833) und „Die katholischen Zustände in Baden“ (das. 1842).

Nebenlinie, die Nachkommenschaft eines jüngeren Sohnes, im Gegensatz zu der des älteren oder Erstgeborenen.

Nebenplaneten (Trabanten, Monde, Satelliten), diejenigen Weltkörper unseres Sonnensystems, welche sich um die Hauptplaneten bewegen und dieselben bei ihrem Laufe um die Sonne begleiten. Außer der Erde (s. Mond) werden nur die vier größten Planeten von N. begleitet, und zwar hat Jupiter deren 4, Saturn 8, Uranus wenigstens 4, wahrscheinlich aber 6, Neptun 2. Hiernach gäbe es in unserem Sonnensystem 21 N. Das Daseyn eines Mondes der Venus, den mehre Astronomen zu sehen geglaubt, ist nicht erwiesen. Mit Ausnahme unseres Mondes ist keiner dem unbewaffneten Auge sichtbar. Alle bewegen sich um ihren Hauptplaneten in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte der letztere steht, und zwar von Westen nach Osten, mit Ausnahme der N. des Uranus, die sich von Osten nach Westen bewegen. Der größte ist, absolut genommen, der 6. Saturnusmond, relativ aber, nämlich im Verhältniß zum Hauptplaneten, der Erdmond, dessen Durchmesser über ein Viertel des Erddurchmessers ist, während jener einen 17mal kleineren Durchmesser als Saturn hat. Der absolute Abstand eines Trabanten von seinem Hauptplaneten ist am größten bei dem 8. Saturnusmonde, wo er über 500,000 Meilen beträgt, am kleinsten bei dem ersten Saturnusmonde, wo er noch nicht 26,000 Meilen erreicht. Alle N. stimmen darin überein, daß ihre Rotationszeit der Dauer eines Umlaufs um den Hauptplaneten gleich ist, weshalb sie diesem immer dieselbe Seite zukehren.

Nebensicht, s. v. a. Parallaxe.

Digitized by Google

Nebensonne, eine glänzende Lufterscheinung, welche darin besteht, daß bei trüber Luft u. kalter Witterung nebender Sonne oder ihr gerade gegenüber ein glänzender, gewöhnlich farbiger Fleck von der Größe der Sonne sich zeigt. Gewöhnlich zeigen sich bei ihrem Erscheinen noch mannichfache Höfe um die Sonne und andere durch sie gehende Kreise; wo zwei dieser Höfe u. Kreise sich schneiden, entstehen die N.n. Solche N.n, die der Sonne gerade gegenüberstehen, nennt man auch Gegensonnen. Nach Venturi und Fraunhofer entstehen die am häufigsten vorkommenden N.n, wie die Höfe, durch die Brechung des Lichts in dreiseitigen Eisprismen, die in der Luft schweben. Nebenmonde entstehen in Bezug auf den Mond unter denselben Bedingungen.

Nebenstimmen, im Gegensatze zu Hauptstimmen, alle Partien eines mehrstimmigen Tonstückes, die einen minder wesentlichen Antheil am Inhalte des Ganzen haben.

Nebentöne, s. v. a. Beitöne, s. Ton.

Nebenwort, s. v. a. Adverbium.

Nebra, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der Unstrut, mit Schloßruine, Weinbau, Steinbrüchen, Woll- und Leinweberei, Rittergut und 1800 Einwohnern.

Nebraska, d. i. in der Sprache der Otoes-Indianer breit und seicht, einheimischer Name des von den Weißen auch Platte genannten Nebenflusses des Missouri in dem centralen Gebiete der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Derselbe entsteht unter 40° nördlicher Breite in dem sogenannten Nordpark, einem Hochthale des Felsengebirgs, windet sich nord- und ostwärts durch das Gebirge, fließt dann reißend abwärts, nimmt unter dem Namen N. oder North Fork nach einem Laufe von 87 Meilen den südlichen Quellarm, den Paduca oder South Fork, auf und fließt dann gegen Osten dem Missouri zu, den er 130 Meilen oberhalb St. Louis nach einem Laufe von 326 Meilen erreicht. Er ist an seiner Mündung etwa 1800 Fuß breit, erreicht aber weiter aufwärts an manchen Stellen eine Breite von einer guten Wegstunde und mehr und kann bei niedrigem Wasserstande überall durchwatet werden. Deshalb eignet er sich auch in keiner Weise zu einer Wasserstraße u. ist nicht schiffbar. Seine wichtigsten Zuflüsse sind vom Norden her der Elkhorn, der Loup Fork und der Wood Creek, vom Süden her der Saline, die alle aus der Prairie kommen. In neuerer Zeit ist er von Wichtigkeit geworden, weil ihn entlang die große Route durch Oregon und Kalifornien zum Südpaß führt; von seiner Mündung bis zu jener des Columbia und nach San Francisco können beladene Wagen fahren. Nach dem N. hat man in neuerer Zeit das ungeheure Prairieland im Innern Nordamerika's benannt, welches vom Felsengebirge ostwärts bis zum Missouri und zum Theil bis in die Nähe des Mississippi, nordwärts bis zum Saskatschawan in Britisch-Nordamerika, südwärts bis tief nach Texas hinein sich erstreckt. Nachdem ein bedeutender Theil desselben bereits dem Gebiete Minnesota, den Staaten Jowa, Missouri, Arkansas und Texas, dem Gebiete Neumexiko und dem Indian-Territory zugetheilt worden, blieb für N. nur der immer noch sehr ausgedehnte Landstrich zwischen dem Felsengebirge in Westen, dem Indian-Territory, Texas und Neumexiko im Süden, dem Missouri im Osten und dem 49. Breitengrade im Norden. Seit 1854 ist dieses Gebiet in zwei organisirte Territorien getheilt worden, von denen dem einen, nördlich bis zum 43. Breitegrade, zwischen dem Missouri und dem Felsengebirge, der Name Nebraska territorium verblieb, während dem andern, südlich davon gelegenen der Name Kansas (s. d.) zu Theil wurde. N. umfaßt einen Flächenraum von 7562 □Meilen und wird von den Karavanenstraßen, welche aus den Staaten nach dem Westen führen, durchzogen, ist aber nur theilweise genauer bekannt. Die Oberfläche des Landes von dem Missouri westlich bis zu den Ausläufern der Felsengebirge ist rollende Prairie; ungefähr eine Strecke von 50 — 100 englischen Meilen westlich vom Missouri und der Staatelinie ist der Boden ziemlich gleich mit dem von Jowa und Missouri, die Tafelebenen bilden offene, mit Gras bewachsene Prairien, die Niederungen an den Flüssen bestehen aus tiefem, fettem Lehmboden und sind theilweise dicht bewaldet; bis zur Mündung des Running Water zieht sich rollende Prairie, welche aus sandigem Boden besteht und vortreffliches Weideland bildet. Ein anderer Strich, der sich mehre Meilen breit östlich und westlich von Mandan Village, an der nördlichsten Biegung des Missouri und südlich über die südliche Grenze des Gebiets erstreckt, besteht aus Mergel und erdigem Kalkstein, ist überaus fruchtbar und eignet sich besonders zu Getreidebau. Der Theil nördlich vom Missouri und westlich von Minnesota bildet wellenförmige, mit dickem fetten Gras bewachsene Ebenen, auf welchen Heerden von Büffelochsen, Musethieren u. Rothwild weiden. Der am Fuße der Blackhills und zwischen den Felsengebirgen hinziehende, die Thäler des Yellowstone und Mariasflusses bildende Landstrich ist größtentheils sehr fruchtbar und gesund. Das Klima ist mit dem von Kansas ziemlich gleich. Der Missouri strömt der ganzen Ostgrenze entlang. Seine größten Zuflüsse sind der Yellowstone, der an dem Wind-Rivergebirge entspringt und von Südwest nach Nordost fließt, und der Nebraska oder Platte. Der Lau qui courre (Running Water, von den Indianern Niobrara genannt) durchströmt das Gebiet von Westen nach Osten. Südlich fließen der Blue River, der große und der kleine Nemaha. Sonst war das Gebiet reich an Wild, jetzt finden nicht einmal die Indianer genug, um sich davon nähren zu können. In den Sommermonaten lassen sich noch Büffel und Antilopen blicken und ziehen dann von Süden nach Norden. Hirsche und Elke waren früher sehr häufig, kommen aber jetzt kaum noch vor. Dagegen ist in den mit Holz bewachsenen Strecken noch Ueberfluß an Eichhörnchen und Waschbären; auch Hasen gibt es in ziemlicher Menge. Noch häufiger findet sich das schwarzgestreifte Eichhörnchen und der sogenannte Gopher. Bären findet man nicht mehr u. Füchse, Panther und wilde Katzen sehr selten, massenweise dagegen den Prairiewolf. In den östlichen Theilen findet man noch viele wilde Truthühner und Prairiehühner; ebenso in gewissen Jahreszeiten Rebhühner, Wachteln und Tauben. Im

Digitized by Google

März und April wimmeln die Ufer des Missouri von wilden Gänsen, die hier Rast halten; mit ihnen kommen auch wohl kleine Schaaren Schwäne, Pelikane und Baumgänse. Raben, Krähen, Geier und andere Raubvögel sind häufig. Am Missouri reichen die Papageien bis zur Mündung des Nebraska. Die meisten Gewässer sind sehr fischreich. Weit alljährlich das Prairiegras abgebrannt wird, können Reptilien und Insekten sich nicht stark vermehren. Unter den nicht zahlreichen Schlangen ist nur die Klapperschlange giftig. Die Einwohner waren bis 1854 nur Ansiedler; die Zahl der seitdem eingewanderten Weißen ist noch gering. Die Verfassung ist mit denen der übrigen neuen Gebiete ziemlich gleich. Die Legislatur besteht aus einem Senat oder Rath (Council), dessen Mitglieder auf zwei Jahre, und einem Repräsentantenhause, dessen Mitglieder auf ein Jahr gewählt werden. An der Spitze der Regierung steht ein von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannter Gouverneur mit einem Gehalte von 2500 Dollars, ein Sekretär mit 2000 Dollars. Die Justiz ist einem Oberrichter (Chief Justice) mit 2000 Dollars Gehalt, 2 Berichterstattern (Associate Judges), einem Anwalte (Attorney) und einem Marschall anvertraut. Die Geschichte ist mit der von Kansas ganz gleich. Nachdem schon 1843 und 1853 im Kongreß vergebliche Versuche gemacht worden, das Gebiet von N. zu organisiren, brachte im December 1853 Senator Dodge von Jowa nochmals die Bill zur Organisation des Nebraskagebiets (Nebraskabill) ein, die nach langen heftigen Debatten, namentlich über die Sklavenfrage, mit wichtigen Abänderungen von Douglas am 3. März 1854 im Senate und am 22. Mai 1854 im Repräsentantenhause angenommen und am 30. Mai 1854 vom Präsidenten Pierce genehmigt und unterzeichnet wurde. S. Kansas.

Nebukadnezar (gr. Nabuchodonossor, bei Ptolemäus Nabokolasar), Sohn des Nabopolassar, der zweite unabhängige König der chaldäisch-babylonischen Dynastie, der die Macht derselben zur höchsten Blüthe erhob. Aus altkönialichem Stamme, Nachkomme des Bel und der Baaltis, wird er im ptolemäischen Kanon ins 17. Glied der babylonischen Könige eingereiht (600—561 v. Chr.). Als sein Vater damit umging, sich von Assyrien unabhängig zu machen, schloß er mit den Medern ein Bündniß durch die Verheirathung seines Sohnes mit einer Tochter des Astyages. N. unterwarf noch bei Lebzeiten seines Vaters die abgefallenen Satrapien Kleinasien, Syrien, Phönicien, Arabien und Aegypten bis Pelusium, von wo er schleunigst umkehren mußte, um nach dem Tode Nabopolassars die Regierung zu übernehmen. Im J. 600 machte N. den jüdischen König Joakim tributpflichtig. Als letzterer 597 den Tribut verweigerte, strafte ihn N. mit dem Leben und führte die Blüthe der Bevölkerung, darunter den Propheten Hesekiel, nach Babylon ins Exil, ebenso bald darauf Joakims Sohn und Nachfolger, Joachim, mit seiner Familie, allen Kriegsleuten, Künstlern ꝛc., im Ganzen 10,832 an der Zahl. Als Joachims Nachfolger Zedekia 588 v. Chr. abfiel und sich mit Aegypten verbündete, ließ N. Jerusalem belagern, eroberte es nach 18 Monaten (585 v. Chr.) und verbrannte es, wobei der Ueberrest des demüthigten Volks in die Gefangenschaft geführt wurde. Die Stadt Tyrus belagerte er 13 Jahre lang. Den König Necho von Aegypten schlug er bei Circesium (um 580 v. Chr.). Babylon verdankt ihm seine Größe und Pracht. Er verschönerte nicht nur die alte Stadt mit der Beute, die er gemacht, sondern erbaute eine ganz neue außerhalb jener u. umgab beide mit einer dreifachen Mauer. An dem von ihm erbauten neuen Königspalast ließ er auf mächtigen steinernen Pfeilern Terrassen anlegen, auf denen er einen mit den mannichfaltigsten Bäumen besetzten Park anpflanzte, die berühmten hängenden Gärten, die man sonst der Semiramis zuschrieb. Außerhalb Babylon werden N. die Erbauung der Handelsstadt Tarebon oder Dirbotis an der Mündung des Euphrat und die Anlage von Uferbauten am rothen Meer zur Abwehr der andringenden Fluth zugeschrieben. Unter diesen Arbeiten † N. 561 v. Chr. im 43. Jahre seiner Regierung. Nach der Sage soll er bis zu den Säulen des Hercules vorgedrungen seyn und Libyen und Spanien erobert haben. Die Sage im Buch Daniel, daß er sich 7 Jahre wie ein wildes Thier gelebt, ist vielleicht eine aus Nationalhaß hervorgegangene Uebertreibung einer Geisteskrankheit, an der N. litt. Ganz verwischt sind die historischen Züge in dem Bilde N.s in dem Buche Judith, wo der Name N. nur den Anknüpfungspunkt für eine didaktische Erzählung bildet.

Necessaire (franz., d. i. nothwendig), Behältniß zur Aufbewahrung von mancherlei Gegenständen, die man gern zur Hand hat, also s. v. a. Etui, Besteck.

Necessitas (lat.), Nothwendigkeit.

Necho, Name zweier ägyptischen Könige aus der 26. manethonischen Dynastie. N. II., Sohn des Psammetich, 5. König der Dynastie, machte seine Regierung denkwürdig zunächst durch die Unternehmung eines Verbindungskanales zwischen dem mittelländischen und rothen Meere, ein Werk, welches er wahrscheinlich wegen seiner Kriegsunternehmungen wieder aufgab, nachdem über eine Million Aegypter dabei zu Grunde gegangen waren. Hierauf sandte er phönicische Schiffsleute aus dem arabischen Meerbusen mit dem Auftrage aus, den Rückweg durch die Säulen des Hercules in das nördliche Meer zu nehmen. Er unternahm auch einen Zug gegen die Assyrer, auf welchem der jüdische König Josias bei Megiddo geschlagen wurde (609 v. Chr.). N. selbst ward 605 bei Karchemis (Circesium) von Nebukadnezar geschlagen.

Neckar (Nicer, Nicarus und Nicerus), würtembergischer Fluß, der wichtigste Nebenfluß des Rheins innerhalb dieses Königreichs, entspringt auf dem Schwarzwalde, nahe bei der Donau 2159 Fuß über dem Meere, auf einer am Fuße einer Anhöhe liegenden kleinen Ebene bei dem Dorfe Schwenningen, in der sogenannten Baar. Seine kaum einen Zoll dicke Quelle, die in neuerer Zeit erst in ein steinernes Becken gefaßt wurde, ernährt schon 15 Schritte vom Ursprung kleine Fische und treibt unterhalb Schwenningen schon 3 Mühlen. Die Hauptrichtung seines Laufes ist nordwärts. In seinem Oberlaufe, vom Ur-

Digitized by Google

sprung über Rottweil und Sulz bis Horb, fließt er nordwärts, in einem schmalen, bis 300 Fuß tief eingefurchten Thale in engem Bette. Sein Mittellauf geht von Horb gegen Nordosten an der Alp hin über Rottenburg, Tübingen und Nürtingen bis Plochingen, dann mit ansehnlichen Krümmungen gegen Norden über Eßlingen, Kannstadt, Marbach, Besigheim, Lauffen, Heilbronn, Neckarsulm u. Gundelsheim, wo er auf badisches Gebiet übertritt, worauf er sich bis Eberbach durch eine Reihe weiter Kessel mit herrlichen Wiesengründen u. dazwischen liegender enger Durchbrüche windet. Auf seinem Unterlaufe von Eberbach an durchfließt er das fruchtbare Terrassenland von Unterschwaben seiner ganzen Länge nach, tritt unterhalb Heidelberg in die Ebene des Rheinthales und mündet bei Mannheim von der rechten Seite in den Rhein. Früher mündete er erst bei Trieburg; doch ließ ihn der Kaiser Valentinian von Ladenburg aus nach Neckarau abgraben. Vgl. Dahl, Der Lauf des N. ꝛc., Darmst. 1807. Der direkte Abstand der Mündung von der Quelle beträgt nur 20, die Stromentwickelung dagegen 53 Meilen, sein Gebiet 193 □Meilen. Die bedeutendsten seiner Zuflüsse sind auf der linken Seite: die Eschach und die Glatt, die Ammer, Aich, Körsch und der Nesenbach, vor allen aber die Enz, die ein kleines Flußgebiet für sich bildet, in welchem die Nagold der größte Beifluß ist. Unterhalb der Mündung dieses Flusses empfängt der N. noch die Zaber und den Leinbach. Auf der rechten Seite fließen dem N. zu, und zwar aus der Alp: die Prim, Schlichen, Eiach, Starzel, Steinlach, Schatz, Erms, Steinach, Lauter, Fils, Rems, Kocher und Jart, aus dem Welzheimerwald: die Murr und die Sulm. Das Neckarthal besteht eigentlich aus einer großen Reihe trocken gelegter Seen und Seedurchbrüche. Es führt in seiner 2—3stündigen Ausbreitung, mit seinen Nebenthälern, Muschelkalk, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von den Schwarzwaldthälern. Das Gebiet des Neckarthals und seiner Nebenflüsse gehört unter die angebautesten Länder Europa's. Frucht, Wein und Obst gibt es in Menge; der Weinbau zieht sich von Rottenburg durch das ganze Neckarthal herab. In der untern Neckargegend reifen Mandeln, Quitten und Aprikosen in Menge. Die nördlichen Ufer des N. und seine Berge haben viele Waldungen, und zwar fast lauter Laubholz. In dem Neckarthal befinden sich die meisten Fabriken Würtembergs, sowie die Städte am N. Haupthandelsplätze sind, besonders Stuttgart, Kannstadt und Heilbronn. Die zu Marbach gefundenen Denkmäler begründen die Vermuthung, daß schon unter den Römern die Neckarschifffahrt im Gange war. Später scheint die Schiffbarkeit des obern N. wegen Versandung des Flußbetts aufgehört zu haben, und erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts ließen die Herzoge von Würtemberg die Schiffbarkeit desselben wieder herstellen. Der untere N. von Heilbronn bis Mannheim war fortwährend schiffbar und die Schifffahrt auf demselben durchaus frei, bis badischer Seits 1808 Mannheim als Hauptstapelplatz für den N. gesetzlich bestimmt wurde. Auf dem wiener Kongresse trug Würtemberg auf die Aufhebung des gezwungenen Umschlagrechts zu Mannheim an, und es wurde gänzliche Abschaffung des Stapelzwanges und völlige Schifffahrtsfreiheit auf dem N. von der Kongreßkommission vertragsweise für die betheiligten Regierungen beschlossen. Seitdem sind Mannheim und Heidelberg für Freihäfen erklärt worden. Der N. ist von Rottweil an flößbar, von Kannstadt an für kleinere Fahrzeuge, von Heilbronn an für Dampfboote schiffbar. Er ist die Haupthandelsstraße Würtembergs, denn er vermittelt den Verkehr mit den Rheinlanden, den Niederlanden, England und Amerika. Freihäfen in Würtemberg sind Kannstadt und Heilbronn. Die Schifffahrt wird betrieben durch etwa 250 größtentheils hessische und badische Schiffe auf dem untern N. und 8—10 auf dem obern. Eine unmittelbare Schifffahrtsverbindung besteht zwischen Heilbronn und Köln; die Dampfschiffe der Neckar-Dampfschifffahrts-Gesellschaft befahren täglich den Fluß. Außerdem ist die Holzflöße sehr wichtig und Mannheim der Stapelplatz davon. Das untere Neckarthal gehört zu den schönsten Gegenden Deutschlands. Als seine Perle gilt die Strecke von Neckargerach bis Heidelberg, wo zahlreiche Burgtrümmer von den Felswänden und Höhen herniederschauen.

Neckarau, Pfarrdorf im badischen Unterrheinkreis, Amt Schwetzingen, am Neckar, besteht meist aus Inseln u. hat 1650 Einw. Hier bemerkenswerth die Erstürmung des Brückenkopfes am 2. Dec. 1799 durch Erzherzog Karl.

Neckar-Bischofsheim, Amtsstadt im badischen Unterrheinkreis, hat Mauern, 2 Schlösser der Grafen von Helmstädt, eine Post, Hanfbau, Leinweberei, eine Pulvermühle, Kalksteinbrüche und 2050 Einwohner.

Neckargemünd, Amtsstadt im badischen Unterrheinkreis, am Einfluß der Elsenz in den Neckar, hat 3 Pfarrhäuser, eine Post, Schiffbau, und Schifffahrt, Obst- und Weinbau und lebhaften Gewerbfleiß, namentlich in Gerbereien und Töpfereien, Fayence- und Elderfabrikation, demnächst Steinbrüche, Steinhauerei und besonders Holzhandel und 2180 Einw. In der Nähe die ehemalige Bergfestung Dilsberg.

Neckarkreis, würtembergischer Kreis, umfaßt 60,42 □Meilen mit 105,000 Einw., wird vom Neckar, der Enz, Rems, Murr, Kersch, Kocher und Jart bewässert, ist am Neckar ebenes, außerdem aber auch gebirgiges Land mit dem Kernberg (1493 F.), Bopser (1438 F.) ꝛc., sehr fruchtbar, gut angebaut, producirt Getreide, Gemüse, Oelgewächse, Obst, viel Wein, Kastanien, auch Holz, Zuchtvieh, Salz ꝛc. Der N. ist die volksdichteste Gegend nicht nur von Würtemberg, sondern von ganz Deutschland. Ernenthält, außer dem Stadtgerichtsdirektionsbezirk der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart, 17 Oberämter, worunter Neckarsulm das größte, Kannstadt das kleinste. Es gibt im N. 37 Städte, 58 Marktflecken, 298 Dörfer, 270 Weiler, 423 Höfe u. einzelne Landsitze. Die Hauptstadt ist Stuttgart.

Neckarsteinach, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Heppenheim, am Neckar, hat Mauern, Schifffahrt, Schiffbau, Handel mit Holz, Weinbau, Steinbrüche, Tabaksfabrikation u. 1650 Einw. N. war

Digitized by Google

sonst Sitz der Landschaden von Steinach, des verrufensten unter allen Raubgeschlechtern. Es hat noch vier alte Burgen: Schadeck oder Schwalbennest, Hinters, Mittels und Vorderburg. Nur die Mittelburg ist bewohnt, die Andern liegen in Trümmern.

Neckarsulm, Amtsstadt im württembergischen Neckarkreis, am Einfluß der Sulm in den Neckar, hat ein Kommenthurei-gebäude des deutschen Ordens, eine lateinische Schule, Weinbau, Tabaksfabrikation, Gerberei und 2400 Einw.

Neckarweine, im engern Sinne die an den Ufern des Neckar gewonnenen Weine, von denen die besten auf den der Sonne zugewendeten Thalrändern stromaufwärts bis Eßlingen gedeihen; im weiteren Sinne auch die Gewächse der Seitenthäler des Neckar. Die bekanntesten sind die vom Schalkenstein bei Besigheim, vom Kälsberg bei Mundelsheim, von Klein-Bottwar, von Korb bei Waiblingen, das sogenannte Brodwasser von Stetten im Remsthale, der Wein von Roßwag im Enzthale, von Weinsberg im Sulmsthale ꝛc. Die N. sind leicht, wohlschmeckend und gesund. Ihre Produktion beschränkt sich auf den Landesverbrauch; doch bereitet man aus den geringeren Sorten jetzt Champagner, besonders zu Eßlingen und Heilbronn.

Necker, Insel im nördlichen großen Ocean, zu den Sandwichinseln gehörig, bloß aus einem 360 Fuß hohen Felsen bestehend.

Necker, Jacques, Finanzminister unter Ludwig XVI. von Frankreich, am 30. Sept. 1732 zu Genf, wo sein Vater, ein geborener Brandenburger, Professor des Staatsrechts war, geboren, stammte aus einer irländischen, wegen religiöser Verfolgungen unter der katholischen Königin Maria nach Deutschland emigrirten Familie. Nachdem er seine klassischen Studien vollendet, erlernte er die Handlung, ging 1750 nach Paris, bildete sich in dem reichen Bankiergeschäft Vernet zu einem tüchtigen Geschäftsmann aus und erwarb sich das Zutrauen seines Principals in so hohem Grade, daß ihn dieser zu seinem Associé annahm. Als er am Ende des 7jährigen Kriegs von dem Geschäft zurücktrat, hatte er bereits ein Vermögen von gegen 6 Mill. Francs erworben, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, mit Theilussen ein Handelshaus zu gründen, welches bald für das erste in Frankreich galt. Als in Folge der Finanzzerrüttung der Hof sich genöthigt sah, zu N.s Kredit seine Zuflucht zu nehmen, ward er 1768 zum Ministerresidenten seiner Vaterstadt ernannt, in welcher Stellung es ihm gelang, sich die Freundschaft des damals allvermögenden Ministers Choiseul zu erwerben. Seine Versuche, der ihrem Ruin entgegengehenden ostindischen Kompagnie wieder aufzuhelfen, scheiterten an den Intriguen der Regierung, welche darauf ausging, die Gesellschaft gänzlich aufzulösen. Bei dieser Gelegenheit wurde N. in einen Streit mit den Oekonomisten verwickelt, welche eine vollständige Handelsfreiheit verlangten und sich gegen die Kompagnie erklärten, was ihn veranlaßte, 1769 mit einem Werk über das Merkantilsystem aufzutreten, in dem er jedoch auch den Oekonomisten zugestand, daß unter gewissen Umständen die von ihnen geforderte Handelsfreiheit eine Nothwendigkeit werden könne. Nachdem sich trotz der erfahrenen Ungunst N. noch einmal hatte bereit finden lassen, den Staatsschatz durch seinen Reichthum und durch seinen Kredit aus der Verlegenheit zu ziehen, zog er sich 1772 von dem Handelsgeschäfte zurück, widmete sich von nun an wieder dem Studium der Wissenschaften und benutzte sein Vermögen zu gefälligem Lebensgenuß. Ein Erzeugniß seiner Muße war die berühmt gewordene und von der Akademie gekrönte Lobrede auf Colbert („Eloge de Colbert", Par. 1778, deutsch, Dresden 1786), die sich durch Würde des Styls und leichtfaßliche Behandlung der wichtigsten Fragen der Nationalökonomie auszeichnete, aber nicht undeutlich das Streben durchblicken ließ, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Noch größeres Aufsehen machte sein „Essai sur la législation et le commerce de grains" (Paris 1775, deutsch, Dresden 1777), worin er sich gegen die Physiokraten und deren Haupt, den Minister Turgot, aussprach. Da die Hülfsquellen des Staates bereits gänzlich versiegt u. der Kredit völlig verschwunden war, sah sich der erste Minister, Maurepas, genöthigt, in der höchsten Noth seine Zuflucht zu N. zu nehmen. Obwohl dieser als Protestant keine Stimme im Staatsrath haben konnte, so wurde doch dem Drängen der Königin nachgegeben und er im Juni 1777 als Generaldirektor des königlichen Schatzes an die Spitze der Finanzen gestellt. Die erste Bedingung, unter welcher N. die Stelle annahm, war, daß er seine Dienste unentgeltlich leiste. Ohne auf tiefgreifende Veränderungen u. neue Steuern zu denken, suchte er nur als guter Bankier zu wirthschaften. Es wurden sogleich in allen Zweigen der Verwaltung Ersparnisse eingeführt, Mißbräuche aller Art abgestellt, Sinekuren, Pensionen, Gratifikationen und Steuerbefreiungen, welche alljährlich ungeheure Summen der Staatseinkünfte wegnahmen, aufgehoben oder nach und nach vermindert; an die Stelle der Finanzintendanten, welche nur Verwirrung in die Geschäfte brachten, ward ein aus Männern bestehendes Komité berufen, die mit den nöthigen Verwaltungskenntnissen ausgerüstet waren. Dem Getreidemangel im südlichen Frankreich wurde durch vernünftige Maßregeln abgeholfen, die direkten Auflagen wurden gerechter vertheilt, die lästigen Steuern herabgesetzt oder aufgehoben, ein Leihhaus zum Besten der Armen errichtet (1777), Veranstaltungen zur Errichtung der Provinzialversammlungen getroffen (1778), die vielen Hof-, Finanz- und Gerichtsstellen, die sich bis zur Ungebühr vermehrt hatten, in Wegfall (1780) und größere Ordnung in den Geschäftsgang gebracht, eine Diskontobank in Paris errichtet, das sogenannte Recht der todten Hand außer Kraft gesetzt, eine Reduktion der unzähligen Zölle im Innern Frankreichs vorgenommen (1779), die Hospitäler und Gefängnisse besser eingerichtet und den Pachtungen und Verwaltungen (fermes et règles) eine neue Organisation gegeben, wodurch dem Schatz allein schon eine Summe von 14 Mill. Einkünften zufloß. Je größer die Konsequenz und Redlichkeit war, die oft die gern geübte Schonung unmöglich machte, desto größer war der Haß, mit welchem

der Adel und die Hofleute N. anzufeinden und zu verfolgen begannen. Der gebildete Theil des Volks wußte seine Verdienste jedoch zu würdigen, denn nicht allein der gesunkene Kredit war durch ihn gehoben, sondern mehre Anleihen, zusammen im Betrage von 530 Millionen, waren ohne Schwierigkeit bewerkstelligt worden, wodurch es allein möglich war, den Krieg in Nordamerika auf eine der Nation würdige Weise zu führen, ohne zu einer neuen Auflage seine Zuflucht zu nehmen. Die Ersparnisse, die er am Hofe einführte, und sein streng protestantisches Wesen entfremdeten ihm aber auch das Herz der Königin, während seinem früheren Gönner, Maurepas, sein Einfluß längst zu groß und zu gefährlich erschien. Als N. endlich gar in seinem „Comte rendu au roi" (Paris 1781, deutsch von Mylius, Berlin 1787) den Zustand der Finanzen rücksichtslos aufdeckte und das Publikum mit den frühern Mißbräuchen bekannt machte, als Anerkennung seiner bisherigen Leistungen aber den Eintritt ins Ministerconseil, so wie andere unzweideutige Zeichen der königlichen Gunst beanspruchte, begann die Kabale gegen ihn ihr verderbliches Spiel mit aller Macht. Um ihm seine Forderungen zu verweigern, nahm man das entgegenstehende Staatsgesetz zum Vorwand und nöthigte ihn dadurch, um seine Entlassung einzukommen. Sie wurde ihm am 12. Mai 1781 auf eine Weise ertheilt, die sein Ausscheiden als einen ganz geringfügigen Vorfall erscheinen ließ. Nach seinem Rücktritt zog er sich zunächst nach St. Ouen zurück und begab sich 1784 in die Schweiz, wo er in der Nähe von Genf die Herrschaft Coppet erwarb. Die Feinde N.s wurden aber noch mehr erbittert durch seine Schrift: „L'administration des finances" (Lausanne 1784, deutsch, Lübeck 1785, 3 Theile), die trotz des Verbots und der von der Regierung ergriffnen Gegenmaßregeln einen Absatz von 80,000 Exemplaren fand. In Frankreich geriethen die Finanzen bald wieder durch die untauglichen Minister Joly de Fleury, d'Ormesson und besonders durch Calonne in weit schlimmere Zerrüttung. Als Calonne es sogar wagte, die Verwaltung und Rechnungsablage N.s anzutasten, eilte dieser nach Paris und vernichtete seine Gegner durch eine treffliche Denkschrift (1787) gänzlich. Obgleich dies seine Ausweisung aus der Hauptstadt und neue Angriffe gegen den Abwesenden zur Folge hatte, ließ er sich doch seine Vertheidigung nicht abschneiden. Als Calonne abgetreten war, ließ er seine „Nouveaux eclaircissemens sur le compte rendu" (1788) erscheinen, welche die Blößen und Schändlichkeiten Calonne's unzweifelhaft darlegten. In die Zeit seiner Zurückgezogenheit fällt auch die Abfassung des beachtungswerthen Werkes „Sur l'importance des opinions religieuses" (Paris 1788, deutsch von J. J. Ströhlin, Stuttgart 1788), worin N. die Religion als eine nothwendige Grundlage der Gesellschaft darzustellen suchte, wie er es später noch klarer und bündiger that in dem „Cours de morale religieuse" (Paris 1800, 3 Bde.). Die Krisis, welche indessen durch die schlechte Finanzverwaltung Fourqueux' und Lomenie de Brienne's herbeigeführt war, rief eine solche Erbitterung im Volke hervor, daß man laut die Versammlung der Generalstaaten und die Zurückberufung N.s verlangte. N. trat darauf am 26. August 1788 von Neuem mit dem Titel eines Generaldirektors der Finanzen in den Staatsdienst ein. Mit Freuden übernahm er sein Amt und erlangte eine große Popularität, indem er sich für die Einberufung der Generalstaaten erklärte. Nach der Eröffnung derselben wurde N. als erster Minister der Finanzen ins Ministerium berufen. Bald aber mußte sich N. darauf beschränken, Palliative gegen die empfindlichsten Uebel aufzufinden. Mit finanziellen Maßregeln nicht mehr ausreichend, sah er sich zu politischen genöthigt. Wie wenig staatsmännischen Blick er aber besaß, zeigte sich, als er 1786 die Anzahl der einzuberufenden Deputirten des dritten Standes dem Ermessen der Notabeln überließ u., als sich diese geradezu dagegen aussprachen, den König zu einer Einberufung des dritten Standes in gleicher Anzahl mit den übrigen beiden Ständen bestimmte. Auch nach dieser Zusammensetzung der Generalstaaten hätte sich eine gedeihlichere Wirksamkeit durch eine bestimmte Form für die Verhandlungen selbst herbeiführen lassen; indem aber N. nicht den Muth besaß, hier entschieden einzugreifen, wurde er eigentlich der Urheber all der Streitigkeiten, womit der Zusammentritt der Generalstaaten begann und die zuletzt zur Konstituirung der Nationalversammlung führten. N.s Stellung war eine sehr gefährliche. Weil er den übertriebenen Forderungen der Nationalversammlung entgegen trat, wurde ihr seine Popularität verdächtig, und da er den König zur dringend nöthigen Nachgiebigkeit zu bewegen suchte, verlor er das Vertrauen des Hofes. Als der Hof am 23. Juli 1789 von ihm verlangte, den Beschluß des dritten Standes durch eine königliche Sitzung zu vernichten, weigerte sich N., in der Sitzung zu erscheinen, worauf er am 11. Juli 1789 seine Entlassung mit der Weisung erhielt, insgeheim Frankreich so schleunig als möglich zu verlassen. N. reiste unter fremdem Namen eiligst nach Brüssel und von da nach seinem Landgut Coppet. Das Bekanntwerden dieses Schrittes der Hofpartei führte die Erstürmung der Bastille und die Einsetzung einer städtischen Regierung herbei, in Folge dessen durch das immer unruhiger werdende Volk der König sich genöthigt sah, den verabschiedeten Minister zurück zu berufen. Als N. nach langer Zögerung nach Paris zurückkehrte, glich seine Reise einem Triumphzuge; überall empfing ihn der Jubel der begeisterten Menge, die weit mehr Vertrauen auf sein politisches Talent setzte, als er selbst von seiner Mission zur Rettung Frankreichs überzeugt war. Er bot zunächst Alles auf, um die Gemüther zu beruhigen, empfahl Achtung gegen das Eigenthum und bewirkte am 30. Juli eine Amnestie, die schon nach wenigen Tagen auf Mirabeau's Betrieb von der Nationalversammlung zurückgenommen wurde, da N. durch seine Verbindung mit den Monarchisten den Verdacht eines Aristokraten auf sich zog. Seine öffentliche Laufbahn war von nun an eine ununterbrochene Reihe von durch Haß und Undank herbeigeführten Leiden. Es gelang ihm nicht, nach dem Vorbilde der englischen Verfassung ein Zweikammersystem einzuführen; nicht einmal

Digitized by Google

die Einführung eines regelmäßigen Geschäftsgangs log in seiner Macht. Er mußte sich einzig und allein darauf beschränken, der Regierung von Tag zu Tag das Leben zu fristen, und obschon er die Finanzen, so gut es sich unter den obwaltenden Umständen thun ließ, wieder ordnete, so bereiteten ihm Mirabeau und die andern Kapacitäten der Nationalversammlung doch solche Niederlagen, daß er zur Einsicht in die Unzulänglichkeit seiner Kräfte und zur Ueberzeugung gelangte, daß der unverbesserliche Hof seinem Verderben unaufhaltsam entgegengehe. Als daher sein Plan zu einer Anleihe an der Ungefügigkeit der Deputirten scheiterte und Mirabeau die Kreirung der Assignaten durchsetzte, forderte und erhielt er seine Entlassung, ohne die geringste Anerkennung seiner Verdienste, vom Pöbel verhöhnt und bedroht. Von der Schweiz aus beobachtete er die politischen Bewegungen in Frankreich seit 1790 mit der größten Theilnahme und Aufmerksamkeit und suchte durch Schriften auf den Gang derselben einzuwirken. Er beleuchtete die Fehler der Konstitution in seinen Schriften „Sur l'administration de M. Necker par lui même" (Paris 1791, deutsch von Straßer, Hildburghausen 1792) und „Du pouvoir exécutif dans les grands états" (Paris 1772, deutsch von Peß, Nürnberg 1793, 2 Thle.) mit großer Schärfe, indem er als Maßstab die politischen Einrichtungen Englands und Amerika's anlegte. Seine „Reflexions présentées à la nation française" (Paris 1792, deutsch, Passau 1793) sollten den unglücklichen Ludwig XVI. vertheidigen, hatten aber die Einziehung seiner Güter zur Folge. Nach dem Sturze des Konvents trat er mit seiner trefflichen Schilderung der französischen Revolution hervor: „De la revolution française" (Paris 1796, 4 Bde., deutsch, Zürich 1797, 2 Thle.). Die Machinationen des ersten Konsuls, die als das Ziel seines Strebens den Kaiserthron bezeichneten, veranlaßten N., die Grundsätze der wahren Republik zu entwickeln in seiner gehaltreichen Schrift „Les derniers vues de politique et de finances" (Paris 1802). Die Vorspiegelung seiner Freunde konnten ihn nicht verlocken, noch einmal nach Paris zurückzukehren. Er † auf seinem Landgute Coppet den 9. April 1804. Seine Tochter war die berühmte Frau von Staël-Holstein (s. d.). Seine „Oeuvres complètes" erschienen Paris 1821—22, 15 Bde. Vgl. N. de Staël-Holstein, Notice sur M. N., Paris 1820, deutsch in den „Zeitgenossen" (Leipzig 1821, Bd. 1). N.s Gemahlin, Susanne, eine Tochter des Predigers Enrchod de Nasse zu Nyon im Kanton Bern, hatte von ihrem Vater eine gründliche gelehrte Erziehung erhalten und verstand schon in ihrem 25. Jahre die alten und viele neuere Sprachen. Der große englische Historiker Gibbon wünschte sich mit ihr zu verheirathen; weil sie aber seine Gesinnungen nicht theilte, lehnte sie den Antrag ab und folgte ihrer Freundin Vermenour als Lehrerin ihres Sohnes in der lateinischen Sprache nach Paris. In dieser Stellung lernte sie N. kennen und reichte ihm 1764 ihre Hand. Ihr Haus wurde der Sammelplatz der bedeutendsten Männer des Jahrhunderts. Sie soll später den Ehrgeiz ihres Gatten zur Betreiung der politischen Laufbahn angefacht haben. Während der beiden Ministerien ihres Gatten vermehrte sie dessen Popularität durch ihren Wohlthätigkeitssinn; durch ihre Vermittelung wurden viele Mißbräuche in dem Gefängnißwesen abgestellt und den Hospitälern eine zweckmäßigere Einrichtung gegeben. Noch trägt ein Spital zu Paris, das sie begründete und durch musterhafte Verwaltung berühmt machte, ihren Namen. Sie theilte Glück und Unglück mit dem Gatten und † 1794 zu Coppet. In ihren „Reflexions sur le divorce" (1790) behandelt sie diesen Gegenstand mit großer Delikatesse und verräth eben so wie in ihrem „Mémoire sur l'établissement des hospices" und in ihrer Abhandlung „Des inhumations précipitées" (1790) die reinsten sittlichen Grundsätze. Die nach ihrem Tode von ihrem Gatten herausgegebenen „Melanges tirés des manuscrits de Mdme. N." (Paris 1798, 3 Bde., deutsch, Chemnitz 1799—1800, 2 Thle.) und die „Nouveaux melanges" (Paris 1801, 3 Bde., deutsch von Gubitz, Gießen 1804, 2 Bde.) enthalten viele beachtungswerthe Aufschlüsse über das geistige und gesellschaftliche Leben in jener stürmisch bewegten Zeit.

Necrosis ustilaginea (lat.), f. Kriebelkrankheit.

Nectaire, St., Dorf im französischen Departement Puy de Dôme, Bezirk Clermont, am Fuße des Mont d'or, mit schon den Römern bekannten Mineralquellen, die aus verwitterten Gneis entspringen, zu den kräftigsten alkalischen Thermalquellen Frankreichs gehören und vorzugsweise in allen den Krankheiten angezeigt sind, gegen welche alkalische Thermalquellen empfohlen werden, besonders bei chronischen Rheumatismen, Paralysen, chronischen Leiden der Abdominaleingeweide, namentlich der Leber, des Magens und Darmkanals, hartnäckigen Leukorrhöen, Amenorrhöe, skrophulösen Affektionen und inveterirten Flechten, Steinbeschwerden und anderen Leiden der Urinwerkzeuge und nervösen Leiden des Magens. Der in den Thermalbädern sich häufig absetzende Mineralschlamm wird mit Nutzen örtlich angewendet gegen Geschwülste und Verhärtungen, atonische und skrophulöse Geschwüre, so wie bei Ankylosen und paralytischen Affektionen. Die Saison dauert vom 5. Juni bis zum 20. September.

Nectandra, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, charakterisirt durch dieötheilige, radförmige Blüthenhülle, die 9 elliptischen, fast sitzenden Antheren, den sehr kurzen Griffel, die kleine abgestutzte Narbe u. mehr oder weniger eingesenkte Beere der Röhre der Blüthenhülle, südamerikanische Bäume mit 40 Arten. N. Puchury major Nees et Mart., „große Puchurimbohnenbaum, ist ein Baum in den Wäldern am Rio Negro in Brasilien, mit länglichen und elliptischen, schmal zugespitzten Blättern, achselständigen, kurzen Blüthenstielen und sehr großen, schwammigen Bechercheu der Frucht. Von ihm stammen nach Martius die seit 1750 bei uns bekannten großen oder ächten Puchurimbohnen (s. d.) ab. N. Puchury minor Nees et Mart., kleiner Puchurimbohnenbaum, ein Baum Brasiliens, besonders in den Wäldern am Japura und Rio

Digitized by Google

Negro, unterscheidet sich von voriger Art hauptsächlich durch die am Rande verdünnten und am Grunde gefurchten u. höckerigen Fruchtbecherchen. Die Samenlappen sind die kleinen oder falschen Pichurimbohnen (s. d.). Ob die Pichurimrinde, Cortex Pichurim, die ehedem nach Europa kam und wie Sassafras roch, von diesem Baume, dessen Rinde gleichfalls einen solchen Geruch besitzt, abstamme, ist nicht gewiß, aber wahrscheinlich.

Nectar (lat.), der Honigsaft, in der Botanik ein süßer Saft, welcher in den meisten Blüthen an verschiedenen Stellen ausgeschieden und von den Bienen zum Honig eingesammelt wird. Das Nectarifer und Nectarigen, honigsaftführend, was Honigsaft ausscheidet oder auch den ausgeschiedenen Nektar enthält; Nectariformis, honigbehälterförmig, wenn Blüthentheile eine eigene, von der gewöhnlichen abweichende (rödrige, sackförmige ꝛc.) Bildung haben, wobei sie auch meist einen honigabsondernden Theil besitzen; Nectarium, das Honiggefäß, Honigwerkzeug oder Nektarium, eigentlich nur ein solcher Theil der Blatbe, welcher wirklich Honigsaft ausscheidet, im Allgemeinen aber alle Blüthentheile von eigenthümlicher und ungewöhnlicher Bildung, sie mögen Nektar ausscheiden, einschließen, bedecken oder nicht; Nectaroïyma, die Honigdecke oder Nektardecke, Theile, welche zur Bedeckung und Beschützung der Honiggefäße und des Nektars dienen; Nectarostigma, das Honigmahl oder Saftmahl, eine meist durch eine andere Farbe, durch Striche oder Flecken bezeichnete Stelle, welche zu den eigentlichen Nektarien hinführen soll; Nectarotheca, der Honigbehälter, ein Blüthentheil, der den ausgeschiedenen Honigsaft aufbewahrt und in dessen Grunde gewöhnlich der honigabsondernde Theil sich befindet.

Nederbrakel, Flecken in der belgischen Provinz Ostflandern, Bezirk Oudenaarde, am Swalm, mit Brauerei, Salzraffinerie, Bleichen, Färberei, Webekämmefabrik und 4000 Einw.

Nederlandsch-Eiland, Koralleninsel im großen Ocean, nordwestlich von den Elice-Inseln, 177° östl. Länge und 7° südl. Br., erst 1825 vom Kapitän Eng entdeckt.

Nedil-dagh, Gebirgskette in Persien, in der Nähe des Urmiasees, ein westlicher Ausläufer des Sahandgebirgs. Am Fuße derselben entspringt ein reicher Eisensäuerling, der viel kohlensauren Kalk, Kieselerde und Eisenoxydul niederschlägt und eine Temperatur von 23° Celsius hat. Eine kleine Viertelstunde vom Urmiasee liegt das Dörfchen Daschgesan, mit den berühmten Marmorbrüchen, welche den schönsten alten und modernen Bauwerken Persiens und ganz Vorderasiens das prächtige Material lieferten. Am Fuße der östlichen und südlichen Berge breiten sich schöne Saatfelder aus; gegen das Gebirge ist der Boden steril und unkultivirter. Die Umgegend von Daschgesan gehört in geologischer Beziehung zu den merkwürdigsten und räthselhaftesten. Nach der noch heute vorherrschenden Ansicht ist der berühmte halbdurchsichtige alabasterartige Marmor am Urmiasee das fortdauernde Produkt von Quellbildungen. Die schönste reinweiße Varietät dieses Gesteins fand man an den räthselhaften Grabmonumenten des Felsschlosses Gerischin-Kaleh, im Westen des Urmiasees.

Neefs, Pieter, der Aeltere, berühmter Architekturmaler, geboren zu Antwerpen nach 1560, war Schüler des älteren H. Steenwijk. Seine Bilder geben meist innere Ansichten von Kirchen, deren geheimnißvolles Dunkel meist durch Fackeln und Kerzen erhellt wird. Sie sind ausgezeichnet in der Luft- und Linienperspektive wie in den Lichteffekten. Die Behandlung ist sehr fein und sauber, die Färbung zart verschmolzen und so klar, daß man selbst noch in dem Schatten alle Gegenstände unterscheiden kann. Die Zahl seiner Bilder ist ziemlich groß. Das er die Figuren darauf von Frank. Teniers, Breughel, van Thulden malen ließ, hat ihren Werth nur erhöht. Mehre derselben befinden sich in der dresdener, wiener, pariser, gothaer Gallerie. Er † 1651. Sein Sohn, Pieter, der Jüngere, Schüler Steenwijks des Jüngeren, blühte um 1650—60, malte in demselben Genre, erreichte aber den Vater nicht.

Neer (holländ.), das Wasser eines Stroms, welches durch ein entgegenstehendes Hinderniß (Sandbank, Felsenriff) zurückgeworfen wird, so daß ein Wirbel sich bildet.

Neer, 1) Aart van der, berühmter Landschaftsmaler, wahrscheinlich zu Amsterdam 1613 oder 1619 geboren, † nach Einigen 1683, nach Andern weit später. Er ist einer der bedeutendsten Repräsentanten der naiven Landschaftsmalerei und kommt seinem großen Zeitgenossen Ruysdael vielleicht am nächsten. Er verstand namentlich das Wasser, vom niedern Horizont begrenzt und zwischen flachen Ufern eingeschlossen, durch zitternden Mondlicht zu verschönern und ist hierin unübertroffen. Gemälde von ihm sind in mehren Gallerien, doch ziemlich selten. Die dresdener Gallerie besitzt zwei meisterhafte Bilder: eine Abenddämmerung mit dem Vollmonde und eine Nacht mit bewölktem Himmel, durch welchen der Mond bricht. Ein ausgezeichnetes Gemälde ist das in der Pinakothek zu München: ein Teich im Walde, mit hohen Bäumen am Ufer, die sich im Wasser spiegeln. Ein vortreffliches Gemälde in der Gallerie des Louvre zu Paris stellt ein Dorf am Ufer eines Flusses dar. Ein anderes Meisterwerk, eine Mondnacht, besitzt die wiener Gallerie. Auch die gothaische Gallerie hat 6 Bilder von N. Mehre Bilder N.s sind gestochen.

2) Eglon Hendrik van der N., ebenfalls berühmter Maler, 1643 geboren, Sohn des Vorigen, besuchte die Schule J. Banloo's und setzte dann seine Studien zu Paris fort, worauf er sich in Rotterdam niederließ. Er malte anfangs historische Bilder und Genrestücke, die in der Ausführung sorgfältig, aber in einer manierirten Eleganz befangen sind. In Darstellung der Stoffe bewies er große Geschicklichkeit, wie die Bilder seiner in Atlas und andere Stoffe gekleideten Damen beweisen. Er ward vom König von Spanien zwar zum Hofmaler ernannt, konnte sich aber nicht entschließen, nach Madrid überzusiedeln, hielt sich zuletzt am pfälzischen Hofe zu Düsseldorf auf und † daselbst 1703. In der letzten Zeit malte er fast nur Landschaften. Einige

seiner Werke wurden gestochen. Van der Werff war sein Schüler.

Neerwinden (Nerwinden), Dorf in der belgischen Provinz Lüttich, Bezirk Hui, mit 450 Einwohnern, berühmt durch zwei Schlachten: den 29. Juni 1693 zwischen den Franzosen unter dem Marschall Luxembourg und den verbündeten Engländern und Holländern unter dem Prinzen von Oranien (auch Schlacht bei Landen genannt), in welcher die ersteren Sieger blieben, und den 18. März 1793 zwischen den Franzosen unter Dumouriez und den verbündeten Oesterreichern und Preußen unter dem Prinzen von Koburg, wobei die Franzosen geschlagen wurden.

Nees von Esenbeck, Christian Gottfried, verdienstvoller Botaniker und Naturphilosoph, am 14. Februar 1776 auf dem Reichenberge im Odenwalde geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, besuchte das Pädagogium zu Darmstadt und studirte dann zu Jena Medicin, trieb aber vorzüglich Naturwissenschaften und besonders Botanik. Nach seiner Promotion ließ er sich zu Frankfurt a. M. als praktischer Arzt nieder und erhielt 1818 die Professur der Botanik zu Erlangen. Wendt übertrug ihm die Redaktion der „Nova Acta physico-medica Acad. caesar. Leopoldino-Carol. natur. Curiosorum". Noch im August d. J. wurde er von der Akademie zum Präsidenten erwählt, folgte 1819 einem Rufe als Professor der Botanik nach Bonn, von wo er 1819 in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt wurde. Im J. 1848 wandte er sich nach Berlin, ward aber hier im Januar 1849 ausgewiesen, im Januar 1851 wegen seiner Betheiligung an der Arbeiterverbrüderung suspendirt und in Folge richterlichen Erkenntnisses am 13. März 1852 seines Amtes völlig entsetzt. Er † zu Breslau den 16. März 1858. An seiner Stelle ward Kieser zum Direktor der leopoldinischen Akademie gewählt. N. hat nicht bloß auf dem Gebiete der beschreibenden Pflanzenkunde Ausgezeichnetes geleistet, sondern auch durch die philosophische Behandlung dieser Wissenschaft, indem er die göthe'schen Ansichten über die Metamorphose der Pflanze wissenschaftlich begründete, die der neuern Botanik eigene Anschauung mit Glück verbreitet. Als seine vorzüglichsten Schriften nennen wir: „Die Algen des süßen Wassers" (Bamberg 1814); „System der Pilze und Schwämme" (Würzburg 1816); „Handbuch der Botanik" (Nürnberg 1820 f., 2 Bde.); „Vorlesungen zur Entwickelungsgeschichte des magnetischen Schlafs und Traums" (Bonn 1820); „Genera et species Asterearum" (Nürnberg 1833); „Naturgeschichte der Lebermoose" (Berlin 1833 ff.); „Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae etc." (Stuttg. 1833—34, 2 Bde.); „Systema Laurinarum" (Berlin 1836). Mit Bischof und Rothe gab er gemeinschaftlich heraus: „Die Entwickelung der Pflanzensubstanz" (Erl. 1819); mit Hornschuch und Sturm: „Bryologia germanica" (Nürnberg 1823—31, 2 Bde.) u. „De cinamomo" (Bonn 1843); mit Weihe: „Beschreibung der deutschen Brombeersträucher" (Bonn 1822—27 ff.); mit Gottsche u. Lindenberg: Systema Hepaticarum" (Hamburg 1844—1847). Die „Agrostologia brasiliensis" (Stuttg. 1829) bildet den ersten Theil von Martius' „Flora brasil". Die Herausgabe eines illustrirten Lehrbuchs der allgemeinen Naturgeschichte begann er mit „Die allgemeine Formenlehre der Natur" (Breslau 1852). Von seinem „System der spekulativen Philosophie" erschien nur der erste Band, die Naturphilosophie (Stegau 1841). Er schrieb auch „Erinnerungen aus dem Riesengebirg" (Breslau 1833—38). Sein Bruder, Theodor Friedrich Ludwig, früher Apotheker, dann Inspektor des botanischen Gartens zu Leyden, seit 1833 Professor und Inspektor des botanischen Gartens zu Bonn, hat sich ebenfalls als Botaniker durch gründliche Untersuchung und treue und klare Darstellung des Gefundenen rühmlichst ausgezeichnet, † aber schon den 12. December 1837 zu Hyères. Hervorzuheben sind seine „Genera plantarum florae germanicae etc." (Bonn 1833—38, 16 H., fortgesetzt von Spenner, Putterlick und Endlicher, 1839—43, 6 H.) und sein „Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik" (das. 1830—33, 3 Thle.).

Neethe, belgischer Fluß, gebildet aus der Kleinen N. (entspringt in der Provinz Antwerpen, nimmt die Wympe auf, ist bis Emblekem schiffbar) und der großen N. (entspringt in der Provinz Limburg, nimmt die Mol-N. auf und ist bis Ghestel schiffbar), welche sich bei Lier vereinigen. Das darnach benannte Departement des französischen Kaiserreichs umfaßte 51 □M. mit 284,600 Einw. und der Hauptstadt Antwerpen.

Neffe, Sohn des Bruders oder der Schwester; wohl auch des Schwagers oder der Schwägerin.

Neffe, s. v. a. Blattlaus, Aphis *L.*

Negapatam, Stadt in der britisch-hinterindischen Präsidentschaft Madras, südlich von Pondichery, am Meerbusen von Bengalen, ist befestigt, mit Hafen, lebhaftem Handel, ehemalige Niederlassung der Niederländer.

Negation (v. Lat.), Verneinung, d. h. Aufhebung eines andern in Gedanken Gesetzten, daher stets auf eine vorausgegangene Bejahung oder Position bezüglich. Der Ausdruck für die reine Verneinung, das Nichts, bezeichnet eben nichts, d. h. nicht Etwas, und jede Verneinung oder N. hat also nur einen Sinn als Aufhebung einer Bejahung und findet ihre Stelle lediglich in einer Beziehungen der Gedanken, also im Urtheile. Mit dem Satz z. B.: die Kugel ist kein Kubus, oder die Pflanze ist kein Thier, soll nicht gesagt werden, daß Kugel oder Kubus, Pflanze oder Thier negativ seyen, sondern nur, daß der Begriff der Kugel nicht mit dem Prädikat Kubus u. die Pflanze nicht mit dem Prädikat Thier gedacht werden könne. Solche negative Urtheile sagen demnach aus, daß der eine Begriff nicht Prädikat des andern seyn könne, wogegen negative Begriffe solche heißen, deren Inhalt lediglich durch die Verneinung eines andern Begriffs gegeben ist, z. B. Finsterniß als Abwesenheit des Lichts, Freiheit als Verneinung des Zwangs ꝛc. Negative Merkmale eines Begriffs gibt es streng genommen nicht; doch pflegt man mit diesem Ausdrucke häufig die ausdrücklich von einem andern Begriffe ausgeschlossenen Merkmale zu bezeichnen. Die Anwendung des Begriffs der Verneinung ist immer relativ

Digitized by Google

und darauf beruht der Begriff der negativen Größen in der Mathematik, welcher sich nicht auf die Größen selbst, sondern nur auf ihre Beziehungen zu einander bezieht. Gleicherweise deutet auch der reelle Gegensatz der Kräfte, der Qualitäten ꝛc. stets auf ein Verhältniß der Entgegensetzung hin, wie denn z. B. eine jede mechanische Kraft an und für sich positiv ist und der Begriff der N., der den Gegensatz derselben gegen eine andere voraussetzt, nur in sofern auf sie Anwendung finden kann, als beide Kräfte mit einander in Vergleichung gebracht werden können. Das hegelsche System erklärt freilich das Negative und die N. für eine den Dingen und Begriffen selbst absolut inwohnende Bestimmung.

Negativ, s. Negation.

Negativer Pol, s. Galvanismus.

Neger, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche die in Afrika einheimischen Menschen von schwarzer Hautfarbe, die nach Blumenbachs Eintheilung der Menschen in Racen (s. Menschenracen) zu der äthiopischen Race gehören und als deren eigenthümliche Kennzeichen gewöhnlich das Zurücktreten der Stirn bei vorspringendem Kiefer, die breite, platte Nase, der große Mund mit dicken, aufgeworfenen Lippen, das kurze, schwarze, dichte, wollige und verfilzte Haupthaar und die schwarze, sammetartige Haut angeführt werden. Dieser Typus findet sich am vollständigsten bei den Gallas, Schaggas, Anzikos, Nubas und mehren Stämmen von Hochsudan ausgebildet; doch haben diese Stämme nicht die schwärzeste Haut, vielmehr findet sich das tiefste Schwarz bei Jaloffen und Somaulis, die zugleich der Gesichtsbildung nach der kaukasischen Race vollkommen gleichen sollen. Die Fulahs sind bald dunkler, bald heller, zuweilen fast gelblich und dabei schlichthaarig. Auch die Mandingos sollen den Hindus in der Hautfarbe nahe kommen und eine sehr regelmäßige Gesichtsbildung haben. Die Timbuneger haben platte Nasen, aber dabei hellere Hautfarbe. Auf dem Atlas wohnen Kabylenstämme, welche bräunliche Gesichter und blonde Haare haben; ebenso sind die Abyssinier braun und gelblich, ihre Frauen fast weiß von Farbe. Die Berbern von Sennaar und Dongola sind rothbraun, die nördlichen Berbern haben aber beinahe gar nichts mehr von der äthiopischen Körperbildung, und selbst mitten unter Stämmen von tiefschwarzer Hautfarbe wohnt in der südlichen Berberei, auf den Hochländern von Narea und Kaffa, ein Stamm von südeuropäischem Aussehen. Die Völkerschaften Südafrika's heißen Kwokwos (Quoequoe), unter welchem Namen, den Barrow zuerst anführte, der östliche Zweig, die Kaffern (s. d.), und der westliche, die Hottentotten (s. d.), zusammengegriffen sind. Die westlichsten Kaffern sind die Betschuanen, die an Begabung und kriegerischem Muth zwischen den Ostkaffern und den Hottentotten in der Mitte stehen. Die uns bekannten Bewohner Mittelafrika's bilden drei Hauptgruppen. Zu der östlichen Gruppe gehören außer den Mozambiquestämmen unter andern die Gallas und die Somaulis, zu der zweiten oder westlichen Gruppe die Congostämme auf dem Westrande, die Anzikos auf dem innern Hochlande und die Schaggas auf dem Nordrande und in den Conggebirgen, zu der dritten oder nördlichen Gruppe die Nubaneger, die N. von Nigritien, die Fuhlas u. die N. von Hochsudan und Senegambien. Der Sprachgemeinschaft nach glaubt man die Bewohner Afrika's in drei Massen abtheilen zu können, nämlich in die Sprachgenossen des schmalen Süd- und Südoststrichs, die der Mitte von Afrika, mit Ausschluß des Hochsudan und Abyssiniens, und die des Nordlandes. Merkwürdig ist, daß Völker von ganz verschiedenen Farbenabstufungen gleiche oder stammverwandte Sprachen sprechen. Auf dem Hochsudan gibt es eine außerordentliche Menge von Dialekten; der König von Bornu allein soll Völker von 30 verschiedenen Zungen zu seinen Unterthanen haben. Nicht minder groß als die Verschiedenheit der körperlichen Bildung und der Sprache ist die Verschiedenheit der Geistes- und Gemüthsanlagen, der Sitten und der Bildungsstufen bei diesen Völkerschaften. Nachdem man lange Zeit gewohnt gewesen, wie nur einen einzigen leiblichen Typus der Negerrace, so auch nur eine einzige Stufe ihrer geistigen Fähigkeit anzunehmen, war Henri Grégoire einer der Ersten und Eifrigsten, welche sich der N. annahmen, und in den Werken neuerer Reisenden und Missionare finden sich reiche Materialien, welche uns eine bessere Meinung von der Bildungsfähigkeit der N. beibringen. Vieles hat in dieser Hinsicht Burton gesammelt in „The African slavetrade" (deutsch von Julius, Leipz. 1841). Die beste Schilderung der einzelnen Stammcharaktere aber gibt Ritter in seinem großen Werke u. Gumbrecht in Steins „Handbuch der Geographie und Statistik" (neu bearbeitet von Wappäus, Bd. 2, Lpz. 1853).

Negerhandel, s. Sklaverei.

Negerhirse, s. v. a. Setaria spicata.

Negerkolonien, Kolonien von Negern, die in der neuesten Zeit hauptsächlich zu dem Zweck gegründet wurden, um die Zahl der Schwarzen in den Vereinigten Staaten Nordamerika's zu vermindern; s. Liberia.

Neglektengelder (v. Lat.), bei dem ehemaligen Reichskammergericht die Abzüge, welche von der Besoldung der abwesenden Beisitzer für jeden Tag ihrer Abwesenheit über die bewilligte Urlaubszeit hinaus gemacht und unter die anwesenden Beisitzer vertheilt wurden.

Negligé (vom Franz.), Morgenkleid, Nachtkleid.

Negociiren (v. Lat. negotium, Geschäft), ein Geschäft, z. B. einen Handel, abschließen, auch Gelder aufnehmen, Wechselbriefe kaufen; überhaupt den Unterhändler (Negociateur, Negociant) bei einem Geschäfte machen.

Negombo, Stadt auf der Insel Ceylon, an der Mündung des Mulawaddy auf der Westküste, mit Fort und lebhaftem Handel.

Negrelli, Aloïs, Ritter von Moldelbe, österreichischer Ingenieur, den 23. Jan. 1799 zu Primiero im südlichen Tyrol geboren, machte seine Studien theils in Italien, theils in Tyrol, trat dann als Bauprakticant bei der k. k. Landesbaudirektion für Tyrol und Vorarlberg zu Innsbruck ein und bestand 1820 die Ingenieurprüfung mit Auszeichnung. Seine praktische Laufbahn

begann er mit verschiedenen topographischen Aufnahmen und Nivellirungen in Tyrol, und bald gab es in Tyrol und Vorarlberg keine Gegend mehr, wo er nicht bei Straßen- und Wasserbauten, bei Kirchen, Schulen und andern öffentlichen Gebäuden mitgewirkt hätte. Im Sept. 1832 ward er Straßen- und Wasserbauinspektor im schweizerischen Kanton St. Gallen, von wo er 1835 als Oberingenieur der Kaufmannschaft nach Zürich berufen wurde. Den Glanzpunkt seiner Schöpfungen in dieser Zeit bildet die aus Marmor in kühnen Segmentbogen ausgeführte Münsterbrücke, die im August 1838 eröffnet ward. Mit der Entwickelung des europäischen Eisenbahnwesens begann eine neue Epoche in der schöpferischen Wirksamkeit N.'s. Zu seinem „Ausflug nach Frankreich, England und Belgien zur Beobachtung der dortigen Eisenbahnen" (Frauenf. und Zürich 1838), welcher Schrift dann eine zweite: „Die Eisenbahnen mit Anwendung der gewöhnlichen Dampfwagen als bewegende Kraft über Anhöhen und Wasserscheiden hinaus ausführbar" (Wien 1842) folgte, löste er das Problem, Eisenbahnen über Berge zu führen. Nachdem er die Eisenbahnfrage in der Schweiz angeregt, wurde der Schienenweg von Zürich nach Baden nach seinem Plane und unter seiner Leitung ausgeführt. Im J. 1840 als Generalinspektor der Ferdinands-Nordbahn nach Oesterreich zurückberufen, erhielt er 1842 von der Regierung den ehrenvollen Auftrag, an der Bildung und Organisirung der Generaldirektion der Eisenbahnen Theil zu nehmen. Demzufolge ward ihm die Leitung der Eisenbahnbauten im nördlichen Theile der Monarchie übertragen, und die Eisenbahnen von Olmütz bis Prag, von Prag bis an die sächsische Grenze über Bodenbach, sowie die von Brünn bis Böhmisch-Trübau sind unter seiner Leitung entstanden. Auch zu den Bahnen in Galizien entwarf er die Pläne. Als nach den Märzereignissen von 1848 ein eigenes Ministerium für Bergwesen und öffentliche Bauten errichtet wurde, ward N. an die Spitze der ersten Sektion desselben berufen, welche namentlich die Staatseisenbahnen und das Telegraphenwesen umfaßte. Bald darauf als Ministerialkommissar nach Italien gesendet, stellte er die in Folge des Krieges zerstörten Kommunikationen in Kurzem wieder her und leitete, 1849 zum Vorstand der zu Verona errichteten Oberdirektion für Straßen, Wasserbau, Eisenbahnen und Telegraphen ernannt, die Eisenbahnbauten im lombardisch-venetianischen Königreich. Im J. 1850 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten der internationalen Postschifffahrtskommission, und 1852 ward er mit dem Prädikat von Moldelbe, mit Berücksichtigung seiner Verdienste um die Eisenbahnbauten im Elb- und Moldaugebiet, geadelt und zum österreichischen Kommissär bei der internationalen Kommission für die Centralbahn in Mittelitalien ernannt. Von Anfang an, wo die Idee einer Durchstechung der Landenge von Suez auftauchte, wendete N. seine Aufmerksamkeit diesem Plane zu u. war namentlich auch bei der Kommission, welche sich schließlich Anfangs 1856 für den Bau eines Kanals von Suez nach Pelusium aussprach. Im J. 1855 ward N. aus der Lombardei nach Wien abberufen, wo er seitdem als Ministerialrath im Handelsministerium, sowie als Generalinspektor der österreichischen Eisenbahnen thätig war. Im Frühjahr 1857 ward N. vom Vicekönig von Aegypten mit der technischen Oberleitung bei der Durchstechung der Meerenge von Suez betraut; doch unterliegt die Ausführung dieses großen Projekts bis jetzt noch politischen Hindernissen. N. † den 1. Okt. 1858.

Negritos, s. Australien u. Papuas.

Negroponte, Insel, s. Euböa.

Negros (Buglas), Insel in Ostindien, zu den Philippinen gehörig, nördlich von Mindanao, 178 □Meilen groß, gut bewässert und bevölkert. Die Einwohner treiben Ackerbau, Viehzucht und Fischerei.

Negros (d. i. die Schwarzen) Parteiname, welcher von den Servilen, die sich **Blancos** (die Weißen) nannten, in Spanien den Liberalen gegeben ward.

Negus, warmes Getränk aus rothem Wein, Wasser, Zucker, Citronen- oder Pommeranzensaft, geriebener Muskatnuß, soll seinen Namen von einem englischen Obersten Negus haben.

Negus (**Negus**), Titel des Kaisers von Habesch, s. Abyssinien.

Negusch, Familie, s. Njegusch.

Neheim, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk und Kreis Arnsberg, am Einfluß der Ménne in die Ruhr, hat eine Pfarrkirche, Wollen- und Sammetweberei und 1600 Einwohner.

Nehemia, der bedeutendste Gebülfe des Esra, war der Sohn eines im Exile lebenden Juden, Hachalja, und stand als Mundschenk in Diensten des persischen Königs Artaxerxes Longimanus. Er benutzte (444 v. Chr.) die Gunst, in welcher er beim Könige stand, sich die Erlaubniß auszuwirken, mit einer Kolonie nach Jerusalem zurückzukehren und die Stadt wieder aufzubauen. Als Statthalter von Judäa gelang es ihm trotz der Armuth der niedern Volksklassen und der Gegenwirkungen der Samaritaner, Araber und Ammoniter, die Stadt wieder aufzubauen und dem jungen Staate eine neue Einrichtung zu geben, indem er den Priesterstand organisirte, den Gottesdienst ordnete, die Tempelabgaben feststellte und die Verheirathung der Juden mit Ausländerinnen beschränkte. Er kehrte 432 v. Chr. nach Persien zurück, machte jedoch, um eingeschlichene Unordnungen in den gottesdienstlichen Ordnungen zu beseitigen, 414 eine zweite Reise nach Jerusalem, wo er †. Noch in späterer Zeit führte ein Brunnen am Ende des Thals Josaphat seinen Namen. Das Buch N. oder das zweite Buch Esra, enthalten aus den von N. niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten, die von dem Verfasser der Chronik überarbeitet u. mit fremden Zusätzen versehen wurden und daher wie das Buch Esra in genauem Zusammenhang mit den Büchern der Chronika stehen, enthält die oben angegebenen Nachrichten von dem Leben des N., sowie eine Schilderung des zerrütteten Zustandes, in welchem sich bei der Ankunft desselben das jüdische Land befand. Der Abschnitt von Kap. 7, 6 — Kap. 10, der sich deutlich als ein Einschiebsel von späterer Hand zu erkennen gibt, ist wahrscheinlich eine

Digitized by Google

später aufgefundene Urkunde aus der Zeit des Esra.

Neher, 1) Michael, Genre- und Architekturmaler, geboren zu München 1798, genoß erst den Zeichenunterricht des Professors Mitterer u. besuchte dann die Akademie der bildenden Künste in seiner Vaterstadt. Um sich die nöthigen Subsistenzmittel zu erwerben, widmete er sich anfangs der Porträtmalerei und erwarb sich darin in Trient, wohin er von einem Freunde empfohlen worden, solchen Beifall, daß ihm reichliche Mittel zum Besuch Italiens zuflossen. Seine vorzügliche Gabe zur Auffassung und Nachbildung charakteristischer Eigenthümlichkeiten in der Natur bildete er hier durch scharfe Beobachtung noch mehr aus und studirte während eines 6jährigen Aufenthaltes in den Hauptstädten Italiens mit Eifer die Werke der klassischen Vorzeit, wendete sich aber dann fast ausschließlich dem Genrefache zu, welches er zu Rom erst eigentlich in Aufnahme brachte. Im Jahr 1825 kehrte er nach München zurück und erregte hier durch seine Bilder, Kostümstücke, Landschaften, Ansichten von öffentlichen Plätzen und architektonischen Darstellungen, viel Aufsehen. Im Schlosse Hohenschwangau malte er die Bilder im Saale des Schwanritters nach Rubens' Kompositionen und die im Heldensaale nach Schwinds Kompositionen. Seine Bilder zeichnen sich durch einfache Anordnung, große Wahrheit der Darstellung, korrekte Zeichnung, frisches, naturgetreues Kolorit und bis ins Einzelne saubere Zeichnung aus. Auch wußte er die Perspektive meisterhaft zu behandeln.

2) Bernhard, Historienmaler, geboren 1806 zu Biberach, ging 1822 zur Fortsetzung seiner unter seinem Vater begonnenen Kunststudien nach Stuttgart und 1823 nach München, wo er unter Cornelius' Anleitung eigene Kompositionen ausführte, die den König von Würtemberg bewogen, ihm zur weiteren Ausbildung seines Talents ein Reisestipendium zu verleihen. Er besuchte nun Italien und verweilte vier Jahre in Rom, wo er einige Gemälde ausführte, von denen das die Erweckung des Jünglings zu Nain vorstellende das bedeutendste ist. Im Jahr 1830 kaufte der würtembergische Kunstverein ein Bild von ihm: Ulrichs Tod in der Schlacht bei Döffingen nach Uhlands Gedicht, ein Bild voll tragischen Ernstes, der sich nicht nur in der Anschließung an die Einfalt und Würde der altdeutschen Schule, sondern auch vorzüglich in dem charaktervollen Ausdruck der Köpfe kund gibt. Nach seiner Rückkehr aus Italien wandte sich N. wieder nach München, wo er nach Cornelius' Idee, aber nach seiner eigenen Komposition, die äußere Seite des Ifarthors mit dem Einzug des Kaisers Ludwig schmückte. Ueber den beiden Seiteneingängen führte er noch auf Goldgrund die Gestalten der heiligen Jungfrau und des heiligen Benno aus. Im Jahr 1836 ward N. nach Weimar berufen, wo er im Schlosse das Schillerzimmer malte. Sieben dramatische Gegenstände aus Fiesko, Don Carlos, Wallenstein, der Braut von Messina, Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell sind hier, jeder in 3 Scenen, dargestellt, von welchen die eine als Hauptbild in Figuren von $^{3}/_{4}$ Lebensgröße ausgeführt, die beiden anderen in kleineren Figuren in einer über dem Hauptbilde befindlichen Lünette angebracht sind. Ueber den Thüren und Fenstern sind dann noch vier Bilder zu den Balladen: „Ritter Toggenburg", „Graf von Habsburg", „Gang nach dem Eisenhammer" und „Kampf mit dem Drachen". Ueber der Nische mit Schillers Büste von Dannecker stellte der Künstler in einem etwa 4 Fuß hohen-Gemälde die „Huldigung der Künste" dar. Im Jahr 1839 schloß N. das Ganze mit Darstellungen aus dem „Liede von der Glocke", auf den Pfeilern, welche die Gemälde an der Hauptwand umgeben. Die zu Göthe's Andenken bestimmte Gallerie ward ebenfalls von N. mit 30 größeren und kleineren Freskobildern geschmückt, welche auf dunkelrothem Grund Darstellungen aus Göthe's Hauptwerken geben. Seit 1844 zugleich als Direktor der Malerakademie in Leipzig wirkend, ging er 1846 als Lehrer an der Kunstschule mit Rang und Titel eines Universitätsprofessors nach Stuttgart, von wo aus er die weimarischen Arbeiten 1847 durch die Entwürfe von drei Bronzethüren zur Göthegallerie schloß. Daneben malte er noch für die neue Petrikirche in Hamburg ein großes Altargemälde, sowie ein Kirchenbild für die katholische Gemeinde der Stadt Ravensburg. Auch fertigte er die Kartons für die von Scheerer ausgeführten Glasgemälde des Chors der Stiftskirche in Stuttgart, eine Kreuzigung u. eine Grablegung.

Nehmfall, s. v. a. Ablativ.

Nehrung, in Ostpreußen die schmalen, sandigen Landstreifen, welche die süßen Wasser des frischen und kurischen Haffs von der Ostsee trennen. Ihr Ursprung fällt in eine vorgeschichtliche Zeit. S. Frische Nehrung und Kurische Nehrung.

Neid, diejenige egoistische Gefühlsstimmung, worin sich das Verlangen nach einem Gute oder Glück, welches ein Anderer besitzt, mit dem Wunsche verbindet, daß Jener es nicht besitzen möge, von der Mißgunst dadurch unterschieden, daß bei dieser der letztere Wunsch ohne jenes Verlangen Statt findet. Ein ungewöhnlich hoher Grad des N.s wird als Scheelsucht bezeichnet. Betrifft der N. Vorzüge, welche Anderen von einer geliebten oder verehrten Person zu unserem Nachtheil eingeräumt werden, so heißt er Eifersucht. N. u. Mißgunst sind nicht nur thöricht u. machen den von ihnen beherrschten Menschen lächerlich, sondern sie sind beide auch unsittlich, verderben Gesinnung und Gemüth und wachsen leicht zur prädominirenden Leidenschaft heran, so daß der Neidische sich nicht nur stets über fremdes Glück ärgert, sondern auch ein Gut lieber verhindert oder zerstört, als daß er es dem Andern zu Theil werden läßt. Einen von diesem Laster beherrschten Menschen nennt man Neidhart.

Neidenburg (poln. Nidborg), Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, an der Neide, hat Mauern, 3 Vorstädte, ein altes Bergschloß, 2 Kirchen, ein Landrathsamt, Hauptzollamt, eine Post, Gerberei, Hutmacherei, Tuchweberei, Strohhutfabrikation und 2850 Einw.

Digitized by Google

Neidhart von Reuenthal, einer der bedeutendsten und fruchtbarsten lyrischen Dichter des deutschen Mittelalters, Sprößling eines adeligen Geschlechts aus Bayern, lebte zu Anfang des 13. Jahrhunderts in Oesterreich und war der Gründer einer besondern Art des Minnegesangs, welche Lachmann mit dem Namen der „höfischen Dorfpoesie" bezeichnet, indem er in seinen Liedern vornehmlich das hoffährtige und prunkvolle Leben und Treiben und die derbere Liebesweise der Bauern (Dörper) behufs der Verspottung und Verhöhnung der letzteren (daher Bauernfeind genannt) und zur Ergötzung der Adeligen mit geistreich humoristischer Laune schilderte. Vielleicht brauchte N. diese Form wohl auch, um unter ihrer Maske alles in sich Kleinliche und Erbärmliche, aber Anmaßende, was seine Umgebung am damaligen österreichischen Hofe reichlich genug zeigen mochte, zu verspotten. Auch später wurden ihm zahlreiche Lieder ähnlichen Inhalts zugeschrieben, und er selbst ward endlich unter dem Namen Neidhart Fuchs als ein Zeitgenosse des Pfarrers vom Kalenberge und wie dieser als eine Art Hofnarr am Hofe des österreichischen Herzogs Otto des Fröhlichen dargestellt, während zugleich überhaupt in lyrischer Form erzählte Schwänke, Schalksstreiche und Abenteuer mit Bauern schlechthin den Namen Neidharte erhielten. N.s Lieder sind in mehren eigenen Sammlungen auf uns gekommen, von denen die beste, vielleicht noch dem 13. Jahrhundert angehörige sich in der Bibliothek des Schlosses Riedegg befindet und von Beneke in den „Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur" (Bd. 2, Gött. 1832) herausgegeben wurde. Alles Erhaltene ist gesammelt durch van der Hagen in seinen „Minnesängern" (Leipzig 1838). Vgl. von Lilliencron, Ueber N.s höfische Dorfpoesie, in Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (Bd. 6).

Neigebaur, Johann Daniel Ferdinand, bekannter deutscher Reiseschriftsteller, den 24. Juni 1783 zu Dittmannsdorf in Schlesien, wo sein Vater evangelischer Prediger war, geboren, besuchte das Gymnasium zu Schweidnitz und studirte dann zu Königsberg Jurisprudenz. Nachdem er 1807 bei dem Obergericht zu Breslau in den Staatsdienst getreten, wurde er 1812 Assessor bei dem Oberlandesgericht zu Marienwerder. Im J. 1813 trat er als Freiwilliger in die Armee ein und wurde sofort zum Landwehrkapitän ernannt, zog es aber vor, als Gemeiner in der Linie zu dienen, weil man damals die Landwehr nur für den inneren Dienst bestimmt glaubte. Auf dem Marsche zur Armee in Sachsen sammelte er aus den aus Rußland zurückkehrenden Rheinbundstruppen eine Kompagnie, mit der er dem lützowschen Freicorps zugewiesen wurde. Hier fungirte er, obwohl nur Gemeiner, doch als Kapitän seiner Kompagnie und nahm mit derselben im schlesischen Gebirge dem Feinde nach und nach so viele Pferde ab, daß er auch noch eine Schwadron Kavallerie errichten konnte. Im Gefechte bei Lauenburg an der Elbe ward er verwundet und gefangen. Nach dem Frieden von 1814 ward er bei dem Generalgouvernement in Aachen angestellt und 1814 zum Unterpräfekten in Neufchateau in den Ardennen ernannt. Im J. 1815 verwaltete er die Präfektur des preußischen Antheils von Lauenburg und ward daneben zu mehren diplomatischen Sendungen verwendet. Hierauf kam er 1816 als Oberlandesgerichtsrath nach Kleve, 1820 in derselben Eigenschaft nach Hamm, 1822 nach Münster, 1826 nach Breslau, 1832 als geheimer Justizrath und Landesgerichtsdirektor nach Fraustadt und 1835 an das Oberlandesgericht nach Bromberg, wo ihm die Direktion des Kriminalsenats übertragen ward. Im J. 1842 wurde er zum Generalkonsul in Jassy ernannt. Gegenwärtig lebt er meist in Italien. Als Schriftsteller hat N. eine sehr reiche und mannichfaltige Thätigkeit entwickelt, Vieles unter seinem Namen, Vieles aber auch unter dem Namen Daniel oder Daniel Dittmann veröffentlicht, mehre anonyme Schriften ungerechnet, als deren Verfasser er sich nie bekannt hat. Als die vorzüglichsten seiner Schriften erwähnen wir: „Briefe eines preußischen Offiziers während seiner Gefangenschaft in Frankreich in den Jahren 1813–15" (2 Bde., Köln 1816—17); eine satyrische Schrift: „Keine Volksrepräsentation in den deutschen Bundesstaaten" (Germanien 1816); „Der preußische Prozeß ohne die ihm zum Vorwurf gemachten Mängel und unter Aufnahme der Oeffentlichkeit der Rechtspflege" (Jena 1819); „Handbuch zur Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit" (daf. 1824; 2. Aufl. 1827). Als Früchte seiner vielen Reisen sind zu nennen: „Handbuch für Reisende in Italien" (Leipzig 1826, 3. Aufl., daf. 1840); „Handbuch für Reisende in England" (daf. 1829); „Neuestes Gemälde der Schweiz" (Wien 1831, 2. Aufl. 1840); „Neuestes Gemälde Italiens, der jonischen Inseln und Malta's" (2 Bde., daf. 1832); „Neuestes Gemälde der Niederlande und Belgiens" (daf. 1833) und „Neuestes Gemälde von Schweden, Norwegen und Dänemark" (daf. 1833), welche zugleich Theile der „Allgemeinen Weltkunde" von Schütz bilden; ferner: „Handbuch für Reisende in Frankreich" (daf. 1832, 2. Aufl. 1842); das mit Ferdinand Aldenhoven herausgegebene „Handbuch für Reisende in Griechenland" (2 Bde., Leipzig 1842); „Handbuch für Reisende in Deutschland" (daf. 1842); „Dresden und die sächsische Schweiz" (illustrirt von G. Schlick, daf. 1845); „Der Papst und sein Reich" (daf. 1847, 2. Aufl. 1848); „Sicilien" (daf. 1848, 2. Aufl. 1848); „Sardinien" (daf. 1853). Während seines Aufenthalts in den Donaufürstenthümern sammelte er die Materialien zur „Beschreibung der Moldau u. Walachei" (Leipzig 1848), zu „Die Südslaven" (daf. 1851) und „Daciens klassische Alterthümer" (Kronstadt 1851). Anonym veröffentlichte er: „Ansichten aus der Kavalleriperspektive im Jahre 1835" (Leipzig 1836); „Der Kavalier auf Reisen" (daf. 1838); „Nur nicht nach Norden" (daf. 1840).

Neigung (inclinatio), schiefe Stellung eines in die Höhe gerichteten Körpers, seitwärts gerichtete Senkung eines solchen; in der Mathematik Abweichung einer Ebene von der Horizontalrichtung, so daß der eine Theil derselben eine tiefere Lage erhält, als der andere, also s. v. a. Lage der schiefen Ebene, die nach dem Winkel, den die

geneigte Ebene mit der horizontalen bildet (Neigungs- oder Böschungswinkel), also nach ihrer Abweichung von der horizontalen Lage bestimmt wird und immer mehr als 0° und weniger als 90° betragen muß; dann die nicht parallele Richtung zweier geraden Linien oder zweier Ebenen oder auch einer geraden Linie und einer Ebene gegen einander, zufolge deren sie irgendwo zusammentreffen müssen, vorausgesetzt, daß sie die erforderliche Ausdehnung haben.

Neigung (Zuneigung und Abneigung), nach Kant eine habituell, d. i. zur Gewohnheit gewordene Begierde, treffender die habituell gewordene Begehrung eines individuellen Gegenstandes oder einer solchen Thätigkeit. Die Zuneigung, gleichsam ein geistiges Hinneigen zu Etwas, beruht auf dem Interesse, welches ein Gegenstand uns einflößt und uns abgewinnt. Der Gegentheil ist die Abneigung. Da kein Mensch eine Hinneigung zu einem bestimmten Gegenstande als solchem mit auf die Welt bringt und das Widerabscheuen dieses oder jenes Gegenstandes nicht schon bei der Geburt habituell ist, so gibt es streng genommen eigentlich keine angebornen N.en; man müßte denn darunter solche N.en, welche in der besonderen Anlage eines Menschen wenigstens mittelbar ihren Grund haben, oder menschliche Begehrungen überhaupt oder Triebe verstehen, die man wohl auch angeborne N.en nennt. Durch fortdauerndes Nachgeben wird die N. zum Hange, worunter eine mit Heftigkeit hervortretende, leicht zur Handlung übergehende Willensrichtung verstanden wird. Von der Leidenschaft unterscheidet sich die N. dadurch, daß sie sanfteren Charakteres ist, sich leicht ändern und eine andere Richtung nehmen kann, sowie daß mehre N.en neben einander bestehen können, während die Leidenschaft eine allein herrschende Begehrung ist, welche kein anderes Interesse aufkommen läßt und durch fortdauernde Gewöhnung den Charakter des Unwillkürlichen annimmt. Ist die N. durch fortdauernde Uebung und Gewöhnung mit den Forderungen des Sittengesetzes in Uebereinstimmung gebracht, so erwächst daraus die Tugend (s. d.).

Neipperg, Stadt im württembergischen Neckarkreis, Oberamt Brackenheim, am Leimbache, mit Schloß und 1800 Einw.

Neipperg, altes, ehemals reichsunmittelbares adeliges Geschlecht in Schwaben, ward 1734 von Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben und erhielt 1766 Sitz und Stimme in dem schwäbischen Grafenkollegium. Es besitzt die Standesherrschaft Schwaigern, unter württembergischer, und halb Gemmingen, unter badischer Hoheit, im Ganzen ein Gebiet von 1¼ □Meilen mit 3200 Einw. und 45,000 Gulden Renten. Graf Wilhelm Richard von N., geboren 1685, trat 1702 in kaiserliche Dienste und ward 1717 Oberst eines Infanterieregiments, zeichnete sich im Türkenkriege bei Temesvar und Belgrad aus, ward 1723 Generalmajor und Erzieher des Herzogs Franz Stephan von Lothringen, nachherigen Kaisers Franz I., und nachmals dessen vertrauter Freund. Im J. 1733 machte er als Feldmarschalllieutenant den Krieg in Italien mit, entsetzte hier Mirandola, ward 1735 Feldzeugmeister, 1737 Gouverneur von Temesvar, focht im Türkenkriege, zeichnete sich bei Kornea aus und rettete durch seine zeitige Ankunft mit seinem Corps bei Grecka das österreichische Heer. Im August 1739 schloß er den unglücklichen Frieden von Belgrad ab, erhielt 1741 den Oberbefehl in Schlesien gegen Friedrich II., verlor aber die Schlacht bei Mollwitz, die Schlesiens Schicksal entschied, worauf er 1742 abberufen ward. Im folgenden Jahre wohnte er zwar der Schlacht bei Dettingen bei, begab sich aber bald wieder nach Wien und ward 1753 kommandirender General in Oesterreich. Er begleitete 1754 Franz I. ins Lager bei Kollin, ward 1755 Hofkriegsrathspräsident und † 1773 zu Wien. Sein Enkel, Graf Albrecht Adam von N., geboren den 8. April 1775, trat frühzeitig in den österreichischen Militärdienst und nahm als Kadet Theil an dem Gefechte Mentil St. Blaise gegen die brabanter Patrioten. Nach dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich kam er zur Rheinarmee, rückte mit in der Champagne ein, focht bei Jemappes, Neerwinden und Famars, nahm an der Belagerung von Valenciennes Theil und zeichnete sich in dem Grade aus, daß er dem Generalquartiermeisterstabe zugetheilt ward. Im Sept. 1794 mit einer kleinen Reiterschaar nach den holländischen Festungen Bergen op Zoom, Breda, Gertruidenberg, Herzogenbusch und Grave gesandt, um deren Kommandanten geheime Befehle zu überbringen, stieß er auf eine feindliche Reiterabtheilung, ward gefangen und, weil man ihn für einen Emigranten hielt, gemißhandelt, wobei er das rechte Auge verlor. Als Hauptmann wohnte er am 29. Okt. 1795 dem Angriffe auf die mainzer Linien bei. Besonderen Ruhm erwarb er sich im italienischen Feldzuge vor Mantua, in Tyrol, bei Cassano, Novi und Marengo. Wegen des von ihm und dem Grafen St. Julien zu Paris abgeschlossenen Präliminarfriedens, den das österreichische Kabinet nicht genehmigte, ward er nach Mantua verwiesen, focht aber schon am 25. und 26. Dec. wieder am Mincio mit. Im J. 1803 ward er zum Kämmerer und 1804 zum Oberstlieutenant bei Schwarzenbergs Ulhanen ernannt, im folgenden Jahre aber wieder zum 5. Husarenregimente versetzt, mit welchem er bei Caldiero focht. Im Kriege von 1809 stand er bei dem Corps des Erzherzogs Ferdinand u. avancirte zum Generalmajor. Im J. 1811 ging er als Gesandter an den schwedischen Hof u. verweilte daselbst bis 1813, wo er den Oberbefehl über eine Brigade erhielt. Er focht bei Reifenberg, Stolpen, Wilschdorf und in der Schlacht bei Leipzig, ward am 20. Oktober 1813 zum Feldmarschalllieutenant befördert und erhielt den ehrenvollen Auftrag, die Siegesnachricht nach Wien zu bringen. Im December ging er mit Aufträgen an den König Joachim Murat nach Neapel u. unterzeichnete daselbst den 8. Januar 1814 einen Allianzvertrag, vermittelte auch den Waffenstillstand zwischen den Neapolitanern und Engländern. Als Kommandant der hinter dem Mincio aufgestellten Division der Avantgarde, schloß er in Folge der Ereignisse zu Paris am 16. April eine Militärkonvention mit den französischen Generälen Dode und Zuechi ab, rückte am 23.

Digitized by Google

mit der Avantgarde in die Lombardei ein und erhielt am 20. Juni eine Division in der Gegend von Pavia. Anfangs Juli ward er beordert, die vormalige Kaiserin von Frankreich, Maria Luise, in die Bäder von Aix und auf ihren Reisen durch die Schweiz zu begleiten, vertrat auch auf dem wiener Kongresse die Interessen dieser Fürstin und ward den 29. März 1815 zu ihrem Oberstallmeister, sowie zum Oberkommandanten der Truppen von Parma ernannt. Nach dem Wiederausbruche des Krieges im Frühjahr 1815 zwischen Oesterreich und Neapel übernahm er das Kommando des ersten Armeecorps, zog den 21. Mai in Neapel ein und fungirte bis zum 25. Juni als Militärgouverneur dieser Hauptstadt. Nach Abschluß des Friedens ging er mit seiner Division nach Italien, trat dann seinen Dienst als Oberstallmeister der Erzherzogin Maria Luise wieder an und ward von derselben 1816 zum Oberhofmeister und Minister des Auswärtigen, sowie im folgenden Jahre vom Kaiser Franz zum k. k. wirklichen Geheimenrath ernannt. Als im Frühjahr 1821 die Unruhen in Piemont ausbrachen, erhielt er das Kommando der österreichischen Truppen, ohne jedoch Gelegenheit zu ernstem Kampfe zu finden. Auf der Rückreise von Wien Ende September 1828 ward er von einer Krankheit befallen, an der er nach längerem Leiden den 22. Februar 1829 †. Er soll zuletzt mit Maria Luise in morganatischer Ehe verbunden gewesen seyn und erzeugte 2 Kinder mit ihr. Sein ältester Sohn, Graf Alfred August Karl Franz Camillus von N., geboren den 26. Januar 1807, gegenwärtiger Standesherr, ist seit 1842 mit der Prinzessin Maria Friederike Charlotte von Würtemberg vermählt.

Neira (Banda-Neira), Insel des Molukkenarchipels, Banda-Inseln, mit einer gleichnamigen Stadt.

Neisse, drei Flüsse, welche hauptsächlich der preußischen Provinz Schlesien angehören. Die Lausitzer N. entspringt in der sächsischen Lausitz in 3 Quellen, unfern der böhmischen Stadt Reichenberg im Gebirge, geht über Reichenberg, Kratzau, Hirschfelde und Ostritz, tritt bei Radmeritz ins Preußische, geht dann über Görlitz, Rothenburg, Muskau, Forste und Guben und fällt, Schiedlow gegenüber, nach einem Laufe von 30 Meilen in die Oder. Hinter Guben wird sie für kleine Fahrzeuge schiffbar. Ihre bedeutendsten Zuflüsse sind die Wittich und die Lubs. Die schlesische N. bildet sich aus Bächen am Abhange des kleinen Schneebergs in der Grafschaft Glatz, geht vor Glatz vorbei, durchbricht, nachdem sie sich durch die Weistritz, Biele, Steinau und Bielau verstärkt hat, den glatzer Gebirgskessel bei Wartha, geht dann östlich bei Patschkau und Ottmachau vorbei nach Neisse, von hier in nördlicher Richtung bei Löwen und Schürgast vorbei und mündet unterhalb dieser Stadt nach einem Laufe von 26 Meilen in die Oder. Wegen ihres überaus großen Gefälles ist die N. nur zum Holzflößen zu benutzen; dagegen bringt sie oft unheilbringend aus ihren Ufern. Die wüthende N. ist ein Nebenfluß der Katzbach (s. d.). Das nach der schlesischen N. benannte Fürstenthum in Oberschlesien grenzt an die schlesischen Fürstenthümer Münsterberg, Brieg und Oppeln, den österreichischen Kreis Troppau, an Mähren und die Grafschaft Glatz. Anfangs, von der Hauptburg Ottmachau, das ottmachauer Land genannt, gelangte das Gebiet von N. 1201 durch Schenkung an das Bisthum Breslau. Im J. 1344 erwarb der Bischof Preczlaus durch Kauf auch das grottkauische Gebiet, weshalb sich später die Bischöfe von Breslau Fürsten zu N. und Herzoge zu Grottkau nannten. Als 1810 alle geistlichen Güter in Preußen für Staatseigenthum erklärt wurden, geschah dies auch mit dem Fürstenthum N., welches seitdem mit 24 □Meilen die Kreise N. und Grottkau des Regierungsbezirks Oppeln bildet. Der österreichische Theil von N. (16 □Meilen) ist noch immer im Besitz des jedesmaligen Bischofs zu Breslau und das Städtchen Jauernick nebst dem dabei gelegenen Schlosse Johannisberg der Sitz der fürstbischöflichen Regierung. Vgl. Schlesien. Die Stadt und Festung N., früher Hauptstadt des Fürstenthums und fürstbischöfliche Residenz, jetzt Kreisstadt, in sumpfiger Gegend, am Einflusse der Biele in die N., besteht aus der eigentlichen Stadt auf dem rechten, der Friedrichsstadt auf dem linken Ufer der N. und zwischen Armen derselben und dem ebenfalls links der N. liegenden Fort Preußen. Ein besonderer Graben der Biele wird in 2 Armen durch die Stadt geleitet und dient zur Bewässerung der Festungsgräben. N. ist wichtig als Festung ersten Ranges. Die Stadt selbst hat einen Hauptwall mit 10 Bastions und einer Faussebray. Vor den Kurtinen liegen Ravelins, Kontregarden und Lünetten, die zum Theil einen völligen Mantel bilden, und besonders östlich der Stadt befindet sich ein System von Außenwerken. Das von der N. etwa 1200 Schritte entfernt liegende Fort Preußen ist ein tenaillirtes reguläres Fünfeck, das durch ein eben solches Werk umschlossen ist, mit Kontregarden, Ravelins und 5 detachirten Lünetten. Westlich vom Fort Preußen liegt die Kaninchenredoute, zwischen ihr und Fort Preußen eine Batterie, die mit beiden durch eine eigene gedeckte Kommunikation zusammenhängt. Eine gleiche doppelte Kommunikation läuft vom Fort Preußen nach der N. herab und schließt die Friedrichstadt ein. Innerhalb dieser Kommunikation (hohes Retranchement) ist ein verschanztes Lager für etwa 10,000 Mann. Die Hauptstärke der Festung N. besteht aber darin, daß sie mittelst Anspannung der N. und Biele auf der östlichen und westlichen Seite unter Wasser gesetzt werden kann. N. ist als Festung gegen Oesterreich gerichtet. Es beginnen von hier aus zwei Straßen über die Sudeten, die nach Zuckmantel und die nach Troppau, welche sich bei Jägerndorf vereinigen. N. ist eine freundliche, regelmäßig gebaute Stadt. Die beiden schönsten Straßen sind die breslauer Straße in der Altstadt und die breite Straße in der Friedrichsstadt. Das ansehnlichste Gebäude ist der vormalige bischöfliche Palast, jetzt Lokal für mehre königliche Behörden. In den Räumen des alten bischöflichen Schlosses ist eine Artilleriewerkstatt eingerichtet. Unter den 8 katholischen Kirchen zeichnen sich die 1430 erbaute gothische

Digitized by Google

Pfarrkirche des heiligen Jacobus, die im jonischen Styl 1715 aufgeführte Kuratialkirche zu St. Peter und Paul und die schöne Gymnasialkirche Maria Himmelfahrt (1688 von den Jesuiten erbaut) aus. Außerdem hat die Stadt 2 evangelische Kirchen, ein Priesterhaus für alte und kranke katholische Geistliche, ein Waisenhaus, eine Synagoge, ein Spital, ein Gymnasium und eine Realschule, beide mit Bibliotheken, ein 1852 erbautes städtisches Theater. Es befinden sich hier mehre Militärbehörden, ein Fürstenthumsgericht, Landrathsamt, Kreis- u. Untersteueramt, Domänenrentamt, eine Post, Salzfaktorei, Sparkasse, eine königliche Gewehrfabrik u. Artilleriehandwerksstätte u. Pulvermühle. Hauptgewerbe sind: Brauerei u. Brennerei, Leinenfabrikation, Baumwollengarnspinnerei, Strickgarn- u. Zwirnfabrikation, Tuchwalkerei, Färberei, Gemüsebau, 2 Buchhandlungen, 3 Buchdruckereien ꝛc. Im J. 1852 zählte N. 12,908 (worunter 2222 Evangelische u. 380 Juden), mit Militär 16,653 Einw. Vor der Stadt ist das Mineralbad Heinrichsbrunnen. N. ist durch eine Zweigbahn mit Brieg und der oberschlesischen Eisenbahn verbunden. Es soll im 10. Jahrhundert erbaut worden seyn und war 1267 schon so volkreich, daß 5000 Einwohner an der Pest starben. Im J. 1284 vom Herzog Heinrich IV. gegründet und verwüstet, wurde es nachher Hauptort des Fürstenthums, später Sitz des Fürstbischofs von Breslau. Es erhielt schon 1350 durch Bischof Preczlaus Mauern, hinter welchen die Bewohner 1428 den Hussiten tapfern Widerstand leisteten, und wurde 1594 mit Schanzen und Basteien schwach versehen. Während des dreißigjährigen Kriegs ward die Stadt dreimal feindlich besetzt: 1621 vom Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, 1632 von den Sachsen und 1642 von den Schweden unter Torstenson, worauf 1644 und 1645 die Werke verstärkt wurden. Im Oktober 1741 wurde die Stadt von einem preußischen Truppencorps unter dem Prinzen Dietrich von Dessau belagert und nach tapferer Vertheidigung genommen, worauf im folgenden Jahre Friedrich der Große die Festung durch General Walrave verstärken ließ. Auch legte er 1743 den Grundstein zu dem Fort Preußen, sowie zu der bei der Eroberung eingeäscherten, nach ihm benannten Friedrichsstadt. Im J. 1758 wurde sie zwar von den Oesterreichern unter General de Ville belagert, die Belagerung jedoch 4 Tage nach Eröffnung der Tranchéen wieder aufgehoben. Einige Jahre später (1769) besuchte Kaiser Joseph II. hier den König Friedrich I. Im J. 1807 belagerte der französische General Vandamme die Stadt, dem sie sich 114 Tage nach Eröffnung der Tranchéen durch Kapitulation übergab. Vgl. Minsberg, Geschichtliche Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse der Fürstenthumstadt N., Neisse 1834, und Kastner, Urkundliche Geschichte der Stadt N., das. 1854.

Neith, eine ägyptische Göttin, welche vorzüglich in der Stadt Sais als Lokalgottheit verehrt wurde und auch selbst den Namen Sais führt. Die ursprüngliche Heimath der Göttin scheint in Vorderasien, besonders in Phönicien, gesucht werden zu müssen; nach Asien hin weisen auch die übrigen Namen der saitischen Göttin, z. B. der Name Anaitis, Anais, Tannais, womit eine Göttin bezeichnet wird, deren Dienst über ganz Asien verbreitet war und welche eben jene Göttin von Saïs ist, die mit der griechischen Athene zusammengestellt wird. Im altägyptischen Kultus erscheint die N. bald als Monde, bald als Kriegsgöttin; einen bestimmten Charakter erhält sie erst durch griechische Einflüsse, wodurch sie zu einem mystisch-astronomischen Lichtwesen gemacht wird. In Zusammenhang mit dieser Auffassung steht das ihr gewidmete Lampenfest, an dem man in ganz Aegypten Schalen mit Salz und Oel gefüllt und mit einem Dochte versehen anzündete. Die Zeit dieses Festes war wahrscheinlich um die Winterwende, d. h. um die Zeit, in welcher man die Leiden und den Tod des im Tempel der N. begrabenen Osiris an einem mit Obelisken bezeichneten See in Saïs aufführte, ein Fest des Sieges des Lichts über die Finsterniß. N. ist hier als Lufthreis aufgefaßt, von dessen bläulichem Ansehen sie die Blauägige heißt. Mystischer gefaßt ist sie der Himmel, der von den Aegyptern als der mütterliche Schooß vorgestellt wird, aus welchem Soune, Moud u. Sterne geboren werden. Als Mutter der Sonne hat sie an Phtha (Hephästus), der auch als Vater der Sonne aufgeführt wird, ihren Genossen und mit ihm gleich mystisches Wesen. Wie alle großen Göttinnen wurde sie nicht selten mit der Isis identificirt. Nach Plutarch und Proklus führte ihr Tempel zu Saïs die Inschrift: „Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, mein Gewand (peplos) hat noch kein Sterblicher gelüftet.“ Die bildlichen Darstellungen der N. haben entweder einen Menschen- oder Geier- oder Löwenkopf; sie ist bald stehend, bald sitzend gebildet, zuweilen von blauer, gewöhnlich von gelber Farbe.

Neithard, Heinrich August, beliebter Liederkomponist, geboren 1793 zu Schleiz, trat in die fürstliche Kapelle zu Schleiz, 1813 als Freiwilliger in das Gardejägerregiment. Nach seiner Rückkehr ging er nach Berlin, wo er 1839 zum königlichen Musikdirektor und nach Errichtung des berühmten Domchors zu dessen Direktor ernannt wurde. Von seinen Kompositionen, deren Zahl sehr bedeutend ist, sind die für Männerchor die vorzüglichsten.

Neiva (Neyva), Stadt im südamerikanischen Staat Neugranada, Departement Cundinamarca, am Einfluß des gleichnamigen Flusses in den Magdalenafluß, leidet viel durch Erdbeben.

Neja, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, kleine Sträucher in Mexiko und Brasilien, mit der bekanntesten Art: N. graeilis *Don*, in Mexiko, eine nette, $1^1/_2$ Fuß hohe, fast das ganze Jahr hindurch blühende Pflanze mit sehr schmalen, linien-pfriemenförmigen, fast grasartigen Blättern u. ziemlich langen, blattlosen, blumigen Blüthenstielen, welche eine hübsche, gelbe, 12—14 Zoll breite Blume tragen, deren zahlreiche, ungezähnte, fast lanzettförmige Strahlblümchen in 2—3 Reihen stehen. Sie wird in lockerer, mit $^1/_3$ Sand gemischte, fette Damm- oder Mistbeeterde gepflanzt, durch Stecklinge in Mistbeeten vermehrt und im Glashause nahe am Fenster bei 4—6—8° Wärme durchwintert.

Nezin (*Neschin*), Stadt im europ.-russischen Gouvernement Tschernigow, am Oster-Flusse, hat viele Kirchen, ein Gymnasium, drei Messen, Seidenweberei, Gerberei, gute Parfümerien, Konfitüren und Liqueure, Handel und 16,000 Einwohner.

Nekresi, alte Stadt in Georgien, Kachetien, am Flusse Kwareli-Sskal, wurde vom König Pharnaos 250 v. Chr. erbaut und vom heiligen Awwin zum Bischofssitz für das ganze transatlantische Kachetien erhoben. Im Anfang des 18. Jahrhunderts bestand schon die Stadt nicht mehr, aber in dem Oertchen dieses Namens hielten sich immer noch Bischöfe auf, die sich von Gagma-Mchar und Dedoi nannten. Von den alten Bauten sind nur noch Reste der Befestigungen übrig, welche die Stadt gegen die räuberischen Kaukasusbewohner schützten. Auch die Kirche ist noch vorhanden, neigt sich aber zum Einsturz.

Nekrologien (v. Gr., d. i. Todtenbücher), im Mittelalter die Kalender der geistlichen Stifter und Klöster, in denen an den betreffenden Tagen die Namen derjenigen Personen eingezeichnet wurden, deren Andenken man durch Einschließung in die öffentliche Fürbitte ehren wollte. Gleichbedeutende Ausdrücke dafür sind Mortilogia und Obiturnia, sowie Regulae und Martyrologia, weil diese Verzeichnisse meist den Ordensregeln und Martyrologien angehängt waren, und Libri oblegiorum und Libri praesentiarum, weil darin neben den Namen der Verstorbenen zugleich die Gaben, durch die sie sich um das Stift verdient gemacht, bemerkt zu werden pflegten. In den N. wurden außer den Hauptfesttagen und den Namen der Heiligen und Märtyrer auch die Namen der Päpste, Kaiser und Könige, der Landesherren, Metropolitan- und Diöcesanbischöfe, der Aebte und Aebtissinnen u. der Stiftspröbste, der Ordensmitglieder, der im Stift verstorbenen Pilger (peregrini), der bekehrten, in den Mönchsstand getretenen Sünder (conversi), der in früher Jugendzeit dem geistlichen Stande geweihten Jünglinge (oblati) und Jungfrauen (velatae), der eingezellten Büßenden (reclusi), der unteren Kirchendiener, der Laienbrüder und Laienschwestern eingezeichnet; die Hauptstelle aber nahmen die Stifter mit ihren Familien und die Wohlthäter (benefactores) ein, welche durch ihre Schenkungen die Bruderschaft des Klosters gewonnen oder Seelenmessen gestiftet hatten. Die Namen derselben pflegte man durch größere Schrift, farbige Dinte und sonstige Verzierungen auszuzeichnen; doch lag es in der Natur der Sache, daß in den mehr und mehr anwachsenden Verzeichnissen die Namen der ältern Wohlthäter gegen die der neuern in den Hintergrund zurücktreten oder ihnen wohl gar Platz machen mußten. Die Diptychen (s. d.), aus denen die N. entstanden seyn mögen, unterscheiden sich von letzteren in so fern, als darin bei den Einzeichnungen die genealogische Ordnung beobachtet zu werden pflegte, daher sie gewissermaßen als die ersten genealogischen Tafeln zu betrachten sind. Eine der ältesten N. ist die der Abtei Porch aus dem 8. Jahrhundert. Eine bedeutende Anzahl derselben findet sich in den Quellensammlungen deutscher Geschichte bei Langebeck, Leibnitz, Mencken, Schannat, Schöttgen u. A., sowie in den von einzelnen historischen Vereinen herausgegebenen Schriften abgedruckt. Für die Geschichte der deutschen Fürstengeschlechter ist namentlich das Nekrologium von Fulda, welches die Zeit von 780—1065 umfaßt, von Wichtigkeit, obwohl es nur ein nach Jahren geordneter Auszug aus mehren N. ist. In neuerer Zeit gebrauchte zuerst Schlichtegroll (s. d.) den Namen *Nekrolog* als Titel für seine „Nachrichten von dem Leben merkwürdiger verstorbener Deutschen in den Jahren 1790 bis 1800" (22 Bde., Gotha 1791—1801, nebst einem Supplementband, 1798), denen er den „Nekrolog der Deutschen für das 19. Jahrhundert" (5 Bde., das. 1802—1806) folgen ließ. Fr. Aug. Schmidt setzte 1824 dies Unternehmen fort unter dem Titel „Neuer Nekrolog der Deutschen", den seit des Letztgenannten Tode der Verleger Bernh. Fr. Voigt herausgibt.

Nekromantie (v. Gr., auch *Necyomantie*, Todtenbeschwörung), im Alterthum eine Art von Zauberei, mittelst welcher man die Abgeschiedenen aus den Gräbern hervorrufen zu können vorgab, um sie über die Geheimnisse der Gegenwart und Zukunft zu befragen. Schon in den Schriften des Alten Testaments wird die N. als Kunst des bösen Geistes verboten und dem zuwider Handelnden der Tod angedroht. Gleichwohl fand die N. vornehmlich unter abgöttischen Regenten oft Eingang. So ließ Saul in seiner Rathlosigkeit den Schatten Samuels durch eine Zauberin aus dem Scheol herauf beschwören (1. Sam. 28, 7 ff.). Im 11. Buche der Odyssee beschwört Odysseus den Geist des Sehers Tiresias aus der Unterwelt hervor. Die Gebräuche, welche daselbst beschrieben werden, enthalten aber nichts Zauberisches und Mysteriöses, sondern unterscheiden sich in nichts von der gewöhnlichen Art des Opfers. Ueberhaupt gab es seit den ältesten Zeiten in manchen Gegenden Griechenlands sogenannte *Nekromantien* oder Todtenopfer, und selbst die Sage von dem Hinabsteigen des Orpheus in die Unterwelt wird hierher gezogen. Während diese Art von N. an gewissen Orten unter Leitung von Priestern oder sonstigen geweihten Personen ausgeübt ward, beschäftigten sich in Thessalien, dem Hauptsitz der Zauberei, besondere Individuen damit, welche *Psychagogen* (Heraufführer der Schatten) hießen und allerlei mysteriöse Formeln und Gebräuche dabei anwendeten. Später artete hier dieser Aberglaube sehr aus und führte zu den empörendsten Abscheulichkeiten. Die Nekromanten, die dem menschlichen Blute und Allem, was aus den Gräbern kam, eine höhere Kraft beilegten, vergruben Menschen lebendig in die Erde, rissen halbverbrannte Leichname von den Scheiterhaufen oder begrabene aus der Erde heraus, um ihnen die Augen auszureißen und die Nägel abzuschneiden. Von den Kreuzen schabten sie das Blut der daran Hingerichteten ab, rissen die Nägel heraus, womit sie angeheftet gewesen, und schlachteten sogar Lebendige, um ihre Geister, noch ehe sie in die Unterwelt hinabstiegen, zu befragen,

Digitized by Google

ja sie schnitten die ungetaufte Frucht aus dem Mutterleibe. Den heraufbeschworenen Seelen liehen die Zauberer eine leise, schwache, fast lispelnde, seufzende Stimme, die sie wahrscheinlich durch Bauchrednerei hervorbrachten, die im Alterthum mit zu den Zauberkünsten gehörte. In soferne die heraufbeschworenen Schatten sich dem Beschwörer wirklich zeigten, nannte man die N. Skiomantie und Psychomantie, d. i. Wahrsagen der Schatten oder abgeschiedenen Seelen. Auch in den Gesängen der schottischen Barden, namentlich bei Ossian, sowie in mehren altdeutschen Liedern finden wir Andeutungen und Spuren von dieser Art Wahrsagung. Eine genaue Auseinandersetzung der verschiedenen Arten der N. gibt das Werk von Peucer: Commentarius de praecipuis divinationum generibus, Zerbst 1591.

Nekropolis, Todtenstadt, Name der großen Begräbnißstätten, wo die alten Aegyptier die Mumien beizusetzen pflegten und von denen viele noch mehr oder minder gut erhalten sind. Sie bilden große und weitläufige unterirdische Gänge, zum Theil von so beträchtlichem Umfang, daß sie unterirdischen Städten gleichen. Jede Stadt des alten Aegyptens hatte eine solche N.; doch haben sich nur die in Felsen gehauenen, die zu den großartigsten Bauwerken des alten Aegyptens gehören, erhalten. N. hieß auch die westliche Vorstadt Alexandria's (s. d.) in Aegypten.

Nekropompos (gr.), der die Todten geleitet, Beiname des Hermes.

Nekrose (v. Gr.), s. Knochenbrand.

Nekrosimon (gr.), in der griech. Kirche ein Buch, woraus bei Beerdigungen und Haltung der Vigilien Gebete u. dergl. gelesen werden.

Nekroskopie (v. Gr.), s. v. a. Nekromantie und s. v. a. Leichenschau.

Nekrothaptes (gr.), Todtengräber.

Nektar (gr.), bei den Alten, besonders Homer, Hesiod, Pindar und den Römern, der specifische Trank der Götter, Ambrosia die Speise derselben, bei den Lyrikern Sappho und Alkman umgekehrt. Homer beschreibt den Trank als äußerlich dem Wein ganz ähnlich, roth und mit Wasser vermischt getrunken, aber bei fortgesetztem Genuß unsterblichkeit verleihend. Spätere Dichter verbinden mit N. und Ambrosia den Begriff des anmuthig, lieblich Duftenden; was mit N. betäufelt, mit Ambrosia gesalbt ist, bewahrt ewige Jugend, bleibt frei von Runzeln und Verwesung. In übertragenem Sinne vergleicht man mit N. und Ambrosia Alles, was sich durch Lieblichkeit des Geschmacks auszeichnet.

Nekysia (gr.), Privatfest der Griechen, welches im Monat Anthesterion zum Andenken der Verstorbenen gefeiert ward.

Neleus, Sohn des Poseidon und der Tyro, der Tochter des Salmoneus, ein Zwillingsbruder des Pelias, Gemahl der Chloris und Vater des Nestor, wurde nebst seinem Bruder von der Tyro ausgesetzt. Ein Pferdehirt fand die Knaben und zog sie auf. Erwachsen erkannten sie ihre Mutter. Wegen grausamer Behandlung dieser durch ihre Stiefmutter Sidero tödtete Pelias die letztere. Nach dem Tode des Eretheus entzweiten sich die Brüder über die Herrschaft von Jolcus in Thessalien. N. wurde vertrieben und zog nach dem Peloponnes, wo er Pylos erbaute. Als Hercules wegen Ermordung des Iphitus krank war, kam er zu N., um sich reinigen zu lassen; dieser aber verweigerte es im Einverständniß mit allen seinen Söhnen außer Nestor. Hercules erschlug deshalb sämmtliche Söhne des N. außer Nestor. Auch hatte N. Kämpfe mit den Arkadiern u. dem Epeierkönig Augeas zu bestehen. Er † nach Pausanias zu Korinth, wo ihm Sisyphus ein Grabmal errichtete. Seine Nachkommen, die Neliden, wurden von den Herakliden aus Messenien vertrieben und gingen meist nach Athen.

Nelke (Dianthus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Caryophylleen, charakterisirt durch den cylindrischen, fünfzähnigen, am Grunde mit 2—5 Schuppen versehenen Kelch, die 5 mit langen Nägeln versehenen Kronblätter, 10 Staubgefäße u. einen Fruchtknoten mit 2 Griffeln, die cylindrische, an der Spitze aufspringende, vielsamige Kapsel, den zusammengedrückten, schwarzen oder schwärzlichen, schildförmigen Samen, einjährige oder zweijährige oder ausdauernde Gewächse mit schönen und häufig sehr wohlriechenden Blüthen, meist in Mittel- und Südeuropa und in Ostasien, von denen viele beliebte Zierpflanzen sind. Die vorzüglichste und bekannteste Art ist die Gartennelke (D. Caryophyllus), welche auf Felsen und altem Gemäuer im südlichern Europa wild wächst, im mittlern Europa hier und da verwildert vorkommt und mit einer Unzahl von Spielarten hinsichtlich der Farbe, Anzahl, Form und Stellung der Blumenblätter allgemein in Gärten kultivirt wird. Sie hat einzeln stehende, sehr angenehm und gewürzhaft riechende Blüthen mit kurzen, fast rautenförmigen Kelchschuppen, am Rande glatte Blätter und treibt zahlreiche niederliegende, sehr ästige, verlängerte Stämmchen. Die Blumisten unterscheiden nach dem Bau der Blumen: Nelkenbau, die gewöhnliche flache Lage der Blätter, Ranunkelbau, wenn sich die einzelnen Blätter, wie bei den Ranunkeln, zurücklegen, Rosenbau, wenn die Blätter sich auf- und einwärts krümmen, Kugelbau, wenn die gefüllte Blume oben eine Halbkugel bildet, Pyramiden- oder Kegelbau, ein mehr erhöhter Halbkugelbau, Triangelbau, wenn die Blätter sich mit scharfem Winkel aufwärts krümmen, und gemischten Bau, wenn sich mehre dieser Formen vereinigen; nach der Grundfarbe und Zeichnung: einfarbige, in allen Hauptfarben, Salamander, bei denen die Zeichnungsfarbe über das ganze Blatt punktirt erscheint, Feuerfaren, mit zwei in einander verschwimmenden Zeichnungsfarben und weißer Unterfläche der Blätter, Flammeusen, mit nur einer, nach der Basis des Blattes zu verwischten Zeichnungsfarbe und farbloser Unterfläche, Pikotten, mit auf weißem oder gelbem Grunde in feinen Strichen vom obern Rand des Blattes aus verbreiteter Zeichnungsfarbe, Pikott-Bizarden oder Pikott-Pikotten, mit zwei oder mehren Zeichnungsfarben auf weißem oder gelbem Grunde, Bandblumen, wo die Zeichnung durch das ganze Blatt bis in den Nagel läuft und breite Bandstreifen bildet (Doubletten, mit einer Zeichnungsfarbe und Bizarden mit mehren Zeichnungsfarben), Konkordien, mit farbigem Grunde und derselben, nur

Digitized by Google

dunklern oder hellern Zeichnungsfarbe. Auch hat man eine ziegelschuppige Spielart. Die Blumen einer guten, gefüllten N. müssen groß, in der Mitte erhaben seyn, die Blätter derselben sich regelmäßig nach allen Seiten ausbreiten und gleichmäßig aufliegen, stumpf und gerundet, die Zeichnungsfarbe auf reinem Grunde gleichförmig, regelmäßig, rein und abstechend, die Füllung stark, geregelt, ohne daß der Kelch platzt, der Stengel weder zu hoch noch zu niedrig, auch nicht zu schwach seyn. Die N. wird theils auf Beeten u. Rabatten, theils in Töpfen kultivirt. Letztere Methode ist mühsamer und kostspieliger, hat aber den Vortheil, daß man die N. in der Florzeit an beliebige Orte hinstellen und sie leichter gegen Beschädigungen schützen kann. Die Gartennelke gedeiht in jedem nahrhaften, lockern, nur mäßig feuchten Gartenboden und liebt die Morgensonne. Die dafür zubereiteten Beete müssen 6—8 Zoll erhaben, oben etwas konver, tief gegraben und frei von rohen Düngerstoffen seyn. Ist der Boden nicht von Natur geeignet, so bereite man folgenden Kompost, wie er auch für Topfnelken gebraucht wird. Gleiche Theile von reinem Kuhlager, schwarzgründigem Rasen oder lockerer, schwarzer Graberde und grünem Heckenschnitt oder weichem Baumlaube werden schichtweise in schattiger Stelle auf einen flachen Haufen gebracht und zur Beförderung der Fäulniß mehrmals mit verdünnter Mistjauche begossen. Sind diese Theile vollkommen verordet, so mischt man noch $^1/_6$ Fluß- oder feinen Kiessand hinzu und siebt die Erde nicht zu fein. Die besten Nelkensorten pflegt man in Töpfe zu pflanzen. Letztere müssen für blühbare Stöcke 6—8 Zoll weit und eben so tief seyn. Die Topfnelken müssen stets auf Brettern oder auf einer ebenen Steinfläche stehen, wo keine Regenwürmer in die Töpfe kriechen können. Im Sommer stellt man sie auf eine gegen Osten oder Ostsüdost gerichtete Stellage, welche gegen heftigen oder anhaltenden Regen gedeckt werden kann. Bis es friert, bleiben sie hier im Freien stehen; dann stellt man sie in ein gegen Norden gelegenes Zimmer oder im Orangenhause längs den Fenstern hin. Man muß sie trocken einbringen, ihnen im Winter, so oft es die Witterung gestattet, möglichst viel Luft und nur selten und wenig Wasser geben. Geringer Frost bei trockenem Boden schadet nicht, wohl aber ist ihnen die Ofenwärme nachtheilig. Auch in einem mit Fenstern geschützten, kalten Mistbeetrahmen lassen sich die N. gut durchwintern; man pflanzt sie im Oktober oder November dergestalt reihenweise hinein, daß sich die Pflanzen nicht berühren. Die im Freien stehenden kann man gegen zu strenge Kälte mit etwas Moos u. Fichtennadeln umgeben; bei nassem Winter gebe man ihnen ein Obdach, sonst gehen viele verloren. Im Frühling schütze man die Topfnelken gegen kalte Winde, Nachtfröste und starken Sonnenschein. Am Tage setze man sie der Luft aus und bringe sie für die Nacht oder bei rauhem Wetter unter Obdach, bis sie nach 8—12 Tagen genug abgehärtet sind, um den Stand im Freien ohne Nachtheil zu ertragen. Wenn die Knospen sich zeigen, schneide man alle kleineren weg und lasse jeder Spindel nur 2—4 der besten. Fangen sie an, aufzublühen, so schütze man sie gegen Regen und starken Sonnenschein. Das Aufbinden der Stengel muß mit zunehmendem Wachsthum öfters geschehen, aber so locker, daß die Stengel nicht gepreßt werden; um das Platzen des Kelches zu verhüten, spalte man vor dem Aufblazen des Kelches dessen Zahnwinkel 2—3 Linien tief nach unten und schiebe beim Aufbinden ein steifes, zirkelrund ausgeschnittenes Papier unter die Blumenblätter, wodurch diese in gehöriger Form zusammengehalten werden. Das Umpflanzen der ältern Topfnelken in frische Erde, sowie der durchwinterten Stecklinge und Senker in größere Töpfe geschieht im April und Mai; ebenso das Verpflanzen der im Mistbeerkasten durchwinterten Stöcke auf die dafür zubereiteten Beete. Die Entfernung der Stöcke in den Reihen muß $1^1/_2$ bis 2 Fuß, für junge Senker 1—$^3/_4$ Fuß betragen. Beim Umpflanzen älterer Stöcke muß der Wurzelballen verhältnißmäßig beschnitten werden, damit man ihnen frische Erde geben kann, ohne größere Töpfe zu nehmen. Nach dem Verpflanzen müssen sie mit zunehmendem Wachsthum mehr Wasser haben. Das Begießen geschieht im Sommer bei trockenem Wetter täglich des Morgens sehr früh oder nach Sonnenuntergang. Die Vermehrung geschieht durch Absenker und Stecklinge. Das Absenken geschieht von Ende Juni bis Anfang Auguste, das Stecken kann im Mai bis August geschehen. Neue Varietäten gewinnt man aus Samen, der durch natürliche oder künstliche Befruchtung erzeugt wird. Zu Samennelken wählt man gefüllte, mittelgroße, langkelchige Blumen mit geschnittenen (ungezackten) Blättern u. vollkommen reiner Grundfarbe. Eine tödtliche Krankheit der N. ist die Hohlsucht oder das Anschwellen des untern Theiles des Stengels, von zu roher oder zu fetter Erde herrührend, welches leicht eine Stockung der Säfte veranlaßt. Andere Krankheiten sind die Wassersucht, wenn sie zu viele Feuchtigkeit haben, die Gelbsucht, wenn die Stöcke und Blätter vergelben, die Blaufucht, wenn die Blätter blaue, und der Rost, wenn sie eisenrostartige Flecken bekommen. Im Winter thun die Mäuse den N. oft großen Schaden. Von Insekten sind für sie die Nelkenblattläuse am verderblichsten; auch die Oehrlinge fressen die zarten Triebe aus. Als besondere Varietät verdient noch bemerkt zu werden: die Baumnelke, welche sich durch einen höhern, strauchartigen und stärkern Stengel, breitere Blätter und große dunkelbraunrothe oder dunkelrothe und weißbunte, sehr wohlriechende Blumen auszeichnet und häufig im Topfe an kleinen Spalieren kultivirt wird. Die Blüthen der Gartennelke gehörten sonst zu den herzstärkenden und Nervenmitteln. Man destillirte aus denselben ein Wasser und bereitete Syrup und Konserve. Vgl. System der Gartennelke, gestützt auf das weißmantelsche Nelkensystem, Berlin 1827. Die Bartnelke oder Büschelnelke (D. barbatus), in Deutschland u. Südfrankreich, ist eine sehr schöne Zierpflanze mit 1—2 F. hohen, knotig geglieder ten Stengel, lanzettförmigen, gerippten Blättern und zahlreichen Blumen in dichten Endbüscheln, variirt in vielen Abänderungen von Roth, Dunkelroth, Purpurroth, Hellroth und

Digitized by Google

Lord Viscount
NELSON
Adm. in Copenhagen Trafalgar.

Digitized by Google

Digitized by Google

Weiß, mit bunten und gefüllten Blumen, mit breitern und mit bunten Blättern. Eine mit einem dunkelrothen Kreise auf hellem Grunde gezeichnete, einfach und gefüllt blühende Varietät (Aurikel-Bartnelken) ist sehr gesucht. Die Bartnelke liebt einen lockern, fetten, nicht zu nassen Boden und muß jährlich ausgesät werden. Die schönsten Varietäten überwintert man am besten in frostfreien Kasten oder in Töpfen am frostfreien Orte. Man pflanzt sie als Einfassung oder in 1 Fuß weiter Entfernung von einander auf Rabatten oder in kleinen Gruppen auf Rasenplätzen. Die Karthäusernelke oder Ackernelke (D. carthusianorum), ausdauernd in Deutschland, Italien, Schweiz, Kärnthen, $1^1/_2$ Fuß hoch, mit gleichbreiten, 3rippigen Blättern und rothen, fast kopfförmigen, gebüschelten, mit Hüllblättchen versehenen Blumen, dauert im Freien. Die Chinesernelke (D. chinensis), Sommergewächs oder zweijährig, in China, hat einen 1 Fuß hohen, aufrechten, mit mehren einzelnen, sehr schönen Blumen gekrönten Stengel und linienlanzettförmige Blätter. Die prachtvollen, mit allen Nuancen von Roth, Purpur, Schwarz und Weiß außerordentlich zierlich gezeichneten, sowohl einfachen, als gefüllten Blumen erheben sie zu einer sehr geschätzten Zierpflanze. Man erhält durch Aussaat jährlich neue Varietäten. Der Same wird im April entweder auf ein kaltes Mistbeet, auf den Umrand desselben oder auf ein warmliegendes Beet im Freien gesäet. Die jungen Pflanzen werden auf ein lockeres, nahrhaftes und warmliegendes Beet 1 Fuß von einander verpflanzt und anfangs durch übergedeckte dünne Matten gegen Nachtfröste geschützt. Die Bedeckung im Winter geschieht wie bei der Gartennelke; sie muß leicht seyn und trocken gehalten werden. Einige der schönsten Varietäten kann man in Töpfe pflanzen und ziemlich trocken und frostfrei vor den Fenstern des kalten Zimmers oder Orangeriehauses durchwintern. Man kann sie auch durch Ableger und Stecklinge vermehren. Durch Vermischung dieser Art mit der Bartnelke hat man sehr schöne, einfach und gefüllt blühende Bastardvarietäten erhalten, welche sich durch Größe und lebhafte Farbe der Blumen auszeichnen. Die Federnelke oder Pinksnelke (D. plumarius), ausdauernd in Europa auf beschatteten Triften, hat aufwärts gebogene oder aufrechte, 8—12 Zoll hohe, knotige, wenigblumige Stengel, schmale, linienförmige, scharfrandige, grau bereifte Blätter und sehr wohlriechende, ursprünglich weiße oder blaßrothe Blüthen, in gefüllten, farbigen Spielarten wechselnd. Die Federnelke ist härter als die Gartennelke, verlangt aber im Allgemeinen dieselbe Kultur. Die Vermehrung geschieht durch Ableger und Stecklinge. Die alten Stöcke werden alle drei Jahre umgepflanzt und vertheilt. Die ordinären gefüllten Varietäten kann man zu breiten Einfassungen benutzen, welche aber wegen der starken Ausbreitung an Wegrändern nicht zu empfehlen sind. Unter den bei uns häufig wildwachsenden N.n verdient namentlich die auf Feldrainen und Grasplätzen wachsende delta fleckige oder Heidenelke (D. deltoides) wegen ihrer schönen brennendrothen Blumen Erwähnung.

Nelken, s. v. a. Gewürznelken, s. Gewürznelkenbaum.

Nelkenblüthen, s. v. a. Gewürznelken.

Nelkeninseln, s. v. a. Amboinen.

Nelkenkraut, s. v. a. Geum urbanum.

Nelkenpfeffer, s. v. a. Piment, s. Pimenta.

Nellenburg, ehemalige Landgrafschaft in Schwaben, ungefähr 16 □Meilen mit 30,000 Einw. umfasend, war früher Besitzthum der Grafen von Thengen, die es 1645 an den Erzherzog Sigmund von Oesterreich verkauften; kam 1805 an Würtemberg, 1810 an Baden und bildet hier einen Bestandtheil des Seekreises. Hauptort war das Städtchen Stockach. Das alte Bergschloß N., eine halbe Stunde von Stockach, einst Sitz der Landgrafen zu N., ist jetzt Ruine. Es wird hier der nellenburger Wein gebaut.

Nelli, Pietro, bekannter unter dem Namen Andrea da Bergamo, einer der vorzüglichsten italienischen Satyriker, von dessen Lebensumständen fast nichts mehr bekannt ist, als daß er zu Siena geboren war und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts blühte. Er bildete sich nach altrömischen Mustern und nach Ariost, streifte aber auch nicht selten in die burleske Manier Aretino's hinüber. Leichtigkeit und Witz zeichnen seine Invektiven gegen die Kleriker und die Advokaten vor den meisten ähnlichen Versuchen seiner Zeitgenossen vortheilhaft aus. Bald kräftig und drollig, bald platt u. bitter, wußte er seinen Satyren, welche unter dem Titel: „Il primo e secundo libro delle satire alla Colonna" (Venedig 1346, 1566, 2 Bde.) erschienen, jene pikante Popularität zu geben, welche bei den italienischen Lesern so viel gilt.

Nellore (Nellur), Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Karnatik, nordwestlich von Madras, rechts am Pennar, unweit vom Meerbusen von Bengalen, mit Kastell, bedeutenden Salzwerken und Salzhandel.

Nelson, 1) nordamerikanischer Fluß in Neubritannien, entspringt unter dem Namen Saskatschawan am Felsengebirge, durchfließt den Winnipegsee und mündet nordöstlich gewendet in den Splitsee und daraus nordöstlich in die Südwestseite des Hudsonmeeres nach einem Lauf von etwa 200 Meilen. — 2) Bezirk in Neuholland, auf der südwestlichen Küste, s. Australien.

Nelson, Horatio, Viscount, berühmter britischer Seeheld, den 29. September 1758 zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, ward von seinem Oheim, dem Schiffskapitän Suckling, im Alter von 12 Jahren auf ein Linienschiff genommen. Bald darauf brachte ihn der Oheim auf einen indischen Kauffahrer, wo er zwei Jahre blieb, worauf er an der Nordpolexpedition des Kapitäns Lutwidge Theil nahm. Nach Beendigung derselben ging N. auf dem „Sea-Horse" nach Ostindien, trat dann als Lieutenant-Aspirant auf dem „Worcester" ein und bestand 1777 seine Prüfung als Schiffslieutenant. Auf der Fregatte „Lowestoffe" unter Kapitän Locker zeichnete er sich so aus, daß er Postkapitän des „Hinchinbroch" wurde. In dem amerikanischen Kriege

Digitized by Google

nahm er an einer Expedition nach dem Isthmus von Panama Theil, deren Zweck war, den dortigen Spaniern ihre Verbindung mit Europa abzuschneiden. Das tropische Klima war ihm jedoch so nachtheilig, daß er den Befehl über das Schiff „Janus" im Jamaika niederlegen und nach England zurückkehren mußte, um die Bäder von Bath zu gebrauchen. Kaum wieder hergestellt, ward er zum Dienst auf der Ostseestation verwendet und dann von Neuem nach Amerika beordert. Er stand hier unter dem Kommando des Lord Hood, fand aber keine Gelegenheit, sich persönlich auszuzeichnen. Nach dem Abschluß des versailler Friedens besuchte er Frankreich. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Oberbefehl auf dem „Boreas" von 28 Kanonen und als Station die Inseln unter dem Winde. Nachdem er sich 1787 mit einer Westindierin, der Wittwe des Dr. Nisbet, verheirathet, kehrte er nach England zurück und lebte längere Zeit auf einem Landgute, bis ihn der Krieg 1793 gegen Frankreich wieder auf den Schauplatz rief. Auf die Fürsprache des Herzogs von Clarence und des Admirals Hood ward er zum Kapitän des „Agamemnon" ernannt und ging unter Hood nach dem Mittelmeer ab, wo er im Aug. 1793 mit Aufträgen an den englischen Gesandten, Sir William Hamilton, nach Neapel ging. Hier entspann sich zwischen ihm und der Lady Hamilton ein Verhältniß, das später seinem Rufe so nachtheilig werden sollte. Eine noch verhängnißvollere Bekanntschaft machte er zu jener Zeit mit der mit der Königin Karoline, von der N. auf die schmeichelhafteste Weise aufgenommen ward. Noch in demselben Jahre zur Aufrechterhaltung der britischen Sache nach Korsika geschickt, verlor er bei der Belagerung von Calvi ein Auge. Unter Lord Hotham, der den Oberbefehl im Mittelmeer übernahm, nahm er später zwei französische Linienschiffe, was ihm die Ernennung zum Obersten eintrug. In der Seeschlacht am Kap St. Vincent (14. Febr. 1797), welcher N. unter Sir John Jervis als Kommodore beiwohnte, zeichnete er sich so aus, daß sein Name von allen Enden der drei Reiche bis zum andern wiederhallte und er zum Kontreadmiral erhoben wurde. Hierauf erhielt er den Befehl über das Blokadegeschwader vor Cadix. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches spanisches Schiff im Hafen von Santa Cruz liege, versuchte er im Juli 1797 die Wegnahme desselben an der Spitze von drei Fregatten. In der Dunkelheit verfehlten aber die meisten Boote den Angriffspunkt; bloß N. und drei Kapitäne erreichten den Hafendamm und erstürmten ihn trotz ihrer geringen Anzahl. N. selbst erhielt beim Herausspringen aus dem Boote einen Schuß in den rechten Arm, in Folge dessen der letztere amputirt werden mußte. Nach seiner Genesung erhielt er den Oberbefehl im Mittelmeer zunächst mit dem Auftrage, den Hafen von Toulon zu bewachen, wo die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde. Ein starker Sturm zerstreute aber seine Flotte, und unterdeß konnte die französische Flotte auslaufen. Er traf dieselbe erst bei Abukir, wo er jene denkwürdige Schlacht lieferte, die mit Zerstörung der feindlichen Flotte endete. Das Parlament erhob ihn dafür zum Baron N. vom Nil und gab ihm eine Pension von 2000 Pfd. Sterling. Von Abukir rief ihn eine Botschaft nach Neapel, wo er aufs Glänzendste empfangen wurde. Der neapolitanische Hof erklärte nun an Frankreich den Krieg, dessen unglücklicher Ausgang ihn zwang, mit dem Hof, dessen blutige Reaktionspolitik er wesentlich förderte, nach Palermo zu flüchten. Von hier aus suchte er die Gegenrevolution im Neapolitanischen zu bewirken, und als es ihm gelang, den König nach Neapel zurückzuführen, schändete er sich durch den Bruch der mit den in den Kastellen Neapels eingeschlossenen Franzosen und Insurgenten abgeschlossenen Kapitulation, und zwar auf den Anrieb der Lady Hamilton, welcher er mit Leidenschaft ergeben war. Durch ihren Einfluß ward der greise Fürst Caracciolo, der dem König nach Palermo gefolgt und von da mit Erlaubniß des Königs nach Neapel zurückgekehrt war, wo man ihn gefangen hatte, Dienste zu nehmen, zum Tode verurtheilt und an einer Rahe der englischen Fregatte „Minerva" gehängt. Vergebens erhob im Parlament dagegen seine Stimme, und die Regierung hielt es für nöthig, N. von Neapel abzurufen. Dieser gehorchte jedoch erst, als man auch Lord Hamilton von seinem Gesandtschaftsposten in Neapel abrief. N. legte nun das Kommando nieder und reiste im Juni 1800 mit Lady und Lord Hamilton über Wien und Hamburg nach England, wo er allenthalben mit Enthusiasmus empfangen wurde. Nur bei Hofe war sein Empfang nicht günstig. Zwar erfolgte bald darauf seine Ernennung zum Vice-Admiral von der blauen Flagge; doch ward der Oberbefehl Sir Parker übertragen. In dieser Eigenschaft nahm er an der Expedition nach der Nordsee Theil, um das Bündniß der nordischen Seemächte zu trennen. Nachdem die britische Flotte den Sund passirt, erhielt N. am 2. April 1801 den Auftrag, mit 12 Linienschiffen und 3 Fregatten die Defensionslinie von Kopenhagen anzugreifen. Der Kampf blieb nach fünfstündiger Dauer unentschieden, und N. sah sich genöthigt, den Dänen einen Waffenstillstand anzubieten, der zu einem Vergleich führte. Bei seiner Rückkehr zum Viscount ernannt, erhielt er das Kommando der Flotte im Kanal, mit welcher er am 16. August 1801 einen Angriff auf die französischen Schiffe vor Boulogne machte, der jedoch mißlang. Nach dem Frieden von Amiens zog er sich nach Merton zurück, zu Lady Hamilton, deren Gemahl in der Zwischenzeit gestorben war. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten übernahm er den Befehl im Mittelmeere und traf die spanisch-französische Flotte, 33 Linienschiffe stark, am 21. Oct. 1805 früh um 9 Uhr beim Vorgebirge Trafalgar. Hier entspann sich sofort jener furchtbare Kampf, welcher mit der völligen Niederlage der Franzosen und Spanier endigte. Schon war die Schlacht entschieden, als N. aus dem Maſtkorbe des feindlichen Schiffes, mit dem das seinige im Kampf begriffen war, einen Musketenschuß in die Schulter erhielt, der durch die Lunge drang und das Rückgrat zerschmetterte, so daß er nach einigen Minuten verschied. Seine Leiche langte den 8. Jan. 1806 zu London an, wo sie in der Paulskirche unter einem prächtigen Monumente beigesetzt ward. Sein Titel ging auf seinen Bruder,

Digitized by Google

den Grafen N., über, der ihn 1835 an den Schwiegersohn, Thomas Bolton, verrithe. Letzterer starb 1836, und es führt nun den Titel dessen Sohn Horatio N., geb. 1823. Mit Lady Hamilton hatte N. eine Tochter erzeugt, die seinen Namen führte. Sein Leben haben beschrieben Clarke (2 Bde., London 1810), Churchill (Lond. 1813), Southey (2. Aufl., Lond. 1834). Vergl. Nicolas, The Dispatches and Letters of the Vicendmiral Lord Viscount N., 3 Bde., Lond. 1845, und Pettigrew, Memoirs of the Life of N., 2 Bde., Lond. 1849.

Nelumbium (Nelumbo), Pflanzengattung aus der Familie der Nymphäaceen, prächtige, den Seerosen ähnliche Wasserpflanzen in Amerika und Asien, mit großen weißen, rosenrothen und gelben Blüthen, von deren 10 Arten zu bemerken ist: N. speciosum Willd., Nymphaea Nelumbo L., prächtige Nelumbo, mit langgestreckten, wagrecht unter der Erde hinkriechendem Wurzelstock, einzeln aus jedem Knoten, auf langen, stielrunden, welchstacheligen Blattstielen schwimmenden, fast kreisrunden, genabelten, an Z Stellen ausgerandeten, am Rande etwas wellig umgebogenen, fahl glänzenden Blättern und sehr großen, rosenrothen oder weißen Blüthen, in stehenden und langsam fließenden Gewässern des südlichen und mittlern Asiens. Sie war schon im Alterthum als eine heilige Pflanze berühmt und den Griechen und Römern als ägyptische Bohne (Cyamos aegyptios, Faba aegyptiaca) bekannt. Die reifen und unreifen Nüsse dienen jetzt noch in Asien sehr häufig als wohlschmeckende Speise, weshalb die Pflanze in manchen Gegenden dort eigens angebaut wird. In der Heimath werden die Wurzeln und Samen als kühlende und nährende Mittel bei Durchfällen und Ruhren angewendet. Die Blumenblätter, welche angenehm riechen und etwas adstringirend sind, benutzt man in Ostindien wie bei uns die Rosenblätter.

Nematanthus, Pflanzengattung aus der Familie der Gesnerieen, Sträucher in Brasilien, mit der bekanntesten Art: N. longipes, einer prachtvollen Zierpflanze mit scharlachrothen Blumen, die sich im Warmhause leicht kultiviren und durch Stecklinge fortpflanzen läßt. Sie ist beinahe kletternd und gedeiht am besten an einem Spalier in einem feuchten warmen Orchideenhause.

Nemausus, eine der bedeutendsten Städte in Gallia Narbonensis, die Hauptstadt der Arecomici und römische Kolonie, vielleicht mit dem Beinamen Augusta, an der aus Italien nach Hispanien führenden Hauptstraße und am südlichen Abhange des Mons Cevenna, war, wie ihre Ueberreste zeigen, eine schöne Stadt und hatte sehr gute Quellen. Zu ihr gehörten 24 Flecken, welche Abgaben an sie entrichteten und das Jus Latii hatten, aber den Befehlen des römischen Statthalters nicht unterworfen waren. Jetzt Nismes.

Nemea, Thal in Argolis, ½ Stunde breit und eine Stunde lang, mit einem gleichnamigen Flecken, zwischen Cleonä und Phlius, berühmt durch einen prachtvollen Tempel des Zeus Nemeios, in welchem die nemeischen Spiele (Nemeen) viermal in zwei Olympien gefeiert wurden. Diese Spiele, welche mit den olympischen, isthmischen und pythischen ziemlich gleiche Einrichtung hatten, wurden der Sage nach von den gegen Theben vereinigten sieben Fürsten zum Andenken an Opheltes, den Sohn des Königs Lycus oder Lycurgus, der hier von einer Schlange aufgefressen wurde, während seine Wärterin dem Adrastus und seinen Genossen Wasser holte, nach einer andern Sage von Hercules nach Ueberwindung des nemeischen Löwen, der in der Nähe seine Höhle hatte, gestiftet und standen unter gemeinschaftlicher Aufsicht von Argos, Korinth und Cleonä. Die Spiele umfaßten musikalische oder geistige und gymnastische oder körperliche Wettkämpfe. Als Preise wurden den Siegern Kränze gegeben, und zwar bekanntete sich der Epheukranz auch in der historischen Zeit. Die Kampfrichter trugen schwarze Trauerkleider und standen im Rufe strenger Unparteilichkeit. In der spätern Zeit, unter römischer Herrschaft, wird von griechischen und römischen Schriftstellern Argos als Schauplatz der Nemeen bezeichnet, und schon früher hatte einst die Feier zu Argos Statt gehabt. Von Pindar besitzen wir noch elf Hymnen auf Sieger in diesen Wettkämpfen. Vgl. Krause, Die Pythien, Nemeen und Isthmien, Leipzig 1841.

Nemesia, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, einjährige Gewächse oder ausdauernde Kräuter und Halbsträucher auf dem Kap, von deren 5 Arten als Zierpflanze zu bemerken ist: N. floribunda Lehm., einjährig, eine sehr liebliche, harte Zierpflanze mit aufrechtem, 1—1½ Fuß hohem ästigen Stengel, glatten, stumpfsamen, mehr od. minder gezähntgesägten Blättern u. sehr zierlichen und zahlreichen Blüthen. Der feine Same wird im April an einer sonnigen Stelle ins freie Land gesäet. Die jungen Pflanzen können auch mit einem Erdballen in Töpfe gesetzt und ins Glashaus oder Zimmer gestellt werden. Sie lieben einen mäßig feuchten, lockern, nahrhaften Boden.

Nemesianus, Marcus Aurelius Olympius, römischer Dichter, von Geburt ein Karthager, lebte um 283 n. Chr. Wir besitzen noch von ihm ein Gedicht über die Jagd („Cynegetica") in 325 Hexametern, welches aber nur als der Anfang eines umfassenderen Werkes über diesen Gegenstand sich darstellt (herausgegeben von Haupt, Leipzig 1838). Ob ihm auch zwei Fragmente eines Gedichtes über den Vogelfang („De aucupio"), sowie die gewöhnlichen dem Ovid beigelegten „Halieutica" beizulegen sind, dafür fehlen bestimmte Gründe. Vier ihm zugeschriebene Eklogen (deutsch von Müller, Leipzig 1834) gehören Calpurnius an. Die „Cynegetica" sind den Ausgaben des Gratius in der Regel beigedruckt. Eine Sammlung der ächten und unächten Ueberreste des N. findet sich in Wernsdorfs „Poetae lat. minores" (Bd. 1 und 4) und in Werbers „Corpus poetarum lat." (Frankfurt 1833).

Nemesis, nach Hesiod neben Eris und Geras die Tochter der Nacht, die Personifikation des sittlichen Rechtsgefühls, der Scheu vor strafbaren Handlungen und daher auch bei Hesiod mit der Aedos (Scham) zusammengestellt, erscheint später als die Göttin des Gleichgewichts, die jedem

Uebermaß im Menschenleben feind ist, den Menschen nie zu übergroßem Glück gelangen läßt, sondern den Sterblichen in seine Schranken zurückweist, bei den Tragikern als eine den Uebermuth strafende und den Frevel rächende Göttin. Hierdurch wird sie verwandt mit der Ate (s. d.) und den Eumeniden (s. d.). Der Kultus der N. war auch in Asien und zwar in Phrygien und Mysien verbreitet, und hier erscheint sie identisch mit der Liebesgöttin, eine Identität, die auch im griechischen Kultus mannichfach hervortritt. Wesen und Name der Göttin Adrastea scheinen aus Aegypten zu stammen. Die bildlichen Darstellungen der Göttin waren mannichfaltig. In Rhamnus in Attica (von ihrer Verehrung an diesem Orte hat die N. den Namen Rhamnusia) war eine Bildsäule derselben von Phidias. Auf dem Kopfe trug sie eine mit Hirschen und kleinen Bildern der Nike geschmückte Krone, in der linken Hand hielt sie den Zweig eines Apfelbaumes, in der rechten eine Schale, an welcher Aethiopier angebracht waren. Auf der Base war Helena abgebildet, welche von der Leda zur N. geführt wurde, dann Tyndareus und seine Söhne, ferner Agamemnon, Menelaus, Neoptolemus und zwei Jünglinge. Auf den ältesten Bildern erscheint die Göttin ohne Flügel; später erhält sie die Attribute der Flügel, die Schnelligkeit bezeichnend, mit welcher sie den Verbrecher ereilt, das Zaums, des Symbols der Bezähmung des Uebermuthes, des zur Brust zurückgebeugten Arms, als des Zeichens des Maßes, des Rads, die Wendung des Schicksals bedeutend, des Blicks in den Busen, zur Bezeichnung, daß sie auch in das Verborgene schaue. Der Greif ist das Symbol der schnell eilenden Rache. Häufig hat sie einen Eschen- oder Apfelbaumzweig in der Hand. In Rom stand ein Bild der N. auf dem Kapitol.

Nemesius, christlicher Bischof von Emisa in Phönicien, um 400 n. Chr., Verfasser einer Schrift über die Natur der Menschen, die eine der merkwürdigsten Reste der Philosophie jener Zeit bildet und gute Kenntniß der älteren griechischen Philosophie zeigt, herausgegeben Antwerpen 1561, dann von J. Fell (Oxford 1671) und von Eb. F. Matthäi (Halle 1802).

Nemi, Dorf im Kirchenstaate, $3^1/_2$ Meilen südöstlich von Rom, unweit der Straße nach Velletri, in einer reizenden, fruchtbaren Gegend, malerisch auf einem Vorberge des Albanergebirgs und am Lago di N. gelegen, den die Römer wegen eines der Diana geweihten Hains Lacus nemorosus oder wegen seiner ruhigen Fläche den Spiegel der Diana nannten, nimmt wahrscheinlich die Stelle des Tempels der Diana Nemorensis in dem ihr geweihten Haine ein. Im Mittelalter hieß der Ort Massa Nemus, später Castrum Nemoris. Der See hat eine Meile im Umfange, liegt etwa 1000 Fuß über dem Meere, zeigt eine Art von Ebbe und Fluth, füllt den Krater eines ehemaligen Vulkans und war einst, wie der Albanersee, durch einen Emissar zum Theil abgeleitet, von dem man noch Spuren im Thale von Ariccia sieht. Merkwürdig ist ein auf seinem Grunde befindliches antikes Prachtschiff aus der Zeit des Kaisers Tiberius von 140 Fuß Länge, von dem durch Fischer zu Zeiten einzelne Bruchstücke heraufgezogen werden.

Neminem laede (lat.), verletze Niemanden, bekanntes Rechtsprincip.

Neminem time (lat.), fürchte Niemanden.

Nemisa, Todesgott bei den Wenden, vornehmlich auf Arkona verehrt.

Nemo ante mortem beatus (lat.), Niemand ist vor dem Tode glücklich; vgl. Solon.

Nemoniten, schiffbarer Fluß in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, entsteht aus dem Zusammenflusse mehrer kleineren Flüsse (Schaltnick und Schnecke), geht in nördlicher Richtung bis Kaukwethen, vereinigt sich bei Skenkin mit dem Bubup und dann noch mit den beiden Ossafüssen, worauf der vereinte Fluß den Namen Laukneflus erhält. Unter diesem Namen nimmt er bei Tymber den alten Mergelfluß u. links den Tymberfluß auf u. fließt nun unter dem Namen N. dem kurischen Haffe zu, in das er sich bei dem gleichnamigen Dorfe ergießt.

Nemophila (Trift enfreund), Pflanzengattung aus der Familie der Asperifoliaceen, einjährige Kräuter in Kalifornien, von denen mehre Arten als Zierpflanzen in deutschen Gärten beliebt sind, z. B. N. atomaria *Fisch. et Meyer*, mit zierlichen, weißen, inwendig schwarz punktirten Korollen, N. insignis *Lindl.*, mit prächtig himmelblauen, im Grunde weißen Knollen, die schönste Art. Der Samen wird im April dünn an sonnige Plätze ins freie Land in lockern, mäßig feuchten, nahrhaften, doch nicht zu fetten Sandboden gesäet. Oft pflanzen sie sich durch Samenausfall selbst fort, und die jungen Pflanzen, welche von ausgefallenem Samen im Herbste schon aufkommen, halten oft unsere milderen Winter ohne Nachtheil im Freien aus. Pflanzt man sie dann im Frühling einzeln aus und bindet die Stengel an Stäben auf, so blühen sie weit schöner und früher. Man säet auch den Samen im August oder Anfang September in Töpfe, durchwintert dann die Pflanzen nahe unter den Fenstern des kalten Glashauses und versetzt sie im Frühling zeitig in Töpfe, wo sie dann eine Zierde des Glashauses oder Zimmers abgeben.

Nemoralien (v. Lat.), Waldfeste, Waldbelustigungen.

Nemours, Stadt im französischen Departement Seine-Marne, in einem Thal am Loingkanal, mit einem alten Schloß, öffentlicher Bibliothek, Hut-, Leim- und Stärkefabrikation, Gerberei, Brauerei, Wetzsteinbrüchen, Weinhandel und 5500 Einwohnern. Geschichtlich denkwürdig ist N. durch den hier zwischen König Heinrich III. und der Ligue geschlossenen Vergleich vom 7. Juli 1585, das Edikt von N. genannt. Im J. 1404 ward die Stadt N. nebst Gebiet zu Gunsten der Grafen von Evreux zum Herzogthum und zur Pairie erhoben. Nachdem die Besitzungen 1425 durch Heirath an den jüngeren Zweig des Hauses Armagnac übergegangen waren, stellte König Ludwig XI. die Herzogswürde von N. zu Gunsten des Jacques d'Armagnac, Grafen von Marche, wieder her (1461). Ein Sohn desselben, Louis d'Armagnac, erhielt von Karl VIII. die Herzogswürde und einen Theil der Besitzungen seines hingerichteten Vaters zurück, blieb aber 1503 in der

Digitized by Google

Schlacht bei Cerignola, ohne Nachkommen zu hinterlassen, worauf, nachdem auch sein Bruder mit Tod abgegangen, N. wieder an die Krone fiel, obschon Peter von Rohan darauf Anspruch machte. Ludwig XII. verlieh nun das Herzogthum 1507 seinem Vetter Gaston von Foix, der 1512, ohne Nachkommen zu hinterlassen, vor Ravenna fiel. Ludwig XII. gab nun N. 1515 an Julian von Medicis, den Gemahl Philipperte's von Savoyen. Franz I. verlieh aber 1528 das von Neuem disponibel gewordene Herzogthum an Philipp von Savoyen, den Bruder seiner Mutter, der sich mit Charlotte von Orleans vermählte und 1532 †. Seine Nachkommen und Erben, die sich in den Kriegen Frankreichs einen Namen machten, waren Jacques von Savoyen († 1585), Karl Emanuel († 1595), dessen Bruder Heinrich I. von Savoyen († 1632), Karl Amadeus († 1652), dessen Bruder Heinrich II. von Savoyen, der 1659 ohne männliche Erben †. Die Gemahlin des Letzteren, Marie von Orleans, einzige Tochter des Herzogs von Longueville († den 16. Juni 1707), ist bekannt als Verfasserin geistvoller Memoiren (Köln 1709). Die weiblichen Nachkommen des Hauses Savoyen-Nemours verkauften das Herzogthum 1659 an Ludwig XIV., welcher es der Familie Orleans verlieh. König Ludwig Philipp gab seinem zweiten Sohne, Philippe Louis Charles Raphael, den Titel eines Herzogs von N.

Nemus (lat.), Hain.

Nenagh, Stadt in der irischen Provinz Munster, nordöstlich von Limerick, mit Gerbereien, Brauereien und 1100 Einwohnern.

Neundorf, Dorf in der kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Rinteln, zwischen den beiden Dörfern Groß- und Klein-N. und durch eine schattige Allee mit diesen verbunden, 5½ Stunden von Hannover, mit einem Kuffelschiefer, in schöner Umgebung, ist besonders durch seine vier salinischen Schwefelquellen berühmt, die in einem breiten Thale, welches durch einen Arm des Deisterzgebirges gebildet wird, entspringen, eine Temperatur von + 9° R., farblose und klare Wasser, starken Schwefelgeruch und einen eigenthümlichen, hepatischen, salzig-bitterlichen Geschmack und ziemlich gleiche Mischungsverhältnisse haben. Sie wirken, innerlich und äußerlich angewendet, reizend, auflösend, die Thätigkeit aller Se- und Exkretionsorgane mäßig befördernd und verbessernd, den Organismus durchdringend und umstimmend, umändernd auf das Mischungsverhältniß der Säfte. Angezeigt ist ihr Gebrauch daher vorzugsweise in allen den Krankheiten, welche sich entweder auf quantitativ und qualitativ veränderte Se- und Exkretionen und deren Folgen, oder auf Störungen der freien Cirkulation, insbesondere der Unterleibsorgane, oder auf durch beides bedingte fehlerhafte Mischungen der Säfte gründen, also bei chronischen Rheumatismen und gichtischen Dyskrasien, chronischen Hautausschlägen, chronischen Leiden der Schleimhäute, welche sich auf quantitativ oder qualitativ perverse Sekretionen gründen, Störungen der Blutcirkulation, vorzüglich venösen Stockungen im Pfortadersystem, der Milz und der Leber, rheumatischen, gichtischen, pforischen, herpetischen, strophulösen und skirrhösen Dyskrasien, chronischen Metallvergiftungen u. Merkurialdyskrasie, bei Krankheiten des Uterinsystems, chronischen Nervenleiden ꝛc. Benutzt werden die Mineralquellen zu N. in Form der Trinkkur, der Schwefelwasserbäder, der Tropf-, Regen-, Sturz- und Schwitzbäder, der Schwefelwasserdouche, der feuchten und trockenen Gasbäder, der Gasdouche, der allgemeinen und lokalen Schwefelmineralschlammbäder. Seit 1814 ist auch zur Benutzung der in der Nähe befindlichen Salzsoole von Rodenberg eine eigene Badeanstalt angelegt worden. Die erste Nachricht von dem Dasein der Heilquellen zu N. gibt der Naturforscher Georg Agricola in einem Werke von 1546. Aber erst 1789 wurden sie durch die Sorgfalt des Kurfürsten Wilhelm I. nutzbarer gemacht. N. ist jetzt einer der reizendsten Badeorte Deutschlands. Vgl. d'Oleire und Wöhler, Die Schwefelwasserquellen zu N., Kassel 1835.

Nenner, s. Bruch.

Nennfall, s. v. a. Nominativus.

Nennwerth, s. Nominalwerth.

Nennwort, s. v. a. Nomen.

Neocáfarea, Hauptstadt des Pontus Polemoniacus, am Flusse Lycus, östlich von Amasia, durch ihre Größe und Schönheit berühmt und durch die 314 daselbst gehaltene Kirchenversammlung merkwürdig; jetzt Nikfar oder Nikfara.

Neocomien, die Schichten, welche als marine Vertreter der englischen Wealdenformation betrachtet werden. Im Jura bestehen sie aus gelbem Kalkstein und blaugrauem Mergel, in der Faulhorngruppe scheinen sie dagegen mehr aus sandigen Schiefern mit wenig organischen Resten zu bestehen. Man glaubt sie auch in der Krimm, in Peru und Kolumbien gefunden zu haben. Römer und Seintz rechnen dazu auch den Hilsthon und das Hilskonglomerat in Westphalen. Vgl. Wealdenformation.

Neodamoden (gr.), Name für die freigelassenen Staatssklaven in Sparta, welcher die letzte Stufe vor dem Bürgerthume zu bezeichnen scheint.

Neograd (ungar. Nógrad), Gespannschaft in Ungarn, grenzt östlich an die gömörer und heveser, nördlich an die sohler, westlich an die honther, südlich an die pester Gespannschaft und hat einen Flächengehalt von 77⁴/₁₀ □Meilen mit 192,321 Einwohnern, worunter 125,047 Ungarn, 62,687 Slaven, der Rest Deutsche, der Konfession nach 131,199 Katholiken und 52,415 Lutheraner, die übrigen Reformirte und Griechen, in 10 Flecken und 251 Dörfern. Mit Ausnahme weniger Ebenen ist das Land mit Hügeln, hohen Bergen und zum Theil auch mit nackten Felsen bedeckt. Die ganze Gebirgsmasse wird durch die Eipel (Ipoly) in eine nördliche u. südliche Hälfte getheilt. Jene bilden die süd- und südostwärts bis zur Eipel sich hinziehenden Aeste der karpfner Gebirgskette; diese ist die mit Buchens und Eichenwald bedeckte lange Bergkette Tserbat, die unter dem Namen Nasgal in die Gespannschaft übergeht und in nordöstlicher Richtung 10 Meilen weit bis zur gömörer Grenze sich erstreckt. In diesem Gebirgsthal entspringt aus mehren Quellen die Eipel, deren bedeutendste Nebenflüsse die Szuha, Lossonc, Tugar, Dobroda, Szyragova mit der Liberts, Ostzergely und Kürtös sind. Im Allgemeinen ist der Boden nicht sehr frucht-

bar, besonders im Norden, das Klima aber gesund. Die Hauptprodukte sind Getreide, namentlich schöner Weizen, vorzüglich im Süden, Korn, Gerste, Hafer, Heidekorn, Erbsen, Hanf, Obst, viel Wein, vorzügliche Melonen; Schweine, Fische, Honig; dann Thon, Marmor, Opale, Alaunerde bei Kalno, Mineral- und Salzquellen. Aecker, Weinbau und Viehzucht machen die Hauptbeschäftigung der Einwohner aus. Von den nördlichen Slaven wird treffliches Thongeschirr gefertigt und ausgeführt. Hauptort des Komitats ist der schön gelegene Marktflecken Balatha-Gyarmath, mit 4000 Einw., einem neuen Komitathaus, kathol. Gymnasium, vielen Gewerben und bedeutendem Weinhandel. Ihren Namen verdankt die Gespannschaft der früher sehr bedeutenden Festung N., die wiederholte Stürme von Seiten der Türken bestand, aber 1685 zerstört wurde und jetzt in Ruinen liegt. Nennenswerth ist noch der sehr alte Marktflecken Losonz (sl. d.), der 1849 von den Russen niedergebrannt, aber seitdem wieder aufgebaut wurde.

Neokoren, in Griechenland Beamte, welche die Aufsicht über einen Tempel führten, unter den römischen Kaisern ein Ehrentitel. Neokorat nannte man das Recht, Tempel, Feste und öffentliche Spiele zu Ehren der Kaiser zu errichten, welches Recht von den Städten, namentlich in Kleinasien, eifrig gesucht wurde. Das Neokorat wurde durch ein Dekret des römischen Senates verliehen. Vorzüglich geschah dies von der Zeit der Antonine bis auf Gallienus, von dessen Regierung ab jedoch der große Eifer nachließ. Die öffentliche Anerkennung des Christenthums verscheuchte bald die letzten Spuren auch dieses Götzendienstes.

Neola, kleines Königreich in Senegambien, rechts am Gambia oder Ba-Dimau, südlich von Bondu und Demtilia, wird durch den Neola-Koba, einen Nebenfluß des Gambia, südwestlich durchflossen.

Neologie (v. Gr.), eigentlich Sprachneuerung, besonders eine derartige, welche in unnöthiger Einführung neuer Wörter, Redensarten u. Redewendungen (Neologismen) anstatt der in der klassischen Periode der Sprachentwickelung in ausreichender Menge gegebenen besteht; in abgeleiteter Bedeutung jede andere Neuerung, gewöhnlich mit der Nebenbedeutung des Unnützen oder Gefährlichen und Verderblichen, namentlich auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts von den orthodoxen Theologen den Meinungen der Heterodoxen, die daher Neologen hießen, gegebene Bezeichnung.

Neon, alte Stadt in Phocis, von den Perſern unter Xerxes vernichtet, später unter dem Namen Elathorea wieder hergestellt, im heiligen Kriege 346 abermals zerstört, blieb obgleich wieder aufgebaut, ein unbedeutender, aber fester Flecken. Der Ort litt Mangel an Wasser, lieferte aber sehr gutes Oel.

Neophyten (gr., d. i. Neugepflanzte), die in einem Geheimbund, z. B. in die eleusinischen und andere Mysterien, neu aufgenommenen Mitglieder; in der alten Kirche die Neugetauften, welche nach der gewöhnlich in der Osterzeit mit ihnen vorgenommenen Taufe 8 Tage lang weiße Kleider trugen u. dieselben am Sonntag Quasimodogeniti unter gewissen Feierlichkeiten ablegten; später die in einen Mönchsorden Neuaufgenommenen; bei den geistlichen Ritterorden die Aspiranten um die Aufnahme und die noch im ersten Jahre der Mitgliedschaft stehenden Ritter; auch die in den Freimaurerbund Neuaufgenommenen.

Neoplatonismus, s. Neuplatonismus.

Neoptolemus, Sohn des Achilles und der Deidamia, wurde bei seinem Großvater auf der Insel Cypros erzogen und, nachdem der Wahrsager Helenus erklärt hatte, daß Troja ohne N. und Philoctet nicht erobert werden könne, von Ulysses geholt und mit den Waffen seines Vaters versehen. N. war nächst Memnon der schönste der Helden vor Troja, ein gewandter Redner und muthiger Kämpfer. Bei der Verlosung der Gefangenen fiel ihm Andromache zu, mit welcher er vier Söhne zeugte. Nach Homer kehrte er mit den Myrmidonen glücklich in die Heimath zurück, u. Menelaus sandte ihm seine Tochter Hermione als Gattin nach Phthia; nach Andern kam er von Troas aus nach Sparta zur Hochzeit, weil er gehört, daß die ihm zugesagte Hermione inzwischen Orestes verlobt worden sey. Orestes erschlug ihn bald nach N.' Vermählung am Altare seines Vaters in Phthia. Die gewöhnliche Sage dagegen läßt ihn seinen Tod in Delphi finden, wo er im Streite über das Opferfleisch von dem Priester am Altare erschlagen wurde. Er ward alljährlich mit Opfern verehrt und trat den unter Brennus gegen Delphi anrückenden Galliern als schirmender Heros entgegen. Ein treffliches Charaktergemälde des Heldenjünglings gibt Sophocles im Philoctet.

Neorama (gr.), zum Unterschied vom Diorama (s. d.) und vom Panorama (s. d.) diejenige Vorrichtung, wodurch man von einem Punkte in der Mitte aus ein Rundgemälde, das Innere eines Gebäudes darstellend, von Figuren belebt, bei wechselnder Beleuchtung sieht. Der Franzose Alleur erfand diese Vorrichtung und stellte 1827 das erste Bild dieser Art, das Innere der Peterskirche in Rom, in einem eigens dazu errichteten Gebäude aus.

Nepal (Nepaul, eigentlich Nijampal, d. i. heiliges Land), ostindisches Königreich, das sich von 97° 40'—105° 30' östl. Länge und von 26° 25'—30° 40' nördl. Breite in einer Breite von 20—30 Meilen mit einem Flächenraum von etwa 2500 □Meilen erstreckt und ein 4000—6000 Fuß hohes Alpenthal bildet, welches auf der Nordseite von dem Himalaya, der hier seine höchste Spitze, den Dhawalagiri, hat, im Osten von Bhotan begrenzt und im Süden durch eine niedrigere Bergkette von den britischen Besitzungen geschieden wird, steigt in 4 Terrassenerhebungen von der Ebene Hindostans bis zu den Schneegebirgen des Himalaya hinan. Das an 4—5 Stunden breite Tiefland, Tarai oder Ketoni, ist sehr fruchtbar. Tabak und röthliche Baumwolle gedeihen vortrefflich, zahlreiche Flüsse dienen zur Bewässerung der Kulturfelder und zur Schifffahrt. Tiger sind jetzt hier selten, häufiger Rhinoceresse, Elephanten, Bären, Hochwild u. a. Von gleicher Breite ist das folgende Hügelland mit den prächtigsten Wäldern. Die dritte

Digitized by Google

Stufe oder die Berglandschaft zeichnet sich aus durch die Mannichfaltigkeit und Pracht der Vegetation. Eichen, Birken, Eiben, Bambus, Fichten, Stechpalmen, Lorbeer, Wallnuß, Kastanien ꝛc. wachsen in üppiger Fülle; vorzüglich gedeihen in den meist engen Thälern die Ananas und die Orange, dann Zuckerrohr, Reis, Mais, Korn, Hirse, Gerste, Baumwolle, indianische Färberröthe, Kardamomen u. a. Zahlreiche Schafheerden finden fette Nahrung und bedingen mit den Wohlstand ihrer Besitzer. Auch enthält dieses Gebiet viel Eisen, Kupfer, Blei, Zink und Goldsand in den Flüssen. Das Klima ist im Allgemeinen gesund, doch zeigen sich auch Fieber und Verschleimungskrankheiten, welche hauptsächlich die Eingebornen befallen; durch diese ganze Stufe ist Kropfbildung vorherrschend. Die vierte Stufe bildet das Hochgebirge, meist ewige Schneegebirge, von dem nur wenige Thäler kulturfähig sind. Hier kommt das Moschusthier in großer Menge, eben so der wilde Hund und das Einhorn (Antilope) vor; das Südgehänge liefert Zink, Blei, Schwefel, Talk, Salz, Glimmertafeln, Bergkrystalle in großen Krystallisationen u. a. Als die wahre nördlichste Grenze von N. werden vier berühmte Pilgerorte bezeichnet: Bhimeswar gegen Osten, Nilkantha gegen Norden, Kaleswar gegen Westen und Nateswar gegen Süden. Die Bewohner N.s, deren Zahl auf 2,500,000 angegeben wird, bestehen aus verschiedenartigen Völkerschaften, zwar größtentheils hindustischen Ursprungs, aber mehr oder weniger mit tübetanischem Blute gemischt. Unter ihnen treten besonders hervor die Parbattjas oder Gebirgshindus, welche Brahmadiener sind und einen Hindudialekt sprechen, der über den größten Theil N.s verbreitet ist, weil die aus ihnen herstammende, jetzt herrschende Dynastie ihn spricht, u. die Newaris, das eigentliche Kulturvolk N.s, aus einem Gemisch von Tübetanern und Hindus entsprungen, Buddhisten, eine mit Sanskritwörtern gemischte tübetanische Sprache sprechend, der Agrikultur und dem Handel ergeben und in allen Künsten geübt, friedliebend, aber gleichwohl tapfer im Kriege. Die Bhotijas, die Hauptmasse der Bevölkerung in dem benachbarten Bhotan, hauptsächlich nur in den höher gelegenen Revieren wohnend, betreiben Viehzucht, Handel und Bergbau, sind ebenfalls Buddhisten, verwerfen das Kastenwesen und nehmen aus jedem Volke Proselyten in sich auf. Merkwürdig ist, daß sie eine sehr zahlreiche Literatur besitzen und es längst verstehen, Bücher zu drucken; die Kunst des Schreibens ist bei ihnen allgemein. Die Limbus sind meist Ackerleute und haben eigene Priester (Yogis) und Partikulargötter. Die Murmis sind starke, robuste Menschen, suchen sich als Lastträger und Bauern zu ernähren und machen die Hauptbevölkerung von Nordnepal aus. Die Lapchas sind kräftige Barbaren, tragen vergiftete Pfeile, Schwert und Bogen. Die Kiratas, in Ostnepal hausend, sind ein kriegerischer Volksstamm, Lamaverehrer, leben in Polygamie. Sehr zahlreich sind die Magars am Kalifusse in Ostnepal, sehr kräftig, grausam, geistig begabt, gastfreundlich, mit eigener Sprache und einem Dämonenkultus. Die Gurungs um den Dhawalagiri herum, in nicht unbeträchtlicher Anzahl, beschäftigen sich mit Bergbau, Handel u. Ackerbau, leben im Sommer mit ihren Heerden auf den Alpenhöhen, im Winter in den Thälern, wo sie ihre Seuche weben. An der Spitze des Staats steht ein despotisch regierender Radscha, Eigenthümer des Grundes und Bodens, der einen Staatsrath (Bharadar) zur Seite hat, mit 4 Hauptministern (Chauteryas), 4 Staatssekretären (Karigi), mehren Statthaltern (Sirdars) und einigen andern Personen. Das Recht wird nach einem eigenen Gesetzbuche (Derma Schastra) gesprochen. Die Einkünfte des Radscha werden zu 2½—3 Millionen Rupien geschätzt. Die Armee besteht theils aus europäisch disciplinirten Linientruppen (Selangis), 12,000 Mann, theils aus zahlreicher irregulärer Miliz. Unter einheimischen Radschas, den sogenannten Gebirgsfürsten, stehen die 22 Gebirgsgauen, unter denen der Alpenstaat Dhawalagiri, an der Grenze des tübetanischen Plateaulandes im Norden und des hindostanischen Alpengebirgslandes im Süden, der ausgezeichnetste ist und von Gurungs und Magars bewohnt wird. Der Hauptort und bedeutendste Handelsplatz ist Malebum mit der Veste Dhoral, Residenz, über 6000 Fuß hoch, reich an heißen Quellen, Schwefelminen, Zinnober, Eisen, Kupfer, schönen Glimmern und Bergkrystallen, sowie Goldsand. Unmittelbar daran grenzt der Alpengau Dschadscharkol, dessen berühmtester Ort Dalu Basandra, ein Heiligthum des Wischnu, merkwürdig ist durch seine heißen, aus dem Sande hervorsprudelnden Quellen, mit Feuerflammen auf der Oberfläche des Wassers. Das schneereiche Alpenland Dschumila hat zur Hauptstadt Chinachin, in einer fruchtbaren Thalebene, mit aus Steinen oder Backsteinen erbauten Häusern, lebhaftem Handel, bewohnt von Radschputen, Brahmanen, Khasijas, besonders Bhotijas und Gurungs. Von den übrigen Gebirgsstaaten kennen wir kaum die Namen. N. im engern Sinne, in der Mitte des ganzen Landes, bewässert von den Flüssen Bagmati, Panauri und Raputi, hat zur Hauptstadt Katmandu, in einer reizenden Thalebene, umgeben von Bergen mit 7000—8000 pariser Fuß über dem Meere, mit 50,000 Einwohnern und vielen Tempeln und Thürmen in tübetanischem Style. Noch umfangreicher und bevölkerter ist die zweite Hauptstadt, Lalita Patan, in der Nähe von Katmandu. Die dritte Residenz, Bhatgang, übertrifft beide an Pracht und Größe ihrer Architekturen. Wie Benares für Indien, so ist Bhatgang der Sitz der Gelehrsamkeit und der Brahmanen für N. Hier trifft man die auserlesensten Tempelbibliotheken in der Sanskrit- u. Buddhaliteratur; eine einzige Privatbibliothek soll nicht weniger als 15,000 Bände enthalten. Sowohl in dieser Stadt, als in Lalita Patan ist eine sehr große Manufakturthätigkeit in Kupfer, Bronze und Glockenmetallwaaren. Die Hauptstadt von Westnepal, Gorkha, soll 10,000 Einwohner haben. Ostnepal, durchströmt vom Sankosi, hat Bidschanpur zur Hauptstadt, die Residenz eines Subah über die Provinz, mit einer Art Veste u. gesunder Bergluft. Bis 1768 regierte

Digitized by Google

in N. die Dynastie Surya Bansi (d. i. Kinder der Sonne), deren letzter Herrscher Radschik Mall war. Derselbe wurde von Pritbi Narrain, dem Bergfürsten von Gorkha, vertrieben. Auf Pritbi folgte 1771 sein Sohn Singh Pertaro, dessen minderjährigem Sohne, Ram Bahader, von seinem Oheim, Bahadersah, das Reich entrissen wurde. Letzterer zog 1784 gegen Lhassa und 1790 gegen Tschu Lumbu, weshalb 1792 ein chinesisches Heer in N. einfiel und Bahadersah zum Frieden zwang. Nachdem mittlerweile Ram Bahader mündig geworden, ließ er 1795 seinen Oheim Bahadersah ermorden und übernahm selbst die Regierung. Aber auch er wurde 1805 ermordet, worauf Ammer Singh Thappa, der nepalesische Feldherr während der Minderjährigkeit des jungen Radscha, einen glücklichen Krieg im Westen führte, aber nach einer Niederlage durch die Briten unter Ochterlony im Frieden von Katmandu am 4. März 1816 alle Eroberungen an die Engländer abtreten mußte. Nach dem noch in demselben Jahre erfolgten Tode des jungen Radscha bestieg dessen dreijähriger Sohn, Radschutra Bikram Sah, den Thron. Seit jener Zeit gehört der Radscha von N. zu den sogenannten Verbündeten Englands.

Nepenthes (Kannenträger, Kannenstaude), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, merkwürdige Pflanzen, deren langettförmige Blätter am Ende mit einer Ranke versehen sind, welche einen kannenförmigen, mit einem Deckel versehenen und mit Wasser gefüllten Schlauch trägt, von deren 7 Arten, sämmtlich in Ostindien, auf Ceylon und Madagaskar, N. destillatoria L., ceylonischer Kannenträger, Bandura, als Zierpflanze bekannt ist. Die Blätter dieser krautartigen, ausdauernden Pflanze sind länglich langettförmig, stiellos, halb umfassend, lederartig, ganzrandig, 6—8 Zoll lang und 1—2 Zoll breit; die starke Mittelrippe geht über die Spitze des Blattes hinaus, dreht sich dann wie eine Ranke und endet in einen urnenförmigen, an 3 Zoll langen und 1 Zoll weiten, rothen oder braungrünen, lederartigen, glatten, gestreiften Schlauch, welcher mit einem Deckel versehen ist, der sich später öffnet. Die kleinen grünlichen Blumen bilden traubenförmige Rispen. Am natürlichen Standorte sondert sich des Nachts, während welcher Zeit die Schläuche empor gerichtet sind, aus den inwendig in denselben vorhandenen Drüsen ein süßes Wasser ab; etwa gegen 10 Uhr Morgens dreht sich die Ranke herum, und der Schlauch füllt sich wieder. Dieses Wasser dient den Reifenden in Ostindien zur Erquickung und Stärkung, und es sollen 6—10 Schläuche so viel Wasser enthalten, um den Durst eines Menschen zu stillen. Die Pflanze verlangt im Orchideenhause oder in der wärmsten Treibhausabtheilung eine lebhafte Wärme und feuchte Atmosphäre. Man pflanzt sie in flache Näpfe oder Holzkästchen, welche auf dem Boden 1—2 Zoll hoch mit zerstoßenen Scherben oder Ziegelsteinen, Moos und Abgang von Heideerde bedeckt sind, in ein Gemisch von Heide- oder Topferde, Sand und gehacktem Torfmoos. Die Gefäße belegt man mit tropischen Lykopodienarten, oder auch mit Torfmoos, wodurch ein schnelles Austrocknen verhütet wird. In Mistbeeten gedeihen die Pflanzen nicht, da ihnen die Düngerwärme nicht zusagt. Das Begießen geschieht täglich mit Fluß- oder Regenwasser von ziemlich warmer Temperatur.

Nepenthes (gr.), Getränk, dessen Genuß jeden Kummer verscheuchen und das Gemüth aufheitern sollte; auch eine Art Opiat in den älteren Apothekerbüchern.

Nepeta (Katzenminze), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, europäische und asiatische ausdauernde Kräuter, von deren Arten als Arzneipflanze besonders zu bemerken ist: N. Cataria L., gemeine Katzenminze, mit behaartem, 2—3 Fuß hohem, ästigem Stengel, gestielten, oval-herzförmigen, gezähnten, unten graulichen Blättern und weiß und roth gebüschelten Blüthen, auf Schutthaufen, an Mauern, Wegen und Zäunen, im mittlern und südlichen Europa, jetzt auch in Amerika. Sonst war das Kraut häufiger als jetzt in Anwendung. Die Blätter, die einen stark gewürzhaften, wanzenartigen Geruch und einen scharf gewürzhaften, bitterlichen Geschmack haben, wirken erregend ꝛc. u. werden zur Beförderung der Menstruation ꝛc. gebraucht.

Nephilim (hebr.), s. v. a. Riesen.

Nephralgie (Nierenschmerz) ein in der Lendengegend festsitzender Schmerz, welcher meist ein Symptom von Leiden der Nieren selbst, oder anderer von denselben mehr oder weniger entfernter Partien ist; ob die N. auch als eine wesentliche, d. h. als eine Krankheit vorkommt, bei welcher keine organischen Modifikationen der Nieren Statt finden, ist noch nicht ergründet.

Nephrit, nach Werner ein unheilbarer Ablaphanspath, ein Talkthonsilikat, amorph, derb, in Geschieben, mit splitterigem Bruch, von 5,5 Härte u. 2,9—3,0 Gewicht, grün, schimmernd oder matt, etwas fettig anzufühlen, klingend, vor dem Löthrohr schwer schmelzbar, ist schon seit alten Zeiten durch die Arbeiten bekannt, welche in den ägyptischen Gräbern aufgefunden wurden. In neuerer Zeit hat man allerlei aus N. gefertigte Gegenstände aus China, Indien und der Türkei gebracht, aber die eigentlichen Lagerungen des Gesteins in diesen Ländern sind nicht mit Sicherheit bekannt. Doch hat man jetzt auch in Europa N. gefunden, in Rußland im Gouvernement Irkutsk und im Kaukasus.

Nephthys (Neptis), ägyptische Göttin, Tochter des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea), Schwester des Osiris, Haroeris, Set (Typhon) und der Isis, war ursprünglich wohl nur Lokalgöttin des nördlichen Aegyptens, erscheint besonders als Gefährtin des Set. Es ist kein besonderer Tempel der N. in Aegypten bekannt. Verehrt wurde sie, wie es scheint, unter dem Bilde einer Kuh.

Nepi, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Viterbo, auf einem Hügel, östlich von Sutri, ist ein Bischofssitz und hat 3000 Einwohner. In der Umgegend Trümmer der alten etruriſchen Stadt Nepete.

Nepomuk (Pomuk), Stadt im österreichböhmischen Kreis Pilsen mit Dechantenkirche, Spital, Schloß, Eisenwerken und 1500 Einw., Ge-

Digitized by Google

burtsort des böhmischen Schutzheiligen Johann Nepomuk.

Nepomuk, Johann, eigentlich Jan Nepomucky, lat. Joannes Nepomucenus, einer der berühmtesten Heiligen und der Schutzpatron Böhmens, soll nach der historisch sehr zweifelhaften Kirchenlegende Johann Welflin, nach Andern Johann Hasil geheißen haben und wurde 1320 (nach Andern um 1336) in dem böhmischen Städtchen Nepomuk geboren. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Saaz und dann auf der neugestifteten Universität zu Prag und ward Prediger an der Teynkirche daselbst und Kanoniker. Aus christlicher Demuth wollte er kein Bisthum annehmen, wurde jedoch nach und nach zum Dechanten an der Kollegiatkirche Allerheiligen, zum Almosenier und Beichtvater der Königin Johanna befördert. Als die eheliche Treue der letzteren von einigen Hofleuten dem König Wenzel verdächtig gemacht worden war, verlangte dieser von N. die Mittheilung Dessen, was ihm seine Gemahlin als Beichtgeheimniß vertraut habe. Da N. sich standhaft weigerte, diesem Ansinnen Folge zu leisten, ließ ihn der König in den Kerker werfen, foltern und endlich, an Händen und Füßen gebunden, am 21. März 1383 von der prager Brücke in die Moldau werfen. Erst am 6. Mai ward der Leichnam N.s aufgefunden, weshalb man diesen Tag zu seinem Gedächtnißtag bestimmte, der aber später auf den 16. Mai verlegt wurde. N. ward in ganz Böhmen als Märtyrer hoch verehrt, 1721 aber vom Papst Innocenz XIII. für einen Heiligen erklärt, worauf in Folge des Antrags Kaiser Karls VI. die förmliche Heiligsprechung von Papst Benedikt XIII. 1729 vollzogen wurde. Als Heiliger wird er vornehmlich gegen Verleumdungen, Anschwärzungen und Verdächtigungen angerufen, und ihm zu Ehren ward auch eine eigene Bruderschaft gestiftet. Sein Gedächtnißtag wird in Böhmen als ein hohes Kirchen- und Volksfest begangen, an welchem man in großer Menge nach der prager Metropolitankirche, wo die Ueberreste des Heiligen in einem prachtvollen, aus gediegenem Silber bestehenden Sarge aufbewahrt werden, wallfahrtet. Die Säkularfeier seiner Kanonisation wurde zu Prag den 8. Juni 1829 feierlich begangen. Die Geschichte weiß um jene Zeit nur von einem Streit des Königs Wenzel mit dem prager Erzbischof Johann von Jenstein u. dessen Domkapitel zu berichten, der dadurch, daß die erzbischöflichen Beamten in einem Rechtshandel Gewalt gebraucht hatten (1384), sowie durch das vom Erzbischof über des Königs Günstling und Unterkämmerer Sigmund Huler verhängte Interdikt u. den bei der Wahl des Abts von Kladrau 1393 von Seiten des Kapitels bewiesenen eigenmächtigen Ungehorsam hervorgerufen ward. Da der erzbischöfliche Generalvikar Johann von Pomuk sich dabei am eifrigsten zeigte, ließ ihn der König einkerkern, foltern und den 20. März 1393 in der Moldau ertränken. Man hat daher in neuerer Zeit die wirkliche Existenz jenes Heiligen in Zweifel gezogen und seine Geschichte ins Gebiet der Kirchenlegende verwiesen. Vgl. Effenberger, Legende des heiligen Johann von N., Leitmeritz 1829.

Nepos (lat.), Neffe; Enkel, Nachkomme überhaupt.

Nepos, Cornelius, römischer Geschichtsschreiber, nach der gewöhnlichen Annahme um 95 v. Chr. in einem der römischen Municipien in der Nähe des Po, vielleicht in Verona, geboren, wendete sich schon als Jüngling nach Rom und soll in freundschaftlichen Beziehungen zu Catull, Atticus und Cicero gestanden haben. In seinen politischen Ansichten war er ein warmer Freund der republikanischen Staatsform, gehörte aber der gemäßigten Optimatenpartei an, der es um Aufrechthaltung der alten gesetzlichen Ordnung zu thun war. Als Schriftsteller enthaltete N. eine nicht unbeträchtliche Thätigkeit, die sich vorzugsweise auf geschichtliche Stoffe erstreckte. Wahrscheinlich sein letztes Werk war das „De viris illustribus", welchem die noch jetzt vorhandenen Lebensbeschreibungen als ein kleiner Theil angehörten. Dieses Werk umfaßte das Leben aller berühmten Männer unter den Römern u. Griechen wie selbst unter den Barbaren. Der bequemeren Uebersicht halber waren dieselben in gewisse Klassen getheilt und jede Klasse wieder so in zwei Bücher geordnet, daß in dem ersten die Griechen und Barbaren behandelt, in dem zweiten diesen die Römer gegenübergestellt wurden. Eines dieser Bücher, deren Gesammtheit sich wenigstens auf 16 belief, war das noch jetzt vorhandene „De excellentibus ducibus exterarum gentium", welches mit der Biographie des Hannibal abschließt. Gleich daran reihte sich das Buch „De excellentibus ducibus Romanorum." Aus dem Buche „De historicis Latinis" sind noch die beiden Biographien des Cato und des Atticus erhalten. Die unter dem Namen „Vitae excellentium imperatorum" bekannten 25 meist kürzeren Biographien berühmter Feldherren und Staatsmänner gehören, mit Ausnahme des Hamilcar und Hannibal, des älteren Cato und Atticus, sämmtlich dem griechischen Alterthume an. Um dieselben richtig zu beurtheilen, muß man fest halten, daß N. damit keine gelehrte Arbeit liefern wollte, sondern zur Belehrung und Unterhaltung des größeren Publikums schrieb. Er ging dabei mit Unparteilichkeit zu Werke, dennoch finden sich bei ihm vielfache Irrthümer und Ungenauigkeiten. Seine Darstellungsweise ist klar und verständlich, ohne rednerischen Schmuck im einfachen Erzählungston gehaltenz seine Sprache im Ganzen rein, leicht und fließend. Unter den frühern Ausgaben erwähnen wir nach der Editio princeps (Venedig 1471) als die vorzüglichste die von Staveren (Leyden 1734); neu herausgegeben von Bardili, 2 Bde., Stuttg. 1820); unter den zum Theil trefflichen Schulausgaben die von Bremi (Zürich 1796; 4. Ausg. 1827), Feldbausch (2 Bde., Heidelberg 1828), Dähne (Helmst. 1830), Dietsch (Leipz. 1850), Klipperdey (das. 1851) und Siebelis (das. 1851); unter den größern, meist kritischen Bearbeitungen die von Roth (Bas. 1841) u. Benecke (Posen und Bromb. 1843); unter den fast zahllosen Uebersetzungen die von Bergsträßer (3. Aufl., von Eichhoff verbessert, Frankf. 1815), Oehlinger (2 Bde., Stuttg. 1827) u. Roth (Kempten 1831); unter den Wörterbüchern das von Billerbeck (6. Aufl. von Cruſius verbessert, Han-

nover 1844). Vgl. Ranke, De Corn. Nepotis vita et scriptis, Quedlinb. 1827; Nissen, De vitis, quae vulgo Corn. Nepotis nomine feruntur, Rendsburg 1839. Ueber die Quellen des N. und deren Benutzung vergl. Hiselv, De fontibus et auctoritate Corn. Nepotis, Delft 1827, u. Freudenberg, Quaestiones historicae in Corn. Nepotem, Köln 1839.

Nepotismus (v. lat. nepos, d. i. Neffe, Enkel; daher Nepoten, s. v. a. Verwandte), im engeren Sinne jenes System, welches die Päpste geraume Zeit hindurch fast durchgängig befolgten, um während ihres Kirchenregiments und durch dasselbe ihren Familien Ansehen, Macht u. Reichthümer zuzuwenden; im weiteren Sinne die unbillige Begünstigung, welche einzelne höher stehende und einflußreiche Personen ihren Verwandten bei Verleihung von Würden, Aemtern, Sinekuren, Pensionen u. dgl., meist unter Zurücksetzung verdienterer Männer, zu Theil werden lassen. Vgl. Leti, Il nepotismo di Roma, Amsterd. 1667, 2 Thle.

Nepper, John, s. v. a. Napier 1).

Neppersche Rechenstäbchen, s. Rechenmaschinen.

Neptun (gr. Poseidon), ursprünglich der Gott des Wassers im Allgemeinen und besonders der befruchtenden Feuchtigkeit, war nach dem griechischen Mythus ein Sohn des Kronos und der Rhea und erhielt bei der Welttheilung nach dem Kriege gegen Kronos die Herrschaft über das Meer, in dessen Tiefen er seinen Palast hatte. Hier befanden sich seine Rosse, mit denen er in seinem Wagen über die Meerfluth fuhr. Auf seine Eigenschaft als Meergott weist auch das uralte Attribut und Symbol seiner Macht, der Dreizack, womit er dem Meere gebietet und die Erde erschüttert, Gebirge spaltet und Quellen aus Felsen hervorlockt, andrerseits hin. Als Unterwassergötter der See sind ihm unterthan. Auch jede Art von menschlichem Verkehr und menschlichem Treiben auf und an der See, Schifffahrt, Hafenanlagen, See- und Inselstädte, Fischfang ꝛc., waren ihm heilig. Alle seefahrenden Stämme und Geschlechter griechischen Ursprungs pflegten ihren Stammbaum an Poseidon anzuknüpfen, fremde Völker aber, wenn sie an der See wohnten, für Abkömmlinge desselben erklärt zu werden. Von ihm kommen Stürme, Wogen und Schiffbruch; er sendet aber auch gute Winde und führt das Schiff in den Hafen. Daher wurde er auch als Soter (Retter, Helfer), als hülfreicher Gott des Meeres, und als Trophäus verehrt, von welchem der Sieg zur See kam. Natürlich war alles Fischerleben von seiner Verehrung gleichfalls erfüllt. Weil man sich das Meer nicht allein als die allgemeine Umgebung der Erde, sondern auch als deren Halt und Stütze und, wo es in verborgenen Schlunden und Klüften das Innere der Erde durchdringt, als die Ursache der Erdbeben dachte, verehrte man den N. einerseits als Erdhalter, andrerseits als Erderschütterer. Auch in den Flüssen waltete er, und an den Quellen und Brunnen ward er als Nymphagetes verehrt. Endlich galt er für den Schöpfer des Rosses (Hippios) und war somit Obwalter der Wettkämpfe. Am trojanischen Kriege nahm er zu Gunsten der Hellenen den lebhaftesten Antheil, denn schon vor dem Kriege war er feindlich gegen Troja gesinnt. Er und Apoll nämlich hatten im Dienste des Laomedon die Mauer der Burg gebaut, aber für das Weiden der königlichen Heerden den vorher bedungenen Lohn nicht erhalten, weshalb er ein Meerungeheuer gesandt hatte, welchem Laomedons Tochter zur Beute bestimmt ward, das aber Herakles erlegte. Seine eigentliche Gemahlin war die Nereide Amphitrite, mit der er den Triton, die Rhode und Benthesikyme zeugte. Außerdem zeugte er mit der Antiope den Böotus und Hellen, mit der Chione den Eumolpus, mit der Europa den Euphemus, mit der Gäa den Antäus, mit der Iphimedea den Otus und Ephialtes, mit der Lybia den Agenor und Belus, mit der Lysianassa den Busiris, mit der Alcyone die Aethusa, den Hyrieus und Hyperenor, mit der Medusa den Chrysaor und Pegasus, mit der Thoosa den Polyphemus ꝛc. Orion und die Unholde Corynetes und Procrustes stammen ebenfalls von ihm ab. Eine Eigenthümlichkeit der Geliebten und Söhne N.s ist ihre Wandelbarkeit, wie bei der deshalb sprüchwörtlich gewordenen Mestra, der Mutter des Bellerophon, und dem in der Argonautensage betheiligten Periklymenus. In der Poesie und Kunst beliebt war besonders die Sage von N.s Liebe zur Danaide Amymone, die der Vater aus der wassrarmen Küste von Argolis nach Quellwasser aussschickt, wobei sie ein Satyr überrascht, von dem N. sie befreit. Von der Bändigung des Rosses durch N. berichtete vorzüglich die korinthische Fabel. Nach Herodot soll der Poseidonkultus aus Lybyen zu den Griechen gekommen seyn; indeß ist dieser Kultus zu genau mit dem hellenischen Nationalleben verwachsen, als daß man ihn von dem Auslande ableiten dürfte. Ursprünglich ist der Dienst des Poseidon bei den äolischen und ionischen Völkerschaften. Beide Kulte weisen nach Thessalien zurück, in welchem N. nach seinen sämmtlichen Eigenschaften, vorzüglich aber als Hippios und als Vorsteher der Schifffahrt, verehrt worden zu seyn scheint. Von der äolischen Stammverwandtschaft ist auch der alte Poseidonsdienst zu Korinth abzuleiten, sowie der in der Landschaft Elis. Für gleich alt und ursprünglich darf aber auch der ionische Dienst des N. gelten, sowohl in den peloponnesischen Stammsitzen, als in Attica, in Euböa, auf den Inseln und in Kleinasien. Ionisch ist der Monat Poseideon, an dessen ersten Tagen das Fest des Gottes begangen wurde. Einer der wichtigsten Mittelpunkte für den griechischen Poseidonskult war der Isthmus bei Korinth, und die ihm geweihten isthmischen Heiligthümer und Spiele galten schon sehr früh den Hellenen als Nationalsache. Man opferte ihm schwarze und weiße Stiere, auch Eber und Widder. Außer dem Dreizack waren noch der Delphin und das Pferd Attribute und Symbole seiner Macht. Der römische N. war ursprünglich eine altitalische Gottheit, unter dessen Dienst namentlich die Pferde standen; erst später, als die Römer eine Seemacht bekamen und mit der griechischen Mythologie vertraut wurden, ward er mit dem griechischen Poseidon identificirt. Die bildende Kunst scheint frühzeitig besonders

Digitized by Google

den Meeresgott Poseidon dargestellt zu haben, zu welchem Zwecke vorzüglich kolossale Erzbilder, wie sie bei Häfen oder sonst an der Küste aufgestellt wurden, gefordert werden mochten. Berühmt war das Erzbild des Poseidon von Lysippus. Die Haltung des Gottes ist thronend, fahrend, schreitend, stehend, die Bekleidung bald das lange ionische Gewand, bald und häufiger ein leichter Umwurf. Immer ward er als kräftiger Mann und königlichen Ansehens gebildet, dem Zeus ähnlich, nur weniger erhaben, stürmischer und heftiger von Gesichtsausdruck, gedrungener von Gestalt. Als Gott der isthmischen Spiele erscheint er mit Fichtenzweigen bekränzt; den Erderschütterer charakterisirt der geschwungene Dreizack, die heftig vorschreitende Stellung, das um den linken Arm gewickelte Mäntelchen. Die einfachste Gruppe, in welcher Poseidon zu erscheinen pflegt, ist die Paarung mit der Amphitrite; später erfand man das Meerpferd, den Hippocampus, und umgab überdies seinen Wagen mit einem Gefolge von Delphinen, Nereiden, Tritonen und anderen phantastischen Seewesen.

Neptun, der von der Sonne entfernteste Planet, an dessen Entdeckung sich einer der größten Triumphe des menschlichen Geistes und der mathematischen Wissenschaft insbesondere knüpft. Schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Frage aufgeworfen, ob Uranus wohl der äußerste Planet sey, und in Joh. Jacobi's Taschenbuch von 1802 ward ein Planet Ophion genannt, der 780 Millionen geographische Meilen von der Sonne entfernt liege u. noch nicht entdeckt sey. Cacciatore glaubte im Mai 1835 in dem Sternbilde der Jungfrau einen Planeten jenseits der Uranusbahn entdeckt zu haben, was sich jedoch als irrig erwies. Im J. 1844 stellte die mathematische Klasse der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen die Bearbeitung neuer Uranustafeln als Preisaufgabe. Der pariser Astronom **Leverrier** (s. d.) machte sich an die Lösung derselben und theilte im Juni 1846 die bei seinen Untersuchungen gemachten Erfahrungen von Störungen des Uranus mit der Bemerkung mit, daß diese Störungen nur durch das Daseyn eines Planeten jenseits des Uranus zu erklären seyen, welches Daseyn er mit Bestimmtheit behaupten könne. Er bestimmte nun sogar die heliocentrische Länge seines neuen Planeten für den 1. Januar 1847 zu 325° und die große Axe der Bahn desselben auf das Doppelte der großen Axe der Uranusbahn. In der Sitzung der pariser Akademie vom 31. August 1846 machte er bekannt, daß er als Elemente des neuen Planeten gefunden habe: halbe große Axe der Bahn = 747′/₁₀ Millionen geographische Meilen, Länge des Perihels = 284³/₄°, Umlaufszeit 217⁹/₁₀ Jahre, mittlere Länge am 1. Januar 1847 = 318° 47′, Masse = 1,9300 der Sonnenmasse, Zeit der Opposition: 19. August 1846. Ohne sich nun weiter um die Lösung der göttinger Aufgabe zu kümmern, meldete er seine Entdeckung an Schumacher in Altona und forderte den berliner Astronomen Galle auf, sich am Himmel nach dem theoretisch gefundenen Gestirn umzusehen. Noch am Abend des 23. September 1846, wo Leverriers Brief an Galle gelangte, fand dieser sehr nahe an dem Orte am Himmel, welchen Leverrier für die Stelle des neuen Planeten bezeichnet hatte, einen Stern 8. Größe, welcher nicht in der eben vollendeten bremikerschen Karte stand, und fortgesetzte Beobachtungen ergaben, daß dieser Stern mit Leverriers Angaben übereinstimme. Uebrigens hatte sich der englische Mathematiker Adams in Cambridge schon seit 1843 mit der Berechnung des neuen Sterns beschäftigt und im September 1845 die Elemente an Chattls und Airy übersendet, auch bereits im Juli die Aufsuchung desselben begonnen, ohne ihn jedoch zu finden. Auch war schon am 30. Juli 1846 der neue Planet zu Cambridge, bei Aufnahme der Sterne in der muthmaßlichen Gegend desselben, ungekannt verzeichnet und am 4. und 12. Aug. auch noch ungekannt beobachtet worden. N. bewegt sich um die Sonne in einer nur wenig vom Kreise abweichenden elliptischen Bahn; seine Umlaufszeit beträgt 164 Jahre 225¹/₂ Tage, sein Durchmesser nahe 10,000 geographische Meilen, seine Entfernung von der Sonne 621,240,000 geographische Meilen. Er ist daher kleiner als Saturn, aber größer als Uranus. N. hat zwei Monde, die beide von Lassal zu Liverpool, der erste am 3. Oktober 1846, der andere am 13. August 1850, entdeckt worden.

Sein Zeichen ist ♆.

Neptun, in der Alchemie s. v. a. Salmiak.

Neptunische Gebirgsarten, s. v. a. die Sedimentgesteine, s. **Geognosie**.

Neptunismus, jene geologische Anschauungsweise, nach welcher alle Bestandtheile, welche die feste Erdrinde zusammensetzen, aus dem Wasser oder unter Beihülfe desselben entstanden sind (s. **Geologie**). Die neuesten Vertreter dieser Ansicht sind Bischof in Bonn und Volger in Zürich. **Neptunist**, ein Anhänger der geologischen Lehre des N.

Nera, Fluß im Kirchenstaat, Delegation Spoleto, entspringt am Monte Sibilla, fließt südwestlich, bildet die schöne Kaskade Marmora, nimmt den Velino auf und mündet nach einem Lauf von 60 Miglien in die Tiber links.

Nérac, Stadt im französischen Departement Lot-Garonne, an der Baise, die hier schiffbar wird, hat ein Civil- und Handelstribunal, Collége, Hospital, ein Standbild Heinrichs IV., Schloßruinen, Ueberbleibsel der ehemaligen Residenz der Könige von Navarra, eine Stärkefabrik, Glashütte, Handel mit Mehl, Leinwand, Hanf, Flachs, Getreide und 7250 Einwohner. In der Nähe römische Alterthümer und die Quelle Fleurette.

Nerbudda (nach dem Sanskrit **Narmada**, die Liebliche), vorderindischer Fluß, im Norden der Halbinsel Dekan, entspringt auf dem Hochlande von Omerkuntuk (22° 25′ nördl. Br. und 82° 7′ östl. L.), nimmt seinen Lauf nach Westen zwischen den Bergketten Satpura im Süden und Vindhya, welche die Vorterrassen Malwa's gegen die Ganges- und Indusebene von dem eigentlichen Dekan scheiden, und bildet somit eine natürliche Grenze zwischen den Norden und Süden. Bei Jubbulpur hat der N. eine Breite von 600 Schritten, und von hier an ist sein Thal eingeschlossen von den Vindhyas im Norden (durch Malwa) und die Gondwanaberge (durch Berar) im Süden.

Digitized by Google

Bei Hussingabad ist der N. in einem klippigen Felsbodeu vielfach getheilt und gespalten. Mit seinem Eintritt in Syrerate's schöne Gefilde wird auch der wilde N. sanfter; bei den Städten Londode und Sinnore bildet er weite Wasserbecken, und Seen, umgeben von zahlreichen Tempeln, beschattet von Bananen und wilden Feigenbäumen. Unterhalb Dudol und Nanghur prangen seine Ufer mit den schönsten Waldtrern von Mimosen, Tamarinden, Bananen und Mango. Sanft durchzieht er Syrerate, schiffbar auf 20 geographische Meilen weit, bis er unterhalb der Handelsstadt Baruach, nach einem Laufe von 130 geographischen Meilen, auf flachem, sandigem Ufer in dem Golf von Cambay das Meer erreicht. Er ist ohne bedeutende Zuflüsse, sein Stromgebiet gering. In der Regenzeit oder durch plötzliche Regengüsse schwillt dieser Strom oft bedeutend an und richtet dann in den Niederungen unermeßlichen Schaden an.

Nereïten, nach Murchison fossile Anneliden, nach Gebnitz Graptolithengeschlecht (Neurograptus), wurmförmige Eindrücke auf den Gesteinflächen mit erhabenen seitlichen Schuppen, in tieferen silurischen Schichten Englands, Nordamerika's, Thüringens und der Pyrenäen. Aehnliche Formen (Nereïtolden) kommen in devonischen Schichten Thüringens vor.

Nereïsheim, ein zu den Besitzungen des Fürsten von Oettingen-Wallerstein gehöriges Städtchen im würtembergischen Jaxtkreis, Hauptstadt der Standesherrschaft und eines Oberamts, an der Egge auf dem Herdtfelde, hat ein Dekanat, eine Post, Tuch- und Teppichfabriken und 1200 Einwohner und ist geschichtlich bekannt durch die Schlacht am 8. August 1796 zwischen den Franzosen unter Moreau und den Oesterreichern unter Erzherzog Karl, die aber kein Resultat gab, sowie durch das Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Werneck und den Franzosen 1805, in welchem letztere siegten. Nahe dabei liegt die ehemalige Benedktinerabtei N., mit schöner Kirche, auf dem Ulrichsberge, im 11. Jahrhundert gestiftet, stand seit Ende des 13. Jahrhunderts unter ritterlicher Hoheit und erhielt in Folge eines Vergleichs mit dem Hause Oettingen 1763 die Reichsstandschaft. Seit 1766 hatte sie unter den schwäbischen Reichsständen Sitz und Stimme u. mit ihrem Gebiet gegen 3000 Einw.; 1803 wurde sie säkularisirt u. dem Fürsten von Thurn und Taxis als Entschädigung gegeben, dem auch jetzt noch das Schloß gehört.

Nereus, der älteste Sohn des Pontus u. der Gäa, ein untrüglicher, wohlrathender, mildgesinnter, das Recht liebender Meergreis, Gemahl der Doris, der Tochter des Oceanus, mit welcher er 50 Töchter (Nereïden) erzeugte. Nach Orpheus wohnt er auf dem Grunde des Meeres, wo er sich an den Chören der Nereïden ergötzt; namentlich ist das ägäische Meer sein Wohnsitz. Wie Proteus in der Odyssee, Glaucus in der Argonautensage, so ist N. in der Herculessage der weissagende Gott. Als Hercules an den Fluß Eridanus kam, verriethen ihm die Nymphen des Zeus und der Themis den Aufenthaltsort des N.; er griff ihn daher schlafend, und da er sich in verschiedene Gestalten verwandelte, fesselte er ihn und löste ihn nicht, bis er ihm sagte, wo die Aepfel der Hesperiden seyen. Dieser Kampf ist auch auf alten Vasengemälden dargestellt. Von der bildenden Kunst wird N. entweder unter ganz menschlicher Gestalt dargestellt, als alter Herrscher mit Scepter, oder beinahe ganz als Fisch mit dichten Schuppen, so daß bloß Kopf und Arme menschlich sind.

Nérig (N. les Bains), Flecken im französischen Departement Allier, Bezirk Montluçon, am Ende eines schönen Thales, am Kanal des Cher, mit 1650 Einw. N. (Neriae, Neriomagum, vicus nerienais) war ehemals eine berühmte Stadt des römischen Galliens, wie zahlreiche Antiquitäten, als etrurische Vasen, alte Münzen, Inschriften, Statuen, Mosaiken, Trümmer von Aquädukten, eines Amphitheaters, von Palästen, Tempeln, Thermen ꝛc. bezeugen. Die hier befindlichen heißen Bäder, schon von den Römern vielfach benutzt u. besonders von dem Kaiser Nero angebaut, später vom Kaiser Julian restaurirt, wurden in den Stürmen der Völkerwanderung zerstört und blieben lange unbenutzt, bis in den neueren Zeiten die französische Regierung ihnen ihre Aufmerksamkeit zuwendete. Die eigenthümlichen Mischungsverhältnisse u. die hohe Temperatur (32—43° R.) des Thermalwassers erheben dasselbe zu einer der kräftigsten und vorzüglichsten unter den alkalisch-salinischen Quellen. Es wirkt erregend, durchdringend, auflösend, die äußere Haut, die Schleimhäute, die Drüsen, Lymphe u. Kapillargefäße belebtigend, diaphoretisch und diuretisch, auflösend, zertheilend, aber auch zugleich gelind eröffnend. Man empfiehlt es daher besonders in allen den chronischen Leiden, wo See und Exkretionen bethätigt, vorhandene Stockungen, Retentionen oder Suppressionen beseitigt, auf das Nervensystem belebend oder beruhigend gewirkt werden soll, namentlich bei Blennorrhöen, Fluor albus, Catarrhus vesicae, veralteten Gonorrhöen, chronischen Leiden der Verdauungswerkzeuge, Verschleimungen, Stockungen, Abdnamalzmen, Flechten und krätzartigen Ausschlägen, hysterischen Leiden und Lähmungen, Stockungen im Uterinsystem, Unfruchtbarkeit, Chlorose, veralteten syphilitischen Dyskrasien, syphilitischen Anschwellungen und Verhärtungen. Benutzt wird es in Form von Gesund-, Wasser-, Douche-, Schwitz- und Mineralschlammbädern. Eine besondere Erwähnung verdient noch der an animalischer Materie reiche Mineralschlamm, der von den Niederschlägen der Thermalquellen gebildet wird. Er ist von grüner Farbe, gallertartig, fettig anzufühlen und soll bei syphilitischen Geschwülsten, Luxationen, selbst Neuralgien und Lähmungen mit Erfolg angewendet worden seyn. Uebrigens wird mit der Anwendung des Thermalwassers zu N. vielfach auch der innere Gebrauch anderer Arzneimittel, namentlich auch der Mineralwässer von Vichy, Saint-Nectaire, Saint-Myon u. A., verbunden. Die Dauer einer Kur zu N. wird gewöhnlich auf 20—25 Tage bestimmt; die Saison währt vom 20. Mai bis zum 20. Oktober.

Nerium (Oleander, Lorbeerrose), Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, immergrüne, aufrechte Sträucher, meist in Ostin-

Digitized by Google

dien, mit drei ledrigen Wirbelblättern voll Queradern und schönen großen Blumen in Afterdolden, von deren 10 Arten mehre als Zier- und Arzneipflanzen zu bemerken sind, besonders N. odorum *Ait.*, N. odoratum *Lam.*, wohlriechender Oleander, ein schöner Strauch in Ostindien, wo er auch zur Zierde in den Gärten kultivirt wird, mit linienlanzettförmigen, unten gerippten, spitzen Blättern und weißen oder rosenrothen Blüthen, variirend mit gefüllten weißen oder rothen, auch mit roth und weiß gestreiften Blüthen, und N. Oleander *L.*, gemeiner Oleander, Rosenlorbeer, ein schöner, baumartiger, 6—12 Fuß hoher Strauch an den Ufern kleiner Flüsse und Bäche in bergigen Gegenden in Ostindien, Arabien, Kleinasien, Afrika, auch häufig in ganz Südeuropa, wo er zum Theil verwildert seyn mag, in Deutschland als Zierpflanze allgemein bekannt. Die Blätter sind lanzett- oder linienlanzettförmig, lederartig, unten geadert, zugespitzt, entgegengesetzt oder dreifach stehend, die Blüthen roth, rosenroth, weiß, fast doldentraubig, endständig, mit gefüllten Blüthen variirend. Alle Theile sind narkotischscharf, und sogar die Ausdünstung derselben soll in warmen Ländern schädlich seyn. Die zu Anfang der Blüthenzeit gesammelten Blätter, Folia Nerion s. Nerii s. Rhododaphnis, werden von den Homöopathikern angewendet. Das Extrakt braucht man in geringen Mengen, mit anderen Substanzen, besonders Fett, vermischt, als äußerliches Mittel zu Einreibungen bei chronischen Hautausschlägen. Mit dem Pulver der Rinde vertreibt man Mäuse und Ratten. Beide Arten werden häufig im Zimmer gehalten, namentlich die gefüllblühenden Varietäten von N. odorum. Sie lieben eine fette, lockere, nicht zu fein gesiebte Erde, geräumige Töpfe und im Sommer reichliche, im Winter nur sehr mäßige Befeuchtung. Der gemeine Oleander erlangt eine ansehnliche Größe u. muß dann in einen Kübel gepflanzt werden. Er nimmt im Winter mit 1—4° Wärme vorlieb und läßt sich auch im Keller gut durchwintern, doch verlangen die gefüllten-Varietäten beider Arten im Winter 4—8° Wärme u. auch im Sommer einen recht sonnigen Standort im Freien. Gegen die Blüthezeit stellt man sie nahe vor ein sonniges Zimmerfenster oder unter die Fenster des Glas- oder Warmhauses. Das Umpflanzen kann jährlich im Mai oder Juni geschehen, wobei der Wurzelballen nach Erforderniß beschnitten werden muß. Junge Exemplare kann man im Mai an einer warmen Stelle ins freie Land pflanzen, damit sie schnell kräftig und blühbar werden. Die Vermehrung kann durch Stecklinge und Ableger geschehen. Um niedrige, blühbare Exemplare zu erlangen, ringelt man einen Blüthenast oder den Gipfel einer großen Pflanze und befestigt daran einen mit fetter Erde gefüllten Anhänger. Auch in einem mit Wasser gefüllten Glase bilden die Stecklinge nach einigen Wochen Wurzeln.

Nerly, Friedrich, eigentlich Nerlich, namhafter Maler der Gegenwart, 1807 zu Erfurt geboren, zog schon durch seine ersten Versuche die Aufmerksamkeit des Kunstforschers von Rumohr auf sich, der ihn zum Thier- und Landschaftsmaler ausbildete. Später begab sich N. nach Italien, hielt sich geraume Zeit daselbst auf und lebte zuletzt in Venedig, als Künstler hoch geachtet und selbst von den vorurtheilsvollen Italienern anerkannt. Mehre von seinen Gemälden, Scenen aus dem italienischen Volksleben, Landschaften, architektonische Ansichten ꝛc., kamen in München, Berlin u. a. a. O. zur Ausstellung. Großen Beifall fanden eine Ansicht der Piazetta mit den fernen Lagunen im Mondschein, eine große Landschaft mit Staffage aus Wielands Oberon, eine große Ansicht von Venedig, die Heimkehr sicilianischer Fischer, Büffel, welche den Marmorblock ziehen, woraus Thorwaldsen die Statue Pius VII. fertigte, eine Regatta u. A. Fast einzig ist er in der Schilderung venetianischer Mondscheinnächte. Er gab auch 6 geistreich radirte Blätter mit Thierstudien heraus.

Nero, Lucius Domitius, nach der Adoption Claudius Drusus, römischer Kaiser von 54—68 n. Chr., geboren zu Antium am 15. Dec. 37 n. Chr., war der Sohn des Lucius Domitius Ahenobarbus und der Agrippina, Tochter des Germanicus, verlor seinen Vater im 3. Jahre und wurde, nachdem er durch seinen Oheim und Miterben Caligula seines Vermögens beraubt, seine Mutter aber durch ihren Bruder verbannt worden war, bei seiner Muhme Lepida unter Aufsicht eines Tänzers und Barbiersgehilfen erzogen. Nach der Verheirathung seiner Mutter Agrippina mit dem Kaiser Claudius ward er von diesem adoptirt und 51 n. Chr. durch Senatsbeschlüsse zum Konsul designirt, zum Princeps juventutis ernannt und als Mitglied in alle Priesterkollegien aufgenommen. Zwei Jahre später (53 n. Chr.) vermählte er sich mit des Kaisers Tochter Octavia. Nach dem Tode des Kaisers ward er von den Prätorianern, denen ihr Präfekt Burrus ihn vorstellte, als Imperator ausgerufen und vom Senat anerkannt (54 n. Chr.). Im Anfange führte Agrippina das Scepter, das ihr N. willig überließ. Bald aber gelang es dem Burrus und dem N. als Lehrer beigegebenen Seneca, ihr die Herrschaft zu entwinden und dem jungen Kaiser ihrer eigenen Leitung unterzuordnen. Beide Männer benutzten ihre Stellung, um heilsame Reformen im Gemeinwesen einzuführen, und N. selbst gab in der ersten Zeit seiner Regierung mehrfache Proben von Bescheidenheit und Milde. Agrippina suchte indeß zuerst durch Liebkosung, ja sogar durch Anerbieten ihrer eigenen Reize den Sohn von Neuem zu fesseln, und als ihr dies nicht gelang, drohte sie, dem Britannicus die Herrschaft zuzuwenden. Die nächste Folge dieser Drohung war die Ermordung des gefürchteten Bruders. Von nun an gab sich N. immer ungescheuter seinen Ausschweifungen hin, und Raufhändel, die er Nachts in den Straßen aufsuchte, sowie Schlägereien unter den Parteien im Theater, die er anstiftete oder steigerte, waren seine liebste Unterhaltung, hauptsächlich aber beschäftigte ihn die Liebe zu Poppäa Sabina, der Gemahlin des Rufus Crispinus, die sein Vertrauter, der nachmalige Kaiser Otho, verführen und nach erfolgter Scheidung heirathen mußte. Auf ihren Betrieb ließ er 59 seine Mutter Agrippina und 62 seine Gemahlin Octavia ermorden, um jene an ihrer Stelle zu heirathen, die er später,

Digitized by Google

da sie schwanger war, durch einen Fußtritt tödtete. Aus Anlaß des Todes seiner Mutter feierte er Ludos maximos pro aeternitate imperii, die in 5—6 Theatern mehre Tage dauerten, und in demselben Jahre stiftete er aus Anlaß der Ablegung des Bartes das scenische Spiel der Juvenalia, wobei er sich in einem eigenen Theater und vor beschränktem Publikum als Citharöde hören ließ. Um aber nicht bloß durch seine Spielerkünste zu glänzen, verfaßte er auch die Gedichte, die er sang, und bildete sich zugleich zum Dichtervirtuosen aus. Im Jahre 60 n. Chr. stiftete er unter dem Namen Neronia ein fünfjähriges Festspiel nach griechischer Sitte und wurde bei dieser Feier als Sieger der Beredsamkeit ausgerufen. Nach dem Tode des Burrus trat an dessen Stelle neben Fenius Rufus der grausame und tückische Tigellinus, welchem alsbald Rubellius Plautus und Cornelius Sulla zum Opfer fielen. Im Juli 64 ließ N. Rom anzünden und bewunderte das Schauspiel aus der Ferne, dabei Verse recitirend, die Troja's Untergang schilderten; den Brand, der 8 Tage wüthete und fast zwei Drittel der Stadt in Asche legte, gab er dann der römischen Christengemeinde Schuld, die nun mit blutiger Grausamkeit verfolgt wurde. Die abgebrannte Stadt ward schöner und nach einem von N. entworfenen Plane wieder aufgebaut. Für sich selbst baute er die Domus aurea, mit weitläufigen Parkanlagen. In das Jahr 65 fällt die durch alle Stände verbreitete pisonianische Verschwörung, nach deren Entdeckung zugleich mit C. Piso, Seneca und Lucanus unzählige Andere zum Tode oder zur Verbannung verurtheilt wurden. In demselben Jahre vermählte er sich mit Statilia Messalina. Zu dieser Ehe kam aber 67 noch die mit dem entmannten Sporus, nachdem N. schon früher einen Freigelassenen Pythagoras zum Manne genommen und gleichfalls sich förmlich mit ihm vermählt hatte. Im Jahre 67 machte er einen Zug nach Griechenland, wo er als Wettfahrer, Citharöde, Herold und Tragöde um die Siegespreise rang. Die einzige nützliche Unternehmung, das pomphaft begonnene Werk der Durchstechung des Isthmus, kam wieder ins Stocken. Im Uebrigen plünderte und mißhandelte er die Griechen auf jede Weise, beraubte sie insbesondere ihrer Kunstschätze und schonte hierbei selbst ihre Heiligthümer nicht. Achaja beschenkte er bei seinem Abzuge mit der Freiheit. Durch den freigelassenen Helius von einer Verschwörung benachrichtigt, kehrte er nach Rom zurück und hielt einen feierlichen Einzug. Als 68 die gallischen Legionen Galba zum Imperator ausriefen, wollte er zuerst den Senat ermorden lassen, die Stadt in Brand stecken und über die See nach Alexandrien gehen, um sich dort von seinen Kunsttalenten zu nähren; als er sich aber auch von den Prätorianern verlassen sah, floh er auf das Landgut des Freigelassenen Phaon. Der Senat, der ihm lange feig gehuldigt, erklärte ihn nun als Feind des Vaterlandes des Todes schuldig. Auf die Nachricht davon tödtete sich N. unter dem Ausrufe: „welch ein Künstler stirbt in mir!" den 11. Juni 68. Seine Bildnisse wurden in Rom nach seinem Tode geschleift und zum großen Theil vernichtet. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Cäsaren auch in den adoptirten Zweigen. Für die Geschichte des römischen Staates ist N.'s Regierung sowohl in ihrer frühern als spätern Periode von mannichfachem Interesse. Trotz seiner Friedliebe wurden bedeutende Kriege in Armenien, in Britannien und kleinere in Germanien gegen die Friesen, sowie gegen die Amsibarier und ihre Verbündeten geführt, und gegen das Ende seiner Regierung kam auch der jüdische Krieg zum Ausbruch.

Nerthus, altdeutsche Göttin, s. v. a. Hertha.

Nertschinsk, Stadt im asiatisch-russischen Gouvernement Irkutsk, an der Mündung der Nertscha in die Schilka, welche beide Flüsse zum Stromgebiet des Amur gehören, gegen 1025 Meilen von Petersburg und über 150 Meilen von der Gouvernementsstadt entfernt, mit einer die chinesische Grenze beherrschenden Festung, hat 6000 Einwohner und ist besonders durch die Blei-, Silber- u. Goldbergwerke berühmt, welche 30 geographische Meilen östlich von der Stadt in dem sogenannten nertschinskischen Gebirg, einer Berggruppe des um den Baikalsee herum gelagerten Alpenlandes Daurien, liegen. In den nertschinsker Hütten mit dem Bergstädtchen Nertschinskoi-Sawod mit 300 Häusern ohne die Krongebäude, arbeiten in 33 Silbergruben über 4000 Bergleute, darunter gegen 1000 Verbannte, meist in schauerlicher Tiefe. Im Jahre 1835 betrug die Ausbeute 212 Pud 5 Pfd. Silber und 12 Pfd. Gold, 1843 die Goldausbeute allein gegen 48 Pud, wovon 38 durch Ausscheidung aus dem Silber gewonnen wurden.

Nerva, Marcus Cocceius, römischer Kaiser von 96—98 n. Chr., stammte aus Narnia in Umbrien, gelangte schon unter Nero zur Prätorwürde und zu andern Ehren und bekleidete mit Vespasianus 71 n. Chr. und mit Domitianus 90 das Konsulat. Als Mitverschworner des Rufus und Orfitus wurde er nach Tarent verbannt, kehrte jedoch nach Rom zurück u. ward nach der Ermordung des Domitianus am 18. Sept. 96 vom Senat zum Kaiser erklärt. Er befreite sogleich die wegen Majestätsverbrechen Angeklagten, rief die Verbannten zurück und setzte sie in ihre Güter wieder ein, besserte die Gerechtigkeitspflege, minderte die Steuerlast und gewann durch seine Bescheidenheit, Sparsamkeit und Uneigennützigkeit die allgemeine Gunst. Dennoch ward eine Verschwörung des Calpurnius Crassus gegen ihn entdeckt, die er mit Verbannung nach Tarent zu bestrafen sich begnügte. Da er sich wegen hohen Alters nicht kräftig genug fühlte, allein dem Uebermuthe der Prätorianer Schranken zu setzen, adoptirte er den Trajanus und ernannte ihn zum Mitregenten. Derselbe folgte ihm nach seinem Tode den 27. Jan. 98.

Nerval, Gerard Labrunie de, gewöhnlich Gerard de N., französischer Dichter und Publicist, um 1810 zu Paris geboren, schrieb unter andern: „Napoléon et la France guerrière" (Paris 1826, 2. Aufl. 1827), Elegien, die satyrische Komödie: „L'Académie" (1826), „Elegies nationales et satires politiques" (1827), mit A. Dumas das Drama „L'Alchimiste" (1839), „Léo Burkart" (1839), gab das Journal „Monde dramatique" (1834—41, 10 Bde.) heraus und übersetzte

Göthe's Faust (1828, 2. Aufl. 1835), Gedichte von Göthe, Schiller, Bürger, Klopstock, Körner, Uhland ꝛc. (1840). Er † Anfangs 1855 durch Selbstmord.

Nerven (lat. nervi), die von dem Gehirn und dem Rückenmark auslaufenden und durch den ganzen Körper vertheilten weichen, weißen Fäden und Stränge, welche in Verbindung mit jenen Nervencentralorganen und den Nervenknoten oder Ganglien (s. d.) das Nervensystem bilden u. sich in allen Thierklassen, mit Ausnahme weniger, mikroskopisch noch nicht hinreichend untersuchter, als Vermittler des Empfindens, Denkens und der lebendigen Bewegung vorfinden. Sowohl die Centralnervenorgane als die Ganglien und N., als der peripherische Theil des Nervensystems, bestehen aus einer weichen, breiartigzähen, wenig elastischen Masse, dem Nervengewebe (tela nervea) oder der Nervensubstanz (substantia nervea), deren größter Theil, von rein weißer, nicht glänzender Farbe, als Nervenmark oder Marksubstanz (substantia medullaris s. alba) unterschieden wird, während ein anderer Theil von etwas weicherer Konsistenz und rein aschgrauer oder grauröthlicher Farbe graue Nervensubstanz (substantia cinerea) genannt wird. Abarten der letztern, welche in geringer Menge an einzelnen Stellen vorkommen, werden als gallertartige Nervensubstanz (substantia gelatinosa), von hellgraugelblicher durchscheinender Färbung, und als rothbraune, rothgelbgraue oder orangefarbige und schwärzliche Substanz (substantia ferruginea, aurantiaca, nigra) bezeichnet. Die mikroskopischen Elemente dieser Substanzen sind von zweierlei Art. Die Nervenfibrillen, Markfibrillen (fibrillae nerveae medullares), Nervenprimitivfasern, sind sehr lange, weiße, ganz glatte, niemals verästelte oder zusammenfließende Fibrillen, aus welchen das Nervenmark gänzlich, die graue Substanz aber nur zum geringsten Theil besteht. Indem sie in größerer Anzahl sich aneinander legen, bilden sie die Nervenfasern und Nervenfaserbündel (fibrae nerveae und fasciculi fibrarum nervearum), die von einer deutlichen Schicht von Zellstoff eingehüllt werden, welche im Centralorgan sehr zart und weich, in den N. aber beträchtlich, stärker ist. Jede Nervenprimitivfaser besteht aus dem Nervenfaden (filum nerveum primitivum) und der diesen umgebenden sehnigen Scheide. Der Faden hat die Gestalt eines mäßig platten Cylinders, läßt sich aber durch Druck und Dehnung leicht sehr stark abplatten, ist von milchweißer, nicht glänzender Farbe, bei durchfallendem Licht klar und durchsichtig, zwar sehr weich, aber keineswegs von tropfbarer flüssiger Konsistenz, vielmehr von einer gewissen Festigkeit und einem sehr geringen Grade von Elasticität. Die Scheide bildet eine vollständige, sehr dünnhäutige Röhre um den Faden, ist nicht von feineren Fibrillen zusammengesetzt, erscheint bei durchfallendem Licht durchsichtig, glänzender und von mehr gelblicher Färbung als der Faden. Der Durchmesser dieser Nervenfibrillen ist in den einzelnen Abtheilungen des Nervensystems sehr verschieden, von $^1/_{200}$‴ bis $^1/_{100}$‴ wechselnd; die Scheide hat in den dickeren Fibrillen eine Stärke von $^1/_{200}$‴ bis $^1/_{840}$‴. Das zweite Element der Nervensubstanzen, die sogenannten Ganglienkugeln (globuli ganglionosi), sind röthlich graue oder gelblich graue rundliche Körnchen von sehr verschiedener Größe, welche nur in der grauen Substanz und den Abarten derselben sich finden und durch ihre Anhäufung an gewissen Stellen des Nervensystems, sowie durch Vermischung mit Markfibrillen rundliche oder verschieden gestaltete Massen bilden. Im Innern enthalten sie einen excentrischen Kern mit einem Kernkörperchen (nucleolus). Der Kern ist scharf, kugelförmig oder länglich plattrund, scharf begrenzt, heller als die Ganglienkugel und sehr fein granulirt, das kugelige oder oblonge Kernkörperchen sehr hell, von einer dunkleren Linie scharf begrenzt, oft nur als ein dunkler Punkt oder auch gar nicht wahrzunehmen. Außerdem ist die Ganglienkugel mit äußerst kleinen runden Körnchen, die durch eine formlose, zähe, durchsichtige Substanz vereinigt werden, angefüllt und erscheint daher fein granulirt. Viele größere Ganglienkugeln enthalten noch eine Anhäufung von bräunlichgelbem oder schwarzem, aus kleinen Körnchen bestehendem Pigment, gewöhnlich in Gestalt eines halbmondförmigen Fleckes, welcher zuweilen fast die Hälfte der Ganglienkugel einnimmt. Zuweilen hängen zwei Ganglienkugeln durch eine dünne, aus derselben Substanz bestehende, aber kernlose Kommissur zusammen. Der Durchmesser der Ganglienkugeln beträgt bei den größeren sehr häufig vorkommenden im Mittel $^1/_{150}$‴ bis $^1/_{50}$‴; die kleinsten Kügelchen, welche noch die Charaktere der Ganglienkugeln darbieten, messen $^1/_{400}$‴. Die sogenannten Knötchenfibrillen (fibrillae nodulosae, organische Nervenfasern), die von Einigen als drittes Element der Nervensubstanz, von Andern nur als eine Art Umhüllungsgebilde betrachtet werden, sind sehr dünne, weiche, durchsichtige Fibrillen, die auch im Centralorgane, obgleich sparsam, vorzukommen scheinen, in größter Auswahl aber im peripherischen Nervensysteme mit weißen Nervenfibrillen und Ganglienkugeln vereinigt sich finden, aber auch für sich allein in abgesonderten Bündeln, Fasern und Fibrillen verlaufen. Die Primitivfasern scheinen lediglich für die Leitung der Nervenanstöße, die Kugeln vielleicht auch für Erzeugung solcher Anstöße (Gedanken, Bewegungen) bestimmt zu seyn. Das specifische Gewicht der Nervensubstanz beträgt 1,0343—1,0415, im Mittel 1,0368. Die von den Centralorganen auslaufenden N. (Encephalospinalnerven) bestehen zum größten Theil nur aus weißen oder Markfibrillen, welche in den haarfeinen Fasern wellenförmig oder leicht geschlängelt laufen, und zwar eng neben einander gelagert, niemals sich spaltend oder mit anderen zusammenfließend, im Allgemeinen longitudinal parallel laufend, durch Druck und Abplattung einer Faser aber oft vielfach schräg durchkreuzt und durchflochten. Die aus den Primitivfasern zusammengesetzten größern und kleinern Bündel, welche sich wieder zu den dickeren und dünneren N. vereinigen, sind, wie diese, von einer eigenen, aus freiem Zellstoff gebildeten röhrenförmigen Scheide (Nerven-

Google

scheide, Neurilem) umschlossen, welche sie von andern Gebilden isolirt, ihnen die nöthige Elasticität und Kontraktilität, welche die einzelnen Fibrillen nur im geringeren Grade besitzen, verleiht und die verhältnißmäßig zahlreichen, ernährenden Blutgefäße aufnimmt, welche in dem äußeren Neurilem zuerst sich verästeln und sodann aufwärts und abwärts zwischen die Bündel und Fäden eindringen, oft auch in der Mitte eines Bündels verlaufen und bald in längsmaschige Haargefäßnetze übergehen. An einigen Stellen enthalten die N. Ganglienkugeln u. Knötchenfibrillen. Erstere finden sich nur in den Nervenknoten (Ganglia nervorum encephalospinalium), rundlichen oder platten, grauröthlichen Anschwellungen, welche in dem Verlaufe eines N. selbst liegen und von seinem Neurilem eingeschlossen sind, die ganze Dicke des N. einnehmen oder nur an einer Seite desselben hervorragen, jedenfalls den Durchmesser des N. in dieser Stelle vergrößern und seine Farbe verändern. Die Knötchenfibrillen kommen, wenigstens in größerer Anzahl, nur in solchen N. vor, welche mit Ganglien versehen sind, und finden sich auch in größeren Entfernungen von den Ganglien. Letztere sind Zeichen einer Verbindung dieser N. mit dem Gangliensysteme durch einen oder mehre dünne Verbindungsnerven, welche in das Ganglion selbst oder ganz in der Nähe desselben in den Nerv eintreten und zwischen den Fibrillen des letzteren bis in das Ganglion verfolgt werden können. Man unterscheidet an jedem N. den Stamm, das Centralende und das peripherische Ende. Der Stamm ist der dickere, ungetheilte Strang, dessen eines Ende mit dem Rückenmark in unmittelbarer Verbindung steht und daher das Centralende oder die Wurzel genannt wird, während das peripherische Ende zu den Organen geht, welche durch die N. mit den Centralorganen in Verbindung gesetzt werden sollen. Die Wurzel liegt mehr oder weniger tief in dem Gehirn- oder Rückenmark verborgen und besteht meist aus mehren Bündeln, welche, bevor sie in den Stamm übergehen, noch von den Hirnhäuten umgeben werden. Nach ihrem Austreten aus den Centralorganen spalten sich die Nervenstämme in gröbere, nach und nach immer feinere Bündel (Nervenäste, Nervenzweige und Nervenfädchen), ohne daß jedoch die Primitivfasern dabei selbst verästelt würden. Gewöhnlich laufen die Aeste in der kürzesten Richtung zu den Organen hin, seltener machen sie Biegungen und Umwege. Häufig vereinigen sich Aeste zweier benachbarten N. mit einander oder mit einem Stamme (Nervenschlinge oder Ansa), doch findet in einer solchen Schlinge niemals eine wirkliche Verschmelzung, sondern nur eine Aneinanderlegung einzelner oder zu Fasern und Bündeln vereinigter Primitivfasern Statt, welche nunmehr eine gewisse Strecke lang gemeinschaftlich laufen und dann sich oft wieder von einander trennen. Eine netzähnliche Verbindung mehrer Nervenäste vermittelst mehrer Nervenschlingen wird ein Nervengeflecht (Plexus nervosus) genannt. Sowohl aus einer Ansa als aus einem Plexus können untergeordnete, von Neuem in Aeste sich theilende N. erwachsen, die alsdann zweien oder mehren verschiedenen Nervenpaaren ihre Entstehung verdanken, so daß zuletzt ein einzelner Nervenast oder Nervenfaden aus Primitivfasern des verschiedensten Ursprungs zusammengesetzt ist, von denen einige der Empfindung, andere der Bewegung dienen ꝛc. Der letzte Ausgang des peripherischen Endes der N. ist noch nicht mit Sicherheit bekannt. Man sieht sehr deutlich, daß die innerhalb der meisten Organe sich vertheilenden N. endlich in ihre einzelnen Primitivfasern zerfallen und jede derselben, sich umbiegend, mit einer benachbarten aus einem anderen Zweige stammenden Fibrille zusammenfließt und eine Schlinge bildet, welche ein Theilchen des Organs umfaßt. Auf diese Weise entstehen ausgedehnte Netze von peripherischen Endumbiegungsschlingen, welche von den Geflechten der Nervenzweige selbst sich dadurch unterscheiden, daß in den letzteren die Fibrillen nur neben einander liegen, in jenen aber wirklich miteinander sich vereinigen. Ob aber diese Endschlingen wirklich die letzten Endigungen der N. sind, oder ob von ihnen noch feinere Fäden ausgehen, die jedoch nicht erkannt werden können, ist noch nicht dargethan. In den Ausbreitungen der sehr dünnen Markfibrillen der höheren Sinnesnerven bilden die Fibrillen breite, strahlige Ausbreitungen oder platte Endnetze, endigen aber in der That mit feinen, abgerundeten Enden, die nicht mit den benachbarten zusammenfließen.

Das Gehirn und vorzugsweise das große Gehirn ist das Organ der Seele, der Sitz aller geistigen Thätigkeiten; das Rückenmark und die N. sind leitende Organe, durch welche jenes mit allen Theilen des Körpers in Verbindung gesetzt wird. Diese Leitung geht in den N. in zwei verschiedenen Richtungen, centripetal von den Organen zum Gehirn und centrifugal von dem Gehirn zu den Organen, vor sich; für jede Art von Leitung sind besondere Nervenfasern bestimmt. Die von den Organen zum Gehirn leitenden Fasern (Empfindungsnervenfasern, sensible Fasern, fibrae nerveae sensitivae) pflanzen den Eindruck, den sie durch eine Reizung ihrer peripherischen Enden erfahren, bis zum Gehirn fort, erregen daselbst eine Vorstellung von der Reizung und verleihen auf solche Weise den Theilen, in welchen ihre peripherischen Enden verbreitet sind, die Empfindlichkeit, entweder eine allgemeine für mehre verschiedene Arten von Reizen, oder eine beschränkte eigenthümliche für Reize ganz besonderer Art, z. B. für das Licht, den Schall ꝛc. Sie heißen deshalb auch zuleitende oder centripetale Nervenfasern. Der größte Theil dieser Empfindungsfasern, namentlich der Träger und Leiter der allgemeinen Empfindlichkeit, sammelt sich in den hinteren Strängen des Rückenmarks und den Fortsetzungen derselben im Gehirn, welche als ihr Centralorgan anzusehen sind. Die vom Gehirn zu den Organen leitenden Fasern gehen nur zu den Muskeln und reizen diese zu den ihnen eigenthümlichen Funktionen; sie werden daher Bewegungsfasern, motorische oder centrifugale Nervenfasern (fibrae nerveae motivae s. motoriae) genannt. Ein großer Theil derselben agirt nur als Leiter des Willens und bringt bei normaler Thätigkeit der Funktionen der Seele und des Körpers nur willkürliche Be-

wegungen zu Stande; er hat seinen Ursprung in den vorderen Strängen des Rückenmarks und deren Entfaltungen im Gehirn. Ein anderer Theil leitet zwar gleichfalls den Einfluß des Willens und regt willkürliche Bewegungen an, dient jedoch auch anderen Seelenthätigkeiten, Gemüthsaffekten ꝛc. zur Einwirkung auf die Muskeln, wodurch gewisse unfreiwillige Bewegungen hervorgerufen werden, welche von den eigentlich unwillkürlichen Bewegungen zu unterscheiden sind; diese Art von motorischen Nervenfasern hat die mittleren Stränge des Rückenmarks und deren Fortsetzungen zum Vereinigungspunkt oder Ursprung. Beide Arten pflanzen die in irgend einer Stelle ihres Verlaufs empfangenen mechanischen oder chemischen Reizungen nur in centrifugaler Richtung nach ihrem peripherischen Ende fort. Zwischen den im übrigen Körper streng von einander geschiedenen sensiblen und motorischen N. findet allein in den Centralorganen eine Verbindung Statt, welche theils unmittelbar (durch sogenannte Schlingen), theils durch gewisse zwischen hineingeschobene, querlaufende Primitivfäden (Kommissuren), theils endlich durch die graue Kugelmasse bewirkt wird. Aus dem Bisherigen erhellt, daß die Verrichtungen des Nervensystems, im Ganzen betrachtet, eine dreifache ist: Zuleitung von Eindrücken nach den Centralorganen mittelst der Empfindungsnerven, Verarbeitung daselbst und Rückwirkung der Centralorgane auf die Bewegungsnerven, und daß demnach ein großer Theil dieser Funktion auf rein mechanische Weise vermittelt wird, deren Studium, die sogenannte Nervenphysik, eine Menge wichtiger Aufschlüsse geliefert hat, ohne das geheimnißvolle Dunkel dieser Funktion vollständig aufklären zu können. Schon der Nachweis, ob und in welchem Grade alle N. mit den Thätigkeiten des Gehirns und des Rückenmarks zusammenhängen, bietet unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Säugethiere und Vögel vollziehen nach Wegnahme des Kopfes bisweilen noch Bewegungen, welche von einigen Forschern sogar für psychischen Ursprungs gehalten werden, geköpfte Schlangen machen Stunden lang die lebhaftesten Windungen, scheinbar ohne allen äußern Anlaß, und wenn man einen Nerv durchschneidet und die Regeneration verhindert, so tritt oft erst nach einigen Wochen eine merkliche Verminderung der Muskelkontraktilität ein. Man pflegt anzunehmen, daß dieses fortdauernde motorische Vermögen nur das Residuum einer Kraft sey, welche von den großen Nervenmassen herstamme, ohne jedoch mit dieser Erklärung die Frage zu erschöpfen. Auch die Wirksamkeit der Reize auf die N. ist noch nicht vollständig erklärt. Nur wenn adäquate Reize einen N. treffen, geräth dieser in Thätigkeit, wobei der merkwürdige Umstand obwaltet, daß den sensiblen N. viel mehr Reizmittel adäquat sind, als den motorischen. So werden namentlich die sensiblen Hautnerven durch jede Art mechanischer Störung, durch fast alle mineralischen und pflanzlichen Säuren, durch die Alkalien, durch die meisten Salze, durch Alkohol, Aether, ätherische Oele, Wärme, Kälte und Elektricität zu Empfindungen gereizt, während bei den motorischen N. mehre der kräftigsten Säuren und Salze, desgleichen Alkohol, ohne Wirkung bleiben. Die Elektricität ist vielleicht das einzige, allen N. adäquate Reizmittel, wenn nicht selbst hier der Riechnerv auszunehmen ist. Wärme und Kälte haben keinen merkbaren Einfluß auf die Sinnesnerven, und die gewöhnlicheren mechanischen Reize wirken weder auf den Geschmack noch den Geruch. Die Erfahrung lehrt, daß die Art der Erregung nicht allein von der Größe, sondern auch von der Beschaffenheit der Reize abhängt. Bei demselben Menschen kann Kitzeln des Mundwinkels mit einer Feder unvermeidliche Grimassen und Stechen oder Reißen desselben mit einer Nadel eine vollkommen isolirte Empfindung veranlassen, und an demselben Individuum verursacht ein leises Bestreichen des Darms peristaltische Bewegungen, während ein heftiges Kneipen desselben nur örtliche Striktur zur Folge hat. Bekannt ist, daß die Sinnesnerven schon durch bloße Vorstellungen gereizt werden. Erwiesen dagegen ist, daß ein großer Theil der Nervenfunktionen (die sogenannten unwillkürlichen Funktionen) völlig ohne Theilnahme des Denkorgans erfolgt, indem die sensiblen Fasern im Rückenmark und in den Ganglien einen Anstoß zu Bewegungen geben, ohne daß wir davon wissen oder es wollen (die sogenannten (Reflexthätigkeiten od. Reflexfunktionen). Die Reflexbewegungen finden im normalen Zustande vorzugsweise durch den Einfluß derjenigen N. Statt, welche durch ihre Centralenden dem System der mittleren Stränge angehören, können jedoch in krankhaften Zuständen, durch abnorm heftige Erregungen der sensitiven N. bei geschwächter und mangelnder Thätigkeit des Vorstellungsvermögens und des Willens, ja sogar nach Zerstörung des großen und kleinen Gehirns auch durch die N. des Systems der vorderen Stränge veranlaßt werden. Durch Reflexe werden namentlich die zum Fortbestehen des Lebens unentbehrlichen Verrichtungen, wie Herzschlag, Athmen, Verdauung, Ab- und Aussonderung, unausgesetzt und ohne Wissen und Wollen des Individuums im Gange erhalten, und auch viele andere Verrichtungen, an welchen wir, wenn wir daran denken, durch Willensentschließungen Antheil nehmen können, erfolgen im gewöhnlichen Leben gleichsam automatisch mittelst solcher Reflexationen, z. B. das Saugen beim Säugling, das Hinunterschlucken bei Betäubten, selbst das gewöhnliche Gehen ꝛc., oder auch zwangsweise, wider unsern Willen, wie das Niesen, Husten, Würgen, Erbrechen ꝛc. Auch die Krämpfe sind solche unwillkürliche Reflexbewegungen.

Sämmtliche Theile des Körpers, mit Ausnahme der ihn überkleidenden u. nach außen schützenden Horngebilde (Epidermis, Nägel, Haare und Schleimhautepithelien), sind mit N. versehen, d. h. es münden in ihnen die Enden von Nervenprimitivfasern und befähigen dadurch den betreffenden Theil für Empfindung und beziehentlich für Bewegung. Die besondere Art, wie beide sich in einem Organe kundgeben, u. damit dessen besondere Funktionsweise hängen wesentlich von der Art u. Weise ab, wie die letzten Nervenenden dem betreffenden Organe eingebettet u. angeordnet sind. So finden wir im Auge ein vollkommenes opti-

Digitized by Google

sches Instrument, welches ein Bild erzeugt und auf die Netzhaut wirkt; so ist das innere Ohr ein akustisches Werkzeug, das die Töne den Gehörnervenausbreitungen zuführt; die Geschmacksnerven enden in feuchten Geschmackswärzchen, die Tastnerven in Tastwärzchen und Tastkörperchen ꝛc. Andrerseits hängt die Art der Verrichtung auch wieder wesentlich von der Stelle ab, an welcher das centrale Ende eines Nervenprimitivfadens im Innern der Centralorgane ausmündet, so daß man auch hier für gewisse Verrichtungen oder Lebensäußerungen gewisse Mittelpunkte annehmen kann. Die beiden Hauptcentralorgane, das Gehirn und Rückenmark, liegen bei den Wirbelthieren innerhalb zweier knöcherner Kapseln, des Schädels und der Wirbelsäule, welche von den verschiedenen Nervenstämmen durchbohrt werden, und zwar symmetrisch auf jeder Körperhälfte, so daß alle N. paarweise vorhanden sind. Man zählt im menschlichen Körper 43 Nervenpaare, von denen 12 dem Gehirn und 31 dem Rückenmark angehören. Die 12 Gehirn- oder Schädelnervenpaare (nervi encephali) umfassen zunächst die eigentlichen Sinnesnerven, nämlich die Geruchsnerven (nervi olfactorii), die Sehnerven (nervi optici) und die Gehörnerven (nervi acustici), dann noch die für das Auge, das Angesicht, die Stimm- und Athmungsfunktion, die Zunge bestimmten N. Das Rückenmark entläßt 31 Paare, sogenannte Rückenmarksnerven, welche nach den Strecken der Wirbelsäule, aus deren Löchern sie hervortreten, abgetheilt werden in 8 Paar Halsnerven (nervi cervicales), 12 Paar Rückennerven (nervi dorsales), 5 Paar Lendennerven (nervi lumbares), 5 Paar Kreuznerven (nervi sacrales) und 1 Paar Steißnerven (nervi coccygei) und sämmtlich mit einer vordern motorischen und einer hintern sensitiven Wurzel entspringen, ein Verhältniß, welches zuerst Ch. Bell nachwies (lex Belliana, bellsches Gesetz). Die aus den Ganglien (s. d.) entspringenden Ganglionnerven gehören namentlich den Eingeweiden, dem Gefäßsystem und andern funktionirenden Organen an. Auch sie sind aus Empfindungs- und Bewegungsfasern gemischt und verleihen den Organen, in welchen sie sich verbreiten, Empfindung und Bewegung. Da aber das Gangliensystem, obgleich es dem allgemeinen Einflusse des Gehirns und Rückenmarks nicht entzogen ist und wiederum auf dieselben einwirkt, dennoch mit denselben nicht in gleich unmittelbarer inniger Verbindung steht, wie die Gehirn- und Rückenmarksnerven, so erregen die dasselbe betreffenden Reize keine so deutlichen Vorstellungen, u. die Muskelbewegungen, welche es hervorbringt, sind der Willkür gänzlich entzogen.

Das Nervensystem ist wahrscheinlich das erste, welches sich im entstehenden thierischen Körper bildet. Gehirn und Rückenmark sind die ersten Organe, deren Anfänge sich im Embryo erkennen lassen, denen dann das Gefäßsystem folgt. Beim Kinde ist das Nervenmark noch an Masse vorwiegend, aber auch weicher und wässeriger; beim Erwachsenen wird es nach und nach fester, aber auch in seinen Formen ausgebildeter; im Greise wird es zäher, härter und trockener und schwindet endlich zusammen. Der Mensch ist im Verhältniß zu andern Thieren sehr reich mit Nervenmasse ausgestattet und dieselbe bei ihm sehr vollkommen und mannichfaltig entwickelt; doch gibt es einzelne riesige Thiere, welche (absolut) mehr Nervenmasse besitzen, und wieder einige kleinere, welche (relativ) im Verhältniß zu ihrer Körpergröße gehirnreicher sind als der Mensch. Doch bleibt der Satz in Geltung, daß der Mensch seine geistigen Vorzüge vor den Thieren seinem an Menge und innerer Ausbildung überwiegenden Nervensystem verdankt. Vgl. Bell, Physiologische und pathologische Untersuchungen, deutsch von Romberg, Berlin 1832; Marshall-Hall, Abhandlungen, deutsch von Kürschner, Marburg 1840, u. Neue Untersuchungen, deutsch von Winter, Leipzig 1844; Longet, Anatomie und Physiologie des Nervensystems, deutsch von Hein, das. 1847—49, 2 Bde.; Spieß, Physiologie des Nervensystems, Braunschw. 1844.

Nervenfieber, s. Nervöse Zufälle, vgl. Fieber.

Nervenkrankheiten (Neuropathien), alle diejenigen Gesundheitsstörungen, bei denen das Nervensystem oder einer seiner Theile wesentlich und hauptsächlich beeinträchtigt ist, und zwar betrifft die Störung entweder den Bau, die Substanz der Nervenmasse oder ihrer Hüllen (materielle N.), oder nur die Nervenfunktionen ohne bis jetzt nachweisbare Veränderungen des Nervenmarks (dynamische N. oder Neurosen), doch hat die neuere Medicin in den letztern Fällen häufig gefunden, daß entweder das Blut und dadurch die Ernährung des Nervenmarks fehlerhaft war, z. B. Blutarmuth bei nervenschwachen Frauen, oder daß Reflexthätigkeiten von andern erkrankten Organen her angeregt wurden, z. B. Krämpfe bei hysterischen Frauen. Die dynamischen N. müssen sich, der Natur des Nervensystems entsprechend, äußern als Störungen der Empfindung oder der Bewegung oder der Denkverrichtungen, oder zweier oder dreier dieser Funktionen zugleich, und dies entweder durch Uebermaß der Bewegung (Krampf), der Empfindung (Hyperästhenie, s. Neuralgien), oder durch Mangel der Bewegung (Lähmung im engern Sinne, Nervenparalyse), der Empfindung (Anästhesie, Empfindungslähmung). Dieselben Unterschiede können dann in Bezug auf die Geisteskrankheiten gemacht werden. Indessen mischen sich die Symptome dieser verschiedenen Grundstörungen der Nerventhätigkeit in wirklichen Krankheiten mannichfach unter einander und bilden oft sehr zusammengesetzte Zeichenbilder, von denen einige verhältnißmäßig so häufig vorkommen, daß sie seit älteren Zeiten als besondere Krankheitsformen betrachtet und beschrieben worden sind, wie das Alpdrücken, die Fallsucht, der Hirnschlagfluß, der Veitstanz ꝛc. Die materiellen N. sind erst durch die neuere pathologisch-anatomische Schule aufgestellt worden, z. B. die Entzündung des Nervenmarks oder seiner Hüllen (der Gehirn- oder Rückenmarkshäute, der Neurileme, der Knochenkapseln), Erweichungen (rothe, gelbe oder weiße), Wasseransammlungen (Höhlenwassersuchten oder Oedeme), Schwund (Nervenschwindsucht), Vereiterungen ꝛc. Oft ist eine Nervenkrankheit nur das Zeichen von einer

Digitized by Google

das Blut betreffenden Krankheit, beſonders einer Vergiftung, z. B. die Kriebelkrankheit von Mutterkorngift, der Starrkrampf von Strychnin und Pfeilgiften, die Eklampſie von Harn- oder Eiterinfektion des Bluts, die Bleikolik, Bleilähmung ꝛc. Vgl. Andral, Krankheiten der Nervenherde, deutſch von Behrend, Leipzig 1836; Marſhall-Hall, Krankheiten des Nervenſyſtems, deutſch von Behrend, daſ. 1843; Hirſch, Die Spinalneurоſen, Königsb. 1843; Romberg, Lehrbuch der N. des Menſchen, 2. Aufl., Berlin 1852.

Nervenmittel (Nervina), ſolche Arzneiſtoffe, welche im geſunden oder kranken Körper vorzugsweiſe Veränderungen der Nerventhätigkeiten hervorrufen, zerfallen in Nervenreizmittel (N. excitantia), welche eine lebhafte, geſteigerte Thätigkeit im Gehirn, Rückenmark oder gewiſſen Nervengebieten hervorrufen, wie z. B. Weine und andere Spirituoſa, Aetherarten, ätheriſche Oele, balſamiſche Harze, flüchtige Subſtanzen überhaupt; herabſtimmende (N. deprimentia), welche in größeren Gaben lähmungsartige Herabſetzung der Nerventhätigkeit hervorbringen, das Gehirn betäuben, die Sinnesnerven unempfindlich machen, wie die Narcotica; umſtimmende (N. alterantia), welche auf noch unbekannte Weiſe die Ernährung oder die Thätigkeiten des Nervenſyſtems abändern, wohin beſonders die giftigen Metalle gehören. Doch fließen dieſe Unterſchiede ſehr in einander, wie denn viele Narcotica, in kleineren Mengen gegeben, ſtark aufregend für das Gehirn ſind, die flüchtigſten Stoffe, z. B. Aether, Chloroform, neuerdings als Anäſthetica berühmt geworden ſind, manche Metallgifte offenbar lähmend auf die Nervencentra, faſt alle Nervenreizmittel aber in ſtarken Doſen betäubend wirken.

Nervenphyſik, ſ. Nerven.

Nervi, Stadt in der ſardiniſchen Provinz Genua, am Meerbuſen von Genua, mit Seidenſpinnerei, großen Pflanzungen von Citronen und Orangen, Handel mit Südfrüchten und 3000 Einwohnern.

Nervii, belgiſches Volk in Belgia gallica, in einem vom Fluß Sabis (Sambre) durchſtrömten und von den Ardennen durchzogenen, daher waldigen Landſtriche, äußerſt tapfer und kriegeriſch und vor Cäſars Zeit ſo mächtig, daß es 50,000 Mann ins Feld ſtellen konnte, wurde in einem verzweifelten Kampfe von Cäſar faſt ganz vernichtet. Es beſaß nur kleinere Ortſchaften, von denen Bagacum der bedeutendſte war.

Nervina (sc. remedia), ſ. Nervenmittel.

Nervöſe Zufälle, in Krankheiten die auffallenden Funktionsſtörungen des Nervenſyſtems, insbeſondere des Gehirns und Rückenmarks, namentlich körperliche und geiſtige Unruhe, Phantaſieen oder Raſen oder Vorſichhinmurmeln, Lallen, Schwerbeſinnlichkeit, Bewußtloſigkeit, Schlafſucht, Sehnenhüpfen, Muskelzuckungen, Krämpfe, Schielen, örtliche Lähmungen, unfreiwilliger Abgang von Urin und Koth ꝛc. Waren dieſe und ähnliche Erſcheinungen bei einem Fieberanden zu bemerken, ſo nannte die ältere mediciniſche Schule dies ein nervöſes, nervös gewordenes Fieber oder ein Nervenfieber und behandelte einen ſolchen Patienten mit Reizmitteln, während die neuere Medicin nachgewieſen hat, daß dieſen nervöſen Fieberzufällen ſehr verſchiedene Zuſtände zu Grunde liegen können, namentlich Typhus, Eiteraufnahme ins Blut, Entzündungen der Lunge oder der Gehirnhäute oder des Herzens, Harnvergiftung des Bluts, großer Blutmangel oder Erſchöpfungen, akute Ablagerungen von Tuberkeln ꝛc., und daher die Behandlung der n.n Z. von der der Nervenkrankheiten eine verſchiedene ſeyn muß.

Nervus (lat.), der Nerv, in der botaniſchen Terminologie bei Gefäßpflanzen ein Gefäßbündel, welches die Mittelſchicht eines Blattes oder blattartigen Theiles der Länge nach mehr oder weniger vollſtändig durchzieht, bei Zellenpflanzen ein ſchmaler, aus engern oder meiſt mehr geſtreckten Zellen beſtehender Streifen, der durch die Blattſcheibe hinzieht. N. probandi, der Hauptbeweisgrund. N. rerum gerendarum, die Hauptkriegsfeder aller Handlungen, d. h. das Geld.

Nerwinden, Stadt, ſ. Neerwinden.

Neſhin (Nejin), Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Czernigow, am Oſter, ſchwach befeſtigt, mit Citadelle, 15 Kirchen, einer lateiniſchen Schule (Athenäum), mehren Klöſtern, Fabriken in Seife, Seidenwaaren und Leder, beſonders aber in Räucherwerk, Konſituren, Liqueurs, Handel mit dieſen Waaren und mit Wein und 17,000 Einw.

Neſle, Stadt im franzöſiſchen Departement Somme, Bezirk Mondidier, am Lingon, mit Hut-, Zucker- und Oelfabrikation und 1850 Einw., berühmt durch die Einnahme von Seiten der Burgunder 1472, wobei Karl der Kühne den Kommandanten Petit Picard mit der ganzen Beſatzung hinrichten oder verſtümmeln, die Stadt aber niederbrennen ließ.

Neß, See in der ſchottiſchen Grafſchaft Inverneß, von Südweſten nach Nordoſten ſich erſtreckend, durch den Caledonikanal mit dem Frith-of-Murray und den Loch-Dich verbunden.

Neſſa, thüringiſcher Fluß, entſpringt am Petersberge bei Erfurt, durchfließt das Fürſtenthum Gotha und einen Theil des weimarſchen Kreiſes Eiſenach, nimmt die Hörſel auf und mündet bei dem Dorfe Hörſel in die Werra.

Neſſel (Brennneſſel, Urtica L.), Pflanzengattung aus der Familie der Urticeen, einjährige oder ausdauernde Kräuter, Sträucher und Bäume in allen Klimaten, welche häufig mit Brennborſten beſetzt ſind, die bei der Berührung in die Haut eindringen, einen ſcharfen Saft ergießen und dadurch Brennen und Entzündung erregen. Nur wenn man die N.n ſo anfaßt, daß die Brennhaare ſeitwärts an den ergriffenen Theilen angedrückt werden und alſo nicht in die Haut eindringen, erfolgt keine Entzündung. Durch heftiges Brennen zeichnet ſich aus die feingekerbte N. (U. crenulata Roxb.), in Bengalen, halbſtrauchartig, nur ſparſam mit Brennborſten verſehen, welche aber, ſelbſt bei der geringſten Berührung, ein Brennen verurſachen, das ſich im Verlauf einer Stunde zu den wüthendſten Schmerzen ſteigert, ohne daß Entzündung oder Geſchwulſt beſonders zu bemerken wäre. Oft verbreitet ſich ein ſolcher Schmerz über ganze

Digitized by Google

Körpertheile. Diese heftigen Schmerzen dauern über 24 Stunden lang mit gleicher Stärke und verschwinden erst am 8.—9. Tage gänzlich. Wenn man während dieser Zeit frisches Wasser umschlägt, so treten die Schmerzen mit ganzer Heftigkeit von Neuem wieder ein. Die zweihäusige oder große N. (U. dioica) wächst ausdauernd an Zäunen, Wegen, Waldrändern, Mauern, auf Schutthaufen und wüsten Plätzen durch ganz Europa, Asien und Nordamerika. Früher waren Wurzel, Kraut und Früchtchen, Radix, Herba et Semen Urticae, gebräuchlich. Die jungen Schösse sind genießbar und sollen, wie Spinat oder Kohl zubereitet, sehr wohlschmeckend seyn. Den jungen Gänsen sind die Blätter ein angenehmes Futter. Siedet man hartes Fleisch mit Nesselblättern, so wird es weich und hält sich gut. Die Stengel sollen, wenn sie beim Aufkeimen mit Treibtöpfen bedeckt werden, eine Art von Spargel geben. Die festen Fasern des Stengels können, im Herbst gesammelt, zu Gespinnsten und Geweben verwendet werden. Schon Nestorius (904) erwähnt in seinen Jahrbüchern der Segeltücher aus Nesselgewebe. In Kamtschatka bereitet man aus Nesselstengeln feine Fäden zum Nähen und derbere zu Netzen, in Japan dreht man daraus die dauerhaftesten Stricke u. Seile, u. das holländische Nesseltuch (s. d.) ist ein allgemein bekanntes Erzeugniß, welches man in neuester Zeit durch Baumwollenwaaren ersetzt. Auch bereitete man früher in Deutschland und der Schweiz aus den Bastfasern der großen N. ein sehr schönes Nesselgarn und den Nesselzwirn, mit welchen Namen man jetzt das feinste Leinengarn zum Battist belegt hat. Endlich geben die Nesselstengel noch eine vortreffliche Feuerung und Asche, welche zur Erzeugung von Laugen und Laugensalzen gut benutzt werden kann. Der Same der N. befördert, sowie das gedörrte und zerriebene Nesselblatt das Eierlegen der Hühner, besonders zur Winterzeit, wo diese Thiere ohnedies minder fruchtbar sind. Einen ganz vorzüglichen Einfluß hat derselbe jedoch auf die Pferde, weshalb ihn die Dänen sorgfältig sammeln, trocknen und zu Staub zerreiben, den sie dann unter den Hafer mengen. Die Pferde werden dadurch fleischig und fett, und ihr Haar bekommt einen schönen Seidenglanz. Die Wurzeln der N. gebraucht man auf dem Lande zur Osterzeit zum Gelbfärben der Eier. Die Volksmedicin gebraucht den frischen Saft der N. bei Brustleiden und Bluthusten. Aehnliche Eigenschaften besitzt die kleine N. (U. urens), einjährig, sehr häufig auf bebauten und unbebauten Stellen, in Gärten und Feldern ein lästiges Unkraut, durch ganz Europa, im mittleren und nördlichen Asien und in Nordamerika. Man gebrauchte früher das Kraut und die Früchte, Herba et Semen Urticae minoris s. Urticae urentis, das Kraut als blutreinigendes, auflösendes, harn- und wurmtreibendes Mittel, vorzüglich aber in Brustkrankheiten, gegen Blutspucken, Schwindsucht, Gelbsucht, Hämorrhoiden ꝛc., und auch jetzt noch gebrauchen die Landleute den frisch ausgepreßten Saft in manchen Gegenden gegen Brustbeschwerden. Wegen ihrer Eigenschaft, Brennen und Entzündung zu erzeugen, bedient man sich der frischen N. u. sowohl der großen als der kleinen, zu einem Verfahren, das unter der Benennung Urticatio bekannt ist, indem man durch Peitschen damit auf gelähmten und gefühllosen Körpertheilen einen solchen Reiz hervorbringt, daß neue Thätigkeit in dieselben zurückkehrt. Auch von der kleinen N. können die jungen Blätter als Gemüse benutzt werden. Kraut und Samen der häutigen N. (U. membranacea), eines Sommergewächses in Südeuropa und Nordafrika, gebraucht man in Aegypten bei Brustkrankheiten, sowie bei unterdrückter Menstruation. Auch hält man sie für ein Aphrodisiacum. Die Bastfasern der schneeweißen N. (U. nivea) in China, der japanischen N. (U. Japonica) in Japan und der hanfartigen N. (U. cannabina) in Asien werden zu Gespinnsten und Geweben benutzt, und in England wird Whitlaws N. (U. Whitlawi) eigens kultivirt, welche die feinsten Spitzen, wie die stärksten Seile und Taue gibt.

Nesselausschlag (Nesselsucht), s. Urticaria.

Nesselrode, altadeliges Geschlecht, welches vom Niederrhein ausgegangen ist, wo schon im 10. Jahrhundert einzelne Glieder desselben genannt werden. Die ältere Linie von N.-Landskron ward in der Person ihres Stifters Johann Salentin Wilhelm von N. 1710 in den Reichsgrafenstand erhoben, nachdem die jüngere von N.-Ehreshofen schon 1705 mit dem ungarischen Indigenat die ungarische Grafenwürde erhalten hatte. Jene ist gegenwärtig im Mannesstamm erloschen, diese ist in der preußischen Rheinprovinz begütert. Das berühmteste ihrer Glieder ist Graf Karl Robert von N., einer der bedeutendsten und einflußreichsten Diplomaten der Gegenwart, am 14. Dec. 1780 in Lissabon, wo sein Vater, Graf Max Julius Wilhelm Franz von N., damals russischer Gesandter war, geboren, widmete sich frühzeitig der diplomatischen Laufbahn und war zuerst 1802 bei der Gesandtschaft in Berlin, dann bei der in Stuttgart, 1805—1806 als Legationssekretär und Chargé d'Affaires im Haag, 1807 als Gesandtschaftsrath in Paris thätig. In dem Kriege Rußlands gegen Frankreich schloß er am 19. März 1813 zur Ergänzung des Vertrags von Kalisch nebst dem Baron Stein den Vertrag zu Breslau mit Hardenberg und Scharnhorst und am 15. Juni 1813 zu Reichenbach in Schlesien den Subsidienvertrag mit dem britischen Bevollmächtigten Lord Cathcart. Hierauf kam er auch mit Metternich über die wichtigsten Punkte des Bündnisses überein, welches am 9. September zu Teplitz zwischen Rußland und Oesterreich geschlossen wurde. In dem Feldzuge von 1814 folgte er dem Kaiser nach Frankreich und unterzeichnete am 1. März die Quadrupelallianz zu Chaumont. In der Nacht vom 30. zum 31. März schloß er im Verein mit den Grafen Orlow und Paar den Vertrag mit dem Marschall Marmont wegen Uebergabe der Stadt Paris ab. Auch sind von ihm alle damals von den verbündeten Mächten erlassenen Noten und Erklärungen, an deren Abfassung er den wichtigsten Antheil gehabt haben soll, sowie der pariser Friede

vom 30. Mai 1814 mit unterzeichnet. Auf dem Kongresse zu Wien war er einer der einflußreichsten Bevollmächtigten; auch war er ein thätiges Mitglied des Ausschusses, der die Abschaffung des Negersklavenhandels vorbereiten sollte. Er unterzeichnete ferner am 13. März 1815 die Achtserklärung der verbündeten Mächte gegen Napoleon und am 25. März den das Bündniß von Chaumont erneuernden Vertrag. Als einer der ausgezeichnetesten Diplomaten der heiligen Allianz begleitete er den Kaiser Alexander auf die Kongresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona. Auch unter Kaiser Nikolaus, der ihm dasselbe Vertrauen wie Alexander schenkte und ihm 1826 eine bedeutende Dotation verlieh, zeigte er sich als bewährten Staatsmann, der im freundschaftlichen Einvernehmen mit den hervorragendsten andern russischen Ministern und Würdenträgern auch in Friedenszeiten seinem Souverän zu nützen wußte. Mit ausgezeichnetem Geschick leitete er die wichtigen Verhandlungen mit dem britischen und französischen Kabinete in Beziehung auf Griechenland, sowie die mit der Pforte, welche er durch den Vertrag von Chunkiar-Skelessi am 8. Juli 1833 an das russische Staatsinteresse fesselte. Auch die Verhältnisse des persischen Reichs ordnete er mit dem günstigsten Erfolge, so daß Englands Eifersucht erwachte, zumal das Schicksal Polens und die Angelegenheiten Belgiens und der pyrenäischen Halbinsel eine diplomatische Kälte zwischen London und Petersburg herbeiführten. N. wußte jedoch auf eine äußerst geschickte Weise das frühere freundschaftliche Verhältniß wieder herzustellen und die durch die schroffe Stellung des französischen Ministeriums Thiers hervorgerufenen, den Frieden Europa's bedrohenden Gefahren zu beseitigen, indem durch den Traktat vom 19. April 1839 erst die belgischen Angelegenheiten vollständig und durch die Konvention zu London vom 15. Juli 1840 die türkisch-ägyptischen vorläufig Erledigung fanden, bis dann durch die Note vom 10. Mai 1841 zwischen den fünf Großmächten und dem türkischen Gesandten das letzte noch obwaltende Hinderniß der Beilegung der orientalischen Frage aus dem Wege geräumt wurde. Während der Jahre 1848 und 1849 wußte N. die auswärtige Politik Rußlands in einer zurückhaltenden Weise zu leiten, bis sich Gelegenheit bot, durch die Intervention in Ungarn Oesterreich an das russische Interesse zu knüpfen und der Revolution einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Auch wußte er die Verwirrung in den Donauprovinzen geschickt zu benutzen, um durch den Vertrag von Balta-Liman den russischen Einfluß zu erweitern. In der orientalischen Verwickelung 1853 galt N. für den Vertreter einer friedlicheren und gemäßigteren Politik. N. war erst Vicekanzler, dann Kanzler des russischen Reichs. Einige Zeit nach des Kaisers Nikolaus Tode zog sich N. von den Geschäften zurück.

Nesseltuch, ursprünglich ein aus den wie Flachs zubereiteten Stengeln der großen Nessel gewebtes leinwandartiges Zeuch, welches meist ungebleicht verbraucht wurde; jetzt Benennung der feinen und mittelfeinen und ungebleichten Batiste und Musseline.

Nesserland, hannöverische Insel in Ostfriesland, Amt Emden, vor dem Hafen von Emden, der letzte Rest eines im Dollart untergegangenen Landes, bildet eine mit niedrigen Dämmen umgebene Wiese, auf welcher die Einwohner einen Warf aufgeworfen haben, den sie bebauen. Der Damm, der die Insel mit dem Lande verbindet, wächst durch Anschwemmung immer mehr und trägt im Sommer schon Waagen und Pferde.

Neßmély, Dorf im tomorner Komitat in Ungarn, am rechten Donauufer, mit 1200 Einwohnern, berühmt durch seinen Wein, der nach dem Tokayer für den besten in Ungarn gilt. Hier starb Kaiser Albrecht II. 1439.

Nessonis, See in der Nähe des Penens, östlich von Larissa, ist im Sommer ganz wasserleer, füllt sich aber im Winter beim Anschwellen des Flusses; nach Leake jetzt Karatjair oder Marostimni.

Nessus, Centaur, welcher von Hercules (s. d.) am Flusse Evenus erlegt wurde.

Nest, vorzugsweise die von den Vögeln zur Ausbrütung ihrer Eier und Aufnahme ihrer Jungen aus welchen und biegsamen Stoffen bereitete Wohnung; s. Vögel.

Neste (*Nestes*), Fluß im französischen Departement Oberpyrenäen, entspringt in den Pyrenäen und wird durch Zusammenfluß des N. d'Aure und N. de Louro bei Aure gebildet, mündet oberhalb Montrejeau in die Garonne.

Nestel, dünn geflochtener lederner Riemen oder dergleichen Band, am Ende mit einem Stift oder einer biegbaren Einfassung versehen, um das Durchziehen zu erleichtern, wo es dann auch *Senkel* genannt wird. Daran knüpft sich der Aberglaube vom *Nestelknüpfen*, der vorgeblichen Kunst, vermittelst der Schürzung eines großen Knotens die Zeugungsfähigkeit zweier Ehegatten zu verhindern, oder auch andere ungewöhnliche Dinge zu bewirken, z. B. sich kugelfest zu machen, Gegenstände vor Entwendung zu sichern ꝛc. Das Nestelknüpfen wurde schon vor Erlassung des salischen Gesetzes für ein schweres Verbrechen erachtet, auf dem Koncil zu Regensburg ausdrücklich dafür erklärt und mit der Strafe der Enthauptung bedroht.

Nester, s. Lagerung.

Nestling, junger Vogel, der sich noch im Neste befindet; jeder jung aus dem Neste genommene Raubvogel, der zur Beize abgerichtet werden soll.

Nestor, Sohn des Neleus und der Chloris, aus dem messenischen Pylus, mit dem attischen Königsgeschlechte verwandt, vermählt mit Eurydice, der ältesten Tochter des Clymenus, und nach deren Tod mit Anaxibia, der Schwester des Agamemnon, war von allen seinen Geschwistern der Einzige, welcher der Vernichtung durch Hercules entging, weil er damals zu Gerena in Messenien erzogen wurde. Er ward Fürst von Pylus, wie auch der Thron Messeniens nach Ansterben der dortigen Herrscherfamilie an ihn überging. Als seine Heldenthaten werden genannt: seine Theilnahme am Kampf der Lapithen gegen die Centauren, an der kalydonischen Jagd und am Argonautenzug, sein siegreicher Kampf gegen die Arkadier und sein heuterelicher Rachezug gegen die

Eleer. An dem trojanischen Krieg, in welchen er schon dadurch verwickelt wurde, daß sein Sohn Antilochus einer der Freier der Helena war, nahm er durch Rath u. That hervorragenden Antheil. Eine Folge seines hohen Alters war seine Erfahrung, seine Weisheit und seine Gerechtigkeit. Auch zeichnete er sich durch große Redefertigkeit aus, welche ihm die Bezeichnung „der tönende Redner von Pylus" verschaffte. Nach Troja's Fall kehrte er glücklich nach Pylus heim, wo er im Kreise seiner Familie ein behagliches Alter verlebte.

Nestor, der erste russische Chronist, geboren um 1056 im südlichen Rußland, war Mönch im petscherischen Kloster in Kiew und † nach 1116. Außer den Lebensbeschreibungen einiger Aebte und Mönche seines Klosters schrieb er in russischer Sprache eine Chronik, welche für die Geschichte des Nordens von höchster Wichtigkeit ist. Er benutzte wahrscheinlich dabei gleichzeitige und frühere byzantinische Schriftsteller, alte Traditionen und andere uns unbekannte Quellen. Die Jahresangaben beginnen mit 852. Die Darstellung ist dem Geiste jener Zeit angemessen; fromme Betrachtungen und biblische Sprüche werden in die Erzählung häufig verwebt, die Personen meist redend eingeführt. Die Chronik ist später von Sylvester, Abt von St. Michael zu Kiew (bis 1123), und von zwei ungenannten Mönchen bis 1203 fortgesetzt, aber zugleich so entstellt worden, daß man jetzt über ihre ursprüngliche Gestalt und ihren historischen Werth ein sicheres Urtheil nicht fällen kann, bis kritische Untersuchungen ausgemittelt haben werden, wie viel von dem jetzt Vorhandenen N.s Eigenthum ist. Ein großes Verdienst um diese Chronik hat sich Schlözer durch seine Uebersetzung und Erklärung derselben erworben, die unter dem Titel „Russische Annalen" (5 Bde., Göttingen 1802—9; russisch von Zaxpkow, 3 Bde., Petersburg 1809—19) erschien, aber nur bis 980 reicht. Einen Auszug und eine Ergänzung der schlözerschen Arbeit enthält Josephs Müllers „Altrussische Geschichte" (Berlin 1812). Ein Stück des Originaltextes nach der puschkinschen Handschrift gab Timkowski (Moskau 1814) heraus; eine vollständige Ausgabe lieferte 1841 Pogodin. Auch N.s „Vitae Sanctorum venerabilium et Patrum nostrorum Peczericorum" (Kiew 1661; Moskau 1759) sind für die russische Geschichte nicht ohne Bedeutung.

Nestorianer, kirchliche Partei der orientalischen Kirche, welche sich in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts aus dem Streite des Nestorius (s. d.) mit Cyrill herausbildete und im Grunde auf der dogmatischen Ansicht der antiochenischen Schule beruhte. Indem die N. behaupteten, das Göttliche und das Menschliche habe auch nach der Vereinigung zu Einer Person sein eigenthümliches Wesen bewahrt, folgerten sie daraus, daß die sogenannte Menschwerdung des Logos undenkbar, die Uebertragung der wesentlich menschlichen Eigenschaften auf das Göttliche in Christo unstatthaft sey, daß daher auch nicht von den Leiden des Logos, von der Maria als Gottesgebärerin die Rede seyn, daß man vielmehr Maria nur als Christusgebärerin bezeichnen könne. Nachdem Nestorius, der Hauptvertreter dieser Ansichten, auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus 431 verdammt worden, entstand eine Spaltung zwischen der griechischen, antiochenischen und ägyptischen Kirche, indem die beiden ersten in der Verdammung Apollinarismus und Doketismus fanden, die ägyptische Kirche jedoch meinte, daß jene Kirchen bei der Trennung der Naturen im Logos nothwendig einen zweifachen Christus glauben müßten. Indessen trat der Bischof Rabulas von Edessa selbst zu Cyrill über und erhob sich gegen die Schriften des Theodorus von Mopsuestia, in denen er den eigentlichen Ursprung des Nestorianismus fand, und auch der Bischof Johann von Antiochien vereinigte sich mit Cyrill, als dieser ein von Theodoret entworfenes, im Wesentlichen antiochenisches Glaubensbekenntniß sanktionirte, in welchem er bekannte, daß zwei Naturen in Christus zur Einheit geworden seyen u. daß Maria Gottesgebärerin sey. Viele Aegypter fanden hierin nur das Bekenntniß des früher verurtheilten Nestorianismus, und viele syrische Bischöfe, die jetzt die unschuldige Verdammung des Nestorius bestätigt sahen, hoben die Kirchengemeinschaft mit Antiochien auf. Um die Verdammung doch zu rechtfertigen, verfälschten selbst Kirchenlehrer, wie Cassianus und Augustinus, die Lehre der N., welche auch in verfälschter Gestalt auf die folgende Zeit übergingen. Die syrischen Bischöfe wurden mit Gewalt genöthigt, den Kirchenfrieden zwischen Johann und Cyrill anzuerkennen; die, welche sich nicht fügten, wurden vertrieben, wie die Lehrer der theologischen Schule zu Edessa. Sie flüchteten nach Persien und gründeten unter Thomas Barsumas (489) die Separatkirche der chaldäischen Christen oder, wie sie in Ostindien heißen, der Thomas christen, die den Bischof von Seleucia und Ctesiphon zum Katholikos oder Jacelich ernannten. Bald verbreitete sich der Nestorianismus über ganz Persien und wurde die Ursache, daß in den fortwährenden Fehden der Perser mit dem oströmischen Reich auch die in Persien lebenden Christen stets Partei wider den Kaiser ergriffen. Unter dem Jacelich Babbäus, der 496 Primas der persischen Kirche wurde, geschah 499 auf einer Synode der wichtige Schritt der feierlichen Lossagung der N. von der orthodoxen Kirche, und auf einem Koncil zu Seleucia (500) wurde das Hauptdogma von den zwei Naturen Jesu in Einer Gestalt und von Maria als Christusgebärerin festgesetzt. Im 6. Jahrhundert verbreiteten sich die N. über Aegypten und Arabien, ja selbst über die Tataret, und gründeten endlich auch in Indien und in China Gemeinden. Sie bewahrten zugleich die Gelehrsamkeit der syrischen Kirche (ihre wichtigste Schule war zu Nisibis), und ihr eigentliches Verdienst ist, daß sie christliche Wohlthätigkeit und Bildung bis tief nach Asien verbreiteten. Auch der Mohammedanismus verdankt ihrem Einfluß seine Entstehung, wenigstens soll Mohammed seine ersten Anregungen von einem nestorianischen Mönche in Bosra empfangen haben. Dieser geheimnißvolle Zusammenhang mit den N.n bewog auch Mohammed und später Omar, mit ihrem Patriarchen Jesuzabes einen förmlichen Vertrag abzuschließen, der den N.n große Vorrechte ein-

räumte. Sie erlangten während der arabischen Herrschaft sogar hohe Stellen im Staate. Erst im 10. Jahrhundert änderten sich diese Verhältnisse. Unter dem Druck, den sie fortan zu erdulden hatten, erlag auch der wissenschaftliche Geist dieser Religionspartei des Orients. Bis ins 16. Jahrhundert verblieben die N. unter einem kirchlichen Oberhaupt. In Folge des Einflusses, den die römische Kirche auf sie erlangte, mit welcher sie schon die Päpste Innocenz IV. und Nikolaus IV. zu vereinigen versuchten, zerfielen sie 1551 über die Wahl eines neuen Jacelich, indem eine nicht geringe Anzahl den von Julius III. geweihten Bischof Johannes anzunehmen bereit war, ein anderer Theil seine Stimme einem gewissen Simeon Barmas gab. Die ersteren traten unter dem Einflusse des Erzbischofs von Goa, Alexis de Meneſis (Alexius Menezius), zur römischen Kirche über und bildeten die sogenannten unirten N., die man jetzt gewöhnlich chaldäische Christen nennt. Sie zählen etwa 90,000 Seelen, erkennen den päpstlichen Primat und die sieben Sakramente an, und ihr Patriarch hat seinen Sitz zu Diarbekr. Uebrigens haben sie ihr Hauptdogma beibehalten und beobachten den Ritus der griechischen Kirche. Die nichtunirten N. haben nur die Sakramente von Taufe, Abendmahl (in beiderlei Gestalt) und Priesterweihe; ihre Geistlichen dürfen sich verheirathen. Ihre Zahl beträgt etwa 70,000 Seelen. Die frühere wissenschaftliche Bildung ist jetzt ganz verschwunden. Die nestorianischen Mönche und Nonnen sind Religiose von der Regel des heiligen Antonius. Ihr Mittelpunkt ist das von Hormisdas, einem ihrer Heiligen, herrührende Kloster Hormoz. Die Gelübde sind nicht streng. Im Kloster beschäftigen sich die Mönche außer ihren religiösen Uebungen mit Handarbeit, während Laienschwestern für ihren Unterhalt sorgen, denn in mehren Klöstern leben Mönche und Nonnen, wenn auch in getrennten Zellen, zusammen. Fleischspeisen, auch Butter und Milch, dürfen nicht genossen werden. Die Tracht der Brüder besteht aus einem schwarzen Ober- und Unterrock. Das Haupt bedeckt ein blauer Turban. Die Nonnen u. Schwestern sind eben so gekleidet, nur legen sie statt des Turbans über den Kopf einen schwarzen Schleier.

Nestorius, Patriarch von Konstantinopel und Führer einer nach ihm benannten kirchlichen Partei (s. Nestorianer), war in Syrien geboren, hatte seine Bildung in Antiochien unter dem berühmten Bischof Theodorus von Mopsuestia erhalten und wurde 428, nachdem er in Antiochien Presbyter gewesen, wegen seiner Rednergabe und der Reinheit seines Wandels auf den Patriarchenstuhl berufen. Weil er in Uebereinstimmung mit dem Presbyter Anastasius das Göttliche und Menschliche in Christo schärfer trennte und deshalb auch die Jungfrau Maria nicht als Gottesgebärerin anerkennen wollte, kündigte ihm das von den Mönchen fanatisirte Volk die Kirchengemeinschaft auf. Für die ihm bei dieser Gelegenheit widerfahrenden Insulten entschädigte sich N., indem er die Mönche durchprügeln ließ und seine Gegner auf einer Kirchenversammlung als Ketzer anathematisirte. Bischof Cyrill von Alexandrien klagte darauf N. an, daß er die beiden Naturen in Christo zu zwei Personen mache und die wahre Gottheit Christi leugne, und auch der römische Bischof Cölestin verdammte seine Ansichten und ließ ihm nur die Wahl zwischen Exkommunikation oder Widerruf. Auf N.' Bitte berief darauf der Kaiser Theodosius ein allgemeines Koncil nach Ephesus (431), auf welchem N., aus politischen Rücksichten selbst von dem Kaiser, seinem Gönner, und seinen Freunden aufgegeben, als Häretiker abgesetzt wurde. Aus seinem Kloster zu Antiochia, wohin er sich zurückgezogen, auf die große Oase nach Aegypten verbannt, ward er durch einen Einfall barbarischer Völker auch von dort vertrieben und dem Elende preisgegeben. N. ertrug mit großer Seelenstärke sein Unglück, bis er endlich 440 n. Chr. den Mißhandlungen von Cyrills Kreaturen unterlag. Er hat selbst eine Geschichte seiner Schicksale geschrieben, die er das Trauerspiel seines Lebens nannte.

Nestroy, Johann, Schauspieler und dramatischer Schriftsteller, geboren zu Wien 1801, studirte die Rechte, gab sich aber mit Vorliebe der Musik und einem in seinem älterlichen Hause errichteten Liebhabertheater hin und widmete sich bald ausschließlich der Bühne. Im J. 1821 debutirte er am Hofoperntheater als Sarastro in der „Zauberflöte" so glücklich, daß er sogleich ein Engagement erhielt; da er aber nur wenig beschäftigt ward, so ging er als erster Baßist an das Theater zu Amsterdam, wo er in mehren komischen Rollen großen Beifall erntete. Seit 1824 machte er sich in Brünn als Baßist und Lokalkomiker einen Namen, ging aber 1826 nach Grätz, wo er seine Thätigkeit bald ausschließlich auf das komische Fach beschränkte. Im J. 1831 erhielt er ein Engagement für das Theater an der Wien zu Wien, und übernahm 1854 nach Karls Tode das Karlstheater. N. ist als Schauspieler ein derb komischer Charakterzeichner, dessen Figuren zwar nur den niederen Kreisen entnommen, aber höchst natürlich sind. Als Theaterdichter hat er eine eigene Bahn mit Glück verfolgt. Seine Stücke, die, zunächst auf den Geschmack des wiener Publikums berechnet, sich durch scenische Effekte, drastischen Humor und lebendiges Treiben auszeichnen, haben sich zum Theil, wie „Lumpacivagabundus", „Eulenspiegel", „Zu ebener Erde und im ersten Stock", „Der Talisman", auch auf auswärtigen Bühnen erhalten.

Nestved, Stadt auf der dänischen Insel Seeland, im Südwesten der Insel, in schöner Gegend an der Suſaue, mit einem Hafen in Karrebeksminde, Kornhandel und 2050 Einw.

Ne sutor ultra crepidam (latein.), Sprüchwort: der Schuster bleibe beim Leisten, der Schuster urtheile nicht über den Schuh hinaus, angeblicher Ausspruch des griech. Malers Apelles.

Netscher, Kaspar, ausgezeichneter Maler, geboren zu Heidelberg 1639, Sohn des Bildhauers Johann N., verlor sehr frühzeitig seinen Vater und wurde von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim, an Kindesstatt angenommen und von diesem zum Studium der Arzneikunde bestimmt, durch Neigung und Talent aber zur Malerei geführt. Er lernte bei de Koster, einem

Digitized by Google

Stilllebenmaler zu Utrecht, und bei G. Terburg zu Deventer und malte dann Vieles für Kunsthändler. Zu seiner weiteren Ausbildung wollte er sich nach Italien begeben, kam aber nur bis Bordeaux, wo er sich verheirathete, um sich im Haag niederzulassen, wo er neben Konversationsstücken besonders Porträte malte. In der treuen Nachahmung der Natur wetteiferte N. mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen. An seiner humoristischer Auffassung des Lebens der höheren Stände steht er Terburg und Dow am nächsten. Neben der graziösen Erfindung ist er besonders in der Darstellung der Gewandstoffe ausgezeichnet. Wer allen sind seine kleineren Kabinetsstücke ihrer Vollendung wegen geschätzt. In seinen historischen Bildern war er weniger glücklich. König Karl II. von England lud den Künstler ein, nach England zu kommen; doch hinderte diesen die Gicht an der Reise dahin. Er † den 15. Jan. 1684 und hinterließ den Seinigen ein mit dem Pinsel erworbenes Vermögen von 83,000 Gulden. In der dresdener Gallerie sind mehre Bilder von N., darunter die Kranke mit dem Doktor. Die münchener Pinakothek besitzt von N. eine Bathseba im Bade, wie ihr eine Alte den Brief überreicht. Andere werthvolle Werke N.s befinden sich in den Gallerien zu Berlin, Paris, Wien, Amsterdam, Florenz und Gotha. Zwei seiner Söhne, Theodor, geboren 1661 zu Bordeaux, † 1732 zu Husst, und Konstantin, geboren 1670 im Haag, † 1722, waren ebenfalls tüchtige Maler.

Nett, was reinlich und wohlgefällig ist, besonders von Kunstwerken, die sauber und korrekt gearbeitet sind.

Nette, preußischer Fluß, entspringt bei dem Weiler Lederbach im Kreise Altenau des Regierungsbezirks Koblenz, durchfließt ein 5 Meilen langes, sehr schönes und fruchtbares Thal und fällt Neuwied gegenüber in den Rhein.

Nettelbeck, Joachim, Bürger zu Kolberg, das Muster eines Patrioten von ächtem Biedersinn und wahrer aufopfernder Bürgertugend, war geboren den 20. Sept. 1738 zu Kolberg, wo sein Vater Brauer und Branntweinbrenner war, zeigte seit frühester Jugend eine ungemeine Neigung zum Schifferhandwerk und befuhr von seinem 15. Jahre bis zu seinem 45. fast alle europäischen Meere, die westindischen Gewässer und die Küste von Guinea. Zahllose Gefahren, die er in dieser langen Zeit bestanden, und sein weitgefelvolles Seefahrerleben hatten ihn zu einem Manne von Energie, Muth, Umsicht und Lebensklugheit gemacht, als er sich 1782 in seiner Vaterstadt Kolberg, um die er bereits bei der Belagerung im siebenjährigen Kriege sich sehr verdient gemacht hatte, als Branntweinbrenner niederließ. Er hatte sich 1762 verheirathet, doch bereitete ihm diese Ehe großen Kummer; er mußte Schande an seiner Frau, wie an der während seiner Jahre langen Abwesenheit von ihr geborenen Tochter erleben, während sein einziger Sohn ihm starb. Auch eine zweite Ehe, die er 1799 einging, mußte er lösen. Dagegen stand er bei seinen Mitbürgern in hoher Achtung und großem Ansehen und wurde durch das allgemeine Vertrauen Bürgerrepräsentant, welches Ehrenamt er bis zur Einführung der neuen Städteordnung 1809 bekleidete. In weiteren Kreisen bekannt ward er aber erst seit 1807, wo Kolberg von den Franzosen belagert wurde. Die Anstrengungen des beinahe 70jährigen Greises, sein Muth, seine Erfahrung, seine Rathschläge und seine Bereitwilligkeit, Alles dem allgemeinen Wohl zu opfern, geben ein herrliches Zeugniß dafür, was der edle und aufopfernde Gemeinsinn eines schlichten Bürgers zu leisten vermag. Im guten Einvernehmen mit der Bürgerschaft bildete er, in Verbindung mit seinem Freunde Schill, vom Anfang der Belagerung an durch Vorstellungen, Warnungen und selbst Drohungen der Geistesschwäche, Unentschlossenheit und dem vornehmthuenden Dünkel des Festungskommandanten, Obersten von Lucadou, gegenüber ein wirksames Gegengewicht, wodurch dieser zu Maßregeln, welche den Fall des Platzes verhüteten, gleichsam mit Gewalt gezwungen wurde. Seinem schriftlichen Gesuche beim Könige verdankte die Stadt die Zusendung eines neuen tüchtigen Befehlshabers, des Obersten Gneisenau, dem N. sofort als Bürgerrabitant zur Seite trat. Ihm wurde nun die Leitung der Ueberschwemmungen übertragen. Wenn bei stürmischem Wetter kein anderer das Boot setzen zu besteigen den Muth hatte, so war es N., der die Hülfe bringenden Schiffe in den Hafen geleitete. Als Pilot führte er namentlich das schwedische Kriegsschiff, welches die Belagerer in der Flanke und im Rücken zu beschießen bestimmt war, in die vortheilhafteste Stellung. Auch die Löschanstalten in der Festung standen unter seiner Aufsicht, und wo es galt, dem Feuer Einhalt zu thun, ließ er sich zu jeder Stunde und im dichtesten Kugelregen an der Spitze der Löschenden finden. Bei jedem Ausfalle war er in der Nähe, und den Fechtenden Munition und Erquickungen zuzuführen und die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Mehr als einmal kaufte er allen Brods- und Fleischvorrath in der Stadt auf, um die Krieger zu sättigen; er begleitete sie auf die gefährlichsten Posten und stimmte patriotische Lieder an, um ihren Muth zu beleben. Seine Meldungen an den Kommandanten waren stets die sichersten, und seine Angaben hinsichtlich der Vertheidigungsanstalten, wie sie sich in jedem Augenblicke nöthig machten, würden der Einsicht jedes Kriegers von Profession Ehre gemacht haben. Auf seinen Rath wurde eine Belagerungsmünze eingeführt, welche dem Verdienste sehr förderlich war. Seiner Vermittelung und seinem Einflusse gelang es, eine fast beispiellose Eintracht zwischen der Bürgerschaft und der Besatzung zu erzielen. Sein Beispiel und seine kräftigen Ermunterungen belebten den Muth und die Ausdauer seiner Mitbürger unter den vielfachsten Entbehrungen und den empfindlichsten Einbußen. So ausdauernde und beharrliche Anstrengungen verdienten es, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu werden, und wirklich in dem Augenblicke, wo am 2. Juli die Belagerer, nachdem sie sich der wichtigsten Außenwerke bemächtigt, einen allgemeinen Angriff unternahmen, der überall auflodernden Flamme kein Einhalt mehr zu thun war und die physischen Kräfte der Vertheidiger erschöpft schienen, traf die offe-

Digitized by Google

cielle Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen Waffenstillstande ein. N.s Name gehörte zu den gefeiertsten jener Tage. Der König von Preußen ertheilte ihm eine goldene Verdienstmedaille, gab ihm die Erlaubniß, die preußische Admiralsuniform zu tragen, und bewilligte ihm 1817, als er in seinen Vermögensumständen zurückgekommen war, eine lebenslängliche Pension von 200 Thalern. Bis an seinen Tod durch seinen lebenskräftigen Geist, seinen hellen Blick und seinen Gemeinsinn ein ehrwürdiges Denkmal Dessen, was deutscher Geist und Gesinnung in schlichter, aber markiger Gestaltung vermögen, † N. zu Kolberg am 19. Juni 1824. Seine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet, gab J. C. L. Haken heraus (3 Bde., Leipzig 1821—23; 2. Aufl. in einem Bande, das. 1845). Vgl. Neugebauer, Der alte Preuße oder der alte N., 2 Bdchn., Hannover 1824.

Nettesheim, Heinrich Cornelius Agrippa von, s. Agrippa 7).

Netto (ital.), d. i. das nach Abzug der Produktionskosten, Spesen ꝛc. Uebrigbleibende, dem Brutto (s. d.) entgegengesetzt. So versteht man unter Nettovertrag den Ertrag eines Grundstücks nach Abzug der Kosten der Gewinnung des Bruttoertrags, unter Nettopreis den Preis, wovon der Rabatt bereits abgezogen ist, oder bei welchem überhaupt kein solcher gegeben wird, unter Nettogewicht das Gewicht der bloßen und reinen Waare ohne Emballage ꝛc.

Nettolitz (Netolice), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Prachin, mit 2 Kirchen, Schloß, Kaserne, Spital mit Kapelle, Webereien, Gerbereien, Roßmärkten und 2500 Einw.

Netz, aus weiten Maschen bestehendes Gestrick, dessen man sich beim Fang von Fischen und Wild bedient (omentum, epiploon); in der Anatomie die eigenthümlichen Verlängerungen der die Unterleibseingeweide überziehenden Bauchhaut (s. Darm); in der Geometrie eine in eine Ebene gezeichnete Figur, welche die Oberfläche eines Körpers darstellt und so beschaffen ist, daß sie, um den Körper gelegt, denselben genau umschließt; bei der Land- und Feldmeßkunst die im Innern einer anzunehmenden Gegend mit zuverlässigen Instrumenten genau bestimmten Punkte und ihre durch gerade Linien angegebenen Entfernungen von einander; in der Perspektive die konzentrisch gezogenen Kreislinien und schiefen Linien, welche letztere als Radien jener zu betrachten sind; bei Landkarten die einander durchkreuzenden Parallel- und Meridiankreise, in welche die Länder und Orte eingezeichnet werden; auf Zeichnungen in gleichen Entfernungen gezogene und einander rechtwinkelig durchschneidende gerade Linien zur Erleichterung des genauen Nachzeichnens.

Netze, schiffbarer Nebenfluß der Warthe, entspringt aus einem See bei Brdow im Polnischen, tritt in den preußischen Regierungsbezirk Bromberg, fließt in nordwestlicher Richtung durch den Tirlongsee über Pakosc bei Bartschin vorbei nach dem Pinnensee, durchfließt diesen, wendet sich über Labischin und Kronatzewo nach Nakel, wo sie schiffbar wird und den bromberger Kanal speist, durch welchen sie mit der Weichsel in Verbindung steht. Nachdem sie bei Filehne in die Provinz Brandenburg getreten, fällt sie bei Zantoch (zwischen Driesen und Landsberg) in einer Breite von 300 Fuß in die Warthe. Ihr Flußgebiet beträgt 253 □Meilen. Sie läuft überall durch flache, früher sehr sumpfige, mit Torf- u. Moorboden besetzte Gegenden (die Netzebrüche), die größtentheils urbar gemacht und in fruchtbare Kolonien verwandelt worden sind.

Netzdistrikt, von 1772—1807 der durch die erste Theilung Polens außer Westpreußen an Preußen gekommene, der Länge nach von der Netze (s. d.) durchströmte Theil von Polen, umfaßte einen Flächenraum von 139 (170) □Meilen mit 180,000 Einw. und bildete ein besonderes Departement von Westpreußen. Durch den Frieden von Tilsit mußte Preußen fast den ganzen N. an das Herzogthum Warschau abtreten, erhielt ihn aber 1815 durch den zu Wien am 3. Mai mit Rußland abgeschlossenen Vertrag wieder. Jetzt ist der kleinere Theil desselben dem Regierungsbezirk Marienwerder und der größere dem Regierungsbezirk Bromberg zugetheilt.

Netzflügler, Insektenordnung, s. v. a. Neuropteren.

Netzhaut, s. Auge.

Netzschkau, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Plauen, mit Schloß, Kirche, Rittergut, Weberei, Ziegelei, Papiermühle und 2000 Einwohnern.

Neualbion, früher Benennung des von Franz Drake 1578 entdeckten und von den Briten in Anspruch genommenen Theils der Westküste Nordamerika's, der 1824 von den Vereinigten Staaten besetzt, diesen 1846 förmlich abgetreten wurde und jetzt zum Oregengebiet gehört.

Neualmaden, Ort im nordamerikanischen Freistaat Kalifornien, einige Meilen von San-Francisco, berühmt durch seine reichen Quecksilbergruben, die jährlich 24,000 Ctr. liefern, womit wenigstens 1600 Ctr. Silber gewonnen werden können.

Neuarchangel (Neuarchangelsk), Stadt auf der russisch-nordamerikanischen Nordwestküste, am Norfolksunde auf der Insel Baranow, seit 1804 Hauptort der russischen Niederlassungen daselbst, verdankt ihre Gründung und ihren gegenwärtigen Flor der Anregung Krusensterns, hat gegen 2000 Einwohner, ist durch ein Fort und mehre Blockhäuser geschützt und unterhält einen wichtigen Handel mit den Südseeinseln, Ostindien, China und neuerlich auch mit dem britischen Nordamerika.

Neubeck, Valerius Wilhelm, deutscher Dichter, geboren den 29. Jan. 1765 zu Arnstadt, erhielt seine erste Bildung in der Schule seiner Vaterstadt und auf der Ritterakademie zu Liegnitz und widmete sich dann zu Göttingen und Jena dem Studium der Medicin. Er lebte darauf einige Zeit als praktischer Arzt zu Liegnitz, erhielt dann die Stelle eines Kreisphysikus zu Steinau in Niederschlesien und später den Hofrathscharakter. Nachdem er 1823 die erbetene Entlassung erhalten, lebte er zu Steinau, dann zu Waldenburg und Altwasser, wo er den 20. Sept. 1850 †. Unter N.s Gedichten steht sein Lehrgedicht: „Die Gesundbrunnen" (Bresl. 1795, neue

Aufl., Leipz. 1809) unstreitig oben an. Eine Fülle von klarer Erkenntniß der Natur und meisterhafte Beherrschung des Stoffes stellen dies Gedicht an die Seite der besten philosophisch-didaktischen Poesien. Manches Anerkennungswerthe enthalten auch seine kleineren „Gedichte" (Liegnitz 1792).

Neubelgien, Name der von 1614 an am Hudsonstrom in Amerika angelegten holländischen Kolonien, welche 1664 den Holländern von den Briten entrissen wurden, worauf Newyork und Newjersey daraus entstanden.

Neuber, Friederike Karoline, deutsche Schauspielerin, welche sich um die Hebung ihrer Kunst in Deutschland ausgezeichnete Verdienste erworben hat, war um 1700 zu Reichenbach geboren, wo ihr Vater Weißenborn die advokatorische Praxis trieb. Die üble Behandlung, die sie von ihrem Vater zu erdulden hatte, soll sie veranlaßt haben, mit ihrem Geliebten, dem Gymnasialschüler J. Neuber, 1718 zu einer Schauspielertruppe, welche damals in Weißenfels spielte, zu treten, wo sich ihr Talent äußerst schnell entwickelte. Als jene Schauspielergesellschaft in Verfall gerieth, ordnete und vermehrte sie dieselbe und ging mit ihr 1728 nach Leipzig. Als Direktrice dieser Truppe zog sie die besten Talente an sich heran und wußte mit ihnen für die damalige Zeit Außerordentliches zu leisten. In die Ideen Gottscheds eingehend, der sich damals zum Diktator der schönen Literatur aufwarf und seine und seiner Freunde Stücke durch sie auf die Bühne brachte, half sie ihm 1737 den Hanswurst, der bis dahin auf der deutschen Bühne eine Hauptrolle gespielt, stürzen. Ein Ruf nach Petersburg, den sie 1740 annahm, brachte ihr nur Nachtheil. Als sie nach Leipzig zurückgekehrt war, gesellte sie sich den Gegnern Gottscheds zu, allein die Zeit ihres Glanzes war vorbei, und ihre Gesellschaft löste sich bald ganz auf. Sie † in Dürftigkeit den 30. December 1760 im Dorf Laubegast bei Dresden. Hier setzten ihr einige Kunstfreunde 16 Jahre später ein Denkmal, das bei Gelegenheit einer durch Ed. Devrient am 17. Sept. 1852 veranstalteten Gedächtnißfeier erneuert wurde. Von ihren Vorspielen u. Schäferspielen sind einige gedruckt worden.

Neublau, s. Sächsisches Blau.

Neubrandenburg, Stadt im mecklenburg-strelitzischen Kreis Stargard, die schönste u. größte Stadt des Landes und Vorderstadt des Kreises auf den Landtagen, am nördlichen Theile des Tollenssees, ist regelmäßig gebaut, fast zirkelrund, mit Wällen und Mauern umgeben, hat 4 ausgezeichnet schöne alte gothische Thore, 44 gerade und breite Straßen, einen schönen Marktplatz, 2 Kirchen, von denen die Marienkirche aus dem 13. Jahrhundert neuerdings restaurirt wurde, ein großherzogliches Palais, ein Schauspielhaus, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Mädchen- u. eine Armenschule u. 7500 Einw., die Handel mit Tabak, Häuten, Lumpen, Papier u. Pferden treiben. Man findet hier auch Fabriken in Tabak, Karten, Leim, Papier, chemischen Waaren, Tuch; Seifensiedereien, Lohgerbereien, Färbereien, 2 Buchdruckereien und 2 Buchhandlungen, eine Kunsthandlung. Nach Güstrow hat N. den größten mecklenburgischen Wollmarkt, sowie besuchte Pferderennen. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt das großherzogliche Lustschloß Belvedere, mit der schönsten Aussicht in Mecklenburg. N. wurde 1248 von Markgraf Johann I. von Brandenburg gestiftet und kam 1292 an Mecklenburg. Im 30jährigen Kriege litt die Stadt viel, wurde von beiden kriegführenden Theilen besetzt und am 9. März 1631 von Tilly erstürmt.

Neubraun, ausgezeichnet gute braune Farbe, blausaures Kupferoxyd, das durch blausauern Kalk und mit 10 Theilen destillirten Wassers verdünntes salzsaures Kupfer gefällt, mit kaltem Wasser ausgewaschen und an der Luft getrocknet wird, wird zu Oel-, Firniß-, Leim- und Wassermalerei gebraucht, gibt mit Weiß haltbare Nüancen von Lila, mit Berlinerblau ein schönes Lila.

Neubraunschweig, Gouvernement im britischen Nordamerika, früher ein Theil der Provinz Neuschottland und bis 1783 die Wildniß Neuschottlands genannt, wird im Norden durch die Chaleursbai und den Ristigouchafluß von Canada, im Osten vom Lorenzbusen und der Northumberlandstraße, im Süden von der Fundybai und dem Isthmus von Chignecto, im Westen vom Staate Maine begrenzt und umfaßt nach Bauchette einen Flächenraum von 1475 □Meilen. N. ist ein fast noch ganz rohes, doch viel versprechendes Land und besteht im Allgemeinen aus wellenförmigen Erhöhungen, die sich hier bis zu Bergen erheben, dort sich zu Thälern und Niederungen abdachen, von zahlreichen Seen u. Flüssen durchschnitten werden. Die Küsten sind größtentheils hoch und felsig, längs der Fundybai sehr ausgezackt und im Rücken des Küstenstrichs mit vielen fruchtbaren Ebenen u. Thälern abwechselnd. Am südlichen Ufer des Ristigoucha ziehen sich die niedern Ausläufer der aus Untercanada kommenden Albanykette hin und verbreiten sich in abgesonderten Höhenzügen durchs Land. Im Innern ziehen sich die Greenlaw Mountains hin, auf denen 1828 ein vulkanischer Ausbruch Statt gefunden haben soll. Alle diese Bergzüge erreichen nirgends über 3000 Fuß Höhe und sind im Innern des Landes mit dichten Waldungen bedeckt. Die Küste längs dem Lorenzbusen ist niedrig und sandig und mit ausgedehnten Marschen, tiefen Moorgründen und langen Sandgestaden eingefaßt. Die Küstenlinie der prächtigen, 85 Meilen langen und 16—30 Meilen breiten Chaleursbai gleicht der Golfküste, hat jedoch an einigen Stellen senkrechte Felsenklippen von nicht unbedeutender Höhe. Der Norden der Provinz besteht aus Hochebenen, die sich bis 300 Fuß über den Wasserspiegel erheben. Nach Nordwesten zu verflacht sich das Land immer mehr, und die ganze Strecke bis zu den Quellen des Ristigoucha ist eine schöne, offene, fruchtbare Hochebene, die bis jetzt nur theilweise den Ufern des Flusses entlang kultivirt ist. Die Küste an der Fundybai bietet fast nur nackte Felsen, ist aber wegen der Nähe der Hauptstadt sorgfältig angebaut und gewährt landeinwärts einen freundlichen Anblick. An Landseen ist N. außerordentlich reich; der bedeutendste ist der Grand Lake oder Frenenfe von 30 Meilen Länge. Der Hauptfluß des Landes ist der St. John, welcher im Staate Maine aus dem St. Johnssee entspringt, durch Untercanada strömt, in N., nachdem er eine Anzahl kleiner Flüsse in sich aufge-

nommen, die großen Fälle bildet, nach der Einmündung des Swan sich nach Süden wendet und durch eine breite Mündung der Fundybai zueilt. Den Nordwesten der Provinz bespült der Ristigoucha (Ristigouche), der auf seinem 220 Meilen langen Laufe in N. den Mogabach, Gaguchigaouway und Upsalguisch empfängt und an seiner Einmündung in die Chaleursbai einen sehr geräumigen Hafen bildet. Der Hauptstrom der östlichen Distrikte ist der stattliche Miramichi, welcher wegen des bedeutenden Handels, den seine kühnen und unternehmenden Anwohner mit Bauholz u. dem Ertrag der Fischerei treiben, von großer Wichtigkeit ist. An seiner Mündung in den Golf St. Lorenz bildet er eine geräumige Bucht mit mehren Inseln und bis über 30 Meilen aufwärts einen Kanal für Schiffe von 700 Tonnen Last. In die Northumberlandstraße münden der Black River, dessen Mündung einen sichern Hafen bietet, der Richtbucto, welcher 22 Meilen aufwärts für große Seeschiffe fahrbar ist, und eine Menge kleinerer Ströme; in die Fundybai außer dem St. John der Aulac und Tantamar, der Scodie und mehre kleinere Flüsse. Eine große Anzahl von Inseln liegen an der Küste und in den Buchten von N. zerstreut, von denen Grand Manan u. Deer Island, am Eingang der Fundybai, die bedeutendsten sind. Obgleich N. mit Frankreich unter gleicher Breite liegt, ist es doch weit kälter und rauher, als Deutschland, und der Winter 5—6 Monate anhaltend. Der Frühling tritt plötzlich ein und hält kaum einige Tage an; der Sommer ist in der Regel sehr heiß. Die Ostküste erscheint meist in Nebel eingehüllt, im Innern des Landes hingegen herrscht gewöhnlich heitere Luft. Der Herbst ist die angenehmste Jahreszeit; der Winter beginnt im November mit Schnee u. Eis; Ostwinde sind vorherrschend. Das Land ist übrigens ungemein gesund und wird es noch mehr werden, wenn die Wälder erst gelichtet und die Marschen und Sümpfe längs den Flüssen ausgetrocknet sind. Auszehrung u. Rheumatismen sind die vorherrschenden Krankheiten; kalte und Wechselfieber hingegen sind fast gänzlich unbekannt. Die Naturprodukte N.s sind ganz die von Untercanada. Kiefern, Lärchen, Sprossen- und Schterlingstannen, Föhren, Pappeln, weißer und Zuckerahorn, Buchen, Eschen, Birken, Ulmen und weiße und rothe Eichen bilden den Stolz der unermeßlichen Waldungen, in denen man noch das Elenn-, das Muselthier, den kanadischen Hirsch, den Carcajou, den Landbär, den Waschbär oder Raccoon, das Opossum, den Luchs und die Bergkatze, Wölfe, Füchse, Marder und Wiesel findet; Fischottern u. Biber sind an allen Flüssen, die wie das Meer reich an allerlei eßbaren und wohlschmeckenden Fischen sind, und der Golf sowohl, als die Northumberlandstraße u. die Fundybai liefern Stockfische, Dorsche und Häringe. Die Flüsse u. Landseen sind vorzüglich reich an Weißfischen, welche einen Hauptausfuhrartikel des Landes mit ausmachen. Die meisten Vögel der Canada's findet man auch hier, u. alle unsere Haustiere sind in N. vollkommen eingebürgert. Längs den Küsten des Golfs u. der Chaleursbai herrscht der graue Sandstein und Thonschiefer vor, an der Südküste Kalkstein, Grauwacke und Thonschiefer mit Sandstein. Eisenerz trifft man im Ueberfluß, auch Kupfer, Bleierz und Braunstein. Gyps, Schleif- und Mühlsteine sind in der Nähe der Chignectobai in unerschöpflicher Quantität vorhanden; Salzquellen gibt es in Menge, auch wurden in letzter Zeit einige schwefelhaltige Quellen entdeckt. Weit verbreitete Steinkohlenlager, die nur wenige Fuß unter dem Niveau des Wassers liegen, wurden am Gestade des Grand Lake aufgefunden, und ein noch reicheres wurde vor Kurzem am Ufer des Salmon River eröffnet. Eigentliche europäische Kultur hat erst im Süden der Provinz begonnen. Die Ansiedler bauen Weizen, Roggen, Gerste, Mais, Hafer, Erbsen, Flachs und etwas Hanf, Kartoffeln, Bohnen und die gewöhnlichen europäischen Gartengewächse. Baumfrüchte werden nur wenig gebaut. Die Viehzucht ist beträchtlich. An Manufakturen dagegen ist noch nicht zu denken. Der Ertrag der Fischereien beläuft sich im Durchschnitt auf 2 bis 300,000 Dollars. Der Handel wird äußerst schwunghaft betrieben und beschäftigt jährlich gegen 3000 Schiffe von circa 310,000 Tonnen. Die Ausfuhr beruht auf Fischen, Holz und Holzprodukten, einigen Häuten und Pelzwerk. St. John und St. Andrew sind die beiden Haupteinfuhrhäfen der Provinz; von der Passamaquoddybai aus wird Schleichhandel mit den Nordamerikanern unterhalten. Der Handel im Innern des Landes wird, obgleich bereits einige Straßen das Land durchschneiden, auf den Flüssen betrieben. Die Bevölkerung des Gouvernements, 1812 erst 40,000 Seelen betragend, belief sich 1848 bereits auf 208,012 Seelen. Der Stamm sind die Loyalisten der Vereinigten Staaten, sowie einige Nachkommen der alten Arkadier; die Mehrzahl besteht gegenwärtig aus Anglo-Amerikanern, Engländern, Schotten und Iren, sowie einigen deutschen und französischen Familien. Die Landessprache ist die englische. Indianer, vom Stamme der Algonkins (Mikmaks und Millikates), leben nur noch gegen 1800 in eigenen Dörfern im Innern des Landes von Jagd u. Fischerei, und es sind ihnen 61,000 Acres Land vorbehalten worden. Die herrschende Kirche ist die der Episkopalen, doch findet man auch Presbyterianer, Katholiken, Kongregationalisten, Lutheraner und Methodisten. Für den Schulunterricht ist in den letzteren Jahren sehr viel gethan worden; in den meisten Distrikten sind Elementarschulen errichtet, und unter dem Schutze Sir Howard Douglas' wurde ein vortreffliches Kollegium gegründet. Die Verfassung weicht nur in sofern von der von Ober- und Untercanada ab, als dem Lieutenant-Gouverneur ein aus 12 Mitgliedern gebildeter Exekutivrath zur Seite steht. Die gesetzgebende Versammlung oder das Parlament besteht aus einem Oberhaus, vom König (oder der Königin) ernannt, und der Generalversammlung oder dem Unterhaus (House of Assembly) mit 28 Mitgliedern, die durch freie Wahl von den Freeholders gewählt werden. Der Lieutenant-Gouverneur repräsentirt die Person des Königs, steht aber in Militärangelegenheiten unter dem Gouverneur von Canada. Die Gerichtsverfassung ist nach der des Mutterlandes gemodelt. Der oberste Gerichtshof besteht aus einem Oberrichter und 3

Digitized by Google

andern Richtern; außerdem gibt es Kanzleigerichte, ein Court of Common pleas, einen Vice-Admiralitäts-Gerichtshof, Kantons- und Erbschaftsgerichte, sowie Friedensrichter und Juryś. Die Finanzen der Provinz sind gut geordnet. Die Einkünfte fließen aus den Abgaben, die in den verschiedenen Häfen auf die Einfuhr von Gütern erhoben werden, und beliefen sich 1848 auf 81,947, die Ausgabe auf 119,322 Pfund Sterling. Die Krone unterhält in N. nur eine geringe Anzahl reguläres Militär; die Miliz hingegen besteht aus mehr als 12,000 Mann. N. zerfällt in die Kantons: York, Charlotte, Sunbury, Queens, Kings, St. Johns, Westmoreland, Gloucester, Kent und Northumberland. Hauptstadt ist Fredericktown, 18 Meilen von der Mündung des St. John, Sitz der Regierung, des Parlaments und des englischen Bischofs, mit dem Kingscollege und 5000 Einw. Die größte Stadt und der bedeutendste Handelsplatz ist aber St. John, an der Mündung des St. John in die Fundybai, mit vortrefflichem Hafen, hübsch gebaut, mit 14,000 Einwohnern und regelmäßigem Dampfschifffahrtsverkehr mit Portland in Maine. St. Andrew, auf einer vom St. Croixfluße und von der Passamaquoddybai gebildeten Landzunge, hat einen der besten Häfen in Amerika, ein Gymnasium, eine Bank, 6000 Einw., ansehnlichen Holzhandel und scheint sich zu einer bedeutenden Handelsstadt emporheben zu wollen. Von dort beginnt die St.-Andrews-, Woodstock- und Quebec-Eisenbahn, welche die Fundybai mit dem St. Lorenz verbinden wird. N. galt sonst als Theil des französischen Akadien, kam 1763 an die Briten, wurde zu Neuschottland gezogen und erst 1783 von demselben abgetrennt. Das Land verdankt seinen Aufschwung den hohen Eingangszöllen, welche England 1809 auf baltisches Holz legte.

Neubreisach, Stadt im französischen Departement Oberrhein, Bezirk Kolmar, befestigt nach Vaubans Manier und als reguläres Achteck mit abgerückten Bastions (Kontregarden) schön und regelmäßig gebaut, hat 2500 Einw. Dicht am Rhein, etwa 1000 Schritte von der Festung entfernt, liegt das Fort Mortier, ein unregelmäßig bastionirtes Viereck von 3 Fronten mit Ravelins. N. ward 1699 von Ludwig XIV. Altbreisach, das damals an Deutschland zurückgegeben ward, gegenüber befestigt und hat noch keine Belagerung erfahren.

Neubritannien, australischer Archipel, durch die Dampiersstraße von der Ostküste Neuguinea's getrennt, um 5° südl. Br. und 16° östl. L. gelegen, mit einem Areal von etwa 1000 □M., besteht aus dem eigentlichen N. (von den Eingebornen Birara genannt), Neuirland (bei den Eingebornen Tombara), Neuhannover und mehren anderen kleineren Inseln und ist einer der schönsten und bevölkertsten Archipele in Polynesien. Die meisten Inseln sind vulkanischer Natur und hoch, u. es finden sich noch einige thätige Vulkane; die Berge sind meist bis zum Gipfel mit Wald bedeckt. Der Strand ist niedrig und flach und hat viele Einschnitte, welche gute Häfen bilden. Alle kleineren Inseln sind mit Korallenriffen umgeben und mehre von ihnen auf solchen Riffen entstanden, während man bei den größeren Inseln noch deutlich die Spuren vulkanischer Revolutionen bemerkt. Das Klima ist das der Tropen. Der Pflanzenreichthum dieser Inselgruppe ist sehr groß, Palmen findet man in Menge und von stattlicher Größe; auch wachsen hier Pisang-, Gummi-, Teak-, Drachenblut-, Brodfrucht-, Muskatnußbäume, Aloe, Betel, Ingwer, Pfeffer, Zuckerrohr, Bambus ꝛc. Von Thieren gibt es wilde Schweine, Hunde und Fledermäuse, Papageien, Krähen, Amseln, Tauben und viele kleinere Vögel, Kaimane, Eidechsen, Schlangen, Schildkröten, Ameisen, Spinnen, Skolopender, Leuchtkäfer, Muscheln, Weichthiere ꝛc. Die Einwohner gehören zum Stamm der Papuas, stehen auf niedriger Kulturstufe, sind fast ganz unbekleidet, feindselig gesinnt gegen Fremde, mit Speeren, Keulen und Schleudern bewaffnet. Sie treiben hauptsächlich Fischfang, doch auch etwas Feldbau. Die Hauptinsel, das eigentliche N., 1699 von Dampier entdeckt, wird durch die Dampiersstraße im Südwesten von Neuguinea, durch den Dampierskanal im Nordosten von Neuirland getrennt, ist sehr gebirgig, der Strand mit Gruppen von Kokospalmen besetzt, unter denen die Hütten der Eingebornen stehen, fruchtbar u. gut bewässert. Um die Insel herum liegen kleinere Inseln und Inselgruppen, in der Dampiersstraße Saint-Roche und die kleinen, aber waldreichen Isles Basses an der Nordküste, Vulcano mit einem noch thätigen Vulkan, die Isles Françaises, die Villaumezinseln, im St. Georgskanal die Herzog von Yorkinsel, reich an Wald und gut bewässert. Neuirland, von Schouten und le Maire zuerst gesehen, ist schmal, am südlichen Ende aber breiter, als am nördlichen, und durch die Byronsstraße von Neuhannover getrennt, am Gestade sandig, im Inneren gebirgig, gut bewässert und sehr fruchtbar. Es ist umgeben von den Inseln Saint-Jean, gut bewaldet und bewohnt, Dralson, Anton Cave, Gerardde Nys, den Fischersinseln, du Maufolée, den Portlandislands, Sandwich und Wallis oder Kokos. Neuhannover, von Carteret als eigene Insel erkannt (1767), nordwestlich von Neuirland, von welchem es die Byronsstraße trennt, mit hohen Bergen im Innern, fruchtbar und wohl angebaut, hat die civilisirtesten Bewohner dieser Gruppe. Nördlich liegen die Inseln Squally und Matthews. Zu der Gruppe werden von Einigen noch gerechnet die Admiralitätsinseln (s. d.), die Anachoreten, von Bougainville und d'Entrecasteaux entdeckt, die Hermiten, von Bougainville und d'Entrecasteaux entdeckt, mehre kleinere niedrige, aber bewohnte Inseln, die niedrigen Inseln (s. d.), von Bougainville entdeckt. Im Westen von ihnen liegen noch die Ellande Durour, niedrig, aber gut bewaldet, und Mattys. Gewöhnlich hält man Dampier für den Entdecker dieses Archipels, indem er die größte Insel desselben 1699 auffand und ihr den Namen N. ertheilte.

Neubritannien, sonst Bezeichnung der beiden Canada, Neuwales u. der anderen brittischen Besitzungen auf dem nordamerikanischen Kontinent.

Neubruch (Rodeland, Neuland), in Ackerland verwandeltes Land, welches früher ent-

weder wüst lag, od. als Wiese, Weide, Holzung u. benutzt ward.

Neubuckow, Stadt im mecklenburg-schwerinischen Kreis Mecklenburg, hat 8 Straßen und Gassen, 3 Thore, eine gothische Kirche, ein Amthaus, verschiedene Gewerbe und 1800 Einw.

Neuburg, Hauptstadt des ehemaligen reichsunmittelbaren Fürstenthums N., im bayerischen Kreise Schwaben und Neuburg, an der Donau, mit einer Brücke über dieselbe, ist Sitz des Appellationsgerichts für den Regierungsbezirk, eines Landgerichts, der Donaumoosinspektion und Postverwaltung, hat 2 Vorstädte, ein königliches Schloß mit Garten, großem Saal und Altertumskammer, ein Zeughaus mit alten Rüstungen, 3 Kirchen (darunter die Stiftskirche mit Gnadenbild), ein Rathhaus, eine Kaserne, ein Theater, 8 Benefizien, einen Konvent der Barmherzigen, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, Gymnasium, eine lateinische Schule, ein Studentenseminar, adeliges Kollegium, ein Krankenhaus, Waisenhaus, Lazareth, Pfand- u. Leihhaus u. 7500 Einw., die Fayence- und Steingutfabrikation, Salpetersiederei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei u. viel Feld-, Garten- u. Obstbau treiben. In der Nähe liegen die Lustschlösser Grünau und Peyelheim, die Burg Altenburg und das Dorf Oberhausen, bei dem das Denkmal des hier gefallenen Latour d'Auvergne steht. N. war 772 Sitz eines Bisthums und Grafschaft u. kam bald an Otto den Erlauchten von Bayern. Im J. 1800 wurden hier die Franzosen geschlagen. Das ehemalige Fürstenthum, mit 50 □M. getrennt liegender Besitzungen und gegen 100,000 Einwn., wurde nach langwierigen Kämpfen 1503 nebst Sulzbach von Bayern an die Pfalz abgetreten und seitdem die junge Pfalz genannt. Bei der Theilung des Landes nach dem Tode des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken 1569 kam es an dessen ältesten Sohn Philipp Ludwig, welcher der Stifter der Linie Pfalz-N. wurde, die 1685 in Kurpfalz succedirte, aber 1742 mit dem Kurfürsten Karl Philipp erlosch. Das Fürstenthum ging nun als Erbe auf die Linie Pfalz-Sulzbach über, bei deren Erlöschen mit dem Tode des Kurfürsten Karl Theodor 1799 es an die Linie Pfalz-Zweibrücken fiel. Nunmehr zu Bayern gehörig, kam 1802 ein kleiner Theil davon an das neugeschaffene Kurfürstenthum Salzburg, mit diesem 1810 aber wieder an Bayern. Bei der neuen Landeseintheilung 1837 wurde es mit Schwaben zu Einem Regierungsbezirk vereinigt.

Neudamm, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, an der Mietzel und an einem See, hat Wälle, Gräben, eine Kirche, ein Armenhaus, Stadtgericht, Justizamt, Steueramt, eine Post, Tuch-, Wollzeuch-, Strumpf- und Hutfabriken, Papiermühle und 3500 Einw.

Neudeck, Bergstadt im österreich.-böhm. Kreis Elnbogen, an der Rohla, hat 2 Schlösser, eine Pfarrei, Zinn- und Eisenbergwerke, 3 Eisenwerke, 5 Draht- u. 4 Mahlmühlen, einen Blechhammer, Papiermühlen, Spitzenklöppelei u. Spitzenstickerei und 2000 Einw.

Neudenau, Stadt im badischen Unterrheinkreis, an der Jart, Residenz des Grafen Leiningen-N., hat ein Schloß mit Park, eine Kapelle des heiligen Gangolf, einen Eisenhammer, eine Heilquelle für Pferde und 1350 Einw.

Neudietendorf, s. Dietendorf 2).

Neue Hebriden, s. v. a. Heiligen-Geists-Archipel.

Neuenbürg, Oberamtsstadt im württembergischen Schwarzwaldkreis, an der Enz, mit Schloß, Schloßruine, lateinischer Schule, Sensenfabrik, Löffelfabriken, Gerbereien, Holzhandel, Exgruben und 1700 Einw.

Neuenburg (Neufchatel, Neuchatel), der 21. Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft, grenzt gegen Westen und Nordwesten an Frankreich, gegen Norden und Nordosten an den Kanton Bern, gegen Südosten an den Neuenburgersee und gegen Süden an den Kanton Waadt und hat einen Flächeninhalt von 13,22 □M. mit 73,000 Einw., meist Reformirten. Der Kanton hat eine längliche, ziemlich regelmäßige Gestalt und ist etwa 10—12 Stunden lang und 3—5 Stunden breit. Wellenförmige Bergrücken mit reizenden Thälern, die voll der fruchtbarsten Wiesen, Getreidefelder und Obstpflanzungen sind, durchziehen das mit freundlichen, reinlichen Dörfern besäete Ländchen. Die Höhenzüge kommen vom Kamm des westlichen Jura her. Die höchsten Gipfel sind: der Chasseral und Chasseron an der Grenze, der Creux de Vent, ein merkwürdiges Felsenamphitheater (4513 Fuß hoch), der Raine (4439 Fuß hoch), der Tête de Rang (4484 Fuß hoch) und der Serrolitet (2791 Fuß hoch). Die Höhen der Berge sind nicht fruchtbar, zum Theil rauh und wasserarm; die Fruchtbarkeit des Bodens ist mehr Folge der Kunst u. des Fleißes. Der Doubs ist der Grenzfluß gegen Frankreich. Die Reuse entspringt im Val Travers und stürzt sich in den Schlund von Champ de Moulin, erscheint dann oberhalb Boudry wieder und fällt unterhalb Cortaillod in den Neuenburgersee. In denselben bei Neuenburg fällt der vom Chasseral kommende Seyon, nachdem er das Val de Ruz durchflossen und bei Valangin eine Kaskade gebildet. Die Ostseite des Kantons bespült der Neuenburgersee (s. d.). Die Zihl verbindet denselben mit dem Bielersee, welcher den Kanton nordöstlich berührt. Das Klima ist mild. Der Joran (Nordwind) bringt Kälte, die Bise (Ostwind) heftiges Wetter und der Uberre (Südwind) Hagel und Gewitter. Die hauptsächlichsten Produkte der Landwirthschaft sind Wein und Käse; der Getreidebau ist nicht ausreichend. Die besten Weine sind der von Cortaillod, Boudry, Auvernier, St. Blaise und Neuenburg. In den Gegenden, die sich nicht über 600 Fuß erheben, gibt es viel Obst und Gemüse. Ein Erwerbszweig ist auch das Einsammeln der Kräuter zu dem sogenannten Schweizerthee. Beträchtlicher als der Laubbau ist die Viehzucht, die in den höhern Bergthälern blüht. Das Mineralreich liefert etwas Gold im Sande der Reuse, Eisen bei Couvet, Steinkohlen bei Locle, Braunkohlen bei Brevine, Asphalt im Val-de-Travers. Der Kanton ist der Hauptsitz der schweizerischen Uhrmacherei u. in der Stadt N. sind die meisten Fabriken in Fleurez, Chaux-de-Fonds, St. Croix

Digitized by Google

und Locle. Bedeutend ist auch die Spitzenfabrikation in Leinen, Baumwolle und Seide, doch haben die hohen Zölle Frankreichs, Deutschlands ꝛc. in Verbindung mit der Maschinenfabrikation dieses nur von Handarbeiterinnen getriebene Gewerbe bedeutend beeinträchtigt. Auch die Kattundruckereien u. Wollmanufakturen sind ansehnlich. Außerdem wird noch mit Borten, Messern, mechanischen Instrumenten, Zitz und anderen Baumwollenstoffen ein durch die Jura-Eisenbahn begünstigter einträglicher Handel getrieben. Seine Blüthe verdankt N. zum Theil den vielen fremden Arbeitern, die bei von alter Zeit her bestehender Freiheit und Milde der Verfassung dahin gezogen wurden. Die Landessprache ist die französische, doch wird auch Deutsch gesprochen. Die Verfassung beruht auf dem Princip der repräsentativen Demokratie. Neben dem materiellen Wohlstand des Kantons hat sich die Volksbildung in der neuern Zeit kräftig entwickelt. Im J. 1852 betrug das versteuerte Gesammtvermögen über 176, das wirklich vorhandene wohl 210 Millionen Francs. Einem Staatsvermögen von mehr als 3 Millionen Francs gegenüber ist die unter der frühern Regierung nahe an 500,000 Francs betragende Staatsschuld bis auf etwa 50,000 Frcs. vermindert. Das Budget betrug für 1854 825,525 Francs. Einnahme und 814,048 Frcs. Ausgabe. Seit 1852 besteht das wohlthätige Institut einer Hypothekarkasse. Außer der Stadt Neuenburg mit ihrer Kantonsschule haben Chaux-de-Fonds und Locle ihre Collèges oder Gymnasien. Die Zahl der Schüler beträgt etwa 11,000 oder über ein Siebentel der Bevölkerung. Bis 1838 hatte der Kanton außer seinem Beitrag zum schweizerischen Bundeskontingent noch ein Bataillon von 400 Mann zur königlichen Garde in Berlin zu stellen. Die Civilliste betrug 70,000 Francs. Der Kanton ist in 6 Verwaltungsbezirke getheilt: Neuenburg, Chaux-de-Fonds, Locle, Boudry, Val-de-Ruz und Val-de-Travers.

N. war ehemals ein Bestandtheil des arelatischen Reichs, hatte eigene Herren, welche Lehnsträger der deutschen Kaiser waren, wurde von Graf Rudolf 1288 an das deutsche Reich abgetreten, vom Kaiser dem Johann von Chalons, Herrn von Arlay, verliehen und von diesem wieder als Afterlehn dem Grafen Rudolf übergeben. Johanna von Chalons brachte die Grafschaft dem Hause Longueville als Mitgift zu. Als die Longueville im Mannesstamm erloschen, vermittelte Bern, daß N. an die Schwester des letzten Herzogs, eine verwittwete Herzogin von Nemours, gelangte. Die Erbfolge berief den König Wilhelm III. von England, der als Oranien dem Hause Chalons succedirte, und dieser trat seine Rechte 1694 dem Kurfürsten, nachmaligem Könige Friedrich I. von Preußen ab. Als 1707 die Herzogin von Nemours starb, wurde der König von Preußen von den Ständen von N. zur Herrschaft berufen und die darauf erfolgte Besitzergreifung im utrechter Frieden bestätigt. Im tilsiter Frieden mußte Friedrich Wilhelm III. N. an Napoleon abtreten, der es an Berthier als souveranes Fürstenthum gab. Der erste pariser Friede stellte aber das Verhältniß zu Preußen wieder her. Der König von Preußen gab dem Lande, theils um die damit unzufriedenen Einwohner zu beschwichtigen, theils um das Fürstenthum an der Neutralität der Schweiz Antheil nehmen zu lassen, von London aus unter dem 18. Juni 1814 eine der genfer ähnliche Verfassung und erneuerte die Rechte eines für sich bestehenden, von dem preußischen Staatsinteresse ganz getrennten Staats, worauf es am 12. Sept. 1814 als der 22. Kanton in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurde, in der es der einzige monarchische Kanton war. Bei den Bewegungen in der Schweiz seit 1831 gab es auch in N. Unruhen, und sowohl von den monarchisch Gesinnten als den Republikanern wurden Volksversammlungen gehalten. Der Staatsrath brachte die in denselben ausgesprochenen Wünsche zur Kenntniß des Königs, der sich am 20. April bereit erklärte, den Wünschen des Fürstenthums für einen gesetzgebenden Körper zu willfahren. Zugleich wurden mehre materielle Erleichterungen gewährt, die Bachsteuer z. B. feierlichst ohne Entschädigung abgeschafft, für Aufhebung der Feudalsteuern einzelner Orte Vorbereitungen getroffen. Am 13. Mai kam der neue Statthalter General von Pfuel an, u. bald darauf erschien das Gesetz über den gesetzgebenden Körper, der am 11. Juli 1831 zum erstenmale zusammentrat, aber schon im August wieder aufgelöst wurde, ohne daß eine der wichtigeren Tagesfragen erledigt worden wäre. Am 12. Sept., dem Jahrestag der Vereinigung mit der Schweiz, erregten Mißhandlungen, von einer Patrouille an Bürgern vollzogen, unruhige Auftritte. Am folgenden Tage zog ein Haufe bewaffneter Landleute von etwa 400 Mann unter Anführung des Lieutenants Alphons Bourquin in die Stadt Neuenburg und besetzte das Schloß und Zeughaus, während der Staatsrath und die eifrigsten Anhänger der Regierung nach Valangin flohen. Bald darauf trafen zwei eidgenössische Bevollmächtigte ein, drei schweizer Bataillone besetzten das Schloß, und eine allgemeine Amnestie wurde verkündigt. Indeß war die Ruhe von kurzer Dauer. Die aus dem Lande geflüchteten Republikaner bereiteten offen einen Aufstand vor u. brachen am 17. Dec. nach Neuenburg auf, wurden aber von den Regierungstruppen überfallen und zerstreut. Auch 1833 veranlaßte ein Verbot, den 12. Sept. festlich zu begehen, einige Gährung. Ernstlicher waren die Unruhen, die 1834 gegen die Momiers (Methodisten) ausbrachen u. durch Militärmacht erstickt werden mußten. Nachdem bereits auf der Tagsatzung von 1832 Luzern einen Antrag gestellt, der sich auf die Unvereinbarkeit der Eigenschaft eines schweizerischen Kantons mit einer monarchischen Verfassung bezog, brachte N. selbst 1834 den Vorschlag an die Tagsatzung, daß der Kanton aus dem Bunde austreten und nur an der der Schweiz garantirten ewigen Neutralität Antheil behalten solle. Die Tagsatzung verwarf dieses Begehren, worauf N. Anerkennung der preußischen Souveränetätsrechte forderte. N. blieb daher in seinen bisherigen Beziehungen zur Eidgenossenschaft, befand sich jedoch in ewiger Opposition gegen die Politik der größten Kantone. In der Klosterfrage forderte N. von Aargau die Wiederherstellung der rebellischen Klöster mit derselben Ent-

Digitized by Google

schiedenheit, die die ultramontanen Kantone an den Tag legten. Auch stimmte N., obgleich vorwiegend protestantisch, gegen die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz. Die Revolutionen im Waadtlande u. in Genf machten die Stellung N.s schwieriger denn je. N. sollte im Verein mit Basel die Mittlerrolle übernehmen. Aber hatte diese Aufgabe bei der gegenseitigen Erbitterung der Parteien überhaupt wenig Aussicht auf Erfolg, so kam noch hinzu, daß N. bei den radikalen Kantonen äußerst verhaßt war u. von den katholischen Ständen mit Mißtrauen angesehen wurde. Die Tagsatzung von 1847 brachte alle brennenden Tagesfragen zur Entscheidung: die Ausweisung der Jesuiten, den Sonderbund, die Revision der Bundesverfassung. N. verweigerte den Beschlüssen der Tagsatzung seine Zustimmung, und als die Tagsatzung darauf beharrte, daß N. seine Bundespflicht erfülle, legten der Staatsrath und der gesetzgebende Körper N.s eine Verwahrung an den König ein, worin sie gegen jede Vergewaltigung Protest erhoben. Die Sache wurde endlich dahin ausgeglichen, daß die Tagsatzung dem Kanton zur Sühne der Nichterfüllung seiner Bundespflicht die Zahlung von 300,000 Schweizerfranken auferlegte. Die Ereignisse von 1848 führten indeß einen Umschwung aller Verhältnisse herbei. Am Abend des 1. März zogen etwa 1400 wohlbewaffnete Republikaner ohne Widerstand unter dem Jubel des Volks in Neuenburg ein und rückten dann aufs Schloß, wo die Regierung in aller Form abdankte und die Geschäfte einer provisorischen Regierung übergab. Zwar machte die royalistische Partei einen Versuch, die provisorische Regierung zu stürzen; aber diese Bewegungen blieben so ohne alle Unterstützung, daß sie in sich selbst zusammenbrachen. Das berliner Kabinet begnügte sich mit einem Protest gegen das Geschehene, der König entließ die in N. gefangen gehaltenen Staatsräthe des Eides der Treue, während in N. ein Verfassungsrath im Geiste der repräsentativen Demokratie eine neue, vom Volke am 30. April genehmigte Verfassung entwarf, die von der Tagsatzung mit 21 Stimmen genehmigt wurde. Der König von Preußen protestirte noch 1850, bei Veräußerung des fürstlichen Domanial- und Kirchenguts, gegen die einseitige Aufhebung seiner Rechte, und am 24. Mai 1852 erkannten die europäischen Großmächte zu London in einem von ihren Gesandten unterzeichneten Protokoll die Ansprüche des Königs auf das Fürstenthum N. an. So wenig im Grunde damit gesagt war, so machte die Veröffentlichung desselben auf die neuenburger Royalisten doch den Eindruck, als sey das ganze monarchische Europa bereit, für die Herstellung des Fürstenthums in die Schranken zu treten, u. sie fühlten sich ihrerseits bewogen, durch eine royalistische Demonstration den Beweis zu führen, daß sie die große Mehrheit der Bevölkerung seyen. Aber auf der am 6. Juni 1852 zu Valangin veranstalteten Volksversammlung, wohin gleichzeitig auch eine republikanische berufen wurde, fanden sich etwa 2800 Anhänger der früheren fürstlichen, dagegen 7000 Anhänger der jetzigen Regierung ein, welche friedlich neben einander tagten, und als bald darauf zur Unterstützung der von der republikanischen Versammlung gefaßten Beschlüsse eine Adresse im Kanton in Umlauf gesetzt wurde, fand dieselbe 11,437 Unterschriften, darunter diejenigen von nicht weniger als 8965 Wahlmännern. Die besonneneren Royalisten fügten sich der Gewalt der Thatsachen und nahmen selbst an den folgenden eidgenössischen Wahlen Theil; nur eine kleine Fraktion, die der sogenannten Abstentionisten, hielt sich von allen Staatsgeschäften fern und suchte fortwährend auf eine Losreißung N.s von der Schweiz hinzuwirken. An der Spitze dieser Fraktion standen der ehemalige Staatsrath von Petitpierre-Wesdehlen und der frühere Oberst von Pourtalès-Steiger. Letzterer, von seiner Partei zum militärischen Chef eines revolutionären Ausschusses ernannt, gab kurz nach der Heimkehr von einer Reise nach Berlin, am 29. Aug. 1856 den Befehl zum Losschlagen, und zwar sollte die Bewegung in der Nacht vom 2. zum 3. Sept. gleichzeitig zu Neuenburg und in den Bergen Statt finden. Die Ordre war „im Namen des Königs" unterzeichnet. In der That zog eine Kolonne von einigen hundert Mann in das ahnungslose Neuenburg ein, besetzte das Schloß und pflanzte die schwarzweiße Fahne auf; aber am Morgen des 4. Sept. drangen bewaffnete Republikaner in das Schloß ein und nahmen nach schwacher Vertheidigung von Seiten der entmuthigten Royalisten die Führer des Aufstands gefangen. Es entspannen sich nun weitläufige diplomatische Verhandlungen zwischen der Schweiz u. Preußen. Letzteres forderte die Freilassung der Gefangenen, welche die Eidgenossenschaft verweigern zu müssen glaubte. Die Differenz gedieh so weit, daß von beiden Seiten zum Krieg gerüstet wurde und nach dem Verwerfen eines von Preußen gestellten Ultimatums der Ausbruch der Feindseligkeiten unvermeidlich schien, als in der letzten Stunde noch der Streit in der Art beigelegt wurde, daß der König von Preußen gegen eine Abfindungssumme, die er indeß erließ, seinen Rechten auf N. entsagte, die gefangenen Royalisten dagegen in Freiheit gesetzt, resp. aus dem Kanton verwiesen wurden. Somit war die Stellung des Kantons definitiv entschieden.

Die gleichnamige Hauptstadt, am südlichen Fuß des Jura und am Einfluß des Seyon in den Neuenburgersee, in einer schönen Gegend, ist im Ganzen wohlgebaut, hat ein altes Schloß auf der westlichen Höhe, jetzt Sitz der Regierung, eine gothische Stiftskirche (Temple de haut) aus dem 12. Jahrhundert, ein Rathhaus, eine Kantonsschule und andere Lehr-, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, die zum Theil den Vermächtnissen reicher Bürger ihre Entstehung verdanken, und 8500 Einw. Handel und Industrie sind nicht unbedeutend. Die Stadt ist von freundlichen Wellern und Landhäusern umgeben.

Neuenburg, 1) Stadt im bad. Oberrheinkreis, Amt Mülheim, am Rhein, mit Schifffahrt, Feldbau, Fischerei und 1200 Einw. Hier starb 1639 Herzog Bernhard von Weimar. — 2) (poln. Nowe), Stadt in der preuß. Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Marienwerder, auf einer Anhöhe an der Montau, unweit der

Weichsel, hat 2 Kirchen, ein Bernhardinerkloster, Leinweberei, Brauerei und Brennerei, Acker- und Obstbau, eine Post, Garnison und 3150 Einw.

Neuenburgersee (Neufchatelersee), schweizerischer See, bespült die Ostseite des Kantons Neuenburg, zieht sich von Südwesten nach Nordosten und ist 8—9 Stunden lang und etwas mehr als 1½ Stunde breit. Seine größte Tiefe zwischen Portalban und Auvernier beträgt 450 Fuß, sein Spiegel liegt bei mittlerem Wasserstand 1340 Fuß über dem Meer. Seine wichtigsten Zuflüsse sind die Orbe im Süden bei Yverdun, die Reuse zwischen Cortaillod und Colombier, der Seyon bei Neuenburg, die Broye bei La Sagne und der Nantua bei Yvonand. Sein Abfluß heißt Thielle (deutsch Zihl). Der N. hing offenbar einst mit dem Bieler- und Murtnersee zusammen und bildete eine Wasserfläche, die im Süden weit über Yverdun, im Nordwesten über Biel hinaus reichte u. das ganze Aaarbergermoos bedeckte. Seine Ufer bestehen im Norden aus Kalkstein, im Süden aus Sandstein, in Südwesten und Nordosten sind sie flach und sumpfig. Jene sind mit schönen Ortschaften und fruchtbaren Weingärten geziert, die letztern sind weniger gut bebaut und einförmig. Der N. ist sehr fischreich, am beliebtesten sind der Wels und der Ritter. Die Schifffahrt ist nicht unbedeutend und wird mit großen Barken betrieben, auch geht auf demselben ein kleines Dampfschiff. Der N. ist wie fast alle stehenden Binnengewässer in beständiger Abnahme begriffen. Zu den Römerzeiten ging er von Yverdun oder Eburodunum beinahe noch 2 Stunden weiter im Thale der Orbe hinauf. Jetzt ist dieses ganze Thalstück ein flaches, zum Theil noch wüstes, zum Theil fruchtbar gemachtes Sumpf- und Moorland. Am nördlichen Ende des Sees gibt es ein ähnliches Sumpf- und Moorland, das sogenannte „große Moos".

Neuengland, vormals allgemeine Bezeichnung für die jetzigen nordamerikanischen Freistaaten Vermont, Massachusetts, Maine, New-Hampshire, Rhode-Island und Connecticut. Die beiden letzteren und Massachusetts waren die ersten dieser britischen Kolonien, welche sich unter obigem Namen 1640 zu gemeinschaftlicher Vertheidigung vereinigten.

Neuenhain, Dorf im nass. Kreis Höchst, mit 2 Pfarrkirchen und 500 Einw., bekannt durch seine 1833 gefaßten Mineralquellen, die zu der Klasse der erdig-muriatischen Säuerlinge gehören und wegen ihres Reichthums an kohlensaurem Gas und ihres Gehaltes an festen Bestandtheilen eine ehrenvolle Stelle in der Reihe der deutschen Säuerlinge verdienen.

Neuenhaus, Stadt in der hannöverischen Landdrostei Osnabrück, an der Dinkel, die hier schiffbar wird und nicht weit davon in die Vechte mündet, ist Amtssitz, hat 2 Kirchen, eine Schiffszimmerwerfte, Post und 1500 Einw. Von den ehemaligen Befestigungen sind noch Wall u. Graben vorhanden.

Neuenötting, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Landger. Altenötting, am Inn, ist meist nach italienischer Art gebaut, mit 2 Hospitälern, Leprosenhaus, Zeichen- und Industrieschule, Schifffahrt und 1750 Einw.

Neuenrade, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, mit Mutterkirche, Leinweberei, Bleichen, Eisen- und Stahlhammer u. 1700 Einw.

Neuenstadt, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Neckarsulm, an der Bretach und am Kocher, mit Schloß, Burgruine und 1550 Einw. Sonst einer Nebenlinie der Herzoge von Würtemberg-N. angehörig.

Neuenstein, Stadt im würtembergischen Jaxtkreis, Oberamt Oehringen, an der Eppach, mit Schloß, Kirche, Hospital u. Arbeitshaus und 1500 Einw.; gehört dem Fürsten von Hohenlohe-Oehringen.

Neue Propheten (News prophets), die Kamisarden in England, s. Camisards.

Neuerburg, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, am Diezbache, mit Kirche, Kapelle, Tuchmanufakturen, Lederfabriken, Leinwebereien und 1800 Einw.

Neue Welt, s. v. a. Amerika und s. v. a. Australien.

Neue Würze, s. Pimenta.

Neufchateau, 1) Stadt in der belgischen Provinz Luxemburg, mit Wollzeugweberei, Gerberei, Handel und 1600 Einw. — 2) Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Vogesen, am Zusammenfluß des Mouzon u. der Maas, mit Nägel- u. pariser Schutzweckenfabrikation, Leinweberei, Wollspinnerei, Färberei.

Neufchatel, Kanton, s. Neuenburg.

Neufchatel, Fürst von, s. Berthier.

Neufchatel en Bray, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Nieder-Seine, rechts an der Béthune, hat ein Civil- und Handelstribunal, Glasfabrikation, Baumwollenspinnereien, Branntweinbrennereien, Töpfer- u. Fayence-Thon, Eisenminen, Mineralquellen und 4000 Einw.

Neuffen, Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Nürtingen, mit Fabrik von buntem Papier und 2000 Einw. Hier residirte die würtembergische Nebenlinie Würtemberg-N., die von 1441—1496 bestand.

Neufundland (Newfoundland, d. i. neuentdecktes Land, von den Franzosen Terre neuve, auch Baccalao genannt), britische Insel an der Nordostküste Amerika's, östlich vor dem St. Lorenzgolf gelegen, von Labrador durch die Straße von Belleisle getrennt, zwischen 46½° und 51½° nördl. Br., 318° 19' u. 325° 20' östl. L., hat einen Flächeninhalt von etwa 1400 deutschen □M. und bildet mit Anticosti, den Magdalenen- und andern kleinern Nachbarinseln ein eigenes Gouvernement im britischen Amerika, dessen Gebiet auf 1695 □Meilen mit etwa 100,000 Einw. angegeben wird. Die Küsten sind rauh und klippig, die vielen und tiefen Einschnitte und Baien haben zum Theil mit den norwegischen Fjorden Aehnlichkeit. N. bildet ein Dreieck, dessen längste Seite die östliche ist. Das Innere der Insel war bis 1802 noch sehr unbekannt. Hügel, mit verkrüppelten Bäumen bedeckt, und steile Berge von Granit, Gneis, Syenit, Porphyr und Quarz, woneben auch Basalt, Sandstein, Kalk, Gyps, Kupfer, Spuren von Eisen und Steinkohlen sich finden, wechseln mit engen

sandigen Thälern, weit ausgedehnten Heiden und Torfflächen und baum- und gesträuchlosen Wüsten (barren). Von den Höhen rinnen viele Gewässer herab, unter denen nur der Humber und der River of Exploits von einigem Belang sind; in den Niederungen liegen zahlreiche Seen und große Moore. Fruchtbare Landstrecken sind fast nur an den Buchten vorhanden; sie eignen sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau. An sich hat die Insel nur geringe Hülfsquellen, sie ist aber von der größten Wichtigkeit für den Handel und eine unversiegbare Quelle des Reichthums. In ihrer Nähe liegen die berühmten „Bänke", welche des Stockfischfanges wegen schon seit drei Jahrhunderten von europäischen Seefahrern besucht werden und deren Ertrag sich bis heute nicht im Geringsten vermindert hat. Diese „Fischereigründe", die „Stockfischwiesen", haben eine Ausdehnung von 300 Stunden in die Länge und 100 Stunden in die Breite. Sie sind nicht, wie man oft gemeint, Sandmassen, welche der Golfstrom im Meere angehäuft, sondern ein felsiges tafelförmiges Hochland; die Seiten dieser submarinen Erhebung fallen namentlich am Ostrande und an der Südwestgrenze sehr steil ab. Am weitesten nach Osten hin liegt die fast etrunde sogenannte Außen- oder falsche Bank, auf welcher die Meerestiefe 100 bis 150 Klafter beträgt; die große Bank von N., im Osten und Südosten der Insel, hat von Norden nach Süden eine Länge von 150 Meilen, ist an einigen Stellen 43 Meilen breit und hat 25—95 Faden Wasser über sich. Auf allen Bänken, besonders aber auf der großen Bank, lagert fast beständiger Nebel, der durch den Golfstrom hervorgebracht werden soll. Das Klima von N. ist sehr rauh. Der strenge Winter beginnt um die Mitte Novembers und dauert bis Ende Aprils, vom Neujahr bis in den März herrscht die stärkste Kälte. Vom Februar bis in den Mai sind die Küsten von Eismassen umlagert. Im Sommer erreicht die Hitze einen hohen Grad; sie ist von Mitte Juli bis Ende Augusts am stärksten. Der westliche und nördliche Theil der Insel hat eine klarere Luft, als der östliche und südliche, wo Regen und Nebel, deren Dichtheit die Schifffahrt sehr erschwert, besonders im Frühling und Herbst, sehr häufig sind. Das Pflanzenreich erzeugt Tannen, Birken, die am zahlreichsten sind, Fichten, Eschen, Espen, Buchen, Hainbuchen, die und ha auch Lärchen und Ahorn, wilde Lorbeerkirschen an der Küste, alle aber von kleinem Wuchs; viel Gesträuch, namentlich Stachel-, Heidel-, Johannis-, Erd-, Himbeeren, rothe und weiße Rosen, Ringelblumen, Veilchen, Riedgras, Moose, Flechten, Farrenkräuter, viel Seegewächse an den Küsten. Das Thierreich liefert viel Rothwild, Caribous, eine Art Damhirsche, Wölfe, rothe und Silberfüchse, schwarze, braune und weiße Bären, Elennthiere, Marder, Moschusratten, Hasen, Fischottern, Biber, Katzen, viel Ratten und Mäuse, Robben, auch Wallfische, doch nicht mehr in großer Anzahl. Bekannt ist der neufundländische Hund. Die Vögel sind dieselben, wie in dem übrigen Lorenzstromgebiet, außerdem sind der Stockfischvogel, der Wettervogel und der Auerhahn zu finden. Fische sind im großen Ueberfluß vorhanden, Lachse, Aale, Schollen, Butten, Häringe, Makrelen, Schellfische, Salme, Dintenfische, vornehmlich aber auf der großen Bank Stockfische, Hummer und andere Krebse. Moskitos erscheinen im Sommer in ungeheuren Schaaren. Außerdem gibt es mancherlei Muscheln, Zoophyten und Mollusken. Die Indianer auf N. sind vom Stamme der Algonkinen und heißen Böthics; ihre Zahl ist aber sehr gering und nimmt noch immer ab, da sie sich tief ins unwirthbare Binnenland gezogen haben. Sie haben Sommer- und Winterhütten (Wigwams), bemalen das Gesicht mit Ocker, kleiden sich in Thierfelle, sind geschickt in Handarbeiten und nähren sich vornehmlich von der Jagd. Ihre Sprache ist reich an Doppellauten. In neueren Zeiten wurden viele Versuche gemacht, einen regelmäßigen Verkehr mit ihnen zu eröffnen; doch war ihr Mißtrauen gegen die Europäer bisher nicht zu überwinden. Die ansässige Bevölkerung wohnt sehr zerstreut an den Küsten und ist theils englischer, theils französischer Abkunft. Sie wird als kräftig, ausdauernd, unerschrocken in Gefahren, betriebsam, gutgesittet, redlich und religiös geschildert, soll aber vielfach dem Trunke ergeben seyn. Wintergeschäfte sind das Herbeiführen des Brennholzes und Verfertigung und Ausbesserung des Geräthes zum Fischfang, der ihre Hauptnahrung bildet. Hierbei werden die Männer von ihren Weibern eifrig unterstützt, welche, Jagd und Fischfang ausgenommen, alle Geschäfte der ersteren theilen, die Häuser bauen, die Fische zubereiten helfen, die Kleidungsstücke verfertigen ꝛc. Die Neufundländer erreichen sehr häufig ein hohes Alter, obwohl Fische mit Kartoffeln und Schiffzwieback ihre Hauptnahrung ausmachen und Fleisch selten gegessen wird; Thran genießt man mehr als gebrannte Getränke, außerdem gutes Sprossenbier, aber selten Wein. Unter dem Volke herrscht noch viel Aberglaube, und wunderſame Erzählungen sind sehr beliebt. Die Häuser aus Holz, meist nur ein Stockwerk hoch, sind mit Schindeln bedeckt. Die Lebensart ist einfach, nur bei Taufen und Hochzeiten zeigt sich einiger Prunk, auch die Feste werden eifrig gefeiert. Es gibt Katholiken, welche seit 1806 einen Titularbischof zu St. Johns und einen Vikar zu Harbour-Grace haben, Anglikaner, Presbyterianer und Methodisten. Höhere Unterrichtsanstalten sind nicht vorhanden, aber Elementarschulen. In St. Johns ist eine Buchdruckerei, wo seit 1807 die „Royal Gazette and Newfoundlands advert" herauskommt. Die Haupterwerbsquelle ist, wie schon bemerkt, die Fischerei, die zugleich eine Hauptpflanzschule für die Seemacht Englands bildet u. in sehr erheblicher Weise dazu beigetragen hat, dem Handel und der Gewerbsamkeit Großbritanniens Aufschwung zu geben; sie beschäftigt in jedem Jahre Tausende von Seelenten und wirkt ungemein wohlthätig auf eine beträchtliche Anzahl von Gewerben, welche durch sie in steter Thätigkeit erhalten werden. Ackerbau und Viehzucht sind unbedeutend: 1836 waren überhaupt erst 36,000 Acker Landes in Besitz genommen worden und davon nur 11,000 unter Pflug oder Spaten gebracht. Man baut nur Kartoffeln. Brodkorn und Mehl bezieht man aus den Vereinigten

Digitized by Google

Staaten. N. erhielt 1832 eine Repräsentativverfassung, die sich aber so verderblich für die Kolonie zeigte, daß sie gegen eine andere vertauscht werden mußte, in welcher das Wahlrecht und die Befugnisse der gesetzgebenden Gewalt sehr beschränkt wurden. Die vollziehende Gewalt übt ein Statthalter, der zugleich Militärkommandant ist und sein Amt 5 Jahre behält; er kann Beamte ab- und einsetzen, stellt die Friedensrichter an und ertheilt die Erlaubniß zum Heirathen. Die erste Kammer, der Rath (Council), wird von der Krone ernannt und hat ein Einspruchsrecht gegenüber dem Hause der Repräsentanten, der „Assembly", die aus 15 Mitgliedern besteht. Die englische Regierung hält einige hundert Mann Soldaten auf der Insel. Höhere Berichte sind ein Appellationsgericht und ein Vicadmiralitätshof, das Sessions- und Erbschaftsgericht; auch hat jeder der 4 Distrikte (St. Johns, Placentia, Harbour-Grace und Trinity) sein Bezirksgericht. Die geringe Besatzung wird im Kriege durch ein aus Freiwilligen der Insel errichtetes Regiment von 1200 Mann verstärkt. Jeder Bootsbesitzer zahlt jährlich 6 Pence an das Hospital zu Greenwich, sonst gibt es keine Abgaben. Die Hauptstadt ist St. Johns (s. d.) an der Ostküste mit (im Winter) etwa 18,000 Einwohnern. Placentia, Harbour-Grace und Trinity-Harbour sind kleine Städte und Dörfer mit 3000—4000 Einwohnern. Im Ganzen ist N. im Aufschwunge, und der Sinn für Verbesserungen sehr im Wachsen. Die zum Gouvernement N. gehörige Insel Anticosti (s. d.), die von den Spaniern wegen ihrer Lage an der Küste des Festlandes Anta cuesta genannt wurde, liegt im Lorenzmeerbusen und ist 124 □Meilen groß wird aber fast nur des Robbenfangs wegen besucht. Die ebenfalls zum Gouvernement N. gehörigen Magdalenen-Inseln liegen gleichfalls im Lorenzmeerbusen, südlich von Anticosti, südwestlich von N., und sind etwa 4 □Meilen groß. Der Boden ist leichter, sandiger Lehm, wo man Hafer, Gerste und Kartoffeln baut; außerdem wachsen hier Wachholder- und einige andere Sträucher, auch Birken und beerentragende Stauden. Die Einwohner sind meist Franzosen aus Neuschottland, 500 an der Zahl, welche sich von dem Fang der Robben und Seevögel nähren. Die größte Insel, Magdalena, besteht eigentlich aus 3 durch eine Sandbank verbundenen Inseln; andere Inseln sind Amherst, Entry-Island, Brien- und Vogelinsel. Zum Gouvernement N. gehört auch die kleine Insel Belleisle vor der Belleisestraße, sowie das große, wüste Land Labrador. Die Franzosen besitzen an der Südküste N.s vor der Fortunebai die 3 kleinen Inseln St. Pierre, Groß- und Klein-Miquelon oder Langley, zusammen mit 4000 Einw. auf 6½ □Meilen, an sich ohne Belang, den Franzosen aber als Fischereistationen unentbehrlich. Frankreich hält hier gewöhnlich eine Kompagnie Soldaten, darf aber vertragsmäßig keine Befestigungen anlegen. Auf Miquelon ist ein Städtchen von 400 Einwohnern entstanden, meist Amerikanern and den Vereinigten Staaten. Auf St. Pierre ist der Hauptort gleichen Namens, wo der französische Kommandant residirt. Die dasige Rhede ist zur Zeit der Kabeljanfanges durch Tausende von Fahrzeugen belebt, die von Frankreich hierher kommen. Schon vor 1500 war die Insel durch Giovanni und Sebastian Caboto (die sie Primavista nannten und für England in Besitz nahmen) den Engländern bekannt (den Normännern wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert). In diesem Jahre besuchten bereits Portugiesen und Engländer die Küsten, nun auf den Bänken zu fischen; schon unter Heinrich VIII. wurde der Stockfisch ein Handelsartikel von Belang. Ein 1536 unternommener Versuch, auf N. eine Ansiedelung zu gründen, schlug fehl, aber schon 1549 faßte das englische Parlament Beschlüsse zur Aufmunterung der Fischereien. Lord Baltimore gründete 1621 eine Niederlassung, welche den Fischern zum Haltepunkte diente; 1660 wurde den Franzosen erlaubt, in der Placentiabai sich anzubauen. Seitdem entstanden unaufhörliche Streitigkeiten zwischen den Engländern und Franzosen um den Alleinbesitz der Insel, die auch dadurch nicht gehoben wurden, daß die Insel im utrechter Frieden 1713 ganz an England abgetreten wurde. Bis dahin hatte England fremden Fischern keine Hindernisse in den Weg gelegt; es hatte sogar das Anrecht der Franzosen auf den Besitz einiger Niederlassungen anerkannt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts befanden sich diese im Besitz des größten Theils der Insel; dann aber erwarb England durch Unterhandlungen die besten Küstenstrecken, und im pariser Frieden (1763) trat Frankreich seine Ansprüche auf den Theil der Ostküste völlig ab, während ihm jene auf die weniger fischreiche Westküste bestätigt wurden. In demselben erwarben zugleich die Nordamerikaner das Recht, an allen Küsten N.s Fische zu fangen und dieselben in unbewohnten Buchten u. Ankerstellen Neufoundlands und der andern britischen Besitzungen zu trocknen. England suchte ihnen diese Privilegien nach dem Kriege von 1812 wieder zu entziehen; nach langen Verhandlungen wurde indessen 1818 eine Uebereinkunft geschlossen, welche den Amerikanern das Recht zugestebt, Fische an den unbesiedelten Theilen der Westküste und der Südküste von N. und auf Labrador zu fangen und zu trocknen. Wie erheblich die Fischerei bei N. ist, ersieht sich aus folgenden Ziffern. Die Franzosen beschäftigen in derselben durchschnittlich 25,000 Seeleute in 500 Schiffen und machen eine Ausbeute von 1,000,000 Centner; die Engländer gleichfalls 25,000 Seeleute in 520 Segelschiffen u. 10,082 offenen Booten und erzielen einen Ertrag von 1,000,000 Centner. Die Amerikaner senden jährlich etwa 2000 Schooner nach N., die mit 37,000 Seeleuten bemannt sind und durchschnittlich 1,500,000 Centner Stockfische zurückbringen.

Neugedein, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pilsen, mit Kirche, Wollenzeugfabrik mit Dampfmaschine, einer der großartigsten in Oesterreich, und 1950 Einw.

Neugeorgien, s. v. a. Salomons-Inseln.

Neugierde (Neugier), das Streben, von irgend etwas noch Unbekanntem Kenntniß zu erhalten, und zwar bloß zur augenblicklichen Befriedigung des Bedürfnisses anregender Unterhaltung durch Vorstellungen, welche mit dem Reize

Digitized by Google

der Neuheit begabt sind. Wird bei dem Streben nach neuen Erkenntnissen ein reeller Zweck ins Auge gefaßt und waltet dabei ein höheres Interesse ob, in sofern man noch unklare oder verworrene Vorstellungen sich klar zu machen und in den gehörigen Zusammenhang zu bringen und überhaupt das Gebiet gründlichen und befriedigenden Wissens zu erweitern sucht, so nennt man jenes Streben Wißbegierde, welche immer etwas Löbliches ist, während die bloß nach Neuigkeiten haschende N. als tadelnswerth erscheint.

Neugottern, s. v. a. Dietendorf 2).

Neugranada (Nueva-Granada), südamerikanische Republik, nimmt den nordwestlichen Theil der vormaligen Republik Kolumbien ein, grenzt gegen Norden an das karaibische Meer, gegen Osten an Venezuela, gegen Süden an Brasilien und Ecuador und gegen Westen an den großen Ocean und an Costa Rica u. enthält mit Einschluß des seit 1856 als Staat Panama abgetrennten Departements Isthmo 18,053 □Meilen. Das Land wird von den Kordillerenderlos Andes durchzogen. In der Provinz Los Pastos vereinigen sich die beiden Kordilleren von Quito zu einer einzigen Masse, die sich bis Menesez und Bolsaco erstreckt und den Gebirgsknoten von Pastos bildet. Der Vulkan von Pasto steht am nördlichen Rande dieser Gruppe, deren bewohnte Plateaux mehr als 9600 Fuß über dem Ocean stehen. Nördlich von der Stadt Pasto spalten sich die Andes abermals in zwei Ketten, um das Plateau von Mamendoy und Almaguer zu begrenzen. Die östliche Kordillere umschließt die Sienega de Sebondoy, einen Alpensee, der dem Putumayo den Ursprung gibt, die Quellen des Juyura oder Caquata und die Paramos von Iyonte und Jocunfe; die westliche Kette, wegen der Nähe des Meeres im Lande selbst Cordillera de la Costa genannt, wird von dem großen Rio de Patias durchbrochen. Das dazwischenliegende Plateau wird zum Theil von den Paramos von Pitatumba und Paraquay erfüllt, und die Trennung in zwei Ketten ist bis zum Parallelkreis von Almaguer nicht sehr deutlich. Die östliche Kordillere gestaltet sich zwischen Panftrara und Ceja zu dem Knoten des Paramo de las Papas und von Socoboni, in welchem die großen Flüsse Cauca und Magdalena entspringen und der sich in zwei Ketten spaltet, die einander ziemlich parallel bis zum 5.° nördl. Breite bleiben und längs des Längenthals streichen, in welchem der Rio Magdalena sich schlängelt. Einige Meilen südlich von Popayan und westlich vom Paramo de Paltiara entsendet der Gebirgsknoten von Socoboni gegen Nordwesten hin einen aus Glimmerschiefer bestehenden Zweig, der den Wasserscheider bildet zwischen der Südsee und dem karaibischen Meere, indem die Wasser des Nordabhanges dem Rio Cauca, die des Südabhanges dem Rio de Patias zufließen. Die westliche oder Küstenkette (der Südsee) setzt trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Höhe, der Verbindung zwischen dem Caucathal und dem Seegestade große Hindernisse entgegen. An ihrem westlichen Abhange findet sich die berühmte gold- und platinhaltige Landschaft, die seit Jahrhunderten mehr als jährlich 13,000 Mark Gold in den Handel bringt. Zwischen der östlichen und westlichen läuft die mittlere oder Quindiukette. Von dem Gebirgsgrat von Los Robles, der das Plateau von Almaguer vom Caucathal trennt, bildet die Westkette anfangs die Fortsetzung der vom Rio Patias durchbrochenen Kordillere; darauf erniedrigt sich diese Kette gegen Norden hin bis auf 5400 Fuß u. 4800 Fuß absolute Höhe und sendet bedeutende Seitenäste gegen die Quellen des Calima, Tamana und Andaguenda. Die beiden ersten dieser goldführenden Flüsse fließen dem Rio San Juan, der Choco zu, der dritte ergießt sein Wasser in den Atrato. Diese Erweiterung der westlichen Kette bildet das Bergland des Choco; dort befindet sich die Landenge von La Raspatura. Die Gebirge von Antioquia können ein Gebirgsknoten genannt werden, in sofern sie an der nördlichen Grenze des Caueabeckens die mittlere Kette mit der westlichen vereinigen. Es lassen sich in der Gruppe von Antioquia zwei große Massen unterscheiden: die eine zwischen dem Magdalena und Cauca, die andere zwischen dem Canca und Atrato. In der ersten dieser Massen entspringt auf der Ostseite der Rio de la Miel und der Nare, auf der Nordseite der Porce und Neckt. Ihre mittlere Höhe beträgt nur 7200 — 8100 Fuß. Die westliche Masse gibt auf ihrem westlichen Abhange dem Rio San Juan, dem Bevara und dem Murri den Ursprung. Ihre größte Höhe erreicht sie im Alto del Biento, den die ersten Conquistadores unter dem Namen der Cordillera de Abibe oder Dabeiba kannten. Doch übersteigt diese Höhe nicht 9000 Fuß. Das Tiefland, die Ostseite der Republik einnehmend, besteht aus der zwischen den Kordilleren und den Gebirgen von Guyana sich hinziehenden und den Uebergang zur nordbrasilischen Ebene bildenden Ebene von San-Juan, auf dem linken Ufer des Orinoco, zu der sich die Kordilleren auf ihrer Ostseite schnell abdachen. Zwischen den Andenketten durchfließen das Land von Süden nach Norden westlich der Canca, östlich der Magdalena bis zu ihrer Vereinigung oberhalb Teneriffa, worauf beide als Rio Grande de la Magdalena in das karaibische Meer münden. Im Osten des Landes entspringen die Zuflüsse des Orinoco: Guaviari oder Guniabera, Meta, Cnsiana, Cravo, Ebiro, Arauca. Den Südosten durchfließt der Guainia oder Rio Negro mit dem Padderiba. Die Produktenfülle dieses in der Tropenzone gelegenen Landes ist sehr mannichfaltig. Die Hauptprodukte sind Zucker, Kaffee, Tabak, Kakao, Mais, Reis, Baumwolle, Farbhölzer; Steinsalz, Platina, Silber u. namentlich Gold (s. oben). Auch finden sich bei den Dörfern Muzo in der Nähe von Santa-Fé de Bogota und bei dem nördlichen Dorfe Somondoco berühmte Smaragdaruben u. bei der Stadt San-Gil die reichen Kupfergruben von Moniquira. Die Zahl der Einwohner belief sich mit Einschluß von Isthmo (etwa 144,000), 1840 auf 1,687,000, 1850 auf etwa 2,138,000, von denen die Kreolen oder Weißen ungefähr 20, die Indianer 25, die Schwarzen nicht ganz 1 und die Mischlingsarten über 54 Procent ausmachen sollen. Sklaven gab es 1850 nur noch etwa 10,000. Schon ein Gesetz vom 21. Juli 1821 schenkte den von diesem Zeitpunkt an gebornen Kindern von Sklaven die Freiheit unter der Bedingung, daß sie bis zu

Digitized by Google

ihrem 18. Jahre bei den Herren ihrer Aeltern verbleiben sollten, die für ihren Unterhalt u. ihre Erziehung zu sorgen hätten. Zugleich wurde für die allmählige Befreiung der Sklaven eine sogenannte Manumissionskasse gebildet, welcher die Auflagen auf Erbschaften zufließen. Nach einer Verordnung von 1851 sollte vom 1. Januar 1852 an die Sklaverei in N. gänzlich aufgehoben seyn. Landwirthschaft und Bergbau bilden die Hauptnahrungsquellen der Bevölkerung. N. ist vermöge seiner Lage zwischen zwei Oceanen, dem stillen und atlantischen Meere, seiner bedeutenden Häfen, wie Cartagena, Santa-Marta, Chagres, Portobello, Savanilla und die herrliche Bai von Panama, für den Handel sehr begünstigt, doch fehlt eine stärkere Bevölkerung und die Industrie, um die natürlichen Vortheile zu benutzen, und so hat sich der allgemeine Handel nicht über 25 Millionen Francs erhoben. Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel sind Woll-, Baumwollen- und Seidengewebe, Weine, Quincaillerie ꝛc., die Hauptgegenstände der Ausfuhr Farbhölzer, Tabak, Kakao, Leder und Gold. Von einer Gesammtausfuhr von 11 Millionen Francs nimmt Gold allein 8 Millionen weg, so daß für alles Uebrige nur 3 Millionen bleiben. Es bestehen mit England, Frankreich, Nordamerika, Holland, Venezuela und Ecuador Handels- u. Schifffahrtsverträge; doch besitzt England allein das Privilegium der Vermittlung zwischen Europa und einem großen Theile von Südamerika mittelst seiner Paketboote und durch die über den Isthmus von Panama führende Eisenbahn; die 1832 gegebene, am 20. April 1843 mit Veränderungen promulgirte Verfassung erlitt seit 1849 noch mehrfache Veränderungen. Die repräsentative Volksregierung ist auf Nationalsouveränität gegründet. Die vollziehende Gewalt übt ein auf 4 Jahre gewählter Präsident, dem ein Vicepräsident zur Seite steht. Die Legislatur beruht in einem aus den Senatoren und der Deputirtenkammer bestehenden Kongresse, der sich jedes Jahr am 1. März auf 60 Tage versammelt. Die Deputirten werden, wie der Präsident, alle 4 Jahre durch direkte Stimmenabgabe gewählt. Außer dem aus drei Richtern bestehenden obersten Gerichtshof gibt es höhere Distrikts- u. Kantonsgerichte. Unter dem Erzbischof von Bogota stehen die vier Bischöfe von Cartagena, Mompox, Popayan und Santa-Maria. Die Finanzen der Republik waren von jeher in schlechtem Zustande. Das Ausgabebudget von 1853—54 belief sich auf 27,318,505 Realen (der Real = 50 Centimes), das Einnahmebudget auf 19,396,623 Realen, also Defizit von nahe an 8 Millionen. Die Hauptquelle der Einnahme zur Deckung dieser Ausgaben besteht in den Zöllen. Die Einführung der direkten Steuer (Grundsteuer) scheiterte noch immer an dem Mangel einer sichern katastischen Grundlage zu deren regelmäßiger Vertheilung. Von der kolumbischen Staatsschuld sind 50 Prc. im Betrag von 3,406 500 Pfd. Sterl. auf N. gefallen, wovon 1844 noch die auf Ecuador fallenden 21½ Prc. im Betrag von 1,464,795 Pfd. Sterl. kamen. Im Jahr 1853 betrug die Staatsschuld mit Einschluß der rückständigen Zinsen 377 Millionen Realen. Das stehende Heer besteht aus 1800 Mann; die Miliz des Landes beläuft sich auf 6000 Mann. Die Republik theilt sich in die Departements Cundinamarca mit der Hauptstadt Bogota, Boyaca, Cauca, Magdalena mit der Stadt Cartagena u. Isthmus mit der Stadt und Landenge von Panama (seit 1856 abgetrennt). Diese Departements zerfallen wieder in 20 Provinzen mit 114 Kantonen.

Zur Zeit der spanischen Herrschaft bildete N. seit 1718 ein eigenes Vicekönigreich, welches die Terra firma Südamerika's umfaßte. Im Jahre 1811 begann die Revolution, durch welche sich das Land von der spanischen Herrschaft befreite; die Unabhängigkeit desselben ward nach großen Kämpfen 1818 durch die Schlacht bei Calobozo entschieden. N. bildete von 1820 bis 1831 einen Bestandtheil der großen Republik Kolumbien, welche nach Bolivars Tode in die drei Staaten Venezuela, Ecuador und N. zerfiel. Letzteres erklärte am 17. Nov. 1831 seine Unabhängigkeit, gab sich eine Verfassung und hatte dann, gleich dem übrigen spanischen Amerika, seine Bürgerkriege. Die „Patrioten" oder die Männer der Trennung erhoben sich gegen die Freunde des verstorbenen Bolivar, die als Bolivianos bezeichnet wurden. Nach langen Kämpfen wurde am 9. März 1832 General Santander zum Präsidenten gewählt. Unter seiner Verwaltung wurden mehre Bolivianos gerade zu ermordet, darunter der durch den Sieg bei Ayacucho berühmte General Sucre, welchen Mord die öffentliche Meinung auf Rechnung des Generals Jose Maria Obando setzte, weßhalb derselbe bei der Präsidentenwahl 1837 dem Kandidaten der Opposition Marquez Jose Ignacio de Marquez unterlag. Dieser wollte eine Untersuchung gegen Obando wegen der Ermordung Sucre's einleiten, beschleunigte aber nur den Ausbruch des von Obando vorbereiteten Bürgerkriegs, der das Land bis 1841 in große Verwirrung und noch größere Schulden stürzte, bis Obando endlich besiegt wurde. In demselben Jahre endete die Präsidentschaft von Marquez, und an seine Stelle trat am 2. Mai 1841 der General Don Pedro Alcantara Herran, der hauptsächlich den Aufstand niedergeschlagen hatte. Am 19. Okt. 1840 hatte sich Cartagena von N. getrennt; bald darauf folgten auch andere Provinzen. Am 18. Juni 1841 beschworen zu Panama die Provinzen Panama und Veraguа eine neue Konstitution, durch welche dieselben unter dem Namen des Staates des Isthmus von Panama sich für unabhängig erklärten, vereinigten sich aber wieder mit N. Als Präsident folgte 1845 General Mosquera, dessen Gewalt 1849 erlosch. Diese drei Präsidenten suchten das Land möglichst zu heben, förderten den Handel, tilgten einen großen Theil der innern Schuld, und das Land lebte wieder auf. Aber wie es scheint, waren alle drei von einer gewissen schwächlichen Milde beherrscht und suchten ihre Gegner durch Nachsicht zu entwaffnen; einer nach dem andern erließ eine Amnestie, und endlich durfte sogar Obando zurückkehren, obgleich gegen ihn, als den wahrscheinlichen Mörder Sucre's, sich noch 1848 Stimmen im Ministerrathe erhoben. Die Folge war, daß die revolutionäre Partei sich von Neuem organisiren konnte. Sie vereinigte ihre Stimmen auf einen neuen

Digitized by Google

mos. IX Cundinamarca.

Digitized by Google

Kandidaten, den General José Hilario López, einen höchst unbedeutenden Mann, der auch am 7. März 1849 gewählt wurde. Er war das Werkzeug einer Partei in dem Maße, daß er officiell in seinen Botschaften die „Herrschaft der Massen" als Regierungssystem verkündigte und auch alsbald einen Krieg gegen die katholische Kirche begann, die in jeder Beziehung der bedeutendste moralische Halt der spanisch-amerikanischen Staatsgesellschaften ist. Die Todesstrafe ward abgeschafft und die unbedingteste Preßfreiheit verkündigt. Natürlich rief diese Regierungsweise manchen heftigen Widerspruch hervor, und die Gegenpartei erhob sich sogar 1851 mit den Waffen, wurde aber geschlagen, wodurch sich die herrschende Partei für den Augenblick noch fester setzte. Der Vorschlag zu einer Umarbeitung der Konstitution in vollkommen demokratischem Sinne wurde durchgesetzt u. im März 1853 der General Obando zum Präsidenten gewählt. Nach Entfernung der Jesuiten (1850) hatte bereits ein Gesetz vom 9. Mai 1851 alle religiösen Genossenschaften aufgehoben, die auf den passiven Gehorsam gebaut sind, ein anderes vom 14. Mai nicht nur die besondere, unter dem Namen Fuero eclesiastico bekannte Gerichtsbarkeit abgeschafft, sondern auch der bürgerlichen Gerichtsbarkeit eine Gewalt über die Geistlichen „wegen schlechter Ausübung ihrer Funktionen" und ein Gesetz vom 27. Mai der Gesammtheit der Bürger eines Orts ohne Zuziehung der Kirchen- oder Staatsbehörden die Wahl der Pfarrer übertragen; ein weiteres Gesetz vom 30. Mai hatte dann die Einkünfte der Kirche geschmälert, und in der abgeänderten Konstitution war die Uebung jeder Religion frei gegeben worden, während vorher die katholische Staatsreligion gewesen war. Ein Gesetz vom 15. Juni 1853 erklärte nun die völlige Trennung der Kirche vom Staate, so daß der letztere mit der Ernennung oder Präsentation der Religionsdiener nichts mehr zu schaffen und für ihren Unterhalt nicht mehr zu sorgen haben sollte. Eine im Mai 1853 gegebene neue Verfassung unterwarf fast Alles dem allgemeinen Stimmrecht und beschränkte die Befugnisse des Präsidenten. Zur Verbesserung der Finanzen schlug Obando den Verkauf von Staatsländereien und eine Verländerung des Privilegiums der Panamabahn vor; aber die zwischen Anarchie und Diktatur schwankende Gährung der Parteien ließ es zu nicht kommen. Am 17. April 1854 verkündete der General José María Melo, an der Spitze des Heeres und von der demokratischen Gesellschaft zu Bogota unterstützt, die Diktatur, welche dem Präsidenten Obando angetragen, aber von ihm ausgeschlagen wurde. General Melo übernahm darauf selbst die Diktatur, bildete ein neues Ministerium, löste den Kongreß auf, stellte die Verfassung von 1843 und die Vereinigung von Staat und Kirche wieder her und ergriff die strengsten Maßregeln wider die Gegner des dermaligen Zustandes der Dinge. Melo wurde jedoch gestürzt und verhaftet und Manuel María Mallarino zum Vicepräsidenten gewählt, der am 1. April 1855 sein Amt antrat. Obando und Melo wurden verbannt. Das Verhältniß der Kirche zum Staate ordnete ein neues Gesetz vom 14. Mai 1855 auf angemessenere Weise. Die große Eisenbahn von Aspinwall am atlantischen Meere über die Kordilleren nach Panama ward zum ersten Male in ihrer ganzen Strecke am 28. Jan. 1855 befahren. Thatsächlich herrschen die Nordamerikaner in N. eben so wie die Eingebornen, indem sie seine andern als die von ihnen gewählten Behörden anerkennen und eine Menge von Niederlassungen auf der Landenge gegründet haben. Der Kongreß von N. sah sich auch schon genöthigt, durch Gesetz vom 26. Febr. 1855 die bisherige Provinz Istmo als einen freien und unabhängigen Staat unter dem Namen Panama anzuerkennen, doch sollten die auswärtigen Angelegenheiten, das stehende Heer, die Kriegsflotte, das Fremdenwesen von Bundesbehörden in Gemeinschaft mit N. besorgt werden.

Neugriechen, s. Griechenland (das neue).

Neugriechische Sprache und Literatur. Die neugriechische Sprache unterscheidet sich nicht in dem Grade von der altgriechischen, daß sie als eine eigene, in ihrem Kerne und nach ihrem ganzen Wesen von der altgriechischen sich absondernde Sprache anzusehen wäre. Die Abweichungen beider Sprachen sowohl in Ansehung der Wörter und des gesammten Sprachschatzes, als des grammatischen und syntaktischen Baues finden theils in der Zeit selbst, theils in den Einwanderungen und Durchzügen fremder, besonders slavischer Horden, denen das Land geraume Zeit ausgesetzt gewesen ist, ihren genügenden Erklärungsgrund und erscheinen um so geringer, je mehr man an der Ansicht festhalten muß, daß im alten Griechenland nicht immer so geschrieben, noch weniger gesprochen worden ist, wie die ersten und besten Schriftsteller das Altgriechische schrieben, und je mehr man sich überzeugt hat, daß neben der ausgebildetsten Schrift- und Umgangssprache der alten Griechen eine weit regellosere und ungebundenere Art des Ausdrucks im Munde des Volks geherrscht habe. Die neugriechische Sprache ist zunächst nur die gesprochene Volkssprache, wie sie im Gegensatze zu der Schriftsprache und zu der Umgangssprache der Gebildeten im alten Griechenland im Munde des Volks die vorherrschende war, nur daß sie durch Aufnahme fremder, namentlich slavischer und romanischer Elemente vielfach verunreinigt worden und in Folge davon ausgeartet ist und dem zu Folge äußerlich sich als eine im Verhältniß zur altgriechischen verderbte Sprache kund gibt. Mag aber auch das altgriechische Element in der neugriech. Sprache öfters bis zur Unkenntlichkeit verwischt, mag diese gewisser innerer und äußerer Schönheiten, sowie einzelner grammatischer und syntaktischer Feinheiten und eigenthümlicher Vorzüge entkleidet seyn, so haben sich doch offenbar darin altgriechische Elemente im Ganzen und im Einzelnen genug erhalten, daß die Meinung, wonach die Sprache der Neugriechen keine neue, sondern eben nur die durch Vermischung mit fremden Sprachen verderbte Volkssprache der alten Griechen sey, gerechtfertigt erscheint. Die neugriechische Sprache ist ihrem Kerne nach eine Tochter der altgriechischen, u. ihre Grundlage ist der dorische Dialekt, wie denn namentlich die

Aussprache der Vokale und Diphthonge im Neugriechischen fast rein äolisch ist, ja die Verwandtschaft beider Sprachen liegt noch näher, als die der romanischen Sprache zu der römischen. Will man die Geschichte der neugriechischen Sprache bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, so muß man geradezu bis auf die Blüthezeit der altgriechischen Sprache und Literatur zurückgehen, wobei freilich, namentlich was das heutige Neugriechisch betrifft, der Unterschied zwischen der eigentlichen Volkssprache (ἡ καθομιλουμένη οd. γυφτέϊκα οd. νεωγρ, auch ἑπτά- oder σπτά-λληνικη od. γνο-λληνικη, oder ῥωμαίικη γλῶσσα), wie sie von dem gemeinen Manne im alltäglichen Lebensverkehr geredet wird, und zwischen der Schriftsprache festzuhalten ist. Jene erstere, das naturgemäße Erzeugniß des Volksgeistes, das vom Vater auf den Sohn forterbte und nichts künstlich und absichtlich Gemachtes ist, ist das eigentliche Neugriechisch, welches, von demselben Ursprung, wie die altgriechische Volkssprache, sich bei der Ausartung der altgriechischen Schriftsprache selbstständig weiter entwickelte, eine Entwickelung freilich, die in immer weiterer Entfernung von dem klassischen Griechisch der Blüthezeit des Hellenenthums, besonders nach dem Untergang des byzantinischen Kaiserthums, bestand. Seit dem Ende des 11. Jahrhunderts ward diese neugriechische Sprache zugleich diejenige, in der einzelne wissenschaftlich gebildete Männer, an denen es selbst in den Zeiten des gänzlichen Verfalls griechischer Bildung nie ganz fehlte, schrieben und dichteten, um dem Volke, für welches sie beim Mangel eines gelehrten oder nur gebildeten Standes schrieben und dichten mußten, sich verständlich zu machen, während Einzelne allerdings auch damals noch in dem dem Volke ganz unverständlich gewordenen Altgriechisch schrieben. Begreiflicher Weise mußte im Laufe der Zeit und bei dem Mangel aller Bildungsmittel für das Volk, so wie einer eigenen Literatur die Sprache immer mehr verwildern und ausarten, und dadurch, daß man nach verschiedenen Principien und Systemen das Neugriechische zu schreiben begann, ward zwar das Aufkommen einer neugriechischen Schriftsprache angebahnt, aber zugleich eine heillose Sprachverwirrung herbeigeführt. Man mußte dies aber um so unangenehmer empfinden, als in Folge günstiger äußerer Umstände und der theilweise veränderten politischen Verhältnisse des Volks in diesem die Erinnerung altgriechischer Sitte und Art erweckt und damit ein nationaler Aufschwung angeregt ward. Zunächst war die Erhebung der Fanarioten zu politischem Einflusse, namentlich seitdem Alexander Maurokordatos Dolmetscher der Pforte und sein Sohn, Nikolaos, Hospodar der Walachei geworden war, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der angedeuteten Beziehung von wichtigen Folgen, denn der Werth der Bildung und der Kenntnisse, denen allein die Fanarioten diese Erhebung und die Erhaltung ihres Einflusses verdankten, machte sich hierbei sehr bemerklich, und in Folge davon wurden die Griechen genelgter, auf abendländischen Universitäten sich zu bilden, von wo sie nicht allein Kenntnisse, sondern auch das Bedürfniß weiterer Bildung in die Heimath zurückbrachten. Der Befriedigung dieses Bedürfnisses wurde aber besonders seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. durch den griech. Handel Vorschub geleistet. Auch erweckte das Interesse an den Fanarioten ausschließlich zugestandene Verwaltung der Moldau und Walachei bei den Griechen die Neigung zu öffentlicher Thätigkeit, und hiezu kam endlich noch die Errichtung von Schulanstalten, welche nicht nur die Lust an intellectueller Bildung weckte und steigerte, sondern auch nothwendig die Aufmerksamkeit der Griechen auf ihre eigene Sprache einlenken mußte. Hatten bisher die gelehrten Neugriechen ihre Sprache ganz nach Willkür gehandhabt, ohne darnach zu fragen, welches die richtige Schreib- und Sprachweise sey, in welchem Verhältnisse eine neugriech. Schriftsprache zur altgriechischen stehe und in wie weit die Bildung jener von der Volkssprache abhängig sey, so traten jetzt auf einmal mehre Versuche systematischer Lösung dieser Fragen hervor. Während sich die Einen ausschließlich an die Vergangenheit anschlossen und nur in der todten Sprache der alten Griechen schrieben (z. B. Neophytos Dukas, Steph. Kommitas), hielten andere im Gegentheil den von der Gegenwart vorgezeichneten Weg für den richtigen und wollten dem gemäß das Griechische auch nur so geschrieben haben, wie es das Volk sprach, und faßten noch Andere, die erkannten, daß diese Sprache des Volks von einer viel schöneren und ausgebildeteren Sprache abstamme, die Idee einer Verbesserung jener Volkssprache auf, glaubten aber irriger Weise eine solche Verbesserung dadurch herbeiführen zu können, daß sie viele Fetzen von dem prächtigen Kleide der altgriechischen Sprache entlehnten und damit jene Volkssprache auspunzten, woraus das sogenannte Μιξοβάρβαρον entstand, das besonders die Sprache der Fanarioten und ein Gemisch von Altgriechischem, Türkischem und Französischem war. Dagegen wies Korais (s. d.) behufs der Verbesserung der neugriechischen Sprache, die er sehr richtig als Sprache der bloßen Gewohnheit des Umgangs und täglichen Lebens bezeichnete, auf die Nothwendigkeit einer sorgfältigen Vergleichung beider Sprachen hin, indem er zugleich darauf drang, die Verschiedenheiten beider in der Form und Syntax wohl zu berücksichtigen und nur so viel von der altgriechischen für die neugriechische zu entlehnen, als diese letztere bedürfe, damit sie, ohne für das Volk unverständlich zu werden, aus dem Schatze des Altgriechischen verbessert und bereichert und dadurch gereinigt u. veredelt, nicht aber umgestaltet werde. Diese Ansicht von Korais und das auf dieselbe gegründete System, das Neugriechische zu läutern und zugleich allmählig zu verbessern, ward zwar anfänglich, und aus der Mitte der griechischen Nation selbst, mit den Waffen des Ernstes wie mit denen des Spottes vielfach bekämpft, z. B. von Kodrikas, Neophytos Dukas, Rhigas Neroulos; doch ließ sich Korais dadurch nicht abhalten, sein System unermüdlich anzuempfehlen und zur Anwendung zu bringen, und fand wirklich zuletzt die Befriedigung, es als das der geschichtlichen Entwickelung sich am besten anschließende von den Gelehrten nicht nur, sondern auch vom Volke anerkannt zu sehen. Besonde-

Digitized by Google

ren Einfluß übte dabei die wissenschaftliche, auf Korais' Rath 1811 gegründete Zeitschrift „Ἑρμῆς ὁ λόγιος“ in Wien. Dieses Sprachreinigungssystem hat bereits auf die neugriechische Sprache und Literatur einen sehr fördernden Einfluß ausgeübt. Durch alles Das, was in den letzten Jahrzehnten in Griechenland für Volksunterricht sowohl als für das höhere Schulwesen und im Interesse der allgemeinen Bildung, namentlich in Folge der Errichtung der Universität Athen 1837 geschehen ist, hat die Entwickelung der neugriech. Sprache auf der Grundlage des Altgriechischen außerordentliche Fortschritte gemacht, und schon jetzt ist, obwohl der Reinigungsprozeß noch keineswegs zum Abschluß gekommen ist, ein reinerer und edlerer Styl an die Stelle der früheren unbeholfenen und durch unreine Formen verderbten Schreibart getreten.

Der Unterschied zwischen der neugriechischen und altgriechischen Sprache im Einzelnen besteht theils in den fremden Elementen, welche die erstere mehrfach von anderen Sprachen entlehnt hat, theils in der veränderten Bedeutung altgriechischer Wörter und in dem Außergebrauchgekommensein eines großen Theils der letzteren, theils u. hauptsächlich in der bedeutenden Verminderung der alten reichen Formen der Deklination und Konjugation, in sofern in jener der Dativ, der bald durch den Genitiv oder Akkusativ, bald durch eine Präposition ersetzt wird, in dieser das Medium, der Infinitiv und Optativ, das Perfektum, Plusquamperfektum und Futurum, in beiden aber der Dual außer Gebrauch gekommen ist. Nur in einzelnen Redensarten und einzelnen aus dem Altgriechischen herstammenden Ausdrucksweisen haben sich altgriechische Formen auch in der Volkssprache erhalten. Was aber den syntaktischen Bau des Neugriechischen anlangt, so weicht derselbe von dem Altgriechischen, abgesehen von jenen hier influirenden Verschiedenheiten in den Formen, in Folge der erlittenen Einbuße an dem Partikularreichthum der altgriechischen Sprache namentlich dadurch ab, daß an die Stelle des bei aller Einfachheit eben so künstlichen als gedrungenen und ausdrucksvollen altgriechischen Satzbaues eine gewisse schleppende Unbeholfenheit getreten ist. Das neugriechische Alphabet hat wie das altgriechische 24 Buchstaben, welche dieselben Zeichen und mit geringen Abweichungen dieselben Benennungen führen. Wie die altgriechische hat die neugriechische Sprache auch drei Accente (ˊ u. ˆ), dagegen sind die Hauchzeichen (ʽ und ʼ) nur Unterscheidungszeichen der Rechtschreibung u. ändern nichts an der Aussprache. Sie hat drei Artikel und drei Deklinationen, die sich durch die Bildung des Genitivs unterscheiden. Auch die Adjektiva und Pronomina werden deklinirt. Die Zeitwörter haben zwei Konjugationen: mit dem Ton auf der vorletzten und mit dem Ton auf der letzten Sylbe. Die Aussprache des Neugriechischen ist in der Hauptsache die in Bezug auf das Altgriechische unter dem Namen der reuchlinschen (s. Griechische Sprache) unter uns bekannte. Eigenthümlich ist derselben die Häufung des Jkautes, der sogenannte Jrazismus, wobei aber nicht übersehen werden darf, daß die richtige Aussprache gebildeter Griechen verschiedene Nüancen hierbei macht, für deren Feinheit freilich der Fremde in der Regel kein Gehör hat. Eigenthümlich ist der neugriechischen Aussprache noch die Vernachlässigung der Quantität der Sylben zu Gunsten des vorherrschenden Accents und der Mangel der zwar für das Auge, aber nicht für das Ohr vorhandenen Diphthonge. Der reiche Schatz der neugriechischen Sprache ist aus den vorhandenen Wörterbüchern nur mangelhaft zu erkennen, weil dieselben den im Volke zerstreut sich vorfindenden Wortvorrath nur sehr unvollständig enthalten. Doch sind die vorhandenen Wörterbücher von Somavera (ital. und neugriech., Par. 1709), Vendoti (neugriech., ital. und franz., Wien 1790), Weigel (neugriech., deutsch und ital., Leipz. 1798), Zalikogli (franz., altgriech. und neugriech., Par. 1809 und 1824), Alexandridis (türk. und neugriech., Wien 1812), Kumas (neugr., russ. und franz., Mosk. 1811), Manti (neugriech. und ital., Venedig 1806), Gasis (nach Schneider) alt- u. neugriech., Wien 1809 f.), Schmidt („Neugr.-deutsches Wörterbuch“, Leipz. 1825), Debèque (neugr. und franz., Par. 1825), Kumas ([nach Riemer] alt- und neugr., Wien 1826), Theocharopulos (franz., engl., neu- und altgr., Münch. 1834), Anselm (neugr. und deutsch, Münch. 1834), Skartatos Byzantios (Λεξικὸν τῆς παλαιᾶς καὶ νεωτέρας ἑλληνικῆς διαλέκτου“, Athen 1835), Th. Kind („Handwörterbuch der neugriech. und deutschen Sprache“, Leipzig 1841) für die Erlernung und den Gebrauch des Neugriechischen zureichende Hülfsmittel. Auch behufs der Erlernung der Grammatik der neugriech. Sprache für Fremde (die Neugriechen selbst bedürfen keiner besondern Grammatik ihrer Sprache, weil sie in den Schulen nur das Altgriechische grammatikalisch erlernen) sind gegenwärtig mannichfache Hülfsmittel vorhanden. Wir nennen nur die Grammatiken von Christopulos (Wien 1805), Darwarist (Wien 1806), Schmidt (deutsch, Leipz. 1808), Mojadschi (deutsch, Wien 1821 und 1823), Jul. David (franz., Par. 1821 und 1827, Leipz. 1828), v. Münnich (deutsch, Dresd. 1826), Lübemann (deutsch, Leipz. 1826), Minas (franz., Par. 1827 und 1828), M. Schinas (franz., Par. 1829), Theocharopulos (griech. und franz., Par. 1830) und Russiadis (deutsch, Wien 1834). Ueber die Aussprache sind insbesondere noch die Schriften von Minas („Calliopé, ou traité sur la véritable prononciation de la langue grecque“, Paris 1825), Bloch („Revision der von den neueren deutschen Philologen aufgestellten oder verbesserten Lehre von der Aussprache des Altgriechischen“, Altona und Leipz. 1826) und Henrichsen („Ueber die neugriech. oder sogenannte reuchlinsche Aussprache der hellenischen Sprache, aus dem Dänischen übersetzt“, Parchim und Ludwigslust 1839) zu vergleichen. Als ein für die Sprache, wie sie im Volk lebt, reiche Ausbeute gewährendes Werk sind Leake's „Researches in Greece“ (Lond. 1814) zu nennen. Auch deutsche Philologen haben der neugriechischen Sprache ihre Beachtung zu Theil werden lassen, wie Friedemann und Poppo deren Verhältniß zum Altgriechischen ins Auge gefaßt, Hermann und vor allen Thiersch aber sie zum Gegenstand selbstständigen Studiums gemacht haben. So viel wir wissen,

findet gegenwärtig das Neugriechische auf deutschen Universitäten nur in den Lektionskatalogen von Berlin, Leipzig, Breslau und Königsberg eine Stelle.

Die neugriechische Literatur beschränkte sich früher mehr noch als jetzt auf Uebersetzungen, scheint aber gegenwärtig eine selbstständigere Richtung einschlagen zu wollen. Die erste Anregung dazu ging ebenfalls von Kotais aus. Die besonders durch seinen und anderer Gleichgesinnten neu errichteten und für die neue Richtung gewonnenen ältern Schulen beschränkten ihre Thätigkeit nicht darauf, in den Schülern künftige Lehrer des Volkes heranzubilden, sondern gaben dem ganzen Volksgeist einen mächtigen Aufschwung, indem sie unmittelbar durch Wort und Schrift auf die Bildung des Volkes wirkten und den Bildungstrieb immer belebender anregten. Solche Schulen und Lyceen, um deren Errichtung und Erhaltung bald einzelne Fanatioten und andere reiche Griechen, bald ganze Ortsgemeinden sich besonders verdient machten, blühten im Anfange des 19. Jahrhunderts besonders in Jassy, Bucharest, Konstantinopel (Kuru-Tscheśme), Smyrna, Chios, Athen, Janina und Missolunghi, wozu später (1824) die jonisch-griechische Universität in Korfu kam. Neben jenen Schulen und Dem, was von ihnen unmittelbar ausging, muß noch als einer erfreulichen Frucht der neugriechischen Literatur und zugleich als eines mächtigen Förderungsmittels für den erwachten Geist des griechischen Volks des griechischen Theaters gedacht werden, das seit 1818 in Odessa, Bucharest und a. O. theils altgriechische Tragödien in neugriechischen Uebersetzungen, theils neugriechische Originaldramen zur Aufführung brachte, was übrigens auch später nach 1821 an einzelnen Orten Griechenlands geschehen ist. Der Freiheitskampf von 1821 war zwar für alle diese Bestrebungen in seinen nächsten Folgen nachtheilig und verderblich, indem er entweder den Untergang jener Bildungsanstalten herbeiführte, oder wenigstens ihre unmittelbare Wirksamkeit gefährdete u. hemmte; aber der wenn auch für das politische Leben des griechischen Volks ungenügende Ausgang jenes Kampfes trägt doch den Keim einer reicheren Entwickelung des hochbegabten griechischen Volksgeistes in sich, u. schon ist in dem Königreich Griechenland Manches in dieser Beziehung geschehen, namentlich ist durch die Errichtung der Universität zu Athen eine Anstalt begründet worden, die mittelbar und unmittelbar auf das wissenschaftliche Leben und die Bildung der Griechen um so mehr Einfluß zu erlangen verspricht, als sich dieser Einfluß nicht bloß auf das Königreich Griechenland beschränken kann, sondern sich weit über die Grenzen desselben hinaus verbreiten muß.

Als das älteste Erzeugniß der neugriechischen Literatur gilt eine Chronik von Simeon Sethos (1070—80), der am Hofe des Kaisers Alexius Komnenus I. Protovestiarios war, in welcher der Volksdialekt zum erstenmal als Schriftsprache auftritt. Als der erste neugriechische Dichter muß dagegen Theodor Prodromos oder Ptochoprodromos (in der Mitte des 12. Jahrhunderts) genannt werden, in dessen Dichtungen wir die ersten Anfänge der neugriechischen Dichtkunst sehen, obgleich die Sprache derselben noch zu viel altgriechische Elemente enthält. Ueber die fernern Werke in neugriechischer Prosa ist bis in das 18. Jahrhundert nicht viel zu berichten. Nach dem Untergange des griechischen Kaiserreichs machten längere Zeit hindurch die kirchlichen Schriften, geistlichen Reden ꝛc. die ganze Literatur aus, in sofern überhaupt die Kirche damals das einzige Institut war, in dem das griechische Volk eine Art politischer und literarischer Existenz fand. Mit dem 18 Jahrhundert entwickelte sich in Folge des im Schooße des griechischen Volks neuerwachten Lebens die Literatur in mannichfaltigen Richtungen, und namentlich fanden die Geschichte und einzelne Zweige der philosophischen Wissenschaften eine Art selbstständiger Pflege. Für die neuere Zeit bis zur Gegenwart, wo die literarische Thätigkeit der Griechen auf andere Gebiete selbstständig sich verbreitete und sich zu versuchen begann, mögen folgende übersichtliche Andeutungen genügen, wobei jedoch die Rücksicht auf bloße Uebersetzungen, sowie die Erwähnung der vielen ausgezeichneten Griechen, die als Lehrer zur geistigen Wiedergeburt ihres Volks mächtig beigetragen haben, ausgeschlossen bleiben muß. Auf dem Gebiete der Theologie machten sich Theoklitos Pharmakidis als Vertreter des rationalen Princips und Konstantin Oikonomos als Vertreter der kirchlichen Orthodoxie, letzterer zugleich ein ausgezeichneter geistlicher Redner, besonders bemerklich. Von den philosophischen Wissenschaften wurden seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Logik, Ethik, Physik, Metaphysik, Rhetorik, Aesthetik und Mathematik selbstständig behandelt, und es begegnen und hier die Namen von Daniel Philippidis, Stephanos Dukas, Wardalachos, Neophytos Dukas, Kumas, Wamwas u. Oikonomos. Auf dem Felde der Geschichte lieferte Philippidis (1816) eine Geschichte Rumuniens oder der walachischen, moldauischen und bessarabischen Völkerschaften, Surmelis eine Geschichte Athens zur Zeit des Freiheitskampfes (1834), Phillimon ein Werk über die Hetärie (1834), Perraebos eine Geschichte Suli's (1815) und Memoiren über den Freiheitskrieg von 1820 (1836), dergleichen auch vom Erzbischof Germanos (1837), sowie von andern Augenzeugen und Theilnehmern des Kampfes erschienen sind. Früher hatte Rises Nerulos eine „Histoire de la Grèce moderne" (1828), sowie A. Sutsos eine „Histoire de la révolution grecque" (1829) herausgegeben. Konstantin Paparrigopulos, der sich besonders mit der Geschichte Griechenlands im Alterthum und im Mittelalter beschäftigt hat, und Anast. Georg. Leokiaz schrieben gegen Falmerayer über die Abstammung der heutigen Griechen (1843), und K. D. Schinas lieferte (1845) eine Geschichte der alten Nationen. Wichtige Aufschlüsse über den mittelalterlichen Hellenismus gibt die gelehrte Abhandlung des Leukadiers Spiridon Zampelios vor seiner Sammlung der „Ἄσματα δημοτικὰ τῆς Ἑλλάδος" (Korfu 1852). Eine gute Geographie erschien bereits 1791 von Philippidis und Konstantas; Skartatos Byzantios lieferte ein geographisch-historisches Werk über Konstantinopel, N. Chortakis eine mathematische u. physische Geographie, J. D. Stamatakis

Digitized by Google

einen nach officiellen Quellen verfaßten „Ἱλαχ χυρογραφικὸς τῆς Ἑλλάδος" (1846), J. N. Valettas eine Geographie des alten und neuen Griechenland, Angelopulos eine Statistik von Piräos (1852), Rangawis eine geographisch-historisch-archäologisch-statistische Beschreibung des alten und neuen Griechenland (1853). Als politische Schriftsteller verdienen besonders Minas, Palysoidis, Paläologos (von letzterem erschien ein Buch über Staatsökonomie) und Saripolos erwähnt zu werden. Spiridon Valettas philosophirte in mehren Dialogen über griechische Sitten und Zustände und behandelte einzelne politische Fragen des Tages mit Geist u. Gewandtheit (1836). Auf dem Gebiete der Archäologie gab früher G. Sakellarios ein Werk über die griechischen Alterthümer (1796), sowie neuerdings Pittakis ein Buch über das alte Athen und seine Alterthümer (1835) und Alex. Risos Rangawis „Antiquités helléniques" (Bd. 1, Athen 1842) heraus. In der Philologie erwarben sich außer Korais vornehmlich Neophytos Dukas, Darwaris, Äsopios und Pikkolos durch Bearbeitung der alten Klassiker Verdienste. Für altgriechische Lexikographie sowie für tiefere Kenntniß der alten und neuen Sprache lieferte Korais schätzbare Beiträge; eine methodische Grammatik der altgriechischen Sprache schrieb Neophytos Dukas unter dem Namen „Terpsithea" (1804 u. ö.); eine Syntax lieferten Wamwas (1828) u. Äsopios (1841), eine Metrik der Alten bereits früher Zenobios Pop (1803) u. neuerdings F. Benthylos (Athen 1851). Auch die Grammatik anderer Sprachen, z. B. der lateinischen und deutschen, ward neuerlich von Griechen bearbeitet. Von Skarlatos Byzantios erschien ein neugriechisches Wörterbuch (1835), sowie ein altgriechisches (1839), ein französisches und griechisches von Rangawis, Samurkakis und N. Lewadäos (1842). Die Literaturgeschichte, und zwar die altgriechische, bearbeiteten Anthim. Gazis, Dim. Alexandridis und K. Äsopios, die neuere Steph. Kanellos (in den die Grundlage der „Leukothea" von Iken bildenden Briefen) und Risos Nerulos („Cours de littérature grecque moderne", 1827), und neuerdings erschien von A. Pappadopulos Bretos eine „Ἑλληνικὴ βιβλιογραφία" (1845). Die „Indischen Uebersetzungen" von Dim. Galanos verdienen besondere Erwähnung. Im Romane versuchten sich Alex. und Panag. Sutsos, ersterer mit dem politischen Roman: „Ὁ Ἐξόριστος τοῦ 1831 ἑτοῦς" (Der Verbannte von 1831, 1834, deutsch Berlin 1837), letzterer mit einem mehr philosophisch-politischen „Λέανδρος" (1835). Als politischer Redner aus der Zeit des Freiheitskampfs ist Trikupis zu nennen, der auch eine kleine Sammlung politischer Reden im Druck erscheinen ließ (1829), und es lassen sich auf diesem Gebiete mit der Zeit noch schöne Früchte erwarten, da dem griechischen Volke ein ausnehmendes Talent zur politischen Beredsamkeit innewohnt, was sich besonders auf dem Nationalkongresse von 1843—44 kund gegeben hat. Behufs der akademischen Lehrthätigkeit an der neuerrichteten Universität zu Athen gaben auch manche der dortigen Professoren besondere Leitfäden heraus, die, da sie von wissenschaftlichem Werthe sind, auch in weiteren Kreisen die Wissenschaft fördern können. Erwähnung verdient besonders, als Frucht selbstständiger Thätigkeit, die ausführliche Anatomie von Aler. Maurokordatos (1836). Verdienstvoll sind auch die Schriften von Kontogonis über altgriechische Mythologie (1837) und hebräische Archäologie (1844), von Olympios über die physische Erziehung der Kinder (1837), von Mawrogiannis über das Klima von Athen (1842) u. A. Als Vereinigungspunkt bot sich für die wissenschaftliche Thätigkeit der Gelehrten die seit 1840 in Athen erschienene wissenschaftliche Zeitschrift „Ἐγκυκλικὸς Ἑρμῆς", dar, welche theils selbstständige Aufsätze, theils Kritiken enthält und einen guten Ueberblick über die literarischen Bestrebungen der neugriechischen Gelehrten und deren Gehalt und Werth gewährt. Auch sonst muß hier der neugriechischen Zeitschriften Erwähnung geschehen, welche schon früher und bereits vor 1821 außer Griechenland, mehr aber noch in der spätern Zeit und bis auf die neueste Zeit in Griechenland erschienen und in der Hauptsache theils politischen Inhalts waren, theils wissenschaftliche Zwecke verfolgten und selbst einzelne Fächer ausschließlich behandelten, wie denn auch seit 1852 eine „Volksbibliothek" zur Aufklärung des Volkes in Athen erscheint.

Was die Poesie betrifft, so haben auch die Neugriechen zwei Gattungen der Poesie: eine durchaus eigenthümliche u. ursprüngliche, durch mündliche Sage fortgepflanzte Volkspoesie und eine in der Schrift bewahrte, gelehrte oder Kunstpoesie. In der Volkspoesie der Neugriechen offenbart sich der volle Reichthum des Volkssinnes in seiner Innigkeit, Naivetät und Energie. Dieselbe besteht aus Gesängen, die man nach ihrem Inhalt in drei Hauptklassen eintheilen kann: in Familienlieder, historische und romantische Gesänge. Zu den ersteren gehören die Selbstverbannungs- oder Reiselieder, welche die Sehnsucht des Wanderers und die Vorgefühle der Zurückbleibenden poetisch ausdrücken, ferner die Hochzeits- und Leichengesänge, die hinsichtlich ihres Inhalts und Ideengangs in ganz Griechenland sich fast gleich, im Ausdruck dagegen von Ort zu Ort abweichend sind. Von größerer Bedeutung sind die historischen Gesänge, die im Munde des Volkes leben und seine Helden verherrlichen; namentlich sind die Klephtenlieder und die aus der Geschichte des Freiheitskampfes herstammenden Volksgesänge wahre Goldkörner, deren vollständige Sammlung die wahre Iliade des neuen Griechenlands seyn und auch in poetischer Hinsicht der alten wenig nachstehen würde. Am häufigsten sind die romantischen Lieder, in denen sich die Phantasie des Volkes am mannichfaltigsten und mit der größten Kraft bewegt. Einige sind erzählender Art, andere lyrisch u. der Ausdruck des innersten Gefühls. Die Eigenthümlichkeit aller wahrhaft volksthümlichen Dichterwerke, daß ihre Verfasser gewöhnlich unbekannt bleiben, theilen auch die Volksgesänge der Neugriechen. Einige Ausnahmen abgerechnet, so verdanken sie alle ihr Entstehen dem von aller Kunst unabhängigen, natürlichen Dichtertalent. Die Lieder der Bergbewohner zeichnen sich durch ein eigenes Feuer

Digitized by Google

des Tons aus, in dem die Bewohner der größeren Städte und der entfernteren Inseln etwas Rohes und Verletzendes finden. Wie die Gesänge der Bergbewohner der kühne und wilde Ausdruck der Heldenkraft sind, so drücken die der Insulaner die innigsten u. stärksten Naturgefühle, die Anhänglichkeit an den natürlichen Boden, die Liebe zu den Verwandten aus. Es gibt Städte, wo die Anlage zur Dichtkunst vorzugsweise das Erbtheil einzelner Handwerke zu seyn scheinen; auf dem Lande dürfte man die meisten Dichter unter den Hirten antreffen. Die Klephtenlieder kann man ausschließlich einer besondern Klasse von Dichtern zuschreiben. Zwar sollen einige derselben von wirklichen Klephten herrühren; die meisten aber werden für das Werk wandernder Bettler angesehen, die von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wandern und singen und auch darin den alten Rhapsoden gleichen, daß sie zugleich Dichter und Tonkünstler sind. Das eigentlich nationale Versmaß der Neugriechen ist aus zwei deutlich geschiedenen Halbversen zusammengesetzt, wovon der erstere 8, der zweite 7 Sylben, der ganze Vers mithin 15 zählt. Von diesen zwei Halbversen hat der erste nothwendig den Accent auf der 6. oder nach Willkür auf der 8. Sylbe, in dem zweiten Halbvers fällt der Accent immer auf die 6. Sylbe, so daß der Vers mit einem Jambus endet. Die Balladen oder Tanzlieder sind fast alle in kürzeren Versen gedichtet, die aber doch nur verschiedene Modifikationen jenes erstern sind. Die Lieder der Insulaner u. der Städter sind fast immer gereimt u. unterscheiden sich nur dadurch von den ungereimten des Kontinents. Eigenthümlich ist den neugriechischen Volksgesängen, daß die auffallendsten und originellsten Züge leicht zu poetischen Allgemeinheiten werden, die sich dann jeder spätere Dichter aneignet, um sie nach Willkür überall, wo es nur irgend angeht, anzubringen, so daß sie von Alter zu Alter fortgehen, ohne selbst alt zu werden, und eine Art von Unsterblichkeit genießen. Ein besonderer Zug der neugriechischen Volkspoesie ist auch das Bestreben, gemeine Gegenstände zu adeln. So liebt man z. B. das Eisen, die Erze und Stoffe von geringem Werth in Silber, Gold, Diamanten und Perlen zu verwandeln, wodurch die Lieder eine orientalische Färbung erhalten, die sie von Allem scharf unterscheidet, was wir von dem Volksgesang der alten Griechen wissen. Die Sprache ist im Allgemeinen einfach, kräftig und fast ohne Bilder, ohne Versetzungen und in kurzen Perioden von beinahe gleichem Umfang. Selten geht der Sinn eines Verses in den andern über; jeder Vers macht in der Regel für sich einen besonderen Sinn aus. Ueber das Alter der neugriechischen Volkspoesie kann eine ganz genügende Antwort nicht gegeben werden. Einige, deren Entstehung mit einiger Wahrscheinlichkeit nachgewiesen werden kann, mögen an das Ende des 16. oder in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinaufreichen; der Ursprung anderer dürfte sogar bis ins 11. Jahrhundert zurückzuversetzen seyn. Die Gesänge der Bergbirten und die Ammenlieder, noch mehr aber die Matrosenlieder mögen sich unmittelbar an altgriechische Ueberlieferungen anschließen, und die Tanzgesänge der Neugriechen erscheinen als eine Fortsetzung der altgriechischen Hyporchemen. Diejenigen Lieder, welche an bestimmten Tagen von jungen Leuten an den Thüren gesungen und wobei kleine Geschenke eingesammelt werden, gleichen denen des alten Griechenlands nicht nur in ihrem Gegenstande, sondern auch in ihrer Weise, in ihrem Charakter und in der Grundlage der Gesinnungen und der ausgedrückten Begriffe, nur daß, während die alten einfacher, natürlicher und zierlicher sind, in den neueren ein mehr lebendiger, ein originellerer und zarterer Schwung herrscht. Die Hochzeitslieder der Neugriechen entsprechen den Hymenäen der Alten, und die Myriologien oder Leichengesänge findet man in den Oloyporen der alten Griechen wieder.

Auch die Spuren der *Kunstpoesie* lassen sich ziemlich weit zurück verfolgen. Die zwei ältesten bekannten Darstellungen in neugriechischer Sprache und in politischen Versen sind von Theodor Prodromus, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die eine ist eine Art von Satyre gegen den Vorgesetzten seines Klosters, die andere ein Schreiben an den Kaiser Manuel von Comnena. Nach einigen älteren Romanen in der Weise der französischen Ritterromane ist der berühmte Ritterroman in Versen „Erotokritos" von Vincenz Cornaro aus dem 16. Jahrhundert zu nennen, das umfangreichste griechische Gedicht seit Konstantinopels Fall, das bei den Griechen in hohem Ansehen steht und eine große Popularität erlangt hat. Nächstdem verdient ein Trauerspiel „Erophile" von Georg Chortatsis aus dem 17. Jahrhundert, ein Drama, „Das Opfer Abrahams", ein Gedicht, „Der Kampf der Elemente", eine Idylle, „Voskopula" (Die Schäferin), und aus dem 18. Jahrhundert ein gereimtes Gedicht „*Βοσπορομαχία*" (Der Wettstreit der beiden Ufer des Bosporus), sowie eine erotische Erzählung „Kleanthes und Abrokome" besondere Erwähnung. Aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammt ein kleines satyrisches Drama „*Ρωσσο-Αγγλο-Γάλλος*" (Der Russe, Engländer und Franzose), worin bereits der glühende Freiheitsdrang der Griechen sich kund gibt, der nachher in Rigas' berühmten Kriegs- und Freiheitshymnen so voll strömte. Nach der Erhebung des griechischen Volks 1821 sangen Panagos und Aler. Sutsos, Polysoldis, Kalvos, Salomes, Rifos Nerulos und Angelika Pali patriotische, zum Kampf begeisternde und die Großthaten der Helden feiernde Hymnen, Oden und Elegien. Neuerdings versuchten sich in demselben Genre auch Karatschutschas, sowie später Orphanidis mit Glück. Beide Sutsos warfen sich in ihren patriotischen Dichtungen auch auf die Satyre, deren Waffen sie insbesondere gegen den Präsidenten Kapo d'Istrias und dessen Partei kehrten (1830). In der lyrischen Gattung versuchten sich ferner Perdikaris, gleichfalls die Satyre kultivirend, Christopulos, ein neuer Anakreon mit seinen gefälligen und anmuthigen Liebesliedern und bacchischen Gesängen, und sein Antagonist Sakellarios. In des Christopulos Weise, dessen Lieder in das Volk drangen, dichteten später auch Panagos Sutsos und Tantalidis. Das dramatische Feld bebauten Rifos Nerulos, von dem es

Digitized by Google

zwei Tragödien „Polyrena" und „Aspasia" und einige komisch-satyrische Stücke gibt, Pikkolos („Der Tod des Demosthenes"), Zampellios („Tzimoleon", „Konstantin Palaiologos" und „Rigas"), Evanthia, die Schwester des gelehrten und aufgeklärten Theologen Theophilos Kairis, in ihrem die Katastrophe von Missolunghi 1826 schildernden Trauerspiel „Nikiratos", Rangawis in seinem patriotisch-historischen Trauerspiel „Der Verbannte", Panagos Sutsos in seinem „Wanderer" und einigen historischen Trauerspielen aus der neuesten Geschichte Griechenlands, z. B. „Karaiskakis" und Aler. Sutsos in seinem „Markos Botsaris". Als Lustspieldichter sind besonders Churmusis und Rangawis zu nennen. Voll Spott und Scherz ist auch die Muse des Risos Nerulos. Die originellsten und ausgezeichnetsten Dichter des neuen Griechenlands sind aber nach Geist und Form ihrer Dichtungen jedenfalls die beiden Brüder Panagos und Aler. Sutsos, von denen der erstere von großem Ernst und Tiefsinn ist. Von ihm ist auch ein didaktisch-episches Gedicht „Messias" vorhanden, das zum Theil in dramatischer Form die erhabensten und tiefsten Gedanken enthält. Risos Nerulos gab in dem komischen Epos „Der Raub der Truthenne" ein lebendiges Bild der Sitten und des intriguanten Charakters und Treibens der Fanarioten, denen er selbst durch die Geburt angehört. Das bedeutendste neuere griechische Epos ist „Der Volksverführer" von Rangawis, das die Geschichte des montenegrinischen Mönchs Stephanos, eines der falschen Peter III. unter Katharina II., behandelt. Zu der lyrisch-epischen oder romantisch-epischen Gattung ist vielleicht auch „Der Umherirrende" von Aler. Sutsos zu rechnen, worin er die Geschichte seines Vaterlandes beweint und den Ruhm desselben feiert, vorzüglich wegen der Melodie und Kraft der Sprache hoch gefeiert. Vgl. Risos Nerulos, Cours de littérature grecque moderne, 1827; Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne, Paris 1824—25, 2 Bde., deutsch von W. Müller, Leipzig 1825, und von einem Ungenannten, Koblenz 1825; Schmidt-Phiseldeck, Neugriechische Lieder, Braunschw. 1827; Kind, Neugriechische Volkslieder, Leipzig 1827, das. 1849; Derselbe, Beiträge zur besseren Kenntniß des neueren Griechenland, Neustadt a. d. O. 1831; Derselbe, Neugriechische Poesien im Urtext, Leipzig 1833; Derselbe, Neugriechische Anthologie, 1 Bdchn., das. 1845; Neugriechische Volks- und Freiheitslieder, Grünb. u. Leipzig 1842; Sander, Das Volksleben der Neugriechen, Mannh. 1844; Ellissen, Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie, 1. Bd., 1846; M. de Marcellus, Chant du peuple en Grèce, 2 Bde., Paris 1852.

Neuguinea (Papua), nächst Neuholland die größte Insel Australiens, das erste Land, welches die Europäer in Polynesien entdeckten (1511), erstreckt sich von 0° 19′ 15″ bis 10° 4′ südl. Br. und 149° 24′ bis 166° 43′ L., wird durch die Torresstraße im Süden von Neuholland, durch die Dampiersstraße im Nordosten von Neubritannien getrennt, bildet mit den um sie her liegenden kleineren Inseln den nordwestlichen Anfang der Neuholland von Südosten umgebenden Reihe der gebirgigen inneraustralischen Inseln und hat eine Länge von 240, eine Breite von 86 Meilen und einen Flächenraum von 10,000 □Meilen. Von der Hauptmasse des Landes, die eine ziemlich länglich-viereckige Gestalt hat und von Südosten nach Nordwesten läuft, erstrecken sich zwei große Halbinseln, die eine nach Nordwesten, die andere nach Südosten; mitten zwischen beiden liegt eine kleinere Insel in der Richtung von Nordosten nach Nordwesten. Der nördlichste Punkt der Insel ist Kap Goede Hop, vor dem die zwei flachen und niedrigen Inseln Mispalu, westlich davon die bewohnte Insel Womy, östlich die mit Muskatnußbäumen bewachsene Insel Maury liegen. Im Nordwesten des Kaps ist die Inselgruppe Anau, mit den Inseln Anau, Baba, Abdon, Konibar ꝛc. Im Westen liegen die Papuasinseln, Walalu oder Wagamma, umgeben von den Inseln Manauaran, Rabak, Ihn, Wuay, Ruis, Dschibby, Yo, Uru, Gog, Batangpally, Waglol, Batanta, Salawatty, Mysol, mit 14 kleinen Felseneilanden. In dem großen Meerbusen Geelvink, der die Halbinsel im Osten begrenzt, liegen die wohl bevölkerten Inseln Schouten oder Mysory, südlich davon die fruchtbare und bewohnte Insel Jobin mit den Eilanden Bulage und Traiteurz, ferner die kleineren Inseln Manas-Wary, Masmapy, Palgang, Ergano, Harlem, Schelling ꝛc. An der Nordküste liegen die Inseln Nymphe, Alin, Arimoa, Moa, die von Riffen umgebene Schoutengruppe (Vulkan, Roissy, Durville), die Dampiersgruppe (Rook, lange Insel, Kroneninsel), an der Ostküste die Inselgruppe Longuerre, vor der Südküste die Insel Lakakia, die Gruppe der Arruinseln, die Inseln Groß- und Kleinkay, ferner Choju Mirra, Dramaai, Aiduma, Semecum, Sagil u. Namatotte. Aus der Ferne erscheint dem Seefahrer das Land meist hoch, mit steilem Gestade und ansehnlichen bewaldeten Bergen im Hintergrunde, welche die mannichfachsten Gestalten zeigen. Ueberall bieten sich sehr romantische und malerische Ansichten dar. Im Innern ist das Land voll hoher Gebirge und hat mehre ansehnliche Flüsse, von denen aber nur die Mündungen bekannt sind. Der Wasserreichthum, die Wälder und hohen Gebirge mildern die Wärme des Klima's, doch muß im Sommer die Hitze sehr groß seyn, da Labillardière im Winter (im August) an der Nordküste 23°—25° R. fand. Die Produkte der Insel sind noch zu wenig bekannt; im Ganzen trägt die Vegetation ein indisches Gepräge. Man findet Palmen in großer Menge und Mannichfaltigkeit, Pisangs, Pandanus, Muskatnuß- und Gewürznelkenbäume, Ingwer, Brodfrüchte, Citronen-, Limonien-, Pomeranzenbäume, Benzoe-, Drachenblut- und andere Gummibäume, Eben-, Sandel-, Sapanholz, Bambus- und andere Rohrarten. Von Thieren kennt man den Papuahund, der der Stammvater aller zahmen und wilden Hunde Australiens seyn soll, Känguruhs, den gefleckten Phalanger, wilde Schweine, Hirsche, Robben, Paradiesvögel, Eisvögel, Papageien, Würger, Wiedehöpfe, Baumläufer, Krähen, Ma-

Digitized by Google

nakiris, Wachteln, Hühner, Tauben, Reiher, Fettgänse, Strandläufer, Finken, Schnepfen, Rallen, Brachvögel, Rothgänse, Strandjäger, Möven, Sturmvögel, Enten. Die Seefahrer fanden die Inseln und die Küsten überall wohl bevölkert, und man darf daher für N. und die dazu gehörigen Inseln wenigstens eine halbe Million Einwohner annehmen, welche theils Papuas (s. d.), theils malayischen Stammes sind. Die Bewohner des bergigen Innern, die Mataffis, sind im Allgemeinen kräftiger gebaut, als die Papuas der Strandgegenden, haben gutgeformte Glieder, regelmäßige Gesichtszüge, dunkelbraune Haut und schwarzes Haar und gehen bis auf eine Bastbinde um den Unterleib ganz unbekleidet. Stets erscheinen sie bewaffnet mit Bogen, Pfeilen und Wurfspießen, deren sie sich zur Jagd bedienen. Die Haraforas (s. d.), ebenfalls im Innern der Insel, hier Arfakis oder Eudamenen genannt, treiben Feldbau, pflanzen Bananen, Pisang und Hülsenfrüchte und vertauschen sie gegen eiserne Werkzeuge und chinesische Fabrikerzeugnisse an die Papuas, mit denen sie jedoch auch häufig Krieg führen. An den Küsten haben sich des Fischfangs wegen auch Badschus niedergelassen, deren Hütten ebenfalls auf Pfählen stehen. Chinesen und Malayen besuchen die Insel des Handels wegen; sie holen Paradiesvögel, Papageien, Perlmutter, Perlen, Schildpatt, Ambra, Gold, Gewürze, Trepang, Misoirinde, Rotang, Holz, Rohr und Sklaven und bringen dafür Tücher, Seiden- und Baumwollenzeuche, Eisengeräthe, Porzellan und etliche andere Waaren. Die Europäer sind noch in keinen eigentlichen Verkehr mit den Bewohnern von N. getreten. Die Holländer gründeten an der Tritonbai oder Südwestküste eine Niederlassung mit dem Fort Dubus, gaben aber dieselbe wieder auf. N. soll zuerst von arabischen Schiffern gefunden worden seyn, unter den Europäern erblickten es zuerst die Portugiesen Anton Ambreu und Francisco Seoram 1511. Im J. 1526 kam der Portugiese Meneses zufällig an die Küste dieser Insel, und um eben diese Zeit (1527) erreichte der Spanier Alvaro de Saavedra dieselbe u. nannte den westlichen Theil Papua oder das Land der Papuas und den östlichen die Goldinsel. Der Name N. scheint erst 1545 durch den spanischen Schiffskapitän Ynigo Ortiz de Rez aufgekommen zu seyn wegen der Aehnlichkeit der Bewohner mit den Negern in dem afrikanischen Lande Guinea. Man glaubte auch, daß N. mit Neuholland zusammenhänge, bis in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch den Holländer Tasman die Trennung von Neuholland dargethan wurde, indem derselbe die Torresstraße durchfuhr, welche beide Länder von einander scheidet. Seitdem befuhren zwar mehre Seefahrer die N. bespülenden Gewässer und besuchten die nahe dabei gelegenen kleinen Inseln, landeten aber nicht auf N. selbst. Erst 1774 betrat der Seefahrer Forrest von der nördlichen und Cook von der südlichen Küste einige Punkte, und dem ersteren verdankt man das Meiste, was man von den Einwohnern und dem Lande selbst weiß.

Neuhäusel (Ersek-Ujvar), Flecken und Hauptort eines Stuhlgerichts in der neutraler Gespannschaft in Ungarn, rechts an der Neutra und an der Südostbahn, hat 2 katholische Kirchen, ein Franciskanerkloster, eine Normalschule, eine Mädchenerziehungsanstalt, Weinbau, Tuchweberei, Pferdemärkte und 7500 Einw. Die Stadt war im 17. Jahrhundert als Festung wichtig. Im J. 1604 kam der Platz durch Verrath in die Gewalt des Fürsten Bocskai von Siebenbürgen, und 15 Jahre später bemächtigte sich Bethlen Gabor desselben, verlor ihn jedoch schon 1621 wieder an Matthias von Ungarn. Nach dem Ausbruch des Kriegs zwischen Oesterreich und der Türkei 1661 gerieth N. im September 1663 in die Gewalt der Türken und blieb ihnen auch in dem im folgenden Jahre abgeschlossenen Frieden. Am 19. Aug. 1685 ging es nach 40tägiger Belagerung durch Sturm wieder an die Oesterreicher über, worauf sich 1701 Ragoczy darin festsetzte. Nach mehren in den Jahren 1708 und 1709 gemachten Versuchen, die Festung wieder zu gewinnen, gelang es den Oesterreichern endlich den 23. Sept. 1710 sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Im J. 1715 wurden die Festungswerke auf Befehl des Kaisers geschleift.

Neuhaldensleben, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Ohre, Sitz der Kreisbehörden, mit Leder-, Fayence- und Bouteillenfabrik, Vitriolsiederei, Wollenweberei, Kupferhammer u. 4500 Einw. Vgl. J. W. Behard, Geschichte der Stadt N., Königslutter 1802.

Neuhampshire, s. Newhampshire.

Neuhannover, Insel, s. Neubritannien.

Neuhebriden, s. Heiligen-Geists-Archipel.

Neuhof, Theodor, Baron von, König von Korsika, um 1680 in Altena bei Münster, wo sein Vater Hauptmann der bischöflichen Garde war, geboren, ward im Kollegium der Jesuiten erzogen und studirte dann in Köln, von wo er aber, nachdem er einen jungen Mann aus vornehmer Familie in einem Duell getödtet, nach dem Haag entfloh. Durch Empfehlung des dortigen spanischen Gesandten ward er als Lieutenant bei einem in Oran stehenden spanischen Regimente angestellt und wegen seiner Tapferkeit bald darauf zum Hauptmann und Generaladjutanten befördert, bei einem Ausfalle jedoch gefangen genommen und an den Dei von Algier verkauft, dem er 18 Jahre als Dolmetscher diente. Als die Korsen 1735 sich vom Joche Genua's befreiten und die Dei's von Tunis und Algier um Hülfe gebeten hatten, sandten ihnen dieselben zwei Regimenter unter N.s Anführung. N. wurde von den Korsen mit großem Jubel empfangen, eroberte bald die ganze Insel und wurde 1736 feierlich zum Könige der Insel unter dem Namen Theodor I. proklamirt. Als er aber von den Genuesern in mehren Treffen überwunden worden war, verließ er im November 1736 die Insel, um auswärtige Unterstützung zu suchen, und begab sich nach Amsterdam, wo er anfangs wegen früherer Schulden festgesetzt, bald aber auf Eidgelöbniß entlassen und selbst von mehren Handelshäusern mit Kriegsbedürfnissen unterstützt wurde. Nach kurzem Aufenthalte in Lissabon

Digitized by Google

und Malaga kehrte er im September 1738 nach Korsika zurück. In demselben Jahre unterwarfen die Franzosen den Genuesern die Insel wieder, und der König sah sich genöthigt, abermals zu entsiehen, da er an die Genueser ausgeliefert zu werden fürchtete. Er begab sich nach Neapel, wurde hier festgesetzt und bald darauf über die Grenze gebracht. Als die Franzosen 1741 Korsika wieder verlassen hatten, entstanden dort neue Unruhen. N. landete mit zwei englischen Schiffen bei Isola Rossa auf Korsika, mußte sich aber unverrichteter Sache, wie bei einem neuen Versuche 1744, wieder einschiffen. Obgleich ihn seine Anhänger noch in demselben Jahre aufs Neue als König anerkannten, konnte er sich doch gegen die Genueser und seine Feinde unter den Korsen nicht behaupten. Nachdem er sich an mehren Orten umhergetrieben, begab er sich 1749 nach England, wo er von seinen Lieferanten Schulden halber verhaftet wurde und die 1755 in Kingsbank gefangen saß. Zu seiner Befreiung veranlaßte der britische Minister Walpole 1756 eine Subscription, womit er seine Gläubiger befriedigte. Darauf ward er durch eine Parlamentsakte aus seiner Haft entlassen, † aber noch im December 1756 in Mangel und Gram. Seine Freunde ließen ihm auf sein Grabmal die Aufschrift setzen: „Das Glück gab ihm ein Königreich und versagte ihm im Alter Brod".

Neuholland, s. v. a. Australien.

Neuilly (N. sur Seine), Dorf im französischen Departement Seine, westlich von Paris an der Seine, über die hier eine schöne Brücke führt, ½ Stunde von der Barrière de l'Etoile, von wo eine herrliche Baumstraße, die Avenue de N., gerade darauf zuführt, hat 8000 Einw., die verschiedene Fabriken, z. B. eine Damascenerstahlfabrik, Strohhutfabriken, eine Fabrik chemischer Produkte, unterhalten. Der Sommerpalast Ludwig Philipps, von einem herrlichen Park umgeben, ward am 25. Febr. 1848 geplündert u. fast ganz eingeäschert. Ludwig Philipp nannte sich nach seiner Flucht nach England Graf von N. In Folge des Konfiskationsdekrets gegen die Güter des Hauses Orleans ist auch N. 1853 veräußert worden.

Neuirland, Insel, s. Neubritannien.

Neujahr, der erste Tag eines Jahres, dessen Eintritt sich bei jedem Volke theils nach seiner astronomischen Ansicht, theils nach der Länge des Jahres überhaupt richtet. Der Neujahrstag hatte schon im Alterthum festliche Bedeutung. Bei den Juden fiel er auf den ersten Tag des Tischri und ward für den Tag gehalten, an welchem Gott Gericht hielt (daher Jom Hadin, Gerichtstag), sowie für Adams Erschaffungstag. Weil das Fest durch Trompeten- oder Posaunenschall verkündet wurde, hieß es das Trompeten- oder Posaunenfest, auch Sabbath des Blasens. Die Feier bestand vorzüglich in Brandopfern. Auch die Religion der Parsen kannte das Neujahrsfest (Nouruz) u. feierte es mehre Tage hindurch. Die Römer pflegten an diesem Tage dem Janus zu opfern; auch galt der Tag als dies faustus (Tag von günstiger Vorbedeutung), an welchem man gern allerlei Geschäfte vornahm. Auch waren die Neujahrswünsche und Neujahrsgeschenke schon üblich, insbesondere pflegte man den Magistratspersonen an diesem Tage seine Glückwünsche darzubringen. Das Geschenkenehmen gegennehmen gehörte zu den Vorrechten der Patricier, und jeder Klient hatte seinem Patron am Neujahrstage ein Geschenk darzubringen. Die Kaiser forderten nachmals diesen Tribut von allen Bewohnern Roms; Caligula trat sogar in eigner Person vor die Thüre seines Palastes, um die Neujahrsgeschenke von Hohen und Niedrigen einzusammeln. Auch bei den alten Deutschen findet sich die Sitte, am Neujahrstage Geschenke zu geben und zu empfangen. Nach Einführung des Christenthums kamen die Neujahrsgeschenke durch die Weihnachtsgeschenke mehr und mehr außer Gebrauch. Uebrigens gilt der den Christen der Neujahrstag zugleich als Fest der Beschneidung Christi und wird als hoher Festtag begangen. Früher ward in den meisten christlichen Ländern der 25. März (Mariä Empfängniß) als Neujahrstag gefeiert, später, in Deutschland bis ins 14. Jahrhundert und in Schweden sogar noch 1753, der 25. December. Von den alten Gebräuchen sind hier und da, besonders in Frankreich, wo man die Weihnachtsgeschenke nicht kennt, noch die Neujahrsgeschenke üblich. Auch die Sitte der Neujahrsgratulationen ging in die christliche Welt über.

Neujersey, s. Newjersey.

Neukaledonien, 1) australische Insel, von Cook 1774 entdeckt, liegt östlich von Neuholland, zwischen 181—184° östl. L. und 20—22° südl. Br., ist 48 Meilen lang und 10—15 Meilen breit, mit einem Areal von 325 □Meilen und einer Bevölkerung von 50,000 Seelen. Sie hat eine lang gestreckte Gestalt mit eingezackten Küsten und ist überall von gefährlichen Riffen und Sandbänken umgeben. Durch die ganze Insel zieht eine Bergkette, nicht über 3200 Fuß hoch, meist aus Sandstein und Glimmerschiefer bestehend; auf beiden Seiten derselben laufen gut bewässerte Süd gelegen hin. Der Boden ist wohl bewässert, das Klima das der Tropen. Von Thieren kennt man den Vampyr, Hühner, Elstern, Raben, Tauben, Fliegenschnapper, Eulen, Papageien, Schildkröten und Wasserschlangen, viele Fische, schwarze Spinnen, welche die Insulaner geröstet essen. Die Vegetation hat manche Aehnlichkeit mit der neuholländischen. Man fand Yams, Arum, Zuckerrohre, Pfisang, Brodfruchtbäume, Kokos- und Kohlpalmen, Rohr, Feigen- und Orangenbäume. Die Einwohner sind Papuas (s. d.), welche zum Theil noch Menschenfresser sind. Die seit 1840 von protestantischer wie katholischer Seite gemachten Bekehrungsversuche der Neukaledonier schlugen fehl; doch haben evangelisch-christliche Lehrer von den Cooksinseln seit 1849 einigen Erfolg gehabt. Um N. herum liegen viele kleinere Eilande: im Norden die Gruppe Huon, Surprise, Balabea, wo Cook zuerst landete, im Osten die Gruppe Beaupré, Loyalty, die Fichteninsel, Botany-Island, Walpole, Mathew, Feare (Hunter), im Westen Sable und des Contrariétés. In der neuesten Zeit hat N. die kleine Zahl der französischen Besitzungen in der Südsee vermehrt, indem am 24. und 29. Sept. 1853 der Kontread-

miral Febvrier-Despointes von der Insel Besitz nahm.

2) (New Caledonia), gegenwärtiger Name des südlichen Theils des britischen Nordwestgebiets in Nordamerika, welches früher von Osten gegen Norden mit den Namen Neugeorgien, Neuhannover, Neuerwall und Neunorfolk bezeichnet wurde, unter dem Namen Columbia das vierte Departement der Territorien der Hudsonsbaikompagnie bildete und durch die Straße von Juan Fuca im Süden vom Gebiete der Vereinigten Staaten, im Norden durch den Portlandkanal von den russischen Besitzungen geschieden wird. Das Innere ist noch wenig bekannt; doch weiß man, daß das ganze Land einen gebirgigen Charakter trägt. Das Klima ist zu allen Jahreszeiten im höchsten Grade veränderlich. Die bedeutendsten Flüsse sind der Lard und Unjlagh, welche nach Osten hin durch das Felsengebirg brechen und dem Mackenzie zuströmen, und der Fraser, dessen beide Arme, der Great Fork und der Stuart, sich bei Fort George vereinigen. Der Simpson kommt aus dem Babinasee und mündet in die Observatory-Einfahrt. Der Francesfluß ist noch nicht näher bekannt; dagegen wird der Columbia häufig von den Pelzhändlern beschifft. Unter den zahlreichen Seen nennen wir den Stuart, mit dem Fort James, dem Depot für die Niederlassungen in N., und den Mac-Leodsee, an welchem sich ein Posten in einer furchtbar öden Gegend befindet. Viele Gegenden des Landes bieten großartige oder liebliche Ansichten dar; Alpengebirge, bewaldete Hügel und Thäler, Seen und grüne Ebenen wechseln mit einander ab. Die Flüsse und Seen sind ungemein reich an Lachsen, welche das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bilden. Letztere zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, die Flachköpfe, Binnenindianer, und die Küstenindianer, welche in Sprache und Lebensweise wesentliche Unterschiede darbieten. Die Hauptbeschäftigung aller Einwohner ist die Jagd auf Pelzthiere; der Ackerbau ist nur eine geringe Nebenbeschäftigung der Bewohner des Forts. Außer dem Fort James sind noch die Niederlassungen Alexandria und George von einiger Bedeutung; das befestigte Fort MacLoughlin, 1837 gegründet, erhebt sich auf einer Insel am Millbankfunde. Von der Fucastraße bis zum 58° nördl. Br. ist die Küste mit Eilandsturen gleichsam besäet; aber keine von diesen Inseln liegt in erheblicher Entfernung vom Festlande. Sie haben sämmtlich eine längliche Gestalt und bilden eine Fortsetzung des großen Küstengebirges. Ihre Gestade sind unregelmäßig und zerklüftet und bieten eine unzählbare Menge von Buchten und Einfahrten dar. Dieses ganze Gewirr von Inseln, Kanälen und Einfahrten ist besonders von 1785 bis 1795 von Seefahrern verschiedener Nationen genauer erforscht worden. Das Land im Norden von 54° 40' gehört vertragsmäßig den Russen; die zwischen dieser Linie und Oregon liegenden Eilande zerfallen in drei Gruppen. Die südlichste derselben, zwischen 49° und 51° nördl. Br. besteht aus vielen kleinen Inseln und einer größern, der Vancouversinsel (s. d.), mit dem wichtigen Hafenplatz Nutkasund am stillen Ocean. Den Mittelpunkt einer zweiten Gruppe, 52° 54' nördl. Br., bildet die Königin-Charlotteinsel, auch Washingoninsel, durch einen ziemlich breiten Meeresarm vom Festlande und diesen vorliegenden Inseln getrennt, fast ganz mit Wald bedeckt, mit einer Menge trefflicher Häfen, von Indianerstämmen besetzt, durch die 1852 entdeckten Goldlager wichtig. Die dritte Gruppe besteht aus einer Anzahl dicht neben einander liegender Inseln, z. B. Princeß Royal, Burke, Pitt ꝛc.

Neukirch, Benjamin, deutscher Dichter, den 27. März 1665 zu Reinke an der schlesisch-polnischen Grenze geboren, studirte seit 1684 zu Frankfurt a. d. O. die Rechtswissenschaft, praktizirte eine Zeit lang als Advokat in Breslau, begab sich aber 1691 nach Frankfurt und von da 1693 nach Halle, um über Poesie und Beredsamkeit Vorlesungen zu halten. Später begleitete er mehre junge Adelige auf Reisen, bis er endlich (1703) an der neu errichteten Ritterakademie zu Berlin als Professor angestellt ward. Nach der Auflösung dieses Instituts ward er als Erzieher des Erbprinzen nach Ansbach berufen, wo er den 15. Aug. 1709 †. Er versuchte sich fast in allen Gattungen der Poesie, ohne aber in irgend einer etwas Bedeutendes zu leisten. Seine Arbeiten haben nur noch für den literarhistorischen Bedeutung, und höchstens verdienen seine Satyren einige Beachtung. Seine Richtung ward aber namentlich von Gottsched gepriesen, welcher auch seine „Auserlesenen Gedichte“ (Regensb. 1744) herausgab. Seinen Ruhm bei seinen Zeitgenossen verdankte N. vornehmlich seinen „Begebenheiten der Prinzen von Ithaka“ (3 Bde., Ansbach 1727—1739), einer Uebersetzung von Fénélons „Telemach“, welche sich aber mehr durch prachtvolle äußere Ausstattung, Kupfer ꝛc., als durch innern Werth auszeichnete. Eine Auswahl seiner Gedichte enthält W. Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts“ (fortgesetzt von Förster, Bd. 14, Leipzig 1838).

Neukirchen, Stadt und Amtsort in der kurhessischen Provinz Oberhessen, in dem ziemlich engen, von den Vorbergen des Knülls und des Bechelsbergs gebildeten Thale, am rechten Ufer der Grenf, welche hier den Urbach aufnimmt, mit einer kreisförmigen Mauer umgeben, hat eine schön gebaute Kirche, 2 Thore, 2 Vorstädte und 2500 Einw., die städtische Gewerbe nebst Ackerbau, Spitzenklöppel, Tapetenfabrikation treiben.

Neukomm, Sigmund, Ritter von, Komponist, den 10. Juli 1778 zu Salzburg geboren, erhielt den ersten Unterricht in der Komposition von Michael Haydn, wurde schon im 15. Jahre Universitätsorganist und im 18. Chorrepetitor der Oper beim Hoftheater. Im J. 1798 ging er nach Wien, wo ihn auf die Empfehlung seines Bruders Joseph Haydn als Schüler aufnahm. Im J. 1804 folgte er dem Rufe als Kapellmeister und Operndirektor der kaiserlich-russischen Oper nach St. Petersburg, legte aber in Folge einer Krankheit seine Stelle nieder und ging 1809 nach Paris, wo er in vertrautem Umgang mit den bedeutendsten Künstlern und Talleyrand lebte, welcher letztere ihn in sein Haus aufnahm und den er 1814 auf den Kongreß nach

Digitized by Google

Wien begleitete. Im J. 1816 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und von Ludwig XVIII. geadelt, begleitete er bald darauf den Herzog von Luxemburg nach Rio de Janeiro, wo er Lehrer des Kronprinzen Dom Pedro wurde. Mit Johann VI. kehrte er 1821 nach Europa zurück. Er bereiste 1826 Italien, 1827 Belgien und Holland, 1829 England und Schottland und begleitete 1830 Talleyrand auf seiner Gesandtschaftsreise nach England, wo er seinen Wohnsitz nahm. Von 1833—34 machte er eine zweite Reise nach Italien, brachte den Winter 1834—35 im nördlichen Frankreich zu und kehrte nach einer Reise nach Süddeutschland nach Paris zurück. Nach dem thematischen Verzeichnisse, das er seit seinem 25. Jahre führte, schrieb er über 800 Werke, von welchen das gehaltvolle Requiem zur Gedächtnißfeier Ludwigs XVI., ein Stabat mater, die Kantate „Der Ostermorgen", ein Quintett für Klarinette oder Oboe ꝛc., die Musik zu Schillers „Braut von Messina", die Kantate „Circe" und die große Oper „Alexander am Indus" die bedeutendsten sind. Seine Werke zeichnen sich durch erhabene Einfachheit, Ideenschwung, Empfindung, Klarheit und Reichthum in Modulationen und vorzüglich durch einen den Worten genau anpassenden, edlen und rührenden Gesang aus. N. † den 3. April 1858 zu Paris.

Neuleon (span. Nuevo Leon), einer der nordöstlichen Bundesstaaten von Mexiko, zwischen Cohahuilla im Westen, San Luis-Potosi im Süden, dem Küstenstaate Tamaulipas im Osten, mit der Nordspitze an den Grenzfluß Rio del Norte stoßend, umfaßt etwa 930 □Meilen mit 130,000 Einw. Das Land ist im Ganzen gebirgig und gegen Osten abgedacht, in welcher Richtung der Rio de los Conchas, der Rio del Tigre oder San-Fernando in den mexikanischen Meerbusen, der Rio San-Juan und Sabinas in den Rio del Norte fließen. Das Klima ist im Sommer heiß, im Winter kalt, im Ganzen aber gesund. Der fast überall fruchtbare Boden ist nur wenig bebaut. Die Wälder liefern Farb- und Bauholz in Menge; die Flüsse sind sehr fischreich, von herrlichen Wiesweiden umgeben. Auch Wildpret und Federwild finden sich; Hauptproducte sind aber Gold, Silber und namentlich Blei. Außer Metallen liefert N. auch Pferde, Maulthiere, Rindvieh und Häute zur Ausfuhr und empfängt seine meisten Bedürfnisse aus Mexiko und Queretaro. Die Hauptstadt ist Monterey (s. d.).

Neulublau, Mineralquellen in der zipser Gespannschaft in Ungarn, von der Stadt Lublau eine Stunde entfernt, gehören zu den vorzüglichsten Säuerlingen und wirken belebend stärkend, zugleich gelind auflösend in chronischen Nervenkrankheiten, bei Impotenz, Krankheiten der Augen und des Gehörs von reiner Schwäche, bei Profluvien passiver Art, anfangender Lungensucht, Retentionen von Schwäche, Steckungen in den Organen des Unterleibes, Anschwellungen der Leber und Milz nach Fiebern, Schwäche des Magens und Darmkanals, Appetitlosigkeit, Magenkrampf, habitueller Trägheit des Darmkanals, Krankheiten der Harnwerkzeuge, chronischen Hautausschlägen und Skorbut, gichtischen und rheumatischen Leiden, endlich als allgemeines Stärkungsmittel in dem Stadium der Rekonvalescenz.

Neumann, 1) Karl Georg, medicinischer Schriftsteller, den 13. März 1772 zu Gera geboren, studirte zu Leipzig und Halle Medicin, erhielt das Physikat zu Koldig, später zu Pirna u. wurde Physikus in Meißen. Außer vielen Aufsätzen in Zeitschriften erschien sein „Versuch einer Erörterung des Begriffes Leben" (Dresden 1801), die „Abhandlung von dem Brande" (Wien 1801) ꝛc. Im J. 1807 ging er als sächsischer Stabsarzt zur sächsisch-französischen Armee und mit dieser nach Polen. Während des Feldzugs von 1812 gerieth er in russische Gefangenschaft und kehrte aus derselben erst 1814 zurück. Er trat nun in preußische Dienste, ward Physikus in Spandau, 1815 als Regierungs-Medicinalrath nach Stettin, 1818 als dirigirender Arzt an das Charitékrankenhaus zu Berlin berufen u. im folgenden Jahre klinischer Lehrer und Mitglied der Oberexaminationskommission bei der Universität. Im J. 1822 erschien von ihm: „Die Krankheiten des Vorstellungsvermögens", und zu seiner Erholung vollendete er die in Rußland begonnene Uebersetzung des Homer. Seit 1828 pensionirt, † er den 17. Nov. 1850. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Von den Krankheiten des Menschen" (Berl. 1829, 2. Aufl. 1842); „Von den Krankheiten des Gehirns" (Koblenz 1833); „Die lebendige Natur" (Berl. 1835); „Von den Krankheiten des Menschen oder spezielle Pathologie u. Therapie" (das. 1836, 5 Bde.), welches letztere große Werk seinen Namen im In- und Auslande berühmt machte. Auch gab er Provinzialblätter heraus, schrieb mehre populäre Schriften und einen Band Gedichte (Aachen 1841), übersetzte den Ossian (1838), den Horaz im Versmaß der Originals (Trier 1845). Seine letzten Werke waren: „Beiträge zur Natur- und Heilkunde" (Erlangen 1845), „Heilmittellehre nach der bewährtesten Erfahrungen und Untersuchungen" (das. 1848) und „Einleitung in das Studium der Arzneiwissenschaft" (das. 1850). Daneben war er trotz seines hohen Alters noch immer in der Praxis thätig, u. noch 1849 strengte er sich bei dem Herrschen der Choleraepidemie fast über seine Kräfte an.

2) Karl Friedrich, verdienter Orientalist, am 12. December 1798 zu Reichmannsdorf bei Bamberg von armen jüdischen Aeltern geboren, bezog 1816 die Universität Heidelberg, ging dann nach München, wo er zur evangelischen Kirche übertrat, und darauf nach Göttingen. Im J. 1822 wurde er Lehrer am Gymnasium zu Speier, 1825 aber angeblich wegen zu freier Aeußerungen in religiöser Beziehung beim Geschichtsunterrichte seines Amtes enthoben, worauf er bis 1827 in München privatisirte. Sodann ging er nach Venedig, um in dem Kloster auf San Lazaro armenisch zu lernen, und von hier 1828 nach Paris, wo er seine orientalischen Studien fortsetzte und sich vorzüglich auf das Chinesische legte. Einen Theil des Jahres 1829 brachte er in London zu, von wo er im April 1830 nach China reiste. Sein Hauptbestreben dabei war, sich im Chinesischen zu vervollkomm-

nen und eine chinesische Bücherſammlung, woran es in Deutſchland gänzlich fehlte, anzukaufen. Es gelang ihm wirklich, eine chineſiſche Bibliothek von ungefähr 10,000 Bänden zuſammenzubringen, die alle Fächer der Literatur umfaßt und einzig in Europa iſt. Auch für die königliche Bibliothek in Berlin kaufte er über 2400 Bände. Bald nach ſeiner Rückkehr 1831 wurde er Profeſſor in München. Im J. 1848 war er Mitglied des Vorparlaments und ſprach häufig öffentlich in politiſchen Vereinen, weshalb er 1852 in Ruheſtand verſetzt wurde. Unter ſeinen früheren Schriften erwähnen wir: „Rerum coelicarum specimen“ (Göttingen 1820), „Ueber die Staatsverfaſſung der Florentiner von Leonardus Aretinus“ (Frankfurt 1822), „Hiſtoriſche Verſuche“ (Heidelberg 1823) und „Aristotelis rerum publicarum fragmenta“ (daſ. 1826). Seine orientaliſchen Studien ſind vorzüglich auf die Geſchichte und Geographie von Hoch- und Oſtaſien gerichtet. Beſondere Erwähnung verdienen in dieſer Beziehung ſeine „Pilgerfahrten buddhiſtiſcher Prieſter aus China nach Indien“ (Leipzig 1833) und „Mémoires sur la vie et les ouvrages de Davïd, philosophe arménien du cinquième siècle de notre ère“ (Paris 1829). Aus dem Armeniſchen überſetzte er: „History of Vartan by Eliaeus“ (London 1830) und „Vartan's chronicle of the armenian kingdom in Cilicia“ (daſ. 1830), aus dem Chineſiſchen „Catechism of the Shamans“ (daſ. 1831), den er auch deutſch (Leipzig 1834) erſcheinen ließ, und die „History of the pirates‘ (daſ. 1831). Nach dem Italieniſchen bearbeitete er den „Verſuch einer Geſchichte der armeniſchen Literatur“ (Lpz. 1833), nach dem Ruſſiſchen und Armeniſchen die „Geſchichte der Ueberſiedelung von 40,000 Armeniern“ (daſ. 1837). Seine „Aſiatiſchen Studien“ (daſ. 1837) beſtehen aus einzelnen Aufſätzen, ſein „Lehrſaal des Mittelreichs“ (München 1836) iſt eine Art chineſiſcher Chreſtomathie. Hierzu kommen ſeine „Beiträge zur armeniſchen Literatur“ (München 1849). Mit der Schrift „Die Völker des ſüdlichen Rußland in ihrer geſchichtlichen Entwickelung“ (Leipzig 1847) gewann N. einen Preis des franzöſiſchen Inſtituts. Um die Geſchichte China's und Hochaſiens machte er ſich durch Herausgabe von Gützlaffs „Geſchichte des chineſiſchen Reichs“ (Stuttg. 1847) und ſeine „Geſchichte des engliſch-chineſiſchen Kriegs“ (Lpz. 1846) verdient. Auch ſchrieb er eine „Geſchichte der Afghanen“ (daſ. 1846). Sehr thätig war er durch Anzeigen und Kritiken in der von ihm mit begründeten „Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes“, in dem münchener „Gelehrten Anzeiger“, dem „Auslande“ und anderen Zeitſchriften.

Neumark, früher der zweite Hauptheil der Mark Brandenburg, gegen Weſten durch die Oder von der Mittel- und Uckermark geſchieden gegen Norden an Pommern, gegen Oſten an Pommern und Polen, gegen Süden an Schleſien und die Niederlauſitz grenzend, zählte auf 206 □Meilen etwa 330,000 Einw. Die N. beſtand aus den 7 urſprünglichen Kreiſen Soldin, Königsberg, Landsberg, Friedeberg, Arenswalde, Dramburg und Schiefelbein und den 4 einverleibten Kreiſen Sternberg, Kroſſen, Züllichau und Kottbus. Die **neumärkiſche Landſchaft** machte einen beſonderen Körper aus und hatte beſondere Kreisſtände, ſowie eine eigene Regierung. Die Hauptſtadt war Küſtrin. Seit der neuen adminiſtrativen Eintheilung Preußens macht die N. den größten Theil des Regierungsbezirks Frankfurt a. d. O. aus. Vgl. P. J. Hoffmann, Topographie von N., neue Aufl., Züllichau 1810—14. Vgl. Brandenburg.

Neumark, Georg, deutſcher Dichter, den 16. März 1621 zu Mühlhauſen in Thüringen geboren, erhielt ſeine Bildung auf dem Gymnaſium zu Schleuſingen und lebte dann ohne Amt und in drückender Armuth zu Hamburg, bis er durch ſeine Gedichte dem ſchwediſchen Reſidenten in dieſer Stadt, von Rosenkrans, bekannt wurde, der ihn zu ſeinem Sekretär annahm. Später kam er durch die Verwendung ſeines Gönners als geheimer Archivſekretär und Bibliothekar nach Weimar. Als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er „der Sproſſende“ und in dem Blumenorden führte er den Namen „Thyrſis“. Er † am 8. Juli 1681 zu Weimar. Seine geiſtlichen Lieder ſind das Vorzüglichſte, was er dichtete; doch erfreuen auch die weltlichen durch Leichtigkeit des Styls und gefälligen Versbau. Seine Gedichte erſchienen als „Poetiſches muſikaliſches Luſtwäldlein“ (Hamb. 1652), „Poetiſch-hiſtoriſcher Luſtgarten“ (Erfurt 1666), „Perlenkrone“ (Jena 1672), „Geiſtliche Arien“ (Weimar 1675) und ſind in W. Müllers „Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts“ (11. Bd.) im Auszuge geſammelt. Anderdem ſind noch zu nennen: „Gründliche Anweiſung zur deutſchen Dichtkunſt“ (Jena 1667), „Der neuſproſſende deutſche Palmbaum“ (Nürnberg 1668), eine Geſchichte des Palmenordens, und „Teutſcher Liebesſpiegel“ (Thorn 1649), ein unbedeutendes Schauſpiel. Das bekannte Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ dichtete er in Hamburg, nachdem er, aus ſeiner Noth befreit, ſeine verſetzte Gambe, auf der er Meiſter war, wieder eingelöſt hatte.

Neumarkt, 1) Stadt im bayeriſchen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, an der Sulz und am Main-Donaukanale, mit Garniſon, Rentamt, Forſtamt, Poſt, lateiniſcher Schule, Filialinſtitut der barmherzigen Schweſtern, Kapelle, Schloß, Spital, Kaſerne, Zeughaus, Getreideſchranne, Tabaksfabrik, Bleichen, Obſtbau und Viehzucht und 3500 Einw. Dabei die Ruinen der Burg Wolfſtein. Das in der Nähe liegende, wenig beſuchte Bad (Wildbad) war ſchon um 1550 als Heilquelle bekannt, kam aber wieder in Vergeſſenheit, bis 1774 die damals kurfürſtliche Stadt N. ein Badehaus erbaute. Hierauf erlangte das Bad zwar großen Ruf, ſank aber durch die ſpäteren Kriegszeiten und kam erſt ſeit 1830 wieder zur Blüthe. Als Getränk u. Badangewendet, wirkt das Mineralwaſſer, das ſeinen Urſprung wahrſcheinlich dem an Bitumen u. Schwelkies reichen Liasſchiefer verdankt, ganz analog den erdig-ſalziniſchen Schwefelquellen, gegen hartnäckige rheumatiſche und gichtiſche Leiden, Stockungen im Leber-, Pfortader- und Uterinſyſtem, Hämorrhoiden, krankhafte

Digitized by Google

Störungen der Menstruation, Harn- und Steinbeschwerden, chronische Hautausschläge, veraltete Geschwüre, Merkurialdyskrasie. — 2) (*N. an der Rott*), Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, mit Filialkirche der Pfarrei St. Veit, Postexpedition, Schranne und 900 Einw. Am 24. April 1809 hier Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Hiller und den Franzosen und Bayern unter Bessières und Wrede, worin erstere siegten. — 3) Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, am Neumarkter Wasser und an der Eisenbahn, hat 4 Thore, 3 Vorstädte, Kreisbehörden, eine Post, eine evangelische und katholische Pfarrei, ein vormaliges Minoritenkloster, Hospital, eine Papiermühle, Kutschenfabrik, Bienenzucht, Wachsbleichen, Tabaksspinnereien, Brauerei, einen Getreidemarkt, Handel und 4100 Einwohner.

Neumeister, Erdmann, geistlicher Liederdichter, den 12. Mai 1671 zu Uechteritz bei Weißenfels geboren, besuchte Schulpforte und studirte dann zu Leipzig Theologie, wurde 1697 Pfarrsubstitut zu Bibra in Thüringen, 1698 Pastor zu Eckartsberga, 1704 Hofprediger in Weißenfels, wo er zugleich den Unterricht der einzigen Prinzessin des regierenden Herzogs leitete, 1706 Oberhofprediger und Konsistorialrath zu Sorau und 1715 Hauptpastor an der St. Johanniskirche zu Hamburg, wo er den 18. August 1756 †. N. nahm an den pietistischen und unionistischen Streitigkeiten seiner Zeit lebhaften Antheil. Seine geistlichen Lieder sind in den Schriften: „Der Zugang zum Gnadenstuhle Jesu Christi" (Weißenfels 1705), „Geistliche Kantaten" (Halle 1705), „Evangelischer Nachklang" (Hamb. 1718), „Fünffache Kirchenandachten" (Lpz. und Hamb. 1716—1725, 2 Thle.), „Psalmen, Lobgesänge und geistliche Lieder" (Hamb. 1755) und „Poetische Gedenksprüche" (Hamb. 1754) gesammelt.

Neumen (v. althochd. niumo, Klang, Gesang, Lied), die den alten Kirchengesängen als Schluß angehängten Tonreihen, welche bald artikulirte Worte enthielten, meist aber nur auf einen Vokal erklangen; auch s. v. a. Nota romana.

Neumexiko, eines der organisirten Territorien der Vereinigten Staaten von Nordamerika, grenzt im Norden an die Territorien Utah und Nebraska, im Osten an Texas, im Süden an Texas und Mexiko, im Westen an Kalifornien und zählte 1850 auf 10,373 □Meilen, wovon nur 12 □Meilen bebaut waren, 61,574 Einwohner. N. ist ein gebirgiges Binnenland, etwa in der Mitte von zwei Gebirgsketten von Süden gegen Norden durchzogen, einer westlichen, der bis gegen 3000 Fuß hohen Kordillere von N., und einer östlichen, der Sierra de Comanches, mit der Sierra Blanca, del Sacramento und andern. Beide Ketten schließen das 2—7000 Fuß hohe Plateau von N. ein, welches größtentheils den Charakter einer Hochsteppe hat. Die Gebirge bestehen großentheils aus plutonischem Gestein und sind in den obern Regionen mit Fichten, in den niedern mit Cedern, zum Theil mit Eichen bestanden. Das Land ist wasserarm und hat keinen einzigen schiffbaren Fluß. Der Hauptstrom ist der Rio del Norte, der außer dem Pecos oder Puercos nur unbedeutende Flüsse aufnimmt. Die Nordgrenze berührt der Arkansas, die Südgrenze bildet der Gila, ein Nebenfluß des Colorado, der den nordwestlichen Theil N.s durchfließt und in den Meerbusen von Kalifornien mündet. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt, beständig und gesund, der Himmel gewöhnlich klar, die Luft trocken. Der Boden ist dürr und sandig, gibt aber bei künstlicher Bewässerung gute Ernten. Die Viehzucht ist ausgedehnt, da es an Bergweiden nicht fehlt. Der Bergbau wurde im 17. Jahrhundert und auch später von den Spaniern sehr schwunghaft betrieben; seit längerer Zeit ist er aber im Verfall und erst wieder durch die Amerikaner in Aufnahme gekommen. Die Gebirge sind reich an Gold, Silber, Kupfer und Eisen. Das erstere kommt besonders um Santa Fé auf einer Strecke von 100 Meilen bis nach Gran-Quivira, nördlich auf einer solchen von 120 Meilen bis zu dem Flusse Sangre de Christo vor. Aus den Strömen wird hier und da Goldstaub gewaschen. Zur Zeit der Spanier wurden auch Silbergruben ausgebeutet. Auf den Hochebenen zwischen dem Rio del Norte und Pecos finden sich bedeutende Salzseen, aus denen der ganze Salzbedarf des Landes gewonnen wird. Auch Steinkohlen sind vorhanden und reiche Lager von Gyps und Gypsspath. Handel und Verkehr sind nicht unbedeutend, da die Straßen von Mexiko und Texas, sowie die Karavanenstraßen von Arkansas und Missouri nach Kalifornien durch das Land ziehen. Die Bevölkerung besteht aus Weißen, größtentheils spanischer Abkunft, ein Gemisch spanisch-indianischer Race, gegen 30,000 ansässigen Indianern oder Pueblos u. etwa 37,000 wilden Indianern. Zu den letzteren gehören die Navajos, ein weitverbreiteter, mächtiger und kriegerischer Stamm von 10,000 Köpfen, dessen Jagdgebiet zwischen 35 und 42° nördlicher Breite liegt. Sie sind gefährliche Räuber und ein Schrecken der Nachbarn, treiben indeß auch Ackerbau und Viehzucht und sind im Spinnen, Weben und Färben wollener Stoffe sehr geschickt. Noch wilder sind die Apaches, etwa 15,000 Köpfe, deren 2 Hauptstämme sich in viele kleine Banden theilen. Sie leben lediglich von Raub und Plünderung; ihre Streifzüge dehnen sie bis Kalifornien, Sonora, Durango und Chihuahna aus. Alle diese Indianer sind für die Weißen auf beiden Seiten der Felsengebirge unerträgliche Feinde geworden, da sie durch ihre Plünderungszüge die großen Handelswege im Westen unsicher machen. Sie überfallen selbst starke Truppenabtheilungen und führen ganze Wagenzüge hinweg. Der Gouverneur des Territoriums wird auf 4 Jahre vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt und bezieht einen Gehalt von 2500 Dollars. Die gesetzgebende Gewalt wird von einem Senate von mindestens 9 auf 2 Jahre und von einem Repräsentantenhause von mindestens 18 auf ein Jahr gewählten Mitgliedern ausgeübt. Indianer und Farbige sind vom Wahlrechte ausgeschlossen. Die Sklaverei ist verboten. Zum Kongreß sendet N. einen Delegaten ohne Stimmrecht. Das Land wird in 7 Counties eingetheilt. Die Hauptstadt ist Santa Fé (s. d.). Nörd-

Digitized by Google

lich liegt der stark befestigte Ort Taos in einem der angenehmsten Thäler N.s. Die übrigen Wohnplätze liegen südlich im Stromthale des Rio del Norte, z. B. Albuquerque, Valencia, Palverde, San-Diego und Paso del Norte. Die Spanier hatten gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter Don Juan de Oñate Besitz von dem Lande an dem Rio del Norte genommen und dasselbe N. genannt. Sie unterwarfen die in großen Dörfern ansässigen Indianer, gründeten neue Ortschaften, entdeckten und bearbeiteten Bergwerke, welche reichen Ertrag an edeln Metallen gaben, und bekehrten die Indianer zum Christenthume. Die Härte und Grausamkeit ihres Verfahrens erbitterte jedoch die Eingeborenen, und als um 1680 ein Krieger aus einem fernen Stamme bei Taos und Santa Fé erschien, um sie zum Aufstande gegen ihre fremden Dränger aufzustacheln, breitete sich ein alle Stämme umfassendes Netz von Verschwörungen über das Land, die am 13. August 1680 zum Ausbruch kamen. Fast 10 Jahre lang waren die Indianer unabhängig. Aber ihre Uneinigkeit erleichterte den Spaniern die Wiedereroberung des Landes, und sie blieben seitdem in ungestörtem Besitze desselben bis zur Unabhängigkeit Mexiko's. Im Jahre 1837 empörten sich die Indianer gegen die Mexikaner, wurden aber bei La Cañada besiegt. In dem Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko wurde die Provinz von den Amerikanern 1846 erobert und im Frieden 1848 an dieselben abgetreten. Im J. 1850 wurde das Gebiet organisirt und noch ein großer Theil des mexikanischen Gebiets der freien Indianer dazu geschlagen.

Neumond, s. Mond.

Neumünster, Marktflecken und Amtsort im Herzogthum Holstein, an der Schwale und der Kiel-altonaer Eisenbahn, mit Pfarrei, Zollverwaltung, Post, Fabriken in Wollen- u. Baumwollenwaaren, Metallknöpfen, Tabak, Brennerei, Brauerei und Handel und 4500 Einw. Die Mineralquelle zu N. gehört zu den schwächeren Eisenwässern.

Neunauge (Petromyzon *Dum.*), Fischgattung aus der Ordnung der Rundmäuler u. der Familie der Sauger, charakterisirt durch den aalförmigen Körper, die 7 Kiemenlöcher jederseits am Halse, die starken, harten Zähne u. die zahnartigen Hörner am Rande u. im Innern der Mundscheibe u. 2 Rückenflossen, von denen die hintere mit der Schwanzflosse zusammenfließt, saugen sich unglaublich fest an Steine u. andere Fische an, indem sie durch Zurückziehung der kolbenförmigen Zunge die Mundhöhle luftleer machen. Die gewöhnlichste Art ist das gemeine N. oder die Flußpricke oder Bricke (P. fluviatilis), in den Flüssen Europa's, 1—1½ Fuß lang, grünlich, an den Seiten gelblich. Die hintere Rückenflosse ist eckig und in die Schwanzflosse verlaufend, die Nasenlöcher öffnen sich in ein einfaches Loch, vor welchem eine blinde, nicht in den Mund führende Höhlung liegt. Die Bricken geben sowohl frisch als mariniert eine wohlschmeckende, aber schwer verdauliche Speise und bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Gewöhnlich werden sie in Essig mit Lorbeerblättern und Gewürz gelegt, in Fässer verpackt und so versendet. In Norddeutschland sind die lüneburger die beliebtesten. In den Süßgewässern Deutschlands, besonders in Gebirgsbächen, findet sich auch Planers N. oder die kleine Pricke (P. Planeri), welche nur 7—10 Zoll lang und blaugrünlich ist und zwei zusammenstoßende Rückenflossen trägt. Zu der Gattung N. gehört auch die Lamprete (P. marinus), in allen europäischen Meeren, besonders in der Nordsee, von wo die Fische im Frühjahre hoch in die Flüsse steigen, um zu laichen, 2—5 Fuß lang, armdick, bis 6 Pfd. schwer, grünlich, gelb und braun marmorirt. Die Lamprete hat im Munde 12—20 Reihen von knorpeligen Zähnen, die wie hohle Warzen auf dem Fleische sitzen, im Gaumen zwei längere und auf der Zunge noch viele kleinere. Sie saugen sich so fest an, daß man 12pfündige Steine mit ihnen aufheben kann. Der Rogen nimmt fast die ganze Bauchhöhle ein, und die kleinen Eier sind in viele Lappen oder Blätter geordnet. Bis zum Mai sind sie sehr schmackhaft, dann aber zähe und fade. Frisch werden sie wie Aal zubereitet, zur Versendung geröstet, in Weinessig mit Gewürz gelegt und in Fäßchen verpackt.

Neunavarra, Land, s. v. a. Sonora.

Neunburg (N. vor dem Wald), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz, an der Schwarzach, mit 7 Kirchen, 2 Schlössern, Rentamt, Pfarrei, Magistrat, Post, Burgruinen, einem klösterlichen Institut der armen Schulschwestern, Tabaksfabrik, Brauerei, Flachsbau, Leinweberei, Tuch- und Zeugmacherei, Zwirnhandel und 2500 Einw.

Neun-Inseln, s. v. a. Salomons-Inseln.

Neunordwales, s. Hudsonsbailänder.

Neuorleans, s. v. a. Newyorleans.

Neu-Philippinische Inseln, s. v. a. Karolinen.

Neuplatonismus (Neoplatonismus, neuplatonische Philosophie), die letzte Form der griechischen Philosophie, über deren Anfangs- und Endpunkt die Meinungen verschieden sind, indem man auf der einen Seite schon Alcinous, Maximus von Tyrus, Plutarch und andere Anhänger Plato's, auf der andern Seite aber, über die Grenzen der griechischen Welt hinausgehend, auch Philo zu den Neuplatonikern gerechnet und wohl gar als das Haupt dieser Schule angesehen hat. Der N. beruht zwar auf einer Verschmelzung hellenischer und asiatischer, namentlich jüdischer Weltanschauung, und viele einzelne Sätze und Vorstellungen desselben lassen sich auf den Orient zurückführen; doch sind wir bei näherer Betrachtung, namentlich was die ältere und reinere Form des N. in der Schule des Plotinus betrifft, daß die nicht hellenischen Elemente von der Kraft und Starkheit des griechischen Geistes überwunden und assimilirt, nicht bloß äußerlich verbunden werden. Die Frage, ob und in wie fern das Christenthum auf den N. eingewirkt habe, ist noch nicht vollständig gelöst, indeß ist wohl diese christliche Einwirkung auf eine allgemeine, zugleich begeisternde u. zum Widerstand auffordernde Anregung zu beschränken. Drei Momente waren im N. ziemlich mit gleicher Kraft wirksam, obgleich nicht alle von allen seinen Lehrern gleichmäßig hervorgehoben wurden: zuerst die durch Aristoteles ergänzte Ideenlehre

Digitized by Google

Plato's, die immer der Ausgangspunkt und zugleich der Mittelpunkt des ächten N. blieb; dann der griechisch-ägyptische, mit persisch-jüdischer Dämonologie und aramäischer Naturreligion gemischte Polytheismus und endlich der Enthusiasmus, der das Göttliche nicht bloß mit der Vernunft zu erkennen, sondern auch mit dem Gefühl und mit einem übervernünftigen Organ gleichsam anzuschauen strebt. Das mythisch-mystische Element hatte schon Plato in die Philosophie aufgenommen, aber mehr um eine Philosophie der Mythologie zu geben; die Neuplatoniker dagegen legten es systematisch darauf an, den Mythus und das Mysterium zu einem ergänzenden Gliede ihrer Philosophie zu machen. Den Mythus erklärten sie zuerst mystisch, dann das Mysterium sakramental. Der Enthusiasmus war eine Frucht der in jener Zeit weitverbreiteten Sehnsucht nach Vergöttlichung der Welt und der entarteten menschlichen Natur; man suchte aus der Zersplitterung des Polytheismus herauszukommen, sich zu dem wahrhaften Seyn des Geistes zu erheben und bis zu dem Punkte vorzudringen, wo nach pantheistischer Auffassungsweise das Selbstbewußtseyn Eins wird mit dem Gottesbewußtseyn und das Zeitliche in den Ewigen aufgeht. Da nun aber das verständige Denken den Gegensatz zwischen dem Denkenden und dem Gedachten, dem Idealen und Realen nicht aufheben konnte, so gelangte man zu der Annahme eines göttähnlichen, übervernünftigen, mehr der Gefühlsseite des Menschen angehörenden Organs, mit welchem er Gott zwar nicht erkennen, aber für Augenblicke schauen könne. Jene drei Momente stellte aber der N. nicht unmittelbar neben einander, vereinigte sie vielmehr in dem Princip von der alleinigen und unbedingten Realität der Idealwelt. Aus diesem Grundprincip folgte nun wieder für jeden der drei Hauptzweige der Philosophie ein besonderes untergeordnetes Princip. Zunächst ging die Dialektik von der Voraussetzung der objektiven Realität einer allen Reichthum der Idealwelt in sich fassenden göttlichen Urvernunft aus; die Wurzeln und das Wesen aller Begriffe leitet der N. aus dem Sichselbstdenken des göttlichen Geistes ab. Die Physik wurde getragen durch die Lehre von der Weltseele, die an Zeit und Raum gebunden, in ewiger Wirksamkeit die Materie gestaltend ergreift, mit Lebenskräften erfüllt und einen unendlichen Reichthum von Formen und Qualitäten, Abbildern der ewigen Vernunftideen, aus ihrem Wesen hervorgehen läßt. Der Ethik endlich lag die Lehre von Gott als dem höchsten Gute, dem reinsten und freiesten Willen zum Grunde. So entsprach den drei Gebieten der Philosophie eine Dreiheit von Principien: das Gute oder das über alles Seyn erhabene, vorbergene Eine, der Geist oder die göttliche Idealwelt und die Seele oder die das Einzelne und Sinnliche schaffende Allkraft. Allen neuplatonischen Schulen aber war diese Trias gemeinschaftlich. Vergl. K. Vogt, Neuplatonismus und Christenthum, Berl. 1836.

Die ursprüngliche Form der platonischen Philosophie hatte sich nur auf dessen nächste Schüler, namentlich Spusippus und Xenocrates, vererbt, machte darauf bei Arcesilaus und Carneades einem skeptischen Probabilismus Platz und gerieth bald in Vergessenheit. Erst im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. trat der Platonismus in Griechenland u. Rom wieder auf, jedoch vielfach in unklarer Mischung mit aristotelischen und pythagoräischen Lehren. Zu den Neuplatonikern dieser Zeit gehören Theon von Smyrna, Alcinous, Plutarch von Chäronea, Lucius Appulejus, Maximus von Tyrus u. A. Von ihnen sind aber die eigentlichen Neuplatoniker zu unterscheiden, als deren bedeutendste Vorläufer der Jude Philo (s. d.) und Numenius von Apamea anzusehen sind. Der eigentliche Begründer dieses ächten N. ist Ammonius Saccas, im Anfang des 3. Jahrhunderts zu Alexandria lehrend. Seine Schule, die alexandrinisch-römische, stand im Wesentlichen auf griechischem und platonischem Boden, polemisirte gegen Aristoteles und gegen den orientalischen Gnostizismus u. hielt sich frei von Theurgie, von gröberem Aberglauben und roherer Dämonologie. Des Ammonius größter Schüler war Plotinus (s. d.), mit dem aus der Schule des Ammonius noch Herennius, Origenes, Olympius, Antoninus und der gelehrte und geschmackvolle Longinus hervorgingen. Des Plotinus bedeutendste Schüler waren Amelius, Eustochius, Theodorus von Asine, vor allen aber Porphyrius von Tyrus (233—305). Letzterer bildete den Uebergang zu der zweiten Schule, der syrischen des Jamblichus (s. d.), die das orientalische Element der Theurgie und Dämonenlehre zu einer das Griechische überwuchernden Herrschaft gelangen ließ. Zahlreiche Schüler verbreiteten die Lehre des Jamblichus besonders über den Orient; so Sopatrus von Apamea, Aedesius und Eustathius aus Kappadocien, Dexippus u. A. Eine neue Hoffnung ging dem Platonismus auf unter dem Kaiser Julian, um den sich namhafte Philosophen schaarten (der jüngere Jamblichus aus Apamea, Chrysanthius von Sardes, Maximus von Ephesus, Sallustius ꝛc.). Mit dem Tode des Kaisers verschwanden aber die Hoffnungen des Platonismus, dessen beste Kraft bereits in die christliche Theologie übergegangen war. Die dritte und letzte Schule, die athenische, war von Plutarchus von Athen, von dessen Lehren wir wenig wissen, und von Syrianus aus Alexandria gegründet und von diesem auf den großen Philosophen Proclus (412—485) übergegangen, dem größten Dialektiker der neuplatonischen Schule und einem über vielseitigsten und gründlichsten Gelehrten. Diese Schule kehrte zum reineren Platonismus zurück, suchte aber zwischen Plato u. Aristoteles zu vermitteln. Proclus' Nachfolger war sein Schüler Marinus von Neapolis in Palästina, welchem Zenodotus und Isidorus von Alexandria folgten. Das letzte Haupt des Platonismus in Athen war der scharfsinnige Damascius von Damaskus. Im Jahr 529 wurde durch Kaiser Justinian dem Platonismus ein Ende gemacht oder wenigstens sein allmähliges Erlöschen herbeigeführt; die Schule in Athen ward geschlossen, die Vorträge über Philosophie und die Erklärungen der Gesetze wurden verboten. Zu Alexandria scheint indeß noch längere Zeit platonische Philosophie gelehrt worden zu seyn. Noch einmal erwachte der Platonismus in der Umbildung, die er durch die Neuplatoniker

erhalten hatte, am Ende des 15. Jahrhunderts. Der größte Geist in dieser neuen, von den Medicceern zu Florenz begünstigten italisch-platonischen Philosophie war Marsilius Ficinus. Vgl. Barthélemy St. Hilaire, De l'école d'Alexandrie, Paris 1845.

Neuralgien (v. Gr., Nervenschmerzen), jene Arten krankhafter Schmerzen, welche nur in dem Verbreitungsgebiete eines oder mehrer bestimmten Empfindungsnerven auftreten und sich schon durch diese Begrenzung von andern, z. B. durch Entzündung oder Desorganisation bedingten, Schmerzen unterscheiden, bei denen der Sitz und die Ausbreitung der befallenen Gewebe auch dem Schmerze seine Begrenzung anweisen. Außer diesem Hauptkennzeichen, welches sich nur dann verwischt, wenn benachbarte Nervenstämme durch Ueberstrahlung im Gehirne (Irradiation des Schmerzes) in Mitleidenheit gezogen werden, ist der wesentlichste Charakterzug der N. eine anhaltende gesteigerte Erregbarkeit der Empfindungssphäre der befallenen Nerven, die aber in Paroxysmen sich zum heftigsten Schmerz erhebt. Die Paroxysmen kommen periodisch mit freiem oder nur durch ein dumpferes Gefühl ausgefüllten Zwischenräumen und werden oft hervorgerufen durch Anlässe, welche bestimmt das Nervensystem treffen, z. B. Gemüthsbewegungen, oder welche verhältnißmäßig unbedeutend sind, z. B. eine leise Berührung der Haut, während andere, anscheinend weit verletzendere, z. B. ein starker Druck auf dieselbe Stelle, den Schmerz nicht wecken oder gar lindern. Wie die Dauer des Anfalles oft nur einige Sekunden, oft Stunden lang währt, so kann auch derselbe nach einigen Minuten oder einigen Tagen erst wiederkehren. Der Schmerz geht gewöhnlich in centripetaler Richtung u. wird von dem Kranken zugleich auch in der excentrischen Ausbreitung der afficirten Primitivfasern wahrgenommen. Bei vielen N. findet sich auch das erst von Valleix entdeckte Kennzeichen: daß ein Druck auf den Stamm des befallenen Nerven, da, wo derselbe entweder aus einem Knochenkanale hervor- oder durch eine sehnige Haut hindurchtritt, sofort einen lebhaften, in die Ausbreitungen des kranken Nerven hinabschießenden Schmerz weckt (die sogenannten Schmerzpünktchen, points douloureux). Indeß soll nach neueren Beobachtungen von J. Müller, Romberg u. A. der Schmerz keineswegs genau nach der anatomischen Verbreitung des Nervenstammes gehen, sondern an einzelnen Punkten gleichzeitig oder successive mit solcher Schnelligkeit aufblitzen, daß eben der Schein der Kontinuität entstehe. Uebrigens kann auch der Fall vorkommen, daß dieselbe Hautstelle, in welcher der Schmerz wüthet, für eine äußere Berührung ganz unempfindlich ist (Anaesthesia dolorosa). Der Nerv ist dann in seinem Verlauf so erkrankt, daß der nach dem Gehirn zu liegende Theil desselben Schmerzen empfindet, während das peripherische Ende durch dasselbe Krankheitsprodukt, z. B. eine drückende Geschwulst, in seiner Leitungsfähigkeit ganz unterbrochen wird. Der neuralgischen Reizung sensibler Nerven geht gewöhnlich die der motorischen zur Seite, weshalb häufige Muskelaktion, selbst Krämpfe während des Paroxysmus Statt finden können. Dieselbe Synergie findet zwischen den sensiblen und trophischen Nerven Statt, wie die eintretenden Sekretionen (Thränen-, Speichelfluß, Pulsation der Arterien) auf der Höhe des Anfalls beweisen. Die umliegenden Theile des afficirten Nerven nehmen gewöhnlich an Volumen ab, werden blaß, der Turgor vitalis verliert sich, die Haut wird kühl und runzelig. Anfangs geschieht dies nur während des Anfalles, später wird es aber permanent; auch wird die Temperatur geringer, wovon aber der Kranke gewöhnlich das entgegengesetzte Gefühl hat. Von den anatomischen Charakteren, sofern sie der N. selbst angehören, läßt sich wenig sagen. Die häufigsten Ausgänge der N. lassen den Nerven im Zustande der Atrophie finden, oder derselbe zeigt wirkliche Einschnürungen, oder es ist Wasser im Neurilem ergossen, welches sogar manchmal das Nervenmark verzehrt hat. Die bekanntesten N. sind die der Hautnerven (Dermalgien); doch kommen N. auch in andern Theilen vor, z. B. in den Gelenken (Myalgien), in Eingeweiden (Enteralgien). Manche der innern Eingeweide mögen Sitz ähnlicher Nervenstörungen seyn, die sich nicht als Schmerz, sondern in Form anderer Gefühlsstörungen äußern, z. B. in den Herznerven als Herzensangst und Außerathemkommen (Brustbräune, angina pectoris). Die eigentliche Grundstörung, welche der Nerv bei N. erleidet, kann sehr verschieden seyn: eine Entzündung desselben oder seines Neurilems, eine Geschwulst in oder an demselben (Neurom), ein denselben reizender Eiter- oder Geschwürsherd, Splitter und dergleichen, eine denselben drückende oder zerrende Anschwellung benachbarter Theile, besonders der Knochenkanäle ꝛc. Es kann aber auch eine centrale Erkrankung des Gehirns oder Rückenmarks N. bedingen (z. B. bei Hirnerweichung, Bleivergiftung), u. endlich können N. nach Art des Nervenreflexes (s. Nerven) entstehen, wie z. B. die N. hysterischer Frauen oft von Uteruskrankheiten, Kniegeschwulst bei Hüftgelenksentzündung, Angesichtsschmerz bei Karies eines Zahns ꝛc. entstehen. Nervenschwache, blutarme (anämische) Personen sind besonders zu N. geneigt. Am häufigsten kommen die N. in dem jugendlichen und mittleren Alter vor. Kinder werden fast niemals davon befallen und Greise selten; Frauen sind der Krankheit häufiger unterworfen als Männer. Wo schon einmal N. vorhanden waren, ist die Anlage zu denselben oder auch zu anderen Neurosen stets bedeutender, und es sind deßhalb nicht allein Recidive häufig, sondern auch die Neigung des Uebels vorhanden, zu einer habituellen Krankheit zu werden. Der Verlauf einiger N. ist manchmal sehr akut, oft aber zieht sich die Krankheit Monate und Jahre lang hinaus. Die Jahreszeiten und selbst die Tageszeiten haben auf den Eintritt und die Heftigkeit der Paroxysmen Einfluß. Die Vorhersage und Behandlung der N. sind nach den Verschiedenheiten der Ursache sehr verschieden. Einige sind verhältnißmäßig leicht heilbar, wenn die Ursache erkannt wird, z. B. die von syphilitischen Knochenhautübeln oder von Zahnkaries, von operirbaren oder zertheilbaren Geschwülsten, von Wechselfiebermiasma, von Bleivergiftungen, von Blutmangel abhängigen.

Digitized by Google

Andere, namentlich die von centralen Nervenmarkbeln abhängigen, sind meist unheilbar, und es bleibt dann der Kunst oft nur übrig, sie durch betäubende oder anästhesirende Mittel, oder durch Ableitungen (Körperbewegungen, Hautreize, Lokalbäder ꝛc.) zu lindern. Ein tödtlicher Ausgang ist dann zu fürchten, wenn der ergriffene Nerv einem Organ angehört, welches einen integrirenden Theil des Gesammtorganismus ausmacht. Vgl. Piorry, Ueber Natur und Behandlung der N., deutsch von Krupp, Gött. 1837; Valleix, Traité des neuralgies, Paris 1841; Bretschneider, Pathologie u. Therapie der äußeren N., Jena 1847.

Neureuther, Eugen Napoleon, originieller Zeichner und Radirer, 1806 zu München geboren, Sohn des Malers Ludwig N., der, 1775 zu Jägersburg im Herzogthum Zweibrücken geboren, als Zeichenlehrer am Gymnasium in Bamberg 1830 starb, ward von dem Vater in den Anfangsgründen der Malerei unterrichtet, besuchte dann die münchener Akademie und arbeitete unter Cornelius in der Glyptothek mit, nämlich im trojanischen Saale einen Theil der Blumengewinde und Arabesken nach Cornelius' Entwürfen. In den Arkaden des königlichen Hofgartens malte er die Waffen. Berühmt machte er sich aber vornehmlich durch seine Randzeichnungen zu Göthe's Balladen und Romanzen (1829 ff., 5 Hefte). Im Auftrage der cottaschen Buchhandlung reiste N. 1830 nach Paris, um die Juli-Revolutionslieder und die neuen französischen Nationalgesänge in Randzeichnungen zu versinnlichen. Diese geistreichen Zeichnungen finden sich in dem Werke „Souvenir du 29, 30, 31, Juillet etc." Nach seiner Rückkehr nahm er seine Lieblingsbeschäftigung wieder auf, die Randzeichnungen zu den Dichtungen deutscher Klassiker (1832 ff., 6 Hefte), worin sich seine unerschöpfliche Phantasie und sein eigenthümliches romantisches Talent in so origineller Art kundgibt, daß er als der eigentliche Schöpfer dieser Art von Darstellungen anzusehen ist. Auch lieferte er 2 Hefte Randbilder zu bayerischen Gebirgsliedern. Zu einer größeren Darstellung gab ihm 1835 der münchener Kunstverein Auftrag, für welchen er sein berühmtes Dornröschen nach Grimms Märchen als Vereinsgeschenk für 1836 radirte. Im Jahre 1836 malte er im Königsbau Darstellungen aus Wielands „Oberon". Seinen Namen verkündigt ferner die Prachtausgabe von Herders Cid (Stuttgart 1839), illustrirt durch 70 Zeichnungen, welche von Thompsen, Grave, Branston u. A. meisterhaft in Holz geschnitten wurde, das erste illustrirte Originalwerk der deutschen Typographie. Eine Frucht seines Aufenthalts in Rom (1838) war ein vorzügliches Bild der über u. in den Trümmern des bloklettianischen Kaiserpalastes erbauten Villa Mills (ehemals Spada). Nach seiner Rückkehr aus Italien illustrirte er das beckersche Rheinlied, einzelne göthische Gedichte, kobellsche Lieder in bayerischer Mundart, mit Jul. Schnorr das Nibelungenlied, Zedlitz' „Waldfräulein" ꝛc. In Arabeskenform stellte er den glänzenden Maskenzug dar, welchen die münchener Künstler 1840 hielten. In einem Hauptbilde mit 6 Nebenbildern stellte er die Hauptmomente des Lebens und Leidens Christi dar. Auch lieferte er unter Anderm eine Folge von Landschaften nach den Gemälden von Rottmann in den Arkaden des königlichen Hofgartens zu München. Seit 1848 ist N. Leiter des artistischen Theils der königlichen Porzellanmanufaktur in München.

Neuritis, s. v. a. Nervenentzündung, s. **Nervenkrankheiten.**

Neurocarpum, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, meist halbstrauchartige Klettersträucher in Brasilien, Guyana und Westindien, mit der bekanntesten Art: N. ellipticum *Desv.*, auf Domingo, deren Wurzel als ein vorzügliches Mittel bei Krankheiten des Uterus angewendet wird und wirksam bei Stockungen in den Unterleibsorganen ist.

Neurode, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, an der Walditz, hat 4 Kirchen, eine Kapelle, ein Spital, Stadtgericht, Unterseueramt, eine Post, ein Schloß, Tuch- und Leinwandschaubehörde, Tuchmacherei, Tuchwalken, Schnupftabakfabrik, Handel und 5000 Einw.

Neurologie (Nervenlehre), derjenige Theil der Anatomie, welcher es mit der Lehre von den Nerven (s. d.) zu thun hat, war den ältesten griechischen Anatomen unbekannt und ward erst durch Galen begründet. Die neuere Nervenlehre stammt aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo Thom. Willis und Raim. Vieussens sie bearbeiteten, worauf sie von Aler. Monro, Sömmerring, Gall und Spurzheim, Burdach, Bell, Marshall Hall, Joh. Müller, Romberg, Stilling, Longet u. A. ausgebildet wurde.

Neurom (Neuroma, griech.), Nervengeschwulst.

Neu-Rom, s. v. a. Konstantinopel.

Neuron (griech.), der Nerv.

Neuropathologie (Nervenpathologie), dasjenige pathologische System, welches die Verrichtungen des Nervensystems zur Grundlage seiner Ansichten macht.

Neuropteren (Netzflügler, Gitterflügler), Insektenordnung, die durch 4 gleichartige, häutige, netzaderige, meist gleichgroße Flügel, welche nur bei einigen mit wenigen Adern durchzogen sind oder ganz fehlen, gewöhnlich borstenförmige, selten keilige Fühler und zum Kauen eingerichtete Mundtheile charakterisirt wird und den Zweiflüglern in der Stufenreihe der Insekten gerade so gegenüberstehen, wie die Käfer den Schmetterlingen oder die Orthopteren den Hemipteren. Die Ordnung enthält nur etwa gegen 3000 Arten, ist indeß an Gestalten und Entwickelungsgraden eine der mannichfaltigsten. Die Netzflügler besitzen sämmtlich Kinnbacken und Kinnladen; der Unterlieser ist häufig von einer Art Kappe oder Helm (galea) bedeckt und der Kopf weit vorstehend. Die Augen der meisten sind große Netzaugen, deren sich bei den Eintagsfliegen sogar jederseits zwei über einander finden. Außerdem haben auch die meisten drei Punktaugen. Der Hinterleib ist lang, meist schmächtig, aus 8—9 Ringen bestehend, hat nie einen Stachel zum Verwunden, aber zuweilen Kneifzangen, Borsten u. dergl. am Ende. Die Füße sind kurz, mit ungleicher Zahl der Tastenglieder, sie sind nur

Digitized by Google

zum Gange, nicht zum Springen und Graben eingerichtet. Die Larven haben 6 mit Krallen bewehrte Füße und leben im Wasser oder auf dem Lande. Die vollkommenen Insekten leben aber nur auf dem Lande. Die Verwandlung ist bald unvollkommen, wie bei den Libellen, Eintagsfliegen und Termiten, bald vollkommen oder fast vollkommen, wie bei Frühlingsfliegen oder Schmetterlingsfliegen, Ameisenjungfern, Kameelhalsfliegen ꝛc. Die meisten N. fliegen gut und leben vom Insektenraube; die Larven der Florfliegen, welche ihre langgestielten Eier an Baumzweigen anheften, leben von Blattläusen. Die Larven der Ameisenjungfern (Ameisenlöwen) wohnen in sandigen Gegenden, in selbstgemachten Sandtrichtern, in deren Grunde sie mit weit aufgesperrten Kiefern auf Insekten lauern, welche vom Rande hineinfallen. Kein Netzflügler bringt dem Menschen direkten Nutzen; dagegen schaden mehre, besonders die Termiten, durch ihre Verwüstungen. Bei den schwankenden Uebergängen ist eine scharfe Eintheilung der N. schwierig. Latreille nimmt 3 Familien an: Subulicornia, Planipennia und Plicipennia. Leunis hat diese Eintheilung nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft erweitert: Subulicornia, Pfriemenhörner (Wasserjungfern, Eintagsfliegen), Longicornia, Langhörner (Faltflügler, Plattflügler) und Corrodentia, Nager (Nager). Volgt theilt die N. in solche mit Verwandlung: Schmetterlingsfliegen (Phryganida), Florfliegen (Hemerobioden) und solche ohne wahre Verwandlung: Wasserjungfern (Libellulina) und Termiten (Termitina). Die N. werden am frühesten in der englischen Steinkohlenformation durch die Planipennien vertreten. In der Juragruppe herrschen besonders die Subulicornia, deren erste Repräsentantin, Aeschna Brodiei *Buckman*, schon im englischen Lias auftritt. Am reichsten an diesen Resten ist der solenhofener Schiefer. In den Tertärgebilden sind die N. sehr häufig.

Neuropyra (Febris nervosa), das Nervenfieber.

Neurose, s. Nervenkrankheiten u. Neuralgie.

Neuroth, Färbestoff aus rothem Pflanzenpigment (gewöhnlich Fernambuk oder Cochenille) und Stärke, wird wie Neublau gebraucht.

Neuruppin, Stadt, s. Ruppin.

Neusalz, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, am linken Ufer der Oder, hat 2 Kirchen (eine katholische und evangelische Pfarrei), eine Herrnhuterkolonie, Schiffswerfte für Oderkähne, Niederlage von Mühlsteinen, Eisenhütte, ein Emaillirwerk, Zwirn-, Leder-, Segel-, Pappwaaren-, Kattun-, Leinwand-, Kutschen-, Möbel-, Spitzen- und Siegellackfabrikation und 3900 Einw.

Neusatz (Neoplanta oder Uj-Videk), Freistadt u. Hauptort des gleichnamigen Distrikts (85 □Meilen mit 218,000 Einw.) in der seit 1849 von Ungarn abgetrennten serbischen Wojewodschaft, am linken Ufer der Donau, mit dem gegenüberliegenden Peterwardein durch eine Schiffsbrücke verbunden, ist der Sitz des griechisch nicht unirten Bischofs von Paco, hat 5 Kirchen, ein illyrisches Gymnasium, eine katholische Hauptschule, eine Judenschule und eine Dampfschifffahrtsstation, zählte vor 1849 gegen 19,000 Einw., darunter fast 10,000 griechisch nicht unirte Serben. Die Stadt treibt wichtigen Handel mit Deutschland und der Türkei und baut vorzügliches Obst und Gemüse. Am 11. Juni 1849 wurde N. durch die kaiserlichen Truppen unter Jellachich mit Sturm genommen und zerstört. In der Nähe finden sich Ueberbleibsel einer Römerschanze (Romani aggeres).

Neuschottland, britisch-nordamerikanisches Gouvernement, welches früher zusammen mit Neubraunschweig (s. d.) den Namen Akadien führte, seit 1621 aber, wo Sir W. Alex. von Menstry damit belehnt wurde, den Namen Nova Scotia erhielt, besteht aus einer großen, von Nordosten nach Südwesten weit ins Meer hineinragenden Halbinsel am atlantischen Ocean, die bloß im Nordwesten durch einen schmalen Isthmus mit Neubraunschweig zusammenhängt, und aus der nordöstlich liegenden Insel Kap Breton (s. d.). Die Halbinsel, der östlichste Theil des nordamerikanischen Festlandes, liegt zwischen 43° 23′—46° 59′ nördlicher Breite und 61°—66° 30′ westlicher Länge, ist 280 Meilen lang u. 50—104 Meilen breit und hat mit Kap Breton und den benachbarten Eilanden 885 □Meilen mit etwa 300,000 Einwohnern, wovon 50—60,000 auf Kap Breton kommen. Die hohe felsige Küste der Halbinsel bietet als hervortretenden Charakterzug des Landes eine Unzahl größerer und kleinerer Einbuchten, von denen einige, namentlich der zu Annapolis an der Fundybai, an Geräumigkeit und Sicherheit von keinem andern Hafen in der Welt übertroffen werden. Die ganze Oberfläche des Landes ist wellenförmig; eigentliche Gebirge aber besitzt die Halbinsel nicht. Der nordöstliche Theil trägt die höchsten Landrücken, die über den Isthmus aus Neubraunschweig herein treten, sich in mehre Aeste vertheilen und als steil abfallende Vorgebirge an der Küste enden. Eine Kette von Hochebenen zieht sich an der Westküste und eine ausgedehntere längs der Fundybai an der Nordküste hin; im südlichen Theil der Halbinsel sind nur einzelne Hügel, von denen der höchste sich nur 500 Fuß erhebt. An Flüssen ist N. zwar reich, doch haben alle bei der geringen Breite der Halbinsel und der Menge von Seen verschiedener Größe und Form nur einen unbedeutenden Lauf; die bemerkenswerthesten sind: der Misquash, la Planche, Shubenacadie, Avon, Annapolis, Tusket, Clyde, Mersey oder Liverpool, la Have und Catherinesriver. Die bedeutendsten Seen sind: der Rossignal, St. Croix, Porter oder Grand Lake, Potowak oder Chester und der Shubenacadie, aus welchem der gleichnamige Strom abfließt. Das Klima N.s ist mild und die Luft in hohem Grade gesund. Die Winterkälte hält sich gewöhnlich auf 10° R. und sinkt nur zu Zeiten bis auf 20° und 24° herab; die Sommerhitze ist erträglich und ziemlich regelmäßig, von einem sanften Westwind begleitet. Nebel sind an der Südküste vorherrschend, erstrecken sich aber kaum einige Meilen landeinwärts und sind im Binnenlande ganz unbekannt. Die besten Ländereien findet man in der Nähe der Fundybai, des Minas- und Cumberlandbassins und am St. Lorenzbusen, die geringeren hingegen an der Südost-

Digitized by Google

küste, doch herrscht auch hier längs dem Ufern der Flüsse und Seen guter angeschwemmter Boden vor. Mehr als drei Viertheile des Landes sind noch mit Waldung bestanden, Laub- und Nadelhölzern, die vorzügliches Schiffbauholz liefern. Pelzthiere, an denen N. früher reich war, haben sich fast ganz verloren; wilde oder verwilderte Hunde, Füchse, Luchse, wilde Katzen, Wiesel, Marder, Stinkthiere, Mäuse, Hasen, Kaninchen und Eichhörnchen findet man dagegen in Menge. Robben sind an manchen Stellen des Gestades sehr häufig, und auch Cetaceen bringen öfters in die Buchten der Halbinsel ein. Adler, Falken u. Sperber, Eulen u. Raben, Purpurdrosseln, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Krammetsvögel, Lerchen, Schnepfen, wilde und Eidergänse, Schwäne, Enten u. Wandertauben sind sehr häufig. Von Amphibien findet man Land- u. Flußwasserschildkröten, Frösche, Schlangen, doch keine giftigen, und Eidechsen. Fische gibt es in den Flüssen und Seen sowohl, als an den Küsten und auf den Bänken in außerordentlicher Menge, Insekten verschiedener Art, namentlich Moskiten, zu gewissen Jahrezeiten in ganzen Wolken. Der Landbau, der früher, wo fast alle Bewohner sich mit Fischerei beschäftigten, sehr vernachlässigt wurde, hebt sich jetzt mit jedem Jahre, namentlich seitdem der Viehstapel gestiegen ist. Weizen, Roggen, Gerste und Hafer gedeihen herrlich und überall; Mais aber ist die erste Feldfrucht des Landes. Kartoffeln gedeihen besser, als in den andern englischen Kolonien; Rüben, Bohnen, Buchweizen, Erbsen, Hanf und Flachs werden mit Erfolg gebaut. Alle Obstarten werden in Menge gewonnen. Die Viehzucht ist sehr einträglich und wird stark betrieben. Die Fischerei, namentlich auf Makrelen und Häringe, ist von außerordentlicher Wichtigkeit und der Ein- und Ausfuhrhandel von großer Bedeutung. Der Schiffbau blüht in allen Häfen. Die Eisenlager liegen unbenutzt, u. auch die reichen Steinkohlenlager werden wenig ausgebeutet. Salz wird viel gewonnen, doch nicht ausreichend für den Bedarf der Seefischerei. Die jetzigen Bewohner N.s sind größtentheils Anglo-Amerikaner, Loyalisten, die seit 1784 hier eingewandert sind, Engländer, Schotten, Iren, wenige Deutsche, Franzosen und Indianer und eine unbedeutende Menge von Nachkommen der alten Akadier. Die herrschende Kirche ist die bischöfliche, doch haben alle religiösen Sekten gleiche Rechte. Für die Unterhaltung von Kirchen und Schulen sind 50,000 Acres angewiesen; außer 600 Elementarschulen und 10 höheren und Mittelschulen ist die bedeutendste Unterrichtsanstalt das Kingscollege zu Windsor. Die Baptisten haben das Acadiacollege zu Horton, die Presbyterianer eine höhere Schule zu Pictou, die Methodisten zu St.-George, die Katholiken ein Seminar (St. Marysseollege) zu Halifax. Die Verfassung ist ähnlich der von Canada. Dem von der Krone ernannten Gouverneur, der in militärischen Anordnungen dem Generalgouverneur von Canada untersteht, sonst aber unabhängig ist, steht ein exekutiver Rath zur Seite. Die legislative Versammlung besteht aus einem Oberhause, dessen Mitglieder von der Krone ernannt werden, und einem Unterhause, dessen Mitglieder die 15 Grafschaften und die Städte der Provinz wählen. Die Hauptstadt ist Halifax, mit einem der schönsten Häfen in der Welt, der durch einen Kanal mit der Cobequidsbucht und der Fundybai in Verbindung steht. Die übrigen Städte N.s, z. B. Annapolis, ehemals Port Royal, Pictou, Dorchester und andere, mit Ausnahme von Liverpool mit 10,000 Einw., sind noch von keinem Belang. Erwähnung verdient der Bezirk Lunenburg, der vorzugsweise von achtbaren und fleißigen Deutschen bewohnt wird. Für den ersten Entdecker von N. gilt Sebastian Cabot. Da die Engländer das Land anfangs vernachlässigten, so ließen sich auch Franzosen daselbst nieder, die jedoch 1613 von jenen vertrieben wurden. Karl I. trat das Land 1652 an die Franzosen ab, Cromwell eroberte es aber 1654 wieder. Im Frieden von Breda (1667) wurde es abermals dem französischen Hofe überlassen, nachher wieder von den Kolonisten in Massachusetts für England in Besitz genommen, bis es endlich 1713 im utrechter Frieden definitiv an England fiel. Die englischen Ansiedelungen nahmen bis zum aachener Frieden von 1748 nur geringen Fortgang, gewannen aber Aufschwung, als 3700 verabschiedete Soldaten sich an der Südküste niederließen (1749), durch welche Halifax gegründet wurde. Die Grenzstreitigkeiten mit den Franzosen, welche sich noch im Besitze von Canada befanden, dauerten inzwischen fort, und 1755 brach der Krieg in helle Flammen aus. Da man eine Parteinahme der Akadier für die Franzosen fürchtete, beschloß der Gouverneur Lawrence, sämmtliche Akadier aus N. zu verreisen und in den älteren englischen Kolonien unterzubringen. So wurden etwa 7000 Köpfe aus ihrem Vaterland ins Elend geschafft und ihre Ansiedelungen mit Feuer und Schwert verheert. Nach Vertreibung der Akadier belief sich die Bevölkerung nur auf 12,000 Köpfe, aber nach dem Frieden von 1783 strömten in einem einzigen Jahre nahezu 20,000 Loyalisten ins Land, und die Vortheile, welche die Halbinsel darbietet, lockten noch immer alljährlich eine größere Zahl von Auswanderern an.

Neufeeland, das südlichste Glied der das Festland von Australien umgebenden Inselreihe, aus zwei großen und mehren kleinern Inseln bestehend, die sich von 34° 25′ — 47° 20′ südl. Br. und 167° bis 178° östl. L. erstrecken und einen Flächenraum von 4300 □M. (2927 □M.) einnehmen, wovon Ikanamauwi oder Nina-Maxwi, jetzt auch Newuister genannt, die nördliche Insel, 1850 □M., Tawaipunammu, auch Newmünster, von jener nur durch die 5 Meilen breite Cookestraße getrennt, die südliche Insel, 2450 □Meilen umfaßt. Beide Inseln sind durchaus Gebirgsland, dessen Höhe früher überschätzt wurde, das aber in der That Alpen- und zugleich vulkanischen Charakter hat. Längs der Westküste von Tawaipunammu erstreckt sich eine schmale Bergkette von ziemlich einförmigen Umrissen, die fast senkrecht aus dem Meere emporsteigt und hinter der sich landeinwärts ein gewaltiges, die Schneegrenze erreichendes Gebirg erhebt. Von der See aus gewährt diese Küste einen wilden, abschreckenden Anblick. Die weiter nördlich gelegene Westküste

ist mit Bergen eingefaßt, durch die sich vegetationsreiche, stellenweise waldige Thäler mit vielen Morästen und kleinen Seen herabziehen. Der nördliche Theil der Westküste steigt wieder steil in die Höhe, ist jedoch mannichfach durchschnitten u. gewährt viele vortreffliche Ankerplätze. Durch die Mitte der Insel zieht ihrer ganzen Länge nach eine hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgskette. Auch die Ostseite der Insel bietet diese rauhe und wilde Natur des Gebirgs, das in hohen, mit Schnee bedeckten, nur durch Engspalten getrennten finstern Abstürzen sich steil herabsenkt. Große Bergebenen erstrecken sich hier jenseit der Küstenkette, und die meisten hier befindlichen Thäler haben einen fruchtbaren Boden. Jenseit der auf beiden Seiten mit hohen Gebirgen umgebenen Cookstraße setzt sich das Gebirge in der nördlichen Insel in derselben Nordostrichtung fort und erreicht in dem 9035 F. hohen Edgecumbe seinen Scheitelpunkt und in dem weit vorgestreckten Ostkap unter 38° südl. Br. sein Nordende. An den Küsten erstrecken sich die Ausläufer bis zum Meeresufer und lassen nur kleine Buchten zwischen sich, die entweder gesicherte Häfen bilden, oder von engen, dunklen Thälern oder Schluchten eingenommen sind, aus denen sich in allen Fällen ein kleiner Bach oder Bergstrom ins Meer stürzt. Im Innern der nördlichen Insel ziehen sich zwei ziemlich parallele Ketten längs der Ost- u. Westküste hin, die einerseits kleinere Flüsse nach den beiden Meeren entsenden, andererseits aber ein Plateau zwischen sich lassen, das von dem großen Flusse Waikato im Westen und dem Waipo im Osten durchströmt wird. Das innerste Hochland mit dem Centralvulkan der Insel, den 5820 Fuß hohen Tongariro, und dem See Taupo gibt diesen Flüssen ihren Ursprung, während von dem nach Süden sich sendenden Abhange desselben ebenfalls bedeutende Ströme sich in die Cookstraße ergießen. Das genannte innere Plateau ist fast durchaus eben, und selbst die hier und da zerstreuten vulkanischen Bergkegel, die mit den Küstengebirgen parallele Richtungen verfolgen, scheinen aus einer horizontalen Fläche aufzusteigen. Auf den Hochebenen und in den Thälern im Innern der Inseln gibt es eine Menge Landseen. Das unterirdische Feuer auf den Inseln N. ist noch sehr thätig, und außer mehren brennenden Vulkanen findet man überall Spuren dieser Thätigkeit in hervorströmenden heißen Quellen und vulkanischen Produkten. Am stärksten zeigt sich diese Thätigkeit auf der nördlichen Insel, wo der genannte Vulkan Tongariro in unaufhörlicher Aufregung ist. Ein ausgebrannter Vulkan, Haupapa oder Taranaki, den Seefahrern unter dem Namen Egmontsberg bekannt, erhebt sich in einem isolirten, 8294 F. hohen Kegel nahe am Meere. Als ein Glied der die Hauptinseln durchschneidenden Bergketten erscheint auch die Kapiti- oder Entreinsel mit ihren steil und wild in das Meer abfallenden Ufern in der Cookstraße, deren Lage mitten zwischen den beiden Inseln sie zu einer wichtigen Veste derselben macht. Da N. außerhalb der Wendekreise liegt, so ist sein Klima das der warmen gemäßigten Zone, noch mehr gemäßigt durch seine oceanische Lage, so daß das Thermometer an den Küsten nur zwischen 7—29° Wärme schwankt. Der Frühling und Herbst sind äußerst angenehm, obschon öfters Regenwinde aus Westsüdwesten kommen. Der Frühling beginnt um die Mitte Augusts, der Sommer im December, der Herbst im März und der Winter im Juli. Die Gleichförmigkeit der Temperatur und der das ganze Jahr fallende Regen bewirken eine überaus üppige Vegetation. Die meisten Bäume haben das ganze Jahr hindurch frisches Laub, auch die einheimischen Gräser geben zu allen Jahreszeiten mehr als hinlänglichen Futtervorrath. Es gibt fast alle Arten von Boden, einerseits große Strecken guten Ackerlandes, andererseits weitläufige Thäler mit dem trefflichsten, von den Hügeln und Bergen zu beiden Seiten herabgeschwemmten Erdreich, welches das ganze Jahr mit frischem Pflanzenwuchse bedeckt ist. An manchen Stellen ist unter der Dammerde ein fester Mergel, der sich aber durch Farrenkrautasche aufdecken und auflösen läßt. Ein besonderer Zug in dem Charakter der Flora N.s ist das Farrenkraut, welches überall aufs Ueppigste wuchert und von dem man 140 Arten findet. Die Wälder sind wahrhaft prachtvoll und dem äußeren Ansehen nach ganz verschieden von denen Neuhollands. Sie haben einen Ueberfluß an brauchbarem und zum Theil sehr dauerhaftem Stammholz. Auf den Wipfeln und den obersten Aesten und Zweigen einiger Waldbäume wächst eine binsenartige, saftige Schmarotzerpflanze (Astillia angustifolia), welche wegen des süßen Stengels der Blüthe geschätzt wird. Eine Eigenthümlichkeit der neuseeländischen Wälder und Landschaften ist auch der Farrenkrautbaum, der gewöhnlich 20 bis 30 Fuß hoch wird und sechs große Blätter hat, die am Wipfel eine Krone bilden und allfährlich neuhervorkommen. Zweige und Aeste der Bäume sind dicht von Schlingpflanzen verschlungen und lassen nirgends die Sonne durchdringen, so daß die Erde nur den Regen empfängt, den die Bäume abschütteln. Unter den vielen Bäumen steht der Kauri (Dammari australis oder Pinus Kauri) sowohl wegen seiner Größe, als wegen seines trefflichen Holzes, das zum Häuserbau dient und Masten liefert, oben an. Im Allgemeinen hat die Flora N.s einige Aehnlichkeit mit der Neuhollands, aber auch mit der des südlichsten Amerika. Man findet sogar einige Pflanzen, welche europäischen Geschlechtern angehören, wie mehre Sissombrien und Lepidien aus der Familie der Kruciferen. Zu den nützlichen, N. eigenthümlichen Gewächsen gehören der neuseeländische Flachs (Phormium tenax), die Arumwurzel und die Kohlpalme. Fruchttragende Bäume gibt es nur wenige. Die Fauna N.s ist nicht reich. Bei der Entdeckung fand man kein einziges kriechendes Insekt und nur zwei Vierfüßler, eine Hundeart, die nicht bellt, und eine kleine Ratte, u. auch diese sind nach der Meinung der Eingeborenen fremden Ursprungs. Zahlreicher sind die Vögel, welche die Waldungen bevölkern u. deren Gefieder in den prachtvollsten Farben glänzt. Von Fischen finden sich Junaen, Makrelen, Lachse, Weißfische, Meerärschen, Brassen, Engelfische, Seehähne, von Mollusken Austern, Krebse, Garnelen, Krabben; von Insekten Heuschrecken u. Grashüpfer, Stroh-, Sand- u. Skorpion-

Digitized by Google

fliegen, Moskitos, Schmetterlinge, Käfer, Waldwanzen, Spinnen ꝛc.

Als die Europäer diese Inseln kennen lernten, waren ihre Bewohner sehr wild, und erst in den neuesten Zeiten gelang es den beharrlichen Bemühungen der Missionäre, etwas Civilisation unter sie zu bringen. Sie gehören zu dem östlichen Zweige des polynesischen Malayen und sind von hellbrauner Farbe, schlank, von mehr als mittlerer Größe. Ihre Glieder zeigen ein schönes Ebenmaß, nur Schenkel und Beine sind etwas schmächtig, Nase und Mund hübsch geformt, die Augen groß, schwarz und voll Leben, die Zähne schön weiß, der Bart dünn, das Haar steaff und schwarz. Das weibliche Geschlecht ist in der Jugend reizend und hat angenehme, sanfte Gesichtszüge. Der Neuseeländer ist rachsüchtig, aber auch gutmüthig, verträglich und nicht diebisch; das Alter genießt große Achtung, und die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern ist groß. Die Glieder desselben Stammes leben sehr friedfertig mit einander, aber die Fehden der verschiedenen Stämme sind sehr häufig. Die Gefangenen verzehren sie auf die Köpfe Gerichtet, aber nicht der Nahrung wegen, sondern als ein innerliches Gnadenmittel und um den Feinden einen Beweis ihrer bittern Rache zu geben. Der Gebrauch des Tabu, d. h. des Heiligsprechens einer Person oder Sache, ist wie auf allen Südseeinseln auch bei den Neuseeländern sehr verbreitet. Ihre Sprache ist sehr weich und wohllklingend, da jedes Wort mit einem Vokal schließt, reich an Wörtern, Biegungen und Redeformen. Auch für geistige Gegenstände, für Gefühle, Leidenschaften ꝛc. fehlt es den Neuseeländern nicht an scharf bezeichnenden Ausdrücken. Die verschiedenen Stämme stehen unter eigenen Häuptlingen, die einen eigenen Fürstenadel bilden und zum Volke, dasin Adelige und Gemeine zerfällt, in einer Art Feudalverhältniß stehen. Sie haben auch Priester und einige religiöse Vorstellungen. In Hinsicht auf den Zustand nach dem Tode ist die Meinung sehr verbreitet, daß wenn der Mensch sterbe, sein Geist forlebe u. sich in weit entfernte Gegenden begebe, wo ihm weder Glück noch Unglück zu Theil werde. Einige glauben, daß alle Seelen nach Reinga, d. h. an den Ort der Qual, kommen, wo sie der böse Geist und Verderber der Menschen, Miro, dessen Lieblingsnahrung Blut ist und der die Neuseeländer Menschen fressen lehrte, in beständiger Gefangenschaft hält. Beim Tode eines Häuptlings werden deswegen auch mehre Sklaven geschlachtet, um ihn hier zu bedienen, und früher tödteten sich auch Frauen nach dem Tode ihres Gatten. Die oberste Gottheit ist der Herr der Welt, welcher den Donner und Sturm hervorbringt; das böse Prinzip ist Atua, der in Gestalt einer Eidechse dem Menschen in den Leib kriecht und die Krankheiten verursacht. Mawe ist der Gott, welcher N. aus dem Meer hervorbrachte. Uebrigens glauben nicht alle Neuseeländer an diese ihre Götterlehre, und auch das Daseyn eines in fernen Gegenden liegenden Paradieses findet viele Zweifler. Nach der Darstellung der Missionäre ist überhaupt Gleichgültigkeit in religiösen Dingen auf N. vorherrschend, was die Thatsache bestätigt, daß sich nirgends ein Götzenbild vorfindet. Das Tätowiren ist nicht ganz allgemein und wird häufig durch eigene Personen verrichtet. Abergläubische Gebräuche vertreten die Stelle ärztlicher Heilmittel und wundärztlicher Verrichtungen. Auf Träume hält man sehr viel, sowie auf gute und böse Vorzeichen. Allgemein verbreitet ist auch der Glaube an Zauberei. Heirathen werden, mit höchst seltenen Ausnahmen, nur unter Gliedern desselben Stammes geschlossen. Vielweiberei ist in der weitesten Ausdehnung erlaubt, jedoch ist nur eine Frau die eigentliche Gattin. Ehebruch wird mit dem Tode oder mit furchtbaren Schlägen und Verwundungen gestraft. Eine schlimme Folge der Vielweiberei ist die Sitte des Kindermordes. Die besseren Häuser der Neuseeländer sind gut gebaut und reichlich mit Bildern und Schnitzwerk verziert. Sie sind aus Schilfrohr erbaut und mit zierlich in einander gefügten Palmblättern bedeckt; manche sind 16 Fuß lang und 10 Fuß breit, aber nur 4 bis 5 Fuß hoch. Die Dörfer bestehen gewöhnlich aus vielen, doch ohne Plan und Ordnung über eine weite Fläche zerstreuten Häusern. Die Beschaffenheit ihres Landes zwingt die Neuseeländer zur Arbeit; 9 Monate des Jahres ist ein großer Theil von ihnen mit dem Feldbau beschäftigt, nur etwa 2 Monate sind sie ganz müssig, die sie aber als unnütz zuzubringt nicht in ihren Kalender aufnehmen. Sie theilen daher das Jahr in nur 10 Monate, deren letzter, zu Ende des Herbstes, eben so lang ist, als drei der übrigen. In ihrer Nahrung waren die Neuseeländer früher auf Bataten, Farrenkrautwurzeln und Fische beschränkt, wozu als Leckerei der süße Stengel des Tawara (saillin angustifolia) kam. Jetzt haben sie verschiedene Knollengewächse, Melonen, Kürbisse, grüne Fischenkürbisse, Kohl, Zwiebeln, Yams, Pfirsiche, Mais und manchertei ebbare Wurzeln, Schweine und Vögel. Allgemein ist die Sitte des Tabakrauchens. Seit Einführung der Flinte und der Axt haben die Neuseeländer ihre ältern Waffen, Schleudern, Keulen und Wurfspieße, fast ganz aufgegeben; nur das Meri aus grünem Kalkstein, mit dem man dem erlegten Feinde den Kopf abschlägt, steht noch in Ansehen. Die Zahl der einheimischen Bewohner der nördlichen Insel, welche den bevölkertsten Theil N. ausmacht, wird ausschließlich der Europäer auf etwa 160,000 Individuen geschätzt. Uebrigens ist die Bevölkerung in beständigem Abnehmen. Die Kolonialbevölkerung (auf 113 □Meilen) ward 1849 auf 31,907 Seelen angegeben. Nach der Kolonialverfassung von 1802 wird die Kolonie in 6 Provinzen eingetheilt. An der Spitze steht der von der Regierung erwählte Gouverneur mit dem ausschließlichen Rechte der Gesetzgebung für die Eingebornen. Für die Kolonisten übt die gesetzgebende Gewalt ein Centralparlament, welches aus einem Ober- und einem Unterhause besteht. Außerdem gibt es 6 Provinzialversammlungen, die wiebee in ihnen legislative Funktionen haben und an deren Spitze je ein von den wahlfähigen Körperschaften der Provinzen gewählter Superintendent steht. Die nördliche Insel enthält als die fruchtbarste und volkreichste fast alle Missionsanstalten und brit. Ansiedelungen nebst den Städten Auckland,

dem Hauptort der Kolonie und Sitz des Gouverneurs, mit Kupfererzen und Braunſteingruben und 6000 Einw., Wellington mit 6000 Einw. und Newplymouth. Unter den wenigen Anſiedelungen der ſüdlichen Inſel iſt die Stadt Nelſon die bedeutendſte.

N. wurde 1642 vom Holländer Tasman entdeckt und Staatenland genannt. Man hielt es für einen Theil eines ſüdlichen Kontinents, der ſich von 33°—64° ſüdlicher Breite erſtrecke und auch öſtlich ſich in eine ungeheure Weite ausdehne. Die erſte genauere Kenntniß des Landes verdanken wir Cook, der auf ſeiner erſten Reiſe die Inſeln völlig umſchiffte und die nach ihm genannte Cooksſtraße durchfuhr. Nach ihm wurde es von vielen Weltumſeglern unterſucht. Der Engländer Stewart machte 1826 die Entdeckung, daß das Südende des Landes durch eine gefährliche Meerenge von Tawaipunammu getrennt ſei; die neuentdeckte Inſel erhielt nach ihrem Entdecker den Namen Stewartsinſel. Der erſte Plan, auf N. eine Miſſion zu gründen, ward von Samuel Marsden, Seniorkaplan der Miſſion von Neuſüdwales, angeregt. Im J. 1814 betraten drei Glaubensboten N. und gründeten ihre Niederlaſſung auf der nördlichen Inſel in dem Dorfe Rangihoua. Die erſten Jahre verfloſſen indeß ohne allen Erfolg für die Bekehrung. Erſt als ſie die Häuptlinge Hongi und Waikato bewogen, eine Reiſe nach England zu machen, hatte das Miſſionsgeſchäft einen glücklicheren Fortgang. Namentlich befreundete ſich Hongi in England mit europäiſchen Gebräuchen und ließ den Miſſionären bei ſeiner Rückkehr allen möglichen Schutz angedeihen. Es wurde nun in Kerikeri eine zweite Miſſion gegründet, der 1823 die dritte zu Paihia folgte. Im Innern entſtand 1830 die Niederlaſſung Waimate, die wichtigſte von allen. Neben ihr ſind ſpäter im Innern noch zwei fernere Miſſionen entſtanden. Nachdem die Miſſionäre ſich feſtgeſetzt hatten, bildete ſich in London eine Neuſeelandgeſellſchaft zu dem Zwecke einer planmäßigen Koloniſirung des Landes. Als auch die Franzoſen in Folge der Unternehmungen eines Abenteurers, Baron Thierry, eine eigene Niederlaſſung zu begründen ſuchten, erklärte England ganz N. für eine britiſche Kolonie, als deren Hauptort die Stadt Wellington gegründet wurde. Allein die Spekulationswuth, die ſich der neuen Anſiedler bemächtigte, die verkehrten Maßregeln des Gouverneurs Fitzroy, vorzüglich aber die Eiferſucht der Miſſionäre, die ſich in ihrem Einfluß auf die Eingebornen bedroht ſahen und ſogar letztere gegen die britiſchen Kolonisten ſelbſt aufregten, verhinderten das Gedeihen der Kolonie. Ein unglücklicher Krieg, der 1845 mit den Eingebornen unter dem Häuptling Heki ausbrach, brachte die Niederlaſſung ſogar dem Untergange nahe. Erſt nach erlangter Truppenverſtärkung nebſt Geſchütz aus Auſtralien rückten die Engländer in das Innere der nördlichen Inſel, erſtürmten Anfangs 1846 den feſten Platz Pa des Häuptlings Kawiri, nahmen den kühnen Häuptling Rauperaha gefangen und nöthigten Heki zur Unterwerfung, worauf der Gouverneur Gray eine allgemeine Amneſtie erließ. Die Einwanderung nahm nun allmählig zu, beſonders ſeit 1850, und 1852 erhielt die Kolonie ihre jetzige Verfaſſung. Vgl. Dieffenbach, Travels in N., London 1843, 2 Bde.; Ritter, Die Koloniſation von N., Berlin 1842; Thrones-Paver, Sketches in New Zealand, London 1850; Brandes, N. in geſchichtlichen Umriſſen von ſeiner Entdeckung bis zur Gegenwart, in Raumers „Hiſtoriſchem Taſchenbuch" von 1852.

Neuſibirien (ſonſt auch Lächowſcher Archipelagus), ruſſiſche Inſelgruppe im nördlichen Eismeere, im Norden des öſtlichen Sibiriens, unter 71°—76° nördl. Breite, von Weſten nach Oſten ausgebreitet, beſteht aus 3 größern und verſchiedenen kleinern Inſeln, die zuſammen 1600 □M. enthalten und in eine öſtliche und eine weſtliche Gruppe getheilt ſind. Die ſüdlichſte Inſel wurde 1760 von dem Jakuten Ettrikan, die übrigen erſt ſpäter von dem Kaufmann Lächow (1761 und 1774) und dem Kaufmann Sannikow (1803 und 1805) entdeckt. Sämmtliche Inſeln ſind felſig und unbewohnt und faſt das ganze Jahr mit Eisſchollen umgeben. Merkwürdig iſt die Menge von Knochen urweltlicher Thiere, die man daſelbſt findet; insbeſondere ſind die urweltlichen Elephantenzähne unter dem Namen des lächowſchen Elfenbeins berühmt. Dieſer Zähne und der Jagd auf Seethiere wegen werden die Inſeln von den Ruſſen beſucht.

Neuſiedlerſee (ungariſch Fertö, lat. Lacus Peiso), fiſchreicher See in Ungarn, zwiſchen dem ödenburger und dem wieſelburger Komitat gelegen, nach dem Plattenſee der bedeutendſte des Landes, 5 Meilen ſüdoſtwärts von Wien, 4 Meilen von Preßburg und eine Stunde von Oedenburg entfernt, in einer überaus reizenden und fruchtbaren Gegend, umgeben von freundlichen Dörfern und lebensvollen Städten u. meiſt mit herrlichen Rebengeländen umkränzten Ufern, hat die Geſtalt eines Halbmondes, deſſen konvexe Seite ſüdweſtwärts ſteht. Seine größte Länge beträgt etwas mehr als 5 Meilen, ſeine größte Breite 2 Meilen, ſein Areal 13 Meilen. Die merkwürdigſte Eigenſchaft, wodurch ſich der See vor den übrigen Gewäſſern unſeres Erdtheils vorzüglich auszeichnet, iſt die Beſchaffenheit ſeines Waſſers, welches hinſichtlich ſeines Geſchmacks und ſeiner Beſtandtheile dem Meerwaſſer ziemlich gleichkommt. Es ſchmeckt äußerſt herb und unangenehm, und ſein Genuß erregt bei Menſchen Ekel und Erbrechen, während es vom Vieh gern und ohne Nachtheil genoſſen wird. Das mineraliſche Laugenſalz, womit der See hauptſächlich geſchwängert iſt, wird häufig kryſtalliſirt angetroffen, indem es ſich am Ufer in ſchönen rhombiſchen Kryſtallen anlegt, welche an Güte der alikantiſchen Soda gleichkommen und von den Anwohnern ſorgfältig geſammelt und größtentheils verkauft, mitunter auch zur Seife fürs Vieh verwendet werden. Uebrigens wird an mehren umliegenden Ortſchaften auch das Seewaſſer zur Gewinnung dieſes Salzes benutzt und mit einem bedeutenden Vortheil auf Soda verſotten. Auch als Bad wird das Seewaſſer benutzt und darf hinſichtlich ſeiner heilkräftigen Eigenſchaften den alkaliſch-ſalziſchen Waſſern zur Seite geſetzt werden. Außer dem mineraliſchen Laugenſalz, welches die Ungarn Szeſko und

Digitized by Google

die Deutschen dieser Gegend Zick nennen, erwächst den Anwohnern des Sees auch ein beträchtlicher Nutzen aus dem Rohrwerk, welches an den Ufern des See's wächst und zu verschiedenen technischen Zwecken benutzt werden kann. Jung wird dasselbe als Viehfutter, älter und stämmiger zu verschiedenen Geflechten und zur Deckung der Häuser verwendet. Der Fischfang im See ist eine ergiebige Nahrungsquelle für viele Einwohner der anliegenden Ortschaften; fast noch einträglicher ist die Jagd auf das Federwild, welches sich im Rohrwerk aufhält. Unter die bemerkenswerthen Gewässer, welche in den N. sich ergießen, gehören: die Bulka, der Kroisenbach u. Hollingerbach, meist unbedeutende Bäche, unter denen die Bulka noch der ansehnlichste ist. Da diese Bäche sämmtlich zu unbedeutend sind, und der See, auch wenn sie groß und reißend werden, sich nicht merklbar vergrößert, dagegen zuweilen zunimmt, während an diesen Bächen gar keine Veränderung wahrgenommen wird, so vermuthen Einige, um die Zu- und Abnahme des Sees zu erklären, es finde ein periodisches Steigen und Fallen Statt, und Andere glauben an eine Verbindung des Sees durch tiefe Quellen mit der Donau oder wohl gar mit dem Meere. Im Osten schließt sich dem See der nur durch einen schmalen Damm getrennte sogenannte schwimmende Rasen (von den Ungarn Hanság, von den Deutschen dieser Gegend Wasen genannt) an, ein Sumpf, der an 6 □Meilen Ausdehnung hat, von Schilf und Rohr dicht bedeckt ist, bei hohem Wasserstande die Nachbarfelder überschwemmt, aber auch zurücktritt und dann einen Theil seines Grundes dem Anbau überläßt. Schon Plinius erwähnt des N.s unter der Benennung Peiso; Aurelius Victor erzählt, daß der Kaiser Galerius den Peiso um 308 n. Chr. in die Donau ableiten und dadurch einen Strich Landes urbar machen ließ. Bei der Besitznahme Pannoniens durch die Ostgothen war aber der Lacus Peiso immer noch ein mächtiges, von Sümpfen umgebenes Wasserbecken. Einem alten Urbarium im fürstlich esterhazyschen Archive zu Eisenstadt zufolge nahm der See seit Ende des 14. Jahrhunderts so sehr zu, daß er mehre Ortschaften verschlang, die an der Stelle lagen, welche nun der See einnimmt.

Neusilber, s. v. a. Palladium und s. v. a. Argentan.

Neusohl (ungarisch Beszterze-Banya, slav. Banska Bistricza), königliche Frei- u. Bergstadt in der sohler Gespannschaft in Ungarn, am Zusammenfluß der Gran und Bistritz, in einem von hohen Bergen umschlossenen fruchtbaren Thale malerisch gelegen, eine der schönsten Städte Ungarns, ist Hauptort des sohler Komitats, Sitz des Civil- und Militärdistriktskommando's, einer Bergwerkskammer und eines Berggerichts, wie des neusohler Bisthums und Kapitels. Zu den ausgezeichnetsten Gebäuden gehören das alte Kastell mit 2 katholischen Kirchen, die Kathedralkirche von Mariä Himmelfahrt, die schönen evangelischen Kirchen, das geräumige bischöfliche Kastell, der Palast der Domherren, früher ein Jesuitenkollegium, das herrliche Komitats-, das Stadthaus, das Bergwerkskameralgebäude und das bürgerliche Spital. N. hat ein katholisches Gymnasium, ein geistliches Seminar, eine Nationalhauptschule und andere Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten und über 10,000 meist slavische Einwohner, die hauptsächlich vom Bergbau und den verwandten Gewerbszweigen leben, auch mit den Industrieerzeugnissen lebhaften Handel treiben. Südlich von N. liegt links an der Gran die königliche Freistadt Altsohl mit einem Felsenschlosse, in welchem König Matthias Corvinus sich oft aufhielt. Im J. 1542 fand hier ein Reichstag Statt, wo der Kaiser den Grund zum Frieden mit der Königin Isabella von Ungarn legte; hier auch 1620 Friedensunterhandlungen zwischen dem Kaiser und Ungarn und Böhmen.

Neuß, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, am Einfluß der Kruse in die hier schiffbare Erft u. eine Viertelmeile vom Rhein, mit welchem es durch die Erft und eine Dampffähre in Verbindung steht, hat einen Freihafen, war früher mit Wällen umgeben, die jetzt zu öffentlichen Spaziergängen umgeschaffen sind. Die im Rundbogenstyle im 13. Jahrhundert erbaute Münsterkirche zum heiligen Quirinus ist eines der schönsten Baudenkmale dieser Periode am ganzen Rheinstrome und wurde neuerdings restaurirt. Die Stadt hat 2 katholische und eine evangelische Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, Hospital mit Waisenhaus, Lazareth, Leihhaus, eine Irrenanstalt u. ist Sitz der Kreisbehörden, eines Friedensgerichts, Untersteueramts und Alchamts. Die dasigen Oelmühlen sind die bedeutendsten in Deutschland, indem jährlich auf 8 Wasser- und 3 Dampfmühlen gegen 120,000 Center Rüb- und Leinöl fabricirt werden. Außerdem unterhalten die 10,500 Einwohner Fabriken in Baumwolle, Schreibfedern, Stearin ꝛc., Gerbereien, Brauereien, Färbereien, Schifffahrt, Handel mit Getreide, Bau- u. Mühlsteinen und Steinkohlen und sehr stark besuchte Viehmärkte. Durch die aachen-düsseldorfer Eisenbahn hat N. direkte Verbindungen mit Belgien und Frankreich erhalten. N. verdankt sein Entstehen den Römern, die hier ein Standlager hatten, und führte den Namen Novesus. Im 13. Jahrhundert floß der Rhein noch nahe an der Stadt vorbei. Historisch denkwürdig ist die Belagerung von N. durch Karl den Kühnen von Burgund. Als nämlich in Folge der Streitigkeiten des Erzbischofs Ruprecht von Köln mit seinem Domkapitel ersterer seinen Verwandten, den Herzog Karl, zu Hülfe rief, erschien dieser mit seiner ganzen Heeresmacht am 14. Juli 1474 vor N. Allein trotz der größten Anstrengungen vermochte er die Stadt nicht einzunehmen. Nachdem die Belagerung bereits 11 Monate gedauert und dem Herzoge 10,000 Mann gekostet hatte, bestimmte ihn das Erscheinen Kaiser Friedrichs III., der sich mit der Reichsarmee vor N. gelagert hatte, zum Frieden und Abzuge.

Neustadt, 1) Amtsstadt im badischen Seekreis, an der Gutach und an der Straße von Freiburg nach Konstanz, mit einer Gewerbschule, Uhrmacherei, Strohflechterei, Tuchfabrik, Segelfabrik, Bierbrauerei, Kupferhammer und Ziegelhütte, Maschinenfabrik und 1800 Einwohnern.—2) (N. an der Donau), Stadt im bayerischen Regie-

Digitized by Google

rungsbezirk Niederbayern, Landgericht Abensberg, mit 2 Kirchen, Donaubrücke, Vorstadt (Wörth), Waffensaal, Krankenhaus, Postexpedition, Holzhandel, Hopfenbau, Potaschesiederei, Bierbrauereien, Mineralquelle und 1200 Einw. Der Ort wurde 1632 von den Schweden unter General Horn zerstört. — 3) (N. an der Waldnab), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz u. Regensburg, an der Waldnab, Landgerichtssitz, mit Schloß, 3 Kirchen, Vorstadt (Freiung), Wallfahrtskapelle, Webereien und 1650 Einwohnern. — 4) (N. an der Aisch), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Sitz eines Lande gerichts u. Rentamts, einer evangelischen Pfarrei, mit 2 Schlössern, 2 Kirchen, lateinischer Schule, Post, Hospital, Wein-, Obst-, Hopfen- und Getreidebau, Baumwoll-, Woll- und Lederfabriken, Brauerei, Nagelschmieden und 3100 Einw. — 5) (N. an der Saale), Stadt- und Landgerichtssitz im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, an der fränkischen Saale, mit Rentamt, Post, 2 Pfarreien, 2 Kirchen, Kapelle, lateinischer Schule, ehemaligem Karmeliterkloster, Armenhaus, Spital, Baumwollenfabrik, Sagofabrik, Kunst- und Damastweberei, Roth- und Weißgerberei, Färberei, Bierbrauerei, Viehzucht, Feld-, Obst- und Weinbau, Salzquelle u. ansehnlichem Handel und 2500 Einwohnern. — 6) (N. am Kulmen), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, am Fuße des rauhen Kulmen, mit 2 Kirchen, Burgruinen, Viehzucht und 1200 Einwohnern. — 7) (N. an der Hardt), Stadt und Hauptort eines Landgerichts im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, am Speyerbach in einem romantischen Thale gelegen, Sitz eines Landkommissariats, Rentamts, Nebenzollamts, mit 3 Kirchen, Gymnasium, Post, Spital, Achatschleiferei, Papierfabriken, Fabrik chemischer Waaren, Tuchfabrik, Eisenhammer, Pferdezucht, Getreide-, Obst- und Weinbau, Bierbrauerei, Handel mit Wein und 6800 Einw. In der Nähe liegt die alte Ruine Hambach. Vom 9. — 11. December 1795 hier unentschiedenes Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Clerfait und den Franzosen unter Pichegru. — 8) (N. unter der Harzburg oder an der Radau), Marktflecken im braunschweigischen Fürstenthum Wolfenbüttel, an der harzburger Eisenbahn, mit der Saline Juliushall (Braunschweig und Hannover gemeinschaftlich), dem Hüttenwerk Ocker, der berühmten Ruine der alten Harzburg und 1200 Einwohnern. — 9) (N. unter dem Hohnstein), Flecken in der hannöverischen Landdrostei Hildesheim, Hauptort der Grafschaft Hohnstein, Sitz der hohnsteinschen u. stolberg-stolbergschen Kanzlei, des Amtes Hohnstein und des Konsistoriums, mit einem Rolandsbilde, einem Schlosse und 800 Einwohnern. Darüber erhebt sich der Hohnstein, die größte aller Burgruinen des Harzes. — 10) (N. am Rübenberge), Amtsstadt im hannöverischen Fürstenthum Kalenberg, an der Leine, mit Stadtgericht, Kirche, Post, Brauerei, Badehaus, Hospital und 1450 Einwohnern. In der Nähe ein Kalksteinbruch, in dem Versteinerungen, besonders Muscheln, bis zu 1 Fuß Durchmesser gefunden werden. — 11) Stadt in der kurhessischen Provinz Oberhessen, in einem flachen hochgelegenen kalten Thale, hat 2 Vorstädte, 2 Kirchen, Ackerbau und Viehzucht und 1900 Einw. — 12) Hafenstadt im Herzogthum Holstein, an einer tief landwärts eindringenden Bucht der Ostsee, mit 10 Hauptstraßen, 4 Plätzen, Post, Quarantänekommission, Hospital, Schifffahrt, Kornhandel, Seifen- und Essigfabrik, Brauerei, Brennerei und 3200 Einw. Hier fand in der Nacht vom 20. zum 21. Juli 1850 ein Kampf zwischen dem holsteinischen Kriegsdampfer „Von der Tann" unter Kapitänlieutenant Lange u. einem dänischen Kriegsdampfboot Statt, wobei Lange sein Fahrzeug in die Luft sprengte. — 13) Stadt im mecklenburg-schwerinischen Kreis Mecklenburg, an der Elde, hat ein Schloß mit Garten und Bildergallerie, ein Amtsgericht, eine Post, Brennerei, Tabaksfabriken, Zwirnfabrik u. 1800 Einwohner. — 14) (Wienerisch-N.), österreichische Stadt, s. Wiener-Neustadt. — 15) (N. an der Metau, Nowe Mesto und Metugi, Neostadium, Nova Civitas), Stadt im österreich.-böhmischen Kreis, hat Mauern, Thürme, ein Schloß, 3 Kirchen, ein Kloster der barmherzigen Brüder, Hospital, Leinwandhandel und 1700 Einwohner. — 16) (Mährisch-Neustadt, Unczow), Stadt im österreich.-mährischen Kreis Olmütz, Bezirkshauptmannschaft Littau, an der Oskawa, unweit der Nordbahn, Sitz eines Bezirksgerichts und einer Landdechantei, mit Mauern, Vorstadt, Pfarrkirche, einer deutschen Hauptschule, Kaserne, einem Salzamte, einer Legstätte, Fabriken in Wollenwaaren, Weberei und 4500 Einw. — 17) (Nusdt, Welbersfrei, polnisch Nowemiasto, Weiberowo), Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (West-Preußen), Regierungsbezirk Danzig, an der Biala und Rehda, Sitz der Kreisbehörden, hat 2 Kirchen, ein Reformatenkloster, Krankenlazarethe, Töpferei, Marktschuherei, Holz- und Getreidehandel und 2600 Einwohner. Um die Stadt herum stehen 30 Kalvarienkapellen, wohin große Prozessionen geschehen. — 18) (polnisch Lwowek), Stadt in der preußischen Provinz und Regierungsbezirk Posen, mit Gräben umgeben, hat 4 Thore, 5 Kirchen, eine Synagoge, Tuchmanufakturen, Gerberei, Leinwebereien, Bierbrauereien, Getreidemärkte und 2800 Einwohner. — 19) (polnisch Nowemiasto), Stadt daselbst, an der Wartha, mit Pfarrkirche, Synagoge, großen Gerbereien u. 1200 Einwohnern. — 20) (polnisch Prudnik, Polnisch-N.), Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, an der Brauna, Sitz der Kreisbehörden, hat 3 Thore, 2 Vorstädte, 3 katholische Kirchen, eine evangelische Kirche, ein Kloster der barmherzigen Brüder mit Krankenanstalt, 2 Hospitäler, eine Synagoge und Garnison, Tuch- und Leinweberei, Spitzenklöppelei, Garn- und Wachsbleiche, Tuch- und Weißgerberwalke, Handel mit Leinwand, Garn, Tuch und ungarischen Weinen, besuchte Getreidemärkte und 6900 Einwohner. Hier am 22. Mai 1745 und am 23. Februar 1779 Gefechte zwischen den Oesterreichern u. Preußen; bei letzterem wurde die Stadt durch den österreichischen General Wallis in Brand geschossen. — 21) (N.-Eberswalde), Stadt in der preußi-

Digitized by Google

schen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, an der Finow und dem Finowkanal, sowie an der Eisenbahn von Berlin nach Stettin, ist in ovaler Form gebaut, hat 2 evangelische Kirchen, eine blühende Forstlehranstalt, früher in Berlin, seit 1830 hier und durch Wilhelm Pfeil organisirt, ein Hauptsteueramt, eine Post, eine Eisenspalterei und Eisenhüttenwerkgericht. Die dasigen Fabriken in Steingut, Fayence, Elfenbeinkämmen, Eisen- und Stahlwaaren, besonders Scheeren und Messern, sind weit bekannt. Ferner hat man hier Tuch- und Wollenzeugwebereien, einen Kupferhammer, eine Eisenspalterei und einen Eisenhammer, Frischherde, Stab-, Reck- u. Zainhämmer u. ein Messingwerk (Hegermühle) u. 6050 Einw. Die Umgegend bietet in alterthümlicher Hinsicht Interesse. Auch wegen seiner Mineralquellen mit erdigsalinischem Stahlwasser ist N. bekannt. Dieselben haben die größte Aehnlichkeit mit denen zu Freienwalde u. werden wie diese in Form von Wasserbädern bei chronischen, gichtischen u. rheumatischen Leiden, Hysterie, Hypochondrie, Blennorrhöen, chronischen Hautausschlägen, Lähmungen, Skropheln und Hämorrhoidalbeschwerden benutzt. Eine Meile nordwärts liegt das Domänenamt Chorin mit schöner Kirchenruine. Vgl. Bellermann, Beschreibung der Stadt N., Berl. 1829. — 22) (N. an der Dosse), Stadt daselbst, Kr. Ruppin, an der Schwärze u. Dosse, besonders bekannt wegen des dasigen Friedrich-Wilhelmsgestüts, hat 1200 Einw. Dabei im Dorfe Siewerdorf große Spiegelfabrik u. im Dorfe Lindenau Landgestütmarstall. — 23) (N. bei Stolpen), Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, Amt Hohnstein, an der Polenz, mit 2 Kirchen, Post, Spital, Färbereien, Bleicherei, Messerfabrikation, Lein- u. Strumpfwirkerei, Brauerei, Granitbrüchen u. 2500 Einw. — 24) (N. an der Orla), Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreises im Großherzogthum Sachsen-Weimar, Sitz der Kreis- und Amtsbehörde, mit merkwürdigem Schloß, 2 Kirchen, Spital, Tuchweberei (300 Meister), Färberei, Gerberei, Leimsiedereien, Buchhandlung und 4600 Einwohnern. Dabei Schloß Arnshaugk. Im J. 1546 hier Sieg der hiesigen Bürger über die spanischen Husaren bei Ator f. — 25) (N. an der Haide), Amtsstadt im sachsen-koburgalschen Fürstenthum Koburg, an der Röthen u. am Muppberg (Muckberg), mit Schloß, 2 Kirchen, Post, Tabaksfabrik, bedeutender Brauerei, Hopfenbau, Handel mit sonneberger Spielwaaren und 2500 Einwohnern. — 26) Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Augustowo, am Einfluß der Schoschuppe in die Schirwint, nahe an der preußischen Grenze, mit 3 Kirchen, Synagoge, Bierbrauerei, Handel und 3500 Einw.

Neustadtel (Neustädtl), Stadt im österreich.-mährischen Kreis Iglau, an der Lobrunwa, mit Schloß, 2 Kirchen, evangelischem Bethaus, Papiermühle, Eisenwerken und 2200 Einw.

Neustädtel, 1) (Novumesto, Neustadtl), Stadt im österreichischen Illyrien, am linken Ufer der Eurk, terrassenförmig angelegt, ist Sitz der Kreisbehörden, hat 2 Kirchen, ein Gymnasium, Franziskanerkloster mit Hauptschule, eine Deutschordenskommende, Probstei, Kaserne, ein Tabak- und Spiegelgefälleninspektorat, eine Post und 1500 Einw. Im J. 1430 schlug hier der krainer Landeshauptmann Ulrich Schenk von Osterwitz die Türken. — 2) Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, mit evangelischer und katholischer Pfarrei, Zollegstelle, Leinweberei, Gerberei, Töpferei, Färberei, Post und 1400 Einw.; gehört der Herzogin von Dino. — 3) (N. bei Schneeberg), Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, mit Kirche, 2 Klöppelschulen, Handel, Klöppelei, Bergbau, besonders auf Kobalt, Pechwerke, Denkmal auf die augsburger Konfession und 1800 Einw.

Neustettin, Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, zwischen den Seen Streitzig u. Vilm, hat ein Schloß, Gymnasium, Landarmenhaus, Fabriken u. 4000 E.

Neustrelitz, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, liegt zwischen dem Zierker- und Glambeckersee, ist Sitz der höchsten Landeskollegien, ganz regelmäßig in Form eines achteckigen Sterns gebaut und enthält 12 Straßen und einige Plätze, hat 2 Kirchen, die Hof- und die Stadtkirche, ein im dortschen u. römischen Styl aufgeführtes großherzogliches Residenzschloß mit Park und Thiergarten, einer Bibliothek von 70.000 Bänden und einer Sammlung obotritischer Götzenbilder u. einem Münzkabinet, ein Schauspielhaus mit Hofkapelle, ein Gymnasium (Carolinum), eine Bildungsanstalt für Künstler und Landschullehrer, eine Real-, Bürger-, Mädchen-, Armen- und Sonntagsschule und Kleinkinderbewahranstalt, zwei Hospitäler, ein Armenhaus und zählt 7760 Einwohner, welche hauptsächlich von der Hofhaltung, aber auch von Korn- und Wollhandel, Brauerei und Brennerei leben. Eine Viertelmeile südlich von N. liegt die Stadt Strelitz (s. d.) oder Altstrelitz. N. steht an der Stelle der alten Veste Lunkin oder Lienke, die schon 930 zerstört wurde und nur als Hof Glienke fortbestand. Die Stadt wurde erst 1733 angelegt.

Neustrien (Neustrasien, Westfrancien), in der Zeit der Merovinger und Karolinger etwa seit der Theilung von 511 der westliche Theil des Reichs der Franken (s. d.), der sich von den Mündungen der Schelde südlich bis zur Loire erstreckte und die späteren französischen Provinzen Isle de France, Orleanais, Perche, Touraine, Anjou, Maine, Bretagne, Normandie, Picardie und Artois und das französische und belgische Flandern in sich begriff und südlich an Aquitanien, östlich an Burgund und Austrasien (Francia orientalis) grenzte. Die Hauptorte waren Soissons, Paris, Orleans und Tours; den Kern aber bildete das Herzogthum Francien. Die Bretagne stand nur in loser Verbindung mit dem neustrischen Reiche. Seit dem 10. Jahrh., nachdem Karl der Einfältige den Landstrich, welcher von da an Normandie hieß, den Normannen abgetreten (912), kam der Name N. außer Gebrauch. Im weiteren Sinne verstand man unter N. Frankreich, unter Austrasien aber Deutschland.

Neusüdschottland / **Neusüdshetland** } s. Südpolarländer.

Neusüdwales (New South Wales), im wei-

Digitized by Google

teren Sinne der südöstliche Theil des Festlandes von Neuholland (ſ. Australien), im engeren Sinne das Gebiet der brittischen Kolonie N., früher auch Botanybai (ſ. d.) genannt, welches zwischen 31½° und 36° südl. Br. oder den Küstenflüssen Manning und Moruya ſich etwa 75 M. in die Länge und 15—40 M. landeinwärts erstreckt, in 19 Grafschaften eingetheilt iſt, aber seine meisten und wichtigsten Niederlassungen in der 10—12 Meilen breiten Küstenterrasse zwischen dem Ocean und den blauen Bergen enthält. Das Areal des beſiedelten Theils wird auf 1625 □M. angegeben. Der Boden iſt in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden, im Allgemeinen aber nicht fruchtbar. Die Kolonisten unterscheiden Gebüschland (barren scrub), nackten Felsen- oder Sandboden, bedeckt mit schön blühenden Gesträuchen, zum Anbau ganz unbrauchbar, die dichten Wälder (bush), meist aus Eukalypten und Akazien bestehende Wälder mit dichtem Unterholze, von verschiedener Güte, die offenen Wälder (forest bush), aus dünnstehenden Bäumen, meist Eukalypten bestehend, mit trockenem Boden und gutem Grase, daher treffliche Weideplätze, Ebenen (plains), große hügelige Landstrecken, mit schönem Grase bedeckt und zur Viehzucht sehr brauchbar, und angeschwemmtes Land an den Flüssen, mit tiefer, sehr fruchtbarer Dammerde. Die Bevölkerung hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Im J. 1831 belief sie ſich auf 60,800, 1845 auf 189,609, Ende 1850 bereits auf 265,503 Individuen, welche außer wenigen Eingeborenen britischer Abkunft ſind. Der bei weitem größte Theil derſelben beſteht aus freien Ansiedlern, die in ursprünglich Freie und in sogenannte Emancipirte, d. h. begnadigte Sträflinge und deren Nachkommen, zerfallen. Die übrigen ſind deportirte Sträflinge. Die letzteren können nach abgelaufener Strafzeit zwar in die Heimath zurückkehren, bleiben aber gewöhnlich in der Kolonie. Die rückfälligen oder unverbesserlichen Sträflinge werden den sogenannten Pönalstationen im Wellingtonsthale an der Moretonbai auf der Insel Norfolk zugewiesen u. dort unter der strengsten Aufsichtgestellt. Vgl. Australien. Die ursprünglich freien Kolonisten leben theils als Grundbesitzer auf dem Lande und treiben Feldbau und Viehzucht, theils als Kaufleute in den Städten. Manche Emancipirte ſind zu Wohlhabenheit, selbst zu Reichthum gelangt, doch iſt die große Mehrzahl noch immer arm. Die gesellſchaftlichen Verhältnisse ſind weder europäiſch, noch amerikaniſch oder asiatiſch, sondern eine Miſchung all dieſer verſchiedenartigen Elemente. Die Sittlichkeit iſt im Allgemeinen nicht die beſte; ein Hauptlaſter iſt die Trunksucht, und auch Diebſtahl und Betrug, ſelbſt Mordthaten ſind häufig genug. Alles Land in der Kolonie, das noch keinen Privateigenthümer hat, iſt Kronland. Bei zunehmender Einwanderung und dem Mißbrauch der früheren unentgeltlichen Güterverthеilung wurde 1830 ein neues System des Ländereienverkaufs eingeführt, wonach Jeder ſich nach Belieben Land aufsuchen darf, welches hierauf, der Acre zu 5 Schilling, in einer Auktion ausgeboten wird. Auch Deportirte erhalten bei ihrer Freilaſſung kein Land mehr unentgeltlich. Es gibt eigentliche Landgüter (farms) und sogenannte Stationen (stations), welche letztere gewöhnlich aus gelegenem Land in den entlegensten Gegenden beſtehen. Viehzucht iſt bei der Beſchaffenheit des Landes Hauptgewerbe, und die europäiſchen Hausthiere haben ſich erſtaunlich vermehrt. Am meiſten iſt, wegen des guten Ertrags der Wolle, die Schafzucht ausgebildet; vom Rindvieh iſt aber die Mehrzahl noch unveredelt. Die Pferdezucht, früher ſehr vernachläſſigt, hat ſich ſeit Einführung der Wettrennen (1810) verbeſſert. Der Landbau wurde Anfangs auf höchſt rohe Weiſe betrieben; erſt ſeit freie Einwanderer kamen, verbeſſerte er ſich. Weizen wird am meiſten gebaut, dann in den niedern Gegenden Mais, auf den Gebirgsebenen Gerſte, Hafer und Kartoffeln. Erbſen und Bohnen zieht man wenig, Roggen faſt gar nicht, Hanf, Flachs und Hopfen nur zu eigenem Gebrauch. Neuerdings wurden auch Klee und fremde Gräſer angebaut. In den Gärten zieht man alle europäiſchen Gemüſe, und die Früchte verſchiedener Erdtheile, Pfirſiche und Orangen gedeihen gut. Der Weinbau im Großen wollte bis jetzt nicht recht gedeihen, wird aber ſtark betrieben, eben ſo der Tabaksbau. Mit dem Anbau von Baumwolle und Zuckerrohr hat man Verſuche gemacht; ferner pflanzt man Mohn, neuſeeländiſchen Flachs ꝛc. Die Hauptzweige der Fiſcherei ſind der Fang der Wallfiſche und der Robben. Bergbau treibt man an der Bai Newcaſtle auf Kohlen. In der neueſten Zeit (ſeit 1851) hat man bedeutende Goldminen entdeckt, die eine Menge Kolonisten und Arbeiter an ſich zogen. Ueber die Goldprodukte ſ. Australien. Manufakturen u. Fabriken ſind noch in der Kindheit. Man verarbeitet Häute, Wolle, Hanf und Flachs auf den Landgütern zu eigenem Gebrauch und verfertigt grobe Wollenzeuche, Töpfergeſchirr und Seile. Der Handel beſchränkte ſich lange bloß auf Einfuhr und Ankauf der wenigen Landeserzeugniſſe durch die Regierung; allmählig bildete ſich jedoch auch eine Ausfuhr, die ſchnell zunahm und noch immer in Steigen begriffen iſt. Beſonders wichtig Wolle, Fiſcherieprodukte, Thran, Felle, Holz, Häute, Akaciarinde und neuſeeländiſche Produkte ausgeführt, wofür England Fabrik- und Manufakturwaaren, Metalle, geiſtige Getränke und Bier einführt. Die Küſtenſchifffahrt zwiſchen den einzelnen Kolonien iſt ziemlich lebhaft. Es gibt Dampfſchiffe, Banken, Aſſekuranzgeſellſchaften und Sparkaſſen, und die Straßen werden gut erhalten und eifrig vermehrt und verbeſſert. In der geiſtigen Bildung geſchehen ebenfalls Fortſchritte; 1852 wurde in Sidney das Auſtralienſe-College eröffnet, worin in der engliſchen Literatur, der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, den Handelswiſſenſchaften, der Mathematik und Philoſophie Unterricht ertheilt wird. Eine zweite Anſtalt ähnlicher Art wurde durch die Geiſtlichkeit der Epiſkopalkirche gegründet. Indeſſen iſt die Volksbildung auch jetzt noch ſehr zurück; bei einem 1846 in N. vorgenommenen Cenſus ergab ſich, daß faſt die Hälfte der Einwohner weder leſen noch ſchreiben konnte. Der Religion nach zerfallen die Einwohner in Proteſtanten, welche die Mehrzahl bilden, und in Katholiken. Die geſetzlich allein aner-

Digitized by Google

kannte Kirche ist die Episkopalkirche, deren Vorsteher an der Gesetzgebung Antheil hat. Zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen sind in allen Theilen der Kolonie Ländereien von bedeutendem Umfange bestimmt. An der Spitze der Episkopalgeistlichkeit steht der Bischof; die oberste Leitung u. Kontrole hat der Erzbischof von Canterbury. Die Katholiken stehen unter einem Generalvikar. Die Kolonie steht unter dem Generalgouverneur von Britisch-Australien, der mit dem aus 5 Personen bestehenden exekutiven Rath die königliche Gewalt repräsentirt. Der gesetzgebende Rath vertritt die Stelle des Parlaments, hat die gesetzgebende Gewalt und das Recht, Auflagen auszuschreiben und öffentliche Gelder zu verwenden. Die Gesetze gelten erst, wenn sie vom Gouverneur bestätigt und beim Obergericht einregistrirt sind, welches dieses zu verweigern hat, sobald Bestimmungen darin vorkommen, die den englischen Gesetzen widersprechen. Die Regierung hat sich überdies noch ein unbedingtes Veto vorbehalten. Die Verwaltung ist in eine Anzahl Departements getheilt, von welchen das des Kolonialsekretärs die innere Verwaltung im Allgemeinen, das des Landmessers (Surveyor general) die Aufnahme des Landes, den Bau der Straßen und andere öffentlichen Arbeiten leitet. Das höchste Gericht ist das Obergericht (supreme court), aus dem Oberrichter und einem Beisitzer bestehend; außerdem gibt es ein oberstes Appellationsgericht, ein Vicedamiralitätsgericht, in den Bezirken Untergerichte (Courts of quarter sessions), welche mit Geschwornen entscheiden, und Courts of request für kleine Schuldensachen, Lokalgerichte (Courts of petty sessions) u. Friedensrichter. Die Polizei ist in jedem Bezirk besondern Beamten übertragen. Die Garnison besteht aus Abtheilungen des ostindischen Heeres, welche regelmäßig abgelöst werden. Die Einkünfte fließen größtentheils aus Einfuhrzöllen, namentlich auf geistige Getränke, Tabak und die übrigen, nicht aus englischen Ländern eingeführten Waaren, aus Taxen, die im Lande erhoben werden, aus dem Landverkauf und aus Grundzinsen. Sie mögen jetzt über 300,000 Pfd. Sterl. (Zölle 200,000 Pfd. Sterl.) betragen, wozu noch der vom Parlament bewilligte Zuschuß kommt, womit die Kosten für die Deportirten und für das Militär bestritten werden. Von den 20 Grafschaften liegen 5 an der hafenreichen Küste und zwar von Norden gegen Süden: Gloucester, Northumberland, Cumberland, Camden und St. Vincent; die übrigen sind im Süden: Murray, King, Argyle, in der Mitte und im Westen: Cook, Westmoreland, Georgiana, Bathurst, Roxburgh, Wellington, im Norden: Hunter, Phillipp, Bligh, Brisbane, Durham und Macquarie. In Cumberland, der kultivirtesten und volkreichsten Grafschaft, liegen, außer der Hauptstadt der Kolonie, Sidney (s. d.), an der großen Meeresbucht Port Jackson, die Städte Paramatta, der Hauptsitz der Wollenmanufaktur, mit einer Sternwarte und 12,000 Einw., Windsor, Richmond u. Liverpool, in Northumberland die Städte Maitland und Newcastle. Die Grafschaft Bathurst, jenseits der blauen Berge, mit der gleichnam. Hauptstadt am Campbell, bildete bisher den äußersten Vorposten der Civilisation im Westen und erlangte in neuerer Zeit dadurch Berühmtheit, daß am 8. März 1851 dort die ersten Nachgrabungen auf Gold veranstaltet wurden. Der Schauplatz der ersten Goldgräbereien und Goldwäschen erhielt den Namen Ophir; doch wurden die hier gewonnenen Resultate bald überflügelt durch die glänzenden Erfolge der am Turon begonnenen Nachgrabungen, sowie durch die reichen Funde im Merovethale, in der Nähe des Wellingtonthales. Seitdem suchte und fand man in allen Grafschaften N.'s, zu beiden Seiten der blauen Berge, die reichsten Goldsächse.

Neuteich, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, an der Schwente, mit evangelischer und katholischer Kirche, Synagoge, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und 1500 Einw.

Neutitschein, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Olmütz, mit Schloß, Dechantkirche, Krankenhaus, Tuchhandel u. 10,000 Einw.; gehört dem Theresianum zu Wien.

Neutra (ungar. Nyitra), Gespannschaft im ungarischen Kreise diesseits der Donau, zwischen der Komorner, barscher, thuroczer, trenschiner, presburger Gespannschaft liegend und nördlich und nordwestlich an Mähren grenzend, war vor 1848 eines der größten Komitate des Landes und umfaßte einen Flächenraum von 122 □M. mit 364,351 Einw. Der südliche Theil des Landes ist eben, der nördliche dagegen durch mehre Gebirgsketten gebirgig. Hauptfluß ist die Waag, welche von Norden nach Süden fließt, im westlichen Theile die Miava, die von Osten nach Westen der March zuströmt. Das Klima ist gesund. Hauptprodukte sind: Getreide, Wein, Flachs, Hanf, Tabak; die gewöhnlichen Hausthiere, besonders Schafe, dann Rothwild, Schwarzwild, wildes Geflügel, Fische; aus dem Mineralreich Blei, Steinkohlen, Torf, Mineralwasser. Außer Ackerbau und Viehzucht betreiben die Einwohner Fabriken für Tuch und Leder. Hauptstadt des Komitats war die sehr alte bischöfliche Stadt N., am rechten Ufer des gleichnam. Flusses, mit Schloß, Kathedrale, Gymnasium, Seminar, Piaristenkollegium, Weinbau, Handel und 7200 Einw. Die Stadt ward 1663 von den Türken, 1708 von den Kaiserlichen unter Heister erobert. In neuester Zeit ist das Komitat durch mehre Gebietstheile der Gespannschaften Presburg, Trentschin und Bars vergrößert, dann aber in 2 Komitate, Ober- und Unterneutra, zerlegt worden. Oberneutra hat 54½ □M. mit 207,635 Einw., Unterneutra an 86 □M. mit 215,283 Einw. Hauptort des erstern ist die Stadt N., des letztern die alte königliche Freistadt Tyrnau.

Neutral (v. lat.), Keinem von Beiden angehörig; keiner Partei angehörig (vergl. Neutralität); in der Chemie zunächst jede Substanz, welche weder die blaue Farbe des Lackmus, noch die gelbe Farbe des Kurkumapapiers, überhaupt die Farbe der Pflanzenpigmente verändert, d. h. weder saure noch alkalische, also keine von beiden Reaktionen zeigt; dann von Salzen, s. Neutralsalze.

Neutralisiren (v. Lat.), einen sauren Körper mit einem alkalischen oder basischen, oder ei-

nen alkalischen oder basischen mit einem sauren dergestalt verbinden, daß keiner von beiden mehr vorwaltet, daß also bei Flüssigkeiten die neutralisirte Flüssigkeit die Farbe der Reagenspapiere nicht verändert. Man sagt in einem solchen Falle, die Säure sey von der Base gesättigt worden, und nennt demnach den Zustand, in welchem sich die Verbindung befindet, einen gesättigten, den Akt aber, durch welchen dieser Zustand herbeigeführt wurde, die Sättigung, und den Moment, in welchem die Sättigung vollendet wird, den Sättigungspunkt.

Neutralist (v. Lat.), Einer, der sich zu keiner bestimmten positiven Religion bekennt; Einer, der keinem bestimmten philosophischen Systeme anhängt, daher s. v. a. Eklektiker.

Neutralität (v. Lat.), das staats- und völkerrechtliche Verhältniß eines Staats zu zwei mit einander Krieg führenden Mächten, vermöge dessen er in den früheren freundschaftlichen oder doch friedlichen Beziehungen zu diesen Mächten bleibt, ohne sich in ihrem Krieg auf irgend eine Weise mittel- oder unmittelbar zu mischen. Unbezweifelt steht jedem unabhängigen Staat das Recht zu, sich für neutral zu erklären, es müßte denn ein besonderes, vorher bestandenes Schutz- und Trutzbündniß die Verpflichtung auflegen, die Partei der einen der Krieg führenden Mächte zu ergreifen. Man unterscheidet zwischen allgemeiner und partieller, nur für gewisse Bestimmungen ausgesprochener N., wie auch wohl z. B. wissenschaftliche Unternehmungen mitten im Kriege für neutral erklärt zu werden pflegen, ferner zwischen bedingter und unbedingter N. Der Unterschied zwischen vollkommener und unvollkommener N. hatte früher mehr Bedeutung als gegenwärtig. Man konnte früher mit einer Nation im tiefen Frieden seyn oder zu stehen sich stellen und doch ihrem Feinde in Folge älterer Verträge eine Kriegshülfe gegen sie leisten. Rechtlich ist dies auch noch jetzt möglich; selten würde es aber eine andere Folge haben, als eine Kriegserklärung. Ueberhaupt ist dieser Theil des Völkerrechts einer der schwierigsten. Das Vernunftrecht legt dem Neutralen die Verpflichtung auf, daß er in der Durchführung seines gefaßten Entschlusses durchaus im guten Glauben verfahre, daß er sich parteilos erweise in Dem, was er verwilligt, und in Dem, was er verweigert; daß er auch auf einen unter den Umständen sich darbietenden Gewinn verzichte, sofern er durch Aneignung desselben in den Fall kommen würde, die Kriegszwecke des Einen gegen die des Anderen zu begünstigen. Daraus folgt, daß keiner der Krieg führenden ein Recht hat, von dem Neutralen etwas zu verlangen, was nicht aus dem Charakter der N. mit Nothwendigkeit herzuleiten, und noch weniger, was mit ihr selbst unvereinbar wäre. Die Praxis richtet sich jedoch nach der Politik der Umstände. Hat ein Staat ein Interesse daran, den Neutralen nicht zum offenen Gegner zu haben, so sieht er über Alles hinweg, was dieser thun mag; im andern Fall zieht er ihn bei der geringsten Veranlassung in den Krieg. In diesem Umstande liegt zuletzt auch das Unpraktische der besonders im Seerechte vorkommenden Streitigkeiten über das Recht der Neutralen, die 1780 zu der ersten und 1800 zu der zweiten bewaffneten N. unter den nordischen Seemächten führten. Selbst die sogenannte immerwährende N., die man einzelnen Staaten, z. B. Belgien, der Schweiz, zugestanden hat, ist von dem Weltlaufe abhängig.

Neutralsalze, sonst die weder sauer noch alkalisch auf Pflanzenfarben reagirenden Salze der Alkalien und Erden, später alle Salze ohne saure und alkalische Reaktion, jetzt solche Salze, welche in der Säure so viel mal mehr Sauerstoffäquivalente als die Basis enthalten, als in dem einfachen Aequivalente der Säure Sauerstoffäquivalente angenommen werden müssen. So enthält in allen neutralen kohlensauren Salzen die Säure 2 Aequivalente Sauerstoff auf 1 Aequivalent in der Basis; in den schwefelsauren ist das Verhältniß 3 : 1, in den salpetersauren 5 : 1, in den neutralen Salzen der gewöhnlichen Phosphorsäure 5 : 3 ꝛc. Vgl. Salze.

Neutrum (lat., d. i. keines von beiden), die dritte Geschlechtsform, welche im Sanskrit, dem Griechischen, Lateinischen, Slawischen u. sämmtlichen germanischen Sprachen neben dem Masculinum und Femininum besteht; s. Genus.

Neuwaled, Provinz im britischen Nordamerika, s. Hudsonsbailänder.

Neuwary, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, hat 2 Thore, 2 Vorstädte, ein Stadtgericht, Schiffahrt, Feldbau, Holzhandel und 1900 Einw. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel des gleichnamigen See's, welcher 3 Meilen im Umfang hat, tief und fischreich ist, mit dem stettiner Haff in Verbindung steht und 2 Inseln (Kahleberg u. Priethser Werder) enthält.

Neuwedel, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, am Wedels- oder Dragefee, von der Drage durchflossen, mit Burggericht, Tuchweberei, Hutmacherei, Eisenhammer, Post und 2500 Einw. Auf einem hohen Berge Ruinen vom Schlosse und Stammhause der Herren von Wedel.

Neuwerk, eine zum hamburgischen Amt Ritzebüttel gehörige Insel vor der Elbmündung mit Leuchtthurm und 75 Einw., ist von großer Wichtigkeit wegen der Signale bei der Einfahrt in die Elbe.

Neuwied, Hauptstadt der mediatisirten Grafschaft Wied (s. d.), Residenz des Fürsten von Wied u. Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, am rechten Ufer des Rheins, über welchen eine fliegende Brücke führt, in einer schönen Ebene, Sitz der fürstlichen Mediatregierung, eines Hauptzollamts, Bezirksamts, Justizamts, der Kreisbehörden, einer Post und Salzfaktorei, ist regelmäßig und freundlich gebaut. Das vorzüglichste Gebäude ist das fürstliche Residenzschloß, mit einer ansehnlichen Sammlung römischer Alterthümer, die in der Umgebung der Stadt 1791 gefunden wurden, sowie dem von dem Prinzen Maximilian von Wied gesammelten brasilianischen Museum. N. hat mehre Kirchen, 2 Bethäuser, eine Synagoge, ein Progymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Erziehungsanstalt der evangelischen Brüdergemeinde, eine Gewerbschule, eine Kleinkinderschule, mehre

Digitized by Google

Privaterziehungsinstitute, ein Waisenhaus, ein Hospital u. einen Verein zur Erziehung verwahrloster Kinder. Die 7500 Einw., zum größten Theil Katholiken, Protestanten und Reformirte, aber auch Mennoniten, Quäker und Inspirirte, Herrnhuter u. Juden, betreiben zahlreiche Fabriken in Seife, Cichorien, hölzernen Pfeifenköpfen, Kunstfischlerarbeiten, Spielruhren, Tabak, Gesundheitsgeschirr, Feuerspritzen, Brannteinpräparaten, Mineralfarben, Pianofortes, Baumwollenzeugchen, Eisen-, Blech- u. Lederwaaren, Tapeten ꝛc., Essig u. Bierbrauereien u. ansehnlichen Handel mit Wein, Eisen, Gußwaaren, Potasche, Pfeifenerde ꝛc. In der Nähe das Lustschloß Monrepos, mit herrlicher Aussicht. N. liegt in der Nähe eines römischen Castrums, an der Stelle des im 30jährigen Kriege zerstörten Dorfes Langendorf. Die Stadt wurde erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts angelegt. Ihren schnellen Flor beförderte der Fürst Alexander von Wied besonders dadurch, daß er allen Ansiedlern sieben Mellorationsjahre gestattete. Vom 12. Aug. bis 15. Sept. 1795 fanden hier Gefechte zwischen den Oesterreichern und Franzosen wegen des Uebergangs über den Rhein Statt, bis endlich der Uebergang der letzteren doch noch gelang. Vgl. Castino, Die Stadt N., Neuwied 1851.

Nevers, Hauptstadt des französischen Departements Nièvre, in äußerst angenehmer Lage, amphitheatralisch über den Abhang eines Hügels aufgebreitet, ganz nahe bei dem Zusammenflusse der Loire mit der Nièvre, ist Sitz eines Bischofs, eines Handelsgerichts und einer Manufakturenkammer. Die Straßen sind meist steil abfallend, die Häuser von sehr alterthümlichem Ansehen. Der große Platz der Stadt ist ziemlich regelmäßig; an ihm liegt das alte Schloß der Herzoge von Nivernais. In der obern Stadt befindet sich die alte Kathedralkirche mit einem schönen Thurme, welcher Stadt und Umgebung beherrscht. Unter den übrigen Kirchen ist die St. Stephanskirche nennenswerth. Erwähnung verdienen noch der Park, das pariser Thor an der großen Loirebrücke mit 20 Bogen, die Reste einer alten Benediktinerabtei und von den alten Festungswerken ein altes Thor mit viereckigem Thurme. N. hat ein Kommunalcollege, ein theologisches Seminar, eine Zeichen- und Gewerbschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, einige wissenschaftliche Stiftungen, Fabriken für Fayence (hier zuerst in Frankreich verfertigt), Glas, Tuch, Wollenwaaren, Email, Metallwaaren, Eisengießereien, darunter die große, dem Staate gehörige Geschützgießerei für die Marine und Artillerie, durch Dampfboote und Eisenbahnen beanstigten lebhaften Handel mit Bauholz, Wein, Eisen, Stahl ꝛc. und 19,000 Einw. N. ist Mirabeau's Geburtsort. In den benachbarten Dörfern befinden sich ebenfalls bedeutende Eisenwerke, darunter Chassade, das größte Frankreichs. Bei dem nahen Flecken Pougues entspringen berühmte Mineralquellen, deren Wasser Aehnlichkeit mit dem zu Spaa und Selters hat. N. war zur Römerzeit eine Stadt der Aeduer und hieß Noviodunum und später Nevirnum. Gleich nach der Zeit der Apostel soll hier ein Bisthum gegründet worden seyn. Nach der Völkerwanderung gehörte die Stadt zu Burgund, mit dem sie an Frankreich kam. Hier wurde 1433 Friede zwischen Herzog Philipp dem Guten von Burgund u. Karl dem Kühnen geschlossen. Der Gouverneur von N., Graf Wilhelm, machte sich im 10. Jahrh. unabhängig. Nachdem sein Geschlecht 1181 im Mannesstamme erloschen, kam Nivernais durch Heirath an Peter von Courtenay, lateinischen Kaiser in Konstantinopel, und wechselte die Besitzer, bis es 1791 durch Erbschaft einem Grafen aus dem Hause Kleve zufiel. König Franz I. erhob 1538 die bisherige Grafschaft N. zum Herzogthum, mit der Bestimmung, daß der Herzogstitel in Ermangelung männlicher Nachkommen auch auf die weibliche Linie übergehen solle. Der erste Herzog, Franz I., von N. heirathete eine Prinzessin von Bourbon-Vendôme. Da seine Söhne, Franz II. u. Jakob, keine Kinder hatten, erbte ihre Schwester, Henriette, die Gemahlin Ludwigs von Gonzaga-Mantua, das Herzogthum. Ludwig von Gonzaga, dernunmehrige Herzog von N., geboren 1538, hatte mit Auszeichnung unter den Königen Heinrich II., Karl IX. und Heinrich III. gedient. Obwohl eifriger Katholik und Mitglied der katholischen Ligue, behauptete er doch nach Heinrichs III. Tode strenge Neutralität, bis er sich zuletzt für Heinrich IV. erklärte und in der Schlacht bei Ivry auf dessen Seite focht. Als Gouverneur der Champagne stellte er sich nach seiner Rückkunft dem Herzog von Parma entgegen, der sich zum Herrn eines Theils der Picardie gemacht hatte, und hinderte durch seine kluge Vorsicht die Spanier an weiterer Verfechtung ihrer gewonnenen Vortheile. Er † den 23. Oct. 1595 zu Nesle und hinterließ für die Geschichte jener Zeit höchst wichtige „Memoires" (2 Bde., Par. 1665). Sein Enkel, Charles III., dessen Schwester, Luise Maria, den König Johann Kasimir von Polen heirathete, verkaufte N. 1659 an den Kardinal Mazarin. Letzterer vererbte dasselbe an seinen Neffen Phil. Julien Mancini, dessen Nachkommen in gerader Linie nun den Titel der Herzoge von Nivernais führten. Louis Jules Barbon Mancini-Mazarini, 4. u. letzter Herzog von Nivernais, französischer Staatsminister u. spanischer Grand, ward zu Paris den 16. December 1716 geboren, diente unter Villers in Italien, dann in Deutschland, widmete sich aber später wissenschaftlichen Studien und der Diplomatie. Vom französischen Hofe ward er 1748 als Gesandter nach Rom geschickt, wo er bis 1752 blieb. Im J. 1755 erhielt er eine Sendung nach Berlin, um das Bündniß Preußens mit England zu hintertreiben, was ihm aber nicht gelang. Dann unterhandelte er den Frieden mit England. Als ihm 1769 nach seines Vaters Tode die herzoglichen Besitzungen zufielen, verließ er den Hof. Im Streit der Regierung mit den Pairs (1771) erklärte er sich gegen erstere und protestirte auch mit Entschiedenheit gegen das von Maupeou eingesetzte Parlament. Als Wergennes auf kurze Zeit an die Spitze der Geschäfte trat, ließ sich der Herzog ebenfalls bewegen, ins Ministerium einzutreten. Nach dem Ausbruch der Revolution gehörte er zu den wenigen Großen, welche sich um den König schaarten. Diese treue Anhänglichkeit führte ihn 1793 in das Gefängniß, aus dem ihn erst der Sturz Robespierre's rettete.

Den Verlust seiner Titel und eines großen Theils seines Vermögens ertrug er mit der Ruhe eines Philosophen. Im Jahr 1796 präsidirte er der Wahlversammlung im Departement Seine als Bürger Maneint. Er † zu Paris den 25. Febr. 1798. Seine Poesien, Uebersetzungen und geschichtlichen Fragmente gab er gesammelt (8 Bde., Paris 1796) heraus.

Neveu (franz.), s. v. a. Neffe.

Nevilcroß, Dorf in der schottischen Grafschaft Ost-Lothian, unweit Dunbar, berühmt durch die Schlacht den 17. Okt. 1346 zwischen dem König David II. von Schottland, der in England eingefallen war, und den verfolgenden Engländern, wobei ersterer völlig geschlagen wurde.

Neville, altes englisches Adelsgeschlecht, das seinen Ursprung von dem angelsächsischen Grafen von Northumberland, Uchtred (1016), ableitet, dessen Nachkomme, Robert Fitz-Maldred, Herr von Raby in der Grafschaft Durham, um 1200 Isabel de N., die Erbin eines mächtigen normannischen Barons, heirathete und ihren Namen annahm. Ralph N. spielte während seines langen Lebens eine Hauptrolle in den Unruhen der damaligen Zeit und † 1425. Von seinen 12 Töchtern wurde die jüngste, Cicely, die Gemahlin Richard Plantagenets, Herzogs von York, und die Mutter Eduards IV. und Richards III. Der älteste seiner 10 Söhne, Richard N., vermählte sich mit der einzigen Tochter und Erbin des Thomas von Montacute, Grafen von Salisbury, dessen Titel ihm 1442 ertheilt wurden. In dem Bürgerkriege der beiden Rosen nahm er mit Eifer für das Haus York Partei, schlug die Lancasterier bei Blore-Heath 1458 und Northampton 1460, gerieth aber in der Schlacht von Wakefield den 24. Dec. 1460 in Gefangenschaft und ward sogleich enthauptet. Sein ältester Sohn war der heldenmüthige Graf von Warwick (s. d.). Auch die folgenden Glieder der Familie, auf welche durch Heirath die Peerschaft Abergavenny überging, waren vielfach in die Parteikämpfe ihrer Zeit verflochten. Ein Nachkomme in weiblicher Linie, Richard N.-Griffon, Lord Braybrooke, 1783 geboren, † den 13. März 1858, machte sich als Alterthumsforscher einen Namen; eben so sein Sohn, Richard Cornwallis N., geboren den 17. März 1820, durch seine „Saxon obsequies" (Lond. 1853). Das gegenwärtige Haupt der Familie, William N., vierter Graf von Abergavenny, den 28. Juni 1792 geboren, ist ein Geistlicher der anglikanischen Kirche.

Nevis, zu den kleinen Antillen gehörige mittelamerikanische Insel, südöstlich von St. Christoph, besteht fast aus einem einzigen Berge und umfaßt 20 engl. □M. mit 12,000 Einw. Sie ist fruchtbar, gut bewässert und bewaldet, mit drei ziemlich guten Rheden. Der Sitz des Gouverneurs ist Charlestown, hinge an einer geräumigen Bucht liegend, Hauptstadt der Insel Montserrat.

Newa, ein nur 8½ Meilen langer, aber sehr breiter Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Petersburg, einziger Abfluß des Ladogasee's, durchströmt die Stadt Petersburg in mehren Armen, namentlich als große u. kleine N. u. als große und kleine Newka, zwischen denen die schönen wiesen- u. waldreichen und mit herrlichen Villen versehenen Inseln Petrowsky, Krestowsky, Ostrow, Kamenny Ostrow, Jelagin und Wassily Ostrow liegen, und ergießt sich unfern der Stadt in mächtiger Breite in den finnischen Meerbusen. Nebenflüsse sind die Mcha, Slawianka, Tosna, Ischora u. Ochta. Durch den Ladogasee (s. d.) steht die N. mit der Wuoxa, die aus dem Saimasee abfließt, mit der Wolchow, die aus dem Ilmensee kommt, u. mit dem Swir, dem Abfluß des Onegasee's, in Verbindung. Sie ist sehr fischreich, trägt schon große Schiffe, bedeckt sich gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Novembers mit stehendem Eise, thaut erst um die Mitte Aprils wieder auf. Ihr Wasser wird in Petersburg als Trinkwasser gebraucht.

Newalbany, Stadt im nordamerikanischen Staat Indiana, Hauptort der Grafschaft Floyd, am rechten Ufer des Ohio, hat 12 Kirchen, ein theologisches Seminar der Presbyterianer, 2 Banken, Schiffbau, Dampfmaschinenbauwerkstätten und (1853) 14,000 Einw.

Newark, 1) (N. upon Trent), Stadt in der englischen Grafschaft Nottingham, an einem schiffbaren Arm des Trent, hat eine schöne Pfarrkirche, die an Größe und architektonischem Schmuck alle Kirchen Englands übertrifft, mit interessanten Grabmonumenten und einem kunstreichen Taufbecken, Ruinen eines alten, berühmten festen Schlosses aus dem 12. Jahrhundert, ein schönes Rathhaus u. mit dem Distrikt 30,500 Einwohner, die hauptsächlich Baumwollenspinnerei und Weberei, Vieh-, Getreide-, Malz- u. Wollhandel treiben u. Massen des in der Nähe gewonnenen Gypses verführen. In N. starb König Johann 1216, u. eben dahin flüchtete Karl I. ins Lager der Schotten 1646. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staate Newjersey, am rechten Ufer des Passaicflusses, s. Distrikt von oberhalb seiner Mündung in die Newyorkbai, ist regelmäßig gebaut, hat breite gerade Straßen, viele ansehnliche Gebäude, 40 Kirchen, 6 höhere Schulen, 2 Bibliotheken, 2 literarische Gesellschaften, 4 Banken und 45,500 Einwohner (1850 erst 6507). N. liegt sehr günstig für den stark betriebenen Handel, indem der Passaic bis hierher für Schiffe von 100 Tonnen fahrbar ist, der Morriskanal mitten durch die Stadt geht und mit Newyork beständiger Verkehr durch Eisenbahn und direkte Dampfschifffahrt Statt findet. — 3) Stadt im nordamerikanischen Staat Ohio, Hauptstadt der Grafschaft Licking, am Licking-River und am Ohiokanal, durch eine Eisenbahn mit Sandusky verbunden, hat 10 Kirchen, 2 Akademien, 2 Banken und 5000 Einwohner. — 4) Stadt im nordamerikanischen Staat Delaware, an der Willmingtons- und Baltimores-Eisenbahn, hat 3 Kirchen, eine Akademie und ist seit dem 1833 gegründeten Delawarecollege.

Newbedford, Stadt im nordamerikanischen Staat Massachusetts, am atlantischen Ocean, hat einen guten Hafen mit Leuchtthurm, breite, meist mit Bäumen besetzte Straßen, schöne Gebäude, 20 Kirchen, viele Schulen und 18,000 Einwohner. N. ist durch die Eisenbahn mit Boston ꝛc. verbunden.

Newbern, Stadt im nordamerikanischen Staat Nordcarolina, Hauptort der Grafschaft Craven, am Zusammenfluß des Neuse und Trent, hat mehre Kirchen, 2 Banken, ein Theater, ansehnlichen Handel und 5000 Einwohner.

Digitized by Google

Newbrunswick, hittisches Gouvernement, s. Neubraunschweig.

Newbrunswick, Stadt im nordamerikanischen Staat Newjersey, Hauptstadt der Grafschaft Middlesex, an der Ostseite des Raritenflusses und der Newjersey-Eisenbahn, hat 10 Kirchen, darunter eine römisch-katholische, das 1770 gegründete Rutgerscollege, mit dem das theologische Seminar der niederländischen Reformirten verbunden ist, 2 Banken, blühenden Handel und (1850) 13,070 Einwohner.

Newburg, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, am westlichen Ufer des Hudson, durch eine Zweigbahn mit der Newyork- u. Erie-Eisenbahn verbunden, ist gut gebaut und hat 10 Kirchen, eine Akademie, ein theologisches Seminar der Reformirten, 5 Banken, bedeutende Manufakturen und 11 415 Einwohner.

Newburgh, Stadt in der englischen Grafschaft Fife, südöstlich von Perth, am Tay, mit einem geräumigen Hafen, Leinweberei, Ausfuhr von Getreide, Gerste, Hafer, Einfuhr von Holz, Eisen, Hanf, Wein und 2580 Einwohnern.

Newbury, Stadt in der englischen Grafschaft Berks, südlich von Oxford, am Kennet und am Anfang des Kennet-Avon, in fruchtbarer Gegend, mit Tuchfabrikation, Handel mit Getreide und Kohlen und 7000 Einwohnern. Hier unentschiedene Schlacht den 20. Sept. 1643 zwischen den Parlamentstruppen unter dem Grafen Esser und den Truppen des Königs Karl I.; in einer zweiten, den 27. Okt. 1644, zwischen denselben Parteien wurde der König geschlagen.

Newburyport, Stadt im nordamerikanischen Staat Massachusetts, Grafschaft Esser, nordöstlich von Boston, am Merrimack, hat 16 Kirchen und viele Schulen, 3 Banken, Assekuranzkompagnien, einen geräumigen Hafen mit Leuchtthurm, Handel, beträchtlichen Schiffbau, Rumbrennerei, Fischerei, Handel und 13,000 Einwohner.

Newcastle, 1) (N. upon Tyne), Hauptstadt der englischen Grafschaft Northumberland, der 5. Handelshafen des Königreichs, am nördlichen Ufer der 2 Meilen ostwärts in die Nordsee fließenden Tyne, an und auf einem Hügel, ist mit dem am südlichen Ufer in der Grafschaft Durham liegenden Ort Gateshead durch zwei Brücken verbunden, deren eine, die High Level Bridge, 1846—49 von Rob. Stephenson mit einem Kostenaufwand von ¼ Mill. Thaler erbaut, für das schönste Brückenwerk in Nordengland gilt. Die obere Stadt hat mehre schöne Straßen und Marktplätze, viele prachtvolle Gebäude und wird von den reichen Einwohnern eingenommen; der untere, alte Stadttheil ist eng, schmutzig und düster und von der ärmsten Volksklasse bewohnt. Aus uralter Zeit sind noch übrig der 100 Fuß hohe Thurm und die alte Burg (Castle) mit der freistehenden Kapelle, beim der schönste normannische Baudenkmal in England. Die Gebäude sind seit 1847 von der Gesellschaft der Alterthumsforscher theilweise restaurirt worden. Eines der merkwürdigsten gothischen Gebäude ist die Hauptkirche zu St. Nicolas mit ihrem schlanken und luftigen, 198 Fuß hohen Thurme. Zu den geschmackvollsten neueren Gebäuden gehört das Sitzungshaus für die Grafschaftsgerichte mit einem Säulenportikus; am ausgezeichnetsten ist aber die großartige Royal Arcade, eine halbkreisförmige Halle, die mit einer Durchschnittslänge von 250 Fuß einem Tempel gleicht und außer der zum Zeitungsfalon bestimmten, von Säulen getragenen Rotunde noch zwei Banken, Klubzimmer, die Post-, Stempel- und andere Bureaux enthält. Außerdem hat N. 6 Kirchen, mehre Bethäuser der Dissenters, 3 Hospitäler, ein Irrenhaus, ein 1525 vom Bürgermeister Thom. Horsley gegründetes und von der Königin Elisabeth zur königlichen Stiftung erhobenes Gymnasium, mehre Armen-, Sonntags- und andere Schulen, eine Börse, ein großes Theater, ein Stadthaus für die Assisen der eine eigene Grafschaft bildenden Stadt, ein Rathhaus und ein Kaufhaus mit prächtigem Saal. N. ist der Sitz einer ökonomischen Gesellschaft und eines chemisch-physikalischen Instituts. Ihren Hauptverkehr finden die 90,000 Einwohner (ohne Gateshead, das eine Distriktsbevölkerung von 72,000 Seelen hat) in der Ausbeutung der unerschöpflichen Steinkohlengruben, deren Flöze an beiden Seiten der Tyne, von Shields bis Lammington, gegen 40,000 Menschen beschäftigen und eine jährliche Kohlenausfuhr von 40 Millionen Centner gewähren. Diese Gruben sind schon seit 1232 im Gange. In der Schifffahrt folgt N. gleich nach London; schon 1846 besaß es 1276 Segel- und 146 Dampfschiffe, zusammen mit 287,503 Tonnen Gehalt. Auch in Getreide, Blei, dem Erzeuge seines Wallsischfanges und seinen Fabriken macht die Stadt bedeutende Geschäfte. Sie unterhält Zuckerraffinerien, Gerbereien, Getreide-, Oel- u. Papiermühlen, Thransiedereien, Taubereien, Ziegeleien, Leim-, Vitriol-, Salmiak-, Soda-, Seifen-, Theer-, Steingut- und Schrotfabriken, Bleiweiß- und Farbenwerke, zahlreiche Glashütten, Spiegel- und Krystallwaarenfabriken, gegen 40 Hochöfen und große Eisengießereien, berühmte Anker- und Kettenschmieden. Nach London werden hier die meisten eisernen Dampf- und Segelschiffe erbaut. Die Werften erstrecken sich auf beiden Ufern der Tyne bis Tynemouth. In der Umgebung von N. sind an 40 Schienenwege über und zu bergmännischen Zwecken eben so viele unter der Erde angelegt. Von dem prachtvollen Bahnhofe der Stadt geht eine Eisenbahn nach Shields nach Osten und eine andere zur Westküste nach Carlisle, so daß die Nordsee mit dem irischen Meer verbunden ist. Etwa ¾ Meilen von der Stadt steht die östlichste Veste des Piktenwalls der Römer, die hier eine wichtige militärische Station hatten. Unter den Angelsachsen führte der Ort mit seinem Kloster und Kastell den Namen Monkchester. Herzog Robert von der Normandie ließ das alte Kastell, als den Sitz der Rebellen von Northumberland, schleifen und baute die Neuburg, von der bis oben erwähnten Veste übrig sind. Hier verkehrten häufig die Könige von Schottland und England. — 2) (N. under Line), Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, nordwestlich von Stafford, mit Hutmanufaktur, Tuchfabrikation, bedeutendem Steinkohlenbahnel und 9000 Einwohnern. — 3) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Delaware, am Flusse Delaware, mit mehren Kirchen, einer Bank, einer bedeutenden Maschinenbauan-

stalt der Newcastle- und Frenchtown-Eisenbahngesellschaft und 4000 Einwohnern. Der Ort wurde 1651 von den Holländern unter dem Namen Fort Kasimir auf dem damaligen Gebiete der Schweden angelegt, 1654 von diesen erobert, 1655 nebst dem übrigen Neuschweden von den Holländern abermals genommen und zur Stadt Neuamstel oder Neuamsterdam erweitert. Unter englischer Herrschaft erhielt es später den Namen N. Im J. 1682 wurde Penn mit der Newcastler Kolonie belehnt. — 4) Stadt in der australischen Kolonie Neusüdwales, Grafschaft Northumberland, nordöstlich von Sidney, an der Mündung des Coal-River.

Newcastle, 1) Thomas Pelham Holles, Herzog von, britischer Staatsmann, ward 1693 als der älteste Sohn des Lords Pelham von Loughton aus einer altadeligen Familie geboren und nach dem Tode seines mütterlichen Oheims, John Holles, Herzogs von N. und Grafen von Clare, der ihn adoptirt hatte, 1711 Erbe von dessen Würden und Besitzungen. Da er in dem Streit der Whigs und Tories die Partei der erstern zu Gunsten des Hauses Braunschweig ergriff, so ward er von Georg I. bei dessen Thronbesteigung 1714 zum Lordlieutenant von Middlesex, Nottingham und Westminster, sowie zum Grafen von Clare, 1715 zum Marquis von Clare und Herzog von N. ernannt. Nachdem er den von den Anhängern der Stuarts und den Tories gegen den König erregten Aufstand gedämpft hatte, ward er 1717 zum Lord-Kammerherrn des königlichen Hauses ernannt. Im J. 1718 war er bei der Unterhandlung des Allianztraktats zwischen England, Oesterreich und Frankreich als Kommissär thätig; 1731 legte er die Charge des Lord-Kammerherrn nieder und ward Staatssekretär. Bei Georg II. stand er in derselben Gunst und ward von diesem zu mehren ehrenvollen Chargen erhoben; als er sich aber in seiner Hoffnung, nach Walpole's Austritt im Ministerium noch höher zu steigen, getäuscht sah, schloß er sich der Opposition an, um das veränderte Ministerium zu stürzen. Im J. 1748 war er Kanzler der Universität Cambridge, begleitete 1750 den König als erster Staatssekretär nach Hannover und ward 1754 Oberschatzmeister. Als nach Georgs II. Tod dessen Nachfolger fast das ganze bisherige Ministerium seinem neuen Günstlinge, dem Grafen Bute, aufopferte, zog sich auch N. ins Privatleben zurück, trat zwar 1765 von Neuem als geheimer Siegelbewahrer ins Ministerium, aber schon 1765 wieder zurück und † den 17. Nov. 1768. Da er ohne direkte Leibeserben war, so ward 1756 der Titel eines Herzogs von N. auf seinen Neffen, Henry Fiennes Clinton, übertragen.

2) Henry Pelham Fiennes-Pelham-Clinton, Herzog von N., Staatsmann, den 30. Jan. 1785 geboren, ward zu Eton gebildet u. ging kurz nach dem Frieden von Amiens mit seiner Mutter nach Frankreich, wo er beim Wiederausbruch des Krieges von Napoleon zurückgehalten ward und erst 1807 seine Freiheit erhielt. Er trug viel dazu bei, daß das Oberhaus am 7. Okt. 1831 die erste Reformbill verwarf, weshalb einige Tage darauf bei einer Volksemeute sein Schloß zu Nottingham niedergebrannt wurde. Nachdem die Reformbill durchgegangen, zog er sich zurück, ward 1839 wegen eines beleidigenden Schreibens an den Lordkanzler seines Amts als Lordlieutenant der Grafschaft Nottingham enthoben und † den 12. Jan. 1851 zu Clumber-Park.

3) Henry Pelham Pelham-Clinton, Herzog von N., ältester Sohn des Vorigen, den 22. Mai 1811 geboren, war bis zum Tode seines Vaters unter dem Namen Graf Lincoln bekannt, studirte zu Oxford und trat 1832 als Abgeordneter für Süd-Nottinghamshire ins Unterhaus, wo er sich Peel anschloß, unter dem er vom Dec. 1834 bis April 1835 Lord des Schatzes war u. im Sept. 1841 das Amt eines Oberkommissärs der Wälder und Forsten erhielt, 1845 aber zum Obersekretär für Irland ernannt wurde. Da hierdurch die Erneuerung seines Mandats für Süd-Nottinghamshire nöthig ward, bot sein Vater Alles auf, seine Wiederwahl zu hintertreiben, was ihm auch gelang. Doch ward er bald darauf im schottischen Distrikt Falkirk gewählt. Im Juli 1846 zog er sich mit Peel von der Regierung zurück, übernahm aber, als nach dem Rücktritt des Ministeriums Derby die Koalition zwischen den Peeliten und Whigs zu Stande kam, den Posten eines Staatssekretärs für die Kolonien.

Newel, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Witebsk, am See Newelskoi, hat mehre Kirchen verschiedener Konfessionen, Judenschule und 5000 Einwohner.

Newent, Stadt in der englischen Grafschaft Gloucester, mit Steinkohlenminen und 3500 Einwohnern.

Newgate, Kriminalgefängniß in London (s. d.).

Newhampshire, einer der nordöstlichsten der Unionsstaaten von Nordamerika, liegt zwischen 42° 42′ — 45° 13′ nördl. Br. und 4° 23′ — 6° 10′ östl. L. von Washington und grenzt gegen Norden an Untercanada, gegen Osten an den Staat Maine und den atlantischen Ocean, gegen Süden an Massachusetts und gegen Westen an Vermont, durch den Connecticutfluß davon geschieden. Der Flächenraum des Staats beträgt 438 deutsche oder 9280 (nach Bromme 8026) englische □Meilen oder 5,939,200 Acres, wovon 166 urbar gemacht und bebaut sind. Der Staat hat trotz seiner Größe eine nur unbedeutende Seeküste, deren Ausdehnung von der südlichen Grenze bis zur Mündung des Piscataqua gegen 4 Meilen beträgt. Der ganze Küstenstrich ist größtentheils Sand, doch befinden sich in demselben mehre von Creeks durchschnittene Salzmarschen. Längs der Küste sind mehre kleine Buchten für Fischerfahrzeuge. Der einzige Hafen für Schiffe ist die von der Mündung des Piscataqua gebildete Bai mit hohen und felsigen Ufern. In der Mitte der Hafenmündung liegt Great-Island mit der Stadt Newcastle; 3 Leagues von der Mündung des Hafens liegen die (7) Schalleninseln, auf deren einer, Star-Island, die Stadt Gosport mit einer guten Rhede liegt. Etwa 4—6 Meilen hinter dem flachen Meeresstrande erhebt sich der Boden allmählig und wird besser; weiter landeinwärts folgt Hügelland und im Norden völliges Gebirgsland. Hinter der ersten Bergkette, die auch unter dem Namen der blauen Berge bekannt

Digitized by Google

ist, ziehen sich einige höhere, isolirte Berge hin, unter denen der Mount Major u. Meose Mountain die bedeutendsten sind. Weiter zurück erhebt sich ein hohes Gebirg (the height of land), welches die Gewässer des Connecticut von denen des Merrimack scheidet und in welchem der Chocorua, Asfaby und Kharsarge (Kearsarge) die höchsten Punkte sind. Hinter diesen erhebt sich die Kette Lofty Ridge u. in dieser der große Monadnock, nördlicher die Sunapee Mountain u. in derselben Richtung der Moolsbelock (Modefillack). Die Kette wendet sich hier nordöstlich, scheidet die Gewässer des Connecticut von denen des Saco und Amariscoggin und endet in der majestätischen Gruppe der weißen Berge (White Mountains), deren höchste Spitze in dem Washingtonsberg oder Zuckerhut bis zu 5934 Fuß sich erhebt. Die Waldungen auf diesen dem Alleghanygebirge angehörigen Berggruppen sind von verschiedener Art, meist aber Nadelholz auf den Gipfeln einiger der höchsten Berge findet man kleine, aber tiefe Teiche, auf andern Marschen. N. ist sehr reichlich bewässert. Fünf der größten Ströme Neuenglands nehmen in N. theile ihren Ursprung, theils erhalten sie von den dortigen Gebirgen ihre bedeutendsten Zuflüsse: der Connecticut, Amariscoggin, Saco, Merrimack und Piscataqua. Letzterer, der Grenzfluß zwischen N. und Maine, ist der einzige große Fluß, der seinen ganzen Lauf im Staate N. hat. Auch an Landseen und Teichen ist N. sehr reich. Der größte See ist der 24 engl. Meilen lange und 2—10 M. breite, schiffbare Winnipiseogee (Richmond), in dessen Mitte sich mehre große und kleine Inseln befinden. Der nächste große See ist der Umbagog, an der nördlichen Grenze des Staats, dessen Nachbarschaft fast menschenleer ist. Südlich davon liegen der Squam, der Sunapee, der große Ossabo (Great Ossapee) und der Massabesic, welcher letztere 30 engl. Meilen im Umfange hat. Das Klima zeichnet sich durch Heiterkeit und Beständigkeit aus, obwohl das Land durch das eigenthümliche Streichen der Gebirge von Norden nach Südwesten den Nord- und Südwinden völlig bloß gestellt ist und die Thäler somit einen Kampfplatz des größten klimatischen Wechsels bieten. Der Boden ist im Allgemeinen ziemlich fruchtbar und an den Flußufern zum Theil sehr ergiebig; in den höhern Gegenden eignet er sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau. Besonders werden Kartoffeln, Hafer, Gerste, Roggen und Mais, auch Bohnen und Hopfen gebaut. Aepfel und Birnen werden mehr an zu Cider. Die wichtigsten Waldbäume sind Eichen, Birken, Zuckerahorn, die canadische Fichte und die Weymouthskiefer. Bedeutend sind die Rindvieh- und Schafzucht, noch bedeutender die Schweinezucht, unbedeutend die Pferdezucht. Einfach wird auch die Zucht der Maulesel betrieben. Butter, Käse und Wolle werden in Menge gewonnen. Die Fischerei, namentlich die der Stockfische, wird sehr lebhaft betrieben. Neuerdings hat man reiche Kupfer- und Eisenerze aufgefunden; eisenhaltige Heilquellen gibt es mehre, bei Chester sprudelt eine Schwefelquelle. Die wichtigsten Erzeugnisse der Industrie sind Pottasche, Tuch, Leinwand, Kattun, Töpferwaaren, Glas, Leder, Eisen, Ziegel, Pulver, Branntwein, Papier ꝛc. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Baubolz, Fische, Rinds- und Schweinefleisch, Pferde, Schafe, Perlasche, Potasche, Cider, Mehl, Theer, Branntwein ꝛc. Der ehemals bedeutende Schiffbau hat in neuerer Zeit sehr abgenommen. Die 16 Eisenbahnen von N. haben eine Länge von 542 engl. Meilen. Die Zahl der Banken beläuft sich auf 31, die 1853 für 3,009,403 Doll. Noten in Umlauf setzten. Die Zahl der Einwohner betrug 1749 30,000, 1800 183,760, 1840 284,600, 1850 317,964 Seelen, darunter 475 freie Farbige. Die Mehrzahl ist angloamerikanischer Abkunft, doch finden sich auch gegen 50,000 Deutsche. Die Verfassung, 1784 gegeben u. 1792 abgeändert, ist nur in geringem Grade demokratisch. Die exekutive Gewalt ist dem Gouverneur, der 1000 Doll. Gehalt bezieht, wenigstens 30 Jahre alt, bereits 7 Jahre Bürger des Staats, Protestant und Besitzer eines Freigutes von 2500 Doll. an Werth seyn muß, und einem Beirathe von 5 Mitgliedern übertragen. Die Legislatur (General-Court of N.) übt ein Senat von 12 und ein Repräsentantenhaus von 250 Mitgliedern. Alle Wahlen sind jährlich. N. sendet 2 Senatoren und 3 Repräsentanten in den Kongreß. Außer dem obersten Gerichtshof mit einem Oberrichter und 3 Beisitzern, besteht für jede Grafschaft ein Gerichtshof aus 2 Mitgliedern. Der Staat hat sein eigenes Gesetzbuch (the perpetual laws of the state of N.). Die Finanzen sind in gutem Stande. Die Gesammtausgaben beliefen sich 1851—52 auf 202,004, die Einnahmen auf 209,988 Doll., die ganze Staatsschuld auf 66,195 Doll. Von den 602 Kirchen, welche der Staat 1850 zählte, gehörten 180 den Baptisten, 172 den Kongregationalisten, 99 den Methodisten, 36 den Universalisten, 15 den Quäkern, 13 den Presbyterianern, 13 den Unitariern, 11 den Episkopalen, 2 den Römisch-Katholischen. Im Jahre 1852 hatte der Staat das College zu Hannover, 3 theologische Schulen und eine medicinische, 68 Akademien oder Mittelschulen und 2284 Volks- oder Distriktsschulen. N. ist in 10 Counties oder Grafschaften eingetheilt (Belknap, Carroll, Cheshire, Coos, Grafton, Hillsborough, Merrimack, Rockingham, Strafford, Sullivan). Die politische Hauptstadt ist Concord, am Merrimack, mit 9000 Einw., die größte Stadt aber und die einzige Seestadt Portsmouth (s. d. 2). N., einer der ältesten Staaten der Union, wurde 1623 von Kapitän Smith entdeckt und erhielt 1623 die ersten Ansiedler. Anfangs hieß das Land Laconia; seinen jetzigen Namen erhielt es 1662. Eine Zeit lang bildete es unter dem Namen Norfolk einen Kanton des Staats Massachusetts, trennte sich aber 1679 von demselben u. nahm am 21. Juni 1778 die Unionsverfassung an.

Newhaven, abwechselnd mit Hartford Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Connecticut, an einer eine Meile landeinwärts gehenden Bai des Long-Islandsundes schön gelegen. Ist regelmäßig gebaut und macht mit ihren Baumstraßen und den vielfach mit Gärten umgebenen Häusern einen überaus freundlichen Eindruck. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das im dorischen Style erbaute Staatenhaus und die Gebäude des Yaleecollege. Außer-

dem hat die Stadt 22 Kirchen, ein Zollhaus, ein Armenhaus und 6 Banken. Am wichtigsten ist das genannte Palecollege, die besuchteste, fast in deutscher Weise eingerichtete Hochschule der Vereinigten Staaten, welche 1701 zu Killingworth gegründet, 1717 aber nach N. verlegt wurde, mit 25 Professoren, 500 Studenten und einer Bibliothek von 51,000 Bänden. N. treibt den größten Seehandel unter allen Städten von Connecticut. Der Hafen ist sicher, aber seicht. Durch den Ferringtonkanal steht die Stadt mit Northampton in Massachusetts und mittelst Eisenbahnen mit Boston und Newyork in Verbindung. Die Bevölkerung belief sich 1810 auf 5772, 1840 auf 14,990, 1850 auf 22,539 Seelen.

Newjersey, einer der mittleren Staaten der nordamerikanischen Union, im Norden von Newyork, im Osten von dem Hudson-River und dem atlantischen Meer, im Süden vom atlantischen Meere, im Westen von der Delawarebai und dem Delaware-River begrenzt, der ihn von Delaware und Pennsylvanien trennt, liegt zwischen 39° und 41° 24′ (nach Bromme 38° 56′ und 41° 27′) nördl. Br. und 74° und 75° 29′ westl. L. von Greenwich, ist 163 Meilen lang und 52 Meilen breit und hat ein Areal von 392⁷/₁₀ □M. (nach Bromme 8528 □M. oder 5,457,920 Acres), wovon etwa der dritte Theil bebaut ist. Der nördliche Theil des Staates ist von einer Abtheilung der Alleghanygebirge unter dem Namen Blue Ridge durchzogen. Das Land in diesen Gebirgen besteht aus einer rothen Sandsteinlage und hat einen ziemlich starken Boden, der sich vorzüglich zum Wiesenbau eignet. Der Theil des Staates, welcher an der See liegt, ist außerordentlich flach und sandig. Meilen weit blos von Tannenbäumen bedeckt und sehr wenig kultivirt. Der mittlere Theil hat Ueberfluß an vortrefflichem Land, ist bis nach Newark leidlich bebaut und zählt viele vortreffliche Meiereien, doch ist noch ein großer Theil desselben ungelichtet. Zwischen Newark und dem Flusse Passaic befindet sich ein Sumpf, der fast 20 Meilen lang und ungefähr 2 Meilen breit ist. Vom Passaic bis zu dem Hudson ist das Land hügelig und unfruchtbar. Längs der Delaware finden sich große Strecken trefflicher Wiesen. Allein die Moskitos durchschwärmen dieselben und werden für Menschen und Thiere im höchsten Grade lästig. Die Hauptbaien sind die Newarkbai, nördlich von Staten-Island, und die Raritanbai zwischen Staten-Island u. Sandy-Hook. Die Hauptkaps sind Cape May, auf dem nördlichen Ufer der Delawarebai, und Sandy-Hook. Der Hudson und Delaware fließen an der östlichen und westlichen Grenze. Der Hackensack entspringt in dem Staate Newyork, mündet in die Newarkbai und ist 15 Meilen in das Land hinein schiffbar. Der Passaic, ein Nebenfluß des Hackensack, ist ungefähr 10 Meilen weit schiffbar. Der Raritan wird von zwei Strömen gebildet und fällt nach einem ungefähr 30 Meilen langen Laufe in die Raritanbai, wo er den schönen Hafen von Amboy bildet. Er ist ungefähr 66 Meilen weit schiffbar und dient zu einem großen Beförderungsmittel des Handels mit Newyork. Der Cäsarea, ein Nebenfluß des Delaware, ist bis Bridgetown, 20 Meilen von seiner Mündung, schiffbar. Der Mullicas ist 20 Meilen schiffbar; eben so der Maurice, der Alloways-Creek und der Annecus-Creek. Außerdem gibt es viele andere kleinere Flüsse, welche sich in den Delaware ergießen und die Produkte hinabführen, die ihre fruchtbaren Ufer und Umgebungen hervorbringen. Das Klima ähnelt dem von Newyork. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Weizen, Roggen, Mais, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Bataten werden am häufigsten gebaut. Die Viehzucht ist bedeutend; desgleichen der Garten- und Obstbau. Verzüglich wird ungemein viel Cider zu Markt gebracht. Das Oberland ist noch mit bedeutenden Waldungen bedeckt; Eichen kommen daselbst am häufigsten vor, auch finden sich Nußbäume, Kastanien, Ahornbäume, Hainbuchen, Tulpenbäume, Ulmen und Linden, auf der Ostküste meist Nadelholz, besonders schwarze Fichten, weiße Cedern überall in den Cederswamps im Südwesten des Staates, wo auch die schmalblättrige Magnolie und die Cypresse ihren Lieblingsaufenthalt haben. Wild ist wenig mehr vorhanden. Biber, Hirsche und Rehe sind fast ganz ausgerottet; Füchse, Wölfe und Bären sind äußerst selten, und nur Waschbären, Beutelthiere, Füchse, Marder, Iltisse, Hasen und Eichhörnchen noch in Menge vorhanden. Wildes Geflügel ist häufig, und Truthühner, Rebhühner, Tauben, Fasanen und Enten in allen Theilen des Landes zu finden. Die mineralischen Produkte des Staates bestehen hauptsächlich in Eisen- und Kupfererz. Viel findet sich bei Trenton und ein reiches Kohlenlager am Raritan; Stein- und Schieferbrüche sind in verschiedenen Theilen des Landes eröffnet. Dazu ist seit 1850 noch Zink gekommen, wovon man in der nördlichen Ecke des Staates, in der Grafschaft Sussex bei Stirlings-Hall, ergiebige Lager entdeckt hat und bearbeitet. Der Handel des Staates ist sehr lebhaft, doch größtentheils in den von Newyork und Philadelphia verflochten. Ausfuhrartikel sind Mehl, Leinsamen, Bau- und Stabholz, Schindeln, gesalzenes Fleisch, Mastvieh, Schafe, Aepfelwein, Eisen-, Leder-, Fleischwaaren, Nägel. Der Handel wird von 26 Banken, sowie von bedeutenden Kanälen und Eisenbahnen unterstützt. Auch die Manufakturen sind bedeutend, vorzüglich in irdenen Waaren und Glas. Die Zahl der Einwohner belief sich 1702 auf 10,000, 1850 bereits auf 489,555, worunter 466,240 Weiße, 23,093 freie Farbige und 222 sogenannte Apprentices oder Lehrlinge, wie die frühern Sklaven nach der 1846 erfolgten Abschaffung der Sklaverei genannt werden. Nach der Verfassung vom 2. Sept. 1844 steht an der Spitze der exekutiven Gewalt ein Gouverneur, der auf 3 Jahre gewählt wird, 1600 Doll. Gehalt hat und für die drei nächsten Jahre nicht wieder wählbar ist. Die Senatoren (jetzt 20) werden auf 3 Jahre, die Repräsentanten (jetzt 60) auf ein Jahr gewählt. Zum Kongreß der Union sendet N. 2 Senatoren und 5 Repräsentanten. Die Richter des Obergerichts werden auf 7 Jahre, die des Untergerichts, sowie der Staatsanwalt und der Staatssekretär auf 5 Jahre ernannt; ihre Ernennung geschieht vom Rathe und von der Versammlung der Abgeordneten. Die Ju-

Digitized by Google

nanzen des Staates sind in sehr gutem Zustande. Seine öffentliche Schuld beläuft sich am 1. Januar 1852 auf 764,346 Doll., seine Einnahme 1851 auf 182,168, die Ausgabe auf 180,615 Dollars. Von den 807 Kirchen, die der Staat 1850 besaß, gehörten 312 den Methodisten, 146 den Presbyterianern, 107 den Baptisten, 66 den Holländisch-Reformirten, 52 den Quäkern, 51 den Episkopalen, 21 den Römisch-Katholischen. Für die Schule ist trefflich gesorgt. An Colleges bestanden außer dem N.-College oder Nassau-Hall zu Princeton das Rutgers-College in New-Brunswick, 1770 gegründet, und das 1846 errichtete College zu Burlington. Akademien gab es 70, Volksschulen 1612. Der Staat ist in 20 Counties (Grafschaften) eingetheilt: Atlantic, Bergen, Burlington, Camden, Cape May, Cumberland, Essex, Gloucester, Hudson, Hunterdon, Mercer, Middlesex, Monmouth, Morris, Ocean, Passaic, Salem, Somerset, Sussex und Warren. Die politische Hauptstadt ist Trenton, am Delaware, 30 Meilen oberhalb Philadelphia; der volkreichste und lebhafteste Ort aber ist Newark (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth die Städte Neubraunsweick (s. d.), Peterson, an den schönen Wasserfällen des Passaic, mit 9 Kirchen, einem literarischen Institut, blühenden Fabriken und 22,000 Einw., und Jersey-City, am Hudson, Newyork gegenüber, mit 4 Kirchen, 2 höheren Schulen, mehren Fabriken und 7000 Einw. N. wurde 1609 zuerst von dem Engländer Hudson gesehen, aber nicht besucht, doch bald darauf von Holländern in Besitz genommen (Neuniederland). Die ersten Ansiedler waren holländische Auswanderer aus Newyork, die sich 1614 und 1620 in dem Kreise Bergen niederließen. Ihnen folgten Schweden und Finnen, die sich 1627 am Delaware anbauten. Sie kauften später von den Eingebornen das Land (Neuschweden) an beiden Ufern dieses Flusses und erhielten durch Geschenke an die indianischen Anführer ihren Besitz im Frieden. Im Jahre 1654 wurden die Schweden von den Holländern, diese 1664 von den Engländern unterjocht und das Land N. genannt. Im J. 1676 ward die Provinz in Ost- und Westjersey getheilt, 1702 aber wieder vereinigt, bis 1738, wo eine abermalige Separatregierung eingesetzt wurde, welche dann bis zur amerikanischen Revolution blieb. Während derselben bildete N. mehre Jahre lang den Schauplatz des Krieges. Am 2. Juli 1772 gab sich N. eine eigene Konstitution und am 19. Dec. 1787 nahm es die Verfassung der Vereinigten Staaten an.

Newlondon, Stadt im nordamerikanischen Staat Connecticut, am rechten Ufer der Themse, 3 Meilen vom Meere, hat 10 Kirchen, mehre höhere und 16 niedere Schulen und einen geräumigen, von 2 Forts beschützten Hafen, einen der besten der Union, 7 Banken und 10,000 Einw., die sich besonders mit Wallfischfang und Handel beschäftigen.

Newman, 1) John Henry, englischer Theolog, 1801 in London geboren, der Sohn eines Bankiers, besuchte seit 1817 das Trinity-College in Oxford und wurde 1822 zum Fellow des Orielcollege und 1828 zum Pfarrer der St. Marienkirche in Oxford ernannt. Das Amt eines Tutor im Orielcollege, welches er gleichfalls bekleidete, gab er 1830 auf, weil man ihm nicht erlauben wollte, eine religiöse Ueberwachung über die Zöglinge auszuüben. Ein Freund Pusey's, schloß er sich dessen theologischem System (s. Pusey) an und gab mit ihm u. andern gleichgesinnten jungen Männern die ersten „Tracts for the times" heraus, in denen Rückkehr zu dem alten, allein wahren Glauben der apostolischen Zeit gefordert wurde. Bald darauf veröffentlichte N. „The Arians of the fourth century" (Lond. 1834), welche Schrift als ein Manifest dieser Richtung betrachtet werden konnte. Nachdem Pusey von seinem Predigtamte suspendirt worden und die Puseyiten massenweise zum Katholicismus übergetreten waren, sagte sich auch N. im Okt. 1845 entschieden von der protestantischen Kirche los und ward auf einer Reise nach Rom zum Priester des Oratoriums geweiht. Nach seiner Rückkehr suchte er durch seine Schrift „Letters on certain difficulties felt by Anglicans in submetting to Rome" (Lond. 1850), sowie durch zahlreiche Vorträge, in denen er die Schwächen des Protestantismus beleuchtete und die unter dem Titel „Discourses addressed to mixed congregations" (das. 1850, deutsch von Schöneder, Mainz 1851) gesammelt wurden, für den Katholicismus Propaganda zu machen. Ein heftiger Angriff, den er in der „Dublin review" gegen den zur anglikanischen Kirche übergetretenen italienischen Priester Achilli richtete, zog ihm eine Verleumdungsklage zu, die nach einem höchst skandalösen Prozeß im April 1853 zu N.s Ungunsten entschieden wurde. Die ungeheuren Kosten, welche die Herbeischaffung von Entlastungszeugen aus Italien und andern Ländern verursachten, deckte man durch eine Subscription unter allen Katholiken Europa's.

2) Francis William, englischer Schriftsteller, Bruder des Vorigen, 1805 geboren, bezog 1822 die Universität Oxford, ward Fellow des Balliolcollege und unternahm im Sept. 1830 eine Reise in den Orient, von welcher er erst 1833 nach England zurückkehrte. Bald darauf ward er Lehrer am Bristolcollege und trat dann, nachdem er diese Stellung wegen seiner freisinnigen religiösen Ansichten hatte aufgeben müssen, 1840 als Professor bei der Akademie in Manchester ein. Seit 1846 ist er Professor der römischen Literatur an der Universität zu London. Als Schriftsteller trat N. zuerst mit einer scharfsinnigen Abhandlung über die Anfangsgründe der Geometrie (1841) und einer Uebersetzung von Hubers Werk „Die englischen Universitäten" (Lond. 1843, 2 Bde.) auf. Allgemeiner bekannt ward er durch „The soul, her sorrows and her aspirations" (3. Aufl., Lond. 1852, deutsch von Hymmann, Lpz. 1851), worin er auf einen durch Verwunft und Humanität begründeten Glauben hinwirkte. Als Geschichtschreiber erwarb er sich Ruf durch seine „History of the Hebrew monarchy" (Lond. 1850), besonders aber durch „Regal Rome, an introduction to Roman history" (das. 1852), worin er Niebuhrs Hypothesen über den Ursprung der Etrusker bekämpfte. In der „Essay on the moral and constitutional right or wrong of national dept" (das. 1849) und den „Lectures on

political economy" (daſ. 1851) entwickelte er beachtenswerthe Ideen über die ſocialökonomiſchen Verhältniſſe Englands. Die politiſchen Bewegungen veranlaßten ſeinen „Appeal to the middle classes" (daſ. 1848) und „Adress on the foreign policy of England" (daſ. 1852). Er überſetzte auch die Oden des Horaz (daſ. 1853). In den „Phases of faith" (daſ. 1849) legte er Rechenſchaft über ſeine religiöſen Anſichten ab.

Newmarket, Stadt in der engliſchen Grafſchaft Cambridge, berühmt wegen ſeiner jährlichen Pferdewettrennen, mit 4000 Einw.

Newolin, Konſtantin Alexjewitſch, ausgezeichneter ruſſiſcher Juriſt, 1806 im Gouvernement Widſka geboren, war als der Sohn eines Popen gleichfalls für den Prieſterſtand beſtimmt und erhielt ſeine Erziehung auf der geiſtlichen Akademie in Moskau, ging aber 1829 auf Koſten ſeiner Regierung nach Berlin, um ſich unter Savigny's Leitung der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. In ſein Vaterland zurückgekehrt, ward er als Profeſſor erſt zu Kiew, dann in Petersburg angeſtellt, ſpäter zugleich zum Rechtskonſulenten des Juſtizminiſteriums und Mitgliedmehrer an den Arbeiten der Geſetzgebungskommiſſion mit dem Range eines wirklichen Staatsraths ernannt. An einem Lungenübel leidend, ſuchte er in Italien Heilung, † aber am 18. Okt. 1855 zu Botzen in Tyrol. Seine „Encyklopädie der Rechtswiſſenſchaften" (Kiew 1840, 2 Bde.) und „Geſchichte der ruſſiſchen Civilgeſetze" (Petersb. 1851, 3 Bde.) gelten für das Beſte, was die juriſtiſche Literatur Rußlands aufzuweiſen hat. Von ſeinen übrigen Schriften iſt die Abhandlung „Ueber die Stadt- und Landgemeinden Nowgorods im 16. Jahrh." (Petersb. 1853) zu nennen.

Neworleans, die bedeutendſte Stadt des nordamerikaniſchen Freiſtaats Louiſiana, der Bevölkerung nach die vierte, der Handelsbedeutung nach die dritte der Union, auf einer durch den Miſſiſſippiſtrom und den See Pontchartrain gebildeten Inſel, 22 Meilen von der Mündung des Miſſiſſippi in den mexikaniſchen Meerbuſen und 30 Meilen unterhalb der politiſchen Hauptſtadt Baton-Rouge, liegt auf ſumpfigem angeſchwemmtem Boden und wird nur nothdürftig durch koſtſpielige Dämme (levées) gegen die Fluthen des Stroms geſchützt und trotzdem von häufigen Deichbrüchen (crevasses) heimgeſucht. Nur vom Miſſiſſippi her bietet die Stadt mit dem davor liegenden Maſtenwald u. dem bunten Leben, das ſich dahinter entfaltet, einen maleriſchen Anblick. Die Altſtadt bildet ein längliches Viereck, das 1320 Yards am Strome hinläuft; die Geſammtlänge der Stadt aber, wenn man die Vorſtädte mit ihren hübſchen, in Orangegärten liegenden Gebäuden hinzurechnet, dehnt ſich über eine deutſche Meile weit aus. Die bedeutendſten Straßen mit den ſchönſten Kaufläden und Magazinen laufen halbmondförmig gebogen mit dem Strome parallel, weshalb N. auch die „Halbmondſtadt" (Crescent-City) genannt wird. Die breiteſte Straße iſt die Kanalſtraße, welche den alten franzöſiſchen Stadttheil von dem amerikaniſchen trennt und die entgegengeſetzte Richtung nimmt. Das Geſchäftsleben iſt zumeiſt auf die ſchöne St. Charlesſtreet und die umgebenden Straßen beſchränkt. Hier wohnen die reichſten Kaufleute und Schiffsrheder, oder haben ihre wenigſtens ihre Komtore. Auch das St. Charlieshotel mit ſeiner Doppelreihe von Marmorſäulen, das für den prachtvollſten Gaſthof der Welt gehalten wird, liegt in dieſem Stadttheil. Architektoniſch ſchöne Gebäude ſind nur wenige vorhanden, z. B. die 1835 erbaute Münzſtätte der Vereinigten Staaten, das neue Zollhaus, die City-Exchange mit Bank, Gaſthaus u. Waarenläden, die Commercials-Exchange ꝛc. Das ſtattlichſte Gebäude des franzöſiſchen Quartiers iſt das St. Louishotel, das zugleich als Gaſthof und als Börſengebäude dient. Von den 38 Kirchen der Stadt gehören 12 den Römiſch-Katholiſchen, 7 den Epiſkopalen, 6 den Presbyterianern, 5 den Methodiſten, 3 den Lutheranern und 2 den Baptiſten. Als Bauwerk iſt keine derſelben einer beſonderen Erwähnung werth; die größte iſt die Epiſkopalkirche an der Kanalſtreet. Die neue Jeſuitenkirche iſt im mauriſchen Styl nach dem Vorbild der Alhambra gebaut. Die Juden haben 3 Synagogen. Die Municipalhalle in jenitſchem Styl bildet das Hauptgebäude am Lafayetteplatz. Unter den verſchiedenen Hoſpitälern, welche ſich auch durch ihre innere vortreffliche Einrichtung auszeichnen, iſt das Charityhoſpital, das 1779 begonnen und 1786 vollendet wurde, das hervorragendſte. Aeußerlich ſchöner, aber innen der geräumig und weniger reich dotirt iſt das Marinehoſpital in gothiſchem Styl am rechten Stromufer der Stadt gegenüber. Die 1849 gegründete Univerſität von Louiſiana iſt mit einer Rechtsſchule und einem blühenden medicinſchen College verbunden. Außerdem hat die Stadt 40 Mittel- und Volksſchulen, ferner mehre gemeinnützige Geſellſchaften, darunter eine deutſche, 3 Schauſpielhäuſer, 3 Markthallen, 3 Börſen, 9 Banken mit einem Notenumlaufe von 8 Mill. Dollars. Im J. 1803 hatte die Stadt erſt 9000, 1840 ſchon 102,193, 1850 119,461, 1853 aber 145,449 Einwohner, worunter 29,174 Sklaven und freie Farbige. Keine andere nordamerikaniſche Stadt hat eine ſo bunt gemiſchte Bevölkerung und ein ſolches Sprachengewirr. Die franzöſiſchen Kreolen, früher der wohlhabendſte und tonangebende Bevölkerungstheil nicht nur von N., ſondern von ganz Louiſiana, werden von der engliſch redenden Bevölkerung mehr und mehr in die ärmern Stadttheile zurückgedrängt und verlieren an politiſchem Einfluß, an geſellſchaftlicher Bedeutung wie an Wohlſtand. Den Großhandel ſind die Kreolen N.s beinahe ganz lich ausgeſchloſſen, und auch zur induſtriellen Bevölkerung ſtellen ſie ein verhältnißmäßig geringes Kontingent. Das Grundeigenthum iſt großentheils in amerikaniſche Hände übergegangen. Den Amerikanern konkurrirten im Exporthandel mehre reiche deutſche Häuſer, und der ſehr einträgliche Baumwollenhandel iſt ſogar großentheils Monopol der deutſchen Großhändler. Man ſchätzt die Zahl der Deutſchen in N. und den Ortſchaften Algier und Friedheim am rechten Stromufer auf etwa 30,000. Außerdem ſind in der Stadt anſäſſig Irländer (etwa 35,000), Spanier (etwa 6000), Italiener, Juden und Farbige von allen Abſtufungen. Der vorherrſchende Ge-

Digitized by Google

sellschaftston schwankt zwischen amerikanischer Monotonie, Steifheit und Langweiligkeit und französischer Oberflächlichkeit, Frivolität und Liederlichkeit. Bei allen öffentlichen Vergnügungen ist nur ungezügelte Genußsucht, aber weder Behagen noch Geschmack wahrzunehmen. Die wilde Hast, mit der man nach Geld und Genüssen jagt, läßt kein Volksvergnügen aufkommen, das eine gewisse Mäßigung und behagliche Ruhe erheischt. Trinkstuben sind zwar in außerordentlicher Menge vorhanden und werden viel besucht, bieten aber weder das Comfort, noch den gemüthlichen Genuß wie die Kaffeehäuser in den großen Städten Frankreichs und Deutschlands. N. ist in Folge seiner sumpfigen Umgebungen, der brennenden Sonnenhitze im Sommer, des häufigen und raschen Temperaturwechsels im Winter, des Mangels an genießbarem Brunnenwasser als eine sehr ungesunde Stadt, als ein Herd des gelben Fiebers, des Typhus und der Cholera verrufen; doch bessert sich der Gesundheitszustand, je weiter die Trockenlegung der Sumpfgegenden durch Anbau und Kultur vorschreitet. Dagegen ist ihre Lage überaus günstig, sie zu einem großen Welthandelsplatze zu erheben. Auf dem Strome vor der Stadt und dem durch zwei Kanäle und eine Eisenbahn mit ihr verbundenen Hafen an dem Binnensee Pontchartrain liegen zuweilen 1500—2000 Fahrzeuge; Dampfschiffe kommen und gehen fast in jeder Stunde. Besonders bedeutend ist die Ein- und Ausfuhr von Naturerzeugnissen des Mississippigebiets, namentlich Tabak, Zucker, Mais, Weizen, Mehl, Talg, Schmalz, Schweinefleisch ꝛc. Das Hauptausfuhrprodukt bildet indessen die Baumwolle. Im J. 1852 liefen 5129 Seeschiffe, darunter 2778 Dampfer, ein; die Zölle ergaben einen Ertrag von 2,260,191 Doll. Die Stadt besaß 113 Dampfboote, und ihre Rhederei belief sich auf 225,680 Tonnen, wovon 143,275 auf die Küstenfahrt kamen. Unbedeutender ist N.' Industrie, wichtig dagegen die Thätigkeit der Münze. N. wurde 1718 durch die Franzosen gegründet, wuchs aber, wegen seiner ungesunden Lage, anfangs sehr langsam; 1762 kam es an Spanien, 1800 wieder an Frankreich, 1803 wurde es an die Vereinigten Staaten verkauft. Seit 1810 nahm es wegen seiner vortheilhaften Handelslage rasch zu. Im Jahre 1826 brannte ein Theil der Stadt ab. In der Kriegsgeschichte ist N. berühmt geworden durch die Expedition der Britten gegen diese Stadt im Winter 1784 und durch die Schlacht am 8. Jan. 1815, in welcher der General Jackson mit 2500 Mann meist neu aufgebotener u. ungeübter Milizen die Engländer schlug, so daß diese 2000 (nach amerikanischen Berichten 3000) Mann verloren.

Newport, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Monmouth, am rechten Ufer des Usk unweit der Mündung in den Kanal von Bristol, mit einer hölzernen Brücke, deren Fahrweg mit der Fluth steigt und sinkt, hat einen vortrefflichen Dock, eine alte Kirche und Reste einer festen Burg und mit dem Distrikt 44,000 Einw., deren Haupterwerbsquelle die nahen Kohlen- und Eisenwerke und deren Erzeugnisse bilden. — 2) Stadt in der englischen Grafschaft Southampton, auf der Insel Wight, am hier schiffbaren [Medina, mit Stärkefabrikation und 6000 Einwohnern. — 3) Hafenstadt in England, Südwales, Grafschaft Pembrocke, an der Newportbai, die durch den St.-Georgekanal gebildet wird, mit nicht unbeträchtlichem Handel und 2000 Einw. — 4) (N.-Paguell), Stadt in der engl. Grafschaft Buckingham, am Zusammenfluß des Ouse u. Lofield, mit Spitzenweberei Papierfabrikation, schönem Hospital und 4000 Einw. — 5) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Rhode-Island, die zweite Hauptstadt desselben, auf der Südwestseite der Insel Rhode-Island, eine Meile vom Ocean malerisch auf einer gegen den Hafen sanft geneigten Fläche gelegen, hat 15 Kirchen verschiedener Konfessionen, drei Mittelschulen, ein Staatenhaus, eine Markthalle, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek, 7 Banken, ein Armenhaus, mehre Wollen- u. Baumwollenfabriken, Gerbereien und 10,000 Einw. Der Hafen, der im Westen der Stadt halbkreisförmig sich ausbreitet und durch die Forts Adams und Green vertheidigt wird, gehört zu den schönsten Seehäfen der Union und ist sicher, leicht zugänglich, geräumig und für die größten Seeschiffe tief genug. Der Ort, der seiner schönen Lage und seines milden Seeklima's wegen einen beliebten Sommeraufenthalt für die Bewohner des Innern und der südlichen Unionsstaaten bildet, treibt beträchtlichen Handel mit Europa, Ost- u. Westindien und eine bedeutende Rhederei und unterhält regelmäßige Dampfschiffsverbindungen mit Providence, Newyork und Newbedford. — 6) Stadt im nordamerikanischen Staat Kentucky, am Ohio, Cincinnati gegenüber, mit Eisengießereien, einer Bank und 8500 Einw.

New red Conglomerate (engl.), s. v. a. Rothliegendes (s. d.).

New red Sanstone (engl.), in England eine Formation, die in ihrem untern Theile dem deutschen Rothliegenden entspricht, während die obern Schichten dem bunten Sandstein parallel sind.

Newry, Hafenstadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Dowe, nördlich von Dundalk, an der Verbindung des Newryflusses und Newrykanals, mit Leinwand- und Baumwollfabrikation, Handel mit Getreide, Rindvieh, Butter u. 10,500 Einw.

Newscotia, s. v. a. Neuschottland.

Newstead-Abbey, früheres Augustinerkloster in der englischen Grafschaft Nottingham, von Heinrich II. gestiftet, von Heinrich VIII. aufgehoben und seinem Liebling John Byron geschenkt, seitdem Eigenthum der Familie Byron. Lord Byron liegt auch dort begraben. Vgl. W. Irwing, Abbotsford and N., Lond. 1835.

Newton (N.-Stewart), Stadt in der schottischen Grafschaft Wigtown, am Cree, mit Baumwollspinnerei, Teppichweberei, Gerberei und 3500 Einw.

Newton, Isaak, der berühmte Begründer der neueren mathematischen Physik und der physischen Astronomie, wurde am 25. Dec. 1642 bei Woolsthorpe in der engl. Grafschaft Lincoln als Posthumus geboren und, da er als Knabe in der Schule zu Grantham keine besonderen Erwartungen erregte, für die Landwirthschaft bestimmt. N. bewies jedoch dafür kein Geschick, wohl aber zeigte er große Vorliebe für mechanische

Digitized by Google

Arbeiten und Versuche und studirte eifrigst Mathematik. Ein Anverwandter vermochte endlich die Mutter, den Neigungen des Sohnes nachzugeben u. ihn wieder auf die Schule zu Grantham zu schicken. Nach beendigten Schulstudien ging N., 18 Jahre alt, auf die Universität zu Cambridge, wo Barrow, einer der bedeutendsten Mathematiker seiner Zeit, sich seiner mit Liebe annahm. Sehr bald offenbarte sich nun auch das eminente Genie N.s in der glänzendsten Weise. Er studirte die Werke Saunderson's, Descartes', Keplers, insbesondere Wallis' „Arithmetica infinitorum", welche ihn zur Erweiterung des Binominals und zur Entdeckung der Fluxionslehre hinleitete. Er fand nämlich, daß der binomische Satz nicht bloß für ganze positive Exponenten, sondern auch für gebrochene und negative Zahlen anwendbar sey, und erhob sich mittelst dieses wichtigen Satzes zu einem allgemeinen Principe der Methode der Fluxionen (s. d.), welches darin besteht, aus der Art und Weise des allmähligen Anwachsens der Größen auf ihren Werth zu schließen. 18 Jahre später machte Leibnitz dieselbe Entdeckung unter einer anderen Form, welche jetzt unter dem Namen des Differentialkalküls angewendet wird. Noch ehe N. indeß seine Entdeckung irgend Jemandem mitgetheilt hatte, verließ er um 1665 Cambridge wegen der dort herrschenden Pest und zog sich nach Woolsthorpe zurück. Hier in ländlicher Abgeschiedenheit lebend, soll er durch einen herabfallenden Apfel auf die geheimnißvolle Kraft, welche die Körper nach dem Mittelpunkte der Erde mit immer zunehmender Geschwindigkeit hinzieht, aufmerksam geworden und durch weiteres Nachdenken u. von dem durch Kepler entdeckten Gesetz ausgehend, daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten der Planeten sich verhalten wie die Kubus ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne, auf den Schluß gekommen seyn, daß die Attraktion der Sonne im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung wirke. Im Jahre 1666 kehrte N. nach Cambridge zurück, ohne mit seinen wichtigen Entdeckungen sofort an die Oeffentlichkeit zu treten. Erst als Mercators „Logarithmotechnia" erschienen war und die darin gelehrte Quadratur der Hyperbel außerordentliches Aufsehen erregte, fand sich N. bewogen, seine bei weitem mehr leistende Methode der Fluxionen seinem Lehrer Barrow mitzutheilen. Gleichwohl wurde dieselbe auch jetzt noch nicht öffentlich bekannt, vornehmlich deshalb, weil N. selbst ihr nicht so großen Werth beizumessen schien und sich schon wieder mit einem ganz andern wissenschaftlichen Gegenstande beschäftigte, nämlich mit der Zerspaltung des weißen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen, dasselbe zusammensetzenden Strahlen durch das Prisma. So hatte er sich um die mathematisch-physikalischen Wissenschaften bereits unsterbliche Verdienste erworben, als ihm 1669 Barrow seinen Lehrstuhl abtrat. Bald nachher erregte er durch eine Arbeit über bessere Einrichtung der Spiegelteleskope die Aufmerksamkeit der königlichen Societät zu London, der er auch ein solches 30—40 mal vergrößerndes, von ihm selbst verfertigtes Teleskop überreichte. Im J. 1672 als Mitglied derselben aufgenommen, fand er dadurch Veranlassung, ihr einen Theil der Analysis des Lichts vorzulegen. Der Streit, in welchen er dieser Theorie wegen mit Hooke und andern Physikern gerieth, veranlaßte ihn zu einer zweiten Arbeit über das Licht, worin er seine Theorie noch weiter ausführte. Seitdem aber Hooke Sekretär der Societät geworden, theilte N. mehre Jahre hindurch nichts mehr von seinen Arbeiten mit, bis ihn ein Bericht, den er 1679 über ein astronomisches System abzustatten hatte, zu dem Vorschlage veranlaßte, die Bewegung der Erde durch direkte Versuche über die Abweichung von der Vertikale, welche frei fallende Körper erleiden, zu beweisen, womit er die früher schon einmal behandelte Gravitationstheorie von Neuem aufnahm. Da seitdem Picard einen Grad des Meridians in Frankreich gemessen und darauf eine genauere Bestimmung des Erdhalbmessers gegründet hatte, so fand N. bei Anwendung desselben, daß die Bewegung des Mondes in der That mit dem von ihm entdeckten Gravitationsgesetz übereinstimme. Von nun an war seine wissenschaftliche Thätigkeit fast ausschließlich der Verfolgung dieser großen Naturgesetze gewidmet. Als 1684 Halley ihn in Cambridge besuchte, konnte er demselben bereits den „Tractatus de motu" vorlegen, der dann das erste und zweite Buch seiner „Philosophiae naturalis principia mathematica" (Lond. 1687; 2. Aufl. 1713; mit Kommentar von Lesueur und Jacquier, Genf 1760, 4 Bde.; engl. von Motte, Lond. 1803, 3 Bde.) bildete. Inzwischen hatte N. auch eine politische Wirksamkeit gewonnen. Er repräsentirte nämlich die Universität Cambridge in den Parlamente, welches 1689 die Thronentledigung aussprach, und erregte hier die Aufmerksamkeit des Grafen von Halifax in einem solchen Grade, daß ihn derselbe bei seinem Eintritte in das Finanzministerium 1696 zu der einträglichen und ehrenvollen Stelle eines Münzwardeins und 1699 zu der eines Münzmeisters beförderte. N. leistete bei der neuen Münzreform sehr nützliche Dienste und wurde dadurch auch auf chemische Untersuchungen geführt, hatte aber das Unglück, sein Laboratorium sammt den dazu gehörigen Schriften bei einer Feuersbrunst zu verlieren, welcher unglücklicher Zufall nicht nur auf seine Gesundheit, sondern auch auf seine Geistesthätigkeit nachtheilig eingewirkt haben soll. Sein Ruf aber war schon so hoch gestiegen, daß er dadurch nicht mehr verkleinert werden konnte. Von allen Seiten her ward er mit Ehrenbezeigungen überhäuft; er wurde 1699 zum auswärtigen Mitglied der pariser Akademie ernannt, 1701 von der Universität zu Cambridge wieder zu ihrem Parlamentsdeputirten gewählt und 1703 zum Präsidenten der londoner Societät erhoben. Im Genusse eines geschärften Ansehens entschloß er sich, seine Werke nach und nach zu veröffentlichen. Aber nur seine berühmte „Philosophiae naturalis principia" besorgte er selbst zum Druck, und zwar zuerst englisch unter dem Titel „Optics, or a treatise of the reflexions, inflexions and colours of light" (Lond. 1704), die von Clarke unter seiner Aufsicht ins Lateinische übersetzt wurden (Lond. 1706). Mit dieser ersten Ausgabe des Werks vereinigte N. auch seine analytischen

Digitized by Google

ISAAC NEWTON

EIGENTHUM AVERLAG DES BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

Digitized by Google

Dissertationen „De quadratura curvarum“ (engl., von J. Stewart, Lond. 1745) und „Enumeratio linearum tertii ordinis“ (neue Aufl. von J. Stirling, Paris 1797; engl., Lond. 1737). Seine „Arithmetica universalis“, welche die von ihm in Cambridge gehaltenen analytischen Vorlesungen enthält, wurde von Wolston, wie behauptet wird, sogar gegen N.s Willen herausgegeben (Lond. 1707, neue Ausg., Amsterd. 1761, 2 Bde.). Auch seine „Methodus differentialis“ und „Analysis per aequationes numero terminorum infinitas“ wurden von fremder Hand, jedoch mit seiner Zustimmung, herausgegeben (Lond. 1711). Hinsichtlich des unglücklichen Streites, in den er seit 1712 mit Leibnitz über die Erfindung des Infinitesimalkalkuls gerieth, steht jetzt im Allgemeinen die Ansicht fest, daß Jeder unabhängig von dem Andern auf seine Methode gekommen ist. Die wichtigen Briefe, worin Jener das frühere Daseyn seiner Erfindung behauptet hat, sind in dem „Commercium epistolicum“ (Lond. 1712) gesammelt. Auch über chronologische Gegenstände hat N. scharfsinnige Untersuchungen angestellt und ein eigenes Werk verfaßt, welches jedoch erst zwei Jahre nach seinem Tode unter dem Titel „The chronology of ancient kingdoms amended“ (Lond. 1728; deutsch, Hildburgh. 1745) erschien. Von geringerer Bedeutung sind seine metaphysischen Hypothesen, die fast alle von einer todten Mechanik ausgehen. Auch seine „Ad Danielis prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes“, welche ebenfalls erst 1736 erschienen, hätten ungedruckt bleiben sollen, da sich darin sein klarer Geist in theologische Träumereien und phantastische Konjekturen verirrte. Ueberhaupt waren religiöse Betrachtungen in den spätern Lebensjahren eine von N.s Hauptbeschäftigungen. Seit dem Verluste seines Laboratoriums und eines Theils seiner Manuskripte scheint er den Wissenschaften abhold geworden zu seyn, und es finden sich aus dieser Zeit eigentlich nur drei neue Arbeiten von ihm, nämlich eine Abhandlung über Temperatur in den „Philosophical transactions“ (1701), ein aus der nämlichen Zeit herrührender Aufsatz, der die Ideen entwickelt, welche Hadley nachher durch seine Spiegelsextanten realisirt hat, und endlich eine Auflösung des von Joh. Bernoulli vorgelegten Problems über die Brachystochrone oder die Linie des kürzesten Falles, ebenfalls in den „Philosophical transactions“. Wie ungeschwächt seine Geisteskraft noch war, zeigte er unter Andern dadurch, daß er eine von Leibnitz den englischen Mathematikern 1716 vorgelegte, schwerere analytische Aufgabe Abends, als er ermüdet aus der Münze nach Hause kam, noch vor dem Schlafengehen auflöste. Er † nach kurzer Krankheit am 20. März 1727. Sein Leichnam ward in der Westminsterabtei nahe beim Eingange des Chors beigesetzt. Seine Familie ließ ihm 1731 ein prächtiges Denkmal errichten; im Trinitycollege zu Cambridge wurde 1755 seine Marmorstatue aufgestellt. Seine Werke wurden lateinisch von Horsley (5 Bde., Lond. 1779—85) herausgegeben; wegen des Kommentars zu den „Principia“ ist die spätere Ausgabe derselben von Lefueur und Jacquier (3 Bde., Genf 1730—42) zu empfehlen. Sein Leben beschrieb Brewster (Lond. 1831, deutsch von B. M. Goldberg, Leipz. 1833).

Newtown (N.-Ardes), Stadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Down, am Ende des Lough-Strangford, mit Leinwand- und Damastweberei und 5300 Einw.

Newyork, der nordöstlichste von den mittlern Staaten der Union, im Norden von dem See Ontario, dem St. Lawrence und von Untercanada, im Osten von den Staaten Vermont, Massachusetts und Connecticut, im Süden von dem atlantischen Meere und den Staaten Newjersey und Pennsylvanien, im Westen von Pennsylvanien, dem Eriesee u. dem Niagara begrenzt, liegt zwischen 39° 45′ (nach Bromme 39° 35′ u. nach Andree 40° 30′) u. 45° nördl. Br. u. zwischen 73° und 79° 55′ (nach Andree zwischen 71° 56′ u. 79° 55′) westl. L. von Gr. Seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden beträgt 316 (nach Bromme 265), von Osten nach Westen 314 (nach Bromme 351) M., sein Flächeninhalt: 2171 deutsche oder 46,085 (nach Bromme 47,163) engl. □M. oder 24,294,400 Acres. Die Bodengestaltung des Landes ist äußerst mannichfaltig. Im Osten oder Südosten ist die Oberfläche trefflich mit Bergen und angenehmen Höhen untermischt; in der Mitte ist das Land bergig, gegen die Seen hin flach, im Süden hügelig, im Nordwesten wellenförmig. Zwei Bergketten durchziehen den östlichen Theil des Staats und können als Fortsetzung der Alleghanys betrachtet werden. Die eine derselben kommt aus Newjersey, setzt über den Hudson bei Westpoint, bildet die sogenannten Hochlande und zieht nordwärts, die Wasserscheide zwischen dem Hudson und Long-Islandfund bildend. Die andere, die Hauptkette, kommt aus Pennsylvanien, bildet die Catskillberge, setzt über den Mohawk und geht im Nordosten des Staats, dem Champlainsee gegenüber, in die Adirondackberge aus. Den Norden des Staates durchzieht die Clintonkette, mit welcher kleinere Gebirgszüge verbunden sind. N. besitzt eine große Menge Flüsse: der Hudson mündet in die Newyorkbai, der Mohawk in den Hudson, der Genesee und der Black-River in den Ontariosee, der Saranac in den Champlainsee, der Oswegatchie in den St. Lawrence, der Oswego in den Ontariosee, der Au-Sable in den Champlainsee, der majestätische St. Lawrence (St. Lorenz) bildet theilweise die nördliche Grenze des Staats. Auch Seen sind in großer Anzahl vorhanden. Die bemerkenswerthesten darunter sind: der Ontario- und Eriesee im Norden, der Champlainsee im Osten, der Georgesee im Nordosten, der Oneida-, Skeneateles-, Owasco-, Cayuga-, Seneca-, Crooked-, Canandaigua-, Chataquasee im Westen ꝛc. Die meisten haben ihren Abfluß zum Ontariosee, und fast alle haben eine Kommunikation mit dem Erikanal. Dagegen gehört der Chataquasee, nur wenige Meilen vom Erie entfernt, dem Stromgebiete des Mississippi an, indem er in den Alleghany abfließt. Der Haupthafen des Staats ist der von Newyork, einer der besten der Union. Auch Sag-Harbour, an der Ostseite, und Brooklyn, an der Westseite von Long-Island, sind gute Häfen; Sakketts-Harbour hat einen trefflichen, natürlichen, Oswego einen ausgezeichneten künst-

Digitized by Google

lichen Hafen am Ontariosee; am Eriesee rechnet man Buffalo und Dunkirk zu den besten Hafenplätzen. Die wichtigsten Inseln längs der unbedeutenden Küstenstrecke, die zum Staat gehören, sind: Long-Island, mit den kleinen Inseln Fisher, Shelter und Robins, Staten-Island, Manhattan-Island, auf der die Stadt Newyork steht, Grand Island, im Niagara. Die berühmtesten Naturmerkwürdigkeiten von N. sind der große Wasserfall des Niagara, die Frentonfälle bei Utica, die Bakers- und Glensfälle am Hudson, die Abgatefälle am Sable-River, die Cohoesfälle am Mohawk und die Fälle des Genesee, Salmon-River, Fall-Creek, Black-River und West-Canada Creek; ferner die Passage des Hudson durch die Hochgebirge, die Felsenbrücke in Chester, die Umgebung des Sees George und Champlain und die Stalaktitenhöhle zu Watertown. Das Klima des Staates ist außerordentlich veränderlich, vorzüglich in dem südlich von den Hochlanden liegenden Theile. Hitze und Kälte wechseln rasch, und häufig fällt und steigt der Thermometer in 24 Stunden um 30°. In den Gebirgen ist der Winter lang und streng, der Sommer oft schwül und heiß. Im Westen ist das Klima gemäßigter und der Winter häufig Regengüssen ausgesetzt, aber die ganze Gegend ziemlich gesund, die Sümpfe und das morastige Marschland ausgenommen. Der Winter fängt bisweilen vor Weihnachten an und endet nicht vor März. Der Boden ist im Allgemeinen gut, die und da außerordentlich fruchtbar, im Osten zur Weide, im Westen zum Getreidebau geeignet. Die besten Ländereien liegen an der Nordseite des Mohawk und im Westen der Gebirge. Der Boden des gegen 40 Mill. Acker enthaltenden sogenannten holländischen Ankaufs, in den Gegenden des Genesee, Alleghany, Niagara, Cataraugus u. Chatauque, besteht zum größten Theil aus dunkelgrauem Lehm und ist von Buchen, Ahorn, Ulmen, weißen Eschen und schwarzen Kirschbäumen bewachsen. Die Niederungen am Genesee gehören zu den reichsten Landstrichen in den Vereinigten Staaten bis an die Ostseite des Ohio u. sind der eigentliche Weizendistrikt des Landes. Die Hochlande in der Nachbarschaft des Genesee sind steinig und nicht sonderlich fruchtbar, die Thäler dagegen ungemein ergiebig und reich an schönem Bauholz. Im Allgemeinen ist der Boden des Staats für den Anbau aller Cerealien geeignet, und der Landbau hat sich daher in den letzten Jahren sehr gehoben; die herrlichen Verbindungswege, Eisenbahnen und Kanäle, welche die Märkte näher gebracht haben, steigern den Ertrag der Felder hier noch mehr, als in andern Staaten. Außer Getreide werden Kartoffeln, Rüben, Kürbisse, Melonen, Zwiebeln und Bohnen in Menge gebaut, Hanf und Flachs im Großen gezogen. Tabak wird nur wenig gebaut. Alle Ackerfrüchte reifen schnell und Mißwachs ist selten. Der Garten- und Obstbau wird sehr gepflegt, und die Baum- und Samenschulen auf Long-Island können alle Staaten der Union mit Setzlingen und guten Sämereien versehen. An Wiesen und Weiden ist Ueberfluß; die Viehzucht ist beträchtlich. Die Waldungen sind immer noch bedeutend; besonders reich an Bauholz sind die westlichen und nördlichen Theile des Staates. Die amerikanische Linde bildet in einigen Theilen des Landes zwei Drittel der ganzen Wäldermasse; außerdem finden sich Magnolien, der virginische Kirschbaum, der Lorbeerbaum und die herrlichsten Eichenarten, Buchen und Birken, Nadelholz aller Art, namentlich Weymouthskiefern und die Hemlockstanne, und wenigstens 5 Mill. Acres sind mit Zuckerahorn bedeckt, aus dem jährlich gegen 10 Mill. Pfd. Ahornzucker gewonnen werden. Unter den Mineralien des Landes findet man Eisen, Zink, Kupfer, Blei, Schiefer, Graphit, Steinkohlen. Einen unerschöpflichen Schatz hat N. in seinen Salzquellen in den Gegenden des Onondago, Cayuga, Seneca, Ontario, Genesee, Oneida. Auch mit Heilquellen ist der Staat von der Natur gesegnet. Die merkwürdigsten derselben sind in Ballstown und Saratoga. N. ist der volkreichste Staat der Union. Der Staat hatte 1701 nur etwa 30,000, 1771 schon 136,338, 1800 586,756, 1830 1,918,608, 1840 2,603,495, 1850 3,098,818 Einwohner, worunter 47,937 freie Farbige. Unter den Weißen zählte man 651,801 Fremdgeborene, und zwar 118,398 aus Deutschland, 84,820 aus England, 31,000 aus Schottland, 343,111 aus Irland, 47,200 aus Britisch-Amerika. Indianer zählte man nur noch 3779, Sklaven sind nicht mehr vorhanden. Das Hauptgewerbe der Bevölkerung bildet noch immer die Landwirthschaft; ein wichtiger Zweig derselben ist die Käsebereitung, welche bereits zur Grundlage eines bedeutenden Handels geworden ist. Aber auch die Industrie hat einen bedeutenden Aufschwung genommen. Man zählte 1850 86 Baumwollen- und 249 Wollenfabriken, jene mit einer Produktion von etwa 3½, diese von 7 Millionen Doll. Die Eisenfabrikation ist bedeutender als in irgend einem Unionsstaate; sie beschäftigt 18 Werke für Roh-, 60 für Stab- und 323 für Gußeisen, die für nahe 8 Mill. Doll. Eisen liefern. Es gibt aber außerdem kaum einen Eisenindustriezweig, der nicht im Großen betrieben würde. Von Erheblichkeit ist namentlich die Lederbereitung; die Gerberei zu Prattsville im Bezirk Greene ist wohl die größte in der Welt. Der Maschinen- und Schiffbau ist von hoher Wichtigkeit, und auch die Schifffahrt ist von Bedeutung. In Handel und Schifffahrt aber steht N. allen übrigen Unionsstaaten weit voran. N. trägt seit seiner Entstehung einen wesentlich kommerciellen Charakter, da es nicht von politischen Flüchtlingen oder religiösen Korporationen gegründet, sondern von Spekulanten besiedelt wurde. Die Hauptstadt wurde bald zu einem natürlichen Stapelplatze für ein großes Hinterland und erhob sich nach und nach zu einem Weltemporium, besonders seitdem sie durch den Erickanal und durch Eisenbahnen mit dem Westen und dem Norden in unmittelbare Verbindung gesetzt wurde und die pennsylvanischen Kohlengruben billigen Brennstoff lieferten. Der Handel auch der westlichen und nördlichen Staaten ist von jenem N.s abhängig, das zugleich den Küstenhandel bis Neworleans und Galveston beherrscht. Die Ausfuhr betrug 1850—51 etwas über 86, die Einfuhr aber 141½ Mill. Doll. Die wichtigsten Produkte der Ausfuhr sind Getreide, Mehl, gepökeltes Fleisch

Butter und Käse, Pferde und Schlachtvieh, Pottasche, Leinsaat, Erbsen, Bohnen und Bauholz. Gefördert wird der Verkehr durch die vielen Kanäle, durch die Menge von Poststraßen und durch 45 Eisenbahnen, von denen im Jan. 1853 gegen 439 M. dem Betrieb übergeben und 196 M. im Bau begriffen waren, die regelmäßigen Dampfschifffahrtverbindungen mit dem Norden und Westen der Union, mit Westindien, Mittelamerika und Europa, und durch 12 Häfen, von denen 4 (Newyork, Sag-Harbour, Greenport u. Cold-Spring) an M.-re, die übrigen (Champlain, Sonsett-Harbour, Oswego, Niagara, Genesee, Oswegatchie, Buffalo, Cape Vincent) am Erie, Ontario und St. Lorenz liegen. Zu diesen Verkehrsmitteln treten noch 277 Banken mit einem Kapital von 65½ Mill. u. einem Notenumlauf von 30 Mill. Dollars. Die gegenwärtige Staatsverfassung, welche die schon 1827 in mehr liberalem Sinne amendirte, ursprünglich sehr konservative Konstitution von 1777 in eine entschieden demokratische umgewandelt und namentlich das Wahlrecht fast zu einem allgemeinen gemacht hat, ist vom 9. Oct. 1846. Die vollziehende Gewalt hat ein Gouverneur, der alle zwei Jahre erwählt wird, und seine Besoldung beträgt 4000 Dollars. Die gesetzgebende Gewalt besteht aus dem Senate und dem Hause der Abgeordneten, der Senat aus 32 Mitgliedern, welche auf 2 Jahre, das Haus der Abgeordneten aus 128 Mitgliedern, welche jährlich vom Volke gewählt werden. Zum Kongreß schickt N. 2 Senatoren und 33 Repräsentanten. Stimmberechtigt ist jeder weiße Bürger, welcher 21 Jahre alt ist, ein Jahr in dem Staate und 10 Monate in der Grafschaft, in welcher er wählt, gewohnt hat. Auch die Farbigen haben das Recht, zu stimmen, wenn sie vor der Wahl schon 3 Jahre im Staate gewohnt, seit einem Jahre ein Freigut zum Werthe von 250 Doll. besessen und davon Abgaben bezahlt haben. Die Richter werden auf 8 Jahre gewählt. N. hat 3 Staatsgefängnisse, das eine in Auburn, 1816 gegründet, nach dem gegenwärtigen Systeme 1823 eingerichtet, das zweite in Sing-Sing am Hudson, nach dem Plane des ersten errichtet, das dritte in Clinton. Von den 4084 Kirchen, welche 1850 der Staat zählte, gehörten 1255 den Methodisten, 662 den Presbyterianern, 275 den Episkopalen, 232 den Holländisch-Reformirten, 214 den Kongregationalisten, 174 den Römisch-Katholiken, 110 den Universalisten, 80 den Lutheranern, 74 den Unirten, 62 den Christlern, 22 den Unitariern. An Lehranstalten bestanden 19 Universitäten und Kollegien, darunter 6 theologische, eine juristische und eine medicinische, 550 Akademien oder Mittelschulen und über 14,000 Elementarschulen. Auch liegt im Staate die Militärschule zu Westpoint, das einzige Institut dieser Art, welches die Union gemeinschaftlich besitzt. Die Zahl der öffentlichen Bibliotheken beträgt über 200, die der Schulbibliotheken über 8000. Der Staatsschulfonds beläuft sich auf 6½ Mill. Doll., die vom Privateigenthum, das auf 724 Mill. Doll. geschätzt wird, gezahlte Freischulensteuer auf 800,000 Doll. Die Staatseinnahme betrug 1850 2,532,969, die Ausgabe 2,478,448 Doll. Der Staat hat zwar eine große Schuld, nämlich (1852) 24,323,999 Doll.; allein die Eisenbahnen, Kanäle und andere Bauten besitzen nach ihrer Kostenabschätzung einen Werth von mehr als 35 Millionen Doll. und ergaben 1849 einen Ertrag von 3,442,906 Doll. Der Staat N. zerfällt gegenwärtig in 59 Grafschaften (nördlicher Distrikt: Albany, Alleghany, Broome, Cattaraugus, Cayuga, Chatauque, Chemung, Chenango, Clinton, Cortland, Delaware, Erie, Essex, Franklin, Fulton, Genesee, Hamilton, Herkimer, Jefferson, Lewis, Livingston, Madison, Monroe, Montgomery, Niagara, Oneida, Onondaga, Ontario, Orleans, Oswego, Otsego, Rensellaer, Saratoga, Schenectady, Schoharie, Seneca, St. Lawrence, Steuben, Tioga, Tompkins, Warren, Washington, Wayne, Wyoming, Yates; südlicher Distrikt: Columbia, Dutches, Greene, Kings, Newyork, Orange, Putnam, Queens, Richmond, Rockland, Suffolk, Sullivan, Ulster, Westchester). Die politische Hauptstadt ist Albany, die bedeutendste Stadt aber Newyork (s. d.). Andere bedeutende Städte sind: Rochester, Troy, Buffalo, Utica, Poughkeepsie, Newburgh, Hudson, Catskill, Lansingsburgh, Schenectady, Geneva, Syracuse, Auburn, Lockport, Ithaca, Plattsburgh ꝛc. Nachdem Henry Hudson am 3. Sept. 1609 die Insel Manhattan entdeckt, gründeten die Holländer 1613 die erste Niederlassung an der Südspitze jener Insel unter dem Namen Neuamsterdam, die 1614 aus 4 Häusern bestand, welche außerhalb eines kleinen Forts lagen, bemächtigten sich dann des Landes und nannten es Neunederland oder Neubelgien. Für die Insel Manhattan zahlten sie den Indianern den Werth von etwa 24 Dollars, und eben so kauften sie am Northriver, am Delaware und auf Staten-Island große Landstrecken. Aber die Kolonisten geriethen in Streit mit den Indianern, welche eine Kolonie am Delaware ausrotteten, u. im Norden rissen die Engländer ohne Weiteres einen Landstrich am Flusse Connecticut an sich, obschon der holländische Generaldirektor Wonter van Twiller Grund und Boden den Indianern abgekauft hatte. Uebrigens ließen sich die Engländer immer mehr und mehr tätlige Uebergriffe zu Schulden kommen, als die Schweden sich am Delaware festsetzten, erstand dort den Holländern ein neuer Feind. Im Sept. 1664 erschienen 4 englische Fregatten mit 300 Soldaten in der Bai von Neuamsterdam und forderten die Stadt zur Uebergabe auf, indem sie sich auf ein Patent beriefen, durch welches König Karl II. seinem Bruder, dem Herzog von York, ganz Neuniederland zugesprochen habe. Die Holländer leisteten der Aufforderung ohne Schwertstreich Folge, und der englische Oberst Nichols ward Gouverneur der Provinz, die gleich der Stadt zu Ehren des neuen Besitzers den Namen N. erhielt. Alles Eigenthum der holländisch-ostindischen Kompagnie ward eingezogen, den friedlichen Einwohnern wurden 1200 Gulden Steuern abgepreßt. Zur Zeit der Eroberung hatte Neuamsterdam ungefähr 1500 Einwohner; 1673 war diese Zahl auf 2500 angewachsen. Aber im Juli 1673 erschien ein holländisches Geschwader, nahm die Stadt wieder ein und nannte sie Neuoranien. Doch schon im nächsten Jahre

Digitized by Google

waren die Engländer wieder im Besitz der Stadt, und im Vertrage zu Westminster ward das Land ihnen förmlich abgetreten. Der Herzog von York erhielt von seinem Bruder, Karl II., ein neues Verleihungspatent. Die Kolonie fühlte sich unter der Oberherrlichkeit des Herzogs oft hart gedrückt, hielt aber bereits 1683 ihre erste legislative Versammlung. Im J. 1689, nach der Vertreibung der Stuarts, ward das Land unmittelbare Provinz der britischen Krone. Im Jahre 1712 erhoben sich die Neger, steckten die Stadt an mehren Stellen in Brand und erschlugen viele Leute, wurden aber gebändigt und 119 Schwarze verbrannt oder gehenkt. Im Winter 1741 auf 1742 machte die sogenannte große Negerverschwörung großes Aufsehen. Die unzweckmäßigen Maßregeln der englischen Regierung erregten eine Erbitterung, welche in nicht geringem Maße zum Ausbruche der Revolution beitrug. In N. wurde 1765 nebst dem Bildnisse des Gouverneurs auch die Stempelakte verbrannt, und Abgeordnete der Kolonien traten in der Stadt zu einem Kongreß zusammen. Im J. 1776 wurde N. von den Engländern erobert, die bis zum Frieden von 1783 im Besitz blieben. Am 26. Juli 1788 nahm der Staat die Verfassung der Union an.

Newyork, die Hauptstadt des südlichen Distrikts vom Staat Newyork, die größte Stadt u. das Hauptemporium der neuen Welt, nächst London der bedeutendste Handelsplatz der Erde, liegt auf dem Südende der durch den Zusammenfluß des Hudson oder North-River mit dem East-River und dem Haarlem-River gebildeten, gegen 3 Meilen langen u. etwa eine □Meile umfassenden Insel Manhattan, welche das Stadtgebiet u. die Grafschaft N. bildet. Die Oberfläche des obern Theiles der Insel ist noch jetzt sehr mannichfaltig; der höchste Punkt liegt 238 Fuß über dem Meere. Von hier aus fällt der Boden, auf welchem der am dichtesten bebaute Theil der Stadt sich befindet, sanft nach beiden Flüssen ab, so daß die Hauptstraße der Stadt (Broadway) auf dieser Höhe hinläuft. Gegenwärtig dehnt sich die Stadt nach Norden hin ungefähr 3 englische Meilen weit aus u. nimmt etwa ein Fünftel der ganzen Insel ein. Sie ist an der herrlichen Newyork bai erbaut, welche eine Breite von $1^1/_2$—$5^1/_2$ und eine Länge von 3—8 Meilen, 25 Meilen im Umfang hat und vermittelst der sogenannten Kills mit der Newarkbai in Verbindung steht. Sie reicht von den Narrows, dem südlichen Eingang zwischen Staten- und Long-Island, bis zur Landzunge Sandy-Hook in Newjersey und ist durch eine Gruppe von Inseln vor dem stürmischen Ocean geschützt. Der Binnenhafen ist einer der besten u. schönsten der Welt. Die bedeutendsten Vertheidigungswerke befinden sich an den Narrows, und zwar auf der Küste von Long-Island, die Forts Hamilton und Lafayette, auf Staten-Island die Forts Tompkins und Richmond, alle in vortrefflichem Zustande. Die Einfahrt aus dem Sunde zum East-River wird vom Fort Schuyler vertheidigt, das auf Throgs-Neck steht. Im Hafen selbst liegen Batterien auf den Inseln Bedlow u. Ellis an der Westseite der Bai; auf Governors-Island deckt Fort Columbus in der Gestalt eines Sterns die Südseite der Einfahrt, und auf den nordwestlichen Punkten dieser Insel erhebt sich Castle William, ein runder Thurm mit drei Reihen Geschütze. Auf der Südwestseite hat man eine Batterie angelegt, welche die Einfahrt durch den Buttermilk-Channel bestreicht. Der vornehmste Theil hält mehr als 9 englische Meilen im Umfang; der übrige Theil ist noch meist unter Pflug und Spaten. Bei der ersten Anlage der Stadt ward kein regelmäßiger Plan befolgt, und die ersten Straßen waren eng und krumm. Erst nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges nahm man systematische Verbesserungen vor. Die oberen Theile wurden 1811—1821 vermessen und in 16 „Avenuen" ausgelegt, welche in parallelen Linien von der 14. Straße auslaufen und durch Felsen und Hügel gezogen wurden. Man durchschnitt sie in rechten Winkeln mit 156 Querstraßen, die von Fluß zu Fluß liefen, nach den Nummern benannt wurden und Squares von etwa 200 bis 800 Fuß bildeten. Eine furchtbare Feuersbrunst, die in der Nacht vom 16. zum 17. Dec. 1835 einen 40 Acres großen Theil der Stadt in Asche legte, unterstützte das Streben nach Verschönerung. In der oberen Stadt wohnt die überwiegende Menge der Bevölkerung und an der Südspitze der Insel liegt die sogenannte Battery, ein mit Alleen und Bosquets bepflanzter Platz mit herrlicher Aussicht auf die Bai, die beliebteste Promenade der Newyorker. Von der Battery zieht die Hauptstraße N., der Broadway oder breite Weg, quer durch die Stadt, bildet aber mehr den Tummelplatz des Luxus und der schönen Welt als eine eigentliche Geschäftsstraße. Die eigentlichen Geschäftsquartiere befinden sich zu beiden Seiten des südlichen Theils von Broadway, vorzüglich auf der Ostseite, in dem ursprünglichen Neuamsterdam der Holländer. In der Wallstraße sind die Geschäftslokale der Mäkler, der Banken, der Wechsler, der Versicherungsgesellschaften, die Börse u. das Zollhaus. In der Southstraße wohnen vorzüglich die großen Rheder; dort stehen auch die Geschäftslokale der verschiedenen Packetlinien. Auf der Broadway sind haben Buchhändler, Kunsthändler, Juweliere, Möbelfabrikanten, Huthändler, Kleiderfabrikanten, Putzmacherinnen u. dgl. ihre prunkhaft ausgestatteten Läden. Unter den öffentlichen Plätzen und Anlagen sind außer der Battery besonders zu bemerken: der Park, früher Commons genannt, in der Mitte des untern Theils der Stadt, zwischen Broadway, Chatham- und Chambreestreet, von Bäumen beschattet, mit einem eisernen Gitter umgeben und mit einer Fontaine geziert, St. Johns-Square, im Westen der Stadt, in Hudsonstreet, ebenfalls geschmackvoll ausgelegt, von Bäumen beschattet, mit einer Fontaine geziert und von einem eleganten eisernen Gitter umgeben, Washington-Square, zwischen der vierten Straße u. Waverley-Place, mit schönen Alleen, Union-Square, am nördlichen Ende der Broadway, mit eiserner Einfassung und einer hübschen Fontaine, Tompkins-Square, Stuyvesant-Park, Madison-Square, Blooming-dale-Square, Hamilton-Square, sämmtlich mit Buschwerk und Bäumen verziert. Die meisten Straßen und öffentlichen Plätze werden mit Gas erleuchtet. An öffentlichen Bauwerken ist die Stadt ungemein reich.

Digitized by Google

Das ausgezeichnetste derselben ist die Handelsbörse (Merchants' Exchange), welche den ganzen Raum zwischen Wall-, William-, Exchange- und South-Williamstreet bedeckt, massiv nach verschiedenen Baustylen aus blauem Granit erbaut, 200 Fuß lang, von 171—144 Fuß breit und 77 F. hoch bis zum Baltengesims, 124 Fuß hoch bis zur Kuppel des Doms ist, welcher letztere theilweise auf 8 korinthischen Säulen aus italienischem Marmor ruht und durch ein 25 Fuß im Durchmesser haltendes Gewölbfenster erhellt wird. Nicht weniger prächtig ist das der Union gehörige Zollhaus (Custom-House), ein in dorischem Geschmack von weißem Marmor, nach dem Modell des Pantheons in Athen errichtetes Gebäude, auf dem Platze der alten City-Hall, in deren offener Gallerie Washington als erster Präsident der Vereinigten Staaten inaugurirt wurde. Die City-Hall, auf einem freien Platze im Park nach verschiedenen Baustylen aufgeführt, ist eines der schönsten Gebäude Amerika's; sie ist 216 Fuß lang und 105 Fuß breit, an der Fronte mit jonischen u. korinthischen Säulen geziert, theils von weißem Marmor, theils von braunem Sandstein gebaut, mit einer Kuppel in der Mitte des Daches, auf deren Spitze eine kolossale Statue der Gerechtigkeit steht. Außer 30 Offices (Geschäftsstuben, Kanzleien) befinden sich darin mehre gemeinnützige Anstalten, eine Bibliothek, ein Modellsaal, Silbersaal, Bildersammlungen, das Präsidentenzimmer, Sitzungssäle. Die große Hall of Justice oder the Tombs, in ägyptischem Styl aus Granit gebaut, nimmt den ganzen Raum zwischen Leonard-, Elm-, Franklin- und Centrestreet ein und steht mit dem Detentionshause in Verbindung. Nennenswerth sind noch die Halle der Universität von N. auf dem Washington-Square, in gothischem Styl, 180 Fuß lang und 100 Fuß breit, und das Columbia-College. Großartige Gebäude sind ferner das Hospital in Broadway, das Lunatic-Asylum in Bloomingdale, das Gebäude der amerikanischen Bibel- und Traktatengesellschaft, Barnums Museum, das naturhistorische Lyceum und Museum, verschiedene Krankenhäuser und mehre Hotels, unter denen das über 290 Fuß lange, 164 Fuß tiefe, in 5 Stockwerken 310 Zimmer haltende Astorhotel, jetzt unstreitig eines der größten Hotels der Welt, von John Jakob Astor (s. d.), mit einem Aufwande von 900,000 Dollars erbaut und eingerichtet wurde. Im J. 1849 begann der Bau des Washingtondenkmals, eines Obelisken von 500 Fuß Höhe, an der Basis 55, an der Spitze 35 □Fuß fassend, innen hohl, außen mit Reliefs und Gedenktafeln aller Staaten geschmückt. Das Großartigste aber, was N. an Bauwerken unternommen, ist der am 5. Okt. 1842 vollendete Croton-Aquäduct, der die Stadt mit gesundem Wasser versorgt. Die Wasserleitung beginnt am Croton-River, 5 Meilen vom Hudson, mit einem 250 Fuß langen, 70 Fuß am Boden weiten, 40 Fuß hohen und oben 7 Fuß weiten Damme, der einen Teich von 5 Meilen Länge bildet, welcher einen Flächenraum von 500 Acres bedeckt mit 500,000,000 Gallons Wasserghalt. Von dem Damm zieht sich der überwölbte Aquäduct bis zum Haarlem-River 33 Meilen weit, führt über diesen vermittelst einer 1450 Fuß langen, auf 15 Pfeilern ruhenden Steinbrücke von 114 Fuß Höhe und setzt seine Richtung zur City fort. Die zur Aufnahme und Vertheilung des Wassers bestimmten Behälter befinden sich am äußersten Ende der Stadt. Das Aufnahmereservoir in der 26. Straße, 38 Meilen vom Crotondamme, hat 1824 Fuß Länge und 835 Fuß Breite und weist 2 Wasserspiegel auf, so daß dieses größte künstliche Wasserbecken der Erde wohl einen Raum von 35 Acres und 150,000,000 Gallons Wasser umfaßt. Das Vertheilungsreservoir, auf Murrays-Hill, bedeckt 4 Acres, ist 45 Fuß über der Straße und hält 20,000,000 Gallons Wasser, das von hier durch eiserne Röhren nach allen Theilen der Stadt geleitet wird. Die Kosten dieses ganzen Riesenbaues sollen sich auf 12—13 Millionen Dollars belaufen haben. Als das schönste Kirchengebäude der Union gilt die neuerdings vollendete Dreifaltigkeitskirche, am Broadway, in gothischem Styl, mit einem 264 Fuß hohen Thurme und 238 Fuß hohen und 137 Fuß langen Schiffe. Im Allgemeinen entbehren die Bauwerke N.s aller Originalität und sind nur Nachahmungen von Baustylen der alten Welt, noch dazu fast durchgehends in verunglückter Weise. Eine hervorstechende Eigenthümlichkeit N.s tritt in der Bauart seiner Privatwohnungen hervor, indem sowohl die in Europa sehr gewöhnlichen großen Wohngebäude, in denen zahlreiche Familien beisammen leben, aber gesonderte Haushaltungen führen, als auch jene Paläste fehlen, wie sie in allen Hauptstädten der alten Welt gefunden werden u. worin Vornehme mit ihrem Gesammthaushalte wohnen. Man findet in N. wohl mächtige Gebäude fassenartigen Ansehens, die aber in je drei Fenster breite Separatwohnungen oder Häuser geschieden sind. Eine Reihe solcher Privathäuser in Bleeckerstreet haben theilweise verschiedbare Zwischenwände, so daß es dadurch möglich wird, eine ganze Front von Gesellschaftszimmern zu großen Zusammenkünften zu erhalten, was in gewöhnlichen Wohnhäusern nicht der Fall seyn kann. Von den 254 Kirchen, welche die Stadt 1853 besaß, gehörten 44 den Episkopalen, 37 den Presbyterianern, 37 den Methodisten, 32 den Baptisten, 22 den Römisch-Katholischen, 19 den Holländisch-Reformirten, 6 den Kongregationalisten, 6 den Lutheranern, 5 den Universalisten, 4 den assocürt Reformirten, 4 den Quäkern, 4 den primitiven Christiern. Die Juden hatten 13 Synagogen. Durch eine päpstliche Bulle vom 9. Juli 1850 wurde N. zu einem Erzbisthum erhoben und die Bischöfe von Boston, Hartford, Albany u. Buffalo demselben als Suffraganbischöfe untergeordnet. An Bildungsanstalten ist N. außerordentlich reich. Die Stadt hat 6 höhere und 207 Volksschulen. Die ersteren sind das 1750 gegründete Columbiacollege mit 1 Präsidenten, 10 Professoren, 140 Studenten und einer Bibliothek von 14,000 Bänden, die 1831 gegründete N.-Universität mit 1 Kanzler, 12 Professoren, 125 Studenten, einer werthvollen Bibliothek und physikalischem Kabinet, die medicinische Fakultät dieser Universität mit 6 Professoren und 420 Studenten, das Kollegium der Aerzte und Chirurgen mit 6 Professoren und 220 Studenten, das allgemeine theologische Seminar der Episkopalkirche, 1819 ge-

Digitized by Google

stiftet, mit 5 Professoren, 75 Studenten und einer Bibliothek von 7260 Bänden, das 1836 organisirte Union-Seminar der Presbyterianer mit nur 5 Professoren, 70 Studenten und einer Bibliothek von 16,000 Bänden. Außerdem sind bemerkenswerth: eine höhere weibliche Erziehungsanstalt (Rutgers Female Institut in Madisonstreet) mit 450 Zöglingen, die Gewerbschule in Cooshystreet, die historische Gesellschaft mit einer werthvollen Bibliothek, einer Sammlung von indianischen Alterthümern, Münzen ꝛc., die ethnologische Gesellschaft, die 1852 gegründete geographische Gesellschaft, das American-Institute zur Aufmunterung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels; die National-Kunstakademie mit einer Statuensammlung und Gemäldeausstellungen, die deutsche Liedertafel, die Clinton-Hall-Association zur Beförderung der Künste und Wissenschaften, der kaufmännische Bibliothekverein ꝛc. Von den Bibliotheken sind außer den genannten die Newyorkbibliothek mit 40,000 Bänden u. die Astorbibliothek mit 80,000 Bänden, zu deren Gründung Jak. Astor 200,000 Doll. vermachte, zu erwähnen. Unter den vielen Wohlthätigkeitsanstalten u. philantropischen Gesellschaften sind erwähnenswerth: das Newyorkhospital in Broadway, das Irrenhaus, das Taubstummeninstitut, das Institut für Augenkranke, das Blindeninstitut mit Arbeitssälen, Korbflechterei, Papp- und Buchbinderei, Badeanstalten, schönen Schlafsälen, Kirchenräumen ꝛc., das Waisenhaus für Farbige; die amerikanische Bibelgesellschaft, die amerikanische Traktatgesellschaft, die einheimische Missionsgesellschaft, das amerikanische Board der Kommissionäre für ausländische Missionen, die amerikanische und fremde Bibelgesellschaft, die baptistisch-einheimische Missionsgesellschaft, die newyorker u. amerikanische Sonntagschulunion, die ausländische evangelische Gesellschaft, die amerikanische und ausländische Gegensklavereigesellschaft, die Versammlung der befreiten Amerikaner, die newyorker Kolonisationsgesellschaft, die amerikanische Erziehungsgesellschaft, die deutsche Gesellschaft für Einwanderer, der deutsche allgemeine Wohlfahrtsverein, die deutsche gegenseitige Unterstützung für Wittwen und Waisen ꝛc. Auch hat N. 5 Schauspielhäuser, ein Opernhaus und einen Cirkus, gegen 6000 Wirthshäuser und Schenken, zahlreiche Lesezimmer u. Konkitorelen, 15 Markthäuser und Marktplätze. Im J. 1850 erschienen in N. 106 Zeitschriften mit jährlich 82,868,478 Nummern. Die Bevölkerung ist sehr rasch emporgewachsen. Im J. 1731 betrug dieselbe 4622, 1852 532,392 Seelen, worunter 80,000 Deutsche. Zählt man Brooklyn (s. d.) und Williamsburg auf Long-Island, die geschäftlich mit N. als eine einzige Stadt zu betrachten sind, hinzu, so beträgt die Bevölkerung über 643,000, mit den übrigen Nachbarorten 680,000, mit Staten- und Long-Island etwa 750,000 Einwohner, worunter 100,000 Deutsche. In demselben Jahre starben 21,553, worunter 6712 nicht in Amerika Geborene. N. hat Fabriken in Baumwolle, Tuchen, Gold-, Silber-, Eisen-, Sattler u. chemischen Waaren, Spitzen, Leder, Lichtern, Seife, Chokolade, Pianoforte's, Hüte; auch besitzt die Stadt mehr als 150 Druckereien, ausgedehnte Maschinenbauwerkstätten und zahlreiche große Schiffswerfte. Die 3387 Fabriken u. Manufakturen hatten 1850 ein Betriebskapital von 34½ Millionen Dollars u. erzeugten für etwa 105½ Millionen Waaren. Die 12 Werfte lieferten 87 Schiffe von 69,741 Tonnen Gehalt, darunter 45 Dampfboote. Sein Emporblühen aber verdankt N. vorzüglich seinem großartigen Handel, welcher durch die ausgezeichnet günstige Lage der Stadt hervorgerufen worden ist. Die Einfuhrartikel umfassen Manufaktur- und Fabrikwaaren aller Art, besonders viel Metallwaaren, Steingut und Glas, alle Kolonialund Farbwaaren, viel chinesischen Thee u. hauptsächlich auch viel Wein und Branntwein von Frankreich und Spanien. Die Ausfuhrartikel sind: feines Weizenmehl, Mais und Getreide, auch Leinsamen, Tabak und Pelzwerk, Baumwolle und Reis von den südlichen Staaten, ferner Seife, Potasche, Schmalz, Talg, Lichter, vorzüglich auch Wallrathlichter und weit über eine Million Gallons Wallfischthran. Der auswärtige Handel belief sich 1852 auf 201,728,880 Dollars (der der ganzen Union auf 421,878,266 Dollars) und zwar die Einfuhr auf 120,267,848, die Ausfuhr auf 81,461,032 Dollars, wovon 38,853,757 auf einheimische Erzeugnisse und 37,273,705 auf Silber und Gold, dagegen 5,333,572 Dollars auf fremde Erzeugnisse kamen. Die Zollein nahme betrug 28,771,452 Dollars. N. ist der Hauptsahen für die europäische Auswanderung; die Zahl der Einwanderer betrug 1852 298,604, worunter 118,126 Deutsche. Die 26 Banken von 1851 hatten ein Kapital von 38 Millionen, einen Metallvorrath von 5 Millionen und einen Notenumlauf von 24 Millionen Dollars. Auch die zahlreichen Versicherungsgesellschaften für See u. Feuergefahr besitzen bedeutende Kapitalien. Vier Dampffähren stellen die Verbindung mit Brooklyn, 3 mit Williamsburg, 2 mit Jersey City und 3 mit Hoboken her. Auch hat N. eine Buchhändlermesse u. einen blühenden Buchhandel. Hier liefert man auch viele Nachdrucke englischer Werke. Dampfboote u. Eisenbahnen verbinden N. mit allen Theilen der Union. Es gehen täglich Dampfboote auf vier verschiedenen Routen nach Boston, ebenso täglich direkt nach Bridgeport, Norwalk, Newrochelle, Flushing, Glen Cove, Oyster-Bay, Port Jefferson ꝛc.; auf dem Hudsonstrom laufen täglich mehre Dampfbootlinien nach Albany und den Zwischenplätzen. Packetboote u. Dampfschiffe führen nach Charleston, Newyorleans, Galveston, Cuba, Chagres, Südamerika. Mit Europa ist die Verbindung hergestellt durch die Liverpoollinie, die bremer Linie über Southampton, die hamburger Linie, die antwerpner Linie, die Havrelinie u. die Londonlinie. Die Stadtverwaltung ist in den Händen eines jährlich vom Volke erwählten Bürgermeisters (Mayor) und eines Rathes (Common court), bestehend aus 2 Kollegien der Aldermen und der Assistents-Aldermen. Die Stadt ist in 18 Wards (Wachen oder Quartiere) eingetheilt. Die Einnahme (ohne das Schul- und Schulwesen) betrug 1852 3,409,178 Dollars (fast ausschließlich aus der Eigenthumssteuer), die Ausgabe 4,151,336 Dollars. Die Schuld belief sich am 1. Jan. 1853 auf 13,885,856 Dollars. Das Polizeidepartement der Stadt umfaßt ein Personal von 903 Beamten

Digitized by Google

und kostete 1852 689,906 Dollars. Die Feuerkompagnie zählt 2000, die Stadtmiliz 45,000 Mann. Vgl. Pelz, N. und seine Umgebungen, Newyork und Leipzig 1851. N. wurde 1613 von den Holländern unter dem Namen Neuamsterdam gegründet, 1664 von den Engländern erobert, von diesen N. genannt und, mit Ausnahme eines holländischen Zwischenbesitzes von 1673—74, bis zum Nov. 1783 behauptet. Vgl. Newyork (Staat).

Nerõe, Stadt auf der Südostküste der dänischen Insel Bornholm, mit Hafen u. Rhede, Schiffahrt u. Handel, Branntweinbrennerei u. 1500 Einw.

Nexum, bei den Römern im weitlichen Sinne jedes feierlich vollzogene Geschäft, im engeren Sinne ein Kontrakt für Darlehn oder für eine in diese Form umgewandelte Geldschuld, wobei der Schuldner (Nexus) versprach, sich im Fall der Nichterfüllung seiner Verbindlichkeit in die Schuldhaft des Gläubigers begeben zu wollen, gerade als wenn er vom Richter zur Zahlung der Schuld kondemnirt worden wäre. Der Schuldner mußte während der Schuldhaft arbeiten, konnte in Fesseln gelegt, ja sogar körperlich gezüchtigt werden, behielt jedoch rechtlich Freiheit und Bürgerrecht, durfte Kriegsdienste thun und erlitt in Beziehung auf patria potestas und Vermögen keine Schmälerung. Gesetzlich scheint kein Termin bestimmt gewesen zu seyn, mit welchem die Haft hätte aufhören müssen. Nur wenn der Verpflichtete seine Verbindlichkeiten erfüllte, ward er natürlich frei.

Nexus feudalis (lat.), Lehnsverbindung.

Ney, 1) Michel, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall und Pair von Frankreich, war der Sohn eines Böttchers und wurde am 10. Jan. 1769 zu Saarlouis geboren. Anfangs Schreiber bei einem Notar, dann bei einem Generalprokurator, ward N. später Aufseher in dem Eisenhammer zu Saleck, trat aber im Februar 1787 in das Husarenregiment Colonel-général und erwarb sich die Achtung seiner Vorgesetzten. Nach dem Ausbruche der Revolution stieg er zum Lieutenant empor, wohnte dem Feldzuge von 1792 als Adjutant der Generale Lamarche und Colland bei und kehrte als Kapitän zu seinem Regimente zurück. Kleber versetzte ihn zur Avantgarde und erhob ihn zum Eskadronchef und Generaladjutanten. Im J. 1796 trat N. in die Maas- und Sambrearmee unter Jourdan und erwarb sich, indem er den Uebergang über die Regnitz erzwang, den Grad eines Brigadegenerals. Im folgenden Feldzuge hatte er Theil an dem Siege bei Neuwied, doch gerieth er nach tapferer Gegenwehr bei Diernsdorf in kurze Gefangenschaft. Im Frühjahr von 1799 setzte er mit dem Beobachtungscorps Bernadotte's über den Rhein, nahm durch einen kühnen Handstreich Mannheim und wurde dafür zum Divisionsgeneral erhoben. Da die Siege des Erzherzogs Karl bei Ostrach und Stockach eine Verstärkung Massena's in der Schweiz nöthig machten, so ward N. dorthin beordert, erhielt aber bei Winterthur eine schwere Verwundung. Nach seiner Herstellung kehrte er zur Rheinarmee zurück, übernahm interimistisch den Oberbefehl und verhinderte durch eine geschickte und kühne Diversion den Erzherzog Karl, den Sieg Massena's bei Zürich über die Russen zu vereiteln. Im Feldzuge von 1800 zeichnete er sich unter Moreau besonders bei Hohenlinden aus; der Sieg ward zum großen Theil durch die Standhaftigkeit errungen, mit welcher N.'s Division ihre Stellung vertheidigte. Nach dem Frieden zu Luneville bewirkte Bonaparte, der den Republikaner zu gewinnen suchte, seine Vermählung mit einer geborenen Auguié, einer Jugendfreundin der Hortense Beauharnais, und ernannte ihn zum Generalinspecteur der Kavallerie. Im J. 1802 ging N. als Gesandter nach der Schweiz, wo er mit großer Klugheit den Frieden und die Mediationsakte vom 19. Febr. 1809 zu Stande brachte. Nach seiner Zurückberufung im Oktober 1803 übernahm er den Befehl über das 6. Armeecorps im Lager zu Boulogne. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserthrons den Marschallstab und den Großadler der Ehrenlegion erhalten, eröffnete er an der Spitze seines Corps den Feldzug von 1805, schlug den Erzherzog Ferdinand am 10. Okt. bei Gämburg und führte durch einen furchtbaren Sturm auf die Schanzen von Elchingen die Kapitulation von Ulm herbei. Napoleon ernannte ihn dafür zum Herzog von Elchingen. Während die große Armee gegen Wien vorrückte, drang N. in Tyrol ein, besetzte Innsbruck und Hall, zerstreute die Streitkräfte des Erzherzogs Johann und stand schon im Begriff, in Kärnthen einzudringen, als der Friede zu Preßburg seinem weiteren Siegeslauf ein Ziel setzte. Im Feldzuge von 1806 verfolgte N. nach der Schlacht bei Jena mit seiner Kavallerie den fliehenden Feind, zwang Erfurt und Magdeburg zur Uebergabe und wendete sich hierauf nach Ostpreußen und Polen gegen die Russen. Im J. 1807 entschied er, durch seine Dazwischenkunft den Sieg bei Eylau, hielt dann Monate lang die russische Armee mit kaum 15,000 Mann am Pregel in Schach, unterstützte die Erfolge bei Deppen, Guttstadt und Heilsberg und bedeckte sich in der Schlacht bei Friedland an der Spitze des linken Flügels mit Ruhm. Wiewohl N. die Politik Napoleons auf der pyrenäischen Halbinsel mißbilligte, wußte er doch im Oktober 1808 mit dem Kaiser nach Spanien abgehen. Auch hier behauptete er durch eine Reihe der kühnsten und glänzendsten Waffenthaten seinen Ruhm; allein seine übertriebene Strenge der Bevölkerung Spaniens gegenüber war dem Zustandekommen des Friedens sehr hinderlich. Im Juli 1809 zerfiel er mit dem Oberfeldherrn Massena über den Feldzugsplan und bewies dabei so große Widersetzlichkeit, daß ihn dieser von der Armee entfernte. Durch den Tadel, wie durch den immer mehr sich heftenden Despotismus Napoleons erbittert, lebte er nun längere Zeit in Zurückgezogenheit, bis er im russischen Feldzuge den Befehl über das dritte Armeecorps erhielt, mit dem er in der Schlacht bei Smolensk, besonders aber an der Moskwa Wunder der Tapferkeit verrichtete. Der Kaiser selbst nannte ihn hier „den Tapfersten der Tapfern" und ertheilte ihm noch am Abende der Schlacht den Titel eines Fürsten von der Moskwa. Auf dem Rückzuge befehligte N. erst die Spitze, seit dem 2. November aber die Nachhut des Heeres. Mit eiserner

Strenge hielt er die Mannszucht aufrecht, warf sich täglich dem heranbringenden Feinde entgegen und brachte es durch die gewaltigsten Anstrengungen dahin, daß beim Uebergange über die Berezina wenigstens die Trümmer des Heeres gerettet wurden. Nachdem er für den Feldzug von 1813 sein Armeecorps fast nur aus Rekruten ergänzt hatte, eröffnete er mit Ungestüm die Schlacht bei Bützen, befehligte bei Bautzen das Centrum und drang hierauf nach Schlesien vor. Von Blücher schon vor Ablauf des Waffenstillstandes von Poischwitz angegriffen, sah er sich genöthigt, aus der Stellung bei Liegnitz zurückzuweichen, bis ihm der Kaiser mit 25,000 Mann zu Hülfe eilte. Indeß mußte er seine Streitkräfte Macdonald übergeben und den Befehl über den rechten Flügel des Heeres übernehmen, an dessen Spitze er bei Dresden siegte. Nach der Niederlage Oudinots bei Großbeeren erhielt N. den Oberbefehl über die zum Vordringen auf Berlin bestimmten Streitkräfte, wurde aber trotz seiner hartnäckigen Gegenwehr von Bülow bei Dennewitz ebenfalls geschlagen. Eben so vergebens waren seine Anstrengungen bei Leipzig, wo er noch am 19. Oktober die östlichen Vorstädte vertheidigte. Auch im Feldzuge von 1814 übernahm er den Befehl über ein Corps und kämpfte mit der hingebendsten Tapferkeit bei Montmirail, Craonne, Chalons-sur-Marne u. Nach der Einnahme von Paris drängte er jedoch, des ungeheuren Blutvergießens müde und die Schrecken des Bürgerkriegs fürchtend, den Kaiser zur Abdankung und eröffnete, obwohl vergebens, mit den Verbündeten Unterhandlungen. Ludwig XVIII., dem er sich mit Offenheit zuwendete, überschüttete ihn während der ersten Restauration mit Gunstbezeigungen, ernannte ihn zum Mitgliede des Kriegsconseils, zum Pair und verlieh ihm den Befehl über die 6. Militärdivision. Indeß wurde er von den übermüthigen Royalisten bald mannichfach gekränkt, so daß er sich seit dem Januar 1815 auf sein Landgut Coudreux bei Chateaudun zurückzog. Als er die Rückkehr Napoleons erfuhr, eilte er nach Paris, versicherte dem König aufrichtig seine Anhänglichkeit und zog mit 4000 Mann dem Kaiser entgegen. In der Nacht vom 11. zum 12. März verleate er sein Hauptquartier von Besançon nach Lons-le-Saulnier, erfuhr aber hier, daß die Garnison von Grenoble übergegangen und Napoleon unter dem Jubel der Bevölkerung zu Lyon eingezogen sey. Bald verlangten auch seine Truppen, sich dem Kaiser anzuschließen; auch erschien der General Bertrand, um ihm die Vereblichkeit seines Widerstandes und die große Verantwortlichkeit im Falle eines Bürgerkriegs vorzustellen. Nach einem harten Kampfe mit seiner Pflicht und den Erinnerungen seines Lebens ließ sich N. hinreißen, in einer Proklamation die Sache des Kaisers als die rechtmäßige anzuerkennen, marschirte in der Nacht vom 14. März nach Dôle, gelangte am 17. nach Dijon und traf den Kaiser zu Auxerre, der ihn mit offenen Armen empfing. Nach dem Einzuge in Paris mußte er die Truppen an der Grenze von Dijon bis nach Landau inspiciren. Verstimmt und mit düsteren Ahnungen zog er sich darauf auf sein Landgut zurück. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 übernahm er den Befehl über den 38,000 Mann starken linken Flügel. Während Napoleon selbst die Preußen bei Ligny schlug, sollte er an der Spitze seiner Streitmacht das Plateau von Quatrebras gegen das britische Heer behaupten und hiermit die Trennung der feindlichen Armeen bewerkstelligen. Die Zögerung, womit N. diesen Auftrag vollzog und die wahrscheinlich ihren Grund in Mißverständnissen hatte, brachte der Sache Napoleons großen Schaden. In der Schlacht bei Waterloo befehligte N. das Centrum und kämpfte mit verzweifelter Tapferkeit. Fünf Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und von der ungeheuren Anstrengung erschöpft zusammensinkend, ward er vom Schlachtfelde weggerissen. Nachdem er zu Paris eingetroffen, erhob er sich in der Pairskammer mit Heftigkeit gegen die Verschärfung des Kriegsministers, daß die Armee noch aus 60,000 Mann bestehe, und rieth im Interesse Frankreichs zu Unterhandlungen. Viele betrachteten ihn deßhalb als Verräther, und die provisorische Regierung weigerte sich, ihm unter den Mauern der Stadt ein Kommando zu übergeben. Nach der Kapitulation von Paris entschloß sich N., auf dringendes Bitten seiner Familie, nach der Schweiz zu entweichen. Mit einem Paße und geringem Gepäck versehen, traf er am 3. Juli in Lyon ein, fand aber die Grenzen von den Oesterreichern verschlossen. Er begab sich deshalb nach St. Albau, wo er seine Proscription erfuhr, und verbarg sich auf dem Schlosse einer Verwandten in der Nähe von Aurillac. Hier erregte ein kostbarer ägyptischer Säbel, den er einst von Napoleon erhalten, den Verdacht eines Beamten und zog seine Verhaftung nach sich. Noch hätte er entfliehen können; allein er wollte sich rechtfertigen und ließ sich willig nach Paris abführen, wo er am 19. August eintraf. Man stellte ihn schon am 8. November vor ein Kriegsgericht, das sich aber für inkompetent erklärte. Der Minister Richelieu, dem seine Verurtheilung besonders am Herzen lag, brachte hierauf den Proceß vor die Pairskammer. Vergebens bemühten sich N.'s Vertheidiger, Berryer und Dupin, auf die Amnestie, welche der 12. und 15. Artikel der Kapitulation allen Kompromittirten zusage; der Herzog von Wellington versicherte, er habe in den betreffenden Artikeln nur den in der Hauptstadt befindlichen Fremden Amnestie ertheilt. Man rieth darum N., den Umstand geltend zu machen, daß sein Geburtsort nicht mehr zu dem Territorium von Frankreich gehöre. Allein er erklärte, als Franzose sterben zu wollen, und gebot, über das willkürliche Verfahren entrüstet, seinen Vertheidigern Stillschweigen. Mit großer Stimmenmehrheit ward er des Hochverraths für schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Mit großer Fassung bereitete er sich zum Tode vor, während seine Gemahlin bei Hofe wie bei den Verbündeten vergebens seine Begnadigung auszuwirken suchte. Am Morgen des 7. Dec. 1815 wurde das Urtheil an ihm im Garten des Luxemburg vollzogen. Er starb muthig wie er gelebt. Die Familie erhielt die Erlaubniß, ihn auf dem Père-Lachaise zu bestatten. N. hin-

Digitized by Google

terließ drei Söhne, die später seine „Mémoires“ (2 Bde., Paris 1833) veröffentlichten. Der älteste Sohn,

2) Joseph Napoleon, Fürst von der Moskwa, am 8. Mai 1803 geboren, heirathete die Tochter Lafitte's, aus welcher höchst unglücklichen Ehe die Gemahlin des Herrn von Persigny entsprossen ist. Nach der Julirevolution ward er Adjutant des Herzogs von Orleans und am 19. Nov. 1831 erhielt er die Pairswürde. Indeß machte er erst im März 1841 von seinem Rechte, in der Pairskammer zu erscheinen, Gebrauch, in der er sich damals für die Befestigung von Paris aussprach, zugleich aber auch die Herstellung der Ehre seines Vaters verlangte. Er lebte sehr verschwenderisch und war ruinirt, als die Revolution von 1848 ausbrach. Er besuchte die demokratischen Klubs, wirkte aber schon damals für den Bonapartismus. Im J. 1849 wurde er in mehren Departements in die Nationalversammlung gewählt. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 war er als Mitglied der konsultativen Verfassungskommission thätig und erhielt eine Senatorstelle. Napoleon III. ernannte ihn darauf zum Brigadegeneral. Als ein großer Freund der altklassischen Musik gab er mit großem Kostenaufwande eine Sammlung alter Musikstücke heraus. Er † am 25. Juli 1857 zu St. Germain bei Paris nach längerem Siechthum. Sein jüngerer Bruder, Michel Louis Felix, Herzog von Elchingen, 1805 geboren, † während des Krimfeldzugs zu Konstantinopel an der Cholera. Der dritte Bruder, Graf Napoleon Edgar N., ist Oberst, Adjutant und erster Jägermeister Napoleons III.

Ngamisee, mittelafrikanischer See, unter 20° 20′ südl. Br. und 23° 30′ östl. L., von einer englischen Reisegesellschaft, unter deren Mitgliedern der bekannte Missionär Livingstone war, 1850 entdeckt, ist wahrscheinlich nur ein Reservoir für das überfließende Wasser eines weit größeren Sees oder Sumpfes, der 150 bis 200 (englische) Meilen weiter gegen Norden liegen soll und durch den Fluß Troge, der an dem Nordwestende in den N. fällt, mit diesem verbunden ist.

N'Gola, s. v. a. Angola.

Ni, s. Solmisation.

Ni, chemisches Zeichen für Nickel und für Nikotin.

Niagara, der Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und Ontariosee, welcher die Grenze zwischen dem britischen Canada und dem nordamerikanischen Staat Newyork bildet, durchläuft mit seinen Krümmungen eine Strecke von 7 Meilen. Bei dem Fort Erie, wo er zuerst den Charakter eines Flusses annimmt, ist er ½ Stunde breit, verringert aber bald bei Black-Rock sein Bett bis auf ¼ Stunde und eilt in raschem Laufe dahin; dann aber erweitert er sich wieder zu seiner ursprünglichen Breite und fließt ziemlich langsam von Süden nach Norden. Etwa 1¾ Meilen unterhalb Fort Erie theilt sich der Fluß in zwei Arme, welche die zu Newyork gehörige Insel Grand-Island umfließen und nach einem Laufe von kaum 2 Meilen sich wieder vereinigen; vor dem Ausflusse des westlichen Armes liegt das britische Inselchen Navy. Etwa eine Meile weiter unterhalb, bei einer scharfen Biegung von Westen nach Norden, Détour genannt, bei dem zu Newyork gehörenden Dörfchen Manchester, bildet der Strom den weltberühmten Katarakt oder Niagarafall, eines der größten Naturmerkwürdigkeiten der Erde. Durch die Ziegeninsel (Goat-Island) oder Irisinsel, die etwa ein Viertel der gesammten Strombreite, 925 Fuß, und eine Fläche von 75 Acres einnimmt, wird der Niagarafall in zwei ungleiche Arme geschieden. Der östliche, der amerikanische oder Fort-Schlosher-Fall, ist 1069 Fuß breit und in der Mitte 153 Fuß hoch, der westliche, der große oder Hufeisenfall (Hufeisenfall), 1847 Fuß breit und 144 Fuß hoch. Der erstere liegt ganz innerhalb des Unionsgebiets, der letztere nur zur Hälfte, da die Grenze durch die Mitte desselben gezogen gedacht wird. Die Großartigkeit des Niagarafalls besteht nicht sowohl in der Höhe seines Sturzes, als vielmehr in der ungeheuern Masse des sich herabstürzenden Wassers, die auf 100 Millionen Tonnen oder 42 Millionen Kubikfuß die Stunde angeschlagen wird. Aus der Tiefe der von 230—280 Fuß hohen Felsenwänden eingefaßten Kluft, in welche das Wasser stürzt, steigen weiße Schaum- und Wolkenmassen empor, die Meilen weit gesehen werden, und das Tosen der Fälle ist zuweilen 8 Meilen weit hörbar. Da der Fall einen konveren Bogen bildet, so gibt es am Ufer keinen Punkt, der eine Gesammtansicht gewährte. Die beste hat man vom Tafelfelsen (Table Rock), einem 140 Fuß hohen Felsenvorsprung auf der canadischen Seite. An dem Fuße der Katarakte kann man, obsch on nicht ohne Gefahr und Beschwerde, etwa 30 Yards hinter die riesenhafte Wasserschicht der in gerader Linie herabstürzenden Fluthen vordringen, wo sich eine etwa 150 Fuß hohe, 50 Fuß breite und 300 Fuß lange Höhle gebildet hat. Von der amerikanischen Seite hinüber zur Ziegeninsel, die mit Parkanlagen geziert ist, führt eine hölzerne Brücke. Am 4. Juli 1848 ward jedoch eine Hängebrücke unterhalb der Fälle eröffnet. Dieselbe liegt 235 Fuß über dem Wasserspiegel, hat eine Spannung von 750 Fuß und ist 38 Fuß breit. Ueber dieses kühne Werk führt jetzt sogar eine Eisenbahn. Das 84 Fuß dicke, fast ganz horizontale Kalksteinlager, über welches die ungeheure Wassermasse herabstürzt, ruht auf einem noch mächtigeren Schieferlager, das durch den feinen Staubregen, den der Wind und das Aufschäumen der Wassermasse in die Höhe treibt, ohne Unterlaß zersetzt wird, so daß der feiner Unterlage beraubte Kalkstein in großen Massen nachstürzt, wie dies namentlich den 28. Dec. 1828 und im Sept. 1853 geschah. Durch diese fortdauernde Zerstörung der Felsen seines Bettes geht der Niagarafall immer weiter nach dem Eriesee zurück, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Fall einst weiter unten bei Queenstown war. Bis zu den Fällen herrscht der Lauf des N. 4½ Meilen und das Gefälle 62 Fuß, wovon jedoch 51 Fuß auf die letzte Achtelmeile unmittelbar vor den Fällen kommen. Bis zu diesen Stromschnellen ist der Strom abwärts schiffbar. Etwas unterhalb des Falles gewinnt der N. wieder seine frühere sanfte Schönheit, so daß

eine völlig sichere Fähre hat errichtet werden können, bis bei Queenstown, etwa 1½ Meilen unterhalb der Fälle, die Gegend sich plötzlich zu steilen, hohen Bergrücken erhebt, die in früheren Jahrhunderten das Flußbett gebildet haben sollen. Etwa 1 Meile oberhalb Queenstown ist der sogenannte Whirlpool, ein Strudel, den der hier zwischen engen Felsenwänden fließende N. macht. Die Oeffnung dieses Strudels ist mehr als 1000 Fuß weit, und die Länge beträgt 2000 Fuß. Seine Oberfläche ist in einem Zustande fortwährender Aufregung, und er zerstört Alles, was in seinen Bereich kommt. 2 Meilen unterhalb Queenstown, wo der N. 9000 Fuß breit ist, bei der canadischen Hafenstadt N., früher Newark genannt, bei dem zu dem Staate Newyork gehörenden und gleichfalls den Namen N. führenden Ort Niagara-Falls, mit dem Fort Schlosser und dem Fort N., mündet der N. in den Ontariosee. Da die Niagarafälle alle die direkte Wasserverbindung zwischen den nächsten Seen völlig unterbrechen, so hat man auf der canadischen Seite den wichtigen Welland-kanal angelegt, der von Port Colbourne am Eriesee gegen Norden nach Port Dalhousie am Ontariosee führt.

Nibby, Antonio, römischer Archäolog, den 4. Okt. 1792 geboren, widmete sich früh den antiquarischen Studien und schloß sich denjenigen Männern an, welche, den Fußstapfen Winckelmanns folgend, ein gründliches Studium der alten Denkmäler sich zur Aufgabe machten. Da er bald einsah, daß hierbei seinen Landsleuten hauptsächlich der Mangel an Kenntniß des Griechischen hinderlich gewesen, gründete er in seinem 17. Jahre für das Studium dieser Sprache, nach italienischer Sitte, eine Akademie, die „Hellenica", aus welcher später die „Tiberina" hervorging. Im J. 1812 wurde er als sogenannter Schreiber für die griechische Sprache bei der vatikanischen Bibliothek angenommen. Durch eine Uebersetzung des Pausanias mit antiquarischen und kritischen Anmerkungen machte er seinen Namen in Italien bekannt. Nachher ward er bei der Congregazione economica und 1820 als Professor der Archäologie an der römischen Universität angestellt. Die erste Arbeit, mit welcher er auf dem eigentlich archäologischen Gebiete hervortrat, war die von ihm besorgte 4. Ausgabe der „Roma antica" von Nardini (4 Bde., 1820). Den Untersuchungen über das Forum, die Via sacra und das Amphitheater des Flavius folgte die „Viaggio antiquario de' contorni di Roma", die er später neu bearbeitet unter dem Titel „Analysi storico-topografico-antiquaria della carta de' contorni di Roma" (3 Bde., 1837 bis 1838) erscheinen ließ und an die sich seine Beschreibung der Stadt selbst (2 Bde. 1838—40) anschloß, die aus seinen hinterlassenen Handschriften fortgesetzt wurde. Von seinen übrigen hierher gehörigen Schriften erwähnen wir den Text zu „Le mura di Roma disegnate da W. Gell" und die Abhandlungen über die Form und Einrichtung der ältesten christlichen Kirchen, über den Circus des Caracalla und den Tempel der pränestinischen Fortuna (1821), über den Gabinesischen Porto und die antike Straße dahin, über das Grab der Horatier und Curiatier" und über die Orti Serviliani. Auch begann er ein „Lehrbuch der Archäologie" (Bd. 1, 1828) und ein „Lehrbuch über die römischen Alterthümer" (Bd. 1, 1830). Eben so sorgfältig der Denkmäler, der Skulptur in den Kreis seiner Untersuchungen, zuerst in der Abhandlung über den sterbenden Fechter (1820); dann lieferte er in Gemeinschaft mit Lorenzo Re Erläuterungen zu den Monumenten des Kapitolinischen Museums, ferner die Beschreibung ausgewählter Monumente der Villa Borghese und die Fortsetzung des „Museo Chiaramonti". Seine Werke tragen durchweg das Gepräge des Ernstes an sich, dem es um die Sache selbst zu thun ist. Von seinen Mitstrebenden unter seinen Landsleuten unterschied ihn sein Streben, die Forschungen über einzelne Denkmäler und Ueberreste zu sammeln und ein geordnetes Ganze zu geben. Er † am 29. Dezember 1839.

Nibelungenlied, eigentlich der Nibelunge Nôt, die vorzüglichste Schöpfung der mittelhochdeutschen volksmäßig-höfischen Kunstepik, welche in ihrer grandiosen Anlage einzig neben dem griechischen Epos dasteht. Das Gedicht erzählt, wie Siegfried, der Sohn König Siegmunds von Niederlanden, von Xanten nach Worms zieht, wo der Burgundenkönig Gunther mit seinen Brüdern Gernot und Giselher und seiner schönen Schwester Chriemhild wohnt. Siegfried wird herrlich empfangen und weilt ein ganzes Jahr am Hofe des Burgundenkönigs, in dessen Fehden er gleich sam als dienender Mann kämpft, durch Tapferkeit unter Allen hervorragend. Bei einem großen Ritterspiel sieht er Chriemhild, die schon längst ihn heimlich geliebt hat, und entbrennt ebenfalls in Liebe zu ihr, rüstet aber nach dem Feste, wie die anderen Gäste, zur Heimfahrt, weil er nicht den Muth zur Werbung hat; doch läßt er sich durch Zureden des jungen Giselher bestimmen, noch länger zu weilen. Nachdem er dem Gunther die starke Jungfrau Brunhild, die Herrin von Island, mit Hülfe ihrer Kraft und Unsichtbarkeit verleihenden Tarnkappe erworben, erhält er Chriemhild zum Weibe, erweckt aber dadurch die Eifersucht Brunhilds, die den Helden von Xanten früher geliebt hat. Brunhild ringt am Abend des Hochzeitstages noch einmal mit Gunther, ihrem Gemahl, besiegt ihn, fesselt ihn mit ihrem Gürtel an Händen und Füßen und hängt ihn an einen an der Wand befestigten Nagel. Am andern Tage theilt er sein Geschick Siegfried mit, der, durch seine Tarnkappe unsichtbar, wiederum Brunhild besiegt und ihr unbemerkt ihren Gürtel und einen Ring nimmt, die er seiner Gemahlin Chriemhild schenkt. Siegfried zieht nun in die Heimath, erhält von seinem Vater Krone und Reich und verlebt mit Chriemhild zehn Jahre in glücklicher Ruhe. Auf Brunhilds Veranlassung wird Siegfried endlich zu einem Feste an seines Schwagers Hof eingeladen und zieht mit seinem Weibe und einem großen Gefolge von tausend Edlen nach Worms. In einem Streite der beiden Frauen über den Rang und die Würdigkeit ihrer Gatten verräth Chriemhild unvorsichtig, wie Brunhild durch Siegfried für Gunther bezwungen worden sey, und zeigt ihr

Digitized by Google

zum Beweise den Ring und den Gürtel. Diese sinnt nun auf Rache und klagt ihr Leid dem grimmen Hagen von Troneje, der es über sich nimmt, Siegfried zu ermorden. In einem Rathe, der gehalten wird, stimmen Alle bis auf Giselher für Siegfrieds Tod; ein falsches Kriegsgerücht soll verbreitet, das Heer aufgeboten und auf dem Kriegszug Siegfried erschlagen werden. Ergiltig weiß Hagen Chriemhild zu bewegen, die einzig verwundbare Stelle an Siegfrieds Leibe dadurch anzudeuten, daß sie ein Zeichen auf das Gewand nähe. Als Hagen das Zeichen auf Siegfrieds Gewand sieht, dünkt ihm der Kriegszug unnöthig, und das Gefolge wird zu einer großen Jagd entboten, während welcher Hagen den arglos an einem Quell trinkenden Siegfried mit seinem Jagdspeer tödtet. Der Leichnam wird zu Worms vor die Thüre des Hauses gelegt, in welchem Chriemhild wohnt. Bei der Bestattung verrathen die fließenden Wunden den Mörder, die treuen Mannen des Erschlagenen rufen nach Rache. Aber Chriemhild wehrt ab u. lebt noch 13 Jahre zu Worms in tiefer Trauer. Um die Schwester zu versöhnen, lassen die Brüder den Nibelungenhort, den unermeßlichen Schatz an Gold und Edelstein, welchen Siegfried einst den fernen nordischen Nibelungen abgenommen und an Chriemhild zur Morgengabe gegeben, aus dem Nibelungenlande herbeiführen. Aber Hagen, fürchtend, Chriemhild möge durch den Schatz zu viel Anhang gewinnen, versenkt ihn auf Gernots Rath heimlich in den Rhein, wo er zwischen Worms und Lorsch bis auf den heutigen Tag begraben liegt. Seitdem auf diese Weise der Hort der Nibelungen in die Hände der Burgunden gekommen war, führen sie selbst den Namen Nibelungen. Die Wegnahme und Versenkung des Schatzes reizt die Rache der Chriemhild von Neuem, und als Markgraf Rüdiger von Bechlarn nach Worms kommt, für König Etzel (Attila) von Hunnenland (Ungarn) um Chriemhilds Hand zu werden, gedenkt sie der Rache und nimmt die Werbung an. Nach abermals 13 Jahren läßt Etzel auf ihre Bitten die Burgundenkönige mit ihrem Gefolge zu der nächsten Sonnenwende nach Ungarn einladen. Hagen widersetzt sich zwar der Einladung, bringt aber mit seiner Meinung nicht durch u. zieht nun selbst mit, um nicht für feig zu gelten. Angekommen im Hunnenlande, wird das Heer des niederen Adels mit den Knechten in einer Herberge untergebracht, während der übrige hohe Adel mit den Königen nach Etzels Palast zieht. Im Königssaale begrüßt Chriemhild nur ihren jüngsten Bruder Gisleher mit Kuß und Handschlag. Am folgenden Tage werden, während die Könige beim Mahle sitzen, die Dienstmannen der Burgunden in der Herberge nach und nach erschlagen, bis auf Dankwart, der nach dem Königssaal stürzt und Hagen zur Hülfe und Rache auffordert. Es beginnt nun ein furchtbares Blutbad, in dem Gunther, Gernot und Gisleher und alle die andern burgundischen Mannen, darunter der edle Fiedler, Volker von Alzei, und auch von Etzels Seite der treue Rüdiger von Bechlarn und die Helden Dietrichs von Bern, der bei Etzel weilt, nebst vielen tapfern Männern fallen. Hagen von Troneje, von Dietrich verwundet und zu Chriemhild geführt, verweigert trotzig, sein Leben durch Zurückgabe des Nibelungenhortes zu erkaufen, worauf Chriemhild ihm mit Siegfrieds Schwerte das Haupt abschlägt. Darüber ergrimmt, springt Dietrichs treuer Dienstmann, der alte Hildebrand, hinzu und tödtet auch sie.

Das Gedicht ward im Anfang des 13. Jahrh. in dieser Gestalt aufgeschrieben und ist noch in mehr als 20 theils ganz, theils in Bruchstücken erhaltenen Handschriften vorhanden. Seit dem 16. Jahrh. gerieth es aber in Vergessenheit, der es erst Bodmer entriß, indem er das letzte Drittel desselben aus der ersten hohenemser (gegenwärtig dem Freiherrn Joseph von Laßberg auf Mörsburg am Bodensee gehörenden) Handschrift (C) nebst der „Klage" u. Bruchstücke aus dem vordern Theil herausgab unter dem Titel: „Chriemhilden Rache" (Zürich 1751). Den ersten vollständigen Abdruck lieferte dann Chr. H. Müller in seiner „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12.—14. Jahrh." (Berl. 1782), und zwar die beiden ersten Drittel nach der zweiten hohenemser (jetzt zu München befindlichen) Handschrift (A), welche die älteste Textform darbietet. Indeß wurde die höhere Bedeutung des Gedichts noch nicht erkannt, und nur der Geschichtsforscher Johannes Müller urtheilte anerkennender, und J. H. Voß las das N. bereits in der Schule zu Eutin. Aber erst dan der Hagen erwarb sich das Verdienst, das N. durch seine mit einem Glossar versehene Erneuerung (Berl. 1827) auch wissenschaftlich eingeführt zu haben. Tiefer drangen W. Grimm und Lachmann in das wirkliche Verständniß des Gedichts ein. Letzterer bewies in seiner Schrift „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Nôt" (Berl. 1816), daß in den verschiedenen erhaltenen Handschriften eine dreifache Gestalt des Liedes vorliege, eine verhältnißmäßig älteste, um 1210 entstandene und in der zweiten hohenemser (münchner) Handschrift (A) bewahrte Fassung, eine erste erweiternde Bearbeitung derselben in der sanktgaller Handschrift (B) und eine zweite vor 1225 verfaßte, wiederum erweiternde Bearbeitung in der ersten hohenemser (lahberger) Handschrift (C). Er zeigte ferner, daß auch jene älteste Recension der Handschrift A aus verschiedenen Stücken von ungleichem Alter bestehe, von denen er 20 als ächte, zum Theil noch dem 12. Jahrh. angehörende epische Lieder bezeichnete, die dann durch Fortsetzungen erweitert und endlich von einem Sammler durch Hinzufügung der erforderlichen Verbindungsglieder zu einem Ganzen vereinigt worden seyen. Auf Grund dieser Entdeckung gab Lachmann die erste kritische Ausgabe (Berl. 1826) nach der Handschrift A, erörterte darauf in seinen Anmerkungen „Zu den Nibelungen und zur Klage" (Berl. 1836) für jede einzelne Strophe die Gründe der Aechtheit oder Unächtheit und machte die verschiedenen Bestandtheile des Gedichts in den folgenden Ausgaben (3. Aufl., vollendet von Haupt, Berl. 1852) auch durch den Druck kenntlich, sowie er auch „Die zwanzig alten Lieder von den Nibelungen" in einer nicht in den Buchhandel gekommenen Prachtausgabe (Berl. 1840) erscheinen ließ. Inzwischen hatte auch der Freiherr von Laßberg

von seiner Handschrift (C) einen treuen Abdruck besorgt (im 4. Bde. seines „Liedersaal", Eppishausen 1821), den Schönhut (Tüb. 1834 u. 1840) und Leyser (mit Holzschnitten nach Bendemann u. Hübner, Leipz. 1840) wiederholten; ohne wissenschaftlichen Werth sind die principlosen Ausgaben van der Hagens und die Recension Vollmers (Leipz. 1843). Ueber die Autorschaft der 20 Bienendarunter in neuerer Zeit ein ziemlich heftiger Streit zwischen Lachmanns Schülern, namentlich Müllenhoff und A. Holtzmann, der in seinen „Untersuchungen über das N." (Stuttg. 1854) der lachmannschen Ansicht, daß das N. aus alten Volksliedern lose zusammengefügt sey, entgegentrat. Wie die Form, so ward auch der Inhalt des Gedichts einer kritischen Prüfung unterworfen. W. Grimm gab eine überschriftliche Darstellung des gesammten Sagenstoffs in seiner „Deutschen Heldensage" (Gött. 1829), und Lachmann sonderte und verfolgte die einzelnen Bestandtheile des N.s in seiner „Kritik der Sage von den Nibelungen" (im „Rheinischen Museum" 1830). Fördernd wirkten der dänische Alterthumsforscher P. E. Müller durch seine „Sagabibliothek" (Kopenh. 1817—20, 3 Bde., Bd. 2 deutsch von Lange unter dem Titel: „Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nordischen und deutschen Heldensage", Frankf. 1832), Wackernagel, Müllenhoff u. A., während die Schriften von van der Hagen („Die Nibelungen, ihre Bedeutung ꝛc.", Bresl. 1819), Göttling („Ueber das Geschichtliche im N.e, Nürnb. dasselbst 1814, und „Nibelungen und Gibelinen", dal. 1817), Mone („Einleitung in das N."., Heidelberg 1818), Rückert („Oberon von Mons und die Pipine von Nivella", Lpz. 1836), von Spaun („Heinrich von Ofterdingen und das N.", Linz 1840) und W. Müller („Versuch einer etymologischen Erklärung der Nibelungensage", Berlin 1841) mehr scharfsinnige u. geistreiche, als wahrscheinliche Hypothesen aufstellen.

Als Hauptergebniß aller dieser Forschungen pflegt man Folgendes anzunehmen. Fünf Hauptgruppen sehr verschiedenen Alters und Ursprungs, die an Siegfried mit Brunhild, Gunther mit seinen Geschwistern, Hagen von Tronje, Dietrich von Bern und Etzel sich lehnten, waren innerhalb der deutschen Heldensage im Laufe mehrer Jahrhunderte einander so nahe gerückt, daß sie zu einem Ganzen sich vereinigen konnten. Auch waren einzelne Stücke aus diesem Kreise schon seit Jahrhunderten in epische Volkslieder gekleidet, welche stets die Kenntniß des ganzen Sagenstoffs voraussetzten und durch ihre Fassung diesen Zusammenhang feststellten. Die Form dieser Lieder erfuhr aber im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts in sofern eine durchgreifende Aenderung, als sie sich sämmtlich in eine vierzeilige Strophe fügten, deren Verse eine Mittelstellung einnahmen zwischen einer heimischen, besonders in Oesterreich nachweitlichen Versform u. dem aus Frankreich herübergekommenen Alexandriner. Die 4 Langzeilen dieser Nibelungenstrophe sind durch strenge Cäsur in zwei Hälften geschieden. Die erste Hälfte enthält 4 Hebungen bei klingendem u. 3 Hebungen bei stumpfem Ausgang; nur am Schlusse der Strophe ward des volleren Ausklanges wegen der Zusatz einer 4. Hebung bald zur Regel. Die beiden ersten Zeilen sind die Stollen (der Aufgesang), die beiden letzten bilden den Abgesang. In den Umarbeitungen enthält die letzte Halbzeile auch wohl nur 3 Hebungen, und man sucht einen Schmuck darin, daß man in den Cäsuren reimt. Während diese Umgestaltung Statt fand, bemächtigten sich die fahrenden Sänger dieses Stoffs in seiner neuen Form und bildeten ihn weiter aus zur Rhapsodie, indem sie mehre solche epische Lieder zu einem Ganzen verschmolzen. Ehe noch diese Mittelstufe völlig zurückgelegt war, gestaltete um 1210 in Oesterreich, wo die Volksdichtung besonders blühte, ein begabter Sänger, vielleicht Heinrich von Ofterdingen, aus einzelnen Liedern und Rhapsodien, unter Beibehaltung ihrer Vers- und Strophenform, ein planmäßiges, abgerundetes Ganzes, das Gedicht von der Nibelunge Nôt, in derjenigen Form, welche die Handschrift A darbietet. Um aber die noch vorhandenen Ungleichheiten zu tilgen und die geblieben Lücken auszufüllen, ward das Werk noch vor 1225 zweimal überarbeitet (Handschrift B und C).

In den Handschriften und Ausgaben schließt sich an der „Nibelunge Nôt" noch ein zweites, in kurzen Reimpaaren abgefaßtes Gedicht unter dem Titel „Die Klage", worin die Bestattung der an Attila's Hofe Gefallenen und die ihren Tod nach der Heimath berichtende Botschaft dargestellt wird. Es ist älter, aber weniger gehaltreich als das N., und sein unbekannter Verfasser kannte von dem Inhalte der „Nibelunge Nôt" nur die zweite kleinere Hälfte und Bruchstücke der ersten, oder vielleicht ein jetzt verlorenes lateinisches Gedicht, welches ein gelehrter Geistlicher, Konrad, auf Geheiß des 991 verstorbenen Bischofs Pilgrim von Passau abgefaßt hatte. Uebrigens hat auch die „Klage" dieselben Umarbeitungen erfahren wie das N. Unter den Uebersetzungen des N.s in das Neuhochdeutsche steht oben an die von Simrock (Berl. 1827; die „Zwanzig Lieder" allein, Bonn 1840). An sie reiht sich hinsichtlich des Werths die von Pfizer (mit Holzschnitten von J. Schnorr von Karolsfeld und E. Neureuther, Stuttg. und Tüb. 1842—43). Bei weitem weniger gelungen sind die von van der Hagen und Büsching (Leipz. 1805); mißlungen die von Hinsberg (5. Aufl., Münch. 1840) u. Rebenstock (Berlin 1835).

Nicäa, 1) bedeutende Stadt in Bithynien, am östlichen Ufer des Alexanlasees, wurde von Antigonus, dem Sohne des Philippus, erbaut u. nach ihm ursprünglich Antigoni a genannt und erhielt erst später von Perdiccas nach dem Namen seiner Gemahlin den Namen N. Nach einer Sage wurde sie von den Bewohnern der lokrischen Stadt N., welche in Alexanders Heer gedient hatten, am Thermopylenpasse erbaut und erhielt ihren Namen von einer Nymphe dieses Namens. Die Stadt war sehr regelmäßig erbaut, so daß man von einem Steine im Gymnasium aus die vier Thore erblickte. Sie gelangte bald zu großer Blüthe, war oft Residenz der Könige Bithyniens und blieb wichtig durch ihren Handel, indem sie ein Durchgangspunkt für die Hauptstraßen in Vorderasien wurde. Sie war frühzeitig der Sitz eines christlichen Bischofs und

Digitized by Google

dann einen Erzbischofs. Im Mittelalter war sie lange ein Bollwerk der griech. Kaiser gegen die Araber und erlag erst 1080 dem Andrang der Seldschucken, denen sie im ersten Kreuzzuge 1097 wieder entrissen wurde. Im 13. Jahrh., während Konstantinopel Sitz des lateinischen Kaiserthums war, machte Theodor Laskaris N. zur Hauptstadt seines vorderasiatischen Reichs, welches von Orchan erobert und 1330 dauernd für die osmanische Herrschaft gewonnen wurde. Die Werkstücke der griechischen Gebäude wurden zum Bau der Moscheen u. öffentlichen Gebäude von den neuen Eroberern verwendet, wovon die jetzigen Trümmer derselben Zeugniß ablegen, denn das heutige Isnik in Natolien ist ein armer Ort von kaum 100 Häusern. Fast vollständig erhalten sind die doppelten Mauern der Stadt, mit vier großen und zwei kleinen Thoren. Außerhalb der Mauern sind auch Ueberreste einer Wasserleitung. Im Innern der Mauern sind zahlreiche Trümmer, Fragmente von Säulen und die Ruinen des Theaters, wie des Gymnasiums noch zu erkennen. Berühmt sind in der Kirchengeschichte die 325 und 787 hier abgehaltenen nicänischen Kirchenversammlungen (das 1. und 7. ökumenische Concil). Die erste wurde vom Kaiser Konstantin berufen, nachdem der Streit des Arius (s. Arianischer Streit) mit seinem Bischof Alexander auf den Partikularsynoden zu Alexandrien und zu Byzanz resultatlos verhandelt worden war. Durch des Kaisers persönlichen Einfluß und die Beredsamkeit des alexandrinischen Diakons Athanasius trug die orthodoxe Kirche den Sieg davon. Die arianische Lehre wurde verdammt und auf den Grund des alten apostolischen Symbolums das nicänische Glaubensbekenntniß gebaut (s. Symbol). Außerdem wurde noch die Gleichzeitigkeit der Osterfeier in allen christlichen Gemeinden angeordnet und Manches über die Verhältnisse der Geistlichen und der Kirchenzucht festgesetzt, der Antrag auf den Cölibat aber verworfen. Die zweite Kirchenversammlung zu N., das 7. ökumenische Koncil, ward von der Kaiserin Irene 787 berufen, um die Verehrung der Bilder in der Kirche durchzusetzen (s. Bilderdienst), was auch geschah. Außerdem wurden manche nicht unwichtige Bestimmungen getroffen, z. B. daß der Kandidat für ein Bischofsamt eine Prüfung ablegte, daß jede von der weltlichen Macht vollzogene Wahl eines Bischofs nichtig sei, daß die Reliquien gesammelt und aufbewahrt werden sollten, daß die Kirchengüter nicht veräußert werden sollten ꝛc.

2) Stadt in Locris, nahe dem Thermopylenpasse, für dessen Beherrschung sie wichtig war. Die Uebergabe der Stadt durch den phocensischen Dynasten Phaläcus an Philipp von Macedonien 346 machte diesen zum Herrn der Thermopylen und entschied den unglücklichen Ausgang des heiligen Kriegs. Hierauf hielt sie Philipp einige Zeit besetzt, übergab sie aber den Thessalern zugleich mit Magnesia, um die Unzufriedenheit derselben zu beschwichtigen. In den Kriegen der Römer, welche sie auf griechischen Boden führten, wird N. mehrmals erwähnt. Höchst wahrscheinlich sind die Ruinen in der Nähe der jetzigen Sperchiusmündung, an dem nördlichen Abhange des niedrigen Hügelzugs von Pundontza, für die Ueberreste von N. zu halten.

3) Stadt in Ligurien, an der Grenze von Gallien, lag östlich vom Flusse Var, wurde aber schon früh, weil sie eine Kolonie der Massalioten war und auch noch später denselben gehörte, zu Gallien gerechnet; jetzt Nizza.

Nicander, berühmter Grammatiker, Arzt und Dichter, lebte um 150 v. Chr., nach Einigen von Colophon gebürtig, nach Andern ein Aetolier, soll eine Geschichte und Beschreibung Aetoliens verfaßt und die daselbst wachsenden Pflanzen sehr genau beschrieben haben. Von seinen Schriften sind uns noch zwei Gedichte übrig: „Theriaca", von giftigen Thieren und von Mitteln gegen ihre Bisse (neue Ausgabe von J. G. Schneider, Leipz. 1816), und „Alexipharmaca", von Gegengiften bei Vergiftungen durch Speise und Trank (neue Ausg., Halle 1792). Gesammtausgaben hat man von Aldus (Vened. 1499), H. Stephan aus (Paris 1566), mit des Gorräus Metaphrase (Par. 1557, 3 Bde.), von Bandinius (Flor. 1764).

Nicander, Karl August, schwed. Dichter, am 20. März 1799 in Strengnäs geboren, verlor frühzeitig seinen Vater, der Konrektor an der dortigen Schule war, und kam dadurch nebst seiner Mutter in eine sehr bedrängte Lage, konnte aber doch 1817 die Universität zu Upsala beziehen u. erwarb sich durch sein Trauerspiel „Runesvärdet eller den förste riddarn", das er 1821 erscheinen ließ, und welches das beste aller seiner Gedichte ist, sowie durch sein „Fjädlar från Pinden", das Idyll „Rosalt" und seine „Nunor" solchen Ruf, daß man ihm nach seiner Promotion 1823 eine Stelle in der königlichen Kanzlei übertrug. Demnächst erschienen seine Gedichte „Tassos död", das den ersten Preis in der schwedischen Akademie erhielt, und „Konung Enzio", das sich durch südliche Farbenpracht und Wohllaut der Sprache auszeichnet. Im J. 1827 unternahm N., von dem Kronprinzen und der Akademie unterstützt, eine Reise nach Italien, von der er, da seine Mittel nicht ausreichten, schuldenbelastet und mit gebrochenem Herzen in die Heimath zurückkam. Hier gerieth er in neue Bedrängnisse, obschon er für seine „Minnen från Södern" (Derebro 1831), sowie für die Sammlung seiner Gedichte und Novellen, die unter dem Titel „Hesperiden" erschienen, nicht unbedeutende Honorare erhielt. Diese trostlose Lage wurde die Veranlassung, daß sich N. dem Trunke ergab. Endlich nahm sich ein alter Freund, der Freiherr Hamilton, seiner an, und N. lebte auf dessen Gut, kehrte aber nach einigen Jahren nach Stockholm zurück, wo er in einer Buchhandlung Beschäftigung fand. Sein letztes Werk „Lejonet i ökneu" (Stockh. 1838) war eine poetische Apotheose Napoleons. Er † am 7. Febr. 1839. N.s Dichtungen, die nach seinem Tode in einer neuen Sammlung (Stockholm 1839 bis 1841, 4 Bde., 1851—52. 7 Bde.) erschienen, sind weniger durch Ideenfülle u. Gedankenreichthum, als durch Anmuth und vollendete Schönheit in Versbau und Sprache ausgezeichnet.

Nicandra (Männerfleg), Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, deren bekann-

teste Art: **M. physaloides Guertn.**, ein einjähriges krautartiges Gewächs in Peru, mit knotigeckigen, oft gelappten, am Blattstiel hinablaufenden, nach der Spitze zu ungleich-gezähnten Blättern und hellblauen Blüthen mit dunkelblauen Nektarien, hier und da in den Gärten als Zierpflanze vorkommt und sich leicht durch Samenausfall fortpflanzt. Die Früchte sollen die Harnbeschwerden und die dabei vorkommenden Schmerzen sehr vermindern.

Nicandro, St., Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, mit 7000 Einw.

Nicaragua (sonst **Leon**), Freistaat in Centralamerika, dehnt sich von einem Ocean zum andern aus und grenzt im Süden an Costarica und im Norden an Honduras. Statuirt man die angenommene Trennung N.'s von Mosquitia, so umfaßt der Staat nur 1104 □M. Der südwestliche Theil des Staats enthält die Ebene von N. mit zwei durch den Panaloya verbundenen Seen, dem kleineren Managua- und dem viel größeren Nicaraguasee (s. d.), die in einer Gesammtlänge von 44 Meilen und in einer mittlern Entfernung von 6½ Meilen von der Westküste durch das Land ziehen und mit ihrer und der Thalsenkung ihres Abflusses, des 22 M. langen San-Juan, eine merkwürdige, von Nordwest gegen Südost gerichtete Unterbrechung des mittelamerikanischen Hochlandes bilden. In diese Ebene fällt von Süden her das Hochland von Costarica; in ihr erheben sich südlich vom Ufer des großen See's sechs Vulkane. Die Hauptcordillera streicht dann jenseits des Stromdurchbruchs in einem das große Seebassin umziehenden Bogen gegen Nordwesten als Wasserscheide gegen das Gebiet des Antillenmeeres, während zwischen diesem Bassin und dem stillen Ocean eine niedrige, von einzelnen Vulkanen unterbrochene Hügelkette sich hinzieht. Die flache Meeresküste bildet außer der geräumigen Bai von Conchagua (auch Golf von Fonseca oder Almapala genannt) noch den sogenannten Golf von Papagayo. Hinter dem schmalen Küstenlande ziehen sich ausgedehnte, theilweise sehr wilde, noch wenig bekannte Gebirgs- und Plateaulandschaften nach der Hauptcordillera hinauf, nämlich die Distrikte Ehenralis, Matagalpa und Segovia. Zahlreiche Flüßchen ergießen sich in den stillen Ocean, unter denen der nördlich vom Vulkan Telica herabkommende Estero real 6½ M. weit aufwärts für 9—10 Fuß tief gehende Fahrzeuge schiffbar ist. Das Klima ist in den westlichen Ebenen sehr heiß, gilt aber im Ganzen nicht für ungesund. Der Boden, obgleich vulkanischer Natur, ist mit einer fetten Schicht vegetabilischer Erde bedeckt und sehr fruchtbar. Die ausgedehnten Waldungen liefern außer Bau-, Möbel- und Farbehölzern auch mehre Harz- und Gummiarten, sowie wichtige Medicinalpflanzen und alle Arten tropischer Gewächse, es gedeihen aber auch die verschiedenen europäischen Getreidearten. Indessen wird der Ackerbau sehr nachlässig betrieben, und die Hauptquelle des Wohlstandes bildet die sehr roh betriebene Viehzucht. Die ziemlich dünne Bevölkerung besteht aus Indianern vom Stamm der Charibs, entlaufenen Negern von den westindischen Inseln und einer Mischlingsrace zwischen beiden. Der größte Theil der Bevölkerung bewohnt den Abhang gegen den stillen Ocean hin, wo der Boden nicht nur überaus fruchtbar und leicht zu bearbeiten, sondern auch das Klima am gesündesten ist. Der nicht indianische Theil der Bevölkerung stammt von den ersten spanischen Eroberern her und ist an Sitte und Charakter seinem Stammvolke ziemlich treu geblieben. Man schätzt die Gesammtzahl der Einwohner auf 264,000 Seelen. Nach einer früheren Angabe auf 250,000 Einw. zählte man 25,000 Weiße, 15,000 Mulatten u. Schwarze, 90,000 reine Indianer und 130,000 Ladinos oder Mestizen (Mischlinge). Die Indianer sind die eigentlichen Fabrikanten des Landes. Sie verfertigen irdene Krüge, Töpfe zum Kochen, aus den Fasern der Agave Faden und Stricke, Hängematten, Netze, Beutel und Säcke, gewinnen aus der Yuccowurzel Stärkemehl und Tapioca. Einige indianische Dörfer sind es ausschließlich, die den Zucker des Landes bauen. Mehr in den Händen städtischer Familien, welche ihre Haciendas (Güter) auf dem Lande haben, ist der Kakaobau; wie wenig aber auch diese Produktion selbst nur dem Bedarfe des Landes genügt, zeigt der Umstand, daß Kakaobohnen die kleinere Münze ausmachen, wobei sich der Werth der Bohne fast auf zwei Pfennige stellt. N. hat eine sehr günstige Handelslage, vermöge welcher nach Ausführung des projektirten Kanals, der den stillen mit dem atlantischen Ocean verbinden soll, ein bedeutender Theil des Welthandels durch N. gehen wird. Eingeführt werden vornehmlich Leinen- und Baumwollenwaaren, Wein ꝛc.; die Ausfuhr besteht in Produkten der Wälder und des Landbaus. Unterstützt wird der Handel durch die seit 1851 bestehende Dampfschiffahrt auf dem Nicaraguasee u. auf dem Flusse, sowie durch die mittenhindurch das Land führende Eisenbahn. Die Verfassung von N. ist nach dem Wahlgesetz von 1852 entschieden demokratisch. An der Spitze des Staats steht der auf 2 Jahre gewählte Präsident oder oberste Direktor; ein Senat und ein Haus der Repräsentanten bilden die gesetzgebende Gewalt. Dem obersten Gerichtshof sind die Distriktsgerichte untergeben. Der Staat ist in 5 Distrikte oder Departements (Leon, Managua, Granada, Nicaragua und Segovia) eingetheilt. Die Hauptstadt ist Leon [s. d. 3)]. Ueber die in N. gefundenen Ueberreste der amerikanischen Vorzeit s. Amerikanische Alterthümer.

N. gehörte früher zu Guatemala, riß sich 1821 mit von Spanien los und wurde 1823 einer der 5 Vereinigten Staaten von Centralamerika (s. d.). Im J. 1825 sagten sich die Bewohner des Bezirks von Guanacaste von N. los und schlossen sich an Costarica an, und der Bundeskongreß bestätigte durch einen Beschluß vom 9. December 1825 diese Trennung, doch wurden dem Staate N. seine Ansprüche vorbehalten. Der Hafen von San-Juan, am atlantischen Meere, blieb gemeinsames Bundeseigenthum u. ward von der Bundesregierung mit einer Besatzung belegt. Als der Bruch der Union entschieden war, erklärte Guanacaste seine Verbindung mit Costarica als unauflöslich, und bis jetzt sind alle Versuche N.'s gescheitert, die Abgefallenen wieder mit sich zu verbinden. Erst seit 1848 gestalteten sich die Verhältnisse in N.

Digitized by Google

ſester, indem eine Verfaſſung und eine geſetzliche, obwohl ſchwache Regierung zu Stande kam. Auf den Präſidenten Don Ramirez folgte im März 1851 Pineda, dieſem am 26. Februar 1853 der Diviſionsgeneral Don Fruto Chamorro. Während N. ſich noch mit Coſtarica um den Beſitz des Hafens von San-Juan ſtritt, erhob England im Namen des Königs der Mosquitoküſte, ſeines Verbündeten, Anſprüche auf den Beſitz dieſes wichtigen Punktes, von welchem aus der Kanal von N. über den Iſthmus geführt werden ſoll, und am 1. Januar 1848 beſetzten engliſche Truppen unter dem Schutze ihrer Kriegsſchiffe San-Juan, welches von nun an Greytown hieß. Dieſer unerwartete Schlag ließ zuerſt die Kraft eines föderalen Bandes vermiſſen, weshalb im September 1850 das eben ſo beeinträchtigte Honduras die Berufung eines Kongreſſes anregte. Im Jahre 1851 trat auch ein Kongreß, aus Abgeordneten dieſes Staats, denen von Coſtarica und N. beſtehend, zuſammen, um die Grundlagen einer neuen Bundesverfaſſung zwiſchen dieſen drei Staaten zu entwerfen, ohne daß jedoch etwas zu Stande kam. Dagegen ward am 7. März 1854 mit Guatemala ein Schutz- und Trutzbündniß abgeſchloſſen. Bald darauf erhob ſich die demokratiſche Partei unter dem ehemaligen Miniſter Francisco Caſtellon und dem General Maxime Jerez gegen Chamorro, nahm im Mai 1854 Leon und belagerte Granada, wo Chamorro ſich eingeſchloſſen. Als letzterer am 12. März 1855 ſtarb, trat Joſe Maria Eſtrada an ſeine Stelle, um den Kampf gegen die Belagerer fortzuſetzen, wogegen Caſtellon den nordamerikaniſchen Oberſten Walker zu Hülfe rief. Dieſer erſchien mit einer kleinen Schaar deutſcher u. amerikaniſcher Abenteurer, eroberte am 13. Oktober Granada und ward von dem nordamerikaniſchen Geſandten in ſeiner Regierungsgewalt anerkannt. Gegen Letzteres verwahrten ſich im December 1855 die Regierung von San-Salvador, Honduras und Coſtarica, und am 9. März 1856 erließ Coſtarica eine förmliche Kriegserklärung gegen Walker, der im Namen einer von ihm eingeſetzten proviſoriſchen Regierung mit dem Präſidenten Rivas an der Spitze handelte. Die Coſtaricaner fochten anfangs glücklich, zogen aber nach einem bei Rivas verlorenen Treffen mit großem Verluſte heim. Allein die Regierungen von Guatemala, San-Salvador und Honduras ſandten neue Truppen gegen Walker, und der proviſoriſche Präſident Rivas fiel von ihm ab u. ſchloß ſich dem ſogenannten Befreiungsheere an. Walker veranſtaltete nun zur Einſetzung einer feſten Regierung eine Präſidentenwahl und ward ſelbſt zum Präſidenten gewählt, ſpäter jedoch geſtürzt, worauf General Martinez die Präſidentenwürde erhielt. Im J. 1858 wurden die alten Grenzſtreitigkeiten zwiſchen N. und Coſtarica beigelegt und eine Allianz zwiſchen dieſen Staaten und San-Salvador abgeſchloſſen. Ein bald darauf mit England zu Stande gekommener Vertrag räumte den Briten große Vortheile ein. In Rückſicht auf den projektirten Kanalbau hatte ſich in neuerer Zeit die europäiſche Auswanderung N. zugewandt; doch ſchreckte die Unſicherheit der politiſchen Zuſtände bald wieder davon ab. Vgl. A. von Bülow, Der Freiſtaat N. in Mittelamerika und ſeine Wichtigkeit für den Welthandel, Eckerbau und die Kolonisation, Berlin 1849; Squier, N., its people, scenery, monuments and the proposed interoceanic canal, Lond. 1852, 2 Bde.

Nicaraguasee, See im mittelamerikaniſchen Freiſtaat Nicaragua, von einer kaum $2^1/_2$ Meilen breiten vulkaniſchen Hügelkette vom ſtillen Ocean getrennt, durch den Panalova mit dem Managuaſee verbunden, iſt in ſeinen größten Dimenſionen 27 Meilen lang, faſt 11 Meilen breit und gegen 290 □Meilen groß, liegt 120 Fuß über dem Meeresſpiegel, hat bei ſtets gleichem Waſſerſtande eine Tiefe von 84—85 Fuß und umſchließt ſehr viele üppig bewachſene Inſeln vulkaniſchen Urſprungs, die meiſt bewohnt und fruchtbar ſind. Sein einziger Abfluß (desaguadero) iſt der San-Juan, auch San-Juan del Norte oder de Nicaragua genannt, der ſich ins Antillenmeer ergießt. Der See wie ſein Abfluß werden von Dampfſchiffen befahren.

Nicaria (Icaria), türkiſche Inſel im ägäiſchen Meer, ſüdweſtlich von Samos, $2^3/_4$ □M. groß, gebirgig, mit 1000 griechiſchen Einw.

Nicaſtro, Stadt in der neapolitaniſchen Provinz Calabria ulter., Biſchofſitz, mit Wein- und Oelbau, warmen Quellen u. Bädern und 10,000 Einw.

Nicator (gr.), ſ. v. a. Sieger, Beiname der ſyriſchen Könige Seleucus I. und Demetrius II.

Niccolini, Giovanni Battiſta, italieniſcher Dichter, am 31. Dec. 1785 in San-Giuliano bei Piſa aus einer florentiner Patricierfamilie geboren, erhielt ſeine erſte Bildung in Florenz und ſtudirte zu Piſa hauptſächlich Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft, wandte ſich aber ſpäter mit Eifer dem Studium der klaſſiſchen Literatur zu. Foscolo lenkte zuerſt die Aufmerkſamkeit auf ihn, in Folge deſſen ihn die Königin von Etrurien zum Profeſſor der Geſchichte und Mythologie an der Akademie der ſchönen Künſte zu Florenz ernannte, mit welcher Stelle er ſpäter die Funktionen eines Bibliothekars an dieſer Anſtalt verband. Seine vorherrſchende Neigung führte ihn zur dramatiſchen Poeſie, und ſchon mit ſeinem erſten Trauerſpiel „Polyxena" (1810) gewann er den Preis von der Akademie del Crusca. Demſelben folgten „Ino e Temisto", „Medea", „Edipo", „Matelda", „Nabucco", ein räthſelhaftes Stück, das anonym in London erſchien und Napoleon in fremdem Gewande darſtellte, und „Antonio Foscarini", das, der venetianiſchen Geſchichte entlehnt, überall, wo man es aufführen durfte, den größten Enthuſiasmus erregt und am meiſten zur Berühmtheit N.'s beigetragen hat. Sein „Giovanni da Procida", der 1830 in Florenz in Scene geſetzt wurde, erregte politiſche Beſürchtungen und durfte faſt nirgends weiter gegeben werden. Im Jahre 1834 veranſtaltete N. eine Sammlung ſeiner Trauerſpiele, lyriſchen Dichtungen und proſaiſchen Aufſätze (3 Bde., Florenz). Unter ſeinen ſpäter erſchienenen Dramen ſind noch anzuführen: „Lodovico il Moro" (1834), „Rosmunda" (1839) u. „Arnoldo da Brescia", das gleich nach ſeinem Erſcheinen in den römiſchen Index kam, u. „Filippo Strozzi" (1847). Auch eine Novelle in

Versen, „Irene Malatesta", erschien 1837 von ihm. N. † den 26. Juli 1855 zu Brescia.

Nicephorus, 1) Constantinopolitanus (N. Patriarcha, auch Homologetes und Confessor genannt), geboren 758, ward Geheimschreiber der Kaiserin Irene, dann Mönch und später (806) Patriarch zu Konstantinopel, aber, als er sich dem Bildersturm widersetzte, abgesetzt und in ein Kloster verwiesen, wo er 818 †. Er schrieb eine „Chronologia compendiaria" (herausgegeben von Camerarius, Basel 1561, Leipzig 1573) und ein „Breviarium historicum" (herausgegeben von Petavius, Paris 1648, und von J. Bekker, Bonn 1837).

2) N. Bryennius, aus Oresias in Macedonien, ward vom griechischen Kaiser Alexius Comnenus zum Cäsar ernannt und in dieser Würde von des Alexius Nachfolger, Johannes Comnenus, bestätigt, † 1137 in Konstantinopel. Er schrieb eine von Parteilichkeit nicht freie Geschichte des comnenischen Hauses, die von seiner gelehrten Gemahlin Anna Comnena ergänzt wurde, von der sich aber nur 4 Bücher erhalten haben, die den Zeitraum von 1057—1081 umfassen. Herausgegeben wurden sie von Possin (Paris 1666) und Meinecke (Bonn 1836).

3) N. Blemmidas, griechischer Mönch des 13. Jahrhunderts, gründete auf eigene Kosten ein Kloster, als dessen Abt er sich durch streng ascetische Zucht berühmt machte, und † 1274. Er schrieb außer mehren theologischen und philosophischen Sachen zwei geographische Werke, die zuerst von Spohn (Leipzig 1818), dann von G. Manzi (Rom 1819) herausgegeben wurden.

4) N. Gregoras, s. Gregoras.

Nicetas, 1) Acominatus, auch Choniates von seinem Geburtsorte Chonä in Phrygien genannt, bekleidete byzantinischer Geschichtschreiber, ward seit 1150 zu Konstantinopel gebildet, bekleidete dann mehre öffentliche Aemter und floh nach der Eroberung jener Stadt durch die Lateiner nach Nicäa in Bithynien, wo er um 1206 †. Sein Hauptwerk ist eine Geschichte der griechischen Kaiser in 21 Büchern, die als Fortsetzung der des Zonaras den Zeitraum von 1117—1203 umfaßt und von Wolf (Basel 1557), Fabrott (Paris 1647) und zuletzt von J. Bekker (Bonn 1835) herausgegeben worden ist. Außerdem besitzen wir von ihm eine Beschreibung der von den Franken bei der Einnahme von Konstantinopel zerstörten Denkmäler, herausgegeben von Wilken (Leipzig 1830), der sie in seiner „Geschichte der Kreuzzüge" (Bd. 5, Leipz. 1829) auch ins Deutsche übersetzt hat.

2) N. Eugenianus, lebte ebenfalls im 12. Jahrhundert, schrieb ein ziemlich umfangreiches, aber geschwätziges Gedicht in Jamben, das die Liebesabenteuer des Charieles und der Drosilla behandelt und zuerst von Boissonade (2 Bde., Lond. 1819) veröffentlicht wurde.

Nicholson, William, ausgezeichneter englischer Naturforscher und Chemiker, 1753 zu London geboren, nahm, nachdem er schon in seinem 16. Jahre seine Studien vollendet, Dienste bei der ostindischen Kompagnie, in welchen er bis 1773 drei Reisen nach deren Besitzungen unternahm. Nach seiner Rückkehr gab er die Kaufmannschaft auf, um ganz den Wissenschaften leben zu können. Vielfache Erfindungen u. Verbesserungen an physikalischen Instrumenten verschafften ihm große Achtung, warfen aber so wenig für ihn ab, daß er noch in seinen alten Tagen den Schuldthurm beziehen mußte, aus dem ihn jedoch der Ertrag der von ihm herausgegebenen „British Cyclopedia" (London 1809, 6 Bde.) befreite. Er † zu London am 12. Juni 1815. Seine bedeutendern Werke sind: „Journal of naturalphilosophy, chemistry and the arts" (London 1797—1800, 5 Bde.); „Introduction to natural philosophy" (1787, neue Ausg., London 1805, 2 Bde., deutsch von A. F. Lüdeke, Leipzig 1787—93, 3 Bde.); „Dictionary of chemistry" (London 1795, 2 Bde.); „Dictionary of chemistry with its application to the arts and manufactures" (Lond. 1808); „First principles of chemistry" (London 1789, deutsch von K. H. Spohn, Riga 1781).

Nichte, des Bruders oder der Schwester Tochter.

Nichtigkeit, s. Nullität.

Nichtleiter, s. Elektricität.

Nichts (lat. nihil, nihilum), das Gegentheil des Seyns, die Verneinung von Etwas, das Nichtseyn, also ein rein relativer Begriff, der erst unter Voraussetzung eines positiven Begriffs Bedeutung gewinnt. Wie die Negation ist auch das N. entweder das Gegentheil eines einzelnen Dinges: relatives N., was also immer noch ein Positives ist, nur mit dem Mangel gerade dieser Position, daher auch privatives N., oder die Verneinung aller Dinge und aller Existenz: absolutes N. Die älteste naturphilosophische Schule hatte den Grundsatz: aus N. wird N. und N. zu N. wird N., weil sie es unbegreiflich fand, wie Etwas aus seinem Gegentheile, dem N. entstehe, oder in N. sich auflösen könnte. Sie ließ darum ein Seyn auf dem anderen entstehen, half sich also mit dem relativen N., setzte jedoch dabei außer Augen, daß das Werden aus dem relativen N. eben so unerklärlich ist, als das aus dem absoluten, weil auch bei jenem das einzelne Ding doch aus seinem Gegentheile entstehen muß. Wegen dieser Nothwendigkeit, alles Seyn aus seinem Entgegengesetzten, dem N., entstehen zu lassen, machten andere Philosophen geradezu das N. zum Prinzipe alles Seyns, z. B. Hegel und der Buddhaismus. Das mosaisch-christliche Dogma von der Schöpfung aus dem N. hat man so begreiflich zu machen gesucht, daß man statt des absoluten ein relatives N., eine formlose Materie, ähnlich dem Chaos der Alten, unterschob; in der Erfahrung gibt es indeß weder ein absolutes N., noch ein absolutes Seyn, sondern bloß ein relatives Seyn, welches, eben weil es durch ein anderes bedingt ist, zugleich als relatives N. erscheint. Eine bloße Operation unseres Bewußtseyns also ist es, welche Etwas bald als ein bloßes Produkt unendlicher Relationen, also als N. an sich betrachtet. In dieser zweiten Beziehung sieht die Philosophie besonders die Dinge an, sofern sie Erkenntnißobjekte sind, denn so sind sie das Gegentheil des bloß Vorgestellten, also für unser Vorstellen N. In diesem Betrachte ist dann auch die Philosophie

Digitized by Google

als Idealismus Nihilismus, aber nicht absoluter, sondern bloß relativer.

Nicias, athenischer Staatsmann und Feldherr aus einer reichen Familie des attischen Demos Kydantida, erwarb sich durch seine Reichthümer nach dem Tode des Perikles 429 v. Chr. eine einflußreiche Stellung als das Haupt der aristokratischen Partei. Im Jahre 427 nahm er die Insel Minoa und befestigte dieselbe, um die Peloponnesier zu verhindern, den Hafen von Megara, Nisäa, als Stützpunkt ihrer Unternehmungen gegen Athen zu benutzen. Im folgenden Jahre unternahm er einen, wiewohl vergeblichen, Einfall in Melos, wandte sich dann nach Böotien und fiel in das Gebiet von Tanagra ein, wo er mit den Athenern unter Hipponikus und Kurymedon vereinigt die Thebaner und Tanagräer schlug, und machte darauf einen Streifzug längs der lokrischen Küste. Als er 425 zum Frieden mit Sparta rieth, vereitelte Kleons Ungestüm seine Bemühung. N. rächte sich dadurch, daß er bei den Debatten über die gefährliche Expedition nach Sphakteria vom Oberbefehl zurücktrat und Kleon denselben aufdrängte. Kleon führte jedoch durch seinen Mitfeldherrn Demosthenes das Unternehmen glücklich zu Ende u. stand nun furchtbarer als je der Partei des N. gegenüber. Noch in demselben Jahre unternahm N. mehre glückliche Züge und begann nach Kleons Tode sofort wieder Hand an das Friedenswerk zu legen. Wirklich kam nach der für Athen unglücklichen Schlacht bei Amphipolis 423 ein 15jähriger Friede mit Sparta zu Stande, dem zufolge der Besitzstand, wie er vor dem Kriege gewesen, wiederhergestellt werden sollte. Doch war derselbe nicht von langer Dauer. Vergebens hatte N. die Vollziehung des Friedens in allen seinen Punkten durchzusetzen gesucht; Alcibiades wußte die Athener zu einer neuen Unternehmung gegen die kleinen Cykladeninseln, deren Gebiet N., obwohl er dagegen gesprochen, nebst Kamachus und Alcibiades gestellt wurde. Als Alcibiades, schwerer Verbrechen zu Athen angeklagt, abberufen wurde, kam die oberste Leitung in N. Hände, der einen Sieg unter den Mauern von Syrakus erfocht und nahe daran war, Syrakus zur Uebergabe zu zwingen, als die inzwischen aus Korinth und Sparta erbetene Hülfe unter Gylippus' Führung ankam. Sofort wurden alle Verhandlungen von den neu ermuthigten Syrakusern abgebrochen und Athener mehr nach Süden gedrängt, wo sie in Plemmyrium sich verschanzten. Während des Winters 414 bis 413 ward Gylippus neue Bundesgenossen u. rüsteten die Syrakuser eine Flotte, um auch zur See die Athener anzugreifen. Nachdem die athenische Flotte eine vollständige Niederlage erlitten, blieb dem halb aufgelösten Heere nichts übrig, als den Rückzug zu Lande anzutreten. Am 8. und 10. Sept. 413 ward jedoch am Flusse Assinarus der Rest des Heeres angegriffen und vernichtet. N. ergab sich an Gylippus und ward nebst Demosthenes von den Syrakusern hingerichtet, während die übrigen Gefangenen, 7000 an der Zahl, meist in den Katomien verkümmerten. Die Athener brandmarkten das Andenken des N. durch Weglassung seines Namens auf dem Denksteine zu Ehren der in Sicilien Gebliebenen.

Nickel (lat. Niccolum, Zeichen Ni), ein dem Magnet folgendes, in seinen physischen Eigenschaften dem Eisen ähnliches, aber weicheres Metall von 8,3—8,5 spezif. Gewicht, wurde 1751 von Cronstedt entdeckt, aber erst 1775 von Bergmann in seinen Eigenschaften näher bestimmt, später besonders von Berzelius, Liebig und Wöhler untersucht. Das N. findet sich außer in den Meteorsteinen, meist in Verbindung mit Arsenik und fast stets als Begleiter der Kobalterze. Die wichtigsten Nickelerze sind das Kupfernickel, der Kupferantimonglanz, der Nickelantimonkies, der Nickelarsenikkies (Nickelglanz), der Haarkies, die Nickelblüthe. Als grünfärbendes Prinzip erscheint es in der grünen Chrysopraserde, im Chrysopras und in manchem Olivin. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, das N. aus seinem Erzen fabrikmäßig darzustellen. Als Material zur Gewinnung des N. nimmt man entweder Kupfernickel, oder ein auf den Blaufarbenwerken fallendes Hüttenprodukt, die sogenannte Kobaltspeise, welche den Kupfernickel, aus Arsenik und N. bestehend, und mehre andere Metalle zufällig beigemischt enthält. Die Arbeit zerfällt in die Abscheidung des Arseniks und in die Entfernung der basischen Metalle, unter denen namentlich der beständige Begleiter des N., der Kobalt, nur schwierig vollkommen abzuscheiden ist. Das geschmolzene N., wenn es kobaltfrei ist, hat eine fast silberweiße Farbe, ist in der Luft unveränderlich und sowohl kalt als rothglühend vollkommen geschmeidig, so daß man es in dünne Bleche von $^1/_{100}$ Zoll Dicke ausgewalzt und zu Draht von $^1/_{50}$ Zoll Durchmesser ausgezogen hat. Es ist fast so strengflüssig wie Mangan, fast so stark magnetisch wie Eisen und behält angenommenen Magnetismus, so daß es zu Kompassen verwendet werden kann. Durch höhere Temperatur verliert es leicht seine Polarität und läßt sich in Sauerstoffgas entzünden. In Salzsäure und verdünnter Schwefelsäure ist es nur langsam unter Wasserstoffgasentwickelung löslich. Salpetersäure löst es auf und versetzt es in den Zustand von Oxyd; die Auflösungen des N., die Oxyde u. Salze, sind grün u. werden zum Theil als Porzellanfarben, zu grüner sympathetischer Dinte ꝛc. benutzt. Die wichtigste Nickellegirung ist das Neusilber oder Argentan (s. d.), aus Kupfer, N. und Zink bestehend.

Nickelantimonkies (Nickelspießglanzerz, Nickelantimonglanz, Antimonnickelkies, antimonischer Markasit), ein Leukopyrit, gehört ins reguläre Krystallsystem mit dem Würfel als Grundform, ist derb, eingesprengt, nach den Würfelflächen theilbar, mit unebenem Bruch, von 5 H. und 6,4—6,5 G., bleigrau bis lichtstahlgrau, schwärzlich anlaufend, vor dem Löthrohr unter Antimondämpfen zur metallischen Kugel schmelzbar, enthält nach Rose 54,47 Antimon, 28,04 Nickel, 15,55 Schwefel und kommt auf Eisensteingängen im Uebergangsgebirge am Westerwald vor.

Nickelarsenikkies (Nickelglanz, weißes Nickelerz, synthetischer Markasit), ein Leukopyrit, hat zur Grundform den Würfel mit Oktaeder- und Pyritoedersflächen, ist derb, nach den Würfelflächen theilbar, mit unebenem Bruch,

von 5,5 H. und 6,1 G., lichtbleigrau ins Zinnweiße, schwarz anlaufend, vor dem Löthrohr unter Arsenikdämpfen leicht schmelzbar, enthält nach Berzelius 45,37 Arsenik, 29,94 Nickel, 4,11 Eisen, 19,34 Schwefel, 0,90 Kieselsäure, 0,92 Kobalt und erscheint mit Speiskobalt bei Loos in Helsingland in Schweden, bei Tanne am Harz, Petersbach im Siegenschen, bei Sparnberg, Hauseisen, Fröffen im Voigtlande.

Nickelblüthe (*Nickelocker, Nickelmulm, Nickelbeschlag, Nickelgrün, arsenikfaures Nickeloxyd, grüner Erdkobalt*), ein Pelonochalcit, bildet undeutliche haarförmige Krystallchen, ist derb, eingesprengt, angeflogen, mit erdigem, unebenem Bruch, weich bis zerreiblich, grün, matt oder schimmernd, undurchsichtig, enthält nach Berthier 36,20 Nickeloxyd, 36,80 Arsenikfäure, 25,50 Wasser, 0,25 Kobaltoxyd und kommt bei Schneeberg, Annaberg, Joachimsthal, Andreasberg, Lobenstein, Saalfeld, Riechelsdorf, Bieber, Wirtchen, Allemont, Leadhills ꝛc. vor.

Nickelschwärze, ein ockerartiger Oxydolith, derb, eingesprengt, angeflogen, erdig, weich, grauschwarz, matt, im Strich wenig glänzend, undurchsichtig, angeblich Nickeloxyd mit Arsenikfäure, kommt mit Rothnickelkies bei Richelsdorf vor.

Nicodemus, Pharisäer und Beisitzer des Synedriums zu Jerusalem, hatte eine Unterredung mit Jesu zur Nachtzeit, sprach in einer Session zu Gunsten desselben und schloß sich dem Joseph von Arimathia an zur Bestattung des Leichnams Jesu. Nach der Tradition soll er sich nachher öffentlich zum Evangelium bekannt haben u. von Petrus und Johannes getauft worden seyn, was seine Absetzung, und Verweisung aus Jerusalem zur Folge gehabt haben soll. Neuere identificiren ihn mit dem im Talmud erwähnten reichen und frommen N., dem Sohne Gorions, dessen Familie später in tiefe Armuth versank. Aus der evangelischen Relation geht aber nur hervor, daß N., durch Jesu Wunderthaten aufmerksam gemacht, in diesem eine höhere Erscheinung, wenn auch nicht den erwarteten Messias erblickt habe, daß er ein ernster, Wahrheit liebender, doch von Menschenfurcht nicht freier Mann gewesen, der dem Drang nach Aufklärung über den so viel Aufsehen erregenden Lehrer nur zur Nachtzeit zu folgen wagte.

Nicolai, 1) **Christoph Friedrich**, des rühmter Schriftsteller und Buchhändler, am 18. März 1733 zu Berlin geboren, wo sein Vater eine Buchhandlung besaß, kam 1749 zu Frankfurt a. d. O. als Lehrling in ein Buchhändlergeschäft, benutzte aber seine Mußestunden, um die klassischen u. besten englischen Schriftsteller kennen zu lernen, warf sich auch auf Mathematik, Geschichte und Philosophie, besonders auf die Gelehrtengeschichte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin (1752) trat er als Schriftsteller auf mit dem „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" (Berl. 1756), worin er das Einseitige der beiden Parteien, welche damals, an Bodmer und Gottsched angeschlossen, die Literatur beherrschten, zu beleuchten suchte. Sein Streben führte ihn mit Lessing und Moses Mendelssohn zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammen, und bald schlossen sich diesem Bunde die meisten Talente Deutschlands an. Um sich ganz den Wissenschaften zu widmen, zog er sich 1757 aus dem buchhändlerischen Geschäft zurück, ward indeß durch den Tod seines Bruders (1758), der die väterliche Handlung übernommen hatte, genöthigt, dieselbe wieder zu übernehmen. Er hatte mit Mendelssohn die ersten 4 Bände der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Leipz. 1757—58) herausgegeben, deren Fortsetzung sie nun ihrem Freunde Weiße in Leipzig überrugen, während sie im Vereine mit Lessing die „Briefe, die neueste deutsche Literatur betreffend" (24 Bde., Berl. 1759—65) erscheinen ließen. Hierauf brachte N. den Plan einer „Allgemeinen deutschen Bibliothek" (106 Bde., 1765—92) zur Ausführung. Eine Fortsetzung derselben bildete die zu Kiel erscheinende „Neue allgemeine deutsche Bibliothek", die vom 56. Bande an (1800) wieder von N. redigirt wurde und 1805 schloß. Diese Zeitschrift wirkte anfangs auf den Fortgang der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland wesentlich ein, bis der schonungslose und herbe Ton u. die mit den Jahren zunehmende negative Aufklärung und prosaische Nüchternheit ihrer Kritik sie ihre Ansehene herabte. N.'s „Topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam" (Berl. 1769; 3. Aufl., 3 Bde., 1786) ist für die damalige Zeit ein Musterwerk gewesen; seine „Charakteristischen Anekdoten von Friedrich II." (6 Hefte, Berl. 1788—92) haben einen bleibenden historischen Werth. In den „Freimüthigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragen über Friedrich den Großen" (2 Bde., Berl. 1791—92) bewährte N. seinen Ruf als Kritiker. Dagegen haben seine Romane nur für die Literaturgeschichte der damaligen Zeit einige Bedeutung. Am bekanntesten ist der Roman „Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker" (4. Aufl., Berl. 1799, mit Kpfrn. von Chodowiecki). Seiner literarischen Gegner suchte er sich zu erwehren durch die „Geschichte eines dicken Mannes" (2 Bde., Berl. 1794 mit Kupfern von Meil). Heftigen Widerspruch zog ihm die etwas breite „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" (Berl. 1781; 3. Aufl., 12 Bde., 1788—96) zu. Sein schonungsloses Ankämpfen gegen alle neuen Richtungen wurde der Anlaß zu zahlreichen Angriffen, wie sie namentlich von Herder, Göthe und Schiller in den „Xenien", von Lavater und Fichte ausgingen und die er nicht zu pariren im Stande war. Die vielen Blößen, die auch N.'s spätere Thätigkeit darbot, dürften indessen das Urtheil, daß sein Streben stets ein redliches und aufrichtiges war, nicht beeinträchtigen. Das Unglück, das 1806 über sein Vaterland hereinbrach, warf den rüstigen Greis nieder. Er † am 8. Januar 1811. Unter seinen übrigen Schriften sind noch seine biographischen Gedächtnißschriften auf Kleist, Abbt, Möser, Engel und Teller zu erwähnen. Sein „Feyner Berliner Almanach voll schönerr echter lyblicher Beiksleder" (Berl. 1777 und 1778) verfolgte die Tendenz, Bürgern gegenüber das Volkslied lächerlich zu machen, mußte aber, da er wirklich einige ächte Lieder enthielt, wider N.'s Willen mithelfen zur Feststel-

Digitized by Google

lung eines gesunden Urtheils und zur Erweckung einer größern Theilnahme für das Volksleid. Seine Selbstbiographie ward herausgegeben von Löwe in den „Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten". Vgl. auch N.'s Schrift „Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte" (Berl. 1799); ferner Fichte, N.'s Leben und sonderbare Meinungen, herausgegeben von A. W. von Schlegel, Tüb. 1801, und N.'s Leben und literarischer Nachlaß, herausgegeben von Göckingk, Berl. 1820.

2) Otto, bekannter Komponist, 1811 zu Königsberg geboren, erhielt seine musikalische Bildung unter B. Kleins Leitung in Berlin und komponirte schon in seinem 22. Jahre ein Tedeum, das im Saale der berliner Singakademie zur öffentlichen Aufführung kam. Bald darauf zur Fortsetzung seiner Studien bei der Gesandtschaftskapelle in Rom angestellt, blieb er 3 Jahre daselbst und beschäftigte sich unter Baini viel mit der altitalienischen Kirchenmusik. Im J. 1836 verließ er Rom und machte eine Reise durch Italien, worauf er 2 Jahre als Kapellmeister bei der kaiserlich-königlichen Hofoper in Wien fungirte. Von hier kehrte er 1839 nochmals nach Italien zurück und schrieb die Opern „Enrico secondo", „Il Templario", „Odoardo e Gildippe" und „Il Proscritto". Im Jahre 1842 nach Wien zurückgekehrt, blieb er als erster Kapellmeister der kaiserlich-königl. Oper 6 Jahre daselbst und brachte während dieser Zeit die Oper „Der Verbannte" auf die dortige Bühne. Von Wien kam er nach Berlin zurück, wo er königl. Hofkapellmeister ward und seine bekannteste Oper „Die lustigen Weiber von Windsor", mit Text von S. Mosenthal, zur Aufführung brachte. Er † jedoch bald darauf am 11. Mai 1849 in Folge eines Gehirnschlages.

Nicolas, St., 1) afrikanische Insel, zu den capverdischen Inseln gehörig, nordwestlich von San Jago, mit 6000 Einwohnern und gleichnamigem Hauptort. — 2) Stadt in der belgischen Provinz Ostflandern, mit Fabriken für Nadeln, Band, Baumwoll- und Wollzeug, Hüte, Strümpfe, Gerbereien, Kattundruckerei, Salzraffinerie, Färbereien, beträchtlichen Märkten für Getreide, Hanf, Garn, Vieh und Pferde und 18,500 Einw. — 3) (N. du Port), Stadt im französischen Departement Meurthe, Bezirk Nancy, hat eine schöne gothische Kirche, Fabrik messerschmiedewaaren, Uhrmacherei, Gerberei, Baumwoll- u. Hanfleinwandwebereis, Baumwoll- u. Wollspinnerei, Baumwollmützenfabrikation, Branntweinbrennerei und 3500 Einw.

Nicolay, Ludwig Heinrich, Freiherr von, deutscher Dichter, am 29. Dec. 1737 zu Straßburg geboren, wo er auch seine Studien machte, war eine Zeit lang französischer Gesandtschaftssekretär und wurde dann als Professor der Logik an der straßburger Universität angestellt. Im J. 1769 folgte er dem Rufe als Lehrer des Großfürsten Paul nach Petersburg, wurde 1770 Kabinetssekretär und Bibliothekar seines Zöglings und stieg 1796 zum Staatsrath, 1798 zum Direktor der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und 1801 zum geheimen Rath und Mitglied des Kabinets empor. Nach dem Tode des Kaisers Paul legte er seine Stellen nieder und zog sich auf sein Landgut Monrepos bei Viborg in Finnland zurück, wo er am 18. Nov. 1820 †. N. hat fast in allen Fächern der Dichtkunst, ohne sich jedoch in irgend einem auszuzeichnen, Versuche hinterlassen, denen eine leichte, natürliche Sprache und fließende Versifikation nicht abzusprechen ist. Sein Vorbild in Form u. Tendenz war Wieland, wie aus den „Vermischten Gedichten und prosaischen Schriften" (Berl. 1792—1810, 8 Bde.), sowie aus seinen „Theatralischen Werken" (Königsb. 1811, 2 Thle.) zu erkennen ist. Am gelungensten sind seine komischen Erzählungen und Fabeln. Vgl. Gerschau, Aus dem Leben des Freiherrn H. Ludwig von N., Hamburg 1834.

Nicolo de Malteu, französischer Komponist. s. Josuard.

Nicomedes, Name mehrer bithynischen Könige: 1) N. I., Sohn des Zipoites, des ersten Königs von Bithynien, rief 278 v. Chr. den syrischen König gegen seinen jüngern Bruder Zipoites und gegen Antiochus Soter die Gallier zu Hülfe, wurde dadurch über beide Herr n. räumte zum Danke den Galliern Galatien ein. — 2) N. II. Epiphanes, Sohn des Prusias von der Apamea, wurde von seinem Vater nach Rom geschickt und dort mit dem Tode bedroht, entdeckte jedoch den Anschlag, stürzte den König und ließ ihn im Tempel ermorden (148 v. Chr.), ward aber selbst 92 durch seinen Sohn Socrates gestürzt. — 3) N. III. Philopator, zweiter Sohn des Vorigen, wurde gegen seinen Bruder Socrates Chrestes und Mithridates von den Römern unterstützt, im ersten mithridatischen Kriege durch Mithridates vertrieben, aber von Sulla 85 wieder eingesetzt. Julius Cäsar soll sich ihm zu schändlicher Wollust hingegeben haben. Bei seinem Tode (75) vermachte N. sein Reich den Römern, was den dritten mithridatischen Krieg veranlaßte.

Nicomedia, die Hauptstadt Bithyniens, statt des von Lysimachus zerstörten Astacus oder Olbia am nordöstlichen Winkel des sinusischen Meerbusens von Nicomedes I. erbaut, ward bald eine der größten und schönsten Städte der alten Welt. Von den spätern römischen Kaisern, wie Diocletian und Konstantin dem Großen, ward sie, als römische Kolonie, öfters zu ihrem längeren Aufenthaltsort gewählt. Obgleich mehrmals durch Erdbeben zerstört, wurde sie doch immer wieder hergestellt. Merkwürdig ist N. auch als Vaterstadt des Schriftstellers Arrianus und als der Ort, wo sich Hannibal durch Gift tödtete. Noch heute finden sich die Ruinen der Stadt bei der kleinen Stadt Ismid.

Nicopolis, 1) Stadt auf der Südwestspitze von Epirus, der Stadt Actium gegenüber, von Augustus zum Andenken an seinen Sieg an einer nur 12 Stadien breiten Landenge, welche die Stadt vom Hafen am äußern Meere trennte, gegründet und mit Einwohnern von Anactoria, Ambracia ꝛc., auch mit Aetoliern und Römern bevölkert, wurde an der Stelle der Doloper in den Amphikryonenbund aufgenommen. Augustus gründete daselbst nicht nur einen Tempel des

Apollo auf einem nahen Hügel, sondern stiftete auch zu Ehren des Gottes feierliche Kampfspiele. Handel und Fischerei waren die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Konstantin erhob sie zur Hauptstadt von Epirus, doch war sie schon zu Julians Zeiten theilweise verfallen. Jetzt Palæprevyza, mit sehr bedeutenden Ruinen. — 2) Stadt in Armenien, von Pompejus an der Stelle, wo er den ersten Sieg über Mithridates erfochten, gegründet, lag am Lycus, einem Nebenflusse des Iris, nordwestlich von Satala und nordöstlich von Sebastia, und war gut bevölkert. Justinian stellte ihre zerfallenen Mauern wieder her. — 3) Stadt in Unterägypten, westlich vom eigentlichen Delta, an dem von Alexandria nach Canobus führenden Kanale, von Augustus zum Andenken seines letzten nach seiner Landung über Antonius erfochtenen Sieges gegründet; jetzt Kars oder Kassfera.

Nicosia, 1) Stadt auf der Insel Sicilien, nordwestlich von Catanea, ist der Sitz eines Bischofs, hat ein königliches Kollegium, Handel mit Getreide, Wein, Oel, Vieh, eine Salzmine, mehre Schwefelquellen und 15,000 Einwohner. — 2) (Leosia), Hauptstadt der Insel Cypern, auf der Nordküste derselben, ist Sitz eines türkischen Gouverneurs und griechischen Erzbischofs, erzeugt Wein, Baumwolle, Teppiche, rothen Maroquin, treibt Handel und zählt 8000 Einwohner.

Nicot, Jean, französischer Gesandter Franz II. am portugiesischen Hofe, brachte 1560 die Tabakspflanze, die ihm zu Ehren Nicotiana genannt wurde, nach Frankreich und führte das Tabaksrauchen daselbst ein.

Nicotiana, Pflanzengattung, s. Tabak.

Nidda, Kreisstadt in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, am gleichnamigen Flusse, mit Mauern, Kirche, Kapelle, Schloß, Hospital, Leinweberei, Strumpfwirkerei, Gerberei, Getreide- und Holzhandel, Rentamt, Post u. 2000 Einwohnern. Dabei die Saline Salzhausen mit Soolbad, Bittersalzfabrik, Braunkohlenwerk und 65 Einw.

Nidus (lat.), Nest.

Nidwalden, s. v. a. Unterwalden.

Niebuhr, 1) Karsten, bekannt durch seine Forschungen über Arabien, am 17. März 1733 zu Lüdingworth im hannöverischen Lande Hadeln geboren, stand seit 1760 als Ingenieurlieutenant in dänischen Dienste und ward 1761, als der König Friedrich V. von Dänemark eine Gesellschaft Gelehrter auf seine Kosten nach Arabien reisen ließ, um über dieses Land neue Aufschlüsse zu gewinnen, für das geographische Fach derselben zugewiesen. Obwohl binnen Jahresfrist auf dem Wege von Konstantinopel durch Aegypten bis nach Indien sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft mit Ausnahme des einzigen N. den Tod fanden, setzte dieser doch die Reise fort und übernahm die Vollendung der Arbeiten und Beobachtungen seiner bisherigen Gefährten. Erst 1767 kehrte er zurück und legte die Ergebnisse von seinen und seiner Gefährten Forschungen in seiner „Beschreibung von Arabien" (Kopenh. 1772), in der „Reisebeschreibung von Arabien und andern umliegenden Ländern" (2 Bde, daf. 1774—78), in der Ausgabe von P. Forskäls „Descriptiones animalium etc., quae in itinere orientale observavit" (daf. 1774) und in dessen „Flora aegyptiaco-arab." (daf. 1776) nieder. Die Genauigkeit seiner Angaben, die überall bloß auf eigene Anschauung sich stützen, die hohe Wahrheitsliebe u. das völlige Entferntsein von allem Hange zur Uebertreibung verleihen seinen Nachrichten einen hohen Werth und machen sie zu einer Hauptquelle für die Kenntniß der von ihm bereisten Länder. Seit 1768 zum Ingenieurkapitän aufgerückt, wurde er 1778 wirklicher Justizrath u. Landschreiber im Süderdithmarschen zu Meldorf u. 1806 Etatsrath; 1802 ehrte ihn auch das französische Nationalinstitut durch Aufnahme unter seine Mitglieder. Er † am 26. April 1815.

2) Barthold Georg, einer der ausgezeichnetsten und scharfsinnigsten Geschichtsforscher, Kritiker und Philologen der neuesten Zeit, Sohn des Vorigen, zu Kopenhagen am 27. Aug. 1776 geboren, bildete sich auf der Schule zu Eutin und machte sich dann in Hamburg mit den Handelsgeschäften bekannt. Nachdem er von 1793—94 zu Göttingen die Rechte studirt, widmete er sich in Edinburg anderthalb Jahre lang den Naturwissenschaften. Nach seiner Rückkehr ward er Privatsekretär des dänischen Finanzministers Schimmelmann, trat aber 1798 in den öffentlichen Staatsdienst und wurde 1803 Mitdirektor der Bank und 1804 Kommittirter des Kommerzkollegiums. In dieser Stellung erwarb er sich genaue Kenntniß der Finanzverwaltung und des Handels und wurde, als er 1806 als Mitdirektor der Seehandlung in preußische Dienste trat, in den wichtigsten Geldangelegenheiten gebraucht. Gegen den napoleonischen Despotismus war seine im Auszuge gegebene deutsche Uebersetzung von des Demosthenes erster Rede gegen Philipp (Hamb. 1805; 2 Aufl. 1813) gerichtet. Im J. 1808 ward er Staatsrath und Beamter im Finanzministerium, und nach Errichtung der berliner Universität hielt er vielbesuchte Vorlesungen über römische Geschichte an derselben. Von ihm rühren die damals nicht unwichtigen politischen Flugschriften: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof" (Berlin 1814) und „Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation" (Berl. 1815) her. Nach Wiederherstellung des Friedens vertraute man ihm 1816 den wichtigen Posten eines preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe in Rom, wo er mit außerordentlicher Liebe u. Ausdauer sich in die Wissenschaften vertiefend, für literarische Zwecke lebte. Aus Rom zurückgekehrt, weilte er 1823 einige Zeit in Berlin und wurde dann an der Universität zu Bonn angestellt, wo er durch seine gediegenen Vorträge, sowie durch Fortsetzung und Bekanntmachung seiner geschichtlichen Untersuchungen zur Förderung der klassischen Alterthumskunde unermüdlich wirkte, bis die politischen Ereignisse von 1830 sein Gemüth so verdüsterten, daß er sich des Gedankens nicht erwehren konnte, es werde Deutschland einer bereitbrechenden Barbarei verfallen. Diese trostlose Aussicht in die Zukunft brach seine Kraft, und sein Tod, am 2. Januar 1831, war theilweise eine Folge dieser trüben Stimmung. N.s Hauptwerk ist seine „Römische Geschichte" (3 Bde., Berl. 1811—32;

Digitized by Google

2. Aufl. 1827—42; Bd. 1, 4. Aufl. 1833, Ausgabe in Einem Bande, 1853), welche von der frühern Zeit bis zum Kampfe mit Karthago reicht. Das auch durch Kraft u. Würde der Darstellung ausgezeichnete Werk hat für die Behandlung der römischen Geschichte eine neue Epoche begonnen, indem N. nicht nur die Unhaltbarkeit Dessen, was bisher als beglaubigtes Faktum galt, aufgedeckt, sondern auch mit sicherm Blick aus der wirren Masse von Sagen, Hypothesen u. Verfälschungen Das heraus zu finden gewußt hat, was als der wahre Kern angesehen werden muß und aller fernern Forschung als Grundstein dienen wird. Zu seinen bedeutendsten Gegnern gehören Wachsmuth, Hellmann und Rubino. Die Fortsetzung des von N. selbst Begonnenen mußte leider aus seinen Vorträgen versucht werden. Sein ehemaliger Zuhörer, der Engländer Leonhard Schmitz, gab nach diesen eine „History of Rome from the first punic war to the death of Constantine" (2 Bde., Lond. 1844) heraus, die von Zeiß unter dem Titel „Römische Geschichte von dem ersten punischen Kriege bis zum Tode Konstantins" deutsch erschien (5 Bde., Jena 1844—46). Viele für die topographischen Verhältnisse Roms wichtige Notizen sind in seinen „Beiträgen zur Beschreibung der Stadt Rom" (4 Bde., Stuttgart 1830 ff.) enthalten. Die „Griechischen Heroengeschichten", ein Lesebuch für seinen Sohn Markus, gab dieser erst nach N.s Tode (Hamburg 1842) heraus. Von seinen philologischen Arbeiten genügt es, die kritische Ausgabe der von Mai ans Licht gezogenen Werke des Fronto (Berl. 1816), sowie der beiden bis dahin ungedruckten Bruchstücke der Reden des Cicero für Fonteius und C. Rabirius (Rom 1820) zu erwähnen, dann der Herausgabe eines Bruchstücks des römischen Dichters und Redners Merobaudes (Bonn 1824), welches von ihm während seines Aufenthaltes in St. Gallen auf der dortigen Bibliothek entdeckt wurde, sowie der „Inscriptiones nubienses" (Rom 1821). Auf das zugleich mit Böckh und Brandis seit 1827 herausgegebene „Rheinische Museum für Philologie" übte er einen sehr bedeutenden Einfluß. Im J. 1828 verband er sich zu einer neuen Bearbeitung der „Scriptores historiae byzantinae" mit mehren Gelehrten. Die „Kleinen historischen und philologischen Schriften" (2 Bde., Bonn 1828—43) u. seine „Nachgelassenen Schriften nicht philologischen Inhaltes" (Hamburg 1842) enthalten eine Anzahl Abhandlungen und Aufsätze von unbestrittem werthvollem Inhalt. Die „Geschichte des Zeitalters der Revolution", welche sein Sohn Markus herauszugeben unternahm (Hamb. 1845), hat den Erwartungen nicht entsprochen. Vergl. Lieber, Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit N.", aus dem Englischen von Thibaut, Heidelb. 1837; Lebensnachrichten über N. aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner Freunde, Hamb. 1838. 2 Bde.; Susanna Winkworth, The life and letters of B. G. N., Lond. 1852, 3 Bde.

Niederalpen (Basses Alpes), Departement im südöstlichen Frankreich, aus der ehemaligen Oberprovence gebildet, grenzt auf der Ostseite an Piemont und umfaßt einen Flächenraum von 125,92 (nach Andern 134) □M. oder 690,919 Hektaren mit (1851) 152,074 Einw. Der nördlichste Theil ist der gebirgigste, durchzogen von den kottischen Alpen, die sich im südöstlichen Theile mit den Meeralpen vereinigen und das ganze Departement zu einem Hochgebirgslande machen, von welchem Felsen, Gletscher, Schneelähnen kaum $^1/_4$ zum Anbaue übrig lassen, das jedoch auch steinig und fast unfruchtbar ist. Die Durance fließt von Norden nach Süden durch das Land u. nimmt die Ubaye, Gasse, Laye, Bleonne ꝛc. auf. Gegen das Varbepartement bildet der Verdon (mit der Isole, Jabron, Colostre) die Grenze; im südöstlichen Winkel fließt der Var. Unter den Gebirgsseen nennen wir den Allos. Der südlichste, nach dem Meere hin abgedachte Theil trägt zwar alle Früchte des südlichen Frankreichs, das eigentliche Innere des Departements ist jedoch um so dürftiger. Kartoffeln bilden das Hauptprodukt der Landwirthschaft u. das vorzüglichste Nahrungsmittel des Volkes. Die Viehzucht ist wichtig nicht sowohl wegen der Heerden, welche die Bewohner selbst besitzen, als wegen deren, die während des Sommers auf der Provence zu ihnen kommen und gegen eine mäßige Abgabe auf ihren Triften und in ihren Wäldern weiden. Von Industrie ist kaum die Rede. Die Einwohner sind größtentheils katholischer Konfession, doch auch mit Reformirten und Waldensern untermischt. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Digne, Castellanne, Forcalquier, Sisteron und Barcellonette. Hauptstadt ist Digne.

Niederanla, Amtsstadt in der kurhessischen Provinz Fulda, an der Mündung der Ula in die Fulda, Amtssitz, mit Kirche, Posterpedition, Rentnerei und 1300 Einw.

Niederbayern, seit 1837 Regierungsbezirk des Königreichs Bayern, umfaßt den frühreren Unterdonaukreis mit Ausschluß der Landgerichte Eham, Burghausen und Altötting, während die Landgerichte Landshut und Vilsbiburg aus dem frühreren Isarkreis, sowie Abensberg, Kelheim, Pfaffenberg, Zaigkofen aus dem frühern Regenkreis dazu geschlagen worden sind, u. hat 549,600 Einw. Hauptstadt ist Passau.

Niederbronn, Flecken im Franz. Departement Niederrhein, Bezirk Weissenburg, in einem schönen Thal, mit Papiermühlen, Hüttenwerken und Vitriolwerk bei Wasemburg und 3000 Einw. Die dortigen Mineralquellen gehören zu den eisenhaltigen Kochsalzquellen und wirken eröffnend, abführend und zugleich stärkend.

Niederchärente, Departement, s. Charente.

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederdeutschland, im Allgemeinen die nördliche Hälfte von Deutschland, insbesondere die nach den Ufern der Nord- und Ostsee zu gelegenen Länder, als: Ostfriesland, Bremen, Mecklenburg, Pommern ꝛc.

Niederer, Johannes, bekannter Schulmann, 1798 zu Lutzenberg im schweizerischen Kanton Appenzell-Ausserrhoden geboren, studirte Pädagogik und Theologie und wurde Pfarrer von Sennwald im Kanton St. Gallen, verließ aber seine Pfarrei, schloß sich an Pestalozzi an und ward Lehrer an dessen Erziehungsanstalt zu Yferten. Nach Auflösung der letzteren übernahm

er ein Mädcheninstitut, welches Krüsi 1806 gegründet und später mit Pestalozzi's Anstalt vereinigt hatte. Er + am 2. Dec. 1843. Neben seinen pädagogischen Schriften: „Pestalozzi's Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitkultur" (Stuttg. 1812—13, 2 Bde.), „Rechtfertigung des pestalozzischen Instituts gegen seine Verleumder" (Iferten 1813), „Pestalozzische Blätter" (Aachen 1828), verfaßte er mehre politische Broschüren.

Niederhessen, kurhessische Provinz, aus dem Niederfürstenthume Hessen und der Grafschaft Schaumburg zusammengesetzt und an Preußen, Lippe, Hannover, Weimar und Waldeck grenzend, hat einen Flächeninhalt von 95¼ □M., ist gebirgig (Reinhards-, Habichtswald u. a.), hat aber auch schöne Thäler, von der Werra und Fulda, der Eder mit der Schwalm, der Elbe, Ems u. a. durchströmt, erzeugt Getreide, Rübsamen, Tabak, Obst, Vieh, Eisen, Salz, Kobalt, Kupfer, Thon zu Schmelztiegeln ꝛc. und hat 355,000 meist protestantische Einwohner, die Webereien von allerhand Art, Porzellan, Pfeifen, Schmelztiegel, Eisen u. a. Metallwaaren, Essig, Branntwein ꝛc. fabriciren. Die Provinz wird in 10 Kreise eingetheilt: Kassel, Hofgeismar, Wolfhagen, Fritzlar, Homberg, Melsungen, Rotenburg, Eschwege, Witzenhausen und Schaumburg. Hauptstadt ist Kassel.

Niederländische Kunst, s. **Baukunst**, **Malerei**, **Musik**, **Sculptur** ꝛc.

Niederländische Literatur. Die ersten Spuren einer niederländischen Nationalliteratur reichen in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrh. zurück, in jene Zeit, wo die Liebe zur Muttersprache durch den immer reger werdenden Freiheitssinn der mittleren Volksklassen geweckt und genährt wurde. Unter Philipp dem Guten (1433) und seinen Nachfolgern wurden zwar französische Sitte und Sprache bei den höhern Ständen eingeführt, doch auch der Nationalliteratur der Schutz der Herrscher nicht versagt. Es bildeten sich viele gelehrte Gesellschaften, die unter dem Namen „Kammern der Rhetorik" (Rederijk kamers) bekannt sind, und besonders in Flandern und Brabant regte sich ein für vaterländische Sprache und Dichtkunst empfänglicher Sinn. Als die ältesten holländischen Dichter gelten J. van Maerlant († 1300) und Melis Stoke (um 1305), deren Reimchroniken wichtige Geschichtsquellen und Sprachdenkmäler sind, obwohl sie keinen Anspruch auf poetischen Werth machen können. Von noch geringerer Bedeutung sind die gereimte „Geschichte des Herzogs Johann I. von Brabant" von J. van Helu und die „Astronomie" („Starrekunde") von Gerard van Bienbout. Die Ritterromane „Karl u. Elegaël", „Walewein", „Die Kinder von Limbrecht", „Ferr gut und Galiene", „Floris und Blanseflor" und „Segheliyn von Jerusalem" sind Nachbildungen französischer Originale. Der werthvollste poetische Ueberrest aus dem 13. Jahrh. möchte wohl die unter dem Namen „Esopet" bekannte Sammlung äsopischer Fabeln seyn. Unter den Dichtern des folgenden Jahrhunderts sind nur Claes Willem („Der Minnenloep"), Jan de Clerc („Lekenspyeghel", d. i. Laienspiegel) und W. van Hildegaertsberch zu nennen, deren Werke sämmtlich didaktischen Inhalts sind, wie überhaupt diese Richtung dem Ernste des niederländischen Volkes besonders zuzusagen scheint. Die genannten „Kammern der Rhetorik" haben mit den deutschen Meistersängerschulen große Aehnlichkeit, sind aber weniger auf die Literatur als auf die politische und religiöse Stimmung des Volkes einflußreich geworden. Die berühmteste Kammer war die Kammer zu Antwerpen. Die Rhetoriker versuchten sich fast in allen Arten der Poesie, am liebsten aber in kleinen lyrischen Stücken (Liedekens, Refereynen). Unter der spanischen Zwingherrschaft wurden die Kammern sehr gedrückt, ihr Ende fanden sie aber erst im Laufe des 18. Jahrh., und zwar durch eigensinniges Festhalten an alter Geschmacklosigkeit.

Den ziemlich dürftigen Vorrath von Geisteserzeugnissen aus dieser Periode nach den Dichtungsarten ordnend, nennen wir unter den Lyrikern die mit ungewöhnlicher Phantasie begabte Dichterin Anna Byns („Konstighe refereynen"), den trockenen M. Casteleyn, den patriotischen Volksdichter Coornhert, Philipp von Marnix und Karel van Mander. Die Mehrzahl dieser Poesien sind geistlichen Inhalts. Das Epos blieb völlig unangebaut, man müßte denn die Uebersetzungen Homers von Coornhert und Mander und Virgils von L. von Ghistelen hierher rechnen wollen. Die sogenannten Balladen („Boniaden van Doornycke") von M. Casteleyn sind nichts als eine langweilige Geschichte der Stadt Doornick in Reimen. Die Fabeln von Edmond de Dene sind einem lateinischen Originale nachgebildet. Didaktisch-moralisch-allegorische Gedichte bilden den Hauptbestandtheil der nun L. dieses Zeitraumes; Dirks van Munter „Hellandspiegel" (Kerstenspyeghel") u. Gerard Roelants „Jugendspiegel" („Spyeghel der jonghens") aus dem 15., J. B. Schoonerte „Liebesbandel" („Handel der Amoreusheid"), P. Heyns „Weltspiegel" („Spyeghel der Werreld"), Römer Visschers „Allegorische Bilder" („Zinnepoppen") und H. L. Spiegels „Herzspiegel" („Hertspyeghel") aus dem 16. Jahrh. erhoben sich nur selten über die Mittelmäßigkeit. Das bekannteste didaktische Werk aus dem 15. Jahrh. ist der durch witzige Satyre ausgezeichnete „Reinecke Fuchs" („Reintje de Vos"). Im Epigramm versuchte sich R. Visscher nicht ohne glücklichen Erfolg. Das holländische Drama verdankt seinen Ursprung den sogenannten Sprechern (Spekers) des 13. Jahrh., welche das Land durchzogen und an den Höfen der Fürsten, sowie in den Schlössern der Rhetz dialogisch eingerichtete moralische Mysterien, Sprüche (Spreuken) genannt, aufführten. Auch mögen die französischen Mysterien Eingang gefunden haben, wie das zu Utrecht zu Anfang des 15. Jahrh. aufgeführte Stück „Herodes und seine Laster" zu beweisen scheint. Die ersten Spuren des profanen Drama's und eines eigentlichen Theaters finden sich im 16. Jahrh. in den erwähnten Kammern der Rhetorik. Hier ward ein nationales Drama geschaffen und demselben ein entschieden satyrisches Element beigegeben. Von geringerer Bedeutung sind die allegorischen Darstellungen

Digitized by Google

(„Sinnespelen), von welchen wir nur den „Raub der Proserpina" als das bekannteste, und die lustigen Stücke („Esbatementen") u. ächt volksthümlichen Possen („Kluiten", „Zotteckluiten") nennen. Unter den Dichtern dieser Periode, welche sich im Drama versuchten, sind zu bemerken: M. Casteleyn („Pyramus ende Thisbe"), Colyn van Ryssele („Spyeghel der minnen") und K. van Mander („Noach," „Dina", „David"), alle ohne wahrhaft dramatisches Talent. Die Prosa bildete sich im 15. Jahrh. zunächst durch Uebersetzungen lateinischer Werke, im 16. wurden schon geschichtliche Versuche gemacht, die der Beachtung nicht unwerth sind, größere Beredtsamkeit hat aber nur der Satyriker Ph. v. Marnix, welcher in seinem „Bienenkorb der heil. römischen Kirche" (1569), worin er die Papisten mit derbem Spotte geißelt, ein Muster reiner u. zierlicher Sprache gibt. Außer diesem Meisterwerke möchten vielleicht noch K. van Manders „Biographien der Maler" erwähnt zu werden verdienen.

Durch den siegreichen Ausgang des Befreiungskampfes der Niederlande mußte der Sinn für das Große, Edle und Schöne, der durch die nähere Bekanntschaft mit den Meisterwerken Griechenlands und Italiens bereits geweckt war, genährt werden. In diese Zeit fällt die Blüthezeit der n.n L. Aber jene unseligen Parteizwistigkeiten, die bald darauf die Nation zerrütteten, in Verbindung mit den aus allen Welttheilen zuströmenden Reichthümern und dem Verkehr mit verfeinerten Nationen, wodurch der Hang zum Luxus und zur Ueppigkeit geweckt und der Immoralität Bahn gebrochen ward, verderbten den biederen Volkscharakter. Die einheimische Poesie und Kunst fing schon an, von ihrer Höhe herabzusinken; aber besonders durch die Einwanderung der durch den Widerruf des Edikts von Nantes (1685) aus ihrem Vaterlande vertriebenen französischen Protestanten ward ihr Ruin entschieden. Dieselben brachten mit ihrer einheimischen Industrie auch fremde Sitten, Modesucht und französische Oberflächlichkeit mit, u. die Niederländer, die bis dahin selbstständigste Nation Europa's, ließen sich durch die Geschmeidigkeit der Fremdlinge bestechen und folgten ihrem Beispiele. Französische Sprache und Literatur gewannen bald einen überwiegenden Einfluß. In der Lyrik dieses Zeitraums nennen wir zuerst den auch in anderen Dichtungarten ausgezeichneten Peter Cornellszoon van Hooft, welcher seiner Muttersprache eine feste Regelmäßigkeit gab. Nächst ihm verdienen Joost van den Vondel und Jacob Cats genannt zu werden, wie ferner P. Schryver, D. Heinse, Maria und Anna Visscher, Laurens Reael, G. A. Bredero, der Kirchenliederdichter Dirk Raselszoon Camphuyzen, Konstantyn Huyghens, der Kritiker J. Heemskerk, J. van Westenbaen, Sygbert Jacobs, Jeremias de Decker, Daniel Jonekbys, J. Oudaen, Heyman Dullaert, Jan van Broekhuizen, Jan Antonides van der Goes, Antonis de Hubert, Adr. Hoffer, Jan de Pruneu. A. In der Elegie verdienen besonders Vondel, J. van Sevecote, J. Heemskerk u. J. de Decker, J. Vos und J. van Geel Auszeichnung. In der epischen Gattung ist nur Vondels „Joannes de poetgezant" zu erwähnen. Auch in der didaktischen Poesie möchte nur das beschreibende Gedicht „Ystroom" von Antonides ein klassisches Ansehen verdienen. Vondels religiös-didaktische Gedichte, Cats' zahlreiche Versuche in dieser Gattung, Hugo de Groots „Rewijs van den waren godsdienst", Elias Bercmans „Der zeevaert lof" und Reinier Ansloo's „Pest in Neapel" können mit den Leistungen anderer Nationen keinen Vergleich aushalten. Großes Talent für die Satyre bewies Vondel in seinem „Roskam" j geringeren Gehalts sind J. de Deckers „Lof der Geldzucht" u. W. Meermanns „Bootmanspraatje". Im Epigramme leisteten nur E. Huyghens u. G. Brandt Erträgliches. Die beachtenswerthesten Fortschritte machte in dieser Periode das Drama. Die Tragödie wurde von Samuel Koster kunstgerecht ausgebildet und bald von großen Meistern zu einer ziemlich hohen Stufe der Vollendung gebracht. Kosters Trauerspiele, größtentheils klassischen Mustern nachgebildet, sind regelmäßig angelegt und durchgeführt, aber ohne bedeutenden poetischen Werth. Größere Kraft und Gedankenfülle zeigen Hoofts nach dem griechischen Theater gemodelten vaterländischen Stoffe: „Gerard van Velsen" und „Bato". Vondels Tragödien stehen in Holland in wohlverdientem hohen Ansehen; sein „Gysbrecht van Amstel" ist auch im Auslande rühmlichst bekannt. Nicht ohne kräftigen Schwung der Phantasie, aber aus Ungeheuere streifend sind J. Vos' Tragödien: „Aran und Titus" und „Medea", J. Dudaan wählte seine Stoffe aus der neueren Geschichte und gab ihnen politische Bedeutsamkeit. Antonides bewies in seinem „Trazil of overrompeld Sina" ein beachtenswerthes Talent. Von den übrigen Tragödiendichtern führen wir noch an: Jan Six („Medea"), Jan de Paffenrode („Den Ondergang van Willem van Arkel"), R. Anslo („De Parijsche Bruiloft") und P. Verhoek („Karl der Kühne"). Was Koster für die Tragödie that, leistete G. A. Bredero für das Lustspiel, welches sich in Holland fortwährend ein ächt nationales Ansehen bewahrte. Bredero's Lustspiele und Possen, worunter „De Spaansche Brabander Jerolimo" und sein Terenz nachgebildetes „Moortje" die vorzüglichsten seyn mögen, erfreuen durch ihre Lebendigkeit, die freilich mitunter ans Obscöne streift. Jan Vos trieb den obscönen Witz bis zum Uebermaße. Hoofts Komödien („Warenar met de pot" u. „Granida") stehen seinen Trauerspielen weit nach. Unter den anderen Lustspieldichtern möchten noch zu nennen seyn: S. Koster, W. Ogler, J. de Paffenrode und W. van Focquenbroch. Die Prosa gewann in dieser Periode durch Uebersetzungen und Nachbildungen des klassischen Alterthums, ohne sich jedoch einer dem Reichthum der holländischen Sprache angemessenen künstlerischen Ausbildung zu erfreuen. In der historischen Prosa steht G. Brandt am höchsten, obgleich sein Styl zu breit und ohne Wärme ist. Denselben Fehler verrathen K. Brandt, von Balen, J. van Heemskerk, J. de Brune und W. Meermann, ohne die Vorzüge G. Brandts zu haben. Die politische und gerichtliche Beredtsamkeit blieb wider Erwarten gänzlich vernachlässigt; auch die Kanzelredner Jan Vollenhoven, Gaspard, Gerard,

Digitized by Google

Jan Brandt und Kamphuijsen sind völlig bedeutungslos.

Durch den langen Frieden von 1713—1780 erlahmte die Thatkraft der Nation; übermäßiger Reichthum erzeugte Ueppigkeit und wiegte das so energische Volk in einen lethargischen Schlummer. Die Poesie ward Zeitvertreib müssiger Dilettanten, welche gewöhnliche Alltagsprosa mühsam zu glatten Reimen brechseiten. Fortwährendes Unglück von 1780 in Folge von Krieg und Wassersnoth schadeten dem Wohlstand der Nation; fremde Heere tummelten sich in dem durch Parteiungen zerrissenen Lande und schienen den Muth der Bevölkerung völlig erdrücken zu wollen. Doch unter dem stets härter werdenden Druck regte sich die Vaterlandsliebe von Neuem, die Erinnerung an die großen Zeiten der Väter befeuerte die Dichter, den Nationalgeist zu wecken. Die Wirkungen dieses Bestrebens zeigten sich erst recht deutlich nach dem Frieden von 1814, und Künste und Wissenschaften sind seitdem in erfreulichem Fortschreiten begriffen. In der lyrischen Poesie offenbart sich schon sogleich beim Beginne dieser Periode französische Oberflächlichkeit und Seichtigkeit in L. Rotgans kleinen Gedichten. Unbedeutend sind seine Nachahmer F. van Halma, die Brüder van Hoogstraten und A. Bogaert; dagegen erinnern J. Zenus und der begeisterte Vaterlandssänger L. Schermer an die frühere bessere Zeit. Meister im leichteren Liede und in der Epistel ist der Matrosdichter Hubert Cornelisszon Poot, welchem P. Langendijk weit nachsteht. Auch A. Hoogvliets kleinere Gedichte sind ziemlich phantasiearm. S. Feitama's lyrische Versuche können nur als gelungene Nachahmungen französischer Originale gelten. Origineller ist H. Schim. In dem leichteren, fröhlichen Liede werden P. Iwerts, H. G. van Brijhoff, G. Muyser, L. Pater, J. Spex und A. de Haen häufig genannt, können aber mit dem gefühlvollen D. Smits und den Brüdern van Haren keinen Vergleich aushalten. Von den übrigen Lyrikern dieser Periode nennen wir noch E. van Hogst, J. Marquet, S. Styl, Julianna Cornelia de Lannoy, J. B. Kleyn, den frommen van Alphen, J. Bellamy, P. Nieuwland, Helmers, J. Kantelaart, J. de Kruyff, J. Feith, P. H. Bekker, Elisabeth Bekker, Agathe Deken, W. Bilderdijk, H. Tolens, C. Loots, J. Immerzeel, A. Loosjes, B. H. Lulofs, Barend, Spandow, Borger, P. van Winter, J. Meermann, van Walven, Wilsellus, Schenk, Meyschert, Witsen-Geysbek, van Halmael, van 's Gravenweert, Thöne, Mithuis, Jsaak da Costa und J. van Lenney. Als Elegiker ist besonders W. Simons hervorzuheben. Die epische Poesie will in den Niederlanden nicht gedeihen. Rotgans' „Wilhelm III." ist ein mit heidnischer Mythologie unglücklich durchflochtenes Machwerk; erträglicher ist A. Hoogvliets „Abraham" (1727). Feitama's gelungene Nachbildung des „Telemach" Fenelons und der „Henriade" Voltaire's haben auf die n. L. mehr nachtheilig als erfolgreich eingewirkt. Alle die besten Epopöen müssen Onno Zwier van Harens „Gevallen van Friso" (1741) und seines Bruders Willem van Harens „Geuzen" (1776) gelten. Erträglich mag man Wilhelmine van Meckens „David" nennen, aber völlig bedeutungslos sind F. van Steenwyck's „Gedeon" u. „Claudius Civilis". Die Idylle wurde von J. B. Wellekens, C. J. de Wit, L. Schermer und besonders von A. Loosjes nicht ohne Glück angebaut. Als Fabeldichter ist nur N. S. van Winter zu nennen. Die holländische Romanliteratur hat fast nur Uebersetzungen oder Nachahmungen fremder Meisterwerke aufzuweisen; am bekanntesten sind im Auslande die moralischen Erzählungen der Dichterinnen E. Bekker und A. Deken geworden. Nach ihnen wurde der Roman von El. Maria Post, A. Loosjes u. A. mit glücklichem Erfolge versucht. Die didaktische Poesie wurde nicht mehr so emsig gepflegt, wie in der vorigen Periode. Als die bedeutendsten führen wir an D. Smits („Rotterstroom"), F. D. Haes („Verherrlykt en vernederd Portugal"), S. van Winter („Amstelstroom") seine Gemahlin L. B. van Merken („Nut der Tegenspoeden", 1762) und H. van Alphen („Sternenhemel"). An Tragödien ist in dieser Periode kein Mangel, aber leider begegnen wir fast nur Mittelmäßigem. Man hielt sich an die französische Kunstschule u. übersah gleichgültig die früheren besseren nationalen Leistungen. Rotgans' zwei Trauerspiele „Aeneas und Turnus" und „Sulla" sind völlig unbedeutend; E. Feitama übersetzte nur aus dem Französischen; B. Huydecoper's „Arsaces" und „Achilles", sowie D. S. van Haarens „Agon" und „Philhelm I." und N. S. van Winters „Hengeest" und „Menzikow" sind über Gebühr gelobt worden. Außer den angeführten sind noch zu nennen: R. Feith, Bilderdijk, W. H. Jels, J. Nomes, H. Tollens und A. Loosjes. Das Lustspiel liegt noch ärger darnieder; nur P. Langendijk's Leistungen empfehlen sich durch Laune und lebendige Charakterzeichnung. Weit tiefer stehen J. Nomes' und S. Styls komische Versuche. Die Prosa blieb nach Brandts Meisterwerken lange vernachlässigt, bis J. van Effen durch seine englischen Mustern nachgebildeten Wochenschriften „De Misanthrope" (1714) und „De hollandsche spectator" (1731) die Liebe zu einer schönen Darstellung wieder weckte. Doch fand er nur in O. J. van Haren und J. Wagenaar würdige Nachfolger. Am Ende dieser Periode wurde die Prosa fleißiger angebaut; in dieser Beziehung haben sich besonders verdient gemacht S. Styl, A. Hulshoff, J. F. Hennert, die Geschichtschreiber J. Meermann und M. Stuart, van Hamelsveld, A. Kluit, H. Muntinghe, Bilderdijk, J. H. van der Palm, M. Siegenbeek u. A. Vergl. J. Bries, Proeve eener Geschiedenis der nederduitsche Dichtkunde, Amsterd. 1810. 2 Bde. J. F. Willems, Verhandeling over de nederduytsche Taal en Letterkunde, Antwerp. 1819; M. Siegenbeek, Précis de l'histoire littéraire des Pays-bas, trad. par J. H. Lebrocquy, Gent 1827; J. Bowring, Sketch of the Language and Literature of Holland, Amsterd. 1829; O. L. B. Wolff, Die schöne Literatur Europa's in der neuesten Zeit, Leipz. 1832.

Was die wissenschaftliche Literatur betrifft, so fanden altklassische und morgenländische Philologie, Naturkunde, Medicin (besonders Anatomie), Mathematik, Geschichte und das römische

Digitized by Google

Civilrecht schon früh geistreiche und gründliche Bearbeiter, die jetzt noch als Muster gelten dürfen. Indeß ist vor der Trennung der Niederlande von dem deutschen Reiche gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts noch keine eigenthümliche Regung des Geistes zu bemerken. Die Vereinigung fast der gesammten Niederlande durch Philipp den Guten von Burgund in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wirkte vortheilhaft auf Wissenschaft und Literatur. Zwei Unterrichtsanstalten, das St. Aduardskloster in Gröningen u. die Schule zu Bedum, verbreiteten zuerst die klassische Gelehrsamkeit im Norden Europa's und erzogen die berühmten Sprachkenner W. Gansvoort, R. Agricola, der zur Bildung eines reineren Geschmacks nach Kräften beitrug, und A. Hegius, welcher die 1370 von G. Groot gegründete Schule zu Deventer zur höchsten Blüthe brachte. Als Lehrer dieser großen Männer darf Thomas a Kempis nicht unerwähnt bleiben. Unter den zahlreichen Schülern des Hegius zeichneten sich besonders aus Murmellius, Hermann von Busche und vor allen D. Erasmus, dessen Einfluß auf die europäische Bildung bei weitem der bedeutendste war. Noch größere Fortschritte hätte in Holland die Philologie gemacht, wenn man sie nach der Reformation nicht fast ausschließlich zur Dienerin der Theologie gemacht hätte. In der Ausbildung der lateinischen Grammatik erwarben sich Regner Rädin, J. Sartorius Croens und P. Nannius großen Ruhm. Jakob van Horn u. Adr. Junius versuchten sich in der griechischen Lexikographie. Aristoteles, Plutarch, Demosthenes und Ptolemäus wurden von D. Erasmus, Aristophanes von Hortensius von Montfort (1546), Hesiodus von Rateller (1546), Plutarch, Eunapius und Hefychius von Milet von Junius, Moschus und Bion von Adolph von Meetkerke (1560), Nonnus von Falkenburg (1569) bearbeitet und übersetzt. Vorzüglicheres noch wurde in der römischen Literatur geleistet; Erasmus gab den Curtius (1517), mehre Werke Cicero's (1519), den Plinius (1525), Livius (1531) und Terenz (1532), Longolius den Phädrus (1530), Aegidius von Delft Ovids „Remedium amoris" (1495), Junius den Plautus, Seneca, Virgil, Horaz und Plinius, C. de Langhe einige Werke Cicero's (1563), Carrion den Valerius, Flaccus (1565), St. Pighius den Valerius Maximus (1557), und Popma den Vellejus Paterculus (1569) heraus. Auch die Uebersetzungen einiger Klassiker von Coonhert sind beachtenswerth. Die orientalischen Sprachen blieben noch vernachlässigt; nur Agricola, Gansbein und Erasmus beschäftigten sich mit dem Hebräischen. Mancher schöne Keim wurde gegen Ende dieser Periode durch die Barbarei der Spanier und durch Alba's Grausamkeit erstickt; der Besuch nicht katholischer Universitäten wurde unter Strafe des Exils und der Konfiskation verboten, und in den Niederlanden durften nur zwei streng an dem Alten haltende hohe Schulen, Löwen und Douai, bestehen. Wie nachtheilig dieser Stand der Dinge auf das Studium der Geschichte wirken mußte, ist leicht zu begreifen. Nehmen wir die Geschichte der Niederlande („Fasciculus temporum") von W. Rolefink (1474), fortgesetzt von J. Velenaer (1480), die geographisch-statistischen Arbeiten des Cornelius van Gouda und des H. Junius („Batavia"), welche sich auf die Provinz Holland beschränken, und Heda's „Utrechter Chronik" (1521) aus, so begegnen wir in diesem Zeitraume keinem einzigen nennenswerthen Versuche. Die mathematische und politische Geographie gewann an G. Mercator (1541), welcher die neue Projektionsmethode erfand, einen tüchtigen Bearbeiter. Ortelius benutzte die Handelsverbindungen seiner Vaterstadt Antwerpen, um das Ausland näher kennen zu lernen und zu beschreiben. Die mathematischen Wissenschaften lagen sehr im Argen und nur der Friese Gemma wird in diesem Fache namhaft gemacht. Die Astronomie war noch nicht geschieden von der Astrologie, welche nicht nur bei dem ungebildeten Volke, sondern bei den Großen in hohem Ansehen stand; Popma (1569) war der Erste, welcher die Anfangsgründe der Astronomie bearbeitete. Die Philosophie schien durch das Studium des Alterthums gedeihen zu wollen; schon hatte Agricola in seinem Werke „De inventione dialectica" die logischen Begriffe zu läutern und D. Erasmus den gesunden Menschenverstand durch sein Ankämpfen gegen Unwissenheit und Aberglauben zu Ehren zu bringen gesucht, als der religiöse Fanatismus der spanischen Herrscher jede Frucht des freien Geistes im Keime zu ersticken sich bemühte und das alte scholastische Unkraut von Neuem wuchern ließ. Die Naturwissenschaften erfreuten sich im Allgemeinen nur einer sehr geringen Pflege, doch sind J. Isaacs Bemühungen, die fast gänzlich vergessene Chemie wieder herzustellen (1440), und R. Dodoens „Kräuterbuch" (1550), obgleich voller Irrthümer, für jene Zeit von großem Verdienst. In der Anatomie brach A. Vesalius (1564) Bahn, der zuerst die Bedenklichkeit, ob es erlaubt sey, einen menschlichen Körper zu zergliedern, auf die Seite schob und in seinem Werke: „De humani corporis fabrica" einen Schatz der reichsten Entdeckungen niederlegte, worauf spätere Anatomen gebaut haben. Das in den Niederlanden übliche Recht war das römische und fand schon frühe Bearbeiter, die freilich mit den berühmten Juristen jener Zeit in andern Ländern nicht verglichen werden können. Philipp von Leyden, der zu Ende des 14. Jahrhunderts blühte, gibt über die Staatsform und die Geschichte seiner Zeit wichtige Aufschlüsse. Wigilius van Zuychem van Aytta (1576), ein geachteter Staatsmann, erläuterte einen Theil der Institutionen, und sein Freund J. Hopperus (1566), Verfasser der berühmten Kriminalverordnung Philipps II. von 1570, vernachlässigte über seinen Ehrenstellen nicht die philosophische Rechtslehre. Außer diesen sind noch zu nennen: R. Everardi, Boetius Eppo, H. Agnläus und Elbert Leoninus. Die Theologie lag noch in schwer zu lösenden Fesseln. Zwar hatten Thomas a Kempis und seine Schüler durch ihre Sprachkenntnisse ein gründlicheres Studium der Bibel vorbereitet, aber die Mönche der Niederlande waren die unwissendsten Europa's und fanden in ihrem Hasse aller Aufklärung eine mächtige Stütze an den bigotten Regenten. Der aufgeklärte W. Gansvoort mußte

Digitized by Google

sein ganzes Leben hindurch den hartnäckigsten Kampf gegen die Dummheit und Bosheit fanatischer Pfaffen führen; Erasmus hielt sich schüchtern in der Mitte der Parteien, erwarb sich aber Verdienst durch die Herausgabe des Neuen Testaments (1516) u. vieler Kirchenväter, sowie durch die Verbreitung einer reineren Moral.

Während des Befreiungskampfes fand auch die Reformation in den Niederlanden Eingang u. förderte durch die errungene Denk- u. Gewissensfreiheit die Wissenschaften auf erfreuliche Weise. Selbst die heftigen Streitigkeiten der Remonstranten und Kontreremonstranten (1618) und der unmittelbar darauf folgende Gewissenszwang waren bei dem kräftigen Aufschwunge, den die Nation genommen hatte, nicht mehr vermögend, den Flug des freien Geistes zu hemmen. Nachtheilig wieder wirkten nach dem westphälischen Frieden (1648) die unseligen Parteizwistigkeiten der Oranier und Antioranier, welche bald zur hellen Flamme auflohderten und das Glück des Landes untergruben. Den nachtheiligen Einfluß der französischen Emigranten auf Kunst und Wissenschaft haben wir schon oben geschildert; und des merken nur noch, daß von dieser Zeit an bei den holländischen Gelehrten die französische Sprache in die Rechte der lateinischen trat. Bayle Leclerc, Basnage u. A. gaben dieses verderbliche Beispiel nicht nur in ihren Schriften, sondern auch in den von ihnen herausgegebenen Journalen und gelehrten Zeitschriften, von welchen wir hier nur die „Nouvelles de la République des lettres" (Amsterd. 1684—1718, 38 Bde.), die „Histoire des ouvrages des scavans" (Rotterd. 1687—1709, 24 Bde.), die „Bibliothèque universelle et historique" (Amsterd. 1686—1693, 25 Bde.) und die „Bibliothèque choisie" (das. 1703—1713, 27 Bde.) als die berühmtesten nennen und welche durch den überlegenen Geist ihrer Redakteure u. Mitarbeiter die in holländischer Sprache geschriebene gelehrte Zeitung „De Boeksaal van Europe" (Rotterd. 1692—1701, 19 Bde.), fortgesetzt unter den Titeln: „Tweemandelyke Uyttrekseln (1701—1704) und „De Boeksaal der geleerde werreld" (Amsterd. 1705—1708, 8 Bde.), kaum aufkommen ließen. Die Behandlung der Wissenschaften gewann durch die französische Manier an Popularität, verlor aber bedeutend an Gründlichkeit. Durch die Wiedereroberung der südlichen Provinzen durch die Spanier am Beginne dieser Periode wurden auch die beiden Universitäten Douai und Löwen, welche jedoch die Wissenschaften nicht sehr gefördert hatten, von Holland getrennt, und die Republik stiftete die Universität Leyden (1575), welcher bald die Universitäten Franeker (1588), Grönin-en (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1648) nachfolgten. Außerdem können die akademischen Gymnasien (illustre scholen) zu Deventer (1630) und zu Middelburg, sowie das Athenäum zu Amsterdam (1632) als vortreffliche Unterrichtsanstalten gelten. Die Philologie erhob sich in dieser Periode zu einem hohen, noch jetzt nicht erloschenen Glanze. Um die griechische Sprache machten sich Paplus durch die Herausgabe des „Musäus" (1575) und des „Dionysius Alexandrinus", Bonav. Vulcanius durch die Bearbeitung der „Feldzüge Alexanders von Arrian" (1591), Bertius durch eine Recension des Ptolemäus (1591) und Arcer durch die Auslegung des Jamblichus und durch seine Aufmunterung zum Studium der griechischen Philosophie zuerst verdient. D. Heinsius gab eine alte Paraphrase der Ethik des Aristoteles (1607), Cunäus den Nonnus, J. Vossius den Periplus des Scylax (1639), Grotius den Aratus (1600), Gudius (1623) und die Anthologie, Hasor den Hesiodus (1632), J. Gronovius den Polybius (1670) und Arrian (1704), A. Tollius den Appian (1670), van Almeloveen den Strabo (1681), Blanchard den Arrian (1668) und Epictet (1683), P. Maasvwyck den Polyän (1691) und L. Küster den Aristophanes (1710) heraus. Die griechische Grammatik bearbeiteten J. Vossius und L. Bos (über die Ellipsen, 1698) mit Glück. C. Feith (1600) widmete sich dem homerischen, J. Meursius den attischen Alterthümern. J. Gronov sammelte mit mehr Fleiß und Gelehrsamkeit als richtigem Takt in der Auswahl in seinem unentbehrlichen „Thesaurus antiquitatum graecarum" (Leyden 1697—1702, 13 Bde.) die Resultate früherer Forschungen auf diesem Felde. Als der geistreichste Archäolog dieser Zeit ist Ezech. Spanheim anzusehen. In der lateinischen Sprache und Literatur überragten die niederländischen Philologen in dieser Periode alle andern. In die neugestiftete Universität zu Leyden wurden die vorzüglichsten Gelehrten, von welchen wir nur J. Scaliger, A. Caumaise, J. Douza und J. Lipsius nennen wollen, gezogen, und die meisten lateinischen Klassiker fanden treffliche Bearbeiter. Sueton und Horaz zu Torrentius (1578), Martianus Capella, Tacitus, Statius und Lucan an H. Grotius, Eleero an Gruter, Eutropius an Merula, Vegetius und Martial an P. Scriver, Solinus und die Geschichtschreiber der Kaiserzeit an Saumaise, Horaz an Bentgerä (1613), Tacitus, Plautus und Cato an M. Z. Borhorn (1645), Catull, Tibull und Properz an Scaliger, Tacitus und Seneca an Lipsius (1638), Sallust, Livius, Seneca, Quintilian und Gellius an J. Gronovius (1687), Pomponius Mela an J. Vossius (1647), Velleius Paterculus an G. Vossius u. Ovid an R. Heinsius. K. Schrevel (1632) machte zuerst Auszüge aus den Kommentaren seiner Vorgänger und brachte die Ausgaben „Cum notis variorum" in Gang; J. Minell (1650) und Ed. von Zurck (1696) verfuchten noch mehr diese Ausgabe und machten ihre Ausgaben zu Cselebrücken. Doch entstanden neben diesen oberflächlichen Leistungen noch manche treffliche Arbeiten; wir erinnern nur an die Ausgaben des Perronius und Aufonius von Gabbema (1665), des Cicero von G. Grävius, des Linius, Tacitus, Eleero (1692), der alten Geographen (1697), des Sueton (1698), Phädrus (1703), Gellius (1706) und Minucius Felix (1709) von J. Gronovius, des Frontin von Keuchenius (1661), des Aurelius von J. Tollius (1671), der lateinischen Mythographen von T. Munker (1676), des Tibull und Propers von Broeckhusius (1684), des Livius von J. Leclerc, des Phädrus, Horaz und Ovid von P. Burmann (1698—1727) und des Curtius

Digitized by Google

von Pitiscus (1685). Dem Studium der römischen Alterthümer leistete G. Grävius durch seinen „Thesaurus antiquitatum romanarum“ (Utrecht 1694—99, 12 Bde.) großen Vorschub. Auch um die orientalischen Sprachen erwarben sich die Gelehrten dieser Periode bedeutende Verdienste; L. de Dieu schrieb eine brauchbare hebräische Grammatik (1626) und Fr. Raphelengius ein arabisches Wörterbuch. Die gründlichsten Kenner und berühmtesten Lehrer der assatischen Sprachen in diesem Jahrhunderte waren unstreitig Th. Erpenius und J. Golius, welcher ein arabisches und persisches Wörterbuch herausgab. Außer ihnen sind noch zu nennen: W. Coddäus, P. Golius, Lävin Warner, H. Witsius und Perizonius. Das Feld der Geschichte wurde mit vielem Fleiße angebaut; Grotius erzählte in lateinischer Sprache die Schicksale der Gothen, Vandalen und Longobarden (1655), Hooft in der Muttersprache das Unglück des mediceischen Hauses und die Geschichte Heinrichs IV.; van Dale zog die alte Zeit vor und untersuchte das Wesen der Orakel (1683); P. Bayle sichtete das verschiedenartigste historische Material in seinem kritischen Wörterbuche. Mit besonderer Vorliebe wandte man sich jedoch zur Geschichte des eigenen Landes. Douza schrieb die erste holländische Geschichte (1601), Grotius seine Annalen des spanisch-niederländischen Krieges, seine Untersuchungen über das Alter der batavischen Republik und K. Barläus seine Geschichte von Brasilien (1647) in lateinischer und A. Wiltquesort seine wichtige Geschichte der Niederlande (1672) in französischer Sprache. Das Landesidiom wählten zu ihren Darstellungen des Befreiungskampfes P. Boor, E. van Meteren, Reyd, der alle an Unparteilichkeit, Kraft und Wahrheit der Darstellung überstrahlende, dem Auslande viel zu wenig bekannte Hooft, der etwas zu weitläufige G. Brandt und sein Sohn K. Brandt. Außer diesen möchten noch anzuführen seyn: Leuwe van Aitzema, wichtig wegen der großen Menge von ihm mitgetheilter Aktenstücke („Zaken van Staaten Oorlog“, 1650), Pars, Alting und Alkemade. In der Kirchengeschichte schrieben Uitenbogaart zu Gunsten der Remonstranten, Trigland für die Gomaristen, Vossius über die Pelagianer. Das Beste leistete G. Brandt in seiner freilich äußerst breiten „Historie de Reformatie“ (1657). In der Literargeschichte gelten J. Lipsius und G. Vossius als große Kenner, die sich aber nur auf das klassische Alterthum beschränken. Die historischen Hülfswissenschaften erfreuten sich einer gedeihlichen Pflege. In der Chronologie machte Scaligers Meisterwerk „De emendatione temporum“ (1583) Epoche. In der Numismatik leisteten G. Cuipers, J. Dudaan und L. Smits Erträgliches. Am meisten gewann die Geographie durch die Handelsverbindungen der Holländer. Nieuhof beschrieb Brasilien und Sina (1655), Valentyn Ostindien, Baldäus Ceylon, W. Schouten Malabar, Koromandel, Bengalen und Arrakan, Le Bruin den Archipel, Kleinasien, Aegypten, Persien und Rußland, Dapper Morea, Afrika, Syrien und Ostindien. N. Witsen, holländischer Legationssekretär in Moskau, die Tatarei und Boemann die Küste von Guinea (1701). Die Gebrüder W. und J. Blaeu in Amsterdam fertigten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vortreffliche Erdkugeln und Karten. Die Mathematik, Mechanik und Physik mußten durch die rege Industrie gewinnen. Ludolf von Keulen, welcher das richtige Verhältniß des Diameters zur Peripherie des Cirkels bestimmte, R. Snellius (1610) und sein Sohn W. Snellius treten uns hier zuerst entgegen. Ch. Huygbens zerarbeitete sich an dem Probleme der Quadratur des Zirkels (1651), berechnete den möglichen Gewinn im Spiele (1657) und erfand eine neue brauchbare Pendeluhr (1658), ein für die Anwendung der Bewegungsgesetze höchst wichtiger Schritt. K. Drebbels Geschicklichkeit in der Anfertigung mechanischer Kunstwerke (z. B. eines tauchenden, unter dem Wasser fahrenden Schiffes, einer Art von perpetuum mobile) wurde von seinen Zeitgenossen angestaunt. In der Hydraulik, Hydrostatik und Schiffbaukunst übertrafen die Niederländer um diese Zeit alle andern Nationen, obgleich nur S. Stevin und N. Witsen (1690) über dieses Fach Theorien aufstellten. In der theoretischen und praktischen Kriegskunst verdient Menno v. Coehorn (1695) den größten Namen an die Seite gestellt zu werden. Die Astronomie wurde durch wichtige neue Erfindungen gefördert; Z. Jansen erfand das Fernrohr (1590), welches J. Metius und J. Laprel verbesserten. Ueber die Physik ward durch die cartesische Philosophie und durch mikroskopische Beobachtungen viel Licht verbreitet. K. Drebbel vervollkommnete das von dem jüngern Jansen erfundene Mikroskop u. fertigte den ersten Thermometer. Leeuwenhoek und Harsicker machten mit Hülfe des Mikroskops große Entdeckungen; letzterer beobachtete zuerst die Samenthierchen und erregte durch die auf diese Entdeckung gestützte Theorie von dem Ursprunge des Lebens großes Aufsehen. Huygbens stellte scharfsinnige Untersuchungen über das Licht an (1690), erfand eine Maschine zur Erläuterung der Planetenbahnen, einen Mikrometer für den Diameter der Sterne und entdeckte einen neuen Satelliten des Saturn (1679); Swammerdam stellte über die Respiration (1667) und über den innern Bau der Insekten (1669) erfolgreiche Nachforschungen an. Eine neue Luftpumpe wurde von Burchard de Volder erfunden und von Seegwerd und s'Gravesande verbessert. Die physikalischen Entdeckungen seiner Zeit sammelte B. Nieuwentyt und verband damit religiöse Zwecke. Große Vorliebe zeigten die Holländer für die Naturgeschichte. Für die Zoologie waren T. Clutius (über die Bienen), A. de Heide (Würmer und Frösche), Leeuwenhoek (Insekten), Swammerdam (Frösche, Insekten, Bienen) und H. Bidloo (Insekten, Würmer) besonders thätig. Dem Studium der Botanik waren die häufigen Seereisen der Holländer und die Sorge der amsterdamer Regierung, den vorzüglichen Pflanzengarten dieser Stadt mit ausländischen Gewächsen zu bereichern, sehr günstig. Die Werke J. Commelins („Hortus Malabaricus“, Amsterdam 1678 bis 1703, 12 Bde., „Hortus Amstelodamensis“, daf. 1697 bis 1701, 2 Bde., „Flora malabarica“,

Digitized by Google

Leyden 1696) und A. Nuntnicks („Nouwkeurige Beschreyving der Aardgewassen", 1696, und „Ware Oefening der Planten", 1672) sind als die vorzüglichsten botanischen Leistungen dieses Jahrhunderts bekannt und berühmt. Die Philosophie schmachtete zu Anfange dieser Periode noch in den Fesseln der Scholastik, und erst durch Descartes wurde der philosophische Geist der Niederländer geweckt. B. de Spinoza erstieg den Gipfel des Idealismus und machte in der Geschichte der philosophischen Geistesentwickelung Epoche. P. Bayle regte durch seinen in allgemein verständlicher Sprache dargelegten Skepticismus zur vorurtheilsfreien Forschung an. Von den niederländischen Philosophen vor Descartes nennen wir nur den Mathematiker Stevin, den Philologen Lipsius, welcher die alte Stoa wieder zu Ehren zu bringen suchte, F. Vargersdijk und den in vielen Fächern ausgezeichneten H. Grotius. Die Philosophie Descartes' fand in Holland eine so günstige Aufnahme und so viele Anhänger, daß ihr Einfluß noch bis auf den heutigen Tag zu verspüren ist. A. Heereboord, A. Geulinx, Burchard de Volder und B. Becker können als die eifrigsten Verbreiter seiner Lehren gelten. Spinoza fand wenig Anhänger, und auch L. Velthuysens Versuche, die Lehren Hobbes' zur Anerkennung zu bringen, scheiterten. Gegen Hobbes und Spinoza kämpfte 'sGravesande in seiner „Introductio ad philosophiam" mit dem meisten Glücke. In der Medicin erklärten sich Helmont und Joh. Antonides van der Linden energisch gegen den Wust angeerbter Vorschriften; der Letztere lehrte schon eine auf eigene Erfahrung gestützte Physiologie und Theorie der Fieber. Große Verdienste um die Gemeinheit erwarb sich P. Forestus, welcher auch, sowie später Joh. van Diemerbroek, wichtige Beobachtungen über die Pest anstellte. J. Heurnius hielt sich an Hippocrates, welchen er kommentirte. In der Mitte dieses Jahrhunderts entstand durch F. de la Boe (Sylvius) eine neue pathologische Schule, deren Theorie Bontekoe und Blankaart gegen ihre heftigsten Widersacher Drelincourt, la Mort, Piteaunes, Schoeck und Broen vertheidigten. Die bedeutendsten Fortschritte machte die Anatomie durch F. Ruysch's rastlose Forschungen. Nicht minder erfolgreich waren die Nachforschungen R. de Graaf's, Th. Kerckrings (1670), N. Tulpe's, des Entdeckers der Chylusgefäße, H. Fyssne's, N. Hobokens (1675), J. van Homes, Drelincourts, der die Eingeweide näher untersuchte, T. Walaus' und A. Rücks, der die Drüsenlehre bearbeitete, und Bidloo's. Für die Jurisprudenz in Holland war dieser Zeitraum die Glanzperiode. Das römische Recht wurde von A. Vinnen, den beiden Matthäus, A. Saumaise, J. J. Wissenbach, C. van Breuwen, van Eck, van Sande, Wisserbroek, J. Voet, J. Th. Grenovius, G. Noodt und A. Schulting fleißig bearbeitet. Das Landrecht ward von Grotius, Grönewegen, A. Matthäus und U. Huber meisterhaft dargestellt. Das Staatsrecht erfreute sich durch H. Grotius' Musterwerke: „De jure belli et pacis" und „More liberum", durch U. Huber, J. Voet, Matthäus und P. R. Vitrarius einer gedeihlichen Pflege. Das kanonische Recht fand an van Espen einen vorzüglichen Bearbeiter. Die Theologie überschritt allmählig die ihr seither gesteckten engen Grenzen; die Reformation gab Veranlassung zur freieren Schrifterklärung. Auch hier brach der treffliche Grotius (von dessen theologischen Schriften wir hier nur das vielberühmte Buch „De veritate religionis christianae" nennen wollen) Bahn und sah sich durch die freisinnigen Gelehrten Coornhert, H. Duisbuits und Druſius unterstützt, bis der unselige Streit Gomarus' und Arminius über die Prädestinationslehre einen der Religionswissenschaft höchst verderblichen Kampf anfachte, in welchem die Gomaristen die Oberhand behielten und ihre kenntnißreicheren Gegner Grotius, S. Episcopius und A. nicht nur verketzerten, sondern auch möglichst hart verfolgten. Weniger bedeutend war der Streit zwischen den Coccejanern, welche überall Allegorien und Typen sahen, und den systematisch-praktischen Voetianern. Coccejus und Heidan, beide Anhänger der cartesischen Philosophie, und ihre Schüler H. A. Roell, R. Andala u. A. suchten durch diese auch der Theologie mehr Gehalt zu verschaffen, Umgekehrt stellte ein sehr freisinniges System der Dogmatik auf und B. Bekker suchte den Teufel mit seinem ganzen Spuke aus der Kirche zu entfernen. Trommius unterzog sich mühevollen Arbeiten zur Erklärung der Bibel. An fanatischen Schwärmern (wie van Hatten und der aus Frankreich herübergewanderte Labadie) fehlte es auch in diesem Jahrhundert nicht.

Sank die Nationalliteratur zu Anfange des 18. Jahrhunderts durch den verderblichen Einfluß des französischen Geschmacks, so war der lange Friede der Entwickelung der Wissenschaften sehr ersprießlich. Die griechische und orientalische Sprachforschung erhielt durch T. Hemsterhuis und A. Schultens, die Medicin durch H. Boerhave eine ganz neue Gestalt, und die Universität Leyden, wo diese Männer lehrten, ward von Studirenden aller Länder besucht. Mit dem Ausbruche des unglücklichen, durch die nordamerikanische Revolution veranlaßten Krieges gegen England (1780) schien das Glück Holland auf immer den Rücken kehren zu wollen. Der Mangel an großen Männern verminderte das Zuströmen der Fremden nach den holländischen Universitäten, welche bald von ähnlichen Anstalten des Auslandes (z. B. Göttingen) weit überflügelt wurden. Durch die Reibungen mit den benachbarten Ländern wurden zwar manche neue Ideen geweckt und durch die französische Revolution die drückende kirchliche Bevormundung beseitigt; aber mit der alten holländischen Art und Weise schwand auch die gewohnte Gründlichkeit, und alle Originalität ward durch die unzähligen schlechten Uebersetzungen oberflächlicher Machwerke der Franzosen und Deutschen erstickt. Die Universitäten Franeker und Harderwyk wurden (1809 und 1811) aufgehoben, dagegen nahm der Besuch der übrigen, besonders Utrechts und Leydens, in der neuesten Zeit wieder zu, und die Gymnasien und Athenäen zu Middelburg, Breda, Deventer, Franeker, Harderwyk, Amsterdam, Maastricht und Luxemburg stehen im wohlverdientem Ansehen. Gelehrte Gesellschaften finden sich

Digitized by Google

zu Amsterdam, Haarlem, Gröningen, Arnheim, Zütphen, Utrecht, Amsterdam, Rotterdam, Leyden, Middelburg, Zierikzee, Luxemburg ꝛc. Die Zahl der politischen Zeitungen und gelehrten Journale ist nicht gering, aber nur wenige werden dem Auslande bekannt. Von allen Wissenschaften erfreute sich die Philologie während dieses Zeitraums in den Niederlanden der größten Pflege. Die griechische Grammatik wurde von J. Hemsterhuis zuerst philosophisch behandelt; seine Ausgaben des Pollux (1706), Lucian (1743), Plautus, Aristophanes (1744), Xenophon von Ephesus, Hesychius und Thomas Atticista werden immer noch geschätzt. An seiner Seite stehen würdig St. Bergler, der treffliche Herausgeber Homers, P. Wesseling, berühmt durch seine Bearbeitungen Diodors von Sicilien (1745) und Herodots (1763), Duker, der Ausleger des Thucydides (1731), Valckenaer, der zuerst einen lesbaren Text einiger Stücke des Euripides und des ganzen Theokrit (1779) lieferte, und Ruhnken, der in den Bearbeitungen des Hesychius, Longin (1776) und des platonischen Wörterbuchs von Timäus einen reichen Schatz tiefer Bemerkungen niederlegte. Um die Herausgabe und Erklärung der griechischen Klassiker haben sich ferner verdient gemacht: Te Pauw, Haverkamp, Burmann, Schrader, d'Orville, Lennep, Pierson, Krenn, Abresch, Röver, Wyttenbach, H. Tollius, E. Wassenbergh u. A. Reitz verglich die niederländische und griechische Sprache („Belga graecissans" 1790); Alberti war ein eben so großer Sprachkenner als ausgezeichneter Theolog; Hoogeveen leistete Vorzügliches in der griechischen Sprache. Ueberhaupt besaß Holland in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine größere Anzahl Hellenisten, als die übrigen Länder Europa's zusammengenommen. Aus neuerer Zeit nennen wir nur noch Nieuwland, Jeronymo de Bosch, Luzac, Sluiter, van Lynden, van Heusde und Bake. Von den zahlreichen Herausgebern und Bearbeitern römischer Schriftsteller wollen wir nur anführen: den gelehrten Drakenborch (Livius und Silius Italicus), Duker (Florus), Verburg (Cicero), A. Gronovius (Justin, Pomponius Mela und andere Geographen), Oudendorp (Julius Obsequens, Lucan, Frontin, Cäsar, Sueton und Apulejus), den weniger gediegenen S. Haverkamp (Lucretius, Eutropius, Orosius), den unkritischen A. Torrenius (Valerius Maximus), den nicht viel bedeutenderen Wopkens, den trefflichen Staveren (Cornelius Nepos), Arntzenius (Dionysius Cato), P. Burmannus Secundus (Claudian, Cicero), D. Ruhnkenius (Vellejus Paterculus, Rutilius Lupus) und L. van Santen (Propers). Gegen das Ende dieser Periode wurden die Ausgaben durch den Verfall des holländischen Buchhandels immer seltener, u. manche Gelehrte sahen sich gezwungen, ihre Werke im Auslande drucken zu lassen. Die größten Philologen Hollands im 19. Jahrhundert möchten Goudoever, Geel, Lenting, Bergmann, Groen van Prieſterer, Brouwer, Carstens, D. van Lennep, Peerlcamp und der auch im Auslande berühmte Archäolog Reuvens seyn. Der lateinische Styl fand bis auf die neueste Zeit in Holland die sorgfältigste Pflege. Als die vorzüglichsten Meister desselben gelten D. Ruhnkenius und D. Wyttenbach, dessen „Bibliotheca critica" (Leyd. 1779—1809, 3 Bde.) nicht unerwähnt bleiben darf. Das Studium der orientalischen Sprachen wurde sehr gefördert. A. Schultens erwarb sich durch das vergleichende Sprachstudium unsterblichen Ruhm. Sein Sohn J. J. Schultens ging auf dem gebahnten Pfade weiter, und N. W. Schröter legte die Resultate seiner Forschungen in seinen allbekannten „Institutiones ad fundamenta linguae hebraeae" nieder. Die Schüler dieser verdienten Männer, E. Scheidius, Hammelsveld, van Vloten, H. Muntinghe, van der Palm, haben sich ihrer Lehrer würdig zu zeigen gesucht. In der arabischen Literatur glänzten nach A. Schultens sein Enkel H. A. Schultens, Vriemont, der sich durch eine gut geordnete arabische Grammatik großes Verdienst erwarb, E. Scheidius, Rau, Tydeman, Willmet und in der neuesten Zeit Parcau, Hamaker, Roorda, Weyers, Juynboll und Uylenbroek. Weniger umfassend und glücklich waren die Holländer in der Bearbeitung der Geschichte, am schwächsten sind sie in der allgemeinen Geschichte. Muntinghe's „Geschiedenis der Menschheid" (1803) ist das gelungenste Werk dieser Art. Stuarts weitläufige römische Geschichte („Romeinsche Geschiedenissen", Utrecht u. Amsterdam 1792—1810, 30 Bde.) verdient nur durch ihre Darstellung Lob. Hamelsvelds „Geschichte der Juden" (1805) gilt als ein sehr unterhaltendes Buch. Die vaterländische Geschichte hatte in diesem Zeitraum durch die Kompilationen G. van Loon's, Allemande's, Scheelings, S. J. van der Vynckts und P. Leclercs fast noch gar nichts gewonnen, als Jan Wagenaar in seiner „Vaterlandsche historie" (Amst. 1749—1759, 21 Bde.) ein Meisterstück strenger Kritik und richtigen Blicks lieferte und in S. Styl („Opkomst en Bloei der Vereenigde Neederlanden", 1774) und J. W. te Water zwei würdige Nachfolger fand. Martini und van Wyn (Verfasser der reichhaltigen „Historische Avondstonden", 1800, und des „Huiszittend Leven") setzten Wagenaars Werk fort, blieben aber weit hinter ihrem großen Meister zurück. Am tiefsten ist vielleicht Kluit in seiner „Historie der Hollandsche Staatsregeering" (Amst. 1802 bis 1805, 5 Bde.) und in seiner „Historia critica comitatus Hollandiae et Zeelandiae" (Middelburg 1772—1782, 2 Bde.) in den Geist und das Wesen der Geschichte seines Vaterlandes eingedrungen. J. Meermans „Geschiedenis van Graf Willem van Holland, Roomsch Koning" (Haag, 1783—1797, 4 Bde.) steht diesen Meisterstücken würdig zur Seite. In der neuesten Zeit hat sich Wilderdijk durch seine „Historie des Vaterlands" (10 Bde.), worin er den Geist der Zeit noch meisterhafter als Wagenaar entwickelt, unsterblichen Ruhm erworben. Außer diesen anerkannt wichtigen Historikern möchten noch zu erwähnen seyn Engelbert, Martinet, Metelerkamp, van Hasselt, van Spaen, van der Palm, Scheltema, van Kampen, Bosscha, van Capelle und de Jonge. Die Biographie und die Literaturgeschichte wurden durch die materialienreichen, obschon sehr unkritisch zusammengeworfenen „Lebensbeschreibungen niederländischer Männer und

Digitized by Google

Frauen" (10 Bde.), durch eine ähnliche Kompilation von Kok (1781, 30 Bde.), durch Sare's „Onomasticon", Scheltema's „Staatkundig Neederland", H. Bakkers Biographie Wagenaars u. D. van Hoogstratens Lebensbeschreibungen älterer Dichter bereichert. In der Kirchengeschichte war durch die streng bewahrten dortrechter Kanones jede freie Forschung unmöglich gemacht. Erst in der neuern Zeit wagte sich der freigegebene Forschungsgeist auf dieses gefährliche Feld. Wagenaars „Geschichte der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten" ist ein allgemein beliebtes Werk; mit großer Freimüthigkeit und Sachkenntniß ist Ypey's „Geschichte der christlichen Kirche im 18. Jahrhundert" gearbeitet; Hamelsvelts „Allgemeene Geschiedenis d. christelyke Kerk" (21 Bde.) leidet an Oberflächlichkeit. Außer diesen sind noch Dermonts und Brees' Schriften zu erwähnen. Die historischen Hülfswissenschaften wurden mit Eifer gepflegt; S. Haverkamp, van Loon und van Mieris gelten als große Numismatiker, E. Holthon und Barbeyrac als vorzügliche Diplomatiker. Die Erdkunde wurde zwar nur wenig durch Seereisen bereichert, denn der Eroberungsgeist des Handelsstandes hatte aufgehört, desto mehr aber geschah für die Geographie überhaupt. Kulofs „Physische und mathematische Erdbeschreibung" (1750) muß als ein für jene Zeit sehr gründliches Werk angesehen werden. Wagenaars „Tegenwoordige staat van alle Volkeren" leistet nur in Bezug auf die Niederlande Gediegenes, zeugt aber doch von weit größerem Geiste als Janicons „Statistik der niederländischen Republik" (1736) und Bachiene's „Heilige Geographie". In der neuern Zeit kann nur Stuarts treffliche Völkerkunde („De mensch, zoo als hy voorkomt op den bekenden Aardbol", 1802) auf allgemeine Anerkennung Anspruch machen. Von den zahlreichen Reisebeschreibern nennen wir: Braam, J. Meerman („Berigten omtrent het noorden en noordosten van Europa", Haag 1804—1806, 6 Bde.), Willigen, Patter, Bougardt, den etwas abenteuerlichen Haafner, Corn. de Jong und P. F. van Siebold. In den Staatswissenschaften hatten während des 17. Jahrhunderts J. Althusen („Politica methodice digesta") und H. Grotius (besonders in seinem „Parallelon rerum publicarum") zwar Vorzügliches geleistet, wurden aber im 18. durch E. Luzacs Meisterwerk: „Hollands Rykdom" (1780, 4 Bde.) weit übertroffen. Seine Nachahmer können durchaus nicht mit ihm verglichen werden; am höchsten steht unter ihnen K. van Hogendorp. Die mathematischen u. physikalischen Wissenschaften wurden immer noch mit großer Vorliebe gepflegt. 's Gravesande stellte scharfsinnige Untersuchungen über die Elasticität der Körper an u. machte wichtige Entdeckungen in der Hydrostatik. Die Kraft und Eigenschaft des Magnets, sowie die specifische Schwere des Wassers und die Elasticität der Luft wurden von Musschenbroek, das Wesen des Feuers und Frostes von Boerhave näher erörtert. Ueberhaupt bewährte sich die Liebe der Holländer zu der Naturkunde in dieser Periode durch die Stiftung zahlreicher physikalischer Vereine, durch deren Mitglieder die Wissenschaft weiter gefördert wurde. De Lüc, Hennert, van Swinden, Stratingh, Moddermann, Müller, Doornik, Bikker, Delabarre, Euthberson, van Marum, Steringa Kuyper, van Swinderen und Brugmans sind Namen, welche auch von den Physikern des Auslandes mit Achtung genannt werden. Die früher vernachlässigte Chemie wurde durch die sogenannten amsterdamer Chemiker Deiman, Bondt, Nieuwland, Paats van Troostwyk und Lauwerenburgh durch wichtige Entdeckungen zu Ehren gebracht. Außer ihnen sind noch zu nennen van Marum, Euthberson, Verfertiger vortrefflicher Elektrisirmaschinen, Ingenhouß und Krayenhoff. Die Naturgeschichte verdankt Holland manche Bereicherung. P. Camper machte sich um die Naturgeschichte des Menschen und der Affen, J. Baster durch gründliche Untersuchung mehrer Insektenarten, Temminck um die Ornithologie verdient. A. Trembley bemerkte zuerst (1740) die Reproduktion der zertheilten Armpolypen und Lyonnet die doppelte Zeugungsweise der Blattläuse. Houttuin und Allamand bearbeiteten die allgemeine Naturgeschichte (1761). Le Francq van Bakhey beschränkte sich auf Holland. Für allgemeinere Verbreitung der Naturkenntniß sorgten Martinet, de Vries, Buys, Ilikens und Harting durch ihre populären Bearbeitungen erfolgreich. Die Botanik wurde, so lange die auswärtigen Besitzungen der Holländer blühten, nie vernachlässigt. A. und D. Royen und Boerhave besorgten den leydener, die beiden Burman den amsterdamer Pflanzengarten. Thunberg, ein Schüler Linné's, machte auf Kosten der Regierung eine botanische Reise nach dem Kap, Batavia und Japan, de Gorter und J. Kops beschrieben die Flora Belgiens und Hollands. In der Philosophie blieben die Holländer am weitesten zurück; ihre Philosophen sind fast ausschließend nur Eklektiker. Der jüngere Hemsterhuys hielt sich an Plato, Peisch war ein Anhänger, Allart Hulehoff ein Gegner der leibnitzschen Philosophie. F. Hemert suchte philosophische Ansichten des Auslandes seiner Nation populär darzustellen; Wyttenbach und van de Wynpresse schrieben brauchbare Kompendien. Schädlich wirkte gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Oberflächlichkeit der Encyklopädisten auf das Studium der Philosophie und hemmte die ruhige Forschung nach Wahrheit. Durch Hemert fand die kantische Philosophie in Holland Eingang, und an Kinker, Servaas, Deiman, Le Roy und van Bosch eifrige Vertheidiger und Verbreiter. Eine Widerlegung der kritischen Philosophie versuchten Wyttenbach, Feith und van der Wynpresse ohne Glück. Fichte's, Schellings und Hegels Philosophie fand in Holland nur sehr wenig Anklang. Unter den nicht sehr zahlreichen niederländischen Philosophen machen wir noch namhaft H. C. Eras, Browe, Nyhoff, Engelhardt, Kemper, van der Voort, E. Luzac, Okkerse, Berger, Heuske und Schröder. In der Medicin nennen die Holländer mit Stolz den weltberühmten H. Boerhave. Unter seinen zahlreichen Schülern sind G. van Swieten, H. D. Gaubius (ausgezeichnet in der Pathologie), J. Oosterdyk (der unerbittlichste Feind aller medicinischen Charlatanerie), A. de Haen (bekannt durch seine klassische

Digitized by Google

„Ratio medendi"), Tronchin, der zuerst in Holland die Blattern einimpfte (1748), worin ihm Bilker, Camper, G. van Doeveren, Davids und C. J. Thomassena, Thyssink, mit Eifer folgten, Parradys und Bleuland die berühmtesten. In der neuesten Zeit haben sich Bernard, Pruys van der Hoeven, Broers, van Waanen, Cuypers, de Rank, A. Roy, van Geldrlaan, Luiscius und Ontyo einen ausgebreiteten Ruf erworben. Der erste Anatom seiner Zeit war B. S. Albinus. Einige seiner Nachfolger, P. Camper, F. B. Albinus, F. Winter, J. de Gorter, G. Forsten Wersching, L. Bilker und J. J. van den Bosch kamen ihm nach, keiner aber gleich. In der neuern Zeit verdienen van Geuns, A. Benn, J. Bleuland, G. Sandifort und sein Sohn J. Sandifort ehrenvolle Erwähnung. Für Extirurgie und Geburtshülfe leisteten P. Camper, M. S. du Pui, A. Bonn, J. van der Haar, D. van Gesscher, G. G. ten Haaf und Imkulder Bedeutendes. Unter den jetzigen Chirurgen werden Kuypstens, Logger, Wachter und Hendrich mit Auszeichnung genannt. In der Pharmacie erwarben sich Brugmans („Pharmacopoea batava"), Driessen und Brolick bleibende Verdienste. Die Rechtsgelehrsamkeit schien sich am Beginn dieser Periode allzusehr nach der philosophischen Seite hinzuneigen, doch wurde bald von einflußreichen Männern dieser Richtung entgegengearbeitet. Cornelius van Bynkershoek behandelte das römische Recht mit durchdringendem Scharfsinne, J. Ortwin Westerbergs „Jambücher waren jedenfalls gediegener als die Kompilationen des Vielschreibers E. Otto; J. Huber und B. Voorda bearbeiteten mit Vorliebe das friesische Recht, G. Meerman und H. J. Arntzen waren fleißige Sammler. Für das Staatsrecht waren E. Luzac, van der Marck, M. Pestel, Schröder, Kluit und L. P. van de Spiegel thätig. In der zweiten Hälfte dieser Periode änderte sich mit der Politik auch das bestehende Recht, und neue Gesetzbücher traten an die Stelle der alten; doch arbeiteten J. de Rhoer, T. G. van der Kreffel, M. Tydeman, H. E. Cras, D. Meyer, Kemper, Twist, Meerman, H. Balckenaer, C. W. de Rhoer, J. van der Linden, Wilderdijk, W. Scholten und namentlich Voorbeke immer noch mit großer Gründlichkeit in ihrem Fache. Die Theologie machte noch keine Fortschritte, da man von den festgesetzten Glaubensformeln, wollte man nicht als Ketzer verfolgt seyn, kein Haar breit abweichen durfte. Anerkennung verdienen Wetsteins große Verdienste um die biblische Kritik, sowie J. Albertis, Venema's, Mitringa's und Verschuirs Bemühungen um die Exegese; aber erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts machte sich die Theologie aus den lang getragenen drückenden Fesseln los. Auf die Wissenschaft wirkte das Bekanntwerden mit den gehaltreichen Schriften der deutschen Theologen vortheilhaft; Schultens, van Bloten, T. Bosveld und van der Palm gingen muthig voraus und fanden bald noch kühnere Nachfolger. In der Dogmatik schritten Heringa, van Voorst, Munnikghe und Regenbogen rasch zum Besseren; in der Exegese gelangen Versuche, Bosveld, Greeve, de Perponcher, Hesselink und van der Kemp von freieren Principien aus, ohne sich in unhaltbare Hypothesen zu verwickeln. Von den übrigen Theologen aus dieser Periode nennen wir noch die Homiliete C. Hollebeek, Rau und Broes, den alle Wunder und Weissagungen keck leugnenden Konynenburg, und die aufgeklärten Katholiken Schouten, Schrant und Hertius. Vgl. van Kampen, Beknopte Geschiedenis der Letteren en Wetenschappen in de Nederlanden, 3 Bde., Haag 1821—26; Siegenbeek, Beknopte Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde, Haarlem 1836; Jonkbloet, Geschiedenis der Middennederlandsche Dichtkunst, Bd. 1—2, Amsterdam 1851—53; Mone, Uebersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit, Tüb. 1838.

Niederländische Sprache, ein Zweig des germanischen Sprachstamms, nämlich diejenige Mundart, welche seit dem 6. Jahrhundert bei den die Niederlande und die angrenzenden Landstriche bewohnenden germanischen Völkerschaften in Gebrauch war. Die Uebereinstimmung zwischen der jetzigen und der altniederländischen Sprache ergibt sich aus einigen der ältesten Denkmäler des germanischen Sprachstammes, nämlich aus dem Lied auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen 881, das in der Abtei St. Amand aufgefunden und aus der noch in A. Hoffmann wieder entdeckten Handschrift in den „Monumenta Elnonensia" (Gent 1837) herausgegeben worden ist, sowie aus einer Uebersetzung der Psalmen von Notker, Abt von St. Gallen, die aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts herrührt, und den Glossenschriften des Marschalls Werner von Hüneburg von 1168 in Straßburg und des Grafen Floris V. von Holland von 1296 in Alkmaar. Erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts begannen sich die verschiedenen niederländischen Dialekte u. Sprachformen auszubilden, wobei hauptsächlich äußere politische und Verkehrsverhältnisse mitwirkten. In den östlichen Gegenden der Niederlande mußten in Folge der vielfachen Berührungen mit Niederdeutschland Sprachmischungen eintreten, und selbst das Friesische (s. Friesische Sprache und Literatur), welches in Friesland in sehr früher Zeit Volkssprache geworden und bei der Abgeschlossenheit des Landes sich von fremden Beimischungen genaume Zeit rein erhalten hat, erlitt seit dem 15. Jahrhundert durch die Einwirkungen der ausgebildeteren angrenzenden Sprachen, der niederländischen, kölnischen u. deutschen, mannichfache Veränderungen und zerfällt gegenwärtig, lediglich nur eben noch als Volkssprache in Gebrauch, ebenfalls in mehre Dialekte. Nachdem ein großer Theil der niederländischen Provinzen unter die Herrschaft des Hauses Burgund gekommen war, fand die französische Sprache als Sprache des Hofs nicht allein in den höheren Kreisen der Gesellschaft, sondern auch bei den Gerichten mehr und mehr Eingang und ist bekanntlich gegenwärtig, besonders seit der französischen Herrschaft, vollkommen eingebürgert. In Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg ist die wallonische oder romanisch-belgische Mundart, in ganz Flandern und einem Theile von Südbrabant dagegen die flämische oder deutsch-belgische Sprache (s. Flämische Sprache) im Munde des Volks die gewöhnliche. Das eigentlich Holländische ist als die ei-

gemeinsame Nationalsprache der Niederländer anzusehen, hat sich aber erst im Verlaufe mehrer Jahrhunderte zu dem Grade seiner jetzigen Ausbildung erhoben, denn außer den langwierigen äußeren u. inneren Kämpfen, welche, wie auf die Literatur überhaupt, auch auf die Entwickelung und Durchbildung der Sprache hemmend einwirken mußten, wirkte derselben auch der überwiegende Einfluß der lateinischen Sprache entgegen, wie denn noch im 15. und 16. Jahrhundert und später die hervorragendsten Gelehrten mit völliger Vernachlässigung ihrer Muttersprache sich in ihren Schriften nur des Lateinischen bedienten. Erwähnenswerth ist auch der Zeit gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin van der Schueren's „Versuch eines niederländischen Wörterbuchs“ („Teuthonista, Daltschlender,“ Köln 1477), obwohl dasselbe vor späteren Werken dieser Art weit übertroffen wird. Nachdem der berühmte Buchdrucker Christoph Plantin um 1573 einen „Thesaurus teutonicae linguae,“ der nachmals von Plantins Faktor, Cornelis Kiliaan („Etymologicum teutonicae linguae,“ Antwerpen 1588), verbessert wurde, und darauf der gelehrte Mathematiker Simon Stevin seinen „Tentatina etymologiena teutonicae linguae“ hatte erscheinen lassen, nahm sich die Kammer der Rhetoriker (s. Niederländische Literatur) zu Amsterdam der Nationalsprache an u. erwarb sich in der That um deren Reinigung und Ausbildung große Verdienste. Die fremden Elemente, welche sich eingeschlichen und den ursprünglich reichen Wortschatz beinahe unkenntlich gemacht hatten, wurden beseitigt, und geistreiche Schriftsteller bemüheten sich mit Erfolg, dem niederländischen Idiom Würde, Anmuth, Harmonie und Fülle zu geben. Kann man es auch von einer gewissen übertriebenen Reinheit in manchen Ausdrücken, welche dem Ausländer stets komisch vorkommen, nicht ganz freisprechen, so muß doch der holländische Sprachschatz als ein schönes, wohlgeordnetes und geschmeidiges Ganze gelten und gibt sich als solches schon in des erwähnten Ch. Plantin „Niederdeutschem Sprachschatz“ („Schat der nedertuytschen Spraken“, 1573) zu erkennen. Die Kammer der Rhetoriker zu Amsterdam gab um 1584 eine Grammatik der holländischen Sprache heraus. Ihr gehörten die namhaften Sprachverbesserer Coornhert, Marnix, Spiegel, Bisscher und der berühmte Pieter Hoofe als Mitglieder an. Letzteren kann man als den eigentlichen Schöpfer der n.n S. ansehen, in sofern er und seine Anhänger, unter denen besonders Brandt zu nennen ist, ihr zuerst einen festen und selbstständigen Charakter mittheilten. Doch sank sie bald wieder von dieser Höhe der Reinheit und Durchbildung herab, und die Korrektheit, die ihr Hooft verliehen, schien wieder verloren zu gehen. Die Ursachen dieses Rückschritts waren der sich immer weiter ausdehnende Verkehr der Holländer mit fremden Nationen, die Einwanderung zahlreicher Flüchtlinge, namentlich aus Frankreich, der politische Einfluß, den dieser Nachbarstaat und später, nachdem Wilhelm von Oranien den Thron von Großbritannien bestiegen, auch England auf die Niederlande ausübte. Die Sprache gerieth bald dermaßen in Verfall, daß die tägliche Konversationssprache ein wahres Kauderwälsch wurde, über das sich selbst die Mehrzahl der profanischen Schriften nur wenig erhob. Noch war das ausschließliche Organ für die gelehrte und wissenschaftliche Forschung und Mittheilung die lateinische Sprache; von den Kanzeln aber und in den Gerichtslokalen erschallte ein Mischmasch barbarischer und fremder Ausdrücke, der leider auch beim Volke Eingang fand. Selbst Schriften sprachlichen Inhalts huldigten diesem verderbten Zeitgeiste, und einzig und allein die Sprache der Poesie wußte wenigstens ihre Reinheit sich zu bewahren, wiewohl auch sie von den verderblichen Einflüssen nicht ganz verschont blieb. In dieser Zeit der Ausartung der n.n S. erwarben sich Lambert ten Kate durch seine „Inleiding tot het verhevene deel der nederlandsche sprake“ (1722) und Balthasar Huydecoper durch sein „Proeve vantalen dichtkunde, en vrijmoedige aanmerkingen op Vondel's vertalde herscheppingen van Ovidius“ (1730) und die neue Ausgabe von Melis Stoke's „Rijmkronik“ (1772) ein bleibendes Verdienst, in sofern sie einen Hauptantheil dazu gaben, daß man die alte reine Sprache wieder hervorsuchte. Als Begründer einer tüchtigen und korrekten Prosa ist namentlich Simon Stijl zu nennen, und die Grammatik wurde von Pieterson, Elgnett, Steenwinkel, Jan van Leliveld u. N. Hinlopen nach den von ten Kate und Huydecoper aufgestellten Grundsätzen bearbeitet. Im Sprachunterricht wirkte besonders van der Palm als Unterrichtsminister ermunternd und fördernd. Ueber die Orthographie lieferte Matthy. Siegenbeek klassische Arbeiten, und den gesammten Sprachschatz bearbeitete Pieter Wieland in seinem „Nederduitsch taalkundig Woordenboek“ (Amsterdam 1799—1812, 12 Bde.). Diese puristischen Bestrebungen fanden zwar manchen Widerspruch, namentlich von Seiten Meermanns und Bilderdijks, doch waren die dadurch angeregten Diskussionen der weiteren Ausbildung der Sprache nur förderlich. Noch verdienen auszeichnende Erwähnung Spei, der Verfasser des gründlichen Werks: „Beknopte geschiedenis der nederlandsche tale“ (Utr. 1812), J. Kniker, der die Prosodie neu begründete, Willems, der Herausgeber der „Verhandeling over de nederlandsche taal-en letterkunde opgrtheelik de zuidelijke provincien“ (1820—30), W. G. Tuloff („Gronden der Nederlandsche, Woordafleidkunde“, Gröningen 1833), A. de Jager („Taalkundig Magazijn“, Rotterd. 1833 ff.) und W.G. Brill („Hollandsche Sprankleer“, Leyden 1846). Die holländische Sprache ist rücksichtlich ihres grammatischen Baues und namentlich durch ihre Inversionen wesentlich von der deutschen verschieden. Sie ist besonders reich an Synonymen und feinen Nuancen und bei ihrer Fülle und rednerischen Kraft mehr für die Geschichte, Epopöe und Tragödie geeignet, als für die Komödie und die leichteren Gattungen der Poesie. Sie hat dasselbe Alphabet, wie die deutsche Sprache, doch kommen die Laute c, q und x, sowie th und ph nur in eingebürgerten Fremdwörtern vor. Die Deklination des Hauptworts ist sehr einfach. Jedes Genus hat eine Deklination, von denen die des Masculinum im Genitiv, sowie im ganzen Plural annimmt, außer im Dativ, der auf en

Digitized by Google

endigt; die Feminina sind im Singular indeklinabel, und der ganze Plural nimmt s als Endung an; die Neutra endigen im Genitiv auf s, im Dativ auf e, der ganze Plural auf en. Das Adjektivum weicht in der Flexion etwas ab, indem es eigentlich zwei Fälle unterscheidet, je nachdem der Artikel dabei steht oder nicht; im gewöhnlichen Gebrauch fließen jedoch starke und schwache Form ganz in einander über. Beim Verbum wird in der Flexion nach der Weise der germanischen Sprachen eine schwache und starke Form der Konjugation unterschieden. Wie im Deutschen werden alle Tempora, außer Präsens und Imperfektum, und auch das Passivum durch Hülfsverba umschrieben. Die Konstruktion ist der der deutschen Sprache gleich. In syntaktischer Hinsicht ist noch zu bemerken, daß öfter Gebrauch vom Participium und vom Infinitiv nach Art des lateinischen Accusativus cum Infinitivo gemacht wird. Grammatiken hat man von Moerbeck (Leipzig 1804), Halem (Bremen 1806), Gittermann (Hannover 1810), Schröder (Oldenburg 1811), Ahn (Köln 1829); Wörterbücher von Kramer (24. Aufl., Leipzig 1787), Winkelmann (Gotha 1805), Weidenbach (Amsterdam 1803—8, 2 Thle.), Kirchhof und Schröder (Oldenburg 1810), Halem (Bremen 1811), Fleischhauer (Amsterdam 1826) u. A.

Niederlahnstein, s. Oberlahnstein.

Niederlande (Königreich der N., holländ. Nederlande), europäisches Königreich, liegt zwischen 20° 53′ — 24° 50′ östl. L., bildet das äußerste Westglied der osteuropäischen Tiefebene und grenzt (ohne das mit dem übrigen Königreiche nicht zusammenhängende Luxemburg) gegen Osten an das Königreich Hannover und die preußischen Provinzen Westphalen und Rheinpreußen, im Süden und Westen an das Königreich Belgien, im Norden und Nordwesten an die Nordsee. Das Großherzogthum Luxemburg (s. d.) liegt zwischen Belgien, Frankreich und Deutschland. Das eigentliche Königreich der N. umfaßt einen Flächenraum von 594,647 □Meilen, das Großherzogthum Luxemburg 47 □Meilen, wozu noch der Kolonialbesitz mit etwa 32,000 □Meilen kommt. Das Land stellt sich im Ganzen als eine waldlose, von unzähligen Kanälen und Gräben durchschnittene, theils sandige, theils moorige, größtentheils wiesige Fläche dar, eine Fortsetzung der großen deutschen Ebene. Die höchsten Hügel sind in Oberyssel der Bariker- und Holterberg, in Utrecht die amersforder Berge, in Geldern die veluwischen Hügel. Eingefaßt von den Armen des Rheins, der Maas und Schelde, verdankt das Land wahrscheinlich seine Entstehung größtentheils dem Schlamme, welchen diese Flüsse hier abgesetzt haben, und das ganze Land ist ein durchgreifendes System von Dämmen u. Deichen, von Schleußen und Kanälen, welche den dem Meere abgerungenen Boden zu schützen bestimmt und durch die Großartigkeit und Kostspieligkeit ihrer Anlage bewundernswürdig sind. Der größte und beste Theil des Bodens liegt unter dem Meeresspiegel zur Fluthzeit, würde also ohne das natürliche Bollwerk der Dünen und das künstliche der Dämme alle 6 Stunden unter Wasser und alle 6 Stunden wieder aufs Trockene gesetzt werden. Die Dünen sind Sandhügel, welche von der belgischen Grenze bis zur äußersten Spitze von Nordholland hinauf die Küste beschirmen und 50 bis 150 Fuß hoch werden. Man unterscheidet drei Reihen von Dünen: die Küstenreihe, unmittelbar am Strande, die mittlere, die höchste und breiteste, und die äußere, wahrscheinlich die älteste; zwischen dieser und der mittlern liegen Wiesen mit Anpflanzungen und Gehöften. Als eine vierte Dünenreihe mag die lange Sandbank gelten, die sich an der Küste hinzieht und größeren Schiffen hier und da das Anlanden unmöglich oder mindestens beschwerlich und gefährlich macht. Die sich in der Provinz Seeland, an der Insel Walcheren, in Friesland und Gröningen ꝛc. an die Dünen anschließenden Dämme erheben sich gewöhnlich 12—15 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand, sind zum Theil mit Steinen bekleidet und durch ein tiefes und fest eingerammtes Pfahlwerk befestigt. Eins der sehenswerthesten Bollwerke dieser Art ist der westkapellsche Damm auf der Insel Walcheren. Dennoch würde das Land in seinem morastigen Elemente versinken, wenn man nicht täglich das viele Wasser fortschaffte, das sich im Innern aus Thau, Nebel, Regen, Quellen, Durchsinterung des Bodens ꝛc. sammelt. So werden die Polder, d. h. die mit Dämmen umgebenen Landstriche, die zum Theil noch tiefer liegen, als der Wasserstand der Nordsee zur Zeit der Ebbe, durch Windmühlen und Schleußen entwässert, wodurch fruchtbare Niederungen, besonders herrliche Wiesen entstehen. Die einzigen Erderhöhungen in den Seeprovinzen bilden die Terpen, Wiedberge, Wieren oder Werden. Die tieferen Gegenden haben meist schlammigen, sumpfigen und morastigen Boden, welcher durch Abzugsgräben in fettes Marschland verwandelt wird. Sandig ist der Boden, außer auf den Dünen, im Südosten von Drenthe, im Osten von Friesland, in einigen Gegenden von Gröningen, Oberyssel, Geldern und Utrecht, schwer, fett und thonartig auf den seeländischen Inseln. Der fette, schwarze Marschboden dient mehr zur Viehweide, als zum Ackerbau, der Sandboden dagegen zum Getreide- und Gemüsebau. Theilweise finden sich auch noch, aber alljährlich weniger, öde Heidestrecken. Die östlichen, nach Deutschland zu gelegenen Provinzen enthalten zwar ebenfalls viele Sümpfe und Torfmoore, haben aber doch einen etwas höheren Boden mit Heide- und Sandland und einigen Hügeln; dagegen ist das Großherzogthum Luxemburg bergig, indem es von den Ardennen berührt wird. Die N. sind eins der wasserreichsten Länder Europa's. Die Nordsee bespült die Nord- und Westseite in einem Bogen von fast 50 deutschen Meilen. Beträchtliche Busen schneiden tief ins Land hinein. Vor Allem gehört hierher der 3 □Meilen große Dollart auf der nordöstlichen Grenze zwischen Gröningen und hannöverisch Ostfriesland, in welchen die Ems mündet. Er entstand im 13. Jahrhundert durch einen furchtbaren Meereseinbruch, durch welchen mehr als 50 Dorfschaften in den Fluthen untergingen, ist sorgfältig eingedämmt und wird durch neu angelegte Polder in immer engere Grenzen zusam-

Digitized by Google

mengedrängt. Der eine Stunde lange und eine Stunde breite Lauwersee zwischen Gröningen und Friesland nimmt den Lauwers u. die Hunse (Reitdiep) auf. Zwischen Utrecht, Geldern, Holland, Oberyssel und Friesland liegt der Zuydersee (Südersee), der sich als ein Becken der Nordsee von Norden nach Süden zwischen den Inseln Texel, Vlieland und Ter-Schelling ins Land hinein dehnt und 54 ☐Meilen einnimmt. Er bildet mehre Buchten und Arme, z. B. das Y, das sich aus dem Südersee ergießt, die Sparn aufnimmt und bis zu dem Dorfe Bewerwik sich erstreckt, wo es Wykermeer heißt. Der Südersee war ursprünglich größtentheils festes Land, das im Laufe der Zeiten ein Raub der Wellen geworden ist. Die Bliesbosch in Südholland zwischen Dortrecht und Gertruidenburg ist 1421 durch eine Fluth entstanden, bei der 72 Dorfschaften untergingen. An der Südwestgrenze gegen Belgien befindet sich der Meerbusen Zwine. Zahlreich sind die Land- oder Binnenseen, hier Meere genannt, die größtentheils durch den Torfstich entstanden sind und immer mehr durch Eindeichung abgelassen und der Kultur zurückgegeben werden, wie z. B. das erst seit dem 16. Jahrhundert entstirnte Haarlemermeer in der Provinz Holland. Ein Kanal verband bisher das Haarlemermeer mit dem Wasserlemermeer. Außerdem sind bemerkenswerth: das Oostwoldermeer, das Leelstermeer, das Hoetmansmeer, das Suidlardermeer, das Forholstermeer, das Schilfmeer, das Bergeinermeer, das Sneekermeer, das Tjensmermeer, das Heegermeer, das Groot Meerstal ꝛc. Diese Gewässer sind sehr fischreich und liefern besonders treffliche Aale. Die großen Flüsse des Landes kommen alle aus andern Ländern hieher und endigen hier ihren Lauf. Der Rhein tritt unterhalb Emmerich bei Schenkenschanz in die N. ein und theilt sich hier in 2 Hauptarme. Der nördliche behält den Namen Rhein, strömt nordwestlich bis gegen Arnheim und theilt sich hier ebenfalls in 2 Arme. Der eine fließt als Yssel nördlich in einer Länge von 25 Stunden über Doesburg, Zürphen, Deventer und Zwoll nach Kempen, wo er sich in mehren Mündungen in den Zuydersee ergießt; der andere behält den Namen Rhein, fließt von Arnheim westlich über Rhoenen bis nach Wyk by Duurstede, wo er sich in 3 Arme spaltet. Der nördliche von diesen fließt als Leck über Utrecht in gerader nördlicher Richtung nach Mydden und hier in den Zuydersee, der mittlere geht in nordwestlicher Richtung, als krummer Rhein nach Utrecht und von da als alter Rhein über Werden und Leyden nach Katwyk, wo er sich theils im Sande verliert, theils in die Nordsee fällt, der dritte zieht als Leck westlich über Kuttenburg und Vianen bis in die Gegend von Rotterdam, wo er sich mit der Maas vereinigt. Unterhalb Vianen sondert sich von dem Leck ein kleiner Arm ab, Yssel genannt, der sich später wieder mit ihm vereinigt. Der südliche Hauptarm bekommt den Namen Waal und fließt westlich über Nymwegen, Tiel und Bommel nach Workum, wo er sich mit der Maas vereinigt, mit welcher er eine Strecke weit zusammenläuft. Der so vereinigte Fluß theilt sich bei Hordingsfeld in die Westkiel und die Merwede (Meerweden) oder Merwe, welche den Biesbosch bildet. Die Westkiel heißt nachher Hollandsdiep und fließt in 2 breiten Armen dem Meere zu. Die Merwede theilt sich in die alte Maas südlich, der rechte Arm behält den Namen Merwede; beide fließen in den Leck, der nun wieder Maas heißt und in einer breiten Mündung ins Meer strömt. Zwischen den nördlichen Ausflüssen der Maas und dem Hollandsdiep und Haringsvliet liegen die Inseln Voorne und Beyerland, die wiederum durch kleine Zwischenarme der Maas von einander getrennt sind. Die Scheide tritt kurz vor ihrer Mündung auf das holländische Gebiet und theilt sich bei dem Fort Bath in die Oosterscheide, die nordwestlich, und die Westerscheide (Hont genannt), die westlich abfließt. Beide Arme sind durch Zwischenarme wieder verbunden und bilden die Inseln Tholen, Duiwelland und Schouwen. In den Dollart fällt im Norden die Fivel, die aus Gröningen kommt und, wo sie schiffbar ist, das Damsterdiep heißt; in den Lauwersee die Hunse, die aus Drenthe kommt, durch das Suidlardermeer fließt, die Aa aufnimmt und dann Reitdiep heißt, und zwischen Gröningen und Friesland der Lauwers; in den Zuydersee münden die Linde, die Steenwykerâa, das Schwarzwasser (Zwarte Water) u. die Eems in das Y läuft die Amstel aus. Die Mosel berührt die südöstliche Grenze von Luxemburg. Kein Land in der Welt, China ausgenommen, hat so viele Schifffahrtskanäle, als die N. alle Handelsorte sind durch Kanäle verbunden, deren Ufer gewöhnlich mit den schönsten Alleen und den angenehmsten Gärten und Landhäusern besetzt sind und theils fahrbare Kunststraßen, theils hohe Dämme mit gepflasterten Lein- oder Ziehpfaden bilden. Am bemerkenswerthesten ist der neue große, 1819 angefangene und 1825 vollendete nordholländische Kanal, eines der größten Wasserbauwerke der neuesten Zeit und der breiteste Kanal in Europa, dessen Kosten 90 Millionen holländische Gulden betragen haben sollen. Er führt aus dem Vorhafen Amsterdams durch ganz Nordholland bis zu dem großen Außenhafen bei Nieuwe Diep bei dem Dorfe Helder, in einer Länge von fast 11 Meilen, und hat für die größten Ost- und Westindienfahrer die gehörige Tiefe (über 20 Fuß), so daß dieselben, ohne bei Texel einen Theil der Ladung zu löschen, nach Amsterdam gelangen können. Dieser Kanal, dessen Wasserspiegel 120 Fuß breit ist, während am Boden die Breite 36 Fuß beträgt, hat 5 große Fallschleusen, und seine Wassermasse ist doppelt so groß, als die des languedocschen Kanals in Frankreich. Fast überall stehen die Kanäle durch Wassergräben mit den handeltreibenden Ortschaften in unmittelbarer Verbindung. Das Klima ist zwar im Ganzen gemäßigt, aber die Luft ist sehr feucht und voll Dünste; Nebel (Mist) sind sehr häufig und ganz heitere Tage selten. Der Winter ist selten so rauh, als im nördlichen Deutschland; im Januar tritt die strengste Kälte ein, doch ist auch sie an den Küsten gelinder, als im Innern des Landes. Die wärmsten Monate sind der Juni und Juli, wo die Hitze bis zu etlichen 90° Fahrenheit steigt. Die beständigste Jahreszeit ist der Herbst, der Winter

Digitized by Google

dagegen stürmisch, der Frühling naß und kalt, der Sommer selbst veränderlich. Gewitter sind sehr selten, von kurzer Dauer und gewöhnlich von starkem Platzregen begleitet. Dagegen leiden die Küstengegenden bisweilen von einem sonderbaren Phänomen, das unter dem Namen See flamme bekannt ist. Dasselbe steigt im Frühjahre oft an ganz heitern Tagen am Horizont des Meeres als eine leuchtende Wolke auf und verdeckt blitzschnell alle Vegetabilien, die es in seinem Laufe berührt. Der Produktenreichthum des Landes ist nicht sehr groß. Getreide wird kaum zur Hälfte hinreichend erzeugt; das meiste baut man in Friesland, Gröningen und Seeland, und zwar Roggen, etwas Weizen, Hafer, etwas Gerste, Spelz und Buchweizen. Dann kommen viele Gartenfrüchte und feine Gemüse, Flachs, Hanf, Rübsamen und Raps, Tabak, Hopfen, Krapp, Senf, Cichorien, Weberkarden, Färberkräuter, Futterkräuter, Kleesamen, Obst (in Geldern), Schmereien. Der Blumenbau wird nirgends stärker als in den N. betrieben (besonders zwischen Alkmaar und Haag), wie überhaupt die Kunstgärtnerei auf hoher Stufe steht. Wein findet sich bloß an der Mosel im Großherzogthum Luxemburg. Waldungen gibt es nur in Luxemburgs schöne Wiesen und Viehweiden in Holland, Friesland und Gröningen. Die Viehzucht und vor Allem die Hornviehzucht bildet den wichtigsten Zweig der Landwirthschaft. Die Pferdezucht ist am stärksten in Friesland, wo ein sehr großer und starker Schlag gezogen wird. Die Schafzucht ist nicht sehr bedeutend, doch produzirt die Insel Texel, sowie die Insel Wieringen die feinste Wolle. Ziegen werden wenig gehalten, doch hat man Versuche mit den Kaschmirziegen gemacht. Wildpret gibt es fast nur in Luxemburg, wo man zuweilen auch Wölfe antrifft. Gänse, Hühner und Enten findet man in Menge; wilde Enten und Gänse, Taucher, Wasserhühner bilden im Verein mit den Hasen und Kaninchen der Dünen das Einzige, was der Holländer von der Jagd kennt. Die Bienenzucht ist sehr verbreitet, besonders in Utrecht und Friesland. An der Küste ist die Fischerei ein sehr bedeutender Nahrungszweig. Die „große Fischerei" ist die Häringsfischerei, die hauptsächlich an den schottländischen Inseln betrieben wird; die „kleine" ist der Walfisch-, Stockfisch- und andere Seefischfang. Lachs fängt man in der Waal, dem Lek und der Yssel. Störe bei Dortrecht und Gertruidenburg. Anchovis in der Oosterschelde, besonders bei Bergen op Zoom, Muscheln und Austern bei Seeland. Ein schmackhafter Strandfisch ist der Schmelt. Die besten Austern liefern die Küsten von Seeland, Nordholland und der Insel Texel. Das Mineralreich erscheint überhaupt arm, denn außer Sumpferz (in Oberyssel, Geldern und Nordbrabant) gibt es gar keine Metalle. Salz wird nur in geringer Qualität aus Seewasser gewonnen. Das Haupterzeugniß des Mineralreichs ist Torf von vorzüglicher Güte, von welchem an 12 Millionen Tonnen in den Veen (d. i. Torfgründen) gestochen werden. Dazu kommen noch Muschelkalk, Töpferthon und etwas Fayenceerde. Eisen findet sich nur in Luxemburg, das auch Anbrüche auf Kupfer, vielen Schiefer und andere Steinarten hat.

Die Bewohner des Königreichs gehören in ihrer Hauptmasse zum germanischen Stamm: Niederländer, die sich wieder theilen in Holländer in den vormaligen Vereinigten Provinzen, und Flamänder in Nordbrabanz, Deutsche in Luxemburg u. in Geldern; Friesen in einem Theile Frieslands und den dazu gehörigen Inseln. Zum griechisch-lateinischen Volksstamme gehören die Wallonen in Limburg und Luxemburg, welche einen schlechten Dialekt der französischen Sprache reden. Außerdem gibt es etwa 59,000 Juden, von welchen viele aus Portugal stammen, und ziemlich viel andere Fremdgeborne, die sich des Handels wegen hier niedergelassen haben. Die Zahl der eigentlichen Holländer mag etwa 2,400,000, die der Flamänder etwa 400,000, die der Friesen 250,000, die der Deutschen über 50,000 betragen. Im Ganzen zählte man am 1. Jan. 1859 3,543,775 Einw., wovon 195,028 auf Luxemburg kamen. Die Bevölkerung der Kolonien wird auf 16,536,761 angegeben. Die herrschende Sprache ist die holländische; die friesische, ein Idiom der holländischen, nimmt immer mehr ab. In Nordbrabant wird Flämisch gesprochen, in Limburg zum Theil Wallonisch, in einem Theil von Limburg und in Luxemburg Deutsch. Der größte Theil der Einwohner bekennt sich zur reformirten Kirche (1853: 1,832,638). Außerdem gibt es Katholiken (1,164,142), Lutheraner (etwa 56,000), Mennoniten (33,000), Remonstranten, Arminianer, vereinigte Brüder, Jansenisten, Quäker, Juden ꝛc. Die Mitglieder aller Religionsparteien genießen dieselben bürgerlichen und politischen Rechte und haben gleiche Ansprüche auf Würden, Aemter und Bedienungen. In Nordholland leben fast $^{2}/_{3}$, in Südholland beinahe die Hälfte und in Utrecht $^{2}/_{7}$ der Bevölkerung in Städten, so daß im Durchschnitt von 100 Menschen 54 auf die Städte und 46 auf das Land kommen. Die Holländer sind ihrem Aeußeren nach robust, groß und stark, von breiten Schultern und Hüften, doch mehr rund und fett, als muskulös, von gedrungenem Körperbau. Das weibliche Geschlecht hat eine blendend weiße Haut, blühende Gesichtsfarbe, Unschuld und Einfachheit in der Physiognomie, in der Regel aber große Hände und Füße. Das blaue oder graue Auge unter dichten Augenbrauen hat meist einen festen und kalten Blick. Gerade und ehrliche Offenheit, gleichmüthige Bedarrlichkeit, Mäßigkeit, Reinlichkeit und Einfachheit der Lebensweise, Sparsamkeit, Treue im Worthalten, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe und Neugierde sind die Hauptzüge im Charakter des Holländers. Einen besondern Grundzug des holländischen Charakters bildet ein gewisses Phlegma, d. h. ein zur gesitteten und körperlichen Ruhe sich neigendes Temperament; die und da artet dasselbe freilich in kalte Unempfindlichkeit, so wie der Gleichmuth in Trägheit, die Bedarrlichkeit in Starrsinn und die Sparsamkeit in Habsucht u. Geiz aus. Die große Anhänglichkeit des Niederländers an sein Vaterland verleitet ihn zur Verachtung aller übrigen Völker, vornehmlich der Deutschen, die er mit dem Schimpfwort „Mieff" zu bezeichnen pflegt. Die Weiber

sind außerordentlich häuslich und behaupten den Ruhm der Sittlichkeit, Keuschheit und ehelichen Treue; Hausmütter im vollen Sinne des Wortes, halten sie die Erziehung ihrer Kinder und die Aufsicht über das gesammte Hauswesen für ihre unerläßliche Pflicht. Hinsichtlich der physischen Kultur sind bereits oben die nöthigen Bemerkungen gegeben; in Bezug auf die technische Kultur zeichnen sich die N. gegenwärtig fast nur in solchen Zweigen aus, die durch Lokalverhältnisse bedingt sind oder mit dem Handel in mehr oder weniger naher Verbindung stehen. Unter den Fabriken nehmen die Zuckersiedereien den ersten Rang ein; den zweiten Platz behaupten die Branntweinbrennereien unter den industriellen Anlagen. Salzsiedereien sind über das ganze Land verbreitet. Die Segeltuchfabriken und die Werkstätten für Tauwerk in Rotterdam, Amsterdam, Gouda und vielen Dörfern von Süd- und Nordholland gehören zu den berühmtesten in Europa. Auch die Fabrikation feinerer Leinenwaaren hat seit langer Zeit einen ausgezeichneten Ruf; berühmt sind die Bleichen von Dortrecht und besonders von Haarlem. Die Baumwollenmanufaktur hat sich seit der Trennung Belgiens nothgedrungen immer mehr entwickelt, namentlich in Nords und Südholland, Brabant und Oberyssel. Tuchfabriken bestehen namentlich in Leyden, Alkmarg und andern Orten Nordbrabants; sie wurden allerdings von Belgien längst überflügelt, doch liefern die besseren Fabriken noch immer ausgezeichnete Waaren. Die Fabrikation von Teppichen zum Verbrauche in den N. selbst ist ziemlich ausgedehnt, weil Teppiche allgemein gebraucht werden. Die Düsseldorfikation der N. hat eine gewisse Berühmtheit erlangt und nimmt gedeihlichen Fortgang. Altberühmt ist die Leydenfabrikation, und vorzüglich liefern Amsterdam, Mastricht und Luxemburg das beste Sohlenleder. Ansehnlich ist die Seifenfabrikation. Porzellan liefert nur Amsterdam, Delft dagegen hat gute Fayencefabriken, und Gouda ist berühmt durch seine Thonpfeifen. Die Papiermühlen, deren man gegen 160 und bei Saardam allein 30 zählt, haben ihren alten Ruf bewahrt. Große Tabaksfabriken sind zu Amsterdam und Rotterdam. Seit 5 Jahrhunderten findet die Industrie der N. ihren belebenden Mittelpunkt in dem Seehandel, welcher ohne Rücksicht auf den Ursprung der Produkte und Fabrikate in den gegenseitigen Austausch zwischen entfernten Völkern einen doppelten Gewinn zu erreichen sich bemüht. Hierdurch unterscheiden sich die N. hauptsächlich von England, das die mächtigste Grundlage seines unermeßlichen Handels doch immer in seinem inländischen Gewerbfleiß und in seiner eigenen, durch deuselben getragenen großen Verbrauchsfähigkeit an eigenen und fremden Erzeugnissen hat. In jenem Zwischenhandel werden die N. begünstigt durch ihre Lage an den Mündungsarmen des reichen Rheingebiets, als eine Brücke zwischen Deutschland und England, der neuen Welt und alten Meerländern, als ein Mittelpunkt, wo seit Jahrhunderten eine große Anzahl Ausländer zusammenströmte, die dort ihre Komtore und Magazine hielten, auch allmählig sich einbürgerten, wieder neue Käufer und neue Ankömmlinge an sich zichend. Bezüglich trug der Handel der hansischen Kaufleute dazu bei, daß in den N. jener großartige Markt sich bildete, indem sie anschließlich die Produkte des Nordens hierher brachten. Indem sie aber, als der hansische Handel bereits sank, häufig, um ihre Rechte u. Anforderungen geltend zu machen, von dem Stapelplatz Brügge mit ihrem Handel nach andern Städten zogen, erschütterten sie dadurch die alte Bedeutung des Stapels und beförderten die Bildung freier Märkte und damit neuer Verhältnisse des großen Handelsverkehrs. Uebrigens war das niederländische Stapelwesen von dem alten englischen und dem deutschen verschieden. Nicht die Niederländer richteten den Stapel in den Städten ein, sondern zogen die fremden Kaufleute durch die Freiheit des Handels an, so daß diese ihre Faktoreien und Niederlagen an einem bestimmten Orte errichteten; der Stapel in den N. war also weit davon entfernt, ein einheimisches monopolistisches Zwangsmittel zu seyn, vielmehr war die Freiheit das Förderungsmittel des Handels und gewährte auch den Fremden die Errichtung ihres Stapels. In dieser Handelsfreiheit lag die Ursache des Verfalls des brüggischen Komtors. Wie sich schon nichthansische Kaufleute in den Handel mit dem Nordosten einmischten, so wollten sich einige hansische Städte selbst den Bestimmungen für das brüggeschen Komtor und für den Handel in den N. u schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts nicht fügen; besonders widerstrebten Köln, Göttingen, Bremen, Nimwegen, Wesel u. a., u. später auch die hansischen Städte von Holland, Seeland und Westfriesland. Die Wirkung dieser Uneinigkeit der hansischen Städte im niederländischen Handel wurde noch dadurch verstärkt, daß der Reichthum der niederdeutschen Kaufleute den Kauf auf Kredit begründet hatte. So bildete sich allmählig in den großen niederländischen Verkehr ein neues freieres Handelswesen, der Handel in den N. befreite sich immer mehr von dem hansischen Stapelzwange zu Brügge und zog sich allmählig nach den freien Märkten zu Antwerpen in Brabant und Amsterdam in Holland. Endlich sahe sich das hansische Handelswesen in den N. von selbst auf, so sehr man auch dies abzuwehren sich bemühte, und Philipps II. Despotismus verscheuchte die wohlhabenden Kaufleute nach Amsterdam und andern Städten, die sich von der spanischen Herrschaft losgesagt, wo nun seit dem Ende des 16. Jahrhunderts durch den den Portugiesen entrissenen Handel mit den indischen Produkten sich ein neues Handelsleben entwickelte. Waren die Niederländer schon durch den lebhaften Verkehr mit Portugal, sowie durch die Fahrten nach Norden und Osten mit der See vertraut geworden, so wurde ihre Neigung zum Seewesen gesteigert, als in dem Kampfe gegen Spanien seit 1570 die unter dem Namen Wassen- oder Meergeusen bekannten Kaper sich bildeten, und endlich zwang Philipps II. Verbot des Verkehrs mit Portugal die Holländer, selbst Ostindien zu suchen, wo sie die niederländisch-ostindische Handelsgesellschaft gründeten (s. Ostindien). Trotz der stauenswerthen forschreitenden Eroberungen der letztern und trotz der Ausbreitung der holländ-

Digitized by Google

dischen Herrschaft auch in Westindien in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, sowie trotz des sehr lebhaften Handelsverkehrs, sank aber der Wohlstand des Volkes, was um so fühlbarer wurde, als Frankreich und England in ihrer Betriebsamkeit fortschritten. Zwar flossen durch den indischen Handel, fortwährend große Summen nach Holland, dieselben geriethen aber in die Hände der wenigen Mitglieder der ostindischen Kompagnie und kamen keineswegs dem Volke zu Gute, weil sie nicht in industriellen Unternehmungen angelegt wurden. Allerdings wirkte auch die englische Navigationsakte widerwärtig, doch legte ihr die Furcht der Kaufleute einen viel nachtheiligern Einfluß bei, als sie in der That hatte, obschon dieselbe gegen das Uebergewicht der holländischen Seemacht gerichtet war. Sehr wichtig als Station für den Verkehr mit Indien ward um dieselbe Zeit (1652) die Gründung einer Kolonie auf dem Kap der guten Hoffnung, wozu das Land von den Hottentotten erworben wurde. Wie Hollands ostindischer Handel sank, so litt auch dessen europäischer Verkehr. England begünstigte durch erhöhte Zölle die eigene Schifffahrt und die eigenen Erzeugnisse, nur die Ausfuhr englischer Fabrikate nährte den Verkehr zwischen den Holländern und Briten. Nicht minder empfindlich litt der Handel mit der Levante durch die Engländer, vorzüglich aber durch die Franzosen, und auch der Häringsfang der Holländer wurde von den Engländern, Dänen und Franzosen beeinträchtigt. Die österreichischen N. wurden ebenfalls ein gefährlicher Nebenbuhler der Holländer; namentlich bemühte sich der Kaiser Karl VI., auch diesem Lande Seeverkehr zu verschaffen. Wenn auch die von ihm errichtete ostindische Kompagnie bald der Eifersucht der Holländer und Engländer erlag, bildete sich doch ein direkter Handel in den Seestädten, namentlich in Ostende, das während des amerikanischen Freiheitskrieges bedeutend gewann, während derselbe dem holländischen Seeverkehr den letzten Stoß versetzte. Nicht günstiger gestalteten sich Hollands Handelsverhältnisse nach dem Frieden von Versailles (1783), denn die Zeit hatte in der gegenseitigen Stellung und den Bedürfnissen der Völker so viel verändert, daß Holland mit seinen Leistungen keineswegs genügen konnte, und nun traten noch die frei gewordenen Nordamerikaner in den Seeverkehr und verdrängten die Holländer besonders aus Spanien, Portugal und Italien. Am härtesten wurde der holländische Handel durch die französische Invasion 1795 getroffen. Englands Seemacht zerstörte Hollands überseeischen Verkehr; die ostindische Kompagnie wurde, nebst der Bank von Amsterdam, aufgelöst. Mit seiner Selbstständigkeit (1814) erhielt Holland auch einen wichtigen Theil seiner frühern Kolonien zurück, welche England dem napoleonischen Reiche abgenommen und gleichsam „im Namen Oraniens" verwaltet hatte; nur die für seine Seeherrschaft wichtigsten Punkte, wie namentlich das Kap der guten Hoffnung und verschiedene Gebiete auf dem Festlande Ostindiens, behielt England für sich. Indessen brachen alsbald unaufhörliche Besitzstreitigkeiten zwischen den englischen und holländischen Beamten in Ostindien aus, welche erst der verhängnißvolle Vertrag von 1824 beendete, kraft dessen Holland sein ganzes Gebiet auf dem Festlande Asiens an England abtrat, wogegen dieses auf sein ganzes Inselgebiet verzichtete. Gleichzeitig mit dem Abschluß dieses Vertrags gründete König Wilhelm I. die niederländische Handelsmaatschappij (1824) mit einem Grundkapital von 12 Mill. holländ. Gulden, dem er 5% Zinsen auf 20 Jahre aus seinem Privatvermögen sicherte. Großes Verdienst um den neuen Aufschwung des Kolonialhandels erwarb sich der Graf van den Bosch als Generalgouverneur von Ostindien, der vor Allem ein neues Kulturſystem auf Java begründete, welches für den Handel schnell die günstigsten Ergebnisse lieferte. Nicht so günstig gestalteten sich die Verhältnisse in Betreff der übrigen überseeischen Besitzungen, die der Subsidien aus dem Mutterlande bedürfen. Beruhten von Anfang an nicht nur die Finanzen, sondern auch der Handel, die Schifffahrt und die Industrie der N. wesentlich auf der Monopolstirung der Kolonien, so duldigten dieselben im europäischen Handel stets dem ausgedehntesten Freihandelsprincip und dem Princip der Gegenseitigkeit, wodurch es ihnen allein möglich ist, für ihre kostbaren Kolonialprodukte alle Märkte offen zu finden. Doch auch die alte Kolonialpolitik war nicht mehr in der alten Weise festzuhalten. Mit der zu Mainz 1831 abgeschlossenen Rheinschifffahrtskonvention begann die liberale Handelspolitik der N., die dabei doch nie den eigenen Vortheil aus den Augen verlor. Die Regierung schloß am 3. Juni 1837 mit Preußen, gegen Ende dieses Jahres mit England und 1839 mit den Vereinigten Staaten Schifffahrtsverträge ab. Auch kam 1842 der Vertrag über den Verkehr mit den Staaten des deutschen Zollvereins zu Stande, 1844 wurde der Tarif für die Rheinschifffahrt festgestellt. Am 31. Dec. 1851 ward abermals mit Preußen, zugleich im Namen des deutschen Zollvereins, 1852 mit dem Kirchenstaate ein Handelsvertrag abgeschlossen, der am 24. Juni 1846 mit Belgien zu Stande gekommene und am 1. Januar 1852 abgelaufene Traktat aber seitdem erneuert. Auch traten die N. seit dem 1. April 1851 durch einen Vertrag vom 26. Januar d. J. mit dem deutschen Postvereln in Gegenseitigkeit. Das Privilegium der oben genannten niederländischen Handelsgesellschaft wurde durch Staatsvertrag vom 8. Sept. 1849 bis 1874 verlängert. Wichtige Beförderungsmittel des Handels sind die zahlreichen Versicherungsgesellschaften, die Bank der N. und die Assoclationskasse zu Amsterdam, die Menge schiffbarer oder mit sogenannten Trekschuyten (Zugschiffen) fahrbarer Wasserstraßen mit ihren vielfachen Verzweigungen, die trefflichen Kunststraßen, die bei dem Mangel an Bausteinen größtentheils aus Ziegeln (Klinker) erbaut werden müssen ꝛc. Neuerdings wurden auch Eisenbahnen (Ijzeren Spoorwege) zwischen Rotterdam, Haag, Leyden, Haarlem, Amsterdam, Utrecht und Arnheim angelegt, und es bietet einen überraschenden Anblick, wenn man auf einem hohen Damm in einer Breite von nur 100 Schritten Fußgänger, Reiter, Postwagen, Trekschuyten und Dampfwagen nebeneinander sich bewegen sieht. Das elektrische Telegraphen-

Digitized by Google

neh gewinnt immer mehr an Ausdehnung. Die Handelsflotte zählte am Schlusse 1858 2438 Schiffe mit 587,134 Tonnen Gehalt. Eingelaufen waren 1858 9805 Schiffe mit 1,654,200 Tonnen, ausgelaufen 8896 Schiffe mit 1,719,949 Tonnen. Die Hauptpläfen sind Amsterdam und Rotterdam, denen die zu Dortrecht, Schiedam, Maasstuis, dann die zu Middelburg, Vlissingen, Briel, Gröningen und Delfzyl zunächst stehen. Packetboote und Dampfschiffe befahren nicht nur die inländischen Ströme und Kanäle, sondern unterhalten auch eine regelmäßige Verbindung mit den wichtigsten europäischen Handelsplätzen, mit London, Hull, Hamburg ꝛc. Die Einfuhr belief sich 1857 auf 413,682,840, die Ausfuhr auf 349,332,758 Gulden, 1856 jene auf 411,741,153, diese auf 338,248,371 Gulden. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Vieh, Käse, Butter, Tabak, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Genever, Fische, besonders Häringe, Thran ꝛc., eingeführt werden dagegen, theils zum Verbrauch im Lande, theils zur Spedition: Getreide, Holz, Metall, Seiden- und Wollenwaaren, Wein, Kolonialprodukte aller Art ꝛc. Die Einnahme aus den ostindischen Kolonien betrug 1851 im Ganzen 68,217,722 Gulden. Trotz der Reichthümer aber, die den großen Kaufleuten zufließen, ob gerade darum verbreitet sich in den südlichen Bevölkerungen das Uebel der Massenarmuth, dem man durch Anlegung von Armenkolonien (s. d.) vorgeblich abzuhelfen gesucht hat. Man kann annehmen, daß ein Fünftel des niederländischen Volks von der Mildthätigkeit der übrigen vier Fünftel lebt. Die niederländische Münzeinheit ist der holländische Gulden, etwas geringer als der rheinische, die Mark ausgeprägt zu 24,7466 oder fast 24½ Gulden. Die Geldwährung ist abgeschafft. Die Maße sind die französischen, mit holländischer Benennung. Die Maß ist der Kilometer, die Elle der Meter, der Palm = 1 Decimeter, der Duim (Daumen) = 1 Centimeter; der Bunder die Hektare, die Mudde oder Zak (Muth oder Sack) der Hectoliter, der Schepel (Scheffel) der Decaliter, der Kop (Kopf) der Liter. Als Flüssigkeitsmaß heißt der Hectoliter Vat (Faß), der Liter Kan (Kanne). Das Pond ist das Kilogramm.

Das Königreich der N. ist nach dem Staatsgrundgesetz (Grondwet) vom 14. Aug. 1848, verkündigt am 8. Nov. 1848, welches an die Stelle der Verfassung vom 24. Aug. 1815 trat, eine konstitutionelle Monarchie. Die Krone ist erblich in dem Hause Oranien-Nassau, und zwar in des ersten Königs Wilhelm I. männlicher Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt und durch Repräsentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenschaft geht sie auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, so bringt die älteste Tochter von der ältesten abstelgenden männlichen Linie des letzten Königs die königliche Würde auf ihr Haus und wird, wenn sie früher verstorben ist, durch ihre Nachkommen repräsentirt. Ist aber keine männliche abstelgende Linie des letzten Königs vorhanden, so erbt die älteste abstelgende weibliche Linie, jedoch so, daß der männliche Zweig vor dem weiblichen und der älteste vor dem jüngern und in jedem Zweige Männer vor Frauen und der ältere vor dem jüngern den Vorzug haben. Volljährig wird der König mit dem vollendeten 18. Jahre. Ueber die Vormundschaft eines minderjährigen Königs, in sofern von seinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen worden ist, sowie über die Regentschaft verfügen die Generalstaaten; bis dieselben verfügt, übt der Staatsrath die höchste Gewalt aus. Der Titel des Königs ist: König der N., Prinz von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg, Herzog von Limburg. Der Thronerbe führt den Titel: Prinz von Oranien. Gegenwärtiger König ist Wilhelm III. Alexander Paul Friedrich Ludwig, geboren den 19. Februar 1817, succedirte den 17. März 1849, Kronprinz Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, geb. den 4. Sept. 1840. Der König kann verfassungsmäßig keine fremde Krone tragen, mit Ausnahme der von Luxemburg. Das Einkommen der Krone wird bei jeder neuen Thronbesteigung durch das Gesetz geregelt u. ist für jetzt auf 1 Million Gulden für den König festgesetzt. Der König hat die ausübende Gewalt, die höchste Leitung der auswärtigen Beziehungen, erklärt den Krieg (jedoch mit Bedingungen), schließt und bestätigt Friedens- u. andere Verträge, führt den Oberbefehl über die See- und Landmacht und ist unverletzlich. Auch die oberste Verwaltung der Kolonien steht dem Könige zu, doch werden die Regierungsreglements daselbst, das Münzwesen, alle wichtigen Angelegenheiten, namentlich auch das Budget der Kolonien, durch das Gesetz geordnet und festgestellt. Das Recht der Begnadigung übt der König bei geringern Strafen bis zu 3 Jahren Gefängniß nur nach Anhören des Rathes, der das Urtheil gefällt, bei den höhern Strafen nur nach Anhören des „Hohen Rathes" aus. Amnestie und Abolition können nur durch ein Gesetz geschehen. Der König hat das absolute Veto und das Recht, die Kammern aufzulösen; doch müssen die neuen Kammern dann binnen 2 Monaten wieder zusammentreten. Der König ist Vorsitzer des von ihm ernannten Staatsraths, der über alle Gesetze und Verordnungen zu hören ist. Dem König zur Seite steht ein verantwortliches Ministerium, dessen Mitglieder mit mehren Prinzen des königlichen Hauses den Kabinetsrath des Königs bilden, in demselben den Vorsitz führt. Die Volksvertretung, die sogen. Generalstaaten, zerfällt in zwei Kammern. Die erste Kammer besteht aus 39 Mitgliedern, die von den Provinzialstaaten aus den Höchstbesteuerten auf 9 Jahre gewählt werden und 30 Jahre alt seyn müssen. Ein Drittheil der Mitglieder tritt von 3 zu 3 Jahren ab; doch sind die Ausscheidenden wieder wählbar. Den Präsidenten der ersten Kammer ernennt für jeden Landtag der König. Die zweite Kammer besteht aus Abgeordneten, welche von allen zur Ausübung politischer Rechte befähigten, eine gewisse Summe direkter Abgaben zahlenden Staatsangehörigen unmittelbar auf 4 Jahre gewählt werden. Der Census darf nicht über 160 und nicht unter 20 Gulden seyn. Auf 45,000 Einwohner kommt ein Abgeordneter, der wenigstens 30 Jahre alt seyn muß. Mit 2 Jahren tritt immer die Hälfte ab; doch sind die Abtretenden

Digitized by Google

wieder wählbar. Den Vorsitzer der zweiten Kammer ernennt der König aus einer Liste von 3 Kandidaten, welche die zweite Kammer wählt. Außer den Reisekosten erhalten die Abgeordneten eine Vergütung von 2000 Gulden des Jahres; auch die Mitglieder der ersten Kammer erhalten eine Entschädigung für Reise und Wohnung. Der gewöhnliche Landtag wird am ersten Montag im September eröffnet und bleibt wenigstens 20 Tage zusammen. Außerordentliche Versammlungen beruft der König; bei dessen Ableben oder Abdankung versammeln sich aber die Kammern am 15. Tage darnach, oder im Fall ihrer Auflösung nach den neuen Wahlen von selbst. Die Kammern verhandeln in der Regel öffentlich, bei Anwesenheit von mehr als der Hälfte ihrer Mitglieder. Die zweite Kammer hat das Recht der Initiative. Der König sendet seine Vorschläge an die zweite Kammer, welche Abänderungen daran vornehmen kann und sie im Falle der Annahme empfehlend an die erste Kammer, oder im Falle der Nichtannahme an die Krone zurücksendet. Die erste Kammer kann einen ihr von der zweiten mitgetheilten Gesetzentwurf nur annehmen oder verwerfen, aber nicht umgestalten. Das Budget wird alljährlich vor Beginn des betreffenden Jahres gesetzlich geregelt. Die Freiheit der Presse und der Vereinigung ist gewährleistet, wird jedoch durch Gesetze geregelt. Es werden keinerlei aristokratische Vorrechte anerkannt. Die Provinzialstaaten, deren Mitglieder auf 6 Jahre gewählt werden und alle 3 Jahre zur Hälfte abtreten, haben außer der Sorge und Pflege für den Provinzialhaushalt verschiedene Gesetze und königliche Verfügungen betreffs der inneren Verwaltung zu vollziehen, Zerwürfnisse zwischen Gemeindebehörden friedlich zu schlichten, oder die Sache dem Könige zur Beschlußung vorzutragen und die Angelegenheiten ihrer Provinzen bei der Krone und den Generalstaaten zu vertreten. Sie ernennen aus ihrer Mitte zur fortwährenden Leitung ihrer Geschäfte einen engeren Vollziehungsausschuß (Collegium van Gedeputeerde Staten), während der König in jeder Provinz einen Kommissär (Gouverneur) zur Ausführung seiner Befehle und zur Kontrole der Staaten anstellt. An der Spitze der Gemeinden steht ein Rath, dessen Mitglieder unmittelbar durch die Eingesessenen gewählt werden und der den Gemeindehaushalt selbstständig ordnet und verwaltet, unter der Beschränkung, daß die betreffenden Verordnungen, die er den Provinzialstaaten zur Genehmigung mittheilen muß, vom Könige aufgehoben werden können. Die Mitglieder des obersten Gerichtshofs (Hooge Raad) werden durch den König auf Vorschlag der zweiten Kammer ernannt; unmittelbar ernennt der König nur den Generalprokurator und auf der Zahl der Mitglieder den Präsidenten. Die Mitglieder der Generalstaaten, des Staatsraths, die Minister, die höchsten Beamten in den Kolonien, die königlichen Kommissäre in den Provinzen 2c. stehen wegen Amtsvergehen vor dem Hohen Rath zu Gericht. Derselbe führt auch die Oberaufsicht über die Justiz und die Gerichtshöfe und kann deren Verordnungen und Erkenntnisse, falls sie wider das Gesetz streiten, auf die durch das Gesetz vorgeschriebene Weise annulliren. Alle Richter, sowie der Generalprokurator, werden lebenslänglich angestellt und sind unabsetzbar. Für die Kriminalgerichtsbarkeit besteht ein Geschworenengericht. Die Verwaltung der Finanzen besorgt eine allgemeine Rechenkammer, deren Mitglieder aus einer von der zweiten Kammer entworfenen Liste vom König auf Lebenszeit gewählt werden. Für das Großherzogthum Luxemburg ward am 1. Dezember 1856 eine revidirte Verfassung akroyirt (s. unten, Geschichte).

Die intellektuelle Kultur erfreut sich sowohl von Seite der Regierung als der wohlhabenderen Klassen des Volks der lebhaftesten Unterstützung. Die 3 Landesuniversitäten zu Leyden, Utrecht und Gröningen, vor allen die erste, haben in den Fächern der Sprachkunde, der Naturwissenschaften und der historischen Studien immer einen ausgezeichneten Rang unter den europäischen Hochschulen eingenommen. Als Vorbereitungsanstalten für die Universitäten dienen, nächst 2 städtischen Athenäen zu Amsterdam u. Deventer, 68 lateinische Schulen oder Gymnasien. Für Elementar- und Primärschulen ist sehr zweckmäßig gesorgt, ebenso für andere Bildungsanstalten, wie die Volksschullehrerseminarien zu Haarlem und Gröningen, die Schiffahrts- u. Schiffbauschulen und andere Institute für Technike. Auch ist das Land reich an Bibliotheken und Sammlungen, an Gesellschaften und Vereinen zur Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen. Was das Kirchenwesen betrifft, so erhalten die Angelegenheiten der Reformirten durch die allgemeine Synode ihre oberste Leitung, unter welcher die Provinzial-Kirchenregierungen stehen. Die Katholiken zerfallen der kirchlichen Verwaltung nach in sehr ungleiche Theile: die apostolischen Vikariate von Herzogenbusch, Breda, Limburg und Luxemburg und die königlichen Kommissariate in den einzelnen Provinzen (außer Luxemburg). Außerdem haben noch die Jansenisten ein eigenes Kirchenwesen, die Kirche von Utrecht genannt, dem ein Erzbischof zu Utrecht und zwei Bischöfe zu Haarlem und Deventer vorstehen. Die Finanzen des Staats waren in der Zeit von 1748—80 in einen so blühenden Zustand gekommen, daß die Staatspapiere, bei einem Zinsfuß von 2½ Prozent, bis zu 10 Proc. über den Nominalwerth stiegen. Durch den Krieg gegen England, die inneren Unruhen von 1786, den Krieg gegen Frankreich und dessen Folgen entstand aber in dem Budget ein jährlicher Ausfall von mehr als 8 Millionen Gulden. Dazu kam eine neue Schuldenlast von 22 Millionen, welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinsen der Staatsschuld 1795 bis 1804 von 18 bis auf 34 und seitdem bis auf 42 Millionen vermehrte. Nur geringen Einfluß auf den Finanzzustand hatte die 1798 eintretende Verschmelzung der bisher von der Staatsschuld getrennten Provinzialschulden; wohlthätiger war das 1805, durch den Rathspensionär Schimmelpenninck eingeführte Abgabensystem. Allein die 1807—9 nöthig gewordene Anleihe von 9 Millionen Gulden brachte, verbunden mit dem Einfall der Engländer (1809), das Land in einen so kläglichen Zustand, daß Napoleon dasselbe bei

der Einverleibung in das französische Kaiserreich durch Herabsetzung der Staatsschuld auf ein Drittheil gewissermaßen für bankerott erklärte. Bei der Wiederherstellung des niederländischen Staats erklärte man zwar nur jenes eine Drittheil der Schuld für zinstragend, erkannte jedoch die zwei anderen Drittheile als aufgeschobene (uit gestelde, d. i. nicht zinstragende) Schuld an. Die von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsschuld betrug 1815 573,153,530 Gulden, die aufgeschobene 1,719,460,591 Gulden, zusammen 2,292,614,121 Gulden. Für das ehemalige Belgien wurde durch Uebereinkunft vom 11. Oktober 1815 die österreichische Schuld zu 34,466,679 Gulden übernommen. Im J. 1830 gab die Regierung den Gesammtbetrag der aktiven Schuld auf 784,610,680 Gulden und die aufgeschobene Schuld zu 965,472,687 Gulden an. Die außerordentlichen Lasten, welche die 9 Jahre nach der belgischen Revolution verursachten, hatten die aktive Schuld um 197,257,900 Gulden vermehrt. Im J. 1859 betrug die verzinsliche Schuld 1,086,343,830 Gulden; der jährliche Bedarf dafür war zu 31,402,675 Gulden festgesetzt. Der Betrag der aufgeschobenen Schuld ward 1844 auf 1,146,307,060 Gulden berechnet. Das Budget von 1859 ergab eine Gesammteinnahme von 78,575,364, eine Ausgabe von 77,425,241 Gulden. Das Militär besteht thunlichst aus Freiwilligen und wird, sofern diese nicht ausreichen, durch Konskription ergänzt. In Friedenszeit dauert der Dienst 5 Jahre, kann aber bei außerordentlicher Lage durch ein Gesetz verlängert werden. Einen durch ein Gesetz zu bestimmenden Theil der Landesmiliz kann der König auch in Friedenszeit zusammenhalten (stehendes Heer). Das Einberufen größerer Streitkräfte erfordert die Genehmigung der Generalstaaten. Das stehende Heer zählte 1859 58,743 Mann, darunter 42,811 Mann Infanterie und 4511 Mann Kavallerie. Es besteht ein Ober-Militärgerichtshof zu Utrecht. Die Kriegsmarine zählte am 1. Juli 1859 83 Schiffe mit zusammen 1740 Kanonen, 50 Kanonierschaluppen mit 174 Kanonen, 10 Schraubenkanonierschaluppen u. 9 Kanoniergaleeten. Das Marinecorps zählte im Juli 1859 4221 Mann in aktivem Dienst. Mittelst Durchstechung der Deiche kann das Land in weiter Ausdehnung unter Wasser gesetzt werden, so daß die Streitkräfte gleichsam in einer natürlichen Festung konzentrirt werden können. Festungen sind: Maastricht, Venlo, Herzogenbusch, Breda, Bergen-op-Zoom, Wiesfingen und Grave; kleinere: Sluis, Briel, Helvoetsluys, Coevorden, Sas van Gent, Nieuwe-Schanz, Schoonhoven, Purmerander-Schanz und Ter-Neuze. Luxemburg ist deutsche Bundesfestung. Das Wappen ist ein mit königlicher Krone bedeckter Schild, darin der aufrecht stehende nassauische goldene, gekrönte Löwe, ein blankes Schwert in der rechten und 18 Pfeile in der linken Branke haltend, in blauer, mit goldenen Schindeln geschmückter Umgebung. Zwei goldene gekrönte Löwen halten den Schild; um das Gestell, worauf sie treten, geht ein rothes Band mit den Worten: Je maintiendrai. Die Nationalfarbe und das Feldzeichen sind orange, die Flagge blau, weiß und roth, der Länge nach gleich breit gestreift. Orden und Ehrenzeichen sind: der militärische Wilhelmsorden, erneuert am 30. April 1815; ein Orden für Subalternoffiziere von 15—25 Dienstjahren, gestiftet im April 1844; der Civilverdienstorden vom niederländischen Löwen (für Luxemburg der Orden zur Eichenkrone), gestiftet den 29. September 1815; die Medaille für 12- und 24jährige treue Dienste (voor getrouwen Dienst), seit 1825; eine 8eckige Medaille für treue Waffenthat, seit 1839; das Kreuz für 1830 u. 1831 u. die Medaille von Antwerpen, allen Theilnehmern an dem Kampf gegen den belgischen Aufstand bestimmt.

Das Königreich zerfällt in die Provinzen Brabant (93¼ □Meil. mit 414,470 Einw.), Geldern (92¼ □Meil. mit 403,972 Einw.), Südholland (55½ □Meil. mit 627,684 Einw.), Nordholland (45 □Meil. mit 543,043 Einw.), Seeland (31½ □Meil. mit 166,483 Einw.), Utrecht (25½ □Meil. mit 162,249 Einw.), Friesland (59½ □Meil. mit 272,910 Einw.), Overyssel (60¼ □Meil. mit 236,769 Einw.), Groningen (41½ □Meil. mit 208,814 Einw.), Drenthe (46½ □Meil. mit 95,136 Einw.), Herzogthum Limburg (40 □Meil. mit 217,217 Einw.) und das Großherzogthum Luxemburg (s. d.). Limburg und Luxemburg gehören zu den deutschen Bundesstaaten. Man rechnet im Königreiche (ohne Limburg und Luxemburg) 128 Städte, 31 Flecken und 3536 Dörfer in 1537 Kommunen und außerdem eine große Anzahl Weiler. Die Hauptstadt ist Haag, die größte Stadt aber Amsterdam. Die Kolonien in Asien (indische Inseln) sind: Java und Madura (1857 11,697,265 Einw.), die Westküste von Sumatra (1,499,271 Einw.), Benkulen (112,542 Einw.), Lampun (82,974 Einw.), Palembang (467,685 Einw.), Rhio (23,861 Einwohner), Banca (47,583 Einw.), Billiton (12,742 Einw.), Borneo (882,098 Einw.), Celebes (267,023 Einw.), Menado (148,912 Einw.), Ternate (63,468 Einw.), Amboina (187,627 Einw.), Banda (110,494 Einw.), Timor (1,646,100 Einw.) und das kleine japanische Inselchen Dejima. Die Besitzungen in Amerika sind: Surinam (1856 1322 Freie, 38,689 Sklaven und 742 Mann Besatzung) und die westindischen Inseln St. Martin, Curaçao, Eustache. In Afrika sind 13 niederländische Forts und Faktoreien auf Guinea. In Australien nahmen die Niederländer einen Strich auf der Westküste von Neuguinea in Besitz. In Indien unterhält der Staat eine Landmacht von 21,158 Mann. Die dortige königliche Marine hat 2053 Europäer und 559 Eingeborene zur Bemannung. Vgl. Cloet, Géographie historique, physique et statistique du royaume des Pays-Bas et de ses colonies, Brüssel 1822, 2 Bde.; Beijer, Geschieden aardrijkskundige Beschrijving van het Koningrijk der Nederlande, Deventer 1841; Kohl, Reisen in den N.n. Leipzig 1850, 2 Bde.

Geschichte. Von den großen, im weiteren Sinne N. genannten Niederungen, welche die Ardennen, die Vogesen, der Hundsrück, das Siebengebirge, der Spessart, der Odenwald und der Harz einschließen, gehörte der südliche Theil zu Cäsars Zeiten zu Gallien (Gallia Belgica), der nördliche zwischen der Maas, der

Digitized by Google

Waal u. dem Rheine gelegene, die sogenannte Insel der Batáver, nebst Friesland zu Germanien. Nördlich vom Rhein wohnten die Friesen, gleich den Batavern ein deutsches Volk. Stammverwandte der Bataver waren die Kaninefaten, die aber noch früher aus der Geschichte verschwinden, als jene, während die Friesen ihren Namen bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Als Cäsar die Belgen bekriegte und bis zu den Rheinmündungen vordrang, ließen sich die Bataver von Cäsar gewinnen und traten mit dem römischen Volk in ein Bündniß, welches ihnen den Vortheil brachte, daß ihr Land mit Kanälen, Dämmen, Straßen u. festen Plätzen versehen ward. In des Drusus u. Germanicus Kämpfen gegen die Friesen und Kaninefaten bewiesen sie sich als treue Bundesgenossen der Römer, erhoben sich aber unter Claudius Civilis (s. d.) mit den Kaninefaten und Friesen und anderen benachbarten germanischen Stämmen gegen die drückende Herrschaft Roms (70 n. Chr.). Später kommen sie theils als handeltreibende, theils als seefahrende Nationen und als Seeräuber vor, die endlich den Römern unterlagen. Im 5. Jahrh. wurden die Bataver, im 6. die Belgier der fränkischen Herrschaft unterworfen, die Friesen dagegen erst von Karl dem Großen besiegt. Durch den Vertrag von Verdun (843) kamen die nördlichen N. (Batavien und Friesland) an das deutsche Reich und wurden nun durch Statthalter regiert, die sich in der Folge unabhängig machten. Brabant oder Niederlothringen und später auch Luxemburg, Limburg und Geldern wurden zu Herzogthümern, Flandern, Holland, Seeland, Hennegau, Artois, Namur und Zütphen zu Grafschaften; das eigentliche Friesland blieb eine freie Häuptlingschaft, Utrecht wurde ein Bisthum, welches seine weltliche Herrschaft auch über Oberyssel und Gröningen erstreckte. Unter allen diesen waren die Grafen von Flandern (s. d.) wichtig, u. durch sie kam dem 1384 diese Grafschaft durch die Vermählung Margaretha's, der Erbtochter Ludwigs II., des letzten Grafen von Flandern, mit dem Herzoge Philipp von Burgund an dieses Haus gefallen war, setzte sich Philipp theils durch Heirathen, theils durch Gewalt od. scheinbar freiwillige Abtretungen in den Besitz der meisten niederländischen Gebiete. Schon früher hatten die Grafen von Holland (s. d.) Hennegau und Seeland an sich gebracht, und auch die Friesen erkannten dieselben freiwillig als ihre Oberherren an. Die letzte Gräfin von Holland, Jakobäa, erkannte nach langen Kämpfen Philipp von Burgund als ihren Nachfolger an und zog sich in den Privatstand zurück. Nur die Friesen erwehrten sich der Eroberungsgelüste des Herzogs so glücklich, daß er sie als unmittelbare Vasallen des deutschen Reichs anerkennen mußte. Als Philipp starb, besaß er 10 holländische Provinzen, denen sein Nachfolger, Karl der Kühne, das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen hinzufügte. Nach seinem Tode (1477) zog Ludwig XI. von Frankreich Burgund, Franches-Comté und Artois als Mannslehen der französischen Krone ein und vereinigte diese Länder mit Frankreich; Karls Erbtochter Maria brachte die übrigen niederländischen Besitzungen ihrem Gemahl, dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich, zu, der die Privilegien der Städte und des Adels bestätigte. Nach Maria's Tode (1482) erhoben die Flamänder die Fahne des Bürgerkriegs, in dem die alten Parteien der Kabeljaue und Haken von Neuem hervortraten und Maximilian, als er bereits zum römischen König erwählt war, von den Bürgern von Brügge mehre Monate (1488) gefangen gehalten wurde. Durch die Anstrengungen deutscher Fürsten und der Kabeljauspartei aus der Haft befreit, setzte er den Herzog Albert von Sachsen zum Statthalter der N. ein, der nach mehrjährigem Kampfe Flandern unterwarf. Die Strenge, mit welcher Maximilian die Abgaben eintreiben ließ, veranlaßte einen Aufstand des Landvolkes (1491), den sogenannten Brod- und Käsekrieg, der durch gänzliche Unterwerfung der Empörer beendigt wurde. Maximilians Nachfolger in den N., sein Sohn Philipp, hatte eine Empörung in Geldern, zu Gunsten des jungen Herzogs Karl von Geldern, zu bekämpfen, die nach einem mehrjährigen Krieg 1499 zum Nachtheile Philipps endigte. Glücklicher war der Herzog Albert von Sachsen gegen die Friesen, die er auf kurze Zeit unterwarf. Nach Philippe Tode (1506) ward sein 8jähriger Sohn, der nachmalige deutsche Kaiser Karl V., in den N. als Regent anerkannt. Seine Tante Margaretha, die für ihn in Holland und Belgien die Regierung übernahm, war treu ihren besonnenen und umsichtigen Verfahrens nicht im Stande, den verderblichen Krieg mit Geldern zu beenden, um so weniger, da sich der Herzog Karl mit den Friesen vereinigt hatte. Nachdem Karl 1515 die Herrschaft über die N. übernommen, zu welcher er bald die über Spanien und Deutschland hinzufügte, kaufte er dem Herzog Georg von Sachsen seine Rechte auf Friesland ab, erwarb dann durch den kempener Vertrag (1517) Oberyssel und die utrechtschen Stiftslande und schloß mit dem Herzog von Geldern einen Vergleich, kraft dessen dieses Herzogthum 1538 nach dem Tode des letzten Herzogs an die N. fiel, so daß, da sich in demselben Jahre auch Gröningen unterwarf, die niederländischen Provinzen: Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, Zütphen, Ost- und Westfriesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen unter dem Hause Oesterreich vereinigt und zum ersten Male Einem Herrscher unterthan waren. Die Statthalterin Margaretha war schon 1531 nach einer trefflichen Verwaltung gestorben; ihre würdige Nachfolgerin war des Kaisers Schwester, die verwittwete Königin Maria von Ungarn. Holland und Friesland hatten besondere Statthalter, wozu der Kaiser Grafen von Nassau berief. Graf Renatus von Nassau-Oranien wurde Generalstatthalter von Holland, Seeland und Friesland und adoptirte, da er selbst keine Kinder hatte, den Grafen Wilhelm von Nassau, der in der Folge das Schicksal der N. entschied. Durch den burgunder Vertrag von 1548 wurden die N. unter Vorbehalt ihrer Untheilbarkeit und Unabhängigkeit als burgundischer Kreis unter den Schutz des deutschen Reiche gestellt, worauf der Kaiser (1549) seinem Sohn Philipp von den Ständen huldigen ließ, wogegen

Karl die Aufrechterhaltung der Freiheiten u. Privilegien der Niederländer eidlich gelobte. Trotz dieses Eides ward schon 1550 die Inquisition in den N.n eingeführt, der bald eine solche Menge Opfer fiel, daß während der letzten Jahre der Regierung Karls V. gegen 100,000 Menschen wegen ihres Glaubens den Tod erlitten haben sollen. Im J. 1556 zog sich Karl von den Regierungsgeschäften zurück u. überwies die N. an Philipp II., welcher alle Privilegien und Rechte der Niederländer unangetastet zu lassen schwur, wogegen ihm die Stände den mit ihren Gerechtsamen vereinbaren Gehorsam gelobten. Als die Stände nun, auf ihre Freiheiten sich berufend, gegen die Greuel des Inquisitionsgerichts in die Schranken traten und darauf drangen, daß die spanischen Truppen, welche seit dem letzten Kriege gegen Frankreich zurückgeblieben waren, das Land räumen sollten, versprach Philipp zwar das letztere, verließ aber, ehe dies Versprechen erfüllt ward, die N. und setzte seine Halbschwester, die Erzherzogin Margaretha von Parma, zur Regentin ein (1559), zu deren erstem Rathgeber er den staatsklugen Anton Perenot, spätern Kardinal von Granvella, ernannte, während er ausgezeichneten niederländischen Großen Statthalterschaften und andere Würden ertheilte. So erhielt Wilhelm von Nassau-Oranien die Statthalterschaft über Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland, Graf Egmont ward Statthalter in Flandern und Artois und Philipp von Montmoreney, Graf von Hoorne, zur Würde eines Großadmirals der N. erhoben. Sogleich nach Philipps Abgang nach Spanien erneuerten die Stände ihre dringenden Bitten um Entfernung der spanischen Truppen; aber während man noch der Befreiung von dieser Last entgegensah, hatte Granvella sich die päpstliche Einwilligung zur Errichtung von 14 neuen Bischofthümern und 4 Erzbisthümern erwirkt (1560), und nur auf dem allgemeinen Widerspruch scheiterte die Ausführung dieses Plans. Granvella ward der Gegenstand so erbitterten Hasses, daß sich Philipp II. endlich genöthigt sah, denselben abzuberufen (1564). Indessen war es schon zu spät, den angefachten Brand zu löschen; auch fuhr die Inquisition fort zu wüthen und erfüllte Protestanten wie Katholiken mit gleichem Abscheu. Im November 1565 vereinigte sich der niederländische Adel zu dem sogenannten Kompromiß d. h. zum Zwecke der Abschaffung der Inquisition und Aufrechterhaltung der kirchlichen und politischen Freiheit. Oranien, Egmont und Hoorne traten öffentlich dieser Verbindung nicht bei, und nur Herr von Brederode und der Graf Ludwig von Nassau stellten sich an die Spitze derselben (s. Geusen). Nun erhob sich auch das Volk zum offenen Aufstande, erbrach die Kerker der Inquisitoren und ermuthigte seinerseits wieder den Adel zu energischerem Beginnen. Dieser versammelte sich in großer Zahl zu Brüssel, zog auf das Schloß und überreichte der Regentin eine Bittschrift, worin die Beseitigung der Inquisition als das einzige Mittel zur Herstellung der Ruhe verlangt ward. Die Statthalterin versprach, das Gesuch dem König mitzutheilen, und empfahl den Inquisitoren bei Ausübung ihres Amtes möglichste Mäßigung. Aber der Geusenbund bekam in den Provinzen immer größern Anhang, und die Nichtkatholiken feierten trotz der Inquisition ihren Gottesdienst öffentlich. Der Bildersturm, mit dem (1566) der Aufstand eigentlich begann, offenbarte die furchtbare Erbitterung des Volks. In kurzer Zeit wurden gegen 400 Kirchen ihres Schmuckes beraubt und theils verwüstet, theils zum Gottesdienst der Protestanten hergerichtet. Letztere erlangten durch diesen Gewaltstreich momentan die freie Ausübung ihres Kultus, dem Geusenbund aber gab die Statthalterin das Versprechen, daß die Inquisition abgeschafft und des Geschehenen nicht weiter gedacht werden solle. Brederode's mißlungener Angriff auf Utrecht und Amsterdam hatte jedoch die Auflösung des Geusenbundes zur Folge. Egmont und Hoorne blieben dem König treu, der Prinz von Oranien aber begab sich nach Deutschland, wohin ihm Brederode folgte. Nun brach über die Protestanten ein furchtbares Strafgericht herein; ihre Kirchen wurden ihnen entrissen, sie selbst hingerichtet oder eingekerkert. Philipp sandte den furchtbaren Herzog von Alba 1567 mit einem auserlesenen Heere nach den N.n, wo er sofort sein Henkeramt mit der rücksichtslosesten Grausamkeit begann. Er setzte einen „Rath der Unruhen" ein, den das Volk den „Blutrath" nannte, und dessen Sprüche Tausende dem Schafot überlieferten. Die ersten u. ausgezeichnetsten Opfer waren Egmont und Hoorne, die, obwohl sie sich an den Unruhen nicht betheiligt, den 5. Juni 1568 zu Brüssel hingerichtet wurden. Der Prinz von Oranien und Ludwig von Nassau wurden für Majestätsverbrecher erklärt und statt ihrer der Sohn Oraniens, der junge Graf Philipp Wilhelm von Bueren, nach Spanien geschleppt, wo er 28 Jahre im Kerker schmachtete. Dies widersinnige Schreckensregiment führte dem Prinzen von Oranien von allen Seiten Bundesgenossen zu, so daß er sich bald an der Spitze eines Heeres von 20,000 Mann sah, größtentheils französischen Hugenotten und deutschen Protestanten, mit welchen er in Brabant einzudrang, während Ludwig von Nassau sich Frieslands bemächtigte. Aber beide Unternehmungen dienten nur dazu, die Grausamkeit Alba's zu steigern. Mit jedem Sieg, den seine Truppen über Oraniens ungeübte Haufen errangen, kam neues unsäglicher Jammer über die N.; viele Tausende gewerbfleißiger Einwohner flohen aus dem Vaterlande und wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen andern Ländern zu. Eine neu aufgelegte drückende Steuer verursachte den allgemeinen Unwillen und führte zu offenem Widerstande, und während Alba im Begriff war, zu durchgreifenden Gewaltmaßregeln zu schreiten, begannen die glücklichen Unternehmungen der Meergeusen, kühner Freibeuter, welche die Spanier auf allen Gewässern angriffen und sich (1. April 1572) der Stadt Briel am Ausflusse der Maas bemächtigten, welchem kühnen Handstreich der Abfall der festen Stadt Vlissingen u. des größten Theiles von Seeland u. kurze Zeit darauf des ganzen östlichen Frieslands u. der meisten Städte Hollands u. Gelderns folgte. Noch 1572 traten sieben Provinzen zur Bildung eines Freistaats Holland zusammen, zu dessen Statthalter durch den Vertrag von

Digitized by Google

Dortrecht (13. Aug. 1572) Wilhelm von Oranien ernannt wurde. Die Spanier rächten sich durch die Zerstörung der Städte Zütphen und Naarden (1573), und ein gleiches Schicksal traf bald darauf die Stadt Haarlem, wogegen die spanische Flotte auf der Zuyderzee von der niederländischen gänzlich vernichtet ward. Alba wurde nun zwar abberufen und der mildere Zuñiga y Requesens an seiner Stelle nach den Niederlanden gesandt; da derselbe aber von demselben Ketzerhasse wie Alba beseelt war, so brachten seine Vermittelungsvorschläge keine Aenderung in der Lage der Dinge hervor. Er rüstete nun eine ansehnliche Flotte zum Entsatze Middelburgs, der von Oranien belagerten Hauptstadt der Insel Walcheren, aus, die jedoch von der niederländischen Seemacht unter dem Admiral Ludwig von Boisot, gänzlich vernichtet (1574) ward, worauf sich Middelburg ergeben mußte. Dieser glänzende Sieg ward indeß durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht auf der Mookerheide getrübt, in welcher Ludwig von Nassau, sein Bruder Heinrich und der Pfalzgraf Christoph Sieg und Leben verloren. Sofort begannen die Spanier die Belagerung Leydens, das aber endlich von Oranien mittelst Durchstechung der Dämme entsetzt ward. Der Befreiung Leydens folgte die Vertreibung der Spanier aus Holland, wo nur noch die Städte Amsterdam und Haarlem in ihrer Gewalt blieben. Unter diesen Umständen entschloß sich Philipp II., die abgefallenen Provinzen durch Unterhandlungen wieder an sich zu ziehen; der Kongreß zu Breda scheiterte aber an Philipps hartnäckiger Verweigerung der Religionsfreiheit, worauf die Feindseligkeiten von Neuem begannen. Inzwischen war Requesens mit Tod abgegangen, und seine Soldaten überließen sich den größten Ausschweifungen, verwüsteten namentlich (1576) Antwerpen und Maestricht. Die nächste Folge war, daß sich nun auch die Städte von Brabant, Flandern, Hennegau und andern Provinzen denen von Holland und Seeland anschlossen und sich durch den Traktat (Pacifikation) von Gent zur Vertreibung der Spanier und Aufrechterhaltung ihrer Freiheiten und Privilegien verbanden, wodurch der Krieg nach Belgien gespielt ward u. der Prinz von Oranien freie Hand zur Eroberung der Städte Gröningen, Utrecht, Amsterdam und Haarlem behielt. An Requesens' Stelle kam als Statthalter Philipps Halbbruder Don Juan von Oesterreich, der aber, schon durch Geldmangel und das Mißtrauen des Königs, sich genöthigt sah, durch das sogenannte ewige Edikt die zentet Pacifikation zu bestätigen und selbst die spanischen Soldaten entlassen mußte, ehe er als Statthalter in Brüssel einziehen durfte. Als er sich plötzlich des Schlosses von Namur und der Veste Charlemont bemächtigte, griffen alle Provinzen, mit Ausnahme von Hennegau und Luxemburg, zu den Waffen und erklärte Brabant den Prinzen von Oranien zu seinem Regenten. Darüber ward aber ein Theil des brabantischen Adels eifersüchtig u. rief den Erzherzog Matthias von Oesterreich, den Bruder Kaiser Rudolfs II., herbei, um ihm die Regierung zu übergeben. Matthias kam ohne Vorwissen des Kaisers und trat die Regierung an; doch ward ihm Oranien als Statthalter zur Seite gesetzt. Während aber nun mit Don Juan der Krieg wieder ausbrach, herrschte Zwietracht unter den Provinzen; namentlich waren die südlichen Provinzen als eifrige Katholiken unzufrieden, daß den Reformirten allenthalben freie Ausübung ihres Gottesdienstes zugestanden ward. Auf Betrieb dieser katholischen Partei kam im August 1578 der Herzog Franz Hercules von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, mit einem kleinen Heere, um den von der Königin Elisabeth gesandten protestantischen Hülfstruppen das Gleichgewicht zu halten. Unter diesen verwickelten Verhältnissen starb Don Juan (1. Okt. 1578). Sein Nachfolger, der Prinz Alexander Farnese von Parma, ein kluger Unterhändler und trefflicher Feldherr, benutzte die vielfachen Zwistigkeiten unter den Niederländern und die Eifersucht der verschiedenen Befehlshaber gegen einander, sowie die Abneigung unter den verschiedenen Religionsparteien, und vielleicht wäre es jetzt noch möglich gewesen, die Abgefallenen wieder zum Gehorsam zu bringen, hätte der König die Verfolgungen der Protestanten einstellen mögen. Dem katholischen Bunde der wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai (5. Jan. 1579) stellte aber Oranien am 23. Jan. die berühmte Verbindung der nachher sogenannten vereinigten N. zu Utrecht entgegen. Dieselbe bestand Anfangs aus den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebst Zütphen) und der gröningischen Landschaft; später traten Friesland und Oberyssel, so wie die Stadt Gröningen bei. Als nun der Prinz Alexander am 29. Juni Maestricht eroberte, was die Wallonen veranlaßte, sich mit dem König auszusöhnen, übertrugen die nördlichen Provinzen, um Frankreichs Beistand zu erlangen, dem Herzog von Anjou die Oberherrschaft (19. Sept. 1580), der sich aber bald so verhaßt machte, daß er sich genöthigt sah, die N. zu verlassen, während Farnese die Verwirrung benutzte und mehre flandrische Städte unterwarf. Jetzt dachten die Stände daran, dem Prinzen von Oranien die Herrschaft zu übertragen; da ward derselbe (10. Juli 1584) von dem Jesuitenzögling Balthasar Gerard zu Delft ermordet. Zwar trat der zweite Sohn des Ermordeten, Moritz von Nassau, an die Spitze des Staatsrathes, allein weder er, noch die Statthalter der einzelnen Provinzen konnten den staatsklugen Wilhelm von Oranien ersetzen. Die Waffen der Spanier bebielten überall die Oberhand, und bis zum Sommer 1585 hatte Farnese Dendermonde, Gent, Brüssel, Nimwegen, Mecheln u. Antwerpen erobert. In dieser Noth wandten sich die Stände an Heinrich III. von Frankreich, wurden aber zurückgewiesen, und auch die Königin Elisabeth von England, der man die Schutzherrschaft über die N. antrug, verstand sich zu weiter nichts, als den Grafen von Leicester mit 6000 Mann Hülfstruppen zu senden, wofür sie sich überdies einige feste Plätze verpfänden ließ. Da nun auch inzwischen die meisten Städte von Brabant und Geldern den Spaniern in die Hände gefallen waren, schien die Republik verloren. Der staatskluge Rathspensionär von Holland, Oldenbarneveldt, der sich Kenntniß von den geheimen Instruktionen Leicesters verschafft hatte, wußte es aber dahin zu brin-

gen, daß der Prinz Moritz von Nassau zum Statthalter von Holland und Seeland ernannt ward, um so dem Einflusse Leicesters ein Gegengewicht zu geben. Wenn ihm dies aber auch in so weit glückte, daß Leicester nicht die alleinige Oberge walt in allen Civil- und Militärangelegenheiten erhielt, so konnte er doch nicht verhindern, daß der Krieg auf eine Weise geführt ward, daß die Spanier Meister des ganzen Laufes der Maas bis an die holländische Grenze wurden. Leicester wich endlich dem allgemeinen Unwillen und verließ noch vor Ende 1587 die N. Nun beschlossen die vereinigten Provinzen, nur ihren eignen Kräften zu vertrauen, und wurden in diesem Entschlusse bestärkt durch den zwischen Spanien und England ausbrechenden Krieg, in welchem sie zur Vernichtung der unüberwindlichen Flotte Philipps thätig mitwirkten (1588), sowie durch den mit Heinrich IV. Thronbesteigung eintretenden Umschwung der Dinge in Frankreich, indem nun Philipp seinen Feldherrn Farnese gegen Heinrich IV. operiren ließ. Hierdurch und durch das sich immer glänzender entwickelnde Feldherrntalent des Prinzen Moritz erhielt der Kampf zu Land für die N. eine günstigere Wendung, und die eintretende momentane Waffenruhe gab den vereinigten Provinzen Zeit, ihre innern Verhältnisse fester zu begründen. Die Provinzialstände, gebildet aus dem Adel und den Abgeordneten der Städte, erhielten in den einzelnen Provinzen die oberste Gewalt, und ihnen zur Seite stand in jeder Provinz ein Syndikus (Rathspensionär), der über die Erhaltung der ständischen Privilegien und Rechte zu wachen hatte. Die Deputirten der Provinzialstände bildeten die sogenannten Generalstaaten, welche die vollziehende Gewalt inne hatten, die unter ihrer Autorität von den Statthaltern ausgeübt ward. Ein ebenfalls aus provinzialständischen Abgeordneten zusammengesetzter Staatenrath leitete die finanziellen Angelegenheiten, während die Admiralitäten von Holland und Seeland dem Gesammtmarinewesen vorstanden. Inzwischen unterstützten die Generalstaaten Heinrich IV. von Frankreich durch Geldzahlungen und Truppensendungen und vermehrte Moritz von Nassau seinen Feldherrnruhm durch mehre glückliche Waffenthaten, besonders durch die Eroberung von Breda (1591), welche den Fall mehrer wichtigen Plätze in Geldern zur Folge hatte und den Holländern die Schiffahrt auf dem Rhein und der Maas sicherte. Noch glänzendere Erfolge aus der Kaiserkrieg brachte der Kampf zur See. Mit den Engländern verbündet, beunruhigten die Niederländer die Küsten der pyrenäischen Halbinsel, ja 1596 vernichtete der holländische Admiral Howard die spanische Flotte unweit Cadix, nahm diese reiche Stadt ein und brachte aus ihr unermeßliche Beute heim. Philipp II., von allen Seiten bedrängt, sah auch nach dem Separatfrieden, den er 1598 mit Frankreich schloß, keine Möglichkeit vor sich, die Niederländer zum Gehorsam zurückzubringen, und um sich noch größeren Demüthigungen zu entziehen, trat er die N. seinem Eidam, dem Erzherzog Albert von Oesterreich, ab, ohne daß jedoch dadurch eine Aenderung in den Angelegenheiten der Generalstaaten herbeigeführt worden wäre. Die letzteren setzten den Krieg zu Land wie zur See mit der größten Energie fort, und schon richteten sie ihre Angriffe auch auf die spanischen Kolonien in Amerika, während Prinz Moritz durch den glänzenden Sieg bei Nieuport (1600) das neue Jahrhundert glorreich begann. Ein Versuch Philipps III., den N. n durch das Abschneiden allen Verkehrs, den sein Vorgänger unter neutraler Flagge gestattet hatte, einen empfindlichen Schlag beizubringen, hatte den entgegengesetzten Erfolg. Nach der ersten Bestürzung beschloß man, mit Indien selbst Handelsverbindungen anzuknüpfen, und in kurzer Zeit durchsegelten holländische Schiffe das Meer nach allen Richtungen. Bei Aufsuchung einer nördlichen Durchfahrt nach Indien entdeckten sie die Insel Spitzbergen, besuchten China u. Japan u. schlossen mit den Bewohnern der Insel Ceylon, sowie mit denen der Molukken- und Sunda-Inseln Handelsverträge ab. Damals blühete sich auch die holländische Handelskompagnie, deren Macht durch Anlegung neuer Kolonien in kurzer Zeit dermaßen stieg, daß sie 1605 im Stande war, die Portugiesen von den Molukken zu vertreiben. Schon dies brachte Spanien, dem Portugal damals unterthan war, eine schlimme Wunde bei, die fast unheilbar wurde, als der kühne Seeheld Heemskerk im Angesicht der Batterien von Gibraltar 1607 die spanischen Gallionen gänzlich vernichtete. Dieser Schlag machte Philipp III. geneigt, wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln. Der Antrag des spanischen Kabinets rief aber in den N. n zwei Parteien hervor: die eine, an deren Spitze der ehrgeizige Moritz von Nassau stand, wollte Fortsetzung des Krieges, die andere, welche aus gemäßigten Republikanern bestand und von Oldenbarnevelbt geleitet ward, entschied sich für die Annahme des Waffenstillstandes. Oldenbarnevelbts letzte seine Meinung durch, und nach langen Unterhandlungen ward (1609) ein zwölfjähriger Waffenstillstand mit Spanien und dem Erherzog Albert von Oesterreich abgeschlossen, dem zufolge die Unabhängigkeit der vereinigten N. anerkannt und ihnen gleiche Handelsfreiheit nach Spanien und Indien bewilligt ward, wie sie Frankreich und England genossen. Anstatt aber die festere Begründung der innern Organisation zur Folge zu haben, gab dieser Waffenstillstand vielmehr den heillosesten innern Zwistigkeiten Raum. Die Stellung, welche Oldenbarnevelbt in dem kirchlichen Streit der Arminianer und Gomaristen einnahm, bot dem Prinzen Moritz Gelegenheit, seinen Gast gegen diesen Mann, der seine Pläne durchkreuzt hatte, befriedigung zu verschaffen. Da Oldenbarnevelbt auf Seiten der Arminianer stand, so erklärte sich Moritz entschieden für die Gomaristen, obwohl er an dem Grund des Streits kein Interesse hatte. Auf den Rath Oldenbarnevelbts und des Rathspensionärs der Stadt Rotterdam, Hugo Grotius, erließen die Staaten von Holland 1614 ein Edikt, worin sie den Predigern verboten, den Streit über die Prädestination unter das Volk zu bringen. Während sich die Arminianer oder Remonstranten dieser Anweisung sofort unterwarfen, benachtigten sich die Gomaristen gewaltsam der Kirchen und vertrieben die Remonstranten, die es dagegen

Digitized by Google

bei den Ständen von Holland durchzusetzen wußten, daß die Magistrate zum Schutze der Bedrohten eigne Stadtwachen (Waardgelders) annehmen durften (4. August 1617). Die gomaristisch gesinnten Städte Hollands widersprachen aber diesem Beschlusse, und der Statthalter betrachtete ihn als einen Eingriff in seine Rechte. Nachdem es ihm gelungen, die remonstrantische Partei auf wenige Städte, Rotterdam, Leyden, Alkmar, Gouda und Hoorn, zu beschränken, ließ er Oldenbarneveldt und Grotius verhaften und wußte es bei den Generalstaaten durchzusetzen, daß gegen die Verhafteten ein Prozeß wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Versuchs zur Trennung der vereinigten Provinzen eröffnet ward. Der ehrwürdige Oldenbarneveldt ward von den parteilichen Richtern, zum Theil seinen persönlichen Feinden, zum Tod durch das Schwert verurtheilt und den 13. Mai 1619 hingerichtet, Hugo Grotius und Hogerbeets aber wurden zu ewigem Gefängniß und Verlust ihrer Güter verdammt. Gleichzeitig fprach die dortrechter Synode das Verdammungsurtheil über die Lehrsätze der Remonstranten aus, in Folge dessen alle Geistliche, welche sich nicht der streng calvinistischen Lehre fügten, ihrer Aemter entsetzt wurden. Inzwischen nahte sich der Ablauf des Waffenstillstandes, und es wurden sowohl von Seiten der Generalstaaten, als des spanischen Kabinets Vorbereitungen zur Wiedereröffnung des Kampfes gemacht. Prinz Moritz von Nassau, zum finstern Despoten geworden und vom Schatten des hingerichteten Oldenbarneveldt verfolgt, warf sich auf Breda, das der Marquis von Spinola belagerte, mußte aber unverrichteter Dinge abziehen und starb am 23. April 1625. Es traten nun zwei Statthalter zugleich an die Spitze des Freistaates, indem die Staaten von Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Oberyssel den Prinzen Friedrich Heinrich, einen Sohn Wilhelms von Oranien, die Provinzen Gröningen und Drenthe dagegen den Grafen Ernst Kasimir von Nassau zum Statthalter erwählten. Prinz Friedrich Heinrich ließ sofort die Religionsverfolgungen einstellen, die Verbannten zurückrufen, die Eingekerkerten in Freiheit setzen, war aber schwach genug, zu gestatten, daß die Generalstaaten Richelieu eine Flotte zum Kampfe gegen die französischen Protestanten sendete. Der Kampf gegen Spanien ward mit Glück fortgesetzt. Die Eroberung eines Theils von Brasilien und die Wegnahme der spanischen Peruanischen Silberflotte durch den Seehelden Peter Hein gaben die Mittel, auch den Kampf zu Lande lebhafter zu führen, und nun eroberte Prinz Heinrich rasch hinter einander die Festungen Herzogenbusch und Wesel. Die Einnahme des stark befestigten Mastrichts (1632) hatte die Eroberung des ganzen Herzogthums Limburg zur Folge, und da die Generalstaaten den katholischen Einwohnern freie Ausübung ihres Gottesdienstes gestatteten, schlugen sich mehre belgische Großen zur holländischen Partei, und es ward sogar ein geheimer Anschlag zur Vereinigung Belgiens mit Holland entworfen, der vielleicht gelungen wäre, hätte man denselben nicht dem König Karl I. von England mitgetheilt. Letzterer verrieth ihn dem Könige von Spanien, Philipp IV., der die Hauptanstifter, die Prinzen von Barbançon und Espinoi, gefangen nehmen ließ. Die Generalstaaten schlossen (1635) mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß ab, Breda ward erobert (1637), und Martin Tromp erwarb sich unsterblichen Ruhm durch die Vernichtung der spanischen Flotte (1638), die er bis an Englands Küsten verfolgte. Während des Bürgerkriegs in England verpflichteten sich die Generalstaaten zur strengsten Neutralität, doch ließen sich die Stände von Holland und Seeland dadurch nicht abhalten, der Parlamentspartei eifrig Vorschub zu leisten. Unterdessen zeigte sich Spanien, nun auch in einen Krieg mit Frankreich verwickelt und durch den Abfall Portugals geschwächt, mehr als je zum Frieden geneigt, der denn auch 1648 zu Münster zu Stande kam. Philipp IV. erkannte in dem westphälischen Frieden, welcher für die N. speciell der ewige Friede heißt, die vereinigten N. als unabhängigen Staat an, bestätigte sie in dem Besitz aller Eroberungen in Belgien und den beiden Indien und gestand ihnen vollkommene Handelsfreiheit in allen spanischen Häfen zu, während das deutsche Reich sich aller seiner Ansprüche auf die N. als altes Reichslehen begab. Friedrich Heinrichs Sohn, der Prinz Wilhelm III. von Oranien, ward Statthalter des Freistaats.

Kaum war der Kampf gegen den äußern Feind beendet, als im Innern der Zwist zwischen den Parteien wieder ausbrach. Der Statthalter Wilhelm II., nach der Alleinherrschaft strebend, widerstand aus allen Kräften dem Verlangen der holländischen Provinzialstände nach Verminderung des stehenden Heeres, in welchem er das beste Mittel zur Erreichung seiner Absichten sah. Um die Stände einzeln für sich zu gewinnen, besuchte er die holländischen Städte, stieß aber überall auf Widerspruch, der in Amsterdam sich am heftigsten äußerte. Er ließ darauf 6 Abgeordnete der holländischen Städte, darunter den berühmten Jakob de Witt, Bürgermeister von Dortrecht, verhaften u. Truppen gegen Amsterdam marschiren, um es plötzlich zu überfallen, welcher Anschlag aber entdeckt u. durch den Muth der amsterdamer Bürger vereitelt wurde. Als der Prinz bald darauf an den Pocken (1650) starb, suchte die republikanische Partei den Umtrieben der oranischen ein für allemal ein Ende zu machen, indem sie der Wittwe des Statthalters, die gleich nach dessen Tode von einem Sohne entbunden ward, das Gesuch, diesen in der Würde seines Vaters zu bestätigen, abschlug, die von Wilhelm entsetzten Magistratspersonen in ihre Würde wieder einsetzte und ein Gesetz erließ, demzufolge sowohl den Generalstaaten als auch den Statthaltern jegliche Einmischung in die obrigkeitliche Verwaltung der Städte abgeschnitten ward. Dem Beispiele der holländischen Stände folgten die der übrigen Provinzen, ja man dehnte dieses Gesetz auch auf solche Städte aus, in welchen dem Hause Oranien gewisse Rechte erblich zustanden. Nachdem nun auf Vorschlag der holländischen Stände auch die Generalstaaten von Neuem gewählt und durch neue Mitglieder vermehrt worden waren, traten die Stände der sieben Provinzen zu der sogenannten großen Versammlung zusammen, die den Unionstraktat von 1579 bestätigte und sich allein das Recht

vorbehielt, alle Civil- und Militärämter zu besetzen. Indessen erklärte der Protektor von England, Cromwell, weil der verstorbene Statthalter Wilhelm II. den Sohn des hingerichteten Königs Karl I. unterstützt, dem jungen Staate den Krieg, der 1652 ausbrach und ein Jahr lang mit der größten Erbitterung geführt wurde, bis sowohl die Engländer als die Niederländer einsahen, daß durch den Streit beider Republiken hier der oranische, dort der royalistischen Partei willkommene Geleaenheit zu neuen Umtrieben geboten werde. Wirklich gelang es der ersteren, in Friesland und Seeland dermaßen die Oberhand zu gewinnen, daß ein Abgeordneter dieser Provinzen die Einsetzung des jungen Prinzen von Oranien in die Würde seines Vaters förmlich beantragte, welchem Antrag aber Johann de Witt, das Haupt der republikanischen Partei, sich mit Entschiedenheit widersetzte. Einer zwischen Cromwell u. den Ständen der Provinz Holland abgeschlossenen sogenannten Ausschließungsakte, wodurch diese sich verpflichteten, niemals den Prinzen von Oranien oder einen seiner Nachkommen zum Statthalter oder Generaladmiral zu ernennen und dahin zu wirken, daß die übrigen Provinzen denselben Entschluß faßten (1654), folgte der Friede mit England, der den Länderbesitz beider Staaten auf den vorigen Umfang zurückführte. Während die Gebrüder Cornelis und Johann de Witt mit Kraft und Klugheit das Staatsruder führten, behaupteten die Admirale Ruyter und Wassenaer gegen Frankreich, Schweden und die Barbareskenstaaten den Ruhm der niederländischen Flotte. Aber mit der Rückkehr Karls II. auf den englischen Thron erwuchs den Niederländern ein erbitterter Gegner, der an Ludwig XIV. von Frankreich einen mächtigen Verbündeten fand. Zwar focht der Seeheld Ruyter glücklich in den afrikanischen Gewässern, aber die holländische Marine unter Wassenaer erlitt auf der Höhe von Lowestoff eine schwere Niederlage, wobei das holländische Admiralschiff mit Wassenaer und 500 Seeleuten in die Luft gesprengt wurde. Dagegen erfocht Ruyter den 11. Juni 1666 bei Foreland einen glänzenden Sieg, der den Engländern 23 Schiffe und 6000 Mann kostete, und im Juni 1667 erfahren er unerwartet mit seiner Flotte in der Mündung der Themse und drang bis nach Upnor Castle den Fluß hinauf, wobei er den Engländern 8 ihrer größten Schiffe nahm. Dieses kühne Unternehmen beschleunigte den Abschluß der schon zu Breda begonnenen Unterhandlungen, und nach Herstellung der äußeren Ruhe schritten die Generalstaaten ernstlich zur Vernichtung der oranischen Partei, indem unter Leitung de Witts die holländischen Stände das sogenannte ewige Edikt zu Stande (1667) brachten, demzufolge der Generalkapitän der See- und Landmacht nie wieder zugleich Statthalter seyn sollte, welche Würden die Oranier in ihrer Person bisher vereinigt hatten. Durch die sogenannte Akte der Harmonie, welcher sämmtliche Provinzen beitraten, wurde dann (1670) dieses ewige Edikt im Wesentlichen bestätigt und bestimmt, daß jeder zum Generalkapitän oder Oberadmiral Ernannte durch einen Eid verpflichtet werden sollte, niemals nach der Statthalterwürde zu streben und sie, falls sie ihm angetragen würde, auszuschlagen. Zugleich gelang es dem umsichtigen Johann de Witt, eine Allianz mit England und Schweden zu dem Zwecke zu Stande zu bringen, den Uebergriffen Ludwigs XIV. ein Ziel zu setzen. Aber diese Verbindung war von kurzem Bestande, da Ludwig XIV. sowohl das schwedische als auch das englische Kabinet zum Rücktritt vom Bunde zu bewegen wußte, worauf er selbst mit Karl II. von England ein Bündniß (1671) gegen die Republik Holland schloß. Letztere ging jedoch der drohenden Gefahr muthig entgegen. Ruyter übernahm den Oberbefehl über die wohl ausgerüstete Flottej die Landarmee wurde vermehrt, mit Brandenburg (26. April 1672) ein Bundniß abgeschlossen und der 22jährige Wilhelm III. von Oranien zum Generalkapitän und Oberadmiral ernannt, nachdem er zuvor den Generalstaaten den vorgeschriebenen Eid geleistet. Karl II. begann den Kampf ohne vorhergegangene Kriegserklärung (1672); dennoch siegte Ruyter in einer mörderischen Schlacht über die vereinigte englisch-französische Flotte. Dagegen behielt im Landkriege Frankreich die Oberhand. Ein Heer von 150,000 Mann, von Turenne und Condé geführt, überschwemmte die N. z in Kurzem war die Provinz Geldern verloren, und Oberyssel fiel in die Gewalt der Bischöfe von Köln und Münster. Gleich darauf bemächtigten sich die Franzosen Utrechts, und die bedrängten Generalstaaten fanden sich auf die Vertheidigung Hollands beschränkt, welches sofort unter Wasser gesetzt wurde. Diese Bedrängniß benutzte die oranische Partei und reizte den Pöbel auf, der die Aufhebung des ewigen Edikts und die Ernennung des Prinzen von Oranien zum Statthalter erzwang (1672), wobei die hochherzigen Vertheidiger der niederländischen Freiheit, die Gebrüder Cornelis und Johann de Witt, nachdem sie die schmählichsten Mißhandlungen erduldet, vom Pöbel aufs Grausamste ermordet wurden, wie man nicht ohne Grund glaubt, unter geheimer Billigung dieser Unthat von Seiten des Statthalters und mehrer anderen Großen. In dem Gange des Krieges änderten diese Ereignisse nichts, vielmehr ward derselbe mit großer Anstrengung fortgeführt, wobei die oranische Partei die äußersten Kräfte aufbot. Dennoch drangen die Franzosen im Winter bis ins Innere von Holland ein, und die Generalstaaten hätten unterliegen müssen, wären nicht Kaiser Leopold I. und Karl II. von Spanien ihnen zu Hülfe gekommen. Zuerst wurden (1673) die Bischöfe von Münster und Köln zum Frieden genöthigt, dann aber alle Kräfte gegen die Franzosen aufgeboten, die nun die holländischen Provinzen wieder räumen mußten, während Ruyter glänzende Seesiege den Frieden mit England herbeiführten (1674). Der Prinz von Oranien brachte es darauf dahin, daß ein neues ewiges Edikt die Würden eines Statthalters, Generaladmirals und Generalkapitäns zu seinen Gunsten für erblich erklärte (1674). Dagegen scheiterte sein vom Rathspensionär Gaspar Fagel unterstützter Plan, sich zum unumschränkten Herrscher zu erheben, an dem Widerstande der republikanischen Partei, an deren Spitze die am

Digitized by Google

sterdamer Bürgermeister Hooft und Valkenier standen. Mit Ruyter, der in der Schlacht in der Bai von Messina (27. April 1675) fiel, verloren die N. ihren größten Seehelden und mit ihm zugleich die Herrschaft zur See. Der Krieg ward noch einige Jahre mit abwechselndem Glücke fortgesetzt und 1678 durch den Frieden von Nimwegen beendigt, in welchem Ludwig XIV. die Franche-Comté und einen Theil von Flandern gewann, die N. aber die wichtige Festung Maestricht wieder erhielten. Schon vorher hatte sich Wilhelm III. von Oranien mit der Prinzessin Maria, der Tochter des Herzogs Jakob von York, vermählt, eine Verbindung, die bald darauf die wichtigsten Folgen hatte, da Wilhelm nach Jakobs II. Vertreibung (1688) den englischen Thron bestieg. Den N. brachte dies keine besonderen Vortheile, vielmehr übte der Statthalter von nun an eine fast unumschränkte Gewalt aus. Ein abermaliger Krieg mit Frankreich (1690) veranlaßte eine Allianz zwischen den Generalstaaten, England, Spanien und Oesterreich, doch blieben anfangs die Franzosen zu Lande wie zu Wasser im Vortheil, bis sie (1692) bei la Hogue von der vereinigten holländisch-englischen Flotte geschlagen wurden. Der Kampf ward aber mit abwechselndem Glücke noch mehre Jahre fortgeführt und erst 1697 durch den Frieden zu Ryswick beendigt. Nach Wilhelms III. Tode (1702) ward in den N. sofort die Wiederherstellung der Verfassung von 1660 beschlossen. Man übertrug wieder den Generalstaaten alle Gewalt, und an die Spitze der politischen Angelegenheiten stellte man einen Rathspensionär, zu welcher Würde der berühmte Heinsius erhoben wurde. Die Statthalterwürde ward abgeschafft, und in den Provinzen Oberyssel, Utrecht und Geldern wurden alle willkürlichen Verordnungen Wilhelms III. umgestoßen und den Einwohnern wieder das Recht verliehen, ihre obrigkeitlichen Behörden selbst zu wählen. Als Ludwig XIV. sich der festen Plätze in den ehemaligen spanischen N. bemächtigte, erklärten ihm die Generalstaaten, in Uebereinstimmung mit England und Oesterreich, den Krieg, nahmen einen überaus thätigen Antheil an dem spanischen Erbfolgekriege, wußten mit Ausdauer und Gewandtheit alle Pläne Ludwigs XIV. zu vereiteln und übten einen wesentlichen Einfluß auf die utrechter (1713), sowie auf die rastädter Friedensverhandlungen aus (1714). Indeß besaud der Gewinn Hollands nur in dem Rechte, in einige an Oesterreich abgetretene belgische Festungen und Schlösser Besatzungen legen zu dürfen, worüber bald darauf zwischen den Generalstaaten und dem Kaiser Karl VI. der sogenannte Barrieretraktat (s. d.) abgeschlossen ward. Erst nachdem Georg I. den englischen Thron bestiegen, erhielten die Generalstaaten durch Vermittelung Englands einen kleinen Theil Gelderns. Nach dem Tode Ludwigs XIV. von Frankreich traten verschiedene Verbindungen ins Leben, an denen die N. einen lebhaften Antheil nahmen, wie 1717 an der Tripelallianz, zwischen Holland, England und Frankreich abgeschlossen, die bald darauf durch den Beitritt Oesterreichs sich zur Quadrupelallianz erweiterte. Im Innern der vereinigten Provinzen herrschte im Allgemeinen Ruhe, aber trotz Heinsius' rühmlichen Regiments fanden die Anhänger des Hauses Oranien Gelegenheit, neue Intriguen anzuspinnen, so daß der siebenjährige Prinz von Oranien zum Statthalter von Gröningen ernannt wurde. Als nun der staatsklnge Heinsius nach einer achtzehnjährigen Verwaltung starb (1720) und an seine Stelle der weniger talentvolle Hornbach trat, operirten die Oranier so erfolgreich, daß bereits 1722 der Prinz von Oranien zum Statthalter der Provinz Drenthe und gleich darauf auch zum Statthalter von Geldern berufen ward. Holland, Seeland und Oberyssel blieben der republikanischen Verfassung treu. Einige Streitigkeiten mit Kaiser Karl VI. wegen der Ostendekompagnie hatten doch keine Unterbrechung des allgemeinen Friedens zur Folge, und auch bei dem Ausbruche des Kampfes um die polnische Krone hielten sich die Generalstaaten außerhalb des Kampfes, erlangten aber durch ihre Unterhandlungen die Neutralität Belgiens, sowie sie auch endlich den Frieden vermittelten. Die Macht der Statthalter der Provinzen wurde dadurch sehr beschränkt, daß auf Antrag der holländischen Stände dieselben von dem Staatsrathe ausgeschlossen wurden, und die seeländischen Stände zogen zur völligen Beseitigung der letzten Spuren des Feudalsystems die Marquisate Miessingen und Veere, die dem Prinzen von Oranien gehörten, ein und legten die dafür bestimmte Entschädigungssumme, deren Annahme der Prinz hartnäckig verweigerte, in die Bank von Middelburg. In dem österreichischen Erbfolgekrieg nahmen die Generalstaaten zu Gunsten Maria Theresia's Theil, wogegen die Stände von Holland, um einen Bruch mit Frankreich zu vermeiden, in jedem Falle die Neutralität aufrecht erhalten zu wollen erklärten, ja selbst den Kurfürsten von Bayern als Kaiser (Karl VII.) anerkannten. Als darauf die oranische Partei den Beschluß erwirkte, Maria Theresia mit einem Heere von 20,000 Mann zu unterstützen (1743), ward der Marschall von Sachsen nach den N. geschickt, welcher in kurzer Zeit alle festen Plätze wegnahm, die in Folge des Barrieretraktats von den Holländern besetzt worden waren. Jetzt stellten auch die holländischen Stände ein Truppencorps, das sich mit den Engländern und Oesterreichern unter dem Herzoge von Cumberland vereinigte. Die vereinigte Armee ward aber (1745) bei Fontenai von den Franzosen geschlagen, die nun in kurzer Zeit sich fast der ganzen N. bemächtigten. Die von den Ständen von Holland (1746) zu Breda eröffneten Friedensunterhandlungen führten nicht zum Ziel, vielmehr sandte Ludwig XV. (1747) eine Armee von 120,000 Mann gegen das holländische Flandern, die auch sofort die festen Plätze dieser Provinz einnahm. Kaum war dies geschehen, als das Volk in den holländischen und seeländischen Städten sich zu Gunsten der Oranier empörte, sämmtliche Magistratspersonen unter Verübung der entsetzlichsten Greuel vertrieb, neue Stände zusammenrief und von diesen den Prinzen von Oranien zum Statthalter der Provinz Seeland ernennen ließ. Dem Beispiele Seelands folgten Oberyssel und andere Provinzen,

Digitized by Google

so daß Wilhelm IV. bald als erster Generalstatthalter an der Spitze der Union stand, ja sogar zum erblichen Statthalter ernannt wurde, womit der Sturz der republikanischen Partei entschieden, aber auch der Ruin des niederländischen Handels vorbereitet war. Indessen behauptete der Marschall von Sachsen mit großem Glück gegen Wilhelm IV. das Feld, eroberte fast alle festen Plätze in Flandern, bemächtigte sich der wichtigen Festung Bergen op Zoom und mit dieser aller Deckungsplätze der Maas- und Scheldegrenze. Trotz dieser Verluste setzte die oranische Partei bei 5 Provinzen ein Gesetz durch, kraft dessen die Statthalterwürde auch in der weiblichen Linie forterben sollte, und nach dem Abschlusse des aachener Friedens (1748), in welchem Frankreich alle Eroberungen in den N.n gegen Räumung seiner amerikanischen Kolonien herausgab, wurden auch die Provinzen Friesland und Gröningen zur Annahme gezwungen. Ein Volksaufstand zwang die Magistratspersonen zur Abdankung, u. dem Statthalter ward das Recht übertragen, die Behörden zu ernennen; zuletzt erhielt er auch die Verwaltung über das holländische Flandern und das Direktorium über die ost- und westindische Handelskompagnie. Alle diese Rechte waren dem Statthalter durch Volksaufstände übertragen worden; als aber das Volk, durch das neue Steuersystem gedrückt, durch gleiche Mittel Aenderungen zu bewirken suchte, schritt der Statthalter mit bewaffneter Macht dagegen ein und ließ die, welche ihm die Obergewalt verschafft hatten, die Strenge eines wirklichen Oberherrn fühlen. Mit mächtigen Schritten eilten bei diesem Stande der Dinge die N. ihrem Verfall entgegen, und kaum war Wilhelm IV. (1751) gestorben, so traten die verderblichen Folgen des Aufstandes von 1747 erst recht hervor. Die Wittwe des Statthalters, zur Statthalterin und Vormünderin ihres dreijährigen Sohnes ernannt, übertrug ihrem Verwandten, dem Herzoge Ludwig von Braunschweig, den Oberbefehl über die Armee (1752) und besetzte fast alle Stellen mit deutschen und geldernschen Adeligen, während sie sich zugleich ganz dem Einflusse Englands hingab und zu Gunsten dieser Macht dem holländischen Handel die empfindlichsten Wunden schlug. Bei ihrem Ableben (1759) hatten die vereinigten Provinzen als Seemacht keine Bedeutung mehr, spielten aber noch als Handelsstaat eine wichtige Rolle, wie denn besonders Amsterdam als Stapelplatz des europäischen und indischen Handels galt. Zwar setzten die Generalstaaten zum Schutze ihrer Handelsschiffe wieder eine Flotte in Stand, und es gelang ihnen auch, ihre ostindischen Besitzungen zu erweitern und sich die ganze Insel Ceylon zu unterwerfen, aber die Engländer machten in Ostindien immer größere Erwerbungen, und das grausame System der Kolonialverwaltung erzeugte in den Kolonien mancherlei Empörungen, welche mit Grausamkeit unterdrückt wurden, aber den erbittertsten Haß gegen die Holländer nährten. Wie 1766 hatte der Erbstatthalter Wilhelm V. das fehlerhafte Gesetz erreicht, und auf den Betrieb des Herzogs von Braunschweig vermählte er sich (1767) mit der Nichte Friedrichs des Großen von Preußen, der Prinzessin Wilhelmine (Friederike Sophie), welche Verbindung für das Schicksal der vereinigten N. bald von den bedeutsamsten Folgen werden sollte. Seit dem Regierungsantritte Wilhelms V. war an eine freisinnige Politik, wie sie ehemals von den Generalstaaten geübt wurde, nicht mehr zu denken, ja als bei dem Ausbruch des nordamerikanischen Krieges die Ausrüstung einer Flotte zur Beschützung des niederländischen Handels sich als nothwendig herausstellte, wurde diese Maßregel von den Oraniern verhindert, so daß die Engländer den holländischen Handel auf jede Weise stören konnten, um so mehr, als der Statthalter (1779) sogar die Militärreconvois der Handelsschiffe untersagte. Nun bewilligten zwar die Generalstaaten dem Handelsstande zu seinem Schutze eine Anzahl Kriegsschiffe; aber der alte Geist der holländischen Seeleute war entwichen, und sie konnten weder den Engländern noch Spaniern widerstehen. Je mehr sich die Schwäche der N. zeigte, um so zudringlicher wurden die Forderungen des englischen Kabinets, das zuletzt von den Generalstaaten die Stellung eines Hülfscorps zur Unterdrückung der amerikanischen „Rebellen" verlangte und, als die Generalstaaten diese Forderung mit Unwillen zurückwiesen, alle Handelsverträge aufhob, holländische Schiffe wegnehmen ließ und zuletzt den Generalstaaten unter dem Vorwande den Krieg erklärte, sie hätten den Amerikanern Kriegsbedürfnisse zugeführt. Kaum hatten die Feindseligkeiten von Seiten der Engländer (1781) begonnen, als sich die Patrioten noch einmal mit aller Kraft erhoben und mit Entschiedenheit auf Ausrüstung einer Flotte drangen. In der That erfocht der holländische Kontreadmiral Zoutman bei Doggersbank einen Sieg gegen die Engländer, und obgleich die Oranier alle Mittel anwoten, die Folgen dieses Sieges zu verhindern, so lief doch schon 1782 eine Flotte von 20 Linienschiffen und Fregatten unter dem Viceadmiral Parysius aus dem Texel aus, die aber nach einigen Tagen zurückkehrte, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Nun brach die Volkswuth gegen die oranische Partei und namentlich gegen den Herzog von Braunschweig los, der den Haag verlassen mußte, und bald darauf sprachen die Generalstaaten die Anerkennung der nordamerikanischen Freistaaten aus und schlossen mit ihnen einen Allianz- und Handelsvertrag. Mit dem Eintreten der äußeren Ruhe durch den Frieden von 1783 begann in den N.n die innere Zwietracht um so mehr zu wirken, welchen Zustand der Kaiser Joseph II., dem die belgischen N. unterthan waren, zu seinem Vortheil benutzte. Er nahm alle Barrièreplätze zurück (1784), ließ die Festungswerke schleifen und forderte freie Schifffahrt auf der Scheldt, Abtretung aller holländischen Schanzen an der Mündung dieses Flusses und die Einräumung der Festung Maastricht. Als sich die Generalstaaten gegen diese Forderungen rüsteten, ergab sich der pläßliche Zustand der Grenzfestungen, und es blieb kaum etwas Anderes übrig, als mit Joseph II. zu unterhandeln, der für 9 Millionen Franken und den Besitz einiger festen Plätze an der Scheldt von seinen kriegerischen Plänen (1785) abstand. Als die Stände von Holland darauf dem Erb-

Digitized by Google

statthalter mehre, ihm früher zugestandene Rechte entzogen, verließ Wilhelm V. den Haag und plünderte die ihm besonders feindlichen Städtchen Harlem und Elburg (1786), ward aber nun seiner Würde entsetzt. Damit war das Signal zum Bürgerkriege gegeben, der aber für die Patrioten unglücklich endete; denn der Bruder der Erbstatthaltertin, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, schickte ein Heer von 25,000 Mann über die Grenze, eroberte in kurzer Zeit Holland und setzte den Erbstatthalter wieder ein (1787). Die Rechte des Hauses Oranien wurden darauf noch bedeutend erweitert, auch schloß Wilhelm V. eine ewige Allianz mit England und Preußen. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution erhoben sich jedoch die Patrioten von Neuem. Zwar nahm Wilhelm V. (1793) eine englische Armee in sein Land auf und schloß sich der Koalition gegen Frankreich an, aber durch die Niederlage des Herzogs von York bei Dünkirchen, sowie durch eine allgemeine Erhebung der Patrioten ward Pichegru die Eroberung der niederländischen Provinzen erleichtert, und diese erklärten sich nun (1795) zur batavischen Republik, während der Erbstatthalter die im Texel liegende Flotte den Engländern überlieferte.

Sofort nach Errichtung der batavischen Republik wurden die sieben Provinzen zu einem Freistaate verschmolzen, dessen Verwaltung einer gesetzgebenden Versammlung und neben dieser einem mit vollziehender Gewalt bekleideten und aus 5 Mitgliedern gebildeten Direktorium übertragen wurde. Der Jubel der Patrioten über die Herstellung der Republik verstummte indeß bald, als sich die schlimmen Folgen der französischen Invasion zu zeigen begannen. Zuerst mußten mehre südlich gelegene Gebiete (Maastricht, Venloo, Staats-Limburg u. Staats-Flandern) der französischen Republik überlassen, derselben 100 Millionen Gulden bezahlt, ihren Truppen Kleidung und Nahrung geliefert, auch die Besetzung des niederländischen Gebiets geflattet endlich mit Frankreich ein beständiges Bündniß geschlossen werden. Hierzu kamen noch die maßlosen Forderungen der französischen Kommissarien und Lieferanten, welche die neue Republik förmlich brandschatzten. Dennoch unterstützten die Niederländer den General Brune so bedeutend mit Truppen, daß der von den Engländern und Russen unternommene Angriff auf Nordholland scheiterte und der General York (1799) eine Kapitulation abschließen mußte. Da sich die Verschmelzung der Provinzen bald als unzweckmäßig zeigte, ward die alte Provinzialeintheilung wieder hergestellt und die Generalitätslande als 8. Provinz hinzugefügt, die gesetzgebende Versammlung bis auf 35 Mitglieder beschränkt, der vollziehende Körper dagegen um 7 Mitglieder vermehrt, so daß er nun 12 zählte. Aber mit diesen inneren Reformen ward die Kraft der Republik nach außen nicht wieder hergestellt; ihre Seemacht war vernichtet, ihr Handel gelähmt, ihre Kolonien waren eine Beute der Engländer geworden, die im Frieden von Amiens (1802) auch Ceylon erhielten. In dem wieder ausbrechenden Kampfe zwischen Frankreich und England gingen Surinam und das Kap verloren; dazu beunruhigten die englischen Schiffe die holländischen Küsten und richteten den Handel gänzlich zu Grunde. In Folge einer abermaligen Veränderung der Verfassung (1805) wurden 8 Departements gebildet; der gesetzgebende Körper sollte aus 19 Mitgliedern bestehen, die vollziehende Gewalt von einem Rathspensionär, zu welcher Würde der staatskluge Schimmelpenninck erhoben ward, ausgeübt werden und diesem ein aus höchstens 9 Mitgliedern bestehender Staatsrath zur Seite stehen, die Geschäftsführung aber von 5 Ministern geleitet werden. Schimmelpenninckes Energie vermochte das ermattete Land nicht wieder emporzurichten; vielmehr sank es immer tiefer und wurde endlich auf Napoleons Veranlassung, den die batavischen Abgeordneten gezwungener Weise um einen Souverän baten, in ein Königreich verwandelt, dessen Krone Ludwig Napoleon als „erblicher konstitutioneller König“ erhielt. Derselbe sollte uneingeschränkt die vollziehende Gewalt und das Begnadigungsrecht ausüben und die Civil- und Militärbeamten besetzen können; auch ward ihm allein die Regierung der Kolonien übertragen. Der Staatsrath erhielt 13 Mitglieder, von denen 3 als Staatsminister fungirten. Der gesetzgebende Körper bestand aus 30 Mitgliedern, deren Anzahl sich mit dem äußeren Wachsthum des Königreichs vermehren sollte. Mit der neuen Verfassung erhielt das Land das französische Gesetzbuch; auch wurden die Holländer gezwungen, an allen Kriegen Frankreichs Theil zu nehmen, ohne einen Vortheil mit Frankreich gemein zu haben. Der Handel blieb fast einzig auf den Schleichhandel mit England beschränkt und mußte durch die Kontinentalsperre vollends ganz zu Grunde gehen. In einem solchen Zustande konnte freilich der äußere Zuwachs, den Holland 1807 durch Ostfriesland und Jever erhielt, wenig Bedeutung haben, zumal das zwischen der französischen Grenze und der Maas belegene Gebiet nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen op Zoom, Breda, Herzogenbusch, Gertruidenburg, Middelburg und Vlissingen abgetreten werden mußte. Alle diese Gewaltschritte Napoleons waren übrigens nur Vorboten eines größeren. Nach der Landung der Engländer auf der Insel Walcheren ließ Napoleon ein Armeecorps unter Oudinot in Holland einrücken, und nachdem König Ludwig zu Gunsten seines ältesten Sohnes die Regierung niedergelegt, erklärte am 10. Juli 1810 ein kaiserliches Dekret die Vereinigung Hollands mit Frankreich und Amsterdam zur dritten Stadt des großen Reichs. Der Senat ward auf 6, der Staatsrath auf eben so viel Mitgliedern, der Kassationshof aus 2 Richtern und der gesetzgebende Körper aus 25 Mitgliedern zusammengesetzt. Alle See- und Landtruppen traten in französische Dienste, die Zinsen der Staatsschuld wurden um ein Drittel verringert, die holländischen Departements in zwei Militärdivisionen umgeschaffen und mit der Einführung der Konskription die französischen Einrichtungen beschlossen. Ueber das ganze Land aber ergoß sich ein Heer heutegieriger französischer Beamten. Am schmerzlichsten fühlte man die Abhängigkeit von Frankreich im eigentlichen Holland, nicht, weil

sie die empfindlichsten äußeren Opfer kostete, sondern weil sie auch das Losreißen von alten Rechten und Gewohnheiten forderte. Daher ward in Holland die Nachricht von dem Sieg bei Leipzig am freudigsten aufgenommen und der Aufforderung des preußischen Heerführers Bülow, der sich mit einem aus Preußen und Russen bestehenden Corps den niederländischen Grenzen näherte, sich den Verbündeten gegen Frankreich anzuschließen, bereitwillig entsprochen. Es bildete sich eine aus Gysbrecht Karl van Hogendorp, einem Anhänger der altoranischen Partei, und dem Freiherrn van der Duyn van Maasdam bestehende provisorische Regierung, und schon am 30. November landete der Erbstatthalter im Haag und eilte nach Amsterdam, wo ihn die Kommissarien der provisorischen Regierung als souveränen Fürsten proklamirten. Anfangs weigerte sich der Erbstatthalter, die Proklamation sofort anzunehmen, und als er es endlich that, geschah es unter der Bedingung, daß eine Staatsverfassung die Freiheiten des Volkes verbürgen sollte. Darauf trat eine Kommission von 14 Mitgliedern zusammen und entwarf eine Verfassungsurkunde. In welcher jedoch nur die Vorrechte des Hauses Oranien weitläufig abgehandelt, alle die staatsbürgerlichen Einrichtungen betreffenden Artikel aber der zukünftigen Feststellung überlassen wurden. Dazu kam, daß man diese Verfassung nicht nur ohne Abstimmung bekannt machte, sondern auch die Einwürfe der zur Abstimmung zusammen berufenen Notabeln sich im Voraus verbat. Aus letzterem Grunde erschienen von 600 Notabeln nur 475, und von diesen erklärten sich 26 direkt gegen die Verfassungsurkunde.

Inzwischen hatte der wiener Kongreß den Beschluß ausgesprochen, „Belgien und Holland" unter dem Namen Königreich der N. zu einem Ganzen zu vereinigen, und Wilhelm I. wurde als König der N. von allen Mächten anerkannt. Derselbe erhielt für die in Deutschland abgetretenen nassauischen Länder das Herzogthum Luxemburg unter dem Titel eines Großherzogthums, das aber zum deutschen Bunde gehören sollte. Die 17 Provinzen des Königreichs (Nord- und Südbrabant, Limburg, Geldern, Lüttich, Ost- und Westflandern, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, Antwerpen, Utrecht, Friesland, Oberyssel, Gröningen und Drenthe) umfaßten mit Einschluß Luxemburgs ein Areal von 1177 □Meilen mit ungefähr 5½ Millionen Einw.

Um die Verfassung den Bedürfnissen des vergrößerten Landes und seiner durch Sprache, Religion und sonstige Gewohnheiten verschiedenen Bevölkerung anzupassen, wurden die aus 55 Mitgliedern bestehenden Generalstaaten verdoppelt und ihnen die Berathungen über diesen Gegenstand aufgetragen, worauf sofort die Notabeln zur Abstimmung über die veränderte Verfassung berufen wurden. Von den einberufenen Notabeln fanden sich 1323 ein, und von diesen erklärten sich 796 gegen, 527 für die veränderte Verfassung. Indem man aber auf viele der Dagegenstimmenden, weil sie gegen ausdrückliche Verordnung sich auf Bedingungen eingelassen, keine Rücksicht nahm und 126 Notabeln, welche der kirchlichen Bestimmungen der Konstitution wegen ein negatives Votum gegeben hatten, nebst den 280 Fehlenden zu denjenigen zählte, welche für die Verfassung gestimmt, brachte man für die Urkunde eine Stimmenmehrheit zu Stande, und sie ward am 24. August angenommen. Der zweite pariser Friede brachte dem Königreiche der N. noch einige Vortheile. Frankreich mußte einige Gebiete der vormaligen österreichischen N., namentlich einen Landstrich zwischen Hennegau u. Namur mit den Festungen Marienburg und Philippeville an die N. abtreten; auch erhielt der König die Souveränität über das kleine Herzogthum Bouillon, welches der Fürst Rohan-Guemené, dem es seit 1816 gehörte, 1822 gegen eine Rente ganz an den König der N. abtrat. Die Kolonien, welche Holland vor 1794 in Asien, Afrika und Amerika besessen, fielen ebenfalls, mit Ausnahme von Demerary, Essequebo und Berbice, an die N. zurück. Vereinigt mit der englischen Flotte demüthigte die niederländische unter dem Admiral van der Capellen den Dey von Algier (im Mai 1816), und als derselbe 1824 die fernere Aufrechthaltung des Friedens an die Darreichung ansehnlicher Geschenke knüpfen wollte, reichte die Drohung des niederländischen Admirals Wolterbeek hin, ihn zur Anerkennung des Friedens von 1816 zu zwingen. Der heilige Allianz war Wilhelm I. bereits im Juni 1816 beigetreten. In der inneren Verwaltung offenbarte der König eine große Thätigkeit und weise Besonnenheit. Die Rechtspflege ward in allen Zweigen verbessert, die Finanzen, obgleich die Staatsschuld mit den Zinsen wuchs, wurden geordnet; Ackerbau, Kunst- und Gewerbefleiß, sowie die Verbesserung der Unterrichtsanstalten nahmen des Königs Sorgfalt lebhaft in Anspruch, und vornehmlich ward auch dafür Sorge getragen, das Loos der zahlreichen Armen und Hülfsbedürftigen zu erleichtern. Für die Belebung des Handels wurde sehr viel getban, besonders erhielt auch der innere Verkehr durch die Verbesserung der Straßen und Kanäle, namentlich durch Anlegung des großen nordholländischen Kanals, bedeutende Förderung, während der Verkehr nach außen durch die Wiederherstellung des Kolonialsystems eine außerordentliche Ausdehnung gewann. Eine ansehnliche Seemacht beschützte den Handel in den ostindischen Gewässern; durch dieselbe Seemacht wurden verschiedene Aufstände in den Kolonien unterdrückt, so daß namentlich der indische Handel sich bis 1824 dermaßen hob, daß der König die niederländische Handelsgesellschaft gründen konnte. Die lange Zeit mit Preußen obwaltenden Streitigkeiten wegen der freien Rheinschifffahrt wurden 1829 in der Weise ausgeglichen, daß der Leck und die Waal, die jetzt als Fortsetzungen des Rheins angesehen werden, nun die Schifffahrt bis ins Meer erlauben, die früher nur bis zum Meer (jusqu'à la mer) gehen sollte. Zur Abschaffung des Sklavenhandels bot der König dem britischen Kabinete freiwillig die Hand, verglich sich auch mit diesem friedlich wegen mehrer streitigen Punkte in Ostindien durch den Vertrag von London (1824), in Folge dessen England und die N. ostindische Besitzungen austauschten und wonach die N. in den ausschließlichen Besitz der Sunda-

Digitized by Google

inseln und des wichtigsten Theiles der Molukken kamen. Mit allen europäischen Mächten hatte der König das freundschaftlichste Verhältniß angeknüpft und die verwandtschaftlichen Bande mit dem preußischen Königshause noch enger geknüpft durch die Vermählung des Prinzen Friedrich mit der Prinzessin Luise von Preußen. Eine gleiche Sorge zeigte der König in Beobachtung einer strengen Neutralität zu Spanien, Italien und Griechenland; auch das freundschaftliche Einvernehmen mit der Pforte wurde nicht gestört. Bei allen Anstrengungen des Königs, das Wohl des Staates zu befördern, ergab sich jedoch nur zu bald, wie die Verbindung Belgiens (Südniederlande) mit Holland (Nordniederland) niemals eine Verschmelzung des belgischen und holländischen Charakters hervorbringen würde. Den Hauptanlaß zum Groll zwischen Holländern und Belgiern gaben kirchliche Differenzen. Die belgische Geistlichkeit hatte sich einen Einfluß erworben, der bei weiterem Umsichgreifen nothwendig zum Bruch mit der Staatsgewalt führen mußte. Der päpstliche Stuhl wußte diesen Einfluß zu benutzen und befahl unter anderen den belgischen Priestern, niederländischen Beamten nur in dem Falle die Absolution zu ertheilen, wenn diese den Eid auf die Verfassung im kirchlichen Sinne geleistet hätten. Die Regierung ergriff Anfangs strenge Maßregeln gegen die widerspenstigen Geistlichen, stellte dieselben aber ein, da sich die Klagen darüber von Tag zu Tag vermehrten. Von Frankreich aus fehlte es ebenfalls an Anreizungen nicht, und der Papst sanktionirte endlich direkt diese Widersetzlichkeit, indem er gegen die jansenistischen Bischöfe und Erzbischöfe von Utrecht, Haarlem und Deventer eine Bannbulle erließ, weil sie dem Könige den Eid der Treue geleistet hatten. Ein mit dem apostolischen Stuhle (1827) abgeschlossenes Konkordat, das auch für die nördlichen Provinzen Gültigkeit haben sollte und wonach außer den schon vorhandenen 5 Bisthümern noch 3 neue zu Amsterdam, Brügge und Herzogenbusch errichtet wurden, fand bei der Nation keinen Beifall, u. da der katholischen Partei das 1825 zu Löwen gegründete theologisch-philosophische Kollegium längst ein Dorn im Auge war, so wurden wegen des Konkordats mit Rom neue Unterhandlungen angeknüpft, die aber vorzüglich die Aufhebung jenes Kollegiums betrafen und der Priesterpartei das Unterrichtswesen ganz allein in die Hände zu geben bezweckten. Während hierüber heftig gestritten ward, gab das Streben der Regierung, die französische Sprache zu unterdrücken und bei öffentlichen Geschäften nur die holländische oder flämische zur Herrschaft zu bringen, neuen Anlaß zur Unzufriedenheit, da man die Absicht argwohnte, durch Unterdrückung der französischen Sprache zugleich auch die katholische Kirche zu unterdrücken. Wie unter dem Zusammenwirken der hier angedeuteten Umstände die Gährung immer höher getrieben ward und in Folge des pariser Julirevolution endlich zum Ausbruch kam, s. Belgien (Geschichte).

Als im August 1830 die südlichen Provinzen das Band, welches sie an die nördlichen knüpfte, gewaltsam zerrissen hatten, versuchte der König zuerst, durch Waffengewalt dieselben wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Da dies mißlang, wendete er sich an die vier Mächte, welche den londoner Vertrag, in Folge dessen das Königreich der N. gebildet wurde, unterzeichnet hatten, an England, Rußland, Oesterreich und Preußen, mit der Aufforderung, durch direktes Einschreiten den gesetzlichen Zustand in den N.n wieder herzustellen. Zuerst lehnte England (am 15. Oktober) jede direkte Intervention ab, versprach aber, mit Frankreich über die Pacifikation unterhandeln zu wollen. Am 4. November ordnete die londoner Konferenz einen Waffenstillstand an, worauf dann am 20. December die Erklärung erfolgte, daß das Königreich der N., wie die Verträge von London und Wien es konstituirt, aufgelöst sey. König Wilhelm protestirte vergeblich. Die Konferenz schlug am 20. und 27. Januar 1831 Grundlagen der Trennung vor, die Holland annahm, Belgien aber verwarf. Während dieses seine Verfassung ordnete und sich einen König wählte, verwarf König Wilhelm eine neue Stipulation, die ihm in 18 Artikeln zur definitiven Auseinandersetzung mit Belgien vorgelegt worden war, rückte mit einer Heeresmacht in die abgefallenen Provinzen, und der Feldzug im August 1831 brachte dem jungen Königreiche ein rasches Ende. Das Einschreiten Frankreichs rettete zwar Belgien, doch hatte sich der König von Holland durch seinen Sieg bessere Bedingungen der Unterhandlungen verschafft. Die 24 Artikel vom 15. Nov. 1831 sprachen ihm das deutsche Luxemburg, einen Theil von Limburg als Entschädigung für das abgetretene wallonische Luxemburg und eine von Belgien zu zahlende jährliche Rente von 8,400,000 Gulden zu. König Wilhelm verweigerte jedoch diesem Vertrage seine Zustimmung, selbst dann, als die Mächte mit Zwangsmaßregeln drohten. Frankreich nahm die Citadelle von Antwerpen und blokirte in Verbindung mit England die niederländischen Küsten (November 1832); doch ward am 21. Mai 1833 zu London eine Uebereinkunft abgeschlossen, welche den Status quo zwischen Holland und Belgien bis zur definitiven Beendigung der ganzen Angelegenheit sanktionirte. Die Unterhandlungen über den Definitivvertrag, denen die 24 Artikel zu Grunde gelegt wurden, begannen am 25. Juli 1833, wurden aber durch das niederländische Kabinet in der Hoffnung hinausgezogen, daß sich die allgemeinen Verhältnisse Europa's zu seinen Gunsten ändern könnten. Ganz besondere Schwierigkeiten hatte die Abtretung des luxemburgischen Gebiets an Belgien, da der König von Holland bemerkte, daß er hierzu die Genehmigung des deutschen Bundes und der Agnaten in Nassau bedürfe. Der Bundestag gab am 18. August 1836 seine Zustimmung zu der Abtretung eines Theils von Luxemburg gegen eine entsprechende Entschädigung im Limburgischen. Die Verzögerung der Herstellung eines definitiven Zustandes erregte indeß so große Mißstimmung in der Nation, daß die niederländische Regierung sich entschloß, dem Vertrage der 24 Artikel beizustimmen (14. März 1838). Jetzt aber legte Belgien, auf die veränderte Sachlage sich berufend, Einsprache ein, und es kam so weit, daß Ende 1838 beide

Heere wieder an den Grenzen einander feindlich entgegenstraten u. nur die Vorstellungen von Seiten der Konferenz den Ausbruch verhindern konnten. Als am 23. Januar 1839 den Gesandten der N. und Belgiens bei der Konferenz die Entscheidung der Großmächte mitgetheilt wurde, entschloß sich König Wilhelm am 4. Februar zur Annahme der nunmehr zu seinem Nachtheile modificirten 24 Artikel, worauf am 19. April die definitiven Friedensverträge von den Bevollmächtigten der N., Belgiens, Oesterreichs, Frankreichs, Englands, Preußens und Rußlands unterzeichnet wurden. Die N. verloren durch diesen Vertrag im Vergleich zu dem von 1831 die während der 8 Jahre für Belgien bezahlten Interessen des nach den ursprünglichen 24 Artikeln auf das letztere fallenden Theiles der Schuld, im Gesammtbetrage von 64,400,000 Gulden, sowie eine jährliche Rente von 3,400,000 Gulden, um welchen Betrag der von Belgien zu zahlende Interessenantheil verringert war, abgesehen davon, daß sie 8 Jahre lang die außerordentlichsten Lasten getragen hatten, um sich auf dem Kriegsfuß zu erhalten. Die Vollziehung des Vertrags wurde sofort nach der Ratifikation vorgenommen; am 22. Juni fand für Limburg, am 23. für Luxemburg die Gebietsübergabe Statt. In Folge eines Vertrags vom 27. Juni 1839 erhielten die nassauischen Agnaten als Entschädigung für ihre Rechte auf den für den verlorenen luxemburgischen, an Holland gekommenen Theil von Limburg 750,000 Gulden, und dieser Theil ward, mit Ausnahme der Festungen Maastricht und Venloo, die bei den N.n verblieben, am 16. Aug. als Entschädigung für den an Belgien abgetretenen Theil von Luxemburg als Herzogthum den deutschen Bundesstaaten einverleibt. Nachdem so der lang ersehnte Friedenszustand herbeigeführt worden war, wurde die Armee bedeutend reducirt, der Verkehr mit Belgien freigegeben, und alle Verhältnisse nahmen eine erfreuliche Gestalt an. Aber der Staatshaushalt bedurfte dringend einer Revision und der Abstellung vieler Mißbräuche und Unregelmäßigkeiten; viele Fragen von tiefeingreifender Bedeutung für das Land, die durch die äußeren Bedrängnisse und Gefahren in den Hintergrund zurückgedrängt worden waren, verlangten jetzt gebieterisch eine Erledigung, deren Verzögerung die größten Uebelstände herbeiführen mußte. Besonders nöthig waren in dieser Beziehung die Finanzen, die Basis der materiellen Existenz des Staats, und die Veränderungen, welche die neue Ordnung in dem Grundgesetze nöthig machte. Während man aber auf günstige Finanzgesetze hoffte, verlangte die Regierung ein Anlehn von 56 Millionen Gulden, welches auf die ostindischen Besitzungen hypothekirt werden sollte. Die Generalstaaten verwarfen die Anleihe am 20. Dec. mit einer Majorität von 27 Stimmen, das Budget am 23. Dec. sogar mit 50 gegen eine Stimme (die des Finanzministers Beelaerts von Bleckland, welcher Mitglied der Kammer war); nur eine Anleihe von 6 Millionen Gulden und das Budget nur auf 6 Monate wurden am 28. Dec. mit 35 Stimmen gegen 14 verwilligt. Eine königliche Botschaft verkündigte darauf einige unbedeutende Modifikationen des Grundgesetzes, welche die Hauptpunkte der Forderungen der Generalstaaten ganz unberührt ließen und daher in den Sektionen fast einstimmig für ungenügend befunden wurden. Als die Kammer am 16. März wieder zusammen trat, wurden ihr sieben neue, auf die Reform des Grundgesetzes bezügliche Gesetzentwürfe vorgelegt, welche zwar etwas mehr auf die Forderungen der Kammer eingingen, aber auch nur halbe und daher ungenügende Zugeständnisse waren, insbesondere da die Verantwortlichkeit der Minister darin mit Stillschweigen übergangen war. Auch des Königs Hinneigung zur katholischen Gräfin Henriette d'Oultremont erregte den Unwillen des Volks, so daß er am 25. März 1840 erklären ließ, daß er einer Verbindung mit ihr entsage. Diese Angelegenheit, sowie die Entdeckung einer weit verzweigten Verschwörung in Belgien, bei welcher Holland nicht unbetheiligt erschien, und die Finanznoth des Staats veranlaßten den König, am 7. Oktober 1840 die Regierung in die Hände seines Sohnes, Wilhelms II., niederzulegen und sich, unter dem Namen eines Grafen von Nassau mit seinem ungeheuren Vermögen nach Berlin zurückzuziehen, wo er am 12. Dec. 1843 starb. Wilhelm II. erklärte nach seinem Regierungsantritt zunächst die Minister für verantwortlich, wodurch ein langer Streit zwischen den Generalstaaten und der Regierung beigelegt ward. Trotz des traurigen Finanzzustandes wurden große Summen im Interesse des Landes verwendet, namentlich auf Eisenbahnen und die Trockenlegung des haarlemer Meeres. Diese Finanzlage nöthigte endlich die Regierung, den Kammern einen Gesetzentwurf zu einer außerordentlichen Vermögenssteuer oder zu einer freiwilligen Anleihe von 150 Millionen Gulden vorzulegen, der auch, trotz einer bedeutenden Opposition, im März 1844 angenommen wurde. Viele hatten sich jedoch zu dieser Bewilligung nur unter der ausdrücklichen Bedingung verstanden, daß hinterher sogleich zur gründlichen Staatsreform geschritten werde. Diese Staatsreform war, als das einzige Mittel, aus einem heillosen Zustande dauernd und ohne heftige Erschütterungen herauszukommen, die allgemeine Landesfrage geworden, die in den Generalstaaten, im Staatenrath und in der Presse immer lebhafter debattirt wurde. Als nun bei Eröffnung des Landtags von 1845 Thorbecke, Schwieger über die Grundgesetzrevision, die zweite Kammer sodann in ihrer Adresse den Wunsch danach bestimmt aussprach, die erste Kammer aber ihre Zustimmung dazu verweigerte: entschlossen sich 9 ausgezeichnete Mitglieder der zweiten Kammer, Thorbecke, de Kempenaer, Graf van Rechteren, Storm, Luzac, Anemaet, Wichers, van Dam und van Isselt, die Verfassungsreform in die Hand zu nehmen und die zweite Kammer zur Ergreifung der ihr verfassungsmäßig zustehenden Initiative zu drängen. Sie arbeiteten einen neuen Entwurf des Grundgesetzes aus, um welchen sich nun die gesammte Opposition wie um ihre sichtbare Fahne schaarte. Aber die Mehrheit der Kammer, obwohl mit dem Bedürfniß einer Verfassungsrevision einverstanden, lehnte die Anträge der 9 Mitglieder ab, einigte sich jedoch zuletzt in dem Antrage, die Regierung möge

Digitized by Google

klare Vorschriften über die ministerielle Verantwortlichkeit auch hinsichtlich aller Handlungen, welche die Regierung und die innere Verwaltung der Kolonien betreffen, aufstellen, sowie bestimmte Bürgschaften bieten für die Verwendung der Geldüberschüsse der überseeischen Besitzungen im Interesse des Staats und zu dem Zwecke die jährliche Abrechnung der Einnahmen und Ausgaben dieser Besitzungen der Einsicht der Generalstaaten unterwerfen. Der König setzte diesen Wünschen die Erklärung entgegen, er habe noch keine genügende Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Abänderung des Grundgesetzes. Die allgemeine Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen wurde durch einzelne befriedigende Maßregeln, wie die endliche Beilegung des Zwistes mit Belgien durch einen Handelsvertrag, nicht beschwichtigt, vielmehr gesteigert, als die Regierung einen Kreuzzug gegen die Presse und ein System der Einschüchterung begann, das sich in verschiedener Weise kennbar machte. Die Lobhudler der Regierung wurden gepriesen und belohnt, während die mißliebigen Journalisten unter nichtigen Vorwänden ins Gefängniß geworfen und gekränkt wurden. Wegen einiger in Delft und Haag durch den Mißwachs der Kartoffeln und die übermäßig gesteigerten Preise der Händler ausgebrochenen Unruhen wurden 17 Literaten, Buchhändler und Buchdrucker unter der Beschuldigung vor Gericht gestellt, daß sie durch aufreizende Schriften diese Unruhen hervorgerufen hätten. Der südholländische Gerichtshof sprach die meisten Angeklagten frei, einer der unschuldigsten aber (van Hulst), der als Verleger den Verfasser einer inkriminirten Schrift um wenige Tage zu spät genannt, ward zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Die durch diese Vorgänge erzeugte Stimmung manifestirte sich in den städtischen Wahlen der Hauptstädte und drängte endlich auch den König zu der Ueberzeugung, daß er am Ziele seines Widerstandes gegen die Reformanliegen des Landes angelangt sey. Die Thronrede am 18. Oktober 1847 versprach Reformgesetze über das Münzwesen, über die Aus- u. Eingangszölle, über die Unterstützung der Bedürftigen durch gemeinnützige Arbeiten, über Eisenbahnpolizei, über das Strafgesetzbuch und über Modifikation des Staatsgrundgesetzes. Allein die dadurch angeregten Hoffnungen wurden bald wieder enttäuscht, besonders nachdem die beiden Minister, die am eifrigsten die Reform betrieben hatten, van Hall und Lefarraz, aus dem Kabinet geschieden waren. Die Rückwirkung der Februarrevolution auf die N. war eine andere, als in den meisten Ländern des Kontinents. Aeußerte sich die Bewegung auch mit einer gleich intensiven Stärke, wie in Deutschland, so kamen die Holländer doch aus ihrer gewöhnlichen Bedächtigkeit nicht heraus, und von Unruhen blieb das Land ganz verschont, einen ganz unbedeutenden Krawall in Antwerpen ausgenommen. Die am 9. März den Ständen vorgelegten Reformvorschläge waren sämmtlich unbedeutend; die wahren Krebsschäden der Verfassung, die Wahl der zweiten Kammer durch die Provinzialstände und die Eintheilung der letzteren in die drei Stände der Ritterschaft, der Städte und der Landschaft, blieben unangetastet. Erst die Entrüstung gegen diese von der Presse als nichtswürdig bezeichneten Vorschläge, der drohende Petitionssturm und die allgemeinen europäischen Zustände brachen den Widerwillen des Königs gegen die verlangten Reformen und hatten zunächst einen Ministerwechsel zur Folge, der aber nicht so vollständig ausfiel, als das Land ihn wünschte. Von den alten Ministern blieb Kontreadmiral Ryck als Minister der Marine und der Kolonien, zwei der neu eintretenden, Graf Schimmelpenninck, Minister des Auswärtigen und der Finanzen, und Generalmajor Nepveu, Kriegsminister, waren entschieden unpopulär, und wenn auch der Justizminister Dirk Donker Curtius, der Kultusminister für den protestantischen Kultus, Luzac (für den katholischen Kultus trat Lightenveldt ein), und der Minister des Innern, Kempenaer, als Reformfreunde hochgeachtet waren, so fehlte doch der eigentliche Führer der liberalen Partei, Thorbecke, in diesem Ministerium des angeblichen Fortschritts. Allerdings erhielt der letztere den Vorsitz des mit der Entwerfung eines neuen Grundgesetzes beauftragten Ausschusses; als aber die durch Druck bekannt gemachten Arbeiten dieser Kommission den Generalstaaten endlich vorgelegt wurden, erwiesen sich die freisinnigsten Vorschläge des Ausschusses als beseitigt oder bis zur Unkenntlichkeit verändert. Mit dem Bekanntwerden dieses Gesetzes brach ein Petitionssturm los, wie er in den N.n noch nicht erlebt worden war. In den Sitzungen der Generalstaaten vom 20. bis 29. Juni kamen nicht weniger als 419 liberale und 343 reaktionäre Bittschriften ein, sämmtlich die Abänderung des Grundgesetzes betreffend. Den größten Anstoß erregten die Beschränkungen der Wahlfähigkeit auf die Geldaristokratie des Landes, durch welche man ein Gegengewicht gegen die Republikaner herstellen wollte. Die Furcht vor dem Republikanismus gewann auch in den Kammern in dem Maße die Oberhand, daß Donker Curtius erklärte, aus dem Ministerium treten zu wollen, wenn die Kammern auf die Reform nicht eingingen. Unter diesen Umständen ergriff der König selbst die Initiative, indem er nach dem alten Wahlgesetze und unter Beibehaltung der ersten von ihm ernannten Kammer eine verdoppelte zweite Kammer als konstituirende Kammer aufstellte, die am 18. Sept. 1848 zusammentrat und bald darauf ihre Arbeiten begann. Der Verfassungsentwurf wurde nun rasch in den Kammern erledigt, da sich dieselben unter Vermeidung aller weitläufigen Diskussionen auf Annahme oder Verwerfung der einzelnen Theile beschränkten, und schon am 3. Nov. das neue Grundgesetz dem Lande verkündigt. Das in Folge dessen gebildete Ministerium bestand aus van Bosse (Finanzen), van Kempenaer (Inneres), Donker Curtius und später Wichers (Justiz), Lightenveldt (kathol. Kultus und Auswärtiges), Boet (Krieg), Ryck (Marine), Baud, später van den Bosch (Kolonien), van Heemstra (reform. Kultus). Mitten unter den Arbeiten des neuen Kabinets, die nöthigen organischen Gesetze vorzubereiten und namentlich die trostlose Finanzlage zu verbessern, starb Wilhelm II. plötzlich am 17. März 1849.

Digitized by Google

Der neue König, Wilhelm III., beschwor zwar die Verfassung (11. Mai), ließ aber, trotz der freiwilligen Verminderung seiner Civilliste, auf eine mißtrauische Opposition von Seiten der konstitutionellen Liberalen, so daß er sich genöthigt sah, das von seinem Vater überkommene Ministerium zu entlassen und nach langer Krisis (30. Okt.) Thorbecke an die Spitze eines Kabinets zu stellen, das aus lauter der Linken angehörigen Männern zusammengesetzt war: Thorbecke (Inneres), Nedermeijer van Rosenthal (seit Juli 1852 Strens, Justiz), van Sonsbeeck (seit Okt. van Zuylen, Auswärtiges), van Nyevelt (Exstlie, Marine), General van Spengler (seit Juli 1852 Forstner von Dambenoy, Krieg), Pahud (Kolonien), van Bosse (Finanzen). Während der dreijährigen Verwaltung dieses Kabinets wurden nicht nur die wichtigsten organischen Gesetze, wie über Versammlungsrecht, Provinzial- und Gemeindeordnung, richterliche Organisation, genehmigt, sondern es ward auch durch zweckmäßige Finanzgesetze (Rentenumwandlung, Postreform, Reduktion der regelmäßigen Staatsausgaben, vor Allem durch Aufhebung der Vorrechte der niederländischen Schiffahrt) die materielle Lage des Landes verbessert. Die 1850 vorgenommene Umgestaltung des Handels- und Schiffahrtssystems ergab schon 1851 einen Mehrbetrag der Gesammt-Ein- und Ausfuhr von 52 Millionen Gulden gegen die mittlere Zahl der letzten fünf Jahre. Dabei wurden im Innern Kanalisationen, besonders in Oberyssel und Drenthe, angelegt, Eisenbahne und Telegraphenverbindungen in Angriff genommen und die Austrocknung des baarlemer Meers beendet. Mit Belgien, der Türkei, Sardinien und Preußen wurden neue Handelsverträge abgeschlossen, wogegen das Verhältniß mit Frankreich in Folge des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 eine Zeit lang sich zu trüben schien. In die gedeihliche Ruhe des Landes fiel plötzlich eine durch die ultramontane Politik hervorgerufene Aufregung, die dem Ministerium selbst den Untergang bereitete. Schon seit Jahren hatte Rom die reformirten N. als eine wichtige Position für die Ausbreitung seines Einflusses ins Auge gefaßt und mit kluger Taktik sich an die Reformpartei angeschlossen, welche den Katholiken zuvörderst politische Gleichstellung mit der Kirche freien Raum zum Wirken verschaffen sollte. Als 1848 katholische Minister die Portefeuille's des Auswärtigen und der Justiz inne hatten, schritt man eifriger zur Bestellung des Bodens für die Katholisirung der N. Es wurde eine völlige nationalökonomische Lostrennung der katholischen Bevölkerung von der protestantischen betrieben, indem Katholiken nur von Katholiken kauften, nur katholische Dienstboten und Arbeiter annahmen und in alle Zweige der Volkswirthschaft sich eindrängten, zu welchem Zwecke enorme Summen verwandt wurden, die theils von außen herkamen, theils durch eine förmliche religiöse Besteuerung der niederländischen Katholiken zusammen gebracht wurden. Wo ein Geschäft oder ein Bauernhof durch Tod oder Bankerott der protestantischen Besitzer zum öffentlichen Verkaufe kam, da fanden sich gewiß katholische Käufer ein, welche sie in den meisten Fällen an sich brachten, obwohl es sehr oft zu energischen und erfolgreichen Gegenbestrebungen der Protestanten kam. Als aber nun eine päpstliche Allocution vom 7. März 1853 die Wiederherstellung von Bischofssitzen in Holland ankündigte und bald darauf ein apostolischer Brief die bürgerliche Eintheilung von fünf neuen bischöflichen Sprengeln festsetzte, erhob sich eine so heftige antikatholische Agitation im Lande, wie sie seit der Reformation nie dagewesen. Ein Adressensturm brach los, der Hunderttausende von Unterschriften vereinigte, u. überall wurden Versammlungen gehalten, worin man sich über die zu treffenden Maßregeln verabredete, falls die Regierung die Vorstellungen nicht berücksichtigen sollte. Das Ministerium, in der zweiten Kammer über diese Angelegenheit interpellirt, erklärte, daß nach der Konstitution die päpstlichen Ernennungen nicht anzusechten seyen, daß aber die Form, in welcher dies geschehen sey, die internationalen Rücksichten außer Augen gelassen habe, weshalb das Ministerium beabsichtige, dem niederländischen Gesandten in Rom Urlaub auf unbestimmte Zeit zu ertheilen, um dadurch der römischen Kurie zu zeigen, daß die niederländische Regierung sich durch ihr Vorgehen beleidigt fühle. Die Kammer nahm hierauf eine in diesem Sinne motivirte Tagesordnung mit der bedeutenden Mehrheit von 40 gegen 12 Stimmen an. Dagegen genügte diese gemäßigte Haltung des Ministeriums den aufgestachelten, religiösen Leidenschaften bei weitem nicht, und die Antwort des Königs auf die Adresse von Amsterdam, worin er bedauerte, sich den päpstlichen Ernennungen gegenüber durch die Konstitution gebunden zu sehen setzte dasselbe in eine so schiefe Lage, daß es den König um eine Retraktation der königlichen Worte oder um seine Entlassung zu bitten sich genöthigt fand. Der König entließ darauf (19. April) die Minister Thorbecke, van Bosse, Strens und van Zuylen, und an ihre Stelle traten van Hall (Aeußeres), Donker Curtius (Justiz), van Reenen (Inneres), van Doorn (Finanzen und protestantischer Kultus), van Lightenveldt (katholischer Kultus). Die von den Ministern des Kriegs, der Kolonien und der Marine ebenfalls erbetene Entlassung wurde vorläufig nicht angenommen. Darauf folgte den 27. April die Auflösung der zweiten Kammer, die am 14. Juni in ihrer neuen Gestalt wieder zusammentrat. Die neuen Wahlen waren zu Gunsten der Regierung ausgefallen, obwohl die Katholiken u. die entschiedenen Liberalen ihre vereinten Kräfte für die Sache des gestürzten Kabinets aufgeboten hatten. Das Programm des Ministeriums von Hall verhieß zwar die unverbrüchliche Festhaltung der Verfassung, dagegen wurde dem parlamentarischen Princip in sofern der Fehdehandschuh hingeworfen, als das Ministerium den persönlichen Einfluß des Königs auf die Exekutive zur Geltung bringen zu wollen erklärte. In der Thronrede, mit welcher der König am 14. Juni die Generalstaaten eröffnete, wurden Vorlagen verheißen, welche die Regierung in Stand setzen sollten, das Interesse des Staates gegen kirchliche Uebergriffe sicher zu stellen, ohne das Princip der Toleranz zu gefährden. Die Antwortsadresse lautete streng ministeriell und wurde Ende Juni mit 45 gegen 13 Stimmen angenommen. Zugleich mit dem in der Thronrede

Digitized by Google

angekündigten Gesetzentwurf bezüglich der verfassungsmäßigen religiösen Freiheit, nach welcher es allen kirchlichen Gemeinschaften freistehen sollte, sich zu organisiren, jedoch unter Genehmigung und Ueberwachung der Regierung, wurden nun auch alle auf die jüngsten Verhandlungen mit Rom bezüglichen Aktenstücke am 16. Juli der zweiten Kammer übergeben. Die Antwort des römischen Stuhles bezüglich der Beschwerde des niederländischen Gesandten war beruhigend ausgefallen, doch hatte die Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß sie gegenwärtig die Organisation der katholischen Hierarchie keineswegs als schon vollendete Thatsache anerkenne und erst nach der Annahme des Religionsgesetzes mit den neuen Prälaten unter ihren neuen Titeln in Verhandlung und Korrespondenz treten könne. Obwohl nun die jüngsternannten Bischöfe in einem, dem Könige zu überreichenden Proteste erklärten, daß sie sich einem solchen Gesetze nicht unterwerfen könnten, ohne ihre Religion und die Würde ihres Amtes zu verletzen, nahm die zweite Kammer am 25. Aug. den Religionsgesetzentwurf an, und die erste Kammer trat am 8. Sept. diesem Votum bei, worauf am 10. Sept. die Unterzeichnung durch den König und am 15. die Publikation erfolgte. Inzwischen hatte der Papst in eine Modifizirung der Eidesformel für die kanonischen Bischöfe, namentlich in die Hinzufügung der Klausel, welche Treue gegen den König und seine Nachfolger gelobte, gewilligt und beschlossen, daß die Bischöfe auch den Civileid der Treue gegen den König und Gehorsam gegen die Landesgesetze leisten dürften. Die am 19. Sept. wieder eröffnete neue Generalstaatenversammlung beschäftigte sich bis zum Ende des Jahres fast ausschließlich mit den Berathungen über das Budget, über welches die Abstimmungen fast ohne Ausnahme ganz im Sinne der Regierung ausfielen. Der Anfang des Jahres 1854 ward alsbald durch einen Ministerwechsel bezeichnet, indem an Stelle des zum Gesandten in Paris ernannten Lightenveldt am 1. Januar der frühere Minister Mutsaers das Portefeuille des katholischen Kultus wieder übernahm. Wenige Tage darauf legte auch der Finanzminister van Doorn sein Amt nieder, da er die Pläne des Kabinets, die Verbrauchssteuer von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen abzuschaffen und 248 Millionen der 4procentigen Staatsschuld im Zinsfuße herabzusetzen, in jener Zeit der Kriegsgefahren für allzu gewagt hielt. Das Finanzministerium verwaltete demnächst der Minister des Aeußern, während von Rappard den reformirten Kultus übernahm. Anfang Mai trat Prolik als Finanzminister ein, der es sein erstes Geschäft seyn ließ, am 2. Mai den Gesetzentwurf wegen der Rentenkonversion zurückzuziehen. In der auswärtigen Politik hielt sich die Regierung nach jeder Seite hin frei und lehnte selbst den Betritt zu der Skandinavischen Neutralitätserklärung ab. Ein Streit mit den nordamerikanischen Freistaaten, der um die Person des wegen politischer Umtriebe in Sumatra verbannten, aber dann entkommenen nordamerikanischen Schiffskapitäns Gibson entstand, da die Regierung der Union eine Entschädigung von 100,000 Dollars für denselben beanspruchte, kam erst im nächsten Jahre zu einem vollständigen Austrag. In der zweiten Kammer erfolgte am 9. Aug. die einstimmige Annahme eines Zolltarifs, wodurch die bisher fremden Staaten zugestandenen Begünstigungen für die Dauer dieser Verträge auch auf die betreffenden Waarengattungen Anwendung finden sollten, welche von oder nach anderen Ländern verschickt werden, und wodurch die Regierung zugleich ermächtigt war, solche Waaren zollfrei ein- und ausgehen zu lassen, welche nur durch Verarbeitung im Königreiche veredelt werden sollten. Nicht minder bedeutsam war das am 8. Aug. von der zweiten Kammer angenommene Kolonialgesetz, wonach u. A. bis zum 1. Jan. 1860 die Sklaverei in Niederländisch-Ostindien abgeschafft und die Beaufsichtigung der Presse Seitens der Regierung im Wege der allgemeinen Verordnung geregelt werden sollte. Beide Gesetze wurden auch von der ersten Kammer vor dem Schlusse der Sitzungen votirt, der am 4. Sept. erfolgte. Die neue Session ward am 18. Sept. eröffnet und dabei den Kammern ein freisinniges Unterrichtsgesetz und ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit vorgelegt. Letzteres und ein Gesetz über das Vereinsrecht wurden am 21. Februar und 8. März 1855 von der zweiten Kammer votirt. Länger dauerten die Verhandlungen bezüglich einer beabsichtigenden Reform der Besteuerung in der Weise, daß die Mahlsteuer und das Tonnengeld für Seeschiffe gänzlich abgeschafft und der dadurch für die Staatskasse entstehende Ausfall durch eine Erhöhung der Abgaben auf Zucker und Branntwein sowie durch eine nur die höheren Klassen treffende Einkommensteuer gedeckt werden sollte; am 11. Aug. kam es durch den Betritt der ersten Kammer zu einem Gesammtbeschluß über die Aufhebung der Mahlsteuer, während man sich über die Abschaffung des Tonnengeldes bereits früher geeinigt hatte. In den weiteren Beschlüssen der Generalstaaten gehörten noch die Sanktion des Vertrages mit Frankreich über gegenseitigen Schutz des literarischen Eigenthums, wie die Genehmigung des Vertrags mit Belgien vom 17. April, wonach in den niederländischen Kolonien die belgischen Konsuln anerkannt seyn sollten. Am 23. Aug. wurde die Session geschlossen. In der am 17. Sept. vom König neu eröffneten Sitzung konnte die Thronrede mit Befriedigung der Finanzlage, der Kolonialzustände und der auswärtigen Beziehungen gedenken, bezüglich welcher letzteren die strengste Neutralität noch immer festgehalten werde; namentlich wurde auch eine Gesetzvorlage über die Sklavenemancipation in Westindien in Aussicht gestellt. Ueberrascheud kam am 23. Juni 1856 die Entlassung des bisherigen Ministeriums und die Zusammensetzung eines neuen: van der Brugghen für Justiz, Simons für das Innere, Gevers für das Auswärtige, van Roermunde für den katholischen Kultus und Korff für die Marine. Da das Programm desselben die Absicht einer Abschaffung des Repräsentativverfassungssystems, einer Revision der Verfassung von 1848 und einer Umgestaltung des Wahlgesetzes und der Korporationen verrieth, eröffneten die öffentlichen Blätter Angriffe gegen das neue System, und auch die Deputirtenwahlen fielen durchaus gegen das Ministerium aus, welches jedoch

am 5. Juli die Kammersession, wenn schon unter verhöhnlichen Worten, schloß. Die folgenden, am 15. Sept. eröffneten Kammern nahmen, nachdem die Regierung die bestimmteste Zusicherung gegeben hatte, daß sie in keiner Weise den Boden der Verfassung verlassen werde, einen ruhigen Verlauf. Um so verhängnißvoller gestalteten sich die Dinge in Luxemburg. Bei der Eröffnung des Landtags am 7. Okt. 1856 kündigte die Thronrede des Prinzen-Statthalters eine Vorlage über eine, den Grundgesetzen des deutschen Bundes gemäße Abänderung der Verfassung des Großherzogthums an. Der schon Tags darauf eingebrachte Gesetzentwurf bezeichnete 45 Artikel der Verfassung als theils zur Umänderung, theils zur gänzlichen Beseitigung bestimmt. Die hauptsächlichsten Aenderungen bezogen sich auf eine Erhöhung der Civilliste um 40,000 Fr., die Regelung der Presse nach den Normativbestimmungen des Bundes, die Beseitigung der Geschworenen in Preßsachen, die Beschränkung der Kompetenz des Obertribunals, die Erhöhung des Wahlcensus auf den dreifachen Betrag, die Theilung des Budgets in ein unveränderliches u. außergewöhnliches, die Einschränkung des Petitionsrechtes und die Ueberweisung der Ernennung des Kammervorstandes auf den König aus je drei präsentirten Kandidaten. Die darauf von der Kammer am 21. Okt. erlassene Antwortsadresse stellte die Nothwendigkeit einer Verfassungsänderung in Abrede und bezeichnete einen Wechsel des herrschenden Regierungssystems als unerläßlich. Die Adreßdeputation fand jedoch am 26. Okt. bei dem Prinzen-Statthalter eine ungünstige Aufnahme, indem derselbe die Kammer wegen ihrer Haltung rücksichtslos tadelte. Die Mittheilung dieses Bescheides in der Kammer am 28. Okt. rief eine außerordentliche Aufregung hervor, und es vereinigte sich sofort eine große Anzahl von Abgeordneten zur Unterzeichnung eines Antrages, durch welchen der Regierung erklärt werden sollte, daß sie das Vertrauen der Kammer verloren habe, da sie die Krone irregeleitet. Die Regierung lehnte dem gegenüber jede Verantwortlichkeit für die Rede des Prinzen-Statthalter ab, welche sie in keiner Weise inspirirt oder veranlaßt habe, erklärte aber auch zugleich, daß sie, auch wenn ihr das Mißtrauensvotum oktroyirt würde, nicht von der Ministerbank weichen werde. Trotzdem wurde ihr dies Votum nach einer mehrstündigen Debatte mit 27 gegen 12 Stimmen zu Theil, worauf sich die Kammer bis zum 19. Nov. vertagte und nach ihrem Wiederzusammentritt vom 21. Nov. entlassen, am 27. Nov. aber durch eine königliche Verordnung für aufgelöst erklärt und eine neue Verfassung nach dem den Kammern vorgelegten Entwurfe oktroyirt wurde. Vgl. J. Wagenaar, De vaderlandsche historie vervattende de geschiedenissen der vereenigde Nederlanden, daf. 1749—1760, 21 Bde.; Suppl. bis 1790, daf. 1789—90, 3 Bde.; Forts. von 1776—1802, daf. 1788—1810, 48 Bde.; E. M. Tozе, Niederländische Geschichte, Halle 1770 bis 71, 2 Bde.; J. M. Schröckh, Geschichte der vereinigten N., Lpz. 1773; Cerfiter, Tableau de l'histoire des Provinces-Unies, Utrecht 1778—1784, 10 Bde.; T. E. Grattan, History of the United-Provinces, London 1830 (deutsch von G. Friedenberg, Berlin 1831); N. G. v. Kampen, Geschichte der N., Hamb. 1831—1833, 2 Bde.; H. Leo, Zwölf Bücher niederländischer Geschichten, Halle 1832—1835, 2 Bde.; J. H. Janssen, Histoire des Pays-Bas, Brüssel 1840, 3 Bde.; deutsch, Aachen 1840, 3 Bde.; Davies, The history of Holland and the Dutch nation, London 1851, 3 Bde.

Niederlangenau, Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, an der Neisse, gehört der Stadt Habelschwerdt und ist in neuerer Zeit durch seine Mineralquellen bekannt geworden, die ihren Mischungsverhältnissen u. Wirkungen nach zu den stärkeren alkalisch-erdigen Eisenquellen gehören und, innerlich und äußerlich in Form von Wasser- und Douchebädern benutzt, reizend, belebend, stärkend, vorzugsweise auf Nerven-, Muskel- und Gefäßsystem wirken und daher in allen Krankheiten zu empfehlen sind, in welchen eine kräftige Erregung u. Stärkung erfordert wird.

Niederlegung, s. Depositum.

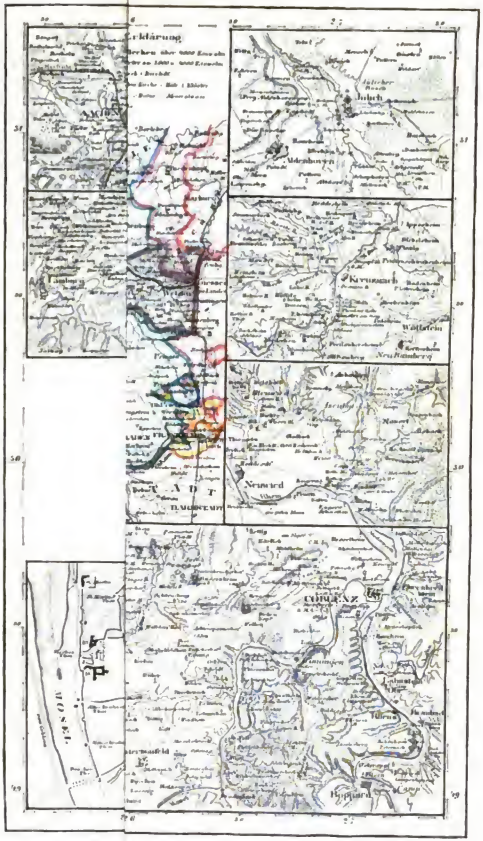
Niederloire, Departement, s. Loire.

Niedernau, Pfarrdorf im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Roten, mit 450 Einwohnern und einer guteingerichteten Kuranstalt. Die Mineralquellen, schon von den Römern benutzt, werden als Getränk und Bad namentlich gegen allgemeine und örtliche Schwäche und dadurch bedingte Verschleimungen und Stockungen, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Hysterie, Störungen der Menstruation, Unfruchtbarkeit, Ehlorose, Skropheln, Rhachitis, Stein- und Griesskrankheit, Gicht und Rheumatismus, chronische Ausschläge empfohlen.

Niedernhall, Städtchen im würtembergischen Jaxtkreis, Oberamt Künzelsau, am Kocher, mit Papiermühle, ergiebiger Salzquelle, deren Soole zu Weißbach versotten wird, u. 1700 Einwohnern.

Niederpyrenäen (Basses Pyrenées), französisches Departement, gebildet aus den alten Landschaften Béarn, Niedernavarra und einigen baskischen Landschaften, grenzt an die Departements Gers und Oberpyrenäen, an Spanien und das atlantische Meer und hat einen Flächenraum von 136,87 □Meilen mit 560 Gemeinden und (Ende 1856) 436,442 Einwohnern. Das Departement gehört zu den schönsten von ganz Frankreich. Im Süden und Südosten begrenzen die fern herüberschimmernden Pyrenäen den Horizont, im Westen schmiegt sich das Meer an die Küsten; liebliche Thäler mit anmuthigen Hügelreihen, dazwischen liegende freundliche Ebenen und Thäler bilden die Oberfläche, welche mit einem dichten Teppiche der herrlichsten Pflanzen bedeckt ist. Das milde Klima zeitigt nicht nur alle Getreidegattungen des Nordens, alle Obstgattungen in einer seltenen Vollkommenheit, sondern auch Kaktus, Aloen und selbst Palmen zieren die Thäler, welche kein Winter berührt. In den Theilen des Landes, welche an die Heiden stoßen, findet man, wie in diesen selbst, mächtige Wälder, deren sich auch in andern höher gelegenen Regionen finden. Wölfe kommen von den obern Pyrenäen herüber; Wild findet sich in Menge, namentlich auch Tauben, Schnepfen und Hühner. Die Hausthiere haben nichts Ausgezeichnetes. Das Meer ist reich an Fischen,

Digitized by Google


Erklärung
Aachen
Jülich
Düren
Eschweiler
Stolberg
Kornelimünster
Walheim
Neuwerk
Rurthal
Hambach
Hambacher Forst
Bergheim
Elsdorf
Kerpen
Horrem
Frechen
Hürth
Brühl
Erftstadt
Lechenich
Euskirchen
Zülpich
Bonn
Köln
Rhein
Erft
Inde
Rur
Wurm
Neffelbach
Merzbach
Indemündung
Rurmündung
Rurmündung
Rurm

Digitized by Google

besonders Lachsen, Sardellen, Thunfischen. In den Bergen finden sich Kupfer, Eisen, Kobalt, Schwefel, doch sind die Bergwerke von höchst geringem Belange, und nur die Marmorsteinbrüche, welche behufs des Häuser- und Straßenbaues ausgebeutet werden, sind von Bedeutung. An Mineralquellen, warm und kalt, an Salzquellen ist das Departement reich. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Béarnern und Basken. Das Departement ist eingetheilt in die 5 Arrondissements Pau, Oleron, Orthez, Mauléon und Bayonne. Hauptstadt ist Pau.

Niederrhein, Departement im Nordosten Frankreichs, früher Theil des Elsaß, grenzt an Rheinbayern, Baden, die Departements Vogesen, Mosel, Meurthe u. Oberrhein u. hat 88$^{1}/_{10}$ (75$^{1}/_{20}$) □Meilen Flächenraum mit (1856) 563,855 Einwohnern. Das Land ist zum Theil eben, zum Theil durch die Vogesen, von denen die Spitzen Champ du Feu, Odilienberg u. a. hierher gehören, gebirgig u. wird durch den Rhein (mit Ichert, Zorn, Sur, Lauter, Ill, Breusch u. a.) und einige Kanäle bewässert. Das Klima ist mild und angenehm. Der Boden ist zum Theil sandig und wenig ergiebig, zum größesten Theil aber äußerst fruchtbar. Hauptprodukte sind Holz, Getreide, Tabak, Hülsenfrüchte, Oelfrüchte, Färberröthe, Wein; die gewöhnlichen Hausthiere und Wild; Gold, welches aus dem Rheinsand gewaschen wird, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen, Salz, Mineralwässer. Die Einwohner bekennen sich größtentheils zur katholischen Kirche, sprechen französisch und deutsch, treiben vorzüglich Ackerbau, daneben Viehzucht, Fischerei und Weinbau und Bergbau. Die Fabrikindustrie ist sehr bedeutend. Der Handel wird durch den Rhein, die Eisenbahnen von Mühlhausen u. Straßburg und von letzterem Orte nach Paris, sowie durch gute Landstraßen sehr befördert. Das Departement theilt sich in die 4 Arrondissements Straßburg, Schlettstadt, Zabern, Weißenburg. Hauptstadt ist Straßburg.

Niederrheinischer Kreis (Kurrheinischer Kreis), einer der 10 Kreise des deutschen Reichs, zu beiden Seiten des Rheins und den oberrheinischen Kreis durchschneidend, umfaßte die kurmainzischen Länder (das Erzstift Mainz, die Stadt Erfurt nebst Gebiet und das Eichsfeld), das Erzstift Trier, das Erzstift Köln, die Pfalz am Rhein, das Fürstenthum Aremberg, die deutsche Ordensballei Koblenz, die Herrschaft Beilstein, die dem Fürsten von Nassau-Dieß gehörte, die Grafschaft Niederisenburg u. das Burggrafthum Reineck, im Besitz der Grafen von Sinzendorf. Das Direktorium führte Kurmainz.

Niedersachsen, der nach der Nordsee zu liegende Theil des Landes der alten Sachsen, bildete als niedersächsischer Kreis einen der 10 deutschen Reichskreise und umfaßte ein Areal von 1200 □Meilen mit 2,200,000 Einwohnern und folgende Kreislande: das Herzogthum Magdeburg; die meisten Länder des Kurhauses Braunschweig-Lüneburg, nämlich das Herzogthum Bremen und die Fürstenthümer Lüneburg oder Celle, Grubenhagen und Kalenberg; das Fürstenthum Wolfenbüttel; das Fürstenthum Halberstadt; die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow; das Herzogthum Holstein nebst der Landdrostei Pinneberg und der Stadt Altona; das Bisthum Hildesheim; das Herzogthum Sachsen-Lauenburg; das Hochstift Lübeck; das Fürstenthum Schwerin; das Fürstenthum Ratzeburg; das Fürstenthum Blankenburg; die Grafschaft Ranzau; die Städte Lübeck, Goslar, Mühlhausen, Nordhausen, Hamburg und Bremen. Auf den Kreistagen führten abwechselnd Magdeburg (Braunschweig) und Bremen (Braunschweig-Lüneburg) das Direktorium.

Niederschlag (Präcipitat), in der Chemie ein fester Körper, der sich aus einer Auflösung entweder durch den Einfluß veränderter Temperatur oder der Luft, oder eines anderen flüchtigen oder festen Körpers ausscheidet. Je nach seiner Form nennt man ihn flockig, pulverig, körnig, krystallinisch, je nach seinem Volumen: gelatinös, kompakt ꝛc. Schwimmt er oben auf der Flüssigkeit, so nennt man ihn auch wohl Rahm (cremor). Atmosphärische Niederschläge nennt man alle Formen, unter denen sich Wasser aus der Luft auf die Erdoberfläche absetzt, also Thau, Regen, Schnee, Hagel ꝛc. Es gehört zu den Aufgaben der Meteorologie, mittelst der Regenmesser die Quantität dieses N.s während eines Jahres für verschiedene Orte zu bestimmen, und man pflegt dies meist in der Weise zu thun, daß man angibt, wie viel Zoll hoch am Jahresschlusse das Wasser die Erde bedecken würde, wenn nichts abgeflossen oder verdunstet oder in die Erde gedrungen wäre. In der Rhythmik und Musik ist N. gleichbedeutend mit Thesis, im Gegensatz zum Aufschlag oder der Arsis.

Niederschlagende Mittel, solche Mittel, welche eine Aufregung des Gefäß- und Nervensystems, wie solche nach Erhitzung, Schreck, Aerger ꝛc. zu entstehen pflegt, beschwichtigen sollen. Dahin gehören Zuckerwasser, verdünnte Pflanzensäuren, Wein und andere kühlende Salze. Als Hausmittel bedient man sich in solchen Fällen sehr oft der niederschlagenden Pulver, welche gewöhnlich aus Salpeter und Weinsteinrahm bestehen, aber mit Vorsicht zu gebrauchen sind.

Niederschlagsarbeit, in der Hüttensprache das Verfahren, durch Anwendung des metallischen Eisen den mit Schwefel verbundenen Erzen einen Theil ihres Schwefels zu entziehen.

Niederschönfeld, ehemaliges Cisterziensernonnenkloster im bayer. Regierungsbezirk Schwaben u. Neuburg, gestiftet 1244, ward 1849 zu einem Staatsgefängniß für höhere politische Gefangene eingerichtet. Am 27. Juni 1742 hier Neutralitätsvertrag zwischen dem bayerischen Feldmarschall von Seckendorf u. dem österreichischen General, Prinzen Karl von Lothringen, vermöge dessen die Bayern das bayerische Gebiet räumten.

Niederseine, Departement, s. Seine.

Niedersteigende Zeichen, s. Thierkreis.

Niederurnen, Dorf im schweizerischen Kanton Glarus, mit Seidenmanufaktur und alaunhaltigem Bad.

Niederwald, im Gegensatz von Hochwald, der Nachwuchs des Holzes, der nicht durch Samen, sondern nur durch den Ausschlag der Stöcke oder Wurzeln erzeugt wird.

Niederwildungen, Stadt im Fürstenthum Waldeck, Distrikt der Eder, an der Wilde, hat ein Schloß, eine Kirche mit dem von der Republik Venedig errichteten schönen Denkmale des Grafen Josias von Waldeck, ein Hyceum, Waisenhaus und Hospital und 2000 Einwohner. Von den drei hiesigen Gesundbrunnen (Stadt-, Thal- und Salzbrunnen) werden jährlich 100,000 Flaschen versendet.

Niedrige Inseln (gefährliche Inseln, Archipel des bösen Meeres, in der Handelssprache Pa-umotu oder Perlen-inseln), australischer Archipel, erstreckt sich in einer Länge von 500 französischen Meilen von NNW. nach SO. und liegt zwischen 14 und 25° südlicher Breite und 116—131° westlicher Länge, im Nordosten, Osten und Südosten der Gesellschaftsinseln, bildet eine Kette von Inseln, Gürtelriffen und Klippen in 66 Gruppen und besteht, mit Ausnahme der Hauptinsel der Gambiergruppe, aus flachen und schmalen Koralleninseln, welche durch bald bogen-, bald zirkelförmige Riffe zu Gruppen mit einander verbunden sind. Die einzelnen Gruppen haben in der Mitte gewöhnlich eine Lagune, welche durch Oeffnungen zwischen den Riffen mit dem Meere zusammenhängt. Letzteres ist wegen der heftigen Brandung sehr gefährlich zu befahren und unter dem Namen des bösen Meeres berüchtigt. Ihr Gestein ist ein aus Madreporentrümmern gebildeter Kalkstein. Die Kokospalme und der Pandanus sind die wichtigsten Gewächse; sonst ist die Flora sehr dürftig und noch dürftiger die Fauna. Nirgends findet man auf ihnen Süßwasserquellen oder Bäche. Dennoch haben die Inseln Bewohner, deren Zahl auf 20—30,000 geschätzt wird. Sie gehören zum malayischen Stamme und haben die größte Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Gesellschaftsinseln, stehen aber auf einer weit niedrigeren Stufe der Kultur, obwohl sie großentheils zum Christenthum bekehrt sind. Die bemerkenswerthesten Gruppen sind: die Paliser-gruppe oder die eigentlichen Pa-umotuinseln (s. Paliser); die König Georgsinseln (s. d.), deren Bewohner den Tahitiern gleichen, zum Theil auch zum Christenthum bekehrt sind; die Wittgenstein-gruppe, von gefürchteten Seeräubern bewohnt; die Cham- oder Kette-ninseln, der Königin von Tahiti tributpflichtig, mit christlichen Einwohnern; die Philippsgruppe, ebenfalls von Seeräubern bewohnt; die Gruppe König in Charlotte, fruchtbar und wohlbewässert; die Gambierinseln (s. d.), aus 5 vulkanischen und mehren kleinern Koralleninseln bestehend; die Kurikinseln (s. Kurik). Unter den im äußersten Süden zerstreut liegenden Eilanden ist Pitcairn (s. d.) die merkwürdigste Insel.

Niel, Adolphe, französischer General und Marschall, 1802 geboren, kam 1821 in die polytechnische Schule und vollendete seine Studien auf der Ingenieurschule zu Metz. Im J. 1827 ward er Lieutenant, 1835 Hauptmann in den Genietruppen, ging 1836 nach Afrika und erwarb sich bei dem Sturm auf Konstantine den Rang eines Bataillonsführers. Seit 1846 Oberst, ward er bei der römischen Expedition 1849 dem General Oudinot als Chef des Generalstabs für das Genniewesen beigegeben und leitete die Belagerungsarbeiten, in Folge dessen er zum Brigadegeneral ernannt wurde. Nach Frankreich zurückgekehrt, übernahm er im Kriegsministerium die Generalleitung, ward zum Staatsrath im außerordentlichen Dienst und 1853 zum Divisionsgeneral ernannt, leitete, in dem Kriege gegen Rußland den Landungstruppen der Flotte in der Ostsee beigegeben, den Angriff auf die Festung Bomarsund (11.—16. August 1854) und brachte ihr Feuern zum Schweigen. Er ward nun Adjutant des Kaisers, ging im Jan. 1855 in die Krimm und leitete auch hier die Geniearbeiten gegen Sebastopol. Während des italienischen Feldzugs 1859 zeichnete er sich besonders in der Schlacht bei Solferino (24. Juni) aus, was ihm die Marschallswürde einbrachte.

Niellearbeit (email noir), Zweig der bildenden Kunst, besteht in dem zarten Eingraben von Zeichnungen und Figuren in Gold-, Silber- und anderen Metallplatten und dem Ausfüllen des Eingegrabenen mit einer schwarzen Masse, dem Niello, damit jenes deutlicher hervortrete. Die Niellomasse besteht aus einer Mischung von Silber, Kupfer, Blei und Schwefel, die mit Hinzufügung des nöthigen Borax geschmolzen wird. Die damit übergossene Platte wird ins Feuer gebracht und so lange darin gelassen, bis das Niello in alle Linien gehörig eingedrungen ist, worauf man sie erkalten läßt, mit Bimsstein abreibt und polirt. Einige halten die N. für eine neuere Erfindung, wahrscheinlich ist sie aber schon den Griechen und Römern bekannt gewesen. Sie war besonders im Mittelalter beliebt. Ein Meister darin war Finiguerra zu Florenz. Vgl. Duchesne, Essai sur les nielles, gravures des orévres florentins du XVme siècle, Paris 1826.

Niemitsch von Strehlenau, Nikolaus, s. Strehlenau.

Niemcewicz, Julian Ursin, ausgezeichneter polnischer Gelehrter und Staatsmann, geboren 1757 zu Skoki in der Wojewodschaft Brzese in Litthauen, erhielt seine Ausbildung in der Kadettenanstalt zu Warschau und trat 1777 als Adjutant des Fürsten Adam Czartoryski in das litthauische Heer ein. Nachdem er sich dann mehre Jahre in Frankreich, England und Italien aufgehalten, verließ er 1788 den Militärdienst mit dem Range eines Majors. Zum Landboten in den Reichstagen von 1788—92 berufen, wirkte er als eifriger Anhänger der Konstitution vom 3. Mai 1791 und bekämpfte mit glänzender Beredsamkeit die herabgebrachte verderbliche Staatsform. Um für seine patriotischen Zwecke auch das Volk zu gewinnen, gab er mit Mostowski und Weyssenhoff die „Gazeta narodowa" heraus und schrieb in gleicher Absicht sein die nationalen Verkehrtheiten scharf geißelndes Lustspiel: „Die Rückkehr des Landboten" (Warschau 1791). Aus einem kurzen Exil, zu dem ihn die Anhänger der Konföderation von Tarawwitz nöthigten, rief ihn die Insurrektion von 1794 zurück. Er wurde einer der Adjutanten Kosciuszko's und mit diesem bei Macziejowice gefangen und nach Petersburg geführt, wo er im engen Gewahrsam gehalten ward, bis Paul bei seiner Thronbe-

Digitized by Google

steigung ihm wie seinem Gefährten die Freiheit gab. Wie Kosciuszko ging auch N. nach den Vereinigten Staaten, wo er eine Zeit lang in dem Hause Washingtons lebte und zu Newyork mit einer Amerikanerin, Levingston-Kean, sich verheirathete. Nach Napoleons Einmarsch in Polen kehrte er 1807 nach Warschau zurück und wurde Staatssekretär und Kastellan, widmete sich aber vorzugsweise wissenschaftlichen Studien auf seinem Landhause Ursinow bei Warschau. Nach der Vereinigung Polens als Königreich mit Rußland wurde er Präsident des Konstitutionscomités und hatte als solcher großen Einfluß auf die Abfassung der Verfassungsurkunde. Auch war er als Präsident der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften sehr thätig. Beim Ausbruche der Revolution 1830 wurde er sogleich zum Mitglied des Administrationsraths ernannt und schrieb als Senatssekretär das Protokoll, durch welches das Haus Romanow vom polnischen Throne ausgeschlossen wurde. Nach dem Uebergange der Russen auf das linke Weichselufer verließ er sein Vaterland und ging zuerst nach London und dann nach Paris, wo er eine öffentliche polnische Bibliothek für die Emigranten und eine Gesellschaft für polnische Geschichteforschung gründete. Doch hatte er wegen seiner Anhänglichkeit an den Fürsten Czartoryski mancherlei Kränkungen von Seiten der demokratischen Partei zu ertragen. Er † zu Paris am 21. Mai 1841. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: „Historische Gesänge der Polen" (Warschau 1816 und öfter; deutsch von Gaudy, Leipzig 1833); „Geschichte der Regierung König Siegmunds III. von Polen" (3 Bde., Warschau 1819, neue Aufl., Breslau 1836); „Sammlung von Memoiren zur alten polnischen Geschichte" (5 Bde., Warschau 1822, neue Aufl., Leipzig 1840). In seinen Briefen polnischer Juden, „Levi und Sara, ein Sittengemälde" (deutsch, Berlin 1825), schilderte er den elenden geistig-sittlichen Zustand dieses Theils der polnischen Bevölkerung mit lebendiger Treue. Sein Roman „Johann von Tenczyn" (3 Bde., Warschau 1825; deutsch, Berlin 1828; 2. Aufl. 1834) führt den Leser in eine der glänzendsten Epochen der polnischen Geschichte, die Zeit des Königs Siegmund Augusts, in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Seine poetischen Schriften erschienen gesammelt in 12 Bdn. (Leipzig 1840). Aus seinem bedeutenden literarischen Nachlasse sind bis jetzt nur seine „Notes sur ma captivité à St.-Petersbourg" (Paris 1843) veröffentlicht worden.

Niemegk, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, am Abdabache, mit Tuch- und Leinweberei, Brauerei, Brennerei, Flachs- und Wollmärkten und 2150 Einwohnern.

Niemen, einer der bedeutenderen Flüsse des westlichen Rußland und Ostpreußens, entspringt im Walde von Kopislow, südlich von Minsk, und wird bei Bielica für kleinere, bei Grodno für größere Fahrzeuge schiffbar. Von Grodno an bildet er die Grenze zwischen Rußland u. Polen, tritt als Memel mit einer Breite von 1000 Fuß bei Schmalleningken in das preußische Gebiet und geht zuletzt in zwei Hauptarmen, Gilge und Ruß, welche die fruchtbare tilsiter Niederung oder Nehrung bilden, nach einem Laufe von 115 Meilen in das kurische Haff. Unter den Nebenflüssen zeichnen sich die schiffbare Willa in Rußland und die Jura und Szczuppe in Preußen aus. Sein Stromgebiet beträgt 2020 □Meilen. Die Ufer des N. sind flach, oft sumpfig, namentlich in Rußland. Auf dem N., bei Tilsit, fand 1807 die denkwürdige Unterredung zwischen Alexander I. von Rußland, Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Napoleon Statt.

Niemeyer, 1) August Hermann, verdienstvoller Theolog, Pädagog und geistlicher Liederdichter, geboren den 11. Sept. 1754 zu Halle an der Saale, erhielt auf dem dasigen Pädagogium und auf der Universität, wo er sich der Theologie widmete, seine Bildung. Nachdem er sich 1777 daselbst habilitirt, wurde er 1780 außerordentlicher Professor der Theologie u. Inspektor des theologischen Seminars, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des königlichen Pädagogiums, 1785 Mitdirektor des Pädagogiums und des Waisenhauses, 1787 Direktor des theologischen Seminars, 1792 Konsistorialrath, 1794 Doktor der Theologie, 1800 Direktor des Almosenkollegiums und 1804 wirklicher Oberkonsistorialrath und Mitglied des berliner Oberschulkollegiums. Im Jahre 1807 wurde er in Folge der französischen Invasion nebst mehren anderen angesehenen Männern seiner Vaterstadt als Geißel nach Frankreich gebracht, nach seiner Rückkehr aber 1808 zum Mitglied der Reichsstände des neugegründeten Königreichs Westphalen und noch in demselben Jahre zum Kanzler und Rector perpetuus der Universität zu Halle ernannt. Als Napoleon 1813 die Universität Halle wegen ihrer patriotischen Gesinnungen auflöste, verlor er seine Kanzlerstelle, erhielt sie zwar bei der Wiederherstellung der Universität 1814 wieder, legte sie aber nachher nieder und wurde 1816 Mitglied des Konsistoriums zu Magdeburg. Er feierte am 18. April 1827 sein 50jähriges Magisterjubiläum und † am 7. Juli 1828. Die größten Verdienste hat N. als pädagogischer Schriftsteller. Als Theolog huldigte er einem gemäßigten Rationalismus. Seine vorzüglichsten Schriften sind die „Charakteristik der Bibel" (5 Bde., neueste Aufl., von H. A. Niemeyer besorgt, daf. 1830—31); „Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden" (3 Bde., 3. Aufl., Leipzig 1808); „Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen" (3 Bde., Halle, 2. Aufl., 1790); „Handbuch für christliche Religionslehrer" (Bd. 1, 7. Aufl., daf. 1829; Bd. 2, 6. Aufl., 1827); „Briefe an christliche Religionslehrer" (3 Sammlungen, 2. Aufl., 1803); „Leitfaden der Pädagogik und Didaktik" (daf. 1802); „Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im 18 Jahrhundert" (daf. 1801); „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" (3 Bde., 8. Aufl., daf. 1824; 9. Aufl., herausgegeben von H. A. Niemeyer, daf. 1834—36); „Lehrbuch der Religion für die obern Klassen in gelehrten Schulen" (15. Aufl., daf. 1828); „Religiöse Gedichte" (daf. und Berlin 1814). In seinen „Beobachtungen

Digitized by Google

auf Reisen" (5 Bde., Halle 1820—26) schildert er anziehend und lehrreich seine Reise nach England 1820, eine frühere Reise durch Westphalen nach Holland und die Deportationsreise nach Frankreich. Vgl. Jacobs und Gruber, Aug. Herrmann N. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken, daf. 1831.

2) Hermann Agathon, verdienter Theolog, jüngster Sohn des Vorigen, geboren am 5. Jan. 1802 zu Halle, machte seine Studien auf dem Pädagogium und der Universität daselbst. Nachdem er nach Vertheidigung seiner Dissertation „De Docetis" 1823 patristischer Forschungen halber in Göttingen gelebt, habilitirte er sich 1825 in Halle und ward 1826 als außerordentlicher Professor der Theologie nach Jena berufen, kehrte aber bereits 1829 als Professor und Kondirektor der frankeschen Stiftungen nach Halle zurück und wurde noch in demselben Jahr erster Direktor, in welcher Stellung er sich durch Anlegung einer Realschule und einer höheren Töchterschule, durch verbesserte Einrichtungen des Pädagogiums, durch Anschaffung einer Stereotypie für die Bibelanstalt ꝛc. verdient machte. Im J. 1848 ward er von seinen Mitbürgern zur Nationalversammlung nach Berlin gesendet, wo er der Rechten angehörte. Er † den 6. Dec. 1851. Als akademischer Lehrer hielt er exegetische Vorlesungen und leitete das pädagogische Seminar. Als Theolog gehörte er zur historisch-kritischen Schule und bekannte sich zu einer rationalistischen Auffassung des Christenthums. Von seinen größeren wissenschaftlichen Leistungen erwähnen wir die „Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum" (Leipzig 1840) und die von ihm begonnene „Kritische Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung" (Halle 1840 f.).

Niemirow, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Podolien, mit 4 Kirchen verschiedener Konfessionen, Fabriken in Leder und Kattun und 2000 Einwohnern. Hier 1737 Friedenskongreß zwischen Rußland, Oesterreich und der Türkei.

Niemojowski, 1) Wincenty, polnischer Landbote, geboren als Sprößling einer angesehenen Familie am 5. April 1784 zu Stupin in der Wojewodschaft Krakau, studirte zu Halle und Erlangen die Rechte und bekleidete darauf zur Zeit des Herzogthums Warschau ein öffentliches Amt. Im Jahre 1818 als Deputirter in den polnischen Reichstag berufen, zeichnete er sich bald durch seine heftige Opposition gegen Rußland aus und erlangte bedeutenden Einfluß. In Folge davon wurde er verhaftet und zu der zweideutigen Erklärung genöthigt, nie wieder vor dem Kaiser zu erscheinen. Als er daher 1825 zum Reichstage nach Warschau reiste, wurde er an den Thoren durch Gendarmen festgenommen, nach seinem Landgute zurückgebracht und hier unter steter Bewachung festgehalten. Nach dem Ausbruche der Revolution von 1830 ging er nach Warschau, wurde Mitglied der Nationalregierung, erwarb sich allgemeine Achtung, legte jedoch nach den Mordscenen im August sein öffentliches Amt nieder. Nach dem Falle von Warschau folgte er dem polnischen Heer nach Modlin. Von den Russen gefangen, weigerte er sich in Warschau, die Unterwerfungsakte zu unterzeichnen, wurde deshalb erst zum Tod, dann zu schwerer Arbeit in den sibirischen Bergwerken verurtheilt und † auf dem Wege dahin Ende 1834.

2) Bonawentura, jüngerer Bruder des Vorigen, Minister während der Revolution von 1830, am 4. Sept. 1787 geboren, studirte zu Berlin und Erlangen und erhielt, nachdem er sich auf mehrjährigen Reisen durch Deutschland, England und Frankreich mit dem konstitutionellen Staatsleben vertraut gemacht, 1820 einen Sitz auf dem polnischen Reichstage. Seinen geistesverwandten Bruder an Rednertalent noch überragend, trat er mit demselben an die Spitze der Opposition gegen Rußland. Auch er wurde seit 1825 gewaltsam von den Reichstagssitzungen fern und nachher sogar eine Zeit lang gefangen gehalten. Die Revolution von 1830, an die er sich sofort eifrig anschloß, erhob ihn zum Justizminister und nach Chłopicki's Fall zum Minister des Innern. Als er auf dem Reichstage die Anfhebung der Leibeigenschaft in den insurgirten altpolnischen Provinzen nicht durchsetzen konnte, nahm er seine Entlassung und trat wieder als Landbote beim Reichstag ein, wo er Sztyncki's Operationsweise heftig angriff. Nach der Erstürmung Warschau's war er eine kurze Zeit das Haupt der damaligen polnischen Regierung in Zakroczyn, trat dann mit Rohwinski nach Preußen über, begab sich von da nach Paris und † daselbst am 15. Juni 1835. Er schrieb in polnischer Sprache: „Ueber die letzten Ereignisse der polnischen Revolution" (Paris 1833).

Nienburg, 1) (Mönch- oder Kloster-N.), Stadt in Anhalt-Köthen, am Einfluß der Bode in die Saale, hat ein Schloß (sonst Mönchskloster), Spital, eine Synagoge, Domäne, etwas Schiffbau, Schifffahrt, Handel, Brennerei, Brauerei und 2000 Einwohner. — 2) Hauptstadt und einzige Stadt der Grafschaft Hoya in Hannover, sonst Festung, an der Eisenbahn von Hannover nach Bremen und der Weser, hat 2 Kirchen (die Martinikirche, 1841 erbaut), eine Realschule, eine lateinische, eine Töchter- und Elementarschule, ein Rathhaus mit dem Archiv der Provinzialstände, ein Hospital, ein Zuchthaus und ist Sitz einer Generalsuperintendentur, eines Postamtes und einer Garnison. Außer dem bedeutenden Ackerbau und den städtischen Gewerben gehören zu den Nahrungszweigen der 5000 Einwohner ansehnlicher Cichorien- und Holzhandel, Anthell an der Weserschifffahrt, Essigbrauerei, Leinweberei ꝛc. N. war seit dem Mittelalter Festung. Im 30jährigen Kriege ward der Ort 1625 von den Dänen genommen und von Tilly vergebens belagert, 1627 von den Kaiserlichen erobert, aber 1635 nach langer Belagerung an Herzog Georg von Braunschweig übergeben. Die Franzosen besetzten N. 1757 eine Zeit lang, später wieder seit 1803; seit 1806 hatten die Preußen den Platz inne, doch kapitulirte der preußische Kommandant im November d. J. Im J. 1807 ließ Napoleon die Festungswerke abtragen, u. 1813 sprengten die Franzosen bei ihrem Rückzuge den mittelsten Bogen der massiven Weserbrücke.

Digitized by Google

Niépce, s. Photographie.

Nierembergia, Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, krautartige oder staudige, ästige, 1 — 2½ Fuß hohe Pflanzen in Mittel- und Südamerika, von deren 10 Arten sich mehre in deutschen Gewächshäusern finden. Sie scheinen einjährige Pflanzen zu seyn, allein man kann sie sämmtlich leicht durch Stecklinge fortpflanzen und in einem hellen luftigen Glashause oder Zimmer in der Nähe der Fenster bei 4 — 6° Wärme durchwintern. Den Samen säet man im März oder April in Töpfe, die man in ein lauwarmes Mistbeet stellt. Sie lieben eine leichte, nahrhafte sandige Lauberde und zur Beförderung des Wasserabzugs eine Unterlage kleiner Scherbenstücke. Im Winter begießt man sie sehr mäßig, im Sommer bei trockenem Wetter reichlicher.

Nieren (Renes), zwei ansehnliche Drüsen, welche an der hinteren Wand der Bauchhöhle, zur rechten und linken Seite der Wirbelsäule liegen und zur Harnabsonderung dienen. Sie haben eine bohnenförmige Gestalt; ihre vordere und hintere Fläche sind konvex, die erstere aber mehr gewölbt als die letztere. Die Ränder sind sehr breit und gewölbt, der äußere stark konvex, der innere gegen die Wirbelsäule gewandte dagegen sehr konvex u. mit einer tief eindringenden Grube (hilus renalis) versehen, durch welche sich der Harnleiter in das Nierenbecken einsenkt. Das obere und untere Ende ist abgerundet, ersteres etwas breiter und platter als das letztere, die Oberfläche im Allgemeinen glatt und nur an einzelnen Stellen flach ungetheilt, wodurch eine unvollkommene Abtheilung der Niere in einzelne Lappen (lobi renum) angedeutet wird. Beide N. sind von einer Schicht lockeren fettreichen Zellstoffs (capsula cellulosa) umgeben, welcher sie mit den angrenzenden Theilen verbindet. Die Konsistenz der Niere ist härter, derber und fester, als die aller anderen Drüsen, die Farbe lebhaft bräunlich roth oder dunkel kupferroth. Die Länge beträgt 4 — 4½ Zoll, die Breite 2 — 2½ Zoll, die Dicke von der vorderen bis zur hinteren Fläche 1½ — 1⅝ Zoll, das Gewicht 4 — 6 Unzen, das spezifische Gewicht im Mittel 1,0520, das Volumen im Mittel 7½ Kubikzoll. Die Niere wird äußerlich von einer weißlichen, dünnen, festen fiberös-zelligen Haut (tunica albuginea) überzogen; unmittelbar darunter findet sich das Nierengewebe, welches vorzüglich aus Sekretionskanälchen (tubuli uriniferi), welche in den sogenannten malpighischen Bläschen ihren Ursprung nehmen und daselbst mit Knäueln feiner Haargefäße verknüpft sind, aus deren dünnen Wandungen der Harn hindurchsickert, sowie aus eigenthümlich vertheilten Blutgefäßen und aus einem zarten Zellstoff besteht. Man unterscheidet in ihm zwei Substanzen: die Rinde oder gefäßreiche Substanz (substantia corticalis s. vasculosa), welche durch röthere Farbe, größeren Gefäßreichthum u. einen größtentheils geschlängelten Lauf der Harnkanälchen sich auszeichnet und nicht allein die äußere, einige Linien dicke Schicht der Niere bildet, sondern auch im Inneren derselben die Bündel der Harnkanälchen umgibt, und die Röhrensubstanz oder das Nierenmark (substantia tubulosa s. medullaris), welche weniger gefäßreich, blasser gefärbt und fast gänzlich aus gestreckten Harnkanälchen zusammengesetzt ist, welche letztere pyramidenförmige Bündel (pyramides renales Malpighi) bilden, welche die Ausführungsgänge der Harnkanälchen sind und sich nach und nach gabelförmig mit einander zu größeren Kanälchen vereinigen, die endlich mit einer in den Hilus hineinragenden Spitze endigen. Diese Spitze hat die Gestalt eines kleinen, mit feinen Oeffnungen versehenen Wärzchens (papilla renalis), ragt in den durch den Endast eines Harnleiters gebildeten Nierenkelch (calyx renalis) hinein u. ergießt in diesen ihre Flüssigkeit. Die Nierenkelche, 7 — 14 an der Zahl, bestehen aus einer, mit der Tunica albuginea renis zusammenhängenden Zellhaut und aus einer Schleimhaut und fließen zu 2 — 3 weiteren Schläuchen (Aeste des Nierenbeckens) zusammen, und diese vereinigen sich zum Nierenbecken (pelvis renalis), einem platt gedrückten, trichterförmigen, 6 — 8 Linien weiten Schlauche, welcher am unteren und hinteren Theile des Hilus aus demselben hervorragt und mit seinem unteren engeren Ende ununterbrochen in den Harnleiter (ureter) übergeht. Ueber jeder Niere liegt noch eine Nebenniere (glandula suprarenalis) von platthalbmondförmiger oder dreieckiger Gestalt und weicher, schwammiger Konsistenz, welche zu den Blutdrüsen gehört und deren Funktion unbekannt ist. Die Verrichtung der N. ist, wie erwähnt, die Abscheidung des Harns aus dem Blute, welches in zwei großen Pulsadern (Nierenarterien) reichlich in dieselben einströmt. Von den Krankheiten der N. ist die brightsche Nierenkrankheit, außerdem die Nierenentzündung (Nephritis), am häufigsten als Nierenkelchentzündung (Pyelitis) mit Blut und Eiterharnen verbunden, dabei oft, namentlich wo dieselbe durch Nierensteine (Pyolitis calculosa) bedingt wurde, auch ein heftiger, festsitzender oder anfallsweise wiederkehrender Nierenschmerz (Nephralgie), welcher sich auch als selbstständige Nervenkrankheit ohne Strukturveränderung des Organs finden soll. Die Störung der Nierenausscheidung gibt nicht selten die Ursache zu anderen Krankheiten ab, z. B. zu Urämie, Wassersucht, Steinkrankheit und Gicht. Vgl. Johnson, Die Krankheiten der N., deutsch von Schütze, Quedlinburg 1853; Bayer, Ueber die Krankheiten der N., deutsch von Krupp, Kassel 1839, von Landmann, Erlangen 1844.

Nieritz, Karl Gustav, beliebter Jugendschriftsteller, den 2. Juli 1795 zu Dresden, wo sein Vater Lehrer an einer Armenschule war, geboren, besuchte einige Jahre die Kreuzschule, dann das Seminar zu Friedrichstadt-Dresden u. trat 1814 als Hülfslehrer an der Schule seines Vaters ein. Im J. 1831 ward er zum Oberlehrer und 1841 zum Direktor der Bezirksschule zu Antonstadt-Dresden befördert. Seine erste Druckschrift, „Das Pomeranzenbäumchen", erschien 1830 in der dresdener Zeitschrift „Merkur". Seit 1834 schrieb er in der Weise Christoph von Schmids Erzählungen für die Jugend, welche meist in seiner „Jugendbibliothek" (Berlin, dann

Digitized by Google

Leipzig 1840 ff.), seinen „Jugendschriften“ (1. Samml. Leipz. 1846, 12 Bde., 2. Samml., 1847 bis 52, 10 Bde.), in dem „Sächsischen Volkskalender“ (Leipz. 1842—49) und dem „Deutschen Volkskalender“ (Leipz. 1850—53) vereinigt sind. Zu seinen besten Werken gehören: „Das vierte Gebot“ (Leipz. 1845), „Gutenberg und seine Erfindung“ (baf. 1852), „Des Königs Leibwache“ (Berl. 1849), „Das Vorbild“ (baf. 1850), „Die Heidelschule“ (Leipz. 1852).

Nierstein, Dorf in der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, Kreis Mainz, am Rhein, mit 2 Pfarrkirchen, vorzüglichem Weinbau (Nierſteiner, einer der bekanntesten und verbreitetsten Rheinweine) und 2500 Einw. Die dortigen Mineralquellen, 1826 gefaßt und unter dem Namen des Stronabades benutzt, waren, wie die beim Nachgraben aufgefundenen Alterthümer vermuthen lassen, schon von den Römern gekannt. Das Mineralwasser hat viel Aehnlichkeit mit dem weilbacher Schwefelwasser und wird empfohlen bei chronischen Hautkrankheiten, Verschleimungen und Blennorrhöen, vorzüglich der Brustorgane, Stockungen im Unterleibe, chronischen Metallvergiftungen, hartnäckigen gichtischen und rheumatischen Leiden.

Niesen (lat. sternutatio), ein nach vorhergängigem tiefen Einathmen erfolgendes gewaltsames und schnelles Ausstoßen der Luft durch die Nase allein oder theilweise mit durch den Mund mittelst einer plötzlichen Zusammenziehung der Ausathmungsmuskeln des Bauchs und der Brust. Bei starkem N. unterbricht auch wohl das Zwerchfell den noch nicht vollendeten Exspirationsakt, indem es sich plötzlich von Neuem kontrahirt. Diese meist unwillkürliche, krampfartige Ausathmung beruht auf einer Reflexaktion, welche in den Nerven dieser Muskeln vom Nervencentrum aus hervorgerufen wird. Der den Reflexanstoß bedingende Nerv ist der Nasenastast des 5. Nerven, welcher die Nasenschleimhaut mit Empfindungsfasern versieht. Das N. wird durch zufällige Ursachen (durch Lichtreiz, Riechstoffe ꝛc.), durch permanente oder vorübergehende Reizung der Nasenschleimhaut, beim Katarrh durch angehäuften Schleim, durch in die Nasenhöhle gebrachte fremde Körper, durch Reizung der Augennasennerven beim Sehen in die Sonne, oder auf sympathischem Wege bei Reizungen der Unterleibsnerven ꝛc. erregt, kommt aber auch mitunter als Symptom im Verlaufe akuter Krankheiten vor. Das N. bezweckt zunächst Wegschaffung und Auflösung des die Nasenschleimhaut reizenden Körpers. Wird dieser nicht durch den ersten Versuch entfernt, so setzt es sich fort, was auch nach Entfernung desselben noch einige Male geschieht. Zuweilen ist das N. so heftig und wiederholt sich so häufig, daß es zum Nieskrampfe wird. Dieses krampfhafte N. ist manchmal die Wirkung eigenthümlicher Idiosynkrasien; manche Personen werden durch geringfügige Reize der Schleimhaut, andere durch den Eindruck gewisser Substanzen zu heftigem, andauerndem N. erregt. Es kann auch durch übermäßige Reizung der Nasenschleimhaut, durch Konsens derselben mit entfernten Organen, durch Hysterie, wahrscheinlich auch durch Krankheit der Centralorgane des Nervensystems verursacht werden. Die Gewohnheit, einem Niesenden Gesundheit zu wünschen, ist sehr alt, und schon Aristoteles wußte ihren Ursprung nicht mehr anzugeben. Die gewöhnliche Annahme, wonach diese Sitte bei Krankheiten entstanden seyn soll, in welchen das N. eine Krisis anzeigte, hat viel Wahrscheinliches. Auch bei Opfern galt das unwillkürliche N. als ein günstiges Vorzeichen. Man benutzt das N. zuweilen als Heilmittel, z. B. bei Kopfschmerz, Benommenheit des Gehirns, oder um die Schleimhaut der Nase oder anderer naheliegender Organe in erhöhte Thätigkeit zu versetzen, oder um eine heftige Erschütterung der Respirationsorgane, z. B. bei Scheintod, zu erzielen. Um es hervorzubringen, wendet man entweder unmittelbar mechanische Reizung der Nasenschleimhaut (z. B. mittelst Federposen), oder die sogenannten Niesmittel (sternutatoria) an, die gewöhnlich in Pulvergestalt, in einzelnen Fällen aber auch in flüssiger und Dampfgestalt gebraucht werden. Zu den gebräuchlichsten gehören der Tabak, Haselwurzel, florentinische Pfeifwurzel, Betonienwurzel ꝛc. Malzblumen bilden in den meisten Niespulvern einen Bestandtheil; die weiße und schwarze Nieswurz sind Hauptbestandtheile des bekannten schneeberger Schnupftabaks. Der Moschus bildet einen Hauptbestandtheil des ehedem hochgepriesenen Klaeosaccharum cephalicum der würtembergischen Pharmakopöe (Stuttg. 1798). Niesmittel in flüssiger und Dampfform werden vorzüglich bei Kindern in solchen Fällen angewendet, in welchen man die Absonderung des Nasenschleims befördern, den in den Luftwegen befindlichen Schleim ꝛc. entfernen will, auch bei fremden, in die Nasenhöhle oder die Luftröhre eingedrungenen Körpern. Mellin empfiehlt ein Niespulver aus $^1/_2$ Quentchen weißem Vitriol, in 2 Loth Rosenwasser aufgelöst, oder auch Dämpfe von warmem Kaffee und Thee.

Niesky, Herrnhuterkolonie in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, fast am Saume der großen oberlausitzischen Forsten, hat ein evangelisches Bethaus, ein Brüder-, Schwestern- und Wittwenhaus, 2 evangelische Elementarschulen für Knaben und Mädchen, eine Unitäts-Knabenerziehungsanstalt, eine vollständige Gymnasialunterricht gewährendes Pädagogium, eine Naturalien- und Kunstsammlung und 650 Einw., die sich besonders mit Tischlerei und Weberei beschäftigen. N. wurde 1742 auf dem Gebiet des der Kolonie geschenkten Ritterguts Trebus angelegt.

Niesbrauch, s. Ususfructus.

Nieswurz (Helleborus L.), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkelgewächse, charakterisirt durch 5 bleibende, öfters blumenkronartige Kelchblätter, 8—10 röhrig-zweilippige, sehr kurze und honigabsondernde Blumenblätter, zahlreiche freie Staubgefäße und 3—10 Stempel, ausdauernde europäische Kräuter, mit meist kurzem Wurzelstocke, fast blattlosem oder seltener stark beblättertem Stengel, fingerförmig getheilten Blättern mit länglichen oder lanzettigen, gesägten Abschnitten und endständigen, überhängenden Blüthen. Sämmtliche Arten gehören zu den scharf-

Digitized by Google

sen Giftgewächsen, welche drastisches Purgiren und Erbrechen und in größerer Gabe Entzündung bewirken. Ihren deutschen Namen haben sie von der Eigenschaft der getrockneten und gepulverten Wurzel, heftiges Niesen zu erregen. Die schwarze N. (H. niger), in Gebirgswäldern und auf Voralpen des südlichen Deutschland und bis nach Griechenland verbreitet, wird bei uns in Gärten häufig als Zierpflanze kultivirt. Sie hat einen ein- bis zweiblüthigen Schaft mit großen weißen oder röthlich angelaufenen Blüthen, welche sich gewöhnlich im December und den folgenden Monaten entfalten, weshalb die Pflanze auch Christwurz und Weihnachtsrose genannt wird. Die süßlich, dann kratzend-scharf und bitterlich schmeckende Wurzel ist in der Heilkunde gebräuchlich. Die berühmte N. der Hippokratiker stammt von der orientalischen N. (H. orientalis), die einen beblätterten Stengel und grünlich-purpurröthliche Blüthen trägt. Sie wuchs besonders häufig bei der Stadt Anticyra. Auch von der stinkenden N. (H. foetidus), auf Hügeln und Bergen im südlichen und westlichen Europa, waren früher Wurzel und Kraut officinell. Die ebenfalls officinelle weiße N. gehört zur Gattung Veratrum (s. d.).

Nieswitsch (Neswisch), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Minsk, an der Sipa, mit alten Festungswerken, Benediktinerabtei, Schloß und 4000 Einw.; Hauptort der Besitzungen des Fürsten Radziwil.

Niet, s. v. a. Nagel.

Niete (v. ital. niente, nichts), bei der Lotterie (s. d.) ein Loos, auf welches kein Gewinn gefallen ist.

Niethammer, Friedrich Immanuel, deutscher Philosoph, geboren den 24. März 1766 zu Beilstein in Würtemberg, trat 1793 als Professor der Theologie und Philosophie zu Jena auf und wurde, nachdem er seit 1803—1807 als Professor der Theologie und Konsistorialrath in Würzburg und als protestantischer Kreis-, Konsistorial- u. Schulrath in Bamberg gewirkt hatte, Central-Schul- und Studienrath und 1829 erster evangelischer Oberkonsistorialrath zu München. Seit 1845 in den Ruhestand versetzt, † er den 1. April 1848. Seine Schrift „Der Streit des Philanthropinismus u. Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit" (Jena 1808) trat den durch das Utilitätsprincip hervorgerufenen Verirrungen, wodurch die Schulen allgemeiner Bildung in bloße Berufsschulen umgestaltet worden waren, kräftig entgegen. Ueberhaupt bekämpfte er theils für sich allein, theils mit Fichte u. A. vereint in Schriften und Lehrvorträgen das Eindringen eines plumpen Realismus, und seine einflußreiche Stellung machte es ihm möglich, seine Grundsätze in dem 1808 für Bayern angegearbeiteten, 1829 wesentlich veränderten neuen Lehrplan praktisch durchzuführen. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus den Formen der reinen Vernunft" (Jena 1793); „Ueber Religion als Wissenschaft" (Neustrelitz 1795); „Versuch einer Begründung eines vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens" (Leipzig 1798). Sehr verdient machte er sich auch durch die Begründung des „Philosophischen Journals", das er zuerst allein (Jena 1795—96), dann gemeinschaftlich mit Fichte (bis. 1797—1800, Bd. 5—10) herausgab.

Nieuport (Nieuport), Stadt u. Festung in der belgischen Provinz Westflandern, an der Yser, ist schlecht gebaut, hat eine schöne Kirche, ein Hospital, Waisenhaus, einen Flußhafen und 3500 Einwohner, die sich mit Fischerei, Taudreherei und Silberwaarenfabrikation beschäftigen. Die Stadt steht durch Kanäle mit Ypern, Brügge und andern Orten in Verbindung. Die Befestigungen bestehen aus alten Umfassungsmauern und 10 abgerückten Bastions oder Ravelins, einem Brückenkopf jenseits des Kanals von Brügge von 2 halben Bastions, einem Schleußenfort und einer vorgeschobenen Redoute. N. ward 1183 von den aufrührerischen Bürgern von Gent verbrannt, 1488 vergebens von Philipp von Kleve belagert, 1583 von den Spaniern unter dem Herzog von Parma erobert. Hier den 2. Juli 1600 Sieg der Niederländer unter Moritz von Nassau über die Spanier unter dem Herzog Albert von Oesterreich; in der Nähe den 12. und 13. Juni 1653 Seeschlacht, in welcher die niederländische Flotte unter Tromp von der englischen unter Monk und Deane geschlagen wurde. Im J. 1712 schenkte Philipp V. von Spanien die Stadt N. dem Kurfürsten von Bayern, der sie aber 1713 im utrechter Frieden an Oesterreich abtrat. Im J. 1744 ward die Festung von den Franzosen blokirt, 1745 belagert und zur Kapitulation gezwungen. In Folge der französischen Invasion mußte die Stadt 1794 abermals kapituliren, nachdem der Prinz Josias von Koburg die Niederlande geräumt hatte.

Nieuweveld, afrikanische Gebirgskette, s. Kaplands.

Nièvre, Departement im innern Frankreich, gebildet aus der alten Provinz Nivernais und Theilen von Orléanais und von Gatinais, grenzt an die Departements Loiret, Yonne, Côte d'or, Saone-et-Loire, Allier und Cher und hat einen Flächenraum von 124,83 □Meilen mit (Ende 1851) 327,160 Einwohnern. Die Bergterrasse von Nivernais, welche sich im Westen an die Terrasse von Bourbonnais anschließt und im Osten das sogenannte Morvangebirge bildet, bes steht zwar fast durchweg nur aus wellenförmigen Bergflächen ohne Gebirgscharakter, gewinnt aber durch ihre tiefeingeschnittenen Thäler ein wechselvolles Ansehen. Das Morvangebirge mit seinen nordwestwärts auslaufenden Höhenzügen bildet die Wasserscheide zwischen Loire- und Seinegebiet. Im Süden und Westen fließt die Loire selbst, welche hier rechts den Aron, die Nièvre, die dem Departement den Namen gibt, und den Nouain, links den schiffbaren Allier an der Grenze aufnimmt. Von dem Kanal von Nivernais, der die Loire mit der Yonne verbindet, gehört eine Strecke von 16½ Meilen hierher und von dem Seitenkanal der Loire 7½ Meilen. Dem anbauwürdigen Boden der Thäler gewinnt man nur dadurch etwas ab, daß man die vielen Quellen, die von den Bergen niederrieseln, in kleine Sümpfe sammelt und den Schlamm derselben

Digitized by Google

auf die Aecker führt. Etwa der sechste Theil der Oberfläche ist mit Wasser bedeckt, und ein noch viel größerer Theil ist ganz kahl. Längs der Loire wächst auf Kiesboden Wein in Menge. Die Landschaft Morvan ist reich an guten Viehweiden und schönen Wäldern. In der Regel ist die Gestreideernte zureichend; Gemüse und Obst werden in Ueberfluß gewonnen, sowie Hanf, Safran, gute Weine. In den Wäldern finden sich vortreffliche Trüffeln. Die Waldungen, 43—44 □Meilen, liefern Holz zur Ausfuhr. Die Haustiere sind meist von mittelmäßiger Race, doch schätzt man in Frankreich selbst das Rindvieh von N. Die zahlreichen Eisengruben liefern ein sehr gutes Metall und beschäftigen in Hochöfen, Schmelzhütten und Hammerwerken eine außerordentliche Menge Leute. Auch findet man Blei und Kupfer. Mächtige Steinkohlenflöße stehen besonders bei Decize in Betrieb. Steinbrüche liefern eine Menge verschiedenartiger Materialien zu Bauten ꝛc. Beträchtlich ist auch der durch natürliche und künstliche Wasserstraßen geförderte Handel mit den Industrieerzeugnissen, sowie mit Brenn- und Stabholz, Holzkohlen, Wein und Vieh. Das Departement theilt sich in die 4 Arrondissements Nevers, Clamecy, Cosne u. Chateau-Chinon u. hat zur Hauptstadt Nevers.

Nifen, Gottfried von, deutscher Minnesänger, führte 1240 mit seinem Bruder Heinrich eine Fehde gegen den Bischof von Konstanz. Seine Lieder, 51 an der Zahl (in der manessischen Sammlung I, 22—23), zeigen große Kunst in der Reimverschlingung.

Niflheim (Nebelwelt), eine der 9 Welten, die sich die alten Skandinavier im Anbeginn der Zeit dachten, das kalte Reich der Finsterniß, von dem heißen des Lichtes, Muspelheim, durch eine ungeheure Kluft, Ginungagap, geschieden, zugleich der Aufenthalt der Todesgöttin Hel, die hier alle an Krankheit oder Alter Verstorbenen aufnimmt.

Niflungar, f. Wilkinasaga.

Nigde (Nidech), Hauptort des gleichnamigen asiatisch-türkischen Sandschaks, südwestlich von Kaisarieh, auf einem konischen Felsen, hat 5000 Einw.

Nigella, Pflanzengattung, s. Schwarzkümmel.

Niger, der größte und wichtigste Strom Mittelafrika's, von seinen Anwohnern im obern Laufe Dscholiba (Joliba), d. i. großer Strom, im mittlern u. untern Quorra, richtiger Kawara oder Kuara genannt, entspringt mit seinem bekanntesten Quellstrom auf dem Berge Loma auf der Nordseite des Congaberges in Hochsudan, im Lande Kissi, etwa 1600 Fuß über der Meeresfläche unter 9° 15′ nördl. Br. und 9° 42′ 3″ östl. L. Dieser Quellarm, welcher den Namen Temba od. Timbi führt, vereinigt sich östlich vom Orte Kowia mit einem längern und stärkern Quellstrom, dem Ahmar oder Fluß der Wilden, welcher von Süden kommt und etwa unter 7° 54′ nördl. Br. und 7° 54′ östl. L. in dem Hochgebirge östlich vor Liberia entspringt. Als Dscholiba durchfließt nun der vereinigte Strom das Bergland der Mandingos u. tritt an den Grenzen von Bambarra aus der Gebirgsregion in die Ebene Sudans, in welcher seine Schiffbarkeit bei Marraba beginnt. Erst bei Dschadbi (Jabbi) verlassen aber die letzten Auskäufer der westlichen Bergländer den N., der hier zu der größten Wasserstraße Afrika's wird. Unterhalb Sego und Sansading verzweigt er sich in mehre Arme und nimmt zugleich auf seiner Südseite eine Menge größerer und kleinerer Flüsse auf. Vom Sansading fließt er nordostwärts bis in die Nähe von Dschinnie, tritt in das Land der Kissur, wo er den Namen Issa annimmt, bildet zwei Tagereisen unterhalb Dschinnie in seinem jetzt nördlichen Laufe den sehr bedeutenden, aber nur 12—15 Fuß tiefen Süßwassersee Dibeon oder Dibbie (Debo), fließt dann bis an den Rand der Wüste Sahara, worauf er sich von Kabra, dem Hafenplatze von Timbuktu, etwa unter 17° nördl. Br. gegen Ostsüdost wendet. In seinem weiteren südlichen Laufe den Namen Kuara führend, durchbricht er zwischen Kasso und Nauri 6 Tagereisen lang in einem engen Bette eine waldbedeckte Gebirgskette mit großem Ungestüm und erweitert sich unterhalb der Handelsstadt Rabba zu einer Breite von 1½ Meilen. Die Bergkette des Congo zwingt ihn zu einem großen Bogen nach Osten, bis er endlich durch eine enge Schlucht aus dem Binnenlande austritt. Bei Kirri, wo das weite Allwialland der Küste beginnt, gabelt sich der 8200 Fuß breite N. zunächst in zwei große Arme, in den Brin oder Formosa im Westen und den Bonny-fluß im Osten, welche die äußersten Grenzen seines weiten Delta's bilden. Innerhalb dieser Grenzen findet jedoch noch mehre größere, durch unzählige Kanäle verbundene Abzweigungen Statt, von denen der Nun oder Brassfluß der wichtigste Arm ist. Die Oberfläche des ungeheuren Nigerdelta erhebt sich kaum über den Meeresspiegel und ist an der Küste ein mit Mangrowewaldungen bedeckter Sumpf, aus dem sich in der trocknen Jahreszeit die verderblichen Miasmen entwickeln. Der directe Abstand der Quellen des N. von seiner Mündung beträgt 250 Meilen; seine ganze Stromentwickelung hat man auf 650 Meilen, sein Gebiet auf 34,000 Meilen geschätzt, so daß er zu den größten Strömen der Erde gehört. Seine vornehmsten Nebenflüsse sind der Cubbie, Endonia und der Tschadda. Der Name N. stammt aus dem Alterthume und stimmt mit der noch jetzt bei den Arabern gebräuchlichen Benennung Nil el Kabir, d. i. der schwarze Fluß, überein. Herodot vermuthete, daß der N. nach Westen fließe und mit dem Nil ein und derselbe Fluß sey. Diese Meinung erhielt sich durch das Alterthum, Mittelalter und bei den Arabern bis auf die neueste Zeit. W. G. Browne in seinen „Travels in Africa“ (1799) war einer der Ersten, welche diese Meinung mit Erfolg bestritten. Bis 1796 hatte noch kein Europäer den N. gesehen. Als im genannten Jahre Mungo Park die Stadt Sego erreichte, erkannte er in dem Strome bei dieser Stadt den N. der Alten. Die große Wichtigkeit, welche die Auffindung dieses großen, bis dahin von den Europäern nicht gesehenen Flusses hatte, bewog die African association in London, 1805 Mungo Park zu einer neuen Erforschung des N. abzusenden. Er erreichte denselben zu Bammaku, schiffte sich auf ihm ein und gelangte

Digitized by Google

bis zur Stadt Bussa, wo er an einem Felsen scheiterte und 1806 umkam. Das Tagebuch Mungo Parks reicht nur bis Sansanding; die weitern Nachrichten bis Bussa waren verloren gegangen. Noch 1817 stellte Karl Ritter die Hypothese auf, daß der mündungslose N. ein unentwickeltes Stromsystem darstelle, wie man sich alle Urströme vorstellen müsse. Doch noch in demselben Jahre erschien in London ein Reisebericht von James Riley, Supercargo eines an der afrikanischen Küste gescheiterten Schiffes, worin es als ausgemacht dargestellt wurde, daß der N. das Gebirg durchbreche und ins Meer ausmünde. Durch die Reise Clappertons und Denhams 1825 und vollends durch Clappertons zweite Reise 1827 wurde diese Meinung bestätigt, und Rich. Lander, der Begleiter Clappertons, den die brittische Regierung 1830 zur weitern Erforschung des N. abschickte, befuhr den Strom von Bussa bis ins Meer.. Die Quellen des N. hatte schon 1822 Laing entdeckt. Seitdem wurde der N. mehrfach besucht, zuletzt von H. Barth.

Nightingale, Florence, Tochter eines reichen Gutsbesitzers in Derbyshire in England, erwarb sich in ihrem Vaterlande große Verdienste durch Errichtung von Schulen, Krankenanstalten u. Erziehungshäusern für verwaiste und verwahrloste Kinder, machte auch Reisen bis nach Afrika und ließ überall Spuren ihrer Barmherzigkeit zurück. Im Okt. 1854 ging sie nach dem Orient und wirkte dort für Verbesserung der Hospitäler und der Pflege der Verwundeten in Skutari und der Krimm. Im Aug. 1856 kehrte sie dann in ihre Heimath zurück.

Nigritien, s. Sudan.

Nihilianismus (v. lat. nihil, nichts), die dem Petrus Lombardus (s. d.) aus Mißverständniß beigelegte, vom Papst Alexander III. 1179 verdammte und von den pariser Theologen um 1300 öffentlich gemißbilligte Ansicht, daß Christus, insofern er Mensch ist, Nichts sey.

Nihilismus (v. Lat.), jede Theorie, welche auf Nichts hinausläuft, besonders der Grad mystischer Passivität, bei welchem der Mensch mit seinem Geiste sich so in das innere Anschauen Gottes versenkt, daß er seine Individualität gänzlich aufgibt und sein eigenes geistiges Wesen gewissermaßen als Nichts betrachtet. Es ist dies die höchste Stufe des Quietismus (s. d.).

Nihilum album, weißes Nicht oder Nichts, s. v. a. unreines Zinkoxyd.

Nikde (Nikdeh), Hauptstadt eines gleichnamigen asiatisch-türkischen Sandschaks, Ejalet Karaman, hat 3 Schlösser, ein osmanisches Kollegium und 5000 Einwohner; sonst Cadyna.

Nike, die Göttin des Sieges, s. Victoria.

Niklashausen, Pfarrkirchdorf im badischen Unterrheinkreis, Amt Wertheim, an der Tauber, mit 400 Einwohnern, merkwürdig wegen der dasigen Kirche im reinsten gothischen Styl, die zur Zeit des Bauernkrieges unter Johannes Böheimb, vulgo Peukerle oder Pfeuferhänsle, durch Kollektengelder Derer erbaut wurde, die nach N. wallfahrteten, um diesen neuen Freiheitsapostel zu hören.

Nikobaren (Ranceweri, von den Malayen Pulo-Sambilong, d. i. 9 Inseln, von den Dänen auch Friedrichsinseln genannt), Gruppe von 7 größeren und 12 kleineren Inseln im indischen Ocean, auf der südöstlichen Seite des bengalischen Meerbusens, südlich von den Andamaninseln, nördlich von Sumatra, zerfällt in zwei geologisch verschiedene, durch den Sombrerokanal getrennte Gruppen, die zusammen ein Areal von etwa 30 □Meilen umfassen. Die südliche Gruppe besteht nur aus den 2 Inseln Klein-Nikobar von etwa 4 □Meilen und Groß-Nikobar von etwa 12 □Meilen, welche letztere die größte und südlichste aller N. ist. Beide haben Urwälder, sind gebirgig und entwickeln die üppigste tropische Vegetation. Die Inseln der nördlichen Gruppe sind kleiner, niedriger und ganz anders gestaltet. Die nördlichste, Car-Nikobar (9° 10″ nördlicher Breite, 110° 43″ Länge), ist eine niedrige Rundinsel mit gutem morastigem Kulturboden, reich an Gewächsen, besonders herrlicher Waldung. Es gedeihen daselbst besonders Kokos, Brodfrucht, Bananen, Areca, Limonien, Pisang, Ananas, Mango, Sassafras, Cassia, Sagopalmen, Platanus, Yams, Ceder, Tit, Ebenholz, Eisenholz u. a. Von Thieren hat sie Hunde, Katzen, Ratten, wilde Schweine, Rindvieh, Kaimans, Eidechsen, Vampyre, eine Menge Schlangen, Hühner, Salanganen, Papageien; Fische, Schalthiere und Ambra liefert das Meer. Auf dieser bevölkertsten Insel arbeiten englische Missionäre. Das nächste, größere Eiland ist Camorta, reich bewaldet und hoch, mit gutem Hafen, wo sich die Dänen niederließen und eine Mission gründeten; der Versuch Oesterreichs mit einer Kolonie (1778), sowie der der Herrnhuter scheiterten. Die Einwohner sind nicht zahlreich. Oestlich davon liegt Nancowry, gleichfalls dicht bewachsen, fruchtbar, hoch, mit gutem Hafen, wo die Dänen ein Fort hatten; Katschul folgt im Süden und ist, wie die vorige, stark bewohnt. Das Klima der N. ist recht eigentlich oceanisch; die Extreme der Temperatur sind mäßig. Die herrschenden tropischen Fieber sind äußerst gefährlich und haben bis jetzt fast alle Ansiedlungen unmöglich gemacht. Die Einwohner, deren Zahl auf 5000, von Andern auf 12,000 geschätzt wird, sind malayischen Stammes, aber ganz verschieden von denen der Andamaninseln u. von ihnen angefeindet, klein, stark u. kupferfarbig. Sie stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung. Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit, Gastfreiheit und Redlichkeit bei wenig Verstand bezeichnen ihren Charakter. Sie sprechen meist etwas portugiesisch; ihre eigene Sprache ähnelt der malayischen und peguschen. Ihre Religion hält den Glauben an ein gutes Wesen fest; Zauberer stehen im Ansehen; dem Bösen und dem Tode feiern sie Feste. Die Araber kannten schon im 9. Jahrhundert die nikobarischen Inseln als Megebalu und Legebalu. Von Europäern wurden sie nach der Umschiffung Afrika's mehrmals besucht.

Nikolai (Mikolow), Stadt in der preuß. Prov. Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, mit Post, Zollegstelle, katholischer Pfarrei, evangelischem Bethsal, Spital, Löffelfabrik, Brauerei und 3500 Einwohnern.

Nikolaiken, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, am Talter oder rheinischen Wasser

Digitized by Google

und in der Nähe des Spirdingsees, mit Oberförsterei, Fischhandel, Leinwandweberei u. 2000 Einw.

Nikolaiten, Name einer angeblichen Ketzersekte, welche im 1. Jahrhundert n. Chr. in Syrien und Kleinasien verbreitet gewesen seyn soll und als deren Stifter Nikolaus von Antiochien (Apostelgesch. 6, 5) genannt wird. Der Name wird zuerst in der Offenbarung Johannis (2, 6, 15) genannt, wo der Verfasser gegen Verführer in Pergamus eifert, welche nicht bloß die den Heidenchristen gegebenen Speisegesetze, sondern auch das Verbot der Unzucht (Apostelgesch. 15) verachteten. Da der Name außerdem nicht erwähnt wird, hat man mit Recht geschlossen, daß er gar kein eigentlicher Sektenname, sondern nur eine von dem Apokalyptiker angenommene Bezeichnung für jene Verführer ist. Im Mittelalter brauchte man den Namen für jene Priester, welche nach Einführung des Cölibatsgesetzes durch Gregor VII. sich nicht von ihren Weibern trennen mochten, oder des Heirathens wegen aus dem geistlichen Stande austraten, nach dem obengenannten Nikolaus, der nach des Irenäus Angabe seine frühere Frau, die er als Geistlicher verlassen habe, später wieder zu sich nahm. Außerdem führte die theosophische Sekte der Familisten (s. d.) den Namen N.

Nikolajew, Stadt im europ.-russischen Gouvernement Cherson, nordwestlich von Cherson, am Einflusse des Ingul in den Bug, der hier nahe seiner Mündung in das schwarze Meer einen Liman bildet, der sich mit dem des Dniepr vereinigt, ward 1789 vom Fürsten Potemkin gegründet, hat 2 Häfen, eine große Schiffswerfte, eine Lootsen- und Schiffbauschule und ist jetzt anstatt Chersons Sitz der Admiralität des schwarzen Meeres, auch Stationsort für die Flotte dieses Meeres, deren Schiffe auf der dortigen Rhede erbaut werden. Die Stadt ist regelmäßig und geschmackvoll angelegt, hat schöne breite Straßen, die einander im rechten Winkel durchschneiden, u. viele prachtvolle, mit Balkonen, Kolonnaden versehene Häuser. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die ausgezeichnetsten das Admiralitätsgebäude, das Rathhaus, das Zollhaus, die Kathedrale im neueren Styl und die 1821 erbaute Sternwarte. Auch hat die Stadt einen schönen Marktplatz, einen herrlichen Spaziergang am Kai des Ingul u. an demselben Flusse, eine Stunde stromaufwärts, ein großes, mit schönen Gebäuden und Parkanlagen reich ausgestattetes Landgut des Admirals Greigh, Spaskoje, welches früher dem Fürsten Potemkin gehörte. Das Klima ist mild, angenehm und gesund. Die Stadt zählt 40,000 Einw., die sich meist vom Handel und der Schifffahrt nähren. Zwei Meilen davon, beim Dorfe Porutino am Bug, sind schenswerthe Ruinen von der alten milesischen Stadt Olbiopolis, unter denen besonders der sogenannte Hundertgräberplatz merkwürdig ist.

Nikolaus (eigentlich Nikolaos, d. i. Volkssieger), 1) einer der Hauptheiligen der griechischen Kirche, geboren zu Patera in Lycien, wurde durch den Zufall, daß er der Erste war, der zur Kirche kam, verabredetermaßen Bischof von Myra in Lycien. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian eingekerkert und erst unter Konstantin befreit, machte er sich als Kämpfer gegen die Arianer auf dem Concil zu Nicäa 325 bemerkbar. Er war bereits mehre Jahrhunderte im morgenländischen Reiche und hier und da auch schon im abendländischen als Heiliger verehrt worden, als einige Kaufleute von Bari im 11. Jahrhundert seine Gebeine aus der Kirche zu Myra entwendeten und nach ihrer Vaterstadt führten. Sein Fest fällt auf den 6. December.

2) Name von 6 römischen Päpsten: a) N. I., der Große, Papst 858—867, geborener Römer, früher Subdiakonus und Diakonus zu Rom, als Papst herrschsüchtig und energisch, bediente sich zur Erreichung seines Zwecks, als Oberhaupt der Kirche seine Macht geltend zu machen, vornehmlich der pseudoisidorischen Dekretalen, denen er zuerst legales Ansehen zu geben suchte. Er entsetzte auf einer römischen Synode den Erzbischof Johann von Ravenna und restituirte denselben erst nach förmlicher Unterwerfung wieder. Dagegen nahm er sich des Bischofs Rothad von Soissons an, welcher vom Erzbischof Hinkmar zu Rheims auf einer Synode zu Soissons (863) entsetzt worden war, wobei er den Grundsatz zur Anerkennung brachte, daß alle Streitsachen gegen die Bischöfe, als Causae majores, vor den Papst gebracht werden müßten. So sprach er, freilich ohne daß seinem Spruche Folge gegeben ward, die Absetzung des Patriarchen Photius von Konstantinopel aus und gab dadurch eine Hauptveranlassung zur Kirchentrennung. Als König Lothar II. seine Gemahlin Teutberge verstoßen und sich von ihr geschieden hatte, um mit Waldrade sich zu vermählen, bedrohte er Lothar mit dem Bann, wodurch sich dieser veranlaßt fand, 865 Teutberge aus der Hand des päpstlichen Legaten als Gemahlin wieder anzunehmen. Er † den 13. Nov. 867 und wurde den Heiligen beigezählt. Sein Nachfolger war Hadrian II. — b) N. II., 1058—1061, zu Chevron in Savoyen geboren, hieß eigentlich Gerhard und war Erzbischof von Florenz, als er im December 1058 nach Stephans IX. Tode unter des Legaten Hildebrand Mitwirkung zum Papst erwählt ward. Erwarb sich besonders dadurch merkwürdig, daß er die Papstwahl dem Kardinalkollegium übertrug, wodurch er dieselbe gegen das Uebergewicht von weltlicher Seite sicherte. Der Herzog der Normannen, Robert Guiscard, wurde sein Lehnsträger in Unteritalien. In die Regierungszeit dieses Papstes fällt auch der Abendmahlsstreit des Berengar (s. Abendmahl). Sein Nachfolger war Alexander II. — c) N. III., aus dem römischen Geschlechte der Orsini, 1277—1280, wurde nach Johanns XXI. Tode den 15. Nov. 1277 auf den päpstlichen Stuhl erhoben und ließ sich vornehmlich seine und seiner Anverwandten Bereicherung Hauptsorge seyn. Kaiser Rudolf bestätigte ihn feierlich im Besitz aller Schenkungen der früheren Kaiser, insbesondere des Exarchats von Ravenna, und stellte ihm eine Urkunde über den Ländersbesitz des römischen Stuhles aus. Karl von Anjou, mit dem er sich entzweit hatte, entzog er die Würde eines Reichsverwesers und Statthalters von Rom, die er nun auf sich selbst übertrug; auch war er insgeheim Bundesgenosse der

Digitized by Google

Sicilianer gegen Karl. An seiner Hartnäckigkeit scheiterten die Versuche des griechischen Kaisers Michael Palälogus zu einer Versöhnung beider Kirchen. Er † zu Soriano bei Viterbo 1280. Sein Nachfolger war Martin IV. — d) N. IV., 1288—1292, war vor seiner Erhebung Kardinalbischof von Präneste und Minoritengeneral und hieß eigentlich Hieronymus von Ascoli. Er krönte den König Karl den Lahmen zum König von Sicilien, schickte Franciskanermönche als Missionäre nach China, Dalmatien, Slavonien und zu den Tataren, hatte aber damit nur geringen Erfolg, sowie er auch vergeblich bemüht war, Palästina im Besitz der Christen zu erhalten und einen neuen Kreuzzug zu veranstalten. Er † 1292 und hatte Cölestin V. zum Nachfolger. — e) N. V., vorher Pietro Rainalucci, auch Peter von Corbière, Minorit, ward von Kaiser Ludwig dem Bayer als Gegenpapst Johann XXII. entgegengestellt (1328), unterwarf sich aber dann demselben und † im Gefängniß. — f) N. VI., 1447—1455, hieß eigentlich Thomas von Sarzana, ward nach dem Tode Eugens IV. gewählt und stand anfangs dem Papste Felix V. als Gegenpapst gegenüber. Als dieser aber seine Würde 1449 niederlegte, ward er alleiniger Inhaber des apostolischen Stuhles und als solcher auch von dem basler Koncil anerkannt. Er ist zu den wenigen besseren Oberhäuptern der katholischen Kirche zu rechnen. Sein Hauptverdienst besteht in der Beförderung der wissenschaftlichen Studien; die Bibliothek des Vatikan vermehrte er um 3000 Bände, besonders griechische und lateinische Manuskripte. Im J. 1448 schloß er unter Vermittelung des Aeneas Sylvius mit Kaiser Friedrich IV. die sogenannten aschaffenburger oder wiener Konkordate ab, wodurch der deutschen Kirche durch die basler Reformationsdekrete gewonnene Rechte größtentheils wieder entzogen wurden. Er feierte 1450 das Jubeljahr und krönte 1452 Friedrich IV. nebst dessen Gemahlin Eleonore von Portugal. N. † 1455 und hatte Calixtus III. zum Nachfolger.

3) Nikolaus I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland, der dritte Sohn des Kaisers Paul I. von dessen zweiter Gemahlin Maria Feodorowna (Sophia Dorothea Augusta), Prinzessin von Würtemberg, wurde am 25. Juni (7. Juli) 1796 im Schlosse Gatschin bei Petersburg geboren. Den ersten Unterricht empfing er mit seinem jüngeren Bruder Michael unter den Augen ihrer geistreichen und klugen Mutter und bei thätiger Einwirkung des Kaisers Alexander; später wurde die Erziehung der Großfürsten vom Grafen Lambsdorf geleitet, während die Staatsräthe Storch und Adelung, sowie Muravlew den wissenschaftlichen und Dupuget aus Lausanne den französischen Unterricht besorgten. Frühzeitig gaben beide Großfürsten Lust zum Soldatenwesen kund, ohne eine Neigung zu tiefer gehenden Studien zu verrathen. Daggen lernte N. leicht neuere Sprachen und liebte und übte Musik, worin er es bis zur Komposition gebracht haben soll. In seinem Wesen zeigte er frühzeitig eine gewisse Kälte und Verschlossenheit, die beinahe als Wirkung des Mißmuths über seine Stellung im Kaiserhause erscheint. Doch bewahrte ihn dieser strenge Ernst zugleich vor der Hingabe an die Extravaganzen der vornehmen Welt und der namentlich in Petersburg damals völlig demoralisirten Gesellschaft. Während der Regierung des älteren Bruders Alexander blieb er gänzlich von den Geschäften des Staatslebens entfernt. Bald nach dem Abschluß des allgemeinen Friedens besuchte er zum Behuf seiner weiteren Ausbildung mehre Länder Europa's, namentlich England, wo er sich mit den großartigen Einrichtungen des Landes bekannt machte und durch seine Freigebigkeit Aufsehen erregte. Nach seiner Rückkehr besuchte er noch auf einer ziemlich flüchtigen Rundreise einige der bedeutendsten Städte Rußlands und vermählte sich dann am 13. Juli 1817 mit Charlotte, der ältesten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen. N. bewohnte nach seiner Vermählung den antischkowschen Palast in Petersburg, und beide Gatten gelangten hier zu jener gegenseitigen Unentbehrlichkeit, welche ihre Ehe geraume Zeit als ein Musterbild häuslichen Lebens erscheinen ließ. Sein Geschäftskreis beschränkte sich auf bloßen Garnisondienst, wobei er den Rang eines Oberinspektors beim Geniewesen bekleidete. Nach Alexanders Tode (1. Dec. 1825) fiel N. in Folge der Resignation des älteren Bruders, des Großfürsten Konstantin, der Thron von Rußland zu. Anfangs weigerte er sich, die Krone anzunehmen, und drei Wochen lang geschahen die officiellen Akte in Petersburg im Namen des Kaisers Konstantin I.; erst am 24. Dec. übernahm N. formell die Regierung, als deren Anfang jedoch im Thronbestelgungspatent der 19. Nov. (1. Dec.), Alexanders Todestag, angegeben war. Eine seit Jahren vorbereitete Militärverschwörung, die am 26. Dec. 1825 zum Ausbruch kam, unterdrückte er energisch und muthig, aber mit großer Strenge. Dies Ereigniß, verbunden mit einer gewissen inneren Zerrüttung, welche das milde, schwankende Regiment Alexanders zurückließ, übte sicherlich bedeutenden Einfluß auf die Regierungspolitik des neuen Herrschers, die zu dem Standpunkte des asiatischen Alleinherrschers zurückkehrte, obwohl er nicht nur im Thronergreifungspatente seinen Russen, sondern auch in einem besonderen Manifest den Polen und in der Einkarnote an die europäischen Höfe versheißen hatte, daß es sein „unwandelbares Bestreben seyn werde, die Regierung des verstorbenen Kaisers Alexander fortzusetzen". Wie wenig sich übrigens N. bei seiner Thronbesteigung für ein festes Regierungssystem entschieden hatte, zeigte unter Anderem die Beibehaltung der Staatsmänner, welche bisher in Alexanders Namen die Regierung geleitet hatten. Selbst die ungeheuern Unordnungen und Mißbräuche, welche sich in den Verwaltungszweigen mehrer Minister offenbarten, vermochten ihn nicht zu einem Wechsel im Ministerium, und erst durch andere Ereignisse wurden später einzelne Veränderungen herbeigeführt. Zwar ward eine Specialkommission niedergesetzt, welche einen Weg angeben sollte, um die in allen Aemtern vorkommenden Unterschleife aller Art zu beseitigen, aber von Erfolgen derselben hat man nie etwas vernommen. Von wirk-

Digitized by Google

lichen organischen Reformen war überhaupt in der ersten Zeit der Regierung N.' keine Rede; die Form allein war es, woran man änderte, und das System, welches N. persönlich und gleich vom Anfang seiner Regierung an zur Geltung brachte, war das der Militärherrschaft. Die Bevorzugung des Militärs zeigte sich schon in der massenhaften Vermehrung der militärischen Umgebungen seiner Person; die Berechtigung der Generaladjutanten, bei allen Behörden Einsicht in die Akten, Rechenschaft über die Verwaltung, Vorlegung der Rechnungen ꝛc. fordern zu können, stellte alle Civilverwaltung unter militärische Aufsicht und hob das Militär selbst auf die oberste Stufe im Staat. Das Werk einer scheinbaren Radikalreform, mit dessen Leitung Speranski beauftragt ward, war die Systematisirung des russischen Gesetzbuches, wozu der Gedanke vom Kaiser Alexander ausgegangen war, eine riesenhafte Arbeit, die erst 1846 vollendet ward. Das drückende Loos der Leibeigenen hatte schon im letzten Lebensjahre Alexanders zahlreiche Aufstände hervorgerufen, die sich wiederholten, als N. zur Regierung gekommen und das Gerücht verbreitet worden war, es werde derselbe die durch mehrfache Regierungshandlungen seines Vorgängers thatsächlich in Aussicht gestellte Aufhebung der Leibeigenschaft in Ausführung bringen. Die Antwort des Kaisers auf die an ihn gerichteten Bittschriften um Erleichterung der Lasten bestand in einem Manifest (vom 18. [30.] Mai 1826), worin die verbreiteten Gerüchte als fälschlich erfunden erklärt und die Leibeigenen mit den strengsten Strafen bedroht wurden, falls sie ihre Frohnden und Pflichten nicht in jeder Hinsicht „ohne alle Widerrede" leisten würden. Als dieser Befehl nicht ausreichte, rückten in die erregten Gegenden Militärabtheilungen ein, begleitet von der Publicirung und Ausübung des Standrechts. Allerdings befahl ein Ukas den verschiedenen kokalbehörden, darüber zu wachen, daß die Leibherren „nichts Uebermäßiges" von ihren Bauern fordern und sie nicht mit „allzu großer Strenge" behandeln sollten; aber bei der Bestechlichkeit der Behörden blieb der Ukas wirkungslos, u. selbst die Gesetze, welche später zur Erleichterung der Leibeigenschaft gegeben wurden, verbesserten das Wesen der Eigenhörigkeit nur äußerst wenig. Die äußere Politik des Kaisers war in den ersten Jahren seiner Regierung vorzugsweise auf Asien gerichtet. Der persische Krieg brachte in dem Frieden von Turkmantschin (28. Febr. 1828) Rußland einen bedeutenden Zuwachs an Ländergebiet und der Friede zu Adrianopel, der den Krieg mit den Türken beendete, trug außerdem den freien Verkehr auf der Donau, im schwarzen und mittelländischen Meere und unberechenbare politische Vortheile ein. Die polnische Erhebung, die nur nach neunmonatlichem verheerenden Kampfe erdrückt werden konnte, weckte die leidenschaftlichste Rache des Czars, um so mehr, als er im Jubel Europa's über Polens Siege, wie im Mitgefühl für dessen Fall, den Bruch der ganzen civilisirten Welt mit dem russischen Czarenabsolutismus erkennen mußte. Die polnische Revolution bezeichnet den Moment, wo die russische Politik unter N. aus dem System der Abwehr der neuen Zeit vom eigenen Reiche offenkundig in ein System des Angriffskriegs gegen die politische Fortentwickelung Europa's auch außerhalb der Reichsgrenzen überging. Die bisher freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich lockerten sich so weit, daß der Gesandtschaftsposten zu Paris bald nachher unbesetzt blieb, während N.' persönliche Beziehungen zu Friedrich Wilhelm III. von Preußen, dem fast einzigen Vertreter des Absolutismus in Deutschland, desto enger wurden. Diese Beziehungen verschwanden plötzlich, als Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron bestieg und den Freiheitshoffnungen, mit welchen man ihn empfing, keine abweisende Antwort gab. Sie schienen sich wieder zu knüpfen, als dieser vor dem ersten vereinigten Landtage die vielbesprochene Thronrede hielt, welche jeden Versuch zur Beschränkung der Kronrechte beinahe als Hochverrath hinstellte. Rußland selbst ward mehr und mehr von der westlichen Welt abgeschlossen, und ein verderbliches Polizei- und Spionennetz verbreitete sich namentlich über die westlichen Provinzen. Mit der Russificirung der verschiedenen Nationalitäten ging die systematische Bekehrung der Protestanten und Katholiken zur orthodoxen Kirche Hand in Hand; selbst die griechischunirte Kirche mußte 1840 ihre Vereinigung mit der orthodoxen geschehen lassen. In den politischen Stürmen von 1848 und 1849 bewahrte N. mit großer Klugheit eine zuwartende Haltung, die sich die günstige Gelegenheit fand, seinen Einfluß nach allen Seiten hin wieder zu sichern. So knüpfte seine Intervention in Ungarn die österreichische Politik an sein Interesse, und das Scheitern der deutschen Sache befestigte seinen Einfluß in Deutschmark, während sein Auftreten in dem österreichpreußischen Zerwürfnisse ihn gewissermaßen als Schiedsrichter erscheinen ließ. Die Herstellung des napoleonischen Kaiserthums in Frankreich förderte das festere Anschließen der nördlichen Mächte an den Czaren und gewährte die Aussicht auf die Isolirung oder gar Bundesgenossenschaft Englands. Dennoch erwiesen sich die gewonnenen Beziehungen als unzureichend, als er 1853 zur Ausführung des längst vorbereiteten Plans gegen die Türkei schritt. England und Frankreich traten gegen ihn in den Kampf, u. Oesterreich nahm eine mehr feindliche als freundliche Stellung ein. N. stand allein den vereinigten Feinden gegenüber, und noch war der Kampf nicht beendet, als er am 2. März (18. Febr.) 1855 †. Vgl. Russische Reich. N. war unzweifelhaft ein Charakter von schärfster Prägung und die hervorragendste Herrscherpersönlichkeit der neuern Zeit. In dem Ausdruck des Antlitzes herrschten Strenge und Majestätsbewußtseyn vor. Zwar wechselte dieser Ausdruck wohl manchmal für Augenblicke mit einem freundlichern ab. Die scharfgeschnittenen Lippen hatten etwas Herbes und Hartes, und es schien unmöglich, daß diese Lippen jemals ein Wort milder Schonung gesprochen und einen Kuß glühender Leidenschaft geküßt. Noch weniger als der Mund schien das Auge eines milden Ausdrucks fähig. Fast ohne Absatz zog sich die feingeschnittene Nase von der Stelle, von einem dünnen Haarkranz umsäumt en Stirn herab. Aus

Digitized by Google

seiner Ehe gingen hervor: Alexander Nikolajewitsch Cesarewitsch, Großfürst und Thronfolger, geboren den 29. (17.) April 1818; Großfürstin Maria Nikolajewna, geboren den 18. (6.) Aug. 1819, Witwe des Herzogs von Leuchtenberg; Großfürstin Olga Nikolajewna, geboren den 11. Sept. (30. Aug.) 1822, vermählt mit dem Kronprinzen Karl von Würtemberg; Großfürstin Alexandra Nikolajewna, geboren den 24. (12.) Juni 1825, † 1844 als Gemahlin des Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel; Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, geboren den 21. (9. Sept.) 1827; Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, geboren den 8. Aug. (27. Juli) 1831; Großfürst Michael Nikolajewitsch, geboren den 25. (13.) Okt. 1832.

4) N. von Clamenge, N. de Clemangis, einer der hervorragendsten Eiferer seiner Zeit für kirchliches Leben und kirchliche Zucht, 1386 Lehrer, seit 1393 Rektor der Universität Paris, dann Geheimschreiber des Papstes Benedikt XIII., später Kanonikus zu Langres, Archidiakonus zu Bayeux und endlich Professor im navarrischen Kollegium zu Paris, † 1440. In seiner Schrift „De ruina ecclesiae" rügte er schonungslos das unmoralische Leben der Päpste und Kleriker und deutete auf die nothwendige Reformation hin, als deren Vorläufer er mit zu betrachten ist, zumal da er in seiner Schrift „De studio theologiae" das Emblum der heiligen Schrift oben an stellt. Seine „Opera" wurden herausgegeben von Lydius (Leyden 1631).

Nikolsburg, 1) (**Mikulow**), Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im österreich-mährischen Kreise Brünn, am Fuße der weinreichen polauer Berge, hat ein Piaristenkollegium mit philosophischer Lehranstalt, einer ansehnlichen Bibliothek und einem physikalischen Museum, ein Gymnasium und 2 Synagogen, eine israelitische Taubstummenanstalt und 9500 Einwohner (darunter 5500 Juden), die Tuch- und Wollenzeugfabrikation betreiben. Mitten in der Stadt erhebt sich auf einem Felsen das weitläufige fürstlich dietrichsteinsche Schloß, das eine Bibliothek von 20,000 Bänden, ein Naturalienkabinet und im Keller ein ungeheures Faß von 2000 Eimern enthält. Andere sehenswerthe Gebäude sind die schöne Pfarrkirche und die 1784 großentheils abgebrannte, 1846 wieder hergestellte St.-Annenkirche mit einem steinernen Prachtportale. In der Nähe liegt das Dorf Voitelsbrunn oder Seiecz mit einem Schwefelbade, 950 Einwohnern und gutem Weinbau. In N. waren im December 1805 nach der Schlacht von Austerlitz Friedensunterhandlungen, die in Petersburg fortgesetzt wurden und mit dem pressburger Frieden endeten. — 2) (**Wethlen-Miklos**), Flecken in der kokelburger Gespannschaft in Siebenbürgen, am kleinen Kockel, mit Schloß, Salzquelle und Weinbau. Hier Abschluß des **nikolsburger Friedens** (31. Dec. 1621) zwischen Oesterreich und dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen.

Nikon, russischer Patriarch, 1605 in Weljemanow unweit Nowgorod aus niederem Stande geboren, wurde, nachdem er in dem Kloster des heiligen Macarius unterrichtet worden war, Weltpriester und trat dann in das auf einer Insel im weißen Meere gelegene ansersche Kloster. Nachdem er Abt des koschejer Klosters zu Moskau geworden, zog er die Aufmerksamkeit des Czaren Alexei Michaelowitsch auf sich, der ihn zum Archimandriten des nowopaschen Klosters in Moskau und 1649 zum Archimandriten von Nowgorod erhob, wo er durch seine Entschlossenheit zur Unterdrückung eines Aufruhrs wesentlich beitrug. Im J. 1652 ward er Patriarch von Rußland. Czar Alexei schenkte ihm anfangs ein unbegrenztes Vertrauen, ward aber seines unbeugsamen Charakters wegen gegen ihn eingenommen. Als N. dies bemerkte, entfernte er sich 1658 aus Moskau, begab sich in das nahe gelegene, von ihm selbst erbaute woskresenische Kloster und sprach den Fluch über seine Feinde aus. Dann trat er, indem er wieder in Moskau erschien, in offene Opposition gegen den Czar. Alexei, einen gefährlichen Streit mit der kirchlichen Macht fürchtend, berief die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien nach Moskau zu einem Koncil, das 1666 N. seiner Würden entsetzte und als Mönch in ein Kloster verbannte. Czar Feodor Alexjewitsch erlaubte ihm nach dem woskresenischen Kloster zurückzukehren, aber N. † auf der Reise dahin zu Jaroslaw 1681. Verdienste um die russische Literatur hat sich N. dadurch erworben, daß er die slawischen Kirchenbücher nach den griechischen Originalen berichtigen ließ, zu welchem Behufe er im Oriente mehr als 500 griechische Manuskripte hatte sammeln lassen. Mit Unrecht wird ihm die sogenannte nikonsche „Chronik", welche die petersburger Akademie der Wissenschaften (8 Bde., Petersburg 1767—92) herausgegeben hat, zugeschrieben.

Nikopol (**Tschingani-Kale**), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, Sandsch. Rustschuk, südwestlich von Bucharest, an der Mündung der Osme in die Donau, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs u. katholischen Bischofs und hat Schiffahrt und Handel und 20,000 Einw.

Nikopoli, Hauptstadt eines gleichnamigen europäisch-türkischen Sandschaks in Bulgarien, an der Donau und den Mündungen des Osme, ist gut befestigt, hat ein festes Schloß, mehre Moscheen, griechische und katholische Kirchen, einen griechischen Erzbischof und katholischen Bischof und 10,000 Einwohner. N. ward als Nicopolis vom Kaiser Trajan zum Andenken an einen Sieg über die Dacier gegründet. Bei N. schlug Bajazet am 28. Sept. 1396 ein verbundetes Heer von 100,000 Christen unter Siegmund von Ungarn. Hier auch 1598 Sieg des Walachenfürsten Michael über die Türken. Den 27. Okt. 1811 ward N. von den Russen genommen und den 18. Februar 1829 hier von denselben eine türkische Flotille vernichtet. Am 25. Juli 1829 ward das befestigte Lager der Türken bei N. durch die Russen unter Gowarow erstürmt.

Nikotin, ein im Tabak (Nicotiana Tabaeum) enthaltenes flüchtiges Alkaloid, findet sich in den Blättern und Samen der Pflanze und wird erhalten, wenn man den wässerigen Extrakt derselben mit Alkohol auszieht, die gewonnene weingeistige Lösung mit Kali versetzt und mit Aether schüttelt. Aus der ätherischen Lösung wird das N. durch

Digitized by Google

Oxalsäure und Abdestilliren abgeschieden. Das reine N. stellt eine farblose, klare, blattrige Flüssigkeit dar von 1,03 spezifischem Gewicht, scharfem Geruch und brennendem Geschmack. Es siedet bei 246° unter Zersetzung, destillirt in niedrigeren Temperaturen langsam und ohne Rückstand über, stellt die gerötheten Pflanzenfarben wieder her und bräunt vorübergehend Kurkumapapier. Es ist leicht entzündlich, verbrennt mit rußender Flamme, mischt sich mit Wasser, Alkohol und fetten und flüchtigen Oelen. An der Luft bräunt sich das N. unter Bildung einer harzigen Substanz. Jod und Chlor zersetzen dasselbe. Das N. ist ein tödtliches Gift; 1/4 Tropfen tödtet ein Kaninchen, 1 Tropfen einen Hund. Es wirkt nicht erweiternd auf die Pupille. Das R. verbindet sich mit Säuren und neutralisirt sie vollständig. Alle diese Verbindungen sind in Wasser und Alkohol leicht löslich, schwierig krystallisirbar. In den Tabaksblättern findet es sich in der Gestalt eines Salzes. Trockener Schnupftabak enthält ungefähr 2 Procent N., trockene entrippte Tabaksblätter enthalten 2,0—7,9 Procent.

Nil, der größte Fluß Nordafrika's, wird von zwei Quellflüssen gebildet, die sich in der Höhe der Nordgrenze von Abyssinien vereinigen. Der bekannteste, der östliche von diesen, der **blaue Fluß** oder **Bahr el Azrak**, ist der kürzere und entspringt mit einer 2 Fuß starken Quelle auf einem Sumpf, 2 Meilen von Sakkala, in der zum Centralplateau Abyssiniens gehörenden Provinz Maitscha, in einer Höhe von etwa 8500 Fuß, unter 11° nördl. Br. und 54½° östl. L. Nach einigen Krümmungen fließt der junge Strom als rauschender Mühlbach zum Thal hinab, wo er nach dreitägigem Lauf in die Ebene Baad hervortritt, strömt in zahllosen Windungen von hier nordwärts, etwa 26 geographische Meilen weit, ergießt sich in den großen See Tsana in einer Breite von 260 Fuß, durchströmt denselben in einer Länge von 5 geographischen Meilen, aber so, daß sein Wasser sich nicht mit dem des See's vermischt, fließt dann nach seinem Austritt aus dem See in südöstlicher Richtung, worauf er eine große Spitallinie bildet, indem er sich erst nach Süden, dann nach Westen und zuletzt so nach Norden wendet, daß er nach einem Lauf von 20 Tagereisen sich wiederum seiner Quelle bis auf eine Tagereise nähert, durchbricht die Bergterrasse von Fasokl, durchbricht in drei verschiedenen Kataraкten, wovon der obere 280 Fuß hoch hinabstürzt, die Gebirgskette, welche weiter im Westen Deir u. Tuggala genannt wird, geht dann von dem nordwestlichsten Rande des abyssinischen Plateau's in die nubischen Ebenen über, wo er sich, nachdem er von Osten her noch die Flüsse Dender und Rahad aufgenommen, unterhalb Sennaar bei Khartum, der Hauptstadt des ägyptischen Nubiens, 15° 34' nördl. Br., 50° 10' 43'' östl. L., mit dem weit größeren westlichen Quellstrom vereinigt. Dieser, der **weiße Fluß** oder **Bahr el Ablad**, nach der auffallend weißen Farbe seines Wassers so genannt, ist mit seinem wahren Quellgebiet und seinem obersten Laufe noch nicht bekannt. Die letzten Expeditionen sollen bis 2° nördl. Br. vorgedrungen seyn, und noch immer war der Fluß schiffbar. Wahrscheinlich sind seine Quellen unter dem Aequator zu suchen, wo Schneeberge entdeckt worden sind und wohin auch Ptolemäus sein Mondgebirge und die Quellen des N. verlegt. In seinem bekannten Laufe von 4° nördl. Br. an durchzieht der Bahr el Ablad, sich zu weiten, flachen, schlammigen Seen, namentlich in dem Lande der Dinkaneger erweiternd, unermeßliche, mit den dichtesten Urwäldern bedeckte Ebenen, während der Lauf des Bahr el Azrek durch die nubischen Ebenen nur von waldlosen, in der Regenzeit aber mit einer üppigen Grasvegetation bedeckten Fluren begleitet wird. Er durchsetzt die Bergterrasse von Fasokl, durchbricht die Bergzüge von Deir und Tuggala, das Land der Fungi, tritt dann in die Ebene und nimmt viele Ströme auf, von denen uns folgende von Negersklaven aus jenen Gegenden genannt werden: Bahr Indry, Bahr Arramia, Bahr el Harros, Bahr Embrénje und Bahr Ezrak. Auch der Maleg, welcher in den Sümpfen am Fuß der Terrasse von Narea entspringt und durch Bizamo fließt, scheint sich in den Bahr el Ablad zu ergießen. Auf den Inseln des weißen Flusses, darunter vorzüglich 3 größere, die aber zur Regenzeit nicht bewohnt werden können, lebt das Negervolk der Schillnk. In gleicher Breite mit der Stadt Sennaar strömt er zwischen Alleis auf dem linken und Schillnk auf dem rechten Ufer hindurch, tritt hier in das Gebiet des Pascha's von Aegypten ein und trennt die Gebiete der Provinzen Kordofan und Sennaar. Nach der Vereinigung beider Quellströme fließt der N. von 16°—30° nördl. Br. meist in nördlicher Richtung fort bis zu den Kataraкten von Syene. Von Khartum bis zu seiner Mündung nimmt der vereinigte Strom außer dem Atbara, dem Astaboras der Alten, dem Tacazze (s. d.) der Abyssinier, keinen Zufluß mehr auf. Nahe an 20° nördl. Br. wird der Strom durch mächtige, von Osten vorgeschobene Urgebirgslager in seinem nördlichen Laufe gehemmt. Durch zahlreiche Kataraкte windet er sich von der Insel Mokrat an nach West und Südwest zurück durch die felsigen Landstriche Monassir und Schagleh, bis er vom Berge Barkal an das harte Gestein wieder verläßt, bei Gebel-Déke in die Provinz Dongola tritt und von Ambukol an unter 18° nördl. Br. sich wieder nach Nordwest und Norden wendet. Von hier an durchströmt er ein breites und fruchtbares Thal bis zur nördlichen Grenze von Dongola, wo er von Neuem in ein Kataraktenland eintritt, welches sich bis nach Wadi-Halfa von 19½—22° nördl. Br. erstreckt. Es folgt das Land zwischen den ersten beiden Kataraкten, in welchen das Nilthal in Sandboden ausgehöhlt ist. Bei der nördlichsten Kataraкte, zwischen Philä und Assuan, überschreitet er die ägyptische Grenze unter 24° nördl. Br. und gleitet in stiller Majestät als ein segenbringender Fluß über 100 Meilen weit gerade nordwärts fort. Sein fruchtbares Thal, von den arabischen Stämmen das Tell genannt, von einer mittleren Breite von 2 Meilen, wird von 2 Höhenzügen begrenzt, von denen der östliche das ganze Land bis zum rothen Meere erfüllt, der westliche aber von Libyen aufsteigt, wie ein glatter, oder Damm den N. entlang hinzieht u. in schräger Böschung in das Nilthal abfällt, während die östliche Ber-

Digitized by Google

grenzung senkrecht abstürzt und deshalb in ihrer ganzen Länge Dschebel Mokattam, d. i. die steile Felsenwand, genannt wird. Am schmalsten ist das Thal in Oberägypten (Said), dem alten Thebais; an einer der breitesten Stellen füllen hier die Ruinen von Theben dasselbe von Osten nach Westen aus. In Mittelägypten, welches da beginnt, wo die letzten Tempelruinen von Dendérah die Ufer des N. schmücken, erweitert sich das Thal etwas, doch wird es nicht über 4 Lieues und an der breitesten Stelle, bei Fayûm, nur 3 geographische Meilen breit. Aber von hier an zieht sich die libysche Hügelkette immer mehr nach Westen zurück, während die östliche bei Kairo ganz verschwindet, worauf sich die unabsehbare Ebene des Delta ausbreitet. Fünf Stunden unterhalb Kairo, bei Batnel-Bakara, theilt sich nämlich der N. in zwei Hauptarme, von denen der eine gerade aus nordwärts bei Damiette sich ins Meer ergießt, der andere, kürzere uns schwächere, aber sich nach Nordwest wendet und bei Rosette seine Mündung hat. Beide Arme, der phatnitischen und bolbitinischen Mündung des Strabo entsprechend, schließen das sogenannte Delta ein, ein Dreieck, dessen Basis an der Meeresküste eine Länge von 15¼ benschen Meilen hat, während der westliche Schenkel 20¾, der östliche 21¼ Meilen lang ist. Der Nilarm von Damiette ist ohne alle Windungen, hat nur wenige Inseln und ein enges Bett von 300 bis 2100 Fuß Breite, aber 23—24 Fuß Tiefe zur Zeit des niedrigen Wasserstandes und ist jetzt der einzige stets schiffbare Arm des Stromes. Beide Ausströmungen waren im Alterthum nicht so bedeutend, wie die pelusische Mündung im Osten u. die kanopische im Westen, zwischen denen in der Ordnung von Osten her noch die tanitische, mendesische, phatnitische (oder bukolische), sebennytische und bolbitinische Mündung genannt werden. Der pelusische Arm, in welchen Alexanders Flotte von Gbasah aufwärts segelte, ist gegenwärtig versandet; die tanitische und mendesische Mündung sind beide verschwunden und in den Süßwasserse von Menzaleh verwandelt; auch die kanopische (herakleotische und naukratische) Mündung, so wie der Kanal am großen Marreotisee, der westlichste von allen Armen, existiren nicht mehr. Ueberhaupt hat der Strom, wenigstens auf seinem Unterlaufe, mehrfache Veränderungen erlitten. Ein eigentliches Ueberströmen des Flusses über die umgebende Thalfläche findet in ganz Nubien nicht mehr Statt, sondern beginnt erst in Oberägypten ungefähr in der Höhe von Esku. Höher hinauf wird das Nilwasser durch Wasserräder auf die Uferhöhe gehoben und dann auf die Felder geleitet. Der aus Nilschlamm gebildete Thalboden wird jetzt auch von dem höchsten Wasserstande nicht mehr erreicht. Hieroglyphische Felseninschriften bei Semneh, eine Tagereise über der zweiten Kataraktе, bezeugen, daß hier die höchsten Nilschwellen vor etwa 4000 Jahren durchschnittlich an 23 Fuß höher liegen als jetzt, während umgekehrt die jährlichen Ueberschwemmungen in Aegypten die ganze Thalfläche und zugleich das Nilbett selbst noch fortwährend erhöhen. Die Stromschwellung, die zu Herodots Zeiten bei Memphis Statt fand, ist weiter nach Norden gewandert, und selbst die Basis des Delta's an der Meeresküste ist wohl seit Herodot um eine Meile weiter nordwärts in das Meer vorgerückt. Wahrscheinlich gab es eine Zeit, in welcher es gar nicht vorhanden war, ja vielleicht war einst das ganze Nilthal eine Meeresbucht, zu welcher die Gegend des heutigen Delta zwischen Alexandria und Pelusium den breiten Eingang bildete. Die Fruchtbarkeit des Delta's machte das Land zur Kornkammer erst der Nachbarn u. später der Weltstädte Rom und Byzanz; es glich dem lieblichsten Garten und war voll Ortschaften und Reichthum. Jetzt ist sein Inneres ziemlich öde und unbekannt, und nur die Pilgerkaravanen bringen einigen Handel und Wandel in dessen Mitte, nach Tentah. Durch Kanäle ward das Delta nach Westen bis zum Mareotis, in dem alle Seitenkanäle zusammengeleitet waren, nach Osten in einem großen Bogen bis gegen das rothe Meer hin erweitert; heut zu Tage hat es sich aber verengert, und die Wüste ist tiefer hineingetreten, wie auch die Beduinen nicht selten ihre Macht darin geltend gemacht haben. Nach Russeggers Untersuchungen liegt das Nilthal bei Assuan 342, bei Koruskо 450, bei Abu-Hammed 963, bei El-Mecheref 1331, bei Khartum 1431 Fuß über dem Meere. Das Stromgefälle beträgt in Aegypten durchschnittlich 2,3 Fuß auf eine Meile, zwischen Assuan und Koruskо 3,6, zwischen Koruskо und Abu-Hammed 3,4, zwischen hier und El-Mecheref 13,0, zwischen hier und Khartum 2,0 Fuß. Im Ganzen beträgt der durchschnittliche Fall zwischen Rosette und Khartum 3,5 Fuß auf die Meile (in Nubien 4,2, in Aegypten 2,8 Fuß). Die Quantität des Wassers während der Nilschwelle ist neunmal größer als während der trockenen Zeit in dem Strombette; in dieser strömen in einer Sekunde 782 Kubikmetres, in jener 6524 Kubikmetres zum Meere. Bei ungetrübtem Strome hat der Fluß das reinste Wasser, das in ganz Aegypten als Getränk dient und zur Bereitung der Speisen benutzt werden, in Fabrikanstalten die Stelle des destillirten oder des Regenwassers vertreten kann. Erst im Verlaufe des Anschwellens wird das Wasser grün, wie man glaubt, von Pflanzentheilen aus den in Nachtrieben Sümpfen der Shangalla; zuletzt wird es röthlich von den erdigen Theilen, die der Strom aus der Steinaarterrasse mit fortreißt. Aber auch da noch ist das Wasser zum Trinken tauglich n. vorzüglich befruchtend für das Land. Der in großen Quantitäten in ihm enthaltene aufgelöste Schlamm breitet sich in horizontalen Schichten wie eine Decke über das ganze Land aus und enthält vorzüglich düngende Thonerde und kohlensaure Magnesia, wodurch die Aecker so fett werden, daß sie keines Düngers bedürfen. Daher wird der N. mit Recht El Fayd, der Ueberfluß, und El Mobarek, der Gesegnete, von den jetzigen Anwohnern genannt. Salzig wird der N. zu Rosette, 1½ Stunden vom Meere zur trockenen Jahreszeit, weil dann seine Wasser nicht mächtig genug sind, den Fluß durch zwei Mündungen zugleich im Laufe zu erhalten. Wegen der Massen fruchtbarer Erde, welche der Strom von den abyssinischen Gebirgen in das tiefer liegende Land führt, erhoben schon in alten Zeiten die ägyptischen Könige Ansprüche auf

Digitized by Google

einen von den Aegyptern zu zahlenden Tribut. Ja, als Aegypten von den Moslemin erobert ward und diese die Christen verfolgten, soll ein abyssinischer Kaiser (Kalibala, um 1200) den Plan gefaßt haben, dem N. einen andern Lauf zu geben und so Aegypten trocken zu setzen. Der N. wurde von den alten Aegyptern in der heiligen Sprache Hape oder auch nur Aurαa, der große Fluß, koptisch Jaro, daher auch hebräisch Jar oder Jaur genannt. Der griechische Name Neilos ist von dem semitischen Naher abgeleitet worden; wenigstens stammt er nicht aus dem Aegyptischen. Die heutigen Araber nennen ihn Bahr, wie jedes große Wasser, oder auch el-Nil, die anwohnenden Nubier Tossi oder auch Nilossi. Er wurde von den Aegyptern, später auch von Griechen und Römern göttlich verehrt. Erstere stellten ihn mannweiblich mit Bart u. weiblichen Brüsten und von blauer Hautfarbe dar. Man pflegte den obern N. von dem untern durch besondere Blumensymbole zu unterscheiden. Er hatte einen eigenen Tempel zu Nilopolis, sein Hauptfest hieß Nilοa. In der griechisch-römischen Kunst ist er in der Gestalt eines liegenden Flußgottes bekannt, um welchen 16 Kinder (die 16 Ellen der Nilschwelle) spielen. In den letzten Jahrzehnten war besonders der weiße N. und sein Quellland das Ziel vieler Entdeckungsreisen, die aber sämmtlich noch kein genügendes Resultat gegeben haben. Die ungefähre Kunde der alten Zeiten reichte nur bis Meroë, von dem südwärts das Land der Aethiopen lag, der Menschen am äußersten Ende der Erde, wie Homer sie nennt. Aus den Erzählungen ägyptischer Elephantenjäger schöpfte Cl. Ptolemäus seine in jüngster Zeit bewahrheitete Nachricht: der Nilstrom komme aus der Nähe des Aequators in zwei Armen von den Mondgebirgen herab, bei in der Nähe von Meroë zu einem Hauptstrome sich vereinigten. Den zum größten Theil richtigen Angaben der arabischen Geographen zeugen von vielfachen Reisen und Unternehmungen der mohammedanischen Herrscher Aegyptens nach den Gegenden des obern Nillaufs. Nach ihren Angaben entwarf d'Anville seine Karte von Afrika (1749), der einzige europäische Geograph, der eine Ahnung des richtigen Verhältnisses hatte und damit seiner wie der folgenden Zeit weit voranellte. Uebrigens hörte die Kenntniß der Araber von den rückwärts gelegenen Nilländern auf, zuverlässig zu seyn, seit die Glaubenskriege gegen die dortigen Stämme aufhörten, besonders seit die Schilluknεger 1504 am blauen Nil das Königreich Sennaar gründeten. Der obere Nillauf hüllte sich nun für unsere Kenntniß in undurchdringliches Dunkel, und die ersten Kenntnisse, die man aus diesen Gebieten wieder erhielt, führten auf eine falsche Fährte. Der Irrthum ging so weit, daß man einen großen See, der in den arabischen Nachrichten erwähnt wird, für den Tschadsee hielt, einen westlichen Zufluß des N.s aber mit dem Niger (s. d.) identificirte. Erst seit 1820 und 1821 die Truppen Mehemed Ali's den Handelsstaat Kordofan gründeten, wurden diese Gegenden von europäischen Naturforschern, von Linant (1827), Ehrenberg, Hedenström, Ed. Rüppell (1832), Russegger u. A., bereist; doch konnten diese Untersuchungen nur so weit ausgedehnt werden, als die arabische Bevölkerung und der Einfluß Mehemed Ali's reichten. Letzterer rüstete selbst eine wissenschaftliche Expedition aus, die am 16. Nov. 1839 von Chartum abging und am 1. März 1840 dahin zurückkehrte, ohne weiter als zum Lande Eliab unter 6° 30′ nördl. Br. gekommen zu seyn. Zwei weitere Expeditionen (23. Nov. 1840 bis 22. April 1841 und 26. Sept. 1841 bis 1. Febr. 1842), denen auch Europäer Theil nahmen, hatten bessere Resultate, obgleich man nicht zu den Quellen gelangte. Da Mehemed Ali's eigentlicher Zweck das Aufsuchen von Gold, nicht erreicht worden war, so erkaltete der Eifer des Vicekönigs plötzlich. Dagegen beschiffte der Missionär Dr. Knoblecher 1849—1850 den N. und kam bis 4° 42′ nördl. Br. Vergl. Ritter, Ein Blick in das Nilquellland, Berlin 1844; Ferd. Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen N.s, Berlin 1848; Karl Zimmermann, Karte zur Darstellung des oberen Nillandes und der östlichen Mittelafrika's, Berlin 1843. Unter den Reisenden, die von Osten her zum weißen N. vordringen suchten, befinden sich die Briten Arnold und Anton d'Abbadie, deren Berichte aber mehr Verwirrung als Aufklärung verbreitet haben und mehrfach, z. B. von Beke („Inquiry into Mr. Antoine d'Abbadie's Journey to Kaffa") widerlegt worden sind.

Nil admirari (lat.), d. i. nichts bewundern, die bekannte Antwort des Pythagoras, als ihn Jemand fragte, was er durch sein eintägliches Nachdenken erringe. In das Nichtsbewundern (Athaumasie) setzte auch Demokritus das höchste Gut, und Horatius hat in einem seiner Briefe (i, 6), der mit obigen Worten anfängt, dasselbe Thema abgehandelt.

Nilafer, schwarzgrüne, innen weiße, breiteiförmige, linienlange, an den Sumpfgegenden Persiens kommende, der Senega ähnliche Samen, die von einer Convolvulus- oder Ipomäaart abstammen und diuretische Kräfte haben sollen.

Nilal, Fluß, s. v. a. Indus.

Nilgherri (blaue Berge), Gebirg in Ostindien, erhebt sich am Südende des Plateaus von Mysore unter 19° nördl. Br. bis zu 9000 F. und verbindet die beiden Ghats als ein Gebirgsknoten. Das Gebirg nimmt einen Flächenraum von 50—60 geogr. □Meil. ein und hat viele Pitons, Granit, Gneis und Quarz sind seine häufigsten Bestandtheile, in den Thälern ist Thon und Sandboden durch Anschwemmungen angelagert. Im Süden fallen die N. in's Tiefland steil ab, das unter 11° nördl. Br. ein schön bewaldetes, von Meilen breites Thal, Gap genannt, bildet, von Meer zu Meer durchbrechend. Zwischen Cochin und Karnatik erhebt sich die Bergmasse wieder von 4000—7367 F. (Mt Gerri, Sudera Gerri, Permalberg). Gegen Süden stürzt das Bergland 2000 F. hoch steil hinab zu einer felligen Ebene, die sich 5 Meilen weit zum Kap Camorin hinziehet, gegen Osten breiter sich ein ebenes, sandiges Land aus, fruchtbare Marschdistrikte enthaltend. Dort der Anfang der Küste von Koromandel. Das Klima der N. zeichnet sich aus durch Gleichförmigkeit der Temperatur ohne Extreme mit vorherrschender Kühlung sowohl durch den ganzen

Digitized by Google

Tag, als durch das ganze Jahr; die mittlere Temperatur beträgt zwischen 13 und 14° R., die Kälte erstreckt sich nie weit unter den Gefrierpunkt, das Maximum der Hitze in der kühlen Jahreszeit nur bis 11° R. Obwohl dieses herrliche Land eine intratropische Natur hat, so gehört sein Charakter doch der Breite von 46° 39′ an.

Millilie, s. v. a. Neiumbium speciosum L.

Milmesser (Milometer), steinerne Säulen, welche im Flußbette des Nil, z. B. bei Syene, Memphis, errichtet u. mit einer Skala versehen waren, woran eigens dazu angestellte Leute das Steigen und Fallen des Nilwassers beobachteten.

Miloposlis (Milo stadt), Stadt in Mittelägypten im heraklectischen Nomos, auf der westlichen Seite des Nil, aber etwas von ihm entfernt. Hier ward das heilige Kalb, welches später die Stelle des Apis einnehmen sollte, 40 Tage lang gefüttert und dann in einem prächtigen Fahrzeuge nach Memphis gebracht.

Milpferd (Hippopotamus), s. Flußpferd.

Milsou, Sven, der berühmteste Zoolog Schwedens, den 8. März 1787 unweit Landskrona im südlichen Schweden geboren, studirte in Lund u. wurde daselbst 1812 Docent der Naturgeschichte, 1816 Adjunkt und 1819 Vorsteher des naturhistorischen Museums, das größtentheils von ihm selbst angelegt wurde. Nachdem er 1821 daselbst Titularprofessor geworden, folgte er 1828 einem Ruf als Kustos der zoologischen Sammlungen der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, lehrte aber 1831 als ordentlicher Professor der Zoologie und Direktor des zoologischen Museums nach Lund zurück, wobei sein Eintritt in den geistlichen Stand erfolgte, um zum Genuß einer Präbende zu gelangen. Im J. 1836 unternahm er eine Reise durch England und Frankreich, die hauptsächlich sein Interesse auf Archäologie lenkte. In Folge dieser Studien gab er „Scandinaviens Urinvånare" (Lund 1838—43, 4 Hefte) heraus, worin er nachzuweisen suchte, daß die ältesten Ureinwohner Schwedens finnischen Stammes waren, denen im südlichen Theile des Landes Celten folgten, und daß die germanische Bevölkerung mit dem Odinkultus etwa erst seit dem 5. Jahrh. n. Chr. eingewandert sey. Außerdem erwähnen wir von seinen Werken die „Ornithologia suecica" (2 Bde., Kopenh. 1817—21), die „Scandinavisk fauna" (Bd. 1, Säugethiere, Stockholm 1820, 2. Aufl. 1847; Bd. 2, Vögel, 1824, 2. Aufl., 2 Thle., 1835; Bd. 3, Amphibien, 1842; Bd. 4, Fische, 1852—53), an die sich die „Illuminerade Figurer til Skandinavisk fauna" (nebst illuminirten Kupfern, Heft 1—20, 1832 — 1840) anschließen; ferner: „Historia molluscorum Sueciae" (1822), „Petrificata suecana formationis cretaceae" (1827), die Schriften über die schwedischen Fischereien (1826, 1828 und 1832), „Prodromus ichthyologiae scandinae" (1832) und die „Jahresberichte über den Fortschritt der zoologischen Wissenschaften" (1829—31).

Nimbus (lat.) eigentlich Regen, Regenwolke, auch Wolke überhaupt; bei den Alten theils die Wolke, worein sich die Götter zu hüllen pflegten, wenn sie auf die Erde niederstiegen, theils der Strahlenkranz, womit man sich die Häupter einzelner Gottheiten, namentlich des Helios und Apollo, umgeben dachte u. in der Kunst darstellte. Die Römer trugen diese Auszeichnung auch auf alle vergötterten Imperatoren (s. Apotheose) von Julius Cäsar an über, und von ihnen nahm die christliche Kunst schon in der ältesten Zeit den Lichtkreis, den sogenannten Heiligenschein oder die Glorie (s. d.) für das Haupt Christi und der Heiligen an.

Nimes, Stadt, s. Nismes.

Nimptsch, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, am linken Ufer der Lohe u. einem hohen Berge, früher Festung, mit Mauern, Schloß, Rathhaus, evangelischer Pfarrei, kathol. Kuratiekirche, Spital, Buchwalde, Gerberei, Tuchweberei, Post u. 2000 Einw.

Nimrod, nach der mosaischen Urkunde Sohn des Kusch und Gründer des babylonischen Reichs, nach 1. Mos. 10, 8 f. ein gewaltiger Herrscher und der Ahnherr der Jäger, nach Josephus identisch mit dem Erbauer des babylonischen Thurmes und um dieses Unternehmens willen als Frevler gegen Gott dargestellt. Hiermit mag in Zusammenhang stehen, daß er nach persischer Astrognosie das Sternbild des Riesen, d. i. des Orion, ist, der nach Homer ebenfalls ein Riese und gewaltiger, roher Jäger und als solcher an den Himmel versetzt und dort zur Strafe angefesselt ist. Der ungeheure Erdhügel, der die Ruine des Thurmes von Babel birgt, heißt noch heute Birs-i-Nimrud.

Nimrud, Dorf, s. Ninive.

Nimwegen (holländ. Nijmegen, franz. Nimègue), befestigte Hauptstadt eines Distrikts der niederländischen Provinz Geldern, früher Hauptstadt der sogenannten Landschaft Betuwe, zwischen Waal und Rhein, reizend auf mehren Hügeln an der Waal gelegen, über welche eine stiegende Brücke nach dem Dorfe Kent führt, hat ein schönes Rathhaus von hohem Alter und 8 Kirchen, unter denen sich die Stephanskirche aus dem 13. Jahrhundert mit dem Grabmale der Katharina von Bourbon († 1469) auszeichnet, ein Gymnasium, eine Gesellschaft für Naturkunde und 2 Hospitäler. Auf dem Humerberge, einer Anhöhe an der Flußseite, liegen die Trümmer des Falkenhofs, einer alten Burg, die von Karl dem Großen erbaut worden seyn soll und das Hoflager der fränkischen Könige und später die Residenz der Burggrafen von N. war. Nicht weit davon erhebt sich das Belvedere, ein thurmähnliches hohes Gebäude, welches als Kaffeehaus dient. Die Stadt hat 24,000 Einw., welche Gerberei, Leinsiederei und Speditionshandel treiben, ein berühmtes Weißbier, den sogenannten Moll, brauen und Blechwaaren, namentlich messingene Rauchtabaksdosen, verfertigen. Unter dem Reich von N. versteht man den von der Gegend von Kleve bis in die Nähe von Thiel zwischen der Waal u. Maas sich hinziehenden Landstrich. Die von N. bis zu den Dörfern Heumen und Malden sich erstreckende Meckerheide ist geschichtlich durch die Niederlage merkwürdig, welche hier 1574 die Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau durch den spanischen General Sancho d'Avila erlitten. Die Stadt, das alte Novlomagum, ist sehr alt, war in früherer Zeit eine Reichs- und Hansestadt und wurde, weil sie sich 1579 der Verbindung der niederländischen Provinzen ange-

schlossen hatte, 1585 von den Spaniern belagert und erobert, kam aber 1590 wieder in die Hände des Prinzen Moritz von Oranien. Nachdem die Franzosen sich ihrer 1672 ohne Gegenwehr bemeistert hatten, wurde hier 1678 und 1679 von Spanien, Frankreich, Oesterreich und den Niederlanden der Friedenskongreß gehalten, der zu den Friedensschlüssen von N. (16. April 1678 zwischen Frankreich und den vereinigten Provinzen; 17. Sept. zwischen Frankreich und Spanien, erst am 13. Dec. von Seiten Spaniens ratificirt) 5. Febr. 1679 zwischen Oesterreich und Frankreich) führte, in welchem Holland nebst N. auch seine übrigen Besitzungen zurück erhielt. Fruchtlos war ein 1702 von den Franzosen unternommener Ueberfall; dagegen leistete ihnen die Stadt im Revolutionskriege 1795 nur geringen Widerstand und theilte hierauf die Schicksale der Niederlande.

Ningpo-fu, Stadt an der Ostküste China's, Provinz Tscheliang, westlich von der Tschusangruppe, gehört zu den 5 Häfen, welche durch den Frieden von 1842 zwischen China und Großbritannien dem europäischen Handel geöffnet wurden, und liegt in dem Winkel, den zwei sich hier zu dem Tahia oder Ningpoflusse vereinigende Flüsse bilden. N. ist mit Mauern und Wällen umgeben und hat einen Umfang von mindestens einer deutschen Meile. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören eine sieben Stockwerk hohe Pagode, von der man eine schöne Aussicht über die Stadt und die Umgegend hat, und das große Confuciuskollegium, dessen Tempel außerordentlich einfach ist. Bemerkenswerth ist eine auf Schiffen ruhende Brücke, welche die beiden Ufer des an der Südseite der Stadt fließenden Schün verbindet. Das englische Konsulat zu N. befindet sich in einer Außen- oder Vorstadt, die von jener an der Nordseite durch den ziemlich beträchtlichen Tsi'kiusee getrennt wird. Die ganze weite Ebene hinter dieser Vorstadt bildet einen großen Todten- oder Friedhof. Die Stadt zählt 500,000 Einw., hat aber in dem Kriege mit England mehr gelitten, als die meisten andern Plätze.

Ninians, St., Stadt in der schottischen Grafschaft Stirling, mit Fabriken für Nägel, Leder, Baumwollenzeuche und 10,000 Einw. Hier 1297, 1314 und 1488 Schlachten zwischen den Engländern und Schotten.

Ninive (Ninua), die alte berühmte Hauptstadt des großen assyrischen Reichs und die Residenz der assyrischen Könige, der Sage nach von Ninus (s. d.) oder Nimrod (s. d.) gegründet, lag auf der östlichen Seite des Tigris, dem heutigen Mossul gegenüber, und soll 480 Stadien im Umfang gehabt haben. Die Mauern, mit denen sie umgeben, waren 100 F. hoch, für drei Wagen breit, mit 1500 Thürmen versehen und verliehen ihr in Verbindung mit dem Strom eine unbezwingliche Festigkeit. Hier koncentrirte sich die Macht des assyrischen Reichs, sowie durch lebhaften Handel erworbener Reichthum, in Folge dessen auch hier, wie anderwärts, Luxus und Sittenlosigkeit um sich griffen. Schon der assyrische König Sardanapal hatte im 8. Jahrh. v. Chr. eine 3jährige Belagerung der Stadt durch die Meder herbeigeführt, welche mit der Zerstörung derselben geendigt haben soll; doch blieb N. Hauptstadt des assyrischen Reichs, bis es 625 v. Chr. von Cyaxares von Medien und Nabopolassar von Babylonien abermals erobert und nun völlig zerstört wurde. Als Herodot und Xenophon an die Stelle kamen, waren nur noch Ruinen vorhanden; auch Strabo erwähnt der Stadt als einer völlig wüst liegenden. Doch existirte noch in der römischen Kaiserzeit am Tigris eine Stadt gleichen Namens, und Ibnlfarabsch nennt noch im 13. Jahrh. ein Kastell N. Im Laufe der Zeit war die Hauptstadt des einstigen Weltreichs spurlos verschwunden, und es erhoben sich Zweifel, welche von den Trümmerhaufen an denUfern des Euphrat u. Tigris als die Ueberbleibsel N.'s anzusehen seyen. Die Meinung der Eingeborenen sprach für die Schuthügel an dem linken Ufer des Tigris, Mossul gegenüber, auf denen sich der Sage nach das Grabmal des Propheten Jonas befindet. Der Engländer Rich war der Erste, der diese Trümmer aufmerksam untersuchte (1820) und einige Inschriften fand; zu nicht günstigeren Resultaten gelangte Ainsworth. Die Ehre, das erste wirkliche assyrische Monument entdeckt zu haben, gebührte dem franz. Konsul zu Mossul, P. E. Botta, welcher 1843 zuerst in der Nähe von Mossul, auf dem jenseitigen Ufer des Flusses, dann in dem Hügel von Kujjundschink, endlich in dem Hügel, auf welchem das Dorf Khorsabad, 5 Stunden nordöstlich von Mossul, am Flusse Khauser liegt, Nachgrabungen anstellte, die den überraschendsten Erfolg hatten. Es zeigte sich, daß dieser Hügel sich künstlich gebildet hatte und einen großen Palast mit 15 zusammenhängenden Sälen, außerdem Basreliefs von feiner Zeichnung und mit Inschriften in Keilform, Bildsäulen, Geräthe verschiedener Art, z. B. Tische, Vasen und andere Gegenstände, bedeckte. Nach unendlichen Schwierigkeiten, die ihm das Klima, die Feindseligkeit der unwohnenden Araber u. das Mißtrauen u. die Habsucht des Pascha's von Mossul in den Weg gelegt hatten, gelang es Botta 1844, die große Sendung der Ninivealterthümer nach Frankreich zu schicken, welche jetzt die Sammlung assyrischer Monumente im Louvre bilden. Mit einer seltenen Uneigennützigkeit theilte Botta die Resultate seiner Forschungen dem gleichfalls in Mesopotamien sich aufhaltenden englischen Reisenden Layard mit, der in den einige Meilen unterhalb Khorsabad gelegenen großen Ruinenhügeln bei dem Dorfe Nimrud, ebenfalls am linken Ufer des Tigris, am Einflusse des großen Zab in jenen Strom, seine Nachgrabungen begann. Auch Layard fand Paläste, bedeckt mit Inschriften und Sculpturen aller Art, Statuen von Menschen, Löwen, Stieren, sämmtlich mythologische Fabelgestalten, Waffen, Geräthschaften und verschiedenem Material, von Kupfer, Elfenbein, Marmor, Alabaster, Glas. Die Ausgrabungen an diesen, sowie ferner zu Kalah-Scherghat u. andern Orten, bilden jetzt das wichtige Material für die Rekonstruktion der assyrischen Geschichte, die freilich erst dann gelingen wird, wenn die unlöslichen, bis jetzt sehr unvollkommen verstandenen Keilinschriften, mit deren Entzifferung der englische Oberst Rawlinson beschäftigt ist, mit Sicherheit zu lesen seyn werden. Es scheint indessen festzustehen, daß der oben genannte Hügel, Mossul gegenüber, der das Grab

Digitized by Google

des Propheten Jonas bildet und, weil die Mohammedaner diesen Ort als heiligen verehren, noch nicht durchforscht werden konnte, das eigentliche N. deckt. Die Ruinen von Kujjurdschik gehörten wahrscheinlich zu einer Vorstadt des eigentlichen N. Nimrud, das einen Theil der Einzelstadt Kalah, des griechischen Larissa, ausmachte, gehörte wahrscheinlich, wie Khorsabad, zu der großen Städtegruppe, welche einst mit dem Gesammtnamen N. benannt wurde. Vergl. Layard, Nineveh and its Remains, 2 Bde., London 1849, mit einem Atlas von 100 Blättern; G. W. Vaux, Nineveh and Persepolis, London 1850.

Ninon de Lenclos, eigentlich Anne de Lenclos, die Aspasia der Franzosen, 1615 zu Paris von adeligen Aeltern geboren, entwickelte nach dem frühen Tode derselben ihren Geist durch das Studium der Werke Montaigne's und Charrons und war schon damals in Paris wegen ihres Witzes und Scharfsinns berühmt. Um gänzlich ungebunden zu seyn, lieh sie ihr Vermögen auf Leibrenten aus und schlug alle Bewerbungen um ihre Hand aus. Ohne einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen zu treiben, gab sie sich Denen hin, die ihr gefielen, und blieb ihnen so lange treu, als ihre Neigung dauerte. Nach und nach alle berühmten und ausgezeichneten Männer ihrer Zeit begünstigend, bewies sie ihnen allen, daß nur der Hang zur Sinnlichkeit, nicht Eitelkeit an ihren Liebesbezeigungen Antheil habe. Ihr Haus war der Sammelplatz der liebenswürdigsten Personen der Stadt u. des Hofes u. zugleich der ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit, u. selbst die achtbarsten Frauen bemühten sich um ihre Freundschaft. Scarron zog sie bei seinen Romanen, Saint-Evremont bei seinen Gedichten, Molière bei seinen Komödien, Fontenelle bei seinen Gesprächen und Larochefoucault bei seinen Maximen zu Rathe. Als die Königin Christine von Schweden nach Paris kam, stattete sie N. einen Besuch ab. Sie † den 17. Oct. 1706. Einer ihrer Söhne, La Boissière, war Kriegsminister. Bei seiner Geburt stritten sich ein Offizier und ein Geistlicher um die Vaterschaft. Da die Sache zweifelhaft war, ließ man das Loos entscheiden, welches dem Offizier das Kind zusprach. Ein zweiter Sohn hatte sich in seine eigene Mutter verliebt, ohne sein Verhältniß zu ihr zu kennen, und erstach sich, als er dies erfuhr, aus Verzweiflung, ein Ereigniß, welches Lesage in seinem „Gil Blas" benutzte. Die ihr zugeschriebenen Briefe sind wahrscheinlich unächt.

Ninove, Stadt in der belgischen Provinz Ostflandern, südöstlich von Gent, links an der Dender, mit Fabriken für Leinwand, Baumwollzeuche, Zwirn, Hüte, Seife, Oel, Lichter 2c., Brauerei, Bleicherei, Töpferei und 5000 Einwohnern.

Ninus, nach den Angaben der klassischen Schriftsteller der Gründer des großen assyrischen Reichs, Nachfolger des Belus u. angeblich Erbauer der Stadt Ninive (s. d.), wonach er mit dem Nimrod (s. d.) der Bibel identisch seyn würde. Er verband sich der Sage nach mit einem arabischen Herrscher Arâbus, eroberte zuerst Babylonien, machte sich dann den König von Armenien unterwürfig, besiegte dann die Medier und eroberte in einem Zeitraum von 17 Jahren einen großen Theil von Asien. Dann unternahm er mit einer ungeheuern Armee einen Zug gegen Baktrien, schlug den König dieses Reichs und eroberte das platte Land und mehre Städte, belagerte aber die Hauptstadt Bactra lange vergebens, bis er sich durch den klugen Rath der Semiramis, der Gemahlin eines seiner Statthalter, dieselbe unterwarf. Mit dieser Semiramis, die darauf seine Gemahlin ward, zeugte er einen Sohn, Ninyas, an den später Semiramis, die von dem sterbenden N. zur Regentin bestellt worden war, die Herrschaft freiwillig abtrat. Gewöhnlich setzt man des N. Regierungszeit zwischen 2200 und 2100 v. Chr. Vergl. Assyrien.

Nio, Insel im griechischen Archipel, zu den Cykladen gehörig, südöstlich von Naxos, 1 □Meile groß, hoch und voller Kalkberge, bringt Oel, Baumwolle, Wein, Honig, Wachs, Hülsenfrüchte, aber wenig Getreide hervor. Die 4000 Einwohner (Griechen) treiben bedeutende Rindvieh-, Schaf- und Ziegenzucht und sind gute Piloten. Der gleichnamige Flecken u. Hauptort hat einen sicheren Hafen und steht auf den Trümmern des alten Ios.

Niobe, die Tochter des Tantalus und Schwester des Pelops, war die Gemahlin des thebanischen Königs Amphion, dem sie 6 Söhne und 6 Töchter gebar. Stolz auf ihre zahlreiche Nachkommenschaft, vermaß sie sich, der Leto (Latona) sich gleich zu stellen, welche nur zwei Kinder, Apollo und Artemis, geboren hatte, und hinderte das Volk an der Verehrung dieser Gottheiten. Um diesen Uebermuth zu rächen, streckten Apollo und Artemis die zwölf Kinder der N. nieder, und neun Tage lang blieben sie unbestattet liegen, weil Zeus die Menschen in Steine verwandelt hatte, am zehnten aber wurden sie von den Göttern bestattet. Sprach- und bewegungslos saß N. unter den Leichen ihrer Kinder und wurde in einen Stein verwandelt, welcher von einem Sturmwinde nach Phrygien auf die Spitze eines Berges versetzt wurde und fortdauernd in Thränen zerfloß, eine von den Dichtern mit Vorliebe behandelte Sage. Später wurde die Sage mannichfach verändert und erweitert. Namentlich wird die Zahl der Kinder der N. verschieden angegeben; Hesiod nennt 10 Söhne und 10 Töchter, nach den Tragikern waren es 7 Paare. Der hochtragische Stoff ward von den Meistern der dramatischen sowohl als der bildenden Kunst vielfach benutzt. Von den Tragödien des Aeschylus und Sophocles haben wir nur noch Fragmente; dagegen besitzen wir an den in Florenz stehenden Gruppe der N. und ihrer Kinder eines der herrlichsten Werke der alten Plastik. Zwar ist es sehr zweifelhaft, ob dieselbe das griechische Original der im Giebelfelde des Tempels des Apollo Sosianus zu Rom bewunderten Gruppe ist, von der es streitig war, ob sie von Scopas oder Praxiteles gemacht sey; jedenfalls aber ist sie nach diesem Originale gearbeitet, von dem für mehre Apollotempel Kopien gefertigt worden sind. Das Urtheil über die Komposition und die Motive der Gruppe ist durch den Zustand, in dem sie aufuns gekommen, sehr erschwert. Im Jahr 1583 wurden nämlich 15 Statuen in ei-

nem Weinberg vor der Porta San Giovanni in Rom ausgegraben. Der Fund ward anfangs wenig geachtet, bis ihn der Kardinal Medici, der nachherige Großherzog Ferdinand von Toskana, für 800 römische Thaler ankaufte und in seiner, auf dem Pincio gelegenen Villa aufstellen ließ, von wo er später nach Florenz kam. Wahrscheinlich sind außer der Mutter mit der jüngsten Tochter nur 10 Figuren ächt und der sogenannte Narcissus später hinzugefügt. N. mit der zu ihren Füßen hingestürzten, ihr Haupt im Schooße der Mutter bergenden Tochter, bildet den Mittelpunkt der ganzen Komposition. Sie ist an der Schwelle ihres Hauses zu denken. Ihre Kinder fliehen von beiden Seiten her, theils schon getroffen, theils sich entsetzensvoll umschauend nach den schwirrenden Todesgeschossen, dem schützenden Dache zu, und in demselben Momente, ehe noch eins die Pforte erreicht hat, von der die Mutter das grause Schauspiel übersieht, ist es auch vollendet, oder wird es doch im nächsten Augenblicke vollendet seyn. Vgl. Welcker, Ueber die Gruppirung der N. und ihrer Kinder, Bonn 1836; Gerhard, Drei Vorlesungen über Gypsabgüsse, Berlin 1844.

Niobium, ein selten vorkommendes Metall, das sich im Kolumbit, Euxolit, Pyrochlos und Aschynit findet, ist noch nicht in reiner Gestalt dargestellt worden. Die Säureverbindung des N.s, die Niobsäure, ist der Tantalsäure äußerst ähnlich, sowie das N. einen häufigen Begleiter des Tantals ausmacht u. deshalb auch seinen Namen von der Niobe, der Tochter des Tantalus, erhalten hat.

Nions (Nyons), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Drôme, an der Aigues, über welche eine Brücke mit einem 120 F. breiten, 60 F. hohen Bogen führt, hat Fabriken für Seife, Seiden- und Wollenzeuche, Seidenbau und 3800 Einwohner. In der Nähe finden sich Mineralbäder.

Nivert, Hauptstadt des französischen Departements Deux-Sèvres, an der Sèvre-Niortaise, welche hier schiffbar ist, der Sitz des Präfekten und der Departementsbehörden, hat ein Handelsgericht, ein altes Schloß, welches jetzt als Gefängniß dient, eine katholische und eine reformirte Kirche, eine Börse, Bibliothek, ein Collège, eine Zeichenschule, einen botanischen Garten, ein physikalisches Kabinet, chemisches Laboratorium, Schauspielhaus, Hospital, Fabriken für Serges, Leder, Handschuhe, Papier, auch berühmte Konfituren (Angelikakonfituren), eine Ackerbaugesellschaft, lebhaften Handel mit Vieh und den eigenen Landesprodukten, starken Gemüsebau und 20,500 Einwohner. N. gehörte zum Gebiete der Grafen von Poitiers, ward aber schon 1224 von König Ludwig VIII. von Frankreich in Besitz genommen und blieb seitdem bei der Krone. Im Jahre 1569 ward die Stadt als Sammel- u. Stützpunkt der Hugenotten von Grafen Lude vergebens belagert, bald darauf vom Kommandanten la Bresse dem Herzog von Anjou (nachmaligen König Heinrich III.) überlassen, 1588 aber von St. Gelais für Heinrich von Bearn eingenommen.

Nipa (Nipapalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, mit der einzigen Art: N. fruticans Thunb., strauchige Nipapalme, Ostindien, am Strande, wo die Früchte oft im Meere herumgetrieben werden und dann, an den morastigen Strand geworfen, keimen. Der Stamm ist ganz in den Boden versenkt; die Fiederblättchen sind schmal, dornig gezähnt; der Kolben ist unten armdick, in 4—5 Hauptäste getheilt; die kopfgroße Samenblüthe ist roth, zuletzt schwarz. Die jungen Früchte werden roh mit Zucker eingemacht und gegessen. Aus den starken Blättern macht man Sonnenschirme, Hüte, grobe Matten in die Schiffe. Aus dem süßen Safte des Stammes brennt man Arak.

Nipon, Insel, s. Japan.

Nippes (französisch), s. v. a. Bijouteriewaaren; daher Nipptisch, mit allerlei kleinen Kunstgegenständen, Moden, Rokoko- und dergleichen Sachen aufgeputzter Tisch.

Nisäa, 1) Stadt in Megaris, von dem Athener Nisus wegen des dortigen natürlichen Hafens angelegt und mit diesem durch lange Mauern verbunden, die aber im peloponnesischen Kriege von den Megarensern selbst zerstört wurden. — 2) Bezirk und Stadt in der persischen Landschaft Margiana, um die Quelle des westlichen Margusflusses, von den Nisäi bewohnt, berühmt durch die prächtigen nisäischen Pferde, als deren Herkunftsort aber auch die nisäische Ebene, östl. von Ekbatana nach den kaspischen Pässen zu, genannt wird.

Nisam, f. Nizam.

Nisämi, f. Nizämi.

Nisari (Sporaden, Jndscherdli), ostägäische türkische Insel an der Küste von Natolien, im Archipel, zwischen den Inseln Stanchio nordwestlich und Pisepi südöstlich, gebirgig, mit 2000 Einwohnern; früher Nisyrus (s. d.).

Nisch (Nischa, Nissa, das Naissus der Alten), Stadt und Festung in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, Sandschak Sophia, an der Nissawa (Nischawa), die 2 Meilen westlich von hier in die Donau mündet, auf einem Gebiete, das vertragsmäßig zu Serbien gehört, von der Pforte aber noch nicht abgetreten ist, soll eine der ältesten Städte in der europäischen Türkei seyn, ist Sitz eines Pascha's und hat 10,000 meist christliche Einwohner. Der Fluß Nischawa trennt die Stadt von der Festung. Erstere ist von einem Erdwall mit Pallisaden, Thoren und Brustwehren umgeben; das Kale oder Schloß besteht aus viel festerem Material und könnte mit wenigen Ausbesserungen furchtbar gemacht werden. Ein Wall von starkem Mauerwerk mit sechsen 8- und sechzehn Bastionen umgibt das Ganze, und das Mauerwerk ist noch ziemlich gut erhalten. Es ist indeß nicht sowohl die Feste, als die militärische Lage, welche für die Pforte von größter Wichtigkeit ist, da sie die einzigen Pässe beherrscht, welche nach Bosnien, Bulgarien, Obermösien und Serbien führen. In der Nähe von N. liegt das Dorf Tatar mit dem berühmten türkischen Schloß, das aus in Mörtel gefügten Menschenschädeln besteht, welche den Serben gehörten, die im Kampf für ihre Unabhängigkeit fielen. Hier am 24. Sept. 1689 Sieg der Oesterreicher über die Türken. Im J. 1690 wurde N. von den Türken genommen, 1737 vom Feldmarschall Seckendorf wieder erobert, aber in demselben Jahre vom General Dorat den Türken übergeben.

Digitized by Google

Nischabur (Nischapur), Hauptstadt der persischen Provinz Khorassan, in einem fruchtbaren Thale, mit Citadelle, Regierungspalast, mehren Moscheen, Bädern ꝛc. und 8000 Einwohnern, die als sehr fanatisch und gehässig gegen Fremde verrufen sind, Leinwand, Leder, seidene Zeuche, Waffen, verfertigen u. einigen Handel treiben.

Nische (v. ital. nicchio, Muschel), eine Vertiefung in einer Mauer, die oben in der Regel halbkuppelförmig geschlossen ist. Dergleichen N.n werden in Gemächern angebracht, um für Statuen, Vasen, Oefen u. dgl. einen gedeckten Stand abzugeben. An äußern Mauern und Façaden bringt man sie auch statt der Fenster an, wo solche nicht anzubringen sind, um die Einförmigkeit einer leeren Wandfläche zu beseitigen.

Nishnei-Lomow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, an der Lomova, mit 4 Kirchen, einem Kloster, großem Markt vom 4. Juni bis 16. Juli, Handel mit Leder, Pelz ꝛc. und 4000 Einw.

Nishnei-Nowgorod (Nishegorod, d. i. Nieder-Neustadt), europäisch-russisches Gouvernement, gehörte früher zum Gouvernement Kasan, erhielt 1779 die 1775 angeordnete Statthalterschaftsverfassung u. ward 1796 vom Kaiser Paul als Gouvernement bestätigt. Es grenzt an die Gouvernements Kostroma, Wiatka, Kasan, Simbirsk, Wladimir, Pensa u. Tambow u. umfaßt 890,$_{75}$ geographische □Meilen. Im Allgemeinen ist das Land flach, doch hat es auch längs der Oka viele Hügel. Zwischen Osablikowo u. Doskino ist die Ebene von steilen Schluchten so mannichfach durchschnitten, daß man sich in einer Gebirgsgegend wähnen könnte. Das rechte Ufer der Wolga und Oka ist steil und steigt zu einer Höhe von 150 Saßhen; das linke dagegen hat weite, mit Sand, Moor u. Sumpf bedeckte Ebenen oder auch Waldungen. Der hügelige Theil des Gouvernements ist meist thonig und kiesig. Der Boden enthält viele nährende Stoffe, ist aber theilweise erschöpft. Hauptfluß des Gouvernements ist die Wolga, welche bei Katunki ins Land tritt und, nachdem sie von Norden nach Süden geflossen, nach Osten in das Gouvernement Kasan fließt. Sie nimmt zur Rechten die Püra, Kudma, die Oka und die Sura auf, in welche sich die Piana ergießt; zur Linken: die Usola, Ainga, den Kerschenetz und die Wetluga, mit welcher sich die Ljunda verbindet. Ein Nebenfluß der Oka ist die Tescha, in welche die Seresha fließt. Im Süden entspringt der nach dem Gouvernement Simbirsk fließende Alatur, in welchen die Pudnia und die Insara münden. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt und die Luft gesund. Die Hitze dauert vom Mai bis Anfangs, zuweilen auch bis Ende August; die größte Hitze ist im Juni und Juli, wo sie bis auf 25 bis 30° steigt. Das Pflanzenreich liefert außer den gewöhnlichen Getreidearten: Hanf, Lein, Kohl, Rüben, Rettig, Mohrrüben, Zwiebeln, Lauch, Gurken und andere Gemüse. Von Bäumen findet man Fichten, Tannen, Kiefern, Lärchenbäume, Erlen, Pappeln, Ulmen, Linden, Steineichen, Ahorn, Vogelbeerbäume, Aepfelbäume, Traubenkirschbäume, Weiden ꝛc.; von Büschen Wachholder, Haselsträucher, Schneeball, Faulbaum, Jelängerjelieber, Spindelbaum, Kreuzdorn, Hundsrose, Seidelbast, schwarze Johannisbeeren, ferner Himbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren, Preiselbeeren, sibirische Erbsenbäume, Erdbeeren, Bärentrauben, Heide, Sumpfporst ꝛc. Das Thierreich liefert besonders Rindvieh und Pferde, das Mineralreich Kalkstein, Gyps, Alabaster, Eisenstein, Sandstein u. Salz. Die Bewohner sind alle Christen, u. zwar Russen, Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen und Tataren. Die Gesammtbevölkerung betrug 1856 1,216,091 Seelen. Der Landbau ist das vorzüglichste Gewerbe der Einwohner und befindet sich in einem blühenden Zustande. Auch die Viehzucht wird mit Sorgfalt getrieben. Die Industrie ist sehr bedeutend, und es gibt nur wenige Dörfer, wo man nicht Handwerker und Webereien jeder Art findet. Die vorzüglichsten Gegenstände der Industrie sind: die Bereitung von Leder, Seife, Eisen, Seilen, Leinwand u. dgl. Der Handel wird durch die schiffbaren Flüsse Wolga, Oka, Sura und Wetluga sehr begünstigt; doch sind die beiden letztern Flüsse für schwere Ladungen nicht brauchbar. Haupthandelsplatz ist die Stadt N., welche sich durch ihre berühmte Messe auszeichnet. Die 1672 errichtete Eparchie heißt Eparchie von N. und Arsamas, gehört zur dritten Klasse und begreift 10 Klöster und 775 Kirchen, worunter 13 Kathedralen. Das Gouvernement wird in 11 Kreise getheilt: N., Balachna, Semenow, Makariew, Gorbatow, Knäginin, Wassil, Arbatow, Arsamas, Lukojanow und Sergatsch, und zählt 13 Städte und die größten Dörfer des Reichs.

Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, an der Mündung der Oka in die Wolga, auf dem Wege von Moskau nach Sibirien, ist auf einem hohen, steilen Abhang erbaut, auf dessen Gipfel der Kremlin steht, der 1523 von Friasino, einem italienischen Baumeister, erbaut wurde und dessen Mauern ein unregelmäßiges Viereck von 1141 Saßhen Ausdehnung bilden. Die Mauer des Kremlin umschließt unter andern die Bureaux des Konsistoriums und der Gerichtshöfe, welche 1732 erbaut wurden, eine Schule für Soldatenkinder und zwei Kathedralen, zur Verklärung und zum Erzengel Michael, von denen die erste die Grabmäler der Fürsten von N. enthält. Der untere Theil der Stadt, der Nischnei-Bazar, besteht aus einer langen und breiten Straße, von Gebäuden in modernem Styl begrenzt, unter denen eine gothische Kirche hervorragt. Hier ist der Sitz des Handels, und die Messe ist es, der dieser Theil seine Verschönerung zu danken hat. Der Hauptpunkt in diesem Theile, der obere Bazar, ist ein großer, von steinernen Gebäuden umgebener, aber nicht ganz regelmäßiger Platz, auf dem sich die Kathedrale zur Verkündigung Mariä und die nach dem Metropoliten Alexei benannte Kirche befinden. Zu den besten Gebäuden gehören das Seminar und das neue Gymnasialgebäude, in großem Maßstabe und schönem Style aufgeführt. Nahe bei der Kathedrale zum Erzengel Michael wurde 1826 das Denkmal für Minin und Pojharsky errichtet, aus einer Granitsäule mit einem gleichartigen Piedestal bestehend. Die übrigen Theile der Stadt, welche über Berge und Schluchten hin einen be-

Digitized by Google

deutenden Raum bedecken, bestehen größtentheils aus hölzernen Häusern, u. mit Ausnahme einiger regelmäßigen Straßen sind die ungeregelten Häuserhaufen von engen Gassen durchschnitten, die meist ungepflastert u. von tiefen Schluchten getrennt sind. Die meisten Straßen haben gar keinen Namen, oft haben 3—4 Straßen einerlei Namen. Die Lage der Stadt auf Hügeln, welche sich 250 bis 300 Fuß über das Niveau der Wolga erheben, ist sehr malerisch; besonders schön stellt sie sich von der Okaseite dar, zumal zur Zeit der berühmten Messe, die von Mitte August bis Mitte September abgehalten wird. Die Wolga, Oka und die Seen bei der Stadt wimmeln dann von Dampfbooten, Barken und Fahrzeugen aller Art, und die Bazars in der Stadt, sowie die Kaufbäde und Buden auf dem eigentlichen Marktplatz, gegenüber der Stadt, auf der durch die Oka und Wolga gebildeten Landzunge, sind dann mit Waaren aller Art und mit Menschen aus allen Nationen angefüllt. Der 1817 erbaute Bazar bildet ein Parallelogramm mit mehr als 3000 durch Brandmauern von einander abgegrenzten Buden und ist durch Kanäle und den großen baranjewschen See hinlänglich vor Feuersgefahr gesichert. Trotz seines Umfangs reicht aber der Bazar nicht hin, um die Menge von Waaren zu fassen, welche auf die Messe gebracht werden, weshalb man hölzerne Gebäude (Balanganen) errichtet, die zu Ende der Messe wieder abgebrochen werden. Die Aufsicht auf der Messe ist einem Direktor übertragen, und der Handelsstand wählt sich für jede Ländereihe einen Aeltesten, der bei Zwistigkeiten als Schiedsrichter auftritt u. der Regierung den geforderten Nachweis über die Menge der zugeführten und abgesetzten Waaren ꝛc. ertheilt. Klagefachen bedeutender Art unterliegen der Entscheidung des Gouverneurs, der seinen Bescheid wo möglich stets auf der Stelle ertheilt. Der Umsatz an Geld und Waaren, der auf der Messe zu N. gemacht wird, ist unermeßlich und dürfte nicht unter 200 Millionen Rubel anzunehmen seyn. Oft sind 3—400,000 Menschen aus allen Gegenden Asiens und Europa's hier versammelt. Die Bevölkerung der Stadt selbst beträgt etwa 20,000 Seelen. N. wurde 1221 vom Großfürsten Georgij II. Wsefelodowitsch an der Stelle eines früheren bulgarischen Orts gegründet; auch ließ derselbe auf einem Hügel an der Wolga das schöne perscherskische Kloster anlegen. Die Stadt bildete anfangs einen Theil des Fürstenthums Susdal und befand sich den verheerenden Einfällen der gereizten Mordwinen ausgesetzt. Als Rußland 1257 unter das Joch der Tataren kam, theilte N. das Schicksal der übrigen Städte u. bildete über ein Jahrhundert einen Theil der Apanage der Fürsten von Susdal. Im J. 1377 ward N. von den Mongolen geplündert und angezündet, zwar von dem Sohne des Fürsten von Susdal wieder aufgebaut, aber schon 1378 nochmals verwüstet. Nachdem Wassili Dmitriewitsch 1392 N. und Susdal mit Moskau vereinigt, erfreute sich N. bis 1408 des tiefsten Friedens, ward aber dann wiederholt von den Einfällen tatarischer Horden heimgesucht, bis die Eroberung Kasans durch die Russen 1552 allen Drangsalen der Stadt ein Ziel setzte.

Nisi (lat.), wenn nicht; daher ein N., eine bedenkliche Bedingung.

Nisib (Nesbi), Städtchen in der asiatisch-türkischen Provinz Natolien, am rechten Ufer des Euphrat, merkwürdig durch die große Schlacht am 24. Juni 1839 zwischen den Türken unter Hafis Pascha und den Aegyptern unter Ibrahim Pascha, durch welche das türkische Heer mit Einem Schlage vernichtet wurde. N. ist wahrscheinlich identisch mit der bereits von dem arabischen Geographen Abulfeda angeführten Stadt Nisibin im Lande Rum.

Nisibis, die große u. volkreiche Hauptstadt der Provinz Mygdonia in Mesopotamien, am Flusse Mygdonius unweit seiner Quellen, in einer ungemein fruchtbaren Gegend, war als Handelsstadt und Niederlage für die Waaren des Ostens wichtig. Unter der macedonischen Herrschaft hieß sie Antiochia Mygdoniae, welcher Name jedoch den alten nie völlig verdrängte, vielmehr hat sich derselbe noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Von den Römern unter Lucullus erobert, dann an Tigranes abgetreten, später von Trajan abermals erobert und von Hadrian wieder aufgegeben, wurde sie endlich, wahrscheinlich von D. Verus, den Römern zum dritten Mal unterworfen, von Severus vergrößert, zur Kolonie (Colonia Septimia Nisibitana) und zur Vormauer des römischen Reichs im Osten bestimmt, stark befestigt und zur Hauptstadt der Provinz erklärt, 363 aber unter Jovian an die Perser abgetreten. Der Perserkönig Sapor belagerte N. 338—350 dreimal (nisibinischer Krieg) vergebens. Im Jahr 541 schlug hier Belisar, 573 Marcian die Perser. Ihre Ruinen breiten sich bis zu dem ½ Stunde vom heutigen Flecken Nisibin entfernten Flusse Hermes oder Mahrsal-Suatli aus.

Nisita, kleine Insel in der neapolitanischen Provinz Neapel, im Golf von Neapel, mit der kleinen und sichern Bucht Porto Parone und einem Kastell, ist fruchtbar und gut angebaut und hat 1800 Einw.

Nisky, Stadt, s. Niesky.

Nismes (Nimes), Hauptstadt des französischen Departements Gard, im ehemaligen Niederlanguedoc, in einem fruchtbaren, von zwei Hügelreihen eingeschlossenen Thale, ist Sitz der Departementalbehörden, eines Bischofs, eines Gerichtshofs, eines Handelsgerichts. Die eigentliche Stadt ist schmutzig und hat enge, finstere, sich in unzähligen Richtungen durchkreuzende Straßen, unregelmäßige öffentliche Plätze und außer dem wegen seiner Uhr merkwürdigen Rathhaufe und der Kathedrale keine besonders hervorragenden Gebäude. Regelmäßiger u. schöner sind die 8 Vorstädte, vorzüglich Cruetmele u. Richelieu. Seit der Revolution erhielt die Stadt auch schöne Boulevards, welche schöne Spaziergänge darbieten, und überhaupt ein freundliches Ansehen. Unter den 16 Kirchen befinden sich 5 reformirte. Die von Napoleon erbaute Citadelle dient jetzt als Detentionshaus, das 1200 Gefangene aufnehmen kann. Stadt und Umgegend bieten mehre merkwürdige Alterthümer dar, unter denen ein wohlerhaltenes Amphitheater, les Arènes genannt, ein schönes Oval mit 4

Digitized by Google

Thoren und 120 in Doppelreihen übereinander errichteten Arkaden, 415 Fuß lang und 317 Fuß breit, vermuthlich aus Hadrians Zeiten herrührend, das erst in der neueren Zeit aufgefundene Augustusthor, das sogenannte Maison quarrée, ein schöner antiker Tempel, welchen Ludwig XVIII. 1820 restauriren ließ, die Tourmagne, ein uralter Wartthurm, noch jetzt 90 Fuß hoch, auf einer Anhöhe, an deren Fuß die sogenannte Fontäne von N. und römische Bäder sich befinden, welche letzteren wieder hergestellt sind, und das aus den schönsten Quadersteinen aufgeführte Pantheon oder der Dianentempel die bedeutendsten sind. Auch ist im Thale des Gard eine römische Wasserleitung, Pont du Gard genannt, welche das Wasser einer Quelle aus der Nähe von Uzès 9 Stunden weit nach N. führte und aus 3 Reihen Bogen übereinander bestand, auf deren oberstem das Wasser floß, während die mittlere noch heut zu Tage als Brücke dient. Von öffentlichen Anstalten hat N. ein Collége, eine Universitätsakademie, ein Lyceum, eine Zeichenakademie, eine medicinische und eine Ackerbaugesellschaft, eine Bibliothek von 36,000 Bänden, ein naturhistorisches Kabinet und 45,000 Einwohner, darunter 24,000 Reformirte. Man betreibt ausgebreitete Seidenzeuchfabriken, Fabriken für baumwollene und leinene Waaren und Leder, Branntweinbrennereien, Handel mit Seidenwaaren, Spitzen, Leder, Sämereien und Gewächsen. Man schätzt den Fabrikatenumsatz jährlich auf mehr als 22 Millionen Franken, wovon auf den Seidenhandel allein 16 Mill. kommen. N. war schon zur Römerzeit vorhanden und hieß damals Nemausus (s. d.); 410 nach Chr. kam es an die Gothen. Im Jahr 673 ward die Stadt, in die sich der Usurpator Paulus geworfen hatte, von den Westgothen unter Wamba, 725 von den Saracenen erobert, von Karl Martell nach der Schlacht von Poitiers wieder gewonnen und fast ganz zerstört, von den Saracenen aber nochmals erobert und bis zu Pipins Zeiten behauptet. Nachdem N. zum fränkischen Reich gekommen, regierten daselbst Vicomtes, die unter den Herzögen von Septimanien standen. Im 10. Jahrh. machten sich dieselben unabhängig und führten von nun an den Titel Grafen. Raimund von Toulouse maßte sich dann auf einige Zeit des Eigenthums von N. an, und auch die Grafen und Vicomtes von Carcassone und Beziers machten darauf Ansprüche, weshalb der König von Aragonien als Lehnsherr N. ganz an sich zog. Im Jahr 1226 ward es von König Ludwig VIII. von Frankreich erobert und 1258 von Jakob von Aragon an Ludwig IX. förmlich abgetreten. Schon vorher hatten sich die Albigenser in N. festgesetzt und behaupteten sich daselbst bis 1270. Im J. 1417 wurde N. von den Engländern unter dem Prinzen von Chalons und Oranien erobert. Im Jahre 1815 war N. in Folge der Wiederherstellung der Bourbons nach den 100 Tagen der Schauplatz greulicher Verfolgungen der Protestanten durch die sogenannten Bandes Verdets, denen von Seiten der Regierung nicht eher Einhalt gethan wurde, bis 1819 die protestantischen Cevennenbewohner der katholischen Bevölkerung in N. eine energische Erklärung zukommen ließen. Auch Ende August 1830 wurden auf Veranstaltung der katholischen fanatischen Partei, die sich für Karl X. erklärt hatte, gegen die Protestanten viele Schändlichkeiten verübt, so daß Truppen einrücken mußten, welche dem Unwesen ein Ende machten. Vergl. Menard, Histoire des antiquités de la ville de N. et de ses environs, Nîmes 1838.

Nisterwald, s. v. a. Westerwald.

Nisus, Sohn des Königs Pandion von Athen, König von Megara, Vater des Scylla, hatte auf seinem Haupte eine goldene oder eine purpurfarbige Haarlocke, an der nach einem Orakelspruch das Schicksal seines Reichs hing. Als Minos von Kreta in Folge des Kriegs mit Athen auch ihn mit Krieg überzog und die Stadt Megara belagerte, verliebte sich seine Tochter Scylla in den kretischen König, schnitt ihrem Vater jene Haarlocke ab und brachte sie dem Feinde, worauf Minos Megara eroberte. Der Vater nahm sich selbst das Leben und ward von den Göttern in einen Meeradler verwandelt. Scylla wurde in den Vogel Eiris verwandelt, welcher zum Andenken an das geraubte Haar einen purpurnen Busch auf dem Haupte trägt.

Nisyrus (Porphyrii), Insel des karpathischen Meeres, unweit des karischen Vorgebirgs Triopton, Cnidus gegenüber und zwischen Cos u. Telos gelegen, von runder Gestalt, hoch und felsig und vulkanischer Natur, weshalb die Sage sie durch Poseidon bei der Verfolgung des Giganten Polybotes von der Insel Cos losgerissen und diesen selbst unter derselben begraben werden läßt. Ihre warmen Quellen waren schon im Alterthum berühmt, und noch jetzt gehört Schwefel zu den Haupterzeugnissen der Insel, welche außerdem einen guten Wein hervorbrachte. Die gleichnamige Hauptstadt an der Nordwestspitze der Insel, von deren Burg noch Ueberreste vorhanden sind, besaß einen jetzt völlig ausgefüllten Hafen und einen Tempel des Poseidon. Die Bevölkerung der Insel war dorisch. Im Laufe des peloponnesischen Krieges gehörte N. zu den tributpflichtigen Bundesgenossen Athens; mit dessen Fall schlug es sich auf die Seite der Spartaner, ward jedoch schon nach der Seeschlacht bei Cnidus von Conon wieder für Athen gewonnen. Als autonom erscheint sie erst wieder zur Zeit Philipps III.

Nithard, wichtiger Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, ein Enkel Karls des Großen von dessen Tochter Bertha, der Gemahlin des Abtes Angilbertus zu St. Riquier, war ein treuer Diener Ludwigs des Frommen und Karls des Kahlen, in dessen Interesse er sich bei den Streitigkeiten zwischen Ludwigs des Frommen Söhnen betheiligte. Er † um 858 in Folge einer Wunde, die er im Kampf gegen die Normannen erhalten hatte. Auf Karls des Kahlen Befehl schrieb er sein Buch: „De dissensionibus filiorum Ludovici Pii ad annum usque 843", eine wichtige Quelle für die Geschichte jener Zeit, am besten herausgegeben von Pertz in den „Monumenta Germaniae historica" (Bd. 2).

Nitimur in vetitum (lat.), d. i. man strebt gern nach Verbotenem.

Nitrate, s. v. a. salpetersaure Salze.

Nitrum, s. Salpeter.

Digitized by Google

Nitsch, Paul Friedrich Achat, alterthumswissenschaftlicher Schriftsteller, 1753 zu Glaucha geboren, besuchte Schulpforte, studirte dann zu Leipzig Theologie und Philologie, ward Hauslehrer, 1782 Pfarrer zu Wunsch bei Querfurt und 1793 zu Bibra in Thüringen, wo er den 20. Febr. 1794 †. Viele seiner Handbücher über die reale Alterthumswissenschaft haben, zumal in den Umarbeitungen, die sie erfuhren, noch heute den Ruf der Brauchbarkeit behalten, namentlich seine „Einleitung in die klassischen Schriftsteller der Griechen und Römer" (2 Bde., Leipz. 1790—91), die „Geschichte der Römer zur Erklärung ihrer klassischen Schriftsteller" (2 Bde., Leipz. 1787—90), die „Beschreibung des häuslichen, gottesdienstlichen, sittlichen, politischen, kriegerischen und wissenschaftlichen Zustandes der Griechen" (Erfurt 1791; neu bearbeitet von Höpfner und Köpke, 4 Bde., 1806), die „Beschreibung des häuslichen, wissenschaftlichen, gottesdienstlichen, politischen und kriegerischen Zustandes der Römer" (3. Aufl., von J. G. W. Ernesti besorgt, 4 Bde., Erfurt 1807—11), sein „Neues mythologisches Wörterbuch" (Leipz. 1793; 2. Aufl., von Klopfer neu bearbeitet, 2 Bde., Lpz. 1820—21), das „Wörterbuch der alten Geographie" (fortgesetzt u. herausgegeben von Höpfner, Halle 1794), der „Entwurf der alten Geographie" (11. Auflage, von Mannert besorgt, Leipz. 1837) und die „Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer" (von Eichstädt fortgesetzt, 4 Bde., Leipz. 1792—1802).

Nitzsch, 1) Karl Ludwig, protestantischer Theolog, zu Wittenberg am 6. Aug. 1751 geboren, erhielt seine Bildung theils auf der Fürstenschule zu Meißen, theils auf der Universität zu Wittenberg, nahm, nachdem er sich vergeblich um ein Stipendium beworben, eine Hauslehrerstelle in Braudis bei Leipzig an. Er wurde darauf 1781 Prediger in Beucha, 1785 Superintendent zu Borna, 1787 Stiftssuperintendent zu Zeitz und 1790 Generalsuperintendent und Professor zu Wittenberg. N. nahm anfangs die Theologie in Spaldings und Zollikofers Sinne; die Bekanntschaft mit der kantschen Philosophie erschien ihm jedoch als Bewußtsein einer neuen Epoche der Theologie, und da ihm die Leistungen der kantschen Schule nicht genügten, so versuchte er selbst für den von ihm erkannten Fortschritt zu wirken. Unermüdet bot er 40 Jahre lang alle Kraft auf, durch Unterscheidung der Offenbarung von der Religion, der geschichtlichen, äußern Einführung der Wahrheit von der Wahrheit selbst die Theologie theils vom Buchstabenglauben zu befreien, theils den eudämonistischen und naturalistischen Neigungen der Zeit entgegen zu wirken und die Mysterien zu allgemeiner Anerkennung und wirksamem Ansehen zu bringen. In Folge der Veränderungen, welche das Jahr 1813 für die Universität zu Wittenberg herbeiführte, trat N. bis 1817 außer Amt und Thätigkeit, wo er wieder als Direktor des in Wittenberg gegründeten Predigerseminars angestellt wurde. Er † daselbst am 5. Dec. 1831. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „De discrimine revelationis imperatorine et didacticae" (2 Bde., Wittenb. 1830); „De revelatione religionis externa eademque publica" (Leipz. 1808); „Ueber das Heil der Welt, dessen Begründung und Förderung" (Wittenberg 1817); „Ueber das Heil der Kirche" (das. 1822); „Ueber das Heil der Theologie durch Unterscheidung der Offenbarung und Religion als Mittel und Zweck" (das. 1830). Vgl. Hoppe, Denkmal N.s, Halle 1832.

2) Karl Immanuel, ebenfalls verdienstvoller Theolog, Sohn des Vorigen, geboren am 21. Sept. 1787 zu Borna, erhielt seine Vorbildung durch Hauslehrer und in Schulpforte und studirte in Wittenberg, wo er sich 1810 habilitirte. Im folgenden Jahre erhielt er das Diakonat an der Schloßkirche, 1813 an der Pfarrkirche und trug seit 1817, wo ihm die theologische Fakultät zu Berlin das Doktordiplom verlieh, an dem von seinem Vater geleiteten Predigerseminar Geschichte des kirchlichen Lebens vor und erklärte die Homilien der Kirchenväter. Im J. 1820 ward er Propst in Kemberg und folgte 1822 einem Ruf als Professor und Universitätsprediger nach Bonn. Im J. 1843 erhielt er das Prädikat als Oberkonsistorialrath, vertrat auf der preußischen Generalsynode von 1846 die freiere Richtung und ging 1847 als Nachfolger Marheineke's nach Berlin, wo er als Professor, Universitätspredigt und Mitglied des Oberkirchenraths wirkt. Von seinen Schriften verdienen vorzugsweise sein „System der christlichen Lehre" (Bonn 1829; 5. Aufl., 1844), worin er zuerst die Dogmatik in Verbindung mit der Moral behandelt, und die „Praktische Theologie" (Bd. 1 u. 2, Bonn 1847—48) erwähnt zu werden. Seine „Predigten", die in mehren Sammlungen (Wittenb. 1815, 2. Aufl., Bonn 1844; Berl. 1819; 5 Bde., Bonn 1833—43) erschienen, zeichnet ein ungemeiner Gedankenreichthum aus. Mehre seiner zahlreichen kleinern dogmatischen und dogmenhistorischen Arbeiten sind in den seit 1828 unter seiner Mitwirkung erschienenen „Theologischen Studien und Kritiken" enthalten. N. bekennt sich zur evangelischen Union und hat auch ein „Urkundenbuch" (Bonn 1853) derselben herausgegeben.

3) Gregor Wilhelm, gründlicher u. scharfsinniger Philolog, jüngerer Bruder des Vorigen, geboren am 22. November 1790 zu Wittenberg, besuchte seit 1806 Schulpforte, bezog dann 1810 die Universität in Wittenberg und setzte seine philologischen Studien unter Lobeck's Leitung zu Wittenburg fort. Nach dem Ausbruch der Befreiungskriege trat er als Freiwilliger in das Thielemannsche Corps und machte die Schlacht bei Leipzig mit. Nach seiner Heimkehr erhielt er das Konrektorat am Lyceum in Wittenberg, das er aber schon ein Jahr darauf mit dem Subrektorat zu Zerbst vertauschte. Im Jahr 1820 kehrte er in seinen frühern Wirkungskreis nach Wittenberg zurück und erhielt 1827 einen Ruf als Professor der alten Literatur an die Universität zu Kiel, wo er namentlich der Leitung des philologischen Seminars seine Aufmerksamkeit widmete. Seit 1834 außerordentliches Mitglied der schleswig-holsteinischen Regierung für Aufsicht über die Gymnasialanstalten der Herzogthümer, schrieb er „Ueber Reform der Gymnasien als allgemeiner Bildungsanstalten" (Kiel 1849). Im Juni 1852 wurde N. mit sieben anderen Professoren seines

Digitized by Google

Amtes und Gehaltes für verlustig erklärt, worauf er einem Rufe als Professor der Alterthumswissenschaft nach Leipzig folgte. Seine gelehrten Beschäftigungen erstreckten sich fast ausschließlich auf die Erklärung u. Untersuchung der homerischen Gedichte. Dahin gehören seine „Erklärenden Anmerkungen zu Homers Odyssee" (3 Bände, Hannover 1826), die „Meletemata de historia Homeri maximoque ejus scriptorum carminum aetate" (2 Bände, das. 1830—37), die „Praeparatio ingadendas per Homeri Odysseam interpretationis" (Kiel 1828), die Abhandlung „Ueber die Heldensage der Griechen" in den „Kieler philologischen Studien" (Kiel 1841) und der Artikel „Odyssee" in der „Encyklopädie" von Ersch und Gruber. Sein Hauptwerk aber ist „Die Sagenpoesie der Griechen" (Band 1, Braunschweig 1852), worin er die bei den Griechen allgemein herrschende Ueberzeugung von Homer als einzigem Verfasser der „Ilias" und „Odyssee" theils mehr ins Licht zu setzen, theils auch mit der heutigen Wissenschaft zu versöhnen sucht.

Niurunda-Elf, schwedischer Fluß, entspringt aus einem kleinen See im Jämtlands-Län, nordwestlich im Härad Berzealalen, an der Gränze der Well-Kjölen, erweitert sich an mehren Stellen zu Seen, fließt von Nordwesten nach Südosten, durchfließt den Stor-Sjöen und mündet in den bottnischen Meerbusen, bei dem gleichnamigen Ort in Westerbotten-Norrland, südöstlich von Sundsvall.

Niveau (franz.), völlig horizontale Ebene, wie sie die Oberfläche einer still stehenden Flüssigkeit bildet; vgl. Nivelliren.

Nivelles (Nivel), Bezirkshauptstadt in der belgischen Provinz Südbrabant, an der Thiene, südlich von Brüssel, mit Fabriken für Stamoisen, Wollenzeuche, Spitzen, Leinwand, Battist, Leder, Hüten, Papiermühlen, Handel mit Hanf, Flachs, Hopfen, Bier ꝛc. und 8000 Einwohnern. Hier 1381 Niederlage der Leute durch Graf Ludwig von Flandern, wobei 6000 Menschen in ein Kloster eingeschlossen und verbrannt wurden.

Nivelliren, gleich hoch liegende Punkte mittelst geeigneter Instrumente angeben, oder den Unterschied zwischen verschieden hoch liegenden bestimmen, beides zu dem mannichfaltigsten Zwecken, jenes z. B., um mit einem Instrumente eine Ebene in horizontale Stellung zu bringen, dieses, um die Lage mehrer Orte mit einander vergleichen zu können. Um den ersten Zweck zu erreichen, bedient man sich einer Wasserwage oder, wo keine große Genauigkeit erheischt wird, der gewöhnlichen Setzwage. Die für das eigentliche N. in Gebrauch kommenden Instrumente, dergleichen schon im Alterthum bekannt waren, sind im Allgemeinen so eingerichtet, daß sie eine horizontale Richtungslinie angeben, die als Visirlinie dient, um nach einem entfernten Gegenstande zu sehen. Das jetzt übliche Verfahren dabei ist im Wesentlichen folgendes. Man stellt zwischen den zu vergleichenden Punkten das Nivellirinstrument auf. Für genaue Arbeiten bedient man sich dabei eines Fernrohrs, welches auf einem Stativ steht und mit Hülfe eines röhrenförmigen Niveaus horizontal gestellt werden kann. An den zu vergleichenden Punkten werden in Fuß und Zoll eingetheilte Stangen oder sogenannte Nivellirlatten aufgerichtet, an welchen kleine Tafeln heraus- u. heruntergeschoben werden können. Diese Tafeln sind mit sehr abstechenden Farben so angestrichen, daß die horizontale Mittellinie sich deutlich markirt. Während man durch das Fernrohr nach einer Tafel visirt, muß ein Gehülfe dieselbe so lange verschieben, bis die Mittellinie derselben durch den Horizontalfaden des Fadenkreuzes im Fernrohr gedeckt ist, worauf die Höhe der Mittellinie über dem Fußpunkt der Latte abgelesen wird. Der Unterschied der durch Visiren nach beiden Nivellirlatten gefundenen Höhen gibt sofort den gesuchten Höhenunterschied der beiden zu vergleichenden Punkte an, und zwar muß derjenige Punkt niedriger seyn, welchem die größere beider Höhen entspricht. Bei großer Entfernung dieser Punkte muß auf die Krümmung der Erdoberfläche Rücksicht genommen werden. Für Bestimmung größerer Höhenunterschiede, z. B. eines Bergs, wendet man das barometrische Nivellement an, welches darin besteht, daß die Höhe der einzelnen Punkte mit dem Barometer gemessen werden.

Nivenia, Pflanzengattung aus der Familie der Proteaceen, charakterisirt durch den 4spaltigen, gleichen, ganz abfallenden Kelch, die keulenförmige, vertikale Narbe, eine obere, haubige, glänzende, fiseude, am Grunde ungetheilte Nuß, die einfache, 4blätterige, seidenhaarige, 4blumige Hülle u. den Fruchtboden ohne Spreublättchen, immergrüne Sträucher in Südafrika, mit 11 Arten.

Nivernais, ehemalige französische Provinz, das jetzige Departement Nièvre und einige Theile der Departements Loiret und Cher umfassend.

Nivernais, Herzog von, s. Nevers.

Nivôse (franz.), Schneemonat, Bezeichnung eines Monats im republikanischen Kalender der Franzosen; s. Monat.

Nix (lat.), Schnee.

Nixen (althochdeutsch nikhus, angels. nicor, altnord. nikr, dän. nök, nok, schwed. nak, nek), männliche und weibliche Wassergeister der Bäche und Flüsse, Teiche und Seen, auch des Meeres. Der Nix oder Wassermann wird meist als ältlich und langbärtig, zuweilen jedoch auch als kleiner Knabe und die Einsamkeit liebend, die Nixe dagegen als gesellig, oberhalb mit schönem weiblichem Körper, unten in einen Fischschwanz endigend, mit dem Oberkörper über die Wasserfläche sich erhebend oder am Ufer sitzend und ihr Haar kämmend dargestellt. Mischen sie sich in die Gesellschaft der Menschen, so haben sie vollkommene Menschengestalt und sind nur an dem nassen Zipfel des Gewandes erkennbar, erscheinen aber im Verkehr mit Menschen oft tückisch, indem sie dieselben an sich locken und in den Abgrund ziehen. Eigenthümlich ist ihnen die Liebe zu Gesang, Musik und Tanz, die sie wohl auch selbst üben und den Menschen lehren. Sie spielen in der Sagenwelt eine bedeutende Rolle und sind auch noch bei den neuern Märchendichtern beliebte Figuren.

Nixa, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, südwestlich von Montalvao, mit 3500 Einwohnern.

Nizam, d. i. Ordner, Titel des Radschah

von Hyderabad, eines frühern Vasallen des Großmoguls, s. Hyderabad.

Nizam (türk.), die neuere europäische Bekleidung der türkischen Armee.

Nizâmî (Nisâmi), einer der sieben größten Dichter Persiens, hieß eigentlich Abu-Mohammed-Ben-Jusuf-Schech-Nisâmed-din, wurde in der Stadt Gendsche geboren und † in hohem Alter 1180. Er ist der Begründer des romantischen Epos. Außer einem Diwan, welcher 28,000 Distichen enthalten soll, verfaßte N. fünf größere Dichtungen, die in Persien als die jetzt unerreichte Meisterwerke der Persie gelten: „Machsen-ul-errâr", d. i. Magazin der Geheimnisse, ein didaktisches Gedicht (persisch herausgegeben von Bland, London 1844); „Chosrau u Shirin", ein romantisches Epos, das die Liebe des persischen Königs Khosru zur Schirin zum Gegenstande hat (in deutscher Nachbildung von Hammer, 2 Bde., Wien 1812); „Medschnun u Leila", die Liebe des Medschnun zur schönen Leila (engl. von Atkinson, London 1836); „Heft peiger", eine Sammlung von sieben Novellen in poetischer Form (persisch und deutsch von Erdmann, Kasan 1835), darunter die Erzählung von der Turandot, durch Gozzi's und Schillers Bearbeitung bekannt; „Iskender-nâme", eine sagenhaft ausgeschmückte Geschichte Alexanders des Großen, in zwei Theilen, einem mehr epischen (pers., Kalkutta 1812, größere Fragmente, deutsch von Rückert, 1828) und einem didaktischen (pers. von Sprenger herausgegeben, Kalk. 1852).

Nizampatam, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Nord-Serkars, südwestlich von Masulipatam, am Meerbusen von Bengalen.

Nizolius, Marius, berühmter italienischer Gelehrter, aus Bersello gebürtig, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, machte sich durch seinen noch jetzt geschätzten „Thesaurus Ciceronianus" (Briren 1535, zuletzt Paris 1621) um das Studium der Schriften des Cicero verdient u. trat als entschiedener Gegner der scholastischen Philosophie auf in seinem „Antibarbarus sive de veris principiis et vera ratione philosophandi" (Parma 1553, u. Ausg. von Leibnitz, Frankf. 1774).

Nizza (franz. Nice), Grafschaft und Generalintendanz im Königreich Sardinien, durch den Var von Frankreich geschieden, ist ein gebirgiges Küstenland von 62 □Meilen, das die Seealpen in verschiedenen Verzweigungen durchziehen. Das Land hat ein mäßig heißes Klima, unter dem in üppiger Fülle die zartesten Pflanzen des Südens wuchern. Der Wein ist feurig und von dunkelrother Farbe, das Obst und das Gemüse vortrefflich. Der dergige und felsige Boden ist dem Getreidebau ungünstig; auch die Bäume sind selten, und Brennholz gibt es fast gar nicht. Die Viehzucht ist sehr gering, um so stärker die Bienenzucht, und der Honig von N. ist sehr berühmt. Jagdwild gibt es in Menge, hie und da ein wildes Schwein, viel wildes Geflügel, z. B. rothe Rebhühner, Schnepfen, Tauben, Ortolane, wilde Enten, Feigenschnepfen. Die Flüsse geben Forellen, die See Sardellen, Makrelen, Steinbutten, Muränen, Roths- und Meerbarben ꝛc. Unter die Plagen des Landes gehören die Mücken und andere geflügelte Insekten. In der Nähe von Tenda ist eine fieberhaltige Bleimine. Die Zahl der Einwohner von N. beträgt, mit Einschluß des früher souveränen Fürstenthums Monaco, 249,000, die von den transalpinischen Galliern abstammen, sich aber nach Charakter, Sitten und Sprache mehr den Provençalen, als den Italienern nähern. Die blühendsten Zweige des Kunstfleißes sind: Seidefpinnerei, Tuchweberei, Seifensiederei, Papiermühlen, Liqueurbrennerei, wohlriechende Essenzen. An der Küste wird Schifffahrt und Fischerei stark getrieben, besonders die Korallenfischerei. Der Handel ist unbedeutend und geht hauptsächlich von den Freihäfen N. und Villafranca aus; der Landhandel ist Transit und Spedition. Ausfuhrartikel sind Essenzen, Liqueure, Honig, Wachs und edle Früchte. Die Grafschaft besteht aus den 3 Bezirken Nizza, Onegilia und St. Remo und dem unter Sardiniens Schutz stehenden souveränen Fürstenthum Monaco (s. d.). Die gleichnamige Hauptstadt, am Fuße des steilen Berges Montalban, an der Mündung des Paglione in den Meerbusen von Genua, an der französischen Grenze, in einer herrlichen Gegend an einer Reihe amphitheatralisch sich erhebender Hügel gelegen, ist der Sitz eines Bischofs, sowie des Intendanten und berühmt durch die reine und heiterre Luft seines milden Klima's und seine Seebäder. Der Kern der Stadt, die sogenannte Altstadt, hat krumme, winkelige Gassen und finstere, theilweise schlecht gebaute Häuser; Bauart, Einrichtung u. Straßengebräuche sind hier ächt italienisch. Die Neustadt ist freundlich und in gutem Geschmack gebaut, enthält die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, die Niederlagen des italienischen und französischen Luxus und die beiden berühmten Promenaden, den Corso und den Molo oder die Terrasse (Terrazza). Letztere, in geringer Entfernung vom Meere neben der ganzen Länge des Corso hinlaufend, ist nicht weit von ihrem untern Ende mit einer zweiten parallel laufenden Terrasse von gleicher Höhe verbunden, deren Ausgänge nach Westen zu in das schönste Quartier der Neustadt, nach Osten in die Nähe des Ponchettes hinabsteigen, die, durch den Felsen des Kastells gesprengt, auf dem kürzesten Wege zum Hafen führt. Diese Terrassen, von denen aus man Meer und Stadt zugleich überschaut, sind im Grunde nichts Anderes, als die fortlaufende flache Dachbedeckung zweier langen Häuserreihen. Der größte und schönste Platz ist die Piazza Vittore. Die Vorstadt Croce di Marmo, welche sich längs des Meeres und an der Straße nach Frankreich hinzieht, ist meist von Fremden bewohnt. An öffentlichen Kunstwerken ist N. arm. Auszeichnung verdient das Standbild des Königs Karl Felix von carrarischem Marmor am Eingange des Hafens, ein Geschenk der Kaufmannschaft von 1830. Unter den Kirchen wird die Kathedrale alla Santa Reparata gerühmt; doch ist sie sowohl im Aeußeren als im Inneren ohne jedes künstlerische Interesse. N. hat 3 Thore, mehre Kirchen, 12 Klöster, 2 Hospitäler, ein Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, öffentliche Bäder und einen künstlichen, in neuerer Zeit sehr verbesserten Hafen (Porta di Limpia). Die Einwohnerzahl beträgt ohne Militär und die

Digitized by Google

NUZZA

Digitized by Google

zahlreichen Fremden mit der nächsten Umgebung an 40,000. Handel und Industrie der Stadt sind nicht ohne Bedeutung; die Erklärung N.'s zum Freihafen hat sogar nicht unwesentlichen Einfluß auf den Verkehr mit Genua ausgeübt. Man findet in N. Maccaroni-, Konfekt-, Parfümeriefabriken, Seidenspinnereien, Liqueur- und Seifenfabriken, Gerbereien und eine Menge anderer minder wichtigen Etablissements. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind Olivenöl, Cerealien, Zucker, geistige Getränke, Droguen; die Ausfuhr umfaßt außer Oel und Cerealien Seide, Wein, Reis, Honig, Wachs, Kapern, Südfrüchte und Blumen. N. hat eine Handels- und Agrikulturkammer und ein Handelsgericht. Stadt und Umgegend, durch hohe Gebirge vor den Nordwinden geschützt, sind berühmt durch die außerordentlich reine und gesunde Luft und durch die Milde des Klima's; indeß laufen in dieser Beziehung mannichfache Irrthümer um, die selbst in bessere geographische Werke übergegangen sind. N. liegt fast auf demselben Bogen mit Marseille, Pisa, Florenz, Livorno; die Isotherme aber verbindet es mit den iberischen Inseln und Nizza. Den größten Theil des Jahres hindurch ist der Himmel wolkenlos, die Luft rein und durchsichtig, von Olivenduft geschwängert; die Vegetation erneuert sich unaufhörlich, Blüthen und Früchte wechseln durch alle Monate ab. Die Natur kennt hier keinen Winterschlaf. Das Quecksilber fällt zwei bis dreimal im Jahre höchstens 2° unter Null, und auch das nur auf wenige Stunden in der Nacht; die mittlere Temperatur ist für den Winter 7·7, für das Frühjahr 13·4, für den Sommer 18·6, für den Herbst 12·7, die mittlere Jahrestemperatur also 12·7. Diese milde und gegen feindliche Störungen größtentheils geschützte Klima ist seiner Natur nach aufregend, weshalb im Allgemeinen der Aufenthalt in N. denjenigen Individuen besonders zusagen, bei welchen eine Schwäche atonischer Art vorwaltet u. die Reaktionen des Organismus bethätigt werden müssen, namentlich torpiden, schlaffen, zu übermäßiger Schleimabsonderung ꝛc. geneigten Konstitutionen, wogegen bei sthenen, sehr leicht erregbaren, zu aktiven Blutflüssen und Entzündungen geneigten Konstitutionen und bei Krankheiten, welche einen solchen Charakter haben, nicht sein Nutzen zu erwarten, sondern sogar Nachtheil von dem Aufenthalt in N., besonders im Frühjahre zu befürchten seyn wird. Namentlich ist in der Lungenschwindsucht mit wirklicher Verschwärung des Lungenparenchyms ein Erfolg nicht zu hoffen, vielmehr durchläuft hier die Krankheit ihr letztes Stadium mit reißender Schnelligkeit, weshalb auch die Aerzte von N. ihre Schwindsüchtigen meist nach Rom oder Pisa schicken, wo ein feuchteres Klima vorwaltet. Unter allen Brustleiden findet hier der chronische Katarrh (bronchitis chronica, Asthma humidum) am sichersten seine Heilung, wenn er mit reichlichem Auswurfe und geringem Erethismus verbunden ist. Alle Leiden, die durch einen chronischen Rheumatismus bedingt sind, so wie jene, die dem Eindruck einer gemäßigten trocknen Atmosphäre weichen, finden hier merkliche Linderung. Die Atmosphäre ist daher vorzüglich für schwache und zartgebaute skrophulöse Kinder geeignet, da sie sich in allen atonischen Zuständen als vortrefflich bewährte, vorzüglich aber bei Frauen, die durch häufigen Abortus, durch den langen Aufenthalt in einem sehr heißen Klima, aber durch den Mißbrauch des Merkurs geschwächt sind. Vorzüglich hat sich das Klima von N. in jenen anomalen Nervenstörungen bewährt, denen besonders die Frauen unter der Form der Hysterie unterworfen sind. Im Alterthum hieß die Stadt Nicäa; sie war die Grenzstadt Italiens und befestigte Faktoreistadt der Massilier. Zum römischen Gebiet wurde sie erst unter den ersten römischen Kaisern geschlagen, und zwar zur Sicherung des Handels als Vormauer gegen die wilden Ligurer. In der Folge gehörte N. den Grafen von der Provence, seit 1388 den Grafen von Savoyen. Im J. 1538 wurde hier ein Waffenstillstand zwischen Spanien und Frankreich geschlossen. Im J. 1543 von den Franzosen unter Franz I. zu Lande und von den Türken unter Hairedin Barbarossa zu Wasser belagert, wurde N. mit Ausnahme der Citadelle erobert und von den Türken geplündert. Im J. 1691 eroberte es der Marschall Catinat; 1706 nahmen es die Franzosen abermals und zum dritten mal am 28. Sept. 1792. Am 31. Jan. 1793 wurde es als Departement der Seealpen mit Frankreich vereinigt. Zwar besetzten es die Oesterreicher am 11. Mai 1800, aber am 29. Mai nahmen es die Franzosen unter Suchet wieder. Nun blieb es unter französischer Herrschaft bis 1814, wo es wieder mit Savoyen vereinigt wurde. Vgl. Risso, Histoire naturelle des principales productions de l'Europe méridionale et particulièrement de celles des environs de Nice et des Alpes maritimes, Paris 1826, 5 Bde.; Camous, Conseils hygiéniques et méditaux aux malades, Bertgnolles 1848.

Njegusch, Beiname der in Montenegro herrschenden Familie der Petrovich, aus dem Stamme N., in der Katunska Nahia, wo unweit der Landesresidenz Cettinje die zweite Hauptortschaft N. liegt. Der Ahnherr der Familie ist Daniel Petrovich N., der um 1700 zum Wladika von Montenegro gewählt wurde. Seitdem blieb das Wladikat in der Familie der Petrovich erblich. Dem in Volksgesängen viel gefeierten Wladika Peter I. folge 1830 sein Neffe Peter II., der sich zugleich durch seine großartige nationale Dichtung „Goroski Venac" („Gebirgskranz"), worin er die Bertreibung der Türken aus Montenegro besingt, sein Drama „Stiepan Mala", seine Sammlung serbischer Volkslieder (von 1510—1844) unter dem Titel „Ogledalo" („Spiegel") den Ruhm eines großen Dichters erwarb. Sein Neffe ist der gegenwärtige Fürst Daniel (Danilo) Petrovich N. Vergl. Montenegro.

Njord, skandinavische Gottheit, bei den Vanen geboren und mit seiner Schwester den Asen als Geißel gegeben, bewohnte Noatun, das elfte der Götterhäuser, war der Beherrscher der Winde und Verleiher des Regens, der Windstille und des Feuers und ward bei Seefahrten, bei der Fischerei und der Jagd angerufen. Unter seinem Schutze standen Tempel und Opferstätten. Seine Ge-

mahlin Skadi verließ Noatun, doch zeugte er daselbst mit einer andern Freyr und Freya.

N. L., Abbreviatur für non liquet, es ist nicht klar.

N. M., Abbreviatur für Nova Moneta, neue Münze, und für Nux Macis.

N. N., Abbreviatur für Nomen nescio (ich weiß den Namen nicht), für Nomen notetur (der Name ist einzuschalten), für Non nemo (Mancher), als Andeutung, daß man eine Person oder auch einen Ort nicht nennen will; Zeichen für den Beklagten, welcher mit dem Namen Numerius Negidius bezeichnet zu werden pflegt (von numerare, zahlen, und negare, ablehnen).

NNO. und **NNW.**, Abbreviatur für Nordnordost und Nordnordwest.

NO., Abbreviatur für Nordost.

Noah (eigentlich Noach), der Sohn Lamechs, der letzte der Patriarchen des fethischen Stammes, ward bei der Sündflut (s. d.) von Jehovah wegen seiner Frömmigkeit unter allen Erdenbewohnern mit seiner Familie allein verschont und zum Stammvater eines neuen Menschengeschlechts ausersehen. Um sich und die Seinigen, so wie von jeder Thierart ein Paar zu retten, erbaute er auf Jehovahs Anweisung einen großen Kasten (Arche), welcher bei der Abnahme der Wasserfluth auf dem Berge Ararat fest sitzen blieb. Nach der gänzlichen Abtrocknung des Landes aber ging er mit den Seinen daraus hervor, ward Erfinder und erster Pfleger des Weinbaues, wodurch, sowie durch das von ihm verkündete göttliche Gebot, kein Menschenblut zu vergießen und auch geschlachtete Thiere nicht roh in ihrem Blute zu essen, er das neue Menschengeschlecht zu entwickeln begann. Er † in einem Alter von 925 Jahren. Die Urkunde legt ihm drei Söhne bei und leitet von ihnen alle Völker der Erde ab. Die Erzählung von dem Segen, welchen N. seinen Söhnen Sem und Japhet, sowie von dem Fluche, welchen er dem Sohne Hams, Kanaan, ertheilt habe, verräth das Bestreben, späteren politischen Verhältnissen eine rechtliche Grundlage zu geben. Paralleles zu der hebräischen Sage von der noachitischen Fluth geben der Mythus von Deucalion, der vom chaldäischen Xisuthros und von dem indischen Prithu.

Noailles, altes berühmtes französisches Geschlecht, welches aus der Provinz Limousin herstammte und seinen Namen von einer Herrschaft bei Brives, im Departement Corrèze, erhielt, in deren Besitz es schon im 11. Jahrhundert war. Mit Jean II. erlosch 1449 der Hauptstamm der N., und es wurde Jeans Neffe, Aimar, den er zum Erben einsetzte, der Stammvater des gegenwärtig noch blühenden Zweiges, der mit Antoine de N., geboren 1504, dem Nachkommen Aimars in gerader Linie, seine glänzende Laufbahn eröffnete. Antoine de N. bekleidete die Würde eines Admirals von Frankreich und † als Souverneur von Bordeaux 1562. Seine Brüder, François und Gilles, widmeten sich dem geistlichen Stande und waren beide nach einander Bischöfe von Dax, genossen aber auch den Ruf ausgezeichneter Diplomaten. Henri, der älteste Sohn Antoine's, sah seine Herrschaft Agen 1592 zur Grafschaft erhoben, die jedoch unter seinem Enkel, Anne de N., 1663 in ein Herzogthum N. mit der Pairschaft verwandelt wurde. Der zweite Sohn dieses ersten Herzogs, Louis Antoine de N., der berühmte Kardinal und Erzbischof von Paris, geb. am 27. Mai 1651, zeichnete sich durch seinen freien kirchlichen Standpunkt aus. Als er dem Jansenisten Quesnel (s. d.) seinen Schutz zuwandte und sich an der neuen Ausgabe des Neuen Testaments betheiligte, ward er von den Jesuiten verfolgt, widersetzte sich aber der gegen ihn bewirkten Bulle Unigenitus mit großer Energie und konnte erst 1728 zur Unterzeichnung derselben bewogen werden. Sein Appellationsinstrument gab Heineccius mit Anmerkungen heraus (Halle 1718). Er † den 4. Mai 1729. Sein ältester Bruder, Anne Jules, Herzog von N., geb. 1650, zeichnete sich in den Feldzügen gegen die Spanier aus. Doch vergaß man die wesentlichen Dienste, die er bei der Ausrottung der Protestanten in Languedoc Ludwig XIV. geleistet hatte, wegen der Freundschaft, die er seinem Bruder bewies, und er † den 2. Oct. 1708 in der Ungnade des Hofes. Sein ältester Sohn, Adrien Maurice, Herzog von N., geb. 1678, befehligte im spanischen Erbfolgekriege nicht ohne Erfolg ein französisches Armeecorps und wurde 1711 von Philipp V. zur Würde eines spanischen Granden erhoben. Als er während der Regentschaft des Herzogs von Orleans an die Spitze des zerrütteten Finanzwesens gestellt ward, schlugen seine geistreichen, aber mit mehr Kühnheit, als Kenntniß der Sache unternommenen Reformversuche nicht nur fehl, fanden nöthigten ihn auch, zu den gewaltsamsten Handgriffen der alten Finanzmänner zu greifen. Er mußte endlich als Gegner des Schotten Law 1718 seine Stelle an d'Aguesseau abtreten und zog sich, durch Dubois von Hof verdrängt, in den Privatstand zurück. Erst 1733 stellte ihn der Minister Fleury bei dem Heere am Rhein an. N. eroberte die Linien von Etlingen, besetzte Worms und erhielt nach dem Tode des Marschalls Berwick vor Philippsburg sogar den Oberbefehl nebst dem Marschallsstabe. Im folgenden Jahre vertrieb er an der Spitze der Truppen des Königs von Sardinien die Kaiserlichen aus Italien. Im österreichischen Erbfolgekrieg schickte ihn Ludwig XV., dessen Vertrauen er vollkommen besaß, im März 1743 mit einem starken Heere über den Rhein. N. leitete die Operationen mit großer Geschicklichkeit, erlitt aber bei Dettingen am 24. Juni durch die ungestüme Hitze des Grafen von Grammont, seines Neffen, von der pragmatischen Armee eine völlige Niederlage, vertauschte darauf sein Kommando bei der Armee mit einer Anstellung im Staatsrath und wurde bald Mittelpunkt aller auswärtigen Verhältnisse, die er zum Vortheil Frankreichs zu leiten wußte. Auf seinen Betrieb mußte der in Schweigerei versunkene König den Feldzügen von 1744 u. 1745 in seiner Gesellschaft beiwohnen. Die Talente des Marschalls Moritz von Sachsen rissen N. zu solcher Bewunderung hin, daß er sich demselben als Adjutanten anbot und in dieser Eigenschaft der Schlacht bei Fontenoi beiwohnte. Sein Eifer, Frankreich zu dienen, ließ ihn 1746 eine Sendung an den spanischen Hof übernehmen, u. durch die Aussöhnung

Digitized by Google

mit diesem Staat, die er glücklich zu Stande brachte, erwarb er sich aufs Neue ein großes Verdienst. Er blieb hierauf noch bis 1755 im Staatsrath, wo ihn zunehmende Altersschwäche zum Ausscheiden nöthigte. N. † den 24. Juni 1766. Seine für die damalige Geschichte nicht unwichtigen „Memoires“ gab Millot (Mastr. 1777), leider sehr verkürzt, heraus. Sein ältester Sohn,

Louis, Herzog von N., am 21. April 1713 geboren, erhielt für die in mehren Feldzügen in Flandern und Deutschland bewiesenen Dienste 1775 den Marschallstab und wurde Gouverneur von Saint-Germain, wo er am 22. Aug. 1793 †. Seine 70jährige Gattin, geborene Cossé-Brissac, endete mit vielen Gliedern ihrer Familie am 22. Juli 1794 auf dem Schaffot. Der älteste Sohn,

Louis François Paul, erst Herzog von Agen, nach dessen Tode Herzog von N., geboren am 26. Okt. 1739, bekleidete beim Ausbruche der Revolution die Stelle eines Generallieutenants und verließ nach dem Umsturze des Thrones Frankreich. Er blieb, mit physikalischen Studien beschäftigt, auch als ihn Ludwig XVIII. 1814 zum Pair erhob, in der Schweiz und † 1824. Da er nur 5 Töchter hinterließ und auch sein Bruder, Emanuel Marie Louis, Marquis de N., so wie dessen ältester Sohn, Jules, gestorben war, so gingen seine Titel und Würden an des Letztern Sohn, Paul, das gegenwärtige Haupt des ältern Familienzweiges, über, der, am 4. Januar 1805 geboren, 1827 in die Pairskammer trat, sich jedoch erst nach der Julirevolution an den Diskussionen betheiligte und namentlich die Sache der vertriebenen Dynastie, sowie die Erblichkeit der Pairswürde vertheidigte. Der 1766 verstorbene Herzog von N., Adrien Maurice, hatte außer seinem ältesten Sohn, Louis, auch einen jüngern, **Philippe N.**, hinterlassen, geboren am 27. Nov. 1715, der als Herzog von Mouchy der Stifter der Nebenlinie N.-Mouchy wurde. Auch ihm wurde, nachdem er in der Schlacht von Fontenoi und in mehren Feldzügen in Deutschland mitgekämpft, am 30. März 1775 der Marschallsstab verliehen. Er † als ein treuer Anhänger des Hofes zugleich mit seiner Gemahlin, der Erbin des Hauses Arpajon, am 27. Juli 1794 unter der Guillotine. Der älteste seiner beiden Söhne, Louis Philippe Marc Antoine, Prinz von Poix, geboren am 23. Nov. 1752, war 1789 von dem Adel von Amiens in die Generalstaaten berufen worden, verließ aber später als entschiedener Royalist Frankreich. Nach der ersten Restauration erhielt er die Pairswürde, 1817 den Herzogstitel und † am 15. Febr. 1819. Der älteste seiner beiden Söhne, Jean Charles Arthur Tristan Languedoc de N., Herzog von Mouchy, Pair von Frankreich, geboren am 15. Febr. 1771, † ohne männliche Erben am 2. Febr. 1834, worauf auf seinen Bruder, Antoine Claude Dominique Juste, Prinz von Poix, Graf von N., der Titel eines Herzogs von Mouchy überging. Er war geboren den 25. Aug. 1777, heirathete 1803 die Nichte des Fürsten Talleyrand und erhielt die Würde eines Kammerherrn am Hofe Napoleons. Unter Ludwig XVIII. versah er bis 1819 die Stelle des französischen Gesandten am Hofe zu Petersburg und trat 1824 für das Departement Meurthe in die Kammer. Nach der Julirevolution zog er sich von dem öffentlichen Leben gänzlich zurück und † 1847. Sein ältester Sohn,

Charles Philippe Henri de N., Herzog von Poix und von Mouchy, gegenwärtiges Haupt dieses Familienzweigs, am 9. Sept. 1808 geboren, war 1849 Mitglied der Nationalversammlung und wurde am 31. Dec. 1852 französischer Senator. Ein zweiter Sohn des 1794 auf dem Schaffot gestorbenen Herzogs von Mouchy, Louis Maria, Vicomte de N., geboren 1757, wurde 1789 vom Adel zu Nemours in die Generalstaaten gewählt, hielt sich aber entschieden zur demokratischen Partei und machte sich als Redner, wie durch ein Duell mit Barnave bekannt. Als er trotzdem 1792 fliehen mußte, ging er nach England und von da nach Amerika. Er bot Rochambeau, unter dem er früher im nordamerikanischen Freiheitskriege gedient hatte, bei der Expedition auf St. Domingo seine Dienste an, fiel aber sehr bald in die Hände der Engländer und † in der Havaña, wohin ihn diese gefangen führten, am 9. Jan. 1804. Sein ältester Sohn, Alexis, Graf von N., geboren am 1. Juni 1783, wurde, weil er der kaiserlichen Politik zu widersprechen gewagt, 1809 auf Befehl Napoleons festgenommen. Er wanderte dann aus und widmete sich dem Dienste der Bourbons. Im J. 1813 begleitete er als Adjutant den Kronprinzen von Artois. Von Ludwig XVIII. auf den Kongreß zu Wien gesendet, erhielt er von Talleyrand den Auftrag der Abwickelung der italienischen Angelegenheiten. Nach der zweiten Restauration in die Deputirtenkammer und bald darauf ins Ministerium, doch ohne Portefeuille, gerufen, bewies er sich als einen aufgeklärten Royalisten und trat 1824 der Verwaltung Villèle's entschieden entgegen. Obschon er Ludwig Philipp den Eid leistete, wurde er doch 1832 nicht wieder in die Kammer gewählt. Er † am 14. März 1835 u. hinterließ außer einer Tochter einen Sohn, Alfred Adrien, Graf von N., geboren den 15. Jan. 1825, der unter Ludwig Philipp an der französischen Gesandtschaft nach China Theil nahm.

Noback, 1) Johann Christian, handelswissenschaftlicher Schriftsteller, den 6. Okt. 1777 zu Kölleda in Thüringen geboren, ward Kaufmann u. war 1810—21 zu Krefeld Direktor einer großen Seiden- und Sammtfabrik. Im J. 1821 begründete er zu Erfurt eine der ersten Handelslehranstalten in Deutschland, die er zu bedeutender Blüthe brachte und bis 1842 leitete. Hierauf lebte er zu Gotha, seit 1845 zu Berlin und † auf einem Besuch zu Chemnitz den 4. Juni 1852. Sein literarischer Ruf gründet sich auf sein „Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze“ (Rudolstadt 1833), welches er in Gemeinschaft mit seinem Sohne Friedrich N. als „Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usancen aller Länder und Handelsplätze“ (Leipz. 1851, 2 Thle.) neu bearbeitete. Eine Art Auszug aus demselben ist das „Münz-, Maß- und Gewichtsbuch“ (Leipz. 1853 f.). Mit Schiebe gab er 1836

Digitized by Google

bis 1837 die „Blätter für Handel und Industrie" heraus.

2) Karl August, Nationalökonom und handelswissenschaftlicher Schriftsteller, Sohn des Vorigen, den 18. Juni 1810 zu Kölleda geboren, bildete sich in der Lehranstalt seines Vaters, wirkte an derselben und seit 1835 an der Handelsschule zu Leipzig als Lehrer, seit 1838 wieder an der erstern und begründete 1843 mit seinem Bruder eine öffentliche Handelslehranstalt zu Berlin. Als diese 1849 einging, siedelte er nach Hamburg über, war 1851 als Kommissar für Norddeutschland als Mitglied der Jury bei der Weltindustrieausstellung zu London thätig und folgte im Sommer 1851 einem Rufe als Sekretär der Handels- und Gewerbekammer nach Budweis. Er schrieb: „Der Handel in Kompagnie" (Weimar 1842); „Beschreibung des Regierungsbezirks Erfurt" (Erfurt 1840); „Die Leinenindustrie in Deutschland" (Hamb. 1850); „Gewerbs- und Handelsstatistik des Kreises Budweis" (Bubw. 1853). Er steht auf Seiten der gemäßigten Freihändler.

3) Friedrich Eduard, Bruder des Vorigen, den 28. Febr. 1815 in Krefeld geboren, gründete mit seinem Bruder die Handelslehranstalt zu Berlin und folgte 1849 einem Rufe als Direktor der Handelslehranstalt in Chemnitz. Von seinen Schriften sind, außer den mit dem Vater angeführten, zu erwähnen: „Der Kaufmann als Lehrling, Kommis und Principal" (Bd. 1 u. 2, Leipz. 1842—44); „Ueber Wechsel und Wechselrecht" (Berl. 1845); „Systematisches Lehrbuch der Handelswissenschaft" (das. 1848—49).

Nobel, englische Goldmünze, welche von 1343—1550 geprägt wurde und, nach den Namen der verschiedenen Könige benannt, die Stelle der Dukaten vertrat. Vgl. Rosenobel u. Schiffsnobel.

Nobelgarden, fürstliche Leibgarden, welche sich aus den Söhnen des Adels eines Landes rekrutiren und in denen die Gemeinen in der Regel den Rang von Lieutenants, die Unteroffiziere den von Hauptleuten, die Offiziere den von Stabsoffizieren und die Kommandeurs Generalsrang haben.

Nobile, Pietro de, berühmter Architekt, aus Campestro im Kanton Tessin, bildete sich in Rom und ward kais. königlicher Hofbaurath und Oberbaudirektor der Akademie in Wien. Seine bedeutendsten Werke sind: der Leuchtthurm in Triest, die Brücke von Canale, die Gebäude des Volksgartens in Wien und besonders das nach seinem Plane erbaute neue Burgthor, der Entwurf zu dem Siegesdenkmale bei Kulm. Den Alterthumsforschern ist er rühmlich bekannt durch seine Ausgrabungen auf dem klassischen Boden von Pola und Aquileja.

Nobili (ital.), Edle, Edelleute, in Venedig zur Zeit der Republik die Mitglieder des höheren Adels, welche an der Regierung Theil nahmen.

Nobilis (lat.), s. Nobilität. Nobilissimus, unter den römischen Kaisern Titel der Mitglieder der kaiserlichen Familie, daher der Ausdruck Nobilissimatus für die Inhaberschaft dieses Titels.

Nobilität (v. Lat.), der römische Amtsadel, die Nachkommen Derjenigen umfassend, welche seitdem die Plebejer den Zutritt zu den curulischen Magistraten errungen, zuerst ein solches Amt bekleidet hatten, schloß sowohl patricische als plebejische Familien in sich und bildete sich wieder zu einer Art Geburtsadel. Schon vor dem zweiten punischen Kriege schloß sich die N. ab gegen die nicht zu ihr Gehörigen, welche Ignobiles oder Plebs schlechtweg genannt wurden. Das einzige auszeichnende Vorrecht, welches den Nobiles auch vom Staate zuerkannt wurde, war das Jus imaginum oder die Berechtigung, das Bild (imago) Dessen, der ein curulisches Amt bekleidet hatte, als Wachsmaske (cera) geformt, mit Unterschrift des Namens, der Würden ꝛc. im Atrium des eigenen Hauses aufzustellen (s. Imagines). Die neu entstehende N. mußte die Eifersucht der alten der Patricier im höchsten Grade erregen, und die letzteren suchten auf jede Weise die Ausbreitung des neuen Adels zu beschränken und so wenig als möglich Homines novi (solche, deren Vorfahren kein höheres Staatsamt bekleidet hatten und die aus ihrer Familie zuerst ein curulisches Amt erhielten) zur höchsten Gewalt gelangen zu lassen. In diesem Streben fand den Patricien die N. selbst, als sie sich einmal gebildet hatte, getreulich bei, und schon im zweiten punischen Kriege stand dieser vereinte Adel in solcher Abgeschlossenheit da, daß es nur selten einem Homo novus gelang, zur Magistratur emporzusteigen. Dieses exklusive Streben der neuen Aristokratie blieb bis zum Ende der Republik in ausdauernder Kraft, und namentlich blieb das Konsulat fast im alleinigen Besitz der N. Rom (der Staat).

Nobilitas codicillaris (lat.), Briefadel.

Nobilitas personalis (lat.), persönlicher Adel.

Nobilitas realis (lat.), Inbegriff der mit dem Besitz adeliger Güter verbundenen Rechte und Freiheiten.

Nobility (engl.), in England der hohe Adel, s. Adel.

Noble Passionen, Liebhabereien, welchen vorzüglich der Adel sich hinzugeben pflegt, als Jagd, Halten von Hunden und Pferden, auch Spiel ꝛc.

Noblesse (franz.), s. v. a. Adel.

Nocera, 1) Stadt im Kirchenstaat, Delegation Perugia, westlich von Camerino, in einer fruchtbaren Ebene, ist der Sitz eines Bischofs und hat 3000 Einw. In der Nähe entspringt ein berühmter Säuerling, dessen Wasser an Klarheit und Reinheit die Gewässer aller berühmten Wasserleitungen in Rom übertrifft. Er enthält an fixen Bestandtheilen: kohlensaure Kalkerde, Chlorcalcium und Chlorkalium, Thonerde, Talkerde, Kieselerde, Eisen, an luftförmigen Bestandtheilen Stickstoffgas, Sauerstoffgas und kohlensaures Gas und wird am häufigsten als Getränk, namentlich bei passiven Schleimflüssen, Schwäche der Verdauungswerkzeuge, Nervenleiden von Schwäche und gichtischen und rheumatischen Affektionen nervöser Art benutzt. Aeußerlich angewendet soll es bei hartnäckigen Geschwüren sehr bülfreich sich erweisen. — 2) (N. de Pagani), Stadt in der neapolitanischen Provinz Princi-

Digitized by Google

pato-citteriore, am Sarno, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale und 7700 Einw.

Nochistlan, Stadt im mexikanischen Bundesstaat Oaxaca, in schöner, trockener und kühler Lage, hat Ackerbau, Baumwollenweberei, Handel mit Weizen.

Nod, in der Bibel das Land, wohin Kain nach verübtem Brudermord flüchtete, wahrscheinlich so viel als Land der Flucht.

Nod (hebr.), Maß von unbestimmtem Inhalt, entweder eine Flasche oder eine Ziegenhaut zur Aufbewahrung von Getränken.

Nodier, Charles Emmanuel, französischer Schriftsteller, den 28. April 1780 zu Besançon geboren, erhielt den ersten Unterricht durch seinen Vater, einen geachteten Rechtsgelehrten, und kam in seinem 10. Jahre nach Straßburg, wo er seine Studien unter Euloging Schneider betreiben sollte. In seinen Geburtsort zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit naturhistorischen, besonders entomologischen Studien, deren Ergebniß er zum Theil in seiner „Dissertation sur l'usage des antennes" (1798) und der „Bibliothèque entomologique" (Paris 1800) niedergelegt hat. Im J. 1797 wurde er als Adjunkt des Bibliothekars von Besançon angestellt. Statt nach dem Wunsche seines Vaters die Rechte zu studiren, trieb er schönwissenschaftliche Studien, verfolgte Göthe's „Werther" und ähnliche Productionen und schrieb unter dem Einfluß dieser Lektüre die düstermelancholischen Romane „Stella ou les proscrits" (Paris 1802), „Le peintre de Saltzbourg" (1803) und ähnliche Dichtungen, welche ihn mit den Bestrebungen der späteren romantischen Schule in einigen Zusammenhang brachten. Anfangs den republikanischen Grundsätzen hold, wurde er jedoch bald in das Getriebe royalistischer Einbs gezogen, und da er nun, z. B. in seiner Strafode „La Napoléone" (1802), seiner Erbitterung gegen Bonaparte Luft machte, zog er sich Verfolgungen und selbst Gefängnißstrafe zu. Mehre Jahre lebte er in der Verborgenheit des Jurageburges, floh dann nach der Schweiz, wo er sich als Korrektor ernährte, und kehrte endlich nach mancherlei Abenteuern nach Frankreich zurück, wo er zu Dôle Vorlesungen über die schönen Wissenschaften begann. Bald durchstreifte er aber aufs Neue die Welt und ließ sich endlich in Laibach nieder, wo er Stadtbibliothekar wurde und von Junot und Fouché mit der Redaktion des „Télégraphe illyrien" beauftragt ward. Im J. 1814 kehrte er nach Paris zurück, wurde Mitarbeiter am „Journal des débats", wendete sich 1820 der „Quotidienne" zu und zog besonders im „Nain jaune", welcher von ihm den berühmten Aufsatz brachte: „Napoléon au 4 Mai", heftig gegen Napoleon los. Ludwig XVIII. versetzte ihn dafür in den Adelstand und verlieh ihm das Ehrenkreuz. Im J. 1824 als Bibliothekar beim Arsenal angestellt, später zum Oberbibliothekar befördert, wurde N., nachdem ihm 1833 in der französischen Akademie Thiers vorgezogen worden war, 1834 in dieselbe aufgenommen. Er † am 26. Jan. 1844. N. zeigte sich in einer Reihe trefflich kommentirter Ausgaben französischer Klassiker als gewiegten Kritiker und leistete als Grammatiker und Lexikograph ungemein Tüchtiges in seinem „Dictionnaire des onomatopées de la langue française" (Paris 1808; 2. Aufl., 1828), im „Examen critique de dictionnaires de la langue française" (das. 1829), im „Dictionnaire universel de la langue française" (2 Bde., das. 1822 öft.), sowie in den „Mélmens de linguistique" (das. 1834). Seine „Oeuvres" (12 Bde., das. 1832 f.) enthalten größtentheils nur seine auf die schöne Literatur bezüglichen Produktionen, von denen wir hier noch nennen wollen: „Jean Sbogar" (2 Bde., Paris 1818), „Thérèse Aubert" (das. 1819), „Trilby ou le lutin d'Argoil" (das. 1822) und „Le roi de Bohème et ses sept châteaux" (das. 1830), vielleicht das erste und beste humoristische Werk in Frankreich. In den „Souvenirs, episodes, portraits, pour servir à l'histoire de la révolution" (2 Bde., Paris 1831) finden wir interessante Aufschlüsse über seinen Charakter, seine Studien und Schicksale.

Nodnagel, Angust, deutscher Pädagog und Schriftsteller, am 17. Mai 1803 zu Darmstadt geboren, erhielt auf dem Gymnasium daselbst seine Schulbildung und studirte dann seit 1822 zu Gießen Theologie. Nach seiner Rückkehr bekleidete er eine Hauslehrerstelle, ward 1832 Hülfslehrer, 1835 außerordentlicher und 1836 ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Darmstadt, sowie 1833 Freiprediger bei der evangelischen Stadtgemeinde daselbst. Er † am 29. Januar 1853. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien zu Offenbach 1822. Später gab er heraus: „Deutsche Sagen aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller" (Dresden 1836); „Dintieka, Deutsche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueste Zeit" (Darmstadt 1837); „Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden, in alten und neuen Dichtungen" (das. 1839); „Gellings Dramen und dramatische Fragmente, zum erstenmal vollständig erläutert" (das. 1842); „Deutsche Dichter der Gegenwart" (das. 1842) u. A.

Noël (franz.), Weihnachten.

Nördliche Inseln, s. Molukken.

Nördlingen, Hauptstadt eines Landgerichts im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, im sogenannten Ries, am Goldbach und Egerbach und an der Eisenbahn von München nach Nürnberg gelegen, mit Mauern und Thürmen umgeben, war früher eine freie Reichsstadt mit einem Gebiete von 1/4 □Meilen und gehörte zum schwäbischen Kreise. Unter den 4 Kirchen ist die dreischiffige Hauptkirche (Magdalenenkirche), ein schönes gothisches Gebäude mit 350 Fuß hohem Thurme und schöner Orgel, sehenswerth. N. ist Sitz eines Rentamts, Nebenzollamts, Magistrats 2. Klasse, eines evangelischen Dekanats und einer katholischen Pfarrei, hat ein Hospital, ein Waisenhaus, eine lateinische Schule, eine Landwirthschafts- und Gewerbsschule und gegen 7000 Einw. Die Fabrik- und gewerbliche Thätigkeit der Stadt ist nicht unansehnlich; man findet Teppiche und Wollenmanufakturen, eine Kordonandfabrik, Lebkücherein, Leimsiedereien, Leinwebereien, Färbereien, eine Buchhandlung ꝛc. Auch der Handel mit Teppichen, die als tyroler Waare verkauft werden, mit

Digitized by Google

frischen und geräucherten Mastgänsen (Riesgänsen), Federn ꝛc. ist erheblich. In der Nähe St. Johannisbad, eine erdig-salinische Eisenquelle. N. soll nach Einigen vom römischen Kaiser Vespasianus gegründet worden sein und Ara Vespasiana geheißen haben, während Andere der Stadt einen deutschen Ursprung beilegen. Sie wird zuerst im 9. Jahrhundert unter Kaiser Arnulf genannt. Später ward sie zur Reichsstadt erhoben und bis 1325 von einem Reichsvogt, dann von einem Statthalter regiert. Im J. 1347 trat sie dem schwäbischen und später dem Städtebund bei. Im J. 1634 wurde die Stadt, die die Reformation angenommen, von den Kaiserlichen unter Ferdinand III. belagert und schlug mehre Stürme ab, worauf es am 6. Sept. 1634 zur Schlacht kam, in welcher die nur 24,000 Mann starken Schweden unter dem Herzog Bernhard von Weimar von der 45,000 Mann starken österreichischen Armee geschlagen wurden und 12,000 Todte und Verwundete, einige Tausend Gefangene, worunter auch der General Horn, 300 Fahnen und Standarten und 80 Kanonen verloren. In einer zweiten Schlacht unweit N., bei dem Dorfe Allerheim, am 3. Aug. 1645, wurden die Kaiserlichen unter Mercy von den Franzosen unter Condé geschlagen. Im J. 1647 ward die Stadt wieder von den Bayern beschossen und zum Theil in Asche gelegt. Auch im französischen Revolutionskrieg 1796 und 1800 fanden in der Umgegend von N. Gefechte Statt. Im J. 1805 mußte sich hier der österreichische General Werneck den Franzosen unter Murat ergeben. Im J. 1802 verlor N. seine Reichsfreiheit und kam mit seinem Gebiet an Bayern. Vgl. J. Müller, Beschreibung der freien Reichsstadt N., Nördl. 1784.

Nörenberg, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, am See Enzig und von 4 anderen Seen umgeben, hat 3 Thore, eine Pfarrkirche und 1650 Einw.

Nöfel, eine halbe Kanne; in manchen Gegenden ein Mäßchen, Seidel oder Schoppen; in Thüringen Bezeichnung eines kleinen Stückchens Land.

Nöffelt, Friedrich August, pädagogischer Schriftsteller, den 18. Mai 1781 zu Halle geboren, studirte Anfangs Theologie, wandte sich aber bald der Geschichte zu und ward 1804 Collaborator am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Berlin, folgte aber 1806 einem Rufe als Konrektor und Schloßprediger nach Küstrin. In Folge des ausbrechenden Kriegs gab er seine Anstellung auf und ging nach Breslau, wo er eine Stelle an der dortigen Wilhelmsschule erhielt und eine Privatlehranstalt für Knaben gründete. Erstere vertauschte er 1812 mit einer Anstellung als Lehrer der Geschichte am Magdalenengymnasium, wozu er 1819 den Titel als Professor erhielt. Mit der von ihm begründeten Töchterschule verband er 1836 ein Seminar für künftige Erzieherinnen. Ende 1844 legte er seine Lehrerstelle am Gymnasium nieder u. † den 11. April 1850. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur: „Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen" (1822, 9. Aufl. 1847, 3 Thle.; auch ins Französische und Holländische übersetzt); „Kleine Weltgeschichte für Töchterschulen" (1823, 10. Aufl. 1843); „Lehrbuch der Weltgeschichte für Bürger- und Gelehrtenschulen" (1827, 3. Aufl. 1850, 4 Thle.); „Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für höhere Töchterschulen" (1828, 3. Aufl. 1845); „Handbuch der Geschichte der Deutschen für Töchterschulen" (1829, 2 Thle.); „Handbuch der Geographie für Töchterschulen" (1830, 3 Thle., 3. Aufl. 1841); „Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht" (1833, 3 Thle., 4. Aufl. 1849).

Nöthigung, diejenige widerrechtliche Handlung, wobei Jemand durch Drohung oder Gewalt zu etwas gezwungen wird; vgl. Zwang.

Noëtianer, ketzerische Partei des 3. Jahrhunderts, welche zu den sogenannten Monarchianern gehörte und ihren Namen von ihrem Lehrer Noëtus erhielt. Die N., oft auch Patripassianer genannt und mit diesen verwechselt, erhielten sich bis ins 2. Jahrhundert.

Nogaier (Nogayen, Karatataren), ein tatarischer Volksstamm im europäischen Rußland, s. Tataren.

Nogaro, Stadt im französischen Departement Gers, mit Branntweinbrennerei, Handel und 2500 Einw.

Nogent, 1) (N. le Rot), Stadt im französischen Departement Eure-Loire, links am Eure, mit Nagelschmiedefabrik, beträchtlichem Getreide- und Mehlhandel und 1400 Einw. — 2) Stadt im französischen Departement Obermarne, rechts an der Treire, Mittelpunkt einer ringsum weit und in 100 umliegenden Ortschaften verbreiteten Schmiederei von Messern, Lanzetten, Feilen ꝛc., hat 3100 Einw. — 3) (N. le Rotrou), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Eure-Loire, in einem schönen Thal am Huisne und am Fuße eines steilen Hügels, mit einem Schlosse, worin Sully wohnte, Kreisgericht, Seidenfabrik, Woll- und Kalefaktürmanufaktur, mechanischer Wollspinnerei, Gerberei und 7000 Einw. — 4) (N. sur Seine), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Aube, links an der Seine, mit Holzflößerei nach Paris und 3500 Einw.

Nograd, s. v. a. Neograd.

Noir (franz.), schwarz.

Noir animalisé (franz.), ein in Frankreich häufig angewandtes Düngemittel, das man erhält, wenn man Exkremente mit einer kohlehaltigen Substanz mischt, die durch Glühen von einer mit organischen Substanzen getränkten, kalkhaltigen Erde in verschlossenen Gefäßen gewonnen worden ist. Anstatt dieser Erde wendet man auch Straßenkoth, mit Theer getränkten Thon ꝛc. an.

Noirmoutier, Insel an der Küste der Vendée in Frankreich, schließt die Bai Bourgneuf, wird vom Festlande durch die Meerenge Fromentine getrennt und ist gegen Ueberschwemmungen des Meeres durch künstliche Dämme geschützt. Der Boden ist zum Theil sehr ergiebig, zum Theil aber auch sandig, sumpfig und mit Heide bedeckt. Die Insel ist lang und schmal und hat ungefähr 8000 Einw. Die Hauptprodukte sind Seesalz, welches nach Frankreich, Holland und England ausgeführt wird, vortrefflicher rother Wein.

Digitized by Google

Sandbohnen, Senf, Barech-Soda, Austern ꝛc. Die gleichnamige Stadt auf der Ostküste der Insel, in einer Bai, mit einem Hafen, hat 1600 Einw., welche Handel und Schifffahrt treiben.

Nola, eine der ältesten Städte Kampaniens, östlich von Neapel, von den Ausonern gegründet, wurde von den Römern im sammitischen Kriege (313 n. Chr.) erobert. Im zweiten punischen Kriege blieb sie den Römern treu, und in ihrer Nähe lieferte Marcellus dem Hannibal die ersten glücklichen Gefechte. Der Ort ist berühmt durch den hier erfolgten Tod des Kaisers Augustus (14 n. Chr.). Unter Vespasianus ward sie mit einer römischen Kolonie belegt. Im 4. Jahrhundert sollen hier die ersten Glocken gegossen worden seyn. Auch im Mittelalter war N. eine blühende Stadt. Jetzt gehört sie zur neapolitanischen Provinz Terra-di-Lavoro, ist Bischofsitz, hat mehre Kirchen und Klöster, ein Seminar, Hospital, eine Kaserne und 9000 Einwohner. Hier den 7. Juli 1460 Sieg Johanns von Anjou, Herzogs von Kalabrien über Ferdinand von Aragon.

Nolana (Cymbelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, einjährige, liegende Kräuter mit abwechselnden Blättern, in Peru einheimisch, von denen mehre Arten als Zierpflanzen bekannt sind. Man kann sie zu Verbrämungen, breiten Einfassungen oder zu Verzierungen kleiner Blumenstücke in Rasenplätzen benutzen. Man säet den Samen im April in Töpfe oder ins Mistbeet und versetzt die jungen Pflanzen im Mai an sonnige Plätze und in lockern, fetten Boden.

Nolens volens (lat.), nicht wollend, wollend, man mag wollen oder nicht.

Noli me tangere (lat., d. i. rühre mich nicht an), Sinnpflanze oder Sensitive, s. Mimose; in der Malerei Darstellung der Scene, wo Christus nach der Auferstehung der Magdalena erscheint (nach Joh. 20, 27).

Nolissement (franz.), die Befrachtung oder Miethung eines Schiffs.

Noli tangere, wildes Springkraut, Impatiens Noli tangere L.

Nom., Abbreviatur für nomine, mit Namen; nominatim, namentlich; Nominativus.

Noma, s. Wasserkrebs.

Nomaden (v. Griech.), d. i. Hirtenvölker, Benennung solcher Völkerschaften, welche hauptsächlich Viehzucht treiben, fester Wohnsitze entbehren und der Ernährung ihrer Heerden wegen von einem weiderechen Orte zum andern ziehen. Ihre Wohnungen sind leicht transportable Zelte und Hütten, welche abgebrochen und wieder aufgeschlagen werden, wie es ihre Wanderungen mit sich bringen. Die Nomadenvölker stehen in der Kultur höher als die Jäger- und Fischervölker, aber niedriger als die Ackerbau und Gewerbe treibenden. Sie gewöhnen sich schwer an ein ansässiges Leben und dessen Beschäftigungen und haben meist auch eine große Neigung zum Raub. Leicht ist ihr Uebergang zum Kriegerleben, und es sind daher von den ältesten Zeiten an große und folgenreiche Eroberungen von ihnen gemacht worden, wie die Eroberungszüge der Hunnen, Ungarn, Araber, Mongolen und Tataren beweisen. Während in Europa nur noch in den Steppen am schwarzen Meere und im hohen anbaunfähigen Norden einzelne und wenig zahlreiche Nomadenstämme, dort von tatarisch-türkischem, hier von finnischem Stamme sich finden, sind Asien und Afrika schon ihrer natürlichen Beschaffenheit nach die eigentliche Heimath des Nomadenlebens. Die finnischen, mongolischen und türkischen Volksstämme, sowie die aus ihnen gemischten in den Steppen und Wüsten des nördlichen, mittleren und vorderen Asiens sind größtentheils noch heut zu Tage N., und dasselbe gilt von den Kurden, den arabischen Beduinen in Vorderasien und Nordafrika und den meisten Völkern Südafrika's, den Kaffern, Beetschuanen, Hottentotten ꝛc. In Südamerika führen nur die Gauchos und einige Indianerstämme ein nomadisches Leben.

Nomarchos (gr.), s. Nomos.

Nomen (lat., Mehrzahl Nomina), das Nennwort, in der Grammatik derjenige Redetheil, mittelst dessen ein Ding im weitesten Sinne seiner Existenz und seinem Inhalte nach bezeichnet wird, also das Substantivum (s. d.) und das Adjectivum (s. d.).

Nomenclator, d. i. der Namennenner, bei den Römern ein Sklave, dessen Geschäft es war, bei verschiedenen Veranlassungen seinem Herrn die Namen der gegenwärtigen Personen zu nennen. Besonders bedienten sich des N. die Kandidaten, welche sich um ein Amt bewarben, sie ließen sich von ihm mit Namen, Stand, Beschäftigung und sonstigen Verhältnissen stimmfähiger Bürger bekannt machen, um den Schein annehmen zu können, als kennten sie die Leute, nun deren Stimme es ihnen zu thun war. Auch ordneten dergleichen Sklaven die Gastmahle, wiesen den Gästen ihre Plätze an und nannten die einzelnen Speisen und deren Beschaffenheit.

Nomenklatur (v. Lat.), Namenverzeichniß gewisser Gegenstände ohne Erklärung, besonders ein auf gewissen Principien und Eintheilungsgründen beruhendes für Gegenstände der Wissenschaft oder Kunst.

Nomen nescio, abbr. N. N., den Namen weiß ich nicht.

Nomentum, alte Stadt in Mittelitallen, im Gebiet der Sabiner, soll von den Albanern zugleich mit Fidenä angelegt worden seyn und war durch trefflichen Wein berühmt und eine so ansehnliche Stadt, daß von Rom aus eine eigene Landstraße, die Via Nomentana, dahin führte. Sie ward unter Tarquinius Priscus von den Römern erobert. Hier schlug der Diktator Q. Servilius 435 v. Chr. die Fidenaten u. Vejenter. Im Gebiet von N. lagen die Labanae aquae, kalte mineralhaltige Quellen, welche zum Trinken und Baden benutzt wurden (jetzt Grotta Marozia).

Nomina activa (lat.), Forderungen, im Gegensatz zu Nomina passiva, Schulden.

Nominal . . . (v. Lat.), den Namen betreffend, dem Namen nach, im Gegensatz zu Real . . .

Nominalismus (v. Lat.), diejenige philosophische Ansicht von Wesen und der Bedeutung der allgemeinen Begriffe, wonach diese bloß Produkte der Abstraktion sind. Der Name entstand

zur Zeit der Scholastiker, als Joh. Roscellinus mit der Behauptung hervortrat, daß die allgemeinen Begriffe (Universalien) nicht wirkliche Dinge, sondern lediglich Worte und Namen (nomina rerum oder flatus vocis) seyen und nur das Einzelne wirklich existire. Diese Lehre Roscellins, gegenüber welcher der Realismus die Meinung verfocht, die allgemeinen Begriffe seyen der Wirklichkeit nach in den Objekten gegründet, ward 1092 zu Soissons verdammt. Doch erneuerte sich im 14. Jahrhundert der Kampf zwischen Nominalisten und Realisten durch den Franziskaner Wilhelm von Occam, einen Schüler des Duns Scotus, und jetzt trugen die Nominalisten den Sieg davon, indem Occam die von den Realisten behauptete objektive Realität, welche den allgemeinen Begriffen außerhalb der Sphäre des verstandesmäßigen Denkens zukommen sollte, mit Erfolg bestritt und nachwies, daß jenen Begriffen als Erzeugnissen des abstrahirenden Verstandes nur eine subjektive Existenz beigelegt werden könne. Unter den späteren Vertretern des N. sind zu nennen: Joh. Buridan, Rob. Holcot, Gregor von Rimini, Heinrich von Hessen, Nikol. Oresmius, Matthäus von Krakau und Gabriel Biel. Wie die Nominalisten von ihren Gegnern heftige Verfolgungen zu erdulden hatten, z. B. zu Paris 1339, 1340, 1409 und 1473, so setzten auch sie im Streite öfters die christliche Duldung außer Augen, wie des Huß Verdammung beweist. Indeß gewann der N. nach und nach in Frankreich, wie in Deutschland die Oberhand, und er war es, von dem jener freiere, von der kirchlichen Theologie unabhängigere Geist ausging, welcher den epochemachenden philosophischen Fortschritten der folgenden Jahrhunderte den Weg bahnte. Vgl. J. Saliberti, Philosophia nominalium vindicata, Paris 1651; L. F. O. Baumgarten-Crusius, De vero scholast. realium et nominalium discrimine, Jena 1821; Fr. Erner, Ueber N. und Realismus, Prag 1842.

Nominalwerth (Nennwerth), der durch Worte oder Zahlen festgesetzte Werth einer Sache, im Gegensatze zu dem wirklichen Werthe oder Realwerthe. So hat z. B. das Papiergeld nur einen N., das gemünzte Geld dagegen einen Realwerth. Haben Staatspapiere gleichen N. und Realwerth, so sagt man, sie stehen al pari. Außerdem unterscheidet man ihren N. auch von ihrem Kurs.

Nominatim (lat.), namentlich.

Nominatio (lat.), Nennung, Benennung, besonders Redefigur, bei der man eine Sache, die noch keinen oder keinen passenden Namen hat, mit einem solchen bezeichnet; auch die Ernennung zu einem Amte, z. B. N. regia, das dem Regenten zustehende Recht der Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe.

Nominativus, s. Casus.

Nomine (lat.), im Namen oder in der Eigenschaft (eines Andern, z. B. curatorio nomine, als Vormund); bei Lebensversicherungen die Person, auf deren Leben die Rente festgesetzt ist.

Nomokanon, in der griechischen Kirche eine Sammlung der in den größeren Kirchen und Klöstern geltenden Gesetze, nebst einer Vergleichung derselben mit den bürgerlichen Gesetzen, wie eine solche schon der Diakon Fulgentius Ferrandus von Karthago veranstaltete. Besonderes Ansehen genießt der N. des Photius von 883, herausgegeben von Beruerdge (Synodicum Magnum, Oxford 1671) und kommentirt von Boell (Biblioth. jur. can., 2. Th., Paris 1661), sowie von Balsamon (Oxford 1772).

Nomokratie (v. Gr.), Regierungsform, bei welcher das Gesetz herrscht, welches der Machthaber nur in Wirksamkeit treten lassen.

Nomologie (v. Gr.), Gesetzgebungslehre, Gesetzgebungskunst.

Nomos (griech.), eigentlich Weide, Weideplatz, besonders Name der einzelnen Distrikte, worin jede der drei Hauptabtheilungen Aegyptens, Ober-, Mittel- und Unterägypten, eingetheilt war. Die Sage schreibt den Ursprung derselben dem Sesostris zu, der 36 Nomen gemacht haben soll. Strabo rechnet auf Oberägypten 10 auf Mittelägypten 16 und auf Unterägypten 10. Sesostris setzte über jeden N. einen besonderen Statthalter (Nomarchen), der die königlichen Einkünfte beizutreiben und die in seinem Bezirk vorkommenden Regierungsgeschäfte zu besorgen hatte. Im neuen Königreich Griechenland ist N. s. v. a. Departement. Auch heißt N. s. v. a. Gebrauch, Herkommen, Sitte, Gesetz, Ordnung. In der musikalischen Kunstsprache versteht man darunter Harmonien, Satzweisen oder Tonarten, in der Metrik eine mit dem Dithyrambus verwandte, uralte Liedes- oder Gesangsart, die nach einer eigenen Weise zur Cither oder Flöte einer Gottheit, gewöhnlich dem Apollo, zu Ehren angestimmt zu werden pflegte.

Nomotelik (v. Gr.), Lehre von der Erhaltung und Erfüllung der Gesetze, besonders der die Kirchenzucht betreffenden.

Nomothesie (v. Gr.), Gesetzgebung, Gebot, Gesetz; daher Nomothetik, Gesetzgebungskunst und die Theorie derselben.

Nomotheten, zu Athen aus den Hellasten gewählte Männer, welche bei der jährlichen Gesetzesrevision über Einführung neuer Gesetze den entscheidenden Ausspruch thaten. Sie hatten die alten Gesetze zu untersuchen, ob sie den gegenwärtigen Verhältnissen noch angemessen wären oder nicht, und beantragten nach Befinden Aufhebung derselben; außerdem hatten sie auch mit zu prüfen, ob neu gefaßte Beschlüsse der Wohlfahrt und dem allgemeinen Rechtsprincip des Staates angemessen wären. Das in ältrer Zeit sehr wichtige Institut der N. war von Solon eingesetzt.

Nona (lat.), in der römisch-katholischen Kirche die 9. Stunde des Tages, also Nachmittags 3 Uhr, wo von den Geistlichen die 9. Hora gehalten ward.

Nonae, bei den Römern im März, Mai und Juli der 7., in den übrigen Monaten der 9. Tag nach den Kalenden, gehörten zu den ungläcklichen Tagen (dies nefasti), weshalb an ihnen keine Volksversammlungen gehalten, keine Hochzeiten ꝛc. gefeiert wurden.

Nonagium (lat.), ein Viertheil von den beweglichen Gütern eines Verstorbenen, welchen

Digitized by Google

früher der Pfarrer zu frommen Zwecken zu erhalten pflegte.

Nonancourt, Stadt im französischen Departement Eure, links am Avre, mit Baumwollmanufaktur, Gerberei, Lederfabrikation, Krämpelfabrik, Handel mit Papier, Eisen, Getreide und Holz und 1600 Einwohnern.

Nonatelia, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, meist Sträucher in Südamerika, mit der bekanntesten Art: N. officinalis Aubl., in Guyana, an Fußpfaden in Wäldern, mit spitzovalen, glänzenden, gegenüberstehenden Blättern und kleinen Blumen in Endrispen. Ein Aufguß der Blätter wird in Guyana bei asthmatischen Beschwerden angewendet.

None, in der Musik der 9. Ton vom Grundtone an gerechnet.

Non ens (lat.), nicht seyend, Unding, s. Ens.

Nonintrusionisten, eine in der schottischen Kirche in der neuesten Zeit entstandene Partei, welche der Staatsbehörde gegenüber das freie Wahlrecht der Gemeinde festhielt und überhaupt jeden Eingriff jener in die Kirchenangelegenheiten abzuwehren suchte, schied 1843 aus der Staatskirche aus.

Nonius, gelehrter Portugiese, s. Nuñez.

Nonjurors (engl.), Widerwegerer Bezeichnung der Jakobiten in England, welche den nach Vertreibung Jakobs II. zur Herrschaft gelangten Königen aus dem Hause Oranien den Unterthaneneid verweigerten.

Nonkonformisten, s. Dissenters.

Non liquet, abbrev. N. L. (s. d.).

Non multa, sed multum (lat.), nicht vielerlei, sondern viel, Maxime für Selbststudium und Unterricht.

Nonne, eine weibliche Person, welche die Klostergelübde übernommen hat und nach diesen in einem Kloster lebt, s. Kloster.

Nonne, Karl Ludwig, ein um das Schulwesen seines engern Vaterlandes hochverdienter Mann, den 6. Dec. 1785 zu Hildburghausen geboren, besuchte das Gymnasium zu Koburg und studirte dann zu Jena Theologie und Philologie. In seine Heimath zurückgekehrt, trat er 1808 in die obere Kirchen- und Schulbehörde des Herzogthums u. ward 1809 vom Herzog nach der Schweiz gesendet, um sich mit Pestalozzi's Unterrichtsmethode bekannt zu machen, die er dann in den Schulanstalten des Landes einführte. Schon vor seiner Reise hatte N. ein Unterrichtsinstitut für Kinder der gebildeten Stände gegründet; nun erhielt er auch die Leitung des Schullehrerseminars und 1819 die Stelle eines Hofpredigers, während er zugleich als Redakteur der 1818 von ihm begründeten „Dorfzeitung" als höchst einflußreicher Volksschriftsteller thätig war. Nach der Ländertheilung 1826 beauftragte der Herzog von Meiningen N. mit der Organisation und Leitung des Schulwesens der vereinigten Herzogthümer Meiningen und Hildburghausen und stellte ihn bald darauf als ersten geistlichen Rath mit dem Titel Oberkonsistorialrath auch an die Spitze des gesammten Kirchenwesens. Er brachte ein neues frisches Leben in beide Geschäftszweige, namentlich war es das Volksschulwesen, das sich unter seiner bildenden Hand zu einer hohen Blüthe erhob. Dabei ward sein Einfluß so mächtig, daß er allein über die Pfarr- und Schulstellen des Landes zu verfügen schien. Nachdem 1835 ein eigener Seminardirektor und 1838 ein eigener Schulrath angestellt worden, war N. s bisherige Thätigkeit ausschließlich seinem geistlichen Amte als Exhorus und Oberpfarrer der Stadt Hildburghausen gewidmet. Im J. 1847 trat er als Abgeordneter in den Landtag, der ihn 1848 in das Vorparlament nach Frankfurt deputirte. Letzteres wählte ihn in den Fünfzigerausschuß. Er † plötzlich am 17. Juli 1854. Sein „Reformationsbüchlein" (Hildb. 1817 u. öfter) ist ein Muster populärer Darstellung.

Nonnenkraut, s. v. a. Erdrauchkraut, Herba Fumariae, s. Fumaria.

Nonnus, späterer griechischer Dichter aus Panopolis in Aegypten, daher Panopolitanus genannt, lebte zu Anfang oder zu Ende des 5. Jahrhunderts und schrieb eine versificirte Paraphrase des Johannisevangeliums: „Metaphrasis evangelii Joannis" (Rom 1508 u. öft., von Passow, Leipz. 1834), sowie ein heroisches Gedicht: „Dionysiaca", welches die Thaten des Bacchus besingt (herausgegeben von Falkenburg, Antwerpen 1569, mit Moseri Anmerkungen, Heidelberg 1809, von Gräfe, Leipz. 1819—27, 2 Bde.). Vergl. Weichert, De Nonno, Wittenberg 1810; Iwanrow, N., der Dichter, Petersburg 1814.

Nonpareil (franz.), schmale Bänder, Borten und Tressen; Schriftgattung.

Non plus ultra (lat.), nicht weiter, nichts darüber; daher s. v. a. das Höchste, Vollkommenste in einer Sache.

Non Resident (engl.), in der englischen Kirche ein Geistlicher, der nicht am Orte, wo er seine Pfründe hat, wohnt, sondern sich zur Verrichtung seines Amtes einen Vikar bestellt.

Nonsens (franz., v. lat.), Unsinn, Widersinn, Unverständlichkeit.

Nontron, Hauptort eines Arrondissements im französischen Departement Dordogne, auf steiler Höhe rechts am Bandiat, hat ein Civiltribunal, Messerfabrikation, Gerberei, Handel mit Eisen und Vieh und 3750 Einw.

Nonum prematur in annum (lat.), bis ins 9. Jahr werde ein Schriftwerk zurückgehalten, aus Horaz (Ep. ad Pison. 388) als Sprüchwort aufgenommene Maxime, welche das Feilen eines literarischen Produkts empfiehlt.

Nooalogie (v. Gr.), die Lehre vom Verstande, im 17. Jahrhundert eine besonders aufgestellte Doktrin, welche durch die Erkenntniß der Verwandschaft der Dinge zur Erkenntniß des Grundes derselben führen sollte.

Noord, Adam van, s. Oort.

Noot, Heinrich Nikolaus van der, geboren 1750 in Brüssel, studirte in Löwen die Rechte und ward später Advokat beim hohen Rath von Brabant in seiner Vaterstadt. Einen Namen gewann er dadurch, daß er bei der 1788 in Belgien ausgebrochenen Revolution als einer der kühnsten und beredtesten Volksführer sich hervorthat. Da er gleich Anfangs sich gegen die Reformpläne des Kaisers Joseph II. erklärt hatte so mußte er die Flucht ergreifen. Nach dem Ausbruch der Revolution kehrte er aber zurück, stellte

sich an die Spitze der Unzufriedenen und bildete mit ihnen in Breda das Komité von Brabant. Der Erfolg machte ihn so kühn, daß er die Absetzung Kaiser Josephs deklarirte und sich zum Bevollmächtigten der Stände von Brabant aufwarf. Er galt von nun an als das Haupt der Aufständischen, ward aber von dem schlauen Prälaten van Eupen, der die Seele des ganzen Aufstands war, völlig beherrscht. Nachdem sich 1789 die Revolution über das ganze Land verbreitet hatte und die Oesterreicher vertrieben worden waren, zog N. in Brüssel ein. Aber damit hatte er den Höhepunkt des Glücks erreicht. In Folge der unter den Aufständischen ausbrechenden Zwistigkeiten zerfiel die Macht derselben, und die Oesterreicher, die schon 1790 wieder einrückten, konnten der ganzen Erhebung ein schnelles Ende machen. N. entfloh im December 1790 nach Holland, von wo aus er vergebliche Versuche machte, die Belgier erst gegen die österreichische Regierung und dann gegen die Oberherrschaft Frankreichs aufzuregen. Seine fortgesetzte revolutionäre Thätigkeit bewirkte aber, daß er 1796 auf Requisition der französischen Behörden in Bergen op Zoom verhaftet und ein Jahr lang in Gewahrsam gehalten wurde. Nach seiner Freilassung kehrte er nach Belgien zurück, wo er in beschränkten Verhältnissen und völlig vergessen lebte und den 13. Jan. 1827 in Stroombeek †.

Nopalpflanze, s. v. a. Opuntia coccinellifera.

Norbert, der Heilige, der Stifter des Prämonstratenserordens und Erzbischof von Magdeburg, stammte aus einem adeligen Geschlecht zu Xanten und trat in den geistlichen Stand, ohne ihm anfangs viel Ehre zu machen, da er seine Jugend in einem leichtsinnigen Leben am Hofe seines Verwandten, des Kaisers Heinrich V., verbrachte. Erst die Rettung aus einer Todesgefahr machte so viel Eindruck auf ihn, daß er, auf seine reichen Einkünfte verzichtend, seit 1118 als Buße predigender auftrat und 1123 den Orden der Prämonstratenser (s. d.) gründete. Im J. 1126 wurde er Erzbischof in Magdeburg, wo er den 6. Juni 1134 †. Sein Gedächtniß begeht die katholische Kirche am 6. Juni. Eine Ermahnung an seine Mönche, abgedruckt in der „Bibliotheca patr.“, ist das Einzige, was von seinen vielen Schriften uns erhalten blieb.

Norcia, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Spoleto, hat 4000 Einwohner, die Handel mit Wein, Olivenöl und Schweinen treiben.

Nordalbingien, ursprünglich das ganze im Norden der Elbe gelegene und von den Sachsen bewohnte Land, das daher auch den Namen Saxonia transalbina führte. Vor Festsetzung der Dänen im Schleswigschen und der Slaven in Wagrien mag es auch diese Länder umfaßt haben. Später, zu Karls des Großen Zeiten, wurde es im Norden durch die Eider von den Dänen, im Südwesten durch die Elbe von den übrigen Sachsen und im Osten auf einer durch die Trave gebildeten Linie von den Slaven geschieden. Es bestand aus Holstein im engern Sinne, Stormarn und Ditmarschen und gehörte als eine Mark zum Herzogthum Sachsen. Vgl. Holstein.

Nordamerika, die größere nördliche Hälfte der neuen Welt oder Amerika's, eine zwischen dem stillen und dem atlantischen Meere hoch in die arktische Welt hinauf ausgedehnte Ländermasse, bildet fast ein rechtwinkeliges Dreieck, die Spitze nach Süden gekehrt, mit einer Küstenausdehnung von 6100 Meilen, wovon 2280 auf die Westküste am stillen Ocean, 2970 auf die Ostküste am atlantischen Ocean und 750 Meilen auf die Nordküste am Eismeer kommen, und einem Flächenraum von 342,000 □Meilen (ohne Grönland und Baffinsland). Der atlantische Ocean dringt tief in das Land ein, wie in das gegenüber liegende Europa, und bildet beträchtliche Busen und Halbinseln. Die bedeutendsten unter letzteren sind Malville, Boothia Felix, dann Labrador, Neuschottland, Florida, Yucatan, Kalifornien und die große Halbinsel im Nordwesten, die wieder in mehre kleinere Halbinseln ausläuft, von denen die von Alaschka die bedeutendste ist. Die Cordilleras oder Anden in N. führen, bei veränderten Charakter, auch andere Namen. Hat man die schmalste Stelle des Isthmus (etwa 600 Fuß über dem Meer) überschritten, so hebt sich das Gebirge rasch bis zu einer Höhe von mehr als 8000 Fuß, bildet nördlich ein wahres Alpenland durch mannichfache Verzweigungen, mit feuerspeienden Gipfeln von mehr als 16,000 Fuß Höhe und großen Alpenseen, von welchem man über terrassenförmige Abhänge sowohl nach Osten als nach Westen zur Küste herabsteigt. Von diesem Alpenlande (Mexiko) geht ein Zweig östlich bis zum Oberensee; der Hauptzweig geht am Rio del Norte aufwärts und endigt an der Mündung des Mackenzie; der westlichere endigt schon an der Nordspitze des Busens von Kalifornien. Hier verbindet sich mit einem Gebirgszuge, der sich an der Südspitze der gleichnamigen Halbinsel erhebt, an der Westküste Amerika's hinstreift, die Halbinsel Alaschka bildet und endlich in den Aleuten sich verliert. Außer diesem Hauptgebirge bedecken andere isolirte Gebirge an der Ostseite desselben die eigenthümliche Gestaltung N.'s. Es ist das System der Alleghanies, welches am linken Ufer des Mississippi beginnt und in mehren Ketten, getrennt durch terrassenförmig abfallende Thäler, nordöstlich zieht. Die östliche Hauptkette, die blauen Berge, setzt nordöstlich fort im grünen Gebirge bis zur Chaleurbai in Neubraunschweig, die westliche Hauptkette, im Süden Cumberlandgebirge (Cumberland Mountains), nördlich vorzugsweise Alleghany genannt, verbindet sich mit den Susquehannah mit der östlichen Kette und sinkt allmählig bis zur Kette der Lorenzseen. Sowie sich N.'s Gebirgssystem wesentlich von den Systemen der andern Erdtheile, namentlich Afrika's, unterscheidet, so auch seine Tiefländerz dort ist die Terrassenbildung vorherrschend, hier sind die Thäler, mit Ausnahme des höchsten Nordens, Flußthäler, zu deren Tiefen das Land sich allmählig abdacht, aber in kolossalem Verhältnisse wie die Flüsse, denen sie ihre Entstehung verdanken. Von den letzteren münden in den atlantischen Ocean: der Rio del Norte, der Mississippi, Missouri, Ohio und der Lorenzstrom, in das nördliche Eismeer der Mackenzie, der Kupferminenfluß u. der Thlinkschu (Thlonecho), in den großen Ocean: der Columbia oder Oregon und der Eu-

Digitized by Google

lorado. Kein Erdtheil hat so viele Seen, als N.; besonders zeichnet sich aus das Gebiet der canadischen Seen, die größtentheils zusammenhängen und ihre Gewässer sowohl nach dem nördlichen Eismeere, als nach der Hudsonsbai senden. Das Bassin des Lorenzstroms enthält 5 große, unter einander verbundene Seen, welche zusammen eine Wasserfläche von 46,000 □Meilen bilden; zwischen dem Erie- und Ontariosee ist der größte Wasserfall der Erde, der Niagarafall. Im südlichen Theile von N. ist der Nicaragua durch seine Lage zwischen Vulkanen merkwürdig. Das Klima, das sich durch alle Zonen erstreckt, hat, den innerhalb der Zonen gelegenen Theil abgerechnet, das Eigenthümliche, daß es überhaupt kälter, als das europäische, insbesondere aber, daß es auf der Ostseite der Cordilleras ein excessiveres ist, als auf der Westseite derselben am stillen Ocean. Der Grund dieser Erscheinung sind vorzüglich die den größern Theil des Jahres daselbst vorherrschenden Nordwestwinde, welche für die Seeorte östlich von den Cordilleras über die trockenen Flächen des nordwestlichen N. u. des arktischen Meeres u. seiner Länder kommen, also überhaupt wenig Feuchtigkeit u., im Winter über die ungeheuren gefrornen Flächen des Eismeeres u. der Landseen im Norden N.s streichend, einen bedeutenden Kältegrad mitbringen, während sie der Westküste, über den stillen Ocean kommend, die feuchte, milde Seeluft bringen und das ganze Klima milder machen. Daher ist die Westseite N.s viel weiter nach Norden kultivirbar und mit Vegetation bedeckt als die Ostseite, wo unter 56° nördl. Br. der Boden im Sommer nur drei Fuß tief auftaut und das nördliche Ufer des Hyronsee's, unter gleicher Breite mit Benedig, sechs Monate im Jahre mit Schnee bedeckt ist, obgleich die drei Sommermonate über 21° Wärme haben. Die Gesammtbevölkerung N.s beläuft sich auf 30—35 Millionen Seelen, darunter angeblich 7 Mill. Indianer und Mestizen, 4½ Millionen Neger und Mulatten. Weiteres s. Amerika. Die einzelnen Länder N.s von Süden an sind: die Staaten von Centralamerika (s. d.), das Königreich Mosquitia an der Mosquitoküste, die Republik Mexiko nebst Yucatan, die Vereinigten Staaten, die russischen Niederlassungen an der Nordwestküste (Neuarchangelsk), die britischen Besitzungen nördlich von den Vereinigten Staaten und östlich von den russischen Besitzungen und Grönland mit den dänischen Niederlassungen. Vgl. Andree, N. in geographischen und geschichtlichen Umrissen, 2. Aufl., Braunschweig 1853.

Nordamerikanische Freistaaten, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Nordcarolina, einer der südlichen Staaten der nordamerikanischen Union, im Norden von Virginien, im Osten von dem atlantischen Meer, im Süden von Südcarolina und im Westen von Tennessee begrenzt, zwischen 33° 50′ und 36° 30′ nördl. Br. und 75° 45′ und 84° westl. Länge von Gr., hat von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 180 Meilen (nach Bromme 184 Meilen) und von Osten nach Westen 450 Meilen (490 Meilen) und umfaßt einen Flächeninhalt von 2124 deutschen (48,000 engl.) □Meilen (nach Bromme 59,242 □Meilen), wovon gegen 401½ bebaut sind. Das Land unterhalb der Fluthgrenze bis auf 100 Meilen in das Innere ist niedrig, sandig, morastig, von Sümpfen bedeckt und scheint früher von der See überschwemmt gewesen zu seyn. Es ist größtentheils von Wald bedeckt, sonst unfruchtbar, traurig und öde. An den Ufern der Flüsse ist der Boden fruchtbar und gut, in andern Theilen von fettem Moor und Eichenland durchzogen. Von der Fluthgrenze gegen die Berge wird das Land hügelig und uneben und gewinnt an Werth. Einer der Moräste, im Currituckkreis, 350,000 Acker enthaltend, ist eines der werthvollsten Reisländer in Amerika. Im Westen vereinigen sich, nach der Grenze von Virginien zu, die verschiedenen Zweige der blauen Berge mit dem Hauptstock der Alleghanies. Die vordere Bergreihe führt den Namen Tricot-Mountains; ihnen folgen die Montaque-Mountains u. die unter den Namen Stones, Yellow-, Bald-, Smoky- und Whiter-Mountains bekannten Zweige der Alleghanies, die nach Südcarolina und Tennesse hinüberstreichen. Die Hauptflüsse sind: der Chowan, 400 engl. Meilen lang, 80 Meilen weit für kleine Fahrzeuge schiffbar, der Roanoke u. der Pamlico, auf 30 Meilen schiffbar, der Neuse Cape Fear River, 280 Meilen lang, der Padkin River und der Catawba. Die meisten derselben sind bei ihrer Mündung in das Meer versandet. An der ganzen Küste von N. läuft eine Sandbank hin, welche an einigen Orten durch enge Sunde, den Albemarle- und Pamlicosund, an andern durch breite Buchten von dem Festlande getrennt ist. Das Kap Hatteras, unter 35° 15′ nördl. Br., ist das merkwürdigste, aber auch gefährlichste Vorgebirg an der Nordküste Amerika's; viele der schönsten Schiffe und Hunderte von Menschenleben haben an ihm ihren Untergang gefunden. Das Klima ist in den Niederungen großen und plötzlichen Veränderungen unterworfen und im Herbst ungesund. Die Winter sind mild, obgleich sehr veränderlich; der Frühling erscheint zeitig, aber oft mit harten Frösten; die Sommer sind heiß und schwül, gegen den Herbst hin heiter und erfrischend, doch wegen der Ausdünstungen von den versaulenden vegetabilischen Stoffen in den Marschländern ungesund. Die Bewohner leiden häufig an tödtlichen Wechselfiebern, vorzüglich auf dem Flachlande an der Seeküste. In dem Oberlande und den Bergen ist das Wetter beständiger und verhältnißmäßig gesund. Die Produkte des Staats, welche am häufigsten gebaut werden, sind Weizen, Roggen, Mais, Gerste, Hafer, Flachs, Hanf, etwas Baumwolle und Reis. Die Waldwirthschaft ist nicht unbedeutend, vorzüglich wird die Pechtanne stark kultivirt, die hier eine bedeutend höhere Größe erreicht, als in den nördlichen Staaten. Der Ertrag dieses Baumes, in Pech, Theer, Terpentin und Bauholz bestehend, bildet die Hälfte der Ausfuhr von N. Verschiedene andere Fichtenarten, Eichen, der amerikanische Oelbaum, Kohlpalmen, Cypressen, schwarze u. Balsamtannen, Nuß- u. Kastanienbäume, Akacien, Magnolien, Tulpenbäume ꝛc. füllen alle Wälder, und die Gebirge sind bis zum höchsten Gipfel durchaus mit Holz bestanden. Die Viehzucht wird ziemlich stark betrieben. Im Ganzen genommen ist aber das

Land noch weit in der Kultur zurück, und der natürliche Reichthum seines Bodens könnte bei besserer Benutzung den Ertrag bedeutend erhöhen. Unter den Mineralien ist Eisen, Blei, Kupfer zu nennen, doch dürfte das sich vorfindende Gold vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Goldminen von N. finden sich an dem Yadkin und seinen Seitenarmen und erstrecken sich über einen beträchtlichen Landstrich, wo man fast überall in größerer oder geringerer Menge Gold mit dem Boden vermischt antrifft. Es finden sich in Körnern von fast unsichtbarer Kleinheit bis zu Stücken beträchtlichen Gewichts. Der erste Bericht über die Goldminen von N. datirt sich von 1814, wo sich der Ertrag auf 11,000 Doll. belief. Man erlangt das Metall durch Waschen des Sandes oder der Quarzkiesel. Die letztern befinden sich vorzugsweise in der Nachbarschaft von Charlotte, wo man das Gold durch Ausgrabung gewinnt. Der gegenwärtige jährliche Ertrag der Minen von N. mag sich auf 400,000 D. belaufen. Die Zahl der Einwohner betrug 1850 868,903, worunter sich 553,295 Weiße, 27,196 freie Farbige u. 288,412 Sklaven befanden. Die Industrie ist im Verhältniß zu andern Staaten nicht bedeutend, sowie überhaupt eine gewisse Unthätigkeit herrscht, so daß man N. scherzweise den Rip van Winkles Staat nennt. Im Jahr 1850 zählte man 253 Fabriken und Manufakturen, darunter 26 Eisenwerke, 28 Baumwollenfabriken, 151 Gerbereien. Auch der Handel ist nicht von großer Bedeutung. Hauptausfuhrartikel sind: Theer, Terpentin, Holz, Baumwolle, Gold, Eisen und Getreide. Die Ausfuhr betrug 1850 416,501, die Einfuhr 323,692 Dollars (davon 144,443 auf fremden Schiffen). Der Handel wurde von 6 Banken mit einem Kapital von 1,500,000 Doll. u. einer Cirkulation von 1,165,857 D. unterstützt. Eisenbahnen besaß der Staat Anfangs 1852 vier, wovon 54 Meilen dem Betrieb übergeben waren. Den öffentlichen Unterricht besorgen 2 Universitäten, nämlich die 1791 gegründete Universität von N. in Chapel-Hill u. das 1837 gestiftete Davidsoncollege in Mecklenbourg-County, 141 Akademien und lateinische Schulen und 632 Volksschulen. In den niedriger gelegenen Gegenden sind die Methodisten u. Baptisten, in den höher gelegenen die Presbyterianer vorherrschend. Von den 1678 Kirchen, die der Staat 1850 besaß, gehörten 727 den Methodisten, 573 den Baptisten, 143 den Presbyterianern, 51 der freien Kirche, 47 den Episkopalen, 47 den Lutheranern, 30 den Quäkern, 29 den Christlern, 15 den deutschen Reformirten, 4 den Römisch-Katholischen. Die Staatsverfassung von 1776 wurde 1836 revidirt. Die exekutive Gewalt besitzt der Gouverneur und ein Vollziehungsrath. Der Gouverneur wird alle 2 Jahre vom Volke erwählt und bezieht einen Jahrgehalt von 2000 Dollars. Er muß 30 Jahre alt seyn, Grundeigenthum zum Werthe von 1000 Pfund besitzen und 5 Jahre in dem Staate gewohnt haben. Der Vollziehungsrath besteht aus 7 Mitgliedern, welche von der Generalversammlung auf 2 Jahre gewählt werden. Die gesetzgebende Gewalt hat der Senat und das Haus der Gemeinen, welche zusammen die Generalversammlung bilden und sich alle 2 Jahre am dritten Montag des November versammeln. Die Mitglieder erhalten während der Sitzung 3 Dollars per Tag. Der Senat hat 50 Mitglieder, die vom Volke alle 2 Jahre erwählt werden, eben so wie die 120 Mitglieder des Hauses der Gemeinen. Die Richter des obersten Gerichtshofes werden von der Generalversammlung ernannt u. behalten ihre Stelle, so lange sie dieselbe gut verwalten. Jeder Bürger, der das 21. Jahr erreicht hat, in irgend einer Grafschaft des Staates während der letzten 12 Monate vor der Wahl gewohnt und Steuern bezahlt hat, hat das Stimmrecht für das Repräsentantenhaus; für die Wähler des Senats ist der Besitz von 50 Acres erforderlich. Ausgeschlossen von dem Stimmrechte sind freie Neger, freie Mulatten und alle Farbigen, die aus gemischten Ehen im vierten Grade von Negern abstammen. Der Staat sendet 9 Abgeordnete zu dem Kongreß. Die Einnahme des Staats betrug 1852 866,729, die Ausgabe 249,254 Doll., die unverzinsliche Schuld 977,000 Doll. für Eisenbahnen; eine verzinsliche Schuld gab es nicht. Der Staat zerfällt in 82 Counties oder Grafschaften (Alamance, Alexander, Anson, Ashe, Beaufort, Bertie, Bladen, Brunswick, Buncombe, Burke, Cabarras, Caldwell, Camden, Carteret, Caswell, Catawba, Chatam, Cherokee, Chowan, Cleveland, Columbus, Craven, Cumberland, Currituck, Davidson, Davie, Dublin, Edgecombe, Forsythe, Franklin, Gates, Granville, Greene, Guilford, Gaston, Halifax, Haywood, Henderson, Herisord, Hyde, Iredell, Jacksen, Johnston, Jones, Lenoir, Lincoln, McDowel, Macon, Madison, Martin, Mecklenburg, Montgomery, Moore, Nash, Newhanover, Northampton, Onslow, Orange, Pasquotank, Perquimans, Person, Pitt, Randolph, Richmond, Robesen, Rockingham, Rowan, Rutherford, Sampson, Stanley, Stockes, Surry, Tyrrell, Union, Wake, Warren, Washington, Watauga, Wayne, Wilkes, Yadkin, Yancey). Die politische Hauptstadt und der Sitz der Regierung ist Raleigh, mit 3500 Einw. Geschichtliches s. Südcarolina.

Norddepartement (Departement du Nord), das nördlichste Departement Frankreichs, aus dem ehemaligen französischen Flandern gebildet, grenzt nördlich an die Nordsee, östlich an Belgien, südlich und westlich an die Departements Aisne, Somme und Pas-de-Calais und hat einen Flächenraum von 100 (105⅞) □ Meilen mit (1851) 1,158,285 Einwohnern, ist also nach der Seinedepartement das volkreichste und volkdichteste des Staats. Die Küste hat zwei Häfen, Dünkirchen und Gravelines, ist mit einer Kette merkwürdiger Dünen besetzt und flach, wie das Innere. Im nordwestlichen Theile fließen die Aa und die Yser in die Nordsee; das Mittelland wird von der Schelde (Escaut), Lys und Scarpe, südöstlich von der Sambre bewässert. Der Kanal von St.-Quentin verbindet die Schelde mit der Somme und Seine; andere wichtige Kanäle sind die von Dünkirchen, Bergues und Denle. Die Hauptprodukte des Landes sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Tabak, Hopfen, Cichorien, Oelkörnerfrüchte, viel Obst, Rüsse, Runkelrüben. Die Flüsse und Küstenfischerei ist sehr

Digitized by Google

ergiebig; auch geht man auf den Kabeljau- und Wallfischfang aus. An Eisen- und Mineralquellen ist kein Mangel; auch Marmor und andere Steinbrüche, sowie Thonlager werden ausgebeutet, und ausgedehnte Torfstiche helfen den Holzmangel ersetzen. Den Hauptreichthum bilden aber die Steinkohlenlager mit den wichtigsten Gruben im ganzen Staate, worunter die Mineu von Anzin die bedeutendsten sind. Das Departement behauptet im Ackerbau, in der Viehzucht und in der Industrie den ersten Rang. Auch der Schiffbau und die Schifffahrt beschäftigen eine Menge Einwohner, und sehr bedeutend ist der Handel. – Wichtig ist die Runkelrübenzuckerfabrikation. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Avesnes, Cambrai, Douai, Dünkirchen, Hazebrouck, Lille und Valenciennes und hat zur Hauptstadt Lille.

Norden, s. Weltgegenden.

Norden, Amtsstadt in der hannöverschen Landdrostei Aurich, Ostfriesland, sehr regelmäßig und zum Theil schön am Abhange einer großen sandigen Anhöhe erbaut, hat einen ansehnlichen Hafen, zu dem aber durch die nach und nach erfolgten Eindeichungen der Zugang auf einen schmalen Kanal beschränkt ist, welcher nur bei der Fluth befahren werden kann. Die Stadt ist Sitz des Amtes, eines Postamtes, einer Zoll- und Steuerrecepture, einer Wasserbauinspektion, einer Assekuranzgesellschaft rc., hat mehre Kirchen, worunter die sehr alte lutherische Stadtkirche St. Ludgeri, eine Synagoge, eine lateinische Schule u. 3 Elementarschulen und 6500 Einw., die bedeutenden Seehandel, außerdem Ackerbau, Brauereien und Brennereien, Tabaks-, Seifen-, Cichorien-, Zwirnfabriken, Blaue und Schönfärbereien, Leinenwebereien, Schiffbau rc. treiben. Der älteste Name der Stadt ist Nordwide, Nordduin, Nortmyk; sie wurde im 9. Jahrh. durch den Sieg der Friesen über die Normannen berühmt. Im J. 1463 erhob der Kaiser N. zu einer Reichsgrafschaft, wovon Ulrich Cirksena den Grafentitel annahm.

Nordenburg, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, an einem aus dem See Aschwon entströmenden Flusse, mit Mutterkirche, Stadtgericht, Leinwandmärkten und 2500 Einw.

Norderney, Insel an der Küste von Ostfriesland, zur hannöverschen Landdrostei Aurich gehörig, umfaßt ½ □Meile mit ungefähr 800 Einw., größtentheils Fischer oder Schiffer. Die Insel ist nördlich durch Dünen geschützt, an deren Fuße die Häuser des gleichnamigen Dorfes in einer dreifachen Reihe liegen, ungefähr 200 kleine Gebäude in holländischem Geschmack, mit kleinen Gärten und einigem Graswuchs. Zuweilen wird Bernstein auf die Küste geworfen; es ist sogar wahrscheinlich, daß von hier die Phönicier den Bernstein holten. Die südöstliche Hälfte der Insel besteht aus 40–80 Fuß hohen Sanddünen, zwischen denen sich fruchtbares, wohlangebautes Land befindet. Seit 1799 besteht eine mit guten und zweckmäßigen Einrichtungen versehene Seebadeanstalt, welche sich besonders seit 1814 bedeutend gehoben hat und jetzt die beste an der Nordküste Deutschlands ist. Das Seewasser ist vollkommen klar und zeichnet sich besonders durch reichen Salzgehalt, kräftigen Wellenschlag und die die Nordsee charakterisirende Ebbe und Fluth aus. Die Anstalt ist vom 1. Juli bis 15. Sept. geöffnet. Während der Ebbe kann man vom festen Lande auf einem Laufwege zu Fuß und zu Wagen auf die Insel gelangen; außerdem gehen aber Dampfschiffe von Hamburg, Bremen und der N. gegenüberliegenden Stadt Norden regelmäßig und andere Fahrzeuge zu jeder beliebigen Zeit ab. Vgl. Bluhm, Die Seebadeanstalten auf der Insel N., Bremen 1834.

Nordhausen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, an dem kleinen Flüßchen Zorge, das sich abwärts von N. in die Helme ergießt, am Anfang der gülldenen Aue und an der südlichen Seite des Harzes, liegt theils in der Ebene (Unterstadt), theils am Abhange eines Berges (Oberstadt). Die Stadt hat Mauern, Thürme, 7 Thore, 7 evangelische Kirchen u. eine katholische, ein Gymnasium, eine Realschule, höhere Töchterschule, ein Waisenhaus, ein vormaliges Stift St. Ernesi und 15,000 Einw., welche Fabriken in Wolle, Baumwolle, Tapeten, Tabak, lackirten Blechwaaren, chemischen Produkten (Schwefelsäure) und Möbles unterhalten. Bedeutend ist die Bierbrauerei, noch mehr die Branntweinbrennerei (Nordhäuser Branntwein) und die Oelfabrikation. Dabei treibt man starken Getreide-, Oel- und Schweinehandel. Auch ist N. Sitz eines landwirthschaftlichen Vereins und der thüringischen Gartenbaugesellschaft. Die Sage läßt N. 347 durch Merowig entstanden seyn. Schon in frühester Zeit besaß es ein kaiserliches Palatium und wurde spätestens im 10. Jahrh. ummauert. Adelheid, die Gemahlin Kaiser Otto's I., stiftete 943 daselbst ein Kloster. Urkundlich kommt die Stadt seit 1220 als Reichsstadt vor. Sie gehörte zum niedersächsischen Kreise, nahm auf dem Reichstage die 10. Stelle und auf der rheinischen Reichsstädtebank, sowie beim niedersächsischen Kreise die 4. Stelle unter den Reichsstädten ein. Im Mai 1105 ward hier eine Versammlung der sächsischen Prälaten durch Heinrich V. veranstaltet; 1144 hielten Konrad III., 1207 Philipp (der dabei mit seinem Gegenkaiser Otto einen Vergleich machte), 1223 Heinrich VII. und 1251 Konrad VI. Reichstage daselbst. Im J. 1180 wurde die Stadt von Heinrich dem Löwen verbrannt. In dem thüringischen Successionsstreit nahm N. die Partei des Markgrafen Heinrich von Meißen, der 1265 ein glänzendes Turnier hier hielt. Bis ins 15. Jahrh. hatten die Nordhäuser fast fortwährend mit ihren Nachbarn Fehden, auch standen sie dem Kaiser bei Zerstörung der Raubburgen in Thüringen treulich bei. Im Bauernkrieg ward die Stadt von den Aufrührern gewaltsam genommen. Nachher nahm N. die Reformation an und trat zum schmalkaldischen Bunde. Durch den lunevillier Frieden und Reichsdeputationsabschluß verlor N. 1803 seine Selbstständigkeit, kam an Preußen, 1807 an das Königreich Westphalen, 1813 wieder an Preußen. Vgl. Förstemann, Urkundliche Geschichte der Stadt N. bis 1250, daf. 1840.

Nordheim (Northeim, in der Volkssprache Nortem), Amtsstadt in der hannöverschen

Digitized by Google

Landdrostei Hildesheim, Fürstenthum Göttingen, an der Ruhme und am Fuße der Wiederberge, ist ummauert und hat noch Reste der ehemaligen Befestigung. Die Stadtkirche St. Sixti, erbaut von 1466—1513, mit einem 204 F. hohen Thurme und einer vorzüglichen Orgel, hat Raum für 3000 Menschen. Die Stadt ist Sitz der Amtsbehörden, hat eine Garnison, ein Postamt und 4500 Einw., die Ackerbau, besonders Tabaksbau, Garten- und Gemüsebau, Brauereien, Loh- und Weißgerbereien, Linnen-, Wollen- und Strumpfwebereien und Linnenhandel treiben. In der Nähe liegt das Stift St. Blasii (1051 von dem Grafen Otto von N. als Benediktinerkloster gestiftet und zur Zeit der Reformation nach hartnäckigen Streitigkeiten säkularisirt) und das Schwefelbad, schon 1492 als Balneum Gulekenense erwähnt und 1805 mit einem Badehaus versehen. N. war im Mittelalter Mitglied der Hansa. Vgl. J. W. Groten, Geschichte der Stadt N., Einbeck 1807.

Nordholländischer Kanal, s. Niederlande.

Nordhorn, Stadt in der hannöverschen Landdrostei Osnabrück, Grafschaft Bentheim, am linken Ufer der Vechte, welche die Stadt theilt, ist Sitz des reformirten Oberkirchenraths, hat eine reformirte und eine katholische Kirche und 1500 Einw., welche meist von der Schifffahrt und vom Handel leben.

Nordische Mythologie, s. Skandinavische Mythologie.

Nordischer Elephant, s. v. a. Mammuth.

Nordischer Krieg, der große Krieg, welcher von 1700—1721 zwischen Schweden auf der einen und Polen, Sachsen, Rußland und Dänemark auf der andern Seite geführt wurde, s. Schweden (Geschichte).

Nordische Sprache, s. v. a. Skandinavische Sprache.

Nordkap, die nördlichste Spitze Europa's, das äußerste Vorgebirg der skandinavischen Halbinsel oder vielmehr der Insel Magerö, an der Küste von Norwegen, unter 71° 10′ nördl. Br., 43° 30′ östl. L., 1440 Toisen hoch über dem Meere, um 7° 6′ südlicher liegend als das asiatische Vorgebirg Taimura. Die am meisten gegen den Nordpol vorragende Spitze des Kontinents ist das Kap Nordkyn oder Kynrodden der Halbinsel Hopseidet. Die mittlere Temperatur des Jahres wird am N. auf 0°, die des Winters auf $3_{,4}$° unter, des Sommers auf $5_{,1}$° über, die des kältesten Monats auf $4_{,8}$° unter u. die des wärmsten auf 6,,°R. über dem Gefrierpunkt angegeben.

Nordlicht (aurora borealis), das bekannte Phänomen, welches in den Nordgegenden des Himmels, gewöhnlich bald nach Sonnenuntergang, zuweilen all ein dunkler Kreisabschnitt erscheint, um welchen ein glänzender weißer oder feuriger Bogen sich zieht, der sich auch wohl in mehre konzentrische Bogen theilt, durch deren Zwischenräume das dunkle Segment hervorblickt. Aus diesen Bogen, gleichwie aus dem von ihnen begrenzten Segmente selbst, steigen Lichtstrahlen von weißer oder bei lebhaftem Glanze auch von rother und grüner Farbe, oft selbst ganze Feuergarben nach allen Richtungen empor. Die ganze Erscheinung nimmt dabei an Intensität zu, welches Zunehmen sich durch eine allgemein zitternde Unruhe der ganzen Lichtmasse ankündigt. Wenn ein N. sehr lebhaft wird und seine Strahlen über den Zenith hinausgehen, so bildet sich an dem Punkte des Himmels, nach welchem das obere Ende einer Magnetnadel hinweist, die sogenannte Nordlichtkrone, indem hier die Strahlen durch eine perspektivische Täuschung zusammenzulaufen scheinen. Bald nachher wird die Erscheinung fast immer schwächer u. ruhiger, doch geschieht dies so zu sagen nur ruckweise, wobei die vorigen Umstände, das Zittern der Lichtsäulen, die Bildung einer Krone ꝛc., aber unter tausenderlei Nuancen, das Licht zieht sich gegen den nördlichen Horizont zusammen, das dunkle Segment löst sich auf, und es bleibt nur eine allgemeine starke Helligkeit am Nordhimmel zurück, die sich zuletzt in die Morgendämmerung verliert. Erst Celsius und Hiorter beobachteten 1740, daß während der Erscheinung eines N.s freischwebende Magnetnadeln fast immer in unregelmäßige Schwankungen geriethen, und zwar desto stärker, je lebhafter und weiter verbreitet am Horizont das N. war. Wir nennen das Phänomen N., weil wir es nur um den Nordpol beobachten können; Reisende in der südlichen Hemisphäre haben aber auch ähnliche Südlichter wahrgenommen, weshalb man eigentlich von Polarlichtern sprechen sollte. Uebrigens ist die Erscheinung des Polarlichts an beiden Polen gleichzeitig und wird durch eine und dieselbe Ursache hervorgerufen. Die N.er sind als ein unausgesetzt an beiden Polen vorhandenes Phänomen zu betrachten, da sie in den Polargegenden in jeder hellen Nacht beobachtet werden sind; in unsern Gegenden werden sie nur sichtbar, wenn sie eine bedeutende Stärke erreichen. Die Leuchtkraft, welche die N.er entwickeln, ist so viel stärker, je höher dieselben herauftreten, wobei auch die Reinheit des Himmels und die größere Ausbreitung des Meteors einen bedeutenden Einfluß haben; im Ganzen dürfte die durch sie gegebene Erleuchtung nur in seltenen Fällen der des Vollmondlichtes nahe kommen. Brewster setzt die Helligkeit des N.s der des Vollmonds im ersten Viertel gleich, wenn die Sonne einige Grade unter dem Horizonte steht. Alle Beobachtungen stimmen darin überein, daß das N. eine Erscheinung ist, die ihren Sitz in unserer Atmosphäre hat. Da nun aber hoch in der Atmosphäre befindliche Gegenstände bekanntlich unter mehren Täuschungen der Perspektive erscheinen, so müssen durch diese allgemeinen Wirkungen der Luftperspektive auch die Erscheinungen der leuchtenden Strahlen modificirt werden, welche bei dem N. aufschießen. Indem die leuchtenden Strahlen des N.s, von welcher Seite her man sie auch betrachtet, stets größte Kreise an dem Himmelsgewölbe zu beschreiben scheinen, welche alle gegen den Punkt des Himmels zusammenlaufen, nach welchem eine freischwebende Magnetnadel hinweist, müssen diese Strahlen in der Wirklichkeit cylindrisch und der Richtung der Nadel parallel seyn, so daß sie gleichsam einen Wald leuchtender Säulen bilden, die den Regeln der Perspektive zu Folge in verschiedenen Höhen schweben, sich einander zu bedecken scheinen, besonders wenn sie sich sehr nahe am

Horizont befinden, dagegen von einander getrennt erscheinen, wenn sie sich weit genug über den Horizont erhoben haben, daß das Auge ihre Zwischenräume gewahr werden kann. Was die wahre Höhe des Meteors über der Oberfläche der Erde betrifft, so haben die bisherigen Beobachtungen zu sehr ungleichen Resultaten geführt, die von 20 — 100 und mehr franz. Meilen differirten. Richardson glaubt für erwiesen ansehen zu können, daß das N. zu Zeiten seinen Sitz in Luftregionen unterhalb einer Art von Wolken hat, von denen bekannt ist, daß sie in keiner großen Höhe schweben, und auch Wrangel behauptet, daß sie sich bis zu einer bedeutenden Nähe der Erdoberfläche herunter erstrecken. Die Annahme, daß das N. bis in die Region der hohen Wolken herabkomme, gibt einer in allen Gegenden des hohen Nordens allgemein verbreiteten Meinung viel Wahrscheinlichkeit, daß man nämlich bei sehr lebhaften N.ern ein zuweilen sehr starkes Brausen höre. In der Erklärung des N.s haben sich viele ausgezeichnete Naturforscher, wie Euler, Franklin, Mairan, Halley, T. Mayer, Alex. Volta, Hansteen u. A. versucht; sie konnten aber bei den erst in der neuern Zeit weiter ausgebildeten Lehren des Magnetismus nur in wenigen Beziehungen das Richtige treffen, und selbst Biot blieb von der wahren Erklärung weit entfernt. Am vollständigsten und richtigsten hat wohl Munke eine Einsicht in das ganze Phänomen gegeben, wonach das N. in einer Art elektrischer Entladung besteht, über deren nähere Natur freilich erst noch weitere Beobachtungen die nöthige Aufklärung geben müssen.

Nordmark, s. v. a. Nordsachsen.

Nordöstliche Durchfahrt, der Seeweg nördlich längs der Küsten von Europa u. Asien u. durch die Beringsstraße nach China u. Indien.

Nordostinsel, Insel, s. Spitzbergen.

Nordpol, s. Pol und Magnetismus.

Nordpolarländer, eigentlich Alles, was jenseits des nördlichen Polarkreises zu Amerika gerechnet wird, folglich auch der nördliche Saum des nordamerikanischen Festlandes, im engeren Sinne diejenigen Landstrecken, die nördlich vom Festlande Nordamerika's liegen u. theils nördlich von der Hudsonsbai u. dem Baffinsmeere, theils auch zu beiden Seiten des letztern sich ausbreiten. Wie weit sich diese N. sowohl nach dem Nordpole, als nach Westen hin erstrecken, ist noch unbekannt. Man kennt von den N.n größtentheils bloß die Küste und auch diese nicht einmal von allen vollständig, noch weniger hat man das Innere derselben untersuchen können, da solche Wanderungen im Innern mit großen Mühseligkeiten und Entbehrungen verbunden sind. Sobald man den Polarkreis (66° 30′ Br.) überschritten hat, so hört die Vegetation nach u. nach auf, eine beständige Schnee- und Eisdecke liegt über dem Boden, an den Küsten lagern sich ungeheure Eisstücke, und schwimmende Eismassen drohen im Meere den Schiffer mit mancherlei Gefahren, öffnen ihm aber auch eine wunderbare Welt von wechselnden, überraschenden Scenen. Eismassen in den abenteuerlichsten Gestalten und Größen glänzen Tag und Nacht an den weißen Stellen wie Silber und schimmern im Sonnenlicht im mannichfachsten Farbenspiel von Blau, Grün, Goldglanz und Roth. Zuweilen treiben die Eismassen mit donnerähnlichem Krachen an einander (Eisbeben) u. zermalmen Alles, was sich zwischen ihnen befindet. Schwimmende Baumstämme, welche zwischen sie kommen, werden mit solcher Gewalt an einander gestoßen, daß sie in Brand gerathen und dann zwischen dem ewigen Eise Flammen und Rauch emporsteigen (Brennen des Eises). Die eigentliche Heimath des Polareises ist zwischen Grönland, Island, Spitzbergen und Nowaja Semlja; seine südliche Wintergrenze aber zieht sich (nach Scoresby) vom Kap Farewell nordöstlich bis Island, dessen Nordküste sie einschließt, läuft noch weiter nördlich zur Jan-Mayensinsel, macht hier gegen Spitzbergen hin eine große Einbiegung, die Wallfischers-Eisbucht, von welcher östlich die Bäreninsel liegt, und durch die allein man weiter nördlich hinauf kommen kann, und geht von der Bäreninsel etwas südöstlich, bis sie unter 70° an Nowaja Semlja stößt. Im Sommer liegen Island, die Jan-Mayens- und Bäreninsel südlich von dieser Grenze, und die genannte Bucht umfängt nun das jetzt offene Spitzbergen, von wo aus unter 75° die Eisgrenze an Nowaja Semlja stößt. Treg der Strenge des Klima's entlockt das Licht und die Wärme des kurzen Sommers neben dem Moose gar manche Pflanze dem Boden. So findet sich schon an den östlichen Küsten von Grönland einiger urbare Boden, und die Berge, deren Nordseite mit dichtem Moos und schönfarbigen Flechten bedeckt ist, bringen auf den nach Süden liegenden Abhängen das hellsame Löffelkraut, die Coptis trifolia und Beeren hervor, und einige, freilich spärlich gewachsene Weiden und Birken kriechen zwischen den zertrümmerten Steinmassen dahin; ja an feuchtern und wärmern Stellen erfüllt selbst wilder Thymian und Angelica die einsamen Gefilde mit Wohlgeruch. Mannichfaltigeres Leben regt sich schon am Churchillfluß (zwischen 66° und 60° nördl. Br.), wo Johannis-, Heidel- und Erdbeeren, kleine wilde Rosen, Sauerampfer, Löwenzahn und mehre Grasarten sich finden und Wälder von Fichten, Zwergbirken, Birken und Pappeln den Thieren der Wildniß, dem Rennthiere, Elenn, Büffel, Wölfen und Füchsen Nahrung gewähren. Die Armuth der Vegetation bildet einen starken Kontrast zu der reichen Fülle von Thieren. Obwohl mehre Klassen der thierischen Schöpfung, z. B. die Reptilien, in dieser Gegend gänzlich fehlen, so halten doch die Säugethiere, Vögel und Fische, sowohl der Zahl als der Größe nach, mindestens einen Vergleich mit denen der Tropen aus. Außer dem Polarbär, dem Bisamochsen, dem Wallroß und vor allen dem Wallfisch befinden sich dort das Musethier (eine Abart des Elenn), das Rennthier, der Wolf, der Polarhase, der Seehund und verschiedene kleine Vierfüßer. Die Vögel bestehen hauptsächlich aus einer ungeheuern Zahl von im Wasser lebenden. Unter den Fischen sind der Lachs, die Lachsforelle und der Häring die vorzüglichsten, von welchen besonders der letztere in unglaublicher Menge vorkommt. Fast alle diese Thiere sind, mit geringen Ausnahmen, über die ganze Region vertheilt; die Zahl der Individuen ist jedoch in verschiedenen Theilen sehr verschieden, wie denn na-

Digitized by Google

mentlich auf der amerikanischen Seite die Thiere der Zahl nach von Ost nach West zunehmen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der hohen Bedeutung der Sommertemperatur für die Existenz und Entwickelung sowohl des animalischen, als vegetabilischen Lebens, so daß z. B. unter allen Küsten des arktischen Bassins die des nordöstlichen Sibiriens den größten Ueberfluß an thierischem Leben besitzen, weil dort die Temperatur des Sommers verhältnißmäßig am höchsten ist, während der Winter in derselben Gegend der kälteste auf der ganzen Erde ist. Ueber die menschlichen Bewohner der N. s. **Eskimos**. Vgl. **Baffinsbailänder, Grönland, Spitzbergen** ꝛc.

Nordpolexpeditionen, die zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt nach Ostindien und China unternommenen Entdeckungsreisen nach den Nordpolargegenden, an welche sich später die Bestrebungen schlossen, eine nördliche Durchfahrt über den Nordpol selbst aufzufinden. Schon Sebastiano Caboto (s. d.) soll unter König Eduard VI. von England eine nordwestliche diese unternommen haben, um auf diesem Wege nach Indien zu gelangen. Forbisher durchschiffte 1577 eine der vielen Einfahrten in das Binnenmeer der Hudsonsbai, John Davis entdeckte 1587 die Davisstraße u. Hudson 1610 die nach ihm benannte Straße und Bai. Baffin untersuchte 1622 die nördlichen und östlichen Gegenden der nach ihm benannten Bai und fand unter 74° 30′ nördl. Br. den Lancasterſund. Jones, Middleton u. A. bestimmten sodann die westlichen, südlichen und nördlichen Grenzen der Hudsonsbai. Eine unter den Auspicien des Prinzen Rupert von dem Franzosen Groſſeliez unternommene Expedition entdeckte das Rupertsland, das einen Flächenraum größer als Europa einnimmt. Ein vom Parlamente auf die Entdeckung eines Durchwegs nach Westen gesetzter Preis veranlaßte 1746 die Reise von Ellis. Später drangen zu Lande 1771 Hearne von der nordwestlichen Niederlassung der Hudsonsbaikompagnie und Mackenzie 1780 von den Niederlassungen der Nordwestkompagnie aus gegen Norden vor und entdeckten unter 69 — 71° nördl. Br. das Eismeer des Nordpols, sowie die Wallfischinsel. In dieser Zeit hatte Barrington zu beweisen gesucht, daß in gewissen Jahreszeiten die arktischen Meere vom Eise hinreichend frei seyen, um sich dem Pole nähern zu können. Die britische Regierung schickte daher 1773 den Kapitän Phipps, nachherigen Lord Mulgrave, mit zwei Schiffen nach Spitzbergen, doch hinderten ihn unter 80° 48′ die Eisfelder an weiterem Vordringen. Auch Cook wurde, als er 1778 aus der Beringsstraße bis 70° 44′ oder bis zum Eiskap gelangt war, durch Eisberge aufgehalten. Diese und andere Versuche der Engländer, Russen und Holländer führten endlich zu der Ueberzeugung, daß eine nordöstliche Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer oder ein schiffbarer Weg um Asiens Nordküste in die Beringsstraße nicht vorhanden sey. Dagegen hofften Geographen, wie Barrow in seiner „Chronological history of the voyages into the Polar regione" (Lond. 1818) u. A., daß der Weg um die Nordküste Nordamerika's bis in die Beringsstraße weit geringere Schwierigkeiten haben und daß das Meer in einiger Entfernung vom Festlande eisfrei gefunden werden dürfte. Darauf sicherte eine Parlamentsakte dem ersten auf nordwestlichem Wege in den großen Ocean gelangenden Seemann 20,000, dem ersten den Nordpol kreuzenden Schiffe 5000 Pfd. St. als Prämie zu, und 1819 setzte der Prinz-Regent für Erreichung gewisser anderer Punkte der arktischen Meere noch Belohnungen bis zu 15,000 Pfd. C. aus. Die erste britische Expedition, die im Jun. 1818 abging, unter den Kapitänen John Roß u. David Buchan, kehrte jedoch unverrichteter Dinge zurück. Die zweite Expedition wurde unter Lieutenant Parry 1819 ausgesendet und brachte die Entdeckung mit zurück, daß die Küste des Festlandes nach Westen fortlaufe und Eis allein den Weg in den großen Ocean zu schließen scheine, was zu neuen Hoffnungen berechtigte und die Regierung veranlaßte, eine dritte Expedition 1821 wieder unter Parry zu stellen. Wenn auch die Durchfahrt nicht gefunden wurde, so waren die Ergebnisse beider Expeditionen Parry's, der weil er 110° westl. L. erreicht hatte, die erste Parlamentsprämie erhielt, doch sehr bedeutend. Vgl. **Parry**, Journal of a second voyage for the discovery of a Northwest-Passage, Lond. 1824. Kapitän Sabine ging 1823, um Pendelversuche zu machen, nach Spitzbergen, gelangte bis 81° nördl. Br. und 75° 20′ östl. L. und kehrte nach England zurück, nachdem er die Theorie über die Erdgestalt bestätigt gefunden hatte. Scoresby erforschte 1822 die Ostküste Grönlands bis zu 83° nördl. Br. Noch weiter drang 1829—31 und 1834 der dänische Kapitän Graah vor. In England erhielt sogleich ein Roß und Parry Kapitän Franklin (s. d.) den Auftrag, die nordwestliche Durchfahrt, und zwar zu Lande, zu erforschen. Er erreichte im Sommer 1821 den Kupferminenfluß, schiffte an der Küste des Eismeers hin u. mußte, vom Mangel gezwungen, umkehren. Vgl. seine „Narrative of a voyage to the shores of the Polar-Sea" (Lond. 1823). Eine neue Polarreise veranstaltete die britische Regierung 1824 unter Parry und Kapitän Lyon. Lyon erlitt auf der See Schaden, so daß er nach Erreichung des 66° nördl. Br. umzukehren genöthigt war (vgl. „Narrative of an unsuccesful attempt to reach Repulsebay", Lond. 1825), Parry überwinterte in der Prinz-Regentenbai und erreichte England wieder am 11. Okt. 1825. Auch Franklin unternahm 1825 wieder eine Landreise, erreichte unter 69° 30′ die Seeküste, ging dann zurück und überwinterte am Bärensee, schiffte im Juni 1826 der westlichen Arm des Mackenzieflusses hinab und befuhr das Eismeer die Küste entlang von 113 — 149° 38′ westl. L., ohne mit dem von England um Kap Horn unter Beechey zu seiner Abholung abgesendeten Schiffe Blossom zusammenzutreffen. Er war nur 30 englische Meilen von dem geankerten „Blossom" entfernt gewesen, der am 14. Okt. um Afrika nach England zurückkehrte. Um dieselbe Zeit sendete die Admiralität Parry nach dem Nordpole. Parry erreichte Spitzbergen am 27. Mai 1827, ließ am 21. Juni sein Schiff im Eise zurück, schiffte drei Tage in offenen Booten, begann darauf unter 81° 12′ die Eisreise nach dem Pol, erreichte aber nur 82° 45′

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

nördl. B., wo er die Eisdecke zerbrochen fand, mußte umkehren und traf in derselben Stunde mit Franklin zu London ein. Kapitän Roß unternahm 1829 auf seine und seiner Freunde Kosten eine neue Expedition, verbrachte vier Winter an der Nordküste Amerika's, die er bis 70° nördl. Br. verfolgte, entdeckte den magnetischen Nordpol, verlor sein Schiff und kehrte auf Booten zurück, bis ein nach Hull bestimmtes Schiff ihn aufnahm und nach England zurückführte. Um ihn aufzusuchen, war von Seiten der königlich geographischen Gesellschaft Kapitän Back abgesendet worden, der am 17. Febr. 1833 England verließ und, obschon er die Rückkehr von Roß vernommen, 1834 und 1835 bis zum Eklaunsee vordrang, den großen Fisch- oder Backfluß bis zu seiner Mündung befuhr und dann zurückkehrte. Mehr Gewinn für die Kenntniß der Polarküsten Amerika's brachten die drei Landreisen, welche Peter Warren Dease und Thomas Simpson im Auftrage der Hudsonsbaikompagnie 1837, 1838 und 1839 unternahmen. Sie entdeckten die Küste vom Eiskap bis zur Mündung des Castor- und Pollux-flusses (68° 28′ nördl. Br. und 76° 35′ westl. L.), dem östlichsten in diesen Gegenden erreichten Punkte. Da diese beiden Reisenden jenseit dieses Punktes offenes Meer gesehen hatten, woraus sie schlossen, daß daselbst eine Straße in die Prinzregenteinfahrt führe, wurde nun, den von Roß gemachten Entdeckungen entgegen, fast allgemein angenommen, daß Boothia Felix eine Insel sey und eine nordwestliche Durchfahrt existire. Allein die von der Hudsonsbai ausgerüstete Expedition unter Rae entschied 1846 und 1847 die Streitfrage zu Gunsten von Roß. Die allgemeinste Theilnahme erregte die letzte Nordpolreise Franklins, der mit seinen 126 Gefährten verschwunden ist und seit 1848 eine Reihe Expeditionen zu seiner Aufsuchung veranlaßte, die zwar bis auf die neueste Zeit in dieser Hinsicht erfolglos blieben, aber die geographischen Entdeckungen erweiterten. So löste Kapitän M'Clure das geographische Problem der nordwestlichen Durchfahrt, indem er am 5. Aug. 1850 die Barrowspitze verließ, im Nordosten das Kap Parry, Baringland und Prinz-e-Albertland und dann die Straße Prinze of Wales, welche die genannten beiden Länder trennt und in die Barrowstraße mündet, entdeckte. Im Sommer 1852 entdeckte Belchers einige Inseln nördlich der sogenannten Parryinseln und bestätigte die schon früher ausgesprochene Vermuthung, daß nördlich des 80.° das Polarmeer vom Eise fast frei sey. Uebrigens vermag selbst die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt keinen praktischen Nutzen mehr zu bringen, da die Wege über die Landengen von Panama und Suez den Verkehr nach Indien, China und Australien an sich ziehen und die Dauer der Schifffahrt bedeutend verkürzen. Die von der russischen Regierung veranstalteten Entdeckungsreisen galten der Erforschung der Küsten Nordasiens, also der nordöstlichen Durchfahrt. Otto von Kotzebue gelangte auf seiner zweiten Reise 1824—26 bis über Cooks Eiskap hinüber. Eine höchst merkwürdige und erfolgreiche Reise war die von Wrangel, Anjou und Kober von Irkutsk aus unternommene nach der Mündung des Kolyma und die Eismeerküste entlang (April 1820 bis Nov. 1823), die in wissenschaftlicher Beziehung Großes leistete (vergl. Wrangels „Physikalische Beobachtungen auf dem Eismeere, herausgegeben von G. H. Parrot", Berl. 1827, und „Reise längs der Nordküste von Sibirien und dem Eismeere, herausgegeben von K. Ritter", 2 Bde., Berl. 1839). Küste begründete seinen Ruhm durch zwei 1822 und 1823 nach Nowaja-Semsja u. den Küsten Lapplands unternommene Expeditionen (vgl. F. Lütke, Viermalige Reise durch das nördliche Eismeer, deutsch von Erman. Berl. 1835). Außerdem wurden noch mehre Seereisen in größerem Maßstabe von Seiten Rußlands unternommen, z. B. vom Kapitän Wassiljew, der 1819 von Kronstadt nach der Beringsstraße ging und 1822 zurückkehrte, und sehr viele kleine Expeditionen von Archangelsk aus, z. B. von Lasarew 1819 u. von Latrow 1821, der hauptsächlich Nowaja-Semsja erforschte. Die Expedition unter Middendorf (1841—44) rechtfertigte würdig an diejenige Wrangels an und hatte die Erforschung der Gegenden an der Obmündung zum Gegenstande. Auch die Franzosen haben sich bei den Reisen nach dem hohen Norden betheiligt, ohne daß die Resultate derselben den Erwartungen und Erwartungen entsprochen haben.

Nordsachsen, ehemaliges Markgrafthum in der Altmark, umfaßte den Küstensaum an der Elbe mit Angerburg, Tangermünde, am rechten Elbufer aber die Prignitz, die Mittelmark bis Brandenburg und den südöstlichen Theil von Mecklenburg; später kam das Balsamerland, d. h. fast die ganze Altmark dazu. S. Altmark, vgl. Brandenburg.

Nordsee (deutsches Meer), das große Becken des atlantischen Oceans, welches in einer Ausdehnung von etwa 12,000 □Meilen zwischen Großbritannien, den Niederlanden, Deutschland, Dänemark und Norwegen von der Meerenge von Calais bis zu den erkadischen oder shetländischen Inseln sich erstreckt. Die N. ist durch die Straße von Calais mit dem Kanal oder La Manche, durch den Kattegat mit der Ostsee in Verbindung gesetzt, während sie im Süden, an der niederländischen und deutschen Küste, vom festen Lande eingeschlossen wird. An beiden Küsten bildet sie mehre Busen, deren beträchtlichster die Sundersee (s. d.) genannt wird. Ein nicht unbeträchtlicher Busen, den die N. zwischen der niederländischen und deutschen Küste bildet, ist der sogenannte Dollart, in welchen sich außer mehren anderen kleineren Flüssen die Ems ergießt. Ein dritter Busen der N. ist der in das Großherzogthum Oldenburg eingreifende Jahdebusen. In Nordjütland befindet sich der Lijmfjord, in Norwegen der Buckesjord, in Großbritannien sind die Busen von Wath, Forth, Murray und Dornoch. Die Flüsse, welche die N. aufnimmt, sind außer einer Menge kleinerer, vorzüglich folgende: von Holland aus die Maas, der Rhein, die Yssel; von Deutschland aus die Ems, Weser und Elbe; von Dänemark aus die Eider; von England aus die Themse, Humber und der Tay. Der Wasserzufluß, den die N. durch jene Ströme und die vielen kleineren Flüsse, die in

ihr ausmünden, erhält, ist ein so bedeutender, wie wie ihn kaum bei irgend einem anderen Meerbecken von dieser Größe wiederfinden. Die N. hat Ebbe und Fluth, welche sich am stärksten an den Küsten von Holland und England zeigen, meist niedrige, zum Theil durch Dünen u. Deiche geschützte Küsten, die nur an den zerrissenen Ufern von Norwegen hoch und felsig sind, stärkeren Salzgehalt als das Wasser der Ostsee und erhält an manchen Stellen durch die Menge von Mollusken, die sich in demselben aufhalten, einen phosphoreszirenden Glanz. Die Tiefe des Meeres nimmt von Süden nach Norden hin zu, wechselt jedoch in der Durchschnittslinie vom Breitengrade der nördlichen Shetlandsinsel bis nach Ostende im unregelmäßigen Verhältnisse von 30 bis 140 Faden Tiefe. Diese Unregelmäßigkeiten der Tiefe hängen von den häufigen Sandbänken ab, die gegen drei Viertel des ganzen Flächenraums einnehmen. Die Strömungen sind äußerst veränderlich und haben im Ganzen, in Folge des vorwaltenden Südwestwinds, eine nordöstliche Richtung. Der veränderlichen Strömungen und der Sandbänke wegen ist die Schifffahrt auf der N. gefährlich. Man zählt 103 verschiedene Arten größer und kleiner Fische, die in der N. gefangen werden, darunter besonders Häringe; bisweilen kommen auch Hatfische, u. von Walthieren, Seehunde, Delphine und sogar Wallfische vor.

Nordstern, s. v. a. Polarstern.

Nordsternorden, alter schwedischer Orden, von König Friedrich I. 1748 erneuert, hat nur zwei Klassen: Kommandeure und Ritter. Ordenszeichen: ein weißes Kreuz mit 8 Spitzen und goldenen Knöpfchen an diesen, innen mit rundem, blauem Schild, worauf der Polarstern mit fünf Strahlen und der Devise: aeveit oceanum. Zwischen den Flügeln des Kreuzes sind Kronen angebracht, und auch über dem Kreuz befindet sich eine solche. Das Zeichen wird an einem schwarzen Bande von den Kommandeuren am Halse, von den Rittern im Knopfloch getragen. Jene tragen dabei einen silbernen Stern mit dem Polarstern in der Mitte auf der linken Brust. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die Inhaber eine besondere Staatskleidung.

Nordstrandische Inseln, Inseln an der Küste von Schleswig, Amt Husum, Ueberbleibsel einer größeren Insel Nordstrand, welche 1634 durch den Andrang der Meeresfluth zerstört wurde, wobei 6408 Menschen und 50,000 Stück Vieh umgekommen seyn sollen. Dazu gehören die Inseln: Nordstrand, unweit der Küste, Husum gegenüber, eine □Meile groß mit 2500 Einw. und 5 Kögen (kleinen Ortschaften), worunter Odenbüll die bedeutendste ist, Pellworm (s. d.) mit Hallig en und die kleineren: Langenäs, Oeland, Gröde, Hooge (mit 500 Einw. friesischen Stammes), Hamburgerhallig, Benshallig, Pohnshallig, Südfall, Süder- und Norder-Oog.

Nordwestgebiet (Nordwest-Territory), 1) ein noch nicht organisirtes Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welches bisher zum Gebiet Nebraska gerechnet wurde, umfaßt einen Flächeninhalt von etwa 5700 □Meilen, besteht größtentheils aus hoch gelegenem Lande und ist ziemlich gebirgig durch die Smoky-Mountains u. a. Der Hauptfluß ist der Mississippi, der hier die Zuflüsse St. Francis, Rum, St. Croix, Chippeway, Black, Wisconsin empfängt. Außerdem sind noch zu bemerken der Red (rothe Fluß) und der Outagamie (Fox). Das Gebiet ist noch wenig angebaut und mehr zur Jagd als zum Ackerbau geeignet. Die Einwohner (20,000) sind Indianerstämme mit eigenthümlichen Sitten und Sprachen. Seit 1842 ist der Staat Wisconsin vom N. abgetrennt worden. — 2) Theil der britischen Besitzungen in Nordamerika, zwischen dem Felsengebirge und dem stillen Ocean, das gegenwärtig Neukaledonien (s. d.) genannt wird.

Nordwestinseln, s. v. a. Bahamainseln.

Norfolk, 1) (Northfolk), eine der 6 östlichen Grafschaften Englands, zwischen den Grafschaften Suffolk, Cambridge, Lincoln und der Nordsee, hat auf 97,40 □Meilen, wovon 88½ auf Ackerfeld, Wiesen und Hutungen kommen, 433,800 Einw. Das Land ist größtentheils eben, mit ausgedehnten Marschen, die Küsten sind flach und durch Sandbänen geschützt. Die bedeutendsten Flüsse sind: die Ouse, die Yare, Thyrk und Wensum, der Nen und Welland; sie bilden in ihrem Laufe ihres geringen Falles wegen oft kleine Seen (Broads), welche sehr fischreich sind. Das Klima ist rauh, nebelig und in den Marschgegenden ungesund. Die Produkte sind Getreide, Raps, Klee, Flachs, Hanf, Wurzelgewächse; Vieh, Wild. Ein Hauptgewerbszweig der Einwohner ist die Fischerei, namentlich auf Häringe und Makrelen. Außerdem erzeugt die industrielle Thätigkeit Wollen-, Leinen-, Baumwollen- und Seidenzeuche, die sowie die Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht durch lebhaften Handel zur Ausfuhr kommen. Hauptstadt ist Norwich.

2) Hauptstadt einer Grafschaft im nordamerikanischen Staat Virginia, auf einer Landzunge nahe der Mündung des Elizabethflusses in die Chesapeakbai, hat einen sicheren, durch drei Forts gedeckten Hafen, 14 Kirchen, 3 Akademien, ein Athenäum, ein Waisenhaus, Theater, Seehospital, mehre Druckereien, eine Assekuranzgesellschaft, 3 Banken, eine Schiffswerfte der Vereinigten Staaten und 17,000 Einwohner, welche Tabak, Bier, Leder, Zinn- und Kupferwaaren liefern und durch den Chesapeak und den Albemarkekanal beförderten Handel treiben. Einige Meilen von N. liegen auf der mit einem Leuchtthurm versehenen Landspitze Old-Point-Cramford u. das neuangelegte Fort Monroe mit einer Artillerieschule.

3) Australische Insel, 220 Meil. ostnordöstlich von Sidney, gehört zu den austral. Feslande od. vielmehr zu der Kolonie in Neusüdwales, welche in ihr eine treffliche Pönaltationsfürthre schlimmsten und unverbesserlichen Verbrecher besitzt. Sie ist ihrer Form nach ein längliches Viereck von 4 Meilen Umfang und einem Flächeninhalt von höchstens 1½ □Meilen. Die Küste steigt allenthalben steil aus dem Meere auf, aber von einer großen Sandbank umgeben, auf welcher an vielen Stellen guter Ankergrund ist. Die Insel ist voller Berge, von denen der höchste, Mount Pitt, sich 1000—1200 F. hoch erhebt. Die Fruchtbar

Digitized by Google

keit ist außerordentlich, so daß man auf ungedüngtem Boden jährlich zwei Ernten erzielt hat.

Norfolk, Titel der berühmten englischen Familie Howard, die in der britischen Adelshierarchie die höchste Stelle einnimmt. Die ersten Grafen von N. waren aus dem Geschlechte Bigod, nach dessen Aussterben Eduard I. 1285 seinen zweiten Sohn Thomas von Brotherdon zum Grafen von N. erhob. Dessen Urenkel von weiblicher Seite, Thomas von Mowbray, Herzog von N. und Nottingham, gab seine älteste Tochter Margaret um 1420 dem Sir Robert Howard zur Ehe, dessen Sohn, Sir John Howard, Herzog von N., schon unter Heinrich VI. als ein ausgezeichneter Kriegsmann galt. Als Feind des Hauses Lancaster stieg er unter Eduard IV. zum Generalkapitän empor. Er leitete nicht nur das Kommando sämmtlicher Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, sondern auch die Leitung aller politischen Angelegenheiten lag in seiner Hand. Weil er Richard III. bei der Usurpation des Thrones unterstützte, verlieh ihm dieser, nachdem der Vetter seiner Mutter, John Mowbray, ohne männliche Erben mit Tode abgegangen war, im Juni 1483 die Würde eines Großmarschalls und Herzogs von N. Nachdem er mit dem Könige am 22. Aug. 1485 in der Schlacht bei Bosworth gefallen, wurde er vom Parlament nachträglich als Hochverräther verurtheilt und seiner Familie der Herzogstitel wieder genommen. Sein ältester Sohn, Thomas Howard, war in der Schlacht von Bosworth in die Hände Heinrichs VII. gefallen, führte daher, als er nach dreijähriger Gefangenschaft die Freiheit wieder erhielt, nur den Titel eines Grafen von Surrey, den er von Richard empfangen hatte. Ueber seine Talente als Krieger wie als Diplomat vergaß man seine Vergangenheit. Er fügte an der Spitze eines Heeres, mit dem er 1495 die schottischen Grenzen überschritt, Schottland solchen Schaden zu, daß er von Jakob IV. zum Zweikampf herausgefordert wurde. Nachdem er 1501 Lordschatzmeister geworden war, betheiligte er sich wesentlich an der auswärtigen Politik Heinrichs VII. Auch unter Heinrich VIII. blieb er im Amte und genoß in der ersten Zeit dessen Vertrauen. Nach der Uebernahme des Oberbefehls gegen die Schotten und nach seinem Siege über sie am 9. September bei Flodden gab ihm der König die seiner Familie entzogene Würde eines Herzogs von N. zurück. Die Thätigkeit, die er in den Heirathes- und Friedensangelegenheiten Heinrichs VIII. entwickelte, beschloß er damit, daß er 1521 als Großsheriff den Schwiegervater seines ältesten Sohnes, den Herzog Eduard Straffort von Buckingham, das Schaffot besteigen ließ. Er zog sich darauf von den Geschäften zurück und † im Schlosse Framlingham am 21. Mai 1524. Er hinterließ aus erster Ehe 8 Söhne und 2 Töchter, von denen die eine, vermählt an den Viscount Thom. Rochford, späteren Grafen von Ormond, die Mutter der Königin Anna Boleyn war. Thomas Howard, der älteste Sohn des Vorigen, erst Graf Surrey, dann dritter Herzog von N., war um 1474 geboren und erhielt nach dem Tode seines Bruders 1510 die Würde des Lordadmirals. Als solcher versuchte er mit vielem Glück eine Landung in Frankreich und befehligte in der Schlacht von Flodden unter seinem Vater mit Auszeichnung die Vorhut. Während er in Irland die Insurrektion O'Neale's dämpfte, wohin ihn der Kardinal Wolsey als Lordlieutenant geschickt hatte, um seinen Einfluß zu beseitigen, erfolgte die Hinrichtung seines Schwiegervaters. Im J. 1522 an die Spitze einer Expedition gegen Frankreich gestellt, landete er glücklich in der Bretagne und bahnte sich durch die Picardie den Weg bis 11 Stunden vor Paris, ward aber durch die Annäherung des Herzogs von Bendôme zum Rückzug genöthigt. Nach seiner Rückkehr trat er an seines Vaters Statt in das Lordschatzmeisteramt und übernahm zugleich den Befehl über ein Heer, das bestimmt war, die schottischen Grenzen zu verheeren. An dem Kardinal Wolsey, vor dem auch er sich früher hatte beugen müssen, rächte er sich und half ihn vom Staatsruder verdrängen. Die einflußreiche Stellung, die er hierauf gewann, benutzte er als eifriger Katholik dazu, um den völligen Bruch mit dem Papste zu hindern, was ihm aber trotz aller Künste der Diplomatie nicht gelang. Die Vermählung Heinrichs VIII. mit seiner Nichte, Anna Boleyn, die er um seiner Stellung willen unterstützte, hätte fast seine Pläne vernichtet. Kaum bemerkte er aber, daß Anna Boleyn die Reformation begünstigte, so suchte er ihr überall zu schaden und sprach als Präsident der Gerichtskommission ohne Zaudern das Todesurtheil über sie aus. Nach dem Ausbruch der katholischen Unruhen in den nördlichen Provinzen war er genöthigt, das Schwert gegen seine Glaubensgenossen zu ziehen, doch wußte er Heinrich VIII. zur Ertheilung einer Amnestie zu bestimmen. Als aber die Fanatiker 1537 Carlisle belagerten, überfiel er dieselben und ließ 70 Anführer ohne Weiteres hängen. In Folge der sechs Glaubensartikel, deren Aufstellung er betrieben hatte, sowie durch Vermählung des Königs mit seiner katholisch gesinnten Nichte, Katharine Howard, der Tochter seines Bruders, Sir Edmond Howard, war N. das Schwert gegen die Reformirten in die Hände gegeben, und er verfolgte sie auf das Grausamste. Auch nach der Verurtheilung der Königin, in deren Schicksal fast auch seine Mutter, die alte Herzogin von N., verwickelt worden wäre, wußte sich N. in der Gunst des Königs zu behaupten, freilich nur dadurch, daß er sich stets zu dessen Plänen als Werkzeug hergab. Trotz der neuen Verdienste, die sich N. durch die glückliche Ausführung eines Einfalls in Schottland 1542 und durch seine Theilnahme an der vom König in Person gegen Frankreich geführten Expedition erwarb, wurde er nach der Rückkehr von dieser gestürzt. N. wurde am 12. Dec. 1546 mit seinem ältesten Sohne, dem Grafen Surrey, plötzlich in den Tower geworfen und angeschuldigt, daß er die Absicht gehegt habe, nach dem Tode des Königs die Dynastie zu stürzen. Surrey wurde durch eine Jury schnell zum Tode verurtheilt und stieg schon in wenigen Tagen auf das Schaffot. N.s Prozeß verzögerte sich, und glücklicher Weise starb der König in der Nacht vor seiner Hinrichtung, worauf das Bluturtheil vom Geheimerath sus-

Digitized by Google

pendirt wurde. N. blieb jedoch während der ganzen Regierung Eduards VI. als Gefangener im Tower und erhielt erst mit der Thronbesteigung der katholischen Maria Freiheit, Güter und Würden zurück. Als entschiedener Katholik übte er nun wieder den bedeutendsten Einfluß aus. Mit Eifer betrieb er die Vermählung der Königin mit Philipp von Spanien und unterdrückte die Empörung des Thomas Wyat, sowie mehre andere Volksaufstände. Er † auf Schloß Kenninghall in Norfolk am 25. Aug. 1554. Thomas Howard, vierter Herzog von N., der Enkel des Vorigen u. der Sohn des hingerichteten Grafen Surrey, geboren um 1536, stand bei der Königin Elisabeth in großer Gunst. Als er aber, von seinen Freunden aufgemuntert, sich entschloß, um die Hand der gefangenen Königin von Schottland, Maria Stuart, anzuhalten, ließ ihn Elisabeth im Oktober 1569 in den Tower setzen. Doch erhielt er nach kurzer Zeit die Freiheit wieder. Weil er trotz seines Versprechens, daß er das Heirathsprojekt aufgeben wolle, aufs Neue in Briefwechsel mit Maria trat und sogar den Papst, den König von Spanien und den Herzog Alba ins Einverständniß zog, um die Befreiung der Gefangenen durchzusetzen, wurde er, vom schottischen Regenten Murray verrathen, vor eine Peerskommission gestellt, die am 16. Jan. 1572 über ihn als Hochverräther das Todesurtheil sprach und ihn aller Güter und Würden für verlustig erklärte. Elisabeth ließ ihn zuerst Begnadigung hoffen, aber am 2. Juni 1572 auf Tewerhill das Urtheil vollziehen. Sein zweiter Sohn, Philipp, Graf von Arundel, wurde katholischer Umtriebe wegen 1590 ebenfalls des Hochverraths angeklagt und † 1595 im Tower. Sein Sohn, Thomas Howard, Graf von Arundel, erhielt 1603 von Jakob I. den Titel eines Grafen von Surrey und die Güter des Hauses zurück, wozu 1621 noch die Großmarschallswürde kam, und 1644 ließ er sich auch zum Grafen von N. ernennen. Er gehörte zu den wenigen Großen seiner Zeit, die sich durch Kunstsinn auszeichneten, und † den 4. Okt. 1646. Da die N.s sich entschieden dem Katholicismus zuwandten, blieb denselben die öffentliche Laufbahn verschlossen, obschon Philipps Enkel, Thomas Howard, 1664 den Herzogstitel zurückerhielt und dessen Bruder, Henry, auch die Großmarschallswürde empfing. Die gerade Linie der N.s erlosch am 20. Sept. 1777 mit Eduard Howard, dem neunten Herzoge von N., worauf Titel und Würden an einen Nachkommen des 1595 verstorbenen Grafen von Arundel, Charles von Arundel, übergingen, der ebenfalls streng katholisch war und den 31. Aug. 1786 †. Der Sohn desselben, Charles Howard, seit 1777 Graf von Surrey und nach des Vaters Tode elfter Herzog von N., geboren 1742, sagte sich 1780 vom katholischen Glauben los und erhielt damit das Recht, als Abgeordneter von Carlisle im Unterhaus zu sitzen, wo er als Gegner der Minister North und Pitt auftrat. Diese Opposition setzte er seit 1786 als Herzog im Oberhause fort. Er † am 16. Dec. 1815 kinderlos. Die hinterlassenen Güter und Würden fielen einem entfernten Verwandten zu, Bernard Edward Howard, geboren 1765, der als erster katholischer Peer nach der Emancipationsbill einen Sitz im Oberhause erhielt. Er † am 16. März 1842 und hinterließ einen einzigen Sohn, Henry Charles, dreizehnten Herzog von N., geboren am 12. Aug. 1791. Im J. 1832 zum Parlamentsglied für Westsussex erwählt, erhielt er 1835 den Posten eines Schatzmeisters des königlichen Hofstaats und wurde 1841 nach des Lebzelten seines Vaters als Lord Maltravers zum Peer erhoben, 1846 aber als treuer Anhänger der Whigs zum Oberstallmeister ernannt. Er trat den Eingriffen des päpstlichen Stuhls mit Festigkeit entgegen, stimmte 1851 für die geistliche Titelbill und trat bald darauf zur protestantischen Kirche über. Mit dem Ministerium Russell im Februar 1852 legte er sein Amt nieder, erhielt aber im Januar 1853 unter Aberdeen die Charge eines Lord Steward. Er † den 18. Febr. 1856. Sein ältester Sohn, Henry Granville Howard, früher Lord Fitzalan, dann Graf von Arundel und Surrey, gegenwärtiger Herzog von N., geboren den 7. Nov. 1815, war seit 1837 Parlamentsmitglied für Arundel, dann für Limerick, zog sich aber nach Auflösung des Parlaments im Juli 1852 von der Oeffentlichkeit zurück. Der zweite Sohn, Lord Edward George Fitzalan Howard, den 20. Jan. 1818 geboren, Parlamentsmitglied für Arundel, war bis 1852 Mitkämmerer des königlichen Hofstaates.

Noricum, eines der römischen Südbonauländer, grenzte gegen Westen an Rhätien und Vindelicien, gegen Norden, wo der Danubius die Grenze bildete, an Germanien, gegen Osten an Pannonien, wovon es im Norden der Mons Cetius trennte, gegen Süden ebenfalls an Pannonien und an Italien, so daß es das jetzige Ober- und Niederösterreich, südlich der Donau, den größten Theil von Steiermark, Kärnthen und Theile von Krain, Bayern, Tyrol und Salzburg umfaßte. Die Einwohner waren ein celtischer Volksstamm, der ursprünglich weit den Namen Taurisker führte; doch wurde dieser durch den Namen Noriker, den Anfang wohl nur ein einzelner Stamm führte, später fast verdrängt. Zu ihnen flüchtete aus Oberitalien ein stammverwandter Haufe der Boier (58 v. Chr.), die mit ihnen nun die Hauptbevölkerung des Landes bildeten und den Cimbern und Teutonen daselbst widerstanden, später aber von den Geten völlig vernichtet wurden, so daß zur Zeit, als die Römer N. eroberten, es nur noch eine menschenleere Gegend war. Die Noriker lebten lange Zeit selbstständig unter einer königlichen Herrschaft und standen mit den Römern in Handelsverbindung. Als aber die Römer unter Tiberius und Drusus die benachbarten Süddonauländer, namentlich Rhätien, erobert hatten, richteten sich ihre Angriffe auch auf dieses freie Bergvolk, und so wurde N. um 13 v. Chr. nach blutigen Kämpfen durch die beiden genannten Feldherren und den P. Silius in eine römische Provinz verwandelt, in welcher stets ein starkes Truppencorps in Garnison lag und zu dessen Schutz drei Donauflotten aufgestellt waren. Auch wurden nun mehre Militärstraßen durch das Land geführt und eine bedeutende Anzahl von Kolonien, Mu-

Digitized by Google

nicipien und Kastellen daselbst gegründet. Bedeutende Städte der Provinz unter römischer Herrschaft waren: Bojodurum, Joviacum, Odilaba, Lentia, Laureacum, Arelate, Namare, die Festung Cetium, Bedaium, Juvavum, Noreja und Aguntum. Während der nördliche Theil von N., zu Konstantins Zeiten N. ripense genannt, seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts durch die Einfälle der Germanen, besonders der Markomannen und Quaden, zu leiden hatte, blieb der innere Theil, N. mediterraneum, lange unbedrängt. Nach der Vernichtung der westgothischen Herrschaft gehörte ein großer Theil von N. zum ostgothischen Reiche; der nordwestliche Theil, wo sich der Name N. lange erhielt, wurde von den Bojoariern eingenommen. In jenem ersten ließen sich um das Ende des 6. Jahrhunderts die slavischen Karantanen nieder, von denen der Name Kärnthen herrührt, der Nordosten gehörte den Avaren. Vgl. Muchar, Das römische N., Grätz 1825, 2 Thle.

Norium, ein im reinen Zustande noch nicht dargestellter einfacher metallischer Körper, der mit Sauerstoff verbunden als Norerde neben Zirkonerde in den norwegischen Zirkonen, in den Zirkonen aus dem Ilmengebirge und in geringen Mengen in den Hyacinthen von Ceylon und Expailly vorkommt.

Nork, Pseudonym für F. Korn (s. d.).

Norm (lat. norma), eigentlich das Richtmaß, bildlich s. v. a. Richtschnur, Vorschrift, Muster; daher normal, was regelrichtig, einem gegebenen Muster oder einer gefaßten Idee von Vollkommenheit entsprechend ist. Die Buchdrucker nennen N. den abgekürzten Buchtitel eines Werkes, der stets unten auf die erste Seite eines jeden Bogens gesetzt wird.

Normale, jede auf dem Berührungspunkt einer eine beliebige Kurve berührenden senkrecht stehende Linie.

Normaljahr, das Jahr 1624, welches hinsichtlich des Besitzstandes der geistlichen Güter und Rechte in jedem deutschen Lande beim westphälischen Frieden von 1648 zur Norm gewählt wurde.

Normalkraft, s. v. a. Centripetalkraft.

Normalmaße u. Normalgewichte, solche Maße und Gewichte, welche genau nach den gesetzlichen Bestimmungen eines Staats gefertigt sind und deren sich daher die obrigkeitlichen Behörden zur Prüfung der im Handel und Wandel gebrauchten Maße und Gewichte bedienen.

Normanby, Konstantin Henry Phipps, Marquis von, britischer Staatsmann, den 15. Mai 1797 geboren, führte bei Lebzeiten seines Vaters, des Lord Mulgrave, den Titel Lord N. Nachdem er zu Cambridge seine wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, trat er 1819 ins Unterhaus, wo er sich sogleich durch seine feurige Beredsamkeit auszeichnete, besonders in den Verhandlungen über die Emancipation der Katholiken, zu deren Gunsten er sprach. Da er hierüber in Zwiespalt mit den Ansichten seiner Familie gerieth, verließ er die öffentliche Laufbahn und ging nach Italien, wo er mehre Jahre verweilte. Nach seiner Rückkehr nahm er 1822 seinen Sitz im Unterhause wieder ein und widmete sein Talent der Unterstützung des ersten Antrags von Lord Russell auf Parlamentsreform. Seitdem erwarb er sich auch einen literarischen Ruf durch die drei Romane „Matilda" (Lond. 1825), „Yes and No" (2 Bde., London 1828) und „The contrast" (3 Bde., Lond. 1832), in denen er das Leben der höheren Klassen in England treffend schilderte. Nach dem Tode seines Vaters (1831) trat er ins Oberhaus und verfocht auch hier die Reformbill John Russells. Das Whigministerium sandte ihn 1833 als Gouverneur nach Jamaika, wo er in der dortigen gesetzgebenden Versammlung die von der Regierung beabsichtigten Reformen in der Negersklaverei vorbereitete. Unter Melbourne übernahm er 1834 an Grey's Stelle das Amt des Siegelbewahrers und wurde, nach der kurzen Zwischenherrschaft der Tories, von Melbourne als Lordlieutenant nach Irland gesandt, wo er die Emancipation der Katholiken energisch durchführte und durch seine volksthümliche Verwaltung eine ruhige Stimmung der Insel erzielte. Bei der Krönung der Königin Victoria 1837 wurden seine Verdienste durch die Erhebung zum Marquis of N. vom Staate anerkannt. Im Februar 1839 an Lord Glenelgs Stelle zum Kolonialminister ernannt, nahm er seine Bestrebungen für die Befreiung der Neger wieder auf und erregte durch seine Opposition gegen die gesetzgebende Versammlung auf Jamaika solchen Widerspruch im Parlamente, daß das Ministerium schwankte. Er tauschte daher im August mit Lord Russell, der ihm dafür das Departement des Innern überließ. Als das Whigministerium im August 1841 abtreten mußte, legte auch N. seine Stelle nieder. Seitdem beschränkte er seine öffentliche Wirksamkeit auf eine gemäßigte Opposition im Oberhause. Als seine Partei 1846 aufs Neue ans Ruder kam, wurde er zum Botschafter in Paris ernannt, aber im Januar 1852 abberufen und durch Lord Cowley ersetzt.

Normand, Marie Anne le, Wahrsagerin, s. Lenormand.

Normandie, eine der alten Provinzen Frankreichs mit dem Titel eines Herzogthums, grenzte gegen Norden und Westen an den Kanal, gegen Osten an die Picardie und Isle de France, gegen Süden an Orleannais, Maine und Bretagne und umfaßte die jetzigen Departements Unterseine, Calvados, Orne, Eure und Manche, 588 □Meil. mit 2 Mill. Einw. Das Land ist fruchtbar an Getreide, Flachs u. Obst, woraus viel Cider bereitet wird, hat treffliche Viehzucht, namentlich ausgezeichnete Pferde u. nährt einen tüchtigen, kräftigen Menschenschlag, welcher vorzüglich gute Matrosen liefert. Hauptbeschäftigung der Bewohner der Küste sind Fisch- und Austernfang, des Innern Tuch- und Leinwandfabrikation. Aus dem in großer Menge angespülten Seetang wird Soda gewonnen. In dem oberen nordöstlichen Theile, der alten Obernormandie, sind Rouen, die alte Hauptstadt, Dieppe, Havre de Grace, Harfleur, Honfleur, Lisieux, Evreux, der Flecken Yvetot, in dem hügeligen südwestlichen, der alten Niedernormandie, Caën, Falaise, Saint-Lo, Bayeux, Coutances, Avranches, Valogne, Alençon, das

Digitized by Google

Kloster Latrappe, Eherbourg, Mont-Saint-Michel die bemerkenswerthesten Orte. Die nach den Normannen benannte Landschaft war früher von vielen kleinen gallischen Stämmen bewohnt, worunter besonders die Bibukasser, Lexovier, Caleten, Eburoviker, Lurlecker ꝛc. genannt werden. Zur Römerzeit war sie ein Theil von Gallia Lugdunensis secunda. Nachdem sie im 5. Jahrhundert von den Franken erobert worden, machte sie unter den merowingischen Königen einen Theil von Neustrien aus. Bei der Theilung des fränkischen Reichs unter die Söhne Ludwigs des Frommen kam sie an Karl den Kahlen, der Robert den Starken, den Stammvater des capetingischen Geschlechts, mit ihrer Verwaltung betraute. Die N. als Stattbalterschaft führte seitdem den Namen des Herzogthums Frankreich (Duché de France). Als die Normannen die Küsten Frankreichs und der Niederlande beunruhigten, gab Karl der Einfältige, um diese gefährlichen Feinde zu gewinnen, 912 seine Tochter Gisela ihrem Herzog Rollo zur Ehe und einen Theil der N. als Herzogthum und Lehn zur Mitgift. Rollo ließ sich um 912 taufen und nahm den Namen Robert I. an. Er regierte mit großer Kraft und Klugheit u. machte sich als Gesetzgeber um sein Land verdient. Ihm folgte 927 sein Sohn, Wilhelm Langschwert (Robert II.), ein tapferer Krieger und weiser Fürst, der sich seinem Lehnsverhältnisse zu dem Könige von Frankreich fast ganz entzog, obschon er Ludwig IV. als König anerkannte, aber 943 zu Pequigni zur Somme ermordet ward. Sein Sohn, Richard I., vertheidigte das Land tapfer gegen Ludwig IV. und Lothar von Frankreich. Ihm folgte 996 sein ältester Sohn Richard II., der Gute, der 1003 einen Einfall der Engländer zurückschlug n. 1026 (1027) †. Sein Sohn, Richard III., † schon im 1. Jahre seiner Regierung, worauf sein Bruder, Robert I. (IV.), der Prächtige oder der Teufel, ihm folgte. Sein unehelicher 8jähriger Sohn, Wilhelm II., der Bastard oder der Eroberer, noch bei seines Vaters Lebzeiten als dessen Nachfolger von den Ständen anerkannt, erhielt sich mit Hülfe des Königs Heinrich I. von Frankreich im Besitz der N., unterstützte den König Eduard II. gegen die Dänen, wofür ihm jener später sein Reich vermachte, segelte nach Eduards III. Tode 1066 mit einer Flotte nach England, schlug den Kronprätendenten Harald von Wessex am 14. Okt. 1066 in der berühmten Schlacht bei Hastings und ließ sich auf dem Schlachtfelde zum König von England ausrufen. Die N. überließ er seinem Sohne Robert II. (V.), dem Kurzschenkel, zwang diesen aber nach Englands Eroberung, der Herrschaft zu entsagen. Erst nach Wilhelms Tode (1087) folgte ihm Robert in der N. nach, während sein Bruder Wilhelm der Rothe sich in England behauptete. Als letzterer 1100 gestorben und sein Bruder Heinrich I. auf dem Throne von England gefolgt war, erhob Robert auf den Thron von England Ansprüche, verzichtete aber gegen 300 Mark Jahrgehalt auf denselben. Im Jahr 1105 fiel Heinrich von England in die N. ein, nahm Bayeux und Caën und machte Robert zum Gefangenen. Letzterer † 1134 in der Haft. Nach Heinrichs I. von England Tode (1135) folgte ihm der Gemahl seiner einzigen Tochter Mathilde, Gottfried Plantagenet, Graf von Anjou, als Herzog der N. und König von England. Ludwig VI. von Frankreich hatte aber inzwischen schon den Grafen Stephan von Blois, einen Neffen Königs Heinrich I., mit der N. belehnt, und erst 1144 gelang es Gottfried, sich zum Herrn von der N. zu machen. Ihm folgte 1150 sein Sohn Heinrich II. erst in der N., dann 1154 auch in England. Als sein jüngster Sohn, Johann ohne Land, nach dem Tode seiner Brüder, Richards I. und Gottfrieds von Bretagne, des letztern Sohn Arthur von der Krone und dem Herzogthum N. verdrängte und ermorden ließ, erhob der französische König Philipp August auf die letztere als auf ein französisches Lehn Anspruch und eroberte sie 1203 und 1204. Zwar kriegten Johann ohne Land und dessen Sohn Heinrich III. noch lehbaft um die N. mit Frankreich, doch mußte letzterer 1242 die N. förmlich an Ludwig den Heiligen abtreten. Am 19. März 1315 gab Ludwig X. der N. einen Freiheitsbrief (Charte Normande, Ch. aux Normands), wonach das Herzogthum seine eigne Gerichtsbarkeit und Rechtsverfassung behalten, die Tortur in den meisten Fällen abgeschafft und Münzwesen geregelt werden sollte ꝛc. Heinrich V. von England eroberte sie 1417—19, doch ward sie schon 1449 von Karl VII. wieder für Frankreich gewonnen, bei dem sie seitdem verblieb. In der ersten Zeit des Besitzes hießen die Thronerben von Frankreich Herzöge von der N., welcher Titel nachher durch den Titel Dauphin verdrängt wurde. Vergl. Lequet, Histoire de la N., Paris 1835. 2 Bde.

Normann-Ehrenfels, 1) Phil. Christian Graf von, württembergischer Minister, 1756 zu Stresow in Schwedisch-Pommern geboren, gehörte dem altadeligen Geschlecht Tribbewitz auf Rügen an, kam 1768 als Page an den Hof des Herzogs Karl von Würtemberg zu Ludwigslust und trat, nachdem er sich 1772—78 auf der Karlsakademie eine wissenschaftliche Bildung erworben, als Regierungsrath in würtembergische Dienste. Im Jahre 1791 erhielt er das Präsidium des Hofgerichts, wurde 1794 Hofrichter und organisirte im Herbst 1799 in der Neckargegend die Volksbewaffnung gegen die Franzosen. Bald darauf wurde er Geheimerath und Vicepräsident der Regierung und ging 1801 als Gesandter nach Paris, von wo er im Dec. 1802 zurückkehrte, um ins Staatsministerium zu treten. Nachdem er in Regensburg 1803 als würtembergischer Subdelegirter bei der Reichsdeputation die Verhandlungen wegen Ertheilung der Kurwürde an Würtemberg geleitet hatte, ernannte ihn der neue Kurfürst zum Mitglied des 1803 neuerrichteten Staatsministeriums und erhob ihn im Juni 1803 mit dem Beinamen „Ehrenfels“ in den Adels- und 1806 in den Grafenstand. Seit 1812 in den Ruhestand versetzt, lebte er zu Tübingen, wo er am 26. Mai 1817 †.

2) Karl Friedrich Lebrecht, Graf von N., des Vorigen zweiter Sohn, zu Stuttgart am 14. Sept. 1784 geboren, widmete sich aus Neigung dem Militär und trat 1799 in österreichische

Digitized by Google

Dienste. Er vertauſchte dieſe 1803 mit dem würtembergiſchen Dienſt und ſchwang ſich in den Feldzügen von 1806 und 1809 vom Rittmeiſter zum Oberſten auf. In dem ruſſiſchen Feldzuge von 1812 befehligte er das Leibchevaurlegers-regiment und 1813 als General eine Brigade Reiterei, welche unter ſeiner Führung bei Kitzen, unweit Leipzig den hinterliſtigen Angriff auf die lützowſche Freiſchaar während des Waffenſtillſtandes machte. In der Schlacht bei Leipzig ging er am 18. Okt. zu den Verbündeten unter der Bedingung über, daß er ſeine Brigade ſogleich nach Würtemberg zurückführen dürfe. Ehe er aber Würtemberg erreichte, erfuhr er, daß der König ſeine Verhaftung und ſtrenge Beſtrafung befohlen habe. Er verließ daher die Brigade, ehe ſeine Kaſſation erfolgte. In Wien, wo er darauf eine Anſtellung ſuchte, hatte man den Ueberfall der lützowſchen Freiſchaar nicht vergeſſen und ſchlug ſein Geſuch ab. Seit 1816 fand er zu Waldſee in Oberöſterreich, wo er die Söhne des Landgrafen Ernſt von Heſſen-Philippsthal in militäriſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften unterrichtete, eine Zuflucht, bis er nach dem Tode des Königs Friedrich die Erlaubniß zur Rückkehr in ſein Vaterland erhielt. Er lebte hier als Landwirth im Hauſe ſeines Vaters, bis ihm der Aufſtand der Griechen Gelegenheit zu einer ruhmvollern Thätigkeit bot. Er ſegelte im Jan. 1822 mit 46 Philhellenen von Marſeille ab und beſtand, als er kaum am 7. Februar 1822 mit ihnen bei Navarin ans Land geſtiegen war, einen ruhmvollen Kampf gegen die Türken. Hierauf bildete er in Korinth ein Bataillon Philhellenen, wohnte als Chef vom Generalſtab des Fürſten Maurokordatos, mit dem er nach Miſſolunghi zog, am 24. Juni dem glücklichen Gefecht bei Kombotti bei u. wurde am 16. Juli bei Peta durch einen Prellſchuß verletzt. Doch ſetzte er den Gebirgskrieg muthig fort, bis er ſich nach Miſſolunghi werfen mußte, wo er am 3. Nov. 1822 einem Nervenfieber erlag. Maj. Tagebücher aus dem Feldzuge der Würtemberger, Ludwigsburg 1820, u. Vollmann, Der Hellenen Freiheitskampf 1822, Bern 1823.

Normannen, d. i. Nordmannen, im engern Sinne die Bewohner Norwegens und der nach ihnen benannten Normandie (ſ. d.), im weiteren Sinne und nach mittelalterlicher Bezeichnungsweiſe bald die geſammte germaniſche Bevölkerung Skandinaviens, bald dieſelbe mit Ausſchluß der Schweden, alſo die Dänen und Norweger, vorzugsweiſe aber jene kühnen Seeräuberſchaaren, welche von den ſkandinaviſchen Küſten aus gegen die Mitte des 8. Jahrh. bis gegen das Ende des 11. Jahrh. die Küſten des Abendlandes heimſuchten und von den Deutſchen und Franzoſen N., von den Engländern aber gewöhnlich Dänen oder Oſtmannen genannt wurden und zuweilen auch als Markmannen (von Dänemark), als Askmannen (von der Eſche, d. i. Schiff) und als Heiden bezeichnet werden. Die erſte Veranlaſſung zu jenen Raubzügen, welche die normänniſchen „Wikingar", d. i. Krieger, wie ſie ſich ſelbſt nannten, unter Anführern (Sees- oder Heerkönigen) in kleinen Schiffen über das Meer unternahmen, war wohl Uebervölkerung und davon herrührende Noth im Vaterlande, deren ſie ſich öfters nur dadurch erwehren konnten, daß entweder die Alten und Schwachen getödtet wurden oder die jüngere Mannſchaft auswanderte. Nachdem aber einmal jene Züge begonnen hatten, mag auch das Abenteuer und Beute verheißende Kriegerleben mächtig angelockt, daneben noch Unzufriedenheit über die immer mehr ſteigende Macht der Oberkönige viele Stammeshäuptlinge mit ihren Genoſſen zur Ueberſiedelung in andere Länder veranlaßt haben.

Von dem mythiſchen Odin bis zu Gorm dem Alten, dem Gründer der däniſchen Herrſchaft (855), nennt die Sage eine Reihe fabelhafter Herrſcher von Lethra (Seeland) und neben dieſen noch viele andere in den übrigen ſkandinaviſchen Ländern, die ſämmtlich als Herren von kleinen Inſeln oder kleinen Bezirken und als Häuptlinge kriegeriſcher Schaaren Seekönige genannt wurden. Sie machten ſich zuerſt den Bewohnern der an der Nordſee gelegenen Länder, die ſich unter der römiſchen Herrſchaft zu Kultur und Wohlſtand erhoben hatten, länger als ein Jahrhundert hindurch durch ihre Raubzüge durchihre, während ſie zugleich die rauhen, unwirthlichen Eilande der Nordſee, die Orkneys und die ferne Inſel Island, wohin ſie durch Sturm verſchlagen wurden, aufſuchten und ſogar ſchon Grönland und die nordamerikaniſche Küſte entdeckt haben ſollen. In den langwierigen Kriegen zwiſchen den Sachſen und Franken fanden die erſtern an den N. thätige Bundesgenoſſen, indem dieſelben ſchon damals die fränkiſchen Küſtenländer mit Raub und Verwüſtung heimzuſuchen anfingen. Karl der Große beſchränkte ſich ihnen gegenüber auf die Defenſive, indem er zum Schutz ſeiner Küſten Befeſtigungen anlegen und eine Flotte erbauen ließ, und da ihnen überdies ſeine gewaltige Perſönlichkeit Reſpekt einflößte, ſo waren während ſeines Lebens die fränkiſchen Küſtenländer ihren Anfällen nur in geringem Maße ausgeſetzt. Deſto fürchterlicher aber wurden jene Länder, namentlich die Niederlande und Frankreich, nach ſeinem Tode von den Raubzügen der N. betroffen, und zwar ſchon nicht mehr bloß die Küſtengegenden, denn jene Freibeuter drangen auf ihren leichten flachen Fahrzeugen die Flüſſe hinauf tief in das Innere des Landes ein, plünderten und zerſtörten Städte und Dörfer und ſchleppten ihre Bewohner als Sklaven mit ſich fort oder mordeten ſie auf grauſame Weiſe. Die Nachricht von der Ankunft der N. verbreitete daher Furcht und Schrecken, und ſo lähmend war die Furcht vor ihnen, daß man bei den Reliquien und Gebeinen der Heiligen Hülfe ſuchte, die man ihnen entgegentrug. Die innern Zwiſtigkeiten im fränkiſchen Reiche erleichterten ihnen ihre Unternehmungen, ja der älteſte der ſich einander bekriegenden Söhne des ſchwachen Ludwig des Frommen rief die N. ſogar gegen ſeine Brüder ſelbſt zu Hülfe u. überließ ihnen zum Lohn ihres Beiſtandes die Inſel Walcheren nebſt einem Theile von Seeland. Unter Karl dem Kahlen faßten ſie zuerſt im Innern von Frankreich auf einer Inſel der Seine feſten Fuß, bemächtigten ſich dann der feſten Stadt Angers und verübten von beiden Punkten aus nach allen Richtungen hin fürchterliche Gewaltthaten. Unter Karl dem Dicken errichteten ſie auch in Deutſchland eine

Verschanzung bei Haslov an der Maas, plünderten von da aus weit umher das Land und ließen ihre Zerstörungswuth besonders an den Städten Aachen, Köln, Trier, Bingen, Mainz und Worms aus. Karl machte zwar Anstalten zur Zusammenziehung einer Kriegsmacht, hielt es aber bald für räthlicher, ihren Abzug durch Geld und Gebietsabtretung zu erkaufen. Hierdurch nur zu neuen Unternehmungen angelockt, erlitten sie erst unter dem tüchtigeren Kaiser Arnulf eine Niederlage an der Dyle in Brabant (891), die wenigstens Deutschland vor ihren ferneren Raubzügen sicher stellte. Schlimmer erging es Frankreich, wo sie um so schrecklicher fortfuhren zu wüthen. Im J. 911 drang eine Schaar N. unter einem Häuptling Rollo auf der Seine zu wiederholten Malen bis Paris vor, während gleichzeitig andere unter dem Oberbefehl desselben Häuptlings stehende Schaaren auf der Loire und Garonne die westlichen Provinzen Frankreichs heimsuchten. Die Greuel, welche diese Barbaren verübten, erregten solches Entsetzen, daß Karl der Einfältige und seine Rathgeber kein anderes Mittel, das Land von dieser Geißel zu befreien, wußten, als dem Normannenhäuptling die Hand der Königstochter nebst einer ausgedehnten Provinz zur Niederlassung für ihn und seine Krieger antragen zu lassen, wenn er dem Reiche Frieden gönnen und dem Könige als Oberlehnsherrn huldigen wolle. Rollo nahm das Anerbieten gern an, und die N. ließen sich in der nach ihnen benannten Provinz (s. Normandie) nieder. In Folge dieser Erwerbung wurde ein Theil der N. an feste Wohnsitze gewöhnt, und da sie sich gleichzeitig zur Annahme des Christenthums bereitwillig finden ließen, so wurde dadurch nicht nur eine Milderung ihrer bisherigen Wildheit vorbereitet, sondern sie dienten von nun an auch für die Länder, die unter ihren Raubzügen so furchtbar gelitten hatten, als eine starke Schutzwehr gegen feindliche Angriffe von Außen. Doch ward Frankreich durch Rollo's Ansiedelung und Belehnung nicht sofort von den Schrecknissen normannischer Raubzüge völlig befreit; denn andere Schaaren von N. fuhren unter unabhängigen Häuptlingen fort, verheerende Einfälle zu machen, und konnten zum Theil ebenfalls nur durch Gebietsabtretungen zur Ruhe gebracht werden. Länger als Frankreich hatte England von den Raubzügen der N. zu leiden, da die dänischen Könige aus dem Grunde Ansprüche auf diese Insel machten, weil ihre Landsleute sie einst in Verbindung mit den Angeln und Sachsen erobert hatten. Nach dem Tode des angelsächsischen Königs Egbert (836) setzten sich die N. in Northumberland u. Mercia fest, u. ihre Macht wuchs durch neue Ankömmlinge aus der Heimath zu einer für die Unabhängigkeit der Sachsen sehr gefährlichen Höhe empor. Die Tapferkeit und Weisheit des edlen Königs Alfred befestigte dies Uebergewicht der fremden Eindringlinge, doch brachen dieselben unter seinen Nachfolgern von Neuem herein. Der dänische König Sueno entriß dem angelsächsischen König Ethelred (979—1016) den größten Theil des Landes, worauf Sueno's Sohn, Knut der Große, und Ethelreds Sohn, Edmund Ironside, sich über eine Theilung vereinigten. Durch den bald erfolgenden Tod des letztern aber ward Knut, der schon König von Dänemark und Norwegen war, alleiniger Herrscher über England. Nach seinem Tode ward von der Nation Eduard der Bekenner, Ethelreds Sohn, auf den Thron von England erhoben. Dieser aber, welcher keinen Leibeserben hatte, ernannte den ihm befreundeten und verwandten Herzog Wilhelm von der Normandie, einen Nachkommen Rollo's, zu seinem Nachfolger, und als nun dessen ungeachtet der Graf Harald von Wessex unter Zustimmung der Nation den englischen Thron bestieg, landete Wilhelm mit 60,000 normannischen Kriegern in England, besiegte seinen Nebenbuhler in der Schlacht bei Hastings und bemächtigte sich dadurch der Herrschaft über England (1066). Die Ehre und das Uebergewicht der Waffenfähigkeit kam dadurch an die N., und die Sachsen, von denen nur wenige ihre alte Freiheit zu behaupten und sich den vornehmsten der N. an die Seite zu stellen wußten, traf das Loos der Knechtschaft, bis im Laufe der Zeit beide Völker in eines verschmolzen. Vergl. Thierry, Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, Paris 1828, 4 Bde.

Einige Zeit vor der Eroberung von England durch die N. waren andere Schaaren dieser kühnen Abenteurer südwärts bis Italien vorgedrungen und hatten einen ansehnlichen Theil der gesegneten Halbinsel sich unterthan gemacht. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts waren nämlich 40 normannische Ritter als Pilger aus dem gelobten Lande zurückgekehrt und hatten bei dem Fürsten von Salerno in Unteritalien gastliche Aufnahme gefunden. Nun geschah es, daß während ihrer Anwesenheit 20,000 Saracenen in der dortigen Bai einliefen und den Tribut forderten, worauf die Christen sich von ihren Raubzügen loszukaufen pflegten. Schon überließen sich die Saracenen sorglos allen Ausschweifungen, als sie plötzlich von den normannischen Rittern, denen sich eine muthige Schaar Salernitaner angeschlossen hatte, überfallen und größtentheils niedergehauen wurden. Der Fürst von Salerno suchte die tapfern Fremdlinge durch die glänzendsten Anerbietungen in seinem Lande festzuhalten; ihrer Sehnsucht folgend, zogen sie aber nach der Heimath zurück, versprachen indeß, andere Kämpfer von ihrem Stamme zu senden. Der Erste, der sich durch die von dieser Pilgerschaar mitgebrachte Kunde bewegen ließ, in dem schönen Lande Italien sein Glück zu versuchen, war Rainolf von Quarrel mit drei Brüdern, und als dieser durch tapferen Kampf eine Grafschaft Aversa erobert hatte, lockte solch glänzender Erfolg Andere auf dieselbe Bahn, an deren Spitze die heldenmüthigen Söhne Tancreds von Hauteville, eines unbegüterten normannischen Edeln, standen. Dieselben begaben sich anfangs ebenfalls zu dem Fürsten von Salerno; dann aber verbanden sie sich mit den Griechen, um den Saracenen die Insel Sicilien zu entreißen. Durch ihre ritterliche Tapferkeitsgesinnung erhoben sie ihnen, die Saracenen zu überwinden; als aber die Griechen ihren tapferen Bundesgenossen heimtückisch allen Antheil an den Früchten des Siegs zu entwinden suchten, trennten sich diese nicht nur

Digitized by Google

von den treulosen Griechen, sondern bemächtigten sich auch mit Gewalt der Waffen des der griechischen Herrschaft unterworfenen Apuliens und theilten es als erobertes Land unter sich, wobei sie den tapfern Wilhelm von Hauteville unter dem Titel eines Grafen von Apulien zu ihrem Oberhaupte wählten. Vergebens rückten die Griechen, die nach dem Abzug der N. sich in Sicilien den Saracenen gegenüber nicht zu halten vermochten, mit großer Heeresmacht heran, um die N. aus Apulien wieder zu vertreiben. Sie unterlagen der Kampfestüchtigkeit der verhältnißmäßig kleinen normannischen Schaar und mußten dieselbe im Besitz Apuliens lassen. Wilhelm von Hauteville fiel bald darauf unter den Streichen eines Meuchelmörders, worauf sein Bruder Drogo an seine Stelle trat und von Kaiser Heinrich III. die Herzogswürde erhielt, die dann auf Robert Guiscard überging. Dieser vermehrte nicht nur die normannischen Besitzungen in Italien mit Kalabrien und einem großen Theile des übrigen Unteritaliens, sondern entriß auch in Gemeinschaft mit seinem jüngsten Bruder Roger den Saracenen Sicilien, unterwarf diese Insel ebenfalls dem normannischen Scepter und legte dadurch den Grund zur nachherigen königlichen Würde der Familie Hauteville. Vgl. Apulien.

Früher als nach Frankreich und England, in welchen Ländern die N. bleibende Eroberungen machten, scheinen ihre Züge nach Schottland gegangen zu seyn, wo in den schottischen Niederlanden (Lowlands) die Sprache jetzt noch die überraschendste Aehnlichkeit mit den nordischen Mundarten hat. Norwegen selbst, die alte Heimath der N., zerfiel in viele kleinere Distrikte mit Häuptlingen an der Spitze, unter denen in der letzten Hälfte des 9. Jahrhunderts Harald Harfager, durch persönliches Ansehen über die andern hervorragend, nach größerer Macht und unumschränkter Gewalt strebte. Es gelang ihm, nachdem er seine verbündeten Gegner in der blutigen Seeschlacht bei Harfurstsfjort (885) geschlagen, sich der Herrschaft über Norwegen zu bemächtigen. Zur Befestigung derselben verbannte er seine mißvergnügten Gegner, unter denen der oben genannte Rollo gewesen seyn soll. Während dieser in Frankreich eine Feudalherrschaft gründete, siedelten sich andere Vertriebene auf der Insel Island an und beschlossen, fortan nur unter einer solchen Verfassung zu leben, welche ihnen Allen die Freiheit, um derentwillen sie ihre Heimath hätten verlassen müssen, für immer verbürge. Demnach gründeten sie einen Freistaat, dessen schnelles Aufblühen viele ihrer Landsleute veranlaßte, sich zu ihnen zu gesellen, um der tyrannischen Unterdrückung in der Heimath zu entgehen, so daß die Auswanderungen aus Norwegen so zahlreich wurden, daß Harald für nöthig fand, sie mit einer Abgabe zu belasten. Vgl. Depping, Hist. des expéditions maritimes des N. et leur établissement en France au 10. siècle, Paris 1826, 2 Bde., deutsch von Jsmar unter dem Titel: Die Heerfahrten der N., Hamburg 1829, 2 Bde.; Lautenschläger, Die Einfälle der N. in Deutschland, Darmstadt 1829.

Normannische Inseln (bei den Engländern Channel Islands, französisch Iles Normandes), britische Inseln an der Küste von Frankreich, die einzigen Ueberreste der Besitzungen, welche einst die Könige von England als Herren der Normandie an der Küste von Frankreich besaßen, liegen im Kanal (la Manche) in dem von der ehemaligen Normandie und Bretagne begrenzten Meerbusen, zwischen 49° 9′—49° 43′ nördl. Br. und 14° 54′—15° 39′ östl. L., und haben einen Flächenraum von 12½ □Meilen und (1851) 90,800 Einwohner. Die Gruppe besteht aus 4 größeren Inseln (Jersey, Guernsey, Serk und Alderney) und einer Menge kleiner Eilande. Ungeachtet ihres Granitbodens sind die Inseln bei dem überaus milden, dabei gesunden oceanischen Klima ergiebig an Getreide, Gemüse und besonders an Obst. Ein wichtiger Erwerbszweig ist die Viehzucht. Andere Nahrungsquellen bieten Fischerei und Austernfang, Schifffahrt und Handel mittelst einer beträchtlichen Marine. Wie gegenwärtig Asyl vieler politischen Flüchtlinge Frankreichs, waren die Inseln während der französischen Religionskriege und der Kontinentalsperre Hauptniederlagsorte für den Schleichhandel nach Frankreich. Die Einwohner sind von Geburt Franzosen, sprechen neben einem altnormannischen Dialekt französisch, haben die Sitten ihres Volkes, hängen aber mit voller Liebe nicht an den Engländern, sondern an der Krone England und behaupten, daß Frankreich rechtlich eine Provinz von England sey. Sie bekennen sich zur anglikanischen Kirche, doch wird in französischer Sprache gepredigt. Obgleich die Inseln unter der Herrschaft der Krone England stehen, gehören sie doch nicht zum Reiche (realm) und haben an der englischen Verfassung keinen Theil. Dagegen sind sie aller Vorrechte der Engländer theilhaftig und besitzen außerdem viele besondere Privilegien, sogar vollkommene Zoll- und Abgabenfreiheit. Sie haben eine eigene, der englischen ähnliche Verfassung, einen Gerichtshof und eine Ständeversammlung, die aus den Richtern, den Pfarrern und auf drei Jahre gewählten Connetables oder Abgeordneten besteht. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur.

Nornen (Nornir), in der nordischen Mythologie die Göttinnen der Zeit und des Schicksals, werden als 3 Jungfrauen: Urdur (Vergangenheit), Verthandi (Gegenwart) und Skuld (Zukunft), dargestellt, die in und an dem Urdarbrunnen in Asgard weilen und der Menschen Lebensalter und Schicksale vorher verkündigen, auch der Götter Schicksale allein wissen. N. (Dysir, Fylgior, Hamingior) heißen auch die Schutzgeister der Menschen, welche ihnen bei der Geburt die irdischen Güter, Reichthum, Ruhm, Gesundheit, bestimmen, zum Theil vom Geschlecht der Asen (s. d.) sind, zum Theil aber auch zu den Elfen und Zwergen gehören. Auch die Wahrsagerinnen, welche an den Wiegen der Kinder prophezeiten, wurden N. genannt.

Noroña, Don Gaspar Maria de Nava Alvarez de N., spanischer Dichter, am 6. Mai 1760 zu Castellon de la Plana geboren, trat 1778 als Kapitän in das Dragonerregiment Lusitania ein und nahm an der Belagerung von Gibraltar

Digitized by Google

Theil. In dem Kriege gegen die französische Republik stieg er bis zum Rang eines Generallieutenants empor. Nach dem Frieden von 1795 trat er zuerst als Dichter auf, indem er dieses Ereigniß in einer berühmt gewordenen Ode feierte. Später wählte er die diplomatische Laufbahn und wurde erst Gesandter in Bern, dann in Petersburg. Diesen Posten verließ er jedoch nach Anerkennung Napoleons durch den Kaiser Alexander und ging nun nach Cadix, wo er durch die Centraljunta die Gouverneurstelle erhielt. Der Befreiungskrieg gab ihn seiner frühern Bestimmung wieder; er kommandirte eine Abtheilung des Nationalheers in Galicien und erfocht den Sieg an der Brücke von San-Payo über die Franzosen. Seit der Restauration lebte er in Madrid, wo er 1816 †. Seine „Poesias“ (2 Bde., Madrid 1799—1800) enthalten eine Sammlung meist lyrischer Gedichte, die sich durch Einfachheit der Empfindung u. Wohllaut des Verses auszeichnen, nebst einem philosophischen Gedicht „La muerte“ und einem heroisch-komischen „La Quicalda“. Sein Epos „La Ommiada“ (2 Bde., Madrid 1816) hat die Trennung der spanisch-arabischen Monarchie von der Herrschaft der Khalifen unter Abderrahman zum Vorwurf. Die „Poesias asiaticas“ (Par. 1833) sind eine Uebertragung orientalischer Gedichte ins Spanische.

Norow, Awraam Sergejewitsch, russischer Unterrichtsminister 1853—58, ward im Oktober 1795 geboren und trat in seinem 15. Jahre in die Armee. In der Schlacht von Borodino zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel das Bein; doch diente er mit Auszeichnung weiter und avancirte 1820 zum Obersten. Im Jahre 1822 unternahm er eine Reise durch Mitteleuropa, die er bis Italien und Sicilien ausdehnte und deren Beschreibung er 1825 in 2 Bänden herausgab. Nachdem er 1823 aus dem Militärdienste geschieden, ging er als Staatsrath in das Ministerium des Innern über, dem er bis 1839 attachirt ward. Unterdessen hatte er sich zum zweiten Male nach Italien begeben u. besuchte dann 1834—35 Aegypten, Nubien und das heilige Land, über welche Gegenden er interessante Reisewerke („Puteschestwie po Jegiptu i Nubii“, Petersburg 1840, 2 Bde., und „Puteschestwie po Swätoi Semlje“, 2. Auflage, das. 1844, 2 Bde.) veröffentlichte. Im J. 1849 ward er zum Ministerkollegen der öffentlichen Aufklärung und nach dem Tode des Fürsten Schichmatow (1853) zum Minister ernannt. Trotz seiner amtlichen Geschäfte widmete er sich fortwährend literarischen Arbeiten. Von seinem gründlichen Studium der Alten zeugen seine Uebersetzungen derselben ins Russische; nicht minder aber ist er Kenner der modernen Literatur und selbst Dichter. In der Verwaltung seines Ministeriums war er der überwiegend religiösen Richtung, die sein Vorgänger dem russischen Unterrichtswesen gegeben, treu geblieben, obwohl er seine Mitwirkung den Reformplänen Alexanders II., der ihn am 7. Septbr. 1856 zum wirklichen Geheimerath erhob, nicht entzog. Indeß konnte N., in seinen Ansichten einer frühern Periode angehörig, auf die Dauer mit dem neuen System nicht harmoniren, u. er mußte daher im April 1858 seine Entlassung nehmen.

Norristown, Stadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, Grafschaft Montgomery, am Schuylkill, nordwestlich von Philadelphia, mit 10 Kirchen, mehren Schulen, einer Bank und 6000 Einw.

Norrköping, Stapelstadt und der bedeutendste Ort im Linköpingslän der schwedischen Landschaft Ostgothland, an der Mündung des Motala in den Braviken, einen Golf des baltischen Meeres, ist gut gebaut mit mehren freien Plätzen, hat 3 Kirchen, darunter die St.-Olavskirche mit prächtiger Orgel, einen Hafen, ein Fräuleinstift, eine Trivialschule mit Bibliothek, ein Waisenhaus, eine Waisenschule, ein Armen-, Kranken-, Arbeits- und Spinnhaus, ein Theater, Fabriken für Messing-, Kupfer-, Eisen- und Stahlwaaren, Tabak, Papier, Zucker, Tuch, Seife, Bleiweiß, Gerberei, beträchtlichen Lachsfang, Schiffswerfte, Handel und 12,500 Einw. In der Nähe der Gesundbrunnen Himmelstaland. Hier wurden 1404. 1604 u. 1796 wichtige Reichstage abgehalten. Im J. 1719 wurde N. von den Russen zerstört. Geschichtlich merkwürdig ist der Norrköpinger Erbvertrag von 1604, in dem Karl IV. die Krone erhielt und Gustav Adolf als Thronfolger designirt wurde.

Norrland, das mittlere Schweden, nach der alten Eintheilung des Landes in Svealand, Gothland und N.

Norrtelge, Stadt im schwedischen Stockholmlän, an einer Bucht der Ostsee, mit Hafen, Fabriken für Tuch, Gewehre, Handel, Fischerei und 1200 Einw.

Nort, Stadt im französischen Departement Loire inférieure, Bezirk Chateaubriant, rechts an der Erdre, die hier schiffbar wird, hat Steinkohlenminen, Handel mit Kohlen, Eisen, Holz und 5750 Einw.

Norte, Rio del, auch Rio Bravo del N. oder Rio Grande del N., einer der größten Flüsse Nordamerika's, entspringt nordöstlich von Neumexiko unter 40½° nördlicher Breite und 110° westlicher Länge, durchströmt dieses Gebiet seiner ganzen Länge nach gegen Süden, verläßt dasselbe bei dem Presidio del Paso del Norte und strömt in derselben Richtung auf der Grenze zwischen Chihuahua und dem wüsten Hochlande von Texas fort, bis er sich unter 29° 15' gegen Osten dem Staat Cohahuila zuwendet, diesen und den Staat Tamaulipas südöstlich durchströmt und endlich bei Matamoros in den mexikanischen Meerbusen mündet. Der bedeutendste Nebenfluß ist der Rio Conchas, der in der Sierra Madre, unter 28° 30' nördlicher Breite entspringt, anfangs gegen Süden strömt, sich dann in weiten Bogen gegen Norden wendet und bei Presidio de las Juntas mündet. Die ganze Stromlänge des Rio del N. wird auf 434 Meilen angegeben, sein Gebiet auf 12,300 □Meilen.

North, Frederic, Lord, Graf von Guilford, britischer Staatsminister unter Georg III., geboren am 13. April 1733, war der älteste Sohn des Grafen von Guilford, studirte zu Oxford und erwarb sich auf einer dreijährigen Reise auf dem Festlande ausgebreitete Sprachkenntnisse. Als er 1754 ins Unterhaus eintrat, machte er sich durch die Gewandtheit, mit welcher er das Interesse der Regierung vertheidigte, be-

Digitized by Google

merkbar und erhielt darum 1759 eine Stelle im Schatzmeisteramte, die er aber 1765 mit Eintritt des Ministeriums Rockingham aufgeben mußte. Er wurde nun das Haupt der parlamentarischen Opposition, und das Ministerium Grafton übertrug ihm 1766 das Amt eines Zahlmeisters der Armee. Als 1767 Lord Townsend starb, folgte er demselben als Lordschatzkanzler. Aus Ergebenheit für den König übernahm er bei der Auflösung des Kabinets 1770 unter den schwierigsten Umständen das Staatsruder, das er 13 Jahre hindurch durch Beharrlichkeit wie durch Nachgiebigkeit behauptete. Durch die ersten Schritte seiner Verwaltung wußte er sich sehr populär zu machen, indem er das Schicksal Irlands linderte, die zerrüttete ostindische Kompagnie der Oberaufsicht der Krone unterstellte, die Verfassung Canada's einer Revision unterwarf und, um die Händel der amerikanischen Kolonien beizulegen, auf alle Kolonialzölle mit Ausnahme des Theezolls Verzicht leistete. Allein die Hartnäckigkeit, die er unter dem Einflusse Georgs III. für die Beibehaltung des letzteren Zolls bewies, führte bald von beiden Seiten zu jenen Maßregeln, welche den Kampf der amerikanischen Kolonien mit dem Mutterlande herbeiführten und endlich die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten nach sich zogen. Indem er unter maßlosen Schwierigkeiten den unglücklichen Kampf gegen die Kolonien und die Seemächte fortführte, gelang es ihm, seine Politik lange gegen eine furchtbare, von den beiden Pitts, Fox, Burke, Norfolk und andern glänzenden Geistern geleitete parlamentarische Opposition zu vertreten, bis er endlich, nachdem er alle Mittel erschöpft und die Majorität des Unterhauses jede fernere Bewilligungen verweigert hatte, am 19. März 1782 seine Verwaltung niederlegte. Trotz des Hasses, mit dem seine Politik beladen war, hatte er keine persönlichen Feinde, und so konnte im April 1783 eine Vereinigung zwischen ihm und Fox zu Stande kommen, aus der das sogenannte „Ministerium der Talente" hervorging. N. übernahm darin das Departement des Innern. Schon am 18. Decbr. 1783 ward aber diese berühmte Koalition genöthigt, einer neuen, von Pitt geleiteten Verwaltung zu weichen. So ward N. wieder in die Reihen der Opposition getrieben und bot Alles auf zum Sturze seines unversöhnlichen, aber gewaltigen Nebenbuhlers. Noch oft betrat N., obgleich physisch aufgerieben und allmählig erblindend, die Rednerbühne und trat besonders 1787 gegen die Aufhebung des Testeides u. 1789 in den Verhandlungen über die Regentschaft hervor. Der Tod seines Vaters gab ihm 1790 die Peerswürde und hiermit den Sitz im Oberhaus. Sein Augenleiden nahm immer mehr überhand, und als er den 17. August 1792 †, war er gänzlich erblindet. Vergl. A view of the history of Great Britain during the administration of Lord N., London 1782, und Histoire de l'administration de Lord N., 2. Bde., daf. 1794.

Northampton, 1) eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen den Grafschaften Huntingdon, Bedford, Buckingham, Oxford, Warwick, Leicester, Rutland, Lincoln, Cambridge, umfaßt 47⁹/₁₀ □Meilen, wovon 42¹/₄ auf Kulturland kommen, und zählt 220,000 Einwohner. Das Land ist im Osten eben, im Westen mit Hügeln besetzt, im Nordosten sumpfig (Sümpfe von Peterborough), bewässert von den Flüssen Upper-Avon, Charwell, Ouse (mit Low), Nen und Welland. Den südwestlichen Theil der Grafschaft durchzieht der Grand-Jonctionkanal, mit dem der Grand-Unionkanal bei Darneley verbunden ist, und an dem erstern entlang führt die große Nordeisenbahn von London her. Die Grafschaft gilt für eine der fruchtbarsten und schönsten. Hauptprodukte sind Getreide, Hafer, Garten- u. Hülsenfrüchte, Hopfen; dann Schafe, Rindvieh, Pferde; aus dem Mineralreich Kalk, Mergel, Thon, Schiefer. Die Industrie der Einwohner bringt Tuch, Teppiche, seidene Strümpfe, Wollenwaaren hervor, womit ein lebhafter Handel getrieben wird. Eingeführt werden besonders mageres Vieh, Eisen, Kohlen, Leder, Spitzenzwirn. Die gleichnamige **Hauptstadt**, links am Nen, der hier schiffbar wird und durch einen Zweigkanal mit dem Grand-Jonctionkanal verbunden ist, nordöstlich von Oxford, hat 4 Kirchen, ein Theater, ein großes Hospital, Fabriken für Schuhe, Leder, Spitzen, Kupfer- und Eisenwaaren, Handel, einen Hauptmarkt für Kutschpferde und mit ihrem Distrikt 34,000 Einwohner. Hier 1328 für England ungünstiger Friede zwischen dem König Eduard III. von England und Robert Bruce von Schottland; Schlacht 1460, worin Richard, Herzog von York, siegte und den König Heinrich VI. zum zweiten Mal gefangen nahm.

2) Stadt im nordamerikanischen Staat Massachusetts, Hauptort der Grafschaft Hampshire, rechts am Connecticut, Hadley gegenüber, mit 5 Kirchen, 2 Banken, Wollenzeugweberei, Papierfabrikation, Gerberei, Handel und 1850: 5278 Einw.

Northcote, Thomas James, berühmter englischer Maler, geboren 1742, Schüler von J. Reynolds, bildete sich dann in Rom und Florenz weiter und ließ sich nach seiner Rückkehr in London nieder, wo er 1788 Mitglied der Akademie wurde und erst 1832 †. Die Anzahl seiner Werke ist sehr bedeutend, und viele davon sind durch den Kupferstich vervielfältigt worden. Das Hauptverdienst derselben besteht in der Kraft der Färbung und im charakteristischen Ausdrucke seiner Köpfe. Ein Bild von großer Wirkung ist das der letzten Scene aus Romeo und Julie, wie der Künstler überhaupt seine Darstellungen gern aus Shakespeare nahm.

North-Uist, eine der Hebrideninseln, umfaßt 5¹/₂ □Meilen mit 4000 Einw., ist westlich unzugänglich, östlich von großen Felsen umgeben, doch mit gutem Hafen, und bringt Gerste, Hafer, Kartoffeln, viel Vieh hervor.

Northumberland (Northumbrien), die nördlichste Grafschaft Englands, genannt nach dem Flusse Humber, auf dessen Nordseite sie liegt, grenzt auf ihrer ganzen Ostseite an die Nordsee, im Norden und Nordosten an Schottland, im Westen und zum Theil im Süden an die Grafschaft Cumberland, im Süden an Durham und umfaßt 88⁹/₁₀ □Meilen Flächenraum, wovon 59 auf Felder und Weiden kommen, mit 304,000 Einwohnern in 10 Marktflecken und 460 Kirch-

Digitized by Google

spielen. Das Cheviotgebirge, welches sich tief in das Innere dieser Provinz hineinzieht, macht mehr als ein Drittheil des Landes für den Ackerbau unzugänglich; ein zweites Drittheil, in der Mitte und im Süden gelegen, ist als fast ganz unfruchtbar zu betrachten. Die fruchtbaren Theile liegen unfern des Meeres; sie bringen Getreide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Rüben hervor, doch ist Viehzucht ein Hauptnahrungszweig der Einwohner. Unter den Hausthieren liefert die Provinz noch eine große Menge kleinern Wildes, besonders aber ist die Jagd auf Strandvögel höchst ergiebig. Auch der Robbenschlag und der Lachsfang sind nicht unbedeutend. Der Bergbau wird sehr stark betrieben, besonders sind es die Kohlenminen unfern Newcastle, welche sich an Mächtigkeit fast vor allen andern im ganzen Lande auszeichnen. Eisen ist in Menge vorhanden, man schätzt den Ertrag desselben auf 100,000 Centner, den des Bleies auf 150,000 Centner. Auch die Alaunwerke und Salzsiedereien sind nicht ganz ohne Wichtigkeit, wiewohl sie den andern Bergwerksgegenständen nachstehen. Die Hauptstadt der Grafschaft ist Newcastle.

Northumberland, der Grafen u. Herzogstitel mehrer berühmten Geschlechter Englands, war zunächst an das alte Geschlecht der Percy's geknüpft, die, mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen, weite Ländereien in den Grafschaften York und Lincoln besaßen und die blutigen Schlachten des Mittelalters zwischen den Engländern und Schotten schlagen halfen. Der Sohn von William de Percy, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, Richard de Percy, war einer der 25 Barone, welche zu Hütern der durch die Magna Charta ertheilten Privilegien eingesetzt wurden. Am 16. Juli 1377 wurde Lord Henry Percy zum Grafen von N. erhoben, der als treuer Anhänger des Hauses Lancaster Heinrich IV. in der Thronusurpation unterstützte. Obgleich er dafür die Würde eines Connetable und bedeutende Güter erhielt, glaubte er sich doch nicht wahrhaft belohnt und machte seinem Unwillen in offener Feindschaft Luft, als Heinrich IV. die Herausgabe mehrer schottischen Mitter verlangte, die im Treffen bei Hamilton in Percy's Hand gefallen waren und von denen dieser ein reiches Lösegeld hoffen durfte. In Verbindung mit seinem jüngern Bruder, Thom. Percy, Grafen von Worcester, mit Owen Glendower von Wales und dem schottischen Lord Douglas, dem er die Freiheit gab, rüstete Percy ein Heer zum Sturze des Königs. Da ihn jedoch eine schwere Krankheit darnieder warf, übernahm sein Sohn, Henry de Percy, bekannt wegen seiner kriegerischen Hitze und Kühnheit unter dem Namen Hotspur, d. h. Heißsporn, den Oberbefehl und lieferte bei Shrewsbury am 21. Juli 1403 die berühmte, blutige Schlacht, welche nur der Tod Hotspurs zu Gunsten des Königs entschied. Es kam hierauf eine Versöhnung zwischen dem alten N. und Heinrich IV. zu Standez allein zwei Jahre später nahm jener an dem Komplot des Erzbischofs Richard Scrope von York Theil, welcher die Thronerhebung des Hauses York beabsichtigte. Als aber mehre Verschworene in des Königs Gewalt fielen, mußte N., um dem Schaffot zu entgehen, nach Schottland und von da nach Wales fliehen. Ein Versuch, in das englische Gebiet einzufallen, kostete ihm das Leben. Er wurde im Februar 1408 erschlagen. Der Sohn Hotspurs, Henry, zweiter Graf von N., fiel für die Sache des Hauses York 1455 im Treffen bei St.-Albans und der Enkel, Henry, dritter Graf von N., am 29. März 1461 bei Towton. Als sich König Eduard IV. des Thrones bemächtigte, ertheilte er dem John Neville, Lord Montagu, die Würde eines Grafen von N., gab sie jedoch schon 1464 dem Sohne des letzten Percy, Henry, zurück. Dieser genoß unter Heinrich VII. großes Ansehen, ward aber am 28. April 1489 in einem Volksaufstande erschlagen. Mit seinem Enkel, Henry Algernon, sechstem Grafen von N., der 1551 ohne Erben †, ging die Würde der Familie verloren, da sein Bruder Thomas Percy durch seine Theilnahme an dem katholischen Aufstande von 1537 das Erbfolgerecht für seinen Familienzweig verscherzte und mit der Einziehung der Güter der Hauptlinie der Herzogstitel erlosch. Kurze Zeit nach diesem Heimfall wußte sich unter Eduard VI. John Dudley, Graf von Warwick, die Güter der Percy's nebst dem Herzogstitel zuzueignen (s. Dudley). Nach seiner Entthronung (22. August 1553) erhob die Königin Maria den Sohn des hingerichteten Thomas Percy, Thomas, 1557 wieder zum Lord Percy u. Grafen von N. Allein auch er wurde unter der Königin Elisabeth als Haupt der katholischen Verschwörer am 22. August 1572 zu York hingerichtet. Die Güter und Würden der Familie gingen an seinen Bruder, Henry, achten Grafen von N., über, den man als Gefangenen im Tower am 21. Juni 1585 in seinem Bette ermordet fand. Dessen Sohn, Henry, neunter Graf von N., ward der Theilnahme an der Pulververschwörung beschuldigt, saß gleichfalls lange Zeit im Tower und † den 5. Nov. 1632. Sein Sohn, Algernon, zehnter Graf von N., war unter Karl I. General-admiral, schloß sich im Beginn der Revolution kurze Zeit der Volkspartei an und † den 13. Okt. 1668. Mit Josselin Percy, dem elften Grafen von N., erlosch 1670 der männliche Stamm der Familie. Karl II. verlieh nun seinem natürlichen Sohne von der Herzogin von Cleveland, George Fitroy, 1674 den Titel eines Herzogs von N., der aber 1716 ohne Nachkommen †. Die Erbin des letzten Grafen von N. aus der Familie Percy hatte sich mit Eduard Seymour, Herzog von Somerset, vermählt, und ihr Sohn, Algernon Seymour, erhielt 1722 den Titel eines Lord Percy und 1749 den eines Grafen von N. Als aber auch er am 2. Febr. 1750 ohne männliche Nachkommen †, so erbte sein Schwiegersohn, Hugh Smithson, mit dem Familiennamen die Güter und den Grafentitel. Derselbe ward 1766 zum Herzog von N. erhoben und † 1786. Sein ältester Sohn, Hugh Percy, zweiter Herzog von N., geboren 1742, zeichnete sich als General im amerikanischen Kriege aus und war später Chef der Gardegrenadiere. Nach seinem Tode (1817) folgte ihm sein ältester Sohn, Hugo, geboren den 20. April 1785, als dritter Herzog von N. der vom März 1829 bis Nov. 1830 Lordlieute-

Digitized by Google

nant von Irland war und den 12. Februar 1847 kinderlos †, worauf Titel und Güter seinem Bruder, Algernon Percy, als viertem Herzoge von N., zufielen. Derselbe, am 15. Dec. 1792 geboren, trat schon im 13. Jahre als Freiwilliger in die Marine und avancirte 1815 zum Kapitän ersten Ranges. Seit 1816 mit dem Titel Lord Prudhoe zum Peer erhoben, unternahm er große Reisen nach dem Orient und wurde Präsident der Royal-Institution. Im J. 1850 stieg er durch Anciennetät zum Kontreadmiral. Unter dem Ministerium Derby erhielt er im Febr. 1852 den Posten eines ersten Lords der Admiralität, von dem er aber mit dem Sturze seiner Parteigenossen im December zurücktrat.

Norton, Karoline Elisabeth Sarah, englische Schriftstellerin, geb. 1808, die Tochter von Thomas und Enkelin des berühmten Richard Briesley Sheridan, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung in Schottland und schrieb in ihrem 17. Jahre die „Sorrows of Rosalie", eine rührende Idylle. Im J. 1827 verheirathete sie sich mit George Chappel N., dem Bruder des Lord Grantley; allein die Ehe wurde 1836 getrennt, angeblich wegen sträflichen Umgangs der N. mit Lord Melbourne, dessen Bekanntschaft sie 1831 gemacht hatte. Mistrs. N. nimmt unter den englischen Dichterinnen der Gegenwart so ziemlich den ersten Rang ein. Man hat sie auch den weiblichen Byron genannt, und allerdings ist sie mit diesem Dichter durch Stärke der Leidenschaft und Kühnheit der Gedanken verwandt. Außer dem genannten Gedicht hat man von ihr: „The undying one", „The dream and other poems" (1840) und „The child of the islands" (1845). Erwähnung verdient ihre Kinderschrift „Aunt Cary's ballads" (London 1846), der sie eine Sammlung unter dem Titel „Sketches and tales in prose and verse" (das. 1850) folgen ließ. Ihr Roman „Stuart of Dunleath" (das. 1851, 3 Bde., deutsch von Czarnowsky, Leipz. 1852) ward mit einem Beifall aufgenommen, der sie ermuthigte, mit einem zweiten, „Lost and saved" (das. 1855), aufzutreten.

Norwegen, Königreich, s. Skandinavische Halbinsel.

Norwegische Sprache, s. Skandinavische Sprache und Literatur.

Norwich, Hauptstadt der englischen Grafschaft Norfolk, unfern der Küste der Nordsee, an der hier mit dem Wensum sich vereinigenden und für die schwersten Lastschiffe bis hierher fahrbaren Yare gelegen und durch diese, wie durch eine Eisenbahn mit dem Seehafen Yarmouth verbunden, ist der Sitz eines Bischofs, hat 36 Pfarr- und mehre andere Kirchen, unter denen sich die im 11. Jahrhundert gegründete Kathedrale mit ihrem 317 Fuß hohen Thurme auszeichnet, ein altes, angeblich von Knut dem Großen erbautes Schloß, eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, Missionsgesellschaft, ein naturhistorisches Museum, eine Kornhalle, ein Theater, große Fabriken für Wollen-, Baumwollen- und Seidenzeuche, Segeltuch, Spitzen, Tüll, Eisen- und Kupfergeräthe, Schnupftabak, Bierbrauerei, Essigfabrikation, ansehnlichen Handel und 70,000 Einw.

Nosogenesis (Nosogenia, griech.), die Entstehung (Erzeugung) und Ausbildung der Krankheit.

Nosographie (v. Gr.), die Krankheitsbeschreibung.

Nosologie (v. Gr.), die Krankheitslehre, auch gleichbedeutend mit Pathologie, oder die specielle Pathologie (s. d.).

Nosonomie (v. Griech.), die Lehre von den Naturgesetzen, nach denen die Krankheiten sich ausbilden.

Nosos (griech.), die Krankheit, der Fehler, das Laster.

Nossairier (Nossairen, d. i. Halbchristen, auch Kesbiner, Bergbewohner genannt), mohammedanische Sekte von der Partei der Schiiten, am Libanon, bildete sich um 892 und erhielt ihren Namen von Nosraya im Gebiete Kufa, dem Geburtsorte ihres ersten Oberhauptes. Ihrer Religion nach stehen sie zwischen Christenthum und Islam mitten inne, doch wollen sie Moslem und zwar im Besitz der wahren islamitischen Lehre seyn. Ihre Lehren sind in mancher Beziehung denen der Ismaeliten (s. d.) und Assassinen (s. d.) verwandt, jedoch noch weit mystischer. Gott soll nach ihrer Lehre in der Gestalt von 12 Imams, d. i. in 12 Menschwerdungen, z. B. als Abraham, Moses, Jesus, Mohammed ꝛc., auf Erden erschienen seyn, aber sich, da er allemal Gegner fand, wieder in den Himmel zurückgezogen und sich mit diesem wie mit einem blauen Schleier bedeckt, endlich aber sich in die Sonne verborgen haben, weshalb sie die Sonne anbeten. Auch nehmen sie eine Seelenwanderung an und lassen die Seelen der Ungläubigen in Maulesel, Esel, Kameele und Schafe übergehen. Der gläubige N. bedarf dagegen nur einer gewissen Zeit zur Reinigung und Heiligung. Ist diese verflossen, so wird er von Neuem mit menschlicher Gestalt bekleidet, hat hierauf noch einen zweiten Läuterungsprozeß zu bestehen und wird endlich unter die Sterne versetzt, doch nur in dem Falle, wenn er die Gebote des Propheten gewissenhaft befolgt hat; im entgegengesetzten Falle muß er noch den Körper eines Christen oder Juden durchwandern. Ihre Sittenlehre soll mit der christlichen vielfach übereinstimmen und Barmherzigkeit, Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Genügsamkeit ꝛc. anempfehlen. Doch sind ihre Sitten roh und durch Ueberreste heidnischer Gebräuche verderbt. Obwohl sie die Vielweiberei für unerlaubt halten, so gestatten sie doch an gewissen Festtagen willkürliche Vermischung der Geschlechter. Die Türken und Ismaeliten, ihre nächsten Nachbarn, verachten und verabscheuen sie; den Christen dagegen sind sie sehr zugethan, wie sie auch manche christliche Feste feiern und christliche Gebräuche beobachten. Außer mehren Thieren und Pflanzen sind ihnen besonders die weiblichen Geschlechtstheile, als Symbol der Zeugung, Gegenstand der Verehrung. Trotz ihrer Hinneigung zu den Christen haben sie doch auch mit den Türken viele Wallfahrtsörter und Kapellen gemeinschaftlich, in denen ihr Kultus mit großem Geräusch ausgeübt wird. Ein geistliches Oberhaupt, Scheikh Khalil, führt die Aufsicht über den Kultus und wird als Prophet verehrt. Manche haben die N. für identisch mit

den syrischen Zabiern oder Johanneschristen gehalten, indem sie den Namen N. mit dem der Nazareuer (s. d.) verwechselten. Zu den Zeiten der Kreuzzüge war diese Sekte in Syrien und Mesopotamien weit verbreitet, später aber wurde sie auf den Strich des Gebirgs Libanon in Syrien am Semmak beschränkt, den sie noch gegenwärtig, etwa 60,000 Köpfe stark, als eine den Türken zwar zinsbare, sonst aber selbstständige Völkerschaft inne haben.

Nossen, Amtsstadt im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, am linken Ufer der Mulde, mit Justiz-, Steuer-, Rent- und Postamt, Oekonomie, Spinnerei, Gerberei, Brauerei, Woll- und Bandhandel u. 2250 Einw. Dabei Ruinen der Abtei Altenzella mit Gräbern meißnischer Fürsten.

Nossis, griechischer Lyriker, aus Locris gebürtig, Verfasser von 12 Epigrammen, welche von J. Ch. Wolf in „Octo poet. gr. fragmentis etc.", auch von Brunk in „Analect. vet. poet. gr." (Bd. 1) herausgegeben worden sind.

Nostalgie (v. Gr.), s. v. a. Heimweh.

Nostitz, böhmische altadelige Familie, welche 1631 in den Freiherrnstand und seit 1692 zum Theil in den Grafenstand erhoben wurde. Die gräfliche Linie zerfällt in ein böhmisches und ein schlesisches Haus; die freiherrliche nennt sich N. u. Jänckendorf. Aus der ersteren ist besonders merkwürdig: August Ferdinand Ludwig, Graf von N., preußischer General, am 27. December 1780 zu Jessel bei Oels geboren, besuchte 1793—97 die Schule zu Oels und studirte darauf bis 1799 zu Halle. Im J. 1802 trat er als Lieutenant in preußische Dienste u. wohnte 1806 der Schlacht bei Jena u. den Gefechten bei Nordhausen und Prenzlow bei. Gefangen genommen, wurde er unter dem Versprechen, nicht ferner gegen Frankreich zu dienen, entlassen und hierauf vom Könige zum Rittmeister ernannt. Nachdem er 1810 seinen Abschied genommen, ging er nach Wien, dann nach der Schweiz und Italien und 1811 nach Paris. Im J. 1813 trat er als Stabsrittmeister im schlesischen Uhlanenregiment wieder in den aktiven Dienst, wurde bald darauf von den schlesischen Ständen zum Eskadronchef des von diesen zu errichtenden Nationalhusarenregiments gewählt und als solcher vom Könige bestätigt. Da jedoch beim Ausbruche des Krieges dieses Regiment noch nicht vollständig organisirt war, so trat er bei dem genannten Uhlanenregiment ein und focht mit Auszeichnung in der Schlacht bei Bautzen mit. Während des Waffenstillstandes wurde er Blüchers Adjutant und wirklicher Rittmeister, nach der Schlacht bei Leipzig Major und nach der Schlacht von Paris mit dem eisernen Kreuze erster Klasse belohnt. Nach abgeschlossenem Frieden blieb er Blüchers persönlicher Adjutant und begleitete denselben auch auf der Reise nach England. Auch in dem Feldzuge von 1815, wo er in der Schlacht bei Ligny dem hülfos unter seinem verwundeten Pferde liegenden Feldmarschall Blücher Beistand leistete, war er dessen Adjutant und blieb es im Frieden. Im J. 1818 wurde er zum Obersten und nach Blüchers Tode (1819) zum Flügeladjutanten und Kommandeur des Gardehusarenregiments ernannt. Hierauf erhielt er 1821 das Kommando der zweiten Gardekavalleriebrigade, rückte 1825 zum Generalmajor auf und begleitete 1826 den Prinzen Karl zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Petersburg und Moskau. Als 1828 der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, wurde er ins Hauptquartier des Kaisers Nikolaus geschickt u. machte diesen Feldzug mit. Nach der Rückkehr wurde er zum Generaladjutanten ernannt. Als 1830 die politischen Verhältnisse die Ernennung des Prinzen Wilhelm zum Generalgouverneur für die Rheinprovinzen und Westphalen veranlaßten, wurde ihm N. als Chef des Stabs beigegeben und blieb in dieser Stelle bis zum März 1832, wo das Generalgouvernement aufgelöst wurde und N. wieder in sein früheres Verhältniß als Kommandeur der zweiten Gardekavalleriebrigade zurücktrat. Im März 1835 wurde er zweiter Kommandant von Berlin, 1838 Generallieutenant und 1840 Chef des 5. Husarenregiments. Im J. 1847 nahm er seinen Abschied, ging aber 1840 als Gesandter nach Hannover. Gottlob Adolf Ernst von N. und Jänckendorf, als Dichter bekannt unter dem Namen Arthur von Nordstern, wurde am 21. April 1765 auf dem Gute seines Vaters zu See in der preußischen Oberlausitz geboren, studirte zu Leipzig und trat als Finanzrath in den Staatsdienst, ließ sich aber dann auf seinem Gute Oppach in der Oberlausitz nieder und hat hier als Landesältester und als Oberamtshauptmann des Guten viel geschafft. Die oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz ernannte ihn 1795 zu ihrem Präsidenten. Seine Muße benutzte er zu literarischer Thätigkeit, u. mehre in dieser Zeit entstandene Gedichte, von Himmel komponirt, gingen in den Mund des Volks über. Im J. 1806 wurde er Präsident im kursächsischen Oberkonsistorium und führte mit dem Oberhofprediger Reinhard und dem Appellationsrathe Kind die Revision der Verfassung der Universität zu Leipzig durch. Bald nachher zum wirklichen Konferenzminister ernannt, trat er in den geheimen Rath des Königs und blieb auch 1817 in gleicher Eigenschaft in dem neuerrichteten geheimen Rathe, in welchem er bis wenige Jahre vor dessen Auflösung den Vorsitz behielt. Die Irrenheilanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna, sowie die statt der an Preußen gekommenen Landeswaisenanstalt Langendorf 1824 begründete Landeswaisenanstalt Braunsdorf bei Feiberg verdanken ihm ihr Entstehen. Als Großmeister übte er bedeutenden Einfluß auf die Freimaurerlogen in Dresden, denen sein „Liederkreis für Freimaurer" (2 Bde., Dresden 1810—28) gewidmet ist. Als Frucht einer 1822 unternommenen Reise durch Süddeutschland, die Schweiz, Oberitalien, Kärnthen und Ungarn erschienen die „Erinnerungsblätter eines Reisenden im Spätsommer 1822" (Leipz. 1824). Nachdem er 1830 durch die Verfassungsarbeiten vielfach in Anspruch genommen worden, hatte er an dem Zustandekommen des von ihm kontrasignirten Staatsgrundgesetzes wesentlichen Antheil. Auch nach Einführung desselben behielt er mit dem Titel eines wirklichen geheimen Raths und Konferenzministers die Stelle als Ordenskanzler bei und trat als erstes Mitglied in den neubegründeten Staats-

Digitized by Google

rath. Er † am 15. Okt. 1836 auf seinem Gute Oppach in der Lausitz. Einer seiner frühesten dichterischen Versuche von größerem Umfang war „Valeria, ein romantisches Gedicht" (Dresd. 1803). Ohne sein Wissen erschien „Georg, ein Roman nach 12 gegebenen Worten". Seine „Gemmen" (Leipz. 1818) enthalten sinnreiche Ausdeutungen von 16 antiken Gemmen. Sein Gedicht „Irene" (das. 1818) in Ottaven war eines der ersten ursprünglich in diesem Metrum verfaßten deutschen Gedichte. Zur Vermählungsfeierlichkeit des Königs Friedrich August 1819 erschien sein größeres Gedicht „Kreis sächsischer Ahnfrauen". Am bedeutendsten sind durch kräftiges und warmes Gefühl seine religiösen Dichtungen „Sinnbilder der Christen" (das. 1818) und „Hinterlassene geistliche Gedichte" (herausgegeben von Ammon, das. 1840). Sein ältester Sohn, Eduard Gottlob von N. und Jänckendorf, geboren den 31. März 1791 zu Bautzen, erhielt seine Erziehung in Schulpforte und trat, nachdem er in Leipzig und Heidelberg seine akademischen Studien gemacht hatte, 1813 in das lützower Corps ein. Er stieg bis zum Offizier, mußte aber in Folge einer erhaltenen Verwundung in seine Heimath zurückkehren. Nach der Wiederherstellung Sachsens trat er in den Civildienst über und wurde 1837 Minister. Im J. 1844 schied er Kränklichkeit halber aus dem Staatsdienst und zog sich auf das Gut seines Vaters zurück. Als Mitglied der ersten Kammer nahm er bis auf die neueste Zeit an den Landtagsverhandlungen thätigen Antheil. Er † den 8. Febr. 1858 zu Oppach. Ein Bruder desselben, der wirkliche geheime Rath Julius Gottlob von N. und Jänckendorf, war 1840—48 sächsischer Bundestagsgesandter zu Frankfurt und nahm auch 1851 diese Stellung am Bundestage wieder ein. Eine Schwester, Klotilde Septimia von N. und Jänckendorf, den 27. Jan. 1801 zu Bautzen geboren, ist als Dichterin bekannt geworden. Ihr Bruder gab heraus: „Aus dem Nachlasse meiner Schwester Klotilde von N." (Leipz. 1853).

Nostoc (Nostok, Schleimling, Zitterlang), Pflanzengattung aus der Familie der Algen, von deren Arten besonders N. commune Vauch., Sternschnuppe, Kukuksspeichel, Erdgallerte, merkwürdig ist. Auf Triften, Feldern und in Gärten, zumal an vorspringenden freien Berghängen, nach einem durchdringenden Regen schnell und oft in großer Menge entstehend, ist dieses sonderbare Gewächs, von welchem man früher glaubte, daß es aus der Atmosphäre herabfalle und welches man daher als Sternschnuppensubstanz ansah, seinem Wesen nach noch ziemlich räthselhaft und wird von neuern Schriftstellern wohl auch zu den Flechten gezählt. Früher schrieb man ihm bedeutende Heilkräfte gegen Gicht, sowie bei hartnäckigen und krebsartigen Geschwüren zu. Es soll Trinkern, unter den Branntwein gemischt, denselben verleiden. Auch die Alchemisten trieben ihr Wesen damit (Nostoc Paracelsi, flos coeli).

Nostradamus, eigentlich Michel Notre-Dame, berühmter Astrolog, stammte aus einer ehemals jüdischen Familie und wurde 1503 zu St. Remy in der Provence geboren. Er studirte zu Marseille Medicin, legte sich dann auf Wunderkuren und durchreiste bei einer 1525 grassirenden Pest die Umgegend. Nachdem er in Montpellier Doktor geworden, ließ er sich in Agen nieder, reiste gegen 12 Jahre auf seine Kunst in Languedoc, Guienne und Italien umher und warf sich zuletzt auf die Astrologie. Die Prophezeiungen, die er aus seinem Stillleben in Salon zu Hunderten in gereimten Quatrains in die Welt schickte, waren durch ihren Ton und ihre Dunkelheit schon geeignet, großes Aufsehen hervorzubringen, und Katharina von Medicis zog ihn an den Hof. Der König Heinrich II. von Frankreich, dessen Tod er auch in seinen Prophezeiungen angedeutet haben sollte, bewies ihm seine Gunst durch ansehnliche Geschenke. Karl IX. ernannte ihn sogar zu seinem Leibarzt. Dadurch kam er in die Mode, so daß die einflußreichsten Personen ihn zu Salon besuchten, obschon es auch nicht an Leuten fehlte, die an seiner Prophetengabe zweifelten u. ihn verspotteten. Er † zu Salon 1566, wo noch sein Grabdenkmal gezeigt wird. Seine Prophezeiungen wurden 1781 von dem päpstlichen Hofe verboten, weil darin auch der Untergang des Papstthums verkündet wird. Diese Prophezeiungen sind zuerst in Lyon 1558 erschienen, dann mehrmals wiederholt; in engl. Uebersetzung erschienen sie Lond. 1672, in holländ. Amsterdam 1715.

Nota (lat.), Kennzeichen, Merkmal; besonders Merkmal durch Schreiben, Buchstabe, Schriftzeichen, daher Notae, Schrift, Geheimschrift, Chiffren, Abbrevlaturen u. dgl.; Merkmal, das man an einer Stelle einer Schrift macht, um seinen Beifall oder seine Mißbilligung anzudeuten; s. v. a. kritisches Zeichen, sowie erklärende Anmerkung (s. Note); Merkmal an den Weingefäßen, um den Werth od. die Sorten des Weins zu bezeichnen, daher auch s. v. a. Weinsorte.

Nota, Alberto, der vorzüglichste Lustspieldichter Italiens, 1775 zu Turin geboren, studirte die Rechtswissenschaft und praktizirte eine Zeit lang als Advokat am kaiserlichen Tribunal zu Vercelli. Als die politischen Verhältnisse Italiens auch ihn nöthigten, von dem öffentlichen Leben zurückzutreten, ward er Sekretär und Bibliothekar des Prinzen von Carignan (nachmaligen Königs Karl Albert), trat erst 1818 wieder in den Staatsdienst und wurde 1818 Untergeneralintendant zu Nizza, in gleicher Eigenschaft nach San-Remo in Piemont versetzt und zuletzt Generalintendant zu Casale und Cuneo. Er lebte den Pflichten seines Berufs und treuer Pflege der Wissenschaften und † am 18. April 1847 in Turin. Der Mangel an Komik läßt einen großen Theil seiner Lustspiele in dieser Hinsicht kaum vor der Kritik bestehen, zumal ihm auch alles Talent für die Intrigue abgeht; doch wird dieser Mangel durch eine ausgezeichnete Charakteristik ersetzt. N. entwickelt die verschiedenen Temperamente mit einer Wahrheit und Wirklichkeit, die bis in das Kleinste sich verfolgen läßt. Der Plan der Handlung ist geschickt angelegt, klar durchgeführt und überrascht oft durch die Situationen, die er herbeiführt. Gesammelt erschienen N.'s Stücke in seinen „Comedie" (7 Bde., Florenz 1827—28; Turin 1837—42, 4 Bde.) und dem „Teatro comico" (Turin 1842, 8 Bde., u. öfter). Viele

Digitized by Google

wurden ins Französische, Spanische, Deutsche Schwedische, Russische übersetzt.

Notabeln (Notables), ursprünglich nur in Frankreich die durch Rang und Vermögen hervorragenden Männer im Staate. Als die Reichsstände (états généraux) den absolutistischen und despotischen Bestrebungen der französischen Könige hinderlich zu werden anfingen, suchte man durch Berufung von Notabelnversammlungen (Assemblées de Notables) die großen Reichsversammlungen herabzudrücken und nach und nach in Vergessenheit zu bringen. Dies geschah zuerst unter den Königen aus dem Hause Valois. Da diese Versammlungen hinsichtlich ihrer Berufung, Zusammensetzung und Thätigkeit ganz von der Willkür des Hofs abhingen, so waren sie nur zu bereitwillige Werkzeuge des Despotismus, die namentlich ohne Bedenken in alle von der Regierung beantragten Abgaben u. Subsidien willigten, sobald sie dieselben nicht zu zahlen hatten. In Folge der sich entwickelnden politischen Bildung ward jedoch auch dieß Institut der N. aus seiner Ohnmacht emporgehoben u. nahm eine den Reichsständen ähnliche Gestalt an. So erschienen auf einer Notabelnversammlung im Januar 1558 neben den Abgeordneten der drei privilegirten Stände auch solche der Obergerichtshöfe, und eine ähnlich konstituirte Versammlung berief Heinrich IV. 1596 in Rouen zusammen. In Folge der Fortschritte der absoluten Macht der Könige ging jedoch das Institut der N. wieder ein; nach einer Versammlung von 35 N., welche Richelieu 1626 zu Paris veranstaltete, gerieth auch dieser letzte Rest der Repräsentativverfassung in Vergessenheit. Erst als die Zerrüttung der Finanzen unheilbar geworden war, nahm unter Ludwig XVI. der Minister Calonne zur Berufung der N. seine Zuflucht. Mit ihr beginnt die französische Revolution; s. Frankreich (Geschichte).

Nota bene (sprich: NB., lat.), bemerke wohl; daher ein NB., ein Merkzeichen.

Nota censoria, bei den Römern Anmerkung, welche der Censor bei dem Namen eines Senators, Ritters ꝛc. machte, um dessen Bestrafung (Ausstoßung aus seinem Stande) einzuleiten, zu welchem Behufe die Ursache der Strafverfügung angegeben werden mußte, daher s. v. a. Tadel, Beschimpfung, Schandfleck.

Notae judiciariae, Benennung der Buchstaben A. C. und N. L., welche auf den Täfelchen standen, vermittelst deren die Richter ihren Urtheilspruch bei einem Rechtshandel zu erkennen gaben.

Notae pecuariae, gewisse Charaktere oder Buchstaben, womit das Vieh zum Behuf der Wiedererkennung bezeichnet zu werden pflegte.

Nota militaris, Zeichen, welches den römischen Soldaten an der einen Hand eingebrannt zu werden pflegte, um solche, die sich dem Dienste durch die Flucht entziehen würden, wieder erkennen zu können.

Notapecuniaria oder **numaria**, das Gepräge auf dem Gelde.

Notariat (v. Lat.), ein Rechtsinstitut, welches seine Wurzeln in dem römischen Rechte hat. Notarii hießen bei den Römern ursprünglich diejenigen Sklaven oder Freigelassenen, welche als Geschwindschreiber vorzüglich bei den Senatsversammlungen gebraucht wurden, und zwar deshalb, weil sich dieselben beim Schreiben gewisser Zeichen oder Abkürzungen bedienten. In der späteren Zeit des römischen Reichs nannte man Notarii die Schreiber oder Sekretäre der öffentlichen Behörden. Unter den fränkischen Königen hatten in der Reichskanzlei die Notarii die Urkunden abzufassen und zu kontrasigniren, und unter denselben werden schon frühzeitig einzelne als Archinotarii und als summi notarii ausgezeichnet, für welchen Titel aber bald der als ehrenvoller geltende der Cancellarii aufkam. Später galt das Recht, Notare zu ernennen, als ein ausschließliches Vorrecht des Kaisers, und demgemäß waren auch die meisten Notare entweder vom Kaiser unmittelbar oder von dem Comes palatinus nach kaiserlicher Ermächtigung ernannt. Dasselbe Recht übten dann auch die Päpste aus; es kommen aber auch noch Notare der Dynasten, Bischöfe und Klöster vor. Die Notare mußten „vel regali, vel papali auctoritate" handeln, und zwar errichtete man vor ihnen alle Arten von Urkunden, namentlich auch Testamente mit voller Beweiskraft. Sie waren allenthalben in eine Zunft (collegium) vereinigt und hatten ihre eigenen Vorstände (consules). Für die Abfassung der Urkunden und Herstellung der Aechtheit waren genaue Vorschriften gegeben. Auch wurde das Studium der Notariatskunst auf Regeln gebracht, und es gab in manchen Städten besondere Notariatsschulen. Vielfache Klagen über Mißbräuche veranlaßte die Notariatsordnung des Kaisers Maximilian I. von 1512. In Frankreich erließ Philipp der Schöne das erste Notariatsgesetz; eine durchgreifende Reform aber wurde durch die Gesetzgebung seit der Revolution herbeigeführt. Ein Gesetz vom 29. Sept. 1791 hob alle bisherigen Unterscheidungen der Notare auf und setzte Notaires publics ein. Das Gesetz vom 25. Ventôse 11 anerkannte die Qualität der Notare als öffentlicher Beamten und setzte ihre Befugnisse fest. Der französische Notar ist ein öffentlicher Zeuge in subjektivem und objektivem Sinne. Durch ihn bezeugt der Staat, und sein Zeugniß wird für den Staat und für die ganze Gesellschaft geführt und verwahrt. Er setzt Kontrakte, Schuldverschreibungen und Vergleiche und alle andern die willkürliche Gerichtsbarkeit betreffenden Akten auf, die die Summe von 150 Frcs. übersteigen. Die Notariatsurkunden, welche nach den Gesetzen errichtet sind, haben vollen Glauben vor Gericht und im ganzen Umfange des Reichs Vollziehbarkeit. Das Original (minute) des Akts bleibt in den Händen des Notars, der für die Verwahrung desselben den Parteien und dem Publikum verantwortlich ist. Hat der Gläubiger die Ausfertigung seiner Schuldverschreibung verloren, so findet er das Original bei dem Notar wieder. Die Hauptausfertigungen (grosses) werden in exekutorischer Form wie die Urtheile der Gerichte expedirt. Ein Gesetz vom 2. Nivôse 12 ordnete Notariatskammern an, welche die innere Disciplin unter den Notarien handhaben, Zwistigkeiten unter ihnen entscheiden, Beschwerden dritter Personen gegen Notare untersuchen, Gutachten abgeben und die Notare des

Digitized by Google

betreffenden Bezirks vertreten sollten. Im Gesetz sind viele Fälle ausdrücklich benannt, in denen die Gegenwart des Notars und die Aufnahme einer Urkunde durch ihn wesentlich nothwendig ist, z. B. bei öffentlichen Testamenten, bei Schenkungen, Eheverträgen, Konsensen zur Ehe; doch ist es in den meisten Fällen den Parteien anheimgegeben, ob sie sich eines Notars bedienen wollen oder nicht. Ein wichtiges Amt haben die Notare bei Erbtheilungen, da ihnen die Fertigung von Inventarien und die Leitung des Erbtheilungsgeschäfts zusteht. Das französische N. hat auch außerhalb Frankreichs, namentlich in Italien und Deutschland in jenen Ländern Eingang gefunden, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts unter französischer Herrschaft standen. Noch jetzt besteht es in Neapel, im Kirchenstaat, in Sardinien und Toskana, doch ist es hier noch durch besondere Gesetze geregelt. In den übrigen deutschen Staaten führte die Auflösung des deutschen Reichsverbands eine Umgestaltung des Notariatswesens herbei. Der Notar ist fast überall in Deutschland eine unter landesherrlicher Autorität bestellte und vereidete Person, welche gewisse rechtliche Handlungen (Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit) in Gegenwart von Zeugen zu vollziehen u. darüber eine glaubwürdige Urkunde aufzunehmen die Befugniß hat. Uebrigens sind die Rechte der Notare in einzelnen Ländern sehr eingeschränkt worden. Vergl. Oesterlei, Geschichte des deutschen N.s, Hannover 1842; Das deutsche N. nach den Bestimmungen des gemeinen Rechts und mit besonderer Berücksichtigung der in den deutschen Bundesstaaten geltenden Bestimmungen, Hannover 1842.

Nota romana (lat., Neuma, im Mittelalter Noten, welche in Punkten, Häkchen, Strichen ꝛc. bestehen und deren Entzifferung bis jetzt noch nicht gelungen ist.

Nota servilis, Zeichen oder Buchstaben, die man fortgelaufenen und wieder eingefangenen Sklaven an die Stirne zu brennen pflegte.

Notasien, nach Einigen Gesammtbenennung der auf der Grenze des stillen und indischen Oceans gelegenen Inseln vulkanischer Natur, welche gewöhnlich unter dem Namen indischer Archipel zusammengefaßt werden.

Note (v. Lat.), eine Bemerkung, besonders eine schriftliche, namentlich in einem Buche, unter jeder Seite untergesetzte oder am Schlusse eines Abschnitts oder des ganzen Buchs beigefügte Erläuterung des im Buche selbst nur in der Kürze Angedeuteten. Gewöhnlich wird die Stelle, wozu die N. gehört, mit einem * oder †, und wenn deren mehre auf eine Seite kommen, mit 3, 4 ꝛc. solcher Sternchen oder Kreuzchen oder auch mit Buchstaben nach dem Alphabet oder Zahlen bezeichnet, und dieselben Zeichen erhalten die einzelnen N.n, die meist mit kleinerer Schrift gedruckt sind. Im diplomatischen Verkehr heißt N. eine Staatsschrift oder ein Memoire, welches der Anrede und Unterschrift entbehrt und in der Form abgefaßt ist, daß sowohl vom Absender als vom Empfänger in der dritten Person gesprochen wird; vgl. Memoire.

Notel (v. Lat.), Entwurf eines Kontrakts; Aufschrift, um eine Sache nicht zu vergessen.

Noten (Notae musicae), in der Musik die Tonzeichen. Man bediente sich hierzu schon im Alterthume gewisser Buchstaben des Alphabets; die Hebräer sollen Accente als Tonzeichen gebraucht haben. Da die Griechen für die Töne der Vokalmusik andere Zeichen hatten, als für die der Instrumentalmusik, und da sie die Oktave noch nicht kannten, so bedurften sie einer ungeheuren Masse N., zu deren Bezeichnung sie ebenfalls des Alphabets sich bedienten. Die Zahl derselben belief sich auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vokal-, die andere für die Instrumentalmusik bestimmt war. Um aber mit der geringen Anzahl der Buchstaben des Alphabets eine solche Menge Töne bezeichnen zu können, gab man denselben verschiedene Stellungen und Formen. Auch nahm man die Accente zu Hülfe, indem man sie theils allein als N. gebrauchte, theils durch Hinzufügung derselben zu den Buchstaben neue N. bildete. Die 15 Haupttöne des griechischen Tonsystems, die sich vom großen A bis zum eingestrichenen a erstreckten, wurden zuerst durch Papst Gregor I. am Ende des 6. Jahrhunderts auf 7 zurückgebracht und mit den 7 ersten Buchstaben des römischen Alphabets bezeichnet (Neumen), wobei man die Initialbuchstaben für die erste Stimme, die kleinen Buchstaben für die höhere Oktave und die doppelten Buchstaben für die höchste Oktave gebrauchte. Dies immer noch sehr unvollkommene Notensystem, für welches man sich auch bald der Parallellinien bediente, auf welche die Buchstaben gestellt wurden (daher der Name Tabulatur), blieb so lange im Gebrauch, bis man auf die Idee kam, statt der Buchstaben sich der Punkte mit 5 Linien (Notensystem oder Liniensystem) zu bedienen, indem man die Punkte und verschobene Quadrate sowohl zwischen die Linien als auf dieselben setzte. Gewöhnlich wird diese Erfindung dem Guido von Arezzo zugeschrieben, nach Andern war sie schon im 10. Jahrhundert vorhanden. Die Buchstaben, deren man sich vorher statt der N. selbst bedient hatte, wurden nun Notenschlüssel. Da indessen diese neuerfundenen Zeichen noch nicht die Verschiedenheit der Dauer der Töne oder ihre Geltung bezeichneten, so blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch besondere Gestaltung auch diese Bedeutung beizulegen. Diese Erfindung wird von Einigen dem Franco von Köln im 13. Jahrh. beigelegt; Andere schreiben sie oder wenigstens deren Vervollkommnung, dem Jean de Moeurs oder Meurs zu, der zwischen 1330—50 angefangen hatte, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald schwarz, bald nicht schwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) versehen waren. Die Diminutio oder Verringerung und die Zertheilung einer Note in N. von geringerem Werth und der Gebrauch der laufenden N. ist zuerst von Jean Mouton im 16. Jahrh. erfunden worden. Die Gestalt des wesentlichen Bestandtheils unsrer N., des Punktes oder Kopfes, ist eine dreifach verschiedene: 𝅗𝅥, 𝅗, 𝅝. Die erste gibt dem Tone die Geltung von zwei Takten, wird aber selten und meist nur in größeren Kirchenstücken angewendet gefunden; die zweite (Taktnote) hat die Geltung eines

ganzen Taktes; die dritte Kopfgestalt wird nicht für sich allein gebraucht. Der erste Zusatz zu dem Notenkopfe besteht in einem rechts oder links, oben oder unten zugefügten Strich (Hals). Ein hohler Kopf mit einem Halse ( ) gibt dem Tone die halbe Geltung einer Taktnote u. heißt deshalb halbe Taktnote. Ein voller Kopf mit einem Halse ( ) gibt dem Ton die halbe Geltung der halben Taktnote und wird Viertelnote od. Viertel genannt. Die andere Zusatzgestalt besteht in einem vom Hals abwärts geführten Querstriche (Fahne). Die Fahne wird zuerst dem Viertel beigefügt ( ) und macht daraus halbe Viertel oder Achtel; zwei Fahnen bezeichnen eine halb so viel geltende Sechszehntelnote ( ), drei Fahnen eine Zweiunddreißigstelnote, 4 Fahnen eine halb so viel geltende Vierundsechszigstelnote, 5 Fahnen ein halb so viel geltendes Hundertachtundzwanzigstel, mit welchem die Zahl der gebräuchlichen Notengestalten geschlossen ist. Versuche, diese allen Bedürfnissen fast vollkommen genügende Notenschrift durch neue Erfindungen zu ersetzen, z. B. von Rousseau, sind zwar mehrfach aufgetaucht, ohne jedoch dieselbe verdrängen zu können.

Notendruck, die aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammende Erfindung, die bis dahin geschriebenen Tonzeichen durch den Druck zu vervielfältigen. Die Geschichte des N.s ist ein Gegenstand, der erst ganz neuerdings durch Ant. Schmid, Custos an der Hofbibliothek zu Wien, in dem vortrefflichen Werke „Ottaviano dei Petrucci da Fossombrone, der erste Erfinder des Musiknotendrucks mit beweglichen Metalltypen und seine Nachfolger im 16. Jahrh." (Wien 1845) gründlich erörtert worden ist. Früher und bis auf die neueste Zeit war man hierüber völlig im Unklaren, so daß selbst Forkel in seiner „Geschichte der Musik" gestehen mußte, daß er der Sache gänzlich unkundig sey. Zwei Epochen sind beim N. wesentlich zu unterscheiden; die erste, in welcher man sich dazu ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf ähnliche Weise wie Schriften mit beweglichen Lettern setzte. In jener ersten Epoche bediente man sich beim N. der Holztafeln. Die ältesten, wahrscheinlich mit solchen Tafeln gedruckten Noten, die man kennt, sind von 1473. Oefter auch findet man in Büchern aus der Zeit, wo der N. noch etwas Neues war, die darin vorkommenden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet. Der Erste, der die Kunst erfand, mit beweglichen Metalltypen Musikwerke zu drucken, war Petrucci aus Fossombrone im Kirchenstaate. Von 1502—23 wurden von demselben 48 Tonwerke herausgegeben, deren Schönheit und Zierlichkeit staunenswerth seyn soll. Unter den Nachfolgern Petrucci's in Italien ist Jacobus Ant. Junta oder Junta in Rom 1526 zu bemerken, dem bald darauf Ant. Blado folgte. In Venedig traten fast zu gleicher Zeit (um 1536) Ottaviano Scotto und Marcolino da Forli auf. Beide erreichten den Petrucci nicht, und nur erst Ant. Gardano kam ihm nahe. In Deutschland erwarb sich zuerst Erhard Oglin oder Oeglin, auch Aeuglein genannt (lat. Ocellus), in Augsburg wahrhafte Verdienste um die Kunst des N.s. Das erste von ihm gedruckte Werk erschien 1507. Ihm folgten in Augsburg Melch. Kriesstein und Phil. Ulhard. Pet. Schöffer in Mainz, später in Worms, Straßburg und zuletzt in Venedig, lieferte 1512 in Mainz sein erstes Druckwerk, welches an Schönheit den Ausgaben von Petrucci gleich steht. In Frankreich sind in älterer Zeit vorzüglich die Namen Pierre Hautin (1525) und Pierre Attaignant (1527) in Paris zu nennen; vorzüglich wichtig war die Familie Ballard, die fast zwei Jahrhunderte lang eine Art Monopol des N.s in Frankreich ausübte und 1558 zu drucken begann. In den Niederlanden kommen erst gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, in England in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. gedruckte Musikalien vor. Aus der neuern Zeit ist Breitkopf in Leipzig zu nennen, der seit 1755 das in der Kunst des N.s bis dahin Erreichte zur möglichsten Vollkommenheit steigerte. Die wiederholt in Vorschlag gebrachten Notensetzmaschinen, mittelst deren, mit dem Fortepiano in Verbindung gesetzt, die Phantasien des Künstlers sogleich auf Noten gesetzt werden, sind insgesammt nur als Versuche einer müßigen Spekulation zu betrachten. In neuerer Zeit wendet man häufig, ja fast ausschließlich den Stehdruck auf Noten an; doch übertrifft der scharfe Notenstich auf Kupferplatten alle anderen Arten des N.s. Auch der Stich auf Zinkplatten wird jetzt angewendet. Unter denen, die es versucht haben, die Noten zu stereotypiren, ist der Buchdrucker und Schriftgießer Tauchnitz zu Leipzig als der Erste, der mit diesem Versuche hervortrat, zu nennen.

Notenschlüssel, s. Schlüssel.

Notenschreibemaschine, s. Melograph.

Notenschrift, die Aufzeichnung der Noten nebst allen dazu gehörigen Zeichen.

Notensystem, s. Noten.

Nothadresse, s. Wechsel.

Nothhelfer, in der katholischen Kirche diejenigen Heiligen, von denen man in besonderen Nöthen sofortige Hülfe erwartet. Es werden gewöhnlich 14 N. angeführt: Achatus, Blasius, Christophorus, Cyriacus, Dionysius der Areopagit, Egidius, Erasmus, Eustachius, Georg der Märtyrer, Pantaleon, Vitus, Barbara, Katharina und Margaretha. Jeder dieser Heiligen hat wieder ein bestimmtes Uebel, für dessen Beseitigung er die wirksamste Hülfe schaffen kann. In schweren Fällen werden auch andere Heilige vorzugsweise angerufen, wie Florian bei Gewittern, Sebastian und Rochus bei Pestilenz, Erasmus bei Leibschneiden ꝛc.

Nothhemd, ein Hemd, welchem der Aberglaube die Kraft zuschrieb, seinen Träger hieb-, stich- und schußfest zu machen, einem kreisenden Weibe die Geburt zu erleichtern ꝛc.

Nothmünzen, diejenigen Münzen, welche bei eintretendem Geldmangel zum einstweiligen Gebrauch geprägt werden, damit der Verkehr keine Unterbrechung erleide. Es wird dazu entweder edles oder unedles Metall, doch in der Weise, daß

Digitized by Google

der Nennwerth der Münze ihren realen bei weitem übersteigt, oder ein sonstiger ganz werthloser Stoff (Leder, Papier) verwendet. In beiden Fällen ist ihre Ausgabe lediglich auf den Kredit Dessen berechnet, von dem sie ausgehen. Solche N. sind in Kriegszeiten in den verschiedenen Ländern Europa's, namentlich auch in Deutschland, oft geschlagen worden. Eckige N. nennt man insbesondere Nothklippen, bei Belagerung zum Behuf der Soldzahlung an die Truppen geschlagene Belagerungsmünzen. Vgl. Klotz, Historia nummorum obsidionalium, Altenb. 1765; Duby, Recueil général des pièces obsidionales et de necessité, Par. 1786; Rüder, Versuch einer Beschreibung der seit einigen Jahrhunderten geprägten N., Halle 1806.

Nothomb, Jean Baptiste, belgischer Staatsmann, am 3. Juli 1805 zu Messancy im Luxemburgischen geboren, studirte zu Lüttich die Rechte, prakticirte dann als Advokat in Luxemburg u. darauf in Brüssel, wo er an dem Kampfe gegen die damalige niederländische Regierung sich lebhaft betheiligte. Seit 1829 verschaffte er sich als Theilhaber und Mitarbeiter des „Courier des Pays-Bas" großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse, doch war er bei dem brüsseler Septemberaufstand von 1830 abwesend. Nach der Konstituirung der provisorischen Regierung wurde er zum Mitglied der Verfassungskommission ernannt und mit der Ausarbeitung des Entwurfs der Verfassung betraut. Auf seinen Rath ließ die provisorische Regierung am 16. Okt. 1830 auch das Großherzogthum Luxemburg in Besitz nehmen. Bald darauf zum Mitglied des Kongresses und im Nov. 1830 zum Mitglied des diplomatischen Komités ernannt, zeigte er sich den Bestrebungen der republikanischen Partei abhold und trat ihr entschieden entgegen, indem er mit Lebeau und Rogier die Partei der belgischen Doktrinäre leitete, die sich für Annahme des Systems der konstitutionellen Monarchie und Einleitung von Verhandlungen mit den europäischen Großmächten aussprach. Durch seine ausgezeichnete Rednergabe war er das einflußreichste Mitglied des Kongresses und durch seine Einsicht die Hauptstütze des Kabinets, in welchem er die Stelle eines Generalsekretärs verwaltete. Mit dem Minister Lebeau leitete er die Verhandlungen auf der londoner Konferenz, und er war es besonders, der die Berufung des Prinzen Leopold von Koburg auf den belgischen Thron mit Erfolg betrieb. Auch die Modifikation der 18 Artikel, die er als Kommissär während des Sommers 1831 in London herbeiführte, ist als sein Werk anzusehen. Nach Einführung der neuen Verfassung trat er für den Bezirk Arlon in die Repräsentantenkammer, an deren wichtigsten Geschäften er sich als Führer der gemäßigten Partei betheiligte, wie er denn auch die Annahme der 24 Artikel mit großem Erfolg verfocht. Im Ministerium des Auswärtigen war er so unentbehrlich, daß er in seiner Stellung als Generalsekretär bei allen Ministerwechseln ohne Unterbrechung verblieb. Seine „Essais historiques et politiques sur la revolution belge" (2 Bde., Brüssel 1833), die er damals erscheinen ließ, sind die gelungenste Vertheidigung der belgischen Revolution. Selbst das katholische Ministerium Theux konnte N. nicht entbehren, sondern übertrug ihm im Januar 1837 das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, das er mit dem größten Erfolg leitete. Die bedrohliche Volksstimmung hielt ihn nicht ab, die Annahme des Vertrags zur endlichen Regulirung der Differenz mit Holland, insbesondere zur Abtretung eines Theils von Luxemburg und Limburg, im Kabinet und in den Kammern zu empfehlen. Nach dem Sturze des theuxschen Kabinets im März 1840 nahm auch N. seine Entlassung und ging bald darauf als Gesandter beim Bundestage nach Frankfurt, wo er in kurzer Zeit ein freundlicheres Verhältniß zwischen Belgien und den deutschen Mächten anzubahnen wußte. Schon im folgenden Jahre trat er nach dem Sturze des liberalen in das neugebildete gemäßigt liberale Kabinet ein und wurde Minister des Innern. Im J. 1843 bildete er selbst ein halb katholisches, halb liberales Ministerium, welches 1845 durch ein rein katholisches ersetzt wurde. Während seiner Verwaltung gelang der Abschluß des Zoll- und Handelsvertrags zwischen Belgien und den deutschen Zollvereinsstaaten. Nach seinem Rücktritt wurde N. Gesandter in Berlin. Sein Bruder, Alphonse, geboren 1815, früher Generalprokurator am Appellhofe zu Brüssel, trat am 30. März 1855 als Justizminister in das belgische Ministerium ein.

Nothrecht, Dasjenige, was einem Einzelnen, oder auch dem Staate, wenn er sich im Nothstande, d. h. in der Lage befindet, seine Existenz nicht anders als durch Eingriff in fremde Rechte retten zu können, zu thun erlaubt ist, oder wenigstens ihm nicht zur Schuld angerechnet wird, verschieden von dem Recht der Nothwehr (s. d.), das nur bei dem rechtswidrigen Angriffe eines Andern, gleichviel ob von diesem Angriff das Leben selbst oder nur ein Gut desselben, ja nur das materielle Vermögen bedroht wird, Statt findet. Das deutsche Volks- und Rechtssprüchwort: „Noth hat kein Gebot" drückt völlig richtig den eigentlichen Rechtsgrund der Straflosigkeit der Verletzung im Nothstande aus, indem es den juridischen Satz aufstellt, daß die äußere Rechtsbeurtheilung auf die Schwäche des menschlichen Willens, welche vor der Vernichtung des physischen Lebens zurückbebt, so viel Rücksicht nimmt, um das Handeln in der Noth nicht für ein ganz freies, zurechnungsfähiges zu halten. So wird Der nicht gestraft, welcher bei Hungersnoth für sich u. die Seinigen Lebensmittel entwendet, oder wer in Lebensgefahr sich auf Kosten eines Andern rettet. Daraus ergibt sich auch, in wie weit dem Staate ein N. zugeschrieben werden kann. Da sich das N. nur auf die Zurechnungslosigkeit eines unfreiwilligen Handelns gründet, ein solches aber bei dem Staate eigentlich niemals angenommen werden kann, so fällt beim Staate im Grunde auch der Begriff desselben hinweg. Doch bleiben zweierlei Fälle übrig, in welchen dem Staate das Recht zugeschrieben werden muß, sich über die gewöhnlichen Regeln und Formen des Rechts hinwegzusetzen. Der eine bezieht sich auf den Grundsatz, daß der wirklich in Noth befindliche Staat berechtigt ist, zur Erhaltung seiner Existenz das Recht Einzelner aufzuopfern.

Digitized by Google

Der andere Fall ist der, wenn die Gefahr, in welcher sich der Staat befindet, ein so kräftiges und rasches Handeln erfordert, daß die gewöhnlichen gesetzlichen Formen nicht damit vereinigt werden können. Für dergleichen Fälle pflegten die Römer entweder den Konsuln eine außerordentliche Gewalt zu übertragen, oder einen Diktator zu ernennen, welcher die Gewalt aller Beamten in seiner Person vereinigte. In neuerer Zeit wird zu diesem Behufe, z. B. in England die Habeascorpusakte, in anderen Staaten die Verfassung suspendirt, eine Gegend oder ein Ort in Belagerungszustand erklärt und das Kriegsrecht proklamirt.

Nothstand, s. Nothrecht.

Nothtaufe, s. Taufe.

Nothwehr (inculpata tutela), die erlaubte Gewaltübung zur Abwehr eines widerrechtlichen und die Möglichkeit, die Staatshülfe anzurufen, ausschließenden Angriffs, und zwar begründet es keinen Unterschied, ob das angegriffene Gut ein sogenanntes veräußerliches oder ein unveräußerliches ist, und ob die Abwehr gegen die eigene Person oder zur Vertheidigung eines Andern erfolgt. Das Recht der N. oder der Selbstvertheidigung, ganz verschieden von dem Nothrechte (s. d.), gründet sich nicht bloß auf die natürliche Freiheit Derjenigen, welche in einem Naturzustand oder ohne gemeinschaftliche Staatsgewalt, sondern vielmehr auf die natürliche oder vernünftige Freiheit auch Derer, welche in einem gemeinschaftlichen Staate leben, und ist der allgemeinste, natürlichste Ausfluß des Rechts, mag man nun zunächst den rechtlichen Standpunkt des rechtswidrig Angegriffenen, oder den des rechtswidrigen Angreifers ins Auge fassen, oder mag man endlich von dem allgemeinen objektiven Standpunkte des Rechtsgesetzes selbst und von dem der Staatsregierung ausgehen. Die rechtlichen Grenzen der N. gehen so weit, als dieselbe nothwendig erscheint, um den rechtswidrigen Angriff abzuwenden. Der Angegriffene tritt dann aus dem rechten Maße der schuldlosen N. (moderamen inculpatae tutelae) heraus, wenn der Angriff mit Sicherheit und ohne Nachtheil durch mildere als die gebrauchten Schutzmittel hätte abgewehrt werden können, wenn die Gegenwehr länger als nöthig fortgesetzt, z. B. der zurückweichende Angreifer auf der Flucht getödtet, wird. Indessen erkennt das allgemeine Recht das Urtheil über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Mittel zur Abwehr der Gefahr, sobald nur einmal der rechtswidrige Angriff erweislich vorhanden ist, dem Bedrängten zu, ja der Bedrohte ist sogar nicht verbunden, die wirkliche Vollziehung des Angriffs abzuwarten, wie denn die Karolina (Art. 140) bestimmt sagt: „ist auch mit seiner gegenwehr, dis er geschlagen wird, zu warten, nit schuldig, unangesehen, ob es geschrieben rechten und gewohnheiten entgegen wär". Diese natürlichen Rechtsgrundsätze und Rechtsgrenzen, welche mit dem römischen, kanonischen und deutschen Recht fast alle besseren neueren Gesetzgebungen und Rechtsgelehrten festhalten, werden aber von einzelnen neueren Gesetzen vielfach verkannt und verletzt. Bald beschränkt man das Nothwehrrecht auf Angriffe gegen besondere, z. B. auf unersetzliche Rechte, auf Leib und Leben, bald muthet man dem durch ungerechten Angriff in Aufregung Versetzten dieselbe sorgfältige Berechnung einer möglichen ungefährlichen Vertheidigung zu, wie sie der Richter in seinem Studirzimmer sich als möglich ausklügelte, bald erlaubt man bei Vermögens- und Besitzrechten oder überhaupt bei weniger bedeutenden Gütern nur ungefährliche oder nicht lebensgefährliche oder nicht unverhältnißmäßige, nicht in auffallendem Mißverhältnisse stehende Vertheidigungsmittel oder Verletzungen, bald verlangt man im Widerspruche mit der Grundidee des Vertheidigungsrechts, daß man seinen Besitzstand ohne Gegenwehr aufgebe, wenn Ersatz zu erwarten sey, oder man fordert eine Beweisführung des Nothwehrzustandes, wie sie der Natur der Sache gemäß niemals, wenigstens nur äußerst selten gegeben werden kann; vor Allem endlich bedroht man jede Selbsthülfe gegen öffentliche Personen als Verbrechen der Widersetzlichkeit, während das gemeine Recht und die besten Kriminalisten die allgemeinen rechtlichen Grundsätze der N. auch gegen entschieden rechts- und verfassungswidrige Verletzungen anwenden, die von öffentlichen Personen ausgehen. Vgl. Selbsthülfe.

Nothwendigkeit (necessitas), Modalitätsbegriff (s. Modalität), welcher die Unmöglichkeit des Gegentheils ausdrückt und also zwei andere Begriffe von derselben Art, den der Wirklichkeit und den der Möglichkeit, voraussetzt. Nothwendig heißt nämlich etwas, wenn es als so wirklich gedacht wird, daß es nicht anders seyn kann. Wird dabei von jeder anderweitigen Bedingung abgesehen, so ergibt sich die unbedingte (absolute, schlechthinnige, auch innerliche) N., die also nichts Anderes besagen will, als daß der Grund, warum ein Ding so gedacht wird, in ihm selbst und in ihm allein liegt. Hierher gehören die mathematischen Wahrheiten, wie z. B. ein Kreis mit unbedingter N. rund ist, denn er kann seinem Begriffe nach, welcher eben sein Wesen ausdrückt, nicht anders als so gedacht werden. Wird dagegen etwas zwar als nothwendig seyend gedacht, aber zugleich eine anderweite Bedingung seiner Wirklichkeit gesetzt, so heißt diese N. eine bedingte (hypothetische, äußerliche), womit gesagt seyn soll, daß jene Bedingung als eine außer dem Dinge selbst liegende gedacht wird. Diese Art von N. kommt den Naturereignissen zu, die als Wirkungen vorhergehender Ursachen oder als Produkte gewisser Faktoren betrachtet werden, und sie heißt deshalb auch die natürliche oder Naturnothwendigkeit. Dieser natürlichen (physischen) N. wird die sittliche oder moralische entgegengesetzt, welche sich dem freien Willen in den Forderungen des Gewissens oder in den Gesetzen der Vernunft offenbart, in sofern in diesen Gesetzen sich ein Sollen ausspricht, während in der Natur und ihren Gesetzen allenthalben nur von einem Müssen die Rede ist. Das moralisch Nothwendige wird häufig dem Pflichtmäßigen gleich gestellt. Bezieht man den Begriff der N. auf das Denken, in welchem Gebiete er seine wesentliche Bedeutung hat, so ergibt sich die logische oder formale N., womit gesagt seyn soll,

Digitized by Google

daß ein anderer Gedanke oder eine andere Gedankenverbindung als die, welcher jene N. zukömmt, sich selbst widersprechend seyn würde, während unter der realen oder physischen N. ein solcher Zusammenhang der Ereignisse verstanden wird, welcher einen andern Verlauf derselben als den wirklichen als unmöglich erscheinen läßt, also die gesetzmäßige Bedingtheit der Ereignisse und Erscheinungen. Doch ist hierbei nicht zu übersehen, daß der Gegensatz des Real-Möglichen, an den man denken muß, um sich die N. eines Ereignisses klar zu machen, eben so wenig als die N., streng genommen, in den Dingen selbst und in ihren objektiven Verhältnissen, sondern lediglich in der Reflexion über ihren Zusammenhang beruht.

Nothzucht (Stuprum involuntarium), s. Unzuchtsverbrechen.

Notiologie (v. Lat.), die Lehre von der Luftfeuchtigkeit.

Notion (v. Lat.), Begriff, den man mit einem Worte verbindet; obrigkeitliches Einsehen; öffentliche Bekanntmachung.

Notiz (v. Lat.), Nachricht, Bemerknug; s. v. a. Schinßzettel.

Notker, 1) N. Balbulus, d. i. der Stammler, oder der Heilige, Mönch in St. Gallen, galt für einen der größten Gelehrten seiner Zeit und † 912. Von entscheidender Bedeutung waren seine Bemühungen um den Kirchengesang, indem er nicht nur im Allgemeinen die gregorianische Gesangsweise befestigte u. förderte, sondern auch den bis dahin textlosen Melodien des Neuma oder der langgedehnten Schlußjubilation des Halleluja prosaische und gregorianischer Sangesform sich anbequemende Texte unterlegte, die sogenannten Prosen oder Sequenzen, welche allgemeine kirchliche Geltung erhielten. Solcher geistlichen Gesänge hat er gegen 50 verfaßt. — 2) N. Physicus, ebenfalls Mönch zu St. Gallen, Zögling des Vorigen, gerühmt als Musiker, Maler, Schreibkünstler und Arzt, verzierte die Klosterkirche und mehre Handschriften mit Gemälden, schrieb Verschiedenes in lateinischen Versen und stand als Arzt am Hofe Kaiser Otto's I. in besonderer Achtung. — 3) N. der Abt, Neffe des Vorigen, Abt zu St. Gallen, gründete eine tüchtige Schule für die Söhne seiner Ministerialen. — 4) N. der Probst, erst Mönch zu St. Gallen, 972—1008 Bischof von Lüttich, schrieb das Leben des heiligen Renatus. — 5) N. Labro (mit den großen Lippen), auch Teutonicus, Mönch zu St. Gallen, war Theolog, Musiker, Dichter, Astronom, Mathematiker, Maler und Arzt und † den 22. Juni 1022 an der Pest. Unter seiner Leitung erreichte die Klosterschule ihre höchste Blüthe. Seine zunächst für die Zwecke dieser Schule verfaßten, mit Erläuterungen begleiteten Uebersetzungen, worin er die deutsche Sprache mit großer Kraft und Gewandtheit handhabt, gehören zu den wichtigsten Denkmalen altdeutscher Prosa. Sie bilden einen Haupttheil der von Hattemer besorgten Ausgabe von „St. Gallens deutschen Sprachschätzen" (St. Gallen 1842 ff.). Die Uebersetzung der Psalmen findet sich in Schilters „Thesaurus" abgedruckt; die des Boëthius, der zwei ersten Bücher des Marcianus Capella u. eines Theils des aristotelischen Organons sind von Graff einzeln (Berlin 1837) herausgegeben; andere, wie die der Bucolica Virgils, die Andria des Terenz und des Hiob scheinen verloren gegangen zu seyn.

Noto (N. nuovo), Stadt in der sicilianischen Intendantur Stragossa, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in das jonische Meer, ist Bischoffitz, hat viele Klöster und Kirchen, ein Antiken- und Münzkabinet, Seminar, Lyceum, Handel mit Oel, Wein, Getreide und 18,000 (12,000) Einwohner.

Notorisch (v. Lat.), allgemein bekannt. Die Notorietät einer Thatsache ist eine juristische Gewißheit, welche keines andern Beweises bedarf, sondern aus der Natur der Thatsache selbst geschöpft wird. Dazu gehören alle diejenigen Thatsachen, welche vermöge der Allgemeinheit ihrer Beschaffenheit ganz allgemein bekannt sind, z. B. Naturbegebenheiten, geschichtliche Ereignisse und dergl. (Menschen- und Volkskundigkeit). Ebenso können in einem Rechtsstreite Thatsachen vorkommen, welche dem Gerichte von einem anderen Rechtsstreite her von Amtswegen als absolut gewisse Wahrheit bekannt sind (Gerichtskundigkeit).

Notos (griech.), der Südwestwind, Südwind, personificirt Sohn des Asträus und der Eos; auch als Weltgegend, s. v. a. Süden.

Notre-Dame (franz.), in Frankreich Bezeichnung der Jungfrau Maria, daher der Name mehrer derselben gewidmeten Kirchen, z. B. der großen Hauptkirche zu Paris (s. d.).

Nott, in der skandinavischen Mythologie die Nacht, als Personifikation Tochter des Riesen Norfe, zuerst mit Naglfari, dem sie einen Sohn, Audr, dann mit Dellingr, dem sie Dagr (Tag) gebar, vermählt, ward mit Dagr von Alfadur an den Himmel versetzt und mit zwei Wagen und zwei Pferden ausgestattet, so daß beide abwechselnd jeden Tag die Erde umfahren sollten.

Nottingham (Notts), eine der mittleren Grafschaften Englands, grenzt an die Grafschaften Derby, Leicester, Lincoln und York, hat einen Flächenraum von 39 □Meilen, wovon 35 auf Felder, Wiesen und Hutungen kommen, und 295,000 Einwohner in 10 Städten und Marktflecken und 168 Kirchspielen. Nur an der Grenze von Derby ist diese Provinz durch den Peak mit seinen rauhen Felsenmassen gebirgig; gegen Osten zu senkt sich dieselbe immer mehr nach dem Flußthale des Trent zu. Die höher gelegenen Gegenden sind noch zum Theil waldig; der große ausgedehnte Sherwoodforest, sonst wegen seiner schauerlichen Partien berühmt und berüchtigt, ist fast gänzlich ausgerottet. Der Boden besteht größtentheils aus Lehm mit Kalk vermischt, oder aus Mergel, welcher außerordentlich fruchtbar ist. Das milde Klima, verbunden damit und mit einer reichlichen Bewässerung, bedingt einen ungewöhnlich starken Produktenreichthum. Die Gemüse, die Baumfrüchte, die Feld- und Futterkräuter kommen in außerordentlicher Menge und in vorzüglicher Qualität vor; dasselbe gilt von Flachs und Hanf, von Hopfen, von Farbe- u. Oelpflanzen. Auch der Reichthum an Thieren ist sehr groß. Die Rinder- und Schafheerden bringen

dem Lande einen bedeutenden Gewinn; auch Geflügel wird in ungewöhnlicher Menge gezogen, besonders ist die Grafschaft der vielen Tauben wegen berühmt, welche nach den großen Handelsstädten des Reichs versandt werden. Das Mineralreich liefert etwas Blei, Galmei, Alabaster, Gyps und Steinkohlen. Der Handel mit Getreide, Malz u. Vieh trägt bedeutende Geldsummen ein. Auch die Industrie ist sehr lebhaft u. beschäftigt sich vorzugsweise mit Baumwollenspinnerei u. dem Weben baumwollener Strümpfe, welche zu ganzen Schiffsladungen in entfernte Welttheile verschifft werden. Die gleichnamige Hauptstadt, amphitheatralisch an einem steilen Hügel, sowie am Trentflusse u. dem Grand-Trunkkanal gelegen, der sie mit Liverpool, London u. Hull verbindet, ist unregelmäßig gebaut und dabei noch ganz besonders unreinlich. Mehre Kirchen, die Brücke mit 19 Bogen, das Gerichtshaus für die Assisen, das von dorischen Säulen getragene Rathhaus, die Börse und das Theater sind die bedeutendsten Gebäude der Stadt. Das ursprünglich 1130 auf einem hervorspringenden Sandsteinfelsen erbaute, stark befestigte Schloß wurde unter Karl I. im Bürgerkriege zerstört und, nachdem es der Herzog von N. neu aufgeführt, während der Volksunruhen zur Zeit der Reformbill niedergebrannt. In der Verlängerung jenes Sandsteinfelsens, eine Viertelstunde von der Stadt, liegen in großer Menge theils kleinere, theils ausgedehntere Druidenhöhlen, wahrscheinlich Ueberreste einer ehemaligen Troglodytenstadt. Von den 59,000 Einwohnern beschäftigen sich über 10,000 mit Strumpfwirkerei. Außerdem verfertigt man baumwollene und seidene Spitzen, Bleiweiß und grobe irdene Waaren, braut Ale und Porter und treibt bedeutenden Handel mit diesen Produkten.

Notturno (ital.), Nachtmusik von ernst-melancholischem Ausdruck für Gesang oder Pianoforte (vgl. Serenade).

Nouvion, Stadt im französischen Departement Aisne, rechts am Noirieu, in sehr weidereicher Gegend, hat 3250 Einwohner, welche Viehzucht, Käsefabrikation, Wollen- und Baumwollenweberei, Holzhandel, Glas- und Holzwaarenfabrikation und Brauerei treiben.

Nova (lat.), Neuigkeiten; (Novitäten), neu erschienene Verlagswerke; im Handel überhaupt s. v. a. frische Waaren; neue Muster für Fabrikarbeit.

Novaläcker, Aecker, welche seit Menschengedenken wüst gelegen haben und erst seit Kurzem wieder kultivirt werden. Der von solchen Aeckern zu entrichtende Zehnt heißt Novalzehnt, Neubruchzehnt.

Novalis, Pseudonym für Hardenberg 2).

Novantik (v. Lat.), Altes, in sofern es wieder als neu behandelt wird.

Novara, Provinz des Königreichs Sardinien, Fürstenthum Piemont, grenzt an die Schweiz, die Lombardei u. die Provinzen Alessandria, Turin und Aosta und hat auf 127,02 □Meilen 484,000 Einwohner. Der nördliche Theil des Landes ist gebirgig durch Verzweigungen der lepontinischen Alpen, welche sich gegen die Poniederung abdachen; im südlichen ebnen Theil bildet größtentheils der Po die Grenze und nimmt die Sesia, Agogna, den Terdoplo und Tessin auf. Hauptprodukte sind Reis, Weizen, Hülsenfrüchte, Wein, Südfrüchte, Seide, Hanf, Flachs, Geflügel, Schweine, Eisen, Kupfer, etwas Silber. Die gleichnamige Hauptstadt auf einer sanften Anhöhe zwischen der Agogna und dem Terdoplo gelegen, ist der Sitz eines Bischofs und der obersten Provinzialbehörden, mit Mauern und Bastionen umgeben, hat einen Justizpalast mit der kolossalen Statue Karl Emanuels III., eine Kathedrale (mit guten Gemälden), mehre andere Kirchen 17 Klöster, 2 Hospitäler, ein altes Schloß, mehre Kollegien, ein bischöfliches Seminar, Seidenspinnerei, Weberei, Gerberei, Hutfabrikation, Handel mit Wein, Hanf, Flachs, Reis und 18,500 Einwohner. N. ist das alte Novaria und gehörte im Mittelalter den Herzögen von Mailand. In den Jahren 1515 und 1522 fiel die Stadt in die Hände der Franzosen, kam dann unter österreichische Herrschaft und wurde neuerlich zum Königreich Sardinien geschlagen. Am 23. März 1849 erfochten hier die Oesterreicher unter Radetzky einen entscheidenden Sieg über die Sardinier.

Novatianer, die Anhänger einer streng ascetischen Partei, die sich um 250 unter dem römischen Presbyter Novatianus bildete. Ihre Behauptung, die Abgefallenen (Lapsi) seyen nicht wieder aufzunehmen, oder doch nur nach vollzogener Wiedertaufe, hing mit ihrer Grundansicht von der wahren Kirche zusammen, welche sie ohne die Heiligkeit aller Glieder derselben sich nicht denken konnten. Sie bildeten eigene Gemeinden, die, namentlich in Italien und Afrika, sich bis ins 5. Jahrhundert erhielten, wo sie, theils von der orthodoxen Kirche überwältigt, theils von dem Montanismus verschlungen, aus der Geschichte verschwinden.

Novation (v. Lat.), d. i. Neuerung, Umschaffung, im juristischen Sinne diejenige Art, bestehende Verbindlichkeiten zu tilgen, vermöge deren man an die Stelle der früheren Verbindlichkeit eine neue treten läßt. Dies geschieht entweder so, daß die bisherigen Personen, Schuldner und Gläubiger unverändert bleiben, indem nur der Grund der alten Verbindlichkeit aufgehoben und eine andere an deren Stelle gesetzt, z. B. Kaufgeld oder Erbgeld in ein Darlehn oder ein Darlehn in einen Lieferungskontrakt verwandelt wird (novatio simplex), oder so, daß an die Stelle des bisherigen Schuldners ein neuer tritt oder der Schuldner Einen, der ihm schuldig ist, dem Gläubiger an Zahlungsstatt überweist. Die N. erfolgt entweder ohne ausdrückliche Zustimmung des bisherigen Schuldners (expromissio), oder im Auftrag desselben (delegatio); in beiden Fällen ist aber die Einwilligung des Gläubigers erforderlich.

Novellara, Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums im Herzogthum Modena, mit Seidenspinnerei, Gerberei und 4500 Einw.

Novelle (v. Ital.), eigentlich Neuigkeit, im Allgemeinen jede kleinere Erzählung in prosaischer Form. Der Verfasser von solchen heißt daher Novellist. Die N. hat mit dem Roman (s. d.) das gemeinsam, daß sie ebenfalls an wirkliche Vorfälle anknüpft, unterscheidet sich aber

Digitized by Google

von jenem besonders dadurch, daß sie sich mehr auf die einfachen Vorgänge des Lebens beschränkt und diese als erst jüngst verflossen darzustellen sucht, wenn sie auch in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden gewesen seyn sollten. Dabei scheidet sie alles Wunderbare aus und unterscheidet sich hierdurch vom Märchen (s. d.). Ihre Vorzüge beruhen hauptsächlich in der geschickten Darlegung und Verflechtung von Situationen, weniger in der ausgeführten Schilderung von Charakteren. Auch drängt sich die Handlung in der N. immer mehr auf einen Punkt zusammen. Ursprünglich war diese Dichtungsart, worauf schon der Name hinweiset, Erzählung einer Neuigkeit oder Tagesbegebenheit von unterhaltender Art, zu geselliger Unterhaltung bestimmt, daher mit dem Reize des Neuen und Ungewöhnlichen geschmückt und mit anmuthiger Leichtigkeit rasch und lebendig dargestellt. Meister darin ist Bocaccio in seinem „Decamerone". Unter den italienischen Novellisten sind neben ihm noch auszuzeichnen: Bandello, später Masuccio von Salerno und Giov. Francesco Straparola von Caravaggio; unter den spanischen ist der vorzüglichste Cervantes, unter den französischen Scarron. Auch die altdeutsche Literatur besitzt einzelne Erzählungen, die in Bezug auf Erfindung, Anlage und Ausführung sich der N. nähern. Zur Vollendung ist die N. in Deutschland aber erst durch Göthe, H. von Kleist und L. Tieck gediehen. Neben diesen sind als gute Novellisten noch zu nennen: Willibald Alexis, Leopold Schefer, Achim v. Arnim, Steffens u. A. Die italienischen N.n aus dem 13.—17. Jahrhundert wurden von Ruhmohr in der „Sammlung für Kunst und Historie" (Hamburg 1823) gesammelt; eine treffliche Auswahl der italienischen, spanischen, französischen, englischen und deutschen gibt E. von Bülow in seinem „Novellenbuch (4 Bde., Leipz. 1834—1836) und in seinem „Neuen Novellenbuch" (Braunschweig 1841) und Keller in seinem „Italienischen Novellenschatz" (6 Thle., Leipz. 1851—52).

Novellen (Novellae), die Verordnungen der griechischen Kaiser, welche erst nach der officiellen Sammlung derselben erschienen, s. Corpus juris.

Novello, Klara, ausgezeichnete englische Sängerin, 1815 zu London geb., erhielt ihre Ausbildung im Gesang durch Ronconi u. die Malibran, im Klavierspiele von Moscheles, trat 1836 zum ersten Male als Sängerin mit außerordentlichem Beifall auf, machte 1837 ihre erste Kunstreise in die Provinzialstädte ihres Vaterlandes, sang 1838 in Deutschland und Rußland mit demselben Erfolge und kehrte erst 1839 wieder nach London zurück, von wo sie 1840 abermals nach Deutschland ging. Im J. 1841 trat sie zur Bühne über, machte 1843 in Italien ungeheures Furore und ging dann wieder nach London. Später verheirathete sie sich, kehrte aber schon 1850 zur Kunst zurück und ließ sich für Rom als Primadonna engagiren, machte aber dieses Mal Fiasco. Anfangs 1852 war sie Primadonna der italienischen Oper zu Lissabon, von wo sie wieder nach London zurückkehrte.

November (Reif- oder Windmonat), der 9. Monat des altrömischen Kalenders, bei uns der 11. des Jahres, der erste des Winters. Letzterer und mit ihm das klimatische Jahr beginnt am 8. N. Als Uebergang zum eigentlichen Winter ist der N. zu trüber Witterung geneigt. Die Temperatur sinkt des Morgens häufiger unter den Eispunkt, als im Oktober; anhaltende Kälte tritt jedoch selten schon ein, und der hier u. da fallende Schnee bleibt gewöhnlich nicht lange liegen. Im Mittel ist die Temperatur 4° R. niedriger, als im Oktober; sie vermindert sich in der ersten Woche des Monats nur wenig, am schnellsten gewöhnlich vom 7. bis 11. Oft ist das letzte Drittel wieder etwas gelinder, im Mittel sinkt die Temperatur vom Anfang bis Ende N. um 3,18°. Gewitter sind im N. sehr selten. Die Winde haben in Deutschland vorherrschend eine südwestliche Richtung; die Barometerhöhe steht im Mittel etwas unter dem jährlichen Mittel. Die Vegetation ruht zum Theil schon völlig. Mit Bestellung der Wintersaaten kann nur in den südlichsten Gegenden Deutschlands noch etwas vorgenommen werden. Verhältnißmäßig mehr ist im Obstgarten zu beschaffen, namentlich beschäftigt man sich mit der Behandlung der entdeckten Baumkrankheiten, dem Versetzen der Bäume ꝛc. Im Küchengarten werden Rapunzeln, Zuckerwurzeln, Spargel gesäet; es wird gegraben, rajolt und gedüngt. Pflege und Wartung des Viehes nimmt die größte Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Walde werden die Arbeiten des Oktobers fortgesetzt.

Noverre, Jean Georges, der Schöpfer des neuen französischen Tanzes, geboren zu Paris am 27. März 1727, wurde von seinem Vater für die militärische Laufbahn bestimmt, von der ihn aber Neigung für Musik und Tanz abwendig machte. Er bildete seine Talente unter Dupré aus und erntete schon 1740 bei seinem Auftreten in Fontainebleau ungemeinen Beifall. In Berlin gewann er Friedrichs des Großen und des Prinzen Heinrichs Gunst, ging aber auf Garricks Einladung nach London und hielt sich dann seit 1749 abwechselnd in Paris und in Lyon auf. Durch seine „Lettres sur la danse et sur les ballets" (2 Bde., Lyon 1760; deutsch, Hamburg und Leipzig 1769) begründete er seinen Ruf als Schriftsteller. Dieser Ruf veranlaßte den würtembergischen Hof, ihn nach Ludwigsburg zu ziehen, und er verschönerte hier durch seine Ballets einige Jahre die Feste desselben. Später ging er nach Wien, wo ihn die Kaiserin Maria Theresia mit Gunstbezeigungen überhäufte. Ebenso glänzende Aufnahme fand er in Mailand, Neapel und Lissabon. Neue Einladungen nach London lehnte er ab, nahm dagegen die Stelle des ersten Ballettmeisters bei der Académie royale de musique zu Paris an. Als er in Folge der Revolution den größten Theil seines Vermögens verlor, suchte u. fand er in London ein Asyl. Er † zu Saint Germain en Laye am 19. Nov. 1810. Seine ausgezeichnetsten Schüler waren Gardel, Gollet und Vestris. Er gab noch heraus: „Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier" (Paris 1807). Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Petersburg 1803, 4 Bde.

Novi, Stadt in der sardinischen Provinz Genua in der Riviera de Ponente, mit einem festen Bergschloß, einem Hospital und 10,000 Einwoh-

Digitized by Google

nern, welche Seidenbau u. Seidenhandel treiben. Die Stadt dient den reichen Genuesern, welche hier schöne Villen und Paläste besitzen, zum Herbstaufenthalt. Hier Schlacht den 15. Aug. 1799 zwischen den verbündeten Russen u. Oesterreichern unter Suwarow und den Franzosen unter Joubert, in welcher letzterer blieb und die Franzosen 16,000 Mann verloren. Die unmittelbare Folge dieses Siegs war die Uebergabe von Tortona. Hier auch Gefecht den 6. Nov. 1799, worin die Oesterreicher unter Kray von den Franzosen unter St. Cyr geschlagen wurden.

Novibasar, Hauptstadt eines europäisch-türkischen Sandschaks in Serbien, an der Droschka, ist Sitz eines katholischen Bischofs, hat ein festes Schloß, besuchte Warmbäder, ein Grabmal alter serbischer Fürsten, Handel und 8000 (10,000) Einw.

Noviodunum, der lateinische Name für Nevers.

Novitäten (v. Lat.), s. v. a. Neuigkeiten, besonders im Buchhandel, s. Nova.

Noviziat (v. Lat.), die Probezeit, welche Alle bestehen müssen, die Mitglieder eines Mönchs- oder Nonnen- oder sonstigen religiösen Ordens werden wollen; s. Kloster.

Novus homo, s. Nobilität.

Nowaja-Semlja (Nova-Zembla, d. i. Neuland), die größte Insel des Nordmeeres, zum russischen Gouvernement Archangelsk gehörig, soll über 4000 □Meilen groß seyn, hat aber auf der Nord- und Ostküste noch sehr ungewisse Grenzen, weil hier die Eismassen jede genauere Untersuchung verhindern. Die Insel ist unbewohnt, nur bisweilen von russischen Jägern besucht. Sie wird durch die Straße Matoschkin in zwei Hälften getheilt, östlich durch das karische Meer von dem Festlande Asiens südwärts und durch einen schmalen Kanal von der Insel Waigatsch (Waigaz) getrennt. Die Insel ist ganz felsig und von zahlreichen Klippen umgeben. Die Südspitze soll flach seyn, dagegen erheben sich auf der Nordküste sehr hohe Berge. Die Ostküste ist im Allgemeinen flach. Das Felsgebäude von N. wird hauptsächlich von der großen Thonschieferformation gebildet. Die Untersuchungen des Grafen Romanzow, der 1807 Bergwerksverständige hieher sendete, haben das Irrige der Ansicht dargethan, als ob früher hier der Staat Groß-Nowgorod bedeutende Silberbergwerke unterhalten. Man fand Glimmerschiefer und Katzensilber, aber von Silber keine Spur. Dagegen hat man an mehren Stellen der Küste Steinkohlen gefunden. Schon die äußere Form und die Lage von N., in Verbindung mit der Insel Waigatsch, nöthigen zu der Ueberzeugung, daß die ganze Inselgruppe eine Fortsetzung des Urals sey, und zahlreiche Klippen zwischen Waigatsch und N. und das hier gewöhnliche Anhalten des nach Westen bewegten Eises vom karischen Meere lassen vermuthen, daß unter dem Niveau des Meeres ein Höhenzug durch diese breite Straße geht. Von den Flüssen sind zu bemerken: die Nechwatowa, der Dunen, Gänse- und Ambrosimowsfluß. Außer diesen Flüssen findet man eine Menge Buchten (Maszigina, Ledjanaja, Mitinzincha ꝛc.). Das Klima ist sehr kalt und zeigt einen merklichen Temperaturunterschied im Osten und Westen, im Mittel — 8°, 91 C. Der Sommer ist nebelig und fast der rauheste, den man durch Beobachtung kennt, denn er hat nur eine mittlere Temperatur von + 2° 53 C., erreicht also nicht die Wärme des Oktobers in St. Petersburg, des Novembers in Berlin und ist nur wenig wärmer, als der Januar in Edinburg (+ 2°,4). Die Insel ist fast immer mit Schnee und Eis bedeckt, und vom 15. Okt. bis Ende Februar herrscht stete Nacht, die nur durch den Glanz des Schnee's und durch Nordlichter erhellt wird. Von Pflanzen gibt es nur Heidel-, Moos- und Sumpfbeeren, Tang, Rennthiermoos und Flechten. An Thieren ist die Insel reicher, vorzüglich an Rennthieren, weißen Hunden, Seekälbern und anderen Robbenarten, Füchsen, Eisbären, Meerhasen, Wölfen, Hermelinen, Wallfischen, Fischottern. Die Falken sind die einzigen Vögel, welche im Winter bleiben, aber der Zugvögel gibt es im Sommer eine Menge. Mehre Arten von Möven bauen ihre Nester in Felsspalten. An den Küsten liegen mehre Inseln, z. B. Podrefest, Temnoi, Belyja ꝛc. In neuerer Zeit sind viele wissenschaftliche und merkantilische Expeditionen nach N. gemacht worden. Der russische Viceadmiral Lütke machte allein vier Expeditionen nach dieser Insel und beschrieb dieselben unter dem Titel: „Viermalige Reise durch das nördliche Eismeer auf der Brigg Nowaja-Setalia 1821—24" (2 Bde., Petersb. 1828, deutsch von Ermann, Berl. 1835). Auch haben sich der Kapitän Zwolka, der 1838 in diesen Eisregionen seinen Tod fand, und der Akademiker Bär, der 1837 und 1840 zwei Expeditionen nach N. leitete, um die Kenntniß dieser Inselgruppe Verdienste erworben.

Nowgorod-Sewersk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Czernigow, an der Desna, hat mehre Kirchen, eine alte Citadelle, Handel mit Getreide, Kalk und Hanf und 8000 Einw. N. war einst Hauptstadt des Fürstenthums Severien.

Nowgorod-Weliki (d. i. Groß-Neustadt), europäisch-russisches Gouvernement, ein Theil des ehemaligen Großfürstenthums dieses Namens, das noch die Gouvernements Pskow, Olonez und Twer und einen Theil von Livland begriff, erhielt seine jetzige Verfassung durch Ukas vom 24. Aug. 1776. Das Land grenzt im Norden an Olonetz, im Osten an Wologda, im Westen u. Nordwesten an St. Petersburg, im Süden an Jaroslaw und Twer und im Südwesten an Pskow, ist das größte Gouvernement Großrußlands und umfaßt 2213¼ □Meilen mit etwa 900,000 Einwohnern. Im südlichen Theile ist das Land flach u. niedrig, nach Südosten zu erhebt es sich und wird durch die waldaischen Hügel etwas bergig. Diese Höhen scheiden das Bassin des Ladogasees von dem der Wolga, zeigen in den tieferen Lagen Thon, Mergel, Kalkstein, Sandstein, Kohlen, Schiefer und schließen Eisen, Vitriol, Alaun, Gyps, Kalk und Steinkohlen ein. Außer einer großen Menge von Flüssen zählt man ungefähr 60 Seen, unter welchen sich der Ilmensee, der Bielo-Ofero oder weiße See, der Woshe-Ofero und der Waltaisee auszeichnen. Die Hauptflüsse sind: die Msta, Lowat, Polista und Schelona, die sämmtlich in

Digitized by Google

den Ilmensee fallen, während derselbe den ansehnlichen Wolchow ins petersburger Gouvernement entläßt. Zum Gebiet der Wolga gehören die Maloga und die Schekšna, welche letztere aus dem Bjelo-Ofero abfließt. Die Flüsse sind zum Theil durch kunstreiche Kanäle mit einander in Verbindung gesetzt. Das Klima ist, besonders im Norden, rauh und kalt, die Luft jedoch rein und gesund. Der Boden ist zum Theil morastig und nur mit Moos bedeckt, wie in den nördlichen Gegenden zum Theil sandig, selbst thonig und stellenweise schwarzerdig, wie in den südlichen, von Wieswachs und Wäldern durchschnittenen Gegenden. Die Wälder bestehen aus Fichten, Tannen, Birken, Linden, Rüstern, Espen, Erlen u. dgl.; man findet auch sparsam Ahorn, Weiden, Ebereschen, selten Eichen und verschiedenes Gebüsch. Die vorkommenden Getreidearten sind die gewöhnlichen. Von Thieren findet man Hirsche, Rehe, Hasen, Bären, Füchse, Wölfe, Luchse, Marder, Hermeline, Eichhörnchen, Hornvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, Schweine, verschiedene nordische Vögel, viele Fische, z. B. Brachsen, Hechte, Quappen, Schleien, Barsche ꝛc. Das Mineralreich liefert Salz, Kalkstein, Thonarten, Kohlenschiefer, Torf und Eisenerz. Die Einwohner bekennen sich meist zur griechisch-orthodoxen Kirche und sind der größern Zahl nach Russen, mit Ausnahme einiger Ischoren oder ingrischer Finnen. Der Ackerbau ist in der neuesten Zeit etwas vorgerückt; die für den Getreidebau besten Kreise sind die von N. und Demiansk. Der Obstbau ist äußerst unbedeutend, die Viehzucht wegen der langen Winter gering. Bedeutender ist der Fischfang u. die Forstwirthschaft, von der viele Einwohner sich ernähren. Fabriken bestehen nur in Seife, Leinwand, Talg und Potasche. Die Eparchie N. ward 988 durch den heiligen Wladimir gegründet und begreift N. und Olonetz. Der Metropolit von N. und St. Petersburg residirt gewöhnlich in letzterer Stadt. Das Gouvernement wird in 10 Kreise eingetheilt: Nowgorod, Krestzy, Waldai, Demiansk, Borowitschi, Ustiushna, Tscherépowetz, Kirilow, Bjelosersk und Tichwin. In denselben befinden sich 10 Städte und 7932 Dörfer, die 690 Kirchspiele bilden.

Die gleichnamige Hauptstadt, am Wolchow, nahe am Ausfluß desselben aus dem Ilmensee, auf der großen Heerstraße von Petersburg nach Moskau, 182 Werste von St. Petersburg und 515 von Moskau, war früher eine bedeutende und mächtige Stadt, bewahrt aber jetzt von ihrem ehemaligen Glanze nur einige Denkmäler. Diesen Glanz bezeugt das Sprüchwort: „Wer vermag gegen Gott und Groß-Nowgorod?" Die Stadt wird durch den Wolchow, über den eine schöne Brücke mit 12 Pfeilern führt, in 2 Theile getheilt: Sofiiskaia und Torgowaia Storona. Die Sofiiskaia Storona ist von einem Erdwall und einem tiefen, jetzt zu einem Volksgarten umgewandelten Graben umgeben. Hier befindet sich der mit Mauern und großen runden und viereckigen Thürmen umgebene Kreml. Die Torgowaia Storona ist die Handelsstadt. Die Häuser sind meist von Holz, aber freundlich und zum Theil von Gärten begrenzt. Von den Hunderten von Kirchen sind nur 35 übrig geblieben. Die schönste darunter ist die im Kreml befindliche uralte Kathedrale der heiligen Sophia mit den berühmten, kunstvollen korsunschen Bronzepforten, die Adelung in seiner Schrift „Die korsunschen Thüren in der Kathedralkirche der heiligen Sophia in N." (Berlin 1823) für ein Prachtwerk des Mittelalters und altdeutscher Kunst im byzantinischen Geiste erklärt. Vgl. Meyer, Russische Denkmäler, Hamb. 1837, 2 Bde. Ein zweites, ebenfalls von Adelung beschriebenes Kunstwerk der Kathedrale der heiligen Sophia sind die sogenannten „schwedischen Thüren", eigentlich nur eine bronzene Täfelung der hölzernen Thürflügel u. neueren Ursprungs als die korsunschen Thüren. Dem ernsten Charakter asiatischer Würde ihres äußern Baues entsprechend, wird das Innere der Kathedrale der heiligen Sophia mit seinen mystisch dunkeln Pfeilern, Hallen, Kapellen, Heiligenschreinen, Sarkophagen und Wandgemälden durch das schwach einfallende Licht der Mittelkuppel des Doms nur spärlich beleuchtet. Der Schatz der Kathedrale bewahrt manche interessante Reliquien, z. B. Kronen, Mützen, Mitren, Stäbe und Kriegsgeräthe der Czaren, Helden und Bischöfe der ältesten Vorzeit Rußlands, ferner Ketten und Dornengeißeln heilig gesprochener Märtyrer. Nahe bei der Kathedrale befindet sich der 1433 erbaute Palast des Erzbischofs und jenseits des Wolchow das neue, in einfach edlem, großartigem Styl aufgeführte Schloß, welches dem Befehlshaber und Generalstab des in N. stehenden Hauptquartiers des Grenadiercorps, seinen Beamten und Kanzleien zur Wohnung dient. Das Nonnenkloster des heiligen Geistes ist mit Gold- und Schnitzwerk überladen. Das Kloster des heiligen Antonius, mit einer geistlichen Pflanzschule, am rechten Ufer des Wolchow, wurde 1106 gegründet. Am Ausfluß des Wolchow aus dem Ilmensee erhebt sich das im Anfang des 12. Jahrhunderts gestiftete Kloster des heiligen Georg auf einer wüsten, dürren Erdzunge, mit orientalischer Pracht ausgestattet. Zu den Hauptzierden der Stadt gehören noch der Handelsbazar und der Volksgarten längs des Wolchow. Von den Unterrichtsanstalten N.'s sind das Gymnasium, die Militärschule ꝛc. bemerkenswerth. Auf der Straße nach St. Petersburg dehnen sich die Dörfer der Ackersoldaten aus, die sich alle bis zum Verwechseln gleichen. N. hat etwa 18,500 Einwohner, die Leinwand, Segeltuch, Lichter, Seife, Leder fabriciren und mit diesen Fabrikaten, sowie mit Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Potasche, Fischen Handel treiben. Der erste Grund zur steinernen Stadt (Kreml) wurde von Jaroslav I. gelegt, der sie zu derselben Zeit mit einem Wall umgab. Die Stadt war während des 12., 13. und 14. Jahrhunderts der Hauptstapelplatz des Handels, den die Hansestädte mit dem Norden und den von Polen ostwärts gelegenen Ländern führten. Man behauptet, daß sie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe eine Bevölkerung von 400,000 Einwohnern gehabt habe. Von N. war der Stamm Ruriks ausgegangen, weshalb die Stadt als Stifterin des russischen Staats galt. Im J. 1478 wurde die Republik eine Beute des Großfürsten Iwan Wasiljewitsch des Großen und 1570, nach einem vergeblichen Aufstande, durch Iwan den Schreck-

lichen fast vernichtet. Im J. 1611 wurde N. von den Schweden erobert. Die Gründung von Petersburg vollendete den Ruin der Stadt.

Nowogrodek, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Grodno, südwestlich von Minsk, hat mehre Kirchen und Klöster, eine Synagoge, ein Gymnasium und 4500 Einw.

Nowomoskowsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, am Samara, ist befestigt, hat eine Kreisschule und 3500 Einwohner.

Nowossilzow, Nikolaus, russischer Staatsmann, aus einer alten Adelsfamilie 1770 zu Petersburg geboren, ward am Hofe der Kaiserin Katharina II. mit den beiden Großfürsten Alexander und Konstantin gemeinschaftlich erzogen. Hier schloß er auch die innige Verbindung mit dem jungen Fürsten Adam Czartoryski, der ihm in allen Lagen seines Lebens mit brüderlicher Zuneigung zugethan blieb. Durch dessen Einfluß wurde ihm 1805 die wichtige Sendung an Napoleon übertragen, unter der Maske der Vermittelung zwischen Frankreich und England alle Mächte Europa's zu einem Bunde gegen Frankreich zu vereinigen. N. kam jedoch auf seiner Reise nach Paris nicht über Berlin hinaus, sondern reiste in Folge der österreichischen Kriegserklärung nach Petersburg zurück, wo er fortwährend in der nächsten Umgebung des Kaisers blieb. In den Ereignissen von 1814 soll er seinen auf eine gewaltsame Politik gerichteten Einfluß bei dem Monarchen geltend zu machen gesucht, dagegen die humanen Bestrebungen Czartoryski's bekämpft haben. Noch in demselben Jahre ward er zum Geh. Rathe und zum Mitgliede der provisorischen Regierung in Warschau ernannt. Auch wurde ihm der Vorsitz in der Kommission übertragen, welche mit der Ausarbeitung eines allgemeinen Gesetzbuches für ganz Rußland beauftragt wurde. Er wirkte auf die Herstellung des polnischen Konstitutionswerks so nachtheilig ein, daß er von den Polen als die erste Ursache zu den Zerwürfnissen betrachtet wird, die mit der Revolution von 1830 endigten. Er denuncirte 1821 die Universität Wilna dem Kaiser als den Centralpunkt revolutionärer Bestrebungen, was den Rücktritt Czartoryski's als Kurator der Universität u. die Verhaftung vieler jungen Polen zur Folge hatte, die theils als gemeine Soldaten in russische Regimenter gesteckt, theils nach Sibirien oder in die Militärkolonien geschickt wurden. N. ward an Czartoryski's Stelle Kurator der Universität Wilna und nahm zu seinem Gehülfen den General Balkow, der, wiederum geleitet von dem zum Rektor der Universität ernannten Professor Pelikan, für die Unterdrückung der liberalen Bestrebungen auf der Universität durch ein Spionirsystem sorgte, vor dem N. selbst erschrak, als er es aus den handschriftlichen Memoiren des Generals Balkow kennen lernte, die nach dessen 1829 erfolgtem Tode ihm ausgeliefert wurden. Als N. 1822 zum russischen Generalkommissar im Königreich Polen ernannt wurde, stieg sein Einfluß, den er durch diese Stellung besaß, zu einer unbegrenzten Höhe, und durch ihn wurden alle Fäden der russischen Verwaltung geleitet, für welche der Großfürst Konstantin den Namen hergab. Von den Polen glühend gehaßt oder verachtet, flüchtete sich N. beim Ausbruch der Revolution von 1830 nach Petersburg, wo er Mitglied des Reichsraths, 1834 Präsident desselben wurde und 1835 den Grafentitel erhielt. Seit Februar 1839 wegen Krankheit seiner Geschäfte entbunden, † er noch gegen Ende desselben Jahres ohne Nachkommen.

Nowotscherkask, Hauptstadt des europäisch-russischen Landes der donschen Kosaken, erst 1805 gegründet, ist Sitz des Gouvernements, der Kriegskanzlei und eines Bischofs, hat 8 Kirchen, 2 große Märkte (27. Mai — 4. Juni und 14.—28. Sept.) und 14,000 Einw.

Nox (lat.), Nacht, s. Nyx.

Noxa (lat.), Schaden, Beschädigung; Noxalklage, Schädenklage.

Noyaden (vom franz. noyer, d. i. ersäufen), zur Zeit der Schreckensherrschaft in Frankreich Exekutionen, welche darin bestanden, daß man eine Anzahl Verurtheilter in ein auf dem Boden mit Klappen versehenes Schiff brachte und mittelst Wegnahme der Stützen zugleich ertränkte. Man nannte diese scheußlichen Exekutionen spottweise auch vertikale Deportationen, und besonders war es der Konventsdeputirte Carrier, der sich dadurch in Nantes einen Namen machte.

Noyers, Hauptstadt eines Kantons im französischen Departement Yonne, am Serain, hat Fabriken für Tuch, Leinwand, Baumwollenwaaren, Handel mit Wein, Getreide, Wolle, Wachsbleichen und Wachslichtfabrikation und 2000 Einwohner.

Noyon, Stadt im französischen Departement Oise, rechts an der Oise, von vielen Gärten umgeben, freundlich und gut gebaut, mit einer alten Kathedrale, Fabriken in Wollen- u. Baumwollenwaaren, Hanfleinwandweberei, Runkelrübenzuckerfabriken, Gerberei, Handel mit Getreide und Leder und 6500 Einwohnern. Die Umgegend heißt Noyonnais. N. ist das alte Noviomagus. Hier oder bei Soissons 486 Schlacht zwischen dem Frankenkönig Chlodwig und Syagrius, durch welche der letzte Rest der römischen Herrschaft in Frankreich vertilgt wurde. Im J. 859 wurde die Stadt von den Normannen geplündert. Hier den 16. August 1516 Vertrag zwischen Karl I. von Spanien (dem nachmaligen Kaiser Karl V.) und Franz I. von Frankreich. Auch die nach St. Quentin benannte Schlacht wurde eigentlich bei N. geschlagen und damals die Stadt auch von den Spaniern erobert und verbrannt. N. ist Geburtsort des Reformators Calvin.

Noyon, Stadt im französischen Departement Loire inférieur, hat Gerberei, Baumwollenspinnerei, Handel mit Getreide, Vieh, Wolle, Butter, Geflügel, Leinengarn und 3000 Einw. Dabei die von Jules Rieffel auf einem unbebauten Heidestrich angelegte Ackerbaukolonie mit einer Agrikulturschule für arme junge Arbeiter.

Nuancen (vom Franz.), in der Malerei entweder die Abstufungen innerhalb einer und derselben Farbe vom Dunkeln zum Hellen, oder die Uebergänge zwischen ganz verschiedenen Farben. Erstere bringt der Maler hervor durch Verdünnung oder Verdichtung des Farbestoffes oder

Digitized by Google

durch verschiedene Grundtinte, letztere durch quantitativ abgestufte Vermischung verschiedener Farben. Es beruht hierauf die ganze Wirkung des Kolorits, des Lichts mit seinen Reflexen u. die sogenannte Modellirung des Erhabenen. In der Aesthetik nennt man N. den nur für das ausgebildetere ästhetische Gefühl bemerkbaren Unterschied zwischen zwei oder mehren Begriffen, zwischen denen eine Gradation Statt findet, die sich in der Anordnung des Einzelnen der Darstellung kund gibt.

Nubes (lat.), Wolke.

Nubien (Barabra), nach dem jetzigen Sprachgebrauch die Länder zwischen Aegypten und Abyssinien, im engern und genauern Sinne das Nilthal von Elephantine oder den ersten Katarakten bis zur südlichen Grenze der Provinz Dongola und ein Theil des Steppenlandes südwestlich von Dongola nach Kordofan hinein, grenzt im Norden an Aegypten, im Osten an das rothe Meer, im Süden an Abyssinien und die Länder der Gallas, im Westen an die große nordafrikanische Wüste. N. ist das große Stufenland des mittleren Nils mit sehr verschieden gestalteter Oberfläche, doch zum größten Theil mit dem Charakter einer unermeßlichen Ebene, woraus verschiedene Gebirgsmassen, Gebirgsketten u. isolirte Berge aufsteigen. Im östlichsten Theil erhebt sich parallel der Küste des rothen Meeres zuvörderst eine ansehnliche Kette, welche nur eine südliche Verlängerung der ostägyptischen ist und sich bis einige Meilen südlich vom Kap Elba ununterbrochen fortzusetzen scheint. Auch weiter südlich setzt diese bei dem Hafenplatz Suakim durch eine wüste oder mit Gebüsch bedeckte und flache Ebene vom Meere getrennte Küstenkette muthmaßlich ohne Unterbrechung fort, und so dürfte selbst das der Küste parallele Nedscheibgebirge an der abyssinischen Grenze nur eine Verlängerung desselben seyn, wodurch es unmittelbar an das abyssinische Hochland stößt. Westlich Suakim ist dies Gebirge, dort Onguab genannt, reich bewaldet und bei seinen pittoresken und selbst bizarren Formen von grandiosem Charakter. Ebenso ist das nördlichste N. zwei Breitengrade hindurch, namentlich auf der Ostseite des Nils, Gebirgsland, bestehend aus wild zertrümmerten Felsmassen und unzähligen isolirt stehenden Bergen, die bis 800 Fuß relativer Höhe ansteigen und im Osten sich an die Küstenkette anschließen, gegen Westen aber bis über den Nil reichen. Gegen Süden wird dies nordnubische Gebirgsland durch ein großes Wüstenthal, den Atmurbe la Ma, von der ungeheuren sogenannten großen nubischen Sandwüste oder der Wüste von Korosko getrennt und bildet dadurch die natürliche Schranke der Wüste auf deren Nordseite. Im Süden N.s erscheinen einige Bergmassen als Ausläufer des abyssinischen Hochlandes, und nicht minder bedeutende Terrainerhebungen mitten in ausgedehnten Ebenen im äußersten Westen, in der Landschaft Kordofan von 2600 bis 3000 Fuß. Die ungeheuern Ebenen N.s erfüllen vorzüglich den mittleren und südlichen Theil des Landes. Unter den Ebenen des mittleren N.s sind die bedeutendsten auf der Ostseite des Nils die Wüste von Korosko, dann die Bahindawüste auf der Westseite. Aus ersterer steigen unzählige, isolirte, schwarze felsige Kegelberge von 5—600 Fuß Erhebung auf, und es durchsetzen dieselbe noch 4 größere, im Osten an die Küstengebirgskette sich anschließende und westlich bis zum Nil laufende Gebirgsketten von 1400—1600 Fuß Erhebung über dem Meere. Ganz im Gegensatze der Koroskowüste ist die Bahiuda eine wahre Ebene, doch steigen auch in ihr Bergmassen auf, unter denen der bis 1000 Fuß hohe Sekdul und der quer vom Nil durchbrochene Bergzug von Gherry die bedeutendsten sind. Alle großen Flecken Mittelnubiens sind ungemein dürr, vegetationslos und wasserarm, u. es läßt sich das ganze nördliche und mittlere N. als eine einzige unermeßliche Wüste ansehen, welche nur von einer langen, durch das schmale Nilthal repräsentirten Oase von Norden nach Süden durchzogen wird. Die innerhalb der Region der tropischen Regen gelegenen unermeßlichen Flächen Südnubiens, in denen oft nicht der mindeste Berg, ja nicht einmal ein Hügel dem Auge einen Ruhepunkt darbietet, beginnen im Osten des Atbaraflusses und erstrecken sich ohne Unterbrechung über den blauen und weißen Nil hinaus bis zum Westrande der Landschaft Kordofan. Ihr östlicher Theil längs dem Atbara ist ein unter dem Namen Taka bekanntes, vollkommen ebenes, baumloses Weideland, das seine ungemeine Fruchtbarkeit sowohl den jährlichen, von den tropischen Regen veranlaßten Ueberschwemmungen, als auch der außerordentlichen Güte seines Bodens verdankt, welcher aus einer mit dem Nilschlamm Aegyptens ganz übereinstimmenden Substanz besteht. Am Zusammenflusse des Gohr Baraka und el Gasch wird die Oberfläche in der Regenzeit zuweilen zu waldbedeckten Sümpfen, die den Namen Chaaba führen. Aehnlich ist der mittlere Theil, das 2½ Tagereisen breite und von den Eingeborenen Dschesireh el Dschesireh, d. h. Insel der Inseln, genannte Zweistromland zwischen dem blauen u. weißen Nil, das im Süden vom Rababflüßchen begrenzt wird und eine so vollkommene Ebene bildet, daß sich nur einzelne und weit aus einander stehende Berggruppen von 800—900 Fuß Höhe über ihre Umgebung daraus erheben. Diese unermeßliche Fläche ist entweder Savanne, die in der Regenzeit ein reiches Weideland darbietet, oder auch Steppe mit einer sterilen, sandigen und unwirthbaren, wasserarmen Oberfläche, welche selbst in der Regenzeit nur sparsam mit Gras bedeckt ist. Die vorherrschenden Massen N.s werden aus Sandstein gebildet, und zwar sowohl die Oberfläche der weiten, wüsten Ebene, als auch die Masse der tafelförmigen Berge längs der Küste. Die höheren Gebirge bestehen ausschließlich aus krystallinischen Gesteinmassen nebst Grauwacken, Thonschiefer und Kalkstein; vorherrschend unter den krystallinischen Massen ist Granit, der in Unternubien die zahlreichen Katarakte und Stromschnellen des Nils bis Gherry bildet. In der ausgedehntesten Verbreitung sind Alluvial- und Diluvialgebilde vorhanden, indem jene die Oberfläche der ungeheuren Ebenen zwischen dem Atbara und dem blauen Nil bilden und sich durch ihre zahlreichen Einschlüsse von Pflanzenresten, Schalen noch im Nil lebender Süßwassermollusken, Knochen von Vierfüßlern, besonders auch

von Menschen, als höchst jugendliche Gebilde erweisen. An vielen Punkten des Nilthals, wo diese honigen Substanzen mit Sand wechseln, sind sie so ungemein reich an Salz, daß die Eingeborenen nicht allein ihren eigenen Salzbedarf daraus beziehen, sondern mit dem Salz noch ausgedehnten Handel treiben. Längs der ganzen Küste des rothen Meeres tritt Korallenfels in dem niedrigen Strande u. in den zahlreichen vorliegenden Inseln auf. Unter den losen Diluvialmassen herrscht auf der Oberfläche der dürren Ebenen und vorzüglich in deren Vertiefungen ein dürrer, gelblich rother Sand vor; in den Thälern des Berglandes von Fasokl bestehen dagegen die Diluvialgebilde vorherrschend aus Gerölle, welche an vielen Stellen durch ihren reichen Goldgehalt von Wichtigkeit sind. Der Hauptfluß N.s ist der Nil, dessen zwei Hauptquellströme, der östliche oder blaue Nil und der westliche oder weiße Nil, hierher gehören, und der den einzigen Zufluß, den der vereinigte Strom in seinem 300 Meilen langen Lauf empfängt, den Atbara hier aufnimmt. Letzterer leitet fast sämmtliche Gewässer des südöstlichen N.s ab und nimmt namentlich den während der Regenepoche ziemlich großen Mogranfluß auf, der sich in Taka aus der Vereinigung der beiden großen Regenbäche Gohr el Gasch und Gohr Baraka bildet. Mit dem blauen Nil vereinigt sich in N. außer einer großen Zahl kleiner, von den abyssinischen Bergen herabkommender Bäche und Flüßchen zuerst der Tumat, ein oberhalb Sennaar von Südsüdwest kommender Regenbach von 200 Fuß mittlerer Breite, dann unterhalb Sennaar der Dender und einige Meilen weiter abwärts noch der Rahad, welche beide an den Rändern des abyssinischen Hochlandes entspringen. Seen sind mit Ausnahme des Birkeh in Kordofan, der nur in der Regenzeit von einiger Bedeutung ist, in ganz N. eben so unbekannt, wie perennirende Quellen. Doch gibt es ein ausgedehntes unterirdisches Wasserbecken in Taka und ein ähnliches in Kordofan. Obgleich nicht ganz der heißen Zone angehörend, ist N. doch eins der heißesten Länder der Erde, namentlich übertrifft ein großer Theil Mittelnubiens alle andern Gebiete der Erde in der Höhe der Temperatur. In Berber u. zu Schendy steht das Thermometer im Sommer Monate lang auf 45—48° und steigt zuweilen auf 60°, wobei der Sand so heiß wird, daß man Speisen darin in irdenen Töpfen kochen kann. Natürlich bringt eine solche Hitze höchst extreme Einwirkungen auf den Boden hervor, je nachdem derselbe zur Entwickelung des vegetabilen Lebens die nöthige Bewässerung erhält oder nicht. und es erscheint daher von der Nordgrenze bis zur Grenzlinie der tropischen Regen nahe dem Nil die glühendste Sandwüste und häufig nur unmittelbar an den Ufern des Stroms kultivirbares Land, umgekehrt aber im Gebiet der tropischen Regen eine staunenswerthe Vegetationsfülle, die sich in den Savannen durch den üppigsten Graswuchs und zunächst den Strömen durch die undurchdringlichsten Urwälder mit den kolossalsten Bäumen kund gibt. Während im Küstenstrich Nordwinde vorherrschen und im Winter periodische Regen theils von Süden her aus dem tropischen Regengebiet, theils als Winterregen der afrikanischen Küstenzone herüberstreichen, besitzt das nördliche Binnenland das ganze Jahr hindurch höchst einförmige atmosphärische Verhältnisse, indem es als der südliche Theil der regenlosen Zone Nordafrika's oft durch mehre Jahre, mit Ausnahme des Nilthals, nicht einen einzigen Tropfen Regen hat. Auffallend feuchter ist jedoch das von hohen Felsen begrenzte unter- und mittelnubische Nilthal, worin zur Zeit der Nordwinde häufig Thau fällt und ephemere Regen in den Monaten des nordischen Winters nicht selten sind. Im Gebiete der tropischen, an der Küste unter 20—21° n. Br., im Innern aber erst unter 17—18° beginnenden Regen gibt es zwei scharf geschiedene Wetterepochen, eine 5—6 Monate dauernde, trockene, regenlose bei vorherrschendem Nordwinde, worin selbst Thau selten fällt, und eine feuchte im übrigen Theile des Jahres, wo dann eine fortdauernde Reihe der intensivsten Gewitter mit den heftigsten Regenfällen bei konstantem Südwind eintritt. Mit diesen atmosphärischen Verhältnissen stehen die gesundheitlichen in engster Verbindung. So erfreut sich die Bevölkerung der wüsten und wilden Felsthäler, wie der unmittelbaren Umgebung des Stroms in Unternubien eines sehr gesunden Klima's, während im Gebiet der tropischen Regen Wechsel- und gallichte, in typhöse übergehende Fieber ungemein häufig und höchst gefährlich sind, besonders wo die jährlichen Ueberschwemmungen der größeren Flüsse ausgedehnte Landstrecken bedecken und dicke Schlammmassen auf den Feldern zurücklassen, oder wo dauernde Regen den Boden befeuchten, oder auch Regen und Ueberschwemmungen gemeinschaftlich auf die Atmosphäre einwirken. Letzteres ist im stärksten Grade in der Landschaft Taka, die zu den ungesundesten N.s gerechnet und selbst von den Bewohnern gefürchtet wird, der Fall, indem hier die sogenannten Sennaarfieber häufig fürchterliche Verheerungen anrichten. Die Vegetation ist in den hinlänglich bewässerten Theilen N.s, besonders den südlichen, nicht arm und erreicht in den dicken Urwaldungen längs den Quellströmen des Nils und am Südrande Kordofans in der Zahl der Arten und der Größe der Individuen sogar die höchst möglichen Grade der Entwickelung, während in den großen, nur periodisch durch tropische Regen bewässerten Ebenen zwar nur einige Pflanzengattungen, jedoch häufigst und in großer Ausdehnung erscheinen. Umgekehrt ist die Flora der nördlichen trockenen Ebenen außerordentlich einförmig, dürftig und im Charakter der Wüstenflora Aegyptens aus alkalischen u. sukkulentalkalischen Pflanzen bestehend. Am häufigsten erscheinen überhaupt in N. Leguminosen und darunter Mimosen, Tamarinden u. Sennapflanzen, Tamarisken, Cucurbitaceen, vorzüglich Koloquinten in den wüsten Ebenen, Apocyneen, Urticeen u. einige Feigenarten, Eben- u. Eisenholzbäume in den südlichen Strichen, Euphorbiaceen, Ricinus (R. megalospermus), woraus viel Oel bereitet wird, und zahlreichen Gramineen. Unter den Malvaceen zeichnet sich durch kolossale Stärke der Affenbrodbaum (Adansonia digitata) aus, unter den Amyrideen der Papierbaum (Amyris papyrifera), welcher das Myrrhengummiharz liefert und in ganzen Wäldern am blauen Nil vorkommt. Am Tumat wächst schon der Ba-

Digitized by Google

nanenpisang wild. Dattelpalmen als Kulturpflanzen sind häufig im untern Nilthal; die Doumpalme bildet große Wälder im Fasokl und südöstlichen N., wo noch eine dritte und prächtige Palmengattung, die Delebpalme, aufzutreten beginnt. Unter den Kulturpflanzen wird nächst Durrha die Baumwollenstaude am ausgedehntesten gebaut, in neuerer Zeit Indigo in Sennaar. Aus der Thierwelt kommen Pachydermen in großer Menge vor, namentlich Elephanten in Taka und Basa, Rhinoceronten (in Taka) und äthiopische Schweine; von Flußpferden wimmelt der Nil nebst seinen beiden Quellströmen. Vierhänder in vielen Gattungen und Arten bevölkern die dicken Waldungen am weißen Nil, Gohr el Gasch, in Kordofan und im Osten das Langaygebirge. Von Raubthieren gibt es zahlreich Löwen (in Taka meist ohne Mähnen), große Leoparden, Hyänen, wilde Katzen, Zibethkatzen und Genettenverren; unter den Einhufern Pferde, wilde Esel (zahlreich in Taka); von Wiederkauern zahllose Antilopen auf den Savannen Kordofans und am blauen Nil, Giraffen in den Ebenen Kordofans und in Basa, mehre wilde Büffelarten, das kolossale Sennaarrind, Ziegen, Dromedare (bis zum 12.° nördl. Br. südwärts). Die Klasse der Vögel ist an den Ufern der Ströme reich vertreten, doch fehlen, außer in den Waldungen Taka's, die Sänger und prachtvolle Gefieder. Sehr häufig und einheimisch sind Nashornvögel im Süden, Strauße in den Savannen und Wüsten. Von Amphibien erscheinen Krokodile in Menge, häufiger auch kolossale Schlangen, große Wüsteneidechsen und riesige Schildkröten in der Bahindawüste. Ungemein zahlreich, doch fast noch ganz unbekannt, sind die Fische der großen Ströme. Von Insekten gibt es zahlreiche Käfer und Schmetterlinge, doch ohne die schönen Färbungen der brasilianischen Exemplare; der prachtvolle, den Aegyptern des Alterthums heilige Käfer (Scarabäus) findet sich in Sennaar. In der Wüste gibt es Skorpione bis von Handgröße, deren Stich tödtlich werden kann. Von Mollusken ist besonders die im Nil lebende merkwürdige Aetheria sehr häufig. Von nützlichen Mineralien kennt man wenige, wie Eisenerz, das aus den ausgedehnten Ablagerungen von Raseneisenstein in den Ebenen Kordofans viel gewonnen u. verarbeitet wird, Gold (in Unternubien am Dschebel Ollaky und im Diluvialschutt am Tumat), Silbererze am Elbaberge, Kupferkies in Unternubien bei Okmeh, Kochsalz in den Alluvionen des großen Nil und seiner beiden Quellströme, Steinsalz in der Oase Selimmeh, Alaun in der Oase Scheb, Salpeter im Ueberfluß im Schaglehlande, weißer Marmor bei El Mucheireff in Berber.

Die Bevölkerung wird zu 888,000 Köpfen (aber zu gering) berechnet, so daß auf eine □Meile etwa 65 Menschen kommen, und zerfällt in eine ursprünglich dem Lande angehörige und eine eingewanderte. Jene gehört großentheils dem Volk der Nop (Plur. Nobi) oder Nuba an, dessen zahlreiche Glieder früher für eigenthümliche Völkerschaften galten, bis neuere sprachliche Untersuchungen den Zusammenhang derselben erwiesen. Dazu gehören drei große Stämme, die sich durch eine eigenthümliche, wahrscheinlich urafrikanische Sprache, das Nobinga, und weniger scharfe Gesichtszüge von der Bevölkerung arabischer Abkunft, durch ihren Schädelbau nebst dem meist langen und nie wollenartigen Haar aber auch von den Negern sondern. Die Hautfarbe der Nuba ist meist rein braun, zuweilen dunkler, in das Schwarze übergehend. Die Barábra (Berbern) sind die nördlichsten Nubier und wohnen, mit Arabern gemischt, etwa 130,000 Köpfe stark, im Nilthal von Assuan bis Sebua im Distrikt Wadi Kenus. In neuerer Zeit haben sie sich weiter nach Norden verbreitet. Sie sind gut und stark gebaut, muskulös, sehr gewandt, besitzen schöne Gesichtszüge und, trotz ihrer dunklen Hautfarbe, nicht die platte Nase der Neger. Zugleich sind sie thätig und stehen im Rufe großer Ehrlichkeit. Von Korosko bis zum Beginn der Provinz Dongola wohnt in den zum Nilthal gehörigen Landschaften Wadi-Halfa, Mahaß und Suckot ein zweites Glied der Nop, ohne die körperlichen Vorzüge der Barábra, welches, 100,000 Köpfe stark, ein von Barábra verschiedenes Nobinga redet. Ein dritter Zweig sind die Dongolawi, 60,000 Köpfe, mit bronzener Hautfarbe, ausgezeichneten Gesichtsformen, musterhaftem Körperbau und stark gelocktem reichem Haar. Der zweite ursprüngliche, anscheinend den alten Kopten verwandte Volksstamm N.s, dessen dem kaukasischen Sprachkörper angehörige Sprache, das Beganie, vom rothen Meer zum Nil und von der Grenze Aegyptens südlich bis wenigstens Suakim geredet wird, umfaßt vorzugsweise die Bischarins oder Bischariba, welche, 200,000 Köpfe stark, das ganze, von ihnen Edbai genannte wüste Land vom 23. bis 15.° nördl. Br. bewohnen. Zwar von dunkelbrauner Hautfarbe haben die Bischarins doch weder die unangenehmen Umrisse und dicken Lippen, noch die platte Nase oder das wollige Haar der Neger. Ihre Gesichtszüge sind vielmehr sanft, angenehm, fast europäisch, ihr Charakter mild u. gutmüthig, der Wuchs ausgezeichnet. Ihr Hauptsitz ist der Dschebel Elba. Sie theilen sich in verschiedene Stämme, unter denen die Amarer südlich vom Elba die bedeutendsten sind. Die Ababdehs, ein anderer schwächerer Theil der Beganie redenden Bevölkerung Ostnubiens, erstrecken sich nördlich von den Bischarins bis zur Landesgrenze und unterscheiden sich bestimmt von den nomadisirenden Arabern durch Sprache, Kleidung, Sitten. Ihre Farbe ist sehr dunkel bis ins Schwarze, ihre Physiognomie nicht negerartig, sondern dem europäischen Typus genähert, das Haar schwarz, natürlich gelockt, nicht wollig. Auch sie sind Nomaden und berühmt durch ihre Dromedarzucht. Im südöstlichen N. von Suakim bis zur abyssinischen Grenze scheint die Urbevölkerung bereits dem abyssinischen Stamm anzugehören. Den namhaftesten Theil der von Einwanderern abstammenden Bevölkerung bilden, etwa 300,000 Köpfe stark, Stämme arabischer Abkunft, die Sitten und Sprache ihrer Vorfahren erhalten haben und als Nomaden die Ebenen zwischen dem rothen Meere und Kordofan durchziehen. Nur einige Abtheilungen haben seßhafte feste Wohnungen, wie die arabische Bevölkerung des Nilthals von Wadi-Sebua bis Korosko. Zu den Nomaden arabischen

Digitized by Google

Ursprungs gehören die Beni-Kurb von Atbara bis zur Koroskowüste, die Schukurle, sowie die schon das Beganie redenden Hallenga und die Handenda, beide zusammen etwa 50,000 Köpfe, die Beni-Amer und andere in Taka, endlich die Anwohner des weißen Nil, wozu besonders an dessen westlichem Ufer die Kubbabisch, die zahlreichen fast schwarzen Hassanieh und die Bakara, d. h. Hirten, zu zählen sind. Ebenso ist am unteren blauen Nil, von Khartum bis Sennaar, arabisches Princip vorherrschend. Ein großer Theil dieser jetzt nur Arabisch redenden Bevölkerung ist jedoch ursprünglich aus der Mischung von Arabern und Urbewohnern hervorgegangen. Weit weniger verbreitet sind eingewanderte ächte Neger, die in Roserres und Fasokl sich allmählig mit der jetzt dort einheimischen Bevölkerung der Fungi vermischten, aber am Dschebel Harraß im nördlichen Kordofan als eine Kolonie unvermischt mitten unter Arabern auftreten. Viel zweifelhafter dem Ursprunge nach ist ein großer Theil der Bevölkerung zwischen Khartum und den abyssinischen Grenzen und in westöstlicher Richtung vom weißen Nil bis zum Atbara, sowie die in Roserres u. Fasokl, die sich insgesammt durch ihren wohlgebauten Körper, eine dunkelkupferbraune Hautfarbe, langes gekräuseltes und nicht wolliges Haar, regelmäßige Gesichtszüge ohne allen Negertypus, sehr an die Nuba im Norden anschließt, jedoch durch ihre eigenthümliche, nur noch in Roserres und Fasokl erhaltene Sprache und andere physische Charaktere bestimmt davon unterscheidet. Dazu gehören namentlich die Fungi. Der Islam ist herrschende Religion durch ganz N. mit Ausnahme der Berglandschaften Baria, Maria und Kostahn (d. i. Christ) an der abyssinischen Grenze, wo es Heiden und Christen abyssinischer Herkunft geben soll, die von den Mohammedanern Kaffern genannt werden. In Fasokl und Roserres ist noch ein Theil der eingewanderten Negerbevölkerung heidnisch. Was die Nahrungsquellen der Bevölkerung betrifft, so beschränkt sich der Ackerbau in den Gegenden, wohin die tropischen Regen nicht reichen, auf das Nilthal, und selbst hier wird er nur durch Wasserhebungsmaschinen, besonders Schöpfräder (Sakien), möglich. Am ausgedehntesten kultivirt ist aber das südliche N. innerhalb der tropischen Regen, wo in den weiten Ebenen längs den Quellströmen des Nils der thonige fette Boden außerordentlich fruchtbar ist. Das Hauptprodukt der Agrikultur durch ganz N. besteht in Durrha; Baumwolle, Mais, Gerste, Lupinen und Bohnen zieht man besonders in Unternubien, Indigo in Sennaar. Viehzucht wird besonders von den Wanderstämmen betrieben. Die Gewerbthätigkeit beschränkt sich fast auf die Erzeugung grober baumwollener Bekleidungsstoffe durch die Weiber; in Kordofan fertigt man zierliche wasserdichte Körbe und Schüsseln aus gefärbten Halmen der Doumpalme, zu Derr viele Matten und Körbe aus Dattelpalmfasern, in Roserres und im Hadendalande sehr feines Leder und schöne Sandalen, in Sennaar viele Eisenwaaren, was besonders noch in Kordofan der Fall ist. Der Handel N.s war früher sehr bedeutend, ist aber durch Mehemed Ali's verkehrtes Handelssystem, durch die Erpressungen und Willkürlichkeiten der ägyptischen Beamten, durch die heillosen Sklavenjagden in den angrenzenden Negerländern u. durch die beständigen Grenzkriege gegen Abyssinien sehr herabgekommen. Der einzige Hafen des Landes ist Suakim, durch den überseeische Verbindungen, namentlich mit Arabien, erhalten werden. In den Handel liefert Unternubien vortreffliche Datteln nach Aegypten, Berber gutes Leder, Sennaar u. Kordofan Häute, Hornvieh, Ebenholz, Straußfedern, Sennes, Weihrauch, Tamarinden, Gummi, Elfenbeinringe, Hippopotamenzähne, Peitschen aus Hippopotamenhaut u. Dromedare, Alann, Selimmeh u. das Nilland Salz, Roserres u. Fasokl Gummi, Honig, Gold, Sklaven, Elfenbein, Sennes, Tamarinden. Aber am ansehnlichsten ist der Handel mit dem Salz aus den Nilalluvionen u. von Suakim, wodurch Sennaar u. die Negerländer, ja selbst Indien versorgt werden. Eingeführt werden, zum Theil nur als weitergehende Handelsgegenstände: aus den Negerländern südlich von Kordofan Elfenbein, Gold und Sklaven, aus den Gegenden südlich Darfur Schwefel, von Singue viel Leder, aus Abyssinien Kaffee, etwas Gold, Zibeth und Sklavinnen, aus Indien über Suakim indische Baumwollenstoffe von Madras u. Surate, aus Aegypten Seife, Zucker, europäische Zeuche, Glaskorallen, Spiegel, Antimon, Papier, kleine Eisenwaaren, darunter vorzüglich gerade Schwertklingen, Sembel (Valeriana celtica) zum Einreiben des Körpers. Einst aus einer zahlreichen Menge kleinerer und größerer, von einander unabhängiger Staaten, wie Dongola, Schendy, Sennaar, Kordofan, bestehend, ist N. durch seine Unterjochung durch ägyptische Truppen von 1813—1820 zu einem Theil des türkisch-ägyptischen Reichs geworden, dessen Verwaltung seit 1840 von der Pforte dem jeweiligen Pascha von Aegypten übergeben ist, der hier seine Truppen unterhält und durch höhere Offiziere regieren, die Abgaben einziehen und die Justiz verwalten läßt. Es führt deshalb in der türkischen Geschäftssprache den Namen des Paschalik Sennaar, in der ägyptischen den des Beled es Sudan, d. h. Sudanland. Der Pascha bestellt den Generalgouverneur. Die neuere Eintheilung in größere Bezirke unter Vorstehern (Mudir), welche die Civil- und Militärgewalt in sich vereinigen und die höchste Justizpflege meist sehr willkürlich verwalten und denen Kaschefs untergeordnet sind, ist nicht genau bekannt. Das untere Nilthal nebst Roserres und Fasokl blieb von dieser unmittelbar ägyptischen Verwaltung frei, da den Barabrachefs und den Häuptlingen von Roserres und Fasokl ausschließlich das Einziehen der Abgaben in ihren Gebieten überlassen ist und namentlich die beiden letzten fast nur in politischen Verhältnissen, wie etwa die europäischen mediatisirten Fürsten, abhängig sind. Am unabhängigsten erhielten sich die arabischen Stämme auf der Westseite des weißen Nils, wie die Kubbabisch und die Bergvölker des südöstlichen N.s, die Beni-Amer und Hallenga am oberen Atbara und zwischen dem Gohr Baraka und el Gasch. Die größte Stadt und zugleich der Sitz des Generalgouverneurs, sowie der Haupthandelsplatz ist Khartum, mit 20,000 Einwohnern.

Das Wort Nuba bedeutet im Aegyptischen Gold und bezeichnete daher ursprünglich nicht ein

Digitized by Google

besonderes Volk, sondern das südlich gelegene, an Gold reiche Land. Das Volk der Nubier wird zu Eratosthenes' u. Strabo's Zeit als ein großes, westlich vom Nil sitzendes Volk erwähnt und erfüllte damals wahrscheinlich Kordofan u. vielleicht die nördlich daran gelegenen Oasen. Sie wurden erst um 300 n. Chr. von Diocletian aus den Oasen an dem Nil in den zunächst an Syene grenzenden Landstrich gerufen, um Aegypten gegen die Einfälle der bis dahin den obern Nil besetzt haltenden Blemmyer und Megabarer zu schützen. In den nächsten Jahrhunderten werden sie meist in Verbindung mit den Blemmyern bald als deren Genossen, bald als ihre Feinde genannt. Allmählig aber drängten sie diese gänzlich aus dem Nilthale in die östlichen Länder nach dem rothen Meere hin. Seit dem 6. Jahrh. fand das Christenthum nach jakobitischer Lehre bei ihnen Eingang. Ihr Reich ward mächtig und blühend. Ihr König residirte in der Stadt Donkola (dem jetzigen Alt-Dongola); die einzelnen Provinzen wurden von besonderen Statthaltern regiert. Der nördliche Theil des Reichs, von Philae bis zur Nordgrenze des heutigen Dongola, hieß Meris u. stand größtentheils unter dem „Herrn der Berge", welcher in Addoa (jetzt Adde, Abusimbel gegenüber) wohnte. Der südliche Theil hieß Mokra u. grenzte an den Staat Aloa, welcher sich südlich und östlich an das axumitische Reich (Abyssinien) anschloß. Vom 7. bis zum 14. Jahrh. blühte das christliche N. Zahlreiche Kirchen und Klöster entstanden im Nilthale, namentlich in der Provinz Dongola, deren Ruinen noch erhalten sind. Auch die beiden andern großen Südreiche waren christliche Staaten und gehörten derselben Sekte wie die koptische Kirche an. Seit dem Anfang des 14. Jahrh. unterlag das nubische Reich allmählig den immer heftiger andringenden Arabern, und um 1350 trat der König selbst zum Islam über. Der obere Theil des nubischen Reichs, die heutigen Provinzen Berber, Robakat, Monassir u. Schaigieh, wurde von arabischen Stämmen besetzt. Im J. 1820 ward N. von den Aegyptern unter Ismail-Pascha erobert. Vgl. J. L. Burckhardt, Travels in Nubia and in the interior of Nord Eastern Africa, London 1819; Ed. Rüppell, Reisen in N. ꝛc., Frankfurt a. M. 1829; Jg. Knoblecher, Reise auf dem weißen Flusse, bearbeitet von V. F. Klun, Laibach 1851; Georg Melly, Khartoum and the Niles, London 1851, 2 Bde.

Nubilis (lat.), heirathsfähig, mannbar; daher Nubilität, Mannbarkeit, s. Pubertät.

Nucleus (lat.), Kern.

Nudeln, in verschiedene Formen gebrachter, getrockneter Teig aus Weizen- oder Spelz-, selten aus Mais-, Reis-, Kartoffel-, Gersten- oder Hafermehl. In den Haushaltungen verfertigt man sie, indem man aus feinem Weizenmehle u. Eiern einen festen Teig macht, daraus ganz dünne Kuchen auf einem glatten Brete (Nudelbrete) auftreibt, diese an der Luft abwelken läßt, zusammenrollt und dann mit einem Messer so dünn als möglich quer durchschneidet. Die Fabrikation der N., welche in den Handel kommen, geschieht von den sogenannten Nudelbäckern und ist sehr einfach. Das dazu bestimmte Mehl wird mit Wasser und etwas Salz (zu den bessern Sorten kommen auch Eier) eingemengt und, wenn der Teig die gehörige Konsistenz hat, mit dem sogenannten Brechbaume durchgearbeitet. Dann bringt man den Teig in messingene Cylinder von verschiedenem Durchmesser mit einem siebartig durchlöcherten Boden. Indem man nun den Teig durchpreßt, entstehen runde Faden (Fadennudeln) von der Dicke der Sieblöcher und von beliebiger Länge, je nachdem man dieselben abschneidet. Indeß bedient man sich zur Verfertigung derselben auch der 1½ Elle langen und 6 Zoll weiten Nudelspritze, welche auf der einen Seite einen messingenen Boden hat, der mit vielen konischen Löchern versehen ist, durch welche der Teig mittelst einer Winde gepreßt wird. Außerdem werden sehr häufig sogenannte Façonnudeln von den verschiedensten Formen (z. B. Sterne, Kreuzchen, Schnecken, Getreidekörner, Röhren ꝛc.) verfertigt, zu welchem Zweck im Boden des Cylinders die gewünschten Gestalten ausgestochen sind. Eine besondere Art sind die Maccaroni, welche Röhren von verschiedener Stärke und Länge darstellen. Die Versendung der N. geschieht in Kistchen von 25—50 Pfd. und darüber. Früher versah Italien einen großen Theil Europa's, besonders der katholischen Länder, mit allen Sorten N.; jetzt ist die Fabrikation dieses Artikels aber sehr allgemein geworden. In Deutschland macht man die meisten N. in Erfurt, Halle, Magdeburg, Nürnberg, Fürth, Dresden, Wien, Heidelberg, Mainz, Speyer ꝛc. Italien hat die berühmtesten Fabriken zu Neapel, Rom, Parma, Bologna, Reggio und Mailand.

Nudität (v. Lat.), Nacktheit, Blöße.

Nürnberg, eine der Mutterstädte deutscher Kunstbildung, früher deutsche Reichsstadt, die zweite Haupt-, aber erste Handelsstadt des Königreichs Bayern, liegt in einer großen, zwar sandigen, aber durch Fleiß fruchtbar gemachten Ebene, welche in einem weiten Bogen von dem großen Reichswalde umgeben ist. Am Ludwigskanale, der hier einen Hafen hat, und an der großen bayerischen Eisenbahn, welche das Königreich in seiner ganzen Länge durchschneidet, ist N. auf mehren Hügeln erbaut und wird von der Pegnitz in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt, die nach den beiden Hauptkirchen, St. Sebald und St. Lorenz, die Seebalder (nach Norden liegend) und die Lorenzer Seite (nach Süden liegend) genannt werden. Die Pegnitz fließt in zwei Armen durch die Stadt, welche sich hinter dem Hospitale zum heil. Geist wieder vereinigen u. die kleine Insel Schütt bilden. Die beiden Seiten der Stadt werden durch 2 hölzerne und 7 steinerne Brücken, darunter die aus einem einzigen Bogen von 97½ Fuß Spannung bestehende Fleischbrücke, und 7 Stege, darunter der Kettensteg, eine der ersten Kettenbrücken in Deutschland, mit einander verbunden. Die Stadt ist ringsum mit einem tiefen, an manchen Stellen fast 100 Fuß breiten Graben, starken Mauern, 60—70 Thürmen und zahlreichen Basteien umgeben. Der Umfang der Stadt beträgt etwa 1½ Stunden. Sie hat 8 Thore, welche in die 4 großen und die 4 kleinen eingetheilt werden; an jedem der großen Hauptthore steht ein großer runder Thurm, 1552—1557 nach Dürers Angabe gebaut. Zwischen den Mauern und Basteien (dem Zwinger) sind Holzmagazine,

Digitized by Google

Gärten und Wirthschaftslokale; auch der Stadtgraben ist überall angebaut und erzeugt Gemüse und Obst in Menge. Vorstädte sind: Wöhrd, Gostenhof, Tafelhof und St. Johannis. In administrativer Beziehung zerfällt die Stadt in 50, der Burgfrieden (d. h. die den Vorstädten zunächst liegenden einzelnen Gärten und Höfe) in 12 Distrikte, deren jeder einen Distriktsvorsteher hat. Unter den Plätzen ist der Hauptmarkt (der grüne Markt) der größte. Die Straßen, worunter mehre ansehnliche, wie die Königsstraße, Karolinenstraße, Ludwigsstraße, Theresienstraße, Burgstraße, Adlerstraße ꝛc., sind zwar meist nicht sehr breit und winkelig, aber keineswegs finster und unheimlich, und haben in neuerer Zeit durch heitern Anstrich, Trottoirs ꝛc. sehr gewonnen. Die Straßenbeleuchtung geschieht durch Gas. Die Wohnhäuser sind vielfach noch sehr alterthümlich und tragen im Aeußern das Gepräge des gothischen Styls, in ihrem Innern die Spuren des Privatlebens längst verschwundener Zeiten. Mit Wasser ist N. hinreichend versorgt. Ueberall stehen Röhr- und Pumpbrunnen, welche durchaus gutes und frisches Wasser liefern. Dasselbe wird durch zwei Wasserwerke in der Stadt und eines in Wöhrd in Thürmen hoch emporgetrieben, von wo es sodann nach allen Theilen der Stadt fließt. Unter den Brunnen verdienen der sogenannte schöne Brunnen, 60 Fuß hoch, mit 16 Figuren, der Brunnen an der Lorenzkirche, die Fontäne auf dem Marktplatze ꝛc. besondere Erwähnung. Unter den artesischen Brunnen ist der auf der Hallerwiese der am meisten benutzte. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten N.s nehmen zweifelsohne die Kirchen die erste Stelle ein. Die St. Lorenzkirche, durchaus in germanischem Style gehalten und in neuerer Zeit gründlich renovirt, wurde 1278 begonnen und 1477 beendigt. Der nördliche Thurm wurde 1283 aufgeführt und 1498 mit vergoldetem Blech belegt; der südliche, von 1400, ist mit Zinn gedeckt. Die Höhe derselben beträgt etwa 300 Fuß. Die Frontseite der Kirche ist besonders schön, sowohl das überaus reiche Portal als über demselben in einer Höhe von 82 Fuß die Rose oder der Stern, ein rundes Fenster von 32 Fuß Durchmesser. Die Kirche ist 312 Fuß lang, 82 Fuß breit und hat 3 Schiffe, von denen das Mittelschiff 76 Fuß hoch ist. Die größte Merkwürdigkeit darin ist das herrliche Sakramentshäuschen von Ad. Krafft, als viereckiges Thürmchen 64 Fuß hoch pyramidenförmig emporsteigend und sich oben in der Form eines gekrümmten Blumenstengels schließend. Es stellt die Leidensgeschichte Jesu vor. Andere Merkwürdigkeiten sind: der englische Gruß von Veit Stoß (1518), ein figurenreiches Holzschnitzwerk, die neue Kanzel und der Altar von Rottermundt, die herrlichen Glasfenster von Hirschvogel u. a. Die einzelnen Theile der St. Sebaldnskirche gehören verschiedenen Perioden an; ihre gegenwärtige Gestalt erhielt die Kirche 1482. Sie ist 290 Fuß lang und 97½ Fuß breit; 22 Säulen von 78½ Fuß Höhe tragen das Gewölbe. Die Thürme (der nördliche 1345, der andere 1300 begonnen) sind ungefähr 260 Fuß hoch. Unter den vielen Kunstwerken, z. B. dem schönen Hautrelief von Adam Krafft (1492), die Leidensgeschichte darstellend, dem 32 Ctr. schweren, kunstvollen Taufstein von weißem Kupfer, über welchem Kaiser Wenzel den 11. April 1361 getauft wurde, vielen werthvollen, theilweise gut erhaltenen Glasgemälden, meist von Hirschvogel, ist das ausgezeichnetste das aus 120 Ctnrn. Metall gegossene und 15 Fuß hohe Grabmal des heil. Sebaldus von Peter Vischer (1506—19 gefertigt) mit den ellenhohen 12 Aposteln, 12 Kirchenvätern und zahlreichen andern Figuren. Die Marien- oder Frauenkirche, am Marktplatz, gestiftet vom Kaiser Karl IV., 1355—61 von Georg und Friedrich Rupprecht erbaut, hat eine herrliche Façade im edelsten gothischen Styl, mit reichem Bildwerk von Sebald Schonhofer, im Innern ein Epitaphium von Adam Krafft, Altarbilder von Wohlgemuth u. A. Die Kirche ist seit 1816 für den katholischen Gottesdienst eingerichtet. Die Aegydienkirche war ursprünglich eine 1140 für schottische Benediktiner erbaute Kapelle, brannte 1696 ab und erhielt 1711—18 ihre gegenwärtige Gestalt, von außen nach dorischer, von innen nach korinthischer Ordnung. Das vortreffliche Altarblatt, Christi Leichnam in den Armen der Jungfrau, ist von Van Dyk. In der 1850 restaurirten Kirche zum heil. Geist (Spitalkirche), 1333—41 erbaut, wurden seit 1424 die Reichskleinodien aufbewahrt, die jetzt in Wien sind. Die Kirche zu St. Jakob (beschrieben von Lösch, Nürnb. 1825) wurde 1283 erbaut und 1824—25 unter Heideloffs Leitung renovirt. Die übrigen Kirchen sind die Johanniskirche, die Marthakirche (seit 1810 Pfarrkirche der reformirten Gemeinde) und die unvollendet gebliebene Kirche des deutschen Ordens. Unter den weltlichen Gebäuden ist vor allen zu nennen das alte Schloß, die Burg oder Veste genannt, von Kaiser Konrad II. erbaut, der ehemalige Sitz der Burggrafen von N., 1833 von der Stadt dem König Ludwig geschenkt, nördlich auf einem Sandsteinfelsen mit umfassender Aussicht über N. und die Umgegend. Im vordern Burghof steht der Heidenthurm, früher erbaut als die Burg, in welchem und dem daran stoßenden Gebäude die St. Margarethenkapelle, wahrscheinlich aus dem 11. Jahrh., und die St. Ottmars- oder Kaiserkapelle, ebenfalls von hohem Alter, sich befinden. Der große Lindenbaum im innern Burghof soll 700 Jahre alt und von der Kaiserin Kunigunde gepflanzt seyn. In den innern Räumen der alten Bergveste befindet sich die öffentliche Gemäldesammlung nebst vielen Glasmalereien und unter Anderm das interessante Stammbuch zu A. Dürers Andenken. Auf der östlichen Mauer der Burg werden 2 hufförmige Eindrücke gezeigt, die von dem gefangenen, mit seinem Pferde aber über den Burggraben setzenden und so entkommenden Ritter Eppelin von Gailingen herrühren sollen. Sehenswerth ist das der Sebalduskirche gegenüberstehende Rathhaus, eines der ansehnlichsten Deutschlands, 1332 begonnen, 1619 in seiner gegenwärtigen Gestalt vollendet. Die Façade ist 275 Fuß lang, mit 2 Stockwerken, jedes von 36 Fenstern. Die 3 großen Portale sind dorischer Ordnung, der Hof bildet ein großes Viereck, in dessen Mitte ein schöner bronzener Brunnen steht. Der große Saal ist 80 Fuß lang und 30 Fuß breit, in einer

Digitized by Google

Höhe von 2 Stockwerken, mit dem berühmten Triumphwagen zu Ehren Kaiser Maximilians I. von Albrecht Dürer und andern Wandgemälden Dürers und Gabriel Weyhers und dem Gesellenstechen von 1446 in Hautrelief und Stuck an der Decke des Korridors. Außerdem erwähnen wir noch das Theater, von 1827—33 erbaut; das große Heiligegeisthospital, welches auf zwei Bogen über der Pegnitz erbaut ist; das 1845 erbaute große städtische Krankenhaus vor dem Frauenthore; das Gebäude der Museumsgesellschaft; das königliche Bahnhofsgebäude. Von den älteren Privatgebäuden sind zu nennen: der nassauer Hof, von dem Grafen von Nassau zu Ende des 13. Jahrhunderts erbaut; das grundherrsche Haus (zum goldnen Schild am Paniersberg), in welchem 1356 ein Theil der goldnen Bulle abgefaßt wurde; das tucherſche Haus; das Haus Albrecht Dürers und gegenüber das Pilatushaus; das Haus des Dichters Hans Sachs und das des Volksdichters Grübel; das Pfarreigebäude von St. Sebald, mit schönen gothischen Erkern, einst Wohnung von Melchior Pfinzing, dem Verfasser des Theuerdank; das fuchsche, jetzt pellersche Haus, 1605 nach venetianischem Muster erbaut; unter den neuern: das Bankgebäude, das beckſche, kalbſche, gerhardsche ꝛc. Haus. Von Kunstsammlungen sind außer der Gemäldesammlung auf der Burg zu nennen die in der 1313 erbauten Moritzkapelle seit 1829 befindliche Gemäldegallerie, mit 171 Bildern, fast ausschließlich aus der ober- und niederdeutschen Schule; die Sammlungen der Kunstgewerbschule im landauer Kloster; das frühere Privatkabinet des Kaufmanns Hertel; das germanische Museum, vom Freiherrn von Aufseß gegründet, im alten Karthäuserkloster. Im ehemaligen Arbeitszimmer A. Dürers befindet sich eine Sammlung neuer Bilder des nürnberger Kunstvereins. Außerdem sind noch mehre Sammlungen im Besitze von Privatpersonen. Oeffentliche Denkmäler sind: das Standbild Albrecht Dürers, in der Nähe seines Wohnhauses auf dem Albrecht-Dürerplatz, von Rauch in Berlin modellirt, von Burgschmiet in Erz gegossen, 1840 aufgestellt; das Denkmal Melanchthons, in Stein ausgeführt von Burgschmiet, 1826 vor dem Gymnasialgebäude aufgestellt; das kleine Standbild Adolfs von Nassau, an dem der Lorenzerkirche gegenüberstehenden nassauer Hofe. Die sieben Stationen sind 7, vom Pilatushaus bis zum Johanniskirchhof aufgerichtete steinerne Säulen, mit kaum noch kenntlichen Reliefs aus der Leidensgeschichte Jesu von A. Krafft. Der St. Johanniskirchhof, $^1/_4$ Stunde vor der Stadt, enthält die Grabmale A. Dürers, Hans Sachs', Veit Stoß', Paumgartens, Sandrarts, Willibald Pirkheimers, Martin Behaims, des Volksdichters Grübel ꝛc., der Kirchhof zu St. Rochus das Peter Vischers. Auf dem Militärfriedhofe, neben dem Rochusfriedhofe, sind die sehenswerthen Grabmäler von Lamotte und von Theobald. Unter den vielen trefflichen Bildungsanstalten nennen wir zunächst das Gymnasium im ehemaligen Aegydienkloster, 1526 von Philipp Melanchthon eingeweiht; die polytechnische Schule, 1823 gestiftet; die Handels-Gewerbschule im Augustinerkloster; die Kunstgewerbschule im Landauerkloster; das Schullehrerseminar, eine höhere Töchterschule, die Kunstschule auf der Burg, eine landwirthschaftliche Lehranstalt und das auf Campe's Vorschlag 1824 errichtete städtische Konservatorium für Alterthümer und nürnberger Kunstwerke. Neben den 23 protestantischen und 2 katholischen Volksschulen bestehen mehre Privatschulen, Sonntagsschulen und eine Turnanstalt. Ebenso ist N. Sitz verschiedener gelehrten Gesellschaften und Vereine, z. B. des Industrie- und Kulturvereins, der naturhistorisch- und physikalisch-medicinischen Gesellschaft, der Gesellschaft des pegnesischen Blumenordens, der Central-Bibelgesellschaft für Bayern, des Albrecht-Dürervereins, dessen Versammlungen in Dürers Hause gehalten werden, des historischen Vereins für Mittelfranken ꝛc. Zuletzt gedenken wir noch der Naturaliensammlungen und mehrer Bibliotheken, worunter die Stadtbibliothek, in den Räumen des ehemaligen Dominikanerklosters, welche 50,000 Werke, 800 Handschriften und werthvolle Inkunabeln enthält, die bedeutendste ist. Von Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten sind zu erwähnen: das schon genannte städtische Krankenhaus, das Militärspital, das Sebastiansspital für Unheilbare oder an ansteckenden Krankheiten Leidende, das ebenfalls bereits genannte Spital zum heiligen Geist, 1331 gestiftet, 1487 erweitert und 1521 in seiner gegenwärtigen Gestalt hergestellt, ein Findel- und Waisenhaus, mit eigener Schule, Pfinzings und Münzers Stiftungen, welche jährlich an 100 arme alte Männer vollständige Kleidung und ein Geldgeschenk verabreichen, die Maximiliansheilanstalt für arme Augenkranke, ein Blindeninstitut, eine Irrenanstalt, 4 Siechhäuser, die rumfordsche Suppenanstalt, das Almosenamt, eine Armenbeschäftigungsanstalt, eine Unterstützungsanstalt für Wittwen und Waisen, eine Taubstummenanstalt, eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben, mehre Kleinkinderbewahranstalten, eine Leihkasse, eine Sparkasse und vorzügliche Feuerlöschanstalten. Die Zahl der Einwohner, die sich früher auf 100,000 belief und nach und nach auf 27,000 herabsank, betrug 1855 56,398, darunter etwa 5500 Katholiken und seit 1849 auch Juden, die früher nicht aufgenommen wurden. Ehe der europäische Weltverkehr durch Entdeckung Amerika's u. des Seewegs nach Ostindien eine neue Richtung erhielt, war N. einer der wichtigsten Handelsplätze Deutschlands, ja Europa's, indem es mit Augsburg als Lagerplatz der ostindischen Waaren, welche direkt von Venedig kamen, für ganz Norddeutschland konkurrirte, während seine eigenen Eisen-, Krämer- und Hausgeräthwaaren nach den Hansestädten an der Nord- und Ostsee gingen, von wo englische und andere Artikel zurückkamen. Durch eine völlige Umwälzung in den Verkehrswegen und durch Kriege hart getroffen, behauptete sich der Handel N.s mit Produkten seiner Künstler und Handwerker, die nach England, Spanien, Italien und Frankreich gingen, durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch, und seine Lebenskraft erhielt ihn auch im folgenden Jahrhundert, wo der Handel mit den Tabaksblättern, welche die nächste Umgegend er-

Digitized by Google

zeugte, eine ergiebige Quelle wurde. Wenn in dem 18. Jahrhundert N.s Handel von seiner Höhe tief herabsank, so lag der Grund davon weniger in den Kriegen, als in einheimischen Unruhen, und in den falschen nationalökonomischen Maßregeln benachbarter Staaten. Indessen ist der nürnberger Handel auch jetzt noch, besonders seitdem durch die Eisenbahnen (die von N. nach Fürth war die erste Deutschlands) und den Donau-Mainkanal die Verkehrswege vermehrt worden sind, namentlich mit den einheimischen Manufakturwaaren, sowie mit den Landesprodukten, mit Tabak, Hopfen ꝛc., nicht unwichtig. Ausschließliche Etablissements für Wechselgeschäfte sind nicht vorhanden, doch macht die Stadt nicht unbedeutende Speditions- und Wechselgeschäfte. Die Handelsverfassung fußt in ihren Grundzügen noch auf den alten Handelsinstitutionen. Die Angelegenheiten des Handels leiten vier verordnete Vorsteher des Handelsstandes und zwölf Marktadjunkten, die sich in der Regel selbst aus dem Stande der Großhändler ergänzen. Die Kleinhändler haben ebenfalls ihre Vorsteher. Die erste Instanz in Handelsstreitigkeiten bilden zwei k. Handelsgerichte, die Berufungen gehen an ein k. Handelsappellationsgericht. Seit 1842 besteht eine k. Handelskammer von Mittelfranken, die Gutachten über alle ihr von der Regierung mitgetheilten Vorgänge und Fragen erstattet, aber auch unaufgefordert ihre Ansichten, Bemerkungen und Vorschläge mittheilen kann. Die Bank steht unter dem Staatsministerium der Finanzen. Die Gewerbthätigkeit N.s war schon in alter Zeit berühmt, und die zahlreichen Ueberreste mittelalterlicher Kunst legen noch heute Zeugniß davon ab, wie die alten nürnberger Gewerbe Schönheit und Dauerhaftigkeit in sinnigem Schaffen zu vereinigen verstanden. Die wichtigsten Erfindungen und Verbesserungen, welche in N. gemacht worden sind, sind die Erfindung des Drahtziehens durch Meister Rudolf 1360, der nürnberger Eier- oder Taschenuhren durch Peter Hele oder Heinlein 1500, der Gewehrschlösser 1517, der Windbüchsen durch Hans Lobsinger 1560. Die Blüthezeit der nürnberger Gewerbthätigkeit fällt in das 15. Jahrhundert; unterstützt wurde dieselbe durch vortreffliche Gewerbeordnungen, welche von andern Städten und Staaten nicht selten nachgeahmt wurden. Die in Menge und großer Güte gefertigten Waffen erregten das Staunen fremder Gesandten, die Vortrefflichkeit der astronomischen und mathematischen Instrumente lockte außer Regiomontanus noch andere berühmte Sternkundige nach N., die kurzen Waaren hatten durch ganz Europa in Holland, Spanien, Portugal, in Amerika, Ostindien und Westindien einen unglaublichen Absatz. Welcher Wohlstand in N. verbreitet war, bezeugt Aeneas Sylvius' Ausspruch: die schottischen Könige würden sich glücklich preisen, wenn sie so wohnen könnten, wie mancher nürnberger Bürger. In dieser Blüthezeit bildete sich aber auch eine Meinung von der eigenen Vortrefflichkeit aus, welche im Verein mit dem eigensinnig aufrecht erhaltenen Zunftzwange viel mehr als der 30jährige Krieg und andere Unbilden dazu beigetragen hat, die Produktion N.s herabzubringen. Ein gewisses Festhalten am Zunftzwange findet noch immer Statt, wenn auch der Geist der Handwerker ein viel besserer geworden ist. Zu den größeren Fabrikanlagen gehören die heine-zeltnersche Ultramarinfabrik, die cramer-klettsche Eisenbahnwagenfabrik und Eisengießerei, die chemischen Fabriken von Adam und Blaseck, die eckertsche Zündhölzchenfabrik, die wißsche Nadelfabrik, die fleischmannsche Papiermachéfabrik, die brieglebsche Tapetenfabrik, eine königl. Maschinenwerkstatt für die Eisenbahn, eine Kammgarnspinnerei, eine Türkischrothfabrik ꝛc. Außerdem hat die Stadt bedeutende Bierbrauereien. Man verfertigt Metall-, Holz-, Hornwaaren aller Art, Bleistifte, Eichorien, Lebkuchen, kurze Waaren und Spielsachen, vorzugsweise nürnberger Waaren genannt, welche nicht allein durch ganz Europa, sondern selbst nach Amerika und Indien versendet, zum Theil jedoch von den Bewohnern des Thüringerwaldes gefertigt werden. Größere Anlagen besitzt N. nicht, obgleich sehr viel zur Verschönerung der Spaziergänge geschieht; doch sind die Wege überall mit Bäumen bepflanzt, und für Schatten- und Ruheplätze ist reichlich gesorgt. Solche Plätze sind z. B. die Hallerwiese vor dem Hallerthore, der Judenbühl vor dem Laufferthore, die Privatanlage des Kaufmann Plattner an der erlanger Straße, die Rosenau. Die ansehnlichsten Gasthäuser sind: das rothe Roß am Weinmarkt, der bayerische Hof an der Jörreisbrücke, die blaue Glocke und der wittelsbacher Hof am Josephsplatz. Unter den Wirthschaftslokalitäten auf den Basteien sind der Schloßzwinger an der Burg und der Hornzwinger nächst dem Theater die besuchtesten, hinter dem Dominikanerkloster die Wirthschaft zum Jammerthal neben der Himmelsleiter und dem Wurstglöckchen weit und breit bekannt. Der Moritzberg und die Ruine Hohenstein sind das Ziel kleinerer Ausflüge. Der Schmausenbuck jenseit der Pegnitz, unweit Mögeldorf, bietet, obwohl verwildert, mit seinen Umgebungen noch immer einen interessanten Spaziergang. Der Duzend- oder Tutschenteich, eine halbe Stunde von N., ist mit einem schönen Parke umgeben. Das Wappen der Stadt ist ein halber schwarzer Adler in goldenem Felde, in der andern Hälfte 6mal roth und silbern gestreift. Auch führt die Stadt einen goldenen gekrönten Jungfernadler (Harpyie) in Blau, oder einen schwarzen Adler in rothem Felde.

Urkundlich kommt N. zuerst 1050 vor, u. 1219 erhielt die Stadt ihren ersten Freibrief. Im Jahre 1105 soll die Stadt von Heinrich V., als er seinen Vater Heinrich IV. bekriegte, belagert und bis auf die Burg zerstört worden seyn und darauf 34 Jahre lang wüste gelegen haben, bis Kaiser Konrad sie wieder aufbaute. Im Jahre 1127 wurde N. abermals belagert, als ein Burggraf aus dem Hause Hohenzollern auf dem kaiserlichen Palatium saß. Am 25. April 1147 hielt Konrad III. hier einen Hoftag, ebenso Friedrich Barbarossa, der die Reichsveste verschönerte, auch der Stadt am 29. Dec. 1188 den sogenannten Friedebrief gab. Der Hohenstaufe Philipp schlug hier seine Residenz auf und Heinrich VI. begründete 1198 das nürnberger Patriciat, indem er auf einem

Digitized by Google

Turniere daselbst 38 bürgerliche Familien in den Adelstand erhob, aus welchen später die Mitglieder des Raths erwählt wurden. Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts soll N. erblich an das Haus Hohenzollern gekommen seyn, was sich jedoch erst seit der Zeit des Burggrafen Friedrich I., im Anfang des 13. Jahrhunderts, urkundlich erweisen läßt. Im Jahre 1256 schloß sich N. dem rheinischen Bunde an, und nach dem Ausgange des hohenstaufischen Geschlechts erhielt N. seine alte Reichsfreiheit wieder. Im Jahre 1324 und 1356 fanden Reichstage in N. Statt. In den ersten Regierungsjahren Karls IV. empörte sich der Pöbel von N. gegen den Rath, wobei das Rathhaus gestürmt, alle Urkunden und Papiere zerstört und mit Füßen getreten wurden; der von den Rebellen eingesetzte neue Rath wirthschaftete auf das Unsinnigste, bis Karl mit einem Heere vor der Stadt erschien, die Empörer bestrafte und den alten Rath wieder einsetzte. Von nun an stieg der Reichthum N.s mehr und mehr. Im J. 1356 gab Karl hier die goldene Bulle und verweilte mehrmals in der Stadt, welche um diese Zeit oft mit dem Burggrafen in Fehde gerieth. Im Jahre 1352 stiftete Kaiser Wenzel den nürnberger Landfrieden, und 1390 ward hier wieder ein Reichstag gehalten, auf dem ein gleicher Münzfuß für ganz Deutschland festgesetzt wurde. Als 1411 Kaiser Siegmund dem Burggrafen Friedrich die Mark Brandenburg um 400,000 Dukaten verpfändet hatte und dieser eine Fehde mit dem Herzoge von Pommern ausfocht, brannte 1420 Christoph von Leiningen die Wohnung des Burggrafen auf dem Schlosse nieder, und 1427 kaufte der Rath von dem Burggrafen Friedrich VI. die Burg sammt allen Appertinenzien um 120,000 Fl. Doch ward dieser Kauf Veranlassung zu vielen Zwistigkeiten und bis in die neueren Zeiten dauerndem Hader mit den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Schon 1448 brach eine Fehde mit dem Markgrafen Albrecht Achilles aus, in welcher eine Menge Dörfer und Weiler der beiden Parteien zerstört wurden, bis endlich der Markgraf bei dem Kloster Pillenreuth geschlagen wurde, worauf es 1450 zum Vergleich kam. Der Streit entbrannte zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Neuem, und am Sonntag nach Johannis 1502 wurden die Bürger von den markgräflichen Truppen bei dem Dorfe Altfalterbach geschlagen. Im Jahre 1524 wurde die Reformation in N. eingeführt, nachdem ein am 3. März 1523 gehaltenes Religionsgespräch damit geendigt hatte, daß nach der 5. Sitzung sich die Ordensgeistlichen zurückzogen. Die hier 1522 und 1523 gehaltenen Reichstage machten den Protestanten mehre Zugeständnisse, um ihre Hülfe gegen die Türken zu gewinnen. Am 23. Juli 1532 wurde der nürnberger Friede (erster Religionsfriede) zwischen den Protestanten und Katholiken und 1538 der heilige Bund zwischen Kaiser Karl V. und den katholischen Ständen gegen die Protestanten hier geschlossen. An dem schmalkaldischen Kriege nahm N. keinen Antheil, eben so wenig aber auch an der Liga. Am 10. Mai 1609 trat N. der zu Ahausen geschlossenen Union bei, worüber es zu verschiedenen Verhandlungen mit dem Kaiser kam. In dem bald darauf ausbrechenden 30jährigen Kriege litt die Stadt durch die Ausschweifungen kaiserlicher Truppen, in Folge dessen sie sich unter den Schutz des Königs Gustav Adolf von Schweden begab und 1631 eine schwedische Besatzung von 5000 Mann erhielt. Zwar mußte der General Tilly, der die Stadt belagern wollte, bald wieder abziehen; aber bald erschien Wallenstein mit einem Heere von 60,000 Mann vor N., dem sich der König von Schweden mit 20,000 Mann gegenüberstellte. Ein Angriff Gustav Adolfs auf das feindliche Lager wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen, die oft angebotene Feldschlacht nahm Wallenstein nicht an, und so entschloß sich der König endlich, den Posten zu verlassen, nachdem er den Obersten Kniphausen mit 4000 Mann in N. zurückgelassen hatte, worauf Wallenstein sein Lager niederbrannte und dem König langsam folgte. Nach der für die Schweden unglücklichen Schlacht bei Nördlingen und nachdem der Kurfürst von Sachsen sich mit dem Kaiser verglichen hatte, war auch N. genöthigt, dem Vergleiche beizutreten. In Folge des französischen Revolutionskriegs gerieth die Stadt in eine so mißliche Lage, daß sie dem Könige von Preußen, als Burggrafen von N., zu freiwilliger Unterwerfung sich erbot, was aber nicht angenommen wurde. Beim Reichsdeputationshauptschluß von 1803 behielt N. die Reichsfreiheit, gerieth aber mit dem Könige von Preußen, als Burggrafen der Stadt, in große Zwistigkeiten, die noch drückender wurden, als Preußen einen Theil des nürnberger Stadtgebiets förmlich in Besitz nahm. Am 20. Okt. 1805 fand zwischen N. und Eschenau ein Gefecht zwischen den Oesterreichern und Franzosen Statt, in denen die erstern ihre ganze Bagage und viele Gefangene verloren. Im J. 1806 kam die Stadt mit einem Gebiete von 23 □Meilen und 80,000 Einwohnern, aber auch mit einer Schuldenlast von fast 9 Millionen Gulden an die Krone Bayern. Zum Gebiete der Stadt gehörten der ehemalige Burgfrieden, die Orte auf den Seiten des großen Reichswaldes, die Pflegämter Wöhrd, Gostenhof, Altdorf, Lauf, Hersbruck, Reicheneck, Engelthal, Velden, Petzenstein, Hipoltstein, Gräfenberg, Lichtenau und die Weiberspitäler St. Leonhard, Peter und Jobst mit ihren Gütern. Vgl. Mayer, N. und seine Merkwürdigkeiten, Nürnberg 1852; J. E. Waldau, Beiträge zur Geschichte von N., das. 1786—1789, 4 Bde.; Neue Beiträge ꝛc., das. 1790; J. K. S. Kiefhaber, Monatliche Anzeigen der alten und neuen Geschichte von N., das. 1803—1807, 3 Bde.; J. K. Siebenkees, Chronik der Stadt N., Altd. 1790.

Nürnberger, Joseph Christian, astronomischer und belletristischer Schriftsteller, 1779 zu Magdeburg geboren, ward 1801 Postsekretär in Landsberg an der Warthe, 1805 Postkommissär in Halle und, nachdem er die Schrift: „Die Theorie der Infinitesimalrechnung" (Berlin 1812) herausgegeben hatte, 1816 Postmeister in Sorau, 1823 kgl. preuß. Hofrath u. später Geheimer-Hofrath, dann Postdirektor zu Landsberg a. d. W., wo er den 5. Febr. 1848 †. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Novellenkranz" (Berlin 1830); „Erzählungen" (Dresden 1834, 2 Bde.); „Astronomische Reiseberichte" (Kempten 1837); „Ernste

Novellen und Skizzen" (daf. 1839); „Stillleben, oder über die Unsterblichkeit der Seele" (daselbst 1839); „Ernste Dichtungen" (daselbst 1841). Von seinem populären „Astronomischen Wörterbuche" war bei seinem Tode nur der 1. und ein Theil des 2. Bandes erschienen. Sein Sohn, Woldemar N., 1818 zu Sorau geboren, studirte zu Leipzig, Halle und Berlin Medicin, machte dann Reisen durch Deutschland, Holland, die Schweiz, nach Dänemark, Italien, Südfrankreich und Afrika u. lebt gegenwärtig als praktischer Arzt zu Landsberg a. d. W. Er machte sich als Novellist in hoffmann-callotscher Manier bekannt durch seinen „Josephus Faust" (Berlin 1852), „Die Erben von Schloß Stennerhorst" (Landsberg 1852), „Dunkler Wald und gelbe Düne" (Leipzig 1855), „Koralla" (daf. 1856), „Trauter Herd und fremde Wege" (daf. 1856) u. a. Seine Balladen und Romanzen sammelte er in den „Bildern der Nacht" (Landsb. 1852).

Nürnberger Eier, früheste Benennung der in Nürnberg von Peter Hele erfundenen Taschenuhren.

Nürnberger Trichter, trichterförmige Hörmaschine für Schwerhörige; auch scherzhafte Bezeichnung einer Lehr- und Lernmethode, welche keine selbstständige Bemühung des Schülers erfordert.

Nürnberger Waaren, s. Nürnberg.

Nürnberger Wachs, Mittel zum Vergolden, besteht aus einer Mischung von geschmolzenem Wachs, Röthelstein, Vitriol, gebranntem Kupfer, Grünspan und Borax.

Nürtingen, Oberamtsstadt im württembergischen Schwarzwaldkreis, am Neckar, mit einer Brücke über denselben, hat eine lateinische und Realschule, alte Kirche, ein ehemaliges Schloß, reiches Spital, eine Zeuchmanufaktur, Baumwollspinnerei, Türkischrothfärberei, Fabriken von Perlmutterwaaren und musikalischen Instrumenten, Feld-, Obst- und Weinbau und 4500 Einwohner.

Nugent, alte, aus Irland stammende Familie von normannischer Abkunft. Als ihr Ahnherr wird genannt Gilbert von N., welcher unter Heinrich 1172 Irland erobern half und sich nach der ihm verliehenen Baronie Baron von Delvin nannte. Die Hauptlinie der Familie wurde 1621 in den Grafenstand erhoben und mit dem Grafentitel von Westmeath ausgestattet. Eine jüngere Linie, N. von Ballynaeore, ist in Oesterreich ansässig. George N.-Temple-Grenville, jüngerer Sohn des Marquis von Buckingham (s. d.), den 30. Dec. 1788 geboren, folgte 1813 seiner Mutter in der irischen Peerswürde als Lord N. u. trat, nachdem er seine Studien in Oxford vollendet, 1812 ins Unterhaus, wo er sich durch Liberalismus sowie Parteinahme für die Königin Karoline und die Griechen bemerklich machte. Als im November 1830 die Whigs ans Ruder kamen, wurde N. Lord des Schatzes, 1832 aber Lord-Oberkommissar der jonischen Inseln, von wo er 1835 abberufen wurde. Er lebte hierauf ausschließlich literarischen Beschäftigungen, bis ihn 1847 die Stadt Aylesbury wieder ins Parlament wählte. N. † ohne männliche Nachkommenschaft den 26. Nov. 1850. Schon 1812 hatte er ein Gedicht „Portugal" veröffentlicht und 1832 sehr interessante „Memorials of John Hamden" herausgegeben. In dem Werke „Lands classical and sacred" (London 1843, 2 Bde.) schilderte er seine Reisen im Orient, und im Verein mit seiner Gemahlin schrieb er die „Legends of Lilies, by the Lord and Lady thereof" (daf. 1846, 2 Bde.). Haupt der älteren Linie ist Laval, Graf N. von Westmeath, ausgezeichneter österreichischer Heerführer, um 1780 zu Prag, wo sein Vater österreichischer Generalfeldzeugmeister und Gouverneur war, geboren, trat frühzeitig in Militärdienste und war 1809 Oberst und Chef des Generalstabes beim Erzherzog Johann, leitete als General 1813 die Kriegsunternehmungen gegen den Vicekönig Eugen mit vieler Umsicht, eroberte Istrien und schloß die Uebereinkunft mit Murat ab, welche diesem die Krone Neapels garantirte. Als letzterer 1815 nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba sich zu Gunsten seines Schwagers erklärte, erhielt N. das Kommando über den rechten Flügel der österreichischen Armee in Italien, dann als Feldmarschallieutenant das Kommando im franz. Departement der Rhonemündungen, kehrte aber bald nach Neapel zurück, um die Reorganisirung der sicilianischen Armee zu übernehmen, und trat 1817 als Generalkapitän von Neapel förmlich in die Dienste König Ferdinands, nachdem ihn 1816 Papst Pius VII. zum römischen Fürsten erhoben hatte. Nach dem Ausbruch der Insurrektion zu Monteforte 1820 sah er sich zur Flucht genöthigt, trat nun wieder in österreichische Dienste, rückte zum Feldzeugmeister auf und erhielt 1848 das Kommando eines Armeecorps, mit welchem er den von den Piemontesen bedrängten Radetzky unterstützte. Auch im ungarischen Kriege befehligte er ein eigenes Corps und ward zum Feldmarschall befördert.

Nuits, Stadt im französischen Departement Côte d'Or, in einer an vorzüglichem Wein fruchtbaren Gegend, am Meuzin, hat ein Handelsgericht, ein Hospital, Branntwein-, Kirschwasser- und Weinessigfabrikation, Färberei, beträchtliche Tuch- und Lederfabriken, Wein- und Tuchhandel und 4000 Einw.

Nukahiva (Madisonsinsel), die größte der 8 Washingtoninseln, 15 Meilen im Umfang haltend, mit felsigen Küsten, ziemlich hohen Bergen, fruchtbaren Thälern, gut bewässert, erzeugt Brodfrucht, Yams, Schweine und Ratten. Die Einwohner, etwa 18,000, sind wohlgewachsen, kriegerisch, aber so roh, daß sie nicht allein die erschlagenen Feinde auffressen, sondern bei eintretendem Mangel selbst Weiber und Kinder schlachten.

Nules, Stadt in der spanischen Provinz Valencia, unweit der Küste des mittelländischen Meeres, mit 4000 Einwohnern. In der Nähe 500 große, als Kornmagazine benutzte Felsenhöhlen (Silo's).

Null (v. Lat.), in der Arithmetik der Unterschied zweier gleichen Größen: a — a = 0. Man bedient sich des Zeichens 0 beim Schreiben der Zahlen, um anzudeuten, daß in irgend einer Stelle keine geltenden Ziffern stehen. In unserem dekadischen Zahlensystem wird jede ganze Zahl

Digitized by Google

durch eine rechts angehängte N. 10mal größer, als sie erst war, jeder Decimalbruch aber durch eine links vorgesetzte N. 10mal kleiner als vorher. In der Musik wird das Nullzeichen gebraucht: in der Generalbaßbezifferung, wo es anzeigt, daß zu dem Baßtone, über oder unter dem es sich findet, keine Harmonie genommen werden soll, u. in der Applikatur der Saiteninstrumente, wo es die leere Saite anzeigt.

Nulla dies sine linea (lat.), d. i. kein Tag ohne eine Linie, sprüchwörtliche Redensart des griechischen Malers Apelles, die so viel sagen soll, daß man keinen Tag ganz ohne nutzenbringende Thätigkeit verstreichen lassen soll.

Nullifikation (v. Lat.), Nichtigmachung, Aufhebung; besonders in den nordamerikanischen Freistaaten das Bestreben einer Partei (Nullifiers), die Verbindung mit den südlichen Staaten aufzuheben.

Nullität (v. Lat., Nichtigkeit), im juristischen Sinne die völlige Ungültigkeit eines Rechtsgeschäfts oder der darüber aufgesetzten Urkunde, eines Testaments, Richterspruchs oder einer ganzen prozessualischen Verhandlung. Sind bei einem Rechtsgeschäft gewisse Formen durch das Gesetz als bestimmte und wesentliche Bedingungen seiner Gültigkeit vorgeschrieben, so zieht deren Vernachlässigung die N. von selbst nach sich; doch ertheilen die Gesetze auch hinsichtlich des Inhalts der Rechtsgeschäfte Vorschriften über deren wesentliche Erfordernisse zur Gültigkeit. Unter den nichtigen Rechtsgeschäften unterscheidet man solche, die einer absoluten Nichtigkeit unterliegen, auf welche sich jeder dabei Betheiligte berufen kann, von denen, die nur einer relativen Nichtigkeit unterliegen, welche nur einer bestimmten Person zu Gute kommt. So kann z. B. eine ungültige Verpfändung einer Sache von dem Verpfänder und von jedem Gläubiger des verpfändenden Schuldners angefochten werden, während eine von einer Ehefrau ohne Ermächtigung des Ehemannes eingegangene Verbindlichkeit nur von ihr oder ihrem Manne als nichtig angefochten werden kann. Uebrigens hebt die N. eines Theiles des Rechtsgeschäfts oder eines Punktes die Gültigkeit des Uebrigen nicht auf, in sofern dieses an und für sich auf gültige Weise vollzogen ist und in der Trennung vom Ungültigen fortbestehen kann, wie z. B. die Ungültigkeit eines einzelnen Legats an einen Unfähigen nicht die Gültigkeit des ganzen Testaments aufhebt. Da der französische Civil- und Kriminalprozeß vielen Förmlichkeiten unterliegt, so kommen dort häufig genug Fälle von Nichtigkeitserklärungen oder Kassationen vor, und es ist zur Entscheidung über Nichtigkeitsbeschwerden ein eigner Kassationshof niedergesetzt. In England, wo namentlich das Kriminalverfahren ebenfalls in viele Förmlichkeiten eingeengt ist, gehen die Nichtigkeitsbeschwerden (writs of error) in letzter Instanz an das Parlament. Ein Rechtsspruch ist nichtig, wenn ihm entweder eine ganz unhaltbare Erörterung der Thatsachen zu Grunde liegt, oder wenn wesentliche Bestandtheile des Prozesses verletzt sind, oder wenn er gegen ein klares und ausdrückliches Gesetz geht. Gehören die verletzten Vorschriften nicht nur dem positiven, sondern zugleich dem natürlichen Recht an, so begründen sie eine unheilbare N. des Urtheils und damit die Zulassung der dagegen gerichteten Beschwerden auf 30 Jahre hinaus; sind dagegen von dem Richter nur Formvorschriften, welche den Prozeßgang betreffen, verletzt worden, so liegt eine heilbare N. vor, und die Partei, welche auf Grund derselben eine Nichtigkeitsklage erheben will, muß dieselbe innerhalb der gewöhnlichen Appellationsfrist anbringen. Welche Verletzungen der Vorschriften des Prozeßverfahrens heilbarer u. welche unheilbarer Natur sind, darüber besteht aber der größte Streit und die vielfachste Ungewißheit. Dem Mißbrauch der Nichtigkeitsklage, wodurch man nach Durchführung eines Prozesses durch alle Instanzen das letzte Urtheil noch als nichtig anfechten konnte, suchte schon die deutsche Reichsgesetzgebung in dem Reichsabschiede von 1654 entgegen zu wirken, indem sie nur wegen unheilbarer N. eine eigene Nichtigkeitsklage und auch da nur innerhalb 30 Jahren zuließ; doch wurde der Begriff der Unheilbarkeit eben nicht genau bestimmt.

Numantia, die Hauptstadt der Arevaker, nach Andern der Pelentonen in Hispania tarraconensis, im heutigen Altkastilien, lag am Durius bei seiner östlichen Beugung unterhalb der Stadt Soria, wo der kleine Pueto sich mit dem Hauptstrome vereinigte. Nach Florus hatte sie weder Mauern noch Thürme; ihre natürliche Lage machte sie aber zur Festung, da sie auf einer steilen Anhöhe gelegen und nur auf einer Seite zugänglich, diese aber durch Kunst befestigt war. Ihr Umfang betrug 24 Stadien oder Zweidrittheile einer deutschen Meile. Berühmt ist sie durch den heldenmüthigen Widerstand, den sie mit ihren 8000 streitbaren Männern den Römern bis zu ihrem Untergange leistete. Schon 153 v. Chr. hatten die Numantiner glücklich gegen den römischen Konsul Quintus Fulvius Nobilior gekämpft, und nachdem Quintus Cäcilius Metellus Macedonicus 143 und 142 alle Stämme des diesseitigen Spaniens, die an dem Kriege des Viriathus Theil genommen, unterworfen, waren sie allein noch unbesiegt, als 141 Quintus Pompejus den Oberbefehl übernahm. Der Friede, zu dem sie sich erboten, kam nicht zu Stande, da der Konsul die Auslieferung aller Waffen verlangte. Bald aber sah er sich von ihnen so bedrängt, daß er ihnen unter günstigen Bedingungen Frieden anbot, worauf die Belagerten eingingen. Als aber der neue Konsul Marcus Popilius Länas den Pompejus ablöste, leugnete dieser den Vertrag, u. der Kampf begann von Neuem. Popilius ordnete einen Sturm an, wurde aber mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen. Noch schlimmer erging es dem Konsul Cnejus Hostilius Mancinus, welcher 137 das Kommando erhielt u. durch einen Ausfall der Belagerten so sehr in die Enge getrieben wurde, daß er, um der Gefangenschaft zu entgehen, auf eine Kapitulation antragen mußte. Aber nur auf das Wort des Quästors Tiberius Sempronius Graechus ließen sie sich in Unterhandlungen ein und verlangten Frieden auf gleiche Bedingungen, den der Konsul, der Quästor und die vornehmsten Offiziere beschworen. Allein auch dieser Vertrag ward vom rö-

mischen Senate verworfen und Mancinus selbst den Numantinern zur Sühne ausgeliefert, die ihn jedoch nicht annahmen. Der Krieg ruhte nun, bis 134 der jüngere Publius Cornelius Scipio Africanus nach Spanien geschickt wurde. Scipio's erstes Geschäft war, die zerrüttete Mannszucht im Heere wieder herzustellen. Er vermied jedes Gefecht mit den Numantinern, verwüstete dagegen das Land im Umkreise der Stadt und umschloß diese eng durch Wall und Graben mit seinem durch Jugurtha's Hülfsvölker auf 60,000 Mann verstärkten Heere. Vergeblich hofften die Numantiner von ihren Bundesgenossen Hülfe. Von den Spaniern wagte Niemand, den Bedrängten beizuspringen, nachdem Scipio einen derartigen Plan an 400 Jünglingen der Stadt Lucia durch Abhauen des rechten Arms grausam geahndet hatte. Als endlich in N. die Noth aufs Höchste gestiegen war, knüpften die Belagerten Unterhandlungen an, die sich jedoch zerschlugen, da Scipio Auslieferung der Waffen und Uebergabe auf Gnade und Ungnade verlangte. Die Numantiner beschlossen nun, das Aeußerste abzuwarten, schlachteten die Pferde, kochten alle Geräthschaften von Leder und nahmen endlich ihre Zuflucht zu Menschenfleisch. Das Ende der Belagerung wird verschieden erzählt. Nach Einigen unternahmen die Einwohner zuletzt einen Ausfall, bei welchem der größte Theil umkam, während die übrigen ihre Häuser in Brand steckten und sich mit Weibern u. Kindern in die Flammen stürzten. Nach Anderen wurde die Stadt übergeben, doch fand der Sieger nur wenige am Leben. Die Stadt ward vom Grunde aus zerstört. Später erstand dieselbe wieder aus ihren Trümmern, blieb aber unbedeutend. Ruinen derselben finden sich bei Puente de Don Garray.

Numa Pompilius, zweiter sagenhafter König von Rom, Sohn des Sabiners Pompilius Pompo, Eidam des Königs Tatius, der mit Romulus herrschte, wurde von Cures im Sabinerlande, wo er als Privatmann lebte, nach dem Tode des Romulus und dem einjährigen Interregnum nach Rom zur Herrschaft gerufen (715 v. Chr.). Er wandte sein Augenmerk auf die innere Einrichtung des Staats, dankte die vom Romulus angenommene Leibwache ab, weil er bloß in der Liebe seiner Unterthanen Schutz finden wollte, suchte alle Mißhelligkeiten unter den Bürgern zu schlichten, vollkommene Einigkeit unter denselben herzustellen und ihre wilden kriegerischen Gelüste durch religiöse Eindrücke zu mäßigen. Ihm verdankte Rom eine wohlgeordnete Einrichtung der Volksreligion, die er durch Glanz und Feierlichkeit ehrwürdig zu machen suchte und mit welcher er die Gesetzgebung in genaue Verbindung brachte. Nach Plutarch unterrichtete er sogar die Römer von der geistigen, unkörperlichen und unsichtbaren Natur Gottes, der unter keiner Gestalt vorgestellt werden könne noch dürfe; auch schaffte er die bis dahin üblichen Menschenopfer und überhaupt alle blutigen Opfer ab, lehrte die Römer Achtung der Eidschwüre und setzte die Flamines, Salier, Vestalinnen, Auguren, Fetialen und als Aufseher des ganzen Kultus die Pontifices und Celeres ein. Er baute verschiedene Heiligthümer und Tempel, z. B. den Janustempel, der unter ihm stets geschlossen blieb, verbesserte den Kalender, förderte den Feld- und Weinbau durch Vorschriften und sicherte ihn durch Einführung geheiligter Grenzsteine (termini). Ferner theilte er die Handwerker in Zünfte (collegia), gab verschiedene Gesetze für die Sittsamkeit der Weiber und schränkte die Gewalt der Väter über die Kinder nach der Verheirathung derselben ein. Um seinen Anordnungen mehr Eingang zu verschaffen, benutzte er den Volksglauben von seinem Umgange mit der Nymphe Egeria in dem Haine von Aricia und gab sie für himmlischen Ursprungs aus. N. † nach 43jähriger Regierung 672 v. Chr. und wurde auf dem Janiculusberge begraben, wohin man, seiner Verordnung gemäß, auch seine Schriften begrub. Letztere wurden 490 Jahre später ausgegraben, aber auf Befehl des Senats verbrannt, weil sie vermuthlich Manches enthielten, was man nicht bekannt werden lassen wollte. Seine Tochter Pompilia heirathete den Numa Marcius und wurde die Mutter des vierten Königs von Rom, Ancus Marcius.

Numeralia (lat., Zahlwörter), adjektivische Wörter, welche die Verhältnisse der Zahl und Menge ausdrücken und gewöhnlich nur attributiv gebraucht werden. Sie sind entweder bestimmte, welche eine bestimmte Zahl ausdrücken, z. B. drei, vier, oder unbestimmte, die entweder eine unbestimmte Zahl, z. B. manche, jeder, oder eine unbestimmte Menge, z. B. viel, wenig, bezeichnen. Die bestimmten Zahlwörter sind entweder Grundzahlwörter (Cardinalia), z. B. drei, vier, oder abgeleitete Zahlwörter, die man wieder in Ordnungszahlwörter (Ordinalia), z. B. der dritte, der vierte, Eintheilungszahlwörter (Distributiva), z. B. je zwei, je drei, Vervielfältigungszahlwörter (Multiplicativa), z. B. einfach, zweifach, einmal, zweimal, eintheilt.

Numeri (lat.), das vierte Buch Mosis, s. Pentateuch.

Numerisch (v. Lat.), sich auf Zahlen beziehend, zum Unterschiede von algebraisch, was sich auf Buchstaben, als allgemeine Größenzeichen, bezieht. Eine numerische Gleichung ist daher eine solche, in welcher die bekannten Größen nicht durch Buchstaben, sondern durch Zahlen ausgedrückt sind.

Numerus (lat.), Zahl, Takt, Wohlklang, in der prosaischen Rede das Ebenmaß zwischen den Sätzen und ihren Gliedern, welches dem mündlichen Vortrage Wohlklang gibt (vergl. Tonfall); in der Grammatik Zahlform, in den meisten Sprachen nur eine zweifache, Singularis (Einzahl) und Pluralis (Mehrzahl), zu welchen aber in mehren Sprachen des indogermanischen Sprachstammes, z. B. in der altgothischen, der griechischen, zur Bezeichnung der Zahl zwei noch eine besondere Zahl, Dualis, hinzukommt.

Numidien, nordafrikanisches Reich, das heutige Algerien begreifend, grenzte gegen Norden an das Mittelmeer, gegen Osten an Africa propria, von dem es durch den Fluß Tusca (jetzt Wadi-el-Berber) getrennt wurde, gegen

Digitized by Google

Westen durch den Fluß Mulucha (jetzt Moluya) an Mauritanien und gegen Süden an die Ketten des großen Atlas, die es von dem Lande der Gätuler und dem innern Libyen schieden. Die Völker dieses Landstrichs gehörten ursprünglich zu Einem Völkerstamme, der von dem der Neger ganz verschieden war; aber aus beiden bildeten sich die Melanogätuli, und einzelne Völkernamen knüpften sich an bestimmte Gegenden an, wie die der Massaesylii und der Massylii, von denen jene im westlichen, diese im östlichen Theile des numidischen Reichs wohnten. Die Griechen nannten diese Völker nach ihrer Lebensweise Nomaden, woraus die Römer das Wort Numidae bildeten und damit ein Volk benannten, dessen Sitze sich auf das Land zwischen Mauritanien und dem eigentlichen Gebiet von Karthago beschränkten, während der Name Mauri ausschließlich den Bewohnern von Mauritanien gegeben ward. Im westlichen Theile N.s herrschte Syphax über die Massaesylii, deren Gebiet später zu Mauritanien geschlagen wurde; im östlichen Theile war der erste bekannte Fürst Gala, welcher seinen Sohn Massinissa in Karthago bilden ließ und auch im Kriege der Karthager gegen Rom auf der Seite der ersteren stand. Auf Gala folgte sein Bruder Oesalces und diesem widerrechtlicher Weise dessen Sohn Capusa. Dieser wurde von Mezetulus, einem Anverwandten der königlichen Familie, vertrieben. Massinissa schlug denselben mit Unterstützung der Karthager und kam dadurch wieder in den Besitz seines Erbes. Syphax stand im zweiten punischen Kriege auf Seite der Römer, ward von Massinissa mit Krieg überzogen und anfangs besiegt, erhob sich dann aber mit Hülfe der Römer wieder und vertrieb nun den Massinissa aus seinem Reiche. Als er aber in Folge seiner Verheirathung mit Sophonisbe, der Tochter des Hasdrubal, auf die Seite der Karthager herübergezogen wurde, verband sich Massinissa mit den Römern, schlug mit deren Hülfe den Syphax und beraubte ihn seines Reichs. Der römische Feldherr Scipio gab ihm nach der Schlacht bei Zama einen Theil des Massäsylierlandes, welches vereinigte Reich seitdem N. hieß. Massinissa's Söhne und Nachfolger waren Micipsa, Gulussa und Manastabal, die sich in das Reich theilten. Nach dem Tode der beiden letztern ward Micipsa wieder Herr des ganzen Reichs, welches er 119 v. Chr. unter seine Söhne Adherbal und Hiempsal und seinen Neffen, den Sohn Manastabals, Jugurtha, theilte. Nach Jugurtha's Vernichtung vertheilten die Römer das Land unter die noch übrigen Glieder der königlichen Familie, deren eins, Juba I., Hiempsals Sohn, sich im Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar als treuen Anhänger des erstern bewies und dem Cäsar empfindlichen Nachtheil zufügte. Nach der Besiegung Juba's im afrikan. Kriege (46 v. Chr.) wurde N. unter dem Namen Numidia propria römische Provinz, zu deren Statthalter der Geschichtschreiber Sallustius eingesetzt ward. Augustus gab den westlichen Theil vom Flusse Ampsaga (jetzt Wad-el-Kibbir) an mit Mauritanien an Juba II., während der östliche Theil, das eigentliche N., unter der unmittelbaren Botmäßigkeit Roms blieb und einen Theil der Provinz Afrika bildete. Die bedeutendsten Städte darin waren Hippo, Naragarra, Zama und Cirta. Bei der Theilung des römischen Reichs unter Theodosius kam N. an das weströmische Reich, darauf an die Vandalen, nach deren Vernichtung im 6. Jahrhundert an das byzantinische Reich und im 7. Jahrhundert an die Araber.

Numismatik (Münzkunde), die Wissenschaft und Lehre von den Münzen, in technischer und geschichtlicher Beziehung, eine historische Hülfswissenschaft. In technischer Hinsicht hat sie den Stoff der Münzen und seine Mischungen, das mechanische Verfahren des Münzens, das Gepräge ꝛc. ins Auge zu fassen, in geschichtlicher beschäftigt sie sich mit dem Datum der einzelnen Stücke, den Münzherren und der Deutung der Embleme, Typen und Inschriften. Sie ist demnach durchaus an das Materielle der Münzen gebunden und überläßt die Untersuchung der gesetzlichen oder konventionellen Veränderungen im Schätzungswerthe der Münzen der Theorie des Geldes. Als historische Hülfswissenschaft, namentlich als ein Theil der Archäologie, hat sie es vorzugsweise mit den Münzen und Denkmünzen des Alterthums und des Mittelalters, sowie mit den Denkmünzen und seltener gewordenen Münzen neuerer Zeit zu thun. Man hat die N. verschiedenartig eingetheilt, nach der Materie, nach der Form, nach Darstellung und Kunstwerth der Münzen. Am meisten empfiehlt sich die Eintheilung der Münzen nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Entstehung in drei Hauptklassen: alte, mittlere und neuere, an welche sich die barbarischen und die orientalischen Münzen als eigene Abtheilungen anschließen. Alle diese Klassen mit Fertigkeit zu unterscheiden, ist die nächste Anforderung an den Numismatiker, der für sein mühsames Geschäft durch eine Menge folgenreicher Aufschlüsse über Zeitbestimmung, Ortskunde und Namenangabe belohnt wird. Den reichsten Gewinn in dieser Beziehung geben die alten Münzen, d. h. die Münzen des klassischen Alterthums bis zum Untergange des weströmischen Reichs. Sie sind die vorzüglichste Quelle unserer Kenntnisse von untergegangenen Städten, Reichen und Sprachen, und haben deshalb auch vorzugsweise die Forscher beschäftigt. Unter den Münzen der mittlern Zeit begreift man alle, welche nach der Auflösung des römischen Reichs in den neu sich bildenden europäischen Staaten in Umlauf kamen, die Inkunabeln der damals vergessenen Prägkunst, Brakteaten, Soliden, Tournosen ꝛc. Die Klasse der neuern Münzen fängt in den verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten an; doch dürfte das Vorkommen von Schaumünzen wohl überall als Epoche angesehen werden. Viele rechnen noch die Münzen der oströmischen Kaiser, die sogenannten Byzantiner, zu den antiken Münzen; allein mit größerem Rechte werden sie zu denen des Mittelalters gezogen. Neben der chronologischen Ordnung dieser drei Hauptklassen findet zur bessern Uebersicht eine geographische Zusammenstellung derselben Statt, mit Ausnahme der römischen Münzen, die in Konsularmünzen, Familienmünzen u. Kaisermünzen eingetheilt sind.

Die N. als gelehrte Beschäftigung scheint von den Alten völlig unbeachtet geblieben zu seyn.

Erst im 15. Jahrhundert fing man an, Münzsammlungen (s. d.) anzulegen. Die früheste Anleitung zur N. gab 1577 der Spanier Antonio Agostino in seinen fast in alle Sprachen übersetzten „Dialogen." Jacopo u. Ottavio Strada gewannen durch Bilderbücher die Neigung der Reichen und Vornehmen für das Sammeln. Wolfgang Lazius, Kaiser Ferdinands I. Leibarzt, machte zuerst Anwendung von den Münzen zur Erläuterung der Geschichte. Fulvio Orsini u. ein Arzt zu Augsburg, Ad. Occo, wandten ihren Fleiß auf römische Familien- und Kaisermünzen. Der Niederländer Hub. Goltzius (geboren 1526) beachtete zuerst auch die griechischen Münzen. Unterdeß hatte man in Folge der vielen Nachfragen nach antiken Münzen auch gelernt, dieselben täuschend ähnlich nachzumachen. Es geschah dies anfangs keineswegs in der Absicht, damit zu hintergehen, sondern bloß der Nachfrage abzuhelfen; bald aber machte man aus dem erkünstelten Betruge ein Gewerbe, das noch jetzt getrieben wird. Vgl. Sestini, Soprai moderni falsificatori di medaglie greche antiche etc., Flor. 1826. Solche falsche Münzen, vorzüglich antike, verfertigten unter Andern Weber in Florenz und Becker in Hanau und Offenbach. Die Menge unächter Münzen schreckte zwar einigermaßen von der N. ab; aber desto umfassender waren die Forschungen, die Vaillant, Spanheim, J. J. Geßner, Pellerin u. A. einzelnen Münzklassen zuwendeten. Der kritischen Sichtung des Aechten und Unächten und der übersichtlichen Anordnung des Ganzen unterzog sich mit Erfolg Jos. Eckhel, der durch seinen trefflichen Katalog über das reichhaltige wiener Münzkabinet und vorzüglich durch seine 1792—1798 erschienene „Doctrina nummorum" der Wissenschaft Gestalt und Richtung bis auf die neueste Zeit gab. Seinem Systeme schlossen sich an Domenico Sestini in seinen verschiedenen Werken und Mionnet in der „Description des médailles grecq. antiques" (6 Bände, Par. 1806—13, Supplemente, 6 Bände, Par. 1819—29), sowie in der Schrift: „De la rareté des médailles rom." (Par. 1815; 2. Aufl., 2 Bde., 1827). Vgl. Millingen, Ancient coints of Greek cities and kings, London 1831, und Anumismatic atlas of ancient history, daf. 1829. Wie viel die N. und alle auf ihre Hülfe angewiesenen Wissenschaften durch monographische Bearbeitungen der Münzen einzelner Distrikte und Epochen gewinnen können, zeigen Arbeiten wie Friedländers „Die oscischen Münzen" (Leipzig 1850). Mit großem Erfolge hat man in neuerer Zeit die Bearbeitung der orientalischen Münzen begonnen, namentlich hat Frähn zu großem Eifer auf diesem Gebiete der Forschung angeregt. Verdienste erwarben sich unter Andern Erdmann, Tornberg, Castiglione, Möller, Stickel („Handbuch der morgenländischen Münzkunde," Heft 1, Leipz. 1845), Dorn ꝛc. um die Münzen der moslemitischen Staaten, Endlicher um chinesische und japanische, Brosset um georgische, Prinsep, Lassen, Wilson um baktrische und ältere indische Münzkunde, Olshausen, Dorn, Mordtmann um die Münzen mit Pehlwilegenden, Gesenius und besonders der Herzog von Luynes um phönicische Münzen. Mit den mittelalterlichen Münzen verfuhr man nach derselben Methode, die sich bei den alten Münzen bewährt hatte; doch fehlt es noch immer an einer Gesammtübersicht. Treffliche Vorarbeiten dazu lieferten Mader („Kritische Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters," 6 Thle., Prag 1803—15; „Versuch über die Brakteaten," 2 Thle., daf. 1797—1800), Lelewel („Numismatique du moyen age," 2 Bde., Paris 1836) ꝛc. Die Münzen der Ostgothen (Berlin 1844) und der Vandalen (Leipzig 1849) fanden an Jul. Friedländer, die der Angelsachsen an Hildebrand (Stockh. 1846) treffliche Bearbeiter. Ueber die spanischen Münzen schrieben Lastanoso, über die italienischen Argelati und Zanetti, über die neapol. Vergara, über die savoyischen Promis, über die französischen Leblanc, Rollin, Dupuy, über die englischen Akerman und Rüding, über die niederländischen Alkemade, Leclerc, van Mieris, van Loon, Verkade, über die schwedischen Brenner und von Berch, über die russischen Chandoir, über die polnischen Bandtke, Raczynski, Zagorski, Rastawiecky, über die ungarischen Schönvisner, Szechenyi, Rupp, über die böhmischen Voigt, über deutsche von Göz, über österr. Karajan, über preußische Voßberg, über bayerische Obermayer, über sächsische Sagittarius, Olearius, Leuckfeldt, Schlegel, Schmidt und von Posern-Klett, über die würtembergischen Binder, über die schweizerischen G. F. von Haller und H. Meyer, über die elsassischen Berstett, über die hamburg. Gädechens ꝛc. Eine Uebersicht der Leistungen im Gebiete der neuern N. geben mehre Prachtwerke, die sogenannten „Histoires metalliques" Ludwigs XIV., Ludwigs XV., der französischen Revolution (von Millin, Paris 1806—22), Napoleons ꝛc. Aus der Reihe dieser Münzen haben einzelne Schriftsteller einzelne Klassen ausgehoben (Lilienthals Thalerkabinet, Köhlers Dukatenkabinet, Böhme's Groschenkabinet, Reinhards Kupferkabinet ꝛc.), wodurch dann tiefere Ergründung möglich ward; andere Werke umfassen ganz specielle Klassen, wie Zepernicks „Die Kapitels- und Sedisvakanzmünzen" (Halle 1822—24). Die interessantesten Nachrichten von neueren Münzen findet man in Köhlers „Münzbelustigungen" und Joachims „Medaillenkabinet"; auch das „Museum Mazzuchellianum", Möhsens „Berliner Medaillensammlung" und Herás' „Bildnisse der regierenden Fürsten und berühmten Männer in Schaumünzen vom 14. bis zum 18 Jahrhundert" (Wien 1828) bereichern die Geschichte der Münzglyptik. Vergl. Eckhel, Anfangsgründe der alten N., Wien 1788, 2. Aufl. 1807; Gräße, Handbuch der alten N., Leipzig 1852; L. Ch. Schmieder, Handwörterbuch der gesammten Münzkunde, Halle und Berlin 1811—15; Leitzmann, Abriß einer Geschichte der gesammten Münzkunde oder Nachrichten von dem Münzwesen, Erfurt 1828; Böckh, Metrologische Untersuchungen, Berlin 1838. Zur Uebersicht der überreichen Literatur der N. ist brauchbar: Lipsius, Bibliotheca numaria etc., 2 Bde., Leipzig 1801. Schlichtegrolls Annalen der gesammten N. hörten mit dem 2. Jahrgang auf. Die dadurch entstandene Lücke suchen numismatische Zeitschriften, besonders von Leitzmann (Weißenfee 1834 f.), Grote (Hannover 1834 f.), Köhne (Berlin 1841 f.) auszufüllen.

Digitized by Google

In Frankreich wurde die „Revue numismatique" von Cartier und L. de la Saussaye (Par. 1840 f.) begründet; in Belgien erscheint die „Revue de la numismatique belge" seit 1843 zu Tirlemont, in England die „Proceedings" der numismatischen Gesellschaft seit 1836; van der Chijs gab in den Niederlanden seit 1833 die „Tijdschrift voor Munt- en Penningkunde" heraus. Am wichtigsten aber für die N. scheint das von Collas erfundene Verfahren des Stahl- und Kupferstiche zu werden, das mit überraschender Wahrheit das Relief von der Münze selbst auf die Platten trägt. Einen Beleg hierzu gibt der seit 1834 heftweise in Paris erscheinende „Trésor de numismatique et de glyptique. Andere Kartenwerke zur Geschichte des antiken Münzwesens lieferten Green („Atlas numismatique," Par. 1829) und Sestini „Classes generales geographiae numismaticae", 2. Ausgabe, Florenz 1821).

Numitor, s. Romulus und Remus.

Nummuliten, nach Montfort ausgestorbenes Polythalamiengeschlecht, nach Fortis und Ehrenberg innere Knochen mit spiralem Bau, ähnlich dem strahligen Knochen der Porpita, haben linsenförmige, ganzrandige Körper ohne Mündung oder Mundabsatz und unregelmäßig spiral-umfassende Kammern und erscheinen nur fossil, tertiär und in der Kreide, oft in ungeheurer Menge, für sich allein ganze Gebirgsmassen zusammensetzend (Nummulitengesteine). Die Arten sind noch nicht genau geschieden.

Nummulitensandstein, s. Molassegruppe.

Nummus (numus, lat.), was durch Sitte oder Gesetz gebräuchlich ist, daher das kurrente Geld, die Münze; insbesondere eine römische Münze, Sestertius (s. d.).

Nun, Fluß in Oberguinea, mündet östlich vom Kap Formosa in den Meerbusen von Guinea und ist in der neuern Zeit als ein Mündungsarm des Niger erkannt worden.

Nundinae (von novem dies), bei den Römern die Markttage, an denen die Landleute nach der Stadt kamen, um ihre Produkte zu verkaufen. Sie fielen eigentlich alle 8 Tage, so daß zwischen 2 Markttagen immer eine Zeit von 7 Tagen verfloß. Drei Markttage (tres nundinae) begriffen einen Zeitraum von 17 Tagen, der Trinundinum hieß.

Nuneaton, Stadt in der englischen Grafschaft Warwick, nordöstlich von Coventry, mit Bandfabrikation und 8000 Einw.

Nuñez, Pedro, gewöhnlich Nonius oder Nonnius genannt, portugiesischer Arzt u. Mathematiker, 1492 zu Alcaçar do Sal geboren, Lehrer des Prinzen Heinrich von Portugal in der Mathematik, königl. Kosmograph und Professor jener Wissenschaft zu Coimbra, † 1577. Seine „Opera mathematica" (Basel 1592) verbreiten sich über Geometrie, Schifffahrt, Kartenprojektion und die Verbesserung astronomischer Instrumente. Er gilt für den Erfinder der torodromischen Linie. Auch wurde von ihm um 1542 eine neue Eintheilung des Kreises auf den astronomischen Instrumenten (Nonius) aufgestellt.

Nuntius (N. apostolicus, Legatus missus, Legatus a latere, Internuntius, apostolischer Vikar), ein päpstlicher Gesandter, der kein Kardinal ist; das Amt wie der Sitz dieser Nuntien heißt Nuntiatur. Ihre Geschichte ist die der päpstlichen Legaten. In Deutschland hatten die Erzbischöfe zwar die Einrichtung beständiger päpstlicher Tribunale bis in das 16. Jahrh. verhindert und die Nuntien nur auf den Koncilien oder als durchreisende Visitatoren geduldet; aber die Sorge der römischen Kurie, den katholisch gebliebenen Theil des deutschen Reichs vor den Einwirkungen des Protestantismus zu wahren, überhaupt dem letzteren entgegen zu wirken, führte zur Errichtung von stehenden Nuntiaturen zu Wien 1581 für das östliche und zu Köln 1582 für das westliche Deutschland, zu Luzern 1586 für die Schweiz und zu Brüssel 1588 für die Niederlande. Die Nuntien daselbst waren geistliche Oberrichter in ihren Bezirken und übten, besonders in Dispensationssachen, erzbischöfliche Rechte aus. Die Errichtung einer neuen Nuntiatur zu München 1785 für das südliche Deutschland, welche von dem damaligen Kurfürsten, vorzüglich um sein Territorium von Einwirkung der bischöflichen Gerichtsbarkeit anderer Reichsstände zu befreien, eingeleitet wurde, veranlaßte die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg, unter welchen schon früher gegen die Eingriffe der Nuntien in ihre Jurisdiktion und Dispensgewalt Bewegungen Statt gehabt hatten, zu lebhafter Gegenwirkung, besonders nachdem Kaiser Joseph II. den Nuntien alle Gerichtsbarkeit in kirchlichen Sachen abgesprochen und sie bloß für politische Gesandte des Papstes erklärt hatte, worauf der im Bade Ems zusammengetretene Kongreß am 25. Aug. 1786 sich für das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutschland entschied (emser Punktation). Indessen gelang es den Gegnern, die Ausführung der emser Punktation zu verhindern. Gegenwärtig bestehen noch die Nuntiaturen zu Wien und München, doch gelten sie nur als politische Geschäftsträger. Die meiste Macht ist dem N. zu Luzern verblieben. In neuerer Zeit wurden auch Nuntiaturen in Limburg für das nördliche Deutschland und für England gegründet. Vgl. F. v. Moser, Geschichte der Nuntien in Deutschland, Frankf. 1788.

Nuolen, Badeort im schweizer Kanton Schwyz, in der obern March, 2 Stunden von Rapperswyl, am südlichen Ufer des oberen Züricherse's, 1290 Fuß über dem Meere, in einer malerischen Gegend. Das Wasser der Mineralquelle, welche im Badehause selbst entspringt, scheint zu der Klasse der alkalischen Eisenquellen zu gehören.

Nuphar (Seekandel, Teichrose, Nixblume), Pflanzengattung aus der Familie der Nymphäaceen, ausdauernde, gelbblühende Wassergewächse in Europa, Asien und Amerika, mit der bekanntesten Art: N. luteum Sm., Nymphaea lutea L., gelbe Teichrose, in Europa in Sümpfen, Teichen und stehenden Gewässern, mit ovalen, zum dritten Theil am Grunde herzförmig eingeschnittenen Blättern und gelben Blumen. Früher waren Wurzel, Blüthen u. Samen officinell. Ueber die stark riechenden Blüthen destillirt man in der Türkei ein Wasser und bereitet aus ihnen mittelst verschiedener Zusätze ein angenehmes Getränk. Die ganze Pflanze dient zum

Gerben und als Schweinemast; die Wurzel, mit Milch zerrieben, soll Grillen u. Schaben vertreiben.

Nuptiae (lat.), Hochzeit, Beilager, Ehe.

Nuptialia pacta (lat.), Ehepakten.

Nura, Nebenfluß des Po, entspringt in den Apenninen bei Rompeggio, mündet südwestlich bei Cremona nach einem Lauf von 45 italienischen Meilen.

Nuraghen, auf der Insel Sardinien die alten Grabhügel aus vorrömischer Zeit.

Nureddin, Sultan von Aleppo, der Sohn Zenghi's, dem er 1145 folgte. Er bekriegte Joscelin II., Grafen von Edessa, der seine jenseit des Euphrats liegenden Staaten an Zenghi verloren und dessen Tod benutzt hatte, Edessa wieder zu besetzen, und zerstörte diese Stadt, wobei über 30 000 Einwohner den Tod fanden und mehr als 16 000 in die Sklaverei geführt wurden. Durch die Gewalt der Waffen und durch Unterhandlungen wußte er sich bald zum thatsächlichen Gebieter der Länder des obern Tigris und des Euphrats bis an die Grenze der fränkischen Bezirke zu machen u. sich endlich sogar zum Sultan von Damask zu erheben, auf welches dessen Beherrscher Modschireddin Verzicht leisten mußte. Von König Balduin bei Putuba am 15. Juli 1158 geschlagen, wagte er während Balduins Lebzeiten nicht wieder, eines der christlichen Länder zu beunruhigen; nach Balduins Tode (1162) ließ er aber ein Heer in Aegypten eindringen, dessen Khalif Samar, durch Dorgan abgesetzt, seine Unterstützung anflehte, und er selbst beobachtete die Christen, die ihn bei Baalbek überfielen und in die Flucht schlugen. Während aber König Amalrich den Sultan von Aegypten unterstützten, sich dort durch Schirkuhs, des Feldherrn N.s, hartnäckige Gegenwehr festhalten ließ, versammelte N. die Streitkräfte der entfernten mohammedanischen Staaten und der kriegerischen Stämme der Turkomanen und Kurden unter seinen Fahnen und erfocht über die Christen am 10. August 1164 einen Sieg, in welchem der größte Theil der fränkischen Befehlshaber niedergehauen oder gefangen wurde, worauf auch das feste Paneas, die Vormauer Jerusalems, am 18. Okt. 1164 in seine Hände fiel. Eben beschäftigt, Aegypten, wo sein Neffe Saladin nach der Gewalt strebte, vollends unter seinen Scepter zu bringen, † er im Mai 1174, im 58. Jahre, an einer Halsentzündung, von allen Völkern, die ihm gehorcht hatten, als ein weiser u. gerechter Regent gepriesen.

Nuß, im gewöhnlichen Sprachgebrauch alle diejenigen Früchte, deren Samen von einer beinharten holzigen oder lederartigen Fruchtschale, manchmal auch nur Samenschale, eingeschlossen ist, die von selbst aufspringt. Dahin rechnet man hauptsächlich die Haselnuß, die nur zum Theil eßbaren Palmennüsse, unter welchen die Kokosnüsse die bekanntesten sind, die Wassernuß oder Stachelnuß (Trapa natans), die Zirbelnuß von einer Art der Gattung Kiefer, die brasilischen oder Paranüsse von einem riesigen Baum (Bertholletia excelsa) im äquatorialen Südamerika, die Erdnuß und viele andere. Hauptsächlich aber versteht man darunter die welschen Nüsse oder Wallnüsse, die Früchte des Wallnußbaumes (s. d.).

Nußbaum, s. **Wallnußbaum**.

Nußheber (Nußbrecher, Caryocatactes), Gattung der kegelschnäbligen sperlingsartigen Vögel, mit fast geradem, fast rundem, nur wenig zusammengedrücktem, länglich kegelförmigem Schnabel, in dessen Wurzel die mit den darüber liegenden borstenartigen Halfterfedern dicht bedeckten Nasenlöcher sich befinden, 19 Schwungfedern und 12 Schwanzfedern und drei Vorderzehen, von denen die äußere und mittlere an der Wurzel verwachsen sind. Man kennt nur eine Art: C. guttatus Cuv., **Nußknacker**, **Tannenheher**, **Nußkrähe**, mit dem 5 Zoll langen geraden Schwanz 12 Zoll lang, Schnabel, Füße und Nägel glänzend schwarz, übrigens schwarzbraun, voll weißer Tropfen, Kopf, Schwungfedern und Schwanz ebenfalls schwarz, letzterer mit weißer Spitze, in ganz Europa und im nördlichen Asien in gebirgigen Gegenden, aber überall selten. Er ist in Deutschland Strichvogel, in kältern Gegenden ein Zugvogel, lebt im Sommer von Insekten und Tannensamen, im Herbst von Haselnüssen, Bucheln und Eicheln, im Winter von Vogelbeeren und Haferkörnern, verzehrt auch kleine Vögel in den Schlingen. Die N. sind nicht scheu, sitzen in dichten Wäldern auf Baumgipfeln und schreien wie die Krähen. Ihr Nest steht in hohlen Bäumen und enthält 5—6 gelblich graue Eier. Im Herbst, wo sie häufiger aus dem Norden kommen, werden sie in Schlingen gefangen und gegessen.

Nußpicker, s. v. a. gemeiner Kernbeißer (s. d.); s. v. a. rother Haselkäfer (Apoderus Coryli), s. **Rüsselkäfer**.

Nußstrauch, s. **Haselnußstrauch**.

Nutans (lat.), nickend, überhängend, in der botanischen Terminologie von Blüthen oder Früchten, deren Stiele mit ihrer Spitze in einem Bogen gegen die Erde gekrümmt sind, z. B. bei Convallaria majalis, Digitalis purpurea.

Nutation (v. Lat.), das von Bradley zuerst beobachtete Wanken der Erdaxe, welches dadurch entsteht, daß in Folge der Anziehung der Sonne und des Mondes gegen die von der Kugelform abweichende Erde jeder Pol des Himmels in einem sehr langen Zeitraume einen Kreis um den entsprechenden Pol der Ekliptik durchläuft, jedoch in diesem Kreise nicht gleichmäßig fortgeht, sondern sich auch von demselben abwechselnd nach beiden Seiten entfernt. Diese N.en sind periodisch und lassen sich so ansehen, als ob der Himmelspol in 18⅔ Jahren die Peripherie einer kleinen Ellipse durchliefe, deren Axen 19 und 14 Sekunden betragen und deren Mittelpunkt um den Pol der Ekliptik einen Kreis von 23½ Grad Halbmesser beschreibt.

Nuth (Nuthe), vierkantige Rinne an der schmalen Seite eines Brets; daher **Nuthen**, eine solche Rinne machen.

Nuthe, 1) Nebenfluß der Havel, entspringt in der preußischen Provinz Sachsen, Kreis Jüterbogk, bei Dennewitz, heißt die Jüterbogk Roherbach, nimmt bei Gröben die Nieplitz auf u. mündet nach einem 9—10 Meilen langen Laufe bei Potsdam. — 2) Nebenfluß der Elbe, entspringt bei Rogäsen, fließt durch Zerbst, mündet unter Walter-Nienburg.

Nutkabai (Nutkasund), eine Bucht an der

Digitized by Google

Südwestküste der Insel Quadra-Vancouver, nahe bei der Nordwestküste Nordamerika's, besonders des Seeotterfangs wegen wichtig, mit einer 1790 gegründeten Niederlassung der Engländer, die etwa 2000 Köpfe zählt.

Nutrientia (ac. remedia, Alentia), nährende Mittel.

Nutrimentum (lat.), Nahrungsmittel.

Nuttallia, Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, unterscheidet sich von der Malve durch den einfachen Kelch, ausdauernde Kräuter in Nordamerika, von deren Arten mehre als Zierpflanzen bekannt sind, besonders die prächtige N. involucrata *Hook.*, krautartige Staude in Nordamerika, seit 1852 in England kultivirt. Man pflanzt sie in lockere, fette Laub- und Mistbeeterde und durchwintert sie frostfrei am Fenster des Glashauses. Die Vermehrung geschieht durch abgetrennte Wurzelsprossen.

Nutznießung, s. v. a. Nießbrauch, s. Usus fructus.

Nux (lat.), Nuß, daher N. indica, s. v. a. Kokosnuß, s. Palmen; N. vomica, s. v. a. Brechnuß; N. zeylanica, die Frucht von dem behaarten Stinkbaum (Sterculia lvira *Sw.*).

Nyaleria, Pflanzengattung aus der Familie der Aurantien, mit der einzigen Art: N. racemosa *Dennst.*, ein gegen 40 Fuß hoher Baum in Malabar, mit weit ausgebreiteten, braunröthlichen Aesten, gegenständigen, elliptischen, 4—5 Zoll langen, oben dunkelgrünen, glänzenden, unten blässeren Blättern u. zahlreichen kleinen, weißen Blüthen, in endständigen, traubigen Rispen. Die weinbeerenähnlichen Früchte genießt man als Obst. Aus dem Safte der unreifen Früchte bereitet man in Malabar einen Syrup, welchen man besonders gegen Brustleiden mit Vortheil anwendet. Die Samen wirken purgirend.

Nyassa, großer südafrikanischer See, beginnt 40 Meilen nördlich von der Stadt Tette am Zambese und zieht sich von Südost nach Nordwest, möglicherweise 1—2° vom Aequator, im Osten von einer gleichnamigen Bergkette begrenzt, 70 bis 80 M. vom Kanale von Mozambique entfernt. Er ist einige 100 engl. M. lang, enthält viele Inseln und nimmt die Flüsse des nach Südosten liegenden Landes auf. Nach dem Glauben der Eingeborenen entfließt ihm der weiße Nil.

Nyctanthes (Nachtblume, Trauerbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Jasmineen, mit der einzigen Art: N. arbor tristis *L.*, indischer Trauerbaum, Baum in Ostindien, der 15—20 Fuß hoch wird, mit herzförmigen, langgespitzten, dicklichen, oben dunkel-, unten blaßgrünen, rauhen, entgegengesetzten Blättern u. winkelständigen, weißlichen, wohlriechenden Blumen auf röthlichen Stielen, die sich des Abends öffnen u. des Morgens, wenn die Sonne darauf scheint, abfallen. Sie werden nebst den Samen von den indischen Aerzten als herzstärkendes Mittel gebraucht, sowie ein darüber destillirtes Wasser bei Augenkrankheiten. Im Warmhause hält man den Baum bei 12—15 Grad Wärme; er liebt eine lockere, nahrhafte, mit Sand gemischte Lauberde.

Nydau, kleine Stadt im schweizerischen Kanton Bern, am Ausfluß der Zihl aus dem bieler See, in sumpfiger Gegend, mit 1400 Einw.

Nydelbad, Bad im schweizerischen Kanton Zürich, auf einem Landrücken, welcher den Lauf der Sihl von dem Becken des Zürchersees trennt, 2 Stunden südlich von Zürich, 1860 Fuß über dem Meere, in der eine Viertelstunde davon entfernten Dorfgemeinde Rüschlikon. Das Mineralwasser ist klar, von schwach hepatischem Geruch, hat im Sommer die Temperatur von 10° R., enthält Schwefelwasserstoffgas, kohlensaure Kalkerde und Pflanzenextraktivstoff, nach neueren Untersuchungen auch Mangan u. wird gegen chronische Hautkrankheiten, Nervenleiden, Schwäche der Verdauung, rheumatische Leiden gerühmt.

Nyeborg, befestigte Stadt mit Hafen auf der Ostküste der dänischen Insel Fünen, am großen Belt, südöstlich von Odense, mit Gelehrtenschule, Handel, Schifffahrt, Zollstätte, Ueberfahrt nach Korsör in Seeland und 3500 Einw. Hier 1659 Sieg der Dänen und Holländer über die Schweden und am 9. Juli 1703 Gefecht zwischen Peter dem Großen und den Schweden.

Nyerup, Rasmus, ausgezeichneter dänischer Literarhistoriker, 1759 auf der Insel Fünen geboren, studirte in Kopenhagen, war dann seit 1778 an der königlichen Bibliothek angestellt, wurde 1796 Professor der Literargeschichte und Universitätsbibliothekar und † den 28. Juni 1829. Von seinen sehr werthvollen Schriften sind zu nennen: sein treffliches „Specilegium bibliographicum" (1782—83), seine Monographie über die „Biblia pauperum" u. das „Speculum humanae salvationis" (1783), sowie über die vorreformatorischen Unterrichtsbücher (1784—85), die „Symbolae ad literaturam Teutonicam" (1787), die „Historisch-statistische Darstellung des Zustandes Dänemarks u. Norwegens in älterer u. neuerer Zeit" (4 Bde., 1802—6), seine mit Rahbek und Abrahamson veranstaltete Ausgabe der altdänischen Heldenlieder (5 Bde., 1812—14), seine Auswahl und Ausgabe der ältern dänischen Sprüchwörtersammlungen (1807 u. 1828) und seine Musterung der alten dänischen Volksbücher (1817). Auch gab er mit Kraft ein Gelehrtenlexikon über dänische, norwegische und isländische Schriftsteller („Almindeligt Literaturlexicon for Danmark, Norge og Island", 1820, 2 Bde.) heraus, welches von Erslev im „Forfatterlexicon" (3 Bde., 1841—50) fortgesetzt wurde.

Nyested, Stadt auf der Südostküste des dänischen Stifts Laaland, an einem Arm der Ostsee, mit Hafen u. 1000 Einw., die sich von Handel, Schifffahrt und Ackerbau nähren. In der Nähe eine Amidamfabrik.

Nyiregyhaza, Flecken in der szabolcser Gespannschaft in Ungarn, südöstlich von Tokai, mit 4 Kirchen verschiedener Konfessionen, Gymnasium, Weinbau, Salpetersiederei, Sodabad und 16 000 Einwohnern.

Nykerk, Flecken in der niederländischen Provinz Geldern, am Anfang eines kurzen Kanals in die Zuydersee, hat einen Hafen und 6700 Einwohner, die Damastweberei u. Tabakebau treiben.

Nyköping, Hauptstadt der gleichnamigen Landeshauptmannschaft (Län) und der ganzen Landschaft Südermanland in Schweden, nordöstlich von Norrköping, an einem Busen der Ostsee malerisch gelegen, vom Nyköpings-Ån durchflossen und regelmäßig gebaut, ist Sitz des Lan-

Digitized by Google

deshauptmanns, hat 3 Kirchen u. etwa 3000 Einwohner, die, wie die Bevölkerung der ganzen Umgegend, das Schwedische am reinsten sprechen und Messing-, Tuch-, Baumwollen-, Tabaks-, Strumpf- und andere Fabriken, eine Schiffswerft, Mühlenwerke und eine gute mechanische Werkstatt unterhalten. Vor der Nordwestseite der Stadt liegt das neue Schloß und ebenfalls in der Nachbarschaft die Papierfabriken Harg und Perioden. Das sehr alte, 1665 ausgebrannte u. jetzt verfallene alte Schloß war einst häufig Residenz der Könige, galt nach dem in Stockholm und Kalmar für das festeste in ganz Schweden u. ward oft belagert. König Waldemar saß 1288 in demselben gefangen und starb 1302 daselbst. Auch starben hier die Söhne des Königs Magnus, Erich u. Waldemar, 1318 durch ihren Bruder, König Birger, den Hungertod, worauf das Volk das Schloß stürmte und schleifte. Ferner wurden hier Reichstage gehalten. Karl IX. starb hier und Karl X. ward daselbst geboren. Verheert wurde die Stadt 1719 durch die Russen.

Nyktalopie (v. Gr.), s. v. a. Tagblindheit.

Nymphäa (Seerose), Pflanzengattung aus der Familie der Nymphäaceen, charakterisirt durch den 4- bis 5blätterigen Kelch, die auf dem Fruchtknoten stehenden Staubgefäße, die sternförmig gestrahlte, in der Mitte drüsige Narbe, die vielfächerige, vielsamige Beere u. den mit einer Netzhaut schlaff umhüllten Samen, ausdauernde Wassergewächse in allen Welttheilen, von deren Arten mehre als Arznei- und Zierpflanzen bekannt sind. N. alba *L.*, weiße Seerose, Wasserlilie, Keulwurz, Wasserrose, Wassertulpe, in Europa in stehenden oder langsam fließenden Gewässern, hat fast kreisrunde, tief herzförmige, ganzrandige Blätter. Früher brauchte man häufig die Wurzel, Blüthen und Samen als kühlende, zusammenziehende, schleimige Mittel bei Schleimflüssen und Ruhren, sowie als Antiaphrodisiaca. Der bitterlich schmeckende Wurzelstock, welcher viel Satzmehl enthält, wird jung in mehren Ländern gegessen und in China die Pflanze in den Teichen deshalb kultivirt. N. candida *Presl.*, böhmische Seerose, in Böhmen, in Teichen und Sümpfen, hat dieselben Eigenschaften. N. coerulea *Sav.*, himmelblaue Seerose, in Unterägypten auf Reisfeldern und Niederungen während der Ueberschwemmung, mit schildförmigen, fast ganzrandigen Blättern und himmelblauen Blumen, ist auf den altägyptischen Denkmälern häufig gemalt und ausgehauen. N. Lotus *L.*, ägyptische Seerose, ägyptische Lotusblume, in Aegypten, im Nil und in langsam fließenden Gewässern, hat schildförmige, kreisrunde, scharfgesägte, unten wie die Blumenstiele weichhaarige Blätter und weiße Blumen, die sich bei Sonnenuntergang schließen und die Frucht bedecken, sich wieder bei Sonnenaufgang öffnen und über das Wasser erheben. Die Aegypter bereiteten aus den Körnern Brod. Die Wurzeln wurden roh und gekocht gegessen. Die Pflanze war der Isis heilig. Wurzelstock, Blätter, Blatt- und Blüthenstiele werden jetzt noch in Aegypten gegessen und die Samen zur Brodbereitung verwendet. Wurzel, Blätter und Blüthen sind gegen Gelbsucht im Gebrauch. N. odorata *Ait.*, wohlriechende Seerose, in Nordamerika, ist der N. alba *L.* sehr ähnlich u. wird in ihrer Heimath wie diese in Europa angewendet. Eine Abkochung der Wurzel von N. pubescens *Willd.*, weichhaarige Seerose, in Ostindien, Afrika, braucht man in Ostindien gegen Harnstrenge und bei Hämorrhoidalbeschwerden, sowie die Blätter in Salbenform bei Augenübeln. Die Seerosen werden entweder im Freien, in Teichen und Wasserbehältern mit fettem Schlammgrund gehalten, oder in hölzerne oder irdene Gefäße gepflanzt, welche kein Wasser durchlassen und mit fetter, mit etwas Sand gemischter Teichschlamm- und Lauberde gefüllt sind. Die merkwürdigste und prächtigste Art ist die Victoria regia (s. d.).

Nymphe, bei den Griechen eine vermählte, junge Ehefrau; dann jedes junge, aber mannbare Frauenzimmer.

Nymphen, Mittelwesen zwischen den Göttern und Menschen, welche die dichterische Phantasie des Griechen schuf, um damit die ganze Natur zu beleben. Sie waren nicht von dem hohen Wesen der Götter, sondern diese wirkten durch sie in der Natur; doch waren sie vollkommener als Sterbliche und hatten einen ätherischen, unsichtbaren Körper. Gleich den Göttern genossen sie Ambrosia und Nektar, erfreuten sich mit ihnen froher Tänze, wurden der Umarmungen des Silenus und Hermes gewürdigt und konnten sich sichtbar und unsichtbar machen. Dagegen waren sie sterblich wie die Menschen, nur daß ihre Lebensdauer ungleich länger währte. Es gab eine große Menge Arten von N.: Ephydriaden (Wassernymphen), Dryaden, Hamadryaden (Baumnymphen), Oreaden oder Oreftiaden (Bergnymphen), Leimoniaden (Wiesennymphen), Napäen oder Auloniaden (Hainnymphen), Nereiden und Oceaniden (Meernymphen), Najaden (Quellnymphen), Limnaten (Seenymphen), Potamiden (Flußnymphen) ꝛc. Die meisten Gegenstände in der Natur, Bäume, Pflanzen, Bäche, Quellen, verdankten ihnen ihre Entstehung, Bildung und Erhaltung, und so entstand auch die Idee, daß sie Menschen, selbst Gottheiten, wie z. B. Bacchus, Aeneas und sogar Jupiter, erzögen. Selbst die Musen (s. d.) zählte man zu den N. Gewöhnlich werden sie Töchter des Oceanus genannt; Alcäus nennt sie Töchter des Jupiter. Man verehrte die N. an mehren Orten und opferte ihnen Milch, Oel, Honig u. Lämmer. Von der Kunst wurden sie in jugendlicher Schönheit, leicht oder halb bekleidet, bald mit den Faunen tanzend, bald in der Gesellschaft der Aphrodite oder Artemis, dargestellt; die Wassernymphen aber bildete man insbesondere mit Wasserkrügen oder Urnen auf den Köpfen.

Nymphen, die kleinen Schamlippen, s. Geschlechtstheile.

Nymphenburg, Kirchdorf und königliches Lustschloß im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, 1½ Stunden von München, mit 2 Kirchen, einer Kapelle, einem englischen Fräulein-Erziehungsinstitut, einer Porzellanfabrik und 1200 Einw. Das Schloß ist ein sehr monotones Gebäude, 1663 von der Kurfürstin Adelheide angelegt, von Maximilian III. vollendet. Merkwürdig ist der eine Meile im Umfange haltende Park mit der Magdalenenklause, Pagodenburg,

Digitized by Google

Badenburg, Amalienburg und den Gewächshäusern. Die Porzellanfabrik wurde 1758 errichtet. N. ist bekannt durch den am 28. Mai 1741 mit Spanien geschlossenen Allianzvertrag und den Haupthausvertrag zwischen Kurbayern, Kurpfalz und Zweibrücken vom 5. September 1766. Auch starb hier König Maximilian Joseph.

Nymphomanie (Mutterwuth, Mannstollheit), eine durch vorherrschende erotische Delirien und Lascivität sich charakterisirende, durch excessiven Geschlechtstrieb veranlaßte, vorzugsweise oder ausschließlich dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Art der Manie. Beim Manne wird ein ähnlicher Zustand, der sich der Natur der Sache nach indeß durch andere Symptome kundgibt, Satyriasis (s. d.) genannt. Beide unterscheiden sich von der Erotomanie (s. d.) dadurch, daß bei letzterer nur der geistige Organismus, das schwärmerische Phantasieleben von einer Krankheit ergriffen wird, ohne körperliche Steigerung des Geschlechtstriebes. Man kann bei allmähliger Entwickelung der N. drei verschiedene Stadien unterscheiden, die aber nicht nothwendig auf einander folgen, indem die Krankheit auf einer früheren Stufe stehen bleiben, geheilt werden oder in andere Krankheitsformen übergehen kann. Das Stadium libidinosum s. salacitatis, krankhaft gesteigerter und ungezügelter Geschlechtstrieb ohne Delirien, charakterisirt sich durch gleichzeitige Irritation der Genitalien und Erfüllung der Phantasie mit wollüstigen Ideen und Bildern. In den Genitalien findet sich ein wollüstiges Gefühl von Spannung, Wärme, Ziehen, Jucken (pruritus), Prickeln, Stechen; es entsteht ein mürrisches, verdrießliches Wesen, Launenhaftigkeit, Abneigung gegen ernste Beschäftigung, Neigung zum Verkehr mit dem anderen Geschlechte, Koketterie und Entgegenkommen, selbst mit Beiseitesetzung der Schamhaftigkeit. Bleibt die Krankheit auf dieser Stufe stehen, so kann sie im Laufe der Zeit ein bleibendes verkehrtes und verschrobenes Wesen und Benehmen erzeugen; die thörichten Heirathsprojekte alter Jungfern, Neigung zum Pietismus und Mysticismus entstehen häufig aus dieser Quelle. In den meisten Fällen führt die Steigerung des Geschlechtstriebes früher oder später zu unnatürlicher Befriedigung und dadurch zu einer neuen Steigerung desselben. Der vergebliche Kampf mit dem übermächtigen Triebe, Scham und Reue in Verbindung mit der physischen Schwächung der Kräfte, erhöhter Reizbarkeit des Nervensystems, Störungen der Digestion und Ernährung bewirken dann Niedergeschlagenheit und Verdrießlichkeit und führen allmählig den Uebergang in Melancholie herbei, welche das zweite Stadium der Krankheit, das Stadium melancholicum, charakterisirt. Die Kranken sind einsylbig, verdrießlich oder traurig und meiden die Gesellschaft Anderer, werden träge, verdrossen, unfähig zu ernster Thätigkeit und anstrengender Arbeit, gleichgültig gegen die Außenwelt. Im Verkehr mit männlichen Personen belebt sich nicht selten das ganze Wesen: die Augen werden lebhaft, verlangend, das Gesicht geröthet, der Puls beschleunigt. Zu diesen Störungen des psychischen Lebens gesellen sich Blässe des Gesichts, eingefallene Wangen, gestörte Verdauung und Ernährung, unregelmäßiger Blutumlauf, Abmagerung, Irritation der Nerven, kardialgische und andere hysterische Zufälle, Schlaflosigkeit, wollüstige Träume und nächtliche Samenergießungen, nicht selten Störung und Unterdrückung der Menstruation, Blennorrhöen, Exantheme und Geschwüre der Genitalien, Anschwellung und Vergrößerung des Klitoris. Auch auf dieser Stufe kann die Krankheit stehen bleiben, oder geheilt werden, oder lebenslänglich fortdauern, oder in eine gewöhnliche Form von Melancholie, am häufigsten in Melancholia religiosa, übergehen. Nicht selten führt der vergebliche Kampf mit dem verderblichen Triebe und die melancholische Selbstverachtung zu Verzweiflung und Lebensüberdruß, mit der größten Neigung zum Selbstmorde. Erfolgt weder das Eine noch das Andere, so kann die Melancholie allmählig oder plötzlich in das Stadium maniacum, zur N. im engeren und eigentlichen Sinne übergehen. Die Reden der Kranken werden lascivor und verworrener, das Benehmen unzüchtiger, die Handlungen schamloser und gewaltthätiger. In den höchsten Graden der Krankheit verbinden sich allgemeine und wüthende Delirien mit beständiger Unruhe und Agitation, Schlaflosigkeit, widersinnigen Handlungen und Zerstörungssucht; die Kranken sind unempfindlich gegen Witterungseinflüsse, oft auf die abschreckendste Weise unreinlich, bis zum Verzehren der eigenen Exkremente, klagen über Hitze und innerliches Brennen, werden von Durst verzehrt, verlieren den Appetit; der Mund ist trocken und brennend, der Athem übelriechend, der Speichel verdickt und Schaum vor dem Munde bildend, die Leibesöffnung träge, die Haut trocken, der Urin dick und sparsam. Die Genitalien befinden sich dabei in einem gereizten, oft entzündlichen Zustande, es entstehen Geschwüre und übelriechende Ausflüsse. Hat die Krankheit diesen Grad erreicht, so ist sie in der Regel unheilbar. Die Kranken sterben theils an Apoplexie oder an Lungenlähmung, theils an allgemeiner Erschöpfung der Kräfte u. Marasmus, unter kolliquativen Diarrhöen und schleichendem Fieber. In anderen Fällen geht die Manie über in lebenslänglich bleibenden Blödsinn, wobei der übermäßige Geschlechtstrieb ganz erlöschen kann. Die nächste Ursache des Uebels hat man entweder im Blute und den Säften gesucht, oder im Gehirn, in den Genitalien und in der Wechselwirkung dieser Organe zu finden geglaubt. Die individuelle Anlage zur N. kann theils auf einer besonderen Entwickelung der Genitalien, theils auf einer allgemeinen Reizbarkeit und Spannung des ganzen Nervensystems beruhen. Unter den verschiedenen Lebensaltern begünstigt die Epoche der Pubertät ihr Entstehen am meisten. Sie entsteht aber auch nicht selten in der Epoche der aufhörenden Menstruation, und außerdem ist das Alter vom 25. bis 30. Jahre für Mädchen eine besonders gefährliche Periode. Ein heißes, südliches Klima bewirkt eine stärkere Entwickelung des Geschlechtstriebes und begünstigt daher das Entstehen von N., eben so wie zu nahrhafte Kost, besonders, wenn die Konsumtion durch körperliche und geistige Thätigkeit gering

Digitized by Google

ist. Dahin gehört auch der Gebrauch von Mitteln, welche specifisch erregend auf die Genitalien wirken, besonders der sogenannten Aphrodisiaka, aber auch der Diuretika, namentlich der Kanthariden, drastischen Purgantien und scharfen Klystiere. Sitten und Lebensweise können das Entstehen von N. sehr begünstigen, besonders ein nur Vergnügungen und nichtigen Beschäftigungen gewidmetes Leben, Verweichlichung und Müßiggang ꝛc., ferner Romanenlektüre, Umgang mit unsittlichen Personen, unbefriedigende eheliche Verhältnisse, Untreue oder Tod des Liebhabers oder Gatten, unerwiderte oder nicht zu realisirende Liebe ꝛc. Sowohl geschlechtliche Ausschweifungen wie zu große Enthaltsamkeit können N. zur Folge haben, insbesondere ist Onanie eine häufige Veranlassung derselben. Oertliche Krankheiten der Genitalien tragen zur Steigerung der Krankheit bei; im Anfange ist die Krankheit bei zweckmäßiger Behandlung in der Regel heilbar. Eingewurzelte und bis zum höchsten Grade gesteigerte N. wird selten geheilt. Komplikationen mit schwereren hysterischen Zufällen, Konvulsionen, Ohnmachten und mit Epilepsie machen die Prognose sehr ungünstig. Plötzlich und mit Heftigkeit ausbrechende N. ist manchmal lebensgefährlich und kann innerhalb weniger Tage durch Entzündung, Apoplexie oder Suffokation tödten. Wiederkehr der Menstruation oder habitueller Hämorrhoiden, Mutterblutflüsse, Blennorrhöen, kopiöse Urinabsonderung, Diarrhöen, Wassersucht, Hautausschläge, Furunkeln, Varices sind als günstige Krisen beobachtet, insbesondere ist durch Verheirathung oder Schwangerschaft die Krankheit oft schnell und glücklich beendigt worden. Die Kur der N. ist verschieden nach dem Grade der Krankheit, ihren Ursachen und Komplikationen und nach der Individualität der Kranken. In dem ersten Stadium der Krankheit ist eine passende Diät und Lebensweise, angemessene körperliche und geistige Beschäftigung, Erweckung anderer Neigungen und Interessen, vernünftige Leitung und Richtung des Gemüthes in der Regel zur Kur hinreichend. Im zweiten Stadium ist die psychische Behandlung die Hauptsache, wenn man auch zu gleicher Zeit den übermäßigen Geschlechtstrieb durch angemessene Diät und Medikamente zu beschränken suchen muß. Im dritten Stadium ist die Kranke mehr oder weniger wie eine Maniaca zu behandeln, und man ist dabei um so mehr auf eine somatische Kur beschränkt, je allgemeiner das Delirium und je mehr die Empfänglichkeit für psychische Einwirkungen erloschen ist. Vgl. Herpain, Essai sur la nymphomanie, Paris 1812.

Nymwegen, s. Nimwegen.

Nyon, Hauptstadt eines Bezirks im schweizerischen Kanton Waadt, am Genfersee, hat einen Hafen, ein Kaufhaus, Schloß mit herrlicher Aussicht über den See, Porzellan- und Fayencefabrikation, Uhrmacherei, Gerbereien, Weinbau, Handel und 3500 Einw. Dabei das schöne Schloß Prangles und das Dorf Promethron mit schönen Alterthümern. N. ist das Noviodunum der Sequaner. Im J. 1535 erlitten hier die Genfer unter Claudius Savoye eine Niederlage von den Savoyern; 1536 kam die Stadt zu Bern.

Nyons, Stadt, s. Nions.

Nyseiden, Nymphen, welche auf dem Berg Nysa den jungen Bacchus erzogen und unter dem Namen Hyaden unter die Gestirne versetzt wurden.

Nyssa (Tupelobaum), Pflanzengattung aus der Familie der Elägneen, Bäume in Nordamerika, von denen N. villosa *Michx.*, gemeiner Tupelobaum, 60—70 F. hoch, mit weißer Rinde und hängenden Aesten, länglichen, spitzigen, gewimperten, abwechselnden Blättern und kleinen, grünlichen Blüthen am bekanntesten ist. Das feste Holz ist gut zu Wellen und Drechslerarbeiten, läßt sich aber der gewundenen Fasern wegen nicht spalten.

Nystadt, eine 1617 angelegte Seestadt im europäisch-russischen Gouvernement Finnland, am bottnischen Meerbusen, den Alandsinseln gegenüber, hat einen guten Hafen und 3000 Einwohner, die einen lebhaften Handel mit Leder, Holzgeschirren und Leinwand treiben, auch Wollen-, Leinenzeuch und Strumpfwaaren verfertigen. Hier am 10. Sept. 1721 Friede zwischen Rußland und Schweden, wodurch der nordische Krieg beendigt wurde.

Nyx (lat. Nox), als Personifikation Göttin der Nacht, ein allegorisches Wesen, bei Homer eines der Principien aller Dinge, bei Hesiod die Tochter des Chaos, die Schwester und Gattin des Erebus, nach Anderen eine Tochter des Eros, oder des Chaos und der Caligo, oder des Erebus. Nach Hesiod zeugte sie mit dem Erebus den Tag und den Aether, aus sich selbst aber gebar sie das Schicksal (Moira, Moros), das schwarze Verhängniß (Ker), den Tod (Thanatos), den Schlaf, die Träume, den Neid und die Klage (Momus), die kummervolle Mühseligkeit (Oizys), die Hesperiden, Mören oder Parzen, die Strafgöttinnen (Poinai), die Nemesis, das Alter, die Eris oder Zwietracht, die beleidigende Unbesonnenheit (Ate) und den Eid (Horcos). Sie wohnt am Tage in ihrem Palast im Tartarus, den finstere Wolken umhüllen. Die Künstler stellen sie dar mit langem schwarzen Gewande, das Haupt in einen schwarzen Schleier gehüllt, bisweilen mit schwarzen Flügeln, auf einem zweispännigen Wagen, von Sternen begleitet. Zuweilen erscheint sie auch ohne Wagen, den mit Sternen besetzten, über den Kopf fliegenden schwarzen Schleier mit der rechten Hand fassend und mit der linken eine Fackel gegen die Erde kehrend. Man opferte ihr gewöhnlich einen Hahn.

Digitized by Google

O.

O, o, Ö, ö, im deutſchen wie in den meiſten andern abendländiſchen Alphabeten der 15., im lateiniſchen der 14. Buchſtab, bezeichnet einen der fünf einfachen Vokallaute der neuhochdeutſchen Sprache, gehört aber eben ſo wenig als e zu den Grundlauten der Sprache, in ſofern es erſt aus Vermiſchung des a mit u entſtanden iſt, weshalb auch o und e in den älteſten Sprachen, z. B. im Sanſkrit, nur lang vorkommen. In den übrigen indogermaniſchen Sprachen hat ſich die Kürze des o erſt allmählig entwickelt. Im Althochdeutſchen iſt o bereits in vielen Fällen an die Stelle des gothiſchen au getreten; eben ſo hat das Däniſche u. Schwediſche ſein getrübtes o, wo das Altnordiſche noch au zeigt. Daſſelbe Verhältniß beſteht in den noch jetzt neben einander geſprochenen deutſchen Dialekten. Ganz vorzüglich finden wir dieſen Lautwechſel innerhalb des Lateiniſchen und in deſſen Verhältniſſe zu ſeinen Töchterſprachen. In den älteren germaniſchen Mundarten trat o häufiger auf als in den neueren; in vielen Bildungs- und Flexionsſylben hat ſich der vollere, ſonore O-Laut des Althochdeutſchen im Mittelhochdeutſchen bereits zu einem e abgeſchwächt. Das bei uns gewöhnliche Schriftzeichen des O iſt aus dem Alphabete der Phönicier entſprungen, deren Aïn von den Griechen zur Bezeichnung des O-Lautes entnommen und an derſelben Stelle ihres Alphabets eingeſetzt wurde. Aïn heißt im Hebräiſchen wie im Phöniciſchen Auge, wie denn auch die urſprüngliche Form des phöniciſchen Buchſtabens die rohe Form eines Auges darſtellt. Das griechiſche Alphabet hat zwei Schriftzeichen, von denen das eine (o), das O mikron, den kurzen, das andere (ω), das O mega, den langen O-Laut bezeichnet. Letzteres Zeichen ſoll erſt von Simonides erfunden und dem Alphabete zugefügt ſeyn. Im Runenalphabete hat der Laut O meiſt das Zeichen ᛟ oder ᚩ. Bei den alten Logikern bedeutet O eine partikuläre Verneinung; nach ſeiner Stelle im Alphabet war bei den Griechen o′ = 70 und ,o = 70,000, ω′ = 800 und ,ω = 800,000, bei den Römern o = 11, ō = 11,000; in der Rubricirung iſt es ſ. v. v. vierzehntens; im Buchhandel bezeichnet bei der Preisnotirung O 14 Thaler, o 14 gGr.; auf neueren franzöſiſchen Münzen bedeutet o die Münzſtadt Riom. Als Abkürzung iſt O im Griechiſchen ſ. v. a. Obolus (ſ. d.); in geographiſchen Schriften und auf dem Kompaß ſ. v. a. Oſt; bei bibliographiſcher Angabe bedeutet o. O. (d. i. ohne Ort) ſ. v. a. ohne Angabe des Druckorts. In der neueren Chemie iſt O = Oxygen (Sauerſtoff), während es in älteren chemiſchen Schriften Zeichen des Alauns war. O' vor iriſchen Eigennamen, z. B. O'Connell, wird gewöhnlich für eine Abkürzung des engliſchen of, d. i. von, gehalten und auf altadelige Herkunft bezogen; aber abgeſehen davon, daß viele plebejiſche Familien das O' im Namen haben, während es alten Geſchlechtern abgeht, kommt es auch vor Ortsnamen hie und da vor.

Oakham (Okeham), Hauptort der engliſchen Grafſchaft Rutland, öſtlich von Leiceſter, am Beginn des gleichnamigen Kanals, mit Seidenzeugweberei, Kohlenhandel und 3000 Einw. In der Nähe liegt das dem Grafen Winchelſea gehörige ſchöne Schloß Burleson the Hill, mit prächtigem Park.

Oakhampton, Stadt in der engliſchen Grafſchaft Devon, weſtlich von Exeter, am Oakment, mit Sergefabrik, Rindviehhandel und 7250 Einwohnern. Südöſtlich davon der Forſt von Dartmoor.

Oars (engl.), Art kleiner Ruderfahrzeuge, deren man ſich zum Ueberſetzen über die Themſe bedient.

Oaſen (koptiſch Uah, arabiſch Wah), die in den Wüſten, beſonders in den Wüſten Nordafrika's vorkommenden bewohnten und kulturfähigen Landſtriche, welche man mit Inſeln im Sandmeere oder mit den Flecken eines Pantherfells verglichen hat. Alle O. Nordafrika's ſind baſſinartige Vertiefungen, die von kleinen Bergketten und Hügelzügen umgeben ſind und deren Bewäſſerung entweder aus einem kleinen, aus dem ſpärlichen Regenwaſſer geſammelten Bach oder See, oder aus Quellen beſteht, die einer der umgebenden Hochflächen entſpringen. Dieſe Waſſeranſammlungen bedingen die Kulturfähigkeit der O., indem ſie eine rege Vegetation hervorrufen, die im Vergleich mit der Wüſte prächtig zu nennen, an ſich aber nichts weniger als üppig und dabei ſehr einförmig iſt, da ſie hauptſächlich durch die Dattelpalme (Phoenix dactylifera), die thebaiſche Palme (Cucifera thebaica), den arabiſchen Gummibaum (Acacia vera) und den Mannaſtrauch (Tamarix africana) charakteriſirt iſt. Die O. bilden die unentbehrlichen Ruhepunkte für die Karavanen, wo ſie Waſſer aufnehmen und ſich verproviantiren, und ſind daher für den Karavanenhandel durch die Wüſte von unermeßlicher Wichtigkeit. Ausgedehnte Oaſenlandſchaften ſind Fezzan (ſ. d.), Darfur (ſ. d.) und Kordofan (ſ. d.). Schon im Alterthume berühmt, zum Theil als Verbannungsorte, waren die Oaſe des Jupiter Ammon oder die jetzige Oaſe von Siwah und die weſtlichere Oaſe Augila, Audſchila oder Udſchila, ſowie die ſogenannte kleine und große Oaſe zunächſt weſtlich von Aegypten.

Oaxaca (Oajaca), mexikaniſcher Bundesſtaat, grenzt ſüdlich an das ſtille Meer oder den großen Ocean, weſtlich und nördlich an Puebla, nordöſtlich an Veracruz und öſtlich an las Chiapas und Guatemala, umfaßt einen großen Theil des Iſthmus von Tehuantepec und einen Flächenraum von 1601 □Meilen. Das Land iſt größtentheils gebirgig durch die nördliche Fortſetzung der großen Andenkette, die ſich in Tehuantepec in zwei Arme theilt. Die bedeutendſten Flüſſe ſind: der breite, aber flache und reißende Rio-Verde (mit dem Rio-Atoyac ꝛc.), der in den großen Ocean, und der Alvarado mit ſeinen Nebenflüſſen Rio-Salado, Rio-de-Papeſia, Rio-de-San-Pedro und

Digitized by Google

Guasacualco, der in den mexikanischen Meerbusen mündet. Der See Estepec (Lago d'Istepec) zieht sich an der Küste hin. Unter den Küstenhäfen, Rheden und Buchten sind Tehuantepec, Huatulco, Escondido, Chacahua und Jamiltepec die bedeutendsten. Das Klima auf dem Plateau ist angenehm und gesund, der Küstensaum heiß und ungesund. Uebrigens ist das Land häufigen Erdbeben und die Küste heftigen Windstößen (Papagallos) ausgesetzt. Der Boden ist fett und nur dicht am Meere sandig und nicht kulturfähig. Der Ackerbau erzeugt Weizen, Gerste, Mais, Roggen ꝛc. und alle Gartenfrüchte. Ferner baut man vortreffliche Baumwolle, Indigo, Kaffee, Zucker, Kakao, wildwachsende Vanille, Ananas, Chile, Obst- und Südfrüchte aller Art, viele Harze und Gummiarten, Medicinalpflanzen, namentlich Chinarinde und Sassaparille, weißen Rhabarber, ächte Jalappe, und schlägt treffliche Bau-, Tischler- und Färbehölzer, besonders Cedern-, Mahagoni-, Jacaranda- und Ebenholz. Der Anbau des Nopalcactus (Cactus coccinelliser) und die Zucht des auf demselben lebenden Cochenilleinsekts ist indeß, wie seit uralter Zeit, noch immer der Hauptgewerbszweig und das davon gewonnene Produkt ein sehr bedeutender Ausfuhrartikel des Staats. Bedeutend ist auch die Zucht von Rindvieh, Pferden, Maulthieren, Eseln, besonders von Schafen, Ziegen u. Schweinen. Die europäischen Hausthiere kommen hier zum Theil verwildert vor. Purpurschnecken von vorzüglicher Güte und Perlen finden sich fast an der ganzen Küste, und die Flüsse sind reich an guten Fischen. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Blei, Kupfer, etwas Quecksilber, Eisen, besonders Magneteisenstein, Salz, natürlichen Schwefel, edle Steine, Kalk, Gyps ꝛc. Die vorzüglichsten Bergwerksreviere sind: Ysteperi, Talea, Teojomulco, Penneles und las-Peras. Uebrigens ist der Bergbau hier noch einer sehr großen Erweiterung fähig. Alle Manufakturgewerbe im engeren Sinn beschränken sich auf das gröbere Konsumtionsbedürfniß im Innern. Der überseeische Handel führt Seiden-, Woll- und Baumwollenzeuche, Leinwand, Quincaillerie, französisches und englisches Porzellan, Steingut, Glas, Pickels, Sardellen, Rosinen, getrocknete Pflaumen, Messing, Weißblech, Eisen, Stahl, Papier, französischen und spanischen Branntwein, etwas Wein, Wachs, Filzhüte, Lederwaaren ꝛc. ein. O. liefert dafür Cochenille und eine geringe Quantität Vanille, etwas Indigo, Blei, Salz und grobe Kattune. Im Innern wird sowohl mit Landesprodukten, als mit den vom Auslande bezogenen Waaren ein ziemlich lebhafter Handel getrieben. Die Landstraßen sind in sehr schlechtem Zustande. Von unberechenbarer Wichtigkeit wird die von den Nordamerikanern unternommene Anlegung einer Eisenbahn über den Isthmus von Tehuantepec für O. werden. Die Bevölkerung wird auf 700,000 Seelen angegeben, von denen die Indianerstämme über drei Viertel ausmachen sollen. Weiße sind fast nur in den Städten ansässig. Der Staat ist eingetheilt in 8 Departements mit einer Stadt, 8 Flecken, 913 Dörfern, 137 größeren Landgütern (haciendas), 235 kleineren Landgütern (ranchos). Der Staat O. begreift die alten Länder Mixteka und Tzapoteka, welche 1521 von J. Nuñez de Cordova unter die Herrschaft der Spanier gebracht, von diesen 1528 kolonisirt wurden u. später die Intendanz O. in dem spanischen Königreich Neuspanien bildeten.

Die gleichnamige Hauptstadt des Staats, früher Antequera und noch früher bei den Mexikanern Huaxyacac, auf einer Hochebene, am Abhange eines kleinen Hügels, zwischen dem Rio-Verde, dem Rio-Atoyac und dem Rio-de-Tlacolula, 5534 Fuß über dem Meere gelegen, in fruchtbarer, gesunder und angenehmer Gegend, ist in Form eines Quadrats sehr regelmäßig gebaut, hat breite, gut gepflasterte Straßen, einen großen Marktplatz und steinerne Häuser, eine schöne Kathedrale und andere Kirchen, viele Klöster, einen weitläufigen Regierungspalast mit den Gefängnissen, einen bischöflichen Palast, 2 Kollegien, ein Theater, 2 Hospitäler, Fabriken für Zucker, Wachs, Chokolade, Seife, Essenzen, Handel, besonders mit Cochenille. Die Stadt ist Sitz der obersten Regierungsbehörden u. eines Bischofs u. zählt 40,000 Einw. Eine Wasserleitung führt das Trinkwasser zur Stadt, die 1522 von den Spaniern gegründet wurde.

Ob (Obi), der Hauptstrom des asiatischen Rußland, entsteht aus mehren Quellflüssen südlich von Bisk, an der chinesisch-russischen Grenze, durchströmt die Gouvernements Tomsk und Tobolsk, ist sehr fischreich, wird früh schiffbar und mündet in ansehnlicher Breite, nachdem sich seine vielen Arme wieder vereinigt haben, in den obischen Meerbusen des nördlichen Eismeers. Der Strom hat mit Einrechnung der Krümmungen eine Länge von 540 M. und ein Stromgebiet, das 63,800 □Meilen umfaßt. Zu seinen Merkwürdigkeiten gehört die große Zahl von Mammuthgebilden, welche man an seinen Ufern gefunden hat. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind außer dem 300 Meilen langen Irtysch, Tschumisch, Inia, Tom, Tschulym, Ket, Tym, Wakh, Agan u. Poleui rechts; Tscharysch, Wasiugan, Yugan, Bulyk, Salym, Susva u. Synia links.

Obadiah (Abdias, d. i. Diener Gottes), der 4. unter den sogenannten kleinen Propheten des alttestamentlichen Kanons, wahrscheinlich ein Zeitgenosse des Jeremias, nach der Tradition ein geborener Idumäer, erlebte die Verheerung Jerusalems durch Nebukadnezar. Er ist Verfasser eines Orakels wider die Edomiter, welche an der Zerstörung Jerusalems Theil genommen hatten. Der Prophet verkündet den Fall Edoms und göttliche Hülfe für Israel. Das Ganze ist schwunghaft und körnig, aber besonnen, verständlich und abgerundet. Einen Kommentar mit Uebersetzung gab Holzapfel (Rinteln 1799). Vgl. Jäger, Ueber das Zeitalter O.'s, Tübingen 1837.

Oban (Obany, Ohoban), in Japan die größte Goldmünze, die aber nur zu Ehrengeschenken dient und etwa 25 Thaler werth ist.

Obduktion (v. Lat.), jede gerichtlich-medicinische Untersuchung, welche zum Zweck hat, durch die Anwendung medicinischer Kenntnisse eine streitige Rechtsfrage zu entscheiden, oder einen dunklen Rechtsfall aufzuklären. Die O. im wei-

Digitized by Google

testen Sinne betrifft entweder lebende Personen, deren körperlicher oder Gemüthszustand, Alter, Geschlecht ꝛc. auszumitteln, oder Leichname, deren Todesart zu bestimmen ist, oder unbelebte Substanzen, deren schädliche oder unschädliche Eigenschaften für bestimmte Fälle auseinander gesetzt werden sollen. Andere verstehen darunter nur die an Leichnamen oder Theilen eines menschlichen Körpers vorgenommene gerichtlich-medicinische Untersuchung. Zu einer legalen O. ist erforderlich, daß sie auf Befehl oder Ersuchen einer obrigkeitlichen Behörde von beeidigten Medicinalpersonen und an einem vorher bestimmten Tage und Orte unternommen werden muß. Die gerichtlichen Medicinalpersonen bestehen in der Regel aus dem Physikus oder Gerichtsarzt, dem Amts-, Distrikts- oder Kreiswundarzt, oder in Ermangelung derselben aus einem sonstigen zur Praxis berechtigten Arzt und einem erfahrenen Wundarzt, welche beide dann vor der O. zu derselben besonders beeidigt werden müssen. In besonderen Fällen kann außerdem auch ein approbirter Geburtshelfer, selbst eine geprüfte Hebamme, und wo es besonders auf chemische Untersuchungen ankommt, ein Apotheker oder Chemiker mit zur Untersuchung gezogen werden. Die O. geschieht in Gegenwart der sogenannten besetzten Gerichtsbank, bestehend aus dem Untersuchungsrichter, dem Gerichtsschreiber (Actuarius) und den als Zeugen dazu bestellten Beisitzern. Dem Richter liegt die Leitung des ganzen Verfahrens ob. Die Aufhebung geschieht in der Art, daß sich alle diese Personen an den Ort begeben, wo der Leichnam gefunden worden ist, oder wohin ihn die Finder gebracht haben, und hier sämmtliche Umstände, die irgend einen Aufschluß über die Zeit, die Art und die Ursache des Todes geben können, zu Protokoll nehmen. In den Fällen, wo der Leichnam nicht so lange in der vorgefundenen Lage und Stellung bleiben kann, bis die betreffenden Medicinalpersonen zugegen sind, um die der O. vorausgehende Rekognition vorzunehmen, müssen von dem Richter erstere sowohl, wie der Ort, wo der Leichnam gefunden wurde, die Beschaffenheit der Kleider, sowie alle Umstände, welche auf den ganzen Hergang der Sache ein Licht werfen können, mit der größten Genauigkeit in einem, den Obducenten demnächst mitzutheilenden Protokolle bemerkt werden. Die O. zerfällt in eine äußerliche und eine innerliche. Die äußerliche, oder die Besichtigung (inspectio legalis), d. i. eine genaue Betrachtung der äußeren Theile des Körpers, ist hinreichend, wenn damit die Ursache des Todes unbezweifelt erörtert werden kann und diese zugleich aus anderweitigen glaubwürdigen Aussagen vollkommen erhellt; ist dies nicht der Fall, so wird die innerliche O. oder Leichenöffnung (sectio legalis) erfordert. Zu diesem Zwecke wird der Körper zunächst auf der Oberfläche besichtigt und Alles bemerkt, was sich dabei Ungewöhnliches findet. Zeigt sich eine äußerliche Verletzung, so muß der Ort derselben, ihr Umfang der Länge, Breite und Tiefe nach, ihre Uebereinstimmung mit den etwa vorhandenen Werkzeugen, vermittelst welcher sie gemacht seyn könnte, und ihre Richtung, sowie die Art der Verletzung genau angegeben werden. Hierauf schreitet man zur Zergliederung des Leichnams, und zwar zunächst zur Oeffnung der drei Haupthöhlen des Körpers, des Kopfes, der Brust und des Unterleibes. In einzelnen Fällen, wo man sich Aufschlüsse davon versprechen kann, muß auch der Hals, die Rückenwirbelhöhle, der Hodensack, kurz jeder Theil des Körpers genau untersucht werden, der wichtigere Organe enthält und die Todesursache des Verstorbenen aufklären kann. Die Art des Todes und der Ort der Verletzung bestimmen, welche Höhle zuerst zu öffnen ist; immer aber muß bei derjenigen der Anfang gemacht werden, bei welcher die bedeutendsten Verletzungen angetroffen werden. Die Gerichtspersonen führen dabei das Protokoll, worin alle wesentlichen Schritte der Untersuchung überhaupt und der Obduktionsbefund, welchen der Gerichtsarzt diktirt, genau verzeichnet und das Ergebniß im Allgemeinen bemerkt werden. Wo eine abschriftliche Mittheilung dieses Protokolls an den Arzt nicht gestattet ist, muß der Gerichtsarzt zum Behuf des Obduktionsberichts selbst alle wichtigen Thatsachen aufzeichnen, indem der Obduktionsbericht mit dem Obduktionsprotokoll übereinstimmen muß und keine Thatsachen, die auf das Gutachten Einfluß haben, enthalten darf, die nicht auch im Protokoll aufgemerkt sind. In diesem Obduktionsbericht (Fundschein, Visum repertum oder eigentlich Visum et repertum, Parere medicum) statten die Medicinalpersonen über Gang, Ordnung und Verfahren bei der O., sowie über die allgemeinen und besonderen Resultate derselben der Obrigkeit ausführlichen Bericht ab. Ihm wird das Gutachten (judicium medicum) derselben angehängt, in welchem sie ein durch wissenschaftliche Gründe geleitetes Urtheil über Das, was aus den Resultaten der O. zur Aufhellung oder Entscheidung des vorliegenden Rechtsfalles zu folgern sey, abgeben. Fundschein und Gutachten werden von dem Gerichtsarzte abgefaßt und von dem Wundarzt mit unterzeichnet. Trägt dieser Bedenken, dem Urtheil des Gerichtsarztes beizustimmen, so muß er die Gründe für seine abweichende Meinung hinzufügen. Vgl. Orfila u. Lesueur, Traité des exhumations juridiques, Paris 1831, deutsch von Günz, 2 Bde., Leipzig 1832—35; Bernt, Anleitung zur Abfassung medicinisch-gerichtlicher Fundscheine u. Gutachten, Wien 1821.

Obedientia canonica (lat.), im römischen Kirchenrecht der Gehorsam aller Geistlichen und Laien einer Diöcese gegen den Bischof derselben.

Obedienz (v. Lat., Gehorsam), zunächst das Abhängigkeitsverhältniß, in welchem kirchlich Untergebene zu ihren Oberen stehen, dann das von einer geistlichen Behörde einem Untergebenen (Obedientiarius) übertragene Amt und dessen Einkommen; daher wird z. B. eine Pfarrei, welche als Lehen von einem Mönche verwaltet wird, Obedientiarpfarre genannt.

Obeid Allah el Mahdi, Gründer der mohammedanischen Glaubenssekte der Ismaeliten und seit 909 erster Khalif der Dynastie der Fatimiden, die nach ihm auch Obeiditen genannt werden. Er beherrschte seit 909 in einer 24jäh-

Digitized by Google

rigen milden und segensreichen Regierung ganz Nord- und Westafrika und † 934.

Obeliscaria (Obeliskenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde nordamerikanische Zierpflanzen, von denen besonders O. columnaris *Dec.*, säulenförmige O., auf Feldern in Louisiana, am Missouri und Red-River, mit verlängerten, gelben, herabhängenden, an der Spitze zweizähnigen Strahlblumchen und dunkel gefärbter, säulenförmiger Scheibe; O. planata *Cass*, gefiederte O., mit gelben, herabhängenden Strahlblümchen und wohlriechender Scheibe, und O. pulcherrima *Dec.*, schönste O., in Texas, mit gefiederten, am Rande und an der Spitze gelben, übrigens braunen, erst abstehenden, dann herabhängenden Strahlenblümchen, bekannt sind. Die Vermehrung geschieht durch Samen u. Wurzeltheilung; sämmtliche Arten halten bei einigem Schutz im Freien aus.

Obelisk (v. Griech.), Spitzsäule, ursprünglich Benennung nur jener altägyptischen Baudenkmäler, welche in einem langgestreckten viereckigen, stets monolithen Pfeiler bestehen, der sich nach oben gewöhnlich im Verhältnisse von 3 : 1 verjüngt und in eine besondere Spitze (Pyramidion) ausläuft. Die Seitenflächen des Schaftes waren äußerst sorgfältig geglättet und größtentheils mit Hieroglyphen bedeckt. Später pflegte man ähnlich gestaltete, wenn auch nicht monolithische Werke der Baukunst mit demselben Namen zu bezeichnen. Dieser stammt aus dem Griechischen und bedeutet eigentlich einen kleinen Spieß; der ägyptisch-hieroglyphische Name war Techer. Die O.en gehörten ursprünglich wohl dem Todtenkult an, später waren sie dem Sonnengott geweiht und repräsentirten gewissermaßen durch ihre Aehnlichkeit mit den Sonnenstrahlen das allgewaltige Wirken des Gottes. Da aber die ägyptischen Könige als irdische Stellvertreter des Sonnengottes angesehen wurden, so waren die O.en zugleich Zeichen der Würde und Erhabenheit des Königs. Daher finden wir sie nicht nur vor den Eingängen der Tempel, sondern auch der Paläste aufgestellt. Die Errichtung der O.en erstreckt sich vom 15. Jahrhundert v. Chr. herab bis auf die Eroberung Aegyptens durch die Perser unter Cambyses. Nach dieser Zeit hat man in Aegypten selbst keine neuen mehr erbaut. Auch die jetzt in Europa errichteten O.en stammen aus jenen alten Zeiten. Von Heliopolis aus, wo nach Plinius vom König Mesphres aus der 18. Dynastie der erste O. errichtet worden seyn soll, verbreitete sich der Gebrauch über ganz Aegypten bis nach Aethiopien hinab. Unberührt von den O.en ist Nubien geblieben. Daß auch in Asien die Obeliskenform bekannt war, lehrt der berühmte O. von Nimrud (jetzt im brittischen Museum), aus schwarzem Marmor bestehend, auf allen 4 Seiten mit Darstellungen und Keilinschriften. Der älteste bis jetzt bekannte O. wurde in einem memphitischen Grabe der 5. manethonischen Dynastie von der preußischen Expedition aufgefunden und befindet sich jetzt im königlichen Museum zu Berlin. Er ist nur gegen 2 Fuß hoch, aus Kalkstein und trägt den Namen des Grabinhabers. Außerdem ist aus dem alten Reiche nur noch der berühmte O. von Heliopolis bekannt, der noch jetzt bei Matarieh aufrecht steht, von Granit, 65 Fuß hoch, auf einer hohen Basis, und ein zweiter in der Sammlung des Herzogs von Northumberland, von Kalkstein. Eine Mittelform zwischen einem O. und einer oberhalb rund geschlossenen Stele ist der 39 Fuß hohe sogenannte O. von Begig in Fayûm. Häufiger sind die O.en aus dem neuen ägyptischen Reiche. Der höchste in Aegypten erhaltene ist der der Königin Numt-Amen in Karnak, welcher 86 Fuß mißt. Von den beiden O.en zu Alexandrien, die unter dem Namen der Nadeln der Cleopatra bekannt sind, liegt der eine zerbrochen am Boden. Die römischen Kaiser liebten es, O.en nach Rom zu führen und dessen Plätze damit zu schmücken. Noch jetzt sind 9 beschriebene und mehre unbeschriebene daselbst erhalten. Der größte ist der vor S.-Giovanni in Laterano aufgerichtete, dessen Maß auf 99 franz. Fuß angegeben wird. Er wurde ursprünglich von König Thutmosis III. für Theben bestimmt, zu Ehren des Ammon-Ra. Im J. 1831 ward einer der beiden O.en von Luxor von Mehemed-Ali den Franzosen geschenkt und von diesen nach Paris geschafft, wo er die Place de la Concorde schmückt. In Catania befindet sich vor der Kathedrale ein achtseitiger, 14 Palmen hoher O., der wahrscheinlich nicht ägyptischen Ursprungs ist. In Florenz ist ein 72 Palmen hoher O. Der O. zu Arles in Frankreich, 62 Fuß hoch, der an der Rhone ausgegraben wurde, ist vielleicht durch Konstantin den Großen dahin gekommen. Das brittische Museum besitzt 3 O.en, von denen der eine vor dem Isistempel auf der Insel Philä stand. Zu Konstantinopel befindet sich in der Mitte des Hippodroms ein 73 Fuß hoher O. aus einem Stücke Syenit, der früher noch höher war, aber auf dem Transport von Alexandrien her zerbrochen wurde. Vgl. Zoëga, De origine et usu obeliscorum, Rom 1797; Ungarelli, Interpretatio Obeliscorum, Rom 1842.

Obelus (griech.), ein liegender Spieß, in den älteren Ausgaben der Klassiker Zeichen für unrichtig gehaltene Ausdrücke; daher Obelismus, Andeutung der Unächtheit einer Stelle.

Oberalpen (Hautes-Alpes), Departement in Frankreich, eine der schlechtbevölkertsten Provinzen und zugleich das höchste Gebirgsland desselben, zwischen Sardinien und den französischen Departements Isère, Niederalpen und Drôme, umfaßt einen Flächenraum von 100,44 □Meilen. Das Departement ist von den cottischen Alpen durchschnitten, die hier ihren Hauptstock haben und gegen Italien hin sich bis zu 13,000 Fuß erheben. Die südlichen Abhänge sind meist kahl u. dürr, die nördlichen unter der Schneelinie waldig. Die Gebirgsketten sind durch Cols (Päße) verbunden; am bekanntesten sind der nach Turin führende Col du Mont Genèvre (6000 Fuß) und der Col de Lautaret auf dem Wege von Grenoble nach Briançon. Die Vorberge dieser Höhenmassen sind gut bewaldet und beweidet. Zwei Drittel der Oberfläche sind Berge, das Uebrige Thalgründe. Die zahllosen Flüsse und Gewässer sind zur Zeit der Schneeschmelze sehr verheerend und furchtbar. Die Durance und der Drac haben hier ihre Quellen. Unter den 36 Bergseen

Digitized by Google

sind die bemerkenswerthesten der See von Orcier und der Lauzan (6400 Fuß hoch). Das Klima beurkundet die Alpennatur. Stürme, Nachtfröste und Hagel sind häufig; besonders gefürchtet ist der Bombard (Ostwind). In den Hochthälern bleibt der Schnee 8 Monate lang liegen und hindert die Kommunikation fast gänzlich. Der Frühling ist kühl und regnerisch, der Sommer dagegen glühend heiß, der Herbst lang dauernd. Das Land erzeugt außer Getreide und den gewöhnlichen Feldfrüchten, Obst- und Waldbäumen besonders Wein und sehr ergiebige Wallnußbäume. Die Viehzucht erstreckt sich auf Maulesel, Esel und besonders Schafe; in den Hochgebirgen gibt es Bären, Wölfe, Füchse, Gemsen, Murmelthiere und Adler. Die Zahl der Einwohner betrug 1856: 129,556, von denen viele jährlich aus Armuth nach den Thälern wandern, um Arbeit zu suchen. Das Departement wird in 3 Arrondissements: Gap, Embrun und Briançon, eingetheilt. Hauptstadt ist Gap.

Oberalpsee, See im schweizerischen Kanton Uri, auf der fruchtbaren Oberalp, an der Grenze von Graubünten, am Fuße des Krispalt, hat eine gute halbe Stunde im Umfang und an der Südseite steile Ufer.

Oberbayern, Regierungsbezirk des Königreichs Bayern, 1837 aus dem ehemaligen Isarkreis und anderen Gebietstheilen gebildet, grenzt an die Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg, Mittelfranken, Oberpfalz und Regensburg und Niederbayern und (gegen Osten) an Oesterreich u. hat einen Flächenraum von 309 □Meilen mit 16 Städten, 41 Marktflecken, 6550 Dörfern und Weilern, 7096 Höfen und (1858) 757,989 Einw. O. ist eine theils fruchtbare, theils sandige Hochebene, im Süden aber von dem Zweige der rhätischen und norischen Alpen durchzogen, welche die höchste Gebirgsgegend des Königreichs bilden und sich mit ihren Abdachungen fast bis gegen die Hauptstadt verflachen. Große Waldstrecken finden sich in der südlichen Hälfte des Regierungsbezirks, wie bei Benediktbeuren, Forstenried und Isen; an der Donau im Nordwesten ist ein großes Moor (Donaumoos) und an der Isar das noch größere Erdinger Moos. An der Westgrenze strömt der Lech, gegen Osten die Isar, welche hier die Loisach, die Ammer mit der Würm, der Maisach ꝛc. und andere unbedeutende Flüsse aufnimmt. Der Inn nimmt hier die Leitznach, den Mangfall und den Isen auf, außerdem die aus dem Chiemsee kommende Alz mit der Traun und die Salzach mit der Saale. In den Chiemsee fließt der Achen. Außer dem Chiemsee, dem Tegern-, Kochel-, Ammer- und Würmsee hat O. eine Menge kleinerer Seen, wie den Staffel-, Worth-, Rieg-, Walchen-, Stimm- und Wagingersee, alle mit romantischen Umgebungen. Getreide, Flachs und Hopfen werden in der nördlichen Hälfte O.s am meisten gebaut, in einigen Gegenden auch etwas Spelz, bei Landshut etwas Wein, im Süden Hanf. Die Alpen liefern manche Arzneipflanzen und vorzügliche Futterkräuter. Wichtig ist die Rindviehzucht auf dem Gebirge; nicht minder die Schaf-, Schweine- und Pferdezucht. Von großer Bedeutung sind die reichen Salzquellen auf der Grenze von Salzburg. Steinkohlen sind ebenfalls viel vorhanden; nicht bedeutend ist der Eisen-, Blei- und Salmeigewinn. Mühl- und Wetzsteine, schöne Marmor- und Alabasterarten und andere nutzbare Mineralien finden sich in Menge, Torf in den Mooren der Donau und anderwärts. Auch gibt es einige Mineralquellen. Holzarbeiten, Kohlen- und Kienrußbrennereien, Pech- und Potaschesiedereien beschäftigen eine ziemliche Zahl von Menschen; Fabriken sind außerhalb der größeren Städte wenig vorhanden. Hauptstadt ist München.

Oberblegisee, Bergsee im schweizerischen Kanton Glarus, oberhalb Luchsingen, auf der Oberblegialp, hat ½ Stunde im Umfange u. ist sehr tief.

Oberdeutschland (Süddeutschland), diejenigen deutschen Länder, welche in den Flußgebieten des obern Rheins, der Donau, der Eisch, des Neckars und des linken Mainufers liegen, also Würtemberg, Baden, Bayern und Oesterreich. Vgl. Deutschland.

Oberer See (Obersee), einer der größten Landseen der Erde und der größte Amerika's, zwischen den Vereinigten Staaten und Canada, nimmt einen Flächenraum von 1937 □M. ein und hat eine mittlere Tiefe von 500—900 Fuß, so daß sein Boden an einigen Punkten fast 600 Fuß unter dem Niveau des Meeres und seine Oberfläche wenigstens eben so viel darüber liegt. Sein Wasser ist außerordentlich kalt und von krystallheller Durchsichtigkeit. Der Boden besteht größtentheils aus einem sehr klebrigen Thon, der an der Luft schnell erhärtet und mit einer Gattung kleiner Muscheln untermischt ist. Seiner Ausdehnung nach eher ein Meer als ein See, ist er auch allen Wechseln eines Meeres unterworfen, nur daß die dem Meere eigenthümliche Erscheinung der Ebbe und Fluth mangelt. Der See enthält mehre Inseln (Isle Royal, Isle Philippeaux, Isle Maurepas, Isle Caribon ꝛc.), nimmt 220 Flüsse und Bäche auf und entsendet seine Gewässer durch den St. Marysfluß in den Huronsee. Die Kette der Felsenhügel, welche die Nordküste bilden, besteht aus über einander gethürmten Steinmassen, die sich an dem Südende in vorgeschobenen zerrissenen Felsenstücken bis zum See allmählig abdachen. An der Südseite des Sees gegen sein östliches Ende hin befinden sich die sogenannten Pictured rocks (malerische Felsen), welche eine 300 Fuß hohe, senkrechte, etwa 3 Meilen lange Wand bilden, mit zahlreichen Vorsprüngen, Einzackungen und ungeheuern Höhlen, in denen die hineindringenden Wogen ein furchtbares Getöse verursachen.

Oberfranken, Regierungsbezirk des Königreichs Bayern seit 1837, gebildet aus Theilen des ehemaligen Obermainkreises und dem Landgerichte Herzogenaurach vom ehemaligen Rezatkreise, besteht aus einem Theile des alten Franken, den Fürstenthümern Baireuth und Bamberg und kleinen Theilen von Würzburg, Nürnberg und Koburg, grenzt gegen Norden an die herzoglich sächsischen und fürstlich reußischen Lande und das Königreich Sachsen, gegen Osten an Böhmen, gegen Süden an die Regierungsbezirke

Digitized by Google

Oberpfalz, Regensburg und Mittelfranken und gegen Westen an Unterfranken und Aschaffenburg und hat einen Flächenraum von 125 □M. mit 34 Städten, 70 Marktflecken, 2370 Dörfern und Weilern und 119 Höfen, 962 Gemeinden und (1858) 509,770 Einw., zur größeren Hälfte Protestanten. Der Regierungsbezirk hat keine großen Ebenen, aber fruchtbare Thäler u. viele Gebirge. Im Norden an der sächsischen Grenze ist der Frankenwald das Verbindungsglied zwischen dem Thüringerwald und dem Fichtelgebirge; östlich liegt das letztere mit reizenden und wilden Partien; an der südöstlichen Grenze ziehen sich Arme des Böhmerwaldes und im südwestlichen Winkel einige Strecken des Steigerwaldes hin. Im Süden zwischen den Nab- u. Pegnitzquellen ist die Hochebene von Thurndorf (etwa 2000 Fuß hoch). Große Waldstrecken finden sich mehre in den verschiedenen Theilen des Regierungsbezirks. Hier entspringen der Main (rother und weißer Main), die Saale, Eger und Nab; andere Flüsse sind: Regnitz, Wiesent, Aisch, Rodach, Steinach und Itz. Seen von Bedeutung sind nicht vorhanden. In den ebenen Gegenden blüht der Ackerbau und vorzüglich Obst- und Gartenbau (Gemüse, Handelspflanzen ꝛc., besonders bei Bamberg); der Weinbau im westlichen Theil ist nicht von Bedeutung, wichtiger der Hopfenbau. Die Waldungen liefern eine große Menge Holz zur Ausfuhr bis in die Niederlande. Viehzucht und Fischerei (auch auf Perlen in mehren Gewässern, z. B. in den Bächen Lamitz, Oelsnitz ꝛc.) sind beträchtlich. Der Reichthum an Mineralien ist gleichfalls groß, besonders gibt es Eisen, Kupfer und Steinkohlen in bedeutender Menge, außerdem Alaun, Vitriol, Porzellanthon, Achat, Serpentin, Spießglanz, vielerlei Sorten Marmor, Wetzschiefer, Torf. Im Fichtelgebirge entspringen 19 Mineralquellen. Außer Landwirthschaft, Bergbau und Verfertigung von Holzarbeiten setzt in vielen Gegenden auch eine nicht unbedeutende Zahl von Fabriken viele Menschen in Thätigkeit, namentlich liefert die Industrie eine Menge Eisenwaaren, Glas, Porzellan, wollene Waare, Töpfergeschirr, Bier, Marmorwaaren, chemische Produkte ꝛc. Auch der Handel mit Natur- und Kunstprodukten ist wichtig. Hauptstadt ist Baireuth.

Obergaronne (Haute-Garonne), Departement in Südfrankreich, zusammengesetzt aus der zu Gascogne gehörigen Grafschaft Comminges u. einem Stück von Languedoc, grenzt an die Departements Tarn und Garonne, Tarn, Aude, Arriège, Oberpyrenäen und Gers und (im Süden) an Spanien und hat einen Flächenraum von 112⅝ □Meilen mit (1856) 481,247 Einw. Der Norden ist eine fruchtbare, hügelige Fläche, der Süden Gebirgsland, das gegen Spanien sich immer höher bis zur Region der Schneefelder, Eisseen und Gletscher erhebt. An der Grenze erheben sich der majestätische Maladetta, an dessen Nordabhang sich der größte Pyrenäengletscher hinzieht (Pic d'Anethou, 10,548 Fuß hoch). Zwischen den Gebirgen sind fruchtbare Thäler und mit Weinreben bedeckte Hügel. Ueberhaupt ist der Süden reich an Naturschönheiten, darunter die berühmten Grotten von Sargas. Hauptfluß ist die Garonne, welche hier den Sa[ge] Ariège, Arriège, Lers und Giron rechts, Pi[que] Louge und Touch links aufnimmt und durch [den] Südkanal mit dem mittelländischen Meere [ver]bunden wird. Unter den Gebirgsseen sind [die] von steilen Felsenwänden umgebene Seen[e] (4000 Fuß hoch) und Estpingo (über 5000 F[uß] hoch) am bemerkenswerthesten. Das Klima ist fast durchgehends mild und gesund, so lange es nicht der schädliche Westwind (Cers) erhebt. In die Provinz sich von der Region des ewigen Schnees beinahe bis zum Niveau des Meeres herabsenkt, so sind die Produkte des Pflanzenreichs außerordentlich mannichfaltig. Der [Bo]den erzeugt Getreide, köstliche Weine, treffliche Früchte; Orangen bringen die warmen Pyrenäenthäler hervor, immergrüne u. Korkeichen wachsen neben Oliven- und Erdbeerbäumen. Die Höhen sind mit den herrlichsten Wäldern bedeckt, die in Viehtriften übergehen und noch weiter [hin] auf findet man nur Moose und Flechten. Von den Produkten des Pflanzenreichs sind noch zu nennen: Mais, Buchweizen, Melonen, Flachs, Gemüse, Tabak, Trüffeln, Kastanien ꝛc. Die Pyrenäenwälder enthalten viel Raubwild. Bären, Wölfe, Eber, Füchse, Dachse, Luchse ꝛc. gibt es in Menge; weiter abwärts kommt kleineres Wild aller Art vor. Das Heerdenvieh zeichnet sich durch seine Gebirgsnatur aus. Die Ziegen sind langhaarig, und ihr Kleid wird zu Zeug verwebt; die Schafe haben großentheils feine Wolle. Geflügel aller Art gibt es in Menge, außerdem Seidenwürmer und Bienen. Die Seen und Bäche sind überaus fischreich (Forellen, Pyreneen, treffliche Forellen und Lachse von seltener Größe). Der Bergbau fördert Silber, Blei und Eisen, Kupfer, Antimon und Bitumen, Zink und Spießglanz zu Tage; selbst Gediegen Gold findet sich in der Garonne und im Salat. Die Steinkohlen liegen noch unausgebeutet. Edelsteine findet man wenig, dagegen Marmor, Porphyr und Granit. Eine Menge warmer Mineralquellen, unter denen die von Bagnères de Luchon den bedeutendsten Ruf haben, wird zu Bädern gebraucht. In industrieller Hinsicht steht das Departement gegen andere Provinzen Frankreichs noch zurück. Die Industrieerzeugnisse sind hauptsächlich grobes Tuch, Segeltuch, wollene und baumwollene Decken, Band, Töpferwaaren, Eisen und Blech, Glas, Leder, Tabak ꝛc. Jährlich ziehen viele Bewohner des südlichen Theils des Departements als Arbeiter nach Spanien. Auch der Handel (mit Getreide, Oel, Branntwein, Seife, Wolle ꝛc.), welchen die schiffbare Garonne und der Kanal von Languedoc befördern, ist noch verhältnißmäßig schwach. Das Departement ist eingetheilt in die 4 Arrondissements: Toulouse, Muret, St. Gaudens und Villefranche. Hauptstadt ist Toulouse.

Obergerichte, zunächst diejenigen Gerichte erster Instanz, welche die sogenannte hohe Gerichtsbarkeit (s. d.) ausüben und demgemäß die wichtigeren Verbrechen zu untersuchen und zu bestrafen haben, daher den Gegensatz zu den Erb- oder Vogteigerichten bilden, vor welche blos die Civil- und Polizeisachen und die geringeren Kriminalvergehen gehören; dann Gerichte, welche

Digitized by Google

die Oberaufsicht über andere untergeordnete Gerichte (Untergerichte) zusteht und an welche wider Verfügungen und Entscheidungen der letzteren Appellation ergriffen wird. O. dieser Art sind die Oberlandesgerichte, Justizkanzleien, Hofgerichte, Appellationsgerichte, Landesjustizkollegien und in Staaten, wo die Justiz von der Verwaltung noch nicht getrennt ist, die Regierungen. Sie haben eine kollegialische Verfassung und sind mit einer Mehrzahl von Richtern besetzt.

Obergespann, der erste Beamte einer Gespannschaft in Ungarn, s. Gespannschaft.

Oberglied (terminus major, Oberbegriff), s. Schluß.

Obergünzburg, Marktflecken und Landgerichtssitz, im bayerischen Kreis Schwaben, am Ursprunge der Günz, mit Pfarrei, 2 Kirchen, einer Post, Getreideschranne und 1500 Einwohnern, welche Pferde- und Rindviehzucht, Strumpf- u. Leineweberei betreiben. O. ist alt und wahrscheinlich das römische Guntia.

Oberhaus und **Unterhaus**, in England die beiden Abtheilungen des Parlaments, s. Großbritannien.

Oberhessen, 1) Provinz im Großherzogthum Hessen, grenzt an Westphalen, Kurhessen, Frankfurt, Nassau und die preußische Rheinprovinz und mit einem kleinen abgesonderten Theile an Waldeck und umfaßt 73 □Meilen mit 34 Städten, 13 Marktflecken, 510 Dörfern und Weilern und (1858) 300,261 Einwohnern. O. hat in seinem östlichen Theile den 4—5 Meilen langen und 3—4 Meilen breiten Vogelsberg, dessen höchste Höhe die 2 Meilen lange Hochebene des Oberwaldes zwischen Ulrichstein und Herchenhain (fast 2400 F. hoch) ist. Im Westen erhebt sich der Taunus oder die Höhe mit dem Hausberg bei Butzbach (ungefähr 1350 F.) und dem Steinkopf bei Friedberg (etwa 1550 F.). Der nordwestlichste Theil schließt sich an das westphälische Rothhaargebirg und den Westerwald an. Die Gegenden zwischen dem Vogelsberg und der Lahn bilden eine 300—700 F. hohe Hochebene, hügelreich und fruchtbar, besonders in der Wetterau, dem südlichen Abhange derselben. Die auf dem Vogelsberg entspringenden Gewässer gehen theils zur Lahn, theils zur Weser, theils zur Fulda, theils zum Main. Die Eder fließt in Nordwesten, die Lahn durchströmt die Provinz in östlicher, südlicher und westlicher Richtung, die Fulda berührt den östlichen Theil. Das Klima ist im Ganzen mild, auf dem Vogelsberg aber rauh. Der Boden ist zum Theil sehr fruchtbar, namentlich in den Ebenen der Wetterau. Produkte sind: Weizen, Korn, Gerste u. Hafer in Ueberfluß, Spelz, Heidekorn, Holz; Kupfer, Eisen, Braunkohlen, Torf, Sandstein, Basalt, Salz, etwas Waschgold in der Eder, einige Mineralwasser. Die Flachsspinnerei und Leinweberei gehört zu den Hauptgewerben der Provinz, in einigen Gegenden auch bedeutende Tuch- u. Strumpfweberei, Strumpfstrickerei, Gerberei ꝛc. Sehr ausgebreitet ist die Fabrikation von allerlei Metallwaaren. Die Provinz ist eingetheilt in die 6 Kreise Alsfeld, Biedenkopf, Friedberg, Gießen, Grünberg und Nidda, die 2 Bezirke Vöhl und Büdingen und die 2 Landrathsbezirke Hungen u. Lauterbach. Hauptstadt ist Gießen.

2) Provinz im Kurfürstenthum Hessen, begreift das Fürstenthum O., die Aemter Amöneburg und Neustadt des Fürstenthums Fritzlar und die Grafschaft Ziegenhain, grenzt an die Provinzen Niederhessen und Fulda, das Großherzogthum Hessen, die preußische Provinz Westphalen und an Waldeck und hat einen Flächenraum von 36½ □Meilen mit 15 Städten, 4 Marktflecken, 250 andern Ortschaften und (1854) 124,762 Einwohnern, meist Protestanten. Waldiges Gebirg wechselt mit fruchtbaren Ebenen ab. Das Hauptgebirg ist der Burgwald, zwischen Marburg und Frankenberg, im Nordosten der Kellerwald. Von den Flüssen, der Lahn, Ohm, Wohre, Lumbde ꝛc., ist keiner schiffbar. Die Provinz hat guten Boden. Sie theilt sich in die 4 Kreise Marburg, Frankenberg, Kirchhain und Ziegenhain und hat zur Hauptstadt Marburg.

Oberhoheit, s. Souveränetät.

Oberingelheim, Marktflecken in der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, Kreis Bingen, an der Selze, hat trefflichen Weinbau (Ingelheimer, guter rother Rheinwein) und 2500 Einwohner. In O. war eine zwischen 768—774 erbaute Pfalz Karls des Großen mit 100 marmornen und granitnen Säulen. Hier wurden viele Reichstage (der erste 774) und Kirchenversammlungen gehalten. Auch viele der spätern Kaiser hielten sich in der Pfalz zu O. auf, die Kaiser Friedrich Barbarossa 1154 wieder herstellen ließ. Während des Interregnums des 13. Jahrhunderts wurde O. von Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis belagert und verbrannt. Kaiser Karl IV. ließ das Schloß restauriren u. verpfändete O. 1356 an den Pfalzgrafen. In der Folge wurde der Ort oft verwüstet; die Franzosen zerstörten Schloß und Ort 1689. Im Jahre 1813 stürzten die letzten Trümmer (Saal von O.) zusammen.

Oberkirch, Amtsstadt im badischen Mittelrheinkreis, im Renchthale, am Fuße des Kniebis, mit mehren Vorstädten, Kirche, Kloster, Acker-, Obst- u. Weinbau, Papier- u. Stärkefabrikation, Bierbrauerei, Badeanstalt, Holzhandel und 2000 Einwohnern. In der Nähe die Ruinen Schauenburg und Fürsteneck.

Oberlahnstein (Lahnstein), uraltes Städtchen und Brunnenort im Herzogthum Nassau, Amt Braubach, unweit von der Mündung der Lahn in den Rhein, ist nach alter Art mit Thürmen, Mauern und Gräben umgeben, hat ein altes Schloß mit neuerem Anbau aus dem 18. Jahrhundert, zwei Sauerbrunnen, Hütten- und Hammerwerke und 1800 Einwohner. Vor dem südlichen Thore steht die kleine Kapelle, in welcher am 20. August 1400 die Kurfürsten sich versammelten, König Wenzel absetzten, dann aber jenseit des Rheins auf dem Königstuhl den Pfalzgrafen Ruprecht erwählten. Eine Viertelmeile nördlich von O. liegt der Marktflecken Niederlahnstein, am rechten Ufer und nahe der Mündung der Lahn, hat über 2000 Einwohner, ein Eisen-, Hütten- und Hammerwerk und lebhafte Schifffahrt. Dabei der Allerheiligenberg mit einer vielbesuchten Wallfahrtskapelle.

Oberlandesgericht, ein Obergericht für ein ganzes Land, oder einen größeren Bezirk desselben.

Oberlast, in Schiffen derjenige Theil der Ladung, welcher über dem Wasserspiegel in den Zwischendecken sich befindet, im Gegensatz der Ladung im unteren Schiffsraume (Unterlast).

Oberlieutenant, s. v. a. Premierlieutenant, s. Lieutenant.

Oberlin, 1) Jeremias Jakob, Literator und Alterthumsforscher, am 7. August 1735 zu Straßburg geboren, studirte auf der Universität daselbst zunächst Mathematik, Philosophie und die klassischen Sprachen, dann noch 3 Jahre Theologie, worauf er am Gymnasium eine Lehrerstelle und 1778 eine außerordentliche Professur an der Universität erhielt. Im Jahr 1782 ward er ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, 1787 zugleich Direktor des Gymnasiums und Kanonikus des Kapitels bei St. Thomas, 1801 Municipalrath von Straßburg und Bibliothekar der Centralbibliothek des Niederrheins. Er † den 10. Okt. 1806. Seine Schriften sind hauptsächlich Monographien über verschiedene, das klassische Alterthum betreffende Gegenstände. Nicht ohne Werth waren seine Ausgaben des Horaz (Straßburg 1788), Tacitus (2 Bde., Leipzig 1801) und Cäsar (das. 1805, 2. Auflage 1819), sowie die „Orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae" (Straßburg 1790) und die „Rituum Romanorum tabulae", die lange als Leitfaden beim Unterricht dienten. Ferner schrieb er: „Artis diplomaticae primae lineae" (Straßburg 1788) und „Literarum omnis aevi fata" (das. 1789). Wichtig für die Kenntniß der älteren deutschen Literatur ist seine Ausgabe des „Glossarium Germanicum medii aevi" von J. G. Scherz (2 Bde., Straßburg 1781—84), für die Statistik des frühern Elsaß sein „Alsatia literata" (das. 1782).

2) Johann Friedrich, bekannt als edler Menschenfreund, Bruder des Vorigen, den 31. August 1740 zu Straßburg geboren, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt Theologie und ward 1766 protestantischer Pfarrer zu Waldbach im Steinthale (Ban de la roche). Seit dem dreißigjährigen Kriege verheert, gab das Steinthal den 100 Familien, die es bewohnten, einen so dürftigen Unterhalt, daß unter denselben das größte Elend herrschte und schon im Aeußern der Menschen die bitterste Armuth sich offenbarte. O. unterzog sich der geistigen wie materiellen Kultur dieser Bevölkerung mit Ausdauer und solchem Erfolg, daß sie am Ende des Jahrhunderts, trotz der Revolution, auf 6000 Seelen gestiegen war. Er begründete und verbesserte den Kartoffel-, Flachs-, Getreide-, Klee- und Gemüsebau, ließ nasse, nur saures Gras erzeugende Wiesen ausfüllen und trocken legen, gab Belehrungen über alle Zweige der Landwirthschaft, unterrichtete im Pfropfen, Okuliren und Kopuliren der nach seiner Anleitung gezogenen Obstbäumchen und führte außerdem das Wollspinnen ein, womit allein die Steinthaler später mehr als 12,000 Gulden jährlich verdienten. Er selbst legte die erste Hand an den Bau einer guten Straße zur Verbindung des Thales mit der Hauptstraße und den nächsten größern Orten, und seiner Belehrung und Ermunterung verdankte das Thal die steinernen, reinlichen Häuser, die sich allmählig an der Stelle der bisherigen schmutzigen Lehmwohnungen erhoben. Auf seinen Rath lernten viele junge Leute in Straßburg das Glaser-, Schreiner-, Maurer-, Schmied-, Wagner- und Schlosserhandwerk; endlich führte er Strohflechten, Baumwollenspinnerei und später Weberei ein, die aber durch die in den benachbarten Dörfern eingeführten Maschinen verdrängt wurde. Aus der großen Bedrängniß, in welche die Bewohner in Folge davon geriethen, wurden sie dadurch errettet, daß Legrand von Basel seine Bandmanufaktur vom Oberrhein in das Steinthal verlegte. O. † am 1. Juni 1826. Vergl. Lutherot, Notice sur O., Paris 1826, deutsch von Krafft, Straßburg 1826; Schubert, Züge aus dem Leben O.s, Nürnberg 1826, 4. Auflage 1832; Stöber, Vie du J. F. O., Straßburg 1831.

Oberloire, Departement, s. Loire.

Obermarne, Departement, s. Marne.

Obermomunds, Volksstamm in Afghanistan, zu den Berduranern gehörig, 10 000 Familien stark, unter einem Khan stehend, treiben Ackerbau und Viehzucht, fertigen im Winter Matten und Sandalen aus Zwergpalmen. Ortschaften sind: Lalpure, Kamef ꝛc.

Obermoschel, Stadt im bayer. Regierungsbezirk Pfalz, an der Alsenz, mit Friedensgericht, Rentamt, Pfarrei, 2 Kirchen, Salzfaktorei, Quecksilber- und Steinkohlengruben, Laboratorium u. 1300 Einwohnern. Dabei die Ruine Moschellandsberg.

Obernai, Stadt im französischen Departement Niederrhein, Arrond. Schlettstadt, am Fuß des Hohenberg, mit Shawls-, Tapeten- und Meubelstoffweberei und 5000 Einw.

Obernburg, Stadt im bayer. Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am Main u. an der Mümmling, mit Kirche, 2 Kapellen, Beneficiat, Post, Feld- und Weinbau, Schifffahrt, Holzhandel, Ueberfahrt und 2000 Einw.

Oberndorf, Oberamtsstadt im württembergischen Schwarzwaldkreis, auf einer Anhöhe dicht über dem Neckar, ist Sitz aller Oberamtsstellen, eines kathol. Dekanats, Kameral- und Postamts, Hüttenamts, war sonst mit einer starken Ringmauer umgeben, von der noch der sogenannte Hexenthurm übrig ist, hat ein Spital, eine königliche Waffenfabrik und einen damit verbundenen Rohhammer nebst Bohr-, Schleif- u. Polirwerk u. Sägemühle, Gerberei, Tuchmacherei, Baumwollenweberei, besuchte Viehmärkte und 1750 Einw. O. war früher eine königliche Pfalz.

Oberntirchen, Stadt in der kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Rinteln, an der Aue, ist Sitz eines Gesammtbergamts, hat ein Fräuleinstift, Bergbau, Steinkohlenwerke, Steinbrüche und 1950 Einw. Dabei die Glashütte Schauenstein.

Obernzell (Hafnerzell), Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, an der Donau, mit 1500 Einw., ist besonders bekannt wegen der daselbst verfertigten und weit versendeten Schmelztiegel, die gewöhnlich passauer

Digitized by Google

Ziegel genannt werden. Auch fertigt man viele Töpferwaaren, Ziegel und Bleistifte.

Oberösterreich, s. Oesterreich.

Oberon (vom deutschen Elferich), König der Elfen (s. d.) und Gemahl der Titania, kommt zuerst im alten Gedichte Huons de Villeneuve „Huon de Bordeaux, Pair de France" vor, das dem Sagenkreise Karls des Großen angehört. Den Stoff dieses Gedichtes, das später in einen Roman umgearbeitet wurde, benutzten die englischen Dichter Chaucer, Spencer und Shakespeare (im Sommernachtstraum); ebenso knüpfte Wieland zum Theil sein romantisches Heldengedicht „Oberon" an jenen Stoff. Aus Wielands Gedichte ist der Text zu Webers Oper „Oberon" entnommen.

Oberpfalz und Regensburg, Regierungsbezirk des Königreichs Bayern, gebildet aus Theilen des ehemaligen Regenkreises, sowie des Rezat- und Obermainkreises, besteht aus Theilen des ehemaligen Herzogthums Bayern, aus der Oberpfalz, den Fürstenthümern Neuburg und Sulzbach, und Theilen der Bisthümer Regensburg und Eichstädt, grenzt an die Regierungsbezirke Oberfranken Nieder- und Oberbayern, Mittel- und Oberfranken u. (im Osten) an Böhmen, und hat einen Flächenraum von 175 □Meilen mit 27 Städten, 60 Marktflecken, 2688 Dörfern u. Weilern u. (1858) 479,341 Ew., meist Katholiken. Im Osten begreift der Regierungsbezirk einen Theil des Böhmerwaldes. Außer diesem und dem vom Fichtelgebirg hieher auslaufenden, das Donau- und Maingebiet trennenden, Landrücken, ist allenthalben, besonders im Süden, fruchtbare Ebene, während im Norden und Nordosten der Boden sandig und steinig ist. Dagegen enthalten die vielen Waldungen, womit die Hälfte des nördlichen Theils bedeckt ist, einen großen Holzreichthum. Die Donau nimmt alle Gewässer des Regierungsbezirks, im Norden die schwarze Laber, Schmutter, Altmühl, Nab mit der Vils, Pfreimt, Schwarzach und den Regen mit der Cham, im Süden die Paar, Ilm und Pfatter auf. Der Ackerbau (Getreide, Kartoffeln, Tabak) ist in den südlichen Ebenen blühend, im Norden wichtiger Obstbau, Hopfenbau mehr im Süden, an der Donau geringer Weinbau. Die Viehzucht ist bedeutend, der Seidenbau hebt sich immer mehr. In den östlichen Gebirgsgegenden ist Holzarbeit und Weberei neben Bergbau und Hüttengewerbe Hauptgeschäft. Eisen ist in Menge vorhanden, weniger Blei, Zinn, Kupfer und Schwefelz außerdem gibt es Marmor, Flintensteine, Porzellanthon, Steinkohlen, Flußspath und andere Mineralien, in der Schwarzach und dem Regen Perlmuscheln. Die Einwohner unterhalten zahlreiche Eisenhämmer, Hochöfen, Draht- und Waffenhämmer, Glashütten, Spiegelschleifen, Potaschesiedereien, Bierbrauereien ꝛc. und treiben einen lebhaften Handel (namentlich auf der Donau) mit Holz, Getreide, Hopfen, Vieh, Eisenwaaren, Glas ꝛc. Hauptstadt ist Regensburg.

Oberpyrenäen (Hautes-Pyrenées), Departement Frankreichs, gebildet aus den ehemaligen Landschaften der Gascogne: Bigorre, Quatre-Vallées, Astarac, Nébouzan u. Armagnac, grenzt an die Departements Niederpyrenäen, Gers, Obergaronne und im Süden an Spanien, wo die Pyrenäen die Grenze bilden, und hat einen Flächenraum von 84,45 (nach Anderen 99) □Meilen mit (1856) 745,556 Einwohnern. Es ist pyrenäisches Alpenland, reich an erhabenen und pittoresken Naturscenen. Im Süden erheben sich die Pyrenäen zu gewaltigen Höhen, die fast vegetationeles und zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind; je mehr sich das Land gegen Norden senkt, um so fruchtbarer wird es in seinen Thälern und Ebenen. Herrliche Thäler schneiden in das Gebirge ein, z. B. das Kampanerthal, das lange Thal de Gave de Pau (aus dem Lavedan, Barrègesthal und Thal von Gavarnie bestehend); ferner das Heasthal mit dem Pierre de Notre-Dame, das Bastanthal, das volkreiche, von der Neste durchflossene Aurethal und das Thal von Louron. Von den vielen Flüssen des Departements ist keiner schiffbar; die Garonne, der Adour und die Neste werden zum Flößen benutzt. Andere Flüsse sind: der hier entspringende Gers, die Baise u. der Gave de Pau. Außerdem finden sich einige Kanäle (d'Alaric, de la Gesse), mehre Seen, z. B. der See Gaube, der See Escoubous (etwa 7000 Fuß hoch), in welchen die Gewässer von 12 andern Südseen fließen, der Laenoir mit schwarzem Wasser, der Oue t, der sich periodisch ausleert ꝛc. Das Klima ist in den Thälern meist mild, auf den Höhen kälter. Klima und Erhebung des Bodens bedingen das Vorkommen außerordentlich vieler Pflanzen verschiedener Klimate auf einem kleinen Raume. Die höhern Regionen zeigen die Pflanzen des Nordens; in den warmen Thälern blühen alle Pflanzen Spaniens, treffliche Weine, köstliche Obstsorten und alle Arten von Cerealien. Die Fruchtbarkeit des Bodens in den Thälern und Ebenen wird durch eine künstliche Bewässerung sehr erhöht. Das Thierreich bietet die gewöhnlichen Hausthiere, besonders Maulthiere, Esel, Pferde, viel Rindvieh, Ziegen, Schafe, die sich den Merinos nähern, Schweine, außerordentlich große und starke Schäferhunde, Bienen, Geflügel, Bären, Wölfe, kleine Gemsen (Isards), in den Seen und Flüssen viele Fische. Aus dem Mineralreich findet man Eisen, Kupfer, Zink, Blei, Gelb und Silber, Kobalt und Wismuth; aber nur Steingruben auf Marmor und andere Bausteine werden bearbeitet. Die vorzüglichsten und bekanntesten Mineralquellen sind die von Barrèges, Bagnères und Cauterets. Schleichhandel und Jagd, besonders auf die Isards, ist die Lieblingsbeschäftigung der Bewohner. Die Manufakturindustrie ist nicht sehr bedeutend. Es gibt Fabriken für Wollenzeuche, Leinwand und Baumwollentücher, Shawls, Leder, Seilerwaaren, Krepp, ordinäres Papier, Eisenarbeiten, Nägel, Messer, Schlosserwaaren. Der lebhafte Handel mit Natur- und Industrieerzeugnissen wird durch 9 Straßen befördert. Das Departement theilt sich in die 3 Arrondissements: Tarbes, Bagnères und Argèles. Hauptstadt ist Tarbes.

Oberquartiermeister, derjenige Offizier vom Generalkommando, welcher die Unterbringung eines größern Truppencorps in Quartieren und Lagerungen zu leiten hat, wobei er sowohl auf die Möglichkeit der angemessensten Verpflegung, als auch auf die Ausführbarkeit der beim

neuen Ausbruche anzuordnenden Bewegungen besondere Rücksicht zu nehmen hat.

Oberrechnungskammer, eine Oberbehörde, welcher die Beaufsichtigung des Kassen- und Rechnungswesens in einem Staate obliegt, wird durch ein Kollegium von mehren Räthen unter dem Vorsitz eines Präsidenten gebildet und hat in der Regel eine ziemlich unabhängige Stellung.

Oberrhein (Haut-Rhin), französisches Departement, gebildet aus Oberelsaß, Sundgau und der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen, grenzt an die Departements Niederrhein, Doubs, Obersaone und Vogesen, die Schweiz und Baden und hat einen Flächenraum von 69,68 □Meilen mit 383,257 Hektaren u. (1856) 499,442 Einwohnern. Im Westen ziehen sich die Vogesen von Süden nach Norden. Von ihnen fällt das Land unmerklich bis zum Rhein hin ab. Zu den schönen und gewerbsamen Thälern gehören das Münsterthal, das Blumenthal, das Leberthal und das St. Amarinenthal. Die fruchtbarsten Striche liegen zwischen der Ill und den Vogesen, besonders um Kolmar. Der Rhein bildet auf eine Strecke von 14 Meilen die Ostgrenze. Die südlich vom Bärenkopf kommenden Gewässer laufen der Saone zu, sonst gehen alle Gewässer von den Vogesen in die Ill, z. B. die Largue, Sulzbach, Fecht, Lauch ꝛc. Das Departement hat mehre Kanäle (Fecht-, Neubreisachkanal, Kanal Monsieur ꝛc.), Seen (Belchensee, Dareusee, schwarze See und weiße See) und viele Teiche. Die Einwohner sind meist Katholiken. Die Sprache ist die deutsche, aber in rauher, halbschweizerischer Mundart; im Südwesten und an der lothringischen Grenze wird ein Patois gesprochen. Der Ackerbau ist weniger vollkommen, als im Departement Niederrhein. Hauptprodukte sind Getreide, Hanf, Flachs, Oelgewächse, Gemüse, Obst (Kirschen zu Kirschwasser), Färbekräuter, Wein (die zwischen Rappoldsweiler und Seunheim wachsenden sind geschätzt). Waldungen gibt es nicht bloß in den Vogesen, sondern auch auf der Ebene, z. B. die Haardt. Die Viehzucht ist bedeutend im Gebirge, wo Wiesen und Weiden vorzüglich sind; hier gibt es viele Melkereien, die Käse und Milchzucker liefern. Der Wildstand ist nicht sehr groß. Der nicht sehr lebhaft betriebene Bergbau fördert Eisen, Steinkohlen, Zink, Kobalt, Arsenik, Braunstein, Silber und Blei zu Tage. Die Industrie ist sehr bedeutend und wird am stärksten zwischen der Ill und den Vogesen betrieben. Der Mittelpunkt für die oberrheinische Industrie ist Mühlhausen. Der sehr lebhafte Handel vertreibt die Landesprodukte, besteht aber auch in Transithandel. Haupthandelsplätze sind: Kaisersberg, Münster, Guebweiler und Masmünster. Das Departement ist eingetheilt in die Arrondissements Kolmar, Béfort und Altkirch. Hauptstadt ist Kolmar.

Oberrheinische Kirchenprovinz, ein 1830 gebildeter Sprengel der katholischen Kirche in Deutschland, umfaßt das Erzbisthum Freiburg, die Bisthümer Mainz, Fulda, Rothenburg (seitdem Sitz eines Bischofs) und Limburg (für die Katholiken von Nassau und Frankfurt).

Oberrheinischer Kreis, einer der zehn Kreise des ehemaligen deutschen Reichs, umfaßte in der letzten Zeit die Hochstifter Worms, Speier mit den Propsteien Weissenburg, Straßburg, Basel u. Fulda, das Johannitermeisterthum oder das Fürstenthum Heitersheim, die gefürstete Abtei Prüm, die Propstei Odenheim, die Pfalz, Kurpfalz wegen der Fürstenthümer Simmern, Lautern und Veldenz, Pfalz-Zweibrücken, Hessenkassel, Hessendarmstadt, das Fürstenthum Hersfeld, die Grafschaft Spanheim, die gefürstete Grafschaft Salm mit Kyrburg, die Fürstenthümer Nassau-Weilburg, Nassau-Usingen, Nassau-Idstein, Nassau-Saarbrücken und Ottweiler, die Grafschaften Waldeck, Hanau-Münzenberg, Hanau-Lichtenberg, Solms-Hohensolms, Solms-Braunfels, Solms-Rödelheim und Solms-Laubach, Kurmainz und Stolberg wegen der Grafschaften Königstein, Isenburg-Birstein, Isenburg-Büdingen, die Wild- und Rheingrafen, die Grafschaften Leiningen-Hartenburg, Leiningen-Westerburg, Münzfelden, Sayn-Wittgenstein zu Sayn-Wittgenstein, Wittgenstein zu Berleburg, Falkenstein, Reipoldskirchen, Krichingen und Wartenberg, die Herrschaften Bretzenheim, Dachstuhl und Ollbrück, die Reichsstädte Worms, Speier, Frankfurt a. M., Friedberg und Wetzlar. Durch den westphälischen Frieden, sowie durch die Friedensschlüsse von Nimwegen, Ryswick und Baden hatte der Kreis nach und nach alle jenseits des Rheins gelegenen Landschaften verloren. Hessenkassel sagte sich wiederholt von den Ständen des oberrheinischen Kreises los, trat ihnen aber zuletzt 1764 doch wieder bei. Im Frieden von Luneville 1801 fiel noch der ganze übrige Theil der auf dem linken Rheinufer gelegenen Gebietstheile an Frankreich, doch wurde der Rest des niederrheinischen Kreises zum oberrheinischen Kreise geschlagen. Die ausschreibenden Kreisdirektoren waren der Bischof von Worms und der Pfalzgraf am Rhein. Die Kreistage hielt man früher in Worms, seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts aber in Frankfurt.

Oberrheinkreis, Kreis im Großherzogthum Baden, besteht aus der Markgrafschaft Hochberg, der Landgrafschaft Sausenberg und andern Gebieten der durlachschen Linie des Hauses Baden, dem Gebiet des Johanniterordens, dem ehemaligen österreichischen Breisgau ꝛc., grenzt gegen Osten an Würtemberg, den badischen Seekreis und die Schweiz, gegen Süden und Westen an den Rhein, der ihn von der Schweiz und von Frankreich scheidet, gegen Norden an den badischen Mittelrheinkreis und hat einen Flächenraum von 75,„ □Meilen mit 30 Städten, 10 Marktflecken, 524 Dörfern, 174 Weilern und Zinken, 699 einzelnen Häusern und Häusergruppen und (1852) 349,205 Einwohnern. Der südwestliche Theil des Kreises ist fast ganz vom Schwarzwalde eingenommen, wie denn überhaupt der O. den größten Theil des badischen Schwarzwaldes begreift. Hauptfluß ist der Rhein (mit Elz, Treisam, Wiesen, Schwarzach, Alb und Wutach). Der Boden ist meist unergiebig, jedoch am Rhein sehr fruchtbar. Ackerbau wird in den rauhen Gegenden wenig, mehr am Rhein getrieben; außerdem starker Obst-, besonders Kirschenbau, Viehzucht, Bergbau (auf Silber, Kobalt, Blei, Eisen ꝛc.) und die ihm zu-

Digitized by Google

gehörigen Beschäftigungen, sehr ausgebreitete Industrie, welche durch gut unterhaltene Waldungen befördert wird. Hauptbeschäftigung im Gebirge sind außer Uhrmacherei Holzarbeiten, Strohflechterei, Spinnen und Weben. Hauptstadt ist Freiburg.

Oberriexingen, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Vaihingen, an der Enz, über welche hier eine Brücke führt, mit gänzlich zerfallenen Stadtmauern, gutem Frucht- und Weinbau und 1200 Einw.

Obersachsen (obersächsischer Kreis), einer der 10 Kreise des ehemaligen deutschen Reichs, umfaßte folgende 22 Stände: Kursachsen, Kurbrandenburg, die Fürstenthümer Sachsen-Weimar, Sachsen-Eisenach, Sachsen-Koburg, Sachsen-Gotha, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Querfurt, die Herzogthümer Vorpommern, Hinterpommern mit Kammin, das Fürstenthum Anhalt, die Abteien Quedlinburg und Gernrode, das Stift Walkenried, die Grafschaften Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt, Mansfeld, Stolberg, Barby, die Grafschaften Reuß und Schönburg, mit einem Flächenraum von 1900 □Meilen und 4½ Millionen Einwohnern. Bis zum Uebertritt des Kurhauses Sachsen zum katholischen Glauben waren sämmtliche Stände O.s der evangelischen Kirche zugethan. Kreisausschreibender Fürst und Direktor des Kreises war stets der Kurfürst von Sachsen. Die Kreistage wurden früher in Leipzig, später auch zu Frankfurt a. d. O. und in Jüterbogk gehalten; seit 1683 fand keine Versammlung wieder Statt.

Obersaone, Departement, s. Saone.

Oberschlächtig, s. Wasserrad.

Obersee, 1) s. Bodensee. — 2) See in Amerika, s. v. a. Oberer See.

Oberst (nach früher gebräuchlicher Schreibart Obrist), in der ältern Zeit (Kriegs- oder Feldoberst) ein ziemlich unabhängiger Anführer einer Heeresabtheilung, der in Schlachten im Allgemeinen den Anordnungen eines Generaloberſten nachkam, sonst aber über die ihm Untergebenen fast unumschränkte Gewalt übte und daher auch häufig auf eigene Faust gegen den Feind kämpfte. Jetzt bezeichnet das Wort einen Offizier ersten Ranges in der 2. Klasse der Offiziere (nach der Generalität). In der Regel ist der O. Kommandeur eines Regiments. Der Oberstlieutenant, die dem O. zunächst stehende Charge, hatte anfänglich die Bestimmung, den O. in Krankheitsfällen ꝛc. zu vertreten; jetzt ist der Name nur ein Titel der ältesten Bataillonskommandeure. Der Titel Oberstwachtmeister wird jetzt beinahe nur als besondere Höflichkeitsform angesehen, wogegen im Dienst der Name Major zur Bezeichnung des Bataillonskommandeurs der gewöhnliche ist. Indessen sind alle diese Titel nicht immer an ein bestimmtes Kommando gebunden, sondern können in der Hauptsache nur als Bezeichnung des Rangverhältnisses angesehen werden.

Oberstein, Marktflecken und Amtssitz im oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld, an der Nahe und der Landstraße nach Kreuznach, hat ein Schloß, eine evangelische u. katholische Kirche, Post und 2500 Einw., worunter viele Achatschleifer, Goldschmiede und andere Künstler, welche die in der Nähe sich findenden schönen Achate, Chalcedone und andere Halbedelsteine, sowie auch ausländische Edelsteine schleifen, fassen und zu Dosen, Ringen und dergl. bearbeiten. O. war schon im 11. Jahrhundert eine kleine reichsunmittelbare Herrschaft, die zu keinem der 10 Kreise des deutschen Reichs gehörte, dann seit dem 13. Jahrhundert lothringisches Lehen. Seit 1766 gehörte die Herrschaft O. den Grafen von Limburg-Styrum, welche sie durch den französischen Revolutionskrieg und den Lüneviller Frieden (1801) verloren.

Oberstenfeld, Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Marbach, in einem schönen und besonders an Wein fruchtbarem Thale der Botwar, mit 1500 Einwohnern. Oberhalb des Dorfes liegt die Burg Lichtenberg und im Dorfe selbst ein adeliges Fräuleinstift, das zu Anfang des 13. Jahrhunderts aus einem 1016 gestifteten Augustiner-Nonnenkloster entstand.

Oberstlieutenant, s. Oberst.

Oberstreichsjägermeister, sonst Titel des Kurfürsten von Sachsen, als Markgrafen von Meißen, und des Erzherzogs von Oesterreich, welche das Oberjägermeisteramt des heiligen römischen Reichs bekleideten.

Oberursel, Stadt im nassauischen Amt Königstein, mit Pfarrkirche, Kreuzkapelle, Papiermühle, Tabaksfabrikation, Eisenhammer und 4 Kupferhämmern, Tapetenfabrik und 2500 Einwohnern.

Obervienne, Departement, s. Vienne.

Oberwangen, Dorf im schweizerischen Kanton und Stadtamt Bern, am Donnerbühl. Hier 1257 Sieg der Schweizer über die Truppen Albrechts von Oesterreich.

Oberwesel, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis St. Goar, am linken Rheinufer, hat 2 Kirchen, von denen die (1312 erbaute) Liebfrauenkirche herrliche Chorgewölbe und gute Gemälde enthält, 3 Kapellen, Weinbau, Tuchweberei, Lachs- und Salmfang, Dachschieferbrüche und an 3000 Einwohner. Oberhalb der Stadt auf einem hohen Berge stehen die Ruinen des Schlosses Schönberg, und unterhalb derselben erhebt sich am Rhein senkrecht der seines vielfachen Echo's wegen bekannte Lurleifelsen. O. war früher freie Reichsstadt.

Oberwiesenthal, Bergstadt am Abhange des hintern Fichtelberges gegen Osten, von 2800 Fuß über dem Meere bis zu 2640 Fuß herab, hat ein königliches Gericht, Steuer- und Zollamt, beschwerlichen Feldbau, Bergbau auf Silber, Kobalt und Eisenstein, bedeutende Spitzen-, Fransen-, Posamentir-, Band- und Nadelfabrikation, Bandmühlenstühle, eine Klöppelschule, Tabaksfabrik, Fabrikation feiner Eisen-, Stahl- und Holzwaaren, die von Karlsbad aus durch die Brunnengäste in alle Welt verbreitet werden (sogenannte Karlsbader Waaren), Handel mit diesen Industrieerzeugnissen, sowie mit isländischem Moos, Beeren und Schwamm und 2000 Einw. Die Umgegend heißt wegen ihrer

hohen und rauhen Lage und des starken Schneefalls daselbst das sächsische Sibirien.

Oberyssel (Overyssel), Provinz des Königreichs der Niederlande, grenzt im Norden an die Provinzen Friesland und Drenthe, im Osten an Hannover, im Südosten an die preußische Provinz Westphalen, im Süden und Südwesten an Geldern und im Westen an die Zuyderse und hat einen Flächenraum von 60¹/₂ □Meilen mit 236,769 Einwohnern. Das Land ist eben, nur mit einigen sandigen Hügeln, der Boden sumpfig und moorig, doch an der Yssel mit fruchtbaren Strecken. Hauptfluß ist die Yssel, welche die Grenze gegen Geldern bildet und in die Zuyderse fällt; außerdem fließen hier das zwarte Water, die steenwyker Aa ꝛc. Der Kanal Willemsvaert verbindet die Yssel mit dem zwarte Water. Das Land producirt Feld- und Gartenfrüchte, Roggen, Buchweizen, Flachs, Erdmandeln, viel Binsen; die gewöhnlichen Hausthiere, wildes Geflügel, Fische, Bienen; Torf ꝛc. Die Bevölkerung besteht meist aus Reformirten; doch gibt es auch Katholiken und Wiedertäufer. Die Haupterwerbszweige sind Viehzucht u. Torfstich, Bienenzucht und Fischerei; Ackerbau wird nur im westlichen Theil getrieben. Die Industrie liefert Leinwand, Wollen- und Baumwollengewebe, Papier, Eisenwaaren, Flechtarbeiten. Die Provinz ist in 3 Bezirke (Zwolle, Deventer und Almelo) eingetheilt und hat zur Hauptstadt Zwolle.

Obesitas (lat.), Fettleibigkeit, s. Fettsucht.

Obi, Fluß, s. v. a. Ob.

Obidos, 1) Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, Distrikt Santarem, nördlich von Lissabon, am Arnoja, der in der Nähe ins Meer mündet, und am gleichnamigen See, hat eine merkwürdige römische Wasserleitung von mehr als 100 Bogen und 5000 Einwohnern. — 2) (Obydos, Pauris), Stadt in Brasilien, Provinz Para, im brasilianischen Guyana, an der Mündung des Orixmina in den Orinoco, mit Baumwollen- und Kakaobau.

Obier, germanische Völkerschaft, die wahrscheinlich in der Nähe des alten Longobardengebietes an der Aller bei Odiesfelde ihre ursprünglichen Wohnsitze hatte. Um 172 n. Chr. kamen 6000 Longobarden und O. über die Donau, wurden aber von den Römern geschlagen, worauf sie in ihre Heimath zurückkehrten.

Obischer Meerbusen, s. Ob.

Obit (v. Lat.), der feierliche Leichendienst vor dem Leichname im Gotteshause; das jährlich am Sterbetage einer um die Kirche verdienten Person gefeierte Todtenamt.

Obiter (lat.), flüchtig, obenhin.

Objekt (lat. objectum), Gegenstand, Vorwurf, in der Logik Gegenstand einer Vorstellung, Vorwurf der Erkenntniß, dem Subjekt entgegengesetzt, d. h. einem Wesen, welches sich den Gegenstand vorstellen, ihn erkennen und erstreben kann. Jedes Subjekt kann in anderer Beziehung auch zugleich sein eignes O. seyn, wo dann der Vorstellende, Erkennende und Betrachtende selbst das Vorgestellte, Erkannte und Betrachtete (Subjektobjekt) wird. Das Objektive, dem Gegenstand Gemäße und in Beziehung auf den Gegenstand Gedachte, steht dem Subjektiven oder dem Subjekt Angehörigen entgegen. Aber das Objektive ist darum nicht immer real oder wirklich, da der Gegenstand des Vorstellens sowohl ein Wirkliches als auch ein nur Vorgestelltes seyn kann. Einen Gegenstand objektiv betrachten heißt, ihn an sich, nach seiner Natur und Beschaffenheit betrachten, ihn subjektiv betrachten aber, sein Verhältniß zu uns oder wie er sich in unserer Auffassung gestaltet, erkennen und darstellen. Eine objektive Erkenntniß oder Darstellung ist der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes gemäß, eine subjektive nur der Vorstellung, die sich der Auffassende davon gemacht hat. Der Gegensatz objektiver und subjektiver Darstellung bezieht sich hauptsächlich auf die schöne Kunst und beruht darauf, ob die Darstellung den Gegenstand selbst sprechen läßt, oder ob sie dem letztern sich unterordnet. Die Plastik, das Epos und Drama fordern die reinste Objektivität; die Musik und Lyrik gestatten mehr subjektive Elemente. In der Grammatik ist das O. der Gegenstand, auf welchen die durch ein transitives Verbum bezeichnete Handlung sich bezieht. Man unterscheidet das nähere O., für welches der Akkusativus, und das entferntere O., für welches der Dativ oder eine Präposition mit dem ihr zugehörigen Kasus gebraucht wird. In der Meßkunst heißt O. der Gegenstand, auf welchen visirt wird, in der Strategie derjenige Punkt, nach welchem von einer gewissen als Rückhalt dienenden Operationslinie (Basis) die sämmtlichen Linien, in welchen das angreifende Heer vorrückt (Operationslinien), gerichtet sind.

Objektenschrift, diejenigen Schriftarten, welche für die zu bezeichnenden Begriffe ganze Bilder von Gegenständen oder symbolische Zeichen gebrauchen; s. Schrift.

Objektion (v. Lat.), Einwurf, Einwand.

Objektivglas (Objektiv), s. Fernrohr und Mikroskop.

Objektivlinie, die Linie, welche man sich bei Kriegsoperationen zwischen zwei Operationsobjekten gezogen denkt, wenn der Operationsplan auf zwei Objekte gerichtet ist; Objektivwinkel, der Winkel, unter welchem in einem Operationsplane zwei von der Basis nach dem Objekte gerichtete Operationslinien einander schneiden.

Obladis, Badeort mit Sauerquelle im österreichisch-tyrolischen Kreis Imst, Landgericht Ried, bei Ladis.

Oblaten, dünne, aus ungesäuertem Mehlteig, oder aus Hausenblase (Leim) oder auch aus besonders zubereitetem Papier gefertigte Scheiben oder Tafeln, die statt des Siegellacks zur Besiegelung der Briefe gebraucht werden. Auch bedient man sich der O. aus Mehl zur Unterlage für verschiedenes Backwerk. In der röm.-kathol. und protestantischen Kirche heißt das konsekrirte Brod im Abendmahle Oblate, d. h. das Dargebrachte, weil es in der frühesten Kirche Sitte war, daß Brod und Wein zur Feier des Abendmahls von den reichern Christen für die Armen mitgebracht wurden. Diese Gaben hießen Oblationen, dann auch Hostien (s. d.), und der Diakonus, welcher dem Bischof bei dem Meßamt Brod und

Digitized by Google

Wein zuträgt, heißt Oblationarius. Später fielen die ursprünglich für die Armen bestimmten Gaben und Almosen als Oblationen den Mönchen zu und bildeten einen Theil der geistlichen Einkünfte. Die O. beim Abendmahle bestanden ursprünglich aus gewöhnlichem und gesäuertem Teige; erst seit dem 8. und 9. Jahrhundert wurde der Gebrauch des ungesäuerten Brodes gewöhnlich. O. nannte man in der Kirchensprache auch die Laienbrüder und Laienschwestern (Oblati und Oblatae) in den Klöstern, dann die Kinder, welche dem klösterlichen Leben geweiht, deshalb in ein Kloster gebracht und hier unterrichtet wurden (Scholae Oblatorum, s. Klosterschulen) und nicht wieder austreten durften; ferner Personen, welche ihr Vermögen oder ihren Einfluß einem Kloster weihten und eine besondere Klasse der Laienbrüder oder Laienschwestern mit klösterlicher Kleidung bildeten, und (Servi de quatuor nummis) die Dienstpflichtigen eines Klosters, die oder deren Vorfahren sich und das Ihrige durch Darreichung einer Summe von 4 Denaren dem Kloster zu eigen gegeben hatten; endlich in französischen Prioreien oder Abteien die Diener, welche der König dahin gesandt hatte, um ihnen ein Unterkommen zu gewähren.

Oblaten der heiligen Franciska, weiblicher Orden zu Rom, gestiftet 1433 von der heiligen Franciska, der Gemahlin eines römischen Patriciers, Ludovicus de Pontianis, stand Anfangs unter dem Ordensgeneral der Mönche vom Oelberge, kam aber schon 1440 unter die Leitung von besondern Beichtvätern. Ihre Superiorin führt den Titel: Präsidentin. Das Noviziat dauert ein Jahr, nach dessen Verlaufe die Aufzunehmende, stets fürstlichen oder adeligen Geschlechts, am Grabe der heiligen Franciska gelobt, außer den besondern Konstitutionen des Ordens die Benediktinerregel und besonders die Gebote der Präsidentin zu befolgen. Andere Gelübde finden nicht Statt, auch kann jede Oblate austreten und sich verheirathen. Die Kleidung ist ein schwarzer Rock und weißer Schleier.

Oblatio (lat.), das freiwillige Erbieten zu etwas. O. ad idem, das Erbieten zum nämlichen Kaufschilling, wodurch in gewissen Fällen das Vorkaufsrecht in Wirksamkeit tritt; O. liti, wenn Jemand einen Rechtsstreit als Beklagter übernimmt, ohne der eigentliche Beklagte zu seyn; O. feudi, wenn Jemand eine als freies Eigenthum besessene Sache einem Andern veräußerungsweise überträgt, um sie von demselben in der Eigenschaft als Lehen wieder zurück zu erhalten (vergl. Lehen); O. ad reciproca, beim Geschäftsverkehr der Behörden das Erbieten zu ähnlichen Gegendiensten.

Oblation (v. Lat.), Darbringung, Opfer, freiwillige Steuer, jährliches Geschenk des römischen Volkes an den Kaiser im Januar; freiwillige Gabe eines wohlhabenden Christen zur Feier der Agapen (s. Oblaten); in der katholischen Kirche die Darbringung der Hostie und des Kelches durch den Priester bei der Messe; die Ueberreichung der Patene oder des Kelches und der Hostie an denselben durch einen Diakonus oder Subdiakonus.

Oblationarius (mittellat.), s. Oblaten.

Oblatorium (v. Lat.), s. v. a. Cirkular, Umlaufschreiben, Rundschreiben; ein Brief, in welchem man die Errichtung einer neuen Handlung, oder die Aenderung der bisherigen Firmen anzeigt; ein Brief, durch welchen eine Handlung andern ihre Dienste anbietet.

Obligat (v. Lat.), verbunden, verpflichtet; in der Musik diejenigen Stimmen oder Instrumente, die den Hauptvortrag eines Tonstücks entweder allein oder mit andern auszuführen haben, also nicht bloß begleitend sind. Es kann sich dies auf einen Theil des Tonstücks, obligaten Satz, für irgend ein Instrument oder eine Singstimme beziehen, oder auf ganze Tonstücke; im letztern Fall ist entweder obligate Stimme gleichbedeutend mit Konzertstimme, sowie obligate Spieler mit Konzertspieler, oder es ist eine begleitende Stimme obligat gesetzt, die bei der Ausführung nicht weggelassen werden darf. So hat man Gesangstücke mit obligater Violin-, Violoncell- oder Hornbegleitung ꝛc.

Obligation (v. Lat.), das Rechtsverhältniß zwischen zwei bestimmten Personen, vermöge dessen die eine der andern zu einer positiven Leistung verpflichtet ist, wobei man also immer eine specielle Entstehungsursache voraussetzt, z. B. den Empfang einer Sache oder Leistung unter der Bedingung der Zurückgabe oder Gegenleistung, ein gültiges Versprechen, oder eine Beschädigung, wofür Ersatz gegeben werden muß. Nach römischem und gemeinem deutschen Recht muß die O. ihrem Buchstaben nach erfüllt werden; nach französischem Recht kann nur Entschädigung gefordert werden. Auch nennt man O. die Handlung, wodurch Jemand eine specielle positive Verpflichtung auf sich nimmt, sowie einen Schuldschein (s. d.), im Handel die Schuldverschreibungen der Staaten, Gemeinden, Kreditinstitute, Industriegesellschaften ꝛc. (s. Staatspapiere).

Obligatorisch (v. Lat.), verpflichtend, zwingend.

Obligo (ital.), Garantie, Gewähr, Verbindlichkeit, besonders das Verhältniß von Forderungen und Schulden, worin sich ein Kaufmann oder Bankier gegen Geschäftsfreunde befindet; daher im O. stehen, einem Andern schulden, Jemanden aus dem O. entlassen, für die Verbindlichkeit, die er hat, dessen Forderung an einen Dritten annehmen. Die Formel „ohne mein O." bedeutet, daß man für einen mit derselben indossirten Wechsel nicht haften will. Mit seinem O. intercebiren heißt in die Verbindlichkeit eines Andern eintreten, wenn dieser selbst sie nicht erfüllen kann. Unter O. versteht man zuweilen s. v. a. Interimsschein (s. d.).

Obliteration (v. Lat.), in der Anatomie das Undurchgängigwerden durch Verwachsen, von Gefäßen.

Oblivio (lat.), das Vergessen, s. v. a. Amnestie (s. d.).

Oblokution (v. Lat.), Widerspruch, Gegenrede.

Oblongum, in der Geometrie ein rechtwinkeliges Viereck (Rechteck) mit ungleichen Seiten.

Obmann, im Allgemeinen Einer, dem ein gewisser entscheidender oder maßgebender Einfluß eingeräumt ist; eine Person, welche zur Entschei-

Digitized by Google

dung gewählt wird, wenn zwei streitende Personen sich nicht einigen können; sonst in der Schweiz Derjenige, welcher in Streitigkeiten zwischen 2 Kantonen den Ausschlag gab, wenn Stimmengleichheit Statt fand; der Vorsitzende in Volksversammlungen ꝛc.

Obnoxiatio (lat.), im Mittelalter das freiwillige Begeben in den Stand der Unfreiheit; die darüber abgefaßten Urkunden hießen Chartae obnoxiationis.

Oboe (Hoboe, franz. Hautbois), ein Blasinstrument, welches aus einer geraden, aus mehren Stücken zusammengesetzten, gewöhnlich von Buchsbaumholz oder Ebenholz gearbeiteten und mit Löchern versehenen Röhre besteht, die sich unten in einen kleinen Trichter endigt und durch ein oben aufgesetztes enges Mundstück von Rohr geblasen wird. Die O. entstand aus der Schallmei, und man hatte von ihr mehre Arten von verschiedenem Tonumfang, von denen aber nur die noch jetzt gebräuchliche (Diskantoboe) geblieben ist. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts war sie allgemein und wurde wegen ihres durchdringenden Tones besonders bei der Militärmusik gebraucht, und da sie hierbei das melodieführende oder Hauptinstrument war, so erhielt das Militärmusikchor überhaupt den Namen Hoboisten. Auch wurde sie häufig zum Abblasen der Choräle benutzt. Bei der Ausbildung der Instrumentalmusik wurde sie endlich als ein nothwendiges Instrument ins Orchester aufgenommen, erlitt aber in neuerer Zeit durch die Klarinette großen Eintrag. Die O. hat den Umfang vom eingestrichenen c bis zum dreigestrichenen d; Solobläser gewinnen dem Instrument noch einige Töne mehr ab. Sie hat einen hellen, der menschlichen Stimme nahekommenden scharfen, ermunternden und aufregenden Ton, der durch kein anderes Instrument ersetzt werden kann und in dem Kolorit der Instrumentalmusik eine Hauptfarbe ausmacht. Als die neueste und beste Oboenschule wird die von Sellner (Wien 1825) genannt. Die sogenannte O. d'amore (franz. Hautbois d'amour) ist eine größere O. mit etwas engerer Stürze, steht eine Terz tiefer, als die gewöhnliche O. und hat einen sanftern und lieblichern Ton, ist aber nicht mehr im Gebrauch. Als Orgelstimme ist die O. eine achtfüßige Diskant- und Zungenstimme mit eng mensurirten cylinderförmigen, nach Andern auch konisch geformten Schallbechern und gut gehärteten, fein abgeschliffenen Zungen, die nur schwachen Windzuflusses bedarf; die O. d'amore der Orgel ist eine Labialstimme für das Manual und hat einen vollen sanften Ton; die Pfeifen derselben sind von Eichenholz, halb gedeckt, von weiter Mensur und schmalem Aufschnitt.

Obojan, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Kursk, südlich von Kursk, am Zusammenfluß der Obojanka u. des Psol, hat 7 Kirchen, eine Kreisschule, ein Hospital, Handel mit Getreide, Hanföl, Borsten, Vieh, Wachs ꝛc. u. 6000 Einw.

Obolo (auch Cent), Kupfermünze auf den jonischen Inseln, der 100. Theil des Doll.; man hat auch Mioboli (halbe) u. Dittoboli (Doppeloboli).

Obolus (v. Griech.), ursprünglich ein spitziges Stück Eisen, eine Pfeilspitze, ein Spieß ꝛc., dann eine altgriechische Münze, in Silber und Kupfer ausgeprägt, der 6. Theil einer Drachme. Man hatte außer dem einfachen O. auch einen vierfachen, Tetrobolus, einen dreifachen, Triobolus, einen doppelten, Diobolus, ferner 1/2, 1/4 und 1/8 O., welche letztere Münze Chalkos hieß. Wie die Drachme (s. d.) nach den verschiedenen Staaten verschiedenen Werth hatte, so natürlich auch der O. Der neuere attische O. war ungefähr an Metallwerth einem Silbergroschen gleich (Drachme). Der O. war die Münze, welche die Alten den Verstorbenen in den Mund zu stecken pflegten, um sie beim Eingange in die Unterwelt dem Charon für die Ueberfahrt über den Cocytus als Fährgeld zu geben. Als Gewicht ist der O. ebenfalls der 6. Theil der Drachme.

Obornik (Obernik), Kreisstadt in der preuß. Provinz u. Regierungsbezirk Posen, nordwestlich von Posen, an der Welna u. Wartha, hat 2 katholische Pfarrkirchen, eine Post u. gegen 1800 Einw.

Obotriten, s. Wenden.

Obrenowitsch, serbische Familie, welcher der Fürst Milosch (s. d.) angehört; vgl. Serbien (Geschichte).

Obreption (v. Lat.), Erschleichung.

O'Brien, eine der bedeutendsten altirischen Familien, deren Ahnherr, Brian Boroimhe, einer der berühmtesten Helden Irlands, 1014 in der Schlacht bei Clontarf getödtet ward. Seine Nachkommen nannten sich Könige von Thomond, waren jedoch den Engländern zinspflichtig, bis der 12. König von Thomond, Murrough, 1541 von König Heinrich VIII. seine Besitzungen zu Lehen nahm, den Königstitel aufgab und dafür zum Grafen von Thomond und Baron von Inchiquin ernannt wurde. Von seinem ältesten Sohne Dermod stammte Murrough O., welcher 1800 zum Marquis von Thomond erhoben ward und 1808 † und dessen Neffe, James O., seit 1847 Admiral der britischen Flotte ist. Der jüngere Sohn des Grafen Murrough, Donough, war der Stammvater Donoughs O., der 1686 den Baronetstitel erhielt. Von ihm stammt Sir Lucius O., geboren den 5. December 1800, wurde im Mai 1843 Lordlieutenant in Clare und gehörte als Parlamentsmitglied für Clare 1826—30 und dann wieder 1847—52 zu den standhaftesten Anhängern konservativer und protektionistischer Grundsätze. Sein Bruder, William Smith O., den 17. Oktober 1803 geboren, erbte das bedeutende Vermögen der Mutter und wurde 1832 für die Grafschaft Limerick ins Unterhaus gewählt. Als Hauptvertreter der Partei des jungen Irland, die auf dem Wege der Gewalt Das zu erreichen strebt, was O'Connell auf gesetzlichem Wege durch seine Repealagitation zu erlangen suchte, trat er im Parlamente nicht nur stets mit großer Leidenschaftlichkeit der veelschen Verwaltung, sondern auch in Irland O'Connell schroff entgegen. Nach O'Connells Tode wurde der Einfluß O.s und seiner Gesinnungsgenossen vorherrschend. Zwar rieth er vorerst noch von übereilten Schritten ab und veröffentlichte in seiner Schrift „Reproductive employment" (Dubl. 1847) Ansichten über die Maßregeln, die zur Abhülfe der materiellen Leiden Irlands getroffen werden müßten; nach der französischen Februar-

Digitized by Google

revolution glaubte er aber die Zeit gekommen, einen entscheidenden Streich zur Befreiung Irlands zu führen. Obwohl er von der provisorischen Regierung in Paris die erbetene Hülfe nicht erhielt, berief er doch einen Nationalkonvent von 300 Mitgliedern nach Dublin, der indeß von der Regierung verboten wurde. Ein gegen O. angestellter Prozeß mußte wegen Uneinigkeit der Jury aufgegeben werden. Als sich jedoch bewaffnete Schaaren bildeten, hob das Ministerium mit Bewilligung des Parlaments die Habeascorpusakte auf und erließ einen Verhaftsbefehl gegen O. und andere Häupter des jungen Irland. Der von O. gesammelte Haufe ward am 29. Juli 1848 von einigen Policemen in die Flucht gejagt, O. selbst ergriffen, vor Gericht gestellt u. am 9. Okt. zum Tod verurtheilt. Die Krone milderte diese Strafe in ewige Verbannung nach Australien, wohin er sich im Juli 1849 einschiffte. Er lebt auf Vandiemensland.

Obrogatio (lat.), Vorschlag zu einem Gesetze, durch welches ein anderes aufgehoben wird.

Obschtschij-Sürt (Obtschei-Syrt, d. i. Gemeingebirg), Gebirg im europäisch-russischen Gouvernement Orenburg, zwischen der Samara und dem Jaik, durchzieht eine Strecke lang das Land der donischen Kosaken und läuft meist in südlicher Richtung bis gegen das kaspische Meer hin. Es ist ein hoch steigender Landrücken mit ungleichen Höhen, auf der Südostseite überall waldlos, auf der Nordwestseite mit Eichen, Birken, Linden ꝛc. bewachsen. Die Oberfläche ist meist trocken und thonig, mit Sandschollen, im Süden von Orenburg größtentheils salzig und unfruchtbar. Das Gebirg ist nur ein Zweig des uralischen Grenzgebirgs, nicht des eigentlichen Ural, besteht aus jüngern Flötzformationen u. bildet die Grenzscheide zwischen dem Kultur- und Steppenboden der kaspischen Niederung.

Obscön (v. Lat.), im Allgemeinen schmuzig, unanständig, besonders in Bezug auf geschlechtliche Verhältnisse.

Obsequien (v. Lat.), s. v. a. Exequien.

Obsequium (lat.), Gehorsam, Willfährigkeit, in der katholischen Kirche sowohl der unbedingte Gehorsam, wozu Mönche und Nonnen durch die Klostergelübde verpflichtet sind, als auch das Gefängniß, in welches ungehorsame Personen, namentlich Religiose, gesperrt werden, um hier Gehorsam zu lernen.

Observanten, s. Franciskaner.

Observanz (v. Lat.), Herkommen, eine stillschweigend durch längere Befolgung und Uebung anerkannte Regel, welche dadurch auch ferner und bis sie ausdrücklich oder stillschweigend aufgehoben wird, für die Betheiligten verbindlich ist. Sie unterscheidet sich von dem stillschweigenden Vertrage dadurch, daß dieser durch eine einzige Handlung begründet werden kann, die O. aber eine solche Reihe von Handlungen fordert, daß sich daraus auf eine Unterwerfung unter eine gewisse Regel schließen läßt. Eine besonders ausgezeichnete Art von O.en bilden die gerichtlichen oder Gerichtsobservanzen, welche sowohl das gerichtliche Verfahren als das materielle Recht selbst und dessen Anwendung betreffen und in ersterer Beziehung durch Gleichmäßigkeit in der Vornahme der Prozeßhandlungen (Prozeßgebrauch), in letzterer Hinsicht durch Gleichmäßigkeit im Urtheilen (Präjudicien) begründet werden. Der Jubegriff solcher bei einem Gericht entstandenen O.en macht sodann das eigentliche Wesen des Gerichtsgebrauches aus (s. Gerichtsgebrauch). Doch können dergleichen O.en niemals als eigentliche Rechtsquelle betrachtet werden, weshalb auch ein Gericht keineswegs an seine z. B. durch frühere Urtheile begründete O.en oder Präjudicien gebunden ist.

Observationsarmee, ein größeres Observationscorps; s. Beobachtungscorps.

Observatorium (v. Lat.), s. Sternwarte.

Obsessio (lat.), Besetzung, Belagerung; daher O. viarum, Wegelagerung (s. Landzwang).

Obsides (lat.), Geiseln (s. d.); vgl. Bürgschaft.

Obsidian (Lavaglas), in die Porphyrgruppe gehörendes Gestein, welches theils massig und derb, theils in Kugeln und Körnern (Marekanit) vorkommt. Die Oberflächen desselben sind oft runzelig, u. im Innern finden sich nicht selten Blasenräume, die meist nach einer Richtung in die Länge gezogen sind. Es hat 6,0—7,0 H. und 2,6 G., ist glasartig, grau, braun, grün, vorherrschend schwarz, im Bruch vollkommen muschelig, ein vulkanisches Glas, durch Schmelzung verschiedener Gesteine unter abweichenden Verhältnissen entstanden, daher auch von verschiedener Zusammensetzung, gewöhnlich 80,8 Kieselerde, 10,8 Thonerde, 8,4 Kali, Natron und Kalk enthaltend, oft auch durch Eisenoxyd gefärbt, welches manchmal beim Verwittern einen röthlichen Beschlag bewirkt. Der O. findet sich vorzüglich als Produkt noch thätiger Vulkane in Trümmerstücken, in langgezogenen Streifen, auf Bourbon, Teneriffa, in Peru, Mexiko (die schillernde Abänderung), auf Island (wo besonders auch die kalkreiche, leichtflüssige Abänderung, Flolith, ebenso wie auf Santorin vorkommt), in Böhmen (Pseudochrysolith zu Moldau-Thein), Ungarn, auf dem griechischen Archipel, Sicilien, Lipari. Er zeigt Uebergänge in den Bimsstein und gibt bei der Verwitterung, die mit Abblätterung beginnt, einen ziemlich fruchtbaren Boden. Bei den Steinschneidern heißt er isländischer Achat. Von den Azteken wurde der O. zu schneidenden Waffen und Geräthen, zu Lanzen- und Pfeilspitzen, Messern, Degenklingen, Rasirmessern ꝛc. verwendet; noch jetzt wird er zu Dosen, Knöpfen, Ohrgehängen u. dgl. verarbeitet.

Obsignation (v. Lat.), die von einem Gerichte vorgenommene Versiegelung des Nachlasses eines Verstorbenen oder des Vermögens eines in Konkurs gerathenen oder flüchtig gewordenen Schuldners.

Obskurantismus (v. lat. obscurare, verfinstern oder verdunkeln), der Gegensatz der Aufklärung (s. d.), sowohl die natürliche Hinneigung zur geistigen Dämmerung, als das durchgebildete System, nach welchem der Obskurant alle Aufklärung von Andern abzuhalten bemüht ist, um auf diese Weise zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Zwecke eine geistige Uebermacht über dieselben zu gewinnen. In sofern die Gegenstände, über welche der O. ein Hellsehen von sich oder von Andern fern hält, hauptsächlich nur solche zu seyn

Digitized by Google

pflegen, welche das höhere geistige Leben bewegen, nämlich Religion, Staat, Wissenschaft und Kunst, so kann man füglich einen religiösen, politischen, wissenschaftlichen u. künstlerischen O. unterscheiden.

Obsolet (v. Lat.), veraltet.

Obst, s. Pomologie.

Obstagium (lat.), das Einlagern (s. d.), ein altdeutscher Rechtsgebrauch.

Obstbaumzucht, s. Pomologie.

Obstdarre, Vorrichtung, mittelst welcher Obst bei künstlicher Hitze getrocknet wird; man findet sie entweder in Stuben (Darrstuben), Küchen, oder in besondern kleinen Häusern (Darrhäusern, Darren).

Obstetricia ars (lat.), die Geburtshülfe, Geburtskunde.

Obstetrix (lat.), Geburtshelferin, Hebamme.

Obstinat (v. Lat.), halsstarrig, daher Obstination, Hartnäckigkeit, Halsstarrigkeit.

Obstipatio (lat.), s. v. a. Obstruktion.

Obstipirt (v. Lat.), verstopft, hartleibig.

Obstructio alvi (lat.), s. Obstruktion.

Obstruentia (sc. remedia), verstopfende Mittel.

Obstruktion (v. Lat.), eigentlich die Verstopfung irgend eines ausleerenden Organs, gewöhnlich aber die Verstopfung des Unterleibs (Stuhlverstopfung), ist eine größtentheils auf verminderte seröse Absonderung des Dickdarms mit geminderter wurmförmiger Bewegung begründete Hemmung der gewöhnlichen und normalen Darmentleerung. Am häufigsten ist die O. nur ein Zeichen einer andern, tiefer liegenden Krankheit, besonders der Kolik, Darm- und anderer Entzündungen, Krampf-, Wurm-, Hämorrhoidalleiden ꝛc., oder sie wird durch mechanische Hindernisse, Verschlingung, Ineinanderschiebung der Gedärme, Brüche, Anhäufung von harten Kothstoffen, Obstkernen u. dgl. bedingt. Aber auch bei sonst Gesunden kann O. eintreten, wie durch den Genuß besonderer, verstopfender Speisen, veränderte Lebensweise, vieles Sitzen ꝛc., oder es findet eine individuelle Anlage zu derselben Statt, welchen Grad der O. man gewöhnlich mit dem Namen Hartleibigkeit bezeichnet. Die Gefahr der O. richtet sich nach der die O. bedingenden Ursache. Die leichtern Grade der O., denen keine andere Krankheit zu Grunde liegt, sind in der Regel nicht bedenklich; desto mehr gefahrdrohend ist die O., wenn sie auf Entzündung des Darmes, Verschlingungen desselben u. dgl. beruht; sie kann dann durch Brand, Lähmung und selbst Perforation einer Darmpartie den Tod herbeiführen. Auch die Mittel gegen die O. richten sich nach dem Grad und den Ursachen derselben; es können daher bald Drastika, sowohl zum innerlichen Gebrauch, als zu Klystieren, bald Emollientia, Ekkoprotika, krampfstillende Mittel, ja selbst, z. B. bei eingeklemmten Brüchen, Verschlingung der Gedärme ꝛc. ein operativer Eingriff nöthig werden. Bei O. von Hämorrhoidal- und Wurmleiden muß natürlich gegen die Grundkrankheit verfahren werden. Die habituelle O., Hartleibigkeit, erfordert meist nur diätetische Mittel, veränderte Lebensweise, Bewegung ꝛc.

Obstwein (Fruchtwein), durch Gährung des Saftes von Baum- oder Beerenobst gewonnenes weinartiges Getränk. Die vorzüglichste unter den verschiedenen Arten ist der Cider oder Aepfelwein.

Obtundentia (sc. remedia), abstumpfende Mittel. Obtusion, Abstumpfung.

Obvention (v. Lat.), das Entgegenkommen, die Begegnung; in der Rechtssprache: Einkünfte, freiwillige Gabe, Steuer, besonders Kirchensteuer.

Obwalden, s. Unterwalden.

Ocampo, Florian de, spanischer Geschichtschreiber, 1501 zu Zamora geboren, wurde in seiner Vaterstadt Kanonikus und von Karl V. zu seinem Historiographen ernannt. Der Ruf seiner ausgebreiteten historischen Kenntnisse veranlaßte 1555 die Cortes, vom Kaiser seine Entlassung aus seinem Amte mit einer bedeutenden Pension auszuwirken, damit er sich ausschließlich der Bearbeitung seiner „Cronica general de España" widmen könne. Von dieser Arbeit erschienen in der ersten Ausgabe (Zamora 1544, wiederholt 1545) 4 Bücher; eine 2. zu Medina de Campo 1553 erschienene ist mit einem 5. Buche vermehrt. In diesen 5 Büchern ist, hauptsächlich nach alten Klassikern, die Geschichte Spaniens von der Sündfluth bis zum zweiten punischen Kriege dargestellt. Der Styl erhebt sich nur bei der Erzählung besonders hervorstechender Begebenheiten zu einer gewissen Eleganz und Erhabenheit, und einzelne Stellen der Art gelten daher auch als Muster der prosaischen Darstellung in jener Periode der spanischen Literatur. Nach O.'s um 1576 erfolgtem Tod lieferte sein Nachfolger im Amte, Ambrosio de Morales, eine Fortsetzung, welche mit O.'s Werke zusammen zu Alcala u. Cordova 1574—1586 erschien u. 1791 in 10 Bdn. zu Madrid von Neuem herausgegeben wurde. Nicht zu verwechseln mit diesem Werke O.'s ist eine „Cronica general", die auf Befehl Alfonso's des Weisen abgefaßt worden war und von O. herausgegeben wurde (Zamora 1541 u. Valladolid 1604).

Ocaña, 1) Stadt in der spanischen Provinz Toledo, an der Heerstraße von Madrid in die Mancha, am Rande einer fruchtbaren Bergebene (la Mesa de O., d. i. der Tisch von O.), Eigenthum des St. Jagoordens, ist sehr fest, hat 4 Kirchen, 9 Klöster, eine Artillerieschule, eine warme Mineralquelle, guten Weizenbau, große Seifensiedereien, Fabriken für Tuch u. Wollenstrümpfe, Gerbereien, Töpfereien, Olivenöl u. 12,000 (nach Andern nur 5—6000) Einwohner. Hier am 19. Nov. 1809 Schlacht zwischen 50,000 Spaniern unter dem Marquis von Arizoga u. 30,000 Franzosen unter Mortier und Sebastiani, worin erstere geschlagen wurden. — 2) Stadt im südamerikanischen Freistaat Neugranada, Departement Magdalena, südöstlich von Mompox, nahe an der nördlichen Grenze, mit Kupfermine.

Occam (Ocham), Wilhelm von, berühmter Scholastiker in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ein reichbegabter und kühner Geist, der mit seltnem Freimuthe und Scharfsinne (doctor invincibilis et singularis, venerabilis inceptor) die Gebrechen und Uebergriffe der römischen Kurie und des Klerus rügte, war zu Occam in der englischen Grafschaft Surrey geboren, trat frühzeitig in den Franciskanerorden und hatte

Digitized by Google

Duns Scotus zum Lehrer in der Theologie und Philosophie, über welche er zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Paris Vorlesungen zu halten anfing. Großes Aufsehen erregte seine Schrift über die geistliche und weltliche Gewalt („Disputatio de potestate eccles. et seculari", Paris 1598), worin zunächst Philipp der Schöne von Frankreich gegen Bonifaz VIII. in Schutz genommen und das Ansehen des Papstes auf die rein kirchlichen Angelegenheiten zurückgewiesen wird. In gleichem Geiste verfocht O. als Provinzial der englischen Minoriten 1322 auf einer Ordensversammlung zu Perugia und dann auf der Universität zu Bologna die von Johann XXII. für ketzerisch erklärte Behauptung, daß Christus und die Apostel kein Eigenthum, auch kein gemeinschaftliches, besessen hätten. Deshalb von der Inquisition bedroht, ging er um 1323 nach Frankreich zurück. Später nahm er sich des deutschen Kaisers Ludwig des Bayern gegen Johann XXII. an, lehrte seit 1328 die Erhabenheit der kaiserlichen über jede andere irdische Gewalt, die päpstliche nicht ausgenommen, und beschuldigte Johann XXII. der Irrgläubigkeit und Ketzerei. Der Bann trieb ihn 1330 aus Frankreich an den Hof Ludwigs von Bayern. Von demselben als Freund und Rathgeber aufgenommen, diente er seinem kaiserlichen Beschützer wider die römische Kurie bis zum Tode Ludwigs (1347); er selbst † noch in demselben Jahre zu München, nach Andern lebte er flüchtig noch bis 1350. Unter seinen, in rauhem Style geschriebenen Werken, sind außer „Quaestiones super IV libros sententiarum" (Lyon 1495) und „Centiloquium theologicum" (das. 1496) viele, die sich auf kirchen- und staatsrechtliche Fragen beziehen. O. wich in seiner Art zu philosophiren ganz von seinem Lehrer ab. Er wurde der Wiederhersteller des Nominalismus und bekämpfte mittelst desselben viele bisher angenommene Sätze der natürlichen Theologie.

Occhiobello, Flecken im österreich. Gubernement Venedig, Provinz Polesina, nördlich von Ferrara, am Po, mit Getreide-, Hanf-, Seidenbau und 3000 Einw. Der dasige Brückenkopf ward am 8. April 1815 von den Neapolitanern vergebens angegriffen, und die Oesterreicher machten unter General Mohr am 12. April einen Ausfall aus demselben, wobei ein bedeutendes Gefecht vorfiel, in dessen Folge die Neapolitaner den Rückzug antraten.

Occident (v. Lat.), die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Westen oder Abend; die zum weströmischen Reiche gehörigen Länder; dann alle europäischen Länder, welche von der Türkei, Griechenland, Kleinasien, Aegypten westlich liegen, als Gegensatz zum Orient, mit welchem Worte wir hauptsächlich die genannten Länder bezeichnen.

Occidentalisches Kaiserthum, s. v. a. weströmisches Reich, s. Rom (der Staat).

Occitanische Sprache (Oesprache, langued'Oc), s. v. a. Provençalische Sprache (s. d.).

Ocean, s. Meer.

Oceaniden, s. Oceanus.

Oceanien, die ganze Inselwelt des großen Oceans und des östlichen indischen Meeres, wird gewöhnlich in 4 Theile geschieden: Malaiesien oder Westoceanien, Mikronesien oder Nordoceanien, Polynesien oder Ostoceanien, Melanesien oder Südoceanien.

Oceanus, einer der Titanen, der Abkömmlinge des Uranus und der Gäa, erzeugte mit seiner Schwester Tethys das zahlreiche Geschlecht der Oceaniden, unter denen nach den orphischen Hymnen alle Gottheiten der unterirdischen Wasseradern zu verstehen sind. Der gerechteste unter seinen Brüdern, nahm er keinen Theil an der Verschwörung gegen ihren Vater Uranus. Er wurde dargestellt als ehrwürdiger Greis mit wallendem Haar, auch wohl mit einem Stierhorn, einen Stab in der Hand haltend, auf einem Seethiere reitend, oder neben Tethys auf einem von Seethieren gezogenen Wagen sitzend. Nach Homer und Hesiod ist O. der große Weltstrom, welcher in dem cimmerischen Felsen Leucas entsprang, die Erde und das Meer rings umfloß und in sich selbst zurückkehrte. Bei Hesiod hat er Quellen. Ein Arm von ihm ist der Styx, und zwar der 10. Theil des ganzen Stroms, während die übrigen 9 um Erde und Meer fließen. In der späteren Zeit wird mit dem Namen das äußere große Meer bezeichnet.

Ocelis, alte und ziemlich volkreiche Hafen- und Handelsstadt in Arabia felix, am arabischen Meerbusen.

Ocellus Lucanus, pythagoräischer Philosoph der ältern Schule, anzeblich unmittelbar Schüler des Pythagoras, aus Lukanien gebürtig, lebte zu Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr. und verfaßte mehre philosophische Schriften, von denen sich eine „Ueber die Natur des Weltalls" erhalten hat, welche hauptsächlich den Lehrsatz über die Ewigkeit der Welt behandelt und wahrscheinlich erst später aus der dorischen Mundart umgearbeitet worden ist. Herausgegeben wurde die Schrift zuerst Paris 1539 und zuletzt von Rudolphi (Leipzig 1801), übersetzt von Bardili in „Fülleborns Beiträgen zur Geschichte der Philosophie" (Bd. 10, Jena 1793) und von Schultheß in der „Bibliothek der griechischen Philosophen" (Zürich 1781, 3 Theile).

Ochansk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, rechts an der Kama, war früher ein Fischerdorf, wurde 1787 zur Stadt erklärt, hat Kupfer- und Eisenminen und 1000 Einwohner.

Ocher, s. v. a. Ocker.

Ochlokratie (vom Griech.), Pöbelherrschaft, Staatsverfassung, welche in einer Ausartung des demokratischen Princips (s. Demokratie) besteht, in sofern die Entscheidung in die Hände der allerunterstenund ungebildetsten Klasse des Volks, in deren physische Uebermacht und ungezügelte Begierden gelegt ist.

Ochna, Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, glatte, saftige Sträucher und Bäume in den wärmeren Ländern der alten und neuen Welt, mit abfälligen Blättern, gelben Blüthen in Trauben, mit der wichtigsten Art: O. obtusata *Dec.*, einem kleinen Baum auf Bergen in Ostindien, wo er kleine Wälder bildet, mit kurzem dicken Stamm und glänzenden Blättern. Die Frucht und der ganze Baum ist dem Brodbaum ähnlich,

Digitized by Google

das Holz theilt sich in den harten Kern und weichen Splint, sinkt im Wasser unter und gibt gute Pfosten. Die Rinde wird bei mangelndem Pfeffer gekaut.

Ochotsk, s. v. a. Okhotsk.

Ochri (Okhri, Okhrida, Achri), Hauptstadt eines europäisch-türkischen Sandschaks in Albanien, 21½ Meilen nördlich von Janina, am Nordufer des Ochrisee's und am Fuß eines Vorgebirgs, mit einer von Amurat erbauten Citadelle Pieria, ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat Bergbau auf Silber und Schwefel, starke Fischerei im Ochrisee und 7000 bulgarische Einw., zur Hälfte Mohammedaner, zur Hälfte Christen. Die Stadt wurde im 14. Jahrhundert von den Serben auf der Stelle des zerstörten Lychnidus erbaut.

Ochroma (Bleichwolle), Pflanzengattung aus der Familie der Bombaceen, mit der bekanntesten Art: O. Lagopus *Sw.*, hasenfußförmige Bleichwolle, ein 20—40′ hoher Baum in Westindien, mit abstehenden, 2- und 3theiligen, glatten und brüchigen Aesten, 1 Fuß und darüber langen, fast senkrecht auf doppelt so langen, wagerechten, runden, rostbraunen Stielen stehenden, herzförmig-rundlichen, 5—7-eckigen, fein gezähnelten, oben kahlen, unten weichhaarigen, auf den Nerven rostbraunen Blättern und aufrechten, 3—4 Zoll großen, blaßbraunrothen, ins Gelbliche ziehenden Blüthen. In der Heimath wendet man die Wurzel, die Blätter und Blüthen als schleimige, erweichende, zertheilende und einhüllende Mittel, sowie die Rinde gegen syphilitische Krankheiten an. Das sehr weiche und schwammige Holz wird wie der Kork benutzt und die Fruchtwolle zu verschiedenen technischen Zwecken gebraucht.

Ochs, Säugethier, s. Rind.

Ochsenauge, runde oder ovale Dachfenster, auch wohl kleine runde Fenster in den Hauptwänden des Gebäudes; schadhafte Stelle an Bäumen, welche durch das Absägen eines Astes besonders dann entsteht, wenn die Stelle nach oben gerichtet ist; kleine Wolken, die sich schnell bilden und Vorboten von Stürmen sind, besonders an der Küste von Guinea; der höchste Grad der Augapfelwassersucht, wenn beide Augenkammern mit der hydropischen Ausschwitzung angefüllt sind, so daß das Auge ungeheuer aufgetrieben, unbeweglich und sehr schmerzhaft ist.

Ochsenbein, Ulrich, schweizerischer Militär und Staatsmann, 1811 im Wirthshause auf der Schwarzenegg bei Thun geboren, studirte kurze Zeit zu Bern die Rechte und nahm 1830 an der Volksbewegung des Kantons Bern Theil. Er wurde Sekretär und bald Archivar des Untersuchungsrichters in Bern, 1834 Advokat, trat 1841 als Oberlieutenant in den eidgenössischen Generalstab, ward 1844 eidgenössischer Hauptmann, stellte sich 1845 als militärischer Führer an die Spitze des 2. Freischaarenzugs und drang bis zu den Thoren von Luzern vor, wo sich die Freischärler nach kurzem Kampfe zurückzogen. Deshalb aus dem eidgenössischen Stabe gestrichen, ward er bald darauf als Mitglied der neuen berner Regierung zum Mitdirektor dieses Kantons und zum Kantonsobersten und Tagsatzungsgesandten ernannt. Bei dem Ausbruche des Sonderbundskriegs ward er von Neuem als Oberst in den schweizerischen Stab aufgenommen, befehligte 1847 die bernsche Reservedivision auf dem Marsche gegen Freiburg und auf dem Zuge gegen Luzern, wo er dem Feinde mehre glückliche Gefechte lieferte. Seit 1849 ist O. Mitglied des schweizerischen Bundesrathes und Militärdirektor der Schweiz und hat namentlich in der Neutralitäts- und Flüchtlingsfrage, wie in den Wahlkämpfen des Kantons Bern im Mai 1850, eine gemäßigtere Politik bewiesen.

Ochsenfurt, Stadt und Landgerichtssitz im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am Main, über den eine 690 Fuß lange Brücke führt, hat eine 832 erbaute Pfarrkirche, Michaeliskirche, 3 Kapellen, ein ehemaliges Kapucinerkloster, ein Krankenhaus, 2 Beneficien, eine Zeichenschule, Post, Tuchmanufaktur, Schifferei, Getreide-, Obst- und Weinbau (Ochsenfurter, s. Frankenweine), Viehzucht, Korn- und Kleinhandel, 2 Ziegelhütten und 2250 Einwohner. O. ist eine alte Stadt und gehörte früher dem Domkapitel zu Würzburg.

Ochsenhausen, Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Biberach, am Fuße einer Anhöhe im Thale der beiden Rottum, die sich in O. vereinigen, mit Schloß (Wunneburg), besuchter Mineralquelle, lebhaftem Gewerbsbetrieb, besonders Leinweberei, Landwirthschaft u. 1350 Einwohnern. Die dortige ehemalige reichsfreie Benediktinerabtei, eines der reichsten und mächtigsten Klöster in ganz Oberschwaben, wurde 1100 als Priorat gestiftet und 1391 vom Papste Bonifaz IX. zur Abtei erhoben. Nachdem der Abt nach und nach von mehren Kaisern mit großen Privilegien ausgestattet worden war, ward er 1746 Reichsfürst und erhielt beim schwäbischen Reichsprälatenkollegium den Vorsitz. Der letzte Abt war Romuald Weldin, unter welchem 1803 die Abtei mit ihrem Gebiet als Entschädigung theils an den Fürsten von Metternich, theils (Thannheim) an den Grafen von Schäzberg kam. Im Jahr 1806 kam die große Herrschaft unter würtembergische Hoheit und 1825 verkaufte Fürst Metternich O. mit 14 Dörfern, 15 Weilern und 14 Höfen für 1,200,000 fl. an den König von Würtemberg. Bei O. fand am 5. Juni 1800 ein Gefecht zwischen den Franzosen unter Richepense u. den Oesterreichern unter Kray Statt.

Ochsenspalt, beim Pferd, s. Hornspalt.

Ochsenzunge (Anchusa *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen, charakterisirt durch den fünftheiligen Kelch, die trichterige und mit 5 Deckklappen versehene Blumenkrone, 5 Staubgefäße, stumpfe Narbe und eiförmige Schließfrüchte, deren Grund mit einem faltig-wulstigen Ringe umgeben ist, steifhaarige Kräuter mit verlängerten Blättern und ährigen, deckblätterigen, seiten- und endständigen Trauben. Von der gebräuchlichen O. (A. officinalis), auf trockenen und sandigen Plätzen und an Wegen im mittlern und nördlichen Europa, waren sonst Wurzel, Blätter und Blüthen als erweichende, kühlende u. besänftigende Mittel in der Heilkunde gebräuchlich. Die Wurzel der färbenden O. (A. tinctoria), an dürren Stellen in Ungarn und

Digitized by Google

Südeuropa, kommt unter dem Namen Ochsenzungenwurzel oder falsche Alkannawurzel (s. Alkannawurzel) im Handel vor.

Ochta (Okhta, Groß-O.), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement und Kreis St. Petersburg, auf einer Anhöhe an der Newa und Ochta, mit einer großartigen, von Peter dem Großen errichteten Pulverfabrik, einer Kanonenbohrerei, Salpeterfabrik, einem technologischen Institut, einer Heilanstalt für Genesende, wo 700 Soldatenkinder Wartung und Pflege erhalten, und einer Badeanstalt.

Ocimum, Pflanzengattung, s. Basilienm.

Ockenheim (Ockeghem, Ockegam), Johannes, bemerkenswerth als Begründer und Haupt der zweiten niederländischen Schule der Musik, zwischen 1420 und 1430 wahrscheinlich im Hennegau geboren, scheint sich einige Jahre in Italien aufgehalten zu haben und † nach 1512. Während die Meister der frühern Schule, z. B. Dufay, die harmonische Gewandtheit erweiterten, die Regeln des Kontrapunktes aufsuchten und in ihren Kompositionen anzuwenden strebten, hatte O. das Verdienst, mit bewundernswürdigem Scharfsinn die Künste des Kontrapunkts bedeutend vermehrt und vergrößert und die künstlichsten Kombinationen und Verwebungen in harmonischen Stimmführungen aufgesucht zu haben. Von seinen für jene Zeit bewundernswerthen kontrapunktischen Arbeiten ist noch Mehres erhalten. Eine seiner berühmtesten Schüler war Josquin de Près.

Ocker, braunschweigischer Fluß, entspringt am Bruchberg auf dem Harz, fließt von Südosten nach Nordwesten durch Wolfenbüttel und Braunschweig, nimmt die Radau, Ecker, Schunter, Aitenau, Ilse, Warne und Wabe auf, dient zum Holzflößen, ist sehr fischreich und mündet bei Celle rechts in die Aller. Der gleichnamige Hüttenort, Kreis Wolfenbüttel, Amt Harzburg, besteht aus dem östlichen Theil oder dem Kommunionocker, der Braunschweig und Hannover gemeinschaftlich gehört und ein Silberhüttenwerk (Frau-Marienfaigerhütte), eine Goldscheidehütte, einen Kupferhammer nebst Messinghütte mit Galmeimühle und 400 Einwohner hat, und aus dem westlichen Theil oder dem einseitigen braunschweigischen O., mit einem Kupferhammer, einigen Mühlen und 600 Einwohnern.

Ocker (Ocher), gemeinschaftlicher Name für alle sich natürlich findenden, zerreiblichen, metallisch-erdigen und abfärbenden Fossilien, z. B. Eisenocker, Chromocker, Nickelocker, Wismuthocker, Molybdänocker und Zinnocker; als Farbe das Eisenoxydhydrat in seinen gelben, braunen u. rothen Abänderungen, nämlich der Gelbeisenocker, Brauneisenocker und Rotheisenocker, wonach man Ockergelb, Ockerbraun u. Ockerroth unterscheidet.

O'Connell, Daniel, der große Agitator Irlands, den 6. Aug. 1775 zu Carhen in der irischen Grafschaft Kerry geboren, stammte aus einer alten Familie, die ihren Ursprung von den Klans von Ivragh und durch diese von einer jüngern Linie des Hauses Hermon herleitet. Sein Vater, Morgan O., war ein Pächter der protestantischen Universität zu Dublin, hinterließ aber seiner Familie ein ansehnliches Vermögen. Daniel war der älteste von 10 Geschwistern und verbrachte seine Kindes- und Knabenjahre im väterlichen Hause. Nachdem ein Winkelschullehrer ihm die Anfangsgründe gelehrt, übernahm seine weitere Erziehung ein katholischer Priester, der ihm mit der Liebe zur katholischen Religion eine ebenso lebhafte als tiefe Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden einpflanzte. Da er sich dem geistlichen Stande widmen sollte, ward er zunächst in die katholische Schule des Pfarres Harrington in Redington auf Long-Island und dann nach dem Kontinent erst zu den Jesuiten nach St. Omer bei Calais, später nach Douay gebracht. Als er 1794 nach Irland zurückkehrte, schlug er jedoch die den katholischen Irländern eben eröffnete juristische Laufbahn ein, widmete sich derselben in der Rechtsschule des Middle-Temple zu London und ward 1798 beim königlichen Gerichtshofe zu Dublin als Advokat zugelassen. Bald erwarb er sich durch seine ausgezeichnete Gesetzkenntniß, durch die im englischen Gerichtsverfahren so wichtige Kunst des Kreuzverhörs, durch Umsicht, Gewandtheit und scharfe Urtheilskraft u. durch den derben Humor, der stets die Lacher auf seine Seite zog, den Ruf eines ausgezeichneten gerichtlichen Redners und im höchsten Grade gewandten Vertheidigers, während sein kühner Patriotismus ihn zugleich zu einem der gesuchtesten Rechtsverständigen machte, wenn auch der Umstand, daß er als Nichtprotestant die seidene Toga nicht tragen durfte, ihm gerade die einträglichste Praxis entzog. Als 1800 die legislative Union zwischen Irland u. Großbritannien vorbereitet wurde, protestirte er mit seinen Kollegen heftig, obwohl vergeblich, dagegen. Seine äußere Lage gestaltete sich damals günstig, indem er von einem Oheim Gut und Flecken Derrynane erbte. Im J. 1807 verheirathete er sich mit seiner Base Mary O., mit der er in glücklicher Ehe sieben Kinder zeugte. Bei Reorganisation des katholischen Vereins (Catholic association) im Mai 1809 trat er zuerst in einer von ihm veranlaßten Versammlung als Volksredner auf und wußte sich seitdem bald einen überwiegenden Einfluß zu erwerben. Ein beleidigender Ausdruck gegen den aus Orangemen zusammengesetzten dubliner Magistrat verwickelte ihn mit dem Alderman d'Esterre 1815 in ein Duell, in dem O. seinen Gegner erschoß. In Folge dieses Unfalls that er das feierliche Gelübde, nie mehr auf einen Zweikampf sich einzulassen. Lange Zeit benutzte er seinen Einfluß nur, um seine Landsleute in friedlicher Duldung zu erhalten. Als aber jede Aussicht auf Abhülfe des politischen Drucks schwand, versuchte er, der Regierungsgewalt eine Volksgewalt entgegen zu stellen. Er unterwarf zunächst mit seinem Freund Shiel den katholischn Verein einer demokratischen Ausbildung, indem er eine neue Association gründete, welche zuerst „Great catholic association" hieß und Irlands zerstreute Kräfte vereinigen sollte. Bald wurde Dublin der Mittelpunkt eines großartigen Systems von Verbindungen, die sich bis an die äußersten Enden von Irland erstreckten und denen O. seine unbedingte Liebe für Irland, seinen Gesetzesmuth und Gesetzesgehorsam und seine Aufopferungsfähigkeit einzuflößen wußte. In allen Theilen des Landes wurden Versammlungen gehalten,

Digitized by Google

in allen bedeutendern Städten Journale gegründet, die der Volkssache als Organe dienten, die Verhandlungen des Vereins von Stenographen niedergeschrieben, durch das ganze Land verbreitet, in den Versammlungen vorgelesen und als Grundlagen zu weiteren Besprechungen benutzt. Das Recht der Klage, der Petition war die Waffe, mit der die Gesellschaft, soweit ihre Macht reichte, ganz Irland schützte; sie lehrte das Volk, sich an die Gerichte wenden, und zwang diese, jenem Recht widerfahren zu lassen. Bald hatte der Verein eine Bedeutung gewonnen, daß sich die Minister 1825 veranlaßt sahen, denselben durch eine besondere Parlamentsakte zu unterdrücken. O. löste zwar den Verein auf, stellte ihn aber unter anderem Namen und in anderer Form wieder her, und die einzige Folge der Regierungsmaßregel war, daß die Association, die früher ihren Sitz in Dublin hatte, nun im Lande herumzog, was der Association nur zum Vortheil war. Wie groß sein Einfluß auf die Volksmasse war, zeigte sich schon 1828, wo er in der Grafschaft Clare gegen den Protestanten Fitzgerald als Parlamentskandidat auftrat, mit dem Versprechen, gegen den hochkirchlichen Zehnten zu wirken, alle Bedenklichkeiten der Wähler niederschlug und am 5. Juli 1828 den Sieg über seinen Nebenbuhler davon trug. O. erschien im Hause der Gemeinen, mußte jedoch den Saal verlassen, da er den Testeid zu leisten sich weigerte. Im Parlamente entstanden sogleich nach seinem Weggang lebhafte Diskussionen über den Vorfall, in Irland aber rief seine Abweisung einen wahren Sturm hervor, der einen blutigen Bürgerkrieg zu entzünden drohte. O. bot die ganze Macht seines Einflusses auf, diesen abzuwenden, und sie bewährte sich auf die glänzendste Weise. Die Regierung selbst betrieb nun die Katholikenemancipation und O. zog im Triumph nach London, um seinen Parlamentssitz einzunehmen. Zwar konnte er sein Recht nicht geltend machen, weil eine Klausel der Emancipationsakte seine Wahl für diesmal ungültig machte; nachdem er aber von Clare zum zweiten Male gewählt worden, trat er im Februar 1830 ins Unterhaus. Während er mit seinem Worte und seiner Stimme die meisten Vorschläge des Whigministeriums unterstützte, beantragte er die Abschaffung des protestantischen Pfarrzehnten in Irland und erklärte plötzlich im Sommer 1830, daß der Widerruf (repeal) der legislativen Union zwischen England und Irland der einzige Weg sey, letzterem Gerechtigkeit zu verschaffen. Repeal hieß hinfort das Zauberwort, mit dem O. die Massen entflammte. Kaum war der in Irland gestiftete Repealverein von der Regierung aufgehoben worden, als schon ein anderer Verein zur Sammlung von Petitionen gegen die Union entstand. Zwar ward O. 1831 deshalb verhaftet und in Anklagestand gesetzt; aber die Gewandtheit, mit welcher er sich vertheidigte, schützte ihn vor der Verurtheilung. Nachdem er nach Georgs IV. Tode (1830) für Waterford und 1831 für seine heimathliche Grafschaft Kerry im Parlament gesessen, wurde er 1832 von der Stadt Dublin gewählt. Fünf seiner Familienglieder wurden an andern Orten gewählt, und außerdem traten von 100 Deputirten, die Irland sandte, 40 nur durch seinen Einfluß unter der Bedingung ins Unterhaus, für und mit ihm zu stimmen. Mit dieser Macht, die man „O.s Schweif" (the O.-tail) zu nennen pflegte, unterstützte er die Reformbill, welche Irland 5 Deputirte mehr gewährte, und so ehrfurchtgebietend war diese Macht des kühnen Demagogen, daß ihm England Abhülfe für alle Beschwerden versprach, wenn er durch seinen Einfluß das durch neue Gewaltmaßregeln gegen die Associationen aufgeregte Irland in Ruhe erhalten wolle. Weil er theilweise sein eigenes Vermögen seinen politischen Bestrebungen aufgeopfert und seine einträgliche Advokatenpraxis aufgegeben hatte, brachten seine Landsleute eine Rente für ihn auf, die sich fortan jährlich auf 13—18,000 Pfd. St. belief. Im J. 1834 brachte er die Repealfrage ins Parlament, doch ward sein Antrag bei fast vollem Hause mit 523 gegen 38 Stimmen verworfen. Der Minister Grey setzte hierauf die sogenannte irische Zwangsbill durch, womit die Repealbewegung vor der Hand ins Stocken gerieth. Eine höchst günstige Stellung erhielt O., als im Juli 1834 Grey das Ministerium in Melbourne's Hände legte, welcher letztere sich nun gewissermaßen mit dem Agitator verband; doch schon im November bemächtigten sich die Tories abermals des Staatsruders. Im Jahr 1835 gelang es O. an der Spitze einer Phalanx von 60 freisinnigen Mitgliedern, die „Zehntbill" durchzusetzen, welche wenigstens die Last des Zehnten für sein Vaterland um die Hälfte verminderte. In Folge dessen mußten die Tories im April 1835 dem Ministerium Melbourne weichen. O. war es, der mit seinem Einfluß das letztere am Ruder erhielt, bis die Unentschiedenheit desselben ihn bewog, von ihm abzufallen. Schon Anfangs 1839 hatte er eine vorbereitende Association (precurseur association) errichtet, als wolle er der Regierung zeigen, daß ihre Probezeit abzulaufen beginne; als aber dennoch Alles beim Alten blieb und eine von ihm eingebrachte Bill zur Regulation der Wahlfreiheit nicht einmal die gewöhnliche Ehre einer „ersten Lesung" erhielt, während eine bald darauf von Lord Stanley eingebrachte Bill, welche abermals die Zahl der Wahlbürger in Irland zu beschränken suchte, im Unterhause eine Majorität fand: verkündete O. am 21. April 1840 in einer Adresse dem irischen Volk, daß die „Loyal-National-Repeal-Association" gegründet sey und die Repealagitation von Neuem beginne. Nach dem Sturze der Whigs im August 1841 wendete er seine ganze Energie der Ausbreitung dieser Association zu, indem er jedoch noch dringender als sonst das Volk vor jedem Friedensbruche warnte. Seit er nun auch als Lordmayor von Dublin in der dubliner städtischen Korporation den Antrag auf eine den Widerruf der Union vom Parlamente verlangende Petition durchgesetzt, erhielt die Repealagitation einen großartigen Aufschwung, der sich mit nichts vergleichen läßt, was die alte und neue Geschichte in dieser Art bieten. Von seinen Geistlichen aufgefordert, strömte das Volk in ungeheuern Massen zu den „Monster-Meetings", die zu gewissen Tagen und meist an Orte, die durch den Irländern heilige Erinnerungen geweiht waren, zusammengerufen wurden, um Eng-

Digitized by Google

land zu beweisen, daß die Repeal das Verlangen eines ganzen Volkes sey. So entstanden jene Riesenversammlungen zu Donnybrook, Tullamare, Baltinglas, auf dem alten Königshügel von Tara, auf dem „Curragh" von Kildare, dem „Rath" von Mullaghmast und an vielen andern Orten, jene Volkszusammenkünfte von oft mehr als 400,000 Männern, denen der Agitator mit den glühendsten Farben das Elend des Volkes und die Auflösung der Union als das Ende aller Leiden, Gewalt und Empörung aber zugleich als das Verderben Irlands schilderte. Auf einem dieser Meetings gründete er unter der Form von Schiedsgerichten eine Art unabhängigen Gerichtshofs für die Repealer, wodurch der Verein zu einer immer festern Phalanx geschlossen wurde. Außer 70 kleineren hatte O. bereits 20 große Volksversammlungen gehalten, als er zum 8. Okt. 1843 eine Riesenversammlung nach der Ebene bei Clontarf ausschrieb. Noch am Abend des 7. Okt. aber wurden die in der Nähe von Clontarf anlangenden Haufen der Repealer durch Militärgewalt auseinander getrieben, wobei die Massen nicht den geringsten Widerstand leisteten. Gegen O. und die übrigen Häupter der Repeal eröffnete die Regierung einen Staatsprozeß, der am 12. Febr. 1844 mit seiner Verurtheilung endete. O. legte sogleich Protest gegen die Gesetzmäßigkeit dieses Urtheils ein, erließ aber im „Freemans Journal" eine Adresse an das Volk von Irland, worin er dasselbe beschwor, den Frieden und die Ruhe auch ferner zu beobachten. Darauf reiste er, vom Jubel des Volkes begleitet, nach London, um seine Stelle im Parlament einzunehmen, wo er sogleich in voller Versammlung des Unterhauses eine feurige Repealrede hielt, in welcher er seine eigene Verurtheilung als einen neuen Grund für die Nothwendigkeit der legislativen und administrativen Trennung der unnatürlich vereinigten Schwesterinseln geltend machte. O.s Empfang selbst von Seiten des englischen Volks war enthusiastisch, und das Unterhaus zeigte so große Theilnahme für ihn, daß mehre Sitzungen damit zugebracht wurden, die Formfehler des Prozesses und somit dessen Gültigkeit überhaupt zu erörtern. Nachdem die Queensbench das „Schuldig" der Geschwornen als zu Recht bestehend erklärt hatte und O. zu 12monatlicher Einsperrung und einer Geldbuße von 2000 Pfd. verurtheilt worden war, trat er am 30. Mai mit seinen Genossen zu Dublin die Gefängnißstrafe an. Aber am 1. Sept. erklärte ein Peersgericht das Verfahren mehrer Formverletzungen wegen, welche die Regierung verschuldet, für nichtig, und O. ward im Triumph aus dem Gefängniß abgeholt. Auf der nächsten Repealversammlung stellte er als neues Element den Gedanken einer Föderalunion zwischen Großbritannien und Irland auf, welchen Gedanken er im Parlamente des folgenden Jahres, wo er dem Lord John Russell seine volle Unterstützung lieh, mit Feuer und Kraft vertrat. Dadurch aber entfremdete er sich einen großen Theil seiner Landsleute und namentlich die aus dem Schooße des Repealvereins hervorgegangene Partei „Jung-Irland", die O. „verrätherischen Abfall von der Repealsache" vorwarf. O. erhob sich gegen das System des jungen Irland mit aller Energie, durch welche er sonst die Massen beherrschte; aber sein Wort hatte nicht mehr die alte Gewalt, und das bittere Gefühl, sich als veraltet bei Seite geschoben zu sehen, beförderte die Entwickelung einer Krankheit, deren Keim wohl schon seit lange in ihm lag, wozu noch der neue Jammer kam, welchen die immer mächtiger ausbrechende Hungersnoth über die unglückliche Insel brachte. In Begleitung seines jüngsten Sohnes Daniel trat er eine Pilgerreise nach Italien an, auf der er am 15. Mai 1847 in Genua †. Sein Herz ward, seinem letzten Willen gemäß, in einer Urne nach Rom, sein Körper aber nach Irland gebracht und auf dem Friedhof von Glasnevin beigesetzt. O. war von Statur groß und stark in Schulter und Brust. In seinen Zügen lag viel Scharfsinn, Geist, Ironie; der Mund war schön geschnitten, die Nase nicht groß. Als Parteimann konnte er dem Parteiurtheil nicht entgehen; er selbst rühmte sich, „der best geschmähte Mann in ganz Europa" zu seyn. Irländer und Katholik mit Leib und Seele, modelte er nach dem Vortheile Irlands seine Politik, und seine Vorzüge wie seine Fehler entsprangen aus seiner Nationalität. Er war nicht nur als Volksredner groß, obwohl er als solcher unerreicht dasteht; seine Staatsreden (herausgegeben von seinem Sohn John O.) sind rhetorische Meisterwerke, und in seiner Schrift: „Historical memoir of Ireland and the Irish, native and Saxon" (Dublin 1843) zeigte er sich selbst als scharfblickender Historiker. O.s ältester Sohn, Maurice O., wurde 1827 Barrister in Dublin und trat 1831 als Repräsentant der Grafschaft Clare ins Unterhaus. Im J. 1832 ward er Abgeordneter für die Stadt Tralee, welche er seitdem fast ohne Unterbrechung vertrat. Er suchte mit Mäßigung im Sinne seines Vaters zu wirken und † in London den 17. Juni 1853. Der zweite Sohn, John O., geboren 1808, trat gleichfalls 1833 ins Parlament, wurde in die Anklage seines Vaters verwickelt und theilte dessen Gefängniß. Nach dem Tode desselben stellte er sich an die Spitze des Repealvereins, der aber unter seiner Leitung immer mehr an seinem Einfluß verlor und 1852 sich ganz auflöste. Nachdem er sein Mandat als Abgeordneter der Stadt Limerick niedergelegt, erhielt er von der Regierung die Sinekure eines Clerk of the hanaper beim irischen Kanzleigericht. Er † den 24. Mai 1858 zu Kingstown. Als Schriftsteller machte er sich durch eine Biographie seines Vaters unter dem Titel „Life and speeches of D. O." (2 Bde., Dublin 1846—47), sowie durch seine „Recollections and experiences during a parliamentary career from 1833 to 1848" (2 Bde., London 1849) bekannt.

O'Connor, eine der ausgebreitetsten irischen Familien, die in den ältesten Zeiten die Landschaft Connaught besaß, und im 12. Jahrhundert sogar auf den Thron von Irland gelangte. In der Schlacht bei Athenry in Gallway 1317 gegen die Engländer ward der Hauptstamm der O. fast gänzlich vernichtet und erholte sich nur allmählig wieder, verschwand aber ganz aus der Geschichte des Landes, an dessen vielfachen Revolutionen er fast gar keinen Antheil nahm. Das Haupt

Digitized by Google

der Familie führt den Titel O. Don. Ein Seitenzweig, die Familie O. von Ofally, hatte sich allmählig von dem Reich von Connaught unabhängig gemacht und später vielfach an den Empörungen gegen die englische Oberherrschaft Theil genommen. Nachdem die O. von Ofally in den irländischen Unruhen ihre Besitzungen verloren, wanderten sie nach Spanien aus, wo mehre Mitglieder zu hohen Stellen emporstiegen. Don Bernardo O. von Ofally wurde 1761 spanischer Grand und Gouverneur von Lerida, 1773 Generalkapitän von Kastilien und † 1781. Von ihm stammen die Grafen von Ofalia (s. d.) ab. Ein anderer dieser spanischen Ofally's kam mit der Erbschaft Karls II. an Oesterreich, stieg in dessen Diensten bis zum Feldmarschallleutenant und † 1796 in Brüssel. Aus der Hauptlinie stammte Arthur O., 1763 geboren, wurde frühzeitig Mitglied des irischen Parlaments, war einer der 5 Direktoren der vereinigten Irländer, welche 1796 die irische Revolution versuchten, und floh nach dem Mißlingen derselben nach Frankreich, wo er die Tochter des Philosophen Condorcet heirathete. Während der zweiten Landung unter General Humbert in Irland stand er in Margate an der Themsemündung, wurde nach der Niederlage Humberts verhaftet, entkam jedoch und erhielt von Napoleon den Titel eines französischen Divisionsgenerals. O. lebte in Frankreich meist wissenschaftlich beschäftigt und † am 25. April 1852 auf seinem Landsitze in Bignon bei Montargis. Sein Neffe, Feargus O., Sohn des Roger O., eines kleinen Gutsbesitzers in der Nähe von Cork, 1796 geboren, widmete sich der Advokatur, ward nach der Annahme der Reformbill 1832 für Cork ins Parlament gewählt und vertrat hier die Interessen Irlands mit rücksichtsloser Kühnheit. Sein Auftreten blieb nicht ohne Einfluß, weshalb 1835 O.'s Gegner seine Wiedererwählung zu verhindern wußten, indem sie nachwiesen, daß O.'s Besitzstand den Wahleensus nicht erreiche. Ohnehin mit O'Connells gemäßigter Politik nicht zufrieden, zog sich O. von den irischen Interessen zurück, schloß sich den englischen Chartisten an, trat als Agitator auf und durchzog das Land, um in Volksversammlungen die Unzulänglichkeit der Parlamentsreform nachzuweisen und das Elend und die Rechtlosigkeit der arbeitenden Klassen darzulegen, wodurch der Entwurf einer Volkscharte wesentlich unterstützt wurde. Unter seiner Leitung kam am 6. Aug. 1838 zu Birmingham eine große Chartistenversammlung zu Stande, worauf der Zusammentritt eines Nationalkonvents in London erfolgte, der einen allgemeinen Aufstand vorbereiten sollte. Aber statt einer Erhebung der Arbeiter in Masse kam es nur zu vereinzelten Aufständen, welche der einschreitenden Polizei- und Militärgewalt erlagen; vorzüglich erlitt eine Schaar von 8000, welche die Stadt Newport überfielen, am 4. Nov. 1839 eine blutige Niederlage. Mehre Anführer wurden ergriffen, vor Gericht gestellt und deportirt. O. selbst, die Seele der Bewegung, der sich kluger Weise im Hintergrunde gehalten, blieb unangefochten und konnte sein Journal: „The northern star" begründen, welches ungeheure Verbreitung fand. Der Abdruck einer seiner früher gehaltenen aufrührerischen Reden zog ihm 1840 eine gerichtliche Verfolgung zu, doch wurde er freigesprochen. Das Verlöschen der Chartistenbewegungen veranlaßte ihn, 1843 nach Irland zurückzukehren, wo eben die Repealagitation einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Er gesellte sich den Häuptern derselben mit großem Eifer zu und ward 1844 in O'Connells Staatsprozeß verwickelt. Seit 1847 Parlamentsmitglied für Nottingham, berief er nach der französischen Februarrevolution einen neuen Chartistenkonvent, überreichte dem Parlament eine Riesenpetition für Einführung der Volkscharte, und ließ diese durch eine Volksdemonstration unterstützen, die zwar am 10. April 1848 Statt fand, aber ohne Erfolg blieb. Die Verachtung, mit welcher O.'s Reformvorschläge im Parlament zurückgewiesen wurden, und das Mißlingen einer durch Aktienzeichnung nach seinem Plan gestifteten und nach kommunistischen Principien verwalteten Gemeinde, machten einen so tiefen Eindruck auf sein reizbares Gemüth, daß er in Geisteszerrüttung fiel. Er ward im Juni 1852 in eine Irrenanstalt gebracht und im April 1853 von einer Kommission de lunatico in quirendo für unheilbar wahnsinnig erklärt. Er † den 30. Aug. 1855.

Ocriculum, die südlichste Stadt in Umbrien, an der flaminischen Straße, ein röm. Municipium, nach welchem die Tribus ocriculana benannt war.

Ocsprache, s. v. a. Provençalische Sprache.

Octandria, die 8. Klasse des linnéischen Pflanzensystems, diejenigen Gattungen enthaltend, deren Blüthen achtmännig (flores octandri) sind, d. h. 8 unverwachsene und freie Staubfäden enthalten.

Octava (Octavarium), bei den Römern ein zuerst vom Kaiser Caligula den Freigelassenen auferlegter Tribut, ein Achtel ihres Vermögens oder Verdienstes betragend, in der Folge auch auf andere Personen und Sachen ausgedehnt; in der christlichen Kirchensprache die mit einem Festtage anhebende Zeit von 8 aufeinander folgenden Tagen, wo man täglich den Festgottesdienst hielt; dann (Schlußfest, clausula festorum) der letzte Tag jener Feierzeit, der 7. nach dem Feste (dieses nicht mitgerechnet); in der Musik s. Oktave.

Octavia, 1) die Gemahlin des Triumvir Marcus Antonius und Schwester des Octavianus Augustus, um 63 vor Chr. geboren, im Alterthume als ein Muster von Frauentugend berühmt, war zuerst an C. Marcellus verheirathet, wurde jedoch schon einige Monate nach dessen Tode das Opfer einer politischen Verbindung, indem ihr Bruder sie als Unterpfand seiner Versöhnung mit Antonius diesem zur Gemahlin gab. Es gelang ihr in der That, den bereits durch seine Ausschweifungen für alles Edlere abgestorbenen Antonius durch ihre Liebenswürdigkeit zu fesseln und zwischen Gemahl und Bruder öfters als Vermittlerin aufzutreten. Schließlich fiel sie jedoch der Kleopatra, von der sich Antonius hatte umgarnen lassen, zum Opfer und mußte des Antonius Haus verlassen, welche Schmach nicht wenig dazu beitrug, den neuen Kampf zwischen Antonius und Octavian zu entzünden. Sie

Digitized by Google

nahm alle ihre Kinder, auch die des Antonius von seiner ersten Gemahlin Fulvia mit sich, und sogar die drei Kinder, welche derselbe mit Cleopatra gezeugt, ließ sie später zu sich kommen. Sie † allgemein geachtet und betrauert 11 v. Chr., noch besonders geehrt durch Bildsäulen, die ihr Augustus errichten ließ.

2) Gemahlin des Kaisers Nero, Tochter des Kaisers Claudius und der Messalina, Schwester des Britannicus, ward von ihrem Gemahl auf Betrieb der Poppäa Sabina unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit 62 n. Chr. verstoßen u. nach Kampanien verwiesen, zwar in Folge des lauten Unwillens des Volkes zurückgerufen, dann aber des Ehebruchs beschuldigt und auf die Insel Pandataria verbannt, wo ihr die Adern geöffnet wurden.

Octavianus, s. Augustus.

Octavius, Name eines römischen plebejischen Geschlechts, das aus dem volskischen Veliträ in Latium abstammte u. aus welchem zuerst Cnejus O. Rufus zu einem obrigkeitlichen Amte, zur Quästur, gelangte. Sein älterer Sohn, Cnejus O., war zuerst plebejischer Aedil und dann 205 v. Chr. Prätor, erhielt als Proprätor die Provinz Sardinien und zeichnete sich im zweiten punischen Kriege und dann in der Schlacht bei Zama 202 aus. Im J. 200 ging er als Gesandter nach Afrika zu Wermina, dem Sohne des Syphax, 194 mit L. Aemilius Paullus und C. Plätorius als Triumvir zur Anlegung einer Kolonie nach Croton und 192 als Gesandter nach Griechenland. Er ward der Stammvater der ältern Familie des octavischen Geschlechts, die sich der Partei der Optimaten anschloß. Sein Sohn, Cnejus O., zeichnete sich vorzüglich im Kriege gegen Perseus aus, in welchem er nach Verwaltung der Prätur (168) das Kommando über die Flotte erhielt. Er nahm zunächst die Insel Meliböa und ging dann nach Somothrace, wo er den unterdeß bei Pydna geschlagenen Perseus gefangen nahm. Er erlangte dadurch 167 v. Chr. einen Triumph und erhielt 166 das Konsulat. Im J. 163 ging er als Gesandter nach Syrien, ward aber zu Laodicea ermordet. Sein jüngerer Sohn, Marcus O. Cäcina, war 133 mit Tiberius Sempronius Graechus Volkstribun, leistete diesem bei der Abstimmung über das Ackergesetz unbeugsamen Widerstand und ward deshalb abgesetzt. Sein Enkel von einem älteren Sohne, Cnejus O., gelangte, ohne Aedil gewesen zu seyn, 87 mit Cornelius Cinna zugleich zum Konsulate, trat seinem Kollegen schroff entgegen und widersetzte sich besonders der von diesem beantragten Verleihung des vollen Bürgerrechts an die Bundesgenossen. Die daraus hervorgegangenen Parteikämpfe hatten zur Folge, daß Cinna abgesetzt wurde und sich aus der Stadt entfernen mußte. Als dieser mit einem Heere zurückkehrte, setzte sich O., mit allen Insignien seiner Würde angethan, auf seinen kuruliſchen Stuhl und ward hier von dem Reiteranführer Censorinus ermordet. Sein Sohn, Marcus O., ist hauptsächlich durch die Lex Octavia, durch welche er die Abschaffung der Lex Sempronia des Graechus bewirkte, bekannt geworden. Dessen Bruder, Lucius O., ward 76 Konsul. Nach ihm ist die Formula Octaviana, die er als Prätor verfaßt hatte, benannt. Marcus O. trat in den Bürgerkriegen zwischen Pompejus und Cäsar auf des ersteren Seite und erhielt von diesem mit Scribonius Libo den Befehl über die liburnische u. achäische Flotte. Mit dieser schlug er Cäsars Feldherrn P. Cornelius Dolabella und nöthigte ihn, Dalmatien zu verlassen, belagerte jedoch Salona vergeblich, verlor nach der Schlacht bei Pharsalus einen großen Theil seiner Flotte an Cornificius, Cäsars Quästor, und ward von P. Vatinius in einem Seetreffen gänzlich besiegt. Cajus O., der jüngere Sohn des Cnejus O. Rufus, römischer Ritter, war der Stammvater des jüngeren Zweigs des octavischen Geschlechts, der erst durch Cajus C., den Vater des Augustus, zu Ehrenstellen gelangte. Letzterer war reich und geachtet und erhielt 61 v. Chr., nachdem er vorher Aedil gewesen, die Prätur und 60 und 59 mit dem Titel eines Prokonsuls die Provinz Macedonien. Auf dem Wege dahin vernichtete er die noch übrig gebliebenen Haufen von Catilina's und Spartacus' Heeren, die sich bei Thurii versammelt hatten. Während der musterhaften Verwaltung seiner Provinz schlug er die Thracier, welche häufig die römischen Grenzen bedrohten. Er war in zweiter Ehe mit Attia, der Tochter des plebejischen M. Attius Balbus u. der Julia, Cäsars Schwester, vermählt, die ihm einen Sohn, Cajus O., der sich nach seiner Adoption durch Cäsar Octavianus nannte und später den Titel Augustus (s. d.) annahm, u. eine Tochter, Octavia (s. d.), gebar, und † 58 zu Nola in demselben Zimmer, wo später sein Sohn Cajus endete.

Octidi, der 8. Tag der Dekade im französischen republikanischen Kalender. Vgl. Dekade.

Octiduum (lat.), eine Zeit von 8 Tagen.

Octodurus, Ort in Gallia Narbonensis, berühmt durch den Kampf, den Sergius Galba mit der 12. Legion gegen die ihn überfallenden verbündeten Gallier siegreich bestand; jetzt Martinach in Unterwallis.

Octroi (französisch, wahrscheinlich vom lat. auctoritas), eine Jemandem verliehene Begünstigung, ein Privilegium, insbesondere das Privilegium zur ausschließlichen Betreibung eines Geschäftes und die damit verknüpften Freiheiten und Vergünstigungen; daher oktroyirte Gesellschaften solche, denen das ausschließende Recht, einen gewissen Handel zu treiben, durch ein Privilegium bestätigt worden ist, z. B. die holländisch-ostindische Kompagnie, und oktroyirte Verfassungen und Gesetze solche, welche einseitig von dem Fürsten gegeben werden, im Gegensatz derer, die mit der Volksvertretung vereinbart werden. O. heißt auch das einer Kommune bewilligte Recht, von gewissen Gegenständen zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse eine Abgabe erheben zu dürfen, sowie ein solcher Zoll selbst.

Octussis (lat.), s. As.

Oculi (lat., die Augen), der 3. Fastensonntag, benannt nach dem Eingange der an ihm gewöhnlichen Messe: Oculi mei semper ad dominum (Ps. 25, 15).

Oculus (lat.), das Auge, in Domstiftern der Stellvertreter des Propstes (O. prepositi) und des

Digitized by Google

Dekans (O. decani) für gewisse Verrichtungen, z. B. Horasingen ꝛc.

Oczakow (Otschakow, von den Türken Djatn Keimenda genannt), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement und Kreis Cherson, auf einer Landspitze an der Mündung des Dnieprlimans ins schwarze Meer, Kinburn gegenüber, hat einen kleinen Kauffahrteihafen, eine Quarantäneanstalt, Citadelle und Kasernen und 5000 Einwohner, die einigen Handel treiben. In der Nähe an der Bugmündung liegen die Trümmer der einst berühmten Stadt Olbia, einer ehemaligen milesischen Kolonie, wo viele Kunstschätze ausgegraben werden. O. war unter der türkischen Herrschaft eine der bedeutendsten Festungen und dabei vielen Kriegsstürmen ausgesetzt. Im J. 1737 wurde es von den Russen unter Münnich genommen, kam dann 1738 wieder an die Türken, ward aber am 17. Dec. 1788 nach einer langen Belagerung von den Russen unter Suwarow abermals gestürmt und bis auf die Citadelle ganz geschleift. Im Frieden von 1791 trat die Pforte den ganz verödeten Platz an Rußland ab. O. hat sich seitdem langsam wieder erholt.

Od, die aus dem altnordischen vada, ich gehe schnell, ich eile dahin, ströme fort, entlehnte Bezeichnung einer eigenthümlichen Kraft, welche der Freiherr Karl von Reichenbach entdeckt haben will. Es umfaßt nach ihm eine eigene Gruppe unwägbarer, aber sinnlich wahrnehmbarer Vorgänge in der Natur, für die wir bis jetzt weder ein Maß noch ein Reagens haben, als den menschlichen Nerv, und auch diesen nur unter den eigenthümlichen Umständen der sensitiven Reizbarkeit. Alle Ab- und Zuneigungen gegen gewisse Personen, Gegenstände, Farben ꝛc. erklärt Reichenbach durch das O., das als lohernde Flamme oder Lichterscheinung auftreten soll an den Polen eines Magnets oder Elektromagnets, an den Polen der Krystalle, in dem chemischen Prozeß durch alle seine Stufen, so daß z. B. in Folge der Verwesung der Leichname auf den Gottesäckern leuchtende Gestalten auf den feischen Gräbern erscheinen, im Sonnen- u. Mondenlichte ꝛc. Doch können alle diese Wirkungen nur von sensitiven Personen empfunden werden. Reichenbach hat die von solchen Personen auf sein Befragen gemachten Angaben hierüber zusammengestellt in der Schrift: „Physikalisch-physiologische Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Elektricität ꝛc. in ihrer Beziehung zur Lebenskraft" (3 Bde., 2. Aufl., Braunschweig 1849) und kürzer in den „Odisch-magnetischen Briefen" (Stuttgart 1853). Die meisten Physiker von Fach haben einer solchen Naturkraft die Existenz abgesprochen, und die Sache ist jetzt so ziemlich verschollen.

Odal, in Schweden und Dänemark s. v. a. Erbgut.

Odalisken (richtiger Odaliken, türk.), im Allgemeinen Beischläferinnen, besonders diejenigen Sklavinnen im Harem des Sultans, welche noch nicht zu dem Range von Favoritinnen gelangt sind (s. Harem).

Ode (v. Griech.), ursprünglich s. v. a. Gesang überhaupt, bei den Griechen und Römern jedes lyrische Gedicht, das sich vorzüglich zum Gesang eignete, in welchem Sinne die Chorgesänge der griechischen Dramen, die Poesien des Pindar, der Sappho, des Alcäus und Anacreon, die Skolien und die Hymnen mit ihren verschiedenen Benennungen hierher gehören; in der neuern Aesthetik eine besondere Gattung der lyrischen Poesie, welche die Mitte hält zwischen Hymnus und Lied. Während im Hymnus der Dichter mit seiner Individualität hinter der Größe und Erhabenheit des Inhalts gänzlich zurücktritt, der Hymnus also durch seine Objektivirung des Gegenstandes nahe an das epische Element anstreift, auf der andern Seite im Liede die eigenste Individualität des Dichters sich kund gibt, das Lied also der innigste Ausdruck des dichterischen Gemüthes und demnach wesentlich subjektiv ist, verhält sich der Dichter in der O. mehr reflektirend, indem er eine besondere Situation in ihrem allgemeinen Werthe zu begreifen sucht. Die O. geht dabei von einer speciellen Veranlassung aus, und an diese anknüpfend überläßt sich der Dichter dem Schwunge der Phantasie, die ihn, oft nur ganz zufällige Beziehungen auffassend, von einem Ideenkreise zum andern trägt. Die mannichfache Verknüpfung des Inhalts der O., der in beständiger Bewegung erscheinende Reichthum der Gefühle verlangt zu seinem Ausdruck eine an kühnen Bildern und selbst gewagten Konstruktionen, die dem freien Gedankenfluge entsprechen, reiche Sprache und eine Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit der rhythmischen Bewegungen, welche sich, um zugleich dem poetischen Gesetze der Harmonie zu gehorchen, zu kunstvoll gebildeten und in ebenmäßiger Verschlingung wiederkehrenden Strophen verketten. Die von den Alten zu diesem Zwecke erfundenen Versmaße sind auch von den Neuern, so weit es deren Sprache gestattete, nachgeahmt und in analoger Weise vermehrt worden, wobei freilich diejenigen Sprachen, deren Metrik auf bloßes Sylbenzählen sich basirt, sich mit dem mannichfachen Wechsel zwischen längern und kürzern Versen und zum Theil künstlichen Reimverschlingungen haben begnügen müssen. Aus dem Alterthum gehören in das Gebiet der eigentlichen O. viele hebräische Psalmen, das sogenannte Lied Mosis und der Deborah, die O.n des Pindar und des Horaz. In der italienischen Poesie hat die O. erst später Eingang gefunden. Anfangs hatte die Canzone mit ihrer großen Mannichfaltigkeit der Formen sich des Stoffes bemächtigt, welcher der O. eigenthümlich ist, und ersetzte dieselbe vollkommen. Erst Bernardo Tasso dichtete O.n, in denen er sich den antiken Mustern näherte. Luigi Alamanni schrieb Ode pindariche, indem er die pindarische Manier nachahmte. Unter den spätern Oddichtern sind vorzüglich Chiabrera und Filicaja zu nennen und dann vorzüglich Parini, Alfieri, Vincenzo Monti und aus der Gegenwart Alessandro Manzoni. Zu den Spaniern ist die O. erst im 16. Jahrhundert gekommen, als man den Versuch machte, die mannichfachen Formen der italienischen lyrischen Poesie nach Spanien zu verpflanzen; erst Fernando de Herrera erhob sich zu den Mustern der Alten. Am meisten aber umfaßte Luis Ponce de Leon den Geist u. Charakter der O. Bei den Franzosen gaben seit dem 16. Jahrhundert die ganz äußerlich aufgefaßten Muster des Pindar und Horaz Veranlassung zu jener geschraubten, pathe-

Digitized by Google

tischen Gattung lyrischer Poesie, die von den Kunstrichtern als O. sacrée, héroique, philosophique oder morale und anacréontique schematisirt wurde und in dieser Gliederung auch bei den deutschen Nachahmern Geltung gewann. Als Schöpfer der französischen O. erkennen die Franzosen Fr. de Malherbe und als größten Meister derselben Jean Baptiste Rousseau an; diesen mögen noch als fruchtbare Odendichter König Friedrich II. von Preußen und aus der neuern Zeit Laharpe, Delille, Chenier, Ponce Denis Lebrun und Pierre Lebrun, Lamartine, Victor Hugo und für die O. anacréontique (besser chanson) Béranger angereiht werden. Reichhaltig ist die Odenliteratur der Engländer, doch dürften vielleicht nur Drydens Produkte dieser Gattung der eigentlichen O. zuzuzählen seyn, während die von Gray, Akenside, Thomson, Cowley, Prior u. A. meist der didaktischen Poesie angehören. In Deutschland finden wir in der frühern Zeit unter den Erzeugnissen unserer lyrischen Dichter nur hie und da O.n im eigentlichen Sinne, abgesehen von den mancherlei Gedichten, welche entweder den Hymnen oder den Liedern anheim fallen. Abgesehen von Balde, der nur lateinisch schrieb, begegnen wir zuerst bei Ludwig Welherlin einigen trefflichen O.n; dann aber ist als erster wirklicher Odendichter Paul Flemming zu nennen. Nach ihm sind viele sogenannte O.n gedichtet worden von Tscherning, Andr. und Christ. Gryphius, Canitz, Besser, Neukirch; dann von Günther, Gottsched, Joh. El. Schlegel, J. A. Cramer, Giseke, Lange und Uz. Aber erst in Haller fand die deutsche O. wieder einen würdigeren Vertreter, obschon bei ihm die Reflexion den lyrischen Schwung überwiegt. In der nun folgenden klassischen Periode unserer Literatur ist auch die O. in freier selbstständiger Entwickelung zur Geltung gekommen, vor Allem durch Klopstock, der die O. nach ihrem wahren Charakter bei uns erst einheimisch machte. Mit Uebergehung Kretschmanns, von Gerstenbergs, Willamovs erwähnen wir unter den Zeitgenossen zunächst Hölty, Voß und die beiden Stollberge, an die sich Lavater, Schubart u. Kosegarten schließen. Eine andere Richtung vertritt Ramler, der mit philologischer Subtilität horazische O.n mit allem Schmuck klassischer Mythologie und in allen antiken Versmaßen zu dichten sich bemühte. Unter seinen Nachahmern nennen wir Blum, Denis, Kleist und Mastalier. Neben diesen zwei Richtungen machte sich in Salis und Matthisen noch eine dritte geltend, die in einer gewissen heiligen Weihe ihr Verständniß findet. In der neueren Zeit haben Herder, Schiller, Hölderlin, Stägemann, Waiblinger, Platen u. A. manches Ausgezeichnete auch in der O. geleistet.

Odelsthing, die zweite, aus Grundbesitzern bestehende Abtheilung des norwegischen Storthing.

Odemira, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, südwestlich von Beja, am gleichnamigen Küstenfluß, der hier schiffbar wird und sich westlich in den Ocean ergießt, mit 2000 Einwohnern.

Odenkirchen, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Gladbach, an der Niers, hat eine evangelische Mutter- und katholische Pfarrkirche, ein Schloß, Baumwollen-, Seiden-, Sammt- und Leinenmanufakturen, eine Türkischrothfärberei, Lohgerberei, Papiermühle, Flachsbau, Bleichen und 1500 Einw.

Odense (Odensee, Odinsöe), Hauptstadt der dänischen Insel und des Stifts Fünen, eine der schönsten Städte Dänemarks, an der odenseer Aa, die in den Odenseefjord oder Stegestrand fließt, mit diesem durch einen Kanal (Kanal von O.) verbunden, Sitz eines Bischofs, des Stiftsamtmanns und anderer Behörden, Versammlungsort der Stände für die Insel, ist gut gebaut, aber mit altmodischen Häusern, hat 3 Marktplätze, ein königliches Schloß (von König Friedrich IV. erbaut, der 1730 hier starb), ein schönes Rathhaus, Gouvernementshaus, 8 Kirchen, darunter die ehrwürdige gothische Kathedrale (Knudskirche) mit den Grabmälern Knuds des Heiligen (der sie 1086 erbaute), Erichs Lam, Johanns u. Christians II., ein Gymnasium, im 14. Jahrh. von der Königin Margaretha gestiftet, Schullehrerseminar, Fräuleinstift mit Bibliothek, eine Stiftsbibliothek, ein Theater, Hospital, Krankenhaus, Zwangsarbeitshaus, eine ökonomische, literarische und Bibelgesellschaft und 11,000 Einw., die Ackerbau, bürgerliche Gewerbe, Sämischgerberei, Tuch-, Zucker-, Seifen- und Tabaksfabriken unterhalten und Handel mit Landesprodukten auf eigenen Schiffen treiben. O. gilt für die älteste Stadt Dänemarks, angeblich schon von Odin gegründet und nach ihm benannt. Das Bisthum wurde vor 980 vom König Harald Blauzahn gestiftet und nach der Zerstörung in der svenonischen Verfolgung 1020 von Knud dem Großen wieder hergestellt. Der 1527 zu O. gehaltene Reichstag gewährte den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken in Dänemark; auf einem andern 1538 ward der Grund zur Reformation des ganzen Königreichs gelegt und die dänische Kirchenordnung festgestellt.

Odensholm, unbewohnte Insel an der Küste des europäisch-russischen Gouvernements Esthland, Kreis Reval, bei Baltischport, am Eingang in den finnischen Meerbusen, mit Leuchtthurm.

Odenwald (im Mittelalter Odunewald, nach Andern Ottenwald), Gebirgszug zwischen dem Schwarzwald und dem Spessart, hat etwa 10 Meilen Länge und 4—6 Meilen Breite und ist zwischen den Flußlinien des Rheins, Mains, Neckars und der Tauber eingeschlossen, so jedoch, daß seine Westschwelle vom Rheinbette beständig 3 Stunden entfernt bleibt, während er sich gegen Nordosten unmittelbar ins Mainthal und gegen Süden unmittelbar ins Neckarthal abdacht. Westwärts und nordwärts lagern sich aufgeschwemmte Ebenen um den O. her, in deren nördliche seine Vorhöhen sich sanft verflachen; südwärts und ostwärts aber überbreiten Muschelkalkgebilde den Buntsandstein des Gebirgs, und gegen Osten verlieren sich die Bergformen fast unmerklich in das Bauland und den Kraichgau. Längs dem Westabfall des Gebirgs zieht die bekannte freundliche Bergstraße (s. d.) gen Frankfurt. Der O. hat einen Gesammtflächeninhalt von 82 □Meilen, von denen 12 dem Großherzogthum Baden, 66

dem Großherzogthum Hessen und 4 dem Königreich Bayern angehören. Er stellt sich als das unverkennbare Mittelglied zwischen Schwarzwald und Spessart dar, indem seine Höhen nur etwas über 2000 Fuß ansteigen, während bei dem Schwarzwalde Kuppen bis zu 3000 Fuß häufig, im Spessart aber nirgends über 1900 Fuß gefunden werden. Hinsichtlich seiner Bergformen ist der O. theilweise dem Spessart ähnlich, indem er keine eigentlichen Plateau's bildet, sondern vielmehr eine Gruppirung von Bergen, was namentlich im Süden und Osten vom Melibokus sich am deutlichsten zeigt. Am Westrande zeigt das Gebirg übrigens auch kuppig-zerrissene Gestalten, die an den südlichen Schwarzwald erinnern; im östlichen Theile aber verliert sich das Kuppige und Zerrissene, und es zeigen sich vom Neckar an zwei fast in gerader Linie fortlaufende Gebirgszüge, die nur durch unbedeutende Schlnchten von einander getrennt sind. Alle Gehänge sind angebaut und haben nichts von dem Wildromantischen des Thüringerwaldes, Riesengebirges ꝛc., und selbst die obersten Rücken und Kuppen sind noch mit Laubholz bewachsen. Sowohl die Abhänge, als die Tiefen sind mit kleinen Ortschaften besäet, und da zugleich üppige Wiesenthäler das Gebirge zahlreich durchschneiden, so ist der Anblick desselben im Ganzen mild und freundlich. Von Osten nach Westen wird der O. durch das romantische Querthal des Neckar durchbrochen. Der Main bildet nur bis Miltenberg ein Querthal; nach seiner Nordbeugung tritt der Fluß in ein weites Längenthal, in welchem er bis zur Grenze verbleibt. Entschiedene Querthäler des O.es sind auch die der Weschnitz, Lauter und Modau, welche sich westwärts über die Bergstraße hin dem Rhein zuwenden, der selbst wieder ein dem O. parallel laufendes Thal durchzieht. Alle übrigen Thäler sind, da sie sich südwärts dem Neckar oder nordwärts dem Main zuwenden, Längenthäler, z. B. das des Itterbaches, des Gammelsbaches, des Finkenbaches, des Larbaches (Ulfenthal), das Steinachthal, das Thal der Mudau, der Mümling und der Gersprenz. Alle diese Thäler sind meist eng und erweitern sich nur da, wo ein Querthal sie durchschneidet oder größere Schlnchten ausmünden, wie dies an der Mümling, Gersprenz und Weschnitz der Fall ist. Im ganzen Umkreise des O.es gibt es keine stagnirenden Wasser (Teiche u. dgl.), zu deren Aufnahme nirgends Mulden oder Kessel vorhanden sind. Das Gebirge ist nach allen Richtungen von herrlichen Straßen durchschnitten, an die sich Vicinalstraßen für alle Nebenorte anknüpfen. Die herrlichste Straße längs des O.s ist an seinem Westfuße die etwa 6 Meilen lange Bergstraße von Heidelberg bis Darmstadt, die hinsichtlich ihrer Naturschönheiten zu den berühmtesten Gegenden Deutschlands gehört. Das Gebirge besteht aus Granit, Syenit und Gneis; außerdem erscheinen bunter Sandstein, Porphyr und Porphyrkonglomerate, Urkalk, Trümmerporphyr u. Todtliegendes, Keuper, Dolerit, Basalt, Mandelstein ꝛc. An Metallen ist das Gebirge arm. Die vorzüglichsten gemessenen Höhepunkte des O.es sind: der Katzenbuckel (2180′), die neunkircher Höhe (1820′), der Krähberg (1736′), der Königsstuhl oder Kaiserstuhl (1723′), der Felsberg (1696′), der Melibokus (1600′), der Oelberg (1310′), der Otzberg (1226′), der Frankensteinerberg (1160′), der Roßberg (999′). Die Hauptnahrungszweige der Bewohner des Gebirges sind: Ackerbau, Viehzucht, Gewerbeindustrie und Handel. Der O. wurde früh bewohnt, zuerst von den Celten, an die noch manche Namen von Orten, Bergen und Flüssen erinnern. Die Römer brachten die erste Kultur nach den O., mußten aber dem Sturme der andringenden siegreichen Deutschen weichen. Später gehörte der größte Theil, soweit die Gewässer in den Main fallen, zum großen Maingau; wo sie sich in den Rhein ergießen, war die Gegend dem Oberrheingau und da, wo sie dem Neckar zufließen, dem Lobdengau und dem Wingartribagau einverleibt. Vgl. A. L. Grimm, Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, am Neckar und im O., Darmstadt 1822; Jäger, Die Land- und Forstwissenschaft des O.s, Darmstadt 1842.

Odeon (v. Gr.), s. v. a. Odeum.

Oder (lat. Viadrus, neu-lat. Odagra, slav. Vjodr), einer der Hauptströme Deutschlands, entspringt im österreichisch-mährischen Kreise Pretau, aus einem Sumpfe des Liselbergs, zwischen den Dörfern Kozlan, Neueigen und Haslicht, auf dem niedrigen Höhenzuge, welcher den westlichen Arm der Karpathen oder das Titscheiner-Gebirge mit dem mährisch-schlesischen Gebirge oder dem Bergzuge des Altvaters verbindet, 990 Fuß über dem Meere. Der eigentliche Quellbach heißt das Libawawasser, das bald durch andere Bäche verstärkt wird und aus Mähren in das österreichische Fürstenthum Troppau eintritt. Nachdem die O. bei Hostialkowitz links die Oppa empfangen hat, macht sie die Grenze zwischen dem preußischen Schlesien und Mähren und nach Aufnahme der Ostrawiza die Grenze zwischen dem preußischen und österreichischen Schlesien und geht, nachdem sie bei Olsau die Olsa oder Elsa mit sich vereinigt hat, unterhalb des Städtchens Oderberg ganz in den preußischen Staat über, den sie nun in seiner größten Breite, nämlich die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern, über 100 Meilen lang durchfließt. Bei Ratibor in Schlesien wird sie für kleine, bei Oppeln für größere Kähne fahrbar; bei Breslau, wo sie eine Breite von 500—800 Fuß hat, trägt sie Fahrzeuge von 1000 Ctnr. Ladungsfähigkeit. Nachdem sie Schlesien in nordwestlicher Richtung durchflossen, tritt sie in die Provinz Brandenburg ein und wird sehr inselreich. Hier ist sie im Regierungsbezirk Potsdam durch den 5½ Meilen langen Finowkanal mit der Havel und einige Meilen unterhalb Frankfurt durch den 3 Meilen langen Friedrich-Wilhelms- oder Müllroserkanal mit der Spree vereinigt; ein dritter Kanal, der den Namen der neuen O. oder des neuen Oderkanals führt, wurde von 1746—1753 zur Abkürzung der Oderfahrt und Urbarmachung eines Oderbruchs gegraben und vereinigt sich bei dem einige Meilen oberhalb Küstrin gelegenen Dorfe Hohensaaten mit der alten O., nachdem diese ihren Lauf über Wriezen fortgesetzt hat. Dieser neue Oderkanal hat sich allmählig so stark erweitert, daß er gegenwärtig den allein zur Schifffahrt gebrauchten

Digitized by Google

Hauptstrom bildet, wogegen die eigentliche O. mit jedem Jahre mehr versandet, in der dürren Jahreszeit fast gänzlich austrocknet und nur im nassen Frühjahr u. Herbste schiffbar ist. Bei Küstrin beginnt der sogenannte Oderbruch, der wegen seines üppigen Wieswachses und seiner ergiebigen Viehzucht bekannt ist und aus welchem zur Abführung der Binnenwasser mehre Kanäle in den Strom gehen. Unterhalb Schwedt tritt die O. in die Provinz Pommern, welche sie in Vor- und Hinterpommern scheidet, theilt sich bei Garz in zwei Hauptarme, von welchen der östliche unter dem Namen der großen Regelitz oder des Zollstroms sich nach Greiffenhagen wendet und zwischen Stettin und Damm in den dammschen See fließt, während der westliche Arm den Namen O. beibehält u. auf seinem Laufe nach Stettin durch mehre kleine Arme, Graben und Fahrten mit dem Hauptarme, der großen Regelitz, in Verbindung steht. Ein oberhalb Stettin aus der eigentlichen O. abgehender Arm heißt die kleine Regelitz, welche, sowie zwei andere Arme oder Ausflüsse der O., nämlich die um die Lastadie von Stettin fließende Parnitz und der auf der andern Seite Stettins sich von der O. trennende Dunsch (Dunoch), in den dammschen See sich ergießen. Die eigentliche O. kommt mit dem dammschen See in keine weitere Berührung, außer daß sie mit demselben durch den Dunsch, den Schwantestrom, gleichfalls eine Arm der O., und durch die aus dem dammschen See in die O. fließende Wopave verbunden ist. Am nördlichen Ende des dammschen Sees ergießt sich die Ihna in denselben. Die O. aber, welche nun diesen Namen verliert, bildet hierauf den dammschen See, der durch zwei besondere Ausflüsse, die jasenitzische Fahrt links, die große Strewe in der Mitte und die kleine Strewe rechts, mit dem Papen- oder Pfaffenwasser zusammen, das zwischen Groß-Ziegenort und Schwantewitz sich in das stettiner oder frische Haff ergießt, welches durch die Inseln Wollin und Usedom von der Ostsee getrennt ist, mit derselben aber wieder durch drei starke ausfließende Ströme (Divenow, Swine und Peene) in Verbindung steht. Das Flußgebiet der O. umfaßt 2400 □Meilen, wird durch die Sudeten vom Donau- und Elbgebiete getrennt und in das obere, mittlere und untere getheilt. Ihr Lauf beträgt 134 Meilen. Die vorzüglichsten Nebenflüsse sind (außer den schon obengenannten auf österreichischem Gebiete) in Schlesien: bei Kosel die Klodnitz, unterhalb Schürgast die Neisse, bei Breslau die Ohla oder Ohlau, unterhalb Leubus die Katzbach, oberhalb Großglogau die Bartsch; in der Provinz Brandenburg: bei Krossen der Bober, unterhalb Guben die lausitzer Neisse, bei Küstrin die durch die Netze verstärkte Warthe, unterhalb Vierraden die Welse; in Pommern: unterhalb Damm die Plöne, weiter unterhalb die Ihna, unterhalb Ückermünde die Ucker, unterhalb Anklam die Peene. Andere Nebenflüsse sind: links die Zinna, Hozenplotz, Stradune, Lohe, Ohlau, Weistritz, rechts die Ruda, Birawka, Malapane, Brinitza, Stober, Weida, Obra, Miezel, Stepnitz, Volzer. Die von den höchsten Rücken des Sudetengebirges und den von ihm ausgehenden Bergketten kommenden Nebenflüsse der O. wachsen durch das Schmelzen des Schnees im Frühjahre so mächtig an, daß sie dadurch ein außerordentliches Anschwellen der O. verursachen, die dann ein gefährlicher Strom wird und vielen Schaden anrichtet. Von den vielen Städten, welche an der O. liegen, sind die bemerkenswerthesten: im Oesterreichischen: Oderau; im preußischen Schlesien: Ratibor, Kosel, Oppeln, Brieg, Ohlau, Breslau, Steinau, Großglogau, Beuthen und Neusalz; in Brandenburg: Krossen, Frankfurt, Küstrin, Wriezen und Schwedt; in Pommern: Garz, Greiffenhagen und Stettin. Der Strom wird auf seinem Laufe, der im Ganzen eine nordwestliche Richtung hat, zuerst bei seinem Eintritt in das preußische Gebiet auf beiden Ufern von sanften Höhen begleitet, die in einer kleinen Entfernung von den Ufern in das Flußthal abfallen und meist sehr waldig sind. Auf seinem übrigen Laufe fließt er größern Theils zwischen flachen, zum Theil sumpfigen Ufern, und nur stellenweise treten Höhen an ihn heran, wie z. B. in der Gegend von Krappitz, wo sich der Annaberg erhebt, bei Krossen, wo einige mit Wein bebaute Hügel sich dem Ufer nahen, weiter unten, wo zahlreiche Sandhügelreihen den Strom bis Frankfurt begleiten, und zwischen Wriezen und Oderberg, wo die Hügelkette der Oderberge an die O. heran tritt. Das Gefälle des Stroms ist ein sehr starkes; man berechnet es von Ratibor bis Kosel auf 12 Zoll, von da bis Oppeln 11 Zoll, bis Brieg 9⅛ Zoll, bis Breslau 9 Zoll, bis Steinau 8 Zoll, bis Großglogau 7 Zoll, bis Sabor 6 Zoll, bis Krossen 5 Zoll, bis Frankfurt 4 Zoll, bis Küstrin 3 Zoll, bis Oderberg 2 Zoll und bis Schwedt 1 Zoll auf die Meile. Rechnet man hierzu noch, daß dem Strome mehre reißende Gebirgsflüsse zufließen, welche ihm beim Abgang des Schnees im Gebirge oder bei starkem Regen bedeutende Wassermassen oft plötzlich zuführen, so leuchtet es ein, daß derselbe nur mit bedeutendem Kostenaufwande durch starke Eindeichungen als ein schiffbarer Hauptstrom erhalten werden konnte. Die Fischerei ist in der O. bedeutender, als in der Elbe, namentlich in der Gegend von Stettin. Die vielen Wehre und Schleusen, für deren Benutzung Abgaben entrichtet werden müssen, erschweren die Kahnfahrt auf der O. Von Stettin hinab kann der Strom von Seeschiffen befahren werden. Der Haupthafen desselben, der zugleich der Handelshafen für Stettin ist, befindet sich bei Swinemünde auf der Insel Usedom. Ausgeführt werden auf der O. vorzüglich Getreide, schlesische Tücher, Obst; am wichtigsten aber ist der Absatz von Schiffbau- und Stabhölzern. In militärischer Beziehung ist die O. als Transport- und Festungslinie von großer Bedeutung. Die Strombahn wird durch die Festungen Kosel, Brieg, Großglogau, Küstrin (Neumark) u. Stettin gesperrt; bedeutende Brücken befinden sich bei Ratibor, Kosel, Krappitz, Oppeln, Brieg, Breslau, Großglogau, Krossen, Frankfurt und von hier ab bei allen bedeutenden Punkten.

Oderau (Odrau), Stadt im österreichisch-schlesischen Kreis Troppau, an der Oder, kreisförmig gebaut, mit 3 Vorstädten, Schloß, Pfarr-

kirche, Tuchmacherei, Zeuch- und Leinweberei und 3000 Einw.

Oderberg, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, an der alten Oder und am Fuße der Oderberge, hat eine evangelische Mutterkirche, deutschreformirte Filialkirche, Posterpedition, Gewerbe, Fischerei, Schifffahrt u. 2600 Einw. Dabei der Pimpinellenberg.

Oderint dum metuant (lat.), mögen sie (mich) hassen, wenn sie (mich) nur fürchten, Wahlspruch des Kaisers Caligula, nach Andern des Nero.

Odermennig (Agrimonia *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, ausdauernde Kräuter mit unterbrochen-fiederschnittigen Blättern, großen, den Blattabschnitten ähnlichen Nebenblättern und ährig-traubigem Blüthenstand. Der gemeine O. (A. Eupatoria *L.*, A. officinalis *Lam.*, Ackermennig, Leberklette, Steinwurz) wächst an trockenen sonnigen Stellen, Weg- und Ackerrändern, auf Hügeln und in Gebüschen durch ganz Europa. Das Kraut wurde gegen Atonie der Unterleibsorgane, Harnbeschwerden und Schwindsucht, auch als Wundmittel angewendet, ist jetzt aber ziemlich außer Gebrauch. Der wohlriechende O. (A. odorata *Mill.*), in Südeuropa, ist weit größer und wirkt auch als Arzneipflanze kräftiger.

Oderzo, Flecken (Stadt) im österreichischen Gouvernement Venedig, Provinz Treviso, am Monticano, hat Reste eines alten Schlosses aus der Zeit der Ezzeline, eine Stiftskirche, ein Hospital, Lombard, Fabriken für Hüte u. Roseglio, Weinhandel u. 2200 Einw. O. ist das alte Opitergum.

Odessa, bedeutende See- und Handelsstadt im europäisch-russischen Gouvernement Cherson, bildet ein eigenes Stadtgubernium von 8⅛ □Meilen und liegt auf einer Anhöhe am schwarzen Meere, zwischen den Mündungen des Dniestr und Dniepr, am westlichen Ufer einer großen Bai, in welche außer jenen beiden Flüssen auch der Bug mündet. Auf der Landseite ist die Stadt von trockenen, unfruchtbaren Steppen umgeben; ihre schönste Seite wendet sie dem Meere zu, wo sie den Blick durch große Bauwerke und vier an den Ufern sich hinziehende Baumreihen des Boulevards fesselt. O. ist in einem länglichen Viereck nach einem sehr regelmäßigen Plane erbaut und bedeckt ein sehr großes Terrain; doch hält sich ihr Kern in einem Halbkreise zusammen, den man vom Boulevard aus mit einem Radius von 2 Werst Länge beschreiben kann. Festungswerke beschützen den durch zwei Molo's gebildeten Hafen, der für ungefähr 300 Schiffe Raum bietet u. an dessen einem Ende, unmittelbar unter der Festung, die große Quarantäneanstalt liegt, von welcher 1¾ Meilen gegen Süden entfernt sich ein Leuchtthurm erhebt. Die Rhede ist sehr geräumig und der Ankergrund sicher. Die Stadt hat große und breite Straßen, die sich in rechten Winkeln schneiden, große freie Plätze und fast lauter zweistöckige Häuser, meist in italienischem Styl. Sie hat 2 Vorstädte, Moldawanka und Peressüp, von denen letztere älter ist und in der Niederung liegt, während die Stadt mit der Moldawanka um 20 Faden höher sich erhebt. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth: die Kathedralkirche St. Nikolaus, in Gestalt eines Kreuzes gebaut und mit einer Kuppel versehen; die katholische Kirche, die erste Kirche, die in O. gebaut wurde; die in modernem Styl gebaute evangelische Kirche; die griechische Kirche, deren Thurmspitze in weiter Entfernung auf der See sichtbar ist und den Schiffern als Landzeichen dient; die Kirche der Raskolniks; die 2 Synagogen; das Zollhaus, das Admiralitätsgebäude, die Börse, das Theater und das Hospital. In der Mitte der Stadt ist ein schöner öffentlicher Garten. O. ist der Sitz eines eigenen Lehrbezirks, welcher die Gouvernements Jekaterinoslaw, Cherson u. Taurien u. die Provinz Bessarabien umfaßt. In der Stadt selbst sind: das vom Herzog von Richelieu gestiftete und nach ihm benannte Lyceum mit dem Rang einer Universität, zwei Gymnasien, eine griechische Schule, eine große jüdische Schule, die odessaische Kreisschule, eine Militärschule, eine Handels- und Schifffahrtsschule, ein geistliches Seminar mit einer Kreis- und Elementarschule, ein Schullehrerseminar, zwei adelige Fräuleinstifte, eine Töchterschule. Außerdem hat die Stadt eine öffentliche Stadtbibliothek, eine landwirthschaftliche Gesellschaft, eine Gesellschaft für Geschichte und Alterthumsforschung der neurussischen Provinzen, einen botanischen Garten, ein Museum für Alterthümer Südrußlands, ein chemisches Laboratorium, ein technologisches Institut. Die neuangelegten Seebäder sind sehr besucht. O. hat zahlreiche Manufakturen für Tuch, Baumwollen- und Seidenzeuche, Seife, Lichter, Tabak, Seile ꝛc.; auch gibt es hier große Schiffswerfte, Schmiedewerkstätten, eine Stückgießerei, bedeutende Bierbrauereien und Branntweinbrennereien. Auch die Fischerei ist bedeutend. Am wichtigsten ist O. jedoch durch seinen Handel. Durch die ganze Stadt hin schlingt sich vom Centrum aus bis in die äußersten Kreise der Vorstädte ein Kranz von Buden, Kaufgewölben, Märkten und Handelsplätzen, wo die Waaren aller Welttheile ausgestellt sind. Der Hauptschauplatz des großen Handelsverkehrs aber ist der Hafen, der 1817 zu einem Freihafen (Porto franco) erklärt wurde, in dem aber der durch eine Barrière abgeschlossene Hafen für den Binnenhandel nicht begriffen ist. O. ist der Stapelplatz des ganzen russischen Handels im schwarzen Meere. In Bezug auf auswärtigen Handel nimmt es den dritten Platz unter den russischen Seestädten ein. Im lebhaftesten Verkehr steht es mit den Italienern, dann mit den Engländern und den Griechen. Ausfuhrartikel sind Getreide, Lein- und Hanfsamen, Hanf und Flachs, Talg und Talglichter, Leder (Juchten), Wolle, Eisen und Kupfer, Asche, Holz; ferner Tauwerk und andere Seilerwaaren, Segeltuch, rohe Häute, Wachs, Kaviar, Hausenblase, Pökelfleisch, Butter, Theer ꝛc. Die Einfuhr, fast um zwei Drittel geringer, als die Ausfuhr, besteht neben Kolonial-, Manufaktur- und Fabrikwaaren hauptsächlich in Baumwolle, Seide, Wein, Rum, Porter, Olivenöl, Südfrüchten, Vieh, Schwefel, Marmor ꝛc. Der größte Theil der eingeführten Waaren ist für die Stadt bestimmt. Mit seinen binnenländischen Handelsverbindungen ist O. noch wenig über das südliche Steppenplateau hinausgekommen. Erst die Verbesse-

Digitized by Google

rung der Kommunikationsmittel der Land- und Wasserstraßen, die sich über Rußland auszubreiten beginnen, wird der Binnenhandel der Stadt eine breite und sichere Grundlage erlangen. O. steht in unmittelbarer Verbindung mit Triest, Livorno, Marseille, Barcelona und London, durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit Galacz und Konstantinopel; von deutschen Handelsplätzen ist Wien der einzige, mit dem O. unmittelbare Wechselgeschäfte macht. Der Waarenverkehr wird jährlich auf 30 Millionen Silberrubel angegeben, allein er ist großen Schwankungen unterworfen, besonders hinsichtlich der Ausfuhr von Getreide, die von dem Ausfall der Ernten u. der Konkurrenz anderer Länder abhängt. O. hat mehre Assekuranzanstalten, eine Diskontobank, Leihbank, eine Handelskammer u. ein Handelsgericht. Die Bevölkerung O.'s, deren Zahl sich gegenwärtig auf etwa 75,000 in der Stadt und 95,000 im Gubernium beläuft, ist sehr gemischt. Fast der 6. Theil der Einwohner besteht aus Juden, in deren Händen zugleich der Haupthandel ist, die übrigen sind Griechen, Russen (die die geringere Zahl bilden), Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener, Armenier ꝛc. Die Umgegend wird von deutschen Kolonisten, namentlich aus Schwaben, Bulgaren, Zigeunern, polnischen und russischen Bauern bewohnt, deren Lage zum Theil eine sehr traurige ist, weshalb sich mit jedem Jahre mehre von ihnen in die Stadt übersiedeln. Die Umgegend ist eine weitausgedehnte baum- u. wasserlose Ebene; doch enthält das Stadtgebiet viele Obst- und große Weingärten. O. ist eine Schöpfung der Kaiserin Katharina II., die die Stadt auf der Stelle des frühern tatarischen Dorfes Hadschibei oder Kodschabei 1792 anlegen ließ. Den Namen O. gab die Kaiserin der Stadt 1796 deshalb, weil man irrthümlich glaubte, daß an dieser Stelle das alte Odessus gestanden habe. Von 1803 an erhob sich die Stadt unter der Leitung des Gouverneurs, Herzogs von Richelieu, schnell zu einer ungewöhnlichen Bedeutung, wozu die günstige Lage nicht wenig beitrug. Nach Richelieu erwarben sich die Generalgouverneure Graf Langeron und Graf Woronzow große Verdienste um den Flor der Stadt. Am 22. April 1854 ward O. von den alliirten Flotten und am 14. Mai wiederholt von englischen Schiffen beschossen, litt aber vom Bombardement nur wenig.

Odessus (Ordessus), Stadt in Sarmatia europaea, am schwarzen Meere, mit einem berühmten Hafen, westlich von der Mündung des Borysthenes, noch im 5. Jahrh. vorhanden, wahrscheinlich an dem Meerbusen, in welchen der Fluß Beresan fällt, nordöstlich vom heutigen Odessa.

Odet, Fluß im französischen Departement Finistère, entspringt am Südabhang der schwarzen Berge, fließt südwestlich bis Quimper, dann südlich in den Ocean durch die Anse-de-Benaudet und ist von Quimper an schiffbar.

Odeum (Odeon), ursprünglich jede zu musikalischen Wettkämpfen der Rhapsoden und Musiker gewählte Stätte; später insbesondere das Gebäude, welches man eigens zu diesem Zwecke, und zwar zuerst in Athen errichtete. Die Odeen waren im Aeußern den Theatern, aus denen sie hervorgingen, ähnlich und bildeten große, mit einem kreisförmigen Dache versehene Rotunden, die auf vielen Säulen ruhten. Auch die innere Einrichtung unterschied sich nicht wesentlich von derjenigen der Theater, nur war die Bühne weniger tief und den akustischen Zwecken angemessen konstruirt, wie denn z. B. die Bühne in drei, unter stumpfen Winkeln aneinander stoßenden Wänden endigte. In Athen wurden die Odeen zuweilen auch zu Volksversammlungen und Gerichtssitzungen verwandt. Das erste O. erbaute Pericles um 442 v. Chr. zu Athen (s. d.); ein zweites, noch prachtvolleres ließ Herodes Atticus zu Korinth errichten, und ein drittes zu Paträ ward aus der Beute errichtet, welche die Einwohner von Paträ gemacht hatten, als sie den Aetolern gegen die Gallier beistanden. Bald verbreiteten sich diese Odeen über ganz Griechenland und die Kolonien u. von da nach Rom, wo Domitian u. andere Kaiser dergleichen erbauten. Außerhalb Rom ward das zu Catanea in Sicilien das berühmteste. In neuerer Zeit hat man mit dem Namen O. größere, der Musik, dem Theater und Tanz, überhaupt dem gesellschaftlichen Vergnügen gewidmete Gebäude, z. B. in München (s. d.) u. Paris (s. d.) benannt.

Odeurs (franz.), wohlriechende Stoffe.

Odeypur (Udeypur, Mewar), Radschaschaft in der vorderindischen Präsidentschaft Bombai, Provinz Adschmir, von den Briten abhängiger Vasallenstaat (seit 1818), grenzt an Holkars Staaten, Guzerate und Multan und umfaßt 340 □Meilen. Das Land ist von den Mewarbergen durchzogen und wasserarm, das Klima gesund, die heiße Jahreszeit aber sehr unangenehm. Die Produkte des Pflanzen- und Thierreichs sind: Getreide, Indigo, Tabak ꝛc., Kameele und Pferde in Ueberfluß. Der Fürst nennt sich Rana. Unter ihm stehen 16 Großvasallen (Omrahs) mit 2—3000 Städten und Dörfern. Die gleichnamige Hauptstadt und Residenz des Rana, in einem sehr romantischen, vom Bedaeflusse bewässerten Thale, am Eingange der Gebirgspässe durch die wilden Aravalliketten zu der fruchtbarsten Ebene des Landes, hat einen bedeutenden Umfang, ein Fort, einen großen Palast mit Thürmen u. Kuppeln, viele Tempel u. andere merkwürdige Bauwerke. Im J. 1822 zählte O. über 10,000 Häuser; die Bevölkerung hat sich seit 1818 verdreifacht. Westlich von der Stadt liegt ein sehr tiefer süßer Landsee, an dessen Ufer zahlreiche Paläste stehen.

Odiel, Fluß in der spanischen Provinz Huelva, entspringt bei Sta.-Anna u. mündet bei Huelva in eine Bai des atlantischen Oceans.

Odiham, Flecken in der englischen Grafschaft Southampton, in schöner Lage am Fuß eines Hügels, mit Wollspinnerei und 3550 Einw. Dabei ein verfallenes Kastell, in welchem König David von Schottland gefangen saß.

Odilon-Barrot, Camille Hyacinthe, eines der thätigsten Häupter der Opposition in der französischen Deputirtenkammer, wurde den 19. Juli 1791 zu Villefort im Departement Lozère geboren, trat nach vollendeten Studien als Sachwalter auf und ward nach der Restauration 1814 zum Advokaten am Kassationshofe ernannt. In dieser Stellung erwarb er sich durch seine Vertheidigung mehrer politisch Angeklagter große Popularität. Im J. 1827 ward er Mit-

glied der Volksgesellschaft Aide-toi, trat sogar 1830 als Präsident an deren Spitze und half, als er unter Polignacs Verwaltung die Revolution unvermeidlich sah, dieselbe vorbereiten. Er ward am 28. Juli Mitglied der Municipalkommission, begleitete, als der Herzog von Orleans zum konstitutionellen König berufen wurde, Karl X. als einer der drei Kommissäre nach Cherbourg, erhielt nach seiner Rückkehr die Präfektur des Seinedepartements und ward im Ministerium Lafitte zugleich Mitglied des Staatsrathes. Indessen gab er seine Präfektur schon nach einigen Monaten auf, schlug darauf auch den angebotenen Gesandtschaftsposten in Konstantinopel aus und trat, als das Ministerium Lafitte dem Ministerium Périer weichen mußte, sogar aus dem Staatsrathe. Von dieser Zeit an, wo er als Deputirter in die Kammer gewählt wurde, beginnt seine glänzende Laufbahn als Haupt einer Fraktion der Opposition, welche dem Hofe und der Politik Périers, Guizots und Molé's entschieden entgegentrat, sich aber auch von der republikanisch gesinnten Linken fern hielt. So ward er der vorzüglichste Vertreter der sogenannten dynastischen Opposition, welche die Aufrechterhaltung der orleanischen Dynastie, aber auch die Erlangung aller aus der Julirevolution hervorgehenden politischen Konsequenzen zum Ziel ihres Strebens sich gesetzt hatte. In diesem Sinne beantragte er während des Aufstandes vom 5. und 6. Juni 1832 mit Arago und Lafayette beim König ein neues, auf die Principien der Julirevolution gestütztes Regierungssystem, forderte eine Revision der Strafgesetze, trat, obwohl vergeblich, gegen die Septembergesetze von 1835 auf, bekämpfte das Ministerium Molé und verlangte die Ausschließung der Beamten aus der Kammer und die Abschaffung der geheimen Fonds. Nach dem Sturze der bisherigen Verwaltung trat er 1840 zum ersten Male für die Regierung auf und unterstützte in der orientalischen Frage das Ministerium Thiers, erlangte aber doch nicht die dadurch bezweckte Aufhebung der Septembergesetze. Als im Oktober Guizot wieder an die Spitze der Verwaltung kam, erreichte die Feindseligkeit seiner frühern Opposition den höchsten Grad, und er ergriff mit Eifer jede Gelegenheit, um die Handlungen des Ministeriums zu verdächtigen und seinen Sturz herbeizuführen. Im J. 1846 unternahm er eine Reise nach dem Orient. Sehr wichtig ward O.s Wirksamkeit, als 1847 die auf die Erweiterung des Wahlrechts gerichtete Reformbewegung anhob. Die parlamentarischen Agitatoren, die den Anschein der Ergebenheit für den Julithron bewahren wollten, namentlich Thiers, Remusat ꝛc., stützten sich auf O., als das Haupt der Linken, und während sie selbst an den sogenannten Reformbanketen keinen Antheil nahmen, sandten sie O. ab, der im Februar 1848 die Einladung zum Reformbankett unterschrieb, aber, als die Dinge bis zum Aeußersten zu gedeihen schienen, die Ausführung zu verhindern suchte. Am 22. Febr. unterzeichnete er die Anklageschrift gegen Guizot. Als Ludwig Philipp nach dem Ausbruche des Kampfes am 23. Febr. Thiers zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen mußte, bestand dieser auf dem Eintritt O.s, gegen den der König einen unwiderstehlichen Widerwillen empfand. Dennoch ward er am Morgen des 24. Febr. in der Noth sogar zum Ministerpräsidenten ernannt. Als solcher bewies er sogleich seine Unfähigkeit, indem sein erster Schritt darin bestand, in Gemeinschaft mit Thiers den König zum Rückzug der Truppen zu bewegen, weil er die ungeheure moralische Entrüstung, die gegen Ludwig Philipp herrschte, mit seinem bloßen Namen besänftigen zu können glaubte. Aber dieser Rückzug der Truppen, wobei O. nach Behauptung Mancher von Thiers hintergangen worden, gab dem Julithron den letzten Stoß. Nach der Flucht des Königs beantragte O. in der letzten Sitzung der Deputirtenkammer die Regentschaft zu Gunsten des Grafen von Paris, wurde aber namentlich von Lamartine besiegt. Seine Versuche, das Volk durch die Macht seiner Rede zu besänftigen, schlugen fehl, und er kam sogar persönlich in Gefahr. Er schloß sich nun der Republik an, ward für das Departement Aisne Mitglied der konstituirenden Nationalversammlung u. der Kommission für den Verfassungsentwurf, dann Mitglied der Legislativen und bei der Bildung des ersten Ministeriums Ludwig Bonaparte's Präsident des Ministerrathes und Siegelbewahrer, erhielt jedoch schon im März 1850 Baroche zum Nachfolger. Im Juni 1850 stimmte er gegen die Dotation des Präsidenten und ward im Juli in den Fünfunzwanzigerausschuß und am 6. Juli 1851 in die Prüfungskommission für die Revisionsanträge gewählt. Den Auftrag Ludwig Napoleons, ein neues Kabinet zusammenzustellen (März 1851), lehnte er ab und stimmte am 17. Nov. für den Quästorenantrag. Beim Staatsstreich vom 2. Dec. versammelten sich in der Wohnung O.s nahe an 50 Mitglieder der Majorität, um gegen den Gewaltstreich des Präsidenten zu protestiren, wurden aber sämmtlich verhaftet; doch ward O. selbst bald wieder in Freiheit gesetzt. Im Jan. 1852 ward er Mitglied des orleansschen Familienraths, und im Mai verweigerte er den Eid auf die Verfassung.

Odin (Othin, Odhin), ein allen germanischen Völkern gemeinsamer, jedenfalls mit Wuotan identischer Gott, Stammvater der Asen und Herrscher über Himmel und Erde. Er ist nicht Schöpfer der Welt, sondern nur ihr Ordner, die höchste organische Kraft, welche die Materie durchgeistigt und als Quelle alles höhern Lebens zu mannichfaltiger Erscheinung gelangt. Er wird Allvater genannt und Vater der Zeit; als Sonne gedacht, führt er die Beinamen des Feueraugigen, Alles Verbrennenden; Vater der Erschlagenen heißt er, weil er die in der Schlacht gefallenen Helden zu sich aufnimmt in Walhalla (s. d.). Als Gott des Krieges ist er es, welcher durch die von ihm abgesandten Walkyren den Sieg gibt und entreißt, Zwietracht erregt und dieselbe wieder schlichtet. Den Helden, welche er beschützt, steht er bei durch persönliche Hülfe im Kampfe und durch seine Orakel, in welchen er ihnen die Aufstellung der Schlachtordnung lehrt. Deshalb schreibt man ihm die Erfindung und Vervollkommnung der Kriegswissenschaft zu. Er ist der Gott der Weissagung und der Zauberkun-

Digitized by Google

digste unter den Asen; er ist der Weiseste, seitdem er aus Mimirs Brunnen getrunken, wofür er ein Auge zum Pfande einsetzen mußte, weshalb er einäugig erscheint. Als Gott der Dichtkunst, sowie der Künste überhaupt, ist O. der die Begeisterung beherrschende Gott, sowie der Gott der Beredsamkeit. Als Gott der Künste erscheint O. aber nicht als der eigentliche Erfinder, sondern nur als der Urheber derselben bei den Asen und den sie verehrenden Menschen. Als die Urquelle der Dichtkunst und der Weisheit gilt die Riesenwelt, aus welcher erst O. den begeisternden Dichtermeth durch List holt und ihn nach seinem Wohnsitz Asgard bringt. Außerdem ist er Einführer der Opfer, Gesetzgeber, der größte Kenner der Religionsgeheimnisse, Gott der Runen- und der Zauberkunde, sowie der Heilkunst, und der Ertheiler des günstigen Windes für die Kaufleute. Von ihm und seiner Gemahlin Frigga (Freia, Erde) stammen die Asengeschlechter ab. Die wichtigsten seiner Söhne sind: Asathor, Baldur, Meili, Vidur, Nepr, Volt, Hermódr, Heimdallr, Yngvi-Freyr, Skiöldr, Sämingr ꝛc. Sein Wohnsitz ist zu Asgard, wo er von seinem prächtigen Palast Hlidskialf aus die ganze Welt überschaut. Seine Raben Hugin (d. i. Gedanke) und Munin (d. i. Gedächtniß) fliegen jeden Tag über das Erdenrund und bringen ihm Nachricht von Allem, was sie wahrgenommen, weshalb er auch der Rabengott heißt. Zwei Wölfe, Geri und Freki, verzehren in Walhalla alle dem O. vorgesetzten Speisen, während er selbst nur Wein genießt. Zu seinen merkwürdigen Besitzthümern gehören der achtfüßige Sleipner, das beste aller Rosse, der Speer Gungner und der Ring Draupner. O. geht unter zugleich mit dem Untergange der Welt, indem er mit dem Wolfe Fenrir kämpft und von diesem verschlungen wird. Da der Gott zu verschiedenen Zwecken und in mannichfacher Thätigkeit seine Wanderungen unter den Menschen unternimmt, so hat er sehr viele (gegen 200) Beinamen, die bald eine besondere Eigenschaft desselben anzeigen, bald eine Handlung andeuten, die er vollbracht hat. Schon in der jüngern Edda erscheint ein schwankendes und unklares Bild von O.; in der christlichen Zeit lebt er in der Sage als Teufel fort. Eine große Rolle spielt O. als Stammvater der nordischen edlen Geschlechter; so betrachteten sich nicht nur die Könige von Norwegen, Schweden, Dänemark, sondern auch die angelsächsischen Herrscher als O.s Abkömmlinge. Nachdem man aber einmal den Ursprung edler Geschlechter von O. herzuleiten angefangen hatte, so war es natürlich, daß man bald die Göttersagen verließ und die Göttersage menschlich erklärte. Dies thut Snorri Sturleson, der O. als einen weisen Mann darstellt, der es durch Zauberkünste dahin gebracht habe, daß man ihn als einen Gott verehrte. Nach ihm war O. Beherrscher von Asaland, mit der Hauptstadt Asgard. Nach vielen siegreichen Kämpfen mußte er vor den Römern weichen und kam nach mannichfachen Zügen nach Schweden, wo er zu Sigtuna einen Tempel baute, den Opferdienst und überhaupt die religiösen Einrichtungen nach der Sitte der Asen gestaltete und Gesetzgeber und Vater der Kultur ward. Eine weniger rühmliche Rolle spielt O. bei Saxo Grammaticus, nach dessen Erzählung O. sich durch Zauberkünste in Norwegen, Schweden und Dänemark göttliche Verehrung erworben hatte. Wegen seiner Schandthaten von den Asen vertrieben, muß er lange landflüchtig seyn, bis er endlich die Herrschaft wieder erhält. Indem man die Widersprüche in den Mythen von O. zu lösen suchte, kam man auf die Annahme mehrer O.e, und der dänische Archäolog Suhm nimmt deren vier an. Bei allen deutschen Völkerschaften wurde O. als Wuotan verehrt. Im ganzen skandinavischen Norden galt er für den höchsten Gott; doch war in Dänemark sein Kultus am lebhaftesten. Man ehrte ihn durch Menschenopfer, und oft wurden für den Sieg die Gefangenen ihm als Opfer gelobt. Noch gegenwärtig lebt er in Dänemark fort in dem Geisterspuk der wilden Jagd und in Deutschland in dem wüthenden Heere.

Odinsdag (Odinstag), s. v. a. Mittwoch.

Odinsey, s. v. a. Fünen.

Odiosa (lat.), widrige, verdrießliche, unangenehme Dinge.

Odische Musik, s. v. a. Vokalmusik.

Odium (lat.), Haß.

Odoaker (Odoacer, Otachar), der gewaltige deutsche Heerführer, der dem weströmischen Reiche ein Ende machte, ein Rugier von Geburt, der Sohn des Fürsten Edico, trat nach damaliger Sitte deutscher Jünglinge und, wie erzählt wird, durch eine Prophezeiung des heiligen Severinus aufgemuntert, nach seines Vaters Tode in weströmischen Kriegsdienst und ward bald zu einer ehrenvollen Stelle in des Kaisers Leibwache befördert. Er war als Feldherr jenseit der Alpen mit einem Kriege beschäftigt, als ein anderer Feldherr, der Römer Orestes, den Kaiser Julius Nepos vom Thron stürzte u. seinen Sohn eigenen Romulus Augustulus auf diesen erhob. Als Orestes sich weigerte, auf das Verlangen der Truppen, den dritten Theil aller Ländereien als ausschließliches Eigenthum ihnen zu verleihen, einzugehen, sammelten sich auf O.s Erklärung, daß er die Erfüllung jener Bitte vom Orestes erzwingen werde, wenn sie sich unter seinen Befehl stellen wollten, aus allen Theilen Italiens die deutschen Bundestruppen, besonders Scirren, Heruler, Rugier, Turcilinger, zu einer ansehnlichen Heeresmasse um ihn, mit welcher O. das befestigte Ticinum (Pavia), wo Orestes sich eingeschlossen hatte, belagerte, es 476 eroberte u. Orestes gefangen nach Placentia (Piacenza) führte, wo er ermordet wurde. O. zog hierauf nach Ravenna, dem Sitze des Kaisers, und bemächtigte sich der Stadt, nachdem Romulus Augustulus der Kaiserwürde entsagt hatte, die, da O. sie nicht annahm, aufhörte. Auf O.s Verlangen mußte der römische Senat an den morgenländischen Kaiser Zeno das Gesuch stellen, die Oberhoheit über das Abendland mit zu übernehmen, da Rom eines besonderen Kaisers nicht bedürfe, O. aber das Patriciat zu verleihen und ihm die Verwaltung Italiens anzuvertrauen. Von seinem Heere zum König ausgerufen und als römischer Patricius anerkannt, herrschte O. nun über Italien mit Kraft und Weisheit. Er gab nicht nur der Verwaltung einen

Digitized by Google

Schein der alten Freiheit zurück, indem er die konsularische Würde wieder herstellte und den römischen Behörden die früher besessenen Befugnisse wieder einräumte, sondern brachte überhaupt neue Ordnung in die ganze Verwaltung, hielt streng auf Handhabung der Gesetze und zeigte sich frei von jener Verfolgungssucht, wie sie damals in hohem Grade, besonders gegen die Arianer, geübt wurde, denen O. dem Glauben nach angehörte. Nachdem er 481 einen Feldzug nach Dalmatien unternommen, um die Mörder des Kaisers Nepos zu bestrafen und diese Provinz dem Reiche zu sichern, zog er 487 gegen die im Rugiland an der Donau wohnenden Rugier, nahm ihren König Felethus oder Faba gefangen und führte ihn mit vielen Rugiern nach Italien; Faba's Sohn, Friedrich, aber stellte sich an die Spitze der Ueberreste der Rugier, machte verheerende Einfälle in Noricum und floh dann zum Ostgothenkönig Theoderich, der, auf seine Aufforderung und vom griechischen Kaiser Zeno zum kaiserlichen Feldherrn ernannt, 488 den Zug gegen O. nach Italien unternahm. Am Sontius (Isonzo) bei Aquileja u. zum zweiten Male bei Verona 489 geschlagen, zog sich O. nach Ravenna zurück, während sich viele Städte Oberitaliens, wie Verona, Mailand, Pavia, freiwillig dem Sieger unterwarfen, und selbst ein Theil von O.s Truppen zu den Ostgothen überging. Im folgenden Jahre gestaltete sich O.s Lage wieder besser, da sein Feldherr Tufa, der ebenfalls zu Theoderich übergegangen war, sowie der Rugier Friedrich sich wieder mit O. vereinigten und auch die Burgundionen unter Gundobald gegen die Göthen auftraten und Ligurien eroberten. O. drang 490 über Cremona gegen Mailand vor, ward aber in einer blutigen Schlacht an der Adda (11. Aug. 490) besiegt und mußte sich nach Ravenna zurückziehen, von wo aus er drei Jahre lang zum Theil nicht ohne Glück gegen die Ostgothen kämpfte, welche in der Nähe der Stadt ein festes Lager bezogen hatten. Als aber endlich Theoderich auch von der Seeseite her der Stadt die Zufuhr abschnitt, sah sich O. genöthigt, mit dem Ostgothenkönige Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, und es kam am 27. Febr. 493 ein Vergleich zu Stande, in dem ihm noch ein gewisser Antheil an der Herrschaft über das Abendland zugestanden wurde. Aber bald nach dem Einzug Theoderichs, im März 493, ward O. bei einem Gastmahle entweder durch Theoderich selbst, oder doch auf seinen Befehl ermordet. Sein Sohn und viele seiner Freunde theilten dieses Schicksal, dem nur sein Bruder Houulf, der die Donauländer verwaltete, entging.

Odojew, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tula, südwestlich von Tula, an der Upa, mit 7 Kirchen, Handel mit Korn und Hanf und 3000 Einw.

O'Donnell (O'Donel), eines der ältesten Geschlechter Irlands, dem die heutige Grafschaft Donegal, das alte Tyrconnel gehörte, verlor in einem fortgesetzten Kampfe mit den O'Neals seine Besitzungen, erhielt sie aber nach dem Sturze derselben unter der Königin Elisabeth zurück. Durch die Verfolgung der katholischen Kirche in Irland zu Anfange des 17. Jahrhunderts wurden die O.s in großer Anzahl dem Auslande zugeführt. Noch bedeutender wurde die Emigration nach Wilhelms III. Sieg am Boyneflusse; seit jener Zeit finden sich Zweige der O.s in fast allen katholischen Ländern zerstreut. Das Haupt des in Irland zurückgebliebenen Stammes ist Richard Annesley O., Baronet von Newporthouse, der die englische Peerswürde 1828 von seinem Bruder erbte. In Oesterreich machten sich die O.s unter dem Namen der Grafen von Tyrconnel ansässig und gelangten zu hohen Staatswürden. Zu den Ausgewanderten gehörte: Karl, Graf O. von Tyrconnel, geboren 1700, trat jung in österreichische Dienste und zeichnete sich 1746 als Oberst in der Schlacht bei Piacenza aus. Er ward darauf zum Generalmajor befördert und erhielt ein eigenes Corps, das er bei dem Einfalle in die Provence kommandirte. Nach der Schlacht bei Lowositz ward er zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, erhielt das Kürassierregiment Cordova und in der Schlacht bei Kollin den Rang eines Generals der Kavallerie (1758). Er focht als solcher bei Hochkirch und Maxen, übernahm nach der Schlacht bei Torgau das Oberkommando der Armee an der Stelle des verwundeten Feldmarschalls Daun und behielt dasselbe während dessen Abwesenheit den ganzen folgenden Winter hindurch (1760). Im Feldzuge von 1761 erhielt er ein besonderes Kommando bei Zittau und dann nochmals an Dauns Stelle den Oberbefehl, wurde aber 1762 bei Reichenbach vom Herzoge von Braunschweig-Bevern geschlagen. Nach Beendigung des 7jährigen Krieges ging O. 1763 als kommandirender General nach den Niederlanden, ward 1764 k. k. Geheimerath und Generalinspektor der Kavallerie und 1768 Generalgouverneur von Siebenbürgen. Letztere Stelle legte er 1770 nieder und † 1770 in Wien. Sein jüngerer Bruder, Claudius, Graf O., diente ebenfalls im siebenjährigen Kriege und wurde 1760, nachdem er bei Leuthen schwer verwundet und gefangen genommen worden war, Feldmarschallieutenant. Franz, Graf O., trat 1809 an die Spitze der österreichischen Finanzen, † aber schon 1810. Moritz, Graf O. von Tyrconnel, geboren 1780, k. k. Kämmerer und Feldmarschallieutenant, † den 1. Dec. 1843. Sein ältester Sohn, Maximilian Karl Lamoral O. von Tyrconnel, den 29. Okt. 1812 geboren, trat 1830 in die österreichische Armee und stieg bis zum Obersten empor. Im J. 1848 focht er in Italien, 1849 in Ungarn und ward dann Flügeladjutant des Kaisers Franz Joseph. Durch seine Geistesgegenwart wendete er am 18. Febr. 1853 das von Libenyi auf den Kaiser unternommene Attentat ab und ward dafür in den Grafenstand erhoben. Im Sommer 1859 erhielt er als Flügeladjutant seine Entlassung. Nicht minder zeichneten sich die O.s in Spanien aus. Joseph Heinrich O., Graf von Abispal, geboren 1770, trat sehr jung in die spanische Garde und nahm an dem Kriege Spaniens gegen die französische Republik 1795 Theil. In dem spanischen Insurrektionskriege gegen Napoleon 1810 stieg er zum General und erhielt den Oberbefehl in Katalonien. Durch einen Sieg bei La

Digitized by Google

pal erwarb er sich den Titel eines Grafen von
spal, wurde aber dann mehrmals geschlagen,
am 23. April bei Levido und am 20. Febr.
1 bei Vich. Im Streite mit den Cortes An-
ge 1814 ward er eingekerkert. Nach Ferdi-
ds VII. Wiedereinsetzung zum Generalkapitän
Andalusien ernannt, befehligte er 1815 die
ervationsarmee an der französischen Grenze,
d 1818 Gouverneur von Cadix und erhielt im
enden Jahre den Oberbefehl über ein nach
südamerikanischen Kolonien bestimmtes Ar-
corps. Ehe er sich jedoch einschiffte, brach die
vörung auf der Insel Leon aus, die er vergeb-
zu unterdrücken suchte. Darauf ward er von
Könige beauftragt, ein Truppencorps in der
ncha zu sammeln und nach dem im Aufstande
:ffenen Galicien zu führen. Während er
die königlichen Truppen gegen Riego be-
igte, proklamirte sein Bruder Karl die Kon-
ution zu Oeaña (1820). Beim Einbruche der
nzosen 1823 gewann er mit einem zur Unter-
ung des Generals O'Daly abgeschickten Corps
ge Vortheile und übernahm dann das Kom-
ido der ersten Reservearmee, welche Madrid
ecken bestimmt war. Auch in dieser Stellung
ahm er sich so zweideutig, daß seine eigenen
ppen ihn zur Abdankung nöthigten. Er hielt
hierauf eine Zeit lang in Madrid verborgen
entkam dann nach Frankreich, wo ihm die
zösische Regierung Limoges als Aufenthalts-
anwies. Als Maria Christine zur Regierung
mmen war, reiste O. wieder nach Spanien
† jedoch unterwegs in Montpellier am 17.
1834 aus Entsetzen über die Nachricht, daß
Carlistenchef Zumalacarregny seinen kriegs-
ngenen Sohn habe erschießen lassen. Sein
der, Heinrich Karl O., geboren 1780, †
) zu Madrid als Generalkapitän von Alt-
ilien. Leopold O., der zweite Sohn des
ifen von Abisval, kämpfte seit 1833 unter den
istinos und stieg bis zum Range eines Divi-
sgenerals empor. Er war einer der treuesten
änger Christine's und leistete derselben bei
r Abdankung im Oktober 1840 zu Valencia
Dienste. Nachher dankte er ab und lebte
eine Zeit lang in Frankreich, dann wieder in
mien, wo er 1841 zu Pampeluna einen Auf-
d zu Gunsten der Exregentin versuchte. Als
Unternehmen fehl schlug, flüchtete O. nach
nkreich, kehrte jedoch 1843 zurück, um Espar-
stürzen zu helfen. Die neue Regierung
te ihn 1844 als Generalkapitän nach Cuba,
wo er aber, da er dem Sklavenhandel zu
ern suchte, 1848 abberufen wurde. Bei seiner
kkehr nach Spanien trat er in den Senat ein
schloß sich der Opposition gegen Bravo-
rillo an. Unter dem Ministerium Narvaez
elt er den Posten als Generaldirektor der In-
erie, den er bis 1851 bekleidete. Die zunehmen-
Intriguen am spanischen Hofe bewogen ihn,
Stellen gegen die herrschende Partei im Mini-
um und gegen die Günstlinge des Hofs zu
ten. Einer Verschwörung verdächtig, sollte
854 verhaftet werden, hielt sich aber verbor-
bis wegen der neuen Zwangsanleihe große
rungen gegen das Ministerium entstanden.
rachte nun am 28. Juni 1854 die lang vorbe-
reitete Verschwörung zum Ausbruch und ward unter Espartero zum Kriegsminister ernannt. Nach der Revolution im Juli 1856 erhielt O. den Vorsitz im königlichen Kabinet, mußte aber im Oktober denselben an Narvaez abtreten. S. Spanien (Gesch.). Karl, Graf O., Sohn von Heinrich Karl O., diente anfangs in der royalistischen Armee und stieg bis zum Range eines Obersten, kämpfte dann unter den Christinos mit Auszeichnung gegen die Carlisten, ward General und eine Zeit lang Befehlshaber der englischen Legion. Nach der Abdankung Christine's von der Regentschaft schloß er sich Espartero an, vereitelte zu Pampeluna den Aufstand, den sein Vetter zu Gunsten der Exregentin versuchte, und ging nach dem Sturze des Regenten mit diesem nach England.

Odowara, Stadt im Kaiserthum Japan, Insel Nipon, an einer Bucht der Ostküste, südwestlich von Jeddo, in fruchtbarer Gegend, hat ein fürstliches Schloß und ist Bereitungsort der japanischen Erde (Kaolin).

Odrysen, mächtige thracische Völkerschaft, wohnte ursprünglich am Hebrus und nordöstlich bis an den Artiscus, gründete aber nach Beendigung der Perserkriege unter König Teres ein großes Reich, das sich von Abdera bis zur Mündung des Ister und im Innern des Landes von Byzanz bis zum Strymon erstreckte. Später fließt die Geschichte der O. mit der thracischen zusammen.

Odschak (türk.), Truppencorps, welche die Grenzfestungen besetzen, also den Herd beschützen.

Odyssee, das eine der beiden großen epischen Gedichte des Homer (s. d.).

Odysseus, bei den Römern **Ulysses** oder richtiger **Ulixes**, König von Ithaca, Sohn des Laërtes und der Eurykea, Gemahl der Penelope und Vater des Telemachus, zeigte sich schon in seiner Jugend als muthigen Reisenden und gewandten Unterhändler. Weil ihm geweissagt worden war, er werde erst nach 20 Jahren in seine Heimath zurückkehren, suchte er sich der Theilnahme an dem trojanischen Kriege zu entziehen und stellte sich wahnsinnig, als Agamemnon, Menelaus und Palamedes nach Ithaca kamen, um ihn zur Befreiung der geraubten Helena aufzufordern. Durch eine List entdeckte jedoch Palamedes die Verstellung des O., und nun durfte sich derselbe nicht länger weigern. Er führte die 12 Schiffe, welche von den Inseln des jonischen Meeres aus gegen Troja zogen, und zeichnete sich während der Belagerung dieser Stadt durch List, Gewandtheit und Rednergabe aus. Er nahm an der Gesandtschaft, welche vor dem Beginne des Kampfes an Priamus, den König von Troja, wegen Auslieferung der Helena geschickt wurde, Theil, versöhnte Agamemnon mit Achilles und ging als Bettler verkleidet nach Troja, wo er die Trojaner auskundschaftete. Aber er trieb auch die verzagenden Griechen oft zu neuen Unternehmungen, wenn sie die Absicht kund gaben, nach Hause zu ziehen. Er war bei dem Zweikampfe zwischen Hector, Menelaus und Paris, wollte selbst mit Hector kämpfen, begab sich in der Rüstung des getödteten Mertones in das trojanische Lager und trug die Rüstung des Dolon als Beute

Digitized by Google

davon, eilte sogar verwundet wieder in die Schlacht. Bei der Entwendung des Palladiums (s. d.) aus Troja war er ebenfalls thätig; auch soll er unter Denen gewesen seyn, welche sich in dem hölzernen Pferde verborgen hatten. Noch bevor nach Zerstörung der Stadt die Griechen in die Heimath abzogen, war O. mit Nestor abgesegelt; aber gerade er mußte am längsten (10 Jahre) auf der Reise nach Ithaca zubringen, von Poseidon nach allen Winden verschlagen. Nachdem er nämlich zuerst durch einen Sturm zu den Eikonen, den Bundesgenossen der Trojaner, getrieben worden war, deren Stadt er plünderte, kam er zu den Lotophagen und hierauf nach Sicilien an die Küsten der Cyklopen. Hier traf er den Polyphem (s. d.), in dessen Höhle sich O. mit seinen Gefährten verborgen hatte, wofür ihm der Cyklop sechs derselben aufzehrte. O. machte ihn nun betrunken, blendete ihm sein einziges Auge und entfloh durch eine List, erregte aber dadurch die Feindschaft des Poseidon. Als er hierauf eine der Inseln des Aeolus besuchte, erhielt er von diesem einen Sack mit Winden, den seine Gefährten, während man schon in der Nähe Ithaca's war, unvorsichtig öffneten, worauf die entfesselten Winde ihn zu den äolischen Inseln zurücktrieben. Von da ward er zu den Lästrygonen verschlagen, die viele seiner Begleiter auffraßen. Einem gleichen Schicksale mit Noth entgangen, kam er nach der Insel Aea zu der Zauberin Circe (s. d.), die seine Gefährten in Schweine verwandelte. Durch ein von Hermes empfangenes Kraut löste jedoch O. den Zauber, erzwang die Rückgabe seiner Gefährten u. blieb ein Jahr bei der Zauberin, während welcher Zeit er sich auch in der Unterwelt von Tiresias sein Schicksal verkünden ließ. Glücklich segelte er dann bei den Sirenen vorüber, nachdem er seinen Gefährten hatte die Ohren mit Wachs verstopfen, sich selbst aber an den Mast festbinden lassen, verlor dagegen bei der Fahrt durch die Scylla und die Charybdis wieder 6 Gefährten und durch einen Sturm sein Schiff sammt allen noch übrigen Begleitern. Er allein rettete sich auf die Insel Ogygia, wo ihn die Nymphe Calypso gut aufnahm, sieben Jahre bei sich behielt und nicht wieder ziehen lassen wollte, bis auf Athene's Fürbitte Zeus durch Hermes der Calypso den Befehl sandte, ihren Gast ziehen zu lassen. Dieser segelte ab und erblickte schon die Insel der Phäaken, als ein vom unversöhnten Poseidon gesandter Sturm sein Schiff zertrümmerte. Doch gelangte O. mit Hülfe der Leucothea nach der Insel Scheria, wo ihn die Nausicaa, die Tochter des Phäakenkönigs Alcinous, durch die Vermittelung der Pallas Athene fand. Gastfreundlich bei den Phäaken aufgenommen, kämpfte er in den Spielen derselben und entdeckte sich endlich, als der Sänger Demodocus bei dem Mahle die Heldenthaten der Griechen vor Troja pries. Die Phäaken rüsteten ihm nun ein Schiff aus, beluden es mit Geschenken und brachten ihren Gastfreund glücklich nach Ithaca. Von Athene in einen Bettler verwandelt, entdeckte er sich nur seinem Sohne Telemachus und besprach mit ihm die Ermordung der Freier. Als Bettler betrat O. sein Haus, nur von einem treuen Hunde erkannt. Nachdem er sich mit Telemachus der Waffen der Freier bemächtigt, unterredete er sich unerkannt mit Penelope und verhieß ihr die baldige Ankunft ihres Gemahls. Während O. sich badete, erkannte die Sklavin Eurielea ihren Herrn an einer Narbe am Schenkel, versprach jedoch Stillschweigen. Am andern Morgen befahl Penelope, den Bogen des O. zu bringen, und versprach demjenigen der Freier ihre Hand, der durch 12 Oehre einen Pfeil durchschießen werde. Von den Freiern vermochte keiner den Bogen zu spannen; O. aber spannte ihn und schoß glücklich durch die 12 Oehre. Als nun Telemachus bewaffnet erschien, warf O. sein Bettlergewand ab, und es entspann sich ein Kampf, in dem sämmtliche Freier getödtet wurden. Die nun erscheinende Penelope überzeugte sich, daß der siegreiche Held ihr lange vermißter Gemahl sey. Am andern Morgen besuchte O. seinen alten Vater Laërtes, trieb die Verwandten der getödteten Freier, welche die Ihrigen rächen wollten, in die Flucht und schlachtete dann den Göttern einen jungen Stier und dem Geiste des Tiresias einen Widder. So weit die Fabel, wie sie Homer in der „Odyssee" erzählt. Eine andere Sage berichtet, daß O. noch lange friedlich auf Ithaca geherrscht habe und endlich von seinem mit der Circe erzeugten Sohne Telegonus in einem Gefechte durch einen Pfeil getödtet worden sey.

Oeanthe (Oeanthea), Stadt im Gebiete der ozolischen Lokrer, am Meere, nicht weit von Naupactus, mit einem Tempel der Aphrodite.

Oebisfelde, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Aller, unweit des Drömlings, mit Mutterkirche, hessen-homb. Domänenamt, Nebenzollamt, Hospital, Armen- u. Krankenhaus, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Tabaks-, Eichorien- u. Flachsbau u. 1700 Ew. Dabei die durch Erdfälle entstandenen 4 Seelöcher.

Oecolampadius, Johann, eigentlich **Hausschein**, einer der größten Theologen des 16. Jahrhunderts, Freund und Gefährte Zwingli's, wegen seiner Besonnenheit, Mäßigung und Friedensliebe der schweizerische Melanchthon genannt, war 1482 zu Weinsberg in Würtemberg geboren, erhielt den ersten Unterricht zu Heilbronn, bezog schon 1494 die Universität daselbst und ging dann, um die Rechte zu studiren, nach Bologna. Nach Heidelberg zurückgekehrt, machte er die Theologie zu seinem Hauptstudium, ward dann Hofmeister der jüngeren kurpfälzischen Prinzen und erhielt bald darauf eine Predigerstelle zu Weinsberg. Er verließ jedoch bald Weinsberg wieder und begab sich nach Tübingen, später nach Stuttgart, wo Reuchlin und der spanische Arzt Matth. Adrian seine Lehrer in der griechischen und hebräischen Sprache wurden. Nach Weinsberg zurückgekehrt, predigte O. daselbst mit großem Beifalle bis 1515, wo er auf Capito's Empfehlung nach Basel als Prediger an der Domkirche berufen ward. Hier lernte er Erasmus kennen, nahm an dessen neutestamentlichen Arbeiten Theil und wurde Doktor der Theologie, folgte jedoch schon 1516 einem Rufe als Prediger nach Augsburg. Das Verlangen nach der Ruhe eines beschaulichen Lebens vermochte ihn bald darauf zum Eintritt in das Brigittenkloster Al-

Digitized by Google

tenmünster bei Augsburg. Von den Mönchen der Beschäftigung mit Luthers Schriften und mehrer freisinnigen Aeußerungen wegen heftig angefeindet und selbst lebensgefährlich bedroht, floh er aber bald darauf zu Franz von Sickingen auf die Ebernburg, wo er den Titel eines Schloßpredigers erhielt. Nach Sickingens Tode (1523) ging er wieder nach Basel, wo er Professor der Theologie und Predigersubstitut an der Martinskirche wurde. Er eröffnete hier seine reformatorische Thätigkeit und führte die früher von Capito begonnene Reformation fort. Seine Disputationen zu Baden 1526 und Bern 1528 mit den kirchlichen Gegnern beschleunigten die Einführung der Reformation in Bern und Basel. Im J. 1531 wurde Oe. mit Bucer und Blaurer zur Einführung der Reformation nach Ulm berufen, wo die schweizerische Kirchenordnung bald fest begründet ward. In den über die Abendmahlslehre mit Luther entstandenen Konflikten näherte sich Oe. mehr und mehr der Ansicht Zwingli's, nur daß er die Worte: „Das ist mein Leib", so auslegte: „Das ist ein Zeichen oder Bild meines Leibes". Im J. 1525 sprach er diese Ansicht in der Schrift „De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, interpretatione" aus, die er zur Vertheidigung Zwingli's abgefaßt hatte. Die schwäbischen Prediger setzten ihm das „Syngramma Suevicum" entgegen, auf das er in einem „Antisyngramma" ruhig, aber nachdrücklich antwortete. Wesentlichen Antheil hatte er 1528 an der Verwerfung der lutherischen Lehre durch die Schweizer auf dem Religionsgespräche zu Bern. Dennoch wünschte er später die Beilegung des Streites, wendete sich deshalb mit herzlicher Bitte an Melanchthon, disputirte 1529 so schonend als möglich auf dem Religionsgespräche zu Marburg mit Luther und ging freudig auf die nachherigen Vereinigungsversuche Bucers ein. Bald nach Zwingli's Tode bei Kappel † er am 1. Dec. 1531. Sein Grab mit lateinischer Aufschrift findet sich im Kreuzgange der Hauptkirche zu Basel. Von seinen Schriften erwähnen wir noch: „De ritu paschali" (Basel 1518) und „Epistola canonicorum in doctorum ad Eccium" (1519). Er übersetzte auch mehre Werke griechischer Kirchenväter, z. B. des Chrysostomus, des Gregor von Nazianz, ins Lateinische. Vgl. Herzog, Das Leben des Joh. Oe. und die Reformation der Kirche zu Basel, Basel 1843, 2 Bde.

Oedem (v. Griech., Wassergeschwulst), eine partielle Ansammlung wässeriger, oder vielmehr lymphatischer Feuchtigkeiten im Zellgewebe der allgemeinen Bedeckungen, die sich als eine weiche, bei dem Fingerdrucke Gruben hinterlassende, kalte und schmerzlose Geschwulst darstellt. Man findet es an allen Stellen des Körpers, am häufigsten an den Knöcheln und Unterschenkeln, nächstdem an den äußeren Genitalien, den Augenlidern und den Händen. Aber auch die Wasseranhäufung in der Substanz von Eingeweiden wird Oe. genannt, und man spricht deshalb von Hirn-, Lungen-, Schleimhautödem ꝛc. Das Oe. ist häufig ein Symptom innerer Wassersuchten, oder gesunkener Kräfte überhaupt, in anderen Fällen aber rührt es von Hautkrampf, oder auch bloß von mechanischen Ursachen her und erscheint daher bald bleibend, bald schnell vorübergehend, bald intermittirend und periodisch wiederkehrend. Das Oe. erfordert nicht sowohl besondere Behandlung für sich, als vielmehr genaue Erforschung der ihm zu Grunde liegenden Krankheit und eine derselben angemessene Heilmethode.

Oedenburg (Edenburg, ungar. Sopron), Gespannschaft im jenseitigen Donaukreis Ungarns, grenzt nördlich an das wieselburger Komitat und den Neusiedlersee, östlich an das raaber, südlich an das eisenburger Komitat und westlich an Niederösterreich u. enthält auf einem Flächenraum von 58 □Meilen mit 630,000 Joch urbaren Bodens 3 königliche Freistädte, 38 Marktflecken, 200 Dörfer, 31 Puszten und (1850) 203,196 Einw., darunter 99,000 Ungarn, 85,150 Deutsche, die übrigen Kroaten, der Konfession nach 175,673 Katholiken, 27,164 Evangelische, der Rest Reformirte und Juden. Der westliche Theil ist gebirgig durch Vorberge der steierischen Alpen (leythaer Gebirg) mit dem an Steinkohlen reichen Brennberg, der südöstliche Theil ist eine fruchtbare Ebene. An der Ostgrenze fließt die Raab, welche hier die Rabnitz und Repcze aufnimmt. In den Neusiedlersee und den Sumpf Hansag an der Nordgrenze münden einige Flüsse. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Das Land erzeugt viel Weizen von vorzüglicher Güte, die übrigen Getreidearten, auch Kukuruz und Heidekorn, viel und guten Wein, viel gutes Obst, Kastanien, Tabak, Hornvieh und Pferde, viel Steinkohlen, stark alaunhaltige Braunkohle, woraus Alaun bereitet wird. Nicht unbedeutend ist der Handel, da Oe. namentlich den Getreideverkehr zwischen Ungarn, Steiermark und Oesterreich vermittelt. Die gleichnamige Hauptstadt und königliche Freistadt, in einer Ebene, etwa 1 Meile westlich vom Neusiedlersee, am Ivka, ist eine der schönsten Städte Ungarns. Sie hat ein katholisches Domkapitel, 3 katholische und 1 lutherische Kirche, 2 Klöster, ein katholisches Gymnasium der Benediktiner, ein lutherisches theologisch-philosophisches Lyceum, ein Rathhaus mit guten Gemälden, 2 große Kasernen, Wein- und Obstbau, Tuchweberei, Zuckerraffinerie, Laugensalz- und Potaschesiedereien, eine Glashütte, mehre Fabriken, Handel mit Kastanien, getrocknetem Obst, Weizenmehl, Korn, Wein, Honig, Wachs, Wolle, Tabak, stark besuchte wöchentliche Märkte für Rindvieh und Schweine und 16,300 Einw., vorherrschend Deutsche. In der Nähe am Brennberge ist ein bedeutendes Steinkohlenbergwerk und in dem Dorfe Wolf (Walf) eine schwefelhaltige Quelle. Oe. soll nach Einigen das alte Scarabantia, nach Andern eine römische Kolonialstadt Semprontum oder Sopronium seyn. Später wurde die Stadt von Ottokar zerstört, von Deutschen aus Oesterreich und Steiermark aber wieder aufgebaut. Als Oe. dem König Salomo von Ungarn in den Kämpfen gegen die Bulgaren treuen Beistand leistete, wurde sie zur königlichen Freistadt erhoben. Im J. 1605 wurde sie von den Türken belagert, 1619 von Gabriel Bethlen erobert und geplündert. Hier wurden viele Reichstage gehalten. Auf dem von 1681 wurden die sogenannten ödenburger Artikel übergeben (s. Ungarn).

Digitized by Google

Oedera (Oederie), nach dem Botaniker Georg Christian von Oeder benannte Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Halbsträucher auf dem Kap, von deren 10 Arten besonders O. prolifera L., sprossende Oederie, 3—6 Fuß hoch, mit sparrigen, am Ende sprossenden Aesten, entgegengesetzten, stiellosen, lanzettförmigen, scharf gespitzten, zurückgekrümmten, gezähnelt-gewimperten Blättern und gelben, endständigen, zwischen den Brakteen sitzenden Blumen, als Zierpflanze bekannt ist. Sie verlangt eine leichte, sandige Laub- oder Heideerde, wird bei 1—5 Grad Wärme im Zimmer oder Glashause unter spärlicher Befeuchtung durchwintert und im Mai durch Stecklinge im dunstfreien Mistbeete vermehrt.

Oederan (Oedern), Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Augustusburg, in hoher, rauher Gegend, am Anfange des Hetzelbaches, an der Straße von Freiberg nach Chemnitz, hat ein Post- und Steueramt, schönes und großes Rathhaus, Bleichen, Färbereien, Spinnfabriken, Kattundruckereien, Tuch- und Tabakfabriken, Wollspinnereien, Woll- und Baumwollenweberei, Gerberei, Töpferei, Bierbrauerei, Bergbau, Steinbrüche, Roß- und Viehmärkte, lebhaften Handel und an 5000 Einwohner.

Oedipus, König von Theben, einer der Hauptheldeu griechischer Dichtung und Sage, war der Sohn des Königs Lajus und der Jocaste (bei Homer Epicaste). Da eine Weissagung des delphischen Orakels dem Lajus verkündigt hatte, daß der ihm aus seiner Ehe entsprießende Sohn vom Schicksal bestimmt sey, seinen Vater zu tödten und seine Mutter zu heirathen, beschloß das Königspaar, als ihm wirklich ein Sohn geboren wurde, den Knaben auf dem Berge Cithäron auszusetzen. Dies geschah, und damit es um so sicherer umkomme, wurden dem Kinde die Ferseu durchbohrt. Aber der Sklave, welchem die Aussetzung befohlen war, übergab das Kind einem Hirten des korinthischen Königs Polybus, der den verlassenen Knaben an Kindes Statt annahm und ihm den Namen O., d. i. Schwellfuß, gab. Die Pflegeältern waren zwar von der Weissagung unterrichtet worden, glaubten aber, daß O. in Korinth die verkündigten Greuel in Theben nicht werde ausüben können. O. ward groß und tapfer und hielt seine Pflegeältern für seine wirklichen Erzeuger, bis einer seiner Altersgenossen ihn als Einen schmähte, dessen Aeltern man gar nicht kenne. Als ihm seine Erzieher auf seine Frage genügende Auskunft verweigerten, verließ er Korinth, um sich in Delphi nach seinen Aeltern zu erkundigen. Hier erfuhr er selbst den Schicksalsspruch, aber nicht, wer die Aeltern eigentlich seyen; doch ging er nicht wieder nach Korinth zurück, weil er dort oder in der Nähe seine Erzeuger vermuthete, sondern wendete sich zunächst nach Theben. In einem Hohlweg in Phocis begegnete ihm ein Wagen, auf welchem ein Greis mit seinem Diener saß. O. gerieth mit dem Wagenlenker wegen des Ausweichens in Streit und erschlug denselben im Zorn, und auch der Greis, welcher den Tod seines Dieners rächen wollte, fiel unter O.' Händen. Dieser Greis aber war Lajus. O. kam nun nach Theben, wo die Sphinx (s. d.) Entsetzen über das Land verbreitete, indem sie Jeden, der in ihre Nähe kam, ein Räthsel aufgab und, wenn er es nicht löste, tödtete. Um das Land von dieser Plage zu befreien, versprach die Königin Dem ihre Hand und damit die Herrschaft über Theben, welcher das Räthsel der Sphinx lösen würde. O. unternahm das Wagestück, fand die Lösung des Räthsels, befreite damit das Land von der Sphinx, ward König von Theben und heirathete seine Mutter. Sie zeugten 2 Söhne, Eteocles und Polynices, und 2 Töchter, Antigone und Jsmene, und dachten kaum mehr der delphischen Weissagung. Da brach plötzlich eine Pest in Theben aus, und der König schickte nach Delphi, um von dem Gotte ein Rettungsmittel zu erfahren. Das Orakel befahl, den Mörder des Lajus aus Theben zu entfernen. Als nun O. bei den Nachforschungen nach demselben erfuhr, daß er selbst seines Vaters Mörder und seiner Mutter Gatte sey, blendete er sich selbst in der Verzweiflung, nachdem sich Jocaste erhängt hatte. Aus seiner Vaterstadt verjagt, von seinen Söhnen weder vertheidigt, noch zurückgehalten, ja nicht einmal mit den nöthigen Lebensbedürfnissen versehen, fluchte ihnen der aufgebrachte Vater, durchzog in Begleitung seiner Tochter Antigone als Bettler das Land und ging nach Athen, wohin ihn ein Orakelspruch rief, um dort bei dem Hain der Eumeniden zu sterben. Die Thebaner, welche erfahren hatten, daß ein Orakelspruch verkündigt hatte, das Land werde glücklich seyn, welches des O. Gebeine bewahren würde, machten vergebliche Versuche, ihn von dort zu entfernen; vergebens auch wollte ihn Polynices zur Rückkehr bereden: die Antwort war ein erneuerter Fluch über ihn und das ganze Haus. O. † nach seinem Wunsche in dem Haine der Eumeniden und ward daselbst begraben. Auf diese Weise faßte Sophocles in seinen 3 Tragödien: „König O.", „O. auf Kolonos" und „Antigone", die denselben zu Grunde liegende Sage auf, die thebanische und athenische mit einander verbindend. Auch Aeschylus und Euripides haben dieselbe als Gegenstand von Tragödien genommen, und lange vor diesen Dichtern stellte die epische Poesie (Homer, Hesiod, die Epiker) das Schicksal des O. und seines Hauses dar.

Oedrecht, die meist dem Landesherrn oder dem Staate zustehende Befugniß, ödliegende und wüste Grundstücke, Heiden und sogenannte in heiler Haut liegende, d. h. unbenutzte, Moore dem darum Nachsuchenden als Erbzinsgut, also unter Vorbehalt des Obereigenthums, zur Urbarmachung und Bebauung anzuweisen. Mit den erwähnten öden Strecken dürfen aber solche Grundstücke nicht verwechselt werden, welche früher bebaut waren, deren Kultur jedoch von dem Eigenthümer aufgegeben worden ist. Solche verödete Grundstücke verbleiben dem Eigenthümer und gehen nur dann in das Eigenthum eines Dritten über, wenn dieser sie 2 Jahre lang kultivirt hat, ohne daß sie der Eigenthümer in Anspruch nahm.

Oeffentliche Meinung, im Sinne der Alten gleichbedeutend mit Volksgesammtwillen, als welcher sie in dem freien öffentlichen Staatsleben

Digitized by Google

der Griechen und Römer die eigentliche gesetzgebende Macht bildete, selbst dann noch, als die Imperatoren bereits den Gesammtwillen durch ihren eigenen zu verdrängen begonnen hatten. Das justinianische Gesetzbuch betrachtet die durch Sitten und Gewohnheiten ausgesprochene Volksübereinstimmung eben so als Quelle des Volksrechts und als Gesetz für ein gemeinschaftliches Volksleben, als es für die Berührungen verschiedener Völker und ihrer Glieder die durch Sitten und Gebräuche, durch stillschweigende gegenseitige Volksübereinstimmung und Uebereinkunft angenommenen vernünftigen Grundsätze als das allgemeine Natur- und Völkerrecht anerkennt. Die ö. M. ist hier schon moralische Macht geworden, die nicht unmittelbar thätig in das öffentliche Leben eingreift, aber vielfach bestimmend auf dasselbe wirkt; sie ist die Volksvernunft, die zwar nicht Gesetze dekretirt, aber doch die höchste Gesetzgeberin ist, in sofern die Gesetzgebung von ihrem Geiste beseelt seyn soll. Selbst in dem Feudalstaate des Mittelalters verlor die ö. M. jene Geltung als Quelle der Gesetzgebung nicht, nur daß man ihre Grenzen noch enger zog und ihren unmittelbaren Ausdruck immer mehr zu unterdrücken strebte. So verlor im Laufe der Zeit die ö. M. ihre Bedeutung als Volkswille und Volksvernunft ganz, und der moderne Sprachgebrauch verstand unter ihr nichts Anderes, als Volksurtheil. In diesem Sinne erkannte sie ein großer Fürst des 18. Jahrhunderts (Joseph II.). Freilich hatte schon sein Nachfolger nichts Eiligeres zu thun, als die Autokratie in ihrer Unfehlbarkeit wieder herzustellen, und es mußten erst schwere Zeiten der Trübsal kommen, ehe die bedrängten Fürsten sich dazu verstanden, an die ö. M., als an ihren letzten Hoffnungsanker, zu appelliren. Dieser Sieg der durch höchsten Machtspruch selbst als souverän anerkannten ö.n M. erschien aber bald einzelnen Machthabern so gefährlich, daß sie die schon einmal benutzten Waffen gegen sie in Anwendung brachten, indem sie durch Fesselung der Presse und Unterdrückung des Vereinsrechts ihr jedes Mittel benahmen, zum Ausdruck zu gelangen. Was das Wesen der ö.n M. betrifft, so wird sie gewöhnlich definirt als die in einer gegebenen Zeit bei einem Volke geltende Ueberzeugung von Recht und Pflicht über Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, Religion und Kirche, Verfassung und Verwaltung des Staats, Gesetzgebung und Rechtspflege, überhaupt über Alles, was das Gemeinsame des menschlichen Lebens berührt; Welcker nennt sie das dem wahren Seyn u. Wesen, dem Endzwecke und höchsten Gesetze des ganzen historischen und politischen Volkslebens entsprechende öffentliche oder gemeinsame Bewußtseyn, Gewissen und Wollen und die dadurch bestimmte und damit zusammenstimmende Ansicht und Absicht des Volks in Beziehung auf seine öffentlichen Angelegenheiten. Sie ist demnach nicht die Meinung einer Partei, sondern die harmonische Vereinigung der Meinungen und Ueberzeugungen der Gesammtheit eines Volkes über seine öffentlichen Angelegenheiten, und muß als solche den tiefsten Grundlagen unseres ganzen höhern Kultur- und Volkslebens, unserer Volkssitten und Einrichtungen, unserer Volksgefühle und Volksmeinungen entkeimen. Da die ö. M. nicht sowohl auf einem Wissen, als auf einem Meinen beruht und bei ihrer Bildung auch Vorurtheile, Neigungen, allgemeine Sympathien und Antipathien einwirken, so ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, daß sie auch eine falsche Richtung nehmen kann; indeß wird diese Befürchtung um so weniger sich rechtfertigen, jemehr ihr in der Freiheit der Presse, Freiheit der Rede in Versammlungen und Associationen, Gemeinde- und landständischen Versammlungen, in der Oeffentlichkeit aller das Volk berührenden Angelegenheiten die Organe geboten sind, durch welche sie sich zugleich bilden und aussprechen kann.

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, das dem heimlichen und schriftlichen entgegengesetzte Rechtsverfahren, insbesondere mit Geschwornen. Der Begriff der Oeffentlichkeit an sich ist ein sehr vager und vieldeutiger. Oeffentlich in bloß äußerlichem Sinne sind die Gerichte auch bei den Grönländern, Tungusen, Negern, Arabern ꝛc., überhaupt in vielen durchaus despotischen Staaten; aber die Theilnahme des Volks dabei ist eine ganz passive, und die Oeffentlichkeit beruht auf äußerlichen, dem Rechte und Interesse des Volks fremden Gründen und ist grundverschieden von den öffentlichen Gerichten in den Freistaaten der alten Welt, wo die Oeffentlichkeit auf der Selbstherrlichkeit der freien Volksgemeinde beruhte, und bei den Germanen, wo sie auf dem naturwüchsigen Zustande einer noch unmittelbar aus dem Leben der Gemeinde, später der Stände sich herausentwickelnden Rechtsbildung basirte, woraus für die Gemeinde-, respektive Standesgenossen das Recht und die Pflicht entstand, in strengerer oder loserer Form sich theils als Urtheilsfinder, theils als Gerichtszeugen einzufinden. Die ausnahmslose Durchführung der rein mündlichen Form der Verhandlung ist in den geschichtlich zu Tage getretenen Prozeßformen höchst selten, das Gegentheil aber kommt kaum vor, während die meisten positiv-rechtlichen Erscheinungsformen ein Mehr oder Minder von mündlicher Form zeigen. Die ausschließliche Mündlichkeit dürfte nur bei einem noch ganz unreifen Kulturzustande, wie bei unsern germanischen Vorfahren Statt finden; im spätern römischen und im deutschen Rechte seit dem Ende des Mittelalters tritt mehr oder minder mündliches und schriftliches Verfahren gemischt auf, und zwar so, daß in einer Prozeßform sehr viel mündliche Verhandlung vorkommen kann, während gleichwohl der Grundsatz der Schriftlichkeit der herrschende ist, und umgekehrt. Daher bleibt die Frage über den Grundsatz, über das Wesen der Mündlichkeit ganz in der Schwebe, und auch Feuerbach, der für die wenigstens relative Nothwendigkeit der Mündlichkeit, d. h. dahin sich entschied, daß mindestens die Parteien ein absolutes Recht darauf haben, von dem erkennenden Richter selbst gehört zu werden, hat den Begriff der Mündlichkeit nicht erschöpfend zu bestimmen vermocht. Einige der tonangebenden Juristen vor 1848 begnügten sich mit der bloßen, etwa gar auf eine Schlußverhandlung beschränkten Mündlichkeit, andere woll-

Digitized by Google

ten Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit ohne Geschwornengerichte, wobei jedoch unerörtert blieb, wie es dann mit den hiermit unvereinbaren wesentlichen Theilen des bisherigen Verfahrens, den Entscheidungsgründen, den Rechtsmitteln u. den bindenden Beweisregeln zu halten sey, und die deshalb gemachten Vermittelungsvorschläge liefen am Ende darauf hinaus, das Princip des Geschwornengerichts anzunehmen, aber ohne Geschworne, d. h. das bisherige Verfahren gemäß der Idee des Geschwornengerichts umzugestalten, dabei aber den rechtsgelehrten Richtern die Stellung der Geschwornen zu übertragen. Diese Form ist es denn auch, welche neben dem eigentlichen Geschwornengerichte (s. d.) noch in einigen Staaten das Feld behauptet hat, obwohl die Mündlichkeit nur in dem Strafverfahren mit Geschwornen wahren Sinn und Werth hat und absolutes Bedürfniß ist. Uebrigens muß auch in diesem die Form der Mündlichkeit für alle dem Hauptverfahren vor den Geschwornen vorhergehenden Akte der Rechtspflege wegfallen, weil diese wesentlich dazu dienen, die äußern Momente des Falls für die gegenwärtige wie für die ferneren Instanzen als Grundlage der Verhandlung bleibend zu fixiren. Im Civilprozesse reducirt sich die Forderung der Mündlichkeit auf die Forderung eines in einer Hauptverhandlung eintretenden unmittelbaren Verkehrs der Parteien mit dem urtheilenden Gerichte behufs der vollständigen Ausführung ihrer Ansprüche, wobei aber eine Kombination des mündlichen Vortrags mit schriftlicher Fixirung nicht zu umgehen seyn wird und jedenfalls der mündlichen Hauptverhandlung ein schriftliches Verfahren als Grundlage vorangehen muß. Die Form der Parteiöffentlichkeit muß zwar im Civilprozeß als eine absolute, aus dem Axiom der Gerechtigkeit selbst fließende, daher unverzichtbare Forderung aufgestellt werden; doch muß es den Parteien freigestellt bleiben, auf die Oeffentlichkeit des Gerichts für das Publikum zu verzichten. Im Strafverfahren dagegen muß die Rechtspflege schlechthin öffentlich seyn, weil es sich hier nicht um das Recht, sofern es ein der Einzelwillkür unterworfener Rechtsanspruch ist, sondern um das Recht als solches und um seiner selbst willen, mithin um das Recht als ein schlechthin allgemeines Interesse handelt. Eine in der Natur der Sache gegründete Beschränkung der Oeffentlichkeit auch im Strafverfahren ist es jedoch, daß sich dieselbe nur auf das Stadium des Beweisverfahrens erstreckt, wozu noch zwei weitere Beschränkungen aus Nützlichkeitsrücksichten kommen: für den Fall, wenn Gefährdung des Staats oder der öffentlichen Sicherheit zu besorgen ist, und bei Verbrechen, durch deren öffentliche Verhandlung ein sittliches Aergerniß entstehen könnte.

Oehlenschläger, Adam Gottlob, einer der ausgezeichnetsten dänischen Dichter, am 14. Nov. 1779 zu Frederiksberg bei Kopenhagen, wo sein aus dem deutschen Schleswig stammender Vater Organist und später Schloßgärtner war, geboren, wollte Schauspieler werden, machte jedoch bei seinem ersten Auftreten kein Glück, nahm daher die Studien wieder auf und widmete sich der Rechtswissenschaft. Im J. 1801 diente er als Fahnenjunker im Studentencorps gegen die unter Nelson und Parker Kopenhagen bombardirende englische Flotte. Später studirte O. neben mehren lebenden Sprachen auch die isländische u. altnordische Geschichte. Der Einfluß dieser Studien auf die Ausbildung seines Dichtertalentes zeigte sich in einer Sammlung von „Gedichten" (1803) u. „Poetischen Schriften" (1805, 2 Bde.). In diesen letztern befindet sich bereits „Vaulundurs Saga" u. „Aladdin oder die Wunderlampe" (dram. Gedicht, deutsch, Amsterdam 1809 und Leipzig 1820). Das Trauerspiel „Hakon Jarl", das zuerst seinen Dichterruhm in Deutschland begründete, erschien 1807 in seinen „Nordischen Gedichten", dann deutsch in Stuttgart 1810. Bereits vor dem Erscheinen dieses Werkes war O. nach Deutschland gegangen (1805), wo er sich das Deutsche vollkommen aneignete, sich zum deutschen Schriftsteller bildete u. mit Fichte, Schleiermacher, Göthe, Tieck u. A. in innigen Verkehr trat. Von Deutschland aus ging O. zuerst auf 2 Jahre nach Paris und dann nach Italien. In Rom schrieb er sein Trauerspiel „Correggio" (Stuttg. 1816, 3. Aufl. 1820). Nach seiner Rückkehr nach Dänemark (1810) ward er Professor der Aesthetik und hielt als solcher mehre Jahre hindurch stark besuchte Vorlesungen. In dieser Zeit gab er auch eine neue Sammlung seiner „Dichtungen" in 2 Bänden heraus, welche vortreffliche Proben seines lyrischen Talentes enthält. In den Jahren 1817—1818 machte er eine neue Reise nach Deutschland u. Italien, deren Beschreibung 1819 im Druck erschien. Er † als dänischer Konferenzrath in der Nacht vom 20. zum 21. Jan. 1850 zu Kopenhagen. Als die höchsten Leistungen des Dichters sind das meisterhafte Epos „Nordens Guder" (1819), das dramatische Märchen „Fiskeren", der nordische Romanzencyklus „Helge" u. die meisten seiner Trauerspiele („Palnatoke", „Axel und Walburg", „Starkother", „Erich u. Abel", „Die Währinger" u. A.), welche in einer dänischen Sammlung „Tragödier" (1831—1838, 10 Bde., Prachtausgabe 1849, 10 Bde.) erschienen, zu nennen. Auch seine übrigen dänischen Dichtungen sind in 10 Bänden unter dem Titel „Digtervärker" (1835 ff., 10 Bde., Prachtausgabe 1851—1852, 26 Bde.) gesammelt worden. Noch 1850 veröffentlichte er 2 Bde. „Neue dramatische Dichtungen". O. hat in der dramatischen Literatur Dänemarks, vorzüglich im Trauerspiel, eine neue Epoche begründet, während er vermöge seiner gewaltigen Produktivität und genialen Auffassung auch auf andern Gebieten der Poesie sich eine nicht gewöhnliche Meisterschaft errungen hat. In denjenigen Dramen, die auf dem Boden der nordischen Sage und Geschichte sich bewegen, sind die Charaktere nordischer Helden unstreitig am meisten gelungen; die wilde Naturkraft erscheint darin mit der naivsten Laune in wunderbarer Klarheit und Tiefe zum schönen Ganzen verschmolzen. Noch erwähnen wir seine Uebertragung von Holbergs Lustspielen ins Deutsche (Leipzig 1832—33, 4 Bde.), seine Bearbeitung des alten deutschen Romans „Die Insel Felsenburg" u. d. T.: „Die Inseln im Südmeere" (Tüb. 1826, 4 Bde.) und die Sammlungen seiner sämmtlichen deutschen Schriften (18 Bdchn., Breslau 1829—30, in 21 Lieferungen,

Digitized by Google

das. 1839). Die erste vollständige Ausgabe von O.s Schriften bilden die „Samlede Værker" (1848—52, 38 Bde.); auch wurde eine besondere Ausgabe seiner „Lyriske Digte, Romancer og Ballader" (1852, 5 Bde.) veranstaltet. Nach seinem Tode erschien: „Meine Lebenserinnerungen" (deutsche Ausgabe, Leipz. 1850, 4 Bde.)

Oehningen (Oeningen), Pfarrdorf im badischen Seekreis, Amt Radolphszell, mit 750 Einwohnern. Dabei Mergelschieferſteinbrüche mit höchst merkwürdigen Thierſkeletten und verſchiedenen Dendriten im ſogenannten öhninger Kalkſchiefer, einem Glied der oberen Molaſſe, worin Scheuchzer 1700 ſeinen Homo diluvii testis (Andrias Scheuchzeri v. *Mey.*) fand.

Oehringen, Hauptſtadt eines gleichnamigen Oberamts und einer Standesherrſchaft im würtembergiſchen Jaxtkreis, an der Ohrn, in einer ſchönen und fruchtbaren Gegend, iſt Reſidenz des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, Sitz der königlichen Behörden, eines Poſtamts, evangeliſchen Dekanats, beſteht aus 3 Theilen, der Altſtadt, Neuſtadt und Karlsſtadt, hat ein fürſtliches Reſidenzſchloß mit ſchönen Gartenanlagen, ein altes, berühmtes Stift mit öffentlicher Bibliothek und herrlicher Stiftskirche, die zu den größten Kirchen in Würtemberg gehört, ein Lyceum, eine Realſchule, ein Schullehrerſeminar, Hoſpital, Waiſenhaus, Weinbau, bedeutenden Rapsbau, gute Bijouterieſabriken, Tuch- und Zeuchweberei, Gerbereien, eine Buchhandlung ꝛc. u. 3500 Einwohner. Schon die Römer hatten hier ein anſehnliches Kaſtell. Später kommt die Stadt unter dem Namen Oeringowa als Hauptort des Ohrngaues und als eine uralte Beſitzung der Grafen von Hohenlohe vor. Im J. 1806 kam O. in Folge der Rheinbundsakte unter würtembergiſche Oberhoheit.

Oehrling, Inſekt, ſ. Ohrwurm.

Oeil (franz.), das Auge; in der Schriftgießerei die obere Fläche des Schriftkegels, auf welcher die Type ſitzt.

Oeil de boeuf (franz., Ochſenauge), in der Baukunſt jene kleine runde oder ovale Oeffnung in dem Fries oder den Dächern großer Gebäude, welche zur nothdürftigen Beleuchtung ſonſt dunkler Räume dient.

Oeiras, 1) Stadt in der portugieſiſchen Prov. Eſtremadura, ſüdweſtlich von Liſſabon, an der Mündung des Tajo, der hier den gleichnamigen Fluß aufnimmt, hat ein Schloß mit Park, warme Mineralbäder u. 3500 Einwohner. — 2) Hauptort der braſilianiſchen Provinz Piauhy, Sitz des Gouverneurs und eines Generalvikars, mit 1700 Einwohnern, 1718 angelegt.

Oekonom (v. Griech.), Hausverwalter; Landwirth, beſonders ein ein größeres Gut bewirthſchaftender.

Oekonomie (v. Gr.), wörtlich Haushaltung, Hausverwaltung u. (als Theorie) Lehre von der Führung des Haushaltes; daher ſ. v. a. Landwirthſchaft und (als Theorie) die Lehre von den Verhältniſſen der einzelnen Theile der Landwirthſchaft zu einander und zum Ganzen; Inbegriff der Grundſätze und Erfahrungen, nach welchen ein aus mehren integrirenden Theilen beſtehendes Inſtitut verwaltet werden muß, um in ihm den höchſten materiellen Gewinn, verbunden mit der größtmöglichen Erſparniß von Ausgaben und der gleichmäßigen Vertheilung der arbeitenden Kräfte und der Löhne zu erzielen (Wirthſchaftslehre), daher auch ſ. v. a. Sparſamkeit, Wirthſchaftlichkeit; die zu einem Beſitzthum gehörige Feld- und Viehwirthſchaft, oder die bei größern Anſtalten, z. B. Zucht- und Armenhäuſern, Kaſernen ꝛc. befindliche Hauswirthſchaft; auf dem Gebiete des geiſtigen Lebens ſ. v. a. Anordnung, Dispoſition, Syſtem, z. B. in der Theologie O. des Heils (ſ. Heilsordnung), O. der Gnade (ſ. Gnade); in der Malerei Anordnung des Raumes und der Anzahl der Figuren.

Oekonomiſche Geſellſchaften, ſ. Landwirthſchaftliche Vereine.

Oekonomiſches Inſtitut, ſ. v. a. Landwirthſchaftsſchule.

Oekonomiſches Syſtem, ſ. v. a. Phyſiokratiſches Syſtem; ſ. Agrikulturſyſtem.

Oekonomiſten, Anhänger des phyſiokratiſchen Syſtems in der Nationalökonomie.

Oekumeniſch (v. Griech., universalis), ſ. v. a. allgemein, dann auch, weil es früher keine andere Kirche gab, als die rechtgläubige chriſtliche, ſ. v. a. katholiſch; daher: ökumeniſche Synoden oder Koncilien, allgemeine Kirchenverſammlungen, entgegengeſetzt den beſonderen oder Provinzialſynoden (ſ. Koncilien). Oekumeniſche Erzbiſchöfe und Patriarchen hießen alle einem größern Diſtrikte mit mehren Bisthümern vorſtehenden Kirchenfürſten, ſpäter beſonders die Biſchöfe von Konſtantinopel und Rom als oberſte Biſchöfe der morgen- und abendländiſchen, auch wohl, wie jeder ſich anmaßte, der geſammten Kirche. Der Papſt nimmt im letztern Sinne den Titel eines ö.en Biſchofs (episcopus universalis) noch heute ausſchließlich für ſich in Anſpruch.

Oeland, Inſel an der Oſtküſte von Schweden, in der Oſtſee, zum Kalmar-Län gehörig und vom Lande durch den kaum 1¼ Meile breiten Kalmarſund getrennt, hat einen Flächenraum von 29 □Meilen. Die Mitte der Inſel bildet ein horizontaler, kahler Kalkbergrücken, Alvaren genannt, der nur zu Weideland dient und mehr oder minder jäh zum Küſtenland (Landtborger) abfällt. Zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Küſtenlande iſt meiſt ebenes Land, und hier befinden ſich die fruchtbarſten Aecker der Inſel. Ein Bach, welcher der Reſenoquelle entfließt, bewäſſert die Inſel. Unter den wenigen Landſeen iſt Hornswiken im Kirchſpiel Högby der bedeutendſte. Das Klima iſt mild, und der Kalkboden fördert die Vegetation. Die Inſel theilt ſich in Norra Mötet und Södra Mötet. Jener iſt waldig und hat die meiſten der trefflichen Kalkſteinbrüche mit dem berühmten Oelandsſtein (Alvarenſtein); der ſüdliche Theil hat fruchtbare Aecker, vorzügliche Wieſen und iſt die Vorrathskammer für die ſmalandiſchen Küſten. Die 40,000 Einwohner reden einen eigenen Dialekt, ſind ſehr gaſtfreundlich und treiben beſonders Ackerbau und Viehzucht (Schafe, Rindvieh, Pferde; die berühmten Oelandsklepper oder Königspferde ſind jetzt faſt ausgegangen); außerdem Fiſchfang (Strömlinge, Dorſche ꝛc.), Kalk-

Digitized by Google

brecherei und Kalkbrennerei, Alaunfabrikation, Wollfabrikation. Bis 1816, wo Bernholm, die einzige Stadt der Insel, angelegt wurde, hatte die letztere keine Stadt, aber viele Häfen, z. B. Borgehamn, Bödahamn (Fährhafen für die nach Gothland gehenden Postschiffe) und Ottenby. Im Kalmarsund, an der Westküste von O., liegt auf einer kleinen Insel der Blokulla oder blaue Berg, der in Schweden denselben Ruf hat, wie in Deutschland der Blocksberg.

Oelbaum (Olive, Olea *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Oleaceen, charakterisirt durch einen kleinen vierzähnigen Kelch, eine trichterig-radförmige, vierspaltige Blumenkrone, mit fast eirunden Einschnitten, zwei Staubgefäße, eine zweispaltige Narbe und eine ein- bis zweifächerige, ein- bis zweisamige Steinfrucht mit beinharter Schale, umfaßt immergrüne Bäume oder Sträucher in Südeuropa, Afrika, Asien, Neuholland, mit einfachen lederigen Blättern und kleinen Blüthen in traubenartigen Rispen. Das Fleisch der Frucht enthält viel fettes Oel. Die bekannteste Art ist der ächte O. (O. europaea *L.*, O. sativa *Lk.*), der in wildem Zustande fast strauchig und dornig ist, durch Kultur aber zu einem 20—40 Fuß hohen, dornenlosen Baume wird. Er stammt ursprünglich aus Asien, kam dann nach Attica in Griechenland und wird jetzt in Südeuropa und Nordafrika häufig und in zahlreichen Varietäten kultivirt. Durch seine den Weidenblättern ähnlichen, oberseits matt dunkelgrünen und unterseits schilferigen, weißlichgrauen Blätter gibt er den Landschaften eine eigenthümliche Färbung. Er trägt kleine weiße Blüthen in kurzen dichten Trauben. Der O. gedeiht in allen Arten von Boden ziemlich gut, zieht jedoch ein leichtes warmes Erdreich vor und geräth besonders an den Meeresufern. In einer nahrhaften Dammerde wird der Baum groß u. stark, dagegen werden die Früchte in einem sandigen und mageren Boden besser; mit Vortheil kann er nur vom 25. bis zum 43. Grade nördl. Breite gepflanzt werden. Man pflanzt ihn durch Samen, Wurzelschößlinge, Absenker und Stecklinge fort, die Varietäten desselben durch das Pfropfen, neuerdings in den Spalt oder durch Okuliren auf die gemeine Rainweide (Ligustrum vulgare). Die Fortpflanzung durch Samen ist langwierig, aber das beste Mittel, jene Ausartung zu verhüten, über welche sich die Bewohner des Südens beklagen. Unter dem Schatten der Bäume kann man Getreidearten oder Hülsenfrüchte bauen; die Bäume gerathen nur um so besser, weil ihnen der Dünger und die Bearbeitung des Bodens, welche jene Pflanzungen erfordern, vortheilhaft ist. Die Blüthe des O.s fällt im südl. Europa in den Mai und Juni, und im Oktober fangen die Früchte an zu reifen. Eigentliche Reife erlangt die Frucht erst im December, wo dann bis zum März oder April das Einsammeln derselben zu geschehen pflegt. Die Früchte, Oliven, welche höchstens die Größe eines Taubeneies erlangen, meist oval, aber auch kugelig, eiförmig, verkehrt-eiförmig, stumpf oder zugespitzt und von Farbe schwarz, violett, röthlich, weißlich oder grün sind, haben ein grünlichweißes Fleisch, das bei völliger Reife widerlich fettig-bitter schmeckt. Aus ihnen wird das für Medicin, Oekonomie und Technologie gleich wichtige Oliven- oder Baumöl (s. d.) gewonnen. Außerdem benutzt man die Oliven zum Einmachen für die Küche und für die Tafel. Man nimmt sie zu diesem Zwecke im halbreifen Zustande ab, legt sie erst eine Zeit lang in frisches Wasser, dann in eine Lauge von Soda oder Potasche oder auch in eine Kalklauge, wodurch sie einen mildern Geschmack erhalten und weicher werden, und bringt sie hierauf in kleine Fäßchen oder steinerne Krüge, worin sie mit Salzwasser begossen und mit Oel und einer Essenz von Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Kümmel, Koriander u. dgl. eingemacht werden. In Südeuropa werden die eingelegten, sowie besonders auch die getrockneten Oliven häufig gegessen; doch erfordern sie, in größerer Menge genossen, eine kräftige Verdauung. Bei uns verwendet man sie als pikante Zuthat zu Saucen u. dergl. Das Holz des O.s ist sehr fest, fein, schwer u. wohlriechend, grünlich-gelb, schwarz geadert und gewölkt; es nimmt eine sehr schöne Politur an, weshalb es von Drechslern und Kunstschreinern sehr gesucht wird. Vorzüglich schöne Zeichnungen enthält das Holz der Wurzel, woraus unter Anderem sehr schöne und kostbare Tabaksdosen gefertigt werden. Die Blätter sollen eine gute gelbbraune Farbe geben. Sie sowohl als die bitter adstringirende Rinde werden als Heilmittel gegen Fieber gerühmt. Das aus ältern Stämmen schwitzende, vanillenartig riechende Harz, welches dem Storax sehr ähnlich ist und eine eigene krystallinische Substanz, Olivin, enthält, wird in ganz Italien und Griechenland als Storax calamitatis in granis gesammelt und zum Räuchern verwendet. Der O. war für das gesammte Alterthum eine der wohlthätigsten und nutzbarsten Pflanzen. Er fand sich sehr häufig in Palästina, und besonders berühmt war das Oel Kanaans. Noahs Taube bringt ein Oelblatt zurück. Vom Holze des O.s ließ Salomo zwei 10 Ellen hohe Cherubim verfertigen, und ein O. stand im Hause Gottes. Bei den Griechen wurden von dem Holze Stiele der Streitärte und Keulen gemacht, wie die der Cyklopen und des Hercules; auch das Ehebett des Odysseus war daraus gezimmert. Der O. war der Pallas Athene geweiht, in welcher man auch die Spenderin desselben verehrte. Der angeblich von Athene selbst auf der Akropolis zu Athen gepflanzte erste O. blieb fortwährend Gegenstand heiliger Verehrung. Der Baum wurde noch zu Plinius' Zeiten gezeigt, so wie auch der O. bei Argos, an welchem die Io als Kuh angebunden war. Der Anbau des O.s stand unter dem Schutze der Gesetze. Niemand durfte auf seinem Boden mehr als zwei Oelbäume jährlich ausheben, ausgenommen zu heiligem Gebrauch. Die Früchte desselben sollten nur von keuschen Jünglingen und Jungfrauen gesammelt werden, und ein O., von einer Buhlerin gepflanzt, war zur Unfruchtbarkeit verdammt. Aus Oelzweigen bestand der Schmuck des heiligen Schiffes, welches seit Theseus jährlich nach Delos gesandt wurde, wo man auch einen heiligen O. auf dem Grabe der hyperboräischen Jungfrau zeigte. Ein Kranz von Oelzweigen war die größte Aus-

Digitized by Google

zeichnung des um das Vaterland hochverdienten Bürgers, sowie der höchste Siegespreis bei den Panathenäen u. den olympischen Spielen. Der Oelzweig war das Symbol des Friedens, und Besiegte, die um Frieden zu bitten kamen, trugen Oelzweige in den Händen; ein vom Blitz getroffener O. war das Vorzeichen des Friedensbruches. Auf den Frieden der höhern Welt ist dies übergetragen, wenn mit Oelzweigen heiliges Wasser gesprengt wird, wenn die Neophyten in den samothracischen Mysterien Oelzweige trugen, oder wenn auf den Grabsteinen der ältesten Christen eine Taube mit einem Oelzweig erscheint. Aus der Sitte, Oelbäume als Grenzmarken zu setzen, läßt sich das Sprüchwort erklären: über die Oelbäume hinausschweifen (extra oleas vagari), für: Maß und Ziel überschreiten. Die Früchte des amerikanischen O.s (O. americana *L.*), in Carolina, Florida, werden als Speise verwendet; die weißen, zierlichen Blüthen sind wohlriechend und bilden winkelständige Trauben mit armförmigen Zweigen; das sehr harte Holz führt den Namen Devil-wood. Der wohlriechende O. (O. fragrans *Thl.*), in China, Cochinchina u. Japan, ist ein immergrüner, 4—6 F. hoher Strauch, dessen äußerst angenehm riechende Blätter dem chinesischen Thee beigemischt werden, um ihm den eigenthümlich guten Geruch zu geben. Die Blätter von O. microcarpa *Vahl.*, Baum in Cochinchina, wendet man in der Heimath als harntreibendes und zertheilendes Mittel an. Dem auf Neuseeland und Norfolk einheimischen blumenlosen O. (O. apetala *L.*) fehlt die Blumenkrone. Die außereuropäischen Arten werden bei 4—8° Wärme durchwintert, verlangen eine lockere, mit etwas Sand vermischte Lauberde, im Sommer stärkere Befeuchtung und freie Luft und werden durch Ableger und Stecklinge, auch durch Samen vermehrt. Der Samen keimt erst im zweiten Jahre.

Oelbaumgummi (Oelbaumharz), s. v. a. Elemi, Resina Elemi.

Oelberg (hebr. Har-Haffethim, Berg der Olivenbäume, rabb. Har-Mischchah, Berg der Salbung), berühmter Berg Palästina's, etwa ¾ Stunde östlich von Jerusalem, durch das Thal Josaphat und den Bach Kidron davon getrennt, erhebt sich 416 Fuß über das Thal u. 2556 Fuß über das Mittelmeer. Er besteht aus Kalkstein und bildet drei Kuppen, von denen die nördlichste die höchste ist und eine weite Fernsicht gewährt. Seinen Namen erhielt er von den Oelpflanzungen, die besonders am Westabhange angelegt waren, jetzt aber größtentheils verschwunden sind. Schon zu Davids Zeit war der O. ein Ort religiöser Verehrung und Anbetung; Salomo ließ Götzenaltäre darauf errichten. Jesus und seine Jünger weilten oft an und auf dem O. (Matth. 24, 3; 26, 30; Apgsch. 1, 12). Von Jerusalem führt der Weg dahin durch das St. Stephansthor an der Stelle vorüber, wo Stephanus gesteinigt wurde. Ueber eine steinerne Bogenbrücke gelangt man am Fuße des O.s zu der sogenannten Felsengrotte der Todesangst Jesu, zwei Felsen, worauf angeblich die Jünger schliefen, und zu der Stelle des Judaskusses. Darauf öffnet sich der Garten Gethsemane, von wo ein rauher, steiler Pfad zur Spitze des Berges führt. Auf der Mitte des Berges steht eine verfallene Kapelle, wo Christus seine Jünger zum letzten Male gesegnet und dann ausgesendet haben soll. Rechts davon auf einem Felsen läßt ihn die Sage über Jerusalem weinen und weissagen, Titus aber 40 Jahre später sein Zelt aufschlagen. An andern Stellen in der Nähe lehrte der Erlöser das Vaterunser, tödtete Judas sich selbst ꝛc. Nahe dem Gipfel erhebt sich da, wo früher die Himmelfahrtskirche stand, eine türkische Moschee. Eine kleine Kapelle im Vorhofe soll den Ort bezeichnen, von wo Jesus gen Himmel fuhr. Die südliche Spitze des Berges heißt jetzt bei den Christen Berg des Aergernisses. Auf der Ostseite des O.s, zwischen dem Gipfel und Bethanien, lag das jetzt fast spurlos verschwundene Dorf Bethphage.

Oelbilderdruck, vom Maler Liepmann (s. d.) in Berlin erfundenes Verfahren, Oelgemälde dadurch herzustellen und zu vervielfältigen, daß man nur genaue Zeichnungen derselben entwirft und die Oelfarben durch einen Druckapparat aufträgt.

Oelde, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster, mit Rentamt, Branntweinbrennerei, Garnhandel u. 1850 Einw.

Oeldruck, Art von Tafeldruck vermittelst mit Oelfirniß abgeriebener Deckfarben.

Oele (olea), flüssige, in Wasser wenig oder nicht lösliche, in Weingeist und Aether lösliche, der Hauptmasse nach aus Kohlenstoff u. Wasserstoff bestehende Körper organischen Ursprungs. Zwar haben auch mineralische Flüssigkeiten zuweilen ölige Konsistenz und das äußere Ansehen der O., z. B. die deshalb Vitriolöl genannte Schwefelsäure, doch läßt sich kein wahres O. mineralischen Ursprungs nachweisen, da die Erdöle zwar fossil, aber jedenfalls organischen Ursprungs sind. Die O. können entweder unverändert flüchtig werden (s. Aetherische Oele), oder sie zersetzen sich in gehöriger Erwärmung (fette oder fixe O.). Letztere stellen mehr oder weniger dickflüssige Liquida dar, die gewöhnlich eine bräunlichgelbe, grünliche oder gelbliche Farbe besitzen. Sie haben einen schwachen Geruch und wenig Geschmack u. sind durchsichtig oder doch durchscheinend. Werden sie der Kälte ausgesetzt, so nehmen sie eine dickliche Konsistenz an, und nur wenige, z. B. Leinöl und Hanföl, ertragen bedeutende Kältegrade, ohne dick zu werden. Bei einigen erhärtet nicht die ganze Masse mit einem Male, sondern es scheidet sich aus derselben zuerst nur ein Theil, oft in deutlich erkennbaren kugelförmigen Körnchen, aus, der von Chevreul den Namen Stearin (s. d.) erhalten hat, wogegen der nicht erstarrende Theil von ihm Olein (s. d.) oder Oelstoff genannt worden ist. Die fetten O. sind daher als Auflösungen von Stearin in Olein zu betrachten und erstarren im Allgemeinen um so leichter, je mehr Stearin sie enthalten. Im Kleinen trennt man das Olein vom Stearin am besten durch Weingeist. Im größern Maßstab bedient man sich des Auspressens der Oele und Fette bei einer Temperatur, wobei das Stearin völlig fest, das Olein aber noch völlig flüssig ist. Die O. sind nicht flüchtig und vertra-

gen eine ziemlich hohe Temperatur, ohne sich wesentlich zu ändern. Bei höher steigender Hitze fangen sie an, unter gelinder Gasentwickelung und Prasseln sich zu zersetzen, wobei sie sich mehr und mehr bräunen und zuletzt unter Entwickelung sehr widerlich riechender Dämpfe (unter ihnen das Akrolein, eine die Augen heftig reizende, höchst flüchtige Substanz) eine nicht bedeutende Menge glänzender Kohle zurücklassen. Ihr specifisches Gewicht schwankt zwischen 0,89 und 1,0. Auf Papier bringen sie einen beim Erwärmen nicht verschwindenden Fettfleck hervor, werden von porösen Körpern, z. B. von Thon, gern eingezogen und lassen sich mit schleimigen Flüssigkeiten durch Reiben zu Emulsionen vereinigen. Sie brennen mit heller, wenig oder nicht rußender Flamme. Durch Kochen verbinden sie sich mit Schwefel (Schwefelbalsam); sie lösen Phosphor auf und vereinigen sich mit Harzen und thierischen Fetten, mit Metalloxyden, sogar mit vegetabilischen Basen, z. B. mit dem Morphin und Chinin. Mit schwachen, ätzenden, sowie mit kohlensauren alkalischen Laugen geschüttelt, bilden sie milchige Emulsionen, aus welchen sie sich bei längerem Stehen unverändert wieder abscheiden; mit koncentrirten ätzenden Laugen in der Wärme längere Zeit behandelt geben sie Seifen. Längere Zeit der Luft ausgesetzt, nehmen sie Sauerstoff auf und verändern sich, und die hierbei frei werdende Wärme kann unter günstigen Umständen eine Entzündung des Oels herbeiführen. Bei vielen O.n wird durch den aufgenommenen Sauerstoff die Farbe dunkler, die Konsistenz mehr dickflüssig, der Geruch widerlich, der Geschmack ekelhaft kratzend; sie werden ranzig und röthen in diesem Zustande wegen der Fettsäuren, die sie nun enthalten, das Lackmuspapier. Solche O. nennt man nichttrocknende O.; zu ihnen gehören: das Baumöl (aus den Oliven), Rüböl in seinen verschiedenen Abänderungen, Mandelöl, Bucheckern-, Haselnuß-, Behennuß-, Erdmandelöl, das Oel aus den Pflaumen-, Kirschen- und Aepfelkernen, das Oel aus den Roßkastanien ꝛc. Andere O. dagegen oxydiren sich rasch und erhärten zu einer wenig gefärbten, zähen, durchsichtigen Masse; sie werden trocknende O. genannt, und die bekanntesten von ihnen sind: das Leinöl, Nußöl, Mohn-, Hanf-, Ricinus-, Kürbiskernöl, das Oel aus dem Samen der Rothtanne, aus den Kernen der Weintrauben ꝛc. Man gewinnt die fetten O. am häufigsten aus den Samen vieler Pflanzen, aus denen sie durch Zerstoßen und Auspressen mittelst Stampfwerken, Walzen, Pressen ꝛc. in den Oelmühlen (s. d.) geschieden werden (s. Oelpflanzen), mitunter auch aus den Früchten (z. B. Oliven), oder aus der Wurzel (wie der Erdmandel, Cyperus esculentus). Ist das Oel zum Speiseöl bestimmt, so werden in der Regel die ölhaltigen Pflanzentheile (wie Mohnsamen, Bucheckern, Wallnüsse, Haselnüsse) kalt ausgepreßt, wodurch reineres Oel gewonnen, aber nicht der ganze Oelgehalt ausgebracht wird, und die einmal gepreßten Pflanzentheile werden dann einer zweiten Behandlung unterworfen. Brenn-, Schmier- od. Seiföle preßt man heiß aus. Das Erwärmen macht nämlich das Fett nicht nur flüssiger, sondern bringt auch das in den ölhaltigen Pflanzentheilen enthaltene Eiweiß, welches einen Theil Oel beim Kaltpressen zurückhält, zum Gerinnen, so daß nun auch dieses gewonnen wird. Das heiß gepreßte Oel ist aber reicher an Extraktivstoff u. dadurch mehr gefärbt, mit eigenthümlichem Geruch u. Geschmack begabt u. auch mehr disponirt, ranzig zu werden. Alle gepreßten Samenöle enthalten Verunreinigungen, welche das Ranzigwerden beschleunigen und die Flamme rußig machen. Man raffinirt daher die Brennöle, indem man durch Schwefelsäurezusatz jene Beimischungen abscheidet, die Säure dann aber durch Kalk wieder entfernt. Geschieht letzteres unvollständig, so bleibt das Oel sauer und greift das Metall der Lampen an. Die O. werden gebraucht als Nahrungsmittel, zur Seifen- und Pflasterbereitung, zum Firniß, zur Schmiere, Farbe und Druckerschwärze, als Erleuchtungsmaterial, Arzneistoffe ꝛc. Die Rückstände des Pressens ölhaltiger Körper, die Oelkuchen, finden als Viehfutter und als Düngmittel Anwendung. Der Oelhandel, mit Baumöl in Italien, Frankreich, Spanien u. der Berberei, mit Rüböl im nördlichen Europa, ist überaus wichtig. In gewissen Mittelpunkten von Gegenden, die viel Oelsaat bauen und viel Oel schlagen, hat sich in neuester Zeit eine Art Börsenverkehr der Producenten, Konsumenten und Mäkler für jenen Handel gebildet, die sogenannten Oelbörsen, deren Termin im Voraus bekannt gemacht wird. Große Plätze haben ihre regelmäßigen Oelbörsen.

Oelfarben, Farbstoffe, welche sich dazu eignen, vor dem Gebrauch mit Oelfirniß versetzt zu werden, und die bereits mit Oel angeriebenen Farben selbst. Die feineren in der Malerei gebrauchten O. werden mit Nuß- oder Mohnöl angerieben, in kleine Blasen gefüllt und kommen so in den Handel, während die zu bloßen Oelanstrichen bestimmten O. unmittelbar vor dem Gebrauche selbst erst aus gewöhnlichern Farbstoffen und Leinöl bereitet zu werden pflegen. Es sind durchgehends sogenannte Deckfarben, namentlich, außer den verschiedenen Rußarten und einigen Lackfarben, fast nur mineralische Pigmente.

Oelgas, s. Gasbeleuchtung.

Oelgasäther, ein dickliches, gelblichgraues, ätherisches Oel, das sich an der Luft gelb färbt u. nach Wegnahme des Chlorüberschusses durch Kali laugae einen stechenden Wohlgeruch hat.

Oelgemälde, s. Oelmalerei.

Oelgewächse, s. v. a. Oelpflanzen.

Oelmalerei, ein Hauptzweig der Malerkunst, der sich im Allgemeinen durch eine gewisse Weichheit charakterisirt, die sich jedoch auch zu männlicher Kraft steigern kann, wie die Mehrzahl der rembrandtschen Bilder beweist, so daß Michel Angelo's Urtheil, der die O. „Weiberwerk" im Gegensatz zu dem „Männerwerk" der Freskomalerei nennt, jedenfalls zu hart ist. In der That hat die O. mancherlei Vorzüge vor allen übrigen Arten der Malerei. Die Farben sind etwas dunkler, aber auch glänzender, als die Wasserfarben; auch leiden Oelgemälde von Wasser und andern Feuchtigkeiten wenig. In Oelfarben erreicht der Künstler den Schmelz, womit die Natur die Ge-

Digitized by Google

genstände schmückt, das Sanfte und Duftige, wodurch sie den Landschaften ihren größten Reiz gibt, das Durchsichtigere der Schatten und das Ineinanderfließende der Farben. Eine Stelle kann, soviel der Maler nur will, übermalt werden. Durch öfteres Uebermalen aber wird die beste Harmonie und höchste Wirkung der Farben besser erreicht, als wenn man die Farben stehen lassen muß, wie sie zuerst aufgetragen worden sind. Auch können Oelfarben übereinandergesetzt werden, so daß die untere durchscheint. Da ferner die Oelfarbe zähe ist u. die nahe aneinander gelegten Dinten nicht ineinander fließen, so kann der Maler mit ihr eine bessere Mischung und bequemere Nebeneinandersetzung der Farben erreichen als in Wasserfarben. Endlich ist ein großer Vortheil der O. auch der, daß der Maler die Wirkung seiner Arbeit schon während des Arbeitens sicherer beurtheilen kann, indem die Farben im Trocknen sich nicht so sehr verändern wie die Wasserfarben.

Man malt mit Oel auf Holz, Pappe, Kupfer und andere Metalle, auch auf Mauern und groben Taffet, am gewöhnlichsten aber auf Leinwand, am besten Hanfleinwand, deren Feinheit u. Korn durch die Art der Arbeit bestimmt wird, so daß man für Gemälde mit vielen kleinen Figuren eine ziemlich feine Leinwand wählt, weil alle Köpfe und Hände auf ein gleiches feines Korn zu liegen kommen müssen, während man für Figuren in natürlicher Größe eine weniger feine Leinwand vorzieht. Man spannt die Leinwand auf einen Blendrahmen, der am besten mit Schlüsseln versehen ist, um die Seitenbreter desselben zu zwingen, sich so sehr zu entfernen, als es die Leinwand erlaubt. Nach dem Aufspannen tränkt man letztere mit einer Lage von holländischem Leim, läßt sie an der Luft trocknen und schleift die Knoten u. Fasern leicht mit Bimsstein ab, worauf man die Leinwand der Luft und Sonne aussetzt, um sie heller zu machen und von allen öligen Bestandtheilen zu reinigen. Dann überzieht (grundirt) man die Leinwand mit einer sehr dicken u. gut geriebenen weißen Oelfarbe, oder mit manchem Vortheil mit einer aus möglichst weißem und reinem Pfeifenthon bereiteten Leimfarbe, die nach dem Trocknen ganz leicht mit Bimsstein geschliffen wird, bis das Ganze eine ebene, glatte Fläche bildet. Die Farben, deren man sich bei der O. bedient, gehören theils dem Mineralreiche, theils dem Pflanzen- und Thierreiche, größtentheils aber dem ersten an. Brauchbare weiße Farben sind: das Kremnitzer- oder Kremserweiß, die vollkommenste und daher gebräuchlichste, und das Bleiweiß; gelbe: Neapelgelb, hellgelber Ocker, dunkler Ocker, indisches Gelb (Indian yellow); rothe: hellrother und braunrother Ocker, holländischer Zinnober, chinesischer Zinnober (vermillon), rosenfarbiger u. Karmoisin-Krapplack, gebrannter venetianischer Lack, oder auch gebrannter Karmin, englisch Roth; blaue: Ultramarin, englisches Berlinerblau, Smalte oder Kobaltblau, das thenardsche Blau; braune: Terra de Siena, Preußisch-Braun (Bistre), Braun aus englischem Berlinerblau, Asphalt oder Judenpech, Kasselerbraun, kölnische Erde; grüne: destillirter Grünspan u. grüner Lack; schwarze: Elfenbeinschwarz (Beinschwarz), Kaffeeschwarz, Papierschwarz, Korkschwarz, Weinrebenschwarz, Schwarz von Berlinerblau, Kernschwarz, aus Pfirsichkernen bereitet. Im Allgemeinen ist zu empfehlen, daß der Künstler sich die Farbe in rohem Naturzustande verschaffe, weil er sie durch eigene Zubereitung viel reiner herstellen wird, als der Farbenhändler die zubereitete und in Blasen verschlossene Farbe liefern kann. Das Reiben der Farben geschieht mit dem sogenannten Läufer auf dem Reibsteine unter Zusatz von reinem Oel bis zur Konsistenz eines dicken Breis. Da das sogenannte Nachdunkeln der Gemälde seinen Grund meist im minder guten Oele hat, mit welchem die Farben angemacht werden, so ist die Wahl des Oels sehr wichtig. Am gewöhnlichsten bedient man sich des Nußöls oder des Mohnöls, welche sehr trocknend sind. Viele wenden auch das Spiköl an, welches die Farben flüssiger macht nnd leicht verfliegt. Auch bedient man sich mannichfaltiger Firnisse, die man unter die schwer trocknenden Farben mischt. Zum Gründen wird Leinöl gebraucht. Die fertigen Farben verschließt man dann in Kapseln von Schweinsblase, die man fest zubindet nnd in einem wohlverschlossenen Farbenkasten an einem trockenen schattigen Ort aufbewahrt. Der ganze Apparat wird jetzt vorbereitet im Handel gefunden. Beim Gebrauch macht man in die Blase einen kleinen Kreuzschnitt nnd drückt so viel Farbe heraus, als man eben haben will. Lackfarben darf man nicht in Blasen aufbewahren, da sie sich zu leicht verdicken. Bei dem Auftragen der Farben bedient sich der Maler der Palette (s. d.), auf die er seine Farben bringt, um sie bequem zur Hand zu haben. Mit derselben zugleich hält die Linke den Malstock von leichtem Holz oder Rohr, der, mit dem einen Ende auf den Blendrahmen gelegt, der rechten, den Pinsel führenden Hand als Stütze dient. Die Staffelei ist ein hölzernes Gerüste, um den Blendrahmen mit der ausgespannten Leinwand dem Maler in bequemer Lage gegenüber zu erhalten. Die Pinsel sind zumeist Borstpinsel, deren Spitzen durch Spalten der einzelnen Borsten elastisch gemacht werden. Größere Pinsel aus Dachshaaren, womit man Hintergründe, Lüfte, Untermalungen ꝛc. herstellt, heißen Vertreiber, zum Ausziehen langer, gerader Konturen bedient man sich der langhaarigen sogenannten Schleifer. Die Werkstatt muß gegen Norden liegen, um die häufigen Abwechselungen des Sonnenlichts nnd des gewöhnlichen Tages zu vermeiden; besonders sind die von den Wänden, Dächern, Bäumen ꝛc. zurückgeworfenen Reflexe dem Gelingen des Werkes schädlich. Das Licht in der Malerwerkstatt muß von oben herab kommen, weshalb das Fenster ungefähr von der Mitte bis nach unten verhüllt seyn muß. Der Umriß der Zeichnung wird gewöhnlich mit weißer Kreide auf den zubereiteten Grund gemacht; ist der Gegenstand klein, so macht man nur die ersten Hauptzüge mit weißer Kreide und führt die Details mit Bleistift oder Rothstein weiter aus. Dann wird das Gemälde untermalt, und zwar muß der Entwurf mit denselben Dinten gemacht werden, mit denen man ausmalt. Ist die Untermalung vollkommen trocken, so beschabt man mit einer sehr dünnen Messerklinge ganz leicht und geschickt die dicken Stellen und Erhabenheiten der

Farbe, wäscht das Gemälde mit einem großen weichen Schwamm und Wasser ab und läßt es an der Sonne, oder in der Nähe eines lebhaften Feuers trocknen, worauf das Gemälde zur weitern Ausführung, zur Retouche, durch welche man mittelst Auflegung einer leichten Dinte auf die trockene Untermalung diese wieder so sichtbar macht, als ob sie erst frisch gemalt wäre, und zur Uebermalung fertig ist. Man beginnt dabei, wie bei der Untermalung, bei der Hauptfigur, und zwar bei den hellsten Lichtern, von welchen man bis zu den stärksten Halbdinten und endlich zu den Schatten und Reflexen fortschreitet. Man vermeide dabei den zu starken und fetten Auftrag der Farben (Impastiren), um sich die Möglichkeit vorzubehalten, unvollkommene Töne zu verbessern, ohne daß die Stelle zu dick in der Farbe wird. Ist ein Theil des Gemäldes in der Uebermalung vollendet und trocken, so gibt man ihm die Glasur, d. h. man verleiht ihm durch Auftragen durchsichtiger und gleichförmig aufgelegter Dinten Harmonie und Wärme. Ist das Gemälde vollkommen übermalt und glasirt, so reinigt man es abermals mit kaltem Wasser von allem Fett, läßt es an der Luft oder am Feuer trocknen und bestreicht es dann mit einem aus Eiweiß und Spiritus zubereiteten Firniß, der das Ausdünsten des überflüssigen Oels nicht hindert, worauf man, wenn diese Ausdünstung weit genug gediehen ist, das Eiweiß durch Abwaschen entfernt, das Gemälde wieder trocknen läßt und mittelst des Breitpinsels einen reinen Terpentinfirniß aufträgt, bis die ganze Fläche mit Firniß gleichmäßig übeedeckt ist. Ist dies geschehen, so hält man das Gemälde in gehöriger Entfernung einige Minuten lang an ein lebhaftes Flammenfeuer, legt es dann horizontal auf einen Tisch, damit sich der Firniß setze, und läßt es darauf vollends an der Wand trocknen. Der Firnißüberzug verleiht dem Gemälde jene Lebhaftigkeit und Wärme der Farben, die eben nur die O. erreichen kann; doch hüte man sich auch, durch allzudickes Auftragen das Gemälde spiegelblank zu machen, da hierdurch nicht nur der Farbenzauber verloren geht, sondern auch der Firniß um so früher gelb wird, je dicker er aufgelegt ist. Das aus der Hand des Künstlers hervorgegangene Gemälde hat der natürlichen Feinde viele, die es früh oder spät seiner ursprünglichen Frische und Schönheit berauben; dahin gehören das Verderben des Firnisses, das sich auch durch die sorgfältigste Pflege nicht abwenden läßt, Rauch und Dünste aller Art und endlich der Zahn des Alters. Die Wirkungen dieser u. anderer schädlichen Einflüsse aufzuheben, ist schon frühzeitig das Bestreben der Künstler u. Kunstliebhaber gewesen, u. durch sie ist die Kunst der Restauration, namentlich durch den Italiener Palmaroli, auf eine Höhe erhoben worden, die fast nichts zu wünschen übrig läßt; man hat sogar Anstalten, in welchen die Restauration fabrikmäßig betrieben wird. Alte Oelgemälde, deren Leinwand mürbe, rissig oder durchlöchert ist, können mit neuer Leinwand unterzogen werden, was die Franzosen rentoiler nennen. Ein gewöhnlicher Kunstgriff der Bilderhändler ist, ein neues Gemälde künstlich zu beräuchern, um die sogenannte Patina nachzuahmen und die Liebhaber der Alterthümer zu täuschen.

Ueber die Entstehung und das Alter der O. ist viel gestritten worden, ohne daß sich ein sicheres Resultat ergeben hätte. Die ältere und gewöhnliche Meinung war, daß Jan van Eyck diese Kunst im 15. Jahrhundert erfunden habe; doch ist die Methode, Oel als Bindemittel der Farben statt des Wassers zu gebrauchen, viel älter und wurde vielleicht schon seit dem 10. Jahrhundert hier und da angewendet. Auch die Generation vor den van Eyck hat eine ziemliche Anzahl Oelbilder aufzuweisen, wenn auch noch ohne wesentliche Vorzüge der Technik. So viel aber ist sicher, daß die van Eyck zuerst die großen Vortheile für das Kolorit aus der O. entwickelten und durch eine Reihe glücklicher Entdeckungen dieselbe zu einer Vollkommenheit brachten, daß die folgende Zeit nicht mehr viel hinzuzufügen hatte. Vgl. Bonvier, Anweisung zur O., deutsch, Halle 1828; Völker, Die Kunst der Malerei, Leipz. 1852; K. Köster, Ueber Restauration alter Oelgemälde, Heidelberg 1827; Lucanus, Anleitung zur Restauration alter Oelgemälde, Leipz. 1828.

Oelmilch, s. v. a. Emulsion.

Oelmühle, Mühle, in welcher aus ölhaltigen Samen (Raps, Lein u. a.) Oel gewonnen wird. Die möglichst gereinigten öligen Samenkörner, welche nicht frisch, sondern nach einem längern Liegen von 2—6 Monaten verwendet werden, werden zuerst zerkleinert, was früher fast allein unter den Oelstampfen geschah, statt deren man aber in neuerer Zeit glatte gußeiserne Quetschwalzen anwendet, welche, horizontal neben einander gelagert, mit ungleicher Geschwindigkeit nach entgegengesetzter Richtung sich bewegen u. die dazwischen gebrachten Samen zerdrücken und dadurch fähig machen, unter vertikal aestellten Mühlsteinen, welche auf einer festen Steinunterlage im Kreise herumgewälzt werden, sich völlig fein zerreiben zu lassen. Man hat auch Maschinen, die nach Art einer Kaffeemühle eingerichtet sind und in denen die Samen gemahlen werden. Das so gewonnene Mehl wird, um das Oel dünnflüssiger zu machen, in einem eigenen Ofen über eisernen Platten, oder in Pfannen und Kesseln, die durch Wasserdämpfe erhitzt werden, bis ungefähr zum Siedepunkt des Wassers erwärmt, wobei es mittelst eines an einer senkrechten Axe angebrachten Quirls fortwährend gewendet wird. Das erwärmte Samenmehl gibt man in flanellene Säcke (Preßsäcke), die man, in starke Tücher aus Pferdehaaren geschlagen, schnell in die Oellade bringt, in welcher durch einen mittelst einer schweren Stampfe oder eines Schlägels (Oelschlägel) eingetriebenen Keil das Oel aus dem Preßbeutel ausgepreßt wird, worauf es durch eine angebrachte Rinne theils in hölzerne Behälter, theils in gemauerte Cisternen abläuft, in denen sich der Schleim aus den Samen und sonstiges Fremdartige als sogenannte Oelhefe langsam absetzt. Hat sich das Oel geklärt, was durch Wärme beschleunigt wird, so wird es abgezapft, der Bodensatz aber mit neuem Samen dem Ausschlagen nochmals unterworfen; auch der in den Preßbeuteln bleibende Rückstand (Oelkuchen) wird noch einmal gepreßt. Statt der Keilpressen hat man in Frankreich die von Hallette angegebene Presse muette angewendet, wo zwei excentrische eiserne Maschinentheile das

Digitized by Google

Pressen bewirken, ebenso auch hydraulische Pressen, welche sowohl vertikal als horizontal gelagert einfach oder doppelt wirkend eingerichtet sind. Die größern O.n sind Wassermühlen, seltener Windmühlen; kleinere werden von Pferden oder Ochsen in Bewegung gesetzt. In neuerer Zeit ist die Dampfkraft auch auf O.n angewendet worden.

Oelpflanzen (Oelgewächse), diejenigen landwirthschaftlichen Gewächse, welche ihres ölhaltigen Samens wegen kultivirt werden; überhaupt alle Pflanzen, deren Samen, Früchte oder Wurzeln zur Gewinnung von Oel benutzt werden. Die wichtigsten sind: Rübsen und Raps, Lein und Leindotter, Mohn, Hanf, Buchekern (Buchkerne), Sonnenblumen, Senf, alle Kürbisarten, Spik, Sesam, Oliven ꝛc. Vergl. Löbe, Die Oelgewächse, Köslin 1845.

Oelraffiniren, s. Oele.

Oels, Standesherrschaft mit dem Titel eines Fürstenthums, in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, dem Herzog von Braunschweig-Oels gehörig, hat einschließlich des seit 1745 wieder damit vereinigten Fürstenthums Oels-Bernstadt einen Flächenraum von 35¼ □Meilen mit etwa 150,000 Einw. Es umfaßt die Kreise Oels (16¼ □Meilen mit 64,000 Einw.) und Trebnitz (15¼ □Meilen mit 55,000 Einw.), die Herrschaft Meczibor im Kreise Wartenberg, Stadt und Distrikt Kronstadt im Kreise Kreuzburg des Regierungsbezirks Oppeln, im Ganzen 8 Städte, einen Marktflecken, 324 Dörfer u. 164 Vorwerke. Das Land ist eine im Norden reich bewaldete, im Südosten von Sandstrichen durchzogene Ebene mit einigen unbedeutenden Bergen und wird an der südwestlichen Grenze von der Oder und außerdem von der Weida und Oelsa (Oelse) bewässert. Der Boden ist im Ganzen fruchtbar, die Einwohner treiben außerdem starke Viehzucht, Leinwandspinnerei und Weberei. Das Fürstenthum gehörte früher den Herzogen von Schlesien, fiel dann dem König Wladislaw von Böhmen zu, ging wieder durch Tausch an den Herzog Heinrich von Münsterberg aus dem alten Piastengeschlecht über und kam nach dem Erlöschen des münsterbergschen Mannsstammes mit dem Tode des Herzogs Karl Friedrich 1647 an dessen Schwiegersohn, den Herzog Silvius Nimrod von Würtemberg, den Stifter der Linie Würtemberg-Oels. Nach dem Erlöschen dieser Linie mit dem Herzog Karl Christian Erdmann 1792 fiel durch dessen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte († 1789), das Fürstenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August von Braunschweig und nach dessen Tode 1805 an seinen Neffen, den Herzog Friedrich Wilhelm, welchem Friedrich der Große 1785 die Erbfolge zugesichert hatte u. der sich nun Braunschweig-O. nannte. Nach seinem Tode in der Schlacht von Quatrebras 1815 fiel das Fürstenthum an dessen Sohn und Nachfolger, den Herzog Karl von Braunschweig, der es 1825 unter der Bedingung des Heimfalls als Sekundogenitur an seinen Bruder Wilhelm, der 1830 die Regierung von Braunschweig übernahm, abtrat. Die gleichnamige Hauptstadt des Fürstenthums, in einer Ebene an der Oelsa, ist Sitz des Fürstenthumsgerichts, der Fürstenthumskammer, sowie der Kreisbehörden und der Landschaft. Die Stadt hat 4 Thore, 4 Vorstädte, 3 evangelische Kirchen und eine katholische, ein evangelisches Gymnasium mit der 1727 gegründeten gräflichen Kospothschen Stiftung, eine Synagoge, höhere Töchterschule, Prediger- und Lehrerwittwenkasse, eine Post, ein Spital und ein Armenhaus, ein Schauspielhaus und 6500 Einw., welche sich mit Verfertigung von Tuch, Wollen- und Leinweberei, Gerberei, beträchtlichem Gemüsebau nähren ꝛc. Das 1558 erbaute fürstliche Residenzschloß enthält eine ansehnliche Bibliothek, eine Kunst- und Naturaliensammlung, einen englischen Garten, einen Park und Fasanerien und ist mit Wällen und Gräben umgeben. In der Nähe liegen die Dörfer Wilhelminenort und Sibyllenort, beide mit herzoglichen Lustschlössern.

Oelsnitz, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Voigtsberg, in anmuthiger Lage am rechten Elsterufer und am Altmannsgrünerbache, mit 2 Vorstädten, deren westliche, die Altstadt, mit Raschau zusammenhängt, hat 2 Kirchen, eine 1529 aus dem ehemaligen Augustinerkloster entstandene Stadtschule, ein Ball- und Theatergebäude, eine Post, Buchdruckerei ꝛc. und 4500 Einw., die Färbereien, über 30 Gerbereien, eine große Seidenwaarenfabrik, Fabriken für Baumwollen- und Wollenwaaren, Tuch, gute Tischler- und Silberarbeiten, Metall- und Lederwaaren unterhalten und Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, Hopfenbau, lebhaften Land- und Hausirhandel treiben. Etwa 2000 Schritte nordöstlich von der Stadt steht auf einem kahlen Berge die uralte, jedoch 1405 und seit dem Brande 1633 meist erneuerte Burg Voigtsberg, jetzt Sitz des Justiz- und Rentamtes, früher eine wichtige Festung, in welcher lange eine der Hauptlinien der kaiserlichen Vögte residirte. O. ist besonders merkwürdig durch die hier und in der Umgegend heimische, aber nicht mehr ergiebige Fischerei von Flußperlen, die auf einer Strecke von 9 Meilen in der Elster und den hier ihr zufließenden Bächen gefunden werden und sich durch Größe und Schönheit auszeichnen. Man sammelt hier auch Rauchtopas, Bergkrystall und ächten Türkis; früher baute man auf Eisen und Zinn. O. ist eine sehr alte, angeblich im 6. Jahrhundert erbaute Stadt, die früher den Vögten von Plauen, dann zu Meißen und später den Burggrafen von Nürnberg gehörte, bis sie 1410 an Sachsen zurück fiel.

Oelsüß, s. v. a. Glycerin.

Oelung, s. Letzte Oelung.

Oenanthe (Rebendolde), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, glatte Wasserkräuter mit hohlem Stengel und knolligen Wurzeln, von deren 24 Arten, meist in Mittel- und Südeuropa, mehre als Gift- u. als Arzneipflanzen zu bemerken sind. O. crocata *L.*, safranartige Rebendolde, an feuchten, sumpfigen Stellen in England, Frankreich, Holland, Belgien, in Pyrmont und Südeuropa, gehört zu den narkotischen u. scharf-giftigen Doldengewächsen und enthält einen weißlich-gelben Tembornicken, safranfarbig werdenden Milchsaft. Sonst war

die Wurzel officinell. Auch O. fistulosa *L.*, röhrige R., auf sumpfigen Wiesen, in Gräbern und stehenden Wässern in Europa, gehört zu den narkotisch-scharfen Giftgewächsen. Man gebrauchte sie als ein harntreibendes Mittel. Die Früchte von O. Phellandrium *Lam.*, fenchelsamige R., Wasserfenchel, Roßfenchel, Phellandrium aquaticum *L.*, in Wassergräben, Sümpfen und Teichen durch Europa und Nordasien, sind als Semen Phellandrii s. Foeniculi aquatici, Peersamen, gebräuchlich. Sie haben einen starken, unangenehm gewürzhaften Geruch und einen widerlichen, aromatisch bittern und scharfen Geschmack, enthalten ein ätherisches, fettes Oel, Extraktivstoff, Harz und Gummi und wirken flüchtig erregend auf die Verdauungsorgane und Schleimhäute. Man rühmte sie als specifisches Mittel gegen Lungenschwindsucht; sehr nützlich zeigen sie sich bei Verschleimung der Athmungs- und Verdauungsorgane, bei schleimigem Asthma und dergl. O. pimpinelloides *L.*, biebernellartige R., auf nassen Wiesen im mittlern, noch mehr im südlichen Europa, wurde als harntreibendes Mittel angewendet.

Oeneus, Sohn des Portheus (Porthaon) und der Eurythe, König von Pleuron und Calydon in Aetolien, zeugte mit seiner ersten Gemahlin Althäa u. A. den Toreus, den er, über einen Graben springend, selbst tödtete, den Meleager, welcher den calydonischen Eber erlegte, und die Dejanira, die Gemahlin des Hercules. Seine zweite Gemahlin, Periböa, Tochter des Hipponous, gebar ihm den Tydeus, der nach Andern Sohn des O. und dessen eigener Tochter Gorge ist, und den Diomedes. Nach späterer Sage raubten ihm die Söhne seines Bruders Agrius das Königthum, indem sie die Herrschaft ihrem Vater übertrugen und den Oheim einkerkerten. Sein Enkel Diomedes, des Tydeus Sohn von der Deipyle, erschlug dafür den Agrius und seine Söhne bis auf Onchestus und Thersites, welche entflohen, übergab den Thron des O. Schwiegersohne, Andrämon, nahm aber seinen Großvater mit nach dem Peloponnes, wo derselbe von des Agrius entflohenen Söhnen erschlagen und von Diomedes in Argos begraben ward. Nach Andern starb er in hohem Alter bei Diomedes in Argos.

Oenocarpus (Mostpalme), Palmengattung, s. Palmen.

Oenographie (v. Griech.), Beschreibung der Weine; Oenologie, Lehre von den Weinen und ihrer Behandlung. Vgl. Kölges, Oenologie, Berlin 1841.

Oenomanie (v. Griech.), zu große Neigung, Wein und andere geistige Getränke zu genießen; auch der Säuferwahnsinn.

Oenophyta, Stadt in Böotien, an der Straße von Tanagra nach Oropus, am linken Ufer des Asopus. Hier 456 v. Chr. Sieg der Athener unter Myronides über die Böotier.

Oenothera (Nachtkerze), Pflanzengattung aus der Familie der Onagraceen, charakterisirt durch den vierspaltigen, röhrigen Kelch, die vier Kronenblätter, die vierspaltige, od. kugelrunde Narbe, die cylindrische, stumpfe, vierkantige, oder keulenförmige, prismatische, eckige, vierklappige, vielsamige, vierfächerige Kapsel, bisweilen holzige Stauden, in trockenem Boden des gemäßigten Amerika's mit rasenartigen Wurzel- und abwechselnden Stengelblättern, schönen großen, meist gelben, sich nur bei Nacht öffnenden, einzeln in den Achseln stehenden Blumen, die aber im Ganzen eine große Aehre bilden, von deren zahlreichen Arten mehre als Zierpflanzen, eine auch als Salatpflanze bekannt sind. Eine prächtige Art ist O. anisoloba *Lindl.*, ungleichlappige Nachtkerze, in Chili, mit liegendem Stengel, tief und ungleich halbgefiederten Blättern und sehr großen, 4 Zoll breiten, weißen, im Grunde blaßgelben, im Verblühen purpurröthlichen Blumen. O. biennis *L.*, zweijährige oder gemeine R., Gartenrapontica, Gartenrapunzel, stammt aus Virginien, ist jetzt aber in Europa einheimisch, wird 3—4 Fuß und darüber hoch und hat ei-lanzettförmige, oder lanzettförmige, fast ganzrandige Blätter mit weißer Mittelrippe und schöne, große, gelbe, wohlriechende, Abends und bei trüber Luft sich öffnende, ansitzende, fast ährenständige Blumen. Die Pflanze verlangt ein lockeres, fettes Land. Der Same wird im April gesäet und flach untergerecht. Sie pflanzt sich von selbst durch ausgefallenen Samen fort. Die Wurzeln gebraucht man im Winter als Salat, zu Brühen und Kräutersuppen. Früher waren sie als ein gelind eröffnendes und blutreinigendes Mittel gebräuchlich. Die Pflanze wird leicht in den Gärten ein lästiges Unkraut. O. Fraseri *Pursh.*, fraserische R., in Carolina, ist eine sehr schöne, niedrige Rabattenzierpflanze. Beliebte Zierpflanzen sind auch: O. mollissima *L.*, weichblätterige R., in Buenos-Ayres, 2—3 Fuß hoch, mit sehr feinen, weichen, graulichen Haaren dicht bekleidet, mit linien-lanzettförmigen, ausgeschweift-gezähnelten, wellenförmigen Blättern und wohlriechenden, schwefelgelben, im Verblühen röthlichen Blumen, die sich Abends und bei trübem Wetter öffnen; O. speciosa *Nutt.*, prächtige R., in Louisiana, unten niederliegend, staudig, mit länglich-lanzettförmigen, glatten, spitzen, fast buchtig-stumpfzähnigen, bisweilen unten mit feinem Flaumhaar bekleideten Blättern und sehr schönen, großen, weißen, im Grunde gelben, fast traubenständigen Blumen; O. spectabilis *Horn*, ansehnliche R., in Mexiko, 4 Fuß und darüber hoch, mit entfernt gezähnelten, lanzettförmigen, weichhaarigen, kurzstieligen Blättern und stiellosen, großen, ansehnlichen, gelben, wohlriechenden Blumen; O. taraxacifolia *Hook*, löwenzahnblätterige R., in Chili, niederliegend, mit tief halbgefiederten und schrotsägenförmig-halbgefiederten, glatten Blättern und prachtvollen, sehr großen, weißen, im Verblühen purpurrothen Blumen. Die Nachtkerzen werden größtentheils in Gärten unterhalten. Man zieht sie aus Samen, welcher von den zärtlichen, in warmen Ländern einheimischen Arten ins Mistbeet gestreut wird; von den ein- und zweijährigen Arten, die bei uns im Freien wachsen und Samen tragen, wird derselbe an Ort und Stelle ins Land gesäet. Einige Arten pflanzen sich durch Samenausfall von selbst fort.

Oenotrer, die ältesten Bewohner der südwestlichen Spitze Italiens, gehörten wie die ihnen nahe verwandten benachbarten Peucetier in Apu-

Digitized by Google

lien wahrscheinlich dem pelasgischen Volksstamme an und zerfielen in zwei Theile, deren einer im Norden Choner hieß, der andere im Süden den Namen Italer führte. Die O. wurden schon früh theils durch die Griechen, welche sich an den Küsten niederließen, theils durch die von Norden her eindringenden Lukaner unterworfen. In den Bergwäldern der südlichsten Spitze bildete sich aus entlaufenen, namentlich önotrischen Knechten der Griechen und Lukaner das Volk der Bruttier.

Oer, Rechnungs- und geprägte Scheidemünze in Schweden, in Silber (auch Stüber oder Witten genannt) und in Kupfer (auch Rundstücke genannt); von letzteren gehen 3 auf ein Silberör. Das Silberör ist = $3^3/_4$ Pfennigen, das Kupferör also = $1^1/_4$ Pfennig.

Oerebro, Län (Provinz) in Mittelschweden, besteht aus der ehemaligen Landschaft Nerike, dem westlichen Theil von Westmanland und einem kleinen Theil von Wärmeland und hat $153^3/_8$ □Meilen mit 132,000 Einw. Die Provinz besteht aus einer weiten, wellenförmigen, mit niedrigen Hügeln durchsetzten Fläche, die von Bergen u. Wäldern umgeben und zum Theil mit Felsblöcken und Steinen bedeckt ist. Der westliche Theil des Hielmarsee's und der nördliche des Wetternsee's, sowie ein Theil des Skagernsee's gehören dieser Provinz an, und zahlreich sind die kleinen Binnenseen, in welche sich ebenso zahlreiche Flüsse verlieren. Das Klima ist kalt und rauh, doch ist der Sommer der Vegetation günstig. Die nördliche Hälfte des Län ist mehr Bergwerks-, die südliche mehr Ackerland, das sich des besten Ackerbaus erfreut und reiche Ernten liefert. Von Obst kommen nur noch Kirschen fort. Die Provinz hat große Fichten- und Birkenwaldungen, in denen es von Federwild wimmelt. Die Einwohner treiben Viehzucht, starke Flußfischerei und Bergbau, besonders auf Eisen, Kupfer, Silber ꝛc. Auch gewinnt man viel Kohlen, Pech und Theer, womit Handel nach Stockholm getrieben wird. Das Län enthält die Volgteien Ost- und Westnerike, Nora und Leke. Die gleichnamige Hauptstadt, westlich von Stockholm, am Westende des Hielmarsee's, der hier den durch die Stadt fließenden Svart-Alfven aufnimmt, ist Sitz des Gouverneurs u. der übrigen Provinzialbehörden, hat meist hölzerne Häuser, eine schöne Stadtkirche mit einem hübschen Altargemälde und dem Grabmale des 1436 hierbestatteten Reichsverwesers Engelbrecht, ein altes, prächtiges Schloß auf einem Hügel am Südende der Stadt, von Gräben und hübschen Spazliergängen umgeben, ein Rathhaus, ein Assembleehaus, ein Hospital, Irrenhaus, Länslazareth, Kurhaus für Venerische, Armenhaus, eine Arbeitsanstalt für arme Kinder, sowie für Erwachsene, Sparbank, Korrektionsanstalt für Nerike, ein Gymnasium, mehre andere Schulen, eine Ackerbaugesellschaft, Buchdruckerei, Buchhandlung, Manufakturen für Wollenwaaren, Strümpfe, Wachstuch, Tapeten, Gewehre, Tuch, Scheidewasser, Spiegel, ansehnlichen Handel auf dem Mälarn nach Stockholm mit Eisen- und Eisenwaaren, einen 8tägigen Jahrmarkt im Januar, Schifffahrt und 5000 Einw. Der Hafen der Stadt, Skebäk, liegt an dem $^1/_4$ Meile entfernten Hielmarsee, der mittelst des alten Arbogakanals und seiner 8 Schleusen mit dem Mälarn in Verbindung steht. In der Nähe liegt die 1825 angelegte bedeutende Tuchfabrik Concordia und der freundliche Gesundbrunnen Adolfsberg. O. ist sehr alt u. hieß ursprünglich Eyrarsund, später Eyrarsundsbro. Im J. 1160 siegte hier König Karl VII. über die Dänen unter Magnus. Das Schloß wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts vom Bürger Jarl erbaut und unter Gustav I. und Karl IX. bedeutend erweitert. Es wurden hier mehre merkwürdige Reichstage gehalten, z. B. 1347, auf welchem das Landesgesetz des Königs Magnus Smek gegeben wurde, 1529 gegen den kathol. Ritus, 1531 wegen der Reichsschuld an Lübeck, 1540, wo Schweden ein Erbreich wurde, 1810, auf welchem Bernadotte (nachmals König Karl XIV. Johann) zum Kronprinzen erwählt wurde. Am 20. April 1812 ward hier der Präliminarfriede zwischen Schweden und England und am 12. Juli 1812 der Friede zwischen England und Rußland abgeschlossen.

Oeregrund, Stadt im schwedischen Stockholms-Län, nördlich von Stockholm, an der Küste, der Insel Gräsöe gegenüber, von welcher sie ein schmaler Sund trennt, auf einer Halbinsel, mit kleinem, aber vorzüglichem und sicherm Hafen, Fort, Post, Handel mit Eisen (öregrundisches Eisen, das beste in Schweden), Schifffahrt, Strömlingsfang im Meere und 800 Einw., darunter viele Matrosen.

Oersted, 1) Hans Christian, einer der größten Physiker unserer Zeit, am 14. August 1777 in Rudkjöbing auf der Insel Langeland, wo sein Vater Apotheker war, geboren, lernte bei seinem Vater, besuchte dann seit 1794 die Vorlesungen an der Universität, erwarb sich 1799 nach Vertheidigung seiner Abhandlung „Ueber die Architektonik der Naturmetaphysik" (herausgegeben von Mendel, Berlin 1802) die philosophische Doktorwürde und ward 1800 Adjunkt der medicinischen Fakultät. Mit Oehlenschläger befreundet, gewann er im Umgange mit diesem ein lebhaftes Interesse für Poesie und schöne Wissenschaften, das ihn nie verließ. Im J. 1800 übernahm er auch die Verwaltung einer Apotheke und hielt Vorträge über Chemie und Naturphilosophie, mit einem königlichen Stipendium bereiste er 1801—1803 Deutschland und hielt sich ein Jahr in Paris auf. Nach seiner Rückkehr wurde er 1806 als Professor der Physik angestellt, und 1812—13 machte er abermals eine größere Reise in Deutschland. In Berlin schrieb er seine „Ansichten der chemischen Naturgesetze" (Berlin 1812), die er mit Marcel de Serres in Paris unter dem Titel: „Recherches sur l'identité des forces électriques et chimiques" franz. herausgab. Dieselben enthielten bereits schöne Entdeckungen über die Klangfiguren, über das Licht und das mariottische Gesetz; berühmt aber wurde O.s Name erst durch seine Entdeckung des Elektromagnetismus oder des Gesetzes der Wechselwirkung zwischen elektrisirten Körpern und dem Magnet, die er in den „Experimenta circa efficaciam electrici in acum magneticam" (Kopenh. 1820) veröffentlichte. Seitdem beschäftigte er sich zunächst mit dem Fortbau und der weitern Vervollkommnung seiner Entdeckung, führte auch in

Betreff dieser und damit verwandter Fragen eine sehr weitläufige Korrespondenz. Besondere Aufmerksamkeit widmete er außerdem dem Licht. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch die Gründung der „Gesellschaft zur Verbreitung der Naturlehre", auf deren Kosten in allen größern Städten des Landes öffentliche physikalische Vorlesungen gehalten werden, des allgemeinen polytechnischen Instituts und des magnetischen Observatoriums in Kopenhagen, deren Direktor er wurde. Außer seinen vielen Vorlesungen an der Universität und am polytechnischen Institut hielt er monatlich eine öffentliche über neue Fortschritte und Entdeckungen in der Naturwissenschaft. Seit 1839 betheiligte er sich lebhaft an den Versammlungen skandinavischer Naturforscher. Auch am politischen Leben nahm er Antheil, als nach dem Tode Friedrichs VI. die konstitutionellen Wünsche rege zu werden anfingen, und übte durch seine Mäßigung, die ihn bei aller Vorliebe für den Fortschritt nie verließ, auf die Studenten den wohlthätigsten Einfluß. Außerdem war er fortwährend bemüht, die Früchte seines Nachdenkens in populären Werken niederzulegen. So entstanden „Naturlärens mechaniske Deel" (Kopenh. 1844), „Tilläg" (1847; deutsch, Braunschweig 1851), „To Capitler af det Skjönnes Naturläre" (Kopenh. 1845; deutsch von Zeise, Hamb. 1845) und vor allen „Aanden i Naturen" (Kopenh. 1850; deutsch von Kannegießer unter dem Titel: „Der Geist in der Natur", mit O.s Biographie von P. L. Möller, Leipz. 1850). An letzteres Werk, in welchem er keine subjektive Weltanschauung darlegt, sondern eine auf die faktischen Erkenntnisse der realen Wissenschaften gegründete Erörterung der wichtigsten Fragen des geistigen Lebens versucht, schließen sich an: „Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältnisse zur Dichtkunst und Religion" (deutsch von Kannegießer, Leipzig 1850), „Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung" (deutsch von Kannegießer, das. 1850), „Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur" (deutsch von Kannegießer, das. 1851, 2 Bde.). Im J. 1840 zum Konferenzrath und 1850 bei Gelegenheit seines Jubiläums zum geheimen Konferenzrath ernannt, † er am 11. März 1851. Aus seinem Nachlasse wurden noch „Schriften über allgemeine menschliche Verhältnisse" (deutsch von Kannegießer, Leipz. 1851) und „Charaktere und Reden" (das. 1851) herausgegeben. Eine Prachtausgabe seiner Schriften erschien unter dem Titel: „Samlede og efterladte Skrifter" (9 Bde., Kopenh. 1850—51). Ein didaktisches Gedicht von O., „Das Luftschiff", war 1836 erschienen.

2) Anders Sandö, Rechtsgelehrter und Staatsmann, Bruder des Vorigen, geboren 1778, wurde 1801 Assessor des Hof- und Stadtgerichts in Kopenhagen, 1810 des höchsten Landesgerichts, 1813 vierter Deputirter in der dänischen Kanzlei, später erster Deputirter und Generalprokurator. Seit Errichtung der Provinzialstände 1831 ward er königlicher Ständekommissär für die Inseln und Jütland, welche Stellung er auch beibehielt, als er 1841 Minister wurde. Im J. 1848 als geheimer Konferenzrath aus dem Ministerium geschieden, ward er 1853 Premierminister mit dem Portefeuille des Innern. Seine schätzbaren juristischen Abhandlungen sind niedergelegt in den von ihm begründeten juristischen Zeitschriften: „Juridisk Archiv" (1804—11, 30 Bde.), „Nye juridisk Archiv" (1812—20, 30 Bde.) und „Juridisk Tidsskrift" (1820—30, 16 Bde.); ferner in der „Eunomia" (4 Bde., 1815—22), in den „Abhandlungen aus dem Gebiete der Moral- und Gesetzgebungsphilosophie" (3 Bde., Kopenh. 1823—26). Besonders wichtig ist sein „Handbuch der dänischen und norwegischen Rechtswissenschaft" (1821 ff., 3 Bde.).

Oertchen, in verschiedenen Gegenden Deutschlands Name der im Konventionsfuße geprägten Achteltaler oder Dreigroschenstücke.

Oesel (Oesell, esthnisch Kure-Saar, d. i. Kranichinsel, oder Saare-Ma, d. i. Inselland), zum europ.-russischen Gouvernement Livland gehörige Insel, vor dem Eingange des rigaer Meerbusens, zwischen 58—59° n. Br., wird durch den kleinen Sund von der Insel Moon, durch die 4½ Meilen breite Meerenge Domesnäß von Kurland und durch den Selosund von der Insel Dagö getrennt, bildet mit Moon (3⅘ □M.) und einigen kleinern Eilanden (wie Runo ꝛc.) den öselschen Kreis (Kreis Arensburg), während die Inseln Dagö, Worms und Ruckö zu Estland gehören, und hat einen Flächenraum von 47□-Meilen. Die Insel hat fast die Gestalt eines Dreiecks und ist mehr lang als breit. Sie bildet eine von wenigen Hügeln unterbrochene Oberfläche. Der Boden besteht aus mit Thon gemischter Kalkerde. Beim Dorfe Sale zeigen sich Spuren eines ehemaligen Kraters. An mehren Orten kommt ein eisenhaltiger Schlamm zu Tage, welcher zu Schlammbädern benutzt wird. Die Küste ist hoch und hat mehre, doch nicht sehr hohe Vorgebirge; an der Südspitze erhebt sich ein Leuchtthurm. Es finden sich mehre Seen, eine Menge kleiner Flüsse und Bäche, nicht unbedeutende Waldstrecken. Das Klima ist ungleich milder, als auf dem benachbarten Festlande. Man baut Roggen, Weizen und Gerste, Buchweizen, Hülsenfrüchte, viel guten Flachs, Hanf, Kohl, Wurzelgewächse. Die hiesigen Pferde (öselsche Klepper) sind klein, munter und dauerhaft. Die Einwohner, deren Zahl 1839 gegen 47,000 betrug, gehören mit Ausnahme des Adels, der Geistlichkeit und der Bürger, welche Deutsche sind, sowie einiger Schweden und Russen, zur esthnischen Nation. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, Fischfang, Jagd (besonders auf Schwäne) und Handel. Die weit überwiegende Mehrzahl der Bewohner bekennt sich zur protestantischen Kirche. Die einzige Stadt der Insel ist Arensburg (s. d.). Die Insel ward zuerst durch den dänischen König Waldemar bekannt, der sie nach einem früheren Versuch 1221 eroberte und hier ein festes Schloß baute, das jedoch von den Urbewohnern zerstört ward, welche auch die dänische Besatzung verjagten. Im J. 1226 betrieb der päpstliche Legat Wilhelm von Modena aufs Neue die Eroberung der Insel; die Einwohner unterwarfen sich, nahmen die christliche Religion an und erhielten einen Bischof. Der letzte Bischof, Johann von Münchhausen, verkaufte 1559 die Insel an Dänemark, und sie blieb dänische Provinz bis 1645, wo sie an Schweden abgetreten

Digitized by Google

RUSSLAND
Frankfurt
Mainz
Darmstadt
Wallheim
Carlsruhe
Stuttgart
Ulm
Theiss
Clausenburg
SIEBENBÜRGEN
Hermannstadt
Bergamo
Pavia
Parma
GENUA
Pisa
LIVORNO
Donau
OESTERREICH
1849.
Revidirt 1856.

Digitized by Google

ward. Im J. 1721 kam sie mit Livland an Rußland. Vgl. Luce, Beitrag zur ältesten Geschichte von O., Pernau 1827; Burhöwden, Beiträge zur Geschichte der Provinz O., Riga u. Leipz. 1838.

Oeser, Adam Friedrich, Maler, Bildhauer und Radirer des 18. Jahrhunderts, 1717 zu Preßburg von sächsischen Aeltern geboren, kam frühzeitig auf die wiener Akademie, ging dann 1739 zu Dietrich und Mengs nach Dresden und schloß daselbst mit Winckelmann einen innigen Freundschaftsbund. Nach dem 7jährigen Kriege ward O. zu Leipzig Direktor der dortigen Kunstakademie, zugleich kurfürstlicher Hofmaler und Professor der dresdner Akademie. Er † daselbst den 18. März 1799. Durch Lehre und Beispiel wirkte er mit Erfolg für eine einfachere und edlere Behandlung der Kunst, obwohl ihm eine reiche Phantasie und tiefe Energie der Darstellung abgingen. Leipzig besitzt verschiedene Werke von seiner Hand, unter denen besonders die Gemälde in der Nikolaikirche und die Statue des Königs Friedrich August auf dem Königsplatze zu erwähnen sind. Bause und Geyser stachen Mehres nach ihm. O. selbst radirte 45 Blätter, theils nach Rembrandt u. A., theils nach eigener Erfindung. Sein Sohn, Johann Friedrich Ludwig, geboren 1751 zu Dresden, seit 1778 Professor der Geschichts- und Landschaftsmalerei zu Dresden, † 1792, lieferte sehr geschätzte landschaftliche Zeichnungen in Aquarell und Tusch und mehre radirte Blätter nach Rubens, Rembrandt, Salvator Rosa u. A.

Oesophagus (lat., v. Griech.), die Speiseröhre.

Oesterley, Karl, vorzüglicher Historienmaler und Radirer, 1805 zu Göttingen geboren, Schüler Matthäi's in Dresden, hielt sich 1824 bis 1829 in Rom auf und ist jetzt Professor der Kunstgeschichte in seiner Vaterstadt. Von seinen Werken nennen wir: „Moses, während der Schlacht wider die Amalekiter von Hur und Aaron im Gebete unterstützt" (1835); „Christus, den Jüngern ein Kind als Vorbild aufstellend"; „die Tochter Jephta's"; „die Himmelfahrt Christi", Altarbild der Schloßkirche zu Hannover (vollendet 1838, ein Meisterwerk); „Scene aus Bürgers Leonore", schönes Staffeleigemälde; „Umrisse zu Schillers Wilhelm Tell" (12 Blätter, Berlin 1832). Mit K. O. Müller gab O. heraus: „Denkmäler der alten Kunst ꝛc." (Göttingen 1833 ff.).

Oesterö, eine der Färöerinseln, östlich von Stromsöe, 4 □Meilen groß, sehr gebirgig, mit 1200 Einw. und dem Hauptort Näs.

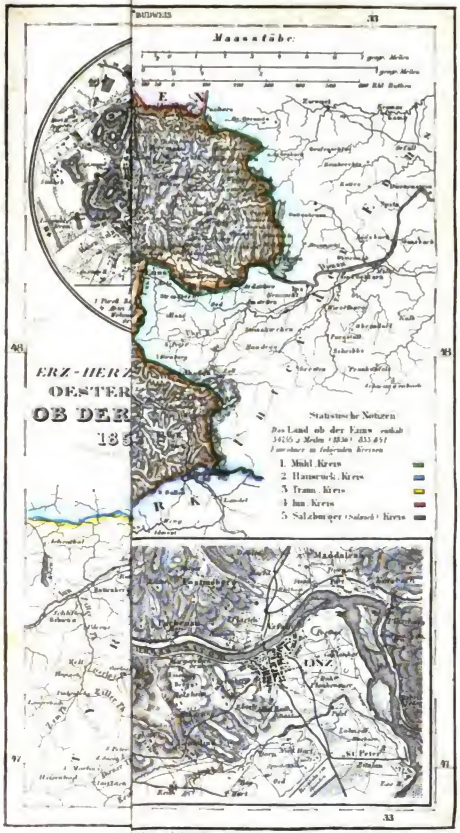
Oesterreich (österreichische Monarchie), europäisches Kaiserthum, ein Kontinentalstaat, der den größten Theil von Mitteleuropa einnimmt und ein ziemlich regelmäßiges Oval mit wenig ein- und ausspringenden Winkeln bildet. Ueber 9 Grade der Breite (42 — 51°) und 18 der Länge (26—44°) ausgebreitet, grenzt es im Westen an Sardinien, die Schweiz und Bayern, im Norden an Sachsen, Preußen und Rußland, im Osten gleichfalls an Rußland, die Türkei und Montenegro, im Süden an das adriatische Meer, den Kirchenstaat, Modena und Parma und hatte vor Abtretung der Lombardei einen Umfang von 1193 Meilen, wovon 905 auf die Land-, 258 auf die Meeresgrenze kamen. Seit der Einverleibung des Gebiets der Republik Krakau (22,$_{7}$ □M.) und vor dem Verlust der Lombardei (392,$_{15}$ □M.) umfaßte das Reich ein Areal von 12,120,$_{46}$ □M. und nach der Zählung von Ende 1854 (ohne Militär) eine Bevölkerung von 39,411,309 Einwohnern, so daß durchschnittlich 3399 auf die (österreichische) □Meile kamen. Da hiervon etwa 390 □M. mit etwa 2,950,000 Einw. der abgetretenen Lombardei in Wegfall kommen, so besteht das gegenwärtige Staatsgebiet des Kaiserthums aus 11,730 □M. mit 36,461,309 Einw. Das Kaiserthum zerfällt nach der neuen Organisation von 1849—51 in 20 Kronländer und ein Verwaltungsgebiet, dessen Vereinigung mit einem andern Kronlande noch nicht festgestellt ist. Diese Länder sind: das Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens oder Niederösterreich (361,$_{5}$ □Meil. mit 1,714,608 Einw.); das Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens oder Oberösterreich (217,$_{77}$ □M. mit 755,250 Einw.); das Herzogthum Salzburg (130,$_{26}$ □M. mit 154,379 Einw.); das Herzogthum Steiermark (408,$_{71}$ □M. mit 1,095,078 Einw.); das Herzogthum Kärnthen (187,$_{04}$ □M. mit 346,150 Einw.); das Herzogthum Krain (181,$_{35}$ □M. mit 505,886 Einw.); die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska mit der Markgrafschaft Istrien und der freien Stadt Triest nebst Gebiet (144,$_{81}$ □M. mit 613,056 Einw.), zusammen auch das Küstenland genannt (die drei letztern Kronländer bilden zusammen das Königreich Illyrien); die gefürstete Grafschaft Tyrol und Vorarlberg (582,$_{87}$ □M. mit 925,066 Einw.); die Markgrafschaft Mähren (403,$_{89}$ □M. mit 1,972,165 Einw.); das Königreich Böhmen (943,$_{95}$ □M. mit 4,800,818 Einw.); das Herzogthum Schlesien (93,$_{47}$ □M. mit 479,321 Einw.); das Königreich Galizien mit Zator, Auschwitz und Krakau (1420,$_{59}$ □M. mit 5,056,647 Einw.); das Herzogthum Bukowina (189,$_{69}$ □M. mit 430,664 Einw.); das Königreich Dalmatien (232,$_{41}$ □M. mit 432,337 Einw.); das Königreich Lombardei (392,$_{15}$ □M. mit 3,009,505 Einw., bis auf die Festungen u. deren Gebiet an Sardinien abgetreten); das Königreich Venetien (433,$_{67}$ □M. mit 2,493,968 Einw.); das Königreich Ungarn (3265,$_{49}$ □M. mit 8,744,481 Einw.); die Königreiche Kroatien und Slawonien mit dem kroatischen Küstenlande und Fiume nebst Gebiet (332,$_{74}$ □M. mit 967,136 Einw.); das Großfürstenthum Siebenbürgen (1102,$_{76}$ □M. mit 2,285,572 Einw.); die Militärgrenze (609,$_{59}$ □M. mit 1,054,794 Einw.); das Verwaltungsgebiet Wojewodschaft Serbien und temeser Banat (544,$_{83}$ □M. mit 1,574,428 Einw.). Von diesen Kronländern gehören die 11 ersten (3596 □M. mit 12,196,567 Einw.) zum deutschen Bunde, jedoch vom Küstenlande nur 85,$_{76}$ □M. (nämlich Stadt und Gebiet Triest, der Kreis Görz und ein Theil vom Kreise Istrien, dagegen von Galizien die Herzogthümer Zator und Auschwitz mit 36,$_{78}$ □M., so daß die deutschen Bundeslande zusammen 3545,$_{98}$ □Meil. mit 13,382,189 Einwohnern beträgt. O. hat in der

Digitized by Google

engern Versammlung des Bundestags die erste, im Plenum 4 Stimmen. Mit dem Königreich Venetien wird O. der italienischen Konföderation beitreten.

Die Länder O.s bestehen aus einem mannichfaltigen Wechsel von Gebirgsland und Tiefland. Sie dehnen sich auf der östlichen Hälfte des Alpensystems aus, umfassen das ganze karpathische Gebirgsland und einen Theil des deutschen Berglandes. Die Alpen ziehen aus der Schweiz in zwei Hauptrücken ins Oesterreichische herüber; der nördliche, zwischen Tyrol und Bayern hinziehend, endigt am Inn, der südliche, der Hauptstock, theilt mit seinem Kamme Tyrol in eine nördliche und südliche Hälfte und scheidet sich beim Großglockner in zwei Hauptäste, deren nördlicher durch Steiermark und Oesterreich geht und an der Leitha und Donau endet, während der südliche mit einem Arme, den bernischen Alpen, zwischen Drau und Sau sich hinzieht und mit dem andern Arme vom Terglou an, unter dem Namen der julischen Alpen, südwärts zieht und von der Kulpaquelle an unter dem Namen dinarische Alpen einen Zweig durch Dalmatien nach der Türkei erstreckt. Die bedeutendsten Spitzen, welche die Alpen innerhalb des österreichischen Gebietes erheben, sind die Dreiherrnspitze (12,059 F.), der höchste Berg Deutschlands, der Dreiherrnspitz in Salzburg, der Großglockner (11,500 F.), das Wiesbachhorn (10,500 F.), der Terglou (9400 F.). Zahlreiche Pässe, zum Theil mit fahrbaren Straßen, von denen besonders die über den Arlberg, Septimer, das Wormserjoch, den Brenner, Semmering von Bedeutung sind, vermitteln den Verkehr in und durch das Gebirg. Die Karpathen, das zweite Hauptgebirg des Staates, ziehen zwischen Mähren und Galizien einerund Ungarn anderer Seits als ein großes Grenzgebirg nach der Bukowina und Siebenbürgen, indem sie das zuletzt genannte Land rings umwallen u. zu einer Hochebene von etwa 1200 F. absolute Höhe gestalten. Kleinere Plateau's finden sich auch in den nordwestlichen Karpathen, die aus einer Menge getrennter, doch fast sämmtlich parallel von Osten nach Westen streichender kurzer Bergketten bestehen, unter denen der „hohe Tatra" die höchste zugleich des ganzen Karpathen- und des mitteleuropäischen Bergsystems ist. Die Kammhöhe des Tatra beträgt 5700 F. und die höchste Gipfelhöhe, die Gerlsdorferspitze, 8062 F., während die Lomnitzerspitze 8015 F., die Eisthalerspitze 7920 F. hoch ist. Zum dritten Hauptgebirg, einem Theil des deutschen Bergsystems, gehören: der Böhmerwald, ein Gebirg von 3000 F. mittlerer Höhe und einem Kulminationspunkt (Rachel) von 4470 F.; das Erzgebirg, welches den nordwestlichen Gebirgswall Böhmens bildet, in vorherrschender Plateaugestalt bis zu einer Mittelhöhe von 2600 F. sich erhebt und seinen Scheitelpunkt im Keilberg (3823 F.) besitzt; die Sudeten, welche Böhmen in Norden und Nordosten umwallen und in denen die Kettenform vorherrschend ist, bald in einer Reihe, wie das 4000 F. hohe Riesengebirg (Schneekoppe 4929 F.), bald in zwei Reihen, wie die südlichen Sudeten, welche eine mittlere Höhe von 3800 F. und im Altvater eine Gipfelhöhe von 4594 F. erreichen; das oberschlesisch-mährische Plateau, das hier in seiner mittleren Höhe wenig über 1000 F. aufsteigt. Der Raum, welchen diese Gebirgswälle umgeben, wird südwärts bis zu den Karpathen und bis nahe an die Donau durch ein Bergland, die böhmische u. die mährische Terrasse, ausgefüllt. Als Gegensatz zu den Gebirgsanschwellungen des Landes tritt besonders das ungarische Tiefland hervor, das durch Querriegel, welche die Karpathen und die Alpen vorschleden, und die (kleine) oberungarische und (große) niederungarische Ebene geschieden wird. Bei weitem kleiner ist die österreichische Tiefebene zu beiden Seiten der March. Von Bedeutung ist dagegen das Tiefland des Po, das von unzähligen Kanälen und Gräben durchschnitten, mit einem reichen Flußgeäder überspannen und durch die euganeischen Hügel u. die Lagunen Venedigs unterbrochen wird. Bewässert ist das Reich durch ein reiches Flußsystem, welches seine Gewässer ins schwarze und adriatische, ins deutsche Meer und in die Ostsee ergießt und an zwei Stellen, nach Norden hin durch die Elbe, nach Süden hin durch die Donau, auch die Grenzgebirgswälle durchbricht. Unter den sechs großen Strömen des Landes ist die Donau der wichtigste und die wahre Pulsader der Monarchie, deren Gebiet sie von Westen nach Osten durchschlängelt, um im schwarzen Meere sich zu entladen. Die Donau ist auf ihrem ganzen Laufe durch das Gebiet der Monarchie schiffbar, was auch mehr oder minder von dem untern Laufe ihrer Zuflüsse, des Inn, der Traun, Ens, Raab, Drau (Drave) und San (Save), auf dem rechten Ufer, sowie der March, Waag, Gran, Theiß (mit der Marosch), Temes und Aluta, auf dem linken Ufer, gilt. Der Dniester, der zweite Strom O.s, welcher dem schwarzen Meere tributpflichtig ist, gehört nur mit seinem Oberlaufe dem österreichischen Gebiete, und zwar ausschließlich dem Königreich Galizien an. Zum adriatischen Meere fließen: der Po mit seinen Nebenflüssen (Ticino, Adda, Oglio und Mincio), ferner die Etsch, die Brenta, der Tagliamento und Isonzo. Zum Gebiete des deutschen Meeres gehören die Elbe (mit der Moldau und Eger), deren Oberlauf sein Flußgeäder über das ganze Becken Böhmens ausspinnt, die Oder, deren Quellbezirk, und die Weichsel, deren Oberlauf sich im Oesterreichischen findet. Einen sehr kleinen Antheil hat L. auch am Rhein, der mit seinem Oberlaufe auf kurzer Strecke die westliche Grenze bildet. Den kleinen See in Tirol, der das Alpengebirg umgibt, liegt ein großer Theil im österreichischen Gebiete: der Plattensee (s. d.) oder Balaton, der Neusiedersee (s. d.), der Gardasee (s. d.) und Comersee (s. d.); der Lago-Maggiore (s. d.) und der Bensee (s. d.) gehören nur zum Theil zu O. Die Alpen- und Karpathenländer sind reich an Bergseen, von denen der Lange See in der Tatrakette 6100 F. hoch liegt. Besonders merkwürdig ist der Eibrichterssee (s. d.). Moräste finden sich hauptsächlich in Ungarn und am Po, darunter der Lanszug und der Esseder Sumpf in Ungarn. Das Klima ist bei der großen Ausdehnung und der mannichfachen Bodengestalt des Reichs sehr verschieden. Die Gipfel der Alpen sind in weiter Ausdehnung

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, während der südliche Abhang des Gebirges von der italienischen Sonne erwärmt und befruchtet wird. Eben so erstrecken die Karpathen die Rauhigkeit ihres Gebirgsklima's nördlich über Galizien hin, während nach Süden hin sie der bedeutend erwärmten ungarischen Ebene zum Schutze gegen die Nordstürme dienen. Will man den Staat in drei Klimate theilen, so wird das südliche von 42—46° n. Br. über Dalmatien, Lombardei, Venedig, Südtyrol, Südillyrien, Kroatien, Slawonien und Südungarn reichen. In den besseren Gegenden gedeihen hier Reis, Oliven, Wein, Mais, Südfrüchte, und die Blüthenzeit nimmt kein Ende. Das mittlere Klima wird den Strich von 46—49° n. Br., also die Hauptmasse des Reichs, umfassen. Die Luft ist rein und gesund; der Winter währt 4 Monate, in den höheren Regionen noch weit länger. Das nördliche Klima würde nördlich vom 49. Breitengrade liegen. Getreide, Flachs, Hanf und Obst kommen hier überall fort, Wein gedeiht aber nur in den tiefgelegenen Punkten bei günstiger Lage. *Naturerzeugnisse* hat O. in größter Fülle und Mannichfaltigkeit aufzuweisen, so daß es eines der gesegnetsten Länder Europa's genannt werden kann (s. unten: Nahrungsquellen).

Was die *Bevölkerung* betrifft, so erhellt aus der obigen Zusammenstellung, daß unter den deutschen Kronländern Böhmen die volkreichste und das Küstenland die volksärmste Provinz ist, daß die Volksdichtigkeit am größten in Italien, am kleinsten in Salzburg ist. Während im Mailändischen 8023, im Venetianischen 6010, in Böhmen 5318 Menschen durchschnittlich auf je einer □Meile wohnen, finden sich in Salzburg nur 1240 auf einer □Meile. Bemerkenswerth ist die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Städte, wie denn z. B. Preußen, dessen Bevölkerung etwa ⅓ der Bevölkerung des österreichischen Staates beträgt, fast 200 Städte mehr und nur etwa 10,500 Dörfer weniger hat als O., das dagegen in Folge seiner eigenthümlichen kultur-politischen Verhältnisse gegen 2400 Marktflecken zählt, die großentheils in Hinsicht auf Volksreichthum zum Theil die Volkszahl großer Städte erreichen. Zugleich ist die Klasse der großen Städte im Oesterreichischen sehr zahlreich, und eben so sind die Dorfschaften, namentlich in Ungarn und Italien und theilweise im nördlichen Böhmen, außerordentlich volkreich. Es gibt in O. 4 Städte mit mehr als 100,000, 7 mit mehr als 50,000 Einw., außerdem 23 Städte, 3 Märkte und 2 Dörfer (Samsor und Csaba in Ungarn) mit je 24,000 Einwohnern. Im J. 1851 zählte man 864 Städte, 2355 Marktflecken, 64,883 Dörfer, 5,297,946 Wohngebäude und 8,218,597 Familien. Im Umfange der ganzen Monarchie leben 103 Personen weiblichen Geschlechts neben 100 männlichen; im Durchschnitt kommen auf je 10 Familien 49 Personen. Durchschnittlich vermehrt sich die Menschenmenge jährlich um 1—2 Procent, am stärksten im Militärgrenzlande, am schwächsten in Tyrol, stärker unter den Slawen, als unter den Deutschen und Italienern, stärker im Allgemeinen in den Gebirgsländern, schwächer im Flachlande und in den Ebenen. Ein deutscher Staat durch sein deutsches Regentenhaus, seine vom deutschen Stammlande ausgegangene politische Machtentwickelung und das Ueberwiegen deutscher Kultur, ist dagegen O. ein nichtdeutscher Staat hinsichtlich der Abstammung der Mehrzahl seiner Einwohner. Es bilden nämlich die deutschen Einwohner nur 20⅛ die nichtdeutschen dagegen 79⅛ Procent der Gesammtbevölkerung, und zwar die slawischen fast 43⅛, die italienischen 14¼, die Magyaren über 15⅛, verschiedene kleinere Nationalitäten 3½ Procente der Gesammtbevölkerung. Dazu kommt noch, daß die deutschen Bewohner räumlich vielfältig geschieden und zersplittert sind, indem sie fast durch alle Provinzen des Staates zerstreut und nur in Tirol und Steiermark in der Mehrzahl und im Erzherzogthum O. ohne fremdartige Beimischung gefunden werden. Wegen dieser Verschiedenheit der Bevölkerung kann von einer eigenthümlichen österreichischen Nationalität nicht die Rede seyn. Den *Deutschen* charakterisiren hier, wie überall, Treue und Redlichkeit, unverdrossener ausdauernder Fleiß, Sinnigkeit und Gemüthlichkeit, Wissensdrang und Erwerbseifer, und der österreichische Deutsche gewinnt noch besonders an liebenswürdigkeit durch seine außerordentliche Gutmüthigkeit, Fröhlichkeit, Gastfreiheit und Wohlthätigkeit, wobei sich indeß auch die Schattenseite des deutschen Wesens, Schwerfälligkeit, Umständlichkeit und Bedächtlichkeit und selbst die Neigung zum sinnlichen Genuß, ziemlich stark vertreten findet. Die eigentliche Bedeutsamkeit der Deutschen für die österreichische Monarchie ist aber darin zu suchen, daß sie im Wesentlichen die Kulturträger der Gesammtbevölkerung sind. Noch heute sind die Deutschen in allen gemischt bevölkerten Provinzen der Monarchie die Musterwirthe auf dem Lande, die Gewerbtreibenden in den Städten; der Handel ist größtentheils in ihren Händen, und wo die Industrie einen Aufschwung gewonnen, da ist sie gewöhnlich ein Kind deutschen Gewerbfleißes. Nur das österreichische Italien hat sich in dieser Beziehung selbstständig entwickelt. Auch Wissenschaft und Kunst sind vorzugsweise deutscher Pflege anvertraut geblieben, und erst in der neuesten Zeit haben, nächst den Italienern, auch andere Nationen lebhafteren Antheil daran genommen. Der Charakter der *slawischen* Völker der Monarchie durchläuft eine ganze Stufenleiter vom hellsten Verstand und von hoher Bildung der phantasievollen, kunstreichen und tapfern Czechen bis herab zum trägen, melancholischen Charakter der rohen, geistesarmen und feigen Rußniaken. Die *Czechen* blühen mit ihren Stamm- und Sprachverwandten, den Mähren und Hannaken, die Hauptmasse der Bevölkerung Böhmens u. Mährens. Mit den Mähren verwandt sind die *Slowaken*, die den äußersten südöstlichen Grenzrand Mährens bis hinauf zu den Kämmen der kleinen Karpathen und Beskiden einnehmen, aber auch bis tief nach Ungarn hinein verbreitet sind. Sie ragen an Kraft und Körperschönheit unter allen übrigen Slawen hervor; sie sind zugleich von aufgeregtem Geiste, witzig, beredt und reich an natürlichen Gaben. Wie die Czechen beschäf-

tigen sie sich vorzugsweise mit der Landwirthschaft, sodann auch mit dem Handwerk, und ihr Haustrhandel mit Leinwand, Hecheln, Mäusefallen ꝛc. führt sie durch ganz Europa u. sogar nach Afrika und Asien. Dennoch lebt der Slowake im Allgemeinen in dürftigen Umständen, namentlich in den nördlichen Komitaten Ungarns, denn in all seinen Beschäftigungen erhebt er sich nicht über die Mittelmäßigkeit, weil ihm Mittel und Gelegenheit fehlen, seine geistigen Fähigkeiten zu entwickeln und zu verwerthen. Tiefer noch stehen die österreichischen Polen, die in Galizien, wo sie sich in Goralen und Mazuraken unterscheiden, die Mehrheit (48 Proc.) der Bevölkerung bilden. Ein lebhaftes, feuriges Temperament und bedeutende Talente charakterisiren zwar auch hier, wie überall, den polnischen Adel; aber selbst dieser ist selten durchgebildet, während der gemeine Mann auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung steht und häufig genug im Branntweingenuß verdumpft und zur bittersten Armuth herabsinkt. Die ostslawischen Völker, mit Ausnahme der dalmatischen Serben, die in ihrer alten Nationalliteratur und durch den Verkehr mit der Kultur des benachbarten Italiens reichere Bildungskeime empfangen, haben theils in ihrer kontinentalen Abgeschlossenheit, theils im Verkehr mit rohen Nachbarn, theils unter politischem Drucke bedeutende Hindernisse ihrer sittlichen u. geistigen Entwickelung gefunden. Am meisten haben diese Einwirkungen die Ruthenen, Russinen oder Rußniaken erlitten, die in Ungarn und Siebenbürgen zerstreut wohnen und unter allen Slawen D.s, etwa die Morlaken ausgenommen, noch auf der tiefsten Stufe der Kultur stehen. Fleißiger, regsamer und entwickelter sind die Winden, Slowenen oder Slowzzen in Steiermark, im südlichen Kärnthen, im größten Theile von Krain, im östlichen Friaul und in den nördlichen Gegenden von Istrien, außerdem in einigen Grenzgegenden Ungarns, und die ihnen verwandten, minder zahlreichen Kroaten oder Chorwaten, welche an den äußersten Ostgrenzen von Krain und vom istrischen Küstenlande, in geringerer Zahl auf dem Marchfelde und am Neusiedlersee und an der Mur gefunden werden, fast ausschließlich das Königreich Kroatien und einige Distrikte der Militärgrenze bevölkern und außerdem zahlreiche Ansiedelungen in den Nachbargegenden und im nördlichen Theile von Westungarn haben, von der Raab bis nach Pressburg hin, wo sie Poljancer, Wasserkrxten oder fälschlich Wlachen genannt werden. Diese und noch mehr einige im ungarischen Littorale und in Istrien wohnenden Stämme sprechen eine von der eigentlich kroatischen Sprache abweichende Mundart, u. letztere müssen, obschon sie sich selbst Chorwaten nennen, deshalb eher zu den Serben gezählt werden, welche die Mehrzahl der Einwohner in den südlich gelegenen ungarischen, kroatischen und slawonischen Landen bilden, wo sie bald Slawonier, bald Serben, Servier, Serbler, bald Ratzen (Raazen) genannt werden. Zu den Serben gehören auch die bis in das istrische Küstenland und nach Krain vorgeschobenen Uskoken (Ueberläufer) oder Tschitschen, die auch wohl Karster genannt werden. Die Wlachen bilden in Siebenbürgen ein Drittel der Gesammteinwohner, herrschen der Zahl nach im östlichen Theile der Militärgrenze und des Banats, sowie in der Bukowina entschieden vor und wohnen am Fuß und in den Thälern des siebenbürgischen Erzgebirges überall aber neben anderen, namentlich magyarischen Bewohnern. Die Wlachen scheiden sich in Zinzaren und Macedo-Wlachen, die in den größeren Städten leben und griechischer Sitte, Sprache und Religion angenommen haben, und Dako-Wlachen oder Rumunen, die neben ihrer Muttersprache häufig noch einen verdorbenen Latein̈s sich bedienen. Albanier Schipetaren oder (eigentliche) Illyrier wohnen in Dalmatien und haben außerdem in dem slawonischen Militärgrenzgebiet eine kleine Kolonie, wo sie nach ihrem ehemaligen Führer Klementinergenannt werden. Neugriechen kommen fast nur als Handelsleute in einzelnen größeren Städten, am zahlreichsten in Semlin vor. Die politisch und numerisch herrschende Nation in Ungarn ist die der Magyaren, die sich vorzugsweise in der oberen Mitte des Landes, wo der weidereiche Gegend den der Ansiedelung eines ursprünglich nomadischen Reitervolks besonders günstig waren, und nur in Siebenbürgen nebst den ihnen verwandten Szeklern auch im eigentlichen Gebirgslande niedergelassen haben. Nur in den niederen Theilsgegenden bilden sie fast ganz ausschließlich die Bevölkerung, namentlich sind hier die privilegirten Distrikte der ursprünglich chunischen (hunnischen) oder ugischen, aber seit Jahrhunderten in Sprache und Sitte ganz magyarisirten Völkerschaften der Kumanen und Jazygen, welche völlig ohne fremde Beimischung geblieben sind. Die Italiener bilden 99 Prozent der Bevölkerung des lombardo-venetianischen Königreichs. Außerdem wohnen sie zahlreich in Dalmatien, in den tyroler Kreisen Trient und Roveredo oder den „wälschen Konfinien" und bilden bedeutende Theile der Bevölkerung von Triest, der übrigen größeren istrischen u. selbst der benachbarten krainischen Städte. Viel unbedeutender ist die Zahl der Rhätier welche das enneberger und das gröbener Thal in Tyrol bevölkern und hier sich selbst „Ladiner" nennen, von den Deutschen aber im Allgemeinen „Romaunsche" (Romanische), oder nach ihren Wohnsitzen „Badioten" und „Gröbener" genannt werden. Außerdem gibt es in D. eine nicht unbedeutende Zahl Juden (fast 800,000), namentlich in Böhmen und Mähren, Galizien, Ungarn und Dalmatien, Armenier (17,000), in Wien und in Ungarn, und Zigeuner (angeblich 97,000), in Ungarn, Böhmen und Mähren, Kärnthen und Krain. Vgl. Häufler, Sprachenkarte der österreichischen Monarchie, Pesth 1846.

Was die Religion betrifft, so ist die römisch-katholische Kirche nach der Zahl ihrer Bekenner in fast allen Provinzen der Monarchie die vorherrschende, wie ihr denn auch politisch ein anerkanntes Vorrecht eingeräumt worden ist. Zwar war schon durch das Toleranzedikt Josephs II. den protestantischen Konfessionen eine gewisse

Digitized by Google

Gleichberechtigung zugestanden, doch ward dieselbe nie thatsächlich geübt, u. durch das Konkordat von 1855 (s. unten: Geschichte) wurden der katholischen Kirche ausgedehnte Vortheile eingeräumt. Die letztere ist von der landesherrlichen Beaufsichtigung befreit, das Placetum regium und das Kirchenpatronat sind aufgehoben, die kirchliche Disciplinarjurisdiktion u. die unabhängige Güteradministration des Klerus gewährt. Die römisch-katholische Kirchenumfaßt beinahe ¾, der Bevölkerung; die Czechen, Polen, Kroaten, Slowenen, Italiener u. Rhätier faßt in ihrer Gesammtzahl, die große Mehrzahl der Deutschen, Magyaren u. einen ansehnlichen Theil der Serben (die Slawonier) sowie dann die Schipetaren, die meisten Zigeuner u. die Wlachen. In allen deutschen und italienischen Provinzen bilden die Römisch-Katholischen (etwa 26,400,000) fast die alleinige Bevölkerung, und nur in den ungarischen Militärgrenzlanden und in Siebenbürgen wird ihre Zahl von der der nicht unirten Griechen übertroffen. Die römisch-katholische Kirche Os besaß 1855 13 Erzbisthümer (Wien, Salzburg, Prag, Olmütz, Görz, Zara, Venedig, Mailand, Pemberg, Gran, Kolocza, Erlau, Agram), 60 Bisthümer, 15,118 Pfarreien und Lokalkaplaneien und 39,197 Weltgeistliche. Die nicht unirte, griechische Kirche, die ihre meisten Bekenner in Siebenbürgen, wo fast die Hälfte der Bevölkerung dazu gehört, in Ungarn, Galizien, der Bukowina, in der Militärgrenze und in Dalmatien zählt, umfaßt ungefähr ⅓ der Gesammtbevölkerung (3,100,000); ihr gehören alle Russinen, ein Theil der Serben und etwa 6 Procent der Wlachen an. Sie ist für den ganzen Staat der Oberaufsicht des Erzbischofs von Lemberg unterworfen und zerfällt in ein Erzbisthum u. 7 Bisthümer. Die griechisch-unirte od. griech.-kathol. Kirche, die in Ungarn, Galizien u. Siebenbürgen ihren Sitz hat, zählt ungefähr ¹/₁₀ der Bevölkerung (3,700,000), alle eigentlichen Griechen u. die große Mehrzahl der Wlachen und Serben (Raizen); sie hat 2 Erzbischöfe u. 7 Bisthümer, 3201 Pfarreien u. Lokalkaplaneien u. 4565 Weltgeistliche, noch 7 bischöfliche Sprengel in Ungarn u. je einen in Siebenbürgen, in der Bukowina und in Dalmatien. Die armenische Kirche, deren Anhänger sich in der Mehrzahl, gleich den unirten Griechen, der Autorität des Papstes unterworfen haben, beschränkt sich auf die im Staate wohnenden Armenier und hat in Lemberg einen eigenen Erzbischof. Die Protestanten aller Konfessionen (Reformirte, Lutheraner, Unitarier, Mennoniten) machen nicht mehr als ¹/₁₀ der Gesammtbevölkerung aus und bilden allein in Siebenbürgen und Ungarn einen erheblichen Theil der Einwohner. Sie gehören zu 2 Dritteln (2,200,000) der reformirten Kirche an, deren Anhänger namentlich in Ungarn gegen 66 und in Siebenbürgen etwa 60 Procent und in der Militärgrenze und Böhmen die Mehrzahl der protestantischen Bevölkerung bilden, während die Lutheraner (1,300,000) in den übrigen Provinzen die Zahl der Reformirten übertreffen. Der reformirten Kirche sind sehr ansehnliche Theile der Magyaren u. Szekler in Ungarn u. Siebenbürgen, der lutherischen wenige Magyaren, aber über 800,000 ungarische Slowaken, gegen 150,000 Czechen u. Mähren u. außerdem mehr als die Hälfte der siebenbürgischen u. ungarischen Deutschen zugethan. Für die deutschen und polnischen Provinzen bildet das Konsistorium in Wien die oberste Behörde des protestantischen Kirchenwesens; für Ungarn und Siebenbürgen bestehen besondere protestantische Kirchenverwaltungen. Hier wie dort sind den obersten Behörden Superintendenten und Senioren für die einzelnen Sprengel untergeordnet. Bis jetzt hat man vergeblich auf Reformen in Beziehung auf die Gleichstellung der protestantischen Religionsparteien gewartet; nur in Beziehung auf Ungarn und Siebenbürgen ist in neuester Zeit (1859) das protestantische Kirchenwesen geordnet worden, obwohl nicht zur Befriedigung der Bevölkerung. Die Lutheraner haben 10 Superintendenten und 1210 Geistliche, die Reformirten 9 Superintendenten u. 2278 Geistliche. Von andern Akatholiken zählt man etwa 50,000 Unitarier oder Socinianer, hauptsächlich in Siebenbürgen, wo sie unter einem Superintendenten zu Klausenburg leben; Mennoniten, nicht unirte Armenier, Philipponen od. Lippowaner, zusammen nur 2500. Die Klöster, deren Anzahl beim Regierungsantritt Josephs II. sich auf 2024 belief, waren theils durch dessen Reformen, theils in Folge der französischen Invasion so vermindert worden, daß 1816 nur noch 800 gezählt wurden. Seitdem ist ihre Zahl wieder im Zunehmen. Im J. 1849 bestanden bereits wieder 959, u. zwar 739 Mönchs- u. 176 Nonnenklöster der katholischen u. 44 Mannsklöster (mit 271 Mitgliedern) der griechisch-nichtunirten Kirche.

Das Unterrichtswesen, dessen oberste Leitung jetzt das seit 1848 gebildete Ministerium des Kultus u. Unterrichts führt und dessen Neugestaltung seit 1849 begann, hat im Vergleich mit andern deutschen Staaten viele Eigenthümlichkeiten. Dahin gehört zunächst die engere Verbindung der Erziehung mit dem Unterricht durch das Bestehen von Konvikten, Seminarien, Akademien, welche zugleich Erziehungsanstalten sind. Am wichtigsten ist diese Verbindung in den Klöstern, namentlich in den für das weibliche Unterrichts- u. Erziehungswesen bestimmten. Ferner ist dahin zu rechnen der großentheils unentgeltliche oder doch nur gering bezahlte Unterricht in den niedern und höhern Lehranstalten, dessen Kosten theils die Central-, theils die Provinzialverwaltung (durch Beiträge von Ständen und Gemeinden) und namentlich der aus dem Vermögen eingezogener Klöster u. Stifter gebildete Religions-, Studien- und Edukationsfonds aufbringt, und endlich die große Betheiligung der Geistlichkeit an den Universitäten. Ueberhaupt ist die Stellung der katholischen Kirche zu dem Jugendunterrichte in Os. besonders wichtig. Der Kirche ist der Religionsunterricht in den Volksschulen, die Leitung des Unterrichts in den Diöcesanseminarien u. das gesammte theologische Studium auf den Universitäten untergeben; Niemand darf als Religionslehrer oder als Professor oder Privatdocent der Theologie wirken, ohne die Ermächtigung vom betreffenden Bischof erhalten zu haben, der ihm dieselbe beliebig wieder entziehen kann. Den Jesuiten, welche 1848 das Reich verlassen mußten, wurde 1850 die Rückkehr in die italieni-

schen Kronländer, 1852 in die übrigen Länder gestatten und ihnen ihre Erziehungshäuser wieder eingeräumt. Das protestantische Schulwesen entbehrt fast aller Unterstützung des Staats. Das Volksschulwesen ist am besten in den deutschen Kronländern ausgebildet, denen Siebenbürgen, die Lombardei und Venetien nahe stehen; am wenigsten vollkommen ist dasselbe in Dalmatien, im Küstenlande und besonders in Galizien. Man zählt 28,094 Elementar-, 4179 Mädchen- und 12,396 Wiederholungsschulen, ohne Ungarn, mit 57,987 Lehrern und 3,435,978 Schülern, und es blieben 15,5 Procent der Schulfähigen ohne öffentlichen Unterricht. Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß die Protestanten deutscher Nation überall am besten unterrichtet sind, nächst ihnen die katholischen Deutschen, Rhätier und Italiener, sowie die protestantischen Slawen und Magyaren, dann, mit Ausnahme der Dalmatier, die katholischen Slawen und Magyaren; am schlechtesten die Russinen, Wlachen, die Raizen u. die Zigeuner. Unter den öffentlichen Mittelschulen ist die Zahl der Realschulen, von denen 1850 nur zwei, zu Rakouitz und Reichenberg, vorhanden waren, neuerdings in bedeutender Zunahme begriffen, so daß 1851 deren bereits 38 bestanden (mit Einschluß der nautischen). Die Zahl der Gymnasien war, da die sonst an eigenen philosophischen Lehranstalten, Lyceen und Universitäten bestandenen zwei philosophischen Lehrgänge mit ihnen vereinigt wurden, 1852 auf 262 mit 3275 Lehrern und 50,195 Schülern gestiegen, darunter 51 protestantische in Schlesien, Ungarn und Siebenbürgen. Außerdem gibt es 46 Realschulen mit 586 Lehrern und 10,478 Schülern. Von höheren Lehranstalten zählt man 9 Universitäten: zu Wien, Prag, Olmütz, Grätz, Innsbruck, Padua, Pesth, Lemberg und Krakau, sowie 5 Rechtsakademien: zu Preßburg, Kaschau, Großwardein, Agram und Hermannstadt, 139 theologische Lehranstalten (121 katholische, 9 griechisch-nichtunirte, 7 evangelische, eine unitarische und eine israelitische), 7 technische Institute: die großartige kaiserliche polytechnische Schule zu Wien, die technischen Schulen zu Lemberg, Prag, Venedig ꝛc., 16 höhere montanistische, forst- und landwirthschaftliche Institute und 7 chirurgische Lehranstalten, 4 kommercielle Akademien, 7 nautische Schulen, 60 Kunstschulen, 21 Hebammenschulen. Als höhere Militärlehranstalten bestehen für Infanterie und Kavallerie die Militärakademie zu Wiener-Neustadt, die Artillerieakademie zu Olmütz, die Genieakademie zu Znaim, die Marineakademie zu Triest, ferner 8 militärische Specialschulen, 4 Kadetteninstitute, 17 Schulkompagnien. Im Jahr 1849 betrugen die Einnahmen sämmtlicher Lehranstalten 9,219,773 Gulden, von welchen 1,422,517 Gulden durch den Staat, das Uebrige aus Schulgeldern, Fonds, ständischen und städtischen Zahlungen beigetragen wurde. Die Ausgaben waren 8,977,829 Gulden. Außer den Unterrichtsanstalten gibt es eine große Menge öffentlicher Erziehungsanstalten, worunter 65 Waisenhäuser, zahlreiche Konvikte für Knaben, Klosterschulen ꝛc. Der Privatunterricht ist durch Gesetz vom 27. Juni 1850 geregelt. Un[ter] den wissenschaftlichen u. Kunstvereinen sind hervorzuheben die kaiserliche Akademie [der] Wissenschaften, die Akademie der bildenden Künste und viele andere Gesellschaften und Vereine in Wien, das ständische Johanneum zu Grätz, die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften und andere Institute zu Prag, die Institute, Athenäen und Akademien zu Venedig, Brescia, Bergamo, Verona, Vicenza, Pavia ꝛc., die Musikkonservatorien in Wien, Prag, Venedig. Bedeutend sind die Hof- und die Universitätsbibliothek zu Wien, die St.-Markusbibliothek zu Venedig, die reichhaltigen Büchersammlungen mehrerer Universitäten, Akademien und Klöster; das Naturalienkabinet zu Wien, der botanische Garten daselbst und die Sternwarten zu Wien, Prag, Pesth, Padua, Kremsmünster ꝛc.; die kaiserliche Gemäldegallerie zu Wien, zu Venedig ꝛc. Im Allgemeinen stören in dem Bilde der geistigen Kultur O.s noch die scharfen Gegensätze des Bildungszustandes, sowohl in den verschiedenen Regionen der Ständ[e] als in den verschiedenen Theilen des Landes. Während die höheren Stände mehr oder minder aller wesentlichen Bedingungen geistiger Kultur theilhaftig geworden und in dieser selbst zum Theil schon auf eine sehr bedeutende Höhe vorgeschritten sind, so schmachten die unteren Stände in einem großen Theil in der krassesten Rohheit und Unwissenheit, und während die westlichen Nationen der Monarchie, die Deutschen, Italiener und Czechen, ohne Zweifel zu den Kulturvölkern Europa's zu rechnen sind, ist den östlichen Völkern, den Magyaren, Kroaten, Wenden, Slowaken ꝛc., dieser Rang noch streitig zu machen, und sind die Wlachen, Russinen, Zigeuner und einige serbische Völkerschaften geradezu in die Klasse der unkultivirten Völker zu setzen. D[ie] Literatur des österreichischen Staats hat zwa[r] in allen realistischen Fächern die Wissenschaft wesentlich fördern helfen und für die Praxis sehr ersprießliche Früchte gewonnen, auch hat sie bedeutende Verdienste um die orientalische Sprachkunde sich erworben und neuerdings die zartansprechende und anmuthigsten poetischen Klänge vernehmen lassen; an die Lösung philosophischer und [in] Besprechung politischer Probleme hat sie sich aber bis in die jüngste Zeit nicht gewagt, und O.s begabteste Dichter haben mit ihren Geistesblüthen in das Ausland flüchten müssen, da die Regierung, wenigstens bis 1848, mit allseitiger Konsequenz bei den strengeren Ansichten der Bevormundung des Volkes und der Presse stehen blieb. Anfangs 1853 erschienen in der ganzen Monarchie 249 Zeitungen, Tageblätter und andere periodische Druckschriften, darunter 77 politische und 172 nichtpolitische, und zwar 126 deutsche, 75 italienische, 15 magyarische, böhmische, 8 polnische, 14 andere slawische, romanische und 1 armenischez die meisten in Niederösterreich mit Wien (50), Lombardo-Venedig (58), Ungarn (25), Böhmen (18). Im Jahr 1852—53 erschienen im Ganzen 6874 Druckschriften (1844 nur 3217), davon 2787 in deutscher, 2723 in italienischer, 659 in slawischer, 428 in magyarischer, 24 in französischer und 173 in lateinischer Sprache. An Sanitäts- und Wohl-

Digitized by Google

thätigkeitsanstalten gab es mit Ausschluß von Ungarn 530 Krankenhäuser, 159 Militärhospitäler, 40 Irrenhäuser, 40 Gebärhäuser, 33 Findelhäuser, 1351 Versorgungshäuser und 7173 Armenanstalten. Der Zustand der Sittlichkeit ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. In Schlesien u. Mähren kommt auf 1707, in Dalmatien dagegen auf 138 Einwohner ein Verbrecher; in den deutschen, galizischen und italienischen Staaten rechnet man auf 28,600 Einwohner einen Selbstmörder und auf 10 Geburten eine uneheliche.

Unter den Nahrungsquellen der Einwohner der Monarchie steht in allen Provinzen die Landwirthschaft oben an, die im Allgemeinen durch eine seltene Ergiebigkeit des Bodens begünstigt wird. Selbst die Alpen bergen in ihrem Schooße äußerst fruchtbare Landstriche, ausgestattet mit allem Segen des Pflanzenreiches; so den reichen Garten von Innsbruck, die zauberischen Thalkessel von Bozen und Meran, wo schnee- und eisbedeckte Felsenspitzen auf lachende kleine Paradiese hinabschauen, welche unter dem Strahl der südlichen Sonne einer entzückenden Mannichfaltigkeit und Ueppigkeit der Kulturen Gedeihen geben. In größerer Ausdehnung aber dienen einem ergiebigen Landbau die Auen des Donauthales, die gesegneten Gegenden der österreichischen Provinzen, die Murau und der Obstbau der windschiefen Bühel, der ungeheure Garten von Wippach ꝛc. und endlich der reiche Fruchtboden in dem böhmischen Thalkessel. Noch viel reicher und fruchtbarer ist der Boden der italienischen Provinzen, wo das Feld gewöhnlich zwei, ja nicht selten drei jährliche Ernten gibt. Mit Italiens reicher Ergiebigkeit wetteifert die von Ungarn, besonders hat der Südosten des Landes einen äußerst fetten Marschboden; eben so die Insel Schütt, die untere Raab- und Waagegend ꝛc. In Siebenbürgen sind die Thäler im Innern des Sachsen- und Magyarenlandes großentheils mit trefflichem Fruchtboden gesegnet; Galiziens bester Boden ist in der Bukowina, den Dniester- und Saugegenden zu suchen. Ungeachtet $^3/_4$ der Bodenfläche dem Gebirgs- und Plateaulande angehören, sind doch weit über $^1/_2$ derselben produktiv, zu Aecker-, Garten- und Wiesenbau, Vieh- und Forstzucht benutzt. Wenn trotzdem der große Reichthum des Landes noch sehr unvollkommen aufgeschlossen ist, so liegt dies in den bisherigen Verhältnissen. Das Loos der Bauern hat sich zwar in Folge der neuzeitlichen politischen Bewegungen vielfach gebessert; die früheren Leibeigenschafts-, Robot- und sonstigen Feudalverhältnisse sind gebrochen, die alten, furchtbar drückenden Feudallasten ablösbar erklärt. Allein noch ist der Aufschwung nicht möglich, noch lasten die Ablösungssummen auf den Landleuten, noch sind diese nicht vollkommen freie Eigenthümer. Dabei befinden sich die schönsten und besten Ländereien im Besitze der „todten Hand" des Klerus und des Adels, dessen unheilbar gehaltene Güter häufig den Umfang kleiner Staaten besitzen. Der Ackerbau umfaßt Getreide aller Art, am reichhaltigsten in Ungarn, in der Wojewodschaft sammt Banat, Kroatien und Slawonien, in Lombardo-Venedig, in Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien. Im Allgemeinen ist die Dreifelderwirthschaft am gewöhnlichsten. Eine Ausnahme machen hierin fast ganz Tyrol, Steiermark, Krain, Lombardo-Venedig und ein großer Theil des Küstenlandes. In Ungarn ist der Magyar bei seiner ursprünglichen Landwirthschaft geblieben, während der Slawe und der Deutsche rationeller wirthschaften. Der Ertrag an Reis, der in Italien, in geringer Menge auch im Küstenlande und im Banat gewonnen wird, reicht nicht für das Bedürfniß aus. Die Kartoffeln sind erst seit 1816 in allen Provinzen angebaut; in den Hochgebirgen machen sie oft das einzige Nahrungsmittel der Bewohner aus. Der Wiesenbau ist allenthalben verbreitet, namentlich in Ungarn. Der Gartenbau hat sich sehr vervollkommnet. Der Obstbau ist sehr ergiebig in Böhmen, Oesterreich, Tyrol, Venedig u. mehren Theilen Ungarns. In Oberösterreich und Kärnthen erzeugt man Eider, in Slawonien Pflaumenbranntwein (Slibowitza) in Menge. In Italien, Südtyrol, Dalmatien und den warmen Gegenden des Küstenlandes gewinnt man Südfrüchte. Doch entspricht der Gewinn an Südfrüchten nicht dem Bedürfniß des Gesammtstaats, und Olivenöl wird doppelt so viel eingeführt als gewonnen. Von hoher Wichtigkeit ist der Weinbau, worin O. nur Frankreich nachsteht. Derselbe wird in allen Provinzen außer Galizien, Schlesien und Oberösterreich betrieben; auch in diesem Zweig der physischen Kultur ist Ungarn wieder das Hauptland, welches nicht nur die edelsten Weine erzeugt, sondern auch mehr als die Hälfte der Gesammtproduktion liefert. Unter den Manufaktur- und Handelsgewächsen, die in reichlicher Fülle gewonnen werden, nehmen Flachs und Hanf die erste Stelle ein. Flachs wird am besten in Böhmen, Mähren, ferner in Galizien, Oberösterreich, Tyrol, Steiermark, Ungarn, Siebenbürgen ꝛc. gewonnen. Den weißen Hanf baut Galizien, Venedig, die Militärgrenze, Mähren, Tyrol, Ungarn. Tabak wird in Ungarn jenseit der Donau so viel (etwa 300,000 Centner) erzeugt, daß etwa gegen $^1/_3$ des Gesammtertrags den übrigen Kronländern überlassen werden können. Von Oelgewächsen wird namentlich Winter- und Sommerraps gebaut. Hopfen wird in Böhmen in bester Qualität und mehr als hinreichendem Maße gewonnen; aber während er von hier dem Auslande zugeführt wird, bedürfen andere Provinzen der Einfuhr des fremden. Safran von ausgezeichneter Güte liefert Niederösterreich, den geschätzteren Saflor Ungarn. Weit verbreitet ist der Anbau von Waid, Scharte, Wau und Krapp, der von Weberkarden in Mähren und Steiermark. In neuester Zeit ist auch die Indigopflanze in Dalmatien mit Erfolg akklimatisirt worden. Von Medicinalpflanzen wird Rhabarber in Mähren, Kärnthen, Ungarn u. Oesterreich, Süßholz in Ungarn, Slawonien u. Mähren, Spik (Valeriana Celtica) in den Alpen gewonnen. Die Waldungen nehmen 3573 □Meilen, weit mehr als ein Drittel der benutzten Oberfläche, ein und bieten außer dem Holze, einem der bedeutendsten Handelsartikel, das Material zu mancherlei Nebenprodukten, wie Pech, Potasche, Holzkohlen,

Gerberlohe, Kork (in Istrien), Knoppern (besonders in Mähren und Ungarn), Galläpfeln, Schmack ꝛc. Die Viehzucht hat sich im Allgemeinen noch nicht auf den Standpunkt emporgeschwungen, der auch nur für den innern Bedarf als genügend anerkannt werden könnte. In einigen Kronländern ist sie vortrefflich, in anderen gänzlich vernachlässigt. Die Pferdezucht, über alle Kronländer verbreitet, wird in Böhmen, Mähren, Oesterreich u. Steiermark hauptsächlich durch sogenannte Militärgestüte gepflegt; von größerer Erheblichkeit ist sie in der Wojewodschaft, in Kroatien, in Slawonien, Galizien, Ungarn und in der Militärgrenze. Gegenwärtig wird sie befördert durch die fünf kaiserlichen Militärgestüte Mezöhegyes (im Komitat Csanad) und Babolna (bei Raab) in Ungarn, Radautz in der Bukowina, Piber oder Pfiber in Steiermark, Ossiach in Kärnthen, durch die zwei Hofgestüte zu Lipizza am Karst im Küstenlande und zu Kladrub und Selcnitz in Böhmen, dann durch mehr als 250 Privatgestüte, vornehmlich in Ungarn und Siebenbürgen. Von wichtigem Belang, obwohl den innern Bedarf nicht deckend, ist die in allen Kronländern betriebene Rindviehzucht. Tyrol, Steiermark und Mähren liefern das beste Zug- und Mastvieh, Oesterreich und Steiermark die meisten Kälber, Ungarn u. Galizien die meisten Schlachtochsen, die aber bisher größtentheils aus den Donaufürstenthümern eingetrieben wurden. Sehr ausgedehnt und einträglich ist die Schafzucht, welche wie die Pferdezucht einer besonderen Fürsorge der Regierung sich erfreut. Feinere Wolle liefern Mähren, Böhmen, Schlesien, Niederösterreich, zum größeren Theil auch Ungarn und Galizien, minder die übrigen Kronländer, namentlich Siebenbürgen, die Militärgrenze und Dalmatien. Die Ziegenzucht ist am bedeutendsten in Dalmatien, die Schweinezucht in Ungarn. An jagdbaren Thieren finden sich Bären in den Karpathen u. Alpen, auch in Dalmatien u. im Küstenlande, Wölfe u. Luchse in denselben Ländern, sowie im Banat, Kroatien, Slawonien u. in der Militärgrenze. Der Stand des Wildprets hat sich in neuerer Zeit merklich verringert. Der Steinbock lebt in den höchsten, die Gemse und der kleine weiße Alpenhase in den mittleren Regionen der Alpen und Karpathen. Ergiebiger als die Jagd ist der Fischfang, namentlich in der Donau, der Theiß, den Bächen und Teichen. Die Seefischerei ist am bedeutendsten an der Ostküste des adriatischen Meeres, besonders in Dalmatien, obgleich nicht mehr in dem Maße wie vor hundert Jahren. Die Austern von Venedig sind berühmt. Die Bäche von Ungarn, Nieder- und Oberösterreich und Böhmen führen Perlenmuscheln; Korallen bricht man an der Küste Dalmatiens. Die Blutegel, von denen Ungarn und Mähren die meisten liefern, bilden einen wichtigen Handelszweig dieser Länder. Die Bienenzucht deckt nicht den Bedarf an Honig u. Wachs. Für den Verkehr mit dem Auslande ist die wichtigste landwirthschaftliche Industrie die Seidenkultur. Die österreichische Monarchie erzeugt unter allen europäischen Staaten die meisten Seidencocons, jährlich mindestens ½ Million Centner, wovon 19,500 auf Venedig, 32,000 auf Tyrol kommen. Federvieh zieht man in größter Menge hauptsächlich in Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Mähren und Steiermark. An Mannichfaltigkeit der Produkte des Mineralreichs vorin Böhmen, Ungarn, Steiermark, Kärnthen, Salzburg und Tyrol die obersten Stellen einnehmen, wird O. von keinem europäischen Staate an Menge von Gold und Silber erst in neuester Zeit von Rußland übertroffen. Daher wurde auch schon seit mehren Jahrhunderten der Bergbau mit besonderer Vorliebe betrieben und durch die Fürsorge der Regierung unterstützt. Außer Platina fehlt O. keines der nutzbaren Metalle. Die Bergwerke sind theils Staats-, theils Privateigenthum. Der Gelwerth ihrer jährlichen Erzeugnisse wird auf 119,664,781 Gulden berechnet; darunter der des Kochsalzes auf 53,194,942 Gulden, der Steine und Erden auf 40 Millionen, der Metalle und übrigen Produkte auf 26,469,839 Gulden. Gold liefern hauptsächlich Ungarn und Siebenbürgen, in weit geringerer Menge Salzburg und Tyrol; Silber jene beiden Länder und Böhmen. Der Bergbau auf Quecksilber gewann O. erst mit der Entdeckung dieses Metalls zu Idria einen Aufschwung; auch in Ungarn, Siebenbürgen, Kärnthen, Steiermark wird solches gefunden. Kupfer wird namentlich in Ungarn, Venedig, Tyrol, der Bukowina, Siebenbürgen, Steiermark und Salzburg gefunden, weniger in Böhmen, welches Land dagegen ausschließlich Zinn liefert. Zink gewinnt man am meisten in Krakau, dann in Tyrol, Kärnthen, Ungarn und Venedig, Blei am vorzüglichsten in Kärnthen, dann auch in Krain, Böhmen, Ungarn, der Militärgrenze und Tyrol. Der wichtigste Zweig des österreichischen Bergbaues ist aber der auf Eisen, an welchem, außer Venedig, Dalmatien und dem Küstenlande, wo sich ebenfalls Eisenerze vorfinden, alle übrigen Kronländer Theil nehmen, vorzüglich aber Steiermark, Kärnthen und Krain, dann Ungarn, Böhmen, Schlesien, Lombardei, Tyrol. Die Gesammtausbeute an Roheisen 1847 betrug 1850 3,217,064 Centr., die von Gußeisen 1850 443,871 Ctr. Gleichwohl entspricht die Eisenproduktion dem Bedürfnisse noch immer nicht, denn weder genügen die Erzeugungsmengen, noch sind die Preise denen des Auslandes gegenüber geeignet, eine ausgiebige Entfaltung der Eisenmanufaktur zu befördern. Antimon wird nur in Ungarn, Arsenik in Salzburg und Böhmen, Kobalt in Ungarn, Steiermark und Böhmen, Schwefel hauptsächlich in Galizien, Böhmen und Ungarn, auch in Venedig, Salzburg ꝛc., letzterer jedoch nicht in einer den innern Bedarf deckenden Menge, dagegen viel Graphit, namentlich in Böhmen und Mähren, auch in Kärnthen, Niederösterreich und Steiermark gewonnen. An nutzbaren Erden, an Bau- und Bruchsteinen ꝛc. ist der größte Ueberfluß; sie an allen Gattungen von Thon bis zur edeln Porzellanerde (in Mähren, Böhmen, Ungarn und Venedig), desgleichen an Marmor, Gyps, Kreide ꝛc. Erwähnenswerth sind auch der Serpentin Tyrols und besonders Mährens als eines der schönsten der Erde, der Asbest in Oberösterreich und Tyrol (Zillerthal) und Ungarn, Talkschiefer, Feld-, Fluß- und Schwerspath, der Bergkrystall.

Digitized by Google

in Ungarn (von besonderer Reinheit als marmaroser Diamanten und Dragomiten bekannt), in Siebenbürgen (als sobolaer Diamant). Von anderen Edel- und Halbedelsteinen finden sich vor der edle ungarische Opal, der als orientalischer in den Handel kommt, Granaten, unter denen die böhmischen die schönsten in Europa sind, Karneole, Achate, Beryllo, Chalcedone, Chrysolithe, Amethyste, Hyacinthe, Jaspis, Rubin, Sapphir, Smaragd, Spinell, Topas ꝛc. Ueberragend vor allen übrigen europäischen Staaten ist Oe. Reichthum an Salz. Steinsalz findet sich in unermeßlichen Lagern zu beiden Seiten der Karpathen, namentlich in Wieliczka und Bochnia in Galizien, auch im ungarischen Komitat Marmaros und in Siebenbürgen. Der Ertrag belief sich 1850 auf 3,224,756 Ctr. Südsalz wird in eigenen Staatssiedereien aus künstlich gewonnener Soole im österreichischen, salzburgischen und steierm. krtischen Salzkammergut und in Tyrol, sowie aus natürlichen Salzquellen an der Nordseite der Karpathen und in Soovár in Ungarn gewonnen. Unter den ersteren sind die bedeutendsten Bezirke, zu Hallstadt, Ischl, Ebensee, Aussee, Hallein am Dürnberge, sowie die zu Hall in Tyrol, bei welchen sich meist zugleich auch Salzberge finden, die bedeutendsten. Der Gesammtertrag belief sich 1850 auf 2,340,874 Ctr. Seesalz wird in der Staatssaline zu Stagno in Dalmatien und an der übrigen Küste des adriatischen Meeres in Privatsalinen, zu Pirano und Capo d'Istria in Istrien, sowie auf den dalmatischen Inseln Arbe und Pago gewonnen (1850: 434,776 Ctr.). Von anderen Salzen sind vorzüglich noch Alaun, Eisenvitriol und Kupfervitriol bemerkenswerth. Die schwächste Seite des österreichischen Bergbaues ist der geringe Belang der Ausbeute von Braun- und Steinkohlen. Die Monarchie besitzt unerschöpfliche Kohlenlager; aber sie sind noch nicht einmal genau durchforscht, und von den bekannten ist ein höchst bedeutender Theil noch nicht in Anbau gesetzt. Sie vertheilen sich auf sämmtliche Kronländer; die reichsten jedoch finden sich im böhmisch-mährischen Gebirgssystem. Die österreichischen Alpen, wiewohl ärmer an fossilen Kohlen, enthalten dennoch in den Mulden, welche Tertiärgebilde ausfüllen, mächtige Ablagerungen von Braun- und Schwarzkohlen. Die Kohlengewinnung hat sich seit 1838—48 auf den 4fachen Betrag erhöht und beträgt jetzt 20—25 Millionen Centner. Mineralquellen und Gesundbrunnen besitzt die Monarchie über 1600, darunter mehre von europäischem Rufe. Zu den bewerdenswerthesten gehören die einfachen Thermalquellen zu Gastein, die Säuerlinge zu Königswart in Böhmen und Heyleums in Tyrol, die Schwefelbäder zu Mehadia, zu Baden in Niederösterreich, zu Abano und Caldiero in Italien, zu Spalato in Dalmatien, die eisenhaltigen Quellen zu Eger und zu Möding in Niederösterreich, die alkalischen zu Bilin, Franzensbad und Teplitz, die Bitterfalzwasser zu Pullna, Saidschütz und Sedlitz in Böhmen, die Glauberfalzwasser zu Karlsbad, Marienbad und zu Ofen, die Soolen zu Ischl, zu Hall in Oberösterreich, zu Hall in Tyrol, zu Wieliczka in Galizien ꝛc.

Vgl. Haidinger, Geognostische Uebersichtskarte der österreichischen Monarchie, Wien 1845—47. Die Produkte, welche durch die verschiedenen Kultur- und Wirthschaftsarten gewonnen werden, berechnet man zu einem jährlichen Ertrage von über 3000 Millionen Gulden und die Zahl der durch diesen Erwerb Beschäftigten auf 29 Mill., also etwa $^3/_4$ der Gesammtbevölkerung, und unter diesen werden mehr als 600,000 Köpfe auf den Bergbau gerechnet. Die österreichische Monarchie ist daher vorwiegend ein Agrikulturstaat.

Auf einer höheren Stufe als Ackerbau und Viehzucht stehen die Gewerbe, und ihre Ausbildung würde noch weit höher gestiegen seyn, wenn die Kultur des Bodens immer gleiche Fortschritte gemacht und eine verkehrte Gewerbsgesetzgebung nicht bisher der Entwickelung einen Hemmschuh angelegt hätte. Die Gesammtheit der Gewerbe ist in zünftige und nichtzünftige eingetheilt. Die Zahl der zünftigen, früher zu 141 angegeben, ist seit längerer Zeit nicht unbedeutend vermindert worden; unter ihnen befinden sich namentlich die Hauptgewerbe für Nahrung, Kleidung, Bauwesen ꝛc. Allein auch die nichtzünftigen sind keineswegs frei, denn zur Ausübung gerade der wichtigsten ist eine obrigkeitliche Konzession erforderlich. Zur Ausübung eines Gewerbes werden erfordert: Volljährigkeit (24. Lebensjahr), gute Moralität, Nachweis der Befähigung. Zu den Erfordernissen des Meisterwerdens gehört in der Regel eine zehnjährige Gesellenzeit, wovon die Polizei dispensiren kann. Gewöhnlich darf Niemand zwei Gewerbe ausüben, die eine ordentliche Lehre erfordern; die Gestattung des Uebertritts von einem zu einem andern Gewerbe hängt von dem Ermessen der Behörden ab. Erst in neuester Zeit sind einige der drückendsten Beschränkungen aufgehoben worden. Das Fabrikwesen ist im Allgemeinen begünstigt, obwohl auch dieses nur nach obrigkeitlichem Ermessen, wie denn „Fabrikbefugnisse erst nach Erwägung der Umstände bewilligt" werden sollen. Die Baumwollenmanufaktur hat in den letzten Jahren sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Noch 1828 wurden nicht mehr als 65,000 Centner rohe Baumwolle zur Verarbeitung eingeführt, 1843 dagegen 370,776 Centner. Hauptsitz der Baumwollenspinnerei des österreichischen Staats ist Niederösterreich. Man zählte 1846 513 Fabriken für Baumwollenwaaren. Der Zeugdruck hat die ersten und größten Fortschritte in Böhmen gemacht; außerdem wird derselbe in Niederösterreich und in Vorarlberg betrieben. Auch in der Wollenmanufaktur sind es die deutschen Provinzen, welche die größten Quantitäten, die besten und mannichfaltigsten Gattungen liefern; zu Linz ist die älteste und größte Wollenzeuchmanufaktur, und Mähren und Böhmen sind die Hauptplätze der Tuchfabrikation. Man zählte 1846 402 Fabriken für Tuch und Wollenwaaren. Die Flachsspinnerei ist am besten in Böhmen, Mähren und Schlesien; doch ist die Handspinnerei überwiegend, und die Lage der Handspinner ist in Folge der Konkurrenz der englischen Maschinengarne eine überaus traurige geworden. Die Leinwandproduktion wird auf

1380 Millionen Ellen zu einem Werthe von 27 Millionen Gulden Konventionsmünze geschätzt. Man rechnete 1846 132 Fabriken für Leinen- und Hanfwaaren. Die Seidenfabrikation ist dem Quantum nach am stärksten in Italien; aber auch Mähren, Tyrol, das Küstenland und Böhmen treiben lebhafte Seidenweberei. D.s Bedarf an Seidenwaaren wird durch die eigene Fabrikation fast vollkommen gedeckt, und außerdem werden noch Seidenwaaren ausgeführt. Im J. 1846 hatte der Staat 1086 Fabriken für Seide und Seidenstoffe. Die Teppichfabrikation findet zu Linz, in Tyrol, in Italien und in der Militärgrenze Statt; Strumpfwirkerwaaren werden ganz besonders in den italienischen Ländern, sodann auch in Oberösterreich und in Böhmen verfertigt. Böhmen ist auch der Hauptsitz der Spitzenklöppelei. Zum Betrieb der Färberei wurden in den letzten Jahren durchschnittlich 9600 Zollcentner Indigo verbraucht. Die Lebergerberei ist in D. zwar sehr vervollkommnet, doch deckt sie den Bedarf noch nicht; man zählte 1846 337 Fabriken für Leder u. dgl. Die Papierfabrikation dagegen ist so rege, daß keine Einfuhr vom Auslande nöthig ist; Böhmen, O. und Italien versorgen die ganze Monarchie. Man hatte 1846 169 Fabriken für Papier und Tapeten. Die Glasfabrikation ist einer der wichtigsten und ausgedehntesten Industriezweige der Monarchie, und hier, wie in so vielen anderen Gewerben, behauptet Böhmen den Vorrang. Venedig fabricirt Glasperlen statt der früheren berühmten Spiegelgläser. Im Ganzen werden in D. an Glas- und Spiegelwaaren jährlich etwa 400,000 Centner zum Werthe von 17½ Million Gulden erzeugt; 1846 zählte man 298 Fabriken für Glas und Spiegel. Irdene und Porzellanwaaren werden in allen Provinzen verfertigt und in so bedeutender Quantität, daß sie, nach Deckung des inneren Bedarfs, ins Ausland geführt werden können, was auch ganz besonders von den Glaswaaren gilt. Im J. 1846 gab es 199 Fabriken für Erdwaaren. Metallfabriken, insbesondere in Eisen, und Hammerwerke aller Art werden in größter Zahl in Steiermark, dem Hauptsitz des Hüttenbetriebs auf unedle Metalle, gefunden. Aber auch die übrigen deutschen Länder nehmen lebhaften Theil an der Metallfabrikation und nicht minder die italienischen: dagegen stehen die ungarischen Länder in diesem Gewerbszweige sehr zurück. Man zählte 1846 1058 Fabriken für Eisen und Stahl, 792 für Eisenfabrikate, 392 für andere Metallwaaren. Bijouterien, Geschmeide und andere Luxuswaaren werden vorzugsweise in Venedig und in Wien und seinen Umgebungen verfertigt. Die Branntweinbrennerei wird in allen Theilen der Monarchie, in größter Ausdehnung in Galizien betrieben. Es gab 1846 630 Etablissements für Bier und Branntwein. Die Raffinirung des Zuckers beschäftigt mehre bedeutende Fabriken, eben so die Fabrikation des Runkelrübenzuckers, ohne daß dieselbe jedoch im Stande wäre, den Zuckerverbrauch zu decken. Im J. 1851 gab es 123 Kartoffel- und Rübenzuckerfabriken, von denen 63 in Böhmen, 36 in Mähren, 20 in Ungarn, die übrigen vereinzelt in den anderen Kronländern.

Außerdem gab es 1846 173 Fabriken für Holzwaaren, 154 für gemischte Zeuche, 640 für chemische Erzeugnisse, 195 für Maschinen, Instrumente und andere mechanische Produkte, 3[illegible] Buch- und Steindruckereien. Der Geldwerth der Industrieproduktion mit Ausschluß der kleinen Gewerbe, ist gegenwärtig auf 1000—1200 Millionen Gulden veranschlagt worden, während unter der Landwirthschaft mit Einschluß des Viehstandes und der animalischen Produkte die Höhe von nahe 3000 Millionen Gulden erreichen dürfte.

Der Handel D.s wird durch die Lage des Staates im Herzen Europa's, in der Nähe der Levante und der nordafrikanischen Küsten, durch große natürliche Wasserstraßen, hafenreiche Seeküsten und durch einen ungeheuren Reichthum an rohen Produkten unterstützt, findet aber auch in der Unwegsamkeit der Gebirgsumwallung und in dem vorherrschend kontinentalen Charakter des Landes Schwierigkeiten. Daß aber in der That die Monarchie im Allgemeinen nur einen mäßigen Grades kommerciellen Verkehrsthätigkeit sich erfreut, davon ist die Ursache nur zu geringeren Theile in der physischen Abgeschlossenheit nach außen hin zu suchen, sondern vielmehr in der durch die verschiedenen politischen Verhältnisse der einzelnen Staatstheile bedingten Handelsgesetzgebung, in dem durch diese begründeten Zoll-, Schifffahrts- und Monopolzwange, in den bisherigen Mauthsperre gegen außen, in der auch durch physische Schranken herbeigeführten, durch Straßenbauten nur theilweise beseitigten natürlichen Gesetzenheit der einzelnen Staatstheile, in den Naturverhältnissen der vorhandenen Binnenschifffahrtslinien, in dem durch politische Verhältnisse erschwerten Verkehr auf dem Po und der Donau und in dem Mangel einer zureichenden Zahl von bequemen, der Einwirkung der Jahreszeiten entzogenen Kommunikationen im Inneren der ungarischen und polnischen Länder. Indeß hat, unter dem Einfluß der von der Regierung zur Belebung und Erleichterung des Verkehrs getroffenen Institutionen, der Handel D.s in neuerer Zeit sich merklich gehoben. Seit 1809 wurden jährliche Kunststraßen angelegt, die jetzt eine Länge von 3700 Meilen haben. Die Alpenstraßen über das stiffer Joch, den Spitzen, den Semmering, sowie die Erweiterungen der lombardischen Straßen in die Stelvenpaß gehören zu den bemerkenswerthesten Bauten unserer Zeit. Das Eisenbahnwesen datirt seit 1841 eine erfolgreiche Entwickelung erfahren. In rascher Folge schlossen sich an die 1836—[illegible] ausgeführte Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, die südliche Staatsbahn, die über den Karst Wien mit Triest direkt verbindet, die nördliche Staatsbahn von Olmütz nach Prag, die sogenannte ungarische Centralbahn oder die südöstliche Staatsbahn, die krakauer oder nordöstliche Staatsbahn in Italien die Ferdinandsbahn von Venedig nach Mailand, die mailand-comoer Bahn und andere. Ende 1854 berechnete man die Länge der vollendeten Bahnen auf 244, im Bau 149 Meilen, das ganze Eisenbahnnetz, wie dasselbe projektirt ist, dehnt sich auf 1240 Meilen aus. An die Bahnen schließt sich ein großartiges Netz elektrischer Telegraphen, das sich bereits auf dem G[illegible]

Digitized by Google

tralpunkte Wien nach allen Kronländern ausbreitet. Im Mai 1856 waren in Betrieb 964,0 Meilen mit 1625,0 Meilen Drahtlänge. Auf der Donau und deren Nebenflüssen besteht seit 1850 die Donaudampfschifffahrtsgesellschaft, seit 1852 zugleich eine zweite, welche sich ausschließlich mit der Schleppschifffahrt beschäftigt. Auch auf der Drau, Save, Kulpa, Theiß, Elbe, Batschek, auf dem Bodensee, den italienischen und ungarischen Seen gewinnt die Dampfschifffahrt immer mehr an Lebendigkeit. Die staatsrechtlichen u. staatswirthschaftlichen Hindernisse des Verkehrs sind in neuerer Zeit theils beseitigt, theils gemildert worden. So hat der Wasserverkehr Erleichterungen erfahren durch Aufhebung der Schifffahrtszölle, wie auf der Elbe, durch Aufhebung der Schifffahrtsfreiheit auf dem Po mittelst Vertrags mit dessen Uferstaaten (1850), sowie auf der Donau und deren Nebenflüssen mittelst Vertrags mit Bayern (1852) ꝛc. Die frühere Zwischenmautlinie, welche Ungarn mit seinen ehemaligen Nebenländern von der übrigen Monarchie schied, ist seit dem 1. Juli 1851 gänzlich aufgehoben, und O. bildet seitdem nur Ein Zoll- und Handelsgebiet. Nur hinsichtlich des Salzverkehrs zwischen Ungarn und Kroatien einer- und Steiermark, Krain und dem Küstenlande andrerseits, sowie zwischen Siebenbürgen und einigen Theilen Ungarns mit Galizien sind noch ältere Vorschriften in Kraft. Eine Ausnahmestellung haben die Freihäfen Triest, Fiume, Buccari, Venedig, Porto-Ré, Zengg, Carlopago und das Gebiet der Stadt Brody; dieselben werden als außerhalb des Zollgebiets gelegen betrachtet. Der am 6. Nov. 1851 publicirte, am 1. Febr. 1852 in Kraft getretene Tarif setzt die Zölle auf die meisten und wichtigsten Einfuhrgegenstände bedeutend herab, besonders auf Rohprodukte, Urstoffe und Kolonialwaaren, während er sie nur auf wenige, wie z. B. Sprit, erhöht; die Einfuhrverbote sind auf die Staatsmonopole (Salz, Schießpulver, Tabak) beschränkt. Kein Gegenstand wird zollfrei eingelassen, doch soll der geringe Zoll, der nicht einmal die Hebegebühren decken wird (z. B. Baumwolle, Flachs, Hanf, Wolle, Farbehölzer in Blöcken der Centner 5 Kreuzer), nur dazu dienen, genaue statistische Tabellen über die Einfuhr zu erhalten. Vom Durchfuhrzoll sind alle Waaren befreit, die durch O. gehen, um entweder zur See ausgeführt zu werden, oder von der See kommen und in einem österreichischen Hafen ausgeschifft werden; ferner die Waaren, welche an der Grenze über eine Landenge des österreichischen Gebiets gehen. Die Tarifsätze sind meist diejenigen des Zollvereins, nur mit größerer Sorgfalt nach der Qualität der Waaren abgestuft. Mit dem Zollverein ist am 19. Febr. 1853 ein Handelsvertrag zu Stande gekommen. Vollständige Zoll- u. Handelseinigung besteht seit dem 8. Juni 1852 zwischen O. u. Liechtenstein. Handelsverträge, meist auf Gleichstellung der beiderseitigen Flaggen und Meere gegründet, bestehen mit sehr vielen Staaten: mit den Vereinigten Staaten (1829 und 1850), Mexiko (1842), Rußland (1846), Neapel (1846), Toskana (1847), Chile (1851), Sardinien (1852), Türkei (1852) ꝛc. Mit Preußen wurde am 19. Febr. 1853 ein Handels- und Schifffahrtsvertrag geschlossen, der bis zum 31. Dec. 1865 wirksam bleiben soll. Demselben traten am 4. April unter Aufnahme des Steuervereins sämmtliche deutsche Zollvereinsstaaten bei. Das Konsulatwesen ist in neuerer Zeit sehr verbessert worden. Gegenwärtig bestehen 31 Generalkonsulate, 40 Konsulate, 2 Generalagentien, 61 Vicekonsulate, 178 Konsulatagentien u. 17 Staroſtien. Nicht minder ist das Postwesen durch zahlreiche Verträge mit fremden Staaten: mit England, Frankreich, Rußland, den Niederlanden, Nordamerika, Spanien, mit den italienischen Staaten, sowie durch den deutsch-österreichischen Postverein (1850) sehr gefördert worden. Auch ist O. in neuester Zeit dem Paßfreivereine beigetreten. Sehr wichtige Beförderungsmittel des Handels sind die Nationalbank u. Bien nebst ihren Filialen, die Assekuranzgesellschaften zu Wien, Prag, Brünn, Triest und das großartige Institut des Lloyd Austriaco, einer der bedeutendsten Handelsgesellschaften, zu Triest, die Börsen zu Wien, Triest und Venedig. Bei der verhältnißmäßig geringen Ausdehnung der Wassergrenze, welche O. längs des adriatischen Meeres besitzt und die überdem zum allergrößten Theil das wenig gewerbsthätige Dalmatien trifft, ist der auswärtige Handel meist Landhandel. Doch ist der Seehandel keineswegs unbedeutend. Unter den 116 Häfen, welche O.s Küstenlinie mit Ausnahme von Militärkroatien besitzt (18 im venetianischen, 36 im illyrischen, 7 im civilkroatischen u. 55 im dalmatischen Küstenlande), sind nur 2, deren Geschäftsbetrieb ins Große geht: Triest und Venedig. In Triest laufen jährlich gegen 18,000 Schiffe aller Größen ein und aus, in Venedig über 6000, u. der Werth der Waaren, die durch diese Schifffahrt in Bewegung gesetzt werden, läßt sich für Triest auf mindestens 100 Mill., für Venedig auf 30 Mill. Fl. anschlagen. Die österreichische Flagge selbst hat den allergrößten Antheil an diesem Schiffsverkehr, so zwar, daß sie beinahe $^{91}/_{100}$ aller ein- und auslaufenden Schiffe bildet. Ueber Triest unterhält O. fast ausschließlich seinen Handelsverkehr mit England, sowie mit Amerika, doch nach diesen Punkten hin höchst selten mit eigenen Schiffen, denn wenige österreichische Schiffe überschreiten die Straße von Gibraltar; das mittelländische Meer ist fast ausschließlich der Schauplatz für O.s Schifffahrt, besonders die Levante, Konstantinopel und das schwarze Meer. Die gesammte österreichische Handelsmarine betrug 1857 9651 Fahrzeuge mit 376,239 Tonnengehalt, darunter aber an Schiffen weiter Fahrt nur 678 Segelschiffe von 251,571 Tonnen und 61 Dampfer von 22,062 Tonnen, dagegen 2317 Fischerbarken mit 9506 Tonnen und 3813 Lichterschiffe mit 11,367 Tonnen. Die Hauptbrennpunkte des Handels sind Wien und die Provinzialhauptstädte, namentlich Prag, Brünn, Pesth, Debrezzin, Brody, Linz, Salzburg, Pilsen, Eger, Olmütz, Troppau, Verona und Bozen für den Verkehr im Innern; Venedig und besonders Triest, nächstdem Fiume, Ragusa, Cattaro für den überseeischen Verkehr. Den lebendigsten Verkehr besitzen Istrien und Istrien, nächstdem die österreichischen Donaugegenden. Dagegen sind Ungarn und noch mehr

Siebenbürgen und Galizien, vermöge ihrer kontinentalen Lage, viel weniger begünstigt. Der österreichische Handel beschäftigt sich vorzugsweise mit der Einfuhr von Kolonialwaaren, Tabaksblättern, Färbestoffen, Wein und Rum, Baumwolle, Twist, getrockneten Fischen, Hanf und Flachs, Wachs und Honig, Leder, Häuten Vieh ꝛc., sowie mit der Ausfuhr von Wolle und wollenen Waaren, Seide und Seidenstoffen, Bergwerksprodukten, Leinwand und Garn, Glas- und Holzwaaren ꝛc. Viel unbedeutender ist der Transitoverkehr, da bis in die neuere Zeit O.s Zollgesetze ihn erschwerten; nur die Türkei, Griechenland und die südtürkischen Staaten sind in diesem Betracht vorzugsweise auf die Hülfe O.s gewiesen. Am unbedeutendsten ist der Verkehr überhaupt mit Rußland und Polen; dagegen steht O. mit keinem andern Lande in so lebhaftem Verkehr, als mit den Ländern des deutschen Zollvereins. Der Werth der effektiven Einfuhr belief sich 1857 auf 289,393,496, der Ausfuhr auf 235,679,945, der Durchfuhr auf 162,661,783 Gulden, der Zollertrag (ohne Dalmatien) 19,179,777 Gulden auf die Einfuhr und 494,717 Gulden auf die Ausfuhr. Die Zollerträgnisse waren von 1852 bis 1854 um mehr als 9 Mill. gesunken. Bei Vergleichung der Einfuhr mit der Ausfuhr im Ganzen ergibt sich im jährlichen Durchschnitt eine Mehrausfuhr von 2,300,017 Gulden, welche sich auf 4,089,767 Gulden steigert, wenn die Mehrausfuhr der edlen Metalle von 1,789,750 Gulden berücksichtigt wird. Für die Natur- und landwirtschaftlichen Produkte insbesondere ergibt sich nach 10jährigem Durchschnitt eine Mehreinfuhr von 27,116,245 Gulden, wovon auf die sogenannten Kolonialwaaren (Zucker, Kaffee, Thee ꝛc.) allein 10,369,486 Gulden kommen. Bei den Fabrikationsstoffen und Handfabrikaten dagegen ergibt sich eine Mehrausfuhr von 8,469,252 Gulden und an Ganzfabrikaten eine Mehrausfuhr von 20,947,010 Gulden. Was die österreichischen Münzen betrifft, so war bisher in allen deutschen, galizischen, ungarischen und dalmatischen Ländern der Zwanzigguldenfuß der gesetzliche Zahlwerth, und da die in Italien eingeführte Währung, das austriache = 1 feinen Mark (100 österreichische Lire = 87 italienischen, = 113,28 mailändischen, = 169,9 venetianischen), dem Zwanzigguldenfuß genau entspricht und selbst für die Theilstücke fast nur andere Namen hat (1 Lire austr. oder 1 Zwanziger = 20 Soldi = 100 Centesimi; 1 Soldo daher = 1 Kreuzer), so ist in der ganzen Monarchie eigentlich nur Ein gesetzlicher Münzfuß. Dies erlitt durch die neueste Münzkonvention vom 24. Januar 1857 in sofern eine Abänderung, als nun der Gulden im Werthe von 20 Silbergroschen oder 1 Gulden 10 Kreuzer rhein. ausgeprägt und statt, wie bisher in 60 Kreuzer, in 100 Neukreuzer getheilt wird (s. Münzkonventionen). Faktisch bestehen noch daneben: die sogenannte wiener Währung (w. W.), in welcher in den deutschen (außer Tyrol), galizischen und ungarischen Landen ein Papiergeld cirkulirt, die sogenannten Einlösungs- oder Antizipationsscheine zu dem Nennwerthe von 1, 2, 5, 10, 20 und 100 Gulden, die indeß nur $^3/_5$ des Nennwerths, d. h. bezüglich für 24 Kreuzer, Kreuzer, 2 Gulden, 4, 8 und 40 Gulden Konventionsmünze gelten; der polnische Achtzigguldenfuß (1 Gulden = 30 Sgr. à 15 Pf.), der in Galizien noch im kleinen Verkehr gebräuchlich ist, genau ein Viertel des Konventionsfußes darstellt; der Vierundzwanzigguldenfuß, der in Tyrol und Salzburg und, als Rechnung nach „Bauergulden" (1 Gulden = 33 Polturaken), auch in Kärnten im alltäglichen Leben noch üblich ist. Längenmaß ist der wiener Fuß (zu 12 Zoll); 100 = 100 preußisch; Flächenmaß: das Joch (zu 1600 □Klaftern) = 2,25 preußischen Morgen; Frucht maß: der wiener Metzen, 100 = 6149,95 Pariser oder 111,89 preußische Scheffel; Flüssigkeitsmaß: die Maß zu 4 Seidel = 1,41 Liter; der Eimer, als Rechnungsmaß, hält 40 Maß = 56,6 Liter, der Weineimer 41 Maß; Gewicht: 110 Pfund = 56 Kilogramm, 112 Zoll-oder 119 alte preußische Pfund. Im Venetianischen gelten die französischen Maße und Gewichte.

Gemäß der pragmatischen Sanktion und österreichischen Hausordnung ist die österreichische Monarchie ein untheilbares, erbliches Kaiserthum. Die Thronfolge gründet sich auf das Recht der Erstgeburt des Hauses Habsburg-Lothringen in männlicher und nach Erlöschen des Mannesstammes in weiblicher Linie. Im Falle des Aussterbens der ganzen Dynastie steht dem letzten Herrscher das Recht zu, seinen Nachfolger zu ernennen. Der Kaiser, gegenwärtig Franz Joseph I., geb. den 18. Aug. 1830, Sohn des Erzherzogs Franz Karl Joseph, folgte seinem Oheim Kaiser Ferdinand I., am 2. Dec. 1848, vermählt seit dem 24. April 1854 mit Elisabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern, aus welcher Ehe eine Tochter und ein Sohn, der Kronprinz Rudolf Franz Karl Joseph, geb. den 21. Aug. 1858, entsprossen, wird in der Urkunde kaiserlich königl. Majestät genannt; die mit ihm geborenen Prinzen führen den Titel kaiserliche Prinzen von O., königl. Prinzen von Ungarn und Böhmen, Erzherzoge von O. Das regierende Haus kennt sich zur katholischen Religion; doch wird niemand von den Gemahlinnen der Erzherzoge gefordert. Der kaiserliche Hofstaat besteht aus dem Hofämtern (Oberhofmeister, Oberstkämmerer, Obersthofmarschall, Oberststallmeister) und Hofdiensten, sämmtlich unter dem Oberstbofmeister, und wird bei besonderen Gelegenheiten durch den außerordentlichen Hofstaat vermehrt.

Diesem gehören die Erz- und Erbämter der ehemaligen Kronländer, die Kämmerer und geheimen Räthe, welche aber als solche keinen Gehalt beziehen. Die Kaiserin und sämmtliche Erzherzoge und Erzherzoginnen haben einen eigenen Hofstaat. Die Landesverfassung war bis 1848 in Ungarn und Siebenbürgen beschränkt, in den übrigen Kronländern unumschränkt monarchisch. Doch hatten dieselben sämmtlich herrschende Landstände, welche aus der Geistlichkeit, dem Adel und den Bürgern (in Tyrol auch aus Bauern) zusammengesetzt waren. Durch die Umwälzung 1848 und die sich daran knüpfenden Ereignisse verloren die einzelnen Kronländer an Selbstthätigkeit, und O. bildet jetzt einen Gesammtstaat. Die österreichische konstitutionelle Verfassung

Digitized by Google

4. März 1849, die eigentlich nie ins Leben trat, sowie die in Folge derselben erlassenen Landesverfassungen der einzelnen Kronländer wurden aufgehoben und überhaupt die Verfassungsangelegenheiten neu organisirt durch die Kabinetsschreiben vom 20. Aug. 1851 und durch die Patente vom 31. Dec. 1851, womit D. wieder aus der Reihe der konstitutionellen Staaten schied, obwohl mehre wesentliche Errungenschaften beibehalten wurden. Das Patent gewährleistet jeder gesetzlich anerkannten Kirche und Religionsgesellschaft Schutz in dem Rechte der gemeinsamen öffentlichen Religionsübungen, in der selbstständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten, im Besitze u. Genusse der für ihre Kultur-, Unterrichts- u. Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen u. Fonds. Ferner ist gewährleistet die Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetze, ohne Rücksicht auf Nationalität, Stand und Religion, sowie die Befreiung des Grundes und Bodens von feudaler Zusammengehörigkeit und der dinglichen Lasten mittelst Ablösung. Schon durch die Gesetze vom 7. Sept. 1848 und 4. März 1849 ward die gänzliche Aufhebung des Robotenwesens garantirt, und neuere Patente ordneten die Durchführung der Urbarialentschädigungen, der Grundentlastung und Regelung der zwischen den ehemaligen Grundherren und gewesenen Unterthanen vermöge des Urbarialverbandes obwaltenden Rechtsverhältnisse an, z. B. die Patente vom 2. März 1853 für die Kronländer Ungarn, Wojewodschaft Serbien nebst Banat, Kroatien und Slawonien. Dem Kaiser, als der Seele und dem Centrum der Staatsverwaltung, steht der Reichsrath zur Seite, welcher nach seinem Statut vom 14. April 1851 unmittelbar unter dem Kaiser und neben dem Ministerium steht und die Aufgabe hat, diejenigen Fragen der Gesetzgebung zu berathen, die der Kaiser ihm vorzulegen für gut findet. Seine Gutachten über alle Zweige der Gesetzgebung gehen unmittelbar an den Kaiser, und nur dieser kann (nach Verordnung vom 20. Aug. 1851) dem Reichsrathe Gutachten abfordern und die Minister zur Theilnahme an den Berathungen desselben auffordern. Der Reichsrath hat keinerlei Initiative, kann jedoch auffallende Mängel und Bedürfnisse der Gesetzgebung beim Kaiser zur Sprache bringen. Er besteht aus Notabilitäten von unabhängiger Stellung (gegenwärtig aus dem Präsidenten u. 11 Reichsräthen mit dem Titel wirklicher geheimer Räthe), welche der Kaiser ernennt. Als „zeitliche Theilnehmer" können Männer aus allen Ständen zur gründlichen Erörterung einzelner, namentlich sachwissenschaftlicher Fragen berufen werden. Von den bis 1848 für die oberste Leitung der Staatsverwaltung bestehenden 9 sogenannten „Hofstellen", nämlich der vereinigten Hofkanzlei, der königlich ungarischen Hofkanzlei, der siebenbürgischen Hofkanzlei, der allgemeinen Hofkammer, der Hofkammer für Münz- und Bergwesen, der obersten Justizstelle, der obersten Polizei- und Censurhofstelle, dem Hofkriegsrath und dem Generalrechnungsdirektorium, ist nur die letzte unter demselben Namen übrig geblieben. Die Märzperiode machte aus den Hofstellen anfangs 5, dann 8 Ministerien, die ein konstitutionelles Gepräge annahmen, obwohl sich die Stellung der Minister mehr auf die allgemeinen konstitutionellen Ueberlieferungen des Auslandes, als auf gesetzlich bestimmte Normen bastirte. Diese wurden erst durch die Verfassung vom 4. März 1849 gegeben, welche den Ministern die gewöhnlichen konstitutionellen Befugnisse verlieh und sie als dem Kaiser und Reiche verantwortlich erklärte. Die kaiserlichen Erlasse vom 20. August und 31. Dec. 1851 erklärten aber die Minister als dem Kaiser allein verantwortlich und als bloße Vollzieher des kaiserlichen Willens und machten sie wieder einfach zu Vorstehern der ihnen untergeordneten Verwaltungszweige, als welche sie sich nur mit diesen und nur auf Aufforderung des Kaisers als Ministerrath mit andern außer ihrem Ressort liegenden Gegenständen zu beschäftigen haben. Von den 8 Ministerien wurde durch ein kaiserliches Handschreiben vom 17. Febr. 1853 das Ministerium für Landeskultur und Bergwesen aufgelöst und dem Ministerium des Innern und der Finanzen überwiesen, auch durch eine Entschließung vom 10. Febr. u. 12. Mai 1853 die Militäradministration des Kriegswesens einem Armeeoberkommando übertragen, welches letztere aus der Militärcentralkanzlei des Kaisers u. 4 Sektionen besteht. Sonach gab es bis 1859, wo das Handelsministerium aufgelöst wurde, nur 6 Ministerien: das Ministerium des k. k. Hauses und des Aeußern, das die Vermittelung der Beziehungen der Monarchie zu allen fremden Staaten, die staatsrechtlichen Angelegenheiten der Mitglieder des kaiserlichen Hauses besorgt, über Aufrechthaltung des Hofceremoniels wacht und das kaiserliche Haus- und Staatsarchiv beaufsichtigt und dem die kaiserlichen Botschafter, der Internuntius in Konstantinopel, die Gesandten, Ministerresidenten und Geschäftsträger an fremden Höfen, die Konsulate, Konsulatagenten in Beziehung auf den diplomatischen Geschäftsverkehr, das Haus- und Staatsarchiv, die orientalische Akademie, die Hofdolmetscher für orientalische Sprachen und die Hof- und Kabinetskuriere unterstehen; das Ministerium des Innern mit einem Direktorium der (15. Nov. 1849 gegründeten) geologischen Reichsanstalt, das für die Handhabung und Vollziehung der Gesetze und für die Beförderung des Gemeinwohls im Reiche zu sorgen, insbesondere die Volkszählung, Ergänzung des Heeres, die Ueberwachung der Standesregister, das Heimaths- und Fremdenwesen, das Sanitäts- und Medicinalwesen, die Aufsicht über alle Wohlthätigkeits- und andere öffentliche Institute, über die Integrität der Reichs- und Landesgrenzen und die Expropriationen zu verwalten hat und dem die Statthalter rc. der Kronländer untergeordnet sind; das Ministerium des Kultus und des Unterrichts, welches die Angelegenheiten des Kultus und Unterrichts im ganzen Reiche leitet, wobei ihm sämmtliche Unterrichtsanstalten in Bezug auf den literarischen Theil, auf die Disciplin und die ökonomischen Angelegenheiten, mit Ausnahme der orientalischen Akademie und der Kriegsschulen, untergeordnet sind; das Ministerium der Finanzen mit 5 Sektionen; das Ministerium der Justiz, das die Oberaufsicht über sämmtliche Civil- und Strafgerichte, über die Staatsanwaltschaften,

die Advokaten und Notare führt und die Ausarbeitung der in das Justizfach einschlagenden Gesetzentwürfe und die Kundmachung der dahin gehörigen Gesetze besorgt; das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten mit Sektionen für Handel und Gewerbe, Statistik ꝛc. einer Generaldirektion der Kommunikationen ꝛc. In dem Ministerrathe führt ein vom Kaiser besonders dazu ernannter Ministerpräsident den Vorsitz. Außerdem besteht seit dem 1. Juni 1852 eine oberste Polizeibehörde, unmittelbar unter dem Kaiser.

Was die Provinzialverwaltung betrifft, so steht nach Patent vom 31. Dec. 1851 an der Spitze eines jeden Kronlandes die politische Landesstelle, das ist in der Regel ein Statthalter. Nach der Ministerialverordnung vom 19. Jan. 1853 hat die politische Landesstelle in Salzburg, Kärnthen, Krain, Schlesien und der Bukowina den Titel Landespräsidenz; im Königreiche Kroatien und Slawonien steht als Statthalter der Bann mit der Banalregierung an der Spitze; in Böhmen, Galizien und der Wojewodschaft steht dem Statthalter ein Vicepräsident zur Seite; in Ungarn steht nach der Verordnung vom 10. Jan. 1853 an der Spitze der Statthalterei- und Centralverwaltung ein Civil- und Militärgouverneur, dem die Vicepräsidenten der 5 Statthalterei-abtheilungen Pesth, Preßburg, Kaschau, Oedenburg und Großwardein beigeordnet sind; im Küstenlande ist Statthalter der Civil- und Militärgouverneur von Triest. Das lombardisch-venetianische Königreich stand bisher unter einem Generalgouverneur zu Verona, dem ein Verwalter der Civilangelegenheiten zur Seite stand, während jedes Kronland, Mailand und Venedig, einen eigenen Statthalter hatte. Unter der politischen Landesstelle steht, wo eine Eintheilung in Kreise oder Regierungsbezirke vorhanden, wie in Steiermark, Tyrol, Böhmen, Mähren und Küstenland, eine Kreisbehörde und an deren Spitze ein Kreispräsident, dem wieder Kreisräthe beigeordnet sind. Dieselbe Stellung haben in Italien die Delegaten, in Ungarn, Kroatien, Slawonien die Obergespane, in der Wojewodschaft die Distriktsoberkommissäre. Diese Kreisbehörden haben theils einen überwachenden, theils einen ausübenden und administrativen Wirkungskreis. Unter ihnen stehen die landesfürstlichen Bezirksämter und an ihrer Spitze der Bezirkshauptmann (in Dalmatien der Präfekt, in Kroatien und Slawonien der Vicegespan, in der Wojewodschaft der Bezirkskommissär, in Ungarn an der Spitze eines Komitats der Komitatsvorstand, an der Spitze des Stuhlbezirks der administrative Stuhlrichter). dem Bezirkskommissäre zur Seite stehen. Dieser Verwaltungsbehörde liegt die Sorge ob für Kundmachung und Vollziehung der Gesetze, für Sicherheits- und Pressspolizei ihres Gebiets, die Erhebung statistischer Angaben, Mitwirkung zur Ergänzung und Verpflegung des Heeres, bei Bemessung und Erhebung der Steuern, das Paß-, Heimaths- und Fremdenwesen, Gewerbs- und Handelssachen, Sanitätswesen, Gemeindeangelegenheiten, Kirchen-, Schul-, Stiftungs-, Landeskulturssachen, Oberaufsicht über Wohlthätigkeitsanstalten und alle öffentlichen Institute, Instandhaltung der Land- und Wasserstraßen ꝛc. Den Statthalterein, Kreisbehörden und Bezirksämtern sind zur Wahrung der Interessen der Bevölkerung noch Landes-, Kreis- und Bezirksausschüsse aus der Bevölkerung des betreffenden Gebiets beigegeben, die aber nur berathende Stimme haben. Die Bezirksausschüsse bestehen aus den Vorstehen der einbezirkten Gemeinden und den Eigenthümern des außer dem Gemeindeverbande stehenden großen Grundbesitzes oder deren Stellvertretern, die Kreis- und Landesausschüsse aber aus dem besitzenden Erbadel, dem großen und kleinen Grundbesitze und der Industrie. Im lombardisch-venetianischen Königreich wurde 1855 die 1848 aufgehobene Kongregationalverfassung wieder hergestellt. Die durch das Patent vom 31. Dezember 1851 angeordnete Organisation der Gemeinden (nach Aufhebung der Gemeindeordnung vom 17. März 1849) teilt den Unterschied zwischen Land- und Stadtgemeinden fest; in Ansehung der letztern ist namentlich die frühere Eigenschaft und besondere Stellung der königlichen und landesfürstlichen Städte beachtenswerth. Bei den Landgemeinden kann der herrschaftliche große Grundbesitz von dem Verbande ausgeschlossen und unmittelbar den Bezirksämtern unterstellt werden. Die Gemeindebehörden sind Vorstand und Ausschuß, dieser von der Bevölkerung, jener in der Regel von diesem aus sich gewählt. Die Gemeindevorsteher werden von der Regierung bestätigt, nach Umständen selbst ernannt. Den überwiegenden Interessen wird ein überwiegender Einfluß zugestanden und sowohl bei den Aktiv- als Passivwahlen für die Gemeindebehörden als in den Gemeindeangelegenheiten dem Grundbesitze nach Maßgabe seiner Ausdehnung und seines Steuerwerths, dem Gewerbsbetriebe aber im Verhältnisse zu dem Gesammtgrundbesitze, in den Städten insbesondere dem Hausbesitzer, dann so viel wie möglich den Korporationen für geistige und materielle Zwecke das entscheidende Uebergewicht gesichert. Auch in den eigenen Gemeindeangelegenheiten sind wichtigere Beschlüsse der Prüfung und Bestätigung der landesfürstlichen Behörden vorbehalten. Die Gemeindeverhandlungen sind nicht öffentlich. Die Gemeinden sind in der Regel den Bezirksämtern untergeordnet. Wien und Triest sind reichsunmittelbar und stehen unter dem Statthalter; ebenso bilden Prag, Temesvar, Neusatz, Theresiopol, Zombor und Großbecskerek in der Wojewodschaft besondere Verwaltungsbezirke unter den Kreisbehörden. Die Militärgrenze ist als Militärkörper der vollziehenden Reichsgewalt unmittelbar untergeordnet. Die Verordnung des Gesetzes geschieht durch das in deutscher und italienischer Sprache erscheinende Reichsgesetzblatt, welches 1848 gegründet, 1850 und neuerdings durch ein Patent vom 27. Dec. 1852 wesentlich umgestaltet wurde.

Die Grundzüge der Justizverwaltung wurden durch die Verordnung vom 14. Juli 1849 aufgestellt, durch das Patent vom 31. December 1851 aber wesentlich umgestaltet und zum Theil vereinfacht. Als Grundsätze derselben gelten: Gleichstellung aller Staatsbürger vor dem Gesetze, daher Aufhebung der privile-

Digitized by Google

girten Gerichte (welche schon am 17. Septbr. 1848 erfolgte), mit Ausnahme des Gerichtsstandes für die Glieder des kaiserlichen Hauses; Ausübung des Richteramts im Namen des Kaisers durch unabhängige, vom Staate ausgehende Organe; Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung außer im Allgemeinen bei den Einzelgerichten als ersten Instanzen; ein dreifacher Instanzenzug. Was die Organisation der Civilgerichtsbehörden betrifft, deren innere Einrichtung und Geschäftsordnung durch die Patente vom 20. Nov. 1852, vom 16. Febr. und namentlich vom 3. Mai 1853) ihre jetzige Norm erhalten hat, so sind als Gerichte bestellt: die Bezirksgerichte oder Einzelgerichte, bestehend aus einem Einzelrichter, der meist Verwaltungsbeamter ist, und 1—3 Adjunkten: sie entscheiden in erster Instanz über die Civilangelegenheiten bis zu einer bestimmten Summe und über alle nicht der Gemeindepolizei zugewiesenen Uebertretungen; die Bezirkscollegialgerichte, für die mehre Bezirke umfassenden und meist mit der politischen Eintheilung zusammenfallenden Distrikte errichtet u. aus einem Landesgerichtsrath und 3—5 Assessoren bestehend: sie entscheiden in erster Instanz über alle weder den Einzelgerichten noch den Landesgerichten zugewiesenen Rechtsangelegenheiten, Vergehen und Verbrechen, besonders über Pressvergehen, und haben die Voruntersuchung für die Landesgerichte zu führen; die Landesgerichte, deren Sprengel eine den besondern Verhältnissen angemessene Anzahl von Bezirkscollegialgerichten umfaßt und die aus 5 Richtern und einem Vorsitzenden bestehen: sie entscheiden zufolge des Patents vom 11. Januar 1852, durch welches auch die Oeffentlichkeit bei strafgerichtlichen Verhandlungen eingeschränkt wird, fast über dieselben Verbrechen wie die seit 1848 eingeführten, aber durch das Patent aufgehobenen Schwurgerichte, über Aufruhr, Fälschung, Mord, Todtschlag, Brandstiftung, Raub, Diebstahl ꝛc., wenn die Strafe 5—10 Jahre Kerker beträgt; die Oberlandesgerichte, deren es gegenwärtig 19 gibt, nämlich je eins für jedes Kronland (wie auch eins für den Verwaltungsbezirk der Wojewodschaft nebst Banat, aber keins für die Militärgrenze) oder für mehre vereinigte Kronländer (wie das zu Wien für Ober- und Niederösterreich und Salzburg, das zu Brünn für Mähren und Schlesien, das zu Grätz für Steiermark, Kärnthen u. Krain), mit Ausnahme von Ungarn, welches deren 5 hat (zu Pesth, Preßburg, Hedenburg, Eperies und Großwardein) und von Galizien, dessen östlicher Theil nebst der Bukowina eins (zu Lemberg) und der westliche Theil ein zweites (zu Krakau) hat: sie entscheiden, von einem Präsidenten dirigirt, in Civils und Kriminalangelegenheiten als zweite Instanz; der oberste Gerichts- und Kassationshof zu Wien, die oberste Justizbehörde der Monarchie, der die dritte Instanz bildet und gegenwärtig aus einem obersten Präsidenten, 5 Senatspräsidenten und 48 Räthen zusammengesetzt ist. Außerdem bestehen noch die Kaufalgerichte, d. i. Handels-, Wechsel-, See- und Berggerichte, getrennt für sich. Das Militär hat besondere Militärgerichte, deren zwei höchste Instanzen das allgemeine Militärappellationsgericht und der oberste Militärgerichtshof sind, und denen auch die Militärgrenze unterworfen ist. Rücksichtlich des Gerichtsverfahrens findet bei den Bezirksämtern das inquisitorische Verfahren in möglichst einfacher Form Statt; bei den Kollegialgerichten gilt der Grundsatz der Anklage, der Bestellung eines Vertheidigers für den Angeklagten und der Mündlichkeit im Schlußverfahren. Oeffentlichkeit ist ausgeschlossen; doch wird bei der mündlichen Verhandlung in erster Instanz dem Angeklagten, mit Bewilligung des Vorsitzenden, sowie dem letztern eingeräumt, Zuhörer bis auf eine bestimmte Zahl (in Wien nicht über 30, bei den andern Landesgerichten bis auf 20 Personen) zuzulassen, und zwar nur solche, die ein wissenschaftliches Interesse daran haben. Drei Vertrauensmännern der Parteien, den juridischen Magistraten, den höhern Polizeibeamten und den Professoren der Rechtswissenschaft ist der Zutritt zu jeder Zeit freigestellt. Die Anklage wird durch die Staatsanwaltschaft vermittelt, deren Wirkungskreis auf den Staatsprozeß beschränkt ist. Gegen das Urtheil des Gerichts kann hier keine Appellation ergriffen, sondern nur eine Nichtigkeitsbeschwerde bei dem Kassationshofe eingereicht werden. Die Oberlandesgerichte und der oberste Gerichtshof entscheiden in nicht öffentlichen Sitzungen ohne Anfassung eines Vertheidigers oder Staatsanwalts (die Generalprokuratur am Kassationshofe wurde am 17. Jan. 1852 aufgelöst), und das Verfahren ist nur schriftlich. Am 7. Mai 1852 wurde die Prügelstrafe als Disciplinarstrafe in der Voruntersuchung, jedoch nur bei Beleidigungen der Richter oder boshaften Zerstörungen von Arresteinrichtungsstücken und Komplotten der Gefangenen, wenn ein anderes Mittel nicht ausreicht und das Gericht durch einen Beschluß seine Zustimmung gibt, wieder eingeführt. Die Rechtspflege gründete sich früher auf das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811 und das Strafgesetzbuch von 1804. Das erstere erfuhr durch das Patent vom 29. Nov. 1852 eine Beschränkung in seiner Anwendung auf Ungarn, Kroatien, Slawonien und die Wojewodschaft nebst dem Banat, welche vom 1. Mai 1853 an in Kraft trat. Von dem Strafgesetzbuch wurde durch das Patent vom 27. Mai 1852 eine durch spätere Gesetze ergänzte und durch die Aufnahme des Vereins- und Preßgesetzes vermehrte Ausgabe eingeführt. Dasselbe ist das alleinige Strafgesetz über Verbrechen und schwere Polizeiübertretungen für den ganzen Umfang der Monarchie mit einziger Ausnahme der Militärgrenze. Es ist mit dem 1. Sept. 1852 in Kraft getreten, womit zugleich die partikularen Gesetze der einzelnen Kronländer erloschen. Nach der neuen Preßverordnung, durch welche das Preßgesetz von 1849 beseitigt ward, ist die Censur aufgehoben; vor der Ausgabe muß aber ein Abdruck der Polizeibehörde überliefert werden. Die Aufsicht über die Presse wird von der Verwaltung geführt. Zur Herausgabe von Zeitungen bedarf es außer einer Kautionsleistung bis zu 1000 Gulden Konvention der Konzession der obersten Polizeibehörde, welche nach zweimaliger Verwarnung jedes Blatt auf immer, wie der Statthalter

auf eine bestimmte Zeit, unterdrücken, sowie auch ausländische Preßerzeugnisse verbieten kann. Die Beschlagnahme von Druckschriften durch die Polizei kann nur im Verwaltungswege aufgehoben werden; der Rekurs dabei geht an die oberste Polizeibehörde. Ueber Vergehen und Verbrechen der Presse entscheiden die Bezirkskollegialgerichte nach dem Strafgesetzbuch.

Die Finanzverwaltung ist seit 1848 neu organisirt worden. Die Geschäfte des Finanzministeriums verwaltete früher die allgemeine Hofkammer in Wien, unter welcher in den deutschen und slawischen Kronländern 8 vereinigte Centralgefällsverwaltungen standen. An deren Stelle stehen seit dem 1. Juni 1850 die allgemeinen Finanzlandesbehörden unter Oberleitung der Statthalter. Sie sind für mehre Verwaltungsgegenstände zugleich bestimmt, haben ihren Sitz in den Hauptstädten der Kronländer und zerfallen in Finanzlandesdirektionen, welche sämmtliche Finanzangelegenheiten, und Steuerdirektionen, welche insbesondere die direkten Steuern verwalten. Letztere sind bestellt in Oberösterreich, Salzburg, Dalmatien, Kärnthen, Krain, Schlesien u. der Bukowina, erstere in Niederösterreich (zugleich in Oberösterreich und Salzburg), in Steiermark (zugleich für Kärnthen u. Krain), Tyrol, Küstenland (mit für Dalmatien), Böhmen, Mähren (mit für Schlesien), Galizien (mit für die Bukowina), Ungarn (wo indeß nicht der Statthalter, sondern ein eigener Präsident an der Spitze steht), Kroatien und Slawonien, Wojewodschaft und Siebenbürgen. Diesen beiden Mittelbehörden sind untergeordnet die Bezirkshauptmannschaften für die Verwaltung der direkten Steuern und den Landesfinanzdirektionen die Kameralbezirksverwaltungen für die übrigen Finanzgeschäfte. Die letztere sind vorerst in Kroatien, Slawonien, der Wojewodschaft, Ungarn und Siebenbürgen die Finanzbezirksdirektorien, in Venedig die Finanzintendanzen. Die untersten Finanzbehörden sind nach der Mannichfaltigkeit der Einnahmezweige verschieden und zahlreich, wie Bezirkssteuerämter, Zoll-, Stempel-, Taxämter ꝛc. Dagegen steht unmittelbar unter dem Finanzministerium selbst eine Reihe für einzelne Verwaltungszweige bestimmter Behörden, wie die Direktion des Tilgungsfonds zu Wien, die Dikasterialgebäude, die Tabaksfabriken-, die Lotteriegefälle- u. die Direktion der Porzellanfabrik zu Wien, das Generalexamt, die Staatsdruckerei, die Generaldirektion des Grundsteuerkatasters, das Hauptmünzamt, das General- Land- und Hauptmünzprobieramt, das Punzirungsamt zu Wien. Für das Kassenwesen ist die Staatscentralkasse das oberste Organ des Finanzministeriums. Ihr zur Seite stehen neun Staatshauptkassen: das Hofzahlamt, das Universalbezahlamt, die Staatsschuldentilgungsfondshauptkasse ꝛc. Regelmäßige Mittelkassen sind die Landeshauptkassen in den einzelnen Kronländern, die Sammelkassen (meist zugleich örtliche Erhebungskassen), die Einnahmeelementarkassen (Steuerämter) ꝛc. Für die Kontrole des Rechnungswesens des Staatshaushalts ist das Generalrechnungsdirektorium die Centralbehörde, dem 11 Centralstaatsbuchhaltereien für die einzelnen Hauptzweige der staatswirthschaftlichen Verwaltung und die Statthaltereibuchhaltungen in den einzelnen Kronländern untergeordnet sind. Die Hauptpositionen der Staatseinnahmen sind der Ertrag der Domänen, der direkten Steuern und der indirekten Auflagen. Der erstere ist sehr gering und steht in keinem Verhältnisse zu dem Werthe der Güter, woran hauptsächlich die unzweckmäßige Bewirthschaftung der letzteren Schuld ist. Die Ausgaben zerfallen in ordentliche und außerordentliche; die bedeutenden Summen fallen für die Staatsschuld und für die Armee ab, ja diese beiden unproduktiven Posten verschlangen 1855 30 Millionen mehr, als alle Einkünfte des Staats betrugen, und doch war 1855 kein Kriegsjahr. Die Gesammteinnahmen von 1858 betrugen 274,502,177 Gulden, die Gesammtausgaben 340,829,715 Gulden, so daß ein Defizit von 66,327,538 Gulden ergab. Schon vor der Revolution hatte die Staatskasse unaufhörlich gegen ein Defizit zu kämpfen, das jedoch in Geheimniß gehüllt blieb. Seit 1848 ist auch nicht ein Jahr ohne kolossales Defizit geblieben, und die Gesammtsumme des Defizits von 1848 bis 1855 betrug nach offiziellen Angaben 673,988,127 Gulden, das Defizit von 1855 allein 138,899,297 Gulden Konv. Der Staatskredit ist durch die erschöpfenden Kriege der ersten 15 Jahre des laufenden Jahrhunderts so stark erschüttert, daß die bereits zweimal reducirten großen Massen des Papiergeldes und der Anticipationsscheine wieder bis auf 25 Prozent Nominalwerth gesunken waren. Selbst fünfprocentige Anleihen konnten nur mit den größten Opfern zu Stande gebracht werden und gewöhnlich selten mehr als 45—60 Proc. baaren Gelderlös. Mit den vier Patenten vom 1. Juni 1816 begann eine neue Epoche für die Befestigung des Staatskredits, die bereits nach 30 Jahren ein sogänzliges Ziel erreicht hatte, daß auch die vierprocentigen österreichischen Staatspapiere höher als zum Parikurs angekauft wurden. Die vier Patente bezweckten die allmählige Tilgung des vorhandenen Papiergeldes durch freiwillige Einlösung, die Zurückführung des Geldumlaufs auf edles Metall, die Errichtung einer Nationalbank auf Aktien als Geldkassenlnstitut und die Bildung eines unabhängigen und unangreifbaren Tilgungsfonds. Die damals vorhandenen 450 Millionen Gulden Papiergeld waren nach 30 Jahren eingelöst, und der Tilgungsfonds, der 1817 ein Stammvermögen von 50,135,627 Gulden enthielt, hatte nun einen Vermögensstand von mehr als 200 Millionen Gulden. Inzwischen hatten die mannichfachen finanziellen und politischen Verwicklungen, namentlich in den Beziehungen zu den italienischen Staaten, sehr häufig neue verzinsliche, auf Metallgeld erhobene (Metalliques) Anleihen nöthig gemacht, so daß die gesammten Staatsschulden Ende Juni 1848, auf fünfprocentigen Zinsfuß reducirt, auf 831,706,654 Gulden berechnet wurden, während sie 1818 nur auf 500 Mill. Gulden veranschlagt wurden. Die effektive Staatsschuld von 831,706,654 Gulden am Ende Juni 1848 wurde durch die in Folge der Revolution und des Kriegs nöthig gewordenen Anleihen bedeutend gesteigert, so daß sie Anfang 1851 annähernd auf

Digitized by Google

1,023,200,000 Gulden K. berechnet ward. Solche Anlehen waren: die von 1848 bei der Nationalbank zu Wien im Betrage von 30 Millionen Gulden gegen 3 Proc.; eine dergleichen bei der Bank, vom Reichstag bis zu 80 Millionen genehmigt; 1849 eine vierprocentige von 71,217,800 Gulden vom In- und Auslande; 1850 die lombardisch-venetianische Zwangsanleihe von 100 Millionen Lire, die später in eine Landesschuld umgewandelt wurde; im Sept. 1851 eine Subscriptionsanleihe von 85,569,800 Gulden zur Verbesserung der Baluta verhältnisse eröffnet und meist im Inlande aufgebracht; im Mai 1852 eine fünfprocentige Silberanleihe von 35 Millionen Gulden vom Auslande; im Sept. 1852 eine neue fünfprocentige inländische Staatsanleihe von 80 Mill. Gulden, durch freiwillige Einzeichnung kontrahirt, wovon 25 Mill. für Papiereinziehung bestimmt u. seitdem auch bereits verwendet wurden; 1853 fünfprocentige Anweisungen auf die Saline Gmünden im Betrag von 40 Mill. Gulden; am 3. März 1854 Lotterieanlehe von 50 Mill. Gulden; 1854 eine fünfprocentige Anleihe von 35 Mill. Guldenz am 20. Juli 1854 eine freiwillige Nationalanleihe von 500 Mill. Gulden, für die aber für 111⅓ Mill. mehr Obligationen ausgegeben wurden. Als eine verdeckte Anleihe ist auch die Uebernahme der Wasserstengel der, im Betrage von wenigstens 950 Mill. Gulden, durch den Staat (1852) zu betrachten. Am 1. Januar 1858 betrug die gesammte österreichische Staatsschuld: die fundirte allgemeine neuere Schuld 1,740,015,956, wiener Währungsschuld 80,111,820, lombardisch-venetianische Schuld 102,773,995, Passivkapitalien bei den Landeshauptkassen 1,960,171, allgemeine schwebende Schuld 309,668,756, schwebende lombardisch-venetianische Schuld 3,420,208, zusammen 2,243,950,906 Gulden Kohv., wovon der im Besitz der Tilgungsfonds befindliche Theil mit 167,067,653 Gulden abgeht, so daß der Nettobetrag der Schuld 2,076,894,253 Gulden Konv. war.

Was die bewaffnete Macht betrifft, so hat O. ein selbstständiges stehendes Heer eigentlich erst seit dem westphälischen Frieden (1648) unterhalten, das in den beständigen Kriegen mit den Türken und mit Frankreich unter Leopold I., Joseph I. und Karl VI. hinlängliche Uebung fand, aber damals noch vorzugsweise aus Fremden bestand. Erst unter Maria Theresia bildete sich eine der großen Mehrzahl nach aus Eingeborenen bestehende Kriegsmacht, die während des 7jährigen Krieges und wieder in den neuern Kriegen mit Frankreich fortwährend vermehrt wurde. In der neuesten Zeit hat das Kriegswesen mehre wesentliche Reformen erfahren. Der Grundsatz der Gleichheit aller Staatsburger vor dem Gesetze ist durch das provisorische Rekrutirungsgesetz vom 5. Dec. 1849 auch in Bezug auf die Militärpflichtigkeit durchgeführt worden, indem die im Rekrutirungspatente von 1827 ausgesprochene Befreiung des Adels von der Militärpflichtigkeit aufgehoben wurde. Der Eintritt in das Heer wird durch das Loos bestimmt; die Stellvertretung ist nur in sehr beschränkter Weise gestattet. Die Dienstzeit dauert vom 1. Jan. 1850 an sechs Jahre, vom vollendeten 20. bis zum vollendeten 26. Lebensjahre. Darauf tritt der Soldat in die Reservearmee, welche durch das Patent vom 31. Juli 1852, nach Aufhebung der seit 1805 bestehenden Landwehr und der ungarischen Insurrektion, für die ganze Monarchie mit Ausnahme der Militärgrenze eingeführt worden ist und in welcher eine 2jährige Dienstzeit und keine regelmäßige Waffenübung außer bei den im aktiven Dienste stehenden Mannschaften Statt findet. Die 1848 errichteten Nationalgarden wurden 1851 aufgehoben, wogegen an bestimmten Orten die mit besonderer Bewilligung entstandenen Bürger- und Schützencorps fortbestehen. Der Oberbefehlshaber der gesammten Armee ist der Kaiser, der zugleich Chef des oben erwähnten, seit dem Mai 1853 die Stelle des Kriegsministeriums ersetzenden Armeeoberkommando's ist. In Folge der Organisation vom 1. Nov. 1849 ist das Heer selbst in vier große Armeekommando's mit 14 Armeecorps und das Militär- und Civilgouvernement der vereinigten kroatisch-slavonisch-banatischen Militärgrenzländer unter dem Banus (zu Agram) eingetheilt. Letzteres zählt 4 Divisionen oder 10 Brigaden, doch sollen nach der neuesten Organisation im Banat und der Wojewodschaft, sowie in Kroatien, Slawonien u. Dalmatien eigene Militär- u. Civilgouvernements gebildet werden. Die Chefs der 4 Armeekommando's sind die obersten Landesmilitärbehörden. Das erste Armeekommando umfaßt Böhmen, Mähren, Schlesien, Nieder- u. Oberösterreich, Salzburg, Steiermark und Tirol, hat seinen Sitz in Wien, wie seine 5 Armeecorps (1., 2., 3., 4. und 9.) den ihrigen in Prag, Brünn, Grätz, Wien und Bregenz; das zweite zu Verona umfaßt die Lombardei, Venedig, Kärnthen, Krain und das Küstenland, mit 4 Armeecorps (5., 6., 7., 8.) zu Mailand, Görz, Verona, Bologna; das dritte zu Pesth umfaßt Ungarn und Siebenbürgen, mit 4 Armeecorps (10., 11., 13. und 12.) zu Großwardein, Preßburg, Pesth und Hermannstadt; das vierte zu Lemberg umfaßt Galizien u. die Bukowina und zählt ein Armeecorps (ist Lemberg). In administrativer Hinsicht sind die Armeekommando's in 16 Militärkommando's eingetheilt. Das Heer zählte 1853 eine Generalität von 6 Feldmarschällen (Erzherzog Johann, Radetzky, Windischgrätz, Nugent, Wimpffen und Paskewitsch von Eriwan), von 22 Feldzeugmeistern und Generalen der Kavallerie, 107 Feldmarschallieutenants und 139 Generalmajors. Nach der neuesten Armeeorganisation zählt die Armee: 62 Infanterieregimenter, jedes zu 5 Feldbataillonen, ein Grenadier- u. ein Depotbataillon, die zusammen an 7000 Mann zählen sollen, so daß die Gesammtstärke der Linieninfanterie 434,000 Mann betragen würde. Außer 25 Jägerbataillonen besteht noch das Kaiserjägerregiment von 7 Feldbataillonen, zusammen 32,000 Mann. Die 14 Grenzinfanterieregimenter u. das tittler Grenzbataillon können außerhalb der Grenze 30,000 Soldaten zum Felddienst stellen. Eine starke Infanterie bilden die 20 Regimenter Gensdarmerie, die ungefähr 20,000 Mann zählen. Die Kavallerie zählt an schwerer Reiterei 48 Feldschwadronen Kürassiere, 48 Feldschwadronen Dragoner, zusammen 20,000 Mann, wozu 8 Depotschwadronen Kürassiere und 8 Depotschwa-

bronen Dragoner kommen. Die leichte Reiterei zählt 96 Feldschwadronen Uhlanen, 96 Feldschwadronen Husaren, zusammen 42,000 Mann, außer den 24 Depotschwadronen der 12 Uhlanen und 12 Husarenregimenter. Die Stärke der Artillerie, außer der zahlreichen Artillerie in den Festungen und Küstenforts, beträgt etwa 1400 Geschütze mit ungefähr 60,000 Mann. An Mineurs und Sappeurs sind etwa 11,000 Mann vorhanden; an Pontonirten und Pionirten rücken 6000 Mann ins Feld. Die gesammte Landmacht besteht im Kriege aus 700,000 bis 800,000, im Frieden aus etwa 400,000 Mann.

Die Kriegsmarine besteht seit 1852, nach Aufhebung der Admiralitätsgeschwader, aus zwei Schiffsabtheilungen, deren eine für den Dienst im adriatischen Meere, die andere für die Levante bestimmt ist. Im Jahre 1858 zählte sie 1 Linienschiff mit 91 Kanonen, 3 Schraubenfregatten mit 93, 4 Segelfregatten mit 171, 2 Schraubenkorvetten mit 43, 5 Segelkorvetten mit 82, 5 Briggs mit 72, 13 Raddampfer mit 53, 3 Schraubenschooner mit 14, 3 Segelschooner mit 26, 4 Briggschooner mit 40, 12 Kanonierschalupppen mit 36, 12 Pontichen mit 36, 4 Ruderschalupppen mit 8, 11 Ruderjollen mit 11, 2 Pontons mit 20, 1 Prahme und 1 Obusiere mit 12, 43 Pirogen mit 43 Kanonen und 7 Transporttrabein, zusammen 135 Fahrzeuge mit 8707 Kanonen. Den Personalbestand bildeten außer den Offizieren und dem Seegenieekorps 2962 Matrosen, 1133 Mann Artillerie u. 1935 Mann Schiffsinfanterie. Außerdem besitzt D. auf der untern Donau u. Save eine sogenannte Donauflotille, bestehend aus einer Anzahl Kriegsdampfer, deren Bemannung das Flotillencorps in 4 Kompagnien bildet; ferner eine Flotille auf dem Gardasee mit dem befestigten Hafen Riva und ein Kriegsdampfboot auf dem Lago-Maggiore. Die Kriegsmarine steht unter dem Marineoberkommando zu Triest, wo auch die Centralseebehörde ihren Sitz hat und das Marinekadettenkollegium die Ausbildung zum Seedienst besorgt. Die vorzüglichsten Kriegshäfen sind Venedig, Triest, Porto-Lujeto, Pola, Zara, Cattaro und Lissa. Die Werften für Kriegsschiffe befinden sich zu Venedig, Triest und Pola. Unter den zahlreichen Festungen sind 5 ersten Ranges: Komorn, Mantua, Olmütz, Peterwardein und Verona. Die westliche Grenze ist bedeutend verstärkt worden durch Errichtung der 32 martialischen Thürme in der Umgegend von Linz, ferner durch die Anlegung von Forts längs der Ticino-, Po- und Mincioliniien ꝛc. Die übrigen bedeutenderen Festungen sind: Alt-Gradiska, Arad, Brood, Cattaro, Essegg, Franzensveste bei Brixen, Grenz-Szigeth, Hohensalzburg, Josephstadt, Karlsburg, Karlstadt, Königgrätz, Legnano, Leopoldstadt, Malghera, Olmütz, Palmanuova, Peschiera, Pizzighettone, Ragusa, Szegedin, Temesvar, Theresienstadt, Zara. Außerdem besitzen mehre Städte Kastelle, z. B. Brünn (Staatsgefängniß Spielberg), Kufstein, Triest, Linz, Munkacs (Staatsgefängniß), Ulme u. a.; auch sind verschiedene Städte durch Werke und Festungsmauern geschützt, so z. B. Wien, Prag, Venedig u. a. Außerdem hat D. das Besatzungsrecht in der Festung Piacenza in Parma, in den Festungen Ferrara und Commacchio im Kirchenstaat, theilt mit Preußen das Besatzungsrecht in Ma und stellt seinen Beitrag zur Besatzung v Rastatt und Ulm. Durch Deutschland hat folgende Etappenstraßen: von Bregenz nach U von da über Donaueschingen und Freiburg n Rastatt, ferner von Ulm über Heilbronn Mannheim, sowie über Würzburg nach Fra furt und Mainz. Die Nationalfarben schwarz und gelb. Die Flagge (Kriegs- u. H delsflagge) ist roth, in der Mitte mit einem weißen Längsstreifen, auf welchem das krönte Bild des österreichischen Doppeladlers

An Orden besitzt O. 8 Ritterorden, theils Geburts- oder Hausorden, wie der des g nen Vließes, den O. seit dem Absterben der burger Linie in Spanien vergibt, und der St renzorden für fürstliche und hochadelige Dam den 18. Sept. 1668 gestiftet, theils Verdienst den. Zu den letzteren gehören: der militärisc Maria-Theresienorden, am Tage des Siegs Kollin, 18. Juni 1757 gestiftet; der königl. u rische Stephansorden, am 5. Mai 1764 für C u. Militär gestiftet; der kaiserliche Leopoldsord von Kaiser Franz I. am 7. Jan. 1808 gestift der Orden der eisernen Krone, für Staatsdie ohne Unterschied des Standes, gestiftet am 7. 3 1805 von Napoleon als König von Italien, erneuert am 12. Febr. 1816; das militärische S faheth-Theresienstiftskreuz, 1750 von der Mut Karls VI. gestiftet und von der Kaiserin Ma Theresia für verdiente Generale und Obersten erneuert; der Franz-Josephsorden, von dem je gen Kaiser am 2. Dec. 1849 zur Belohnung g gezeichneter Verdienste jeder Art ohne Untersch des Standes gestiftet. Zu diesem Orden ist 1 dem 6. Febr. 1850 das Verdienstkreuz gekomm Außerdem besitzen noch mehre Militärverdienstkre und Ehrenmedaillen. Am geistlichen Orden l stehen die deutschen Ritter, die seit dem 28. J 1840 als selbstständiges Institut wieder anerka sind und deren Großmeister stets ein kaiserlic Prinz ist; der Johanniter- oder Malteserord der erst seit wenigen Jahren mit Bewilligu des Kaisers in O. wieder Kandidaten aufzun men begann; die Kreuzherren vom rothen Stern mit einem Stift in Prag.

Vgl. Crusius, Typographisches Postlexik aller Ortschaften der k. k. Erbländer, Wien 17 bis 1828, 21 Bde.; J. M. von Biechenstet Handbuch der neuesten Geographie des österr chischen Kaiserstaates, Wien 1817 und 1818, Bde.; Blumenbach, Neuestes Gemälde d österreichischen Monarchie, Wien 1830—33, Bde.; A. A. Schmidt, Das Kaiserthum Stuttgart 1837—43, 10 Abth.; M. Zimme mann, Das Kaiserthum O., Leipz. 1837; Son mer, Das Kaiserthum O., Prag 1839; Der selbe, O. im Jahr 1840, Leipz. 1840; J. Sprit ger, Statistik des österreich. Kaiserstaats, Wi 1840, 2 Bde.; F. W. Schubert, Handbuch der al gemeinen Staatenkunde des Kaiserthums O., A sburg 1842; P. W. Tarnbull, Reise dur die österreichischen Staaten, Leipz. 1841—4 Kohl, Hundert Tage auf Reisen in den öst reichischen Staaten, Dresd. u. Leipz. 1842, 5 Bde Derselbe, Handbuch für Reisende im Kaise

Digitized by Google

thum O., Wien 1844; v. Czörnig, Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für 1846, Wien 1847; Schwarzer, O.s Land- und Seehandel, Triest 1846; Meynert, Neueste Geographie und Staatenkunde des Kaiserthums O., Wien 1852; Derselbe, Oesterreichische Vaterlandskunde, das. 1852; Hain, Handbuch der Statistik des österreichischen Kaiserstaates, das. 1852—53, 2 Spec.; Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, herausgegeben von der Direktion der administrativen Statistik, das. 1852; Bauer, Uebersicht der Veränderungen in der Administration und dem Haushalte der österreichischen Monarchie, das. 1852; Kotelmann, Vergleichende statistische Uebersicht über die landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse O.s und des deutschen Zollvereins, Berlin 1852; v. Pillersdorf, Beleuchtung der österreichischen Finanznoth, das. 1851, 2. Aufl. 1852.

Geschichte. Die Gegend des heutigen Erzherzogthums O. war in den frühesten Zeiten von den Tauriskern bewohnt, die zu den Celten gehörten; doch wurde dieser Name später durch den der Noriker gänzlich verdrängt. Die Römer, die 14 v. Chr. die Noriker besiegten und das Land bis an die Donau besetzten, theilten dasselbe in 5 Provinzen; ein Theil wurde mit Italien verbunden, die übrigen Pannonien, Rhätien, Vindelicien, Norieum genannt und nach römischer Weise verwaltet. Das Land nördlich von der Donau gehörte zu dem Reiche der Markomannen und der Quaden. Als Konstantin der Große seine Residenz nach Konstantinopel verlegte, wurden jene Länder dem Praefectus praetorio Illyrici untergeordnet, und bei der 395 Statt findenden Theilung des römischen Reichs erhielt Honorius Alles, was auf dem rechten Donauufer zur österreichischen Monarchie gehört. Die Völkerwanderung vernichtete die Herrschaft der Römer. Alarich, König der Gothen, eroberte um 400 Norieum und Pannonien; nach ihm erschienen 432 die Hunnen unter Attila, und nach Attila's Tode und dem Zerfallen des Hunnenreichs wanderten Rugier, Heruler, Scirren und andere deutsche Völkerschaften ein; Odoaker unter ihrer Heerführer, vertrieb die Römer aus Pannonien und Noricum. Aber auch die Herrschaft Odoakers in Italien ward vernichtet durch den Ostgothenkönig Theoderich (493), der dann über Italien, Norieum und Pannonien bis 526 herrschte, wo der griechische Kaiser Justinian den Longobarden Pannonien u. Norieum überließ. Alboinse 568 unter ihrem König Alboin nach Italien zogen, nahmen die von ihnen verlassenen Wohnplätze die Avaren ein, unter deren Herrschaft das Christenthum und in Folge dessen alle Kultur zu Grunde ging. Der Ennsfluß bildete die Grenze zwischen dem deutschen Volksstamme der Bajuvarier, welchen das Land ob der Ens gehörte, u. den Avaren, die dadurch in häufige Streitigkeiten u. Kämpfe mit den Bayern verwickelt wurden, sich jedoch mit denselben verbündeten, als der Herzog Thassilo sich 788 gegen Karl den Großen erhob. In Folge dieses Bündnisses überzog Karl die Avaren mit Krieg, trug seine siegreichen Waffen bis an die Raab und vereinigte die eroberten Länder unter dem Namen Avarien oder östliche Mark (Marchia orientalis oder Austria) mit der fränkischen Monarchie. Karl der Große schickte Kolonisten, meist Bayern, in die neue Provinz, über die er einen Markgrafen setzte, während der Erzbischof von Salzburg die Aufsicht über das Kirchenwesen erhielt. Avarien bildete seit dem Theilungsvertrage von 843 die östlichste Grenzprovinz des deutschen Reichs. In Folge des Einfalls der Magyaren in Deutschland kam es 900 in deren Besitz, und erst 955 gelang es Kaiser Otto I. nach der siegreichen Schlacht am Lech, die Provinz wieder zu erobern. Die verwüsteten Städte und Dörfer wurden wieder hergestellt; das Land ward durch deutsche Kolonisten bevölkert und zum Markgrafen der Graf Burchard bestellt. Dieser verwaltete das Land bis 983, wo die Länder an der ungarischen Grenze Markgraf Leopold von Babenberg für sich und seine Nachkommen erhielt. Leopold erweiterte sein Gebiet bis nach Ungarn hin, eroberte die ungarische Grenzfestung Mösk und regierte bis 994, wo er auf einem Turniere zu Würzburg mendchlings ermordet wurde. Unter seinem Sohne, Heinrich dem Starken (bis 1018), erscheint der nach dem lat. Austria gebildete Name Ostirrichi zum ersten Male in einer Schenkungsurkunde Kaiser Otto's III. von 996. Auf Heinrich, der glücklich gegen Polen und Mähren kämpfte, folgte sein Bruder Adalbert (bis 1056), der fast ununterbrochen mit den Ungarn Krieg führte. Sein Sohn und Nachfolger, Ernst, mit dem Beinamen der Streitbare, führte ebenfalls langwierige Kriege mit den Ungarn und fiel für den Kaiser in der siegreichen Schlacht an der Unstrut (1075). Von Kaiser Heinrich IV. hatte er einen Freiheitsbrief empfangen, das erste von den österreichischen Hausprivilegien, worin ihm das Recht verliehen wurde, sich die Landesfahne u. das Schwert vortragen zu lassen. Sein Sohn, Leopold II., der Schöne, lehnte sich gegen den Kaiser auf u. ward dafür der Markgrafschaft verlustig erklärt, söhnte sich aber später wieder mit ihm aus. Unter seiner Regierung werden zum ersten Male österreichische Landstände erwähnt. Leopold III., der Heilige, führte 1108 mit Heinrich V. einen unglücklichen, 1117 aber, mit Böhmen verbündet, einen glücklichen Krieg gegen die Ungarn und war so geachtet, daß er 1125 von den Fürsten unter den Dreien genannt wurde, aus denen der Kaiser gewählt werden sollte. Sein zweiter Sohn, Leopold, der Freigebige genannt, regierte von 1136—41 u. vermehrte die Macht der Babenberger, indem er vom Kaiser Konrad III. nach Bayern, welches Heinrich dem Stolzen abgenommen worden war, erhielt. Leopolds Bruder, Heinrich II., von seiner eigenthümlichen Betheuerungsweise Jasomirgott genannt, erbte beide Länder, indem Heinrich der Löwe, Heinrichs des Stolzen Sohn, auf Bayern förmlich verzichtet hatte. Als jedoch Friedrich Barbarossa dieses Land Heinrich dem Löwen wieder zuwenden wollte, Heinrich Jasomirgott aber es herauszugeben nicht geneigt war, kam es zum Streit. Heinrich Jasomirgott wurde in Bayern entsetzt, bis es endlich zu einem Vergleiche kam, in Folge dessen Heinrich Bayern dem Kaiser gab, dafür aber die Mark ob der Ens wieder erhielt, während die beiden Marken

ob und unter der Ens zum Herzogthume erhoben wurden, das in der Familie Heinrich Jasomirgott selbst auf weibliche Nachkommen erblich seyn sollte. Außerdem erhielt der Herzog noch viele wichtige Vorrechte, die ihn zum selbstständigsten Fürsten des Reiches machten. Er nahm an dem zweiten Kreuzzuge Theil, verlegte seine Residenz nach Wien, welches unter ihm zuerst Stadt genannt wird, und begann den Bau der Stephanskirche. Er † den 13. Jan. 1177 in Folge eines Sturzes mit dem Pferde in einer Fehde gegen Böhmen. Sein Sohn und Nachfolger, Leopold V., der Tugendhafte, vereinigte Steiermark, welches von Ottokar VI. dem Herzog Leopold, seinem Vetter, vermacht worden war, mit O. (1192) und † 1194. Aus der Regierung Friedrichs, des Katholischen, ist bloß ein Kreuzzug nach Palästina zu bemerken; ihm folgte 1198 sein Bruder Leopold VI., der Glorreiche, bis 1230. Er kämpfte gegen die Ungarn und gegen die Ungläubigen in Spanien (1210), Palästina und Aegypten (1217) und spielte in dem Streite zwischen Kaiser und Papst die Rolle des Vermittlers. Unter seiner Regierung befand sich O. glücklich. Er hinterließ das Land, vermehrt durch die Lehen der freysinger Kirche in Krain, seinem Sohne, Friedrich II., der wegen seiner steten Kämpfe der Streitbare genannt wurde u. bis 1256 regierte. Von seinen Unterthanen wegen schweren Abgabendrucks beim Kaiser verklagt, ward er nach mehrmaliger vergeblicher Vorladung in die Acht und das Herzogthum O. und Steiermark für eröffnetes Reichslehen. Wien aber für eine freie Reichsstadt erklärt, ja Steiermark sollte nie mit O. zugleich wieder einem Fürsten verliehen werden. Friedrich gewann jedoch Vieles von dem Verlornen wieder u. verstörte sich auch mit dem Kaiser. An der Ausführung seines Planes, seine Länder zu einem Königreiche zu vereinigen u. sich durch den Kaiser zum König ernennen zu lassen, hinderte ihn sein früher Tod (12. Juli 1246), den er im Kampfe gegen die Magyaren fand. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Babenberger.

Die folgende Zeit von 1246—82 heißt das österreichische Interregnum. Da Friedrich nämlich weder Kinder noch ein Testament hinterlassen hatte, wurden die österreichischen Lande als erledigtes Lehen durch den Kaiser in Besitz genommen und verwaltet. Aber Margaretha, Friedrichs Schwester, Wittwe Kaiser Heinrichs VI., und Gertrud, Friedrichs Nichte, die mit dem Markgrafen Hermann von Baden, dem Statthalter des Kaisers in O., vermählt war, erhoben, vom Papst Innocenz IV. aufgeregt, 1248 Ansprüche auf das Erbe Friedrichs. Markgraf Hermann bemächtigte sich Wiens und mehrer österreichischen Städte, † indeß schon 1250, und sein Sohn Friedrich, der später (1268) mit Konradin von Schwaben in Neapel enthauptet wurde, war erst ein Jahr alt. Um der Verwirrung, die sich durch den Tod Kaiser Friedrichs II. steigerte, zu steuern, wählten die österreichischen Stände den Sohn des Königs Wenzel, Ottokar von Böhmen, der bereits Markgraf in Mähren war, zum Herrscher in O., und dieser vermählte sich nun mit Margaretha, um alle rechtlichen Ansprüche in sich zu vereinigen. In Folge dessen riß sich aber Steiermark von O. los und wählte Stephan, den Sohn Bela's von Ungarn, zu seinem Herzoge. Darüber brach zwischen Ottokar und Bela der Kampf aus, in welchem Ottokar Steiermark an Bela abtreten mußte; doch errang er nach erneuerten vielfachen Kämpfen dasselbe 1260 wieder. Im J. 1261 trennte er seine kinderlose Ehe mit Margaretha, vermählte sich mit Bela's Enkelin, Kunigunde, u. ließ sich von dem deutschen König Richard seine Lande zu Lehen geben, vermehrte auch seine Besitzungen durch die Erbschaft von Kärnthen (1269) und ward so der mächtigste unter allen deutschen Fürsten. Nachdem Ottokar gegen den Kaiser Rudolf von Habsburg in der Schlacht auf dem Marchfelde am 26. Aug. 1278 das Leben verloren, mußte sein Sohn Wenzeslaw, um seine Erblande zu behalten, auf jene Länder verzichten. Letztere wurden nun im Namen des Reichs verwaltet, aber auf einem Reichstage zu Augsburg am 27. December 1282 mit Einwilligung der Kurfürsten Rudolfs Söhne, Albrecht und Rudolf, mit den Herzogthümern O., Steiermark und Kärnthen belehnt. Indeß verzichteten beide auf Kärnthen zu Gunsten des Sohnes Meinhard von Tyrol, Albrechts Schwiegervater, und schlossen 1283 einen Vergleich, zufolge dessen Albrecht allein in den Besitz von O., Steiermark und Krain kam, O. aber von nun an der Geschlechtsname der Nachkommen Rudolfs und seiner Söhne wurde. Herrschsüchtig aber und habsüchtig, erfreute sich Albrecht seines Besitzthums nicht in Ruhe. Nach langwierigen Fehden mit dem Erzbischof von Salzburg, mit Bayern und Ungarn erkämpfte er sich als Gegenkaiser Adolfs von Nassau in der Schlacht bei Gellheim durch Adolfs Tod die Krone; als er aber eben die Schweizer unterwerfen wollte, ward er bei Rheinfelden am 1. Mai 1308 von seinem Neffen, Johann von Schwaben, dem er seine Erbgüter vorenthalten, ermordet. Seine 5 Söhne, Friedrich, Leopold, Heinrich, Albrecht und Otto, mußten dem Kaiser Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder, welche 1301 durch die schwäbische Markgrafschaft vermehrt worden waren und bei seinem Tode einen Umfang von 1254 □Meilen hatten, mit 20,000 Mark Silber abkaufen. In der Regierung der Erblande folgte Albrecht sein ältester Sohn, Friedrich, der Schöne, der, 1314 von einigen Kurfürsten zum deutschen König gewählt, seinem Gegner, Ludwig dem Bayern, in der Schlacht bei Mühldorf (28. Sept. 1322) unterlag und dessen Gefangener wurde. Seine Brüder setzten den Kampf fort. Leopold, der vergeblich die unter Albrecht verlorenen helvetischen Waldstädte wieder zu erlangen gesucht hatte, † 1326, und da auch Heinrich von O. 1327 und Friedrich am 13. Januar 1330 kinderlos gestorben waren, verglichen sich deren Brüder Albrecht und Otto mit dem Kaiser Ludwig. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, des Markgrafen von Tyrol und Herzogs von Kärnthen, des Vaters der Margaretha Maultasch, ließen sie sich 1335 vom Kaiser mit Tyrol und Kärnthen belehnen, traten jedoch durch einen Vergleich vom 9. Okt. 1336 Tyrol an den König Johann von Böhmen für dessen Sohn Johann

Digitized by Google

Heinrich oder vielmehr für dessen Braut, Margaretha Maultasch, wieder ab. Als Otto mit seine Söhne 1344 verstorben, vereinigte Albrecht II. die gesammten österreichischen Lande, welche noch durch seine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfürt, 1324 mit dessen Besitzungen, sowie 1326 durch die burgundisch-kyburgischen Güter vergrößert worden waren. Der älteste von Albrechts II. Söhnen, Rudolf II., der Stifter oder der Sinnreiche, erreichte es, daß er und seine Brüder von Margaretha Maultasch zu Erben von Tyrol erklärt wurden, im Falle die andern Erben aussterben würden; ebenso erwarb er die Anwartschaft auf die Grafschaft Görz und stiftete 1361 die Universität Wien. Nach mannichfachen Kämpfen † er 1365 kinderlos zu Mailand, worauf seine beiden noch lebenden Brüder, Albrecht und Leopold, dem Hausgesetze der Untheilbarkeit, welches Kaiser Rudolf gegeben, zuwider und zu O.s großem Nachtheil, die Erblande unter sich (1379) theilten, so daß Albrecht O. ob und unter der Ens, Leopold aber die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen, Krain, die windische Mark u. mehre einzelne Herrschaften, wie Tyrol, Habsburg, Pfürt, Kyburg ꝛc., erhielt.

Albrecht III. mit dem Zopf, der Stifter der österreichischen Linie, förderte die Blüthe der wiener Universität, bändigte übermüthige Vasallen und erwarb das Privilegium de non appellando für O. Sein Sohn, Albrecht IV., das Wunder, regierte seit 1395, räumte der Inquisition viele Macht ein und wallfahrtete nach Jerusalem (1398), fand aber bei seiner Rückkehr seine Länder in Verwirrung, der er wegen seines baldigen Hinscheidens nicht steuern konnte. Er † auf einem Feldzuge gegen Mähren 1404. Sein siebenjähriger Sohn, Albrecht V., folgte zuerst unter Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Wilhelm, der während der kurzen Zeit seiner Regentschaft (bis 1406) dem durch Theilung geschwächten, den Einfällen räuberischer Nachbarn Preis gegebenen, durch Hungersnoth bedrängten O. nicht aufhelfen konnte. Bald gerieth der Herzog Leopold mit seinem Bruder Ernst in Streit, so daß es zum Bürgerkriege kam, bis endlich beide, Leopold u. Ernst, zu Vormündern Albrechts erklärt wurden (1409). Letzterer übernahm, von den Landständen für volljährig erklärt, 1411 die Regierung und bemühte sich, durch weise Verwaltung die Wunden seines Landes, das er durch die Erwerbung von Mähren vergrößert hatte, zu heilen, durch strenge Gerechtigkeit den herrschenden Räuberein zu steuern. Seinem Schwiegervater, dem Kaiser Siegmund, stand er bei in den Kriegen gegen die Hussiten in Böhmen und gegen Ungarn, wofür sich Siegmund bemühte, seinem Schwiegersohne Böhmen und Ungarn zuzuwenden. Nach dem Tode des Kaisers erkannten auch die ungarischen Stände Albrecht als ihren König an; dazu wählten die deutschen Fürsten denselben zum deutschen Kaiser, und die Katholiken in Böhmen erkannten ihn als König an. Darüber entstand ein Kampf der Parteien, vor dessen Ausgang Albrecht auf einem Zuge nach Ungarn 1439 †. In der Regierung von O. folgte ihm Ladislaus Posthumus, so genannt, weil er erst 4 Monate nach seines Vaters Tod geboren wurde. Die Ungarn hatten den König Ladislaus von Polen zu ihrem Herrscher gewählt; als derselbe aber 1444 gestorben war, erkannten die Ungarn den jungen Ladislaus als König an. Sein Vormund, Friedrich von Steiermark, verweigerte anfangs seine Auslieferung, mußte jedoch nach heftigem Kampfe den jungen Fürsten 1452 dem Grafen von Cilly übergeben; Ungarn und Böhmen (welche letztern unterdessen einen Reichsverweser ernannt hatten) brachten nun ihre Huldigung; Ladislaus ernannte drei Statthalter in Ungarn, Böhmen und O., von welchen der von O., Cilly, das Land auf unerhörte Weise drückte, bis er endlich abgesetzt und 1456 in Ungarn erschlagen wurde. Ladislaus' übrige Entwürfe vereitelte sein plötzlicher Tod zu Prag 1457. Mit ihm erlosch die ältere österreichische Linie, und nun trennten sich Ungarn und Böhmen von O. Leopold, der Biedere, der durch die oben erwähnte Theilung Herr aller österreichischen Lande, mit Ausnahme O.s, geworden war, mischte sich in die schweizerischen Angelegenheiten, fiel aber in der Schlacht bei Sempach (1386), worauf Albrecht die vormundschaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne seines Bruders (Wilhelm, Leopold, Ernst, Friedrich) übernahm. Nach der Beendigung der Kämpfe mit den Schweizern ward eine Theilung des väterlichen Erbes vorgenommen, in welcher Wilhelm Steiermark, Kärnthen, Krain, die windische Mark und andere Bezirke erhielt, Leopold aber Tyrol, das Land an der Etsch, das Innthal und alle Besitzungen jenseits des Driberges erhielt. Nach Wilhelms Tode (1406) theilten Leopold der Stolze, Ernst der Eiserne und Friedrich mit der leeren Tasche sich in die Länder, und nach Leopolds 1411 erfolgtem kinderlosen Tode blieben nur 2 Linien übrig: die tyroler u. die steiermärkische Linie. Herzog Friedrich IV. mit der leeren Tasche, seit 1404 Herr von Tyrol und der vorderen Lande, ward, weil er sich des Papstes Johann XXIII. gegen Kaiser Siegmund auf dem Konzil zu Kostnitz annahm, und ihm zur Flucht behülflich gewesen war, vom Kaiser in die Reichsacht und seiner Länder verlustig erklärt, schloß aber mit dem Kaiser (1418) Friede und wurde mit seinen Ländern belehnt. Ihm folgte 1439 sein unmündiger Sohn Siegmund, unter dem das Haus O. die Besitzungen in den vorderen Landen verlor. Als er nach mancherlei Veräußerungen zuletzt dem Herzog Albrecht von Bayern, mit dem er seine Pflegetochter Kunigunde vermählt hatte, Tyrol zuzuwenden gedachte, wurde er von den tyroler Ständen gezwungen, gegen eine jährliche Entschädigung sein Land an Maximilian, den Sohn seines Bruders Friedrich und nachherigen Kaiser, abzutreten, worauf er 1496 kinderlos †. Herzog Ernst der Eiserne, der 1406 Herr von Steiermark, Kärnthen, Krain ꝛc. geworden war, † 1424. Ihm folgte Friedrich, als deutscher Kaiser Friedrich III., der seinem Bruder Albrecht die schwäbischen Länder überließ und Steiermark, Kärnthen und Krain behielt. Sein Streit mit Albrecht wegen der Erbschaft Ladislaus' ward durch einen Vergleich beigelegt, in dem Albrecht das Land ob der Ens, Friedrich jenes unter der

Digitized by Google

Ens erhielt und Albrecht außerdem gegen eine Entschädigung auf Wien verzichtete. Ein neuer Zwist mit Albrecht ward durch dessen Tod 1463 geendigt. Da Siegmund seine Ansprüche auf die Erbschaft bald aufgab, ward Friedrich Herr aller österreichischen Lande, mit Ausnahme Tyrols; doch wußte er seinen Landen auch jetzt noch nicht Ruhe zu verschaffen. Unter ihm gingen die letzten habsburgischen Güter in Helvetien verloren; dagegen wurden andere Orte wieder erworben, u. um den Glanz seines Hauses zu erhöhen, ertheilte diesem der Kaiser Friedrich III. die erzherzogliche Würde. Er † 1493. Sein Sohn, Maximilian I., vereinigte die lange getrennten Lande unter seinem Scepter, denn durch das Aussterben der tyroler Linie (1496) fiel auch dieses Land an Maximilian. Großen Zuwachs erhielt die Macht seines Hauses durch den Erwerb der bayerischen Herrschaften Kufstein, Kitzbühl und Rattenberg, Kirchberg, Weissenhorn u. A., welche Bayern in Folge des bayerischen Erbfolgekriegs 1504 an O. abtrat; außerdem fiel in Folge früherer Erbverträge durch den Tod des kinderlosen Grafen Leonhard die Grafschaft Görz an das habsburgische Haus. Durch seine Vermählung mit Maria von Burgund erwarb Maximilian 1477 die Niederlande; doch kostete es ihm viel Mühe, sich in der Regierung derselben, die er als Vormund seines Sohnes Philipp führte, zu erhalten. Als er nach seines Vaters Tode (1493) deutscher Kaiser geworden war, trat er seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande ab. Durch die Doppelehe seiner Enkel, Ferdinand und Maria, mit den beiden Kindern Ladislaus', Königs von Ungarn und Böhmen, kamen später die Kronen Ungarn und Böhmen an O., und die Verheirathung seines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien. Da aber Philipp schon 1506 gestorben war, so erfolgte die Vereinigung Spaniens und O.s erst nach Maximilians Tode (12. Jan. 1519), indem sein Enkel, Karl, unter dem Namen Karl V. zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Dieser überließ durch die Theilungsverträge von Worms (28. April 1521) und zu Gent (17. Mai 1540) alle deutschen Erblande, mit Ausnahme der Niederlande, seinem Bruder Ferdinand, der durch seine Vermählung mit Anna, der Schwester des ungarischen Königs, Ludwig II., nach dessen Tode in der Schlacht bei Mohacz (1526) die Königreiche Ungarn und Böhmen nebst den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schlesien und Lausitz erwarb. Von den Böhmen ward er als König anerkannt; die Krone Ungarns mußte jedoch von Soliman u. den Türken, welche Johann Zapolya zum König machen wollten, erkämpft werden. Dieser Krieg, in welchem 1529 sogar Wien von den Türken belagert wurde, endigte 1535 durch einen Vergleich, nach welchem Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn erhielt, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen erhalten sollten. Nach Zapolya's Tode entstanden neue Unruhen, in die sich wieder der Sultan Soliman einmischte, von dem Ferdinand 1562 den Besitz von Niederungarn durch das Versprechen eines jährlichen Tributs von 30,000 Dukaten erkaufen mußte. Auch das Herzogthum Würtemberg, welches der schwäbische Bund dem Herzog Ulrich abgenommen und dem Kaiser Karl V. verkauft hatte, verlor Ferdinand; Verluste, die durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafschaft Tübingen u. der Stadt Konstanz nicht ganz ersetzt wurden. Dennoch umfaßten in dieser Zeit die Besitzungen des österreichischen Hauses deutscher Linie 5402 □Meilen. Auch im Innern fehlte es Ferdinand nicht an Kämpfen, wozu namentlich die Ausbreitung von Luthers Lehre in seinen Staaten Anlaß gab, die er eifrig, besonders durch die Einführung der Jesuiten, bekämpfte. Ferdinand empfing auch noch die Kaiserkrone, als sein Bruder Karl 1556 den Purpur mit der Mönchskutte vertauschte, und † mit dem Ruhm eines trefflichen Regenten den 25. Juli 1564. Nach seinem Willen theilten seine drei Söhne die väterliche Erbschaft so, daß der älteste, Maximilian (als deutscher Kaiser Maximilian II.) O., Ungarn u. Böhmen, Ferdinand Tyrol und Vorderösterreich und Karl Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Da Ferdinand sich mit der augsburger Patriciertochter Philippine Welser vermählt hatte und seine hinterlassenen Kinder nicht ebfähig waren, so erlosch mit ihm 1595 die tyroler Linie wieder; 1602 wurde dann in einem Vertrage beschlossen, daß das Recht zur Herrschaft in Tyrol zwar allen österreichischen Erzherzogen vorbehalten bleiben, die Ausübung desselben jedoch immer nur dem Familienhaupte zustehen und die Verwaltung zwischen dem österreichischen und steiermärkischen Zweige in der Folge wechseln solle. Maximilian II. sorgte bis zu seinem Tode (1576) für seine Unterthanen mit Milde; sich selbst zum Protestantismus hinneigend, gestattete er den Protestanten seiner Länder die freieste Religionsübung. Da er ihnen jedoch keinen gesetzlichen Standpunkt sicherte, so waren sie nicht zufrieden, während die Katholiken sich durch die Begünstigung Jener in ihren Rechten gekränkt fühlten. Er † den 12. Okt. 1576. Sein ältester Sohn, Rudolf II., der schon 1572 als König von Ungarn und 1575 als König von Böhmen gekrönt und zum deutschen König gewählt worden war, folgte ihm als Kaiser und im Besitz der Erblande. Von den Jesuiten geleitet, verfolgte er die Protestanten, rief aber dadurch eine Aufregung in sämmtlichen Erblanden hervor, welche er zu beruhigen weder die Kraft noch den rechten Willen hatte. Er verlegte den Sitz seiner kraftlosen Regierung nach Prag und überließ Alles seinen Ministern und den Jesuiten. Der Krieg mit der Pforte und Siebenbürgen brachte wenig Ruhm; die Protestanten nöthigten ihn zur Ausstellung des Majestätsbriefes. Sein Bruder, Matthias (s. d.), Statthalter von O. und Ungarn, brachte zwischen sich und den Erzherzogen Maximilian, Ferdinand und Maximilian Ernst 1606 einen Vertrag zu Stande, wodurch er zum Haupt und Leiter des Hauses erwählt wurde, und wußte es dahin zu bringen, daß ihm Rudolf (1608) Ungarn und O. und 1611 Böhmen und Tyrol abtrat, wogegen dem Kaiser ein Jahrgehalt und einige Herrschaften angewiesen wurden. Matthias, der seinem Bruder 1612 auch in der Kaiserwürde folgte, schloß einen 20jährigen Frie-

Digitized by Google

den mit den Türken und überließ 1617 Böhmen und 1618 Ungarn an seinen Vetter Ferdinand, den Sohn des 1590 verstorbenen Erherzogs Karl, des dritten Sohnes Maximilians II. Den Protestanten gönnte Matthias nicht mehr die Freiheiten, die er ihnen früher aus Klugheit bewilligt hatte; er erlebte noch den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges (s. d.) u. † den 20. März 1619. In Ungarn fand Ferdinands II. Thronbesteigung keinen Widerstand, weil er schon vorher gekrönt worden war; dagegen wollten die österreichischen Stände ihn nicht einmal als Stellvertreter ihres Herzogs Albrecht anerkennen, und die Böhmen erklärten ihn geradezu für abgesetzt und wählten den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige, während auch die Ungarn unter dem Großfürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, sich empörten. Nach der Schlacht bei Prag (1620) wurde jedoch Böhmen unterworfen, worauf Ferdinand im eigentlichen Böhmen und Mähren eine förmliche Ausrottung der protestantischen Religion begann, die freie Königswahl der Böhmen und den Majestätsbrief vernichtete und ein katholisches Reformationsgericht einsetzte, wodurch Tausende zur Auswanderung gezwungen wurden. Auch die österreichischen Stände mußten huldigen, und zuletzt ward Ungarn besiegt. Ferdinand brachte es auf diese Weise zwar dahin, daß bei seinem Tode (1637) die protestantische Religion in seinen Erbländern von der katholischen fast gänzlich verdrängt war; doch kostete dieser Religionskrieg dem österreichischen Hause die Blüthe seiner Länder. So hatte Böhmen von 732 Städten nur noch 130, von 30,700 Dörfern nur noch 6000 und von 3 Millionen Einwohnern nur noch 780,000. Unter Ferdinands Nachfolger, Kaiser Ferdinand III. (1637—57), wurden die österreichischen Länder nur noch mehr der Schauplatz des Krieges. Wie Ferdinand II. im prager Frieden 1635 die Lausitz an Sachsen, so mußte Ferdinand III. im westphälischen Frieden 1648 Ober- und Niederelsaß, die Vogtei Hagenau, den Sundgau und die Festung Breisach an Frankreich abtreten. Die Hauptbestimmung des westphälischen Friedens aber: Gleichheit der Rechte der Katholiken und Protestanten, ging Ferdinand in Bezug auf seine Erbländer nicht ein, so wenig als er seine Unterthanen in die allgemeine Amnestie einschloß u. ihnen ihre Güter zurückgab. Ferdinands III. zweiter Sohn u. Nachfolger (der älteste, Ferdinand, der zum römischen Könige gewählt worden, war 1654 gestorben), Kaiser Leopold I. reizte die Ungarn durch Bedrückungen der Protestanten, so daß sich dieselben unter Tökely (s. d.) den Türken in die Arme warfen. Die letzteren unter Kara-Mustapha rückten bis vor Wien (1683), das nur dem zu Hülfe herbeieilenden Sobiesky, König von Polen, und der tapfern Besatzung, die unter Rüdiger von Stahremberg sich heldenmüthig vertheidigte, seine Rettung zu danken hatte. Ungarn ward überwunden und in ein Erbreich verwandelt (1687), auch Siebenbürgen, obwohl unter eigenen Fürsten, damit vereinigt. Die vom Prinzen Eugen bezwungene Pforte mußte im carlowitzer Frieden von 1699 das Land zwischen Donau und Theiß an Ungarn zurückgeben und im passarowitzer Frieden von 1718 andere wichtige Provinzen an Ungarn abtreten. Eine Reihe von Kriegen gegen Frankreich, veranlaßt durch die geheimen Unterstützungen, welche Ludwig XIV. den Türken zukommen ließ, sowie durch das Streben Frankreichs, D. gänzlich zu schwächen, endigten die Friedensschlüsse zu Aachen 1668, Nimwegen 1675 und Ryswick 1697. Der spanische Erbfolgekrieg berührte D. auf eine so gefährliche Weise, daß nur die Tapferkeit und Klugheit des Prinzen Eugen den österreichischen Waffen das Uebergewicht verschaffte. Leopold, dem D. Verbesserung in der Justiz, der Polizei und in der gesammten Verwaltung verdankte, † den 5. Mai 1705. Sein Sohn und Nachfolger, der aufgeklärte Kaiser Joseph I., setzte den Krieg gegen Frankreich mit Glück fort, gewann sich durch nachgiebige Milde das Vertrauen der Ungarn und gestattete den protestantischen Schlesiern alle in dem westphälischen Frieden festgesetzten Rechte und Freiheiten. Für die Blüthe und das Glück der österreichischen Monarchie viel zu früh † Joseph hinterließ den 17. April 1711. Sein Bruder und Nachfolger, Karl, als deutscher Kaiser Karl VI., für dessen Erbrecht an Spanien sich D. in den spanischen Erbfolgekrieg eingelassen hatte, mußte dem von seinen Bundesgenossen zu Utrecht abgeschlossenen Frieden 1714 in den Friedensschlüssen von Rastatt und Baden nothgedrungen beitreten, wodurch das Haus D. die Niederlande und in Italien Neapel, Mailand, Mantua und Sardinien erhielt. In einem sofort wieder ausbrechenden Kampfe (1716) suchte Spanien dem Hause D. die italienischen Besitzungen wieder zu entreißen; allein es wurde bald zum Frieden gezwungen, und D. tauschte Sardinien gegen Sicilien ein (1718). Auf diese Weise war D. zum Mittelpunkt und wichtigsten Staate Europa's geworden; es umfaßte 9043 □Meilen mit fast 29 Mill. Einwohnern, hatte zwischen 13—14 Mill. Gulden Einkünfte u. besaß ein Heer von 130,000 Mann. Um diese Macht seinem Hause zu sichern, erließ Karl 1713 in der Form einer pragmatischen Sanktion eine Erbfolgeordnung, feierlich proklamirt 1724, die die Untheilbarkeit der österreichischen Monarchie feststellte und die Erbfolge auf die Töchter des Kaisers ausdehnte, so daß erst nach dem völligen Aussterben der Descendenz Karls VI. die Nachkommen seines Bruders Joseph succediren sollten. Die Zustimmung der auswärtigen Mächte erkaufte Karl durch manches Opfer. Von den deutschen Reichsfürsten widersprachen bloß die Kurfürsten von Sachsen und Bayern, weil sie mit den Töchtern Josephs I. vermählt waren. Um wenigstens Sachsen zu gewinnen, unterstützte Karl den Kurfürsten gegen Stanislaus Lescynsky, den Schwiegervater König Ludwigs XV., bei dem Streit um den polnischen Königsthron. Dadurch mit Frankreich in einen Krieg verwickelt, in welchem er Frankreich, Spanien u. Sardinien zu Gegnern hatte, mußte er im Frieden zu Wien (1735 und 1738) Neapel und Sardinien an den spanischen Infanten Don Carlos und einige mailändische Landschaften an den König von Sardinien abtreten, wogegen D. die Herzogthümer Parma und Piacenza erhielt. Frankreich bekam das Herzogthum Lothringen. Kaum war

Digitized by Google

dieser unglückliche Krieg mit Frankreich geendigt, als Karl au Rußlands Krieg gegen die Türken Theil nahm. Das Resultat desselben war ein für O. sehr nachtheiliges; denn im belgrader Frieden von 1739 mußte Karl Belgrad, Serbien, den österreich. Antheil an der Walachei, Orsova u. Bosnien an die Pforte zurückgeben. Der innern Verwaltung seiner Länder widmete er wenig Sorgfalt; die Finanzen besonders waren in schlechtem Zustande. Er † den 20. Oct. 1740, u. mit ihm erlosch der habsburgische Mannsstamm.

Maria Theresia, Karls VI. älteste Tochter, die in Folge der pragmatischen Sanktion die Regierung sämmtlicher österreichischen Erbstaaten übernahm, hatte durch ihre Vermählung (1736) mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen das Großherzogthum Toskana, welches Franz gegen Lothringen eingetauscht hatte, mit der österreichischen Monarchie vereinigt. Doch von allen Seiten erhoben sich Ansprüche gegen sie, u. keine von den Mächten, welche die Garantie der pragmatischen Sanktion übernommen hatten, zeigte sich zu deren Erfüllung sehr geneigt. Bayern, Pfalz und Köln verlangten der Kaiserin die Anerkennung als Erbin von O. und Böhmen, und Preußens König, Friedrich II., machte plötzlich Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Wohlau und Brieg. Dies waren die Anfänge zu dem nun beginnenden österreichischen Erbfolgekrieg, in dem es sich um O.s Existenz handelte. Während die österreichischen Minister sich noch um die Anerkennung der Mächte bemühten, während man noch mit Bayern unterhandelte, dessen Kurfürst Karl Albrecht seine Ansprüche auf seine gerade Abstammung von Anna, der ältesten Tochter Ferdinands I., gründete, brach Friedrich II. von Preußen am 23. Dec. 1740 mit 20 000 Mann in Schlesien ein, das bald, bis auf Glogau, Brieg, Glatz und Neisse, in den Händen der Preußen war. Um O. zu schwächen, brachte der Kardinal Fleury eine Verbindung zwischen Frankreich, Preußen, Spanien, Bayern und Sachsen zu Stande, die der Kaiserin den größten Theil ihrer Besitzungen zu rauben bestimmt war. August III. von Sachsen machte vermöge seiner Verheirathung mit einer Tochter Josephs Erbansprüche; Spanien wünschte Parma und Piacenza, machte sogar Ansprüche auf die ganze Erbschaft; der König Karl Emanuel von Sardinien wollte Mailand, so daß nur Ungarn, Niederösterreich, Kärnthen, Krain und Steiermark Maria Theresia behalten sollte. Der Kurfürst von Bayern nahm den Titel als Erzherzog von O. an; wurde als König von Böhmen in Linz und Prag gekrönt und als Karl VII. 1742 zum Kaiser erwählt. Zugleich war eine französische Armee erschienen, und ein preußischer Angriff auf Hannover brachte den einzigen Bundesgenossen O.s, England, zu einem Vergleich. In dieser drangvollen Lage berief Maria Theresia die ungarischen Stände nach Preßburg und begeisterte die versammelten Magnaten und Landboten so für sich, daß sie die Schwerter zogen und für ihren „König" kämpfen und sterben zu wollen schwuren. Nachdem man darauf mit Friedrich II. einen geheimen Vertrag abgeschlossen hatte, worin er gegen Abtretung Niederschlesiens bis an die Neisse sich größerer Kriegsunternehmungen gegen Hannover und O. zu enthalten versprach, während der Krieg zum Scheln fortdauern sollte, vertrieben die österreichischen Truppen unter Khevenhüller die Franzosen aus Böhmen, eroberten Linz, Passau und München und kämpften auch auf andern Punkten in Bayern mit Glück. Dies machte jedoch Friedrich II. besorgt, der, unbekümmert um den oben erwähnten Vertrag, gegen den Herzog Karl von Lothringen zog und zwischen Chotusitz und Chaslau einen glänzenden Sieg erfocht, in Folge dessen Maria Theresia im Frieden zu Breslau (4. Juni 1742) Schlesien nebst der Grafschaft Glatz mit Ausnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf, im Ganzen 709 □Meilen, an Preußen abtrat. Der Kurfürst von Sachsen versprach die Anerkennung der pragmatischen Sanktion. Von diesen Feinden befreit, konnte O. alle Kräfte gegen die Franzosen u. Bayern wenden, die endlich Friedensvorschläge thaten. Da jedoch außer England auch Holland durch Subsidienzahler O. zu Hülfe kam und der König von Sardinien sich verbindlich gemacht hatte, eine Armee Karls in die Lombardei eintrücken zu lassen, so setzte Maria Theresia den Kampf in Böhmen um so energischer fort. Nach dem Tode des Kardinals Fleury, des heftigsten Gegners O.s, auch von den Franzosen verlassen, mußte Karl VII. seinen Erbansprüchen auf die österreichischen Länder entsagen und das kurz vorher wiedergewonnene Bayern bis zum definitiven Frieden den Oesterreichern übergeben, die sofort eine eigene Landesadministration einsetzten. Der französische General, Herzog von Noailles, wurde bei Dettingen am 27. Juni 1743 von den Engländern, in Verbindung mit 16 000 Oesterreichern, geschlagen und mußte über den Main u. Rhein sich zurückziehen. Maria Theresia trat 1743 dem König von Sardinien für geleistete Hülfe mehre Grafschaften in Oberitalien, sowie Piacenza und einen Theil von Parma ab und schloß mit England und Sardinien ein neues Bündniß, in Folge dessen die Spanier geschlagen wurden. Jetzt erst erklärte Frankreich direkt den Krieg an O., Holland und England, u. es entspannen sich neue Kämpfe in den Niederlanden und im Elsaß, wo unter dem Prinzen Karl die österreichischen Waffen siegreich vordrangen, so daß Ludwig XV. selbst auf dem Kriegsschauplatz zu erscheinen für gut befand. Friedrich II., der mit Besorgniß diese Fortschritte der österreichischen Waffen sah, eilte mit einem Heer von 100,000 Mann Karl VII. zu Hülfe, erschien im Mai 1744 in Böhmen und begann so den zweiten schlesischen Krieg (1744—45). Karl VII. starb jedoch am 20. Januar 1745 und sein Land fiel abermals in die Hände der Oesterreicher. Maria Theresia's Gemahl wurde als Franz I. deutscher Kaiser. Friedrich II., dessen Friedensvorschläge Maria Theresia, gestützt auf ein neues Bündniß mit England, Holland und Sachsen, abgewiesen hatte, eröffnete einen neuen Feldzug in Schlesien (1745) und erfocht am 4. Juni bei Hohenfriedberg einen entscheidenden Sieg, in Folge dessen sich die Oesterreicher nach Böhmen zurückziehen mußten. Nachdem der Prinz von Lothringen bei Soor von den Preußen

Digitized by Google

gänzlich geschlagen worden war, übergab Friedrich dem Prinzen Leopold von Anhalt den Oberbefehl und ging nach Berlin zurück, wo er erfuhr, daß der sächsische Minister, Graf Brühl, den Plan zu einem Angriff auf Berlin entworfen habe, um den König durch den Verlust seiner Hauptstadt zur Wiederherausgabe Schlesiens zu zwingen. Schon waren 7000 Oesterreicher in Sachsen eingerückt, u. der Prinz von Lothringen rüstete sich, durch Zittau in die Lausitz einzudringen. Schnell entschlossen, beorderte Friedrich den alten Dessauer zu einem Angriff auf Sachsen, während er selbst im November heim Heere eintraf und in die Lausitz rückte. Der Fürst von Dessau schlug die Sachsen und eine Abtheilung der Oesterreicher auf den Höhen bei Kesseldorf (15. Dec.) und öffnete sich durch diesen Sieg Dresden, worauf am 25. Dec. 1745 in dem dresdner Frieden Preußen von Neuem in dem Besitze Schlesiens bestätigt wurde. Durch den Frieden zu Füssen (22. April 1745) erhielt der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern seine Staaten zurück, entsagte aber allen Ansprüchen auf die österreichische Erbschaft u. erkannte die pragmatische Sanktion an. So wüthete der Krieg nur noch in Italien und den Niederlanden. Während dort das Glück mehr auf Seite der Oesterreicher war, hatten hier die Franzosen das Uebergewicht, indem der Marschall von Sachsen 1745 die Oesterreicher bei Fontenoi und Raucoup schlug und die österreichischen Niederlande und endlich sogar das holländische Flandern einnahm. Aber trotz dieser Siege geschah nicht eigentlich etwas Entscheidendes, da der Krieg überall ohne rechten Nachdruck geführt wurde, und als endlich England ernstlich auf den Frieden drang, wurden die Unterhandlungen zu Aachen eröffnet und am 18. Okt. 1748 ein Friede abgeschlossen, in dem O. die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den spanischen Infanten Don Philipp und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtrat. Maria Theresia benutzte die nun eintretende Ruhe zur Entwickelung und Hebung der Kräfte ihrer Länder, sowie zur bessern Gestaltung ihrer Armee. Um aber das verlorene Schlesien wieder zu erlangen, verband sie sich mit Rußland, Schweden, Sachsen und Frankreich. Friedrich II. kam durch den Angriff auf Sachsen seinen Feinden zuvor, und so entstand der siebenjährige Krieg (s. d.) von 1756—63, in Folge dessen Maria Theresia im hubertsburger Frieden die Bedingungen des breslauer und dresdner Friedens bestätigen mußte. In dieser Zeit kam in O. das erste Papiergeld auf, Staatsobligationen genannt, zu deren Umsetzung Kaiser Franz eine Bank errichtete. Nach des letzteren Tode (18. Aug. 1765) wurde sein ältester Sohn, Joseph II., Mitregent seiner Mutter in den Erbstaaten und deutscher Kaiser. Maria Theresia selbst, unterstützt von ihrem Minister Kaunitz, beförderte Ackerbau, Handel und Gewerbe, verbesserte die Rechtspflege, gründete viele Schulen, stellte die Mißbräuche der Geistlichkeit ab und hob den Jesuitenorden in ihren Staaten auf. Die 1772 erfolgte erste Theilung Polens vergrößerte O. mit Galizien und Lodomerien, und 1777 trat die Türkei durch einen Vertrag die Bukowina ab. Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz hatte nach dem Aussterben der wittelsbacher Linie Bayern geerbt, das nach seinem Tode an O. fallen sollte; dagegen protestirte der Herzog von Zweibrücken, und es entstand daraus 1778 der bayerische Erbfolgekrieg, der aber schon 1779 durch den Frieden zu Teschen geendigt wurde. O. entsagte darin seinen Ansprüchen auf Bayern gegen Abtretung des Amts Burghausen im Innviertel, der Grafschaft Falkenstein und anderer Besitzungen. Maria Theresia † am 28. Nov. 1780 und hinterließ dem im Innern blühenden und bis auf 11,070 □M. mit 24 Mill. Einw. erweiterten Staat ihrem Sohne Joseph II., der nun um so entschiedener im Geiste des aufgeklärten Despotismus jener Zeit seine Reformen begann, je länger er an der Ausführung seiner Pläne durch seine Mutter zurückgehalten worden war. Bei seinen Handlungen überall zu rasch verfahrend, dabei weder geschichtlich begründete Rechte, noch den Kulturzustand des Volkes und die Verfassung seines Reiches gehörig berücksichtigend, erreichte er aber nur einen kleinen Theil Dessen, was er erstrebte, und machte dabei bittere Erfahrungen, wie sie sein redlicher Wille nicht verdiente. Er schaffte die Büchercensur ab und hob 900 Klöster und Stifter auf, um aus den Einkünften derselben Schulen und andere gemeinnützige Anstalten zu stiften, führte durch sein Toleranzedikt 1781 Duldung aller Religionsparteien ein und erlaubte den Protestanten öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes; auch hob er den engen Zusammenhang der katholischen Geistlichen seines Landes mit Rom und die Abhängigkeit derselben vom Papste auf. Im Umfang der ganzen Monarchie schaffte er 1781 die Leibeigenschaft ab, und durch Belebung des Ackerbaues und des Handels suchte er das Vermögen des Staates zu vermehren, während er die Ausgaben des Hofes und des Staatsdienstes verminderte. Ebenso rücksichtslos, wie im Innern, verfuhr Joseph in seinen Verhältnissen zu andern Staaten. So hob er in Holland den Barrièrevertrag auf und verlangte, daß die Schelde den österreichischen Schiffen geöffnet würde, mußte sich jedoch, da die Holländer sich in diesem Punkte hartnäckig widersetzten, mit einer Entschädigungssumme von 9 Millionen Gulden begnügen. Um seine Monarchie zu arrondiren, wollte er 1785 die Niederlande gegen Bayern austauschen; allein der Herzog von Zweibrücken widersetzte sich, u. Friedrich II. stiftete, diesem Plane entgegen, den deutschen Fürstenbund (23. Juli 1785). In den Niederlanden veranlaßten die Beschränkung der Universität Löwen, die Errichtung eines Generalseminars und die Aufhebung der niederländischen Verfassung (1. Jan. 1787) einen allgemeinen Aufstand (1789), in Folge dessen sich die Niederlande für unabhängig erklärten (1789 bis 1790). Der Anfang für O. unglückliche Krieg, welchen Joseph in Verbindung mit Rußland 1788 mit den Türken begonnen, wendete sich zwar zu Gunsten der Oesterreicher; aber der Gram darüber, daß die Mißstimmung in allen Ländern der Monarchie ihn zwang, viele seiner Verfügungen zurück zu nehmen, beschleunigte Josephs Tod, der am 20. Febr. 1790 erfolgte. Es gehörte ganz der Charakter seines Bruders und Nach-

Digitized by Google

folgers, des bisherigen Großherzogs von Toskana, Leopold II., dazu, um die aufgeregten Länder zu beruhigen. Die Differenz mit Preußen beh der Vertrag zu Reichenbach (27. Juli 1790) und den Krieg mit den Türken endigte der Friede zu Sistowa (30. Dec. 1790), in welchem Leopold sogar einige Grenzorte zurück erhielt. Durch kluge Nachgiebigkeit wurde Ungarn beruhigt; nur gegen die Niederlande mußte Leopold zu den Waffen greifen. Ludwigs XVI. von Frankreich Gefangennehmung und die Ausbreitung der französischen Revolutionsgrundsätze veranlaßten ihn zum Bündniß mit Preußen; ehe es jedoch zum Kriege kam, † Leopold II. am 1. März 1792.

Ihm folgte Franz II. in der Regierung der österreichischen Erblande und am 5. Juli auf dem deutschen Kaiserthron. Schon am 20. April erklärte ihm als König von Ungarn und Böhmen Frankreich den Krieg, der am 17. Oct. 1797 mit dem Frieden zu Campo-Formio endete, in welchem der Kaiser Belgien an Frankreich abtrat u. seinen italienischen Besitzungen mit der Hauptstadt Mailand entsagte, wogegen er Venedig, Istrien und Dalmatien erhielt. Da O. 1795 bei der dritten Theilung Polens Westgalizien erhalten hatte, so ging es an Länderumfang stärker aus seinem ersten Kampfe gegen die französische Revolution hervor, wogegen freilich die innere Macht des Staates geschwächt war. Anfangs 1795 begann der Kaiser Franz, mit Rußland verbunden, den Krieg gegen Frankreich aufs Neue; Bonaparte erzwang jedoch den Frieden zu Luneville (9. Febr. 1801), in welchem für O. im Ganzen die Bedingungen des Friedens zu Campo-Formio bestätigt wurden. Es mußte zwar den Breisgau an den Herzog von Modena abtreten, erhielt jedoch dafür die tyroler Bisthümer Trient und Brixen, so daß es, mit Einschluß der letzten Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abtretungen an Frankreich, noch 254 □Meilen gewonnen hatte und 12,000 □Meilen umfaßte, freilich mit einer Schuldenlast von 1220 Millionen Gulden. Da Napoleon sich 1804 zum Kaiser der Franzosen hatte machen lassen, so erklärte Franz II. am 11. Aug. 1804 seine Länder zu einem Kaiserthume und sich zum erblichen Kaiser. Noch einmal griff 1805 Franz, mit Rußland und Großbritannien verbindet, zu den Waffen gegen Napoleon; aber im raschen Siegeslaufe drang dieser in das Herz der Monarchie ein, hielt am 14. Nov. seinen Einzug in Wien, lieferte am 2. Dec. die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz und diktirte den Frieden zu Preßburg (26. Dec. 1805), in dem O. alle seine Besitzungen in Italien verlor, Burgau, Eichstädt, den Antheil an Passau, ganz Tyrol, Vorarlberg, Hohenems, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an Bayern, die 5 Donaustädte, die Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Vogtei Altorf und einen Theil des Breisgaus an Würtemberg, den übrigen Theil des letztern, die Ortenau und Konstanz an Baden abtreten mußte, wofür O. nur Salzburg und Berchtesgaden und für einen österreichischen Prinzen die erbliche Würde eines Hochmeisters des deutschen Ordens erhielt. O. hatte durch diesen Krieg 1000 □Meilen mit 3 Millionen Einwohnern und den größten Theil seines Einflusses auf Deutschland eingebüßt. Nach der Errichtung des Rheinbunds entsagte Kaiser Franz II. am 6. Aug. 1806 der deutschen Kaiserwürde, welche seine Familie fast 500 Jahre bekleidet hatte, und nannte sich nun Franz I., Kaiser von O.

Durch den Kampf von 1805 und die darauf folgenden Ereignisse war O. so geschwächt worden, daß es in dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen 1806—7 neutral bleiben mußte. Als aber Portugiesen und Spanier sich mit Erfolg gegen die aufgedrungene französische Herrschaft erhoben, begann auch O. zu rüsten. Am 6. April 1809 erging ein Aufruf des Erzherzogs Karl an das ganze Heer, am 9. überschritten die österreichischen Truppen die Grenzen und am 15. erklärte O. an Frankreich förmlich den Krieg. Proklamationen suchten einen Aufstand des Volkes gegen das fremde Joch zu erregen; aber nur die treuen Tyroler folgten den Aufrufen, in O. selbst fanden sie wenig Anklang. Bald hatten die Oesterreicher München besetzt (am 16. April), erlitten aber dann in rascher Folge bei Pfaffenhofen, Puch, Hausen, Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg (vom 19—23. April) schmerzliche Niederlagen, und schon am 12. Mai zogen die Franzosen abermals in Wien ein. Zwar gewann der Erzherzog Karl am 21. die Schlacht von Aspern und Eßlingen, aber Erzherzog Karl that nach dem errungenen Siege nichts Entscheidendes, und so trat bei dem Hauptheere in Südeutschland eine sechswöchentliche Waffenruhe ein. Nach der von Napoleon gewonnenen Schlacht bei Wagram (4. Juli) ward am 12. Juli ein Waffenstillstand geschlossen, dem der Friede zu Wien (14. Okt. 1809) folgte, worin O. an Bayern Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel und das Hausruckviertel, an Sachsen die böhmischen Exklaven in der Oberlausitz und zugleich an den König von Sachsen als Herzog von Warschau Westgalizien, an Rußland den tarnopoler Kreis in Ostgalizien, die Grafschaft Görz aber, Triest, den villacher Kreis in Kärnthen, Fiume, Istrien und alles auf dem rechten Ufer der Sau liegende Gebiet an Frankreich abtrat. So hatte O. abermals 2000 □Meilen mit 3½ Millionen Einwohnern und über 11 Millionen Gulden Einkommen verloren und ging nicht mehr mit der See zusammen, während ihm auch zugleich seine Militärgrenze genommen worden war. Dennoch erfolgte 1810 die Verbindung Napoleons mit der Erzherzogin Maria Luise, des Kaisers ältester Tochter, und am 11. März 1812 verband sich O. sogar mit Napoleon zu einem Kriege gegen Rußland. Ein österreichisches Hülfscorps unter dem Fürsten von Schwarzenberg ging, während Napoleon mit der großen Armee gegen Moskau vordrang, am 2. Juli 1812 über den Bug, ward aber durch Streifzüge der Russen bald von weiterem Vordringen abgehalten und konnte auch im October den Franzosen beim Uebergang über die Beresina nicht zu Hülfe kommen. Als die Vernichtung der großen Armee offenkundig war, zog sich Fürst von Schwarzenberg nach Galizien zurück und erklärte sich für neutral. O. trennte sich von dem Bündnisse mit Frankreich, hielt jedoch noch eine strenge Neutralität aufrecht und

Digitized by Google

vermittelte einen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten, während dem zu Prag Friedensunterhandlungen geführt werden sollten. Als aber der prager Kongreß ohne Resultat blieb, trat O. der russisch-preußischen Allianz bei und erklärte am 12. August Napoleon den Krieg. Durch die Schlacht bei Leipzig (18. Okt. 1813), an welcher die österreichischen Truppen ruhmvollen Antheil nahmen, erfolgte die Befreiung Deutschlands, worauf sich der Rheinbund auflöste; im Januar 1814 gingen die Verbündeten über den Rhein u. bekämpften Napoleon in seinem eigenen Lande, und wenn auch O. jetzt etwas uneinschlossen zu Werke zu gehen schien, so brachte es doch bald alle Familienrücksichten dem allgemeinen Wohle zum Opfer und willigte in die unbedingte Abdankung Napoleons. In dem Frieden zu Paris vom 1814 erhielt es den zu einem lombardisch-venetianischen Königreiche erhobenen Theil Italiens und die früher abgetretenen Theile seiner Erbländer nebst Dalmatien zurück, während der bisherige Großherzog von Würzburg, Ferdinand III., sein Land an Bayern abtrat und Toskana wiederbekam. Durch die neue Gestaltung Europa's auf dem wiener Kongreß 1815 u. durch den am 14. April 1816 mit Bayern geschlossenen Vertrag erhielt die österreichische Monarchie, abgesehen von Toskana, Modena und Parma, nicht nur einen Zuwachs von etwa 150 □Meilen, sondern gewann auch wesentlich in Hinsicht auf Lage, Abrundung und Handel, sowie durch das Präsidium auf dem neugeschaffenen deutschen Bundestage.

So war O. groß und einflußreich aus dem langen, oft gänzlichen Untergang drohenden Kampfe hervorgegangen. In Italien bildete es die bestimmende Macht, im deutschen Bunde hatte es die erste Stelle, auf die slavischen Staaten war es nicht ohne Einfluß. In dieser Stellung fühlte es sich besonders dazu berufen, die neu begründete Ordnung, das Gleichgewicht in dem europäischen Staatensystem aufrecht zu erhalten und, im strengsten Sinne konservativ, allen revolutionär scheinenden Bewegungen mit Energie entgegen zu treten. Zuerst benutzte es unter Metternichs (s. d.) Oberaufsicht und kluger Leitung die Ruhe des Friedens, um die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Lande geschlagen, und die Aufregungen, welche die Freiheitskämpfe in ihrem Gefolge hatten, zurückzudrängen. Zu diesem Zweck wurde es die karlsbader Beschlüsse (20. Sept. 1819) durchzusetzen, und eben so großen Einfluß entwickelte es auf dem 1819 zu Wien gehaltenen Ministerialkongreß aller Mitglieder des deutschen Bundes, der die Schlußakte des deutschen Staatenbundes entwarf. Auf den Kongressen zu Troppau 1820, Laibach 1821 und Verona 1822 war O. die erste Macht. Oesterreichische Truppen stellten in Neapel und Piemont die monarchischen Rechte wieder her und blieben bis 1827 in Neapel und Sicilien. An der franz. Intervention in Spanien 1823 hatte O. diplomatisch Antheil. Der Erhebung des griech. Volks anfangs abgeneigt, trat es dem Bunde Rußlands, Großbritanniens und Frankreichs zur Pacifikation Griechenlands nicht bei; nachdem aber Griechenland ein selbstständiger Staat geworden war, war es auch O.s Sorge, in diesem Lande eine monarchische Regierung herstellen zu helfen. Durch seine Lage an der Donau auf die Abwehr der russischen Eroberungsplane in der Türkei angewiesen, suchte O. die Pforte zu stützen und beförderte die Ausgleichung zwischen Rußland und der Pforte, bewirkte auch die Räumung der Donaufürstenthümer von türkischen Truppen, dadurch aber 1826 den Abschluß der Konventen zu Akjerman, die dann dem Frieden zu Adrianopel zu Grunde gelegt wurde. Ein Konflikt mit Marokko 1828 ward durch den Präliminarvertrag vom 2. Febr. 1830 beigelegt. Auf diese Weise wußte O. bis 1830 Frieden und Mäßigung aufrecht zu erhalten und sich zu kräftigen, so daß es wohlgerüstet da stand und seine deutschen Staaten in tiefer Ruhe schlummerten, als die Julirevolution von 1830 in Frankreich ausbrach, als Belgien sich von Holland losriß, als fast in allen deutschen Bundesstaaten drohende Bewegungen Statt fanden. Nach dem Vorgange Englands erkannte O. ohne Zögern die neue Dynastie in Frankreich an, in Bezug auf die belgischen Angelegenheiten nahm es thätigen Antheil an der londoner Konferenz. Die Aufstände, welche 1831 in Modena, Parma und im Kirchenstaate ausbrachen und 1832 sich erneuerten, unterdrückte es mit leichter Mühe. Der polnischen Revolution gegenüber schien O. anfangs eine strenge Neutralität beobachten zu wollen. Als aber der polnische General Dwernicki mit seinem Corps sich auf österreichisches Gebiet gedrängt sah, ward dasselbe entwaffnet und nach Ungarn gelegt, während man eine russische Heeresabtheilung, welche sich vorher auf österreichischen Boden geflüchtet hatte, später entließ und mit den polnischen Waffen ausrüstete. Die Unruhen in den deutschen Staaten veranlaßten die Bundesbeschlüsse von 1832 und die Ministerialkonferenzen von 1834. Der Tod des Kaisers Franz I. (2. März 1835) änderte sehr wenig in dem Regierungssysteme O.s. Franz' ältester Sohn und Nachfolger, Ferdinand I., erklärte bei seiner Thronbesteigung, im Geiste seines Vaters fortregieren zu wollen. Die Leitung des Staatsruders behielt Fürst Metternich, den ihm Franz noch in seinem Testamente als seinen treuesten Freund und erprobtesten Diener empfohlen hatte. Auch die übrigen obersten Staatsämter blieben besetzt wie zuvor; nur im Einzelnen, namentlich in der Rechtspflege, traten einige mildernde Neuerungen ein. Bei der Krönung in Mailand erfolgte eine Amnestie für politische Vergehen im lombardisch-venetianischen Königreich; 1838 wurde mit England der frühere Schiffahrtsvertrag erneuert, mit Griechenland 1839 ein Handelsvertrag geschlossen. Die lange bestandene Uebereinstimmung zwischen den Großmächten rührte eine Zeit lang die orientalische Frage. O. hatte auch hier den bestehenden, gesetzmäßigen Zustand vertheidigt, und als Frankreich allein Mehemed Ali in seinen Schutz nehmen wollte, bewirkte O. vor Allem die Ausschließung dieses Staates von den Konferenzen der übrigen Mächte. Darüber kam es zu gegenseitigen Rüstungen; doch wurden durch das Abtreten des Ministeriums Thiers und durch Guizots verföhnliche Politik die Zwistigkeiten bald wieder ausgeglichen, bis

die durch die 1846 ausgebrochene polnische Insurrektion veranlaßte Aufhebung des Krakauer Freistaates, welcher O. einverleibt wurde, neuen Zwiespalt erzeugte. Frankreich und England protestirten gegen diese von O. in Verbindung mit Preußen und Rußland beschlossene und ausgeführte Aufhebung der Republik Krakau als gegen eine Verletzung der wiener Verträge; doch blieb es vor der Hand bei den Protestationen.

Indessen waren trotz der langen Friedensperiode, der einflußreichen Stellung in Deutschland und der scheinbaren innern Ruhe im Kaiserstaat die Zustände im Innern allmählig zu einer bedenklichen Krisis gediehen, hatten der öffentliche Geist und die politische Stimmung in O. im Stillen tiefe und bedeutungsvolle Veränderungen erlitten. In den einzelnen Nationalitäten war eine mächtige Opposition groß geworden, und die alte Taktik, einen Völkerstamm durch den andern in Schach zu halten, wollte nicht mehr gelingen. In Ungarn war die alte ständische Opposition immer entschiedener in einen nationalen Gegensatz gegen die österreichische Regierung umgeschlagen, zumal seit dem Tode des geschmeidigen Erzherzogs Palatinus Joseph (1847). In Siebenbürgen forderten die Walachen (Rumänen), auf ihre historische Ersigeburt als Urbesitzer des Landes gestützt, gleiche politische und territoriale Berechtigung mit den Sachsen, Magyaren u. Szeklern, und auch in Kroatien regte sich der nationale Gedanke, angefacht durch L. Gaj. Gefährlicher noch für das alte System war die durch die physische und moralische Berührung mit Deutschland empfangene geistige Bewegung in den deutsch-österreichischen Bundesländern, die auch die strengsten Censurmaßregeln nicht mehr zu unterdrücken vermochten. War in der Heimath jeder literarische Aufschwung über das Bestehende abgeschnitten, so flüchtete er um so stürmischer über die Grenzen mit seinen Wünschen, Beschwerden und Forderungen. Andrians Schrift: „O. und dessen Zukunft", die eine durchgreifende Reform in öffentlichen und ständischen Verhältnissen, an der Stelle der geistesarmen und verlebten Bureaukratie die mittelalterlichen Korporativgewalten in verklärter Jugendreinheit, eine kräftige Volksvertretung, um auf dieser eine Patrie für den begüterten Adel zu errichten, verlangte, ward das Programm der Oppositionen der in den altösterreichischen Landen bestehenden Stände, namentlich der böhmischen und niederösterreichischen, deren Streben mit dem damals allen Ständeversammlungen Deutschlands gemeinsamen Bemühungen zusammen fiel: sich gegenüber der Bureaukratie einen festen Antheil der Regierung zu sichern. Die Regierung blieb sich diesen Vorgängen gegenüber in ihrem Verfahren gleich. Sie fahndete auf die verpönten Bücher in den Magazinen der Buchhändler, konnte aber nicht hindern, daß, während ein Exemplar konfiscirt wurde, Hunderte von Hand zu Hand gingen. Sie ertheilte den Ständen beschränkende Zurechtweisungen, ohne daß sie Kraft und Muth gehabt hätte, ihnen den Rechtsboden zur Fortsetzung des Kampfes zu schmälern. Das nationalökonomische System, wonach die materiellen Interessen der Völker des großen Reichs geleitet wurden, war und blieb das des probibitiven Selbstgenügens. Statt die Robproduktion und die erste Verarbeitung kräftig zu schützen, erhob der Staat lange Zeit einen Ausfuhrzoll von den Erzeugnissen, der den Gewerbfleiß des Inlandes zu Gunsten des Auslandes hemmte. In den Finanzen herrschte Furcht und Gebeimniß zugleich; es war nichts öffentlich außer den ungeheuren Anleihen, nichts sicher, als daß der Staat mit Mühe die Last seines Budgets trug. Die allgemeine Abstumpfung zeigte sich selbst auf dem Gebiet, auf dem der gefeierte Vorkämpfer der österreichischen Staatskunst, Metternich, seine glänzendsten Triumphe gefeiert. Die österreichische Diplomatie war an das Stadium einer quietistischen Selbstgenügsamkeit getreten, in dem sie jede Betheiligung nach außen vermied und sich mit der erlangten faktischen Hegemonie begnügte, statt sie konsequent zu befestigen und fortzubilden. Im Widerspruch gegen die großen Erinnerungen der frühern Legitimitätskämpfe begnügte man sich, den Carlisten in Spanien und den Sonderbündlern der Schweiz heimlich einige Millionen zu schicken; aber auch diese hinausgeworfenen Millionen dienten nur dazu, die allgemeine Unzufriedenheit zu steigern. Am mächtigsten war die Opposition in Italien aufgeflammt, wo sie sich an den Reformbestrebungen Pius' X. nährte, und schon war die revolutionäre Bewegung daselbst in vollem Gange, als die großen Ereignisse von 1848 die Welt erschütterten. Der Februarsturm verbreitete einen panischen Schrecken auf der Börse, der rasch ins Publikum überging. Man drängte sich zu den Bankkassen, um ihre Noten in Silber zu wechseln; man erzog das wenige noch umlaufende Metall dem Verkehr. Die Tag für Tag sich wiederholenden Berichte der öffentlichen Blätter machten inzwischen die Bevölkerung mit Begriff und Wirkung von Petitionen, Adressen, Volksversammlungen vertraut; die verwandten politischen Elemente schlossen den selbst zusammen und bildeten unsichtbare Körper, nach der Absicht oder Zufall ihnen bestimmte Gestalt gaben. Die Mitglieder der böhmischen Ständeopposition hatten sogleich Schritte gethan, um die Zusammenberufung zu beschleunigen. Die Berufung der niederösterreichischen Stände, ursprünglich auf den 24. März beabsichtigt, war für den 13. März festgestellt worden, und die Oppositionsmitglieder hatten es kein Hehl, daß der ständische Ausschuß Anträge ernster Art für diesen Tag vorbereite. Damit war den schwankenden Wünschen und Hoffnungen ein bestimmter Anhalt gegeben, und als Folge machte sich geltend, daß die mittelalterlich aristokratische Korporation des Kleinsten Erbfürstlandes eine Wichtigkeit erhielt, auf die sie in keiner Art Anspruche hatte. Auf der andern Seite kam von Ungarn her der Anstoß zu bestimmtem und unmittelbaren Handeln. Vergebens hatte die Regierung im letzten Augenblick den in Folge der Nachricht von der Februarrevolution ausgebrochenen Sturm durch Konzessionen zu beschwichtigen gesucht; Kossuth (s. d.) übersah den ganzen Umfang der Stellung, u. in einer gewaltigen Rede forderte er am 3. März für Ungarn die ganze Fülle wahrhaft parlamentarischer Einrichtungen, für all-

Digitized by Google

Provinzen die Gesammtbürgschaft konstitutioneller Formen. Diese Rede, die in keiner der außer Ungarn erscheinenden österreichischen Zeitungen erwähnt werden durfte, ging in einzelnen Abdrücken und in schriftlichen Auszügen nach den Provinzen und verbreitete sich wenigstens in mündlicher Ueberlieferung überallhin. Dieser drohenden Krise wußte die Regierung nichts gegenüberzustellen, als ein Obercensurgericht, das als entstellter Plagiat des preußischen dessen Fehler steigerte, die Einsetzung eines eigenen Referenten für ständische Angelegenheiten und Fragen bei derselben Hofkanzlei und aus ihrer Mitte, an der bisher jeder Versuch ständischer Wirksamkeit abgeprallt war, und endlich den von Finanzminister Kübeck ausgearbeiteten Plan, mit dem ständischen Centralkomité finanzielle Reformen zu berathen. Vergebens sollen in einem damals gehaltenen Familienrath der gesunde Verstand der Erzherzogin Sophie, die klare Personen- und Sachkenntniß des Erzherzogs Johann sich aufs Entschiedenste für gründliche Reformen ausgesprochen haben; vergebens soll sogar der Staats- und Konferenzminister Kolowrat dieser Ansicht beigetreten sein. Erzherzog Ludwig und Metternich blieben fest; man war entschlossen, den Volkswünschen zu widerstehen. Durch dies schroffe Festhalten eines Systems, das in seinen letzten Folgen die Hoffnungen des einstigen Thronfolgers selbst zu gefährden schien, wurde selbst die Hofpartei, die zunächst um den Erzherzog Franz Karl und dessen Gemahlin stand, in die Opposition getrieben. In der Sitzung des wiener Gewerbevereins am 8. März, welcher der Erzherzog Franz Karl und Minister Kolowrat beiwohnten, erhob sich der Vorsitzer Arnbaser mit dem Vorschlag einer Adresse an den Kaiser, die sogleich vorgelesen und mit Akklamation angenommen wurde und die der Erzherzog selbst dem Kaiser zu übergeben versprach. Damit war das Schlagwort gegeben. In wenigen Tagen erfolgten zu Prag und Grätz die Ausbrüche der öffentlichen Meinung, in Wien selbst steigerte sich die Aufregung von Tag zu Tag. Die Regierung hatte das Entstehen einiger Vereine zugelassen, die über rein materielle Interessen oder Genüsse hinaus höhere geistige Zwecke verfolgten und nun durch ihre Organisation plötzlich zu politischen Sammlungsapparaten wurden. Der wichtigste darunter war der juridisch-politische Lesevereins, welcher die Mehrzahl der Intelligenzen zu höherer Geselligkeit und wissenschaftlich publicistischem Verkehre vereinigte und bei dem Mangel jedes wirklich öffentlichen Lebens und der verhältnißmäßigen Lese- und Redefreiheit, die diesem Verein der stille Schutz einiger hochstehender älterer Mitglieder erhielt, bald die Freistätte für jede unabhängige Meinungsäußerung und für die offene Kritik über allgemeine wie heimathliche politische und soziale Zustände geworden war. Außerdem war noch die Concordia vorhanden, ein anfangs von der Polizei chikanirter, zuletzt verdrießlich geduldeter Verein von Schriftstellern und Künstlern zu wöchentlichen geselligen Abendversammlungen. Alle diese Vereine standen unter sich, sowie mit dem Gewerbeverein, in geistigem Zusammenhang und bildeten in der That eine große Gemeinschaft, der nur die bestimmten Formen eines Klubs fehlten, um das gebildete Publikum in sich zu fassen. Ein Privatkreis, der sich bei dem Führer der ständischen Linken, dem nochmaligen Minister Doblhoff, in dessen Amtswohnung als ständischer Ausschuß seit längerer Zeit versammelte, hatte sich durch die Aufnahme hervorragender ausgezeichneter Persönlichkeiten aus den verschiedensten Richtungen des Fortschritts zu einer Versammlung erweitert, welche die Spitzen und Ausläufer aller oppositionellen Bestrebungen gleichsam im Anzuge zusammenfaßte. Aus einem engern Kreise dieser großen Genossenschaft, der zunächst mit dem der persönlichen Freunde Doblhoffs zusammenfiel, ging die zweite Adresse an die Stände hervor, die zwischen dem 7. und 8. März dem wiener Publikum in zahlreichen Kopien zur Unterschrift vorgelegt wurde. Die im Umlauf befindlichen Exemplare kehrten mit Tausenden von Unterschriften bedeckt zurück, unter denen die Namen einer großen Menge von Kapitalisten, Großhändlern, Professoren und höheren Staatsbeamten sich befanden. Am Nachmittag des 11. März wurden die gesammelten Petitionen von zwei ihrer ersten Urheber zu dem versammelten ständischen Ausschusse gebracht und von diesem zur Uebergabe an die Stände übernommen. Während um dieselbe Zeit die nationale Partei in Prag die allgemeinen politischen Bedürfnisse zu ihren Zwecken ansbeutete und rasch und entschlossen bis an die äußerste Grenze der Gesetzlichkeit ging, war die Bewegung in Wien ein Produkt der liberalen Reflexion überhaupt und trat in dem Augenblick wieder zurück, wo es über die strenge Form hinauszugehen galt. Aber Wien hatte noch ein Element der Bewegung, auf das die vorsichtigen Revolutionäre in Staats- und Bürgeruniform kaum gedacht hatten: die Studenten. Der am Faschingsdienstag (7. März) von einem jungen Mediciner im lustigen Kreise den Versammelten hingeworfener Vorschlag, wie alle Welt, auch eine Petition einzureichen, wurde mit Begeisterung aufgenommen und eine sorgfältig ausgearbeitete Adresse an den Kaiser in der großen Aula der Universität zur Unterschrift ausgelegt, welche die Professoren Hye und Endlicher unmittelbar in die Hände des Kaisers zu legen versprachen. Kalt vom Erzherzog Ludwig empfangen, zu dem sie Graf Kolowrat geführt, wurden die beiden Abgesandten Abends beim Kaiser mit der Bittschrift vorgelassen. Man gewährte Nichts, aber man versprach gewiß zu erwägen. Noch in später Stunde des 12. März eilten vertraute Studenten umher und luden die verschiedenen Kollegien für den folgenden Morgen auf die Universität, um den Erfolg der Audienz ausführlich zu vernehmen. Zur bestimmten Stunde, am Morgen des 13. März, versammelten sich die Studirenden in der großen Aula, wo ihnen Hye den Bericht über den Erfolg ihrer Deputation gab. Vergeblich suchte er ihnen begreiflich zu machen, wie huldvoll den Umständen nach die Aufnahme, wie günstiger Verbedeutung die Antwort gewesen; unter dem Ruf: zum Landhaus! strömte die Versammlung auf den Universitätsplatz und zog von hier aus raschen Schritts, aber stumm und unbewaffnet, durch

die Gassen nach dem Ständehause, dessen geräumiger Hof bald von einem unabsehbaren Menschenstrom angefüllt war. Fischhof, damals Wundarzt im Spital, übernahm es zuerst, dem Bedürfniß der Menge durch Worte zu genügen. Auf die Schultern einiger Studenten gehoben, begann er in feuriger, kurzer Rede zur Einheit, zum brüderlichen Zusammenhalten aller österr. Nationalitäten, zur muthigen Inanspruchnahme der politischen Großjährigkeit zu mahnen, legte die Forderungen des Volks, die Unverschiebbarkeit ihrer Erfüllung dar. Donnernde Hochs unterbrachen seine Rede, tausendstimmige Rufe wiederholten die seinigen nach Preßfreiheit, Religionsfreiheit, Ministerverantwortlichkeit, Konstitution. Seiner Rede folgten andere, mit mehr oder weniger Glück vom Giebeldache des im Hofe stehenden Brunnens vorgetragen, und endlich rief man die Namen der populärsten Ständemitglieder, Doblhoffs, Montecuccoli's, Schmerlings. Als die Gerufenen nicht erschienen, rief die ungeduldig werdende Menge nach Fischhof, damit dieser als ihr Wortführer vorangehe, und drängte über die Treppe hinan durch die Gänge und Korridore bis in den Vorsaal, in dem sich verschiedene Mitglieder der Stände, den Beginn der Sitzung erwartend, befanden. Der Landtagsmarschall, Graf Montecuccoli, suchte durch ausweichende Reden zu beschwichtigen; als sich aber im Hofe das Gerücht verbreitet hatte, Fischhof sey verhaftet worden, und der furchtbare Ruf: Verrath! von Mund zu Mund zu gehen begann, trat er mit Fischhof ans Fenster, richtete einige Worte der Beruhigung ans Volk und forderte mit lauter Stimme Fischhof auf, aus den unten Versammelten 12 Männer wählen zu lassen, die den Berathungen der Stände als Zeugen und Vertreter des Volks beiwohnen sollten. Nachdem nun auf Fischhofs Aufforderung der Ständesaal von den Eingedrungenen geräumt worden war, benutzten die Stände die angebotene Pause, um an die Berathung und Abstimmung der vom Ausschusse vorbereiteten Adresse und Zusammenberufung eines in repräsentativem Sinne verstärkten Centralausschusses aller Provinzialstände zu gehen. Während man in der Säulenhalle der Einfahrt die Wahl der vom Volke verlangten Vertrauensmänner vornahm, stieg aus unbekannten Händen aus dem ersten Stock des Gebäudes ein Zettel herab, der die Mittheilung Dessen enthielt, auf was sich die von den Ständen oben diskutirte Adresse beschränke. Ein allgemeiner Sturm der Unzufriedenheit brach los, der sich endlich in dem Ruf zusammenfaßte: „Wir wollen eine Konstitution; es lebe der konstitutionelle Kaiser von Oesterreich!“ Die Deputation des Volks, an ihrer Spitze Fischhof, wurde im Vorsaal der Stände mit ermunternden Worten, in der Sitzung selbst darsch empfangen. Auf die Bemerkung des Landtagsmarschalls: Man habe bisher wohl die Ursache des Tumults angegeben, aber nicht eigentlich die Wünsche, die ihm zu Grunde lägen, antwortete ein Deputirter: man wünsche Preß- und Redefreiheit, Lehr- und Lernfreiheit, Vertretung am deutschen Bunde zu Schutz und Trutz, war aber mit der Aufzählung der Volkswünsche noch nicht zu Ende, als sich der Tumult im Hofe in dem Grade steigerte, daß eine unmittelbare Beschwichtigung der gährenden Elemente nothwendig schien. Aber vergeblich versuchten mehre Standesmitglieder vom Hofbalkon aus der Menge Einhalt zu gebieten, daß den Ständen nur Zeit gegeben werde, ihre Berathungen zu vollenden, sie bitten zustehe, daß ein überlegtes Betrage dem besten zum Ziele führe; der Tumult wuchs, als durch einen Zufall von den zwölf Deputirten Einige in einen andern Korridor geriethen und dort abgesperrt worden waren und die übrigen, sie vermissend, aus dem Fenster riefen: wo sind, wir sind eingesperrt! schwang sich die Wuth gerathene Menge über die Treppe, durch alle Gänge bis in den Vorsaal der Stände, im Nu waren die Thüren, Geländer, Fenster in ihrem Wege zerbrochen und flogen in Trümmern in den Hof. Bei dieser Lage der Dinge erklärte Graf Montecuccoli, daß nun nichts mehr zu thun sey, als sämmtliche Petitionen unverzüglich dem Kaiser zu überreichen. Man gab ihm eilig einige Mitglieder mit, Studenten schlossen sich vorne und hinten an, und unter dem Rufe: Platz für die Stände! begab sich die Deputation durch die grüßenden Massen zu Hofe. In dem verlassenen Ständesaal nahm ein improvisirtes Komité von Bürgern u. Studenten seinen Sitz, um einstweilen die Ordnung einigermaßen zu bewahren. Während man mit Ungeduld die Rückkehr der in die Burg gegangenen Deputation erwartete, begann auf anderer Seite die militärischen Machtmittel zu entfalten. Grenadierkompagnien hatten die Eingänge der Burg sowie das Burgthor abgeschlossen, dann wurden Kanonen an verschiedenen Punkten aufgepflanzt, fast alle größern Plätze der Stadt mit Infanterie, Pionnieren und Kavallerie besetzt; Patrouillen durchzogen die Straßen, überall ward vor den Augen des Publikums scharf geladen. Noch schien man von beiden Seiten Herausforderungen zu vermeiden; aber das Gedränge selbst mußte zu Reibungen führen, und als man aus den Fenstern des Ständehauses die Trümmer der zerstörten Mobilien auf die Soldaten herabzuwerfen begann, kommandirte ein Offizier der Pionniere Feuer und ließ seine Mannschaft wieder schußbereit vorrücken. Einige Schüsse waren größtentheils gegen die Fenster des Landhauses gerichtet gewesen und hatten Niemand getroffen; einen Augenblick auseinandersprengt, wiederholte die Masse im nächsten Moment lärmenden Protestationen gegen die militärische Einmischung. Da kam der Erzherzog selbst mit seinem Gefolge zu Pferde. Obwohl er nie beliebt gewesen, hatte man ihn doch mit Vivats empfangen; als er aber die ihm vorgetragenen Wünsche mit einer verächtlichen Aeußerung beantwortete, flogen Trümmer von Möbeln und Steinwürfe auf die Truppen, die Generale und den Erzherzog selbst. Die Antwort war der Blitz zweier Salven in das dichteste Gedränge, in Folge deren fünf Leichen sogleich das Pflaster bedeckten. Die waffenlose Menge stob darauf nach allen Richtungen auseinander und leerte den Raum vor dem Landhaus und die nächsten Gassen. Die Kunde von dem Blutbade war mit den Flügeln durch die ganze Stadt geflogen und hatte überall Wuth und Entsetzen verbreitet. Massenschaarte sich zusammen, stürzte sich durch

Digitized by Google

Gassen auf die Plätze, und ein Theil der vom Landhause Verjagten suchte durch die zum Hof führenden Gassen zum Zeughaus zu gelangen, ward aber hier von der aufgestellten schweren Reiterei unbarmherzig zusammengehauen. Auch an andern Plätzen wurden die Angreifer zurückgeschlagen, aber an einem Ort vertrieben, sammelten sie sich alsbald wieder, und ihre Wuth steigerten nur ihren Trotz. Inzwischen war es einer zweiten, aus angesehenen Bürgern bestehenden Deputation gelungen, zum Bürgermeister vorzudringen und ihn dazu zu bewegen, mit ihnen zum Erzherzog Albrecht zu gehen, um von demselben die nöthigen Befehle zum Zurückziehen des Militärs und zum Ausrücken der Bürgergarde zu erlangen. Endlich wurden die so lange vernachlässigten Einleitungen getroffen, um die uniformirten Bürger zu sammeln, und der Erzherzog willigte ein, das aus den Vorstädten gezogene Militär dorthin zurückzurufen. Eine unheimliche Pause folgte. Die Truppen waren auf wenige Sammelplätze zurückgezogen und warteten, Gewehr im Arm, auf weitere Befehle. Einzelne Haufen, meist aus den arbeitenden Klassen, führten ungehindert mit Rachegeschrei Verwundete auf erbeuteten Offizierspferden durch die Straßen, oder zogen umher, um sich mit den Trümmern von Baugerüsten, Wachhäusern u. Ankündigungstafeln zu bewaffnen. Auf dem Glacis hatte sich die Bevölkerung der Vorstädte überall in dichten Massen versammelt und begrüßte jubelnd die sich nach und nach einfindende Bürgergarde. In der Hofburg hatte die ständische Deputation von der Staatskonferenz einen auf die Zukunft verweisenden Bescheid erhalten, und eine in demselben Sinne abgefaßte Proklamation wurde im Laufe des Nachmittags veröffentlicht. Umsonst remonstrirten die ständischen Deputirten gegen solche nichtssagende Bescheide, umsonst schlugen Einzelne von ihnen alle Wege ein, um bei den Lenkern des Staates einer richtigern Ansicht von dem Stande der Dinge Eingang zu verschaffen; sie wurden vom Erzherzog Ludwig kalt und schroff abgewiesen, von Metternich wie Schüler behandelt, vom Erzherzog Franz Karl mit allgemeinen Redensarten entlassen. Schon waren sie auf dem Punkte, die Burg zu verlassen, als Erzherzog Ludwig einen Adjutanten sendete und ihnen einen Saal in der Nähe seines Kabinets anwies. Unterdessen hatten sich auch Deputationen der Universität und der Bürgergarde Eingang in die Hofburg verschafft, suchten aber vergeblich zum Kaiser zu gelangen, sondern wurden von Audienz zu Audienz geschickt und bald mit Drohungen, bald mit Verheißungen hingehalten. Außerhalb der Burg hatte mit der anbrechenden Nacht die allgemeine, führerlose Bewegung sich immer mehr in die tiefern Schichten der zahlreichen Bevölkerung verbreitet. Die Volkshaufen hatten sich vermehrt und vervielfältigt und zogen mit wildem Jubel durch die Gassen. Wo sie hinkamen, wurden die Wachhäuser zerschlagen, die kaiserlichen Adler der Behörden und die Fenster der öffentlichen Gebäude zertrümmert. Selbst die Fenster in dem auf den Josephsplatz gehörten Flügel der Hofburg wurden zertrümmert. Am Renneweg warf sich eine erbitterte Menge auf die Villa Metternichs und begann die üppige Einrichtung derselben bis auf die Wände zu zerstören. Auf der ganzen Glacisstrecke vom Kärnthner- bis zum Burgthore wurden die Gasleitungen zerstört, in der Vorstadt Mariahilf die der Hofburg gegenüberliegenden kaiserlichen Stallungen wiederholt u. erbittert angegriffen. An mehren Orten ließen die Angreifer Todte auf dem Platze. An der Burg selbst waren alle Eingänge von dichten Menschenmassen umlagert, die mit fast unheimlicher Entschlossenheit auf den ersten Schuß der über gähnenden Kanonen zu warten schienen. Schon einmal hatte ihre Erbitterung Maximilian mit Kartätschen in die harrende Menge zu feuern befohlen, u. nur die Besonnenheit eines Feuerwerkers hinderte die Ausführung dieses Befehls. Die Deputation der medicinischen Fakultät harrte im Vorzimmer des Erzherzogs Ludwig eines günstigen Bescheids, angstvoll der Stunde (9 Uhr) entgegensehend, bis wohin die Studenten Frieden zu halten gelobt. Stabsoffiziere und Deputirte der Bürgergarde stürzten mit neuen ernsten Vorstellungen und drohenden Berichten herein und durch das Gewirr der sich kreuzenden Stimmen, durch den fernen Lärm von außen rönte schauf der Zuruf des herbeigeeilten Alexander Bach: Nur noch 5 Minuten, dann stehe ich für nichts. Das Gefühl furchtbarer Versäumniß durchbrach in den Harrenden jede Fessel gewohnter Ehrfurcht. Ein Fakultätsdeputirter hatte schon die Hand auf das Thürschloß des Konferenzsaales gelegt, da gingen die Flügelthüren auf, und die Deputirten wurden eingelassen. Neben Erzherzog Ludwig, Kolowrat, Hartig und andern Würdenträgern des Hofs und der Stände trat kalt und ruhig Fürst Metternich vor und erklärte mit Würde und Anstand seinen Rücktritt. Die Bewaffnung der Studenten sagte der Erzherzog für den nächsten Morgen zu, nur auf die Bemerkung der Deputation, daß die Studenten sich nur bis 9 Uhr zu warten verpflichtet, somit jenes Zugeständniß zu spät komme, traf man den Ausweg, daß zwei Bürgeroffiziere mit der Deputation gesendet wurden, um das Zeughaus zu öffnen. Von einem Gastkandelaber verkündigte ein Deputirter (Scherzer) zum ersten Mal der harrenden Menge das erlangte große Resultat. Ueberall wälzte sich den Deputirten betäubender, nicht endender Jubel voran und nach. Wo sie hinkamen, wurden die Häuser erleuchtet; aus den Fenstern wehten weiße Tücher, tönten begeisterte Begrüßungen. In der Aula der Universität wendeten sich die Bürgeroffiziere zum Zeughaus, während die Fakultätsdeputirten ihre Schritte verdoppelten, um rechtzeitig ihre Botschaft an die Studenten zu bringen. Hier aber war ihnen eine rasche Hand bereits zuvorgekommen. Der jüngere Sommaruga hatte mit einigen Mitgliedern des Lesevereins dem Regierungspräsidenten den Befehl an den Bürgermeister abgedrungen, den Studenten das bürgerliche Zeughaus zu öffnen, u. eben bewegte sich der Zug nach dem letzteren, als ihnen die Fakultätsdeputation begegnete, welche ihnen, außer der Bewilligung der Bewaffnung, den Sturz Metternichs verkündigte. Neuer Jubel ertönte u. pflanzte sich zusehends durch alle Straßen fort. So kam man zum Zeughaus, wo im Angesicht der auf dem Platze

versammelten Tausende die Bewaffnung begann. Schnell gebildete Rotten theilten sich mit den ihnen beigegebenen Bürgergarden nach allen Richtungen als Patrouillen in die Stadt, oder eilten mit ihren Führern in die Vorstädte, wohin sie der siebenuhrige Ruf gegen Plünderung und Tumult rief. In der Vorstadt Mariahilf wurden die Mauths- und Cerifsgebäude gestürmt u. in Brand gesteckt, die Beamten vertrieben u. ein Mauthwächter, der auf einen Bauer geschossen haben sollte, lebendig ins Feuer geworfen. Von da ging es gegen Bäcker, Fleischer und Krämer. Brodlose Arbeiter schaarten sich in den nächst liegenden fabrikreichen Ortschaften Fünfhaus, Sechshaus, Weidlingen zusammen u. begannen ihre Angriffe gegen die Fabriken, zunächst mit die Maschinen zu zertrümmern. Im Polizeikommissariate von Sechshaus wurden die Sträflinge befreit, in Braunbirschen alle Verwaltungs- und Amtsakten vernichtet. Hier stellten die Studenten die Ordnung bald durch Gewalt, bald durch freundliches Zureden her; an einzelnen Orten vermochten sie sogar so viel, daß die schon entwendeten Stücke zurückgebracht wurden, was selbst in der Villa Metternich geschah. Die Stadt selbst war ruhig; die allgemeine Beleuchtung dauerte fort. Am Morgen des 14. März war an den Ecken der Mauern anschlag zu lesen, der die kaiserlichen Konzessionen veröffentlichte. In der Stadt waren bereits die meisten Posten des Militärs eingezogen und durch Bürgergarden oder Studenten ersetzt. Das Universitätsgebäude war ein förmliches Hauptquartier geworden, in dem fast unaufhörlich größere oder kleinere Züge von Ablösungen, Patrouillen und neuen Mitkämpfern aus- und eingingen. Nicht minder lebhaft ging es in dem Lokale des Lesevereins zu, der gleichsam das geistige Hauptquartier der Bürgergarde und des in ihr vertretenen wohlhabenden Bürgerstandes geworden war. Aus dem Thore des Zeughauses ergossen sich immer neue Trupps, die mit improvisirten Fahnen mit den mannichfaltigsten Devisen, als: Völkerverbrüderung! Ordnung und Freiheit! Preßfreiheit! Konstitution! alle Gegensätze des Standes und der Bildung vereinigend, durch die Straßen zogen. Frauen theilten Blumen, Schärpen, Kokarden aus, besonders an die Akademiker, und die ganze Stadt trug ein Festgewand. Dennoch konnte dem Beobachter der unter der heitern Oberfläche liegende innere Widerspruch, somit die Wahrscheinlichkeit eines gewaltsamen Umschlags nicht entgehen. Das Volk erwartete von der Regierung die volle Initiative rücksichtlich der allgemeinen Wünsche; die Regierung aber zögerte mit jeder, auch der begrenztesten Konzession, aus Furcht vor der in ihr liegenden Berechtigung zu weiterer Forderung. Hatte die oppositionelle Hofpartei zur Entfernung Metternichs die Hand geboten, weil er die ihr nöthig scheinenden Reformen gehindert, so hegte sie jetzt aus gleichen dynastischen und Autoritätsrücksichten die lebhafteste Besorgniß, sie könnte über den Kreis hinaus zu weiteren Reformen gedrängt werden, und kam damit von selbst in ein Bündniß mit der militärischen und bureaukratischen Reaktionspartei. Von der andern Seite aber gab es sowohl unter den Universitätsangehörigen, wie unter den bewaffneten Bürgern eine große Anzahl von Männern, die fest entschlossen waren, das Ziel der Bewegung zu erreichen, und ihr Vorsatz unverhohlen aussprachen. In der Nacht selbst trat bald ein bedenklicher Umschlag ein. Morgen hatte sich zur allgemeinen Verbreitung die Nachricht verbreitet, daß Fürst Metternich und seine verhaßte Frau sich in einem kaiserlichen Wäscherwagen geflüchtet, und ebenso erfuhr man später, daß Erzherzog Albrecht sein Kommando abgegeben und sich nach Ungarn begeben habe. Nun aber verlautete, daß Fürst Windischgrätz als Nachfolger des Prinzen geworden, und zugleich erhoben sich bedenkliche Gerüchte über den bei Olmütz geschehenen und noch zu erwartenden Zuzug von Truppen, wozu noch gegen Mittag ein Gerücht des Regierungspräsidenten kam, welcher ganz im alten Styl stumme Ergebung und polizeiliche Ruhe empfahl. Rothe Bänder und Kokarden begannen nun hier u. da aufzutauchen, u. bedenkliche Reden sprachen unverhüllt das letzte gewaltsame Ziel aus. Die gemäßigten Führer bemühten sich vom frühesten Morgen an, in der Hofburg, wo die Nothwendigkeit rascher und umfassender Konzessionen hinzuweisen. Die aus dem kaiserlichen Zimmern kommende Nachricht, die Nationalgarde sey bewilligt und ihre sofortige Organisation beschlossen, und das bald darauf sich verbreitende Gerücht, daß die Preßfreiheit bereits bewilligt sey, beschwichtigte die Gemüther. Inzwischen hatte aber die konservative Partei in der Hofburg wieder das Uebergewicht gewonnen und ihre Gedanken gegen jene Zusagen geltend gemacht. Es war nur aus die politische Bedeutung des Wortes „Nationalgarde" seinen Erlaß durch das verfänglichere „Bürgerwehr" thätlich machen, sondern jene letzten Zusagen mußten überhaupt das Motiv abgeben, den weitern Widerstand in Grenzen zu setzen. Eine Bekanntmachung der Regierungspräsidenten verkündigte den Beschluß des Kaisers, zur Wiederherstellung der Ruhe dem Fürsten Windischgrätz alle Civil- und Militärautoritäten zu unterordnen. Dies genügte, die Lage aufs Neue bedrohlich zu machen. Es waren alle zur Burg führenden Gassen von bewaffneten Volke erfüllt, aus dem der rauschende Ruf: Preßfreiheit! Nationalgarde! erscholl. Die in der Reitschule versammelten Bürger, Theil hervorragende Mitglieder der Reformpartei, wie Bach, Arthaber, Doblhoff, sandten Deputationen über Deputationen in die kaiserlichen Gemächer, um die Bestätigung der Preßfreiheit und der Bewilligung der Nationalgarde zu beschleunigen. Graf Kolowrat versicherte, der Kaiß über die Nationalgarde sey bereits erlassen und in der Druckerei; über die Preßfreiheit könne oder wolle er keine Beruhigung geben. Endlich stürzte der Polizeikommissär Angermann herein und beschwor den Grafen auf den Knien, zu eilen, da keine halbe Stunde mehr zu zögern wenn man das Aergste von der Burg abwenden wolle. Zwar war unterdessen der kaiserliche Erlaß, durch welchen die Nationalgarde konstituirt und der General Graf Hoyos zu ihrem Oberkommandanten ernannt wurde, durch diesen selbst die Reitschule gebracht worden; doch der Ruf Preßfreiheit! schlug wie eine Brandung un

Digitized by Google

hörlich an die Fenster der Burg. Kolowrat begab sich zum Erzherzog Ludwig und kehrte nach einigen Augenblicken mit einem von demselben unterschriebenen Blatt zurück, welches die Aufhebung der Censur und die Veröffentlichung eines Preßgesetzes bewilligte. Einige Augenblicke darauf hallte der Ruf: Preßfreiheit! durch die ganze Stadt. Als aber das heiß ersehnte Blatt aus der Staatsdruckerei kam und in zahllosen Exemplaren vertheilt war, begann man zu murren u. zu grübeln. Es war nur vom Erzherzog unterschrieben, und statt von „Preßfreiheit" war darin nur von Aufhebung der Censur die Rede. Das hingeworfene Wort eines Führers, daß eine Konstitution am besten allen einzelnen Wünschen steuern würde, weckte alsbald den allgemeinen Ruf: Konstitution! und der neue Sturm schien den alten zu überbieten. Eine Deputation begab sich in die Burg, wo sie abermals vor Windischgrätz geführt wurde, der dem Schein nach willig auf ihr Verlangen einging und sie im Namen des Kaisers förmlich zu dem Versprechen bevollmächtigte, daß das Gewünschte morgen geschehen werde. Noch spät am Abend faßte die Staatskonferenz einen am nächsten Morgen veröffentlichten Beschluß, in welchem sie die Wesenheit des konstitutionellen Systems dadurch zusammenfaßte, daß ein eigens zu berufender slawisch-deutsch-italienischer Ständeausschuß sich des Beirathes in administrativen und legislativen Maßregeln erfreuen sollte, und noch in der Nacht wurden Plakate an allen Ecken angeschlagen, die in lapidarischer Kürze Wien in Belagerungszustand erklärten. Aber diese Plakate wurden durch die Erbitterung der ersten Leser so vollständig und rasch vernichtet, daß schon am nächsten Tage ihre Existenz eine gegenstandlose Streckensage war. Dagegen brachte der frühe Morgen wieder zwei Plakate: die Kundmachung der erwähnten Einberufung von deutschen und italienischen Ständeausschüssen und die Ordonnanz des Gewalthabers, durch welche die Bürger sich den öffentlichen Maßregeln zur Ruhe und Sicherheit zu fügen aufgefordert und jede Beleidigung seiner Truppen zu vermeiden ernstlich gewarnt wurden. Während die Bevölkerung Wiens sich in dem Entschlusse einigte, den ihr gebotenen Kampf bis aufs Aeußerste zu führen, war im Innern der Hofburg selbst ein Wechsel der Politik eingetreten. Am Tage vorher hatte Kossuth bei der ungarischen Ständetafel auf endliche Berathung seines am 3. März gestellten Antrags gedrungen und den Beschluß erlangt, am nächsten Morgen durch eine Deputation, den Palatin an der Spitze, die Gewährung der Landeswünsche in Wien zu fordern. Die officiellen u. vertraulichen Mittheilungen über diese Vorfälle waren am Morgen des 15. März im kaiserlichen Kabinete eingetroffen. Von der andern Seite fehlte es in Wien selbst nicht an Personen, die sich bemühten, den Hof über die Stimmung der Residenz und über die Gefahr aufzuklären, welche eine längere Sorglosigkeit mit sich führe. Ihr Rath, der übereinstimmend dahin ging, daß der Kaiser sich dem Volke zeige, dann aber unverzüglich eine Proklamation erlasse, welche in bestimmten, nicht umzudeutenden Worten die Zusage von Preßfreiheit, Nationalgarde und Konstitution enthalte, fand Gehör, und so erschien plötzlich der Kaiser in offenem Wagen, seinen Bruder und dessen Sohn zur Seite, unter der Menge und ward mit einer Begeisterung empfangen, die den Ueberraschten zu Tränen rührte. Auf dem Universitätsplatz ging man nun an die so oft verschobene Organisirung der akademischen Legion und der Corps der drei weltlichen Fakultäten und der technischen Lehranstalt. Plakate verschiedener Art bewiesen die begonnene Thätigkeit der Presse. Die Stände verkündigten durch einen Anschlag ihren am Morgen gefaßten Beschluß, einen Ausschuß von 24 Mitgliedern niederzusetzen, dessen Hälfte aus Mitgliedern der Bürgerschaft bestehen und aus dem ein provisorischer Bürgerausschuß gewählt werden sollte. Dieser Ausschuß hatte sich in demselben Augenblicke bereits aus den durch die öffentliche Meinung gehobenen Männern, wie Arthaber, Bach, Hornbostl, gebildet u. trat noch an demselben Nachmittage officiell zusammen. Gegen Mittag langte der Erzherzog-Palatin Stephan, der ungarischen Deputation vorellend, in Wien an und ward vom Volk mit Triumphgeschrei nach der Burg gezogen. Sogleich nach Ankunft des Erzherzogs versammelte sich der kaiserliche Familienrath, und gegen 4½ Uhr trat ein kaiserlicher Herold vor die an der Burg harrende Menge, um ihr feierlich das Patent zu verlesen, das „die Anerkennung der Preßfreiheit, die der bereits ersprießliche Dienste leistenden Nationalgarden auf den Grundlagen des Besitzes und der Intelligenz, die wiederholte Einberufung von Abgeordneten der durch Bürger verstärkten Provinzialstände zum Behufe der vom Kaiser beschlossenen Konstituirung des Vaterlandes" enthielt. Während die Menge die Stimme des Herolds mit wachsendem Beifalle bedeckte, eilten Stände, Studenten und Bürgeroffiziere nach allen Richtungen, um das Patent zu verkündigen. Am Abend vereinigten sich in der überall erleuchteten Stadt alle Abtheilungen der bewaffneten Bevölkerung zu einem unermeßlichen Zuge auf den Josephsplatz, um den dort auf einen Balkon der Kaiserburg getretenen Kaiser ihre brausende Huldigung darzubringen.

Der Wunsch nach einem verantwortlichen Ministerrathe wurde zuerst erfüllt. Ministerpräsident wurde Graf Kolowrat, Fiequelmont übernahm das Aeußere, Pillersdorf das Innere, Kübeck die Finanzen. Einige gute Maßregeln, eine allgemeine Amnestie, die Veröffentlichung des Staatsbudgets, die Bewilligung der Lehr- und Lernfreiheit für die Hochschule, die Aufhebung der Hofpolizeistelle, hatten die öffentliche Meinung eben etwas gewonnen, als das neue Preßgesetz einen allgemeinen Schrei der Entrüstung hervorrief, so daß das Ministerium das Gesetz zurücknahm und Kolowrat den Vorsitz an Fiequelmont abtrat. Am 2. April erschien darauf die deutsche Fahne auf dem Stephan und auf der Hofburg, am 15. wurden die Wahlen zum deutschen Parlament ausgeschrieben, und am 28. April, dem Geburtstage des Kaisers, wurde die verheißene Verfassungsurkunde verkündigt. Sie enthielt Gleichstellung der politischen bürgerlichen Rechte ohne Unterschied des Bekenntnisses, Gleichheit aller

Digitized by Google

Staatsbürger vor dem Gesetze, gleiche Berechtigung zu Gemeinde- und Staatsämtern, Freiheit des Glaubens, der Person, der Rede und der Presse, Petitions- und Vereinigungsrecht, gleichmäßigen Gerichtsstand für alle Staatsbürger, Gleichheit der Wehrpflicht und des Wehrrechts, Unabhängigkeit der Justiz, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und Schwurgerichte in Strafsachen, endlich die Errichtung von zwei Kammern mit entscheidender Stimme, die der Gesetzgebung u. Besteuerung, mit dem Rechte des ersten Antrags, mit vollständiger innerer Selbstbestimmung und jährlicher Berufung, Verantwortlichkeit der Minister ꝛc. Obgleich diese Konstitution den ständischen Standpunkt verließ, befriedigte sie dennoch nicht die mit Riesenschritten entwickelte öffentliche Meinung. Namentlich tadelte man die Errichtung einer ersten Kammer, deren 200 Mitglieder zu einem Viertheil vom Kaiser ernannt, zu drei Viertheilen von den höchstbesteuerten Grundbesitzern des Reichs gewählt werden sollten; noch entschiedener aber tadelte man, daß die Verfassung eine aus kaiserlicher Machtvollkommenheit verliehene sey, die Mitwirkung des Reichstags ausgeschlossen werde. Als darauf der Anschluß der Studirenden, der das obige Wahlgesetz scharf beleuchtete, von der Regierung für aufgelöst erklärt wurde, erregte dieser Schritt eine gewaltige Aufregung, die sich noch steigerte, als am Abend desselben Tags plötzlich alle Basteien und Glacis mit Militär und Kanonen besetzt wurden. Am andern Tag (15. Mai) wurde Allarm geschlagen, die akademische Legion besetzte den Universitätsplatz, während alle Thore gesperrt und mit Militär besetzt wurden. Deputationen an das Ministerium verlangten Wiederherstellung des Centralausschusses und forderten Rechenschaft, weshalb man Tags zuvor Militär habe ausrücken lassen. Die akademische Legion erwartete den ganzen Nachmittag die Rückkehr der Deputationen, Kompagnien der Nationalgarde u. Abtheilungen des Bürgermilitärs, namentlich Scharfschützen, zogen mit der Zusicherung, die akademische Legion zu unterstützen, über den Platz. So war der Abend eingebrochen, und man zog gegen die Burg. In allen Straßen standen zu beiden Seiten Abtheilungen der Nationalgarde; alle versprachen, sich anzuschließen und lieber zu sterben, als in den Forderungen zu weichen. Das Ergebniß dieser Sturmpetition war die Entfernung der mißliebigen Bestimmungen, das Fortbestehen des Centralausschusses, die Umwandlung des Reichstags in eine konstituirende Versammlung mit Einer Kammer, der Bezug aller Wachtposten von Nationalgarde gemeinschaftlich mit dem Militär und die Anordnung, daß das Militär nur auf Verlangen der Nationalgarde ausrücken dürfe, aber auch die Flucht der kaiserlichen Familie nach Innsbruck. Diese Flucht bestärkte in Wien alle Gemüther; man gab der akademischen Legion alle Schuld und am 26. Mai verkündete eine vom Grafen Montecuculi im Auftrag des Ministerraths unterzeichnete Kundmachung die Auflösung der Legion. Die Aufregung über diese Kundmachung war unbeschreiblich. Auf allen Plätzen strömte die Nationalgarde zusammen, der Generalmarsch tönte durch alle Gassen, und die Gewölbe wurden geschlossen. Ein Bataillon vom Regiment Ru das die Entwaffnung der akademischen Le nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen durch sollte, rückte auf den Universitätsplatz, wurd doch zum Abzug gezwungen. In wenigen Au bilden war eine riesige Barrikade in der „ dentengasse", der ehemaligen Bäckerstraße, er tet, und alle Fenster der Universität, wie der liegenden Häuser wurden mit Steinen ange Balken und Gerätschaften zum Hinabwerfe reit gestellt. In kurzer Zeit war das ganze benutzt und der Stadtheil, in welchem Universitätsgebäude liegt, mit Barrikaden füllt. Eine gleiche Thätigkeit ging in den städten vor sich; die Sturmglocke tönte von Thürmen. Die Nationalgarde der Vorstädte gegen das Hauptmauththor, um mit Gewal die Stadt einzudringen. Das Militär zog willig von diesem Posten ab, und viele Sold theilten sogar ihre Patronen an die Nationalg aus. Auch das Regiment Deutschmeister h erklärt, nicht zu schießen, und zwei Züge vom giment Wasa gingen zum Volke über. Zahl Arbeiter, mit Waffen aller Art versehen, zoge die Stadt. Das Ministerium machte darauf k daß die akademische Legion nicht aufgelöst wer sollte, fügte aber die Erwartung hinzu, daß dies aus eigenem Antrieb die Bürgschaften anbie werde, welche die Rückkehr des Kaisers möglich m ten. Man zerriß die Kundmachung und fuhr Barrikadenbau fort. Um halb ein Uhr ersch eine neue Kundmachung des Ministeriums, wo die Zusicherung des 15. und 16. Mai wiederho und die Besetzung der Stadtthore der unverdäch fortbestehenden akademischen Legion, der Nat nalgarde und dem Militär anvertraute. M man bestand darauf, daß das Militär die St ganz verlasse. Auf dem hohen Markte wu die ganze Polizeiwache entwaffnet und zum E zuge genöthigt, alle Linien wurden besetzt, Telegraphen zerstört, Arbeiter aufgestellt, um Eisenbahnschienen abzubrechen, wenn Milit ankommen sollte, und in einzelnen Theilen Umgebung ward der Landsturm angeboten. Endlich erschien eine ministerielle Kundmachung, d alles Militär in die Kasernen abzogen sey u nur auf Aufforderung der Nationalgarde ausz hen werde, und am nächsten Morgen (Sonnt den 27. Mai) erklärte der Ministerrath in ein öffentlichen Kundmachung, daß allerdings Tru pen im Anzuge seyen, aber ihnen ein Gegenbefe bereits zugeschickt worden sey. Auch dies konn die aufgereizten Gemüther nicht beruhigen, so dern man fuhr fort, die Barrikaden zu verstärke Eine neue Kundmachung des Ministeriums ord nete darauf an, daß alle Wachen und Stadtthor von der Nationalgarde und akademischen Legio bezogen werden sollten, daß nur das zum Dien nothwendige Militär in Wien bleibe und alle übrige abziehe, Diejenigen, welche die Schuld a den militärischen Maßregeln des 26. Mai trü gen, vor ein öffentliches Gericht gestellt werde sollten, der Kaiser aber durch Kurier aufgefordert werden müsse, sogleich nach Wien zurückzukehren Zugleich wurde unter dem Namen „Ausschuß d Bürger, Nationalgarden u. Studenten" eine Au von provisorischer Regierung „zur Wahrung de

Digitized by Google

echte des Volks und der Ruhe und Ordnung" bildet, welche vom Ministerium als „die einze selbstständige Behörde Wiens" erklärt wurde. a die akademische Legion sich dadurch befriedigt klärte, wurden die kleinern Barrikaden geräumt, t größern blieben unverändert stehen, oder wurn für Wagen an einer Seite fahrbar gemacht. er neu gebildete Ausschuß erließ Verhaftsbele gegen die Professoren Hye und Endlicher, rafen Breuner und Baron Pereira, welche die ilitärischen Maßregeln herbeigeführt haben llten, und begehrte vom Kriegsministerium 36 anonen, um die Basteien gegen etwa anrückende ruppen zu besetzen; den Arbeitern wurde durch entliche Kundmachung versprochen, daß man nen Arbeit verschaffen werde. Am 29. verkünte das Ministerium, daß es von nun gar kein Erlaß mehr geben werde, sondern alle Bele vom Sicherheitsausschuß erlassen werden irden. Am 24. Juni kam darauf der Erzherzog hann als Stellvertreter des Kaisers in Wien an. Während der Kaiser noch in Innsbruck verilte und es noch keineswegs gewiß war, ob er der neuen Ordnung der Dinge aufrichtig anließen werde, begannen die Wahlen zum Reichse und wurden unter verhängnißvollen Ereigen fortgesetzt. In Prag brach gleichzeitig mit n dort Statt findenden Slawenkongreß ein fstand aus, den Fürst Windischgrätz mit blutiStrenge unterdrückte, die Ungarn gingen ihren enen Weg, und ein wüthender Racenkampf gann sich dort vorzubereiten. In Italien erinnte sich die österreichische Staatsmacht zuerst eder. Nachdem sich im März Mailand und nedig erhoben und die Oesterreicher zum Abzug wungen hatten, hatte König Karl Albert von rdinien an O. den Krieg erklärt, und Radetzky, tützt auf Verona, hatte sich nur in der Defensive aupten können. Auch war die auswärtige litik O.s so entmuthigt, daß es in Unterhandigen, die unter britischer Vermittlung Statt den, den Lombarden sogar unter mäßigen Bedingungen die Unabhängigkeit anbot. Seit Juni riff aber Radetzky die Offensive, nahm Vicenza, dua und andere Städte und wendete sich dann en die sardinische Hauptmacht, die nach einer he blutiger Gefechte durch den Sieg bei Cuza (25. Juli) völlig aus dem Felde geschlagen rd. Die Flucht Karl Alberts, die Auflösung es Heeres und ein Waffenstillstand, der die nbardei O. wieder unterwarf, waren die chte dieses Siegs. Indessen zeigte sich in en die Regierung ohnmächtiger als je. Das nisterium Pillersdorf ward am 8. Juli durch Nationalgarden u. die akadem. Legion zum Rücktritt genöthigt u. durch ein neues ersetzt (Wessenberg Vorsitzender, Doblhoff für das Innere, Latour für den Krieg, Schwarzer für die Arbeit, Arnbostl für den Handel, Kraus und Bach für Finanzen). Am 10. Juli fand unter dem Vorsitze des Alterspräsidenten Kudl die erste vorbereitende Sitzung des Reichstags Statt, der in ihrer Zusammensetzung ein ziemlich abenteuerliches Bild bot. Die erste Gruppirung der Parteien zeichnete sich so, daß auf der äußersten Rechten nur einige Jesuiten und Stockaristokraten Platz nahmen, im rechten Centrum unter der Leitung des Grafen Franz Stadion viele Slawen, namentlich galizische Bauern, Posto faßten, im linken Centrum unter Pillersdorf und Wessenberg theils specifische Oesterreicher, theils Anhänger des Erzherzogs Johann sich sammelten, die Linke aber, als deren vermuthliche Führer Schwarzer und Löhner bezeichnet wurden, viele städtische Abgeordnete, die Mehrzahl der deutschen Landleute und die gebildete Fraktion der Galizier in sich faßte u. die äußerste Linke von Literaten und Czechen eingenommen wurde, welcher letztere Bestandtheil endlich auf der äußersten Rechten anlangte. Am 22. Juli ward der Reichstag durch den Erzherzog-Reichsverweser Johann mit dem üblichen Schaugepränge eröffnet. Die Stelle in der Thronrede, wo von Gleichberechtigung aller Nationalitäten die Rede war, nahm die Versammlung mit enthusiastischem Zuruf auf, als der innige Verband mit Deutschland erwähnt wurde, schwiegen die czechischen Abgeordneten. Die erste tief einschneidende Verhandlung bewegte sich um die Rückkehr des Kaisers nach Wien. Der Minister Doblhoff stellte einen Antrag in Bezug auf die Rückkehr, wobei er zugleich Aufschluß über die von dem Ministerium bisher gethanen Schritte gab. Letzteres hatte unmittelbar nach seinem Amtsantritt eine Adresse an den Kaiser erlassen, worin es dem Monarchen die dringende Nothwendigkeit seiner alsbaldigen Rückkehr in die Hauptstadt und an den Sitz des Reichstags vorstellte, und die Antwort erhalten, daß der Kaiser bereit sey, den Erzherzog Franz Karl als Stellvertreter zu senden, wenn er die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die Reichsversammlung in ihren Berathungen diejenige Freiheit genieße, die zur Erfüllung ihrer gesetzgeberischen Aufgabe nothwendig sey. Doblhoff beantragte nun, die Versammlung möge den Kaiser in einer Adresse zur Rückkehr einladen und diese Adresse durch eine eigene Deputation an den Kaiser überschicken. Mit der Erlassung einer Adresse waren alle Mitglieder einverstanden, aber ein heftiger Streit entstand darüber, ob man den Kaiser um seine Rückkehr bitten, oder ihn dazu auffordern solle. Die letztere Ansicht siegte, und die mit der Adresse abgesendete Deputation fand in Innsbruck einen besseren Empfang als die früheren; der Kaiser verließ am 8. Aug. die Hauptstadt von Tyrol und kam am 12. in Wien an. Die nächsten Sitzungen des Reichstages waren dem Antrage Kudlichs auf Aufhebung der Robot- und Unterthänigkeitsverhältnisse gewidmet. Die Debatten zogen sich durch vier Wochen hin, und die endlich erfolgende Abstimmung (31. Aug.) bot dasselbe Bild von Verwirrung dar, das während der ganzen Debatte zu beobachten gewesen war. Für die alsbaldige Aufhebung aller Unterthänigkeits- und schutzobrigkeitlichen Verhältnisse 2c. stimmte die ganze Versammlung einhellig, für eine billige Entschädigung erklärten sich 174, daß diese Entschädigung vom Staat zu leisten sey, bejahte eine Mehrheit von 50 Stimmen. Diese Abstimmung stellte der Staatskasse neue Ausgaben in Aussicht, denen sie bei der ohnehin herrschenden Finanznoth kaum gewachsen war. Noch war die Berathung über die Unterthanenverhältnisse nicht beendigt, als der Finanzminister von dem Reichs-

Digitized by Google

tag die Bewilligung einer Anleihe von 20 Mill. forderte, die dann auch am 21. Aug. erfolgte. In der Hauptstadt herrschte während dieser Zeit völlige Ruhe. Der Sicherheitsausschuß hatte sich aufgelöst, die Radikalen traten in den Hintergrund, die Aufmerksamkeit wandte sich vorzugsweise dem religiösen Gebiet zu, auf dem die Deutschkatholiken auftraten. Diese Ruhe erlitt aus zwei Ursachen eine Störung, einmal durch einen Erlaß des Arbeitsministers Schwarzer über eine Kürzung des Tagelohns, dann durch die von oben begünstigte Bildung eines Aktienvereins, der sich plötzlich als zahlungsunfähig auswies. Man hatte die Arbeiter nach den Barrikadentagen auf Staatskosten beschäftigt; weil aber nach zweimonatlichen Ausgaben die Masse nicht mehr in der alten Weise ernährt werden konnte, Schwarzer den Arbeitslohn um 5 Kreuzer für den Kopf herab. Diese Maßregel erregte in der betroffenen Klasse natürlich große Unzufriedenheit, und am 24. Aug. kam es zwischen den im Prater beschäftigten Arbeitern und der Nationalgarde zu einem Kampf, bei dem mehre Arbeiter das Leben verloren. Der Minister Schwarzer trat unmittelbar nachher aus dem Ministerium, und trotz der großen Verdienste, die er sich in der kurzen Zeit seiner Amtsführung erworben, wurde sein Rücktritt um sowenniger bemerkt, als in Folge des Bankerotts des obenerwähnten Aktienvereins bald neue und bedrohlichere Unruhen eintraten. Die Massen der bei jenem Verein betheiligten Kleinbürger geriethen in Bewegung, und die Partei des alten Sicherheitsausschusses und die der akademischen Legion wollten diese Bewegung benutzen, um die Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses durchzusetzen. Die Minister ließen Militär ausrücken, Kanonen waren auf mehren Stellen aufgefahren, der Reichstag erklärte sich in Permanenz; doch ward das Militär zurückgezogen, und der Reichstag bewilligte einen Kredit von 2 Mill. zu Vorschüssen für die mittellosen Bürger Wiens. Das vollständige Budget wurde dem Reichstag in den letzten Tagen des Septembers vorgelegt; es ergab einen Ausfall von 61,835,398 Gulden. Das Ministerium beantragte die Forterhebung der direkten und indirekten Steuern; in den Verhandlungen (am 3. und 4. Okt.) einigten sich jedoch die Parteien darüber, daß nur von einem Steuerprovisorium die Rede seyn könne, und auch darin stimmte man überein, daß die alten Steuern ferner nicht fortbestehen dürften. Gleichzeitig mit dem Staatsbudget, in der Sitzung vom 29. Sept., wurden die Grundrechte eingebracht, wie sie im Verfassungsausschusse Aufnahme gefunden hatten. Ehe jedoch zu deren Berathung geschritten werden konnte, trat jene Katastrophe ein, die alle in den März- u. Maitagen erwachten Hoffnungen zu nichte machte.

Der Anstoß dazu kam von Ungarn. Die Kroaten unter ihrem Banus Jellachich hatten sich gegen das ungarische Uebergewicht aufgelehnt und sich geweigert, der ungarischen Regierung, die unter dem Ministerium Batthyanyi-Kossuth schon fast ganz unabhängig von der österreichischen Politik auftrat, Gehorsam zu leisten. Zwar mißbilligte der Kaiser offiziell diesen Widerstand und verhängte sogar die Absetzung über Jellachich; aber die Aufnahme, die derselbe im S in Innsbruck fand, sowie seine folgenden Sch bewiesen, daß der kaiserliche Hof sein halten insgeheim gutheiß. Indessen rüst die Ungarn, schufen Papiergeld, bewährten aber vergebens, die kroatische Bewegung d Unterhandlungen zu beschwichtigen. Wäh sich Jellachich in Bewegung gegen Ungarn se verließ der Erzherzog-Palatinus Stephan Land und ging im September nach Deutschl Kaiser Ferdinand ernannte nun den Gra Lamberg zum Kommissar und Oberkommand ten in Ungarn; derselbe wurde jedoch am Sept. auf der pester Brücke ermordet, wor die Ernennung des Generals Recsey zum M sterpräsidenten in Ungarn erfolgte. Dem Ba wurde zugleich das Oberkommando übertra und der ungarische Landtag aufgelöst. Lety löste sich indessen nicht auf, sondern wählte futh zum Präsidenten des Landesvertheidigun ausschusses. Zugleich brach das Anlaß des V marsches kaiserlicher Truppen nach Ungarn Wien selbst am 6. Okt., nicht ohne ungari Mitwirkung, ein furchtbarer Aufstand aus welchem das auf allen Punkten siegreiche M mit dem ein Theil des Militärs sympathisirte, Zeughaus und das Kriegsministerium stürmte den Kriegsminister Latour grausam ermord und in ein Leichentuch gehüllt an eine der gro preisernigen Laternen des Platzes aufhängte. Z Reichstag hatte am 6. Okt. keine Sitzung; aber der Lärm auf den Straßen wuchs, sammelten sich viele Mitglieder. Der Präsid Strobbach weigerte sich, eine Sitzung anzuo nen, und als der Ministerrath ihn aufforde den Reichstag zu versammeln, erklärte er, d seine Person bedroht sey, verließ das Haus u wurde nicht wieder gesehen. Mit ihm entfer sich die Parteiführer der Czechen und alle ländlichen Bauern. Die Sitzung des Reichst begann um 2 Uhr unter Vorsitz des Vicepräsid ten Smolka. Von den Ministern waren di Kraus und Hornbostl anwesend, Wessenberg Bach entflohen. Der Reichstag erklärte i permanent, ernannte eine „Kommission Wahrung der Sicherheit der Stadt" und e Deputation ging nach Schönbrunn, um den K ser um Berufung eines neuen volksthümlich Ministeriums und Rücknahme des kaiserlic Manifestes an die Ungarn zu bitten. Um M ternacht kehrte diese Deputation zurück mit Antwort: daß der Kaiser Dobihoff und Hor bostl zur Bildung eines Ministeriums beizieh werde, aber erwarte, daß man für Ruhe u Sicherheit der Stadt sorge. Noch in der Na vom 6. zum 7. verließ jedoch die kaiserliche F milie Schönbrunn und floh nach Olmütz. Wä rend der bedeutend zusammengeschmolzene Reich tag noch zwischen Loyalität und Zustimmung Revolution schwankte, Unterhandlungen mit d Hofe anknüpfte und ein Manifest an die Bev kerung D.s erließ, behauptete sich General Auer perg in einer drohenden Stellung im schwarz bergischen Garten und im Belvedere u. sammel sich von allen Seiten Militär um die Stadt. 9. Okt. kam die Nachricht, daß Jellachich österreichische Grenze überschritten habe und

Digitized by Google

Wien marschirte; am 12. standen seine Vorposten bei Schwadorf, 3 Stunden von Wien, und an demselben Tage vereinigte sich Auersperg mit dem Banus. Bis zum 14. waren in Böhmen 22,000 Mann mit 6 Batterien zusammengezogen und schon am 13. 18,000 Mann von Prag abmarschirt, über die Fürst Windischgrätz den Oberbefehl führte. Die Bemühungen des Reichstages, den Banus zum Abzuge zu bewegen, hatten nicht den geringsten Erfolg; die Ungarn, auf deren Ankunft die Bevölkerung mit Vertrauen hoffte, kehrten über die Grenze zurück, weil viele ihrer Offiziere sich geweigert hatten, jenseits der Reichsgrenze gegen kaiserliche Truppen zu fechten. Unter diesen Umständen richteten sich die Blicke der Besonnenen auf die Vermittelungsversuche des Reichstags und des Gemeinderaths bei dem Kaiser. Aber zwei Deputationen, die den letzteren um Rückkehr baten, hatten keinen Erfolg, und selbst die an den Kaiser gerichtete Bitte, einen Friedenskongreß zu berufen, der die Ausgleichung der Ansprüche der verschiedenen Nationalitäten zu seiner Aufgabe mache, ward in Olmütz abgeschlagen. Eine Deputation des wiener Gemeinderaths ward beim Kaiser nicht einmal vorgelassen. Dagegen ward Fürst Windischgrätz mit ausgedehnten Vollmachten zur Unterdrückung des Aufstandes versehen. Die Anstalten zur Vertheidigung Wiens waren indessen nicht vernachlässigt worden. Auf den Brücken und Basteien, an den Eingängen der Stadt und in den Hauptstraßen hielten bewaffnete Bürger und Studenten Wache; von Olmütz, Brünn, Linz, Steiermark, Salzburg eilten Schaaren Bewaffneter herbei. Zum Oberbefehlshaber der Garden war erst Scherzer gewählt worden, der sich aber der Stelle nicht gewachsen glaubte, dann Hauptmann Braun, der den Befehl nach zwei Tagen niederlegte, darauf Spitzhüt, der nicht annahm, u. zuletzt Meissenhaus (s. d.), der die Rüstungen mit erneuetem Eifer betrieb. Die Leitung des Artillerieparks und der Vertheidigungsarbeiten übernahm der polnische General Bem. Die Aula erwarb sich in diesen Tagen der Gefahr das unleugbare Verdienst, die Ordnung aufrecht zu erhalten; die Arbeiter stellten sich ganz unter die Leitung derselben. Am 22. Oktober traf Fürst Windischgrätz in Stammersdorf ein, von wo aus er Wien in Belagerung erklärte und das Standrecht verkündete. Die Cernirung der Stadt, die schon früher begonnen hatte, wurde nun vollständig gehandhabt; es durften keine Lebensmittel mehr in die Stadt, selbst der Bedarf an Milch und Weißbrod für die Spitäler wurde zurückgehalten. Die kaiserlichen Streitkräfte waren zu einer furchtbaren Höhe angeschwollen. Jellachich verfügte über 35,000 Mann, Auersperg mit den aus Kremsund St. Pölten herbeigezogenen Verstärkungen über 15,000, Windischgrätz brachte aus Böhmen 30,000 Mann mit. Außerdem standen an der Leitha 20,000 Mann gegen die Ungarn, die am 21. auf der parnderfer Heide angriffen, aber zurückgeschlagen wurden. Am 23. stellte Windischgrätz seine Bedingungen der Uebergabe, worin unter Andern den Wienern zugemuthet wurde, eine beliebige Anzahl näher zu bezeichnender Individuen auszuliefern. An demselben Tage begann an der außdorfer Linie der Kampf um das Wirthshaus „Auge Gottes", das Garden aus der Stadt besetzen wollten. Am 24.—26. ward der Kampf an mehren Orten mit Erbitterung fortgesetzt. Vermittelungsanträgen beim Fürsten Windischgrätz setzte dieser seinen Entschluß entgegen, bei seinen Bedingungen zu beharren, und nur das Eine änderte er ab, daß er die Personen nennen werde, deren Auslieferung er verlange, als welche er später den ungarischen Unterstaatssekretär Pulszky, den General Bem, Meissenhauser, Fenner von Fennberg und Dr. Schütte bezeichnete. Auch nach Olmütz ging eine Deputation, um die unterdessen verfügte Verlegung der konstituirenden Versammlung nach Kremsier als ungesetzlich darzustellen und die kaiserliche Milde in Anspruch zu nehmen. Der 27. war ein Tag der Ruhe, die man in Wien zu umfassenden Rüstungen benutzte. Am 28., um 12½ Uhr, begann aber der allgemeine Angriff von drei Seiten: durch den Banus aus dem Prater, durch Windischgrätz selbst auf dem Wienerberge gegen den gloggnitzer Bahnhof und gegen die matzleindorfer Linie. Das Feuer der Batterien gegen die Vorstädte wurde noch vor 12 Uhr allgemein, 6 Stunden lang dauerte der Donner der Kanonen, das Sausen der Granaten und Kartätschen ununterbrochen fort. Der von den Wienern besetzte Bahnhof ward durch Raketen in Brand geschossen, und die Vertheidiger kamen in den Flammen um, oder wurden niedergemacht. Um ½ 2 Uhr konnte man vom Stephansthurm schon elf verschiedene Feuersbrünste zählen; erst die Nacht setzte dem wüthenden Kampfe ein vorläufiges Ziel. Am Morgen des 29. hatten die Truppen die Vorstädte Erdberg und Landstraße, das Belvedere und von da hinab Alles bis zur Heumarktkaserne am Glacis, ferner die ganze Leopoldstadt bis zur Ferdinandsbrücke im Besitz. Die Stadt war unhaltbar geworden, und da Meissenhauser erklärte, daß nur noch auf vier Stunden Munition vorhanden sey, so mußte man zu Unterhandlungen. Im Gemeinderath wurde die verlangte unbedingte Unterwerfung mit zwei Drittheilen der Stimmen beschlossen. Am Abend begann schon die Abführung der Waffen nach den bezeichneten Punkten, am 30. rückten die Truppen von allen Seiten bis zum Glacis vor. Die Nachricht von einem Entsatz durch die Ungarn bewogen jedoch die Wiener zu einer Erneuerung des Verzweiflungskampfes. Dieser Kapitulationsbruch führte eine neue und furchtbare Beschießung der Stadt herbei. Die Ungarn wurden bei Schwechat geschlagen, und von 3—7 Uhr wurde die Stadt ununterbrochen bis zum nächsten Mittag beschossen. Mehre der wichtigsten Gebäude geriethen dabei in Brand, die Augustinerkirche, das Hofbauamt, das Naturalienkabinet und die Bibliothek. Gegen 5 Uhr Nachmittags drückten die Sturmkolonnen gegen das Burgthor an und erzwangen den Eingang in die Stadt. Widerstand wurde nun nicht ferner geleistet, die Stadt war allen Greueln der Kroaten und Serbschaner preisgegeben. Am 2. Nov. hielt Jellachich seinen Einzug, mit Jubel und Vivat begrüßt. Es wurden nun die strengsten militärischen Maßregeln getroffen, eine An-

Digitized by Google

zahl Führer und Theilnehmer, unter ihnen Messenhauser und Robert Blum, am 9. Nov. standrechtlich erschossen. Noch während des Kampfes um Wien hatte man den Versuch gemacht, die Revolution nach einem andern Theile der Monarchie zu tragen. Am 1. November brach ein Aufstand in Lemberg aus, der aber schon am folgenden Tage durch Beschießung der Stadt unterdrückt wurde.

Der Reichstag war durch kaiserliches Manifest vertagt und auf den 15. Nov. nach Kremsier berufen worden; doch ward die Eröffnung bis zum 22. ausgesetzt und inzwischen ein neues Ministerium gebildet, bestehend aus Fürst Felix von Schwarzenberg, Präsident u. auswärtige Angelegenheiten, Graf Stadion, Inneres, Kraus, Finanzen, von Cordon, Krieg, Dr. Alex. Bach, Justiz, von Bruck, Handel und öffentliche Bauten, von Thielfeld, Landescultur und Bergwesen. Darauf fand am 22. Nov. die feierliche Eröffnung des Reichstags zu Kremsier Statt. Als Präsident wurde Smolka wieder gewählt, womit der Reichstag erklärte, daß er seine während der Revolution gehaltenen Sitzungen als vollgültig anerkenne. Am 2. Dec. erfolgte darauf die Abdankung des Kaisers Ferdinand, die Verzichtleistung des Erzherzogs Franz Karl auf die Thronfolge und die Erhebung von dessen Sohn, Franz Joseph, auf den Kaiserthron. Das Manifest des abtretenden Kaisers enthielt das Geständniß, daß der Monarch der Aufgabe der Zeit sich nicht gewachsen fühle, das des neuen Kaisers die gebräuchlichen Zusicherungen. Die Besorgniß, daß eine Auflösung des Reichstages dem Thronwechsel folgen werde, bestätigte sich eben so wenig, als die Hoffnung auf Amnestie, die in dem unglücklichen Wien erweckt worden war. Der Kaiser erließ eine Aufforderung an den Reichstag, das Verfassungswerk zu beschleunigen, und dieser setzte seine Arbeiten mit erneutem Eifer fort. In den Abtheilungen berieth man gleichzeitig ein Gemeindegesetz, die Grundrechte, den Verfassungsentwurf und ein Finanzgesetz, letzteres die erste ministerielle Vorlage, die unter derjenigen Regierung an den Reichstag gelangte. Noch im Winter überschritt Windischgrätz die Leitha und begann den Krieg in Ungarn. Nach den Gefechten bei Raab und Babolna ward (Jan. 1849) Ofen besetzt, und die ungarische Armee zog sich auf das linke Ufer der Theiß. In Italien erneuerte sich der Krieg mit Sardinien, ward aber von Radetzky durch einen kurzen Feldzug beendet, worauf ein Friede folgte, in dem Sardinien 15 Mill. Lire Kriegskosten bezahlte. Mit der später erfolgenden Uebergabe von Venedig war die Unterwerfung Italiens vollendet. In Kremsier trat inzwischen bald der Zwiespalt zwischen der Regierung und dem Reichstage hervor. Schon die Forderung eines neuen Kredits von 80 Millionen Gulden erregte Befremden, und das Mißtrauen erhielt neue Nahrung durch den Gemeindegesetzentwurf, der das Volk wieder in Stände und Klassen eintheilte, unbedingte Unterordnung der Gemeindebehörden unter den Staat festsetzte und eine Menge von Bestimmungen enthielt, die darauf hinauslliefen, durch die Gemeinden die Centralisation des Staats vorzubereiten. Das Gesetz fand so viel Widerspruch, daß das Ministerium es zurückzog. Den Wendepunkt bildete die Berathung über §. 1 der österreichischen Grundrechte, wobei Graf Stadion den Grundsatz der Volkssouveränetät mit dem Rechtsbestande der Monarchie ganz unvereinbar erklärte. Der Reichstag bekundete seinen Entschluß, die Grundsätze der Märzrevolution gegen das Ministerium zu vertheidigen, gab aber kein Mißtrauensvotum ab, sondern verschob die Abstimmung bis auf die Berathung der Verfassung, um den Ministern Zeit zu geben, sich mit der Majorität in Einklang zu setzen. Auch die Berathung der folgenden Paragraphen zeigte, daß der Reichstag seinen Weg fest und männlich verfolge; ein Satz nach dem andern verschaffte einer Folgerung des demokratischen Princips öffentliche Geltung. Zu Bezug auf die Verfassung waren die Linke und das Centrum übereingekommen, die Debatten so zu beschleunigen, daß man bis zum 15. März mit derselben fertig sey. Aber am Morgen des 7. März 1849 ward der erzbischöfliche Palast, in welchem der Reichstag seine Sitzungen hielt, von einem Bataillon Infanterie besetzt, wurden die Deputirten mit dem Bedeuten zurückgewiesen, daß der Reichstag aufgehoben sey. Zugleich erschien eine oktroyirte Verfassung (vom 4. März), in welcher ein Reichstag mit zwei gewählten Kammern, Provinziallandtage, Trennung der Justiz u. Verwaltung, Verantwortlichkeit der Minister, Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens ꝛc. zugesagt war. In den gleichzeitig veröffentlichten Grundrechten vermißte man mehre der wesentlichsten Bestimmungen der frankf. Grundrechte. Ueber das Verhältniß D.s zu Deutschland brobachtete die Verfassung ein bedeutungsvolles Stillschweigen. In der Nationalversammlung zu Frankfurt hatte die Berathung über die Verfassung die Richtung genommen, einen Bundesstaat unter preußischer Leitung und eine Union mit D. aufzurichten. D. erklärte sich im Februar 1849 entschieden dagegen und verwahrte sich gegen die Unterordnung des Kaisers unter jede von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt. Dagegen brachte es für Deutschland eine Kreiseintheilung in Vorschlag, wobei der Kaiserstaat in seinem ganzen Umfange einen Kreis, Preußen den zweiten, Bayern den dritten und die übrigen deutschen Staaten den vierten Kreis bilden sollten. Die Centralgewalt sollte aus einem Direktorium von sieben Mitgliedern bestehen, worin D. u. Preußen je zwei Stimmen, D. den Vorsitz haben sollte. Zur Vertretung der sieben Kreise sollte ihr ein Staatenhaus, aus der Wahl der einzelnen Regierungen und Kammern hervorgegangen, an die Seite gegeben werden. Unter dem Eindruck der oktroyirten Verfassung vom 4. März tauchte in Frankfurt der Antrag Welckers auf, sofort dem König von Preußen die Kaiserwürde zu übertragen. Die Weigerung des Königs, die Krone anzunehmen, und die geschickte Taktik des Erzherzogs Reichsverwesers kamen der österreichischen Politik zu Hülfe, konnten aber nicht hindern, daß Preußen durch die Unterdrückung der Aufstände in Dresden und Baden das Uebergewicht gewann und in dem Dreikönigsbündniß den Versuch, einen Bundesstaat zu gründen, er-

Digitized by Google

neuerte. Indessen war O.s ganze Kraft durch den Krieg in Ungarn in Anspruch genommen, wo die magyarischen Heere die kaiserlichen Heerführer aus einer Stellung in die andere verdrängten, während Bem ganz Siebenbürgen in magyarische Hände brachte. Durch diese günstige Wendung des Kriegesglückes ließ sich Kossuth hinreißen, dem nach Debreczin berufenen Reichstage die Entthronung des Hauses Habsburg und die Erklärung Ungarns zur Republik vorzuschlagen, welcher Antrag am 14. April zum Beschluß erhoben wurde. Die Schlacht bei Komorn am 26. April entsetzte diese Festung, und ein zweiter Sieg bei Raab am 29. April nöthigte das österreichische Heer, sich bis nach Pressburg zurückzuziehen, während auch im Süden die Ungarn namhafte Erfolge errangen, so daß Syrmien und Slavonien in die größte Gefahr geriethen. In dieser Noth nahm O. die bewaffnete Hülfe Rußlands gegen Ungarn in Anspruch, und nachdem es den Ungarn noch gelungen war, Ofen am 21. Mai zu erstürmen, begann von nun an das Kriegsglück sich mehr u. mehr von ihnen zu wenden, namentlich wirkte die Ankunft der Russen außerordentlich entmuthigend. Das österreichische Heer hatte bei Pressburg ansehnlichen Zuzug und Feldzeugmeister Haynau den Oberbefehl erhalten. Der Krieg in großem Maßstabe ward erst vom 20. Juni an wieder begonnen. Ofen und Pesth waren von Kossuth und seiner Regierung schon am 19. Juni verlassen; Görgei wurde bis an die Theiß zurückgedrängt, Bem nach verzweiflungsvollem Kampfe durch die Niederlagen bei Schäßburg am 31. Juli und bei Großscheuern am 6. August des Preises aller seiner Siege beraubt; das vereinte österreichische Heer an der Theiß schlug am 4. August bei Szöreb und Besenyö die magyarischen Truppen unter Dembinski u. A., und am 9. August endlich verloren die Ungarn unter Dembinski die letzte Schlacht bei Temesvar. Die nun allein noch auf Görgei ruhenden Hoffnungen Ungarns aber wurden durch dessen Ergebung an die Russen am 13. August vollends vernichtet; die meisten der noch übrigen ungarischen Heerführer unterwarfen sich dann gleichfalls, und mit der endlichen Uebergabe Komorns durch Klapka (27. Sept. 1849) war der Krieg als völlig beendigt anzusehen (s. Ungarn). Mit der Unterwerfung Ungarns erst ward es der österreichischen Regierung möglich, ihre ungetheilte Kraft den innern Zuständen und dem Verhältnisse zu Deutschland zuzuwenden. Durch Erlaß vom 5. April war die Abberufung der österreichischen Abgeordneten aus Frankfurt verfügt worden; die von da mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart Uebergesiedelten behrohte der dasige österreichische Gesandte unter dem 19. Mai bei längerem Verweilen mit Verlust des Staatsbürgerrechts und Ausschließung aus den österreichischen Staaten. Die Einladung Preußens wegen einzuleitender Verhandlungen über das deutsche Verfassungswerk war durch Erklärung vom 8. April abfällig beschieden worden; ebenso enthielt die Denkschrift vom 16. Mai eine ablehnende Antwort auf Preußens Unionsvorschläge. Unter dem 27. Mai erfolgte dann ein Protest gegen eine einseitig gegründete provisorische Centralgewalt, sowie gegen die ohne O.s Zustimmung aus den berliner Konferenzen hervorgehenden Beschlüsse. Dafür wurden durch den im September ergehenden Vorschläge über das zu errichtende Interim nun auch positive Schritte für Deutschlands Neugestaltung von Seiten O.s gethan (s. Deutschland, Geschichte). Was die Wirksamkeit der Regierung im Innern des Reiches anlangt, so zeigte sich dieselbe noch 1849 als eine sehr bedeutende. Die dem Kaiser am 8. Juni vom Justizminister vorgelegten Grundzüge der neuen Gerichtsverfassung für das gesammte Reich erhielten am 14. die kaiserliche Genehmigung, ebenso am 26. Juni die Grundzüge der neuen Organisation für die Verwaltungsbehörden. Die Publikation von Grundsätzen für Entlastung von Grund und Boden erfolgte am 15. August. Am 10. Oktober erschien das Patent wegen der neuen Steuereinrichtungen für 1850. Eine sehr dankenswerthe Einrichtung war die Veröffentlichung der Ministerialvorträge, auf welche sich die kaiserlichen Entschließungen stützten. Uebrigens war bereits unter dem 28. Juli ein theilweiser Wechsel im Ministerium erfolgt. Der Minister des Innern, Graf Stadion, ward vom Kaiser zum Minister ohne Portefeuille ernannt und seine Stelle dem bisherigen Justizminister Bach, dessen Posten dagegen von Schmerling übertragen; Graf Leo Thun übernahm das Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Am 4. September erfolgte die Aufhebung des Belagerungszustandes über Stadt und Gebiet von Triest, Istrien, Görz und Gradiska; die politische Neuorganisation der 3 letztgenannten Gebiete erhielt am 1. Oktober die kaiserliche Genehmigung. Radetzky ward unter dem 16. Okt. zum Generalgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreiches ernannt. Am 6. Oktober erfolgte zu Arad die Hinrichtung einer Anzahl österreichischer Offiziere, die als Generale unter den Ungarn gedient hatten; dagegen erließ ein Gnadenakt des Kaisers unter dem 8. December den wegen politischer Vergehen zu einjähriger Haft Verurtheilten, die bereits die Hälfte der Strafe erlitten, den Ueberrest derselben. Die provisorische Verwaltungsorganisation für Ungarn wurde unter dem 17. Oktober publicirt. Kroatien und Slawonien mit dem kroatischen Küstenlande, so wie Siebenbürgen mit dem Sachsenlande wurden zu eigenen Kronländern erklärt und der Wojwodschaft Serbien eine von Ungarn unabhängige Stellung angewiesen. Die Grundzüge für die Reform der Justizorganisation für Ungarn erschienen am 3. November. Am 2. December stiftete der Kaiser den Franz-Joseph-Orden für Verdienst jeder Art. Eine ganz besondere Thätigkeit entfaltete in dieser Zeit der Handelsminister von Bruck. Dahin gehört, abgesehen von den Verdiensten, welche er durch seine freisinnige Handelspolitik sich um den Aufschwung des österreichischen Handels- und Gewerbefleißes erwarb, sein am 7. November veröffentlichter Bericht über die Einleitung zur Erzielung eines allgemeinen Privat-, See- und Handelsrechtes, welches sich auf die deutschen Bundesstaaten erstrecken sollte, besonders aber sein Bestreben, eine allgemeine österreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung anzubahnen, welcher Plan zunächst in der Denk-

Digitized by Google

schrift vom 30. Dec. an die Bundescentralkommission mit dem Antrage an dieselbe dargelegt ward, eine Zollkonferenz aus Bevollmächtigten der deutschen Staaten zur Berathung der Zoll- und Handelsfrage zu veranlassen. Die schwierigste Aufgabe war jedoch dem Finanzminister gefallen, der außer den gesteigerten Zinsen für die Staatsschuld die bedeutendsten Summen aufzubringen hatte, um ein günstigeres Verhältniß der Staatsfinanzen herzustellen. Zu den deshalb ergriffenen Maßregeln gehörte das kaiserliche Patent vom 28. Juni 1849, welches die Aufnahme eines freiwilligen Darlehens (bis zu 60 Millionen) und Hinausgabe von 3procentigen Kassenanweisungen mit Zwangskurs anordnete; ferner die am 10. Sept. dem Kaiser vorgelegten Vorschläge hinsichtlich einer Anleihe von 60 Millionen Gulden durch Subskription und überhaupt wegen Regelung des Geldwesens und des Staatshaushaltes. Letztere richteten sich besonders auf zweckmäßige Benutzung der sardinischen Kriegscontribution, ergiebigere Benutzung des Staatseinkommens und eine Umwandlung der umlaufenden Kassenanweisungen. Genehmigt wurden diese Vorschläge am 13. Sept. Ein weiterer Vorschlag des Finanzministers vom 28. Dec. auf weitere Verminderung des Staatsaufwandes, namentlich in der Abtheilung der Armeeerfordernisse, Erhöhung der Staatseinnahmen und Hinausgabe von 50 Million Gulden Reichsschatzscheinen erhielt am 31. Dec. die kaiserliche Genehmigung. Der Schluß des Jahres ward besonders bezeichnet durch das wichtige kaiserliche Patent vom 30. Dec., welches das Programm enthielt, nach dem die Landesverfassungen ertheilt werden sollen, womit gleich die Landesverfassung von Niederösterreich publicirt wurde, welcher dann unmittelbar die von Oberösterreich, Salzburg, Kärnthen und Krain und bis Ende Januar die für Mähren und Steiermark folgten.

Im Jahre 1850 ward die schöpferische Thätigkeit des Ministeriums in noch erhöhtem Maße fortgesetzt. Am 17. Jan. erfolgte die Publikation der neuen Strafprozeßordnung für die deutschen Länder des Kaiserstaates, durch welche die Grundsätze der Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit wie des Schwurgerichts zur Anwendung gelangten. Die deutsche Wechselordnung ward definitiv für O. angenommen mit der Bestimmung, daß sie vom 1. Mai 1850 an in allen Kronländern in Geltung treten sollte. Auch tagte im Frühjahr eine vom Finanzminister einberufene Kommission von Vertrauensmännern aus sämmtlichen Kronländern in Wien, um über Hellmittel für die finanzielle Lage des Staates zu berathen; sie stand über derselben gestellten Anträge, namentlich auf eine Zwangsanleihe von 150 Millionen unter Verpfändung der Staatsgüter, erschienen jedoch als zu gewaltthätige Mittel, um den Finanzminister nicht gegen ihre Annahme bedenklich zu machen. Die Zollvereinsfrage ward während dieser ganzen Zeit nicht aus dem Auge gelassen. In dem noch immer gährenden Ungarn, wo übrigens auch bereits am 26. Dec. 1849 die neue Verfassung verkündigt worden war, währten die scharfen Maßregeln fort, zu welchen besonders die Assentirungen, auch strenge Maßregeln gegen den Buchhandel gehörten. Ueberhaupt nahm man überall eine schärfere Ueberwachung der Presse wahr. Kirchlicher Beziehung wurden durch eine Ministerialordonnanz die Protestanten in Betreff der gemischten Ehen dem katholischen Klerus unterworfen; dem Deutschkatholicismus ward hier gänzlich jede Anerkennung versagt. Dagegen ward die Freiheit und Selbstständigkeit der katholischen Kirche durch die Erlasse vom 18. und 23. April in vollem Umfange sicher gestellt. Rücksichtlich der auswärtigen Politik hatte sich O. unter dem 13. März für die münchener Auseinbarungen in der deutschen Verfassungsfrage erklärt, durch Note vom 14. März dieselben auch den Theilnehmern des berliner Bündnisses empfohlen, worauf unter dem 18. März ein Protest gegen die preußischen Militärkonventionen erfolgte. Am 6. April kam der Postvertrag mit Preußen zu Stande, wie am 25. Juli das Uebereinkommen über den preußisch-österreichischen Telegraphenverein abgeschlossen wurde. Von der Pforte fanden wegen der Internirung der nach der Türkei übergetretenen ungarischen und polnischen Flüchtlinge, nachdem der anfangs gänzlich abgebrochene diplomatische Verkehr wieder angeknüpft war, langwierige Verhandlungen Statt; während O. wenigstens eine jährige Internirung der hervorragenden Flüchtlinge verlangte, bestand die Pforte auf der Weigerung irgend eine Frist festsetzen zu lassen, gab jedoch endlich so viel nach, die Bezeichneten ein Jahr lang noch festhalten zu wollen. Radetzky kündigte am 16. April für das lombardisch-venetianische Königreich eine Zwangsanleihe von 40 Millionen an. Mit Toskana ward wegen eines dort aufzustellenden Truppencorps, das dann erst 1851 zurückgezogen wurde, ein Vertrag am 22. Apr. abgeschlossen; Modena und Parma gaben eines schon im Dec. 1849 unterzeichneten Zollvereinsvertrage mit O. jetzt ihre Zustimmung. Am 7. Mai erschien das Patent, welches das Grundgesetz für die Militärgrenze enthielt. Von durchgreifender Bedeutung war das Patent vom 2. Juni, wonach vom 1. Oktober an die Zwischenlinien zwischen O. und Ungarn sammt seinen Nebenländern, jedoch noch unter gewissen Einschränkungen, aufgehoben werden sollten, wie dies dann auch wirklich geschah. Allen nicht schwer gravirten Ungarn ward die Rückkehr in's Vaterland gestattet, wie überhaupt nun diese Zeit wieder Begnadigungen in weitem Umfange eintraten. Zu den Fortschritten auf dem Gebiete der Rechtspflege gehörten bis am 1. Juli erfolgende Einführung der neuen Landes- und Bezirksgerichte für die deutschen Provinzen, das im August ergangene Gesetz über die Bildung des obersten Gerichts- und Kassationshofes in Wien, die Oeffentlichkeit der Staatsprüfungen und die in Angriff genommene Umgestaltung des bürgerlichen Gesetzbuches von 1803. Ein theilweiser Wechsel im Ministerium ward herbeigeführt durch den Zurücktritt des Kriegsministers Ginlay, dessen Stelle Feldmarschallieutenant Csorich von Monteregro am 16. Juli übernahm. Nach kaiserlicher Entschließung vom 29. Sept. wurde endlich auch die Verfassung der Königreiche Galizien und Lodomerien veröffentlicht, welche den bäuer-

Digitized by Google

lichen Abgeordneten das Uebergewicht in der Vertretung gab. Uebrigens hatte die fortschreitende Grundentlastung in Galizien zu den gefährlichsten Konflikten geführt, indem sich die Bauern unter dem Vorwand verjährter Rechte geradezu des Eigenthums der Gutsbesitzer mit Gewalt bemächtigten, so daß die Regierung sich genöthigt sah, die weitere Durchführung des Gesetzes vorläufig zu suspendiren. Ein kaiserliches Patent vom 29. Nov. verfügte die Einführung des Tabakmonopols auch für die Kronländer Ungarn, Kroatien, Slawonien, Siebenbürgen, Serbien, das temeser Banat und die Militärgrenz- und Küstengebiete. Die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung ward durch Erlaß des Kriegsministers vom 20. Nov. für aufgehoben erklärt. Am 31. Dec. erschien die kaiserliche Verordnung über die politischen Verwaltungsbehörden des lombardisch-venetianischen Königreichs in 2 Statthaltereien zu Mailand und Venedig. Vorzugsweise jedoch ward der Schluß des Jahres durch die mittelst kaiserlichen Handschreibens vom 6. Dec. erfolgte Ernennung des Freiherrn von Rübeck zum Präsidenten des österreichischen Reichsrathes bezeichnet, indem Fürst Schwarzenberg zugleich den Auftrag erhielt, mit Rübeck eine Kommission zur Entwerfung eines Statuts über Einrichtung und Wirkungskreis des Reichsrathes zusammenzusetzen. In den deutschen Verhältnissen hatte O. durch seine rührige Politik Preußen den Vorsprung abgewonnen, zumal nach der Fruchtlosigkeit des erfurter Reichstags und des berliner Fürstenkongresses. Es hatte im April 1850 das Plenum des Bundestags nach Frankfurt berufen und operirte mit Erfolg auf die Auflösung der von Preußen neu betriebenen Union. Nachdem die Verhandlungen zwischen beiden Mächten im Sommer 1850 zu keinem Resultate geführt, berief O. im September den engern Rath nach Frankfurt, rüstete Truppen in Böhmen und verständigte sich im Oktober zu Bregenz mit Bayern und Würtemberg über die im Namen des engern Raths zu vollstehende Exekution in Hessen und Holstein. Preußen fügte sich den österreichischen Forderungen in der Verabredung zu Olmütz (29. Nov.), indem es die Union aufgab und die Exekution in Hessen und Holstein bewilligte. Die Revision der Bundesverfassung ward auf die dresdener Konferenzen verschoben; doch blieb dieselbe unverändert, und im März 1851 trat wieder der alte Bundestag ins Leben (s. Deutschland, Gesch.). Ein wichtiger Erfolg der Sorgsamkeit der Regierung für die materiellen Interessen ward erreicht durch die am 15. December erfolgende Eröffnung der von der ursprünglich ungarischen Aktiengesellschaft an den Staat gebrachten und nun außerordentlich rasch vollendeten ungarischen Staatsbahn, wie sich denn überhaupt auf diesem Gebiete durch die vielseitigste Förderung des Verkehrs und Handels eine ungemeine Regsamkeit zeigte. Dahin gehörten die Anordnung großartiger Straßenbauten, die kräftige Weiterführung des Baues der Eisenbahn nach Triest, von Prag nach der sächsischen Grenze, in Italien ꝛc., wobei namentlich die Bahn über den Semmering wegen mancherlei Schwierigkeiten entgegenstellte; ferner die Erwerbung auch der krakau-oberschlesischen Bahn für Staatsrechnung, die Erleichterung der Flußschifffahrt durch Aufhebung der Elbzölle in Böhmen und der Donauzölle, die angeordnete Regelung des Strombettes der Theiß, die Eröffnung neuer Postkurse, die Postverträge mit Deutschland und der Schweiz, zu denen 1851 die abgeschlossenen Postverträge mit Modena, Parma, Toskana und Griechenland kamen, und die Einführung von Handels- und Gewerbekammern.

Anfangs 1851 wurde der Justizminister von Schmerling durch den Bruder des Finanzministers von Krauß ersetzt. Die letzte Frucht seiner Thätigkeit war die Einrichtung der Gerichtsorganisation für das lombardisch-venetianische Königreich, wodurch Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens, jedoch ohne Geschwornengerichte, zur Geltung kamen (3. Jan.). Auch in den deutschen Provinzen ward mit der Umgestaltung des Justizwesens rüstig vorgeschritten; in Wien begannen die ersten schwurgerichtlichen Sitzungen bereits am 18. Januar und wurden hierauf in den deutschen Provinzen überall abgehalten. Die Entlassung Kossuths veranlaßte einen Notenwechsel mit der Pforte, während die beschlossene Aufnahme des Agitators in England Differenzen mit dem britischen Kabinet hervorrief. Der im März Statt findende Besuch des Kaisers in Venedig ward durch zahlreiche Begnadigungen, besonders aber durch die Wiederherstellung Venedigs zu einem Freihafen, dessen Eröffnung dann am 20. Juli erfolgte, bezeichnet. Ein vom Handelsminister nach Wien berufener österreichischer Zollkongreß berieth im Sinne des Fortschritts über den vom Minister vorgelegten neuen Tarif mit niedrigen Zöllen. Durch Patent vom 11. April ward die vom Staate übernommene Verpflichtung zur Durchführung des Grundentlastungswerkes verbürgt, indem darin die Erhebung eines Steuerzuschlags in den betreffenden Kronländern vom 1. November an verfügt ward, ausschließlich bestimmt zu Verzinsung und Tilgung des auf diese Länder fallenden Antheils der Entschädigung für die durch die Grundentlastung aufgehobenen Bezüge. Der Handelsminister von Bruck ward im Mai auf sein Ansuchen von der Leitung seines Ministeriums entbunden und dasselbe am 23. Mai von v. Baumgartner übernommen. Daß sich O. s Politik mehr und mehr der Restauration zuneige, war bereits an vielen Dingen zu erkennen. Die Verfassung ward vorzugsweise im Sinne der Centralisation und zur Herstellung einer Einheitsstaats benutzt, und die Grundrechte kamen nur der katholischen Kirche zu Gute, die schon 1850 vom Placetum regium befreit worden war. Bereits am 13. April war der Reichsrath als eine neue, dem Kaiser unmittelbar untergeordnete Stelle eingesetzt worden, und am 20. August erschien eine Anzahl kaiserlicher Verordnungen, wonach die Verantwortlichkeit des Ministeriums andern politischen Autoritäten als dem Monarchen gegenüber aufgehoben, der Reichsrath zum Rath der Krone erklärt und die Minister zum Bericht über den Bestand und die Möglichkeit der Vollziehung der Verfassung vom 4. März 1849 aufgefordert wurden. Hierauf verordnete

ein kaiserliches Patent vom 22. August die Aufhebung der noch bestehenden Nationalgarden im ganzen österreichischen Reiche, und ein anderes verfügte die Zurücknahme des Preßgesetzes von 1849. Eine neue Anleihe, wodurch auf dem Wege der Subskription 80 Millionen aufgebracht werden sollten, erfreute sich eines nicht ungünstigen Fortganges. Neue Bestimmungen wurden über die Verwaltungsbehörden im Kaiserstaate getroffen. Einem am 18. Okt. 1851 mit Sardinien abgeschlossenen Zollvertrag folgte am 25. November der nach langen Berathungen zu Stande gekommene neue österreichische Zolltarif für Ein-, Aus- und Durchfuhr mit der Bestimmung, daß er am 1 Febr. 1852 in Kraft zu treten habe, sowie am 12. November ein Handelsvertrag mit der Pforte. Eine im September unternommene Reise des Kaisers durch die italienischen Staaten, welche dann im Oktober auch auf Galizien ausgedehnt ward, hatte im Allgemeinen die Stimmung der Bevölkerung günstig gefunden. Als von Kraus Ende des Jahres als Finanzminister zurücktrat, ward sein Portefeuille zugleich vom Handelsminister von Baumgartner übernommen. Die kaiserlichen Patente vom 31. Dec. 1851 verfügten die Aufhebung der Märzverfassung u. des Gesetzes über die Grundrechte, beseitigten die Schwurgerichte, gestalteten die Gemeindeverfassung um und setzten an die Stelle der Provinzialstände berathende Ausschüsse aus dem Erbadel und den Grundbesitzern. Gerettet waren aus der Konstitution: die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, die Aufhebung des Hörigkeits- und Unterthanenverbandes unter billiger Entschädigung der Berechtigten und die Freiheit der anerkannten Religionsgesellschaften zu öffentlicher Religionsübung. Am 5. Jan. 1852 wurden die Zollkonferenzen zu Wien mit einer Anzahl deutscher Staaten durch Fürst Schwarzenberg eröffnet; bei dem Schlusse derselben, am 20. April, wurden die österreichischen Vorschläge von den betheiligten Staaten, wenn auch mit wesentlichen Abänderungen, angenommen. Wegen der Aufnahme der ungarischen Flüchtlinge, besonders Kossuths, entstanden Differenzen mit Nordamerika, die so weit führten, daß der dortige österreichische Geschäftsträger alle diplomatischen Verbindungen abbrach; die bei dem britischen Kabinet erhobenen Beschwerden fanden von diesem unter Hinweisung auf die englischen Gesetze eine abweisende Erwiderung. Am 5. April starb unerwartet der Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg; sein Nachfolger als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ward Graf Buol-Schauenstein. Es knüpfte sich an diesen Wechsel in sofern eine Aenderung des Systems, als jetzt ein milderes Auftreten nach außen, ein minder gebieterisches Verfahren in den deutschen Dingen und namentlich ein Bemühen, mit Preußen wieder in ein freundlicheres Verhältniß zu treten, unverkennbar hervortrat. Anfang Juni trat der Kaiser eine sich bis zum 14. August verlängernde Reise in Ungarn an, wo bald darauf die Wirksamkeit der Kriegsgerichte bezüglich der Ereignisse von 1848 und 1849 geschlossen wurde, während zugleich zahlreiche Begnadigungen Statt fanden. Durch Patent vom 31. Juli ward die Aufhebung der seit 1808 bestehenden Landwehr angeordnet, um durch eine Armeereserve ersetzt zu werden, nur in Tirol und Vorarlberg soll das bisherige Landesvertheidigungssystem fortbestehen. Der Stand der Finanzen machte eine neue Anleihe von 35 und 38 Millionen Gulden nöthig. Während die Jesuiten und Redemptoristen wieder Aufnahme fanden, wurden die deutsch-katholischen Gemeinden verboten und aufgelöst. Das wichtigste Ereigniß war der in Folge des Besuches des Kaisers in Berlin endlich erzielte Abschluß des deutsch-österreichischen Handelsbündnisses, welches durch O. mit dem übrigen Deutschland zum ersten Male in ein inniges Verhältniß trat. Wie wichtig noch die italienischen Staaten als berührt zu betrachten sehen, zeigten die immer wieder auftauchenden Verschwörungen und Aufstandsversuche. Ende Juni 1852 war zu Mantua ein verzweigter revolutionärer Klub entdeckt worden; ernster war ein Aufstandsversuch in Mailand (6. Febr. 1853), der mit blutiger Strenge unterdrückt werden mußte. Zwölf Tage später (18. Februar) ward der Kaiser, als er auf der Bastei spazieren ging, von einem Ungar, Libeny, meuchlerisch überfallen und mit einem Messer am Halse verwundet. Die Vorgänge in Mailand führten auch auswärtige Verwickelungen herbei. Schon vorher war O. mit der Schweiz in Differenzen gerathen wegen der Ausweisung von Kapuzinern im Kanton Tessin, die österreichische Unterthanen waren. Nach den Vorgängen vom 6. Febr. ließ es gegen Tessin die strengste Grenzsperre eintreten und trieb alle in der Lombardei ansässigen Tessiner in die Heimath zurück, worauf der diplomatische Verkehr zwischen O. und der Schweiz abgebrochen wurde. Auch die Verhältnisse zu Sardinien wurden in Folge der verhängten Quarantäne der ausgewanderten Lombarden, auf welcher, die es mit Erlaubniß gethan und in Piemont naturalisirt waren, gelandet, die beiderseitigen Gesandten wurden gleichfalls abberufen, doch bei der festen Haltung O.s und der Theilnahmlosigkeit Frankreichs trieb die sardinische Regierung die Streitfrage nicht zum Aeußersten. Ungleich bedeutungsvoller war O.s Auftreten gegen die Pforte, um mehrfachen Beschwerden gegen dieselbe, wie wegen der Behandlung der bosnischen Christen, der verkümmerten Benutzung der Seehäfen Sutorina und Klek im adriatischen Meere, der nichtbeachteten Schuldforderungen österreichischer Unterthanen, sowie wegen des begonnenen Vernichtungskampfes gegen Montenegro, Beihülfe zu verschaffen. Eine drohende Sendung des Fürsten Leiningen (Febr. 1853) und die Aufstellung eines starken Beobachtungscorps an der türkischen Grenze hatten die Abhülfe der Beschwerden zur Folge. Als dagegen die nun von Rußland in Konstantinopel erhobenen Forderungen die ernstesten Verwickelungen herbeiführten, bot O. nach beiden Seiten hin die Hand zur friedlichen Vermittelung, und so vergeblich sich auch die Bestrebungen der wiener Konferenz erwiesen, so bewahrte die kaiserliche Regierung doch bestädtig den Charakter einer aufrichtigen Neutralität und bedient sich gerade hierdurch die Freiheit ihrer Entschließung gegenüber allen Eventualitäten vor. Auch die persönlichen Zusammenkünfte, die

Digitized by Google

der Kaiser am 24. September im Lager von Olmütz und am 2. Oktober in Warschau mit dem Kaiser von Rußland hatte, ließen keine Einwirkung auf eine Aenderung der österreichischen Politik erkennen. Als eine wahrhaft großartige Maßregel Angesichts der drohendsten politischen Verwicklungen setzte die Regierung vielmehr die bereits im Anfange des Jahres begonnene Verminderung des Heeresstandes in größerem Maßstabe fort. Einen guten Eindruck machte neben zahlreichen Amnestirungen besonders die Aufhebung des Belagerungszustandes in Wien, Prag und den böhmischen Festungsstädten; zugleich ward der Belagerungszustand im lombardisch-venetianischen Königreiche wesentlich gemildert, um seiner gänzlichen Aufhebung entgegengeführt werden zu können, wie die der Stadt Mailand auferlegte Kontribution bereits früher erlassen worden war. Als ein wichtiges Ereigniß des Jahres galt endlich noch die Auffindung der am 1. Jan. 1849 durch die Magyaren fortgeführten ungarischen Krone und der Reichsinsignien, die am 8. Sept. bei Alt-Ofsowa Statt fand, worauf die Kleinodien am 20. dem Kaiser durch den Militär- und Civilgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, überreicht und am 21. zur beständigen Aufbewahrung in der kaiserlichen Burg zu Ofen dahin zurückgeführt wurden. Mit der Organisation der einzelnen Länder der Monarchie ward ohne Unterlaß vorgeschritten, worauf dann die neuen unteren Verwaltungs- und Justizbehörden in sämmtlichen Kronländern in Wirksamkeit traten. Nicht minder machte die Aufhebung des Urbarialverbandes und der Entlastung des Grundes und Bodens in den Kronländern, in welchen sie nicht bereits vollendet war, wesentliche Fortschritte und wurde unter dem 16. Juni auch für Siebenbürgen angeordnet. Die außerordentlichste Thätigkeit entwickelte sich aber auf dem Gebiete des Finanzwesens. Nachdem am 23. Febr. 1854 ein Uebereinkommen mit der Nationalbank geschlossen worden war, wonach letztere das gesammte mit Zwangskurs umlaufende Papiergeld gegen Banknoten übernahm, wogegen die Staatsverwaltung jährlich bis zur Ausgleichung der Schuld 10 Millionen Gulden an die Bank zahlen und diese durch Anweisung der Zolleinkünfte sicher gestellt, Papiergeld mit Zwangskurs aber überhaupt nicht mehr ausgegeben werden sollte, wurde durch kaiserliche Entschließung vom 3. März ein Staatsanlehen von 50 Millionen Gulden in vierprozentigen Staatsschuldverschreibungen eröffnet, danach aber durch Patent vom 26. Juli ein freiwilliges Anlehen im Betrage von mindestens 350 und höchstens 500 Millionen Gulden ausgeschrieben, wodurch die Landeswährung auf Metallwährung zurückgeführt und die Mittel zur Deckung der außerordentlichen Staatsbedürfnisse beschafft werden und wozu im Umfange der ganzen Monarchie Zeichnungen Statt finden sollten. In Monatsfrist war die Summe von 500 Millionen gezeichnet und selbst um einige Millionen überstiegen. So konnten der Bank nach Ablauf des Jahres 28½ Millionen Gulden zugewiesen und in den beiden nächsten Monaten noch erhebliche Zahlungen an sie geleistet werden. Der Jahresschluß endlich wurde durch die vielbesprochene Uebereinkunft zwischen der Regierung und einer österreichisch-französischen Kapitalistengesellschaft bezeichnet, wonach letzterer auf 90 Jahre die Verwaltung der Staatsbahnen von Bodenbach nach Olmütz, von Wien nach Pesth und von Oderwicza nach Backasch und als Besitzthum für immer die Kohlenlager bei Brandis, ein Theil der Kohlenlagers bei Fünfkirchen u. die gesammten Staatsgüter, Kohlengruben, Eisenwerke, Maschinenwerkstätten, Kanonengießereien nebst 120,000 Morgen Wald im temeser Banat bei 30jähriger Abgabenfreiheit überlassen wurden gegen Zahlung von 200 Millionen Francs in Gold und Silber. Für die Finanzverwaltung des Staates selbst war in sofern eine Veränderung eingetreten, als durch Verordnung vom 27. März eine Centralbehörde zur Staatskontrole über das gesammte Rechnungswesen eingesetzt worden war, die unmittelbar unter dem Monarchen stand und gleichen Rang mit den übrigen Ministerien erhielt. Auch dem Unterrichtswesen wendete sich die Aufmerksamkeit der Regierung in gesteigertem Maße zu. Durch Erlaß vom 26. Januar wurde der gesammte Unterricht in allen katholischen Gymnasien der Aufsicht der Bischöfe unterstellt; für Ungarn und die Bukowina machte man außerordentliche Anstrengungen zur Hebung des Volksschulwesens, und ein Reskript des Unterrichtsministeriums unterwarf alle zu benutzenden Schulbücher einer strengen Ueberwachung. Trotz der drohenden Weltlagen wurde am 20. April der Kriegszustand in den ungarischen, am 1. Mai in den italienischen Ländern, ebenso in Galizien und endlich am 15. Dec. in Siebenbürgen aufgehoben. Die hervorragendsten Momente der äußern Politik waren, nach der Unterzeichnung des wiener Konferenzprotokolls vom 13. Januar und der Ablehnung der darin festgestellten Punkte von Seiten Rußlands, der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen (20. April), welchem dann auch der deutsche Bund beitrat, ferner der Vertrag mit der Pforte vom 14. Juni wegen der Besetzung und militärischen Beschützung der Donaufürstenthümer, die Verhandlungen mit Rußland wegen der Zurückziehung der russischen Truppen aus denselben und endlich der Allianzvertrag mit Frankreich und England vom 2. December. Hand in Hand damit gingen nun aber auch die kriegerischen Vorbereitungen im Lande. Schon Anfangs Februar wurde die Aufstellung eines Armeecorps von 25,000 Mann in der Wolwodina und dem temeser Banat verfügt und dasselbe unmittelbar darauf um noch 25,000 Mann zur vollen Bahrung der Südostgrenze des Reiches vermehrt. Unter dem 29. März wurde Erzherzog Albrecht zum Oberkommandanten des an der serbischen Grenze aufgestellten Beobachtungscorps ernannt und die ganze dritte Armee auf Kriegsfuß gesetzt. Je bedrohlicher aber im Laufe des Jahres die allgemein politischen Verhältnisse wurden u. je mehr im Besondern die Zustände in Serbien und Montenegro eine unausgesetzte Aufmerksamkeit erforderten, um so mehr sah sich O. genöthigt, seine Truppenaufstellungen an der nordöstlichen und südöstlichen Grenze zu verstärken, und es wurde demgemäß am 15. Mai eine neue Rekrutirung

von 95,000 Mann verordnet. Die Besetzung der Donaufürstenthümer, nachdem dieselben am 18. September völlig von den Russen geräumt worden waren, erfolgte fast gleichzeitig mit deren Abmarsch. Endlich verfügte ein kaiserlicher Tagesbefehl vom 2. Nov., daß die ganze Armee bis Ende Januar k. J. auf den Kriegsfuß gesetzt werde. Die Bucht von Cattaro wurde am 6. Mai zum Kriegshafen erklärt, wie denn überhaupt mit der Befestigung der irgend strategisch wichtigen Punkte unablässig fortgefahren wurde. Mitten unter allen kriegerischen Aussichten und Rüstungen hatte der Kaiser am 24. April seine Vermählung mit Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Max in Bayern, gefeiert und das Ereigniß durch weitumfassende Gnadenerweisungen bezeichnet. Der Konflikt mit Tessin ward seinem Austrag nahe gebracht und am 16. Juni die Grenzsperre durch den österreichischen Militärkordon aufgehoben; in den griechischen Wirren aber schloß sich die Regierung den Vorstellungen Englands und Frankreichs an die griechische Regierung betreffs der Annahme der türkischen Forderungen an. Unter den von O. mit anderen Regierungen abgeschlossenen neuen Verträgen sind ein Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Belgien vom 2. Mai, Postverträge mit Sardinien und Rußland, wie der Telegraphenvertrag mit Sardinien hervorzuheben. Die Eisenbahn von Glogaznitz bis Mürzzuschlag über den Semmering war am 17. Juli eröffnet worden, so daß nun die Verbindung von Wien bis Laibach völlig hergestellt war.

Das Jahr 1855 führte eine veränderte Stellung O.s zu der orientalischen Frage herbei. Am Schlusse des vergangenen Jahres hatte O. ein Heer von 700,000 Mann aufgestellt, von denen in der östlichen Hälfte der Monarchie etwa 400,000 Mann versammelt und zum Theil über die Grenze hinaus bis zu den Ufern des Pruth vorgeschoben waren, während die Besatzung Italiens eine wesentliche Minderung erfahren hatte. Zugleich bot die Regierung alle Mittel auf, eine theilweise Mobilmachung auch der gesammten deutschen Bundeskontingente zu erreichen, weshalb die lebhaftesten Verhandlungen mit Preußen, mit einzelnen andern deutschen Staaten, besonders aber auch mit dem Bundestag Statt fanden, ohne jedoch zu dem erstrebten Resultate zu führen; der deutsche Bund ließ sich nur zu dem Beschlusse der Kriegsbereitschaft herbei und lehnte die ihm von O. empfohlene Annahme der bekannten vier Garantiepunkte gänzlich ab. Inzwischen waren auch die am 15. März zu Wien wiederum eröffneten Friedenskonferenzen ohne jeden namhaften Erfolg geblieben; eine neue von O. ausgehende Aufstellung behufs einer Vereinigung zwischen den streitenden Mächten hatte auch von Seiten Englands und Frankreichs Zurückweisung erfahren. Von nun an zog sich O. mehr und mehr aus seiner bisherigen drohenden Stellung zurück, wie die umfassenden Beurlaubungen bei der Armee bewiesen, so daß schon am Schlusse des Jahres die ganze österreichische Armee, mit Ausnahme des Okkupationscorps in den Donaufürstenthümern, auf den Stand zurückgeführt war, den sie vor dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges gehabt hatte. Ueber das ganze Ve
ten O.s bei dem orientalischen Krieg s. R
sches Reich (Gesch.).

Mit dem allmäligen Uebergang der auswä
Politik zu einem mehr u. mehr friedlichen Cha
gingen die Erfolge der innern Politik Hand in
Ein gänzlicher Umschwung in den Finanzverh
sen des Staates war bereits durch den am 14.
erfolgten Rücktritt des greisen Finanz- und
delsministers v. Baumgartner bedingt.
Handelsministerium übernahm am 23. Fe
v. Toggenburg, das Finanzministerium an
März v. Bruck. Auf das Nationalanlehen
bis Ende März bereits über 164 Mill. Gulden
gezahlt. Als leitende Principien für die neu
nanzpolitik des Herrn v. Bruck stellten sich fol
Grundsätze heraus: Reduzirung des Heeres
schränkung der Börsenspekulation mit den
talten der Bank; Verminderung des Not
laufes durch Abtragung der Zettelschuld be
Bank; Beseitigung des Deficits der Staa
nahmen. Demgemäß gab sich die Thätigke
neuen Finanzministers bald nach den versch
sten Richtungen hin kund. Ein Hauptun
Finanzoperation mit der Nationalbank be
in einer neuen Emission von Bankbriefen im
trage von 20 Millionen Gulden Silber b
der Vermehrung des Silbervorraths. Zu
wurde hiermit laut Erlaß vom 21. Oktober
Statut der Bank durch Annexion einer
thekenbank zur Hebung und Erleichterung
landwirthschaftlichen Betriebes erweitert, u.a
dem ging die Gründung eines allgemeinen
bitinstitute für Handel und Gewerbe, nach
des Crédit mobilier in Paris, neben dieser
die Nationalbank bezüglichen Finanzoperat
ihren besonderen Gang. Nachdem die A
zeichnung einen Belauf von 644 Millionen
den in wenigen Tagen ergeben hatte, erfolgt
7. December die Konstituirung des Verwalt
rathes der Gesellschaft, in welchem Namen
höchsten Aristokratie vertreten waren. Auc
dem Gebiete der politischen Organisationen
rüstig gearbeitet. Im lombardisch-venetian
Königreiche trat am 15. April zugleich mi
neuen Strafprozeßordnung das Institut
Staatsanwaltschaft in Kraft, und am 15.
wurde die Wiederberufung der lombardisch
tianischen Kongregationen angeordnet und
Königreiche somit die ihm 1815 verliehene
1848 jedoch außer Wirksamkeit getretene La
vertretung zurückgegeben. Ungarn erhielt
wichtiges Geschenk mit der am Ende des J
erfolgten Konstituirung des obersten Urbar
richtes, sowie der Urbarialgerichte in
verschiedenen ungarischen Verwaltungsbez
Ende Januar erfolgte die Publikation
neuen Militärstrafgesetzbuches, nachdem b
ein kaiserlicher Erlaß vom 18. das Spießru
laufen und Krummschließen in der Armee
schafft hatte. Von besonders hoher Bedeu
war, was in diesem Jahre nach der poli
kirchlichen Seite hin zu Stande gebracht wo
war. Die schon seit längerer Zeit mit dem p
lichen Stuhle wegen des Abschlusses eines K
kordates gepflogenen Unterhandlungen w
so weit gediehen, daß am 18. August die U

Digitized by Google

zeichnung des wichtigen Aktenstückes durch die betreffenden Bevollmächtigten, den Kardinal Wiale Prela und den Erzbischof von Wien, Ritter von Rauscher, zu Wien vollzogen werden konnte, worauf die Publikation des Konkordats am 23. Nov. erfolgte. Nach demselben wird die katholische Religion in allen Landestheilen mit sämmtlichen Rechten und Prärogativen, welche ihr die Canones gewähren, aufrecht erhalten und geschützt. Das Placetum regium ist aufgehoben, der Verkehr der Bischöfe mit dem päpstlichen Stuhle in geistlichen Beziehungen, mit dem Klerus und dem Volke, die Instruktionen und Verordnungen derselben in geistlichen Angelegenheiten sind frei gegeben. Auch können Erzbischöfe, Bischöfe und Ordinarien mit der Geistlichkeit und dem Volke ihrer Kirchensprengel zur Ausübung ihres Hirtenamtes frei verkehren, um Belehrungen und Verordnungen über kirchliche Angelegenheiten kund zu machen, und ebenso haben die Erzbischöfe und Bischöfe die Freiheit, Alles zu üben, was denselben zu Regierung ihrer Kirchensprengel, zur Erklärung oder Verfügung der Kirchengesetze, nach der gegenwärtigen vom heiligen Stuhle zugetheilenen Disciplin der Kirche gebührt. Der ganze Unterricht der katholischen Jugend soll der Lehre der katholischen Religion angemessen seyn, die Bischöfe aber werden die religiöse Erziehung der Jugend leiten. Niemand soll Theologie, Katechetik oder Religionslehre in einer Anstalt vortragen, wenn er nicht dazu von dem Bischof des Kirchensprengels die Ermächtigung empfangen hat, die jedoch widerruflich ist. In katholischen Gymnasien und mittlern Schulen werden nur Katholiken zu Professoren und Lehrern ernannt, die zu gebrauchenden Religionslehrbücher werden nach vergängiger gemeinschaftlicher Berathung der Bischöfe festgesetzt. Alle Lehrer der für Katholiken bestimmten Volksschulen unterstehen der kirchlichen Beaufsichtigung. Ist für den Religionsunterricht in den Volksschulen nicht hinlänglich gesorgt, so kann der Bischof für den Vortrag der Anfangsgründe des Glaubens einen Geistlichen bestimmen. Alle Erzbischöfe, Bischöfe u. Ordinarien haben die ihnen eigene Macht mit vollkommener Freiheit zu üben, um die der Religion und Sittlichkeit verderblichen Bücher als verwerflich zu bezeichnen und die Gläubigen von Lesung derselben abzuhalten. Alle kirchlichen Rechtsfälle gehören allein vor das kirchliche Gericht, und das Erkenntniß darüber gebührt dem kirchlichen Richter. Demgemäß hat derselbe über die Ehesachen nach den Kirchengesetzen und nach den Verordnungen von Trient zu urtheilen und nur die bürgerlichen Wirkungen der Ehe an den weltlichen Richter zu verweisen. Den Bischöfen steht es frei, gegen Geistliche, die keine entsprechende Kleidung tragen, oder die sonst der Ahndung würdig sind, die von den Kirchengesetzen ausgesprochenen oder andere von den Bischöfen für angemessen gehaltene Strafen zu verhängen und sie in Klöstern, Seminarien u. ähnlichen Häusern unter Aufsicht zu halten. Sie können aber auch wider alle Gläubigen, welche die kirchlichen Anordnungen und Gesetze übertreten, mit kirchlichen Strafen einschreiten. Die Entscheidung über das Patronatrecht gehört dem kirchlichen Gericht; doch können bei weltlichen Patronatrechten die weltlichen Gerichte über die Nachfolge in demselben entscheiden. Mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse gibt der päpstliche Stuhl seine Zustimmung dazu, daß die bloß weltlichen Rechtssachen der Geistlichen, wie Verträge über das Eigenthum, Erbschaften, vor das weltliche Gericht gezogen und daß die Geistlichen wegen Verbrechen und anderer Vergehen gegen die Strafgesetze vor das weltliche Gericht gestellt werden. Dagegen haben sie Kerkerstrafen in den von den Weltlichen abgesonderten Orten und Vergehen oder Uebertretungen durch Einschluß in Klöstern oder anderen geistlichen Häusern zu büßen. Es sind aber in diesen Verfügungen jene Rechtsfälle, über welche das Tridentinum verordnet hat, nicht mit inbegriffen, u. werden der Papst und der Kaiser für ihre Behandlung Vorsorge treffen. Artikel 15 sichert die Immunität der Kirche, soweit die öffentliche Sicherheit und die Forderungen der Gerechtigkeit es gestatten, und Artikel 16 gewährt den vollen Schutz ihrer Rechte, die Wahrung der ihr gebührenden Achtung und die Hülfe der Staatsgewalt bei Vollstreckung kirchlicher Urtheile gegen pflichtvergessene Priester. Die Leitung und Verwaltung der bischöflichen Seminare steht den Bischöfen zu, auch die Errichtung neuer Kirchensprengel und die neue Grenzbeschreibung der bereits bestehenden. Der Kaiser wird bei Auswahl der Bischöfe, die er dem Papst zur kanonischen Einsetzung vorschlägt oder benennt, auch in Zukunft des Rathes der Bischöfe sich bedienen. Die Metropoliten und Bischöfe schwören vor Uebernahme der Kirchenleitung dem Kaiser Gehorsam und Treue, zugleich an keinem Verkehre oder Anschlag, welcher die öffentliche Ruhe gefährdet, Theil zu nehmen, weder inner noch außer den Grenzen irgend eine verdächtige Verbindung zu unterhalten und zur Abwendung irgend einer dem Staat drohenden Gefahr nichts zu unterlassen. Geistliche dürfen über Das, was sie zur Zeit ihres Todes hinterlassen, in Gemäßheit der Kirchengesetze verfügen, die auch von den Erben ab intestato zu beobachten sind. An sämmtlichen Metropolitan- oder erzbischöflichen und Suffragankirchen vergibt der Papst die erste Würde, für die übrigen Dignitäten und Domherrnpfründen wird der Kaiser zu ernennen fortfahren. Alle Pfarren sind in Folge einer öffentlich ausgeschriebenen Bewerbung und mit Beobachtung der Vorschriften des tridentiner Koncils zu vergeben. Bei den dem geistlichen Patronatsrecht unterliegenden Pfarreien präsentiren die Patrone Einen aus Dreien, welche der Bischof vorschlägt. Als Beweis besonderen Wohlwollens verleiht der Papst dem Kaiser und seinen Nachfolgern die Ermächtigung, für alle Kanonikate u. Pfarreien zu präsentiren, welche einem auf dem Religions- oder Studienfonds beruhenden Patronatsrechte unterstehen, jedoch so, daß Einer aus den Dreien gewählt wird, welche der Bischof nach vorausgegangener öffentlicher Bewerbung für würdiger als die übrigen erachtet. Der Genuß der Kirchengüter kann nur in Folge der kirchlichen Einsetzung beginnen. Jene Ordenspersonen, welche den bei dem heiligen Stuhle wohnenden General-

oberen unterstehen, werden von denselben geleitet; es findet zwischen ihnen ein freier Verkehr Statt, und ebenso werden die Visitationen derselben frei vorgenommen. Erzbischöfen und Bischöfen steht es frei, in ihre Kirchensprengel geistliche Orden und Kongregationen beiderlei Geschlechts nach den Kirchengesetzen einzuführen. Jedoch werden sie sich hierüber mit der Regierung ins Einvernehmen setzen. Die Kirche kann neue Besitzungen auf jede gesetzliche Weise erwerben; ihr Eigenthum bleibt in Bezug auf Alles, was sie gegenwärtig besitzt und künftig erwirbt, unverletzlich. Daher dürfen ältere und neuere Stiftungen ohne Ermächtigung des Papstes weder aufgehoben noch verringert werden, unbeschadet der durch das Konzil von Trident den Bischöfen verliehenen Vollmachten. Die Verwaltung der Kirchengüter wird von Denjenigen geübt, denen sie nach den Kirchengesetzen obliegt; doch sollen diese Güter ohne Einwilligung des Papstes und des Kaisers weder verkauft noch mit einer beträchtlichen Last beschwert werden. Die Güter, aus welchen der Religions- u. Studienfonds besteht, sind kraft ihres Ursprungs Eigenthum der Kirche und werden im Namen der Kirche verwaltet, während die Bischöfe die ihnen gebührende Aufsicht nach den Bestimmungen üben, über welche der Papst mit dem Kaiser übereinkommen wird. Der Ertrag der erledigten Pfründen fällt überall dem Religionsfonds zu. Wo der Zehent durch Staatsgesetze aufgehoben ist, soll es dabei bewenden; doch sollen als Entschädigung für den aufgehobenen Zehent von der kaiserlichen Regierung Beiträge aus liegenden Gütern oder versichert auf die Staatsschuld angewiesen und Allen und Jedem ausgefolgt werden, welche das Recht besaßen, den Zehnten einzufordern. Artikel 34—36 bestimmen, daß alles Uebrige in den Artikeln des Konkordats nicht Enthaltene, kirchliche Personen und Sachen Betreffende sämmtlich nach der Lehre der Kirche und ihrer Disciplin geleitet und verwaltet werden soll, und daß alle diesem Vertrag widerstreitenden Anordnungen aufgehoben sind. Ein die Publikation begleitendes kaiserliches Kundmachungspatent vom 5. November gab mehre Bestimmungen über die Ausführung des Konkordats. Uebrigens blieb die letztere Gegenstand der weiteren Verhandlungen mit dem römischen Stuhle, u. man sah in dieser Hinsicht besonderen näheren Feststellungen über die Ehezerhältnisse und den Unterricht der katholischen Jugend mit Erwartung entgegen. Je weniger übrigens sonach noch an eine Vereinbarung über die Vollzugsbestimmungen gedacht werden konnte, um so mehr erregte der Erlaß des Erzbischofs von Mailand eine Ueberraschung, der, in Folge einer Mitte December abgehaltenen Konferenz der Bischöfe des lombardisch-venetianischen Königreiches, unter Berufung auf Artikel 9 des Konkordates ohne Weiteres eine förmliche geistliche Präventivcensur feststellte. Doch trat die Regierung diesem Uebergriffe der geistlichen Gewalt mit derselben Entschiedenheit entgegen, mit der sie den bereits allenthalben hervortretenden Ausschreitungen der katholischen Hierarchie zu begegnen wußte, um die Rechte des Staates zu wahren. Auch die evangelische Kirche erfreute sich übrigens der wohlwollendsten Aufmerksamkeit der Regierung. In Siebenbürgen wurde derselben ein Statut zugesichert, welches ihr Selbstverwaltung und die freie Wahl ihrer Vertreter ihrer Angelegenheiten gewährte, und evangelische Geistliche und Schulmänner waren waren als Vertrauensmänner berufen. Mai an in Wien versammelt, um unter dem Vorsitz des Kultusministers die Vorberathung einer Gesetzvorlage zu pflegen, welche die langersehnte Regelung der kirchlichen Verhältnisse der evangelischen in Ungarn herbeiführen sollte. Im Juli erschien ein kaiserlicher Erlaß, welcher zunächst die Oberaufsicht über evangelische Angelegenheiten vorschulen den Händen der katholischen Behörden entziehen und den evangelischen übertragen war. Außerdem erhielte die Regierung Auftrag, August die Erlaubniß zur Errichtung einer Lehranstalt in Pesth zur Bildung evangelischer Geistlicher legen. Bezüglich des allgemeinen Studienwesens endlich erschien am 29. September ein kaiserlicher Erlaß, wonach die Grundbestimmungen über die Einrichtung der rechts- u. staatswissenschaftlichen Studien festgestellt waren. Die am 5. Mai erfolgte Entbindung der jungen Kaiserin von einer Tochter gab dem Kaiser Veranlassung zu einer Anordnung einer ziemlich umfassenden Amnestie. Die Summen wurden für Wasserbauten u. Eisenbahnleitungen verwendet, besonders aber war die Regierung dem Eisenbahnbau zugewendet. Kraft eines am 15. Mai abgeschlossenen Vertrags begann am 15. Juni ein direkter Telegraphenverkehr zwischen O. u. Rußland. Endlich wurde der Erhebung von Bregenz zu einer Staatshafen und von Pola zur Reichsstadt. Als Ereignis dieses Jahres noch die zufolge des in Mailand abgeschlossenen, am 7. April ratifizirten Vertrages zu Stande gebrachte vollständige Ausgleichung mit der Schweiz u. bezüglich hervorzuheben, wonach die Tessiner sich wieder frei in der Lombardei niederlassen konnten.

Im Jahre 1856 war es neben der kirchlichen Frage vorzugsweise die auswärtige Politik, welche die Regierung beschäftigte. In der orientalischen Frage hatte O. nicht umsonst sein ganzes Gewicht in die Wagschale geworfen; das Festhalten der einmal eingeschlagenen Politik trug wesentlich zur Wiederherstellung des europäischen Friedens bei. Nachdem die pariser Friedenskonferenzen am 25. Februar eröffnet worden waren, kam am 30. März der allgemeine Friedensvertrag zu Stande, der am 15. April auch von dem Kaiser von O. unterzeichnet wurde. An demselben Tage fand aber auch der Abschluß eines Sonderbündnisses zwischen O., Frankreich und Großbritannien Statt, das die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit des ottomanischen Reiches bezweckte. Die Bevollmächtigten der Ausführung der Friedensbedingungen beider Seiten Rußlands, namentlich der Rämmung von Kars und der Schlangeninseln, sowie die Schiedsrichterlichkeiten, die sich bei der stipulirten Grenzregulirung ergaben, ließen erst gegen Ende des Jahres eine völlige Ausgleichung zwischen den betheiligten Mächten zu Stande kommen und brachten auch O. in einem engern Anschluß an England, wo

Digitized by Google

noch fortwähren ließ. Nicht minder beschäftigte die italienische Frage die österreichische Regierung. Der fortgesetzten Agitation des turiner Kabinets gegen O., welcher die besonders durch eine vom Kaiser für die lombardische Emigration erlassene allgemeine Amnestie neu angeregte Sequestrationsfrage Nahrung bot, ward österreichischer Seits eine weise Mäßigung, seinen hochstrebenden Plänen dagegen fester Ernst entgegengesetzt. In Bezug auf Neapel hielt O. an einer vermittelnden Stellung fest, obschon es sich einer Reihe von Forderungen, die Frankreich und Großbritannien bezüglich zeitgemäßer Reform an das Kabinet von Neapel gestellt hatte, in der Form von Rathschlägen anschloß. Gegenüber den neuen Schritten Dänemarks bezüglich Holsteins und Lauenburgs, namentlich hinsichtlich der Domänenfrage, trat O. gemeinsam mit Preußen in die Schranken. Eine der ersten Maßregeln nach der Wiederherstellung des Friedens bestand in einer starken Herabsetzung der Zölle für die wichtigsten Einfuhrartikel, wodurch die Zolleinkünfte gemehrt u. der Anschluß an den Zollverein weiter angebahnt wurde. Als Frucht der Verhandlungen eines Eisenbahnkongresses zu Wien kam am 1. März zwischen der Regierung und Rothschild wie dem Herzog von Galliera ein Vertrag wegen der Ueberlassung der italienischen Staatsbahnen gegen den Betrag von 25 Millionen Gulden und einen Gewinnantheil zu Stande. Auch die zweite Entbindung der Kaiserin von einer Erzherzogin wurde durch eine weitere sehr umfassende Amnestie wie durch die Aufhebung der Vermögenseinziehung für eine bedeutende Anzahl der in Ungarn und Siebenbürgen durch die letzte Revolution Kompromittirten bezeichnet. In der kirchlichen Frage wurde nichts unterlassen, um eine baldige Ausführung des Konkordats zu ermöglichen. Nachdem eine Konferenz sämmtlicher Erzbischöfe und Bischöfe der Monarchie über die Vollziehung des Konkordats zu Wien vom 7. April bis zum 16. Juni berathen, führte Graf Colloredo zu Rom die Verhandlungen fort, um mit dem päpstlichen Stuhle ein Uebereinkommen über die noch streitigen Punkte zu erzielen. Als ein Ausfluß der bischöflichen Konferenzen wurde übrigens die plötzlich hervortretende Verwerfung katholischer Friedhöfe für Beerdigung von Nichtkatholiken betrachtet, wodurch besonders unter den Protestanten eine heftige Bewegung entstand. Auf die vielfach erhobenen Beschwerden erfolgte ein Bescheid des Kultusministeriums, wonach es den Protestanten frei stehen sollte, ihre Bethäuser mit Thürmen u. Glocken zu versehen, auch auf abgetheilten Friedhöfen die Leichenbestattung ganz nach ihrem Kultus vorzunehmen und die Glocken dabei zu benutzen. Auf der Besetzung der Donaufürstenthümer beharrte die Regierung gegenüber dem Andrängen Frankreichs und Rußlands, angeblich weil die Friedensbedingungen des pariser Traktats noch nicht vollständig ausgeführt, namentlich die Grenzfrage noch unerledigt und die Ordnung der staatlichen Verhältnisse der Donaufürstenthümer nicht gesichert seyen. Zugleich lag der fortgesetzten Okkupation aber auch die Absicht zu Grunde, die Vereinigung der Fürstenthümer zu hindern, die es mit der großbritannischen Regierung theilte, wie überhaupt die Beziehungen zu dieser inniger wurden, während sich die Tendenz zu einer vollständigen Emancipirung von dem russischen Einflusse immer schärfer herausstellte. Die neuenburger Frage, in welcher O. bezüglich des eigentlichen Differenzpunktes die Partei Preußens ergriff, führte zu angelegentlichen Verhandlungen zwischen O. und Preußen, bis die Nachgiebigkeit der Schweiz diese Differenz von selbst ausglich. Das wichtigste Ereigniß dieser Zeit war aber die Reise des Kaisers in seine italienischen Staaten, die er am 17. Nov. 1856 in Begleitung seiner Gemahlin und seiner ersgebornen Tochter antrat. Auf derselben wurden einer Anzahl von Städten ihre rückständigen Schuldbeträge erlassen, die Güter aller Flüchtlinge vom Sequester befreit und am 25. Jan. 1857 von Mailand aus eine allgemeine Amnestie für das lombardischvenetianische Königreich verkündigt. Dieser Reise des Kaiserpaares folgte dann im Mai eine Reise nach Ungarn, die von ähnlichen Gnadenakten begleitet war. Eine Erleichterung des Verkehrs bezweckte das unterm 9. Febr. angeordnete neue Paßsystem, wonach alle Paßrevisionen sich auf die Grenze des Staatsgebiets zu beschränken haben sollten. Die seit langer Zeit mit Unterbrechungen in Wien tagenden Münzkonferenzen erhielten durch die deutsch-österreichische Münzkonvention vom 24. Jan. 1857 ihren Abschluß. Eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem Kaiser von Rußland in Weimar (1. Okt.) schien auf eine Ausgleichung des seit dem orientalischen Kriege gespannten Verhältnisses zwischen O. u. Rußland hinzudeuten. Eine Differenz mit Preußen, die bis zum Abbrechen des diplomatischen Verkehrs gediehen war, hatte schon vorher unter englischer Vermittelung ihre Ausgleichung gefunden. Die wundeste Stelle des Kaiserstaates blieben immer die Finanzen, die bei jedem Rechnungsabschluß ein bedeutendes Deficit ergaben, dessen Deckung dann durch Anleihen bewirkt wurde. Zur Aufhülfe der Finanzen sollte auch die angeordnete Armeereduktion auf die Hälfte des Effektivbestands, sowie die am 1. Jan. 1858 in Kraft tretende Einführung des Zeitungsstempels dienen. In der That trat ein günstigeres Ergebniß des Budgets hervor, und der Staat schien rücksichtlich seiner Finanzverhältnisse einer bessern Zukunft entgegengehen zu sollen, als unheilvolle Ereignisse die Resultate aller Anstrengungen mit einem Schlage vernichteten. In der Lombardei begann sich der revolutionäre Geist wieder mächtig zu regen, so daß der Erzherzog-Statthalter um Truppensendungen zu hindern sich genöthigt sah. Sardinien beobachtete diese Anzeichen als Förderungsmittel seiner nicht eben sehr verhüllten Pläne zur Erweiterung seiner Machtstellung in Italien und bereitete sich im Stillen auf einen offenen Bruch vor. Frankreich, dessen Politik in der Sache der Donaufürstenthümer mit der österreichischen ohnehin nicht in Einklang war, trug seine Sympathien für diese Bestrebungen ziemlich offen zur Schau, und die Worte, welche Napoleon III. bei Empfang des diplomatischen Corps in der Neujahrsaudienz an den öster-

Digitized by Google

reichischen Gesandten in Paris, v. Hübner, richtete: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht so gut wie früher sind", verkündigten, selbst in ihrer friedlichen Deutung durch die pariser offiziöse Presse, folgenschwere Ereignisse und brachten eine namenlose Bestürzung in der Börsenwelt hervor. Die Vermählung des Prinzen Napoleon mit Klotilde, der Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien, wies sehr deutlich auf ein Bündniß Sardiniens mit Frankreich hin, und die im großartigen Maßstabe betriebenen Rüstungen beider Staaten, namentlich Sardiniens, gaben den Kommentar dazu. Diesen Drohungen gegenüber begann nun auch O. zu rüsten und seine Besatzungen in Italien zu verstärken. Zwar enthielt ein Artikel des „Monteur" vom 5. März 1859 die bestimmtesten Versicherungen von den friedlichen Absichten Napoleons, aber die Thatsachen straften diese halboffiziellen Auslassungen Lüge. Eine Note an den sardinischen Minister, Grafen Cavour, worin die österreichische Regierung Auslieferung der nach Sardinien entwichenen u. dort in das Heer eingetretenen Lombarden verlangte, erhielt keine genügende Antwort, so wenig als die Aufforderung, die Waffen niederzulegen und namentlich die Freiwilligen aus dem sardinischen Heere zu entlassen, so daß endlich O. ein Ultimatum an Sardinien stellte, von dessen Annahme oder Ablehnung es die Kriegsfrage abhängig machte. Die Verhandlungen über einen von Rußland und Großbritannien in Vorschlag gebrachten Kongreß zur friedlichen Schlichtung der italienischen Verhältnisse scheiterten, da O. für seinen Eintritt in den Kongreß zunächst die Forderung stellte, daß Sardinien vor Allem entwaffnen und sich mit dem Worte O.s begnügen müsse, von ihm nicht angegriffen werden zu sollen, Sardinien aber dessen sich weigerte, Cavour sogar leugnete, daß das sardinische Heer mobil gemacht worden sey. Während die Stimmung in Ober- und Mittelitalien sich immer bedrohlicher gegen O. gestaltete, suchte dieses Bundesgenossen zunächst in Deutschland zu. sandte den Erzherzog Albrecht nach Berlin, um mit dem preußischen Hofe in dieser Richtung zu unterhandeln. Noch aber waren die Unterhandlungen nicht zum Abschluß gediehen, als plötzlich, zur Ueberraschung des Erzherzogs selbst, die Nachricht eintraf, daß am 29. April das österreichische Heer den Ticino überschritten und somit die Feindseligkeiten begonnen habe, worauf Erzherzog Albrecht unverrichteter Sache Berlin verließ. Ein Manifest des Kaisers von O. suchte das Verfahren O.s zu rechtfertigen und wendete sich mit warmen Worten an den Patriotismus seiner Völker. In Frankreich hatten gleich nach Uebersendung des Ultimatums an die sardinische Regierung Truppenzusammenziehungen begonnen, und schon am 25. April überschritt eine französische Division die sardinische Grenze, landeten afrikanische Jäger in Genua, ein Beweis, wie sehnlich man das erste Zeichen von O.s Ungeduld erwartete, um den längst beschlossenen Kampf beginnen zu können. O. hatte sich dadurch, daß es zuerst das Schwert zog, seine Lage den europäischen Kabineten, namentlich Preußen gegenüber erschwert, indem es das Odium der Friedensstörung auf sich lud. Statt aber dem ersten Angriff ein energisches Vordringen folgen zu lassen, machte das österreichische Heer, in Folge neuer Verhandlungen wegen Berufung eines Kongresses, Halt und ließ den feindlichen Streitkräften Zeit, sich zu konzentriren. Das Kriegsmanifest Napoleons vom 9. Mai warf die Schuld, den Krieg erregt zu haben, auf O. und sprach die Absicht aus, Italien bis zum adriatischen Meere frei zu machen, also die Oesterreicher gänzlich aus Italien zu vertreiben. Am folgenden Tage reiste Napoleon selbst von Paris ab, um sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Inzwischen waren in Toskana, Parma und Modena Revolutionen ausgebrochen, und die Fürsten dieser Länder hatten die Flucht ergriffen. Auch in den römischen Legationen zeigten sich aufrührerische Bewegungen, und die revolutionäre Stimmung in der Lombardei, namentlich in Mailand, ward immer bedrohlicher. Von allen Seiten strömten Freiwillige nach Sardinien und schaarten sich zum großen Theil unter die Fahnen Garibaldi's, der einen sehr erfolgreichen Guerillakrieg begann. Am 15. Mai traf Napoleon in Alessandria ein, nachdem er am 12. in Genua gelandet war. Nach einigen Hin- und Herzügen ordnete der österreichische Heerführer, Graf Gyulai, für den 29. Mai eine gewaltsame Rekognoscirung an, um sich über die Stellung der Alliirten am rechten Ufer des Po Gewißheit zu verschaffen, welche zu dem für die Oesterreicher nachtheiligen Gefechte von Montebello führte. Garibaldi überschritt darauf am 23. den Ticino u. besetzte Seite Calende am südöstlichen Ufer des Lago maggiore ohne Schwertstreich, da das österreichische Corps, das zur Beobachtung des See's bei Arona gestanden hatte, gegen die Sesia vorgerückt war. An demselben Tage kam es zu dem ersten Gefechte bei Palestro, wo sich Victor Emanuel vergeblich des Sesiaübergangs zu bemächtigen suchte. Garibaldi's Plan, zwischen dem Lago maggiore und dem Somerser. gegen Mailand vorzudringen und die Revolution nach zu rufen, die Aufmerksamkeit der Oesterreicher auf sich zu lenken und auf deren Rückzugslinien zu wirken, gelang ziemlich vollständig; denn Feldmarschalllieutenant Urban schlug zwar Garibaldi, als derselbe von Varese nach Como vordringen wollte, zurück, konnte aber seinen Zweck, ihn zurückzuwerfen oder nach der Schweiz zu drängen, nicht erreichen. Am 1. Juni ward Palestro abermals von den Sardiniern angegriffen, und die Oesterreicher mußten sich zurückziehen, wodurch die Verbindung mit Garibaldi hergestellt und die österreichischen Streitkräfte mehr und mehr in die Ecke, welche Po und Ticino bilden, zusammengedrängt wurde, wo ihnen die Hauptmacht der Franzosen entgegenstand, während der rechte Flügel bereits durch Garibaldi umgangen war. Unter diesen Umständen entschloß sich Gyulai, dessen Hauptfehler darin lag, daß er die Vereinigung der feindlichen Corps nicht mit allen Kräften zu verhindern gesucht hatte, zum Rückzug gegen den Mincio. Während er aber zu diesem Zweck sein Hauptquartier nach Abbiategrasso südlich von der Brücke von Buffalora verlegte, unternahm Napoleon einen Flankenmarsch in der Nähe des Feindes, um sich mit den Sardi-

Digitized by Google

niern und dem 4. Armeecorps in Verbindung zu setzen und die nördlichen Uebergänge über den Ticino zu gewinnen. Aus dem Zusammenstoß entstand die Schlacht bei Magenta (5. Juni), in welcher mit beispielloser Tapferkeit von beiden Seiten gefochten wurde und die nur durch eine rechtzeitige Diversion des französischen Generals Mac-Mahon mit dem Siege der Franzosen endete, aber die Oesterreicher nicht hinderte, ihren schon begonnenen Rückzug fortzusetzen. Die unmittelbare Folge war der Verlust Mailands, dessen Municipalität schon am 5. Juni ihre Unterwerfung dem Könige von Sardinien anzeigte und das nun, wie Pavia, von den Oesterreichern geräumt wurde. Letztere gingen in drei Kolonnen zurück. Auf dem rechten Flügel zog sich Feldmarschall-Lieutenant Urban fortwährend fechtend über Canonica nach Cassano und überschritt hier die Adda; das Centrum führte Feldmarschall-Lieutenant Benedek und wollte bei Lodi übergehen, mußte aber ein heißes Gefecht bei Melegnano (8. Juni) gegen den Marschall Baraguay d'Hilliers bestehen, der ihn bei dem Uebergang über den Lambro erreichte; das österreichische Hauptcorps, das in Folge der Schlacht bei Magenta südlich gedrängt worden war, zog sich am linken Ufer des Po zurück und überschritt unterhalb Pizighettone die Adda. Diese Festung sowohl als Piacenza wurden nun auch geräumt (11. Juni), die Brücken und Befestigungen gesprengt und dann der Rückzug hinter den Mincio fortgesetzt. Unterdessen war Franz Joseph selbst beim Heere eingetroffen und hatte den Oberbefehl übernommen; General Schlick erhielt den Oberbefehl über das zweite Armeecorps an Giulay's Stelle, Feldzeugmeister Heß war der Stabschef des Kaisers. Napoleon u. Victor Emanuel rückten langsam den Oesterreichern nach, überschritten die Adda, den Oglio und endlich die Chiese, sahen sich aber am Morgen des 24. Juni von den Oesterreichern, die in der Nacht wieder über den Mincio vorgegangen waren, angegriffen, u. es entwickelte sich die blutige Schlacht bei Solferino, die abermals mit der Niederlage der Oesterreicher endete. Während nun die letzteren über den Mincio zurückgingen und eine geschlossene Stellung zwischen dem Festungsviereck (Peschiera, Mantua, Verona und Legnano) nahmen, überschritt auch Napoleon am 27. den Mincio und besetzte Valeggio. Prinz Napoleon erhielt wiederholt den Befehl, mit dem in den Herzogthümern gebildeten 5. Armeecorps rasch über Piacenza heranzurücken, u. Garibaldi ward mit 3000 Freiwilligen und 400 piemontesischen Soldaten gegen Bormio entsendet, um die Verbindung der Oesterreicher mit Tyrol zu unterbrechen. Zugleich erschien die französische Flotte im adriatischen Meer und bedrohte Venedig. Auch der ungarische Agitator Kossuth erschien im französischen Hauptquartier und schloß mit Napoleon einen förmlichen Vertrag zur Insurgirung Ungarns ab. Dennoch war die Lage der Verbündeten nicht die günstigste. In Deutschland hatte sich seit dem Anfang des Kriegs die Stimmung ziemlich allgemein für O., oder vielmehr gegen Frankreich ausgesprochen, alle Bundeskontingente waren in Kriegsbereitschaft, und Preußen hatte eben sein ganzes Heer mobil gemacht, um bei einer Verletzung des Bundesgebiets, das bei den weiteren Kriegsoperationen kaum ausbleiben konnte, einzugreifen. Allerdings bildete die Oberleitung der Bundesarmee noch eine Streitfrage, denn während Preußen für die Dauer des Kriegs dieselbe für sich in Anspruch nahm, wollte O. an der alten Bundeskriegsverfassung festhalten und die Oberleitung nur der Person des Prinz-Regenten übertragen wissen. Zur Ausgleichung dieser Differenzen und um Preußen zu einem energischeren Vorschreiten zu vermögen, sendete O. den Fürsten Windischgrätz als außerordentlichen Gesandten nach Berlin. Noch waren hier die Unterhandlungen in vollem Gange, als, wie beim Beginn des Kriegs, zur Ueberraschung des österreichischen Gesandten selbst, die unerwartete Nachricht von einem am 8. Juli zu Villafranca abgeschlossenen Waffenstillstand eintraf. Napoleon, den das revolutionäre Element in Italien über den Kopf zu wachsen drohte und dem der unvermeidlich werdende Krieg mit dem deutschen Bunde nachgerade Besorgniß eingeflößt haben mochte, hatte dazu zuerst die Hand geboten. Am 11. Juli fand darauf eine persönliche Zusammenkunft der beiden Kaiser zu Villafranca Statt, wobei die Friedenspräliminarien in der Art festgestellt wurden, daß der Kaiser von O. seine Rechte auf die Lombardei an den Kaiser der Franzosen abtrat, der sie seinerseits dem König von Sardinien überließ; O. aber mit Venetien einer zu bildenden italienischen Konföderation unter der Ehrenpräsidentschaft des Papstes beitreten sollte. Ohne so plötzlich abgeschlossene Friede, der das Programm Napoleons: Italien frei bis an das adriatische Meer, umstieß, rief in Italien ungeheure Aufregung hervor; Napoleon rechtfertigte ihn Frankreich gegenüber damit, daß der Krieg Dimensionen anzunehmen begonnen habe, die mit dem Interesse Frankreichs nicht mehr in Einklang gestanden hätten. Ein Manifest des Kaisers von O., am 15. Juli von Laxenburg datirt, dankte seinen Völkern für die gebrachten Opfer, beklagte sich aber in gereiztem Tone darüber, daß die natürlichen Bundesgenossen O. seinem Schicksal überlassen hätten, vielmehr Gefahr vorhanden gewesen sey, durch die Einmischung Dritter minder günstige Bedingungen des Friedens zu erlangen, als durch eine direkte Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen. Das Letztere bezog sich auf gewisse Vermittelungsvorschläge, die von England und Preußen verabredet worden seyn sollten, die sich aber als gefälscht erwiesen, als die preußische Regierung den ganzen von ihr geführten Schriftwechsel bezüglich des italienischen Kriegs veröffentlichte. Während nun überall die Entwaffnung begann und die Zurücksendung der Gefangenen Statt fand, regte sich in Deutschland die Agitation für eine Umgestaltung der deutschen Bundesverfassung, namentlich der Kriegsverfassung, unter dem Vortritt Preußens, wogegen sich die österreichische Regierung entschieden aussprechen zu müssen glaubte. Nachdem schon im Beginn der italienischen Verwickelungen der Minister des Aeußern, Buol-Schauenstein, um Rußland eine Konzession zu machen, durch den Grafen Rechberg ersetzt worden war, fand jetzt eine weitere Veränderung

Digitized by Google

im Ministerium Stadion, nach welcher Rechberg auf seinem Posten als Minister des Auswärtigen und Ministerpräsident blieb, der bisherige Minister des Innern, von Bach, der als Gesandter nach Rom ging, aber durch den Grafen Goluchowski, u. der Minister der Polizei, von Kempen, durch von Hübner, dieser aber bald darauf durch von Thierry ersetzt wurde. Das Handelsministerium ward aufgelöst und der damit betraute Minister von Toggenburg zur Disposition gestellt. Von den Erwartungen, die man an diesen Personenwechsel knüpfte, hat sich bis jetzt nur eine erfüllt: ein kaiserliches Edikt regelte die innere Verfassung der Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen und versprach zugleich den Protestanten in den übrigen Kronländern eine freiere Bewegung. Doch fand dasselbe in Ungarn bedeutenden Widerspruch, da man eine von einer zu berufenden Synode ausgearbeitete Verfassung der beiden protestantischen Kirchen und bis dahin den vormärzlichen Zustand in Anspruch nahm. Einen guten Eindruck machte es, daß die Feier des hundertjährigen Geburtsfestes Schillers in der umfangreichsten Weise gestattet wurde. Dagegen hielt in Bezug auf die deutschen Verhältnisse, namentlich auch in der kurhessischen Verfassungsfrage, O. seinen konservativen Standpunkt fest. Entgegengesetzt wirkte eine Kundmachung des Finanzministers, nach welcher das Nationalanlehen von 1854 mit 585 Millionen für abgeschlossen erklärt ward. Die Regierung hatte eine Anleihe von 500 Millionen ausgeschrieben, und nun fand sich plötzlich, daß die Summe der unter diesem Titel ausgestellten Staatsschuldscheine 111¼ Millionen mehr beträgt, als ursprünglich normirt war. Die seit dem 6. Aug. in Zürich tagenden Friedenskonferenzen gelangten endlich so weit, daß am 17. Okt. der Friede zwischen O. und Frankreich auf der Grundlage der Bedingungen von Villafranca unterzeichnet werden konnte. Es erfolgten darauf, in Gemäßheit desselben, eine Amnestie für alle durch die italienischen Ereignisse kompromittirten Civil- und Militärpersonen. Die Regulirung der übrigen italienischen Angelegenheiten blieb einem zu berufenden Kongreß der europäischen Großmächte vorbehalten.

Vgl. Birken, Spiegel der Ehren des Erzhauses O., Nürnberg 1668; Fuhrmann, Altes und neues O., Wien 1734—37, 4 Bde.; Herrgott, Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae, Wien 1737, 3 Bde.; A. Janitsch, Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der deutsch-österreichischen Monarchie, das. 1805—1807, 9 Bde.; Coxe, Geschichte des Hauses O., deutsch von Dippold u. Wagner, Leipzig 1810—17, 4 Bde.; Schmidt, Geschichte der österreichischen Monarchie, von den ältesten Zeiten bis zum Frieden von Paris, das. 1815—17, 8 Bde.; Pölitz, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Leipz. 1817—18, 2 Bde.; Schels, Militärisch-politische Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates, Wien 1819—1827, 9 Bde.; Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Hamburg 1834—50, 5 Bde.; Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, Wien 1836—44, 8 Bde.; Wehse, Geschichte des österreichischen Hofs u. Adels und der österreichischen Diplomatie, Hamburg 1850—52, 11 Bde.

Oesterreich, Erzherzogthum, die Wiege und der Grundbestandtheil des Kaiserthums Oesterreich, von Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark, Tirol und Bayern begrenzt, war früher politisch eingetheilt in das Land unter der Ens oder Niederösterreich, auch Unterösterreich genannt, welches in die 4 Kreise oder Viertel unter dem Wienerwald, ob dem Wienerwald, unter dem Manhartsberg und ob dem Manhartsberg zerfiel, und das Land ob der Ens oder Oberösterreich, welches das Mühl-, das Inn-, das Hausruck-, das Traunviertel und den Salzach- oder salzburger Kreis umfaßte, und hatte ein Areal von 709,₀₈ □Meilen mit 2¼ Million Einwohnern. Seit 1849 ist dies Ländergebiet in drei Kronländer abgetheilt: das Herzogthum Salzburg (s. d.) mit 130,₄₅ □Meilen und 154,379 Einwohnern, das Erzherzogthum O. unter der Ens und das Erzherzogthum O. ob der Ens, zusammen mit 579,₇₇ □Meilen und 2,469,858 Einwohnern.

O. unter der Ens (Nieder- oder Unterösterreich) hat ein Areal von 361,¼ □Meilen mit (1855) 1,714,608 Einwohnern. Der südliche Theil lehnt sich an die norischen Alpen, deren Hauptkette mit den Bildstein die Grenze erreicht, die Einsattelung des Semmering (s. d.) bildet und an dem 5332 Fuß hohen Wechselberg ihren östlichen Eckpfeiler und im 6100 Fuß hohen Scheidwald ihren Kulminationspunkt hat. An diese Hauptkette schließt sich am Preinegg und Göller die nördliche Kette der norischen Alpen an, die mehre Zweige gegen die Donau sendet und ihre größte Erhebung in dem 5800 Fuß hohen großen Oetscher erreicht. Unter den Seitenästen hat der vom Göppelberge und vom Preinegg bis an die Donau hinabziehende seine äußersten Grenzpfeiler in den beiden Kahlenbergen; ein großer Theil desselben ist unter dem Namen des Wienerwaldes, der cetischen oder Kahlengebirges bekannt. Einer seiner Seitenzweige bildet gegen den Schwarzafluß den höchsten Berg Niederösterreichs, den dreigipfeligen bis 6390 Fuß hohen Schneeberg. Im Südosten verbindet sich die südliche Kette der norischen Alpen mit der Hauptmasse, und von hier an bilden sie gemeinschaftlich viele Verästigungen, die theils längs der Leitha hinabziehen und hier an der ungarischen Grenze sich als Leithagebirge erheben, theils allmählig sich gegen die ungarische Ebene abflachen. In den nördlich der Donau gelegenen Landestheil sendet der Böhmerwald viele niedrige Bergzüge bis gegen die March und Donau, z. B. den 3200 Fuß hohen Weinsberg bei Gutenbrunn, den 3300 Fuß hohen Peilstein und das Manhartsgebirge, dessen höchster Theil jedoch, der große Manhartsberg, nur 1680 Fuß hoch aufsteigt. Das größte Thal ist das der Donau. Unter den Alpenthälern sind die vorzüglichsten das Ipsthal, das Erlafthal, das Lilienfelder- oder Trasenthal, das Schwarzathal mit dem romantischen Höllenthale, das Triesting- und Piestingthal; im nördlichen Theile das Kamps, Krems- und Thayathal. Von den Ebenen er-

Digitized by Google

streckt sich die größte an der Ostseite der Alpen unter dem allgemeinen Namen der „Fläche von Wien" von Nußdorf südwärts bis hinter Neunkirchen und bis Leithagebirge. Von großer Ausdehnung ist am linken Ufer der Donau das Marchfeld (s. d.); eine dritte Ebene bei Tulln und am rechten Ufer des Stroms ist das 10 Stunden lange Tullnerfeld. Der fruchtbarste Theil liegt längs der Donau in der Mitte des Landes; doch gehört auch der nordöstliche Theil der Landes zu den lohnenden Landstrichen. Weniger zur einträglichen Landwirthschaft geeignet ist der südliche und nordwestliche Theil; die unfruchtbarsten Strecken sind außer den rauhen Alpengegenden die neusidler Heide, das Steinfeld, ein kleiner Theil des Marchfeldes und die Umgegend von Weitra. Der Hauptstrom ist die Donau mit ihren Nebenflüssen Ens, Ips, Erlaf, Trasen oder Traisen, Wien, Schwechat (mit der Triesting), Piesting und Leitha rechts, Kremś, Kamp und March, der Grenzfluß gegen Ungarn, mit der Thaya links. Unter den wenigen kleinen Alpenseen sind der Erlaafer- an der steiermärkischen Grenze und der Lunzersee in der Nähe des Oetscherbergs bemerkenswerth. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt und gesund, besonders im Donauthale und im Hügellande, obwohl großen Temperaturwechseln ausgesetzt. In der Mitte des Landes gedeiht die Weinrebe, während im Gebirge im Süden und Nordwesten selbst das Obst nur spärlich fortkommt. Der Produktenreichthum des Landes ist zwar groß, genügt aber dem Bedürfniß der starken Bevölkerung nicht. Von besonderer Wichtigkeit ist der Weinbau, dessen Ertrag sich 1850 auf 1,977.000 Eimer belief. Unter die österreicher Gebirgsweine zählt man die von Weidling, Grinzing, Brunn am Gebirge, Gumpoldskirchen, Mauer, Kleisterneuburg, Pisamberg, Nußdorf u. a.; die besten Landweine sind die von Stinkenbrunn, Matlberg, Jungsdorf, Keß, Jetzelsdorf, Falkenstein. Die Metallgewinnung beschränkt sich hauptsächlich auf Eisen; doch gewinnt man auch Steinkohlen, Alaun und Graphit. Dagegen wird großer Gewinn aus Steinen und Erden erhalten. Unter den Mineralquellen sind die warmen Schwefelquellen von Baden die berühmtesten; auch die Bäder zu Pirawart auf dem Marchfelde und von Deutsch-Altenburg sind bekannt. Uebrigens ist das Kronland eines der gewerbsamsten Länder des Kaiserthums. Die Bewohner, die in 35 Städten, 240 Marktflecken und 4310 Dörfern vertheilt sind, sind größtentheils Deutsche; nur an der Seite gegen Ungarn und Mähren wohnen Slawen. Bei weitem die größte Zahl besteht aus Katholiken. Die bemerkenswerthesten Städte sind außer der Haupt- und Residenzstadt Wien (s. d.) noch Wiener-Neustadt (s. d.), Baden (s. d.) Korneuburg, Klosterneuburg (s. d.), Bruck (s. d.) an der Leitha, Hainburg (s. d.) und Kremś (s. d.). Nach der Landesverfassung vom 30. Dec. 1849 besteht der niederösterreichische Landtag, der sich jährlich im November und auf die Dauer von sechs Wochen, in der Regel in Wien, versammelt, aus 68 auf vier Jahre gewählten Abgeordneten, und zwar aus 23 Höchstbesteuerten des Landes, 25 Abgeordneten der Städte und Marktflecken und 20 der übrigen Gemeinden. Durch kaiserlichen Beschluß vom 4. Aug. 1849 wurde Niederösterreich amtlich der frühern vier Kreise in 17 Bezirkshauptmannschaften getheilt; 1853 ist aber eine vereinfachtere Eintheilung vorgenommen worden.

Ob der Ens (Oberösterreich) hat ein Areal von 217,,, □Meilen mit (1855) 755,250 Einw. Mit Ausnahme des frühern Hausruck- und Innviertels und des nordwestlichen Theils vom Traunviertel ist das Gebirgsland vorherrschend, das bis zu unwirthlichen Felsenmassen, ewigem Schnee und Gletschern aufsteigt und in einsamen langgestreckten Thälern oft nur eine spärliche Bevölkerung auf weitem Flächenraum nährt. Die nördliche Kette der norischen Alpen, auch oberösterreichische Alpen genannt, durchzieht in vielen Zweigen das Land im Süden der Donau, wie das Höllengebirge, das Traungebirge mit dem Dachstein oder Thorstein (9222 F.), der große Priel (7700 F.) ꝛc. Im Norden der Donau zieht das Böhmerwaldgebirge bis an das Thal dieses Stroms heran, begleitet sich kaum Vorhügen aus, bildet aber nur kleinere Gebirgsmassen und Hügel. Ebenen hat das Land nur wenige, z. B. die welser Heide, die linzer Ebene. Es hat ebenfalls im Donauthale mit den einmündenden Nebenthälern seinen fruchtbarsten Boden. Am linken Ufer nimmt nordwärts die Fruchtbarkeit ab. Im westlichen Theile der größern Südhälfte ist in den höhern Gegenden der Boden steinig, aber durch den Fleiß der Bewohner fast durchgängig fruchtbar gemacht. Gegen die Traun hin wird der Boden noch ergiebiger, wiewohl es auch da mehre unfruchtbare Landstriche gibt, namentlich die Moose, von denen indeß einige nutzbar gemacht wurden. Der südliche Theil zwischen Traun und Ens ist Alpenland, dessen höhere Gegenden größtentheils kahl, die mittlern mit Waldungen bedeckt sind, welche in der Regel, von Wiesen u. Weiden unterbrochen, bis in die Thäler hinabreichen. Das Land ist im Ganzen sehr wasserreich und gehört, mit Ausnahme eines kleinen Landstrichs an der böhmischen Grenze, zu dem Gebiete der Donau, die unterhalb Passau aus Bayern eintritt und rechts den Inn mit der Salzach, die Traun, die Ens mit der Steier aufnimmt. An der böhmischen Grenze liegt der schwarzenbergische Holzschwemmkanal, welcher aus Böhmen herüberkommt und in die große Mühl einmündet, so daß hier eine unmittelbare Verbindung mit der Moldau besteht. Zahlreich sind die Alpenseen, wie der Traun- oder Gmundnersee, der Hallstädter-, der Atter- oder Kammersee, der Mondsee, der Aber- od. Wolfgangsee u. a. Das Klima ist im Ganzen gemäßigt, doch der vielen Schnee- und Eisgebirge und der höhern Lage wegen kälter als in Niederösterreich, am mildesten aber im Donauthale. Die bis auf wenige Protestanten katholischen Einwohner sind in 14 Städte, 97 Marktflecken, 6026 Dörfer vertheilt. Sie sind größtentheils bayerischer Abstammung; nur an der Ens und Traun haben sich einige slawische Gemeinden erhalten, die aber ebenfalls deutsch sprechen. Hauptstadt ist Linz (s. d.). Die Landwirthschaft steht hier auf einer noch höhern Stufe als im Lande unter der Ens.

Digitized by Google

Der Gartenbau wird in manchen Gegenden mit Sorgfalt betrieben, und der Obstbau ist überall, wo ihn das Klima gestattet, verbreitet. Von großer Wichtigkeit ist die Waldkultur, die fast ein Drittel des urbaren Bodens einnimmt. Aus dem Mineralreich gewinnt das Land, außer etwas Gold und Silber, Kupfer und Eisen, Vitriol, Kobalt, Arsenik und Schwefel, vornehmlich Kochsalz und zwar in den beiden großen Salzwerken zu Ischl und Hallstadt im oberösterreichischen Salzkammergute (s. d.), welche nahe an 500,000 Ctr. Gudsalz liefern. An Steinkohlen, Steinen und Erden ist das Land reich. Erwähnenswerth sind die Gypsbrüche bei Ischl und Golsern, die Mühlsteinbrüche zu Perg und Dachsberg, der Schleifsteinbruch in der Gosau, die Granitbrüche bei Manthausen, welche Wien mit den berühmten Pflastersteinen versehen. Die Industrie steht im Ganzen nicht auf gleicher Höhe mit jener in Niederösterreich. Doch treibt das Land sowohl mit Natur- als Erwerbserzeugnissen einen einträglichen Handel, woran die Städte Linz, Steier und Braunau den meisten Antheil nehmen. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Kochsalz, Eisen- und Baubolz, Holzwaaren, Zwirn, Leinwand, Woll-, Baumwoll-, Leder-, Töpfer-, viele Eisen- und mancherlei Geschmeidewaaren. Nach der Landesverfassung vom 30. Dec. 1849 besteht der Landtag, der sich in der Regel zu Linz versammelt, aus 48 auf 4 Jahre gewählten Abgeordneten, und zwar aus 15 Höchstbesteuerten des Landes, 17 Abgeordneten der Städte, Märkte und Industrialorte und 16 der übrigen Gemeinden. Statt der frühern vier Kreise wurde das Land 1849 in 12 Bezirkshauptmannschaften getheilt, in gerichtlicher Beziehung aber in die Landesgerichte zu Linz und Steier, die dem Oberlandesgericht zu Wien untergeordnet sind.

Oesterreichischer Erbfolgekrieg, s. Oesterreich (Gesch.).

Oester Riföer, Stadt im norwegischen Stift Aggerhuus, Vogtei Nedenaes, auf einer Landspitze im Skagerrak, nordöstlich von Arendal, hat einen guten Hafen und 1500 Einw.

Oesterſund, Hauptort und einzige Stadt des schwedischen Läns Jämtland, am Storsjöfese, durch eine Holzbrücke mit der Insel Frösöe zusammenhängend, Sitz des Landsböfdings, hat ein Postamt, Kurhaus für Venerische, Länsgefängniß und 550 Einw. Die Stadt wird durch einige Schanzen vertheidigt.

Oestliche Mark, 1) (Ostmark), s. Lausitz — 2) im 8. und 9. Jahrhundert s. v. a. Oesterreich.

Oeta, Gebirgskette des alten Griechenland, zwischen Thessalien u. Macedonien, erstreckte sich von den Thermopylen und dem Meerbusen Malea nach dem Pindus und lief von da südwestlich nach der Bai von Ambracia aus. Ihre höchste, unmittelbar an den Thermopylen liegende Bergreihe hieß im engern Sinne O., jetzt Patriotiko. Der Sage nach ward der O. von den Giaanten auf den Pelion gethürmt, um den Olympus zu erreichen, und Hercules verbrannte sich daselbst, woher sein Beiname Oetäus.

Oetting, s. Alten-Oetting.

Oettingen, seit 1806 mediatisirte Reichsgrafschaft, im ehemaligen schwäbischen Kreise, gehört jetzt theils zum bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, theils zum würtembergischen Jaxtkreise und ist ein sehr fruchtbares Ländchen von 15½ □Meilen mit 60,000 Einw. Einen Theil desselben bildet das sogenannte Ries oder der Riesgau. Die gleichnamige Hauptstadt im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, an der Wörnitz, Residenz des Fürsten von O.-Spielberg, hat eine evangelische und katholische Pfarrei, Synagoge, 2 Schlösser, lateinische Schule, Reinen-, Wollen- und Baumwollweberei, Bierbrauerei und 3700 Einwohner.

Oettingen, fürstliches, in zwei Linien (O.-Oettingen oder Spielberg und O.-Wallerstein) blühendes Geschlecht, das seine Abstammung auf die alten schwäbischen Nationalherzoge zurückführt, war schon in den frühesten Zeiten im Riesgau ansässig und seit dem 13. Jahrhundert im erblichen Besitz der Grafschaft O. Ein Graf Ludwig von O. fiel 934 in der Schlacht bei Merseburg gegen die Hunnen. Nach Ludwigs VII. Tode (1313) entstanden durch Theilung der Erbschaft unter seine Söhne Friedrich und Ludwig zwei Linien, die nach und nach durch viele Erwerbungen ihre Besitzthümer vergrößerten, z. B. durch einen Theil von Unterelsaß, weshalb sich die Grafen auch eine Zeit lang Landgrafen im Elsaß schrieben. Doch wurden diese letzteren Besitzungen bald wieder an das Hochstift Straßburg veräußert und an den Kaiser abgetreten. Eine neue Spaltung erfuhr die ältere Linie 1423 durch den Tod des Grafen Friedrich III., welcher als Stammvater des jetzigen Gesammthauses angesehen wird, indem die Besitzungen der jüngeren Linie durch des Grafen Ludwig XII. Tod (1440) an die drei Söhne Friedrichs, Johann, Ulrich und Wilhelm, fielen und in den drei von diesen begründeten Linien, der alten wallersteinischen, der flochbergschen und alten öttingschen forterbten. Von diesen Linien starb die ältere bereits mit einem Sohne Johanns 1486, die zweite mit Ulrichs Enkel, Martin, 1549 wieder aus, die jüngere lebt noch in ihren Nachkommen fort; doch sind die sämmtlichen Länder nie wieder unter Ein Haupt gekommen, da noch vor dem Aussterben der 2 ältesten Linien die jüngere wieder eine Theilung erfuhr, als Wilhelms Sohn, Ludwig XV., der lutherisch geworden und dem schmalkaldischen Bunde beigetreten war, † 1569. Dieser Sohn, Ludwig XVI., gründete die Linie O.-Oettingen, welche 1674 mit Albrecht Ernst I. in die Reihe der reichsfürstlichen Häuser eintrat und mit Albrecht Ernst III. 1731 wieder ausstarb; dagegen stiftete Ludwigs XV. dritter Sohn, Friedrich, das Haus O.-Wallerstein. Auch diese Linie theilte sich in drei Zweige, von denen die zwei älteren noch fortbestehen: O.-Spielberg, gestiftet durch Wilhelm den Jüngern, die 1734 in den Reichsfürstenstand erhoben ward und sich seit 1781 O.-Oettingen und O.-Spielberg nannte, und O.-Wallerstein, gestiftet durch Wolfgang, der 1774 die Reichsfürstenwürde und 1806 als Thronlehn das Obersthofmeisteramt des König-

Digitized by Google

reichs Bayern erhielt; die dritte Linie, O.-Baldern, gestiftet durch Ernst, spaltete sich wieder in Baldern und Katzenstein, starb aber 1798 aus. Gegenwärtiger regierender Fürst von O.-Spielberg ist Karl Otto, geboren den 14. Jan. 1815, Kronoberstkämmerer und erblicher Reichsrath, succedirte 1843 durch Cession seines Vaters Joh. Ant. Aloys. Haupt der Linie von O.-Wallerstein ist Karl Kraft Ernst Notker Friedrich, geboren den 17. Sept. 1840, folgte am 5. Nov. 1852 seinem Vater Kraft Heinrich Friedrich, dem sein älterer Bruder, Ludwig Kraft Ernst, durch Cession 1823 die Standesherrschaft überlassen hatte. Die fürstlichen Linien des Hauses besassen früher auf der schwäbischen Fürstenbank eine Gesammtstimme, ohne jedoch auf dem Reichstage im Fürstenkollegium Stimmrecht zu haben; 1802 erhielten sie zur Entschädigung für abgetretene Landestheile Virilstimmen und wurden endlich 1806 mediatisirt. Die Besitzungen der Linie O.-Spielberg bestehen in den Herrschaftsgerichten Oettingen u. Mönchsroth (4 □Meilen mit 15,000 Einw.) unter bayerischer und der Herrschaft Waldheim (1/4 □Meile mit 250 Einw.) unter württembergischer Hoheit; die der Linie O.-Wallerstein in den Herrschaftsgerichten Wallerstein, Bissingen und Harburg (8 □Meilen mit 29,000 Einw.) in Bayern und einem Theil der Grafschaft O. (3 1/4 □Meile mit 14,000 Einw.) in Würtemberg. Beide Linien bekennen sich zur katholischen Kirche. Vergl. Strelin, Genealogische Geschichte der Grafen von O., Nördl. 1799; D. P. Lang, Materialien zur öttinger Geschichte, Wallerstein 1771 bis 1775, 5 Thle.

Oettingen-Wallerstein, Ludwig Kraft Ernst, Fürst von, bayerischer Staatsmann, den 31. Jan. 1791 auf dem Stammschlosse seines Hauses geboren, folgte seinem Vater, Kraft Ernst, 1802 unter Vormundschaft seiner Mutter, einer Tochter des Herzogs Ludwig von Würtemberg, ging, durch tüchtige Lehrer gebildet, 1806 mit seiner Mutter nach Paris und wurde hier dem Kaiser vorgestellt, weigerte sich aber, in französische Dienste zu treten, was die Mediatisirung seines Fürstenthums zur Folge hatte. Von 1807—1810 studirte er in Landshut, besonders unter Savigny, wurde dann in Bayern Kronobersthofmeister und Reichsrath und erhielt 1812 einen geheimen Auftrag nach Paris. Nach seiner Rückkehr übernahm er die Verwaltung seiner Besitzungen und begann jene mittelalterliche Sammlung von Rüstungen und Waffen, Glasgemälden, Münzen und Schatzwerken, besonders aber von Gemälden, die König Ludwig 1828 grossentheils für seine Gallerie acquirirte. Mit Begeisterung und grossartigen Opfern leitete er 1813 die allgemeine Landesbewaffnung in Schwaben, Südfranken und einem Theile Altbayerns, und in weniger als 6 Monaten hatte er 1800 freiwillige Husaren, fast 8000 freiwillige Jäger, 6 freiwillige Batterien, 10,000 Legionsreservisten und eine noch bedeutendere Landwehr ins Feld gestellt. Aber diese ungeheuren Anstrengungen fanden weder bei König Maximilian, noch bei Wrede Anerkennung und zogen ihm sogar den Haß des Ministers Montgelas zu. Seine politische Wirksamkeit begann er 1815 als erster ständischer Kommissär auf dem würtembergischen Landtage, wo er viel zur Vollendung des Verfassungswerkes beitrug. Nicht minder war er als Vertreter des konstitutionellen Princips bei Entwerfung des bayerischen Staatsgrundgesetzes thätig, obschon er auf dem ersten Landtage 1819 in der Kammer der Reichsräthe den übertriebenen Anforderungen der Liberalen der zweiten Kammer entgegen trat. Auf dem Landtage von 1822 rügte er freimüthig die Mängel der Bureaukratie, zog sich aber dadurch die Feindschaft der herrschenden Partei in hohem Maße zu, so daß die Regierung die Gelegenheit ergriff, um ihm sowohl sein Kronamt wie den Sitz in der Kammer zu entziehen. Der Fürst vermählte sich nämlich 1823 mit Marie Crescentia Bourgin, der Tochter seines Garteninspektors in Hohenbaldern, die er zu seiner Lebensgefährtin herangebildet hatte, und überließ deshalb, dem Hausgesetze gemäß, die Standesherrschaft seinem jüngeren Bruder Friedrich, in Folge dessen ihm sein Kronamt entzogen ward, bis König Ludwig bei seinem Regierungsantritte 1825 ihm dasselbe und die damit verbundene Reichsrathswürde wieder verlieh und somit seiner politischen Wirksamkeit eine neue Laufbahn eröffnete. Nachdem O. auf dem Landtage von 1828 zur Durchführung der meisten Gesetzentwürfe mitgewirkt, ward er Regierungspräsident in Augsburg und nahm auf dem Landtage von 1831 eine zwischen den Extremen so geschickt vermittelnde Stellung, daß er zum Minister des Innern berufen ward. Er legte öffentlich sein politisches Glaubensbekenntniß mit gewohntem Freimuth ab, doch entsprach seine Verwaltung den freisinnigen Erwartungen, die man von ihm gehegt, nicht, namentlich war ihm der Vorwurf zu machen, den Bestrebungen der Rückschrittspartei nicht kräftig genug entgegengewirkt zu haben. Auf dem Landtage von 1837 gerieth O. in Zwiespalt mit dem Finanzministerium wegen Verwendung der finanziellen Ersparnisse und erhielt in Folge dessen seine Entlassung aus dem Ministerium; zugleich verzichtete er auf seine Stelle als Staatsrath, Generalkommissär und Regierungspräsident, gab seine sämmtlichen Orden zurück und behielt nur sein Kronoberstfhofmeisteramt und seinen Sitz im Reichsrathe. Auf dem Landtage von 1840 nahm er von Neuem das schon vorher behauptete Recht der Stände, über die Finanzüberschüsse frei zu disponiren, in Anspruch und ward durch die unwürdigsten Angriffe, die er darüber vom Minister von Abel erfuhr, in ein Duell mit Letzterem verwickelt, das indeß keine weiteren Folgen hatte. Vielleicht um ihn von der ständischen Wirksamkeit fern zu halten, wurde der Fürst 1843 in den griechischen Angelegenheiten mit wichtigen Missionen nach Paris und London geschickt. Nachdem er auf dem Landtage von 1845—46 der herrschenden ultramontanen Partei lebhafte Opposition gemacht, ward er im Sommer als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt, kehrte aber nach dem Sturze des Ministeriums Abel im Frühling 1847 nach München zurück und bildete mit Berks Ende November eine neue Verwaltung, welche die Gegner

Digitized by Google

das „Kolaministerium" nannten und in der O. selbst das Ministerium des königlichen Hauses, des Aeußern und des Innern für Schul- und Kirchenangelegenheiten übernahm. Die Rolle des Fürsten war die des Vermittlers zwischen dem König und dem Kronprinzen, und er war es hauptsächlich, der die Intervention in der Schweiz verhinderte. In den stürmischen Tagen des März 1848 bot er mit Erfolg seinen Einfluß auf, um den Monarchen zu einem freiwilligen Opfer zu bewegen, und die königliche Proklamation vom 8. März war von ihm gegengezeichnet. Doch schon am 12. März ward er seines Ministeriums enthoben. An den landständischen Arbeiten von 1848 wirkte der Fürst als Mitglied der Kammer der Reichsräthe mit, und auch 1849 erschien er wieder in dieser Kammer; im Sommer 1849 legte er indessen sein Kronoberhofmeisteramt wie die damit verbundene Reichsrathswürde nieder und bewarb sich um eine Stelle in der Abgeordnetenkammer, der er seitdem als der gesürchtetste Führer der Opposition angehört hat.

Oettinger, Eduard Maria, deutscher Schriftsteller der Gegenwart, den 19. Nov. 1808 in Breslau von früher sehr reichen, aber durch den Krieg verarmten israelitischen Aeltern geboren, erhielt eine treffliche wissenschaftliche Bildung, daß sich aber gewöhnlich, seine Studien unterbrechen und auf eigene Hand für sein ferneres Fortkommen zu sorgen. Er ging nach Wien, wo Bäuerle sich seiner annahm und ihn der journalistischen Thätigkeit zuführte. Nachdem er 3 Jahre an Bäuerle's „Theaterzeitung" als Mitarbeiter gewirkt, ging er im Dec. 1828 nach Berlin, wo er anfangs an Saphirs „Schnellpost" u. dem „Courier", thätigen Antheil nahm, dann aber 1829 ein eigenes humoristisch-satyrisches Journal, „Eulenspiegel", gründete, das durch seinen beißenden Witz eben so viel Gegner als Freunde fand. Drückende Censurverhältnisse bewogen O., nach München überzusiedeln, wo er ein neues Journal, „Das schwarze Bret", herausgab, das aber unterdrückt ward und O. eine Criminaluntersuchung wegen Majestätsbeleidigung zuzog, in Folge deren er aus den bayerischen Staaten verwiesen wurde. Er machte nun Reisen nach Frankreich, Belgien und Holland und kehrte im Sept. 1830 nach Berlin zurück, wo er seinen „Eulenspiegel" wieder erscheinen ließ, denselben aber bald eines gewaltsamen Todes sterben sah. O. gründete darauf eine neue humoristische Zeitschrift, „Figaro", die er bis 1835 fortführte. Die Verweigerung der Concession zu einem neuen Journale bewog ihn, nach Hamburg zu gehen, wo er den „Argus" begründete. Eine Einladung Bäuerle's bestimmte ihn, 1838 nach Wien zurückzukehren, wo er wieder bei der „Theaterzeitung" thätig war. Hier wie bald darauf in München ausgewiesen, lebte er eine Zeit lang in der Schweiz, dann in Stuttgart und in Mainz, bis er seit Juli 1839 zu Mannheim den „Politischen Postillon" mit der „Staffette" redigirte und im August 1839 zugleich die „Gasthofszeitung" gründete. Von Mannheim wandte er sich nach Leipzig, wo er 1841—51 den „Charivari" und 1843—49 den „Narrenalmanach" herausgab. Seit 1852 lebte er in Paris, von wo er 1853 nach Brüssel übersiedelte. Neben seinen periodischen Unternehmungen schrieb O. zahlreiche Romane und Novellen, unter denen „Eau de mille fleurs" (Hamb. 1835, 2 Bde.), „Der Ring des Nostradamus" (Leipz. 1838, 3 Bde., 2. Aufl., das. 1845, 3 Bde.), „Onkel Zebra" (das. 1842 — 1843, 7 Thle., 2. Aufl., 1846, 2 Bde., holländisch, Amst. 1845, 2 Bde.), „Rossini" (das. 1847, 2 Bde.), „Sophie Arnould" (das. 1847, 2 Bde.), „Potsdam und Sanssouci" (das. 1848, 3 Bde.), „Jerome Napoleon und sein Capri" (Dresd. 1853, 3 Bde.) auszuzeichnen sind. Auch gab er unter dem Titel „Dramatische Dessert" (Hamb. 1836 bis 1837, 2 Bde.) eine Sammlung von Lustspielen heraus. O. zeichnet sich in allen diesen Schriften, wie auch in seinen journalistischen Arbeiten durch große Lebendigkeit, Keckheit, Frische, Witz der Auffassung und Darstellung aus. Besonders weiß er die Ereignisse der Gegenwart mit scharfem Blick anzufassen und hinter Schalkheit und oft übersprudelndem Muthwillen einen tiefen Ernst zu verbergen. In seiner Art und Weise der Darstellung erinnert er nicht selten an den Verfasser der „Briefe eines lachenden Philosophen." Doch ist nicht selten eine wahrhaft französische Frivolität erkennbar, besonders in der anonymen „Ehestandsgrammatik" (Leipzig 1844) und der „Kunst, in 24 Stunden ein Gentleman zu werden" (das. 1852). Von seinen Gedichten, die er in „Buche der Liebe" (Berlin 1832, 5. Aufl., Leipzig 1850) und dem „Neuen Buche der Liebe" (Dresden 1852) sammelte, sind mehre, mit Kompositionen ausgestattet, Eigenthum des Volks geworden. Eine Sammlung von Trinkliedern gab er unter dem Titel „Bacchus, Buch des Weins" (Leipzig 1853) heraus. Seine umfassende Belesenheit führte ihn zur Abfassung einiger bibliographischen Arbeiten, wie der „Archives historiques" (Karlsruhe 1841), der „Bibliotheca Schahiadii" (Leipzig 1844), der „Iconographia Mariana" (das. 1852) und der „Bibliographie biographique" (das. 1850, „Supplément", Brüssel 1855).

Oeynhausen, sehr besuchtes Seebad bei Rehme in der preußischen Provinz Westphalen, an der Köln-mindener Eisenbahn, mit einem königlichen Badehaus, das an Größe und Schönheit von keinem Bade der Neuzeit erreicht wird. Die Soolquelle, deren Wirksamkeit besonders gegen Lähmungen, Nerven-, Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, Rheumatismen und Gicht, Skropheln und Blutarmuth gerühmt wird, enthält 4¼ Procent fester Bestandtheile, worunter 3½ Procent Kochsalz, und einen Gehalt an kohlensaurem Eisenoxydul, welcher dem der gebräuchlichsten Eisensäuerlinge gleich oder nahe kommt, außerdem aber ¾ Volumen Kohlensäure, und alles dies bei einer Temperatur von 26,5° R. und in einer Ergiebigkeit von 40 Kubikfuß in der Minute, was es möglich macht, das Wasser unverdünnt und unverflüchtigt durch künstliche Erwärmung in die Badewannen zu leiten. Der sich entwickelnde kohlensaure Soolduust wird mit großem Erfolge besonders bei Augenleiden, Lähmungen und Krankheiten der Athmungsorgane angewendet. Vgl. F. W. von Möller, Das königliche Soolbad O., 2. Aufl.

Digitized by Google

Berlin 1849; Derselbe, Bad O. bei Rehme, das. 1850; L. Lehmann, Das Soolbunstbad im Bad O., Gött. 1857; J. Braun, Rehme, Bad O., u. die chronischen Krankheiten der höhern Stände, Berl. 1857; A. Werther, Bad O., Minden 1857.

Ofalia, spanisches Geschlecht irischen Ursprungs aus der Familie der O'Connor (s. d.) von Ofallu; merkwürdig ist besonders: **Don Narciso de Heredia, Graf von O.**, spanischer Minister, geb. 1777 zu Almeria, studirte in Granada, ward 1798 von Karl IV. nach Lissabon gesandt, um in den dortigen Archiven Nachforschungen anzustellen, und ging 1800 als Gesandtschaftssekretär nach den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1803 kehrte er zurück und war 1804 Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen, die durch die französische Invasion 1808 Joseph Bonaparte König ward, während dessen Regierung O. sich nach Almeria zurückzog. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. ward er nur in einzelnen Missionen verwendet. Während der Zeit der Konstitution zog er sich ganz von den öffentlichen Geschäften zurück; als aber Ferdinand 1823 die Konstitution von Neuem beseitigt hatte, ernannte er O. zum Justizminister und 1824 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Weil derselbe aber ein gemäßigtes System befolgen und z. B. den König zu einer allgemeinen Amnestie bewegen wollte, so machte er sich des Liberalismus verdächtig, und man schickte ihn 1827 als außerordentlichen Gesandten nach London, mit dem Nebenauftrag, in Paris die Abberufung des Okkupationsheeres zu bewirken, die er in der That durchsetzte. Im folgenden Jahre ward er Gesandter in Paris. Nachdem er auch während der Julirevolution sein Vaterland würdig vertreten, kehrte er 1832 zurück, um unter Ita Bermudez das Portefeuille des Innern zu übernehmen, auf welchem Posten er sich bis zum Tode Ferdinands behauptete. Im J. 1837 wurde er Mitglied der Ministerkonferenz und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, trat aber schon 1838 wieder ab u. übernahm kein öffentliches Amt mehr, obgleich er fast von allen Ministerien in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen ward. Er † 1843.

Ofanto, Fluß in Neapel, entsteht aus Zusammenflüssen vom Monte Pastagone, Monte Irpino ꝛc. und fließt in das adriatische Meer, nordwestlich von Barletta. Nebenflüsse sind: Olivento und Loccone rechts.

O'Farrill, Don Gonzalo, spanischer General und Staatsmann, geboren zu Havana 1753 aus einer daselbst ansässigen irischen Familie, erhielt seine Bildung in Frankreich, trat 1766 in spanische Kriegsdienste und nahm an den Belagerungen von Mahon und Gibraltar rühmlichen Antheil. Im J. 1780 sandte ihn die Regierung zur Vollendung seiner kriegswissenschaftlichen Studien nach Paris und Berlin und übertrug ihm nach seiner Rückkehr die Leitung der Militärakademie von Puerto de Santa Maria bei Cadix. In den Jahren 1793 und 1794 focht er gegen die Franzosen in den westlichen Pyrenäen und drang in dem Feldzuge von 1795 bis Perpignan vor. Nach dem baseler Frieden übertrug ihm Karl IV. die Grenzberichtigung in den Pyrenäen und ernannte ihn 1798 zum Generalinspektor der Infanterie. Unter Ferdinand VII. ward er 1808 Generaldirektor der Artillerie und Kriegsminister und blieb, als der König nach Bayonne ging, als Mitglied der unter dem Infanten Don Antonio eingesetzten obersten Regierungsjunta zurück. Hier vertheidigte er die Rechte seines Souverans kräftig gegen Murats Anmaßungen und nahm, da letzterer nach Don Antonio's Abreise Sitz und Stimme in derselben verlangte, seine Entlassung. Unter Joseph Bonaparte ward er wieder Kriegsminister, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, mit Magarredo und Cabarras gemeinschaftlich jene kühne Denkschrift an Napoleon abzufassen, welche bestimmt war, die Spanier vor allen nachtheiligen Folgen ihrer Verbindung mit Frankreich sicher zu stellen. Nach Ferdinands Rückkehr wurde O. als Anhänger Josephs und Hochverräther zum Tode verurtheilt. So mußte er nach 50jährigen treuen Diensten, während seine Güter konfiscirt wurden, in Paris ein Asyl suchen, wo er den 19. Juli 1831 †. Wichtig für die Geschichte der spanischen Revolution ist das von ihm und seinem Freunde Ajanza herausgegebene: „Mémoire de D. Miguel Azanza et de D. Gonsalo O'F. et exposé des faits qui justifient leur conduite politique depuis mars 1808 jusqu'en avril 1814".

Ofen, im Allgemeinen jeder eingeschlossene Raum, in welchem sich durch Verbrennung organischer kohlenstoffhaltiger Substanzen Wärme entwickelt, die entweder in dem O. selbst verschiedenartig, wie zum Schmelzen, Rösten, Kalciniren, Backen ꝛc., verwendet, oder nach außen verbreitet wird, um zu trocknen, zu kochen oder zu heizen. Die Konstruktion der Oefen zu hüttenmännischen Zwecken richtet sich nach der Beschaffenheit der Erze und nach der Art der zu gewinnenden Metalle. In einigen Fällen ist es nothwendig, daß das Erz von dem verbrennenden Brennmaterial umgeben wird; in andern Fällen darf das Erz mit dem Brennmaterial nicht in Berührung kommen, kann aber der Flamme unmittelbar ausgesetzt werden; in noch andern Fällen endlich darf das Erz weder unmittelbar vom Brennmaterial umgeben, noch der Flamme desselben unmittelbar ausgesetzt seyn, sondern muß, in Gefäßen eingeschlossen, der unmittelbaren Einwirkung des Brennmaterials und seiner Flamme entzogen werden. Daraus ergeben sich 3 Hauptabtheilungen aller derartigen Oefen: **Schachtöfen** oder **Hohöfen**, **Flammöfen** oder **Reverberiröfen** und **Gefäß- oder Tiegelöfen**, zu welchen letztern auch die **Schmelzöfen** in den chemischen Laboratorien zu rechnen sind. Die in den Gewerben gebrauchten Oefen haben ebenfalls die verschiedenartigste Einrichtung, je nachdem es ihre Anwendung verlangt, und jede Fabrikation, die irgend einer Feuerung bedarf, gibt ihren Oefen die angemessene Konstruktion (z. B. **Brennöfen** in den Porzellanfabriken, Ziegelhütten, Töpfereien, die **Backöfen** ꝛc.). Wasser und andere flüssigkeiten erwärmt man in Kesseln, welche in den Ofenraum eingehängt oder eingelegt werden, **Kesselöfen**. Zum Kochen der Speisen hat man **Kochöfen**, wo die Gefäße auf eine vom Feuer erhitzte Eisenplatte gesetzt oder

Digitized by Google

in Oeffnungen derselben eingesenkt werden. Die Stubenöfen waren früher höchst mangelhaft eingerichtet, und erst in neuerer Zeit wendete man der Konstruktion derselben größere Aufmerksamkeit zu und errichtete zweckmäßigere Oefen, die eine gemäßigende, gleichmäßige und anhaltende Wärme verbreiten und dabei wenig Brennmaterial verlangen. Um dies zu bewirken, muß der Verbrennungsprozeß so schnell als möglich vor sich gehen, die erzeugte Wärme, bevor sie zum Schornstein gelangt, an die Wände des Os abgegeben werden und der O. eine hinlänglich große Fläche der Zimmerluft darbieten. Ihrer Konstruktion nach sind die meisten Kastenöfen und Zugöfen. Im Allgemeinen ist zu beachten, daß der Herd sich auf den kleinsten Raum beschränke, welcher zur Verbrennung des zur Heizung erforderlichen Materials hinreicht, in der Ofenthüre, welche zu dem Feuerherde führt, sich eine kleine Oeffnung befinde, welche der Luft den Zutritt gestattet, und die Züge (Zirkulirgänge), welche die Feuerstelle mit dem Schornstein in Verbindung setzen, nicht weiter sind, als dies zum lebhaften Durchzug des heißen Rauches nöthig ist. Die Weite der Züge betrage ungefähr 25 bis 50 □Zoll, und ihre Länge sey 16mal größer, als die Breite des Feuerherds; bei größerer Länge wird der Rauch zu kalt und setzt dann Feuchtigkeit an die Wände der Züge ab. Dem Material nach sind die Oefen entweder eiserne oder steinerne oder Kachelöfen. Eine Gattung der eisernen Oefen aus starkem Eisenblech, die einen hohlen Cylinder darstellt und mit einem langen Rauchrohre versehen ist, wird gewöhnlich Mundöfen genannt. Dieselben heizen schnell, sind aber wegen der ungleichen Flughitze, die sie verbreiten, der Gesundheit nachtheilig. Etwas langsamer u. ausdauernder heizen die cylindrisch gestalteten gußeisernen Oefen (Kanonenöfen), die meist eine Höhe von 3—4 Fuß und einen Durchmesser von 1½—2 Fuß besitzen. Diesen vorzuziehen sind aber die sogenannten Cirkulirofen, welche aus gegossenen Eisenplatten bestehen, die den Ofenkasten bilden und zu horizontalen, durch kurze vertikale verbundenen Zügen vereinigt werden. Die eisernen Oefen verbreiten eine schnelle, aber kurz anhaltende Wärme und sind daher nur zweckmäßig für solche Räume, welche schnell und nur auf kurze Zeit erwärmt werden sollen; denn so schnell auch das Eisen die Wärme aufnimmt, so schnell läßt es auch dieselbe wieder entweichen, wenn diesem Nachtheile nicht dadurch begegnet wird, daß man die Oefen mit Lehm und Ziegeln auffüttert, oder ihnen einen Mantel von Kacheln gibt. Zu den steinernen Oefen gehört der russische O., welcher sich durch seine große Anzahl von Zügen und durch seinen Verschluß auszeichnet, und der schwedische O., bei welchem eine Luftschicht aus dem Zimmer durch den Kalkofen geleitet, dort erwärmt wird u. dann wieder ins Zimmer tritt. Schneller als die steinernen, und anhaltender als die eisernen Oefen heizen die Kachelöfen, deren Konstruktion ebenfalls sehr mannichfaltig ist; einer der vorzüglichsten Oefen ist der berliner O., der in Berlin und dessen Umgegend fast ausschließlich im Gebrauch ist. Die Füllöfen werden am Morgen mit Brennmaterial gefüllt u. verzehren dasselbe ohne weitere Aufsicht nach und nach; sie sind mit einer Vorrichtung zum Reguliren der Verbrennung versehen und heizen vortrefflich. Den Uebergang zu den Kochöfen bilden die Toffschen Oefen, in welchen die zum Heizen des Zimmers erforderliche Wärme zugleich zum Kochen der Speisen benutzt wird. Vgl. Matthäy, Der Ofenbauer und Feuermechanist, Ilm. 1830; Demppp, Musterſammlung für Häfner u. Ofenbauer, München 1844; Kern, Anleitung, Zimmeröfen u. Kochöfen zc. zu bauen, Nürnb. 1848.

Ofen (ungar. Buda, slav. Budyn), Hauptstadt des Königreichs Ungarn und der pester Gespannschaft, königl. Freistadt, auf dem rechten Ufer der Donau, Pesth (s. d.) gegenüber, mit dem es durch eine großartige Kettenbrücke verbunden ist, lehnt sich mit ihrer östlichen Seite an die Donau, während sie auf den übrigen Seiten von einem Halbkreise malerischer Anhöhen und Waldungen umschlossen wird, und hat einen Umfang von 3½ Stunden. Die Stadt ist der Sitz der königl. Statthalterei, des Generalkommando's, der Studienkommission, der Landesbaudirektion, eines Dreißigstamts, des Oberpostamts, eines griechisch nichtunirten Bischofs und besteht aus der Festung oder der Oberstadt, die auf dem in der Mitte der Stadt sich erhebenden Festungsberge liegt, der Wasserstadt, der Landstraße, dem Neustift, der Christinenstadt, dem Taban ob der Ratzenstadt und seit 1850 dem Marktflecken Altofen. Der Hauptheil ist die Festung oder Oberstadt, der schönste und zum Theil noch in der Gestalt, wie sie 1686 durch den Prinzen von Lothringen den Türken entrissen wurde. Sie ist regelmäßig gebaut, mit alten Mauern umgeben, hat reinliche Straßen und enthält ausgezeichnet schöne Paläste. 4 Thore und mehre bedeckte oder offene Treppen führen aus derselben in die Unterstädte hinab, die sie in einem langen Oval umgeben und in welche 6 Barrièren (Linien) führen. Die Oberstadt hat mehre schöne Kirchen, darunter die Hauptkirche zu Mariä Himmelfahrt und die alte Garnisonkirche, in welcher Franz I. gekrönt wurde. Groß und schön ist auch das königliche Schloß, von Karl VI. an der Stelle des alten ungarischen Königsschlosses des Matthias Corvinus erbaut, am südöstlichen Abhange des 192 F. über die Donau sich erhebenden Berges, das gegen die Donau eine 564 Fuß lange Fronte bildet, 3 Stockwerke und 2 Thürme hat u. aus dem Hauptgebäude und 2 Flügelabtheilungen besteht. Das Hauptgebäude enthält die königlichen Zimmer, den Audienzsaal zc.; der rechte Flügel ist zur Wohnung des Palatins eingerichtet; im linken Flügel ist die Schloßpfarrkirche St. Sigmund, in welcher die ungarischen Reichskleinodien aufbewahrt werden. Außerdem enthält das Schloß eine Gemäldesammlung und Bibliothek. In der Oberstadt befinden sich die schönsten Paläste O.s, worunter der prachtvoll eingerichtete des Grafen Sandor, mit einem Theater und einer kostbaren Wasserleitung. Das Zeughaus enthält merkwürdige Rüstungen und Siegeszeichen, z. B. eine angeblich Rüstung Attila's, einen Panzer Ziska's zc. Andere merkwürdige Gebäude sind: das Rathhaus, Landhaus,

Digitized by Google

Hofkammergebäude, Generalkommando, Theater, die große Buchdruckerei der pester Universität ꝛc. Die Festung hat 5 große und schöne Plätze, den Paradeplatz, Georgs-, Dreifaltigkeitsplatz ꝛc., letzterer mit der Dreifaltigkeitssäule zum Gedächtniß der Pest, welche 1710 Stadt und Land verheerte. Da die Festung kein Trinkwasser hat, hat man mit Maschinen sowohl 3 Quellen, als auch das Wasser der Donau den Berg hinan getrieben. Ein seit 1852 angelegter Tunnel führt von der Brücke unmittelbar in die Festung. Die Wasserstadt (sonst während der Türkenzeit befestigt und Judenstadt genannt) ist nach der Festung der schönste Theil von O., aber bei Regenwetter fast ungangbar. Sie reicht mit dem Fischerdörfchen von der Festung bis zur Donau hinab u. enthält die St. Annenkirche, die Elisabethinerkirche auf den Fundamenten der ehemaligen Hauptmoschee, die Marienkäne, das Militärspital ꝛc. Hier befindet sich das von Pferden getriebene künstliche Druckwerk, welches die Festung mit Wasser versorgt. Die Landstraße (via regia), nördlich von der Wasserstadt, enthält den Palast des Reichsprimas von Ungarn, eine große Mühle, die warmes Wasser treibt, und an der Donau die zahlreichen Waarenmagazine. An sie schließt sich das ländliche Neustift an, das die nördliche Grenze der Gesammtstadt bildet und die 52 Fuß hohe Pestsäule enthält. Die Christinenstadt liegt in einem amphitheatralischen Thale hinter der Festung und hat hübsche, einfache Gebäude, Landhäuser und schöne Gärten. An die Christinenstadt grenzt der südlichste und volkreichste Stadttheil, die Raitzenstadt (Taban), die zwischen dem Festungsberge und dem Blocksberge liegt. An der Südseite der Raitzenstadt befindet sich auf dem 477 F. hohen Blocks- oder St. Gerhardsberge die zur pester Universität gehörige, mit 2 Thürmen versehene und eine der reizendsten Aussichten darbietende Sternwarte, eine der vorzüglichsten in Europa. Der Marktflecken Altofen ist auf der Stelle des alten römischen Aquinum oder Sicambrium, von welchem noch ein Bad, Spuren einer Amphitheaters und zahlreiche Inschriftsteine erhalten sind, erbaut. Bemerkenswerth sind hier die große, breite und mit schönen Gebäuden versehene Hauptstraße, die katholische und reformirte Kirche, letztere fast ganz aus römischen Ruinen erbaut, das Kameralgebäude, die königliche Monturanstalt mit einem Kastell und einer Kaserne, das sechsstöckige königliche Kastell, das zur Kaserne umgestaltete Kloster Mariazell, die fast ganz aus römischen Ruinen erbaute Synagoge, eine der schönsten in der Monarchie, u. die Schiffswerfte, auf welcher die Schiffe der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft gebaut werden. O. hat im Ganzen 12 katholische Kirchen, eine griechische nichtunirte Kirche, 4 Klöster und eine Synagoge, ein katholisches Hauptgymnasium, eine Primärschule der Piaristen, 12 Elementarschulen, 2 illyrische Lehranstalten, eine ungarische, eine Zeichen- und Musikschule, 3 Bibliotheken, eine Buchhandlung, 2 Buchdruckereien, ein lithographisches Institut, mehre Mineralien-, Edelstein- und Münzsammlungen ꝛc., mehre Spitäler und Pensionsinstitute; ferner eine Stückgießerei, eine Pulvermühle, Fabriken für Seidenzeuche u. Sammt, Majolika, Leder, Messer, Kupferwaaren, Tuch, Leinwand, Kutschen ꝛc. Starken Weinbau (sofener, guter, rother, dem Burgunder ähnlicher Wein, von dem jährlich über 300,000 Eimer gewonnen werden) und Weinhandel. Die Bevölkerung betrug 1850 ohne Studirende u. Militär in O. 34,893, in Altofen 10,760, zusammen 45,653 Seelen, der Mehrzahl nach Deutsche; doch zählt Altofen 3343 Juden, und auch O. hat eine geringe Zahl von Griechen und Juden. Die Einwohnerschaft der Festung besteht größtentheils aus Beamten. O. ist eine vorzugsweise deutsche Stadt, die an der magyarischen Bewegung wenig Antheil nimmt, während Pesth trotz seiner großen Anzahl deutscher Bürger doch das Heerlager der Magyaren ist. Die Stadt hat ein alterthümliches Ansehen, und auf ihren Bergen thront ländliche Stille und aristokratisches Wohlleben, während in dem neuern Pesth das städtische Handels- und gewerbliche Treiben wogt und Alles in rastloser Vergrößerung, Verschönerung und Bereicherung begriffen ist. In den verschiedenen Theilen der Stadt entspringen mehre Thermen. Die meisten waren schon zu den Zeiten der Römer bekannt, kamen aber besonders später unter den Türken sehr in Aufnahme. Die vorzüglichsten sind: das Kaiserbad, zwischen der Wasserstadt u. Altofen, schon den Römern bekannt und bei den Türken sehr beliebt, die hier eine Moschee gegründet hatten, mit dem Denkmal eines türkischen Heiligen, zu dem noch jetzt türkische Pilgrime wallfahrten, hat eine Temperatur von 46° R. bei 14° R. Atmosphäre; das Königs- oder Sprengerbad (auch Purgatorium), in der Nähe des Garnisonspitals, mit einer Temperatur von 36° R. im Sommer, 34° im Winter; das Brückenbad, in der Raitzenstadt, das von der eleganten Welt am meisten besuchte Bad, 1556 von Pascha Mustapha in Tempelform erbaut, hat eine Temperatur von 36°–37,5° R.; das Blocksbad, am südöstlichen Ende der Stadt und am Fuße des Blocksberges, ebenfalls in der Raitzenstadt, mit einer Temperatur von 38° R.; das Neubad oder Raitzenbad, in der Nähe der Raitzenstadt, zur Zeit des Matthias Corvinus nur zum Gebrauch der königl. Familie bestimmt, weshalb es auch Königsbad hieß, mit einer Temperatur von 35°–36° R. Das Wasser dieser zu den erdig-salinischen Schwefelthermen gehörenden Quellen ist klar, farblos, unaufhörlich viel kleine Luftblasen entwickelnd, der Geruch hepatisch, der Geschmack unangenehm, widerlich, etwas säuerlich. Ihre allgemeinen Wirkungen sind flüchtig und durchdringend, reizend und belebend, die Thätigkeit des Hautsystems, der Kapillargefäße, der Schleimhäute befördernd, das lymphdrüsensystem anregend, die Resorption vermehrend, Ab- und Aussonderungen beschleunigend, die Mischung chemisch verändernd, auflösend, zersetzend, schweiß- und urintreibend, weshalb sie innerlich besonders bei Stockungen und Verschleimung der Brust- und Unterleibsorgane, strophulösen Geschwülsten, Drüsenverhärtungen, chronischen Hautkrankheiten, Hämorrhoidalzufällen, Unthätigkeit und Trägheit des Darmkanals, hysterischen und hypochondri-

Digitized by Google

schen Affektionen, Nieren- und Blasenkrankheiten, Gries- und Steinbildung, Unregelmäßigkeit und Verhaltung der Menstruation, chronischen, metallischen Vergiftungen ꝛc., äußerlich bei hartnäckigen Hautkrankheiten pforischer und herpetischer Natur, bei chronischer Gicht und Rheumatismus, bei Lähmungen, welche durch rheumatische oder gichtische Metastasen, zurückgetriebene Hautkrankheiten, oder Einwirkung metallischer Gifte erzeugt sind, bei Störungen der Abdominalfunktionen, Anschoppungen, Trägheit der Cirkulation vorzüglich in den venösen Gebilden, Anomalien der Menstruation, Hämorrhoidalbeschwerden, bei strophulöser Disposition, Drüsenverhärtungen, Knochenauftreibungen, unreinen Geschwüren, bei chronischen Krankheiten der Urinwerkzeuge, Blasenkatarrhen, Blasenkrämpfen, Gries- und Steinbildung empfohlen sind. Im Jahre 1853 ward durch Zufall eine Bitterfalzquelle am Fuße des Adlersbergs entdeckt, die den Rang zwischen dem Karlsbader u. pülnaer Wasser einnimmt, in mancher Beziehung aber über beiden steht. Die Temperatur ist + 12° R., das specifische Gewicht 1,010. Sie enthält freie Kohlensäure, schwefelsaure Magnesia, Natron, schwefelsaure Kalkerde, Chlornatrium und Magnesia, kohlensaure Magnesia, kohlensauren Kalk und Kieselerde, im Ganzen 145,451 fre Bestandtheile in einem Pfund Wasser. Eine Stunde von O. liegt romantisch im Walde die Wallfahrtskirche Maria-Einsiedel. Die Stadt entstand aus einer römischen Kolonie und war dann Attila's und Arpads Sitz. Den Namen O. soll sie von einem dort befindlichen Kalkofen (lat. buda) oder von den sehnsüchtig dampfenden heißen Bädern erhalten haben. Wald wurde die Stadt groß und reich, so daß sie allgemein als die Hauptstadt des Königreichs Ungarn angesehen ward. Im J. 1279 wurde hier ein vom päpstlichen Legaten Philipp versammeltes Koncil (buden'sisches Koncil) gehalten, das jedoch durch König Ladislaus von Ungarn unterbrochen ward. Schon König Stephan residirte in O., das damals Budavar hieß, doch erst Ludwig I. wählte 1351 das Schloß zu seinem beständigen Aufenthalte. Matthias Corvinus erbaute daselbe neu; seine hier aufgestellte berühmte Bibliothek wurde bei der türkischen Eroberung 1526 vernichtet. Soliman übergab O. dem Johann Zapolya, Woiwoden von Siebenbürgen, den er zum tributbaren König von Ungarn ernannt hatte. Ferdinand I., König von Ungarn, vertrieb zwar den Zapolya 1527, aber Soliman eroberte O. 1529 wieder, die Oesterreicher unter Roggendorf belagerten es 1530 vergeblich, und Johann Zapolya blieb nun im ungestörten Besitz desselben. Auch die Belagerungen O.s durch die Oesterreicher 1540 und 1541 blieben erfolglos. Die Stadt blieb nun 145 Jahre lang (1541—1686) in den Händen der Türken, obgleich die 1551 durch General Roggendorf, 1598 durch General Schwarzenberg, 1599 durch Erzherzog Matthias und 1602 durch General Rußwurm belagert wurde. Bei der Belagerung durch die Kaiserlichen (1684) büßten diese 24,000 Mann ein. Endlich aber eroberten sie die Kaiserlichen unter dem Herzog Karl von Lothringen am 2. Sept. 1686 im Angesicht einer zahlreichen türkischen Entsatzarmee, wobei die Stadt geplündert und verbrannt wurde. Seitdem blieb Oesterreich im ungestörten Besitz derselben. Nachdem Görgei am 4. Mai 1849 die Beschießung der von Hentzi mit 5000 Mann besetzten Festung begonnen, aber bald wieder eingestellt hatte, machte er am 16., 19. und 20. Mai ernstliche Angriffe darauf, die jedoch abgeschlagen wurden. Erst durch den Sturm in der Nacht vom 20.—21. Mai fiel die Festung in die Hände der Ungarn, nachdem außer dem General Hentzi 1100 österreichische Offiziere und Soldaten gefallen waren. Nach dem Abzug der revolutionären ungarischen Regierung wurde am 11. Juli die Festung durch die Russen ohne Widerstand besetzt und dann den Oesterreichern übergeben. Vgl. Nemedy, Die Belagerungen der Festung O. 1686 und 1849, Pesth 1853.

Offa's Wall (Offa's dyke), ein von Offa, König von Mercia, von der Mündung des Dee bis zu der des Wye gezogener Wall und Graben zum Schutze der angelsächs. Bevölkerung gegen die wallisischen Gebirgsbewohner, blieb auch später die Grenze zwischen Wales und England. Noch sind Spuren davon sichtbar.

Offenau, Pfarrdorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Neckarsulm, am Neckar, mit 800 Einw., der Saline Klementhal und einem Soolbad, das sich durch seinen reichen Gehalt an Kohlensäure auszeichnet.

Offenbach, Stadt in der großherzogl. hess. Prov. Starkenburg, am linken Ufer des Main, über welchen hier eine Schiffbrücke führt, 1 Stunde südöstlich von Frankfurt, Hauptort der Standesherrschaft des Fürsten von Isenburg-Birstein, mit fürstlichem Schloß, ist der Sitz eines Kreis- und Landgerichts und mehrer anderen Behörden, hat 4 Kirchen (lutherische, reformirte, französisch-reformirte und katholische), eine Realschule, eine Synagoge, ein Armenhaus (Bernhardsstift), großes Lagerhaus, ein fürstliches Palais, sowie Reste eines älteren Schlosses, eine Kaserne und 13.000 Einw., worunter 1500 Katholiken, 4500 Reformirte und 1500 Juden. O. ist der Hauptfabrikort des Großherzogthums, hat schwunghafte Tabak-, Bijouterie-, Gold- und Silberdraht-, Fayence-, Kurschen-, Leder-, Hut-, Tapeten-, Seidenzeuch-, Wachstuch- und Wachslicht-, Papiermachédosen-, Blechwaarenfabriken ꝛc., Leinwandbleicherein, Färbereien, Essigsiedereien, mehre Steindruckereien, eine Notenglesserei ꝛc. Berühmt sind die offenbacher Pfeffernüsse und Lebkuchen. Der Handel ist bedeutend und durch die vortheilhafte Lage am schiffbaren Main wesentlich gefördert. An dem Flußhandel auf dem Main, Rhein und Neckar nimmt O. lebhaften Antheil; es hat einen Wollmarkt im Juli, 2 Messen, eine Handelskammer. Die Stadt verdankt vielleicht römischen Kastellen ihren Ursprung. Hier 1802 Frieden der französischen Republik mit einigen kleinern deutschen Fürsten, z. B. Nassau, Wied, Erbach.

Offenbarung (revelatio, manifestatio), in der Theologie überhaupt die Thätigkeit Gottes, durch welche er den Menschen Kunde gegeben hat von Dingen, die ihnen verborgen oder doch un-

Digitized by Google

bekannt waren und die sie durch eigene Geistesthätigkeit auch nicht hätten finden können. Diese göttliche O. kann in Rücksicht des Weges, auf welchem sie an den menschlichen Geist gelangt, eine doppelte seyn: eine mittelbare od. natürliche (revelatio mediata) und eine unmittelbare oder übernatürliche (revelatio immediata). Jene (auch bloß Manifestation genannt) ist eine O. Gottes auf natürlichem Wege durch Thatsachen (Welterschaffung, Weltenwickelung, Wesen und Gesetze des menschlichen Geistes 2c.), in welchen sich Gottes Wesen und Gedanken kund geben und von der reflektirenden Vernunft des Menschen gefunden werden. Sie ist die erste oder Uroffenbarung Gottes, ferner die allgemeine, weil allen Menschen gegeben; sie heißt auch die innere, in sofern sie ihren Grund im Menschengeiste, in dessen Anlagen, Kräften u. Bedürfnissen hat. Die Erkenntniß des Göttlichen aus dieser Quelle bildet den Inhalt und das Wesen der natürlichen Religion. Die unmittelbare oder übernatürliche O. Gottes ist eine göttliche Kundgebung religiöser Wahrheiten oder göttlicher Gedanken auf übernatürlichem Wege, ohne Vermittelung der Natur und außerhalb ihrer bekannten Gesetze; sie heißt auch die wunderbafte und außerordentliche, die individuelle und besondere, weil sie nur einzelnen Individuen zu Theil wird und durch diese erst zu Andern gelangt. Ihrer Form nach zerfällt sie in die einfache und symbolische: die letztere erfolgt durch himmlische Stimmen, Träume, Visionen 2c., die erstere dagegen durch unmittelbare Einwirkung Gottes auf den menschlichen Geist als Inspiration, Erfüllung mit dem göttlichen Geiste (adflatio numinis). Der Glaube an eine übernatürliche O. Gottes findet sich in der ganzen alten Welt. Jeder, der etwas Großes und Außerordentliches that oder lehrte, galt für vom göttlichen Geiste ergriffen, getrieben, angehaucht und erfüllt (inspiratus, divino numine afflatus etc.); insbesondere gehören hierher die Religionsstifter, Sittenlehrer, Gesetzgeber und Priester. Außer der eigentlichen Inspiration kommen in der Bibel noch als Formen der göttl. O. vor: Theophanien (1. Mos. 3, 8 ff.), Angelosphanien, himmlische Stimmen (Bath-Kol), Träume und Erlissen. Von den heil. Schriften der Juden ging der Inspirationsbegriff auf die Urkunden und Darstellungen der christlichen Religion über, und zwar nicht bloß auf die jetzt zum Kanon gehörigen, sondern auch auf die später für apokryphisch erklärten. Ueberall dachte man sich den heiligen Geist als Lehrer, Förderer und Träger des Christlichen wirksam, bis er nach Bildung der katholischen Kirche auf die Uebereinstimmung mit dem Lehrbegriffe derselben, auf die hier anerkannten Schriften, Männer und Synoden beschränkt, die Inspiration der sogenannten Ketzer aber als Lüge oder, wie die heidnische, als Teufelswerk betrachtet wurde. Die Idee einer natürlichen, allen Menschen gemeinsamen O. tritt uns in der alexandrinischen Logoslehre entgegen. Im Zeitalter der Scholastik blieb die Vorstellung der Theopneustie im Wesentlichen unverändert; nur ausgedehnt wurde sie auf viele ausgezeichnete Kirchenväter, z. B. Augustinus, und besonders auf den Papst. Die Reformatoren verwarfen dergleichen Annahmen, wie die von der katholischen Kirche in Anspruch genommene Fortdauer der Inspiration überhaupt, und vindicirten eine solche bloß den Verfassern der heiligen Schrift, in welcher sie eben deshalb die höchste und einzige Glaubensautorität erblickten. Eine förmliche Theorie darüber stellten die protestantischen Theologen des 17. Jahrh. auf. Die O. wird von ihnen in einen allgemeinen Akt Gottes mit verschiedenen Arten und in einen speciellen eingetheilt, welcher letztere, die Inspiration, real und verbal, zunächst zum Schreiben antreibend, dann aber auch die Sachen, Gedanken und Worte eingebend ist. Der Zeit nach wurden unterschieden: die Uroffenbarung, den ersten Menschen vor dem Sündenfall ertheilt, und die hinzugekommene O., vom Sündenfall bis zur Gründung der christlichen Kirche, durch die Apostel, wozu die vorchristliche oder erziehende mit der patriarchalischen und mosaisch-prophetischen, sowie die christliche oder vollendete O. gehören. Der nächste Gegensatz gegen diese Lehre waren außer der katholischen Kirche die Fanatiker, welche ihre eigne vermeintlichen O.en über die Bibel setzten; kaum aber später die englischen, französischen u. deutschen Deisten, Naturalisten oder Freidenker, welche die göttliche Inspiration der biblischen Schriftsteller als nichtig darzustellen suchten. Die Folge davon war, daß man die alte Ansicht milderte, namentlich nur die zur Religion gehörigen Sätze der Bibel für göttliche Aussprüche nahm und dies philosophisch und historisch zu begründen suchte. Die Theologen der selbstzuwolfischen Schule ließen es sich zuerst angelegen seyn, die logische, moralische und physische Möglichkeit der O. darzuthun, indem sie zu zeigen suchten, daß ihr Begriff weder sich selbst, noch unsern Vorstellungen von Gott, Weisheit und Güte, noch endlich der Allmacht Gottes, sowie dem menschlichen Erkenntnißvermögen, als dem die O. auffassenden Organe, widerspreche, und ebenso ward die Nothwendigkeit, oder die Unentbehrlichkeit der übernatürlichen O. für das Menschengeschlecht zu behaupten gesucht, wobei man jedoch nicht weiter als bis zur Darlegung einer relativen oder hypothetischen Nothwendigkeit kam, begründet in dem Bedürfnisse einer höhern Beglaubigung, schnellern Verbreitung und gläubigern Anerkennung der natürlichen Religion. Wichtiger war die Frage nach den Kriterien oder Merkmalen und Gründen für die Wahrheit u. Göttlichkeit der biblischen O. Man führte in dieser Beziehung das Zeugniß der biblischen Schriftsteller und ihre Unterscheidung göttlicher Eingebung von eigen Gedanken an, ferner die Wunder und Weissagungen, sowie endlich die Vollkommenheit und Trefflichkeit der geoffenbarten Lehre selbst. Allein nur die Beweiskraft des letzten Punktes wurde anerkannt, und da derselbe eine Beurtheilung des Lehrgehalts der O. nach Vernunftideen und Erfahrungen voraussetzt und in sich schließt, so kam man, in völligem Widerspruche mit der alten Theologie, zuletzt dahin, der Vernunft das Recht der Prüfung der O. einzuräumen und dabei zu behaupten, daß eine wahre O. mit ausgemachten Vernunftwahrheiten nicht streiten dürfe, ob sie gleich Geheimnisse, Unbe-

Digitized by Google

greiflichkeiten oder Lehrsätze über die Vernunft und Erfahrung enthalten könne. So entstand der moderne oder kritische Supernaturalismus, welcher mit dem Glauben an unmittelbare göttliche O. in der Bibel die Forderung verbindet, die in der Bibel enthaltenen religiösen Vorstellungen nach ihr selbst und nach den ausgemachten Wahrheiten der Vernunft und Erfahrung zu prüfen und nur das sich in solcher Prüfung Bewährende als absolute göttliche Wahrheit anzusehen. Ein neuer Abschnitt für die Theorie der O. begann durch die Einwirkung der kantischen Philosophie. Fichte's „Versuch einer Kritik aller O." gab die Lösung zur gänzlichen Verwerfung des ältern Inspirationsbegriffes, oder doch zu einer Fassung desselben, bei welcher seine Hauptmomente verloren gingen und beseitigt wurden. Die hierher gehörigen, verschieden nuancirten rationalistischen Ansichten über O. lassen sich in drei Klassen ordnen. Die erste umfaßt Diejenigen, welche bloß eine O. Gottes durch Thatsachen setzen, damit die natürliche Religion den Menschen bekannt oder ihnen als göttlich beglaubigt und für ihr Handeln bestimmend werde (Fichte, Bähr, Stäudlin, Nitzsch). Die zweite Hauptklasse nimmt die unmittelbare O. bloß für einen Reflexionsbegriff ohne objektive Realität (Wegscheider, De Wette, von Ammon). In der dritten Klasse endlich ist die O. keine besondere in irgend einer Zeit beschlossene Wirksamkeit Gottes, sondern entweder identisch mit der allgemeinen Providenz (Eckermann, Röhr), oder nichts weiter als die Gotteserkenntniß aus der Vernunft (Niemeyer, Henke, Löffler, Grohmann, Köppen, Herder, Planck, Danh). Vgl. Rationalismus und Supernaturalismus. Nur erwähnt sey noch der sogenannte spekulative Rationalismus, welcher nach Hegel behauptet, daß Gott sich nicht an dem Menschen offenbart, sondern selbst in dem Menschen, im menschlichen Gottesbewußtseyn, offenbar wird; am vollkommensten sey dies geschehen im Bewußtseyn Christi und in der Gemeindevorstellung der Christenheit. Nach dem schellingschen Systeme ist alle Religion überhaupt geoffenbart und O. eine absolute, von Ewigkeit in und durch Gott bestehende Rekonciliation der Welt (Rückkehr in's Absolute, von dem der Mensch durch die Geburt abgefallen ist). Schleiermacher setzt die O. in die Erscheinung des Erlösers in der Geschichte und beschränkt sie daher auf die Person Christi. Seine Nachfolger Twesten und Nitzsch beziehen sie mehr auf die Aeußerungen der göttlichen Gnade zur Erlösung.

Offenbarung Johannis, s. Apokalypse und Johannes 2).

Offenbarungsbeweis, Beweis für das Daseyn Gottes aus dem Vorhandenseyn einer göttlichen Offenbarung, vorzüglich der biblischen und der in Jesus Christus geschehenen.

Offenburg, Stadt im badischen Mittelrheinkreis und Hauptort eines Amtsbezirks, am rechten Kinzigufer und der Eisenbahn, ist regelmäßig gebaut und von freundlichem, heiterm Ansehen, hat ein katholisches Gymnasium, eine weibliche Unterrichtsanstalt in dem Frauenkloster, ein Theater und 4500 meist katholische Einwohner, welche Tabak-, Karten- und Glasfabrikation unterhalten und starken Getreide- und Weinbau, lebhaften Speditionshandel und zahlreiche Gewerbe treiben. Die Stadt, eine Gründung der Zähringer, nach Andern des englischen Missionärs Offo, war frühzeitig freie Reichsstadt, wurde dann an Baden, von diesem 1330 an den Bischof von Straßburg verpfändet, welcher die Hälfte der Stadt an Kurpfalz abtrat. Nachdem sie sich frei gemacht, ward 1653 ihre Reichsstandschaft erneuert. Sie stand nun unter dem Schutze Oesterreichs und war Sitz des Landvogts der Ortenau bis 1805. Von den Schweden wurde die Stadt 1632 unter Horn erobert u. 1638 unter Bernhard von Weimar angegriffen, von den Franzosen 1689 zerstört. Hier am 24. Sept. 1707 Sieg der Oesterreicher über die Franzosen. Am 12. Sept. 1847 fand hier eine Versammlung der badischen Demokraten, am 19. März 1848 und am 12. u. 13. Mai 1849 Volksversammlungen Statt. In der Nähe steht das Cisterzienserkloster Gengenbach, dessen Trümmer in neuester Zeit wieder hergestellt worden sind.

Offene Rechnung, s. v. a. Kontokorrent.

Offener Wechsel, s. v. a. Kreditbrief.

Offenkundigkeit, Gemeinkundigkeit, ist im Kriminalprozeß einer derjenigen Umstände, welche die Eröffnung des kriminalrechtlichen Verfahrens bei einem Verbrechen begründen.

Offensive (v. Lat.), Angriff, der Defensive oder der Vertheidigung entgegengesetzt, besteht darin, daß der Feind aufgesucht und angefallen wird, und hat die Vernichtung des Feindes zum Zweck. Sie wird sowohl in einzelnen Unternehmungen, als im ganzen Feldzugsplane angewendet. Der Offensivkrieg ist derjenige, der mit dem Einmarsch in Feindesland beginnt. Man unterscheidet strategische und taktische Offensive; schneidet durch Operationen anfänglich der Waffenführer des Feindes Verbindungen ab, um ihn sicherer zu vernichten, letzterer führt den Schlag selbst durch die Waffen aus. Im Allgemeinen ist die O. vortheilhafter, weil sie auf den Muth der Truppen einen größeren moralischen Einfluß übt, als die Defensive. Die größten Feldherren haben stets die O. vorgezogen; ausgezeichnete Beispiele für den Defensivkrieg (Fabius Cunctator, Wellington in Portugal, die Russen 1812) gehören zu den kriegsgeschichtlichen Seltenheiten. Das Nähere über die Anwendung der O. in ihrem Verhältnisse zur Defensive s. Defensive.

Offeriren (v. Lat.), anbieten, darbieten, darbringen; daher Offerte, Anerbieten.

Offertorium, in der katholischen Kirche der erste Haupttheil der Messe, wo der Priester unter verschiedenen Gebeten und Gebräuchen die Hostie und den Kelch, bei feierlichen Messen auch das Rauchwerk, sowie sich selbst zur Konsekration vorbereitet. Als Musikstück trägt das O., welches zwischen dem Credo und dem Sanctus eingeschaltet wird, den Charakter des feierlichen Ernstes und der frommen Hingebung. Als neuere Komponisten von ausgezeichneten Offertorien sind von Seyfried und Ahlinger hervorzuheben.

Official (v. Lat.), bei den Römern eine höhern Beamten zugeordnete Gerichtsperson im Mittelalter Gehülfe, Schreiber ꝛc. der kaiserlichen

Digitized by Google

Grafen; (Officiarius, Officiatus), bischöflicher Vikar, besonders in Bezug auf Jurisdiktion; Vorsteher eines bischöflichen Gerichts, in Bayern der geistlichen Behörde in Ehesachen; jedes Mitglied der römischen Kurie. Daher **Officialat**, Geschäftskreis, Bezirk, Wohnung, Amtslokal eines Officials, besonders das bischöfliche Gericht, wo ein O. an des Bischofs Statt den Vorsitz führte und Recht sprach.

Officiell, das von einer gesetzlich konstituirten Behörde Ausgehende, also s. v. a. amtlich. Wo eine Behörde nicht geradezu amtlich auftreten will, aber doch so, daß sie von ihr veranlaßten Kundgebungen oder Vorschlägen ein größeres Gewicht als den von Privatpersonen ausgehenden beigelegt werden soll, nennt man eine solche Art des Verfahrens **officiös**.

Officin (v. Lat.), im Allgemeinen Stätte zur Anfertigung von Fabrikaten, besonders solchen, die nicht von gewöhnlichen Handwerkern gemacht werden, und somit unterschieden von Werkstätte, dem Arbeitslokale der Handwerker; daher insbesondere s. v. a. Buchdruckerei und s. v. a. Apotheke, vorzüglich das Lokal derselben, in welchem die gangbaren Arzneimittel aufgestellt sind, die zum Verkauf verlangten Gegenstände ausgegeben und nach den Recepten der Aerzte die verschriebenen Arzneien bisweilen bereitet werden.

Officinell (v. Lat.), Bezeichnung derjenigen Naturprodukte, welche als Heilmittel benutzt werden und nach den gesetzlichen Vorschriften in den Apotheken vorräthig seyn müssen; besonders nennt man officinelle Pflanzen solche, welche entweder selbst wegen ihrer Heilkräfte in den Apotheken zu haben sind, oder wenigstens Stoffe für dieselben liefern, daher häufig der Beisatz officinalis in der botanischen Terminologie zur Unterscheidung von Unterarten dient.

Officium (lat.), Pflicht, Amt, Dienst, amtliche oder pflichtmäßige Verrichtung; höflichkeitspflicht, Ehrenbezeigung, ehrenbezeigung, namentlich der tägliche Morgengruß und die Begleitung, womit bei den Römern die Klienten ihre Patrone ehrten; im Kirchenwesen Dienst am Heiligen, Liturgie, Kirchenordnung; Behörde, Verwaltung eines Amtes nach ihrem Personale und Lokale (O. sanctum, heiliges O. s. v. a. Inquisition); bei den Römern das gesammte Dienstpersonal der kaiserlichen Beamten, bestand aus Militärs (daher auch milites) und ging hervor aus den neugestifteten kaiserlichen Magistraten, welche militärischer Hülfe bedurften, um ihren Befehlen Nachdruck zu geben.

Offinseln, Inselgruppe in der englischen Grafschaft Cornwallis, vor den Scillyinseln liegend, mit felsigem Boden, der nur an wenigen Stellen Garten- und Feldbau durch Handarbeit zuläßt, Fischfang und 1300 Einw. Die einzelnen Inseln heißen: St. Agans, Treseo, St. Martin, Bodyer und Sampson.

Offizier, Anführer einer größern oder kleinern Anzahl Soldaten, als Rangtitel jeder Befehlshaber vom Lieutenant aufwärts. In einigen Armeen werden auch die Fähnriche zu den O.en gerechnet, in andern stehen sie im Range dem ältesten Unteroffizier gleich. Bei gemeinschaftlicher Bezeichnung aller Chargirten unterscheidet man Ober- und Unteroffiziere, indem man unter letzteren alle Befehlshaber niedern Ranges, Feldwebel, Sergeanten, Unteroffiziere und Korporale begreift, während alle höhern Befehlshaber zu den Oberoffizieren gehören und in ihrer Gesammtheit das Offizierscorps bilden, welches durch höhere Bildung sowohl den übrigen Soldaten, als auch durch besondere Vorzüge im Rangverhältnisse und eigene Bestimmungen im Begriffe der Ehre den Nichtmilitärs gegenübertritt. Die O.e zerfallen in Stabs- und Subalternoffiziere, welche sich durch besondere Abzeichen an der Uniform, vorzüglich an den Epauletten, eben so von einander unterscheiden, wie die O.e im Allgemeinen durch die ganze Uniformirung von den gemeinen Soldaten und den niedern Chargen sich auszeichnen. Eine besondere höhere Abtheilung der Stabsoffiziere bildet die Generalität. Im Kriege kann die Befähigung zum Offiziergrade durch persönliche Tapferkeit auch von niedern Militärs erlangt werden, in Friedenszeiten müssen jetzt fast allenthalben die jungen Leute, die in den Offizierstand zu treten beabsichtigen, ein Offizierexamen machen, nachdem sie durch eine vorhergehende Prüfung sich bereits zum Eintritt in die Armee als Fähnriche befähigt haben.

Ofterdingen, Heinrich von, Name des in dem Gedicht vom Wartburgkriege aufgeführten Sängers, der im Wettkampfe als Gegner Wolframs von Eschenbach als Vertreter des Herzogs Leopold VII. von Oesterreich erscheint, worauf man schloß, daß er seine Jugendzeit an dessen Hofe zugebracht habe. Die Tradition der Meistersänger zählt ihn unter den Stiftern derselben auf; doch ist seine Existenz überhaupt nur schwach verbürgt, sowie die Vermuthung, daß er der Verfasser des Nibelungenliedes sey, von Lachman widerlegt wurde. Novalis schrieb einen (nicht vollendeten) Roman, dessen Held O. ist.

Og, König von Basan, aus dem Volksstamme der Amoriter, aus einem Riesengeschlechte, bekämpfte die zu Moses' Zeit in Palästina eindringenden Hebräer, ward aber von diesen bei Edrei besiegt und mit den Seinigen erschlagen und sein Land dem Stamme Manasse überlassen. Sein eiserned Bett, 9 Ellen lang und 4 Ellen breit, sah man später noch zu Rabbath-Ammon. Die Rabbinen und die mohammedanische Tradition haben die Nachrichten von O. durch Märchen erweitert.

Ogeechee, Fluß im nordamerikanischen Staat Georgia, entspringt in den Apalachen, fließt in südöstlicher Richtung, nimmt den Kleinen O. und den Cannoochee auf, ist eine Strecke weit schiffbar und mündet nach einem Lauf von 40 Meilen der Insel Osabow gegenüber durch den Osabowsund in den atlantischen Ocean.

Oggersheim, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, Kanton Mutterstadt, hat 3 Kirchen verschiedener Konfessionen, eine Lorettokapelle, ein Schloß, ein 1844 errichtetes Minoritenkloster und 1700 Einwohner. Hier die Rheinschanze, die am 24. Dec. 1794 von den Verbündeten den Franzosen geräumt wurde.

Oggione, Marco da, auch d'Uglone und Ugglone genannt, Historienmaler zu Mailand, Schüler Leonardo da Vinci's, in dessen Style er

Digitized by Google

tüchtige Arbeiten lieferte, † 1530. Besonders bekannt ist O. durch die zwei Kopien des Leonardo'schen Abendmahles, eine in Oel für das Refektorium der Karthause zu Pavia, jetzt in der londoner Akademie, die andere al Fresko für das Kloster Castellazzo bei Mailand. Seine Staffeleibilder sind höher zu stellen, als die Freskogemälde, welche er in Sta.-Madonna della Pace ausführte und die jetzt in der Brera aufbewahrt werden. Dagegen sind seine drei Erzengel tu der Brera ausgezeichnet. Im Dome zu Paris befindet sich eine heilige Familie, in S. Eufemia zu Mailand ein Altarblatt, die Madonna auf dem Throne in S. Eufemia, in der Sakristei von S. Maria alla Grazie daselbst ein Johannes, eine Madonna mit Heiligen im k. Museum zu Berlin.

Oginski, eines der ältesten und edelsten Geschlechter Lithauens, das seinen Ursprung von den reußischen Knäzen ableitet, führte langwierige Streitigkeiten mit dem Hause Sapieha, die erst 1702 durch die Niederlage bei Okolnik beendigt wurden und aus denen Karl XII. große Vortheile zog. Michael Kasimir, Graf von O., Großhetmann von Lithauen, geboren zu Warschau 1731, war Freund der Kunst, selbst geschickter Zeichner, Meister auf mehren Instrumenten und Erfinder des Harfenpedals. Im Jahre 1771 stellte er sich an die Spitze der Konföderation in Litthauen gegen die Russen, ward aber in Folge des für die Polen unglücklichen Kampfes landflüchtig und seiner Güter verlustig. Erst 1776 kehrte er zurück und begann nun auf eigene Kosten den 12 Stunden langen ogiński'schen Kanal, der durch den Prypez und die Schara den Dniepr mit dem Niemen und so das schwarze Meer mit der Ostsee verbindet. Während des Reichstags von 1791 stand er auf der Seite der Patrioten und Anhänger der Konstitution vom 3. Mai, obgleich er durch diese seine Hetmannswürde verlor. Er † zu Slonim 1799. Sein Neffe, Michael Kleophas, Großschatzmeister von Litthauen, geboren 1765, trat mit dem 19. Jahre in den Staatsdienst, wurde Abgeordneter beim Reichstag, außerordentlicher Gesandter in Holland, dann 1793 Großschatzmeister, aus welcher Stellung er jedoch schon 1794 bei dem von Kościuszko geleiteten Aufstand zurücktrat, um Ehef eines auf seine Kosten ausgerüsteten Jägerregiments zu werden. Nach dem unglücklichen Ausgang des Kampfes floh er und verlor seine Güter. Erst 1802 kehrte er mit Erlaubniß des Kaisers Alexander auf sein Landgut Zaleße bei Wilna zurück. Mehrere Jahre beschäftigte er sich nun mit den Wissenschaften, mit Musik und Gartenbau, sowie mit der Redaktion seiner Memoiren. Nach dem tilsiter Frieden ging er mit den Seinigen nach Frankreich und Italien, kehrte 1810 als Senator und geheimer Rath nach Rußland zurück und blieb hier bis 1815, wo er Italien wieder zu seinem Aufenthaltsort wählte. Er † zu Florenz 1831. O.'s Kompositionen von polnischen Nationalgesängen und Nationaltänzen sind originell und charakteristisch gehalten; auch schreibt man O. die sogenannte „Todtenpolonaise" zu. Seine „Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815" (Paris 1826, 2 Bde., deutsch von Gleich, Leipzig 1827, und Pitzip und Finke. Bellevue 1845) enthalten interessante Aufschlüsse besonders über die Zeit von 1794—98.

Oglio (sonst Ollius), Fluß in der Lombardei, Provinz Bergamo, entspringt auf der Grenze von Tyrol am Fuße des Monte Tonale, fließt durch den Iseosee, nimmt zahlreiche, aber kleine Nebenflüsse auf (z. B. Cherio, Mella, Chiese) u. mündet westlich von Borgoforte (Mantua) links in den Po.

Ogoowai (Ogoowai, Ogouanau), afrikanischer Fluß in Untergninea, nördlich vom Aequator, von unbekanntem Lauf, fließt durch einen nördlichen Seitenarm mit dem Gaboon in Verbindung, während der südliche Arm sich in 2 Theile theilt, von welchen der kleinere nördliche Assaze heißt und sich gegen Westen beim Kap Lopez in den atlantischen Ocean ergießt, der größere südliche aber sich 10 Tagereisen oberhalb der Mündung des Congo mit diesem vereinigt.

Oguliu, Marktflecken und Stabsort in der österreichisch-croatischen Militärgrenze, südwestlich von Karlstadt, hat eine mathematische Militärschule, ein Schloß auf einem Felsen, der eine Höhle mit unterirdischen Gängen hat, in welche sich der Fluß Dobra stürzt, und 3000 Einw.

Ogyges, der älteste König in Attica u. Böotien, nach der Sage Sohn des Böotus, oder des Poseidon und der Alitra, Gemahl der Thebe, einer Tochter des Zeus, oder der Danira, der Tochter des Oceanus, Vater des attischen Heros Eleusis. Zu seiner Zeit wurde Böotien (nach Larcher 1759 v. Chr.) von einer großen Wasserfluth heimgesucht, welche die ogygische heißt u. aus der O. sich nur mit Wenigen gerettet haben soll. Die verschiedenen Sagen leiten auf die Vermuthung, daß unter O. eine ägyptische Kolonie nach Böotien und von da nach Attica kam. Nach ihm heißen Aegypten, Attica und Böotien Ogygia.

Ogygia, 1) Insel der Calypso (s. d.) bei Homer; — 2) der alte Name von Attica und von Böotien; — 3) s. v. a. Aegypten; — 4) Sporadeninsel an der Küste Kariens, mit Honigbau; jetzt Calmine.

Oh! jam satis est! (lat.), o weh, nun ists genug.

Oheteroa (Ruruta), eine der Gesellschaftsinseln, im großen Ocean, südlich von Otaheiti, hat 8½ Meilen Umfang, ist ziemlich hoch gelegen, aber ohne Ankerplatz, mit starker kriegerischer Bevölkerung, ward 1769 von Cook entdeckt.

Ohio (sonst von den Franzosen la belle rivière, der schöne Fluß, was auch der Name O. bedeutet, genannt), einer der beträchtlichsten Flüsse Nordamerika's, entsteht bei Pittsburg in der Grafschaft Alleghany des Staates Pennsylvanien aus der Vereinigung des Alleghany und des Monongahela, welche auf der Nordwestseite des Alleghanygebirgs in einer Höhe von 13 bis 1400 Fuß entspringen, fließt in südlicher und südwestlicher Richtung zwischen den Staaten Ohio, Indiana und Illinois auf seiner Nordwestseite und einem Theile Pennsylvaniens, Virginiens u. Kentucky's auf der Südostseite und mündet nach einem Laufe von 310 Meilen mit den Krümmungen u. von 147 Meilen ohne dieselben bei Kairo,

Digitized by Google

chen Illinois und Kentucky, durch eines der
rbarsten u. reizendsten Gebiete links in den
ississippi. Schon bei Pittsburg hat er eine
ite von 1800 Fuß, bei Cincinnati nur von
) Fuß und bei der Mündung von 1000 engli-
n Yards. Bei Louisville unterhalb Cincin-
finden sich Stromschnellen, die lange Zeit der
fahrt ein großes Hinderniß boten, aber jetzt
h einen seit 1825 angelegten, 2 englische Mei-
langen Kanal von Louisville bis Schippings-
umgangen werden können. Oberhalb der
omschnellen ist der Fluß bei niedrigem Wasser-
de für größere Dampfschiffe, im Herbst
chmal selbst für kleinere nicht, unterhalb der-
n aber in der Regel zu jeder Jahreszeit fahr-
und nur in sehr trocknen Sommern stockt
hier die Fahrt größerer Dampfschiffe. Im
ein mit den Kanälen, die in den O. münden
3. dem großen Ohiokanal, der in Cleve-
an der Mündung des Cayahoga in den
see anfängt, den Staat Ohio durchschneidet
gegen 70 Meilen lang ist), und den Eisen-
nen, die ihn berühren, ist der O. einer der
ptverkehrswege, welche den Mississippi und
Stromgebiet mit den großen canadischen
n und dem atlantischen Ocean verbinden.
Schnelligkeit seines Laufes wird auf 1—3
len in der Stunde geschätzt. Obgleich ein
g fließender Strom, ist er doch mehr als an-
Ströme plötzlichen Anschwellungen unter-
fen, die öfters in einer Nacht 12 F. betragen.
mittlere Fluthhöhe des Stromes ist 50 F.;
höchsten ist er gewöhnlich im März, am nied-
en im September. Sein Wasserspiegel liegt
niedrigsten Wasserstande 130 F. über dem
egel des Eriesees und 430 F. über dem Ocean.
klare Wasser des O. ist weithin in dem
nzigen des Mississippi zu unterscheiden. Der
chenraum seines Stromgebiets wird zu 9867
graphischen □Meilen angenommen. Von sei-
zahlreichen Nebenflüssen sind die bedeu-
sten: in Pennsylvanien der Big-Beaver, im
at Ohio rechts der Muskingum, Hockhocking,
oto, der kleine und große Miami, in Virgi-
links die kleine und große Konhawa, Guy-
t und an der Grenze gegen Kentucky der
-Sandy, in Kentucky links der Licking, Ken-
, Salt, Green, ferner der Cumberland und
Tennessee, der wasserreichste Nebenfluß des
in Indiana der Anderson, Wabasch, in Illi-
der Salina. Der O. schließt über 100 In-
eln, die bei den periodischen Anschwellungen
fluthet werden. Seine Bluffs (hohe Ufer-
n) erheben sich zu 300 und mehr Fuß hohen
geln, die oft über den Strom hängen und ihre
senschatten in dem durchsichtigen Wasser ab-
nen, während stets an der gegenüberliegenden
e üppige Bottomländereien sich ausdehnen,
fast alle mit den stattlichsten Waldbäumen,
ßlich riesenhaften Sykomoren, bedeckt sind.
e große Zahl blühender Städte erhebt sich be-
s an seinen Ufern, und unter allen Strömen
Mississippithales sind die Uferländer des O.
jetzt am meisten angebaut.

Ohio, einer der blühendsten Staaten der
damerikanischen Union, grenzt im Norden an
chigan und den Eriesee, im Osten an Pennsyl-
vanien, im Südosten an Virginien, im Süden an
Kentucky und im Westen an Indiana, hat ein
Areal von 1886 □Meilen. Der Staat hat im
Allgemeinen den Charakter eines Tafellandes,
das in der Mitte nach Norden hin sich bis zu
1800, am Ost- und Südrande aber bis zu 600
und 800 Fuß Meereshöhe erhebt. Der Osten
und Südosten bis zum Ohio enthält gebrochenes
hügeliges Land; die Hügel sind theils isolirt und
abschüssig, theils bilden sie Reihen und Ketten,
die bis zum Gipfel angebaut oder doch anbau-
fähig sind. Der Süden ist weniger hügelig, doch
überall vom Ohio stark gebrochen; die Hügel in
der unmittelbaren Nähe des Flusses sind meist
beträchtlich hoch und nehmen sogar einen ge-
birgigen Anstrich an. Der Norden ist fast ganz
eben, auch manche Strecken hin feucht u. sumpfig;
im mittlern Theile sind angenehme Höhen mit
vielen Ebenen untermischt. Der Westen ist eben
und einförmig. Der Boden des Landes ist durch-
gehends vortrefflich; selbst die höchsten Hügel
sind mit Waldungen von außerordentlicher
Stärke bedeckt. Flötzgebirge und angeschwemm-
ter Boden sind vorherrschend. Von Steubenville
bis an den Scioto erstrecken sich große Sand-
steinmassen der neuesten Bildung, und hinter
diesem Strome beginnen mächtige Kalksteinlager.
Die Prairien nehmen in diesem Staate ihren
Anfang und wechseln mit dichten Walde ab. Am
Ohio und den übrigen größern Flüssen liegt vor-
treffliches Bottomland, doch von keiner bedeuten-
den Breite; die Gegenden des Scioto und des
großen und kleinen Miami haben den meisten
fruchtbaren Boden. Im Norden ist durchgängig
vortreffliches Land, doch muß vieles davon, da es
sehr tief liegt, erst durch Gräben und Kanäle
entwässert werden. Im Nordwesten sind ausge-
dehnte Prairien vorherrschend; kleinere ziehen
sich längs der obern Gewässer des Muskingum
und Scioto, sowie an den beiden Miamis hin.
Nach dem Sandusky hin befinden sich ausge-
dehnte, meist niedere Flächen. Man rechnet, daß
$^9/_{10}$ des Bodens von O. anbaufähig sind und $^6/_7$
des Ganzen den fruchtbarsten Boden haben.
Das schlechteste Land liegt im Südwesten, zwi-
schen dem Scioto und der Nationalstraße, in einer
Breite von 15—25 englischen Meilen. Während
der nördliche Theil des im Ganzen gut bewässer-
ten Landes seine Gewässer durch den Eriesee
in den St. Lorenzstrom sendet, fließen die des
südlichen Theils durch den Ohio und den Missis-
sippi in den mexikanischen Meerbusen. Die zum
Eriesee fließenden Ströme sind kurz und haben
starkes Gefälle, während die zum Ohio fließenden
in breitem Bett langsamen Lauf haben und theil-
weise bei hohem Wasser Gabeltheilungen zwi-
schen den großen Seen und dem Ohio bilden.
Der Eriesee gehört zum Theil noch zum Staat
O. und bildet hier zwei bedeutende Buchten, die
Miami- und Sandusky-bai, welche ihre Namen
von den in sie mündenden Flüssen, dem Miami
und Sandusky, haben. Außerdem ergießen sich
im Gebiete des Staates O. in den Eriesee: der
Huron, Vermillion, Black, Rocky, Cayahoga,
Chagrine, Aschtabula und Granda. In den
Ohio, welcher die südöstliche und südliche Grenze
des Staates bildet, strömen hier: der kleine Bea-

Digitized by Google

ver, Yellow, Indiana, Wheeling, Mac-Mahens, Captina, Sunfish, kleine Muskingum, Muskingum, kleine Hockhocking, Hockhocking, Shade, Leading, Racoon, Symnes, Hales, kleine Scioto, Scioto, Iwin, White Oack, Brush, kleine Miami und Big-Miami. Von den zahlreichen Kanälen sind die bedeutendsten der Ohio- und Erikanal, der den Eriesee mit dem Ohio verbindet und bei Portsmouth in den Ohio mündet, u. der Miami-kanal, der bei Cincinnati beginnt und bei Dayton endigt, während sich eine Fortsetzung dieses Kanals von Dayton bis Piqua (29 englische Meilen) und eine andere, von hier bis Defiance am Miami (190 engl. Meilen) hinzieht. Von den verschiedenen Mineralquellen erwähnen wir nur die Yellowsprings (gelbe Quelle) zwischen Xenia und Springfield. Das Klima ist ungemein abwechselnd und verschieden, im Ganzen aber gemäßigt und gesund und nur in den Flußthälern und Niederungen, sowie in den Wäldern weniger gesund. Die Sommerhitze ist mäßig, der Winter mild, Frühling und Herbst sind sehr angenehm. Das Ohiothal ist wärmer als der übrige Theil des Landes; zwischen der Mündung des Sandusky in den Eriesee und der Vereinigung des Scioto mit dem Ohio ist im Klima ein Unterschied von 3 Wochen. Der jährliche Unterschied des höchsten und tiefsten Thermometerstandes kann im Mittel auf 100° F. angenommen werden. So mild der Winter auch im Allgemeinen ist, so frieren der Ohio und andere Flüsse doch sehr häufig zu. Die südwestlichen Winde wehen 9 Monate hindurch (von März bis November) fast ausschließlich, der Nordwest während der Monate December bis Februar. Vor nicht viel längerer Zeit als einem halben Jahrhundert noch eine vollkommene Wildniß, ist der Staat jetzt einer der angebautesten der Union. An den Ufern des Ohio wie im Innern des Landes prangen die Wälder in üppigster Vegetation. In den feuchten Flußthälern bilden Wallnußbäume, Gleditschien, Ulmen, Ahornbäume und Platanen (Platanus occidentalis) die vorherrschenden Baumarten. An den Ufern des Ohio wechseln der weiße Ahorn mit seinem prächtigen Laubwerke und die schwarze Weide mit einander ab und gewähren einen herrlichen Anblick, während in den höher gelegenen Gegenden vorzüglich Tulpenbäume, weiße Eichen und der Zuckerahorn zu finden sind. Der gemeinste Baum ist die Buche, womit der größte Theil der Waldungen in der Nähe des Ohio angefüllt ist. Außerdem findet man ebhar Kastanien, Sassafrasbäume, Storarbäume, Traubenkirschenbäume und Bocksaugenbäume (Pawin lutea), welche den Roßkastanienbäumen bis auf die Frucht ziemlich ähnlich sind, aber für giftig gehalten werden. Unter den Sträuchern sind die gemeinsten: der Papawbaum (Annona triloba), das breitblätterige Pfaffenholz (Evonymus latifolius) und der Benzoebaum (Laurus besoin). Die Hauptcerealien sind Weizen und Mais. Auch Roggen, Gerste, Hafer, Flachs und Hanf werden in Menge gebaut, und der Tabak, der seit Kurzem mehr angepflanzt worden ist, liefert reichlichen Ertrag. Baumwolle wird nur so viel gebaut, als man zum eigenen Gebrauch bedarf, dagegen Hanf, Flachs, Kleesamen, Kartoffeln, Pataten, Rüben, Bohnen, Erbsen, Kohlarten, Gurken, Melonen ꝛc. in großer Menge. Hopfen, Spargel ꝛc. wachsen allenthalben wild. Arzneipflanzen gedeihen wie in allen westlichen Staaten in Menge, werden aber bis jetzt nur in einer Quantität für den Handel gesammelt. Der Obstbau wird sehr stark betrieben, und jährlich gehen ganze Ladungen frischer und getrockneter Aepfel und Pfirsiche, Cider und Pfirsichbranntwein von hier nach dem Süden. Die Versuche, welche mit dem Weinbau gemacht worden sind namentlich in der Umgebung von Cincinnati sehr gut ausgefallen, und der Weinbau macht große Fortschritte. Der Wein besitzt eine liebliche Blume, steht an Stärke und Gehalt den besten Rheinweinen nicht nach und wird im Handel der Union einst eine bedeutende Stelle einnehmen. Auch mit dem Seidenbau hat man Versuche angestellt und bereits kleine Quantitäten Seide auf den Markt gebracht. Man theilt im Handel die Ländereien in 4 Klassen: in angeschwemmtes Uferland, in mit Wallnüssen, Hickories, Eschen und Ahorn bestandene Höhen, in Buchens- und in Eichenland; ersteres wird am theuersten, letzteres am wohlfeilsten abgeschätzt. Die trefflichen, üppigen Wiesen und Weiden ernähren große Heerden nutzbarer Thiere, namentlich gedeihen sich die Pferde und das Rindvieh durch große Stärke aus. Die Waldungen sind noch immer reich an Wild, besonders an Rothwild und allerlei Pelzthieren; Federwild ist in großer Menge vorhanden, und der wilde Truthahn ist hier eigentlich heimisch. Die Flüsse sind durchgängig reich an Fischen, der Ohio besonders an Ederu, Kaz- und Büffelfischen, Hechten und Forellen. Schildkröten findet man in Menge. An Mineralien, namentlich Eisen, Salz, Steinkohlen ꝛc. ist der südöstliche Theil des Landes besonders reich. Kalkstein, Marmor und Sandstein sind in Ueberfluß vorhanden; Gyps wird am Sandusky, Thonschiefer mit kugelförmigen Steinen in der Mitte des Staates, im Westen des Scioto und nördlich am Huron gefunden. Die Salzquellen in der Nähe von Zanesville, welche schon den Indianern bekannt waren, aber von ihnen nicht benutzt wurden, werden gegenwärtig bearbeitet. Uebrigens ist im Allgemeinen der Bergbau noch wenig in Anwahme.

Die erste Niederlassung datirt von 1787, wo eine Gesellschaft von 47 Personen sich an der Mündung des Muskingum in den Ohio zu Marietta niederließ. Bald folgten mehre aus den östl. Gegenden und siedelten sich am Ohio und in dessen Nähe an; 1790 war ihre Zahl bereits auf 3000 gestiegen. Sie lebten in stetem Kampfe mit den Indianern, bis General Wayne diese 1794 in der Schlacht am kleinen Miami besiegte u. zum Frieden zwang. Nun mehrte sich die Bevölkerung außerordentlich; 1800 war sie bereits auf 45,365 Seelen gestiegen, 1810 zählte man 230,760, 1820: 581,434, 1830: 937,903, 1840: 1,519,467 und 1850: 1,980,408 Einw., darunter 24,300 freie Farbige. Außer den Angloamerikanern und Deutschen besteht die Bevölkerung aus Einwanderern von Schottland, Irland und der Schweiz, Farbigen und etwa 3000 Indianern (Wyandots am Sandusky und seinen Zuflüssen, Schawanee-

Digitized by Google

sen am Auglaize und den Quellen des großen Miami, Delawaren an den obern Gewässern des Sandusky und Muskingum, Seneker am Sandusky, Musesos am obern Miami, Ottawaer an der Miamibai und dem Eriesee), die sich immer mehr vermindern. Nächst Pennsylvanien zählt O. die meisten Deutschen und von Deutschen Abstammenden unter allen Staaten der Union. Man zählt über 600,000 Deutsche, welche überhaupt das Wesentlichste dazu beigetragen haben, den Staat zu seiner gegenwärtigen Blüthe zu bringen. Der Religion nach sind die Bewohner meist Presbyterianer, Baptisten und Methodisten, doch gibt es auch viele deutsche Protestanten u. Katholiken; außerdem findet man hier die meisten amerikanischen Sekten, namentlich haben hier die Shakers ihren Sitz. Von den 3890 Kirchen, die der Staat 1850 zählte, gehörten 1520 den Methodisten, 659 den Presbyterianern, 384 den Baptisten, 259 den Lutheranern, 158 den mährischen Brüdern, 130 den Katholiken, 100 den Kongregationalisten, 94 den Quäkern, 90 den Christiern, 79 den Episkopalen, 71 den deutschen Reformirten, 53 den Universalisten, 48 den Unionisten. Unter den Nahrungsquellen nimmt der blühende Ackerbau den ersten Rang ein, der aber noch fast durchgehends auf die alte Weise betrieben wird. Auch die Viehzucht ist in einem sehr guten Zustande, am ausgedehntesten ist die Schweinezucht, für deren Erzeugnisse Cincinnati der Hauptstapelplatz ist. Große Heerden fetten Rindviehes werden jährlich den östlichen Märkten zugetrieben. Butter und Käse werden in Menge bereitet. Der Kunst- und Gewerbfleiß hat bedeutende Fortschritte gemacht und konkurrirt in vielen Artikeln bereits mit dem Osten der Union. Baumwollen- und Wollenmanufakturen, Walkmühlen, Weizen- und Kornsägen und -Teis, Papiermühlen, Gerbereien, Töpfereien, Brauereien, Brennereien, Buchdruckereien gibt es in ziemlicher Anzahl. Auch beschäftigt der Schiffbau und der Bau von Dampf- und andern Booten am Ohio eine Menge Hände. Der Handel ist bedeutend, namentlich der Verkehr auf dem Ohio und Mississippi nach Neworleans. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind Mehl, Schweinefleisch, Schinken, Mastvieh, Whisky, Pfirsichbranntwein, Bier, Porter, Pot- und Perlasche, Seife, Lichter, Butter, Käse, Hanf- und Flachsgarn, Nußbaumholz und Pelzwerk. Die Einfuhr besteht in Kolonialwaaren (über Neworleans), in Manufakturwaaren (über Baltimore u. Philadelphia), Reis, Baumwolle, Tabak, Salpeter, Marmor, Eisen- und Glaswaaren. Der Handel wird durch 61 Banken, durch Straßen, Kanäle und Eisenbahnen unterstützt. Die Nationalstraße durchzieht den Staat in fast gerader Linie von Wheeling am Ohio über Zanesville und Columbus bis zur westlichen Grenze, und andere Straßen verbinden alle Kantone mit der Hauptstadt, mit Cincinnati und dem Ohiofluß. Von den 36 Eisenbahnen waren 1852 380½ Meilen im Bau begriffen, 300⅛ Meilen vollendet.

Nach der 1851 verbesserten u. vom Volke sanktionirten Verfassung ist jeder weiße Bürger von 21 Jahren, der ein Jahr vor der Wahl im Staate ansässig war und Steuern zahlte, stimmfähig. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Senat (Oberhaus) von 35 Mitgliedern und ein Haus von 100 Repräsentanten aus. Beide werden auf 2 Jahre gewählt. Die ausübende Gewalt hat der Gouverneur, der einen Gehalt von 1800 Dollars bezieht u. auf 2 Jahre durch Stimmenmehrheit gewählt wird. Die richterliche Gewalt ruht auf einem obersten Gerichtshof, dessen 5 Mitglieder vom Volke auf 5 Jahre gewählt werden, 9 niedern Gerichtshöfen (courts of common pleas) in 9 Distrikten, ebenfalls auf 5 Jahre bestellt, Distriktsgerichtshöfen, aus den vorigen zusammengesetzt, und einem Friedensgericht in jeder Grafschaft, dessen Mitglieder auf 3 Jahre gewählt werden. Zum Kongreß sendet O. 21 Mitglieder. Dem Lehrerstand ist der 36. Theil aller Ländereien zugeschrieben, und über haupt hat kein Staat bei seiner ersten Anlage so sehr für den Unterricht gesorgt, als O. Außer der Ohio-Universität zu Athens, der Miami-Universität zu Oxford u. der Wesleyaner-Universität zu Delaware hat der Staat 11 Colleges, 7 theologische, eine juristische, 4 medicinische Schulen, eine große Anzahl mittlerer und 12,666 niedere Schulen. Der Schulfonds beträgt 1,754,322 Dollars. Im Jahre 1850 gab es 48 öffentliche Bibliotheken. Die Staatsschuld belief sich 1852 auf 17,339,216 Dollars, die jedoch zum großen Theil auf gewinnbringende öffentliche Unternehmungen, wie Eisenbahnen, Kanäle ꝛc. verwendet worden sind. Die regelmäßigen Ausgaben betragen außer den Zinsen für die Staatsschuld u. dem Schulfonde 200,000 Doll. Der Staat zerfällt in 88 Grafschaften od. Counties: Adams, Allen, Ashland, Ashtabula, Athens, Auglaize, Belmont, Brown, Butler, Carroll, Champaign, Clark, Clermont, Clinton, Columbiana, Coshocton, Cratsford, Cuyahoga, Darke, Defiance, Delaware, Erie, Fairfield, Fayette, Franklin, Fulton, Gallia, Geauga, Greene, Guernsey, Hamilton, Hancock, Hardin, Harrison, Henry, Highland, Hocking, Holmes, Huron, Jackson, Jefferson, Knox, Lake, Lawrence, Licking, Logan, Lorain, Lucas, Madison, Mahoning, Marion, Medina, Meigs, Mercer, Miami, Monroe, Montgomery, Morgan, Morrow, Muskingum, Noble, Ottawa, Paulding, Perry, Pickaway, Pike, Portage, Preble, Putnam, Richland, Roß, Sandusky, Scioto, Seneca, Shelby, Stark, Summit, Trumbull, Tuscarawas, Union, Van Wert, Vinton, Warren, Washington, Wayne, Williams, Wood, Wyandott. Die Hauptstadt des Staats ist Columbus, die größte Stadt Cincinnati; andere Städte: Cleveland, Dayton, Steubenville, Zanesville, Chillicothe, Lancaster, Canton, Newark, Mount-Vernon und Circleville. Höchst merkwürdig sind die Alterthümer, die man in diesem Staate, besonders am Muskingum, am Scioto und den beiden Miami's und noch weiter westlich, neuerlich entdeckt hat und von denen die jetzigen Indianer nicht einmal mehr Sagen haben; sie bestehen in Erdhügeln, Wällen, Mauern, Schachten, Inschriften, Bildwerken, Mumien ꝛc. und beweisen, daß die Gegenden, welche gegenwärtig den Staat O. bilden, in der vorhistorischen Zeit von einem mächtigen und gebildeten Volke be-

Digitized by Google

wohnt wurden. Diese Denkmäler haben große Aehnlichkeit mit denen in Mexiko, u. man schreibt sie gewöhnlich den Tolteken, den frühern Bewohnern Mexiko's, zu. Als die Franzosen 1634 und 1640 von Canada aus Expeditionen in die Gegenden westlich vom Ohio schickten, fanden sie hier nur rohe Jägervölker, welche, in den Urwäldern lebend, keine Spur von der Bildung der frühern Bewohner dieser Gegend zeigten. Bis 1784 gehörte das Land zu Virginien. Die erste feste Ansiedelung erfolgte 1788 in Marietta. Im Jahre 1789 bahnte das Land unter dem Namen „Westterritorium" eine besondere Regierung; später wurde derselbe mit dem Namen „Nordwesterritorium des Ohio" vertauscht. Es bildete dann einen Theil des Nordwestgebiets, bis es sich 1802 zu einem eigenen Staate erhob.

Ohiothier, (Mastodon.

Ohivaoa (Dominique), australische Insel, zum Mendana'archipel gehörig, nördlich von Tahuata, ist gebirgig, mit vielen Abgründen und Klüften, hat 10 Meilen Umfang.

Ohlau, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, zwischen der Ohlau und der Oder, über die hier eine lange hölzerne Brücke führt, hat ein Schloß, Spital, eine Garnison, Tabakspinnereien, Tuchmachereien und 6500 Einwohner. O. (Olawa) war schon 1203 Stadt, fiel 1428 in die Hände der Hussiten, war seit 1650 öfters Residenz der briegschen Herzoge und 1691—1734 des polnischen Prinzen Sobieski, und kam 1741 an Preußen.

Ohlmüller, Joseph Daniel, ausgezeichneter deutscher Architekt, geboren den 10. Januar 1791 zu Bamberg, besuchte das technische Institut und das Lyceum seiner Vaterstadt und studirte dann zu München die Baukunst. Im Jahre 1815 ging er nach Italien, ward 1820 Inspektor des Baues der königlichen Glyptothek zu München, später auch königlicher Civilbauinspektor und 1835 königlicher Regierungs- und Baurath. Er † in München den 22. April 1839. O. baute 1831—1839 im reinsten gothischen Style die neue Kirche in der münchener Vorstadt Au, 1832 das Nationaldenkmal zu Oberwittelsbach, seit 1833 die Theresienkirche zu Hallbergmoos in altchristlichem Style, 1834 die gothische Betkapelle in Kiefersfelden, u. vollendete seit 1837 nach Quaglio's Tode die mittelalterliche Burg des Kronprinzen Maximilian zu Hohenschwangau. Außerdem sind nach seinen Plänen das Badehaus in Steben bei Würzburg, das Salinenamtsgebäude zu Reichenhall und eine Menge bayerischer Schul-, Forst-, Oekonomie-, Zoll-u. Pfarrgebäude, Dorfkirchen ꝛc. erbaut. In seinem Nachlasse fanden sich viele nicht zur Ausführung gekommene Entwürfe von großer Schönheit und dauerndem Werthe, namentlich mehre grandiose und prachtvolle Pläne zu einer bayerischen Ruhmeshalle, bis in die kleinsten Details mit wunderbarer Genauigkeit ausgearbeitet. Eine Sammlung lithographirter Blätter mit Grabdenkmälern in griechischem Style gab er seit 1824 heraus (neue Ausgabe 1839).

Ohm (Aam), Flüssigkeitsmaß, besonders für Wein, in Deutschland, der Schweiz, Livland, Esthland, den Niederlanden, Dänemark und Schweden, von sehr abweichender Größe. In Deutschland begreift die O. 2 Eimer oder 4 Auker.

Ohm, 1) Friedrich, deutscher Physiker, 1765 zu Erlangen geboren, der Sohn eines Schlossers, ward 1806 Professor der Physik am Gymnasium zu Köln, gab aber diese Stelle auf und lebte zu Berlin. Später ward er Direktor der polytechnischen Schule in Nürnberg, 1850 Konservator der mathematisch-physikalischen Sammlung und zuletzt Professor der Physik in München, wo er den 6. Juli 1854 †. Nach dem nach ihm genannten ohmschen Gesetz hängt die Stärke eines elektrischen Stroms von den elektromotorischen Kräften und dem gesammten in der Kette vorhandenen Widerstande ab, indem jene Stärke der Summen dieser Kräfte direkt, dem Widerstande aber umgekehrt proportional ist. Von seinen Schriften nennen wir: „Die galvanische Kette" (Berlin 1827) und „Grundzüge der Physik" (Nürnberg 1853).

2) Martin, ausgezeichneter deutscher Mathematiker, geboren zu Erlangen den 6. Mai 1792, Bruder des Vorigen, besuchte das dasige Gymnasium und studirte dann seit 1808 auf der Universität seiner Vaterstadt Kameralwissenschaften, worauf er sich 1811 als Privatdocent der Mathematik habilitirte. Im Jahre 1817 folgte er einem Rufe als Oberlehrer der Mathematik an das Gymnasium in Thorn, ging aber 1821 nach Berlin, wo er erst remunerirter Privatdocent, seit 1824 außerordentlicher und seit 1839 ordentlicher Professor und zu gleicher Zeit Lehrer der Mathematik an der Kanalakademie, später an der Kriegs-, Artillerie- und Ingenieurschule wurde. Von einem berliner Wahlkreise 1849 in die zweite Kammer gewählt, wirkte er drei Jahre lang im Sinne eines konservativen Liberalismus. O. trug besonders durch seine verschiedenen Lehrbücher zur Förderung einer zweckmäßigen, in konsequenter Weise durchgeführten Methode des mathematischen Unterrichts wesentlich bei. Von seinen Schriften nennen wir: „Versuch eines vollkommen konsequenten Systems der Mathematik" (Nürnb. 1822—52, Bd. 1—9; Bd. 1 u. 2, 3. Aufl. 1853—54), sein Hauptwerk; „Die Lehre vom Größten und Kleinsten" (Berlin 1825), „Reine Elementarmathematik" (das. 1835—36, 3 Bde., 3. Aufl. 1844 ff.); „Lehrbuch für den gesammten mathematischen Elementarunterricht" (Leipzig 1836, 4. Aufl. 1848); „Lehrbuch der Mechanik" (daselbst 1836—38, 3 Bde.); „Lehrbuch für die gesammte höhere Mathematik" (Leipzig 1839, 2 Bde.); „Geist der mathematischen Analysis" (Berlin 1842—45, 2 Bde.).

Ohmacht, Landolin, vorzüglicher Bildhauer, geboren den 6. Nov. 1760 zu Dunningen bei Rottweil in Würtemberg, der Sohn schlichter Landleute, erlernte das Schreinerhandwerk, kam aber dann zu dem geschickten Bildhauer Melchior in Frankenthal, arbeitete später in Mannheim u. Basel und ging 1790 nach Italien, wo er seine Bildung vollendete. Nach zwei Jahren zurückgekehrt, war er in Lübeck, Mainz, Frankfurt am M. ꝛc. beschäftigt. Seit 1801 in Straßburg ansässig, † er daselbst den 31. März 1834. In allen seinen Werken spricht sich ein tüchtiges Studium der Natur und Antike aus, ein gedankenreicher Geist, der die Formen und Grenzen der Natur

Digitized by Google

vollkommen kennt und von der Idee des Schönen immer geleitet wird. Wir nennen von seinen Werken: das Monument des Bürgermeisters Rodde in der Domkirche zu Lübeck; Klopstocks Büste in Marmor, eines seiner trefflichsten Werke; das Monument des Generals Desaix auf der Rheininsel bei Straßburg; das Urtheil des Paris, in Sandstein; Hans Holbeins und Erwin von Steinbachs Marmorbüsten; ein reizender Faun (1806) und ein kolossaler Neptun in Sandstein; die Monumente Oberlins und Kochs in der Thomaskirche zu Straßburg; das Denkmal des Dr. Bleßig in der Neukirche daselbst; eine lebensgroße Venus in Marmor; Christus zwischen zwei allegorischen weiblichen Figuren, in der neuen protestantischen Pfarrkirche zu Karlsruhe; die kolossale Statue Adolfs von Nassau im Dome zu Speyer; die Statue des Generals Kleber im Dome zu Straßburg; die kolossalen Musen auf der Attike des neuen Theaters zu Straßburg; eine graziöse Flora, Hebe, Psyche in Marmor u. A.

Ohnmacht (deliquium animi, defectio animi, lipothymia, syncope), eine Unterbrechung mehrer oder aller animalen Lebensäußerungen, wobei die vegetativen (insbesondere Athmung und Stoffwechsel) nur in verminderterem Maße fortdauern. Das bloße Verschwinden des Bewußtseyns auf kurze Zeit mit leicht erregbarer Sinnesthätigkeit kann als der niedere Grad betrachtet werden; in den höheren Graden ist alle Thätigkeit der Sinnesorgane aufgehoben, die Wärme und Röthe der Haut verringert, die Respiration fast gänzlich unterdrückt, der Puls und Herzschlag schwach und undeutlich. Der höchste Grad der O. ist der Scheintod (s. d.). Beim Eintritt der O. befällt den Kranken plötzlich das Gefühl von Schwäche; er kann sich nicht mehr aufrecht halten, es wird ihm dunkel vor den Augen, er wird schwindelig, hat Klingen vor den Ohren, bekommt Angst, das Gesicht, besonders die Lippen, und die Hände werden blaß und kalt, ein kalter Schweiß bricht am Halse und der Stirne aus, die Augen verlieren ihren Glanz, und es erscheint ein bläulicher Ring um sie herum, alle Muskeln erschlaffen, der Puls wird klein. Bei niederem Grad der O. bleiben verworrene Vorstellungen, sowie die Wahrnehmung eines Sausens vor den Ohren zurück. Die Dauer der O. ist gewöhnlich nur einige Minuten, doch auch halbe Stunden, worauf sich die Zeichen des wiederkehrenden Lebens einstellen. Es tritt allmählig die Vollständigkeit der Respiration, der Nerven- und Geistesthätigkeit ein, und der Anfall hinterläßt bloß einige Abgeschlagenheit der Glieder, die sich bald verliert. Doch kann die O. auch tödtlich endigen in Suffokation, Nerven- u. Blutschlagfluß. Nicht selten kehrt der Anfall periodisch zurück, oder tritt ohne alle Vorboten ein. Die O. kommt als Symptom bei mehren Krankheiten vor, so bei der Hysterie, bei Nervenfiebern und akuten Exanthemen, bei Fehlern des Herzens und des Blutkreislaufes, bei Herzpolypen und Herzentzündung, bei der Wassersucht, bei Lungenfehlern u. a.; bei vielen asthmatischen Krankheiten krampfhafter und kongestiver Art, wie denn überhaupt nervenschwache und plethorische Personen am meisten der O. unterworfen sind. Das weibliche Geschlecht ist ungleich mehr dazu geneigt als das männliche, namentlich zur Zeit der Schwangerschaft. Die Gelegenheitsursachen sind sehr mannichfaltig, z. B. unangenehme widrige Eindrücke auf das Gemeingefühl und die Sinne, Schreck, Furcht, Zorn, übermäßige Anstrengung des Geistes und Körpers, Hunger, Durst, Kälte, gewisse Gifte, plötzliche Erhitzung, starker Blutverlust, das Einathmen einer verdorbenen Luft und irrespirabler Gasarten, elektrische und galvanische Schläge; ferner Unterdrückung der Gehirnthätigkeit durch heftige Kongestion, plötzliche Veränderungen bedeutender Art, wie bei der Geburt, oder bei zu schnell unterdrückten Blutungen, z. B. auch bei dem zu raschen Verbinden bei einem Aderlaß, die Entleerung von Wasser bei Wassersucht, Entleerung von Abscessen bei einer langen Verstopfung ꝛc. Das Wesen der O. besteht in der Beschränkung, oder dem Aufhören der Nerventhätigkeit, theils durch unmittelbare Schwächung derselben, theils erst in Folge von Störungen des Athemholens u. des Kreislaufes. Vielleicht wird sie auch bedingt durch eine Veränderung des lebenden Einflusses des Blutes auf das Gehirn. Die Prognose ist verschieden nach den verschiedenen Ursachen, nach dem Grade u. der Dauer der O. Sie ist oft schnell und gefahrlos vorübergehend und selbst bei etwas längerer Daner unschädlich, namentlich die O. en bei Hysterischen u. andern Nervenkranken, dagegen ein bedeutender Zufall in andern Krankheiten, besonders bei Wechsel- und Nervenfiebern, bei asthmatischen Uebeln und bei großen Erschöpfungen. Sie kann auch für sich selbst einen tödtlichen Ausgang haben, oder wenigstens als äußeres Zeichen eines gefährlichen inneren Zustandes prognostisch ungünstig seyn, wie die O. en bei Herzfehlern und Lungenübeln. Daher ist auch die öftere Wiederkehr der O. von übler Vorbedeutung, und eine solche Neigung zu O. en bei geringer Veranlassung ist häufig unheilbar. Der Anfall selbst kann bisweilen verhütet werden, wenn man bei eintretenden Vorboten schnell die Hindernisse der Respiration und des Blutkreislaufs durch freie Luft und das Lösen aller einigermaßen fest anliegenden Kleidungsstücke möglichst beseitigt, durch trockenes Reiben der Hände und Arme, laue Hand- und Fußbäder, unterstützt durch eine Tasse Pfeffermünz-, Melissen- oder Kamillenthee, Pfeffermünz- oder Zimmttropfen, Bernsteinhaltigen Hirschhornliquor, Naphthen, Castoreum-, Baldrianinktur u. dgl. Das Erwachen kann bei gelindern Graden der O. ruhig abgewartet werden, sobald man für Beseitigung aller Krankheitsursachen und für die Freiheit des Athmens und des Blutkreislaufs gesorgt hat; bei längerer Dauer oder unter bedenklichen Umständen ist es nöthig, durch Besprengen mit kaltem Wasser, oder mit Wasser und Essig, durch Waschen der Stirn und Schläfe mit dieser Mischung, oder durch Einreibung von Naphthen, durch Riechmittel (Salmiakgeist, Essigsäure, Naphtha, ätherische und brenzliche Oele, angebrannte Federn oder Haare), Einblasen von Niespulvern in die Nase, reizende Klystiere, Bürsten der Fußsohlen ꝛc. zu Hülfe zu kommen. Neigt sich die O. zu dem apoplektischen Zustande hin, oder droht sie, in den-

Digitized by Google

selben überzugehen, so sind Blutentleerungen anzuwenden.

Ohr (lat. auris), das Organ des Gehörsinns, d. i. der organische Apparat, welcher zur Wahrnehmung des Schalles, d. h. zur Kenntniß der schwingenden Bewegung elastischer Körper, zu verhelfen bestimmt ist. Das O. des Menschen liegt in der Mitte jeder der beiden Seitenflächen des Schädels, mit der Nase in gleicher Höhe, theils an der äußern Fläche des Schläfebeins, theils im Innern der Pars petrosa desselben und besteht aus mehren schräg von außen und hinten nach innen und vorn liegenden Abtheilungen mit knorpeliger, oder knöcherner Grundlage, die verschieden gestaltete und gewundene Höhlen einschließen, durch welche die Schallwellen hindurch geleitet werden, bis sie in der innersten dieser Höhlen auf den hier ausgebreiteten Hörnerven treffen, welcher die empfangenen Eindrücke auf das Gehirn fortpflanzt. Man theilt das O. gewöhnlich in das äußere, mittlere und innere O. oder Labyrinth. Zu dem äußern O. gehören der Ohrkanal, der äußere Gehörgang und das Trommel- oder Paukenfell. Der Ohrknorpel (Ohrmuschel) liegt an der äußern Seitenfläche des Kopfes und hängt mit dem äußern Gehörgange zusammen; der äußerste Theil steht frei und hat mancherlei Erhabenheiten und Vertiefungen, welche besondere Namen führen. Außer der Haut, wodurch das O. mit dem Kopfe zusammenhängt, gehen noch zwei aus Zellstoff bestehende Bänder zu dem O. hin, um es noch mehr an den Kopf zu befestigen. Auch hat der Knorpel mehre Muskeln, die aber beim Menschen nur selten zur Bewegung getibt sind. Der äußere Gehörgang (meatus auditorius externus, porus acusticus externus) bildet eine Röhre, an der Ohrmuschel beginnt und sich am Trommelfell endigt. Er besteht aus einem knorpeligen und einem knöchernen Theil. Letzterer ist im ausgebildeten Zustande fast rundlich, am äußern und innern Ende weiter, als in der Mitte. Ersterer hängt durch festes Zellgewebe mit ihm zusammen u. besteht aus 3 Knorpeln, welche unten und vorn den Zwischenraum zwischen dem äußern O. und dem knöchernen Theil ausfüllen, wegegen oben und hinten bloß die äußere Haut in den Gehörgang tritt. Dieser wird bis zum Paukenfell von der sich umschlagenden äußern Haut umkleidet, welche sehr empfindlich und immer dünner wird, je tiefer sie eindringt. Auf ihr liegen viele Hautdrüschen (cryptae sebaceae), welche, sich auf ihrer inwendigen Fläche öffnend, das Ohrenschmalz (s. d.) absondern. Das Paukenfell oder Trommelfell (membrana tympani) trennt das äußere O. vom mittleren und erscheint als eine dünne, durchscheinende, weißröthliche elastische Haut, welche aus 3 Lamellen besteht. Die äußere Lamelle wird von dem blinden Ende der sich in den Gehörgang sackförmig einsenkenden Einstülpung der äußern Haut gebildet und ist mit Epidermis bekleidet; die mittlere ist sehr fest, aber dünn und halb durchsichtig, besteht aus sehnigen Fasern, welche sich von der Peripherie nach dem Centrum hin erstrecken, und ist am Rande an einen dicken, faserknorpeligen Ring befestigt, der im Falze für das Trommelfell liegt; die innere Lamelle gehört der die Paukenhöhle auskleidenden Schleimhaut an. Das Trommelfell ist am innern Ende des äußern Gehörgangs mittelst des genannten faserknorpeligen Ringes (sulcus tympani) ausgespannt und bildet so eine vollkommen geschlossene Scheidewand zwischen dem äußern Gehörgange und der Paukenhöhle. Es hat eine schräge Lage, so daß der obere Rand mehr nach außen liegt, als der untere, und die äußere Fläche nach abwärts gekehrt ist. Die Gestalt ist mehr oder weniger unregelmäßig elliptisch; die Flächen sind durch die Anlage des Hammers mit einer Vertiefung und einer Erhöhung versehen. Die innere Fläche nämlich wird durch den Griff des Hammers nach innen in die Paukenhöhle gezogen, wodurch auf der äußern Fläche eine trichterförmige Vertiefung entsteht; über der Mitte aber ist es durch den kurzen Fortsatz des Hammers nach außen getrieben u. bildet dadurch den sogenannten Nabel (umbo). Das mittlere O. oder die Pauke (tympanum) liegt im äußern Theile der Pars petrosa des Schläfebeins, also schon im Innern des Schädels und besteht aus der Paukenhöhle, der eustachischen Trompete und den Gehörknöchelchen. Die Paukenhöhle ist eine längliche, mit knöchernen und sehr unebenen Wänden versehene Höhle, welche nach vorn und außen an die Membrana tympani, nach hinten und innen an das Labyrinth grenzt und im hintern und obern Theile geräumiger ist, als nach unten und vorn, wo sie sich in die Tuba Eustachii verengt. Die ganze Höhle ist von der gefäßreichen und eine wäßrige Feuchtigkeit absondernden Beinhaut bekleidet. Vom Trommelfell hinüber zur Fenestra ovalis zieht sich die Reihe der Paukenhöhle eine aus 3 beweglich mit einander verbundenen Knöchelchen (ossicula auditus) zusammengesetzte Kette, welche eine Art knöchernen Hebels bildet. Diese Knöchelchen (Hammer, Amboß und Steigbügel) sind die kleinsten des ganzen Körpers und haben schon im Fötus ihre vollkommene Ausbildung erreicht. Der Hammer (malleus) liegt dem Paukenfell am nächsten und hat die Gestalt einer Keule. Der Kopf (caput mallei) ist durch eine Gelenkfläche mit dem Amboß verbunden. Er sitzt auf einem kurzen Hals (collum mallei), worauf der Handgriff (manubrium) folgt, der unter einem stumpfen Winkel vom Halse abweicht. Der Handgriff läuft an der innern Fläche der Membrana tympani herab und ist durch Zellgewebe mit ihr verbunden. Der Amboß (incus) liegt hinter und unter dem Kopfe des Hammers, im hintern obern Theil der Paukenhöhle und gleicht einem Backzahn mit 2 stark divergirenden Wurzeln. Er wird in Körper und Fortsätze eingetheilt. Der Steigbügel (stapes), wegen seiner Aehnlichkeit mit diesem Instrumente so benannt, liegt von den drei Gehörknöchelchen am weitesten vom Trommelfell entfernt. Er wird in das Köpfchen, die zwei Schenkel und den Fußtritt oder die Fußplatte eingetheilt. Die Verbindung der Gehörknochen unter sich und mit dem äußern und innern O. wird durch mehre Bänder vermittelt. Außerdem sind sie noch durch die Schleimhaut der Paukenhöhle verbunden und hängen mit einigen Muskeln zu-

Digitized by Google

sammen, welche ihre Wirkung vorzüglich auf das Trommelfell äußern, das durch die Bewegung der Gehörknochen hauptsächlich angespannt wird. Die eustachische Röhre oder Ohrtrompete (tuba eustachii) bildet einen eigenen 14 bis 17‴ langen Kanal, wodurch die Paukenhöhle mit der Mundhöhle in Verbindung steht. Sie besteht aus einer hintern oder äußern, kleinern, ungefähr 6 bis 8‴ langen knöchernen und einer vordern oder innern, 10—12‴ langen, knorpelhäutigen Hälfte und entspringt mit ihrem knöchernen Theil mit einer ziemlich weiten Oeffnung (ostium tympanicum tubae) im vordern Theil der Cavitas tympani. Der Umfang dieses Theils, der in seinem Längendurchmesser gegen 2‴, im queren 1‴ hat, ist an der Paukenhöhle weiter, wird allmählig enger und endigt sich zwischen der vordern und äußern Fläche des Felsenbeins mit einer unebenen, gezackten Mündung, an welche der knorpelige Theil sich ansetzt. Dieser erweitert sich in seinem Laufe, geht über die Fossa pterygoidea fort und öffnet sich mit einer weiten elliptischen Mündung als Ostium pharyngeum tubae im Rachen. Die Röhre ist inwendig von einer Fortsetzung der Rachenhaut, Nasenschleimhaut umkleidet und ist im knorpeligen Theil mit vielem Schleimdrüsen besetzt u. von Flimmerepithelium umkleidet, welches im knöchernen Theil allmählig in Pflasterepithelium übergeht. Das innere Ohr (auris intima) oder Labyrinth (labyrinthus), wegen der vielen gewundenen Gänge so genannt, ist der eigentliche Sitz des Gehörsinns und zerfällt in den Vorhof, die Bogengänge, die Schnecke, die Wasserleitung und den innern Gehörgang. Der Vorhof (vestibulum) ist eine hinter der Paukenhöhle befindliche kleinere Höhle, welche den mittlern Theil des Labyrinths bildet, indem nach vorn und innen die Schnecke, nach hinten u. außen die Bogengänge daran stoßen. Man bemerkt im Vorhof zwei Vertiefungen, welche durch die Crista vestibuli s. pyramidalis, die sich in einen pyramidenförmigen Vorsprung endigt, getrennt werden und in denen kleine, häutige Säcke liegen, worin sich die häutigen Röhren der Bogengänge endigen und die eine klare Feuchtigkeit enthalten. Der Vorhof hängt durch die Fenestra ovalis mit der Paukenhöhle zusammen; es öffnet sich in ihm der obere Gang der Schnecke, und die fünf Mündungen der Bogengänge und ein Aquaeductus Cotunni entspringen aus demselben. Es ist mit dem Periosteum bekleidet, welches sich auch in die Schnecke und in die Bogengänge verbreitet. Die drei Bogengänge (canales semicirculares) liegen hinter dem Vorhof nach außen; ihre Gestalt ist rund und gekrümmt. An ihren Enden öffnet sich jeder, bis auf einen, welcher eine gemeinschaftliche Oeffnung hat, mit zwei Mündungen (ampullae ossene) in den Vorhof, so daß also fünf Mündungen vorhanden sind. Die Schnecke (cochlea), dem Gehäuse einer Garten- oder Weinbergschnecke ähnlich, liegt im Felsentheile nach vorn vor dem Vorhof so, daß der Grund nach innen und hinten gegen den innern Gehörgang gerichtet ist. Die Windungen der Schnecke laufen um eine in der Mitte befindliche hohle Spindel (modiolus s. columella), welche den Hauptkanal für den Lauf der Nerven in der Schnecke bildet und deren Seitenflächen wie ein feines Sieb durchlöchert sind. Im Innern verlaufen mehre engere Kanäle, ein größerer aber bringt durch die Axe. Die Grundfläche liegt nach dem inneren Gehörgange gekehrt, die Spitze, welche mit der zweiten Windung in eine trichterförmige Höhlung (Trichter, scyphus Vieussenii) endigt, in die sich eine gewölbte Knochenmasse, die sogenannte Kuppel (cupula), legt, verschmilzt mit dem Spindelblatt der letzten halben Windung, welches mit einem freien, sichelförmigen Rande (hamulus s. rostrum) endigt. Um die Spindel und den Trichter windet sich im rechten Ohr rechts, im linken links mit 2½ Windungen der Spirals oder Schneckenkanal (canalis spiralis cochleae), welcher aber nicht ganz hohl ist, sondern durch eine ebenfalls gewundene Scheidewand (lamina spiralis) in zwei Abtheilungen (Treppen, scalae) getheilt wird, welche sich an die Spindel anlehnen und im Scyphulus in dessen Höhlung (helicotrema) sie sich öffnen, mit einander in Verbindung stehen. Die untere Scala, die Paukentreppe (scala tympani), liegt unter der Lamina spiralis, der sich in der Schnecke am nächsten u. steht mit der Paukenhöhle in Verbindung. Die obere Scala, die Vorhofstreppe (scala vestibuli), liegt über der Lamina spiralis der Kuppel näher u. öffnet sich im Vorhof (aditus ad cochleam). Die Lamina spiralis besteht aus zwei Theilen, einem knöchernen u. einem knorpelartigen oder vielmehr häutigen. Ersterer (zonula ossea laminae spiralis) wird aus zwei dünnen, übereinander liegenden Knochenblättchen gebildet, welche am Umfang der Spindel etwas auseinanderweichen, so daß ein Kanälchen entsteht (canalis spiralis modioli), das sich um die Spindel windet und im Trichter endigt; letzterer (zonula membranacea laminae spiralis s. membrana basilaris) wird an dem freien Rande des knöchernen Theils durch einen Falz aufgenommen und steigt vom Hamulus mit einem freien, hutenförmig umgerollten Rande bis zur Kuppel hinauf, so daß er einen kleinen häutigen Trichter im knöchernen Trichter bildet. Beide Skalen kommen nun im Raume des Trichters (helicotrema) zusammen. Alle diese Räume des knöchernen Theiles des Labyrinths werden von einem sehr feinen Periosteum überzogen, über welchem noch eine sehr zarte, weißliche, glänzende Membran liegt, von welcher auch die Zonula membranacea gebildet wird. Im Vorhofe und den Bogengängen findet sich ferner noch ein häutiger Apparat, das häutige Labyrinth, welches im Vorhofe aus zwei Säckchen, in den Bogengängen aus drei mit Ampullen versehenen Röhren besteht, die, wie die Säckchen, mit einer wässerigen Flüssigkeit (aquula labyrinthi membranacei) angefüllt sind, worin man die sogenannten Ohrsteinchen, Ohrkrystalle, Ohrsand, Ohrkalk (otholithi s. othoconia) entdeckt hat. Zwischen diesem häutigen Labyrinth und dem membranösen Ueberzug befindet sich eine zweite Flüssigkeit (perilympha s. aquula cotunni), in welcher also die Säckchen und Ampullen gleichsam schwimmen. Der Ueberfluß dieser Flüssigkeit wird durch die sogenannten Aqueductus Cotunni s. diverticula wieder abgeführt, welche wahrscheinlich aus in der Knochenmasse einge-

Digitized by Google

schlossenen Lymphgefäßen bestehen, und geht in die Vena jugularis interna über. Der innere Gehörgang (meatus auditorius internus s. foramen acusticum) liegt auf der hintern Seite des Felsenbeins als eine große, ovale, schief nach vorn und außen emporsteigende Oeffnung von 3‴ Länge und ½‴ Höhe. Er nimmt den Nervus facialis und acusticus und die Arteria und Vena auditoria interna auf. Sein Boden ist durch zwei sich kreuzende, erhabene Leisten (lineae cruciatae) in vier Abtheilungen gebracht. Oben und vorn ist der Eingang in den fallopischen Kanal, oben und hinten ein kleines trichterförmiges Grübchen, die Fossa vestibuli superior. Unten und vorn wendet sich die Fossa cochleae s. tractus spiralis foraminulentus nach außen und vorn, die Fossa vestibuli inferior liegt nach hinten und unten. Alle drei sind vielfältig durchlöchert (laminae cribrosae). Der fallopische Kanal (canalis Fallopii s. aqueductus Fallopii) gehört bloß mittelbar zum Gehörorgan und ist für den Nervus facialis bestimmt. Er liegt theils über der Paukenhöhle, theils hinter derselben nach außen und bildet einen halben Bogen.

In der Thierwelt ist das Gehörorgan nicht in allgemein wie das Auge verbreitet. Bei den wirbellosen Thieren hat man bis jetzt nur bei zwei Klassen Gehörwerkzeuge und diese nur in geringer Entwickelung gefunden. Bei den Cephalopoden nämlich sind im untern Theil des Kopfknorpels zwei schwache Wölbungen, welche eine rundliche Höhle einschließen, in welcher zwei zarte, ovale Beutel frei in einer Flüssigkeit schwimmen. In diesen dem häutigen Labyrinth entsprechenden Beuteln befindet sich eine Flüssigkeit und ein krystallinisches Steinchen. Unter den Gliederthieren kommen bei den höheren Krustaceen deutliche Gehörorgane vor. Bei Asseln und Entomostraken hat man sie bis jetzt vergeblich entdeckt, eben so wenig bei den Insekten, bei denen aber jedenfalls durch die fein gegliederten und beweglichen Antennen das Gehör vermittelt wird. Die Gehörorgane der Fische sind sehr einfach bei den Cyklostomen, bei denen bloß am hintern Kopfknorpel ein knorpeliger Vorhof, welcher einen häutigen einschließt, in dem sich Wasser befindet und auf dem sich der Nerv ausbreitet, sichtbar ist. Alle übrigen Fische haben außer diesem Vorhof noch drei halbkreisförmige Kanäle. Bei den Knochenfischen liegt das häutige Labyrinth frei in den Seitenhöhlen des Kopfs und besteht aus dem Vorhof, dem Gehörsack, welche porzellanartige, sehr verschieden gestaltete Steine enthalten, von welchem der im Vorhof liegende mit dem Nerven umgeben ist, und den Bogengängen. Bei den Knorpelfischen (Plagiostomen) ist der Bau ähnlich, doch ist das Labyrinth völlig von der Schädelhöhle getrennt und ganz in Knorpelmasse eingesenkt. Bei vielen Knochenfischen, besonders den Bauchflossern, besteht eine eigenthümliche Verbindung zwischen der Schwimmblase und dem innern O. durch einen besonders vom Vorhof ausgehenden Kanal, der mit dem sogenannten unpaaren Behälter (sinus impar) kommunicirt und ein noch mit Labyrinthwasser gefülltes Säckchen (Vorkammer) als Anhang hat. Es wirken dazu die hier in der Regel vorkommenden, beweglichen Gehörknöchelchen, ferner das jeder Vorkammer eigenthümlich zukommende Knöchelchen (Riegel, claustrum). Allen Reptilien ist ein knöchernes Labyrinth eigen, welches ein häutiges einschließt. Es ist vollkommen von der Schädelhöhle abgesondert und liegt im Schläfebein und zum Theil im seitlichen untern Hinterhauptsbein. Bei den nackten Amphibien ist der Bau des O.s dem der Fische gleich; die beschuppten aber sind durch das Auftreten einer wirklichen Schnecke höher organisirt. Ein äußeres O. fehlt, und nur bei dem Krokodil zeigt sich ein Rudiment davon. Die Gehörknöchelchen entsprechen der Funktion nach denen der Säugethiere. Auch bei den Vögeln findet sich noch kein äußeres O.; nur einige, besonders die Eulen, haben als Andeutung davon eine häutige, mit kurzen Federchen besetzte Falte, die sie zuklappen können. Der äußere Gehörgang ist kurz, bloß nach hinten knöchern, das Paukenfell groß und besteht aus drei Membranen. Die Paukenhöhle ist sehr geräumig und nimmt die fast ganz knöcherne enstachische Röhre auf, welche mit der der andern Seite in der Rachenhöhle fast in eine gemeinschaftliche Oeffnung zusammenfließt. Die Gehörknöchelchen sind ganz wie bei den Amphibien; überhaupt gleicht das O. der Vögel sehr dem des Krokodils. Im häutigen Labyrinth fehlen die steinartigen Kerne des Vorhofs, die aber durch reichliche Lagen von Kalkkrystallen ersetzt werden. Das innere O. der Säugethiere nähert sich ganz dem des Menschen. Das Labyrinth ist ganz in die feste Knochenmasse des Schläfebeins eingesenkt; die Bogengänge schwellen in Ampullen an, die als gemeinschaftliche Ausmündung ein elliptisches Säckchen haben, woran das runde Säckchen hängt, welches ein flockiges, aus Kalkkrystallen bestehendes Körperchen enthält, das jedenfalls von großer Bedeutung hat, wie die Steine oder kreidigen Massen der Fische. Eine in der Zahl der Windungen zwar verschiedene, aber wahre Schnecke haben, mit Ausnahme der Monotremen, alle Säugethiere. Bogengänge und Vorhofskenster wechseln in Größe und Form sehr mannichfaltig ab. Die Paukenhöhle, welche beim Menschen und Affen ganz im Felsenbein verborgen liegt, wird bei den übrigen Säugethieren durch einen eigenen Knochen (Paukenknochen, os tympanicum), der häufig in eine sehr große Knochenblase anschwillt, umschlossen. Das Trommelfell ist immer etwas trichterförmig nach innen und nur bei den Wallfischen nach außen konvex. Die Gehörknöchelchen wechseln zwar in ihrer Form, doch kann man, mit Ausnahme des Steigbügels, immer den menschlichen Typus erkennen. Mit Ausnahme der Setaceen liegt bei allen Säugethieren nach außen vom Trommelfell ein knöcherner Gehörgang von verschiedener Länge, Weite und Richtung, woran sich ein hutenförmiger Knorpel (Ohrmuschel) setzt, der nur bei wenigen Säugethieren, namentlich bei den zugleich im Wasser lebenden, fehlt und bei den meisten Säugethieren aus drei Stücken: der Muschel (concha), dem Schild (cartilago auitiformis) und dem Kürus oder Ring (cartilago annularis) besteht. Die sehr zahlreichen Ohrmuskeln der meisten Säuge-

Digitized by Google

thiere verleihen der Muschel eine große Beweglichkeit nach allen Richtungen; mehre tauchende Thiere haben sogar einen eigenen klappenartigen Apparat zur Verschließung des äußern Gehörgangs.

Wenn der specifische Gehörnerv das alleinige Organ ist, welches Schwingungen als Ton empfinden kann, und nach J. Müller zum Hören an und für sich weder Trommelfell, noch Gehörknöchelchen, noch selbst Labyrinth nöthig sind, so nimmt durch diese akustischen Apparate doch die Schärfe und absolute Intensität der Töne zu. Nach Müllers interessanten Untersuchungen muß auch bei den in der Luft lebenden Thieren das O. zusammengesetzter seyn, als z. B. bei den Wasserthieren, indem die Mittheilung der Schallwellen durch drei auf einander folgende, sämmtlich ungleiche Medien (Luft, feste Theile des Thieres und Gehörorganes, Wasser des Labyrinths) geschehen muß. Was die Funktionen der einzelnen Theile betrifft, so dienen die Ohrmuschel und der äußere Gehörgang dazu, die von außen auf das O. fallenden Schallstrahlen aufzufangen u. so zu reflektiren, daß sie in einem Schallkegel gesammelt und durch den äußern Gehörgang in die Trommelhöhle fortgepflanzt werden. Da Luftschwingungen schwer an feste Körper übergehen, so ist das Trommelfell als der Vermittler zwischen Luft und Gehörknöchelchen anzusehen. Es bildet aber auch den Kondensator für diejenigen Wellen, welche ihm vom festen Körper zugeleitet werden, und schützt die innern Theile des Gehörorgans vor dem Eindringen fremder Körper, der Luft, Feuchtigkeit ꝛc. Damit die Schwingungen des Trommelfells desto freier vor sich gehen können, ist die Paukenhöhle mit Luft angefüllt, welche durch die eustachische Röhre zur Herstellung des Gleichgewichtes der Drückes und der Temperatur mit der äußern Luft kommunicirt. Die Fortpflanzung der Wellen innerhalb der Paukenhöhle geschieht einestheils durch die Kette der Gehörknöchelchen bis zur Haut der Fenestra ovalis, welche das Wasser im Vorhofe berührt, anderntheils durch die Luft der Paukenhöhle zur Membrana secundaria tympani, welche vom Wasser der Schnecke bespült wird; ferner tragen die Wände der Paukenhöhle selbst zur Fortpflanzung der Wellen bis zum Labyrinthe bei. Die Gehörknöchelchen setzen außerdem das Trommelfell je nach der Verschiedenheit des Schalles in verschiedene Zustände von Spannung. Die Weiterverbreitung der Schallwellen in das Labyrinth u. Labyrinthwasser geschieht theils von der Paukenhöhle aus durch die beiden Fenster, theils durch die Kopfknochen überhaupt. Der Gehörnerv selbst wird durch die Schwingungen des Labyrinthwassers, welches die ganze Gehörnervenmasse umgibt, auf eine eigenthümliche Weise erregt, welche Erregung aber gewiß nicht eine bloß mechanische, sondern eine höhere, vitale ist, die sich zum Gehirne fortpflanzt und uns die Empfindung des Schalles erkennen läßt. Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß das innere O. jede vernehmbare Tongestalt im Kleinen nachbilde, und diese erst durch die eigene Seelenthätigkeit wieder ergänzt werde.

Daß ein so zart und künstlich organisirter Theil wie das O. mannichfachen Störungen und Krankheiten unterliegen muß, ist natürlich; allein die abgeschiedene Lage des Hauptheils dieses Organs im Innern eines Knochens, sowie die Zartheit seines Baues haben dasselbe den Forschungen der Physiologie und Pathologie, sowie den Heilversuchen der Therapie sehr unzugänglich gemacht, so daß darüber noch viele Ungewißheit herrscht. Gewiß ist, daß sämmtliche Theile des O.s ebenso wie andere Organe der Entzündung und deren Folgen, Vereiterung, Verhärtung, Wucherung und andern organischen Uebeln ausgesetzt sind. Fast allen Ohrenkrankheiten ist ein Symptom gemeinschaftlich, nämlich eine Modifikation der Gehörfähigkeit, die momentan erhöht werden kann, in den meisten Fällen aber auf kürzere oder längere Zeit verringert oder ganz aufgehoben wird, so daß Schwerhörigkeit und Taubheit (s. d.) entstehen. Unter den entfernteren Ursachen der Ohrenkrankheiten sind besonders Erkältungen, heftige Erschütterungen durch Stoß oder Fall, Verletzungen und Krankheitsstoffen (besonders von Tuberkeln in das Felsenbein) und allgemeine Nervenleiden zu nennen. Gewisse Arten von Schwerhörigkeit werden durch den Gebrauch der sogenannten Hörrohre (s. d.) etwas verbessert. Eine ziemlich genaue Ansicht des äußern Gehörgangs bis zum Trommelfell erhält man durch den Ohrspiegel (s. d.). Als besondere Nervenkrankheiten des O.s sind bekannt der Ohrenzwang (s. Otalgie) und das Ohrentönen (s. d.). Viele Ohrenkrankheiten werden von Ohrenlaufen oder Ohrenfluß (Otorrhoea) begleitet, wobei eine Flüssigkeit aus dem äußern Gehörgange ausfließt, aus deren Beschaffenheit man oft auf die Art und den Gang der Krankheit schließen kann. Meist beruht sie auf einem entzündlichen Zustande (Katarrh) des äußern Gehörgangs. Um die Ohrenheilkunde (Otiatrik), einen früher ganz vernachlässigten Zweig der Medicin, haben sich besonders verdient gemacht: Saissy, Itard, Deleau, Kramer, Schmalz, Lincke, Yeageley u. A. Vgl. Lincke, Das Gehörorgan in anatomischer, physiologischer und pathologisch-anatomischer Hinsicht, Leipzig 1837—45, 3 Bde.; Kramer, Die Erkenntniß und Heilung der Ohrenkrankheiten. 2. Auflage, Berlin 1840.

Ohrdruff, Stadt im sachs.-koburg-goth. Fürstenthum Gotha, südlich von Gotha, an der Ohra und am Fuß des Thüringerwaldes, hat 2 Kirchen, ein fürstliches hohenlohesches Schloß, ein Lyceum, eine Porzellanfabrik, Wollenzeugweberei, eine Orgelbauwerkstätte, Handel mit Holz, Bretern und 4000 Einwohner. In der Nähe mehre Draht- und Kupferhämmer und das Eisenwerk Luisenthal. Die Stadt bildet mit 6 Dörfern die Grafschaft Obergleichen, welche dem Fürsten von Hohenlohe-Langenburg unter gothaischer Hoheit gehört, ist Sitz einer fürstlichen Kanzlei und eines fürstlichen Konsistoriums. Schon um 725 war in O. ein Kloster, das durch Bonifacius einen Prior erhielt.

Ohre, hannöv. Fluß, entspringt bei Ohrdorf im Fürstenthum Lüneburg, fließt durch den Drömling und die braunschweiger Exklave Kalvörde, mündet bei Ragöy links in die Elbe.

Digitized by Google

Ohrenklinger, s. Ohrentöne.

Ohrenkrankheiten, s. Ohr.

Ohrenschmalz (cerumen), ein bei den Menschen und den meisten Thieren, welche mit einem äußern Gehörgang versehen sind, vorkommendes eigenthümliches Sekret, welches durch eigene Drüsen (glandulae ceruminosae) abgesondert wird. Im ersten Augenblick der Absonderung bildet es eine gelbe Milch, die sich allmählig zu einer bräunlichgelben, klebrigen Masse verdickt; es schmeckt bitter, schmilzt bei geringer Wärme, bläht sich auf glühenden Kohlen auf und verbreitet dabei einen stinkenden ammoniakalischen Geruch. Nach Berzelius ist es eine emulsionartige Verbindung, die aus einem weichen Fett und Eiweiß, aus einer andern Materie von bestimmt eigenthümlicher Natur, aus einem gelben, sehr bittern, in Alkohol löslichen Extrakt und einer in Wasser löslichen extraktartigen Materie besteht und außerdem milchsaure Salze von Kalk und Alkali, aber keine Chlorure und kein in Wasser lösliches phosphorsaures Salz enthält. Eine mäßige Menge von O. ist dem Ohre ebenso nützlich, als dem Auge die Thränen sind. Dagegen kann die übermäßige Anhäufung sowohl, als wie der Mangel desselben Veranlassung zu mancherlei pathischen Zuständen werden. Im ersteren Falle gebraucht man Einspritzungen von lauem Wasser, im letzteren, wenn nicht ein allgemeiner pathischer Zustand des Körpers die Ursache ist, Topica, welche durch Reizung der Ohrenschmalzdrüsen diese zur Sekretion anregen, z. B. ein Liniment aus Kreosot, oder Injektionen mit verdünntem Kreosot, Essigäther und Olivenöl.

Ohrentönen, ein die meisten Krankheiten des Gehörs begleitendes Symptom, welches darin besteht, daß man einen von außen kommenden Schall zu vernehmen glaubt, ohne daß ein solcher existirt. Die hierher gehörigen verschiedenen Geräusche werden gewöhnlich nach der Aehnlichkeit mit andern Tönen bezeichnet. Man kann darnach verschiedene Stufen annehmen: ein Brummen von Insekten, das Rauschen einer Mühle, das Brausen eines Sturmes, Trommeln, den Paukenschlägen ähnliche Töne (bombus), ein Sausen (susurrus aurium) und Brausen wie Meeresbrandungen, ein Rauschen wie vom herabfallenden Regen oder vom Winde, der durch Blätter fährt, Glockengeläute (tinnitus), das Kochen eines Theekessels (syringmus aurium), Schreien von jungen Hühnern oder sonstigen Thieren ꝛc. Gewöhnlich fangen diese Geräusche mit dumpferen Tönen an und gehen später in helle, singende, klingende, hohe und scharfe Töne über. Das O. befällt häufig sehr reizbare Personen ohne alle weitere Ursachen, oder nach andauernden, lebhaften äußern Geräuschen (Glockengeläute, Kanonendonner), oder es ist die Folge eines großen Schreckens, der durch ein plötzliches Geräusch herbeigeführt wurde. Auch die Hallucinationen Geisteskranker gehören hierher, namentlich wenn ihnen Hysterie, Hypochondrie, Gemüthskrankheiten, Krämpfe, Würmer, Blutverluste, starke Geistesanstrengungen und Gemüthsaffekte vorangingen. Es befällt gern Menschen, die eine sitzende Lebensweise führen, begleitet oft gastrische Beschwerden und die rheumatische Diathese; man beobachtet es in Kachexien, großen Hämorrhagien, erschöpfenden Nervenfiebern, Samenverlusten und Verlusten anderer Säfte. Diese Ursachen wirken wahrscheinlich mit Hülfe des großen sympathischen Nerven auf das Ohr, was auch den großen Nutzen des Chinin und der Valeriana erklärt, die mit Erfolg hier gegeben werden. Hieraus ergibt sich, daß weder von einer stets konsequenten, noch von einer spezifischen Behandlung die Rede seyn kann, sondern daß jedesmal die Grundkrankheit, von der das O. als Symptom auftritt, zu behandeln ist.

Ohrenzwang, s. Otalgie.

Ohrkalk, s. Otolithen.

Ohrringe, ein besonders beim weiblichen Geschlechte gebräuchlicher Schmuck, der jedoch zuweilen auch als Gegenmittel bei Augenkrankheiten angewendet wird. Bei den Indiern waren von Alters her O. bei beiden Geschlechtern im Gebrauch; ebenso bei den Babyloniern, Medern, Persern, Arabern, Hebräern. Alle diese Völker schrieben den O. die Kraft von Amuleten zu u. hielten sie für geeignet, Zauberröne vom Ohre fern zu halten, daher die O. häufig mit geheimnißvollen Charakteren versehen wurden. Unter den Griechen kamen die Ohrgehänge nur als Schmuck des weiblichen Geschlechts vor. Unter den Römern kannten die Tarrenen schon zu Scipionens Zeit die Ausschmückung der Ohren; das männliche Geschlecht verachtete in der früheren Zeit dieselbe als weichlich, und erst später benutzten abergläubische Männer die O. als Amulette. Die Sklaven trugen in dem durchbohrten Ohr einen Ring, entweder weil sie diese Sitte aus ihrer Heimath mitbrachten, oder als Abzeichen der Sklaverei. In unserer Zeit hat die Mode das Tragen der O. unter den civilisirten Völkern beim männlichen Geschlecht, die Italiener und Franzosen etwa ausgenommen, größtentheils verbannt; beim weiblichen dagegen wird auf die Kostbarkeit, Feinheit und Zierlichkeit dieses Theils des Schmuckes ein ganz besonderer Werth gelegt.

Ohrspiegel (speculum auris), ein von Fabricius Hildanus erfundener chirurgischer Spiegel, um die inneren Theile des Ohrs zu untersuchen.

Ohrwurm (Oehrling, Forficula), Insektengattung aus der Ordnung der Geradflügler, ausgezeichnet durch die Zange am Ende des Hinterleibs und die längs und zugleich auch quer gefalteten Hinterflügel, umfaßt nächtliche Thiere, die sich gern in Höhlungen verkriechen, keineswegs aber für die Ohröffnungen des Menschen eine Vorliebe haben, wie man sonst geglaubt hat. Sie werden dadurch lästig, daß sie gern reife, süße Früchte benagen, Nelken, Georginen ꝛc. zerfressen. Doch kann man sie leicht in Papierdüten, Rohrstengel, kleine mit Moos gefüllte Blumentöpfe, aufgehängte Lappen ꝛc. locken und dann tödten. Der gemeine O. (F. auricularia) ist 7—10 Linien lang, braun, unbehaart und hat 14 gliederige Fühler. Seltener ist der kleine O. (F. minor), mit schwarzem Kopfe u. Halsschilde, der besonders unterm Miste lebt.

Ohrziesel (Aulacodus), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere, die von Einigen neben die Stachelschweine, von Andern zwischen Hamster und Ziesel (Spermatophilus) gestellt wird, mit der einzigen Art: A.

Digitized by Google

swinderenianus *Temminck*, Grundratte, Grundferkel, Bosmanne „wilde Ratte", 17 Zoll lang ohne den 9 Zoll langen Schwanz, mit zollangen, fast stachelartigen Borsten, an denen nur die Spitzen haararig und biegsam sind, bekleidet, stahlgrau ins Kupferrothe, wohnt in Sierra Leone, wo es von Erdnüssen und andern Wurzeln lebt.

Ohsson, Konstantin, Freiherr v., schwedischer Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Berlin, geboren um 1780 zu Konstantinopel, wo sein Vater, Mouradgea d'O., ein Armenier, bevollmächtigter schwedischer Minister war, erhielt eine gelehrte Bildung, wurde 1807 Legationssekretär zu Berlin, 1808 zu Madrid, 1810 zu Paris. Im Jahre 1812 kehrte er zurück, wurde Legationsrath, 1816 Gesandter im Haag, 1828 Freiherr und 1834 nach Berlin versetzt. Neben der Diplomatie beschäftigten ihn literarische Forschungen, besonders die Aufhellung der asiatischen Geschichte, wobei ihm seine orientalischen Sprachkenntnisse förderlich waren. O. schrieb unter Anderm „Des peuples du Caucase dans le 10ème siècle" (Paris 1828) und „Histoire des Mongols" (n. Ausg., Amsterd. 1834—35, 4 Bde.). Auch vollendete er seines Vaters „Tableau de l'empire ottoman" (3. Bd. Paris 1820).

Oignon (Ognon), Fluß im französischen Departement Obersaone, entspringt auf den Vogesen, bildet auf eine Strecke die Grenze der Departements Doubs, Obersaone und Jura und mündet nach einem Lauf von 35 Lieues oberhalb Portailler links in die Saone.

Oikel, Fluß in Schottland, entspringt in der Grafschaft Southerland am Bew-Moor-Affsunt und mündet in den westlichen Theil der Tainbai.

Oiketes (gr.), in Athen ein Sklave, welcher einem Privatmanne angehörte, im Gegensatz zu den Sklaven, die Staatseigenthum waren (Demosioi).

Oikonomos, Konstantinos, einer der gelehrtesten u. einflußreichsten Griechen der neuesten Zeit, den 27. Aug. (8. Sept.) 1780 in Tzarigani in Thessalien geboren, studirte in den gelehrten Schulen des Landes mit solchem Erfolg, daß er bereits in seinem 12. Jahre als öffentlicher Redner in der Kirche seiner Vaterstadt auftreten konnte. Von 1810—20 war er Lehrer der altgriechischen Sprache und der Rhetorik am philologischen Gymnasium in Smyrna und zugleich erster Prediger daselbst. Nachdem durch die Intrigue des Erzbischofs von Smyrna, der sich durch die Reden des O. getroffen fühlte, das Gymnasium geschlossen worden, ging O. nach Konstantinopel und ward zum Prediger an der griechischen Hauptkirche daselbst ernannt, als der Aufstand 1821 ausbrach. Nach der Ermordung des Patriarchen Gregorios flüchtete O. nach Odessa, wo er demselben eine berühmte Leichenrede hielt, und hielt sich bis 1832 daselbst und vornehmlich in Petersburg auf, von wo er dann über Berlin und Leipzig nach Wien und 1835 nach Griechenland ging. In Athen nahm er zwar kein öffentliches Lehramt an, war aber vielfach literarisch thätig, wie er auch außerdem durch seine Rathschläge auf die Angelegenheiten der Kirche den bedeutendsten Einfluß übte. Als Literator nimmt O. einen ausgezeichneten Platz unter den Gelehrten des neuen Griechenlands ein. Schon in Smyrna ließ er eine Rhetorik u. eine Poetik, sowie für seine Schüler einen „Religionsunterricht oder rechtgläubige Lehre des christlichen Glaubens" drucken; ferner erschien von ihm eine „Encyklopädie der grammatischen Wissenschaften" und in Berlin 1833 eine Sammlung von geistlichen Reden, denen zwei sprachwissenschaftliche Werke: „Ueber die genaue Verwandtschaft der slavischen Sprache mit der altgriechischen" (Petersb. 1828, 3 Bde.) und „Ueber die ächte Aussprache des Altgriechischen" (das. 1830), worin er die Grundsätze des Erasmus bestreitet, vorausgegangen waren. In Nauplia erschien 1837 sein Buch „Ueber die drei Stufen des Priesterthums in der Kirche" u. 1845 in Athen sein gelehrtes Werk: „Ueber die Septuaginta" in 3 Bänden. In letzterem, sowie in einem andern „Gegen die Verbreitung der Bibel in neugriechischer Sprache" suchte er dahin zu wirken, daß das Neugriechische mit der griechischen Bibelsprache immer fester sich verknüpfe; er war sogar der Einführung des Altgriechischen als Volks- und Schriftsprache nicht abgeneigt. Als geistlicher Redner zeichnete sich O. durch die Fülle seiner positiven Kenntnisse, durch den Adel und Ernst, aber auch durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, durch die Fruchtbarkeit seiner Phantasie und durch feinen Geschmack aus. Er trat auch als Dichter auf und ließ z. B. 1825 eine Elegie auf den Kaiser Alexander drucken. O. † den 8. März 1857 zu Athen.

Oil-Creek, Fluß im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, mündet in den Alleghany und hat seinen Namen von mehren bituminösen Quellen.

Oirschot, Dorf in der niederländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Eindhoven, hat eine der schönsten Kirchen in ganz Nordbrabant, ein großes Schloß, Leinwand- und Baumwollenzeugweberei, Gerberei, Gewehrbrennerei, Brauerei, Oelfabrikation, Handel mit Holzschuhen u. Vieh und 6000 Einw.

Oise (sonst Esla oder Isaria), französischer Fluß, entspringt in der belgischen Provinz Hennegau, südwestlich von Chimay, im Forst von Thiérache auf den Ardennen, dringt bald in Frankreich ein, durchfließt die Departements Aisne, Oise, Seine und Oise, strömt in südwestlicher Richtung an Guise, la-Fère, Chauny, Noyon, Compiègne, Verberin, Pont-Ste-Maxence, Creil, Beaumont und Pontoise vorüber, ist von Chauny bis zur Seine schiffbar u. mit dem St.-Quentinkanal verbunden, nimmt links den Ton, die Serre, Lette, Aisne, Autone, Nonette ꝛc. und rechts den Noireu, die Brèche und den Thérain ꝛc. auf und mündet nach einem 27 Meilen langen Lauf bei Conflans-St.-Honorine im Departement Seine und Oise rechts in die Seine.

Das danach benannte Departement umfaßt ehemalige Bestandtheile von Isle de France, Valois, Royonnais und Soissonais und von der Picardie die Landschaften Santerre u. Amiénois, grenzt an die Departements Somme, Aisne, Seine-Marne, Seine-Oise, Eure und Niederseine und hat einen Flächenraum von 106⅓ (nach Andern 110⅝) □Meilen mit (1851)

Digitized by Google

403,857 Einw. Die Oberfläche ist im Ganzen eben, nur im nördlichen Theil zieht sich ein niedriger Höhenzug von Osten nach Westen. Hauptfluß ist die hier schiffbare O., in welche die meisten Gewässer des Departements (Aisne, Verse, Mats, Aronde, Autone, Brèche, Thérain, Nonette, Thève ꝛc.) sich ergießen; nur im nördlichen Theil erhält die Somme und im südwestlichen die Epte einige unbedeutende Zuflüsse. Erwähnenswerth ist noch der Onreq, ein Nebenfluß der Aisne, im südöstlichen Theil des Departements. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, aber an vielen Orten kiesig, kalt und sehr feucht, das Klima gemäßigt und im Ganzen gesund, außer in den moraſtigen Gegenden im nordwestlichen und südöstlichen Theil des Landes. Hauptprodukte sind Getreide (zur Ausfuhr), Bohnen (von Clancourt), viel Obst, Hanf, Luzernerklee; die gewöhnlichen Haustthiere, besonders gutes Rindvieh und veredelte Schafe, viel Bestügel, Bienen ꝛc. Die Industrie beutet Sandsteinbrüche, Kalkbrüche und Kohlengruben aus, beschäftigt Runkelrübenzuckerfabriken, Bierbrauereien, Oelerpressen, Töpfereien, Fayence- und Porzellan-, Leder- und Handschuhfabriken, Baumwollenspinnereien, Fabrikwebereien, Tülls, Strümpfes-, Mützen-, Tuch-, Tapisserie- und Teppichwebereien ꝛc. und liefert Hanfleinwand (Demi-Hollande), Zink, Kupfer, Eisen- und Weißblech, Draht, Krämpel, Schweifeisen, Alaun, Battist, Spitzen, Blonden ꝛc. Der ziemlich lebhafte Handel mit den Produkten des Ackerbaues und der Viehzucht, mit Holz und den Erzeugnissen der Industrie wird durch die Flüsse O. und Aisne, sowie durch einen Seitenkanal der O., der innere Verkehr durch 157 Märkte, welche jährlich gehalten werden, bedeutend unterstützt. Die Einwohner, ein tüchtiger, arbeitsamer, lebhafter und heiterer Menschenschlag, reden einen eigenen Dialekt, in welchem sich viele Ausdrücke aus der lateinischen, der alten celtischen und der germanischen Sprache finden. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Beauvais, Clermont, Compiègne und Senlis. Hauptstadt ist Beauvais.

Oiseau (franz.), Vogel, daher: Oiseaux-mouches, allgemeine Benennung für alle Kolibri's, besonders für den kleinsten Kolibri (Orthorhynchus minimus).

Oiselles (**Oselles**), Dorf im französischen Departement Doubs, Bezirk Besançon, am Doubs, berühmt durch eine Höhle von großer Ausdehnung im Jurakalk, mit mehr als 30 Kammern, welche wegen ihrer schönen Tropfsteinbildungen eine der besuchtesten in Frankreich geworden ist.

Ojalava (**Ojolava**), große australische Insel, zu den Schifferinseln gehörig, im großen Ocean, ziemlich bevölkert.

Ojat, Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Olonetz, kommt aus dem lodeinopolschen Bezirke, nimmt die flößbaren Flüsse Tuksch, Kufra, Tetka und Schapscha auf, ist 60 Werste weit schiffbar und mündet bei dem Dorfe Sermaks in den Swir.

Ojein, Stadt, s. **Hogen**.

Ojocaliente, Stadt im mexikanischen Staat San-Luis-Potosi, 6714 Fuß über dem Meer, hat eine warme Quelle und 6000 Einw.

Oka, s. **Okka**.

Oka, europäisch-russischer Fluß, entspringt im Gouvernement und Kreis Orel, bei dem Dorfe Ofskowo, an der Grenze von Kursk aus 2 Quellen, durchströmt, nachdem er die Moskwa aufgenommen, in einer Länge von 500 Werften die Gouvernements Tula, Kaluga, Rjäsan, Tambow, Moskau, Wladimir und Nishnei-Nowgorod, und mündet bei Nishnei-Nowgorod rechts in die Wolga. Die O. ist sehr fischreich und fast von ihrer Quelle an schiffbar, ohne Fälle u. beträchtliche Untiefen und hat selbst im Sommer eine meist sich gleichbleibende Wasserhöhe. Sie trägt Barken und Struſen (eine Art kleiner Fahrzeuge) von 20—30,000 Pud bis in die Wolga.

Okamundel, Insel in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bombai, Provinz Guzerate, an der westlichsten Spitze dieser Halbinsel, von der sie nur durch einen schmalen Kanal geschieden ist, bildet den westlichsten Distrikt der Provinz, ist gebirgig, mit Thälern, hat starke Kameelzucht, Eisen- und Kreidegruben u. 20,000 Einwohner aus dem Stamme der Wagheres, sonst gefürchtete Seeräuber und Diebe, seit 1816 den Briten unterworfen, welche die Insel dem Sultan von Guzerat überließen. Die bedeutendsten Orte sind: Dwaraca, Pastira und Muddar.

Okasaki, Stadt auf der japanischen Insel Nipon, Fürstenthum Owari, südöstlich von Nagova, auf der Ostküste an einem Meerbusen, ist Residenz eines Fürsten, hat eine Citadelle und 1800 Häuser.

Okatotaja (**Okakutaja**, **Mitloro**, **Wenunehe**), zum Cooks-Archipel gehörige Insel, in der Mitte der Gruppe, fruchtbar an Palmen und andern Vegetabilien, reich an Insekten, mit 250 Einwohnern, ward 1777 von Cook entdeckt.

Okelis, Hafen- und Handelsstadt in Arabien, am arabischen Meerbusen, gewöhnlich Auslaufort der nach Indien bestimmten Schiffe.

Okelpfennige, s. v. a. Brakteaten.

Oken, **Lorenz**, eigentlich **Okenfuß**, einer der größten Naturforscher Deutschlands, am 2. Aug. 1779 zu Offenburg in der Ortenau geboren, studirte zu Göttingen Medicin und lebte daselbst noch mehre Jahre als Privatdocent. Im J. 1807 als außerordentlicher Professor der Medicin nach Jena berufen, las er mit Beifall Naturphilosophie, allgemeine Naturgeschichte, Zoologie und vergleichende Anatomie, Pflanzen- und Thierphysiologie, wurde 1810 Hofrath, 1812 ordentlicher Professor der Naturwissenschaften und begann von 1817 an die „Isis“ herauszugeben, ein encyklopädisches Blatt, vorzugsweise aber naturhistorischen Inhalts. Die größere Freiheit der Presse, die Weimar damals gestattete, benutzend, nahm O. viele von den ihm zugesendeten Klagen und Beschwerden, sobald sie allgemeineres Interesse hatten, in die „Isis“ auf, erregte aber dadurch auswärts große Mißfallen, so daß ihm endlich 1819 die weimarische Regierung die Alternative stellte, entweder die „Isis“, oder seine Professur aufzugeben. O. wählte das Letztere und lebte, nachdem er um eben diese Zeit

Digitized by Google

in die Unterſuchungen wegen des Wartburgfeſtes verwickelt, aber von aller Schuld frei gefunden worden war, als Privatgelehrter in Jena, blos mit der Herausgabe der „Iſis“, die nun in Rudolſtadt gedruckt wurde, bis ſie 1848 aufhörte, u. der Bearbeitung ſeiner naturhiſtoriſchen Werke beſchäftigt. Im J. 1827 ging er als Privatdocent an die neuerrichtete Univerſität München u. wurde daſelbſt 1828 ordentlicher Profeſſor. Auf Verſetzung an eine andere bayeriſche Univerſität nicht eingehend, nahm er auch hier ſeine Entlaſſung und folgte 1832 einem Rufe an die eben gegründete Univerſität Zürich, wo er am 11. Aug. 1851 †. Außer ſeinen aufgezeichneten Vorleſungen um philoſophiſche und praktiſche Naturforſchung hat er das beſondere Verdienſt, durch ſeine Anregungen in der „Iſis“ die ſeit 1822 beſtehenden Naturforſcherverſammlungen ins Leben gerufen zu haben. O.s Hauptbeſtreben ging auf Darſtellung eines allgemeinen, in ſich zuſammenhängenden, alle Reiche der Natur und deren Elemente umfaſſenden Naturſyſtems, das, obwohl auf Schelling ſich ſtützend, doch ganz eigenthümlich iſt und von allen vorhandenen Syſtemen abweicht. Die von O. erſt geſchaffene und meiſt aus neugebildeten, oder doch ungewöhnlichen Ausdrücken beſtehende Nomenklatur iſt Erzeugniß des Beſtrebens, die leitenden Grundſätze für die Eintheilung durch die Namen anzudeuten. Das „Lehrbuch der Naturphiloſophie“ (Jena 1808—11, 2. Aufl. 1831) iſt eigentlich nur die philoſophiſche Begründung des Syſtems, das in dem „Lehrbuch der Naturgeſchichte“ (Leipzig 1813—27, 3 Bde.) vollſtändig entwickelt iſt. Demnach iſt die Naturphiloſophie die Wiſſenſchaft von der ewigen Verwandlung Gottes in die Welt, u. ihre Aufgabe iſt, die Entwickelungsmomente der Welt von den Elementen an bis dahin, wo dieſelben im Menſchen zur Vernunft kommen, darzulegen. Sie wurde vielfach mißverſtanden und veranlaßte, daß manche flache Schriftſteller auftraten, die in myſtiſche Einkleidung ihr Hauptverdienſt legten und an die Stelle des klaren Urtheils Schwärmerei und Willkür ſetzten. Ein Hauptwerk iſt ſeine „Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände“ (Stuttg. 1831 bis 1844, 13 Bde.). Ferner nennen wir: „Die Zeugung“ (Bamberg 1805); „Biologie“ (Göttingen 1806); „Ueber das Univerſum als Fortſetzung des Sinnenſyſtems“ (daſ. 1808); „Erſte Ideen zur Theorie des Lichts, der Finſterniß, der Farben und der Wärme“ (daſ. 1808); „Grundzeichnung des natürlichen Syſtems der Erze“ (Jena 1809); „Ueber Entſtehung und Heilung der Nabelbrüche“ (Landshut 1810); „Esquisse du système d'anatomie, de physiologie et d'histoire naturelle“ (Paris 1821). O.s Büſte, von Drake in Berlin gefertigt, ward 1853 auf dem Eichplatze in Jena aufgeſtellt.

Okhotsk (Ochotsk), ruſſiſche Seeprovinz im öſtlichen Sibirien, grenzt im Norden und Weſten an die Provinz Jakutsk, im Süden an das okhotskiſche Meer (ſ. d.) und im Oſten und Nordoſten an die Seeprovinz Kamtſchatka und das Land der Tſchuktſchen und umfaßt einen Flächenraum von 8718 □Meilen. Es iſt ein kaltes, rauhes, unfruchtbares, faſt gar nicht angebautes Land, von hohen, mit ewigem Eis bedeckten Bergen (Zweigen des Jablonoi) durchſchnitten und nur als Mittelglied des Handels zwiſchen Sibirien und dem ruſſ. Amerika wichtig. Es wird bewäſſert von dem nördlichen Eismeer, der Behringsſtraße, dem kamtſchatkaliſchen und okhotskiſchen Meer und den Flüſſen Kolyma, Tſchauna, Anadyr, Amſayan, Okhota, Taowi, Jama, Iſchiga, Penſchina, Maja ꝛc. Produkte ſind: viel Holz, Moos, Beeren ꝛc.; Rennthiere und Hunde, Zobel, Füchſe, Bären, Marder, Elennthiere ꝛc., viel Fiſche, Waſſerſaugethiere, Geflügel, namentlich Seevögel; Jaspis, Chalcedon, Karneol, Eiſen, Kupfer, Bernſtein (die gegeſſen wird) ꝛc. Die Einwohner, etwa 7000, darunter wenig Ruſſen, etwa 4700 Tſchuktſchen, außerdem Lamuten, Tunguſen, Korjäken und Jakuten, treiben Viehzucht, Fiſchfang und Jagd. Die gleichnamige Hauptſtadt, an der Nordküſte des okhotskiſchen Meeres, lag ehemals auf einer ſandigen Landzunge an der Mündung der ſich vereinigenden Flüſſe Knchtui und Okhota, ward aber vor noch nicht langer Zeit auf das linke Ufer derſelben verlegt. Die neue Stadt iſt Palliſadenfeſtung, enthält die Regierungsgebäude und die der amerikaniſchen Handelsgeſellſchaft, ein Admiralitätshaus, eine hölzerne Kirche, große Schiffswerfte, ein Lazareth, einen Wachtthurm, einige Magazine, außerdem kleine, ärmliche Häuſer und hat einen Hafen mit weiter und bequemer Rhede, worin man ſich nach Kamtſchatka einſchifft, und gegen 1800 Einwohner, die ſich von Pelzhandel, Schiffbau und Fiſcherei nähren. In der Nähe iſt eine Saline.

Okhotskiſches Meer, Theil des großen nördlichen Oceans, bildet einen großen Meerbuſen zwiſchen der Seeprovinz Okhotsk, der Halbinſel Kamtſchatka, der Inſel Sachalin, der Inſelkette der Kurilen, Jeſſo und dem japaniſchen Meer, mit welchem es durch die Straße de Perouſe zuſammenhängt, und grenzt im Süden an die Mandſchurei und Tarakai. Es iſt mehr als 260 geographiſche Meilen von NO. nach SW. lang und in der Mitte 160 geographiſche Meilen von W. nach O. breit. Gegen NO. dringt es in 2 Baien, der penſchinskiſchen und iſchiginskiſchen, tief ins Land ein; auf der Weſtſeite dieſes engeren Meerglides tritt die tauiskiſche Bucht in die Küſte des Feſtlandes ein. Wo es ſich erweitert, bildet es auf derſelben Landſeite den Mottklenbuſen.

Okka (Oka, Unza), die türkiſche Gewichtseinheit je nach den verſchiedenen Ländern und Orten, wo ſie in Brauch iſt, an Gehalt verſchieden. In Konſtantinopel gehen 44 große O. oder 58½ kleine O. auf 1 Kantar. Die große O. iſt eingetheilt in 400 Dramm oder Drachmen zu 64 Grän, in der Schwere von 1285,₅₈ franz. Grammes = 2,₅₁ deutſche Zollpfund = 2¾ preuß. Pfund = 2⁷/₁₀ wiener Pfund; die kleine O. iſt = 2 Rottel = 4 Chedy = 1249⅛ Grammen = 2 Pfund 8 Loth 1¼ Quentchen preußiſch = 2 Pfd. 8 Loth 3½ Quentchen wiener. In Aegypten iſt die gewöhnliche O. = 1235,₄₅ Grammes, 2,₄₇ deutſche Zollpfund, auf den ioniſchen Inſeln = 1224⅞ Grammen = 2 Pfd. 19 Loth 3⅞ Quentch. preuß. = 2 Pfd. 5 Loth 3⅞ Quentchen wiener. In

der Walachei machen 44 O. einen Kautar; die O. enthält 4 Litres oder 400 Dramm und ist = 1289 Grammes. Die O. dient auch als Getreidemaß und als Getränkmaß.

Okkasionalismus (**Okkasionalsystem, systema causarum occasionalium**), eine metaphysische, zuerst von Descartes aufgefaßte Ansicht über das gegenseitige Verhältniß der Seele und des Körpers. Vor Descartes behauptete man nämlich, daß der Körper auf die Seele und diese wieder auf den Körper einwirke, daß jener in dieser Vorstellungen, diese in jenem Bewegungen hervorbringe (influxus physicus). Diese Ansicht verwarf Descartes und stellte die Meinung auf: daß die Vorstellungen der Seele und die Bewegungen des Körpers gleichzeitig, aber unabhängig von einander, also in Bezug auf einander gelegentlich (daher der Name) durch unmittelbare Einwirkung (Assistenz) Gottes als der Ursache aller Bewegung Statt finden. Okkasionalisten sind die Anhänger und Ausbildner dieser Lehre (z. B. Louis de la Forge und in noch höherem Grad Arnold Geulinx) auch Malebranche und Bayle vertheidigten den O. Mit dem Worte O. bezeichnet man auch die Hypothese, nach der Gott bei jedem Akt der Zeugung in dem Moment der Berührung und Einwirkung der Zeugungsstoffe ein neues organisches Wesen körperlich und geistig schafft.

Okkupation (v. Lat.), die Aneignung einer Sache in der Absicht, sie als die seine zu behalten. Nach dem römischen und gemeinen deutschen Recht reicht das bloße Faktum der Besitzergreifung und der Wille der Aneignung einer nicht im Eigenthum eines Andern befindlichen Sache (res nullius) hin, Eigenthumsrechte zu begründen (res nullius cedit prius occupanti), während die positive Gesetzgebung diesen Grundsatz vielfach einschränkt. Im Staate ist das Recht, herrenlose Dinge in Besitz zu nehmen, welche entweder noch Niemand vorher im Besitz hatte, wie z. B. wilde Thiere, gute Steine und Gegenstände, die das Meer ausspült, oder die der vorige Besitzer aufgegeben hatte, beschränkt, besonders in den neuern Staaten, wo auch Jagd und Fischfang in der Regel zum Eigenthum geworden sind u. dem Staate ein allgemeines Recht auf herrenlose Sachen (droit d'épaves) zusteht, wovon nur einzelne Ausnahmen Statt finden. Eine besondere Gattung von O. ist die militärische Besetzung eines Landes durch feindliche Truppen (**Okkupationscorps**), entweder um gewisse Rechtsansprüche geltend zu machen, oder um wegen Erfüllung der von dem betreffenden Staate eingegangenen Verbindlichkeiten eine Sicherheit zu haben.

Okna-Mare, Stadt (Flecken) in der kleinen Walachei, Bezirk Wultscha, südwestlich von Rimnik, am Okna, hat 5 Kirchen, mehre Kapellen u. 2000 Einwohner. In der Nähe sind große Salzbergwerke, die eine jährliche Ausbeute von etwa 1½ Mill. (nach And. 650,000) Ctr. Salz liefern, die nach Polen und der Türkei geht.

Okosir, japanische Insel, an der Westküste von Jesso, 11 Seemeilen lang und 5 breit, mit Felsenriffen umgeben, stark bewaldet, unbewohnt.

Okounew, **Nikolaus Alexandrowitsch**, russischer militärischer Schriftsteller, 1792 in Petersburg geboren, trat schon in seinem 15. Jahre im Ministerium des Auswärtigen in den Staatsdienst, ging aber 1811 zum Militär über und machte im Corps des Grafen Wittgenstein den Feldzug von 1812 mit. Von 1813 bis zu Ende des Krieges war er dem 4. preußischen Armeecorps als Generalstabsoffizier attachirt. Nach der Rückkehr in sein Vaterland widmete er sich ganz den militärischen Studien. — Im Jahre 1829 nahm er im Generalstabe der Armee im türkischen Feldzuge unter Diebitsch Theil und folgte 1831 dem Grafen Paskewitsch nach Polen, wo er die kriegerischen Operationen ausarbeitete, die zuletzt Warschau's Einnahme herbeiführten. In Folge dieser Arbeiten ward er Adjutant des Kaisers, bald darauf Generalmajor und kam 1833 in die Suite des Kaisers, wobei er seinen Aufenthalt im Hauptquartier des Fürsten von Warschau erhielt. Seine anhaltenden Studien hatten ihn 1832 der Erblindung nahe geführt. Im Jahre 1832 ward er Mitglied des Exkulpationscabinets, 1837 des Ministeriums des Innern, 1839 des Staatsrathes im Königreich Polen, in welcher Stellung er sich um den gesammten öffentlichen Unterricht im Königreiche in hohem Grade verdient machte. Im J. 1849 zum Generallieutenant ernannt, † er 1851. Er schrieb: „Réflexions sur le système de guerre moderne" (Petersb. 1823); „Histoire de la campagne de 1800 en Italie etc." (das. 1825); „Examen raisonné des propriétés des trois armées" (Paris 1827, 2. Aufl. 1832); „Considérations sur les grandes opérations, les batailles et les combats de la campagne de 1812 en Russie" (das. 1829); „Mémoires sur les principes de la stratégie" (das. 1830). Aus der Zeit des polnischen Krieges stammt namentlich die mit großer Unparteilichkeit geschriebene „Histoire de la seconde époque de la campagne de 1831 en Pologne" (Petersburg 1835) und das taktische Werk: „Mémoire sur le changement qu'une artillerie bien instructe et bien employée peut produire dans le système de la tactique moderne" (Par. 1835).

Oktaëder, derjenige der 5 regulären Körper, der von 8 gleichseitigen Dreiecken begrenzt wird, s. Polyeders in der Mineralogie durch 8 gleichseitige Dreiecke begrenzter Krystall, s. Krystallographie.

Oktaeteris, bei den Griechen Cyklus von 8 Jahren, bestehend aus 2292 Tagen oder 5mal 12 gewöhnlichen Mondmonaten (zu 29 und 30 Tagen) und 3 Schaltmonaten, wurde noch vor der 87. Olympiade von Cleostratus von Tenedos zur Regulirung des Sonnen- und Mondjahres eingeführt, als der bisher gebrauchte 2jährige Schaltcyklus nicht mehr genügte, und durch Eudoxus von Cnidus und Eratosthenes von Cyrene verbessert.

Oktagon, in der Mineralogie die gleichseitig und gleichwinkelig achtseitige Figur, die, krystallographisch betrachtet, immer in die zwei Tetragone erster und zweiter Richtung zerlegt wird.

Oktant (v. Lat.), der 8. Theil des Kreisumfanges.

Oktav, Büchерformat, zu welchem der Druckbogen in 8 Blätter oder 16 Kolumnen gebrochen wird.

Digitized by Google

Oktave (octavus tonus, bei den Griechen Diapason), der 8. Ton im diatonischen Tonsystem von einem beliebigen Grundton an gerechnet, also ein Intervall von 8 diatonischen Stufen. Die O. ist die Wiederholung des Grundtons im verjüngten Maßstab und deshalb die vollkommenste Konsonanz, indem sie zu ihrem Grundton im einfachsten Schwingungsverhältnis = 1/2 steht, so daß eine Saite, in zwei gleiche Theile getheilt, in doppelt schneller Schwingung die O. derselben gibt. Nach unserem Tonsystem sind, abgesehen von der Enharmonik und der dadurch bedingten verschiedenen Schreibung der Töne, innerhalb des Raumes einer Oktave 7 diatonische oder 12 chromatische Stufen enthalten; der 8. Ton in diatonischer und der 13. in chromatischer Folge ist als O. des ersten Tones. Der Schluß eines solchen Tonraumes und zugleich der Anfang eines neuen, der wieder Abbild des ersten wird. So besteht denn unser modernes Tonsystem aus verbundenen O.n, d. h. Tonräumen und in diesen enthaltenen Tonreihen, die sich je innerhalb der angegebenen Grenze, nur an vermehrter oder verminderter Klanggröße verschieden, immer wiederholen. Die äußersten Grenzen des gesammten Tonumfanges nach der Höhe und Tiefe ihrer praktischen Anwendbarkeit auf Instrumente lassen sich zwar nicht ganz genau bestimmen, da z. B. das Pianoforte um eine O. erweitert werde, doch aber man sie innerhalb des Raumes von 6 O.n, wozu man noch die sogenannten Kontratöne zählt. So wie nun die O. die Wiederholung der Prime ist, so ist der 9. Ton die Wiederholung der Sekunde, der 10. die der Terz ꝛc., und es erhalten die über den Raum einer O. hinaus liegenden Intervalle wieder dieselben Namen, als wenn der höhere Ton eine O. tiefer läge, nur daß man, um sie zu unterscheiden, die innerhalb einer O. liegenden Intervalle einfache, die eine O. überschreitenden doppelte oder zweifache, die über zwei O.n hinausgehenden dreifache Intervalle nennt. Als wesentlich harmonischer Intervall wird die O. nur vollkommen oder rein gebraucht, als Durdggmaston erscheint sie verkleinert oder vermindert, z. B. c—ces, oder auch übermäßig, z. B. c—cis, in welchem letzteren Falle man sie, da sie den Oktavenraum überschreitet, auch als zweifache übermäßige Prime angesehen wissen will. So mächtig ein musikalischer Satz im Unisono oder in Oktavenfortschritten wirken kann und so unentbehrlich überhaupt für Tonmasse und Tonfarbe die Anwendung von Oktavenführungen einzelner Stimmen als Verstärkungen ꝛc. ist, so wenig dürfen im harmonischen Satz harmonische Realstimmen in O.n mit einander fortschreiten; denn da die O. mit ihrem Grundton gleichsam identisch ist, harmonische Realstimmen aber nächst geregeltem Zusammenklang gesonderte Führung unter sich erhalten müssen, wenn sie dem Zweck der Harmonie entsprechen sollen, so sind dergleichen Fortschreitungen mit Recht verboten, weil bei ihnen zwei Realstimmen in eine zusammenfallen und dadurch eine unstatthafte Unordnung und Unregelmäßigkeit eintritt. Außer diesen sogenannten offenbaren O.n kommen noch verdeckte vor, wo in gerader Bewegung zwei Stimmen, von denen die eine stufenweise, die andere sprungweise geführt ist, in O.n gegen einander zu stehen kommen, die, weniger sie verdeckt sind, also in den äußeren Stimmen, um so übriger erscheinen. In der Orgelbaukunst ist die O. eine kleinere Principalstimme, die um 1, 2, 3 O.n höher steht, als das Principal auf demselben Manual, und die den Ton des Principals so unterstützt, daß er deutlicher und bestimmter hervortritt. Die Oktavregister des Pedals heißen Oktavenbaß und stehen zum Principalbaß oder Violonbaß in demselben Verhältniß, wie die Manualoktaven zu ihren Principalen. O. oder Oktavo rime (s. d.) heißt auch eine Art von Stanzen. Ueber die O. in kirchlicher Hinsicht s. Octava.

Oktavonen (Quartonen), eine durch Vermischung entstandene Menschenrace, Abkömmlinge von Europäern und Terzeronen.

Oktett, achtstimmiges Musikstück, besonders bei Instrumentalkompositionen.

Oktillion, Name des Stellenwerthes einer in der 48. Stelle rechts von den Einern (diese nicht mitgerechnet) stehenden Ziffer, so daß 1 O. zu schreiben ist durch 1 mit 48 folgenden Nullen. Vgl. Billion.

Oktilschein, s. Aspekten.

Oktober, bei den alten Römern der 8., bei uns der 10. Monat des Jahres, der Weinmonat, hat 31 Tage und ist der zweite Herbstmonat. Die erste Hälfte des O.s bringt oft noch schöne, warme Tage, den sogenannten Nachsommer; doch ist die Temperatur überhaupt viel niederer als die des Septembers, und es nähert sich im Mittel die mittlere Temperatur sehr der mittleren Temperatur des ganzen Jahres. Gegen Ende des Monats sinkt der Thermometer an einzelnen Tagen oft in der Frühe schon bis auf den Eispunkt; die Regenmenge ist geringer als in den fünf vorhergehenden Monaten. Vorherrschend sind im O. die südwestlichen Winde, die sich nach der Lage der Gegenden bald mehr der südlichen, bald mehr der westlichen Richtung nähern; Nordwinde sind seltener als in den übrigen Jahreszeiten, daher wahrscheinlich der im Mittel etwas tiefere Barometerstand. Der Schnee, der zuweilen auch in den tieferen Gegenden Deutschlands fällt, geht gewöhnlich bald wieder ab. Die Zahl der ausblühenden Pflanzen ist im O. geringer als in den vorhergehenden Monaten; doch blühen noch mehre, die in der zweiten Hälfte des Septembers blühten, und erhalten sich bei günstiger Witterung oft bis zu Ende des Monats, in den Wäldern z. B. die Erica vulgaris, auf Wiesen das Colchicum autumnale, die Scabiosa succisa und Aparagin autumnalis, auf Aeckern die Picris hieracioides, in Gärten viele Aster- und Solidagoarten, mehre Arten der Gattungen Zinnia, Tagetes, Coreopsis, Calendula und Aloea, in warmen Jahren Helianthus tuberosus. In feuchten Umgebungen entwickeln sich aus den Ueberresten ablebender Vegetabilien viele Kryptogamen, namentlich Schwämme. Viele Samen und spätere Obstarten reifen, die Weinlese beginnt und verzögert sich bis zu Ende des Monats; die meisten Laubhölzer fangen an, sich zu entblättern, besonders wenn frühzeitig Frost und Reife eintreten. Der

Digitized by Google

Landwirth bringt Wurzelgewächse, Krapp ꝛc. ein und ist in den südlichen Theilen Deutschlands noch mit Bestellung der Wintersaat beschäftigt. In den meisten Lokalitäten bleibt das Weidevieh noch außen; die Jährlinge behält man bei nasser Witterung schon zu Hause. Die Bienen ziehen sich nach und nach in ihre Stöcke zurück und fliegen seltener. Honig und Wachs ist auszulassen und gegen seine natürlichen Feinde sicher zu verwahren. Der Forstmann sammelt Baumsamen; die Hauptjagd auf Saucn, Dachse, Füchse und Schnepfen beginnt.

Oktochord (Achtsaiter), achtsaitiges Instrument, bei den Alten die achtsaitige Lyra; ein von Mitte erfundenes Instrument mit 8 Saiten, mit Hülfe dessen man das Intervallenverhältniß der diatonischen und chromatischen Tonleiter genau angeben und Klavierinstrumente rein und genau stimmen kann. Vgl. Wilke, Leitfaden zum praktischen Gesange für Elementarschulen, Berlin 1812.

Oktodez (Achtzehner), Bücherformat, in welchem der Druckbogen in 18 Blätter oder 36 Kolumnen gebrochen wird.

Oktoduodecimal, s. Krystalle.

Oktogon, s. v. a. Achteck; vgl. Oktagon.

Okular (v. Lat.), im Allgemeinen auf das Auge bezüglich (Okularglas); das dem Auge zugewandte Glas in Fernröhren, Mikroskopen.

Okularriß, im Allgemeinen bloß nach dem Augenmaße gemachte Zeichnung eines Gegenstandes, welche die Bestimmung hat, eine ungefähre Idee von der Ausführung des Ganzen zu geben; besonders das Bronillon, welches der Feldmesser, ehe er an die Feldmark geht, zu entwerfen und nach dessen Anleitung er dann die genauen Messungen im Einzelnen zu vollziehen hat.

Okulation (v. Lat.), s. v. a. Inokulation, s. Kuhpocken.

Okulieren (Aengeln), diejenige Art, wilde Obstbäume und Ziersträucher besonders hinsichtlich der Blüthe und der Frucht zu veredeln, bei welcher man eine oder mehre Knospen (Augen) mittelst eines anhängenden Rindenstücks des Edelreises auf die entrindete Stelle des Wildlings überträgt. Man unterscheidet O. mit dem Schilde und O. mit der Rindenröhre. Bei der ersten Art nimmt man ein kleines, mit einer Knospe versehenes Rindenstück des Edelreises, dem man eine dreieckig-keilförmige oder (seltener) viereckige Gestalt gibt, und trägt es auf den Wildling über, indem man entweder ein gleich großes Stück Rinde wegnimmt, oder einen Querschnitt bis auf den Splint und von der Mitte dieses Querschnitts einen eben so tiefen Längenschnitt macht. Die Rindenränder werden behutsam getrennt und so weit vom Splint gelöst, daß das Rindenschildchen des Edelreises darunter geschoben werden kann, wobei die obern querlaufenden Ränder der Rinde und des Schildes genau aneinander stoßen müssen. Dann legt man die Wundlefzen der Rinde über das eingeschobene Schildchen und umwickelt die Wunde mit Hanf, Bast ꝛc., so daß die Knospe frei vorsteht. Nimmt man das O. im Frühjahre vor u. entfernt alle übrigen Knospen und Zweige des Wildlings, so nennt man dies O. auf das treibende Auge, weil dann das Auge noch in demselben Jahre treibt; wird aber erst im zweiten Safte (Ende Juni bis Mitte August) okulirt und nichts von dem Wildling abgeschnitten, so heißt dies das O. auf das schlafende Auge, weil dann das Auge erst im nächsten Frühjahre treibt, wo die übrigen Knospen des Wildlings entfernt werden. Bei dem O. mit der Rindenröhre oder Pfeife, was man auch Belzen nennt, nimmt man einen mit den Knospen mehrer Blattwinkel versehenen Rindenring des Edelreises und legt ihn um den gleichweit entrindeten u. gleich dicken Zweig des Wildlings. Man nimmt entweder eine vollständig geschlossene Rindenröhre und schiebt sie über das obere Ende des bis hierher entgipfelten Zweigs des Wildlings, oder man spaltet den Rindenring an der einen Seite der Länge nach auf und legt ihn dann wie ein Querband um die gleich große geschälte Stelle des nicht entgipfelten Zweigs des Wildlings.

Okygraphie (v. Griech.), Schnellschreibekunst; s. Tachygraphie.

Öl., Abkürzung für Oleum.

Olaf (Olav, Olaus), d. i. der Wolf, nach Andern der Ruhmvolle, Gerechte, Name skandinavischer Könige, von denen der bemerkenswertheste ist: Olaf II., der Dicke, nach seinem Tode der Heilige, Sohn des Unterkönigs Gransle, Urenkel Harald Haarfagers, geboren 995, wurde im Hause des Unterkönigs Sigurd Syr von Ringarike, der seine Mutter geheirathet hatte, erzogen und machte sich schon frühzeitig durch seine Wikingfahrten in der Normandie und England berühmt und gefürchtet. Nach dem Tode Erichs, des bisherigen Thronräubers, und der Wiedereinbuna von dessen Sohn Sueno ließ er sich von einer Reichsversammlung 1019 zum König des Landes ausrufen. Er begann seine Regierung mit durchgreifender Umgestaltung des Hofwesens, erließ ein bisheriges Vorrecht (Hirdskra) und stellte die alte Grenze Norwegens und Schwedens wieder her. Die Aufforderung Knuts des Gr., ihm wegen des dänischen Antheils den Vasallenleid zu leisten, wies O. zurück und verband sich mit seinem Schwager, dem Schwedenkönige. Ein Zug Beider 1028 gegen Seeland reizte Knuts ganzen Zorn. Sein Erscheinen mit der dänisch-englischen Flotte brachte mehre Provinzen Norwegens zum Abfall, und O., überall verlassen, zog sich einsam nach Rußland zurück, um von da nach Jerusalem zu gehen und dort sein Leben als Mönch zu beschließen. Er kehrte zwar nochmals nach Norwegen zurück, fand aber nur wenig Unterstützung, da er keinen heidnischen Streiter unter den Steinigen dulden wollte. Bei Stiklarstad, nicht weit von Drontheim, entbrannte am 29. Juli 1030 der Kampf, der mit dem Siege der Feinde endete und O. selbst das Leben kostete. Sein Eifer für die Wiedereinführung des Christenthums, sowie der Umstand, daß sich sein vom Besitzer Stiklarstads beerdigter Leichnam unversehrt fand, als später die Norweger den Todten in der Kathedrale zu Drontheim beizusetzen beschlossen hatten, verschafften ihm den Beinamen des Heiligen; 1164 ward er sogar zum Schutzheiligen von Norwegen erklärt.

Digitized by Google

Olafsorden, von König Oskar von Schweden am 21. August 1847 für drei Klassen gestifteter norwegischer Orden: Großkreuze, Kommandeure und Ritter. Das Ordenszeichen ist ein weißemaillirtes Kreuz mit dem Reichswappen (einem gekrönten goldenen Löwen mit St. Olaf in weißem Felde), umgeben von einem roth, blau und doppelt weißemaillirten Ring; in den Kanten des Kreuzes ein gekröntes O (Name des Stifters). Das gewässerte Ordensband ist hochroth mit blauen und doppelt weißen Kanten. Er wird ertheilt zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste um König und Vaterland, um die Menschheit, um Kunst und Wissenschaft.

Olampiharz (resina vel gummi olampi), ein gelblich weißes, durchsichtiges Harz, welches kalt geruchlos ist, in der Wärme aber einen angenehmen Geruch verbreitet; angezündet brennt es mit heller Flamme, ohne dabei zu zerfließen. Es kommt aus Amerika von einem noch unbekannten Baume.

Olargues, Stadt im französischen Departement Herault, am Jean, mit Mineralquellen und 1200 Einwohnern. In der Nähe die Stalaktitengrotte Julio.

Olaus, s. v. a. Olaf.

Olax (Stinkholz), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, Bäume u. Schlingsträucher in Ostindien, von deren Arten die wichtigste ist: O. zeylanica L., ceylanisches Stinkholz, ein baumartiges Gewächs in Ceylon mit durch herablaufende Linien eckigen, mit gelbgrüner Rinde bedeckten Aesten, geflochten, 20 bis 30 Zoll langen, stumpfen, kahlen und glatten Blättern und Blüthen in gepaarten Trauben, welche kürzer sind als die Blätter. Das Holz ist braun, riecht unangenehm, fast wie Menschenkoth, und schmeckt salzig. In Ceylon ist es eines der vorzüglichsten Mittel bei hitzigen Fiebern; die Blätter werden als Salat gegessen.

Olbers, Heinrich Wilhelm Matthäus, einer der bedeutendsten Astronomen der neuern Zeit, geboren am 11. Okt. 1758 zu Arbergen im Herzogthum Bremen, wurde auf der Domschule zu Bremen gebildet, studirte dann in Göttingen Medicin und übte sich nachher als praktischer Arzt in Bremen nieder. Neben einer ausgebreiteten ärztlichen Praxis beschäftigte er sich hier mit Astronomie, die zuletzt die Hauptangabe seines Lebens wurde. Als edler Menschenfreund und als berühmter Gelehrter hochgeachtet † O. am 2. März 1840 zu Bremen. In der Geschichte der Medicin hat sich O. einen bleibenden Namen durch seine Abhandlung über die häufige Brdune erworben, durch welche er 1811 mit Jurine in Genf die von Napoleon für die beste Arbeit über diesen Gegenstand ausgesetzte Prämie gewann. Seine Leistungen auf dem Felde der Astronomie verbreiten sich auf verschiedene Theile dieser Wissenschaft, aber fast allenthalben bezeichnen sie einen wesentlichen Fortschritt derselben. Am meisten zog die räthselhafte Welt der Kometen seine Aufmerksamkeit auf sich. O. entdeckte nicht nur 1815 zuerst den nach ihm benannten Kometen, dessen Umlaufszeit Bessel später auf 74 Jahre berechnet hat, sondern lieferte auch das erste vollständige Verzeichniß aller bis dahin beobachteten Kometen (129), lehrte in seiner berühmten Abhandlung „Ueber die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Kometen aus eigenen Beobachtungen zu berechnen" (Weimar 1797) ein noch heute als klassisch geltendes Verfahren für die direkte Bestimmung der Kometenbahnen und stellte über die physische Beschaffenheit der Kometen, die Entstehung ihrer abweichenden Formen ꝛc. Hypothesen auf, welche noch immer zu den wahrscheinlichsten gehören. Dem größern Publikum ist O. vorzüglich als glücklicher Planetenentdecker bekannt. Am 1. Januar 1802 fand er die von Piazzi beobachtete, seitdem aber nicht mehr gesehene Ceres wieder auf; am 28. März 1802 entdeckte er zuerst die Pallas und am 29. März 1807 die Vesta. Außerdem untersuchte er die Wahrscheinlichkeit eines lunarischen Ursprungs der Meteorsteine; auch entwickelte er eine Methode zur Berechnung der Sternschnuppen ꝛc. Viele der vorzüglichsten Abhandlungen O.s sind niedergelegt in Zachs „Monatlicher Correspondenz", in Schumachers „Astronomischen Nachrichten" und in andern Zeitschriften. Im Jahr 1850 wurde ihm zu Bremen eine von Steinhäuser modellirte Marmorstatue errichtet.

Olchon, Insel im asiatisch-russischen Gouvernement Irkutsk, im Baikalsee, der hier eine bedeutende Bucht bildet, 60 Werste lang und etwa 12 Werste breit, besteht ganz aus hohen Bergen und erscheint als unbewohnte Einöde; doch ziehen in den Schluchten an der Nordostseite Buräten theils als Viehzüchter, theils als Jäger herum. Ackerbau ist wegen des steinigen Bodens unmöglich. Nahe an dem Nordende der Insel erhebt sich aus dem Wasser ein ungeheurer Fels, für die Buräten Gegenstand der Verehrung.

Oldenbarneveldt, Jan van, Großpensionär von Holland, um 1549 in Holland geboren, zeigte früh den lebendigsten Eifer für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes und vertheidigte dieselbe mit allen Kräften, die ihm durch sein Genie, seine umfassenden Kenntnisse und seine Geschicklichkeit im Unterhandeln zu Gebote standen. Nachdem er 30 Jahre lang, erst als Generaladvokat, dann als Großpensionär, seinem Vaterlande gedient, führte der Kampf gegen den Prinzen Moritz von Oranien seinen Untergang herbei. Als Moritz durch sein herrschsüchtiges Streben die kaum errungene Freiheit bedrohte, ward O. das Haupt der republikanischen Partei, welche über den Statthalter die gesetzgebende Gewalt stellen wollte. Er schloß 1609 den Waffenstillstand mit Spanien und hielt die Generalstaaten ab, an dem Aufstande der Böhmen Theil zu nehmen. Diese politische Feindschaft erhielt neue Nahrung durch die religiösen Streitigkeiten zwischen den Remonstranten und Gomaristen, an denen O. unkluger Weise Theil nahm, indem er sich mit den einsichtsvollsten Männern an Arminius anschloß, während Moritz auf die Seite der Gomaristen trat. Anfänglich wurde durch eine von O. vorgeschlagene Kirchenversammlung alle gemeine Duldung der religiösen Ueberzeugungen ausgesprochen; Moritz aber erbitterte durch seine Ränke das Volk so sehr gegen die Arminianer und besonders gegen O., den man nebst seinen

Digitized by Google

Anhängern als geheime Freunde Spaniens verdächtigte, daß auf einer 1618 zu Dortrecht gehaltenen Synode die Arminianer verdammt wurden. Dadurch kühn gemacht, ließ Moritz O. nebst dessen Anhängern in den Thurm von Löwenstein einsperren und ihn, trotz der Verwendung der verwittweten Prinzessin von Oranien und des französischen Gesandten, von 26 erkauften Richtern und heimlichen Anhängern der Papisten und Spaniens verurtheilen und am 13. Mai 1619 enthaupten. O.s beide Söhne, Wilhelm und René, wurden nach dem Sturze des Vaters ihrer Aemter entsetzt; Wilhelm stiftete darauf mit den Arminianern eine Verschwörung gegen Moritz. Da diese entdeckt wurde, ergriff er die Flucht; René ward, obgleich er seinem Bruder von der Verschwörung abgerathen, 1623 enthauptet.

Oldenburg, deutsches Großherzogthum, besteht aus drei gesonderten Landestheilen: dem am Jahdebusen und der unteren Weser liegenden, von den hannöverschen Provinzen Ostfriesland, Aremberg-Meppen, Osnabrück, Diepholz, Hoya und Bremen, sowie von der freien Stadt Bremen umschlossenen Herzogthum O. mit der Herrschaft Jever und Knyphausen ($98_{/81}$ □Meilen), dem aus mehren Parzellen bestehenden, nahe am lübecker Busen liegenden Fürstenthum Lübeck (6_{66} □Meilen) und dem Fürstenthum Birkenfeld ($9_{/10}$ □Meilen), im westlichen Deutschland, auf der linken Rheinseite und dem Südabhange des Hundsrück gelegen und auf drei Seiten von Preußen, auf der vierten von der Herrschaft Weisenheim umschlossen, und umfaßt im Ganzen $114_{/10}$ □Meilen. Das Herzogthum O., zwischen 52° 30′ und 53° 47′ 43″ nördl. Br., 25° 20′ und 30° 25′ östl. L., bildet ein längliches Viereck, das vollkommen geschlossen ist, aber nur auf der Ostseite in der Weser und auf der Nordseite in der Nordsee natürliche Grenzen besitzt. Der ganze Flächenraum des Landes bildet eine einförmige Ebene, die nur in wenigen Hügeln, den Osenbergen zwischen Oldenburg und Harten und einigen anderen bei Damme und Zwischenahn, eine kaum merkliche Abweichung findet. Durch die fast horizontale Fläche kriechen langsamen Laufes in vielfachen Schlangenwindungen zahlreiche, aber meist ärmlich genährte Wasseradern, die durch mannichfache natürliche Abzweigungen und noch mehr durch Gräben und Kanäle (Sielltiefe) mit einander in Verbindung stehen. An der Küste, über deren Saum die Spitzen der Meereswellen weit ins Land hineinblicken, hat das Meer selbst eine Reihe von Watten (Sandbänken) und die Kunst starke, 34 Meilen lange Deiche zum Schutze des offenen Landes gegen den Einbruch der Salzfluth aufgeführt. In dem großen Busen, den das Meer an der Mündung der kleinen Jahde gewühlt, öffnet sich das Land einem reichen Schiffsverkehre, an der Ostgrenze hin trägt die Weser die Schiffe O.s zugleich mit denen der benachbarten Länder nach der $1^{3}/_{4}$ Meilen breiten Mündung; aber auch im Innern des Landes, wo das Rad des Frachtwagens häufig im Moorboden versinkt und in seinem Laufe durch ein Labyrinth von Flüssen, Bächen und Gräben gehemmt wird, tragen die Wasseradern und die zahlreichen, zum Theil in einen Seehafen endenden Sielte eine Menge kleiner Fahrzeuge und Kähne, und der schwache Rücken der das Land durchströmenden Hunte, von der Kunst gezwungen, muß in der neuesten Zeit sogar kleine Dampfschiffe tragen. Neben den zahlreichen kleinen Flüssen, unter denen noch die Haase, Ochtum, Soeste, Delwe, Drepte, Oller, Haaren, Lahne, Apertich, Behne, Wapel, Made, Hethe, Ahne, Dornebbe und Leda zu nennen sind, finden sich mehre kleine Landseen, von denen das zwischenahner oder elwendorfer Meer und das große und kleine Bullenmeer die bedeutendsten sind; der Dümersee berührt nur die Grenze (im Südosten). Das Klima ist unter dem Einfluß des benachbarten Meeres, dem das gebirglose und waldarme Land völlig bloß gestellt ist, feucht, nebelig und kalt; selbst im Sommer ist eine lange Dürre selten und, wenn sie einfällt, zerstörend für die Vegetation. Der Frühling bringt späte Fröste, der Herbst dagegen gewöhnlich milde und heitere Luft bis in die Mitte des November. An der Küste herrschen bisweilen heftige Stürme. In den breiteren Marschen, wo auch das Trinkwasser mangelt, erzeugt das Klima häufige Fieber (Marschfieber), ist aber wohlthätig für Schwindsucht und Lungensüchtige. Der Boden besteht aus Marsch und Geest. Das Marschland, welches theils „altes Marschland" mit schmarrem und leichtem Boden, theils „Neugrodenland" ist, erstreckt sich über das nördliche O. mit Ausnahme eines kleinen Theils von Jeverland und bildet die ergiebigsten Fluren des Landes. Die Geest, theils Heide- oder Sandboden, theils „anmoriger" Boden, nimmt den übrigen Theil von O. ein, ist weniger fruchtbar, in weiten Strecken noch unbebaut und enthält Flugsandstrecken und Sümpfe. Daher erblickt man im südlichen Theile von O. nur um die Dörfer und um die zerstreuten Ritter- und Bauerngüter eine ergiebige Bodenkultur. Die Entwässerung und Urbarmachung der Moore, die Benutzung des wahrer Schatz des Landes werden könnten, schreitet nur langsam vorwärts. Ein Bild des üppigsten Vegetationsreichthums bieten die Fluren des Saterlands und die Marschen, welche von der Jahde, dem Meer und der Weser begrenzt werden; auch sie haben Sand oder Moor zur Unterlage, aber eine ansehnliche Schicht von Meers- und Flußschlick bedeckt sie und macht den Boden, wo er nicht zu tief liegt, zum Ackerbau und zu Fettweiden bei mäßiger Düngung brauchbar. Etwa 15 □Meilen des Herzogthums sind noch ganz unkultivirt. Holzarmuth herrscht fast überall; reiche Torflager sorgen für die Feuerung. Das Mineralreich bietet, außer Mergel und Walkererde, fast keine Ausbeute. Mineralquellen besitzt das Land nicht, dagegen auf Wangeroog ein besuchtes Seebad. Aehnliche Bodenverhältnisse, wie im Herzogthum O., finden sich im Fürstenthum Lübeck (s. d.); sehr verschieden davon ist die natürliche Beschaffenheit des gebirgigen Fürstenthums Birkenfeld (s. d.). Das Großherzogthum zählte Ende 1855 287,163 Einwohner, nämlich 232,950 auf das Herzogthum O., 21,684 auf Lübeck und 32,529 auf Birkenfeld

Digitized by Google

Google

Digitized by Google

kommen, und zwar wohnen im Herzogthum O. auf der □Meile 2365, in Lübeck 3357 und in Birkenfeld 3563, durchschnittlich also 2517. Das Großherzogthum ist daher sehr schwach bevölkert und erreicht auch in seinen volkreichsten Distrikten (die Herrschaft Knyphausen ausgenommen) die mittlere Volksdichtigkeit Deutschlands nicht, während es bei vollständiger Bodenbenutzung leicht das Doppelte der jetzigen Einwohnerzahl ernähren könnte. Das Großherzogthum hat 9 Städte, unter denen nur Oldenburg, Jever, Eutin und Birkenfeld bemerkenswerth sind, 8 Marktflecken und 2570 Dörfer, welche übrigens, wie Elsfleth an der Weser und Varel, häufig sehr volkreich, zugleich aber sehr weitläufig sind. Die städtische Bevölkerung beträgt im Herzogthum O. 0,05, in Lübeck 0,3, in Birkenfeld 0,07 der Gesammtbevölkerung. Die Einwohner sind fast durchgehends deutscher Abstammung, nur im Saterland und in Wangeroog bemerkt man noch Spuren friesischer Abkunft und in Lübeck ein Gemisch von germanischem und slawischem Blut, das indeß seit Jahrhunderten vollständig germanisirt ist. Außer 71,991 Katholiken, die theils in Birkenfeld, theils im Süden des Herzogthums O. leben, 1494 Juden, 1036 Reformirten und 514 andern Christen, gehören alle Einwohner der evangelisch-lutherischen Konfession an. Ein Oberkirchenrath, von der jährlich abzuhaltenden geistlich-weltlichen Synode gewählt und kontrolirt, steht an der Spitze der evangelischen Kirche; die Römisch-Katholischen der münsterländischen Kirche stehen unter dem bischöflichen Officialat zu Vechta. Staat und Kirche sind völlig getrennt, dagegen befinden sich Kirche und Schule in der innigsten Verbindung mit einander. Seit 1848 ist eine unbedingte Religionsfreiheit zum Grundsatz erhoben, und die Befreiung der evangelischen Kirche von der Aufsicht der Staatsbehörden ist in dem Gesetz vom 3. Juli 1849 festgestellt worden. Die Oldenburger stehen hinsichtlich der Bildung und Charaktertüchtigkeit den übrigen Norddeutschen nicht nach. Für den höheren Unterricht sorgen im Herzogthum 2 Gymnasien (zu Oldenburg und Vechta), eine Gelehrtenschule in Jever, 3 höhere Bürgerschulen (zu Oldenburg, Varel und Jever) und ein Schullehrerseminar in Oldenburg. Die kleineren Städte haben Stadtschulen, in Wildeshausen ist ein Taubstummeninstitut. Der Volksunterricht wird durch die weite Entfernung der kleineren Orte und der einzelnen Höfe vom Schulorte erschwert und geht, da die niederdeutsche Mundart noch überall vorherrscht, so ziemlich im Unterricht des Hochdeutschen auf. Für die Pflege der Kunst ist nur dürftig gesorgt. Die Volksthümlichkeit der Oldenburger gleicht der der Bewohner norddeutscher Gauen überhaupt. Das Leben ist ernst und einförmig in einer im Ganzen einförmigen und kargen Natur, welche wohl Verstand und Thatkraft zu schärfen und zu stählen, nicht aber Phantasie und Herz zu befruchten und zu begeistern vermag. Die Hauptnahrungsquellen sind Feldbau und Viehzucht. Die Wohnungen der Landwirthe liegen meist einzeln im Mittelpunkt der dazu gehörigen Felder, zuweilen an den Küsten in den den Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegenden auf künstlichen Hügeln. Viele Bauerngüter sind untheilbar, aber oft nicht getheilt. Man baut Getreide, das aber nur nothdürftig den Bedarf des Landes deckt, Rübsen, Hanf, Flachs, etwas Tabak und Hopfen, wenig Obst. Die Viehzucht liefert gutes Vieh, besonders dauerhafte Pferde, friesisches Rindvieh u. Schafe auf den öden Heiden der südwestlichen Landestheile. Die Fischerei ist schwunghaft und ergiebig an Seefischen, Austern, Hummern; die Jagd gibt reiche Ausbeute an Seevögeln, geringe an Wild. Torfstecherein sind zahlreich. Von Fabriken und Manufakturen ist nur die Linnenindustrie des Ammerlandes und des Fleckens Varel, die Strumpfwirkerei im Kreise Kloppenburg und die Tabaksfabrikation in Oldenburg und Lohne zu nennen. Zahlreich sind die Branntweinbrennereien; bekannt ist der aus Wachholderbeeren bereitete Branntwein. Der Handel ist nur Kleinhandel mit den Produkten der inländischen Landwirthschaft gegen Kolonialwaaren und Fabrikate und wird durch den Großhandel von Bremen vermittelt. Ausgeführt werden: Pferde, Schlachtvieh, Branntwein, Butter, Käse, Talg, Felle, Schinken, Speck, Schreib- und andere Federn, Garn und Leinwand, geräucherte Aale, Obst, Wachs, Honig, Strümpfe, Holzwaaren, Ziegeln. Hauptbandelsplätze sind: Oldenburg, Jever, Elsfleth und Brake. Außer mehren kleinen „Tiefen" besitzt O. am linken Weserufer an für Handel u. Schifffahrt wichtigen Plätzen: Ochtum, die stehenden Siele zu Weserdeich und Dreyfleth, Elsfleth, Brake, Großensiel und Fedderwardersiel. Die Rhederei und Schifffahrt ist nicht unbedeutend und hat in neuerer Zeit einen großen Aufschwung genommen. Am 1. Jan. 1857 führen unter oldenburgischer Flagge 595 Schiffe zu 30,930 Roggenlasten und mit 2681 Mann Besatzung. Die Erwerbszweig eines Theils der Einwohner ist das sogenannte Hollandsgehen zur Arbeit an holländischen Kanälen und Industrien bemerkenswerth. Münzeinheit ist der Thaler, 16 auf die Mark fein, wonach 16 oldenburgische Thaler = 14 preußische. Der Fuß (zu 12 Zoll) ist gleich 295,$_{00}$ Millimeter, in Jever 313,$_{00}$, der Scheffel = 22,$_{00}$ Litres; doch bestehen viele Verschiedenheiten.

Das Großherzogthum war bis 1848 eine absolute Monarchie ohne irgend eine ständische Verfassung, trat aber durch das revidirte Staatsgrundgesetz vom 22. Nov. 1852 in die Reihe der konstitutionellen Staaten. Der Großherzog succedirt im Mannsstamme des Hauses Holstein-Gottorp nach der Lineal-ordnung und führt den Titel: Großherzog von O., Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu O., Fürst von Lübeck und Birkenfeld, Herr von Jever und Knyphausen. Gegenwärtiger Regent ist Nikolaus Friedrich Peter, geboren den 8. Juli 1827, folgte seinem Vater Paul Friedrich August am 27. Febr. 1849, vermählt am 10. Febr. 1852 mit Elisabeth Pauline Alexandrine, Prinzessin von Sachsen-Altenburg, Erbgroßherzog Friedr. August, den 16. Nov. 1852 geboren. Der regierende Großherzog erhält jährlich 85,000 Thaler baar aus der Staatskasse und einen Theil des Domanium als „Kronguter"

Digitized by Google

zu dem durchschnittsweise ermittelten Pachtwerth von ebenfalls 85,000 Thlrn., im Ganzen also 170,000 Thaler, von denen er Alles zu bestreiten hat, was die Hofhaltung und das großherzogliche Haus erfordert, einschließlich der Dotation des Erbgroßherzogs. Dagegen unterliegt weder das Krongut, noch das Privatkapitalvermögen des Fürsten einer öffentlichen Abgabe. Das frühere eigenthümliche Verhältniß der Herrschaft Knyphausen, dessen Standesherr, Graf Bentinck, die Landeshoheit mit selbstständiger Gesetzgebung, wie unter Kaiser u. Reich besaß, so daß O. nur einen Hoheitskommissarius bei ihm unterhielt, hat seit 1854 aufgehört. Alle Oldenburger sind vor dem Gesetze gleich, Vorrechte der Geburt od. des Standes finden nicht mehr Statt, die Wehrpflicht ist allgemein. Das religiöse Bekenntniß bedingt in bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten keine Verschiedenheit, die gemeinsame häusliche oder öffentliche Uebung der Religionsgebräuche ist unbeschränkt. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. Die Freiheit der Person ist unverletzlich, und nur in vom Gesetz bestimmten Fällen kann Verhaftung und Freiheitsentziehung ohne ein Strafurtheil eintreten. Die Wohnung ist unverletzlich, das Briefgeheimniß gewährleistet. Landesverweisung, Vermögenseinziehung, körperliche Züchtigung, Fatengefängniß, Abbitte und Widerruf, der Zwang zur Ehrenerklärung, öffentliche Ausstellung, bürgerlicher Tod und die Todesstrafe sind abgeschafft. Es bestehen Preßfreiheit, Petitionsfreiheit, Vereinsfreiheit, Freiheit der Auswanderung, Gewerbefreiheit, unverletzlichkeit des Eigenthums. Die exemten Gerichtsstände und Gerichtsbarkeiten, sowie die Hörigkeitsverbände und gutsherrlichen Gefälle, die Vorrechte auf Fischfang und Jagd sind gegen normale Entschädigung aufgehoben. Den politischen Gemeinden ist ihre Selbstverwaltung sicher gestellt und mit Oeffentlichkeit des Verfahrens und allgemeiner Freizügigkeit zweckmäßig verbunden. Neben dem allgemeinen Landtag des Großherzogthums bestehen zwei Provinzialräthe für die räumlich entfernten Landestheile Lübeck und Birkenfeld. Die Mitglieder des Landtags werden durch indirekte Wahl auf drei Jahre gewählt; die Urwahlen werden nach dem Dreiklassensystem vorgenommen. Der Landtag darf nur zu der Staatsregierung und gegebenen Falls zum Staatsgerichtshof in Beziehung treten. Er hat mit dem Großherzog Gesetze zu erlassen, aufzuheben, zu ändern und authentisch auszulegen; doch wird das einseitige Vorschreiten der Regierung für dringliche Fälle zugestanden, vorbehaltlich der folgenden Verantwortlichkeit des kontrasignirenden Ministers. Die Initiative der Gesetzgebung steht beiden Theilen zu, der Landtag hat das Recht der Steuerbewilligung. Eine Vertagung des Landtags kann höchstens auf sechs Monate, und zwar ohne Einwilligung des Landtags nur einmal geschehen; spätestens zwei Monate nach einer Auflösung sind die neuen Wahlen auszuschreiben und binnen weiterer drei Monate die neuen Stände einzuberufen. Das Institut eines ständigen landständischen Ausschusses besteht so lange, als die herrschenden dreijährigen Landtagsumlande nicht auf dem Wege einfacher Gesetzgebung in einjährige verwandelt sind. Dem Landtage steht es zu, das Ministerium oder einzelne seiner Mitglieder sowohl wegen Verletzung des Staatsgrundgesetzes, wie auch wegen aller sonstigen Verbrechen und Vergehen vor den Staatsgerichtshof zu belangen. Bestimmungen der Verfassung selbst können nicht anders abgeändert oder neu erlassen werden, als wenn sie auf zwei einander folgenden Landtagen, dazwischen neue Wahlen vorgenommen werden, dazu fähig erachtet sind. Die Staatsverwaltung für alle Landestheile vereinigt sich in einem Staatsministerium, das als höchste Exekutivbehörde an der Spitze der drei im Uebrigen getrennten Verwaltungen steht. Rechtspflege und Verwaltung sind überall getrennt. In jeder bestehen drei Stufen oder Instanzen: Aemter oder Magistrate, Regierungen, Ministerium für die Administration, Landgerichte, Kanzleien, Oberappellationsgericht für die Justiz. Kompetenzstreitigkeiten entscheidet eine eigene Instanz. Das Justizverfahren ist öffentlich und mündlich in Strafsachen gilt der Anklageprozeß. Schwurgerichte sollen jedenfalls in schweren Kriminalfällen und über alle politischen Verbrechen, sowie bei solchen Preßvergehen, die von Amtswegen verfolgt werden, aburtheilen. Die Richter sind unabsetzbar, es sey denn, daß nach Urtheil und Recht wider sie verfahren wird. Für verfassungswidrige Handlungen der Minister und sämmtlicher Beamten, wofür der Landtag verfolgen will, ist ein ständiger Staatsgerichtshof niedergesetzt. Das gemeine Recht gilt in O. und Lübeck, so weit es nicht durch Ortsgewohnheiten, als das Stedinger-, Stade- und Butjadinger-Ammerlander-Landrecht, oder durch Specialgesetze Abänderung leidet. Letztere sind enthalten in dem „Corpus constit. Oldenburg. select." (gesammelt von Lenz 1775—1814) und in der Gesetzsammlung seit 1813. Ein Strafgesetzbuch wurde 1814 gegeben und 1837 auch in Lübeck und Birkenfeld eingeführt. Die Finanzen des Staats befinden sich in guter Ordnung. Zölle gab es bis in das 19. Jahrzehent des 19. Jahrhunderts hinein so gut wie gar nicht; erst mit der Stiftung des norddeutschen Steuervereins 1834 wurden indirekte Abgaben eingeführt. Auch die direkten Steuern hat O. verhältnißmäßig spät kennen gelernt, da die Wohlhabenheit seiner Fürsten diese lange Zeit unnöthig machte. Von den Gesammtausgaben des Großherzogthums (oberste Behörden, Kriegswesen, Bundesumlagen) fallen auf O. 80, auf Lübeck 13, auf Birkenfeld 7 Procent. Das Budget für 1857 war auf 1,954,600 Thaler Einnahme und 1,955,000 Thlr. Ausgabe veranschlagt, so daß sich ein Defizit von 400 Thlr. herausstellte. Die Staatsschuld, durch Erwerbung von Knyphausen um 1½ Mill. Thlr. gewachsen, betrug Ende 1857 3,784,000 Thlr. Das Bundeskontingent beträgt 3738 Mann, bestehend aus 4 Bataillonen Infanterie, 3 Schwadronen Reiterei u. Artillerie, welche mit den Truppen der drei Hansestädte zusammen die 3. Brigade in der 2. Division des 10. Bundesarmeecorps ausmachen. Die Offiziere dieser Brigade werden in der Kadettenan-

Digitized by Google

staat zu Oldenburg gebildet, deren Kosten zur Hälfte die freien Städte tragen. Es findet Konscription mit Stellvertretung u. 6jährige Dienstzeit, davon 2 in der Reserve, Statt. Feldzeichen ist blau, roth und gelb. Als Mitglied des deutschen Bundes führt der Großherzog in der gemeinsamen Versammlung mit Anhalt und Schwarzburg gemeinsam die 15. Stimme, in den Plenarversammlungen die 21. für sich allein. Das Wappen ist ein quadrirtes Schild mit einer zwischen die beiden unterſten Quartiere eingepfropften Spitze und einem Mittelſchilde. Im erſten oberen rothen Felde ist der norwegiſche goldene gekrönte Löwe mit ſilberner Hellebarde in den Pranken, im zweiten befinden ſich zwei blaue Löwen über einander in Blau (Schleswig); im erſten unteren ein ausgebreitetes dreigeſpaltenes Neſſelblatt mit gold- und rothgeſpaltenem Schildchen (Holſtein), im zweiten rothen ein Silberſchwan mit ſchwarzem Schnabel und ſchwarzen Füßen, mit goldener Krone um den Hals (Stormarn); in der Spitze in Roth ein goldgeharnischter Reiter mit bloßem Schwerte auf ſilbernem Pferde (Dithmarſchen). Das quadrirte Mittelſchild hat im 1. und 4. Quartiere 2 rothe Balken in Gold (Oldenburg), im zweiten ein goldenes Kreuz in Blau (Delmenhorſt), im 3. ein ſchwebendes goldenes Kreuz in Blau (Lübeck). Die Handelsflagge ist blau, mit rothem rechtwinkelig ſtehendem Kreuz. Der vom Großherzog Paul Friedrich Auguſt am 27. Nov. 1838 geſtiftete Haus- und Verdienſtorden zum Andenken ſeines Vaters, des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, hat 4 Klaſſen (Großkreuze, Großkomthure, Komthure und Ritter) und die Inſchrift: ein Gott, ein Recht, eine Wahrheit. Außerdem gibt es eine Auszeichnung für 25jährige treue Militärdienſte u. eine Ehrenmedaille für Alle, die den Feldzug 1814 und 15 mitgemacht haben. Vgl. Kohli, Handbuch einer hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-geographiſchen Beſchreibung des Herzogthums O. ꝛc., Bremen 1824—26, 2 Thle.; F. Arends, Oſtfriesland und Jever in geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſcher und beſonders landwirthſchaftlicher Hinſicht, Hannover 1818—20, 3 Bde. ꝛc.).

Geſchichte. In den älteſten Zeiten war O. von dem deutſchen Volksſtamme der Chauken bewohnt, welche ſpäter in dem Namen der Frieſen unterginngen. In Ammergau und Lerigau getheilt, gehörte das Land zu den Beſitzungen der Herzoge von Sachſen, als deren reiche und mächtige Vaſallen in der Gegend zwiſchen der Hunte und Weſer die Grafen von O. hauſten. Die Erſten derſelben, welche in Urkunden (von 1088 bis 1108) erwähnt werden, ſind Eilmar I. und ſein Sohn Eilmar II. Eilmars II. Sohn und Nachfolger, Chriſtian I. der Streitbare, zog mit ſeinem Lehnsherrn, dem Herzog Heinrich dem Löwen von Sachſen, 1155 nach Italien, ſtieß ſich aber ſpäter, in dem Streben nach Unabhängigkeit, mit mehren geiſtlichen und weltlichen Herren in eine Verbindung gegen denſelben ein und begann 1168 die Feindſeligkeiten, mußte ſich indeß in ſeine Veſte O. zurückziehen und † in hartnäckiger Vertheidigung derſelben, worauf ſein Verwandter, Graf Johann, mit der Grafſchaft O. belehnt, Chriſtians Söhne aber von der Nachfolge ausgeſchloſſen wurden. Als jedoch der Löwe ſelbſt (1179) in die Reichsacht erklärt und verbannt worden war, erhielten Chriſtians Söhne, Chriſtian II. und Moritz I., nicht nur ihre Grafſchaft wieder, ſondern erlangten auch die Reichsunmittelbarkeit, während Graf Johann mit Wildeshauſen abgefunden wurde. Chriſtian II. ward auf der Rückkehr von einem Kreuzzuge in einer Bauernhütte zu Bergdorf von Meuchelmördern erſtochen (1198). Moritz I. u. ſeine beiden Söhne, Otto II. und Chriſtian III., ſuchten ihre Beſitzungen durch Unterwerfung der freien Frieſen zu erweitern, bauten Burgen im Stedingerlande u. rekten durch Bedrückung die Bauern zu einem allgemeinen Aufſtande, die aber nach heldenmüthiger Vertheidigung in der Schlacht bei Altenesch (6. Juni 1234) der Uebermacht erlagen. Graf Otto II. tauſchte die Burg Delmenhorſt ein und nahm ſeinen Wohnſitz daſelbſt 1247. Nach ſeinem kinderloſen Tode folgten ihm ſeines Bruders Chriſtian III. Söhne, Johann X. und Otto III., die ſich wahrſcheinlich ſchon Grafen von O. und Delmenhorſt ſchrieben. Johanns X. Söhne, Chriſtian und Otto IV., folgten, der erſte in O., der zweite in Delmenhorſt. Als erſterer (1278) kinderlos ſtarb, übernahmen Otto's Söhne, Johann XI. und Chriſtian IV., die Regierung in O. und Delmenhorſt. Erſterem folgte ſein Sohn Konrad I., dem zweiten folgten ſeine beiden Söhne, Otto V. u. Chriſtian V., wodurch die Linien O. und Delmenhorſt getrennt wurden. Konrad I. begann ſeine Regierung mit einem kräftigen Kampfe gegen den übermüthigen Adel, fiel aber 1368 auf einem Zug gegen die rüſtringiſchen Frieſen. Auch Konrads Söhne, Konrad II. und Chriſtian VI., wurden 1369 von den Rüſtringern geſchlagen. Im Jahre 1400 unterſtützte Moritz III., der Sohn Konrads II., die Bremer wieder gegen die Rüſtringer, verband ſich aber, als dieſe dahin ſtrebten, durch das rüſtringer Land nur ihre eigene Herrſchaft zu vergrößern, mit Chriſtians VI. Söhnen, Chriſtian VII. und Dietrich, gegen die Bremer. Doch dieſe überſielen Chriſtian VII. und nahmen ihn gefangen. Um ihn zu löſen, mußten die Oldenburger das Land Wührden verſetzen und den Bremern geſtatten, die Friedeburg im Lande der Rüſtringer zu bauen. Der Häuptling der letztern, Sibeth Papinga, eroberte im Verein mit den Häuptlingen zwiſchen der Ems und Weſer die bremiſchen Burgen u. trat, von den Oldenburgern unterſtützt, ſeine Anſprüche an Varel dem Grafen Dietrich ab, der nach Moritz' III. u. Chriſtians VII. Tod Alleinregent von O. geworden war. Durch Verheirathung mit dem letzten Sprößling der delmenhorſter Linie, Adelheid, erhielt Dietrich auch Delmenhorſt. Er † (1440) im geiſtlichen Banner von ſeiner zweiten Gemahlin, der Herzogin Hedwig von Holſtein, hinterließ er 3 Söhne, Chriſtian VIII., Moritz IV. und Gerhard. Erſterer ward 1448 von den Dänen als König gewählt und übergab (1454) ſeine Grafſchaft ſeinem jüngern Bruder Gerhard, der nun O. und Delmenhorſt beſaß; Moritz griff zwar zu den Waffen und errang nach hartnäckigen Kämpfen die Grafſchaft Delmenhorſt (1463), † aber ſchon im folgenden Jahre an der Peſt, und Gerhard

Digitized by Google

nahm als Vormund seines unmündigen Sohnes Jakob Delmenhorst wieder in Besitz. Indeß war König Christian nach Herzog Adolfs Tode als Herzog von Schleswig und Graf von Holstein von den Ständen beider Länder anerkannt worden und hatte jedem seiner Brüder 40,000 Gulden zur Abfindung verschrieben. Da er jedoch nicht im Stande war, die versprochenen Zahltermine einzuhalten, schritt der kriegslustige Gerhard zu gewaltsamer Exekution, eroberte (1464) Städte und Schlösser zu Holstein, ward zwar zur Abfindung zum Statthalter von Schleswig und Holstein ernannt, aber 1469 wegen seiner Bedrückungen von seinem Bruder abgesetzt und mehre Monate gefangen gehalten. Kaum entlassen, wendete er sich (1470) wieder gegen Holstein, kam 1473 zu neuer Exekution und wurde nun erst mit Nachdruck und Erfolg zurückgeschlagen. Als er gleich darauf in neuen Fehden mit den Hamburgern, Lübeckern und Bremern von diesen in Oldenburg selbst belagert und hart bedrängt wurde (1474), war sein Bruder großmüthig genug, ihn durch die Auswirkung eines kaiserlichen Mandats zu befreien. Noch in demselben Jahre (Nov. 1474) schloß Gerhard mit Karl dem Kühnen von Burgund ein Bündniß zur Eroberung von Ostfriesland, rüstete von Neuem und schlug 1475 die Bremer in einer blutigen Schlacht (die bremer Taufe genannt). Im folgenden Jahre kam ein Vergleich zu Stande, worin der Graf versprach, seine Raubschanzen an der Weser niederzureißen und die Pilger und Kaufleute ungefährdet ziehen zu lassen. Da er aber sein Raubwesen auf Land- und Wasserstraßen von Neuem begann, zog der Erzbischof Heinrich von Bremen in Verbindung mit Lübeck, Hamburg und Burtehude gegen ihn, eroberte Delmenhorst, vertrieb Gerhard aus O. und zwang ihn, zu Gunsten seiner Kinder die Regierung niederzulegen (1483). Verdient hatte sich Gerhard um sein Land dadurch gemacht, daß er die Steuerpflichtigkeit der Meier einführte und dadurch den Weg zur allmähligen Aufhebung der Leibeigenschaft eröffnete, sowie daß er eine regelmäßige Bedeichung der Marschen veranstaltete. Von Gerhards sechs Söhnen überlebten ihn drei: Adolf, Johann und Otto, doch führte Johann XIV. das Regiment fast allein. Er schlug die Butjadinger, ward aber 1500 von den Dithmarschen in einer blutigen Schlacht, in der auch Adolf und Otto erschlagen wurden, gänzlich besiegt, worauf auch die Butjadinger wieder abfielen und einen neuen Angriff, den Johann 1501 in Verbindung mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig gegen sie führte, zurückschlugen. Doch wurden sie von Johann und den Herzogen von Braunschweig von Neuem angegriffen und (1514) bei Hartwarden und Langwarden entscheidend geschlagen. Graf Edzard von Ostfriesland wurde so hart bedrängt, daß er sich zur Abtretung von Stadinger- und Butjadingerland verstand, wogegen ihm der Besitz von Jever überlassen wurde. Johann hatte bei der Vertheilung des eroberten Landes den vierten Theil erhalten; die übrigen drei Viertel erwarb er sich (1521 und 1523) von den Herzogen von Braunschweig durch Kauf. Er hinterließ (1525) vier Söhne: Johann XV., Georg, Christoph und Anton I., von denen Anton vom Kaiser die Belehnung mit O. und Delmenhorst erlangte. Er beförderte die Reformation in seinem Lande, hob die Klöster auf, zog die geistlichen Güter ein, schloß sich aber, als die Kaiserlichen 1547 in Niedersachsen eindrangen, an diese an und benutzte die Gelegenheit, um Delmenhorst zu erstürmen (2. April 1547) und zum bleibenden Besitzthum seines Hauses zu machen. Anton † nach einer 44jährigen Regierung 1573. Die beiden Söhne Johanns, Johann XVI. und Anton, geriethen in Streit über die Theilung des Erbbesitzthums und erlebten Beide das Ende des hierüber beim Reichshofrath geführten Prozesses nicht. Johann erhielt durch Erbschaft die Herrschaft Jever und zugleich die damit verbundenen Ansprüche auf Knyphausen, machte sich um sein Land vielfach, besonders durch neue und großartige Eindeichungen verdient und † im Nov. 1603. In seinem Testamente hatte er die Bestimmung des Rechts der Erstgeburt für das Haus O. festgestellt. Dies galt aber, da sein Bruder Anton zu Delmenhorst Kinder hatte, zunächst nur für O., wo dem Vater nunmehr Anton Günther folgte, der die von seinem Vater begonnenen Eindeichungen fortsetzte und durch ein vom Kaiser Ferdinand II. 1623 ausgestelltes und 1653 feierlich erneuertes Zolldiplom die Erlaubniß zur Anlegung eines Weserzolls erhielt, der später so einträglich wurde, daß er den fünften Theil der gesammten Einkünfte O.s ausmachte. Während des 30jährigen Krieges wußte er durch sein kluges und standhaftes Benehmen die Neutralität seines Landes zu behaupten und wehrte dadurch die ungeheure Kalamität, die der Krieg über fast alle deutsche Länder brachte, von dem seinigen ab. Durch Vergleich gelangte er (1624) gegen Bezahlung von 50,000 Reichsthalern zum Besitz von Knyphausen, und durch den plötzlichen Tod des Grafen Christian IX. von Delmenhorst, des Sohns von Anton II., fiel auch Delmenhorst an Anton Günther. Da dieser selbst kinderlos war, ging die Succession an die Linie des Hauses O., welche in Dänemark und Holstein regierte, über; diese Linie aber war seit König Friedrich I. in zwei Hauptlinien auseinandergegangen, in die von Holstein-Gottorp, von welcher Christian Albrecht das Haupt war, und in die königlich dänische, die noch einen Nebenzweig an den Herzogen von Holstein-Sonderburg hatte, von denen damals der älteste der Herzog Joachim Ernst zu Plön war. Letzterer wurde in dem rendsburger Erbvertrage vom 16. April 1649 ganz übergangen, und Dänemark und Holstein-Gottorp wurden zu Lehnserben eingesetzt, in deren Namen Anton Günther die Regierung bis an seinen Tod (1667) fortführte. In seinem Testamente vermachte er seiner Schwester Magdalena, der Gemahlin des Fürsten Rudolf von Anhalt-Zerbst, die Herrschaft Jever, mit der Bedingung, daß sie nach dem Abgange von Erben an O. zurückfallen solle; einem unehelichen Sohne, Anton, dessen Legitimirung und Erhebung in den Reichsgrafenstand als Graf von Aldenburg er vom Kaiser erlangt hatte, hinterließ er Varel und Knyphausen und wirkte von seinen Lehnserben

Digitized by Google

aus, daß sie ihm die Statthalterschaft von O. und Delmenhorst übertrugen. Gegen den Vollzug des rendsburger Vertrags protestirte jedoch der von der Successive ausgeschlossene Herzog von Holstein-Plön und brachte eine Klage an den Reichshofrath, verglich sich aber vor Ende des Prozesses mit König Christian V. von Dänemark dahin, daß er gegen eine Entschädigung seine Ansprüche an O. an den König abtrat und demselben auch seine Ansprüche an den gottorpschen Antheil überließ. Obschon nun Plön den Prozeß, der inzwischen fortging, wirklich gewann, trat doch Dänemark vermöge des Vergleichs in den alleinigen Besitz von O. (1676). Christian V. änderte die Lehensverhältnisse und die Gütervergleichungen in O., verwandelte die Naturalabgaben und Dienste in Geldleistungen und traf manche andere wohlthätige Einrichtungen. Unter seinem Nachfolger, Friedrich IV., ward O. von einem schwedischen und hannöverischen Heere feindlich überzogen und in der Christnacht 1717 durch eine ungeheuere Wasserfluth (die sogenannte Weihnachtsfluth) verwüstet. Unter Friedrichs IV. Nachfolgern, Christian VI., Friedrich V. u. Christian VII. genoß das Land einer glücklichen Ruhe; selbst die Stürme des siebenjährigen Krieges gingen unschädlich an ihm vorüber. Nach einem Familienhandel, den Christian VII. 1773 einging, hätten seine deutschen Besitzungen an den Großfürsten Paul von Rußland fallen und somit aus dänischer in russische Gewalt übergehen sollen. Paul nahm in der That am 1. Juni 1773 das vom Kaiser Joseph II. zu einem Herzogthum erhobene O. in Besitz, behielt dasselbe aber nur drei Tage, zu deren Andenken er die von Friedrich V. eingeführte Kopfsteuer aufhob, und trat das neue Herzogthum an seinen Vetter, den Bischof von Lübeck, Friedrich August, von der jüngern gottorpschen Linie, und eventuell an die Nachkommen von dessen Bruder Georg Ludwig ab. Friedrich August traf manche für O. wohlthätige Anstalten, namentlich zur Verbesserung des vernachlässigten Ackerbaues. Nach seinem Tode (1785) wurde seinem gemüthskranken Sohne, Peter Friedrich Wilhelm, dessen Vetter, der Koadjutor und nachmalige Fürstbischof von Lübeck, Peter Friedrich Ludwig, als regierender Administrator beigeordnet. Dieser vortreffliche Fürst tilgte alle Staatsschulden und widmete überhaupt seine ganze Sorgfalt den Landesangelegenheiten. Zwar verlor er 1803 den elsflether Zoll und einige kleine Gebietstheile an Bremen und Lübeck, erlangte aber dagegen vom Reichsdeputationsschluß die Säkularisation des Bisthums Lübeck für sein Haus und die Abtretung der münsterschen Aemter Vechta und Kloppenburg. Im J. 1806 wurde O. wegen seiner Verwandtschaft mit Rußland durch Holländer und Franzosen besetzt und die herzogliche Familie zur Flucht gezwungen; im tilsiter Frieden ward zwar O. zurückgegeben, und es trat (1808) dem Rheinbunde bei, aber schon 1810 schlug Napoleon dem Administrator vor, O. gegen Erfurt zu vertauschen, und als er dies ablehnte, nahm Napoleon das Land (10. Dec. 1810) weg und verband es mit dem Departement der Wesermündungen. Fürst Peter Friedrich Ludwig ging nach Rußland und erhielt durch den wiener Kongreß außer einem Gebietstheil von Hannover einen Theil des vormaligen Fürstenthums Birkenfeld; 1818 schenkte Kaiser Alexander die Herrschaft Jever an O., doch nahm sie der Herzog erst 1823 in Besitz. Nach dem in diesem Jahre erfolgten Tode des blödsinnigen Herzogs Peter Friedrich Wilhelm erhielt Peter Friedrich Ludwig nun auch dem Namen nach die Regierung, die er so lange Zeit mit Ruhm geführt hatte. Er † 1829 in Wiesbaden, und es folgte ihm sein Sohn, August Paul Friedrich, der den schon vom wiener Kongreß seinem Hause bestimmten großherzoglichen Titel annahm und statt der landständischen Verfassung dem Lande eine tüchtige Kommunalverfassung gab. Im Ganzen ward der Staat im Geiste eines aufgeklärten Absolutismus regiert, und die Milde und Gerechtigkeit des Großherzogs hielt lange Zeit höhere Wünsche fern. Endlich aber regte sich das Verlangen nach einer ständischen Verfassung und gab sich durch mehre Petitionen an den Großherzog kund. Die Regierung berief nun 1847 einen Ausschuß der höchsten Staatsdiener zur Abfassung eines Verfassungsentwurfs, doch genoß dieser Ausschuß im Lande nicht das geringste Vertrauen, und der März von 1848 machte seine Arbeiten zu nichte. Der Minister von Beaulieu-Marconay, ein Diplomat aus metternichscher Schule, zeigte sich anfangs so wenig als der Großherzog selbst zu Konzessionen geneigt, bis die Ereignisse ein weiteres Zögern gefährlich machten. Eine Deputation des Stadtraths der Hauptstadt, die vor dem Großherzog erschien und auf die nunmehrige Verlethung der landständischen Verfassung „nach Vernehmung sachkundiger Männer aus allen Theilen des Landes" drang, erhielt eine Antwort, die sich völlig in vagen Versprechungen hielt, so daß eine große Volksversammlung in Oldenburg und Jever am 10. März eine Deputation an den Großherzog abordnete, um weitere Zugeständnisse zu erreichen, wobei die Jeveraner so weit gingen, von der „drohenden Stimmung ihrer Auftraggeber" zu sprechen. Darauf erschien schon am folgenden Tage die Verordnung, welche als die „sachkundigen Männer aus allen Theilen des Landes" 34 Abgeordnete der Stadtbehörden und der Amtsausschüsse nach Oldenburg berief. Damit hatte jedoch die allgemeine Aufregung keineswegs ihr Ende erreicht, vielmehr begann nun erst eine rastlose Thätigkeit, die materiellen Forderungen des Volks zur Sprache zu bringen. Am 16. März sammelten sich in der Residenz nicht weniger als 20 verschiedene Abordnungen aus allen Gegenden des Großherzogthums und stellten als die fünf dringlichsten Punkte ihres Verlangens auf: das Steuerbewilligungsrecht und die gesetzgebende Stimme der Kammer, die Bereicherung des officiellen Verfassungsentwurfs um verschiedene einzelne Anträge der Deputationen, die Veröffentlichung im Druck und die öffentliche Berathung desselben Entwurfs, die deutsche Volksvertretung und das öffentliche Vereinsrecht. Der Großherzog bewilligte nur den ersten jener fünf Punkte und lehnte den ganzen Rest in einer so kühlen und formellen Weise ab,

Digitized by Google

daß die ungünstigste Aufnahme seiner Antwort nicht ausblieb. Als aber am 19. März die landesherrliche Bekanntmachung vom 18. erschien, welche im Wesentlichen einen Auszug des Verfassungsentwurfs enthielt, den der Großherzog hatte ausarbeiten lassen, wurde dem Großherzog in seiner Hauptstadt ein Fackelzug gebracht, erreichte die Bewegung ein vorläufiges Ende. In durchaus ruhiger Weise verlief die Bewegung im Fürstenthum Lübeck, wogegen sie in Birkenfeld einen mehr tumultuarischen Charakter hatte, indem man den verhaßten Präsidenten der dortigen Regierung, Staatsrath Fischer, nöthigte, das Ländchen zu verlassen. Indessen hatte das Erscheinen des ministeriellen Verfassungsentwurfs, der mit dem warmen Inhalt der Ansprache vom 19. März dem Wesen nach wenig übereinstimmte, zu der bittersten Kritik in Zeitschriften und Broschüren, in Vereinen und Volksversammlungen Anlaß gegeben und die 34 erklärten gleich in ihrer ersten Sitzung am 27. April, sich auf die Berathung jenes Entwurfs gar nicht einlassen zu wollen. Die Regierung zeigte sich auf diese Weigerung vorbereitet und nachgiebig, indem sie statt des Entwurfs sogleich mehre völlig umgearbeitete Vorlagen einzeln übergab, darunter eine, nach welcher der Großherzog sein Recht auf selbstständigen Erlaß der Verfassung aufgab und sich bereit erklärte, dieselbe nicht nur mit den Vertrauensmännern zu berathen, sondern mit einem folgenden ordentlichen Landtag zu vereinbaren. Der Großherzog ernannte darauf eine Kommission, die eine neue Verfassungsvorlage unter Rücksicht auf die Erklärungen des Landesherrn wie auf die Wünsche des Volks berathen sollte, und am 15. Juli erschien der zweite, wesentlich umgearbeitete Entwurf des Staatsgrundgesetzes. Bald darauf (1. August) legte Minister von Beaulieu sein Amt nieder und ward durch den bisherigen Staatsrath Schloifer, den Präsidenten der Verfassungskommission, ersetzt. Am 1. September ward der konstituirende Landtag des Großherzogthums eröffnet. Die erste Frage von Bedeutung war die über das Verhältniß Birkenfelds zum Gesammtstaat. Die Birkenfelder dachten allen Ernstes daran, sich von O. loszusagen, wurden aber nach einem heftigen Kampfe überstimmt und verließen den Ständesaal. Von noch größerer Bedeutung war die Berathung über die Einziehung des Domaniums und seine Verwandlung in eine Civilliste. Schon im Mai hatte der Großherzog den damals versammelten Vierunddreißig eröffnet, daß er das Hausvermögen seiner Familie vom Staatsvermögen zu trennen, die nicht zu ersterm gehörigen Domänen für Staatsgut zu erklären und sich für seine Regierungszeit eine Civilliste aussetzen zu lassen beabsichtige. Desto mehr mußte es überraschen, als in der Sitzung vom 7. Oktober die lange erwarteten Vorlagen den Passus enthielten, daß auch ferner ein bestimmter Theil des Domaniums zum Nießbrauch der großherzoglichen Familie ausgeschieden werden solle, woneben die Civilliste, abgesehen von allen Apanagen, auf die Summe von 180,000 Thlrn. Kur. veranschlagt war. Zwar gab die Regierung in dem ersten Punkte nach, indem das ganze Domanium ungetheilt für Staatseigenthum erklärt wurde, rücksichtlich der Civilliste erhob sich dagegen ein Streit, der das ganze Land in neue Aufregung versetzte, bis endlich das Ministerium dem Landtage neue, ermäßigte Vorschläge machte, welche dieser bei der steigenden Reaktion im übrigen Deutschland nicht mehr abzulehnen wagte. In der deutschen Oberhauptsfrage beschloß der Landtag, im Widerspruch gegen das Ministerium, sich jedem Beschlusse der Nationalversammlung unterordnen zu wollen. Die Verfassungsarbeiten waren unterdessen so weit gediehen, daß am 14. Februar der Schluß des Landtags erfolgen konnte, worauf am 1. März 1849 das Staatsgrundgesetz durch das Gesetzblatt veröffentlicht wurde. Man schritt zur Feier eines Verfassungsfestes (11. März), an dem zugleich das Militär auf die Verfassung vereidigt wurde. Am 17. Mai ward die deutsche Reichsverfassung im Gesetzblatte publicirt; nach Ablehnung der Kaiserkrone seitens des Königs von Preußen trat aber der Großherzog durch Erklärung vom 13. Juli dem Dreikönigsbündnisse bei. Die Sympathien für dasselbe waren jedoch im Lande sehr gering, und der am 2. August eröffnete Landtag versagte am 1. September mit 21 gegen 20 Stimmen seine Zustimmung, worauf am 2. September seine Auflösung erfolgte. Sofort wurden neue Wahlen ausgeschrieben, und nachdem das Ministerium inzwischen den Beitritt zum Dreikönigsbündniß endgültig vollzogen hatte, trat der neue Landtag am 2. November zusammen, um sich beinahe ausschließlich mit der deutschen Frage zu beschäftigen. Zwar enthob er die Regierung wegen ihrer „dringlichen" Maßregel der Verantwortlichkeit, entschied sich aber nichtsdestoweniger am 4. Dec. wieder mit 22 gegen 19 Stimmen gegen die Auffassung der Minister. Die nächste Folge war der Rücktritt des Ministeriums Schloifer, weshalb auch der Landtag bis zum 28. Dec. vertagt ward. Den Vorsitz in dem neuen Ministerium mit dem Portefeuille der Justiz erhielt der Landvogteiverweser von Buttel, der bisher den Wahlkreis Oldenburg in der deutschen Nationalversammlung als Mitglied des Centrums in würdiger Weise vertreten hatte. Die übrigen Mitglieder der Regierung waren Ministerialrath von Eisendeiher für das Auswärtige, Major Römer für das Heerwesen, Ministerialrath Krell für die Finanzen, Regierungsassessor von Berg für das Innere. Indessen wartete das neue Kabinet den Wiederzusammentritt des Landtags nicht ab. Derselbe wurde vielmehr aufgelöst und ein neuer einberufen, der am 20. Februar eröffnet wurde und zum ersten Mal seit 1848 wieder seine birkenfelder Mitglieder in seiner Mitte begrüßte. Auch dieser Landtag zeigte in der deutschen Frage die alte Unsicherheit über den einzuschlagenden Weg, obwohl seine Abneigung gegen die Partei der Gothaer das waltende Element blieb. Auf einen Vergleich mit dem Ministerium, dem zufolge jede Rechtsverbindlichkeit von erfurter Beschlüssen für O. von dem Beitritt Hannovers oder der Einstimmung des Landtags abhängen sollte, folgten sehr unerquickliche Debatten, denen erst eine nochmalige Vertagung vom 27. April ein Ende machte. Der in dieser Zeit (7. Juni)

Digitized by Google

von Hannover angeregte Plan, mit O., Hamburg und Bremen unter Rücktritt von der Union ein nordwestdeutsches Staatenbündniß einzugehen, wurde von der oldenburgischen Regierung unter dem 13. Juni entschieden zurückgewiesen; eben so ward die Beschickung des Bundestages abgelehnt. Im Oktober ward der Landtag für aufgelöst erklärt, worauf am 20. Dec. ein neugewählter zusammentrat. Da das berliner Bündniß inzwischen thatsächlich erloschen, so fielen die Verhandlungen in der deutschen Frage weg. Dagegen hatte eine Meinungsdifferenz hinsichtlich des Militärbudgets die Vertagung des Landtags (4. April 1851) und die Abdankung des Ministeriums Buttel zur Folge, das am 10. Mai seine Thätigkeit mit der Einsetzung des Staatsgerichtshofes schloß. An die Spitze des neuen Ministeriums trat am 11. Mai der Obergerichtsrath von Rössing; die Minister Römer und Krell behielten ihre Posten, und auch der Minister des Innern, von Berg, trat bald wieder ein. Auf die Vertagung im April war bald die Auflösung des Landtags gefolgt. Ende September trat der neugebildete zusammen, vor dem die Regierung mit dem Antrag auf eine vollständige Revision der Verfassung erschien. Auf das Verlangen des Ministeriums, darein zu willigen, daß auf dem nächsten ordentlichen Landtag das Staatsgrundgesetz durch bloße absolute Mehrheit revidirt werde, ging der Landtag zwar nicht ein, zeigte sich aber in soweit nachgiebig, als er den Ausweg vorschlug, daß schon der gegenwärtige Landtag durch seine Berathung und Diskussion die Revision vorbereite, der nächste Landtag aber sie durch seine endgültige Entscheidung erst schlüssig mache. Nachdem der Landtag diesen Beschluß, dem die Regierung beizustimmen sich beeilte, am 29. Sept. 1851 gefaßt, vertagte er sich, um der Regierung Muße für die erwarteten Vorlagen zu gönnen, und als er am 23. Febr. 1852 wieder zusammentrat, fand er das Geschäft im Ganzen so leicht, daß er schon am 12. Juni mit seiner umgestaltenden Arbeit fertig wurde. Auch der nachfolgende Landtag fand keinen erheblichen Anstoß, so daß das revidirte Staatsgrundgesetz am 22. November 1852 vollendet war. Im Zusammenhang damit ward am 24. Dec. das Militär seines Eides auf die Verfassung entbunden. Am 27. Febr. 1853 starb unerwartet Großherzog Paul Friedrich August, und es folgte ihm sein Sohn Peter, der sich sogleich beim Antritt seines Regentenamtes zu den besonnenen und mäßigen Regierungsgrundsätzen seines Vaters bekannte. Die seit längerer Zeit bestandenen kirchlichen Wirren sollten durch eine neue Verfassung für die evangelisch-lutherische Kirche ihre Erledigung finden, wie eine solche durch die Abänderung des Staatsgrundgesetzes ohnehin geboten war. Zu diesem Zwecke trat am 27. Januar eine evangelische Synode zusammen und nahm die, auf die Vorarbeiten einer Revisionskommission begründeten Propositionen des Großherzogs zu weiterer Berathung entgegen. Danach sollte die Landeskirche wieder eine wesentlich evangelisch-lutherische mit besonderer Beziehung auf die augsburgische Konfession seyn, derselben Selbstverwaltung, Presbyterial- und Synodalverfassung, jedoch vorbehaltlich der kirchenregimentlichen Befugnisse des Großherzogs, aufs Neue gewährleistet werden, ein vom Großherzoge zu ernennender Oberkirchenrath den Synoden und Presbyterien vorgesetzt seyn. Unter mehrfacher Meinungsverschiedenheit trennte sich die Synode am 24. Februar, ihre Beschlüsse in Mehrheits- und Minderheitsgutachten dem Großherzoge zu weiterem Ermessen vorlegend, worauf dann am 11. April die revidirte Verfassung für die evangelisch-lutherische Landeskirche publicirt ward. Abgesehen von dem am 1. Juli in Kraft tretenden Vertrag mit Frankreich wegen gegenseitiger Wahrung des literarischen Eigenthumsrechtes, war unter dem 16. Januar die Zollkonvention mit Dänemark zu Stande gekommen, wonach das Fürstenthum Eutin nun im Zoll- und Postwesen dem dänischen Gesammtstaate einverleibt seyn sollte. Der wichtigste Vertrag war jedoch der mit Preußen wegen Anlegung eines preußischen Kriegshafens im Jahdebusen unter dem 20. Juli und 1. December abgeschlossene, wonach O. ein Gebiet von 5500 Morgen für die Summe von 500,000 Thlr. an Preußen abtrat. Der Landtag ward, nachdem er zur Deckung des vorliegenden Deficits die Aufnahme eines Anlehens von 140,000 Thalern bewilligt, am 1. Juli geschlossen, der erste, der nach dem Eintritt O.s in die Reihe der konstitutionellen Staaten zu einem ordnungsmäßigen Schlusse gediehen war. Am 1. Januar 1854 trat der Vertrag vom 19. Februar 1853 wegen des Beitritts des Steuervereins zu dem Zollverein in Kraft. Einem vom 9. bis zum 28. Januar tagenden außerordentlichen Landtage ward der mit Preußen abgeschlossene Vertrag wegen Abtretung des Jahdebusens zur Genehmigung vorgelegt, motivirt durch die Nothwendigkeit eines maritimen Schutzes der Nordsee, den Preußen nach Auflösung der deutschen Flotte auf sich genommen habe. Die Genehmigung des Landtages erfolgte am 19. ohne Anstand. Die mit dem gräflich bentinckschen Hause wegen Abtretung des bentinckschen Fideikommisses gegen die ratenweis zu zahlende Summe von 2 Millionen abgeschlossene Uebereinkunft machte im Laufe des Jahres abermals die Einberufung eines außerordentlichen Landtages erforderlich, der am 19. Juli zusammentrat und, nachdem er am 31. seine Genehmigung zu dem Vertrage ausgesprochen hatte, wieder entlassen wurde. Darauf wurde am 8. August das Besitzergreifungspatent wegen der Herrschaft Knyphausen publicirt, worauf im nächsten Jahre die Bekanntmachung wegen des Aufhörens der knyphausenschen Flagge erfolgte. Die Eröffnung eines neuen ordentlichen Landtages fand am 8. November Statt, zum ersten Male durch den Großherzog persönlich; seine Thätigkeit erhielt jedoch erst im folgenden Jahre weitere Bedeutung. Bis zum Schlusse des Jan. 1855 debattirte er ein Staatsdienergesetz, eine neue Gerichtsverfassung, die auf Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Staatsanwaltschaft und Schwurgericht beruhte, sowie das Budget für 1855—57, und befand sich in seinen Beschlüssen in fast durchgängiger Uebereinstimmung mit der Regierung. Im März fand die nur wenig mo-

Digitized by Google

dificirte Regierungsvorlage über ein neues Ehegesetz Annahme, wonach, obschon die kirchliche Einsegnung der Ehe als Regel festgehalten wurde, doch auch die bürgerliche Ehe mit gleichen rechtlichen Wirkungen eingegangen werden kann. Außerdem wurde ein Gesetz über die Staatsangehörigkeit, eine neue Gemeindeordnung, ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, eines über Regelung des Unterrichtswesens u. a. votirt. Zur Uebersiedelung der Bewohner der vom Meere unterwühlten Insel Wangeroge nach dem Festlande wurden Unterstützungen bewilligt. Dem vom 27. März bis 29. April 1856 versammelten Landtage war als wichtigste Aufgabe die Berathung einer provisorischen Einkommen- und Personensteuer zugefallen. Lebhafte Verhandlungen rief die von der Regierung vorgelegte Sonn- und Festtagsordnung hervor, die nur in sehr abgeschwächter Form angenommen wurde. Weitere Gesetze über die Justizreform wurden dem am 17. Februar 1857 wieder zusammengetretenen Landtage vorgelegt. Der am 27. Septbr. verstorbene Finanzminister Krell ward durch den frühern Landtagspräsidenten Zedelius ersetzt. Vergl. H. Hammelmann, Oldenburger Chroniken, Oldenburg 1590; G. A. E. Halem, Geschichte des Herzogthums O., das. 1794—96, 3 Bde.; K. L. Runde, Oldenburger Chronik, das. 1824.

Oldenburg, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Oldenburg, an der schiffbaren Hunte und Haaren, welche einen Theil der Stadt durchfließen und einen Hafen bilden, besteht aus der Alt- und Neustadt und den Vorstädten Osternburg mit Wunderburg und Stein am Hafen, hat mit Lindenalleen besetzte alte Wälle und ist in neuester Zeit vielfach verschönert worden. Bemerkenswerth sind das großherzogliche Schloß mit englischem Garten, werthvollen Sammlungen und einer Bibliothek von 219,000 Bänden, das (1822 erbaute) Prinzenpalais, die Kaserne, das Regierungs- und Archivgebäude, das Kollegiengebäude und der Marstall. Die Stadt hat 2 lutherische Kirchen (die Lombardus-kirche in Form einer Rotunde mit Gruft der großherzoglichen Familie und die Nikolaikirche), eine katholische Kirche, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine höhere Bürgerschule u. eine Militärschule, eine Bildungsanstalt für Töchter der höhern Stände, eine öffentliche Bibliothek von 80,000 Bänden, ein Hoftheater, Armen-, Waisen-, Zucht- u. Werkhaus, eine Sternwarte, ist Sitz der obersten Landesbehörden und zählt gegen 10,000 Einw., die sich von Landwirthschaft, Handel, besonders Weinhandel, Gewerben u. Schifffahrt ernähren. Zur Wohlhabenheit des Orts tragen die großen Vieh- und Pferdemärkte bei, die hier im Juni und August mit einem Umsatz von 3—400,000 Thlrn. gehalten werden. O. ward schon 1155 befestigt, 1168 von Heinrich dem Löwen, 1230 von den Stedingern belagert und erhielt 1345 Stadtrechte.

Oldenburg (Aldenburg), holsteinische Stadt am Weserkanal, mit 1700 Einw., Bierbrauerei, Weberei, Senf- u. Lichterfabrikation. O. war das alte Rethra oder Stargard, Haupt- und Grenzort des Obotritenlandes, erhielt 947 ein Bisthum, das 1158 nach Lübeck verlegt wurde, und bekam 1233 Stadtrechte.

Oldendorf, Stadt im kurhessischen Kreise Rinteln, am rechten Weserufer, mit Leinwandhandel, Baumwollenweberei, Essig- und Tabakfabriken, Steinkohlengruben, Lohgerbereien und 1500 Einw. In der Nähe die verfallene Schaumburg. In der Schlacht am 28. Juni 1633 wurde hier ein kaiserliches Heer von den vereinigten Hessen, Schweden und Braunschweigern besiegt.

Oldendorp, Johann, einer der berühmtesten Juristen des 16. Jahrhunderts, geboren um 1480 zu Hamburg, studirte zu Bologna, Wittenberg 2c., ward 1521 Mitglied der Juristenfakultät zu Greifswalde, 1529 Stadtsyndikus und Professor der Rechte zu Rostock, wo er unter Anderm die Einrichtung einer Gelehrtenschule im Dominikanerkloster veranlaßte, ging um 1548 als Professor nach Köln und bald darauf nach Marburg, wo er 1567 †. Von seinen Werken, die 1559 in 2 Foliobänden erschienen, sind bemerkenswerth: „Libri variarum lectionum ad juris civilis interpretationem" (Köln 1540, Leyden 1546), wegen eines darin befindlichen und für den ältesten gehaltenen Abrisses des Naturrechts, und „Actionum forensium progymnasmata" (Köln 1544).

Oldenlandia, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, meist krautartige, einjährige oder ausdauernde Gewächse in Ostindien und in Südafrika, von deren Arten mehre als Arznei- und Zierpflanzen bekannt sind. Von O. alata *Koen.*, geflügelte Oldenlandie, einem einjährigen Gewächs Ostindiens, gebraucht man die Wurzel gegen Hautkrankheiten, die Blätter bei Brustkrankheiten, um den Auswurf zu erleichtern. Von O. herbacea *Dec.*, Hedyotis herbacea *L.*, auf sandigen Plätzen in Ost- und Westindien, benutzt man in Malabar eine Abkochung mit etwas Honig und gelbem Sandelholze bei bitzigen Fiebern und in Verbindung mit Kümmel bei Krämpfen. O. umbellata *L.*, doldige O., an der Küste von Koromandel u. auf Java, wo sie auch häufig kultivirt wird, heißt in Ostindien Ché. Man wendet die Wurzel bei Hautkrankheiten und die Blätter bei Asthma an. Häufig braucht man die Wurzel und besonders die an höher gelegenen Stellen gewonnene, Chaya montera genannte, mit der Rubia Manjith *Roxb.* vermischt, um die Nankings und die Kalikots gelb und roth zu färben.

Oldensworth, Flecken im dänischen Herzogthum Schleswig, Amt Husum und Schwabstedt, nördlich von Tönningen, mit 750 Einw., bekannt durch die Konvention zwischen Peter dem Großen und Friedrich IV. und den oldensworther Vertrag (16. Nov. 1713), in Folge dessen sich der schwedische Feldmarschall Steenbock den vereinigten Russen, Sachsen und Dänen mit 11,000 Mann kriegsgefangen ergab.

Oldesloe (Odesloe), Stadt in Holstein, an der Trave, mit Saline (Travensalze), Bad, Ackerbau, Papier-, Seifen-, Tabak- und Essig-, Lichterfabrikation, Gerbereien, Brennereien, Brauereien, Buchdruckerei und 3000 Einw.

Oldisleben, Flecken und Amtsort im Groß-

Digitized by Google

herzogthum Sachsen-Weimar, an der Unstrut, mit Salpetersiederei, Ziegel- und Kalkbrennerei, Runkelrübenzuckerfabrikation. Rentamt u. 1500 Einw. O. war sonst Benediktinerkloster, das 1089 gestiftet wurde.

Old-Red-Sandstone (engl.), s. Alter Sandstein.

Olea, Pflanzengattung, s. Oelbaum.

Oleander, Pflanzengattung, s. Nerium.

Olearius, Adam, eigentlich Oelschläger, einer der besten deutschen Prosaiker seiner Zeit, um 1600 zu Aschersleben geboren, Sohn eines dortigen Schneiders, studirte in Leipzig, ging dann 1633 nach Holstein und ward Bibliothekar und Hofmathematikus des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp. Letzterer schickte ihn mit der Gesandtschaft, bei der sich auch Paul Flemming befand, als fürstlichen Rath und Sekretarius an seinen Schwager, den Czar Michael Fedorowitsch, nach Moskau, dann 1635 über Moskau nach Persien an Schah Sefi. Nach seiner Rückkehr (1639) gab O. eine merkwürdige und reichhaltige „Beschreibung der moskowitischen und persischen Reise" (Schleswig 1647 u. öfter, Hamburg 1696) heraus. Er hatte in Persien die Landessprache erlernt und lieferte unter Anderm eine Uebersetzung von Saadi's „Gulistan" unter dem Titel „Persianisches Rosenthal &c." (Schleswig 1654 und 1660). Er wurde 1651 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und † den 22. Febr. 1671.

Oleaster, Pflanzengattung, s. v. a. Elaeagnus L.

Ole Bull, s. Bull.

Oleggio, Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Novara, mit 2000 Einw., hat besuchte Bäder des D. Paganini. O. ist das alte Olegium; hier Sieg Scipio's über Hannibal.

Oleïn (Oelstoff), s. Elain.

Olekma, Fluß in Sibirien, entspringt in der Provinz Jakutsk, am nordwestlichen Abhang des Stanowoigebirges, mündet unterhalb Olekminsk rechts in die Lena; Nebenflüsse: die Tungurka, Ilkimda und Ojun rechts, der Tugir, Miatbi und die Tara links.

Oléron, 1) Insel an der Westküste des französischen Departements Nieder-Charente, im Meerbusen von Biscaya, am Ausflusse der Charente und Seudre, von der Insel Ré durch die Meerenge Pertuis de Antioche und vom Festlande durch die Pertuis de Maumasson getrennt, Marennes gegenüber, welcher Stadt die Insel ihre Südspitze zukehrt, hat einen Flächenraum von 4½ □Meilen und ist im Westen felsig, östlich mit Sandbänken umgeben. Der gut bewässerte Boden bringt eine Menge von Bohnen, Erbsen, Rüben, Mais, Gemüse und Kohlgattungen hervor, und die vielen Salzseen liefern ein feinkörniges, wegen seiner Leichtigkeit gesuchtes Salz. Von einem Ende der Insel bis zum andern führt eine gut unterhaltene Heerstraße, und auf der nordwestlichen Spitze steht ein Leuchtthurm. Die 16,000 Einwohner sind meist reformirt und beschäftigen sich mit Wein- und Getreidebau, Fischfang, Brannweinbrennerei und Schiffsbau. Die Insel O., im Alterthum Ularus, gehörte später zu Aquitanien und kam dann an England. Auf ihr wurde 1287 der Friede zwischen König Jakob von Sicilien und Karl II. von Neapel unter englischer Vermittelung geschlossen. Im 16. Jahrhundert wurde die Insel von den Rochellern genommen, denen sie jedoch Ludwig XIII. 1623 wieder abnahm. Bei der Befestigung O.s und der Insel Ré als Punkt und zur Deckung des Ausflusses der Charente zu Ende des 18. Jahrhunderts brachte Montalembert zuerst seine fortifikatorischen Ideen in Ausführung. In der französischen Revolution wurde die Insel zum Verbannungsort bestimmt. Die befestigte Hauptstadt, Chateau d'O., auf der südöstlichen Küste, hat ein Schloß, einen Hafen, Handel mit Wein, Branntwein, Salz, Schiffbau und 3250 Einwohner. Die Stadt St. Pierre d'O., in der Mitte der Insel, hat 3000 handeltreibende Einwohner. Das nach der Insel benannte oleronische Recht, Rôles, Jugements oder Lois d'Oléron (korrumpirt Rôles de Leyron), ist eine uralte Sammlung von seerechtlichen Bestimmungen, die Rechtsgewohnheiten und Urtheilssprüche über Schifffahrt und Seehandlung und außerdem die Kriminalverordnung enthält, daß der Steuermann das Leben verwirkt, wenn er das Fahrzeug vorsätzlich untergehen läßt. Der aus 25 Artikeln bestehende älteste Theil stammt wahrscheinlich aus der Mitte des 12. Jahrh., wo er unter der Autorität der alten Herzoge von Guienne zu Stande kam. Die älteste Urkunde, welche die Geltung der Rôles d'Oléron in Frankreich bestätigt, ist von 1364. Auch in andern Staaten, z. B. in Spanien und den Niederlanden, wurde dieses Seerecht Jahrhunderte lang in Anwendung gebracht, und durch eine Vermählung Heinrichs II. von England mit Eleonore, der Erbin von Guienne, erhielt dasselbe sogar auf den britischen Inseln großes Ansehen und wurde subsidiarisch gebraucht. Die beste Ausgabe des oleronischen Rechts ist die von Pardessus in seiner „Collection des lois maritimes au 18me siècle" (Paris 1828).

2) (Oloron), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Niederpyrenäen, in der alten Grafschaft Béarn, am Abhang eines Hügels und am Gave d'O., wo der Gave d'Osau in denselben mündet, hat ein Civil- und Handelstribunal, mehre Assekuranzen, zwei Mineralquellen, Weinbau, viel Papiermühlen, Messer-, Tuch- und Wollbeckenfabriken, Wollspinnereien, Gerbereien, Färbereien, lebhaften Handel mit Wolle, Schaffellen, Pökelfleisch und bayonner Schinken, Vieh, spanischen Pferden, Holz aus den Pyrenäen für die königliche französische Marine und 6800 Einwohner. Jenseits O. liegt der Flecken St. Marie d'O., mit dem O. durch eine sehr hohe Brücke verbunden ist.

Olesa, Stadt im spanischen Fürstenthum Katalonien, Provinz Barcelona, mit Wollzeugweberei, Mineralquelle, Trümmern der alten Stadt Rubricata und 2650 Einw.

Oleschki, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Taurien, an einem Arme des Dniepr, Ueberfahrt nach Chersón, hat 2000 Einwohner.

Oleßko (Marggrabowa), Kreisstadt in

Digitized by Google

der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, am See O. und an der Lega, hat ein Schloß, eine Post, evangelische Pfarrei, ein Krankenhaus, eine Erziehungsanstalt und 3500 Einw.

Oleum (lat.), s. v. a. Oel.

Olga, die Heilige, war eine einfache Bäuerin aus einem Dorfe nahe bei Pskow, wurde aber Gemahlin des Großfürsten Igor von Kiew, der sie auf der Jagd hatte kennen lernen. Mit großen Geistesgaben und herrlichem Charakter ausgerüstet, führte sie von 946, als ihr Gemahl in einer Schlacht gegen die Drjewlier geblieben, bis 955 die Regierung für ihren minderjährigen Sohn Swäntoslaw, ging dann nach Konstantinopel, wurde hier von dem Patriarchen Theophilaktes getauft, erhielt den Namen Helena und wurde nach ihrem Tode (968) von der griechischen Kirche heilig gesprochen. Sie war die erste christliche Großfürstin in Rußland.

Olgopol, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Podolien, an der Savranka, mit Salpetersiedereien, Branntweinbrennereien, Viehzucht und über 1800 Einwohnern. O. hieß früher Tscheschelnick.

Olgun (Dulcigno, Dulzigno), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Albanien, Sandschak Skutari, in einer schönen Lage, am Abhange eines Vorgebirges am adriatischen Meere, hat eine feste Citadelle, die 1696 eine harte Belagerung durch die Venetianer aushielt, einen guten Hafen, ist Sitz eines katholischen Bischofs und zählt 8000 Einwohner, meist Seeräuber. O. bildet einen Bezirk, der sich bis an den Boganasee ausdehnt und von Gungen bewohnt ist, welche Oel und Bauholz in Menge von dem Hafen der Stadt ausführen. In der Nähe von O. liegt Eski-O., das angeblich von den Kolchiern erbaute alte Oleinium oder Olchinium, ursprünglich Colchinium.

Olibanum (lat.), s. Weihrauch.

Olibriones, gallische Bewohner des Moselthals, die sich im Anfange des 5. Jahrh. von der römischen Herrschaft frei machten, seit der Besetzung des Moselthals durch die Franken aber nicht mehr genannt werden.

Olier, Jean Jacques, Stifter der Kongregation von St. Sulpice, 1608 zu Paris geboren, ward als Sohn eines königlichen Requetenmeisters schon im Knabenalter Abt von Pébrac und Kanonikus von Brioude, besuchte nach Vollendung seiner Studien in der Sorbonne Rom und Loretto, wurde dann Priester der Mission (Lazarist) zu Paris und wirkte mehre Jahre lang im Sinne dieses Ordens. Im J. 1641 gründete er zu Vaugirard ein geistliches Seminar und behielt die Leitung desselben auch bei, als ihm 1642 die Pfarrei von St. Sulpice in Paris übertragen wurde. Letztere Stadt verdankt ihm die Erbauung der Kirche von St. Sulpice (1646), bei welcher bald darauf das Hauptseminar entstand. Andere Seminarien der Kongregation stiftete O. noch zu Nantes, Viviers, Pyn in Velay, Clermont und Bourg St. Andéol; selbst nach Montréal in Canada sandte er mehre seiner Geistlichen als Missionäre. Bereits seit 1652 seines Pfarramtes entbunden, † er im Geruche der Heiligkeit 1657.

Oliergues, Stadt im französischen Departement Puy-de-Dome, Arrondissement Ambert, an der Dore, mit 2000 Einw., die Beuteltuch fabriciren und Leinweberei treiben.

Oligarchie (Oligokratie, v. Griech., die Herrschaft Weniger), bei den alten Geschichtschreibern und Rednern jede Regierungsform, die nicht monarchisch oder demokratisch war, in der Staatslehre des Alterthums aber eine Ausartung der Aristokratie und zwar diejenige Herrschaft Weniger, die nur das Interesse der Herrscher berücksichtigt. Das Princip dieser Verfassung ist der Reichthum in sofern, als die Vermögendsten bloß um des Vermögens willen und durch dasselbe sich in dem Besitz der Herrschaft behaupten; es gibt dann nur zwei Klassen, Reiche und Arme, und beide beobachten ein beständiges Mißtrauen gegen einander. Die O. entsteht am häufigsten aus der Timokratie (s. d.) und führt am leichtesten zur Demokratie (s. d.); nur zuweilen ist Tyrannis (s. d.) aus O. entstanden. Die O. verhält sich zur Aristokratie (s. d.), wie die Despotie zur Monarchie, die Ochlokratie zur Demokratie.

Oligoklas, antitomer Feldspath, ist anorthisch, vollkommen theilbar nach der Endfläche, von 6,0 H. und 2,64—2,66 Gew., mit Glasglanz, auf der vollkommensten Theilungsfläche perlmutterartig, auf dem Bruche fettartig, kantendurchscheinend, farblos, ins Graue und Grüne, schmilzt unter Aufschwellen leichter als der Feldspath u. kommt selten krystallinisch, meist in derben, blätterigen Massen im Gneis Norwegens und Schwedens und im Basalt (Phonolith) vom Strauphain bei Rodach vor.

Olim (lat.), ehemals, daher seit O.s Zeiten, s. v. a. seit langer Zeit.

Olinda (Olinda), Stadt in Brasilien, Provinz Pernambuco, in ungemein reizender Lage auf einem Berge an der Küste, Hauptstadt der gleichnamigen Comarca, ist der Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs, hat ein Seminar, einen botanischen Garten, eine Kathedrale und 7—8000 (nach Andern nur 4000) Einw.

Olinia, Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, hübsche Ziersträucher vom Kap, im Mai und Juni blühend, mit weißen, sehr dicht in Afterdolden gehäuften Blumen und schönen rothen Früchten. Man pflanzt sie in Lauberde mit ⅓ Sand gemischt, durchwintert sie im Zimmer oder Glashause bei 4—6 Grad Wärme und vermehrt sie durch Stecklinge unter Glocken im Warmbeete.

Olioules (Olioule), Stadt im französischen Departement Var, Bezirk Toulon, am Ausgang einer schauerlichen Schlucht (Maur d'O.), westlich von Toulon, mit 3500 Einw., die Leinenfabrikation und Handel mit Landesprodukten, getrockneten Früchten und Wein treiben.

Olisipo, Stadt Lusitaniens, jetzt Lissabon.

Olitäten (v. Lat.), alle Arten von Oelen, Essenzen und wohlriechenden Wassern ꝛc., die als Arzneimittel und Parfümerien fabricirt und in den Handel gebracht werden; daher Olitätenhändler, Leute, die meist in eigenen Fabriken nach veralteten Formen bereitete Medikamente und dergleichen besonders in kleinen Städten und Dörfern haufiren tragen. Die Medicinalpolizei hat die Befugniß der Oelhändler sehr beschränkt.

Digitized by Google

Olite, Stadt in der spanischen Provinz Navarra, südlich von Pampeluna, am Eidacos, mit Schloß (Sitz der Könige von Navarra), Mineralquelle und 3000 Einw.

Oliva, 1) Marktflecken in der preuß. Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk und Kreis Danzig, vor den Thoren der Stadt Danzig, ¼ Meile von der Ostsee, auf die man von dem nahen, 272 F. hohen Karlsberg eine schöne Aussicht hat, ist Sitz des Fürstbischofs von Ermeland und zugleich belebt durch viele Landhäuser vornehmer und reicher Bewohner von Danzig, hat einen Palast und Park des Fürstbischofs, eine ehemals berühmte, jetzt aufgehobene reiche Cistercienserabtei mit einer prächtigen Kirche, welche 40 Altäre und eine vorzügliche Orgel enthält; in der Nähe sind 7 Stahl- und Eisenhämmer, ein Kupferhammer und eine große Papiermühle. Die Stadt hat 1500 Einw. Dazu die Vorwerke Olivenbaum und Ludolphine. In der Abtei ward am 3. Mai 1660 der Friede geschlossen, welcher den Krieg zwischen den Schweden, Polen, dem Kaiser und dem großen Kurfürsten von Brandenburg beendigte. Johann Kasimir, König von Polen, entsagte seinen Ansprüchen auf Schweden, und die Republik überließ das nördliche Livland, Esthland und die Insel Oesel an Schweden, während dieses auf Kurland verzichtete und beide Theile Preußens Unabhängigkeit bestätigten. Schweden gab hierauf im Frieden zu Kopenhagen am 27. Mai 1660 Drontheim und Bornholm an Dänemark zurück und schloß 1661 mit Rußland den Frieden zu Kardis auf den vorigen Besitzstand. Der Friede zu O. befestigte Schwedens politisches Uebergewicht und sicherte Brandenburgs unabhängigen Besitz des damaligen Herzogthums Preußen. Vgl. J. G. Böhme, Acta pacis Olivensis inedita, Breslau 1763 und 1765.

2) Stadt in der spanischen Provinz Valencia, östlich von San-Felipe, unweit des mittelländischen Meeres, hat ein zerstörtes Kastell, ansehnliche Seidenzucht, Wein- und Oelbau, Leinweberei und 6000 Einw.

Oliva, Fernandez Perez de, berühmter spanischer Humanist und Prosaist, geboren um 1497 zu Cordova, studirte zu Salamanca, Alcala, Paris und Rom Theologie und alte Sprachen, las dann in Paris und Salamanca über Aristoteles und den Magister sententiarum, ward vom Kaiser Karl V. zum Lehrer des nachmaligen Königs Philipp II. ernannt, † aber noch vor dem Antritte dieser Stelle 1523. Epochemachend in sprachlicher Beziehung sind besonders seine Trauerspiele: „La vengança de Agamemnon", nach der Electra des Sophocles, und „Hecuba triste", nach des Euripides Hecuba, beide in Prosa; ferner: „Dialogo de la dignidad del hombre", das erste Muster einer gediegenen und fließenden philosophischen Abhandlung in der spanischen Literatur. Weniger Werth haben O.'s poetische Arbeiten (Madrid 1787, 2 Bde.). Seine gesammten Werke wurden von seinem Neffen Ambrosio de Morales (Cordova 1586) herausgegeben.

Olivant (Olyfant, v. altd. Elphond, Elephant, s. v. a. elfenbeinern), das im Sagenkreise Karls des Großen berühmte Heerhorn Rolands, welches Karl der Sage nach von Gott durch einen Engel für seinen Neffen erhielt. Roland benutzte es beim Ueberfalle im Thale Roncevall.

Olivarez, Don Gasparo de Guzman, Graf von O., Herzog von San Lucar, Premierminister Philipps IV. von Spanien, stammte aus einem vornehmen, aber herabgekommenen Geschlechte und wurde den 6. Jan. 1587 zu Rom geboren, wo sein Vater Gesandter am Hofe Sixtus V. war, den er vergiftet haben soll. O. erhielt eine gute Erziehung und besuchte schon in seinem 12. Jahre die Universität zu Salamanca. An den Hof Philipps III. gezogen, benutzte er die Spaltung zwischen diesem und dem Prinzen von Asturien, sich in der Gunst des Letztern zu befestigen, so wie er auch durch die Zwistigkeiten zwischen den Herzogen von Lerma und Uzeda mit kluger Ueberlegung seinen Einfluß zu steigern wußte. Bald hatte er sich eine solche Geltung erworben, daß er nach Philipps III. Tode (31. März 1621) statt Uzeda's seinen Oheim Don Baltasar de Zuniga zum Premierminister vorschlagen durfte. Nach dessen Tode übernahm O. selbst die Leitung der Angelegenheiten und suchte sich nun dem Könige unentbehrlich zu machen, indem er ihm gegen Arbeit und Selbstregierung eine unüberwindliche Scheu einflößte, während er selbst eine desto größere Thätigkeit entwickelte. Die leitende Idee seiner äußeren Politik war der enge Verband mit der deutschen Linie des Hauses Oesterreich, um dadurch Frankreich und Holland das Gegengewicht zu halten; im Innern bestrebte er sich, verjährte Mißbräuche und die grenzenlose Unordnung in der Verwaltung abzustellen, wobei er immer noch Mittel zur Ausführung bedeutender Unternehmungen aufzubringen wußte. Seine große Idee, die Vereinigung sämmtlicher Provinzen zu einem Staatskörper und einer gleichmäßigeren Vertheilung der Lasten, scheiterte jedoch an dem Widerstand der in Bezug auf Steuerbewilligung privilegirten Provinzen Aragonien, Katalonien und Valencia. Es entstand eine Empörung, welche seine Feinde ihm zur Last legten, wie man ihm auch Schuld gab, den Aufstand der Portugiesen veranlaßt zu haben, welcher 1640 den Herzog von Braganza auf ihren Thron erhob. Diese Beschuldigungen, wie sein ungemessener Stolz gaben seinen Feinden, zu denen auch die Königin gehörte, Gelegenheit, seinen Einfluß zu untergraben, so daß er 1643 entlassen wurde, nachdem er sich 20 Jahre lang durch eigene Kraft als Oberkämmerer, Oberstallmeister, Großkanzler von Indien, Generalschatzmeister von Aragonien und Generalkapitän der gesammten spanischen Kavallerie behauptet hatte. Weil er in einer Vertheidigungsschrift mehre einflußreiche Männer hart mitnahm, wurde er nach Toro verbannt, wo er den 12. Juli 1645 †.

Oliven, die Früchte des Oelbaums (s. d.).

Olivenbaum, s. v. a. Oelbaum.

Olivença (Olivenza), befestigte Stadt in der spanischen Landschaft Estremadura, Provinz Badajoz, unweit der portugiesischen Grenze, in einer lachenden, von sanften Hügeln durchschnittenen, an Wein und Oliven fruchtbaren Ebene, hat 2 Kirchen, 2 Klöster, ein Hospital, Wein-,

Digitized by Google

Obst-, Oliven- und Maulbeerbaum, Getreidehandel und 10,000 (nach Andern 5000) Einw. O. ward im spanischen Erbfolgekriege 1709 von den Franzosen und Spaniern belagert, am 22. Jan. 1811 von den Franzosen unter Soult erobert.

Olivenöl, s. v. a. Baumöl.

Olivetaner (Fratres eremitae de monte Oliveti, Congregatio S. Mariae montis Oliveti, Mönche von Monte Oliveto oder vom Oelberge), Benediktinerkongregation in Italien, entstand, als der Professor der Rechte, Giov. Tolomei zu Siena, in Folge eines Gelübdes für die Befreiung von einer Augenkrankheit sich 1313 auf seiner Besitzung Accona bei Monte Oliveto dem Dienste der heil. Jungfrau in strenger Askese geweiht hatte. Zuerst folgten ihm zwei seiner Schüler, Ambr. Piccolomini und Patricius, dann traten Andere hinzu, ohne sich jedoch einer bestimmten Regel und Ordnung zu unterwerfen, bis Johann XXII. ihre Organisation befahl, worauf sie 1319 die Regel Benedikts mit eigenthümlichen Zusätzen und Verschärfungen, sowie eine nahgelegene Anhöhe (Mons Oliveti, Monte Oliveto, Oelberg) zur Gründung eines Klosters angewiesen erhielten. Im J. 1322 übernahm Tolomei, der sich jetzt Bernhard nannte, hier das Superiorat, sah noch die prachtvollen Klöster der Kongregation zu Arezzo, Siena u. Florenz entstehen u. † in erster Stadt 1348 als unerschrockener Pfleger der Pestkranken. Rasch verbreiteten die O. sich über ganz Italien. Auch Jungfrauenstifte (Nonnen vom Oelberge) schlossen sich ihnen an. Die Gesellschaft behauptete ihren guten Ruf bis auf unsere Zeit. Bemerkenswerth ist das stets in Kraft gebliebene Verbot, keine Person aus angesehener Familie aufzunehmen. Neben den religiösen Pflichten beschäftigt die O. auch das Studium der Theologie und Philosophie. Die Leitung des Ordens haben ein General, ein Generalvikarius und 6 Visitatoren. Jährlich wird ein Generalkapitel gehalten und darin die Wahl der Superioren und anderer Klosterbehörden vorgenommen. Die Ordenskleidung ist weiß mit schwarzem Skapuliere.

Olivetanus (Oliveteau), Peter Robert, reformirter Theolog, Verfasser der sogenannten genfer Bibel, geboren in Nyon zu Ende des 15. Jahrh., Verwandter Calvins, war 1533 als Lehrer zu Genf und wurde von seinen Glaubensgenossen beauftragt, statt der alten, nach der Vulgata angefertigten Waldenserbibel eine neue französische Uebersetzung nach dem Grundtexte zu bearbeiten, mußte aber, bevor er ans Werk gehen konnte, die Stadt verlassen, weil er einem gegen die Reformation predigenden Mönche in der Kirche widersprochen und dadurch einen Auflauf veranlaßt hatte. Er begab sich nach Neuenburg und soll hier seine Arbeit in einem Jahre vollendet haben. Später besuchte O. die piemontesischen Waldenserthäler u. Rom u. †, angeblich an Gift, 1538 zu Ferrara. Die genfer Bibel, in der französisch-reformirten Kirche mit spätern Verbesserungen Calvins, Beza's und A. noch jetzt recipirt, hat zur Grundlage die 1530 zu Antwerpen erschienene französische Uebersetzung der Vulgata, folgt aber an vielen Stellen unmittelbar dem Grundtexte, oder doch den lateinischen Versionen und Kommentaren einzelner Gelehrten. Sie erschien zuerst in Neuenburg 1535, dann in Genf 1540.

Oliveto, Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, mit Schloß und 6000 Einw.

Olivetten, länglichrunde Glasperlen, welche, in Böhmen, im Baireuthischen, in Venedig und in Frankreich gefertigt, als Handels- und Tauschartikel namentlich nach Aegypten und Afrika ausgeführt werden.

Olivier, 1) Guillaume Antoine, französischer Entomolog, geboren den 19. Jan. 1756 zu Les-Arcs bei Fréjus, studirte Medicin in Montpellier, widmete sich aber bald ausschließlich den Naturwissenschaften. Nach Ausarbeitung seiner „Histoire naturelle des Caleoptères" (Paris 1789—1808, 6 Bde. mit 363 Kupfern, deutsch von Illiger, Braunschw. 1800—1802, 2 Bde.) machte er eine entomologische Reise nach England und Holland, deren Ausbeute er bei Bearbeitung des entomologischen Theils der „Encyclopédie méthodique" benutzte. In der Schreckenszeit rettete ihn der Minister Roland, indem er O. und Bruguières mit einer Sendung nach dem Orient betraute. In Konstantinopel warteten die Reisenden vergeblich auf Unterstützung von Seiten der Regierung, bei der nach Rolands Sturz die Angelegenheit in Vergessenheit gekommen war; ohne Hülfsmittel und unter den größten Gefahren machten sie mehre Reisen nach den kleinasiatischen Küsten, den griechischen Inseln u. Aegypten. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, fanden sie endlich die Instruktionen der französischen Regierung zur Reise nach Persien, die sofort angetreten wurde. Mit ansehnlichen naturhistorischen Sammlungen langte O., nachdem Bruguières auf der Rückreise in Ancona gestorben, 1798 in Paris wieder an, wo er die Resultate seiner Beobachtungen u. Forschungen in dem Werke: „Voyage dans l'empire ottoman, l'Egypte et la Perse" (Paris, 3 Bde., 1802—1807, deutsch von Math. Müller, Leipz. 1806—1808, 3 Bde.) niederlegte. Im J. 1800 wurde O. Mitglied des Instituts von Frankreich, lehrte eine Zeit lang als Professor der Zoologie an der Thierarzneischule zu Alfort bei Paris und † den 11. Aug. 1814 zu Lyon. Außer den genannten ist von seinen Werken noch zu bemerken: „Dictionnaire de l'histoire naturelle des insectes de l'Encyclopédie methodique" (Paris 1789—1819, 9 Bde.). Einzig in ihrer Art ist die von ihm hinterlassene Insektensammlung, zu der Latreille einen Katalog ausarbeitete und die über 6000 Species enthält.

2) Ludwig Heinrich Ferdinand, der Erfinder einer nach ihm benannten Lesemethode, den 19. Sept. 1759 zu La Sarra in der französischen Schweiz geboren, besuchte die hohe Schule zu Lausanne, ging 1779 als Hofmeister nach Livland und wurde 1781 Lehrer an dem Philanthropin zu Dessau, das damals in seiner höchsten Blüthe stand. Nach der 1793 erfolgten Auflösung des Philanthropins errichtete er eine bald ungemein aufblühende Erziehungsanstalt, die er aber 1801 wieder aufgab, um ganz für die weitere Ausbildung und Ausbreitung der von ihm erfundenen Lesemethode zu leben, die er in Leipzig und Berlin persönlich in mehren Lehranstalten zur Ein-

Digitized by Google

führung brachte. Mit Tillich errichtete er 1809 von Neuem ein Erziehungsinstitut, das er aber nach einigen Jahren jenem ganz überließ. Im Sommer 1811 ging er in die Schweiz, um sich dort anzusiedeln und eine Erziehungsanstalt zu gründen, doch verschob er während der damaligen Kriegszustände die Ausführung dieses Plans u. ging nach Wien, wo er am 31. März 1815 †. Auf den Wunsch der Fürstin Schwarzenberg ward er auf der fürstl. Herrschaft Worlick in Böhmen beerdigt. Seine Lesemethode gehört zu den Lautirmethoden, die von dem Grundsatz ausgehen, daß die Lesekunst auf der Kenntniß des jedem Buchstaben eigenthümlichen Lautes beruhe. Sein Hauptwerk ist: „Orthoepographisches Elementarwerk oder Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunst, recht sprechen, lesen und recht schreiben zu lehren" (Dessau 1804 bis 1806, 2 Thle.).

3) Heinrich von O., tüchtiger Historienmaler, Sohn des Vorigen, geboren zu Dessau 1783, genoß mit seinem Bruder Ferdinand zunächst den Unterricht des trefflichen Malers K. W. Kolbe, ging dann 1804 nach Dresden und Paris und lebte seit 1810 mit wenigen Unterbrechungen in seiner Vaterstadt, wo auch die meisten seiner, durch Anmuth der Composition und Zartheit der Behandlung ausgezeichneten Werke sich theils in Kirchen, theils in Privatsammlungen befinden. Später war er eine Zeit lang Wirthschaftsrath in Dessau und ging dann nach Berlin, wo er Zeichen- und Sprachunterricht gab und den 3. März 1848 †.

4) Johann Heinrich Ferdinand von O., Bruder des Vorigen, vorzüglicher Landschafter und Hauptbegründer der sogenannten historischen Landschaftsmalerei, geboren 1785 zu Dessau, machte seine ersten Kunststudien unter K. W. Kolbe, mußte sich zugleich aber zum Pädagogen ausbilden, begleitete als Hülfslehrer 1802 seinen Vater nach Berlin und erhielt erst 1804 die Erlaubniß, ungetheilt seinen künstlerischen Neigungen zu folgen und deshalb nach Dresden zu gehen. Mit seinem Bruder Heinrich lebte er 1807 bis 1810 zu Paris, wo die beiden Künstler im Auftrage des Herzogs von Dessau für die Kirche zu Wörlitz zwei große Bilder im strengen alten Kirchenstyle (Taufe Christi und Einsetzung des Abendmahls), sowie ein großes Reiterbild Napoleons malten, das an Wahrheit und Ausdruck die meisten französischen Arbeiten dieser Art übertrifft. Die politischen Verhältnisse veranlaßten O., bald nach seiner Rückkehr aus Frankreich nach Wien zu gehen, wo sein Haus mehre Jahre hindurch der Vereinigungspunkt aller strebsamen Künstler wurde. Herrliche Erzeugnisse seiner dortigen Studien sind eine Reihe historischer Landschaften in Oel und 1823 eine Folge eigenhändig lithographirter Blätter unter dem Titel: „Sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden". Seit 1833 Professor der Kunstgeschichte an der königl. Akademie zu München und functionirender Generalsekretär, malte O. wenig mehr; doch machte noch 1838 eine Landschaft mit einem alterthümlichen, aber wohnlichen Schlosse in der Mitte auf der münchener Kunstausstellung Epoche. Er † zu München den 11. Febr. 1841 mit dem Ruhme, an Ernst und Würde der Anordnung und Komposition, Innigkeit, Geschmack und Sorgfalt der Ausführung, Tiefe und Wärme der Färbung nur von Wenigen übertroffen worden zu seyn.

5) Woldemar Friedrich von O., Bruder der Vorigen, Historien-, Landschafts- und Porträtmaler und Lithograph, geboren zu Dessau 1791, war ebenfalls erst Hülfslehrer bei seinem Vater, studirte seit 1811 die Kunst zu Wien unter seinem Bruder Ferdinand u. nahm 1813 u. 1814 als Offizier im lützowschen Freicorps am Befreiungskriege Theil. Geschmückt mit dem eisernen Kreuze, kehrte er 1814 nach Wien zurück, vollendete seit 1818 seine Studien unter Overbeck und Cornelius zu Rom, arbeitete seit 1824 wieder zu Wien meist Porträts und ging 1829 nach München, wo er bei den Fresken im Königsbau, in den Nibelungensälen und dem Saale der homerischen Hymnen half. Seit dem Tode seines Bruders liefert O. meist Landschaften. Besonders bemerkenswerth ist seine „Volksbilderbibel in 50 Darstellungen aus dem N. T." (mit Text von G. H. von Schubert, gestochen von Thäter, Merz u. A., Gotha 1836 ff.). Er lebt seit 1850 in Dessau, mit Unterricht beschäftigt.

Olivin, die derbe, körnige Abänderung des Chrysoliths (s. d.), die sich eingewachsen in Doleriten und Basalten findet, ist unter allen Beimengungen der eigentlichen Basalte die bezeichnendste, der auch in Bezug auf Menge und Bestimmtheit keiner der andern Einschlüsse gleichzusetzen ist. In den Doleriten besonders findet sich der eisenreiche O. (Hyalosiderit). Die größten Olivinmassen pflegen in den basaltischen Conglomeraten zu liegen, doch auch in dichten Basalten kommen Massen bis über Kopfgröße vor. Meist verwittert der O. sehr leicht und wird zu einer erdigen, mürben, gelblich oder braungefärbten Masse. O. ob. Olivit heißt auch ein Extrakt aus Olivenblättern, farblose Krystalle von bitterm Geschmack, unlöslich im Wasser, leichtlöslich in Säuren, schmilzt in der Hitze und bräunt sich dabei unter Verbreitung aromatischer Dämpfe. Man erhält es durch Auskochen der Blätter des Oelbaums mit säurehaltigem Wasser, durch Concentriren des Auszugs und Uebersättigen mit Ammoniak, wodurch ein grüngelber Niederschlag entsteht, den man in Salzsäure löst, durch Blutkohle entfärbt und durch Alkali fällt. Das Gefällte, in Alkohol gelöst, liefert beim Verdampfen das O. in Krystallen.

Olkusz, Kreisstadt im russ.-poln. Gouvernement Krakau, südwestlich von Pilika, in sandiger Gegend, mit 1500 Einw., meist Juden. O. war früher durch seine Silber-, Zinn- und Bleibergwerke berühmt, die noch 1576 6000 Mark reines Silber und 50,000 Centner Blei, außerdem Eisen und Galmei lieferten, aber von den Schweden 1655 unter Wasser gesetzt wurden. Erst 1837 fand man eine unerschöpfliche Grube von Zinkerz.

Olla potrida (span.), wörtlich fauliger oder übelriechender Topf, eigentlich die in einen Topf zusammengeworfenen Reste von Fleisch, Gemüse und andern Speisen, dann insbesondere eine Lieblingsspeise der Spanier, bestehend aus einer Mischung von Knoblauch, Zwiebeln, Gurken,

Digitized by Google

Safran, Schweine- und Hammelfleisch ꝛc. Man gebraucht das Wort daher auch für jeden Mischmasch, z. B. auf Büchertiteln für Allerhand, in Zeitschriften für Miscellen, Feuilleton ꝛc. Ferner nennt man so einen mit wohlriechenden Blumen gefüllten Topf.

Olleria, Stadt in der spanischen Provinz Valencia, mit Branntweinbrennerei, Leinweberei, Glashütten, Viehhandel und 4000 Einwohnern.

Olm, eine von Hohenwarth im Ezirknitzersee entdeckte, von Laurenti zuerst beschriebene und Proteus anguinus, von Merrem Hipochthon Laurentii benannte Amphibiengattung aus der Ordnung der Batrachier, nach Linné eine Molchlarve, lebt in den unterirdischen Gewässern, durch welche mehre krainische Seen mit einander verbunden sind, wird über fußlang, fingerdick, ist röthlich, weißgelb, braungelb, roth, auch milchweiß mit dunkeln Flecken, am Lichte violet und noch dunkler. Die Haut ist voll Schleimporen und so zart, daß die Eingeweide durchschimmern. Der Kopf hat eine lange, platte, vorn abgestutzte Schnauze, einen kleinen Mund, dessen dicke Oberlippe den Rand des Unterkiefers überdeckt, statt der Nasenlöcher zwei dem Lippenrande parallele Spalten, sehr kleine und von der allgemeinen Körperhaut bedeckte Augen, jederseits am Halse 3 kurze, dreiästige Kiemenbüschel, dahinter die zolllangen, dünnen, dreizehigen Vorderfüße, weiter hinten die etwas kürzeren zweizehigen Hinterfüße. Der Schwanz ist von einer Hautflosse umzogen. Das Skelet mit 31 Rückenwirbeln, 6 kurzen Rippenpaaren und 25 Schwanzwirbeln gleicht bis auf den Kopf und die aus einem einzigen Stücke bestehende Fußwurzel dem des Salamanders. Die Oberkieferknochen fehlen, dafür aber ist der Zwischenkieferknochen sehr verlängert und verbindet sich mit der Außenseite der kleinen Nasenbeine. In den Ovarien sind Eier wie Hirsenkörner gefunden worden; aber so weit bis jetzt die Erfahrungen reichen, gebiert das Thier lebendige Junge. In der Gefangenschaft hat man bis jetzt die Ernährungsweise des O. s nicht beobachtet, doch deuten im Magen gefundene Reste darauf, daß er von Wasserschnecken lebt. Bisweilen läßt er quikende Töne hören.

Olmütz (slawisch Holomauc), Hauptstadt eines Kreises und einer Bezirkshauptmannschaft der Markgrafschaft Mähren, eine der stärksten Festungen der österreichischen Monarchie und von großer strategischer Bedeutung, namentlich als Grenzwacht Deutschlands gegen Rußland, liegt auf einer Insel der March, welche durch Schleußen so bedeutend geschwellt werden kann, daß sie einen großen Theil der Festungswerke und die ganze Umgegend unter Wasser setzt. Mitten in der großen, von zahlreichen Dörfern bedeckten Marchebene erhebt sich die Stadt in 3 sehr streng von einander geschiedenen Partien. Rechts liegen auf einem Hügel die jetzt zum Hospital der olmützer Besatzung dienenden Gebäude des vormaligen, 1074 gegründeten und 1847 wieder erneuerten Prämonstratenserklosters Hradisch, links die eigentliche Stadt und in der Mitte auf dem höchsten Felsen und mit den schönsten Gebäuden das Quartier des Doms. Nach Osten hin fallen die Felsen sehr schroff ab, während sie sich nach Westen allmählig abdachen. Doch ist die Stadt nach dieser Seite hin großentheils durch einen großen Morast gedeckt, und nur auf einer kurzen Strecke hat die Kunst das Terrain dergestalt unterminirt, daß dem Feinde der Grund und Boden unter den Füßen schwankt. Zu Anfang der schlesischen Kriege war O. mit Mauern, Thürmen und Gräben befestigt; durch Maria Theresia erhielt es eine starke bastionirte Befestigung mit Ravelins, Kontregarden und andern Außenwerken. In der neuesten Zeit wurden den frühern Festungswerken neue hinzugefügt, innerhalb der Werke aber Alleen und Spaziergänge angelegt u. auch viel für Ableitung der Sümpfe gethan. O. hat 4 Thore, 5 Vorstädte, 2 schöne Plätze (den Oberring mit 2 Springbrunnen von G. R. Donner und der 114 Fuß hohen Dreieinigkeitssäule und den Niederring), ferner den Bischofsplatz ꝛc. Merkwürdige Gebäude sind die Domkirche, ein kühner, alter Bau, die Moritzkirche mit einer berühmten Orgel von 48 Registern und 2332 Pfeifen, die Michaeliskirche, die Residenzen des Erzbischofs und Domdechanten, das schöne Rathhaus mit künstlichem Uhrwerke von 1574 auf dem 246 Fuß hohen Thurme und das Zeughaus. O. ist Sitz eines Erzbischofs und Metropolitankapitels, eines Kreisamts, einer Kameralbezirksverwaltung, eines Kriminalgerichts und einer Universität, die 1581 gestiftet, 1778 aufgehoben und 1827 unter dem Namen Franzens universität wieder hergestellt wurde. Dieselbe zählt ungefähr 500 Studirende und ist im Besitz einer Bibliothek von 50,000 Bänden, eines naturhistorischen und eines bedeutenden physikalischen Museums. Auch bestehen daselbst ein Klerikalseminar, ein akademisches Gymnasium, eine ständische Akademie, eine Kadettenschule, eine Hauptschule, ein Theater, ein allgemeines Krankenhaus u. ein allgemeines Wittwen- u. Waisenversorgungsinstitut. Die 13,000 Einwohner unterhalten lebhaften Gewerb- u. Handelsverkehr, der in neuerer Zeit durch die Eisenbahnverbindung mit Prag, Breslau, Brünn u. Wien befördert wird. Die Stadt ist namentlich der Hauptmarkt für russisches und moldauisches Vieh. In der Nähe der Stadt liegt der „heilige Berg", ein Wallfahrtsort. Die Entstehung der Stadt wird gewöhnlich vom Kaiser Julius Maximus hergeleitet, der hier im Kriege gegen die Markomannen und Quaden eine Burg, Julimontana oder Julii mons, erbaute, welcher Name von den Deutschen in Julomonz, Olomunz und O. verändert worden seyn soll. Lange Zeit war O. der Hauptort Mährens und der Sitz der Regierung, bis diese 1640 nach Brünn verlegt wurde. Im Jahr 1237 wurde O. vom Könige Wenzel I. erfolglos belagert, 1241 vertheidigte es Jaroslaw von Sternberg gegen eine Belagerung der Mongolen und 1253 gegen die Kumanen. Im Jahre 1306 wurde hier König Wenzel III. von Böhmen in der Domdechantei ermordet. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt 1619 in den Aufstand Böhmens und Mährens verwickelt und 1642 von den Schweden unter Torstenson erobert und bis 1650 behauptet. Im Jahre 1741 eroberten sie die Preußen, die sie im April 1742 wieder räumten. Hierauf wurde O. befestigt

Digitized by Google

und leistete der von den Preußen mit großem Nachdrucke (am 10. Juni 1758) begonnenen Belagerung so lange Widerstand, bis es durch Daun entsetzt wurde. Am 2. Dec. 1848 entsagte hier Kaiser Ferdinand der Regierung. Dann fanden am 28. und 29. Nov. 1850 Konferenzen zwischen den Ministern von Manteuffel, von Schwarzenberg und dem russischen Gesandten am österreichischen Hofe, Grafen Meyendorf, daselbst Statt, die zur Feststellung der Olmützer Punktation in Bezug auf die friedliche Schlichtung der deutschen Wirren (s. Deutschland, Gesch.) führten. Vgl. J. W. Fischer, Geschichte der kaiserlichen Haupt- und Grenzfestung O., Olmütz 1808—11, 2 Bde. Das Erzbisthum O. war früher bloß Bisthum, als dessen erste Verweser Cyrill und Method genannt werden. Schon 1588 erhielten die Bischöfe die Reichsfürstenwürde, und 1777 ward das Bisthum zum Erzbisthum erhoben. Dasselbe umfaßt gegenwärtig 8 Archipresbyterate (außer O. Kremsier, Müglitz, Freiberg, Treppau, Holeschau, Boskowitz und Kalischer), 52 Dekanate, 341 Pfarreien und 232 Lokalkaplaneien und in dem preußischen Oberschlesien 3 Dekanate, 31 Pfarreien und 6 Lokalkaplaneien. Die zu dem Erzbisthum gehörigen Herrschaften und Lehengüter werden auf 5,100,000 Gulden geschätzt, die Lehengüter allein auf 2 Millionen Gulden. Die Lehnrechtskanzlei ist in Kremsier. Das ständige Einkommen des Erzbischofs fließt aus den Tafelherrschaften Murau und Zwittau im olmützer Kreise und aus den sogenannten Kammergütern und mag sich im Ganzen auf 150,000 Gulden belaufen. Das gevierte Wappen zeigt im 1. und 4. blauen Felde 6 silberne Spitzen, im 2. und 3. den kaiserlichen Adler. Der Erzbischof ist der einzige in Oesterreich, dessen Wahl vom Domkapitel abhängt. Letzteres, das zur Belohnung seiner 1619 und 1620 dem Kaiser bewiesenen Treue den Titel das „getreue" führt, besteht aus 14 residirenden Domkapitularen und einer unbestimmten Zahl von Domicellaren. Zur Befähigung der Aufnahme in das Kapitel gehört der Nachweis von altem Ritterstand oder höherer Geburt.

Olney, Stadt in der englischen Grafschaft Buckingham, südöstlich von Northampton, am Ouse, mit Spitzen- und Seidenweberei und 3000 Einwohnern.

Olona, Fluß in der Lombardei, entspringt in der Provinz Como, zwischen den Seen Lugano und Varese, durchfließt die Provinz Mailand, theilt sich in 2 Arme, von denen der westliche bei St.-Angelo in den Lambro und der andere bei St.-Zenone, südöstlich von Pavia, in den Po (links) strömt; Nebenfluß: Seveſe, der einen Kanal zum Lambro speist.

Olonek, Fluß im asiat.-russ. Sibirien, entspringt auf dem Jenisseigebirg und mündet bei Olenek ins nördliche Eismeer; Nebenflüsse: Kirkicha und Brinta.

Olonez, europ.-russ. Gouvernement, bildete früher einen Bestandtheil des Gouvernements St. Petersburg, dann einen Theil von Nowgorod, wurde von diesem losgerissen und 1784 zum Gouvernement erhoben, grenzt im Norden und Nordosten an Archangelsk, im Südosten an Wologda, im Süden an Nowgorod, im Südwesten an St. Petersburg und im Westen an den Ladogasee und das Großfürstenthum Finnland und hat einen Flächenraum von 2792 □Meilen, wovon über 370 □Meilen auf die großen Wasserflächen kommen. Das Land ist im Allgemeinen gebirgig, mit Ausnahme der bedeutenden Ebenen in den Bezirken von Olonez und Kargopol. Die Hügel sind, wie der ganze Norden, mit ungeheuern Wäldern bedeckt. Zwischen den Bergen befinden sich überall, besonders im nördlichen Theil, Seen und Sümpfe. Die aus Schweden herüber reichenden Gebirge (olonezkische Gebirge) zeichnen sich besonders im nördlichen Theil des Gouvernements durch ihre Höhe aus, von wo sich ihre Zweige auf der Ostseite des Onegasees bis zum Flusse Swir und zur Stadt Olonez, auf der Westseite aber bis zu den Bezirken von Pudosh und Kargopol hinziehen. Der höchste Berg ist der Maſſel, von dessen nördlicher Abdachung die Flüsse in das weiße Meer, von der Westseite dagegen in den Onegasee sich ergießen. Das ganze nördliche Gestade des Onegasees besteht aus Urgebirgen, welche an einzelnen Uferstellen schroffe Abhänge bilden, die oft als lange Vorgebirge sich tief in den See hinein erstrecken und von den Einwohnern Nawolok genannt werden. Eine große Menge schiff- und flößbarer Flüsse (im Ganzen 858) durchkreuzt das Land in allen Richtungen. In den Ladogasee ergießen sich: die Wodliza, Olonka; in das weiße Meer: die Onega (mit Lekschma, Woloschka, Kena und Moscha, Undusscha, Woloshewa und Toschca; in den Onegasee: die Schuja, Suna, Oschta, Megra, Wütegra (Wytegra), Kowscha, Andoma, Salmina, Wodla (mit Netoma und Tscherewa), Gakussa; in den Wügsee: die Tekina, Segesha, Lekscha, Wüg; außerdem: die Onda, der Swir (mit Iwina, Washina, Ojat und den Nebenflüssen des letztern: Tukscha, Kusra, Tetka und Schapscha). Alle in den Onegasee mündenden Flüsse stehen durch denselben mit dem Ladogasee und folglich mit St. Petersburg in Verbindung. Der Onegakanal, an der Südküste dieses Sees, führt aus der Wütegra in den Swir, und der Marienskoikanal verbindet die Kowscha mit der Wütegra. Außer den genannten, dem Ladoga- und Onegasee, sind von den zahlreichen (nahe an 2000) Seen noch zu nennen: der Wodla, Latscha, Kena, Sam, Wüg (Wygh), Sego, Lekscha, Tules, Kemj als besonders fischreich: der Ukschos, Komischo, Sandal-, Schim-, Moschas, Lekschm- und Kenjse. Das Klima ist im Allgemeinen kalt, rauh und feucht, was nicht nur von der Lage des Gouvernements und den vielen Waldungen, Seen, Sümpfen und Flüssen, sondern auch von den fast zu jeder Jahreszeit hier herrschenden starken Winden herrührt, die nicht selten zu Stürmen werden, aber die schädlichen Dünste der Sümpfe vertreiben. Der schnelle Wechsel des Wetters und der Temperatur ist dem Gedeihen der Gewächse nachtheilig, für deren Wachsthum man nicht mehr als 4½ Monate rechnen kann. Der im April beginnende Frühling ist rauh und kalt; der Sommer beginnt Ende Mai und dauert gewöhnlich bis Anfang August. Von Ende Mai bis Ende August ist fast gar keine

Digitized by Google

Nacht, sondern nur ein Halbdunkel, und die Gewächse reifen nur darum, weil das Licht der Sonne sie 21 Stunden lang (von 2 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends) bescheint. Dagegen hat der strenge, 6½ Monate dauernde Winter ungemein lange Nächte (Ende November und Anfang December ist die Sonne nur von ½ 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags sichtbar). Das Getreide kommt oft nicht zur Reife, aber Flachs und Hanf, sowie Rüben werden viel gebaut. Die Waldungen, welche zwei Drittheile des Landes einnehmen, enthalten schönes Nadel- und besonders Lärchenholz, eine Menge eßbarer Beeren, die von den armen Einwohnern fleißig gesammelt und ausgeführt werden, und vieles Wild (Elennthiere, Bären, Wölfe, Füchse von vielerlei Farben, Vielfraße, Dachse, Rennthiere ꝛc.) und Geflügel (besonders Wasservögel). Auch an Fischen ist großer Ueberfluß; dagegen ist die Viehzucht unbeträchtlich. An Mineralien, edeln Metallen und Steinen ist das Land reich, besonders wird viel Kupfer und Blei, sowie schöner Serpentin, Porphyr und der berühmte karelische Marmor (der Boden mehrer Inseln in Onega besteht aus Marmor) häufig gewonnen. Auf Gold und Silber wird in 2 Minen, auf Kupfer in 5 Minen, auf Eisen in 10 Minen gebaut. Außerdem findet man vorzüglichen Thon, Pudogésteine, Solomenkerssteine, Salz, Amianth, Alabaster ꝛc. Die Einwohner (1851: 263,409 Seelen, von denen daher 94 auf die □Meile kommen) bestehen größtentheils aus Russen und einigen finnischen Völkerschaften, wie Olonzi, Rusinen oder Tschuden und Karelier. Letztere wohnen auf der Nord- und Ostseite des Gouvernements u. nördlich vom Flusse Swir und scheinen Urbewohner dieser Gegenden zu seyn. Ein großer Theil gehört zur banilowschen altgläubigen Sekte. Die wenigen Finnen in der Nähe der finnischen Grenzorte bekennen sich zur lutherischen Kirche. Viele Einwohner suchen gewöhnlich auf einen großen Theil des Jahres auswärts als Steinhauer, Zimmerleute, Schreiner, Zuckerbäcker ꝛc. Arbeit. Die Haupterwerbszweige sind Jagd und Fischfang. Die Industrie unterhält mehre Fabriken, besonders für Lederbereitung, zahlreiche Eisen- und Kupferhüttenwerke, Kanonengießereien, Theersiedereien, Ziegelhütten, Sägemühlen, Pechsiedereien, Verfertigung von Leinwand, Fischnetzen, Stricken und verschiedenen Holzwaaren, Talgsiedereien ꝛc. An allen größern Flüssen u. Seen werden Schiffe gebaut. Der Handel ist bedeutend und erstreckt sich auf Holz, Mehl, Eisenwaaren, Lein, Fische, wildes Geflügel, Pelzwerk, Leder, Hanf, Flachs ꝛc. Nach officiellen Angaben beläuft sich die Einfuhr auf 1 Million, die Ausfuhr auf 400,000 Rubel. Für die geistige Bildung gibt es nur wenig Hülfsmittel in einigen sehr schwach besuchten Schulen. Das Gouvernement ist in die 7 Kreise: Petrosawodsk, Olonez, Lodeinoje-Pole, Wütegra, Kargopol, Pudosh und Powenetz eingetheilt und hat 7 Städte, 4631 Dörfer und 34,500 Höfe. Hauptstadt ist Petrosawodsk. Die frühere Hauptstadt und jetzige Kreisstadt O. liegt in einer großen, waldleeren Ebene, am Einfluß der Megrega in die Olanka, 25 Werst östlich vom Ladogasee, 313 Werst nordöstlich von St. Petersburg, ist klein und zählt kaum 1000 Einwohner. In der Nähe sind Marmorbrüche, Eisen- und Kupferminen.

Olot, ummauerte Stadt in der spanischen Provinz Katalonien, nordwestlich von Gerona, am Fluvia, von erloschenen Vulkanen umgeben, hat 7 freie Plätze, ein großes Hospital, Fabriken für Strümpfe in Seide, Baumwolle und Wolle, grobes Tuch, Baumwollenzeuche, Papier, Messer, Leder, Spielkarten, Gerbereien, Handel mit diesen Erzeugnissen, sowie mit Kork und Wolle, und an 15,000 Einwohner. Hier 1808 Gefecht der (siegenden) Franzosen unter Souham gegen die Spanier.

Olozaga, Don Salustiano, spanischer Staatsmann, war früher Advokat zu Logroño, wurde 1831 als Mitverschworener gegen Ferdinand VII. gefangen gesetzt, floh aber 1832 nach Frankreich. Nach Ferdinands Tode zurückgekehrt, wählten ihn die Bürger von Logroño in die Cortes, unter denen er mit vielem Rednertalent das Ministerium Isturiz bekämpfte. Im J. 1836 vereinigte er sich mit Mendizabal. Nach der Revolution von La Granja war er für das Interesse der Königin Maria Christina thätig und erhielt dieser die Regentschaft. Obschon er 1838 in seiner Eigenschaft als Generalfiskal sich weigerte, den General Cordova in Anklagestand zu versetzen, wurde er doch von Espartero 1840 zum Gesandten in Paris ernannt. Nach der Mündigkeitserklärung der Königin Isabella 1843 wurde er zurückgerufen, um nach der Abdankung des Ministeriums Lopez ein neues zu bilden und an dessen Spitze zu treten. Bald aber zerfiel er mit den Moderados, an die er sich anfangs angeschlossen hatte; namentlich hatte er die Hofpartei unter dem Generalkapitän Narvaez und dem Kriegsminister Serrano gegen sich. Da nun wegen seines schwankenden Benehmens auch seine eigentlichen Anhänger, die Progressisten, ihm nicht mehr Zutrauen schenkten, so schwankte sein Ministerium, und um dieses zu halten, schritt er zu einer Auflösung der Cortes, wozu er die Königin in der Nacht vom 28.—29. Nov. 1843 das Dekret unterzeichnen ließ. Dieser Akt entschied seinen Sturz. Die Hofpartei behauptete, er habe der Königin mit Gewalt die Feder in die Hand gedrückt, und da er sich vor den Cortes nicht genügend vertheidigen konnte, so mußte er abtreten. Verfolgt und in Lebensgefahr floh er nach Portugal, dann von hier nach London u. später nach Frankreich. Anfangs 1847 ward er in zwei Wahldistrikten in die Cortes gewählt. Da er in die von der Königin gewährte Amnestie eingeschlossen war, kehrte er nach Spanien zurück, ward aber auf dem Wege nach Madrid verhaftet, zwar wieder freigelassen, aber auch wieder des Landes verwiesen. Unter dem Ministerium Pacheco (März 1847) ward er zurückberufen und trat in die Kammern. Bei dem republikanischen Aufstande im Mai 1848 kompromittirt, ward er verhaftet, aber bald wieder in Freiheit gesetzt.

Olpä, fester Ort in Akarnanien, an der Ostküste des ambracischen Busens, jetzt Castri. Hier 426 v. Chr. Sieg der Akarnanier und Athener über die Peloponnesier.

Olpe, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, an der

Digitized by Google

Bigge, mit 3 katholischen Kirchen und Kapellen, Post, Kupfer- und Eisenschmelzhütte, Kupfer- und Breitthammer, Handel mit Eisenwaaren und 2000 Einwohnern.

Olshausen, 1) Hermann, protestantischer Theolog, den 21. August 1796 zu Oldeslohe im Holsteinischen geboren, studirte in Kiel und Berlin, ward hier 1818 Repetent, 1821 außerordentlicher Professor der Theologie in Königsberg, 1827 ordentlicher Professor, ging in gleicher Eigenschaft 1834 nach Erlangen, wo er den Titel eines geheimen Kirchenrathes erhielt und den 4. September 1839 †. Das bedeutendste seiner Werke ist: „Biblischer Kommentar über alle Schriften des Neuen Testaments" (Bd. 1—4, Königsberg 1830—40, 1. u. 2. Bd. 3. Aufl., 1837 bis 1838, 3. Bd. 2. Aufl. 1840; Bd. 5—7, von Ebrard u. Wiesinger, 1850—53; Bd. 1, 4. Aufl. 1853). Außerdem sind zu nennen: „Historiae ecclesiasticae veteris monumenta praecipua" (Berlin 1820); „Die Aechtheit der 4 kanonischen Evangelien, aus der Geschichte der beiden ersten Jahrhunderte bewiesen" (Königsberg 1823); „Ein Wort über tiefern Schriftsinn" (daf. 1824); „Die biblische Schriftauslegung" (daf. 1824); „Ueber die neuesten kirchlichen Ereignisse in Schlesien" (Leipz. 1835); „Erwiderung gegen Scheibel ꝛc." (Leipzig 1836). Alle seine Schriften zeichnen sich durch Geist u. lebendige Liebe zum Christenthum, nicht aber immer durch wissenschaftliche Unbefangenheit aus.

2) Justus, verdienter Orientalist, des Vorigen Bruder, den 9. Mai 1800 zu Hohenfelde in Holstein geboren, studirte seit 1816 in Kiel, seit 1819 in Berlin und nachher auf Kosten der dänischen Regierung in Paris orientalische Sprachen und erhielt nach seiner Rückkehr 1823 eine außerordentliche Professur in Kiel. Im J. 1826 ging er im Auftrage der Regierung abermals nach Paris, um die Handschriften der Zendavesta zu vergleichen, die er, durch die Kollationen in Kopenhagen vervollständigt, zu seiner Ausgabe „Vendidad Zendavestae pars vicesima adhuc supersites" (Hamb. 1829) benutzte. Im J. 1830 ward er ordentlicher Professor zu Kiel, 1845 Etatsrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen. Bald nach der Erhebung der Herzogthümer 1848 ward ihm das Kuratorium der Universität zu Kiel und die Leitung des Medicinalwesens anvertraut. Die Stadt Kiel wählte ihn 1848 in die erste Landesversammlung, deren Vicepräsident er bis gegen Ende 1849 blieb. Im J. 1852 ward O. seiner Aemter enthoben, aber 1853 von der preußischen Regierung als Oberbibliothekar und Professor der orientalischen Sprachen nach Königsberg berufen. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Emendationes zum Alten Testament" (Kiel 1827); „Zur Topographie des alten Jerusalem" (daf. 1833); „Die Pehlwi-Legenden auf den Münzen der letzten Sasaniden" (Leipzig 1843); „Erklärung der Psalmen" (daf. 1853).

3) Theodor, bekannt durch seine Theilnahme an der schleswig-holsteinischen Bewegung, Bruder der Vorigen, den 19. Juni 1802 zu Glückstadt geboren, studirte 1820—24 zu Kiel und Jena die Rechte, ward durch seine Theilnahme an den damaligen Freiheitsbestrebungen der akademischen Jugend 1824—28 zu einem längeren Aufenthalte in Frankreich und der Schweiz genöthigt und lebte dann seit 1830 als Advokat, später als städtischer Beamter in Kiel. In dem seit 1830 von ihm herausgegebenen „Kieler Korrespondenzblatt" wirkte er als ein Vertreter demokratischer Grundsätze und des innigen Anschlusses Schleswigs an Holstein in Verwaltungsangelegenheiten und der Trennung beider Herzogthümer von Dänemark. Wegen der von ihm und Andern auf den 14. Sept. 1846 nach Nortorf berufenen Volksversammlung ward er zu Kiel verhaftet u. nach Rendsburg abgeführt; da aber kein Grund zur Anklage wider ihn vorlag, so erhielt er seine Freiheit wieder. Darauf wurde er Eisenbahndirektor in Kiel und Mitglied der Provinzialstände. Hier wendete O. seinen Einfluß an, Schleswig von einem Eingehen auf die königlichen Verheißungen vom 28. Januar 1848 zurückzuhalten. In den Märztagen 1848 ward O. zum Mitglied der nach Kopenhagen zu entsendenden Abordnung und nach seiner Rückkehr zum Mitglied der provisorischen Regierung der Herzogthümer gewählt. Nach dem Waffenstillstande von Malmö trat er zurück, ward dagegen Mitglied der Landesversammlung, in der er als Führer der Linken große Energie zur Durchführung seiner Ansichten entwickelte. Als die Statthalterschaft im Febr. 1851 abtrat, wandte sich O., der zu den von der dänischen Amnestie Ausgeschlossenen gehörte, zunächst nach Hamburg u., von hier im Juli 1851 ausgewiesen, nach Newyork, später nach St. Louis. Hier schrieb er: „Geographisch-statistische Beschreibung der Vereinigten Staaten" (Kiel 1853 ff.).

Olten, Stadt und Amtsort im schweizerischen Kanton Solothurn, am Kreuzungspunkt der Hauptrichtungen der schweizerischen Centralbahn und an der schiffbaren Aare, über welche hier eine gedeckte, seit 1798 neugebaute Brücke führt, hat eine 1807 neu aufgeführte Kirche, ein Kapuzinerkloster, starke Industrie in Baumwollen-, Wollenstrumpf- und Mühenweberei, Leder- und Papiermanufaktur, einen Eisenbahnzug, Schifffahrt, lebhaften Handel und 1700 Einwohner. Zur Römerzeit stand hier das alte Ultinum.

Oltenitza, Dorf in der großen Walachei, Bezirk Ilfow, am Einflusse des Ardschi in die Donau, mit einer Fähre über letztere, bekannt durch das Treffen am 4. und 5. Nov. 1843 zwischen den Russen und Türken, wobei die ersteren über 1500 Mann verloren.

Oliopol (Olwiopol), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Cherson, am linken Ufer des Bug und an der Mündung der Sinjucha in denselben, nordöstlich von Odessa, hat eine Festung mit 6 Bastionen und 2600 Einwohner.

Olyka, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Wolhynien, Kreis Rowno, mit Kollegiatstift, Priesterseminar, Lyceum und 4000 Einwohnern.

Olympia, ein schön gelegenes Thal in der elischen Landschaft Pisatis (s. d.), gegen Norden und Nordosten von lieblichen Hügelreihen mit den Bergen Kronos und Olympus, gegen Süden,

Digitized by Google

Südosten und Südwesten ebenfalls von Bergen und Flüssen, unter welchen letztern besonders der breite, zwischen anmuthigen Ufern dahinfließende Alpheus zu nennen ist, begrenzt, nur wenige Stunden vom Meere entfernt, gegenüber der Insel Zante oder Zacynthus, war der Schauplatz der berühmten olympischen Spiele. Der heilige Hain, der diese Spiele umschloß, die sogenannte Altis, war ein mit Bauwerken und Kunstdenkmälern ausgeschmückter Raum von 3500—4000 F. Länge und 1600—2000 F. Breite, mit einem Tempel des olympischen Zeus, Olympieum genannt, mit Altären, Statuen, Denkmälern ꝛc. versehen. Wilde Oelbäume wuchsen in reicher Anzahl in diesem Haine und gaben die Zweige her, von welchen den Siegern die Siegeskränze gewunden wurden. Der schönste Schmuck aber der Altis war das schon genannte Olympieum, an Größe beinahe dem attischen Parthenon gleich, von den Eleern von der bei der Zerstörung von Pisa und andern Orten gemachten Beute in dorischem Styl durch Libon aus weißem Marmor erbaut. In dem Tempel stand der kolossale olympische Zeus, von Phidias aus Elfenbein und Gold gearbeitet. Nordwestlich von dem Tempel des Zeus lag das Heräum, ein Tempel der Here, durch viele und kostbare Weihgeschenke herrlich ausgeschmückt. Innerhalb des Hains lag das Metroum, ein Tempel der Göttermutter im dorischen Styl. Nördlich vom Heräum lagen die Schatzhäuser der Staaten, welche Weihgeschenke für den olympischen Zeus nach O. geschickt hatten. An der nordöstlichen Seite der Altis befand sich das Prytaneum, in welchem die Sieger nach den Wettkämpfen gespeist wurden; südlicher das Buleuterium, in welchem die Kampfrichter Angelegenheiten des Kampfes beriethen. Hier stand eine Statue des Zeus, vor welcher vor Beginn der Wettkämpfe die vorgeschriebenen Eide abgelegt wurden. Links von Prytaneum sah man das Philippeum, eine Rotunde, welche Philipp von Macedonien nach der Schlacht bei Chäronea hatte erbauen lassen. Außerdem sind noch zu merken das Hippodamium und das Pelopium, zu Ehren der Hippodamia und des Pelops, welcher die Hippodamia als Siegespreis gewonnen hatte. Zwischen der Altis, dem Berge Kronos und dem Cladnus lag im westlichen Theile der Ebene der Hippodromus. Am letzten der Schatzhäuser befand sich das Stadium, in welchem die gymnastischen Wettkämpfe aufgeführt wurden. In dasselbe führte ein geheimer Eingang, welchen die Kampfrichter (Hellanodiken) benutzten. Auch hielten hier am Feste der Heräen die Jungfrauen der Eleer ihre Wettkämpfe. Alle diese Heiligthümer sind jetzt verschwunden, und der Pflug des Landmanns geht darüber hin. Eine sehr ausführliche Beschreibung von den Oertlichkeiten O.s gibt Curtius in „Olympia“ (Berlin 1852) und in seinem „Peloponnesos“ (Gotha 1852, 2 Thle.). Zu Ausgrabungen, die schon Winckelmann in Vorschlag brachte, ist es bis jetzt nicht gekommen.

Olympiade, bei den Griechen ein Zeitabschnitt von 4 Jahren, den man nach der gewöhnlichen Wiederkehr der olympischen Spiele (s. d.) benannte. Die Olympiadenära beginnt mit 776 v. Chr., wo Coröbus den Sieg gewann, und schließt mit der 293. O. oder 394 v. Chr. Doch kam diese Art der Zeitrechnung, die übrigens nicht in das bürgerliche Leben überging, sondern bloß von den Schriftstellern gebraucht wurde, erst nach 300 v. Chr. durch den Geschichtschreiber Timäus aus Sicilien auf.

Olympias, als Kind **Myrtale** genannt, Tochter des Molosserkönigs Neoptolemus, Gemahlin des Königs Philipp von Macedonien, Mutter Alexanders des Großen, verband mit vielem Verstande einen ränkevollen und herrschsüchtigen Charakter, der sie zu den größten Unthaten verleitete. Als in Folge eingetretener Mißverhältnisse Philipp sich von ihr getrennt und Cleopatra, des Attalus Nichte, zu seiner Gemahlin erhoben hatte, trug sie nicht nur zur Ermordung ihres früheren Gemahls 336 bei, sondern brachte auch die Cleopatra dahin, daß diese sich selbst den Tod gab. Als Alexander nach Asien zog, intriguirte sie gegen den Reichsverweser Antipater, bis ihr Alexander die Einmischung in die Reichsangelegenheiten verbot. Nach Alexanders Tod zog sie sich nach Epirus zurück und regte von da aus den Perdiccas zur Feindseligkeit gegen Antipater auf. Nach Perdiccas' Tode verband sich Polysperchon mit O. zu gemeinsamem Handeln; sie kehrte zurück, um die Vormundschaft über ihren Enkel zu übernehmen, verfuhr aber grausam gegen alle ihre Gegner, ließ mehre Mitglieder der königl. Familie, wie den Stiefbruder und Nachfolger Alexanders, Arrhidäus, nebst seiner Gemahlin, und andere vornehme Macedonier ermorden. Cassander, Polysperchons Gegner, ließ sie gefangen setzen und durch gedungene Meuchelmörder 315 v. Chr. ermorden.

Olympiodorus, 1) Geschichtschreiber aus Theben in Aegypten, lebte am Hofe des Honorius in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. und schrieb in 22 Büchern eine Geschichte des weström. Reichs von 407 n. Chr. bis 425, wovon sich in der „Bibliothek“ des Photius Auszüge finden. — 2) Peripatetiker in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts, hinterließ einen Kommentar über des Aristoteles „Meteorologica“, herausgegeben von Aldus (Venedig 1551). — 3) Platoniker aus Alexandria zu Ende des 6. Jahrhunderts, verfaßte außer dem Leben des Plato auch Kommentare oder Scholien zu mehren Dialogen desselben.

Olympische Spiele, die berühmtesten unter den vier feierlichen Spielen der Griechen, welche die Nationaleinheit der verschiedenen Stämme bezweckten, erhielten ihren Namen von dem ihnen geweihten Thale Olympia (s. d.), wo sie dem Zeus oder Jupiter zu Ehren jedes fünfte Jahr gehalten wurden. Die Gründung und Einrichtung derselben wird gewöhnlich dem idäischen Hercules zugeschrieben. Später sollen sie mehre Male erneuert und geordnet worden seyn, namentlich um 884 von dem eleischen Fürsten Iphitus in Gemeinschaft mit dem spartanischen Gesetzgeber Lycurgus. Iphitus führte die periodische Wiederkehr derselben ein, doch wurde erst seit 776 v. Chr., als der Eleer Coröbus den Preis im Wettlauf davontrug, ein ununterbrochenes Verzeichniß der Sieger in diesen Spielen gehalten, welches später zu der Zeitrechnung nach

Digitized by Google

Olympiaden (s. d.) Veranlassung gab. Die klassische Zeit der Spiele reicht von 576—436 v. Chr., während welcher hier die berühmtesten Athleten der Hellenen kämpften. Weder die Zwistigkeiten des achäischen und ätolischen Bundes, noch die römische Herrschaft unterbrachen die Spiele, und von den römischen Kaisern gewannen Tiberius und Nero selbst Siege. Erst 394 n. Chr. unter Theodosius wurden die Olympien für alle Zeiten eingestellt. Die Feier begann mit dem 11. Tage des attischen Monats Hekatombäon und dauerte 5 Tage hindurch. Die einzelnen Kampfarten, welche nach und nach eingeführt wurden, bestanden im einfachen Wettlauf (Stadium), im Doppellauf (Diaulus), im Ringkampf, Faustkampf, Pentathlon (der Inbegriff von den 5 Kampfarten: Sprung, Diskuswerfen, Lauf, Ringen, Faustkampf); dazu kamen bald das Wagenrennen mit einem Viergespann ausgewachsener Rosse, später auch mit einem Zweigespann, das Reiterrennen, der Wettlauf in voller Rüstung (d. h. mit Schild, Helm und Beinschienen), die Kämpfe der Knaben, der Herolde und Trompeter ꝛc. Damit alle diese Kämpfe an die Reihe kommen konnten, dehnte man die Dauer der Feier nach und nach von einem bis zu fünf Tagen aus, während welcher Zeit auch noch Opfer, Processionen und Siegesmahle Statt fanden. Geopfert wurde dem Jupiter und Neptun, der Juno und Minerva, dem Merkur und Apollo, den Grazien u. dem Bacchus, der Diana, dem Kronos und der Rhea, daneben aber auch den Heroen, vorzüglich dem Pelops u. Hercules. Besonders verherrlicht wurden die Olympien durch den Glanz, welchen die Gesandtschaften der einzelnen theilnehmenden Staaten (Theorinen) entfalteten. Das Hauptopfer, eine Hekatombe für Zeus, den man als dabei gegenwärtig dachte, ward als Dankopfer am Schlusse des Festes gehalten und dabei zugleich von den Eleern das Siegesmahl gegeben. Die auftretenden Kämpfer, die sich 10 Monate auf dem Gymnasium zu Elis vorbereiteten, mußten um die Reihenfolge losen; nur freie hellenische Männer, mit Ausnahme aller ehrlosen, notorisch schlechten und gottlosen, durften an den Spielen Theil nehmen, weshalb vor Beginn der Wettkämpfe eine genaue Prüfung Statt fand. Untersagt war jede Hinterlist, jede absichtliche, böswillige Verletzung des Gegners, jede Erkaufung des Sieges. Ueber die Kampfgesetze, sowie über die ganze Feier der Olympien hatten die Hellanodiken zu wachen. Die Ordnung haltenden Aufseher hießen Alyten. Die Belohnung für den Sieger (Olympionikes) bestand in einem Siegeskranz, geflochten aus den Zweigen des wilden Oelbaums (seit der 7. Olympiade), die von einem bestimmten Knaben mit goldenem Messer abgeschnitten wurden. Die Kränze waren auf einem prächtigen Tisch aus Gold und Elfenbein zur Schau aufgestellt und wurden den Siegern von einem Hellanodiken auf das Haupt gesetzt, nachdem dasselbe zuvor mit einer wollenen Binde war umwunden worden. Zu dem Kranze kam noch eine Palme, welche auf vielen antiken Statuen und Vasen mit erscheint. In den Wettkämpfen mit Werthpreisen kamen auch Preise zweiten und dritten Ranges vor. Bei der Bekränzung wurde des Siegers Name nebst dem seines Vaters und Vaterlandes durch den Herold ausgerufen, und derselbe durfte sich auch in dem heiligen Haine eine Statue setzen lassen. Zu diesen Belohnungen kamen noch die lobpreisenden Hymnen der bei den Spielen anwesenden Dichter, welche die ausgezeichnetsten Sieger besangen und so deren Namen auf die Nachwelt fortpflanzten (vgl. Pindar). In seinem Vaterlande wurde der Sieger in feierlichem Triumphzuge eingeholt und ein Theil der Mauer und des Thores der Stadt deshalb eingerissen; Ehrenstatuen wurden ihm errichtet in den Palästren, Märkten, ja selbst in Tempeln. In Athen wurden die Sieger im Prytaneum gespeist, in Sparta durften sie in der Nähe des Königs kämpfen. Sie waren frei von allen Staatslasten und genossen sonst noch bedeutende Privilegien. Seit der 80. Olympiade pflegten auch Vorträge gehalten und dichterische Werke bei den Spielen vorgelesen zu werden. Aus allen Gegenden strömten Zuschauer herbei; doch war außer den Priesterinnen der Ceres nur Männern der Zutritt gestattet. Diejenigen Frauen, welche dieses Gesetz übertraten, wurden, wenigstens früher, von einem Felsen herabgestürzt. Außer diesen eigentlichen Olympien entstanden in späterer Zeit, besonders in Kleinasien, als Nachahmung in verschiedenen Städten Festspiele, welche ebenfalls Olympien genannt wurden. Dies geschah zu Aegä in Macedonien, zu Alexandria, zu Antiochia, zu Athen (ältere zur Zeit des Pindar, jüngere zur Zeit des Hadrian), Attalia, Damascus, Ephesus, Magnesia, Neapolis, Pergamum, Thessalonice ꝛc. Vgl. Krause, Olympia, oder Darstellung der großen olympischen Spiele, Wien 1838.

Olympus, berühmtes Gebirg im nördlichen Griechenland, welches der Sage nach in frühester Zeit mit dem Ossa (s. d.) zusammenhing und nach der durch ein Erdbeben bewirkten Trennung dem Peneus durch das enge Thal Tempe einen Ausgang verschaffte. Seine Gipfel wurden durch eine südliche Biegung der kambunischen Gebirgskette, welche Macedonien von Thessalien schied, gebildet, erreichten eine Höhe von mehr als 6000 Fuß und waren ziemlich neun Monate lang mit Schnee bedeckt. Der am höchsten hervorragende Berg, welcher vorzugsweise den Namen O. führte, am Eingange des Tempethales, war der eigentliche Sitz der homerischen Götter und Musen, weshalb er noch jetzt bei den Türken Semavat Evi, d. i. das himmlische Haus, genannt wird. Die Stadt, welche die Götter auf den erhabensten Punkten bewohnten, hatte Hephästus erbaut und mit Thoren versehen. Hier befand sich auch der Palast des Zeus, wo die Götter zu Berathung und Schmaus zusammenzukommen pflegten. Diese höchste Spitze war es, welche die Aloiden erstürmen wollten. Später versetzten die Philosophen, namentlich die Mathemattker, die Gottheit auf die äußerste, um die Planetenkreise sich bewegende Himmelssphäre, u. auch dieser neue Götterstz erhielt den Namen O. Auch mehre andere Gebirge hießen im Alterthume O., z. B. die nordwestliche Fortsetzung des Taurus in Mysien, ein Gebirg auf der Insel Euboea

Digitized by Google

und eines an der Grenze von Lakonien und Arkadien, an dessen Fuße Cleomenes den Antigonus schlug.

Olynthus, die bedeutendste griechische Kolonie an der Südküste Macedoniens, am toronäischen Meerbusen, zwischen den Halbinseln Pallene und Sithonia, ward der Sage nach gegründet von dem thracischen Könige Strymon und benannt nach dessen Sohn O., später von Xerxes erobert und von Artabazus mit Chalcidensern besetzt und seit Anfang des peloponnesischen Kriegs durch die Einwanderung vieler Bewohner der kleineren Seestädte von Chalcidice vergrößert. Auf diese Weise allmählig volkreich und blühend geworden, behauptete O. seine Selbstständigkeit gegen Athener, Spartaner und Macedonier, bis es 379 v. Chr. die Spartaner als Bundesgenossen, d. h. als Herren, anerkennen mußte. Bald darauf vergrößerte Philipp von Macedonien die Stadt noch durch die Schenkung von Anthemus und des ganzen Gebiets von Potidäa. Weil er sich aber O. gänzlich unterwerfen wollte, neigte sich ein Theil der Einwohner zu einem Bunde mit Athen, und es kam zwischen Philipp und den Olynthiern zum Kampf, in welchem die letzteren in zwei Schlachten besiegt wurden, worauf sie sich nach Athen um Hülfe wandten. Hier hielt Demosthenes seine noch vorhandenen olynthischen Reden zu Gunsten dieser Stadt; aber die Athener zauderten, sandten geringe Hülfe und ungeschickte Feldherren, u. O. wurde 348 von Philipp erobert und zerstört. Vgl. Wömel, De Olynthi situ, civitate potentia et eversione, Frankfurt 1827.

Olyra (Amelkorn, Blicken), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ausdauernde Gräser im wärmern Amerika, welche dort zum Theil als Nahrungspflanzen dienen, besonders O. arundinacea *Humb.*, rohrartige Blicken, in Peru, O. latifolia *Humb.*, breitblätterige B., auf Cuba, und O. longifolia *Humb.*, langblätterige B., in Guyana.

Om, Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Tomsk, entspringt aus dem See Baraba, nimmt den Tartas, Ischa, Ugakla und Kama auf und mündet bei Omsk rechts in den Irtysch.

Oma (Haurauca), eine der Molukkeninseln, nordöstlich von Amboina, mit 11 Dörfern und etwa 500 Einw.

Omagh, Stadt in der irischen Provinz Ulster, Hauptort der Grafschaft Tyrone, südlich von Londonderry, am Zusammenfluß der beiden Quellflüsse des Strule, mit 3000 Einw., die Leinwand fabriciren und lebhaften Handel treiben.

Omagra (griech.), gichtischer Schmerz in der Schulter, Schultergicht.

Omagnäer (Omagaer, Plattköpfe), südamerikanischer Indianerstamm, Republik Venezuela, um den Parima, etwa 15,000 Krieger stark, drücken den neugebornen Kindern zwischen zusammengepreßten Bretern die Köpfe flach, verfertigen allerlei Gefäße und Geräthe aus elastischem Harz und aus Thon und haben gemeinschaftlichen Gottesdienst.

Omajjaden (Omajjiden), arabisches Geschlecht, aus welchem mehre Herrscherdynastien hervorgingen, gehörte, wie die Familie Haschem, aus welcher Mohammed abstammte, zum Stamme Koraisch, der über Mekka herrschte. Stammvater war Omajja, Sohn Abd-Schems und Enkel Abd-Menafs. Als Mohammed auftrat, hatten die O. bedeutendes Ansehen daselbst, und ihr Oberhaupt, Abu Sofian Herb, war einer der Anführer der Truppen, mit welchen der Stamm Koraisch Mekka gegen Mohammed vertheidigte, und setzte seinen Widerstand selbst dann noch fort, als 627 seine Tochter Omm Habibeh die Gemahlin des Propheten geworden war. Abu Sofians Sohn, Moawijah, ward Statthalter von Syrien und in Folge der innern Streitigkeiten 661 Khalif. Mit ihm beginnt die erste Dynastie der O. in Arabien, welche, in Damask residirend, dem Lande binnen 90 Jahren 14 Khalifen gab und bei der allgemeinen Ermordung der O. durch die Abbassiden mit Merwan II. unterging (s. Khalif). Der Ermordung entgingen nur zwei Mitglieder, von denen das eine Abd-ur-Rahman, nach Spanien entkam und dort 755 der Begründer der 2. Dynastie der O. zu Cordova wurde; die Herrschaft derselben (755—1033) endigte mit der Thronentsagung Haschems IV., nach welcher das schon seit längerer Zeit im Innern zerrüttete Khalifat von Cordova in einzelne kleine Königreiche zerfiel (s. Spanien, Geschichte). Vgl. Aschbach, Geschichte der O. in Spanien, Frankfurt 1829. Als eine 3. Dynastie rechnet man zu den O. die der Beni Taher, welche 1453—1517 über Jemen herrschte und mit dem 4. Fürsten Amir Ibn Abdul Wehhab erlosch, der in einer Schlacht gegen die Osmanen umkam.

Omar, s. Khalif.

Ombay (Malua), eine der kleinen Sundainseln, durch die Passage von O. von der südlich liegenden Insel Timor und durch die Straße Pantar von der Insel Pantar (im Westen) getrennt, umfaßt ein Areal von 87 □Meilen und ist von wilden, menschenfressenden, fast ganz nackt gehenden Stämmen bewohnt, die ihre Haare auf den Wirbel binden und ihre Bärte in Schilfröhren wickeln. Produkte sind: Kokosbäume, Ziegen, Vögel, Fische ꝛc.

Ombi (Ombos), Stadt in Oberägypten, am östlichen Nilufer, jetzt Kum Ombu (Hügel von Ombu), mit großartigen Ruinen.

Ombiasses, Priester der heidnischen Madegassen, zugleich Aerzte und Zauberer.

Ombrirt (franz. ombré), wenn die Farben aus dem Dunkeln ins Helle unmerklich übergehen, z. B. aus dem Schwarzen ins Dunkel- und aus diesem ins Hellblaue.

Ombrometer, s. v. a. Regenmesser, s. Regen.

Ombrone, Fluß in Toskana, entspringt in den Apenninen, bei dem gleichnamigen Kloster, östlich von Siena, nimmt die Flüsse Arbia, Merse, Lanzo und Orcia auf und mündet südwestlich von Grosseto in das tyrrhenische Meer. Das danach benannte ehemalige französische Departement (1808—14) hatte gegen 163,000 Einw. und zur Hauptstadt Siena.

O'Meara, Barry Edward, der Arzt Napoleons auf St. Helena, von Geburt ein Irländer, diente als Wundarzt auf der britischen Flotte,

Digitized by Google

war 1801 bei der Expedition nach Aegypten und auf dem Bellerophon, auf dem der bei Waterloo besiegte Kaiser am 7. Aug. 1815 seine Zuflucht suchte. Bei der Ueberfahrt von Rochefort nach Plymouth hatte O. mehren französischen Offizieren hülfreich beigestanden, so daß ihn der Kaiser bei der Versetzung auf den Northumberland aufforderte, ihn nach dem Orte seiner Verbannung zu begleiten. O. stand 3 Jahre lang dem Gefangenen mit allem Eifer seiner Kunst treulich zur Seite, indem er zugleich dem Anfinnen Hudson Lowe's, welcher ihn beim Kaiser als Spion zu benutzen suchte, mit Festigkeit entgegentrat. Er mußte deshalb am 25. Juli 1818 St. Helena verlassen. O. hatte die täglichen Gespräche mit dem Kaiser sorgfältig in ein Tagebuch eingetragen, das er nach dessen Tode unter dem Titel erscheinen ließ: „Napoleon in exile, or a voice from St.-Helena" (London 1822, 2 Bde.; deutsch, Stuttg. u. Tübingen 1822; franz., Paris 1831—32, 5 Bde.). In Folge dieses Werks, das zur Geschichte des Kaisers einen sehr wichtigen Beitrag liefert, verlor O. seine Anstellung als Marinearzt. Er warf sich nun den Ultraliberalen in die Arme und † zu London den 3. Juni 1836.

Omegna, Flecken (Stadt) in der sardinischen Provinz Pallanza (Novara), nordwestlich von Novara, am Lago di Orta, bildet eine eigene Dechanei und zählt 1700 Einw.

Omelette (v. Franz.), Art dünner Eierkuchen, gewöhnlich mit Eingemachtem, Crême ꝛc. belegt und meist zusammengerollt.

Omen, bei den Römern besondere Art der Prodigien, im Allgemeinen jede Begebenheit, die etwas Zukünftiges voraus bezeichnet, speciell aber jedes gesprochene Menschenwort, in sofern es von Dem, der es hört, als Vorzeichen der Zukunft aufgefaßt wird. Durch gewisse Redeformeln glaubte man indeß die unglücklichen Worte unschädlich machen zu können. Wie sehr die Römer alle bösen Omina zu vermeiden suchten, ist aus der Vorsicht zu erkennen, die sie zur Abhaltung ungünstiger Zeichen, besonders bei gottesdienstlichen Handlungen, anwendeten. Der Opfernde verhüllte das Haupt, um sich gegen alle ungehörigen Eindrücke zu sichern, es wurde Stille geboten, beim Beginne des Opfers sagte man: „Favete linguis" (d. h. sprecht kein Wort von übler Bedeutung), ja man machte Musik, damit schlimme Omina nicht gehört werden könnten. Besonders vorsichtig zeigte man sich bei solennen Reden, bei Neujahrglückwünschen ꝛc. Der Glaube an die Omina verschwand schon früh unter den Gebildeten; im Volke aber behielten sie noch lange ihre Geltung. Vgl. Fallati, Ueber Begriff und Wesen des röm. Omen und über dessen Beziehung zum röm. Privatrecht, Tüb. 1836.

Omer, St., Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Pas de Calais, an der schiffbaren Aa und der Mündung des Neufossékanals, ist gut gebaut, mit schönen, geraden Straßen, durch unregelmäßige, aber gut unterhaltene Festungswerke geschützt, hat 7 Kirchen, worunter die große gothische Kathedrale mit dem Grabmal des heil. Omer (Audomarus), Ruinen der ehemaligen Abtei St. Bertin, ein Civil- und Handelstribunal, ein Collége, eine öffentliche Bibliothek, ein kleines Seminar, Krankenhaus, 2 Waisenhäuser, 3 Hospitäler, eine Börse, mehre Assekuranzgesellschaften, eine antiquarische u. eine Ackerbaugesellschaft, starke Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Salzraffinerie, Gerbereien, Fabriken für Stärke, Leim, Seife, Broderie, Hüte, Tuch, Ledertuch, Zwirn, Oel, Papier, Pfeifen, Tabak (besonders Schnupftabak), Band-, Woll- und Flachsspinnereien, Färbereien, Kupfer- und Eisengießereien, bedeutenden Handel und 23,000 Einw. Von hier gehen Kanäle nach Calais und dem Meere. Unweit der Vorstadt Haut Pont befindet sich ein Sumpf mit schwimmenden Inseln. Die Stadt hieß in älterer Zeit Sithiu. Im J. 1071 erlitten Graf Arnulf III. von Flandern und König Philipp von Frankreich hier eine Niederlage durch Robert den Friesen. Die Stadt gehörte lange den Engländern. Die Franzosen belagerten sie 1629 vergeblich, aber 1677 eroberte sie der Herzog von Orleans, und im Frieden von Nimwegen wurde sie an Frankreich abgetreten. Während der Restauration befand sich hier das aus etwa 6000 Mann bestehende permanente Lager von St. O.

Omer-Pascha, türkischer General, ein Renegat, hieß ursprünglich Michael Latas, ward am 24. Nov. 1806 zu Ogulin in dem kroatischen Militärgrenzland, wo sein Vater Verwaltungslieutenant des Bezirks war, geboren. Michael besuchte die Schule zu Ogulin und später jene des Stabsortes Gospic, wo er Gelegenheit fand, sich auch militärische Kenntnisse zu erwerben, und namentlich sich eine schöne Handschrift aneignete. In Gospic trat er als Kadet ein und begleitete den Major Knezzig auf seinen amtlichen Reisen als Ingenieur, als im Velebitgebirge in der Militärgrenze Vermessungen Statt fanden. Später war er wieder in Ingenieurgeschäften zu Zara, wo ihn die Nachricht traf, sein Vater habe im Spiele 100 Gulden aus der Kriegskasse verloren und sey deshalb kassirt worden. Da ihm durch diesen Fehltritt des Vaters jede Aussicht auf Avancement im Vaterlande versperrt schien, desertirte er 1828 aus Zara nach Bosnien, wo er als Komptorist in die Dienste eines türkischen Kaufmanns trat, der ihn später, als er zum Islam übergetreten war, zum Instruktor seiner Söhne machte. Mit Empfehlungen desselben ausgerüstet, ging er 1834 nach Konstantinopel, wo er eine Anstellung als Schreiber im Kriegsministerium fand. In dieser Stelle leistete Omer Effendi, wie sich Latas jetzt nannte, so Verzügliches, daß er zum Schreiblehrer des Prinzen und spätern Sultans Abd-ul-Medschid auserseh'en und zugleich mit dem Range eines Jüz-Baschi (Kapitän) in die türkische Armee aufgenommen wurde. Rasch stieg er von Stufe zu Stufe, und seine Arbeiten und Pläne gefielen dem Kriegsminister so sehr, daß er schon vier Jahre später das Patent eines Obersten und 1839 das Kommando eines nach Syrien gegen Ibrahim Pascha beorderten Corps erhielt, mit dem er den an Zahl weit überlegenen Feind bei dem Dorfe Beikfava aufs Haupt schlug. Er erhielt dafür den Rang eines Liva oder Brigadegenerals. Als die Pforte 1842 den Emir Kassim wegen Unfähigkeit vom

Digitized by Google

Militärgouvernement im Libanon enthand, erhielt O. dessen Stelle, der aber ebenfalls dieses Amt alsbald niederlegen mußte, weil die dortigen Christen sich über Härte und Verfolgungssucht des Renegaten beklagten. Im J. 1843 machte O. unter dem Oberbefehl Redschid-Pascha's den Feldzug in Albanien gegen den Rebellen Dschuleka mit und nahm den letztern mit vielen Theilnehmern des Aufstandes gefangen. Er stieg hiermit immer mehr in der Gunst und dem Vertrauen des Sultans. Weil ihm aber die Würde eines Serasskiers nicht geworden war, gab er seine Demission ein. Doch schon nach 8 Monaten erhielt er das Kommando gegen die aufständischen Kurden, deren Fürsten Bebdr-Han-Bei er im Sommer 1847 mit mehren Häuptlingen gefangen nahm. Den Rest des Jahres brachte er als Militärgouverneur von Aleppo zu. Als 1848 die Unruhen in den Donaufürstenthümern ausbrachen, besetzte er dieselben mit den Russen gemeinsam, beschoß die Kaserne zu Bukarest u. blieb hier als Militärgouverneur bis zum April 1850. In Bukarest waltete er mit vieler Umsicht, so daß ihm Rußland den St. Annenorden erster Klasse verlieh. Im Sommer unterdrückte O. den Aufstand, welchen der bosnische Adel gegen die Konskription und den Tanfimat erhob, und im Herbst pacifizirte er die Herzegowina. Neue Unruhen in Bosnien unterdrückte er 1851 durch die Treffen bei Gjuthissar, Jajce u. Bihac. Schon athmeten die von den Alttürken hartbedrängten Christen freier auf, als mit einem Male den Rajahs die Ablieferung aller Waffen geboten wurde. Nachdem O. im Sommer 1852 nach Konstantinopel berufen worden, erhielt er im December den Oberbefehl über die Armee gegen Montenegro, welche Expedition aber auf Einschreiten Oesterreichs im Januar 1853 aufgegeben werden mußte. Er erhielt nun den Oberbefehl über das Heer, welches während der Entwickelung des russ.-türkischen Streits am rechten Donauufer aufgestellt ward, und eröffnete zu Anfang November 1853 den Kampf, indem er vor dem Feinde die Donau zwischen Rustschuk und Silistria und wieder oben bei Widdin überschritt. Später mit 30,000 Türken nach der Krimm gezogen, bestand er mehre Gefechte mit den Russen, kämpfte dann wiederholt mit vor Sebastopol und ward 1855 mit einem türkischen Corps nach Batum eingeschifft, um durch eine Bewegung auf Tiflis wo möglich die bedrängte Festung Kars zu befreien. Obgleich er aber beim Uebergang über den Ingur über die Russen einen Sieg davon trug, konnte dies doch den Fall der Festung nicht aufhalten. Später Gouverneur in Bagdad, fiel er 1859 in Ungnade und ward entsetzt.

Omey, kleine Insel in der irischen Provinz Connaught, Grafschaft Galway, an der Westküste, bildet mit den benachbarten Inseln Tarbert und Inisturk ein eigenes Kirchspiel mit 4500 Einw.

Omi (Otmo, Gosgu), See auf der japanischen Insel Nipon, bedeckt einen Flächenraum von 20 deutschen Meilen Länge und 2⅔ Meilen Breite und fließt in die Bai von Osaka ab. Das gleichnamige Fürstenthum in der Landschaft Jetsen ist gut bewässert und sehr fruchtbar u. hat zahlreiche Fabriken für Eisen-, Lack- und gewebte Waaren. Hauptstadt ist Kio (Miako).

Ominös (v. Lat.), von böser Vorbedeutung; vergl. Omen.

Ommeganck, Balthasar Paul, berühmter Thier- und Landschaftsmaler, geboren 1755 zu Antwerpen, Schüler H. Antonissens, war Professor an der antwerpener Akademie, 1815 Kommissär zur Reklamirung der von den Franzosen nach Paris entführten belgischen Kunstschätze, Mitglied des königl. niederländischen Instituts ꝛc., † in seiner Vaterstadt 1826. Seine Werke, in die vorzüglichsten öffentlichen und Privatsammlungen der Niederlande, Frankreichs, Englands und Deutschlands aufgenommen, zeichnen sich durch treffliche Komposition, Zeichnung, Perspektive u. Beleuchtung, seltner durch Wärme und Frische des Kolorits aus. Zu den beliebtesten u. besten Darstellungen O.s gehören Schafe und Ziegen, weshalb die Franzosen ihn auch le Racine des Moutons nannten.

Omnia mea mecum porto (lat.), mein ganzes Besitzthum trage ich bei mir, Denkspruch des Bias (s. d.), eines der sieben Weisen Griechenlands, auch Motto des wandsbecker Boten (Claudius).

Omnibus (lat., d. i. für Alle), Gesellschaftswagen, eine Art vielsitziger Lohnwagen, die zu bestimmten Zeiten regelmäßige Fahrten machen, in größern Städten ein fast unentbehrliches Kommunikationsmittel. Sie wurden zuerst 1823 für den innern Verkehr von Paris eingeführt.

Omnipotenz (v. Lat.), Allmacht.

Omnium (v. Lat.), Ausdruck im englischen Anleihesystem, bezeichnet die den Staatsgläubigern als Unterpfand angewiesenen gesammten Stammgelder des Staatsschatzes.

Omolon, Fluß im asiat.-russischen Gouvernement Jakutsk, entspringt am nordwestlichen Abhang des Stanovoigebirges, fließt von Süden nach Norden und mündet in das Nordeismeer.

Omphale, Tochter des Jardanus, Königs von Mäonien (Lydien), und Gemahlin des Tmolus, nach dessen Tode sie über Lydien herrschte und sich an allen Denen rächte, deren Wollust sie, der Landessitte gemäß, im Dienste des von Phönicien aus verbreiteten Aphroditekultus früher hatte fröhnen müssen. Hercules, der nach Ermordung des Iphitus in eine schwere Krankheit verfallen war und vom Orakel zu Delphi die Antwort erhalten hatte, daß er nur dann genesen werde, wenn er Sklavendienste verrichte, ließ sich der Sage nach als Sklave an O. verkaufen, die ihn erst zu weiblichen Dienstleistungen erniedrigt und dabei mit goldener Sandale geschlagen, dann aber aus Bewunderung seiner Tapferkeit freigelassen und mit ihm zwei Söhne, den Lamus und Agesilaus, erzeugt haben soll. Vergl. Hercules.

Omphalea (Grübling), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Schlingsträucher u. Bäume in Westindien u. Südamerika. O. diandra Aubl., gemeiner S., mit herzförmigen, unterseits flaumig-zottigen Blättern und 2 Staubgefäßen, ist ein hoch an Bäumen emporkletternder und von da wieder herabhängender Strauch in den Wäldern Westindiens und Guya-

Digitized by Google

na's. Die Früchte sind rundlich, 3—4 Zoll groß, fleischig, gelblich. Die oval-eckigen, außen braunen, innen weißen, von einer haarigen Haut bedeckten Samen schmecken wie frische Mandeln und werden häufig gegessen. Die Blätter werden bei Wunden und veralteten Geschwüren angewendet. O. triandra *Aubl.*, mit länglichen, stumpfen, ganz kahlen Blättern und 3 Staubgefäßen, ist ein 20—40 Fuß hoher Baum in Westindien und am Magdalenenstrome, mit geradem und glattem, 3—5 Fuß im Umfange haltenden Stamme, nußgroßen, rundlich-3knotigen Früchten und schwarzen, länglichen, sehr harten Samen, welche einen weißlichen Kern enthalten, süß schmecken und häufig genossen werden. Das frisch ausgepreßte Oel wendet man gegen Brustbeschwerden und bei Entzündungen der Eingeweide des Unterleibs an.

Omphalobium, Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, Bäume in Guyana und Ostindien, mit der wichtigsten Art: O. pinnatum *Dec.*, auf sandigen Wiesen Ostindiens, ein dem Zwetschenbaum ähnlicher Baum mit marmigen Aesten, Birnblättern ähnlichen Blättern, kleinen, weißen, in Endrispen stehenden Blüthen und walzigen, schwarzen Bohnenfrüchten in grünlichem Brei. Die gestoßenen Früchte werden auf erfrorene Glieder gelegt; das aus den Samen gewonnene Oel wird gegen Schwämmchen, der Absud der Blätter gegen Wassergeschwülste angewendet.

Omphalomantie (v. Griech.), Wahrsagung aus der Nabelschnur, deren Knoten die Zahl der nachfolgenden Kinder andeuten sollten.

Omphalos (griech.), der Nabel; Erhöhung in der Mitte einer Fläche, Mittelpunkt; daher der Erdnabel, eine kuppelartige Erhebung von weißem Marmor, rings mit Binden behängt, im Tempel, zu Delphi.

Omphazit, s. Augit.

Omsk, Stadt im asiat.-russ. Gouvernement Tobolsk, wichtige Festung u. erster Waffenplatz der Irtyschlinie, ist Sitz des Generalgouverneurs u. der Oberverwaltung von Westsibirien, liegt rechts am Einfluß des Om in den Irtysch, in fruchtreicher Gegend und ist in Fort, Stadt und Vorstädte getheilt. Die Burg ist gut gebaut, die Stadt besteht aus hölzernen Häusern. Sie hat 3 Kirchen, eine Soldatenschule für Kosaken und ein asiatische Schule, ein Arbeitshaus für Verbannte, eine große Tuchmanufaktur für die Kosaken, einen Taufschof und lebhaften Handel mit den Kirgisen und Bucharen. Unter den 12,000 Einw. sind viele Verwiesene u. eine Besatzung von 4000 Mann.

Onager (lat.), d. i. Waldesel, die größte Gattung der Ballisten, später überhaupt dasjenige Wurfgeschütz, welches man früher speciell Ballista nannte, während letztere Bezeichnung für alles schwere Geschütz überhaupt gebraucht wurde. Die Maschine schleuderte vorzugsweise große Steinmassen, Feuerbrände und Feuertöpfe, faulende Leichname ꝛc., und schon Cäsar bediente sich ihrer als Belagerungsgeschütz, sowohl gegen Stadt- als Lagermauern.

Onanie, s. Selbstbefleckung.

Oñate, Hauptstadt einer gleichnamigen Grafschaft in der spanischen Provinz Guipuzcoa, südwestlich von San Sebastian, hat Eisenhammerwerke, Nagelschmieden, Fabriken für Kupfergeschirr, Wollenzeuchweberei und Gerberei u. 4500 Einwohner.

Onbeslik, türkische Münze = 15 Para.

Onça (Once, Oncette), s. Unze.

Onchestus, alter Ort Böotiens, am See Copais, berühmt durch einen Tempel des Poseidon, dem man hier das Fest Onchestia feierte. Der Tempel, jetzt Kloster Mazaraki, lag auf dem sogenannten Sphinxberg, jetzt Faga.

Oncidium (Knorpellippe), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, deren zahlreiche Arten, in Westindien und Südamerika, fast alle in deutschen Gewächshäusern vorkommen. Die merkwürdigste ist: O papilio *Lindl.*, schmetterlingsförmige K., mit einem lanzettförmigen, steifen, unten u. oben purpurbraun gefleckten, etwa 5 Zoll langen, $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Zoll breiten Blatte, 2schneidigem, an 2 Fuß hohem Schaft und 10—12 prächtigen Blumen, die nach einander hervorkommen und deren jede 10—12 Tage dauert. Die sonderbar gestaltete Blüthe hat Aehnlichkeit mit einem großen, schmetterlingsartigen Insekte. Die Pflanze findet sich nur an einer Stelle auf der Insel Trinidad, nämlich auf den höchsten Theilen des nördlichen Gebirgrückens, welcher das Thal von Maraval bildet und auch hier nur sparsam als Parasit an der Rinde des Kürbisbaumes. Sie gedeiht am besten in einer Mischung von Sägespänen oder verfaultem Holze, Moos und kleinen Topfscherben, welches alles in aufgehängte Kästchen von Kork oder Baumrinde gethan wird. Alle Oncidiumarten sind sämmtlich Parasiten auf Bäumen und an deren Stämmen und müssen daher wie die Epidendrumarten behandelt werden.

Oncus, Pflanzengattung aus der Familie der Dioscoreen, mit der einzigen Art: O. esculentus *Lour.*, eßbarer O., mit kletterndem Stengel, herzförmigen, rundlichen Blättern und schlaffen Blumenähren, in Wäldern Cochinchina's. Die knollige, eßbare Wurzel wird wie die Yamswurzeln, mit denen sie verwandt ist, benutzt.

Ondeggiamento (ital.), im musikalischen Vortrag die Bebung.

O'Neal, der größte jener altirischen Stämme milesischer Herkunft, welche Irland zuerst in Besitz genommen haben sollen, besaß lange die Würde eines Oberkönigs von Irland erblich, bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts eine Theilung in 2 Linien, von Ulster und von Meath, erfolgte und durch blutige Fehden zwischen beiden Zweigen und den übrigen irischen Geschlechtern eine zeitweise Okkupation der Obergewalt erleichtert wurde. Geschichtlich bekannter wurden die O. eigentlich erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, wo die Engländer sich in Irland festzusetzen suchten und dazu die steten Kämpfe der irischen Klans um die Gesammtmonarchie benutzten. O'Lochlan O. ward nach Torlogh O'Connors Tode (1156) Herrscher der gesammten Insel, verlor aber 1167 in Folge eines Aufstandes Krone und Leben. Die erstere fiel an die O'Connors zurück, doch gelang es Roderich O'Connor nicht, die O. sich zu unterwerfen. Diese Zwistigkeiten begünstigten die Fortschritte der Eng-

Digitized by Google

länder, die binnen wenigen Jahren den südlichen Zweig von Meath unterwarfen. Länger hielten sich die Fürsten von Ulster, aus deren Mitte nach Roderich O'Connors Absetzung O'Lochlan, dann Hugh O. zur Inselmonarchie gelangten, jedoch ohne mehr als einen Schein von Obergewalt in dem von Parteifehden zerrissenen Lande zu haben. Unter Hughs Nachfolgern wurden die O.s aus ihren Besitzungen vertrieben und zu einer wilden Existenz in ihren undurchdringlichen Waldungen und Morästen genöthigt; sie brachen jedoch um 1333 unter ihrem damaligen Haupte, Hugh O., wieder hervor und nahmen von Neuem Besitz von ihrem alten Stammlande Ulster und beunruhigten sogar die Engländer in den südlichen Kolonien, so daß diese unter Eduard III. ihre Herrschaft in Irland fast auf die Mauern Dublins beschränkt sahen. Hughs Nachfolger, Hugh, ließ sich 1388 eine Scheinunterwerfung gefallen, doch bekam diese erst Bestand, als Richard II. selbst nach Irland kam und O. mit 75 andern Oberhäuptern den Eid der Treue zu leisten zwang. Neue Empörungen aber folgten wieder in ununterbrochener Reihe, u. unter Eduard IV. galt Heinrich O. für den mächtigsten der eingebornen Fürsten. Noch mehr wuchs die neue Macht der O.s, als Heinrichs Sohn, Con O., die Schwester des Grafen von Kildare, Vicekönigs von Irland, heirathete und dadurch in das Interesse von England gezogen wurde. Indeß dauerte letzteres nur so lange, als Kildare und sein Sohn Vicekönige von Irland waren; als der Graf von Surrey diese Würde erhielt, begann das damalige Oberhaupt der O.s, Con Boccagh O., gegen die englische Oberhoheit einen neuen Kampf, der jedoch mit erneuerter Unterwerfung endigte (1520). Auch in den folgenden Jahrhunderten dauerten die Auflehnungen gegen die englische Macht fort, endigten aber zur Zeit der gänzlichen Unterdrückung der Irländer durch Cromwell damit, daß die Hauptrepräsentanten des Stammes zu großen Grundbesitzern herabsanken. Zu diesen gehören vor Allen die O.s von Shanes Castle, die reichsten Grundherrn des Königreichs, deren unmittelbarer Ahnherr, Henry O., sich in den Kämpfen gegen Cromwell und Ireton durch seine ausgezeichnete Vertheidigung von Clonmel und Limerick auszeichnete. Er sowohl als sein Sohn, Charles Karl O., verschmähten es, ihrem altirischen Adel die ihnen angebotene Peerswürde hinzuzufügen; erst ihre spätern Nachkommen nahmen die englischen Adelstitel an. So wurde John O. 1793 zum Baron und 1795 zum Viscount O. von Shanes Castle, dessen Sohn, Charles Henry O., 1800 zum Viscount Raymond und Grafen O. ernannt.

Onegasee, nach dem Ladogasee der größte europäische See, fast mitten im russischen Gouvernement Olonez, östlich vom Ladogasee gelegen, vom finnischen Gebirge umgeben, ist 30 Meilen lang und 7—14 Meilen breit, sehr fischreich, bildet viele tief einschneidende Busen, z. B. den Nepo, hat viele zum Theil bewohnte Inseln (jelgubskische und iwaneweskische), auf der Höhe einen reinen Wasserspiegel und ergießt sich südwestlich mittelst des Swirflusses in den Ladogasee, während er durch die Wodla die Wasser des Wodlasees empfängt, durch unzählige andere kleinere und größere Flüsse (die Wytegra von der Südostseite, die Megra von der Südseite, die Schuja und Losocha von der Westseite, die Abflüsse des Lisch und Suma ꝛc.) bereichert wird u. durch den zum System des Marienkanals gehörenden Onegakanal sowohl mit der Wolga u. dem kaspischen Meere, als auch mit der Dwina und dem weißen Meer in Verbindung steht. Einige seiner nördlichen Inseln, sowie die Ufer und deren Klippen bestehen aus Marmor, und wahrscheinlich ist das ganze Seebett Flußsand. Im Süden ziehen sich bewaldete Hügelzüge bis dicht an den See und wechseln mit Sümpfen ab. Weiter nach Norden hin treten die finnischen Granite dicht an den See heran und bilden steile Ufer. Die Westküste ist mit Diorithöhen umgeben, die bis an das rechte Ufer des Swir nach Süden ziehen. Am westlichen Ufer des O. liegt die Hauptstadt des Gouvernements Olonez, Petrosawodsk, zwischen malerischen Felsengruppen. Der Fluß Onega steht nicht mit dem O. in Verbindung, sondern kommt unter dem Namen Wig oder Swid aus dem woher See, fließt durch den Latschasee und mündet im Gouvernement Archangel nach einem Laufe von etwa 60 Meilen bei der Stadt Onega in den Onegagolf des weißen Meeres, dessen bedeutendster Zufluß nächst der Dwina er ist. Seine Nebenflüsse sind: Woloksa, Kenn, Muscha, Ikfa, Sintjunga, Kosche, Kodena, Schita, Mitjinga ꝛc.

Oneglia, Stadt in der sardinischen Grafschaft (Intendanz) Nizza, nordöstlich von Nizza, am Meerbusen von Genua und an der Mündung des Impero in denselben, hat eine Stiftskirche, 4 Klöster, ein Gymnasium, einen kleinen Hafen, Olivenbau, Ausfuhr von Olivenöl, Wein und Früchten und 5500 Einwohner.

Oneida, See im nordamerikanischen Staat Newyork, 7 Lieues von O. nach Westen lang, $1^1/_2$ Lieues breit, nimmt den kleinen gleichnamigen Fluß auf und fließt westlich durch den Oswego in den Ontariosee. Der gleichnamige Indianerstamm daselbst, zu den Irokesen gehörig, ist gegen 1100 Mann stark.

Onekotan (Onekutan), Insel der Kurilen, zwischen dem ohotskischen Meere und dem großen Nordoecan, südlich von Poromuschir, etwa 100 Werste lang und 15 Werste breit, mit 3 erloschenen Vulkanen.

Onera (lat., Mehrzahl von onus), im Allgemeinen die mit dem Besitze einer Sache oder eines Rechts verknüpften Abgaben, Lasten, Beschwerden und Leistungen.

Ongaro, Francesco dal, italienischer Dichter der Gegenwart, geboren 1810 zu Tramacque an der Grenze Friauls, begleitete seine Aeltern nach Venedig, wo er 4 Jahre lang das Seminar des Patriarchats besuchte und dort sein erstes Gedicht „die Sündfluth" allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Um Theologie zu studiren, begab er sich nach Padua, entsagte aber bald dem geistlichen Stande, hielt ein Jahr lang Vorlesungen über humanistische Studien und siedelte endlich nach Triest über, wo er Vorträge über italienische Literatur hält. Noch in Padua,

Digitized by Google

dichtete O. seine „Amicale ideale“, die mit drei andern Oden ähnlichen Inhalts in Venedig erschien. Seine Gedichte (2 Bde., 1840) wurden in der Sammlung italienischer Klassiker in Paris und später in Florenz nachgedruckt. Neuerdings wandte sich O. zum Dramatischen. Sein „Fornaretto“ fand in den Städten Oberitaliens großen Erfolg. Vielfache Verdienste erwarb sich O. auch durch seine Bemühungen für Kleinkinderbewahranstalten, barmherzige Schwestern, Arbeitshäuser, technische Schulen u. verwandte Institute.

Ongaro, in Italien die ungarischen Dukaten, zur Unterscheidung von den venetianischen Ducatz oder Zechini.

Onias, Name mehrer jüdischen Hohenpriester, unter denen der bedeutendste: O. IV., Sohn des Hohenpriesters O. III., ging mit diesem ins Exil nach Syrien, begab sich nach der Erhebung des Alcimus zur hohenpriesterlichen Würde 153 v. Chr. zum ägyptischen König Ptolemäus Philometor, erlangte an dessen Hofe Einfluß, ward Statthalter des heliopolitanischen Nomos und erbaute hier um 146 v. Chr. einen Tempel, bei dem er das Amt des Hohenpriesters verwaltete, das auch in seiner Familie verblieb. Er baute auch die Stadt Onion, die bloß von Juden bevölkert ward, welche zu tapfern Vertheidigern Aegyptens herangebildet wurden. Erst nach der Zerstörung Jerusalems wurde der Tempel des O. von den Römern aus Furcht vor einer Ansammlung der Juden in Aegypten geschlossen und bald darauf zerstört.

Onichau (Oneechow), Inseldes Sandwichsarchipels, mit steiler Ostküste, hat Yamswurzeln im Ueberfluß, Palmen ꝛc. u. gegen 10,000 Einw.

Onis (Onza), spanische Insel im atlantischen Ocean, an der Küste von Galicien, nordwestlich von der Mündung des Rivede-Pontevedra, mit steilen Küsten und kleinen Häfen.

Onkelos, Verfasser der ältesten und besten chaldäischen Uebersetzung der 5 Bücher Mosis, jüdischer Proselyt und Freund des berühmten Gamaliel um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr., nach Andern Schüler der Rabbinen Hillel und Schammai. Seine Uebersetzung zeichnet sich im Ganzen durch Reinheit der Sprache, sowie durch Treue aus. Zu den ältesten Ausgaben gehören: der bolognaer Pentateuch von 1482, der „Pent. Soriensis“ von 1490, der lissaboner Pentateuch auf Pergament (1491, 2 Bde.).

Onlik (Onpara, Rubb), türkische Münze, = 10 Para.

Onobrychis, Pflanzengattung, s. Esparsette.

Onod, Stadt (Flecken) in der borsoder Gespannschaft in Ungarn, am Einfluß des kleinen Hernad in den Sajo, südöstlich von Miskolcz, mit Schloß des Grafen Török und 3000 Einw. In der Nähe 1241 siegreiche Schlacht der Mongolen gegen die Ungarn; hier 1707 merkwürdiger Landtag der rakoczischen Insurgenten.

Onofrio Panvinio (gewöhnlich Onuphrius Panvinius), italienischer Geschichts- und Alterthumsforscher, geboren 1529 zu Verona (nach And. zu Florenz), trat in seinem 12. Jahre in den Augustinerorden seiner Vaterstadt, ward 1553 zu Rom Baccalaureus und 1554 zu Florenz Professor der Theologie, gab aber noch in demselben Jahre seine Stelle wieder auf, trat auch aus dem Orden aus und widmete sich ganz der Geschichtsforschung und der Literatur. Auf dem Gebiet der römischen Alterthümer, sowie auf dem der christlichen Archäologie leistete O. Vortreffliches. Er † 1568 zu Palermo. Viele Abhandlungen O.'s über römische Alterthümer finden sich in Grävius' „Thesaurus antiquitatum Romanorum“.

Onolatrie (Eselsdienst), die angebliche Verehrung eines Eselsbildes, welche den Juden von den Heiden und besonders von den Römern Schuld gegeben wurde, gründete sich wahrscheinlich auf die jüdische Messiashoffnung und namentlich den Glauben, daß der Messias auf einem Esel seinen Einzug in Jerusalem halten werde. Vielleicht aus demselben Grunde, oder auch bloß aus der frühern Verwechselung der Juden und Christen erwuchs im 2. Jahrhundert dem Christenthume ebenfalls der Vorwurf des Eselsdienstes. Gegenstand der Verehrung sollte hier bald ein Eselskopf seyn, bald ein eselköpfiger Dämon (Onoël, Thaphabaoth, Thartharaoth), bald ein Wesen, das Eselsohren hatte, an einem Fuße behuft war, eine Toga und ein Buch trug (Onokoitis, Onochoetes ꝛc.). Die Christen erhielten davon den Spottnamen: Onochoëten (Asinarii), dem Esel Opfernde, Eselsverehrer.

Onomacritus, athenischer Wahrsager und Dichter zur Zeit der Pisistratiden, sammelte die Weissagungen und Orakelsprüche, welche unter des Musäus und Orpheus Namen in Umlauf waren, und war selbst Verfasser größerer Lieder (Epen genannt). Er gehörte zu den Gelehrten, welche nach des Pisistratus Auftrag die Gedichte des Homer ordneten.

Onomastikon (gr.), eigentlich jedes Namen- oder Wortverzeichniß (vgl. Onomatikon), vorzugsweise ein in systematischer Aufeinanderfolge nach Materien geordnetes Wörterbuch, in welchem die sachliche Erläuterung und mit Rücksicht auf diese vorzüglich die Synonymik einen Hauptgesichtspunkt bildet, während die sprachliche Erläuterung nur da herbeigezogen wird, wo sie zum Verständniß jener nothwendig ist. Unter den verschiedenen Werken dieser Art ist uns aus dem Alterthume nur das griechische O. des Pollux (s. d.), welches verschiedene Gegenstände des religiösen, bürgerlichen, häuslichen und künstlerischen Lebens behandelt, aufbehalten worden. Aehnliche Werke aus späterer Zeit sind: Glanderps „Onomasticon historiae romanae“ (Frankfurt 1598), in welchem die berühmtesten Namen und Geschlechter der Römer geschichtlich erläutert werden, Sax's „O. literarium“ (1775—1803, 8 Bde.), noch jetzt von Wichtigkeit für Literaturgeschichte, Orelli's und Baiters „O. Tullianum“ (Zürich 1836—1838, 3 Bde.), welches außer dem Leben und der Literaturgeschichte des Cicero die geographischen und geschichtlichen Namen, ein Verzeichniß der Gesetze und die von Cicero gebrauchten griechischen Ausdrücke umfaßt. In späterer Zeit bezeichnete man mit O. ein meist kürzeres Gedicht auf den Namens- oder Geburtstag einer Person.

Onomatikon (gr.), Schrift, in welcher von

Digitized by Google

Namen überhaupt, ihrer Beschaffenheit, Deklination und Orthographie gehandelt wurde, dergleichen z. B. Herodian eine verfaßt hat.

Onomatologie (v. Gr.), Worterklärung, besonders Zusammenstellung von Wörtern nach dem Alphabet nebst Erklärung derselben.

Onomatomantie (v. Gr.), Weissagung über das Schicksal eines Menschen aus dem Namen desselben, wobei man die einzelnen Buchstaben des Namens mit bestimmten Zahlen und diese wieder mit den Zahlen von Himmelszeichen ꝛc. in Verbindung bringt.

Onomatopöie (v. Gr.), die Bildung eines Wortes nach dem Klange und dem Laute des Dinges, welches das Wort bezeichnet, z. B. meckern, blöcken, miauen, Kuckuk; die so gebildeten Wörter, die schon bei den Alten Onomatopoietika hießen, gehören zu den frühesten Erscheinungen in jeder Sprache, und viele derselben sind besonders von den Dichtern mit vielem Glücke geschaffen worden. Einige rechnen die O. sogar zu den sogenannten phonetischen Figuren in der Rhetorik und verstehen dann darunter die Bildung ganzer Sätze nach der Lautähnlichkeit des zu Beschreibenden, wie z. B. bei Bürger: Hurre, Hurre, Hurre, schnurre, Rädchen, schnurre (vom Spinnrad), bei Ovid: ranae *sub aqua*, *sub aqua* maledicere, tentant, um das Quacken der Frösche zu bezeichnen.

Ononis (Hauhechel), Pflanzengattung aus der Familie der Cassieen, charakterisirt durch den fünftheiligen Kelch mit linienförmigen Einschnitten, gestreiften Fähnchen der Schmetterlingskorolle, strotzender, ansitzender Hülle und verwachsenen Staubfäden, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher in fast allen Theilen der alten Welt, mit klebrigen Haaren und dreizähligen, gezähnten Blättern, unter deren zahlreichen Arten mehre als Arznei- oder als Zierpflanzen bekannt sind. Von O. spinosa *L.*, dornige oder gemeine Hauhechel, Weiberkrieg, Ochsenbrech, fast in ganz Europa, auf Triften, Rainen und an Wegen, ist die Wurzel, Radix Ononidis s. Ononidis spinosae, gebräuchlich. Dieselbe ist geruchlos und schmeckt anfangs schleimig und schwach-süßlich-widerlich, dann etwas salzig und zugleich schärflich-herb. Sie wirkt vorzüglich kräftig harntreibend und wird meist abgekocht bei Wassersuchten, Blasenkatarrh, Gries- u. Steinbeschwerden angewendet. Vorwaltende Bestandtheile sind Kratzender Extraktivstoff, Stärkemehl und Harz. Die Wurzel von O. hircina *Jacq.*, stinkende *H.*, in Südeuropa, seltener in Deutschland, auf sandigen Stellen, dürren Hügeln und trocknen Wiesen, auch an Chausseen, hat dieselbe Wirkung, wie die von voriger Art, und kann ohne Nachtheil statt dieser gesammelt werden, ebenso die von O. natrix *L.*, im südlichen Deutschland und Südeuropa, und von O. repens *L.*, kriechende *H.*, ausdauernd, durch ganz Europa, auf sandigem Boden. Ein hübscher Zierstrauch ist O. crispa *L.*, krause *H.*, mit aufrechtem, rispenästigem, klebrig-weichhaarigem Stengel, dreizähnigen Blättern und gelben, einzeln winkelständigen, kurzstieligen Blumen, in Spanien.

Onopordon (Krebsdistel), Pflanzengattung aus der Familie der Cynarocephaleen, große, zweijährige Disteln mit sehr großen zackigen Blättern, von deren Arten besonders bekannt ist: O. Acanthium *L.*, gemeine Krebsdistel, Wolldistel, Krampfdistel, Zollblumenkraut, mit aufrechtem, ästigem, fast wollhaarigem Stengel, herablaufenden, elliptisch-länglichen, buchtigen, dornig gezähnten, spinnwebenartig-wolligen Blättern, in Europa, auf Schutthaufen, wüsten Plätzen und an Wegen. Früher war die Wurzel und das frische Kraut, Radix et Herba recens Acanthii s. Cardui tomentosi s. Cardui Onopordi, officinell und sehr in Anwendung. Die Wurzel benutzte man als eröffnendes, auflösendes und harntreibendes Mittel, sowie bei Brustgeschwüren und Gonorrhöen, den aus den frischen Kraute gepreßten Saft bei krebsartigen Geschwüren und bösartigen Hautausschlägen. Die Früchte enthalten ein gutes Oel, welches man durch Auspressen gewinnt. Die jungen fleischigen Wurzeln und die geschälten zarten Stengel werden in manchen Gegenden gegessen.

Onosander, einer der vorzüglichsten Kriegsschriftsteller der Alten, lebte in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. unter der Regierung des Claudius und Nero zu Rom und verfaßte in griechischer Sprache unter dem Titel: „Strategetikos" ein auf die Erfahrungen der Römer gegründetes vortreffliches Werk über die Feldherrnkunst, welches am besten von Schwebel (Nürnberg 1767) und Korais (Paris 1822) bearbeitet und von Baumgärtner (Mannheim 1766) nebst Planen und Zeichnungen ins Deutsche übersetzt worden ist.

Onoseris (Eselssalat), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, amerikanische Kräuter und Halbsträucher mit Schäften und Wurzelblättern, von denen als Zierpflanzen vorkommen: O. purpurata *Willd.*, purpurfarbiger Eselssalat, in Neugranada, fast stengellos, mit sehr schönen, großen, purpurrothen Blumen, etwa 20 Strahlblümchen, und O. speciosa *Humb.* et *B.*, prächtiger *C.*, in Neugranada, stengellos, mit prächtiger, großer, rosenrother Blume. Man kann diese Gewächse in lockere, fette, mit ⅓ Sand gemischte Mistbeeterde in Töpfe pflanzen und mit einer Unterlage zerstoßener Scherben und nahe am Fenster des Lauwarm- oder Kaphauses bei sehr mäßiger Befeuchtung durchwintern.

Onosma (Lotwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Boragineen, einjährige oder ausdauernde Pflanzen in Europa und Asien, mit der bekannten Art: O. echioides *L.*, natterkopfartige Lotwurz, ausdauernd, in Oesterreich, Frankreich, Italien, der Schweiz, Böhmen, mit bis 6 Zoll hohem, sehr ästigem, behaartem Stengel, lanzettförmigen, höckerig-steifhaarigen Blättern und hängenden, zierlichen, hellgelben, cylindrischen, stumpfen Blumen in Endtrauben. Die Wurzel färbt roth und ist deshalb in Frankreich als Radix Anchusae lutene s. Buglossae lutene, Radix Onochmatis, gelbe Ochsenzungenwurzel, Lotwurzel in den Apotheken in Gebrauch. Die Onosmen gedeihen in einem trocknen, mit etwas Kalk gemischten Boden; sie werden aus Samen

Digitized by Google

erzogen, ins Freie oder in Töpfe verpflanzt und sind gegen harten Frost und zu große Nässe zu schützen.

Ons, Insel an der Westküste des spanischen Königreichs Galicien, zwischen der Mündung des Rio de Aroza und Pondevedra, mit einem Fischerdorfe und guter Weide.

Onslow, George, bedeutender Instrumentalkomponist, geb. 1796 in England aus der Grafenfamilie dieses Namens, verließ aus Liebe zur Tonkunst seine Heimath und ging nach Wien, wo er Mozarts und Haydns Werke studirte, und später nach Frankreich, wo er abwechselnd in Paris und auf einem Landgute bei Clermont lebte. Er wurde Professor am Conservatoire, 1836 Mitglied des Instituts und kam 1838 durch Heirath in den Besitz eines bedeutenden Vermögens. Im Mai 1846 kehrte O. in sein Geburtsland zurück und † den 3. Oct. 1853. In seinen Werken sprechen sich Erfindungsgabe, Originalität, Geist und Gefühl aus; sie sind mit Fleiß und edlem Geschmack ausgearbeitet. Angenehme Melodien, tüchtige Harmonik, gründliche, gewandte und sehr genaue Ausführung, sowie geschickte Behandlung und Benutzung der Instrumente sind ihm eigen. Er schrieb Sonaten für Klavier, Klavier und Violine, Trio's, viele Quartette, Quintetts, Sextette für Pianoforte u. Blasinstrumente, Variationen, einige Sinfonien, auch einige Opern, worunter „L'alcalde de la Vega" und „Le colporteur". Seine Instrumentalkompositionen nehmen unter den musikalischen Produktionen der neuern Zeit einen sehr ehrenvollen Rang ein.

Ontariosee, der östlichste der 5 großen canadischen Binnenseen, gehört theils zum Staate Newyork, theils zu Obercanada, hat eine ovale Form und eine Länge (von Westen nach Osten) von 43 Meilen, eine Breite von Norden nach Süden bis zu 13 Meilen und einen Flächenraum von 640 □Meilen. Seine Tiefe beträgt an wenigen Stellen unter 18 und über 300 Fuß, ausgenommen in der Mitte, wo man in einer Tiefe von 1800 Fuß keinen Grund fand. Der O. liegt 213 Fuß über dem Spiegel des atlantischen Oceans. Sein Gestade ist in der Regel mit Kies, sein Wasser, das sonst hell und farblos ist und zum Trinken gebraucht wird, jährlich im Juni einige Tage lang zunächst an der Küste mit einem gelblichen Schaume bedeckt. Selbst im heißesten Sommer ist das Wasser kühl und frisch und von reinem Geschmack, und nur an der Küste ist es dann zu warm, um ein angenehmes Trinkwasser zu seyn. Ein merkwürdiges Phänomen ist das periodische, in einem mäßigern Grade alle 7, in einem höhern alle 30 bis 40 Jahre wiederkehrende Steigen der Gewässer des See's zu einer ungewöhnlichen Höhe. Die Ufer sind gegen Nordosten niedrig und mit sumpfigen Marschgegenden durchzogen, gegen Norden und Nordwesten nehmen sie eine kühnere Gestalt an, gegen Süden verflachen sie sich beinahe wieder zu einer Ebene, die sich jedoch im Hintergrunde zu einem Hügelrücken erhebt. Das zunächst an den See grenzende Land ist reich bewaldet und durch blühende Ansiedelungen belebt, auf welche zahlreiche Waldöffnungen die Aussicht gestatten. In dem O. sammeln sich die Gewässer des Ober-, Michigan-, Huron- und Eriesees durch den Niagarafluß, der im Südwesten unterhalb Queenstown bei dem Fort George oder Niagara in den See mündet. Auch durch den Wellandkanal, der oberhalb der Mündung des Ouse in den Eriesee beginnt, steht der O. mit dem letztern in Verbindung. Außer dem Niagara fließen in Newyork in den O.: der Genessee, Oswego, Onondago und Black-River, im Norden auf britischem Gebiet, außer vielen kleinern Flüssen (Toronto ꝛc.), der Trent ꝛc. Der O. bildet auf seinen beiden Seiten mehre Buchten; die westlichste Spitze bildet die Burlingtonbai und die nordöstlichste den sogenannten See der tausend Inseln, wo der O. seine Wasserfülle durch den St. Lorenzstrom entläßt. Bemerkenswerth ist noch die Bai Niveneis. Wegen seiner großen Tiefe und der geringen Zahl der nur an der Nordostseite sich hinziehenden, meist kleinen Inseln (gegen 20) und Landspitzen und weil er nie zufriert, ist der O. selbst für die größten Schiffe leicht und sicher fahrbar; doch mangeln gute Häfen, von denen Sackets Harbour auf der Südküste im Staate Newyork der beste ist.

Ontecuente (Ontiniente), Stadt in der spanischen Provinz Valencia, südwestlich von San-Felipe, am Clariano, mit Tuch-, Leinwand-, Papier- u. Branntweinfabriken, Kupferhammer und 12,000 Einw.

Ontologie (v. Griech.), die Lehre vom Seyn und dem Seyenden, bezeichnet den Theil der Philosophie, welcher sich mit der begrifflichen Entwickelung Dessen, was den Erscheinungen zu Grunde liegt, beschäftigt. Bei den Griechen bildeten schon die Eleaten den Sedanken, daß man zu den veränderlichen Erscheinungen das Bleibende und Beharrliche, das Seyende, suchen und seinem Begriffe nach bestimmen müsse, im Gegensatz zu Heraklit mit größter Schärfe und Sicherheit aus; Plato fragte nach dem wahrhaft Seyenden im Gegensatze zu den wechselnden Erscheinungen und fand dasselbe in den ewigen Ideen, u. dem Aristoteles galten als der Gegenstand der wahren Wissenschaft das Seyende und die auf dasselbe sich beziehenden Bestimmungen. So wurde allmählig die O. ein Theil der Metaphysik (s. d.) und in der wolffschen Schule der Haupttheil derselben. Durch Kant traten nun zwar die Fragen nach dem Realen einigermaßen in den Hintergrund, indem die Forschung sich mehr dem philosophirenden Subjekte und besonders dem Erkenntnißvermögen zuwandte; da jedoch in Kants System die Ausgangspunkte für die idealistische wie für die realistische Richtung lagen, so war die Möglichkeit zur Anknüpfung ontologischer Untersuchungen nicht genommen, und so bildet namentlich bei Herbart (s. d.) die O., als die Lehre vom Seyn und dem wirklichen Geschehen, von der Substanz, dem Accidenz, der Veränderung, der Kausalität, den ersten Theil seiner Metaphysik.

Ontologischer Beweis für das Daseyn Gottes, s. Gott.

Ontong-Java (Neun Inseln), Gruppe kleiner Inseln im Sunda-Archipel, an der Nordküste von Java, nordwestlich in der Javabai.

Ontosophie, s. v. a. Ontologie.

Digitized by Google

Ontostatik (v. Gr.), allgemeine Theorie vom Gleichgewicht der Dinge.

Ontotheologie (v. Gr.), die Lehre von den ontologischen Eigenschaften Gottes, nämlich der Einheit, Einfachheit, Unveränderlichkeit, Ewigkeit, Allgegenwart, Nothwendigkeit, Unabhängigkeit und Unendlichkeit; vgl. Gott und Ontologie.

Onuphis, ein heiliger Stier der alten Aegyptier, nach Einigen s. v. a. Knuph oder Knuphis.

Onus (lat.), Last, Beschwerde, Abgabe.

Onychocampe (gr.), Krümmung der Nägel.

Onychomantie (v. Gr.), Weissagung von Glück und Unglück aus den Gestalten, die sich auf dem Fingernagel eines noch keuschen Knaben bildeten, wenn man denselben mit Oel und Ruß bestrich und in der Sonne trocknen ließ; dann auch Beurtheilung des Charakters eines Menschen aus der Bildung der Fingernägel.

Onyx, diejenige Spielart des gestreiften Chalcedon (s. d.), die durch weiße oder lichtgraue, mit brauner oder überhaupt dunkeler abwechselnde Streifung ausgezeichnet ist. Wechseln bloß weiße und graue Streifen, so heißt er Chalcedonyx, fallen die dunkeln Streifen ins Rothe, Sardonyx. Unter O. wurden sonst auch Abänderungen des Jaspis, namentlich des Kugeljaspis, verstanden. Aus dem O. wurden bei den Alten theils Kameen und Intaglios geschnitten, theils Gefäße zur Aufbewahrung kostbarer Salben gearbeitet. Eines der schönsten Stücke dieser Art ist das sogenannte mantuanische Gefäß, bis 1830 in Braunschweig. Die schöne, 3 Zoll breite und über 3 Zoll lange Onyxplatte im grünen Gewölbe zu Dresden wird auf 44,000 Thlr. geschätzt. O. marina heißen auch die in Indien dem Räucherwerk beigefügten Deckel (Unguis odoratus, Räucherklauen) der Stachelschnecke, Murex inflatus *Lam.*

Onza, spanisches Handels-, Gold-, Silber- und Medicinalgewicht.

Oogen (Oudschein, Ojene, Oojain), Hauptstadt eines Distrikts in der vorderindischen Provinz Malwah, ehemalige Residenz des Scindiah, fast 1700 F. hoch, an der Sepra gelegen, eine der 7 heiligen Städte Indiens, war schon 56 v. Chr. Residenz der Vikramadityas, von welchen noch unter Kaiser Akbar 360 große Gebäude der Brahminen und anderer Hindus standen. Die neue Stadt, eine kleine Stunde südlich von den Ruinen der alten, hat 84 bewallfahrtete Pagoden, schöne Moscheen, eine Sternwarte, deren Meridian bei den Hindus als der erste gilt, einen großen Bazar, bedeutende Gewerbe, lebhaften Handel und noch immer 150,000 Einwohner. Der schönste Theil der Stadt ist die Vorstadt Dschessingpur. In der Nähe eine große Höhle mit Säulengängen und auf einer Flußinsel ein unterirdischer Palast.

Oolithformation, das mittlere, ungefähr 2200 Fuß mächtige Glied der Juragruppe, indem sie, den sogenannten weißen und braunen Jura umfassend, unter der Wealden- und über der Liasformation, welche letztere auch schwarzer Jura heißt, abgelagert ist, besteht aus Wechsellagen von Thonen, Eisen-, Sand- und Kalksteinen, welche besonders häufig die eigenthümliche, fischrogenähnliche Oolithstruktur bei vorherrschend gelben und braunen Färbungen besitzen, und aus den mächtigen, hellfarbigen Kalkablagerungen, die ihres Korallenreichthums halber Korallenkalk heißen. An der Südküste von England liegt zu oberst, unmittelbar unter dem Wealden, Portlandstein (portlandstone), ein grauer oder bräunlicher, sandiger, mergeliger oder oolithischer Kalkstein, 20—70 Fuß mächtig, mit vielen Petrefakten, die sich auch noch in dem darunter liegenden, bis 100 Fuß mächtigen Portlandsande finden. Beide Glieder, sowie der folgende Kimmeridgethon, ein bituminöser Schieferthon und Mergel mit Septarien, Ammoniten und Fischresten, 300—600 Fuß mächtig, werden oft unter dem Namen Portlandbildung zusammengefaßt. Ihr folgt der Oxfordoolith, ein bis 200 Fuß mächtiger oolithischer Kalkstein, der nach oben und unten in groben kalkigen Sandstein und in Kalkbreccie übergeht. Zu dem folgenden Oxfordthon, Thon mit Septarien und Gypskrystallen und mergeliger Kalkstein mit vielen Ammoniten, in einer Mächtigkeit bis 600 Fuß, gehört auch der an Terebrateln reiche Kelloway rock und der Bradford clay; er wird von Manchen unter dem Namen Hauptrogenstein mit dem folgenden Gliede verbunden. Zu diesen Cornbrash und Forest marble, in einer Mächtigkeit von 400 Fuß aus wechselnden Kalksteinen und dünnen Thon- und grauen Mergelschichten, aus muschelreichem Kalkstein, Oolith u. sandigem Schiefer, zu unterst aus Thon- und grauen Mergellagen zusammengesetzt, gehört noch der Kalkschiefer von Stonesfield, mit Resten von Landpflanzen, und die Walkerde in Wiltshire. Es folgt darauf unterer Oolith mit dem Bath-Oolithe, dem Freestone, dem Marly Sandstone, einigem Ironsand u. Eisenrogenstein, meist fester oolithischer Kalkstein, der Terebrateln, Belemniten, Ammoniten ꝛc. enthält und eine Mächtigkeit von 400 Fuß erreicht. Der Eisenrogenstein mit dem darunterliegenden Mergelsandstein wird von Einigen unter dem Namen Dogger von den übrigen Gliedern getrennt. Im französischen und schweizer Jura finden sich die Parallelbildungen für die Portlandschichten im Kalk der Gastlosen über dem boltiger Kohlengebirge (?) und im Kalk der Stockhornkette, für den Korallrag im Astartenkalk, im Nerineenkalk und in dem grobkörnigen Korallenrogenstein, wozu noch der sogenannte Kieselnierenkalk kommt. Auch in Deutschland finden sich Parallelbildungen, besonders im fränkischen Jura, in Norddeutschland, Oberschlesien, außerdem, wenn auch nicht überall in vollständiger Gliederung, vom Lago maggiore bis zur Drau und zur Donau und jenseits derselben bis an die Tatra, ferner im nördlichen Afrika, in der Sierra Leone und endlich auch in Centralasien, doch nirgends über 60° nördl. Breite hinaus. Den paläontologischen Charakter der O. bestimmen ausgestorbene Meerestthiere: Korallen, besonders Seeschwämme, Terebrateln, zahlreiche Konchiferen, unter den Cephalopoden die Belemniten und die Ammoniten, langschwänzige Krebse, Insekten, homocerce Ganoiden, besonders Pycnodonten. Die oolithische Flora, durch vorherrschende (31) Cykadeen bezeichnet, enthält außerdem 8 Kaulerpiten (Konfervaceen), 3 Phyceen, 24

Digitized by Google

Filicideen, 2 Kalamiteen, 2 Dandaceen, 5 Sphenopteriden, 6 Pekopteriden, 2 Isoëteen, 4 Lykopodiaceen, eine Liliacee, 4 Palmen, 4 Kupressinen, 2 Abietinen, eine Torinee und 2 Tympanophoren. Eigenthümlich sind an mehren Punkten des französischen, schweizerischen und deutschen Jura die Bohnerzbildungen, die theils auf dem Portland-, theils auf dem Korallenkalke liegen. Die reichen und guttartigen Erze, von Jaspis- und Feuersteinkugeln bekleidet, liegen in bunten Thon- und Sandschichten, manchmal unmittelbar von tertiären Gebilden überlagert (Breissaou, Oberssaône, Franche-Comté). Auch im Dogger finden sich Eisenvorkommnisse, Eisenrogenkörner in Mergelbänken, ganze Flöze von sogenanntem Linsenerz oder linsenförmig körnigen Thoneisenstein, worauf besonders zu Aalen und Wasseralfingen, wo die Flöze bis 3½ Fuß Mächtigkeit gewinnen, Bergbau betrieben wird. Im Hauptrogenstein kommt hin und wieder Zinkblende vor. In Yorkshire und im Brorathale in Schottland liegen auf dem Dogger Braunkohlenflöze. Die Schwefelquellen an verschiedenen Stellen des Oolithgebietes kommen aus den Liasschiefern, aber die eigenthümliche Zerklüftung des Gebirgs, vermöge welcher die atmosphärischen Gewässer schnell in die Tiefe dringen und die Plateaus wasserarm werden lassen, gibt vielen Oolithquellen einen besonders auffallenden Charakter in der Stärke und Fülle, womit sie hervorbrechen, so daß sie mitunter sofort Mühlen zu treiben vermögen, wie die Quelle von Vaucluse, die bei Ursprung im Thale von Blaubeuren, die Ach im Hegau ꝛc. Was endlich die technische Benutzung der Gesteine dieser Formation anlangt, so ist sie die der Kalksteine ꝛc. überhaupt, und nur der Kalkschiefer von Solenhofen fordert eine besondere Erwähnung. Vgl. Juragruppe.

Odologie (v. Gr.), die Lehre von den Eiern und Nestern der Vögel.

Omantie (Oskopie, v. Griech.), das Wahrsagen aus dem Ei; man legte ein Ei aufs Feuer u. beobachtete, an welcher Seite es schwitzte, zerplatzte es, so bedeutete es Unheil für den Befragenden.

Oophoron (gr.), Eierstock.

Oort, Adam van, richtiger Noord, einer der bessern Historienmaler der antwerpener Manieristenschule, war der Sohn eines Glasmalers zu Antwerpen, gegen Ende des 16. Jahrhunderts geboren, † 1641. Rubens war einige Zeit sein Schüler, verließ ihn aber, weil ihm die unbändige Rohheit des Meisters nicht zusagte. Länger hielt Jordaens aus, der O.s Tochter liebte. O.s Werke sind nicht häufig und finden sich meist in Belgien.

Oosima, kleine Insel an der Ostküste der japanischen Insel Nipon, südwestlich vom Kap Awa, ist gut bevölkert und von einem eigenen Fürsten beherrscht.

Oost, Jakob van, vorzüglicher niederländischer Maler, geboren 1600 zu Brügge, lernte die Anfangsgründe seiner Kunst in seinem Vaterlande und bildete sich in Rom, besonders unter Annibale Carracci, weiter aus. Früher kopirte er nach Rubens und Van Dyck so geschickt, daß diese Kopien noch die Kenner täuschen; später malte er nur große Geschichten. Seine Kompositionen sind ungekünstelt, die Verzierungen sinnreich und voll edler Einfalt. Seine Zeichnung ist korrekt und das Kolorit seines Nackten frisch und natürlich. O. † 1671. Sein Sohn, Jakob van O., geb. zu Brügge 1637, studirte zu Paris und Rom, lebte dann über 40 Jahre zu Lille u. Brügge und † hier 1713. Seine Zeichnung und sein Kolorit sind vortrefflich; seine Manier ist markiger und sein Pinselstrich freier als bei seinem Vater, seine Kompositionen sind wohlgeordnet. Er drapirte im größten Styl.

Oostenaulah, Fluß im nordamerikanischen Staat Georgia, entspringt in den Lookoutbergen, verbindet sich mit dem Etowa-Loch und bildet den Coosa, als dessen nordöstlichster Quellfluß.

Oosterhout, Hauptort eines Kantons in der niederländischen Provinz Nordbrabant, nordöstlich von Breda, hat große Töpfereien und Ziegeleien, eine Tuchfabrik, Handel, ansehnliche Märkte, wo oft für 40,000 Gulden Leinwand und Tuch abgesetzt werden, und 6500 (7300) Einw.

Osterwyk, Hauptort eines Kantons in der niederländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Herzogenbusch, nordöstlich von Tilburg, am Zusammenflusse der Ley und der großen Aa, hat Tuch- und Baumwollenzeugfabrikation, Landbau und 2000 Einw.

Opal, ein Mineral aus dem Kieselgeschlechte, ist eine erstarrte Kieselgallert mit 3—12 Proc. Wasser und zum Theil auch mit Thonerde, Talkerde und Eisenoxyd gemischt, hat meist vollkommen muscheligen Bruch, einen ziemlich beträchtlichen Glanz, der oft bis ins Starkglänzende übergeht und nur selten in das Wenigglänzende sich verliert, einen hohen Grad von Durchsichtigkeit, der fast nie unter das Durchscheinende herabsinkt, 5,5—6,5 Härte und 2,0—2,2 Gew., ist wasserhell, weiß, gelb und bunt, oft mit lebhaftem Farbenspiel (opalisirend), phosphoreszirt beim Reiben zweier Stücke, verknistert vor dem Löthrohre und trübt sich, schmilzt mit Borax zu klarem Glase und löst sich in Kalilauge. Er kommt nur in derben glasartigen Massen eingesprengt und als Ueberzug in Trachyt, Basalt, Mandelstein, Porphyr, Serpentin ꝛc. vor. Trachytstücke mit eingesprengtem edlen O. heißen Opalmutter. Der O. dient als Schmuckstein zu Dosen, Knöpfen, kleinen Gefäßen, Waffengriffen ꝛc. Varietäten sind: Glasopal oder Hyalith (müllersches Glas, Gummistein), wasserhell, graulich- bis grünlichweiß, findet sich bei Frankfurt a. M., Hanau, am Kaiserstuhl, bei Walsch in Böhmen, Ischia, in Irland, Schlesien, Mähren, Ungarn, am Ararat, in Mexiko. Der edle O. ist milchfarbig mit weingelbem Schein u. lebhaftem Farbenspiel, gewöhnlich linsenförmig, mit Glas- bis Wachsglanz, mehr oder minder halbdurchsichtig, findet sich hauptsächlich und am schönsten in Ungarn. Die durch Verlust des Wassergehalts verlorene Durchsichtigkeit erhält er im Wasser wieder und heißt dann Hydrophan (Weltauge, Alumokalcit), wenn er dabei opalisirt. Der Feueropal ist hyacinthroth ins Gelbe, an lichten Stellen trisirend, auch karminroth und apfelgrün, stark glasglänzend und durchsichtig, findet sich in Mexiko, auf den Faröern (Eide), in Kamtschatka. Der

Digitized by Google

gemeine O. ist weiß (Milchopal), grün (Prasopal, Smaragdopal), gelb (Wachsopal), manchmal gefleckt, baumförmig gezeichnet (Moosopal), rothbis braun (Pechopal). Liegen in der Opalmasse innig verschmolzene Amianthfasern, so heißt er Amianthopal. Er ist glas- und wachsglänzend, halbdurchsichtig und durchscheinend und findet sich auf Island, den Färörern, in Ungarn, Schlesien, Mähren, Sachsen, Italien ꝛc. Der Halbopal hat Wachsglanz, ist nur kantendurchscheinend, weiß, grau, gelb, roth, braun, oft gestreift und gefleckt, enthält oft Versteinerungen, namentlich von Koniferen (Holzopal), und hat dieselben Lagerstätten, wie der gemeine O., aber auch im Dolerit. Der Perlmutteropal oder Kascholong ist perlmutterglänzend, undurchsichtig bis durchscheinend, milchweiß ins Graue, Gelbliche und Röthliche, am Bruch flach muschelig, der weiße oft mit Dendriten versehen, findet sich auf Island, den Färörern, in Kärnthen, der bucharischen Kalmückei. Er nimmt eine schöne Politur an und heißt bei den Juwelieren Kalmückenachat. Der Gnyserit oder Kieselsinter ist schimmernd od. matt, kantendurchscheinend bis undurchsichtig, erscheint als Absatz heißer Quellen auf Island, Grönland, Kamtschatka, Teneriffa. Der Eisenopal, Jaspopal oder Opaljaspis, durch Eisengehalt roth und braun gefärbt, ist fettglänzend, undurchsichtig, findet sich in Ungarn, Sachsen, Mähren, Konstantinopel, Sibirien. Der Menilit, Knollenstein oder Leberopal ist braun, matt, undurchsichtig, aus dem Klebschiefer von Menil-Montant, in Argenteuil, St. Ouen, Bilin, Nikolitschitz in Mähren. Der Serpentinopal, rothbraun bis schwarz, fettglänzend, undurchsichtig, zuweilen wie mit Serpentin verflossen, findet sich in Böhmen, Mähren, Schlesien. Das Mittelalter schrieb dem O. außer Heilkräften für die Augen und wider Gifte auch noch die Eigenschaft zu, daß er das Gesicht seines Besitzers außerordentlich schärfe, während die Augen der ihm sich Nähernden verdunkelt würden.

Opalinusthon, das vorletzte, von braunen Sandsteinen mit Eisenerzen überlagerte Glied des mittleren oder braunen Jura in Würtemberg, das vielleicht mit dem letzten Gliede desselben, den mächtigen petrefaktenarmen Thonen, nur eins ausmacht.

Opalstreen, ein schwach bläulicher Lichtschein, den manche Mineralien (Adular, Chrysoberyll, Katzenauge, Aragon, Gyps) in bestimmten Richtungen wahrnehmen lassen, beruht auf der sehr dünnfaserigen Zusammensetzung und folgt einer einzigen, senkrecht auf den Fasern stehenden Richtung.

Opanken (Opintschen), in mehren Gegenden Ungarns und der Militärgrenze Art grob gearbeiteter Schuhe von steifem, mit Erlenrinde aus Rinds- und Pferdehäuten gegerbtem Leder (Opankenleder), welche statt des Oberleders nur einige Riemen haben.

Oparo (Rapu), australische Insel im großen Südocean, im Süden des gefährlichen Archipels, ist gebirgig und hat etwa 1500 Einw., die zum Stamme der Gesellschaftsinsulaner gehören, mit dem guten Hafen Aurai; 1791 von Vancouver entdeckt.

Opatow, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Radom (Sandomir), nordwestlich von Sandomir, an der Opatowka, hat eine schöne Stiftskirche aus Quadersteinen, 3 andere Kirchen, eine Synagoge, Kreisschule, Cichorien-, Stärke-, Hut- und Wattefabriken u. 3000 Einw. Am 29. März 1794 hier Niederlage des mabalinskischen Corps durch die Russen.

Oper (ital. opera), ein musikalisches Drama, bei welchem Dichtung und Musik in innigster Vereinigung stehen, so daß dieselben nicht von einander getrennt werden können, wodurch es sich wesentlich vom Schauspiel mit eingelegter Musik unterscheidet. Nach Stoff und Behandlung theilt man die O. in verschiedene Arten ein. Die Italiener unterscheiden: die Opera seria, ernsthafte, Opera semiseria, halbernste oder romantische, und opera buffa, komische O. Der noch vorkommende, sogenannte mezzo stilo, mittlere Styl, hat, wie auch die anderen Eintheilungen, oft schwer zu bestimmende Grenzen. Ist z. B. Spontini's „Vestalin" eine Opera seria, Cimarosa's „Matrimonio segreto" eine Opera buffa zu nennen, so dürfte Mozarts „Entführung aus dem Serail" zu dem mezzo stilo gehören. Zwischen den einzelnen Musikstücken kommt in der italienischen O. kein Dialog vor, statt dessen Recitative eingeführt sind. Bei den Deutschen theilt man die O. in die große O., meist ebenfalls ohne Dialog, die heroische und romantische, der O. semiseria entsprechend, meist mit Dialog, die lyrische, womit man gern die O. bezeichnet, die besonders zartere Empfindungen und einfachere Zustände behandelt, die komische und die Operette (s. d.). Die Franzosen haben fast dieselbe Eintheilung, zählen aber jede O. mit gesprochenem Dialog zur Opéra comique. Die O. nimmt, nächst der Poesie und Musik, besonders Mimik, Tanzkunst, Malerei, Mechanik in ihren Dienst, um in mannichfaltiger Weise durch Darstellungen aus der Menschenwelt, wie durch Gestaltungen der Phantasie von den Sinnen auf auf Gemüth und Geist erhebend und belebend zu wirken. Von ihrer Entstehung an schon verweilte sie gern in der Welt des Geheimnißvollen und Wunderbaren, ja sie verdankt ihren Ursprung hauptsächlich mit diesem Hang des Menschen zum Seltsamen und Wunderbaren, daher die häufige Wahl ihrer Stoffe aus der Geister-, Märchen- und Feenwelt, denen je nach der Zeitrichtung und der vorhandenen Bildungsstufe verschiedene Gestaltungen entlehnt wurden. Soll aber die O. ihre höhere Bestimmung erfüllen, so darf das auf die Sinne Wirkende nicht im Uebermaß geboten werden, sie selbst bei all dem Ergötzlichen für Auge und Ohr durch den Zauber der Musik, des Kostüms, der Dekoration, der Aufzüge, des Ballets und des Maschinenwesens nicht in ein bloßes Spiel für die Sinne ausarten, vielmehr ist ihre Aufgabe zugleich, dem Gemüth und Geist Nahrung zu bieten. Mit den der O. dienenden Künsten im Bunde vermag auch gerade die Musik, wenn sie wirklich Sprache des Innern ist, mächtiger in die Seele des Hörers zu dringen, nur muß sie

Digitized by Google

mit der Poesie im rechten Verhältniß stehen. Die Dichtung (Operntext, Libretto) gibt die Skizze, die Grundzeichnung, die Musik führt aus. Bei wirksamer, leicht faßlicher Handlung, Mannichfaltigkeit und Reichthum der Situationen, die an ihrem Ort auch mit dem nöthigen äußern Glanz auszustatten sind, und dem nothwendigen und davon mit abhängenden, aber durch die Natur der Sache herbeigeführten und bedingten Wechsel der Arien, Duette, Chöre und Ensembles ꝛc., bei Einfachheit und Klarheit der Charaktere und mannichfaltig gebotener Gelegenheit, die verschiedenartigen Gefühle und Leidenschaften auszusprechen, gibt der Dichter den Umriß, die Andeutungen, wä'rend der Komponist das Gegebene nach den verschiedenen Seiten durch die Sprache u. Kraft der Musik weiter ausführt u. so dem ganzen Kunstwerk das Gepräge der Vollendung gibt, es vielmehr erst zum vollkommenen Kunstwerk macht. Aus der Bestimmung u. dem Wesen der O. geht auch hervor, daß die dramatische Musik besonderen Bedingungen für ihren Styl unterliegt. Wie sie unzertrennlich ist von der mit ihr vereinten Dichtung, von der dargestellten Handlung, so hat sie sich eben an diese anzuschmiegen, sie zu idealisiren, sie nicht aufzuhalten, sondern zu fördern; wo aber, bedingt durch die Natur und das Wesen der der O. angehörenden Bestandtheile, die Handlung momentan stille stehen muß, damit der musikalischen Form und Ausführung Genüge geschehe, hat die Musik zunächst Treue und Wahrheit in der Schilderung der Empfindungen und Charaktere festzuhalten. Die dramatische Musik muß sich zur Aufgabe stellen, mit der höchsten Schönheit der Form charakteristische Wahrheit im Ausdruck, Mannichfaltigkeit und Abwechslung zu verbinden, und darf dabei Beschränkung und Maßhalten neben kräftiger nachhaltiger Wirkung, bedingt durch kühne, kräftige, obwohl flüchtige Farben, nicht vergessen. Der Tondichter soll hier nicht bloß vermeiden, harmonische und kontrapunktische Künste u. Künsteleien zu zeigen, sondern auch da, wo er, gälte es einen andern Ort und Zweck, ausführlicher werden könnte, muß er sich in der O. oft beschränken, um der nothwendigen Beweglichkeit und dem Wechsel nicht Eintrag zu thun. Wie den Sinnen wohlgefällig, so zugleich geisterregend muß die Opernmusik seyn, aber auch eingänglich für die Masse, ohne nur ein seichtes und leichtes Tönen und Klingeln zu seyn.

Die Geschichte der O. reicht bis ins 16. Jahrhundert hinauf, wo bei der durch die Auswanderung der Griechen ins Abendland, namentlich nach Italien, erweckten Liebe für das Griechenthum, auch das Streben erwachte, das altgriechische Drama wieder ins Leben zu rufen, zu welchem Zweck Vicenzo Galilei, Giul. Caccini und Giacomo Peri in Florenz es unternahmen, Gedichte unter einfacher Begleitung eines Seiteninstruments zu recitiren, und große Dichter, wie Tasso in seinem „Aminta", Schäferspiele mit Chören dichteten. Diese noch unvollkommenen Versuche bahnten den Weg dem durchaus in Musik gesetzten Schäferdrama „Dafne", das, von Ottavio Rinuccini gedichtet und von Giac. Peri in Musik gesetzt, 1597 in Florenz zuerst aufgeführt wurde. Dieses Stück, sowie die 1600 zur Hochzeitfeier Heinrichs IV. von Frankreich mit Maria von Medicis von denselben Verfassern gedichtete „Euridice" werden als die ersten O.n angesehen, wozu sich bald „Arianna" von Rinuccini und Peri und „Il rapimento di Cefalo", von Caccini komponirt, gesellten. Dagegen rühmt sich Orazio Vecchi in Modena, der 1597 seinen „Antiparnasso" zur Aufführung brachte, wobei Sänger hinter der Scene den Text der Rollen in Form der Madrigale fünfstimmig absangen, zuerst Dramatisches in Musik gesetzt zu haben. Die Musik zu den Stücken aus dieser Zeit hat aber noch sehr wenig eigentlich dramatisches Element, und selbst der in großem Ansehen stehende Claudio Monteverde, der mit „Orfeo" und „Arianna" mit Glück hervorrat, brachte noch keine besondere Fortschritte in der dramatischen Musik zu Stande. Für den Erfinder des Recitativs hält man Emilio da Cavaliere zu Florenz, von dem 1590 daselbst zwei Schäferspiele, „Il Satiro" und „La disperazione di Sileno", aufgeführt wurden. Die Stelle der Bühne vertrat in der Regel auf öffentlichen Plätzen ein Gerüst, oder in den Straßen ein Karren; Papst Sixtus IV. (1471—1484) soll das erste bekannte Theater Italiens erbaut haben. Die Liebe der Italiener zur O. wuchs aber bald so, daß alle bedeutendere Städte in Italien Opernhäuser bis zum Uebermaße bauten, wie denn Venedig, das 1637 das erste Opernhaus erhielt, bald nicht weniger als 15 Theater zählte. Längere Zeit jedoch war Musik u. Dichtkunst dem äußern Pomp mehr untergeordnet, und bei Uebertreibung zum Besten der Schaulust und bunter Zusammenmischung der verschiedenen Elemente konnte der bessere Geschmack nicht gefördert werden. Vorschläge zu Verbesserungen durch Benutzung des Einfacheren, Natürlicheren thaten erst der Dichter Silvio Stampiglia, mit mehr Erfolg aber der Dichter Apostolo Zeno, der durch seine O. „Gl'inganni felici" 1695 eine bessere Bahn brach, indem er die Götter von der Bühne verbannte und mehr Einfachheit einführte. Ihm folgte Metastasio mit dem ausgezeichnetsten Glück; seine erste O. „Didone abandonnata", von Sarti komponirt, wurde 1724 in Neapel aufgeführt. Nicht in gleichem Grade waren diese Fortschritte bei der Musik der O. bemerkbar. Bis zu Ende des 17. Jahrhunderts war noch allzu viel Steifes, Gezwungenes in der Opernmusik, was dem freien mannichfaltigen Schaffen im Ausdruck der verschiedenen Empfindungen Eintrag that; besonders bedurften das Recitativ und die Arie noch vieler Verbesserung. Wie nun um diese Zeit namentlich durch Carissimi in alle musikalischen Formen ein mehr fließender, abgerundeter Styl gebracht wurde, so mußte dies für die O. vom heilsamsten Einfluß seyn; doch erst dem großen Schüler dieses Meisters, Al. Scarlatti, gelang es, der Opernmusik einen höhern Schwung zu geben. Das Recitativ und die Arie bekamen eine bestimmtere, veredelte Form; wie das Deklamatorische schon nach Carissimi's Vorgang verbessert wurde, so erhielt überhaupt das Melodische mehr Natürlichkeit, Anmuth und frischen Ausdruck; auch das Instrumentale hob sich besonders durch Corelli's Verdienst. Fr. Du-

Digitized by Google

rante schrieb zwar nicht für das Theater, übte aber als großer Kirchenkomponist, wie als ausgezeichneter Lehrmeister und Direktor des Konservatoriums zu Neapel, aus welchem noch viele herrliche Meister im Fach der O. hervorgingen, großen Einfluß auf die Beförderung der neuern Musik jener Zeit sowohl im Gesang, als in der Anwendung und Ausbildung der Instrumentalmusik, der man nun hauptsächlich die Aufmerksamkeit mit zuwendete. Als eines der Häupter jener neuen, mit dem 18. Jahrhundert beginnenden Periode der italienischen Musik verdient noch Erwähnung Leonardo Leo, Schüler des Scarlatti, der nicht weniger als 23 O.n schrieb, unter denen „Olympiade" mit dem berühmten Duett „Nei giorni tuoi felici" und der Arie „Non so donde viene". Diese neue Epoche in der ital. Musik, die sich besonders durch Verschönerung und Ausbildung der Melodie auszeichnete, brachte nun viele Komponisten und noch mehr Sänger hervor, unter welchen ersterm rühmenswerthe Meister sind, wie Jomelli, Piccini, Pergolesi, Duni, Feo, Leonardo da Vinci, Porpora, weniger der dem Geschmack der Menge mehr fröhnende Sarti. Die italienische O. hatte sich nun über die ganze Erdeverbreitet, artete aber auch mehr u. mehr aus, indem sich bald die Sänger, die in übergroßer Anzahl aus den Singschulen in die Welt geschickt wurden, auf Kosten der Komponisten zu erheben suchten und nicht mehr die Gediegenheit der Schöpfung, sondern die Gelegenheit, die den Sängern gegeben war, in Kehlfertigkeit zu glänzen, den Werth einer O. als Kunstwerk entscheiden sollte. An den Höfen der Fürsten Deutschlands, in den Hauptstädten Frankreichs, Englands ꝛc. mußten italienische Sänger seyn, die mit Ehren und Gold überschüttet wurden, wie unter Andern Kaiser Leopold I. für italienische Dichter, Komponisten und Sänger jährlich 44,000 Gulden verwendete. Kastraten wurden bewundert und ihnen Lorbeer gestreut. An die Stelle eines das Gefühl ansprechenden Gesanges aber trat bloßer Sinnenkitzel durch glänzende, doch innerlich leere und weichliche Passagen, Koloraturen u. gewagte Sprünge, bei welchen die menschliche Stimme nur als Instrument, die bis ins Höchste gesteigerte Virtuosität zu zeigen, angesehen und behandelt wurde. In dieser Zeit trat der Deutsche Gluck gegen diese Ueberkünstelung u. den das Innere leer lassenden äußern Flitter auf (s. unten); doch konnten in Italien, wo das sinnlich Spielende und Reizende in der O. zu sehr Wurzel gefaßt hatte, gluckische Einfachheit u. Kraft eine wirkliche Reform nicht hervorbringen. Während aber die italienische O. von melodischer Anmuth und gefälliger Leichtfaßlichkeit einer sinnlichen Verflachung mehr und mehr zuschritt, müssen noch u. A. Zingarelli („Romeo e Giulietta"), Paeftello („il Barbiere di Sevilla" im Komischen und „Antigone" im Ernsthaften) und Dom. Cimarosa („Matrimonio segreto") aus der schönen, entschwundenen Periode mit Ruhm und Auszeichnung genannt werden, sowie unter den Singschulen die des Bernacht zu Bologna, aus welcher viele vorzügliche Sänger hervorgingen, hervorzuheben ist. Noch erhielten, wenigstens im Ausland, die Sänger der italienischen Musik Anerkennung und Beifall. Allein der Aufschwung, den nunmehr die Instrumentalmusik durch die deutschen Heroen Haydn, Mozart und Beethoven nahm, konnte auch auf die italienischen O.n eines Ferd. Paer u. des fruchtbaren Simon Mayer, eines Deutschen, der Italien mit 73 O.n, Werken, in denen Melodienreichthum mit deutscher Kraft verbunden ist, beschenkte, nicht ohne Einfluß bleiben, sowie auch Salieri, Righini, Spontini u. Cherubini ihrem musikalischen Schaffen nach Deutschland und Frankreich angehören. Anderes wollte Roffini, der alle Effekte, die dem Ohr schmeichelnden Melodien, verbunden mit aller lieblich reizenden Würze der Instrumentalmusik und glänzender Gesangskoloraturen, überhaupt was alle Kunstmittel der Sänger bieten können, hervorzuzaubern wußte. Unter den vielen Komponisten in dieser neuen Epoche der modernen ital. O. sind ihre vorzüglichsten Vertreter: Bellini, Donizetti, Mercadante und Ricci, unter welchen sich besonders die beiden Ersteren auf dem Repertoir erhalten. Wenn nun auch in Paris und London italienische Theater existiren, auch italienische Sängergesellschaften selbst über das Meer reisen und die italienischen Singschulen noch immer besonders das Virtuosenmäßige des Gesanges anbauen, so ist doch die eigentliche Herrschaft der italienischen O. geschwunden, wie die Glanzperiode italienischer Sänger, und wenn aus der neuern Zeit noch sehr gefeierte Sängernamen vorhanden, wie Malibran, Rubini, Tamburini, Lablache, Grisi u. And., so haben andere Länder deren aufzuweisen, die gerade zu den Berühmtheiten neuerer Zeit u. der Gegenwart gezählt werden.

In Frankreich können die dramatischen Spiele Adam de la Hale's im 13. Jahrh. als Vorläufer der O. gelten. Auch die zu Anfang des 17. Jahrh. eingeführten Ballets, in welchen Tanz mit abwechselndem Gesang und Dialog verbunden war, können hierher gezählt werden. Die eigentliche O. gewann aber erst durch den Kardinal Mazarin in Frankreich festen Boden, indem derselbe 1645 zu Paris die O. „Finta pazzia" von Strozzi aufführen ließ, welcher bald mehre folgten, die den Italienern die Oberhand verschafften. Cambert war der erste Franzose, der Schäferspiele, wie sie damals beliebt waren, musikalisch bearbeitete und sich, nachdem besonders seine „Ariadne" die größte Theilnahme gefunden, mit dem Dichter Perrin, der ein königliches Privilegium auf Opernvorstellungen erlangt hatte, als Opernkomponist förmlich verband. Lully webte französische Volksmelodien in dieselben ein, brachte statt der Knaben Tänzerinnen auf die Bühne, benutzte mehr Instrumente, als man vorher gewohnt war, und wußte sich und seinen Werken nicht allein bei dem Hof, sondern auch bei dem Publikum eine Geltung zu verschaffen, die noch hundert Jahre lang fortdauerte. Nicht ungenannt darf hier Phil. Quinault bleiben, der Opernterte lieferte, die sich gut zur Komposition eigneten, auch im Ausland anerkannt wurden und sogar nicht ohne Einfluß auf Italien waren. In der nächstfolgenden, im Ganzen an französischen Opernkomponisten nicht reichen Zeit zeichnete sich Rameau aus, durch den das nationale Element

Digitized by Google

schon mehr ausgebildet wurde, was auch durch d'Alayrac und insbesondere durch Gretry geschah, der gegen 40 O.n schrieb, von denen mehre auch im Ausland Anerkennung fanden. In diese Zeit fällt auch das Auftreten Glucks, der nach vielen Anstrengungen 1774 seine „Iphigenie in Aulis" in Paris auf die Bühne brachte, was den bekannten Streit zwischen Gluckisten und Piccinisten hervorrief. So mächtig auch Gluck mit seiner von der italienischen gänzlich verschiedenen Musik auftrat, so blieb doch die Reform des großen Meisters nicht von nachhaltigem Erfolg in Frankreich; man verließ den von ihm vorgezeichneten Weg und wandte sich wieder mehr dem durch Gesangfiguren ꝛc. geschmückten Opernstyl zu. Eigenthümlich aber blieb der französischen O. als national vorzüglich die Romanze und das Deklamatorische, was besonders auch durch die Sprache mit bedingt wird. An Gluck, oder vielmehr an die klassisch-deutsche Schule schloß sich vorzüglich Cherubini an, von Geburt ein Italiener, der Bildung nach den Deutschen angehörend, dessen Ruhm seit der Erscheinung seiner großartigen O. „Lodoiska" (1787) weithin erscholl und noch allgemeiner wurde durch seinen „Wasserträger". Die eigentliche französische Nationaloper repräsentirt Boieldien, dessen O.n außerordentliche Verbreitung erhielten; ihm zunächst stehen Mehul (Joseph und seine Brüder) und Lesueur; mit mehr oder weniger Vereinigung des italienischen und französischen Elements ragen noch besonders Isouard, Catel und Paer hervor. Hatte Spontini, der Schüler Cimarosa's, früher nur der italienischen O. und vorzüglich der komischen angehört, so stellte er sich später in Paris bald eine höhere u. ernstere Aufgabe, wozu ihn noch das erste Anhören der „Iphigenie in Aulis" von Gluck angefeuert haben soll. Das erste Werk, das er nach dieser neu genommenen Richtung schrieb, war die Preisoper: „Die Vestalin". In der neuern Zeit haben sich unter den französischen Opernkomponisten ausgezeichnet: Auber, Herold, Adam, Halévy, Clapisson. Seit Rossini's Herrschaft fand man immer mehr Geschmack am Gewaltigen, Ungebundenen, Aufreizenden, und es zeigte sich in der großen O. mehr regelloses, Charakter und Festigkeit entbehrendes Ringen nach Effekt, während sich der volksthümliche Typus nur in der den Franzosen eigenthümlichen und von ihnen noch unübertroffen behandelten Konversationsoper erhalten hat. Noch zählt man zu den neuern französischen Opernkomponisten den deutschen, die verschiedenen Style in seinen O.n vereinigenden Meyerbeer, der mit Anwendung großer, gewaltiger Mittel die glänzendsten Erfolge errang. Unter den französischen Librettodichtern sind außer Quinault noch Marmontel, Favart, Sedaine und besonders Scribe zu nennen. Was die Sänger anlangt, so herrschten wie überall auch in Frankreich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Italiener; in der neuern Zeit dagegen machten sich berühmte Namen: Mario Candia, David, Duprez, Martin, Nourrit, Brandu, Damoreau, Cinti, Falcon, Roger u. A.

Deutschland erhielt die O. ebenfalls aus Italien, und zwar unterhielt die Königin Sophie Charlotte die erste italienische O., bei der Bononcini als Kapellmeister angestellt war. Zur ersten deutschen O. „Daphne" lieferte Martin Opitz in einer guten Nachbildung der rinuccinischen O. gleichen Namens den Text, und der berühmte dresdner Kapellmeister Heinrich Schütz (Sagittarius) setzte sie in Musik. Paul Thiemich schrieb die ebenfalls nach dem Italienischen gearbeitete O. „Alceste", die erste, die 1693 zu Leipzig in der Ostermesse aufgeführt wurde. Unter den deutschen Städten, die sich für die O. verdient machten durch Errichtung von Theatern, steht Hamburg oben an, indem daselbst 1678 ein besonderes Opernhaus gebaut und mit „Adam und Eva", von Richter, komponirt von Theil, welche die erste deutsche Originaloper gewesen seyn soll, eröffnet wurde. Auch die Kapellmeister Strunck, Frank, Förtsch, Conradi, Bronner und Krieger schrieben O.n. Einige halten die Operette „Der Teufel ist los" für die erste komische O. in Deutschland; Flögel dagegen in der „Geschichte der komischen Literatur" behauptet, daß es bei den Deutschen eben so früh komische O.n gegeben habe, als ernsthafte. Zu Augsburg wurde 1697 zum ersten Male eine deutsche O. aufgeführt und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erste deutsche O. „Arminius" gab. Besonders machte sich verdient der Kapellmeister Keyser, dessen zahlreiche O.n so viel Beifall fanden, daß man ihn selbst Lully vorzog; viele davon waren von Feind gedichtet, der eigenthümlicher Weise die Arien in italienischer Sprache schrieb. Noch mehr zeichneten sich Händel und Hasse aus, die italienische Leichtigkeit und Melodienmacht mit deutscher Kraft und Tiefe und mit charakteristischem Ausdruck vereinigten, so daß sie siegreich auch neben den Italienern standen. Glucks mächtige Schöpfungen konnten der deutschen Kunst nur förderlich werden, und je mehr die italienische O. einer Entartung entgegen ging, desto mehr hob sich die deutsche und errang sich als solche immer mehr Selbstständigkeit; ihre Melodien, getragen von reiner und geordneter Harmonie, ihre ausgebildete Instrumentation, bei deren dramatischer Wahrheit und Charakteristik immer noch die Subjektivität der verschiedenen Meister durchblickt, weisen ihr in der Geschichte der Kunst einen hohen Standpunkt an. Davon zeugen nach Gluck die Namen: Naumann, Reichardt, Schulz, Hoffmeister, Gyroweh, Feeka, Zumsteg, Winter, Weigl; auch Salieri und Righini gehören ihren Werken nach mehr den Deutschen an. Zu herrlichster Vollendung führte endlich die deutsche O. der unvergleichliche Mozart, in dessen unsterblichen Werken die erwähnten Eigenschaften und Vorzüge mit der höchsten Genialität gepaart sind. Die Reihe der früheren Meister der deutschen Opernkunst schließen würdig der tief ernste Beethoven mit seinem „Fidelio", K. M. v. Weber, der mit „Freischütz" u. „Oberon", eine volksthümliche romantische O. in Deutschland begründete, Spohr („Jessonda"), während von den neueren würdigen Vertretern der deutschen Kunst hervorzuheben sind: Reissiger,

Digitized by Google

Marschner, Lindpaintner, Kreutzer, Lachner, Lortzing, Dorn, Benedikt, Flotow u. A. Richard Wagner verkündete theoretisch und praktisch („Tannhäuser", „Lohengrin" ꝛc.) die völlige Zertrümmerung des althergebrachten architektronischen Opernschematismus und die Herausbildung eines neuen musikalischen Drama's in freier Form, eine Wiederaufnahme der Bestrebungen Gluck's in erhöhter Potenz. Für die deutsche O. dichteten Weiße, Gotter, Bretzner, Göthe, Kotzebue, Schikaneder, H. v. Ebéry, Fr. Kind, Richard Wagner u. A. Als Sänger herrschten, wie überall, so auch in Deutschland bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, die Italiener. Aber auch dies ist im Laufe der Zeit anders geworden. Mit jenen, wie überhaupt mit den Sängern anderer Länder, konnten deutsche Sänger wetteifern und haben es auch im Ausland siegreich gethan. Wir nennen aus der neuern Zeit und der Gegenwart nur die Namen: Ander, Badnigg, Bader, Blum, Breitting, Cornet, Dettmer, Eichberger, Holzinger, Mantius, Pöck, Schmetzer, Tichatscheck, Botgorscheck, Härtinger, Schröder-Devrient, Löwe, Lutzer und die Schwedin Jenny Lind.

England bietet nur eine kurze Geschichte der O.; die italienische O. siedelte sich dort an und behielt das Feld bis auf Händels und Hasse's Zeit. Beide Meister verschafften dem deutschen Namen dort Geltung und Achtung, doch schlossen sie sich noch, wenn auch mit deutscher Grundbildung, mehr der italienischen Weise an, und die O. in England blieb die italienische. Purcell (1658 bis 95) und Arne (1710—78) versuchten eine englische O. zu gründen, indessen wollte so wenig Eigenthümliches und Nationales gelingen, daß von einer eigenen Schule nicht die Rede seyn kann. In Spanien drang erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die italienische O. ein; sie herrscht noch hier und in Portugal, u. nur die französische hat in der neuesten Zeit etwas Fuß gefaßt. In den nördlichen Ländern, in Dänemark, Schweden (hier wurde 1774 die erste schwedische Originaloper „Birger Jarl" von geborenen Schweden aufgeführt), Polen u. Rußland, gelangte auch die italienische O. noch nicht zu einem eigentlich festen Bestehen; die Versuche aber zur Begründung einer Nationaloper sind noch zu unbedeutend und mehr Nachahmung, besonders der deutschen. Die erste amerikanische O.: „Das schöne Mädchen von Lyon" von Eley wurde 1845 in Newyork gegeben. Vgl. Ant. Planelli, Dell'Opera in Musica, Neapel 1772; Arteaga, Le revoluzioni del Teatro musicale italiano dalla sua origine sino al presente, Bologna 1783, deutsch von Forkel, Leipzig 1789; Marx, Ueber den heutigen Zustand der deutschen O., Cäcilia 1828, 7 Bde.; Reichard, Ueber die deutsche komische O., Hamburg 1774.

Operae aedilitiae, bei den Römern Schauspiele, welche die Aedilen nach hergebrachter Sitte dem Volke gaben.

Opera externa und **interna** (lat.), s. Trinität.

Opera gratiae (lat.), Wirksamkeit der göttlichen Gnade (s. d.), die Menschen zu bessern, sowie die Wirkungen dieser Gnade.

Operameter, von Samuel Walker erfundenes Instrument, besteht aus einem Räderwerke, das in einem verschlossenen Gehäuse sich befindet und an der Axe seines ersten Getriebes mit irgend einem sich drehenden Theile einer Maschine, z. B. einer Walkmühle, einer Tuchscheermaschine u. dgl., in Verbindung gebracht und dadurch in gleichzeitige Bewegung gesetzt werden kann. An den Axen seiner Räder hat es mehre Zeiger, welche, über einem Zifferblatte sich drehend, die während einer bestimmten Zeit gemachten Umgänge der Maschine anzeigen. Man benutzt es in Fabriken, um den Fleiß der Arbeiter zu kontrolliren und ihnen die Zahl der Umdrehungen des einen oder des andern Zeigers anzugeben, während welcher ihre Arbeit vollendet seyn muß.

Operarius (lat.), Einer, der körperliche Arbeit verrichtet; ein Kanonikus, welcher die Aufsicht über die Gebäude des Stifts hatte.

Opera supererogationis (lat.), überflüssige Werke, bei den Scholastikern Bezeichnung der Verdienste Christi und der Heiligen, welche sie sich dadurch erwarben, daß Jener in und mit seiner Aufopferung mehr leistete, als zur Erlösung des Menschengeschlechts nothwendig war, diese aber nicht nur das von Gott Gebotene (praecepta), sondern auch das Gerathene (consilia) thätigte und die 1343 erlassene Bulle Unigenitus die Ansicht, daß jene Verdienste gleich einem Schatze der Kirche anheim fielen, was zur Entstehung des Ablasses Veranlassung gab.

Operation (v. Lat.), im Allgemeinen die Verfahrungsweise bei Verrichtungen irgend einer Art, in verschiedenen Wissenschaften mit speciellerer Bedeutung. Die medicinische O. ist ein zum Behuf der Heilung oder Linderung von Krankheiten (beziehentlich Verunstaltungen) vorgenommenes mechanisches Einschreiten des Arztes am menschlichen Körper mit bewaffneten oder unbewaffneten Händen. Es ist demnach das einfache Frottiren mit den Händen eben so gut eine O. als die Entfernung eines ganzen Gliedes mittelst der Amputation, und O.en führt nicht nur der Chirurg, sondern auch der Krankenwärter, die Hebamme, der Geburtshelfer und der Arzt aus. Ueber die chirurgischen O.en s. Chirurgie. Unter militärischen O.en versteht man alle Unternehmungen, welche dazu dienen, den Zweck des Krieges mittelbar oder unmittelbar, im Ganzen oder Einzelnen zu fördern. Ihre Gesammtheit bildet den ganzen Feldzug. Die O.en sind ihrem Zwecke nach offensiv, wenn sie auf die Besitzergreifung eines Objektes, defensiv, wenn sie nur die Festhaltung eines bereits im Besitze befindlichen Objektes bezwecken; ihrer Natur nach sind sie entweder rein strategisch, oder rein taktisch, oder strategisch und taktisch zugleich. O.en der ersten Art sind die Anlegung des Feldzugplanes, die Anordnung der einzelnen Unternehmungen, die Aufstellung der Truppencorps, der zweiten Art die Treffen, Gefechte, Blokaden, Belagerungen ꝛc., der dritten Art Recognoscirungen, Diversionen, Umgehungen u. A. Jede O. ist auf ein bestimmtes Objekt (Opera-

Digitized by Google

tionsobjekt) gerichtet, das entweder die feindliche Armee selbst, oder die Hauptstadt des feindlichen Landes, oder sonst ein Punkt seyn kann, dessen Besitz für beide Theile von entscheidender Wichtigkeit ist. Das ganze Terrain, in welches die O. trifft, nennt man das Operationsfeld. Als Grundlage für jede O. dient stets eine Operationsbasis, eine mehre strategische Punkte verbindende Linie, auf welche sich die Unternehmung stützt und von welcher aus sie in gewissen Linien (Operationslinien) nach dem Objekte sich hinrichtet. Man unterscheidet einfache Operationslinien, wenn die Truppen in Einer koncentrirten Masse nach dem Objekt vordringen, und doppelte, wenn das Vordringen in zwei parallelen Zügen geschieht. Innere und äußere Operationslinien entstehen, wenn die Armee auf mehr als zwei Straßen von der Basis aus vorgeht; im letztern Falle spricht man von koncentrischen, wenn dieselben im Objekt oder dessen Nähe sich schneiden, dagegen von excentrischen, wenn die Truppen von einem Hauptpunkte nach mehren Objekten auf divergirenden Straßen vorrücken. Derjenige Theil der Operationslinien, der von den Truppen bereits zurückgelegt ist, heißt Kommunikationslinie, weil er die Verbindung der Corps mit seinem Stützpunkte in der Basis bildet; derselbe ist meist zu gleicher Zeit im Falle der Noth Rückzugslinie. Der Winkel, unter welchem sich koncentrische Operationslinien schneiden, heißt Operations- oder Objektivwinkel. Als Operationslinien sind in neuester Zeit die Eisenbahnen wichtig geworden. Der Plan, nach welchem eine O. ausgeführt wird, heißt Operationsplan. Er muß als untergeordneter Theil des allgemeinen Kriegsplanes diesem entsprechen, eine genaue Bezeichnung der zu erreichenden Zwecke enthalten, auf möglichst genaue Kenntniß der feindlichen Streitkräfte, und sorgfältige Untersuchung des Terrains sich gründen und zugleich Vorschriften für mögliche Weise eintretende Wechselfälle geben, darf aber doch nicht zu sehr mit Einzelheiten überladen seyn.

Operatismus (v. Lat.), der Glaube, sich durch Opera operata (s. Opus operatum) das Wohlgefallen Gottes erwerben zu können.

Operativ (v. Lat.), was sich auf praktisches Handeln bezieht, durch bestimmte Verrichtungen hervorgebracht wird, oder in diesen besteht.

Operative Philosophie, nach Baco die Mechanik und natürliche Magie; die praktische Philosophie, weil sich mit dem Handeln, den Werken (opera) des Menschen, beschäftigt.

Operette, kleinere Oper mit wenigen bei der Behandlung betheiligten Personen, die ihren Stoff mehr aus dem gewöhnlichen Leben nimmt und in welcher Gesang und leichte gefällige Musik mit Dialog abwechseln. Da sie vorzugsweise das komische Element in sich mit aufnehmen mußte, so wurde oft auch die italienische Opera bussa mit zur O. gerechnet, und in diesem Fall ist diese mindestens so alt, als die Oper selbst. Nachdem Pergolesi's „Serva Padrona" viel Glück gemacht, wurde die O. auch in Frankreich allgemein. Es gefielten sich hier die Vaudevilles (s. d.) zu, die sich bis auf die neueste Zeit erhielten. In Deutschland hatte man komische Opern ꝛc. schon seit 1650. Sehr beliebt wurde unter Anderm seit 1759: „Der lustige Schuster", „Der Kapellmeister von Venedig", „Der Schiffskapitän", „Bär und Bassa", „Sieben Mädchen" ꝛc. Felix Weise dichtete kleine ländliche Stücke nach Art der damals in Paris beliebten, die Adam Hiller in Musik setzte. Sonst schrieben noch für das Gebiet der O.: Hofmeister, Naumann, Schuster, welcher Letztere sich in der leichteren O. auszeichnete, Dittersdorf, dessen komische Opern immer mit verdienter Auszeichnung genannt werden. Oft streift auch das eigentliche Singspiel in das Gebiet der O. hinüber, wie z. B. Himmels „Fanchon", Lindpaintners „Gewalt des Liedes" u. A.

Operntext (Libretto), s. Oper.

Opfer (lat. oblatio, sacrificium), im Allgemeinen Gaben oder Geschenke, welche man den Göttern in religiöser Absicht darbringt, wobei die allen auf niedriger Stufe stehenden Religionen eigene Vorstellung zu Grunde liegt, sich die Götter mit menschlichen Ansichten und Empfindungen zu denken. Die Vorstellung, daß die Gottheit sinnliche Bedürfnisse habe, die Bildungsstufe, auf welcher die Opfernden standen, ihre Beschäftigung und Lebensweise und die Beschaffenheit der Produkte, welche ihr Boden hervorbrachte, bestimmten die Beschaffenheit der Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, die ackerbauenden Völker Früchte und Brod. Mit der steigenden Kultur und dem zunehmenden Reichthum nahmen auch die O. an Zahl und Kostbarkeit zu. So schlachteten Griechen und Römer oft Tausende von Opferthieren (Hekatomben), die noch dazu ganz untadelhaft seyn mußten und vor Allem keinen innern Makel haben durften, wenn aus ihren Eingeweiden sollte geweissagt werden. Eine eigenthümliche Art der O. bildeten die Weihgeschenke und die Keuschheitsopfer. Jene bestanden in Waffen, in einem Theil der Kriegsbeute, in Kleidern, in Werkzeugen; Jünglinge und Jungfrauen gaben ihre Haare, Dichter und Philosophen die Werke ihres Geistes ꝛc. Die Keuschheitsopfer bestanden darin, daß das weibliche Geschlecht, besonders die Jungfrauen, durch Aufopferung ihrer Keuschheit eine wohlgefällige Handlung zu verrichten glaubten. Dies geschah in Babylon im Dienste der Mylitta, in Persien in dem der Anaitis, auf Cyprus in den Tempeln der Venus, in Phönicien im Dienste der Astarte. Die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beste, was der Opfernde besaß, zu widmen; daher wollte Abraham selbst seinen Sohn und Agamemnon seine Tochter Iphigenia opfern. Die Verirrungen des Naturdienstes erhielten den grausamen Gebrauch der Menschenopfer auch bei solchen heidnischen Völkern aufrecht, die der ersten Rohheit entwachsen waren. Die Phönicier opferten dem Moloch oder Baal Kinder, und ähnlich waren die O. der Moabiter, Ammoniter, Kananiter, Amalekiter, welche ebenfalls den Baal verehrten. In Babylon erhielt der Belus oder Sonnengott Menschen, Thiere und Weihrauch; der Mylitta oder Aphrodite weihten die Jungfrauen des Landes ihre Keuschheit. Auch die Aegypter opferten außer Thieren und Früchten Menschen, besonders

Digitized by Google

Fremdlinge. Moses bestimmte in seinem Opfergesetze für das israelitische Volk reine, makellose Thiere u. Früchte als Sinnbilder der Hingebung und Buße seines Volks vor Jehovah; doch opferte Jephta dem Jehovah seine eigene Tochter, u. noch zu Salomo's Zeiten sollen Kinder geschlachtet worden seyn. Die übrigen Gaben, welche auf dem Altare Jehovahs niedergelegt wurden, waren blutige oder unblutige. Die israelitischen O. waren theils blutige, wenn Rinder, Ziegen, Schafe oder auch Tauben geschlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (Brandopfer), theils unblutige, wenn man Mehl, Kuchen, Salz, Oel, Honig (Speisopfer), oder Wein, der um den Altar her gegossen wurde (Trankopfer), oder Weihrauch (Räucheropfer), darbrachte. Der Ort, an welchem geopfert wurde, war der Vorhof des gemeinsamen Tempels; jedes an einem andern Orte vorgenommene O. zog Todesstrafe nach sich. Doch wurde dies nicht streng beobachtet, und oft wurden Anhöhen zu O.n benutzt. Im Reiche Israel gab es gar keine gesetzliche Opferstätte. Die Kosten mußte der Privatmann aus seinem Besitzthum bestreiten, für die öffentlichen O. aber sorgte entweder der König, oder der Tempelschatz. In Rücksicht ihres Sinns und Zwecks waren diese O. entweder Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh bestanden, wovon die Fettstücke verbrannt wurden, Brust- und Schulterstücke den Priestern gehörten, theils aus frommer, freiwilliger Entschließung, theils in Folge eines Gelübdes gegeben wurden u. gewöhnlich mit Opfermahlzeiten verbunden waren, oder Sühn- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Sie zerfielen in größere und kleinere, von denen jene, mit mehr öffentlichem Charakter, jährlich am großen Versöhnungstage Statt fanden, wenn der Hohepriester, wenn das ganze Volk sich versündigt hatte, die kleinern sich mehr auf Privatpersonen bezogen, wenn man unwissentlich gesündigt hatte, wenn man von bestimmten Krankheiten geheilt war ꝛc. Die Priester pflegten die Darbringenden, zum Zeichen ihrer Versöhnung mit Jehovah, mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu besprengen und, wenn es einer allgemeinen Buße und Entsündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es Privatpersonen anging, das Fleisch selbst zu genießen. Denn die O. an Thieren und Erstlingen der Früchte, die an gewissen Festen und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entsündigung Einzelner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünfren der Priester, die nur den ungenießbaren Theil derselben verbrannten. Die Griechen hatten ursprünglich Speisopfer; Brandopfer waren auch in späterer Zeit wenig üblich. Zu den letzteren gehörten die Hekatomben, wozu 100 und mehr Stiere genommen wurden. In der homerischen Zeit erhielten vor jeder Mahlzeit die Götter einen Theil; bei feierlichen Gelegenheiten aber fanden öffentliche O. Statt. Ehe man das Thier schlachtete, bestreute man es mit Gerstenschrot, nachdem man ihm die Stirnhaare abgeschnitten und als Erstlinge ins Feuer geworfen hatte. Verbrannt wurden die Knochen und fleischigen Theile des Schenkels, Wohlgerüche und Wein zugegossen u. während des O.s Leber, Herz und Lunge geröstet und verzehrt. Zuletzt wurde die Zunge des Thieres mit einer Libation verbrannt. Mit den O.n, die man vor wichtigen Unternehmungen vollbrachte, war in der Regel Weissagung (s. Mantik) verbunden. Die Libationen waren bei den Griechen ursprünglich nur Trankopfer, meist mit Mahlzeiten verknüpft; die unblutigen O. bestanden in den Erstlingen der Früchte, in Kränzen, Töpfen, Schüsseln, Gebackenem ꝛc. Auch Menschenopfer kamen bei den Griechen vor; noch Themistocles ließ vor der Schlacht bei Salamis dem Dionysus drei Perser opfern. Aehnlich denen der Griechen waren die O. der Römer. Sie nahmen dazu ein makelloses, nicht zu menschlichen Zwecken benutztes Thier; die Beobachtung des Ganges, das Schmücken durch Bänder ꝛc. fand ganz in derselben Art Statt. Den himmlischen Göttern gab man weiße Thiere, den unterirdischen schwarze, sowie auch alle Handlungen bei jenen O.n denen bei diesen entgegengesetzt waren. Bei dem Beginn des O.s ward Stillschweigen geboten (s. Omen), Wein, Weihrauch, Dinkelmehl mit Salz (mola salsa) zwischen die Hörner des Thieres gestreut. Die Götter erhielten Theile der innern edlen Eingeweide, Stückchen von der Hüfte, vom Schwanze und vom Euter, die, mit Weihrauch, Wein und Salz vermischt, verbrannt wurden. Eigenthümlich den Römern waren die Göttermahlzeiten (Lektisternien), die nach einem Siege in der Weise veranstaltet wurden, daß die Altäre mit Speisen besetzt und die Bildnisse der Götter um den Altar herumgelegt wurden; ferner die Suovetaurilia, welche darin bestanden, daß am Ende eines jeden 5. Jahres nach vollendetem Census ein Schwein, Schaf und Stier (sus-ovis-taurus) um die Volksversammlung geführt und dann geopfert wurden. Menschenopfer kamen in den ersten Zeiten der Republik jährlich vor; später wurden sie zwar vom Senate verboten, allein noch zu Cäsars Zeiten geübt, wie denn z. B. Octavian 300 Senatoren auf dem Altar des Jupiter Cäsar tödten und Sextus Pompejus Menschen in das Meer werfen ließ, um sie dem Neptun zu opfern. Auch die skandinavischen u. germanischen Völker opferten sowohl Menschen, als Thiere. Die Schweden veranstalteten jährlich 3 große O., um die Zeit der Herbstnachtgleiche, in der Mitte des Winters und zur Frühlingsnachtgleiche; außerdem beging man alle 9 Jahre zu Upsala ein großes Sühnfest, wobei 9 Menschen und 63 Thiere geschlachtet wurden. Außerordentliche O. gab es vorzüglich im Kriege vor und nach der Schlacht. Ein großes Opferfest, ebenfalls alle 9 Jahre zur Sühne, feierten die Dänen den Todesgöttern, indem sie in Lethra auf Seeland 99 Menschen, sowie Pferde, Hunde, Hähne und Habichte, jedes in gleicher Anzahl, darbrachten. Die Germanen, besonders die Eherusker, Ubier, Marsen, Katten, Cimbern, Herminduren, opferten Menschen nur dem höchsten Gotte an bestimmten Tagen; für andere Fälle begnügten sie sich mit Thieren. Der Gebrauch, Kriegsgefangene zu opfern, dauerte sogar noch bis in die Zeit fort, wo viele Völker schon zum

Digitized by Google

Christenthum bekehrt waren (z. B. bei den Gothen, Hernlern, Longobarden, Sachsen). Bei den Galliern (Celten) besorgten die Druiden den Opferdienst, und zwar hielt man Menschen für die den Göttern angenehmsten O. Götzenbilder, deren Glieder aus Weiden geflochten waren, wurden mit Menschen angefüllt und verbrannt. Man schlachtete Verbrecher, in deren Ermangelung aber auch Knechte, Gefangene, selbst Weiber und Kinder. Mit den Gestorbenen ward, als Todtenopfer, Alles verbrannt, was ihnen theuer war, auch die Sklaven und Schutzgenossen. Im Allgemeinen fast dieselben Gebräuche finden sich auch bei den Finnen, Esthen, Liven, Preußen, Letten, Slawen, wenn auch nach Oertlichkeit, Stämmen ꝛc. verschieden. Bei den Negern, Indianern, den Völkern der Südsee sind Menschenopfer sehr häufig; am grausamsten zeigten sich die Mexikaner, welche oft an einem Tage an 20,000 Menschen den Göttern zu Ehren tödteten. Die bereits von den Propheten des alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Mensch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht an und für sich schon ihr Eigenthum und ihre Gabe sey, machte das Christenthum dadurch geltend, daß es den jüdischen und heidnischen Opferdienst gänzlich abschaffte und den Tod Jesu als die ein für allemal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menschen und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darstellte. Indeß ließ sich die Vorstellung, daß man Gott auch sinnliche Gaben schuldig sey, bei den zum Christenthum bekehrten Völkern nicht ausrotten, da der Drang des Gefühls Symbole jener Hingebung forderte und namentlich bekehrte Juden und Heiden noch Ideen von ihrem Kultus mit in das Christenthum brachten. Dies führte zu dem in der katholischen Kirche geltenden Meßopfer, das noch jetzt das unblutige O. genannt wird, weil nach dem katholischen Lehrbegriffe der Meßpriester durch Weihung des Brodes und Weines den Leib u. das Blut Christi im Sinne der jüdischen Sühnopfer gleichsam aufs Neue opfert. Ferner sind die Oblationen und Offertorien der Christen, das Räuchern in den katholischen Kirchen, die Vermächtnisse an Kirchen, Klöster, Wallfahrtsorte, überhaupt fromme Gaben für den religiösen Dienst (Opferpfennige) Nachklänge und Uebergänge aus den heidnischen O.n.

Ophannim (hebr.), bei den spätern Juden Name einer besonderen Klasse von Engeln, welche die himmlischen Sphären regieren, gleichsam Geister oder Seelen der Himmelskörper.

Ophikleide (basse d'harmonie), ein um 1806 von Jean Prospere Guivier erfundenes, sehr umfangreiches Blasinstrument, zunächst für die Musikhalle zu Birmingham bestimmt, von wo es dann bei mehren Militärmusikchören u. Theaterorchestern eingeführt wurde. Es vertritt die Stelle des Kontrafagotts und des Serpents, bietet jedoch mehr Vortheile dar als jene. Die O. hat den Umfang vom Kontra-B chromatisch bis zum g oder a, jedoch im Maßstabe von 32 Fuß, demnach eine Oktave tiefer, als die Baßposaune; dabei ist sie von großer Schallkraft und einem rauhen und dumpfen, in der Höhe wildheftigen Ton. Sie besteht aus zwei weiten neben einander liegenden, unten durch einen Bogen verbundenen Rohrstücken, von denen eins in die geschlungene enge Röhre des Mundstücks, das andere in einen weiten Schallbecher ausläuft. Am besten ist sie branchbar in langsamer Bewegung und um den Baß bei großer Besetzung der Harmonie einfach zu unterstützen. Eine Anweisung, dieses Instrument zu spielen, findet sich in Nemetz' „Allgemeiner Musikschule für Militärmusik" (Wien 1840).

Ophioglossum (Natterzunge), Pflanzengattung aus der Familie der Osmundaceen, niedrige, ausdauernde Gewächse, fast in allen Welttheilen, mit der bekanntesten Art: O. vulgatum *L.*, gemeine Natterzunge, Otterzunge, Schlangenzunge, mit 4—6 Zoll hohem, gegen die Mitte hin einblätterigem Stengel und länglich-eirundem, stumpfem, ganzrandigem, netzaderigem, lineallschem, kurzem, stachelspitzigem Blatt, fast in ganz Europa und Nordamerika, auf trockenen Wiesen und waldigen Triften. Die Pflanze war früher als Herba Ophioglossi s. Echioglossi s. Linguae serpentariae officinell und wurde bei Wunden, Geschwülsten und Geschwüren und auch innerlich als gelind zusammenziehendes Mittel u. sogar bei Brüchen gebraucht.

Ophiolatrie (v. Gr.), Schlangendienst (s. d.), veral. Ophiten.

Ophiolith, s. v. a. Serpentin.

Ophiomantie (v. Gr.), Weissagung durch Schlangen (s. d.).

Ophiophagen (v. Gr.), Schlangenfresser.

Ophiopogon (Schlangenbart), Pflanzengattung aus der Familie der Sarmentaceen, ausdauernde, Maiblumen ähnliche Kräuter in Japan und China, von denen als Zierpflanzen vorkommen: O. Jaburan *Lodd.*, Jaburan-Schlangenbart, in Japan, mit grasähnlichen, lilienförmigen, aufrechten, immer grünen, gerippt-gestreiften Blättern von fester Konsistenz und mit einer Traube zierlicher, weißer Blumen am Ende des Schafts; O. japonicus *Ker.*, japanischer S., japanische Maiblume, in Japan, mit linienförmigen, grasartigen, ausdauernden Blättern und einer einseitigen Traube kleiner weißer Blumen, wovon die schleimigen Wurzelknollen in der Heimath bei Brustkrankheiten, Unterleibsbeschwerden u. Rubren gebraucht werden; O. spicatus *Ker.*, ährenblüthiger S., in Japan, Nepal, China, Cochinchina, mit grasartigen, konsistenten, dunkelgrünen, ausdauernden, linienförmigen Blättern und zierlichen, lillafarbigen Blumen in einer büschelig-ästigen Aehre.

Ophiorrhiza (Schlangenwurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, niedrige, meist ausdauernde Kräuter Ostindiens, mit der bekanntesten Art: O. mungos *L.*, ächte Schlangenwurzel, in Java, Sumatra und auf Ceylon. Die gegen 6 Zoll lange, etwa ¼ bis 1 Zoll dicke, verschieden gebrehte Wurzel wurde früher als indianische Schlangenwurzel, bittere indische Giftwurzel, Erdgalle, Munghos, Radix Mungos, Radix Serpentum s. Serpentariae indicae, nach Europa gebracht und sehr theuer bezahlt. Sie ist geruchlos, schmeckt aber sehr stark und anhaltend bitter. In Indien wendet man sie gegen den Biß der Brillenschlangen, gegen

Digitized by Google

Wasserscheu, Faul- u. Nervenfieber, sowie gegen Würmer an.

Ophioxylon (Schlangenholz), Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, mit der einzigen Art: O. serpentinum L., indisches Schlangenholz, Schlingstrauch in Ostindien, mit 2—10 Fuß hohem Stengel, theils quirlständigen, theils abwechselnden und entgegengesetzten, glatten, lanzettförmig-länglichen, langgespitzten, am Rande etwas wellenförmigen, kurz gestielten, 7—9 Zoll langen, 1½ Zoll breiten Blättern und zahlreichen kleinen, weißen, sehr wohlriechenden Blumen in doldentraubigen Endsträußen. Die bittere Wurzel wird von den ostindischen Aerzten gegen eine Menge verschiedener Krankheiten, am meisten aber gegen Wechselfieber, Wurmkrankheiten und als specifisches Mittel gegen Schlangenbisse angewendet. In größerer Gabe wirkt sie drastisch-purgirend.

Ophir (d. i. Aschenland), eine mehrmals im Alten Testamente genannte Gegend, aus welcher Salomo auf Schiffen, die in den edomitischen Häfen ausgerüstet wurden, nach dreijähriger Reise Gold, Edelsteine und Sandelholz, auch Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen holen ließ. Das Gold von O. scheint das wichtigste Produkt und der vorzüglichste Handelsartikel gewesen zu seyn und galt bei den Hebräern für das reinste und gediegenste. Untersuchungen über die Lage dieses berühmten Goldlandes führten zu verschiedenen, oft abenteuerlichen Resultaten. Calmet in seiner „Dissertation sur le pays d'O." (deutsch von Mosheim) sucht dasselbe in Armenien, von der Hardt in Phrygien, Oldermann in Iberien, Arias Montanus, Wilh. Postellus in Peru, Andere in Sofala an der Ostküste Afrika's, und als Christ. Colombo 1492 auf Hispaniola landete und dort tiefe, unter der Erde fortgehende Höhlen bemerkte, glaubte er im Besitz des salomonischen O. zu seyn. Die meiste Wahrscheinlichkeit dürfte Indien für sich haben, wenn auch gegen das Ergebniß von Lassens Untersuchung („Indische Alterthumskunde", Bd. 1, Bonn 1844), welcher das Volk der Abhira an den Küsten der Indueländer mit O. kombinirt, Manches einzuwenden ist. Neuerdings hat man das alte O. auf der Westküste Sumatra's zu finden geglaubt.

Ophiten (Ophianer, Schlangenverehrer, Schlangenbrüder), gnostische Sekte, die im 2. Jahrhundert auftauchte und im 6. Jahrhundert verschwand, verdankt ihren Namen der eigenthümlichen Rolle, welche die Schlange des Paradieses in ihrem religiösen Systeme spielt. Nach ihrer Geistergenealogie, die zum Theil der des Gnostikers Valentinus ähnlich war, erzeugte der Urgrund (Bythos) zuerst das Urlicht, den Vater Aller, ein seliges, in sich vollkommenes Lichtwesen, die Idee der Menschheit, daher der erste Mensch genannt. Aus diesem ging der zweite Mensch, die Ennoia, die Verstandeskraft des Vaters, hervor, und aus der Vereinigung beider entstand der heilige Geist, die Mutter alles Lebens, die sich nun über die Materie ausbreitete und mit jenen zwei die ophitische Trias bildete. Von den beiden ersten Principien, mit ihrem göttlichen Lichte befruchtet, brachte sie zwei Wesen verschiedenen Geschlechts hervor, aus ihrer rechten Seite die vollkommene Lichtnatur, Christus, und aus der linken die nur einen Thau des höhern Lichts enthaltende, der Materie näher stehende und daher zur Einwirkung auf dieselbe geschickte weibliche Natur, Sophia. Während Christus mit seiner Mutter sofort in den Urgrund zurückgezogen ward und daselbst mit ihr und dem ersten und zweiten Menschen die himmlische Gemeinschaft bildete, stürzte sich Sophia in die Materie, entfremdete sich mehr u. mehr dem Lichtreich und gebar, da sie dem höchsten Gotte gleich ihre Schöpferkraft entfalten wollte, den als Judengott verehrten Weltenschöpfer Jaldabaoth. Dieser ward der Stammvater einer neuen Generation der 6 Planetenfürsten (Adonai, Jao, Sabaoth, Astaphäos, Aelöos, Horäos), welche mit ihm und der Sophia die heilige Ogdoas bildeten. Auf sein Geheiß verfertigten die Planetenfürsten ein Geschöpf nach seinem Ebenbilde, den Menschen, welchem Jaldabaoth von seiner Willenskraft mittheilte, wodurch er sich aber selbst der ihm von der Mutter zu Theil gewordenen himmlischen Lichtkraft entäußerte, die sich nun im Menschen concentrirte. Voll Unmuth darüber blickte Jaldabaoth in die tiefer unten liegende Materie, die Hyle, hinab, und dem Widerscheine entstieg der schlangenartig gestaltete Ophiomorphos, der Urheber des Bösen, der des Vaters List mit der Mutter (der Materie) Bosheit vereinte und sofort aus der Materie wieder die niedern Lebenskräfte, überhaupt die übrige Welt erzeugte. Jaldabaoth schuf das Weib, um dem Menschen durch dessen Umgang die höhere Lebenskraft zu entziehen; allein Sophia wirkte dem dadurch entgegen, daß sie der Eva die höhere Lichtnatur entzog und sie so für das Pneumatische im Adam weniger anziehend machte, ja sie verleitete sie selbst zum Ehebruch mit den 6 Planetenfürsten, wodurch eine neue Engelgeneration entstand. Jaldabaoth versetzte die Menschen in das neuerbaute Paradies, um ihnen jeden Aufblick in die Lichtwelt zu entziehen, und fügte aus demselben Grunde auch das Verbot, vom Baume der Erkenntniß zu essen, hinzu; allein Sophia verleitete durch den Ophiomorphos den Menschen zur Uebertretung des Verbots, welcher dadurch augenblicklich über seine Verwandtschaft zum Lichtreiche und seine ganze Lage überhaupt belehrt ward. Ergrimmt darüber, raubte Jaldabaoth dem Menschen den ätherischen Körper und bannte ihn auf die Erde in einen groben Körper; auch den Ophiomorphos schleuderte er auf die Erde, wo derselbe 6 böse Weltgeister erzeugte, welche mit ihm als Hebdomas das Menschengeschlecht befeindeten. Dagegen gab Sophia dem Menschen einen pneumatischen Lichtfunken zurück, welcher ihn auf seine höhere Bestimmung hinwies. Der Kampf zwischen Jaldabaoth und Ophiomorphos um ihren Einfluß auf die Menschen dauerte fort, bis endlich Sophia durch ihre Mutter, den heiligen Geist, vom ersten Menschen erbat, daß zur vollen Verkündigung des Lichtreichs unter den Menschen der himmlische Christus gesandt werde. Um aus der Lichtwelt zum Menschengeschlecht zu gelangen, mußte dieser durch die Reiche der 7 Planeten wandeln und, damit er nirgends Widerstand

Digitized by Google

finde, in jedem die Gestalt der Bewohner desselben annehmen. Auf der Erde bezog Sophia mit ihm im Moment der Taufe den Leib des Menschen Jesus, in welchem Jaldabaoth selbst einen Messias, aber einen weltlichen, hatte erwecken wollen, und dessen Verkündigung durch Johannes und Erzeugung durch die Jungfrau er besorgt hatte. Christus belehrte nun die Menschen über ihre Bestimmung zum Lichtreiche; Jaldabaoth dagegen erweckte gegen ihn die Verfolgungen der Juden. Im Augenblicke der Leiden aber erhob sich Christus mit Sophia zum Lichtreich, während letztere den Menschen Jesus aus Dankbarkeit vom Tode erweckte und mit einem ätherischen Körper bekleidete. Das ophitische System wurde symbolisch in einer Art tabellarischer Uebersicht, dem ophitischen Diagramma, dargestellt, einer Tafel, die auf der einen Seite eine Andeutung des Systems durch Kreise und andere Figuren, auf der andern 7 Beschwörungsformeln enthielt, vermittelst welcher die Seele durch die Reiche der 7 Planetenfürsten aufwärts in das Lichtreich gelangte. Vgl. Mosheim, Geschichte der Schlangenbrüder, Helmstädt 1746 und 1748.

Ophiuchus (latein. serpentarius, anguifer, Schlangenträger), großes Sternbild am nördlichen Himmel, stellt einen aufrecht stehenden Mann dar, der mit einem Fuße auf dem Skorpion, mit dem andern zwischen diesem und dem Schützen steht und eine Schlange (die auch als selbstständiges Sternbild bezeichnet wird) hält, welche vom Halse auf zwischen seinen Beinen sich windet. Der O. steht südlich unter dem Hercules, östlich von der Wage, westlich von dem Adler und Antinous, nördlich von dem Skorpion; die Milchstraße und der Aequator durchschneiden ihn. Er enthält einen Stern 2. Größe am Kopfe und 5 Sterne 3. Größe, in der Schlange einen Stern 2. und 7 Sterne 3. Größe.

Ophiuride (v. Griech.), Schlangenschwanzlinie, eine Kurve 3. Grades, welche ihr Erfinder Uhlhorn zur Lösung des delischen Problems, zur Trisektion des Winkels ꝛc. benutzte.

Ophrys (Ragwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, in Europa, Ostafrika, Ostindien und Südamerika, von deren zahlreichen Arten 10 der deutschen Flora angehören. Viele derselben empfehlen sich den Blumenfreunden durch ihre zierlichen, fliegenden Insekten gleichenden Blüthen; mehre liefern in ihren Wurzelknollen Salep (s. d.).

Ophthalmagra (griech.), die Augengicht.

Ophthalmiatrik (v. Griech.), Augenheilkunde (s. d.).

Ophthalmie (Augenentzündung), alle diejenigen Entzündungsformen, welche in den verschiedenen Gebilden, aus denen der Augapfel besteht, ihren Sitz haben. Man theilt gewöhnlich die Augenentzündungen in idiopathische, symptomatische und specifike, in primäre und sekundäre, in wahre und falsche, in sthenische und asthenische, in akute und chronische, in synochöse, erethische und torpide, in trockene und feuchte ꝛc.; entsprechender ist aber die Eintheilung nach den Modifikationen der Entzündung, welche dieselbe durch die anatomische Konstruktion und die Stellung und Wechselwirkung der Membran zu dem übrigen Organismus erleidet, wobei dann die die Entzündung hervorrufenden Ursachen und die dadurch begründete Verschiedenheit derselben ins Auge zu fassen sind. Was zunächst die Conjunctiva betrifft, so sind zuweilen nur einzelne Theile derselben entzündet, und die Entzündung befällt bald nur die Augenliderbindehaut (Blepharophthalmia interna), bald nur die Bindehaut der Sclerotica (Ophthalmia externa). Andererseits zeigt sie sich bald mehr seröß in der Tarantis und Chemosis, bald mehr den Schleimapparat in Anspruch nehmend (Blepharoblenorrhöa). Die Ursachen der Entzündung der Conjunctiva sind theils mechanische Verletzungen, Staub, Reiben, Verwundung, fremde Körper, Verbrennungen, Aetzmittel, theils dynamische, wie unterdrückte Hautausdünstung, kontagiöse Reize, Exantheme. Manche Dyskrasien erregen häufig Bindehautentzündungen, z. B. die Strophelsucht. Konsensuell wirken Stockungen im Unterleibe. Sekundär kommen leichtere und heftigere Formen der Conjunctivitis beinahe bei allen Entzündungen des Auges, der Sclerotica, der Hornhaut, der Iris ꝛc. vor. Auch Metastasen werfen sich auf die Conjunctiva. Die Ausgänge sind: Zertheilung, Eiterung unter verschiedenen Formen, Anschwellungen, Erweichung u. Verdickung der Membran, chronische Entwickelung der Schleimpapillen, chronischer Schleimfluß, Fungesitäten, Oedem. Die Behandlung richtet sich nach den verschiedenen Formen. Die der einfachen innern Augenlidentzündung erfordert nur den Gebrauch der Kälte und, wo dieselbe kontraindicirt ist, die Anwendung eines bleihaltigen Augenwassers, dem man bei großer Reizbarkeit ein Narcoticum (Aqua amygd. amar., Tinctura opii Laetucarium) zusetzt. Zusammenziehende Mittel finden erst in chronisch gewordener Krankheit ihre Anwendung, wo dann eine sorgfältige Berücksichtigung des ganzen Gesundheitsstatus, Entfernung der vorhandenen Dyskrasie, sorgfältige Regulirung der ganzen Lebensweise, Verwahrung der Augen vor jedem Reize und eingreifende Ableitungen, am besten durch ein Fontanell, erfordert werden. Als örtliche Mittel stehen die Merkurialpräparate und die Opiumtinktur oben an. Auch die Ophthalmia externa erfordert im ersten Stadium die Anwendung der Kälte. Außerdem indiciren alle Entzündungen der Conjunctiva, welche den rein synochösen und fast synochösen Charakter zeigen, den Gebrauch des essigsauren Bleies, eines der vorzüglichsten Mittel. Blutentziehungen werden höchst selten erfordert; Ableitungen sind zweckmäßig. Bei der chronischen Entzündung sind vor Allem aber Opiumtinktur und Merkurialpräparate die Mittel, die meist zum sichern Ziele führen. Die Behandlung der Blennorrhöen, deren Ursachen Katarrh, unterdrückte Hautausschläge und Schleimflüsse an anderen Theilen, Gicht, Strophuln, Flechten, ein eigenthümliches Miasma, Uebertragung des Tripperschleims auf das Auge, Ansteckung sind, ist noch sehr unsicher. Blutentziehungen sind selten und nur dann nützlich, wenn Entzündungszustände des innern Auges sie begleiten. Auch hier ist die Kälte das beste Mittel, die Ausbildung der Krankheit zu

Digitized by Google

verhüten und dieselbe auf ihr erstes Stadium zu beschränken; sobald sich aber wirkliche Schleimabsonderung einstellt, ist sie mit trockener Wärme zu vertauschen. Eine sorgfältige Berücksichtigung verdient die Befreiung der Augen von dem pathologischen Sekret. Alle die Schleimsekretion beschränkenden Mittel sind nachtheilig, und nur die mischungsverändernden, die Vitalität der Schleimhaut umstimmenden finden in den ersten Stadien der Krankheit eine zweckmäßige Anwendung. Hierher gehört der Sublimat und die Opiumtinktur. Erst wenn die Krankheit länger dauert und in chronischen Schleimfluß übergeht, werden adstringirende Mittel (Blei, Zink, Quecksilber, Kupfer, vor Allem aber das salpetersaure Silber) mit Nutzen angewendet. Entzündungen der Sclerotica (Sclerotitis) kommen in reiner Form selten vor; gewöhnlich verbinden sich damit Tararis, selbst Ehemosis, Entzündung der Hornhautsubstanz und der descemetschen Haut, der Iris, des Ciliarligaments und der Chorioidea. Ihre Ursachen sind, außer Verwundungen, besonders Stichwunden, Rheumatismus und Gicht, Stockungen im Unterleibe und der Skorbut. Die Behandlung wird von einem um so sicherern Erfolge gekrönt, je mehr man es fest im Auge behält, daß man es mit einem entzündeten fibrösen Gebilde zu thun hat. Die konstitutionellen Ursachen fordern ihre Beseitigung; unter den innern Mitteln steht der Brechweinstein und das Kalomel in Verbindung mit Opium oben an. In der chronischen Form bringt die örtliche Anwendung der Opiumtinktur großen Nutzen. Die Entzündung der Hornhaut (ceratitis) kommt, nach den drei verschiedenen Lagen der Hornhaut, in verschiedenen Formen vor. Das Bindehautplättchen entzündet sich entweder mit Phlyktänenbildung (Ophthalmia pustulosa), welche Form eine große Menge der äußern Augenentzündungen begleitet, oder mit Gefäßentwickelung (Ophthalmia varicosa), häufig nach vernachlässigter Tararis, bei katarrhalischen und skrophulösen Ou, nach Scharlach und Masern, in Folge von Reizung durch die Augenwimpern ꝛc., oder mit Zellgewebsbildung (Conjunctivitis membranacea), welche gefährliche Form sich von allen Entzündungen dadurch unterscheidet, daß das undurchsichtige Hornhautplättchen in eine gefaltete undurchsichtige graue Membran verwandelt wird, welche die Hornhaut bedeckt, als sey dieselbe mit einem undurchsichtigen Gewebe überzogen. Die Entzündung der Hornhautsubstanz (ceratoditis parenchymatosa) kommt selten idiopathisch, häufiger mit Entzündung der Sclerotica, Iris, Hornhaut und des Ciliarligaments komplicirt vor und ist hauptsächlich durch Rheumatismus und Skropheln bedingt. Der Ausgang derselben ist am häufigsten Ausschwitzung, dadurch Flecke, Leukome, Umbildung der Hornhaut in eine feste Masse, oder Erweichung. Die Behandlung erfordert nie Blutentziehungen; übrigens richtet sie sich meist nach der Ursache. Die Hornhautentzündung verläuft ebenfalls in drei Formen: lymphatische Entzündung (ceratoditis lymphatica), Entzündung mit Gefäßentwickelung (ceratoditis vasculosa) und Entzündung mit Eiterbildung (ceratitis phagadaenica). Der Verlauf der Entzündung des innern Ueberzuges der Hornhaut (Hydatoditis) unterscheidet sich in nichts von der Entzündung anderer seröser Häute. Ihre Ursachen sind Stichwunden der Hornhaut und Sclerotica, Stöße und Quetschungen des Auges, Rheumatismus, Skrophelsucht, Lues, Quecksilberspeichelthum und Skorbut. Die Behandlung erheischt die Anwendung starker und wiederholter Blutentziehungen, kräftiger Ableitungsmittel und des Merkurs in Verbindung mit Narcoticis, auch die Einreibung grauer Quecksilbersalbe. Die Entzündung der Regenbogenhaut (Iritis) verläuft entweder als Iritis serosa, oder als Iritis parenchymatosa. Die erstere kommt isolirt vor, während die letzte wohl meist den serösen Ueberzug in Mitleidenschaft zieht. Bei beiden Formen ist das Sehvermögen sehr gestört und nimmt im Verlauf der Krankheit immer mehr ab. Der Verlauf ist meist sehr akut, akuter bei dem Ergriffenseyn des Parenchyms, chronischer bei dem Leiden des serösen Ueberzuges. Zuweilen setzt sich die Entzündung der Iris auf die descemetsche Haut, oder auf die Sclerotica, auf das Corpus ciliare, oder auch auf das ganze Auge fort. Gelingt es, die Entzündung zu zertheilen, so nehmen alle Krankheitserscheinungen allmählig ab, und nur eine trägere Bewegung der Pupille und ein etwas gestörtes Sehvermögen bleibt noch einige Zeit zurück. Schreitet die Entzündung aber vor, geht sie in Ausschwitzungen und Eiterung über, so sind mannichfaltige Veränderungen die Folge davon, namentlich Verengerung der Pupille u. Unbeweglichkeit derselben, Verwachsung der Pupille, Verschließung derselben durch fibröse Stränge od. plastische Ablagerungen, Verbindungen der hintern Fläche der Iris mit der Linsenkapsel, oder Verwachsungen mit der Hornhaut, Irisstaphylome ꝛc. Zuweilen entsteht auch Eiterergus in die Augenkammer (Hypopyon, Empyesis, Diapyesis). Selten ist jener unglückliche Ausgang, wo das Auge berstet, Eiter und Augenflüssigkeiten ausfließen, die Linse vorstürzt, die Iris aufgelöst in braune Flocken ausgestoßen wird (Rhexis oculi) und das Auge zusammenfällt (Phthisis oculi). Zuweilen tritt aber auch nach einem mildern Verlaufe Atrophie des Auges ein. Die Ursachen der Iritis sind hauptsächlich Verletzungen des Auges, heftiger Lichtreiz, Skropheln, Rheumatismus, Syphilis, Metastasen der akuten und chronischen Exantheme, unterdrückte Ab- und Ausonderungen, Merkurialkacherie, Skorbut ꝛc. Die Behandlung erfordert die Herabstimmung des gesteigerten Blutlebens u. die Beruhigung des erhöhten Nervenlebens. Man lasse reichlich Blut und wiederhole die Blutentziehung, sobald sich die Schmerzen wieder heftig einstellen. Dabei gebe man Nitrum, Natrum sulphur., Tart. emeticus in großen Gaben und, wenn die Serosa der Iris gleichzeitig oder vorzugsweise ergriffen ist, das Kalomel. Gleichzeitig mache man Einreibungen von grauer Quecksilbersalbe in die Stirn und suche durch Ableitungsmittel, Vesikantien und Fußbäder den Andrang nach dem leidenden Organ zu mindern. Zur Erfüllung der zweiten Indikation sucht man durch innerliche und örtliche Anwendung von Narcoticis die Kontraktion der

Digitized by Google

Pupille zu heben und ihre Verwachsung zu verhüten. Man verbindet mit den obigen Mitteln die Belladonna innerlich und äußerlich, läßt auch wohl eine Auflösung des Extrakts oder einen Aufguß der Blätter ins Auge einträpfeln. Bilden sich Exsudationen in der Pupille, so ist der Gebrauch des Quecksilbers innerlich und äußerlich angezeigt. Nach dem Erlöschen der Entzündung hat man Augenwasser mit Sublimat, Einreibungen von Unguent. neapol. mit Opium und Digitalis angerathen; am meisten leistet das Einträpfeln der Belladonnasolution und das Einstreichen einer rothen Präcipitatsalbe. Beginnt die Eiterabsonderung im Auge, so kann dieselbe nur dringend zur Fortsetzung des antiphlogistischen Verfahrens auffordern, bis der Stillstand derselben die Abnahme der Entzündung anzeigt. Ist die Entzündung beseitigt und nur noch die Resorption des Eiters zu befördern, so gebe man innerlich die Senega, lasse täglich einmal Opiumtinktur in das Auge einstreichen und wende trockenearomatische Wärme an. Oeffnet sich das Hypopyon nach außen, so suche man durch die örtliche Anwendung der Opiumtinktur dem Verschwärungsprozesse Grenzen zu setzen. Entzündung des Ciliarkreises kommt isolirt nicht vor, sondern ist stets von einer Cerattitis u. Hydatoditis begleitet. Die seröse Entzündung der hintern Augenkammer (Iritis chronica), welche besonders nach Unterdrückung gewohnter Blutflüsse, der Regeln, der Hämorrhoiden, des Nasenblutens auftritt, ist eine der perniciösesten Augenentzündungen, da kein Mittel im Stande ist, der Ausbildung der Exsudationen Grenzen zu setzen und die Sehkraft in der Mehrzahl der Fälle nach und nach durch immer aufs Neue auftretende Anfälle erlischt. Am meisten leisten kräftige Ableitungsmittel, Einreibungen der autenrietschen Salbe, wiederholte spanische Fliegenpflaster auf die Stirn. Die Entzündung des Linsensystems (Phacitis, Phacoideitis) spricht sich verschieden aus, je nachdem die vordere oder hintere Kapselwand der Sitz der Entzündung ist. Sie tritt unmerklich auf, macht lange Intermissionen, und bei jeder Exacerbation schreitet die Destruktion der Linse vor. Die Linsenkapsel wird verdunkelt, es zeigen sich auf ihr punktirte Exsudationen oder dunklere Streifen, es bilden sich Strukturveränderungen der Linsensubstanz (Cataracta), Verwachsungen zwischen Kapsel u. Linse u. zwischen Kapsel und Uvea. Zuweilen wird die Linse macerirt und zerfließt (Cataracta lactea), in andern Fällen wird ihre verdunkelte Substanz nur erweicht (Phacomalacia), oder sie wird atrophisch (Cataracta arida siliquata). In andern Fällen bildet sich Eiterung, die sich entweder nach außen, oder nach innen ergießt (Cataracta purulenta). Bisweilen bleiben die entwickelten Gefäße varikös (Cataracta chorioidea). Die Ursachen sind unterdrückte Ab- und Ausonderungen, grelles Licht, Rheumatismus, Erschütterungen und Verletzungen des Linsensystems ꝛc. Die empfohlenen Blutentziehungen, Purgirmittel, Merkur innerlich u. äußerlich, Ableitungen ꝛc. sind selten im Stande, die Krankheit zu beseitigen. Der Verlauf der Entzündung der Chorioidea (Chorioditis) ist akut; sie geht rasch in Panophthalmitis über, mit der ihre Behandlung übereinstimmt. Außer der akuten Form kommt aber auch eine chronische bei Personen, die an Stockungen im Unterleibe leiden, nicht selten vor und endet meist mit vollkommener Erblindung. Die Entzündung der Hyaloidea (Hyalitis) kommt ebenfalls akut und chronisch vor. Die akute Form, meist die Folge von Verletzungen, Erschütterungen und Kontusionen, tritt meist erst einige Zeit nach der Verletzung auf; ihre Ausgänge sind, wenn sie nicht mit der Iritis komplicirt ist, meist lymphatische, stets aber Veränderungen in der Struktur des Glaskörpers, Synchysis und Glaukom. Die Ursachen der chronischen Form sind am häufigsten Gicht und Unterleibsstockungen, doch kommt sie auch bei alten hageren Leuten und bei zur Auszehrung geneigten Subjekten vor. Die akute Form fordert reichliche allgemeine Blutentleerung und den Gebrauch der Merkurialien, in Verbindung mit kräftigen Ableitungen; die chronische wird durch Berücksichtigung des konstitutionellen Leidens, Ableitungen auf Haut und Darmkanal, selbst reichliche Blutentziehungen behandelt, doch gelingt es nur selten, den traurigen Ausgang zu verhüten u. das Sehvermögen in etwas zu erhalten. Entzündung der Retina (Retinitis) wird meist durch unterdrückte Blutflüsse, bei sensibeln, erethischen Subjekten durch Verletzungen der Retina, plötzliche Einwirkung grellen Lichts hervorgerufen. Wird die Krankheit vom Anfang an zweckmäßig behandelt, durch Aderlässe, Wiederherstellung der unterdrückten Blutflüsse, kalte Umschläge auf Kopf und Auge, zweckmäßige innerliche und örtliche Anwendung der narkotischen Mittel, Ableitungsmittel aller Art, Schützen des Auges vor dem Lichte, so gelingt es nicht selten, sie zu zertheilen. Im entgegengesetzten Falle geht sie durch Ausschwitzungen und Formumänderungen in Blindheit über. Entzündung des ganzen Augapfels (Ophthalmitis) erscheint nach starken Verletzungen des Augapfels, auf das Anschlagen einer Feuerflamme an das Auge, Losbrennen von Schießpulver vor demselben. Die Sclerotitis, Iritis, Chorioideitis und Amphibleftroditis können sich durch Fortpflanzen der Entzündung auf die andern Gebilde des Augapfels zur Ophthalmitis steigern. Nur im Anfang und so lange ein Ausgang der Entzündung noch nicht eingetreten ist, läßt sich von einem ausgedehnten antiphlogistischen Verfahren die Rettung des Organs, wenn auch nicht des Sehvermögens, hoffen. Starke und wiederholte Blutentleerungen, die Anwendung der Kälte, des Kalomels in großen Dosen, Abführmittel und Ableitungen müssen bei sorgfältiger Ruhe des Auges sogleich und so lange angewendet werden, als man noch die Hoffnung hat, die Entzündung zu zertheilen. Stellt sich Eiterung ein, so lasse man reichlich Unguentum mercuriale einreiben und fahre mit dem Kalomel fort. Warme Fomentationen mit Opium und Hyoscyamus finden jetzt ihre Stelle. Nach freiwilliger Eröffnung des Abscesses beschränke man die Eiterung durch örtliche Anwendung der Opiumtinktur.

Nach ihren Ursachen unterscheidet man folgende Augenentzündungsformen: Die trauma-

Digitized by Google

tischen Formen (Ophthalmiae traumaticae) sind nach den einwirkenden Ursachen (fremde in das Auge geschleuderte Körper, Schnitt-, Stich- und Schußwunden, Quetschungen und Erschütterungen, Verbrennungen) und der verschiedenen Gebilde des Auges, die dabei verletzt werden, höchst mannichfaltig. Die Behandlung richtet sich größtentheils nach diesen Verschiedenheiten, muß aber im Allgemeinen antiphlogistisch seyn. Der Katarrh des Auges (Ophthalmia catarrhalis) befällt die Schleimhaut des Auges und erscheint unter mehren Formen. Die Blepharophthalmia catarrhalis beginnt mit dem Gefühl, als seyen Sandkörnchen unter dem obern Augenlide, der Kranke verträgt das Kerzenlicht nicht, sucht das Auge zu beschatten und sieht einen farbigen oder dunkeln Hof um die Flamme. Die Lichtscheu am Tage ist nicht bedeutend, aber früh bedarf es einiger Zeit, ehe der Kranke sein Auge öffnen kann. Die Thränen sind scharf und excoriiren wohl die Augenlidränder, die Conjunctiva sondert etwas eiterartigen Schleim ab, auch die Absonderung der meibomschen Drüsen ist vermehrt, und gelbe Krusten verkleben Nachts die Augenlider. Die Krankheit verläuft rasch und wird bei richtiger Behandlung leicht beseitigt. Bei ihrem ersten Entstehen leistet kaltes Wasser, womit man das Auge öfters befeuchtet, das Meiste zur Unterdrückung der Entzündung. Ein Blasenpflaster, auf den Oberarm gelegt, trägt ebenfalls dazu bei, die Krankheit im Entstehen zu unterdrücken. Vorzüglich wirksam ist die Verbindung von Blei mit Grünspan (4 Gran Plumb. acet. mit 1 Gran Aerugo auf 3 Unzen Wasser mit $^1/_2$ Unze Aqua amygdal. amar.). Die äußere katarrhalische Augenentzündung verläuft als leichte Taraxis. Der Schmerz ist meist drückend, als ob Sand in den Augen wäre, die Röthe oberflächlich, schmutzig-gelblich, und man unterscheidet in ihr dicke, nach der Hornhaut zu laufende Gefäße. Das im Anfang trockene Auge fließt sehr bald von Thränen über, es stellt sich auch vermehrte Schleimabsonderung ein und dicke Schleimfäden legen sich über die Hornhaut und zeigen sich an den Augenlidrändern. Endlich schließen hart am Hornhautrande Phlyktänen auf, welche ein helles Wasser enthalten und platzen, oder runde Geschwürchen bilden. Die Zufälle exacerbiren des Abends. Die Behandlung erfordert im Anfang die Kälte, später, wenn man dadurch die Entzündung nicht unterdrücken kann u. so lange das Auge trocken ist, lauwarme Fomentationen mit Flieder- und Kamillenthee; sobald sich aber Thränenfluß einstellt, gelind adstringirende Augenwasser mit Blei, Aerugo, Lapis divin. Ableitungen auf die Haut sind in jedem Stadium von Nutzen. Die katarrhalische Blennorrhöe beginnt mit drückendem Schmerz in der Stirn und Eingenommenheit des Kopfes, während sich Brennen und Stiche im Auge einstellen; schnell schwellen die Augenlider an und ergießen bei jedem Versuch, sie zu öffnen, einen Strom wässeriger Flüssigkeit. Bei begleitendem lebhaftem entzündlichem Fieber wächst die Geschwulst der Augenlider, so daß sie den Nasenrücken weit überragen. Fortwährend quillt eine dicke, gelbliche, eiterige Flüssigkeit aus der Augenspalte hervor u. rinnt stromweise über die Wangen herab. Die Kranken leiden an heftiger Lichtscheu und Lichtentwickelungen. Im günstigsten Fall ist die Krankheit in 3 Wochen beendet; am häufigsten aber bleibt eine chronische Entzündung mit steter Neigung zu Rückfällen und krankhafter Entwickelung des Papillarkörpers zurück. Die Ursachen sind heftige Erkältungen, ein unreiner, mit thierischen Exhalationen gesättigter Luftkreis, eine eigenthümliche, unbekannte Beschaffenheit der Atmosphäre und wirkliche Erzeugung eines Kontagiums. Die Behandlung ist nicht minder unsicher, als die aller übrigen Schleimflüsse; die Krankheit verläuft ihre Stadien, die sich nicht abkürzen lassen. Das einzige Mittel, welches ihre Ausbildung zu unterdrücken vermag, ist die Kälte. Die Ursachen suche man zu entfernen, behandle das vorhandene Fieber nach seinem Charakter, suche etwa vorhandene Komplikationen zu entfernen, wende Ableitungsmittel an und treffe nach dem Charakter der Blennorrhöe die Auswahl unter den örtlichen Mitteln.

Die Augenblennorrhöe der Neugeborn en (Blepharoblennorrhoea und Ophthalmoblennorrhoea neonatorum) erscheint bald nur an den Augenlidern, bald auch am Augapfel. Einige Tage nach der Geburt, häufig am 7., selten nach der 3. Woche, fängt das Kind, welches bis dahin die Augen geöffnet, im Licht die Augen zu schließen an, der Augenlidrand des einen Auges röthet sich, und das obere Augenlid schwillt etwas. Oeffnet man das Auge, so sieht man die Conjunctiva geröthet, und das Auge thränt. Schnell nimmt die Geschwulst des obern Augenlides zu, welches auch bis zum Orbitalrande ödematös wird; das Kind öffnet die Augen gar nicht mehr, ein gelber Schleim verklebt die Augenwimpern, und öffnet man das Auge, so fällt ein dünner, gelblicher, eiteriger Schleim die Augenspalte. Die Absonderung des Schleims vermehrt sich, und er rinnt endlich, dem Fleischwasser ähnlich, oder mit Blutstreifen vermischt, die Wangen herunter. Die aufgelockerte Bindehaut bildet zuweilen große rothe Wülste, drängt sich in die Augenspalte hinein und wendet die Augenlider um. Bei großer Heftigkeit schreitet die Krankheit auch auf die Hornhaut fort. Es bilden sich Exsudate und in der Regel weniger Eiterung, als eine eigenthümliche Erweichung der Hornhaut, wodurch ihre Lamellen sich in größerer oder geringerer Ausdehnung abblättern und dadurch Hornhautbrüche, Irisvorfälle, Synechien und im schlimmsten Fall Rhexis bulbi mit Verlust der Linse und des Auges veranlassen. Die Dauer der Krankheit bei reinem Verlaufe ist 3 Wochen, doch verlängert sich dieselbe bei unzweckmäßiger Pflege bis zu 8—10 Wochen. Ektropien, Hornhautverdunkelungen, Pupillenverzerrungen ꝛc. sind häufige Folgen dieser verderblichen Augenentzündung. Bei der örtlichen Behandlung derselben bleibt die Anwendung der Kälte das Hauptmittel. Hat der Schleimfluß begonnen, so ist die oftmalige Reinigung des Auges eine unerläßliche Bedingung des glücklichen Gelingens, da die Schleimansammlung unter den Augenlidern sehr nachtheilig auf die Hornhaut wirkt. Man hat zu

Digitized by Google

diesem Zweck mannichfaltige Augenwasser in Anwendung gebracht.

Der Augentripper (Ophthalmoblennorrhoea gonorrhoica, Medorrhoica) beginnt unter starker Lichtscheu und unter heftigen reißenden Schmerzen, mit einer dunkeln Röthe der Augenlidränder und der Sclerotica-Conjunctiva. Die periodisch aus dem Auge fließenden heißen Thränen sind mit dicken, zähen Schleimflocken vermischt, und unter bedeutender Zunahme aller Erscheinungen fließt in reichlicher Menge ein weißgelber, der Trippermaterie ähnlicher Schleim aus, der zu gelblich-grünen Krusten erhärtet. Die Augenlider schwellen an, namentlich findet man das obere dunkelroth, gespannt und glänzend, ein Papillarkörper verbreitet sich über die ganze Augenlidconjunctiva und erscheint endlich auch auf dem Bindehautblättchen der Hornhaut. Ist die Krankheit so weit gediehen, dann erlischt das Sehvermögen gänzlich und man findet zuweilen auf der Oberfläche des Augapfels und in seltenen Fällen auch an den Augenlidrändern Condylomata. Sehr häufig platzt die Hornhaut in der Mitte, die Linse und ein Theil des Glaskörpers fallen vor, und der Augapfel fällt zusammen, worauf, nach geschehener Abnahme der Entzündung, eine allgemeine Atrophie des Bulbus erfolgt. Der Verlauf der Krankheit ist bald akut, bald chronisch und bei jugendlichen und robusten Subjekten zuweilen so rasch, daß schon nach einigen Tagen eine völlige Zerstörung des Sehorgans erfolgt; bei bejahrten und schwächlichen Individuen verläuft sie meist langsam und erreicht selten das letzte Stadium. Die Krankheit entsteht entweder durch wirkliche Uebertragung des Trippergiftes auf das Auge, oder ist die Folge einer Metastase. Die Prognose ist im Allgemeinen sehr traurig, denn es geht in der Regel nicht nur das Sehvermögen, sondern sogar die Form des Auges verloren. Allgemeine und örtliche Blutentziehungen, der innerliche Gebrauch des Kalomel und Einreibungen der grauen Salbe mit Opium in die Stirn und Augengegend, nebst der größtmöglichsten Reinigung des Auges, sind bei der Behandlung dringend indicirt. Die Ausschneidung eines Stückes aus der Conjunctiva soll sehr gute Dienste leisten; auch halten viele Aerzte die Wiederherstellung des Harnröhrentrippers für unerläßlich, und es sind zu dem Ende viele Mittel empfohlen worden.

Ueber die ägyptische Augenentzündung s. d.

Der Rheumatismus des Auges (Ophthalmia rheumatica) hat seinen Sitz in der Sclerotica und Cornea und namentlich in der dieselben Haut und charakterisirt sich durch folgende Symptome: Unter heftigen, stechenden und reißenden Schmerzen im Auge und dessen Umgegend, welche sich zuweilen bis zu den Ohren und Zähnen erstrecken und bei jedem schnellen Temperaturwechsel, beim Liegen in Federbetten und vorzüglich zur Nachtzeit sich verschlimmern, entwickelt sich im Weißen des Auges eine gleichmäßig verbreitete, aus netzförmig unter einander verschlungenen Blutgefäßen zusammengesetzte Röthe, an welcher man deutlich zwei Schichten bemerkt, nämlich eine oberflächlichere, bei der Bewegung des Auges verschiebbare, und eine tiefere, hellere, die bei den Bewegungen des Bulbus ihren Sitz nicht verändert; die erstere hat ihren Sitz in der Conjunctiva, die letztere in der Sclerotica. Die Gefäße beider Häute laufen bis zum Hornhautrande und bilden auf demselben einen dichten, $^1/_8$ Linie breiten Kranz, in welchem sie mit feinen, aufrechtstehenden Spitzen endigen, so daß der übrige Theil der Hornhaut völlig frei bleibt. Dieser Kranz kann als charakteristisches Merkmal der rheumatischen Entzündung betrachtet werden. Im weitern Verlaufe fängt die innere Wand der Hornhaut sich etwas zu trüben an, und es bilden sich kleine, gelbgraue Pünktchen in derselben, die aber nur bei sehr genauer Untersuchung zu erkennen sind. Gleichzeitig verändert die Iris etwas ihre Farbe, behält aber ihre normale Struktur; die Pupille wird enger, ohne Form und Stellung zu verändern. Die vordere Augenkammer füllt sich mit wässeriger Feuchtigkeit an, und die Hornhaut erscheint bedeutend hervorgedrängt. Die Kranken klagen über starke Lichtscheu und Thränenfluß. Nimmt die Entzündung an Heftigkeit zu, so bilden sich zuweilen in der Pupille lymphatische Exsudattonen, die sich allmählig in feine, weiße Fäden verlängern, die sich nach der vordern Kapselwand hin erstrecken und zu Verzerrungen der Pupille Veranlassung geben. Unter diesen Umständen ist das Sehvermögen sehr getrübt, und die Gegenstände erscheinen dem Kranken wie in einen Nebel gehüllt. Nicht selten geht die akute rheumatische Sclerotitis in Eiterung über. Es erheben sich alsdann nach vorläufiger Zunahme aller Krankheitssymptome bald am Rande, bald an der mittlern Gegend der Cornea kleine Bläschen, welche stechende Schmerzen verursachen, bersten und kleine Zellhautgeschwüre zurücklassen, die bei zweckmäßiger Behandlung leicht heilen. In seltenen Fällen ergießt sich der Eiter nach innen oder zwischen die Hornhautlamellen. Bei empfindlichen Subjekten stellt sich im Verlaufe der rheumatischen O. gewöhnlich ein konsensuelles Fieber rheumatischen Charakters ein. Der Verlauf ist sowohl akut, als chronisch; im letztern Fall kann die Krankheit mit geringen Remissionen Jahre lang bestehen. Sie ist zuweilen mit einer katarrhalischen, skrophulösen oder abdominellen Entzündung komplicirt, in welchen Fällen dann die Erscheinungen der verschiedenen Krankheitsformen gleichzeitig vorhanden sind. Besonders hartnäckig und gefährlich ist die skrophulöse und abdominelle Komplikation. Die Ursachen sind dieselben, welche Rheumatismus im Allgemeinen erzeugen können, wie Witterungsveränderungen, Erkältungen bei schwitzendem Haupte, ein kalter Luftzug, welcher das Auge unmittelbar trifft ꝛc. Bei der Behandlung nehme man besonders nach Beseitigung der ursächlichen Momente auf die Heftigkeit und Dauer der Krankheit und auf die Konstitution des Kranken Rücksicht. Nach allgemeiner und örtlicher Blutentziehung bei kräftigen Individuen suche man die unterdrückte Hautthätigkeit durch passende Mittel wieder herzustellen. Von entschiedenem Nutzen sind kräftige Ableitungen nach der Haut, namentl-

Digitized by Google

lich Blasenpflaster in dem Nacken. Alle topischen Mittel sind im Anfang der Entzündung nachtheilig. Man bedecke daher das Auge nur mit einer dünnen, leinenen Kompresse und suche durch Einreibungen von grauer Salbe mit Opium in die Stirn- und Schläfegegend die Schmerzen zu mildern und die Bildung von Exsudationen zu verhüten. Hat sich ein Abscess in der Hornhaut gebildet, so suche man den Eiter durch die erwähnten Einreibungen zu resorbiren; bleibt nach Eröffnung des Abscesses ein unreines Geschwür zurück, so betupfe man es bis zur erfolgten Reinigung mit Opiumtinktur. In chronischen Fällen beschränke man sich auf örtliche Blutentleerungen und antirheumatische Mittel.

Die gichtische Augenentzündung (Ophthalmia arthritica) hat ihren Sitz in der Conjunctiva, Sclerotica, Iris, Linsenkapsel und im Glaskörper. Zuweilen leiden nur die Gebilde der vordern Kugelhälfte des Auges und die Entzündung tritt unter der Form einer Iritis auf; in manchen Fällen hingegen werden die Gebilde der hintern Kugelhälfte primär afficirt, und die Entzündung, welche die Form einer Choroiditis annimmt, verbreitet sich später ihren Nester auch über die Conjunctiva, Sclerotica und Cornea. Hierauf gründet sich die Eintheilung der gichtischen O. in die äußere und innere. Tritt sie als Iritis auf, so endet sie in der Regel schon nach einigen Wochen; erscheint sie hingegen unter der Form einer Choroiditis, so kann sie Jahre lang dauern. Sie befällt in der Regel beide Augen, jedoch nicht zu gleicher Zeit, sondern nach einander, so daß das zweite Auge erst zu leiden anfängt, wenn das erste bereits erblindet ist. Die gichtische O. ist kein örtliches Uebel, sondern immer der Reflex eines tiefer verborgenen Leidens. Sie kommt nur bei solchen Subjekten vor, die entweder schon Gichtanfälle überstanden haben, oder erscheint zuweilen als anomale Aeußerung des im Körper schlummernden Gichtstoffes. Die eigentliche Quelle der Krankheit ist der Unterleib, und sie erscheint meist bei alten Leuten, bei Frauenzimmern zur Zeit, wenn die Menstruation aufhört, und wird durch ein Leiden des venösen Systems bedingt. Sie gehört theils wegen der nur schwer oder gar nicht möglichen Tilgung der Grundursache und theils deßhalb, weil sie die edelsten Gebilde des Auges afficirt, zu den hartnäckigsten und gefahrvollsten Entzündungen. Die Iritis arthritica ist minder gefährlich, als die Choroiditis. Bei der Behandlung berücksichtige man nicht nur das örtliche Leiden, sondern wirke auch der dasselbe erzeugenden Grundkrankheit durch den Gebrauch der antiarthritischen Mittel entgegen; doch sind diese letztern erst dann anwendbar, wenn die entzündliche Diathesis gebrochen ist. Bei heftiger Entzündung und jungen, robusten Individuen verordne man einen reichlichen Aderlaß und dann örtliche Blutentleerungen. Zweckmäßig ist der innerliche Gebrauch narkotischer Mittel, des Hyosciamus, der Belladonna, der Blausäure. Nach gemäßigter entzündlicher Reaktion suche man die Gicht durch Hautreize, Haarseile, Fontanelle und Einreibungen der Brechweinsteinsalbe bis zur Scherfbildung möglichst vom Auge abzuleiten. Bricht ein Hornhautabsceß auf und bildet sich ein Geschwür, so betupfe man dasselbe mit Opiumtinktur oder koncentrirter Salzsäure, nöthigenfalls mit einem zugespitzten Stückchen Höllenstein.

Die syphilitische O. (Ophthalmia syphilitica) erscheint sehr selten primär, sondern bildet sich fast immer aus einer andern Entzündung heraus u. ist das Produkt einer im Körper vorhandenen Lues. Sie afficirt besonders die Iris und den Ciliarkörper. Unter heftigen, bohrenden Schmerzen, welche in der Nacht am heftigsten werden und des Morgens nachlassen, erscheint in der Sclerotica und Conjunctiva eine feine kupferfarbene Röthe, welche durch Gefäße gebildet wird, die nach dem Hornhautrande hinlaufen, denselben aber nicht überschreiten, sondern wieder umkehren und sich durch kleine feine Bögen mit einander verbinden, wodurch um den Hornhautrand ein denselben nicht berührender Gefäßkranz entsteht. Die Hornhaut wird matt und trübe, die Iris unbeweglich, die Pupille verliert ihre runde Form und bildet einen Winkel, dessen Spitze nach nach der Nasenwurzel hingerichtet ist. Dabei klagt der Kranke über heftige Lichtscheu und große Empfindlichkeit des Auges, es fließen periodisch Thränen aus und die Augenlidränder erscheinen geröthet, aber nicht geschwollen. Das schon vom Anfang an durch die Trübung der Hornhaut gestörte Sehvermögen wird durch die nachfolgenden Exsudationen noch mehr beschränkt. Zuweilen entwickeln sich Abscesse in der Iris und Geschwüre auf der Hornhaut, die den eigenthümlichen syphilitischen Charakter haben. In der Umgegend des Auges entwickeln sich Gummata und Tophi, die zuweilen schnell in Exulcerationen übergehen. Das andere Auge ist anfangs lichtscheu und thränend, wird aber später gleichfalls von der Entzündung ergriffen. Der Verlauf ist meist langsam und ihr Ausgang verschieden. Ist das Uebel erst entstanden, sind noch keine Exsudationen in der Pupille vorhanden und verbietet eine etwa vorhandene Komplikation den Gebrauch des Merkurs nicht, so ist die Prognose günstig. Haben sich aber bereits Exsudationen in der Pupille gebildet, ist der Kranke sehr geschwächt und leidet er gleichzeitig an Gicht, so ist wenig Hoffnung da, das Sehvermögen wieder herzustellen. Auch hier hat die Kur nicht nur auf das örtliche Leiden, sondern auch auf das dasselbe erzeugende Grundleiden Rücksicht zu nehmen. Nach vorausgeschickten reichlichen, allgemeinen und örtlichen Blutentziehungen schreite man ungesäumt zum innerlichen Gebrauch des Queckſilbers, das man selbst nach erfolgter Salivation weiter brauchen kann. Neben dem innerlichen Gebrauche des Queckſilbers darf die Einreibung der grauen Salbe nicht vernachlässigt werden. In sehr hartnäckigen Fällen und wenn gleichzeitig Gummata und Tophi vorhanden sind, muß sich der Kranke einer Hunger- und Schmierkur unterwerfen. Zur Stillung der Schmerzen bewähren sich reichliche Einreibungen der grauen Salbe mit Opium in die Stirn- und Schläfengegend.

Die skorbutische Augenentzündung (Ophthalmia scorbutica) ist immer ein Symptom des allgemeinen Skorbuts, und zwar des höchsten

Digitized by Google

Grades desselben, und kommt sehr selten vor. Sie ergreift gewöhnlich beide Augen zugleich, afficirt sämmtliche Gebilde des Auges, vorzugsweise jedoch das Gefäßsystem desselben. Sie erscheint selten primär, sondern bildet sich meist unter Umständen, welche den Skorbut begünstigen, aus einer katarrhalischen, rheumatischen oder andern O. heraus. Nachdem die bekannten Symptome des Skorbuts sich entwickelt haben, erscheint in der Conjunctiva ein varikröses, mit schwärzlichem Blut gefülltes Gefäßnetz, durch welches die schmutzig-rothe Sclerotica hindurchschimmert. Der Kranke klagt über eine ganz eigenthümliche Lichtscheu und eine besondere Empfindlichkeit gegen glänzende Gegenstände. Die Hornhaut wird schmutzig, undurchsichtig, die wässerige Feuchtigkeit trübe, die Iris starr, von varikösen Gefäßen durchzogen, wulstet sich auf u. drängt sich nach der Hornhaut hin. Es zeigen sich unter dem varikösen Blutgefäßnetze der Bindehaut hellrothe, begrenzte Blutflecke, und selbst in der vordern Augenkammer erscheint Blut. Schon durch die leichte Trübung der Hornhaut und der wässerigen Feuchtigkeit ist das Sehvermögen sehr geschwächt, nach den Blutaustretungen aber verschwindet es gänzlich. Zuweilen bekommen auch die Thränen eine röthliche Farbe und sehen wie Fleischwasser aus. Im weiteren Verlaufe der Krankheit erheben sich in der Gegend des Ciliarkörpers und in der Sclerotica blaue begrenzte Geschwülste (staphylomata sclerotica). Die Prognose ist fast immer sehr ungünstig. Hat sich das Uebel bereits vollständig ausgebildet, so ist nicht nur das Sehvermögen, sondern meist auch die Form des Auges unwiederbringlich verloren. Die Kur erheischt vor allen Dingen die Entfernung der ursächlichen Momente, welche die Krankheit unterhalten. Man bringe den Kranken in eine reine trockne Atmosphäre, verschaffe ihm eine gesunde, vorzüglich vegetabilische Nahrung und suche durch stärkende Mittel seinen Kräftezustand zu verbessern. Oertliche Mittel werden in der Regel nicht vertragen.

Die Merkurialkacherie im Auge (Ophthalmia mercurialis) verursacht Entzündungen der Conjunctiva, Iris und besonders der serösen Auskleidungen beider Augenkammern. Die merkurielle Entzündung der Bindehaut zeichnet sich durch ein eigenthümliches Lila um den Hornhautrand aus, ist von Druck im Auge begleitet u. vergeht meist schnell, sobald sich kurz nach ihrem Erscheinen Speichelfluß einstellt. Die Iritis mercurialis entsteht am häufigsten bei regellosem Gebrauche des Sublimats, bei Erkältungen während einer Inunktionskur, aber auch metastatisch, z. B. durch schnelle Unterdrückung des Speichelflusses. Ihr Verlauf der Entzündung ist subakut und dauert 9, 14—28 Tage. Bei der Behandlung sucht man den Ausschwitzungen vorzubeugen durch Hautreize im Nacken, am Halse und an den Oberarmen, sowie durch Erregung der Absonderungen in dem Darmkanale und in den Nieren. Haben sich Ausschwitzungen gebildet, so wird man nur selten vom Merkur Gebrauch machen können und sich auf Belladonna, Senega und, wenn alle entzündliche Neigung gewichen, auf das Kali hydrojodin. beschränken müssen.

Die Hydatoditis mercurialis erscheint immer als Symptom einer allgemeinen Merkurialkrankheit, auch als Metaschematismus, statt der Salivation. Jugendliche, schwache und kachektische Subjekte mit reizbarem Gemüth und blauen Augen disponiren besonders zu der Krankheit. Das linke Auge wird vorzugsweise befallen. In der Regel wird die Krankheit geheilt und das verlorene Sehvermögen kommt wieder. Bei der Behandlung ist natürlich die Beseitigung des Merkurialgebrauchs eine Conditio sine qua non.

Die Skrophelsucht im Auge (Ophthalmia scrophulosa) erscheint in mehren Formen, je nach den Theilen, welche sie vorzugsweise befällt. Nicht allein die Symptome der allgemeinen Skrophelsucht, die dicke Nase und Oberlippe, die geschwollenen Halsdrüsen und dicken Bäuche sind es, die wir an den skrophulösen Augenkranken wiederfinden, eigenthümliche Erscheinungen bezeichnen sie noch außerdem dem ersten Blick erkenntlich. Die kleinen Kranken liegen, ist die Lichtscheu bedeutender, den ganzen Tag auf dem Angesicht, legen sich auf dem Arme der Wärterin dieser stets mit dem Gesicht auf die Schulter, bedecken, so wie sie aus dieser Lage gebracht werden, meist mit den Rücken beider Hände die Augen, oder drücken die Finger stark in die Augenhöhle hinein. Trifft ein heller Lichtstrahl das Auge, oder versucht man es zu öffnen, so schließen sich die Augenlider krampfhaft, und nur mit Mühe gelingt es, die Augenlidspalte ein wenig zu öffnen, wo man dann nur den untern Theil der Sclerotica u. den nach oben gerollten Augapfel sieht. Durch das Herabfließen der scharfen Thränen wird die Wangenhaut geröthet, mit Bläschen besetzt, eben so erregen sie in der Nasenschleimhaut Reiz, einen sekundären Schnupfen, und die Nasenlöcher werden wund, so wie sich Ausschlag auf der Oberlippe einstellt. Die skrophulöse Augenentzündung befällt meist beide Augen und hat eine sehr große Geneigtheit zu chronischem Verlauf und zu Recidiven. Die Behandlung erheischt vor Allem die Entfernung der Skrophelsucht. Leider ist dies oft auch der sorgsamsten Pflege eine Unmöglichkeit, und die Tilgung der Diathese bleibt der Zeit vorbehalten. Man regulire die Diät des Kranken und vermeide alles Gepökelte, Geräucherte, Gesalzene, Fette, Saure, Blähende, beschränke den Genuß schwarzen Brodes und der Kartoffeln ꝛc., sorge für Pflege der Haut, bade die Kinder oft und halte sie rein, kleide sie leicht und bequem, gestatte ihnen Bewegung in reiner, freier Luft und gewöhne sie allmählig an das Licht. Ist der Fall noch neu, so bekommt am besten eine gelinde Kalomelabführung, auch gibt man das Kalomel allein, oder in Verbindung mit Goldschwefel und Magnesia noch einige Zeit in kleineren Gaben fort; auch bei dem wiederholten Aufflammen der Entzündung nützen Abführungen von Kalomel und Jalappa. Sehr günstig wirken Salzbäder, der Gebrauch von Martenbad und Ems und die auf die ganze Säftemasse einwirkenden Kaltwasserkuren. Bei allen Formen der skrophulösen O. bleiben die Ableitungen auf die Haut, namentlich Brechweinsteinsalbe oder Seidelbast, ein sehr wichtiges Adjuvans.

Digitized by Google

Der Reflex der Blatternkrankheit auf das Auge (Ophthalmia variolosa), welcher sowohl während des Verlaufs, als am Schlusse des sie beginnenden Exanthems vorkommen kann, ist eine äußerst gefahrvolle Krankheit, bei welcher in sehr unglücklichen Fällen sogar die Form des Auges zerstört wird. Zur Abwendung der gefährlichen Folgen muß der Arzt gleich beim Ausbruch des Exanthems sich bemühen, die Entwickelung der Pusteln auf dem Auge zu verhindern. Haben sich aber bereits Pusteln auf der Hornhaut gebildet, so suche man die Resorption des Eiters durch den äußern und innern Gebrauch des Quecksilbers zu befördern. Auch die Masern, der Scharlach, die Krätze äußern Reflexe auf das Auge, die der Grundkrankheit entsprechende Behandlung erfordern. Ebenso werden durch die Entwickelungskrankheiten O.n herbeigeführt, so namentlich bei verzögerter Entwickelung der Regeln (Ophthalmia menstrualis), im Wochenbett (Ophthalmia puerperalis), als Folge venöser Stockungen im Unterleibe (Ophthalmia gastrico-venosa, haemorrhoidalis) u. die Augenentzündung der Greise (Ophthalmia senilis). Ferner entstehen theils auf dem Wege der Kontiguität oder des Konsenses, theils des Antagonismus bei mannichfachen Krankheitszuständen sekundäre Augenentzündungen, welche sich eben nicht von den idiopathischen Formen unterscheiden, aber eine sorgfältige Berücksichtigung des gesammten Krankheitszustandes erheischen, da nur in seiner Beseitigung die Möglichkeit der Heilung gegeben ist. Ganz besonders scheint die Phlebitis in eigenthümlicher Beziehung zum Auge und insbesondere zur Chorioidea zu stehen. Bei entzündlicher Reizung der Schleimhaut der Nase und der Luftwege wird die Conjunctiva konsensuell afficirt, und bei Krankheiten des Verdauungskanals stellen sich sympathische Augenentzündungen ein, welche sich durch gelbrothe Tingirung der Entzündungsröthe auszeichnen. In einzelnen Fällen hat man periodisch auftretende Augenentzündungen beobachtet, welche in längeren Zeiträumen wiederkehrten.

Ophthalmiten, Steine vom Ansehn eines Auges, wie manche Achat- und Chalcedonarten.

Ophthalmitis (griech.), die wahre (innere) Augenentzündung.

Ophthalmobiotik (vom Griech.), Augenpflege.

Ophthalmographie (v. Griech.), Beschreibung des Auges.

Ophthalmologie (vom Griech.), Lehre von den Augen.

Ophthalmophthisis (gr.), Schwinden des Auapfels, Augapfelschwindsucht.

Opiate, s. Opium.

Opie, John, einer der bedeutendsten Historienmaler der englischen Schule, wurde in der Grafschaft Cornwallis 1761 geboren und von dem Dichter Peter Pindar (Wolcott) erzogen, entwickelte früh sein außerordentliches Talent u. ging, 19 Jahre alt, nach London, wo er seinen Ruf begründete, 1786 Mitglied und 1805 Professor der Akademie wurde und 1807 †. Seine ersten historischen Bilder sind Rizzio's Tod und der Tod des Königs Jakob von Schottland. Für Boydell malte er Scenen für dessen Shakespearegallerie, für Macklin solche für seine Prachtbibel. Zu den berühmtesten Bildern dieser Art gehören: das Opfer der Tochter Jephta's, die Darstellung im Tempel und der Tod der Saphira. O.'s Kompositionen sind kräftig und geistvoll, sein Styl der Zeichnung ist kühn und die Ausführung aller seiner Werke von vortrefflichem Effekt und guter Haltung. Seine Gattin trat als Dichterin auf und † den 2. Jan. 1854 zu Norwich.

Opisthodomos (griech.), das Allerheiligste in den Tempeln des alten Hellas, in welchem sich die Statue der Gottheit, welcher der Tempel geweiht war, sowie der Tempelschatz befand; s. Tempel.

Opitz, Martin, der Begründer der ersten schlesischen Dichterschule, den 23. Dec. 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, wo sein Vater später Rathsherr war, erhielt auf der dasigen Schule und den Gymnasien zu Breslau und Beuthen seine gelehrte Vorbildung und gab schon 1606 eine Sammlung lateinischer Gedichte unter dem Titel „Strenae" und später den „Aristarchus" heraus, worin er die deutsche Sprache gegen ihre Verächter in Schutz nahm. Im Jahre 1618 bezog er die Universität zu Frankfurt a. d. O., um Jurisprudenz zu studiren, ging aber schon im folgenden Jahre nach Heidelberg und reiste nach einem kurzen Aufenthalte in Straßburg 1620 mit seinem Freunde Hamilton, einem reichen Dänen, nach den Niederlanden, wo er zu Leyden mit Scriver, Vossius und Daniel Heinsius in freundschaftliche Berührung kam. Aus den Niederlanden zurückgekehrt, lebte er 1621 7 Monate lang im Holsteinischen, während welcher Zeit er sein „Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Kriegs" (1633) verfaßte. Ende 1621 kehrte O. nach Schlesien zurück und kam an den Hof des Herzogs Georg Rudolf von Liegnitz, folgte aber 1622 einem Ruf als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften nach Weissenburg in Siebenbürgen. Hier lebte er in der Gunst des Fürsten Bethlen Gabor, dem er sich durch ein Werk über die Antiquitäten Daciens empfahl, und in äußerem Glanze; von unwiderstehlichem Heimweh ergriffen, nahm er jedoch 1623 seine Entlassung und kehrte nach Liegnitz zurück. Auf Veranlassung des Herzogs, der ihn zu seinem Rath ernannte, übertrug er die Sonn- u. Festtagsepisteln in deutsche Verse; auch schrieb er hier sein verdienstliches Werk: „Von der deutschen Poeterei", das von 1624—1668 in 10 Auflagen erschien. Nach dem Erscheinen seiner „Gedichte", von der Zinkgref die erste Ausgabe erscheinen ließ, hielt er 1624 eine wahre Triumphreise durchs Reich. In Wittenberg schloß er enge Freundschaft mit Buchner und ward am Hofe des Fürsten von Anhalt-Köthen unter dem Namen des „Gekrönten" in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, wodurch er dem ganzen Adelstand und der Fürstenschaft Deutschlands empfohlen wurde. Ueber Dresden kehrte er 1625 nach Schlesien zurück, begleitete aber bald darauf seinen Freund Kirchner nach Wien, wo Kaiser Ferdinand II. sein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl mit dem poetischen Lorbeer belohnte. O. führte indeß sein unstätes

Digitized by Google

Leben fort, bis er 1626 als Sekretär in die Dienste des gelehrten Burggrafen Karl Hannibal von Dohna trat, der ihn mit Glück zu mehren Unterhandlungen mit fremden Höfen brauchte. Im Jahre 1629 ward er vom Kaiser Ferdinand unter dem Namen O. von Boberfeld geadelt, machte 1630 mit Aufträgen des Burggrafen Dohna eine Reise nach Paris, wo er Hugo Grotius kennen lernte, war aber kaum nach Breslau zurückgekehrt, als er 1633 seinen Gönner und Freund durch den Tod verlor. Er hielt sich nun abwechselnd an den Höfen zu Liegnitz und Brieg auf und begleitete 1634 den Herzog Johann Christian von Brieg nach Thorn, von wo er sich nach Danzig begab. Das Singspiel „Judith" und die Uebersetzung der „Antigone" des Sophocles waren die Früchte dieser Muße. Auch gab er 1637 die Sammlung seiner geistlichen Poesien heraus und vollendete dann seine Psalmenübersetzung. Als der König Wladislaus IV. von Polen, den er früher in einem Gedicht verherrlicht, nach Danzig kam, ernannte er ihn zu seinem Sekretär und Hofstoriographen; doch schon am 20. Aug. 1639 raffte ihn in der Blüthe seiner Jahre und seines Dichterruhms die Pest dahin. Niemals hat vielleicht ein Dichter so viel unmittelbare Erfolge errungen, ist so allgemein gepriesen und gefeiert worden, als O.; man nannte ihn den Lorbeerschwan, den deutschen Orpheus und Apoll, und die deutsche Muse die Opitzinne. Unter den Ausgaben seiner Werke erschien die vollständigste zu Breslau 1690, 3 Bde., neu aufgelegt, Frankfurt und Leipzig 1724, die zierlichste zu Amsterdam 1646, 3 Bde. Die von Bodmer und Breitinger besorgte kritische Ausgabe (Zürich 1745) wurde mit dem 1. Bande abgebrochen, da ihr die von Triller (Frankfurt 1746, 4 Bde.) in den Weg trat. Eine gute Auswahl aus seinen Gedichten enthält W. Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 1, Leipzig 1822). Vgl. Gullmann, Ueber die Ausgaben der Gesammtwerke von O., Ratibor 1850. Obgleich kein Dichter in dem großen Sinne, den wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen, nimmt O. doch eine wichtige Stelle in der Geschichte der deutschen Poesie ein, der er in einer gemüthlosen, pedantischen Zeit die Bahn brach und die er auch äußerlich wieder zu Ehren brachte. Indem er die neue deutsche Dichtung an die alte klassische knüpfte, stellte er sich den gelehrten Poeten nahe und erschütterte den Gebrauch der lateinischen Sprache, wie sein großer Vorgänger in Sachen der deutschen Sprache, Luther, dessen neuhochdeutscher Sprachniederlegung er allgemeine Anerkennung verschaffte. Daher bemühte er sich, ähnlich den späteren Sprachreformatoren, um Auffindung deutscher Sprachdenkmale, was namentlich seine Ausgabe des von ihm entdeckten Lobgesangs auf den heiligen Anno (Danzig 1639) bezugt. Eben so drang er auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache und forderte zuerst statt einer bloßen Sylbenzählung eine Sylbenmessung für den Vers. Da ihm die Stärke der Phantasie mangelte, setzte er den Verstand an ihre Stelle und wies auch hierdurch der Poesie ihre Richtung an bis auf Klopstock. Obgleich er sich an den klassischen Mustern herangebildet hatte, huldigte er doch vorzugsweise dem französischen u. holländischen Geschmacke, u. aus dieser Vorliebe floß auch seine Vorliebe für den Alexandriner, den er fast bei allen seinen Dichtungsarten anwendete. Seine didaktischen Dichtungen enthalten neben viel Hohlem und Plattem manchen vortrefflichen Zug; am genießbarsten für unsere Zeit sind jedoch seine lyrischen Gedichte. Seine Bearbeitung der Psalmen in 150 Liedern oder Oden ist in einem würdevollen Style abgefaßt. Ausgezeichnet, was die Sprache und metrische Form betrifft, sind seine Sonette. Seine Bearbeitungen einiger Dramen und Singspiele nach dem Italienischen trugen nicht wenig dazu bei, das Volksschauspiel zu verdrängen und Schäferdramen und Aufzüge an die Höfe zu bringen. Ungleich höher als sein poetischer Styl steht seine Prosa; sie ist gedrängt, hell, gedankenreich und wohllautend, selten mit Wort- oder Gedankenwitz spielend. In allen seinen Werken aber spricht sich ein kräftiger, männlicher Geist, ein biederer Sinn und ein ernstes, rüstiges Streben nach dem Höhern aus, während sein ganzes Leben dagegen als eine Reihe von Kriechereien erscheint. Vgl. Lindner, Umständliche Nachricht des weltberühmten Schlesiers Martin O. von Boberfeld Leben ꝛc., Hirschberg 1740—41, 2 Thle.

Opium (meconium, laudanum, Mohnsaft), der aus den Samenköpfen des Mohn (s. d.) ausgeflossene, ausgepreßte oder ausgekochte und dann an der Sonne oder über dem Feuer verdichtete Saft, der auf verschiedene Art gewonnen wird. Die vorzüglichste Sorte wird, wenigstens in manchen Gegenden Ostindiens und Kleinasiens, dadurch gewonnen, daß man die noch unreifen Mohnköpfe mit scharfen Instrumenten wagrecht ritzt, worauf aus den Wunden ein weicher Milchsaft hervorquillt, den man an der Luft eintrocknen läßt, sammelt und dann in größeren Massen zusammenknetet. Ein Mohnkopf kann nur zweimal geritzt werden und gibt nur wenige Gran O. Das zu kleinen Broden geformte O. wird in trockne Mohnblätter gepackt. Auch durch Auspressen der unreifen Mohnkapseln soll man den Saft erhalten und eindicken, und endlich durch Auskochen der ganzen Pflanze und durch Abdampfen der erhaltenen Flüssigkeit eine schlechte Sorte, aber in reichlicher Menge gewinnen. Nach andern Berichten soll das durch Einritzen in die Kapseln gewonnene O. mit dem eingedickten Safte der Pflanze gemischt und dadurch ein Theil des O.s des Handels gewonnen werden. Früher war im europäischen Handel nur eine Opiumsorte, das heutige O. von Smyrna, unter dem Namen O. orientale s. thebaicum bekannt. Jetzt unterscheidet man mehre Sorten, die nach den Erzeugungsorten benannt werden. Das ägyptische oder thebaische (O. aegyptiacum, O. alexandrinum, O. thebaicum) kommt in inwendig und außen gleich trocknen und spröden, daher durch Schlagen leichter zersprengbaren Broden vor, welche in solcher Weise in ein Mohnblatt gewickelt sind, daß die Mittelrippe des Blatts einen das Brod in zwei Theile theilenden Eindruck veranlaßt. Der Bruch ist muschelig fett und wachsglänzend. Dünne Bruchstücke sind durchscheinend und zeigen dabei eine gelbe Farbe. Obwohl das ägyp-

Digitized by Google

tische O., da es die Kennzeichen einer guten Opiumsorte in besonderem Grade besitzt, sehr beliebt ist, so erhält es doch nur weniger und schwer zu reinigendes Morphium, als andere Sorten, sowie es auch nur ein sehr schwer vom Harze zu befreiendes Extrakt liefert. Das türkische oder konstantinopolitanische O. (O. constantinopolitanum s. turcicum) kommt über London, Hamburg oder Rotterdam, selten über Triest in 100—120 Pfund schweren Bleikisten. Die $^1/_2$—$1^1/_2$ Pfund schweren Kuchen sind uneben, mit dem Samen vom orientalischen Ampfer (Rumex Patientia var. orientalis *Bornh.*) stark eingehüllt, nie mit einem Mohnblatt umgeben, gewöhnlich weich, rothbraun, inwendig fast goldgelb, riechen kräftig opiumartig u. schmecken sehr bitter. Diese seltene und theure Sorte ist weit besser als die vorige und gewöhnlich so gut als das O. von Smyrna (armenisches, levantisches oder macedonisches O., O. smyrnaeum s. levanticum), das über Triest in Kisten von 100—120 Pfund nach Deutschland kommt und von Manchen, z. B. von Martius, von jenem nicht unterschieden wird. Uebrigens finden sich unter diesen Namen mehre sehr verschiedene Sorten im Handel. Die beste besteht aus $1^1/_2$ Pfund schweren, rundlichen Broden, die außen gewöhnlich hart, inwendig jedoch noch weich und entweder in ein Mohnblatt gewickelt, oder mit Früchten des orientalischen Ampfers bestreut sind. Ueberall findet man im Innern vollkommene Thränen oder erhärtete Tropfen. Die Farbe ist lichtbraun und der Geruch kräftig opiumartig. Bisweilen findet man in einer und derselben Kiste neben den Broden auch dünnere und platte Stücken ohne Thränen, die weit weniger Morphium enthalten. Der wässerige Auszug ist hellgelb, gibt 13—13,5 Proc. reines Morphium, aber kaum über 0,25 Proc. Kodein. Die zweite Sorte unterscheidet sich durch eine dunklere Farbe und enthält nur 11—12 Proc. Morphium. Eine dritte Sorte besteht aus $^3/_4$ Pfund schweren, fast kugelrunden, sehr sorgfältig in fast gelbe Mohnblätter gehüllten Broden von mehr dumpfigem, nicht ganz rein opiumartigem Geruche. Beim Auseinanderbrechen des Brodes bemerkt man im Innern fast immer eine kleine, mit geldem und weißem Schimmel erfüllte Höhlung; die schwerer zu unterscheidenden Thränen sind braunschwarz, und häufig finden sich röthliche Haare beigemischt. Der Gehalt von Morphium beträgt kaum 7 Proc. Eine vierte Sorte besteht aus flachen, unregelmäßigen, 4—6 Unzen schweren Stücken, mit graulich-weißer schimmeliger Oberfläche; die Brode sind außen hart, aber im Innern oft so weich, daß sich Fäden ziehen lassen. Diese Sorte enthält nur 6—7 Proc. Morphium und wenig Kodein und Narkotin. Eine fünfte Sorte besteht aus länglich 4eckigen Kuchen, welche durch das Eintrocknen in der Mitte gleichsam vertieft geworden sind. Nicht nur die Oberfläche ist mit Schimmel bedeckt, sondern derselbe hat sogar das Innere durchdrungen, so daß nur an wenigen dunkeln Stellen die zusammengehäuften Thränen sich erkennen lassen. Der Gehalt an Morphium beträgt nur 3—4 Proc. Das indische oder ostindische O. (O. indicum s. ostindicum) kommt nur äußerst selten nach Europa und ist im Handel nicht vorhanden, daher noch nicht genau bekannt. Das persische O. (O. persicum), welches ebenfalls sehr selten nach Europa gelangt, besteht aus cylindrischen, in weißes Papier gewickelten und mit einem baumwollenen Faden umwundenen Stücken. Doch fand Merck durch die gewöhnliche Probe kein Morphium, und nur durch die Behandlung mit absolutem Weingeist ꝛc. konnte 1 Proc. erhalten werden. Das O. ist ein sehr vielfach zusammengesetzter Steff und sowohl wegen seiner Wichtigkeit in medicinischer Hinsicht, als auch wegen seiner sonstigen merkwürdigen Eigenschaften ein Gegenstand der sorgfältigsten chemischen Untersuchungen geworden. Unter seinen Bestandtheilen ist das Morphium (s. d.) oder Morphin der Träger der meisten dem O. zukommenden arzneilichen Eigenschaften, weshalb sich die Güte des O.s nach seinem Gehalt an Morphium richtet. Von den übrigen Bestandtheilen sind zu nennen: das Kodein (s. d.), das Narkotin (s. d.) oder Opian und das Papaverin oder Mekonin. Letzteres krystallisirt in weißen, sechsseitigen Prismen, ist geruchlos, schmeckt erst nach längerer Zeit scharf, reagirt weder sauer noch basisch, schmilzt bei + 90° C., destillirt in verschlossenen Gefäßen bei + 155° C. unverändert und ohne Rückstand über und verbrennt, an der Luft erhitzt, mit heller Flamme, löst sich in 270 Theilen kalten und 19 Theilen kochenden Wassers, wobei es zuvor klartig schmilzt, ebenso in Alkohol, Aether und flüchtigen Oelen. Auch mit kalter verdünnter Schwefelsäure gibt es eine klare und farblose Lösung, die aber beim Erwärmen und Verdunsten unter Zersetzung des Mekonins grün wird und unter Zusatz von Alkohol rosenroth erscheint. Der im O. enthaltene Extraktivstoff (Opiumextrakt) ist eine schwarzbraune, harte, im Bruch glänzende, leicht zerreibliche, sauer reagirende Masse, schwer löslich in Wasser, Weingeist und Aether, leicht löslich in Essigsäure und ätzenden Alkalien, hat den Geruch und Geschmack des O.s und wird aus der wässerigen Lösung durch Galläpfeltinktur weißgelb gefällt. Außerdem nennt man als Bestandtheile des O.s noch Pseudomorphin, Thebain oder Paramorphin, Narcein, Mekonsäure, Porphyroxyn, Harz, Kautschuk, einen eigenthümlichen flüchtigen Stoff, der für sich noch nicht dargestellt wurde, Gummi, Bassorin, Faserstoff, Kalk- und Bittererde. Nicht selten findet man das O. durch Sand und Bleischrot verunreinigt. Man soll es durch Lakritzensaft, Aloe, Extrakt des Schöllkrauts (Extractum chelidonii majoris), arabisches Gummi, Traganth, Honig und andere Dinge verfälschen.

Das O. gehört unter die wichtigsten Heilmittel, und zwar zu den narkotischen Mitteln (s. d.). Es wirkt sehr verschieden, sowohl nach der Verschiedenheit seiner Gabe, als nach der Dauer seiner Anwendung, der Körperkonstitution und des Alters, bald beruhigend, krampfstillend, schlafbringend und schwächend, bald, besonders in größern Gaben, erregend, erhitzend, betäubend und Sinnesstörungen u. Geistesverwirrungen erzeugend, ja sogar tödtend. Es äußert seine Wirksamkeit

Digitized by Google

besonders auf das Nervensystem, dann aber auch auf die übrigen Sphären des Organismus. Man gebraucht es deshalb in sehr vielen und verschiedenen Krankheiten, deren Grund in Verstimmung des Nervensystems liegt, bei Krämpfen ꝛc., aber auch bei sehr vielen andern und langwierigen Krankheiten, besonders bei Ruhren, Durchfällen ꝛc., seltener bei Fiebern; auch bei Vergiftungen mit metallischen Giften wird es angewendet. Von den älteren griechischen Aerzten wurde das O. nur wenig gebraucht und nur erst durch die Araber, namentlich aber durch Paracelsus und Sylvius zu hohem Ansehen gebracht. Die zusammengesetzten Arzneimittel, in denen das O. einen Hauptbestandtheil ausmacht, nennt man Opiate. Zu diesen in der älteren Medicin sehr beliebten Zusammensetzungen gehören die Theriaks, Mithridate, Orvietans ꝛc. und von den noch jetzt gebräuchlichen das Laudanum, das Elixir paregoricum, das doversche Pulver, die Blackdrops der Engländer. Die Entdeckung u. arzneiliche Benutzung des Morphium und seiner Salze hat jene alten Kompositionen großentheils überflüssig gemacht. Im christlichen Europa wird das O. bloß als Medicin gebraucht, außer in England, wo man auch den Porter damit versetzt. Die Mohammedaner bedienen sich desselben häufig als diätetischen Mittels, um den ihnen verbotenen Wein wieder zu ersetzen; besonders nehmen sie es zur Anfachung des Muths vor Gefechten, sonst auch bei Traurigkeit zur Verscheuchung der Grillen. Schwärmer brauchen es, um in Entzückungen zu gerathen und Visionen zu bekommen, Dichter, um ihre Phantasie zu beleben, entnervte Wollüstlinge, um zum Lebensgenuß sich zu stärken ꝛc. Die Opiumesser (Theriaki) sind im Orient sehr gewöhnlich, aber wegen der unangenehmen Folgen davon verachtet. Die dadurch hervorgebrachte Exaltation hinterläßt nämlich nicht nur einen Schwächezustand, stumpft Geist und Sinne ab, sondern führt auch durch Uebermaß der Gabe oder zu häufige und schnelle Wiederholung direkt zur Schwäche, namentlich zur Betäubung, hat in sehr großen Dosen einen apoplektischen Zustand zur Folge, der, mit Sinnenverwirrung verbunden, von Konvulsionen begleitet ist und leicht tödtlich werden kann. In China und durch ganz Indien bewirkt man den Rausch dadurch, daß man es aus Pfeifen von Bambus raucht; die Chinesen mengen es mit etwas Tabak und legen ein Kügelchen davon in einen kleinen metallenen Pfeifenkopf, der an einem feinen Bambusrohre steckt. Der wenige Tabak reicht gerade hin, 4—5 Züge zu thun, worauf der Rausch erfolgt. Gegen Opiumvergiftung ist nach vorausgeschicktem Brechmittel reichlicher Genuß starken Kaffee's oder guten Rheinweins, auch vegetabilischer Säuren, namentlich Gerbsäuren, mit Kampher vorzüglich wirksam. Vgl. Sachs, Das O., Königsb. 1836; Hirzel, Das O., Leipz. 1851.

Opoczno (Opoczun), Distriktsstadt im russisch-poln. Gouvernement Radom am Zusammenfluß der Drzewica und Weglanka, mit Schloß, 4 Kirchen, bedeutenden Tuch- u. Leinwandwebereien u. 4500 Einw., meist Juden. Im J. 1655 hier Schlacht zwischen den Polen u. Schweden.

Opodeldok (linimentum saporato-camphoratum), eine salbenartige Masse, die als äußerliches Arzneimittel zu Einreibungen bei gichtischen, rheumatischen u. rein nervösen Schmerzen, Quetschungen, Verrenkungen, Frostbeulen ꝛc. häufige Anwendung findet, wurde früher als Geheimmittel nur aus England bezogen, bald aber auch in Deutschland bereitet. Es werden 3 Quentchen gewöhnliche Talgseife und $^1/_2$ Quentchen Kampher in 13 Quentchen siedendem Alkohol, der über Majoran abgezogen ist, in einem Glaskolben aufgelöst, schnell filtrirt und mit 4 Tropfen Thymianöl vermischt; oder es werden $1^1/_2$ Unze getrocknete, reine, weiße Hausseife, eben so viel spanische Seife und 3 Drachmen Kampher in einem gläsernen Kolben bei gelinder Wärme in 20 Unzen höchst rektifizirtem Weingeist gelöst, noch warm filtrirt, mit $^1/_2$ Drachme Thymianöl, 1 Drachme Rosmarinöl und 3 Drachmen Aetzammoniak versetzt und in gut verschlossenen Gefäßen, um die Bildung von sternförmigen Krystallen zu vermeiden, rasch in kaltem Wasser abgekühlt. Man bewahrt das O. an einem kühlen Orte in wohlverschlossenen Gläsern auf, wodurch man ihm seine Durchsichtigkeit erhält. Manche neuere Pharmakopöen stellen einen flüssigen O. dar, der aber keine besonderen Vorzüge hat.

Opopanax (Gummiwohre), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, von deren zwei Arten O. Chironium Koch, Pastinaca O. L., ächte Opopanaxpflanze, ein ausdauerndes Gewächs auf dürren und sonnigen Stellen, Schutthaufen, an Hecken und Zäunen in Südeuropa, schon im Alterthum als Arzneipflanze bekannt war. Die sehr dicke Wurzel wird gegen 2 Fuß lang, ist ästig, fleischig, außen schwarzbraun, innen weiß, der Stengel aufrecht, 5—6 Fuß, bisweilen über 10 Fuß hoch, oben in zahlreiche kurze Aeste fast quirlartig getheilt, bloß mit einigen Blattscheiden oder unvollkommenen Blättern besetzt; die Blüthenstielchen u. Blüthen sind goldgelb, die Früchte sehr flach, gegen 4 Linien lang, gelblichbraun. Wenn man Wunden und Einschnitte in die Wurzel oder in den untersten Theil des Stengels macht, so fließt ein goldgelber Milchsaft heraus, der an der Luft zu einem Gummiharz, Gummi-Resina Opopanax, Gummi Opopanacis, Lacryma Panacis, Panargummi, Opopanax, Heilwurzsaft, sich verhärtet und früher gebräuchlich war, aber jetzt nur noch selten Anwendung findet, da das Ammoniakharz fast dieselbe Wirksamkeit besitzt.

Oporin, Johann, eigentlich Herbst, einer der gelehrtesten und verdientesten Buchdrucker älterer Zeit, den 25. Jan. 1507 zu Basel geboren, studirte zu Straßburg, übernahm dann den Unterricht für Anfänger in der luzernischen Cistercienserabtei St. Urban, beschäftigte sich darauf zu Basel mit Abschreiben griechischer Kirchenväter für Frobens Druckerei, erhielt durch Erasmus 1529 die Schullehrerstelle am Münster, schloß sich aber, von Oecolampadius angefeuert, Medicin zu studiren, an Paracelsus an, der eben in Basel viel Aufsehen machte, und ward Amanuensis desselben. Als der berühmte Grynäus den theologischen Lehrstuhl bestieg, ward ihm O. als Lehrer der griechischen Sprache zum Nachfolger

Digitized by Google

gegeben, nahm aber, als 1539 der Rath verordnete, daß alle ordentlichen Professoren den Doktorgrad erwerben sollten, seine Entlassung und verband sich mit seinem Verwandten, dem Buchdrucker Robert Winter, zur Gründung einer Druckerei, aus der eine Reihe der korrektesten Drucke alter Klassiker und wissenschaftlicher Werke hervorging, für deren würdige Ausstattung er selbst in Verbindung mit mehren gelehrten Freunden sorge. Er † den 6. Juli 1568 und wurde in der Hauptkirche bestattet. Sein Druckerzeichen ist Arion auf einem Delphin mitten im Meere. D. trat auch mit eigenen Schriften auf, besonders Kommentaren und Scholien zu Solinus, Cicero, Demosthenes ꝛc.

Oporto (Porto), Hauptstadt der portugiesischen Provinz Entre Minho e Duero, nach Lissabon die größte und bedeutendste Stadt Portugals, in einem engen Thale zwischen hohen Bergen, an beiden Seiten des Duero, eine halbe Stunde von dessen Mündung in den atlantischen Ocean, ist der Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs. Die obere Stadt liegt auf zwei fast 250 Fuß hohen Bergrücken, an welchen sich dieselbe bis an das Ufer des Flusses hinabsenkt. Sie ist in 5 Stadtviertel (Bairos) eingetheilt u. unregelmäßig gebaut. Zwei Viertheile bilden die obere eigentliche Stadt und sind mit Mauern umgeben, nach maurischer Art gebaut; zwei sind offen und das 5. liegt auf dem linken Duerufer. Das befestigte Kloster la Serra beherrscht die Stadt, und 2 Forts decken die Einfahrt in den Hafen. Eine neu errichtete Vertheidigungslinie, bestehend aus einer 2. Reihe von Redouten und detachirten Werken, umgibt die Stadt. Unter den 11 freien Plätzen (Praças) ist der größte die Praça de St. Ovidio, einer der höchsten Punkte der Stadt, von wo man eine entzückende Aussicht über die Stadt, den Strom und die mit Fichtenhainen, Feldern und Dörfern bedeckte Umgegend genießt. Die breiteste Straße ist die Rua Nova dos Inglezes (die neue Straße der Engländer) auf einem Hügel, wo sich die englische Faktorei, die Börse, das Bankhaus der lissaboner Zweigbank ꝛc., sowie die Geschäftslokale der Kaufleute befinden. Die am regelmäßigsten gebaute Straße ist die Rua Nova de San Joao, die vom Flusse aus einen steilen Berg hinansteigt und das östliche Ende der Rua Nova de Inglezes durchkreuzt. Die Häuser der Rua das Hortas sind mit Balkonen verziert und stehen sich so nahe gegenüber, daß die Bewohner sich bequem über die Straße mit einander unterhalten können. Im Allgemeinen sind O.'s Straßen mit wenigen Ausnahmen hell, reinlich und luftig. In allen Theilen der Stadt gibt es Springbrunnen (20), meist in maurischem Geschmack erbaut. Unter den Vorstädten sind die bedeutendsten Gaya und Villanova am südlichen Ufer des Duero. Die Stadt zählt nicht weniger als 90 Kirchen, die meist in dem eigenthümlichen portugiesischen, zwischen dem altdeutschen und toskanischen stehenden Styl erbaut sind. Die Kathedrale ist von hohem Alter und steht auf dem Gipfel eines Berges, neben dem bischöflichen Palast, dessen Vorhalle eine der schönsten im Lande ist. Die älteste Kirche ist die Cedofeita, ein gothisches Gebäude auf der Nordseite der Stadt, 559 von Theodomir, König der Sueven, gegründet, der mit seinem Sohne Artamir hier getauft wurde. Die 1748 erbaute Kirche dos Clerigos hat den höchsten Thurm in Portugal; ein prachtvolles Gebäude ist die Kirche Misericordia in der Rua das Flores. Vor der Belagerung O.'s durch die Miguelisten gab es hier nicht weniger als 24 Klöster, die aber jetzt meist niedergerissen od. zu irgend einer nützlichen Bestimmung verwendet sind. Die Stadt hat verschiedene vortreffliche Schulen (Marineschule, Handelsschule, medicinisches Kollegium, Lehranstalt für Chirurgie u. Anatomie ꝛc.), eine öffentliche Bibliothek von etwa 65,000 Bänden, eine damit verbundene Gallerie von Gemälden und Kupferstichen, ein großes italienisches Opernhaus und 2 kleinere Theater, mehre Kasernen, ein Gefängniß, ein See- und Militärarsenal, eine Münze, 9 Buchdruckereien, zahlreiche Buchhandlungen, eine Handelsgesellschaft, eine britische Faktorei, 2 öffentliche Banken, Assekuranzkomtors für Schiffe und Häuser, eine Dampfschifffahrtsgesellschaft, Generalbergwerksgesellschaft, andere Gesellschaften für verschiedene Zwecke, zahlreiche Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, von denen viele unter der Obhut der Santa Casa da Misericordia stehen. Die Einwohner, gegen 66,000 und mit den Vorstädten 82,000 Seelen, unterhalten zahlreiche Fabriken und Manufakturen für Seiden-, Wollen- und Baumwollenzeuche, Tuch, Kattun, Leinwand, Gold und Silbergallonen, Hüte, Band, Leder, Schnupftabak, Porzellan, Eisen- und Kupferwaaren, Fischlerwaaren, Zuckerraffinerien, vorzüglicher Konfituren ꝛc. Den Handel mit Portwein (s. d.), der, obgleich in neuester Zeit sehr gesunken, der Stadt doch noch immer ihre kommercielle Wichtigkeit verleiht, betreibt vorzüglich die privilegirte Handelsgesellschaft des obern Duero, die auch an 30 Branntweinbrennereien unterhält und jährlich über 100,000 Ohm Wein u. Branntwein versendet. Unter der Masse großer Handelshäuser gibt es viele britische und deutsche. Die Schifffahrt auf dem Duero und dem Meere ist sehr bedeutend; jährlich laufen gegen 1500 Schiffe im Hafen ein und aus. An dem Duero befinden sich schöne Kaie. Geschmackvolle Quintas (Landhäuser) verschönern die reizenden Umgebungen der Stadt. O. verdankt seine Entstehung dem Hafenort Portus Cale, später Portocale, woraus der Name Portugal entstanden seyn soll. O. wuchs besonders im 17. Jahrhundert, verlor aber bei einem Aufstand von 1757 viele Freiheiten. Im J. 1808 erklärte sich O. zuerst gegen die Franzosen, und hier bildete sich die portugiesische Junta zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten. In neuerer Zeit wurde O. merkwürdig durch den Ausbruch der Revolution vom 24. August 1820; dann unter Dom Miguels Usurpation durch das Blutgericht gegen die Anhänger der Königin Donna Maria (1828), wobei die Stadt über 10,000 ihrer Bewohner durch Auswanderung verlor; ferner durch die Vertheidigung gegen Dom Miguel vom 7. Juli 1832 bis 7. August 1833 und als Stütz- und Mittelpunkt der Operationen Dom Pedro's gegen jenen; durch die Aufstände vom 19. Jan. 1842

Digitized by Google

unter Costa Cabral zu Gunsten der Charte Dom Pedro's von 1826, vom 31. Jan. 1843 wegen erhöhter Steuern, vom 8. März 1846, wo sich hier am 12. Okt. eine provisorische Regentschaft, wie 1847 eine Revolutionsjunta bildete, die bis zur Kapitulation der Stadt am 27. Juni bestand, und am 24. April 1851 zu Gunsten Saldanha's. Vgl. Portugal (Gesch.).

Opossum (Vierauge), eine zur Gattung Beutelratte (Didelphys) gehörende Säugethierart, welche im System auch den Namen virginische Beutelratte (D. Virginiana) führt u. der Familie der fleischfressenden Beutelthiere angehört. Die Gattung Beutelratte, die nur in Amerika vorkommt, aber zahlreiche Arten umfaßt, unter denen das O. die bedeutendste ist, unterscheidet sich durch die mit nagellosem, abgesetztem Daumen versehenen Hinterfüße und den langen, nur am Grunde behaarten, übrigens nackten und mit Schuppenringen besetzten Schwanz. Der Körper ist gestreckt, der Kopf lang und zugespitzt und die Zahl der Zähne sehr bedeutend, indem ihre Gesammtzahl 50 beträgt. Die Füße sind kurz, mit starken krummen Krallen bewehrt und die Augen mit einer Nickhaut versehen. Das schon im 16. Jahrhundert entdeckte O., von Mexiko bis Pennsylvanien verbreitet, die größte Art dieser Gattung, ist 18 Zoll lang, ohne den 11 Zoll langen Schwanz. Der werthlose Pelz ist schmutzig-weiß, bald mehr ins Gelbliche, bald ins Grünliche und an den Füßen und Augen, über welchen letztern ein weißer Fleck steht, in rußiges Braun übergehend. Die großen dünnhäutigen, schwärzlichen Ohren, der unbehaarte, widerlich bleichfleischfarbige Wickelschwanz, die vorstehenden Augen u. die eigenthümliche, starke, widrige Ausdünstung machen das O. zu einem widerlichen und verabscheuten Thiere. Es verschläft den Tag in hohlen Bäumen und geht des Nachts auf die Jagd nach Vögeln, kleinen Säugethieren, Reptilien und Insekten, bringt aber auch in die Hühnerställe und richtet hier Verheerungen an. Bei Verfolgungen rollt es sich in einen Knäuel zusammen und erträgt alle Stöße und Verwundungen, ohne durch einen Laut oder Zucken Leben zu verrathen. Die 12—16 Jungen, welche als formlose, 10 Gran wiegende Klumpen geboren werden, hängen sich in der Beuteltasche an die Zitzen der Mutter, wo sie sich festsaugen und in etwa 50 Tage. ihre Ausbildung erlangen. Die Tasche ist während dieser Zeit eng und fest geschlossen, und die Mutter kann durch keine Marter dahin gebracht werden, sie zu öffnen. Das Fleisch ist zwar weiß, zart und fest, besitzt aber jenen eigenthümlichen Geruch und wird daher nur von Negern gegessen. Eine zweite Art, die surinamsche Beutelratte (D. dorsigera), ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie die Jungen auf dem Rücken herumträgt und ihnen dabei den Schwanz zum Anhalt darbietet, da sie statt der Beuteltasche nur eine flache Hautfalte hat. Sie ist graugelb, an Stirn u. Wangen weiß, etwa 8 Zoll lang, ohne den 7 Zoll langen Schwanz, u. lebt in Surinam, Guyana u. dem nordöstlichen Brasilien.

Opotschka, Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Pskow, auf einer Insel der Welikaja, mit Kathedrale, Flachshandel und 2500 Einw. Im Jahre 1517 ward O. durch den litthauischen Feldherrn Ostroschesky bestürmt.

Opp., Abkürzung für oppositum, entgegengesetzt, und für opera, Werke.

Oppa, Nebenfluß der Oder, entspringt im Fürstenthum Jägerndorf am Altvater, bildet von Troppkowitz bis zu ihrer Mündung bei Hoschialkowitz im preußischen Kreise Ratibor die Grenze zwischen dem österreichischen und preußischen Schlesien.

Oppeln, Hauptort des gleichnamigen Regierungsbezirks (243 □Meilen mit ungefähr einer Million Einwohnern) in der preußischen Provinz Schlesien, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Oder und an der oberschlesischen Eisenbahn, hat eine Vorstadt, 2 Brücken, 4 offene u. ein seit Einbringung der Leiche des Herzogs Nikolaus 1497 vermauertes Thor, ein altes königl. Schloß auf einer Oderinsel, 4 katholische Kirchen, worunter eine gothische Domkirche und eine evangelische Pfarrkirche, eine Synagoge, ein schönes Regierungsgebäude, ein ansehnliches Rathhaus mit Theatersaal, ein aus dem 1801 aufgehobenen Jesuitenkollegium entstandenes katholisches Gymnasium, ein königliches Hebammeninstitut und 3 Hospitäler; ferner eine Regierung, ein Kreissteueramt, Domänen-, Rent-, Hauptsteuer- und Postamt, 2 Buchdruckereien, 4 Buchhandlungen, Tabakspinnerei, Oberschiffahrt, Speditionshandel mit Wein, Vieh und Bergwerksprodukten und 8750 Einwohnern. Einst die Hauptstadt des unmittelbaren Fürstenthums O. (137 □Meilen mit 300,000 Einwohnern) und seit 1200 die Residenz der oberschlesischen Herzoge aus dem Stamme der Piasten, die 1532 ausstarben, worauf der Kaiser das Herzogthum einzog, war O. schon 1024 ein beträchtlicher Ort. Die 995 von dem Bischof Adalbert von Prag hier erbaute Kirche wird für das erste christliche Gotteshaus in Oberschlesien gehalten. In der Nähe liegen die Stahl- u. Eisenwaarenfabrik Königshuld, die großen Eisenhütten und Gießereien zu Malapane mit schönen Anlagen u. eine Fayence- u. Steingutfabrik zu Proskau, auch eine landwirthschaftliche Lehranstalt.

Oppenau, Stadt im badischen Mittelrheinkreis, Amt Oberkirch, am Fuße des Kniebis in einem engen u. rauhen Thale, mit Pfarrei, Spital, Bierbrauerei, Färbereien, Krugfabrik, Mineralquelle, Bad, Ziegelei, Handel mit Kirsch- u. Zwetschenwasser und 2500 Einw.

Oppenheim, Stadt in der hessischen Provinz Rheinhessen, Kreis Mainz, auf einem steilen Abhange am Rhein, hat Mauern, eine evangelische und katholische Pfarrei, eine schöne Stiftskirche, Franciskaner- und Sebastianskirche, 2 Kapellen, eine Synagoge, 4 Ziegeleien, Weinbau, Viehzucht, Schifffahrt, eine fliegende Brücke über den Rhein und 2750 Einwohner. O. liegt an der Stelle des Römerkastells Bauconica, wurde im 30jährigen Kriege durch Gustav Adolf und 1689 durch Melac fast ganz zerstört. Noch liegt die Katharinenkirche, ein Denkmal deutscher Baukunst aus dem 13. Jahrhundert, ein Nachbild des kölner Doms im Kleinen, zum Theil in Trümmern. Bemerkenswerth sind daselbst die Schwedensäule und in der Nähe die Ruinen der Burg Landskron.

Digitized by Google

Oppenheim, Moritz, ausgezeichneter Maler, geboren 1805 zu Hanau von jüdischen Aeltern, war Schüler Westermayers, ging zu seiner weiteren Ausbildung nach München, 1821 nach Italien, verweilte längere Zeit in Rom u. Neapel, kehrte 1825 nach Deutschland zurück und ließ sich in Frankfurt nieder, wo er Professor ward. Er behandelt mit besonderer Vorliebe Darstellungen aus dem Alten Testamente und aus dem Leben der Juden. Seine zahlreichen Werke sind in patriarchalischer Einfalt gehalten, voll zarten Sinnes, von gefälliger Komposition und edlem Charakter der Figuren, von großem Farbenschmelz und bis zum geringsten Beiwerke vollendet. Wir nennen davon: die Rückkehr des jungen Tobias; David vor Saul, die Harfe spielend; Susanna im Bade; Noah und seine Familie, aus der Arche blickend; das Lauberhüttenfest; Otto IV. (für den Römersaal in Frankfurt); der aus dem Befreiungskriege heimkehrende jüdische Soldat; die Bildnisse von H. Heine und L. Börne.

Opperment, s. v. a. Auripigment.

Oppianus, 1) griechischer Dichter aus Anazarba in Cicilien, lebte wahrscheinlich zur Zeit des Marc. Aurelius Antoninus und verfaßte ein Gedicht über den Fischfang, „Halieutica" (Flor. 1515 und in den meisten Ausgaben des Folgenden). — 2) Dichter aus Apamea in Syrien, um 212 n. Chr., schrieb ein Gedicht über die Jagd, „Cynegetica", und wird von Einigen mit O. 1) für identisch gehalten. Die besten kritischen Ausgaben beider Gedichte besorgten Rittershusius (Leyden 1597), J. G. Schneider (Straßburg 1776, 2. Aufl., Leipz. 1813) u. F. S. Lehrs (Par. 1846).

Oppido, 1) (Mamertinum), Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I., am Fuße der Apenninen, ist Bischofssitz und hat 4000 (8000) Einwohner. — 2) Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, mit Weinbau, Seidenzucht und 5000 (2000) Einw.

Opponiren (v. Lat.), sich widersetzen, in Widerspruch treten. Daher Opponent, Jeder, der mit einem Andern in Widerspruch tritt, sich widersetzt; bei einer Disputation der besonders gewählte Gegner, welcher die Theses des Disputanten angreift.

Opportunität (vom Lat.), die günstige Gelegenheit, in der Medicin das Geneigtseyn, z. B. des Körpers für eine bestimmte Krankheit, daher auch s. v. a. Krankheitsanlage.

Opposanten, in den jansenistischen Streitigkeiten Die, welche sich gegen die Annahme der Bulle Unigenitus sträubten.

Opposition (v. Lat., Gegensatz, Widerspruch, Widerstand), in der Staatswissenschaft die im Volke, namentlich durch die Presse oder durch die Stimme der Volksvertreter sich kundgebenden, der Regierung oder deren jeweiligen Trägern widerstrebenden Ansichten oder Richtungen. Eine solche O. ist eigentlich nur in denjenigen Staaten möglich, deren Verfassungen, wenn auch in noch so beschränkter Weise, eine Einwirkung der Regierten auf die Regierung gesetzlich zulassen, also nur in Republiken und in monarchischen Staaten mit repräsentativer oder ständischer Verfassung, nicht aber in Despotien und absoluten Monarchien, wo in der Regel auch die Presse zum Schweigen verurtheilt ist. Die Geschichte der alten griechischen Staaten, vor allen Athens, berichtet viel von einem derartigen Verhältniß, welches zwar nicht dem Namen, wohl aber der Sache nach Statt hatte. Die Entwickelung der römischen Verfassung ist in ihrer großartigen Weise nur durch den Streit der in den ursprünglichen Elementen des Volks liegenden Gegensätze möglich gewesen, welcher Streit von der Vertreibung der Könige bis zur Vernichtung der Freiheit bald mehr, bald weniger heftig, immer aber anregend und belebend geführt worden ist. In der neueren Zeit zeigen sich in allen Staaten, in denen dem Volke irgend eine Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten gestattet ist, England mit den großen historischen Gegensätzen der Tories und Whigs in vorderster Reihe, dann Frankreich, Spanien, Schweden und Norwegen, die Schweiz, die konstitutionellen Staaten Deutschlands besondere Oppositionsparteien, d. h. Vereinigungen durch gleiche Gesinnung u. gleiche Interessen verbundener zum gemeinsamen Kampfe gegen die Andersgesinnten, in deren Händen das Staatsruder ist. In manchen Staaten, besonders in Frankreich und Spanien, haben sich solche Oppositionsparteien in Folge von mehr oder weniger gewaltsamen Umwälzungen gebildet, indem die unter den Veränderungen Leidenden sich mit dem neuen Zustand der öffentlichen Angelegenheiten nicht befreunden konnten (z. B. die Legitimisten in Frankreich, die Karlisten in Spanien ꝛc.); in einem solchen Falle entsteht ein Kampf geradezu gegen die herrschende Regierung als solche, u. zwar nicht bloß gegen das System oder einzelne Handlungen derselben, welche letzteren als gut anerkannt werden können und doch, weil nicht von einem im Sinne der Partei legitimen Organe ausgehend, verworfen werden. Im entgegengesetzten Falle, wo die Oppositionspartei die Regierung als eine rechtmäßige anerkennt, fällt natürlich dieser Streitpunkt weg, und der Kampf gilt allein dem Systeme und der Art und Weise, in der regiert wird; er ist beendigt, sobald die Regierung den gewünschten Weg einschlägt. In dieser Weise stehen sich in England Tories und Whigs entgegen, und auf diese Art entstehen auch Bruchtheile der gesammten Oppositionspartei, die aber dann sich wieder zum Ganzen halten, wenn die gemeinsamen Grundsätze und Principien in Frage kommen. Ein anderer Unterschied findet sich zwischen denjenigen konstitutionellen Staaten, in denen das Volk den Grad und die Anzahl politischer Rechte sämmtlich erreicht hat, welche sich mit dem Begriffe eines vernünftig geordneten Staatslebens nur irgendwie vertragen, und solchen, in denen diese Rechte theilweise noch vermißt werden. In jenen Staaten kämpft die O. nicht sowohl für die Bewilligung neuer Rechte, als vielmehr für die Art und Weise, wie ihrer Meinung nach innerhalb der verfassungsmäßigen Grenze die Regierungsgewalt zu verfahren habe; in diesen dagegen will die O. die dem Volke noch gebührenden Rechte erst erringen, wie dies z. B. noch zum Theil in den deutschen Staaten der Fall ist. Daher kommt es auch, daß man in Deutschland und in den Staaten, welche in ähnlicher Lage sich befinden, die Oppositionspar-

Digitized by Google

teien u. die Liberalen für identisch hält, in sofern hier nämlich die Liberalen Diejenigen sind, welche gegenüber den Regierungen jene Rechte beanspruchen und erkämpfen wollen. Für andere Verhältnisse aber muß man durchaus festhalten, daß zu dem Begriffe der O. das Merkmal des Liberalismus durchaus nicht nothwendig gehört; es läßt sich vielmehr recht gut denken, daß gerade die Partei, welche dem Fortschritt im Staatsleben entgegen ist, unter Umständen die O. bildet. Ein Beispiel liefert wieder England, wo die Whigs die Liberalen, die Tories die Aristokraten bilden und wo doch diese sich allemal dann jenen gegenüber in der O. befinden, wenn aus deren Mitte das Ministerium gebildet worden ist. Mit dem Augenblick, wo die O. selbst in den Besitz der Macht gelangt, hört sie auf, O. zu seyn, u. diese wird dann von Denen gebildet, welche aus dem Besitze der Gewalt entweder verdrängt worden sind, oder derselben freiwillig sich begeben haben, weil die parlamentarische Majorität nicht auf ihrer Seite war. In wohlgeordneten Staatsverfassungen werden auch die Mittel, deren sich die O. zur Erreichung ihrer Absichten bedient, nur innerhalb der gesetzlichen Schranken liegen. Durch Gründe auf die Ueberzeugung der Andersdenkenden einwirken, durch ehrliche, friedliche Waffen für seine Meinung kämpfen, bis durch den Kampf die Wahrheit zum Siege gelangt, das ist der rechte Kampf, mag er nun in den Kammern, oder durch die Presse, oder durch die Gewalt der Rede in öffentlichen Volksversammlungen geführt werden. Wenn die O. so verfährt, dann hat sie im Staatsleben, wie ihre nicht wegzuleugnende Nothwendigkeit, so ihre volle Berechtigung und ihren wahren Nutzen. Wie in dem Gedankenkreise des einzelnen Menschen die verschiedensten Gedankenreihen sich durchkreuzen und jede dazu beiträgt, daß er sorgfältiger und umsichtiger prüft, so gibt es im Staate, welcher ja der Ausdruck des geistigen Lebens der Gesammtheit ist, gleichfalls verschiedene Gedankenreihen, repräsentirt durch die verschiedenen Stände, Parteien ꝛc., deren jede sich geltend machen und auf die schließliche Entscheidung Einfluß gewinnen muß, denn nur so können die vorliegenden Fragen allseitig geprüft, die auseinander liegenden Thatsachen vereinigt und verglichen, die Erfahrungen Vieler herbeigerufen, die Wünsche der Regierten zur Kenntniß der Regierenden gebracht werden. Wird nun eine Maßregel von Seiten der Regierung vorgeschlagen, zu welcher ständische Mitwirkung gehört, so kann es nur heilsam seyn, wenn vor der Beschlußfassung der Vorschlag durch die möglichst vollständige Hervorhebung und Abwägung aller für und gegen ihn sprechenden Verhältnisse geprüft, ergänzt und verbessert wird. In diesem Sinne äußerte ein englischer Staatsmann mit Recht: eine parlamentarische Regierung würde sich eine O. schaffen müssen, wenn sie eine solche nicht vorfände. Hat ein Volk überhaupt nur einen geordneten Zustand und ist es nicht durch öffentliche Demoralisation unrettbar verloren, dann bleiben in allen diesen Kämpfen zur gemeinschaftlichen Grundlage und Schranke die wesentlichen Grundsätze des Rechts und der Verfassung, die Achtung der Sitte und Ehre, sowie als lebendiger Einigungspunkt die wahre Vaterlandsliebe. Ist aber dieses der Fall, alsdann führen, so weit dies überhaupt bei menschlicher Unvollkommenheit zu bewirken ist, gewiß diese, öffentlich unter Theilnahme der ganzen Nation geführten eifrigen Wettkämpfe, solche regelmäßige vollkommenste Prüfungen einerseits zur möglichsten Erkenntniß des Wahren und dem Vaterland Heilsamen, zum Siege der Wahrheit über die Lüge, andrerseits zur Entwickelung und zur Entdeckung der tüchtigsten Staatsmänner. Sie führen ebenso durch die vermittelnde Zustimmung der Regenten oder der in der Nation und in ihrer Repräsentation außer den Kämpfen stehenden Neutralen für die eine oder die andere Seite auch zum Siege der nothwendigen Maßregeln und zugleich weit mehr als das Dunkel über die Berathungen und als geheime Hofintriguen zum Vertrauen in die Güte der Beschlüsse und zum lebendigen Gemeingeist und Patriotismus. Freilich ist es nicht immer in der Wirklichkeit so, und wenn in vielen Fällen dabei die Regierung die Schuld trägt, so ist sehr oft nicht minder die O. der schuldige Theil. Nicht immer will jene auf die entgegengesetzte Stimme hören, nicht immer ist diese von reinen Motiven geleitet. Wie die Regierungsgewalt oft die Grenzen überschreitet, so artet nicht minder oft die O. aus in Faktionen, die, von Sonderinteressen befangen, sich um das allgemeine Beste wenig kümmern. Als systematische O. vergißt sie oft die Principien, und ihre Führer handeln aus persönlichen Rücksichten des Ehrgeizes oder des Eigennutzes. Dann ist es nicht mehr Tendenz, die Maßregeln der Regierung durch erhobenen Widerspruch von allen Seiten zu prüfen und sie möglichst vervollkommnen zu helfen, sondern das Bestreben, das Regieren den Trägern der Regierung schwierig, ja unmöglich zu machen, um selbst in den Besitz der Gewalt zu kommen und dann am Ende nach denselben Grundsätzen wie die Verdrängten zu verfahren.

Opposition, in der Astronomie Art der Aspekten (s. d.).

Oppositus (lat.), gegenüberstehend, entgegengesetzt, von solchen Pflanzentheilen, als Blättern, Samenfächern, Staubfäden und andern, die zu beiden Seiten einer gegebenen Linie nicht abwechselnd, sondern gleichen oder andern Theilen gegenüber stehen.

Oppression (vom Lat.), eigentlich die Unterdrückung, hauptsächlich für mehre körperliche u. geistige krankhafte Zustände gebraucht, z. B. allgemeine O., Mangel an körperlicher und geistiger Energie, O. des Geistes, der Sprache, des Athmens, der Brust, des Pulses ꝛc.

Oppugnation (vom Lat.), Bestürmung, Belagerung; Angriff, namentlich vor Gericht.

Ops, Gemahlin des Saturnus, Göttin der Fruchtbarkeit und Beschützerin des Feldbaues bei den Römern, wohnte unter der Erde und galt für identisch bald mit den italienischen Getheten Bona Dea, Fauna, Fatua, Maia, bald mit den griechischen Rhea und Demeter, bald mit der phrygischen Cybele. Ihr und ihrem Gemahl gemeinsam galten die Opalia (s. d.) und die Opiconsiva (s. d.). Ihr gewöhnlicher Beiname ist Confivia, die Pflanzerin.

Digitized by Google

Opsigamie (gr.), das zu späte Heirathen, worauf im Sparta Strafe stand.

Opsis (griech.), das Sehen, das Gesicht, die Ansicht; die Pupille.

Opslo, Stadt im norwegischen Stift und Amt Aggerhuus, am Christianiafjord, ist Sitz des Bischofs von Christiania, hat ein Alaunwerk und 7000 Einw. und gilt als Vorstadt von Christiania. Hier 1502 Sieg der Dänen über die Norweger, der die Unterwerfung Norwegens unter dänische Herrschaft entschied.

Opstal (Obstal), Gerhard van, berühmter Bildhauer und Elfenbeinarbeiter zu Brüssel, geb. das. 1595, arbeitete zu Paris im Dienste des Königs, ward Rektor der Akademie, † 1668. Er fertigte viele Schnitzwerke für die Gemächer Ludwigs XIV., für die Gallerie des Hotel Lambert ꝛc., eine schöne Gruppe für die Grotte zu Versailles und führte kleine Statuen, Gruppen, Basreliefs und Bildnisse in Elfenbein aus.

Optativus, in der Grammatik derjenige Modus der Zeitwörts, welcher zum Ausdruck des Wunsches dient; s. Verbum.

Optica (sc. remedia, lat.), Augenmittel.

Optik (vom Griech.), im weiteren Sinne die gesammte Lehre vom Lichte, die alle durch das Licht hervorgerufenen Erscheinungen betrachtet, sie an bestimmte Gesetze bindet und aus einer über die Natur des Lichtes angenommenen Hypothese zu erklären sucht: im engern Sinne nur der Theil dieser Lehre, welcher die Erscheinungen der geradlinigen Bewegung des Lichts umfaßt, indem die übrigen Gegenstände der Dioptrik (s. d.) oder Lehre von der Brechung des Lichts, der Katoptrik (s. d.) oder der Lehre von der Reflexion des Lichts, der Paroptik oder der Lehre von der Beugung des Lichts, der Plagioptik oder der Lehre von der Polarisation des Lichts, der Chromatik oder Farbenlehre ꝛc. zugewiesen werden. In dieser engern Bedeutung hat es die O. nur mit der Ausbreitung des Lichts und dem Sehwinkel zu thun und etwa noch mit der Perspektive (s. d.) und der Photometrie (s. d.). Die Begriffe der Alten von der O. waren sehr unvollkommen; den Umfang ihrer Kenntnisse ersieht man aus dem dem Euclides zugeschriebenen Werk über die O., welches in 61 Theoremen meist Sätze über scheinbare Größe gleicher und ungleicher Linien bei bestimmter Stellung des Auges abhandelt. Der Aegypter Ptolemäus verfaßte ein Werk über O., das uns aus den Citaten in Roger Baco's Schriften (London 1733) bekannt geworden ist. Vor Allem fehlte es den Alten an den Mitteln, Versuche anzustellen, um es zu einem einigermaßen vollständigen System der O. zu bringen, und aus demselben Grunde bietet auch das Mittelalter wenig Neues in der O. Der Araber Alhazen, dessen optisches Werk Risner seinen „Opticae Thesaurus" (Basel 1572) einverleibte, und der Erzbischof zu Canterbury, Peckham, dessen „Perspectiva communis" von Hartmann (Nürnberg 1542) herausgegeben wurde, sind außer Roger Baco die Einzigen, die aus dieser Zeit genannt zu werden verdienen. Erst zu Ende des 16. Jahrh. beginnt eine neue Periode wissenschaftlicher Thätigkeit. Aus Baco's von Verulam (1560—1626) Zeit erhalten wir in den Werken des Maurolycus („Theoremata de lumine et umbra etc.", Venedig 1575), des Joh. Bapt. Porta („Magia naturalis", Neap. 1558, Hannover 1619) und des Franciscus Aguilonius („Opticorum libri sex", Antwerpen 1613) einige Beiträge zur Vervollkommnung der optischen Kenntnisse, und von jetzt an folgen im Gebiete der O. neue Entdeckungen u. Erfindungen, neue Ansichten u. Beobachtungen rasch aufeinander. Doch beschäftigten sich die meisten Schriftsteller mehr mit der Dioptrik u. Katoptrik, als mit der O. im engern Sinne. Aus der neuesten Zeit sind hauptsächlich die Werke von Herschel dem Jüngern und Brewster über die O. im weitern Sinne zu nennen. Vgl. E. Wilde, Geschichte der O. vom Ursprunge dieser Wissenschaft bis auf die gegenwärtige Zeit, Berlin 1838—43.

Optimaten (v. Lat.), in den spätern Zeiten der römischen Republik eine politische Partei, deren eigentlichen Kern der größte Theil des Senats und der Nobilität überhaupt bildete und die man auch die aristokratische oder konservative nennen könnte, entgegengesetzt den Populären, welche, auf die Masse des Volks gestützt, gegen jene in die Schranken trat und die demokratische oder Partei der Bewegung bildete. Der Kampf zwischen beiden Parteien begann mit den Bestrebungen der beiden Gracchen, der edelsten Populären. Nachdem dieselben an dem Widerstande der sogenannten Gutgesinnten, der O., gescheitert, erneuerte sich der Kampf durch Marius und Cinna. Noch einmal siegten die O. durch Sulla, unterlagen aber mit ihrem Führer Pompejus dem großen Geiste Julius Cäsars, der an die Spitze der Populären getreten war. Ein Versuch der O., nach Cäsars Ermordung die alte Herrschaft wieder zu gewinnen, endete mit der Niederlage des Brutus u. Cassius durch Antonius und Octavianus, in deren späteren Streitigkeiten die alten Gegensätze und Parteinamen erloschen.

Optime (lat.), sehr gut, am besten.

Optimismus (v. Lat.), im Allgemeinen diejenige philosophische Ansicht, welche annimmt, daß unter allen Welten, welche der Allmacht Gottes möglich gewesen seyen, die wirklich von ihm geschaffene auch die beste (optima) sey, womit die Meinung zusammenhängt, daß auch Alles, was geschieht, wenn es auch an sich und auf den ersten Anblick unvollkommen erscheine und den Menschen unvollkommen, doch zu einem guten Ziele geführt werde. Der O. sucht den Widerspruch der Erscheinung mit der Idee, welche sich nicht wegleugnen läßt, dadurch zu versöhnen, daß er denselben als ein der Idee nothwendiges Moment anerkennt, ihn aber nicht bloß setzt, sondern auch wieder aufhebt. In der stoischen, neuplatonischen, besonders plotinischen Philosophie, vorher bei Aristoteles, später bei Augustinus und Thomas von Aquino, finden sich mehr oder minder deutliche Spuren dieser Lehre, welche in dem System von Leibniz (s. d.) ausführlich behandelt ist. Bayle nämlich hatte in seinem „Dictionnaire" alle Zweifel aufgeführt, welche den Glauben an die Freiheit des Menschen und an die Güte Gottes wankend machen können. Gegen die Skepsis richtete Leibniz seine „Essais de Theodicée, sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'ori-

Digitized by Google

gine du mal" und machte darauf aufmerksam, daß das Uebel, das Böse und was wir sonst unvollkommen nennen, uns nur so in der Endlichkeit unsers Standpunktes und Erkennens erscheine, durchaus aber nicht Unvollkommenheit des Ganzen, sondern im Zusammenhange das Beste sey. Voltaire persiflirte diese philosophische Behauptung in seinem „Candide". Sonst brachte man sie gewöhnlich auf das Trilemma zurück: Wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine vollkommenere entweder nicht gekannt, oder nicht haben schaffen können, oder nicht schaffen wollen, was mit Gottes Vollkommenheit selbst streiten würde.

Optio (lat.), Wahl, daher Jus optionis, Wahlrecht.

Optisch (vom Griech.), was sich überhaupt auf Sehen bezieht. Daher optische Axe, bei sphärischen Spiegeln die gerade Linie, welche man sich durch den Mittelpunkt der Spiegelfläche (optischen Mittelpunkt) und durch den Mittelpunkt der Kugel (geometrischen Mittelpunkt), von welcher der Spiegel ein Abschnitt ist, gezogen denkt; optische Instrumente, im Allgemeinen Werkzeuge, durch welche man irgend eine vom Lichte abhängige Erscheinung herbeiführen kann, besonders aber solche, welche zum deutlicheren Sehen dienen, wie Brillen, Fernröhre, Mikroskope u. dgl.; optische Meteore (Lichtmeteore), Lufterscheinungen, welche durch das Licht hervorgerufen werden, wie die Morgen- und Abendröthe, die Höfe um den Mond und die Sonne, die Nebensonnen und Nebenmonde, der Regenbogen ꝛc.; optische Täuschung, s. Augentäuschungen; optischer Kasten, s. Guckkasten.

Optometer, eine Vorrichtung, mit der man die Weite mißt, in welcher ein bestimmtes Auge deutlich zu sehen vermag. Lehots O. besteht aus einem etwa 3 Fuß langen, mit schwarzem Sammet überzogenen Lineal, auf welchem der Länge nach ein weißer Faden ausgespannt ist. Legt man dieses Lineal in horizontaler Lage an das untere Augenlid und betrachtet den Faden, so sieht man ihn in der Entfernung des deutlichen Sehens einfach, während er diesseits und jenseits in zwei divergirende Fäden auszulaufen scheint, und hat also hiernach einfaches Mittel, die Sehweite des Auges mit Leichtigkeit zu bestimmen. Größere Genauigkeit gewährt Stampfers O., das aus einer blechernen Röhre von etwa 10 Zoll Länge besteht, in welcher sich eine zweite Röhre von derselben Länge hin- und herschieben läßt. Am äußersten Ende des ersten Rohres befindet sich eine Konvexlinse von etwa 5 Zoll Brennweite, die bis auf zwei schmale Einschnitte mit einem Blech bedeckt ist. Beide Einschnitte sind unter sich parallel und 0,4 bis 0,5 Linien von einander entfernt; ihre Breite beträgt ⅓, ihre Länge etwa 3 Linien. Die mit Theilungsstrichen versehene innere Röhre th an der dem Konvexglase zugewendeten Seite mit einem Blech und an dem andern Ende mit einem mattgeschliffenen Planglase geschlossen. Das Blech dieser Röhre enthält eine Spalte, die höchstens 0,05 Linien breit ist u. mit den beiden obengenannten Einschnitten genau parallel läuft. Hält man dieses Instrument wie ein Fernrohr gegen das Tageslicht, so erblickt das durch die zwei Spalten hineinfehende Auge, wenn beide Röhren tief in einander geschoben sind, zwei lichte Streifen, die beim allmähligen Auseinanderziehen der Röhren immer mehr sich nähern und endlich in eine Linie zusammenfallen, aber wieder in zwei auseinander gehen, sobald man die Röhren noch weiter auseinander zieht. Erscheint nur ein einfacher, scharf begrenzter Lichtstreifen, so ist das mit einem einzigen Einschnitt versehene Blech in die Entfernung des deutlichen Sehens getreten, und man liest dann an dem Theilungsstriche, bis zu welchem die innere Röhre herausgezogen worden ist, nicht sowohl die Sehweite des Auges, als vielmehr die Nummer des für das Auge passenden Glases ab.

Opulent (v. Lat.), reich, mächtig, gewichtig; daher Opulenz, Macht, Ansehen ꝛc.

Opuntia (Feigendistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kakteen, ist aus denjenigen Arten der linnéschen Gattung Cactus (s. d.) gebildet, welche sich durch flache, geglederte Stengel und Zweige auszeichnen. Die Blätter sind stielrund, pfriemenförmig, sehr hinfällig und befinden sich an den jungen Trieben unter den Stachelbüscheln. Die Blüthen entspringen aus den Stachelbüschen oder aus den Rändern der Glieder und sind gelb, roth oder weiß. Die Früchte sind feigenartig, grün, gelb oder purpurroth, nach Entfernung der äußeren stacheligen Haut meist eßbar, reifen gewöhnlich erst im zweiten oder dritten Jahre und haben das Eigenthümliche, den Harn roth zu färben. Die Opuntien sind sämmtlich strauchartig und kommen in allen Ländern Amerika's, wo überhaupt Kakteen gedeihen, vor, und zwar meist in den gebirgigen Gegenden, während die Cereen, vorzüglich in Brasilien, mehr die flachen Gegenden an den Seeküsten zu lieben scheinen. Sie erfordern größtentheils kein tropisches Klima und gedeihen daher auch recht gut im südlichen Spanien, Portugal und Italien, ja selbst im südlichen Tyrol kommen einige Arten hin u. wieder verwildert vor. In allen diesen Gegenden sind sie jedoch nicht ursprünglich einheimisch, sondern erst seit der Entdeckung von Amerika eingeführt und hauptsächlich der eßbaren Früchte wegen angebaut. In den heißen Ländern werden mehre Arten zu Einfriedigungen verwendet, welche wegen ihres dichten Wachsthums und wegen ihrer Stacheln einen guten Schutz abgeben. Fast alle Arten schwitzen in ihrem Vaterlande ein Gummi aus, welches dem Traganth oder Bassoragummi ähnlich seyn soll. Die bekanntesten der bis jetzt bekannten 102 Arten ist die sogenannte indische Feige oder ächte Feigendistel (O. indica), hochaufgerichtet und ausgebreitet, mit großen, grünen, elliptischen Gliedern, regelmäßig vertheilten, meist nackten Knoten und großen schwefelgelben Blumen. Zeitig aus Amerika gebracht, wird sie in ganz Südeuropa und Nordafrika angepflanzt und kommt an dürren Orten und Felsen verwildert vor. Ihre Früchte sind groß und werden in jenen Gegenden allgemein gegessen. Die gemeine Feigendistel (O. vulgaris Mill.), die in Nordamerika heimisch ist, im südlichen Europa verwildert vorkommt, ist niedrig aus-

Digitized by Google

gebreitet, die Glieder sind platt, eiförmig, hellgrün, die Knoten graufilzig, mit ganz kleinen Borsten besetzt, die im Juli und August erscheinenden Blumen citronengelb, 2 Zoll im Durchmesser, einen Tag lang blühend. Die Früchte werden in Amerika häufig gegessen und haben einen süßen, in Europa faden Geschmack. Die saftigen Stengelglieder benutzt man häufig als ein vorzügliches Mittel, äußerlich zur Erweichung von Abscessen und dergl. Wichtig ist für manche Gegenden die *Cochenilleopuntie* oder *Nopalpflanze* (O. coccinellifera *Mill.*), in Südamerika, hoch aufgerichtet, mit fleischigen, dunkelgrünen, länglich eiförmigen Gliedern, entfernten, filzigen, hin und wieder mit einzelnen Stacheln besetzten Knoten und rothen, wenig ausgebreiteten Blumen von 1¼ Zoll Durchmesser, ist nebst O. Hernandeczii *Dec.* die Nahrungspflanze der Cochenille-Schildlaus (Coccus Cacti). In Westindien und Südamerika genießt man die jungen Triebe wie Spargel und bereitet aus dem Samen ein Mehl. Sie wird, wie die Tunapuntie (O. Tuna), welche durch die Anwesenheit langer Stacheln kenntlich ist, in Südamerika im Großen angepflanzt. Die Versuche, sie in Spanien u. Südfrankreich im Großen zu ziehen, sind ohne genügenden Erfolg geblieben. Dagegen hat man in neuerer Zeit mit glücklichem Erfolg diese Kultur in Algerien eingeführt. Die Zwergfeigendistel (O. nana), welche sich durch Kleinheit und ihren ausgebreitet niederliegenden, kriechenden Stengel auszeichnet, stammt aus Amerika u. findet sich in Südtyrol u. der südlichen Schweiz an sonnigen Felsen verwildert. O. brasiliensis *Haw.*, in Brasilien, sehr hoch und baumartig, mit walzenförmigen, grünem, unten holzigem Stamm mit weitabstehenden, filzigen Knoten und langen weißen Stacheln, horizontal abstehenden, eiförmigen, an der Basis schmalen, fast pergamentartigen, glänzendgrünen, höckerigen, mit fast nackten Knoten u. langen, einzeln stehenden Stacheln besetzten Aesten, wird in den Gärten 10—15 Fuß hoch mit 1—1½ Zoll dickem Stamme. Bei jungen Pflanzen sind die Aeste gleich dünn, bei älteren entstehen walzenförmige, 6—8 Zoll lange Aeste, und diese sind dann erst mit mehren platten Gliedern besetzt, so daß die ganze Pflanze ein höchst abenteuerliches Ansehen bekommt. Die citronengelben Blumen von 1½ Zoll Durchmesser entstehen reichlich an 6—8 Fuß hohen Exemplaren, den ganzen Sommer hindurch, aus dem scharfen Rande der platten Glieder. Die Kultur der Opuntien ist sehr leicht, und sie können im Allgemeinen wie die Cereen behandelt und vermehrt werden. In Hinsicht der Erde sind sie wenig empfindlich, da jeder nahrhafte, lockere, hinreichend mit Sand gemischte Boden für sie angemessen ist. Die südamerikanischen Arten werden im Zimmer oder Wärmhause bei 10—15° Wärme, die mexikanischen und nordamerikanischen bei 5—8° Wärme durchwintert. Alle werden im Sommer an einem sonnigen, warmen Ort (in nassen Sommern auf eine bedeckte Stellage) ins Freie gestellt und im Winter nur wenig begossen.

Opuntienkäfer, s. v. a. Cochenille, Coccus cacti *L.*

Opus (lat.), Werk, besonders in der Literatur ein schriftstellerisches Werk, daher in der Mehrzahl Opera, die Werke eines Autors, und Opusculum, ein kleines Schriftwerk, sowie Opuscula, eine Sammlung kleiner Werke oder Abhandlungen. Opera omnia sind die sämmtlichen Werke, Opera, quae supersunt, die noch vorhandenen Werke eines Autors. In der Baukunst wird O. nach dem Vorgange Vitruvs gewissen Bezeichnungen vorangesetzt, welche sich auf das Technische der verschiedenen Arbeiten beziehen. So heißt O. alexandrinum eine Art künstlicher Steinbelegung der Fußböden bei den Alten (s. Mosaik); O. incertum, unbestimmtes Werk, ein Steinverband, aus unregelmäßigen, rauhen Bruchsteinen bestehend; O. museum od. musivum s. v. a. Mosaik; O. reticulatum, Netzverband, ein Mauerwerk, bei welchem die regelmäßig viereckig geformten Steine eine solche Lage bekommen, daß die Fugen Diagonallinien bilden; O. spicatum, ein ährenförmiges Pflaster aus Brandsteinen, wobei die Steine auf die hohe Kante unter einem Winkel so an einander gelegt werden, daß sie wie die Körnerreihen zu beiden Seiten der Aehre gegen einander stehen; O. tectorium, Bekleidungswerk, der äußerste und feine Mauerüberzug von Marmorstucco; O. tesselatum oder quadratarium, ein aus würfelähnlichen, gefärbten Steinen zusammengesetzter Mosaikfußboden.

Opus operatum (lat.), im Allgemeinen eine Handlung ohne moralischen Gehalt, bei der es nur auf die äußere Form abgesehen ist. So nennt man in religiöser Beziehung gedankenloses Beten und Singen, Fasten, Wallfahrten ꝛc. Opera operata.

Opzoomer, K. W., niederländischer Philosoph der Gegenwart, den 20. Sept. 1821 zu Rotterdam geboren, bestritt schon als Student zu Leyden in einem „Sendschreiben an da Costa" die holländische Orthodoxie, ward 1846 Professor der Philosophie an der Universität zu Utrecht und war 1848 Mitglied u. Sekretär einer königlichen Kommission, die ein neues Gesetz über die Universitäten entwerfen sollte. Er selbst bezweckte eine radikale Reform und die Verschmelzung der drei Universitäten des Landes in eine und gab seinen Plan als „Gesetzentwurf über die Reform der Universitäten" heraus. O.s philosophischer Standpunkt ist der eines rationalen Empirismus. In „De weg der Wetenschapen" (Utrecht 1851, deutsch von Schwindt, das. 1852) gab er ein Handbuch der Logik, in welchem er die Methode der Naturwissenschaften und ihre Anwendung auf die ethischen Disciplinen darzulegen suchte. Ferner schrieb er: „Oratio philosophiae naturae" (Utrecht 1852), „Konservatismus und Reform" (das. 1852) u. A.

Ora et labora (lat.), Spruch: Bete und arbeite.

Oragense, niedrige und schön bewaldete australische Insel, im großen Ocean, nordwestlich von Neuirland, 1° 40′ südl. Br., 168° 10′ östl. L. von Ferro.

Orakel (v. Lat.), im Alterthum eines der Mittel, wodurch die Götterwelt mit den Menschen in unmittelbare Wechselbeziehung trat, und als solches einer der wichtigsten Träger der Religion

Digitized by Google

der alten Völker. Die O. bilden einen Haupttheil der Divination, in sofern sie nichts Anderes sind, als besondere Offenbarungen eines Gottes, die an einem bestimmten Orte den Verlangenden gegeben und durch gewisse Mittelspersonen, meist Priester des Gottes, mitgetheilt und verdeutlicht werden. Die Art und Weise, wie die Gottheit ihren Willen in den O.n mittheilte; war verschieden. In Delphi erregte ein kalter Hauch, welcher gleich einem Winde aus dem Schlund hervorwehte, die Begeisterung der Wahrsagerin; in Dodona ward aus der Bewegung der Blätter an der heiligen Eiche, aus dem Ton der aufgestellten Erzbecken, aus dem Murmeln der Quelle auf den Willen der Gottheit geschlossen; in Delos beobachtete man das Rauschen des Lorbeers, im libyschen Ammonium gewisse Erscheinungen an dem aus Edelsteinen zusammengesetzten Bildniß des Gottes; bei den sibyllinischen O.n schlug man auf Befehl des Senats und in Gegenwart eines Magistrats die von den Sibyllen herstammenden Sammlungen nach. Daß diese Kundgebungen der Gottheit auslegenden Priester einen höchst bedeutenden Einfluß bei dem Orakelwesen gewannen und daß sich förmliche Institute für diesen Zweig des Kultus bildeten, liegt in der Natur der Sache. Wie viel oder wie wenig die Priester selbst von der Wahrheit dieser Offenbarungen überzeugt waren, läßt sich schwer entscheiden; jedenfalls aber würde es einseitig und vollkommen unhistorisch seyn, bloß von Priesterbetrug, der absichtlich geübt worden sey, zu sprechen. Ein solcher mag in späterer Zeit vielfach Statt gefunden haben, im frühen Alterthum war Ueberzeugung von der Wirklichkeit göttlicher Offenbarung gewiß auch bei den Priestern vorherrschend. Am wenigsten darf für alle Fälle aus der zweideutigen und dunkeln Form der Antworten auf absichtlichen Betrug geschlossen werden. Eine Sprache, die hervorgeht aus einer durch irgend welche Mittel gesteigerten geistigen Thätigkeit, gleicht nicht der klaren, leichten Rede des täglichen Lebens, sondern ist bildlich, symbolisch; die Gedanken sind nicht eingeengt in die starren Formen logischer Gesetze, sondern bewegen sich auf den Schwingen freierer Thätigkeit der Phantasie; so selbst lebensvoller erscheinend, beleben sie auch den Geist des Hörenden und lassen denselben in der Stimmung höherer Begeisterung mit unbewußter Ahnung Das finden, was nicht allemal der Verstand der Verständigen bei kalter Ueberlegung sieht. Die besonderen Anlässe, die den einzelnen Orakelsitzen ihre Entstehung gaben, waren in der Regel physische, welche wegen ihrer vom Gewöhnlichen abweichenden Natur den Glauben an die Nähe der weissagenden Gottheit veranlaßten. Bald war es eine wohlthätige Quelle, woran das griechische sowohl wie auch das germanische Alterthum die Nähe einer Gottheit knüpfte, bald waren es Naturerscheinungen, welche begeisternde Wirkungen hervorbrachten, bald Orte, wo die Ueberreste eines berühmten Sehers ruhten. Im letzteren Falle fand in der Regel auf den Fragenden selbst noch eine unmittelbare göttliche begeisternde Einwirkung Statt; so mußte z. B. bei dem O. des Amphiaraus der Fragende nach eintägigem Fasten und dreitägiger Enthaltsamkeit von Wein im Tempel des Heiligthums schlafen, damit ihm im Traume der Wille der Gottheit kund würde, wobei jedoch eine Deutung des Traumes durch die Priester nicht ausgeschlossen war. Die Wirksamkeit und der Einfluß der O. wird schon im Alterthume verschieden beurtheilt. Während Socrates, Xenophon, Plato, die bedeutendsten Dichter der Griechen, die Stoiker ꝛc. sich anerkennend über diese Institute aussprechen, werden sie von den Peripatetikern, Cynikern, Epikuräern heftig getadelt und von Aristophanes und Lucian ins Lächerliche gezogen. Auch Cicero behandelt sie ironisch, Cato von Utica will sie den Weibern, Feigen und Unwissenden überlassen. Diese abweichenden Urtheile erklären sich leicht aus dem Gegensatz der Philosophie zur Volksreligion und aus der Art, wie die verschiedenen Priesterschaften bei den einzelnen O.n verfuhren. Wo Philosophen und Staatsmänner Achtung zeigten vor der religiösen Ueberzeugung des Volks, und wo die Priester der O. sich selbst der Achtung würdig erhielten, da fehlte sie ihnen eine lange Zeit hindurch nicht, mochte man nun annehmen, die O. seyen unmittelbar durch die Götter selbst entstanden, oder aus natürlichen Ursachen zu erklären, oder ihre Urheber seyen Dämonen: drei Ansichten, über die man sich schon im Alterthume stritt. Der Zweck der O. war nicht nur, Auskunft zu geben über zukünftige Dinge im Namen der Gottheit, sondern das gesammte Leben und Thun einer noch in vielen Stücken rathbedürftigen Bevölkerung durch göttliche Autorität in allen Fällen zu leiten, wo die eigene Einsicht den Einzelnen oder ganze Staaten im Stiche ließ, oder auch, wo der einzelne, geistig höher stehende und die Verhältnisse klarer, als die Menge, überschauende Mann ohne Beihülfe des Ansehens der Religion mit seinem Rathe nicht durchdringen konnte. In diesem Sinne benutzten Staatsmänner häufig die O. So entwickelten die O. großen Einfluß vornehmlich auf die Vereinigung des so sehr gespalteten Griechenlands zu dem Bewußtseyn einer gemeinsamen Nationalität, sowie zur Erreichung allgemeiner vaterländischer Interessen, indem man bei allen wichtigen Unternehmungen, Einrichtungen u. dergl. den Rath der O. einholte. Neben ihrer Wirksamkeit für Hebung der religiösen Kultur, die sich in älterer Zeit nicht wegleugnen läßt, sorgten die O. aber auch für die Beförderung der Landeskultur, für Aussendung von Kolonien. Daß sie Mord, Todtschlag, Meineid verfolgt und gestraft, Religiosität und Humanität gefördert und gepflegt haben, dafür geben Sagen (Orestes, Oedipus) und historische Thatsachen deutlichen Beweis.

Baur (Symbolik II, 2) unterscheidet drei Hauptperioden des Orakelglaubens. In der ersten Periode wurden sie für rein göttliche Institute gehalten, und es floß die göttliche und menschliche Thätigkeit in Eins zusammen; in der zweiten Periode unterschied man schon zwischen göttlicher und menschlicher Thätigkeit; in der dritten endlich nahm man an, daß die ganze Wirksamkeit der O. von menschlicher Thätigkeit ausgehe. Diese dritte Periode war zugleich die des politischen und religiösen Verfalls von Griechenland.

Digitized by Google

Das älteste O. befand sich zu Meroe in Aegypten, dem das zu Theben und zu Ammonium, an welchen Orten der Dienst des Jupiter Ammon herrschend war, der Zeit nach am nächsten standen. In Griechenland erlangten das O. zu Dodona (s. d.) und später das zu Delphi (s. d.) den größten Ruhm und den höchsten Einfluß. Außerdem hatten Zeus zu Elis, zu Pisa und auf Kreta, Apollo auf Delos und Clarus unweit Colophon eigene O., und das der Branchiden zu Milet war ebenfalls dem Apollo und der Artemis geweiht. Heroenorakel waren das des Amphiaraus, des Trophonius und das des Hercules zu Bura in Achaja. Außerdem sind noch zu erwähnen die Todtenorakel (am See Aornus in Thesprotien, zu Heraclea in der Propontis) und die Ehresmologen, welche man von mythischen Sehern und Seherinnen herleitete. Unter diese Ehresmologen gehörten auch die Sibyllen (s. d.), besonders die erythräische und in Italien die kumäische. Die Römer hatten; die sibyllinischen Bücher (s. d.), das O. des Faunus und der Fortuna zu Präneste abgerechnet, keine einheimischen O.; sie befragten die bekannteren griechischen und ägyptischen, weshalb sie oft weite Reisen unternahmen. Bei den Hebräern war das Orakelwesen sehr verbreitet und so eigenthümlich, daß hier der Begriff des griechischen O. nicht festzuhalten ist. Es gab rechtmäßige, welche sich innerhalb der Grenzen des Jehovadienstes hielten, und abgöttische. Zu jenen gehörten: die durch Propheten ertheilten O. (s. Propheten) und die O., welche der Oberpriester mittelst des Urim und Thummim gab (s. Urim). Illegitim waren: die O. der Theraphim (s. d.) oder Hausgötter, die falscher Propheten, solche, die man bei fremden Göttern einholte, O. der Wahrsager und Todtenbeschwörer und O. durch Loose. In das Leben der übrigen orientalischen Völker griff die Weissagung sehr tief ein, und die Chaldäer und Babylonier sind dadurch besonders berühmt. In Phönicien wurde der Baal befragt. Die übrige asiatische Welt hatte außer Menschen, vierfüßigen Thieren und Amphibien, deren Aussprüche, Geberden und Verhalten dem alten Orient für O. galten, besonders die Wundervögel, worunter der Phönix, an dessen Stelle oft Geier, Adler, Schwalben gesetzt wurden. Besonders heilig als Prophetin der Zukunft war die Taube und vorzüglich berühmt der Wundervogel Simurg bei den Persern. Im celtischen, germanischen und slawischen Alterthum griffen die Weissagungen nicht minder tief in das öffentliche und Privatleben ein, wie bei den Griechen, wenn auch der oben aufgestellte klassische Begriff des O.s nicht überall festzuhalten ist. Bei den Galliern ertheilten die Druiden und mit noch größerem Ansehen die Druden (weibliche Druiden) O.; ein berühmter Orakelort einer gallischen Gottheit war im britannischen Meere die Insel Sena (jetzt I. de Sein). Dieses Merkmal eines bestimmten Ortes, an welchem die Götterausprüche gegeben werden, ist jedoch bei den gallischen O.n so wenig, wie bei den germanischen ein nothwendiges. S. Weissagung. Vgl. F. A. Wolf, Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus aus dem Alterthume, in dessen „Vermischten Schriften" (Halle 1802); Clavier, Mémoire sur les oracles des anciens, Paris 1819; Wiskemann, De variis oraculorum generibus, Marb. 1838; Pabst, De diis Graecorum fatidicis, Bonn 1840.

Orakelweisheit, bei den Germanen der Inbegriff der Lehrorakel (Frâdi), welche besonders die Götterlehre, Runenkunde, Kriegswissenschaft und Lebensweisheit betrafen. In das Gebiet der O. gehörten auch die Räthsel, welche der religiösen Bildersprache und Geheimlehre ihren Ursprung verdankten. Um die größere O. kämpfte man auf Leben und Tod, indem man das Haupt zum Pfande setzte, welches dem, der auch nur Eine Frage der Geheimlehre nicht zu beantworten wußte, verloren ging.

Oran (arab. Warran, Oranah, Guaharan), Provinz (Militärgouvernement) der französisch-afrikanischen Kolonie Algerien, umfaßt den westlichen Theil Algeriens, die Mauritania Caesariensis der Römer, zuletzt unter den Türken die Provinz Maskara, wird im Osten vom Militärgouvernement Algier, im Norden vom mittelländischen Meere, im Westen von Marokko und im Süden in unbestimmter Grenze von der Wüste begrenzt und hat eine Ausdehnung von mehr als 60 □Meilen. Der Küstenstrich ist fast ganz nackt und von allem Holzwuchs entblößt, die fast überall hohe Küste hat einige gute, sturmfreie Buchten. Das Land ist von Gebirgen durchschnitten, zwischen welchen Ebenen liegen. Die zwischen Oran und Arzew vorspringende Zunge bedeckt das Löwengebirg, dessen nordöstlichster Theil, der Berg Amordakno, 1860 Fuß hoch ist. Westlich von Oran, zwischen der Küste und dem Sebgha- oder Salzsee erhebt sich das Gamaragebirg, das westlich im Kap Figalo ausläuft. Auch das Land weiterhin im Südwesten und Süden des Salzsees ist gebirgig. Merkwürdig ist das Waldgebirg Mulev-Ismael, südöstlich von Oran, zwischen dem Sig im Osten und der Ebene Tlelat im Westen, durch einen Kampf der Franzosen mit den Eingeborenen im Juni 1835. Im Westen von Oran bestehen die Berge aus Schiefer, der beinahe senkrecht, etwas gegen Norden geneigt, lagert. Die Flüsse sind von Westen her: die durch den Zusammenfluß des Zeitun und Iffer gebildete Tafna, der Mallah oder Rio-Salado, der aus der Vereinigung des Sig und Habrar entstandene Makra, der Schellif mit dem Mina und dessen Zuflüssen. Südwestlich von Arzew befinden sich einige Seen. Die Seen sowohl als die fließenden Gewässer sind salzig. Die Provinz leidet an Trinkwasser Mangel; selbst die gegrabenen Brunnen geben nur salziges Wasser. Der Boden des Landes besteht meist aus rothem und weißem Thon; auch in den Ebenen hat die Dammerde nur geringe Tiefe und liegt auf einer salzreichen Unterlage. Der Gewinn von Salpeter ist beträchtlich. Auch an Bergwerken und Steinbrüchen ist die Provinz reich. Innerhalb des Umfangs der Stadt Oran werden Steine gebrochen; beim Vorgebirge Falcon und in der Nähe von Oran finden sich reiche Eisenbergwerke; unter dem Fort St. Gregoire hat man eine Bleimine entdeckt; in den Bergen befinden sich Kupferminen, und unweit Maskara

Digitized by Google

besteht eine Goldmine, welche der Dey von Algier verschütten ließ, um seine Untergebenen nicht reich werden zu lassen. An den Ufern der Flüsse, besonders an denen des Schelif, herrscht eine außerordentliche Fruchtbarkeit, die man auch an den Ufern der Bäche und in der Nähe von fließenden Quellen findet. Außer dem Getreidebau beschäftigen sich die Eingeborenen mit dem Bau der Rebe, des Feigenbaums, des Granat- und Citronenbaums und der Färbepflanzen. Tabak wächst wild in sehr guter Qualität. Der Maulbeerbaum gedeiht trefflich. An dem Fluß Mina wird Reis von der besten Sorte gebaut. Ueberhaupt ist die Provinz die fruchtbarste Algeriens, und früher war sie die bevölkerteste und angebauteste, ist jedoch als der Hauptschauplatz des Krieges zwischen Abd-el-Kader und den Franzosen von ihrer früheren Blüthe herabgesunken. In allen Theilen der Provinz gibt es zahlreiche Heerden von Rindvieh und Schafen, Eseln und Kameelen. Die Pferderace ist, namentlich an den Ufern des Schelif, sehr schön und zum Kriegsdienst vorzüglich geeignet. Die Eingeborenen, etwa 300,000 Seelen, führen unter sich einen Tauschhandel ihrer Produkte auf Märkten im Innern des Landes. Außer Getreide und Vieh bringen sie eine Menge Wolle, getrocknete Früchte, Gemüse aller Art, Oel, Wachs und Honig, schöne Teppiche, Waffen, Pulver, Seife, Wachskerzen, Pelzwerk und Leder dahin. Dagegen kaufen sie in den von den Franzosen besetzten Städten Eisen, Tücher, Bijouterie- und Quincailleriewaaren und baumwollene Zeuche, welche letztere sie früher ausschließlich aus England bezogen. Die Stämme, welche jenseits des südlichen Abhanges des großen Atlas wohnen, bringen Datteln, Straußenfedern und Goldstaub zu Markte. Die Zahl der europäischen Einwohner belief sich 1852 auf 48,275. Die bedeutendsten Städte sind: Mazauna, am südlichen Abhange des kleinen Atlas, Mostaganem, an der Meeresküste, mit 7500 Einw., Maskara, auf den Höhen, welche das Bassin des Schelif von dem des Arzew trennen, mit 4000 Einw., Tekedempt, auf den Ruinen einer alten Römerstadt, eine Zeit lang Residenz und Stützpunkt Abd-el-Kaders bei seinen Unternehmungen gegen die Franzosen, Tlemezen oder Tlemsen, ehemals Hauptstadt der ganzen Provinz und Sitz des Beys, mit 9500 Einw., Takumbelt, ehemals Hafenort von Tlemsen, jetzt zerstört, Arzew, ehemals ein bedeutender, von den Europäern häufig besuchter Hafen unweit der Trümmer des alten Arsenarla der Römer, in der Nähe des großen Salzsees Melah.

Die Hauptstadt O., im Hintergrunde des gleichnamigen Meerbusens, am Ausfluß des kleinen Flusses el Rahbi ins mittelländische Meer, am östlichen Fuße des Felsens Santacruz (Dschebel-Santo), 15 Meilen westlich von Algier, ist Sitz des Militärgouvernements und als solcher mit vielen Gebäuden für die Militärverwaltung versehen. Es ist eine von schönen Wällen und Gräben und alten Mauern umgebene wichtige Festung, deren Werke die Spanier mit großem Kostenaufwand anlegten. Auf der Ostseite ist die Angriffsfronte durch die Citadelle (die neue Kasbah) u. durch die Forts St. André und St. Philippe geschützt. Auf der Südseite wird das Thal durch 5 starke Thürme und durch das Fort St. Philippe gedeckt. Im Westen liegt seine Stärke in dem Berge Santacruz mit Fort Santacruz (alte Kasbah). Von der Seeseite wird O. durch die Forts Santa Theresia und La Murna gedeckt. Die Stadt, eingetheilt in das Seeviertel, die maurische Stadt und die Neustadt, hat 3 Thore, schöne Plätze, geräumige Straßen und viele ansehnliche Häuser. Von den 2 Häfen ist der unmittelbar bei der Stadt gelegene minder gut, dagegen der von Mers-el-Kebir, 2 Stunden nördlich von O., einer der trefflichsten der ganzen nordafrikanischen Küste. Die Zahl der Einwohner von O. beträgt 25,500, darunter 18,500 Europäer, meist Spanier. Die Stadt, vielleicht schon im Alterthum von einer Römerkolonie besetzt oder gegründet, war im Mittelalter eine ansehnliche maurische Stadt. Im J. 1509 bemächtigten sich ihrer die Spanier, die als die eigentlichen Begründer derselben gelten können. Seitdem blieb O. unter spanischer Herrschaft, und die Spanier behaupteten dasselbe sogar, als alle anderen Besitzungen längs der Küste verloren gingen (1535). Im J. 1708 wurde es von den Mauren belagert und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, aber 1732 von den Spaniern wieder erobert, die nun bedeutende u. ausgedehnte Festungswerke mit ungeheuren Kosten anlegten, ohne jedoch die umliegende Gegend ihrer Herrschaft unterwerfen zu können. Ein furchtbares Erdbeben, welches in der Nacht des 9. Okt. 1792 die Stadt fast in einen Trümmerhaufen verwandelte, machte der Herrschaft der Spanier ein Ende. Kaum waren Besatzung und Einwohner in die Stadt, die sie verlassen, zurückgekehrt, als der Bey Mohammed von Maskara die Belagerung begann, die im März 1792 mit einer schmachvollen Kapitulation der Belagerten endigte. Die Türken vernichteten möglichst alle Spuren der spanischen Herrschaft, trugen einen Theil der Festungswerke ab und zerstörten die noch stehenden Häuser. Die Franzosen, in deren Gewalt die Stadt 1831 kam, stellten die noch von spanischer Zeit her vorhandenen Forts wieder her und vermehrten sie durch neue Befestigungswerke. So erhob sich O. als der wichtigste Punkt des Westens der französisch-nordafrikanischen Besitzungen aus seinen Trümmern und wurde die Hauptstadt des nach ihm benannten Militärgouvernements. Seitdem war die Umgegend der Schauplatz vieler Kämpfe zwischen den Franzosen und den arabischen Stämmen unter Abd-el-Kader.

Oran Caboo und **Oran Corgoo**, Stammvölker auf der Insel Sumatra, leben in ziemlich wildem Zustande auf den Gebirgen und haben wolliges Haupthaar.

Orange, die Frucht des Orangenbaums, s. Citrus.

Orange, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Vaucluse, in einer sehr schönen Ebene der Provence, die vom Aigues, der Meyne und anderen kleinen Flüssen bewässert wird, 2½ Meilen von der Rhone, ist der Sitz der Bezirksbehörden, eines Civiltribunals, Ge-

Digitized by Google

neralconseils der Manufakturen, Conseil de Prud'hommes, eines Collége, einer Gesellschaft für den Ackerbau. Die Stadt ist eng gebaut, hat aber mehre öffentliche Plätze und vortreffliche Fontänen, eine Kathedrale, reformirte Kirche, ein Hospital, Krankenhaus und gegen 9000 Einw., darunter viele Reformirte, die sich hauptsächlich von Wein-, Oel- und Krapphau, Fabrikation von Taschentüchern, bunter Leinwand, Serges, Kattun, Leder, Cadis, Oel, Färberroth, Färbereien, Seidenmühlen und Seidenspinnereien und Handel mit Wein, Branntwein, Safran, Honig, Trüffeln ꝛc. nähren. O. ist wegen seiner bedeutenden römischen Alterthümer berühmt; die merkwürdigsten sind: ein noch ziemlich erhaltenes Amphitheater, ein Triumphthor mit 3 Bogengängen, Arc de Marius genannt, zum Andenken des Sieges des Marius über die Cimbern, ein Cirkus, eine Wasserleitung, Bäder, alte Mauern, Mosaiken, Stücke alter Statuen, Münzen ꝛc. O. ist eine sehr alte Stadt. Das Arausio der Alten, später auch Colonia Secundanorum genannt, war sie von den Cavari, einem celtischen Volksstamm, bewohnt und eine der römischen Kolonien, welche Julius Cäsar zur Sicherung der römischen Eroberungen gegen die Gallier im südlichen Frankreich anlegte. Nach dem Untergange des römischen Reichs, während der Völkerwanderung u. in den nächstfolgenden Zeiten ward sie mehrmals von verschiedenen Völkerstämmen eingenommen. Im Mittelalter litt sie viel durch die Saracenen. Im J. 1365 errichtete Kaiser Karl IV. daselbst eine Universität, die erst in der französischen Revolution aufgehoben wurde. Auch in den französischen Bürgerkriegen im 16. Jahrhundert hatte O. als einer der Sitze der Hugenotten viel zu leiden. Auch wurden zu O. in alten Zeiten mehre Koncile gehalten, unter denen das von 529 das berühmteste ist. Bis zu Anfange des 18. Jahrhunderts war O. Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums O. (Oranien), das zwischen den früheren Provinzen Languedoc, Provence, Dauphiné und der Grafschaft Avignon lag und nach der jetzigen Eintheilung einen großen Theil des heutigen Arrondissements O. und einen kleinern des Arrondissements Avignon umfaßte, mit einem Flächenraum von etwas über 5 □Meilen.

Orangeade (franz.), Getränk aus Wein, Pomeranzen und Zucker; beliebtes Kühlungsgetränk der Spanier und Franzosen, aus Orangensaft und Eiswasser mit etwas Zucker vermischt.

Orangefarbe, die rothgelbe Farbe der Orangen, die am häufigsten durch Zusammenmischen von Hellgelb und Roth in gehörigem Verhältnisse dargestellt wird.

Orangefluß (holländ. Oranje-Rivier, Groot-Rivier, d. h. großer Fluß, in der Landessprache Karip oder Garip), der größte Strom des Kaplandes und einer der längsten Afrika's überhaupt, nimmt seinen Oberlauf durch Wüsten, seinen Mittellauf durch Sitze einheimischer Kultur und seinen kurzen Unterlauf durch ein schmales, heißes Küstenland. Er entsteht aus zwei Quellflüssen: einem südlichen, dem Nu-Garip oder schwarzen Fluß (Zwarte Rivier), der bald von Süden her aus den Schneebergen durch den stattlichen Seekoe-Rivier, außerdem durch den Sackfluß (Zack-Rivier) ꝛc. verstärkt wird, und einem nördlichen, dem Kay-Garip oder gelben Fluß (Vaal Rivier), die beide an der Westseite des Quathlambagebirges im Kaffernlande entspringen und sich unterhalb Campbellsdorf vereinigen, worauf der Gesammtstrom eine westliche Richtung annimmt und beibehält. Nachdem er von Norden her aus dem Betschuanenlande noch den Kaup Garip oder Harzfluß (Hart Rivier), der auch Matalarin genannt und als dritter Quellfluß betrachtet wird, aufgenommen, zieht er in einer Breite von 2 Stunden majestätisch dahin. Hierauf wird er durch Felsen in schmale Schluchten eingeschnürt; weiterhin strecken sich Ebenen hin, aus denen er nur wenige Zuflüsse erhält. In seinem Mittellaufe, in welchem er über 100 Meilen weit seiner Westrichtung in geringen Serpentinen getreu bleibt, wird er im Norden durch hohe Sandwüsten, im Süden durch felsige Bergufer zurückgehalten; nur einiges Wild haust in dem einförmigen Ufergebüsch, selten trifft man auf einen Kraal von Eingeborenen, und Kiesel und Sand bedecken tief die Gestade. Unter 39° Länge tritt er wieder in Felspässe, die ihn so sehr einengen, daß hier kaum eine Passage möglich ist. Das Flußthal besteht bloß aus einer tiefen Felsschlucht, aus welcher rauhe schwarze Berge in seltsamer Gestaltung ansteigen; nur einzelne Seitenthäler führen über Felsblöcke in langen Stufen empor auf die hohe Sandfläche an den Stromseiten. Zwischen 36° und 37° Länge tritt der Strom in die Sandbildung ein, wo er selbst in der Regenzeit viel Wasser zu verlieren scheint, weil die Sandwüste dann gerade am heißesten durchglüht ist. Seine Wassermenge ist so gering, daß er den größten Theil des Jahres hindurch an den meisten Stellen zu Fuß durchwatet und ungeachtet seiner Länge nirgends für die Schifffahrt tauglich gemacht werden kann. Seine nur 4000 Fuß breite Mündung wird sogar meist noch durch eine Sandbank so geschlossen, daß in der trockenen Jahreszeit nicht einmal ein Kanot darin einlaufen kann. Kurz vor der Mündung bildet der durch die vorliegende Sandbank aufgestaute Strom einen seichten Süßwassersee. Sein Lauf beträgt angeblich 222 Meilen, sein Stromgebiet nach Berghaus 11,000 □Meilen. Nach Ritters Ansicht stellt der O. ein unentwickeltes Stromsystem dar, in welchem die feste und die flüssige Form noch im Kampfe begriffen, die Thalbildung noch unvollendet und so überall noch kein Bestimmtes gegeben ist.

Orangelogen, die politischen Vereine, welche die englisch-protestantische Partei in Irland den Bestrebungen der katholischen Partei entgegenstellte. Als der Bund der vereinigten Irländer gegen das Ende des 18. Jahrhunderts das englische Interesse in Irland bedrohte, vereinigten sich am 21. Sept. 1795 die entschlossensten Orangemen, wie nach der letzten Besiegung Irlands durch Wilhelm III. (1690) von den katholischen Irländern die protestantischen Anhänger des Königs genannt wurden, niedern Standes in eine Orangeloge oder in ein Ordensbündniß, welches das Uebergewicht der protestantischen Kirche in Irland aufrecht zu erhalten und das

Digitized by Google

Haus Hannover in dem Besitz der großbritannischen Krone zu schützen zum Zweck hatte. Da die O. in England vollkommen gesetzmäßig erschienen, traten bald Protestanten der höhern Stände, selbst die Prinzen des königlichen Hauses, die Herzöge von Clarence, von Cumberland, von York ꝛc., in dieselben ein, und 1798 wurde die große Loge von Irland organisirt. Einen gewaltigen Aufschwung nahm der Bund nach der legislativen Union 1800. Seine Mitglieder setzten sich in den wichtigsten Staatsämtern fest, rissen die Friedensrichterstellen an sich und verpflanzten ihre Grundsätze auch nach England, wo 1808 die erste große Loge in Manchester errichtet, 1821 aber nach London verlegt wurde. Bereits 1811 hatten sich jedoch schon Zweifel über die Rechtmäßigkeit eines Vereins erhoben, welcher die Bekenner einer andern Religion bloß um dieses Bekenntnisses willen als Feinde behandelte. So trat 1821 der Herzog von York aus, weil der Verein nicht gesetzlich sei, und von 1822—1829 untersagte das Ministerium mehrmals den Militärs die Theilnahme an den Logen. Eine neue Aufforderung zu gesteigerter Thätigkeit erhielt die Verbindung, als der Kampf um die Parlamentsreform begann, O'Connell eine irische Nationalassociation stiftete und das Ministerium Grey einen Antrag auf Revision des Zehntwesens in Irland beantragte. Gegen diese liberalern Bestrebungen schloß sich der Orangebund enger an die heftigsten Tories an, ohne jedoch die Reformbill hindern zu können (1823). Die Stellung der O. nahm einen noch schroffern Charakter an, als das liberale Ministerium Melbourne ans Ruder gelangte; große Versammlungen wurden gehalten und der Regierung alle nur möglichen Schwierigkeiten bereitet. Daher wurde, als Wellington und Peel wieder an die Spitze eines Torieministeriums traten, gleich beim Zusammentritt des Parlaments (1835) ein Antrag auf Untersuchung des Zustandes der O. gestellt und sehr unterstützt. Der Orangebund aber, dessen Verzweigungen sich jetzt durch alle Kreise der Gesellschaft bis in die Nähe des Thrones erstreckten, kämpfte nicht mehr bloß gegen Irland, sondern für das dem englischen Volke in seiner Mehrheit verhaßte System der Reaktion. In Schottland, Malta, Gibraltar, Canada, Neusüdwales und Vandiemensland wurden Logen gegründet; im Heere gab es deren in 40 Regimentern; die Mitglieder der hohen Aristokratie, angesehene Geistliche, viele Stabsoffiziere gehörten dem Verein an. Der Herzog von Cumberland, das Haupt der Tories, stand als Großmeister an der Spitze des Bundes, welcher aus mindestens 300,000 größtentheils bewaffneten Mitgliedern bestand. Jedes neu aufzunehmende Mitglied versprach eidlich, zur Erhaltung und Ausbreitung der protestantischen Religion und zur Ausrottung und Verdrängung des Katholicismus beitragen zu wollen. Die Verbündeten hatten geheime Erkennungszeichen; wer ein Jahr lang dem Bunde angehört hatte, gelangte zu einem höhern Grade (der Purpurmänner). Alle waren verbunden, sich auf den Ruf des Großmeisters auf irgend einem Punkt Englands zu einer bestimmten Zeit bewaffnet einzufinden. Man erhob sogar die Beschuldigung, daß die O. auf gewaltsame Weise einen Thronwechsel hätten herbeiführen wollen. In letzterer Hinsicht hatte sich besonders der Oberst Fairman kompromittirt, der denn auch, als das wieder ans Ruder gelangte Ministerium Melbourne die Untersuchung fortsetzte, sich dieser durch die Flucht entzog. In Folge dessen sprachen 37 Logen ihre Trennung von der Hauptloge aus. Die Regierung begann die Orangisten von den öffentlichen Aemtern auszuschließen, und durch eine Adresse an den König erreichte das Unterhaus, daß den Militärpersonen alle Theilnahme an dem Orangebund untersagt wurde. Durch dies kräftige Auftreten des Unterhauses veranlaßt, empfahl der Herzog von Cumberland sämmtlichen Logen, sich aufzulösen, was binnen Kurzem auch geschah. Mit den Logen waren jedoch die Orangisten selbst mit ihren Volksversammlungen und Demonstrationen nicht verschwunden. Sie traten, als die Repealsache 1842 und 1843 Irland in Bewegung setzte, wieder hervor, und auch nach O'Connells Tode war ihr Einfluß bei mehren Gelegenheiten erkennbar.

Orangenbaum, Pflanzengattung, s. Citrus.

Orangengewächse, Pflanzenfamilie, s. v. a. Hesperideä.

Orangerie, gemeinschaftlicher Name der zur Gattung Citrus L. (s. d.) gehörigen Gewächse, dann aller Pflanzen, die nur in südlichen Ländern im Freien ausdauern und daher in kälteren Ländern im Gewächshause aufbewahrt werden; daher der Ort, wo diese Pflanzen aufbewahrt werden, s. v. a. Orangeriehaus (s. Gewächshaus).

Orangisten, in der vormaligen Republik der vereinigten Niederlande die Partei, die es mit dem Erbstatthalter, dem Prinzen von Oranien, hielt; in neuester Zeit in Belgien eine Partei für das Haus Oranien, die den Patrioten gegenüber steht; in Irland s. v. a. Orangemen, Oranienmänner, s. Orangelogen.

Orang-Utang (Simia, Pytheus), Säugethiergattung aus der Ordnung der Affen u. der Familie der eigentlichen Affen, zeichnet sich durch die vorspringenden Knochenleisten des Schädels, dicke fleischige Schwielen auf den Wangenknochen, die nach unten geöffneten Nasenlöcher und 20 Backenzähne, die fast bis auf den Boden reichenden Arme, den nagellosen Daumen der hintern Hände und den Mangel des Schwanzes und der Backentaschen aus. Am merkwürdigsten ist der rostfarbene O. (Simia Satyrus), der mit Sicherheit bloß in jungen Exemplaren bekannt ist, die nur 2—3½ Fuß Höhe hatten. Er ist mit grobem, zottigem, rothbraunem Haare bedeckt, das nackte Gesicht und die nackten inneren Handflächen sind roth oder schwärzlich. Die Stirn ist sehr hoch, oben verschmälert, der Gesichtswinkel 65°, die Augen sind braun mit runzeligen Lidern, die Ohren klein, dünn, anliegend, die Nase ist flach, an der Wurzel tief eingedrückt, der Raum zwischen Nase und Mund sehr groß, das Gebiß vorspringend, die Lippen sind ohne deutliche Lippenränder und sehr beweglich und ausdehnbar. Das Haar ist am Scheitel vorwärts, an den Vorderarmen aufwärts gerichtet, sonst wie gewöhnlich abwärts. Die bekannten Exemplare sind aus Malakka, Cochinchina, Borneo nach Europa ge-

Digitized by Google

bracht worden, wo sie sich sanft, anhänglich und der Nachahmung vieler menschlichen Handlungen fähig, aber doch nicht viel klüger als ein Hund erwiesen. Die Geschichte des O. ist voller Fabeln, und er ist oft mit anderen Affen verwechselt worden. Einige Forscher wollten in ihm ein Verbindungsglied zwischen Menschen und Thier sehen, und Manche gingen so weit, daß sie ihm Civilisirbarkeit und Redefähigkeit zutrauten. Doch hat sich diese Annahme als gänzlich falsch erwiesen. Der O. lebt einsam in den Wäldern des Innern von Borneo und Sumatra und besitzt eine wunderbare Körperstärke. In der Körperfarbe ändert er mehrfach ab, und auch die Kopfbildung ändert sich mit dem Alter, was zur Aufstellung vermeintlicher neuer Arten Veranlassung gegeben hat. Zu dieser Gattung gehört auch der Schimpanse (S. Troglodytes), der bis über 5 Fuß hoch wird. Er ist mit schwarzen oder braunen, vorn dünner stehenden Haaren bedeckt, das Gesicht ist braun, die Stirn fehlt fast ganz, so daß der Kopf hinter den stark entwickelten Augenbrauenbogen fast geradeaus nach hinten sich abflacht, der Gesichtswinkel ist 50°. Seine Arme, deren Behaarung der des O. gleicht, sind nicht so unverhältnißmäßig lang, die Daumen größer und dicker, die Hinterbacken nackt, aber ohne Schwielen. Er geht leichter als der O. aufrecht. Sein Vaterland ist Guinea und Congo, wo er in Truppen lebt und Angriffe gemeinschaftlich abweist. Er ist eben so gelehrig, wie der O., und seine Geschichte ist minder voll von Fabeln. Der Stamang (S. syndactyla) ist 3 Fuß hoch, schwarz, mit rothem Kinn und Augenbrauen. Zeige- und Mittelfinger der Hinterhände sind bis zum 2. Gliede durch eine Haut verbunden. Er lebt auf Sumatra in großen Truppen, die ihre bestimmten Anführer haben. Die Gattung ist neuerlich getheilt worden, so daß der Gattungsname Simia bloß für S. Troglodytes bleibt, S. Satyrus aber die von Geoffroy aufgestellte Gattung Pytheeus ausmacht und die übrigen Illigers Gattung Hylobates bilden.

Oranien, berühmtes, ursprünglich französisches Geschlecht, führt seinen Namen von dem kleinen Fürstenthum Orange (s. d.) im südlichen Frankreich, das bis zu Anfange des 18. Jahrhunderts, wo es mit Frankreich vereinigt ward, im Besitz dieses Hauses war. Nach der Sage übertrug Karl der Große 793 das Fürstenthum Orange als Belohnung für die Wiedervertreibung der Araber aus dem südlichen Frankreich dem Connetable von Frankreich, Wilhelm Courtnez oder Cornet (so genannt nach dem Horn, das er im Schilde führte), welcher somit als Stifter der ersten Linie der Fürsten von O. anzusehen ist. Andere beginnen die Reihenfolge dieses Geschlechts mit Gerald Adhemar (1086—1096), unter dessen Nachfolgern mehre Theilungen Statt fanden und besonders durch Schenkungen ein Theil der Besitzungen an die Geistlichkeit kam, so daß beim Aussterben des Mannsstammes mit Rambaud IV. 1177 nicht das ganze Fürstenthum an dessen Schwester Tiburge und durch diese an ihren Gemahl, Bertrand de Baur, den Gründer der zweiten Linie der Fürsten von O., kam. Das ganze Fürstenthum vereinigte zuerst wieder Bertrand III. (1282—1335), indem er auch die an die Geistlichkeit gekommenen Besitzungen zurückerkaufte. Der letzte Fürst dieser Linie war Bertrands Enkel, Raimond V. (1340—1395), den in Bezug auf Orange seine Tochter, Marie, beerbte, welche das Fürstenthum ihrem Gemahl, Johann I. von Chalons, dem Begründer der dritten Linie der Fürsten von O., zubrachte. Da der letzte Sproß dieser Linie, Philibert (1502—1530), der 1527 als Generallieutenant der kaiserlichen Truppen in Italien unter dem Herzog Karl von Bourbon an der Belagerung von Rom Theil nahm u. nach dessen Tode einstimmig zum Heerführer gewählt wurde, kinderlos starb, fiel das Fürstenthum Orange an seiner Schwester Sohn, den Grafen Renatus von Nassau-Dillingen, welcher die vierte Linie der Fürsten von O. begründete. Weil auch Renatus' 1540 mit Anna von Lothringen geschlossene Ehe kinderlos blieb, so bestimmte er Wilhelm, seines Vaterbruders ältesten Sohn, den Vater Wilhelms I., des Statthalters der Vereinigten Niederlande, testamentarisch zu seinem Nachfolger. Aber erst 1570 konnte das Haus Nassau zum ruhigen Besitz des Fürstenthums kommen, und erst 1697 im ryswicker Frieden wurde ihm die Souveränetät darüber bestätigt. Nach dem 1702 erfolgten kinderlosen Tode Wilhelms III., Prinzen von O. und Königs von England, sollte ihm nach seinem Testament der Enkel von seines Großvaters Friedrich Heinrich zweiter Tochter, Albertine Agnes, Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz, Erbstatthalter in Friesland, im Fürstenthume Orange folgen, wogegen sich König Friedrich I. von Preußen, als näherer Verwandter und nach dem Testament seines mütterlichen Großvaters, des Prinzen Friedrich Heinrich von O., erhob. Indessen erklärte Ludwig XIV. das Fürstenthum für ein an Frankreich heimgefallenes Lehn und ließ den Prinzen von Conti, der als Erbe des Hauses Longueville mit dem Hause Chalons entfernt verwandt war, als Prätendenten auftreten. Der hierdurch entstandene oranische Erbfolgestreit ward vom pariser Parlament dahin geschlichtet, daß Orange dem Prinzen von Conti als Dominium utile unter Frankreichs Oberhoheit zugesprochen ward. Durch den Frieden von Utrecht ward dieser Spruch bestätigt und somit Orange mit Frankreich gänzlich vereinigt, dagegen wurden die Ansprüche des Hauses Longueville und Frankreichs auf Neufchatel an Preußen abgetreten und überdies Titel und Wappen von Orange der Krone Preußen zugestanden. Johann Wilhelm Friso nahm aber zur Wahrung seiner Ansprüche den Titel von Nassau-O. an, welchen die von ihm abstammende Linie der Könige der Niederlande noch jetzt führt. Vergl. Gasparin, Histoire de la ville d'Orange et de ses antiquités, Orange 1815.

Oranienbaum, 1) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement St. Petersburg, 5 Meilen von St. Petersburg, in überaus malerischer Lage am finnischen Meerbusen, der Festung Kronstadt gegenüber, wohin von hier aus die gewöhnliche Ueberfahrt Statt findet, auf einem terrassenförmigen Uferabhange, der eine weite

Digitized by Google

Aussicht über Land und Meer gewährt, ist besonders wegen seines herrlichen Parks und Lustschlosses berühmt. Letzteres, das vom Fürsten Menzikow 1727 erbaut wurde, später an die Krone gelangte, liegt auf dem hohen Abhange des Gestades und gewährt eine vortreffliche Aussicht über die Stadt, den Golf und die Insel und Festung Kronstadt. Es besteht aus drei durch Kolonnaden mit einander verbundenen herrlichen Gebäuden und ist auf allen Seiten von Gärten und Orangerien umgeben, durch welche ein schnurgerader Kanal bis zu den Golf geleitet ist. Das Merkwürdigste in dem Schlosse ist der japanische Saal. An den Garten stößt ein kleiner See. In einem nahen Fichtenhain liegt die Solitude, wohin sich Katharina II. häufig in die Einsamkeit zurückzog. Die Stadt hat eine russische Kirche, ein lutherisches Bethaus, eine Seekadettenschule (mit 680 Zöglingen), ein Seehospital und in meist hölzernen Häusern 4000 Einw., die sich von Handwerken und Landwirthschaft nähren. Der Weg von St. Petersburg nach O., der über die kaiserlichen Lustschlösser Strelna und Peterhof führt, ist prachtvoll. Die Stadt ist durch einen Hafen mit Kronstadt in Verbindung gesetzt. — 2) Stadt und Amtsort im Herzogthum Anhalt-Dessau, mit 2 Kirchen, herzoglichem Schloß und Garten mit bedeutender Orangerie, Gerberei, Tabakbau, Brolhahnbrauerei, Branntweinbrennerei und 2750 Einw.

Oranienburg (Nanenburg, Nantenburg), 1) Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, am rechten Havelufer und dem ruppiner Kanal, hat eine evangelische und reformirte Pfarrkirche, ein Waisenhaus, eine Post, Kattun- und Zitzfabriken, Töpferei, eine chemische Fabrik u. 4000 Ew. Die Stadt, sonst Böhow, mit einem kleinen Jagdschloß, erhielt ihren jetzigen Namen von der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Luise von Oranien. — 2) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Rjäsan, nordwestlich von Tambow, am Zusammenfluß der Dayednata und Stomovaia-Räsa, in sehr fruchtbarer Gegend, hat Getreidehandel u. 3500 Einw., ward 1702 vom Fürsten Menzikow angelegt.

Oranjevierfreistaat, s. Kaplaud.

Oransa, eine der Hebrideninseln an der südwestlichen Seite der Insel Southslist.

Ora pro nobis (lat.), bitte für uns, Gebetformel der katholischen Kirche beim Anrufe der Heiligen.

Orarium (v. Lat.), ein Tuch von Linnen, in der alten Kirche von allen Priestern getragen, später im Abendlande ein eigenes Kleidungsstück der höheren Kleriker. Vgl. Stola.

Orascho (Orasch, Oraschul de Flots), Stadt in der großen Walachei, Zara de Schoß (Unterland), an der Mündung der Jalomitza in die Donau, mit 3 Kirchen, Hafen, Handel, war ehemals eine volkreiche Stadt, ist aber jetzt im Verfall.

Oratio (lat.), Rede; Gebet; daher O. dominica, das Vaterunser

Oratorianer, Name zweier verschiedenen Kongregationen von Weltpriestern. Die ältere (Priester vom Oratorium, Priester vom Bethause, in Italien gewöhnlich Philippiner genannt, ursprünglich der Orden der heiligen Dreieinigkeit) wurde von Philipp von Neri (geboren 1515 zu Florenz) 1548 in Rom gestiftet, lebte nach der Regel des heiligen Augustin in Uebungen der Andacht und Barmherzigkeit und widmete sich dem Studium der theologischen Wissenschaften, ohne sich durch Klostergelübde zu binden. Anfangs bestand die Verbrüderung nur aus 15 Personen, allmählig verstärkte sie sich, und Neri gründete darauf ein großes Hospital zur Aufnahme armer, zu den Gräbern des Petrus und Paulus in Rom wallfahrtender Priester. Papst Paul IV. bestätigte die Stiftung und übergab dem Vereine die Kirche des heiligen Benedikt. In dem Oratorium hielt Neri geistliche Uebungen und Unterredungen, die mit Gebet und Gesang schlossen, worauf die Mitglieder die Hospitäler besuchten. Daher erhielt die Verbrüderung den Namen „Priester vom Oratorium", der aber erst seit dem Tode (1595) u. der Kanonisation Neri's durch Gregor XV. (1622) gewöhnlich wurde. Neri erhielt 1577 ein großes Oratorium in Florenz und verbreitete seine Stiftung in ganz Italien, wo der Orden mit seinen früheren Konstitutionen noch jetzt besteht. Mehre Kardinäle gingen aus der Kongregation hervor; auch Johann Juvenal, Bischof zu Saluzzi, gehört unter ihre Zierden. Als Schriftsteller machten sich bekannt Baronius, Olbericus, Rainaldi, Antou Galonius, Thomas und Franz Bozius und Andere. Vgl. Marciano, Memorie istoriche della Congregatione dell' Oratorio, 1693, 2 Bde. Verschieden davon ist die in Frankreich einheimische Kongregation der Priester des Oratoriums Jesu nach dem Muster der italienischen durch Peter von Berulle (geboren zu Serilly in Champagne 1575) gestiftet und 1613 von Paul V. unter dem Namen „Priester vom Oratorium Jesu" sanktionirt. Zweck der ebenfalls nicht auf Klostergelübde verpflichteten Stiftung war, das gesunkene Ansehen der Geistlichen durch Veredlung wieder zu heben. Der Verein verbreitete sich ziemlich bedeutend in Frankreich, besonders nach Berulle's Tode (1620), und zählte zu seinen Mitgliedern mehre Prälaten und ausgezeichnete Gelehrte, so Malebranche, Morin, Thomassin, Mascaron, Massillon, Senault, Le Long. Bossuet sagte von ihm: „Es ist eine Körperschaft, in der Jedermann gehorcht u. Niemand befiehlt". Nach der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich standen die Priester dieses Ordens an der Spitze vieler Seminarien und Kollegien; ihre Thätigkeit zeigt sich noch jetzt namentlich im Missionswesen.

Oratorisch (v. Lat.), der Rede angemessen, zur Rede gehörig, bezeichnet alle Eigenschaften, durch welche die Rede sowohl in Bezug auf Anordnung der Gedanken und Ausdrucksweise, als auf Art des Vortrags sich von andern Gattungen der Darstellung unterscheidet.

Oratoristen, s. v. a. Oratorianer.

Oratorium (v. Lat.), überhaupt jedes zum Beten bestimmte, mit einem Kruzifixe, einem kleinen Altare und andern die Andacht erweckenden Gegenständen versehene Zimmer, in den Klöstern der Betsaal. In der ersten Zeit des Christen-

Digitized by Google

thums führten selbst Kirchen, die überdies nur klein waren, den Namen Oratorien. Seit dem 6. Jahrhundert wurde es indeß in der abendländischen Kirche gewöhnlich, an die Kirchen noch besondere Betkapellen oder Bethäuser anzubauen, die man nun Oratorien nannte, weil sie eben vorzugsweise zum Beten dienten. Nur mit Genehmigung des Bischofs konnte und kann Messe in ihnen gelesen werden. Aus dem Gebrauche jener Bethäuser gingen die Kapellen hervor. In der Musik versteht man unter O. ein lyrisches Drama, das auf Religion Bezug hat und mit Gesang, der von Instrumentalmusik begleitet ist, ausgeführt wird. Das O. steht gewissermaßen zwischen der Oper und der Kantate in der Mitte. Von jener unterscheidet es sich, abgesehen von seiner Beziehung auf Religion, wesentlich nur dadurch, daß es die mimische Darstellung und den äußern Schmuck der Oper von sich ausschließt, während es andererseits von der Kantate durch seinen viel stärker hervortretenden dramatischen Charakter sich auszeichnet. Während in der Kantate die in ihr auftretenden Persönlichkeiten ihre Empfindungen immer nur über einen und denselben Gegenstand aussprechen, gehört zum Wesen des O.s Wechsel und Bewegung in den Situationen, welche es darstellt. Zwar ist auch in ihm ein Grund- oder Hauptgefühl gleichsam der Mittelpunkt, um welchen die poetischen Bilder einen Kreis beschreiben; allein dieser Kreis ist von so weitem Umfange, daß innerhalb desselben eine große Mannichfaltigkeit der Empfindungen Statt finden kann, die ihre Einheit nicht sowohl in der Richtung auf einen Punkt, als vielmehr in der Anreihung an einen geschichtlichen Faden erhält. Dieses geschichtliche Substrat des O. bedingt wesentlich die Wirkung des Ganzen. Die Entwickelung der Handlung muß natürlich und einfach, aber dabei großartig und markirt seyn. Die einzelnen Charaktere dürfen sich nicht gegenseitig schwächen oder verdecken, die Begebenheiten müssen leicht und ergreifend seyn. Der Hörer muß sich ohne Schwierigkeit orientiren können, und was er sich entwickeln sieht, muß seine Theilnahme erregen. Wie in der Oper, so ist auch im O. geschickte und scharfe Zeichnung der Charaktere u. gut angelegte Gruppirung Hauptaufgabe des Dichters. Der nothwendige Wechsel der Situationen bedingt die Mannichfaltigkeit der Aufeinanderfolge der verschiedenen Formen, des Recitativs, der Arie, des Duetts, Terzetts, Chores ꝛc. Da dem O. die lebendige Darstellung des eigentlichen Drama's abgeht, so muß der Dichter des ersteren in seiner Sprache um so sorgfältiger und bestimmter seyn, und die Wortdichtung soll die Gefühle dem Innern nach genau entwickeln, aber doch so, daß immer noch der Musik ihr Recht und ihre Wirksamkeit durch die Art ihrer Ausführung verbleibe. Dabei hat der Dichter sein besonderes Augenmerk auf den Wechsel im Rhythmus zu richten, sowohl um der Lebendigkeit des Gedichts, als namentlich um der größtmöglichen Mannichfaltigkeit der musikalischen Form willen. Soll aber das O. einen wirklich erhebenden Totaleindruck auf den Hörer hinterlassen, so darf es nicht zu lang seyn. Biblische Stoffe sind schon deshalb, weil sie der Zuhörer kennt, als die geeignetsten für das O. anzusehen. Das O. hat seinen Ursprung, wie die Oper, in den Mysterien (s. d.). Als den eigentlichen Begründer der Oratorien aber nennt man Philipp von Neri, den Stifter der Kongregation der Priester vom Oratorium, der in den von ihm abgehaltenen Andachtsübungen, Begebenheiten aus der heiligen Geschichte mit Begleitung der Musik abfingen ließ. Giovanni Animuccia war der Erste, der solche „Laudi" in Musik setzte. Besondere Erwähnung verdient hier auch P. Francesco Bourgoing, 1641—92 General der Priester des Oratoriums Jesu in Paris, der den Psalmen und andern kirchlichen Gesängen weltliche Melodien gab. Unter den uns bekannten Oratorien ist eins der ältesten: „Kepresentatione di anima e di corpore", gedichtet von Agostino Manni in Musik gesetzt von Emilio del Cavalieri und 1600 in Rom aufgeführt, welches meist recitativische Musik mit eingelegten Chören enthielt. Im 17. Jahrhundert bildeten sich die Oratorien hinsichtlich ihrer musikalischen Form neben der Oper aus. Als ausgezeichnete Oratoriendichter im Anfang des 18. Jahrhunderts sind zu nennen: Pariati, der Jesuit Ceva, Orsini, Spagna, Zeno und Metastasio, als Oratorienkomponisten Calbara, Jomelli, Leo und Buonceini. Einen großartigen Charakter gewann das O. durch Seb. Bach und Händel, welcher letztere seine Oratorien mit mächtigen und dramatisch wirksamen Chören ausstattete. Weit tiefer stehen in dieser Hinsicht Graun, Hasse, Homilius, Rolle und Naumann. Durch Haydn wendete sich das O. zugleich weltlichem Stoffe und Tone zu. An Haydn und Händel schloß sich Fr. Schneider, an Händel vornehmlich Bernhard Klein an. Treffliche Oratorien besitzen wir von Schicht, Spohr, Marx (Moses). In neuerer Zeit hat Mendelssohn-Bartholdy in seinem „Paulus" u. „Elias" das Bedeutendste auf diesem Gebiet geleistet. Vgl. Musik (Geschichte).

Orb, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken, mit Rentamt, Forstamt, Hauptsalzamt, Bergamt, katholischer Pfarrei, Salinen (jährlich 30,000 Centner Salz), Schneide-, Bohr-, Stampf-, Oel-, Mahlmühlen, Papiermanufaktur, Mineralquelle und 5000 Einw.

Orbe (Orbens), Distrikts- und Kreisstadt im schweizerischen Kanton Waadt, in romantischer Lage auf einem Hügel an der Orbe, die in einem tiefen Felsbett vorüberbraust und über die 2 Brücken führen, mit Wein- und Obstbau, römischen und burgundischen Alterthümern, Ruinen eines alten Schlosses und 2000 Einwohnern. O. (Urba) war die Hauptstadt eines der vier Gaue des alten Helvetiens, des Pagus Urbigenus oder Werbigenus, unter den Merowingern und Karolingern ein stark befestigter königlicher Sitz, wo Karl der Dicke zuweilen residirte, und auch unter den Königen von Kleinburgund seit Rudolf I. längere Zeit königliche Residenz. O. war früher viel größer und bevölkerter, als jetzt, hatte 7 Kirchen, wovon nur noch eine übrig ist, und ein berühmtes, großes Schloß, das zur Citadelle diente. Der Fluß O. (Orbis) entspringt in dem kleinen Rousseesee im französischen Departement Jura, dringt dann in den schweizerischen

Digitized by Google

Kanton Waadt ein, durchfließt den Jourſee, bildet unterhalb deſſelben den Brenetſee, der von jenem bloß durch eine von einem Kanal durchſchnittene Erdzunge getrennt iſt, verliert ſich bei der Mühle Bonport in den Felſen einer Kalkſchicht, findet aber durch die ſogenannten Entonnoirs (viereckige Löcher) einen unterirdiſchen Abfluß, dringt $^1/_2$ Stunde davon aus einer hohen, nackten Felswand als ſtarker Fluß wieder hervor, durchfließt das Orbethal (Vallorbe), welches ſich durch ſeine romantiſchen Naturſchönheiten auszeichnet, nimmt unterhalb desſelben die Joigne auf, bildet Moräſte, ſtürzt in Waſſerfällen bis in die Stadt O. hinunter, vereinigt ſich mit dem Talent, heißt nun Toile, wird bei Yverdun ſchiffbar, fließt in den Neuenburgerſee, dann in den Bielerſee, kommt unter dem Namen Zihl oder Thiele wieder daraus hervor und mündet endlich in die Aar.

Orbec, Stadt im franz. Dep. Calvados, am gleichnamigen Fluß, in einem fruchtbaren Thal, hat Wollſpinnereien, Gerbereien, Färbereien, Bleichen, Fabriken für Mützen, leichte Zeuche, Band, Meſſerſchmieden, Apprettiranſtalten, Handel und 3500 Einw.

Orbigny, Alcide d', namhafter franzöſiſcher Reiſender und Naturforſcher, 1803 in der Seeſtadt la Rochelle geboren, widmete ſich frühzeitig dem Studium der Naturwiſſenſchaften und konnte ſchon 1804 der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris eine Denkſchrift über die mikroſkopiſche Thierklaſſe der Foraminiferen vorlegen, die Anerkennung fand und ihm den Auftrag verſchaffte, Südamerika für das naturhiſtoriſche Muſeum zu bereiſen. Er ging 1826 nach Braſilien, wendete ſich hierauf nach Uruguay und widmete dann 14 Monate der Erforſchung des Parana und ſeiner Zuflüſſe. Von Buenos-Ayres aus unterſuchte er im Auftrage der dortigen Regierung die Pampas mit Rückſicht auf deren Anbaufähigkeit. Dann erforſchte er 8 Monate lang das nördliche Patagonien, begab ſich von da nach Montevideo, ſchiffte ſich daſelbſt nach Chili ein u. nahm einen längeren Aufenthalt in der Republik Bolivia. Nachdem er hierauf noch Peru beſucht, kehrte er 1833 nach Europa zurück. Die reichen Sammlungen, die er mit ſich führte, umfaßten an 160 Säugethiere, 800 Vögel, 300 Reptilien und Fiſche, 900 Mollusken und Zoophyten, 5000 Arten von Inſekten und Krustaceen, 3000 Pflanzen und einen Schatz von Material für die Geologie und Paläontologie. Sein auf Koſten der Regierung herausgekommenes Reiſewerk „Voyage dans l'Amérique méridionale" (Paris 1835—49, 7 Bde. mit 415 Kupfern, 18 Karten und 2 Atlanten) gehört zu den wichtigſten Quellen für die Kenntniß der von ihm bereiſten Länder Südamerika's. Eine Abtheilung deſſelben bildet auch die inhaltreiche Arbeit: „L'homme américain", die auch beſonders (Straßburg 1840, 2 Bde.) erſchien. Unter mehren anderen Schriften O.'s, welche als Früchte ſeiner Reiſe zu betrachten ſind, iſt die noch unvollendete „Descripcion geografica, historica y statistica di Bolivia" (Bd. 1, Paris 1846) hervorzuheben. Ein ganz beſonderes Verdienſt hat er ſich um die Geologie, namentlich aber die Paläontologie erworben, und er gilt als einer der bedeutendſten Autoritäten für die letztere Disciplin. Seiner „Paléontologie française" (1836 ff.) folgten die „Paléontologie universelle" und die „Mollusques vivants et fossiles" (1846), die als zu umfaſſend aufgegeben werden mußten; doch veröffentlichte er noch den „Prodrome de paléontologie" (Paris 1858, 3 Bde.), in welchem er 18,000 Arten verzeichnet. Seine Anſichten über die Bildungsgeſchichte der Erdrinde hat er in dem „Cours de paléontologie élémentaire" ausgeſprochen. O. iſt Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und der geologiſchen Geſellſchaft in Paris.

Orbilius Pupilius, ein ſeiner Zeit berühmter und berüchtigter römiſcher Grammatiker aus Benevent, diente erſt als Aufwärter, dann als Soldat in Macedonien und kam 63 v. Chr. nach Rom, wo er Lehrer der Grammatik wurde; im Alter verließ ihn das Gedächtniß, weshalb man ihm den zum Sprüchwort gewordenen Namen Oblivio literarum gab. Er † im Alter von faſt 100 Jahren in großer Dürftigkeit. Uebrigens war er giftig und biſſig, beſonders gegen ſeine Schüler, denen er ſo viel Hiebe gab, daß ihn Horaz den Schlägereichen (plagosus) nennt. Noch jetzt iſt ſein Name Bezeichnung eines pedantiſchen Schulthrannen.

Orbis (lat.) alles Zirkelrunde: Kreis, Rundung, Scheibe, Sonnenſcheibe, ein Kreis am Himmel, der ganze Himmel ſelbſt, die Welt, die Erde; daher O. terrarum, der Erdkreis, wie die Römer ihr über die bekannten Länder der Erde ſich erſtreckendes Reich nannten.

Orbis pictus (lat.), eigentlich „die gemalte Welt", Titel unzähliger Jugendſchriften, welche von der Erde, ihren Bewohnern und Allem, was dahin gehört, das Merkwürdigſte behandeln und durch Bilder erläutern. Sie ſind ſämmtlich nach und nach entſtanden als Nachahmung des zuerſt von Comenius (ſ. d.) herausgegebenen „Orbis sensualium pictus oder Sichtbare Welt", das vielfach zuletzt Nürnberg 1835) aufgelegt und in viele Sprachen überſetzt wurde.

Orbitello (Orbetello), Stadt im toskaniſchen Compartimento Groſſete, Hauptort des ehemaligen Präſidienſtaats des Königs von Neapel, am ſüdlichſten Ende Toskana's, auf einer kleinen Erdzunge, die ſich in den mit dem Meere zuſammenhängenden See von O. hinausſtreckt, iſt mit Mauern und Wällen umgeben und wird durch 2 Kaſtelle und gute Baſtionen vertheidigt. Der Hafen der Stadt iſt geräumig, kann aber wegen ſeiner geringen Tiefe keine großen Schiffe aufnehmen. Die 3500 Einw. treiben Fiſcherei und Handel. In der Nähe ein alter etruskiſcher Begräbnißplatz; ſüdlich von O. die Trümmer der alten Stadt Lancedona.

Orbona, die Verwaiſerin, eine zu Rom neben dem Tempel der Laren verehrte Gottheit, die kinderlos gewordene Waiſen anflehten.

Orcagna, Andrea, eigentlich Andrea di Cione, genannt Arcagno oder Arcagnolo, florentiniſcher Maler, Bildhauer und Architekt, Schüler des Giov. Piſano, angeblich 1329 geboren, † 1389. Unter ſeinen Gemälden haben ihn beſonders diejenigen Fresken im Campo Santo

Digitized by Google

zu Pisa berühmt gemacht, welche unter dem Namen Triumph des Todes und Weltgericht bekannt sind. Die Fortsetzung, eine Hölle, soll von O.'s Bruder, Bernardo, gemalt seyn. O.'s Gestalten sind schon viel freier aufgefaßt und richtiger gezeichnet als die Giotto's. In der Kapelle Strozzi zu Santa-Maria novella zu Florenz ist ein Altarbild mit der Jahrzahl 1357 und ein Weltgericht in Fresko von seiner Hand. Auch finden sich in dieser Stadt seine einzigen urkundlich erwiesenen Bauwerke, die zierliche Kirche Or San-Michele und die einfach-grandiose, nur aus drei hohen u. weiten Bogen bestehende Loggia de' Lanzi, deren Skulpturen ebenfalls zum Theil von O. herrühren.

Orchester (v. Gr.), im Alterthume der Raum von der Bühne bis zu den Sitzen der Zuschauer, der bei den Griechen für den Chor und die Musiker, bei den Römern zu Ehrenplätzen für die Senatoren bestimmt und daher auch in den römischen Theatern weit niedriger als in den griechischen war; gegenwärtig im Schauspielhause der vor dem Theater befindliche und von den Zuschauern abgesonderte Ort und im Koncertsaale diejenige etwas erhöhte Abtheilung desselben, wo sich die Musiker befinden, wie die Gesellschaft der Tonkünstler selbst, die die Musik aufführen, oder die Kapelle. Man unterscheidet das kleine und das große O. und versteht unter ersterem den Verein vom Streichchor oder Streichquartett mit mehren oder wenigern Rohrinstrumenten, wohl auch mit Hinzuziehung von Hörnern, unter letztern das Streichchor, Rohrinstrumente (mit oder ohne Hörner) und Trompeten und Pauken, mit oder ohne Posaunen. In einzelnen Fällen treten mehre O. zu gemeinschaftlicher Wirkung zusammen, und zwar in der Weise, daß jedes ein geschlossenes Ganzes für sich, alle aber wieder ein größeres Ganzes (Doppelorchester) bilden. Zur Orchestermusik rechnet man Tanz- und Ballettmusik, dann Festmärsche u. dergl., die Musik der Zwischenakte, die melodramatische Musik, Solo- und Koncertsätze mit Begleitung des O.s und die größern Orchesterformen, die Ouverture und die Sinfonie. Wo Gesang und O. vereinigt wirken, ist immer der erstere die Hauptsache, wenn auch öfters das O. nicht bloß begleitend, sondern charakteristrend heraustritt. Die Orchesterbegleitung hat sich dem Gesang anzuschmiegen, ihn zu unterstützen, zu fördern ꝛc.

Orchestik (v. Gr.), die griechische Tanzkunst, jetzt besonders die höhere, theatralische Tanzkunst.

Orchestrion, eine von Abt Vogler erfundene tragbare Orgel, die an Stärke des Tones einer 16füßigen Kirchenorgel gleicht, enthält ein Crescendo u. Decrescendo durch alle Stimmen u. ahmt den Ton fast allergangbaren Instrumente nach.

Orchideen, monokotyledonische Pflanzenfamilie, umfaßt krautartige, ausdauernde, seltner halbstrauchartige Gewächse, die entweder auf dem Erdboden wachsen, oder auf andern Gewächsen parasitisch vorkommen u. sich hauptsächlich durch die rachenförmige Blüthenhülle mit 3—5 in einen Helm zusammenneigenden Zipfeln, von denen der zu unterst stehende u. gewöhnlich besonders gestaltete Lippe heißt, sowie dadurch auszeichnen, daß das einzige Staubgefäß mit dem Griffel in einen Körper, die Griffelsäule, zusammengewachsen u. der Blüthenstaub eines jeden Fachs zu einer Masse (Staubmasse) vereinigt ist. Aeußerst selten sind 2 Staubbeutel an der Griffelsäule, wie bei dem Frauenschuh (Cypripedium), oder gar 3, wie bei der Gattung Apostasia, vorhanden. Der Stengel ist meist einfach, rund oder eckig, selten ästig, bisweilen nackt und unbeblättert, also schaftartig; die Blätter sind einfach, ganz und ganzrandig, gewöhnlich lederartig, aber auch fleischig und saftig, mit ihrem unteren Theile den Stengel scheidenartig umfassend und, wenn mehre mit einander verwachsen sind, eine zwiebelartig Verdickung bildend. Die Blüthen sind zwitterig, meist von sonderbarer Bildung am Ende des Stengels stehend, selten nur einzeln, gewöhnlich zu Aehren, Trauben, Doldentrauben oder Rispen vereinigt, in welchem Falle jede Blüthe mit einem Deckblättchen versehen ist. Die Frucht ist eine trockene, sehr selten markige, vielklappige Kapsel, an den drei dickern Rippen aufspringend. Die Samen sind außerordentlich zahlreich, meist sehr klein, mit einer schlaffen, netzartigen Samenschale (testa) bekleidet, und enthalten einen dichten, fleischigen, ungetheilten Embryo ohne Eiweiß. Die O. sind fast über die ganze Erde verbreitet, doch nimmt ihre Anzahl von den Polen nach dem Aequator hin bedeutend zu. Auch hat die heiße Zone nicht nur Arten mit den größten und schönsten Blättern und Blumen, sondern auch diese Blumen und vorzüglich die Lippen haben die sonderbarsten Formen. In den kälteren Gegenden finden sich die O. entweder auf feuchten Wiesen, oder in schattigen Laubwäldern, und auch in der heißen Zone kommen sie nur an schattigen und feuchten Stellen vor. Die auf der Erde wachsenden Arten haben großentheils zwei Wurzelknollen, wovon das in der Heilkunde gebräuchliche Salep (s. d.) geben. Einige wenige besitzen durch ein angenehmes ätherisches Oel ausgezeichnete Früchte, wie die Vanille (s. d.), und bei manchen sind selbst die Blätter wohlriechend, wie bei dem duftigen Angurek (Angraecum fragrans), dessen Blätter unter dem Namen Faam od. Faham od. Thee von Bourbon auch nach Europa als Heilmittel gegen die Schwindsucht eingeführt worden sind. Bei sehr vielen bieten die Blüthen einen angenehmen, meist vanillenartigen Wohlgeruch, wie unsere wohlriechende Nacktorche (Gymnadaenia odoratissima), sehr selten einen widrigen, wie die Wanzen-Ragwurz (Orchis coropora). Die O. werden nach Lindley, der sie am besten und sorgfältigsten untersucht und bearbeitet hat (Genera et Species of Orchideous Plants, 1830), in zwei Hauptgruppen (Monandrae und Diandrae) gebracht, von denen die erste wieder in mehre Unterabtheilungen (Neottieae mit den Gattungen Neottia, Listera, Spiranthes; Arethuseae, mit den Gattungen Arethusa, Epipactis; Gastrodieae, mit den Gattungen Gastrodia, Vanilla; Ophrydeae, mit den Gattungen Orchis, Anacamptis, Gymnadenia, Platanthera, Hymanteglossum Ophrys; Vandeae, mit den Gattungen Oncidium, Brassia; Epidendreae, mit den Gattungen Epidendrum, Angrăcum, Aerides, Cymbidium, Vanilla; Malaxideae, mit den Gattungen Malaxis, Dendrobium) zerfällt, die zweite die Hauptgat-

Digitized by Google

tung Cypripedium hat. Nach Reichenbach zerfallen die O. in die Gruppen der O. genuinae, der Cypripedieä und der Apostasieä. Die tropischen O. gehören jetzt zu den Modezierpflanzen und verdienen wegen des oft wunderbaren Baues ihrer Blüthen, wegen der meist schönen Färbung, zum Theil auch wegen des Wohlgeruchs derselben die Aufmerksamkeit des Pflanzenfreundes. Größere Sammlungen erfordern zum vollkommen guten Gedeihen besondere Warmhäuser (Orchideenhäuser). Die parasitischen O. (Epiphyten) wachsen größtentheils im dunkeln Schatten dichter Tropenwälder, entweder an der Rinde der Stämme, oder an den Aesten, immer umgeben von verwesten Thier- und Pflanzenstoffen. Sie erfordern Schatten, eine hohe Temperatur (18—24° am Tage, 12—16° während der Nacht), eine sehr feuchte Atmosphäre und vollkommenen Wasserabfluß des Bodens. Sie gedeihen in einer Mischung von halbverfaultem Holze oder verfaulten Sägespänen, Rindenstücken und Moos, und zwar besser in Kästchen von Kork oder weicher durchlöcherter Baumrinde, als in Töpfen, die jedenfalls unten u. auf der Seite hinreichend mit Abzugslöchern versehen und mehr flach als tief seyn müssen. Manche gedeihen auch gut, wenn man sie mit Moos an breite, an die Hinterwand genagelte Korkplatten, oder welche und rauhe Rindenstücken befestigt. Die Erdorchideen vertragen nicht viel frische Luft, auch wenn die Witterung noch so warm und heiter ist, erfordern aber während der Wachsthumszeit eine mäßig feuchte Wärme von 14—24°, während sie im ruhenden Zustand der Pflanzen nur 12—20° haben und auch trocken gehalten werden müssen. Man pflanzt sie am besten in Heideerde auf einer Unterlage von Töpfscherben und Ziegelstücken und treibt sie im warmen Lohbeete, aus dem sie aber während der Ruhezeit herausgenommen werden müssen. Mittelst künstlicher Befruchtung gewonnener Samen keimt auf der Oberfläche u. am Topfrande oft besser, wenn man ihn sich selbst ausstreuen läßt, als wenn man ihn künstlich säet.

Orchideä (gr.), die Hoden.

Orchidocele (v. Griech.), Hodengeschwulst.

Orchies, Stadt im französischen Departement Nord, mit Brauereien, Wachholderbranntweinbrennereien, Nagelschmieden, Hutfabrik, Wollkämmerei, Gerbereien, Twistspinnerei, Schwarzseifensiederei und 3600 Einw.

Orchilla (Urchilla), eine der Antilleninseln, zur Gruppe unter dem Winde gehörig, an der Küste von Venezuela, im karaibischen Meer, ist lang u. niedrig, ausgenommen das Ost- und Westkap, die sehr hoch sind, und hat viel wilde Ziegen.

Orchis (Knabenkraut, Stendelwurz, Ragwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, charakterisirt durch die blumenkronartig-sechstheilige Blüthenhülle, die abstehende, unten und nach hinten gespornte, dem Befruchtungsfäulchen bis zu den Antheren angewachsene, vor der Entwickelung aufgerichtete, von den äußern Zipfeln der Blüthenhülle ziegeldachförmig bedeckte Lippe, die durchaus angewachsenen Antheren, mit gleichlaufenden Fächern, die sich nach vorn in einer Längsspalte öffnen, die gestielte, 2theilige, lappige Pollenmasse, den gedrehten, sitzenden Fruchtknoten, die einfächerige, dreiklappige, vielsamige Kapsel u. den sehr kleinen, einem wandständigen, mittelklappigen Samenbehälter angeheftenen Samen, enthält ausdauernde Kräuter mit zwei rundlichen oder handförmig getheilten Wurzelknollen, von deren Arten, meist in den Ländern der nördlichen gemäßigten Zone (32 in Deutschland, ein Schmuck der Wiesen im Frühling), mehre in ihren Wurzelknollen Salep (s. d.) liefern. O. coriophora *L.*, stinkendes Knabenkraut, Wanzenknabenkraut, in Europa, auf trockenen und nassen Wiesen, in der Ebene und auf dem Gebirge, unterscheidet sich durch die kleinen, schmuzig bräunlich-purpurrothen und bisweilen grünlichen, wanzenartig riechenden Blüthen. Eine schöne Art ist O. fusca *Jacq.*, braunes K., im südlichen und mittleren Europa, vorzüglich in grasreichen Gebirgswäldern. Sie wird 2—3 Fuß hoch, ist also die größte in Deutschland. Mit ihr verwandt ist O. militaris *L.*, graues K., in Europa, besonders im Süden, auf trockenen, torfigen Wiesen, häufiger auf Bergen. O. morio *L.*, gemeines oder weibliches K., Kukuksblume, in ganz Europa und Mittelasien, auf trockenen Wiesen, Triften, Anhöhen und Hügeln, in der Ebene u. auf Bergen, hat Blüthen von sehr verschiedener Färbung (bald violet, bald purpur-, bald rosenroth, bald weißlich), aber immer gefleckt. O. rubra *Jacq.*, rothes K., häufig im südlichen Europa, ist wahrscheinlich die O. des Dioscorides. O. ustulata *L.*, verbranntblüthiges K., in Süd- u. Mitteleuropa, auf trocknen und feuchten Wiesen der Ebenen und Gebirge, hat kleine und wohlriechende, zierlich braun-purpurrothe, noch unaufgeblüht schwarzrothe Blüthen. O. latifolia *L.*, breitblätteriges K., mit fleisch- oder purpurrothen Blüthen, ist unter allen Arten am häufigsten in Deutschland und überhaupt in Europa, auf sumpfigen u. feuchten Wiesen. Die Blüthen von O. maculata *L.*, geflecktes K., in Europa, auf feuchten Wiesen u. in Laubwäldern, sind blaß röthlich-blau oder weiß, purpurroth punktirt und mit Linien bezeichnet, in einer länglichen, ziemlich dichten Aehre stehend, die von O. sambucina *L.*, hollunderartig riechendes K., in Europa, auf trocknen Anhöhen und Waldwiesen, entweder weißlich-ockergelb, oder bei einer Abänderung purpurroth.

Orchitis (Hodenentzündung, Sandklos, Inflammatio testiculi), eine meist sehr schnell auftretende und einen heftigen Verlauf nehmende Entzündung eines oder beider Hoden. Der erkrankte Hoden schwillt zusehends auf, die Haut des Hodensacks wird roth, gespannt und sehr schmerzhaft. Häufig stellen sich entzündliche Fieber ein, heftige Schmerzen im Unterleibe, begleitet von Brechneigung und wirklichem Erbrechen. Die O. entsteht am häufigsten bei der Lustseuche, namentlich beim Tripper, wenn derselbe im hohen Grade entzündlich ist oder falsch behandelt wird; aber auch durch Erkältung, sowie durch äußere Gewaltthätigkeiten und heftige Anstrengung. Der gewöhnliche Ausgang der O. ist die Zertheilung. Geht sie in Eiterung über, so bricht die Haut an verschiedenen Stellen auf, und es treten oft die Gefäße des Hoden als graulichweiße Körper heraus und der ganze Hoden geht so ver-

Digitized by Google

loren. Ein fernerer Ausgang, besonders bei skrophulösem, gichtischem Allgemeinleiden ist Verhärtung; Brand ist fast nur bei ganz verkehrter Behandlung möglich. Die Behandlung richtet sich nach der Ursache und dem Grade der Entzündung, in den meisten Fällen ist aber die mäßige Kompression durch vollkommene Einwickelung als die zweckmäßigste zu empfehlen. Bei sehr heftiger Entzündung vor Anlegung derselben werden Blutentleerungen nöthig, erweichende Breiumschläge, denen man bei großer Schmerzhaftigkeit Narcotica zusetzt; innerlich kühlende Abführmittel, selbst Nitrum oder Kalomel mit Opium, desgleichen Klystiere mit Opiumzusatz. Bei Uebergang in Eiterung ist der Abseß zu öffnen und nach allgemeinen Regeln zu behandeln. Bei nicht zu stillender Eiterung und unförmlicher Desorganisation des Hoden ist die Exstirpation desselben angezeigt. Zurückbleibende Verhärtung besteht oft ohne Beschwerden während des ganzen Lebens.

Orchomenos, uralte berühmte Stadt in Böotien, an der Mündung des Cephissus in den See Copais, mit Coronea und Aspledon sonst zu einem besondern Staate verbunden, hieß anfänglich Andreis, nach ihrem Gründer, dem Thessalier Andreus, und kam dann unter die Herrschaft des Minyas, nach dessen Sohn O. dann die Stadt benannt wurde. Schon in den frühesten Zeiten dehnte sich O.' Herrschaft bis nach dem Meere hin aus, und am Kampf gegen Troja nahm es mit 30 Schiffen Theil. Nach der Schlacht bei Leuctra (371) zerstörten die Thebaner O. aus Eifersucht und verkauften seine Einwohner als Sklaven. Philipp von Macedonien sammelte die Zerstreuten wieder und ließ sie zurückkehren, aber die Blüthe der Stadt war für immer dahin. In der römischen Geschichte ist O. merkwürdig durch den Sieg, welchen hier Sulla über den Feldherrn des Mithridates (87 v. Chr.) erfocht. Der Name der Akropolis war Phlegya, von der noch Ruinen übrig sind. Außer dem Schatzhaus des Minyas sind noch zu merken der Tempel des Bacchus und der Grazien, aus deren Ueberresten die Kirche des Klosters Panagia gebaut ist. In der Nähe des jetzigen Dorfs Skripu finden sich noch Ruinen. Vgl. K. O. Müller, O. und die Minyer, 2. Aufl., Breslau 1844.

Orco, Fluß in der sardinischen Provinz Turin, fließt von Nordwesten nach Südosten und mündet nach einem Lauf von 38 Meilen bei Chivasco links in den Po.

Orcus, das Reich des Pluto, überhaupt die Unterwelt (s. d.).

Ordal, Dorf in der spanischen Provinz Katalonien, zwischen Barcelona und Villafranca, bekannt durch ein am 13. Sept. 1813 hier Statt gefundenes Gefecht zwischen den (siegenden) Franzosen unter Suchet und den Briten unter Bentinck.

Ordalien (Gottesurtheile, Dei judicia), im Mittelalter diejenigen Handlungen, durch welche man in peinlichen und zuweilen auch in bürgerlichen Rechtsfällen eine Entscheidung der Gottheit über Schuld oder Unschuld, Recht oder Unrecht herbeizuführen glaubte, wobei die Ueberzeugung zu Grunde lag, daß Gott stets der Unschuld beistehen werde. Der Ursprung der O. geht auf jene Zeiten zurück, wo der Mensch sich noch eines innigeren Zusammenhanges mit der Gottheit bewußt war. Stellen bei alten Schriftstellern beweisen, daß selbst den Griechen die O. nicht fremd waren, daß sie das Tragen von glühendem Eisen, das Durchgehen durch die Flamme kannten, daß sie eine Art Wasserprobe, wie sie in Sicilien und Ephesus vorkam, u. A. kannten. Am meisten waren aber die O. ausgebildet und verbreitet bei den Indern, welche in ihren Gesetzbüchern besondere Vorschriften darüber besitzen und die O. bis auf den heutigen Tag beibehalten haben. Auch in der Bibel (4. Mos. 5, 27, 28) wird eines bei den Hebräern üblichen Gottesurtheils erwähnt. Besonders waren die O. unter den Deutschen üblich. Die einzelnen Arten waren hier der gerichtliche Zweikampf (s. d.), in welchem der Besiegte für schuldig erachtet wurde; das Kreuzurtheil (judicium crucis), wobei jeder von beiden Theilen mit ausgestreckten Armen an einem Kreuze stehen mußte und derjenige, der zuerst die Arme sinken ließ oder nur bewegte, für besiegt galt, von Ludwig 816 als unchristlich verboten; die Feuerprobe (judicium ignis, probatio per ignem), welche darin bestand, daß der Beschuldigte seine Hand eine bestimmte Zeit lang in das Feuer halten, oder im bloßen Hemde oder auch in einem mit Wachs überzogenen Hemde (Probe des wächsernen Hemdes) durch einen brennenden Holzstoß gehen, oder ein Stück glühendes Eisen von bestimmter Schwere gewöhnlich 9 Schritte weit in der bloßen Hand tragen, oder über glühende Kohlen oder neun glühende Pflugscharen mit bloßen Füßen gehen mußte, wobei immer die Nichtverletzung durch das Feuer als Beweis der Schuldlosigkeit galt; die Wasserprobe (judicium aquae), theils darin bestehend, daß der Beklagte aus einem Kessel mit heißem Wasser einen hineingeworfenen Ring oder Stein mit bloßem Arme herausholen mußte (Kesselfang), theils darin, daß er mit einem Stricke um den Leib, um ihn wieder herausziehen zu können, ein oder mehre Male in das Wasser geworfen wurde, wobei das Untersinken als Beweis der Schuld, das Schwimmen als Beweis der Unschuld galt, fand besonders in Hexenprozessen Anwendung, ward aber von Ludwig dem Frommen der Uebelichkeit mit der Taufe Christi halber 829 und 1601 wieder vom pariser Parlament als unchristlich verboten; die Probe des geweiheten Bissens (judicium offae, panis adjurati, casibrodeum), besonders bei den Angelsachsen in Gebrauch, wobei ein Bissen geweiheten Brodes dem Angeklagten gegeben wurde und man denselben für schuldig hielt, wenn ihm der Bissen im Halse stecken blieb oder wieder herausgenommen werden mußte; die Abendmahlsprobe (purgatio per eucharistiam, eucharistia, examen corporis et sanguinis Domini), besonders unter Geistlichen und Mönchen gebräuchlich, die zum Beweise ihrer Unschuld das Abendmahl nahmen, wobei man von dem Glauben ausging, daß dem Verbrecher der Genuß des Abendmahls zum Verderben gereichen werde; das Bahrrecht (s. d.), das zur Ermittelung des Thäters bei einer verübten Mordthat diente; das Loos, eines der ältesten ächt deutschen

Digitized by Google

Ordale, das schon bei Tacitus als Mittel erwähnt wird, dessen sich die alten Deutschen zur Erforschung des Willens der Götter bedienten, und das auch in den Verordnungen der fränkischen Könige u. in den Volksgesetzen als Ordal vorkommt, das vorzüglich bei Diebstahlsbeschuldigungen angewendet ward. Alle O. bis auf den Zweikampf standen unter der Leitung der Geistlichkeit; sie wurden daher auch, mit Ausnahme der kalten Wasserprobe, unter besondern Ceremonien in der Kirche vollzogen, und zwar meist in Haupt- und bischöflichen Kirchen, oder solchen, die durch ein besonderes Privilegium dazu berechtigt waren. Der Ausspruch über Schuld oder Unschuld erfolgte bei einigen O. sogleich, bei andern erst nach einigen Tagen; beim Zweikampf thaten ihn die Kampfrichter, bei der Kreuzprobe, der Probe des geweihten Bissens und der Abendmahlsprobe die Geistlichen. Bei den Eisen- und heißen Wasserproben war es Sitte, die Hand sogleich nach überstandener Probe einzuwickeln, zu versiegeln u. erst nach drei Tagen in Gegenwart der Gegenpartei und von Zeugen zu öffnen, worauf dann der Ausspruch über Verletzung oder Nichtverletzung erfolgte. Daß bei allen diesen O. nach und nach auch Betrug und künstliche Mittel zu Hülfe genommen wurden, um ein günstiges Resultat zu erzielen, wobei besonders viel auf Den ankam, der das Gottesgericht zu leiten hatte, liegt wohl in der Natur der Sache, auch wenn wir nicht durch die Erzählungen der Schriftsteller und durch vorbeugende Bestimmungen in den Gesetzbüchern dessen bestimmt versichert würden. Freie reinigten sich gewöhnlich von Anschuldigungen theils durch Eide und Eideshelfer, theils durch den Zweikampf; durch die übrigen O. dagegen mußten nach den Rechtsbestimmungen ihr Recht darthun: Unfreie, für die ihr Herr nicht schwören wollte, Frauen, die auf Kampf angeklagt, keine Kämpfer für sich stellen konnten, und Freie, welche keine Eideshelfer finden konnten. Ueberhaupt galten die O. als erschwertes, äußerstes Beweismittel, zu dem man als letzte Hülfe zur Ermittelung der Wahrheit seine Zuflucht nahm, und dessen Anwendung nach bereits anderweitig geführtem Beweise in der Regel nicht gestattet war. Auf der andern Seite müssen freilich die O. auch als eine Begünstigung, als eine Aufhebung oder Beschränkung völliger Rechtlosigkeit angesehen werden, in sofern man sie Personen gestattete, welchen die nothwendigen persönlichen Eigenschaften zu einer andern rechtlichen Vertheidigung fehlten. Bei welchen Rechtsstreitigkeiten die Ermittelung des Thatbestandes durch O. zulässig war, läßt sich im Allgemeinen nicht genau angeben, da bei verschiedenen Nationen u. verschiedenen Zeiten hierüber keineswegs die Bestimmungen gleichmäßig waren. Das Älteste unter den O. war wohl der Zweikampf, da unter Naturmenschen nichts natürlicher ist, als ihr gutes Recht mit der Faust zu beweisen; die Vorstellung, daß die Entscheidung durch die Waffen einer göttlichen Leitung unterliege, führte dann zu der Sitte, den Einzelkampf als Entscheidung in Rechtsstreitigkeiten zu benutzen. Für kampffunfähige oder kampfunberechtigte Personen war dann das Loos das nächstliegende Auskunftsmittel. Daß das letztere aber schon [illegible] dem deutschen Gerichtsverfahren verschwand, liegt in seiner innigen Verknüpfung mit heidnischen Religionsgebräuchen, welche die christliche Kirche als gottlos zurückwies. Es traten nun die andern O. an die Stelle, verbreiteten sich durch alle europäischen Länder und wurden in den Rechtsbüchern derselben durch besondere Bestimmungen geordnet. Nach und nach aber kamen sie durch die Bemühungen des päpstlichen Stuhles und aufgeklärter Fürsten wieder außer Gebrauch, und ihre Stelle ersetzte in den meisten Ländern die Tortur, die freilich auch als eine Art Gottesgericht angesehen werden kann. Als die Hexenprozesse eine bedeutende Rolle spielten, kamen auch die O., die bereits aus dem Gerichtsverfahren fast verschwunden waren, wieder zum Vorschein, besonders die kalte Wasserprobe. Als etwas Neues trat das Wägen der Hexen hinzu, das, wie die Wasserprobe, sich auf den Glauben gründete, daß die vom Teufel besessenen Hexen ihre natürliche Schwere verloren hätten. Am längsten unter den Gottesgerichten hat sich das Bahrrecht erhalten, und das gänzliche Verschwinden der O. aus dem Gerichtsverfahren kann erst in die Mitte des 18. Jahrhunderts gesetzt werden. In voller Kraft aber bestehen die O. noch bei einer Menge außer-europäischer Völker. Vergl. Zwicker, Ueber die Ordale, Gött. 1818.

Orden, im Allgemeinen jeder Verein, dessen Mitglieder behufs gemeinschaftlicher Bestrebungen sich die Befolgung gewisser Regeln und Ordnungen (ordines) zur Pflicht machen. Faßt man das Wort in diesem weiteren Sinne, so kann man die O. in geistliche und weltliche eintheilen.

Zu den geistlichen O. gehören dann zunächst die Mönchs- und Nonnenorden. Nur solche geistliche Verbrüderungen führen den Namen O., welche sich zu einer gemeinschaftlichen Regel (Ordensregel) durch Gelübde (Ordensgelübde) lebenslänglich verpflichten, und unterscheiden sich dadurch von den bloßen religiösen Brüderschaften, welche fromme, durch keine dauernden Gelübde zu wohlthätigen Zwecken verbundene Vereinigungen sind (s. Brüderschaft). Nach dieser Bestimmung kann das Ordenswesen als rein occidentalische Einrichtung angesehen werden, welche der heilige Benedikt von Nursia durch seine das gesammte Mönchswesen des Abendlandes umfassende Grundregel hervorrief; denn wenn auch der heilige Basilius Regeln für das gemeinschaftliche Klosterleben gab, so hatte er damit keineswegs die Stiftung einer besondern Abtheilung von Mönchen vor Augen, und in der That fehlt auch den Klöstern des Orients, die sich sämmtlich nach der Regel des heiligen Basilius richten, bis auf den heutigen Tag jener gemeinsame Verband, der erst den O. macht, obschon sie nach Stiftern und Schutzheiligen gemeinschaftliche Namen führen. Der Benediktinerorden war somit nicht nur der erste O. überhaupt, sondern auch vom 6. bis 10. Jahrhundert der einzige, in sofern im ganzen Abendlande fast alle Klöster seine Regel annahmen. Von diesem großen Stamme zweigten sich Hauptklassen: Kongregationen, welche [illegible] Dekoration in etwas [illegible] Kraßstabe an einem breiten Band von [illegible] bestimmter Farbe (Ordensband), das über

Digitized by Google

die linke Schulter geht, und außerdem noch einen gestickten Stern auf der Brust zu tragen pflegen, Komthure oder Kommandeure, die ihre Dekoration um den Hals, und Ritter, welche sie an einer Bandschleife auf der Brust tragen. Bei einigen O., wie beim rothen Adlerorden in Preußen, werden die Klassen nur nach der Nummer unterschieden; die Dekorationen sind indessen in einer der obigen ähnlichen Weise verschieden. Statt der Bänder trug man früher auch goldene Ordensketten, und zum Theil werden einzelne O., vorzüglich solche, wo eine besondere Ordenstracht vorgeschrieben ist, bei festlichen Gelegenheiten noch jetzt so getragen. Noch zu erwähnen sind die weiblichen O., welche nur für Frauen bestimmt und nicht zahlreich sind; meist ist ihre an feste Bestimmungen gebundene Verleihung nur den höhern Ständen vorbehalten, mit Ausnahme des preußischen Luisenordens, der ohne Rücksicht auf Stand und Geburt verliehen wird. In der Regel bestehen sie nur aus einer Klasse. In neuester Zeit, wo die Verleihung von O. nicht mehr so viel erschwerenden Umständen unterworfen, vielmehr nur zu oft ein fürstliches Spielzeug, ein Köder der Eitelkeit, ein goldenes Netz für charakterschwache Oppositionsmänner geworden ist, haben die O. ihren Werth als Auszeichnung für wirkliches Verdienst größtentheils gänzlich verloren und sind daher in Republiken, wo schlichte Bürgertugend waltet oder doch walten soll, verpönt und verachtet. Vgl. Gottschalk, Almanach der Ritterorden, Leipz. 1817—1819, 3 Bde.; Perrot, Collection historique des ordres de la chevalerie civils et militaires, Paris 1828; das Prachtwerk von Selbke, Abbildung und Beschreibung der Ritterorden ꝛc., Berlin 1832—39, und dessen specielle Arbeiten; Ritterorden und Ehrenzeichen der preußischen Monarchie, Erfurt 1837; Ritterorden und Ehrenzeichen Sachsens, Weimar 1838, und Ritterorden und Ehrenzeichen des russischen Kaiserreichs, Leipz. 1839; Wippel, Die Ritterorden, 2. Aufl., Berlin 1824; Biedenfeld, Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen, blühenden und erloschenen Ritterorden, 2 Bde., mit 40 illuminirten Tafeln, Weimar 1841; List, Ordensstiftungen von 1841—45, Bremen 1847.

Politische O. können die geheimen Gesellschaften genannt werden, welche besonders zahlreich seit der französischen Revolution aufkamen, politische Zwecke verfolgten und neben der allgemeinen Bezeichnung O. noch besondere Namen trugen, z. B. der Tugendbund, die Carbonari's, die Illuminaten, die Studentenorden. Auch die Freimaurervereine sind zu den O. gezählt worden, haben aber diesen Namen abgelehnt und wollen nur zu den geheimen Gesellschaften gerechnet seyn. Literarische O. entstanden im 17. Jahrhundert zur Förderung der Kunst und Wissenschaft, besonders der Poesie, z. B. der Pegnitzorden, Schwanenorden an der Elbe (s. d.) ꝛc.

Ordinär (v. Lat.), gewöhnlich, häufig; geringe Waare; im Buchhandel vom Ladenpreise solcher Bücher, von denen der Verleger dem Sortimentsbuchhändler 33⅓ % Rabatt gibt, entgegen dem Nettopreise solcher Artikel, von denen jener nur 25% gewährt.

Ordinalia (lat.), Ordnungszahlen, Gattung der Zahlwörter, s. Numeralia.

Ordinandus, s. Ordination.

Ordinariae authenticae (lat.), s. Corpus juris.

Ordinariat, s. Ordinarius.

Ordinarium (lat.), lithurgisches Buch, das den kirchlichen Ritus enthält; O. de tempore, s. v. a. Psalterium.

Ordinarius (v. Lat.), der gewöhnliche Richter in geistlichen Sachen; jeder Bischof, in sofern er im Umfange seiner Diöcese die Jurisdiktion ausübt; im Mittelalter besondere Dignität im Kollegium der Canonici regulares; Bezeichnung jedes Professors, der in einer Fakultät einen der für die verschiedenen Disciplinen festgesetzten Lehrstühle einnimmt. Das Amt eines O. heißt Ordinariat, insbesondere (bischöfliches Ordinariat) die Behörde, welche im Namen des Bischofs die Jurisdiktion über den bischöflichen Sprengel übt.

Ordinaten, in der analytischen Geometrie parallele gerade Linien, welche von einer der Lage nach gegebenen Geraden, der Abscissenlinie, nach einer andern geraden, gewöhnlich aber krummen Linie gezogen werden, um die Lage der Punkte der letztern zu bestimmen; parallele gerade Linien, die von einer der Lage nach gegebenen Ebene an eine doppelt gekrümmte Linie oder krumme Fläche gezogen werden, um deren Punkte zu bestimmen; sich schneidende Gerade, die von einem Punkte nach einer krummen (auch wohl geraden) Linie aus demselben Grunde gezogen werden, in welchem Falle die Winkel, die sie mit einer gegebenen, durch den festen Punkt gehenden Geraden bilden, die Abscissenlinie vertreten. Vgl. Koordinaten.

Ordination (v. Lat.), im Allgemeinen die feierliche Einweihung zum geistlichen Amte, besonders in der protestantischen Kirche, die in der Praxis der alten apostolischen Kirche und in 1. Tim. 3 u. Tit. 1 ihre Begründung findet. Sie bestand stets in der feierlichen Handauflegung mit Gebet und heißt daher Ordo sacerdotalis, manus impositio. Ihr muß die Vokation zum geistlichen Amte vorausgehen. Nach protestantischen Grundsätzen kann die O. von jedem Pfarrer vollzogen werden, doch hat sich die kirchliche Praxis dahin ausgebildet, daß dem Ordinandus, d. h. dem zu weihenden Kandidaten, von einem oberen Geistlichen die Pflichten des geistlichen Amtes vorgehalten und die Rechte und Befugnisse desselben durch Anrede, Segensspruch und Auflegung der Hände ertheilt werden. Bei dem Gebrauche des Händeauflegens, der sich in die frühesten Zeiten verliert, ist in der Regel der Beistand mehrer anderen Amtsgeistlichen erforderlich, welche mit einem Segensspruch den Ordinandus dabei begrüßen, der gleich darauf, zum Zeichen seiner Kirchengemeinschaft, zum Tische des Herrn geht. Die Erlaubniß, die O. zu ertheilen, steht den Kirchenräthen und Konsistorien zu, wird aber in der Regel nur den als Examinatoren und Konsistorialassessoren angestellten Superintendenten oder Inspektoren übertragen, in England und in den nordischen Reichen von den protestantischen Bischöfen besorgt. In der katholischen Kirche ist

Digitized by Google

die O. oder Priesterweihe, die seit der ältesten Zeit als ein ausschließliches Vorrecht der Bischöfe betrachtet wurde, ein Sakrament. Der Glaube, daß die O. von den Aposteln nur durch die Bischöfe fortgepflanzt und bis jetzt in der Kirche erhalten worden sey, macht nach der Ansicht der Katholiken die O. protestantischer Prediger durch verheirathete Superintendenten und Dekane ungültig und diese zur Ertheilung der Priesterwürde unfähig. Die römisch-katholische wie die griechische Kirche nahm seit dem 3. Jahrhundert 8 verschiedene geistliche Grade oder Orden (ordines) an, von denen jeder mit besondern Feierlichkeiten ertheilt wird; es sind dies die Ostiarien oder Kirchenthürhüter (Sakristane und Glöckner), die Lektoren, die Exorcisten, die Akoluthen, die sogenannten kleinern (niedern) Weihen (minores), die Subdiakonen, die Diakonen, die Presbyter u. die Bischöfe, die vier höhern Weihen (majores).

Ordinationen, Befehle des Richters auf einseitige Vorstellungen, durch welche er das Rechtsverhältniß unter den Parteien über die Streitsache selbst, und zwar außer und anstatt der gewählten Prozeßart in der Absicht bestimmt, den Rechtsstreit in seiner Entstehung oder Verfolgung abzukürzen.

Ordnung, im Allgemeinen eine nach bestimmten leitenden Gesichtspunkten geschehene, regelmäßige und zweckmäßige Zusammenstellung einer oder mehrer Reihen von Dingen u. Handlungen. In dieser Bedeutung gebrauchen wir das Wort von der kleinsten, regelmäßigen Einrichtung des täglichen Lebens, von der richtigen Folge weniger Gedanken, bis hinauf zu der Zusammenfügung und dem Ineinandergreifen der verwickeltsten Mechanismen, der tiefsinnigsten Gedankenreihen, der größten Kunstwerke, der großartigsten Thätigkeit im Leben des Staats, und wenden es an bei der Betrachtung des Universums, indem wir von einer Weltordnung reden, in der Alles seine rechte Zeit und rechte Stelle hat. Die O. setzt nothwendig ein ordnendes Subjekt voraus, welches nach bestimmten Principien zusammenstellt. Sie ist in sittlicher Beziehung wie in ästhetischer Hinsicht von unendlicher Bedeutsamkeit. Hier erhöht die O. den Reiz des Schönen und trägt bei zur Leichtigkeit der Auffassung und zur Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit, dort führt sie den Menschen zur Stetigkeit im Handeln und bewirkt, daß es beim Einzelnen sowohl wie in den so mannichfaltigen Verzweigungen des Staatslebens, welches ohne O. gar nicht gedacht werden kann, so hergeht, daß das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens auf die Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit der Handlungen sich erzeugt und erhält. Darum ist es eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung, in dem Zögling zeitig den Ordnungssinn und die Ordnungsliebe zu bilden. O. im Besonderen heißt in wissenschaftlichen Systemen eine der Hauptabtheilungen, die gewöhnlich unter eine Klasse gestellt ist und Gattungen unter sich hat; in den naturhistorischen Systemen z. B. ist sie die oberste Unterabtheilung der Klassen. Im Bauwesen versteht man unter O. die den Regeln der Symmetrie und Eurythmie entsprechende Stellung der einzelnen Bautheile im Aeußern und Innern eines Gebäudes, durch welche dieselben eine zweckmäßige Verbindung unter sich und mit dem Ganzen erhalten und eine leichte Uebersicht gewähren, in der Kupferstecherkunst die Richtung der einzelnen Schnitte, die zur Darstellung verschiedener Gegenstände durch Regeln bestimmt ist. Im juristischen Sinne bezeichnet O. (ordinatio) ein umfassendes Gesetz über die Organisation einer Behörde und der bei ihren Geschäften zu beobachtenden Formen. So gibt es Gerichts-, Prozeß-, Appellations-, Gemeinde-, Kirchen- und Polizeiordnungen. In der Geometrie und Arithmetik sind O. en im Allgemeinen Abtheilungen mathematischer Größen, die nach besonderen Eintheilungsgründen bestimmt werden.

Ordnungsstrafe, die Bestrafung wegen verletzter Ordnung, welche von der auffehenden Behörde ohne eigentliches richterliches Gehör u. Urtheil verhängt wird und wogegen also auch kein eigentliches Rechtsmittel, sondern nur Vorstellung oder Beschwerde bei der vorgesetzten Behörde Statt findet (s. Rekurs). Gewöhnlich bestehen O.n in Verweisen, kleinen Geldstrafen, wohl auch Gefängniß, vgl. Disciplinargewalt und Strafe.

Ordnungszahlen, s. v. a. Ordinalia, s. Numeralia.

Ordo (lat.), Rang, Stand; Ordnung; eine Reihe Soldaten in der Schlachtordnung; einer der Stände des römischen Volks, s. Rom (der Staat); (o. ecclesiasticus), liturgisches Buch der katholischen, zunächst der römischen Kirche, das die Vorschriften für kirchliche, besonders gottesdienstliche Handlungen enthält, herausgegeben am besten von Melchior Hittorp (De divinis catholi. eccl. officiis, Köln 1568) und von Mabillon in seinem „Museum Italicum" (Paris 1689).

Ordög-Arka (Teufelsschanze), ein von den Avaren aufgeworfener großer Damm in Ungarn, beginnt bei Baja an der Donau, streicht bei Halas und unterhalb Felegyhaza in nordöstlicher Richtung bis an die Theiß, erstreckt sich noch jenseits des Flusses und endigt bei Szeghalan in der bekefer Gespannschaft an den Sarretsümpfen.

Ordonnanz (v. lat.), Befehl, Gesetz, besonders ein militärisches Gesetz im Allgemeinen und speciell diejenigen Vorschriften, welche für einzelne Zweige des militärischen Dienstes gegeben sind, dann auch ein Militär, welcher einem höhern Vorgesetzten zugetheilt wird, um seine Befehle schnell und sicher an die bestimmte Person zu überliefern. Je nachdem die Person, zu welcher die O. kommandirt, von höherem oder niederem Range, oder der Auftrag von größerer oder geringerer Wichtigkeit ist, wird zu diesem Dienste ein Offizier (Ordonnanzoffizier), Unteroffizier (Ordonnanzunteroffizier), oder Gemeiner (O. schlechthin) verwendet. Gewöhnlich werden O.en zu jeder solchen Verrichtung besonders, oder auf bestimmte Zeit, in der Regel 24 Stunden, kommandirt, doch gibt es in einigen Armeen auch eigene Truppengattungen, welche zum beständigen Ordonnanzdienste bei den höheren Offizieren bestimmt sind. So besteht in der preußischen Ar-

Digitized by Google

mee bei jedem Armeecorps eine Abtheilung berittener Armeegensdarmen, welche außerdem, daß sie die Armeepolizei haben, den einzelnen Generalen als O.en beigegeben sind. In manchen Armeen werden die zum persönlichen Dienst der Offiziere ernannten Offizierburschen, sowie die Kalfaktors auf den Wachen ebenfalls O. genannt.

Ordonnanzen (ordonnances), in Frankreich vor der Revolution von 1789 alle Erlasse des Königs oder Regenten. Man unterschied die O. im weiteren Sinne als eigentliche O., welche alle Gegenstände des öffentlichen Rechts, und als Edikte, welche das Finanzwesen, als Deklarationen, offene Briefe (lettres patentes) und Reglements, welche die Erläuterung, Bestätigung und Anwendung der Gesetze zum Gegenstande hatten. Diese sämmtlichen Erlasse oder O. besaßen die Eigenschaft von Gesetzen, weil die Könige nach dem Princip „Si veut le roi, si veut la loi" faktisch das Recht der Gesetzgebung ausschließend übten. Verweigerte das Parlament die Einregistrirung und somit die Publikation eines Erlasses, so erschien gewöhnlich ein offener Brief, welcher den Provinzialbeamten die Publikation und den Staatsangehörigen die Beobachtung der Ordonnanz befahl und also der Sache Rechtskraft verlieh. Die O. im engeren Sinne waren, wie die Edikte und Deklarationen vom König unterzeichnet, von einem Staatssekretär kontrasignirt, mit dem großen Siegel beurkundet und vom Siegelbewahrer visirt. Wie die Edikte waren die O. gewöhnlich nur vom Monate des laufenden Jahres datirt und schlossen mit den Worten „Car tel est notre plaisir." Um der eingerissenen Verwirrung zu begegnen, befahl Ludwig XIV. eine Sammlung aller O. der Könige der dritten Dynastie. Der erste Band dieser wichtigen Sammlung kam 1723 zu Stande; dieselbe zählt gegenwärtig 20 Folianten, welche die O. von 1051 bis 1497 enthalten. Eine sehr vorzügliche Arbeit ist die unter dem Titel „Recueil général des O. anciennes, depuis l'an 1420 jusqu'à la révolution de 1789" (Paris 1822—29) von Jourdan, Decrusy u. Isambert veranstaltete Sammlung. Seit der Einführung der konstitutionellen Charte erhielten die O. in Frankreich wie in allen konstitutionellen Staaten einen wesentlich andern Charakter. Während die Gesetze selbst nur unter Mitwirkung der Kammern gegeben werden, blieb dem König nach dem 13. Art. der Charte zwar das Recht, auch O. zu erlassen, dieselben sollten jedoch nur die Ausführung und Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung regeln und die Gesetze selbst weder verändern noch aufheben. Die treulose Auslegung jenes 13. Art. durch die Minister Karls X. führte den Sturz der alten Dynastie und die Julirevolution von 1830 herbei. Durch die neue Verfassung von 1852 und deren spätere Modifikationen ist der Unterschied zwischen Gesetzen und O. fast wieder aufgehoben. In bestimmten Streitfällen erläßt auch der französische Staatsrath O., die ebenfalls nicht den Charakter von Gesetzen haben, vielmehr Entscheidungen und Urtheile (jugements, arrêts) sind. Den Namen O. führen endlich die Entscheidungen, welche die französischen Kriminalgerichte auf den Vortrag des Instruktionsrichters abgeben.

Ordonnanzkompagnien, die 15 adeligen Reiterkompagnien, welche unter Karl VII. in Frankreich 1445 errichtet wurden und als die ersten Anfänge zu stehenden Heeren gelten können. Die große Auszeichnung, welche diese Gensd'armes oder Hommes d'armes vom Könige erfuhren, zog bald die Blüthe der französischen Ritterschaft in ihre Reihen, da überdies Männer, wie Bayard, La Tremouille, Bonneval u. A. an der Spitze standen, und es galt fast mehr, Homme d'armes zu seyn, als den Ritterschlag zu erhalten. Jede Kompagnie bestand aus 100 solcher Hommes d'armes, deren jeder 3 Bogenschützen, einen Knappen und einen Pagen um sich hatte; ein Kapitän und mehre Lieutenants hatten das Kommando. Sie wurden erst 1660 aufgehoben.

Ordo salutis (lat.), Heilsordnung.

Ordo verborum (lat.), Wortfolge.

Ordovices, altes Volk in Britannien, im Norden des jetzigen Wales und auf Anglesey, mit der Hauptstadt Mediolanum.

Ordre (franz.), Ordnung; Befehl, besonders im Militärwesen; Auftrag, Bestellung; Derjenige, an welchen für einen Andern eine Anweisung zu zahlen ist (s. Wechsel).

Ordre de bataille (franz.), s. Schlachtordnung.

Ordúña, Stadt in der spanischen Provinz Biscaya, nordwestlich von Vittoria, am Fuße des kantabrischen Gebirges, unfern der Quelle des Nervion, zwischen Alava und Burgos, ist alterthümlich und schlecht gebaut, hat Wollenzeichwebereien, guten Weinbau (Chacoli) und 5500 Einw.

Oreaden, die Nymphen der Berge, s. Nymphen.

Oregon (Oregan, von dem spanischen Orejon, Oregano, d. i. Orkan, Sturm, oder von dem irischen O'Regan, auch Columbia, Rio San Roque, großer Westfluß, von den französischen Canadiern Rivière de la Colombe genannt), großer nordamerikanischer Fluß an der Westküste, wird durch zwei Hauptarme gebildet, von denen der von Norden kommende rücksichtlich der Schiffbarkeit der wichtigste ist. Er entspringt in den Felsengebirgen etwa unter 49° 50′ n. Br., strömt längs der Westseite der Rocky Mountains bis zu 53° 30′ nördlicher Breite hinauf, fließt dann von Norden nach Süden, wird durch den von Norden kommenden Canoe verstärkt, durchbricht dann das Gebirg, wendet sich nach Südwesten, durchströmt den Chatnoonik- und Carbobsee, setzt dann nach Südosten um, wird hierauf durch den Cootonay, Coohamy oder Mc. Gillivray (welcher ihm die Wasser des Flatbowsees zuführt) verstärkt, bildet nun einen bedeutenden Katarakt, unterhalb dessen er sich wieder nach Südwesten wendet, nimmt weiter unten durch den von Südosten kammenden Clarke die Gewässer des Kulleespelmsees auf, bildet wieder einen Fall und nimmt von Osten den Skopane, von Nordwesten die Wanaacha und Tarpetete, vorher aber beim Fort Okanagam die Gewässer des großen Otchenankanesees auf. Von

Digitized by Google

diesem Punkte geht er in sehr gekrümmtem Laufe 2Längengrade weit südsüdöstlich, nimmt den Basket-Pot und den Snake auf und vereinigt sich oberhalb des Forts der Indianer Nez percés mit seinem südlichen Hauptarm, dem Lewis (Saptin oder Fluß der Schlangenindianer), der auf der linken Seite ihm zuströmt. Dieser südliche Hauptarm des O. hat ebenfalls einen sehr gekrümmten Lauf und eine Länge von etwa 200 Lieues. Er kommt von Südosten, gleichfalls aus den Felsengebirgen, wo seine Quellen nahe bei den obern Zuflüssen des Missouri liegen. Der vereinigte Fluß, der beim Fort der Nez percés schon eine Breite von beinahe 1000 Meter hat, wendet sich nun in vielen Krümmungen nach Westen und strömt durch ebene Flächen, in denen er von Norden den Kataraki, von Süden aber die Wallawallab, den Paumalolam, den la Plage und Towamabe-Oaks aufnimmt. In vielen Fällen und Stromschnellen durchbricht er die westliche Gebirgskette und schlängelt sich dann nordwestlich als ein sanft dahinfließender Strom durch ein reizendes, fruchtbares, von majestätischen Waldungen beschattetes Thal hindurch, in welchem er durch den Seal, Quicksand, Multnomah, Chawanahioots und den Cowaliskee verstärkt wird. Beim Fort Vancouver, wo seine Breite 1200 Meter beträgt, lösen sich die beiden (Wallamet genannten) Mündungsarme von ihm ab. Bis zur Hauptmündung in den Australocean unter 46° 15′ nördl. Br. zwischen der Adamsspitze und dem Täuschungskap (Kap Disappointement) vergrößert er sich auf 3 Lieues Breite. Der direkte Abstand der Quelle von der Mündung beträgt 340 deutsche Meilen, sein Stromgebiet 15,940 □Meilen. Der für die Schifffahrt wichtigste Theil des O. ist natürlich der von der Mündung bis zu den ersten Fällen, in welchen Schiffe von beinahe 400 Tonnen einlaufen können. Indessen ist diese Beschiffung nicht ohne Gefahr, weniger wegen der vielen Inseln, Baumstämme und Sandbänke, als hauptsächlich wegen der großen Barre vor der Mündung des Stromes. Das Einlaufen in den Strom geschieht durch einen Kanal von 1/4 Meile Breite und 8 Meter Tiefe und bedarf der größten Vorsicht. Das Fahrwasser ändert sich fast jedes Jahr. Ein anderer Umstand, der den O. zum Gegenstand des Schreckens für jeden Seefahrer macht, ist der, daß man bei schlechtem Wetter mehr als 200 Lieues nördlich oder südlich fahren muß, um Sicherheit entweder im Hafen von San Francisco in Kalifornien oder in der Pugetbai in der Juan-de-Fucastraße zu finden. Nur Dampfschiffe können ihn sicher passiren, und auch sie nur während einiger Monate in der schönen Jahreszeit. Im Sommer kommen zahlreiche Indianerflottillen 300—400 Lieues weit herbei, um Tauschhandel zu treiben und Salmen zu fischen, an denen der O. und seine Zuflüsse überreich sind. Der eigentliche Entdecker des Flusses vom Meere aus war der Spanier Don Bruno de Heceta, welcher mit der Korvette Santiago am 17. August 1775 die Einfahrt des Flusses aufnahm und ihn Rio de San Roque (St. Rochus) nannte. Der amerikanische Kapitän Gray fuhr 1792 in den Fluß hinein und nannte ihn nach dem Namen seines Schiffes Columbia. Vom Lande her kannten die Canadier seit den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts den Fluß vollkommen u. nannten ihn den „großen Strom des Westens".

Oregon (auch wohl Nordwestgebiet), früher und im weitern Sinne der ausgedehnte Landstrich auf der Nordwestküste Nordamerika's, welcher sich von der Südgrenze der russischen Besitzungen bis zur Grenze Mexiko's, zwischen dem Felsengebirge und dem stillen Ocean erstreckt, im engern Sinne nur die Küstenlandschaft Neualbion sammt dem dahinter liegenden Flußgebiet des Oregon oder Columbiastromes. Dies Oregonterritorium der nordamerikanischen Freistaaten hat ein Areal von 16,117 □Meilen und bildet von Norden nach Süden eine lange Reihe von Plateaus, die im Osten von den Rocky-Mountains oder Felsengebirgen, auch Oregongebirge genannt, welche die Wasserscheide zwischen dem Missouri-, Mississippi- und dem Oregonflußgebiete bilden, im Westen aber von einer Fortsetzung der aus Mexiko heraufsteigenden Sierra Nevada umschlossen werden. Etwa 22 Meilen hinter der Westküste und ihr parallel durchziehen das ganze Land die nordamerikanischen Seealpen unter dem Namen des Kaskaden- oder Präsidentengebirgs (Cascade oder Presidents Range) mit herrlichen Fichten- u. Cedernwaldungen und vielen, zum Theil mit Schnee bedeckten Kegelbergen, z. B. dem Mac-Laughlin, dem Mount-Jefferson, dem 4690 Fuß hohen Mount-Hood oder Washington, dem 8958 Fuß hohen thätigen Vulkan St. Helens oder John Adams, dem 11,565 Fuß hohen Vulkan Ramier oder Harrison und dem 11,256 Fuß hohen Mount-Baker an der Nordgrenze. Hinter dieser vom Oregon durchbrochenen Gebirgskette breitet sich eine weite Berg- und Plateaulandschaft mit den Blue-Mountains aus, die in nördlicher Richtung von 46° nördl. Br. bis zur Nordgrenze ziehen. Von der Südgrenze bis zur Mündung des Columbia ist die Küste nur wenig zerrissen, und die schmale Küstenterrasse, die sich im Westen der Seealpen hinzieht, hat einen ziemlich hohen Abfall und tritt nur in unbedeutenden Vorgebirgen hervor. Auch tiefere Buchten und Häfen für größere Fahrzeuge fehlen, außer an der Nordgrenze, an der Fucastraße, wo eine Anzahl vortrefflicher Häfen sich befinden, z. B. Port Discovery. Sämmtliche Flüsse des Landes kommen von dem Felsengebirge herab, durchströmen westwärts in tiefen und engen Einschnitten das Plateau, um sich, nachdem sie die Seealpen durchbrochen, in den stillen Ocean zu ergießen; so der Colorado, der in den Golf von Kalifornien mündet, und der Oregon oder Columbia, der Hauptstrom des Landes, mit seinen zahlreichen Quellarmen u. Nebenflüssen. Nach Osten strömen der Missouri und Yellowstone ꝛc. Den Norden durchströmt der Tacutche-Tesse oder Frasers-River, der ein eigenes Stromsystem bildet und, durch mehre Nebenflüsse verstärkt, in die Billingshambai des Golfs von Georgia mündet. Da fast alle Flüsse in ihrem raschen Laufe von einer Menge Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen werden, so sind sie meist nur wenig zur Schifffahrt geeig-

Digitized by Google

net, sowie sie auch vermöge der schluchtenartigen Beschaffenheit ihrer Thäler nichts zur Bewässerung des Landes beitragen. Alle haben sogenannte Tragstellen (portages), an denen die Kanoes aus dem Flusse gehoben und zu Lande fortgetragen werden müssen, bis man sie weiter unten wieder auf das Wasser setzt. An großen Landseen ist das Land außerordentlich reich (Earbob oder Ehatnoonik, Flatbow, Klamet, Otchenankane, Saleesch [Shalett, Flathead], Pointets-Beard ꝛc.), und heiße Quellen hat man sowohl im Felsengebirge, als an der Westseite des Clarke bereits mehre entdeckt. Das Territorium zerfällt in drei natürliche, nach Klima- und Bodenverhältnissen verschiedene Sektionen. Die westliche Sektion erstreckt sich von der Fucasstraße bis zu 42° nördl. Br., in einer Ausdehnung von 400 Meilen und einer durchschnittlichen Breite von 120 Meilen. Die Bergabhänge sind bis zum Meere hinab reichlich mit Holz bewachsen, zwischen welchen sich fruchtbare, gut bewässerte Thäler und Prairien vorfinden. Der Gebirgsstock der Seealpen gibt dem Lande ein sehr rauhes und unebenes Ansehen. Die höchste Kuppe ist der Olymp oder van Buren, welcher 7688 Fuß hoch ist. Mit Ausnahme des Oregon haben alle die diese Sektion durchströmenden Flüsse ihren Quellpunkt in der Cascade Range. Sie sind sämmtlich, mit Ausnahme des Oregon und Willamet, nicht schiffbar und sehr kurzen und schnellen Laufs mit bedeutendem Abfall und vielen Stellen, welche sich trefflich zur Anlage von Mühlen eignen. Der fruchtbarste Theil der Sektion sind die Thäler, in welchen der Willamet und der Umpqua ihr Bett haben. Das Klima ist mild. Die Winter sind kurz, dauern nur vom December bis zum Februar, und Frost ist selten. Schnee ist sehr ungewöhnlich. Die nasse Jahreszeit dauert vom November bis zum März, aber die häufigen Regengüsse sind nicht schwer. Das Klima während des Winters ist dem Englands nicht unähnlich, und die Temperatur selbst ist ebenso mild, wie an der unter dem 10.° nördl. Br. belegenen Küste. Fruchtbäume blühen schon im April. Die mittlere Sektion erstreckt sich durch die ganze Länge des Territoriums vom 42. bis zum 49. Parallelkreis und ist 160 Meilen breit, ihrem Charakter nach mehr Weideland, als Getreideland. Sie wird vom Oregon durchschnitten, welcher alle von Norden und Süden kommenden Gewässer in sich aufnimmt. Weiter nach Süden zu hebt sich die Landschaft und wird häufig von steilen und kurzen Bergarmen, eine Anzahl von Seen umfassend, unterbrochen, welche letztere eine Menge kleiner Ströme in sich aufnehmen. Südlich vom Sullantlussee erhebt sich eine Hügelkette, welche sich in der Nähe der Quellwasser des Umpqua an das Kaskadengebirge anschließt und die waldige Landschaft von jenem unfruchtbaren Striche scheidet, welcher sich an das große Becken Kalifforniens anlehnt und einen Theil desselben ausmacht. Die Ausdehnung des bewaldeten Landes der mittleren Sektion dürfte wohl mit ziemlicher Genauigkeit auf 25,000 engl. □Meilen angeschlagen werden; dasselbe befindet sich meist südlich vom Oregonfluß. Der nördliche Theil des Oregonflußgebiets besteht meist aus offenem, von verschiedenen Flüssen durchschnittenem Prairieland, welche westlich vom Kaskadenbergrücken dem Oregon zuströmen. Die Sektion ist langen Dürren ausgesetzt, der Sommer ist viel trockener und wärmer und der Winter kälter, als in der westlichen Sektion, die Extreme von Hitze und Kälte sind häufiger und bedeutender. Doch ist die Atmosphäre außerordentlich rein und gesund. Im Sommer wird die Luft von den starken Westwinden abgekühlt. Thau fällt in dieser Sektion nicht. Der äußerste nördliche Theil ist von vielen, dem Oregon zufließenden Strömen bedeckt, von welchen der Okanagan der bedeutendste ist. Von dort an wird die Gegend wieder waldreicher. Die östliche Sektion erstreckt sich vom 42.°—52.° nördl. Br. und hat eine durchschnittliche Breite von 150 Meilen. Der Boden ist entschieden vulkanischen Ursprungs, sehr rauh und uneben und von verschiedenen Bergarmen durchschnitten, welche zwischen den beiden Ketten, welche die Begrenzungen dieser Sektion bilden, hin- und herziehen. Die zahlreichen Gewässer bilden zum Theil die Quellen des Oregon oder seine Beiströme, welche sich an einigen Orten in, zum Theil von hohen und senkrechten Bergjochen eingeschlossene Seen verwandeln. Das Land möchte in eine waldige und eine öde Hälfte zu scheiden seyn, deren Scheidelinie durch den Salmon-River gebildet wird; im Norden desselben ziehen sich die Waldungen und im Süden die vulkanischen Berge und Ebenen hin. Der Anbau ist in dieser Sektion mit Ausnahme des in der Nähe, südlich vom Fort Hall gelegenen Landes noch nicht versucht worden, und dort selbst nur in den Thälern; der nördl. Theil desselben wird wegen der Nähe der Schneeberge als des Anbaues ganz unfähig bezeichnet. Das Klima ist überaus abwechselnd, da an einem Tage die Temperatur 50—60° differirt, was dem Feldbau nicht förderlich ist.

Die Vegetation des Gebiets ist außerordentlich reich. Ein großer Theil des Landes (mehr als die Hälfte) ist mit Wald bedeckt; das Bauholz, welches die Wälder zwischen 42° u. 54° nördl. Br. hervorbringen, wird für das vortrefflichste u. kostbarste in der ganzen Welt anerkannt. Unter den Forstbäumen zeichnen sich die riesenhaften Fichten, der schwarze Elkan, weiße Cedern, Tannen, Eschen, Eichen und Ahorn auf dem Hochlande vorzüglich aus; die Bottomländereien tragen Silberpappeln, Tulpen- und Baumwollbäume, hochstämmige Weiden, Sassafras und Cypressen. Am Oregonfluß wächst Ginseng in unerschöpflicher Menge. Himbeeren, rothe und weiße Brombeeren, schwarze Johannis- und Stachelbeeren finden sich überall im Ueberfluß; ferner wilder Lauch, Zwiebeln, Pastinaken und andere eßbare Wurzeln. In der Nähe der Küste wächst wilder Weizen, der, sowie die Wurzeln der Camas, aus welchen eine Art Brod gebacken wird, oft die einzige Nahrung der Indianer ausmacht. Die Wälder sind mit wilden Blumen und Eglantierrosen durchwebt, deren Blüthen die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen; das Antherieum und eine Menge noch unbestimmter Zierpflanzen schmücken die Ufer der Flüsse und die ausgedehnten

Digitized by Google

Prairien; der Thee von Labrador und eine große Zahl anderer Arzneikräuter werden überall gefunden. Auch der Wein wächst wild, und darunter eine merkwürdige Art, die, wie das Tauwerk ein Schiff, einen ganzen Wald durchschlingt. Das Thierreich ist sehr stark vertreten. Auf den Ebenen und Prairien am Clarke und Lewis irren ganze Heerden verwilderter Pferde umher, und der Bison zieht durch die Schluchten des Felsengebirges. Das furchtbarste Thier des Landes ist der weißgraue Bär, der aber nur in den Klüften des Felsengebirges zu Hause ist; der schwarze Bär, der auch die Seeküste besucht, liefert die Lieblingenahrung der jagenden Indianer. Außerdem finden sich besonders Elennthiere, Büffel, Rothwild, Antilopen, Wölfe, Füchse, wilde Bergschafe, Kuguare und Tigerkatzen, Marder u. Biber u. viele andere Pelzthiere. Von Vögeln findet man den Kalumetadler, mit dessen Federn sich die indianischen Krieger schmücken, Falken, Bussards, Raben, Hasel- und Savannenhühner, Fasanen, Turteltauben, Amseln, Krähen, Elstern, Eisvögel, Lerchen ꝛc.; Wassergeflügel an der Küste und auf den Binnenseen in größtem Ueberfluß, besonders Schwäne, Gänse, Enten, Kormorans, Taucher, Kraniche, Möven, Wasserraben, Seepapageien u. verschiedene Arten von Strandvögeln. Die Menge der Fische, welche nicht nur an der Küste, in den Sunden, Einfahrten u. Flüssen, sondern auch in allen Binnenseen gefunden werden, geht ins Unglaubliche. Austern und Schaalthiere aller Art sind in Menge vorhanden. Reptilien gibt es wenige, darunter aber die Klapperschlange; Muskiten sind sehr häufig und besonders lästig. Die Prairien und Waldungen sind mit Insekten verschiedener Art angefüllt; Schmetterlinge von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, Phalänen, gemeine Fliegen ꝛc. findet man überall, und die Biene, die man früher nur diesseits der Felsengebirge kannte, ist bereits auch in die Waldungen O.s eingedrungen. Der Mineralreichthum des Landes ist fast noch völlig unbekannt. In der neuesten Zeit hat man Goldlager entdeckt.

Die eingeborene Bevölkerung besteht aus einer großen Anzahl verschiedener Indianerstämme, die zuerst von Horatio Hale ethnographisch geordnet und übersichtlich zusammengestellt wurden. Sie stehen an körperlicher und geistiger Begabung offenbar hinter jenen im Osten des Felsengebirges zurück, und auch ihre soziale Entwickelung ist auf einer niedrigern Stufe geblieben. Wie hoch sich ihre Zahl beläuft, ist unbekannt; man hat sie im Anfang dieses Jahrhunderts auf 80,000, später wohl richtiger auf 30,000 und um 1840 auf etwa 20,000 Köpfe geschätzt. Nach neueren Berichten sind seit etwa 30 Jahren nicht weniger als 60 Procent der Indianer am Oregon durch Fieber hinweggerafft worden, oder an der Auszehrung gestorben. Ihre religiösen Vorstellungen sind äußerst roh und eng begrenzt, und bei den meisten bleibt es noch zweifelhaft, ob sie überhaupt eine Vorstellung vom höchsten Wesen haben. Ohne eigentlich Nomaden zu seyn, haben sie doch keine festen Wohnsitze. Bei einigen Stämmen ist es herkömmlich, nach Osten über das Gebirg zu ziehen, um den Büffel zu jagen; die Stämme an der Küste halten sich während der Sommermonate am Meere auf, für den Winter hausen sie im Binnenlande an irgend einem Flusse. Einige wechseln den Wohnort gar nicht, sondern streifen nur einige Wochen umher, um zu fischen oder Wurzeln zu graben, und kehren dann immer wieder in ihre ständigen Hütten zurück. Zu der Abtheilung der nördlichen Oregoninbianer rechnet Hale alle im Norden des Oregon und drei oder vier Stämme im Süden desselben. Die bemerkenswerthesten Stämme sind: die Schuschwaps oder Atnahs am untern Fraser, die Kitunahas oder Flatbows zwischen den beiden obern Quellflüssen des Oregon, die Selisch oder Plattköpfe (Flatheads) am obern Oregon und dessen Zuflüssen, etwa 300 Köpfe, die gewissermaßen einen Uebergang zwischen den Küstenstämmen und jenen im Süden und Osten bilden, die Skitsuisch oder Coeurs d'Alene-Indianer, etwa 400, dadurch bemerkenswerth, daß sie Kartoffeln pflanzen und Neigung für den Ackerbau bethätigen, die Piskwas, berüchtigte Diebe, unterhalb Fort Okanagan bis zu den Priestestromschnellen, die Siwale oder Nisqually, am Pugetsunde, die Cowelitz, in der Mitte der Halbinsel zwischen dem Oregon und dem Pugetsunde, die Tsihaillich, am Cowlitzflusse, und die Killameeks oder Nsietschawus an der Küste, südlich vom Oregon, die Sabaptins (Saptin) oder Nez percés, etwa 2000 Köpfe, am Kuskuski, Salmon River und untern Lewis, die Wallawallas, Peluses, Yakemas und Klikatats, zusammen 2200 Köpfe, die Weilaptu oder Cayuse, am obern Wallawalla, nur 500 Köpfe, aber tapfere Krieger, die Watlala oder oberen Tschinucks, unter welchem Namen man alle Stämme zusammenfaßt, welche von der Insel Multnomah bis zu den Fällen des Oregon und am untern Willamet wohnen, die unteren Tschinucks, unterhalb der Multnomahinsel, nämlich die Wakalkam, Katlamet, Tschinuck und Klatsap, zusammen 6000 Köpfe stark, die Kalapuyas, im Thal des Willamet oberhalb seiner Wasserfälle, gleich den Umpquas, mitten inne zwischen den wandernden Stämmen im Innern und den schmuzigen, streitsüchtigen Küstenbewohnern stehen, die Lutuami oder Klamet, ein kriegerischer Stamm am obern Klamet. Die kriegerischen Schoschonis oder Schlangenindianer (Snakes) sind weit verbreitet. Die südlichen Stämme faßt man unter dem Namen Bonnacks zusammen. Die Schoschonis und Bonnacks, sowie die Utahs u. Sampiches, östlich vom großen Salzsee, sollen mit den Camanches sprach- und stammverwandt seyn. Die südlichen Oregoninbianer, d. h. die Sabaptin, Wallaptus, Schoschoni- und Lutuamifamilien, sind höher gewachsen, als jene in Nordoregon, kalt, schweigsam, kriegerisch u. kühn. So sind auch die Sprachen der Nordoregoninbianer von denen im Südoregon völlig verschieden. Jene zeichnen sich durch eine rauhe Härte aus, diese sind durch Harmonie u. Weichheit ausgezeichnet. In grammatikalischer Hinsicht haben alle Oregonsprachen dieselben Eigenthümlichkeiten, wie die übrigen amerikanischen. Die weiße Bevölkerung, deren Zahl 1852 bereits 20,000 Seelen betrug, besteht aus den Bewohnern der Forts, Beamten und Dienern

Digitized by Google

der Hudsonsbaikompagnie, und Ansiedlern, arbeitsamen, nüchternen Landwirthen, die sich in moralischer Beziehung hoch über das zusammengewürfelte Volk von Kalifornien erhebt. Sklaven gibt es in O. nicht. Der Pelzhandel ist die wichtigste Beschäftigung, doch wird, da sich die Pelzthiere von Jahr zu Jahr vermindern, der Ackerbau immer wichtiger. Die Kompagnie erzeugt Fänegas, Gerste, Hafer, Erbsen und Kartoffeln. Auch die freien Ansiedler verkaufen ihre Erzeugnisse an die Kompagnie. Andere von der Kompagnie ausgeführte Artikel sind: zugehauenes Stammholz, das nach den Sandwichsinseln geht, Lachs, Wallfischthran, Fischbein, geräucherte Büffel- und Rehzungen, Bisonhöcker, Bibergeil, Schwanfedern und Flaum, Seeelephantenzähne und Fischleim, nebst einigen geringern Artikeln. Die von der Kompagnie aus England eingeführten Waaren sind hauptsächlich grobe Wollenstoffe, gemeine Leinwand, Tücher, irdene und Glaswaaren, Kupferzierrathen für die Indianer, Zimmermanns- und Tischlerwerkzeuge, Feuergewehre und Pulver. Mehre im Land residirende Agenten traten 1842 zur Gründung einer britischen Ackerbaugesellschaft an der Pugetsbai (Puget's Sound Agricultural Company) zusammen und siedelten daselbst eine Anzahl freier Kolonisten an. Die wenigen bedeutenden Ortschaften sind Oregon-City, die politische Hauptstadt, unter den Wasserfällen des Willamet, Astoria am untern Oregon, Portland am linken Ufer und Plymouth an der Mündung des Willamet, Fort Vancouver am Oregon ꝛc. O. wurde 1846 als Territorium in den Bund der Vereinigten Staaten aufgenommen und war bis 1853 in 10 Grafschaften eingetheilt. Die oberste Gewalt hat der auf 4 Jahre gewählte Gouverneur, welcher einen Gehalt von 1500 Dollars u. außerdem 1500 Dollars als Superintendent der Indianerangelegenheiten bezieht. Der Senat besteht aus 9 auf 2 Jahre und das Repräsentantenhaus aus 18 auf ein Jahr gewählten Mitgliedern. Zum Kongreß sendet es einen Delegirten mit Berathungs-, aber ohne Stimmrecht. Auch bildet O. für sich einen eigenen, den 11. Militärdistrikt, und gehört mit Kalifornien zur Division am großen Ocean. Die Hudsonsbaigesellschaft behält ihre frühern Rechte in O. bis 1863. Im J. 1853 hat der Kongreß auf einen schon am 29. Aug. 1851 auf einen Konvent in Lewis-County beschlossenen und 1852 vom Delegirten, General Lane, gestellten Antrag der Einwohner von dem bisherigen Territorium O. ein neues, das Gebiet Washington, abgesondert, welches das Land im Norden des Oregon umfaßt. Die Wichtigkeit O.s für die Vereinigten Staaten besteht weniger in seinem Reichthum an Pelzthieren, der bald verschwinden muß, als in seinem Boden, der umfänglich genug ist, um Millionen von Händen zu beschäftigen, besonders aber in dem Umstand, daß mit dem Besitz von O. Nordamerika an das Ufer des stillen Oceans, an jenes ungeheure Wasserbecken gelangt, welches den Zugang zu Japan, China und Hinterindien öffnet. Zwar sind noch die Gebirge und Wüsten, die sich zwischen dem nordamerikanischen Hauptlande und dem vorgeschobenen Posten am stillen Meere ausdehnen, ein augenblickliches Hinderniß der Verbindung, aber bald wird es mittelst der Eisenbahnen gelingen, von einem Meere zum andern im Laufe weniger Tage zu gelangen.

Die ersten Entdecker des Landes waren die Spanier, ohne daß sie es jedoch besetzt hätten. Dennoch betrachteten sie es als eine ihnen zugehörige Besitzung und verwehrten englischen Pelzhändlern 1789 die Niederlassung am Nutkasunde. Erst nach ernstlichen Drohungen erkannten sie den Engländern das Recht auf jene Gegenden zu, u. diese nahmen 1792 davon Besitz. Hierauf begründen die Engländer ihre Ansprüche auf das Land, wogegen die Vereinigten Staaten ihr Anrecht auf das Einlaufen des nordamerikanischen Kapitäns Robert Gray in den Oregon mit einem Handelsschiffe 1792, sowie auf vier Entdeckungsreisen basiren, die in der Zeit von 1793—1811 zu Lande aus nach den Oregonlande unternommen wurden. Nordamerikanische Bürger, an deren Spitze der Kaufmann John Jakob Astor (s. d.) stand, gründeten 1809 u. 1810 Niederlassungen am Oregonfluß, namentlich aber 1811 die Niederlassung Astoria an der Mündung des Flusses, die 1813 von den Engländern zwar weggenommen und in ein Fort (George) verwandelt, im zweiten Vertrag (1814) aber der Union zurückgegeben wurde. Allein die Besitzung, an welcher die Nordwestkompagnie Antheil hatte und die Astor nicht behaupten konnte, ging durch die Vereinigung der erstern mit der Hudsonsbaikompagnie an diese über. Unterdeß kam, da die kommerzielle und politische Wichtigkeit des Landes sich immer mehr herauszustellen anfing, bei Abschließung des Vertrags vom 18. Oktober 1818 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten über die Nordgrenze der letztern auch das Oregongebiet zur Sprache; allein die Wichtigkeit, welche man dem Oregonstrome beilegte, verhinderte eine Uebereinkunft, und man einigte sich dahin, die Frage wegen der Souveränetät über das Oregonland unentschieden zu lassen und das Land 10 Jahre lang für beide Theile offen zu erklären. In demselben Jahr schlossen die Vereinigten Staaten mit Spanien den Vertrag über Florida ab, in welchem unter Anderm bestimmt wurde, daß der 42° nördl. Br. die Grenze zwischen den beiderseitigen Besitzungen westlich vom Felsengebirge seyn sollte. Ein anderer Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland von 1824 und ebenso einer zwischen England und Rußland von 1825 bestimmte, daß 54° 40′ nördl. Br. die Südgrenze der russischen Besitzungen nach dem Oregonlande zu bilden sollte. Somit blieb nur der Raum zwischen 42°—54° 40′ nördl. Br. übrig, über welchen die Vereinigten Staaten und Großbritannien sich zu einigen hatten. Im J. 1826 wurde ein Versuch dazu gemacht; derselbe mißlang jedoch, und man kam nun dahin überein, den 1828 ablaufenden Vertrag von 1818 auf unbestimmte Zeit zu verlängern. In demselben Maße, als das Oregenland durch die inzwischen immer weiter greifenden Kolonisations- und Handelspläne Großbritanniens u. der Vereinigten Staaten täglich eine größere Bedeutung erhielt, wuchsen auch die Schwierigkeiten einer Einigung über die Grenzen der Besitzungen bei-

Digitized by Google

der Staaten in diesen Gebieten. Noch mehr verwickelte sich die Frage dadurch, daß der Parteigeist in den Vereinigten Staaten sich derselben bemächtigte; die Kolonisation O.s wurde völlig zur fixen Idee in den Köpfen der Nordamerikaner. Die Bestrebungen der Nordamerikaner gewannen 1845 einen officiellen Ausdruck durch die Schritte des neuen Präsidenten Polk, welcher die Frage über das Oregongebiet zum Gegenstande parlamentarischer Entscheidung des Kongresses machte. Dadurch trat dieselbe in ein ganz neues Stadium, wobei es sich, trotz der neuen gütlichen Unterhandlungen, welche Großbritannien darüber eröffnete, und trotz der bedeutenden Konzessionen, unter andern die der Mündung des Oregonstromes, die es zu machen bereit war, doch um das Fortbestehen des Friedens zwischen beiden Mächten handelte. Endlich wurde die Sache durch einen am 15. Juni 1846 zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien abgeschlossenen Vertrag (Oregontraktat) dahin entschieden, daß der südliche, weit größere Theil des Oregongebiets bis zum 49° nördl. Br. den Vereinigten Staaten und der nördliche von da bis zum 54° den Briten gehören soll. Seitdem zerfällt das Land in zwei Gebiete, in das englische Oregongebiet, welches mit Einschluß der Inseln auf 7800 □Meilen geschätzt, Neukaledonien (s. d.) genannt und von der Hudsonsbaikompagnie ausgebeutet wird, und das Oregonterritorium der Vereinigten Staaten. Vgl. W. Irving, Astoria, London 1835, 3 Bde.; Greenhow, The history of O. and California, daselbst 1844; Duflot de Mofras, Exploration du Territoire de l'O. etc., daselbst 1844; Fremont, Report of the exploring expedition to the Rocky-Mountains in the year 1842 and to O. and California in the years 1843—44, Washington 1845; Dünn, History of the O. territory, 2. Aufl., London 1846.

Orel (Arjol), europäisch-russisches Gouvernement, grenzt im Norden an die Gouvernements Kaluga und Tula, im Osten an Tambow und Woronesch, im Süden an Kursk und im Westen an Smolensk und Tschernigow und umfaßt ein Areal von 798 □Meilen. Es liegt im mittlern Theile des europäischen Rußlands und ist eine der fruchtbarsten Provinzen des Reichs; namentlich gleicht die Gegend von Mzensk bis zur Gouvernementsstadt einem anmuthigen Garten. Das Land hat Höhen, Landrücken, hohe Ufer, wenig Moräste und eine trockene Lage. Es bildet zum Theil die Abdachung zwischen dem Dniepr und der Wolga. Die Oberfläche besteht meist aus leichter, mulmiger, seltener aus mulmig-sandiger, magerer Ackererde, ein geringer Theil aus Heide. Die bedeutendern Flüsse sind: Desna, Oka, Sosna, dann die Swopa, Nwot, Sudoß und Don, der eine Strecke weit die Grenze im Osten bildet. Die Seen sind unbedeutend. Das Klima ist sehr gleichförmig, mild und gesund. Man baut außer den gewöhnlichen Getreidearten auch Buchweizen, Hirse, Spelt, Hanf, Mohn, Tabak und besonders vielen Hopfen. Der Gemüse- und Obstbau ist bedeutend. Im Osten des Gouvernements gibt es viele Waldungen, die aus Birken, Erlen, Linden, Ahorn, Fichten und Eichen bestehen und überhaupt fast ein Drittel der Oberfläche einnehmen. Sie beherbergen zahlreiches Wild; besonders ergiebig ist der Wachtelfang. Die Viehzucht, Bienenzucht und Fischerei sind zum Theil sehr erheblich, besonders gibt es vortreffliche Stutereien und starkes Rindvieh; von Federvieh halten die Bauern viele Moschusenten. Die Produkte des Mineralreichs sind unbedeutend; man gewinnt Sumpfeisen, Kreide, Kalk, Torf, Alabaster und Salpeter. Auch gibt es einige Steinbrüche, wo gute Mühl-, Schleif- und Quadersteine gewonnen werden. Obgleich sich die Einwohner meist dem Ackerbau widmen, so ist doch auch die Industrie nicht unbedeutend. Vorzüglich zeichnen sich die Tuch- und Leinwandfabriken, die Gerbereien, Talgschmelzereien, Branntweinbrennereien, Runkelrübenzuckerfabriken, Theerbrennereien und Glasfabriken aus. Der Handel mit den Residenzstädten, sowie mit dem schwarzen und kaspischen Meere wird sehr lebhaft betrieben, wozu zum Theil die Flüsse behülflich sind. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide, Mehl, Hanf, Leinsamen, Leinöl, Honig, Lindenholz, Eisen und verschiedenen anderen metallischen Gegenständen, Ochsen, Schmalz, Borsten ꝛc. Die Hauptstige des Handels sind: Orel, Ssiewsk, Jeletz und Briansk (Bränsk). Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 1¹/₂ Millionen, die fast nur aus Groß- und Kleinrussen und Kosaken (auch Tscherkessen genannt) bestehen und sich fast sämmtlich zur griechischen Kirche bekennen. Die Eparchie O., welche in der Gouvernementsstadt ihren Sitz hat, wurde 1788 errichtet, gehört zur 3. Klasse und hat einen Bischof, der sich Bischof von O. u. Ssiewsk nennt. In seiner Diöces befinden sich 840 Kirchen, darunter 10 Kathedralen, außerdem 11 Klöster, darunter 3 für Frauen. An Lehranstalten zählt man 7 geistliche und 32 bürgerliche Schulen, ein geistliches Seminar und ein Gymnasium. Eingetheilt ist das Gouvernement in die 12 Kreise: Orel, Mzensk, Bolchow, Karatschew, Briansk, Trubtschewsk, Ssiewsk, Dmitrowsk, Kromü, Malo-Archangelsk, Livnü und Jeletz. Die Statthalterschaft O. wurde 1777 und 1778 errichtet, und Paul I. bestätigte sie 1796 als Gouvernement O.

Die gleichnamige Hauptstadt, in einer reizenden Lage, theils auf dem hohen Ufer der Oka, theils an der Thalmündung dieses Flusses und des sich hier mit ihm verbindenden Orlik ruhend, war noch im 17. Jahrh. nur eine unbedeutende Veste, erhielt dann aber eine Citadelle, ist mit Pallisaden versehen u. wird in 3 Viertel eingetheilt, von denen das dritte, nördlich vom Orlik, das vornehmste und am besten gebaute ist. Hier befinden sich die Regierungsgebäude, die Wohnung des Gouverneurs, das Haus der adeligen Gesellschaft (Casino) ꝛc. Die Stadt hat zum Theil nur gebrückte Straßen, fast lauter hölzerne Häuser, über 30 Kirchen, 2 Klöster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, eine Kadettenschule, eine Schule für die Erziehung der Söhne subalterner Beamten, eine 1835 errichtete adelige Pension, eine Kreisschule, ein Hospital für 100 Kranke, Gefängnißkomité, Damenkomité zum Besten armer Gefangenen, einen großen Bazar,

Digitized by Google

ein in ein Magazin verwandeltes Schloß, viele Pelz- und Kommagazine, viele Fabriken und Manufakturen, besonders Gerbereien, Seilereien, Talgsiedereien, Leinwandweberein, Schmieden ꝛc., starken Gartenbau, lebhaften Produktenhandel und (1851) 25,630 Einw.

Orelli, 1) Johann Kaspar von, bedeutender Philolog und Kritiker, den 13. Febr. 1787 zu Zürich aus einer Patricierfamilie geboren, erhielt seinen Jugendunterricht zu Wädenschwell, wo sein Vater Landdrost war, besuchte dann das Carolinum zu Zürich und wurde reformirter Prediger in Bergamo, wo er seine Muße auf das Studium der italienischen Literatur und der klassischen Sprachen verwendete. Im J. 1813 folgte er einem Rufe als Professor an die Kantonschule nach Chur, und 1819 ging er als Professor der Beredsamkeit und Hermeneutik am Carolinum nach Zürich. Hier wegen seiner religiösen Ansichten verdächtigt, widmete er sich von 1822 an ausschließlich der Philologie und dem Unterricht, durch welchen er die Jugend für die Ideen des klassischen Alterthums zu begeistern suchte. In Verbindung mit Hirzel, Bremi, Zschokke u. A. wirkte er in der Schweiz für Bildung und Aufklärung des neu erstandenen Griechenlands, und für seine Verdienste erhielt er von den Hellenen das griechische Bürgerrecht. Er † den 6. Jan. 1849. Unter seinen zahlreichen, mit ächt kritischem Geiste veranstalteten Ausgaben griechischer und besonders römischer Klassiker sind vor allen zu nennen die des Horaz (Zürich 1837—38, 2 Bde., 3. Aufl. von Baiter, 1850—52, kleine Ausgabe, Zürich 1838, 2 Bde., 3. Aufl. von Baiter, 1851—52), des Tacitus (Zürich 1846—47, 2 Bde., kleine Ausgabe, das. 1846—47, 2 Bde.) u. der „Opera" Cicero's (das. 1826—31, Bd. 1—4 in 7 Abtheilungen, 2. Aufl., Bd. 1 und 2, 1845), an welche eine Ausgabe der Scholiasten des Cicero als 5. Bd. (Zürich 1833) und ein „Onomasticon Tullianum" (Zürich 1836—38, 3 Bde.) sich anschließen. Letztere beiden Werke bearbeitete O. gemeinschaftlich mit Baiter. An Baiters und Sauppe's Ausgabe des Plato hatte O. wesentlichen Antheil. Von seinen übrigen Arbeiten sind zu nennen: „Geschichtliche Darstellung der Reformation in der Schweiz und Bündten" (Chur 1819); „Rationalismus und Supranaturalismus" (Zürich 1822); „Collectio inscriptionum latina selecta" (2 Bde., Zürich 1828). Sein Leben beschrieb Abert (Genf 1849).

2) Konrad, Bruder des Vorigen, den 6. Nov. 1788 in Zürich geboren, erhielt 1810 die Ordination, widmete sich aber dem Lehrerstande und wurde 1819 Lehrer der französischen Sprache an der Bürgerschule in Zürich, 1833 aber daselbst zum Professor der Philosophie am obern Gymnasium und zum Lehrer der französischen Sprache an der Industrieschule gewählt. O. † den 10. Juli 1854. Er gab die 3.—16. Aufl. (Aaran 1852) von Hirzels „Französischer Grammatik" heraus und schrieb unter Anderm eine „Altfranzösische Grammatik" (2. Aufl., Zürich 1848) und „Spinoza's Leben und Lehre" (2. Aufl., das. 1850).

Oremus (lat., lasset uns beten), Aufforderung des Liturgen an das Volk, womit der katholische Priester das öffentliche Gebet beginnt.

Orenburg, großes russisches Gouvernement, das von Seiten Rußlands noch zu Europa, von den Geographen des westlichen Europa's dagegen zu Asien gerechnet wird, hatte in seinem bisherigen Umfang, zwischen 51°—57° nördl. Br. und 68°—83° östl. Länge, ein Areal von 5581 □Meilen mit 1,893,500 Einwohnern, mit Einschluß des von ihm abhängigen Landes der uralischen Kosaken (1192 □Meilen mit 55,000 Einwohnern) dagegen ein Areal von 6773 □Meilen mit 1,948,500 Einwohnern. Durch einen Ukas vom 6. (18.) Dec. 1850 ist aber auf der östlichen Seite der Wolga das neue Gouvernement Samara gebildet worden, so daß auf das Gouvernement O. nur noch 4570 □Meilen mit 1,192,823 Einwohnern kommen. Nach dieser Absonderung grenzt es im Norden an Peru und Kasan, im Westen an Samara, im Süden an die Kirgisensteppe, von welcher es durch den Uralfluß getrennt ist, und im Osten an Omsk und Tobolsk in Sibiren. Das Land der uralischen Kosaken aber zieht sich von unterhalb der Stadt Orenburg am rechten Ufer des Ural erst west-, dann südwärts bis zu dessen Mündung in das kaspische Meer hinab. Das Gouvernement ist ein ödes, größtentheils unfruchtbares Land, welches vom Landrücken Obtschei-Syrt und den Gehängen des südlichen Uralgebirges durchschnitten wird. Das Gouvernement ist reich an großen und kleinen Flüssen, von denen die nach Westen, Nordwesten und Norden fließenden dem Stromgebiete der Wolga, die nach Süden strömenden dem des Ural und die nach Osten sich wendenden dem des Ob angehören. Zum Stromgebiete der Wolga gehört die Kama mit der Bjelaja, zu dem des Ural der Ural, Rhymnus mit seinen Nebenflüssen, zu dem des Ob der Tobol, welcher den östlichsten Theil der Provinz berührt. Seen gibt es eine außerordentliche Menge, theils mit süßem, theils mit salzigem und bitterm Wasser. Das Klima ist, obwohl das Land in der gemäßigten Zone liegt, nicht angenehm. Das Gouvernement ist reich an Waldungen der verschiedensten Art, die sich über den ganzen Ural hinziehen. Die Fichten-, Tannen- und Laubholzstämme werden zu Bauten verwendet, und das zum Bauen untaugliche Holz wird zu Potasche benutzt. Ackerbau wird vornehmlich im nordwestlichen Theil des Gouvernements betrieben; am fleißigsten bearbeiten die Tataren den Boden, während die halbwilden Baschkiren fast gar keinen Ackerbau treiben. Die Viehzucht, welche unter den gegebenen Verhältnissen bei einem großen Ertrage die wenigste Mühe macht, bildet sowohl bei den ansässigen Völkern, als den Nomaden das Hauptgewerbe. Bienenzucht wird in einem sehr großen Umfange betrieben. Auch die Fischerei in mehren Flüssen beschäftigt viele Menschen. Wild gibt es in den ungeheuren Wäldern in Menge, außer Rothwild und wilden Schweinen wildes Geflügel und Elennthiere; Wölfe, Bären, Marder, Füchse, Steinfüchse und mehre wegen ihres Balges geschätzte Thiere werden in den Wäldern und Steppen häufig gejagt. An den Seen und Morästen halten sich seltene Schwimmvögel auf, und der hier vorkommende Adler wird gefangen und zur Jagd abgerichtet. Der Mineralreich-

Digitized by Google

thum iſt ſehr groß; man gewinnt Gold, Kupfer, Eiſen, Erdpech, Schwefel, Vitriol, Marmor, Alabaſter, Bau- und Mühlſteine, Jaspis, Achat ꝛc.; Salz findet man überall 4—5 Fuß unter dem Sande, in Lagern, welche Gyps bedeckt, und in den Salzſeen. Die zahlreichen Hütten-, Eiſen- und Kupferwerke liefern einen bedeutenden Gewinn. Die Induſtrie iſt, abgeſehen von den letztgenannten Werken, noch ſehr gering. Man hat einige Tuchfabriken, eine Papierfabrik, Glasfabriken, Potaſchenſiedereien, Lichtgießereien, Seifenſiedereien, Gerbereien und Branntweinbrennereien. Dagegen bildet das Gouvernement den Centralpunkt des mittelaſiatiſchen und ruſſiſchen Handels, der namentlich zwiſchen der Stadt Orenburg, der ſonſtigen Hauptſtadt des Landes, und den Ländern der Kirgiſen, Bucharen und Khiwenſer durch Karawanen auf Pferden und Kameelen ſehr lebhaft und faſt ununterbrochen unterhalten wird. Die Einwohner ſind Groß- und Kleinruſſen, Koſaken, Tataren, Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen, Mordwinen, Baſchkiren, Meſchtſcheräken, Wotjäken, Kalmücken, Kiſilbaſchen, Bucharen, Armenier, Kirgiſen, Karakalpaten, europäiſche Einwanderer, Teptjären und Bobülen. Außer den Bekennern der griechiſch-ruſſiſchen Kirche, deren Zahl bedeutend überwiegt, gibt es Anhänger der armeniſchen Kirche, Lutheraner, Mohammedaner (Sitz des Mufti zu Ufa) und noch ſehr viele Götzendiener. Die Eparchie Ufa und O. (mit einem Biſchof) exiſtirt ſeit 1799 und zählt 280 Kirchen und ein Kloſter. Das Gouvernement zerfällt in die 9 Kreiſe: Ufa, Birsk, Menſelinsk, Belebei, Sterlitamak, Orenburg, Werchne-Uralsk, Troitzk und Tſchelâba. Jetzige Hauptſtadt iſt Ufa. Zum Schutz gegen die Einfälle der nomadiſirenden Horden dient die ſogenannte orenburgiſche Linie (ſeit 1734), eine Reihe hölzerner Feſtungen, die ſich vom Tobol bis an das Kaſpiſche Meer erſtreckt. Der größere Theil des Gouvernements bildete früher einen Theil von Kaſan.

Die ehemalige gleichnamige Hauptſtadt des Gouvernements, in einer weiten, mageren Ebene, am rechten Ufer des Ural, in welchen unweit davon die Sſakmara mündet, bildet ein längliches Rund, hat breite und regelmäßige Straßen, einen geräumigen Marktplatz, 4 Thore, meiſt hölzerne Häuſer, 2 Kathedralen, 3 Pfarrkirchen, überhaupt 9 griechiſche Kirchen, ein lutheriſches Bethaus, eine tatariſche Moſchee, einen großen Kaufhof, ein Hoſpital, Arbeitshaus, Zeughaus, 4 Kaſernen, eine Hauptwache, ein Zollhaus, eine Kreisſchule, Schule für Kantoniſten (die neplujewſche Militärſchule) mit einer 1832 gegründeten Abtheilung für Töchter armer Beamten des Gouvernements, Schule für Mohammedaner, ein Muſeum (1831 erbaut), einen Obelisk mit ſchöner Inſchrift, Fabriken für Tuch, Gerberei, Seifenſiederei, Lichtgießerei, lebhaften Handel mit Seidenwaaren, Wollentüchern, aſiatiſcher Baumwolle, wollenen Manufakturwaaren, kalmückiſchen Schlafröcken, krimmſchen Lämmerfellen, Zucker, Thee, Kaffee, Gewürzen ꝛc. und 13,000 Einw. O. iſt die bedeutendſte Feſtung der orenburgiſchen Linie und Sitz des Oberbefehlshabers der letzteren. Die Stadt wurde 1734 auf die Bitte des kirgis-kaiſakiſchen Khans Abdul Chajr in Folge eines Befehls der Kaiſerin Anna gegründet.

Orenſe, Hauptſtadt einer ſpaniſchen Subdelegation in der Provinz Gallicien, am Minho, über den hier eine prachtvolle, hochgewölbte Brücke führt, iſt mit Mauern umgeben, der Sitz eines Biſchofs und hat eine Kathedrale, 3 andere Kirchen, einige Klöſter, berühmte warme Bäder, durch ganz Spanien beliebte Chokolade u. Schinken, guten Weinbau, Flachsſpinnerei, Weberei, Gerbereien, Zinngießerei und 5000 Einw.

Oreſtes, der Sohn des Agamemnon und der Elytemnäſtra und Bruder der Chryſothemis, Laodice (Electra) und Iphianeſſa (Iphigenia), ſollte (nach der von den Tragikern ausgebildeten Sage), als Agamemnon gegen Troja gezogen war und deſſen Gemahlin ſich mit Aegiſthus in Ehebruch einließ, das Schickſal ſeines Vaters theilen, ward aber von Electra, nach Andern von der Amme Arſinoë, zu dem Phokerkönig Strophius gebracht, wo er bis zu ſeinem 20. Jahre blieb u. mit Pylades, dem Sohne des Strophius, innige Freundſchaft ſchloß. Beide kamen dann nach Mycenä, und O. rächte die Ermordung ſeines Vaters an der Mutter und ihrem Buhlen, indem er beiden den Tod gab. Von Reue, nach der Sage von den Eumeniden, ruhelos verfolgt, irrte er nun umher und lebte wahrſcheinlich bei den Arkadiern und in Laconica bei ſeinem Oheim Menelaus, der ihm auch ſeine Tochter Hermione zur Gemahlin verſprach, ſie aber dann in Folge eines vor Troja gegebenen Verſprechens dem Pyrrhus, dem Sohne des Achilles, gab. Nach deſſen bald erfolgtem Tode heirathete ſie aber O. doch noch. O. war nämlich inzwiſchen von ſeiner Blutſchuld geſühnt worden, ſey es, daß er in Athen von den Göttern im Areopag, wo ihn Perilaus verklagt hatte, freigeſprochen, oder dadurch, daß er (nach einer andern Sage) das Bild der Artemis, die daher Oreſtea genannt wird, aus Tauris nach Griechenland brachte, von der Rache der Eumeniden befreit wurde. In Tauris war ſeine Schweſter Iphigenia Prieſterin und ſollte den O. als Fremden der Sitte gemäß opfern; ſie erkannte aber in ihm ihren Bruder, entwendete das Bildniß durch Liſt, und Beide entkamen glücklich nach Griechenland. Andere Sagen laſſen ihn zu Trözene hinter dem Tempel des Apollo geſühnt und dann erſt vom Areopag freigeſprochen werden, oder berichten, daß er gleich nach der Ermordung ſeiner Mutter in Delphi von dem Gotte geſühnt worden ſey. Nach des Menelaus Tode war er König von Laconica und bemächtigte ſich bald des Reiches von Argos und von Mycenä, indem er den Aletes, den Sohn des Aegiſthus, ermordete. In hohem Alter ſoll er in Arkadien am Biß einer Schlange geſtorben u. in Tegea begraben worden ſeyn, von wo einem Orakel zufolge ſeine Gebeine nach Sparta gebracht wurden. Er ſoll 2 Söhne, den Tiſamenus und Penthilus, hinterlaſſen haben. Den tragiſchen Inhalt der Sage, der in ſeinen Elementen bereits in Homers „Odyſſee“ liegt, haben die Dichter vielfach als Stoff zu Tragödien benutzt; ſo hauptſächlich Aeſchylus in einer Trilogie, „Agamemnon“, den „Choephoren“ und den „Eu-

Digitized by Google

menden", Sophocles in der „Electra", Euripides im „Orestes" u. in der „Electra". Vgl. Franz, Des Aeschylus Oresteia, Leipz. 1846.

Orestes, römischer Feldherr zur Zeit des Untergangs des weströmischen Reichs, Sohn des Tatullus, aus Pannonien, durch seine Verheirathung mit der Tochter des Romulus aus Noricum mit dem Kaiser Constantius verschwägert, wurde Geheimschreiber des Attila und von diesem mehrmals an Theodosius abgesendet. Nach Attila's Tode diente er den abendländischen Kaisern, wurde römischer Patricier und Magister militum, empörte sich aber in Gallien gegen den Kaiser Julius Nepos, stürzte diesen vom Throne (475) und übertrug denselben seinem Sohn Romulus Augustulus, wurde aber hierauf von Odoaker in Pavia belagert und zu Placentia (Piacenza) am 28. August 476 hingerichtet.

Orestheus, Sohn des Deucalion, König der ozolischen Lokrer, Vater des Phytius und Großvater des Oeneus, hatte einen Hund, der einen Klotz gebar, aus dem, nachdem ihn O. vergraben, der Weinstock emporwuchs, von dessen Schößlingen er sein Volk das ozolische (ὄζος, d. i. Zweig) nannte.

Oretum, Stadt in Hispania Tarraconensis, Hauptstadt der Oretani, deren Gebiet sich bis zu Neukarthago, nördl. bis zum Fluß Anas ausdehnte. In den punischen Kriegen war ihr Gebiet öfters der Schauplatz des Krieges; hier fielen die beiden älteren Scipionen, und hier erfocht Scipio Africanus einen Hauptsieg über den Hasdrubal.

Orfa, Stadt im gleichnamigen asiat.-türk. Eyalet (Racka), Sitz eines armenischen Bischofs, hat ein festes Kastell, zahlreiche Moscheen, eine armenische und jakobitische Kirche, viele Bazars, Karawanserais, Bäder, Fabriken für Baumwollenwaaren, Leder, Gold- und Silbergeräth, Handel und 40—50,000 Einwohner. O. ist das alte Edessa (s. d.).

Orfan (Orfano), Stadt in der europ.-türk. Provinz Macedonien, Sandschak Seres, am Meerbusen von Orfano, von den Europäern auch wohl Busen von Rhondina genannt, in der Nähe der Mündungen der Flüsse Stromza und Egrisu, deren letzterer den See von O. bildet, mit Moschee, starkem Getreidebau, Fabrikation von Tauen und Seilen, Handel und 7000 Einwohnern. In der Nähe die Ruinen der alten Städte Amphibolis, Eion und Conteſſa.

Orfila, Matthieu Joseph Bonaventura, berühmter Arzt, Chemiker und Toxikolog, geboren zu Mahon auf Minorca den 24. April 1787, erhielt seine Vorbildung in den Schulen seiner Vaterstadt, machte 1801 eine Reise nach Aegypten und Italien und widmete sich dann in Valencia, Barcelona, Madrid und Paris der Heilkunde. Hier studirte er besonders seit 1807 die physischen Wissenschaften, erwarb 1811 die medicinische Doktorwürde und hielt Vorlesungen über Physik, Botanik, Anatomie und gerichtliche Medicin. Im Jahre 1816 lehnte er eine Einladung nach Spanien ab, wurde 1818 naturalisirt und 1819 Professor der gerichtlichen Medicin; von dieser Stelle 1822 dispensirt, erhielt er schon 1823 wieder die Professur der gerichtlichen Chemie u. ward in demselben Jahre konsultirender Arzt des Königs, 1832 Mitglied des königlichen Raths der Universität und des Conseil général der Hospitäler, beständiger Dekan der medicinischen Fakultät und Président des Jurys medicaux. Durch seine Thätigkeit als Sachverständiger vor Gericht wurde O. in manche Streitigkeiten verwickelt, die sich dann in der Presse fortsetzten. Am häufigsten fand er sich bei solchen Kontroversen dem sowohl als ausgezeichneten Naturforscher, wie als leidenschaftlichen Republikaner bekannten François Vincent Raspail gegenüber, u. so mischte sich in die wissenschaftlichen Kämpfe auch die Politik. Der bekannteste und interessanteste Streit ist der, welchen er bei Gelegenheit des Prozesses der Laffarge mit Raspail ausfocht. Bei den Verhandlungen hatten die Vertheidiger der Laffarge behauptet, daß der gesunde menschliche Körper schon Arsenik enthalte, die verwesende Leiche aber so viel von diesem Gifte an sich ziehe, oder entwickele, daß selbst bedeutende Quantitäten des Gifttoffes, die man in ausgegrabenen Leichen durch chemische Prozesse darstelle, noch keinen Beweis lieferten, es habe eine Vergiftung Statt gefunden. Dies führte zu Erörterungen, bei denen O. das wahre Verhältniß, in dem der menschliche Körper wirklich Arsenik enthält, feststellte, zugleich aber auch, da die Verbrecherin eine fast unerklärliche Theilnahme erregte, sich eine Menge Feinde machte. Selbst sein wissenschaftlicher Ruf wurde verdächtigt, indem ein Arzt, Couerbe, derzugleich der erste Entdecker des Arsenikgehalts des menschlichen Körpers seyn wollte, die Richtigkeit der chemischen Untersuchungen O.'s bestritt. Der letzte berühmte Fall, über den O. öffentliche Erörterungen anstellte, war der von dem Grafen Bocarmé vollzogene Giftmord. Der Bericht, den er über diesen Prozeß an die medicinische Akademie erstattete, enthält neben der Bestätigung mancher bereits bekannten Beobachtungen viele neue und interessante Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten dieses Giftes und die Spuren, die es nach dem Tode im Körper des Menschen zurücklässt. Mit der Februarrevolution beginnt in O.'s Leben die trübste Periode. Seine republikanischen Freunde, die jetzt zur Gewalt gelangt waren, enthoben ihn seiner Funktionen bei der medicinischen Fakultät, sein Sohn wurde durch die Epilepsie bis zur Geisteszerrüttung herabgebracht, und er selbst litt an einem quälenden Körperleiden, das er als unheilbar erkannte und dem er auch am 12. März 1853 zu Paris erlag. Kurz vorher hatte er sich durch eine wissenschaftliche Stiftung für die medicinische Fakultät ein bleibendes Denkmal gesetzt. Sein erstes Hauptwerk, „Traité des poisons" (Paris 1814, 2 Bde., 5. Aufl., 1852, deutsch von Hermbstädt, Berl. 1818, von Kühn, Leipz. 1829 f., von Seemann u. A., A. S. F. Karls, Berl. 1829, von Krupp, Braunschweig 1852, 2 Bde.), welchem die „Elements de chemie médicale" (Paris 1817, 2 Bde., 8. Aufl., 1851, 3 Bde., deutsch von Trommsdorf, Erf. 1829) folgten, begründete seinen schriftstellerischen Ruf. Außerdem schrieb er: „Secours à donner aux personnes empoisonnées" (Par. 1812, 8. Aufl., 1851, 3 Bde., deutsch von Rochet, Basel 1818, von J. Schuster, Pesth 1819, von Brosse, Berl. 1819, von John, Berlin

Digitized by Google

1831); „Leçons de médecine legale“ (Paris 1828, 2 Bde., 4. Aufl. 1846, 3 Bde., deutsch von Breslau, Weimar 1828, von J. Hergenröther, Berl. 1829, von Krupp, Leipz. 1848—50, 2 Bde.); „Traité de médecine legale“ (Par. 1823, 3 Bde., 4. Aufl., 1846, deutsch von Hergenröther, Leipz. 1829, 4 Bde., von Krupp, Leipz. 1848—50, 2 Bde.); „Traité de toxocologie“ (Par. 1831, 2 Bde., 5. Aufl., 1852, deutsch von Krupp, Braunschw. 1852—53, 2 Bde.); mit Lefeur: „Traité des exhumations juridiques“ (Par. 1830, 2 Bde., 3. Aufl., daf. 1836, 2 Bde., deutsch von Güntz, Leipz. 1832—35, 2 Bde.). O. war auch Mitherausgeber der „Annales d'hygiène publique“.

Orford, Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, nordöstlich von Harwich, am Alde und an der Küste, hat eine alterthümliche Kirche, Reste eines alten Schlosses, dessen Thurm als Marke für die Schiffer dient, einen sonst sehr besuchten, jetzt durch eine Sandbarre geschlossenen Hafen, Leuchtthurm und über 1500 Einw.

Organ (v. Gr.), eigentlich Werkzeug oder Instrument, daher auch jedes mechanische, durch äußere Kräfte in Bewegung gesetzte Werkzeug, im Sprachgebrauch aber von Instrument in sofern unterschieden, als man beim Begriff O. an einen lebendigen Zusammenhang einzelner O.e untereinander und mit den Lebensfunktionen denkt (s. Organismus). So bezeichnet man mit O. in der Naturgeschichte jeden unterscheidbaren Theil eines organischen Körpers, der eine zur Erhaltung des Ganzen bestimmte Verrichtung hat. Man theilt in dieser Beziehung die O.e in thierische und pflanzliche und beide Abtheilungen wieder in einfache oder innere und zusammengesetzte oder äußere O.e. Die thierischen einfachen O.e sind diejenigen, welche im Innern und mehr oder weniger durch das Ganze des Körpers verbreitet sind, und der Inbegriff aller zu einem O. gehörigen Theile heißt Organsystem, so daß im thierischen Körper 6 solcher Systeme unterschieden werden können: das Knochen-, das Muskel-, das Nerven-, das Darm-, das Gefäß- und das Athemsystem. Die zusammengesetzten sind jene, welche, nur an einigen Stellen des Körpers hervortretend, aus der Verbindung der einfachen O.e gebildet sind: Bewegungsorgane (Kopf- und Rumpfglieder), Sinnesorgane, Erzeugungs- oder Vermehrungsorgane. Die pflanzlichen einfachen O.e sind die im Innern des Pflanzenkörpers verbreiteten Urformen, die Zellen; die zusammengesetzten, aus der Verbindung der ersteren untereinander gebildet und äußerlich am Pflanzenkörper sich darstellend, heißen auch die Grundorgane, welche sich zunächst als Axe und sodann als Anhangs- oder Seitenorgane entwickeln. Aus der verschiedenen Stellung und Vereinigung des letzteren entstehen die abgeleiteten O.e, welche in Ernährungsorgane (Wurzel, Stamm, Blätter), Fortpflanzungsorgane (Blüthe mit den Befruchtungsorganen, Frucht, Same) und sogenannte Nebenorgane (Stützen, Waffen, Bekleidungstheile, Anhängsel) zerfallen. In weiterer Bedeutung bezeichnet O. jedes Mittel der Gedankenmittheilung, also zunächst die menschliche Stimme, mit besonderer Rücksicht auf ihre Höhe und ihren Klang, namentlich in ihrer oratorischen Anwendung, sodann auch den Redenden selbst, sobald er nämlich im Namen und Auftrag Anderer das Wort führt, und endlich gewisse Wege der schriftlichen Gedankenmittheilung, namentlich Zeitungen u. Zeitschriften, welche einer bestimmten Richtung ausschließlich dienen, wober Benennungen, wie Regierungsorgan, Parteiorgan ꝛc.

Organdis, glattes Baumwollenzeug, ähnlich dem Linon, wurde zuerst in Ostindien gefertigt u. zeichnete sich durch Feinheit u. große Regelmäßigkeit im Gewebe aus; neuerer Zeit fertigt man auch in England u. Sachsen O., die mit den ostindischen Erzeugnissen in die Schranken treten können. Ohne Appretur wird der O. häufig für Linon verkauft.

Organisation (v. Griech.), die eigenartige Beschaffenheit eines organischen (lebenden) Wesens, welche vermöge des zweck- und gesetzmäßigen Zusammenwirkens seiner Organe bedingt, erhalten und weiter entwickelt wird. Der Begriff wird auch übergetragen auf Gesellschaftskörper (Staat, Heer, Korporation, Gesellschaft ꝛc.) und umfaßt sodann alle die Einrichtungen, die zum Bestehen, zur Fortentwickelung eines solchen Körpers und zur Erreichung seiner Zwecke getroffen worden sind. Im faktitiven Sinne, in welchem auch der Ausdruck Organisirung gebräuchlich ist, versteht man darunter die durch organische Thätigkeit sich vollziehende Bildung eines organischen Wesens, oder die nach bestimmten Regeln und zu bestimmten Zwecken geschehende Bildung oder Errichtung eines Gesellschaftskörpers (eines Heeres ꝛc.).

Organisch, alles durch Organthätigkeit Entstehende, Bestehende u. sich weiter Entwickelnde, also Alles, was spontane (selbstständige innere oder innere und äußere) Bewegung hat, oder was überhaupt die Erscheinungen des Lebens darbietet, weshalb auch der metaphorische Gebrauch des Wortes als Epitheta für einen Gesellschaftskörper oder für einen Sammelbegriff (Statut, Verfassung ꝛc.) nur dann als ein richtiger gelten kann, wenn eine zweckmäßige, in Wechselwirkung stehende Thätigkeit der einzelnen Bestandtheile oder Glieder des Gesellschaftskörpers, oder eine innerlich bedingende u. bedingte Wechselbeziehung der dem Sammelbegriff untergeordneten Begriffe und Bestimmungen, die alsdann gleichsam individualisirt vorgestellt werden, angezeigt werden soll. Hiernach erklären sich Ausdrücke, wie organische Form, organische Körper, organische Zusammensetzung ꝛc., von selbst. Unter organischer Materie versteht man die Gesammtheit der Stoffe, aus denen die organischen Körper bestehen, unter organischem Reiche das Thier- und Pflanzenreich, im Gegensatz zu dem unorganischen Mineralreiche.

Organismus (v. Gr.), an und für sich die faktische Einheit der organischen Schöpfungskraft und der organischen Materie, dann der Inbegriff aller Organe eines organischen Körpers und ihrer Thätigkeit und der organische Körper selbst, besonders wenn er dem Thier- und Pflanzenreich angehört. Die organischen Körper unterscheiden sich von den unorganischen zwar schon durch die Art ihrer Zusammensetzung aus den Elementen, am meisten aber durch die be-

Digitized by Google

ständige Thätigkeit, welche in der organischen Materie wirkt und nach den Gesetzen eines vernünftigen Planes so schafft, daß die Theile zum Zwecke eines Ganzen angeordnet werden, oder nach Kant dadurch, daß die Ursache der Art der Existenz bei jedem Theile eines lebenden Körpers im Ganzen enthalten ist, während bei todten Massen jeder Theil sie in sich selbst trägt. Dieser Charakter der Organismen bedingt ihre Individualität, ihre Untheilbarkeit, nach welcher ein bloßer Theil des organischen Ganzen meist nicht fortlebt. Nur wenn sehr einfache Organismen eine gewisse Summe gleichartiger Theile besitzen, oder wenn die zum Ganzen gehörigen ungleichartigen Glieder in jedem Abschnitte des Ganzen sich fortsetzen, ist ein Fortleben nach der Theilung möglich, wie z. B. gewisse Theile der Pflanzen nach ihrer Trennung vom Ganzen wieder zu Individuen werden können und eben so Polypen, Naiden ꝛc. zu vollständigen Thieren fortgewachsen sind. Bei den höhern Organismen aber leben abgetrennte Theile nicht fort. Nur das Ei entwickelt sich nach der Trennung von der Mutter, weil in ihm die qualitativen integrirenden Glieder des Ganzen enthalten sind. Die Summe aller Organismen zerfällt nach der gewöhnlichsten Eintheilung in ein Pflanzen- und in ein Thierreich, und innerhalb dieser Grenzen, von den niedrigsten Pflanzen und Thieren bis zum Menschen hinauf, ist ein wachsender Reichthum der Organe und ihrer Funktionen zu bemerken. Im Thierreiche erscheint das organische Leben als Träger der Funktionen sinnlicher Empfindung und spontaner Bewegung; im Pflanzenreiche zeigt es sich auf die Funktionen des Wachsthums, der Assimilation und Fortpflanzung beschränkt (s. Leben). Der Gebrauch des Wortes O. wird auch übergetragen auf Gegenstände anderer Art, z. B. Wissenschaften, Kunstwerke, insbesondere aber auf das Staatsleben (Staatsorganismus) und alle gesellschaftlichen Zusammenhänge der Menschen unter einander, in sofern die Einrichtungen oder die Glieder derselben in Wechselbeziehung und Wechselwirkung stehen.

Organologie (v. Gr.), die Naturgeschichte der organischen Körper; auch die gallsche Schädellehre (s. d.).

Organon (gr.), Werkzeug, Instrument, Organ, besonders seit Aristoteles Bezeichnung philosophischer Werke, in denen auseinandergesetzt wird, unter welchen Bedingungen die Erkenntniß der Wahrheit möglich ist und wirklich erlangt wird.

Organsine, s. Seide.

Organum (lat.), s. Orgel.

Orgasmus (v. Gr.), jeder starke Trieb irgend wohin, insbesondere übermäßiger Andrang von Säften nach irgend einem Organ, hauptsächlich vom Blute gebraucht, wonach O. in einem beschleunigten Kreislaufe mit vermehrter Blutausdehnung, großer Wärmeentwickelung und ungewöhnlichem Bluteintritt in die Haargefäße besteht. Der O. ist meist eine vorübergehende Erscheinung, die man auch im gesunden Zustande, z. B. bei starker Muskelbewegung ꝛc., beobachtet; wird sie aber durch krankhafte Umänderung der Lebensthätigkeit bleibend, so wird sie Begründerin und Begleiterin verschiedener im Gefäßsystem zunächst wurzelnder Krankheiten, wie der Kongestion, Entzündung, aktiver Blutflüsse ꝛc.

Orge, Fluß im französischen Departement Seine und Oise, entspringt im Bezirk Rambouillet, westlich von Dourdan, nimmt die Remarde und Yvette auf und mündet südwestlich von Villeneuve-St.-Georges links in die Seine.

Orgeade (franz., Gerstenmilch), überhaupt ein mit Zucker versüßter Kühltrank, aus Gerste, Mandeln, Mohn, Hanfkörnern od. dergl. bereitet; insbesondere das jenige Getränk, welches aus dem säuerlich süßen Marke der süßen Orangen (oder aus dem Syrup derselben) mit Wasser und Zucker bereitet wird.

Orgel (v. gr. Organon, d. i. Instrument), ein bekanntes Toninstrument, dessen Klänge durch Luftströmungen erzeugt werden, die von den Bälgen aus durch mehre, mittelst einer Tastatur oder ähnlichen Einrichtung willkürlich zu öffnende und zu schließende Kanäle nach den Pfeifen oder andern tongebenden Körpern hingeleitet werden. In die Klasse der Orgelwerke gehören, außer den Kirchenorgeln, die verschiedenen Arten von Zimmerpositiven und Flötenwerken, die Physharmonika, das Aeolodikon und ähnliche Instrumente, sowie überhaupt alle Instrumente, deren Tonwerkzeuge als Orgelstimme angewendet werden. Die O. kann benutzt werden als Zimmerinstrument, als Concert- oder Begleitungsinstrument ꝛc., ihre höchste Stellung nimmt sie aber da ein, wo sie als musikalisches Kircheninstrument zur Förderung und Verherrlichung des öffentlichen Gottesdienstes in Anwendung kommt, in welcher Bedeutung sie wegen der außerordentlichen Mannichfaltigkeit, die sie bietet, indem sie eigentlich eine Zusammensetzung aus sehr vielen Instrumenten ist, wegen ihrer Kraft, Erhabenheit und Würde die Königin der Instrumente genannt werden darf.

Die Luftströmungen, durch welche, wie bemerkt, die Töne erzeugt werden, werden durch die Bälge hervorgebracht, welche hier in ähnlicher Weise thätig sind, wie die Lunge zur Erzeugung des Tones in der menschlichen Stimme, und von denen man dreierlei Arten unterscheidet: Faltenbälge, die aber wenig mehr in Gebrauch sind, Spannbälge und Wiederbläser, wozu noch das in neuester Zeit oft statt der Bälge angewendete Cylindergebläse kommt, welches letztere aus einem winddichten Cylinder besteht, in den ein mit Leder gepolsterter Stempel die Luft einsaugt und wieder auspreßt. Nur bei sehr kleinen O.n werden die Bälge aufgezogen, sonst werden sie aufgetreten, und Derjenige, der dieses Geschäft zu besorgen hat, heißt Bälgetreter oder Kalkant. Die Stärke des Windes wird gemessen oder abgewogen durch die Windwage. In größern O.n ist neben den kleinern Schöpfbälgen ein Hauptbalg vorhanden, der durch eine mechanische Vorrichtung (Evakuant, Ausleerer) vom überflüssigen Wind entladen wird, wenn er die größte Ausdehnung erreicht hat. Der Ort, wo sich die Bälge befinden, heißt die Balgkammer oder Bälgekammer; sie wird vortheilhafter dem Werk möglichst nahe gelegt. Die Zahl und Größe der Bälge wird nach der Größe und dem Umfange des Werkes bestimmt. Die Windkanäle, in

Digitized by Google

welchen der von den Bälgen ausströmende Wind nach den Windladen hin geleitet wird, sind vierseitige Röhren aus starken Bretern von Kiefern-, Fichten- oder Tannenholz, deren Länge und Weite von der Einrichtung und Größe der O. abhängt. Der Windkasten ist ein unter der Windlade befindliches Behältniß, welches den Wind in diese liefert; es befinden sich darin die Kancellenventile (Haupt- oder Spielventile), die, mit dem übrigen Mechanismus in Verbindung gebracht, dazu dienen, die Kancellen zu öffnen u. zu schließen, je nachdem die über denselben stehenden Pfeifen tönen oder schweigen sollen. Die Windlade steht mit dem Windkasten in solcher Verbindung, daß ihr Boden, der die Kancellenöffnungen enthält, zugleich der Obertheil des Windkastens ist. Die Windlade aber besteht zunächst aus einem Rahmen von Eichenholz, in welchen Stücke von Holz so eingesetzt und eingeleimt sind, daß dadurch Fächer (Kancellen) entstehen, und zwar so viel, als die Klaviatur Tasten hat, und breiter oder schmäler, je nach der Größe der dazu gehörigen Pfeifen. Der Länge der Windlade nach liegen quer über den Kancellen und Kancellenscheiden bewegliche schmale Streifen von hartem Holz, so viele, als Stimmen auf die Windlade zu stehen kommen. Zwischen diesen „Schleifen" oder „Parallelen" liegen die Dämme, unbewegliche Streifen von hartem Holz, welche die Schleifen von einander absondern und verhindern, daß sie sich seitwärts bewegen. Ueber den Schleifen liegen die Pfeifenstöcke (Windstöcke), 1—2 Zoll starke u. 3—6 Zoll breite Hölzer, die so mit Schrauben auf der Windlade befestigt sind, daß sie auf beiden Seiten auf den Dämmen ruhen und nur wenig auf die Schleifen drücken. Durch Pfeifenstöcke, Schleifen und Kancellenspund sind für jede Pfeife genau auf einander passende Löcher gebohrt u. gebrannt, durch welche dem Winde der Weg bis zu den Pfeifen, die auf dem Pfeifenstock stehen, geöffnet ist. Die Anzahl der Windladen ist in den verschiedenen O.n verschieden und richtet sich außer nach der Größe der O. nach Räumlichkeit ꝛc. Die eigentliche Mechanik der O. theilt sich in die Registratur und die Traktur. Je nachdem einzelne oder mehre Stimmen (Register) zugleich gespielt werden, oder einzelne oder mehre schweigen sollen, kann man ihre Klänge vereinigen oder sondern; dies geschieht durch die Registratur, indem mittelst des Registerzugs die zwischen den Kancellenspünden und Pfeifenstöcken befindlichen Schleifen so gerückt werden, daß entweder ihre Löcher zusammen einen kleinen, in die Pfeifen ausmündenden Windkanal bilden, wodurch die betreffende Stimme spielbar wird, oder eine solche Stellung erhalten, daß die Löcher nicht mehr auf einander zu liegen kommen, wodurch die Stimme abgesperrt u. nicht spielbar ist. Die Registerzüge, die auf beiden Seiten der Klaviatur heraustreten, sind durch Handgriffe (Manubrien oder Registerknöpfe) gefaßt, auf welchen der Name der Stimme eingeschnitten, aufgemalt ꝛc. ist. Man scheidet die Registerzüge in Haupt- u. Nebenzüge (stumme Register), von denen die ersteren wirklich klingenden Stimmen oder Registern zum Oeffnen oder Versperren, letztere aber andern Zwecken dienen, z. B. wie zum Koppeln (s. unten), zum Absperren des Windes eines Kanals, zum Zeichengeben für den Kalkanten ꝛc. Die Traktur ist diejenige Mechanik der O., durch welche das willkürliche Oeffnen und Schließen der Kancellen möglich ist; zu ihr gehören zunächst die Manuale oder Klaviere und das Pedal. Die Manuale sind Klaviaturen, äußerlich ganz denen des Pianoforte ähnlich, und werden wie diese mit den Händen gespielt. Sie haben gewöhnlich den Umfang von 4 Oktaven, vom C bis c, auch bis f. Das Pedal hat größere Tasten, die mit den Füßen gespielt werden, enthält gewöhnlich 2 Oktaven, nach der Schreibung von C bis c, mitunter einen oder einige Töne mehr. Kleinere O.n haben ein oder 2 Manuale (Ober- und Untermanual) und ein Pedal, größere 3 bis 5 Manuale und 2 Pedale. Vor den Manualen, gleich über dem hintern Ende des Pedals, ist der Sitz des Organisten, der in der Regel so angebracht ist, daß der Spieler die O. im Gesicht hat; in neuerer Zeit hat man auch hie und da die Einrichtung gemacht, daß demselben die O. im Rücken liegt. Die Manuale sind in einen Rahmen (Klaviatur- oder Klavierrahmen) eingefügt und liegen so gegen einander, daß das untere Manual am meisten aus dem Gehäuse herausragt und die andern mehr in das Gehäuse zu liegen kommen. Jede Taste geht an ihrem Ende im Innern der O. in einem auf den Klavierrahmen eingeschlagenen eisernen Stift; in manchen neuern O.n hat man auch die Einrichtung getroffen, daß sich die Tasten, wenn sie vorne niedergedrückt werden, hinten erheben, wie die Tasten des Pianoforte. Sollen nun durch die Bewegung der Tasten die entfernten Kancellenventile geöffnet werden, so sind die Tasten durch eine Fortsetzung der Traktur mit diesen in Verbindung zu bringen. Man nennt die sämmtlichen, von der Taste nach dem Ventil zu in Verbindung mit jener gebrachten Theile das Angehänge. Wo die niedergedrückte Taste das Angehänge zieht, wird der Mechanismus ein Zugwerk, wo sie aber auf dasselbe durch den Druck wirkt, ein Druckwerk genannt. Um verschiedene Manuale so mit einander zu verbinden, daß bei dem Spielen Eines Manuals, in der Regel des Hauptwerks, die Tasten der andern Manuale mit in Bewegung gesetzt werden, wendet man die Koppeln (Manualkoppeln) an, zu denen noch die Pedalkoppel kommt, die den Zweck hat, die Töne des Pedals, so weit dessen Umfang reicht, mit denen des Manuals zu vereinigen, um dem Bass mehr Schärfe und Bestimmtheit zu verschaffen. Die Pfeifen oder das Pfeifwerk theilt man nach der Tonerzeugung in zwei Klassen, nämlich in Labial- oder Flötenpfeifen (Labial- oder Flötenstimmen) und Zungenpfeifen (Zungen-, Rohr-, Schnarrwerk). In den ersteren ist die Luft allein schwingender und Schwingung erregender Körper, und die Pfeife bildet nur die dazu erforderlichen Räume, während in den letzteren zugleich mit der Luftsäule eine elastische Platte (Zunge) schwingt. Die Pfeifen überhaupt werden von Zinn, Holz und Metall (mit Blei legirtem Zinn, Orgelmetall), hie und da auch von

Digitized by Google

Zink gearbeitet. Die Gestalt der Pfeifen ist mit von Einfluß auf den eigenthümlichen Ton, die Klangfarbe; je nachdem also eine Orgelstimme dem Ton eines musikalischen Instruments gleich werden oder demselben (wohl auch der menschlichen Stimme) nahe kommen soll, wird auch die Gestalt der Pfeifen cylinderförmig, pyramidal, konisch, kugelig, bauchig ꝛc. Die Länge der Pfeifen ist ebenfalls sehr verschieden und differirt von 32 Fuß bis 1 Zoll, wobei bloß der eigentliche Pfeifenkörper vom Kern der Pfeife bis zur Mündung in Anschlag gebracht ist. Im Allgemeinen bestimmt die Länge der Pfeifen die Höhe oder Tiefe des Tons. Für das C der großen Oktave bedarf man einer offenen Flötenpfeife von 8 Fuß Länge, vom Kern an gerechnet, demnach für das C der kleinen Oktave solche, die 4 Fuß Länge hat ꝛc.; ebenso gibt demnach z. B. eine Pfeife von 16 Fuß Länge das C, welches eine Oktave tiefer ist, als das große C, und eine von 32 Fuß gibt den Ton, der 2 Oktaven tiefer klingt, als das C der großen Oktave. Von dem C jeder Oktave, das seinen Namen 8füßig, 16füßig ꝛc. von seiner Pfeifenlänge entlehnt, wird nun derselbe auf das ganze Register übergetragen, so daß z. B. auch die höhern Töne 8füßig, 16füßig ꝛc. genannt werden, obgleich sie natürlicher Weise je höher, desto kürzer werden müssen. Die Enge oder Weite der Pfeifen oder die Mensur (enge und weite Mensur) ist ebenfalls von Einfluß auf die Klangfarbe; so geben enge Pfeifen einen dünnen, mehr schneidenden (streichenden), weite aber einen vollen und starken Ton. Labial- und Zungenpfeifen kommen offen und gedeckt (Gedackt) vor. Die gedeckten Pfeifen haben einen sanftern, dumpfern Ton, und da durch das Decken in ihnen eine doppelte schwingende Luftsäule erzeugt wird, so ist derselbe auch hinsichtlich der Tonhöhe um eine Oktave tiefer, als bei offenen Pfeifen von gleicher Länge, so daß also ein Gedackt von 4 Fuß Länge 8 Fuß Ton hat, nach welchem letzteren es auch benannt wird. Bei Zinn- oder Metallpfeifen geschieht das Decken durch eine Kapsel (Hut), die dem Deckel einer runden blechernen Büchse ähnlich und um den Reifen beledert ist, damit sie oben die Mündung der Pfeife winddicht schließt; bei hölzernen Pfeifen werden beledrte Spünde (Stöpsel) aufgesetzt, die bei kleinen und mittelmäßig großen Pfeifen mit einem Griff versehen sind. Noch unterscheidet man gedeckte und halbgedeckte Pfeifen oder Stimmen, welche letztere oben auch mit offenen Röhrchen versehen sind. Die zinnernen oder metallenen Labialpfeifen bestehen aus dem Fuß, von der Form eines umgekehrten Kegels, dem Kern, einer wagrecht über dem Fuß liegenden, angelötheten Metallplatte, die die Höhlung der Pfeife schließt bis auf eine kleine Spalte (Lichtspalte, Mundspalte, Stimmritze, Oficium), dem Unterlabium, einer halbzirkelförmigen Einbiegung am Fuß, unmittelbar unter dem Kern, dem Oberthell (Pfeifenkörper) u. dem Oberlabium über dem Kern. Zwischen dem Ober- und Unterlabium ist eine länglich viereckige Oeffnung (Aufschnitt, Mund). Die hölzernen Labialpfeifen sind im Wesentlichen eben so eingerichtet, wie die zinnernen und metallenen; der Fuß aber besteht aus zwei Theilen, aus dem eigentlichen Fuß oder dem Windrohr, das in einen die Pfeife unten verschließenden Spund eingesetzt ist, und aus einem Windbehältniß, welches mit dem Vorschlag versehen ist, der zugleich das Unterlabium bildet. An manchen Labialpfeifen, die eine besonders schwere Intonation haben, werden Bärte angewendet, d. h. kleine, auf verschiedenerlei Weise an dem Aufschnitt angelöthete Metallstreifen, bei hölzernen Pfeifen angeleimte Holzleisten. Wenn eine Pfeife zum Erklingen gebracht wird, so nimmt der Fuß den Wind auf, der nun zunächst durch die Kernspalte dringt; das Oberlabium theilt dann den Wind, indem ein Theil durch den Aufschnitt aus der Pfeife herausgeht, der andere Theil aber die in dem Pfeifenkörper eingeschlossene Luftsäule erschüttert und so den Ton erzeugt. Die Zungenpfeifen bestehen aus der Zunge (Blatt), einer dünnen, elastischen Platte, gewöhnlich von Messing oder Neusilber, dem Rahmen oder Mundstück, einem längs durchschnittenen messingenen oder hölzernen Cylinder, auf dem die Zunge so befestigt ist, daß sie bei jeder Doppelschwingung auf dasselbe aufschlägt, oder in dasselbe hineintritt und so den Luftstrom unterbricht. Das Mundstück wird nun in den Kopf, ein rundes oder viereckiges Stück Holz, eingepaßt u. durch einen Keil oder durch Schrauben festgehalten. Der Kopf hat einen Absatz, durch welchen das Mundstück mit der Zunge winddicht in einen Fuß oder Stiefel (Büchse, Hose) gebracht wird, wohin die Luft aus der Windlade strömt. Durch den Kopf ist noch ein starker Messingdraht angebracht, der entweder unten nach drei verschiedenen Richtungen gebogen, oder in Form einer Krücke mit einer kleinen messingenen Platte versehen und beweglich ist, wodurch die Zunge auf dem Mundstück angedrückt und der vibrirende Theil derselben verlängert und verkürzt werden kann. Wenn eine Zungenpfeife zum Erklingen gebracht wird, so tritt der Wind zunächst in den Stiefel und bewirkt dann die Vibration der Zunge, die nach ihrer Größe und Beschaffenheit den Ton gibt, während der Aufsatz, dessen in ihm enthaltene Luftsäule durch das Ausströmen des Windes gleichfalls in Vibration kommt, je nach seiner Gestalt, Größe und Beschaffenheit nur die Modifikation des Tones bewirken kann. Wo es an Raum nach der Höhe hin gebricht, lassen sich die größten Holzpfeifen mitunter nicht in ihrer ganzen Länge aufstellen und werden deshalb „gekröpft", d. h. es wird ein Theil des Pfeifenkörpers wagrecht angesetzt, in Form eines Winkels, oder es wird ein Theil sogar noch abwärts gehend dazu gefügt, „doppelt gekröpft". Eine regelmäßig mensurirte, nach unserm Tonsystem geordnete und zusammengehörige Reihe von Pfeifen nennt man eine Orgelstimme (Register). Gewöhnlich geht die Stimme durch den ganzen Umfang der Klaviatur; es gibt aber auch einzelne, die entweder bloß die Baß- oder die Diskantoktaven einnehmen (halbirte oder gebrochene Register). Jede Orgelstimme ist eigentlich als ein besonderes Instrument zu betrachten, das sich durch eigenthümliche Klangfarbe, Klangstärke ꝛc. von einem andern unterscheidet. Hinsichtlich des Verhältnisses, in dem sie zu einander stehen, unterscheidet man noch

Digitized by Google

3 Gattungen von Orgelstimmen: Haupt- oder Grundstimmen, die stets den Ton angeben, dessen Namen die betreffende Taste führt; Neben- oder Füllstimmen, die einen andern Ton als den, dessen Namen die betreffende Taste hat, ertönen lassen, wie die Quinten- und Terzenregister, die anstatt des von der Taste zu erwartenden Tones dessen Quinte oder Terz geben; gemischte Stimmen (Mixturen), die für eine Taste mehre Töne zugleich hören lassen, weshalb auch, im Gegensatz zu ihnen, die beiden erstgenannten Gattungen einfache Stimmen genannt werden. Jede Pfeifengattung, die ein bestimmtes Intervall, wie Quinte, Oktave ꝛc., in der gemischten Stimme angibt, heißt ein Chor (Pfeifenchor). Die wichtigste und vorzüglichste Stimme in jeder O. ist das Principal (Prästant, regula primaria, Doeff, Choralprincipal), das gewöhnlich von Zinn gearbeitet und in den Prospekt der O. gestellt wird. Man hat Principalstimmen von 2, 4, 8, 16 und 32 Fuß, von denen die vorletzte auch Regula primaria und die letzte Regula maxima genannt wird. In größern O.n besitzt jedes Manual sein Principal, von denen jedes mit den ihm beigesellten Stimmen eine von der der andern Principalen verschiedene Mensur und Intonation hat. Nach der Größe des Principals wird auch die Größe der O. bestimmt; so heißt ein Werk, bei dem das größte Principal 32 Fuß hat, ein 32füßiges Werk ꝛc. Ein sehr einflußreicher Registerzug ist der Schweller- oder Crescendozug, mittelst dessen man entweder den Ton der ganzen O. oder einzelner Register in seiner Stärke an- und abschwellen lassen kann. Das Orgelgehäuse (Buffet oder Buffit) ist die aus einem hölzernen Verschlag bestehende Umkleidung des Innern derselben, welches man im Gegensatz zu jenem Orgeleingeweide nennt. Die Seite des Orgelgehäuses, die nach dem Schiff der Kirche hin gerichtet ist, heißt Façade oder Prospekt. Die Aufstellung der einzelnen Orgeltheile muß sich nach dem gegebenen Raum und andern Oertlichkeiten richten; im Allgemeinen hält man aber fest, daß man die größern zinnernen Pfeifen in den Prospekt setzt. Diese Prospektpfeifen, die zur Zierde hell polirt und mit aufgeworfenen Labien versehen sind, werden in einen Halbkreis gestellt (Thurm), oder stehen in Form eines Winkels (Spitzthurm), oder bilden einspringende Halbkreise (Nischen), oder stehen in gerader Linie (Flachfelder), oder nach der Mitte etwas gerundet (Brüstung), oder in einer Doppelkurve (Karniess). Diese Stellungen sind symmetrisch vertheilt und angeordnet. Wo eine O. mehre Manuale hat, werden die verschiedenen Werke, d. h. die schon gewissermaßen ein Ganzes bildenden Stimmen, die zu einem Manual gehören, stockwerksmäßig über und neben einander gestellt. Kleinere Hülfswerke, die in einem besonderen Gehäus entweder der O. gegenüber an der Brüstung des Orgelchores, oder zur Seite der Brust angebracht sind, nennt man Positive (Rück- od. Seitenpositive), welchen Namen auch kleinere O.n, die kein Pedal haben, erhalten, der auch in Portativ verwandelt wird, wenn sie tragbar sind. Die Seiten- und Rückpositive werden gewöhnlich von dem Manual eines andern, derselben O. angehörigen Werkes mitgespielt, in welchem Falle das Registerwerk unter dem Boden des Orgelchors angebracht ist. Früher wurden die O.n meist in den sogenannten Chorton (s. d.), einen Ton höher als die damalige Orchesterstimmung oder der Kammerton (s. d.), gestimmt, während jetzt dieselben gewöhnlich mehr in den Kammerton gestimmt werden, und zwar in gleichschwebender Temperatur (s. d.). Bei einer O. im Kammerton wird dem Organisten, wo die O. mit andern Instrumenten zusammengespielt werden soll, das Transponiren (s. d.) erspart. Vgl. Schlimbach, Ueber die Struktur, Erhaltung, Stimmung und Prüfung der O., Leipz. 1801, 2. Aufl. 1843; Wolfram, Anleitung zur Kenntniß, Beurtheilung und Erhaltung der O.n, Gotha 1825; Töpfer, Orgelbaukunst, Weimar 1833; Seibel, Die O. und ihr Bau, 2. Aufl., Berlin 1844.

Einige leiten den Ursprung der O. von den uralder Pfeifenwerken der Chinesen u. Hindu ab, Andere von denen der Hebräer, die nach den Talmudisten unter dem Namen Migrepha oder Ugabh (gleichbedeutend mit Organon oder Instrument) und Maschrokita (Maserokitta) dem Tempel Salomonis angehört haben sollen, oder von der Sackpfeife, noch Andere von einem der O. ähnlichen Instrumente der Griechen, der Wasserorgel (Hydraulos, organum hydraulicum), als deren Erfinder Ctesibius, ein um 120 v. Chr. lebender berühmter Mechanikus in Alexandrien, angegeben wird. Die sogenannte Wasserorgel hatte, wie die Windorgel (organum pneumaticum), Register, Pfeifen, Windlade und Klaviatur, und der Ton wurde auch bei ihr durch Wind erzeugt, während das erhitzte Wasser nur dazu diente, wie an unsern O.n die Gewichte auf den Bälgen, den Gegendruck der Luft im Gleichgewicht zu erhalten. Die eigentliche Windorgel scheint sich aus Griechenland langsam im Abendlande verbreitet zu haben. Cassiodorus, der im 6. Jahrhundert in Italien lebte, beschreibt eine solche, u. gleichzeitig war die O. auch unter den Franken bekannt. Erst später wurden O.n in den Kirchen eingeführt, theils weil sie früher zu kostbar waren, theils auch, weil die Päpste Neuerungen in der Einrichtung der Kirche nicht liebten. Dem König Pipin, Vater Karls d. Gr., ward von dem griechischen Kaiser Konstantin Copronymus VI. durch besondere Legaten eine O. zum Geschenk übersendet, die jener der Kirche des heiligen Cornelius zu Compiègne verehrt haben soll. Auch unter Karl d. Gr. sollen aus Griechenland O.n ins Abendland gekommen seyn, von so einfacher Konstruktion, daß Karl sie von seinen Künstlern leicht habe nachbilden lassen können. Noch mehr Verbreitung fanden die O.n in der letzten Hälfte des 9. Jahrhunderts in Deutschland und von hier aus in Italien, Frankreich u. England. Diese Instrumente waren freilich noch so roh und ungelenk, daß 10—12 Menschen erforderlich waren, um die 20 und mehr Bälge, die sie hatten, niederzutreten und wieder in die Höhe zu ziehen, und die Tasten mit der Faust niedergeschlagen wurden. Ein vollständiger Akkord konnte auf den eine Elle langen und 3 Zoll breiten Tasten nicht gegriffen werden, noch viel weniger konnte man einen Choral spielen. Erst

Digitized by Google

nach und nach verschwanden die breiten Tasten, und man fing an, zwischen die bisherige diatonische Folge auch chromatische Töne einzuschieben. Seit dem 14. Jahrhundert wurden schon mit mehren Klavieren versehene O.n gebaut, so die große O. im Dom zu Halberstadt von dem ältesten bekannten deutschen Orgelbauer Nikolaus Faber 1361, die zwar noch breite Tasten hatte, aber doch schon im „Diskantklavier" (Mannal) 22 Klaven (14 diatonische und 8 chromatische) enthielt. Die größte O., die man bis zu Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland kannte, war die in dem Stifte St. Blasius zu Braunschweig, welche Heinrich Kranz daselbst 1499 erbaut hatte. Besonders bedeutende Schritte zur Vervollkommnung wurden im 16. Jahrhundert gethan. Zunächst wurde das Pfeifenwerk in besondere Register geschieden, so daß nicht mehr alle zu einer Taste gehörigen Pfeifen auf einmal ertönen mußten; darauf folgte die genauere Absonderung der verschiedenen Stimmen in Register von bestimmtem Charakter, sowie die Eintheilung nach Fußton, die Festsetzung der Stimmhöhe, des Chortons, die Verringerung der Anzahl von Bälgen durch Einführung größerer und zweckmäßigerer, die Verbesserungen in der Mensur, die Vermehrung und Verkleinerung der Tasten, die Eintheilung der Manuale in Oberwerk, Brustwerk und Rückpositiv, die Einrichtung des freien Pedals mit klingenden Stimmen, sowie der Koppel, endlich auch die Erfindung der Rohrwerke. Den gegenwärtigen Grad der Vollkommenheit konnte die O. aber erst erreichen, als im 17. Jahrhundert durch Christian Förner die Windwage oder Windprobe erfunden war, mittelst welcher man bei allen Bälgen einen völlig gleichen Druck des Windes erhalten kann. Wichtig war auch die Erfindung der gleichschwebenden Temperatur durch Andreas Werkmeister zu Ende des 17. Jahrhunderts. So entstanden im 18. Jahrhundert Werke wie die des berühmten Silbermann (Schloßorgel zu Dresden, Domorgel zu Freiberg) und seiner Schüler. Unter die anregenden Versuche und Vorschläge für die Vervollkommnung der O. gehört auch das von Abt Vogler vorgeschlagene Simplifikationssystem, wenn es auch nicht eigentlich zur Anwendung kam; auch erfand derselbe einige Arten des Schwellers oder des Crescendo, die man in neuerer Zeit mehrfach für Crescendo u. Decrescendo anwendete. Der Franzose Grenié (1811) wird als Erfinder des Schwellers (orgue expressive) angegeben. Zum Theil in neuerer Zeit erfunden oder doch verbessert und mehr in Anwendung gebracht sind die freischwingenden Zungen in den Rohrwerken, sowie mannichfache Vervollkommnungen an den Bälgen, wie überhaupt in der Mechanik, Akustik ꝛc. von verschiedenen Meistern zu Wege gebracht worden sind. Außer den schon erwähnten berühmteren und umfangreicheren O.n in Deutschland nennen wir noch unter vielen: die große O. in der bischöflichen Kathedrale zu Breslau mit 60 klingenden Stimmen, 4798 Pfeifen u. 12 Bälgen, 1801 von Janiczeck angefangen, von Müller 1805 vollendet; die O. in der St. Michaeliskirche zu Hamburg, von Hildebrand 1762 erbaut, mit 64 klingenden Stimmen, 10 Windladen, 6 Bälgen für die Manuale, 4 für die Pedale; die O. in der evangelischen Hauptkirche zu St. Paul zu Frankfurt a. M., erbaut von Walker zu Ludwigsburg, vollendet 1833, mit 74 klangbaren Stimmen, 3 Mannalen und 2 Pedalen, 12 Bälgen; die O. in der Hauptkirche zu Naumburg a. d. Saale mit 52 klingenden Stimmen und gegen 3000 Pfeifen, 3 Mannalen und 7 Bälgen; die Schloßorgel zu Altenburg, von Trost erbaut; die Domorgeln zu Merseburg, Magdeburg, Bremen, Berlin ꝛc. Weltberühmt ist auch die große O. zu Haarlem und die in der Kathedrale zu Sevilla. Die größte O. aber ist die in der Peterskirche zu Rom, welche 100 Stimmen hat. Als Orgelbauer haben sich in der neuern Zeit in Deutschland besonders Trost, Friederici, Schröter, Silbermann, Hildebrand, die Gebrüder Trampeli, Schulze, Buchholz, Mende, Jemlich, Walker berühmt gemacht. Vgl. Sponfel, Orgelhistorie, Nürnberg 1771; Antoni, Geschichtliche Darstellung der Entstehung u. Vervollkommnung der O., Münster 1832.

Es liegt in der Natur der O. und in den Vorzügen dieses herrlichen Instrumentes, daß es sich, indem sein Ton des längeren Forklingens fähig ist, zum gebundenen Vortrag besonders eignet. Wie der sogenannte strenge Styl der Musik überhaupt geeignet ist für kirchliche Komposition, so hat sich das Orgelspiel dessen ebenfalls zu bedienen und zu bemeistern für seine Wirksamkeit. Einfach schöne, edel gehaltene, dem Herzen eingängliche Melodien, ohne allen profanen äußerlichen Zierrath, getragen von einer gesunden, kräftigen und durchgreifenden Harmonik, sind es zunächst, die der Würde und Erhabenheit des Ortes und Zweckes, dem das Orgelspiel dient, entsprechen, und auch die kunstreich polyphonisch verarbeiteten Sätze, wie sie in verschiedenen Formen sich herausgebildet haben, mögen in jenen Elementen ihre Basis suchen. Der Orgelspieler od. Organist muß daher ein tüchtig gebildeter Musiker sowohl in Bezug auf technische Fertigkeit, als auch in theoretischer Hinsicht seyn, wozu namentlich gehört, daß er die Choralkunde und die Behandlung der alten Kirchentonarten verstehe, daß er dabei die Gabe, zu improvisiren, habe, deren Anwendung in seiner Praxis sehr oft vorkommt, und daß er sein Instrument tüchtig kenne, so daß er es vor etwa drohenden Nachtheilen zu schützen, naturgerecht zu behandeln und bei sich einstellenden unbedeutenderen Mängeln selbst abzuhelfen vermögend sey. Das Orgelspiel, sofern es dem öffentlichen Gottesdienst angehört, läßt sich in 4 Haupttheile bringen: das Vorspiel (Präludium), das in manchen Gegenden zum Anfang des Gottesdienstes noch etwas länger und umfassender ausgeführt wird und dann auch Eingang heißt; das Choralspiel oder die Begleitung des Gesanges der Gemeinde, das natürlich und fließend, doch auch dem Inhalt des Gesangs entsprechend und charakteristisch gewählt seyn soll, was auch von den Zwischenspielen gilt, die zugleich kurz, nicht überladen und den anfangenden Ton der Melodie bestimmt einleitend seyn müssen; die Mitwirkung bei der Kirchenmusik, als Generalbaßspiel oder als obligate Begleitung eines liturgischen Gesanges

Digitized by Google

oder eines Figuralgesanges; das Nachspiel (Postludium, auch Ausgang genannt), das besonders dem Orgelspieler Gelegenheit gibt, sich in seiner Fertigkeit als Fugenspieler zc. zu zeigen, oder sich in der freien Phantasie zc. hören zu lassen, das aber immer dem Gottesdienst als würdiger Schlußpunkt dienen soll. Bis ins 16. Jahrhundert bestanden die Orgelkompositionen in den Ricercari's (auch Tokkaten und Phantasien genannt), dann in Vokalkompositionen, die man entweder nach der Tabulatur, oder nach ausgesetzten Stimmen spielte. Zu Ende des 16. Jahrhunderts machte P. Girolamo Diruta mit seinem Werk „Transilvano", das auch eine Sammlung neuer Tokkaten und Sonaten für die O. enthält, den Anfang, die Regeln des Orgelspiels bekannt zu machen, von wo an der Gebrauch Ricercari's und des Tabulaturspielens bald aufhörte. Aus dem 14. Jahrhundert wird der blinde Francesco Candino (Organi) als einer der vorzüglichsten Orgelspieler genannt, der den Ruhm erlebte, gleich einem Dichter vom König von Eypern und vom Dogen gekrönt zu werden. Berühmt waren ferner im 15. Jahrhundert u. A. Ant. dagl' Organi, später Fr. Cerreceta u. Alless. Striaglo; vor Allen aber glänzte zu Anfang des 16. Jahrhunderts Paul Hofhaimer oder Hofheimber. Aus Italien floh später das gute Orgelspiel, obgleich es in der Zeit des ersten Aufblühens desselben dort sehr gepflegt wurde, während Deutschland, sowie aus früherer, auch aus neuerer und neuester Zeit tüchtige Meister in diesem Fach zu rühmen hat, wie Händel, Hemilius, Bach, Vater und Söhne, Krebs, Kittel, Fischer, Vogler, Frohberger, Klein, Knecht, Sämann, Haydn, Stadler, Stanley, Barthel, Vanderhagen, die beiden Schneider, Rink, Hesse, Böhmer, A. Berat, Becker, Zöllner, Richter, Haupt, Herzog. Die vorzüglichsten Komponisten für die O. sind Türk, Kittel, Knecht, J. S. Bach, Häßler, A. E. Müller, Umbreit, Vierling, Krebs, Wolf, Rink, Becker, Hesse, Köhler u. A. Orgelschulen hat man von Knecht, Rink, Schütz, Schneider, Güntersberg, Meister u. A.

Orgelet, Stadt im französischen Departement Jura, Bezirk Lons-le-Saulnier, an der Valouze, mit Gerberei und Lederhandel, Käsefabrikation, Sägemühlen, Handel mit Wolle, Holz, Leinwand und 2500 Einw.

Orgelgebirg, s. Rio de Janeiro.

Orgelgeschütz, ein jetzt nicht mehr gebräuchliches Geschütz aus der Periode der niederländisch-spanischen Kriege von 1568—1609, welches das heutige Kartätschenfeuer ersetzen sollte, bestand aus einer, auch wohl mehren Reihen auf einem Gestell neben und über einander befestigter Röhre von kleinem Kaliber, die durch eine Leitvorrichtung zu gleicher Zeit abgefeuert werden konnten. Eine Art O. ist die aus 22 Flintenläufen bestehende Höllenmaschine (s. d.).

Orgelpunkt (aushaltende Kadenz), beim Orgelspiel fortgehaltener Grundton, über welchem in den andern Stimmen eine harmonische Verflechtung von Akkorden fortgeführt ist, findet gewöhnlich am Schluß des Tonstücks, in welchem er angewendet ist, seinen Platz.

Orgetorix, Häuptling der Helvetier (s. d.).

Orgien (v. Griech.), ursprünglich Verrichtungen beim Götterdienste, namentlich Opfergebräuche, die von den Göttern einigen Auserwählten besonders mitgetheilt wurden (so von der Demeter dem Triptolemus, Eumolpus) und nicht ausgeplaudert werden durften. In späterem Sprachgebrauch wird das Wort vorzüglich auf solche heilige Verrichtungen angewendet, bei denen Weihen Statt finden, die den Menschen reinigen und ihm vor oder nach dem Tode ein besseres Loos zusichern, als den nicht auf diese Weise Geweihten. Die berühmtesten dieser Weihen waren die der Demeter und Persephone. In dieser Hinsicht fallen die O. mit den Mysterien zusammen. Die dionysischen O. wurden an vielen Orten gefeiert, wobei besondere, durch Genuß des Weins und durch Tanz hervorgerufene Fröhlichkeit herrschte. Diese wurde oft zur Ausgelassenheit, und deshalb heißen O. in übertragener Bedeutung wilde Trinkgelage, bei denen es auch an anderen Ausschweifungen nicht fehlt.

Orgon, Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, Bezirk Arles, an der Durance, hat Handel mit Getreide, Hafer, Seide, eine Ackerbaugesellschaft und 3000 Einw.

Orgraphique (franz.), s. v. a. Schriftsteller oder Sylvanit.

Oria, 1) Fluß in der spanischen Provinz Guipuzcoa, entspringt am Berge Horadada, fließt gegen Norden an Villafranca und Tolosa vorüber, wird bei Belmonte schiffbar und mündet unterhalb Orio in den Meerbusen von Biscaya. — 2) (Uritana, Hyria, Uria), Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra-di-Otranto, südwestlich von Brindisi, zwischen 2 Seen, hat ein Schloß, Tabaksbau und 5000 Einw. und ist Sitz eines Bischofs. O. wurde von den Kretensern erbaut, war zu den Zeiten des Galderius von Benevent eine Freistadt, wurde 924 von den Sarracenen geplündert und 977 in Asche gelegt, aber wieder aufgebaut und 1062 von Herzog Robert eingenommen. Als Stifter des Bisthums O. wird St. Barsanus (zur Zeit des Marcus Aurelius) genannt.

Orianda (Uerjanda), Ort im europäisch-russischen Gouvernement Taurien, Kreis Simferopol, in einer entzückend schönen, felsigen Gegend, bemerkenswerth wegen des kaiserlichen Lustschlosses, das in geschmackvoll-phantastischem, morgenländischem Styl erbaut ist und über einem Abgrunde schwebt, mit herrlichem Park und bezaubernder Aussicht, der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Alexander I.

Oriani, Barnabé, ausgezeichneter italienischer Astronom, geboren 1752 zu Garignano bei Mailand, machte sich schon früh durch die Gründlichkeit seiner Forschungen und die Genauigkeit seiner Beobachtungen einen bedeutenden Namen. Im Jahre 1786 sandte ihn die Regierung nach London, um für die Sternwarte in Mailand einige astronomische Instrumente, namentlich einen Mauerquadranten, von Ramsden fertigen zu lassen, und diese Sendung gab Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit Herschel, mit dem er in fortgesetztem Briefwechsel blieb. Nach Italien zurückgekehrt, nahm er an der Messung eines Meridianbogens, sowie nebst Reggio und de Cesa-

Digitized by Google

rls an der Vermessung der Lombardei zur Veranlagung einer Karte Theil. Zu seinen astronomischen Verdiensten gehört vorzüglich, daß er als einer der Ersten die Bahn des Uranus bestimmte und die von Piazzi 1801 entdeckte Ceres, die dieser für einen Kometen hielt, durch Berechnung der Elemente ihrer Bahn als Planet nachwies. Er † den 12. Nov. 1832 zu Mailand, indem er sein nicht unbedeutendes Vermögen zu wissenschaftlichen Zwecken hinterließ. Von seinen Werken sind zu nennen: die „Tafeln des Uranus" (1783), „Theoria planetae Mercurii" (1798) und „Trigonometria sphaerica" (Bologna 1806), ein klassisches Werk.

Oribasius, berühmter griechischer Arzt aus Pergamos oder Sardes, in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr., war einer der vorzüglichsten Schüler des alexandrinischen Dogmatikers Zeno von Cyprus. Durch seinen Lehrer an den Kaiser Julian den Abtrünnigen empfohlen, war er diesem mit weisen Rathschlägen zur Erlangung des Throns behülflich, wofür ihn Julian zu seinem Leibarzt und zum Quästor von Konstantinopel machte und ihn als Gesandten nach Delphi schickte, von wo er den berühmten Orakelspruch überbrachte, daß die Pythia jetzt (vor der Christuslehre) verstummt sey. Verrtauter Freund des Kaisers, begleitete ihn O. auf seinen Feldzügen und war bei seinem Tode 363 n. Chr. Julians Nachfolger, Valens und Valentinian, eifersüchtig auf das Ansehen des Günstlings, verbannten ihn zu den Barbaren, deren Liebe und Achtung er sich durch seine ärztliche Geschicklichkeit erwarb; später ward der harte Befehl zurückgenommen, und O. erhielt Schadenersatz aus dem öffentlichen Schatze. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich größtentheils auf geschickte und geistreiche Kompilation des bereits Vorhandenen; seine Schriften galten lange Zeit fast nur als die einzige Quelle und Richtschnur für die Arzneikunde. Auf Julians Befehl verfertigte er aus Galenus und den besseren Werken der griechischen Aerzte nach systematischer Ordnung einen vollständigen Auszug in 70 Büchern und stellte dann das Ganze, zunächst für seinen Sohn Eustathios, zu einer kürzeren Uebersicht in 9 Büchern zusammen. Nur einzelne Werke haben sich in griechischer Sprache erhalten, von denen unter dem Titel „Medicinalia collecta" die 2 ersten Bücher von Gruner (Jena 1782, 2 Bde.), Buch 1—15 von Matthäi in „Veterum et clarorum medicorum graecae varia opuscula" (Mosk. 1808), Buch 44—45 und 48—50 von Mai in den „Classici auctores e vatican. codicibus editi" (Bd. 4, Rom 1831) aus Handschriften zuerst bekannt geworden sind. Außerdem findet sich in der Sammlung von Coecht („Graecorum chirurg. libri", Florenz 1754) das 46. und 47. Buch nebst Fragmenten des 48. und 49. griechischen und lateinischen, das 43. und 45. lateinische in „Vidi Vidii Chirurgia" (Paris 1544). Die meisten Bücher des O. kannte man nur aus einer lateinischen Uebersetzung, die von Rosarius unter dem Titel erschien: „Oribasii opera omnia" (Basel 1557, 3 Bde.) und von H. Stephanus in „Medicae artis principes" (Paris 1567, 2 Bde.) wieder abgedruckt wurde. Vgl. Hecker, O. der Leibarzt, in dessen „Literarische Annalen der gesammten Heilkunde", Berlin 1825, Bd. 1.

Orient (vom lat. oriens, aufgehend), im Allgemeinen die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar aufgehr, also s. v. a. Morgen, Osten; die den Europäern nach Morgen gelegenen Länder, also ganz Asien, welches deshalb auch mit dem Namen des Morgenlandes belegt wird, im Gegensatze zum Abendlande oder Occident; in der Freimaurerei die versammelte Loge, welche als Licht ausstrahlend betrachtet wird, sowie der durch 3 Stufen erhöhte Theil des ein länglichtes Viereck bildenden Versammlungssaales, auf welchem der Meister vom Stuhl seinen Platz hat, insofern derselbe als nach Osten liegend angenommen wird.

Orientalische Frage, jedes den Orient, namentlich Persien, Afghanistan und China, betreffende politische Problem, vorzüglich wenn es von allgemeiner europäischer Bedeutung wird; vorzugsweise das politische Problem über die Verhältnisse, die Entwickelung der Krisis, die inneren Zerwürfnisse und besonders das Fortbestehen des türkischen Reichs (s. d.) und der damit verbundenen oder verbunden gewesenen Länder, also der Donaufürstenthümer, Montenegro's, Aegyptens, der Barbareskten, Griechenlands und der Kaukasusländer, in sofern die europäischen Großmächte dabei betheiligt sind.

Orientalische Kirche, s. Griechische Kirche.

Orientalische Literatur, begreift das Schriftthum der orientalischen Sprachen, d. h. im engeren (früheren) Sinne der semitischen, im weiteren (jetzt üblicheren) der asiatischen Sprachen überhaupt. Das Studium dieser Sprachen spielte in Europa lange Zeit nur eine untergeordnete Rolle; seit der erweiterten Berührung aber, in welche in der neueren Zeit die Europäer mit fast allen Völkern Asiens gekommen sind, hat sich dasselbe eine vollkommene Selbstständigkeit errungen und ist als nicht mehr abweisbares Moment in den modernen Bildungsgang eingetreten. Den ersten Anlaß zum Studium der orientalischen Sprachen, namentlich des Arabischen, gab die Berührung, durch welche man zuerst in Spanien, dann in den Kreuzzügen mit den Arabern gekommen war. Schon Papst Innocenz IV. befahl zur Zeit des Kreuzzuges Ludwigs des Heiligen, Lehrstühle für das Arabische in Paris zu eröffnen und zugleich junge Araber daselbst zu unterrichten, damit sie in ihrer Heimath die christliche Wahrheit verkünden möchten; Papst Alexander und Klemens IV. ließen diese Institute mehrfach erneuern, vor allen aber arbeitete der bekehrungseifrige Papst Honorius IV. durch seinen Legaten in Paris darauf hin, daß neben dem Arabischen auch andere orientalische Lehrstühle daselbst errichtet wurden. Noch weiter ging Klemens V., der auf der Synode zu Vienne den Beschluß zu Stande brachte, daß zu Rom, Paris, Oxford, Bologna und Salamanca neben dem Hebräischen auch das Arabische und Chaldäische vertreten werden solle, damit es nie an Männern fehle, welche die Juden und Mohammedaner belehren könnten. Auch Johann XXII. ließ durch den Bischof von Paris die Betreibung

Digitized by Google

der genannten Sprachen in der Sorbonne nachdrücklich einschärfen. Als zweites Moment wirkte auf das Studium der orientalischen Sprachen der große Reichthum der arabischen Literatur an medicinischen, mathematischen, astronomischen und philosophischen Schriften, sowie die in arabischen Uebersetzungen vorhandenen Schriften des Aristoteles, welche man in lateinischen Uebersetzungen zur Bereicherung der Wissenschaft dem Abendlande zugänglich zu machen bemüht war. Ein neues Leben brachte die Reformation, und zwar zunächst zum Zweck der biblischen Exegese, in das gesammte Studium der orientalischen Sprachen; das Hebräische, Rabbinische, Syrische, Chaldäische und Aethiopische wurden jetzt Gegenstände gleichen Eifers bei den Protestanten, wie bei den Katholiken, bei welchen letzteren noch insbesondere das Interesse für ihre Missionen eifrige Beförderer der orientalischen Studien weckte. So stiftete Papst Urban VIII. 1627 zu Rom das Collegium pro propaganda fide, in welchem Missionäre gebildet und in den Sprachen des Morgenlandes unterrichtet wurden. Zwar standen diese Studien immer noch im Dienste der Kirche, allein allmählig fingen sie schon damals an, sich zu eximiren, als die neuentdeckten Seewege die Reiselust mächtig nährten und den wissenschaftlichen Forschergeist zu einem tieferen Eindringen einluden. Freilich bildete noch lange bei den hierdurch hervorgerufenen harmonischen Studien der orientalischen Sprachen das Hebräische den Ausgangspunkt und das Endziel, und die jetzt in Menge herausgegebenen grammatischen und lexikalischen Werke, besonders die Polyglotten, waren noch immer auf die semitischen Sprachstämme beschränkt; doch ist nicht zu verkennen, daß einige der gelehrten Forscher auch aus rein sprachwissenschaftlichem Interesse an ihre Arbeiten gingen, wie wir denn schon früh das Armenische mit in den Kreis jener harmonischen Studien gezogen finden und selbst das Japanische im 16. Jahrhundert seinen Bearbeiter an Ambrosius Caperinus, einem 1510 verstorbenen Augustinermönch, fand, aus dessen Nachlasse 1595 ein „Dictionarium latino-lusitanicum ac japonicum" herausgegeben wurde. Aus dem 17. Jahrhundert nennen wir als die vorzüglichsten Früchte jener Bestrebungen Schindlers „Lexicon pentaglotton" (1612), Hottingers „Etymologicum orientale sive Lexicon harmonicum Heptaglotton" (Frankfurt 1661), vor Allem aber des Engländers Edmund Castle vortreffliches „Lexicon heptaglotton" (1669), welches auch das Persische behandelt, und Johann Friedrich Nicolai's „Hodegeticum orientale harmonicum" (Jena 1670), worin, sowie in der beigefügten „Grammatica linguarum earundem harmonica", ebenfalls das Persische mit behandelt ist. Einen eigentlichen Aufschwung zu größerer Selbstständigkeit nahm aber das orientalische Sprachstudium erst seit dem Anfange des 18. Jahrh., und bis in die letzten Decennien ist dasselbe immer kräftiger und unabhängiger geworden. Nicht genug, daß eine Menge bisher ganz unberücksichtigt gebliebener, ja ganz ungekannter Sprachen in den sich immer mehr erweiternden Kreis eintraten, auch die Anzahl derer, welche für diese Studien sich interessirten, ward immer größer, und viele europäische Länder, welche an denselben bisher sich fast gar nicht betheiligt hatten, wie Rußland, Schweden, Dänemark, konnten bei der immer höheren Würdigung, welche das orientalische Leben fand, nicht mehr zurückbleiben, und auch der Orient selbst betheiligt sich immer mehr an der Ergründung seines eigenen geistigen Entwickelungsganges. Während gegenwärtig alle Universitäten mit einzelnen Lehrstühlen für orientalische Sprachen versehen sind, gibt es dafür besondere Lehranstalten, wie zu Haileybury in England, zu Rom, Paris, Wien und Petersburg. Den meisten Antheil aber an der Verbreitung einer genaueren Kenntniß des Orients haben die asiatischen Gesellschaften, durch welche vorzüglich die reichen Schätze der verschiedenen o.n L.en zu Tage gefördert und nicht bloß durch Originaldrucke dem Studium der Gelehrten, sondern auch durch mannichfache Uebersetzungen selbst dem größeren Publikum zugänglich gemacht worden sind. Durch sie sind unmittelbar und mittelbar, im Morgenlande sowohl wie in Europa orientalische Druckereien entstanden, welche alljährlich eine große Anzahl Werke in den verschiedensten Sprachen ans Licht fördern; so in Konstantinopel, Kairo, Teheran, Ispahan, Tebris in Persien, Lakhno in Ostindien, Kalkutta, Bombay, Madras, Malakka, Makao, Serampore, Singapore, Batavia und Colombo, in Paris, London, Petersburg, Berlin, Leipzig u. a. O. Vor Allem förderlich sind auch die von den asiatischen Gesellschaften herausgegebenen Journale, denen sich in Deutschland die seit 1837 von Ewald, v. d. Gabelentz, Kosegarten, Lassen, Neumann, Rödiger und Rückert unternommene, Zeitschrift zur Kunde des Morgenlandes" rühmlich anschließt, ferner die bedeutenden Handschriftensammlungen, welche sich in den verschiedenen Bibliotheken aufgespeichert finden und durch den lebendigen Verkehr, welcher jetzt den Orient mit Europa verbindet, immer mehr bereichert werden. Wir nennen hier unter den deutschen Bibliotheken Gotha, besonders reich an vorderasiatischen Handschriften, Wien, durch arabische, türkische und persische Manuskripte ausgezeichnet, Berlin, Dresden, München; unter den übrigen vor allen Paris, wo die königliche Bibliothek allein 4000 chinesische Werke zählt; dann die englischen, in welchen besonders die hinterasiatischen Literaturen reich vertreten sind, vorzüglich die des britischen Museums die zu Oxford und Cambridge. Nächst den Missionen, die, vorzüglich in den früheren Zeiten, mit unglaublichem Eifer die Wege bahnten u. für die Sprachwissenschaft stets reiche Ausbeute zurückbrachten, haben auch die an die Missionsvereine sich anschließenden Bibelgesellschaften durch die Uebersetzungen, welche sie von der heiligen Schrift in den verschiedensten Sprachen anfertigen ließen, außerordentlich fördernd auf die Verbreitung der o.n L. gewirkt, indem diese Arbeiten schätzbare Hülfsmittel für die morgenländische Linguistik darbieten und nebenbei die mannichfachsten Untersuchungen und Entdeckungen veranlassen mußten. Ueber die einzelnen Sprachen s. die betreffenden besonderen Artikel. Uebrigens ist es

Digitized by Google

begreiflich, daß die orientalischen Studien nicht außer Zusammenhang mit den übrigen Wissenschaften bleiben konnten, daß sie vielmehr als organisches Glied in die ganze Kette derselben eintreten, ja auf einigen Gebieten eine totale Umwälzung hervorbringen mußten. Durch sie wurde den gesammten Sprachstudien ein ganz anderes Leben eingehaucht, Sprachphilosophie u. Sprachvergleichung, welche früher eigentlich nur vereinzelte Erscheinungen dargeboten hatten, gewannen durch das Heranziehen der orientalischen Sprachen erst einen Halt und eine innere Nothwendigkeit, und es ist nicht zu leugnen, daß das in der neuesten Zeit mit so vielem Eifer angebaute Gebiet der vergleichenden Sprachforschung bereits Resultate ergeben hat, welche als Triumph des menschlichen Geistes in der Erforschung seines eigenen Entwickelungsganges angesehen werden können.

Orientalischer Jaspis, s. v. a. Heliotrop.

Orientalischer Löwe, s. v. a. Spießglanz.

Orientalisches Kaiserthum, s. Oströmisches Reich.

Orientalische Sprachen, s. Orientalische Literatur.

Orientalisches Weltreich, nach Hegel eine der großen Entwickelungs- und Bildungsphasen in der Weltgeschichte, nämlich jener ganze Komplex von Nationen und Reichen, die, einander ablösend, einen gleichen Entwickelungsgang der Bildung, der als der orientalische bezeichnet werden muß, durchlaufen haben. Hegel war mit der Aufstellung dieses Gedankens der Erste, der die aus der Deutung des Traums des Nebukadnezar durch Daniel und aus dem Gesicht des Letzteren von den 4 Thieren (Kap. 7) geschöpfte, von den christlichen Gelehrten des 16. Jahrhunderts aber bis zur Lächerlichkeit ausgeführte und deshalb später ganz verworfene Idee von den 4 Weltreichen (s. d.) wieder aufnahm, jedoch in geistreicherer Weise verarbeitete. Als dem Orient eigenthümlich bezeichnet Hegel den gegensatzlosen Staat, in welchem die Subjektivität noch nicht zu ihrem Fürsichseyn gekommen ist; das Kindesalter der Geschichte. Diese Gestalt aber zerfällt sogleich wieder in zwei Erscheinungen: den auf die Familie gegründeten Staat, die zum Staat organisirte väterliche Fürsorge (Hinterasien, am bestimmtesten bezeichnet durch das chinesische Volk), und den Staat, in welchem sich das erste Ahnen des individuellen Princips, freilich noch machtlos und gestaltlos, regt und der somit die orientalische Welt mit der occidentalischen verknüpft. Dieses erste noch träumerische, begriffslose Ahnen finden wir bei den Indiern, ausgeprägter und organischer, mit der Weltgeschichte zusammenhängender bei den Persern, deren Reich, obwohl vorübergegangen, als großartigster Repräsentant des orientalischen Geistes gefaßt werden kann.

Orientalisten, diejenigen Gelehrten, welche irgend einen Zweig der orientalischen Literatur (s. d.) zu ihrem besonderen Studium gemacht haben.

Orientiren (v. Lat.). Sich o. heißt eigentlich am Horizont den Orient suchen, um danach die übrigen Himmelsgegenden zu bestimmen, daher im Allgemeinen s. v. a. sich zurecht zu finden suchen durch Beobachtung von Merkzeichen; besonders durch Beobachtung der Gestirne, mit Hülfe des Kompasses und durch Vergleichung der Karten auf dem Meere, wenn kein Land in Sicht ist, den Ort bestimmen, wo man weilt. Die Segel o. heißt: sie so wenden, daß sie den Wind gehörig fassen und mit Hülfe des Steuers dem Schiffe den verlangten Lauf geben, den Meßtisch o., ihn in eine mit seiner frühern vollkommen parallele Lage bringen, einen Himmelsglobus o., demselben seine richtige Lage gegen die Weltgegenden geben, eine Karte ꝛc. o., sie so anlegen, daß bei aufrecht zu lesender Schrift Norden nach oben, Süden nach unten, Osten rechts und Westen links sich befinden und der mittlere Meridian senkrecht auf dem untern Rande steht.

Orificium (lat.), Mündung, Oeffnung.

Oriflamme, s. Fahne.

Origanum (Dosten), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den röhrigen, fünfzähnigen, seltener zweilippigen oder einseitigen Kelch mit am Grunde klappenförmig eingeschlagenem Rande, die vierlappige, kaum zweilippige Blumenkrone, aufrechte, ausgerandete Oberlippe, dreilappige Unterlippe mit ziemlich gleichgroßen Lappen und gerade, meist auseinander stehende Staubgefäße, europäische und orientalische Kräuter und Halbsträucher mit gegenständigen, behaarten, harzigpunktirten Blättern und vierseitigen, dichten Blüthenähren. O. aegyptiacum L., mit rundlichen, oder ovalen, etwas fleischigen, weißfilzigen Aehren und büschelförmigen Blüthen, ist in Aegypten, Arabien, und Syrien als aromatische Heilpflanze geschätzt. Von O. creticum L., kretischer Dosten, in Südeuropa besonders auf der Insel Kandia, noch nicht genau bekannt, leitete man sonst ausschließlich die als spanischer oder kretischer Hopfen, kretisches Wohlgemuthkraut, Herba Origani cretici s. Lupulus cretici, im Handel vorkommenden Blüthenähren ab, welche einen stark aromatischen, dem des O. Majorana L. ähnlichen Geruch und Geschmack besitzen und von den ältern Aerzten zu Umschlägen bei Stichwunden, bei schweren Geburten, kariösen Zähnen und als Niesemittel angewendet wurden. Jetzt benutzt man zuweilen das aus ihnen gewonnene spanische Hopfenöl (Oleum Oregani cretici) besonders gegen Zahnschmerzen von kariösen Zähnen. O. heracleoticum L., griechischer Dosten, in Dalmatien, Griechenland, der Türkei, ist dort jetzt noch häufig in Gebrauch und wird in England und in den Rheingegenden wie in andern Gegenden der Majoran kultivirt. Die bekannteste Art ist der gemeine Majoran, O. Majorana L., Wurstkraut, Kraut der halbstrauchartig mit gestielten, oval und verkehrt eirunden, stumpfen, schwach weichhaarigen Blättern und vierseitigen, rundlichen, meist zu dreien vereinigten Blüthenähren, wächst wild in Griechenland und Asien bis nach Ostindien und wird in Süd- und Mitteleuropa häufig als Küchengewächs kultivirt. Man säet den Majoran im März in ein Mistbeet, woraus man die jungen Pflanzen ins Freie verpflanzt. Die Pflanzen,

Digitized by Google

die Samen liefern sollen, der im Juli reif wird, überwintert man in Töpfen im Glashause, oder auf einer warmen Rabatte. In Frankreich pflanzt man das Gewächs häufiger durch Zertheilung der Stöcke fort. Die jungen, im Schatten getrockneten Zweige bewahrt man längere Zeit an einem geschlossenen Orte auf und wendet sie dann in der Küche als Gewürz, hauptsächlich zu Würsten und Saucen an. In den Officinen kommt das Kraut als Herba Majoranae s. Majoranae aestivae ꝛc. vor. Sein Geruch ist eigenthümlich stark gewürzhaft, der Geschmack zugleich scharf und bitter. Vorwaltende Bestandtheile sind ätherisches Oel und Gerbestoff, weshalb es erregend und etwas tonisch wirkt. Jetzt wird es nur noch äußerlich als zertheilendes Mittel in Aufguß, zu Kräuterkissen, Bähungen und Bädern, vorzüglich aber bei Verhärtungen der Brüste, endlich auch in Pulverform als Niesemittel und in Salbenform beim Stockschnupfen angewendet. Man bereitet daraus das Majoranöl (Oleum Majoranae aethereum et infusum) u. die Majoranbutter (Butyrum s. Unguentum Majoranae). O. vulgare L., gemeiner Dosten, Wohlgemuth, wilder Majoran, Frauendostkraut, Schusterkraut, mit gestielten, eirunden, spitzlichen, undeutlich gesägten oder ganzrandigen, zottigflaumhaarigen Blättern und kurzen, eiförmigen, in dicht gedrängten Trugdolden gehäuften Blüthenähren, welche zusammen eine Rispe darstellen, wächst in Europa, Mittelasien und Nordamerika auf sonnigen Bergen und in trockenen Laubwäldern und Gebüschen. Man sammelt zur Blüthezeit das Kraut, welches einen starken, angenehm aromatischen, dem des Majoran sich nähernden Geruch und einen gewürzhaft bitterlichen, etwas herben Geschmack hat. Es enthält vorwaltend ätherisches Oel und Gerbestoff und wird seiner flüchtig erregenden, etwas tonischen Wirkungen halber besonders äußerlich als erregendes und zertheilendes Mittel mit andern aromatischen Kräutern zu Umschlägen, Bähungen, Bädern ꝛc. angewendet. Innerlich gebraucht man es zuweilen bei Katarrhen, Krämpfen, Rheumatismen und Steckungen im Uterus. Das ätherische Oel (Oleum Origani vulgaris) dient als Beruhigungsmittel bei Zahnschmerzen.

Origenes, von den Alten wegen seines eisernen Fleißes Adamantius, der Diamantene, genannt, einer der gelehrtesten und unzweifelhaft der genialste Lehrer der alten Kirche, der Vater der biblischen Kritik und Exegese, wurde 185 nach Chr. zu Alexandria geboren. Sein Vater, Leonidas, ein ägyptischer Bischof, der in der Verfolgung des Septimius Severus 202 den Märtyrertod starb, hatte ihn in der hellenischen Literatur und in den freien Künsten sorgfältig unterweisen lassen, zugleich aber war der feurige Jüngling durch die Katechesen des Pantänus und Klemens von Alexandrien für die Sache des Christenthums so begeistert worden, daß ihn nur die zärtliche Gewalt der Mutter abhalten konnte, mit dem Vater freiwillig als Glaubenszeuge zu sterben. Da nach dem Tode des Vaters das Familienvermögen vom Fiskus eingezogen wurde, ernährte O. seine Mutter und Geschwister durch Bücherabschreiben u. den Verkauf seiner Sammlung von Manuskripten griechischer Klassiker, während er, obwohl erst 19 Jahre alt, an dem Katechenteninstitute lehrte. Bald darauf soll er aus falschem asceetischen Eifer sich entmannt haben. Noch als Katechet war O. Zuhörer des Neuplatonikers Ammonius Saccas, der es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, Philosophie und Religion zu vereinigen. Ein ernstes Studium der Philosophie machte O. bald fähig, Anknüpfungspunkte einerseits für Spuren der Wahrheit in allen Sekten und Religionen aufzufinden, andererseits der christlichen Glaubenslehre eine Form zu verleihen, in der sie sich selbst der hellenischen Welt von philosophischem Standpunkte aus empfehlen wußte. So gelang es ihm, zahlreiche Proselyten unter den Heiden zu machen, und auch christliche Häretiker aller Gattungen führte er zur allgemeinen Kirche zurück, unter diesen den Gnostiker Ambrosius. Unter Caracalla (211) besuchte er Rom und bald nachher, dem Rufe eines römischen Statthalters folgend, Arabien. Nach seiner Rückkehr setzte er in Alexandrien, auf des Bischofs Demetrius Verlangen, seinen Unterricht fort, bis ein Volksaufruhr 215 ihn bewog, nach Palästina zu flüchten, wo er sich bei den Bischöfen so in Gunst setzte, daß sie ihm erlaubten, in ihren Versammlungen Vorträge zu halten. Unter Alexander Severus rief ihn die Kaiserin-Mutter Julia Mammäa nach Antiochien. Doch kehrte er bald wieder nach Alexandrien zurück, wo er nun anfing, auf Antrieb und mit Unterstützung des Ambrosius, welcher ihm die Tachygraphen und Bibliographen besoldete, seine Auslegung der heiligen Bücher aufzeichnen zu lassen. So wurden 5 Bücher Kommentarien zum Evangelium Johannis, 8 zur Genesis, 5 zu den Klageliedern und die Auslegung der 25 ersten Psalmen verfaßt. Außerdem schrieb er um diese Zeit 2 Bücher von der Auferstehung und 10 Bücher vermischter theologischer Abhandlungen (stromata). Der Bischof von Alexandrien, Demetrius, ehrte den Eifer und glänzenden Erfolg des geistreichen Katecheten, als sich derselbe aber auf einer Reise nach Cäsarea in Palästina 228 von den ihm befreundeten Bischöfen Theoctistus von Cäsarea und Alexander von Jerusalem zum Presbyter hatte weihen lassen, erblickte Demetrius hierin eine Kränkung seines bischöflichen Ansehns und öffnete seit dieser Zeit sein Ohr bereitwillig den Beschuldigungen, welche dem O. von mehren Seiten her gemacht wurden. Am allgemeinsten war der Vorwurf, daß O. die christliche Lehre durch fremdartige, willkürliche Spekulationen verfälscht habe, wozu noch der Vorwurf der Selbstverstümmelung, der Ueberhebung in Stellung u. A. kam. Eine alexandrinische Synode 231 untersagte dem O. die Ausübung seines Lehramtes und den Aufenthalt in Alexandria, eine zweite 232 entsetzte ihn auch der Presbyterwürde und exkommunicirte ihn. O. begab sich nach Cäsarea in Palästina, fand daselbst freundliche Aufnahme und wirkte, selbst vom Kaiser Philippus geehrt, mit dem er in Briefwechsel trat, dort in derselben anregenden Weise, wie vorher zu Alexandria, so daß die Spuren des von ihm erweckten wissenschaftlichen Geistes noch im 4. Jahrhundert in Palästina sichtbar waren.

Digitized by Google

Der Verfolgung unter Maximinus Thrax entzog sich O. durch die Flucht nach Kappadocien; unter Gordianus (um 238) begab er sich auf längere Zeit wieder nach Athen, wo er die Schulen der Philosophen besuchte und mehre seiner Kommentare schrieb, dann nach Arabien, wohin ihn die Bischöfe berufen hatten, um den Bischof Beryll von Bostra zu widerlegen, welcher leugnete, daß die göttliche Natur Christi vor seiner Menschwerdung existirt habe. O. sprach mit so hoher Beredsamkeit, daß Beryll widerrief und ihm für seine Widerlegung dankte. In der decischen Verfolgung erduldete er schwere Mißhandlungen, indem man ihn durch Marter zur Verleugnung zwingen wollte. In Folge der erlittenen Mißhandlung † er 254 zu Tyrus im 69. Lebensjahre. Die Werke des O., angeblich 6000 an der Zahl, sind theils exegetischen und exegetisch-kritischen, theils dogmatischen und dogmatisch-apologetischen Inhalts. In beiden Hauptgattungen befinden sich aber auch mehre, deren Hauptcharakter paränetisch und ascetisch ist. Seine Briefe sind fast alle verloren gegangen. Die exegetischen Schriften zerfallen in kürzere Scholien, wozu gewissermaßen auch seine „Hebraicorum nominum S. S. et mensurarum interpretatio" gehört, in ausführlichere Kommentare über Schriften des Alten und Neuen Testaments und in praktische Auslegungen über fast alle Theile des Alten Testaments. O. ging darin von dem hermeneutischen Grundsatze aus, der höchste Zweck der Exegese sei, in den Geist der Schrift einzudringen, wozu das nothwendige Mittel die Geistesgemeinschaft mit dem Erlöser, der Seele der heiligen Schrift, sei. Wie nun im Menschen Leib, Seele und Geist unterschieden werden, so habe jede Stelle der Schrift einen dreifachen (wirklichen) Sinn, einen buchstäblichen, moralischen und mystischen, von denen der erste den grammatischen oder historischen Inhalt, der zweite die praktische Anwendung, der dritte die Offenbarung der höchsten spekulativen Wahrheit gebe, die sich entweder auf die sichtbare Kirche Christi, oder auf Gott und die Geisterwelt (unsichtbare Kirche) beziehe. Der mystische Sinn aber ist nach seiner Unterscheidung entweder ein allegorischer, vermittelst dessen Alles auf die (sichtbare) Kirche Christi Bezug hat, oder ein anagogischer, der eine himmlische Richtung nimmt und sich auf das Reich der Geister oder die unsichtbare Kirche bezieht. Während einerseits die durchgängige Anwendung dieser Idee zu den traurigsten Verirrungen beim Gebrauch der Bibel führen mußte, hatte andererseits der von O. ausgesprochene Gedanke die gute Wirkung, daß er die voreilig angenommene Inspirationstheorie unschädlich machte und die ganze Schriftforschung unter die Leitung der Vernunft stellte, ein Gewinn, durch welchen aller durch das Allegorisiren der Schrift veranlaßte Schaden im reichsten Maße ersetzt wurde. Unter den exegetisch-kritischen Arbeiten des O., zu welchen auch sein um 240 geschriebener „Brief an den Africanus" über die Aechtheit der Geschichte von der Susanna gehört, steht sein großes Bibelwerk: „Hexapla" oben an, von dem die der Zerstörung entgangenen Fragmente gesammelt worden sind zuerst von Petrus Morinus in der sirtinischen Ausgabe der Septuaginta (Rom 1587), von B. von Montfaucon (Paris 1714, 2 Bde.), mit Noten herausgegeben von K. F. Bahrdt. Eine Ehrestomathie davon lieferte J. S. Trendelenburg (Leipzig 1794). Unter den dogmatischen Werken nehmen die 4 Bücher „De principiis" den ersten Platz ein, die den ersten Versuch zu einer systematischen Entwickelung der Glaubenslehre enthalten, aber nur, einige größere griechische Fragmente ausgenommen, in der Uebersetzung des Rufinus, welcher alles ihm Anstößige nach dem zu seiner Zeit herrschenden Lehrbegriffe abänderte, noch vorhanden ist. Die neuesten Ausgaben sind von Redepenning (Leipzig 1836) und von Schnitzer (Stuttgart 1836). Die „Stromata" in 10 Büchern, welche in mehren einzelnen Abhandlungen eine Vergleichung der christlichen Lehren mit den Grundsätzen der griechischen Philosophen, namentlich der Platoniker enthielten, wobei mehr die Uebereinstimmung beider Doktrinen, als ihre Diskrepanz hervorgehoben war, sind verloren gegangen. Eine sehr bedeutende apologetisch-dogmatische Schrift sind die 8 Bücher „contra Celsum" (herausgegeben von Spencer, Cambridge 1658, deutsch von Mosheim, Hamburg 1745), die tiefste und umfassendste, wenn auch nicht die glänzendste Apologie des Christenthums, welche das Alterthum hervorgebracht hat. Außerdem sind noch vorhanden eine „Ermahnung zum Märtyrerthume" (herausgegeben von Welstein, Basel 1674, und von Mosheim, Hamburg 1745), die kleine im Original erhaltene Schrift „über das Gebet" und die „Philosophumena" (zuerst herausgegeben von Miller, Oxford 1851). Die beste ältere Ausgabe der Werke des O. (mit Einschluß der unächten) ist die Benediktinerausgabe von de la Rue (Paris 1733—59, 4 Bde.). Auszüge aus verschiedenen seiner Schriften haben Basilius Magnus und Gregor von Nazianz mitgetheilt in der sogenannten „Philocalia" (zuerst herausgegeben von J. Tarinus, Paris 1618, zuletzt von G. Spencer, Cambridge 1685). Eine Handausgabe von O. Werken besorgte Oberthür (Würzburg 1785—94, 15 Bde.), eine vollständigere und mit kritischem Geiste behandelte Ausgabe veranstaltete Lommatzsch (Bd. 1—25, Berlin 1831—48). Die Schule des O. pflanzte sich sowohl in Alexandria, als in Cäsarea fort. In Alexandrien wirkte besonders Dionysius Alexandrinus für die Verbreitung der Grundsätze seines großen Lehrers, und aus der Schule zu Cäsarea gingen im 3. Jahrhundert Gregorius Thaumaturgus, Bischof von Neocäsarea, und der Presbyter Pamphilus zu Cäsarea hervor. Während darauf im 4. Jahrhundert mehre der ausgezeichnetsten Kirchenlehrer, ein Athanasius, Eusebius von Cäsarea, Basilius der Große, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa u. A., vornehmlich dem Studium der Schriften des O. ihre theologische Bildung verdankten, scheiden sich fast alle übrigen nach zwei Richtungen hin, von denen die Einen nach dem Vorgange älterer Kirchenlehrer, namentlich des Tertullianus, als entschiedene Gegner des O. auftraten, die Andern, an ihrer Spitze die ägyptischen und palästinensischen, ihn über alle übrig

Digitized by Google

gen Kirchenlehrer erhoben. Aus der Reihe der erstern forderte Epiphanius, seit 367 Bischof von Salamis auf Cypern, vom Bischof Johannes von Jerusalem, der nebst den palästinensischen Mönchen Rufinus und Hieronymus als Anhänger des O. bekannt war, die Verdammung des berühmten Kirchenvaters. Johannes und Rufinus widerstanden, Hieronymus aber gab nach und hob die Kirchengemeinschaft mit Jerusalem auf, die indeß 397 wieder hergestellt wurde. Eine größere Bedeutung erhielten diese Streitigkeiten, als in Aegypten Theophilus, Bischof von Alexandria (385—412), sich an die Spitze der Anthropomorphisten stellte und die origenistisch-mystischen Mönche bekämpfte. Alexandrinische Synoden 399 und 400 erklärten O.' Lehre für ketzerisch und verdammten seine Schriften; die nicht beistimmenden Mönche wurden vertrieben und fanden 410 an dem berühmten Chrysostomus einen Beistand, der, ohne sich gerade für O. zu erklären, den Theophilus mit den Vertriebenen zu versöhnen suchte, aber nun selbst auf einer Synode (synodus ad quercum) abgesetzt wurde. Noch einmal lebten die origenistischen Streitigkeiten um die Mitte des 6. Jahrhunderts auf, wo Mennas, der Patriarch von Konstantinopel, vom Kaiser Justinianus eine Verdammung der origenistischen Lehren auswirkte (um 544), die indeß keine weitern praktischen Folgen nach sich zog. Vgl. Thomasius, O. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 3. Jahrhunderts, Nürnberg 1837; Redepenning, O. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre, Bonn 1841.

Original (v. lat. originalis, ursprünglich), Alles, was im Gegensatz zu dem Nachgebildeten und Nachgeahmten das Erste und Ursprüngliche ist, z. B. eine Schrift, von der man eine Abschrift (Kopie) genommen hat, oder ein vom Künstler selbst nach eigenen Ideen ausgeführtes Kunstwerk, im Gegensatze zu Kopie u. Wiederholung. Daher Originalität s. v. a. Ursprünglichkeit, ein Begriff, der vorzüglich im Gebiete der Wissenschaft u. Kunst, wo sich die schöpferische Kraft des Genies offenbart, Geltung hat. Wir sagen von einem Künstler: er hat O., wenn er frei aus der Ursprünglichkeit seines eigenen Genius schafft, wenn sich kein anderer Künstler nachweisen läßt, dessen Eigenthümlichkeiten er bewußt oder unbewußt nachahmt. Originalität in dem Sinne von ursprünglicher Eigenthümlichkeit, sey es des Inhalts, sey es der Form, wird immer den Schöpfungen des Genies zukommen; versteht man aber unter Originalität, wie häufig geschieht, bloß das vom Allgemeinen Abweichende, Ueberraschende, Seltsame, durch ganz besondere Art des Erscheinens Aufmerksamkeit Erregende, Wunderliche, das Originelle mit verächtlicher Nebenbedeutung, dann ist sie so wenig ein nothwendiges Merkmal des Genies, daß dieses eine solche Eigenthümlichkeit lieber von sich zurückweist. Vieles ist in der Kunst genial und doch in dieser Weise durchaus nicht originell.

Originis forum (lat.), Gerichtsstand, der durch die Herkunft oder Abstammung der Person begründet wird; s. Kompetenz.

Orihuela, Hauptstadt eines Governo in der spanischen Provinz Valencia, nordöstlich von Murcia, links am Segura, in einer schönen und sehr fruchtbaren Ebene, la Huerta de O. (der Garten von O.) genannt, ist regelmäßig gebaut und mit Mauern umgeben. Sitz eines Bischofs, hat 7 Thore, 5 öffentliche Plätze, eine Citadelle, 3 Kirchen, 15 Klöster, ein Hospital, 3 Armenhäuser, ein bischöfliches Seminar, eine Universität, eine Akademie, Bibliothek, Seiden- und Südfrüchtebau (besonders Orangen), Stärke-, Seifen-, Soda-, Salpeterfabriken, Leinweberei, Seidenspinnerei, Gerberei, Oelmühlen, Handel durch den Hafen von Guardamar und 28,000 Einw. In der Nähe der Salzsee Mata.

Orillon (franz.), Bollwerksohr, die abgerundete Schulterwehr (épaulement) eines Bollwerks zur Deckung der Flanken desselben, eine von Vauban verbesserte Einrichtung beim Festungsbau, die lange Zeit angewendet, aber durch andere zweckmäßigere Vorrichtungen entbehrlich gemacht wurde.

Orinoco (Orenoco, früher auch Parima), einer der größten Ströme Südamerika's und überhaupt ein Strom zweiten Ranges, durchfließt einen großen Theil der Republik Venezuela, wo er seine Quelle und seine Mündung hat. Seine Quellen hat noch kein Europäer gesehen, doch weiß man durch die an ihm wohnenden Indianer, daß sie sich auf der Sierra Parime oder den Gebirgen von Guyana befinden, wo der Strom in einer Höhe von etwa 5000 Fuß aus dem See Ypava hervorgehen soll. Alexander von Humboldt fuhr den O. bis über Esmeralda hinauf, wo jedoch die Wildheit der Guaharibosindianer das Vordringen bis zu den Quellen unmöglich machte. In seinem obern Lauf durchströmt er das Hochland, das er nach seinem Austritt aus demselben umsäumt, indem er auf eine merkwürdige Weise eine große Spirale um seine Quelle beschreibt, so daß seine Mündung in gerader Linie nur etwa 100 Meilen von seiner Quelle entfernt ist, während seine ganze Stromentwickelung einschließlich der großen Krümmungen 300—330 Meilen beträgt. Auf der ersten Strecke seines Laufes (von etwa 75 Meilen) ist er sehr reißend und führt schon eine mächtige Wassermasse mit sich, indem er bereits 6½ Tagereisen oberhalb Esmeralda eine Breite von 1800 bis 2400 Fuß hat. Sobald der Strom bei Esmeralda sein Quellenland verlassen hat, tritt er in seinen mittlern Lauf, nimmt eine westliche Richtung, strömt in denselben Ebenen, wie der Marañon, aber in völlig entgegengesetzter Richtung, nimmt hier einen ruhigen Lauf an und erhält eine Breite von 3—4000 Fuß. Auf dieser Strecke entsendet er in einer Gabeltheilung einen Theil seiner Gewässer in den Cassiquiare, der in den Rio Negro mündet und so eine ununterbrochene Wasserverbindung zwischen dem Marañon oder Amazonenstrom, in welchen der Rio Negro mündet, und dem O. vermittelt. Bald darauf, unterhalb San Fernando de Atabapo, wendet sich der Strom gegen Norden und betritt das Gebiet der Katarakten (Raudales). Zahlreiche Granitketten (die Gebirgsäste, welche die Sierra Parime nach Westen vorschiebt) durchziehen hier das Bett des nun schon 9000—18,000 F. breiten Stromes und besäen dasselbe mit Granitblöcken

Digitized by Google

und Inseln, an denen die Gewässer sich mit Wuth brechen. Die beiden berühmtesten Katarakten oder Wasserfälle sind die Mayppures oder Atures. Eine unzählbare Menge von Nebenflüssen strömt von den Gebirgen Guyana's, von den Anden und von den Gebirgen Venezuela's zu ihm hinab. Die größten darunter sind auf der linken Seite: der gewaltige Guaviare, der prachtvolle Meta, der an Wassermenge der Donau gleichkommt, der Parana, Pichada, Arauca, Guainia, Arui, Apure ꝛc.; rechts: der Maquirikari, Padamo, Ventuari, Arieari und Caroni, der mächtigste Nebenfluß des O. auf der rechten Seite. Bei der Mündung des Apure beginnt der Strom seinen Unterlauf, in welchem er sich ostwärts wendet und nun in einer Breite von 18—24,000 Fuß zwischen dichten Waldungen langsam die Ebenen (Llanos) durchfließt, welche hier an seinen Ufern beginnen und zwischen der Sierra Parime und dem Küstengebiete von Venezuela bis zur Mündung des O. in den atlantischen Ocean sich erstrecken. Nach der Aufnahme des Caroni beginnt der O. sein großes Delta zu bilden, indem er sich in eine unübersehbare Menge von Mündungsarmen und Kanälen theilt, die sich durch zahllose größere und kleinere Inseln dem atlantischen Ocean zudrängen. So entsteht ein Labyrinth von Flüssen, in welchen der geübteste Seemann sehr leicht in Verwirrung geräth. Man will wenigstens 50 Mündungen herauszählen, welche einen Raum von 30 Meilen einnehmen; aber nur 7 derselben sind eigentlich schiffbar, und darunter ist die Hauptmündung, La Boca de Navios, die einzige, in welche große Schiffe von 2—300 Tonnen einlaufen können. Andere wichtige Mündungsarme sind Mariusas, Macareo, Capuco, Pedemoles, Gros Manamo und eine ungenannte Mündung. Auch der nördlich vom O. in den Golf von Paria einmündende Guarapiche soll mit ihm zusammenhängen und würde alsdann die nordwestlichste seiner Mündungen bilden. Der O. erscheint bei seiner Ausströmung wie ein uferloser See, und seine mit Heftigkeit ausströmenden, süßen, milchweißen Gewässer bedecken auf eine weite Strecke den Ocean. Er erzeugt im Meere gefährliche Strömungen; besonders ist die „traurige Bucht" mit dem „Drachenschlund" bei den Seefahrern sehr berüchtigt. Seine jährliche ungeheure Ueberschwemmung beginnt mit dem April, erreicht im September ihre Höhe und endet mit dem Februar. Das Wasser tritt dabei stellenweise 25 Meilen über die Ufer hinaus und scheint alsdann einen großen See zu bilden. Die Tiefe des Stromes ist an manchen Orten sehr beträchtlich, aber im Allgemeinen sehr verschieden. Sein Stromgebiet umfaßt einen Flächenraum von 30,000 □Meilen. Unter den wenigen Städten, die am O. liegen, auf welchem jetzt auch Dampfschifffahrt eingerichtet ist, ist Angostura, bis wohin große Seeschiffe fahren können, die bedeutendste. Die Ufer sind ungemein reizend und bieten ein stets wechselndes Gemälde von höchster Pracht.

Orion (el Sefeseuze, Geuze, Ingula, Aubar), das größte und glänzendste Sternbild am Himmel, von welchem man gewöhnlich ausgeht, um die übrigen Sternbilder kennen zu lernen, ist in Europa in den Winternächten sichtbar u. zeichnet sich ebenso durch den Glanz, als die Zahl seiner Sterne aus. Schon Huyghens zählte in demselben gegen 2000 Sterne, und Flamsteed bestimmte in seinem Katalog 78 derselben genauer; von diesen sind 2 Sterne von der ersten, 4 von der zweiten, 4 von der dritten, 9 von der vierten, 24 von der fünften und 18 von der sechsten Größe. Das Sternbild wird dargestellt als ein Krieger, der mit dem linken Fuße hoch emporschreitet, den ausgestreckten linken Arm mit einem Löwenfelle bekleidet hat und mit dem rechten hoch über dem Haupte eine Keule schwingt. Es ist nördlich von den Hörnern des Stieres, westlich vom Stiere und Eridanus, südlich vom Hasen, östlich vom Einhorn und den Zwillingen umgeben und leicht kenntlich an 3 Sternen zweiter Größe, die am Gürtel in gerader Linie nahe beisammen stehen und unter dem Namen Jakobsstab bekannt sind.

Orion, ein Held der griechischen Sage, dessen Abstammung verschieden angegeben wird. Nach der gewöhnlichen Sage war er der Sohn des Königs Hyrieus, nach Andern ein Sohn des Poseidon und der Euryale, oder ein Erdgeborner. Homer schon schildert ihn als den größten und längsten der Männer, größer als die im 9. Jahre 9 Ellen breiten und 36 Ellen hohen Aloiden. In einsamen, schluchtigen Bergen jagt O. Raubthiere und tödtet sie mit ehemer Keule; Eos wird von heftiger Neigung zu ihm ergriffen, aber Artemis tödtet in Ortygia den allzukühnen Sterblichen. Doch der gewaltige Jäger jagt fort in der Unterwelt, verscheucht als Sternbild am Himmel die Hyaden und treibt die Peleiaden vor sich her in das dunkle Meer. Nach einigen Sagen ist seine Gemahlin Side, stolz und gewaltig, wie er selbst; sie wurde von Here in den Hades entrückt, weil sie in der Schönheit den Vorrang haben wollte. Seine Töchter Metioche und Menippe opferten sich selbst. Er wandert über das Meer nach Chios, wo er der Merope, der Tochter des Oenopion, die ihm zur Gemahlin versprochen ist, Gewalt anthun will; dafür blendet ihn der Vater im Schlafe und wirft ihn ans Meeresufer. Geführt von Cedalion, zieht er gegen Sonnenaufgang, wo ihm die Sonnenstrahlen sein Augenlicht wieder anzünden. In Kreta droht er, alle Thiere auf der Erde zu erlegen; über diese Vermessenheit erzürnt, schickt die Erde einen Skorpion, der ihn durch einen Stich tödtet, worauf ihn Zeus auf die Bitten der Artemis unter die Sterne versetzt. Andere Sagen berichten dagegen, daß ihm die Artemis, weil er ihr habe Gewalt anthun wollen, den Skorpion gesendet habe. Noch eine andere Mythe berichtet Pindar. Pleione zieht mit ihren Töchtern durch Böotien; ihnen begegnet O., und da sie ihm gefallen, so will er sich ihrer bemächtigen. 5 Jahre lang fliehen sie, bis sie Zeus unter die Sterne versetzt, wo ihnen jedoch ihre Furcht vor O. geblieben ist. Bei den spätern Dichtern erscheint O. fast nur als Sternbild; sein Erscheinen und sein Niedergehen bedeutet ihnen stürmische Zeit. Virgil erzählt noch besonders von seiner riesenhaften Gestalt, die so ungeheuer ist, daß, wenn er durch die tiefsten Meere schreitet, seine Schulter aus den Wellen hervorragt, wenn er aber auf den Bergen schweift,

Digitized by Google

sein Haupt bis in die Wolken reicht, während sein Fuß den Boden berührt.

Orion, griechischer Grammatiker und Lexikograph aus Theben in Aegypten, daher Thebanus genannt, im 5. Jahrhundert nach Chr., Verfasser eines „Etymologicon", welches in lexikalischer Form griechische Etymologien behandelt und sehr genaue Citate aus alten Klassikern anführt. Mit den Verbesserungen von Larcher und F. A. Wolf ward es aus einer pariser Handschrift zuerst von Sturz (Leipzig 1820) herausgegeben. Vgl. Ritschl, De Oro et Orione commentatio, Breslau 1834.

Orissa (Oryzah, sonst Atkala, Utkala), britisch-ostindische, zur Präsidentschaft Kalkutta gehörende Provinz in Vorderindien, grenzt im Nordosten an Bengalen, im Nordwesten u. Westen an Gundwana, im Osten an den bengalischen Meerbusen u. im Süden an die Nord-Circars und hat einen Flächeninhalt von 1547 □Meilen mit 2—3 Mill. Bewohnern. Die Provinz zerfällt in das Bergland im Innern, in den sumpfigen Waldstrich der Küstenzone u. in das Mogulbondi oder die offene Fruchtebene zwischen beiden (von 2—3 Meilen mittlerer Breite). Die Bergzüge des erstern sind 300—2000 F. hoch, vielfach unter einander verbunden, aus Granit- und Gneisfelsen bestehend, mit Wäldern bedeckt, in denen alle Arten von Wild, Elephanten, Büffel ꝛc. hausen. Dieser Theil der Provinz zerfällt in die Gebiete von 28 den Britten tributären Berghäuptlingen. Die Sumpfwaldung des Küstenstrichs oder das untere Radschwana hat ganz den Charakter der bengalischen Sunderbunds, doch sind hier bloß Buschwaldungen; Schlammufer, Morastboden, Riedgräser, Unterholz ꝛc. machen die Gegend ganz undurchdringlich. Das Klima ist hier sehr ungesund. In den zahllosen Mündungen der Flußarme wimmelt es von Alligatoren. Dieser Küstenstrich liefert das beste Salz in ganz Indien; die Fabrikation desselben ist ein Monopol der ostindischen Kompagnie. Die Kulturebene oder Mogulbondi ist durch reiche Bewässerung fruchtbar, theils Sandboden, theils thonig und kalkartig, besonders gegen Bengalen zu. Hier wird vorzüglich Reis gebaut, doch gibt es auch Pflanzungen von Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Hanf, Indigo, Ricinus, Fächerpalmen zur Weinbereitung ꝛc. Die Provinz O. hat eine große Menge von Flüssen, die aber fast alle nur zur Regenzeit bedeutend werden, nach derselben jedoch meist ganz versiechen. Der bedeutendste ist der Mahanudd, welcher durch unzählige Mündungen in den bengalischen Meerbusen sich ergießt; andere sind: der Braminy, Byturny, Salundy, Subunreeka (die Grenze zwischen O. und Bengalen bildend), Berrabullung ꝛc. Manche Flüsse enthalten Goldkörner. Im Südosten des Landes liegt der große Chilikasee. Ein Theil der Provinz steht unter der unmittelbaren Herrschaft der Briten, der größte Theil aber nur mittelbar, so daß das Land zunächst in der Gewalt einer Menge von kleinen Fürsten (Zemindars oder Bergfürsten) ist, die es zwar scheinbar unumschränkt beherrschen, aber doch von den Briten in strenger Abhängigkeit gehalten werden, ihnen starken Tribut zahlen und keine Truppen halten dürfen. Die Einwohner gehören meist zum Stamm der Hindus, doch finden sich in den Gebirgen des Innern auch mehre halbwilde Stämme, wie die Oreas (von denen das Land seinen Namen hat), Koles, Kands und Snr, welche dem Stamme der Ureinwohner der vorderindischen Halbinsel angehören und mit den eigentlichen Hindus nicht verwandt sind. Die Provinz zerfällt in die 8 Distrikte: Midnapur, Hidschelli, Singhum, Kundschar, Moharbundsche, Balasore, Cuttack (das eigentliche O. im engern Sinn, mit der Hauptstadt der ganzen Provinz, Cuttack, ehemals ebenfalls O. genannt), von welchem der Mogulbondi genannte Theil unmittelbar unter britischer Herrschaft steht, und Khurdahgur. In der Provinz O. liegt die berühmte Tempelstadt Dschaggarnat (Juggernaut). Im Jahre 1131 n. Chr. stürzte ein Eroberer aus Karnatik die in O. regierende Dynastie der Kesari und gründete eine neue, die über 400 Jahre herrschte und unter welcher die bedeutendsten großen Bauten des Landes entstanden sind. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts fanden gewaltsame Entthronungen Statt, welche Unordnungen die Mohammedaner zu ihrem Vortheil benutzten. Unter ihnen hatte O. nur abhängige Fürsten (Zemindars). In der Mitte des 18. Jahrhunderts fielen die Mahratten ins Land und zerstörten den Wohlstand desselben, bis 1803 die britischen Waffen ihm Ruhe und Ordnung zurückgaben.

Oristagni (Oristano), Stadt auf der Insel Sardinien, Distrikt Cabo di Cagliari, unweit der Mündung des Fiume d'O, in den gleichnamigen Meerbusen, nordwestlich von Cagliari, in ungesunder Lage, ist der Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, 9 Klöster, ein Piaristengymnasium, einen weiten und sicheren Hafen (1¼ Meile von der Stadt), schönen Molo, starken Thunfischfang, Salzsiederei, Getreideausfuhr u. 6000 Einwohner. In der Umgegend Weinbau (Vernaccia-wein), Obst- und Oelpflanzungen, ein Quecksilbermine. O. war früher Hauptstadt des Fürstenthums Arborea, seit 1409 aber einer nach ihr benannten Markgrafschaft, nach welcher sich die Könige von Spanien Markgrafen von O. nannten.

Oritä, Völkerschaft in Vorderindien, am Flusse Arbis, in der Nachbarschaft der Gedrosier, mit eigenthümlicher Sprache, leisteten in Verbindung mit den Gedrosiern Alexander dem Gr. tapfern Widerstand. Ihr bedeutendster Ort war Rambacia, jetzt Hor.

Orithyia, Tochter des attischen Königs Erechtheus und der Praxithea, von außerordentlicher Schönheit, so daß sich Boreas in sie verliebte und sie während eines gewaltigen Sturmes entführte, als sie nach einer Sage an der Quelle des Cephissus Blumen pflückte, nach einer andern an einer Prozession nach der Akropolis Theil nahm. Sie gebar ihm den Zetes und den Calais und zwei Töchter, Cleopatra und Chione. Auf diese Weise wurde Boreas mit den Athenern verwandt, die ihm und der O. opferten. Aeschylus und Sophocles haben Tragödien „Orithyia" geschrieben, von denen aber nichts erhalten ist.

Orizaba (Orizava), Hauptstadt eines Departements im mexikanischen Bundesstaat Veracruz, nördlich vom Rio Blanco, der sich in die Laguna d'Alvarado ergießt, ist der Sitz der De-

Digitized by Google

partementalbehörden, hat 12 Kirchen und Kapellen, 3 Klöster, 2 Hospitäler, ein wunderthätiges Gnadenbild, Tuch- und Baumwollenweberei, Tabaksbau und 15,500 Einwohner.

Orizo (Castel O.), Insel im asiatisch-türkischen Eyalet Dschesair, Sandschak Rhodus, ein fruchtbarer Felsen ohne Quellwasser, erzeugt Wein, Arbusen, Bohnen ꝛc. Die gleichnamige **Hauptstadt** wird durch einige Kastelle vertheidigt, hat in Felsen gehauene Straßen, einen guten Hafen, Handel mit Holz, Getreide ꝛc. und 4500 Einw., meist Griechen.

Orkadische Inseln, s. Orkney.

Orkan, die heftigste Art des Windes oder Sturmes, die meist von gewaltigen Verheerungen, so wie von starken elektrischen Entladungen der Atmosphäre begleitet ist. Wie der Punkt keineswegs genau bestimmt ist, von welchem an der stärker anschwellende Wind zum Sturm wird, so wenig läßt sich die Grenze genau angeben, durch welche der Sturm vom O. geschieden ist. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Schnelligkeit des Sturmes nicht über 100 Fuß in der Sekunde beträgt darüber hinaus beginnt der O., an dem man eine Geschwindigkeit von 110, 120 bis 140 und 150 Fuß in der Sekunde beobachtet hat. Die heftigsten O.e kommen in Westindien vor, wo sie oft die schrecklichsten Verheerungen anrichten; sie werden dort als Tornados oder Trovados u. Hurricanes oder Huracans bezeichnet. Von Westindien biegen sie in der Regel nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika um, wo sie, wenn auch mit etwas geschwächter Kraft, doch immer noch sehr furchtbar auftreten. Sie haben fast alle den Charakter von Wirbelwinden, die sich in mehr oder weniger umfangreichen Drehungskreisen über die Oberfläche fortwälzen und dabei Pflanzungen, Häuser, ja ganze Städte verwüsten. Aehnlichen O.en ist das Vorgebirg der guten Hoffnung, die Insel Mauritius ausgesetzt; noch wüthendere Stürme aber herrschen auf den Meeren von China und Japan, wo sie von europäischen Seefahrern den Namen Typhons erhalten haben. Auch Neuholland hat seine O.e, welche nicht weniger heftig in ihrer Bewegung, als häufig in ihrem Auftreten sind. Im großen Westkontinente Europa's, Asiens und Afrika's werden nur die ausgedehntern Flachländer im Innern, dann die Küstenländer am atlantischen, indischen u. großen Weltocean von orkanähnlichen Stürmen heimgesucht, während an den meisten andern Stellen die Unebenheiten des Bodens die Schnelligkeit und Kraft der Luftströmung brechen und vermindern. Ausgezeichnet durch häufige und gewaltige O.e sind in Europa die westlichen Küsten Skandinaviens. Der Name O. stammt von dem westindischen Worte Huracan, welches nach Oviedo auf Hayti einen mit Regen begleiteten Sturm bezeichnet u. woraus das englische Hurican und unser O. entstanden ist. Vgl. Wind.

Orkhan (Orchan, Urchan), zweiter türkischer Sultan, Sohn und seit 1326 Nachfolger Osmans I., bemächtigte sich gleich nach seinem Regierungsantritte der Stadt Brussa und verlegte seine Residenz dahin, eroberte Nikomedien, Nicäa, ganz Bithynien und Alles, was die Griechen noch in Asien besaßen, den Besiegten gegen einen Tribut die freie Ausübung ihrer Religion gestattend. Er erließ viele bürgerliche und militärische Verordnungen, schuf Auszeichnungen für Bürger und Soldaten, ließ die jungen christlichen Sklaven in der mohammedanischen Religion erziehen und bildete aus ihnen das berühmte Truppencorps der Janitscharen (s. d.). Die Zwiespalte zwischen dem griechischen Kaiser Andronicus III. und den Lehnsfürsten des griechischen Reichs begünstigten O.s Bestrebungen, seine Herrschaft auszudehnen. Sein Sohn Soliman eroberte Gallipoli, das als der Schlüssel zu Konstantinopel und zu Europa überhaupt betrachtet wurde. Von den Kaisern Johann Kantakuzenos u. Manuel Palälogus zu Hülfe gerufen, erklärte sich O. für den ersteren, mit dessen Tochter Theodora er sich vermählte, und sandte abermals seinen Sohn nach Griechenland, der Thracien verwüstete, die Serbier und Bulgaren schlug und mehre Plätze für Palälogus eroberte. O. † aus Schmerz über den Tod seines tapfern Sohnes Soliman, der nach der Einnahme von Adrianopel plötzlich gestorben war, Ende 1360. Ihm folgte sein Sohn Murad I.

Orkney, 1) (Orkaden, Orkadische Inseln), britische Inselgruppe, zwischen der Nordsee und dem atlantischen Ocean, an der nördlichen Spitze von Schottland, durch die 10 englische Meilen breite Pentlandsstraße (Pentlandsfrith) vom Festlande geschieden, bilden den südlichen Theil der foetland-orkneyschen Stewartry oder Vogtei, die auf 62¼ □M. 62,313 Einw. zählt und gegenwärtig der schottischen Familie Dundas eigenthümlich gehört. Die Inseln, 67 an der Zahl, haben zusammen einen Flächenraum von 20¾ □M., doch sind nur 30 davon bewohnt (mit ungefähr 32,000 Einw.); die übrigen, Holme genannt, werden zu Weideplätzen, zur Jagd und Fischerei benutzt. Hierzu kommen noch die bei hohem Wasser überfluteten Sterries oder Scheeren, nackte Felsen, auf denen in den Sommermonaten Leute, welche aus den Meerpflanzen Soda bereiten, sich Wohnhütten bauen. Die Hügel im Südwesten, wo sie die größte Höhe haben, können als eine Fortsetzung der Berge im nördlichen Schottland betrachtet werden und hingen sehr wahrscheinlich einst damit zusammen. Die Abdachung und die Beschaffenheit der Gebirgsschichten sind auf den südlichen Inseln und im nördlichen Schottland gleich. Auf der Höhe ist der Boden der Insel morastig und im Thale Torfmoor, aus welchem man zuweilen Eichenstämme gräbt. Es fehlt nicht an Eisen, Silber, Zinn und Bleistufen, doch treiben die Bewohner keinen Bergbau. Der Strand liefert Bernstein, angeschwemmtes Holz und Molukkabohnen, die, wahrscheinlich aus Westindien hieher geschwemmt, zu kleiner Drechslerarbeit benutzt werden. Die Meerengen, welche die Inseln von einander trennen, sind durch reißende Strömungen gefährlich, namentlich sind zwei Strudel bei der kleinen Insel Swinay den Schiffern furchtbar. Flüsse, Bäche und Seen sind zahlreich. Das Klima ist sehr veränderlich u. nicht gesund; die mittlere Wärme beträgt + 6° R. Der Sommer ist feucht und kalt, im Winter ist die Sonne nur 4 Stunden lang über dem Horizont sichtbar Heftige Ge-

Digitized by Google

witter und starke Nordlichter sind häufig. Der Ackerbau liefert nicht ausreichend Getreide, dagegen begünstigen die Weiden die Vieh-, Pferde-, Schaf- und Schweinezucht. Außerdem sind die Inseln sehr reich an See- und Landvögeln, auch nisten in den Felsen Raubvögel, besonders Adler. Die Vogeljagd liefert Schnepfen, Rebhühner und Kibitze zur Ausfuhr. Außer den Kaninchen und dem Federwild ist gar kein Wild vorhanden. Die Seevögel und ihre Eier dienen den Einwohnern zur Speise, und ihre Federn bilden einen wichtigen Handelszweig. Noch wichtiger ist die Fischerei (Robbenfang ꝛc.), welche den Einwohnern dadurch sehr leicht gemacht ist, daß Seethiere aller Art in großer Menge nicht bloß an die Küste kommen, sondern selbst darauf geschleudert werden, so daß man sie nur zu nehmen braucht. In den Flüssen gibt es Forellen, zuweilen auch Lachse, an den Küsten unter Anderm den grauen Ambra. Das Brennen des Seetangs zu Kelp beschäftigt während des Sommers ununterbrochen gegen 3000 Männer. Die Industrie besteht in Weberei von grobem Tuch u. Wolldecken, Wollstrumpfstrickerei, Flachsspinnerei, Leinweberei, Bleicherei, Lederbereitung ꝛc., die Ausfuhr in Salz, Vieh, Butter, Talg, Häuten, Federn, Dunen, Eiern, Thran und Hummern, gedörrten und gesalzenen Fischen ꝛc., die Einfuhr in Holz, Flachs, Tabak, Seife, Eisenwerkzeugen, Tuch, gedruckter Leinwand u. Baumwollengeweben. Die Einwohner sind Schotten, reden ein mit normannischen Worten gemischtes Englisch, bekennen sich zur protestantischen Konfession, sind gute Schiffer und Fischer, aber ungemein abergläubisch u. mit Eigensinn an ihren alten Gebräuchen, Sitten u. Gewohnheiten hängend. Die Bevölkerung theilt sich in Grundeigenthümer (Gentry's), Handelsleute, Schiffer und Landbebauer. Die bewohnten Inseln der Gruppe sind: Pomona od. Mainland, die Hauptinsel, allein so groß, als alle übrigen zusammen, mit Kirkwall, der ehemaligen Residenz der Grafen von O. und Stromneß, dem Haupthafen der orkadischen Inseln, Lambholm, Burrey (Borgarey), South-Ronaldsay (ehemals Rognvaldsey oder Ronaldsinsel), Swaney (ehemals Swinay), Pentland Skerries, Flota oder Flotay (flache Insel), Cava oder Cavey (Käseinsel), Waasod.Kalfay (mit den trefflichen Häfen Longhope, Orehope u. Kirkhope), Riffa Hoy (sonst Haey und Wayes, mit dem höchsten Berg auf den O.s), Grämsay (oder Gräme's Island), Damsay, Gairsey oder Garegsey (Garricksinsel), Weir, Enhallow oder Eyinhelga (heilige Insel), Rousey (Rolfsey, Rolfs Island, d. i. Rollo's Insel), Egilsha y (Eagleshay, Eglesha), Westra (Westray), Papa Westray (Klein-Westray), North Ronaldsay (die nördlichste Insel der ganzen Gruppe), Sanday, Eda (Eday, Eidey), Fairay (Fara), Stronsay (Strionsey), Papa Stronsay (Klein-Stronsay), Shapinshay (Shipensey, Shopinshay, Schiffeinsel), Copinshay (ehemals Kolbenshay, Kolbensinsel). In der Nähe von Stromneß auf Pomona findet man kolossale Ueberreste kreisförmiger Druidentempel, und auf Sanday entdeckte man 1818 Gebäude u. Grabmäler von hohem Alterthum, die von einer Steinmauer von ¾ Stunde im Umfange umgeben waren. Die Inseln werden zuerst von Plinius, Tacitus und Pomponius Mela unter dem Namen Orcades erwähnt. Nach Tacitus wurden sie von Julius Agricola entdeckt und erobert. Von Vielen werden sie für das Thule der Alten gehalten. In den ältesten Zeiten hatten sie eigene Könige, bis Julius Agricola sie der römischen Herrschaft unterwarf. Später scheinen sie durch die Pikten bevölkert worden zu seyn. Am Ende des 9. Jahrhunderts, als Harald Haarfager auf den norwegischen Thron gelangte, ließen sich die unzufriedenen Großen zum Theil auf den O.'s nieder und machten von hier aus Raubzüge nach den Küsten Norwegens. Harald verfolgte sie und eroberte die O.'s und die Hebriden und setzte Ronald, Grafen von Mercar, den Großvater Wilhelms des Eroberers, als Statthalter über sie. Aus der Familie desselben entsprossen die alten skandinavischen Grafen von O., die einen bald größern, bald geringern Grad von Unabhängigkeit behaupteten. Nach der Schlacht bei Largs schlossen die Könige Magnus IV. von Norwegen und Alexander III. von Schottland 1266 einen Vergleich, nach welchem die orkadischen und shetländischen Inseln gegen die Zahlung von 1000 Mark an den König von Schottland zu Norwegen gehören sollten. Nach dem Aussterben der mächtigen Grafen von O. 1325 fiel die Grafschaft an das verwandte Geschlecht Strathearne und 1379 durch Heirath an die Sinclairs, deren einer sich einen Fürsten von O. nannte und mit einer dänischen Prinzessin vermählt war. Später behaupteten die Könige von Dänemark und Norwegen die Oberherrschaft. Im Jahre 1468 verpfändete König Christian I. von Dänemark, Schweden und Norwegen seine Oberlehnsherrschaft über die orkadischen u. die gewöhnlich zu ihnen gehörenden shetländischen Inseln an seinen Schwiegersohn, den König Jakob III. von Schottland, und schon 2 Jahre später vertauschte der letzte Graf, William Sinclair, seine Rechte auf dieselben gegen Besitzungen in Schottland. Im Jahre 1590 wurden die Inseln förmlich an Schottland abgetreten, begannen aber seitdem zu verfallen, bis 1776 die Lehnsherrlichkeit über die O. an die Familie Dundas gelangte. Das Christenthum wurde durch die Norweger nach den Inseln verpflanzt, die früher weit stärker bevölkert waren und namentlich im 12. Jahrhundert 7000 Streiter nach fremden Küsten schicken konnten.

2) O. (Neu- oder Südorkney's, Australorkaden), Inselgruppe im südlichen atlantischen Ocean, südöstlich von der Südspitze Südamerika's, südwestlich von Neu- oder Südgeorgien und östlich von Südshetland, von 60°—61° südlicher Br. und 44°30′—46°30′ westlicher Länge, am 27. Dec. 1822 von dem britischen Seefahrer Weddell entdeckt. Die größte westliche Insel erhielt den Namen Pomona oder Mainland (mit dem Westkap), die größte östliche Melvillesinsel, deren östlichste Spitze Kap Dundas heißt. Andere Inseln sind: Robertson, Cruchley, Dibdin, Weddell, Suddle ꝛc. Die meisten sind mit schroffen und hohen Bergen bedeckt. An den Küsten dieser Insel fand man Seeleoparden, eine neue Gattung von Robben.

Digitized by Google

Orlagau, mitteldeutscher Gau in Thüringen und dem Osterlande, in Urkunden Orlla, Horla oder Orla Pagus (wahrscheinlich von dem wendischen „Horla", s. v. a. Adler) genannt, begreift den Landstrich, welcher von Ost nach West zwischen das Voigtland u. Thüringen sich hereinzieht und gegen Westen von der Saale, gegen Osten von den Gauen Weida und Gera begrenzt wird. Einen Theil, mit den Städten Ziegenrück und Ranis, besitzt jetzt Preußen, einen andern mit Saalfeld und Pößneck Meiningen, den dritten mit Köntz Schwarzburg-Rudolstadt, den vierten Altenburg, den fünften und bedeutendsten, zu welchem die Städte Neustadt a. d. O., Triptis, Auma, Münchenbernsdorf und mehr als 80 Dörfer und Flecken gehören, das Großherzogthum Weimar. Die ältesten Bewohner des O.'s waren Celten, welche in verschiedenen Flur- und Ortsbenennungen (Drudenkoppe, Drudenbach, Drudenhöhle), sowie in ihren Gräbern deutliche Spuren ihres Kultus hinterlassen haben. Im 1. Jahrhundert n. Chr. zogen von Nordosten her Hermunduren (eigentlich Chämen) in das Orlagebiet ein u. schlugen längs der Saale bleibende Wohnsitze auf, indem sie sich mit den Celten gegen die Katten verbanden und sich zu einem Volke, Teuriochämen, verschmolzen, welche 165 n. Chr. dem großen Markomannenbunde gegen die Römer beitraten u. wahrscheinlich bis zur Völkerwanderung den Gau bewohnten. Auch dieses Volk hinterließ zahlreiche Denkmäler altdeutscher und heidnischer Kultur in seinen Gräbern u. Opferplätzen. Durch die Völkerwanderung wurden die Teuriochämen nach Thüringen gedrängt, und die verlassenen Sitze nahmen zum größten Theil die Sorben-Wenden ein, neben denen die Deutschen ihre staatliche Bedeutung verloren, wenn auch deutsche Sitte und Eigenthümlichkeit sich noch erhielt. Jene wurden endlich von Karl dem Großen unterworfen (789) und ihnen das Christenthum aufgedrungen. Zwar erhoben sie sich einige Male wieder, aber der deutsche König Heinrich I. unterjochte sie gänzlich, und ihr Land erhielten theils Vasallen als Eigenthum zu Lehen, theils wurde es im Namen des Reiches verwaltet. So wurde der O. in das Reichsgut Orla und in die Lehensherrschaften Orlamünde, Arnshaugk und Köntz geschieden, die später an die ernestinische Linie des Hauses Sachsen kamen u. endlich unter ihre gegenwärtigen Besitzer getheilt wurden. Vgl. Karl Fritsche, Die ältere, mittlere und neuere Geschichte des O., Saalfeld 1847.

Orlamünde, Stadt im sachsen-altenburg. Amte Kahla, auf hohem Felsenrande über der Saale gelegen, mit alten Schloßruinen und der Vorstadt Naschhausen im Thale unmittelbar am Flusse, hat 2 Kirchen, 2 Rittergüter, eine Ziegelei und 1350 E. O. hatte ehemals eigene Grafen, die bis ins früheste Alterthum hinaufreichen (schon 965 kommt ein Graf von O. vor) und namentlich in Thüringen, sowie im Osterlande und Franken bedeutende Besitzungen hatten. Die ältere Linie der Grafen von O., der Wilhelm III., Markgraf in Meißen (1046) und Landgraf von Thüringen angehörte, erlosch 1112. Obschon Kaiser Heinrich V. die orlamündischen Güter als erledigte Lehen einziehen wollte, so wußte sich doch Graf Siegfried von Ballenstädt, ein Nachkomme der Grafen von O. aus weiblicher Linie, in den Besitz derselben zu setzen und sich zu behaupten. Nach Siegfrieds II. Tode (1123) mag Albrecht der Bär die Grafschaft für seinen Sohn Hermann in Anspruch genommen haben, dessen Nachkommen sich nachmals in mehre Linien theilten. Nachdem die Grafen von O. in der Fehde gegen die Landgrafen von Thüringen 1345 gänzlich unterlegen, verloren sie den größten Theil ihrer Besitzungen, die an Thüringen kamen. Ihr Geschlecht erlosch mit Graf Siegmund von O. 1447. Die Kaiser Heinrich IV. und Heinrich V. belagerten das Schloß O. 1115 und 1194 umsonst, Landgraf Friedrich der Ernsthafte aber zerstörte Stadt und Schloß 1344 oder 1345. Die Stadt O. theilte seitdem die gemeinsamen Kriegsleiden der Saalgegenden und ward besonders im dreißigjährigen Kriege hart mitgenommen. An O. knüpft sich auch die traurige Sage von „der weißen Frau", die als Gräfin Agnes von O. hier lebte und ihre beiden Kinder mit Nadeln ermordete.

Orlando furioso, der rasende Roland, berühmtes Epos des Ariosto (s. d.).

Orlando Inamorato, der verliebte Roland, episches Gedicht des Bojardo (s. d.).

Orlando Lasso (Orlandus Lassus), einer der größten Tonkünstler des 16. Jahrhunderts, geboren zu Mons im Hennegau 1520 (nach Andern 1530), wurde Chorknabe an der St. Nikolaikirche zu Mons, ging aber, als sein Vater wegen Falschmünzerei mit einer Reihe falscher Münzen um den Hals dreimal um das Hochgericht gehen sollte, nach Italien, wo er seinen eigentlichen Namen, Roland de Lattre, in Orland de Lassus veränderte. Nach dem Verlust seiner Stimme folgte er in seinem 18. Jahre dem Constantino Castriote nach Neapel, gab hier fast 3 Jahre lang Musikunterricht und erhielt 1541 die Stelle eines Kapellmeisters bei St. Lateran in Rom. Bald darauf kehrte er jedoch, um seine sterbenden Aeltern noch einmal zu sehen, in sein Vaterland zurück, machte, als er sie nicht mehr am Leben fand, mit Giulio Cesare Bracaccio eine Reise nach England und Frankreich, hielt sich dann einige Jahre in Antwerpen auf und folgte 1557 einem Ruf des Herzogs Albert V. von Bayern als Kapellmeister nach München, wo er bald zu außerordentlichem Ansehen gelangte und 1562 zum ersten Hofkapellmeister ernannt wurde. Im J. 1570 ertheilte ihm der Kaiser Maximilian den Reichsadel, Papst Gregor XIII. erhob ihn 1574 zum Ritter des goldenen Sporns und der König von Frankreich dekorirte ihn mit dem Malteserkreuz. Auf Veranlassung des Herzogs von Bayern setzte O. unter Anderm die 7 Bußpsalmen; der erste Band davon erschien 1565, der zweite 1570. Die „Psalmi poenitentiales" machten auf Karl IX., der in Folge der pariser Bluthochzeit von Gewissensbissen gequält wurde, solch einen gewaltigen Eindruck, daß er O. nach Paris berief, damit der Meister durch seine Kunst ihm die bösen Geister banne; der Künstler nahm den Ruf an, erfuhr aber unterwegs den Tod des Königs und eilte nach München zurück. O. versank später in Grübeleien und Melancholie bis

Digitized by Google

an seinen Tod, der nach Cafarrio 1593, richtiger wohl 1594 oder 1595, erfolgte. Man bezeichnet den Künstler als den bedeutendsten Rivalen Palestrina's, und in der That steht letzterer nur in Hinsicht der würdevollen Erhabenheit noch über O., welcher als der größte Meister die glorreiche Periode der Niederländer beschloß. Sein besonderes Verdienst ist die Vereinfachung der Taktarten und Taktzeichen. Während vor ihm mehr als achtzigerlei besondere Unterscheidungen im Gebrauch waren, reducirte er sie auf die zwei Hauptarten des geraden und ungeraden Taktes und gebrauchte als Tempobezeichnung nur die Ausdrücke Allegro, Adagio ꝛc. Die Werke des O. sind sehr zahlreich; man hat berechnet, daß er 1572 geistliche u. 765 weltliche, zusammen also 2337 zum Theil umfangreiche Kompositionen schrieb. Im zahlreichsten sind die Motetten, Magnifikate, Litaneien und Messen vertreten. In der königlichen Bibliothek zu München werden die meisten seiner bekannten Werke aufbewahrt, darunter die oben erwähnten 7 Bußpsalmen, die auch in äußerer Ausstattung ein wahres Prachtwerk bilden. Ein großes Motettenwerk, unter dem Titel „Magnum opus musicum", gaben seine Söhne 1604 in 6 Foliobänden heraus; 1627 kam ein 7. für den Orgelbaß dazu. O.'s Geburtsstadt Mons errichtete ihm ein prachtvolles Denkmal von rothem Marmor, auf welchem 1595 als das Jahr seines Todes angegeben ist. Seine zwei Söhne, Ferdinand († 1609) und Rudolf († 1625 oder 1635), waren gleichfalls im Dienst der münchener Kapelle, schrieben Messen, Motetten und andere meist geistliche Werke und gaben mehre Kompositionen ihres Vaters heraus.

Orlean (Roucou, Rukin), der rothe Farbstoff, welcher aus der rothen breiigen Oberhaut der Samen des Orleanbaumes (s. d.), der deshalb in mehren Theilen von Westindien kultivirt wird, durch Waschen, Maceriren, Gähren u. späteres Abdampfen gewonnen wird. Der O. kommt selten in ganz kleinen runden oder eckigen Zeltchen in den Handel, die manchmal die Indianer bereiten, und zwar so, daß sie die Finger mit Oel bestreichen und die Fruchtmasse und Samenkörner damit reiben, worauf der an den Fingern hängen bleibende O. mit Holzspänen abgeschabt und getrocknet wird. Dies ist die schönste amerikanische Sorte und wahrscheinlich dieselbe, welche man in England Roll annatto nennt, der hart, trocken, von außen braun, von innen schön roth ist und aus 2—3 Unzen schweren Stücken besteht; er kommt aus Brasilien und heißt auch brasilianischer oder portugiesischer O. Gewöhnlich kommt er in 2—4 Pfund schweren, außen braunen, innen hellblutrothen oder gelbrothen Kuchen oder Kugeln, welche einen eigenthümlichen thierischen Geruch und einen zusammenziehenden Geschmack besitzen, zu uns. Nach Chevreul enthält der O. einen gelben und einen rothen Farbstoff (Orellin), die sich, abgesehen von der verschiedenen Farbe, dadurch unterscheiden, daß der erstere im Wasser und Alkohol löslich, im Aether dagegen unlöslich ist, während der letztere umgekehrt nur wenig vom Wasser, leicht aber vom Alkohol und Aether gelöst wird. Wasser löst ihn gelb, Alkohol schön orange und Aether sowie Oele orangeroth auf. Koncentrirte Schwefelsäure wird durch ihn schön indigblau, nach und nach grün und nach 24 Stunden violet. Der amerikanische O. gibt höchstens 52 Procent Farbestoff an Alkohol ab; der gewöhnliche enthält 39 Procent Wasser. Seine Ausdünstung verursacht Kopfweh. Verfälscht kommt er vor mit Englischroth, Ziegelmehl, kohlensaurem Kali und Färberröthe. Die Ottomaken bemalen ihren Körper mit dieser Farbe, was ihnen theils als vermeintliche Zierde dient, theils ein Schutzmittel gegen die Stiche der Mosquitos abgeben soll. In seiner Heimath vertritt er bei Speisen den Safran. Früher wendete man ihn in den Apotheken als abführendes, magenstärkendes und blutstillendes Mittel an, jetzt aber nur noch statt des Safrans zum Färben einiger Pflaster. In England färbt man die Käse damit, in Holland die Butter, sonst noch Wachs, Firnisse, Oele, Lichter, Anstrichfarben, in Amerika auch die Chokolade. Zu Gelb, Ponceau ꝛc. dient er in der Seiden- und Baumwollenfärberei, seltener der Kattundruckerei; allein die Farbe ist nicht dauerhaft.

Orléanais, ehemalige Provinz Frankreichs, umfaßte die Landschaften: O. (das eigentliche O.), Gatinais-O., Blaisois, Sologne u. Beauce, mit der Hauptstadt Orléans (s. d.), und bildet jetzt den größten Theil der Departements Loiret, Loire und Cher, Eure und Loire und zum kleinen Theil die Departements Seine und Oise, Sarthe, Indre und Loire, Cher und Nièvre.

Orleanbaum (Roucoubaum, Bixa Orellana L.), Baum von 15—30 Fuß Höhe, an Bächen und Gräben in Westindien und Südamerika, mit auf beiden Flächen kahlen, 5—12 Zoll langen, eirundlänglichen, zugespitzten, am Grunde herzförmigen und daselbst fast fünfnervigen, ganzrandigen Blättern, gegen $1^1/_2$ Zoll im Durchmesser haltenden, sehr schönen Blüthen mit rosenrothem Kelch und weißlich rosenrother Blumenkrone, verkehrt eiförmigem, erbsengroßem, sehr zusammengedrücktem, weißlichem oder röthlichem, von einem dunkelscharlachrothen, stark an den Fingern klebenden Teige eingehüllten Samen, aus dem der Orlean (s. d.) gewonnen wird. Als Zierpflanze in deutschen Gewächshäusern verlangt der O. eine lockere, fette, mit etwas Sand vermischte Dammerde, gegen 12—15° Wärme, im Sommer Schatten und viel Wasser, in der Jugend ein Lohbeet. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, Ableger und frischen Samen aus der Heimath. Er wird nur schwer zur Blüthe gebracht.

Orléanisten, in Frankreich während der französischen Revolution die Partei des Herzogs von Orléans (Egalité); Anhänger des Hauses Orléans, im Gegensatz der Legitimisten, der Bonapartisten und der Republikaner.

Orléans, Hauptstadt des französischen Departements Loiret und ehemals der Provinz Orléanais, am rechten Ufer der Loire, über welche eine 1759 im Bau beendigte schöne steinerne Brücke von 16 Bogen nach dem jenseits des Flusses gelegenen Städtchen Olivet (gewissermaßen eine Vorstadt von O.) führt, in einer freundlichen, mit Rebenpflanzungen geschmückten

Digitized by Google

Ebene, am Fuß einer sanft ansteigenden Höhe, 14 Meilen von Paris, ist von alter Bauart, mit Mauern und einem mit Bäumen besetzten Wall umgeben. Mit Ausnahme der schönen langen Straße in der pariser Vorstadt hat die Stadt meist enge und krumme Straßen, aber 4 ansehnliche öffentliche Plätze und auf den ehemaligen Festungswällen 2 schöne Boulevards. Schön ist auch die lange, geräumige Mailbahn, ein durch ungeheure antike Mauern getragener, schattiger Spaziergang in einer Höhe von 25 Fuß. Das einst der Jungfrau von Orléans zum Andenken an die am 8. Mai 1429 durch sie bewirkte Befreiung der Stadt auf der Loirebrücke errichtete eherne Monument, welches sie und König Karl VII. vor dem Kreuze Christi kniend darstellte, wurde in der Revolution 1793 zerstört, doch ist in neuerer Zeit (1804) auf dem Place du Martroy eine Bronzestatue der Jungfrau auf einem Piedestal mit Basreliefs auf Kosten der Einwohner wieder aufgestellt worden. Unter den 25 Kirchen der Stadt zeichnet sich vor Allem die in gothischem Styl gebaute Kathedrale zum heiligen Kreuz, eine der prächtigsten Kirchen in ganz Frankreich, aus, deren Gründung in das graue Alterthum hinaufreicht. Schöne Gebäude sind auch mehre andere Kirchen (z. B. die alte Kirche Saint-Aignan mit unterirdischer Kapelle), das Haus der Agnes Sorel, das Haus Franz' I., der Justizpalast, das Schauspielhaus, das Schlachthaus, die 1826 erbaute Getreidehalle, der bischöfliche Palast, das Rathhaus mit Naturalienkabinet und reicher Sammlung von Alterthümern, die 30,000 Bände enthaltende öffentliche Bibliothek, das Chatelet, ein Schloß, worin ehemals die Herzoge von O. residirten, die Münze ꝛc. O. ist der Sitz der Präfekten und anderer Departementalbehörden, sowie eines unter dem Erzbischofe von Paris stehenden Bischofs, hat ein Civiltribunal, Handelstribunal, eine Handelskammer, ein Conseil de prud'hommes, eine Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste, mehre Assekuranzen, ein geistliches Oberseminarium, eine medicinische und pharmaceutische Vorbereitungsschule, ein Collége, eine Normalschule, Primärschule, Zeichen- u. Bauschule, ein musikalisches Institut, eine Gemäldegallerie u. ein naturhistorisches Museum, einen botanischen Garten, 5 Hospitäler, eine Börse, Bank ꝛc. An die Stelle der vormals sehr blühenden juristischen Akademie (Universität), die 1312 von Philipp IV. gegründet wurde, ist ein Lyceum getreten. Die Zahl der Einwohner beträgt 50,000. Es gibt Fabriken für Wollen- und Baumwollenwaaren, Segeltuch, Weinessig, Branntwein, Papier, Glas, Feilen und Raspeln, Chokolade, Teppiche, Tapeten, Spitzen, Stecknadeln, Fayence, Porzellan, Stärke, Konfituren ꝛc., ferner Salzwerke, Zuckersiedereien, Gerberei, Messerschmiede, Wachsbleichen. Der Handel mit Getreide, Wein (jährlich an 200,000 Fässer Ausfuhr), Branntwein ꝛc. ist sehr ausgebreitet und wird durch die Loire, durch die drei Kanäle d'Orléans, de Briare und du Centre, welche O. mit dem Ocean, dem mittelländischen Meer und dem Kanal in Verbindung setzen, sowie durch eine mit Paris in Verbindung stehende Eisenbahn sehr gefördert. Der Tag der Rettung der Stadt durch die Jungfrau von O. wird noch jetzt alljährlich gefeiert. O. wurde lange vor dem Eindringen der Römer in das Land durch die Karnuten, eine gallische Völkerschaft, gegründet; Cäsar nennt die Stadt Genabum, Ptolemäus Cenabum. Die Römer zerstörten sie und erbauten eine neue, welche durch Kaiser Aurelian 272 n. Chr. vergrößert und verschönert wurde u. nun den Namen Aurelia (Aurelianum) trug, welcher sich später in O. verwandelte. O. wurde 451 von den Hunnen unter Attila belagert, aber von dem römischen Feldherrn Aëtius befreit. Chlodwig eroberte es nach der Besiegung des Syagrius; Chlodomir machte es zu seiner Residenz. Später kam die Stadt mit dem ganzen Frankenreiche an Clothar, bei der Theilung unter dessen vier Söhne aber an Guntram und wurde unter demselben die Hauptstadt des damaligen burgundischen Reichs. Guntram hinterließ O. seinem Bruder Childebert, bei dessen Nachkommen es nun blieb, bis Chlothar II. das ganze Frankreich wieder zu einem Ganzen vereinigte. In allen spätern Theilungen blieb die Stadt bei Neustrien. Seit Philipp von Valois (1343) bildete O. zwar mit seinem Gebiete ein eigenes Herzogthum, aber stets nur als Besitzthum (Apanage) von Prinzen aus einem Zweige des königlichen Hauses. Die Stadt hat mehre harte Belagerungen ausgehalten; am berühmtesten ist die während der französisch-englischen Kriege vom 12. Okt. 1428 bis 8. Mai 1429, welche durch das Auftreten der Jeanne d'Arc aufgehoben wurde. Während der Hugenottenkriege gehörte O. zu den Plätzen, welche die Protestanten inne hatten, und wurde 1563 durch den Herzog von Guise belagert.

Orléans, berühmte französische Familie, ein Zweig des königlichen Hauses der Bourbons, der selbst in einem seiner Mitglieder den Thron Frankreichs bestieg, führte ihren Namen von der französischen Stadt Orléans (s. d.), die seit 1343 den Titel eines Herzogthums führte. Unter den Bourbons verband man noch Chartres mit O., welches gewöhnlich dem Erstgebornen des Herzogs von O. als Apanage zufiel. Der erste Herzog von O. war Philipp, 4. Sohn des Königs Philipp VI. aus dem Hause Valois und der Johanna von Burgund, Bruder des Königs Johann, geb. 1336. Er erhielt 1343 O. als Apanagegut, zu dem noch die Grafschaft Beaugency nebst andern Herrschaften hinzugefügt wurden, vermählte sich 1344 mit Blanche, Tochter Philipps des Schönen, † aber kinderlos 1375, worauf nach dem Tode seiner Wittwe Karl VI. das Lehen 1392 an seinen jüngeren Bruder Louis I., Grafen von Valois, geb. 1371, gab, der sich 1385 durch Prokuration mit der Königin Maria von Ungarn vermählte und eine Zeit lang den Titel eines Königs von Ungarn annahm. Anfangs wurde er von seinen Oheimen in unbedeutender Stellung gehalten; allmählig aber nahm er an den Staatsangelegenheiten und vorzüglich an den Hofintriguen Theil. Doch hielt ihm der Herzog von Burgund immer das Gegengewicht, u. die öffentliche Meinung war ihm ebenfalls nicht günstig. Durch den Einfluß seiner gewandten und liebens-

Digitized by Google

würdigen Gemahlin wußte er sich indeß gegen die Intriguen des Herzogs von Bourbon zu schützen, und endlich brachte er es dahin, daß ihn der König zum Statthalter und Reichsverweser für die Zeiten ernannte, wo er selbst durch seine Krankheit zu regieren verhindert seyn würde (1402). Durch seine erste Verfügung aber, die Erhebung einer neuen Steuer, erregte der Reichsverweser das Murren des Volks und gab dadurch dem Herzog von Burgund Veranlassung, ihn aus seiner Würde zu verdrängen. Um sich zu rächen und sich neuen Einfluß zu verschaffen, ergriff O. die Sache des Gegenpapstes Benedikt XIII. und brachte es durch seine Thätigkeit dahin, daß der König den diesem Papste entzogenen Gehorsam wieder herstellte. Indem er dadurch wieder eine vortheilhafte Stellung einnahm, benutzte er diese sowohl, um durch Vergeudung der öffentlichen Gelder seiner Verschwendung zu fröhnen, als auch seine Hausmacht zu vermehren. Nach des Herzogs Philipp von Burgund Tode (1404) nahm dessen Sohn den Kampf auf, und der Herzog von O., der sich zum Generallieutenant des Königreichs hatte ernennen lassen, wurde gezwungen, die Macht mit Johann von Burgund zu theilen. Zwar gelang es dem Herzog von Berry, eine Versöhnung zwischen beiden Gegnern zu stiften, dieselbe war jedoch so wenig herzlich, daß beinahe täglich der Zwiespalt sich erneuerte. Endlich, als O. sich rühmte, die Gemahlin des Burgunders verführt zu haben, ließ ihn dieser am 23. Novbr. 1407 in Paris ermorden. Aus seiner 2. Ehe mit Valentine von Mailand stammten 5 Söhne und 3 Töchter; ein unehelicher Sohn O.' war der Graf von Dunois (s. d.), auch Bastard von O. genannt, welcher der Stifter des Hauses Dunois und Longueville wurde. Louis' ältester Sohn, Charles, Graf von Angoulême, 3. Herzog von O., geb. den 26. Mai 1391, heirathete erst die Wittwe Richards II. von England, dann die Tochter des Grafen von Armagnac. Er galt als das Haupt der gegen Burgund und England gerichteten Partei, gerieth aber in der Schlacht von Azincourt in die Gefangenschaft der Engländer (1415), aus der er erst nach 25 Jahren zurückkehrte. Nach seiner Heimkehr versöhnte er sich mit dem Herzog von Burgund, heirathete dessen Nichte, Maria von Kleve, und zog sich auf sein Schloß zu Blois zurück, wo er in dichterischer Muse lebte. Er † aus Verdruß über die Brutalität, mit der ihn König Ludwig XI. behandelte, den 4. Jan. 1465. Eine Ausgabe seiner Gedichte besorgte Chalvet (Grenoble 1803), neuerdings Guichard und Champollion (Paris 1842). Sein Sohn, Louis, aus der dritten Ehe, besties nach Karls VIII. Tode unter dem Namen Ludwig XII. den Thron von Frankreich und vereinigte die sämmtlichen Besitzungen des Hauses O. wieder mit der Krone. König Franz I., aus dem Hause Valois-Angoulême, gab das Herzogthum O. zuerst seinem 2. Sohne, Henri, der als Heinrich II. zur Krone gelangte. Derselbe trat Besitz und Titel 1536 an seinen jüngern Bruder, Charles, geb. zu St. Germain en Laye 1522, ab, der 1547 unvermählt †, worauf das Herzogthum an die jüngern Söhne König Heinrichs II. fiel, nämlich an Louis, der 1550 als Kind †, an Charles Maximilian, der als Karl IX. den Thron bestieg, und an Henri, der erst König von Polen, dann als Heinrich III. König von Frankreich wurde und das Geschlecht der Valois beschloß.

Heinrich IV., der erste französische König aus dem Hause Bourbon, erhob seinen 2. Sohn 1607 zum Herzog von O. Als dieser aber schon in früher Jugend starb (1611), gab König Ludwig XIII. 1626 das Herzogthum O. und die Grafschaft Blois seinem Bruder, Johann Baptist Gaston, am 25. April 1608 zu Fontainebleau geboren, bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Maria von Bourbon zur Aussteuer. Talentvoller als sein Bruder, erweckte er dessen Eifersucht, der ihm absichtlich eine vernachlässigte Erziehung gab und an Liederlichkeit und Unsittlichkeit gewöhnte. Da bei der langen Unfruchtbarkeit der Königin, Anna von Oesterreich, der Herzog als muthmaßlicher Thronerbe erschien, ward dies eine fortwährende Veranlassung zu Streit u. Feindseligkeit zwischen beiden. Nach dem bald darauf erfolgten Tode seiner Gemahlin, die ihm eine Tochter, die Mademoiselle de Montpensier, geboren hatte, suchte ihn Richelieu im Einverständnisse mit dem König in Ausschweifungen zu stürzen und seine Leidenschaft für Sammlung von Alterthümern und Kunstschätzen zu beschäftigen. Der Herzog begab sich 1629 nach Nancy; als es aber hieß, er werde die Schwester des Herzogs von Lothringen, Margaretha, heirathen, bewog man ihn, nach Paris zurückzukehren, indem man ihm 1630 das Herzogthum Valois gab und ihn zum Generallieutenant des Reichs ernannte. Bald aber entzweite er sich wieder mit Richelieu, mit dem er sich kaum versöhnt hatte, und verband sich mit seiner Mutter zu dessen Sturz. Er mußte fliehen und begab sich zum Herzog von Lothringen, mit dessen Schwester er sich vermählte. Immer von dem allmächtigen Minister verfolgt, floh er in die spanischen Niederlande, wo er ein Corps von 2000 Mann sammelte, mit dem er, den Titel eines Generallieutenants des Königs annehmend, in Frankreich einbrach. Am 1. Septbr. 1632 bei Castelnaudary vom Marschall Schomberg besiegt, mußte er sich dem Könige unterwerfen und wurde in alle seine Güter wieder eingesetzt. Als aber sein Freund und Genosse, der Herzog von Montmorency, trotz seiner Fürbitte, hingerichtet ward, floh er wieder zu Karl von Lothringen (1632) und führte dadurch dessen Vernichtung herbei. Im Okt. 1634 ließ er sich durch seinen bestochenen Günstling Puylaurens zur Rückkehr an den französischen Hof bewegen. Weil das Parlament auf Richelieu's Antrieb seine Ehe mit Margaretha für ungültig erklärt hatte, entstand ein heftiger Streit zwischen Theologen u. Juristen über die Gültigkeit des Bündnisses, in dem der Herzog jedoch eine ehrenhafte Standhaftigkeit bewies, so daß der Hof endlich nachgeben und die Ehe im Februar 1637 bestätigen mußte. Der Herzog nahm dagegen wieder an einigen Verschwörungen gegen den Kardinal Theil, die alle entdeckt wurden und wobei der Herzog meist seine Freunde im Stiche ließ. Auch in der bekannten Verschwörung des Cinq-Mars war es Gaston, der diesen und de Thou durch seine Aussage verrieth. Dafür ward dem Herzog am 1.

Digitized by Google

Dec. 1642 sein Gouvernement entzogen und er für unfähig erklärt, jemals die Regentschaft zu führen. Nach Richelieu's Tode (4. Dec. 1642) söhnten die Minister Mazarin und Chavigni Gaston völlig mit Ludwig XIII. aus, der ihn nun für die Dauer der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. zum Generalstatthalter ernannte. Gaston übernahm darauf ein Kommando gegen die Spanier u. gegen den Herzog von Lothringen u. führte den Kampf mit abwechselndem Erfolge. Da jedoch nach des Königs Tode Mazarin und die Königin-Mutter die Staatsgewalt an sich rissen, schloß sich der Herzog beim Krieg der Fronde (1648) an die Unzufriedenen an, zeigte sich aber auch hier wankelmüthig und versöhnte sich wiederholt mit dem Hofe. Als Mazarin 1652 aus der Verbannung zurückkehrte, sammelte er Truppen für den Prinzen Condé, worauf er 1652 vom Parlament zum Generallieutenant des Königs ernannt wurde. Als aber der König nebst Mazarin die Gewalt wieder erlangt hatte, wurde der Herzog auf sein Schloß zu Blois verwiesen, wo er den 2. Febr. 1660 †. Aus seiner zweiten Ehe hinterließ er drei Töchter; seine einzige Tochter erster Ehe war Anna Maria Louise, Herzogin von Montpensier. Vgl. Mémoires du duc d'O., Amsterd. 1683; Mémoires d'un favori du duc d'O., Leyden 1667. Das somit erledigte Herzogthum O. verlieh Ludwig XIV. seinem einzigen Bruder, Philipp, früher Herzog von Anjou, geboren zu St. Germain den 21. Sept. 1640. Da derselbe außerdem noch die Herzogthümer Valois und Chartres, die Herrschaft Montargis, 1672 das Herzogthum Nemours, endlich auch Montpensier erhielt, so besaß er sehr bedeutende Einkünfte, wodurch die Familie O. so reich wurde. Philipps Erziehung wurde absichtlich vernachlässigt; er wurde verweichlicht, damit er geistig und körperlich untüchtig werde, z. B. in Frauenkleider gesteckt, durch Tanz, Spiel und Maskeraden belustigt und so allmählig entnervt. Im Jahre 1661 vermählte er sich mit Henriette von England, lebte jedoch in stetem Unfrieden mit ihr, zumal er auf seinen Bruder wegen der vertrauten Freundschaft desselben mit Henriette eifersüchtig war. Als dieselbe 1670 plötzlich starb, beschuldigte man ihren Gemahl, sie vergiftet zu haben. Am 16. Nov. 1671 verheirathete sich Philipp mit der Prinzessin Charlotte von der Pfalz, die aber eben so männlich und streng wie er weiblich und weichlich war. Von 1672 an nahm er an mehren niederländischen Feldzügen Theil; 1677 besiegte er den Prinzen von Oranien bei Montcastel, und in diesem wie in manchem andern Treffen legte er Proben persönlichen Muthes ab. Sein Bruder rief ihn deshalb vom Heere zurück, u. da man ihm wichtige Unternehmungen nicht anvertraute, so suchte er Unterhaltung und Zerstreuung in den Vergnügungen des Hofes. Er † am 9. Juni 1701 in dem von ihm seit 1684 neu erbauten Schlosse von St. Cloud. Aus seiner ersten Ehe hinterließer zwei Töchter: Marie Louise, Mademoiselle d'O., geboren 1662, verheirathet an Karl II. von Spanien, † 1689, u. Anna Marie, Mademoiselle von Valois, geboren 1669, heirathete den Herzog Victor Amadeus von Savoyen, † 1728. In seiner zweiten Ehe zeugte er drei Kinder: Alexander Louis, Herzog von Valois, geboren 1673, † 1676, Philipp, Herzog von O., und Elisabeth Charlotte, Prinzessin von Chartres, geboren 1676, heirathete den Herzog Karl Leopold von Lothringen, † 1744. Sein Nachfolger im Besitze des Herzogthums O., Philipp II., bis dahin Herzog von Chartres, geboren am 4. Aug. 1674 zu St. Cloud, berechtigte zu bedeutenden Erwartungen. Von der Natur mit körperlichen und geistigen Vorzügen, mit umfassendem Geiste, ungewöhnlichem Scharfsinn und schneller Fassungsgabe ausgestattet, war er ganz zur Ausführung großer Unternehmungen geeignet. Da ihm aber hierzu die Gelegenheit fehlte, so widmete er sich mit Eifer dem Studium der Mathematik und Chemie und der Beschäftigung mit den schönen Künsten. Später gewann Dubois einen bedeutenden, aber leider traurigen Einfluß auf ihn, indem er nicht blos schlummernde Leidenschaften bei dem Prinzen erregte, sondern ihm Gelegenheit verschaffte, sie zu befriedigen. Dazu kam, daß der König ihm absichtlich ernste Thätigkeit nicht gestattete. Denn als der 17jährige Prinz bei der Belagerung von Mons, dann in den Schlachten von Stenkerken und Neerwinden durch Proben hohen persönlichen Muthes die Aufmerksamkeit der ganzen Armee erregte, wurde Ludwig XIV. eifersüchtig und untersagte ihm, den Feldzug von 1694 mitzumachen. Aus Aerger und Langeweile überließ sich nun Philipp den dissolutesten Ausschweifungen und schien im Umgang mit schamlosen Weibern und Wüstlingen jede politische Rolle zu vergessen. Ludwig drang ihm zugleich seine mit der Frau v. Montespan erzeugte natürliche Tochter, Mademoiselle de Blois, zur Gemahlin auf. Nach dem Tode seines Vaters (1701) schienen seine Extravaganzen sich noch zu steigern. Als er aber erfuhr, daß ihn Ludwig XIV. im Testamente König Karls II. von Spanien von jeder Anwartschaft auf den spanischen Thron förmlich ausgeschlossen hatte, protestirte er, sich in seinen Rechten gekränkt sehend, öffentlich gegen die Gültigkeit des Testaments. Er beschäftigte sich plötzlich mit dem Kriegswesen und erregte durch seine scharfsinnigen Urtheile und umfassenden Kenntnisse Erstaunen u. die Aufmerksamkeit des Hofes. In Folge davon erhielt er auch im spanischen Erbfolgekrieg 1706 den Oberbefehl in Italien; da aber der Marschall Marsin mit geheimen Instruktionen ihm beigegeben war, so konnte er nicht selbstständig handeln, und es ging ohne seine Schuld die Schlacht bei Turin für die Franzosen verloren. Im folgenden Jahre erhielt er das Kommando in Spanien, gelangte aber erst zum Heere, als Berwick den entscheidenden Sieg bei Almanza bereits errungen hatte. Er unterwarf die Provinzen Valencia und Aragonien, drang in Katalonien ein und erstürmte Lerida. Im Feldzuge von 1708 eroberte er Denia und Alicante, zwang Tortona zur Kapitulation und ging nach Madrid, wo er die gänzliche Unfähigkeit Philipps V. zu beobachten Gelegenheit hatte. Er faßte nun den Entschluß, im Falle Ludwig XIV. seine Ansprüche auf Spanien würde fallen lassen, den spanischen Thron für sich zu gewinnen. Als dies in Versailles bekannt wurde, und dazu noch Gerüchte auftauchten, als beabsichtige der Herzog, seine

Digitized by Google

Gemahlin zu vergiften, war Ludwig geneigt, ihm den Prozeß als Hochverräther machen zu lassen, und nur der Widerstand, den der Herzog von Burgund im Kabinet dagegen leistete, brachte den König von seinem Vorhaben zurück. Kaum war indeß diese Gefahr beseitigt, als sich wieder andere Gerüchte gegen den Herzog erhoben. Es starben schnell nach einander der Dauphin, der Herzog und die Herzogin von Burgund u. deren ältester Sohn, der Herzog von Bretagne; sogar der nunmehrige Thronfolger, Ludwigs Urenkel, der erst 2 Jahre alte Ludwig XV., erkrankte. Da nun Philipp in seiner Zurückgezogenheit vom Hofe die Zeit, welche er nicht in Ausschweifungen hinbrachte, der Beschäftigung mit der Chemie widmete, und da man seinen Haß gegen den königlichen Hof kannte, so gab man ihm Schuld, die so schnell gestorbenen Glieder der königlichen Familie vergiftet zu haben, welchen Verdacht besonders Frau von Maintenon und ihre Partei zu verbreiten suchte. Lange Zeit ertrug der Herzog in stumpfer Gleichgültigkeit die Schmach, bat aber endlich den König um die strengste Untersuchung, die dieser verweigerte. Die Gerüchte verstummten allmählig, je mehr sich die Unwahrscheinlichkeit einer Vergiftung herausstellte, und als Ludwig XIV. am 1. Sept. 1715 starb, war aller Verdacht gegen den Herzog so weit verstummt, daß er statt des im Testamente des Königs dazu bestimmten Herzogs von Maine vom Parlament als Regent während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. anerkannt wurde. Ueber seine Regentschaft s. Frankreich (Geschichte). Um sich der Regierungsbürde gänzlich zu entledigen, die er schon vorher Dubois überlassen, beeilte sich O., den König schon am 15. Febr. 1723 krönen zu lassen, und legte die Regentschaft nieder, ließ sich aber nach Dubois' Tode (10. August) bewegen, an dessen Stelle als erster Minister einzutreten. Er † jedoch schon am 21. Dec. 1723 an einem Blutschlag in den Armen seiner neuen Geliebten, der Herzogin von Phalaris. Vergl. Saint-Simon, Mémoires, 15 Bde., Par. 1829; Piossens, Mémoires de la régence, 5 Bde., Par. 1749; Vie du duc d'O., 2 Bde., Par. 1737; Lemontey, Histoire de la régence, 2 Bde., Par. 1832. Aus seiner Ehe hinterließ Philipp 7 Kinder: Marie Louise Elisabeth, geb. 1695, vermählt mit dem Herzoge von Berry, später im Geheimen mit dem Oberst Riom, † 1719; Louise Adelaide, Mademoiselle de Chartres, geb. 1698, Aebtissin von Chelles, berühmt als eifrige Jansenistin, † 1743; Charlotte Aglae, Mademoiselle de Valois, geb. 1700, Gemahlin des Prinzen Franz Este von Modena, † 1761; Louis, Herzog von O.; Louise Elisabeth, Mademoiselle de Montpensier, geb. 1709, verheirathet an den Prinzen Ludwig von Asturien, nachmaligen König von Spanien, † zu Paris 1742; Philippine Elisabeth, geb. 1714, † 1734; Louise Diana, geb. 1716, verheirathet an den Prinzen Ludwig von Bourbon-Conti, † 1736. Die Gräfin von Argenton gebar ihm außerdem 3 Kinder, von denen aber nur eins anerkannt wurde: Jean Philippe, Chevalier d'O., der als Großprior von Frankreich †. Herzog von O. wurde nach Philipps II. Tode sein Sohn, Louis, geb. den 4. Aug. 1703 zu Versailles. Derselbe heirathete eine Prinzessin von Baden, nach deren Tode (1726) er sich in die Abtei Saint-Geneviève zurückzog, um ungestört seinem Hang zur Frömmelei nachleben zu können, u. † den 4. Febr. 1752. Ihm folgte sein Sohn, Louis Philippe, geb. den 12. Mai 1725, während des Vaters Lebzeiten Herzog von Chartres. Er widmete sich dem Kriegsdienste und machte 1742 in den Niederlanden seinen ersten Feldzug; 1744 wurde er Generallieutenant, später Gouverneur in der Dauphiné. Er vermählte sich 1743 mit der schönen und geistreichen Prinzessin von Bourbon-Conti, Louise-Henriette, nach deren Tode (1759) er sich auf sein Landgut zu Bagnolet zurückzog, wo er seine Zeit im Umgange mit Künstlern und dramatischen Zerstreuungen hinbrachte. Später (1777) verheirathete er sich mit der Frau von Montesson, wozu er die Erlaubniß vom Hofe unter der Bedingung erhalten hatte, im Parlament von der gegen die Regierung handelnden Partei des Adels, der er sich angeschlossen hatte, zurückzutreten. Er † den 18. Nov. 1785. Aus seiner ersten Ehe hinterließ er außer einem Sohne eine Tochter: Louise Maria Theresia Bathilde, geb. den 9. Juli 1750, die in der Ehe mit dem Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon den durch Napoleon hingerichteten Herzog von Enghien zeugte und am 10. Jan. 1822 zu Paris während einer Prozession †. Des Vorigen Sohn, Louis Philippe Joseph, geb. zu St. Cloud den 13. April 1747, erhielt zuerst den Titel eines Herzogs von Montpensier und 1752 den eines Herzogs von Chartres. Er zeichnete sich als Jüngling eben so sehr durch ein schönes Aeußere, wie durch glückliche Geistesanlagen aus, denen nur Willenskraft fehlte, verdarb aber durch Ausschweifungen sehr bald die Schönheit seines Körpers. Vergeblich hoffte man ihn durch seine Vermählung mit der Prinzessin Louise Marie Adelaide Bourbon-Penthièvre (1769) von seinen Ausschweifungen abzubringen; der Prinz beharrte nicht bloß in denselben, sondern warf jeden Zwang vollends ab und übte in Verbindung mit seinen Vertrauten die abscheulichsten Unsittlichkeiten aus. Um auch im politischen Leben eine Rolle zu spielen, begann er, die in der Familie O. gleichsam erblich gewordene Opposition gegen den Hof fortzusetzen. Schon gegen das Ende von Ludwigs XV. Regierung hatte er eine Zeit lang den Hof meiden müssen. Zurückgekehrt, suchte er eine gewisse Unabhängigkeit zu behaupten, machte sich aber durch seine Spekulationen in Getreide und Viktualien beim Volke verhaßt und lächerlich. Ludwig XVI. verabscheute ihn als einen Wüstling, die Königin angeblich seiner Zudringlichkeiten wegen. Beim Ausbruch des Kriegs mit England verlangte er die Stelle eines Großadmirals; der König gab ihm aber auf der im Kanal kreuzenden Flotte nur ein Ehrenkommando. Wegen seines Verhaltens in der am 27. Juli 1778 gelieferten Schlacht bei Ouessant fand er nach seiner Rückkehr am Hofe einen kalten Empfang und fühlte sich noch am meisten dadurch gekränkt, daß ihm aus der Hand der Königin die Würde eines Generaloberſten der Husaren übertragen wurde, was allerdings einem Spotte sehr ähnlich sah. Er entfernte sich von nun an immer mehr vom Hofe, ohne doch gänzlich

Digitized by Google

mit demselben zu brechen, u. stürzte sich immer tiefer in die wollüstigen Vergnügungen seiner Orgien. Der Zerstreuung wegen unternahm er eine Reise nach England, von wo er britische Sitten nach Frankreich brachte, die bald fast allgemeine Geltung erlangten. In der berüchtigten Halsbandgeschichte stand er auf der Seite des Kardinals Rohan gegen die Königin. Er zeigte sich dann als eifrigen Anhänger der nordamerikanischen Freiheitsideen u. machte sich in ausschweifender Weise mit Allem zu schaffen, was der Tag Neues bot, wie er denn, als Montgolfier die Luftschifffahrt erfand, zum Ergötzen des Volks selbst in einem Ballon emporstieg. Als Großmeister der Freimaurerlogen in Frankreich hatte er Gelegenheit, seinen Einfluß zu vergrößern. In der Notablenversammlung von 1787 erhob er sich heftig gegen die ministeriellen Vorschläge, und als der König im November den Widerstand der Parlamente durch ein Lit de justice brechen wollte, protestirte der Herzog gegen dieses Verfahren. Dafür wurde er nach Villers-Cotterets verwiesen, durfte aber schon im April 1788 zurückkehren. Die ausbrechende französische Revolution gab ihm endlich Gelegenheit, seine Thätigkeit im vollsten Maße zu entfalten. Er brachte es dahin, daß er in Crespy zum Abgeordneten gewählt wurde, betrieb beim Zusammentritt der Generalstaaten sogleich die Konstituirung zur Nationalversammlung, trat zum dritten Stande über und stimmte die öffentliche Meinung so sehr zu seinen Gunsten, daß er hätte zum Generallieutenant des Königreichs ausgerufen werden können, wenn er die Umstände zu benutzen den Muth gehabt hätte. Die im Juli 1789 zu Paris beginnenden Aufstände ließ er durch Agenten und Geld unterstützen, wie er überhaupt von nun an eine tief in die Gestaltung der Revolution eingreifende Thätigkeit entwickelte. Vom Hofe beschuldigt, den Aufstand der pariser Weiber am 5. und 6. Oktober hervorgerufen zu haben, ward er in Form einer diplomatischen Sendung nach England verwiesen und kehrte erst, nachdem er freigesprochen, im Juli 1790 zurück, um seine Umtriebe von Neuem zu beginnen. Eine Zeit lang schien er einzusehen, daß man ihn und sein Vermögen nur zu Parteizwecken als Werkzeug benutzte, weshalb er sich von seinen früheren Anhängern zurückzog und sich 1792 mit dem Könige auszusöhnen suchte. Er erhielt nun zwar die Würde eines Großadmirals; allein am Hofe bei seinem Erscheinen geschmäht und zurückgestoßen, warf er sich nun ganz den Revolutionsmännern in die Arme. Er legte sich den Namen Philipp Egalité bei, wurde von der Stadt Paris zugleich mit Danton, Robespierre u. A. als Deputirter in den Nationalkonvent gewählt und nahm seinen Platz unter der Partei des Berges ein. Angeblich durch Drohungen bewogen, stimmte er für Ludwigs XVI. Tod mit den Worten: „Indem ich nur meiner Pflicht folge und überzeugt bin, daß Alle, welche die Souveränetät des Volkes verletzen, den Tod verdienen, stimme ich für Ludwigs Tod.“ Ein Schrei des Unwillens und der Empörung durchtönte die Reihen sogar seiner eigenen Anhänger, und er sollte bald erfahren, daß er sich damit seine Sicherheit nicht erkauft. Weil er sich nicht entschließen konnte, sein ganzes Vermögen den Jakobinern zu opfern, und von den Girondisten des Strebens nach der Königskrone verdächtigt, mußte er endlich, zumal sein Sohn zu den Oesterreichern geflüchtet war, nebst seiner ganzen Familie ins Gefängniß nach Marseille wandern, wo er sich der Völlerei ergab. Nach dem Sturz der Gironde wurde er vor das Revolutionstribunal des Departements der Rhonemündung gestellt. Man sprach ihn zwar frei, aber der Wohlfahrtsausschuß ließ ihn vor das Revolutionstribunal zu Paris stellen, das ihn trotz seiner geschickten Vertheidigung am 16. Nov. 1793 zum Tode verurtheilte. Er endete noch an demselben Tage unter der Guillotine. Vgl. Montjoie, Conjuration d'O., Par. 1793. 3 Bde.; Tournois, Histoire de Louis Philippe Jos. d'O. et du parti d'O. dans ses rapports avec la revolution franç., Paris 1842—43, 2 Bde. Seine Gemahlin, Louise Marie Adelaide von Bourbon, Tochter des Herzogs von Penthièvre, hatte sich 1792 von ihm getrennt, ward aber 1794 ebenfalls ins Gefängniß nach Marseille gebracht und erhielt erst 1795 ihre Freiheit und zwei Jahre später den Genuß ihres Vermögens zurück. Nach dem 18. Fructidor ward sie selbst mit einer Pension von 100,000 Fr. nach Spanien verwiesen. Sie kehrte mit der Restauration 1814 nach Frankreich zurück u. † zu Paris den 23. Juni 1821. Aus ihrer Ehe entsprangen Ludwig Philipp [s. Ludwig 4) t)], der spätere König der Franzosen, welcher nach seines Vaters Tode den Titel eines Herzogs von O. annahm; Antoine Philippe, Herzog von Montpensier, geb. 1775, † 1807; Alphonse Léodgar, Graf von Beaujolais, geboren 1779, † 1808; Marie Adelaide Eugenie, Mademoiselle d'O., † den 31. Dec. 1847 [s. Adelheid 2)].

Der König Ludwig Philipp, welcher durch die Februarrevolution den Thron verlor, und am 24. August 1850 in England starb, war seit 1809 mit der Prinzessin Amalie von Sicilien vermählt und zeugte in dieser Ehe 8 Kinder, von denen der älteste Sohn, Ferdinand Philipp Louis Charles Henri Joseph, den 3. Sept. 1810 zu Palermo geboren, bei seiner Geburt den Titel eines Herzogs von Chartres erhielt. Nach der Restauration der Bourbons mit seinen Aeltern nach Paris zurückgekehrt, wurde er in den öffentlichen Bildungsanstalten unterrichtet u. 1819 in das Collége Henri IV. aufgenommen u. trat dann in die polytechnische Schule ein, wo er den Kursus sammt den Prüfungen der Schule durchmachte. Im J. 1824 zum Oberst des ersten Husarenregiments ernannt, setzte er seine militärischen Studien mit Eifer fort und unternahm 1829 mit seinem Vater eine Reise nach England und Schottland. Nach Ludwig Philipps Thronbesteigung (1830) wurde er Herzog von O. und Kronprinz von Frankreich. In den Jahren 1831 und 1832 wohnte er den französischen Expeditionen in Belgien bei, ging 1835 nach Algier und nahm Theil an der Einnahme von Maskara. Im J. 1836 unternahm er mit seinem Bruder, dem Herzoge von Nemours, eine Reise nach Wien und Berlin, in deren Folge er sich durch Vermittelung des Königs von Preußen den 30. Mai 1837 mit der Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Helene Louise Elisa-

Digitized by Google

beth, vermählte. Aus seinem glücklichen Familienleben riß er sich 1839 los, um gegen den Willen der Minister an einer Expedition in Algier Theil zu nehmen, wo er auch 1840 bei mehren Unternehmungen thätig war. Zurückgekehrt, beschäftigte er sich am liebsten mit der Organisation und Musterung der Truppen; die Einrichtung der Jäger von Vincennes (Chasseurs d'Orléans) ist sein Werk. Auf einer Reise endete er am 13. Juli 1842 auf dem Wege von Paris nach Neuilly durch einen Sprung aus seinem Cabriolet, dessen Pferde durchgingen. Je mehr er wegen seines edlen und ritterlichen Benehmens, wegen seiner Tapferkeit, seiner Liebe für Künste und Wissenschaften, sowie wegen seines Redneretalentes geschätzt war, desto tiefer war der Schmerz, welcher seine Familie und Frankreich erfüllte. Vergl. Joseph Mendelssohn, Ferdinand Philipp, Herzog von O., Altenburg 1842. Aus seiner Ehe mit Helene Luise Elisabeth, Herzogin von O., geboren den 24. Jan. 1814, † den 18. Mai 1858 [s. Helene 5)], entsprangen Louis Philippe Albert, Graf von Paris, nach dem Tode seines Vaters und bis 1848 der präsumtive Thronerbe, geboren den 24. Aug. 1838, u. Robert Philippe Louis Eugène Ferdinand, Herzog von Chartres, den 9. Nov. 1840 geboren. Der zweite Sohn des Königs Ludwig Philipp, Louis Charles Philippe Raphael, Herzog von Nemours, den 25. Okt. 1814 geboren, machte tüchtige Studien und betrat nach der Thronerhebung seines Vaters die militärische Laufbahn. Im J. 1831 wurde ihm von dem belgischen Nationalkongreß die Krone Belgiens angetragen, was sein Vater jedoch aus politischen Gründen ablehnte. Dagegen wohnte er den beiden französischen Expeditionen nach Belgien und 1836 in Algier dem verunglückten Zuge gegen Konstantine bei. Im folgenden Jahre befehligte er als Brigadegeneral das Belagerungscorps vor Konstantine und wurde hierauf zum Generallieutenant erhoben. Von Charakter streng und kalt, wußte er sich nur in geringerm Grade die Neigung der Franzosen zu erwerben. Nach dem Tode des Herzogs von O. erhielt er die Anwartschaft auf die Regentschaft, im Fall sein Neffe, der Graf von Paris, minderjährig den Thron besteigen würde. Am 24. Febr. 1848 begleitete er die Herzogin von O. auf ihrem Gange nach der Deputirtenkammer und flüchtete sich dann mit seiner Familie über Boulogne nach England. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Victoire Auguste Antoinette, Tochter des Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, entsprangen Prinz Louis Marie Ferdinand Gaston, Graf von Eu, geboren den 28. April 1842; Prinz Ferdinand Philippe Marie, Herzog von Alençon, geboren den 12. Juli 1844; Prinzessin Marguerite Adélaïde Marie von O., geboren den 16. Februar 1846; Prinzessin Blanche Marie Amélie Luise Caroline Victoire, geboren den 28. Oktober 1857. Der dritte Sohn Ludwig Philipps, François Ferdinand Philippe Louis Marie, Prinz von Joinville, geboren den 14. Aug. 1818, widmete sich seit 1834 dem Seewesen und wurde 1836 Schiffslieutenant. Als solcher wohnte er fast allen damaligen französischen Seeexpeditionen bei und ward 1839 Kommandant der Fregatte Belle-Poule, auf welcher er 1840 die Asche Napoleons nach Frankreich brachte. Als Kontreadmiral befehligte er 1844 die Seeexpedition nach Marokko. Seine „Note sur l'état des forces navales de la France", worin er die großen Mängel der französischen Marine besprach, sowie überhaupt seine freimüthigen Urtheile über die Regierungspolitik brachten ihn mit seinem Vater in Disharmonie, vermehrten dagegen seine Popularität. Im J. 1846 wurde er Viceadmiral. Beim Ausbruche der Februarrevolution 1848 befand er sich in Algier, von wo aus er über Gibraltar nach England ging. Aus seiner Ehe mit Donna Francisca, Tochter des Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien, entsprangen: Prinzessin Françoise Marie Amelie, geboren den 14. Aug. 1844, und Prinz Pierre Philippe Jean Marie, Herzog von Penthièvre, geboren den 4. Nov. 1845. Der vierte Bruder, Henri Eugène Philippe Louis, Herzog von Aumale, geboren den 16. Jan. 1822, trat 1840 in die Armee und war schon im folgenden Jahre in Algier thätig. Als er am 13. Sept. 1841 an der Spitze des 17. Regiments mit seinen Brüdern O. und Nemours nach Paris zurückkehrte, geschah das Attentat Quenissets auf die Prinzen. Im J. 1843 eroberte er in Algier die Smala Abd-el-Kaders, und nachdem er am 1. Sept. 1847 zum Generalgouverneur dieser Kolonie ernannt worden, lieferte sich der Emir selbst in seine Hände. Nach der Februarrevolution ließ er in Algier die Republik proklamiren und verließ dann den französischen Boden. Aus seiner Ehe mit der sicilianischen Prinzessin Maria Carolina Augusta von Bourbon, Tochter des Prinzen Leopold von Salerno, entsprangen zwei Söhne, Louis Philippe Marie Leopold, Prinz von Condé, den 15. Nov. 1845 geboren, und François Louis Marie Philippe, Herzog von Guise, geboren den 5. Januar 1854. Der fünfte Bruder, Antoine Marie Philippe Louis, Herzog von Montpensier, den 31. Juli 1824 geboren, war beim Ausbruche der Revolution von 1848 Generalmajor in der Artillerie. Seine am 10. Okt. 1846 erfolgte Vermählung mit der Infantin Maria Luisa Ferdinanda von Spanien, Schwester der Königin Isabella II., wurde von den Orléanisten als ein diplomatischer Sieg Frankreichs angesehen. Aus dieser Ehe entsprangen: Maria Isabella Francisca d'Assis, Infantin von Spanien, geboren zu Sevilla den 21. Sept. 1848; Maria Amalia, Infantin von Spanien, geboren den 28. Aug. 1851; Maria Christina Francisca de Paula, Infantin von Spanien, geboren den 29. Okt. 1852; Maria de Regla Francisca d'Assisi Antonia Luisa Fernanda, Infantin von Spanien, geboren den 8. Okt. 1856; Ferdinand Maria Heinrich Karl, Infant von Spanien, den 30. Mai 1859 geboren. Die älteste Tochter König Ludwig Philipps, Luise von O., den 3. April 1812 geboren, vermählt 1832 mit Leopold I., König der Belgier, † tief betrauert den 11. Okt. 1850. Die zweite Tochter, Marie von O. [s. Maria 15)], den 13. April 1813 geboren,

Digitized by Google

Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm Alexander von Würtemberg, † den 2. Jan. 1839. Die dritte Tochter, Klementine von O., den 3. Juni 1817 geboren, ist seit 1843 mit dem Prinzen August Ludwig Victor von Sachsen-Koburg-Gotha vermählt.

Nach der Restauration der Bourbons erhielt auch Ludwig Philipp, der damalige Herzog von O., die immer noch ansehnlichen Trümmer seiner Familiengüter zurück. Dieselben bestanden aus Apanagegütern, die Ludwig IX. zu Gunsten seines Bruders, des Stifters der Familie, ausgeworfen hatte und die von einem Haupte der Familie zum andern übergegangen waren, und in Privatgütern, die durch Heirath, Erbtheil von weiblicher Seite und Kauf reines Eigenthum der Familie geworden. Die ersteren fielen 1830, als Ludwig Philipp den Thron bestieg, an die Krone zurück und wurden durch das Gesetz vom 2. März 1832 zur Immobiliardotation der Civilliste, nach der Februarrevolution von 1848 aber durch die Nationalversammlung zum Staatseigenthum geschlagen. Die Privatgüter der Familie ließ Ludwig Philipp am 7. Aug. 1830 durch eine gerichtliche Schenkungsakte auf seine Kinder übertragen. Obwohl die Nationalversammlung 1848 dieses und anderes später erworbenes Privateigenthum der Familie mit Sequester belegte, um die bedeutenden Schulden der Civilliste Ludwig Philipps zu decken, so verwarf sie doch am 25. Okt. 1848 die durch den Deputirten Jules Favre beantragte Konfiskation jener Güter. Uebrigens ward durch Dekret der Nationalversammlung vom 26. Mai 1848 die Familie O. aus Frankreich verbannt, und dies Dekret blieb, trotz wiederholter Anträge Carnots in der Deputirtenkammer 1849 und 1851 auf Aufhebung desselben, durch die Kammermajorität in Kraft. Dagegen wurde von der zahlreichen orleanistischen Partei eine Annäherung der O. an die ältere Linie Bourbon (Fusion) versucht und die Versöhnung 1853 wirklich vollzogen. Am 22. Jan. 1852 erließ der Präsident der Republik, Ludwig Napoleon, zwei Dekrete in Bezug auf die orleansschen Güter, von denen ersteres bestimmte, daß die Mitglieder der Familie O., deren Gatten und Gattinnen und Nachkommen in Frankreich kein Mobiliar- oder Immobiliareigenthum besitzen dürften und gehalten wären, ihr freies Eigenthum binnen Jahresfrist, das mit Schulden belastete aber ebenfalls ein Jahr nach unwiderruflicher Feststellung der Eigenthumsrechte zu veräußern. Zur Rechtfertigung dieser Maßregel berief sich das Dekret auf die gleichmäßige Anordnung Ludwigs XVIII. vom 12. Jan. 1816 in Betreff der Güter der Familie des Kaisers Napoleon und auf das Dekret Ludwig Philipps vom 10. April 1832 in Betreff der älteren bourbonischen Linie, wie auf Gründe der Nützlichkeit und des Staatswohls. Durch das zweite Dekret vom 22. Jan. 1852 wurde das in der Schenkungsurkunde vom 7. Aug. 1830 begriffene Vermögen der Familie O. eingezogen und den Staatsgütern zugewiesen, doch sollte der Staat die Zahlung der Schulden der Civilliste der früheren Regierung, sowie des Witthums der Herzogin Helene von O. von jährlich 300,000 Fr. übernehmen. Diese verzichtete jedoch unter solchen Umständen auf ihr Witthum zum Besten der Vertheilung an Arme u. Arbeitslose. Uebrigens sollten die Güter verkauft und aus dem Erlös 10 Millionen Fr. den durch das Gesetz vom 15. Juli 1850 autorisirten Gesellschaften für gegenseitige Unterstützung, 10 Millionen für Arbeiterwohnungen in den Fabrikstädten, 10 Mill. zur Errichtung von Grundkreditanstalten, 5 Mill. zur Gründung einer Pensionskasse für arme Hülfsparer, zur Dotation der Ehrenlegion ꝛc. verwendet werden. Begründet wurde diese Vermögensentziehung auf das alte französische Staatsrecht, das Dekret vom 21. Sept. 1790 und das Gesetz vom 8. Nov. 1814, wonach alle den Prinzen gehörigen Güter bei ihrer Thronbesteigung der Kronbomäne anheim fallen; da nun Ludwig Philipps Thronbesteigung am 7. Aug. 1830 bereits außer Zweifel gewesen sey, sey er nicht mehr befugt gewesen, über seine Güter zu verfügen. Obwohl das Dekret die zahlreichsten Klassen der Bevölkerung: Grundbesitzer, Arbeiter, Militärbeamte und Geistliche, an dem Genusse der Konfiskation Theil nehmen ließ, machte dasselbe doch selbst in Frankreich einen so ungünstigen Eindruck, daß die Minister Magne, Fould und Rouher aus dem Kabinet traten, St. Arnaud mit dem Austritte drohte, Montalembert u. A. aus dem berathenden Körper schieden und der ältere Dupin, einer der Testamentsvollstrecker Ludwig Philipps, seine Stelle als Generalprokurator am Kassationshofe niederlegte. Mit Ausnahme des Herzogs von O., der als Kronprinz an jener Schenkung vom 7. Aug. 1830 nicht Theil nehmen sollte, waren sämmtliche Eheverträge der 7 übrigen Kinder Ludwig Philipps auf die Schenkung durch diplomatisch geschlossene Verträge gegründet worden. Außerdem wurden die einzelnen Familienglieder sehr ungleich von der Konfiskation betroffen, da das Testament der Prinzessin Adelaide, der Schwester Ludwig Philipps, mit der Schenkung kombinirt worden, so daß das eine mehr aus der Schenkung, das andere mehr aus der Hinterlassenschaft jener Prinzessin erhalten hatte. Das Konfiskationsdekret gab endlich den Werth des Vermögens der O. auf 300 Millionen Francs an, wovon 200 Millionen der Konfiskation unterliegen sollten, während die Einkünfte aus dem gesammten Familienvermögen der O. nur etwas über 3 Mill., der Kapitalwerth sonach etwa 103 Mill. Francs betrugen. Die betroffenen Mitglieder der Familie einigten sich über einen Protest, welcher am 28. Jan. dem Präsidenten der Republik überreicht und in dem der Hauptnachdruck auf den Umstand gelegt wurde, daß Ludwig Philipp nicht der Erbe Karls X. gewesen sey, sondern den Thron in Folge einer Aenderung der Erb- und Grundgesetze des Staats eingenommen habe, die mithin bei der Beurtheilung des vorliegenden Falles nicht geltend gemacht werden könnten. Als sich darauf die Regierung am 10.—12. April des Schlosses Neuilly u. der Domäne Monceau bemächtigte, erhoben die Vertreter der Rechtsansprüche der Familie O. bei dem Seinetribunal erster Instanz Klage, wogegen der Seinepräfekt Protest gegen die Zuständigkeit des Gerichts ein-

Digitized by Google

legte. Der Gerichtshof sprach am 23. April seine Zuständigkeit aus; die Regierung beharrte dagegen bei der Behauptung, daß die Gerichte nicht befugt seyen, die Gültigkeit von Gesetzen zu prüfen, und wendete sich an die für die Kompetenzkonflikte bestellte Abtheilung des Staatsrathes, welche sich am 15. Juni 1852 im Sinne der Regierung erklärte. Vgl. Précis historique de la maison d'O., Paris 1830; Laurente, Histoire de duc d'O., daf. 1832—34, 3 Bde.; Marchal, Histoire de la maison d'O., daf. 1845.

Orléans, Jungfrau von, eigentlich Jeanne d'Arc, die Befreierin ihres Vaterlandes aus der Gewalt der Engländer, um 1410 im Dorfe Domremy in der Champagne, nahe an der lothringischen Grenze geboren, war die Tochter unbescholtener Landleute, ward in frommer Einfalt erzogen und half ihrem Vater und ihren Brüdern bei der Feldarbeit. Statt aber an den Spielen, Tänzen und Gesängen ihrer Altersgenossen Theil zu nehmen, überließ sie sich gern an einsamen Orten ihrem Hang zu andächtiger Beschäftigung, besuchte fleißig die Kirche und eine nahe Kapelle und weihte Opfer und Gebete besonders der Jungfrau Maria. In ihrem 13. Lebensjahre, an einem Fastage während des Sommers, vernahm sie, nach ihrer spätern Aussage, in dem Garten ihres Vaters eine Stimme, die sie zu untadelhaftem Wandel und fleißigem Kirchenbesuch ermahnte. Nach dreimaligem Hören erkannte sie die Stimme für die eines Engels, und bald erschien ihr der Erzengel Michael selbst in der Begleitung anderer Engel und verkündete ihr den Besuch der heiligen Katharina u. Margaretha, die von dem Herrn zu ihrer Leitung und Berathung abgesandt würden. Häufig hatte sie von nun an Erscheinungen von Heiligen und hörte ihre Stimmen, die ihr verhießen, daß der bedrängte König trotz der Macht seiner Feinde wieder in sein Reich eingesetzt werden solle, und zwar durch sie als Werkzeug Gottes. Als ihre Aufgabe bezeichneten sie ihr die Entsetzung des belagerten Orléans und die Krönung des Königs zu Rheims. Anfangs hielt sie dies Alles vor Jedermann verborgen; endlich aber theilte sie ihr Geheimniß ihrem Oheim, Durand Lapart, mit, der sie zu dem Befehlshaber von Vaucouleurs, Robert de Baudricourt, führte. Letzterem stellte sie sich als die von Gott gesandte Retterin Frankreichs vor und begehrte, vor den Dauphin geführt zu werden. Baudricourt wies sie mehrmals ab, sandte sie aber doch endlich in Mannskleidern und in Begleitung zweier Edelleute und ihres Bruders Pierre an den Hof Karls VII. nach Chinon. Vor den König vorgelassen, fand sie ihn, den sie nie gesehen und der seinen Platz von einem Andern hatte einnehmen lassen, sogleich aus allen Hofleuten heraus. Als sie darauf von Theologen, die ihre Rechtgläubigkeit prüften, als gute katholische Christin und von edlen Frauen als eine reine Jungfrau erfunden worden war, nahm der König ihre Dienste an. Sie trug von nun an eine vollständige Rüstung, eine weiße Fahne mit dem Bilde des Erlösers u. ein Schwert, welches hinter dem Altar der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois gefunden worden war. Alle Zweifel an ihre höhere Sendung verschwanden, als unter ihrer Mitwirkung ein Transport von Lebensmitteln glücklich in das von den Engländern belagerte Orléans gebracht wurde. Sie selbst zog am 28. April 1429 in die Stadt ein, wo ihre Gegenwart den gesunkenen Muth des Heeres neu belebte. Die Bollwerke und Verschanzungen der Belagerer fielen bald in die Hände der Franzosen, und wo sie sich zeigte, da wichen die Feinde wie vor einer furchtbaren Erscheinung zurück, obwohl sie nicht tödtete und nur mit ihrer Fahne und im höchsten Nothfall mit dem Schwerte die Andringenden abwehrte. Am 8. Mai brachen die Engländer, mit Zurücklassung vieler Kriegsvorräthe, von Orléans auf. Mit den größten Ehrenbezeigungen wurde darauf die Jungfrau am Hofe Karls empfangen. Ein neuer Geist beseelte des Königs Heer, das nun von Sieg zu Sieg eilte, den Engländern die noch von ihnen besetzten Plätze an der Loire entriß und sich von Tage zu Tage mehrte. Bald stand ein zahlreiches Heer unter dem Befehl des Herzogs von Alençon, bei welchem sich auch der Bastard von Orléans, la Hire, Saintrailles und der Herzog von Boussac befanden. Im Juni wurde Jargeau, Baugency und Meßun genommen, der britische Feldherr Talbot bei Patay entscheidend geschlagen und gefangen. Auf das Andringen Johanna's brach Karl VII. mit einem Heere von 12,000 ausgewählten Kriegern Ende Juni von Gien an der Loire auf, drang siegreich durch ein noch von den Engländern und Burgundern besetztes Land und hielt am 16. Juli seinen Einzug in Rheims, wo er am folgenden Tage von dem Erzbischof feierlich gesalbt und gekrönt wurde. Johanna hielt damit ihre Sendung für vollendet und fügte sich nur ungern den Bitten des Königs und der Soldaten, beim Heere zu bleiben. Die nächsten Unternehmungen hatten noch glücklichen Erfolg; Laon, Soissons, Chateau-Thierry, Compiègne, Beauvais ꝛc. öffneten dem König ihre Thore. Paris aber leistete Widerstand, und Mangel an Sold und Lebensmitteln, sowie die ungünstige Jahreszeit nöthigten Karl zum Rückzug an die Loire. Im nächsten Frühjahr drohte eine burgundisch-englische Kriegsmacht, den Franzosen die eroberten Plätze wieder zu entreißen. Johanna warf sich mit Saintrailles und Anderen in das bedrohte Compiègne, fiel aber bei einem Ausfall am 23. (25.) Mai 1430 nach verzweifelter Gegenwehr in die Hände des Bastards von Vendome, welcher sie an den Grafen von Ligny überlieferte. Der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, forderte sie als Ketzerin im Namen des Königs von England vor sein Tribunal, die pariser Universität gab ihre Zustimmung, und so wurde die Unglückliche den Engländern ausgeliefert und nach Rouen in das gemeine Gefängniß gebracht. Ein im Namen Heinrichs VII. von England am 3. Jan. 1431 erlassener Befehl übertrug die Untersuchung dem Bischof von Beauvais, der gegen 100 Doktoren der Theologie, Geistliche und Rechtskundige versammelte und einen Prozeß eröffnete, der an Schamlosigkeit und Niederträchtigkeit kaum seines Gleichen hat. Johanna ward als Hexe und Ketzerin für schuldig befunden und zum Feuertod verurtheilt. Ihre durch Mißhandlungen,

Digitized by Google

Versprechungen und Drohungen erzwungene Erklärung, daß ihre Offenbarungen Täuschungen seyen, durch welche sie selbst betrogen worden, hatte nur eine Milderung ihrer Strafe zu lebenslänglicher Gefangenschaft zur Folge, und als sie endlich jene Erklärung als erzwungen zurücknahm, ward das ursprüngliche Urtheil am 30. Mai 1431 auf dem Markte von Rouen vollzogen. Karl VII., der wenig oder nichts zu ihrer Rettung gethan, ließ erst 1450 auf Klage ihrer Verwandten eine Revision des Prozesses vornehmen, und auf Grund dieser Prüfung ward Johanna für unschuldig erklärt. Die Stätte ihrer Marter schmückt ihre Bildsäule. Ihr Leben und ihre Thaten haben mehren Dichtern Stoff zu poetischer Bearbeitung geliefert; die herrlichste ist Schillers Trauerspiel: „Die Jungfrau von Orléans", die berüchtigste Voltaire's schamloses Machwerk: „La pucelle d'Orléans". Vgl. F. Schlegel, Geschichte der Jungfrau von Orléans, Berl. 1802; Berriat St. Prix, Jeanne d'Arc, Paris 1817.

Orléans, wollenes Zeuch, welches sowohl gemustert als glatt im Handel vorkommt, theilweise auch mit Baumwolle vermischt ist.

Orley, Barend van, auch Barend von Brüssel genannt, Zeichner und Historienmaler, geboren um 1490 zu Brüssel, widmete sich frühzeitig der Kunst, besuchte Italien, wo er sich besonders in Rom aufhielt und in Raphaels Schule aufgenommen wurde. Nach der Rückkehr ins Vaterland finden wir O. unter den Hofmalern Karls V., dessen Gunst er sich durch treffliche Jagdstücke erworben hatte, in denen die Gegenden um Brüssel sowie Glieder der fürstlichen Familie aufs Aehnlichste dargestellt waren. Später trat O. in den Dienst der Statthalterin der Niederlande, Margaretha von Parma. Auch für Kirchen und öffentliche Gebäude malte O. große Gemälde. Vor allen ist ein Flügelbild mit dem jüngsten Gericht in der Kirche St. Jakob zu Antwerpen zu erwähnen. Andere treffliche Werke von O. finden sich in der Stiftskirche zu Xanten, im Museum zu Brüssel, in der Kirche St. Veit zu Prag, in der Gallerie des Louvre zu Paris, in der Pinakothek zu München, im Museum zu Berlin und in der Gallerie zu Wien. Glasmalereien führte er namentlich für die Kirche in Brüssel aus, die des Domes begannen 1517. Später ließ durch ihn Karls V. Schwester Glasmalereien, zum Gedächtniß ihres in einer Türkenschlacht gebliebenen Bruders Ludwig, besorgen, welche, 15 an der Zahl, mit 15 Fuß hohen Figuren die Thaten desselben in großen und kühnen Zügen darstellen.

Orlog (holl.), Krieg; daher **Orlogsflotte**, s. v. a. Kriegsflotte; **Orlogsschiff**, Kriegsschiff, besonders ersten Ranges.

Orlow, 1) Kreisstadt im russischen Gouvernement Wiätka, am Einfluß der Pleschiba in die Wiätka, hat 5 Kirchen und 3000 (nach Andern 5—6000) Einwohner. — 2) Kreisstadt im russischen Gouvernement Woronesch, am Usman, mit 8täglger Messe und 5000 Einwohnern.

Orlow, russische Familie, stammt der Sage nach von einem gemeinen Streltzen, Iwan O., ab, welcher auf Befehl Peters des Großen hingerichtet werden sollte, dabei aber solche Standhaftigkeit und Kaltblütigkeit bewies, daß er des Czaren Aufmerksamkeit erregte, begnadigt und später zum Offizier ernannt und geadelt wurde. Sein Sohn, Grigorij O., brachte es bis zum Oberstlieutenant und hinterließ 5 Söhne, unter denen Grigorij O., geboren 1734, der berühmteste wurde. Mit seinen beiden älteren Brüdern kam er in das Landdabettencorps, dann in ein Garderegiment, ging hierauf zur Artillerie über und ward Adjutant des Artilleriechefs Grafen Schuwalow. Als er im 7jährigen Kriege mit dem gefangenen Grafen von Schwerin nach Petersburg als Eskorteoffizier geschickt worden war, lernte ihn die Großfürstin Katharina kennen, die damals in Poniatowsky ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des schönen Mannes erregte in ihr den Wunsch, ihn immer in ihrer Nähe zu haben. Er wurde Zahlmeister der Artillerie u. Günstling Katharina's, die ihm den Gedanken zu einer Thronrevolution mittheilte, um sich dadurch von dem ihr lästigen Drucke des Kaisers Peter III. zu befreien. O. ging sogleich auf den Plan ein und zog seine Brüder ins Geheimniß, welche mit Hülfe der Artilleriekasse die Garden zu gewinnen unternahmen. Nachdem die Revolution am 9. Juli 1762 glücklich vollendet und Peter III. beseitigt war, wurden die Gebrüder O. mit reichen Geschenken überhäuft; Grigorij aber wurde ganz der Liebling der Kaiserin, stieg von Stufe zu Stufe und ward endlich Generalfeldzeugmeister. Schon 1762 nebst seinen Brüdern in den Grafenstand erhoben, wurde er auch noch 1772 von Joseph II. zum deutschen Reichsfürsten ernannt. Seiner Macht fehlte nur der Kaisertitel, u. schon war es so weit, daß Katharina mit ihrer Hand auch diesen ihm zu gewähren im Begriff stand. Aber Woronzow und besonders Panin wirkten entgegen, und da außerdem O. durch sein hochfahrendes Wesen und durch Untreue seine Gönnerin häufig kränkte, so mußte er zuletzt doch der Hoffnung, den Thron mit ihr zu theilen, entsagen. Dagegen faßte er den Entschluß, am kaspischen Meere den Thron der goldenen Horde wieder zu errichten; auch auf Griechenland richtete er sein Augenmerk, und er war es, welcher zuerst die russische Politik nach dieser Seite hin wendete. Der Kaiserin war er indeß allmählig immer unbequemer geworden; deshalb sandte sie ihn 1771 nach Moskau, wo er Vorkehrungen zur Abwehr der Pest treffen sollte. O. vollzog diesen Auftrag mit Geschick und gutem Erfolge und hatte die Gunst der Kaiserin in dem Grade wieder gewonnen, daß sie ihm eine Vermählung zur linken Hand anbieten ließ. Als er aber diesen Antrag von sich wies, wurde er 1772 als Gesandter zu dem Friedenskongreß nach Focsany geschickt, wo er jedoch wegen seines anmaßenden Auftretens gegen die Türken nichts erreichen konnte. Auf die Nachricht, daß Katharina sich einen neuen Günstling erwählt habe, eilte er rasch nach Petersburg; ehe er aber noch dort eintraf, erhielt er den Befehl, sich auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Um den Gereizten zu besänftigen, schrieb die Kaiserin selbst an ihn, machte ihm neue, bedeutende Schenkungen an Bauern und baarem Gelde und erreichte so, daß er ruhig auf seinem Schlosse

Digitized by Google

blieb, bis sie im December 1772 sich mit ihm aussöhnte, bei welcher Gelegenheit ihm Katharina den Marmorpalast zum Geschenke machte. Bald jedoch entstand neue Uneinigkeit; O. ließ sich plötzlich in Reval nieder und begab sich dann auf Reisen, wobei er Frankreich besuchte; nach seiner Rückkehr lebte er mehre Jahre in Moskau, weil er das Glück Potemkins, der jetzt in der Gunst der Kaiserin stand, nicht in der Nähe schauen wollte. Plötzlich verheirathete er sich mit seiner Nichte, in deren Begleitung er Reisen nach Deutschland, Frankreich und Italien machte. Der Schmerz über den Tod seiner Gemahlin, sowie der Aerger über Potemkins immer größer werdenden Einfluß störte seine Gesundheit; er wurde wahnsinnig und † in Moskau unter den schrecklichsten Qualen 1783. Sein bewegtes Leben gab ihm Gelegenheit, seine Fehler wie seine Vorzüge offen zu zeigen. Leichtsinn, Verschwendung, Eitelkeit, daneben Verstand, Muth, kühne Entschlossenheit und in den letzten Jahren seines Lebens strenge Rechtschaffenheit sind die hervorstechendsten Züge seines Charakters. Aus seiner Verbindung mit Katharina entsprang die noch blühende Familie der Grafen Bobrinskij. **Alexei** O., Bruder des Vorigen, muthig wie dieser, ausgezeichnet durch gewaltige Gestalt und riesige Kraft, spielte bei der Revolution (1762) von allen seinen Brüdern die kühnste Rolle. Er holte Katharina in einem Wagen aus Peterhof ab und rief dieselbe zuerst zur Kaiserin aus, und man beschuldigt ihn wohl nicht mit Unrecht, den entthronten Peter III. in Ropscha erdrosselt zu haben. Katharina belohnte die Bluthat, die vielleicht ohne ihren Willen geschehen war; Alexei wurde befördert, rückte bald zum Rang eines Generallieutenants auf und wurde 1764 Kammerherr u. Präsident der Vormundschaftskanzlei. Bei dem Ausbruche des türkischen Krieges übergab er der Kaiserin einen Plan zu einer Expedition nach dem Archipelagus und wurde deshalb 1768 zum Admiral der ganzen russischen Flotte im Archipelagus ernannt. Nach einigen nicht sonderlich günstig abgelaufenen Unternehmungen erfocht er bei Tschesme einen glänzenden Sieg über die türkische Flotte. Als Belohnung erhielt er den Beinamen **Tschesmenskoi**, das Großkreuz des St. Georgenordens und 100,000 Rubel, während überdies eine Medaille zu seinen Ehren geprägt wurde. Zugleich aber wurde ihm befohlen, die Flotte nicht ohne ausdrücklichen Befehl zu verlassen, weil die Kaiserin seinen Unternehmungsgeist fürchtete. Nach einigen Blokaden und kleineren Gefechten segelte er nach Italien; in Livorno gewann er sich das Vertrauen der jungen Tarakanow, der unglücklichen Tochter der Kaiserin Elisabeth, und sendete dieselbe nach Petersburg. Mit dem Frieden kehrte auch O. dahin zurück, und der glänzendste Empfang ward ihm bereitet. Er wurde General en Chef und erhielt bedeutende Schenkungen, begab sich aber nach Moskau, von wo ihn Paul I. nach seiner Thronbesteigung nach Petersburg rief. Der Kaiser nahm an ihm und Barjatinsky, dem einzigen noch lebenden Mordgenossen, dadurch Rache, daß sie bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newskykloster bis an den Winterpalast und von da bis in die Festung das Bahrtuch tragen mußten. Als Alexei nach Hause kam, fand er den Befehl, sich auf Reisen zu begeben; er ging nach Deutschland und kehrte erst nach Pauls Tode zurück. Er † zu Moskau den 5. Januar 1808. **Iwan**, der älteste der Brüder, wurde 1762 Mitglied des Senats, machte sich aber nie im öffentlichen Leben geltend; seine Brüder nannten ihn den Philosophen. Er † 1791. **Wladimir**, der jüngste Bruder, studirte in Leipzig, wurde Oberstlieutenant der Garde und 1766 Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und † erst 1832. **Fedor**, der 4. Bruder, brachte es bis zum Generallieutenant (1770) und Kommandeur des St. Georgenordens und † 1796. Dessen Sohn, **Grigorij Fedorowitsch**, geboren 1777, seit 1812 Senator, beschäftigte sich mit Geschichte, Staatskunde und Literatur, war Mitglied der Akademien zu Petersburg und Neapel. Seiner Gesundheit wegen lebte er größtentheils im Auslande, namentlich in Paris. Er † kinderlos den 4. Juli 1826 zu Petersburg. Seine „Mémoires historiques, politiques et littéraires de Naples“ (mit Anmerk. von Duval, 2. Aufl., Paris 1825, 5 Bde.), auch ins Deutsche, Englische und Französische übersetzt, behandelte die Geschichte Unteritaliens von der frühesten Zeit an. Außerdem schrieb er: „Histoire des arts en Italie“ (Paris 1822, 4 Bde.); „Voyage dans une partie de la France“ (Paris 1824, 3 Bde.). Das Haus O. war somit in legitimer männlicher Linie erloschen. Der Graf Fedor Grigorjewitsch hatte jedoch 4 natürliche Söhne hinterlassen, welche den Namen fortpflanzten. Der älteste, **Michael** O., geboren 1785, machte als Flügeladjutant des Kaisers Alexander die Feldzüge gegen Napoleon mit und schloß 1814 die Kapitulation von Paris ab, worauf er zum Generalmajor befördert wurde. Nach dem Aufstande vom 26. Dec. 1825 ward er als Theilnehmer der geheimen Gesellschaften in der russischen Armee verhaftet, zwar bald darauf freigegeben, aber auf seine Güter verbannt, wo er 1841 †. Von seinen sehr interessanten Memoiren sind Bruchstücke in russischen Zeitschriften erschienen. Sein Bruder, **Alexei** O., geboren 1787, zeichnete sich ebenfalls in den französischen Kriegen aus, ward Adjutant des Großfürsten Konstantin, dann Oberst und Kommandeur des Garderegiments zu Pferde. Am 26. Dec. 1825 trug er durch Muth und Geistesgegenwart viel zur Dämpfung des Aufstandes der Garden bei, wurde in Folge dessen in den Grafenstand erhoben, zum Generaladjutanten ernannt und erhielt das Kommando einer Kavalleriedivision, an deren Spitze er in dem türkischen Feldzuge von 1828 sich auszeichnete. Nachdem er den Friedensvertrag von Adrianopel vom 14. Sept. 1829 abgeschlossen, ging er als außerordentlicher Botschafter nach Konstantinopel. Im J. 1833 erschien er als Oberbefehlshaber der am Bosporus gelandeten russischen Truppen von Neuem in Konstantinopel und bewog den Sultan, den Vertrag von Hunkiar-Skelessi zu unterzeichnen. Bald darauf ward er General der Kavallerie und Mitglied des Reichsraths, erhielt nach Benkendorffs Tod (1844) das Oberkommando des Gensdarmencorps und die

Digitized by Google

Leitung der geheimen Polizei. Als vertrautester Freund des Kaisers begleitete er ihn auf allen seinen Reisen, z. B. 1853 nach Olmütz und Berlin. Seine Sendung nach Wien (1854), um Oesterreich für die russische Politik zu gewinnen, war erfolglos. Bei dem neuen Kaiser in gleicher Gunst stehend, ward er 1856 nach Paris gesendet, um den Frieden mit den alliirten Mächten abzuschließen, der den orientalischen Krieg beilegen sollte, und 1856 bei der Kaiserkrönung in den Fürstenstand erhoben. Im April 1856 wurde er zugleich Präsident des Reichs- u. Ministerraths. Sein einziger Sohn, Nikolai O., ist Garderitt-meister und Flügeladjutant des Kaisers.

Orlow-Denissow, Wassiljj, Graf, russischer General, 1777 geboren, Sohn des Hetmans der donischen Kosaken, Wassiljj O., trat noch als Kind in Kriegsdienste, verheirathete sich 1799 mit der Erbtochter des Grafen Denissow, ward 1807 Generalmajor u. zeichnete sich im Feldzuge von 1812 durch seine unermüdliche Verfolgung der Franzosen aus, wo er eine ganze französische Brigade gefangen nahm. Bei der Schlacht bei Leipzig befehligte er die Gardekosaken und führte mit ihnen den glänzenden Angriff auf die feindliche Reiterei aus, die zur Entscheidung des ersten Schlachttages beitrug. Er wurde dafür zum Generallieutenant, 1826 aber zum General der Kavallerie befördert. Er † 1843.

Orlowsinseln, südamerikan. Inselgruppe, in der Nähe des Kap Horn, zum Feuerland gehörig, von Krusenstern entdeckt. Hauptort Krisenow.

Orlowski, 1) Alexander, russischer Zeichner und Maler, geboren um 1780 in Polen, kam frühzeitig nach Petersburg und besuchte die Akademie der Künste, ging dann nach Frankreich, Deutschland und Italien und war bereits 1812 Hofmaler zu St. Petersburg. O. malte Bildnisse, historische Darstellungen, Genrestücke und Schlachtbilder, durch die er seinen Ruf begründete; meisterhaft stellte er besonders Pferde in jeder Lage und Kraftäußerung dar. Er † 1837.

2) Boris Iwanowitsch, ausgezeichneter russischer Bildhauer, Professor der Skulptur an der Akademie der Künste zu Petersburg, 1793 als Leibeigener geboren, zog zuerst durch sein Talent die Aufmerksamkeit des Professors Martos auf sich, kam als Lehrling in die Werkstätte des Bildhauers Trescorni in Petersburg und dann als Zögling in die Akademie der Künste. Die eminenten Fortschritte, die er hier machte, erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Im J. 1822 reiste der junge Künstler auf Kosten des Staats zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom, setzte unter Thorwaldsens Leitung seine Studien fort und führte mehre sehr werthvolle Arbeiten aus. Im J. 1829 kehrte er nach Petersburg zurück und erhielt sogleich ehrenvolle Aufträge; zu früh für die Kunst † er in der Fülle seiner Kraft den 16. Dec. 1837. Zu O.'s bekanntesten Werken gehören: die Standbilder der Feldmarschälle, des Fürsten Kutusow-Smolenskij und Barclay de Tolly's, vor der kasanschen Kirche in Petersburg; die kolossale Marmorbüste des Kaisers Alexander I. im dirigirenden Senat; die Statue des Engels auf der Alexandersäule vor dem Winterpalast; die Gruppe des Fauns und der Bacchantin; die Statue des Paris mit dem Apfel; die Statue des Faund, der auf der Syrinx spielt; die Skizze des Helden Iwan Ustimowitsch, wie er einen wüthenden Stier aufhält.

Ormaș, Volk, s. v. a. Gallas.

Ormea, Dorf in der spanischen Provinz Navarra, nördlich von Pampelona; zwischen dieser Festung und O. am 6. Juli 1794 Schlacht zwischen den Spaniern und den Franzosen.

Ormi (Ormeuhr), See, s. Urmiasee.

Ormocarpum, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, mit der bekanntesten Art: O. sennoides Dec., Strauch in den Wäldern Ostindiens mit unpaarig gefiederten Blättern und langgestielten, überhängenden Blüthen, zu 3—6 in kurzen Trauben stehend. Man braucht in Ostindien die tonische und reizende Wurzelrinde gegen Fieber und äußerlich in Verbindung mit Sesamöl bei Lähmungen, Hüftweh und anderen schmerzhaften Leiden.

Ormskirk (Ormeschurch), Marktflecken (Stadt) in der englischen Grafschaft Lancaster, am Leeds- und Liverpoolkanal, hat eine schöne gothische Kirche, Baumwollenspinnerei, reiche Kohlengruben, bituminöse Erde (woraus Oel gemacht wird) und 5000 Einw. In der Nähe liegt Lathamhouse, das von der Gräfin Charlotte von Derby unter Karl I. so lange gegen die Truppen des Parlaments vertheidigt ward, bis Prinz Rupert ihr zu Hülfe kam. Bei einer spätern Belagerung wurde es zerstört.

Ormus (Hormus, Hormuz), Insel in der persischen Provinz Moghestan, an der Südküste des Reichs, nördlich in der gleichnamigen Meerenge, durch welche der persische Meerbusen mit dem indischen Ocean verbunden wird, zwischen der Insel Keischma und dem festen Lande, Bender Abassi gegenüber, ist ein unfruchtbarer Salzfelsen, ohne Wasser, jetzt fast ganz verödet. In früherer Zeit war sie sehr berühmt, und Mollа Ali Schah, der Admiral des Nadir Schah, machte sich hier unabhängig. Von 1507—1622 stand die Insel unter der Herrschaft der Portugiesen, wurde damals einer der wichtigsten Handelsplätze in den asiatischen Meeren, gerieth aber nach der Eroberung durch Abbas Mirza 1622 in Verfall. Jetzt steht sie unter der Herrschaft des Imams von Maskat. Die gleichnamige Stadt, auf der nordöstlichen Spitze der Insel, hat einen Hafen und Fort.

Ormuzd, im Religionssystem des Zoroaster der gütige Gott, das Princip des Guten und des Lichtes, der mit seinem Gegensatze, Ahriman, dem bösen Princip, aus dem Urgrunde alles Existirenden, der ungeschaffenen, anbeginnlosen Zeit, hervorging, indem er aus einer Mischung des Feuers und Wassers entstand. In der Zendsprache lautet sein Name Ahura mazda, d. i. hochweiser Herrscher. Dargestellt wird er auf alten Bildwerken in der Hand einen Ring, als Zeichen der Herrschaft, haltend.

Ornamente (v. Lat.), im Allgemeinen Verzierung, Schmuck, besonders in der Baukunst Arbeiten in Stein und Gyps, sowie Staffirungen mit bunten Farben, die an den Gebäuden zur Verzierung angebracht werden. Eine sehr reine

Digitized by Google

und schön ausgebildete Ornamentik, wie man den ganzen Komplex der O., die Lehre und die Anwendung derselben nennt, hatten die Griechen, denen darin die Natur Vorbild und Lehrerin war. In der romanischen Kunst entwickelte sich auf der Grundlage antiker Formen eine ungemein reiche, doch mehr phantastische als naturalistische Ornamentik, während die gothische Kunst wieder einen eigenthümlich schönen Styl ausbildete, den sie unmittelbar aus der Blumen- und Pflanzenwelt schöpfte. Ueber die antike Ornamentik hat man ein Werk von Bullamy, Heideloff verdankt man eine Ornamentik des Mittelalters. Gruners ausgezeichnetes Werk: „Specimens of ornamental art" (Lond. 1850) gibt O. aller Artz Metzger in seinen „O.n aus deutschen Gewächsen" (München 1842) versucht die vaterländischen Pflanzen zur ausgedehnten Anwendung zu bringen und in der Ornamentik einen eigenthümlichen Kunststyl zu begründen. In der Buchdruckerkunst nennt man O. alle nicht zu den eigentlichen Typen gehörigen Linien, Einfassungen, Eckverzierungen, Vignetten, welche zur Verzierung von Druckwerken, besonders der Titelblätter, verwendet werden, in der Schriftgießerei die Probehefte (Polytypen), welche Schriftgießer über die aus ihrer Officin hervorgehenden Werke, gewöhnlich in Gold- oder Buntdruck mit möglichster Eleganz herauszugeben pflegen.

Ornano, Sampietro Bastelica von, s. Bastelica.

Ornans, Stadt im französischen Departement Doubs, Bezirk Besançon, im Thal der Loire, welche den Ort durchfließt, hat ein Seminar, eine öffentliche Bibliothek, Rasirmesserfabrik, Eisenhütte, vorzügliche Gerbereien, Holzsägmühlen, eine Käsefabrik, Weinhandel, Kirschplantagen und über 3500 Einw.

Ornat (v. Lat.), überhaupt Schmuck, vorzugsweise die Kleidung, welche die Geistlichen bei Amtsverrichtungen tragen. Der O. der katholischen Geistlichen ist nach den verschiedenen Graden verschieden; einfacher und für alle Grade gleich ist der O. der reformirten und lutherischen Geistlichen. Die Kleidung, welche die Geistlichen aller Kirchen unter den O.en tragen, ist von schwarzer Farbe.

Or natif (franz.), gediegen Gold.

Orne, Fluß im nördlichen Frankreich, entspringt östlich von Séez in dem nach ihm benannten Departement, fließt anfangs nordwestlich durch dasselbe, dann nördlich durch das Departement Calvados an Caën vorüber, wo er schiffbar wird, und mündet unterhalb dieser Stadt nach einem Lauf von 19 Meilen in den Kanal. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind: Rouvre, Noireau und Odon. Das nach ihm benannte Departement, gebildet aus der eigentlichen Normandie, Nord-Perche u. dem Herzogthum Alençon, grenzt im Norden an die Departements Calvados u. Eure, im Osten an Eure u. Eure u. Loire, im Süden an Sarthe u. Mayenne u. im Westen an Manche und zählt auf 110 □Meilen (1856) 430,127 Einw. Das Land bildet eine von Hügeln und Thälern durchschnittene Hochebene. Die Hügelkette, welche sich von 600—1800 Fuß erhebt (Varenne 600 Fuß, Here 648 Fuß), durchstreicht dasselbe seiner ganzen Länge nach von Osten nach Westen; aus gefundenen Lavaströmen schließt man auf frühere vulkanische Revolutionen. Die bedeutendsten Flüsse sind: Eure, Rille, Charenton, Toucques, Dives, O., Huisne, Sarthe, Varenne, Mayenne, Vie, Iton, Noireau ꝛc.; außerdem gibt es viele Weiher (man zählt 269) und Sümpfe. Einige rund geformte Seen sieht man für Krater erloschener Vulkane an. Die höher gelegenen Gegenden sind im Allgemeinen sehr waldreich (Eichen, Buchen ꝛc.), in geschützten Lagen kommt hier noch der Wallnußbaum und selbst die eßbare Kastanie vor. Der Ackerbau producirt nicht hinreichend Getreide für den innern Bedarf, dagegen ist der Flachs-, Hanf- und Obstbau bedeutend. Der Weinstock kommt nicht fort. In den Waldungen gibt es eine Menge Wölfe und Füchse, die sich im Winter heerdenweise zusammen rotten und nicht selten die einsam gelegenen Dörfer überfallen; außerdem Hirsche, Rehe und wilde Schweine und sehr viele Hasen und Kaninchen. Die Viehzucht ist bedeutend (berühmte normännische Pferde, gemästete Ochsen, beträchtliche Schweine- und Geflügel-, besonders Gänsezucht); auch wird Fischerei und Bienenzucht betrieben. Das Mineralreich liefert Eisen, schwarze Kreide, sehr reinen Quarz, bekannt unter dem Namen Diamant d'Alençon, Marmor und andere Kalksteine, Steinkohlen ꝛc. Die bedeutendsten Zweige der Industrie sind der Bergbau auf Eisen und die Eisen-, Stahl-, Messing-, Draht-, Nägel-, Nadeln-, Stecknadeln-, Kurzwaaren- und Messingblechfabrikation; außerdem Leinwand- und Zwilchweberei, Fabriken für Bänder, Schnüre, baumwollene Zeuche, Fayence, Papier, Glas, Leder, Vitriol ꝛc. Die ehemals berühmte Verfertigung von Spitzen (Points d'Alençon) hat ganz aufgehört. Der Handel mit Erzeugnissen des Bodens und der Industrie ist sehr lebhaft. Die Einwohner sind katholisch, arbeitsam, aber meist arm. Das Departement zerfällt in die 4 Arrondissements Domfront, Mortagne, Argentan und Alençon u. hat zur Hauptstadt Alençon.

Ornithogalum (Vogelmilch, Sternlauch), Pflanzengattung aus der Familie der Asphodeleen, charakterisirt durch die sechsblätterige, ausgebreitete Korolle, auf dem Fruchtboden stehende, am Grunde ausgebreitete Staubfäden, die dreifächerige, eckige Kapsel u. rundliche, nackte Samen, zierliche Zwiebelgewächse, von denen einige auch Arzneikräfte besitzen, meist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von deren Arten eine der schönsten ist: O. aureum Curt., goldgelbe Vogelmilch, auf dem Kap, mit prächtigen, mennigrothen, hell- oder weißlichgelben und auch wohl mit bunten Blumen abändernd. Die Zwiebel von O. umbellatum L., doldenblüthige Vogelmilch, Stern von Bethlehem, gemeine Hühnermilch, Acker- oder Feldzwiebel, in ganz Europa, mit zierlichen, weißen, auswendig grün gestreiften Blumen in einer flachen Doldentraube, ist sehr schleimig und etwas bitterlich und war sonst als Radix ornithogali vulgaris in Gebrauch. Sie wurde besonders als sehr heilsam gegen Geschwüre gerühmt, wenn man sie gebraten darauf

Digitized by Google

legte. Alle Arten werden durch Abnahme der Nebenbrut, dann auch durch den Samen fortgepflanzt. Die Zwiebeln müssen, wenn man sie aus der Erde genommen hat, bald wieder gepflanzt, oder bis zur Pflanzzeit im Sande aufbewahrt werden. Die kapischen Arten werden wie die übrigen kapischen Zwiebelgewächse behandelt. Das Umpflanzen der im Freien dauernden Arten kann alle 3 Jahre im September und Oktober geschehen, nachdem man die Zwiebeln nach dem Absterben der Blätter herausgenommen hatte.

Ornitholithen (v. Griech.), die sparsam und nur erst von der Wealdenformation an vorkommenden und in Knochen, Federschaften ꝛc. bestehenden fossilen Reste von Vögeln.

Ornithologie (v. Griech.), die wissenschaftliche Kenntniß von den Vögeln (s. d.), ein Theil der Zoologie (s. d.).

Orobanche (Sommerwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, meist europäische Schmarotzergewächse, die auf den Wurzeln sehr verschiedener Pflanzen wachsen. Im Leben sind dieselben von verschiedener Farbe, bräunlich, röthlich, weißlich, getrocknet sehen sie aber fast sämmtlich braun aus. Sie haben keine Blätter und statt derselben Schuppen; an der Spitze des Stengels stehen die Blüthen in Aehren oder Trauben. O. Epithymum *Dec.*, Quendelsommerwurz, ist in Mittel- und Südeuropa die gemeinste Art, auf den Wurzeln der Thymusarten. Früher sammelte man den Grund des Stengels nebst der Wurzel und die Blüthen als Radix et Flores Orobanches. Die Wurzel schmeckt bitter und zusammenziehend und wurde gegen Blähungen, Koliken und bei Wunden angewendet. Die Blüthen riechen angenehm nelkenartig und wurden bei Nervenleiden und besonders bei Krämpfen der Kinder benutzt.

Orobus (Walderbse), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, fast über alle Länder Europa's und Westasiens verbreitet, von deren Arten mehre als Zier- od. als Arzneipflanzen bekannt sind, unter ersteren besonders O. vernus *L.*, Frühlings-Walderbse, in Deutschland ꝛc., eine schöne, 12 — 14 Zoll hohe Frühlingszierpflanze mit schönen, purpur- oder bläulichrothen Blumen in fast einseitigen Trauben, unter den letzteren O. tuberosus *L.*, knollige Walderbse, in Europa in trocknen Laubwäldern der Ebenen und Gebirge. Das Kraut besitzt adstringirende Eigenschaften und wurde sonst bei Durchfällen, Blutungen und Geschwüren, sowie als harntreibendes Mittel angewendet. Fast alle Arten dauern in Mitteldeutschland im Freien und lieben einen lockern, nahrhaften Boden. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung und Samen.

Orod, Stadt, s. v. a. Arad.

Orognosie (Orologie), Gebirgslehre, derjenige Zweig der Geognosie, welcher die wissenschaftliche Erforschung der Gebirgsformation des Erdballs oder eines bestimmten Theiles seiner Oberfläche begreift; ihr Resultat legt die Orographie (Lagerungslehre) dar, welche die Lehre von den aus den Gesteinen oder Gebirgsarten zusammengesetzten Gebirgsmassen (Gesteinskörper, Schichten, Formationen und Gruppen) nach ihren inneren und äußeren Verhältnissen umfaßt. Sie beschäftigt sich mit der Form und Lagerung der Gebirgsmassen, deren Gesteinsverbindungs- und Lagerungsformeln sie aufstellt, mit den von ihnen eingeschlossenen organischen Resten, durch deren Herbeiziehung sie die räumlichen und relativ zeitlichen Beziehungen der ähnlichen (Aequivalente und Parallelbildungen) und der verschiedenen Formationen herzustellen sucht, und endlich mit den Verhältnissen ihrer Bildung und ihrer Veränderungen. Vgl. Geognosie.

Orographische Karten, Gebirgskarten; s. Landkarten.

Oronsay (Oronsa), eine der Hebrideninseln, an der Westküste Schottlands, südlich von Colonsay, schwach bevölkert.

Orontes, bedeutender Fluß in Syrien, jetzt Nahr-el-Asi, d. i. der Stürmische, genannt, entspringt zwischen Libanon und Antilibanon, fließt eine Zeit lang unter der Erde und mündet, die Insel Meliboa bildend, ins mittelländische Meer.

Orontium (Wasserähren), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, mit der bekanntesten Art: O. aquaticum *L.*, virginische Wasserähre, Schwimmaron, Wasserspint, in den Sümpfen und Wassergräben Virginiens und Carolina's. Die ausdauernde, sehr dicke fleischige Wurzel wirkt im frischen Zustande giftig scharf, wird aber gekocht ohne Schaden als Gemüse genossen. Auch die scharfen Samen werden durch das Kochen mild und genießbar.

Oropesa, Stadt im südamerikanischen Freistaat Bolivia, Departement Cochabamba, baut Getreide und Früchte, fabricirt viele Baumwollenwaaren und glasirte Töpferarbeiten, hat bedeutenden Handel u. 17,000 (nach And. 27,000) Einw.

Oropus, feste Hafenstadt im Distrikte Piraicaam Euripus mit eigenem Gebiete (Oropia), in dem sich ein Tempel des Amphiaraus mit berühmten Traumorakel befand, ursprünglich eine böotische Stadt, aber frühzeitig von den Athenern in Besitz genommen, hatte einen Hafen, von dem aus man Eretria und Euböa beherrschte. An der Stelle von O. liegt jetzt das Dorf Oropo.

Orosius, Paulus, späterer römischer Geschichtschreiber, aus Tarracona in Spanien gebürtig, lebte zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr., hielt sich einige Zeit als christlicher Presbyter bei dem heil. Hieronymus in Palästina und zuletzt bei dem heil. Augustinus in Hippo auf, wo er auch 471 †. Man hält ihn für den Verfasser einer Apologie von dem freien Willen gegen Pelagius und einer Konsultation an Augustin gegen die Priscillianisten u. Origenisten. Sein Hauptwerk ist eine Weltgeschichte in 7 Büchern: „Historiarum libri VII adversus paganos", das auch den seltsamen Titel: „Hormesta mundi Moestitia" führt und in dem O. den damals gangbaren Vorwurf, daß in der Einführung des Christenthums der Grund zu dem Unglücke des römischen Reichs und der Menschheit überhaupt liege, zu entkräften sucht. Bei allem Mangel an Kortrefflichkeit und chronologischer Genauigkeit hat dieses Werk, das die Ereignisse von dem Anfang historischer Kenntniß in möglichster Kürze, meist

Digitized by Google

ach dem Vorgange des Justinus erzählt, man-
ges Eigenthümliche und diente im Mittelalter
ls Leitfaden beim Unterricht in der Universal-
eschichte. Nach der ersten Ausgabe von Schüß-
r (Augsb. 1471) lieferte Haverkamp (Leyd.
738, 2. Aufl. 1767) die beste Bearbeitung. Vgl.
Körner, De Orosii vita ejusque historiarum
bris VII adversus paganos, Berlin 1844.

Orotava (sonst Aurotopala), Stadt auf
er Insel Teneriffa, auf der Nordküste, südwest-
ich von Santa Cruce, am Fuße des Pico de
Leyde, in trefflicher, mit Lavaströmen überdeckter
Gegend, ist der Sitz eines Militärgouverneurs
ind hat beträchtlichen Handel, besonders mit
Wein, Leinwand, Seide ꝛc. und 7000 Einw. Der
Hafen der Stadt, Puerto de O. (Puerto de
a Cruce), ist eine Stunde nordwestlich entfernt
ind hat ein Fort und 4000 Einw.

Orouſt (Drust), schwedische Insel, an der
Nordseeküste, mit vortrefflicher Weide und Vieh-
ucht und vorzüglichem Hopfenbau; dabei die für
Schiffer gefährliche Paternosterinsel.

Orphaniten, Partei der Hussiten (s. d.),
welche sich nach Ziska's Tod von den Taboriten
ibtrennte.

Orpheus, berühmter Weissager und Sänger
m mythischen Zeitalter Griechenlands, den man
ugleich für den Repräsentanten einer eigenen,
nach Thracien eingewanderten Dichterschule hält,
war nach der gewöhnlichen Sage ein Sohn des
Apollo und der Muse Calliope. Er wurde nebst
Thamyris und Hercules von Linos im Gesange
unterrichtet, und der Berg Pangäus und der
Olymp mit der pierischen Umgegend, namentlich
Libethra, gelten schon in den ältesten Sagen
als seine Geburtsstätte. Berühmt und am
meisten gekannt ist O. wegen seines Gesanges.
Vom Apollo erhielt er die von Hermes erfundene
Leier, mit der er Menschen und Thiere rührt.
Während er singt, sammeln sich um sein Haupt
Schaaren von Vögeln, Fische tauchen hervor aus
den Fluthen, sogar Raubthiere lauschen seinen
Tönen, Bäume und Felsen lockt er an sich; daher
heißt seine Stimme die schönste, er selbst der be-
rühmte, der goldharfige, der harfenspielende Va-
ter der Gesänge, der sehr gelobte. Die besänf-
tigende und bewältigende Kunst seines Gesanges
ist die Ursache, warum er zur Theilnahme an dem
Argonautenzug (s. d.) gezogen wird. Er wendet
alles drohende Unheil von den Argonauten ab,
führt sie durch alle Gefahren glücklich hindurch;
auf Samothrace weiht er sie in die Mysterien
ein. Die berühmteste Sage von ihm ist seine
Todtenfahrt in die Unterwelt. Sein Weib Eury-
dice, berichtet die Mythe, war an einem Schlan-
genbisse gestorben; sie wieder zu erlangen, wagte
es O., in den Hades hinabzusteigen, und bewog
durch die Macht seines Gesanges die Unterirdi-
schen, sie ihm wiederzugeben, jedoch unter der
Bedingung, daß Eurydice hinter ihm hergehe und
er nicht nach ihr umblicke, bis sie beide in ihrer
Wohnung angelangt seyen. Als er diese Be-
dingung nicht hielt, entschwand ihm die Gat-
tin wieder in die Unterwelt. Die Erzählungen
von des O. Tode schließen sich an die Sagen von
Eurydice an. Dionysus, erzürnt, daß ihm der
Sänger die Verehrung verweigert, ließ ihn von
den Mänaden zerreißen. Die Musen sammelten
seine Gebeine und begruben sie zu Libethra. Nach
späterer Sage soll er von thracischen Weibern
zerrissen worden seyn, weil er durch seine Kunst
ihre Männer ganz an sich gefesselt, den Frauen
aber die Orgien nicht habe mittheilen wollen.
Nach Andern mied O. aus Trauer über den Ver-
lust seiner Gattin das weibliche Geschlecht; aber
die thracischen Frauen waren von so heftiger
Liebe zu ihm entflammt, daß sie, sich um seinen
Besitz streitend, in Liebeswuth ihn zerrissen und
sich in seine Glieder theilten. Einen tieferen
Sinn, als diese Erzählungen, hat die Sage, daß
O. von dem Blitze des Zeus sey getödtet worden,
weil er den Menschen die heiligen Geheimlehren
gegen den Willen der Götter mitgetheilt habe.
An die Person des O. knüpfen sich die Sagen
von der Gründung der Mysterien, und es er-
scheint nun der Priester O., der ohne Zweifel mit
dem Sänger in der Wurzel verwandt ist, wenn
sich beider Thätigkeit auch in der hellenischen
Poesie und Religion förmlich als eine getrennte
darstellt. Die Dichter bis auf Aristophanes und
Euripides kennen nur den Sänger O.; seit dem
Zeitalter der Pisistratiden aber feierte die telesti-
sche Literatur das Andenken des Priesters O.,
u. zwar mit solchem Erfolge, daß derselbe allmählig
zum allgemeinen Weihe- u. Sühnepriester wurde,
auf welchen die Gründung fast sämmtlicher My-
sterien zurückgeführt wird und dem man Süh-
nungsgebräuche, alte Orakel, die Kunst der Mu-
sik, die Heilkunde und die Mantik, die Erfindung
der Buchstaben und des heroischen Versmaßes
zuschrieb. Die sich auf diese Weise bildende reli-
giöse Ansicht machte sich praktisch geltend in der
sogenannten orphischen Lebensweise, welcher der
Bund der Orphiker huldigte. Die Mitglieder
desselben erhielten durch die Weihen ein verände-
restes Lebensloos; eine göttliche Kraft gab ihrem
Geiste vorher ungeahnte Macht. Enthaltsamkeit,
Reinheit, Heiligkeit in der ganzen Lebensweise
war ihnen geboten; von allen Befleckungen sollte
man sich reinigen durch Sühnungen, Bäder und
Weihwasser. Mit dem allgemeinen politischen
und moralischen Sinken Griechenlands arteten
auch die orphischen Verbrüderungen aus, und die
sogenannten Orpheotelesten benutzten die
orphischen Ideen zu betrügerischem Erwerb. Die
sogenannte orphische Literatur ward im Al-
terthum für uralt angesehen, doch erklärten schon
Herodot und Aristoteles die orphischen Lieder für
untergeschoben. Die frühesten Anfänge derselben
lassen sich in dem Zeitalter der Pisistratiden nach-
weisen; Onomacritus sammelte die orphischen
Lehren und Sagen, redigirte die orphischen Wei-
hen und fügte wohl auch selbst erfundene Neben-
dinge hinzu. Viele Schriftsteller leiten die ganze
orphische Literatur von ihm ab. Als die Pytha-
goräer, nach Auflösung ihres Bundes aus Groß-
griechenland vertrieben, nach Griechenland kamen,
bearbeiteten sie ebenfalls orphische Sagen, so
daß die orphische Literatur an Umfang und An-
sehen gewann. Die orphischen Lieder wurden
bei öffentlichen Spielen von Rhapsoden vorgetra-
gen; die orphischen Hymnen gebrauchte das
Priestergeschlecht der Lykomiden bei seinen gottes-
dienstlichen Handlungen; in der Kaiserzeit nahm

Digitized by Google

der Pantomimus seine Stoffe aus dem orphischen Mythenkreise. Philosophen, Grammatiker und Kritiker machten den O. zu einem Gegenstand ihrer Untersuchungen und Erklärungen. Die orphische Theologie besonders bearbeiteten die Peripatetiker Eudemus und Hieronymus und der Stoiker Chrysippus; am meisten aber blühte dieselbe in Alexandria, wo sie sich mit ägyptischen Elementen so verschmolz, daß O. auch in Aegypten als Begründer der Mystik galt. Im 4. Jahrh. n. Chr. deckten zwar die christlichen Kirchenväter gern die Mängel der orphischen Mythologie auf, ließen aber doch die Theologie in vielen Punkten gelten; die Helleniſten selbst aber schöpften aus dieser Quelle ihren Muth zur Aufrechthaltung griechisch-religiösen Lebens und Wissens. Die Fragmente der orphischen Literatur sind uns größtentheils durch christliche und heidnische Schriftsteller des 3. u. 4. Jahrh. n. Chr. erhalten. Das mythologische Hauptwerk war die Theogonie, die ihrer ganzen Anlage nach auf der hesiodischen beruht und in vielen Punkten nur eine Ueberarbeitung dieser ist. Andere Schriften, für gottesdienstliche Gelegenheiten bestimmt, enthielten Gesänge, Gebete, Einweihungsformeln; zu ihnen gehören z. B. die von Pausanias erwähnten ehemaligen orphiſchen Hymnen. Von allen diesen Schriften haben wir nur Fragmente. Die noch jetzt erhaltene orphische Literatur umfaßt 3 Werke: die „Argonautica“, ein epiſches Gedicht mythologiſchen Inhalts, vielleicht im 4. Jahrh. n. Chr. entſtanden, welches von Schneider (Jena 1803) und in deutſcher Ueberſetzung von J. H. Voß (Heidelb. 1806) beſonders herausgegeben wurde, 88 Weihungslieder oder Hymnen, von denen Dietſch eine deutſche Ueberſetzung lieferte (Erl. 1822), und die „Lithica“, ein didaktiſches Gedicht über die Kräfte der Steine, wahrſcheinlich aus dem 4. Jahrh. n. Chr., von Tyrwhitt (Lond. 1781) beſonders bearbeitet. Die beſte Ausgabe ſämmtlicher Werke beſorgte Hermann in „Orphica“ (Leipz. 1805), die ſorgfältigſte Sammlung der zerſtreuten Fragmente der orphiſchen Dichter Lobeck im „Aglaophamus“ (Königsb. 1829, 2 Bde.). Vgl. G. H. Bode, De Orpheo poetar. Graec. antiquissimo, Gött. 1824.

Orraye, ein ſchweres, vorzüglich in Perſien verfertigtes Seidenzeuch, welches auf beiden Seiten recht u. mit erhabenen goldenen Muſtern verziert iſt.

Orſade, ſ. v. a. Mandelmilch.

Orſcha (poln. **Orsza**), Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Mohilew, an der Mündung der Orſchitza in den Dniepr, nördlich von Mohilew, hat 4 griechiſche Kirchen, 4 Klöſter, eine Synagoge, Kreisſchule, ein ehemaliges Jeſuitenkollegium und 2500 Einw.

Orſeille (**Columbinfarbe**), ein rother Farbſtoff, der aus einigen Flechten gewonnen wird. Man unterſcheidet 2 Arten derſelben. Die **Kräuterorſeille** iſt diejenige Flechte, welche im Syſtem den Namen **wahre Lackmusflechte** (Rocella tinctoria *Ach.*) führt, knorpelig-lederig und gabelig veräſtelt iſt und raſenartig am felſigen Meeresufer im ſüdlichen Europa, an den kanariſchen Inſeln, am Kap und in Oſtindien wächſt. In Alkalien löſt ſich der Farbeſtoff mit violeter Farbe auf und wird daraus durch Säuren als karminrothes Pulver gefällt. Es erzeugt ſich dieſes Pigment erſt aus einer in jener Flechte enthaltenen gelblich-weißen, kryſtalliniſchen Subſtanz von ſüßem Geſchmack (**Orcin**) oder einen röthlich-weißen, auch kryſtalliſirbaren Körper (**Erythrin**) durch Einwirkung von Ammoniak und Sauerſtoff. Werden aber dieſe Flechten mit alkaliſchen Subſtanzen behandelt, ſo erhält man aus ihnen das Lackmus (ſ. d.). Die zweite Hauptſorte iſt die **Erdorſeille**, in Frankreich Parelle oder O. de terre d'Auvergne, die von der ſchmutzigen **Schüſſelflechte** (Parmella sordida), und zwar von den unausgebildeten unfruchtbaren Formen, nämlich der pulverartigen Form, welche **Orſeillen-Pockenflechte** (Variolaria orcina) genannt wird, und der korallig ausgewachſenen Form, welche als **ächte Korallenflechte** (Isidium corallinum) bezeichnet wird, ſtammt. Sie wächſt an Steinen, auf Felſen, beſonders Granit, in Südeuropa in bergigen Gegenden und gegen Norden ſehr reichlich in der Ebene. Die O. wird in der Woll- und Seidenfärberei zu Lilla, durch Zuſatz von Ammoniak zu Blau, von Weinſtein zu rothen Schattirungen, auch als Zuſatz zu andern Farben, gebraucht, um ſie zu heben; doch iſt ſie keine dauerhafte Farbe, weshalb jetzt häufig Perſio dafür angewendet wird. Die getrocknete Flechte, die von den atlantiſchen Inſeln kommt, wird erſt in Europa in O. umgewandelt.

Orſini (**Urſini, Urſins** in Frankreich), berühmtes italieniſches Geſchlecht, das ſeinen Stammbaum auf den römiſchen Ritter **Pipo Urſinus** zurückführt u. ſeine fortlaufende Stammreihe mit **Urſus O.** beginnt, welcher 1190—1200 zu Rom Senator war. Durch die 3 Söhne des **Matthäus Rubeus O.** theilte es ſich in 3 Linien, von denen die jüngſte, **O.-Gravina**, geſtiftet von Napoleon O., noch gegenwärtig blüht. Jener Matthäus Rubeus oder Roſſi, mit dem Beinamen der Große, war der Erſte, der gegen Kaiſer Friedrich I. die Waffen ergriff und deſſen gewaltſamen Angriff auf Rom abtrieb, wofür ihm Gregor IX. den Titel: „Vater des Vaterlandes“ verlieh und ein mit Edelſteinen geziertes Stirnband ſchenkte, welches der im orſiniſchen Wappen befindlichen Binde die Entſtehung gegeben haben ſoll. Sein älteſter Sohn, **Johann Cajetan**, beſtieg als Nikolaus III. den päpſtlichen Thron. Andere berühmte Glieder des Geſchlechts waren: **Nicolo O.**, Graf von Petigliano, 1442 geboren, diente zuerſt dem Hauſe Anjou in den Kriegen um Neapel, trat nach dem Frieden von Biscaglia in Ferdinands Dienſte, verließ dieſelben jedoch bald wieder, um die Heere der Republik Siena zu führen. Später war er General in der Armee des Papſtes Sixtus IV. und nahm rühmlichen Antheil an dem Siege bei Campo Morto über die Neapolitaner (1482). In den folgenden Jahren ſtand er wieder als General in den Dienſten der Florentiner, trat ſpäter in die venetianiſche Armee, an deren Spitze er 1495 den franzöſiſchen Angriff auf Genua vereitelte, ſammelte 1499 in der Romagna eine Armee, um den in den Gebirgen von Toskana von den Florentinern einge-

Digitized by Google

schlossenen Herzog von Urbino zu entsetzen, und eroberte mit dem gegen den Herzog von Mailand ausgesendeten Heere Caravaggio und Cremona. Um an dem Kampfe seines Hauses gegen Cäsar Borgia Theil zu nehmen, verließ er den venetianischen Dienst, trat jedoch, nachdem er nach Cäsars Fall eine Zeit lang unbeschäftigt gewesen war, wieder in den Sold der Republik (1507). Beim Ausbruche des Krieges mit der Ligue von Cambray wurde O. als Generalkapitän an die Spitze der venetianischen Heere gestellt, eroberte Padua und vertheidigte es gegen die von allen Seiten anrückende kaiserliche Armee so meisterhaft, daß Kaiser Maximilian am 3. Okt. 1509 die Belagerung wieder aufgab. O. † 1510 zu Lunigo im Vicentinischen. Sein Vetter, Lorenzo O., Herr von Cori, errichtete in venetianischen Diensten im Kriege gegen die Ligue zuerst eine Abtheilung italienischen Fußvolks, um damit den gefürchteten Haufen der Spanier und Schweizer Widerstand leisten zu können, trat später in die Dienste Leo's X. und dann des Königs Franz I. von Frankreich und † 1536. Virginio O., Herr von Bracciano, einer der ausgezeichnetsten Feldherren Italiens, ergriff in dem Kriege des Papstes Sixtus IV. mit dem Herzog von Ferrara Partei für den Papst und erfocht den Sieg bei Campo Morto über die Neapolitaner 1482, so daß das Concilium zu Basel ihn als den Retter des bedrängten Italiens begrüßte. In dem Kriege Neapels gegen die Franzosen trat O. auf die Seite Neapels, zu dessen Groß-Connetable ihn Alfons II. hauptsächlich in Anerkennung der Verdienste gemacht hatte, welche er sich in Bezug auf eine Ausgleichung mit Papst Alexander VI. u. die Belehnung des Königs erworben hatte. Später (1496) trat O. auf die Seite Karls VIII. von Frankreich u. unternahm mit diesem den Zug nach Neapel. Als die Franzosen zu Atella kapitulliren mußten, gerieth O. mit seinem Bruder Paul O. in Gefangenschaft und † 1497. Paolo Giordano, ebenfalls ausgezeichneter Feldherr, 1541 geboren, ward 1560 von Pius IV. zum Herzog von Bracciano erhoben, kommandirte 1566 des Papstes Paul IV. Truppen, als die Türken Italiens Küsten bedrohten, und führte in dem Feldzuge von 1571 das Kommando über die gesammten italienischen Völker. Im Jahre 1578 ermordete er seine Gemahlin, die er im Verdacht des Ehebruchs hatte, heirathete dagegen die schöne und geistreiche Virginia Accorombona, † 1585 zu Salo am Gardasee. Seine Wittwe wurde in Padua nebst ihrem Bruder von Ludwig O. von Monterotondo ermordet. Der Herzog Pietro Francesco O. trat 1667 das Herzogthum Gravina an seinen Bruder Domenico O. ab und bestieg 1724 als Benedikt XIII. den päpstlichen Stuhl. Er hatte abermals einen O., Lorenzo, unter dem Namen Klemens XII. zum Nachfolger, der 1740 †. Letzterer ernannte den Bruderssohn Benedikts XIII., den Fürsten Ferdinand Beroald Philipp, der 1724 von Kaiser Karl VI. in den Reichsfürstenstand erhoben und mit dem großen Palatinat bekleidet worden war und 1734 †, zum Fürsten des heiligen Stuhles. Ihren Wohnsitz hat die Familie in Rom, meist aber in Neapel. Von den O. leitet auch das deutsche Fürstenhaus Rosenberg seinen Ursprung her und nennt sich O. von Rosenberg. Ein Graf O. machte sich durch ein Attentat auf Napoleon III., Kaiser der Franzosen, am 14. Jan. 1858, bekannt.

Orsk (Orskaja, früher Orenburg), Festung im russischen Gouvernement Orenburg, zur orenburgischen Linie gehörig, 2 Werste vom Ausfluß der Ora in den Ural, auf einem Hügel, der fast ganz aus Jaspis besteht, Hauptpunkt des Ein- und Durchgangs der Karawanen, hat eine Schule für Kriegskantonisten und 1500 Einwohner. O. wurde im Jahre 1735 angelegt.

Orsova (Orschowa), zwei Orte an dem eisernen Thore oder der letzten Strompforte der Donau. Alt-O. oder Rushava, Marktflecken in dem romanisch-banater Regimentsbezirk der österreichischen Militärgrenze, 20 Meilen südöstlich von Temesvar, an der Donau, auf einer Donauinsel, an der Mündung der Cserna, Hauptstation der Donaudampfschifffahrt, ist Sitz eines Dreißigstamts, hat eine Quarantäneanstalt und 1000 Einwohner, welche von Kordonangerei und dem Donauverkehr leben. Dabei Trümmer eines ehemaligen türkischen Kastells. Neu-O. oder Adakafelie, türkische Stadt und Festung im serbischen Distrikt Passarowitz, Alt-O. gegenüber, liegt zum Theil auf einer Insel mitten in der Donau, zum Theil aber auf dem rechten Ufer des Stromes, hat schmuzige Straßen, verfallene Häuser, eine Moschee und Knabenschule, einen Bazar und 3000 Einwohner. Die Festungswerke von O. sind in einem erbärmlichen Zustande. Neu-O. wurde 1716 von den Oesterreichern den Türken abgenommen und ihnen im Frieden zu Passarowitz 1718 von den letztern abgetreten. Sie verstärkten es seit 1729 und legten namentlich das Fort Elisabeth an. Am 15. August 1738 wurde jedoch die Festung von den Türken nach vierwöchentlicher Belagerung durch Kapitulation genommen u. ihnen im Frieden von 1739 von den Oesterreichern abgetreten. Seitdem blieb der Ort in der Gewalt der Türken.

Orsoy (Orsaw, Orsel), Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, an der Meurs, Elpe und dem Rhein, mit Mauern, Wällen, evangelischer und katholischer Pfarrei, Tuch-, Kasimir-, Wollzeuch- und Hutmanufaktur, Färbereien, Essigsiedereien, Wollhandel, Schifffahrt und 1800 Einwohnern. Im J. 1634 wurde O. vom Prinzen von Oranien für die Holländer erobert, 1672 von den Franzosen eingenommen, die es 1674 wieder verließen.

Ort, das scharfe Ende verschiedener Instrumente, z. B. des Bergeisens, des Spitzhammers, der Keilhaue (bei welcher es auch Oertchen heißt) ꝛc.; im Bergwesen jeder Punkt im Grubenbaue, besonders das Ende eines Arbeitsraumes, also auch die Fläche, in welche sich der Bergmann hineinarbeiten muß, und dann gleichbedeutend mit Ortstoß (Ganzort, anstehendes O.); beim Minenbau das Ende eines Ganges, wo der Mineur noch arbeitet; bei den Schuhmachern s. v. a. Ahle; in der Sprache des Mittelalters der 4. Theil, daher in der Numismatik der 4. Theil einer Münze, vorzugsweise ¼ Reichsthaler, 1¼ O. = 1 Mark lübisch. Un-

Digitized by Google

ter Ortskronen versteht man die dänischen u. kaiserlichen Viertelkronen, unter Ortsthaler oder Reichsort in einigen Gegenden Deutschlands die nach dem 20=Guldenfuße geprägten Viertelthalerstücke, unter Ortsgulden Viertelgulden, im Kanton Zürich die 10=Schillingsstücke, Oertli oder Vierbätzler, unter Ortsgroschen das alte mecklenburger 3=Pfennigstück, unter Ortspfennig (brabanter O.) eine Rechnungs- und Kupfermünze in Lüttich, Brabant und Flandern, deren 160 nach jetzigem Gelde 21 Sgr. betragen und die auch im Klevischen unter den Namen Ortjen ꝛc. kursirte. Der geometrische O. ist eine Linie oder Fläche, welche alle diejenigen Punkte enthält, die einer gewissen Bedingung Genüge leisten; in der Astronomie versteht man unter dem heliocentrischen O. eines Sterns denjenigen scheinbaren O., wo dieser Stern, vom Mittelpunkt der Sonne aus gesehen, erscheinen würde; dagegen bezieht sich der geocentrische O. auf den Mittelpunkt der Erde, der jovicentrische auf den des Jupiter ꝛc.

Orta (Orda, Ortu, türk.), Feldlager, kleiner nomadischer Stamm, Reiterschaar; eine der 249 Abtheilungen, in welche die Janitscharen zerfielen u. deren jede eine eigene Kaserne (Oda) inne hatte; s. Janitscharen.

Ortelis, s. Ortlesalpen.

Ortelsburg, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ost-Preußen), Regierungsbezirk Königsberg, am Flüßchen Walddusch und in der Nähe eines kleinen Sees, hat ein Schloß (ehemals Jagdschloß der deutschen Ordensritter), eine evangelische Pfarrei, ein Kreislazareth, Land- und Stadtgericht, Untersteueramt, eine Post, Feldbau, Leinweberei, Holzhandel und 2500 Einw.

Orthez (Orthes), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Niederpyrenäen, auf dem Abhange eines Hügels und am Gave de Pau, über welchen eine Brücke führt, hat ein Civiltribunal, Collége, Assekuranzgesellschaften, bedeutende Lederbereitung, Färberei, Fabriken für wollene Zeuche, Draht ꝛc., Kupferhämmer, Steinölquellen, eine Salzquelle, deren vortrefflichem Salz die hiesigen berühmten Schinken (bayonner Schinken, weil sie über Bayonne verschickt werden) ihre Güte verdanken, lebhaften Handel mit Leder, Federn, Wolle, Flachs, Bauholz, Marmor ꝛc. u. 8000 Einw. Hier stand früher das berühmte Schloß der Fürsten von Béarn, in welchem die unglückliche Blanca, Tochter des Königs von Aragonien und Gattin Heinrichs IV. von Kastilien, durch ihre Schwester, die Gattin des Grafen Gaston IV. von Foix, vergiftet wurde. Die Aufhebung des Edikts von Nantes zerstörte den frühern Glanz der Stadt. Hier am 27. Februar 1814 Schlacht zwischen Wellington und Soult, wobei letzterer zurückgedrängt wurde.

Orthoceratiten, eine Gattung der tetrabranchiaten Cephalopoden, aus der Familie der Nautileen, gehört vorzugsweise in die Zeit der Bildung des Uebergangsgebirges und reicht nicht über das Kohlengebirge herauf. Das Vorkommen von O. zugleich mit Ammoniten mit gezähnten Loben im rothen Kalke des Salzgebirges von Hallein ꝛc. und im oolithischen Kalke von St. Cassian ist noch nicht genügend aufgeklärt. Die Schale der O. bildet einen geraden, langgezogenen Kegel, der aber immer etwas seitlich oder auch von oben zusammengedrückt ist. Die Schale zerfällt in eine große, oft $^1/_3$ des Ganzen einnehmende Wohnkammer und in den enger oder weiter gekammerten Theil, der in der Regel abgestumpft oder abgebrochen ist. Die Kammerwände sind in der Mitte oder nach dem Rande hin von Siphо durchbrochen und bilden, indem sie dem Siphо folgend sich nach der Spitze hin ausziehen, Trichter oder Duten, die oft noch der einzige Rest des Geschöpfes sind. Die Röhre der O. kann bei einem Querdurchmesser von 1′ bis 20′ Länge erreichen. Aus dem Bau der Schale hat man geschlossen, daß die Thiere ausschließlich in der hohen See gelebt haben müssen, indem die Nähe der Küste und der Brandung die Erhaltung der zarten und unbeschützten Schale unmöglich gemacht haben würde. Quenstedt scheidet die O. in Vaginati, die wichtigsten Leitmuscheln für die unteren Uebergangskalke von Petersburg, Reval, Schweden, Norwegen, Nordamerika und für die Geschiebe der Mark, Lausitz ꝛc. (O. duplex s. giganteus und O. vaginatus), Cochleati, im mittleren Uebergangsgebirge (O. cochleatus), Gigantei, mit den vorigen zusammen (O. Bigsbei), Regulares, im Uebergangsgebirge und Kohlenkalk (O. regularis, O. gracilis und Blumenbachii, O. laevis, O. Schlotheimii), Undulati, Begleiter der Vaginaten (O. undulatus), Annulati, in dem mittleren Uebergangsgebirge (O. nodulosus, O. annulatus), Lineati, mit den Vorigen (O. striatopunctatus, O. Gesneri, O. virgatus), Inflati, im oberen Uebergangsgebirge (O. inflatus, O. fusiformis).

Orthodoxie (v. gr.), Rechtgläubigkeit, im Gegensatz zur Ketzerei und Heterodoxie (s. d.), in Bezug auf christlich-religiöse Ueberzeugung, das Festhalten an dem Lehrbegriffe der Kirche, oder diejenige Glaubensüberzeugung, welche dem in den Symbolen der Kirche aufgestellten Lehrbegriffe entspricht. Der Begriff der christlichen O. selbst hat mancherlei Phasen durchwandelt; jede besondere Kirche und jede größere Periode der Kirchengeschichte hat ihre eigene O. In den ersten Jahrhunderten der Kirche verstand man im Allgemeinen darunter den Glauben der großen Mehrheit der Christen, im Gegensatze zu den gnostischen, manichäischen oder judaisirenden Theosien und Lehrsätzen. Seit den Koncilien zu Nicäa (325) und zu Konstantinopel (381) knüpft sich die Bezeichnung orthodox hauptsächlich an die Festhaltung der Lehre von der Gottheit Christi und des heiligen Geistes nach den auf jenen Kirchenversammlungen festgestellten Formeln; die athanasianische Partei maßte sich den Namen an, und als Augustinus die Lehre von der Erbsünde und der gänzlichen Unfähigkeit des Menschen zum Guten aufgestellt hatte, zeigte sich die O. in der größtmöglichen Betonung dieser augustinischen Lehrsätze, wogegen im Mittelalter der sogenannte Semipelagianismus als orthodoxe Glaubensansicht von der römisch-katholischen Kirche vertreten wurde. Während des Bilderstreites galt der Eifer für die Bilder und Reliquien für orthodox, und die Kaiserin Theodora ließ den 842 errungе-

Digitized by Google

nen Sieg der Bilderfreunde durch ein jährliches Fest (am 1. Fastensonntag, Invocavit) verewigen, das sie das Fest der O. nannte. Seit dem Beginn des Schisma's, welches die orientalische und occidentalische Kirche einander feindlich entgegenstellte, galt in ersterer vorzugsweise Das für orthodox, was die letztere für ketzerisch und unchristlich ansah, und in Rücksicht auf die ihr eigenthümlichen Dogmen nennt sich die byzantinische Kirche noch immer mit Stolz die orthodoxe. Während Rom die Gesammtheit der Protestanten für Ketzer erklärte, knüpften diese den Begriff der O. an das gläubige Bekenntniß auf die Symbole der einen oder der andern Kirche, und bald war man dahin gekommen, daß die O. fast einzig an die Unterscheidungslehren geknüpft wurde. Die Abendmahlslehre und die Lehre von der Prädestination waren im 16. und 17. Jahrhundert die Hauptkriterien für O. und Heterodoxie; in neuerer Zeit aber hat sich die Peripherie der O. sehr erweitert. Denn während man im 17. Jahrhundert auf Luther und die Konkordienformel schwur und die Anhänger Melanchthons als Philippisten und Kryptokalvinisten verketzerte, pflegt man jetzt bereits Jeden orthodox zu nennen, der noch die dogmatische Autorität der augsburgischen Konfession anerkennt, ja schon Den, welcher der heiligen Schrift ein normirendes Ansehen in Glaubenssachen beilegt und das Christenthum für etwas mehr hält, als für eine besondere Form der natürlichen Offenbarungen Gottes in der äußern Schöpfung und in der Menschenbrust. So gelten nicht bloß ein Guerike, Hengstenberg, Krummacher, Hahn, Stier u. A. als Vorkämpfer der Rechtgläubigkeit, sondern selbst Theologen, wie Tholuck, Neander, Julius Müller, werden noch als Hauptträger der O. angesehen u. sogar die gemäßigtere Rechte der Hegelianer, die Jünger von Marheinecke, u. noch mehr die Schüler Schleiermachers, Ullmann, Lücke, Twesten, Nitzsch, zu den Orthodoxen gezählt, obwohl sie sich alle gegen die unveränderte Geltung der Symbole des 16. Jahrhunderts ausgesprochen haben.

Orthodromie (v. Griech.), gerader Lauf eines Schiffes nach einer der vier Haupthimmelsgegenden, im Gegensatze der Loxodromie.

Orthoepie (v. Griech.), in der Grammatik die Lehre von der richtigen Aussprache der einzelnen Sprachelemente (Vokale, Doppelvokale u. Konsonanten), sowie der aus diesen zusammengesetzten Sylben und Wörter, in sofern dieselben als Sprachtheile im Allgemeinen, nicht als Glieder eines besondern Gedankenausdruckes (eines rhetorischen Satzes, einer Periode ꝛc.) betrachtet werden. O. und richtige Pronunciation sind in so weit gleichbedeutend, als sie den sogenannten grammatischen Ton betreffen, unterscheiden sich aber dadurch, daß die Pronunciation auch den rhetorischen und pathetischen Ton unter sich begreift. Bei ausgestorbenen Sprachen hat die Ermittelung der richtigen Aussprache große Schwierigkeiten und wird in vielen Fällen immer problematisch bleiben. Schon die Alten, unter den Griechen namentlich Protagoras, beschäftigten sich in besondern Schriften mit der Aufstellung bestimmter Regeln darüber; doch verdanken wir die scharfsinnigsten und gründlichsten Forschungen erst der neuern Zeit. Dahin gehören: Kempelens „Mechanismus der menschlichen Sprache" (Wien 1791), Ferd. Oliviers „Versuch einer vollständigen Analyse der Tonsprache" in dessen „Orthoepographischem Elementarwerke", Ludw. Oliviers Schrift „Die Urstoffe der menschlichen Sprache und die allgemeinen Gesetze ihrer Verbindungen" (Wien 1821) u. A. Vgl. Krug, Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und schreiben zu lehren, Leipz. 1803, und Schulze, Logographologie, 2. Aufl., das. 1830.

Orthogonale, in der Geometrie Koordinaten, welche sich rechtwinkelig schneiden, im Gegensatz zu Lorogonalen, welche sich unter einem schiefen Winkel schneiden.

Orthographie (v. Griech.), Rechtschreibung, Schreibrichtigkeit, in weiterer Bedeutung die Lehre von der Rechtschreibung oder die Lehre von den Gesetzen der Schriftsprache, durch welche die Rede in sichtbaren Zeichen dargestellt wird. Fast alle neuern abendländischen Sprachen werden mit einer ihnen ursprünglich fremden Schrift geschrieben, die schon zu der Zeit, als dieselbe zuerst auf die schriftliche Darstellung einer Sprache angewendet wurde, nicht alle Laute derselben genau wiedergab, weshalb schon damals gewisse Laute und Worte von Verschiedenen verschieden geschrieben wurden. Hatte sich nun auch im Laufe der Zeit ein gewisser Gebrauch herausgebildet u. die O., wie z. B. des Lateinischen zur römischen Kaiserzeit, des Althochdeutschen durch Notker ꝛc., eine gewisse Festigkeit gewonnen, so blieben doch in der lebendigen Sprache noch große Verschiedenheiten nach Ort (Dialekten) und nach Zeit (Sprachniedersetzungen); die Aussprache der Worte änderte sich im Laufe der Jahrhunderte, während die Schreibung derselben im Allgemeinen sich erhielt, oder doch nur wenige Abänderungen erfuhr, wie z. B. im Französischen und noch mehr im Englischen. In Deutschland riß seit Ende des 13. Jahrhunderts, nachdem die feingebildete Hofsprache verfallen und die verschiedenen Mundarten wieder das Uebergewicht erlangt hatten, wie in der Sprache, so in der O. eine allgemeine Verwirrung ein, die zuletzt in eine vollkommene Zügellosigkeit ausartete, bis Luther es sich angelegen seyn ließ, auch die O. auf Einfachheit, Sparsamkeit und Gesetzmäßigkeit zurückzuführen, ohne doch eine durchdringende feste Norm gewinnen zu können. Daher gab sich schon seit dem 16. Jahrhundert das Bemühen kund, die deutsche Schreibweise zu regeln, was damals noch nicht gelingen konnte, wogegen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts mehrfache glückliche Versuche hervorgetreten sind, die neuhochdeutsche O. trotz der tyrannischen Macht der Gewohnheit auf einen Normalzustand zurückzuführen. Dennoch ist es der deutschen Grammatik noch keineswegs gelungen, eine für alle einzelnen Fälle ausreichende Sammlung von Regeln aufzustellen. Für viele Fälle bleibt das Herkommen die einzige Autorität, bei zahlreichen Fällen aber ist der Schriftgebrauch selbst schwankend, wie denn die O. der deutschen Sprache sich noch nicht einmal darüber geeinigt hat, ob man deutsch oder teutsch zu schreiben habe. Abelung

Digitized by Google

(„Vollständige Anweisung zur deutschen O.", Leipz. 1788, 2 Bde., 3. Aufl. 1812) stellte den bekannten Satz auf: „Schreibe, wie du sprichst", welchen Spätere auf „Schreibe, wie du richtig sprichst", modificirten. Das Unsichere desselben einsehend, suchten namentlich Heyse und Becker den Grundsatz geltend zu machen: „Schreibe gemäß der Abstammung", oder, wo diese nicht deutlich ist: „Richte dich nach dem herrschenden Sprachgebrauche deiner Zeit". Dagegen haben sich nach dem Vorgange J. Grimms Andere erhoben, welche auf die altdeutsche Schreibung zurückgehen und dieselbe in größerer oder geringerer Ausdehnung auf das Neuhochdeutsche anwenden wollen. Diese Schule bringt auf Entfernung der großen Buchstaben, Auswerfung aller Dehnungszeichen (wie e und h) ꝛc. Weinhold sucht in seiner Schrift „Ueber deutsche Rechtschreibung" (Wien 1851) eine O. aufzustellen, die zwar auf den Grundsätzen unserer Sprache ruht, aber zugleich die Fortentwickelung derselben berücksichtigt. Dieselbe hat namentlich in Oesterreich vielen Anklang gefunden. Noch mangelhafter, als die der deutschen, ist die O. der französischen Sprache, die selbst in ihrer Feststellung durch die Akademie noch nicht weiter als bis zur Aufzählung zahlreicher Regeln mit zahlreichen Ausnahmen gediehen ist. Der Grundsatz, zu schreiben, wie man richtig spricht, kann hier eine nur sehr beschränkte Anwendung finden, da fast oder ganz gleichklingende Laute durch verschiedene Lautzeichen dargestellt werden und auch die Lautzeichen zum Theil und zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse variiren, ohne daß dadurch das Tonverhältniß wesentlich verändert wird. Auch die Etymologie gibt nur unzureichende Regeln an die Hand, und so bleibt als die richtigste Regel nur der Schreibgebrauch. Ebenso beruht die O. der englischen Sprache zum größten Theil auf dem Schreibgebrauch. Die Vorschrift der Deutschen: Schreibe, wie man richtig spricht, läßt sich im Englischen noch weit weniger als im Französischen anwenden; denn die Aussprache des Englischen weicht von der O. der Sprache in einem so hohen Grade ab, daß noch keinem Sprachforscher der Versuch hat gelingen wollen, dieselben einander näher zu bringen. Daher muß man fast jedes Wort für sich erlernen u. die manchmal aus reiner Willkür geschöpfte Schreibung desselben dabei bemerken. Für einige Klassen von Wörtern ist aber die Rechtschreibung noch nicht einmal fest bestimmt. Wichtig für eine übereinstimmende O. der englischen Schriftsteller wurde das große johnsonsche Wörterbuch (neu herausgegeben von Chalmers). Die O. der italienischen Sprache ist sehr einfach; denn die mehrfach erwähnte deutsche Regel findet bei ihr fast durchgehends genaue u. leichte Anwendung. Die Akademie della Crusca hat in ihrem großen Wörterbuch die Grundsätze der neueren italienischen O. festgestellt. Eben so einfach ist die O. der spanischen Sprache, was sie zum Theil der königlichen spanischen Akademie verdankt, welche bestimmt hat, daß jeder Buchstabe, der einen hörbaren und eigenthümlichen Laut hat, genau betont wird, so daß die Schriftsprache kein Zeichen zuläßt, das nicht in der Aussprache hörbar ist, und daß die Wörter, bis auf wenige Ausnahmen, ganz so geschrieben werden, wie man sie ausspricht.

Orthoklas, s. v. a. Adular.

Orthomorphie (v. Griech.), die regelmäßige und normale Bildung, im Gegensatz zu Dysmorphie, Mißbildung, Verbildung.

Orthomorphose (gr.), die (künstliche) Verwandlung einer fehlerhaften Form in die normale, z. B. die Orthopädie, die Rhinoplastik ꝛc.

Orthopädie (Orthopädik, v. Griech.), ein zuerst von Andry in der Schrift „L'Orthopédie" (Paris 1741, 2 Bde.) eingeführter und dann allgemein angenommener Ausdruck, womit man den Theil der Heilkunde bezeichnet, dessen Aufgabe es ist, diejenigen Mißgestaltungen des menschlichen Körpers zu heben, zu verbessern oder zu verhüten, deren Grund in Verdrehung, Verkrümmung, Verschiebung der knöchernen Grundlage des Rumpfes und der Gliedmaßen, sowie in der dadurch größtentheils bedingten Abweichung der Muskeln, Sehnen, Knorpeln und Bänder beruht. Obgleich schon Hippocrates Andeutungen zur Heilung solcher Deformitäten gibt, so war die O. doch bis in die neuere Zeit größtentheils in den Händen der Pfuscher und Quacksalber, welche, ohne wissenschaftliche Bildung zu besitzen, in der Regel mehr schadeten als nützten. Als sich aber dieselbe, gestützt auf die Grundsätze der Anatomie, Physiologie, Pathologie und Mechanik, zu einem wissenschaftlichen Zweig der Heilkunde erhob, widmeten auch wissenschaftlich gebildete Aerzte und Wundärzte der praktischen Pflege derselben mehr oder weniger ausschließlich ihre Sorge. Da aber die Ausübung der O. außer der Kenntniß der obengenannten Wissenschaftszweige große Geduld und Ausdauer in der meist nur langsam von Statten gehenden und ausnehmend ermüdenden Behandlung, sowie viele Hülfsmittel und Maschinen erfordert, deren Gebrauch sich weniger streng durchführen läßt, wenn der Kranke bloß in seinen gewöhnlichen, häuslichen Verhältnissen und nicht unter steter Aufsicht und Leitung des sachverständigen Orthopäden sich befindet, so bildeten sich besondere orthopädische Institute, welche allen diesen Anforderungen zu entsprechen suchten. Die bekanntesten dieser Institute sind: in Deutschland zu Lübeck unter Leithof, zu Würzburg unter Heine, zu Berlin unter Behrend, Eulenburg und Bühring, zu Breslau unter Kistner und Seerig, zu Jena unter Kieser, zu Halle unter Dzondi, zu Kannstadt unter J. Heine, zu Dessau unter Werner, zu Holzminden unter Krüger, zu Hamburg unter Gurlitt und Günther, zu Wien unter Lorinser und Melicher, zu Leipzig unter Schreber, zu Bamberg ꝛc., in Frankreich zu Paris, Lyon, Montpellier, Marley, in Italien zu Turin, in der Schweiz zu Orbe, in Belgien zu Löwen, in Holland zu Leyden und zu Scheveningen, in Dänemark zu Kopenhagen, in Schweden zu Stockholm, in Rußland zu Moskau und Petersburg. Neben ihnen machten sich neuerdings die heilgymnastischen Institute (besonders von Neumann in Berlin) um Heilung orthopädischer Gebrechen verdient. Die Hauptgebrechen, gegen welche die O. mit den Waffen der Wissenschaft und der Mechanik kämpft, die Verkrümmun-

Digitized by Google

gen (Curvaturae), haben ihren Sitz im Bewegungs-, insbesondere im Knochensysteme und können doppelter Art seyn, indem entweder zwei oder mehre Knochen nicht in dem richtigen Verhältnisse zu einander stehen, oder ein einzelner Knochen eine von der Regelmäßigkeit abweichende Form erhalten hat; oft findet man jedoch auch beide Arten vereinigt. Die Verkrümmungen sind entweder Fehler der ersten Bildung, also angeboren, oder sie entstehen später durch Krankheiten und andere Ursachen, erworbene Verkrümmungen. Ursachen der letztern können seyn: die englische Krankheit (Rhachitis), die Skrophelkrankheit, Knochenerweichung, Gicht, die Lustseuche, Entzündung der Knochenhaut u. Knochensubstanz, Lähmungen einzelner Muskeln oder ganzer Muskelpartien in Folge von Nervenkrankheiten, falsche Körperhaltung ꝛc. Bei der orthopädischen Behandlung sind hauptsächlich zwei Indikationen zu erfüllen: die Ursache zu entfernen und den verkrümmten Körpertheil in seine normale Form und Richtung zurückzuführen. Letzteres geschieht theils durch dynamische, theils durch mechanische Mittel. Zu den dynamischen gehören solche, welche gegen die noch fortbestehende allgemeine Krankheit gerichtet sind, wie z. B. eine zweckmäßige Diät, passende Nahrung, Aufenthalt in gesunden Gegenden, Bewegung in freier Luft und eine im Verhältniß zu den Körperkräften stehende Beschäftigung, und solche, welche den gestörten oder aufgehobenen Antagonismus wieder herstellen u. die Vitalität umstimmen, z. B. reizende und erschlaffende Einreibungen, Bäder ꝛc. Die mechanischen sind besonders Leibesübungen, wie Gehen, Laufen, Springen, Klettern, Strecken, an den Händen Schaukhängen, Schaukeln, Tragen von Gewichten ꝛc., die besonders im Anfange der Verkrümmungen vortreffliche Dienste leisten. Bei wirklich ausgebildeten Verkrümmungen tritt eine modificirte Gymnastik ein, welche neuerdings besonders durch die schwedische Heilgymnastik von Ling sehr bereichert worden ist. Fernere mechanische orthopädische Heilmittel sind Manipulationen, wie Streichen, Kneipen, Kneten, Drücken, Frottirungen, Ziehen ꝛc., die zur Belebung der Cirkulation, Erhöhung der Muskelthätigkeit und allmähliger Ausdehnung und Streckung verkürzter Muskeln und Sehnen dienen, Verbände, welche besonders durch Zug wirken, und orthopädische Maschinen, die durch Zug und Druck zu gleicher Zeit wirken und dem Körper zur Unterstützung dienen, wie die Streckbetten, Gehmaschinen ꝛc. Als ein großer Fortschritt in der orthopädischen Behandlung ist die Durchschneidung der verkürzten Sehnen und Muskeln zu betrachten, die zwar schon von Thilenius, Michaelis und Sartorius, hauptsächlich aber von Delpech ausgeführt, durch Stromeyer und Dieffenbach jedoch hauptsächlich in Deutschland verbreitet und namentlich durch letzteren weiter ausgedehnt wurde. Vgl. Siebenhaar, Die orthopädischen Gebrechen des menschlichen Körpers, Dresden 1833; Delpech, Orthomorphie, deutsch, Weimar 1830; Werner, Grundzüge einer wissenschaftlichen O., Berlin 1852—53, 2 Thle.

Orthophonik (v. Gr.), die Lehre, wie man die Wörter einer Sprache richtig aussprechen soll; s. Orthoepie.

Orthophrenie (v. Gr.), Behandlungsweise oder Heilmethode des kranken (irren) Geistes oder Gemüths.

Orthopnöe (v. Gr.), der höchste Grad des Schwerathmens (Erstickungsathmen). Er ist verbunden mit großer Angst vor Erstickung, ganz vorwärts gebeugtem Rumpfe, stark nach auf- und rückwärts gezogenem Kopfe und festem Umklammern und Anstemmen der Arme an nahe Gegenstände, mit meist angeschwollenem, blaurothem Gesicht, mit von kaltem Schweiß bedeckter Stirn, einem eigenen keuchenden oder rasselnden Ton und auffallendem Aufziehen der Schulterblätter. Die Ursachen können die des Asthma (s. d.) überhaupt seyn, hauptsächlich aber: das Eindringen fremder Körper in den Kehlkopf und in die Luftröhre, Krampf, hoher Grad der Entzündung der Luftwege, mit Ausschwitzung gerinnbarer Lymphe und Bildung der falschen Häute (Pseudomembranen), organische Fehler des Herzens oder der großen Gefäßstämme, Lungenlähmung, Ergießungen in die Brusthöhle (Empyema) und der Herzbeutel, das Einathmen schädlicher, irrespirabler Luftarten, verschiedene Krankheiten des Gehirns und oberen Theils des Rückenmarks, Aftergewächse und Geschwülste der Unterleibsorgane, betäubende Gifte ꝛc. Die Behandlung ist nach diesen angegebenen Ursachen eine sehr verschiedene.

Orthopteren (Geradflügler, Helmkerfe), Ordnung der Insekten, enthält diejenigen Kerfe, welche eine unvollkommene Verwandlung zu bestehen haben und vier nebaderige und paarweise verschiedene Flügel besitzen, indem das vordere Paar schmäler und pergamentartig und das hintere breiter, häutig und längsgefaltet ist. Nur einige wenige sind ungeflügelt, wie mehre Gespenstheuschrecken. Alle O. leben auf dem Lande, selbst in ihren ersten beiden Zuständen; einige sind fleischfressend, oder allerleifressend, aber die Mehrzahl nährt sich von frischen Vegetabilien. Die in Deutschland einheimischen Arten legen ihre Eier gegen Ende des Sommers; dies ist auch die Zeit ihrer letzten Verwandlung. Unter allen Insekten erregen sie das meiste Geräusch (Gesang); dies wird durch Streichen und Reiben der Beine und Flügeldecken, oder wie bei den Landheuschrecken, durch besondere Stimmorgane hervorgebracht. Einige sind durch schöne Färbung ausgezeichnet, wie die rothflügelige Schnarrheuschrecke. Die meisten gehören zu den größeren Insekten, und es gibt sogar Gespenstheuschrecken von mehr als Spannenlänge. Wenn auch die Ordnung nicht zahlreich ist — man zählt nur wenig über 1000 Arten — so findet doch bei einigen Gattungen, besonders bei den Heuschrecken, eine ungeheure Vermehrung Statt. Nur einige Heuschreckenarten heißer Länder werden gegessen, alle übrigen O. sind mehr oder weniger durch ihr Geräusch unangenehm und durch ihre Freßsucht und Häufigkeit schädlich. Nach Latreille zerfallen die O. in 2 Familien: Cursoria, Läufer, und Saltatoria, Springer.

Orthorhombische Säule, eine der Grund-

Digitized by Google

formen des rhombischen Krystallsystems, hat 6 4seitige Flächen, nämlich 2 gleiche rhombische Endflächen und 4 rektanguläre Seitenflächen, 12 Kanten, nämlich 8 gleichlange Randkanten, 2 scharfe und 2 stumpfe Seitenkanten und 8 3kantige Ecken, nämlich 4 stumpfe und 4 spitze. Die Hauptaxe verbindet die Mittelpunkte der beiden Endflächen, die Nebenaxen liegen mit ihren Endpunkten in den 4 Seitenkanten. Als Nachformen lassen sich das rhombische Oktaëder durch gerade Abstumpfung aller Randkanten und das 6seitige Prisma durch Abstumpfung der 2 scharfen Seitenkanten betrachten. Die o. S. findet sich am Topas, Staurolith, Arduluſit, Aragonit, Schwerspath, Cölestin, Kohlenblüspath, Lievrit, Arſenikkies ꝛc.

Orthorhombisches Oktaëder, eine der einfachen Formen des rhombischen Krystallsystems, wird von 8 gleichen ungleichseitigen Dreiecken begrenzt, hat 12 Kanten, von denen 4 schärfere u. 4 stumpfere Scheitel- und 4 gleiche Randkanten ſind, und 6 Ecken, nämlich 2 vierkantige gleiche Scheitel- und 2 ſpitzere und 2 stumpfe vierkantige Randecken. Die 3 ungleichen Axen gehen durch die gegenüberliegenden Ecken. Der Querdurchschnitt ist ein Rhombus. Aus ihm werden abgeleitet: die orthorhombiſche Säule (ſ. d.) durch Abstumpfung von je 4 gleichnamigen Kanten; die gerade rektanguläre Säule durch Abstumpfung von je 4 in einer Ebene liegenden Ecken; das rektanguläre Oktaëder durch gerade Abstumpfung von je 2 Kanten von zweierlei Art bis zum Verſchwinden der urſprünglichen Flächen; die rhombiſche Tafel mit zugeſchärften Rändern durch tiefe Abstumpfung von je 2 gegenüberliegenden Ecken. In der Natur findet ſich das orthoromboſche Oktaëder ſelten, vollkommen ausgebildet beim Schwefel, deſſen Grundform es iſt; in Kombination mit Säulenformen erſcheint es am Aragonit, Lazulith ꝛc.

Orthose, ſ. v. a. Adular.

Orthoterium (v. Gr.), Streckmaſchine.

Orthosanthus, Pflanzengattung aus der Familie der Koronarien, ausdauernde Zwiebelgewächs in Neuholland, mit linienförmigen, ſpitzen, glatten Blättern und hübſchen, blaßblauen Blumen, mit ſchmaler Röhre und 6 gleichen, abſtehenden Randtheilen.

Ortjen, holländiſche Kupfermünze von 2 Deut oder $^1/_4$ Stüber; in verſchiedenen Ländern der vierte Theil einer größern Münze; ſ. Ort.

Ortlepp, Ernſt, deutſcher Dichter und Schriftſteller, 1800 in Droyßig bei Zeitz geboren, ſtudirte zu Leipzig und widmete ſich dann daſelbſt literariſchen Beſchäftigungen. Durch ſein „Oſterlied für Europa“ (Leipzig 1831), ſein „Pfingſtlied“ (daſ. 1831), beſonders aber durch ſeine „Polenlieder“ (Altenburg 1831) erwarb er ſich bald einen bedeutenden Ruf, der freilich eben ſo bald wieder geſchwächt wurde, als die Zeit ſelbſt eine andere ward und ihre Sympathien wechſelten oder entſchlummerten. Indeß ließ ſich O. nicht leicht ein hiſtoriſches Ereigniß entgehen, das er nicht in den Kreis ſeiner Poeſie zu ziehen verſucht hätte; ſelbſt die Cholera beſang er in einem epiſch-lyriſchen Gedichte (Leipzig 1832), und dem Mörder Fieſchi widmete er ein „Nachtſtück“. Einer Sammlung „Gedichte“ (Leipzig 1831) folgten die Romane „Cölestin“ (Stuttg. 1833), „Die Geächteten“ (daſ. 1836) und die „Briefe eines Unglücklichen“ (daſ. 1833), ſowie ſeine gereimte Bearbeitung von Reinecke Fuchs (Leipzig 1836, 4. Aufl. 1841). Während er zu Stuttgart, wo er ſeit 1836 lebte, mit Ueberſetzungen (er überſetzte unter andern Shakespeare u. Lord Byron) u. andern literariſchen Arbeiten beſchäftigt war, brach durch Herweghs geharniſchte Lyrik eine neue Aera für die deutſche Poeſie heran. Auch O., der unter den Vorkämpfern dieſer neuen Dichtungsweiſe einen ehrenvollen Rang behauptet hatte, dichtete wieder politiſche Lieder, die unter dem Titel: „Lieder eines politiſchen Tagwächters“ (Stuttgart 1843) erſchienen, aber nur dazu beitrugen, die junge Freiheitslyrik von dem kaum errungenen Throne zu ſtürzen. In der letzten Zeit war er geiſtig und körperlich völlig herabgekommen und lebte in den dürftigſten Verhältniſſen, bis ihm Freunde die Mittel verſchafften, nach Amerika auszuwandern (1859). Er gab auch Rabeners Werke heraus u. A.

Ortlesalpen (Ortleralpen), der weſtliche Theil der ſüdlichen Gebirgsgruppe Tyrols, welcher im Norden durch das obere Längenthal der Etſch oder das Vintſchgau von der Oetzthaler- oder Centralkette der tyroler Alpen, im Oſten durch das mittlere Querthal der Etſch von den trientiner Alpen geſchieden wird, im Süden zu dem Garda- und Iſeoſee ſich verzweigt, im Weſten durch das Thal des Oglio von den veltliner Alpen und durch das Thal der obern Adda von der Berninakette der rhätiſchen Alpen getrennt iſt, mit welchem er aber an ſeinem Weſtende, in dem wormſer Joche, in Verbindung ſteht. Die Gruppe enthält die höchſten Berge Tyrols, und zwar von Süden gegen Norden: den Tonal, 10,290, die drei Herren (Corno dei tre Signori), den Monte Gavio, 11,000 Fuß hoch, und nördlich von dieſem den Ortles oder die Ortlesſpitze, die ſich in einer öden, das Ende der Welt genannten Gegend in Geſtalt einer dreiſpitzigen, mit ewigem Schnee bedeckten Pyramide erhebt und früher für den höchſten Berg Europa's nach dem Montblanc gehalten wurde. Er erhebt ſich 12,062 Fuß über das Meer und wird wegen der großen Schwierigkeiten ſelten beſtiegen, was dann von dem Dorfe Trafoi aus geſchieht und 3 Tage erfordert. Er ward zuerſt erſtiegen 1804 von dem tyroler Gemſenjäger Pichler, im folgenden Jahre dreimal von dem Botaniker Gebhart und 1826 wieder von dem genannten Pichler aus Paſtrevien.

Ortolan (Gartenammer), ſ. Ammer.

Ortona (Ortoneamare), Stadt in der neapolitaniſchen Provinz Abruzzo citer., am adriatiſchen Meere, iſt Biſchofsſitz, hat eine Citadelle, Kathedrale, einen Palaſt der Margarethe von Oeſterreich, einen Hafen, Wein-, Getreidebau und 10,000 Einw.

Ortrandt, Stadt in der preußiſchen Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Merſeburg, an der Pulsnitz, mit 2 Kirchen, Spital, Feldbau, Viehzucht, Tuchweberei, Gerberei, Leimſiederei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Poſt ꝛc. und 1350 Einw.

Digitized by Google

Ortung (Ortung), beim Markscheider das Ende eines streckenähnlichen Grubenbaues; ein durch markscheiderische Messungen über Tage oder in einem Grubenbaue aufgefundener Punkt, der mit einem in der Grube gegebenen Punkte übereinstimmt, gegen ihn eine gewisse, genau erforschte Lage hat und mit ihm in einerlei seigerer Linie liegt.

Ortus (lat.), Ursprung, Geburt; Aufgang.

Ortwin (Ortewin, Ortwein, d. i. Freund des Schwertes, gleichbedeutend mit Ortlieb), in der deutschen Heldensage König Etzels Sohn aus seiner Ehe mit Helke, zog, wie die „Ravennaschlacht" erzählt, mit seinem Bruder Scharfe zu Dietrich von Bern, welcher sich verbindlich machte, beide ihren Aeltern unversehrt zurückzubringen, und sie daher, als er gegen Ermrich zog, in Bern (Verona) unter der Obhut des Meisters Ilsan zurückließ. Als letzterer aber auf dringendes Bitten ihnen die Erlaubniß gab, außerhalb der Stadt spazieren zu reiten, verirrten sie sich auf die Heide bei Raben (Ravenna), wo sie im Kampfe gegen Wittich fielen. Ein anderer O., O. von Metz, Hagens von Tronege Schwestersohn, des Königs Gunther Neffe und Truchseß, ist im Nibelungenliede der angesehenste und gewaltigste von Gunthers Dienstmannen, erscheint aber in dem letzten großen Kampfe der Nibelungen gegen Etzels Recken nicht mehr, obschon sein Tod im Nibelungenliede nicht berührt ist. Ein dritter O., König von Ortland oder Hortland, gewöhnlich Nortland (d. i. Norwegen), ist der Sohn des Königs Hettelin von Hegelingen und Hilde's, Bruder Gudruns, die er aus der Gefangenschaft Ludwigs, Königs von Ormanien (Normandie), befreit.

Orulong, eine der Pelewinseln, ist auf der Südseite ein steiler Felsen, westlich aber eben.

Oruro, Hauptstadt eines Departements im südamerikanischen Freistaat Bolivia, südwestlich von Oropesa, 11,670 Fuß über dem Meere, mit einem außerhalb der Stadt gelegenen Fort (Libertad genannt), hat Silbergruben und 5000 Einw.

Orvieto (das alte Herbanum, später Urbs vetus oder Urbibentum), Hauptstadt einer Legation im Kirchenstaat, unweit Bolsena, auf einem steilen Tuffsteinfelsen, an der Paglia, ist der Sitz eines Bischofs, hat 6 Kirchen, 14 Klöster, ein Jesuitenkollegium. Die berühmte Kathedrale, eine der schönsten Kirchen Italiens, aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, ist reich an Mosaiken, mit einer originellen Façade geziert, herrliche Bildhauerarbeiten von Niccolo Pisano und im Innern mehre Gemälde großer Meister enthaltend, besonders merkwürdig aber durch die von Luca Signorelli gemalte Kapelle; auch der bischöfliche Palast und der Palast Monti bewahren schöne Gemälde und der Palast Gualtieri ausgezeichnete Fresken. Die 8000 Einwohner treiben vorzüglichen Weinbau, Handel mit Vieh, Getreide, Seide, Wein und Weintrauben. O. wurde 658 von Belisar den Gothen durch Hunger entrissen.

Orwais, Dorf im europäisch-russischen Großfürstenthum Finnland, bekannt durch den am 14. September 1808 erfochtenen Sieg der Russen über die Schweden, der den finnischen Krieg entschied.

Oryktognosie (v. Gr.), s. v. a. Mineralogie (s. d.) im engern Sinne, die Klassificirung und Beschreibung der einfachen Mineralien enthaltend.

Oryktographie (Oryktologie), derjenige Theil der Geognosie, welcher die mineralogische Beschreibung der Fels- und Gebirgsarten enthält.

Oryktophysik, die Lehre von den physischen Verhältnissen der Mineralien (s. d.).

Oryza, Pflanzengattung, s. Reis.

Os (Gen. oris, lat.), der Mund, das Maul; bei leblosen Dingen die obere Oeffnung, die Mündung, z. B. O. ventriculi, der Magenmund.

Os (Gen. ossis, lat.), der Knochen.

Os, chemisches Zeichen für das Osmium.

Os, 1) Jan van, niederländischer Maler, geboren 1744 zu Middelharnis, Schüler von A. Schoumann im Haag, kopirte in H. Werschurings Kabinet die besten vaterländischen Meister. Seine Früchte und Blumenstücke waren schon um 1770 sehr gesucht; aber auch seine Marinen, die er mit Figuren und Thieren staffirte, sind trefflich und naturgetreu ausgeführt. Er versuchte sich auch als Dichter; ein Bändchen Gedichte von ihm erschien 1787. Er † 1808.

2) Pieter Gerhardus van O., Zeichner u. Thiermaler, Sohn des Vorigen, geboren 1776 im Haag, ward erst von seinem Vater unterrichtet, wählte sich aber dann Paul Potter und Karel Dujardin zu Vorbildern in der Thier- und Landschaftsmalerei und schuf Landschaften mit Rindern, Schafen ꝛc., durch welche er sich einen fast europäischen Ruf gründete. Seine Form ist höchst korrekt, sein Kolorit trefflich, besonders naturtreu sind seine Wiesen und seine Bilder überhaupt von größter Wirkung. Im J. 1813 nahm er als Hauptmann der Freiwilligen am Kriege gegen Napoleon Theil und war bei der Belagerung von Naarden; dies brachte ihn auf die Darstellung von Kriegsscenen, dergleichen im königlichen Museum zu Amsterdam von seiner Hand aufbewahrt werden. Dann malte er wieder Landschaften und Thiere, die im In- und Auslande in den vorzüglichsten Kabineten aufgestellt wurden. In hohem Werthe stehen auch seine trefflichen Zeichnungen. O. war Mitglied mehrer Akademien, lebte einige Zeit in Graveland, dann in Hilversum und zuletzt wieder im Haag, wo er 1839 †.

3) Georg Jakob Johannes van O., der berühmteste neuere holländische Blumen- u. Fruchtmaler, Bruder des Vorigen, geboren 1782, erhielt ebenfalls den ersten Unterricht vom Vater. Er zeichnete die meisten Pflanzen und Blumen zu der berühmten „Flora Batava" von J. Kops, gewann 1809 den Preis der Gesellschaft Felix Meritis in Amsterdam, ließ sich daselbst nieder und begann nun erst in Oel zu malen. Bald sah man fast auf jeder Kunstausstellung Bilder von O., die in ihm einen würdigen Nacheiferer des großen Jan von Huysum erkennen lassen. Im J. 1812 begab sich der Künstler nach Paris, wo man ebenfalls seine Werke bewunderte; er ver-

Digitized by Google

zierte u. A. kostbare Gefäße der Porzellanmanufaktur in Sèvres mit Blumen und Früchten, erhielt zugleich den Preis und malte nun neben Blumen und Früchten auch Vögel und Federwild. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland gab er 1816 zur amsterdamer Kunstausstellung ein neues Blumenstück, das man noch mehr als seine früheren Werke bewunderte. Schon 1817 ging er wieder nach Frankreich und nahm bei der Manufaktur in Sèvres von Neuem ein Engagement an. Die Frische und Harmonie seiner Färbung sind bezaubernd und seine Blumenvasen mit so seltener Kraft gemalt, daß bei aller Vollendung selbst in der Ferne die Wirkung als außerordentlich erscheint. Die Franzosen nannten ihn den Rubens der Blumenmalerei. Auf einer Auktion in Amsterdam 1850 wurde ein Blumenstück von ihm mit 4500 Gulden bezahlt. Er hat sich auch mit Erfolg in der Landschaft versucht.

Osagen (Horzas, Hua-Sach-E, Wawsasch), einer der merkwürdigsten und mächtigsten Indianerstämme in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zur Sprachfamilie der Sioux gehörig, wohnen jetzt in dem Indian-Territory und in Nebraska, südlich vom Plattefluß und nördlich von den Cherokesen, nachdem ihr früheres, weit größeres Gebiet, der Osagedistrikt, andern Völkern angewiesen worden ist. Sie werden als ein tapferes und kriegliebendes Volk von allen Stämmen im Norden und Süden ihres Gebiets gefürchtet und zeichnen sich vor den übrigen Indianern durch ihre eleganten Formen, durch hohen Wuchs und ziegelrothe Hautfarbe aus. Sie scheeren ihren Kopf glatt, mit Ausnahme des Scheitels, wo sie das lange Haar wachsen und in kleinen Flechten rückwärts herabhängen lassen. Beinkleider von Hirschfell und ein breiter Gürtel um die Mitte des Körpers machen ihre ganze Kleidung aus; nur im Winter und auf Reisen bekleiden sie sich mit einer Decke oder mit einer Bisonhaut. Ihre Nahrung besteht größtentheils in Büffelfleisch, in den grünen Kolben des Mais, Bohnen und gesottenen Kürbissen. Die O. sind sehr gastfreundlich, wohnen in ziemlich volkreichen, doch planlos gebauten Dörfern und treiben etwas Mais- und Bohnenbau. Die Jäger und Krieger bilden die erste Klasse oder den Adel. Die Regierungsform ist ein Gemisch von Oligarchie und Republik. Den Vorsitz führen erbliche Oberhäupter, die aber nicht selten durch ausgezeichnete Krieger vertrieben werden. Jede wichtige Angelegenheit wird in der Versammlung der Krieger vorgetragen und nach Stimmenmehrheit entschieden. Die O. glauben an einen großen Geist oder ein höchstes Wesen (Ouacanda, Herr des Lebens) und an ein künftiges Leben; sie reden eine eigene Sprache, die reich an bildlichen Ausdrücken ist. Viele O. haben sich zum Christenthum bekehrt. Früher hatten sie Gebiete in den Staaten Arkansas und Missouri inne. In letzterem fließt, aus dem Indianerterritorium kommend, gegen Osten und Nordosten der Osageflu ß unterhalb Jefferson in den Missouri.

Osaka (Osaga), Reichsstadt auf der japanischen Insel Nipon, Landschaft Jetsen, an einem tief in das Land eindringenden Meerbusen (Osakabai), in welchen der Jedogawafluß mündet, in reizender und gesunder Lage, eine der 5 größten Städte des Kaiserthums, südwestlich von Miako, hat schnurgerade, doch enge und ungepflasterte Straßen, Befestigungswerke, eine sehr starke Citadelle mit Besatzung, 2 Gouverneure, bedeutende Fabrikthätigkeit, sehr lebhaften Handel (die Stadt wird als Hafen von Miako betrachtet) u. 190,000 (nach Andern 350,000) Einw. Ueber den Jedogawafluß führen prachtvolle Brücken von Cedernholz.

O sancta simplicitas (lat.), o heilige Einfalt! Ausruf des Märtyrers Johannes Huß auf dem Scheiterhaufen zu Kostnitz; s. Huß.

Osann, 1) Emil, namhafter medicinischer Schriftsteller, geboren den 25. Mai 1787 zu Weimar, wo er auch das Gymnasium besuchte, widmete sich, durch seinen Oheim Hufeland angeregt, in Jena und Göttingen der Medicin, erwarb sich 1809 die Doktorwürde und ging als praktischer Arzt nach Berlin. Hier ward er 1810 Assistenzarzt an dem polyklinischen Institute, 1814 außerordentlicher Professor an der Militärakademie, 1815 Privatdocent, 1818 außerordentlicher und 1826 ordentlicher Professor an der Universität, 1838 geheimer Medicinalrath. Er † den 11. Jan. 1842. Außer den Jahresberichten über die Leistungen des polyklinischen Instituts schrieb O. mehre werthvolle Werke über Mineralquellen, z. B. „Die Mineralquellen zu Kaiser-Franzensbad" (2. Aufl., Berl. 1828); ferner: „Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's" (Berl. 1829 bis 1832, 2. Aufl., das. 1839—41; Bd. 3, von Jarbel bearbeitet, 1842—43). Seit 1824 war er Mitarbeiter und seit 1837 alleiniger Herausgeber des „Journals der praktischen Heilkunde" u. der „Bibliothek der praktischen Heilkunde".

2) Friedrich Gotthilf, einer der gründlichsten Philologen der neuern Zeit, geboren den 22. August 1794 zu Weimar, studirte, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet, in Jena und Berlin Philologie unter Eichstädt, Böckh u. Wolf, wurde 1816 Doktor der Philosophie und erwarb sich die Licenz, Vorlesungen zu halten. Im folgenden Jahre begab er sich der reichen Kunstsammlungen wegen nach Dresden und machte von hier aus eine fast zweijährige wissenschaftliche Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien. Im Jahre 1819 zurückgekehrt, ging er 1821 als außerordentlicher Professor der Philologie nach Jena und folgte 1825 dem Rufe als ordentlicher Professor der alten Literatur nach Gießen, wo er sich als Lehrer sowohl durch seine Vorträge als auch durch seine Leitung des von ihm neu organisirten philologischen Seminars sehr verdient machte. Er † daselbst den 30. Nov. 1858. In seinen Schriften wußte O. Sach- und Sprachgelehrsamkeit geschmackvoll zu verbinden. Mit besonderer Neigung widmete er sich der Erklärung griechischer und römischer Inschriften; die Resultate seiner Forschungen in dieser Beziehung sind niedergelegt in der „Sylloge inscriptionum antiquarum graecarum et latinarum" (10 Hefte, Darmstadt 1822 — 24) und in dem „Midas" (das. 1830), worin er die älteste griechische Inschrift zu erläutern suchte. Die Lexikographie förderte O. durch

Digitized by Google

„Auctuarium lexicorum graecorum" (daſ. 1) ; außerdem gab er heraus den Grammatiker Philemon (Berl. 1821), des Lycurgus „Oration Leocratem" (Jena 1821), den „Dialogus de oratoribus" (Gießen 1829), die Fragmente des Apulejus „De orthographia" (Darmſtadt 1826), des Cornutus „De natura Deorum" (Göttingen 1844) und des Cicero Schrift „De republica" (daſ. 1847). Auch gab er eine kritiſche Ausgabe eines Stücks aus den Pandekten des Pomponius de origine juris", Gießen 1848) u. a. bisher ungedruckte Schrift „De notis veterum criticis" (daſ. 1851) heraus. Um die Kritik und Geſchichte der Literatur des Alterthums hat ſich verdient gemacht durch ſeine „Beiträge zur Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Literatur" (Darmſtadt 1835 — 39), welche gründliche Unterſuchungen über die griechiſche Elegie ꝛc. enthalten. Seiner Ueberſetzung von Stuarts und Revetts „Alterthümer von Athen" (daſ. 1831) fügte er einige ſchätzbare erläuternde Abhandlungen bei. Von ſeinen zahlreichen akademiſchen Gelegenheitsſchriften erwähnen wir: „De cautelis conditione apud veteres" (Gießen 1827) u. „De tabula patronatus latina" (daſ. 1839). Für die Kunde der Literatur des Mittelalters endlich iſt ſeine Ausgabe von des Vitalis Bleſenſis „Amphitryon et Aulularia" (Darmſt. 1836) nicht ohne Bedeutung.

Osantrix, Haupthelb der Wilkinaſaga (ſ. d.).

Osbeckia, Pflanzengattung aus der Familie der Melaſtomaceen, Kräuter und Halbſträucher den wärmeren Ländern von Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien, mit 4ſeitigen Zweigen, borſtigen Blättern und ſchönen röthlichen Blüthen in Köpfchen und Afterdolden, zählt 50 Arten, von denen mehre als Zierpflanzen vorkommen, z. B. O. chinensis *L.*, wovon die Aeſte und Blätter in China innerlich gegen Kolik und Ruhr ſowie zu Umſchlägen und Bähungen bei Geſchwülſten und Verrenkungen gebraucht werden. Man ſäet den Samen der O. in lockere Erde, ins Miſtbeet oder in Töpfe; dann werden die Pflänzchen einzeln in Töpfe geſetzt und an einen angemeſſenen Ort geſtellt.

Osca, bedeutende Stadt der Ilergeten in Hiſpania Tarraconensis, römiſche Kolonie und berühmt mit Silbergruben, jetzt Huesca in Aragonien.

Oſchatz, Stadt im königlich ſächſiſchen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, an der Döllnitz, mit Juſtiz-, Steuer- und Poſtamt, Garniſon, 2 Kirchen (die gothiſche Aegidienkirche und die alte Marienkirche), Spital, Vorwerk, Ziegelei, Brauereien, Färbereien, ſtarker Tuchmacherei, Wollſpinnereien, Walken, Buchdruckerei und 6000 Einwohnern. Nahe bei die Ruinen Burgſtall und Oſterland, die der Kolmberg. O. iſt Stationsort der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn, die in der Nähe auf einem 734 Ellen langen, auf 26 Pfeilern ruhenden Viadukt über das Döllnitzthal führt. Es wurde unter Kaiſer Otto dem Großen an die von König Heinrich I. hier gegründete Burg gebaut. Nach wechſelnden Beſitzern kam O. durch die Landestheilung von 1485 an die albertiniſche Linie und iſt bei derſelben geblieben. Im Jahre 1642 brannte die Stadt nebſt der Aegidienkirche zum großen Theil ab; doch iſt ſie viel ſchöner wieder hergeſtellt. Die Wiederaufführung der Kirche in gothiſchem Styl begann unter Heideloffs Leitung 1846.

Oſchersleben, Kreisſtadt in der preußiſchen Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Bode, mit evangeliſcher Pfarrei, Synagoge, Buchhandlung und Buchdruckerei, Ziegelei, Telegraphenanſtalt und 4000 Einwohnern. O. wird ſchon 814 erwähnt und kam 1545 an Halberſtadt.

Oſchitis (griech.), Hodenſackentzündung.

Oſchmiana (Oszmiana), Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Wilna, an der Oſchmiana, hat ein Zuchthaus und 4000 Einwohner. Hier Gefecht zwiſchen den Ruſſen und Polen im Mai 1831.

Osci (Opici, Oſker), einer der älteſten Völkerſtämme Italiens, der ſich zwar ſelbſt für Autochthonen hielt, aber jedenfalls in ganz früher Zeit von Oſten und Nordoſten her eingewandert war. Ueber die Herkunft der O. beſtehen abweichende Anſichten; denn während ſie nach Niebuhr mit den Griechen durchaus nichts gemein haben ſollen, hält ſie Grotefend für eine pelasgiſche oder urgriechiſche Völkerſchaft. Vielleicht waren ſie ein den Germanen verwandter nordiſcher Volksſtamm, der durch Vermiſchung mit pelasgiſchen und urgriechiſchen Elementen gräciſirt wurde. Die O. hatten ihren Sitz in Mittelitallien, aus welchem durch ſie die Sikuler vertrieben worden waren, beſonders in Kampanien, in der Gegend von Teanum Sidicinum, Atella, Parthenope, Cumä; auch über einen Theil von Latium und von Samnium waren ſie verbreitet. Sie wurden ſpäter von den Sabinern und von den Tyrrhenern verdrängt oder unterworfen und verſchwinden ganz aus der Geſchichte. Ob ſie mit den Aurunci oder Auſones identiſch ſind, iſt zweifelhaft; höchſtens können ſie als ein Zweig der Auſonen gelten. Die oscische Sprache, mit den übrigen Urſprachen Italiens, alſo auch mit der lateiniſchen, verwandt, war in Unteritallien ſehr weit verbreitet und erhielt ſich ziemlich lange. Als das Volk verſchwunden war, nannte man den römiſchen Bauerndialekt osciſch. Die oscische Schrift, eine Abart der tuskiſchen, entbehrt wie dieſe des Zeichens für O und der weichen Konſonanten bis auf B. Eigenthümlich braucht die osciſche Sprache im Verhältniß zur lateiniſchen P für Qu, ſo pitpit, für quidquid etc.; beſonders iſt ihr der harte Laut F eigen. Als die osciſche Sprache auf eigenem Boden ausgeſtorben war, lebte ſie im poetiſchen Gebrauch zu Rom in den osciſchen Spielen fort (ſ. Atellanen). Ueber das Osciſche im Allgemeinen vgl. Grotefend, Rudimenta ling. Osc., Hannover 1838, u. Mommſen, Osciſche Studien, Berl. 1845. Die ſpäteren Römer gebrauchten den Namen O., um das Rohe, Bäueriſche, Plumpe, Unzüchtige (wahrſcheinlich in den Atellanen) zu bezeichnen.

Oscillation (v. Lat.), ſ. Schwingung.

Oscillatorien, Pflanzengruppe der Konfervaceen, bei neueren Botanikern eine beſondere Kryptogamiſche Familie bildend, ſind aus einfachen, ſelten äſtigen Zellenreifen gebildet, gegliedert u. zeigen

Digitized by Google

eine eigenthümlich-kriechende Bewegung, welche an die der niederen Thiere erinnert. Die weißen sind schön und lebhaft gefärbt. Die Fruchtbildung ist in der ersten Untergruppe meist noch ganz unbekannt; in der zweiten bilden sich oft seitenständige rundliche Fruchtzellen; in der dritten finden sie sich am Grunde der Fäden. Die erste Untergruppe: Oscillatorinae *Menegh.*, Schwingfäden, eigentliche O., findet sich sowohl in süßen wie in salzigen Gewässern, doch häufiger in den ersteren, sowohl in kalten wie in den heißesten Quellen und zeigt besonders bei höherer Temperatur eine lebhaftere Bewegung. Die zweite Untergruppe: Lyngbyeae *Menegh.*, Lyngbyeen, gehört meist den süßen und halbsalzigen Gewässern an; nur die Gattung Lyngbya *Ag.* bewohnt das Meer und dessen Küsten. Die dritte Untergruppe: Rivularieae *Menegh.*, Rivularieen, findet sich in süßen und salzigen Gewässern, bisweilen an Steinen, Wasserpflanzen festsitzend, meist aber später sich ablösend und frei schwimmend.

Oscillirende Quellen, s. v. a. intermittirende oder periodische Quellen.

Oscitation (v. Lat.), Gähnen, Unaufmerksamkeit im Gespräch, besonders mit Tiefergestellten; Nichtachtung.

Osculum (lat.), kleiner Mund; Mündung; Kuß, daher O. caritatis, O. fraternitatis sanctum, Friedenskuß.

Osella, Schaumünzen von Guldengröße, welche von der ehemaligen Republik Venedig in Gold (O. d'oro) und Silber (O. d'argento) geprägt wurden und womit seit 1522 an jedem Neujahrstage der Doge die Edeln Venedigs beschenkte. Da jedes Jahr eine Menge solcher Münzen ausgegeben wurde, so cirkulirten sie nach und nach als wirkliches Geld bis 1795.

Oserow, Wladislaw Alexandrowitsch, russischer Trauerspieldichter, am 29. Sept. 1770 im Gouvernement Twer geboren, trat 1776 in das Landkadettencorps und ward 1788 Lieutenant in der Armee. Später ging er in den Staatsdienst, ward Mitglied im Forstdepartement, dann Generalmajor. Im J. 1808 nahm er seine Entlassung und † 1816. Seine besten Trauerspiele sind: „Olga's Tod", „Oedip in Athen", „Fingal", „Dmitri Donskoi", „Polixena". Seine Werke nebst Lebensbeschreibung gab Fürst P. A. Wäsemsky (Petersburg 1818, 2 Bde.) heraus.

Osghan, Marktflecken in der gömörer Gespannschaft in Ungarn, nordwestlich von Erlau, hat ein großes Kastell, eine lutherische Kirche und 1000 Einw., die größtentheils von Töpferei leben. Hier erlitt im November 1604 Blasius Némethi, Bocskai's Heerführer, eine große Niederlage.

Osi, nach Tacitus Völkerschaft Germaniens mit pannonischer Sprache u. Gebräuchen, waren den Sarmaten und Quaden tributpflichtig, wohnten von den Quellen der Oder bis zu denen des Gran, oder auch in Schlesien und den angrenzenden Theilen von Polen und Mähren.

Osiander (gräcisirt für Hosemann), 1) Andreas, gelehrter Theolog, 1498 zu Gunzenhausen bei Nürnberg geboren, besuchte die Schulen zu Leipzig und Altenburg, studirte dann zu Ingolstadt und Wittenberg und lehrte darauf im Augustinerkloster zu Nürnberg hebräische Sprache. Er wandte sich als einer der Ersten der lutherischen Lehre zu und ward erster evangelischer Prediger an der Lorenzkirche daselbst. In dieser Stellung nahm er an mehren theologischen Verhandlungen, wie am marburger Gespräch, am augsburger Reichstage, an der Unterschrift der schmalkaldischen Artikel ꝛc., Anthell und schrieb u. A.: „Harmonia evangel." (Basel 1537). In Folge des augsburger Interims, dem er sich nicht fügen wollte, mußte O. 1548 sein Amt aufgeben, fand aber in Preußen einen neuen Wirkungskreis, indem ihn Herzog Albrecht als Prediger und ersten Professor der Theologie an die neugestiftete Universität zu Königsberg berief und ihn 1551 zum Vicepräsidenten des samländischen Bisthums ernannte. Indessen gerieth er hier schon 1549 in theologische Streitigkeiten, die seine schroffe, hochfahrende Sinnesart noch erbitterter machte. O. behauptete nämlich in einer Disputation, die Rechtfertigung sey nicht als ein gerichtlicher Akt in Gott, sondern als etwas Subjektives, als Mittheilung einer innern Gerechtigkeit aufzufassen, welche aus einer Vereinigung Christi mit dem Menschen auf mystische Weise hervorgehe. Durch eine leidenschaftlich abgefaßte Schrift brachte O. seine Gegner noch mehr gegen sich auf, und der Herzog ernannte zwei Kommissarien zu Schiedsrichtern. Schon war der Streit durch die Bemühung eines derselben, Joachim Mörlin, geschlichtet, als O. durch die Herausgabe neuer Schriften die Spaltung erneuerte, wobei er sogar Melanchthon als den Mann bezeichnete, der Luthers Licht verdunkele und seine Wahrheit verdrehe. Als der Skandal immer höher stieg, beide Theile sich von der Kanzel herab verketzerten und sogar zu den Waffen gegen einander aufriefen, wandte sich der Herzog an alle der augsburgischen Konfession zugethanen Fürsten, Stände und Städte in Deutschland mit der Bitte, ihm das Urtheil ihrer vornehmsten Theologen und Prediger über O.s Konfession zugehen zu lassen. Die eingelaufenen theologischen Antworten lieferten für O. ein ungünstiges Resultat; O. † während der Verhandlungen 1552. Die Streitigkeiten dauerten nach seinem Tode in noch ärgerer Weise fort, bis 1566 alle Osiandristen entsetzt wurden. Das Corpus doctrinae pruthenicum verbannte den Osiandrismus auf ewige Zeiten aus Preußen. Vergl. Wilken, Andreas O.s Leben, Lehre und Schriften, Stralsund 1844.

2) Lukas, Sohn des Vorigen, 1534 zu Nürnberg geboren, hier und in Königsberg gebildet, ward 1555 Diakonus zu Göppingen, 1567 Hofprediger des Herzogs Friedrich von Würtemberg, fiel aber später in Ungnade, wurde Pastor in Eßlingen und kam dann nach Stuttgart, wo er 1604 †. Er betheiligte sich an mehren Kolloquien, namentlich zu Maulbronn (1564) und zu Mömpelgard (1586), verfaßte mit Balth. Bindenbach den ersten Aufsatz zur maulbronnischen Friedensformel und hinterließ mehre polemische Schriften.

3) Lukas, der jüngere, Sohn des Vorigen,

Digitized by Google

1562 zu Stuttgart geboren, studirte in Tübingen, ward 1587 Pfarrer zu Göppingen, später Abt zu Maulbronn und † als Probst und Kanzler zu Tübingen 1638. Er zeigte sich im Kampfe mit den gießener Theologen über die „Communicatio idiomatum“ und in seinem „Bedenken gegen Arndts wahres Christenthum“ (Tüb. 1623) als heftiger Polemiker; mehre seiner hyperorthodoxen Behauptungen widerrief er gegen das Ende seines Lebens.

4) Johann, Staatsmann, geboren zu Tübingen 1657, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt Theologie, durchreiste dann einen Theil Deutschlands und ward Erzieher des Sohnes des schwedischen Feldmarschalls Horn. Im J. 1686 erhielt er in Tübingen eine außerordentliche Lehrstelle der hebräischen Sprache und Geographie und ward bald darauf ordentlicher Professor der griechischen Sprache und Philosophie daselbst. In dem 1688 zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochenen Kriege, dem endlich der Friede zu Ryswick ein Ziel setzte, ward O. durch seine Kenntniß der französischen Sprache und durch seine Gewandtheit, sowie durch seinen Muth mehr als einmal der Retter seiner Vaterstadt. Vom Administrator von Würtemberg, Friedrich Karl, zu häufigen Geschäftsreisen verwendet und dadurch außer Stand, die Pflichten seines akademischen Lehramtes in ihrem ganzen Umfang zu erfüllen, erhielt er 1697 die Prälatur zu Königsbronn und 1699 die zu Hirschau. Gleichzeitig ward er vormundschaftlicher Rath der herzoglichen Kinder, 1703 kurfächsischer Konsistorialrath, 1705 Landschaftsassessor, 1708 würtembergischer Konsistorialdirektor und † als geheimer Rath 1724. Er führte die Konfirmation in Würtemberg ein und sorgte für zweckmäßige Einrichtungen in Kirchen und Schulen. Bei den geheimsten Regierungsangelegenheiten ward er zu Rathe gezogen, besonders aber wurde er zu Gesandtschaften an auswärtige Höfe verwendet.

5) Friedrich Benjamin, vorzüglicher Arzt und ausgezeichneter Geburtshelfer, geboren 1759 zu Zell in Würtemberg, studirte in Tübingen und Straßburg, ward 1792 Professor der Entbindungskunst und Direktor des Hebammeninstituts zu Göttingen und † daselbst 1822 als Hofrath. O. machte sich sehr verdient durch Erfindung und Verbesserung geburtshülflicher Instrumente. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshülfe“ (Göttingen 1794 f., 2 Bde.); „Ueber die Entwickelungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts“ (Tüb. 1817 f., 2 Bde., 2. Aufl., das. 1820—1822); „Handbuch der Entbindungskunst“ (das. 1818—21, 2 Bde., 2. Aufl. 1829—30, 3 Bde., Bd. 3 von J. F. Osiander, 1825). Wichtig ist auch die Abhandlung: „Ueber das vortheilhafteste Aufbewahren thierischer Körper in Weingeist“ (Gött. 1793).

Osima, Insel im japanischen Meer, südwestlich von der Insel Jesso, hat 6 Meilen im Umfang, mit einem feuerspeienden Berge.

Osimo, Stadt im Kirchenstaat, Deleg. Ancona, auf einem hohen, steilen, mit Reben, Feigen-, Oel- und Mandelbäumen bewachsenen Berge, an dessen südlichem Fuße der Musone fließt, ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, 3 andere Kirchen, 5 Klöster, einen schönen bischöflichen Palast, ein Kollegium, eine gelehrte Gesellschaft, Handel mit Getreide u. Seide und 12,000 (nach Andern 7000) Einw. O. ist das alte Auxinum.

Osinski, Ludwig, ausgezeichneter polnischer Dichter und Redner, wurde 1775 in Podlachien geboren, besuchte die Schule der Piaristen zu Lomza, gab aber den Plan, in den Orden selbst einzutreten, auf und folgte seiner ursprünglichen Neigung zur Poesie. Waren seine 1799 erschienenen ersten poetischen Versuche noch etwas abenteuerlich, so trat er bereits in seiner 1801—1804 im Versmaße des Originals herausgegebenen Uebersetzung von Corneille's Tragödien als Vorkämpfer der klassischen Dichterschule auf und erregte durch die im Polnischen bisher unbekannte technische Vollendung des Versbaues u. meisterhafte Diktion allgemeine Bewunderung. Auf diese Entwickelung seines Talentes, wie auf seine fernere Geistesrichtung hatte sein Freundschaftsbund mit dem berühmten Dmochowski einen nicht unbedeutenden Einfluß. Als das Herzogthum Warschau errichtet ward, kam O. zuerst als Generalsekretär in die Justizkommission, dann als Grefner im Kassationsgerichte in den Staatsdienst, in welchem er vielfache Gelegenheit fand, sein Rednertalent zu üben. Seine Reden, unter denen vorzüglich die Vertheidigung des zum Tode verurtheilten, aber nachher freigesprochenen Obersten Siemianowski berühmt geworden ist, sowie mehre Uebersetzungen aus dem Französischen und eigene Gedichte (z. B. die an erhabenen Gedanken und lyrischem Schwunge reiche Ode an Kopernikus), gehören zu den schönsten Produktionen der neuern polnischen Literatur. Als sein Schwiegervater Boguslawski 1812 die Direktion des warschauer Theaters niederlegte, übernahm er dieselbe und suchte, allem Eigennutze fremd, die Anstalt in jeder Weise zu heben. Im J. 1818 ward er Professor der polnischen Literatur an der neu errichteten Universität zu Warschau; in den letzten Jahren seines Lebens trat er wieder in den Staatsdienst, wurde Referendär im Staatsrath für die Abtheilung des öffentlichen Unterrichts und Rath im Erziehungsconseil. Er † den 27. Nov. 1838. Vom „Pamietnik Warszawski“ gab er 4 Bände heraus.

Osiris, ägyptische Gottheit, welche nebst der Isis am höchsten und allgemeinsten verehrt wurde, der älteste Sohn des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea), der Gemahl seiner Schwester Isis, Bruder des ältern Horus (Haroeris), des Set (Typhon) und der Nephthys, Vater des jüngern Horus. Er war ursprünglich der Lokalgott in der Stadt This in Oberägypten, der ältesten Residenz der ägyptischen Könige, und als solcher eine Form des Sonnengottes Ra. Bei der Feststellung der verschiedenen ägyptischen Götterreihen ward er mit Vater und Sohn in die erste Götterdynastie gesetzt. So erscheint er bei Manetho und auf den ägyptischen Monumenten, obgleich er von Herodot zu der dritten und letzten Götterdynastie gezählt wird. Die Sagen von O. erzählt Plutarch in seiner Schrift

Digitized by Google

„De Isi et O.“. Als O. die Herrschaft über Aegypten angetreten, schaffte er die Menschenfresserei ab, lehrte die Aegypter den Acker bebauen, zeigte ihnen die Anpflanzung und den Gebrauch der Früchte und strafte überhaupt dahin, sein Volk an eine gesittete und friedliche Lebensweise zu gewöhnen. Dazu gab er Gesetze, die sich besonders auf das Eigenthumsrecht bezogen, und machte sie bekannt mit der Verehrung der Götter. Ueberall (in Aethiopien, Arabien, Indien, Vorderasien, in Thracien und Macedonien soll er gewesen seyn) zog er umher, um durch die Gewalt der Rede und durch die Macht der Musik Gesittung zu verbreiten. Während des O. Abwesenheit herrschte Isis über Aegypten und zwar mit solcher Wachsamkeit, daß der seinem Bruder feindselig gesinnte Typhon keine Unruhen anfangen konnte. Aber nach der Rückkehr des Herrschers verschwor er sich, in Verbindung mit einer äthiopischen Königin Oso, mit 72 Gleichgesinnten, zu dessen Untergange. Er nahm heimlich das Maß vom Körper des O. und ließ darnach einen prächtigen Mumiensarg verfertigen, den er dann bei einem Gastmahle zur Schau aufstellte. Als Alle die schöne Kiste bewunderten, versprach sie Typhon Demjenigen zum Geschenk, dessen Körper in sie hineinpassen würde. Alle legten sich hinein, aber nur für O. war sie passend. Sobald nun dieser darin lag, schlugen die Verschworenen den Deckel zu, vernagelten die Kiste, indem sie zugleich heißes Blei hineingossen, und warfen dieselbe in den Nil. Isis suchte nach dem Sarge, der bei Byblus an das Land geworfen worden war; nachdem sie ihn gefunden hatte, verbarg sie ihn an einem sicheren Orte. Typhon aber entdeckte denselben und zerschnitt den Körper in 14 Theile, die er überall hin zerstreute. Isis suchte dieselben wieder und fand auch alle Stücke, bis auf das männliche Glied, welches unterdessen die Fische verzehrt hatten. Dafür ließ sie nun ein anderes aus Feigenholz bilden und begrub den Sarg auf Philä. O. erschien hierauf aus der Unterwelt seinem Sohne Horus und forderte ihn auf zum Kampfe gegen Typhon. Dieser wurde gefangen, gebunden u. der Isis übergeben; als ihn diese wieder frei ließ, erregte er neuen Streit, wurde aber endlich in zwei Schlachten gänzlich besiegt. Nach Plutarch bedeutet das Einschließen des O. in den Sarg das Verschwinden des Nilwassers; doch faßt er den O. auch allgemeiner als das Princip des Schaffenden, als den Geber des Guten, während er in Typhon die feindliche und zerstörende Gewalt der Natur erkennt. Nach ihm sind Auge und Scepter Symbole des O.; ein schwarzer Stier in Memphis mit bestimmten weißen Flecken ist das Bild seiner Seele. Mag nun auch der Mythus des O. sich theilweise auf das Austreten und Versinken des Nils beziehen, so liegt ihm doch eine weit tiefere Anschauung zu Grunde. Isis wird aufgefaßt als die Mutter Erde, als empfangende Naturkraft, und ihr gegenüber bedeutet O. die der Erde einverleibte Zeugungskraft der Sonne. Wenn das Leben auf der Oberwelt erstorben ist, herrscht O. mit Isis in der Unterwelt, lebt aber auf der Oberwelt fort in seinem Sohne Horus, in dem er sich immer wieder erneuert. Abgebildet ward er auf verschiedene Art, z. B. als Gott mit dem Scepter von Oberägypten, geschmückt mit zwei Ammonsfedern, oder in Mumienform, mit der Krone von Oberägypten, dem Scepter von Aegypten, der Herrschergeißel, oder als Gott in ganz roher Form, mit Königsscepter und Geißel, auf dem Haupte den Nilmesser.

Osismii, Volk in Gallia Lugdunensis, an der äußersten Nordwestküste um das Vorgebirge Gobäum (in der Gegend von Carhaix und Brest), mit dem Hauptort Vorganium.

Oskar (d. i. Sohn des Gebirgs), Joseph Franz, König von Schweden und Norwegen, den 4. Juli 1799 in Paris geboren, als sein Vater noch Marschall und Prinz von Pontecorvo war, ward nach dessen Ernennung zum Kronprinzen von Schweden 1810 zum Erbprinzen des Reiches und zum Herzog von Südermanland ernannt, welchen Titel Karl XIII. bis zu seiner Thronbesteigung geführt hatte. Seit dieser Zeit gänzlich nach Schweden verpflanzt, erhielt er durch die Fürsorge seines Vaters und unter der Leitung des zu seinem Gouverneur ernannten Grafen Ederström, des damaligen Privatdocenten Tannström zu Lund und des Dichters Atterbom eine höchst sorgfältige, im nationalen Sinne geleitete Bildung und erlangte vor Allem eine gründliche Kenntniß der schwedischen Sprache, die Karl Johann nie erreichte. Er bethätigte sich auf diese Weise selbst als Schriftsteller und trat vorzüglich in national-ökonomischer Beziehung als solcher auf, wie denn seine Abhandlungen über Volkserziehung, die 1839 in der schwedischen Staatszeitung abgedruckt wurde, und „Ueber Strafvorfahren u. Gefängnißwesen“ (Stockh. 1841, deutsch von Julius, Leipz. 1841), selbst bei der Opposition Beifall fanden. Seit 1811 Oberstlieutenant in der Svea-Leibgarde, ward er 1818, nach der Thronbesteigung seines Vaters, Kronprinz von Schweden, Großadmiral des Reichs, Generallieutenant und Chef der ersten Kavalleriebrigade, außerdem Kanzler der Universitäten Upsala, Lund und Christiania. Erstere bezog er 1819 selbst und gab ihr viele Beweise des Wohlwollens. Im Jahre 1822 machte er eine Reise nach Deutschland und Italien und vermählte sich 1823 mit Josephine Maximiliane Auguste Eugenie, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg; 1824 ward er Vicekönig von Norwegen u. 1826 Großmeister der Artillerie. Im Jahre 1828 führte er während einer Krankheit seines Vaters die Regentschaft, unternahm 1830 eine Reise nach Rußland und ward 1833 Generalbefehlshaber im 4. Artilleriedistrikt. In allen diesen verschiedenen Stellungen erwarb er sich die Liebe des Volkes in solchem Grade, daß man mit dem vollsten Vertrauen der Zeit entgegenblickte, wo er den Thron seines Vaters besteigen und die zuversichtlich gehofften zeitgemäßen Reformen eintreten lassen würde. In der That legte er, als er am 4. März 1844 den Thron bestieg, mehre zeitgemäße Reformen in liberalem Sinne den Ständen vor, doch entsprachen die Ergebnisse der durch ihn veranlaßten Berathungen über die Revision der Verfassung den gehegten Erwartungen nicht (s. Schweden, Gesch.). Im

Digitized by Google

Jahre 1852 unternahm er eine größere Reise nach dem Festlande. Seit Jahren von schweren Leiden heimgesucht, † er den 8. Juli 1859. O. war auch Komponist; man hat von ihm eine Oper, Lieder, Walzer und Märsche. Aus seiner Ehe entsprangen 5 Kinder: Karl Ludwig Eugen, Kronprinz und Herzog von Schonen, geb. am 3. Mai 1826; Gustav Franz Oskar, Herzog von Upland, geb. am 18. Juni 1827; Oskar Fredrik, Herzog von Ostgothland, geb. am 21. Januar 1829; Charlotte Eugenie Auguste Amalie, geb. am 24. August 1830; Nikolaus August, geb. am 24. August 1831.

Osker, Volk, s. Osci.

Oskol, 1) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kursk, am linken Ufer des Oskol, hat 3 Kirchen, einige Branntweinbrennereien und 2000 (nach And. 5000) Einw. — 2) (Starosk.), d. h. Alt-O.), Kreisstadt daselbst, an der Mündung der Oskolka in den Oskol, hat eine Kreisschule, 8 Kirchen, ein Kloster, 11 Ziegelbrennereien, Handel und 6000 (nach And. 7000) Einw. In der Umgegend viele Obstgärten.

Oskulation (v. Lat.), das Küssen, in der Mathematik Berührung einer krummen Linie oder Fläche mit andern solchen; daher Oskulationskreis (circulus osculator), Kreis, welcher mit einer Kurve außer einem bestimmten Berührungspunkte noch andere Berührungs- oder Durchschnittspunkte gemeinschaftlich hat.

Osma (Burgo de O.), Hauptstadt eines Distrikts in der spanischen Provinz Soria, Eisenbahn und Bischofssitz, am Ucero, mit Mauern umgeben, hat eine schöne Vorstadt, Kathedrale, einen bischöflichen Palast, ein bischöfliches Seminar, Kollegium, Kloster, stark betriebene Landwirthschaft und 4000 Einw.; in der Nähe das Schloß Calaroga (Calarunga), Geburtsort des heil. Dominicus, Stifters der Dominikaner. Hier 938 Schlacht zwischen dem König Ramiro von Leon u. dem Saracenen Abdorrhaman von Cordova, wobei letzterer geschlagen und sein Lager erobert wurde.

Osman (d. i. der Beinbrecher), 1) O. Ibn ol Affan, aus dem Geschlechte der Ommajaden und dem Stamme der Koreischiden, regierte als 3. Khalif von 644—656; s. Khalif. — 2) O. I., mit dem Beinamen Elghazi (der Eroberer), erster Sultan der Türken, die sich nach ihm später Osmanen nannten, u. Begründer des osmanischen Reichs, geb. 1258, † 1326; s. Türkisches Reich.

Osmanen (Osmanli), Anhänger oder Kinder Osmans, s. v. a. Türken, nach Osman I., dem Gründer ihres Reichs, benannt.

Osmanisches Reich, s. v. a. Türkisches Reich.

Osmazom (Fleischextrakt, thierischer Extraktivstoff), veralteter Name einer von Thouvenel entdeckten, in Weingeist und Wasser löslichen Substanz, die als gewürzhaft riechendes, nach Fleischbrühe schmeckendes Extrakt erhalten wird, wenn man thierische Substanzen, besonders Fleisch, mit Wasser auskocht, aus dem Dekokt den Leim durch Weingeist niederschlägt und die Flüssigkeit abdampft. Es besteht aus Salzen und verschiedenen Substanzen, wie Kreatin, Kreatinin, Inosinsäure, Milchsäure ꝛc. zum Theil Zersetzungsprodukten, in geringen Mengen.

Osmites (Kampher-Maasliebe), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Sträucher auf dem Kap, von denen die bekannteste: O. Asteriscoides L., punktirte K., mit lanzettförmigen, fliz̃igen, punktirten, kaum gezähnten Blättern. Das ganze Gewächs riecht äußerst stark kampherartig und wird auf dem Kap als ein erhitzendes, schweißtreibendes, zertheilendes und reizendes Arzneimittel innerlich und äußerlich gebraucht. Auch bereitet man einen sehr kräftigen Spiritus daraus, welcher in den dortigen Apotheken unter dem Namen Spiritus Bellidis vorräthig ist. Die Osmiten werden im Gewächshaus in der Temperatur der übrigen Kappflanzen gehalten und verlangen im Sommer starke Befeuchtung. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge oder durch Samen.

Osmium, eines der fünf Metalle, welche das Platin begleiten, gleichzeitig mit dem Iridium 1803 von Tennant entdeckt, bildet meist in Verbindung mit Iridium (als Osmiumiridium) die sehr harten schwarzen Körner, die bei Behandlung des Platinsandes mit Königswasser ungelöst zurückbleiben. In neuerer Zeit hat die Chemie sehr vollkommene Methoden zur Abscheidung desselben aus dem Osmiumiridium kennen gelehrt. Es hat ein spezifisches Gewicht von = 10, ist von bläulichweißer Farbe, in dünnen Blättchen biegsam und läßt sich leicht pulverisiren. Durch Erhitzen erleidet es beim Ausschluß der Luft keine Veränderung, läßt sich aber beim Zutritt der Luft sehr leicht entzünden und verbreitet bei seinem Verbrennen einen eigenthümlichen, unangenehmen, von der gebildeten, sehr giftigen Osmiumsäure herrührenden Geruch. Am leichtesten wird es von rauchender Salpetersäure in Osmiumsäure übergeführt. Letztere hat die Eigenschaft, die Weingeistflammen leuchtend zu machen. Das Osmiumiridium läßt sich mit Zink, Zinn, Wismuth, Blei, Kupfer, Silber und Gold zusammenschmelzen und gibt mit Eisen ein bläuliches Gemisch, welches sich gleich dem Stahle härten läßt und sehr langsam rostet. Gold und Kupfer werden durch O. sehr dehnbar und in Salpetersalzsäure leicht löslich. Stahl, welchem O. oder Osmiumiridium beigemischt ist, zeichnet sich durch große Härte und Festigkeit aus und ist dem Rosten sehr wenig unterworfen. Anwendung hat das O. sonst noch nicht gefunden.

Osmologie (v. Griech.), Geruchlehre, besonders Lehre von den Riechstoffen.

Osmunda (Traubenfarrn), Pflanzengattung aus der Familie der Farren, in Europa, Asien und Amerika, von deren Arten die ausländischen zum Theil zur Zierde in den Gewächshäusern dienen. O. regalis L., königlicher T., Königsfarrn, Walpurgiskraut, mit doppelt gefiedertem, am obern Theile Früchte tragendem Wedel, dessen fruchttragende Spitzen, Juli Osmundae, und das weiße Mark des Stockes, Medulla Radicis Osmundae, als zusammenziehend u. als Wundmittel gebräuchlich waren. Der Stock wurde besonders auch gegen Bandwürmer, Skropheln, Gicht, Leberkrankheiten, Kolliken und Rhachitis gerühmt. In neuerer Zeit ist wieder das Extrakt des Stockes, Extractum Radicis Osmundae, gegen Rhachitis

Digitized by Google

empfohlen worden. O. spectabilis *Willdw.*, ansehnlicher A., in Nordamerika, ist der vorigen Art sehr ähnlich. In der Heimath wendet man den schleimigen, bitterlich-zusammenziehenden Stock (radix), besonders bei Auszehrungen an.

Osnabrück, Landdrostei im Königreich Hannover, umschlossen von Ostfriesland, Oldenburg, Hoya, der preußischen Provinz Westphalen und Holland, besteht aus dem Fürstenthum O. (42,284 □M.), der Niedergrafschaft Lingen (14,522 □-Meilen), dem Herzogthum Aremberg-Meppen (40,164 □Meilen) und der Grafschaft Bentheim (16,759 □Meilen) und umfaßt daher 113,729 □-Meilen mit (im Dec. 1855) 259,821 Einw. Die Landdrostei besteht aus lieblichem Berg- und Hügelland im Südosten u. flachem Sand-, Heide- u. Moorboden im Westen, so daß es aus den Berg- u. Hügellanden des Ostens westwärts über die Ems abfällt, durchzogen von einem Ausläufer des Wesergebirges, dem Kappelgebirge, das Hunte- und Hasequellen scheidet und sich nordwestlich verliert, und dem Osning, der das Land im Süden der Hauptstadt Osnabrück durchzieht und dessen letzte Hügel jenseits der Ems in Bentheim liegen. Alle Gewässer laufen zum deutschen Meere ab; den Hauptabzug dahin aber macht die Ems, die durch das Sandmeer Lingens u. Meppens zieht, jedoch im Süden fast nur im Frühlinge schiffbar ist. Ihr gehen Hase und Ratte zu; die Hunte läuft nordwärts der Weser zu; am östlichen Ende der Provinz fließt die schiffbare Vecht nach Holland zum Zuydersee. Unter den vielen schiffbaren Entwässerungs- oder Veenkanälen in den Mooren verdient der für Seeschiffe gangbare von Papenburg Erwähnung. Die Bewohner sind sächsischen Stammes und reden die plattdeutsche Mundart. Die alten Sassenwohnungen sind nirgends in solcher Vollkommenheit erhalten als im Osnabrückschen. Sie stehen zumeist nicht in geschlossenen Dörfern, sondern nach uralter Germanensitte zerstreut, jedes umgeben vom Kamp (Hofraum), von Acker- und Wiesenfeld und Gehölz. Mehre solcher Bauernschaften machen ein Kirchspiel aus. Der eigentliche Bauernstand zerfällt in zwei geschiedene Stände: die Kolonen oder Grundbesitzer und die Heuerlinge. Markentheilung und Ablösung haben neuerdings den Kolonen zu einem früher nie gekannten Wohlstande verholfen. Der Landbau beschränkt sich auf Roggen, Buchweizen, Hafer, ein wenig Weizen, dann Flachs, Hanf, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Kohl, Rüben, denen der Boden, durch die Asche abgebrannter Heide nothdürftig befruchtet, spärliche Nahrung reicht. Obstbau ist kaum zu nennen; reichlich dagegen gewähren die Heiden ihre Beeren. Ein gewinnreicheres Geschäft ist die Viehzucht. Pferd und Rind sind überall in der Wirthschaft, besonders häufig aber ist das Schwein, das Schinken und Speck auch zur Ausfuhr liefert. Zahlreich sind die Schafheerden und die Bienenstöcke in den endlosen Heiden. Von Mineralien kommen viel Steinkohlen, Eisenerze, Sand und Kalksteine, Töpfer- und Ziegelthon, Bolus, Ocker, schwarze Kreide, Schwerspath vor. Eine bedeutende königliche Saline besteht in Rothenfelde in Verbindung mit einem stark frequentirten Seebade. Ueberreich ist die Provinz an Torf, der den Mangel an Wäldern ersetzt. Flachs- und Hanfspinnerei ist das wichtigste Geschäft in allen Nebenstunden und die wahre Goldgrube des Landes; dazu gesellt sich überall die Weberei des bekannten Löwendleinen, welches in alle Welt verführt wird und jährlich gegen 600,000 Thlr. ins Land bringt. Aber obwohl noch außerdem allerhand Kunstgewerbe in den Städten, auch Schiffbau, Schifffahrt und Handel viele Hände beschäftigen, so bleibt doch eine ansehnliche Zahl kräftiger Menschen ohne zureichenden Verdienst, die zum Theil schaarenweise nach Holland zum Grasmähen, Ernten ꝛc. wandern.

Die Stadt O., Hauptstadt des Fürstenthums u. der Landdrostei, liegt in einem ziemlich fruchtbaren Thale an der Hase und ist der Sitz der Landdrostei, eines Obergerichts, einer Steuerdirektion, eines evangelischen und eines katholischen Konsistoriums. Die Stadt ist mit Wall und Gräben umzogen und besteht aus Alt- und Neustadt. Unter den 4 großen schönen Pfarrkirchen zeichnen sich der Dom und die St. Marienkirche aus. Jener, ein byzantinischer Bau, begonnen im 12. und vollendet im 14. Jahrhundert, enthält eine Menge bischöflicher Grabmäler und viele Reliquien, unter denen die Gebeine der Märtyrer Crispinus und Crispinianus, das Schachspiel, ein Kamm und ein eiserner Krückstock Karls des Großen. Die St.-Marienkirche, ein prachtvoller gothischer Bau aus dem 14. Jahrh., enthält Mösers Grab, dessen ehernes Standbild seit 1836 den Domplatz ziert. Auf dem Rathhause verdient Beachtung der Saal, in dem der Friede von 1648 verhandelt wurde, mit den Porträts der Friedensunterhändler. Bemerkenswerth sind noch die katholische Mädchenschule (ehedem Domschwesterkloster), das aufgehobene Dominikanerkloster, das Krankenhaus, die lutherische Katharinenkirche. In der weitläufigen, mit vielen Gärten und Plätzen versehenen Neustadt befinden sich die katholische Kirche, das 1665 erbaute Schloß, das Zuchthaus, das Schauspielhaus ꝛc. Unter den Anstalten der Stadt sind sehr viele wohlthätige Stiftungen aus frühen Zeiten, auch 3 Waisen- und 4 Armenhäuser; für die Jugendbildung bestehen: ein katholisches und ein lutherisches Gymnasium, zwei Schullehrerseminare u. mehre Stadtschulen. Die Gewerbe der Stadt sind, neben den gewöhnlichen handwerklichen u. städtischen, einige Fabriken, namentlich für Tabak, grobes Tuch, Papier und Tapeten, Leder, Leinwand, Mineralfarben, Cäment, Wachswaaren, Seife; ferner finden sich Färbereien und Brennereien, eine Zuckersiederei, Maschinen- und Kupferschenbau, eine Erzgießerei und in der Nähe ein Steinkohlenbergwerk. Von Wichtigkeit ist immer der Handel der Stadt gewesen; vorzüglich ins Große ging der Binnenhandel, der auch jetzt noch ziemlich bedeutend ist. Indessen ist O. vorwiegend eine Ackerbaustadt, und darauf beruht vorzugsweise seine Wohlhabenheit. Die Stadt war schon 772 eine fränkische Missionsanstalt, erhielt 888 Markt-, Zoll- und Münzrechte, war bereits 1082 mit Mauern umgeben, trat der Hansa bei, war aber nie freie Reichsstadt. Im 15. Jahrh. stand sie in ihrer höchsten Blüthe, sank aber seit 1521 u. begann erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich

Digitized by Google

wieder zu heben. Vgl. J. Möser, Osnabrückische Geschichte, in dessen „Sämmtlichen Werken" (herausgegeben von B. R. Abeken, Bd. 6—8, 1842—43); Friderici und Stüve, Geschichte der Stadt O., Osnabr. 1816—26, 3 Bde.

Das Bisthum O., vielleicht das älteste in Westphalen, wurde von Karl dem Großen bald nach der Besiegung des Sachsenherzogs Wittekind 783 gestiftet. Der erste Bischof war Wiho, ein Friesländer, zu dessen Sprengel die Länder zwischen der Ems und Hunte gegeben wurden. Nach Heinrichs I. Tode im Anfang des 15. Jahrh. erlangten die Landstände das Recht einer Mitwirkung bei der Bischofswahl. Der Bischof Franz mußte ein Jahrhundert später denselben auch das Recht der Abgabenbewilligung einräumen. Er belagerte und unterwarf die Wiedertäufer in Münster, öffnete dagegen der Reformation den Zugang in sein Stift und trat selbst dem schmalkaldischen Bunde bei, kehrte jedoch in den Schooß der Kirche zurück und mußte das Interim annehmen. In dem westphälischen Frieden wurde festgesetzt, daß O. abwechselnd einen evangelischen Fürstbischof, und zwar aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg, haben solle. Während der Regierung des evangelischen Bischofs sollte die Ausübung der geistlichen Gerechtsame jedes Mal dem Kurfürsten von Köln als Metropoliten übertragen werden. Unter den drei evangelischen Bischöfen war Ernst August II. nachmals erster Kurfürst von Hannover; der letzte, Friedrich, Herzog von York, trat zufolge des Reichsdeputationshauptschlusses das Bisthum 1803 an Hannover ab. Nach dem tilsiter Frieden ward das Land zum Königreich Westphalen geschlagen, in welchem es den westlichen Theil des Departements der Weser bildete, und 1810 dem französischen Kaiserreiche, in dem es unter dem Namen des Arrondissements O. und Quakenbrück einen Theil des Departements der Oberems ausmachte. Die jetzige Diöcese O., welche die ganze Landdrostei und Ostfriesland umfaßt, steht unter dem Bischof von Hildesheim, der insgemein den osnabrückischen Weihbischof zu seinem Generalvikar bestellt. Vgl. Stüve, Geschichte des Hochstifts und Fürstenthums O., Osnabrück 1789.

Osnabrückischer Friede, s. v. a. Westphälischer Friede.

Osona, Don Francesco de Moncada, Conde de, klassischer Geschichtschreiber der Spanier, geboren 1586 zu Valencia, wo sein Großvater als Vicekönig residirte, ward Staats- und Kriegsrath, Gesandter in Wien, Obersthofmeister der Infantin Klara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und Oberbefehlshaber der dortigen spanischen Truppen. Er fiel 1635 bei der Belagerung der klevischen Festung Gock. Sein Hauptwerk: „Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos" (Barcelona 1623, n. Aufl., Madrid 1777 und 1805, auch in Ochoa's „Tesoro de historiadores españoles," Paris 1840, und in Jaime Tio's „Tesoro de los autores illustres", Barcelona 1841) ist durch lebendige Darstellung und meisterhaften Styl ausgezeichnet.

Osrhoenisches Reich, s. Edessa.

Osruschnah, Hauptstadt eines Khanats in Turkestan, am Kisil, nordwestlich von Samarkand, von wo die Karawanen nach Khokand hier durchziehen, hatte sonst 70,000 Einw., ist aber jetzt weit weniger bevölkert.

Ossa, jetzt Kissavo, Gebirg in der thessalischen Landschaft Magnesia, an der Küste des thermäischen Busens, vom nordwestlichen Olympus durch das Thal Tempe getrennt, im Südosten mit dem Pelion zusammenhängend (daher die Mythe von der Aufeinanderthürmung des O. und Pelion auf den Olympus), war das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt und nach der Meinung der Alten Sitz der Centauren und Giganten.

Ossa, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Perm, am Einfluß der Ossanka in die Kania, meist mit hölzernen Häusern, hat 2 Kirchen, ein Hospital, Eisen- und Kupferhüttenwerke.

Ossa (lat.), Plural von Os, Knochen, Gebeine.

Ossegk, Städtchen im österreichisch-böhmischen Kreis Eger, Bezirkshauptmannschaft Teplitz, am Fuße des Erzgebirges, 5 Stunden von Teplitz, Sitz eines Bezirksgerichts, mit 1000 Einwohnern, ist besonders bekannt durch die gleichnamige reiche Cistercienserabtei, deren erste Stiftung durch den Wladiken Milgost erfolgte, mit schöner Klosterkirche und herrlichem Garten. Außerhalb des Klosters liegt eine auf Rechnung desselben betriebene Wollenzeuchmanufaktur, welche während ihrer Blüthezeit von 1700—1780 über 800 Menschen beschäftigte. Unweit des Ortes befinden sich die Trümmer der Riesenburg.

Ossenbeek, Jan oder Josse, berühmter Landschafts-, Thiers und Bambocciandenmaler, Kupferätzer und Radirer, geboren zu Rotterdam um 1627, bildete sich in Italien und verweilte längere Zeit in Rom, wurde dann kaiserlicher Hofmaler in Wien, lebte später in anderen deutschen Städten, z. B. Frankfurt ꝛc. und zuletzt in Regensburg, wo er 1678 †. Seine Arbeiten haben zum Theil Aehnlichkeit mit denen des Peter de Laar, sind aber edler gehalten und in der Komposition angenehmer. O. malte besonders Jahrmärkte, Volksfeste und ähnliche Gegenstände mit zahlreichen Figurengruppen und vereinigte in seinen Darstellungen holländischen Fleiß mit italienischer Freiheit und Leichtigkeit.

Osseten, ein in den Westgebängen des Kaukasus wohnendes, gegen 40,000 Seelen zählendes Bergvolk, grenzen im Westen an die Tscherkessen, im Süden an die Georgier, im Westen an Imerethi und im Norden an die Tscherkessen. Ihre Wohnplätze erstrecken sich gegen Süden tief in Georgien hinein und im Norden bis an die Quellen der Flüsse Tschebauqua und Leksen. Die O. selbst nennen sich Ir oder Iron und ihr Land Ironsag oder Ironistanz bei den Tataren heißen sie Oß oder Tauli, d. i. Bergbewohner, bei den Tscherkessen Kuscha, bei den mizdhegischen Völkern Hiri, bei den Lesghiern Osi oder Os, bei den Georgiern Ossi oder Owssi, sowie ihr Land Ossethi, woraus die Russen Ossetinzi (Assetinzi) gemacht haben. Sie sind ein uraltes Stammvolk, das von allen umwohnenden Stämmen völlig verschieden ist, nach Einigen die Asfai des Plinius oder die Kossäi (Ghossi) des Moses Chorenensis, nach Klaproth die medischen Sarmaten der Alten und die

Digitized by Google

Alanen und Assen des Mittelalters. Die noch heute von ihnen geredete Sprache ist von der der übrigen Kaukasier gänzlich verschieden und eine der ältesten der Welt; sie enthält Wurzelworte für alle Sprachen Europa's (vielleicht nur mit Ausnahme der finnischen), sowie für das Persische und Medische. Eine Grammatik und ein Wörterbuch lieferte Sjögren (Petersburg 1844). Vgl. Bopp, Ueber die kaukasischen Glieder des indogermanischen Sprachstammes, Berlin 1847. Sie sind körperlich wohlgebildet, von mittlerem, aber starkem und kraftvollem Wuchs, mit blonden oder röthlichbraunen Haaren und blauen Augen. Die Frauen sind dagegen meist klein und wenig schön. Die O. sind minder tapfer als die übrigen Bergvölker und melden deshalb auch sehr sorgsam die Nähe der Lesghier und Tscherkessen, bei denen sie sehr verachtet sind. Die Gastfreundschaft handhaben sie so gewissenhaft, daß jeder Verletzer derselben, an Händen und Füßen gebunden, von einem Felsen gestürzt wird. Sie sind aber diebisch u. die ärgsten Straßenräuber des Kaukasus, auch nachlässig im Arbeiten, Vielredner u. große Zänker. Außer der Flinte führen sie ein Schwert (Achsar oder Kfargard), eine Pistole (Dambutza) und einen breiten, 2schneidigen Dolch (Kama) als Waffen. Sie wohnen theils in kleinen Dörfern (Kau oder Gau), theils in einzelnen Häusern im Gebirge. Ihre Dörfer sind von Mauern und 4—5 Thürmen umgeben; ein 6. in der Mitte dient bei Angriffen als Zufluchtsort. Das Innere der Häuser ist dunkel, kahl und unreinlich. Die O. kennen das Düngen des Aeckers, Pflug und Egge, bauen hie und da etwas Gerste, Hafer und Korn in der Nähe ihrer Wohnungen, treiben ansehnliche Viehzucht (Schafe), brauen Bier aus Gerste und Branntwein aus Roggen und Gerste, verfertigen Metallwaaren, Pulver, Tuch rc. Die ossetische Kleidung ist der tscherkessischen ähnlich und besteht in einem kurzen Hemd (Chabon), mitunter Beinkleidern (Chalaf), und einem tscherkessischen Ueberrock (Tzuka) von grobem Tuch. Der von ihnen gefertigte Schafkäse bildet einen Hauptausfuhrartikel und ist in ganz Georgien sehr geschätzt. Uebrigens sind die O. sehr arm. Sie haben Fürsten und Aelteste (Eldar) theils nach Erbrecht, theils nach Volkswahl, erkennen jedoch die Oberherrschaft Rußlands an. Ein gemeinschaftliches Oberhaupt haben sie nicht; sie hängen nur noch durch Sprache, Sitten, Stamm- und Familienverwandtschaft zusammen. Ihre Religion ist ein seltsames Gemisch von Mohammedanismus, von Christenthum, zu dem sie sich früher bekannten und welches die Georgier unter ihnen verbreitet haben, und von heidnischen Gebräuchen. Tempel und öffentlichen Gottesdienst haben sie nicht, und den 7. Wochentag feiern sie bloß dadurch, daß sie von Sonnabend bis Montag früh barhaupt gehen. Die Russen versuchten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sie zum Christenthum zu bekehren, und gründeten ein Kloster in Ossetien; als aber ein Geistlicher desselben die Frau eines Eingeborenen schändete, zerstörten die O. das Kloster, und seitdem beschränkt sich die Scheinbekehrung auf einzelne Flüchtlinge, die vor der Blutrache, welche bei den O. sehr gewöhnlich ist, nach Mosdok entweichen. Die O. theilen sich in die beiden Hauptstämme Takaur und Ahmet. Hauptort ist die Festung Dariel. Die O. waren in älterer Zeit ein mächtiges Volk, das unter Einem Oberhaupt einen großen Theil des Kaukasus und die ebenen Steppengegenden bis zum Don und zur Wolga bewohnte und beständig mit dem grusinischen Königreich, ja selbst mit den Armeniern Krieg führte. Die georgische Königin Thamur (Tamar, 1171—1198) unterwarf sich den ganzen westlichen Kaukasus bis zum schwarzen Meere hin, also auch Ossetien, und bekehrte seine Bewohner zum griechischen Christenthum. Als aber die Mongolen unter Dschingiskhan in Georgien einfielen, ward der Kaukasus wieder frei. Batu-Khan trieb die O. aus den Ebenen der jetzigen Kabarda in das hohe Gebirg des Kaukasus, wo sie sich in den Felsenthälern anbauten. Timur besiegte sie und setzte einen Emir über dieselben. Später führten die O. Krieg mit den krimmschen Khans und wurden noch mehr aus den niedrigen Gebirgen verdrängt, besonders durch die Tscherkessen, die sich an ihrer Statt in den beiden Kabarda's niederließen. Vgl. J. G. Kohl, Reisen in Südrußland, Dresd. u. Leipz. 1841, 1. Bd.

Ossian (gälisch Oisian), berühmter celtischer Barde, dessen Name bereits von Giraldus Cambrensis im 12. Jahrhundert erwähnt wird, Sohn des Helden Fingal, lebte nach der gewöhnlichen Annahme im 3. Jahrhundert nach Chr. und soll mit andern berühmten Sängern des Alterthums das Schicksal der Blindheit getheilt haben. Daß es eine gälische Volksposie gab, als deren Urheber O. galt, war bereits aus Buchanans „Rerum scoticarum historia" (Edinburg 1582) bekannt, doch blieben die Erzeugnisse derselben aus Unbekanntschaft mit der Sprache der übrigen Welt lange Zeit gänzlich verschlossen; erst Hieronymus Stone veröffentlichte 1756 in dem „Scots Magazine" eine metrische Uebersetzung eines ossianschen Gedichts: „Bas Fhroich" (d. h. „Tod des Froach"), dessen Original mit Stone's literarischem Nachlasse an Chalmers überging und später von Mackenzie herausgegeben wurde. Allgemeineres Aufsehen erregte erst James Macpherson, der auf Home's Verlangen Bruchstücke gälischer Lieder übersetzte und unter dem Titel: „Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland and translated from the Gallic or Erse language" (Edinburg 1760) herausgab. Der große Beifall, den diese Dichtungen fanden, und die Unterstützung Home's, David Hume's, Richardsons und anderer Literaturfreunde veranlaßten Macpherson, eine Reise nach den Hochlanden zu unternehmen, die so ergiebig war, daß 1762 das Heldengedicht „Fingal" nebst 16 kleineren Gedichten und 1763 „Temora" nebst 5 kleineren erscheinen konnten, worauf er 1765 eine Gesammtausgabe unter dem Titel: „The works of Ossian the son of Fingal translated", veranstaltete, welche seit 1773 wiederholt abgedruckt worden ist. Unmittelbar nach dem Erscheinen dieser Gedichte erhoben sich Zweifel über ihre Aechtheit. Während Johnson, Shaw, Malcolm, Laing, Adelung gegen dieselbe auftraten, fanden sie an Blair, Graham, Sinclair,

Digitized by Google

Macdonald, Young, Cesarotti u. A. beredte Vertheidiger, die aber dennoch die scharfsinnigen und systematischen Angriffe, die vorzüglich von Laing ausgingen, nicht recht abzuweisen vermochten. Macpherson selbst war trotz vielfacher Aufforderungen nicht zu bewegen, die gälischen Originale zu veröffentlichen, und affektirte Verachtung gegen alle Die, welche seine Wahrhaftigkeit zu bezweifeln wagten. Um die Streitfrage zu einer Entscheidung zu bringen, beauftragte die edinburger „Highland society" 1797 eine Kommission mit der Ermittelung und Untersuchung aller Umstände, die zur Aufklärung der ganzen Angelegenheit irgendwie beitragen könnten; aber als Resultat der von Mackenzie geleiteten Untersuchung ergab sich nur, daß die Gedichte und Fragmente von Gedichten, welche die Kommission erlangt habe, oft den wesentlichen Inhalt, bisweilen sogar den wörtlichen Ausdruck von Stellen in Macphersons Gedichten enthielten, aber sie war nicht im Stande gewesen, ein einziges Gedicht sich zu verschaffen, das nach Titel und Inhalt mit den macphersonschen dasselbe gewesen wäre. Macpherson ließ sich zwar von der Gesellschaft 1200 Pfd. Sterl. bezahlen, um die Lieder in der Ursprache zu sammeln, die er doch, da er sie übersetzte, schon besitzen mußte; aber nach seinem Tode fanden sich diese Originale, zu deren Veröffentlichung er selbst eine Summe ausgesetzt hatte, nur in seiner eigenen Handschrift. Diese angeblichen Originale erschienen auf Kosten der londoner „Highland society" zu London 1807 (neue Ausgabe unter dem Titel „Dana Oisian", Edinburg 1818), mit einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung, und nach dieser ist die Uebersetzung von Ahlwardt (Leipzig 1811, 3 Bände) gearbeitet. Der Streit ruhte nun längere Zeit, bis 1829 die irische Akademie zu Dublin ihn wieder aufnahm und einen Preis auf die beste Untersuchung über die ossianschen Gesänge aussetzte. In Folge davon gingen von zwei des Gälischen vollkommen kundigen Iren, Oreilly und Drummond, zwei Abhandlungen ein, in welchen nachgewiesen ward, daß die angebliche Urschrift Macphersons nichts sey als eine Uebersetzung des englischen Originals in neugälischer Sprache und voller Fehler. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen sind enthalten in der kleinen Schrift: „Die Unächtheit der Lieder O.s und des macphersonschen O. insbesondere" (Leipzig 1840). von der unter dem Schriftstellernamen Talvj bekannten Therese Adolphine Luise Robinson; sie sind im Wesentlichen folgende: Es gab allerdings und gibt noch im Munde der Hochländer Lieder aus alter Zeit; diese aber sind meist irischen Ursprungs und mit den Hochländern selbst nach Schottland gewandert, auch finden sie sich zum Theil noch in Irland. Wenn nun auch die irischen Chronisten ihren Finn (Fingal, Finn der Fremde) in das 3. Jahrhundert setzen, so ist doch entschieden, daß die auf ihn bezüglichen Lieder höchstens bis in das 6. Jahrhundert hinauf gerückt werden dürfen, da in ihnen bereits christliche Heilige vorkommen und sie eine höchst verwickelte Form haben, die eine Verbindung von Alliteration und Assonanz ist. Macpherson mag alte Lieder benutzt haben, aber in einer Weise, welche sie ganz zu seinem Eigenthume gemacht hat, da in seinen Arbeiten oft kaum eine Aehnlichkeit mehr mit den alten Liedern zu finden ist, die den Charakter alter Volksdichtung, welche die Begebenheiten stets mit größter Klarheit hinstellt und auf empfindsame Naturschilderungen sich nie einläßt, unverkennbar an sich tragen. Den ossianschen Dichtungen mangelt Alles, was in der Volkspoesie uns fesselt und zur Bewunderung hinreißt: die plastische Kunst, die in Homer ihre höchste Entfaltung erreicht und wiederkehrt in den Nibelungen, und die eigentliche Kunst der Volksdichtung, in der knappsten Form eine Reihe von Thatsachen dem Leser vor das geistige Auge zu führen. Bei O. ist Alles aus Nebel und Mondschein geformt; seine Helden sind nicht Fleisch von unserem Fleische, aus ihrer Brust bebt uns kein verwandter Pulsschlag entgegen. Ihre wehmuthvollen Klagen berühren die zartesten Saiten unseres Herzens, aber sie klingen wie das Flüstern der Aeolsharfe aus unsichtbarer Ferne; sie umspinnen uns mit einem Netz von süßen Träumen, aber sie erheben uns nicht zu der freudigen Lust, der Befriedigung und Begeisterung, oder zu dem großen Schmerz, welche die Poesie als Wirkungen erzielen soll. Darum liegt diese Poesie der Melancholie unserem poetischen Bewußtseyn so unendlich fern. Und doch waren es gerade die ossianschen Dichtungen, die unsere in Unnatur versunkene deutsche Literatur, freilich auf Umwegen, der Natur wieder entgegenführten und dieses unser modernes poetisches Bewußtseyn erwecken halfen. Ihr erstes Bekanntwerden in Deutschland traf gerade in die Periode, wo durch Klopstock und seine Freunde die altdeutsche und nordische Mythologie in unserer Poesie an die Stelle der griechisch-römischen gesetzt werden sollte, und gab diesem Streben einen unendlichen Schwung. Einer der frühesten Gesänge in O.s Ton war Kretschmanns „Ringulph"; an diesen schloß sich Klopstocks „Hermannschlacht" an, der eine Unzahl Produktionen von untergeordneter Bedeutung folgten, bis Göthe in seinem „Götz von Berlichingen" die deutsche Poesie wieder auf geschichtlichen Boden versetzte und konkrete Gestalten auftreten ließ. Die hervorragendsten Uebersetzungen O.s sind eine italienische von Cesarotti (Padua 1763, 1772, 2 Bde. u. 1783, 4 Bde.), eine französische von Le Tourneur (Paris 1777, 2 Bde.), eine spanische von Ortin (Valladolid 1788), eine holländische von Bilderdyck (1806), eine polnische von Kraszki, deutsche von Denis (Wien 1768—1769, verbessert 1784, 5 Bde., 1791 bis 1792, 6 Bde.), E. von Herold (Düsseldorf 1775, Mannheim 1782, 3 Bde.), Petersen (Tübingen 1782 und 1808), Rhode (Berlin 1800, 3 Bde.), Stolberg (Hamburg 1806, 3 Bde.), Jung (Frankfurt 1808, 3 Bde.), Schubart (Wien 1808 und 1822, 2 Bde.), Förster (Quedlinburg 1827, 3 Bdchn.), Brinckmeyer (Leipzig 1839) und Ad. Böttger (Leipzig 1847). Illustrationen zum O. gaben J. K. Rubl (Penig 1805) und Harnisch (Berlin 1835). Vergl. Ginguené, Notice sur l'état actuel de la question relative à l'authenticité des poèmes d'O., 1810, 2 Bde.

Ossiculum (lat.), das Knöchelchen, Beinchen.

Digitized by Google

Ossieri (Oziere), Stadt auf der Insel Sardinien, Generalintendanz Capo di Sassari, südöstlich von Sassari, Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, 3 Klöster, ein Hospital, Getreidebau, Schafzucht, Handel und 8000 Einwohner.

Ossifikation (v. Lat.), s. Verknöcherung.

Ossolinsky, polnische Adelsfamilie, als deren erster Ahnherr Topor Starza aus den Zeiten der ersten poln. Könige genannt wird. Als Oberhaupt des Stammes erscheint Jegotha 1241; ein zweiter Jegotha war um 1283 Woiwode von Krakau. Derselbe hatte 2 Söhne, von denen der eine Stammvater des großen Geschlechts der Herren von Pilcza wurde, während der andere, Nagovius, Woiwode von Sendomir, durch seinen älteren Sohn Andreas das Geschlecht der Grafen von Tenczyn begründete. Nagovius' jüngerer Sohn, Jasko von Balice, war der Vater von Nikolaus, Kastellan von Wiślica, der als Erbauer des Schlosses Ossolin im Sendomirschen zuerst den Beinamen de Ossolin oder O. führt. Georg (Jerzy) O., dritter Sohn des Woiwoden Zbigniew von Sendomir, geboren 1595, studirte zu Gräz, bereiste dann die Niederlande, England, Frankreich und Italien, machte hierauf die Feldzüge gegen Rußland bis zum Waffenstillstande von Deulina mit und ging 1621 als Gesandter des Königs Siegmund nach England, wo er durch seine in der ersten Audienz beim König Jakob gehaltene Rede rauschenden Beifall erntete. Im J. 1629 nahm er wesentlichen Antheil an den Konferenzen von Altmark, durch welche Polen einen 6jährigen Waffenstillstand erlangte, und 1630 ward er Großschatzmeister der Krone, in welcher Stellung er die Wahl des Prinzen Wladislaw zum König von Polen durchsetzte und von nun an die Geschicke des Reichs nach außen und innen leitete. Auf einer Sendung nach Wien (1634) wurde er hier in den Reichsfürstenstand erhoben, nachdem schon vorher Papst Urban VIII. ihn zum Fürsten von Ossolin ernannt hatte. Auf dem Reichstage von 1635, auf welchem auch der 1634 mit Rußland von ihm abgeschlossene Friede von Mlaśma genehmigt wurde, fungirte O. als Marschall. Noch in demselben Jahre begab er sich, da der Waffenstillstand mit Schweden zu Ende ging, als Kriegsgouverneur nach Preußen, wo er im September durch den Vertrag von Stumsdorf die Verlängerung des Waffenstillstandes auf 26 Jahre zu Stande brachte; 1636 erschien er als Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg, um Ferdinands Wahl zum römischen Kaiser zu unterstützen und zugleich den Ehevertrag zwischen seinem König und der Erzherzogin Cäcilia Renata ins Reine zu bringen. Nach seiner Rückkehr legte er sein Krongroßschatzmeisteramt nieder, um Woiwode von Krakau zu werden. Im J. 1639 ward er zum Vicekanzler, 1643 zum Krongroßkanzler ernannt, präsidirte 1645 dem Religionsgespräche zu Thorn, durch welches Wladislaw eine Vereinigung zwischen Katholiken und Protestanten versuchte, setzte 1648 die Wahl des Prinzen Johann Kasimir durch und schloß mit den empörten Kosaken und Tataren den vortheilhaften Frieden vom 17. August 1649. Nochmals sollte er als außerordentlicher Gesandter nach Wien und Rom gehen, als er 1650 am Schlagflusse †. Seine Staatsreden gab Georg Förster (Danzig 1640) heraus. Sein Urenkel, Joseph Maximilian von Tenczyn, Graf von O., Sohn des Grafen Michael von Tenczyn-O., 1748 zu Mola Mielecka in der Woiwodschaft Sendomir geboren, ward im Jesuitenkonvikte zu Warschau erzogen, widmete sich frühzeitig dem Studium der vaterländischen Geschichte und Literatur und trat noch sehr jung in die literarischen Kreise, die Stanislaus August in Warschau um sich versammelte. Als Mitglied der galizischen Ständedeputation kam er 1789 nach Wien und erwarb sich durch seinen Eifer für die Erziehung adeliger polnischer Jünglinge in den österreichischen Instituten an Leopolds II. Hofe vielen Beifall. O. wählte Wien zu seinem bleibenden Aufenthalte, widmete sich fast ausschließlich nationalliterarischen Bestrebungen und machte sein Haus zu einem Sammelplatze aller Gelehrten, welche sich der slawischen Literatur widmeten. Unter Andern unterstützte er die Ausarbeitung des großen vergleichenden und kritischen Wörterbuches der polnisch-slawischen Sprache, welches unter dem Titel „Słownik Jezyka Polskiego" (Warschau 1807 bis 1814, 6 Thle.) erschien. Franz I. verlieh ihm in Anerkennung seiner Verdienste 1808 die Würde eines Geheimenrathes und 1809 die Stelle eines Vorstehers der kaiserlichen Hofbibliothek. Zur Begründung eines Nationalinstituts für Galizien in Lemberg bestimmte er seine mit äußerster Sorgfalt zusammengebrachte Bibliothek nebst seinen werthvollen Sammlungen an slawischen Alterthümern, einen bedeutenden Beitrag zum Ankaufe eines geeigneten Lokals und zur ersten Bauführung, sowie eine auf seine galizischen Besitzungen versicherte Rente von 7000 Gulden. Kaiser Franz vollzog 1817 die Stiftungsurkunde und übernahm das Protektorat über dies „ossolinskische Institut". O. † erblindet am 17. März 1826. Sein bedeutendstes Werk ist: „Wiadomosci historyczno krytyczne do dziejóro Literatury polskiéj etc." (Krakau 1815—1822, 4 Bde.). Während seiner Erblindung verfaßte er „Rosmyslania slepego" („Betrachtungen eines Erblindeten"). Erst 1852 erschienen in Krakau seine „Wieczory badenskie" („Badener Abende"), allerlei Erzählungen und humoristische Schriften nach Art des Decamerone.

Ossuña, Stadt im spanischen Königreich Andalusien, Provinz Sevilla, am Eingang eines fruchtbaren Thales, hat ein Schloß, 2 Kirchen, sonst 15 Klöster, 3 Hospitäler, ein Kollegium (aus der ehemaligen Universität entstanden), eine ökonomische Gesellschaft, Fabriken für seidene Zeuche, Leinwand, Leder und 15,000 Einwohner. In der Nähe ein Wald von mannshohen Rosmarinstauden.

Ossuña, Don Pedro, Tellez y Giron, Herzog von, spanischer Staatsmann, geboren 1579 zu Valladolid, kam als zweijähriger Knabe mit seinem Großvater nach Neapel, als dieser Vicekönig wurde, kehrte 1588 nach Spanien zurück und ging auf die Universität Salamanca, wo er sich ungewöhnliche Kenntnisse in der Mathematik, Architektur, Geographie, Geschichte und im Lateinischen erwarb. Als er darauf an Phi-

Digitized by Google

lipps II. Hof kam, fiel er durch die Dreistigkeit, mit welcher er seinem beißenden Witze freien Lauf ließ, beim König in Ungnade und ward nach Saragossa exilirt, wo er mit dem ebenfalls verwiesenen Sekretär des Königs, Juan Perez, in Berührung kam und diesem zur Flucht nach Frankreich behülflich war. Er selbst begab sich ebenfalls nach Frankreich und von da nach Portugal und kehrte erst nach Philipps II. Tode nach Spanien zurück. Hier verheirathete er sich mit der Tochter des Herzogs von Alcala, nahm den Titel eines Herzogs von O. an und erwarb sich die Gunst des bei Philipp III. in hohem Ansehen stehenden Herzogs von Lerma; den König dagegen, den er öffentlich den Großtambour des Reichs zu nennen wagte, brachte er so gegen sich auf, daß ihm der Hof verschlossen wurde. O. begab sich nach Flandern, schloß sich dem Connetable von Kastilien an, ward auf eigene Kosten ein Regiment, mit dem er 6 Feldzüge machte, und zeichnete sich eben so sehr durch Umsicht wie durch Muth aus. Eine Waffenruhe benutzend, besuchte O. den Hof des Königs Jakob I. von England und fand dort dieselbe günstige Aufnahme, wie früher bei Heinrich IV. in Paris; mehrmals mußte er mit dem König lateinisch disputiren. Durch die Bemühungen des Herzogs von Lerma ward ihm 1607 gestattet, an den Hof zurückzukehren; er ward Kammerherr, Ritter des goldenen Vließes und geheimer Rath des Königs. Durch seinen Einfluß bewog O. die Minister zur Anerkennung der Unabhängigkeit Hollands (1609). Als er im folgenden Jahre die Vertreibung der Moriscos (Mauren) in zwei Denkschriften als eine verderbliche Maßregel widerrieth, ward er von der Inquisition, die ihn ketzerischer Ansichten beschuldigte, in Anklagestand versetzt, doch ohne Erfolg für die Ankläger. Im J. 1611 als Vicekönig nach Sicilien geschickt, stellte er bald Ruhe und Ordnung daselbst her, brach die Macht der großen Barone und der in ihrem Solde stehenden Banditen, führte eine regelmäßige Gerechtigkeitspflege ein und wandte seine besondere Aufmerksamkeit der Belebung des Ackerbaues und Handels zu. Durch glückliche Unternehmungen zur See sicherte er die Insel gegen die Küstenräubereien der Türken, welche namentlich in einem 3tägigen Kampfe in der Nähe der Küste von Karamanien trotz ihrer bedeutenden Uebermacht geschlagen wurden. Nach seiner Zurückberufung (1615) blieb O. nur kurze Zeit in Spanien; denn schon 1616 ward er als Vicekönig nach Neapel geschickt. Auch hier erwarb er sich große Popularität, indem er der Willkür des Adels entgegentrat und seine Besoldung zur Unterstützung von Nothleidenden und zur Erlösung armer Schuldner verwendete, ein Aufwand, den er sich freilich von den Reichsständen wieder ersetzen ließ. Als 1617 die Feindseligkeiten zwischen dem Erzherzog Ferdinand und den Venetianern ausbrachen, erhielt O. den Befehl, den ersteren durch eine reichliche Truppensendung zu unterstützen; O. zog es jedoch vor, die Venetianer auf einer empfindlichen Seite anzugreifen, indem er ihren Handel im adriatischen Meere störte. Auch nach dem Frieden, welchen die Republik 1617 abschloß, setzte O. die Feindseligkeiten unter verschiedenen Vorwänden fort, so daß sein eigenmächtiges Verfahren selbst in Madrid Besorgnisse rege machen mußte. Als Philipp III. die Inquisition in Neapel einführen wollte, erklärte sich O. mit solcher Beharrlichkeit dagegen, daß man ihn des Trotzes gegen den König anklagte. Um den Sturm zu beschwören, vermählte er seine Tochter mit dem Herzog von Uzeda, der an seines Vaters, des Herzogs von Lerma, Stelle in Philipps III. Gunst eingerückt war. Dennoch gelang es endlich dem Kapuciner, Pater Laurentius von Brindisi, 1619 den König zur Entfernung O.'s zu bestimmen. Der in Rom residirende Kardinal Borgia wurde zu seinem Nachfolger ernannt. O. kehrte wie im Triumphzuge nach Madrid zurück, um sein Verhalten vor dem Könige zu rechtfertigen, und in der That gelang es ihm, Philipp III. wieder günstig für sich zu stimmen. Als aber nach Philipps III. Tode der Herzog von Uzeda den Hof verlassen mußte, ließ der neue Minister Olivarez auf Philipps IV. Befehl O. verhaften und ihm durch eine Kommission den Prozeß machen. Er † noch vor geendigter Untersuchung 1624 als Gefangener im Schlosse Almande, wie Einige behaupten, an Gift, das ihm seine Frau gegeben haben soll. Nach seinem Tode ward ein Urtheil, das ihn von allen Beschuldigungen freisprach und für des Königs treuesten Diener erklärte, verkündet. Sein einziger Sohn, Don Juan Tellez y Giron, folgte dem Vater in allen Majoraten und † als Vicekönig von Sicilien zu Palermo 1656.

Ost (Osten), s. Morgen und Orient.

Ostade, Adrian van, berühmter Maler und Radirer, wurde 1610 zu Lübeck geboren, gehört indessen durch Bildung und künstlerische Wirksamkeit der niederländischen Schule an. Er ging in früher Jugend nach Holland, war gleichzeitig mit Brauwer (s. d.), mit dem er sich auf das Innigste befreundete, Schüler von Franz Hals und empfing auch von Rembrandt Unterricht. Neben Teniers einer der Hauptmeister im Bambocciadenfach, arbeitete er lange zu Haarlem, bis die Annäherung der französischen Truppen ihn zur Rückkehr in seine Vaterstadt bestimmte. Indessen blieb er zu Amsterdam, wo er durch anhaltenden Fleiß ein ansehnliches Vermögen zusammenbrachte, und 1685 †. O.'s Darstellungen sind fast ausschließlich dem Kreise des Bauernlebens entlehnt. Ländliche Tanzplätze, Bauernhöfe und Ställe, das Innere von Bauernhütten und Schenken sind die Orte, wohin er seine Personen versetzt hat, die größtentheils derbe Bauernkerle, betrunkene Tabaksraucher oder mit ländlichen Arbeiten beschäftigte Bäuerinnen sind. Seine zahlreichen Werke sind mit Humor, Lebendigkeit u. Treue u. mit feiner Charakteristik aufgefaßt, und obschon alle seine Bilder etwas ins Bräunliche gehen, so sind doch der warme Ton, das klare Helldunkel, die Haltung und leichte Behandlung derselben wahrhaft bewundernswerth. Ein reizendes kleines Gemälde, worin der Künstler sich selbst neben seiner Frau, die er bei der Hand hält, und von acht Kindern umringt gemalt hat, besitzt das Museum zu Paris. Die Originalzeichnungen O.'s sind sehr gesucht; seine radirten Blätter stehen auf der Höhe

Digitized by Google

der Kunst aller Zeiten. Am besten haben Wischer und Suyderoef nach ihm gestochen. Sein Bruder und Schüler, Isaak van O., geboren um 1612, malte besonders Dorfansichten und Wirthshausscenen u. war noch 1645 thätig. Auch er erscheint als ganz origineller Meister in seinem Fache, der zwar in Feinheit des Helldunkels und an Weiche des Vortrags vom Bruder übertroffen wird, aber diesem oft in der Zeichnung und im Impasto überlegen ist. Die besten Werke von ihm befinden sich in England.

Ostangeln, s. Angelsachsen.

Ostaschkow (Ostaszkow), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, auf einer kleinen Halbinsel im Seeligersee, hat mehre Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten, Salz- und Branntweinmagazine, Gerbereien, Handel mit Salz, Getreide, Fleisch, Salzfischen, Häuten, Malz, Leder, Seife ꝛc. und 9000 Einw. Unweit der Stadt liegt auf der Insel Stolbno im Seeligersee das durch seine Bauart ausgezeichnete Kloster Nilowa.

Ostealgie (v. Gr.), der (nervöse) Knochenschmerz.

Ostende, stark befestigte Stadt in der belgischen Provinz Westflandern, an der Nordsee, durch Kanäle mit Brügge, Gent, Nieuport u. Dünkirchen u. durch Eisenbahnen mit Brüssel u. sämmtlichen Hauptpunkten des Königreichs verbunden, 3 Meilen westlich von Brügge, ist eine Festung 2. Ranges, die auf der Landseite unter Wasser gesetzt werden kann, u. hat einen geräumigen Seehafen, in dem aber größere Schiffe nur zur Fluthzeit u. mit Hülfe von Lootsen einlaufen können. Die Stadt ist gut gebaut, hat gerade, regelmäßige Straßen, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, ein schönes Stadthaus, eine Seeschule, ein Handelsgericht, eine Handelskammer, eine Börse, einen Leuchtthurm, Schiffswerfte, ein sehr besuchtes und gut eingerichtetes Seebad, Schiffbau, Fabriken für Leinwand, Segeltuch, Tabak, Lichter, Wachskerzen, Tandreherein, Bierbrauereien, Salzsiedereien, bedeutende Seefischerei (Austernfang, Stockfisch- u. Häringsfischerei), zu welcher O. 18—20 große Fahrzeuge ausrüstet, Handel mit landwirthschaftlichen Produkten, Wein, Liqueur, Wolle, Tuch ꝛc. und gegen 14,000 Einwohner. Auch ist die Stadt wichtig als Endpunkt einer Dampfschifffahrtslinie zwischen London und dem Kontinent. Einen herrlichen Spaziergang bietet der in neuerer Zeit angelegte Steindamm. O. hat fühlbaren Mangel an gutem Trinkwasser, das auf dem Kanal von Brügge herbeigeschafft werden muß. Es war lange ein offenes, unbedeutendes, nur von Fischern bewohntes Dorf; 1072 wurde es von Robert von Friesland zu Flecken erhoben, 1445 von Philipp dem Guten von Burgund mit Mauern umgeben. Nach dem genter Frieden vom 8. Nov. 1576 schlug sich O. zu der Partei der vereinigten Niederländer und ward bald darauf mit mehreren neuen Festungswerken versehen. Als sich der Herzog von Parma fast die ganze Provinz Flandern unterwarf, widerstand O. 1583 einem zweimaligen Angriff, und eben so wenig gelang es dem Herzog von Anjou, sich zum Herrn von O. zu machen. Am berühmtesten aber wurde O. durch die Belagerung vom 7. Juli 1601 bis zum 20. September 1604, die mit der Ergebung der holländischen Besatzung an den spanischen General Spinola unter ehrenvollen Bedingungen endigte. Die Belagerer hatten 78,000 Mann und die Belagerten nicht viel weniger verloren. Im spanischen Erbfolgekriege wurde O. 1706 von den Alliirten belagert und zur Kapitulation genöthigt. Die hier 1718 gestiftete ostindische Handelsgesellschaft mußte auf das Andringen der eifersüchtigen Engländer u. Holländer in Folge des wiener Traktats von 1731 wieder aufgehoben werden. Im österreichischen Erbfolgekriege ward O. 1745 von den Franzosen abermals belagert und am 6. Tage nach der Eröffnung der Laufgräben übergeben. Im aachener Frieden kam die Stadt wieder an die Oesterreicher. Nachdem Joseph II. O. 1781 zu einem Freihafen erklärt hatte, erhob es sich in kurzer Zeit auf Unkosten der Holländer zu einem der blühendsten Handelsplätze Europa's. Im französischen Revolutionskriege fiel O. durch die Schlacht von Fleurus (1793) mit dem übrigen Belgien in die Hände der Franzosen, wurde aber von den Engländern blokirt, verlor dadurch seinen Handel und hat sich nie wieder ganz erheben können. Durch den ersten Frieden von Paris 1814 kam es an die Niederlande und durch die belgische Revolution 1830 an das neue Königreich Belgien.

Osten-Sacken, s. Sacken.

Ostensiv (v. Lat.), was dazu dient, etwas anschaulich kennen zu lernen; so ist z. B. ein ostensiver Begriff ein solcher, durch den man das Wesen Dessen, was der Begriff bezeichnet, kennen lernt.

Ostentaria, bei den Römern Bücher, in welchen außerordentliche Naturerscheinungen (Ostenta) aufgezeichnet wurden, aus denen man die Zukunft weissagen zu können glaubte.

Ostentation (v. Lat.), absichtliches Zuschautragen solcher Eigenschaften oder Verhältnisse, in denen man einen Vorzug zu finden, oder durch die man sich ein Lob zu erwerben glaubt, unterscheidet sich von der Prahlerei dadurch, daß, während jene wirklich Begründetes nur mit zu großer Absichtlichkeit geltend macht, diese erfindet und übertreibt, also zur Lüge wird.

Osteochemie (v. Gr.), der Theil der Chemie, welcher sich mit der Untersuchung der Knochen beschäftigt.

Osteodynie (v. Gr.), der (chronische) Knochenschmerz.

Osteographie (v. Gr.), die Beschreibung der Knochen.

Osteologie (v. Gr., Knochenlehre), der erste Theil der gesammten speciellen Anatomie (s. d.), behandelt zuerst die Knochen im Allgemeinen in Hinsicht auf die chemischen Verhältnisse, die Textur, die Ernährung, die Entwickelung derselben und dann im Einzelnen nach ihrer Gestalt, Lage und Bestimmung. Die Verbindungen der Knochen unter einander werden in der Chondrologie oder Knorpellehre (s. Knorpel) und der Syndesmologie oder Bänderlehre (s. Bänder) als Unterabtheilungen der O. besonders abgehandelt. Da die Knochen als das Gerüst des ganzen Körpers eine höchst wichtige und imponirende Funktion vertreten, so wurde die O. auch unter allen Theilen der Anatomie am frühesten

Digitized by Google

ausgebildet und als die Grundlage der ganzen Anatomie angesehen. Es finden sich daher schon bei Hippocrates und Aristoteles ziemlich richtige Angaben über die Gestalt und die Zusammenfügung der Knochen, und Galens Schrift über die Knochen kann für Anfänger als die erste O. betrachtet werden. Mit dem Fortschritt der Anatomie überhaupt, die sich im 14. Jahrhundert als eigenes Studium geltend machte, gewann auch die O. an Umfang und Gründlichkeit, und im 16. Jahrhundert war dieselbe fast vollständig ausgebildet. Vgl. Anatomie.

Osteoma (gr.), Knochengeschwulst.

Osteomalacie (v. Gr.), Weichwerden der Knochen.

Osteomyologie (v. Gr.), Knochenlehre in Verbindung mit Muskellehre.

Osteopathie (v. Gr.), Knochenleiden.

Osteornis, von Gervais aufgestellter Gattungename für alle fossilen Vogelknochen.

Osteospermum (Beinsamen), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Sträucher und Halbsträucher auf dem Kap, von deren 60 Arten mehre als immergrüne Zierpflanzen vorkommen. Sie werden in fette, mit $^1/_3$ Flußsand gemischte Mistbeeterde oder lehmig-sandige Lauberde gepflanzt, bei 1—5 Grad Wärme im Zimmer oder Glashause durchwintert u. durch Stecklinge u. Samen im warmen Mistbeete vermehrt.

Oster, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigow, am Einflusse des Oster in die Desna, hat 4 Kirchen, Fischerei, Handel mit Bauholz und 4500 Einwohner.

Ostera (Ostra), s. Eostra.

Osterblume, Pflanzengattungen: s. v. a. Anemone pratensis *L.* und sylvestris *L.*; s. v. a. Bellis perennis *L.*; s. v. a. Narcissus Pseudonarcissus *L.*

Osterburg, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Biese, regelmäßig gebaut, hat eine evangelische Pfarrkirche, Nebenkirche, Post, Brauerei, Brennerei, Hospital und 2500 Einw. O. war sonst eine eigene Grafschaft.

Ostercyclus, der Kreis von Jahren, nach deren Verlaufe der Ostermond wieder auf dieselben Tage fällt; die Gesammtheit der Sonntage und beweglichen Feste, deren Eintritt von dem Ostertermine abhängig ist.

Osterfeld, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, der Dompropstei zu Naumburg gehörig, mit Schloß, Mutterkirche, berühmtem Taubenmarkt, Wollspinnerei und 1200 Einw.

Osterhofen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, mit Rentamt, Getreidebau und 1250 Einwohnern; das alte Castra praetensia. Das ehemalige Benediktiner-, später Prämonstratenserkloster, ward 1783 aufgehoben.

Osteria (ital.), in Rom ein Wirthshaus für die niedern Stände.

Osterinsel (Waihu, engl. Easter-Island, franz. Ile de Pâques), die östlichste aller australischen Inseln, unter 27° 6′ 28″ südl. Br. und 267° 47′ östl. L. von Ferro, östlich vom Archipel der niedrigen Inseln, südlich vom Wendekreise und westlich von der am östlichsten gelegenen Insel Sala y Gomez, einsam im stillen Ocean, hat etwa 4 Meilen im Umfang und einen Flächenraum von $1^1/_2$ □Meile. Die Insel ist im Innern gebirgig; ihr höchster Punkt erhebt sich etwa 1128 Fuß. Der ganze Boden ist mit Steinen bedeckt, die alle auf vulkanischen Ursprung deuten; Bäche und Quellen fehlen ganz. Das Klima ist sehr mild. Forster fand nur 20 Pflanzenarten, darunter jedoch den Pfsang, das Zuckerrohr, die süße Batate, zwei Arumarten, den Papiermaulbeerbaum, den Flaschenkürbis, den schwarzen Nachtschatten, eine Art Seifenbaum ꝛc. Den Mangel an Holz ersetzt den Einwohnern das Treibholz, das zu gewissen Jahreszeiten an die Insel geschwemmt wird. Das Huhn ist das einzige Hausthier; von vierfüßigen Thieren findet man nur Ratten, von Vögeln nur Seevögel; auch das Meer ist arm an Fischen, häufiger sind Weich- und Schalthiere. Die Zahl der Einwohner wird auf 1000—2000 geschätzt. Sie sind malayischer Race, nach Chamisso von wohlgebildetem Körperbau, schönen Gesichtszügen und ausdrucksvoller Physiognomie. Ihre Farbe ist gelblich, Haupthaar und Bart schwarz und dünn. Sie treiben Feldbau und nähren sich hauptsächlich von Vegetabilien; die einzige thierische Kost sind Hühner und, wenn Mangel eintritt, Ratten. Merkwürdig sind die 330 Fuß langen, aber 10—12 Fuß breiten und hohen Hütten aus Schilf, Stangen und Lavasteinen, die von einem ganzen Tribus bewohnt werden. Spuren einer weit höhern Kultur zeigen die steinernen Häuser und Bildsäulen, welche man an mehren Stellen der Insel findet. Die Häuser sind aus Lavablöcken aufgeführt, haben eine elliptische Form und sind ziemlich hoch. Die gegen 14 Fuß hohen Bildsäulen aus Lava, welche den obern Theil des menschlichen Körpers darstellen, stehen auf einer 80 Fuß langen und 12 Fuß breiten Grundmauer von rothem vulkanischen Gestein, welche Grabgewölbe enthält. Auch artig geschnitzte Figuren von Holz fand Forster auf der Insel. Die Insulaner verfertigen Zeuche, Hüte und Körbe aus Binsen. Ihre Waffen sind Lanzen und Keulen. Von ihrer Religion ist wenig oder nichts bekannt. Es gibt 2 Stände: Erihs und Volk. Der Landungsplatz auf der Westküste heißt Cookshaven. Roggeween entdeckte die Insel am Ostertage 1721, doch soll sie der Filibustier Davis schon 1687 gesehen und Davisland (Davisinsel) genannt haben. Seit 1769, wo sie französische Seefahrer sahen, wurde sie häufiger besucht; 1770 nahm sie Gonzalez unter dem Namen San Carlos Terzeros für Spanien in Besitz.

Osterlamm, s. Passah.

Osterland, eigentlich jedes nach Osten gelegene Land, folglich s. v. a. Orient oder Morgenland; im Mittelalter zunächst und vorzugsweise alles östlich von der Saale gelegene Land. Als später die Mark Meißen und das Pleißnerland als besondere Theile sich abgrenzten, andere Theile an die neugebildeten Hochstifter Merseburg und Naumburg-Zeitz und zum Voigtlande kamen, blieb der Name O. nur noch für diejenigen Distrikte üblich, welche einer speciellen Bezeichnung entbehrten und größtentheils unter

Digitized by Google

den Markgrafen von Meißen standen. Seit der Vereinigung Thüringens mit Meißen (1263) bezeichnete man mit dem Namen O. die im Osten von Thüringen gelegenen, dem wettinschen Hause gehörigen Länder, mit Ausnahme Meißens und der Lausitz, und da jetzt das Pleißnerland ebenfalls zu den Besitzungen der Markgrafen von Meißen gekommen war, so wurde nun auch dieses gewöhnlich mit zum O. gerechnet und Altenburg selbst als Hauptstadt desselben betrachtet. Später ging der Name Pleißnerland immer mehr in dem Namen O. auf, welches nun neben Thüringen und Meißen einen der drei Hauptttheile der dem Wettinerhause unterworfenen Länder ausmachte. Nachdem 1344 auch die Grafschaft Orlamünde an Thüringen u. Meißen gekommen war, wurde auch von dieser auf dem rechten Saaluser gelegene Theil dem O.e zugezählt, welches nun alles den Wettinern gehörige Land von der thüringischen Saalgrenze bis an die Mulde nach Koldiz, Rochlitz, Penig und Leißnig hin umfaßte. Durch die Theilung von 1382 zwischen den Brüdern des Markgrafen Friedrich III., Balthasar und Wilhelm, und seinen Söhnen, Friedrich, Wilhelm und Georg, wurden die osterländischen Besitzungen nebst einigen angrenzenden Aemtern zu einem eigenen Fürstenthum vereinigt und den drei zuletzt genannten Prinzen zugetheilt, welche sich Fürsten aus dem O.e nannten. Dieses Fürstenthum bestand zwar nur kurze Zeit, allein seine Entstehung war die Veranlassung, daß der Name O. eine noch größere Erweiterung erhielt, als er schon bis dahin gehabt hatte; denn es wurden jetzt Orte dazu gerechnet, die früher unzweifelhaft zu Thüringen oder dem Voigtlande gehört hatten. In der spätern sächsischen Geschichte kommt das O. nicht wieder als politischer Länderkomplex vor, sein Umfang ist daher nicht scharf begrenzt; im Allgemeinen wird die Mulde u. der nachmalige erzgebirgische Kreis als Ost- u. Südostgrenze angesehen. Vgl. Limmer, Entwurf einer urkundlich-pragmatischen Geschichte der Markgrafschaft O., Ronneburg 1834, 2 Thle.

Osterleute, s. v. a. Ostphalen; s. v. a. Ostfranken.

Osterlilie, s. v. a. gemeine Narcisse.

Osterluzei, Pflanzengattung, s. v. a. Aristolochia L.

Ostermann, Heinrich Johann Friedrich, Graf Andrei Iwanowitsch, ausgezeichneter Diplomat und Günstling Peters des Großen, den 30. Mai 1686 zu Bockum in der Grafschaft Mark geboren, war der Sohn eines lutherischen Geistlichen daselbst, tödtete in Jena, wo er studirte, einen Kommilitonen im Duell und floh deshalb nach Holland, wo er 1704 in russische Seedienste trat. Durch den russischen Viceadmiral Cruys Peter dem Großen empfohlen, genoß er bald das vollste Vertrauen desselben und ward zu den geheimsten und wichtigsten Geschäften verwendet. Er wirkte wesentlich zur Abschließung des Friedens am Pruth (1711), durch welchen der von den Türken vollständig eingeschlossene Kaiser gerettet ward. Die Friedensunterhandlungen zu Nystädt (31. Aug. 1721), durch welche der Czar Esthland, Livland, Ingermanland und einen Theil von Karelien erwarb, wurden unmittelbar von O. geleitet. Zur Belohnung seiner Dienstleistungen ward er zum Freiherrn und geheimen Rath, 1723 zum Reichs-Vicekanzler ernannt. Katharina I. bestimmte ihn auf dem Sterbebette zum Oberhofmeister des nachherigen Kaisers, Peter II., und zum Mitgliede des Regentschaftsraths, der während der Minderjährigkeit ihres Nachfolgers die Regierungsgeschäfte leiten sollte. Im Jahre 1730 ward O. in den Grafenstand erhoben und von der Kaiserin Anna mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Als nach der Kaiserin Tode (1740) die Prinzessin Anna sich zur Reichsverweserin erklärte, ward O.s bisherige Stelle dem Grafen Münnich übertragen, O. dagegen mit der nur nominellen Würde eines Oberadmirals abgefunden. Erst nach Münnichs Verabschiedung erhielt er sein Portefeuille zurück, während Graf Golowkin das Ministerium der inneren Angelegenheiten übernahm. Die Kaiserin Elisabeth ließ ihn nach ihrer Thronbesteigung verhaften und unter der Anschuldigung, Elisabeths Ausschließung von der Thronfolge bei der Kaiserin Anna bewirkt und das Testament der Kaiserin Katharina I. unterschlagen zu haben, zur Hinrichtung durch das Rad verurtheilen. Als er schon das Blutgerüst bestiegen hatte und auf dem Block ausgestreckt lag, ward sein Todesurtheil in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt. Hier † er zu Beresow den 20. Mai 1747. O. besaß genaue Kenntniß der politischen Lage Europa's, scharfen Verstand, Gewandtheit und große Thätigkeit, daneben aber auch Schlauheit und Verstellungskunst im höchsten Grade. Die Beschuldigungen, welche seinen Sturz herbei führten, waren durchaus unerwiesen. Seine beiden Söhne, welche kinderlos starben, adoptirten die Söhne ihrer an den General Tolstoi verheiratheten Schwester, die seitdem O.-Tolstoi hießen. Unter ihnen zeichnete sich besonders aus der Graf Alexander Iwanowitsch, der an den Kriegen gegen die Türken und Polen rühmlichen Antheil nahm und 1805 als Generallieutenant den Oberbefehl über das russische Corps erhielt, welches mit schwedischen und englischen Hülfstruppen die Diversion nach dem nördlichen Deutschland zu machen bestimmt war. Nach seiner Rückkehr ward er Gouverneur von Petersburg, führte 1806 eine Division bei Benningsens Heere, ward den 20. Dec. bei Czarnowo geschlagen, erhielt 1812 an der Stelle des erkrankten Generals Schuwalow das Kommando des 4. Armeecorps und nahm mit diesem zur 1. Westarmee unter Barclay de Tolly gehörigen Corps am 25. und 26. Juli am Gefecht bei Ostrowno gegen Ney und Murat Theil. Bedeutenden Antheil nahm er auch am 7. Sept. an der Schlacht von Borodino und zeichnete sich überhaupt in dem ganzen Feldzuge von 1812 rühmlich aus. Im Feldzuge des folgenden Jahres ward er bei Bautzen verwundet, focht bei Dresden und hielt an der Spitze des russischen Gardecorps am 29. August bei Kulm mit 8000 Mann das 30,000 Mann starke Corps Vandamme's auf. Vereinigt mit Klenau bewirkte er die Uebergabe Dresdens; dann war er 1815

Digitized by Google

kurze Zeit Gesandter in Paris. Erst 1817 erhielt er das Patent eines Generals der Infanterie. Nachdem er mehre Jahre in Frankreich und Italien zugebracht, unternahm er 1831 in Begleitung Fallmerayers eine Reise nach dem Orient und ließ sich 1837 zu Petit-Saconnex am Genfersee nieder, wo er den 11. Febr. 1857 †. Ihm und den bei Kulm gefallenen Russen wurde 1835 ein Obelisk auf der Straße nach Kulm bei dem Dorfe Priesten errichtet.

Ostermonat, vorzugsweise der April, weil zumeist Ostern in diesem Monat fällt.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu, hat wahrscheinlich seine deutsche Benennung von dem Feste der Göttin Ostera, welches die alten Sachsen zu derselben Zeit zu feiern pflegten, in welche das christliche Osterfest fällt. Mit dem Kultus, die jener Frühlingsgöttin vor Einführung des Christenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die Gebräuche des Osterfeuers, der Ostereier ꝛc. zusammen. Die Christengemeinden jüdischer Abkunft begingen, zugleich mit dem von ihnen beibehaltenen jährlichen Passahmahl (s. Passah), am 14. Nisan auch das Andenken an das letzte Mahl Christi und die mit demselben verbundene Einsetzung des heiligen Abendmahls. Den folgenden Tag widmeten sie der Erinnerung an die Leiden und den Tod Christi, den dritten feierten sie zum Andenken an die Auferstehung des Herrn. Die Heidenchristen dagegen begingen die Jahresfeier der Auferstehung an einem Sonntag, dem sie zur Jahresfeier des Leidens und Todes Jesu einen vorbereitenden Buß- u. Festtag vorhergehen ließen, zu welchem sie einen Freitag ausersahen. Dabei genossen sie gar kein Passahmahl. Erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts wurde die Verschiedenheit gelegentlich berührt; gegen Ende des 2. Jahrhunderts wurde sie Gegenstand des Streites zwischen den verschiedenen Kirchen und 325 vor das nicäische Koncilium gebracht, welches sich dahin aussprach, daß das Auferstehungsfest hinfort von allen orientalischen Gemeinden an einem Sonntage, das Leidensfest am Freitag vorher begangen werden solle. Die Anhänger der juden-christlichen Osterfeier, die man „Quartodecimani" oder „Tessareskaidekasiten" nannte, erhielten sich aber theilweise noch fort, bis sie durch kaiserliche Gesetze bedroht und verfolgt wurden. Der Feier des Auferstehungsfestes ging schon frühe ein vorbereitendes Fasten voran, dessen Dauer (die sogenannte Quadragesima) anfangs sehr verschieden, bei einigen ein oder mehre Tage, bei anderen 40 Stunden war. Die Kirche empfahl zugleich für diese Vorbereitungszeit ein fleißiges Bibellesen, ermahnte zur Wohlthätigkeit u. zur Pflege der Leidenden, zu einer milden Behandlung der dienenden Klasse, zur gegenseitigen Versöhnlichkeit und Beilegung von Streitigkeiten. Die christlichen Kaiser begnadigten eine Anzahl von Gefangenen, manche christliche Herren schenkten einigen ihrer Sklaven die Freiheit. Das Fest galt als die beliebteste Taufzeit, auch nahm die Kirche an demselben ihre ausgestoßenen Kinder, wenn sie Reue zeigten, wieder auf. Die Bedeutung des Festes, sowie der Umstand, daß nach ihm alle übrigen Feste berechnet wurden, führte dahin, daß man mit dem Osterfeste das Kirchenjahr begann. Nach Art der jüdischen Festeinrichtung machte der 8. Tag (die Oktave) den Beschluß des Festes. Diese und die vorhergehende Woche bildeten zusammen die 15 Ostertage, eine große Festzeit, an welcher kein öffentliches Gericht gehalten werden durfte, sowie Pferderennen und Schauspiele untersagt waren. Später bildete sich für die Feier des Festes in der abendländischen Kirche folgende Praxis. Der Osterfeier ging ein 40tägiges Fasten voran, welches am Aschermittwoch (Aschertag) begann und im Mittelalter streng gehalten wurde. Die Bischöfe hielten sehr streng darauf, daß die Fastenzeit nicht durch Krieg und Kriegsgeschrei gestört wurde, und selbst die kriegerischen Normannen hielten in dieser Zeit Waffenstillstand. Der Palmsonntag, welcher die „große Woche" oder „Marterwoche" (hebdomas pigra) begann, galt dem Andenken an den letzten Einzug Jesu in Jerusalem, da das Volk ihm Palmzweige auf den Weg streute. Am Mittwoch der großen Woche (dem „krummen Mittwoch") wird noch jetzt in Rom in der sixtinischen Kapelle das Miserere gesungen, dessen tiefe Klagetöne die Furcht der Apostel bei der Gefangennehmung Jesu ausdrücken sollen. Der fünfte Tag, der Gründonnerstag (s. d.) wurde schon in der alten Kirche zum Andenken an das mit den Jüngern gehaltene letzte Mahl und das nachher eingesetzte Abendmahl (dies coenae dominī) gefeiert, eben so der sechste Tag, der Charfreitag (s. d.), zum Andenken an die Leiden und den Tod Christi, der übrigens in der römisch-katholischen Kirche kein Feiertag, sondern ein Trauertag ist, weshalb Arbeiten an ihm nicht verboten sind. Der letzte Tag der großen Woche, der Ostersonnabend oder große Sabbath war in der alten Kirche ein allgemeiner Fasttag, bestimmt zur Vorbereitung auf die Taufe, welche von der Nachmittagszeit an ertheilt wurde. Am Abend versammelte sich die Gemeinde zu einem feierlichen Nachmittagsgottesdienst (Ostervigilie), der bis zum Ostermorgen dauerte, aber bald zu Ungebührlichkeiten Veranlassung gab, weshalb schon durch die illiberitanische Synode (305) Frauen die Theilnahme an den Vigilien untersagt war. Jetzt zeichnet sich Ostersonnabend in Rom durch die Taufe und Konfirmation der Neubekehrten im Lateran und durch die große Messe in der sixtinischen Kapelle aus. In der päpstlichen Kapelle wird das Feuer und das Osterlicht (cereus paschalis) geweiht; alle Familien lassen das Ostermahl segnen, welches in einer Eiersuppe, einem Faden und einem gerösteten Zicklein besteht. Auch werden an diesem Tage in der römischen Kirche die Ampeln in den Gotteshäusern mit frischem Oele versehen, alle Kerzen ausgelöscht und frische aufgesteckt, geweiht und angezündet (Lichtersabbath). Der Ostersonntag wurde schon in der alten Kirche als Freudenfest begangen. Die Christen empfingen sich früh Morgens mit gegenseitigen Segenswünschen, und man zeichnete diesen Tag besonders aus durch Werke der Wohlthätigkeit und Liebe. Man begrüßte sich mit dem Osterkusse und dem Zurufe „Surrexit!" (er ist auferstanden), wor-

Digitized by Google

auf der Begrüßte antwortete: „Vere surrexit!“ (er ist wahrhaftig auferstanden). Die vom Papste vollzogene Handlung des Osterlammessens verlor sich im Verlaufe des 13. Jahrhunderts. Eine ganz unsinnige Sitte war das sogenannte Ostergelächter (risus paschalis). Es wurden nämlich in den Osterpredigten, um die Zuhörer zu erfrischen und zu erheitern, allerlei Schwänke (Osterm ärlein) und Histörchen erzählt und das Volk dadurch zum Lachen gebracht. An einigen Orten pflegten auch die Bischöfe und Prälaten mit ihren Klerikern an O. Bret und Ball zu spielen, lustige Reigen mit Gesang aufzuführen, in der Weise der alten Saturnalien, um die Osterfreude (dominica gaudii) zu symbolisiren. Die wirkungsvollste Feierlichkeit des römischen Osterfestes ist gegenwärtig die Messe, welche der Papst in der Peterskirche am Hochaltare begeht. Die Dauer der Feier des Osterfestes war im 7. und dem folgenden Jahrhundert eine viertägige; erst vom Donnerstag an durfte man wieder Feldarbeit verrichten. Das Concilium von Konstanz (1094) beschränkte die Zeit auf 3 Tage. Noch im 13. Jahrhundert waren ranschende Vergnügungen, Tanz und dergl., auch wirkliche Arbeiten für diese Tage untersagt. Der Ostermontag wird als zweiter Osterfeiertag noch überall kirchlich gefeiert; in Rußland ist er ein Hauptvolksfesttag, besonders für die dienende Klasse. Am Osterdienstag soll früher der seltsame Gebrauch bestanden haben, daß die Frauen ihren Männern Ohrfeigen austheilten, wofür diese Tags darauf ihnen die Schläge zurückgaben. Da in der alten Kirche die Osterfeier die ganze Woche sich hindurch zog, so wurde sie erst mit dem Sonntage nach O. (octava pasche, dominica in octavis pasche) beschlossen. Am Sonnabend nach Ostern fand ehedem die Austheilung des Lammes Gottes (agnus dei) Statt. Die evangelisch-protestantische Kirche pflegt die Tage des Osterfestes, welches eins ihrer drei hohen Feste bildet, hauptsächlich durch gemeinsames Gebet, Schriftvorlesung, Betrachtung und Predigt zu feiern. Am Charfreitage pflegt in den meisten Kirchen die Orgel zu schweigen und Altar und Kanzel schwarz bekleidet zu seyn. In der englischen Hochkirche pflegt außer dem Charfreitag auch der Aschermittwoch als Fasttag begangen zu werden; ebenso zeichnet man denselben aus durch gemeinsames Gebet in den Kirchen. Die ganze Fastenzeit ist fast überall eine sogenannte geschlossene Zeit, in der Hochzeiten und rauschende Vergnügungen nicht Statt finden dürfen. Der Gründonnerstag ist in den meisten Gegenden ein halber Feiertag; in der russisch-evangelischen Kirche gilt er als ein hohes Fest. Ueber die Dauer des Osterfestes waren schon seit älterer Zeit die Bestimmungen der evangelischen Kirchen differirend. Früher erstreckte sich die Feier gewöhnlich auf 3 Tage, doch haben schon Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts nur eine zweitägige Feier angeordnet, und jetzt ist eine solche fast überall eingeführt. Die alte Sitte der Fußwaschung am Gründonnerstag hat sich in einigen Sekten der evangelischen Kirche erhalten, z. B. in der Brüderunität, sowie bei den niederländischen Baptisten. Zur Bestimmung der Zeit des Osterfestes wurden schon in dem ersten Viertel des 3. Jahrhunderts in Italien Versuche gemacht; das nicäische Koncil 325 ertheilte den Alexandrinern den Auftrag, die Osterfeier jährlich zu berechnen, was nach folgender Grundregel geschah. Das Osterfest wird immer an dem Sonntag gefeiert, der zunächst auf den Frühlingsvollmond folgt, und wenn dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag trifft, an dem nächst folgenden. Unter dem Frühlingsvollmond, der die Ostergrenze (terminus paschalis) genannt wurde, aber versteht man denjenigen, welcher entweder am 21. März, an welchem Tage man den Anfang des kirchlichen Frühlings setzt, oder zunächst nach demselben eintritt. Der zur Bestimmung des Osterfestes dienende Vollmond ist aber nicht der astronomische oder wahre, sondern der mittelst der Epakte berechnete oder mittlere Vollmond, der immer 14 Tage nach dem Neumonde, den Tag des Neumonds für den ersten gezählt, gesetzt wird. Nach dieser alexandrinischen Berechnungsweise war die Ostergrenze der 21. März und der 18. April, wonach also O. nicht früher, als am 22. März und nicht später als am 25. April fallen konnte, während die römische Ostergrenze der 18. März und der 15. April war, wonach O. nicht eher als am 19. März und nicht später als am 21. April fallen konnte. Die Differenz der alexandrinischen und römischen Osterberechnung trat zuerst recht auffällig hervor 387, wo das Osterfest von den Römern am 21. März, von den Alexandrinern am 25. April gefeiert wurde. Erst im 6. Jahrhundert ging die alexandrinische Berechnung durch Dionysius Exiguus (525) auch in die römische Kirche über u. wurde dann allmählig allgemein. Man nimmt gewöhnlich an, das nicäische Koncil habe durch diese Berechnung verhindern wollen, daß das christliche Osterfest mit dem der Juden auf einen und denselben Tag fallen könne. Die nunmehr feststehende Osterberechnung entspricht aber dieser Absicht nicht, denn wirklich fiel das christliche Osterfest 1805 (14. April), 1825 (3. April), 1828 (30. März) und 1832 (15. April) mit dem jüdischen Osterfeste auf denselben Tag und dasselbe wird sich 1903 (12. April), 1923 (1. April), 1927 (17. April) ereignen. Das jüdische Osterfest fällt gewöhnlich in die Charwoche und nie vor dem 26. März und nach dem 25. April gregorianischen Styls, während dagegen das christliche Osterfest nie vor dem 22. März und nie nach dem 25. April fallen kann. Auf den 22. März fiel O. 1761 und 1819; aber weder im gegenwärtigen noch im folgenden Jahrhundert wird sich dieser Fall wiederholen. Auf den 23. März wird O., wie 1845 und 1856, auch 1913 fallen, und die spätesten O. in diesem und dem kommenden Jahrhundert ereignen sich 1886 und 1943 den 25. April. Im J. 1848 fiel das Osterfest auf den 23., 1859 auf den 24. April.

Osterode, 1) Stadt und Amtsort in der hannöverschen Landdrostei Hildesheim, im Fürstenthum Grubenhagen, am Harze und an der Söse, hat ein Obergericht, ein Progymnasium, ein großes Kornmagazin, woraus die Bergleute in Theurungszeiten Korn zu ermäßigten Preisen erhalten, Woll-, Leinen- und Baumwollenfabri-

Digitized by Google

ken, die über 2000 Menschen beschäftigen, eine Maschinenfabrik, Bleiweiß-, Walzblei- und Schrotfabrik, viele Nagelschmieden, Gerbereien, Seifensiedereien, Tabakfabriken, Ziegelbrennereien, eine Eisenfaktorei, mehre Säge-, Oel- und Kalkmühlen, eine Papiermühle, einen Kupferhammer und Blechschmieden, eine Buchdruckerei und 5700 Einwohner. O. führt seine Entstehung bis in das 9. Jahrhundert zurück, war von 1361 bis 1449 Residenz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg-Grubenhagen und blühte bis 1500, sank dann wieder und hob sich abermals seit 1720. Gegenwärtig ist die Stadt der stärkste Fabrikort im Königreich Hannover. — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, an der Drewenz und am Drewenzsee, mit 3 Vorstädten, einem 1270 vom deutschen Orden erbauten Schlosse, einer evangelischen Pfarrkirche und Kapelle, ist Sitz der Kreisbehörden, einer Post, Garnison, hat Tuchweberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Holzhandel und 3000 Einwohner.

Osterwiek, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Ilse, mit Wollen- und Leinenmanufakturen, Branntweinbrennereien und 3250 Einwohnern. O. war früher Sitz eines von Karl dem Großen gestifteten Bisthums, das 819 nach Halberstadt verlegt wurde.

Ostflandern, belgische Provinz, s. Flandern.

Ostfranken, in älterer Zeit s. v. a. Austrasien, das ganze östliche Franken, im Gegensatz zu Neustrien; nach dem Vertrage von Verdun 843 s. v. a. Deutschland, im Gegensatz zu Frankreich; zuletzt das Herzogthum Franken am Main, im Gegensatz zu Rheinfranken; s. Franken.

Ostfriesland, früher ein deutsches Fürstenthum, gegenwärtig nebst dem Harlingerland (s. d.) die hannöversche Landdrostei Aurich bildend, liegt in nordwestlichsten Winkel Deutschlands, wird von der Nordsee, Oldenburg, Meppen und Holland begrenzt und umfaßt einen Flächenraum von 54,5 □Meilen mit (1855) 186,251 meist protestantischen Einwohnern. Ehedem reichte das ostfriesische Gebiet ostwärts bis zu seiner Naturgrenze, nämlich der oldenburgischen Jahde, so daß das Ländchen Jever ihm noch angehörte. Seiner Bodenbeschaffenheit nach ist das Land ein Niederland, das nur wenig über den Spiegel des Meeres sich erhebt und durch künstliche Anlagen gegen die See geschützt wird. Die meisten Moore sind Hochmoore, die in wasserreicher Zeit sich stärker aufblähen; sie werden nutzbar zum Bau von Buchweizen und anderm Korn durch das Moorbrennen, hauptsächlich aber durch Abgraben des Moors bis auf den Sandboden, den man mit Moorerde mischt und fruchtbar macht. Hier und da sind Moorkolonien, sogenannte Beendörfer, angelegt. Die Krone des Landes sind die sogenannten Polder, d. h. das vom Meere angelehnte und künstlich eingedeichte Marschland; die fetteste Marsch ist im Amte Leer. Das ganze Land ist eine Ebene, die zur Zeit der Ebbe über die Wellen hinaus bis zu den Küsteninseln sich ausdehnt. Nur einige Hügelhöhen im Innern erheben sich bis zu 72 Fuß Höhe; so der Berg bei Norden und der Upstallsboom in der Nähe von Aurich. Ganz geringe Höhen sind die Warfen (sandige Erhebungen), auf denen vielfältig die Dörfer stehen; dann noch die uralten Hünengräber, zumal im Amte Aurich. An Gewässern ist die Provinz überreich. Fast die Hälfte ihres Umfangs ist vom deutschen Meer umfluthet, das eine Schnur sandiger Inseln in der Nähe der Nordküste angetrieben hat, unter denen Borkum und Norderneg die bedeutendsten sind. An der Nordwestseite hat das Meer (1277—1287) ein herrliches Land mit 50 blühenden Ortschaften verschlungen und an der Stelle desselben den brausenden Dollart (s. d.) geschaffen. In dieses große Wasserbecken, den Träger der hiesigen Schiffahrt und des Seehandels, strömt des Landes größter Fluß, die Ems, mit der schiffbaren Leda, die aus den Hochmooren des benachbarten oldenburgischen Saterlandes sich sammelt. Die übrigen Gewässer des Landes sind Kanäle, Bäche und kleine Landseen (Meere). Die große Menge von Kanälen dient zunächst zur Ableitung des Ueberflusses der Moorwasser im Innern; am häufigsten sind sie in den Aemtern Emden und Pensum, wo fast jedes Dorf in Kanalverbindung mit Emden steht. Die merkwürdigsten sind die Treckfurt, die von Aurich nach Emden führt, und das witmunder Tief, das von Witmund zur See zieht, beide mit Treckschuiten und andern Fahrzeugen belebt, während der Dollart und die Ems auch Dampfschiffe tragen. Der größte See ist der wihelsbuer, nordöstlich von Emden, und das sogenannte „ewige Meer" im Amte Aurich. Merkwürdig ist der Jordan, ein unterirdischer Landsee von ungemessener Tiefe, dessen Oberfläche so dicht überwachsen ist, daß Wagen darüber hinfahren können. Auch an den Flüssen sind überall Deiche errichtet, um den Ueberschwemmungen zu wehren, und sämmtliche Kanäle und Flüsse sind mit Schleusen (Siehlen) verschlossen. Das Klima des Landes ist ziemlich gemäßigt, die Temperatur selten höher und tiefer als 18° R. Die Einwohner reden die niedersächsisch-plattdeutsche Sprache, welche die friesisch-sassische (im 13. Jahrhundert) verdrängte und bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts noch allgemein die Sprache des Umgangs und der Schrift war. Noch jetzt wird in einigen reformirten Kirchen holländisch gepredigt; in gebildeten Kreisen aber wird allgemein hochdeutsch gesprochen. Der Ostfriese hat aus der Urzeit und dem Mittelalter viel Germanisches festgehalten, namentlich die Selbstständigkeit des Gemeindelebens. Der größere Theil der Bewohner (126,752) ist protestantisch; neben diesen sind 52,397 Reformirte, 3417 Katholiken, 812 sonstige Christen und 2343 Juden im Lande. Fast jedes Dorf, selbst manche kleine Heidekolonie, hat eine Elementarschule. In Aurich besteht ein Lyceum, in den Städten Emden und Norden sind Progymnasien, in Leer ist eine höhere Bürgerschule, in Essens und Wittmund finden sich lateinische Schulen; überdies ist in Emden eine Navigations- und eine Zeichenschule. Die Landwirthschaft ist ganz in den Händen der Bauern. Die Bauernhöfe (Plätze, Plaatsen), deren man an 5000 zählt, sind größtentheils freie Besitzungen; Erbunterthänigkeit, Hut- und Triftgerech-

Digitized by Google

tigkeit, Frohnden, Zehnten ꝛc. kannte der freiheitsliebende Friese nie. Der Ackerbau ist zwar dürftig in der Geest, aber desto ergiebiger in der Marsch. Alle Getreidearten, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Rübsamen, Flachs, Kohl werden hinreichend und zum Theil im Ueberfluß gezogen. Dem Obstbau widersteht das kühle Klima und die Seeluft. Den Gewinn aus dem Landbau schätzt man auf 2 Millionen, den Ertrag der Bienenzucht auf 50,000 Thaler. Die Viehzucht wird durch die fetten Weiden und Wiesen begünstigt. Man rechnet den jährlichen Gewinn derselben auf 1½ Mill. Thaler. Sehr bedeutend sind im Innern des Landes die Torfgräbereien, welche fast den zehnten Theil der Einwohner mittelbar oder unmittelbar ernähren. Vorzüglich wichtig sind die Veene (Torfgräbereikolonien), die an 7000 Einwohner zählen und von Jahr zu Jahr an Bevölkerung und Wohlstand zunehmen. Dem Ostfriesen gehört die Fischerei, die er in den sehr fischreichen Gewässern des Landes betreibt. Er findet hier einen Ueberfluß an Karpfen, Hechten, Aalen ꝛc., und auf dem hohen Meere holt er den Kabeljau, die Scholle, den Schellfisch ꝛc. Im Großen wird der Häringsfang betrieben. Von sehr mäßigem Umfange ist der Kunstfleiß. Abgerechnet die Spinnerei sehr feinen Garns und die berühmte ostfriesische Leinwand, wird nur das nächste Bedürfniß ins Auge gefaßt; Bier, Branntwein, Oel, Schiffstaue, Segel, Zwirn, Wollzeuch, Handschuhe, Strümpfe, Hüte, Leder, Ziegeln, Thonpfeifen, Töpferwaaren ꝛc. sind die Erzeugnisse des Gewerbfleißes. Auch der Schiffbau gibt Vielen Beschäftigung. Den Handel begünstigt die Lage der Provinz; er geht auch auf dem Seewege lebhaft. Die Haupthäfen sind Emden, Leer, Norden, Karolinensiehl, Weener und Greetsiehl. Der Hauptverkehr geht nach Amsterdam, Bremen und Hamburg. Die Hauptausfuhr besteht in Getreide, Rapssamen, Butter, Käse, Oel, Talg, Honig, Wachs, rohen Häuten, Speck, Federn, Garn, Dachziegeln. Zu Lande gehen besonders Pferde und Rindvieh aus. Die Landdrostei wird in 12 Aemter und 6 Herrlichkeiten (Patrimonialgerichtsbezirke) eingetheilt. Vgl. Fr. Arends, O. und Jever, Emden 1818, 3 Bde.; Derselbe, Erdbeschreibung von O. u. Harlingerland, Emden 1824. Zur Römerzeit saßen auf dem Küstenstrich von der Ems bis zur Elbe die Chauken, und zwar die Großchauken zwischen der Weser und Elbe, die Kleinchauken zwischen der Ems und Weser. Jene wurden vorzugsweise die Chauken, diese die Friesen genannt. Während der Völkerwanderung verscholl der Name der Chauken. Auf ihrem Gebiete und noch weit über dasselbe hinaus erhoben die Sachsen ihre Herrschaft. Allein seit dem 5. Jahrhundert drängten sich von Gröningen und Westfriesland her die noch unabhängigen Friesen nach der Ems und Weser hin und bildeten allmählig längs der Nordsee unter dem Namen Friesland einen eigenen Staat, der außer O. das jetzige Holland, Jeverland und den nördlichen Theil von Oldenburg in sich vereinigte. Zu Ende des 6. Jahrhunderts wurden die freiheitliebenden Friesen von den Franken bezwungen u. erhielten von ihnen Herzöge, die von den Friesen selbst Könige genannt wurden. Karl der Große setzte mehre Grafen in das Land, die anfangs unter einem Herzoge, dann ohne einen solchen regierten. Zu Anfang des 10. Jahrh. fingen mehre dieser Grafen an, sich unabhängig u. ihre Grafschaften erblich zu machen, namentlich im westlichen Theil des Landes, das nun den Namen Erbfriesland führte, während der östliche Theil freies Friesland genannt wurde, dessen sieben Provinzen den Namen der „sieben Seelande" annahmen, von denen eines das jetzige O. mit Jever war. Um die Mitte des 14. Jahrh. zerfiel die freie Verfassung der sieben Seelande, und das Land wurde in kleine Distrikte („Herrlichkeiten") zersplittert, in denen Häuptlinge regierten, die das Volk drückten u. sich gegenseitig befehdeten. Einer dieser Häuptlinge, Edzard Cirksena von Greetsiehl, vereinigte um 1430 mit Zustimmung des Volks den größten Theil von O. Sein Bruder wurde 1454 Reichsgraf. Ein anderer Nachfolger, Edzard, der Große, der bedeutendste ostfriesische Regent, zwang die Häuptlinge von Haarlingerland und Jever, ihn als Oberherrn anzuerkennen, nahm die Stadt Gröningen in Besitz u. eroberte (1514) das Butjadingerland. Er stellte aus den alten Statuten, Gesetzen u. Gewohnheiten das ostfriesische Landrecht (1515) zusammen, wendete sich der evangelischen Lehre zu, führte unter seinen Söhnen die Primogenitur ein und † 1528. Leider waltete sein Geist nicht über seinen Nachfolgern, unter denen das Land durch Krieg, bürgerliche Unruhen, Pest, furchtbare Sturmfluthen, Mißwachs und Theurung litt. Unter Enno III. kam zwischen den Ständen und dem Grafen der osterhusische Vergleich zu Stande, der noch unter der preußischen Regierung als das Fundamentalgesetz der ostfriesischen Verfassung galt u. erst in neuester Zeit antiquirt worden ist. Enno Ludwig (1651—1660) wurde vom Kaiser Ferdinand III. (1654) in den Reichsfürstenstand erhoben, doch behielt das Land den Titel einer Grafschaft. Mit Karl Edzard erlosch 1744 die männliche Linie des cirksena'schen Regentenstammes, worauf in Folge kaiserlicher Anwartschaft Preußen von Emden aus Besitz ergriff, ehe Hannover und andere Prätendenten den Tod jenes Fürsten erfuhren. Nach der Schlacht bei Jena (1806) wurde O. von holländischen Truppen besetzt und 1807 dem Königreiche Holland einverleibt. 1810 aber als Departement des Ostens zum französischen Kaiserreich gezogen. Die Folgen eines Volksaufstandes im Frühling 1813 wurden durch die Schlacht bei Leipzig abgewendet. Am 17. Nov. ward O. für Preußen in Besitz genommen, 1815 aber an Hannover abgetreten. Vgl. Wiarda, Ostfriesische Geschichte, Aurich 1790 bis 1817, 10 Bde.

Ostgothisches Reich, s. Gothen.

Ostgothland, Provinz in Schweden, jetzt zum Län Linköping (s. d.) gerechnet.

Ostheim (O. vor der Rhön), Stadt im sachsen-weimarschen Fürstenthum Eisenach, Hauptort des nach dem in der Nähe liegenden, größtentheils zerstörten Bergschlosse benannten Amtes Lichtenberg, das auf 1½ □Meilen Areal eine Stadt, einen Flecken, 3 Dörfer und einen Hof umfaßt und ganz von bayerischem Gebiet um-

Digitized by Google

schlossen ist, liegt an der Streu, hat mehre Rittergüter, ein Rentamt, Färbereien, Gerbereien, Weberei und 3000 Einw. Berühmt sind die hiesigen Zwergkirschen (ostheimer Weichseln), die der kaiserliche Feldarzt Klinghammer 1714 aus der Sierra Morena in Spanien hierher verpflanzte. Vgl. J. W. K. Steiner, Geschichte und Topographie der Grafschaft O., Aschaffenburg 1821.

Osthofen, Marktflecken im Kreis Worms in der großherzoglich hessischen Rheinprovinz, am Seebach, hat 3 Kirchen, eine Synagoge, Schwefelquelle und Weinbau und 3000 Einwohner.

Ostia, Hafenstadt des alten Roms an der Mündung des Tiber, von Ancus Martius gegründet, gelangte durch Schifffahrt u. Handel bald zu großem Wohlstande, wurde später zwar von Marius verwüstet, hob sich jedoch wieder. Seitdem aber Claudius einen besseren Hafen am rechten Tiberarm anlegte, bei welchem auch ein blühender Ort, Namens Portus, entstand, versandete der Hafen von O., die Stadt selbst sank immer mehr und bestand nur noch durch ihre von Ancus Martius angelegten Salinen und jetzt kaum mehr erkennbaren Wasserleitungen fort. Die Ruinen von O. finden sich jetzt 2—3 Miglien von der Küste zwischen Torre Bovacciana und dem heutigen Städtchen O. Letzteres, in der Comarca di Roma, hat einen bischöflichen Palast nebst Kirche und etwa 250 Einw. Das hiesige Bisthum ist das erste der katholischen Welt, indem es jedesmal der Kardinaldekan besitzt. O. war in früherer Zeit gegen die Einfälle der Saracenen, welche die Einwohner fortwährend belästigten und die Stadt einmal gänzlich zerstörten, stark befestigt. Durch Raphaels berühmte Darstellung ist die Seeschlacht bei O. zwischen den Neapolitanern und Saracenen unter Leo IV. vorzüglich bekannt geworden.

Ostiarius, der Thürhüter, Portier bei den Römern; Ostiarii (Janitores) hießen in der alten christlichen Kirche die untersten Geistlichen, als Thürhüter, Sakristane, Glöckner, später Kirchner.

Ostiglia, Stadt (Flecken) in der Lombardei, südöstlich von Mantua, am Po, mit Hafen, beträchtlichem Reisbau und 3500 Einw. O. ist Geburtsort des Cornelius Nepos und des Cassius Severus.

Ostindien, im weiteren Sinne die beiden Halbinseln Vorderindien und Hinterindien und die ihnen anliegende Inselwelt, die, von den Alten Indien (s. d.) schlechthin genannt, seit der Benennung der amerikanischen Inseln mit dem Namen Westindien durch Colombo im Gegensatz zu diesem den Namen O. erhielten; im engern Sinne ausschließlich die Halbinsel Vorderindien, auch Indien diesseits des Ganges genannt, weil das Delta des Ganges und Brahmaputra im Osten es von Hinterindien oder der Halbinsel jenseit des Ganges scheidet. Die Halbinsel Vorderindien, die Wiege des asiatischen Lebens und wahrscheinlich die des Menschengeschlechts, ist zwischen dem 85. und 110. Grad östlicher Länge v. F. an dem kontinentalen Stamme Asiens angefügt und erstreckt sich südwärts bis auf 8 Grad Abstand von dem Aequator hin, nordwärts bis zu seinen natürlichen Gebirgsgrenzen zu 35° nördlicher Breite. In dieser Ausdehnung gleicht die Halbinsel ungefähr einem Trapeze oder einem verschobenen Rhombus, der sich in zwei fast gleichschenkelige Dreiecke zerfällen läßt, wenn man vermittelst ihrer gemeinsamen Grundlinie, die von der Indus- zur Gangesmündung zieht, die ganze Breite von Westen nach Osten durchschneidet. Diese Grundlinie, in welcher die Halbinsel sich an den Kontinent anschließt, hat eine Ausdehnung von 330 geographischen Meilen, ist also gleich der Ausdehnung zwischen Bayonne und Konstantinopel in Europa. Die beiden dadurch gebildeten Dreiecke ragen mit ihren spitzen Winkeln gegen Norden bis Ladakh am obern Indus (unter 34° 9′ nördlicher Breite) und gegen Süden bis zum Kap Camorin (unter 8° 4′ nördlicher Breite). Die Höhe des großen nördlichen Triangels, den Nordindien (Hindostan) bildet, ist nur etwas geringer, als die des südlichen, der die eigentliche Halbinsel (Dekan) ausmacht. Die ganze Ausdehnung Indiens vom äußersten Süden bis zum äußersten Nordende am obern Indusstrom beträgt gegen 400 Meilen, ist also so weit, als von Bordeaux nach Moskau oder von Neapel bis Archangel. Die Schenkel des südlichen Dreiecks streichen von dem gemeinsamen Wirbelpunkte am Kap Camorin gegen Nordwesten und Nordosten als Küstenlinie von Malabar und Koromandel bis zum 22. u. 33. Breitenparallel, innerhalb dessen der Nerbudda, der Scheidestrom des Südens und Nordens der indischen Welt, einen fast allen andern Stromsystemen der Halbinsel anomalen Lauf von Ost gegen West gewinnt. In den beiden Schenkeln des nördlichen Triangels liegen das indisch-persische Grenzgebirge, dessen Richtung der begleitende Induslauf von Nordosten gegen Südwesten bezeichnet, und der große Gebirgswall des Himalaya von Nordwesten gegen Südosten, dessen vorliegende Ebenen der Gangesstrom in gleicher Richtung durchfluthet. In der nördlichsten Höhe liegen die Hauptquellen der vier großen Ströme Indiens, des Indus, Satudra (Satadru), Ganges und Brahmaputra. Das Dreieck im Norden des Nerbudda hält gegen 40,000, das im Süden desselben 27,000 geographische □Meilen; beide zusammen gegen 67,000 □Meilen, also fast die Hälfte der Oberfläche Europa's. Von der Indusmündung bis zum Kap Camorin zieht eine Gestadelinie von 430 und von da durch den Golf von Manar und die Ceylonsstraße nordwärts bis in den innersten Winkel des bengalischen Golfs zur Gangesmündung der Sunderbunds eine Küstenkrümmung von 420 geogr. Meilen. Mit dieser Küstenentwickelung gehört das Land ganz verschiedenen Meerestheilen an, dem bengalischen oder hinterindischen Meer im Osten und dem persisch-arabischen oder vorderindischen im Westen, die, von ganz verschiedenen Strömungen und Windsystemen in Bewegung gesetzt, auch verschiedene Produkte, Gewässer und Völker herbeiführen und ganz verschiedenen Weltverkehr der Seefahrer bedingen, den der europäischen, afrikanischen oder arabischen Nationen im Westen, den der malayischen, chinesischen, australischen, amerikanischen im Osten. Die

Digitized by Google

Kontraste steigern sich aber fast noch im Norden, wo die beschwerlichen Gebirgspäße aus dem Tieflande Nordindiens gegen Nordosten übersteigen, nach Hochtübet und China, die gegen Norden nach Turkestan und Bokhara, die gegen Nordwesten nach Hochiran, also ebenfalls zu den verschiedensten kontinentalen Hochländern Innerasiens führen, deren Vermittelung allein durch Nordindien möglich ist. Kein anderes Land der Erde ist in Betreff seiner Stellung zu einer Mannichfaltigkeit von physikalisch und historisch verschiedenen Welten des Erdballs, der Naturprodukte, der Völkergruppen und des Menschenverkehrs reichlicher bedacht, als O., und nur Westeuropa steht ihm darin in mancher Beziehung gleich. Nordindien oder Hindostan wird, wie schon bemerkt, von dem Gebirgslande des Himalaya (s. d.) umsäumt, welches einen Raum von 15,000 □Meilen überdeckt und die eigenthümlichen Erscheinungen der Alpengebirge in einer Großartigkeit entwickelt, wie sie nirgends auf der Erde wieder vorkommt. Die Kammhöhe dieses Riesengebirges erhebt sich so hoch und noch höher, als die höchste Spitze Europa's, der Montblanc; aber über diesen 15,000 Fuß hohen Kamm steigen die Gipfel noch um 7000 bis 10,000 Fuß empor. Am Fuße eines der bedeutendsten Gipfel, des Gangautri, in einer absoluten Höhe von 12,948 Fuß, bricht der Ganges unter der Decke eines mächtigen Schneefeldes als jugendlicher Bergstrom hervor. Die oberen Thäler des Indus, des Dzangbostsiu und einiger ihrer Zuflüsse (Dschunal, Satudra u. a.) bilden Längenthäler im Norden der Himalayakette, die theilweise 11,000 bis 12,000, ja 16,000 Fuß hoch liegen. Andere Thäler, wie die oberen des Ganges und des Dschumna, haben mehr den Charakter der Querthäler; aber keines durchbricht, außer dem Indus, dem Satudra und dem Brahmaputra, das Himalayasystem seiner ganzen Breite nach. Die ersteren beiden liegen an ihren Durchbruchsstellen noch etwa 8000 Fuß über dem Meere; das Alpenthal von Kaschmir, an einem Nebenfluß des Indus, hat dagegen nur noch 5000 F. absolute Höhe. Am ganzen Südfuß des Himalaya liegt ein waldbedecktes, von Sümpfen unterbrochenes Hügelland, Tarai genannt, welches den Uebergang bildet aus dem indischen Alpenlande zu dem indischen Tieflande, dem eigentlichen Hindostan. Diese unteren Stufenländer des Indus und Ganges reichen von Westen gegen Osten von der Mündung des Indus bis zu der des Ganges. Ihre Nordgrenze kann man durch eine von der Südwendung des Indus bis zu der Südwendung des Brahmaputra gezogene Linie bezeichnen; ihre Südgrenze (gegen den Nordrand des Plateau's von Dekan) folgt im Allgemeinen dem nördlichen Wendekreis. Im Westen macht der Indus die Grenze, auf dessen rechtem Ufer der Südrand des vorderasiatischen Hochlandes sogleich aufsteigt. An der breitesten Stelle dehnt sich dieses Tiefland von Norden gegen Süden an 160 Meilen weit aus, so daß es nur etwa 60 Meilen von dem Tieflande Turans entfernt ist. Von Westen gegen Osten hat es eine Länge von 300 bis 330 Meilen; sein Flächeninhalt beträgt 24,000 □Meilen. Dieses Tiefland wird durch ein reiches Netz von zum Theil riesenmäßigen Wasseradern durchzogen, unter denen der Ganges und der Brahmaputra die beiden Hauptstämme sind. Beide bilden ein Delta, welches längs der Küste 50 Meilen weit sich ausdehnt. Wie der Nil das ägyptische Thal, so setzen die beiden indischen Riesenströme das bengalische Niederland alljährlich unter Wasser; aber nur das eigentliche Mündungsland, ein 10—15 Meilen breiter Küstenstrich, die Sunderbunds (d. h. tausend Mündungen) genannt, bleibt unausgesetzt im Zustande eines Sumpflandes, während die weiter landwärts gelegenen Deltagegenden durch die tropische Sonne und künstliche Anlagen schnell trocken gelegt werden und die fruchtbarsten Fluren Bengalens bilden. Der Indus, dessen Quellen auf der Nordseite des Himalaya liegen, durchbricht die ganze Breite dieses Gebirges und empfängt 70 Meilen unterhalb seines Eintritts in die Ebene die vereinigten Gewässer des Satudra und Dschunal mit ihren Nebenflüssen; das Wasserneß, welches hier der mehrarmige Strom mit seinen Zuflüssen bildet, hat dem ebenen Landstriche oberhalb jener Vereinigung den Namen des Pendschab (d. h. Fünfstromland) verschafft. Das Indusdelta entladet sich seiner Gewässer durch elf Mündungen u. nimmt längs der Küste nur einen Landstrich von 24 Meilen ein. Auch der Indus ist häufigen u. starken Anschwellungen unterworfen u. überschwemmt dann die Gegenden seines linken Ufers. Das untere Stufenland des Ganges führt den Namen Hindsuebene, das des Indus wird Sindebene genannt. Beide sind durch keine bemerkbare Wasserscheide von einander getrennt; aber die Bodennaturen ihrer Oberflächen sind sehr von einander verschieden. Während die Hindsuebene durch außerordentlich fruchtbare, wasserreiche Kulturflächen gebildet wird, findet sich im Gebiete des unteren Indus im Ganzen ein magerer Boden, der nur im Pendschab theilweise wohl angebaut ist; im Osten des Ueberschwemmungsbereichs des Indus dehnt sich dagegen eine 20—40 Meilen breite, salzige Sandwüste nordwärts an 100 Meilen weit aus, die das Thurr genannt wird. In den zwei alpinen Stromsystemen Nordindiens, die mit ihren weiten Quellgebieten und Stufenländern zu den größten der Erde gehören, vereinigt sich jene unzählige Menge von strömenden Wasseradern, die in tausend und abertausend Bergklüften, Felsspalten, Thalgründen und Einsenkungen von den größten Höhen bis zu dem flachen Strande der entgegengesetzten Meeresgestade das weite Land durchziehen. Der Ganges hat einen Lauf von beinahe 300 geographischen Meilen und ein Stromgebiet von 20,000 □Meilen, der Indus eine Stromentwickelung von 340 geographischen Meilen und ein Stromgebiet von fast 19,000 □Meilen.

Das südliche Ostindien oder Dekan wird durch eine größere Anzahl, aber weit geringerer, jedoch selbstständig zum Meere mündender Ströme bewässert. Die beiden nördlicheren, Nerbudda und Tapti, haben die Eigenthümlichkeit, daß sie, der allgemeinen Senkung entgegen, von Osten gegen Westen in fast geradlinigen, unter sich parallelen Felsspalten zur Malabarküste eilen, indeß die Quellen der übrigen, wie die des Godavery, Kistnah, Penaur, Palaur, Cavery und an-

Digitized by Google

derer, insgesammt ganz nahe an der Malabarküste dem hohen Gebirgsraume des Dekanplateau's entquellen und dann erst mit vielen Krümmungen und Zuflüssen die weiten Ebenen gegen Osten durchziehen, ehe sie, in großartigen Kataraften über verschiedene Stufenabsätze stürzend, an der flachen Koromandelküste in das bengalische Meer einmünden. Unter dem Plateau von Dekan versteht man das Gebirgsland, welches die ganze vorderindische (eigentliche) Halbinsel einnimmt und von der Windhyakette nordwärts ins hindostanische Tiefland niedrige Gebirgsmassen bis gegen den unteren Schumna und im Westen bis zum 28. Grad nördlicher Breite vorschiebt. Dekan im engeren Sinne ist das südlich von Nerbudda belegene Hochland, dessen Scheitel von Randgebirgen eingeschlossen und begrenzt ist. Das bedeutendste unter den letzteren ist das westliche, die Westghats, die im Norden am Tapti und Nerbudda beginnen, und längs der Küste Malabar, nur durch eine schmale Ebene von derselben getrennt, bis zum 11. Grad nördlicher Breite ziehen. Das Innere von Dekan ist keine eigentliche Hochebene, sondern auf der hochliegenden Basis sind in verschiedenen Richtungen niedere Bergzüge aufgesetzt, deren Gipfel unter 18° nördl. Br. bis zu 5000 Fuß absoluter Höhe aufsteigen sollen. Im Allgemeinen ist das Plateau von Westen nach Osten sanft geneigt. Die Ebene, welche die Ghats an der Westküste (Malabar) freilassen, wird von den Eingeborenen Kärula und Malayala genannt. Die Ostghats sind niedrige Bergreihen, welche am rechten Ufer des Cavery beginnen und die ganze Koromandelküste in einer mittleren Entfernung von 15 Meilen begleiten. Die Südenden der Ost- und Westghats sind durch die Gebirgslandschaft der Nilgherri oder blauen Gebirge verbunden, deren Gipfel (8300 Fuß) die höchste Erhebung der ganzen Halbinsel bilden. Dieselbe stürzt südwärts steil und jäh zu einem tiefen Querspalt von Tschiba, das Gap genannt, hinab, welcher die Tiefebenen Malabars und Koromandels mit einander verbindet; aber im Süden das Gap erhebt sich plötzlich das Gebirge nochmals mit 7400 Fuß hohen und wahrscheinlich noch höheren Gipfeln. Diese isolirte Gebirgsmasse füllt den ganzen Westen der Südspitze Vorderindiens, u. wie ein losgesprengtes Stück dieser Gebirgsmasse erscheint die Insel Ceylon, die durch die Palkstraße von dem Hauptgebirge und dem Festlande zugleich getrennt ist. Weit unbekannter als die West- und Ostkette von Dekan ist das unzugängliche Vindhyagebirge, welches den Nordrand von Dekan bildet, vom Golf von Cambay ostwärts bis zum Quellande des Nerbudda reicht und niedrige Fortsetzungen bis zum unteren Ganges vorschiebt. Es besteht aus mehren parallelen Bergketten, welche sehr steil gegen das untere, tief eingeschnittene Thal des Nerbudda abfallen und nur im Osten, an den Quellen des Nerbudda, mit dem Innern von Dekan durch 2000 Fuß hohe Berge zusammenhängen. Es besteht aus vier Landschaften. Im Norden liegt die nur gegen 2000 Fuß hohe, dicht bewaldete Plateaufläche von Malwa, deren höherer Westrand (3000—3600 Fuß) steil und plötzlich gegen die Tiefebenen im Osten des unteren Indus abfällt; zu ihm gehören die Gondwara- und Satpurakette, am linken Ufer des Nerbudda, und die Mahadeaberge, deren höchste Stelle Gawilgurh (4000 Fuß hoch), zwischen den beiden Quellarmen des Tapti. Die zerklüfteten Harowitberge und das Bergland Harowti oder Haravati (1800—2200 Fuß hoch) bilden die nördliche Fortsetzung des Malwagebirges; es ist eine unebene, von zahlreichen Schluchten und Waldungen durchzogene Landschaft, ungesund und wenig kultivirt. Die Berglandschaft Bundelkund (Bundelkhunda) ist die nördliche Fortsetzung der Berglandschaft Harowti und wird von durchbrechenden Flüssen in Parallelketten getheilt. An diese schließt sich das hohe Radschasthan (d. h. Land der Könige) an, eine Reihe von wüsten, kahlen, wasserarmen, schlechtangebauten Flächen, die im Süden 2000 Fuß hoch sind, gegen Norden aber bis 1000 Fuß und noch weiter herabsinken und im Osten von der Chitorekette, im Westen von der Mewarkette, die im Süden Aravalli heißt, begrenzt werden. Im Westen des Vindhya wird die Halbinsel Gujerate durch niedrige, aber abgesonderte Bergzüge, welche die Fortsetzung des Vindhyagebirges bilden, großentheils gefüllt. Das ganze Plateau von Dekan nimmt einen Flächenraum von etwa 24,800 □Meilen ein. Die Nordseite des Gebirgsdreiecks mißt 200 Meilen, die Ostseite 300, die Westseite 220 Meilen. Das ganze Hochland ist in Folge der oceanischen Einflüsse ungemein reich bewässert und auch in Betreff ihrer übrigen Naturverhältnisse ist die Scheitelfläche des vorderindischen Hochlandes außerordentlich begünstigt. Die Vegetation ist ungemein üppig und mannichfaltig, und nirgends stößt man auf Steppen und wüsten Boden, wie er auf den Scheiteln der übrigen Hochländer Asiens herrscht.

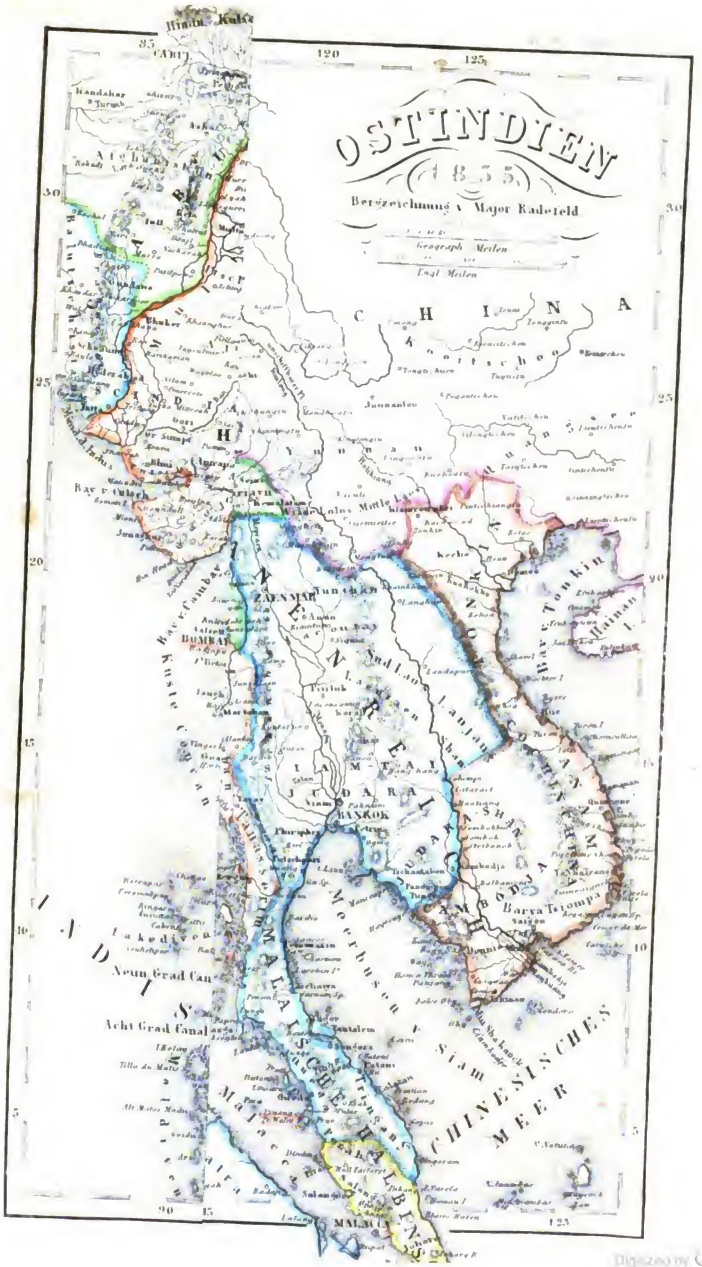
Das Klima Os bietet die großartigsten Gegensätze dar. Zum größten Theile innerhalb der Wendekreise gelegen, entfaltet die Natur alle Kraft in Hervorbringung der Gewächse; aber neben der Gluthhitze der Tropen fächeln auch linde Lüfte, und unfern drückendster Schwüle herrscht eisige Erstarrung der Polarzone. Vorderindien liegt in der Zone des Regens mit tropischem und mit subtropischem Klima; erstere begreift Ceylon, Dekan und das hindostanische Tiefland, letztere den Himalaya, der aber vermöge seiner Erhebung derselben größtentheils entrückt wird, so daß nur die erste Region der subtropischen Zone, die zweite Region aber der Zone des veränderlichen Niederschlags und die dritte der Zone des ewigen Schnees entspricht. Während in den Tiefebenen u. auf den Plateauebenen Dekans ein heißes, ächt tropisches Klima herrscht, sind die höheren Berglandschaften Dekans von kühleren Luftschichten umgeben u. haben mittlere Jahrestemperaturen, welche denen von Marseille, Rom und Palermo gleichkommen. Der Gang der Temperatur ist sehr gleichförmig. Die charakteristischen Winde in O. sind die Moussons (Munsone), durch welche die Jahreszeiten und Klimate Vorderindiens, wie Südasiens überhaupt, auf eine merkwürdige Weise gemodelt

Digitized by Google

werden. Der Südwest-Mousson führt vom Meere her Nebel und Schwüle und tropische Regengüsse; es ist der Wind der nassen Jahreszeit, die aber in einzelnen Gegenden zu anderen Zeiten, z. B. an der Küste Koromandel erst im Anfang des Nordost-Moussons, Statt findet, so daß, während an der Küste Malabar der tropische Winter herrscht, die Küste Koromandel ihren Sommer und trockene und heitere Luft hat. Auf diese Weise fällt die nasse Jahreszeit auf der Ostküste zwischen den Oktober und Januar, auf der Westküste und im Innern Hindostans zwischen Mai und September. Doch findet dieselbe, je weiter gegen Norden, um so später Statt und dauert nirgends länger, als etwa drei Monate. Sehr verschieden von den klimatischen Erscheinungen Dekans und der Plateauebenen sind die in den Klimaregionen des Himalaya sich darbietenden. Die subtropische Klimaregion des Gebirgs geht von 1000—4600 Fuß; die mittlere Jahrestemperatur dieser Region ist 14° bis 21° C. Nach einem ganz kurzen, aber angenehmen Frühling beginnt der Sommer, welcher den Charakter der nassen Jahreszeit annimmt, und nach einem kurzen Herbste folgt die kalte Jahreszeit, während welcher das Thermometer nicht selten unter 0° fällt, der Schnee aber dennoch fast ganz unbekannt ist. Die Region des veränderlichen Niederschlags (des Regens und Schnees) geht von 3600 und 4600 Fuß bis zur Schneegrenze und theilt sich in zwei Hälften, deren Scheidungslinie unter 8400 Fuß liegt. Die Landschaften von 3600 bis zu 8400 Fuß haben eine mittlere Jahrestemperatur von + 12° und 13° C.; der Frühling ist ungemein lieblich, der Sommer, die Regenzeit, dauert vom Juli bis Ende September, und auf einen kühlen und angenehmen Herbst folgt ein gelinder Winter, in welchem der Schneefall nicht alle Jahre gleich ist. Die Landschaften von 8400 Fuß bis zur Schneegrenze entsprechen in ihrem Klima den kalten und alpinen Erdgegenden; auf einen kurzen Frühling folgt der Sommer, in welchem die Tage sehr heiß, die Nächte aber kalt sind, und nach einem kurzen Herbste beginnt ein langer und strenger Winter mit dem Anfange des Oktobers. Weiter aufwärts, in der Region des ewigen Schnee's, bildet der Himalaya eine furchtbare, unabsehbare Berg- und Schneewüste, und nur im Sommer können die höchsten Himalayapässe, obwohl unter manchen Gefahren, noch überstiegen werden. Den Europäern bringt das tropische Klima O.s mancherlei Gefahren. Das Klima von Bengalen und Hindostan erzeugt bei ihnen, wenn sie demselben eine Reihe von Jahren ausgesetzt sind, häufig Fieber und Leberkrankheiten, Spleen, Ruhr, Erschlaffung und Ertödtung der Eingeweide, Leibesbeschwerden aller Art, Krankheiten, welche bisher nur durch Versetzung in ein heimisches Klima geheilt oder doch gemindert werden konnten. Als dem europäischen Klima am meisten entsprechend, hat man in neuerer Zeit sogenannte Gesundheitsstationen aufgesucht, deren bis jetzt 6 aufgefunden worden sind: zu Landur in Sherwal, 7900 Fuß hoch, zu Dargiling in der Nähe von Dinadschepur in Sikim, 6770 Fuß hoch, zu Tschira Pundschi in Hinterindien, 4700 Fuß hoch, zu Mahabalitwar in den Westghats, 5000 Fuß hoch, auf den Nil-Gherri's, und zu Neura Ellya in Ceylon, 6000 Fuß hoch. Das Klima dieser Gesundheitsstationen gleicht dem der südeuropäischen Landschaften; am meisten zeichnet sich die Station von Nil-Gherri aus, wo ein ewiger Frühling herrscht.

Von dem glücklichsten Klima und Boden gepflegt u. genährt, entwickelt O. einen großartigen Reichthum u. eine seltene Pracht der Pflanzenwelt. In Bengalen steigen die Bäume bis über 100 Fuß hoch empor, Farrenkräuter wachsen zu der Höhe unserer Waldbäume, Gräser (Bambus) gewinnen das Ansehen von hohlen Baumstämmen. Hier gleichen die Waldungen denen des tropischen Amerika an Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit, aber sie bestehen, wie die Tropenwälder Afrika's, zum Theil aus anderen Baumarten, aus Sandel-, Eben-, Tik-, Acajouholz, aus Drachenbäumen und verschiedenen Palmenarten, die sich in Indien ihren eigenthümlichen Wohnort gesucht haben und zum Theil den Einwohnern eine geschätzte Nahrung bieten. Besonders wichtige Nahrungspflanzen sind auch die Banane und der Brodbaum. Aber was diese Erdgegend vor anderen auszeichnet, das ist die Mannichfaltigkeit von Gewürzbäumen und Gewürzpflanzen, welche das glückliche Klima O.s, zum Theil wildwachsend u. ungepflegt, in großer Menge hervorbringt. Dahin gehört namentlich der Muskat-, Zimmt- und Gewürznelkenbaum, während sich zugleich der Ingwer und mehre Pfefferarten vorfinden. Auf den Gebirgen verliert die Vegetation natürlich ihr vorherrschend tropisches Gepräge; man vermißt die Zimmtwälder, den Muskat-, Gewürznelken- und Brodfruchtbaum, und die charakteristische Form der Palmbäume steigt wenig höher als 3000 Fuß. Dagegen erblickt man dichte Waldungen von hochstämmigen, meist immergrünen Bäumen, und es gedeihen noch der Kaffeebaum, die Baumwollenstaude, die Edelfrüchte und alle feineren Obstarten. Unter den Getreidearten nimmt in O. der Reis den ersten Rang ein; er ist das Hauptnahrungsmittel des Landes und gibt hier zwei bis vier Ernten im Jahr. Außerdem gedeihen noch: Weizen, Gerste, Hirse, Mais, selbst Hafer und viele Hülsenfrüchte und Gartengewächse. Wahrscheinlich ist hier das Vaterland des Zuckerrohrs, dessen Anbau von Jahr zu Jahr bedeutender wird. Ein anderes Haupterzeugniß ist der Pfeffer, der über ganz O. verbreitet ist, aber am besten an der Küste Malabar wächst. Eine Art des Pfeffers ist der Betel, der hier das in andern Ländern übliche Tabaksrauchen ersetzt. Aus den Blättern des Hanfes wird ein berauschendes Getränk bereitet. Der Mohn erreicht eine Höhe von 40 Fuß und wird zu Opium verwendet. Der Weinstock gedeiht nur noch an einigen weniger heißen Stellen, ohne daß jedoch Wein daraus gewonnen wird. Zu den wichtigsten Produkten O.s dagegen gehört die Baumwolle, welche überall gedeiht, am vorzüglichsten in Bengalen, und von den Hindu's zu den feinsten Geweben verarbeitet wird. Sehr wichtig ist noch der Indigo, sowie die Nopalpflanze, auf welcher die Cochenillewanze lebt. Außerdem be-

Digitized by Google


OSTINDIEN
1855
Berg. Meilen
Engl. Meilen
C H I N A
Yunnan
Loloi
Mittl. Laos
Tonkin
Hainan I.
Cochinchina
Cambodja
Siam
Laos
Barra Tsompa
Saigon
Bangkok
Pegu
Martaban
Tenasserim
Mergui
Tavoy
Ava
Arracan
Bengalen
Golf von Bengalen
Andamanen
Nicobaren
Malacca
Singapore
Penang
Sumatra
Java
Lakadiven
Neun Grad Canal
Acht Grad Canal
Meerbusen v. Siam
CHINESISCHES MEER
Digitized by Google

Digitized by Google

sist O. noch eine Menge, zum Theil wenig bekannte Farbekräuter. Von unseren Waldbäumen gedeihen nur einige, wie die Fichte, der Ahorn, die Pappel, auf den Höhen des Himalaya; auch die meisten europäischen Obstsorten sind schlecht, oder gedeihen gar nicht mehr; doch gibt es noch Citronen und Pomeranzen in Menge. Der Pisang und viele andere bei uns wenig bekannte Früchte entschädigen den Hindu reichlich für unsere Obstsorten. Mehre Gewächse O.s liefern geschätzte Arzneimittel, so z. B. Cassia, Sassaparille, Jalappwurzel. Unter den höchst prächtigen und mannichfaltigen Blumen, womit hier die Fluren prangen, zeichnet sich vor allen die Rose aus, welche hier erst ihren herrlichen Duft entfaltet. Eine andere schöne und wohlriechende, von den Hindu's heilig gehaltene Blume ist der Lotos, eine Wasserpflanze, die als Symbol der erzeugenden Natur verehrt wird. Höchst merkwürdig ist auch die Thierwelt O.s. Die Sumpfwaldungen des Tarai und der Sunderbunds, die Dickichte, welche den Fuß der Allgherri's und das Hochland von Dekan bedecken, ebenso die ungeheuren Reisfluren von Bengalen ꝛc. sind die Heimath des Elephanten, der hier zu größerer Schönheit und bedeutenderer Größe gelangt, als der afrikanische. In jenen Wäldern sind zugleich der Königstiger, der Löwe, der Panther, das Nashorn, ungeheure Eber und andere gewaltige Geschöpfe heimisch, welche die entsprechenden Arten Amerika's an Kraft und Wildheit, die afrikanischen an Größe übertreffen, während die Schlangen, die Krokodile und andere Reptilien denen der amerikanischen Tropenländer an Menge, Kraft und Heftigkeit gleichkommen mögen. Wölfe, Schakale und Füchse sind häufig, Zibethkatzen und Moschusthiere nur in nördlichen Gebirgen; auch Hirsche und wilde Schweine sind häufig. Merkwürdig ist eine äußerst kleine, kaum einen Fuß lange Art von Hirschen, die nur in den südlichsten Gegenden gefunden wird. Gazellen von verschiedener Art sind häufig. Unzählige Affen, besonders die geschwänzten Arten, bevölkern die Wälder; der Orang-Utang findet sich zwar, aber nur selten. Zugleich sind die in Europa verbreiteten Hausthiere, mit Ausnahme des nur spärlich vorhandenen und vielleicht erst später eingeführten Pferdes, seit lange neben dem Büffel, dem Dromedar und Kameel hier einheimisch. Der Ochs vertritt hier in vielen Fällen das Pferd; man bedient sich seiner nicht nur zum Ackerbau, sondern auch zum Reiten und Fahren, zum Ziehen des Geschützes und zum Tragen des Gepäckes im Kriege. Außer der gewöhnlichen Art gibt es hier sehr hochgeschätzte weiße Buckelochsen, welche die gemeinen an Schönheit und Stärke übertreffen und vorzüglich zum Zuge gebraucht werden. Das Schaf hat, wie in allen heißen Ländern, ein haarartiges Vließ; feinwollige Schafe finden sich vorzugsweise in den nördlichen Gebirgen. Das Kameel wird nur noch in den nordwestlichen Gegenden gefunden; es scheint da aufzuhören, wo die Zucht des Elephanten beginnt. Unter dem wilden Geflügel findet man: indische Schwalben, Fasanen, Pfauen und wohl auch noch wilde Hühner (z. B. in Kaschmir), wovon unsere Haushühner abzustammen scheinen. Schaaren von Papageien u. glänzend gefiederten Vögeln bevölkern die Wälder, aber von Singvögeln findet man nur Bachstelzen, Drosseln und Finken. Aus dem Meere treten in die Flüsse Störe, Welse, Lachse u. Aale; in den meisten größeren Flüssen findet sich aber auch das Krokodil häufig. Unter den Schlangen zeichnen sich aus die äußerst gefährliche Brillenschlange und die Riesen- oder Königsschlange (Boa constrictor). Von den Insekten findet man unzählige Schwärme von Fliegen, Muskito's, Bremsen ꝛc., welche den Menschen u. Thieren höchst lästig werden. Die Verheerungen der Heuschrecken sind hier nichts Seltenes; eine Art weißer Ameisen (Termiten) wird den Gebäuden gefährlich, indem sie das Holz zerstört. Bienen von verschiedener Art sind häufig, der Seidenwurm lebt im Freien und liefert die beste Seide der Welt. Giftige Skorpione und viele Arten von Krebsen finden sich häufig. Unter den Schmetterlingen zeichnen sich mehre durch Größe u. Schönheit aus. Mehre Arten von Blattläusen werden gleich der Cochenille als Färbestoff benutzt. An Metallen ist weder Dekan noch der Himalaya reich, wenigstens sind noch keine bedeutenden Metallschätze aufgeschlossen. Das Gold, welches die Flüsse mit sich führen, kommt kaum in Betracht. Silber, Blei und Zinn finden sich in den Aravallibergen und an einigen Orten; Eisen ist durch ganz Dekan verbreitet. Dagegen ist O. von jeher als das Vaterland der meisten und schönsten Edelsteine berühmt gewesen. Das Land der Diamanten ist die Ostseite Dekans, zwischen 14 und 25° nördlicher Breite, wo sich die Diamanten in einem lockeren Sandsteinkonglomerat befinden, in dem zuweilen Gold vorkommt. Die Karneolgruben am Westgehänge der Satpurakette lieferten schon im Alterthum einen Ausfuhrartikel. Auch die Gebirge um das Niederland von Guzerate sind reich an Bergkrystallen, Amethysten, Chrysolithen, Granaten, Smaragden, weißem Marmor. Ceylon hat den größten Edelsteinreichthum. Die salzigen Fossilien sind Steinsalz und Salpeter in Hindostan, Seesalz an den Küsten; Steinkohlen findet man in der Formation des alten rothen Sandsteins.

Wenden wir den Blick auf die ältere Bevölkerung des Landes, so sehen wir uns in ein Völkerlabyrinth versetzt, dessen Entwirrung die Bestrebungen der Ethnographen noch lange vergeblich in Anspruch nehmen wird. Im Allgemeinen nennt man die Bewohner O.s der Halbinsel diesseits des Ganges Hindu's; aber dieser Name hat keine andere Bedeutung, als der Name Europäer, womit wir die Bewohner unseres Erdtheils in ihrer Gesammtheit belegen. Die Hindu's im engeren Sinne, das eigentliche einheimische Kulturvolk Indiens, sind in der Regel von mittlerer Größe, schlank und wohlgebildet. Ihre Farbe ist bräunlich-gelb, lichter in den höheren, dunkler in den niederen Ständen. Das Gesicht ist oval, die Stirn hoch; die Backen treten nicht stark hervor; die Nase nähert sich in ihrer Form der sogenannten Adlernase; die Augen stehen horizontal, sind groß und von schön geschnittenen Augenbrauen bedeckt; der Mund ist klein, das Kinn rund; Kopf- und Barthaare fein u. schwarz, oft bräunlich; Hände und Füße sind sehr klein und

Digitized by Google

zart gebaut. Die Frauen sind von besonders schlankem Bau und verbinden damit eine große Fülle der Schönheitsformen. So zierlich und biegsam der Körperbau der Hindu's ist, so besitzen sie doch eine große Ausdauer, können weite Märsche aushalten und laufen schneller als die Europäer. An Geschick übertreffen sie die letzteren weit; ihre Gaukler und Seiltänzer leisten das Außerordentlichste. Fast ohne alle Maschinen, mit den bloßen Händen weben die Hindu's Zeuche und verrichten Arbeiten, deren Anfertigung der Europäer umsonst versucht. In der Regel erreichen die Hindu's ein hohes Alter und wissen wenig von Krankheiten. Sie sind von sanftem Charakter, mitleidig, selbst gegen Thiere gastfrei. Eine ins Ungeheure ausschweifende Phantasie ist bei ihnen mit einem eindringenden Verstande gepaart. Jene gibt sich sowohl in ihrer Poesie als bildenden Kunst, diese in ihren philosophischen und mathematischen Arbeiten zu erkennen. Die lange Sklaverei hat aber den Hindu an Leib und Geist entnervt und herabgewürdigt; kriechend gegen Mächtige, ist er nicht selten anmaßend und bedrückend gegen Untergebene; Lüge, Falschheit und Hinterlist sind häufig seine Waffen. Aberglaube ist allgemein, Sittenlosigkeit wenigstens sehr häufig. Ein Hauptzug im Charakter der Hindu's ist die zähe Anhänglichkeit an alten Sitten und Gebräuchen, wodurch sie ihre Eigenthümlichkeit seit Jahrtausenden behauptet haben und worin das größte Hinderniß für die Verbreitung des Christenthums unter ihnen liegen mag. Die Religion der Hindu's ist vorherrschend die in viele Sekten getheilte brahmanische, aber durch Einmengung götzendienerischer Elemente zu einem chaotischen Bilderdienste herabgesunken. Der Kultus ist ein Komplex äußerlicher Ceremonien, unter denen die erhabenen Gedanken der ursprünglichen Brahmalehre nicht mehr zu erkennen sind. Neben dem Brahmanenthum findet sich theilweise, doch sehr beschränkt, auch der Buddhaismus (s. d.) unter den Hindu's, namentlich in Nepal und auf der Insel Ceylon. Zumeist aus religiösen Vorstellungen entsprungen u. durch diese geheiligt ist die Kasteneintheilung der Hindu's, nach welcher die indische Menschheit in vier oder (auf Malabar) fünf Hauptklassen zerfällt: Brahmanen, auf Malabar Namburies genannt, die Priesterkaste, Kschetria's, auch Radscha's genannt, die Kriegerkaste, Wesa's oder Waisya's, die Ackerbau u. Handel treibende Kaste, und Sudra's, welche die Gewerbtreibenden und sonstigen Unreinen umfaßt (s. Indische Religion). Außerdem werden mit verschiedenen Benennungen noch die eigentlichen Sklaven (Churmun) bezeichnet, die zum Theil außer aller Kaste stehen, wie die Paria's, zum Theil aber ähnliche Unterschiede unter sich mit derselben Strenge festhalten, welche die herrschenden Kasten auf ewig von einander scheidet. Ueberhaupt erklären sich die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der Hindu's theils aus ihren religiösen Vorstellungen, theils aus der eigenthümlichen Natur ihres Landes. Die Kinder erhalten bereits im 3. Jahre die Tonsur (nur eine Scheitellocke bleibt auf dem Haupte stehen), zwischen dem 5. und 9. Jahre die brahmanische Schnur. Der Unterricht erstreckt sich auf das Studium des Sanskrit und die Erlernung der andern in Indien vorkommenden Sprachen, namentlich auch des Englischen. Die Sorge für Nachkommenschaft ist eine religiöse Pflicht des Hindu, und es gilt für das höchste Unglück, keine Kinder zu haben. Die alte Sitte scheint Monogamie gewesen zu seyn; Polygamie ist auch heute noch äußerst selten, und nur Fürsten und Große haben einen Harem (Zenana). Die Frau ist in jeder Hinsicht Gehülfin des Mannes. Nur bei den kriegerischen Nairen auf der Küste von Malabar herrscht die Sitte der Polyandrie. Die gewöhnliche Zeit, in welcher die Hindu's heirathen, ist das 16. Lebensjahr für den Mann und das 8. für die Frau; die Hochzeitfeier ist mit einer Menge von Ceremonien verbunden. Die Todten der Hindu's werden gewöhnlich verbrannt; uralt ist die Sitte, daß sich die Frauen beim Tode ihres Mannes mit ihm verbrennen lassen. Erbliche Sklaverei ist in vielen Gegenden Indiens sehr verbreitet, die Behandlung der Dienerschaft aber äußerst milde. Auch abgesehen davon, daß die Religion einem großen Theile der Hindu's den Genuß thierischer Nahrung und geistiger Getränke verbietet, sind sie äußerst mäßig; der Aermere lebt beinahe nur von Reis, Früchten und Wasser. Auch ihre Wohnung, ihr Hausgeräthe, ihr Handwerkszeug ꝛc. ist überaus einfach. Die Kleidung der größeren Menge besteht beinahe nur in einem um die Hüften befestigten Tuche, worüber noch ein Gewand nachlässig geworfen wird; nur Vornehmere und Frauen tragen häufig eine leichte Jacke und leichte, bis zu den Knöcheln herabgehende Beinkleider. Das Haupt wird mit einem Tuche umwunden. Die Frauen verhüllen den Busen mit einem Unterkleide von Seide; die Haare sind mit Juwelen und Blumen verziert, die Ohren mit Perlen beladen; goldene Ketten fallen vom Halse auf den Busen herab; die Knöcheln sind mit Spangen, Finger und Zehen mit Ringen geschmückt. Eine Art Tätowirung ist noch vielfach in Indien im Gebrauch. Die Männer der höheren Stände tragen Turbans. Haar und Bart werden in der Regel abrasirt, außer einer Locke auf dem Scheitel und einem Schnurrbart. Wo viele Europäer wohnen, z. B. in Kalkutta, hat ihre Tracht auf die der Eingebornen verändernd eingewirkt. Den Zeitvertreib der vornehmeren Hindu's bildet seit ältester Zeit insbesondere die Jagd auf Bären, Tiger, Elephanten ꝛc. Außerdem lieben sie es, dem Spiele der Gaukler und Seiltänzer und dem Tanze der Bajaderen zuzusehen. Hazardspiele sind zwar untersagt, aber schon seit den ältesten Zeiten beliebt. Das Schachspiel, für dessen Erfinder sie gelten, lieben sie außerordentlich. Das Baden gehört eben sowohl zu ihren Vergnügungen, als zu ihren religiösen Gebräuchen. Das Betelkauen ist ein ganz allgemeiner Gebrauch; Viele rauchen auch Tabak oder Hanfblätter. Ihre Musik klingt dem europäischen Ohre unharmonisch; sie haben eine Skala von acht Tönen und mancherlei musikalische Instrumente. Die Kultur der Hindu's reicht in vorhistorische Zeiten hinauf, besteht aber im Allgemeinen fast nur noch in Ueberresten jener großen Zeit der Kunst und Wissenschaft, die in Indien blühte. Erst in neuerer Zeit hat sich der durch

Digitized by Google

die frühere mohammedanische Herrschaft herabgedrückte Kulturtrieb neue Bahnen zu eröffnen begonnen, und namentlich hat die brittische Regierung für das Erziehungswesen in O. gewirkt. In der Provinz Madras rechnet man, daß von 100 Einwohnern 20 Schreiben, Lesen u. Rechnen in ihrer Sprache gelernt haben, und es ist anzunehmen, daß dieses Verhältniß in Bengalen wenigstens eben so günstig steht. Uebrigens zeigen die Hinduvölker unter sich so große Verschiedenheiten der Sitte und Religion und selbst der körperlichen Gestalt, daß man bei vielen derselben zweifelhaft ist, ob sie den eigentlichen Hindu's verwandt sind oder nicht. So leben auf Ceylon z. B. außer den eigentlichen Cingalesen noch zwei andere urheimische Stämme, die Bedda's und Malayala's, die jenen und einander ganz fremd sind und sich nicht verstehen. Dasselbe findet in Gondwar, in den Nilgherri's, auf dem Himalaya und fast in allen Gebirgsgegenden Statt. In der Regel sind hier die unzugänglicheren Berge und Wälder von anderen Völkerschaften bewohnt, als die benachbarten Thalgründe und Ebenen. Zu den merkwürdigsten jener, dem Hindutypus mehr oder weniger fremden Völkerschaften gehören die kriegerischen Mahratten, die zwischen dem Nerbudda und Kistnah, in den Staaten des Scindia, Holkar ꝛc. wohnen, die wilden, ganz negerartigen Pulinda's an den Quellen des Nerbudda, die räuberischen, mohammedanischen Pindarries in den Wildnissen des Vindhyagebirges, die mohammedanischen Miana's, in der Gegend von Cutsch, die Radschputen, die Bedränger und Beherrscher der Bhils, der Bhilala's, der ackerbauenden Dschats, der Mina's, sowie der nicht gebändigten Mhairs oder Mera's (Mairwara's), in Malwa, Radschputana und Gujurate, unter einer großen Zahl von kleinen Fürsten lebend, die Sikhs, welche gegenwärtig die hervorragendste unter den nicht ganz unterworfenen Völkerschaften Indiens bilden. Alle diese Völkerschaften und ebenso die im Himalaya wohnenden Nationen von Butan, Sikkim, Nepal, Kaschmir ꝛc., die Bhatia's oder Butaner, die Hauptmasse der Bevölkerung in Butan und Nepal, die negerartigen Doms im Gebirgslande Kanraun, die in Polyandrie lebenden Bewohner von Bissahir, die Obst- und Landbau treibenden Kanawari's an der Sutledschpforte, die Leptscha's, Murmi's, Limku's, Kirati's, Hatu's, Metschi's, Dimals, Garro's, die an und im Tarai wohnen, zeigen in ihrem körperlichen, sittlichen, religiösen oder sprachlichen Gepräge sehr eigenthümliche Abweichungen von den Hindu's. Als Völker von besonderer Eigenthümlichkeit erwähnen wir noch die Tuda's, auf den Höhen des Nilgherri, ein schönes, athletisch gebautes Geschlecht, in ihrer physischen Konstitution den Hindu's weit überlegen, mit schönem kaukasischem Profil, die Kohata (Göhata, Stierschlächter), die Santals, die Kurumbar, eine häßliche, schwarzbraune Nation, die Kunnuvers, südwestlich von den Nilgherri in den Pineybergen im Maduradistrikt, die Puharri (d. h. Bergbewohner) bis Burdwan am Dummodafluß, klein von Gestalt, sehr wohl gebaut, mit aufgeworfenen Nasen, die Chonds oder Gonds, in dem großen, nach ihnen Gondwara (Wald der Gonds) genannten Distrikt verbreitet, von negerartiger Farbe, tief in der Kultur stehend. Auf den Grenzgebirgen Gondwana's wohnen die ebenfalls barbarischen Völkerstämme Kole, Kand und Sur (Savara), athletisch von Kraft und Gestalt, schwarz und häßlich; die Karwar, die sehr dunkelfarbigen Ehohan, die Kurgammah und die Cowhier. Zu den schon genannten Bhils, die insbesondere die Berggegenden von Malwa und Khandesch bewohnen, gehören wahrscheinlich auch die dekkischen Ramusi's in den Ghats u. Punah, sowie die civilisirteren Kulie's. So groß aber auch der Unterschied der Hindu-völker in Körperbildung und Charakter seyn mag, so zeigt sich doch für die Hauptmassen der indischen Bevölkerung eine, wenn auch hier und da bis zur Unkenntlichkeit verwischte Verwandtschaft. Das Sanskrit (s. d.) mit seiner reichen Literatur darf als die Mutter der Sprachen allerindischen Kulturvölker angesehen werden, wie es der gemeinsame Stamm aller Sprachen ist, die sich westwärts bis zum atlantischen Ocean und darüber hinaus verzweigt haben. Obwohl nicht mehr gesprochen, ist das Sanskrit die heilige Sprache der Indier geblieben. Töchtersprachen des Sanskrit sind das Pali und das Prakrit, die aber ebenfalls aus dem täglichen Leben verschwunden sind. Die heutigen, lebenden Sprachen Indiens und seiner Grenzgegenden sind größtentheils als Enkelsprachen des Sanskrit zu betrachten, andere mögen den Idiomen des uralten Stammes angehören. Diese lebenden Sprachen mögen sich unter zehn Hauptabtheilungen bringen lassen. Auf der Nordseite des Krischna- oder Kistnahstromes herrschen das Maratta, Gudschratti, Hindi, Bengali u. Pandschabi; auf der Südseite die Tamil- od. Tamulsprache, die Malayala-, Telinga-, Kanara- u. Tulavasprache. Da aber Indien von jeher das Ziel der Bestrebungen fremder Eroberer gewesen ist, so sind in den Bereich der Sanskritbevölkerung sehr verschiedene Völker in O. eingewandert. So finden sich hier Mongolen, ein größtentheils aus Türken und Persern zusammengesetztes Mischvolk, die Mapuler oder Moplahs, eine von Arabern und Hindu's erzeugte Mischlingsrace, Afghanen, die in Indien Patunen heißen; Araber, Parsen u. Juden, Armenier, Perser, Chinesen, Malayen und noch andere asiatische Völker; endlich Europäer von allen seefahrenden Nationen, vornehmlich Engländer, Portugiesen und zahlreiche aus der Mischung europäischen und asiatischen Blutes hervorgegangene Bastarde. Wo so viele Völker zusammentreten, da muß ein außerordentliches Sprachengewirr entstehen, und so ist es in der That in ganz Indien. Die verbreitetste Sprache, die hauptsächlich von den mohammedanischen Bewohnern O.s, aber auch von allen gebildeten Indiern u. von den meisten in O. lebenden Europäern gesprochen wird, ist das Hindustani, das bis auf die neueste Zeit die diplomatische u. politische Sprache der indobrittischen Regierung in allen ihren Verhandlungen mit den indischen Höfen gewesen ist. Außer dem Brahmaismus u. Buddhismus nebst den verwandten Sekten (s. oben) ist der

Digitized by Google

Islam am stärksten vertreten; zu ihm bekennen sich Mongolen, Araber und Malayen fast ausschließlich. Parsen (Feueranbeter) finden sich fast nur auf der Halbinsel Gujerate u. auf der Westküste von Dekan. Die Zahl der Christen ist verhältnißmäßig sehr unbedeutend u. zwar um so mehr, als sie weit und breit in einzelnen kleinen Gemeinden versprengt sind. Zu dem Brahmanenthume und der buddhistischen Lehre bekennen sich in O. 60—70 Millionen Menschen; der Islam zählt ungefähr 15 Millionen Bekenner. Das Christenthum zählt, außer 9000 mit der katholischen Kirche unirten und 80,000 nicht unirten Thomaschristen (auf Malabar), im Ganzen etwa 766,000 Katholiken, dagegen nur etwa 25,000 protestantische Proselyten (16,000 auf Koromandel). Im Ganzen zählt O., mit Einschluß der im Lande weilenden Europäer u. Armenier, etwa 1,200,000 Christen. Ferner finden sich im Ganzen ungefähr 5000 Juden in Indien; sie nennen sich selbst Beni Israel u. unterscheiden sich in „weiße Juden", welche sich für Nachkommen der Juden halten, die zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft hier eine Zuflucht gesucht haben sollen, und in „schwarze Juden", die aus bekehrten Eingebornen bestehen u. über die ganze Halbinsel zerstreut sind. Die gesammte Bevölkerung schätzt man auf etwa 180,518,000 Seelen. Es ergibt sich daraus eine ziemlich bedeutende Volksdichtigkeit, da im Durchschnitt über 2000 Einwohner auf die Quadratmeile kommen; es gibt aber auch Landschaften, deren Bevölkerung so dicht u. noch dichter ist, wie die der bewohntesten Gegenden Europa's. Dahin gehören zum größeren Theile die Präsidentschaften Bengalen und Allahabad, wo gegen 5000, im Gangesdelta sogar 10,000 bis 15,000 u. in dem zu Bengalen gehörigen Distrikt Radscheshahye 23,500 Menschen auf einer □Meile wohnen, was fast das Siebenfache der Bevölkerungsdichtigkeit von Deutschland ergibt. Der Distrikt Hugbly im untern Gangesdelta zählt auf seinen 107 □Meilen 1,580,000 Einwohner, während das gleichgroße Großherzogthum Oldenburg nur 265,800 Einwohner umfaßt und der ebenfalls im unteren Gangesdelta gelegene Distrikt Burdwan zählt auf 94 □Meilen 1,700,000 Einwohner, während das fast gleich große Herzogthum Nassau nur 398,095 Einwohner hat. Die Zahl u. Größe der Wohnplätze ist ebenfalls sehr bedeutend, und wenn man gleich von den fabelhaften Angaben über die Bevölkerung der großen Städte O.s absehen muß, so sucht man in Europa doch vergebens nach einem Lande, wo sich im Verhältniß zum Areal eine gleiche Zahl von so großen Städten fände, wie in O. In den oben als die drei volksdichtesten genannten Distrikten stehen außer den Städten noch 49—50 Dörfer und 3540 Häuser auf einer □Meile. Dagegen liegen in der Südebene, im Himalaya, im Innern von Dekan und auf dem Plateau von Malwa noch große Landstrecken als Wildnisse und Wüsteneien da, die nur von verhältnißmäßig schwachen Völkerschaften bewohnt werden und zum Theil, bei dem Nomaden- und Hirtenleben der Bewohner, gar keine festen Wohnplätze aufzeigen. Im Durchschnitt mag die Dichtigkeit der Wohnplätze der in Oesterreich gleichkommen.

Wie die geistige, so ist auch die gewerbliche Kultur O.s uralt, obschon auch an ihr wie an jener nicht alle Völker Theil nehmen. Viele derselben, besonders die wilder gebliebenen in den Gebirgen, leben im reinen Naturzustande oder als Hirten, Jäger und Räuber, ohne Ackerbau und manche sogar ohne Viehzucht. Die eigentlichen Hindu's haben dagegen in den alten Kulturlandschaften am Ganges, im Pendschab, in Kaschmir, an den Küsten der Halbinsel, auf Ceylon nicht allein den Anbau des Bodens, sondern auch die technischen Gewerbe zu einem Grad der Vollkommenheit gebracht, der in vielen Beziehungen den jüngern Kulturvölkern der alten Welt zum Muster gedient hat. Der unübertroffene Produktenreichthum des Landes wie seine Industrie machten das Land daher einst zu einem der reichsten der Erde. Die verheerenden innern und äußern Kriege jedoch, die O. seit fast tausend Jahren beinahe ununterbrochen verwüstet und zerrüttet, haben seinen Ackerbau und besonders seine Industrie nach und nach von ihrer ehemaligen Blüthe herabgebracht; zuletzt gab ihnen noch das Maschinenwesen und die übermächtige Fabrikkonkurrenz der Engländer den letzten Stoß, wenn schon diese in neuester Zeit in ihrem eigenen Interesse mächtig darauf hinarbeiten, den Ackerbau wieder zu heben. Unter den wichtigsten Naturprodukten sind zu nennen Reis und andere Getreidearten, Baumwolle, Indigo, Opium, Zucker, Tabak, Kaffee, Thee in Assam, Pfeffer, Zimmet auf Ceylon und andere Gewürze und Spezereien, kostbare Hölzer, Seide, Eisen, Diamanten, Kameele, Elephanten und die übrigen Hausthiere, von denen besonders die Kaschmirziege von großer Wichtigkeit ist. Natürlich übersteigt bei diesem Produktenreichthum der Ausfuhrhandel immer noch die Einfuhr. Von Kunstprodukten sind anzuführen die Webereien in Baumwolle zu Dacca, Madras, Surate, Lahore, Amritsir ꝛc., die in Seide zu Murschedabad, Benares, Surate, Multan ꝛc. und die in Wolle zu Lahore und Kaschmir, deren Musselline, seidene Tücher, Shawls und Teppiche an Güte, Feinheit und Farbenpracht, wenn auch nicht an billigem Preis und schönem Geschmack, noch immer ihren alten Ruf behaupten; ferner die Waffenschmiede, die hier durch den Besitz des Wuzstahls und eine eigenthümliche Bearbeitung des Eisens die vorzüglichsten Waaren liefern ꝛc. Was das Münz-, Maß- u. Gewichtswesen betrifft, so hat man in O. an Goldmünzen: Goldrupien oder Mohur, im Werthe von etwa 2 Louisd'or, und Pagoden, mit dem Bildnisse der Bhagawadi, im Werthe von 2 bis 2½ Reichsthaler. Unter den Silbermünzen ist die allgemeinste die Rupie (Silberrupie). An Scheidemünzen hat man theils verschiedene kupferne, theils die Kaurimuschel; der Werth einer solchen beträgt kaum 1/16 Pfennig. Im Großen rechnet man nach Laks und Erore's. Ein Lak besteht aus 100,000 Rupien und ist gleich 10,000 Pfund Sterling; eine Erore hält 100 Laks, ist also = 1 Million Pfund Sterling. Bei den Getreidemaßen findet sich eine Handvoll (Mushti) als Grundmaß. Als kleinste Einheit des Gewichts wird schon im Mânavadharmaçâstram das

Digitized by Google

Stäubchen bezeichnet, welches in einem durch ein Gitter fallenden Sonnenstrahle zu unterscheiden ist. Dieses 1296 Mal genommen bildet das erste gebräuchliche Gewicht (Rettl). Raummaße gehen von derselben Einheit aus, wie die Gewichte: 8° dieser kleinsten Einheit bildet eine Fingerbreite; 24 Fingerbreiten bilden ein Nasta (Hand), 4 Nasta ein Danda (etwa 4,18 englische Zoll); 2000 Danda ein Crosa (etwa 2½ englische Meilen); 4 Crosa ein Dschogana (etwa 10 englische Meilen). Bei der Zeiteintheilung bildet ein Augenblinzen die kleinste Einheit; 5,832,000 gehen auf einen Tag und eine Nacht mittlerer Zeit.

Seinen politischen Zuständen nach zerfällt O. in die unmittelbar unter europäischer Herrschaft stehenden Länder, die mittelbaren und die einheimischen Schutz- u. Lehnstaaten. Die unmittelbaren Besitzungen der Engländer, das angloindische Reich, zerfielen bisher in fünf Regierungen (Präsidentschaften): Bengalen (389,571 engl. □Meilen und 53,672,659 Einwohner) mit der Hauptstadt Kalkutta, die nordwestlichen Provinzen (105,759 englische □Meilen und 33,655,193 Einwohner) mit der Hauptstadt Agra, Madras (132,090 englische □Meilen und 22,437,297 Einwohner), Bombay (131,545 englische □Meilen und 11,790,042 Einwohner) mit den gleichnamigen Hauptstädten und Pendschab (78,447 englische □Meilen mit 10,435,710 Einwohnern). Zu der Präsidentschaft Bengalen gehören auch Nagpor mit 76,432 engl. □M. u. 4,650,000 Einw., Audh (Oude) mit 23,738 □Meilen und 2,970,000 Einwohnern, Pegu mit 32,300 engl. □Meilen und 570,180 Einwohnern, Arrakan mit 13,484 engl. □Meilen und 321,522 Einwohnern und Tenasserim mit 30,000 engl. □Meilen und 191,476 Einwohnern. Im Ganzen zählen die 5 Präsidentschaften auf 837,412 engl. □Meilen 131,990,901 Einwohner. Bis 1838 waren die unmittelbaren Länder, mit Ausnahme von Ceylon, das unmittelbare Besitzung der englischen Krone war, Besitzthum der britisch-ostindischen Kompagnie, über welche die Regierung durch eine in London unter dem Namen des Kontrolbureau's (board of control) bestehende Behörde, die aus 3 Ministern und einem Präsidenten zusammengesetzt war, die Oberaufsicht führte, während die Verwaltung selbst in den Händen des Direktorenhofes (court of directors), bestehend aus 24 (zuletzt 18) Mitgliedern der Kompagnie, ruhte. Die Lokalverwaltung von O. lag in den Händen eines Generalgouverneurs, der von den Direktoren unter Genehmhaltung der Krone gewählt ward. Seine Macht war sehr ausgedehnt, denn er übte mehre der wichtigsten Souveränetätsrechte aus, z. B. Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, Verträge einzugehen, Gesetze zu geben und das Recht der Gnadenertheilung in Kriminalsachen. Ihm zur Seite stand ein Rechtskollegium, das aus 4 Civilbeamten und dem kommandirenden General der Armee von Bengalen zusammengesetzt war. Er residirte in Kalkutta u. verwaltete zugleich die Präsidentschaft Bengalen, für welche jedoch schon 1854 ein eigener Gouverneur bestellt ward. Jede der übrigen Präsidentschaften hatte ihren eigenen Gouverneur, der ebenfalls einen aus 2 Civilbeamten und dem kommandirenden General der Provinz bestehenden Rath zur Seite hatte. Dem Generalgouverneur waren, in seiner Eigenschaft als Generalkapitän des indobritischen Reichs, sämmtliche kommandirende Generale untergeben. Seit Auflösung der ostindischen Kompagnie (1858) ist das Land britische Kolonie, für welche ein Staatssekretär für Indien und eine „indische Rathskammer", welcher jener präsidirt, niedergesetzt sind. Der Generalgouverneur erhielt den Titel und die Würde eines Vicekönigs. Die übrigen Verhältnisse, namentlich die Lokalverwaltung, sind noch in der Ausbildung begriffen. Die letztere ruht (nach der bisherigen Einrichtung) in den Händen von sogenannten Sekretären, deren gewöhnlich zwei sind, nämlich der Territorial Secretary, welcher einem Finanzminister gleich steht, und der Judicial Secretary, der mit einem Minister der Justiz und des Innern verglichen werden kann. Die Präsidentschaften zerfallen in Bezirke von 3—6000 englischen □Meilen mit einer Bevölkerung von halben zu ganzen Millionen, die unter Beamten stehen, welche die mannichfachen Geschäfte der Polizeidirektoren und Einnehmer in sich vereinigen. Die Handhabung des Rechts gebührt eigenen Gerichtshöfen; doch ist die untere Gerichtsbarkeit hier und da den Einnehmern übertragen. In allen Civilsachen gelten die alteinheimischen Gesetzbücher (Parana's) für die Hindu's, die Satzungen des Koran für die Mohammedaner. Letzterer gilt auch als Regel zur Entscheidung in Kriminalsachen, mit dem Unterschiede jedoch, daß manche von ihm vorgeschriebene harte Strafen, z. B. Verstümmelung des Körpers, von der britischen Regierung in Gefängnißstrafen verwandelt worden sind. Eine Anzahl Gehülfen, theils im ordentlichen Dienste mit pragmatischen Rechten, theils gewöhnliche Diener (covenanted und uncovenanted service), ist den Beamten und Richtern beigegeben. Die letztern sind gewöhnlich Eingeborene oder Eurasier, welche nach Belieben ihrer Stellen entsetzt werden. Die untern Klassen dieser Diener erhalten eine geringe Besoldung von 10—300 Pfund Sterling jährlich und die untersten kaum mehr als die gewöhnlichen Arbeiter. Bei diesem auf Ruf und Widerruf Aufgenommenen, deren an 2000 gerechnet werden, gibt es zwar auch Stellen von 800—1000 Pfund Sterling, die jedoch selten den Eingeborenen zu Theil werden. In den Händen dieser Beamten liegt die ganze bürgerliche Gerichtsbarkeit; sie allein verkehren in Betreff des Steuer- und Polizeiwesens unmittelbar mit der Bevölkerung. Die Besoldungen der Beamten erster Klasse, wozu nur Engländer zugelassen werden, sind die höchsten, welche jemals bezahlt wurden. So erhält der Oberstatthalter jährlich 25,000 Pfund Sterling, die Statthalter zu Madras und zu Bombay je 12,000, der Vicestatthalter zu Agra 8400, jeder der Rathsherren zu Kalkutta 10,000, zu Madras und Bombay 6200 Pfund Sterling. Lord W. Bentinck erhielt 1828 die Oberstatthalterschaft unter der Bedingung, den finanziellen Wirren abzuhelfen und ein Gleich-

Digitized by Google

gewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen herzustellen. Diese Aufgabe wurde nicht bloß gelöst, sondern bei seinem Abgange von Indien (1835) zeigte die Staatsrechnung einen bedeutenden Ueberschuß und so auch in den zwei folgenden Jahren. Während der Vorbereitungen zum afghanischen Kriege (1838—39) begann wieder ein Defizit, welches bis zum Rechnungsjahre 1855—56 fortdauerte. Im letztern Jahre betrugen die Gesammteinnahmen 28,891,299, die Gesammtausgaben (einschließlich 3,264,629 Pfund Sterling englische Verwaltungskosten) 29,864,090 Pfund Sterling, so daß sich ein Defizit von 972,791 Pfund Sterling ergab. Die indische Staatsschuld ward im letzten Jahre des Ueberschusses (1837—38) auf 30,446,249 Pf. St. angegeben. Sie ist seit der Zeit, da das angloindische Reich die Kosten seiner Eroberung u. Erweiterung selbst bezahlen muß, immerdar gestiegen und beslief sich am 30. April 1857 auf 50,483,369 Pfund Sterling, deren Interessen 2,140,577 Pfund Sterling erheischen. Das indische Heer besteht zum größten Theile aus Eingebornen, sowohl Hindu's als Muselmännern; die oberen Offizierstellen sind aber ausschließlich britischen Offizieren anvertraut. Die Stärke der eingeborenen Truppen (seapoys) belief sich vor der Revolution 1857 auf 202,849 Mann reguläre und etwa 61,000 Mann irreguläre (einschließlich 3 Polizeibataillone, 12,500 Mann, in Bengalen und Bombay) Truppen. Die Anzahl der britischen Soldaten mit Einschluß der Offiziere betrug höchstens 50,000 Mann. Die Ausgaben für die Landmacht verschlingen 56 Procent des ganzen Einkommens; die Marine, 36 Schiffe, wovon 27 Dampfer, mit einem Gehalte von etwa 18,000 Tonnen, kostet bloß 2 Procent. Die mittelbaren Länder sind verschieden je nach den gegenseitigen Verpflichtungen und Verträgen. Bald sind die Lehnsstaaten bloß verpflichtet, ohne Zustimmung des Oberherrn keine Europäer und Amerikaner in ihre Dienste zu nehmen und englischen Residenten Zutritt zu gestatten; bald haben sie auch britische Truppen anzunehmen und bestimmte Lehnsgefälle zu entrichten; bald müssen sie jede Einmischung in die innere Verwaltung zulassen und sich dem Gebote des Oberstatthalters unbedingt fügen. Aber auch wo Traktate dieser Art nicht Statt finden, verfügen die britischen Behörden im Nothfalle doch unbedingt über alle Hülfsquellen der mittelbaren Besitzungen; ja sie können sämmtlich, was früher oder später ohne Zweifel geschehen wird, aufgehoben und mit den Präsidentschaften vereinigt werden. Dagegen hat es Großbritannien übernommen, seine Lehnsleute gegen innere und äußere Feinde zu schützen, sowie die zugestandenen Rechte zu wahren. Von den Staaten und Lehnsfürstenthümern, welche die Oberherrlichkeit der ostindischen Kompagnie anerkennen, standen bisher unter dem Oberstatthalter: Nepal (54,500 englische □Meilen mit 1,940,000 Einwohnern); Nizam von Hyderabad (95,337 □Meilen, 10,666,000 Einwohner); Scindia oder Gwalior (33,119 □Meilen, 3,228,512 Einwohner); Holkar (8318 □Meilen, 815,164 Einwohner); Bopal (6764 □Meilen, 663,656 Einwohner); Ghulab-Singh (25,123 □Meilen, 750,000 Einwohner); Bhawalpur (20,003 □Meilen, 600,000 Einwohner); Mysore (30,886 □Meilen, 3,000,000 Einwohner); die 34 Fürstenthümer in Bundelkund (10,938 □Meilen, 1,082,600 Einwohner); die sechs Fürstenthümer im Saugor- und Nerbuddabezirk (12,144 □Meilen, 1,560,000 Einwohner); die elf Fürstenthümer unter dem Residenten zu Indore (8906 □Meilen, 751,738 Einwohner); die neun Fürstenthümer westlich der Dschumna, wie Bhurtpore, Bikanir, Jusulmeer ꝛc. (41,571 □Meilen, 2,525,774 Einwohner); die zehn Fürstenthümer der Radschputen und ihre Afterlehnsträger (78,288 □Meilen, 6,259,024 Einwohner); endlich die neun Lehnsfürstenthümer der Sikhs (6746 □Meilen, 1,005,154 Einwohner). Der Regierung von Bengalen sind zugeordnet: 515,533 engl. □Meilen mit 38,702,206 Einw., der Regierung von Madras 51,802 engl. □Meil. mit 5,213,671 Einw., der Präsidentschaft Bombay 60,575 engl. □M. mit 4,460,370 Einw., zusammen ein Ländergebiet von 627,910 engl. □M. mit 48,376,247 Einw. Die gesammten unmittelbaren und mittelbaren Besitzungen der Briten begreifen demnach eine Ländermasse von 1,465,322 englischen □Meilen mit 180,367,148 Einw. Die Gesammteinnahme dieser mittelbaren Reiche, Fürstenthümer und größern Lehen beträgt 13 Millionen Pfund Sterling, doch fließen kaum 600,000 Pfund an Lehnsgebühren und für das Heer in die Kasse des angloindischen Reichs. Andere der Herrschaft entsetzte Fürstenfamilien erhalten jährlich Pensionen in einem Betrage von 1,406,284 Pfund Sterling. Die Herrschaft der Portugiesen in O. ist auf das Gebiet von Goa (33 □Meilen und gegen 9000 Einwohner) auf der Westküste und die kleine Insel Diu an der Südspitze von Guzerate beschränkt, die der Franzosen auf das kleine Gebiet von Pondichery (mit 60,000 Einwohnern) und auf die Stadt und das Gebiet von Karikal (mit etwa 30,000 Einwohnern) auf der Küste von Koromandel und auf die Stadt Mahé (mit 6000 Einwohnern) auf der Küste Malabar. Die Dänen besaßen bis 1845 die Stadt und das Gebiet von Tranquebar mit 35,500 Einwohnern auf der östlichen Küste. Vgl. Hamilton, A geographical, statistical and historical description of Hindostan, London 1820, 2 Bde.; R. Montgomery Martin, The british Colonies, das. 1835, deutsch von P. Frisch, Leipzig 1836; Björntjerna, Das britische Reich in O., aus dem Schwedischen, Stockholm 1839; G. W. Johnson, O. s Gegenwart und Zukunft, aus dem Englischen von L. Richard, Aachen und Leipzig 1844; G. F. Müller, O. ꝛc., Stuttgart 1841, 1. Bd.

Geschichte. An die Geschichte des alten Indien (s. d.) anknüpfend, beginnen wir die Geschichte O.s mit der Gründung des großmongolischen Reichs durch Babur, einen Urenkel Timurs, der, aus Dschaggatai von den Nachkommen Dschingiskhans vertrieben, um 1498 als Flüchtling nach O. kam, seit 1504 Kabul unterwarf, das Pendschab und Lahore eroberte.

Digitized by Google

1525 in Hindostan selbst einfiel, den Sultan Ibrahim schlug, die Stadt Delhi eroberte, die benachbarten Provinzen bis auf Dekan, Guzerate und Bengalen unterwarf und sich 1526 zum Kaiser des neuen Reichs machte, das zur Zeit seiner höchsten Blüthe unter Akbar u. Aurengzeb ganz Hindostan und den größten Theil der Halbinsel Dekan umfaßte. Sein Sohn und Nachfolger Humadschun Mirza (1530—1556) wußte sich zwar in den ersten Jahren, besonders durch einen glücklichen Krieg gegen Malwa und Guzerate, in welchem er bis 1538 den größten Theil des letzteren und Bengalens eroberte, zu behaupten; allein 1540 wurde er von rebellischen Afghanenhäuptlingen, namentlich dem kühnen Schir-Khan, geschlagen u. mußte bei dem Perserkönige Schah Thamasp Schutz suchen. Schir-Khan, der sich auf den Thron von Delhi geschwungen, nannte sich Schir-Schah und lud manche schwere Blutschuld auf sich, machte sich aber auch durch mehre wohlthätige Einrichtungen verdient. Nach ihm stiegen und fielen (von 1545—1554) noch verschiedene andere Herrscher afghanischen Ursprungs, bis nach 14jähriger Verbannung Humadschun Mirza, von Persertruppen unterstützt, 1554 nach O. zurückkehrte und nach einer entscheidenden Schlacht 1555 gegen den letzten Afghanen den Thron zu Delhi wieder einnahm, aber schon im nächsten Jahre starb, worauf sein trefflicher Sohn Akbar I. (1556—1605) in der Regierung folgte. Auch Akbar hatte lange mit inneren Unruhen zu kämpfen, besiegte aber mit Weisheit und kluger Umsicht die einheimischen Chefs und erhob sie zu Ehrenämtern und Würden. Er dehnte die Grenzen seines Reichs über ganz Nordindien aus, wählte 1564 die Stadt Agra (nun Akbarabad genannt) am Dschumna zu seiner Residenz, wo er 1602 auch den Titel Kaiser von Dekan annahm, und erbaute 1583 am Zusammenflusse des Ganges und Dschumna die Veste Allahabad. Er schätzte die indischen Gesetze und die indische Literatur, ließ die Hindu's ihren Kultus wieder ungestört ausüben, suchte die Brahmanen und Moslems einander zu nähern und ging überhaupt darauf aus, ein auf reine Gottesverehrung und Menschenliebe gegründetes neues Religionssystem einzuführen, weshalb er viele Ausländer, besonders Engländer und Portugiesen, zu sich rief und sich von Albuquerque in Goa einige Missionäre erbat, durch die er sich über die katholisch-christliche Religion belehren ließ. Uebrigens breitete sich der Islam unter ihm mehr als je zuvor auch durch Dekan aus. Er theilte sein Reich in 15 Provinzen oder Subahs, ordnete die Verwaltung und das Besteuerungssystem, beförderte die Wissenschaften u. das Volksschulwesen, handhabte eine unparteiliche Rechtspflege, brachte Handel und Verkehr empor und führte durch sein ganzes Reich Posten ein. Zahllose neue Städte wurden gegründet, Ländereien urbar gemacht, Wege gebahnt, wilde Thiere ausgerottet und die Kultur neuer edler Gewächse eingeführt. In diesen Bestrebungen unterstützte ihn sein Wessir Abul Fazil, der die Geschichte des Reichs beschrieb und eine Statistik des Landes, Akbars Landbuch u. die unter seiner Regierung erschienenen Verordnungen herausgab. Der Bestimmung Akbars gemäß ward sein Sohn Selim Großmogul u. nahm als solcher den Namen Selim-Schah oder Dschihangihr (d. i. Welteroberer) an. Unter seiner Regierung (1605 bis 1627) behielt das Reich im Ganzen seine Ausdehnung und Macht. Auch er traf manche gute Einrichtungen, ergab sich aber bald der Verschwendung, der Weichlichkeit, der Wollust und besonders dem Trunke. Seine Gemahlin, die berühmte Nur-Mal (d. i. Sonne des Haremé), auch Nur-Dschehan (d. i. Licht der Welt) genannt, erregte durch ihren Ehrgeiz große Unruhen im Reiche, während welcher Kandahar an die Perser verloren ging und die Usbeken von Kabul aus einen Einfall in das Reich machten. Unter Dschihanghir erschien 1615 der erste englische Gesandte, nämlich der von König Jakob I. geschickte Sir Thomas Roe, am großmogulschen Hofe, und 1620 legten die Engländer die erste Faktorei in O. (in Surate) an. Im J. 1612 schlossen die Portugiesen in Goa einen Handelsvertrag mit Dschihanghir ab; zu Delhi hatten sowohl Portugiesen, als Holländer Faktoreien, wie denn überhaupt unter ihm Portugiesen, Holländer u. Briten ungestört Handel durch ganz O. trieben. Nach seinem Tode wurde sein Enkel Bolakhi, Khosroes Sohn, als Mogul ausgerufen; doch vertrieb ihn sein Oheim Kurun, Dschihanghirs Sohn, u. setzte sich als Schah-Dschihan (1627—1656) auf den Thron. Er machte Delhi wieder zur Residenz und verschönerte die Stadt. Obwohl er den Europäern nicht ungünstig war und ihrem Handel im Ganzen keinen Eintrag that, nahm er doch den Portugiesen Hughly in Bengalen, schickte die gefangenen Portugiesen nach Agra und steckte ihre Frauen in seinen Harem. Sein Sohn Aurengzeb setzte den Vater 1656 (nach Andern 1658) gefangen und schwang sich selbst unter dem Titel Alum Ghir auf den Thron (1656—1707). Durch die unerhörtesten Erpressungen und Grausamkeiten suchte er das ganze indische Volk zum Islam zu bekehren, sah sich aber genöthigt, den Mahratten, die 1674 unter ihrem tapferen Anführer Sewadschi in das Kaiserreich einbrachen und bis Delhi vordrangen, den Frieden abzukaufen. Auch unter Aurengzeb genossen die Europäer-Handelsfreiheit; Portugiesen, Holländer, Dänen, Briten und Franzosen beuteten O.s Schätze aus. Im J. 1662 wußten die Briten die wichtige Seestadt Bombay zu erwerben, mußten aber, von Aurengzeb wegen mancher Ungerechtigkeiten, die sie sich gegen seine Unterthanen erlaubten, angegriffen, den Frieden durch große Demüthigung erlangen, indem ihre Gesandten mit gebundenen Händen vor dem Throne des Kaisers um Gnade flehten. Aurengzeb war der letzte unumschränkte Kaiser auf Delhi's Throne; er hinterließ seinen Nachfolgern ein großes, aber gänzlich zerrüttetes Reich, das nach seinem Tode raschen Schritts dem Untergang entgegen ging. Innerhalb der nächsten 11 Jahre wurden nicht weniger als 5 Kaiser ermordet, 6 Kronprätendenten abgesetzt oder umgebracht, und alle diese Begebenheiten hatten ebenso viele Revolutionen mit unzähligen Greueln in ihrem Gefolge. In den langen, blutigen Kämpfen um die Krone blieb endlich der 70jährige Schah Alum I. Sieger, nachdem er unter Anderen seinen Bruder

Digitized by Google

Azam Schah bei Agra geschlagen und getödtet. Nach seinem Tode (1711) brach die alte Anarchie wieder aus. Von seinen Söhnen bestieg der älteste, Dschehandar-Schah, nach langen Bruderkriegen und nachdem er seine 3 Brüder aus dem Wege geschafft, 1715 den Thron, ward aber schon nach 9 Monaten abgesetzt, worauf sein Neffe Ferokhschir, der ihn hinrichten ließ, 1715 den blutbefleckten Thron einnahm. Ferokhschir besiegte die Sikhs und verfolgte sie, weil sie sich nicht zum Islam bekehren wollten, ward aber 1724 durch dieselbe Partei erschlagen, mit deren Hülfe er sich auf den Thron geschwungen. Kaiser und Gegenkaiser, Mord auf Mord folgten nun wieder schnell auf einander, während sich mehre Provinzen von dem Kaiserreiche losrissen und die mächtigen Mahratten sogar vor den Thoren von Delhi raubten. Gleich nach Ferokhschirs Tode besetzten die Seyds den Thron mit dem aus dem Gefängniß geholten Raschid Eddereddschat, einem Enkel Schah Alums, ermordeten ihn jedoch schon nach 3 Monaten und machten seinen Bruder Raschid Eddulet zum Kaiser. Als auch dieser bald darauf starb, gaben sie dem Reiche abermals einen aus dem Gefängnisse befreiten Enkel Schah Alums, Mohammed Schah, zum Kaiser, der sich zwar bis 1747 auf dem Thron zu erhalten wußte, indem er namentlich die rebellischen Seyds aus dem Wege räumte, aber es geschehen lassen mußte, daß die Statthalter (Subahs, Nabobs, Zemindars) der Provinzen, sowie die Radscha's, die als zinspflichtige Vasallen in mehren eroberten Staaten geblieben waren, die Schwäche des Reichs benutzten, um sich unabhängig zu machen. Auf diese Weise waren die Reiche in Audh, Dekan, Allahabad, Gujerate, Malwa ꝛc. entstanden, und dazu kamen die Staaten der Sikhs, Mahratten, Radschputen, Rohilla's. Dem Großmogul war nur ein Schatten von Macht geblieben; die größte Unordnung und Verwirrung herrschte im Reiche. Nadir Schah von Persien, welchen der Statthalter von Dekan zum Sturz des Moguls 1739 herbeigerufen, drang in H. ein, schlug den Schattenfürsten vor Delhi und gewährte nur nach Abtretung aller Länder jenseits des Indus Frieden. Der Kaiser hinterließ 1747 seinem Thronfolger Achmed Schah das Reich so sehr verkleinert, daß es hauptsächlich nur aus den Provinzen Agra und Delhi bestand. Er ward von seinem Großschatzmeister Ghazioddin mit Hülfe der Mahratten gezwungen, die Krone niederzulegen und im Gefängniß geblendet, worauf der bis dahin gefangen gehaltene Caz ul Dien, ein Großenkel Aurengzebs, unter dem Namen Alum Ghir II. 1753 den Thron bestieg. Das ganze Kaiserreich reichte jetzt kaum über einige Meilen östlich über Delhi und westlich über Lahore, Audh, Agra, die nördlichen Provinzen aber über Delhi hinaus; Bengalen, Behar, Orissa, Dekan, Guzerate ꝛc. waren von den Rohilla's, Mahratten, Patanen u. einzelnen Radscha's abgerissen worden. Alum Ghir wurde von Anfang an von Ghazioddin beherrscht und war um so unglücklicher, als er seine Fesseln fühlte. Da er sich endlich des lästigen Wessirs zu entledigen suchte, zu welchem Zweck er selbst den Afghanenkönig Ahmed herbeirief, ließ ihn Ghazioddin von Meuchelmördern überfallen und niederstoßen und (1760) den Schah Dschihan, einen Großenkel Aurengzebs, zum Kaiser ausrufen. Die Mahratten überzogen von Neuem das Reich, drangen selbst zur Hauptstadt vor, setzten den neuen Kaiser ab und den Dschewan Bucht, einen Enkel Alum Ghirs, als Großmogul ein. Doch hatte schon 1759 sein Vater, Ali Ghoar, in Behar als Schah Alum II. die kaiserliche Würde angenommen. Alums II. Versuch, Bengalen zu erobern, mißglückte; er wurde 1761 von dem mit den Engländern verbündeten Subah von Bengalen geschlagen und sah sich genöthigt, sich den Engländern zu ergeben. Als diese nichts zu seiner Unterstützung thaten, warf er sich dem Subscha ud Daulet von Audh in die Arme, der in seinem Namen Bengalen angriff, aber bei Buxar am 22. Okt. 1764 von den Engländern geschlagen wurde. Schah Alum begab sich nun wieder unter den Schutz der letzteren, trat ihnen die Provinzen Gazipur und Benares ab und erhielt von ihnen dagegen Unterstützung bei Eroberung Delhi's und einstweilen Elhadabad als Wohnsitz angewiesen. Nach einem 1765 mit Clive zu Elhadabad geschlossenen Vertrage erhielt jedoch der aus seinen Staaten vertriebene Subscha ud Daulet dieselben zurück; der Großmogul überließ den Engländern statt der zwei genannten Provinzen die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte in Bengalen, Behar und Orissa, sowie von den Provinzen Burdwan, Midnapur und Chittigong, ferner von den 24 Pergunnahs, von Kalkutta und von den 5 Cirkars längs der Küste von Golkonda (3,125,000 Pfund Sterling) und erhielt dafür von Subscha Korah und die Festung Elhadabad, wo er nach dem Vertrag seinen Wohnsitz nahm, und von der Kompagnie einen jährlichen Lehnzins von 325,000 Pfund Sterling. Die Briten ließen dem Großmogul Titel und Scheinmacht, um als seine Vormünder in seinem Namen willkürlich mit den ostindischen Fürsten verfahren zu können. Doch kehrte Schah Alum 1771 unter dem Schutz der Mahratten nach Delhi zurück und betrieste mit ihnen von dort aus die Rohilla's, um sein Reich wieder zu erweitern. Da die Rohillafürsten sich nicht stark genug zum Widerstand fühlten, so suchte der angefehenste von ihnen, Hafiz Rhamut, Hülfe bei dem Nabob von Audh, der gegen eine Summe von 40 Lak Rupien Hülfe zusagte, zugleich aber selbst Unterstützung bei den Engländern suchte. Durch diesen doppelten Beistand gelang es, die Mahratten (1773) zu vertreiben. Die Engländer besetzten die dem Großmogul verbliebenen Städte Korah und Elhadabad, welche jener den Mahratten für ihren Schutz versprochen hatte, für sich und entzogen ihm auch den jährlichen Lehnzins. Später wurde Schah Alum von Gholaum Kaudir geblendet. Dieser aber fand seinen Tod durch Daulet Row Scindia, einen Mahrattenfürsten, der 1794 einen Zug gegen Delhi machte und sich der Person des Großmoguls bemächtigte. Als 1803 Schah Alum II. dem Franzosen Perron gestattete, seinen Namen zu einem Unternehmen gegen die brittisch-ostindische Kompagnie zu gebrauchen, dies Unternehmen aber mißglückte, kam mit der Einnahme von

Digitized by Google

Delhi der letzte Rest von dem Reiche des Großmoguls und dieser selbst in die Gewalt der Briten, die nun in seinem Namen herrschten und ihn durch einen britischen Residenten zu Delhi bewachen ließen.

Ungefähr zu derselben Zeit, wo Babur das Reich des Großmoguls in O. gründete, lernten auch die Europäer dieses Land näher kennen. Die Portugiesen aber waren die ersten Europäer, die sich in O. festsetzten und zwar durch Vasco de Gama, der 1498 die Küste von Malabar (Kalikut) erreichte, die hier Handel treibenden Araber (Moro's) verdrängten und 1500 mit mehren indischen Fürsten Handelstraktate abschlossen. Bald geboten sie vom Golfe von Cambaya bis zum Kap Camorin. Im Jahre 1510 bemächtigte sich Albuquerque der festen Stadt Goa, wo sich der Araber Sabaio zum Herrscher aufgeworfen hatte, und erhob sie zum Centralsitz des Vicekönigreichs der portugiesischen Krone in O. Vergebens boten die Araber Alles auf, im Besitz ihres einträglichen ostindischen Gewürzhandels zu bleiben; die inneren Fehden unter den einheimischen Fürsten Malabars begünstigten die Portugiesen, welche das Monopol des Handels mit Gewürzen und indischen Waaren an sich rissen und andere Nationen fast ganz vom ostindischen Handel ausschlossen. Die portugiesische Eroberung beschränkte sich aber nicht auf die Küste von Malabar; auch Koromandel, Orissa, Bengalen und Chittigong brachten sie unter ihren Scepter und dehnten ihre Kolonien bis nach China und Japan aus. Die bigott-fanatische Geistlichkeit legte jedoch durch die grausamen inquisitorischen Mittel, durch welche sie die Eingeborenen zum Christenthum zu bekehren suchte, den Grund zur bittersten Feindschaft zwischen diesen und den Portugiesen, und als nun noch schwache und lässige Regenten folgten, König Sebastian in O. drei von einander unabhängige Gouvernements einrichtete, Portugal 1580 von Spanien in Besitz genommen wurde, welches den ostindischen Handel 1587 gegen eine jährliche Summe einer portugiesisch-ostindischen Handelsgesellschaft ausschließlich überließ, da sank Portugals Sonne in O., und die Niederländer setzten sich in den Besitz der Erbschaft. Im Jahre 1640 löste sich die portugiesisch-ostindische Handelsgesellschaft auf, und von jenem einst so reichen Goa ist kaum noch ein Schatten geblieben. Als Philipp II. von Spanien den Niederländern, die bisher die einzigen Zwischenhändler der Portugiesen gewesen waren und die indischen Waaren fast durch ganz Europa verführt hatten, den Hafen von Lissabon, den ausschließlichen Stapelplatz aller ostindischen Gewürze und Waaren, sperrte, faßten die tapferen Republikaner den Entschluß, an Ort und Stelle zu holen, was Spanien ihnen versagte. Zuerst machten sie mehre vergebliche Versuche, eine nordöstliche Straße nach O. zu finden; Kornelius Houtmann brachte 1594 eine „Compagnie van Verne" zu Stande, in deren Auftrag er schon im folgenden Jahre mit 4 Schiffen auf dem gewöhnlichen Weg nach O. gelangte und auf Java, Sumatra und 4 Inseln des ostindischen Archipelagus Komtore anlegte. Dieser glückliche Erfolg reizte den Eifer der holländischen Kaufleute, so daß sich in verschiedenen Städten Privathandelsgesellschaften zu ostindischen Kauffahrten bildeten. Durch die Vereinigung mehrer dieser kleinen Gesellschaften entstand die große niederländisch-ostindische Kompagnie, die ihr Privilegium am 20. März 1602 erhielt u. einen Fond von 6,600,000 holl. Gulden besaß. Ein Generalgouverneur vereinigte seit 1610 in O. die Civil- und Militärgewalt an der Seite des „Raths von Indien", aus dessen Gliedern sowohl der Generalgouverneur, als auch die Gouverneure der einzelnen Provinzen erwählt wurden. In kurzer Zeit erlangten die Holländer das Uebergewicht über die Portugiesen, die Spanier und die Engländer auf den ostindischen Inseln, ihr Handel stieg auf eine vorher nie gekannte Höhe, der Alleinhandel mit Gewürzen war bald ganz in ihren Händen, und da sie sich größtentheils auf die Inseln beschränkten, entgingen sie den mannichfachen Verwickelungen, in welche die Engländer und Franzosen durch den Zerfall des mongolischen Reichs mit dem Kontinent von O. geriethen. Durch die Errichtung einer Faktorei zu Bantam und die Eroberung des portugiesischen Forts auf Amboina (1605) erhielten die Holländer die ersten festen Niederlassungen in O., wo sie auch nach und nach durch glückliche Kämpfe, sowie durch Verträge mit ostindischen Fürsten das Ansehen, in welchem die Portugiesen bisher bei den Indiern gestanden hatten, vernichteten und sich selbst immer weiter ausbreiteten. Durch die Einnahme von Kananor 1663 endlich ward die Vertreibung der Portugiesen aus allen Plätzen auf der Küste Malabar (mit Ausnahme von Goa) vollendet. Durch die Eroberung von Pondichery (1693) wollten sie auch die Franzosen aus O. verdrängen, doch stellte der Friede zu Ryswick (1697) den alten Besitz wieder her. Gerade während der gefährlichsten politischen Stürme im Mutterlande hob sich der Handel der Kompagnie zu einer nie geahnten Höhe, aber dieser geheihliche Zustand dauerte kaum ein Jahrhundert. Der Verfall kündigte sich zwar schon längere Zeit in mancherlei Mißverhältnissen an, aber der Ertrag des Handels gab doch noch immer Gewinn bis 1697, wo sich bei dem Rechnungsabschluß der Kompagnie ein Defizit von 1,509,262 Gulden ergab, das seitdem zunahm. Die Eroberungen und Plünderungen der Mahratten im nördlichen Dekan, in Guzerate und Konkan vernichteten bei den Einwohnern alle Industrie, durch welche die Holländer sich bereichert hatten, und von 1752—1755 wurde die Kompagnie bald durch Erdbeben und Orkane, bald durch Seeräuber empfindlich heimgesucht. Von 1775 bis 1780 schien sie zwar wieder gedeihen zu wollen; allein durch die Kriege Hyder Ali's mit den Nairenfürsten auf Malabar schwand die Pfefferausfuhr bis auf die Hälfte herab, und 1789 mußten die Holländer ihre Faktoreien Chettua und Papovetty an Hyder Ali und Eranganor an den Fürsten von Travancore abtreten. Der holländische Staat, selbst von einer ungeheuern Schuldenlast fast erdrückt, entschloß sich dennoch, der Kompagnie Geld und Kredit zu bewilligen, und so war bis zum Mai 1790 die Schuld der Kom-

Digitized by Google

pagnie unter Garantie der Generalstaaten auf 67,707,585 Gulden angewachsen. Die Staaten von Holland ernannten darauf 1791 eine Untersuchungskommission, die indeß ihre Arbeiten noch nicht beendet hatte, als die Kompagnie in Folge der Errichtung einer batavischen Republik am 15. Sept. 1795 von den neuen provisorischen Volksrepräsentanten aufgehoben wurde. Ihre Besitzungen wurden zum Eigenthum der Nation erklärt, ihr Monopol vernichtet u. die Schulden für Nationalschulden erklärt. Bei dem Abschluß am 31. Mai 1794 hatte sich ein aktives Vermögen der Kompagnie von nicht mehr als 15,287,832 Fl., dagegen ein Passivstand von 127,553,280 Fl. ergeben. Nach dem pariser Frieden 1814 erhielt Holland zwar seine an England verlorenen ostindischen Kolonien zurück (mit Ausnahme von Ceylon), aber theils hatten die neuen politischen Verhältnisse den Gang des Großhandels verändert, theils befand sich die holländische Seemacht und Industrie nicht in dem Zustande, daß Holland seinen frühern Handel wieder hätte gewinnen können, wozu noch das politische Uebergewicht kam, das England als herrschende Macht erlangt hatte, so daß die Holländer ihre Besitzungen auf dem ostindischen Kontinent 1823 an die Briten abtraten. Vgl. F. Saalfeld, Geschichte des holländischen Kolonialwesens in O., Göttingen 1812, 2 Thle. Geringfügiger war die Macht, welche die Dänen in O. erlangten. Die dänisch-ostindische Kompagnie, 1616 gegründet, erkaufte auf der Küste Koromandel einige Ländereien und legte mit Bewilligung der Eingeborenen die Stadt Tranquebar und die Festung Dansborg an. Die Gesellschaft machte anfangs sehr gute Geschäfte, mußte sich aber schon 1634 auflösen und ihre Besitzungen an die Regierung abtreten. Im Jahre 1670 wurde sie neu konstituirt, aber auch diese Restitution dauerte nicht lange. Im J. 1730 machte die Gesellschaft Bankrott, und ihre Rechte und Besitzungen wurden wieder an den Staat abgetreten, der nun 1732 eine neue Gesellschaft unter dem Namen der dänisch-asiatischen Kompagnie mit dem Privilegium des Handels vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach China gründete. Sie erbaute das schöne Städtchen Serampore, übergab 1777 ihre Besitzungen und Effekten dem König und behielt sich bloß den Handel vor, zu welchem sie auch Ausländer als Theilnehmer zuließ. Die ergiebigste Periode für ihren Handel war bis 1783, wo sie allmählig sank, bis sie sich mit dem 1. März 1843 auflöste, worauf 1845 die dänischen Besitzungen in O. an die Briten verkauft wurden. Auch den Franzosen gelang es, für einige Zeit festen Fuß in O. zu fassen. Die erste französisch-ostindische Handelsgesellschaft wurde 1604 gegründet, aber erst 1611 der Verkehr mit O. begonnen. Eine andere Gesellschaft 1616 hatte kein Glück. Endlich errichtete Colbert 1664 eine französisch-ostindische Kompagnie ganz nach dem Muster der holländischen mit einem Freibrief nebst großen Privilegien auf 50 Jahre und mit einem Kapitalstock von 50 Millionen Franken. Aber erst 1672 konnte sie auf der Küste Koromandel eine kleine Territorialbesitzung erwerben, wo sie nun Pondichery, den nachmaligen Hauptsitz der französischen Macht und Herrschaft in O., erbaute. Sie knüpfte sofort Handelsverbindungen mit China, Siam ꝛc. an, errichtete auch eine Faktorei in Bengalen und besaß sogar eine Militärmacht, die erste europäische in O. Die erlangten Vortheile gingen jedoch in dem von Ludwig XIV. begonnenen Kriege mit den Holländern wieder verloren. Letztere eroberten 1693 Pondichery und gaben diese Hauptstadt erst 1697 im ryswicker Frieden zurück. Die Geschäfte der Kompagnie stockten, so daß 1682 der Handel 5 Jahre lang jedem Fremden freigegeben ward, unter der Bedingung, sich der Schiffe der Gesellschaft zu bedienen und 5 Procent abzugeben. Indeß wurde 1714 das Oktroi wieder auf 10 Jahre aufgenommen. Der französische Financier Orvy schickte seinen Bruder Dumas nach Pondicherry, um die Leitung der Kompagnie zu übernehmen, und dieser war so glücklich, von dem Großmogul die Erlaubniß zu erhalten, in der französischen Hauptstadt Geld münzen zu dürfen, eine Bewilligung, die jährlich gegen 130,000 Thaler eintrug. Auch gelang es ihm, durch Kauf oder Abtretung von dem Radscha von Tanjore nach und nach große Ländereien zu erhalten, die über 20,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte abwarfen. Seitdem war Frankreichs Macht in O. bedeutend. Auf den Besitzungen der Kompagnie erhoben sich blühende Städte und Handelsplätze, und man kolonisirte auch die nicht zu sehr entfernten Inseln Isle de France und Bourbon. Die Kriege der französischen und englischen Nation in Europa pflanzten sich über das Weltmeer nach O. fort. Der französische Gouverneur Dupleix nahm 1746 den Engländern die Stadt Madras und die Küste von Koromandel, doch wurde ersteres 1748 im aachener Frieden wieder zurückgegeben. Aber die ihm folgenden Gouverneure besaßen weder seine Kenntniß der ostindischen Verhältnisse, noch sein Talent, sie zu benutzen. Sein Nachfolger (1758) Lally belagerte Madras erfolgos, 1761 wurden die Franzosen zu Land und zur See von den Engländern geschlagen, und im Frieden zu Paris 1763 gingen für die Franzosen alle die Früchte verloren, welche Dupleix im Süden der Halbinsel zu erringen gewußt hatte. Im Jahre 1769 wurde das Privilegium der französisch-ostindischen Kompagnie aufgehoben und der freie Handel gestattet. Zwar ward 1785 die Herstellung der Kompagnie nochmals versucht, sie konnte indeß vor der englisch-ostindischen Kompagnie nicht mehr aufkommen und mußte 1791 eingehen. Während der Zerrüttungen des ostindischen Reichs im Innern, als die Mahratten furchtbar ihr Haupt emporhoben und Hyder Ali und Tippo-Saib den Briten feindlich entgegentraten, waren es hauptsächlich die Franzosen, welche an allen größern und kleinern Höfen O.s intriguirten. Aber der Sieg blieb den Briten, und Pondichery und Chandernagor sind jetzt die einzigen Besitzungen der Franzosen in O. Die Spanier hatten in O. viele Niederlassungen, aber ihre Macht sank bald zur Ohnmacht herab. Die 1732 gestiftete spanisch-ostindische Kompagnie wurde 1784 mit der Caraccasgesellschaft verbunden. Eine im Ostende gegründete

Digitized by Google

belgisch-ostindische Kompagnie, die 1717 zwei Niederlassungen in O. gründete, löste sich 1731 wieder auf. Eine schwedisch-ostindische Kompagnie, 1731 zu Stockholm gegründet, beschränkte sich nur auf den Handel, kam aber durch Eingriffe der Regierung in ihre Privilegien nach und nach herab. Seit 1806 neu organisirt, hat sie ihren Sitz in Gothenburg und sendet jährlich einige Schiffe nach O. und China. Unter Friedrich dem Großen kam 1751 auch eine preußisch-ostindische Kompagnie zu Stande, war aber in ihren Unternehmungen sehr unglücklich und löste sich daher schon 1763 wieder auf.

Der Glanz des portugies. Handels in O. hatte die Aufmerksamkeit der Briten schon frühzeitig in hohem Grade auf sich gezogen. Nach mehren vergeblichen Versuchen unter Heinrich VIII. und Eduard VI., eine nordwestliche oder eine nordöstliche Durchfahrt zu gewinnen, beschlossen sie, sich nicht länger durch die Ansprüche der Portugiesen zurückschrecken zu lassen, u. unternahmen auf dem alten Wege um das Kap der guten Hoffnung mehre glückliche Handelsreisen nach dem Wunderlande. Im J. 1599 bildete sich eine Gesellschaft londoner Kaufherren mit einem Fonds von 30,133 Pfd. Sterl. für den ostindischen Handel und ging die Königin Elisabeth um ein Privilegium an. Diese befürchtete einen Krieg mit Spanien und begnügte sich damit, John Milbenhall, einen Kaufmann von London, zu Lande über Konstantinopel als Gesandten an den Großmogul Akbar abzusenden, um diesen um Schutz für ihre Unterthanen zu bitten. Diese Gesandtschaft hatte jedoch wenig Erfolg, da die portugiesischen Agenten die Absichten der Engländer verdächtigten. Doch erhielten die Unternehmer 1600 die Zustimmung der Regierung zur Ausrüstung einer Expedition nach O., und noch am 31. Dec. 1600 bewilligte ihnen die Königin, ohne die Antwort des Großmoguls abzuwarten, einen Freibrief, wodurch sie zu einer Korporation konstituirt wurden unter dem Titel: Gouverneur u. Kompagnie der nach O. handelnden Kaufleute von London. So entstand die berühmte britisch-ostindische Kompagnie, die merkwürdigste und bedeutendste aller Handelsgesellschaften, die je in der Welt existirten. Die ersten Unternehmungen, mit Ausnahme einer durch Schiffbruch zu Grunde gegangenen Expedition, waren so glücklich, daß die Theilhaber 1611 einen Gewinn von 211 Procent theilten. Dies stachelte gewaltig den Unternehmungsgeist, und obgleich der Freibrief noch nicht abgelaufen war, so bat doch die Gesellschaft um Erneuerung desselben, die auch am 31. Mai 1609 erfolgte. Auch die folgenden Gewinnvertheilungen waren sehr ansehnlich. Bisher hatten die Mitglieder der Kompagnie jede Fahrt auf besondere Rechnung unternommen, indem sie jedesmal das dazu nöthige Kapital zusammenschossen; 1613 aber beschloß die Gesellschaft durch Unterzeichnung ein Kapital auf 4 Jahre zu bilden. Schon 1613 segelte die nach dem neuen Plan ausgerüstete, aus 4 Schiffen bestehende erste Flotte unter dem Kapitän Downton ab. In O. hatten der Großmogul und die Fürsten von Dekan eben ihre Streitkräfte zur Vertreibung der Portugiesen und Spanier vereinigt und forderten Downton auf, sie dabei zu unterstützen, was er jedoch verweigerte, weil seine Nation sich nicht im Kriegszustande gegen Spanien befinde. Als aber, während die Engländer mit den Eingeborenen zu handeln anfingen, die Portugiesen das kleine englische Geschwader mit 6 Gallionen, 3 Schiffen und 60 Fregatten angriffen, erfocht Downton einen glänzenden Sieg über sie, was den Engländern die Achtung des Großmoguls erwarb und dem Interesse der Gesellschaft für die nachfolgenden Verhandlungen mit dem Kaiser großen Vorschub leistete. Im Jahre 1614 erschien eine britische Gesandtschaft an dem Hofe zu Delhi, die mit dem Großmogul einen Traktat schloß, worin den Briten Freiheit des Handels und der Errichtung von Faktoreien in einem Theile O.s zugesichert wurde. Im Jahre 1617 wurde ein neuer Fond durch Unterzeichnung zusammengebracht, der diesmal 1,629,040 Pfd. Sterl. betrug. Je mehr aber die Macht der Kompagnie stieg, um so heftiger wurden die Streitigkeiten mit den andern in O. Handel treibenden europäischen Nationen, namentlich mit den Portugiesen und den Holländern. In Folge dieser Kämpfe, und da auch die drohenden politischen Verhältnisse sehr ungünstige Aussichten für den Handel eröffneten, sanken 1628 die Stocks der Kompagnie auf 80 Procent, und zum großen Nachtheil der letztern trat 1638 mit Bewilligung des Königs eine zweite Handelsgesellschaft unter Sir Wm. Cousten auf, was ebenfalls zu fortwährenden Reibungen Veranlassung gab. Während dieser ungünstigen Periode ward Madras als Niederlassung gegründet (1640 bis 1641) und auf der Küste von Koromandel ein Fort (St. George) erbaut. Auf den Vorschlag des brittischen Staatsraths vereinigten sich beide Handelsgesellschaften (1650) und bildeten einen Fond unter dem Namen „vereinigter Aktienfond." Durch einen glücklichen Zufall begann die Kompagnie 1651—52 sich wieder aus dem tiefen Verfall zu erheben, in welchen sie gerathen war. Ein englischer Arzt, Boughton, hatte die von den eingeborenen Aerzten aufgegebene Tochter des Großmoguls Schah-Dschihan gerettet und dem Nabob von Bengalen einen ähnlichen Dienst geleistet. Zum Lohn erhielt er von Schah-Dschihan die Erlaubniß, in seinem Staate freien Handel zu treiben, und der Nabob von Bengalen dehnte diese Erlaubniß auf die Kompagnie aus. Darauf ward auf dem östlichen Ufer des Hughly, in geringer Entfernung von der Stelle, wo jetzt Kalkutta liegt, eine regelmäßige Faktorei erbaut. Bis 1660 ließ man die Engländer völlig unbeschränkt und steuerfrei handeln; aber der Anblick so vieler großen Gebäude voll der reichsten Waaren war eine zu große Versuchung für den Nabob, welcher, trotz der Protestationen der Faktorei, einen bedeutenden Zoll auf alle Waaren, Einfuhr wie Ausfuhr, legte. Dies war jedoch nur der Anfang der Plackereien, welche die Engländer zu erdulden hatten; bald wurden ihnen unter dem Namen Anlehen bedeutende Geldsummen abgepreßt. Als auch eine Appellation an den Großmogul erfolglos blieb, entschlossen sich die Faktoren in Bengalen, auch ihrerseits zu intrigiren und zu bestechen, einen so gewinnreichen Handel aber sich auf keinen Fall entreißen zu

Digitized by Google

lassen. Im Jahre 1653 wurde das Fort St. George zu einer Präsidentschaft erhoben. Uebrigens stand es mit den Angelegenheiten der Kompagnie damals schlecht, u. die Korporation selbst u. sogar ihr Name wäre in der furchtbaren Aufregung des Bürgerkriegs in England fast verschlungen worden. Der Handel nach O. wurde 1652—1657 neuen Unternehmern frei gegeben, bis endlich Cromwell die Privilegien der Kompagnie in einem neuen Freibriefe (Okt. 1657) erneuerte. Eine feste Gestalt nahm die Gesellschaft aber erst nach der Restauration Karls II. wieder an, der ihr am 3. April 1661 einen neuen Freibrief bewilligte, kraft dessen sie nicht nur den ausschließlichen Handel auf weitere 15 Jahre, sondern auch das Recht erhielt, bürgerliche Gerichtsbarkeit auszuüben, eigene Truppen zu halten und mit den „Ungläubigen O.s" Krieg zu führen oder Frieden zu schließen. Von 1662—67 waren die Operationen der Kompagnie aus Mangel an Mitteln matt; an der Koromandelküste litt der Handel unter den Kriegen der Landesfürsten, anderwärts drückten ihn die Holländer. Dennoch gelang es ihr, sich allmählig zu einer festen und angesehenen Stellung unter den Nationen O.s emporzuschwingen, ja selbst eine militärische Stellung einzunehmen, die, so unbedeutend sie auch noch war, doch den Keim zu der spätern Macht der Kompagnie legte. Am 5. Okt. 1677 bewilligte der König der Gesellschaft einen neuen Freibrief, welcher die alten Privilegien bestätigte und das Recht hinzufügte, zu Bombay und an andern Orten in O. Geld zu prägen. Ein weiterer Freibrief vom 9. August 1683 verlieh ihr die Ermächtigung, alle Fahrzeuge, welche ihre Handelsrechte beeinträchtigen würden, wegzunehmen, das Recht der Kriegsgerichtsbarkeit in ihren Besatzungsorten in O., sowie das Recht, Gerichtshöfe zur Untersuchung von Verbrechen, welche zur See begangen worden, und über andere Gegenstände innerhalb ihres Gebiets anzuordnen. Nachdem der Sitz des Gouverneurs von Surate nach Bombay verlegt worden war, wurde dieses 1687 zu einer Regentschaft mit unbeschränkter Gewalt über die andern Niederlassungen erhoben; zu Madras aber wurde eine Korporation mit einem Mayor und Alderman als Vorstand gebildet. Streitigkeiten mit dem Nabob von Bengalen und dem Mogul veranlaßten die Absendung einer Kriegsflotte aus England, die aber keine günstigen Resultate erzielte. Aurengzeb nahm den Briten mehre Faktoreien, und nur durch die erniedrigendste Demüthigung konnten die Engländer die Erlaubniß erhalten, zu Surate und Bombay wieder Faktoreien errichten zu dürfen. Von 1689—1692 waren alle Geschäfte gelähmt, aber 1693 und 1694 traten die Briten wieder mit mehr Energie auf. Obwohl im Mutterlande vielfache Stimmen gegen das Monopol der ostindischen Kompagnie laut wurden, ertheilte der König 1693 derselben doch einen neuen Freibrief. Indessen erlitt die Gesellschaft durch Krieg und andere Störungen so große Verluste, daß ihre ganze Existenz in Gefahr gerieth und es ihr mehre Jahre hindurch unmöglich war, irgend einen Gewinn zu theilen. Die Errichtung einer neuen ostindischen Gesellschaft (1698) und die Ertheilung des Rechts an die einzelnen Kaufleute, unter gewissen Bedingungen mit O. Handel zu treiben, hatten eine solche Ueberfüllung des Marktes mit ostindischen Gewerbstoffen in Seide und Baumwolle zur Folge, daß sogar das fernere Bestehen des ostindischen Handels gefährdet schien und das Parlament 1700 das Verbot der Einfuhr ostindischer Seidenwaaren und anderer Artikel, mit Ausnahme der zur Wiederausfuhr bestimmten, beschloß. Unter diesen schlimmen Verhältnissen im Mutterlande suchte die alte Kompagnie sich die Gunst des Großmoguls zu sichern und erhielt 1698 die Erlaubniß, die Dörfer Chuttanuttee, Govindpore und Kalkutta an sich zu kaufen und das Fort Willam zu bauen, welche Station 1707 zu einer Präsidentschaft erhoben ward. Endlich kam am 22. Juli 1702 eine Vereinigung beider Kompagnien zu Stande. Während der 7 nächsten Jahre sollten beide Gesellschaften noch getrennt bleiben, um ihre Angelegenheiten abzuschließen, nach dieser Zeit aber sollte die Gesellschaft den Namen führen: vereinigte Kompagnie englischer Kaufleute zum Handel nach O. (United company of merchants of England trading to the East-Indies). Die Kompagnie erhielt darauf die Gestalt, in welcher sie der Hauptsache nach bis in die neueste Zeit bestand. Eine Aktie von 500 Pfd. Sterl. gab dem Inhaber ein Stimmrecht in der Generalversammlung. Aus den Besitzern von 4 solcher Aktien wurden die 24 Direktoren gewählt, in deren Händen die Leitung des unermeßlichen Geschäfts lag. Die Angelegenheiten der Kompagnie kamen nun bald in einen blühenden Zustand, so daß 1708 5, 1709 8, 1710 und 1711 9 und 1712—1716 10 Procent Dividende ausbezahlt wurden. Der günstige Erfolg aber weckte den Neid, und Schmuggler in Menge, meist Engländer unter fremder Flagge, machten der Kompagnie nicht wenig zu schaffen. Ein weiterer Rival trat damals (1716) in der Ostendekompagnie auf. Doch gelang es der englischen Kompagnie, diese Gegner nach und nach aus dem Felde zu schlagen, während sie von dem Großmogul Ferokschir wichtige Privilegien für Bengalen, Bombay u. Surate erwarb. In England wurden 1730 abermals viele Stimmen gegen das Monopol laut, aber die Monopolisten triumphirten auch diesmal über die Verfechter der Handelsfreiheit, und die Privilegien wurden bis 1766 erneuert. Der 1744 in Europa zwischen den Engländern und Franzosen ausbrechende Krieg verbreitete sich bald nach Asien. Labonnordonnais, französischer Gouverneur von Isle de France, nahm Madras (1746), damals die Hauptniederlassung der Engländer, das aber in Folge des aachener Friedens von 1748 den letztern zurückgegeben wurde. Franzosen wie Engländer in O. betrachteten den Frieden nur als einen Waffenstillstand und unterstützten einstweilen mit ihren Truppen die eingeborenen Fürsten. Der französische Gouverneur von Pondichery, Dupleix, ging ernstlich damit um, in O. ein Reich für Frankreich zu gründen, und es lag nur an dem Mangel an Unterstützung von Seiten Frankreichs, daß seine glänzenden Pläne, die damals für chimärisch gehalten, später aber von den Engländern weit überholt wurden, nicht

Digitized by Google

zur Ausführung kamen. Während auf diese Weise die Plane Dupleix' scheiterten, geriethen die Engländer mit dem Nabob von Bengalen in einen Streit, welcher damit endigte, sie zu Herren von Bengalen zu machen. In Kalkutta hatte sich allmählig die Gewohnheit gebildet, Verbrecher, die vor der Rache des Nabobs flohen, aufzunehmen und sich diese Aufnahme bezahlen zu lassen. Dies machte sich ein Beamter des Nabobs, der bedeutende Summen unterschlagen hatte, zu Nutzen; die Sache erregte aber dermaßen den Zorn des Nabobs Suradscha Dowla, daß er 1656 die englischen Etablissements überfiel, die Faktorei zu Kossimbazar wegnahm, Kalkutta nebst Fort mit Sturm eroberte und die kleine Besatzung von 146 Mann gefangen nahm und sie in die berüchtigte schwarze Höhle (black hole) sperrte, wo am folgenden Morgen nur noch 23 lebend gefunden wurden. Eben war es einem britischen Geschwader gelungen, ein furchtbares Seeräubervolk zu vernichten, welches in Malabar eine Küstenstrecke von 120 Meilen zwischen Bombay und Goa bewohnte und dessen Fürsten den Titel Fürsten von Angria führten, als die Nachricht von der Einnahme Kossimbazars und Kalkutta's bei der Präsidentschaft von Madras anlangte. Sogleich lief die Flotte unter Admiral Watson, mit Landungstruppen unter Clive an Bord, von Madras aus, schlug die Truppen des Nabobs u. nöthigte denselben (6. Febr. 1757) zur Abschließung eines Vertrags, der nicht nur alle Privilegien der Engländer bestätigte und die Rückgabe der Niederlassungen zu Kalkutta, Kossimbazar und Dakka versprach, sondern ihnen auch die Erlaubniß ertheilte, Kalkutta selbst zu befestigen und daselbst eine Münze zu errichten. Da inzwischen das Benehmen des Nabobs fortwährend Verdacht erregte, so unterstützten die Briten eine gegen denselben angesponnene Verschwörung; Clive marschirte gegen ihn, schlug ihn am 23. Juni 1757 bei Plassey, ging unmittelbar darauf nach Murabad, der damaligen Hauptstadt von Bengalen, und setzte Mir Dschaffir Khan als Nabob ein. Der neue Nabob hatte sich schon zuvor anheischig gemacht, der Kompagnie für die Verluste bei der Einnahme Kalkutta's 10 Millionen Rupien zu zahlen, die dortigen englischen Einwohner noch besonders zu entschädigen und das Land von Kalkutta südlich bis Gulpee an der Mündung des Hughly den Engländern abzutreten. Um diese Zeit wurden die Briten auf der Küste von Koromandel theils durch die Franzosen im Karnatik, theils durch die Polygars von Madura und Tinevelly in Anspruch genommen. Der französische Gouverneur von Pondichery, Graf von Lally, nahm das englische Fort St. David ein, eroberte Arcot, belagerte hierauf Madras, nahm die sogenannte schwarze Stadt ein und war eben im Begriff, sich auch des Forts zu bemächtigen, als Admiral Pococke anlangte und ihn nöthigte, die Belagerung aufzuheben. Nun bemühte sich Lally, sich durch Allianzen mit den benachbarten Nabobs zu stärken und die Engländer zu belästigen. Dies Mittel stand jedoch auch den letzteren zu Gebot, und so begann nun jenes Spiel von Intriguen, bei welchem die indischen Fürsten mehr und mehr ihre Unabhängigkeit einbüßten. Im J. 1758 erlitten die Regierungsverhältnisse im britischen O. in sofern eine Umformung, als ein aus 10 Personen bestehender Rath ernannt und statt eines Gouverneurs 4 eingesetzt wurden, die der Reihe nach, jeder 3 Monate, präsidiren sollten. Aber statt der letzteren Verordnung nachzukommen, forderte man den englischen Kapitän Clive auf, das ungetheilte Amt des Präsidenten in Kalkutta anzunehmen. Im J. 1759 ward ein Feldzug gegen die nördlichen Circars unternommen und Masulipatam erstürmt. Auch die Franzosen wurden bei Wandewasch geschlagen, u. die Briten besetzten Arcot von Neuem. Einen von den Franzosen angestifteten Angriff des Schahzade (Königssohn), des nachherigen Schah Alum, auf den Nabob von Bengalen und Behar, ward von Clive zurückgeschlagen. Nach Clive's Rückkehr nach Europa (1760) kamen die Angelegenheiten der britisch-ostindischen Kompagnie wieder einigermaßen in Verfall, weshalb Clive von der Kompagnie wieder zum Gouverneur von Bengalen bestellt wurde und 1764 nach O. zurückkehrte, wo sich dann Alles wieder zu Gunsten der Briten änderte. Die Macht der letztern war bereits so groß, daß sie Mir Dschaffir entthronen und seinen Schwiegersohn, Mir Kassim Ali Khan (1760), zum Nabob von Bengalen erheben konnte, natürlich wieder nicht ohne große Entschädigung für die Briten. Auch der Schahzade wendete sich nach der Ermordung seines Vaters an die Engländer, um durch ihre Hülfe auf den Thron gesetzt zu werden, wofür er ihnen die Belehnung mit ganz Bengalen versprach. Zwar wollten sich die Engländer bis Delhi noch nicht wagen, vermochten aber den Nabob von Audh, ihn dahin zu führen. Inzwischen aber kam es mit dem Nabob von Bengalen und Behar, Kassim Ali, zum Bruch, in Folge dessen seine Truppen am 2. August 1763 geschlagen und er selbst zur Flucht genöthigt wurde, worauf die Engländer den alten Mir Dschaffir noch einmal zum Nabob erhoben. Als der Nabob von Audh, zu welchem Kassim Ali floh, die Auslieferung desselben verweigerte, begann auch mit ihm der Kampf. Am 22. Okt. 1764 gänzlich geschlagen, ließ er sein Land im Stich und entwich zu den Rohilla's oder östlichen Afghanen. Schah Alum erhielt die durch Erbrecht ihm gehörige Provinz, mußte jedoch zur Entschädigung für die Kriegskosten alles Land bis nach Benares abtreten. Nach dem Tode Mir Dschaffirs (1765) setzten die Engländer seinen ältesten Sohn Nazim ud Daula als Nabob ein, doch ward ihm ohne Umschweif angedeutet, daß er nur unter der Autorität der Kompagnie regiere u. daß seine Gewalt der ihrigen untergeordnet sey, zu welchem Ende ihm untersagt wurde, Truppen zum Schutze der Provinz zu halten und Europäer in Dienst zu nehmen. Auch ward ihm bemerklich gemacht, daß sein Vater durch die Kompagnie allein zum Nabob erhoben worden sey und der Rath von Kalkutta weder ihm, noch seiner Familie ein Erb- oder Ernennungsrecht zuerkenne, das nicht von der Kompagnie ausgehe oder bestätigt sey. Somit waren die reichen Provinzen Bengalen und Behar im vollen, wenn auch noch nicht nominellen Besitz der Engländer, und die Bahn zu allen weitern Eroberungen war eröffnet. Kaum

Digitized by Google

in Kalkutta angekommen, maßte sich Lord Clive die Civil- und Militärgewalt an, schadete jedoch durch seine Erpressungen der Gesellschaft so sehr, daß er abgerufen und zur Verantwortung gezogen wurde. Von 1767—1772 versahen Verhelst und Cartier die Geschäfte.

Während die Engländer in Nordindien die Macht der Franzosen brachen und ihren Einfluß vernichteten, entwickelten sich die Verhältnisse in Südindien (Dekan) auf eine höchst überraschende Weise. Nach dem Ausbruch des 7jährigen Kriegs machten die Engländer von Madras südlich hinab rasche Fortschritte, schlugen die Franzosen in einem hitzigen Treffen, nahmen die wichtigsten Orte und belagerten Pondichery zur See und zu Land. Letzteres fiel im Januar 1761 in die Hände der Briten und ward von ihnen auf eine barbarische Weise zerstört, wie sie überhaupt allenthalben räuberisch hausten und namentlich die Festungswerke sprengten, so daß sich von jener Zeit keine der französischen Niederlassungen mehr zu einiger Bedeutung erhob. Bis jetzt waren die Unternehmungen der verschiedenen Präsidentschaften vereinzelt gewesen, höchstens hatten Madras und Bengalen auf dem Seewege gemeinsame Maßregeln in Ausführung gebracht; seit aber die Engländer durch ihre Festsetzung in Bengalen und Karnatik nicht nur mit den Küstenstrichen, sondern auch mit den Binnenstaaten bis an die westlichen Ghats hin in Verkehr getreten waren, bildeten sich politische Verbindungen aus, welche ganz Südindien vom Dschumna bis an das Kap Camorin umfaßten. Die Mahratten standen damals auf dem Punkte, ein über die ganze Halbinsel sich ausbreitendes Hindureich zu gründen, während in Hyder Ali, der sich durch Muth und Thätigkeit zum ersten Minister des Radscha von Mysore aufgeschwungen und diesen zu einer Puppe gemacht hatte, unter französischem Einfluß ein gefährlicher Feind zu werden drohte. Um sich Kommunikationen nach außen zu unterhalten, rückte letzterer gegen Westen vor, eroberte 1763 die wegen der Bergpässe wichtige Festung Bednor und drang von da in Kanara ein und bis an die Seeküste. Die Mahratten griffen ihn an und brachten ihn so sehr ins Gedränge, daß die Engländer, um nicht den Mahratten gewonnenes Spiel zu geben, ihm Kriegsvorräthe verkauften und der Rath von Bombay 1765 einen Frieden zwischen den Mahratten und Hyder Ali vermittelte. Kaum aber seiner Bedrängniß entledigt, nahm dieser seine Unternehmung gegen Kanara wieder auf und eroberte die ganze Küste von Kap Ramas bis Ponano. Die Engländer zu Bombay rüsteten zum Kriege, zogen es aber vor, einen Vertrag mit Hyder Ali zu schließen, worin man ihm versprach, ihm jährlich 3—4000 Gewehre und so viel Pulver, als er brauche, zu verkaufen. Auf einem Kongreß zu Tschuppra (1766), an dem der Gouverneur Lord Clive, der englische General Carnac, Sudscha ud Daulet, Nabob von Audh, ein Gesandter des Schah Alum und Abgeordnete der Dschats- und Rohilla'shäuptlinge sich versammelten, ward ein Vertrag zur gegenseitigen Vertheidigung gegen alle künftige Einfälle der Mahratten abgeschlossen. Indessen vermieden es die Engländer, sich in zu weit führende Verbindlichkeiten einzulassen, und aus demselben Grunde wiesen sie die Anforderung Schah Alums, ihn mit Waffengewalt in seine Hauptstadt Delhi zurückzuführen, zurück. Doch stellten sie, als 1767 der Afghanenkönig Ahmed sich mit einem Heere Delhi näherte und dadurch den ganzen politischen Zustand O.s bedrohte, eine Truppenmacht gegen ihn auf, welche ihn bewog, gegen Zahlung einer bedeutenden Geldsumme nach Lahore zurückzukehren. Schah Alum kam aber dennoch nicht nach Delhi, wo die Afghanen herrschten und so furchtbar waren, daß die Kompagnie nicht bloß selbst nichts gegen sie unternahm, sondern auch den kriegslustigen Nabob von Audh davon abmahnte. Außer den Engländern waren in Dekan drei Mächte: Hyder Ali, die Mahratten und der Nizam oder Subahdar, die man dadurch gegenseitig in Schach halten zu können meinte, daß man dahin wirke, immer zwei gegen die dritte zu vereinigen. Aber dieses von der Kompagnie getriebene Spiel fiel so schlecht aus, daß alle drei auf dem Punkte standen, vereint gegen die Kompagnie loszuschlagen, und diese mit Hyder Ali auf jede Bedingung ihn Frieden machen mußte. Die Kompagnie hatte die nördlichen Circars von dem Mogul abgetreten erhalten, um sie aber wirklich in Besitz zu nehmen, mußte sie mit dem Subahdar von Dekan in Unterhandlung treten. Als Hyder Ali von dem am 12. Nov. 1766 abgeschlossenen Bündniß Kunde erhielt, rückte er mit seinem Heer an die südöstliche Grenze seines Gebiets vor, um in das Karnatik einzubrechen, und vereinigte sich mit dem Nizam, der seine Truppen zu ihm stoßen ließ. Dennoch waren die Engländer anfangs siegreich, und der Nizam schloß im Februar 1768 Frieden mit ihnen, während die Präsidentschaft Bombay Hyder Ali's neue Besitzungen auf der Westküste angriff und ihre Operationen mit denen von Madras ans kombinirte. Plötzlich erschien jedoch Hyder Ali mit 8000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und vielen Kanonen, welche er durch Elephanten hatte über die Gebirge tragen lassen, vor Mangalor, welches die Truppen von Bombay eingenommen hatten, und verjagte letztere aus dieser, sowie aus den andern Besitzungen auf der Westküste, wendete sich darauf wieder gegen Osten, brach mit seinen Reiterschaaren in das Karnatik ein, verwüstete das Land weit und breit und schnitt den englischen Besatzungen im Innern des Landes alle Verbindung ab, so daß sich mehre derselben empörten und die Festungen geräumt werden mußten. Zugleich machte Mhaderao, der Peischwa der Mahratten, Miene, Bombay anzugreifen. Hyder Ali streifte bis vor Madras, machte aber selbst den Briten Friedensvorschläge, die von dem Rathe zu Madras begierig ergriffen wurden. Beide Theile gaben die gemachten Eroberungen zurück, und es sollte von nun an Friede und Freundschaft zwischen beiden Theilen bestehen. Im Norden O.s schleppten sich inzwischen die Verhältnisse der verschiedenen Parteien unentschieden fort. Hier gab es eigentlich nur drei Mächte: Engländer, Afghanen und Mahratten. Der Nabob von Bengalen und Behar war eine völlige Null, der Wessir von Audh führte im Gedränge zwischen Afghanen und Mahratten ein

Digitized by Google

unsicheres Daseyn, der Mogul wendete sich bald an den Wessir, bald an die Engländer und bald an die Mahratten, um in seiner Hauptstadt Delhi wieder eingesetzt zu werden. Die ganze Politik der Briten lief darauf hinaus, es zu keiner völligen Umwälzung kommen zu lassen, die Mahratten so viel als möglich fern zu halten, die Afghanen aber nicht zu reizen, und wenn sie endlich zur Unterstützung des Wessirs von Audh einen Krieg gegen die Rohilla's unternahmen, so lag, abgesehen von der speciellen Veranlassung, der Grund hauptsächlich darin, daß diesen, als dem nähern und tapfern Feinde, der erste Schlag beigebracht werden mußte, während es wenig helfen konnte, eine Raubschaar der Mahratten im Norden O.s zu bekämpfen. Inzwischen hatte das Verhältniß der brittisch-ostindischen Kompagnie der brittischen Regierung und ihren eigenen Aktionären gegenüber eine Veränderung erlitten. Im J. 1767 erhob die britische Staatsregierung Ansprüche auf die neuerworbenen Besitzungen in O., die zunächst durch Truppen und Flotten des Staats, nicht der Handelsgesellschaft, errungen worden seyen. Endlich kam eine Uebereinkunft zu Stande, wonach die Kompagnie den Territorialbesitz behielt, dagegen aber an die brittische Krone einen jährlichen Tribut von 400,000 Pfund Sterling zu entrichten sich verpflichtete. Auch setzte das Parlament schon damals fest, daß die Aktionäre nie mehr als 10 Proc. Zinsen und Dividende von ihrem Kapital beziehen sollten, und daß der Mehrbetrag der Einkünfte theils zur Bildung eines Reservefonds, theils zur Ausführung volkswirthschaftlicher Verbesserungen in O. verwendet werden müsse. In Folge jener Beschränkung der Dividende konnte sich der Nominalwerth der Aktien seitdem nie wesentlich weiter heben, als er schon damals stand. Die Aktie von 1000 Pfund mit einem ziemlich gewissen Jahresertrage von 100 Pfund galt faktisch 2000 Pfund Sterling, und das Grundkapital der Gesellschaft stellte sich sonach auf einen reellen Werth von 12 Millionen bei einem Nominalwerth von bloß 6 Mill. Pfd. Sterling. Jener Preis der Aktien ist seitdem auch ziemlich gleich geblieben. Indessen nahmen Mißbräuche aller Art in O. überhand. Es bildete sich ein Aussaugungs-, Bestechlichkeits- und Raubsystem, das an die schmählichsten Vorgänge unter den römischen Prokonsuln erinnert. Jede neue Ländererwerbung gewährte zwar eine Vergrößerung des öffentlichen Einkommens, damit stiegen aber auch die Bedürfnisse, und die Erpressungen und Unterschlagungen machten alle Quellen des Einkommens für die Kompagnie mehr und mehr versiechen. Sie konnte ihre Verbindlichkeiten gegen den britischen Staat nicht mehr erfüllen, mußte Anleihen aufnehmen und ihre Dividende auf 6 Procent herabsetzen. Unter diesen Umständen hielt es das londoner Kabinet für nöthig, einzuschreiten, was durch das vom Parlament 1773 erlassene neue Oktroi geschah. Nach demselben behielt die Kompagnie die regierende Gewalt in ihren Besitzungen auf dem asiatischen Festlande, und ebenso stand ihr das Monopol des Handels von und nach O. und China zu; die in O. bisher unabhängig von einander bestandenen Präsidentschaften Kalkutta, Madras und Bombay wurden aber der Aufsicht eines vom Parlament ernannten Generalgouverneurs unterworfen, der seinen Sitz in Kalkutta erhielt und dem ein Kollegium (hoher Rath) von 4 Räthen an die Seite gestellt wurde. Er hatte in Gemeinschaft mit diesem über Krieg und Frieden mit den einheimischen Fürsten zu entscheiden, doch behielt sich die Staatsregierung die Entscheidung über die wichtigsten Civil- und Militärangelegenheiten O.s vor. Statt der Mairegerichte (mayors court), welche früher in Kalkutta bestanden und nur kleine Handelsangelegenheiten entscheiden konnten, wurde ein hoher Gerichtshof von der Krone bestellt, der aus einem Oberrichter und 3 Unterrichtern bestehen und eine sehr ausgedehnte Civil- und Kriminalgewalt über die Unterthanen Englands und deren Diener und Angehörige innerhalb des Gebiets der Kompagnie besitzen sollte. Zugleich mit Erlassung dieser Akte (Regulationsakte) wurde Warren Hastings, bereits seit 1772 Gouverneur von Bengalen, zum ersten Generalgouverneur von O. ernannt. Nachdem Hastings die Zügel der ostindischen Regierung in die Hand genommen, verpachtete er alle Ländereien an den Meistbietenden; aber auch durch diese Maßregel verminderten sich die Einkünfte. Um den leeren Schatz wieder zu füllen, unterstützte er den Subscha ud Daulet, Nabob von Audh, gegen die Rohilla's, wofür er sich große Summen bezahlen ließ und Benares erwarb. Auch die damaligen Verhältnisse der Mahratten führten zu Einmischungen der Engländer in ihre innern Angelegenheiten. Auf Balodschi, den Peischwa der Mahratten, welcher den Ruhm u. die Macht seines Volkes auf die höchste Stufe gehoben hatte, war (1761) Mhaderao gefolgt, nach dessen Tode (1772) die innern Unruhen zum Ausbruch kamen. Narrain Rao folgte seinem Bruder Mhaderao, ward aber schon im August 1773 in seinem Palast zu Punah von den Anhängern seines Oheims Ragobah ermordet und dieser als Peischwa ausgerufen. Schnell bildete sich jedoch eine Gegenpartei, zu deren Niederhaltung er Unterhandlungen mit der Präsidentschaft Bombay anknüpfte, welcher er gegen die verheißene Unterstützung Bassein, Salsette und einige andere Punkte abtrat. Die Engländer schickten einen Abgeordneten nach Punah, der einen Vertrag abschloß, demzufolge Ragobah seine Würde verlieren und eine Pension beziehen, aber auch die Engländer Bassein und Salsette räumen und durch einen andern Distrikt entschädigt werden sollten. Die Direktoren nahmen den Vertrag mit Ausnahme der Wiederherausgabe von Salsette und Bassein an, wollten somit ihren Schützling aufopfern, aber das Pfand, das er ihnen als Lohn für den zu leistenden Beistand gegeben hatte, behalten. Die Franzosen ermangelten nicht, dies Benehmen der Briten zu benutzen, um einen für letztere sehr nachtheiligen Einfluß zu Punah zu erlangen. Nachdem sich die Sache mehre Jahre hingezogen hatte, schlossen die Engländer im Oktober 1778 mit Ragobah einen Vertrag, worin sie versprachen, ihn mit 4000 Mann nach Punah zurückzuführen. Aber das brittische Corps wurde wenige Meilen von Punah überfallen und gänzlich geschlagen (Jan. 1779), und

Digitized by Google

nach dem hierauf geschlossenen Vertrage sollten alle abgetretenen Orte zurückgegeben und Ragobah ausgeliefert werden. Dieser hatte sich aber bereits mit seinen Truppen entfernt, und der Vertrag ward nicht ratificirt. Der Rath von Bengalen, welcher die Gelegenheit ergriff, die Mahratten zu demüthigen, hatte schon im Mai 1778 ein Corps abgeschickt, das zu Lande nach Bombay marschiren sollte. Dieses Corps kam im Febr. 1779 unter Oberst Goddard in Surate an. Letzterer benutzte die Spaltung der Mahratten, die auch in Gujerate herrschte, verband sich mit einem der zwei um die Herrschaft streitenden Brüder, Futty Sing, eroberte für ihn Ahmedabad, die Hauptstadt von Gujerate, zog hierauf gegen die Mahratten unter Scindia und Holkar, die mit 25,000 Reitern in der Nähe standen, und schlug sie völlig, worauf sich auch Bassein (1780) ergeben mußte. Aber ihr Glück war nicht nachhaltig. Ohne eigentliche Schlachten zu liefern, kamen sie so sehr ins Gedränge, daß sie im Mai 1782 einen Frieden abschlossen, in welchem sie nicht bloß Ragobah aufopfern, sondern auch alle Eroberungen zurückgeben mußten, so daß sie auf der ganzen Westküste von O. nur noch Bombay besaßen. Fast noch schlimmer erging es ihnen gegen Hyder Ali. Im J. 1774 war dieser von den Mahratten mit Krieg überzogen und so sehr bedrängt worden, daß er sich bis Seringapatam zurückziehen mußte und von dort aus die Engländer vergeblich um Beistand anging, den sie ihm in Folge des früher mit ihm geschlossenen Friedens schuldig waren. Sobald er daher durch die Uneinigkeit der Mahratten freie Hand hatte und die Engländer mit ihnen beschäftigt sah, griff er, von den Franzosen unterstützt, zu den Waffen, brach unaufhaltsam in das Karnatik ein (im Juli 1780), belagerte Arcot und schlug das britische Heer in einer blutigen Schlacht, aus der von 10,000 Mann nur etwa 200 Engländer durch die Menschlichkeit der bei Hyder sich befindenden Franzosen das Leben retteten. Jetzt wäre vielleicht mit Hülfe der Franzosen der englischen Herrschaft im Karnatik ein Ende gemacht worden, wenn nicht Hyder Ali Ende 1783 der Tod ereilt hätte. Sein Sohn Tippo Saib erbte jedoch seinen Haß gegen die Engländer und, wenn auch nicht seine Klugheit und Ausdauer, doch seinen Muth. Das Gouvernement von Bombay hatte noch bei Lebzeiten Hyder Ali's Truppen nach Kanara geschickt und Onor, Mangalor und Kalikut erobern lassen; als man aber Hyders Tod erfuhr, wurde sogleich ein Corps gegen die Festung Bednor geschickt, die im März 1784 erobert wurde. Tippo Saib eilte mit 40,000 Mann und einigen Franzosen herbei, schlug die englischen Truppen zurück und belagerte Bednor, das schon im April 1784 wieder in seinen Händen war. Hierauf rückte er in Kanara ein, blokirte Onor und Mangalor und eroberte letzteres. Zwar beraubte ihn der inzwischen geschlossene Friede zwischen Frankreich und England des Beistands des französischen Hülfscorps; doch fühlte er sich immer noch stark genug, und die Angelegenheiten der Kompagnie standen fortwährend so verzweifelt, daß man, als Tippo Friedensvorschläge machte, auf Alles einging, um ihn nur aus dem Karnatik zu entfernen. Es mußten ihm mehre wichtige Punkte, namentlich einige Festungen, welche den Eingang ins Karnatik öffnen, und die Distrikte Karur, Duraparam ꝛc. abgetreten werden.

In der Verwaltung O.s gingen jetzt wieder Veränderungen vor. Der Generalgouverneur Hastings mißbrauchte die ihm anvertraute Gewalt auf so empörende Weise, daß die Klagen darüber endlich bis nach England tönten und zu einem ebenso viele Greuel als Skandale enthüllenden Prozesse führten. Dabei sanken die reinen Einkünfte der Handelsgesellschaft immer mehr; nur aus dem Theehandel zog sie in Folge ihres Monopols noch Nutzen. In jeder Beziehung fühlte man das dringende Bedürfniß einer Reform in den Einrichtungen der Kompagnie. Eine von Fox im Parlament eingebrachte „East-Indian-Bill", nach welcher 7 vom Parlament ernannten Kommissarien die höchste Macht und das Schutzrecht über O. übergeben werden sollte und wodurch die Krone alles Einflusses beraubt worden wäre, ging im Unterhause mit großer Majorität durch, ward aber im Oberhause verworfen. Dagegen wurde W. Pitts Plan 1784 zur Parlamentsakte erhoben, wodurch die souveräne Gewalt der Gesellschaft entzogen und ihr nur die Verwaltung ihrer Handelsangelegenheiten überlassen blieb. In Folge dieser Veränderung wurde Hastings 1785 aus O. zurückgerufen, und Macpherson trat interimistisch an seine Stelle, wurde aber 1786 durch Lord Cornwallis ersetzt. Noch immer besserten sich indessen die Finanzverhältnisse der Gesellschaft nicht. Fortwährend war es auf schließlich der künstlich in die Höhe getriebene Preis des Thee's, wodurch ein Geldgewinn erzielt ward; allein er reichte zur Ausgleichung des Deficits nicht aus, und so mußte denn die Kompagnie wiederholt Anleihen aufnehmen und neue Aktien emittiren, welche letztern übrigens bei der noch immer ausbezahlten bedeutenden Dividende im Kurs von 155, 173 und 174 Procent Abnehmer fanden.

Als Lord Cornwallis die Regierung von O. angetreten hatte, verpachtete er alle Ländereien an die derzeitigen Inhaber zu einem billigen Anschlage für alle folgenden Zeiten, sicherte durch diese weise Maßregel Besitz und Eigenthum, munterte zur Arbeit und Betriebsamkeit auf, organisirte alle Verwaltungszweige und bestrafte jede Art von Bestechung und Ungerechtigkeit auf das Strengste. Schon nach zwei Jahren stiegen die Einkünfte Bengalens von 1,800,000 auf 2,150,000 Pfd. Sterl. Damals hatte sich der Mahrattenhäuptling Madhadschi Scindia emporgehoben und die Ueberreste des Moguireichs, sowie den Kaiser selbst ganz unter seine Gewalt gebracht. Zugleich führte Tippo Saib (1785—1787) Krieg mit den Mahratten in Dekan. Er war bemüht, die Eroberungen seines Vaters auf der Westküste fortzusetzen, griff 1789 den Radscha von Travancore, welcher in dem Frieden von 1784 ausdrücklich mit eingeschlossen war, unter einem Vorwande an und bemächtigte sich des nördlichen Theils seiner Staaten. Die Engländer, gegen die der Angriff hauptsächlich gerichtet war, stellten ein Heer von 15,000 Mann in Karnatik auf, das von Südosten her gegen Coimbatore und dann nordwärts ins Innere

Digitized by Google

von Mysore eindringen sollte. Ein anderes Corps von 8000 Mann sollte von Bombay aus zur See nach Kanara gebracht werden und über die westlichen Ghats zu gelangen suchen, während zugleich die Mahratten und der Nizam von Dekan, welche am 1. Juli 1790 ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit den Engländern gegen Tippo Saib geschlossen hatten, eine Diversion von Norden her machten. So gelang es, Tippo Saib wie in einem Netze zu fangen, und im Frühjahre 1792 sah er sich nach der Eroberung Bangalore's und seiner Hauptstadt Seringapatam zur Annahme eines Friedensvertrags genöthigt, der ihm nicht bloß 33 Millionen Rupien für Kriegskosten, sondern auch die Hälfte seiner Staaten kostete, welche theils an die Engländer, theils an die Mahratten und den Nizam kam. Bald nach dem Frieden mit Tippo Saib kehrte Lord Cornwallis nach England zurück, und an seine Stelle trat Sir John Shore als Generalgouvernenr. Mit dem 1. März 1794 ging das Octroi der Kompagnie zu Ende. Sie erlangte jedoch schon 1793 mit einigen Abänderungen eine Erneuerung desselben auf weitere 20 Jahre. In Folge des französischen Revolutionskrieges nahmen die Engländer den Franzosen alle ihre Besitzungen in O. weg. Auch gegen Holland, das sich 1795 der französischen Republik anschloß, bewies sich England in O. feindselig und entriß der holländisch-ostindischen Kompagnie 1795 Malakka und Ceylon und 1796 die Molukken und alle Plätze, die sie auf der Küste von Malabar inne hatten. Obgleich der Kompagnie seit 1793 verboten war, ohne Erlaubniß der Regierung Eroberungskriege zu führen, so blieb die Politik der Briten gegen die ostindischen Fürsten doch so falsch und treulos, wie früher. Gewöhnlich hetzten sie die Fürsten gegen einander auf, standen dem schwächern bei, besiegten und beraubten die mächtigern u. entrissen dann auch dem Sieger, ihn der Undankbarkeit beschuldigend, einen Theil seines Gebiets. So nahm der Generalgouverneur 1796 dem Radscha von Tangore, dem treuesten Bundesgenossen der Briten, sein Gebiet. Inzwischen bildete sich im Innern von O. eine furchtbare Verschwörung gegen die Briten; die Franzosen suchten alle Feinde Englands in O. in Bewegung zu setzen, auf allen Wegen strömten französische Emissäre und Offiziere in das Innere des Landes, und bald hatte sich in Scindia's Solde ein Corps von 40,000 Mann europäisch disciplinirter, mit einer zahlreichen Artillerie versehener und von französischen Offizieren kommandirter einheimischer Truppen gebildet, während bei dem Nizam ein gewisser Raymond mit Hülfe französischer Offiziere ein Corps von 14,000 Mann europäisch disciplinirter Truppen bildete. In dem Hafen von Mangalor traf ein französisches Detachement ein, marschirte nach Seringapatam und stieß dort zu Tippo Saib, der seine Absicht, die Engländer aus O. zu vertreiben, gar nicht mehr verhehlte und mit dem Afghanenkönig Zeman Schah in Unterhandlung stand. Als nun vollends eine französische Armee in Aegypten landete und Botschaft von Napoleon eintraf, daß er nach Asien kommen und mit Hülfe der Perser bis nach O. vordringen werde, eröffnete Tippo Saib, zu früh für seine Interessen, den Kampf. Die Engländer kannten die Gefahr, welche ihre Besitzungen in O. bedrohte, und waren unablässig bemüht, ihre Truppen zu vermehren u. die Schritte ihrer Feinde zu beobachten. Welleſley, der neue Generalgouverneur, leitete die politischen Angelegenheiten, und sein Bruder, Oberst Arthur Wellesley, der nachmalige Herzog von Wellington, bekleidete einen hohen Posten unter den in O. stehenden Truppen des Königs. Der erste Schritt geschah gegen den Nizam, welchem selbst vor seinen französischen Verbündeten zu grauen begann und der am 1. Sept. 1798 auf einen für die Engländer höchst vortheilhaften Vertrag einging, dem zufolge eine Hülfsmacht von 6000 Mann englischer Truppen ständig in der Nähe seiner Residenzstadt Hyderabad kamptren sollte. Zum Unglück für die Franzosen war der talentvolle Raymond gestorben. Am 10. Oktober kam das englische Hülfscorps nach Hyderabad; am 22. wurde unter Mitwirkung von 2000 Reitern des Nizam das Lager der Franzosen umringt, die Seapoy's wurden entwaffnet und die französischen Offiziere gefangen genommen. Um alle Verbindung zur See mit den französischen Emissären abzuschneiden, wurde die ganze Küste von Malabar durch englische Truppen besetzt, und eine Armee sammelte sich in Karnatik. Um vor weitern Einbrüchen des Afghanenkönigs Zeman Schah sicher zu seyn, bewirkte man von Persien aus Demonstrationen gegen Afghanistan, die auch in der That seinen Einfällen ein Ziel setzten. Nach diesen Vorbereitungen ließ Welleſley im März 1799 zwei britische Armeen, die eine unter Harris von Karnak, die andere unter Stuart von Bombay aus, in Mysore eindringen. Tippo Saib wurde überall geschlagen und am 4. Mai seine Hauptstadt Seringapatam mit Sturm erobert, wobei Tippo Saib selbst den Tod fand. Als nun auch die französische Expedition in Aegypten eine unglückliche Wendung nahm, sahen sich die übrigen Parteigänger Frankreichs in O. auf ihre eigenen Kräfte verwiesen, so daß Welleſley ruhig über das Schicksal von Mysore verfügen konnte. Die Provinzen, welche man von diesem Lande abriß, wurden zwischen den Engländern und dem Nizam getheilt, und auf den zerstückelten Thron von Mysore setzte man die Nachkommen des vormaligen Hindu-Radscha, welchen Hyder Ali verdrängt hatte. Im Jahre 1800 wurden die Nabobs von Surate und Arcot unter nichtigem Vorwand entthront, obgleich letzterer der älteste Bundesgenosse der Briten war, und ihre Länder wurden mit dem britischen Reich in O. vereinigt. Mit den Mahratten, wo allein die Franzosen sich noch hielten, hatte die englische Regierung seit dem Vertrage von 1782 und ihrem Beistand gegen Tippo Saib (1792) wenig nähere Verbindungen unterhalten; aber Scindia und Holkar waren inzwischen mächtige Fürsten mit ungeheuren und wohlgeübten Streitkräften geworden. Erbstreitigkeiten in der Familie Holkars seit 1797 brachten den ganzen Mahrattenbund in Unordnung, der junge Scindia vereinigte sich mit dem Peischwa gegen Holkar; aber beide wurden 1802 von dem letztern gänzlich geschlagen, worauf der Peischwa sich an

Digitized by Google

die Briten wendete und mit ihnen einen Subsidiarvertrag schloß, während Jaswunt Rao Holkar sich in Punah behauptete, wohin die Engländer den Peischwa zurückzuführen versprachen. Die vorhergegangenen innern Kämpfe hatten die Mahrattenmacht in ihren eigentlichen Hauptsitzen desorganisirt, die Briten aber standen durch die im Norden von Mysore abgerissenen Distrikte (ceded districts) ohnehin im Herzen von Dekan, und mehre Mahrattenhäuptlinge vereinigten sich mit ihnen. So konnte schon im Mai 1803, zwei Monate nach der Eröffnung der Feindseligkeiten, General Arthur Wellesley in Punah einrücken. Scindia hatte sich, sobald der Peischwa die Engländer um Hülfe anrief, von ihm losgesagt und ein Bündniß, dem selbst Holkar nicht fremd geblieben zu seyn scheint, gegen die Briten mit dem Radscha von Berar geschlossen. Scindia's Hauptmacht stand in der Nähe von Delhi, unter dem Franzosen Perron, der das Land verwaltete und gegen die britische Grenze vorgerückt war. Im August 1803 ließ der Generalgouverneur drei Armeecorps in das Gebiet der Mahratten einfallen; aber erst nach mehren hitzigen Gefechten und einer lange schwankenden Schlacht vor Delhi am 11. Sept. 1803 unterlag die Macht Scindia's und der Franzosen den Briten unter dem General Lake. Durch diese Niederlage und den Fall der Veste Alighur, wo Perron mit mehren andern französischen Offizieren sich ergab, hörte Scindia's Herrschaft über Delhi auf, der Mogul Schah Alum fiel in die Hände der Engländer und mit ihm das Anrecht auf Delhi und alles Land bis an den Sutledsch. Fast zu derselben Zeit (23. Sept. 1803) schlug General Wellesley die vereinigten Heere Scindia's und des Radscha von Berar bei Assaye in Dekan aufs Haupt. Wellesley eroberte auch die Hauptfestung des Radscha von Berar, Gavil Ghur, mit Sturm und zwang denselben am 17. Dec. 1803 zum Frieden von Deogaum. Jetzt mußte auch der Scindia-Frieden schließen, in welchem er einen beträchtlichen Theil seines Gebiets und die Gewalt über den Mogul und den Peischwa verlor. Die Engländer benutzten ihre Siege vortrefflich. Bundelkund ward erobert und behauptet, weil es vom Dschumnathal her den Eingang in das Hochland Malwa öffnet; die Radschputenstaaten auf dem nordöstlichen Abhang von Malwa wurden vom Scindia unabhängig, und in Gujerate nahmen die Briten das Land um den Golf von Cambay weg, um den Handel in ihrer Gewalt zu haben. Nur mit dem abenteuernden Holkar, der nach einer Menge theils glücklicher, theils unglücklicher Gefechte gegen die Briten in den Sandwüsten am Sutledsch und von da zu den Sikhs floh, kam erst im Decbr. 1805 ein Vertrag zu Stande, in welchem er den nördlichen Theil seines Gebiets an die Engländer abtreten mußte. Fast alle Fürsten O.s wurden durch Subsidiarverträge gebunden. Trotz dieser Siege waren die Finanzen der ostindischen Kompagnie durch üble Verwaltung in eine höchst traurige Lage gekommen. Die Einkünfte langten, obgleich auf 17 Millionen Pfd. Sterl. gestiegen, nirgends mehr zu, Schulden wurden gehäuft, und doch war die Armee mehre Monate lang unbesoldet.

Im Jahre 1805 ward Generalgouverneur Wellesley zurückgerufen und durch Lord Cornwallis ersetzt, der aber kurz nach seiner Ankunft in O. starb, worauf ihm Barlow interimistisch folgte. Lord Minto, der 1807 Generalgouverneur wurde, gelang es, einen Aufstand der Seapoy's in Madras und Vellur, bei welchem viele Europäer ermordet wurden, zu stillen. Im J. 1808 besetzte er im Einverständniß mit der portugiesischen Regierung Goa, sowie Tranquebar und die anderen Besitzungen der Dänen in O. ohne Widerstand, und 1809 nahmen die Briten den Franzosen die Inseln Isle de France und Bourbon ab. Der Radscha von Travancore suchte sich der Abhängigkeit von der britischen Macht zu entledigen, aber die britische Armee von Madras zwang ihn bald (1809), den Frieden unter jeder Bedingung zu suchen. Der Marquis von Hastings, welcher 1813 die Zügel der ostindischen Regierung wieder in die Hand nahm, sah sich bald in Krieg mit den Mahratten und den Nepalesen verwickelt. Letztere hatten die Grenze überschritten und sich sowohl von der Kompagnie, als von Verbündeten der Briten Gebiete zugeeignet, während im Westen mahrattische Raubhorden und Pindarri's, die aus den schwer zugänglichen Wildnissen am mittleren und oberen Tapti und Nerbudda hervorbrachen, Dekans Gebiete nach allen Seiten verheerten. Auch wurde die Provinz Gujerate von den wilden Wagurs aus Cutsch mit Plünderung heimgesucht. Statt zögernder Unterhandlungen bediente sich Hastings sogleich der Waffen. In Nepal waren es die Gorkha's (s. d.), welche ihre wilden Eroberungen nicht bloß auf die Vorterrassen des Himalaya, sondern selbst gegen das Tiefland O.s ausdehnten und die britischen Steuerbeamten umbrachten. Die Briten hatten in diesem an sich schon festen Lande einen harten Stand, welcher durch die Menge fester Burgen und die verwegene Kühnheit der Gorkha's noch vermehrt wurde. Im Jahre 1815 wurden diese jedoch total geschlagen u. zurückgedrängt u. ihre Raubnester zerstört, die Briten aber gewannen außer einem Landstrich, der ihnen beim Abschluß des Friedens abgetreten werden mußte, wichtige Vortheile im Handelsverkehr und freien Durchzug durch Nepal nach der Tatarei und nach China. Von Bombay aus züchtigte die britische Armee die kriegerischen und raubsüchtigen Wagurs in Cutsch. Im Jahre 1814 ging das Privilegium der britisch-ostindischen Kompagnie zu Ende, die Kündigung desselben erfolgte jedoch nicht, vielmehr erhielt die Kompagnie vom 1. April 1814 an eine theilweise Verlängerung desselben auf weitere 20 Jahre. Ihr Monopol ward auf den chinesischen und auf den Theehandel beschränkt, der übrige Handel aber allen Briten freigegeben; doch wurden den Personen, welche jenseits des Vorgebirgs der guten Hoffnung Handel treiben wollten, besondere Förmlichkeiten auferlegt, namentlich mußten sie sich mit einem Erlaubnißschein von der Gesellschaft versehen, der indeß von dieser nicht willkürlich verweigert werden durfte. In Folge dieser Beschränkung des Monopols erlangte der ostindische Handel einen bis dahin nicht geahnten Aufschwung, denn während

Digitized by Google

noch 1814 der Werth der von England nach O. ausgeführten Waaren zu 870,177 Pfd. Sterl. berechnet worden war, erhielt man für 1819 eine Schätzung von 3,052,741 Pfd. Sterl.

In O. selbst dauerte der Friede nicht lange. Der neue Radscha von Nepal verbündete sich mit dem Scindiah und dem Radscha von Berar gegen die Briten. Aber der britische General Ochterlony drang gegen Nepal vor, besiegte die Truppen des Radscha's bei Muckwampum und zwang denselben zur Bestätigung des Friedens von 1815. Von Nepal wendeten sich die Engländer gegen die Mahrattenfürsten, den Peischwa, Scindia, Holkar, Bhoonsla und Ameer Khan, welche, während die Engländer mit den Gorkha's beschäftigt waren, mit den räuberischen Pindarri's die britischen Länder beunruhigten. Die Briten nahmen 1816 den Peischwa gefangen, und er mußte ihnen 5 Festungen einräumen u. sich öffentlich von den Pindarri's losſagen, und als er gleich darauf wieder gemeinschaftliche Sache mit diesen machte, ward er geschlagen, gefangen und mit einer Pension nach Bengalen exilirt. Auch Holkar wurde besiegt, mußte zwei Drittheile seines Landes abtreten und ward mit dem Ueberrest englischer Vasall. Der Scindia, welcher gleich zu Anfang des Kriegs seine Verbündeten verlassen hatte, mußte drei Festungen abtreten und kam ganz in die Gewalt der Engländer. Ebenso wurde der Radscha von Berar geschlagen und seiner Staaten beraubt. Die Pindarri's aber wurden vernichtet. Alle übrigen Mahrattenfürsten kehrten zur alten Unterwürfigkeit zurück, mußten ihre Truppen abdanken und ihr Geschütz an die Engländer abliefern. Die einzigen unabhängigen und den Briten noch einige Achtung gebietenden ostindischen Fürsten blieben die Emire von Sind und der Maharadscha von Lahore. Dem Generalgouverneur Hastings war 1823 Lord Amherst gefolgt, unter dessen Verwaltung (1824) zwischen der Kompagnie und den Birmanen ein Krieg ausbrach, der 1826 durch den Frieden zu Palangh mit der Abtretung von Assam und einem großen Landstrich Hinterindiens an die Briten endigte. Lord Amherst's Nachfolger als Generalgouverneur von O. war Lord Bentinck (1828—1835), unter dem nichts Bedeutendes vorfiel. Er sollte durch Lord Hoytesbury ersetzt werden, da jedoch gerade nach des letzteren Ernennung ein Ministerwechsel in England eintrat, so ward Lord Auckland statt seiner Generalgouverneur (1835—1842). Je mehr die Briten ihr Gebiet ausgedehnt und sich im Innern von O. befestigt hatten, in eine um so schwierigere Stellung kamen sie nach außen, da sie nun auf weit gefährlichere Feinde trafen, als sie bisher zu bekämpfen gehabt hatten, und in politische Verwickelungen gezogen wurden, welche sie wider Willen zu gefährlichen Kämpfen nöthigten. Der erste dieser Kämpfe war der mit den Afghanen, zu welchem die Intriguen Rußlands in Persien und Afghanistan führten, da die Fürsten beider Länder durch alle Mittel gegen England aufzuregen und sich dadurch einen Weg zu bahnen suchten, auf welchem es früher oder später die britische Macht in O. bedrohen oder gar angreifen könnte. Der Krieg begann unter Lord Aucklands Verwaltung im Oktbr. 1838 und nahm anfangs einen günstigen Fortgang, endigte aber im Decbr. 1841 und Jan. 1842 mit dem furchtbaren Rückzug der Briten aus Kabul (s. Afghanistan). Da die Engländer wohl einsahen, daß sie sich in Afghanistan nicht behaupten könnten, beschlossen sie, es ganz aufzugeben, doch nicht ohne vorher durch einen Rachezug ihr so sehr gefährdetes Ansehen wieder hergestellt zu haben. Dieser wurde sogleich, nachdem Lord Ellenborough am 28. Febr. 1842 den Lord Auckland im Generalgouvernement abgelöst hatte, unternommen. General Nott, der sich mit 10,000 Mann in Kandahar gehalten hatte, drang am 10. Aug. von hier aus mit 7000 Mann gegen Ghasne, wo auch die englische Garnison vertrieben worden war, und General Pollock mit einem anderen Corps von Dschellalabad, das General Sale so tapfer gegen die Afghanen vertheidigt, gegen Kabul vor. Letzterer schlug am 23. Aug. 2000 Afghanen, die ihm den Weg verlegen wollten, besiegte am 13. Sept. bei Tezeen Akbar Khan u. nahm am 16. Sept. 1842 Kabul ein, nachdem Nott bereits am 6. Sept. Ghasna erobert hatte. Nachdem so die Ehre der britischen Waffen wiederhergestellt war, traten die britischen Truppen (12. Okt. 1842) den Rückzug zur völligen Räumung Afghanistans an, zerstörten aber zuvor die Städte Istalif und Kabul, sowie sie auch auf dem Wege ihres Rückzugs Alles plündernd und zerstörend verheerten. Im Januar 1843 waren alle britischen Truppen auf dem linken Indusufer angelangt. Während dieses Kampfes mit den Afghanen war eine große Bewegung durch alle den Briten unterworfenen ostindischen Länder gegangen, und die Fürsten derselben waren in großer Aufregung; Verschwörungen gegen die Engländer waren zu Stande gekommen, und ohne den rechtzeitigen Rückzug der letzteren aus Afghanistan hätten sie es mit einem zweifachen Feinde zu thun gehabt. Da sie aber im Innern auf alle Fälle vorbereitet waren und noch zu rechter Zeit nach dem britischen O. sich zurückzogen, so kamen diese Verschwörungen nicht zum Ausbruch. Nur in Scindia war man zu weit gegangen, um wieder zurück zu können, und der Haß gegen die Briten war zu groß, als daß die Aufregung ohne einen Krieg gedämpft werden konnte. So kam es zu dem kurzen, aber höchst gefährlichen Kriege mit dem Maharadscha von Scindia, der Ende 1843 mit dessen völliger Unterwerfung endigte. Inzwischen waren auch die durch den Kampf mit den Afghanen ebenfalls aufgeregten Beludschen (s. Beludschistan) und die Emire von Sind gegen die Briten aufgestanden. General Napier zähmte jedoch die Beludschen, griff die 7mal stärkeren Emire von Sind am 17. Febr. 1843 mit 2700 Mann bei Miani an, sprengte ihr Heer gänzlich auseinander, eroberte Hyderabad und vernichtete das Reich des Nizam oder der Emire von Sind, das zu einer englischen Provinz gemacht wurde. Den Direktoren der ostindischen Kompagnie waren jedoch alle diese Eroberungen nicht angenehm, und da sie die Schuld daran der Kriegslust des Generalgouverneurs Lord Ellenborough zuschrieb, so wurde dieser 1845 plötzlich

Digitized by Google

abberufen u. an seiner Stelle Sir W. Hardinge mit den friedlichsten Instruktionen als Generalgouverneur nach O. gesendet. Aber kaum war dieser daselbst angelangt, so wurde er wider Willen in einen Krieg mit den Sikhs (s. d.) verwickelt, die am 12. und 13. Dec. 1845 unter Anführung von Tedsch Singh über den Sutledsch gingen und die Engländer, die darauf nicht im Geringsten gefaßt waren, angriffen. Die Folge davon war ein kurzer, aber gefährlicher Krieg, in welchem die ausgezeichnete Tapferkeit und Kriegsgeübtheit der Sikhs auf der einen Seite, wie auf der anderen die Mangelhaftigkeit und anfängliche Zusammenhangslosigkeit der vom Generalgouverneur Hardinge selbst und dem Oberbefehlshaber Sir Hugh Gough geleiteten Operationen der Engländer nahe daran waren, den brittischen Waffen eine Niederlage zu bereiten. Nur die überlegene Taktik der letztern und der Umstand, daß die Sikhs ihre Vortheile nicht zu benutzen verstanden, rettete die Briten. Nach den zweideutigen Schlachten von Mudki (am 18. Dec. 1845) und Ferozschah (am 21. und 22. Dec.) gewannen die Briten die beiden entscheidenden Schlachten bei Alliwal (am 28. Jan. 1846) und Sobraon (am 19. Febr.), in Folge deren die Hauptstadt Lahore und die wichtigsten Punkte des Pendschab von brittischen Truppen besetzt wurden. Die Sikhs baten um Frieden, der zu Lahore am 9. März 1846 auf Bedingungen zu Stande kam, welche die Selbstständigkeit des Reichs Lahore so gut wie vernichteten, indem sie eine Theilung desselben festsetzten, nach welcher Ghulab Singh, der heimliche Anhänger der Briten, den nördlichen Theil längs des Himalaya nebst Kaschmir und Hasara und den für das Sikhreich von Ghulab Singh eroberten tübetischen Provinzen als brittischer Vasall mit dem Titel eines Maharadscha erhielt, die Provinzen zwischen Sutledsch u. Bjasa an die Engländer als unmittelbares Eigenthum derselben abgetreten wurden, der noch übrige Theil dem Maharadscha Delib Singh blieb, welcher sich anheischig machte, nur eine gewisse Anzahl von Truppen zu halten und den Engländern den Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten. Beide Maharadscha's mußten überdies die Kompagnie als Schiedsrichterin in ihren Streitigkeiten anerkennen und versprechen, weder einen Amerikaner, noch einen Europäer ohne Erlaubniß der Kompagnie in ihre Dienste zu nehmen. Lord Hardinge's Nachfolger, Lord Dalhousie, traf am 12. Jan. 1848 in O. ein, General Sir Hugh Gough blieb Befehlshaber der Armee. Während man englischer Seits so sicher auf Frieden rechnete, daß schon Lord Hardinge eine Reduktion im anglobritischen Heere hatte eintreten lassen, verschworen sich die Sikhs und Moslems trotz ihrer alten Feindschaft gegen die gemeinschaftlichen Unterdrücker, und schon Anfangs 1848 war, ohne daß die Engländer es ahnten, eine allgemeine Erhebung vorbereitet. Dost-Mohammed u. andere Häuptlinge hatten Zuzug zum heiligen Kriege versprochen. Den Aufstand begann Mulradsch, Häuptling von Multan, mit seinem Abfall von den Sikhs. Zwei zur Absetzung des Statthalters und Ordnung des Reichs abgeordnete Offiziere wurden im April 1848 ermordet. Rasch hintereinander wurden nun die drei blutigen Schlachten zu Ramnagar, auf dem östlichen Ufer des Tschenab (22. Nov. 1848), bei einer Furth des Flusses selbst zu Sadalapore (25. Dec. 1848) und im Moorgebüsch von Tschilanoliwalah (13. Jan. 1849) geschlagen, in denen die Briten zwar das Schlachtfeld behaupteten, die aber, besonders die letztere, als furchtbare Niederlagen gelten mußten. Die Entscheidungsschlacht ward am 21. Febr. 1849 bei Guzerate geschlagen, in welcher die Sikhs mit 60,000 Mann 25,000 Briten unterlagen. Dost-Mohammed entkam mit seinem Sohne und 16,000 Reitern über den Indus. In Folge dieses Siegs ward das Reich der Sikhs am 29. März 1849 mit Britisch-Indien vereinigt. Ein im Frühjahr 1852 begonnener Krieg mit Birma endete mit der Einverleibung Pegu's in das brittisch-indische Reich.

Da mit dem 30. April 1854 der 1833 erneuerte Freibrief der ostindischen Gesellschaft erlosch, begannen im April 1852 die Verhandlungen über die indischen Verhältnisse im brittischen Parlament. Ehe jedoch die dafür ernannten Ausschüsse mit ihren Arbeiten zum Ende kamen, legte am 3. Juni 1853 der Minister der ostindischen Angelegenheiten dem Unterhause den Gesetzentwurf über die neue Gestaltung der Verfassungsverhältnisse des indischen Reichs vor. Die hauptsächlichsten Bestimmungen darin waren folgende: Die Zahl der Mitglieder des Direktoriums wird auf 18 herabgesetzt, wovon 12, wie bisher, erwählt und 6 von der Krone ernannt werden; das Patronatsrecht der Kompagnie ist auf die Ernennung zu Kadettstellen im indischen Heere beschränkt; die Ernennung zum Mitglied des dem Generalgouverneur in O. beigegebenen Staatsrathes, welche bisher dem Direktorium allein zustand, ist von nun an von der Zustimmung der Krone abhängig; die Präsidentschaft Bengalen, welche bisher vom Generalgouverneur mit verwaltet wurde, erhält einen besondern Gouverneur; es werden 2 neue Präsidentschaften gebildet, die eine Agra, die andere die Indusbezirke, namentlich Pendschab umfassend; ein Sonderausschuß schreitet unverzüglich zu einer neuen Bearbeitung der indischen Gesetzgebung; die Regierung setzt einen indischen Gesetzgebungsrath von 12 Mitgliedern ein; der Freibrief der Kompagnie wird nicht erneuert, sondern die neuen Bestimmungen haben einfach Gesetzeskraft und können auf dem Wege der Gesetzgebung jederzeit abgeändert und aufgehoben werden. Die Vorschläge der Regierung wurden in beiden Häusern genehmigt. Das neue Gesetz über die indischen Verhältnisse trat den 4. Mai 1854 in Kraft. Um die Vollendung der Arbeiten zur Entwickelung der natürlichen Hülfsquellen O.s zu beschleunigen, eröffnete Lord Dalhousie eine Anleihe von 27½ Mill. Rupien, deren Einzahlung Kapitalisten in O. übernahmen. Im Jahre 1854 wurde das Vasallenkönigreich Nagpor (3607 geogr. □Meilen mit 5 Mill. Einw.) in Besitz genommen, ohne die Ansicht des Parlaments darüber zu vernehmen. Am 16. April war die erste Strecke der ersten indischen Eisenbahn von Bombay nach Tannah eröffnet worden,

Digitized by Google

und am 1. Mai 1854 gelangte eine zweite Abtheilung zur Benutzung des Publikums, worauf am 15. August 1854 die erste Abtheilung der von Kalkutta auslaufenden Bahn bis nach Hughly eröffnet wurde. Auch ward im Nov. 1853 mit der Anlegung elektrischer Telegraphen begonnen, und im Nov. 1854 waren bereits mehr als 2000 Meilen Draht in zusammenhängendem Gebrauch. Eine gleichförmige wohlfeile Brief- und Zeitungspost war 1853 und 1854 ins Leben getreten. Am 8. April 1854 erfolgte die feierliche Eröffnung des in einer Ausdehnung von 525 englischen Meilen fertigen großen Gangeskanals, und zur Anlegung von Kanälen in der Präsidentschaft Bombay war ebenfalls eine große Aktiengesellschaft zusammengetreten. Die Verhältnisse zwischen Dost-Mohammed und der indischen Regierung gestalteten sich immer freundlicher. Sein Sohn Hyder Khan kam als Gesandter seines Vaters im März 1855 mit einem sehr ansehnlichen Gefolge nach Peschawer, wo er mit einem englischen Gesandten zusammentraf und ein Freundschafts- und Friedensvertrag zwischen Dost-Mohammed und der indischen Regierung abgeschlossen wurde (30. März 1855). Ein ähnlicher Vertrag war schon früher mit dem Khan von Khelat zu Stande gekommen. Die Mohammedaner in O. gaben fortwährend Veranlassung zu Befürchtungen; namentlich wuchs an der Küste von Malabar ein drohendes Element in den Moplahs immer mehr empor, welches den britischen Behörden manche Verlegenheit bereitete. Ein Aufstand der Mohammedaner in Audh wurde von den Truppen des Königs unterdrückt. Bedeutender als die fortdauernden Raubzüge der Gebirgsvölker an der nördlichen und nordwestlichen Grenze war der Aufstand der Santals, der im Juli 1855 ausbrach und nur mit Mühe gedämpft werden konnte. Das kleine Vasallenland Tanjore (40,400 Einw.) fiel dem englischen Gebiete durch Erlöschen des einheimischen Fürstenstammes zu. Für Verkehrsmittel und öffentliche Bauten geschah 1855 sehr viel: die elektrischen Telegraphen waren in einer Länge von 3000 engl. Meilen hergestellt und von der 1200 engl. Meilen Eisenbahn zwischen Kalkutta und Lahore 120 Meilen fertig. Die Schiffbarmachung des Godavery war eingeleitet, die Dampfschifffahrt auf allen großen Strömen bereits im Gange oder in Einführung begriffen. Die Transitzölle waren aufgehoben und die Abgaben vom Schiffsverkehr an der Küste abgeschafft worden. Bei allen diesen Fortschritten hatte sich Lord Dalhousie durch seine Einsicht und Thätigkeit verdient gemacht, so daß er seinem Nachfolger Viscount **Canning**, der am 1. Aug. 1855 zu London als neuer Generalstatthalter für O. vereidigt wurde, die Zügel der Regierung mit dem Bewußtseyn erfolgreicher Pflichterfüllung übergeben konnte. Eine seiner letzten Amtshandlungen war noch die unter dem nichtigen Vorwande schlechter Verwaltung erfolgte Einverleibung des Königreichs Audh ins britisch-indische Reich, welche am 7. Febr. 1856 feierlich verkündigt wurde. Dieselbe fand nicht ohne Widerstand Statt, und der abgesetzte König, Wagid Ali Schah Padischah, bisher ein treuer Lehnsmann der Engländer, weigerte sich, eine Urkunde zu unterschreiben, worin seine Abdankung als eine freiwillige bezeichnet ward. Viscount Canning übernahm am 1. April 1856 das Reich in vollem Frieden, denn wiederholte unruhige Bewegungen der Moplahs, gegen welche eine Abtheilung englischer Truppen gesandt wurde, konnten nicht als Kriegszustand betrachtet werden. Indessen kamen die traurigen Zustände in der Präsidentschaft Madras am 14. April 1856 im Oberhause zu London durch Graf Albemarle neuerdings zur Sprache, durch eine Petition einer Anzahl Einwohner dieser Präsidentschaft veranlaßt, worin die Behauptung des englischen Ministers, daß die Tortur in O. nur von eingebornen Unterbeamten ausgeübt worden sey, als eine irrige bezeichnet und nachgewiesen ward, daß auch englische Beamte sich ihrer zur Erpressung von Geständnissen und bei Eintreibung von Steuern sehr häufig bedient haben. Man erfuhr dabei mit Schaudern, daß es nicht weniger als 38 verschiedene Folterarten in O. gebe: manchmal werde das Opfer in ölgetränkte Baumwolle gehüllt, die man anzünde, nackt in einen Ameisenhaufen gesetzt, mit rothem Pfeffer in Augen, Nasenhöhlen und den Geschlechtstheilen gebrannt, den Frauen würden die Brustwarzen eingeklemmt ꝛc. Das Oberhaus beschloß zur Ausrottung dieses Unwesens die schleunigsten u. wirksamsten Maßregeln zu ergreifen; doch wurden die guten Vorsätze der Regierung durch die Ereignisse in O. selbst überholt. Das schlechte Regierungssystem in O., das selbst von britischen Organen schonungslos angegriffen wurde, die Bevorzugung der Engländer in allen Stellen in der Verwaltung, der Rechtspflege und dem Kriegsdienst, vielleicht auch Machinationen russischer Agenten hatten längst eine erbitterte Stimmung unter der einheimischen Bevölkerung verbreitet, besonders aber war es die Entthronung des Königs von Audh, welche unter den Bewohnern dieses Landes eine tiefe Erbitterung erregt hatte. Unklugerweise war nicht nur das ganze Heer des entthronten Königs in britischen Sold genommen worden, auch die bengalischen Regimenter wurden hauptsächlich durch Leute aus dem kriegerischen Volke von Audh rekrutirt, und so war eine Gesinnung in der ganzen eingeborenen Armee herrschend: die Entrüstung über den rechtlosen Thronraub, gegen welchen die Königin-Mutter mit ihrem jüngern Sohne und Enkel vergeblich in London Gerechtigkeit gesucht hatte. Dazu kam, daß die Erzählungen von der klägslichen Rolle, welche die Engländer in dem orientalischen Kriege gespielt, in Indien die Furcht vor Englands Kriegsmacht verscheucht hatten. So bedurfte es nur eines geringen Anlasses, um die seit lange unter der Asche glühende Flamme zum Ausbruch zu bringen. Einen solchen Anlaß gab die Einführung der Enfieldbüchse und deren mit Rindertalg und Schweineschmalz bestrichenen Patronen. Die eingeborenen Truppen (Seapoys), größtentheils der Brahmanenkaste angehörend, welchen ihre Religion die Berührung von Fett verbietet, geriethen darüber in bedenkliche Gährung, so daß die Regierung den Befehl an die Arsenale erließ, die neuen Patronen nicht zu vertheilen. In Mirut weigerte sich ein Theil des 3. ein-

Digitized by Google

heimischen Kavallerieregiments, mit den ihm gelieferten Patronen zu laden, obwohl die Versicherung gegeben wurde, es sey bei Anfertigung derselben kein ihnen anstößiges Material zur Anwendung gekommen. Die Widerspenstigen wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Einsperrung verurtheilt. Aber einige Tage darauf (10. Mai 1857) erhob sich das gesammte Reiterregiment, zwei Infanterieregimenter und ein Theil der Bevölkerung von Mirut folgten dem Beispiel, die eingekerkerten Soldaten und sämmtliche übrige Gefangenen wurden befreit, die englischen Offiziere niedergeschossen und Frauen und Kinder der Europäer ermordet. Zwar gelang es den Schützen des 60. britischen Regiments, die Rebellen in die Flucht zu treiben; aber diese entkamen nach Delhi, wo drei einheimische Infanterieregimenter den Ankommenden zufielen und die Fahne des Aufstandes erhoben. Die dort aufgehäuften gewaltigen Kriegsmittel der Engländer fielen den Aufständischen in die Hände, u. auch hier wurden alle Europäer, die sich nicht durchdie Flucht retteten, niedergemacht. Murabscha Schah, der den Titel des Großmoguls fortführte, wurde zum König von Delhi ausgerufen und in dieser Würde von Mohammedanern wie Brahmanen anerkannt. Rasch verbreitete sich nun der Aufstand über ganz Bengalen; zu Firospur, Alligur, Mukt, Murdaun, Lakno, Mussirabad, Nimatsch, Benares, Hissar, Dschansi, Mehidpur, Jullendur, Azimghur, Futtighur, Dschanpur, Bereilly, Schahdschehanpur und anderen Orten erhoben sich die eingebornen Truppen. Aufstände in den Präsidentschaften Madras und Bombay kamen erst später und vereinzelt vor und wurden mit blutiger Strenge unterdrückt. Von den mittelbaren Fürsten hielten es viele für rathsam, erst den Gang der Ereignisse abzuwarten. In Gwalior schlossen sich die Truppen dem Aufstande an, während der Radscha seine Anhänglichkeit an die Engländer versicherte. Wichtig für die Sache der Letzteren war es, daß die Bewohner des Pendschabs, die Sikhs, aus religiösem Haß mit dem Aufstande nicht gemeine Sache machten; einige bengalische Regimenter, die sich dort empörten, wurden überwältigt und alle Gefangenen gehängt. Auch in Nepal blieb der Aufstand einiger Ghorkaregimenter ohne Erfolg, und der König erklärte sich für die Engländer und schickte ihnen Hülfstruppen. Ebenso verhielten sich die Afghanen ruhig. Unterdessen wendeten sich die Aufständischen hauptsächlich Delhi zu, an dessen Besitz man die Entscheidung der Sache knüpfte. Die Engländer schlossen den Platz ein, doch konnte lange nichts Entscheidendes unternommen werden, da der erste dem Oberbefehlshaber der Belagerungstruppen zugeschickte Artilleriepark in die Hände der Aufständischen gefallen war. Zudem wüthete die Cholera im Lager vor Delhi, und es erlag ihr der General Barnard, wie sein Nachfolger, General Reid, worauf letzterer durch General Wilson ersetzt wurde. Am 5. September endlich traf neues Belagerungsgeschütz vor Delhi ein, am 14. begann der Sturm und am 20. war die Festung in den Händen der Engländer. Der Großmogul und zwei seiner Söhne wurden gefangen und letztere sofort erschossen. Das Hauptkriegstheater war nun Audh. Zu Khanpur (Cawnpore) war am 5. Juni der Aufstand ausgebrochen und der hier befehligende Oberst Wheeler hatte sich mit wenigen Truppen zum Schutz der dort befindlichen Frauen, Kinder und bürgerlichen Personen im Hospital befestigt. Hier wurde er von Nena Saib, dem Adoptivsohn des verstorbenen Peschwa Batschi Rao von Bittur, der von Rache glühte, weil die ostindische Kompagnie ihm die Pensionsgelder vorenthielt, auf die er Anspruch machte, angegriffen und tödtlich verwundet, worauf die Besatzung kapitulirte. Das Versprechen freien Abzugs ward jedoch nicht gehalten, die Besatzung niedergemacht, Frauen und Kinder gefangen in die Stadt zurückgeführt. General Havelock rückte zu ihrer Befreiung heran, fand sie jedoch alle ermordet. Von ähnlichem Schicksal war Lakhno bedroht. General Sir Henry Lawrence hatte sich in das dortige Fort zurückgezogen, wurde jedoch bei einem Ausfalle tödtlich verwundet. Der Versuch Havelocks, nach Lakhno vorzudringen, mißlang zweimal, und erst nachdem er durch General Outram verstärkt worden war, gelang es ihm, Lakhno am 25. Sept. zu erreichen. Er fand sich in dem dortigen Fort ebenfalls wieder eingeschlossen und mußte unter beständigen Kämpfen warten, bis der zum Obergeneral ernannte Sir Colin Campbell ihn im Nov. entsetzte. Aber er vermochte den Platz nicht zu behaupten und räumte Lakhno am 24. Nov. z an demselben Tage starb Havelock auf dem Rückzuge. Der Kampf blieb trotz des Falls von Delhi in voller Kraft und schien im Laufe des Jahres 1858 noch an Dimensionen zu gewinnen, zumal sich nun auch unter den Sikhs ein aufrührerischer Geist zu regen begann. Nena Saib, Tantia Topi und andere Rebellenhäuptlinge verfügten über bedeutende Streitkräfte und entflammten durch Proklamationen den Fanatismus. So ging das Jahr 1858 unter beständigen erbitterten Kämpfen hin, bis Anfangs 1859 der Vortheil sich so entschieden auf die Seite der Briten neigte, daß Nena Saib, Tantia Topi, die Begum von Audh und andere Führer sich nach Nepal warfen, wo sie mit Hülfe des Königs von Nepal einzeln geschlagen und zersprengt wurden. In England, wo man die ganze Tragweite des Aufstandes, dessen Bezwingung eine Lebensfrage für das britische Reich war, gar wohl erkannte, bot man alle Kraft auf, sich im Besitz der reichen Gangesländer zu erhalten; doch fand die bisherige Verwaltung O.s sowohl in der Presse als im Parlamente eine scharfe Erörterung, und die Folge war, daß mit Annahme einer indischen Bill am 8. Juli 1858 im Unterhause nach heftigen Kämpfen die ostindische Kompagnie aufgelöst und O. zur britischen Kolonie gemacht wurde. Am 2. Sept. legte Lord Stanley den Eid als Staatssekretär für Indien ab; Vicepräsident der neuen „indischen Rathskammer" ward der bisherige Präsident der Kompagnie, Sir Frederik Enrrie. Der bisherige Generalgouverneur von Indien, Viscount Canning, ward mit der Würde eines Vicekönigs bekleidet.

Vgl. Aler. Dow, Geschichte von Hindostan bis auf Akbars Tod, aus dem Persischen des Ferishta, Leipzig 1772, 3 Theile; von Archen-

Digitized by Google

Zo-
den.
d. i.
den
llen
lich
den,
To-
den,
Be-
nn
lein
icht
ldet
leht
ner
im
eist
1/7
rde
000
iche
ntik
gl.
ꝛc.,

Ir-
ort

les

pt-
n),
ch-
nd
um
e).
Be-
lim

ne
en
en
im
st-
nd
en
rn
12
le-
die
n,
en
nd,
en
rn
g-
s,
nd
lt,
m-
d.
ff-
n-
n-
s.

Digitized by Google

hein
liefe
siche
ders
Ann
wur
Ein
auf
terr
The
Bei
lich
lisch
Kin
den
Rel
kam
rier
Fah
häu
fiel
wun
rett
den
zum
Wü
ane
star
hur
Nir
Jul
Bei
erh
stän
Bo
und
Vo
ratl
ten.
Aus
hän
tig
Bei
giö
Sa
die
alle
blie
Ers
län
ver
wei
De
der
Pl
un
bef
Ar
gef
La
Ba
au
An
ge

Digitized by Google

holz, Die Engländer in Indien, nach Orme, Leipz. 1786—88, 3 Bde.; Jones, Dissert. relating to the history and antiquities, the arts, sciences and lit. of Asia, London 1792—98, deutsch von Fick und Kleuker, Riga 1795—98, 4 Bde.; Maurice, History of Hindostan, London 1795; Dohm, Geschichte der Engländer und Franzosen in Indien, Leipzig 1776; Crawford, History of the indian Archipelago, das. 1820, 3 Bde., deutsch im Auszuge, Jena 1821; Soltan, Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen in Indien von 1415 bis 1539, Braunschweig 1821, 5 Bde.; Malcolm, Political history of India, from 1784 to 1823, London 1826, 2 Bde.; J. Mill, History of british India, 4. Aufl., das. 1842, 9 Bde.; W. Hoffmann, Die Geschichte des Handels, der Erdkunde und Schifffahrt aller Völker und Staaten von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart, 2. Aufl., Leipzig 1847.

Ostindienfahrer, große Handelsschiffe, welche gewöhnlich von den nach Ostindien handelnden europäischen Kompagnien ausgerüstet werden; sie sind stark bemannt, mit 20, in Kriegszeiten auch mit 40 Kanonen besetzt u. tragen 400—700 Lasten. Vgl. Westindienfahrer.

Ostindische Kompagnien, s. Ostindien (Geschichte); vergl. Handelsgesellschaften.

Ostindischer Archipelagus, Kollektivname für die zu Ostindien gehörigen Inseln und Inselgruppen, Ceylon, die Lakediven und Maledíven, die Andamanen, Nikobaren, die Mergui, die Prinz-Wales-Inseln; auch für die Sundainseln, die Gewürzinseln, den Sulnarchipelagus und die Philippinen.

Ostium (lat.), Mündung, Oeffnung.

Ostjäken, zwei Völkerschaften in Sibirien, welche durch Sprache u. Abstammung von einander verschieden sind. Die jenisseischen O., welche die Mitte Sibiriens um den Jenisei und seine Zuflüsse bewohnen, sind Nomaden, möglicher Weise mongolischen Stammes, die ohne Zweifel aus dem östlichen Altaisystem herabgezogen sind, sprechen eine eigene, der samojedischen einigermaßen verwandte Sprache, gleichen den Samojeden in Körperbau und Gestalt, sind aber geistig stumpfer und träger, bekennen sich zum schamanischen Heidenthum, wohnen in Hütten von Birkenrinde, halten wenige Rennthiere, treiben Fischfang und Jagd, beschäftigen sich dabei auch mit Eisenarbeiten und werden etwa zu 19,000 Köpfen angegeben. Sie zerfallen in mehre Völkerstämme, nämlich: inbazkische O. (auch tnruchanskische und pumpokolische O.), am unteren Jenisei und an seinen Nebenflüssen bis Turuchansk, die den größten Theil ihrer Nation ausmachen und sich durch eine eigene Sprache auszeichnen; Arinzi (Arinar), ein eigener, jetzt fast ausgestorbener Stamm, dessen eigene Sprache und Sitten sich verloren haben; Assanen, in den Steppen an der Ussolka und Ona, ein etwa 100 Familien starker Volksrest; Kodowzi (Kotten), deren Weiden und Jagdbezirke die Gestade des Kom, des Priam u. der Birussa sind; ein dazu gehöriger Stamm, Kolbalen genannt, Oebh-O. (d. i. Zobelostjäken) am Elogui, Zobeljäger und Nomaden. Die obischen O. (Asjach, Asjachen, d. i. Obleute) sind eine finnische Völkerschaft, von den jenisseischen O. durchaus verschieden, theilen sich in mancherlei Stämme, die sich gewöhnlich nach dem Flusse nennen, dessen Ufer sie bewohnen, wohnen besonders in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk, von der Sinnja im Norden, wo sie an die Samojeden stoßen, an beiden Gestaden des Ob aufwärts bis zum Tym und dann den Irtysch hinauf bis an die Demianka. Klein und schwächlich, von röthlichgelbem Haar, nicht selten tätowirt, in Rennthierfelle gekleidet, weidet der obische Ostjäke seine Rennthierheerde, zieht seine Hunde auf, jagt, fischt und wohnt in einer schmuzigen, pyramidalischen Sommerhütte, im Winter in einer Holzjurte. Diese O. sind meist Christen mit viel Aberglauben; nur etwa 1/7 blieb bisher schamanisch. Ihre Zahl wurde schon im vorigen Jahrhundert auf 30—40,000 steuerbare Männer geschätzt. Ihre Sprache spaltet sich in mehre Dialekte; eine Grammatik derselben lieferte Castrén (Petersb. 1849). Vgl. Hupel, Merkwürdigkeiten der O., Samojeden etc., Riga 1777.

Ostmannen, die Normannen, welche in Irland die Reiche Dublin, Limerick und Waterfort gründeten; s. Irland (Geschichte).

Ostmark, s. v. a. Oestliche Mark.

Ostmeer (Ostocean), s. v. a. Stilles Meer.

Ostphalen (Ostfalen), eine der drei Hauptvölkerschaften (Ostphalen, Engern, Westphalen), in welche nach der Lex Saxonum die alten Sachsen zerfielen, zwischen Weser, Elbe, Saale und Unstrut seßhaft, ließen sich sämmtlich zu Ohrum an der Ocker 780 taufen (s. Sachsen, Geschichte). Der Name erhielt sich auch später noch als Bezeichnung eines Gau's, in welchem Hildesheim lag und der bis Hannover reichte.

Ostpreußen, der am östlichsten gelegene Theil der preußischen Monarchie, eine der beiden Unterabtheilungen der preuß. Provinz Preußen (s. d.), grenzt im Nordosten an Rußland, im Osten und Süden an Polen, im Westen an Westpreußen und im Nordwesten an die Ostsee und enthält einen Flächenraum von 706,34 □Meilen mit 67 Städten, 26 Marktflecken, 6671 Dörfern und (1855) 1,542,434 Einw., worunter 1,339,112 Evangelische, 191,917 Katholiken, 1181 Griechen, 1009 Mennoniten und 9215 Juden. Die Bevölkerung ist aus eingewanderten Deutschen, Abkömmlingen der alten Litthauer und Masuren gemischt. Die Landschaft bildet ein Flachland, welches, von einzelnen Sandbergen, Anhöhen und Hügeln überragt und von zahlreichen größern und kleinern Seen bedeckt, neben vielen umfangreichen Flächen sterilen Sand- und Felsbodens, auch große Strecken Weideland, Getreide- und Holzboden enthält. Das Klima ist ziemlich kalt, die Witterung feucht und häufigem Wechsel unterworfen, doch ist die Luft allenthalben gesund. Neben Flachs und Getreide, namentlich trefflichem Weizen, liefert das Land Hülsenfrüchte, etwas Tabak und Obst (in den Niederungen), besonders aber in reichlicher Menge Holz.

Digitized by Google

Neben der Fischerei ist vorzüglich die Gänse-, Bienen- und Rindviehzucht sehr bedeutend, weniger die Schaf- und Schweinezucht. Die Pferdezucht ist die stärkste und beste in der preußischen Monarchie. An Erzeugnissen des Mineralreichs ist das Land ziemlich arm; doch findet man Rasen- oder Sumpfeisenerz, viel Torf und in der Nähe der Ostsee, besonders am kurischen Haff, Bernstein. Die Industrie ist nicht von großer Bedeutung, und nur wenige Städte zeichnen sich durch ansehnliche Fabriken aus. Sehr verbreitet ist die Garnspinnerei und Leinwandweberei, sowie die Verfertigung grober Wollenzeuche, die von vielen Landleuten getrieben werden. Die hauptsächlichsten Industrieerzeugnisse der Städte sind Tuch, Leder, Papier und Töpferwaaren; außerdem gibt es Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Potaschesiedereien ꝛc. Wichtiger ist der Handelsverkehr, der nach außen zu durch die Lage an der Ostsee und mehre gute Häfen und Rheden, im Innern aber durch die schiffbaren Flüsse Memel und Pregel, sowie durch die Kanäle begünstigt wird. Die bedeutendsten Seehandelsplätze sind Königsberg, Pillau und Memel, die ansehnlichsten Handelsplätze im Innern aber Brannsberg, Tilsit, Insterburg ꝛc. Die wichtigsten Ausfuhrartikel der Landschaft bilden Getreide, Vieh, Häute, Wolle, Holz, Theer, Potasche, Leinengarn und Leinwand. In politischer Hinsicht ist die Landschaft in die 2 Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen eingetheilt, deren Regierungen unter dem Oberpräsidium der Provinz Preußen stehen. Die Hauptstadt O.s und der ganzen Provinz Preußen ist Königsberg.

Ostpyrenäen (Pyrénées orientales), Departement im südwestlichen Frankreich, gebildet aus der ehemaligen Landschaft Roussillon, dem durch den Pyrenäenvertrag an Frankreich gekommenen Theil von der Cerdagne und einem Theil von Languedoc (Rasès), grenzt im Norden an das Departement Aude, im Osten an das mittelländische Meer, im Süden an Spanien (durch das Ostende der Pyrenäen davon geschieden), im Westen an das Departement Arriège und hat einen Flächenraum von 74,82 □Meilen mit (1856) 183,056 Einw. Das Land trägt den Charakter der übrigen Theile des Pyrenäengebirges, ist aber kein Hochgebirgsland, indem die höchsten Gipfel nirgends die Schneegrenze erreichen; selbst der 8600 Fuß hohe Canigou hat nicht immerwährenden Schnee, sondern ist während der 5 Sommermonate gänzlich von demselben befreit. Der Albères genannte Zweig der Pyrenäen (im Süden von Perpignan) und der Corbières genannte (nordwestlich von Salces) sind die beiden Enden des Gebirgsbogens, welcher gegen das Meer die weite und reiche Ebene von Roussillon abschließt. Mehre Ports führen über das Gebirge nach Spanien, z. B. der Col de la Perche nach Puycerda, auch die befahrene Straße von Perpignan nach Barcelona. Das Gebirgsland ist reich an romantischen Gegenden, wo senkrechte Felsenmauern mit anmuthigen Wiesenthälern abwechseln und zahlreiche Waldströme (Tet, Tech, Gly ꝛc.) in schäumenden Kaskaden herabstürzen. Hier entspringen der Aude, die Sègre und Monga. Die Meeresgegenden sind zum Theil sumpfig und haben viele Seen (Etang de Leucate, St. Nazaire); das übrige Land theilt sich in drei große Flußbecken, die von den reißenden Gebirgswassern durchströmt werden. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, auf dem Gebirge rauher. Das große Thal (Roussillon), sowie die Flußthäler sind fruchtbar und grünen, wenn im übrigen Lande die glühende Sonnenhitze Alles versengt. Der Küstenlandstrich heißt Salanques. Das Land erzeugt Früchte (auch Südfrüchte), Oel, Getreide, Seide, Honig, Wachs, vorzüglichen Wein (Roussillon, darunter der Maccabec, Riveſalte, Collioure), wenig Rindvieh, aber mehr Maulesel, Lüdetziegen u. Merinoschafe, im Gebirgswalde (49,403 Hektaren) viel Holz, in der Heide viel wohlriechende Pflanzen, im Innern der Berge Eisen, Blei, Steinkohlen, Antimonium, Marmor, Alabaster, Mineralquellen. Beträchtlich ist die Fischerei und Salzerei von Thunfischen, Sardellen und Anchovis. Die Industrie ist auf Eisenwerke, Oel-, Wollenmützen-, Papier- und einige Tuchfabriken, Branntweinbrennereien, Salzschlemmereien ꝛc. beschränkt. Der Handel ist besonders Küstenhandel und beschäftigt sich mit Wein, Branntwein, Olivenöl, Seide, Eisen, feiner Wolle, Tuch, Hanf ꝛc. Der einzige Hafen ist Ports-Vendres, das durch den Verkehr mit Algerien bedeutend zu werden verspricht. Die Einwohner reden ein verdorbenes Spanisch und haben meist elende Wohnungen. Das Departement zerfällt in die 3 Arrondissements Perpignan, Prades und Céret und hat zur Hauptstadt Perpignan.

Ostracismus (v. Griech., Scherbengericht), ein Volksgericht bei den alten Griechen, welches hauptsächlich zu Athen, aber auch in Argos, Megara, Milet, Syracus heimisch war und nicht sowohl als Strafe für Verbrechen gegen das Staatswohl galt, als vielmehr darauf berechnet war, daß die in einer Demokratie nothwendige Gleichheit der Rechte nicht gestört würde, daß der Einzelne sich nicht zu hoch über die Gesammtheit erhöhe u. vermöge seines persönlichen Einflusses eine zu hervorragende Stellung einnähme, welche die Freiheit und Sicherheit des Staates gefährde. In Athen wurde der O. durch Ellisthenes eingeführt. Das Volk ward alljährlich zu einer Abstimmung darüber aufgefordert, ob der O. vorzunehmen sey oder nicht. Wurde die Frage bejaht, so ward an dem bestimmten Tage der Markt in 10 Abtheilungen mit eben so vielen Eingängen abgetheilt und von dem versammelten Volk nach den Phylen durch Scherben abgestimmt, worauf jeder den Namen Dessen, den er exilirt wissen wollte, schrieb. Die 9 Archonten und der Rath der 500 leiteten die Abstimmung. Wer die meisten Stimmen (doch nicht unter 6000) hatte, mußte innerhalb 10 Tagen auf 10, später auf 5 Jahre das Land verlassen. Der Erste, welcher durch den O. verbannt wurde, soll Ellisthenes selbst gewesen seyn. Später traf dies Loos die ausgezeichnetsten Männer Athens: Themistocles, Aristides, Cimon, Alcibiades, Thucydides, Callias ꝛc.; denn es konnte nicht fehlen,

Digitized by Google

daß Parteihaß des O. zur Unterdrückung der hervorragenden Talente sich bediente. Die durch das Scherbengericht ausgesprochene Verbannung war übrigens mit keinerlei rechtlichem Nachtheil verbunden und konnte noch vor Ablauf der gesetzlichen Frist durch Volksbeschluß wieder aufgehoben werden. Der O. selbst wurde in Athen aufgehoben, als im peloponnesischen Krieg Alcibiades und Nicias den Demagogen Hyperbolus auf diesem Wege unschädlich gemacht hatten. Vgl. Heumann, De ostracismo Atheniensium, 1689; Fr. Jacobs, Rede eines Ungenannten über den O., in den „Vermischten Schriften" (Bd. 6, Leipz. 1837).

Oströmisches Reich (byzantinisches Reich, griechisches Kaiserthum), eines der beiden großen Reiche, in welche der Kaiser Theodosius 395 n. Chr. das römische Weltreich theilte, umfaßte die Provinzen Cyrene, Aegypten, alle asiatischen Provinzen und Inseln, Kreta, Achaja, Macedonien, Thracien, das östliche Illyricum mit den Provinzen an der Donau und die Residenz Konstantinopel, während die westlich davon gelegenen Länder mit der Residenz Rom das weströmische Reich (s. Rom, der Staat) bildeten. Der älteste Sohn des Theodosius, der 18jährige Arcadius, der Ostrom als Erbtheil erhielt, war aber nur dem Namen nach der Gebieter seines weiten Reichs. Die wirkliche Macht besaß der Gallier Rufinus, der unter Theodosius vom Advokatenstande zu den wichtigsten Staatsämtern emporgestiegen war und nun unter dem schwachen Arcadius eine sehr unheilvolle Gewalt ausübte, indem Erpressungen aller Art, Bestechungen, Testamentsfälschungen, der Befriedigung seiner Habsucht dienen mußten. Schon war seine einzige Tochter zur Gattin seines kaiserlichen Mündels bestimmt, als eine geheime, vom Eunuchen Eutropius geleitete Verschwörung seine ehrgeizigen Pläne vereitelte und seine Macht im kaiserlichen Palaste untergrub, indem es Eutropius während einer kurzen Abwesenheit Rufins dahin zu bringen wußte, daß der Kaiser sich schnell mit der schönen Eudoxia, der Tochter des Frankenhäuptlings Bauto, vermählte. Noch aber übte Rufinus eine uneingeschränkte Herrschaft über die Civil- und Militärverwaltung des Ostens aus, bis sein furchtbarer Nebenbuhler, Stilicho (s. d.), dem der sterbende Theodosius die Obsorge über seine Söhne und das Reich anbefohlen hatte, auf die vormundschaftliche Regierung an beiden Höfen Anspruch machte und mit einem zahlreichen, ihm ergebenen Heere im östlichen Reiche einrückte. Zwar hielt ihn die ausdrückliche Erklärung des Arcadius, daß er seine weitere Annäherung an der Spitze der Truppen als eine Handlung offener Feindseligkeit ansehen werde, zurück; der Gothe Gainas, sein Nachfolger im Oberbefehl, übernahm aber die Vollendung des Racheplanes, und Rufinus fiel durch das Schwert eines von Stilicho's Getreuen. Stilicho unterlag jedoch selbst den Intriguen des geschmeidigen Eutropius, und ein Dekret des Senats zu Konstantinopel erklärte ihn für einen Feind des Reichs. Eutropius übertraf noch den Rufinus an Macht und that es ihm in Lastern gleich. Seine ehernen Standbilder verunstalteten die Straßen und Plätze Konstantinopels, u. selbst die Ehren des Konsulats wurden durch den Sklaven gebrandmarkt. Seine Habsucht überschritt an Unersättlichkeit und Schamlosigkeit alle Grenzen, alle öffentlichen Aemter wurden durch die schmählichste Käuflichkeit geschändet. Das edelste Blut floß unter den Händen der Henker, die unwürdigsten Einöden des Reichs wurden von Schaaren unschuldig Verbannter bevölkert. Endlich bewogen die Drohungen der empörten Gothen, vereinigt mit den Bitten der Eudoxia, die einen ihr vom Eunuchen angethanen Schimpf zu rächen hatte, den Kaiser, das Verdammungsdekret des Günstlings zu unterzeichnen. Eutropius floh in das Heiligthum einer Kirche, und nur die Beredsamkeit des Chrysostomus rettete ihn aus den Händen der Menge. Seine Standbilder wurden umgestürzt, sein Vermögen eingezogen, er selbst auf die Insel Cypern verbannt, bald aber zurückgerufen und in Chalcedon hingerichtet (399). Die Stelle der bisherigen Machthaber nahm hierauf die Kaiserin Eudoxia ein, die aber schon 404 an den Folgen einer Fehlgeburt starb. Arcadius hinterließ einen 7jährigen, vielleicht unächten Sohn, Theodosius, in dessen Namen der prätorianische Präfekt Anthemius mit kluger Festigkeit die Regierung führte. Nach ihm übernahm die Schwester des Kaisers, die 16jährige Pulcheria, die Regentschaft, u. zwar lenkte sie ohne Geräusch und Prunk, aber mit männlicher Entschiedenheit das Staatsruder, und das Reich genoß unter ihrer Regierung einer dauernden Ruhe, die kaum durch einen kurzen Krieg mit den Persern (422) unterbrochen wurde, während die Erwerbung eines Theils des Königreichs Armenien auch einigen kriegerischen Ruhm über Pulcheria's Regentschaft verbreitete. Dagegen mußte dem von Osten her einbrechenden Attila der Friede mit weiten Länderstrecken an der Donau und großen Summen Geldes abgekauft werden. Als bald darauf (450) Theodosius' ruhmloses Leben in Folge eines Sturzes vom Pferde endete, fügte Pulcheria zu der kaiserlichen Macht, die sie schon längst geübt, auch die Würde hinzu und bestieg als Kaiserin des Ostens den Thron. Sie theilte ihn jedoch mit dem 60jährigen Senator Marcian, einem Thracier von Verdienst und Ansehen, den sie zu ihrem Namensgemahl erhob. Dieser überlebte sie 4 Jahre und zeigte sich durch festes und kluges Benehmen dem furchtbaren Attila, der von Neuem das Reich bedrohete, gegenüber, des Purpurs würdig. Sein Tod aber (457) würde den Thron den Gefahren einer Volkswahl preisgegeben haben, wenn nicht der überwiegende Einfluß des Patriciers Aspar diesem vorgebeugt hätte. Auf seine Empfehlung wurde der Thracier Leo, ein Kriegstribun, mit dem Purpur bekleidet. Bald aber entstand Zwist zwischen dem Emporkömmling u. seinem ehemaligen Gebieter, und jener befestigte und entehrte seine Herrschaft durch die Ermordung Aspars und seiner Söhne. Um der Macht der Vandalen in Afrika und auf dem Mittelmeer ein Ende zu machen, verband er sich mit dem weströmischen Kaiser Anthemius, und ein einem 100,000 Mann starkes Heer setzte auf 1100 Monoren unter des Basiliscus, des Bruders des üppigen

Digitized by Google

Verina, Anführung nach Afrika über. Aber Mangel an Einsicht, Kraft und Entschiedenheit auf Seiten des Oberbefehlshabers ließen das Unternehmen scheitern; Basiliscus kehrte in schimpflicher Flucht nach Konstantinopel zurück, und die Küsten Illiriens, Griechenlands und Asiens waren nach wie vor der Habgier des Vandalenkönigs Genserich bloßgestellt. Leo starb bald darauf (474), und ruhig gelangte der Thron an seinen unmündigen Enkel, Leo II., der seinen Vater, den Isaurier Zeno, zum Mitregenten erhob, indeß dem Ehrgeize desselben durch frühzeitigen Tod willkommenen Raum gab. Verina, Leo's I. Wittwe, nahm aber das Reich in Anspruch und veranlaßte eine Empörung, vor der Zeno in übereilter Flucht in die Gebirge Isauriens entwich, worauf Basiliscus vom knechtischen Senate einstimmig zum Kaiser ausgerufen wurde. Basiliscus verscherzte jedoch die Gunst des Volks als Anhänger der ketzerischen Lehren des Eutyches (s. d.). Eine Verschwörung von Mitveranügten veranlaßte Zeno's Rückkehr; Heer und Volk traten schnell zu ihm über, und Basiliscus mußte in die Verbannung wandern. Verina dagegen brachte in Syrien und Aegypten ein Heer auf und beharrte bis an ihr Ende in fruchtloser Empörung. Zeno behauptete sich unter stetem innern Aufruhr durch Hinterlist, Verrath und Gewaltherrschaft. Unter ihm (476) fielen auch die Trümmer des westgothischen Reichs dem Osten zu. Nach seinem Tode (491) vergab seine Wittwe Ariadne ihre Hand und den kaiserlichen Titel an Anastasius, einen alten Diener des Palastes, der jedoch das Spielwerk seines Ministers Marinus, der Eunuchen und der das Reich zerrüttenden politischen und kirchlichen Faktionen war. Ein Krieg mit den Persern brachte weder Ruhm, noch Beute, wurde jedoch durch einen billigen Frieden beendigt (505). Nach dem Tode des Anastasius (518) hing die Besetzung des Thrones von der Leibwache ab, die ihren Befehlshaber, Justinus, einen Thracier von niedriger Herkunft, mit dem Purpur bekleidete. Ein 68jähriger Greis, unwissend und jeglicher Bildung ermangelnd, behauptete er doch den Thron 9 Jahre bis zu seinem Tode. Er adoptirte seinen ehrgeizig emporstrebenden Neffen Justinian (Uprauda), den er seiner bäuerlichen Einfamkeit in Dacien entrissen und zu Konstantinopel erzogen hatte, und dieser wußte sich so sehr die Herzen zu gewinnen, daß die Senatoren dem Kaiser einstimmig den Wunsch vortrugen, daß er Justinian zu seinem Throngenossen erheben möge. Justinian, der weder durch große Energie und Herrscherkraft, noch durch hohe Geistesgaben hervorleuchtete, verstand es, bedeutende Talente zu erkennen, um sich zu sammeln und seinem Ruhme dienstbar zu machen. Während seine Feldherren die Grenzen des Reichs sicherten und den Ruhm ihrer Waffen in Länder trugen, die für das römische Scepter unwiederbringlich verloren schienen, verbreitete er selbst durch die verschwenderische Gunst, die er den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließ, durch großartige Bauten, glanzvolle Spiele und eine die Augen der Menge bestechende prachtvolle Repräsentation den Schein eines großen Herrschers um sich; aber die Finanzen des Staats waren dabei in einem Zustande gänzlicher Zerrüttung, die Unterthanen seufzten unter dem Drucke unerschwinglicher Abgaben und Erpressungen, das Recht, dessen Urkunden berühmte Gelehrte eifrig sammelten, wurde durch Käuflichkeit der Aemter und Behörden verhöhnt, Handel, Gewerbe und Industrie erlahmten unter der Last schrankenloser Monopolien- und Privilegienwesens, und die letzten Spuren hellenischer Bildung unterdrückte der bigotte und dem unduldsamsten Eifer für die orthodoxe Lehre geleitete Herrscher, indem er die Philosophenschulen in Athen aufhob. Am Anfange seiner Regierung veranlaßten die Parteien der Grünen und Blauen, von den blutigen Kämpfen des Cirkus erhitzt, innere Gährungen und Empörungen, gegen die sich Justinian durch Klugheit und Gewalt zu behaupten wußte. Hierauf wandte er seine Blicke nach außen, und der kühne Versuch, das römische Reich in seinem alten Umfange wiederherzustellen, schien seinem Ehrgeiz eine würdige Aufgabe. Zahlreiche Heere, trefflich ausgerüstet und von Feldherren, wie Belisarius (s. d.), geleitet, kämpften siegreich gegen die durch innere Parteiungen geschwächten Barbaren. In kurzer Zeit (534 und 535) war die furchtbare Macht der Vandalen (s. d.) in Afrika vernichtet. Länger und schwerer (535—554) war der Kampf gegen die Ostgothen in Italien; aber auch sie unterlagen dem Feldherrngeiste Belisars und den Ränken des Eunuchen Narses (s. d.). Nordafrika, Italien, die Inseln des Mittelmeeres und einige Seestädte Spaniens gehorchten von Neuem dem Nachfolger Konstantins. Aber während ihm die Schlüssel von Karthago, Rom und Ravenna überreicht wurden, zerstörten die Perser Antiochia, und er selbst bebte für die Sicherheit Konstantinopels (540). Belisar eilte aus Italien herbei und rettete die östlichen Provinzen vor der drohenden Macht des Perserkönigs Chosroes. Jahre fruchtloser Verheerungen vergingen, bevor beide Theile durch gegenseitige Ermattung genöthigt wurden, einen dauerhaften Frieden zu schließen (561). Chosroes gab in demselben zwar seine Ansprüche auf Kolchis und die benachbarten Länder auf, erpreßte aber von den Römern einen jährlichen Tribut von 30,000 Goldstücken.

Justinian, selbst kinderlos, hinterließ bei seinem Tode (565) 7 Neffen, von denen Justinus II. den Thron bestieg. Die Jahrbücher seiner Regierung sind mit Schmach auswärts und mit Elend daheim angefüllt. Im Westen wurde das römische Reich durch den Verlust des größten Theils von Italien an die Longobarden (s. d.) und durch die Verödung von Afrika, im Osten durch die Einbrüche und Eroberungen der Perser heimgesucht. Auf Veranlassung seiner Gemahlin Sophia nahm Justinus den Tiberius, den Befehlshaber der Leibwache zum Mitherrscher an (574). Nach seinem Tode (578) hegte Sophia die Hoffnung, ihren Rang u. Einfluß unter der Regierung ihres vormaligen Günstlings beizubehalten; Tiberius wußte jedoch den Thron zu behaupten und erwarb sich den Ruhm eines gerechten und weisen Herrschers, der durch die Ernennung des ausgezeichneten Feldherrn Mauricius zu seinem

Digitized by Google

Nachfolger auch für die Ruhe des Reichs nach seinem Tode (582) zu sorgen suchte. Aber die Zügellosigkeit der Soldaten erregte bald neue Unruhen. Als Mauricius den schlechten Geist des Heeres zu verbessern suchte, erklärten ihn die Truppen an der Donau für abgesetzt, metzelten seine Anhänger nieder und rückten unter der Anführung des Phokas in die Nähe Konstantinopels vor. Ein nächtlicher Aufruhr vertrieb ihn aus der Hauptstadt in das Asyl einer Kirche bei Chalcedon, wo er auf Befehl des Phokas mit seinen 5 Söhnen ermordet wurde (602). Phokas wurde hierauf in den Provinzen des Ostens und Westens allgemein anerkannt, wälzte sich aber so schamlos in allen Ausschweifungen und der wildesten Grausamkeit, daß endlich sein eigener Schwiegersohn, Eriſpus, den Exarchen von Afrika, Heraclius, zur Empörung aufregte, der, wegen seines Alters dem Ehrgeize weniger zugänglich, seinem gleichnamigen Sohne das Unternehmen überließ. Ohne Widerstand zu finden, siegte Heraclius und wurde durch den einstimmigen Ruf der Geistlichkeit, des Senats und des Volks eingeladen, den Thron zu besteigen, während Phokas einen schmählichen Tod (610) erlitt. Aber selbst nach seinem Tode hatte das Reich die Folgen seiner Verbrechen zu tragen. Der von Mauricius wieder eingesetzte Perserkönig Khosroes II. fiel als der Rächer seines Wohlthäters verheerend in die östlichen Provinzen ein und schlug ein Lager im Angesichte Konstantinopels auf (616). Nur Mangel an Schiffen hielt die Perser von den europäischen Provinzen ab, deren nördlicher Theil zu gleicher Zeit von den furchtbaren Avaren verwüstet wurde. Das oströmische Reich beschränkte sich in dieser Zeit der Noth auf die Mauern von Konstantinopel mit dem Reste von Griechenland, Italien und Afrika und einige Seestädte längs der asiatischen Küste von Tyrus bis Trapezunt. Hunger und Pest suchten die Hauptstadt heim, und schon hatte der an Rettung verzweifelnde Kaiser beschlossen, nach Karthago zu entfliehen, als der Patriarch ihm den feierlichen Eid abnöthigte, mit seinem Volke leben und sterben zu wollen, und Heraclius, sich ermannend, seine eigene und des Reichs Ehre durch sechs kühne Feldzüge rettete (622—628), worauf nach Khosroes' II. Tode ein Friede zu Stande kam, in welchem die alten Grenzen beider Reiche hergestellt wurden. Trotz dieser Siege aber war das Reich durch den langen und verheerenden Krieg in einen Zustand der äußersten Erschöpfung und Schwäche gerathen, und in den letzten 8 Jahren seiner Regierung verlor Heraclius an die Araber dieselben Provinzen, die er von den Persern befreit hatte (635). Nach dem Tode seiner ersten Gattin Eudoxia vermählte er sich gegen den Willen des Patriarchen mit seiner Nichte Martina, die den betagten Kaiser dahin zu bringen wußte, daß er ihren rechten Sohn, Herakleonas, dem ältern, Konstantin I., in der Regierung beigesellte. Letzterer überlebte seinen Vater aber nur um wenige Monate (641), und nun übernahm Martina im Namen des überlebenden jüngern die Regierung; allein die blutschänderische Wittwe des Heraclius wurde bald allgemein verabscheut, Herakleonas und seine Mutter wurden bei einem Aufstande verstümmelt in die Verbannung geschickt, und Constans, der Sohn des Konstantin, bestieg den Thron seines Großvaters. Seine Grausamkeit, die selbst seinen Bruder Theodosius nicht verschonte, machte ihn aber bald verhaßt, und er beschloß sein schmachvolles Leben in Syrakus, wo er von einem seiner Diener im Bade ermordet wurde (668). Konstantin II. Pogonatus, der älteste seiner Söhne, erbte den Thron, mußte ihn aber erst gegen einen gewissen Mezentius, den die Truppen in Sicilien mit dem Purpur bekleideten, und von seinen eigenen Brüdern Heraclius und Tiberius erkämpfen. Die Araber drängten unterdeß immer furchtbarer heran; Syrien und Aegypten, Rhodus und Cypern waren schon in ihrer Gewalt, und 668 bedrohten sie zum ersten Male Konstantinopel. Das griechische Feuer schreckte sie aber so, daß sie mit einem Verlust von 30,000 Mann abzogen und sich in einem 30jährigen Waffenstillstand zur Zahlung eines jährlichen Tributs verstanden. Auf Konstantin folgte 685 sein Sohn Justinian II., schon früher Mitregent, der ruhmlos gegen die Bulgaren focht u. durch seine Härte u. Grausamkeit eine Empörung veranlaßte, an deren Spitze sich Leontius, der Feldherr des Ostens, stellte. Der Tyrann ward vom Thron gestoßen und verstümmelt in die Krimm verbannt (695). Schon nach 3 Jahren hatte Leontius ein gleiches Schicksal; entthront und verstümmelt mußte er dem Apsimar, welcher den Namen Tiberius II. annahm, weichen. Justinian wußte den Beistand des Bulgarenkhans Terbeles zu gewinnen, stand bald an der Spitze von 15,000 Reitern vor den Mauern Konstantinopels und bestieg, als der erschreckte Tiberius flüchtete, nach 10jähriger Abwesenheit von Neuem den Thron (705). Mit der furchtbarsten Grausamkeit wüthete er gegen Alle, die ihm als seine Gegner verdächtig schienen; als aber der von den Verbannten unter dem Namen Philippicus zum Kaiser ausgerufene (710) Armenier Bardanes sich Konstantinopel mit einer Flotte näherte, sah sich Justinian von Allen verlassen und fiel nebst seinem Sohne als ein Opfer der Volkswuth (711). Mit ihm erlosch das Geschlecht des Heraclius. Philippicus wurde zu Konstantinopel zwar als der Held und Befreier mit rauschendem Jubel empfangen, aber bald erregte sein schwelgerisches, unthätiges Leben Unzufriedenheit, und schon 713 wurde er entthront und geblendet. Die freie Wahl des Senates und des Volkes rief darauf seinen Geheimschreiber Artemius unter dem Namen Anastasius II. auf den Thron, welcher während kurzer und stürmischer Regierung Tugenden des Friedens und des Krieges entwickelte, aber bald durch eine neue Revolution verdrängt wurde. Bei einer Menterei der Flotte wurde ein unbekannter Finanzbeamter gezwungen, den Purpur als Theodosius III. anzunehmen; nach einem Seekrieg von einigen Monaten legte Anastasius das Scepter nieder. Aber auch der Sieger unterwarf sich bald der Uebermacht Leo's, des Feldherrn der orientalischen Truppen, der gegen Konstantinopel heranrückte und als Leo, der Isaurier, den Thron bestieg (718). Von

Digitized by Google

niedriger, barbarischer Geburt, behauptete sich derselbe auf der gefährlichen Höhe des Thrones gegen die Unzufriedenheit einer mächtigen Partei, unter den Stürmen des Bilderstreits und unter den Angriffen der Araber und anderer Feinde. Konstantinopel wurde 716—718 zum zweiten Male von den Arabern belagert, aber durch das griechische Feuer, durch Hunger und Seuchen und durch die Unerschrockenheit und Klugheit des Kaisers wurden ihre Anstrengungen nochmals vereitelt. Nach einer 24jährigen Regierung starb Leo friedlich in seinem Palaste zu Konstantinopel (741) und vererbte den Purpur auf sein Geschlecht bis in die dritte Generation. In einer langen Regierung von 34 Jahren griff der Sohn und Nachfolger Leo's, Konstantin III. Kopronymus, mit weniger gemäßigtem Eifer, als sein lügerer Vater, die Bilder der Kirche an, und ihre Verehrer haben dafür die ganze Bitterkeit religiösen Hasses über ihn ausgegossen. Neue Kolonien bevölkerten unter ihm die thracischen Städte, Ueberfluß herrschte in der Hauptstadt, während er selbst an der Spitze der Legionen am Euphrat gegen die Araber und an der Donau gegen Slawen und Bulgaren, zu Wasser und zu Land, im Bürgerkriege und gegen mächtige Nebenbuhler, wie Artavasdus, glänzende Waffenthaten verrichtete. Die Grenzen des Reichs erstreckten sich unter ihm über Syrien und Armenien hin. Sein Sohn, Leo II., der Chasare, an Geist und Körper schwach, ernannte in seinem Testamente (780) die Kaiserin Irene, eine Athenienserin, zur Vormünderin des Reichs und seines erst 10jährigen Sohnes Konstantin IV. Porphyrogenitus. Die wegen ihres Eifers für den Bilderdienst zu einer Heiligen Erhobene hielt ihren Sohn auch noch nach seiner Volljährigkeit in der strengsten Abhängigkeit; aber ein Aufstand der armenischen Leibwache verschaffte ihm (791) die Herrschaft, der er jedoch nicht gewachsen war. Eine Verschwörung wurde zu Irenens Wiedereinsetzung angezettelt und der Kaiser auf der Flucht ergriffen u. auf Befehl seiner unmenschlichen Mutter geblendet (797). Aber schon nach 5 Jahren (802) brach auch der Thron des unnatürlichen Weibes zusammen. Durch eine Verschwörung wurde der Großschatzmeister Nicephorus mit dem Purpur bekleidet; Irene mußte dem Volkshasse weichen und starb (803) auf Lesbos in großem Mangel. Auch ihr Nachfolger wurde durch seinen Geiz bald ein Gegenstand des Abscheues. Ungeschickt und unglücklich im Kriege, wurde er von den Arabern geschlagen und von den Bulgaren getödtet, und der Vortheil seines Todes überwog in der öffentlichen Meinung die Vernichtung eines Heeres (811). Sein Sohn, Stauracius, entfloh mit einer tödtlichen Wunde vom Schlachtfelde, worauf, bei der Aussicht auf seinen baldigen Tod, Michael I. Rhangabe, der Gemahl der Schwester des Kaisers, zum Nachfolger ernannt wurde, der sich noch vor dem Tode seines Schwagers des Scepters bemächtigte (811). Auch der neue Herrscher, der Geistlichkeit und seiner Gemahlin Prokopia blind ergeben, konnte sich nicht auf dem Throne erhalten. Nach einem unglücklichen Feldzuge gegen die Bulgaren hinterließ er in den thracischen Winterquartieren eine mißvergnügte Armee, die gegen die Hauptstadt vorrückte, so daß Michael, obgleich ihm Geistlichkeit, Senat und Volk der Hauptstadt noch anhing, freiwillig dem Throne entsagte (813). Leo III., der Armenier, von den Legionen auf den Thron erhoben, führte in die Civilverwaltung die Strenge der Kriegszucht ein und wurde dadurch dem aufgelösten Reiche ein nützlicher Herrscher. Auch gegen Bulgaren und Araber kämpfte er mit Glück. Aber sein Eifer gegen den Bilderdienst und die Ränke seines frühern Freundes und Waffengefährten Michael erregten innere Gährungen. Der Kaiser wurde am Weihnachtstage (820) in der Kirche ermordet u. jener bestieg als Michael II. (Psellus, der Stammler) den kaiserlichen Thron. Ein Mensch von gemeiner Gesinnung, verlor er ganze Provinzen, wie Sicilien und Kreta, mit träger Gleichgültigkeit. Wieder war es ein ehemaliger Kriegsgenosse des Kaisers, Thomas, der gegen ihn aufstand und 80,000 Barbaren von den Ufern des Tigris gegen Konstantinopel führte. Aber die Hauptstadt wurde mit Erfolg vertheidigt und das Heer der Rebellen durch die Bulgaren zersprengt. Auf Michael II. folgte 829 sein Sohn Theophilus, dessen Tapferkeit unbesonnen und vergeblich war; denn seine fünf Feldzüge gegen die Araber endeten mit einer entscheidenden Niederlage. Sein letzter Wille (842) vertraute seiner Gemahlin Theodora die Vormundschaft über seinen unmündigen Sohn Michael III. an. Ihr warmer Eifer für die Wiederherstellung des Bilderdienstes hinderte sie nicht, mit Klugheit und Mäßigung das Scepter zu führen, das sie nach 13 Jahren ihrem Sohne übergab, in die Einsamkeit des Privatlebens zurücktretend. Aber mit ihr entwich Ernst und Weisheit vom byzantinischen Hofe und machte dem Laster und der Thorheit Platz. Michael, ein zweiter Nero und Heliogabal, überließ die Regierung seinem Oheime Bardas, verschwendete Millionen an die Schmeichler seiner Leidenschaften und fand seine Wonne in den Unterhaltungen des Theaters und des Hippodroms, in dessen Wettkämpfen er seine Würde und die Sicherheit der Provinzen vergaß. Die Araber und Bulgaren drohten von Neuem, auch die ausgebreitete Sekte der Paulicianer (s. d.) machte sich furchtbar, und ein neuer Feind erstand dem Reich in den Russen, die 865 durch das schwarze Meer bis Konstantinopel vordrangen. Seine Nichtswürdigkeit und Grausamkeit, sowie die Verachtung der Religion, die er öffentlich an den Tag legte, machten den Kaiser immer verhaßter, und im 30. Jahre seines Alters wurde er von dem Macedonier Basilius, seinem Günstlinge seit dem Sturze des Bardas, ermordet (867).

Basilius I., der sein Geschlecht, das in Macedonien ansässig war, von dem parthischen Königsstamme der Arsaciden ableitet, ward der Stifter einer neuen Dynastie. Mit kräftiger Hand stellte er die durch langes Bestehen geheiligten Uebel und Mißstände ab, und seine unermüdliche Thätigkeit, durch kalten Verstand und Energie unterstützt, rief die Ordnung und Majestät des oströmischen Reichs wieder ins Leben. Obgleich selbst nicht als Krieger ausgezeichnet

Digitized by Google

zügelte er doch den Uebermuth der Saracenen und vernichtete durch den Sturz Chrysoscheirs die gefährliche Macht der Paulicianer. Sein Hauptverdienst aber bestand in der Wiederherstellung des Finanz- und Justizwesens und der Ordnung in allen Zweigen der Regierung. Eine Revision der justinianischen Gesetze, der Basiliken, stellt seinen Namen als Gesetzgeber neben den des Justinian. Ihm folgte (886) sein Sohn Leo IV., mit dem Beinamen des Philosophen, der sich zwar durch Kenntnisse und Liebe zu den Wissenschaften vor seinen Zeitgenossen auszeichnete, aber sich der Ueppigkeit und Trägheit ergab. Sein Sohn, Konstantin V. Porphyrogenitus, der ihm (912) folgte, stand zuerst unter der Vormundschaft seines Oheims Alexander u. nach dessen Tode (913) unter der Herrschaft seiner Mutter Zoe. Sie und ihre Günstlinge mußten bald dem unternehmenden Romanus Lekapenus, dem Oberbefehlshaber der Flotte, weichen, welcher unter dem Titel Basileopater an die Spitze der Regierung gestellt wurde (919), jedoch bald die untergeordnete Macht des Ministers verschmähte und mit dem Titel Augustus die kaiserliche Vollgewalt an sich riß (920) u. 25 Jahre behauptete. Seine Söhne wurden nach und nach zu dem Range von Cäsaren erhoben und dem von den Geschäften fern gehaltenen Kaiser vorgesetzt. Aber sein energischer und thätiger Geist erlahmte in seinen ausschweifenden Vergnügungen, endlich ward er durch eine Verschwörung seiner eigenen Söhne entthront (944). Die Usurpatoren ernteten jedoch nicht den gehofften Lohn ihrer That; schon 945 wurden sie von den Anhängern Konstantins entfernt und vertrieben, und dieser wurde nun der unabhängige Gebieter des Ostens. Doch war er zu lange von den Geschäften der Regierung ausgeschlossen gewesen, um jetzt noch Gefallen an ihnen zu finden; er überließ sie seiner Gemahlin Helena, der Tochter Romanus I., und deren Günstlingen, während er trägem Sinnengenusse nachhing. Sein Sohn, Romanus II., der ihm 959 auf dem Throne folgte, ward beschuldigt, durch einen Vatermord seine Erbfolge beschleunigt zu haben; den größten Theil der Schuld schob man aber auf seine Gattin Theophania, ein Weib von ausschweifenden Sitten, aber männlichem Geiste. Ihr überließ er die Sorge und Gewalt der Regierung, und während seine Brüder Nicephorus und Leo über die Saracenen triumphirten, verbrachte der Kaiser seine Zeit unter den Freuden des Cirkus und der Jagd. Schon nach 4 Jahren (963) starb er an Gift, das ihm Theophania gereicht, und hinterließ zwei Söhne, Basilius II. und Konstantin VI. Die Kaiserin beabsichtigte zwar, im Namen ihrer unmündigen Söhne selbst zu herrschen, erhob jedoch bald, um ihren wankenden Thron zu stützen, den tapfern Nicephorus Phokas zu ihrem Gemahl und zum Mitkaiser. Er kämpfte siegreich gegen die Araber, denen er Antiochia entriß (968), und suchte Unteritalien mit Gewalt zu behaupten; aber seine Härte, seine Vorliebe für die Soldaten, seine Händel mit der Geistlichkeit und seine Sparsamkeit machten ihn verhaßt; auch seine Gemahlin wurde des körperlich häßlichen Gemahls überdrüssig und unterhielt ein Verhältniß mit dem Armenier Johann Zimisces, dem ausgezeichnetsten Feldherrn im Heere. Nicephorus fiel durch nächtlichen Meuchelmord (969), und der Armenier wurde Kaiser des Ostens. Auf die Forderung des Patriarchen entfernte er Theophania vom Hofe und erhob Romanus' II. Söhne, Basilius II. und Konstantin VI., zu Mitregenten. Obgleich der größte Theil seiner Regierung im Feldlager, in siegreichen Kämpfen an der Donau und am Tigris gegen Russen, Bulgaren und Saracenen verstrich, so war sie doch wohlthätig für das Reich, und sein mildes und edelmüthiges Benehmen, sowie der Glanz seiner Regententugenden ließen seine frühere Schuld vergessen. Sein Tod (976) war für die Söhne des Romanus II. eher ein Verlust, als eine Wohlthat. Ihr Mangel an Erfahrung hielt sie noch 12 Jahre länger unter der Vormundschaft eines Ministers, der, um seine Herrschaft unumschränkt und dauernd zu machen, sie in Unthätigkeit zu erhalten suchte, bis der ehrgeizige Basilius II. seinen Vormund verdrängte und den Thron bestieg. Seine wiederholten Feldzüge gegen die Saracenen brachten mehr Ruhm, als dauernden Vortheil für das Reich; aber die endliche Vernichtung der Bulgarenherrschaft war seit Belisars Zeiten wohl der wichtigste Triumph der römischen Waffen. Doch trotz dieses kriegerischen Ruhmes vermochte der aller Bildung ermangelnde, geizige und finstere Basilius die Liebe seiner Unterthanen nicht zu erwerben. Er hinterließ 1025 keinen Erben, und sein Bruder Konstantin genoß nun gegen 3 Jahre der Ueppigkeit der kaiserlichen Größe. Mit ihm erlosch die macedonische Dynastie in männlicher Linie. Er hatte aber den Patricier Romanus III. Argyrus, gezwungen, sich mit seiner Tochter Zoe zu vermählen, und diesem fiel nach seinem Tode (1028) das Scepter zu. Romanus' Regierung war nach innen und außen gleich schwach und erfolglos, und bald wußte die lasterhafte Zoe sich seiner durch Gift zu entledigen. Sie erhob ihren Kämmerer und Liebhaber, Michael IV., den Paphlagonier, zu sich auf den Thron (1034), fand sich jedoch bald in ihren Erwartungen getäuscht. Michaels Bruder, der Eunuch Johann, bemächtigte sich der Regierungsgewalt, die er zur Sättigung seiner Habsucht mißbrauchte, während die Araber und Petschenägen verheerende Angriffe auf das Reich machten. Auf seinen Befehl adoptirte Zoe seinen Neffen, den Sohn eines Handwerkers, Michael V. Kalaphates (Kalfaterer), der feierlich mit den Titel und Purpur der Cäsaren geschmückt wurde. Durch den Tod des Paphlagoniers wieder zur Freiheit gelangt (1041), setzte sie dessen ungeachtet gegen das Versprechen des Gehorsams die kaiserl. Krone auf das Haupt des Adoptivsohns. Allein seine Treulosigkeit gegen seine Wohlthäterin machte ihn dem Volke verhaßt; es empörte sich und rief die verbannte Zoe und ihre Schwester Theodora zu Kaiserinnen aus (1042). Michael wurde geblendet oder kam im Tumulte um. Die 60jährige Zoe vermählte sich zum dritten Male mit einem alten Günstlinge, Konstantin VII. Monomachos. Die ganze Regierung dieses üppigen

Digitized by Google

und schwachen Kaisers verfloß unter den heftigsten äußeren und inneren Gährungen und Kriegen. Die Russen erschienen 1043 vor Konstantinopel, die Petschenären machten Einfälle, und neue furchtbare Feinde traten in den Selbstmorden auf, die nach dem Verfall des Khalifats immer drohender herandrängten. Konstantin VII. überlebte seine Gemahlin bis 1054, worauf Theodora das Scepter übernahm, das sie gegen 2 Jahre in Frieden führte. Von den sie beherrschenden Eunuchen verleitet, ernannte sie einen abgelebten Veteranen, Michael VI. Stratioticus, zu ihrem Nachfolger (1056). Mit ihr erlosch (1056) die macedonische Dynastie, und Isaak Komnenus wurde durch einstimmige Wahl der Soldaten zum Kaiser erhoben (1057). Michaels Söldnertruppen wurden geschlagen, und der verlassene Kaiser mußte sich unterwerfen und ward in ein Kloster gestreckt. Abnahme der Kräfte u. der Gesundheit bewog jedoch schon nach zwei Jahren (1059) den neuen Gebieter, abzudanken und sich dem Mönchsleben zu widmen. Den kaiserlichen Purpur, den Isaaks Bruder, Johann, beharrlich ausschlug, empfing Konstantin VIII. Dukas, ein Freund des Hauses der Komnenen, dessen edle Geburt mit einigem Verdienst gepaart war (1059), der sich aber weder die Gunst der Großen und des Volks zu erwerben, noch das kaiserliche Ansehen nach innen und außen geltend zu machen wußte. Nach seinem Tode (1067) sollte seine Wittwe Eudoxia während der Minderjährigkeit seiner drei Söhne, Michael, Andronicus und Konstantin, die vormundschaftliche Regierung führen. Sie hatte ihrem Gemahle eidlich geloben müssen, sich nicht wieder vermählen zu wollen; aber schon nach einigen Monaten brach sie ihren Schwur und gab dem schönen Romanus Diogenes ihre Hand, den sie vom Schafotte zum Thron erhob. Mit Würde und Ehre wußte er denselben zu behaupten, obgleich die Leibwachen sich zu Gunsten des Hauses Dukas erhoben; aber seine Anstrengungen, die drohenden Fortschritte der Türken zu hemmen, hatten einen unglücklichen Erfolg. Aufs Haupt geschlagen (1071), fiel er in Gefangenschaft, und als er aus den Ketten des Sultans befreit wurde, suchte er umsonst seine Gattin und seinen Thron. Erstere war in ein Kloster gesteckt worden und letzteren hatte Konstantins Sohn, Michael VII. Parapinaces, bestiegen (1071). Romanus kämpfte im einheimischen Kriege nicht glücklicher, als im auswärtigen; in zwei Schlachten geschlagen, mußte er seine Sache verloren geben. Aber auch Michael war unfähig, das Gewicht des oströmischen Scepters in schwerer Zeit zu tragen. Zwei ehrgeizige Feldherren, Nicephorus Bryennius und Nicephorus Botaniates, jener an der Spitze der europäischen, dieser der asiatischen Legionen, streckten (1077) ihre Hände danach aus. Botaniates gewann die Hauptstadt und die Komnenen; Michael dankte ab und wurde Mönch (1078). Mit Hülfe des tapferen Alexius Komnenus unterdrückte der neue Gebieter seine Feinde und Nebenbuhler; aber der Ruhm des Feldherrn erregte den Argwohn des Kaisers. Für ihre Sicherheit besorgt, verließen die Komnenen die Stadt und pflanzten die Fahne des Bürgerkrieges auf. Das Heer trat zur Sache des siegreichen und gekränkten Anführers über, und Alexius ward mit dem Namen und dem Abzeichen der kaiserlichen Würde bekleidet, während Botaniates im Kloster verschwand (1081). Alexius übernahm das Reich unter den größten Stürmen und Drangsalen. Im Osten hatten die siegreichen Türken die Herrschaft des Halbmonds von Persien bis an den Hellespont getragen; im Westen brach die abenteuerliche Tapferkeit der Normannen (s. d.) herein, und von der Donau kamen neue barbarische Schwärme. Während die Grenzen von offenen Feinden angegriffen wurden, zerrütteten Verschwörungen und geheimer Verrath den Palast, und plötzlich überschwemmten die Schaaren der Kreuzfahrer den Osten, der ihrem Ungestüm fast unterlegen wäre. Alexius aber steuerte das kaiserliche Schiff mit Gewandtheit und Muth durch die Stürme. An der Spitze seiner Armeen war er kühn im Gefecht, stellte die Zucht des Feldlagers wieder her und schuf ein neues Geschlecht durch sein Beispiel und seine Vorschriften. Die Gesetze kamen durch ihn wieder zu Ansehn, die Künste und Wissenschaften fanden Gunst und Pflege, und die Grenzen des Reichs in Europa und Asien dehnten sich wieder aus. Die Kaiserin Irene suchte ihren sterbenden Gatten (1118) zu bewegen, zu Gunsten ihrer Tochter, Anna Komnena, der Geschichtschreiberin ihres Vaters und Gemahlin des Nicephorus Bryennius, die Ordnung der Nachfolge zu ändern; aber der rechtmäßige Erbe, Johann (Kalojohannes), folgte seinem Vater auf dem Throne und sah sich während seiner 24jährigen Regierung niemals in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, Empörungen zu unterdrücken und gegen innere Feinde auszuziehen. Er mäßigte den übertriebenen Prunk des Hofes, der so drückend für das Volk war, und führte ohne tyrannische Strenge eine sehr sichtbare Reform in dem öffentlichen und Privatleben der Hauptstadt durch. Seine häufigen Feldzüge lassen sich durch die Nothwendigkeit rechtfertigen, die Türken vom Hellespont und Bosporus zurückzudrängen. Der Sultan von Ikonium wurde auf seine Hauptstadt beschränkt, die Barbaren wurden in die Gebirge getrieben, und die Seeprovinzen Asiens freuten sich ihrer vorübergehenden Befreiung vom türkischen Joche. Er drang an der Spitze siegreicher Heere mehrmals bis Antiochia und Aleppo vor, und selbst die abendländischen Ritter wurden in den Schlachten des heiligen Krieges durch die Tapferkeit ihres griechischen Bundesgenossen in Erstaunen gesetzt. Schon hegte er die kühne Hoffnung, die alten Grenzen des Reichs wiederherzustellen, als ein Unfall auf der Jagd dem verdienstvollen Leben des größten und besten der Komnenen ein Ende machte (1143). Von seinen beiden ihn überlebenden Söhnen hatte er den jüngern, Manuel, zum Nachfolger ernannt, der wohl seines Vaters kriegerischen Muth, aber nicht seine geselligen Tugenden geerbt hatte. Während seiner langen Regierung kämpfte er bald auf dem Taurusgebirge, bald in den Ebenen von Ungarn, bald an den Küsten Italiens und Aegyptens, bald in den

Digitized by Google

Meeren von Sicilien und Griechenland, und die byzantinische Monarchie war eine Zeit lang ein Gegenstand der Achtung und des Schreckens für die asiatischen wie für die europäischen Mächte. Doch fehlte dem Kaiser der Geist und die Klugheit des Feldherrn, und seine Siege bewirkten keine dauernde Eroberung; weder in Syrien, noch in Aegypten, noch in Unteritalien vermochten sie das Ansehen des Reichs wieder fest zu begründen. Er hinterließ bei seinem Tode (1180) einen unmündigen Sohn, Alexius II., über welchen seine Mutter Maria, eine Tochter des Grafen Raimund von Antiochia, die Vormundschaft übernahm. Aber Verwirrung und Kabalen herrschten am kaiserlichen Hofe, die Erziehung des jungen Kaisers wurde ganz vernachlässigt, die Provinzen wurden vergessen, und in der Hauptstadt tobte der Aufruhr und Bürgerkrieg. Durch diese Umstände ward der kühne Andronicus I., Enkel Alexius' I., dessen bisheriges Leben eine Kette der wechselndsten Abenteuer bildete, ermuntert, die Zügel des Reichs zu ergreifen. Nachdem er die Kaiserin Maria hatte hinrichten lassen, wußte er den jungen Alexius, seinen Mündel, erst auf die Seite zu schieben, entledigte sich durch List und Gewalt aller ihm Verdächtigen und endlich durch Meuchelmord auch des rechtmäßigen Thronerben (1183). Mit unmenschlicher Grausamkeit wüthete er gegen Alle, die ihm gefährlich zu werden schienen, und die Verwandten und Anhänger der verdrängten Komnenen entflohen nach Sicilien und Cypern. Zahlreiche Feinde erhoben sich vergeblich gegen den blutdürstigen Tyrannen; endlich stürzte ihn (1185) ein Nebenbuhler ohne Kraft und Verdienst, Isaak Angelus, in weiblicher Linie von Alexius I. abstammend, der in einem allgemeinen Aufruhr der Hauptstadt mit dem Purpur bekleidet ward. Zu spät versuchte der verlassene Despot zu entfliehen; er wurde ergriffen u. der Wuth einer erbitterten Volksmasse Preis gegeben. Der neue Machthaber, ein Spielwerk seiner Günstlinge, vermochte den erneuten Einfällen der Bulgaren n. den innern Empörungen keinen Einhalt zu thun. Der dritte Kreuzzug vermehrte die Unordnung und Verwirrung des Reichs; die Kreuzfahrer beschuldigten den Kaiser des Einverständnisses mit den Ungläubigen, und der schon lange genährte Religions- und Nationalhaß zwischen Griechen und Lateinern brach in offenen Krieg aus. Der Kaiser mußte sich zu einem demüthigenden Vertrage entschließen und wurde darauf (1195) von seinem eigenen Bruder, Alexius III., entthront, geblendet und ins Gefängniß geworfen. Der Usurpator vermehrte die Unordnung durch unsinnige Verschwendung; unaufhörliche Empörungen, Meutereien und die Einfälle der Türken, Bulgaren, Petschenären und anderer Völker führten das Reich seiner Auflösung immer näher. Ein Sohn Isaaks, Alexius, war entkommen und hatte die französischen Kreuzfahrer, welche sich eben in Venedig zu einem neuen Zuge rüsteten, durch ungeheure Versprechungen gewonnen. Venetianer und Franzosen erschienen 1203 mit einer großen Flotte vor Konstantinopel, worauf der feige Thronräuber mit seinen besten Schätzen die Flucht ergriff. Der geblendete Isaak wurde aus dem Gefängnisse wieder auf den Thron erhoben, und nothgedrungen mußte er des Alexius unerfüllbare Versprechungen genehmigen. Aber Isaak machte sich durch seine Laster verächtlich, und der jüngere Alexius wurde gehaßt als ein Abtrünniger, der sich Fremdlingen hingegeben habe. Von Aufruhr und Empörung umgeben, wollte er sich seinen Rettern in die Arme werfen, als er von seinem Oberstkämmerer (Protovestiarius) Alexius Murzuphlus verrathen, durch List ins Gefängniß gelockt und erdrosselt (1204) wurde. Unter solchen Schrecknissen folgte der greise Isaak seinem Sohne bald ins Grab nach, und Alexius Murzuphlus bestieg den wankenden Thron. Aber die vereinigten Franzosen und Venetianer schworen der treulosen Hauptstadt, die den Mörder ihres Schützlings gekrönt, schwere Rache. Umsonst traf der Letztere alle möglichen Vertheidigungsanstalten; seine Friedensanträge wurden zurückgewiesen, und der Sturm begann. Das entartete Volk leistete keinen kräftigen Widerstand, Alexius floh, und Konstantinopel fiel in die Hände der ergrimmten Sieger. Graf Balduin von Flandern und der Markgraf von Montferrat besetzten den Palast Konstantins, dessen Reich auf diese Weise durch ein mäßiges Heer von Kreuzfahrern für jetzt sein Ende erreichte.

Die Grenzen dieses Reichs waren schon längst nicht mehr die alten. Justinians Eroberungen gehorchten schon seit Jahrhunderten wieder fremden Völkern. Die Waffen der Saracenen rissen fast die Hälfte des orientalischen Reichs ab, und des Heraclius Siegeszüge erwarben keine dauernden Eroberungen. Nach dem Verluste Aegyptens und Syriens wurden die dem Reiche verbliebenden Provinzen in 29 Themen eingetheilt, deren Grenzen jedoch unstät und willkürlich waren. Die Siege des Nicephorus, Johann Zimisces und Basilius II. hatten die Grenzen des Reichs wieder erweitert: die Provinz Cilicien, die Hauptstadt Antiochia, die Inseln Kreta und Cypern, ein Drittheil Italiens und Bulgarien wurden aufs Neue unter die Botmäßigkeit der byzantinischen Herrscher gebracht. Die letzten Kaiser der macedonischen Dynastie dehnten ihre Herrschaft von den Quellen des Tigris bis in die Nähe Roms aus. Im 11. Jahrhundert verengerten sich wieder die Grenzen durch neue Feinde und neue Unglücksfälle. Die Reste Italiens wurden von den Normannen verschlungen und fast alle asiatischen Provinzen von den türkischen Eroberern überschwemmt. Nach diesen Verlusten herrschten die Kaiser aus dem Hause der Komnenen von der Donau bis zum Peloponnes, von Belgrad bis Nicäa und Trapezunt. Die Provinzen Thracien, Macedonien und Griechenland waren ihrem Scepter unterworfen; der Besitz von Cypern, Rhodus und Kreta wurde durch den der Sporaden und Cykladen vervollständigt, und der Rest des alten oström. Reichs übertraf an Umfang noch das größte unter den Reichen des Abendlandes. Die Verfassung des Reichs war von Anfang an völlig despotisch und wurde es immer mehr. Der Kaiser selbst war, trotz der beinahe göttlichen Ehren, die er

Digitized by Google

genoß, doch nur der erste Sklave der Ceremonien und starren Formen, welche ihn an jeglicher freien Bewegung hemmten. Aber die gesetzgebende und vollziehende Gewalt waren in seiner Person vereinigt, und Leo der Philosoph rottete den letzten Rest der Macht des Senats gänzlich aus. Selbst die Geistlichen waren ihm unbedingt unterworfen; nie glückte es ihnen, wie der lateinischen Geistlichkeit, eine unabhängige Hierarchie zu bilden. Die 1000jährigen Titel Cäsar und Augustus genügten den Kaisern und ihren Angehörigen nicht mehr. Alexius I. ertheilte seinem Bruder Isaak Titel und Würde eines Sebastokrator und schuf noch die Benennungen Panhypersebastos und Protosebastos, welche einen Vorzug vor dem einfachen Namen Augustus andeuten sollten, welcher geheiligte und ursprüngliche Titel der römischen Monarchen jetzt nur den niederen Verwandten und den Dienern des Hofes gegeben wurde.

Nach dem Tode der rechtmäßigen Fürsten theilten die Eroberer der Hauptstadt, Franzosen und Venetianer, ihre künftigen Besitzungen unter einander. Durch einen Vertrag wurde festgesetzt, daß 12 Wähler, 6 von jeder Nation, den Kaiser des Ostens wählen sollten. Er sollte den byzantinischen Thron und den vierten Theil der Monarchie besitzen, die 3 übrigen Theile sollten zwischen der Republik Venedig und den französischen Baronen gleich getheilt werden. Die Wahl fiel zuerst auf den greisen Dogen von Venedig, Dandolo, und, nachdem dieser die kaiserliche Würde ausgeschlagen, auf Balduin, Grafen von Flandern, der in Ermangelung eines Patriarchen vom päpstlichen Legaten gekrönt ward und mit dem das sogenannte lateinische Kaiserthum (1204—67) beginnt. Bei der Theilung des Reichs hatten die Venetianer den ganzen Küstenstrich am adriatischen und ägäischen Meere, einen beträchtlichen Theil vom eigentlichen Griechenland, besonders Lacedämonia, viele Inseln, namentlich Zante und Cephalonia, erhalten. Sie dehnten aber ihre Besitzungen immer weiter aus, und es entstanden bald viele Herzogthümer unter venetianischer Oberhoheit. Der Markgraf Bonifacius von Montferrat, dem die asiatischen Länder zugesprochen worden waren, vertauschte diese bald gegen Macedonien und die übrigen Theile Griechenlands (Königreich Thessalonica). Die fränkischen Barone und Ritter stifteten viele kleinere Herzogthümer und Grafschaften; auch die Johanniter und Templer erhielten beträchtliche Kommenden. Aber noch war das vertheilte Land nicht bezwungen. Zwar wurde Murzuphlus gefangen und hingerichtet und Alexius III. nach dem Abendland abgeführt, aber des letztern Schwiegersohn, der tapfere Theodor Lascaris, gewann die asiatischen Städte Nicäa, Prusa, Smyrna und Ephesus, und so entstand das Kaiserthum Nicäa, das sich von den Ufern des Mäander bis an die Vorstädte von Nikomedien und Konstantinopel erstreckte. Ein anderes, aber ferneres Bruchstück des orientalischen Reichs besaß ein Sprößling der Komnenen, ein Enkel des Andronicus, Namens Alexius, der unter den Angelen zum Statthalter oder Herzog von Trapezunt ernannt worden war und dessen Enkel den Titel eines Kaisers von Trapezunt (s. d.) annahm. Ein drittes Fürstenthum gründete Michael, ein Bastard aus dem Hause der Angelen, in Epirus und Thessalien. Die von den Lateinern von allen bürgerlichen und militärischen Ehren ausgeschlossenen Griechen strömten zahlreich in diese unabhängigen Staaten und halfen ihre Macht verstärken, während den lateinischen Thron ein Titularfürst inne hatte. Die Lehen dieses Throns besaßen die übermüthigen Barone, die durch fortwährende Zwistigkeiten sich selbst schwächten und durch religiösen und politischen Druck ihre Herrschaft den Eingebornen verhaßt machten. So lange die Kreuzfahrer zu Konstantinopel vereinigt waren, legte das Andenken ihrer Eroberung und das Schrecken ihrer Waffen dem gefesselten Lande Stillschweigen auf; ihre Zerstreuung aber verrieth den von fanatischer Wuth gegen ihre ketzerischen Tyrannen entflammten Griechen die Geringfügigkeit ihrer Anzahl und die Mängel ihrer Heerzucht. Sie verschworen sich und machten gemeinsame Sache mit den Bulgaren, die sie bisher als Barbaren verabscheut hatten. Der König derselben, Johann, rückte, verstärkt durch die aufrührerischen Griechen, als gefährlicher Feind vor und besetzte Konstantinopel. Mit geringer Mannschaft ging ihm Balduin in ritterlicher Tollkühnheit entgegen, wurde aber geschlagen und selbst gefangen (1205). Der Ueberrest zog sich nach der Hauptstadt zurück, welche mit einigen Festungen an den europäischen und asiatischen Gestaden jetzt den Bestand des lateinischen Kaiserthums ausmachte. Balduin starb schon 1206 in der Gefangenschaft, und sein Bruder Heinrich, der bisherige Regent, wurde zum Kaiser gekrönt (1206). Während er mit Mäßigung und Weisheit Griechen und Lateiner zu versöhnen sich bemühte, zeichnete er sich im Kampfe gegen die immer näher andringenden Bulgaren durch persönliche Tapferkeit aus. Die Griechen, denen er Antheil an den ersten Aemtern und Würden des Reichs einräumte und gegen die unduldsame Verfolgung des lateinischen Klerus Schutz gewährte, kehrten unter Heinrichs Herrschaft zurück, und als der wilde Bulgarenkönig schon 1207 ermordet wurde, schloß Heinrich mit seinem Nachfolger einen ehrenvollen Frieden, ebenso mit den griechischen Fürsten von Nicäa und Epirus. Obgleich er einige unsichere Gebiete abtrat, so behielt er für sich und seine Lehensträger doch immer noch ein ansehnliches Königreich, und seine 10jährige Regierung bot einen kurzen Zwischenraum des Glücks und der Eintracht. Er starb zu Thessalonica in der Vertheidigung dieses Königreichs (1217), und mit ihm erlosch die männliche Linie des Hauses Flandern. Die Barone wählten den Grafen Peter von Auxerre und Courtenay, den Gemahl Jolanthe's, der Schwester der beiden flandrischen Kaiser, zum Nachfolger. Aber schon seine erste Unternehmung mißglückte gänzlich. Als er nämlich dem Fürsten von Epirus Durazzo entreißen wollte, fiel er in Gefangenschaft und starb darin (1219). Die lange Ungewißheit über sein Schicksal verzögerte die Wahl eines neuen Kaisers. Als der ältere

Digitized by Google

Sohn Peters, Philipp von Courtenay, seine sichere Markgrafschaft mit dem schwankenden Thron Konstantinopels nicht vertauschen wollte, nahm der jüngere, Robert, die mißliche Krone an und wurde 1221 gekrönt. Aber seine Regierung war eine Periode des Unglücks und der Schmach. Theodor Laskaris vertrieb Demetrius, den Sohn des Bonifacius, aus seinem Königreiche Thessalonica und eroberte Adrianopel, und sein Nachfolger, Batazes, entriß den Lateinern die letzten Besitzungen in Asien und bedrohte selbst Europa. Im Kampfe gegen ihn schmolz das Häuflein der abendländischen Ritter immer mehr zusammen. Von einem derselben beschimpft, verließ der Kaiser Konstantinopel und entwich nach Rom, kehrte zwar auf die Mahnung des Papstes zurück, erlag aber schon auf der Reise dem Schmerze über seine Schmach (1228). Zum Vormund über seinen minderjährigen Bruder, Balduin II., wählten die Barone den greisen Johann von Brienne, Kaiser Friedrichs II. Schwiegervater. Unter ihm belagerten Batazes von Nicäa und der Bulgarenkönig Asan mit großer Macht Konstantinopel zu Wasser und zu Land. Mit außerordentlicher Tapferkeit kämpfte der alte Kaiser an der Spitze seiner 160 Ritter gegen die Uebermacht der Feinde, die hierdurch und durch den nahenden Winter zum Abzug genöthigt wurden. Aber nach seinem Tode (1237) eilte das auf die Hauptstadt beschränkte lateinische Kaiserthum seinem Verfall entgegen. Balduin II. suchte zwar im Abendlande, persönlich von einem Hofe zum andern wandernd, um Hülfe nach; aber die Bemühungen des Papstes Gregor IX., der zu einem neuen Kreuzzuge anfrief, waren umsonst, und kaum brachte der bedrängte Fürst durch Verpfändung seiner Erbgüter in Frankreich einige Bewaffnete zusammen. Der Kaiser wurde von dem überlegenen Batazes endlich gezwungen, selbst den Titel eines Herrschers von Thessalonica aufzugeben. Batazes' Nachfolger auf dem Kaiserthrone von Nicäa, Michael Palälogus, machte ernstliche Pläne zur Herstellung des griechischen Reichs seinem alten Umfange nach und fand an den Genuesern, die die Venetianer aus Konstantinopel zu verdrängen suchten, bereitwillige Bundesgenossen, die ihn mit Schiffen unterstützten. Unversehens setzte er über den Hellespont und überrumpelte die Hauptstadt (1261). Balduin entfloh nach dem Abendlande und überlebte den Untergang seines Reichs noch 13 Jahre unter vergeblichen Bemühungen, die katholischen Mächte zu seiner Wiedereinsetzung zu bewaffnen.

Das Kaiserthum Nicäa ist als die eigentliche Fortsetzung des byzantinischen Reichs zu betrachten, um dessen Thron sich alle Anhänger der griechischen Rechtgläubigkeit und der altbyzantinischen Art u. Sitte schaarten. Schon Theodor Laskaris, der mit 3 Städten und 3000 Mann seine Herrschaft begann (1206), hinterließ ein ansehnliches Reich, das Bithynien, Mysien, Lydien, Jonien und einen Theil von Phrygien umfaßte und dem lateinischen Kaiserthum furchtbar wurde. Auf ihn folgte sein Schwiegersohn, Johann Dukas Batazes (1222), der durch eine lange Regierung das Reich gründlich befestigte und den Lateinern alle asiatischen Besitzungen und in Europa Thessalonica und wichtige Plätze in Epirus entriß. Geregelte Finanzen, fleißiger Anbau des Landes, lebhafter Handel, der durch gutes Einvernehmen mit den Türken gefördert wurde, Beschränkung des Luxus und der Ueppigkeit, freiere Sitten und Einrichtungen vermehrten dabei die Blüthe und innere Kraft des Reichs. Der Sohn des Batazes, Theodor Laskaris II., der 1256 folgte, machte sich durch sein finsteres argwöhnisches Wesen unbeliebt. Michael Palälogus, der Abkömmling eines berühmten Geschlechts, ward die Seele einer Verschwörung. Beim Tode des Kaisers (1259) brach der Aufruhr aus; der Vormund des 6jährigen Johann Laskaris, Muzalon, wurde getödtet und Michael Regent und Vormund. Er gewann durch Freigebigkeit bald Soldaten und Volk, verdrängte seinen Mündel und ward (1260) zu Magnesia zum Kaiser ausgerufen. Nach der Eroberung Konstantinopels (1261) ließ sich Michael in der Sophienkirche krönen; Johann Laskaris ward unschädlich gemacht durch Blendung und Verweisung in ein Kloster. Strenge und Grausamkeit mußten den noch unsichern Thron des Palälogen stützen helfen. Doch suchte er das verödete Konstantinopel wieder zu seiner früheren Blüthe zu bringen, und um den Handel zu beleben, räumte er den Genuesern bedeutende Freiheiten in seinem Reiche ein. Um die getrennten Theile des Reichs wieder zu vereinigen, suchte er die verschiedenen unabhängigen Herrscher, die sich hie und da emporgeschwungen hatten, zu unterdrücken, was ihm jedoch nur theilweise gelang. Ein großes religiöses Schisma störte die Ruhe des neugegründeten Reichs. Der Patriarch Arsenius sprach wegen des an Johann Laskaris verübten Unrechts über den Kaiser den Bann aus, und alle Bemühungen, ihn zur Aufhebung desselben zu bewegen, waren erfolglos. Zwar ward der unbeugsame Patriarch unter der Beschuldigung hochverrätherischer Bestrebungen seiner Würde entsetzt, und durch den neuen Patriarchen Joseph wurde der büßende Kaiser nach 6jähriger Excommunikation wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen; aber der Geist des Arsenius lebte in einer mächtigen Partei der Mönche und Geistlichen fort, welche über 48 Jahre bei ihrer Trennung beharrten. Noch mehr Widerspruch fand der Eifer des Kaisers, mit welchem er die Union mit der lateinischen Kirche durchzusetzen versuchte. Sein Sohn, Andronicus, der ihm 1282 folgte, stellte zwar den griechischen Ritus vollständig wieder her, aber die kirchlichen Streitigkeiten dauerten ununterbrochen fort. Bald entspannen sich auch in dem herrschenden Kaiserhause Unruhen, die das von allen Seiten bedrohete Reich auch im Innern erschütterten. Als der Sohn des Kaisers, Michael, schon seit 1294 Mitregent, 1320 starb, fürchtete der Enkel, der ausschweifende Andronicus, daß ihm die Nachfolge entzogen werden würde, erhob die Waffen gegen seinen Großvater und zwang denselben, ihm die Souveränität über den größten Theil von Thracien von Phi-

Digitized by Google

lippi bis in die Gegend von Konstantinopel abzutreten. Bald aber kam es abermals zum Kriege zwischen beiden, der mit der Ueberrumpelung Konstantinopels, dem Zurücktritt des alten Kaisers u. der Krönung seines Enkels endete (1328). Die Regierung Andronicus' III. war nicht ruhmvoller und glücklicher, als die seines Großvaters. Die Türken bemächtigten sich Nicäa's und Nikomediens (1339), und der Kaiser vermochte ihren Eroberungen keinen Einhalt zu thun. Sein Günstling Johann Kantakuzenus war indeß die Seele der Regierung und wurde nach dem Tode des Andronicus 1341 der Vormund der minderjährigen Söhne des Kaisers, Johann und Manuel. Ihn suchte der Protovestiarius Apokauchus, der sich mit dem Patriarchen und der Kaiserin Wittwe Anna vereinigt hatte, zu verdrängen, und dies veranlaßte ihn, den Purpur anzunehmen (1341). Aber Konstantinopel blieb dem jungen Kaiser Johann Palälogus getreu, und das Heer des Kantakuzenus wurde durch Verrath und Furcht zerstreut, so daß er sich zuletzt genöthigt sah, mit 500 Getreuen seine Zuflucht bei dem Despoten der Serben zu suchen. Dieser sagte sich bald wieder von ihm los, worauf der bedrängte Usurpator sich in türkischen Schutz begab. Der Bürgerkrieg brach von Neuem aus; beide Parteien buhlten um die Freundschaft der türkischen Emire. Durch den Tod des Apokauchus (1345) verlor sein Gegner seinen Hauptfeind; er rückte von Neuem vor und ließ sich in Adrianopel krönen. In einem Vertrage mit der Kaiserin wurde endlich festgesetzt, daß eine Theilung der Regierungsgewalt unter den beiden Kaisern vorgenommen werden solle. Aber fortdauernde innere Empörungen, Einfälle der Türken und anderer Nachbarn ließen es nicht zu der nöthigen Ruhe kommen. Johanns Sohn, Johann V., erneuerte bei der immer drohendern türkischen Macht vergeblich seine Unterhandlungen im Abendlande. Die Türken wurden mit der Schwäche des byzantinischen Reichs immer mehr vertraut und ihre Angriffe darum kühner; Johann mußte sich endlich zu einem Tribute verstehen, um den traurigen Rest seines Kaiserthums zu behaupten. Manuel, Johanns jüngerer Sohn, bestieg 1391 den Thron und mußte sich die härtesten Bedingungen von Sultan Bajasid gefallen lassen. Letzterer verlangte schon jetzt die Einräumung der Hauptstadt und ermunterte, da ihm diese verweigert wurde, den Neffen des Kaisers zur Empörung. Manuel nahm diesen jedoch zum Mitregenten an und vereitelte dadurch die Absichten des Sultans. Er selbst machte 1400 eine Reise nach dem Abendlande, um persönlich die christlichen Mächte zu nachdrücklichem Beistande aufzufordern. Aber er brachte nur leere Vertröstungen zurück und hätte während seiner Abwesenheit seine Hauptstadt fast verloren. Zwar boten die Vernichtung der türkischen Macht durch Timur und die Streitigkeiten unter Bajasids Söhnen den Griechen neue Hoffnungen zur Wiederherstellung des alten Glanzes; aber Manuel ließ den rechten Zeitpunkt vorübergehen und begnügte sich, den Anmaßungen der Türken in der Hauptstadt zu steuern, weshalb unter Mohammed I. sich die alten schimpflichen Verhältnisse erneuerten. Manuels Sohn, Johann VI., der 1425 folgte, mußte die Bestätigung des von seinem Vater 1423 mit dem Sultan abgeschlossenen Friedens durch große Aufopferungen erkaufen, und doch setzte der Sultan seine Angriffe fort, selbst auf die Hauptstadt (1332). Johann VI. unterhandelte mit dem basler Koncil und mit dem Papste und begab sich selbst nach Ferrara (1438), wo er aber mit langen Erörterungen über den heiligen Geist, das ungesäuerte Brod ꝛc. hingehalten wurde, so daß er, um nur die Verhandlungen zu Ende zu bringen, die Vereinigung beider Kirchen gut hieß. Auf die wiederholten Aufforderungen des Papstes vereinigten sich endlich mehre christliche Fürsten wider die Türken, aber nach der unglücklichen Schlacht bei Varna (1444) mußte der Kaiser froh seyn, bei dem Sultan Amurath unerwartete Gnade zu finden. Eine Synode griechischer Geistlicher verdammte die bewerkstelligte Vereinigung der Kirchen, für die Johann selbst, da sie ihm nicht den erwarteten Nutzen brachte, kein Interesse mehr hatte. Bei seinem Tode (1448) war das Reich ganz im Verfall, und unter den traurigsten Auspicien bestieg Konstantin IX. den wankenden Thron, den ihm dessen ungeachtet sein Bruder Demetrius streitig machte und nur Amuraths Genehmigung sicherte. Als der wilde Mohammed II. (1451) Beherrscher der Osmanen wurde, war die letzte Stunde des Reichs gekommen. Bei einem allgemeinen Angriff der Türken auf die Hauptstadt, am 29. Mai 1453, fiel Konstantin als Held fechtend im dichtesten Gedränge und gewann im Tode den Ruhm, den er lebend nicht gewinnen konnte. Auch die kleinen lateinischen Dynastien in Griechenland wurden nun schnell nach einander unterjocht, und nach einem Jahrzehnt sehen wir die ganze Balkaninsel der Herrschaft des Halbmondes unterworfen. Nur das Kaiserthum Trapezunt (s. d.) überdauerte noch einige Jahre den Fall der alten Hauptstadt. Vgl. Dufresne, Historia Byzantina, Paris 1680, 2 Bde., Venet. 1729; Kert, Imperatores Orientis compendio exhibiti a Constantino M. ad Constantinum ultimum, Tyrnau 1744; Gibbon, History of the decline and the fall of the Roman empire, London 1776—88; Rovou, Histoire du bas empire depuis Constantin jusqu'à la prise de Constantinople, Paris 1804, 4 Bde.

Ostrog, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wolhynien, früher Residenz der mächtigen souveränen Fürsten von O., am Gorün, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat mehre Kirchen, eine Ritterschule, Handel u. 10,000 Einwohner, darunter viele Juden. Die Stadt ist berühmt durch den Eifer ihrer alten Fürsten für die griechisch-russische Religion, sowie dadurch, daß 1581 hier auf Veranstaltung des Fürsten Konstantin Basili von O. die berühmte erste altslawische Bibelübersetzung nach einer von Johann Wassiljewitsch aus Moskau geschickten Abschrift gedruckt wurde. Der Fürst Konstantin von O., ein berühmter Heerführer, besiegte zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Tataren u. Moskowiter in mehr als 30 Schlachten. Seine En-

Digitized by Google

kelin, die durch Schönheit ausgezeichnete, unglückliche Helszka (Elisabeth), Fürstin von O., sollte nach dem Willen ihrer Mutter unverheirathet bleiben, wurde aber 1554 von dem Fürsten Sanguszko geraubt und vermählte sich mit ihm. Auch als sie nach der Ermordung ihres Gemahls der polnische König Siegmund August dem Grafen Gorka verlobte, konnte sie den Händen ihrer Mutter nur mit Gewalt entrissen werden. Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls wurde sie wahnsinnig und † frühzeitig. Der Fürst Konstantin Basili von O., einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, fiel in dem Kampfe der Polen gegen die Russen in die Gefangenschaft des Czars Iwan Wassiljewitsch, der ihn vergebens in seine Dienste zu locken suchte. Der polnische König Siegmund erhob ihn zum Großhetman von Litthauen und nach seinem glänzenden Sieg über die Russen bei Orsja 1511 zum Wojwoden von Wilna. Herzog Konstantin von O. war ein eifriger Anhänger des griechisch-christlichen Glaubens, kämpfte mit großer Heftigkeit gegen die Jesuiten u. die Union der griechischen und römischen Kirche, suchte dagegen auf der Synode zu Thorn eine Vereinigung mit den Reformirten in Polen herbeizuführen. In seiner Residenzstadt O. gründete er eine hohe Schule, in welcher vorzüglich die griechische und lateinische Sprache gelehrt wurde, und legte eine Buchdruckerei an, aus welcher die oben erwähnte Bibelübersetzung hervorging. Er † in hohem Alter 1608. Durch die Fürstin Anna Aloiza von O. fanden die Jesuiten Eingang in O. und gründeten hier 1629 ein sehr ansehnliches Kollegium. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Fürsten von O. (1673) mit dem Fürsten Alexander gingen die großen Güter an die Fürsten Sanguszko über, und es wurde daraus ein Großpriorat des Malteserordens mit 6 Komthureien gebildet, das 1798 nach St. Petersburg verlegt ward.

Ostrogoschesk (Ostrogotsche), Kreisstadt in dem europäisch-russischen Gouvernement Woronesh, am Einflusse der Ostrogoska in die Susna, südlich von Woronesh, war früher Hauptort eines slobodischen Regiments u. hieß Rübna, hat Branntweinbrennereien, bedeutenden Handel mit Pferden, Vieh u. Seife, messenartige Märkte für Seidenzeuche, Porzellan und andere Waaren und 5000 Einwohner. Unweit der Stadt befinden sich eine 1769 gegründete deutsche Kolonie.

Ostrolenka, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Plock, am linken Ufer der Narew, fast ganz von Wasser umflossen, hat ein Schloß, eine Bernhardinerkirche, Tuchfabrikation, etwas Schifffahrt u. gegen 2000 Einwohner. Bekannt ist O. durch das Treffen, welches hier am 16. Februar 1807 zwischen dem französischen General Savary und den Russen unter Essen Statt fand, wobei die letzteren den General Suwarow, 1300 Todte, 1200 Verwundete, 2 Fahnen und 7 Kanonen verloren, noch denkwürdiger aber durch die Schlacht am 26. Mai 1831, in welcher Diebitsch einen vollständigen Sieg über den polnischen Obergeneral Skrzynecki davontrug und in der die polnischen Generale Kicki und Kamienski fielen.

Ostromza, Stadt, s. v. a. Strumza.

Ostrow, 1) (Ostrowsk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pskow, auf einer Insel der Wolikaja, hat 2 Kirchen, Handel mit Bauholz, Getreide, Flachs und 1000 Einw.; — 2) Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Plock, Kreis Ostrolenka, in sandiger und waldiger Gegend, mit 2300 Einw.; — 3) Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Podlachien, an der Tsomienica, mitten unter Gewässern, Sümpfen und Wäldern, hat ein Schloß, eine Tuchfabrik und 3000 Einw.

Ostrownoje (Ostrawno), Ort in Sibirien, Gouvernement Jakutsk, auf einer Insel des Anjuiflusses, mit berühmtem Jahrmarkt (Ende Januar und Anfang Februar) zum Handel der Russen mit den Tschuktschen, Jukagiren, Lamuten, Tunguseu und Korjäken, die in großen Karawaneu hier ankommen. Der Ort besteht bloß aus der sogenannten Festung, einer hölzernen Kapelle und 20—30 regellos zerstreuten Hütten. Der Umsatz auf dem Markte beläuft sich im Durchschnitt auf etwa 200,000 Rubel.

Ostrowo, 1) Stadt in der preußischen Provinz und Regierungsbezirk Posen, in einer sandigen und waldigen Gegend am Olabok, dem Fürsten Radziwil gehörig, ist Sitz der Kreisbehörden, hat eine katholische Pfarrkirche, Synagoge und 6000 Einw., darunter über 100 Tuchmachermeister. — 2) Gut in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, an der Netze, bei Filehne, bemerkenswerth durch ein 1852 von Dr. Behelm Schwarzbach eröffnetes ländliches Lehr- und Erziehungsinstitut.

Ostrowski, berühmtes polnisches Geschlecht, das schon im 14. Jahrhundert erwähnt wird. Eristinus O., Kastellan von Krakau, focht als Heerführer Jagello's in der Schlacht bei Tannenberg 1410. Tomasz, Graf O., einer der einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit, 1735 geboren, war zuerst Landbote unter August III. und trat dann unter Stanislaus August in den Senat. Da er sich weigerte, der targowitzer Konföderation beizutreten, verlor er seine Würden und wurde auf seine Güter in der Ukraine verbannt. Erst 1809 trat er wieder hervor, ward Landtagsmarschall und nachher Präsident des Senats, welche Würde er auch nach Errichtung des Königreichs Polen bekleidete. Aus seinen Händen empfingen die Polen ihre Konstitution, bei welcher Gelegenheit er über Denjenigen ein Wehe ausrief, der sie zuerst verletzen werde. Er † 1817. Sein Sohn, Anton Johann, Graf O., 1782 zu Warschau geboren, studirte bis 1800 auf der Universität Leipzig, übernahm dann die Güter seines Vaters, ließ sich aber 1806, als die Franzosen unter Murat in Warschau einzogen, in die französische Ehrengarde aufnehmen. Während des Reichstages von 1809, auf welchem sein Vater als Marschall präsidirte, betrat O. als Landbote seine legislative Laufbahn, auf welcher er sich zur Opposition hielt. Nach dem Ausbruche des Krieges mit Oesterreich wurde er Mitglied der provisorischen Regierung. Er folgte Napoleon nach Dresden, wohnte der Schlacht bei Leipzig bei und wurde gefangen, durfte aber nach Warschau zurückkeh-

Digitized by Google

ren. Nachdem Polen eine Konstitution erhalten hatte, überbrachte er dem Kaiser Alexander, der damals in Paris sich befand, den Dank der polnischen Nation und wurde dann bei der Auseinandersetzung zwischen den Höfen von Berlin, Petersburg und Wien zum polnischen Geschäftsführer ernannt. Nach seines Vaters Tode (1817) zum Senatorkastellan erwählt, ward er als solcher vom Kaiser bestätigt, bildete jedoch eine eben so nachdrückliche als umsichtige Opposition gegen die Willkür des Großfürsten Konstantin. Er kehrte eben von einer Reise durch die Schweiz, Frankreich und Deutschland zurück, als ihn in Leipzig die Nachricht von der polnischen Revolution traf. Sogleich eilte er nach seinem Vaterlande, ward aber durch die preußischen Behörden in Breslau aufgehalten und traf erst am 24. December in Warschau ein. Obgleich vom Diktator zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt, tadelte er doch laut und entschieden dessen Zaudern. Er wurde zum Wojwoden ernannt und nach Bolienow gesandt, um den General Skrzynecki zu einer Schlacht zu bewegen und, im Fall sich dieser weigere, ihn zu entsetzen, welchen schwierigen Auftrag er mit Würde und Kraft vollzog. Als Krukowiecki fast diktatorische Gewalt erhalten, nahm O. seine Entlassung, focht aber am 6. und 7. September als Freiwilliger auf Warschau's Wällen und verließ sie nur, um in der Reichstagsversammlung für Kampf auf Tod und Leben zu stimmen. Nachdem O. als Vorsitzender des Senats die Absetzung Krukowiecki's ausgesprochen, folgte er dem polnischen Heere nach Modlin. Als Vorsitzender bei dem Reichstage zu Zakroczyn sprach O. für Fortsetzung des Kriegs und eröffnete den Plan, über die Weichsel zu gehen und sich in die Woiwodschaft Krakau zu werfen; doch vereitelte ein Gegenbefehl des Oberbefehlshabers Rybinski diesen Vorschlag, und von den Russen eingeengt, wurde auch der entschlossene Theil des Heeres, bei dem sich O. befand, zum Uebertritt auf das preußische Gebiet genöthigt. Im Hauptquartier zu Swiedziebno am 4. Okt. 1831 entwarf O. noch das Manifest an alle Könige und Nationen Europa's und suchte dann ein Asyl in Frankreich, wo er sich seiner unglücklichen Landsleute mit warmer Theilnahme unermüdlich annahm. Sein Vermögen wurde von der russischen Regierung konfiscirt. Sein Bruder, Wladislaus Thomas, den 7. März 1790 in Warschau geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung im väterlichen Hause, kam dann in die Adelsschule und später in das Lyceum seiner Vaterstadt. Als Hauptmann focht er am 19. April 1808 in der Schlacht von Roscyn, zeichnete sich im Feldzuge von 1812 unter dem Marschall Macdonald aus und bildete auf dem Rückzuge die äußerste Nachhut. Nach Bildung des neuen Königreichs Polen gab er den Militärdienst auf und widmete sich gelehrten und wissenschaftlichen Arbeiten. Auf dem Landtage von 1830 erschien er als Landbote von Petrikau, ward beim Ausbruch der Revolution vom 29. Mai in den Ministerrath aufgenommen, schloß mit dem Großfürsten den Vertrag wegen der Räumung Polens von Seiten der Russen, ward nach Konstituirung der gesetzgebenden Versammlung zum Marschall der Landbotenkammer ernannt und trat, als Chłopicki Diktator wurde, als Mitglied in den obersten Nationalrath, in dem er das Departement des öffentlichen Unterrichts erhielt, nahm jedoch, als Chłopicki seine Diktatur niederlegte, den Marschallsstab wieder an. Nach der Eroberung Warschau's folgte er dem polnischen Heere zu Fuß nach Modlin und leitete bis zuletzt die Arbeiten des Landtags. Am 6. September überschritt er die preußische Grenze, um sich nach Krakau zu begeben; doch ward er an den Grenzen Galiziens verhaftet und nach Grätz in Steiermark abgeführt. Wohl nicht aus dieser Familie ist Theodor, Ptarist und Professor im warschauer Konvikte, † in Lemberg 1802. Er schrieb: „Civilrecht des polnischen Volkes" (deutsch, Berlin 1797, 2 Bde.) und gab heraus: „Geschichte und Rechte der polnischen Kirche" (Warschau 1793, 2 Bde.) ꝛc.

Ostrya (Hopfenbuche), Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, mit der bekanntesten Art: O. vulgaris Willd., Carpinus O. L., gemeine Hopfenbuche, Hopfenhainbuche, einem 30 bis 40 Fuß hohen Baum im südlichen Europa, an den Flußufern in Krain, im Littorale, im südlichen Tyrol und in der italienischen Schweiz, der sich kultivirt auch in Parkanlagen in Mitteldeutschland findet. Der Baum ist durch Zähigkeit, Festigkeit, Dauerhaftigkeit seines Holzes und durch seine Schnellwüchsigkeit nützlich und verdient eine allgemeinere Anpflanzung. Er verlangt einen tiefgründigen feuchten Boden in der Ebene oder im hügeligen Gebirge. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen.

Ostrzeszow, Stadt, s. Schildberg.

Ostsachsen, s. v. a. Osthalen; eine Abtheilung der Angelsachsen (s. d.) in England.

Ostsee (Baltisches Meer), der große, mit der Nordsee und dem Kattegat mittelst der Meerengen des Sundes, des großen und kleinen Belts zusammenhängende Meerbusen, der durch die Küsten von Dänemark, Deutschland, Preußen, Rußland und Schweden begrenzt wird, ist 190 bis 200 deutsche Meilen lang, 24—48 breit und umfaßt, mit Inbegriff des finnischen und bothnischen Meerbusens, 7500 □Meilen. Die Gruppe der Alandsinseln scheidet den südlichen Theil der O. vom nördlichen oder dem bothnischen Meerbusen (s. d.), der finnische Meerbusen (s. d.) als östliche Einbuchtung in den russischen Kontinent Finnland von Esthland. Ein dritter Meerbusen ist der rigaische oder livländische. Das kurische, das frische und das pommersche Haff sind nicht sowohl Seebuchten als Süßwasser- oder Mündungsgolfe der Flüsse Niemen, Pregel, Weichsel und Oder. Auch durch den Elder- oder schleswig-holsteinischen Kanal und durch den Göthakanal hängt die O. mit der Nordsee zusammen. Die O. ist weniger tief, als andere, selbst kleinere Meere. Im Allgemeinen beträgt die Tiefe 60 Faden; doch finden sich gegen das südöstliche Ende derselben und ungefähr in ihrer Mitte zwei Stellen von 110 und 115 Faden Tiefe. Von der östlichen Mündung des Sunds bei Bornholm an wechselt die Tiefe von 9—30, bei Stockholm von 15—50 Faden; etwas südlich von Lindo hat sie 60 und bei den Alandinseln

Digitized by Google

wechselt sie von 60—110 Faden. Ebbe und Fluth findet sich merklich in dem Skagerrack, verringert sich aber im Kattegat und wird sehr unbedeutend im Sund und Belt. Indessen treten hier unregelmäßige Veränderungen an der Wasserfläche ein, welche einige Aehnlichkeit mit Ebbe und Fluth haben. Das Wasser steigt meist im Herbst zur Regenzeit und das niedrige Ufer ist dann Ueberschwemmungen ausgesetzt. Im bottnischen Meerbusen fällt gewöhnlich das Wasser bei Nordwinden; dagegen steigt es bei Stockholm unter gleichen Bedingungen. Im Sunde hat man eine obere und untere Strömung bemerkt; die obere ist nördlich nach dem Kattegat, die untere südlich gerichtet. An der nördlichen Seite der Insel Bornholm befindet sich ein Strudel, welcher durch den Lauf einer Strömung über eine Reihe versunkener Felsen entsteht. Das Wasser der O. ist kälter und klarer, aber nicht so salzreich, wie das des Oceans, und wenn Nordwinde wehen, taugt es sogar zum Trinken und Kochen. Der Grad seines Salzgehaltes wechselt in den verschiedenen Theilen nach Jahreszeit und Wind. Nach Bergmann enthält das Wasser an der Südküste von Norwegen, bei dem Eingang in den Skagerrack, $^1/_{30}$—$^1/_{7}$ Salzgewicht, im Kattegat $^1/_{13}$; im baltischen Meere $^1/_{16}$ und im bottnischen Meerbusen $^1/_{60}$—$^1/_{40}$. Die Südwest- und Westwinde vermehren den Salzgehalt, indem sie von dem Ocean Wasser herbeiführen. Die specifische Schwere des Wassers ist nicht immer gleich, sondern wird durch den Wind wesentlich modificirt. Eine auffallende Merkwürdigkeit ist die bedeutende Abnahme des Wassers in der O. Ein Blick auf die Karte von Schweden und Finnland zeigt, daß einst von Holland bis zum weißen Meere fast Alles Wasser war; die Alten haben daher auch wohl mit Recht Skandinavien für eine Insel gehalten. Aber auch im Mittelalter hat man Beweise für die Wasserabnahme der O. So war 1030 von Upsala durch die Kirchspiele Danmark, Loga und Roslagen ein Fahrwasser nach der O. hinaus, welches jetzt verschwunden ist, wodurch die Inseln zu festem Lande geworden sind. Fern vom Meere wächst in vielen sumpfigen Gegenden des südlichen Schwedens Seegras, und ebendaselbst wurden Trümmer von Schiffen gefunden, wie z. B. nordwärts über Wasa ein Rumpf und in einem Moore bei Salstaborg (bei Upsala) ein Kiel von einem großen Schiffe. Die Fjorden, Häfen und Flußmündungen werden jährlich seichter, das Fahrwasser an den schwedischen Küsten wird wegen neuen Grundes und neu hervortretender Klippen immer gefährlicher, man sieht Brücken an völlig trockenen Orten u. findet in den Urkunden andere an Orten erwähnt, wo es solcher nicht bedarf. Städte und Dörfer, welche am Meere angelegt wurden, sind weit davon entfernt, andere haben dem schwindenden Meere nachrücken müssen, wie z. B. Hndwikswall und viele andere Orte, die 40—50 Jahre nach ihrer Erbauung um halbe und ganze Meilen verlegt werden mußten, um wieder das Meer zu gewinnen. Als Tornea gegründet wurde, fuhren große Schiffe bis in die Stadt selbst, jetzt liegt sie auf einer Halbinsel. Die Inseln Engsö und Karö, Aspö und Tesserö sind seit vielen Jahren mit einander vereinigt, andere, wie Loniſö, Pſalmodi und Magdelona, hängen jetzt mit dem festen Lande zusammen ꝛc. Auf diese Thatsachen und andere Bemerkungen gestützt, haben Linné und Celsius geschlossen, daß das Wasser der O. in einem Jahrhundert um 4—5 Fuß oder jährlich ungefähr um einen halben Zoll falle, daß daher nach 2000 Jahren das Meer gänzlich verschwunden seyn werde. Der Skagerrack und der Meerbusen von Norwegen sind den ganzen Winter der Schifffahrt offen, während mehre Theile der O. bei einem geringeren Kältegrad mit Eis bedeckt und gegen Ende Decembers meist die Baien und Meerengen zugefroren sind. In den südlichen Theilen fängt im April das Eis zu brechen an, aber der bottnische und finnische Meerbusen sind oft bis in den Mai zugefroren. Das Eis hindert jährlich 3—4, zuweilen 5 Monate lang die Schifffahrt, die übrigens auch wegen der geringen Tiefe des Wassers, wegen der flachen preußischen und der meist felsigen schwedischen Küsten, vor Allem aber wegen des häufig eintretenden, von heftigen Stürmen begleiteten Wechsels der Winde sehr gefahrvoll ist. Bei stürmischem Wetter findet man an den preußischen und kurländischen Küsten Bernstein, den die Wellen an das Ufer spülen. Es ergießen sich mindestens 250 Flüsse in die O., darunter aus Deutschland: Trave, Warnow, Oder, Rega, Persante ꝛc.; aus Preußen: Weichsel, Pregel und Niemen; aus Rußland: Windau, Düna, Narwa, Newa und Ulea; aus Schweden: Tornea, Lulea, Pitea, Umea, Angermanna- und Dal-Elf, sowie der Abfluß des Mälarsee's und der Wasserzug der Motala. Unter den Inseln der O. sind die bedeutendsten: Seeland, Fünen, Bornholm, Santjöe, Möen, Langeland und Laaland, die zu Dänemark gehören; die schwedischen Gothland, Oeland, Hveen im Sunde; die zu Rußland gehörenden Alandsinseln am Eingange des bottnischen Meerbusens und Dagö nebst Oesel an der livländischen Küste; die preußische Insel Rügen. Die wichtigsten Handelshäfen an der O. sind in Dänemark: Kopenhagen, Flensburg, Schleswig und Kiel; in Deutschland: Travemünde, Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin und Swinemünde, und einige pommersche Häfen; in Preußen Danzig und Weichselmünde, Elbing, Königsberg mit Pillau und Memel; in Rußland: Riga, Reval, Narwa, Kronstadt und Sweaborg; in Schweden: Stockholm, Karlskrona und Hstadt. Vgl. Willkomm, Wanderungen an der Nord- und Ostsee, Leipzig 1850.

Ostseeprovinzen, im weitern Sinne die 5 längs der Ostsee gelegenen Gouvernements Kurland, Livland, Esthland, Ingermanland oder St. Petersburg und Finnland, im engern Sinne nur die drei erstgenannten Provinzen.

Ostsex, s. v. a. Esser.

Osttürken, s. v. a. Turkomanen.

Ost- u. West-Naage, Inseln, s. Lofodden.

Ostuni, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Otranto, nordwestlich von Brindisi, unweit des adriatischen Meeres, von einer zum Theil in Ruinen liegenden Mauer umgeben, mit engen und bergigen Straßen, ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, 6 andere Kirchen

Digitized by Google

und 6000 Einw. In der Umgegend Oliven- und Mandelwälder. Das Castello di Villanuova war einst der Hafen von O.

Osurgeti, Stadt im asiatisch-russischen Königreich Georgien, an der Mündung des Chinos-Zkali in den Fluß Bsubscha, hat eine prächtige, mit reichen Bildern und andern Heiligthümern geschmückte Kirche und war einst Residenz der Guriels (Beherrscher der Provinz Gurien), die seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts unabhängig geworden waren. O. ist meist von Armeniern und Juden bevölkert.

Oswego, Fluß im nordamerikanischen Staat Newyork, durch Vereinigung des Seneca und Oneida River gebildet, mündet nach einem Laufe von 24 Meilen in den Ontariosee bei Oswego. Sein Bett bildet auf einer Strecke den Oswegokanal. An der Mündung befindet sich ein hübscher Hafen. Die Stadt O., auf beiden Ufern des O., an der Mündung desselben in den Ontariosee, 160 englische Meilen westnordwestlich von Albany, 373 Meilen von Washington, ist regelmäßig gebaut und hübsch in 100 Fuß breite Straßen ausgelegt, die sich einander in rechten Winkeln kreuzen. Die zwei Hauptheile der Stadt sind durch eine 700 Fuß lange Brücke, die 6000 Doll. kostete, verbunden. Der treffliche Hafen, nächst Sacketts Harbour der beste auf dem südlichen Ufer des Ontariosees, ist durch zwei Steindämme gegen Stürme gesichert, geräumig, 10—20 Fuß tief. O. hat eine Post, ein Gerichtshaus, Zollhaus, 2 Banken, eine Versicherungsgesellschaft, eine Akademie, ein weibliches Seminar, 7 Kirchen und (1850) 12,199 Einw. Der Handel der Stadt ist sehr bedeutend und wird durch den Oswegokanal unterstützt, der dieselbe mit dem Eriekanal bei Syracuse verbindet; ein großer Theil des Handels zwischen Newyork und dem Westen passirt O. und den Welландkanal in Canada, um die Fälle des Niagara zu umgehen. Posten gehen von hier täglich nach Syracuse und Dampfboote nach Lewiston, Kingston, Canada, Sacketts Harbour, Ogdensburgh und andern Plätzen. Auch als Fabrikort kommt O. immer mehr in die Höhe. Auf dem östlichen Ufer des O., am See, liegt zur Vertheidigung des Hafens Oswego Fort.

Oswestry, Stadt in der englischen Grafschaft Salop oder Shrop, nordwestlich von Shrewsbury, am Ellesmerekanal, mit Stadthaus, Gefängniß, Theater, Baumwollzeuch-, Leinwand- und Wollzeugweberei, lebhaftem Handel und 5000 Einw. Auf einer Anhöhe am Westende der Stadt sind die Ruinen eines uralten Schlosses, von welchen man eine reizende Aussicht genießt.

Oswiecżym (Auschwitz), Stadt in Galizien, Kreis Wadowice, an der Mündung der Sola in die Weichsel, mit Schloß und 2000 Einwohnern. O. war ehemals die Hauptstadt eines gleichnamigen Fürstenthums, das auf einem Flächenraum von 65½ □Meilen 316,000 Einw. zählte. Es gehörte früher zu Krakau, wurde seit 1170 von Miecislaw, Sohn des polnischen Herzogs Kasimir, als Herzogthum und als polnisches Lehn besessen, kam nach dessen Tode an Teschen-Glogau, wurde 1457 an Polen verkauft und 1564 mit Zator zu einem Herzogthume verbunden und unter Vorbehalt der eigenen Gewohnheiten zu Polen geschlagen. Bei der Theilung Polens (1773) kam O. an Oesterreich, und letzteres schloß sich 1818 damit an den deutschen Bund an.

Osymandyas, nach Diodor ein alter ägyptischer König, dessen Grabmal ein in seinen Ruinen noch vorhandenes Gebäude seyn soll, welches von Ramses II., dem Sesostris der Griechen, auf der Westseite des Nils erbaut wurde und zu den schönsten Gebäuden gehörte, deren Trümmer noch erhalten sind. Der Name, der nur eine Variation des Jsmandes bei Strabo ist, beruht auf einem Mißverständniß der Griechen. Bemerkenswerth ist, daß in diesem Grabtempel die älteste Bibliothek aufbewahrt wurde, von der uns berichtet wird.

Oszok, Stadt in Nubien, Provinz Suakim, auf einer Jnsel des arabischen Meerbusens, hat einen guten Hafen, Handel und 8000 Einw., von denen 5000 in der Vorstadt El Seyf (Okêf) wohnen. Die Jnsel selbst ist unfruchtbar.

Otagra, Ohrenzwang, s. Otalgie.

Otaha (Taha), eine der Gesellschaftsinseln, im großen Ocean, nördlich von Ulietea, von Klippen umgeben, ist gebirgig, nicht sehr fruchtbar, hat mehre gute Häfen und Buchten, steht unter mehren von Ulietea abhängigen Häuptlingen.

Otaheiti (Tahiti, Taiti), australische Jnsel in der Südsee, die größte und wichtigste der Gesellschaftsinseln (s. d.), die nach O. auch Tahiti-Archipel heißen, besteht aus zwei großen, durch eine kaum eine Seemeile breite Landenge (Terrawu) zusammenhängenden Halbinseln, von denen die kleinere südliche, ziemlich birnförmig gestaltete Taiarabu (Tiarrabu) oder auch Taiti-iti (Klein-Tahiti), die größere nördliche und kreisförmige Opureonu oder Taiti-nui (Groß-Tahiti) genannt wird und deren Flächenraum 20½ (der von Opureonu etwa 19³/₄, der von Taiarabu 6¼) geographische □Meilen beträgt. O. ist mit einem ziemlich breiten Korallenriff umgeben, mit mehren Oeffnungen zum Einlaufen der Schiffe, mehren Baien und Buchten mit guten Ankerplätzen. Das Land ist vulkanisch und steigt von der Küste gegen die Mitte empor, wo sich die höchste Spitze, der Tobreonu, bis zu 11,500 Fuß erhebt und weitere oder schmälere Thäler Einschnitte in die Gebirgsmasse machen, die in den meisten Gegenden bis auf die höchsten Gipfel mit Bäumen und nutzbaren Gewächsen bedeckt ist. Die Gebirge auf Taiarabu sind schroffer und steiler, wenngleich niedriger, als die auf Opureonu, und enthalten viele vulkanische Produkte. Die zahlreichen Bäche, die sich von den Bergen ekgießen und durch grüne Auen zur See schlängeln, bilden in ihrem obern Lauf schöne Kaskaden und führen klares Wasser, werden aber in der Regenzeit oft sehr reißend, dagegen in der trockenen Jahreszeit sehr seicht. In Kratern erloschener Vulkane befinden sich einige Seen. Klima und Produkte sind die der Gesellschaftsinseln (s. d.) überhaupt. Der Boden in den Thälern ist schwarze, fruchtbare Dammerde, tiefer in den Gebirgen Thon und Mergel, auf Sandstein aufliegend. Vom Fuße

Digitized by Google

der Berge bis zum Strande umgibt die ganze Insel eine Niederung, welche an manchen Stellen ½ Stunde, an andern kaum ¼ Stunde breit ist und auf welcher um die ganze Insel herum die Wohnungen zerstreut liegen. Die Lagune, von welcher die Insel wie von einem ungeheuren Festungsgraben umgeben wird, ist 30 Fuß tief. Im nächstfolgenden, bis Matavai reichenden Bezirke Pari, einem der schönsten der Insel, befindet sich nahe am Meere das Grab des (christlichen) Königs Pomare II. Auf der kleinern Halbinsel Taiarabu ist in dem Bezirke Owahai an der Nordküste der zwar kleine, aber gute Hafen Aitapeha bemerkenswerth, wo Cook auf der 1. und 3. Reise landete und ein zum Theil schon verfallenes Morai mit 15 hölzernen Götzenbildern fand. Die Zahl der Einwohner wird sehr verschieden angegeben. Cook schätzte sie, unstrettig zu hoch, auf 200,000, Georg Forster, Cooks Begleiter, auf 120,000 Seelen; Wilson nahm 1797 für die größere Halbinsel 12,050, für die kleinere 4000, zusammen 16,050 Seelen an. Im J. 1818 ergab eine Zählung die Summe von 8000 Seelen, die auch gegenwärtig noch die der Wahrheit am nächsten kommende zu seyn scheint. Ueber den Nationalcharakter, die frühere Religion, die Sprache, Kleidung, Wohnungen, Nahrung und Beschäftigung der Einwohner, sowie über den gesellschaftlichen Zustand der Insel s. Gesellschaftsinseln. Die jetzige Verfassung ist eine von König Pomare III. gegebene, der englischen nachgebildete Konstitution für die beiden Inseln O. und Eimeo. Danach ist O. in 19 und Eimeo in 8 Bezirke oder Distrikte eingetheilt. Jeder Bezirk sendet 2 auf 3 Jahre gewählte Repräsentanten in die jährlich zu haltende Ständeversammlung (Parlament), welche die gesetzgebende Gewalt besitzt und die aus einer Quantität Kokosnüssen, Kokosöl, Schweinen und Baumwolle bestehenden Steuern für den König (Pomare) und die Missionäre bewilligt und deren Beschlüsse erst durch die Bestätigung des Königs (welcher die vollziehende Gewalt besitzt) Gesetzeskraft erhalten. Auch ein ordentliches gerichtliches Verfahren ist gegenwärtig eingeführt, während sonst der König willkürlich über das Leben seiner Unterthanen entschied. Die Rechtspflege wird von Geschwornengerichten verwaltet. Militär gibt es nicht, außer einer kgl. Leibwache von 50 mit Flinten bewaffneten Insulanern; doch hat die Insel jetzt eine kleine Marine. Die Flagge ist roth, mit einem weißen Stern in einem der obern Winkel. Der Hauptort ist Papeite oder Papeiti mit einem guten Hafen.

Die Insel soll zuerst von dem spanischen Seefahrer Quiros 1606 entdeckt worden seyn, der sie Sagittaria nannte; die erste genauere Kunde verdanken wir dem englischen Schiffskapitän Samuel Wallis, welcher die Insel am 19. Juni 1767 besuchte und Georgs-III.-Insel nannte. Im April 1768 wurde sie von Bougainville gesehen, der sie wegen der Sittenlosigkeit der Weiber Nouvelle Cythère (Neu-Cythere) nannte. Cook, der sie 1769 mit Forster zum ersten Male genauer untersuchte, gab dem ganzen Archipel den Namen Gesellschaftsinseln, die größte Insel aber nannte er O., weil ihm die Einwohner auf seine Frage nach dem Namen der Insel geantwortet hatten: O Taiti! (das ist Taiti!). Seitdem ist der Archipel von vielen Seefahrern (Wilson, Turnbull, Bellinghausen, Duperrey, Kotzebue, Beechey, Dumont d'Urville u. A.) besucht und beschrieben worden. Durch Cooks Bericht, namentlich aber durch Forsters „Reise um die Welt" verbreiteten sich von O. die übertriebensten Vorstellungen; man glaubte in O. und den Gesellschaftsinseln überhaupt das Paradies der uncivilisirten, mithin der unverdorbenen Menschheit gefunden zu haben, womit freilich die Darstellungen der christlichen Missionäre nicht im mindesten übereinstimmen. Im Jahre 1774 nahmen die Spanier förmlich Besitz von den Gesellschaftsinseln. Das Erscheinen der Europäer brachte bald Veränderungen in dem gesellschaftlichen Zustande der Insel hervor. Die schon vorher häufigen bürgerlichen Kriege wurden durch das Uebergewicht, welches einzelne Häuptlinge durch die Freundschaft und den Schutz der Fremden erlangten, vermehrt, und während man in Europa von dem Frieden dieser „glückseligen Inseln" träumte, empfand die Bevölkerung derselben schon schmerzlich die Folgen der Berührung mit der europäischen Civilisation. Vollständig aber wurde der gesellschaftliche Zustand O.'s durch die Ankunft der englischen Missionäre umgewandelt, von denen die ersten durch die londoner Missionsgesellschaft abgeschickt wurden und am 7. März 1797 ans Land stiegen. König der Insel war damals Otu, welcher den seltsamen Titel Pomare (I.), d. i. Nacht des Hustens, angenommen hatte. Der König nahm die Glaubensboten günstig auf und versprach ihnen, daß der Kindermord und die Menschenopfer abgestellt werden sollten, hielt aber so wenig Wort, daß er später seine eigenen Kinder ermorden ließ und die gröblichsten Mißhandlungen der Missionäre duldete. Besser wurden die Aussichten, als Pomare II. 1803 den Thron bestieg. Derselbe trat 1812 zum Christenthum über, und auch der Oberpriester von Eimeo nahm dasselbe an und verbrannte die Götzenbilder öffentlich auf einem Scheiterhaufen. Der König ergab sich jedoch ganz dem Laster der Trunksucht, das übrigens schon seit lange die ganze Bevölkerung zu beherrschen angefangen hatte. So verfiel das Volk bald in einen Zustand beklagenswerther Robheit. Indessen kam es zwischen den heidnisch gebliebenen und den christlichen Otaheitiern zum blutigen Kampfe, in welchem die ersteren endlich unterlagen. Nun erst gewann das Christenthum feste Wurzel. Ueberall wurden die Götterbilder zerstört und erhoben sich Kirchen und Kapellen. Die Vielweiberei, der Kindermord und die Bereitung geistiger Getränke wurden verboten, die Schulen füllten sich, und der Bedarf an Büchern in tahitischer Sprache wurde so groß, daß einheimische Setzer und Buchdrucker gebildet werden mußten. Im J. 1816 war der ganze Archipel zum Christenthum bekehrt, und die Anzahl der Eingebornen, welche lesen und schreiben konnten, belief sich bereits auf 3000. Im J. 1818 bildeten die Missionäre sogar eine Missionshülfsgesellschaft für andere Heiden, an deren Spitze der König sich selbst stellte. Außer einer 1819 erbauten kolossalen Kirche zählte man 1822 auf O. schon 66 und auf

Digitized by Google

Eimeo 16 Kirchen und Kapellen. Schon 1818 war das vom Missionär Nott entworfene erste tahitische Gesetzbuch eingeführt worden. Da Pomare II. am 30. Nov. 1821 einen erst 18 Monate alten Sohn, Pomare III., hinterließ, sahen sich die Missionäre gewissermaßen gezwungen, wenn sie die Fortschritte der Bildung nicht gefährden wollten, selbst das Staatsruder zu ergreifen; 1824 brachten sie es dahin, daß trotz der zunehmenden Unruhen Pomare III. als König anerkannt wurde. Bei dieser Gelegenheit fand eine Umarbeitung des Gesetzbuches Statt, und O. erhielt eine Art von Konstitution, indem an der Stelle der bisherigen absoluten Monarchie eine Repräsentativverfassung eingeführt wurde. Der junge König wurde in die von den Missionären 1824 gegründete Akademie der Südsee gebracht, starb aber schon am 11. Januar 1827, worauf die Missionäre, den alten Staatsgesetzen entgegen, die 16jährige Schwester des Königs, Aimata (Amatea), die einen jungen Häuptling geheirathet hatte, als Pomare Wahine I. auf den Thron erhoben. Während sich aber auf diese Weise auf O. und den benachbarten Inseln ein völlig christlicher Staat ausgebildet hatte, verkümmerte das Volk und war in beständiger Abnahme begriffen. Im J. 1825 kam die Regierung von O. zum ersten Male in Kollision mit einer europäischen Macht. Die Regentin Aritpaia hatte die von fremden Schiffen an den Küsten des Archipels stark betriebene Perlenmuschelfischerei mit einer Abgabe belegt. Als nun bald darauf der Kapitän einer englischen Brigg sich über die Entrichtung dieser Abgabe nicht ausweisen konnte, ward die Brigg von einem Haufen Eingeborener überfallen und ausgeplündert. Der seit einiger Zeit eingesetzte englische Konsul erhielt auf seine Beschwerde keine Genugthuung, und erst später gelang es einem britischen Kriegsschiff, durch ernste Demonstrationen die Zurückgabe der geraubten Sachen und die Aufhebung der Abgabe zu erzwingen. Noch ernstere Verwickelungen traten ein, als, durch einen belgischen Kaufmann, Moerenhout, der sich 1829 auf O. niedergelassen, viele Europäer nach der Insel gezogen und sich unter den einheimischen Häuptlingen eine Menge von Verbindungen zu verschaffen gewußt hatten, veranlaßt, französisch-katholische Missionäre auf O. Fuß zu gewinnen suchten. Die Königin ließ die letzteren gewaltsam vertreiben, worauf die französische Regierung sich für beleidigt erklärte und den Kapitän Dupetit-Thouars beauftragte, Genugthuung und zugleich Entschädigung für die vertriebenen Missionäre zu verlangen. Die Königin mußte nachgeben und außerdem einen Vertrag unterzeichnen, in welchem sie die Franzosen den am meisten begünstigten Ausländern gleichzustellen versprach. Die nächste Folge war die Ansiedelung katholischer Priester auf der Insel. Moerenhout brachte es dahin, daß fünf Häuptlinge im September 1842 eine Urkunde unterzeichneten, in der sie um das Protektorat Frankreichs baten. Dupetit-Thouars erschien am 1. September 1842 mit der Fregatte „Reine Blanche" vor Papeiti, führte Beschwerde, daß die Königin die bestehenden Verträge verletzt habe, und verlangte als Ersatz für angebliche Verluste der katholischen Glaubensboten die Summe von 15,000 Thalern, die binnen 24 Stunden bezahlt werden sollte. Da es unmöglich war, dieses Geld auf der Insel aufzubringen, setzte Dupetit-Thouars eine provisorische Regierung ein, zu deren Mitgliedern zwei französische Seeoffiziere und Moerenhout ernannt wurden. Der englische Konsul Pritchard kehrte eben von einer Reise nach London mit dem Versprechen der britischen Regierung, daß man O. stets schützen werde, mit einer Fahne für die Königin und mit Geldmitteln für die protestantische Mission zurück, als er die Nachricht von den Vorgängen auf der Insel erhielt. Er wendete sich nun an den Befehlshaber der englischen Station in der Südsee und erhielt von diesem ein Kriegsschiff, mit welchem er nach O. segelte, wo die Ereignisse sofort eine für England günstige Wendung nahmen. Als aber 1843 die Erklärung des Königs der Franzosen anlangte, daß er das Protektorat von O. annehme, und zugleich auch die Nachricht einlief, daß England dasselbe anerkenne, zogen sich die englischen Behörden, die bis dahin eine unumschränkte Herrschaft ausgeübt hatten, zurück, und Admiral Dupetit-Thouars vollzog am 1. Nov. 1843 den Protektoratsvertrag. Indeß glaubte Pritchard doch den Kampf nicht aufgeben zu dürfen. Er machte der Königin glauben, daß Frankreich als Protektor einzig und allein die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten habe, während sie selbst die inneren Verhältnisse nach wie vor ordnen müsse, und überredete sie, als Zeichen ihrer Souveränetät eine Fahne mit einer geschlossenen Krone aufzuziehen. Dupetit-Thouars ließ jedoch die Fahne abnehmen, erklärte die Königin der Regierung für verlustig u. setzte eine neue provisorische Regierung ein. Als Pritchard darauf seine Bemühungen noch immer fortsetzte, nahm man ihn gefangen und führte ihn auf einem französischen Schiffe von der Insel weg. Dieses gewaltthätige Verfahren erregte in O. einen Aufstand der Eingeborenen, der sich bald über den größten Theil der Insel verbreitete; in England aber erscholl auf die Nachricht, daß einem Bevollmächtigten der Regierung ein Schimpf widerfahren, lauter Kriegsruf gegen Frankreich, und Peel erklärte öffentlich im Parlament das Verfahren der französischen Regierung für eine grobe Beleidigung. Der Zwiespalt endigte damit, daß die Nachgiebigkeit der französischen Regierung zu einer Ausgleichung führte, indem Ludwig Philipp (1844) sich dazu verstand, den Admiral Dupetit-Thouars zurückzurufen und Pritchard zu entschädigen, wogegen die britische Regierung versprach, Pritchard nicht mehr nach O. senden zu wollen. Die Königin Pomare ward, vorbehaltlich des französischen Protektorats, in ihre Rechte wieder eingesetzt. Die Insel selbst war indeß dadurch nicht beruhigt. Der neue Gouverneur Bruat vermochte kein besseres Vernehmen mit den gegen die Franzosen aufgestandenen Eingeborenen herzustellen, und auch die Königin Pomare, die sich gleich anfangs auf die Insel Eimeo zurückgezogen hatte, verharrte in ihrem Widerstande. Auf den Inseln unter dem Winde, in Huaheine, Borabora und Raiatea, hatten die Eingeborenen unbestritten die Oberhand, versammelten daselbst die Mißvergnügten aus dem ganzen Archipel und

Digitized by Google

eröffneten den französischen Flüchtlingen eine Zufluchtsstätte. Der Gouverneur Bruat erklärte deshalb (1845) die Insel Raiatea in Belagerungszustand; und von Frankreich aus wurden Verstärkungen nach der Südsee beordert. Auf der Hauptinsel hob Bruat zwar am 8. Mai 1845 das am 2. März 1844 verkündete Kriegsgesetz wieder auf, und die Haltung der Eingeborenen war weniger feindselig; dieselben nahmen jedoch noch immer eine drohende Stellung ein und führten gegen die Streifzüge der französischen Soldaten und Gensd'armen eine Art Guerillakrieg. Das unter französischer Leitung am 2. Mai 1845 eröffnete Parlament erließ den einmüthigen Beschluß, daß alle seine Beschlüsse der Genehmigung des französischen Gouverneurs unterworfen und Pomare's Name bei amtlichen Ausfertigungen durch den Namen des Königs der Franzosen und des Regenten Paraita ersetzt werden solle, hob demnächst die früheren Gesetze über fremde Spirituosen, über die Tänze der Eingeborenen, über die Ehen zwischen Weißen und Eingeborenen, sowie das bisherige Gesetz über die Veräußerung und Verpachtung von Gütern auf und verbot Konkubinat und Ehebruch bei harter Strafe. Durch Bestechung erlangten die Franzosen endlich am 17. Dec. 1846 das Fort Fataihna, welches bisher widerstanden hatte, u. dadurch die Unterwerfung der Bevölkerung. Unter solchen Umständen nahm auch die Königin Pomare am 6. Febr. 1847 das französische Protektorat an und kehrte nach langer Weigerung nach Papeiti zurück. Am 19. Juni 1847 wurde zwischen Frankreich, England u. der Königin von O. eine Uebereinkunft abgeschlossen, nach welcher die Inseln Huaheine, Raiatea und Borabora einem Schutzverhältniß zu einer fremden Macht nicht unterworfen werden sollen. Im Jahre 1852 brach auf den Inseln eine Revolution aus, in welcher die Königin vertrieben und die Republik ausgerufen wurde. Durch französische Vermittelung erhielt sie zwar den Thron zurück, dankte aber im Mai 1852 zu Gunsten ihrer Kinder ab, von denen ihr ältester Sohn König von Raiatea, der jüngere König von Huaheine, ihre Tochter Königin von Borabora werden und letztere den Prinzen Kamehamea heirathen sollte. Vgl. H. Lutteroth, Hist. et conquête d'O.-Taiti, Paris 1843, deutsch von Theod. Bruns, Berl. 1843; Vincendon-Dumoulin und C. Desgraz, Iles Taiti, Paris 1844; Karte der Insel O., Weim. 1800.

Otalgie (v. Griech.), der rein nervöse Ohrenschmerz (Neuralgia acustica s. auricularis), welcher in seinem höchsten Grade auch Ohrenzwang genannt wird, eine Krankheit der gesteigerten Sensibilität des Ohres unter Verminderung des Hörvermögens, die ihren Sitz in den Empfindungsnerven der Paukenhöhle hat und entweder ursprünglich, oder aus andern Neuralgien, z. B. dem Kopf-, Gesichtsschmerz u. dergl., in die sie auch zuweilen übergeht, entsteht. Sie äußert sich durch einen drückenden, reißenden, stechenden Schmerz im Ohre, welcher paroxysmenweise plötzlich erscheint, mit einem Male verschwindet, oder in einen andern Theil des Kopfes wandert. Während des Schmerzanfalles hat der Kranke ein Brausen, Sausen, Klingen in dem leidenden Ohre, ist etwas schwerhörig und gegen Geräusche empfindlich. Bei sehr heftigem Schmerze verbreitet sich derselbe zuweilen durch Ausstrahlung in die Nervenfäden, die in das Gesicht und die übrigen Kopftheile gehen; dann röthen sich wohl auch die Augen und sind lichtscheu und schmerzhaft, es entsteht heftiges Stechen in Schläfen u. Wangen, Schwere in der Zunge, Zuckungen in den Gesichtsmuskeln und Augenlidern. Unter die individuellen Prädispositionen gehört besonders die nervöse Körperkonstitution, weshalb auch reizbare, an Hysterie, Hypochondrie, Gicht und Rheumatismus leidende Personen vorzugsweise davon ergriffen werden. Gelegenheitsursachen sind: Erkältung, Kopferschütterungen, schneller Wechsel der Temperatur, Naßwerden der Füße, Unterdrückung gewohnter Sekretionen, gastrische Reize, verschiedene Dyskrasien u. dergl. Die Krankheit verliert sich häufig und zwar plötzlich von selbst, kann aber auch zuweilen sehr lange dauern, in Gefühllosigkeit des Ohrs übergehen, der sich immer ein sehr bedeutender Grad von Harthörigkeit und zuweilen auch ein geschwächter Zustand der Hirnfunktionen zugesellt; oder sie kann durch Störung der Verdauung und des Schlafes bei sich oft wiederholenden Schmerzanfällen die Nutrition des Gesammtorganismus bis zur Tabes herabbringen. Die Behandlung besteht in der Beseitigung oder Entkräftung der Ursachen, oder wo diese nicht bald genug oder gar nicht erkannt werden, in der Milderung und Stillung des Schmerzes auf indirekte Weise. Nach Itard soll man den Kopf mit warmem Wasser länger als ¼ Stunde waschen und hernach die Haare mit einem sehr heißen Flanellappen so lange reiben, bis sie wieder trocken sind, worauf der Kopf mit einem warmen wollenen Tuche umwickelt, oder mit einer Mütze von Wachstaffet bedeckt wird. Bei Individuen mit langem Haare soll man auf die Ohren u. Schläfegegend warme Kataplasmen legen. Nach diesen Mitteln muß eine reichliche Transpiration erfolgen, worauf der Schmerz verschwindet. Auch wendet man Hautreize, Sinapismen, Vesikantien, heiße Wasserdämpfe auf den Zitzenfortsatz an; ferner Kampher, Bilsenkrautöl, Kajeputöl, Tabakrauch, frisch ausgepreßten Saft der Gartenraute, den man in den äußern Gehörgang bringt, oder ein warmes, mit Kümmel, Anis, Fenchel ꝛc. durchknetetes Brod, mit warmgemachtem Branntwein durchnetzt, äußerlich aufs Ohr gelegt. Reichen diese Lokalmittel nicht aus, so gibt man innerlich beruhigende Mittel, wie Opium, Morphium, Stramonium ꝛc. Ein kräftiges Brechmittel thut oft die besten Dienste. Bei intermittirenden O. en passen China, schwefelsaures Chinin, kohlensaures Eisen, Baldrian, Colchicum ꝛc., die Anwendung des Magnetismus, der Elektricität und des Galvanismus.

Otanthera, Pflanzengattung aus der Familie der Melastomaceen, mit der einzigen Art: O. moluccana Bl., Melastoma moluccanum Dec., niedriger Strauch auf den Molukken, dessen Wurzel daselbst gebraucht wird, um Fehlgeburten zu verhüten. Die säuerlich süßen eßbaren Beeren sollen das Harnen der Kinder in die Betten abwenden.

Digitized by Google

Otanthus, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit der einzigen Art: O. maritimus Lk., Athanasia maritima L., ausdauernde zierliche, ganz mit weißem Filz bedeckte Pflanze an den Küsten des mittelländischen Meeres, mit goldgelben Blüthenkörbchen. Die Blätter riechen, wenn man sie reibt, gewürzhaft u. schmecken etwas herb und bitter. Sie ist sehr wahrscheinlich das Gnaphalion des Dioscorides und wurde, wie noch jetzt in Südeuropa, schon in den ältesten Zeiten gegen Unterleibskrankheiten angewendet. Im Orient ist sie auch bei Nieren- und Blasenkrankheiten im Gebrauche.

Otavalo (Otabala), Stadt in der südamerikanischen Republik Ecuador, nordöstlich von Quito, in einer fruchtbaren Gegend, umweit der Andenspitze Cayambe Uru, mit Hornvieh-, Pferde- und Schafzucht, Getreide- und Zuckerrohrbau, Baumwollenweberei, Handel mit Butter u. Käse u. 15,000 Einwohnern, durch Schönheit ausgezeichnet.

Otawhi-Insel, s. v. a. Pola.

Otdia, australische Inselgruppe mit der gleichnamigen Hauptinsel, zum Mulgrave's-Archipel, Kette Radak, gehörig, wenig bevölkert, liefert Palmen, Pandanus ꝛc. Die Gruppe ist 30 Meilen lang und über 10 Meilen breit und besteht aus 65 Inseln, welche auf dem eine Lagune umschließenden Riff liegen. An der Südwestspitze liegt die Insel Egmebio, an der Ostspitze O., auf dem Nordende Ormed und am Westende die Stegentinsel. Jede Insel steht unter einem Häuptling.

O tempora, o mores! (lat.), o Zeiten, o Sitten!

Otfried, Benediktinermönch, Verfasser einer zu den ältesten und wichtigsten deutschen Sprachdenkmälern gehörigen poetischen Evangelienharmonie, wahrscheinlich aus Franken gebürtig, war ein Schüler des Hrabanus Maurus, ging dann mit zwei seiner Mitschüler, Hartmuat und Werinbraht, nach St. Gallen, lernte hier Salomon von Konstanz (839—871), den er seinen Erzieher und Meister nennt, sowie Notker Balbulus u. A. kennen, mit denen er später in Briefwechsel blieb. Von St. Gallen kam O. als Benediktinermönch in das Kloster Weißenburg am Mittelrhein und schrieb daselbst, wahrscheinlich zwischen 865—868, das oben erwähnte Gedicht in 5 Büchern unter dem Titel „Liber evangeliorum domini gratia theodisce conscriptus". Beigefügt sind demselben drei akrostichische Widmungsgedichte an Hartmuat und Werinbraht, welchen er das erste Buch, an Salomon von Konstanz, dem er das 5. Buch abgesondert zusandte, und an König Ludwig den Deutschen, dem er das Ganze dedicirte; eine lateinische Vorrede ist an den Erzbischof Liutbert von Mainz gerichtet. O. hatte bei Abfassung seines Werks die Absicht, der Vorliebe seiner Landsleute zum weltlichen Volksgesang entgegenzuwirken und eine Art Volksepos christlich erbaulichen Inhalts zu liefern. Ist auch das Gedicht, das keineswegs als Erzeugniß einer ächten, frischen, lebenskräftigen Volkspoesie hervortritt und in dieser Beziehung dem altsächsischen Heliand, in dem derselbe Stoff behandelt ist, weit nachsteht, von geringer Wichtigkeit, so hat es dagegen als Quelle für die Kenntniß der althochdeutschen Sprache und Metrik, Orthographie u. Grammatik, auf welche O. seine besondere Aufmerksamkeit richtete, große Bedeutung. Die Grundlage des deutschen Verses, der auf vier Hauptton[s]ylben ruhende Rhythmus, ist in O.s Evangelienharmonie gebliebe[n], die Alliteration aber, bis auf einige geringe Spuren, in Wegfall gekommen und durch einen ziemlich losen, oft nur assonirenden Reim, der stets je 2 Halbverse verbindet, ersetzt worden. Für das Lexikon und die Grammatik des Althochdeutschen gibt O.s Gedicht vor Allem eine sichere Grundlage. Es existiren von demselben zwei prachtvolle Handschriften zu Heidelberg und Wien, außerdem noch zwei ungenauere und unvollständigere zu München und Wolfenbüttel. Nach der Heidelberger, welche von dem augsburger Arzte Achilles Pirminius Gassar in der fuggerschen Bibliothek entdeckt wurde, ist die älteste sehr fehlerhafte Ausgabe von Matthias Flacius zu Basel 1571 besorgt worden. Nicht viel besser ist die Ausgabe in Joh. Schilters „Thesaurus antiquitatum teutonicarum" (1. Bd., Ulm 1726), mit Anmerkungen von Schilter und Scherz. Die beste Ausgabe lieferte E. G. Graff unter dem Titel: „Krist, das älteste von O. im 9. Jahrhundert verfaßte hochdeutsche Gedicht" (Königsberg 1831). Vgl. Hoffmann von Fallersleben, Bruchstücke von O., nebst andern deutschen Sprachdenkmalen, Berlin 1821.

Othin, s. v. a. Odin.

Othman, s. v. a. Osman, s. Khalif.

Othmankail (Othmankali), Volksstamm in Afghanistan, Provinz Laghman, zu den Berduranern gehörig, 10,000 Familien stark, stehen unter einem Khan, wohnen in Dörfern u. treiben Ackerbau.

Otho, Marcus Salvius, römischer Kaiser, geboren 32 n. Chr. aus angesehenem, ursprünglich aus Etrurien stammendem Geschlechte, war anfangs Nero's Vertrauter und Genosse seiner Schwelgereien, bis 58 der Kaiser ihn als Statthalter nach Lusitanien schickte, um ungestörter die Gunst von O.'s Gemahlin, der Poppäa Sabina, zu genießen. O. verwaltete die ihm übertragene Provinz gewissenhaft, uneigennützig und human und versöhnte dadurch den Hab der Nero und dessen Anhängern feindlich gesinnten Partei. Als Galba sich 68 gegen Nero empörte, war O. der Erste, welcher zu ihm übertrat und ihm große Dienste leistete. Da jedoch Galba den Piso zu seinem Nachfolger wählte, gewann O. einen großen Theil der Prätorianer für sich und ließ sich am 15. Januar 69 von diesen zum Kaiser ausrufen. An demselben Tage wurde Galba ermordet, und nun huldigten auch Senat und Volk dem neuen Kaiser. Indessen aber hatten die Legionen in Germanien ihren Anführer Vitellius zum Kaiser ausgerufen; zwei bedeutende Heere zogen gegen Italien, während die beiden Gegenkaiser mit einander in Unterhandlung traten. Da diese zu keiner Vereinigung führten, so sah sich O. genöthigt, gegen Vitellius ins Feld zu ziehen. An manchen Orten in Oberitalien errangen die Soldaten O.s kleinere Vortheile; bei Cremona aber erlitten dieselben eine entscheidende Niederlage, worauf sich O., um den Staat vor

Digitized by Google

blutigem Bürgerkriege zu bewahren, am 20. April 69 den Tod gab.

Ot'homi (Otomiden), Indianerstamm in den mexikanischen Staaten Mechoacan u. Guaranato, im nördlichen Theil des Plateau's von Anahuac und in den anstoßenden Gebirgen, wo sie einen Landstrich einnehmen, der sich 6—7 geogr. Meilen von der Stadt Meriko aus erstreckt. Ihre bedeutendsten Städte waren ehemals Tollan (Tolyan) und Xilotepec (Khllotepec), welches letztere auch noch jetzt ihre Hauptstadt ist. Ein anderer Theil der O. besaß das fruchtbare Thal von Tolokan, südwestlich von Meriko, gemeinsam mit den Matlasinches, u. die übrigen, welche ihr Wanderleben nie aufgegeben zu haben scheinen, lebten mit den wandernden Familien der Cicimeches von dem Ertrag der Jagd. Der Name O., wie sie sich selbst nennen, bedeutet die Ruhelosen, während sie die Sprache, welche sie reden (Ot'homisprache), Hyanghyung oder die Sprache der Seßhaften nennen. Dieselbe ist unter den 35 in Mexiko gesprochenen Sprachen die eigenthümlichste und wahrscheinlich die älteste, die mit den benachbarten Sprachen nichts, als die Konjugation der Zeitwörter gemein hat und wesentlich einfachig ist. In ihrem grammatischen Bau ist die Ot'homisprache noch einfacher, als das Chinesische. Beugungen hat sie nicht und nur 15 oder 16 unbedeutende Partikeln; Stellung und Zusammenhang entscheiden, ob ein Wort als Verbum, Substantivum, Adjectivum oder Adverbium zu betrachten ist. Grammatiken hat man von Neve y Molina (Meriko 1767) und von E. S. B. Piccolomini (Rom 1841).

Othonna, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Kräuter und Halbsträucher, meist am Kap, von denen mehre als Zierpflanzen vorkommen, z. B. O. arboreascens *L.*, baumartige O., strauchartig, mit gelben Blumen mit 5 Strahlenblüthchen, welche fast doppelt so lang sind als der Kelch.

Otia (lat.), Mußestunden, Nebenstunden.

Otia dant vitia (lat.), Sprüchwort: Müssiggang ist aller Laster Anfang.

Otiatrie (v. Gr.), Ohrenheilkunde; daher Otiatros, Ohrenarzt.

Otica (sc. remedia, lat.), Ohrmittel, Mittel gegen Ohrenkrankheiten.

Otitis (gr.), Ohrenentzündung.

Otium (lat.), Ruhe, Muße.

Otnit, altdeutsches Epos, welches die Geschichte O.s des Jüngern behandelt, ist im Hildebrandston (Versmaß des Nibelungenliedes) abgefaßt und enthält etwa 2272 Verse in 7 Abenteuern. Nach einer heidelberger Handschrift wurde es von F. J. Mone (Berlin 1821), dann von Ettmüller (Zürich 1838) herausgegeben, nachdem bereits früher einzelne Partien erschienen waren. Mit diesem Gedichte hebt auch das Heldenbuch an, doch hat dasselbe in der 9reimigen Umarbeitung, in der es die alten Ausgaben des Heldenbuches enthalten, sehr verloren, was noch mehr in der 8reimigen Bearbeitung und Abkürzung im Heldenbuche Kaspars von der Rön der Fall ist. Auch in der alten Uebersicht der Sagen des Heldenbuches in ungebundener Rede ist die Sage von O. in wenig abweichender Weise behandelt worden. Mit dem Gedicht O. hängt das Heldenlied Hug- und Wolfdietrich zusammen.

Otolithen (v. Gr.), Ohrsteine, unorganische Produkte, die bei allen Thierklassen, welche überhaupt mit einem Gehörorgan begabt sind, wie bei dem Menschen, im inneren Ohre (s. Ohr) vorkommen, bestehen größtentheils aus kohlensaurem Kalk und sind von verschiedener Gestalt, Bildung und Größe, Ohrkrystalle, Ohrsand, Ohrkalk ꝛc. Sie sollen dazu dienen, bei den durch die Schallwellen entstehenden Schwingungen des Labyrinthwassers den Nerven auf eigenthümliche Weise zu reizen.

Otoskop (v. Griech.), Ohrspiegel (s. d.).

Otranto (Terra di O. oder di Lecce), Provinz im Königreich Neapel, ein Theil Apuliens, bildet eine breite Landzunge zwischen dem Busen von Tarento und dem adriatischen Meere, die im Südosten in das Kap Leuca ausläuft, grenzt im Nordwesten an die Provinz Terra di Bari, im Westen an die Provinz Basilica, im Süden an den Meerbusen von Tarento, im Südosten an das jonische Meer, im Osten an die Meerenge von O. und im Nordosten an das adriatische Meer und hat einen Flächenraum von 135 geogr. □Meilen mit (1856) 431,949 Einwohnern, meist Katholiken, unter denen sich indeß 40,000 Arnauten und Griechen mit eigenthümlicher Sprache befinden. Der Apennin durchzieht die Provinz der Länge nach; mehre Küstenflüßchen (Sibro, Lieto, Galeso) und einige Seen bewässern sie. Das Klima ist mild, doch mitunter zu trocken, der Boden sehr fruchtbar an Getreide, Baumwolle, Tabak, Süßholz, Wein (von Lecce), Oel, Südfrüchten ꝛc.; in den Gebirgen finden sich vorzügliche Weiden. Außer dem Feldbau treiben die Einwohner Viehzucht (Pferde, Maulesel, Schafe mit vorzüglicher Wolle, Rindvieh), Fischerei, Bienenzucht, Industrie (Gewebe aus Baumwolle und Nesseln) und ziemlich lebhaften Handel zu Land und zur See mit den Natur- und Industrieprodukten. An der Küste, die hier zum Schutze gegen die afrikanischen Seeräuber mit zahlreichen Thürmen besetzt ist, sind die Häfen Brindisi, O., Gallipoli u. Tarento. Hauptstadt ist Lecce. Die Stadt O., eine verfallene Festung mit kleinem Kastell aus dem 16. Jahrhundert, auf einem ins adriatische Meer vorspringenden Felsen, am Capo di O., wo sich das adriatische vom jonischen Meer scheidet, und der Meerenge von O., welche das adriatische und das jonische Meer verbindet, ist alterthümlich und schlecht gebaut, Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, an welcher sich ein antiker Thierkreis abgebildet finden, 4 Klöster und 5500 Einwohner, die sehr gutes Oel und treffliche Feigen bauen und einen nicht unbedeutenden, durch einen kleinen Hafen unterstützten Handel mit Getreide, Früchten, Pferden und vorzüglich mit Oel treiben. O. ist das Hydruntum (Hydrus) der Alten. Hier 811 Seeschlacht zwischen den (siegenden) Venetianern und den Arabern.

Otranto, Herzog von, s. Fouché.

Otricoli, Marktflecken im Kirchenstaat, Delegation Rieti (Spoleto), südwestlich von Spo-

Digitized by Google

leto, an der Tiber, mit 1800 Einwohnern. In der Nähe Ruinen des alten Orticulum, Fundort vieler Alterthümer. Hier 1799 Sieg der Franzosen über die Neapolitaner.

Ottava rima (ital.), Oktave, das heroische Versmaß der Italiener, eine achtzeilige Stanze, deren ursprünglich nur elfsylbige Verse mit trochäischem Ausgange (endecasyllabi piani) stets so verschlungen sind, daß der 1., 3. und 5., dann der 2., 4. und 6., endlich der 7. und 8. auf einander reimen. In dieser einfachsten und reinsten rhythmischen Bewegung findet sich die Strophe bei den Italienern in allen größern epischen Gedichten ernsten und erhabenen Inhalts, wird jedoch auch in kleinern, indessen meist nur erzählenden oder darstellenden Dichtungen angewendet. Wenn sich auch dramatische Dichter, wie Angelo Poliziano im „Orfeo", Michel Angelo Buonarotti der Jüngere in der „Tancia" dieser metrischen Form bedienten, so ist dies nur als Mißgriff anzusehen. In der epischen Poesie pflegt eine größere Anzahl Ottaven einen Canto zu bilden und aus mehren Canti das ganze Gedicht zu bestehen. Dabei gilt das Gesetz, daß mit jeder Ottave der Sinn zu einem gewissen Abschluß komme, dagegen innerhalb einer jeden in den 6 ersten Versen gewissermaßen die unruhige Beweglichkeit des Gedankens, in den beiden letzten Beruhigung und Versöhnung der Gegensätze ausgedrückt werde; diese letzten werden daher auch la chiave (Schlüssel) oder la schiusa (Schluß) genannt. Als eine Abartung, wie sie sich in heiteren, komischen, oder weniger gefeilten Gedichten findet, ist die Einmischung 10sylbiger Verse mit jambischem Ausgange (endecasyllabi tronchi) oder 12sylbiger mit daktylischem Ausgange (endecasyllabi sdruccioli) zu betrachten, wobei indessen die ältern und bessern Dichter wenigstens die Schlußverse stets rein erhalten. Die Erfindung der O. r. wird von Bembo den ältern Sicilianern zugeschrieben, in der schönen harmonischen Form aber, in welcher wir sie bei Ariosto, Tasso ꝛc. finden, kommt sie zuerst bei Boccaccio vor, der in ihr sein romantisches Heldengedicht „La Teseide" geschrieben hat und deshalb gewöhnlich für ihren Erfinder gilt. Die Ottave hat auch als jambische Versart in der deutschen Poesie Eingang gefunden.

Ottavo (ital.), Handelsgewicht im Königreich Sardinien; Goldprobirgewicht in mehren italienischen Staaten.

Ottawa, 1) (Uttawas), Fluß in Canada, einer der bedeutendsten Nebenflüsse des St. Lorenzo, entsteht im See Temiscaming, erweitert sich auf seinem anfangs südwestlichen, dann südöstlichen Laufe zu dem prächtigen Katzensee, bildet hierauf 1½ Stunden lange Stromschnellen (Chat Rapids), bis sich seine Gewässer plötzlich über die Fälle der Chats hinabstürzen, die eine krumme Linie durch den von waldigen Inseln getheilten Fluß machen. Weiterhin bildet er den Chaudièrese, stürzt in Stromschnellen bis zu den Chaudièrefällen, oberhalb deren der O. eine Breite von 1500 Fuß erreicht. Ueber die Wasserfälle sind die berühmten Brücken (Union Bridges) erbaut, welche Ober- und Untercanada mit einander verbinden u. sowohl als Werke der Kunst, wie durch ihre großartige Umgebung Erstaunen erregen. Unterhalb der Chaudièrefälle u. der Unionbrücken ist der O. auf einer Strecke von 13 Meilen für Dampfboote schiffbar. Dann aber beginnt der wilde Fall Long-Sault, unterhalb dessen der Fluß unbeschiffbar ist, bis er sich zu einem Gebirgsee, Lake of the two Mountains, erweitert und sich endlich in der Gegend von Montreal mit dem St. Lorenzo vereinigt, dessen bläulich grüne Farbe sehr gegen die schwarze des O. absticht. Der O. empfängt mehre bedeutende Zuflüsse, und sein Lauf hat eine Länge von 75 Meilen.

2) Stadt in Canada, liegt an der Mündung des Rideauflusses in den Ottawa, 87 englische Meilen von der Vereinigung des letztern mit dem St. Lorenzo, 126 Meilen von Montreal, 296 von Quebec, 95 von Kingston, 450 von Newyork und 485 von Boston. Der Kanal trennt den obern Theil der Stadt von dem untern und wird durch 8 prächtige steinerne Schleußen in den Ottawa geleitet. Eine massive Brücke führt über den Kanal. Die Stadt ist gut angelegt. Die Straßen sind breit, gerade und regelmäßig und durchschneiden sich meist in rechten Winkeln. Die Hauptstraßen sind mit Gas erleuchtet. Die Bevölkerung wird auf 10,000 Seelen geschätzt. Am westlichen Ende der Stadt befinden sich die berühmten Chaudièrefälle, über die eine Hängebrücke führt. Im Nordosten der Stadt sind noch zwei Kataraкte, über welche die Gewässer des Rideauflusses sich mit wildem Ungestüm in den Ottawa stürzen. Zu dem Handel O.'s liefern die unermeßlichen, jenseits der Stadt gelegenen Wälder das hauptsächlichste Material, das in der Form von Brenn- u. Nutzholz hier durchgeführt wird. Zwischen O., Montreal und Kingston besteht eine tägliche Dampfbootverbindung, u. auf der Ottawa-Prescott-Eisenbahn werden täglich zwei Züge nach Prescott expedirt, wo dieselben sich der Grand-Trunk- und der Ogdensburgh-Eisenbahn anschließen. O. wählt ein Mitglied in die legislative Versammlung. Die Stadt erhielt ihren ursprünglichen Namen Bytown nach ihrem Gründer, dem Ingenieurobersten By, den die englische Regierung 1827 mit der Leitung der Arbeiten zum Bau des Rideaukanals beauftragte. Im J. 1854 wurde Bytown zu einer City erhoben und ihm sein jetziger Name beigelegt. Im Mittelpunkt eines fruchtbaren und sich rasch entwickelnden Landes gelegen, ist O. bestimmt, der Sitz einer umfassenden industriellen Thätigkeit zu werden. Auch zur Vertheidigung ist es durch seine Lage vortrefflich geeignet.

Ottawäer, nordamerikanischer Indianerstamm, zu den Chippewäern (s. d.) gehörig, hat Gebiete im Staat Ohio (am Erie), im Staat Michigan (am Grand, Huron und Michigan) u. im Nordwestgebiet (am Michigan).

Ottensen, großes und schönes Pfarrkirchdorf im Herzogthum Holstein, Herrschaft Pinneberg, nahe bei Altona, mit schönen Landhäusern und 2500 Einwohnern; besonders seines Kirchhofs wegen berühmt, wo sich die Gräber Klopstocks, seiner Meta und seiner 1821 verstorbenen Wittwe, ferner die des Herzogs Karl Wilh. Ferdinand von Braunschweig, der bei Auerstädt verwundet wurde, sowie der 1813 von Davoust ver-

Digitized by Google

triebenen, hier verstorbenen 1100 Hamburger befinden.

Otter (Viper), Schlangengattung, s. Kreuzotter.

Otterberg, Stadt in der bayerischen Rheinpfalz, mit katholischen u. evangelischen Pfarreien, ehemaligem Cisterzienserkloster, Simultankirche, alter Kirche von Konrad III., darunter ein Bach fließt, Rentamt, Wollweberei, Gerberei, Viehzucht, Obstbau und 2750 Einwohnern. In der Nähe die Burgruine Otterburg.

Otterndorf, Hauptort des Landes Hadeln in Hannover, an dem schiffbaren Medem, hat einen kleinen Hafen, Schifffahrt, ein Schloß, eine lateinische Schule, Ziegeleien, Kalkbrennereien, eine Post und 2000 Einwohner.

Ottery-St.-Mary, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, östlich von Exeter, am Otter, mit Wollenzeuch- und Seidenbandweberei und über 4000 Einwohnern.

Ottilia, Heilige, Tochter des Herzogs Ethico von Elsaß und Bruswinds, ward blind geboren, aber, als sie der heilige Erhard, Bischof von Regensburg, taufte, sehend. Als Aebtissin im Kloster Hohenburg baute sie das Kloster Niedermünster, heilte Aussätzige, weinte ihren Vater aus dem Fegefeuer und that andere Wunder. Ihr Tag ist der 13. December.

Ottmachau, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Grottkau, am linken Ufer der Neiße, hat ein Spital, eine Post, Tabaksspinnerei, Ziegelei, Feldbau, Viehzucht, eine Garnison von Invaliden und 3250 Einw. O. war sonst ein stark befestigtes Schloß; die Stadt ward 1741 von den Preußen befestigt. In der Nähe ein Jagdschloß mit Thiergarten und Fasanerie.

Ottmer, Karl Theodor, Architekt und Maler, 1800 zu Braunschweig, wo sein Vater als Arzt praktizirte, geboren, besuchte von 1816 bis 1819 das Karolinum seiner Vaterstadt und war zugleich bei den öffentlichen Bauten daselbst thätig. Bereits mit den Kenntnissen eines praktischen Baumeisters ausgerüstet, hörte er seit 1822 in Berlin Vorlesungen bei der Universität und benutzte die Vorträge in der Bau- u. Kunstakademie. In Berlin ward ihm 1822 der Bau des königsstädter Theaters übertragen und bald darauf die Ausführung der berliner Singakademie, welche im Frühjahr 1827 vollendet wurde. Im Frühling 1827 ging er über Paris nach Italien, wo er in Rom neben den Studien der Denkmäler des Alterthums zugleich seiner Neigung zur Malerei sich hingab. In diesen Beschäftigungen unterbrach den Künstler 1829 eine Einladung nach Dresden, wo er den Plan zu einem neuen Theater entwarf, welcher jedoch nicht zur Ausführung kam. Gleichzeitig erhielt er vom Herzog von Meiningen den Auftrag, die Entwürfe zu einem Theater- u. Kasinogebäude zu fertigen, deren Ausführung bereits 1829 begann. Nach Braunschweig zurückgekehrt, gab O. seine „Architektonischen Mittheilungen" (2. Abtheil., Braunschw. 1830—38) heraus. O. lebte seitdem als braunschweigischer Hofbaumeister ganz einfachen Amtsgeschäften. Nachdem aber während des Aufruhrs im Sept. 1830 das fürstliche Residenzschloß eingeäschert worden, erhielt er vom Herzog Wilhelm den Auftrag, Pläne zu einem neuen Schlosse dazu vorzulegen u. unternahm zur Vorbereitung dazu eine Reise nach Italien; schon am 26. März 1833 aber ward der Grundstein zu dem neuen Gebäude gelegt, das den Namen Wilhelmsburg erhielt und 1836 vollendet ward. Vergl. die von ihm herausgegebene „Ansicht des Residenzschlosses zu Braunschweig" (Braunschweig 1837). Bald nach Beginn dieses seines größten Werks wurde O. zum Hofbaurath ernannt. Außer den erwähnten Bauten sind von O. Werken besonders das Theater im Schloß zu Wolfenbüttel und die Kaserne in Braunschweig zu nennen. O. † den 22. Aug. 1843 zu Berlin. Er besaß eine reiche und blühende Phantasie, lebendigen Sinn für architektonische Schönheit und Geschmack für malerische Mannichfaltigkeit; seine Dekorationen entfalten gleichmäßige Pracht und Anmuth.

Otto (Odo, Otho, Udo, Eudes, altdeutscher Name, s. v. a. reich, vortrefflich, vorzüglich), 1) Deutsche Kaiser: a) O. I., der Große, Sohn des deutschen Königs Heinrich I. und dessen zweiter Gemahlin Mathilde, geb. am 22. Nov. 912, wurde noch bei seines Vaters Lebzeiten, mit Uebergehung seines älteren Bruders Thankmar, zu Erfurt von den Fürsten zum Nachfolger Heinrichs I. gewählt und 936 zu Aachen mit der deutschen Königskrone geschmückt. Eben so thatkräftig wie sein Vater, besaß O. doch nicht dessen versöhnende Milde und einfache Herzlichkeit; streng, wie sein äußeres Ansehen, war sein Charakter, und oft artete diese Strenge in Härte aus. Er war ein großer und gewaltiger Fürst, der bald für den ersten Herrscher der Christenheit galt, und unter ihm stieg des deutschen Volkes Ruhm zu einer solchen Höhe, daß keine andere Nation sich der deutschen an die Seite zu stellen wagte. In dieser Beziehung kann man ihn allerdings mit Karl dem Großen vergleichen, wogegen er, was die Sorge für die geistige Bildung des deutschen Volkes anlangt, weit hinter diesem zurücksteht. O. hatte eine hohe würdevolle Gestalt, graues, dünnes Haupthaar, röthliche, aber blitzende Augen, ein rothes Gesicht und einen langen Bart, eine Löwenbrust, die mit Haaren gleich einer Mähne besetzt war. Vermählt war er mit Editha, Tochter Eduards I. von England (von 930—947), und dann mit Adelheid, der Wittwe des Königs Lothar von Italien (seit 951). O. † den 7. Mai 973 zu Memleben, wo seine Eingeweide in goldener Kapsel beigesetzt sind; der einbalsamirte Körper ruht in Magdeburg. Ueber seine Regierung s. Deutschland (Gesch.). Vgl. Wehse, Leben Kaiser O.'s des Großen, Dresden 1827.

b) O. II., Sohn des Vorigen und der Adelheid, 955 geboren, ward schon bei seines Vaters Lebzeiten 961 zum römischen König gekrönt und regierte seit 973 eine Zeit lang unter Vormundschaft seiner Mutter. Als diese jedoch, von ihres Sohnes Eigenwilligkeit beleidigt, sich von der Regierung zurückgezogen hatte, erhob sein Vetter, Herzog Heinrich II. von Bayern, mit Harald von Dänemark, Boleslaw von Böhmen u. Mizislaw von Polen heimlich verbündet, die Waffen gegen ihn, wurde jedoch mit List gefangen und,

Digitized by Google

als er aus der Haft entkam und den Krieg fortsetzte, nach langem Kampfe 977 zur Unterwerfung genöthigt, worauf O. das Herzogthum Bayern seinem Neffen Otto von Schwaben verlieh. Auch der Dänenkönig Harald, der unterdeß zwei Jahre hinter einander in Sachsen eingefallen war, wurde vom Herzog Bernhard siegreich bekämpft. König Lothar von Frankreich, der 978 in Oberlothringen einbrach und in Aachen fast den Kaiser selbst gefangen genommen hätte, ward zurückgetrieben; O. verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, dessen eine Vorstadt er verbrannte. In dem darauf folgenden Frieden blieb Lothringen bei Deutschland. In Rom und Mailand entstandene Unruhen dämpfte er durch sein bloßes Erscheinen; in Unteritalien entriß er Apulien und Kalabrien den Griechen, brachte auch die Städte Neapel und Salerno, endlich sogar 982 Tarent in seine Gewalt. Als aber der griechische Kaiser die Araber von Sicilien zu Hülfe rief, wurde O. durch die vereinigte Macht derselben bei Basantello in Kalabrien am 13. Juli 982 völlig geschlagen und rettete sich selbst kaum vor den ihm verfolgenden Arabern. Zwar ward auf dem Reichstage zu Verona ein neuer Feldzug gegen die Griechen und Araber und sogar die Eroberung von Sicilien beschlossen. Ehe derselbe jedoch zu Stande kam, † O. den 7. Dec. 983 zu Rom. Er war vermählt mit der griechischen Prinzessin Theophania. Ihm folgte sein schon auf dem Reichstage zu Verona zu seinem Thronerben erwählter Sohn O. III. Vgl. Giesebrecht, Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft Kaiser O.'s II., Berlin 1840.

c) O. III., das Wunder der Welt genannt, des Vorigen einziger Sohn, war bei seines Vaters Tod 3 Jahre alt, welchen Umstand sein nächster Stammvetter, Herzog Heinrich von Bayern, benutzte, um unter dem Vorwande der Berechtigung zur Vormundschaft über den Knaben, dessen Person er sich bemächtigt hatte, die Krone des Reichs an sich zu reißen. Da er jedoch mit diesem Plan auf unerwarteten Widerspruch von Seiten der Fürsten traf, bequemte er sich, gegen Rückgabe des Herzogthums Bayern, den jungen O. wieder auszuliefern und als seinen Oberherrn anzuerkennen. Während nun der Knabe unter des Bischofs Bernward und später unter des berühmten Gerbert Leitung die sorgfältigste Erziehung genoß, leiteten seine Mutter Theophania, seine Großmutter Adelheid und die staatskluge Aebtissin von Quedlinburg, Mathilde, O.'s II. Schwester, unter dem Beistande des weisen Willegis von Mainz, mit Einsicht und Glück die Regierungsangelegenheiten des Reichs. Der König Lothar von Frankreich, der einen neuen Versuch zur Eroberung Lothringens machte, ward zurückgetrieben, die Aufstände der Wenden wurden mit Erfolg bekämpft, und O. selbst nahm an den Feldzügen von 986 und 991 persönlich Theil. Im Jahre 996 von Papst Johann XV. nach Italien eingeladen, stellte er dort die Ordnung her, ließ nach Johanns XV. Tode einen Verwandten seines Hauses, Bruno, als Gregor V. zum Papst wählen und ward von diesem am 21. Mai 996 in Rom zum Kaiser gekrönt. Kaum aber hatte er Italien verlassen, als die Unruhen wieder ausbrachen, der römische Senator Crescentius den deutschen Papst verjagte und Johann XVI. einsetzte. O. eilte 998 zum zweiten Male nach Italien, ließ den neuen Gegenpapst auf der Flucht ergreifen und verstümmeln und Crescentius, der sich in die Engelsburg geworfen hatte und zur Ergebung genöthigt ward, mit 12 Genossen hinrichten. Gregor V. ward auf den päpstlichen Stuhl zurückgeführt und, als er im nächsten Jahre starb, durch O.s Lehrer, Gerbert, der den Namen Sylvester II. annahm, ersetzt. Der Kaiser blieb nun in Rom, nahm römische Sitten und Gebräuche an, ließ neue Gebäude aufführen und schien Rom zur Hauptstadt des deutsch-römischen Reichs machen zu wollen. Als er 1001 aufs Neue nach Italien zog, brachen wieder Empörungen der Römer aus, die sogar sein Leben in Gefahr brachten. O. verließ Rom, um in Ravenna die Ankunft eines deutschen Heeres abzuwarten, † aber schon am 21. Jan. 1002 zu Palermo unweit Viterbo, wahrscheinlich am Friesel, nach Andern von der Wittwe des Crescentius, die seine Neigung gewonnen, vergiftet. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des sächsischen Kaiserhauses. Ihm folgte Heinrich II. Vergl. Wilmans, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Kaiser O. III., Berlin 1840.

d) O. IV., zweiter Sohn Heinrichs des Löwen von dessen zweiter Gemahlin Mathilde, der Tochter König Heinrichs II. von England, führte nach der Aechtung seines Vaters nach den den Welfen gehörenden Allodialgütern den Namen Otto von Braunschweig. Er wurde am Hofe seines Oheims, des Königs Richard Löwenherz, erzogen und kämpfte in den Kriegen desselben gegen Philipp August von Frankreich so tapfer, daß er von seinem Verwandten zum Grafen von Poitou ernannt wurde. Im J. 1198 ward er von der Fraktion der deutschen Fürsten, welche keinen Hohenstaufen auf dem Throne sehen mochte, zum Kaiser gewählt und 1201 von dem Papste als solcher anerkannt. Trotzdem aber behielt der von der andern Partei gewählte und unterstützte Philipp von Schwaben die Oberhand, so daß O. sich 1206 nach England flüchten mußte. Als jedoch sein Gegner durch Otto von Wittelsbach 1208 ermordet worden war, wurde O., der sich mit Philipps Tochter Beatrix vermählte, von allen Seiten als alleiniger König von Deutschland anerkannt und 1209 in Rom auch zum römischen Kaiser gekrönt. Da er nun aber die dem Papste früher gegebenen Versprechungen, welche freilich die Macht des deutschen Reichsoberhauptes wesentlich beeinträchtigten, zu halten sich nicht geneigt zeigte, so erklärte Innocenz den Hohenstaufen Friedrich II. für den rechtmäßigen König Deutschlands. In dem nun beginnenden Kampfe unterlag O., 1214 auch von dem französischen Könige bei Bovines geschlagen, bald seinem Gegner. Er zog sich in seine Erbländer zurück und kämpfte von da aus noch mit dem Dänenkönig Waldemar und dem Erzbischof von Magdeburg. O. † am 19. Mai 1218 auf der Harzburg, mit dem Ruhme, einer der tapfersten Kaiser und seines Vaters nicht unwürdig gewesen zu seyn. Ihm folgte der Hohenstaufe Friedrich II. S. Deutschland (Gesch.).

Digitized by Google

2) König von Griechenland: O. L., Friedrich Ludwig, zweiter Sohn König Ludwigs von Bayern, geb. am 1. Juni 1815 zu Salzburg. In München unter der Leitung des geistlichen Raths von Oettl erzogen und durch Schelling, Thiersch u. A. unterrichtet, erwarb er sich eine gediegene Bildung, die er auch noch durch Reisen in Deutschland und Italien förderte. Von der londoner Konferenz am 7. Mai 1832 zum Könige von Griechenland gewählt und als solcher am 8. August von der griechischen Nationalversammlung anerkannt, nahm er am 5. Okt. die königliche Würde an und bestieg am 25. Jan. (6. Febr.) 1833 den Thron Griechenlands. Da er noch nicht 18 Jahre alt war, so ward ihm ein aus 3 Mitgliedern bestehender Regentschaftsrath an die Seite gegeben, bis er am 1. Juni 1835 selbst die Regierung übernahm. Am 22. Nov. 1836 vermählte sich O. mit der Prinzessin Amalie von Oldenburg, aus welcher Ehe bis jetzt keine Nachkommen entsprossen sind. Die Schwierigkeiten, welche theils innere Unzufriedenheit und Unruhen, theils die Politik der Großmächte, besonders in Betreff der finanziellen Angelegenheiten, dem jungen Staate bereiteten, suchte O. durch kluge Umsicht und Mäßigung zu vermindern. Diese kluge Nachgiebigkeit bewies er auch, als die Revolution vom 6. Sept. 1843 ausbrach. Er nahm die vom Volke verlangte Konstitution an und beschwor dieselbe am 30. März 1844. Hatte schon vorher, besonders als die Bevorzugung der Deutschen nachgelassen hatte, der König sich immer mehr die Anhänglichkeit seiner Hellenen erworben, so wuchs dieselbe seitdem sichtlich, wodurch es ihm gelang, unter schwierigen Verhältnissen die Ruhe des kleinen Staates aufrecht zu erhalten und die Anfeindungen Englands nach Kräften abzuwehren. Das Zerwürfniß, welches zwischen der Pforte und Griechenland 1847 in Folge des Benehmens des türkischen Gesandten Mussurus ausgebrochen war, wurde hauptsächlich durch den versöhnlichen Sinn O.'s beigelegt. Vgl. Griechenland (Gesch.).

3) O. der Reiche, Markgraf von Meißen, ältester Sohn des Markgrafen Konrad des Großen, aus dem Hause Wettin, erhielt 1156 bei der Theilung der väterlichen Besitzungen die Markgrafschaft Meißen. Im Jahre 1160 verpflichtete er sich dem Kaiser zu einer Heerfahrt gegen Mailand, und 1165 und 1179 kämpfte er gegen Heinrich den Löwen. Im Jahre 1189 wurde er von seinem älteren Sohne Albrecht gefangen genommen, weil er, von seiner Gemahlin Hedwig, der Tochter Albrechts des Bären von Brandenburg, sich hatte überreden lassen, auf seinen jüngeren Sohn Dietrich die Markgrafschaft zu übertragen. Auf des Kaisers Befehl freigelassen, bekämpfte er nun seinen Sohn, wodurch das meißner Land auf das Aergste verheert wurde. Auch O.'s bedeutende Schätze wurden auf diese Weise vergeudet. Unter seiner Regierung wurden die freiberger Bergwerke entdeckt, wodurch er so großen Reichthum gewann, daß er davon seinen Beinamen bedielt. Er † den 18. Febr. 1190 und wurde in dem von ihm gestifteten Kloster Altenzell begraben.

4) O. von Wittelsbach, der Mörder König Philipps von Schwaben, s. Wittelsbach.

5) O. L., der Große, Bischof von Freisingen, Sohn des Markgrafen Leopold von Oesterreich u. der Agnes, der Tochter Kaiser Heinrichs IV., wurde in seinem 14. Jahre von seinem Vater zum Propste des Stiftes Neuburg ernannt und studirte zu Paris, ließ sich dann 1126 zu Moriment in Burgund in den Cistercienserorden aufnehmen und wurde schon 1132 Abt dieses Klosters. Durch seine Frömmigkeit wie durch sein wissenschaftliches Streben erlangte er bald einen so großen Ruf, daß ihn das Domkapitel zu Freisingen 1137 zum Bischof wählte. Nur nach langem Zögern und auf dringende Bitten seiner Familie nahm er die Wahl an (1138) und verwaltete das Bisthum bis an seinen Tod, den 22. Sept. 1158. O. verdankt seinen bleibenden Ruhm seiner allgemeinen Weltgeschichte, „Chronic. rerum ab initio mundi ad ann. 1146 gestarum libr. VIII.", von Otto von St. Blasius bis 1209 fortgesetzt, u. seinem Leben Kaiser Friedrichs I. „Degestis Friederici I. libr. II.", fortgesetzt von Raderich, Chorherrn in Freisingen, bis 1160. Beide Werke wurden sehr vielfach von späteren Geschichtschreibern benutzt. Die erste Ausgabe besorgte Johann Cuspinian (Straßburg 1515); eine zweite Ausgabe geschah durch Peter Pithöus (Basel 1569). Der beste Abdruck der Weltgeschichte findet sich in Urstisius' „Script. rerum german. illustrea" (Frankfurt 1585 u. 1670), Friedrichs I. Leben allein in Muratori's „Script. rer. Ital." (6. Bd., 1629), eine deutsche Bearbeitung von Friedrichs I. Geschichte in der ersten Abtheilung von Schillers „Memoiren". O. zeigt sich als einen mit den politischen Ereignissen und deren Zusammenhang vertrauten Weltmann, der vermöge seiner Stellung und seiner Verwandtschaft gründlich in die Verhältnisse seiner Zeit eingeweiht war. Ein Hauptvorzug O.'s als Geschichtschreiber ist seine vollkommene Unparteilichkeit, die er besonders in der Darstellung der Verhältnisse zwischen Kaiser und Papst beweist. Vergl. Wiedemann, O. von Freising, sein Leben und Wirken, Passau 1849.

Otto, 1) Ernst Julius, Komponist und besonders eifriger Beförderer des deutschen Männergesanges, geboren 1804 zu Königstein in Sachsen, erhielt, nachdem er 1814 im Singchor der Kreuzschule zu Dresden als Solosänger aufgenommen worden war, durch den Kantor Theodor Weinlig den ersten Unterricht in der Komposition, den er nachmals bei Fr. Uber fortsetzte. Mehre Motetten und Kantaten, die er zu jener Zeit komponirte, wurden mit Beifall aufgenommen. Dadurch und noch besonders durch K. M. von Weber aufgemuntert, entschloß sich O., die Musik zu seinem eigentlichen Studium zu machen, weshalb er 1822 die Universität zu Leipzig besuchte und hier 3 Jahre lang Philosophie und Musik studirte. Von 1825 an war O. Gesang- und Klavierlehrer an dem blochmannschen Erziehungsinstitut in Dresden, und 1830 ward er Kantor und Musikdirektor an den dortigen drei evangelischen Hauptkirchen. Außer mehren Festkantaten, Motetten, Liedern ꝛc. sind von O.'s späteren Werken besonders zu nennen die Dra-

Digitized by Google

torien: „Der Sieg des Heilands", „Die Feier der Erlösten am Grabe Jesu" und „Hiob", ferner eine Huldigungskantate, ein „Te Deum", einige Messen und zwei Opern: „Das Schloß am Rheine" und „Der Schlosser von Augsburg". Er redigirte die für Liedertafeln bestimmte Originalsammlung: „Ernst und Scherz", sowie er im Verein mit J. Schladebach in Dresden die „Teutonia, literarisch kritische Blätter für den deutschen Männergesang", gründete. Zu seinen hervorragenden Kompositionen gehören noch: „Der Sängersaal", die „Burschenfahrten", die „Gesellenfahrten", „Soldatenleben", „Die Mordgrundbrücke", die Kompositionen zu Fr. Hofmanns „Kinderfesten": „Das Schulfest" u. „Das Weihnachtsfest", sämmtlich in Schlesinger erschienen.

2) Friedrich Julius, ausgezeichneter Chemiker, den 8. Jan. 1809 zu Großenhayn in Sachsen geboren, kam nach vollendetem Schulunterricht als Lehrling in die Apotheke seiner Vaterstadt, studirte dann 1829—30 in Jena Pharmacie u. Chemie und trat als Assistent in Wackenroders Institut. Bald darauf ward er Lehrer der Chemie bei Rathsius in Althaldeneleben, ging 1833 als Chemiker für die zu errichtende landwirthschaftliche Lehranstalt nach Braunschweig, ward daselbst 1834 außerordentlicher Assessor für die pharmaceutischen Angelegenheiten des Obersanitätskollegiums, 1835 Professor der Chemie und 1841 am genannten Kollegium ordentlicher Assessor. Seit 1842 ordentlicher Professor am Carolinum, erhielt er 1846 das Patent als Medicinalrath. O. schrieb u. A.: „Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe" (Braunschweig 1838, 4. Aufl. 1852); „Lehrbuch der Essigfabrikation" (daf. 1840); zum Theil auf Grundlage von Grahams „Elements of Chemistry": „Lehrbuch der Chemie" (daf. 1840; 3. Aufl., daf. 1852—53, 2 Bde.).

3) Johann Karl Theodor, protestantischer Theolog, den 4. Okt. 1816 zu Jena geboren, besuchte das Gymnasium zu Weimar, studirte dann in seiner Vaterstadt seit 1838 Philologie und Theologie, habilitirte sich 1844 in der theologischen Fakultät zu Jena durch Vertheidigung seiner Schrift „De epistola ad Diognetum" (Jena 1845, 2. Aufl., Leipz. 1852) und hielt Vorlesungen über historische Theologie nebst Exegese des Neuen Testaments. Im Jan. 1848 ward er zum außerordentlichen Professor ernannt, folgte aber im Okt. 1851 einem Rufe nach Wien als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte, dann auch der neutestamentlichen Exegese an der evangelisch-theologischen Fakultät daselbst. Sein Hauptwerk ist das „Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi" (7 Bde., Jena 1842—57, 1.—5. Bd., 2. Aufl. 1847—50), das nicht nur unter den protestantischen, sondern auch unter den katholischen Theologen verdiente Anerkennung gefunden hat. Aus Baumgarten-Crusius' handschriftlichem Nachlasse gab er den „Kommentar über die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas" (Jena 1844—1845, 2 Bde.) heraus.

Ottobeuren, Marktflecken und Landgerichtssitz im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, mit Benediktinerpriorat, Schloß, 2 Kirchen, Kapelle, Armenhaus und, mit der ehemaligen reichen Benediktinerreichsabtei, gegen 1500 Einw.

Ottokar, 1) O. II. Przemysl, König von Böhmen von 1253—1278, Sohn des Königs Wenceslaw, ward schon bei Lebzeiten seines Vaters auf Veranlassung des Kaisers Friedrich II., dessen Partei Wenceslaw 1247 verlassen, von einigen böhmischen Großen zum König gewählt. Er sammelte 1250 ein großes Heer, drang in seines Vaters Reich ein und bemächtigte sich des Schlosses Wissegrad. Bald darauf jedoch gelang es dem Vater, den Sohn und die Edeln, die ihn zur Empörung verleitet hatten, in seine Gewalt zu bekommen und somit die Ruhe im Lande wieder herzustellen. Nachdem sich beide ausgesöhnt, erhielt O. 1251 den Oberbefehl über ein großes Heer von Böhmen und Mähren, mit welchem er gegen den Herzog Otto von Bayern dem Bischofe von Regensburg zu Hülfe zog. Nach dem mit Friedrich des Streitbaren Tode (1246) erfolgten Erlöschen des altösterreichischen Mannesstammes von den österreichischen Ständen zum Herzog gewählt, vermählte er sich zu größerer Befestigung seiner Herrschaft mit Margarethe, der 46jährigen Tochter des Herzogs Luitpold. Bald darauf kam er nach seines Vaters Tode (1253) in den Besitz von Böhmen und Mähren und ward dadurch einer der mächtigsten deutschen Fürsten. Im J. 1254 unternahm er in Gemeinschaft mit den deutschen Rittern und dem Markgrafen Otto von Brandenburg einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen, schlug sie bei Rudau und ließ die Bezwungenen durch den Bischof von Olmütz taufen. Zugleich befahl er die Anlegung einer festen Burg am Pregel, die ihm zu Ehren den Namen Königsberg erhielt und die Grundlage der heutigen Stadt gleichen Namens bildet. Im J. 1256 mußte er dem von den Ungarn hart bedrängten Steiermark zu Hülfe eilen, wurde zwar im folgenden Jahre von den mit den Ungarn verbündeten Bayern bei Mühlberg mit großem Verluste zurückgetrieben, schlug dagegen die ihm weit überlegenen Ungarn, die jetzt Steiermark mehr als je bedrückten, 1260 in der berühmten Schlacht auf dem Marchfelde bei dem Dorfe Kressenbrunn mit 100,000 Mann. O. bewilligte hierauf dem Könige Bela den erbetenen Frieden, der 1268 durch eine Heirath zwischen dessen Sohne, Bela dem Jüngern, und O.'s Nichte, der Tochter des Markgrafen von Brandenburg, noch befestigt wurde. Da seine Gemahlin, Margarethe, fortdauernd unfruchtbar blieb und seine Bemühung, den mit einem Hoffräulein erzeugten Kindern die Nachfolge zu verschaffen, beim Papste vergeblich waren, so trennte er sich 1260 mit Bewilligung des letztern von seiner Gemahlin, wodurch er sich die Liebe der Oesterreicher entfremdete, und heirathete dagegen Kunigunde, die Tochter Rostislaws, Königs der Bulgaren. Im J. 1262 ward O. von dem zum römischen Kaiser gewählten Richard von Cornwallis, dessen Partei er, nachdem er anfänglich Alfons von Kastilien begünstigt, ergriffen hatte, mit Böhmen, Mähren, Oesterreich und Steiermark förmlich belehnt. Ein Krieg mit Bayern, welchen O. 1265 wegen der von den

Digitized by Google

Herzögen Ludwig und Heinrich dem Erzstifte Salzburg und dem Bisthume Passau zugefügten Schäden anfing, blieb ohne erhebliche Folgen und ward 1267 wieder beendet. Einen neuen Zuwachs von Land erhielt O. 1269 durch den Tod des Herzogs Ulrich von Kärnthen und Krain, der ihn zu seinem Erben und Nachfolger eingesetzt hatte; doch hatte er zuvor gegen Philipp, des Herzogs Bruder, der seine frühere Verzichtleistung widerrief, zu kämpfen, ehe er in den vollen Besitz der ihm zugefallenen Erbschaft gelangen konnte (1270). Auch gegen die Ungarn, die unter Bela's Sohne u. Nachfolger Stephan die beschworenen Verträge brachen und seine Gegner in Kärnthen und Krain unterstützten, mußte er zu Felde ziehen, bezwang dieselben zu verschiedenen Malen und erlangte die Abtretung mehrer Grenzbezirke (1273). In demselben Jahre verwickelte ihn die Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen Kaiser in einen großen Kampf mit dem deutschen Reiche. Den böhmischen Geschichtschreibern zufolge hatte O. die ihm angetragene deutsche Königskrone ausgeschlagen, nach den Berichten deutscher Geschichtschreiber dagegen sich selbst um dieselbe beworben; da es aber den deutschen Fürsten nicht wünschenswerth erschien, einen slawischen König zum Oberherrn zu haben, wurden seine Gesandten zum Wahltage in Frankfurt gar nicht zugelassen, wogegen O. seinerseits die Anerkennung Rudolfs verfagte. Rudolf lud O. zweimal vergeblich nach Nürnberg u. Würzburg zur Huldigung vor und erklärte ihn 1275 zu Augsburg in die Reichsacht und seiner sämmtlichen deutschen Besitzungen als Reichslehen verlustig. Zugleich unternahm er einen Heereszug gegen ihn, eroberte Neuenburg und belagerte Wien, während Graf Meinhard von Tyrol Kärnthen und Steiermark unterwarf u. König Ladislaus von Ungarn mit einem Heere nahte. Von so vielen Seiten bedroht, sah sich O. 1276 zur Unterwerfung und zu einem schimpflichen Frieden genöthigt, durch den er alle seine deutschen Länder verlor und nur mit Böhmen und Mähren von Rudolf neu belehnt wurde. Es war voraussuſehen, daß O. nicht lange die lästigen und demüthigenden Friedensbedingungen ertragen würde; Rudolf zog daher den Ungarnkönig Ladislaus immer fester an sich, und vorzüglich mit dessen Hülfe gelang es ihm, O., der 1278 von Neuem in Oesterreich eingefallen war, in der Schlacht am Marchfelde am 26. August 1278 gänzlich zu schlagen. O. kämpfte mit der äußersten persönlichen Tapferkeit, verlor aber mit dem Siege das Leben. Sein Leichnam ward auf Rudolfs Befehl nach Wien gebracht und später im Dome St. Veit zu Prag beigesetzt. O. war trotz seines unruhigen, herrschsüchtigen Charakters, der ihn zu manchen Gewaltthätigkeiten verleitete, nicht ohne große Herrschertugenden, die seine Regierung für Böhmen in vieler Beziehung sehr wohlthätig machten. Der so merkwürdigen Schicksale O.s hat sich die Sage vielfach bemächtigt; auch haben sie den Stoff geliefert zu Grillparzers Trauerspiele: „König O.s Glück und Ende" (Wien 1825).

2) O. von Steiermark oder O. von Horneck, einer der ältesten deutschen Geschichtschreiber, gebürtig aus Steiermark, lebte in der 2. Hälfte des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. Als ritterlicher Dienstmann des Landhauptmanns Otto von Lichtenstein, der zu Grätz residirte, wohnte er der Schlacht am Weidenbache bei und folgte Rudolf von Habsburg nach Böhmen. Nach der Befreiung Steiermarks vom böhmischen Joche lebte er in seiner Heimath und widmete seine Muße geschichtlichen Darstellungen in ungebundener und gebundener Rede. Im J. 1280 schrieb er ein noch ungedrucktes, in Wien handschriftlich vorhandenes Werk über die 3 Weltreiche, welches mit dem Tode Friedrichs II. schließt. Auch schrieb er eine aus mehr als 83,000 Versen bestehende Reimchronik, welche die Zeit von Manfreds Tode bis zu Kaiser Heinrich VII. (1250—1309) umfaßt und demnach für die Geschichte Rudolfs von Habsburg, Adolfs von Nassau und Albrechts von Oesterreich von vorzüglicher Wichtigkeit ist. Herausgegeben ward dieselbe von Pertz im 3. Theile der „Scriptores rerum austriacarum" (1745), ein Bruchstück: „Poema de amissione terrae sanctae" von Eckard im 2. Bd. des „Corpus histor. med. aevi" und von Gottsched im „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften" (Band 6, Stück 1). Vgl. Theodor Schacht, Aus u. über O.s von Horneck Reimchronik, Mainz 1820.

Ottolini, Münzen, die Otto der Große nach der Einnahme von Mailand schlagen ließ; als die Mailänder sie später verschlugen, wurden sie vom Kaiser gezwungen, aus altem Leder gemachte Pfennige zu führen.

Ottomaken, südamerikan. Indianerstamm, Columbia, am Orinoco, zwischen den Mündungen der beiden Nebenflüsse desselben, des Sinaruco und Apure, von starkem, festem Körperbau, häßlich von Ansehen, rachsüchtig, ohne Sinn für Landbau, nur Jagd und Fischfang treibend, leidenschaftliche Liebhaber berauschender Getränke, selbst von den übrigen Indianern als Wilde berachtet. Sie besitzen die merkwürdige Eigenheit, daß sie während der Ueberschwemmungszeit, die 3 Monate dauert, täglich eine Portion Erde essen, die sie zu Klößen kneten und am Feuer rösten. Sie sind etwa 4000 Krieger stark.

Ottomanen, s. v. a. Osmanen und Türken.

Ottomanne, s. v. a. Diwan.

Ottonia constitutio (lat.), die zwischen Papst Leo VIII. und Kaiser Otto I. 964 und zwischen Papst Gregor V. und Kaiser Otto III. 998 getroffene Verabredung, durch welche dem jedesmaligen deutschen Könige das römische Kaiserthum und die Einsetzung der Päpste gesichert ward.

Ottonianische Handfeste, Erlaß des Herzogs Otto von Niederbayern 1311, durch welchen er den Pasallen innerhalb ihrer Besitzungen jede Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme der hohen Rügen, überließ, s. Bayern (Gesch.).

Ottowai, Inseln, s. Sandwichsinseln.

Ottweiler, 1) Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, an der Blies, mit Synagoge, Barchent- und Stamoisenfabrik, Steingutfabrik, Post, Alterthumsverein und 3500 Einw. O. verdankt seine Entstehung dem ehemaligen Kloster Neumünster. Hiernach ward eine Seitenlinie von Nassau (Nassau-O.)

Digitized by Google

benannt (s. Nassau). — 2) Stadt in der großherzoglich hessischen Herrschaft Meisenheim, mit altem Schloß, lutherischer und katholischer Kirche und 2750 Einw.

Otumba, Stadt im merikanischen Staat Merико, nordöstlich von der Stadt Merико, mit einer prächtigen Wasserleitung, 2 alten, seltsamen, mit reicher Bildhauerei bedeckten Säulen, ehemals sehr bedeutend (mit 50,000 Einw.), jetzt herabgekommen, mit 500 Einw., meist Indianern. In der Nähe befinden sich die Pyramiden von San Juan de Teotihuakan.

Otuquis, Provinz in der südamerikanischen Republik Bolivia, Departement Santacruz de la Sierra, hat ihren Namen von dem gleichnamigen Flusse, um welchen sie liegt und der rechts in den Paraguay mündet, sowie von dem an demselben wohnenden Indianerstamme O. Das Land bildet ein 2500 □Meilen großes Viereck, ist theils gebirgig, theils eben, hat Tropenklima, das jedoch durch Feuchtigkeit gemildert wird, liefert Salz und zählt gegen 3000 Einw. Hier die neu angelegte Stadt Oliden (das frühere Dorf Santo Corazon de Jesus), Hauptort von O. und Wohnsitz des noch übrigen kleinen Restes der Otuquis.

Otur, s. Hreidmar.

Otway, Thomas, englischer dramatischer Dichter, geboren 1651 zu Trotting in Sussex, erhielt seine erste Bildung zu Winchester und bezog 1669 die Universität zu Oxford, die er aber vor Beendigung seiner Studien verließ, um sich der Bühne zu widmen. Da er keinen Beifall fand, trat er von derselben bald wieder zurück. Dagegen erwarb er sich durch die Trauerspiele „Alcibiades" und „Don Carlos" einen Namen als dramatischer Dichter, und durch seinen Witz und seine Talente machte er sich so beliebt, daß ihm der Graf von Plymouth zu einer Offizierstelle bei einem nach Flandern beorderten Regiment verhalf. Doch mußte er seiner Ausschweifungen wegen bald seinen Abschied nehmen und kehrte in Dürftigkeit nach England zurück, fristete zunächst sein Leben durch Uebersetzungen aus dem Französischen und wendete sich wieder dramatischen Arbeiten zu, von denen die Trauerspiele: „The Orphan" (1680) und „Venice preserved" (1682) den größten Werth behaupten. Leichtsinnig und regellos lebend, kämpfte er mit der bittersten Armuth und soll an einer im Heißhunger verschluckten Semmel gestorben seyn; verbürgt ist, daß er in der Blüthe seines Alters 1685 vor Kummer u. Armuth dahin welkte. Offenbart sich in O.'s Dichtungen bei hohem Schwung der Phantasie Wärme des Gefühls, Schlagkraft des Witzes, so findet sich daneben, besonders in seinen Lustspielen, eine Zügellosigkeit in Charakteren u. Sprache, die selbst seinen Zeitgenossen anstößig war. Sein „Venice preserved" aber wird neben Shakespeare's Dramen immer noch in England geschätzt. Weniger poetischen Werth als die dramatischen haben seine andern Dichtungen. O.'s sämmtliche Werke gab Thornton zu London 1812 in 3 Bänden heraus.

Oualan (Strong), Insel im östlichen Theil des Karolinenarchipels, mit einem Korallenriff umgeben, dessen Einschnitte auf einigen Punkten einen Zugang gestatten und gute Häfen gewähren, hat Weberei und an 2000 Einw.

Ouary, Königreich in Oberguinea, grenzt im Nordosten an Benin, im Süden und Südwesten an den Golf von Guinea, reicht vom Fluß Formosa bis zum Forcados, hat viel sumpfige Waldung, ist im Ganzen gut angebaut und von mehr als gewöhnlich gebildeten Negern bevölkert und wird von einem König beherrscht, der Handel (vorzüglich Sklavenhandel) treibt. Die gleichnamige Hauptstadt, auf einer Insel des gleichnamigen Flusses, unweit des Golfs von Guinea, besteht aus 2 nahe an einander liegenden Städten und hat 5000 Einw., welche rothe Töpferthonwaaren verfertigen u. damit einen starken Handel treiben.

Ouassoulo, afrikanisches Reich, im Süden von Senegambien, im Osten von Kankan und im Nordosten von Sangaran, ist hügelig und von kleinen Flüssen bewässert, fruchtbar an Reis, Mais, Hirse, Pistacien, Baumwolle und Tabak, hat Rindvieh, Schafe, Geflügel ꝛc., aber Mangel an Salz. Die Frauen weben Baumwollenzeuch und Leinwand und verfertigen Töpferwaaren, die Männer schmieden Eisen.

Oubliettes (v. Fr.), Vergessenheiten; unterirdische feuchte Gefängnisse, in denen die Gefangenen (oft absichtlich) vergessen wurden.

Ouche, Fluß im französischen Departement Côte d'Or, entspringt im Bezirk Beaune, südlich von Bligny-sur-Ouche, aus dem See von Lusigny, durchkreuzt bei Dijon den Kanal von Bourgogne und mündet nach einem Lauf von 18 Lieues bei St. Jean de Losne in die Saône; Nebenfluß (links) ist der Sulzon.

Ouchy, Dorf im schweizer Kanton Waadt, Bezirk Lausanne, 1¼ Stunde von der Hauptstadt, am Genfersee, dient der Stadt Lausanne zum Seehafen und liefert rothes türkisches Garn.

Oude, Distrikt und Stadt in Ostindien, s. v. a. Audh.

Oudenaarde (Audenarde), Stadt in der belgischen Provinz Ostflandern, in einem fruchtbaren Thal, an beiden Ufern der Schelde, sonst wichtige Festung, jetzt eine offene Stadt, hat ein schönes Stadthaus mit einem Glockenspiel, ein Kolleglium, eine Akademie der Zeichen- und Baukunst, ein Hospital, 2 Waisenhäuser, Fabriken für Baumwollendecken, Leinwand, Tabak, Lichter, Seife, Färbereien, Garn- und Leinwandbleichen, lebhaften Handel mit Tuch, Getreide, Leinwand und 6500 Einw. Am 11. Juli 1708 schlugen hier der Herzog von Marlborough und der Prinz Eugen von Savoyen die Franzosen unter dem Herzog von Burgund und dem Marschall Villars. Im österreichischen Erbfolgekrieg wurde O. 1745 von den Franzosen erobert.

Oudendorp, Franz von, einer der gründlichsten holländischen Philologen, geboren den 31. Juli 1696 zu Leyden, studirte daselbst unter Perizonius, Gronovius und Burmann und war zuerst eine Zeit lang Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, dann seit 1724 Rektor in Rimwegen, seit 1726 in Haarlem, seit 1740 Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Leyden, wo er 1761 †. Bekannt sind seine mit reichhaltigen Anmerkungen versehenen Ausgaben des Jul.

Digitized by Google

Obsequens (Leyden 1720), Lucanus (daſ. 1728), Frontinus (daſ. 1731, 2. Ausg. 1779), Cäſar (daſ. 1737), Sueton (daſ. 1751, 2 Bde.), Apulejus, welche Boſcha aus ſeinem Nachlaſſe beſorgte (daſ. 1786—1823, 3 Bde.). Unter ſeinen übrigen Schriften verdienen namentlich „De veterum inscript. usu“ (Leyden 1745) und ſeine Anmerkungen zu den „Eclogae vocum atticarum“ des Thomas Magiſter in der bernardſchen Ausgabe (Leyden 1757) ehrenvoll erwähnt zu werden.

Oudewater, Stadt in der niederländiſchen Provinz Südholland, Diſtrikt Rotterdam, von der Yſſel durchfloſſen, mit alten Feſtungswerken, hat große Seilerei und 2000 Einw. Wegen der Grauſamkeiten, welche die Spanier bei der Eroberung der Stadt 1575 an den Proteſtanten hier verübten, wird jährlich am 15. Auguſt die ſogenannte Mordpredigt gehalten.

Oudinot, 1) Charles Nicolas, Herzog von Reggio, Pair u. Marſchall von Frankreich, am 26. April 1767 zu Bar-le-Duc geboren, war der Sohn eines angeſehenen Kaufmanns und ſollte ſich ebenfalls dem Handelsſtande widmen, trat aber im Alter von 16 Jahren in das Regiment Medoc. Indeſſen mußte er daſſelbe 1787 auf den Wunſch ſeiner Familie verlaſſen. Die ausbrechende Revolution, deren Grundſätzen er mit ganzer Seele huldigte, verſchaffte ihm die vollſte Befriedigung ſeiner kriegeriſchen Neigung. Durch Muth und Beſonnenheit gelang es ihm, einen Aufſtand in ſeiner Vaterſtadt zu unterdrücken; er ward hierauf 1791 Kommandant des 3. Bataillons der Freiwilligen aus dem Maasdepartement, mit dem er 1792 das Schloß Bitſch gegen die Preußen vertheidigte. Dafür im September zum Oberſten des Regiments Picardie ernannt, ward er in Folge der glänzenden Tapferkeit, mit der er am 2. Juni 1794 bei Morlautern, von der übrigen Armee gänzlich abgeſchloſſen, ſich 4 Stunden lang gegen 10,000 Mann, größtentheils Kavallerie, behauptete, zum Brigadegeneral befördert. Am 7. Auguſt bemächtigte er ſich der Stadt Trier, kam dann zur Rhein- und Moſelarmee, ward bei Neckerau am 18. Okt. 1795 verwundet und gefangen, bald aber ausgewechſelt, und focht dann bei Nördlingen, Donauwörth, Neuburg, Ulm, Ettenheim und in der Schlacht bei Feldkirch (1799), nach welcher er zum Diviſionsgeneral ernannt wurde. Als ſolcher trug er viel zu dem Siege bei Zürich bei, erhielt aber dort einen Schuß in die Bruſt. Kaum geneſen, ward er Chef des Generalſtabes bei Maſſéna und hielt mit dieſem die denkwürdige Belagerung von Genua aus, während welcher er ſich durch mehre kühne Ausfälle auszeichnete. Im J. 1800 kam er als Chef des Generalſtabes zu Brune und entſchied durch einen tapfern Handſtreich die Schlacht am Mincio, indem er mit einigen Soldaten die furchtbare Batterie der Oeſterreicher bei Monzembano wegnahm. Als Napoleon 1804 die große Armee zuſammenzog, gab er ihm das Kommando über eine aus lauter Grenadieren gebildete 10,000 Mann ſtarke Avantgarde. An der Spitze dieſes auserleſenen Corps eröffnete O. den Feldzug von 1805 u. gelangte mit demſelben innerhalb 45 Tagen von Boulogne nach Wien, indem er unterwegs ein öſterreichiſches Corps bei Wertingen warf und bei Auſtetten-Zunerstorf und bei Auſterlitz kämpfte. Nachdem er Wien erreicht, befahl ihm der Kaiſer über die Donau zu gehen; er warf nun die Oeſterreicher, welche die Taborbrücke beſetzt hatten, und bemächtigte ſich bei Spitzen eines Artillerieparks von 180 Geſchützen und 300 Karren. Im Treffen bei Hollabrunn verwundet, wurde er im Februar 1806 nach Neuenburg geſandt, um von dieſem Fürſtenthum, das von Preußen abgetreten worden war, Beſitz zu ergreifen. Im Feldzuge 1806 bildete er mit ſeinen Grenadieren die Reſerve, ſiegte am 6. Febr. 1807 bei Oſtrolenka, ward dann zur Verſtärkung des Marſchalls Lefèbvre, welcher Danzig belagerte, abgeſandt und hielt am 14. Juni die ruſſiſch-preußiſche Armee ſo lange in Schach, bis Napoleon mit der Hauptmacht herankam, um den Sieg zu vollenden. Während dieſes Feldzuges erhielt er vom Kaiſer den Grafentitel mit einer Dotation von 1 Mill. Franken in Gütern. Im J. 1808 ward er Gouverneur von Erfurt während des dort gehaltenen Kongreſſes, eröffnete aber bereits 1809 wieder an der Spitze ſeines Grenadiercorps den Feldzug gegen Oeſterreich, ſiegte am 19. April bei Pfaffenhofen, am 1. Mai bei Ried, am 3. bei Ebersberg und rückte am 13. in Wien ein. An Lannes' Stelle übernahm er in der Schlacht bei Eßling den Befehl über das 2. Armeecorps und trug mit dieſem viel zum Siege bei Wagram bei. Napoleon ernannte ihn darauf zum Marſchall u. Herzog von Reggio mit einer Dotation von 100,000 Franken Renten. Als 1810 Holland mit Frankreich vereinigt wurde, erhielt O. den Auftrag, dies Land zu beſetzen, und blieb daſelbſt als Oberbefehlshaber faſt 2 Jahre, während welcher er ſich die Liebe u. Achtung der Einwohner in hohem Grade erwarb. Bei Eröffnung des ruſſiſchen Feldzugs bekam O. das Kommando über das 2. Armeecorps, das er in Weſtphalen organiſirt hatte, und marſchirte mit demſelben zuerſt nach Berlin, wo er 2 Monate als Gouverneur blieb, überſchritt dann zur Beobachtung der Ruſſen unter Wittgenſtein den Niemen und warf die Ruſſen aus ihrer verſchanzten Stellung bei Polozk. Nachdem er in einer Reihe blutiger Gefechte dieſen wichtigen Punkt behauptet hatte, wurde er am 17. Aug. durch eine Kanonenkugel ſchwer verwundet und ließ ſich, nachdem er das Kommando an den General Gouvion St. Cyr abgetreten hatte, nach Wilna bringen, begab ſich aber, als jener gleiches Schickſal hatte, wieder zu ſeinem Corps, mit dem er, um den Uebergang über die Bereſzina zu decken, nach Borisow befehligt wurde. Zwar vermochte er nicht, die Zerſtörung der Bereszinabrücke zu hindern, behauptete aber eine ſeichte Stelle des Fluſſes bei Stuzianka, wo in Napoleons Gegenwart am 26. zwei leichte Brücken hergeſtellt wurden. Während O., der mit ſeinen Truppen zuerſt hinüberging, am jenſeitigen Ufer den Ruſſen ſich entgegenwarf, konnte wenigſtens ein Theil der Heeresträmmer ſich retten. Im April 1813 übernahm O. den Oberbefehl über das 12. Armeecorps, paſſirte am 11. Mai bei Dresden die Elbe und focht in der Schlacht bei Bautzen auf dem äußerſten rechten Flügel; darauf marſchirte er nach der Mark, wo er einige unbedeutende Gefechte gegen den General von Bülow zu beſtehen hatte

und nach dem Waffenstillstande von Pläswitz Kantonnirungen bei Wittenberg bezog. Bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten erhielt er den Oberbefehl über das 4., 7. und 12. Corps, welche zusammen eine Macht von 65,000 Mann bildeten, um damit rasch gegen Berlin vorzudringen; da er aber vom Kronprinzen von Schweden bei Großbeeren geschlagen wurde, so mußte er den Oberbefehl an Ney abgeben, welcher indessen bei Jüterbogk und Dennewitz nicht glücklicher war. Das 12. Armeecorps wurde darauf aufgelöst und O. erhielt statt dessen zwei Divisionen der jungen Garde, die im Verein mit dem Herzog von Belluno den General Wittgenstein bei Wachau zurückwarfen. Nach der Niederlage bei Leipzig übertrug ihm Napoleon die Nachhut; O. erkrankte jedoch gefährlich und wurde nach Bar-le-Duc gebracht. Dessenungeachtet übernahm er 1814 wieder das Kommando der jungen Garde und focht mit großer Aufopferung bei Brienne, Champ-Aubert, Nangis, Bar-sur-Aube und Narcis, wo er zum 23. Male verwundet wurde. Nach Napoleons Abdankung unterwarf er sich Ludwig XVIII., der ihm mit dem Befehl über die 23. Militärdivision auch die Würde eines Pairs und Staatsministers verlieh. Bei der Rückkehr des Kaisers suchte er vergeblich seine Truppen der Sache des Königs zu erhalten und zog sich deshalb nach Montmorency auf seine Güter zurück. Ludwig machte ihn dafür nach der zweiten Restauration zum Major-général der königlichen Garden und zum Kommandanten der Nationalgarde von Paris, die jedoch 1827 aufgelöst ward. Im J. 1823 übernahm er im spanischen Feldzuge das Kommando eines Armeecorps und zog sich dadurch den heftigsten Tadel der liberalen Partei zu. Später schloß er sich der Julidynastie an u. ward von Ludwig Philipp 1839 zum Großkanzler der Ehrenlegion, 1842 zum Gouverneur des Invalidenhauses ernannt und † am 13. September 1847.

2) Nicolas Charles Victor, Marquis von O., ältester Sohn des Vorigen, geb. den 3. Nov. 1791 zu Bar-le-Duc, war von 1805—1809 Page Napoleons, trat dann in die Armee u. wohnte seit 1809 den Feldzügen des Kaisers bei. Dieser unterzeichnete bei seiner Abdankung zu Fontainebleau noch das Oberstenpatent für O., das auch von den Bourbonen anerkannt wurde. Da er sich während der 100 Tage nicht für den zurückgekehrten Kaiser erklärte, sondern wie sein Vater fern vom Kriegsschauplatze hielt, so ward er nach der zweiten Restauration zum Maréchal de Camp ernannt, führte als solcher das 1. Garde-Chasseurregiment und organisirte später die Kriegsschule zu Saumur. Um seinen jüngern Bruder, der als Oberst eines Kavallerieregiments bei Mulay Ismail in Algerien am 28. Juli 1835 gefallen war, zu rächen, ging er nach Afrika und ward daselbst zum Generallieutenant befördert. Seit 1842 war er für das Departement Maine und Loire Mitglied der Deputirtenkammer, wo er mit Thiers stimmte. Er schloß sich 1848 der Februarrevolution an und wurde vom Departement der Maine und Loire in die konstituirende Versammlung gewählt, wo er Mitglied des Kriegskomité war und im April zum Kommandeur der Alpenarmee ernannt wurde. Im April 1849 erhielt er den Oberbefehl der Interventionsarmee nach Rom, landete am 25. zu Civita vecchia und nahm Rom am 30. Juni ein, worauf er am 18. Aug. abberufen ward. In der Nationalversammlung gehörte er bis 1851 zur Bonapartistenpartei und stimmte mit derselben für die Verfassungsrevision, ging aber nach dieser Periode zu den Orleanisten über. Beim Staatsstreiche vom 2. December ward er von der Rumpfassemblee zum Oberkommandanten der Truppen u. der Nationalgarde ernannt, aber von den Gewalthabern mit verhaftet, doch am 8. Dec. wieder in Freiheit gesetzt. O. ist auch als militärischer u. der nationalökonomischer Schriftsteller aufgetreten.

Oudon, Stadt im französischen Departement Loire inférieure, an der Loire, mit 1800 Einw.

Oudry, Jean Baptiste, Maler und Radirer, den 17. März 1686 zu Paris geboren und von seinem Vater, einem Maler und Gemäldehändler, in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, kam hierauf zu Laferre und arbeitete endlich 5 Jahre im Atelier des berühmten Porträtmalers Largillière's. Im J. 1717 wurde er als Historienmaler Mitglied der königlichen Malerakademie zu Paris und zog unter Andern durch sein großartiges Bild, die Anbetung der Könige im Kapitel von St. Martin-des-champs, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde bald darauf zum Professor ernannt und erhielt seine Wohnung im Louvre. Seit 1727 pflegte er mit Vorliebe die Thiermalerei, und seine Thier- und Jagdstücke brachten seinen Ruhm auf die höchste Spitze. Die Bilder dieser Art kamen in die königlichen Schlösser, die, sowie das Museum zu Paris, noch jetzt eine Menge seiner herrlichsten Werke bewahren. Als eines der vorzüglichsten gilt das im Schlosse Marly, welches den König mit zwölf Großen des Reichs zu Pferde und mit vielen Jagdhunden umgeben darstellt. Außerdem malte O. Landschaften, Blumen, Früchte und Kräuter, Vögel, Fische und andere Dinge, die er in seinen größeren Werken anbrachte, von denen man 36 der schönsten in der Gallerie zu Schwerin bewundert. In der letzteren Zeit seines Lebens hielt sich der Künstler in Beauvais auf und † hier den 30. April 1755. Viele seiner Werke sind von verschiedenen Meistern in Kupfer gestochen, so auch seine Zeichnungen zu Aesops und Lafontaine's Fabeln. Seine radirten Blätter sind in Robert-Dumesnils „Peintre-graveur français" (II, 190 ff) beschrieben. Sein Sohn, Jakob, malte, wenn auch mit weniger Glück, in der Weise seines Vaters, wurde 1748 Mitglied der Akademie zu Paris und trat später in Dienste des Prinzen Karl von Lothringen, Gouverneurs der Niederlande. Er † um 1778.

Ouen (St.-O.-sur-Seine), Stadt im französischen Departement Seine, auf einer Insel der Seine, mit Schloß, Zeugdruckerei, Seiden-, Baumwoll- und Kasimirweberei, unterirdischen Getreidemagazinen, Zucht von Lerchesterschafen und Tübetziegen und 1800 Einw. St.-O. (Villa sancti Audoeni) spielt eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Frankreichs. Ludwig XVIII. erließ am 2. Mai 1814 von hier aus

die berühmte Deklaration, in welcher er sich verpflichtete, Frankreich als konstitutioneller König nach liberalen und verfassungsmäßigen Normen zu regieren.

Ouessant, Insel im französischen Departement Finisterre, im atlantischen Ocean, etwa 6 Lieues von der Küste entfernt, hat 4 Meilen im Umfang, steile, nur an einigen Punkten zugängliche Küsten, einen kleinen Fischerhafen, einen Leuchtthurm, Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Handel mit Sardellen und 2250 Einw., meist Piloten und Fischer. Die Meerenge zwischen O. und dem Festlande heißt Passage du four. Hauptort ist der Marktflecken St. Michel. Auf der Höhe von O. am 27. Juni 1779 Sieg des franz. Admirals d'Orvilliers über den brit. Admiral Keppel.

Ounce (engl.), Gewicht, s. v. a. Unze.

Our, Nebenfluß der Saar, entspringt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, Kreis Malmedy, westlich von Reuland, fließt anfangs östlich, dann südsüdöstlich u. macht die Grenze zwischen Luxemburg und Preußen.

Ourcq (Ourcque), französischer Fluß, entspringt im Bezirk Chateau-Thierry des Departement Aisne, bei Fère en Tardenois, fließt westl. in das Departement Oise, wendet sich dann südl. und mündet nach einem Laufe von 12 Lieues unterhalb Lisy in die Marne. Der Kanal de l'O. versieht die Hauptstadt Paris mit gutem Trinkwasser und dient zur Beförderung des pariser Verkehrs und Handels. Er beginnt im O., bei Mareuil sur O., hält sich immer am rechten Ufer des Flusses bis zu dessen Mündung, zieht sich dann eine Strecke weit an der Marne hin, verläßt sie bei Meaux, geht westlich nach Paris und ergießt sich bei la-Villette in ein großes Bassin, von wo aus eine Wasserleitung nach der Hauptstadt führt. Der Kanal ist 21 Lieues lang, schiffbar und ohne Schleußen. Ein Arm geht über St. Denis in die Seine und speist den Kanal von St. Denis; ein anderer bildet den Kanal St. Martin. Der Ourcqkanal wurde von Napoleon 1802—1805 angelegt.

Ourem, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, südlich von Coimbra, auf einem schwer zugänglichen Berge, hat ein altes, festes Schloß, eine Stiftskirche, ein Kloster, Hospital und 5000 Einwohner. O. ist Domäne der Königin.

Ourique, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, südwestlich von Beja, mit Armenhaus, Hospital und 2500 Einwohnern. In der Nähe Campo de O., das Schlachtfeld, wo König Alfons von Kastilien 1139 einen entscheidenden Sieg über die Mauren erfocht.

Ourthe (Ourt), belgischer Fluß, entsteht bei Engreux in Luxemburg aus dem Zusammenfluß des oberen O. (O.-de-Houffalize) u. des unteren O. (O.-de-Roumont), fließt in nördlicher Richtung, nimmt die Amblève u. Vesdre auf, ist auf einer kleinen Strecke schiffbar und mündet bei Lüttich rechts in die Maas. Das danach benannte ehemalige französische Departement bestand aus Theilen des jetzigen Limburgs und Lüttich, hatte einen Flächenraum von 76 □Meilen und zählte 253,000 Einw.

Ouse, Fluß in England, entsteht durch die Vereinigung des schiffbaren Ure (Yore) u. Swale (mit dem Wisk) östlich von Aldborough, auf der Grenze von West-Riding und North-Riding, nimmt auf seinem südöstlichen Laufe den Nid (Nidd), Wharfe, Aire und Den rechts, den schiffbaren Derwent links auf, vereinigt sich mit dem Trent und bildet mit demselben den Humber.

Oust, Stadt im französischen Departement Arriège, Bezirk St. Girons, am Salat, mit Eisenwerken, Viehzucht und 1800 Einw.

Outea, Pflanzengattung aus der Familie der Cassieen mit der wichtigsten Art: O. guianensis Aubl., einem hohen Baum in den Wäldern von Guyana, mit 2paarig gefiederten Blättern, elliptischen ganzrandigen Blättchen, die an der Spitze leicht ausgeschnitten sind, abfallenden Afterblättern und traubenständigen violeten Blüthen.

Outremer, d' (Transmarinus, Ueberseer), Beiname Ludwigs IV. von Frankreich, weil ihn seine Mutter in England erziehen ließ.

Outriren (v. Franz.), übertreiben.

Ouverture (v. Franz.), Eröffnung, Einleitung, besonders das einleitende Musikstück zu einer Oper oder irgend einer andern größern Komposition, zur Eröffnung eines Konzerts, Schauspiels ꝛc. Gewöhnlich schreibt man Lully die Erfindung der O. zu; gewiß ist, daß er zu ihrer Ausbildung viel beigetragen und ihr neben dem neuen Namen einen wesentlich höhern Schwung verliehen hat. Nachdem sich der Begriff von Sinfonie dahin umgestaltet hatte, daß man darunter nicht mehr Vokalmusik, sondern einleitende Instrumentalsätze verstand, blieb sein Scarlatti in Italien die Benennung Sinfonie für die Instrumentalsätze, die wir O. nennen, und erst in den neuesten Zeiten haben auch die Italiener den gewöhnlicher gewordenen Ausdruck O. (Uvertura) angenommen; auch die Franzosen gebrauchen noch den Ausdruck Sinfonie für O. Dagegen macht man in Deutschland zwischen O. u. Sinfonie gewöhnlich den Unterschied, daß man unter O. ein durchgebildeteres, erfindungsreicheres Musikstück versteht, in welchem indeß mehre in ununterbrochener Folge verbundene Musiksätze enthalten seyn können, während die Sinfonie ein aus mehren durch eine musikalische Idee zusammenhängenden Musikstücken gebildetes Werk der Tonkunst ist. Die älteren O. begannen mit einem weitläufig ausgeführten Grave im C-Takte, das in der Dominante schloß und mit der Cäsur des Schlusses in eine Fuge oder einen mit kontrapunktischen Nachahmungen versehenen Satz von einer beliebigen Tonart überging, an welches sich dann die theilweise Wiederholung des Grave oder Lentement anschloß. Bei O., die für das Konzert bestimmt waren, setzte man wohl auch zur Erhöhung des Effektes noch eine muntere Tanzschon Komponisten wurden bald, wenn auch nicht immer, doch meist drei Sätze als zur O. nothwendig angesehen, deren Eintheilung jedoch nach dem Willen der Komponisten mehr oder weniger von der der frühern Sätze abweichend erschien. Dabei war die Instrumentation noch eine höchst einfache: Streichquartett mit Oboen und Hörnern, oder Oboen u. Flöten, auch Oboen u. Fagotten zusammen; nur Einzelne, wie z. B. Rameau, wende-

ten schon stärkere Besetzung an. Der Tonmeister Gluck war es, der auch auf das innere Wesen der O. sehr bedeutsam einwirkte. Wie ihm Kunstwahrheit, Einfachheit u. Natürlichkeit Alles galt, so wollte er auch die O. als das Einleitende nur bedingen lassen von dem durch sie Eingeleiteten, dem Inhalt der Oper selbst, wozu er selbst in seiner O. zur „Iphigenia in Aulis" das Vorbild gab. Nach ihrem bisher durchlaufenen Bildungsgang erscheint nun die O. als Einleitungsmusik hauptsächlich von dreierlei wesentlichen Gesichtspunkten aus betrachtet werden zu müssen: sie kann beim Hörer im Allgemeinen die Stimmung hervorbringen, die ihn für den Totaleindruck der darauf folgenden Oper, oder überhaupt des Kunstwerks, dem sie vorangeht, am empfänglichsten macht; oder sie will als eine Einleitung gelten für den Anfang des darauf Folgenden, so daß sie sich eng anschließt an die erste Scene; oder endlich kann sie eine Skizze des ganzen Stückes enthalten und dessen Gang schon voraus ahnen lassen. In allen drei Fällen liegt immer die Bedingung vor, daß die O. eine zweckgemäße Einleitung zu dem größern Ganzen bilden soll, dem sie sich anschließt.

Ouvrages (franz.), im Allgemeinen Werke, Festungswerke.

Ovaherero und **Ovampo**, zwei Negervölker im westlichen Südafrika, welche das Land zwischen dem Quellgebiet des Kuisip im Südosten, dem Thal des Tschwachaup im Süden, den Wohnsitzen der Nama's im Westen und einem großen Strom, muthmaßlich dem Cunene der Portugiesen oder dem Nourseriver der englischen Seefahrer im Norden bewohnen. Die Oberfläche dieses Landes besteht wesentlich aus unermeßlichen, nur stellenweise wellenförmigen Hochebenen, aus denen einige isolirte Gebirgszüge und Bergkegel sich erheben, doch tritt am südwestlichsten Rande unter etwa 22° nördl. Br. das hohe Auasgebirge auf, das eine Wasserscheide zwischen den Hochebenen der Ovaherero und Großnama ist und zugleich das Quellgebiet der meisten größeren Ströme, des Kuisip, Oup, Nosop, Kubakop und Tschwachaup, bildet. Das schöne Volk der **Ovaherero** (Sing. **Umherero**) erstreckt sich von den Südabhängen des Auas u. dem Lauf des Tschwachaup nördlich bis zu dem für den Cunene gehaltenen Fluß, doch ist es im Tschwachaupthale und im Auas schon sehr mit Nama gemengt. Die Ovaherero sind ganz schwarz und haben kurzes welliges Haar. Die Männer sind von riesigem Wuchs und außerordentlicher körperlicher Stärke u. Gewandtheit, so daß sie dadurch manchen Kafferstämmen der Ostseite schon ganz nahe stehen, während die Weiber, wie bei den Amakosa, nur klein sind. Viele haben häßliche Gesichter, doch findet man nur selten negerartige Gesichtsbildungen, unter den jüngeren dagegen zuweilen bildschöne Gestalten mit ganz europäischen Gesichtszügen. Beide Geschlechter gehen vollkommen nackt. Die Ovaherero der Ebenen sind Nomaden, die in kleinen Dörfern von 50—100 Bewohnern und in transportabeln Hütten wohnen. Viehzucht und Jagd ist deren Hauptbeschäftigung. Feldbau haben sie wenig. Seßhaft sind die Bergovaherero des Auas, aber zugleich sehr arm. Sie kultiviren viel Tabak und verhandeln denselben an die Nama. Außerdem sind die Ovaherero ziemlich geschickte Schmiede und zugleich geistig befähigt, doch werden sie als schwatzhaft, diebisch, geizig, verlogen, zänkisch, prahlerisch, kriechend und feig geschildert. Sie sind, wie die Amakosa, die unverschämtesten Bettler, doch viel industriöser und arbeitsamer, als die Nama. Mit ihren Nachbarn stehen sie in beständiger Fehde, wobei sie aber gewöhnlich den Feuergewehren unterliegen, da sie selbst nur Bogen, vergiftete Pfeile und Keulen als Waffen haben. Die Sprache des größten Theils der Ovaherero, das **Otjiherero**, ist ein Glied des großen südafrikanischen Sprachstammes und stimmt so sehr mit den Sprachen an der Ostseite Südafrika's überein, daß Mozambiquesklaven die Ovaherero sofort theilweise verstanden. Hiernach gehören die Ovaherero, wo sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten haben, den Bundesvölkern an und bilden mit ihnen einen Theil des südafrikanischen großen Volksstammes. Die des Auas haben dagegen einen Theil ihrer Nationalität verloren, da sie die Namasprache angenommen haben. Bei den Nama führen alle Ovaherero den Namen **Damap** oder **Daman**, woraus **Damra** und **Damara** gemacht worden ist. Benennungen, unter denen die Ovaherero zuerst im Kaplande und den europäischen Reisenden bekannt wurden. Im Osten und Norden hat dies Volk zwei andere Glieder des Bundavelks, die **Ovampateru** im Osten, die **Ovampo** im Norden zu Nachbarn. Die Ovampateru bewohnen ein ganz sandiges Land, das muthmaßlich schon ein Theil der südlichen Sahara ist, die Ovampo dagegen ein viel reicheres, da sie schon seßhaft sind, Gartenkultur betreiben und sich viel mit Schmieden eiserner Werkzeuge und Waffen abgeben. Die Ovampohauptstadt ist Modonge, in einer getreide- u. palmenreichen Gegend. In die Wohnsitze der Ovampateru und Ovampo haben sich schon Völker von gelber Farbe eingedrängt, die völlig von den beiden schwarzen umschlossen sind. Nördlich von dem großen Grenzstrom der Ovampo, immer noch in Ebenen, finden sich die **Ourontoumiti**, d. h. Baumkletterer (die **Nawis** der Nama), in großen festen Dörfern, die ausgedehnte Gartenkultur treiben und eiserne Geräthschaften anfertigen, aber eine von den Ovampo gar nicht verstandene Sprache reden.

Oval (v. Lat.), eine einförmige krummlinige Figur, die im Allgemeinen mit einer Ellipse Aehnlichkeit hat, sich aber von derselben dadurch unterscheidet, daß sie aus (gewöhnlich 4) Kreisbogen zusammengesetzt ist, was bei der Ellipse nicht der Fall ist. Die leichteste Konstruktion ist folgende. Man beschreibt aus den beiden Endpunkten einer geraden Linie zwei Kreise mit beliebigen Halbmessern, errichtet dann in der Mitte jener Linie eine Senkrechte und nimmt auf dieser zwei von jener Mitte gleich weit entfernte Punkte. Aus diesen zieht man gerade Linien durch die Mittelpunkte der beiden Kreise, bis sie die Peripherien derselben zum zweiten Male schneiden, und beschreibt dann mit diesen Linien als Halbmessern auf jenen Punkten zwei Kreisbogen, welche

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

Digitized by Google

H. H
Buc
Rotte

Digitized by Google

Digitized by Google

H. H
Buc
Rotte

Digitized by Google

Digitized by Google